<36606302480018

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

F. Gustav Kühne.

Jahrgang 1848.

Leipzig,

Georg Wigand's Verlag.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

F. Gustav Kühne.

Jahrgang 1848.

Leipzig,
Georg Wigand's Verlag.


BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Erstes Halbjahr.

I. Skizzen und Schilderungen.

II. Novellen und Erzählungen.

III. Gedichte.

IV. Charakteristiken und Kritiken.

V. Briefe und Berichte.

A. Staat und Kirche, Recht und Gesetz, Gesellschaft und Sitte.

Deutschland.

Preußen.

Zweites Halbjahr.

I. Skizzen und Schilderungen.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben
von
F. Gustav Kühne.

1848.
1. Januar.

№ 1.

Der böhmische Adel und seine Häuser in Prag.

Von **F. Gustav Kühne.**

1.

Wie streng und drohend blickst Du den Fremdling an, alte Böhmenstadt! Wie düster ist Deine Größe, wie finster Deine Erhabenheit! Sind die Wünsche, die Hoffnungen Deines Volkes hier eingesargt, alle seine Thränen hier zu Stein geworden? — Der Stolz des Böhmen hat nichts als die Gräber seiner Vergangenheit. Der lichten Sonne die alles beglückt, will es nicht gelingen das Antlitz Prags freundlich zu stimmen. Und Nachts steigen hier die Gedanken der Menschen mit dem Mondlicht über die Dächer der Häuser, nachtwandelnde Träumer die in ihrem Dünkel sehr sicher gehen und doch kein Ziel erreichen. Es gibt hier Stellen wo selbst des Nachtwandlers Fuß plötzlich stockt und nicht weiter kann. Wenn der Schein des Mondes dort und hier und wieder da die graubraune Wand umsäumt: schimmert ein dunkles Roth hinter dem Ruß der Jahrhunderte hindurch; das ist das geronnene Blut das an den Mauern klebt. Die Stürme des Wetters, die Regenströme des Himmels, die Tünche von Menschenhand, nichts hat die alten Blutstellen getilgt.

Ihr rühmt und preist an Italien daß sich dort die Städte so fertig zu Individuen und Persönlichkeiten herausgebildet, jede Landschaft dort ihre Hauptstadt, jede Provinz ihre Capitale hat mit so besonderem Charaktergepräge als wenn er auf der Eigenthümlichkeit verschiedener Völker beruhte. Was Ihr da draußen sucht, findet Ihr daheim in Menge. An Prag habt Ihr ein Seitenstück zu Venedigs gesunkener Größe. Sollen Beide in ihrer düstern Schönheit wetteifern, so hat das Eine sein Meer, das Andere seine Felsen. Prag ist wie Genua eine Felsenstadt. Und an Florenz erinnert uns hier der Bau der Paläste die wie Festungen ihre Umgebung beherrschen, in alter Zeit dem Angreifer ihre Bollwerke entgegenstellten. Im kriegerischen Trotz suchte diese Baukunst ihre Schönheit. Ihr gebieterischer Ernst, ihre Erhabenheit und Größe hat zugleich den Beisatz der düstern Gewaltherrschaft die sich argwöhnisch gegen List und Tücke verschanzt. So stehen die Häuser dieser böhmischen Großen vor uns; ihre breite stolze Stirn liegt wie beim Böhmen selber hinter finsteren Brauen versteckt. Das Haus Clam-Gallas mit den riesigen Karyatiden am Doppelportal sucht an Kraft und Schönheit seinesgleichen. Es ist ein Bau in altflorentinischem Styl, nach einem Entwurf von Michelangelo, von einem deutschen Meister, dem alten Fischer von Erlach, ausgeführt. Die enge Gasse bei den Jesuiten läßt das Meisterstück der Architektur nicht ganz zu seinem Rechte kommen. Es war die Rede davon ihm mit Forträumung der dreißig Häuser gegenüber Luft zu schaffen, damit es mit breiter Brust aufathmen könne. Mit Ankauf des Raumes war es aber nicht gethan; der Besitzer sollte auch auf ewige Zeiten die ganze Unsumme von Steuern für all die kleineren Gehöfte zahlen. So blieb das Haus zwischen Jesuiten und Krämern in der Klemme. Es steht mitten im Gewühl des geschäftigen Lebens sehr einsam und verlassen da; mit dem jetzigen Zweige stirbt das Geschlecht der Clam-Gallas aus. Ursprünglich Eigenthum der

Clam-Martinitz, kam der Palast in die Hand jenes Gallas dessen Verrath an Wallenstein belohnt sein wollte. Die Schlacht am Weißen Berge und der Ausgang des letzten böhmischen Helden, Albrecht Waldstein, brachte ganz neue Geschlechter in's Land. Jene Dampierre, jene Bucquoi wurden reich beschenkt mit Hab und Gut. Einen der vier Paläste des Hauses Nostiz erhielt jener Piccolomini von dem der Held der Tragödie sagt: Du hast's erreicht, Octavio! Ein zweiter Palast Nostiz ist jetzt das Nationalmuseum, in welchem Hanka die alten Urkunden des Landes ordnet. Manchem wälschen Eindringling seit dem dreißigjährigen Kriege hat die Luft der böhmischen Berge keinen Segen gebracht, soviel Segen er sich auch von den Schätzen in den Eingeweiden der Berge versprach. Nur Wenige haben sich in Sinn und Sitte des Landes eingewohnt. Zu Diesen gehören die Villani; sie gelten für Patrioten; der jetzige Herr des Hauses ist sogar Dichter in der Sprache Tschechs. Der Argwohn zwischen Volk und Adel ist endlich eingeschlafen; er hat jahrhundertelang die Kraft Böhmens zerfleischt. Unter dem zweiten Ferdinand, dem spanischen Habsburger, hatte nur Verrath an den Heiligthümern der Nation Leben und Besitz gesichert; Treue am Kaiser war in jenem Drang der Zeiten nicht anders als durch Verrath am Volke möglich. Von jenen protestantischen Häuptern Wenzel Budowa, Duba, Kolon v. Fels, von jenen Matthes Thurn und Rupa welche Wien belagerten, jenem Andreas Thonradtel der den Kaiser in der Hofburg am Wamse ergriff und den Majestätsbrief in der Hand ihm zuschrie: Ferdinand, willst Du nicht unterschreiben, willst Du nicht den freien Glauben gestatten? — von jenen protestantischen Kämpfern für Recht und Freiheit ist meines Wissens keine Spur in Böhmen zu finden, kein Stein bezeichnet die Stätte ihres Daseins mehr. Wer damals nicht dem Henkerbeil verfiel, mußte am Bettelstabe das Land verlassen; wer nicht auswanderte, seinen Gott abschwören. Manche Familien, lange Zeit zweifelhaft, gelten heutzutage, wie Kolowrat, für patriotisch. Man scheint jetzt ein Freund des Kaisers sein zu können, ohne Verrath am Volke zu üben. Die Kinsky haben vier Häuser in Prag; sie waren lange Zeit bei den Habsburgern in diplomatischen Diensten, das goldne Vließ starb ganze Geschlechter hindurch in der Familie nicht aus. Und doch war ein Kinsky bei jenem Fenstersturz vom Hradschin hülfreich thätig gewesen, bei jenem Fenstersturz der den dreißigjährigen Glaubenskrieg eröffnete. Ein Martinitz hatte den Majestätsbrief Kaiser Rudolfs der die Freiheit des Glaubens gesichert, im Sinne Ferdinand's und der Jesuiten erläutert, hatte jenes Edict veranlaßt das ganz Böhmen in Aufruhr brachte. Ein Sternberg war 1618 Oberstburggraf. Einer der Lobkowitz, Großprior seiner Zeit, ward als ein Mann der Milde, als ein Freund des Volkes unter den kaiserlichen Räthen verschont. Aber ein zweiter Lobkowitz, Wilhelm mit Namen, ergriff zuerst den Verräther Martinitz; Kinsky half ihn an's Fenster des Saales schleppen, und Mathes Thurn sagte dann: Edle Herren, die Reise in's Jenseits ist weit und einsam für den Einzelnen; edle Herren, thuet das Werk nicht halb, hier habt Ihr auch noch den Andern! Sprachs, und faßte den Oberlandhofrichter Slawata und stürzte ihn sammt den Schreibern des hohen Rathes in den tiefen Schloßgraben hinunter. Schade um den Düngerhaufen am Fuß des Fensters, schade daß nicht Alle das Genick gebrochen! Einer von ihnen, Fabricius, lief heulend nach Wien und schrie und lärmte, also daß dem Kaiser vor Furcht und Zorn die Zähne klappten. Ein Karl Liechtenstein war es der zum Statthalter über Böhmen und zum Vorsitzer des Blutgerichts ernannt ward das der Schlacht am Weißen Berge folgte. — Dieser Bluttag des 21. Junius 1621 übertrifft an Rachsucht und Tücke bei weitem alles was Alba in Brüssel verübt. In Prag war es nicht genug daß das Haupt vom Rumpfe fiel und der große Streit damit ein Ende hatte. In Böhmen, meinte man, hatten Herz und Zunge, Kopf und Hand besonders gesündigt; darum ward das Herz das für das Volk gefühlt, aus dem Leibe gerissen, die Zunge die für Recht und Freiheit gesprochen, einzeln gespießt, Kopf und Hand, jener hatte die Pläne erdacht, diese sie ausgeführt, prangten Stück für Stück auf den Zinnen der Mauern. Kursächsische Dragoner hielten die Straßen besetzt; der Wirbel der Trommeln erstickte den Schrei der Gemarterten, die spanische Inquisition ward mit deutscher Gründlichkeit vollzogen. — Zu den Männern des protestantischen Lichtes deren Blut an den Mauern des Rathhauses klebt, gehörten Jessenius von Jessen; unter der Schaar der Edlen deren Häupter auf dem Blocke fielen, war ein Joachim Schlick. Sein Ahnherr liegt neben den Königen des Landes in der Wenzelkapelle zu Sanct Veit; sein jetziger Enkel, Feldmarschallieutenant, läßt in seinem Palast in der Neustadt die große Hinrichtungsscene in einem Deckengemälde seines Saales verewigen. Blut ist ein ganz besonderer Saft. Und Ihr braucht den Saft kaum zu neuen Freskobildern zu verwenden. Kratzt den Ruß

von den geschwärzten Wänden Eurer Schlösser, und seht nach wieviel Blut sich in den Mörtel der alten Steine mischte!

Die eigentliche Stadt der Paläste ist die Kleinseite von Prag mit dem Hradschin. Ganze Stadtviertel umschließt dort das Gehöft eines Schlosses. Palast Waldstein dort wimmelt täglich von Fremden aller Zonen die hier nicht ohne Schauer die Stätte betreten welche verwegener Stolz und der Dünkel der Hoheit eines Edelmanns sich schuf. Haus Waldstein hat architektonisch nicht den Werth anderer Paläste in Prag; es ist rasch gebaut, so rasch wie Friedland selbst sich vermaß die Stufen zum Throne ersteigen zu können. Die Spuren der Flüchtigkeit thun dem Gebäude Eintrag; starke Neubauten sind nöthig geworden, die alten zu sichern. Die prachtvolle offne Halle nach dem Garten zu ist mit den Fresken trojanischer und hellenischer Kämpfer im Rittercostüm des Mittelalters geschmückt. Hier mochte Wallenstein am liebsten den Traum seiner Größe schon verwirklicht glauben, hier wo der ganze Raum zum Empfang und zur Huldigung eines Fürsten hergerichtet schien. — Auf dem Waldsteinplatze und der Waldsteingasse reihen sich Palast Kollowrat, Palast Lobkowitz, Palast Fürstenberg ziemlich dicht wie verbrüderte Familiensitze an einander. Auf dem Maltheserplatz stehen die Häuser Rostiz und Rhineck; auf dem Wälschenplatz Palast Liechtenstein, ehedem Graf Ledebour; in der Spornergasse die Häuser des Grafen Thun und des Grafen Morzin, letzteres das erste Bethaus der Protestanten in Folge von Kaiser Josef's Toleranzedict. Auf dem Lorettoplatze steht Palast Czernin, das stolze Schloß das soviel Fenster zählt als Tage das Jahr, ehedem bewundert, ein Schauplatz üppiger Herrlichkeiten, jetzt wo nicht verwüstet und verwildert, doch vertrödelt, eine Wohnung hundert armer Leute, deren Wäschlumpen zu den Fenstern hinaus die Architektur der stolzen Façade verhüllen. — Ist es aus mit der Herrlichkeit der Großen? Sind die Schätze die in Jahrhunderten angehäuft wurden, verpraßt? die Schweißtropfen des Landmanns die als Perlen im Diadem der hohen Herren glänzten, sind sie zu Thränen, zu Wasser geworden? Oder gingen sie zurück von wo sie gekommen, zurück in den Schooß des Volkes? — Ach, das Volk steht hungernd und lungernd im Schmutz der Gassen, es bettelt und weiß sich keinen Rath. — Welcher Zauberer hat denn all den Überfluß Eurer stolzen Hoheit an sich gerafft? Das Meer hat die Schätze nicht verschlungen; der Boden, wären sie ihm anvertraut, hätte sie hundertfältig wiedergegeben, denn die Mutter Erde ist gut und hat ein fühlend Herz für die leidenden Menschen! — Ich will Euch die Stätte zeigen wo die Schätze des Adels und des Volkes aufgehäuft sind. In die Moldau ist der Hort der böhmischen Nibelungen nicht versenkt! Kommt nur vom Palast Czernin den die Lumpen der armen Leute bekleiden, ein wenig zur Seite. Seht dort das heilige Haus von Loretto, nach der Casa santa in Wälschland gebaut. Die Kapuziner dort haben die Kraft Böhmens in ihrem braunen Sack. Ach wie viele Falten hat solch eine Kutte, und in jeder schmutzigen Falte steckt eine Million aus den Bergwerken Böhmens! — In der Mitte des Hofraums zur Mutter Gottes, von Bäumen umschattet, steht die Lorettokirche. Kreuzgänge mit sechs kleineren Kapellen laufen um den Platz, eine bedeckte Galerie führt oben herum. Die siebente Kapelle, die größte, reich mit Bildwerk und Malerei verziert, hat den Eingang von hinten her. Man meint, wenn man da unterduckt, man sollte unter den Rock der heiligen Jungfrau kriechen. Und wie finster sieht's da unten aus, wie modrig ist das Asyl der Frömmigkeit, wie schmutzig ist das Hemd der Ewigreinen! Aber das Hemd ist mit ächten Perlen besetzt, so ächt wie Thränen die dem Volk erpreßt sind, und mit rothen Rubinen, jeder Rubin ein Blutstropfen vom Herzen des Volks! Aber kommt nur weiter zu den Kapuzinern! Wie eng und verkrochen ist dies ganze Heiligthum, versteckt und verscharrt wie das lichtscheue böse Gewissen. Das Gebet des Menschen muß sich hier im dumpfen Moder herumwinden, dem Wurme gleich der sich in den feuchten Winkel flüchtet, der Schlange gleich die in's Versteck hinschießt wenn es im Laubgang raschelt. Und vom Lorettothürmchen kreischt mit heiserem Ton ein verstimmtes Glockenspiel herunter, ein altes Bimbam das einst ein gutes Volkslied spielte. Der Sturm hat in den Accorden herumgewühlt, einige Töne sind ganz verweht, mehrere Glocken sind gesprungen, andern versagt die Zunge wie dem böhmischen Löwen der noch wie sonst zwei Schwänze, aber kein Redewerk zwischen den Zähnen hat. — Hier, Tschechs armer Sohn, hier bei den Kapuzinern liegen Deine Reiche! Die Kirche hat einen weiten Magen und die Kapuze einen starken Sack. Die Kapuziner sind die braunen Drachen der angehäuften Schätze gutmüthiger Frömmigkeit. Wie sie mit den Schlüsseln klappern, mit den Hängesäcken herumlodern! Eiserne Bollwerke halten das kostbare Gut verschanzt. Die Stangen rasseln herunter, das Licht von draußen fällt auf die tausend funkelnden Steine in den Schränken. Seht diese Rumpelkammer von

goldnen Kreuzen, silbernen Leuchtern! Welch ein kostbarer goldner Triangel mit Rubinen besäet! Den hat einer von den kaiserlichen Räthen die zum Fenster hinauswanderten, der heiligen Mutter zu Loretto geschenkt. Weil er auf den Düngerhaufen fiel, so meinte er, Gott habe ihn gerettet. Was glaubt Ihr, wieviel Tonnen Goldes in diesem todten Schatz der Kapuziner stecken? — Da sind goldgestickte Meßgewänder, eine große silberne Bundeslade. Da sind Kelche von 1000 Dukaten an Werth, Perlen wie die Wallnüsse groß, eine Monstranz mit 6666 Diamanten, 27 Pfund an Schwere, 21 wiegt das Gold, 6 die Diamanten, drei Millionen allein an Werth. — Du staunst das alles an und lächelst. Und trittst Du zurück über die Schwelle des Hauses, so zupfen Dir die Bettler am Kleide und bitten um Gottes, Jesu und Mariä willen um ein Stück Brot. Satan gab Steine als der Hungernde Brot verlangte. Ich bitte, gebt nur diese Steine her, diese Steine lassen sich münzen! Beten könnt Ihr ja doch nicht an dieser Stätte! Das Lorettohaus ist kein Heiligthum mehr. Keine fromme Sehnsucht drängt mehr dahin, es ist kein Heilort mehr für gequälte Seelen, wunde Herzen und Beine. Es schwitzt nicht einmal eine Nonne dort noch Blut; die Kapuziner sind feist genug, aber sie schwitzen nicht gern. Nichts als ein profaner Raritätenschubsack ist die Casa santa, von der Dummheit gestiftet, von der Habsucht aufgespeichert, von der müßigen Neugier der Fremden umdrängt und bestaunt. Das Bild der Stifterin, Ludomilla, Gemahlin eines der Herren Popel von Lobkowitz, hängt über all den Gaben ehedem frommer Gemüther. Ihr zur Seiten eine Kolowrat, die der Kirche ihr Vermögen hinterließ. Bald nach dem dreißigjährigen Kriege waren in Böhmen die Gemüther so beklommen und heruntergekommen daß sie Gott nicht anders dienen zu können glaubten. Und in unsern Tagen war's auch eine Lobkowitz, eine alte fürstliche Jungfer dieses Hauses, die den Vätern Jesu auf dem Viehmarkt in der Neustadt ein Haus kaufen ließ. Ein junger Gelehrter, Namens Arnold, schrieb ein Pasquill darauf; er fand es hart daß die frommen Väter auf den Viehmarkt sollten. Das hat wenigstens soviel gewirkt daß der Ankauf des Hauses unterblieb. — Es steht recht übel mit dem Adel wenn er sich auf die heiligen Väter stützt; und es ist recht gut für uns zu wissen wo er seine letzte Zuflucht sucht.

Wo ein neuer Firniß die Mauern des alten Adels in Prag überkleidet, da ist die Stätte doch öde, das Leben floh diese Stadt der Paläste auf der Kleinseite. Vorn auf dem Hradschiner Platz, neben der Residenz des Erzbischofs und einem Hause des Großherzogs von Toscana, hebt sich, auf die Terrasse gestützt, in altflorentinischem Styl ein bombenfestes Schloß dem man, so verlassen es dasteht, doch noch das Glück von heute ansehen möchte. Es ist das Majoratshaus der Schwarzenberge, ehedem der Wohnsitz der mächtigen Rosenberge. Durch die Eggenberge kam sämmtlicher Besitz dieses ausgestorbenen Stammes mit dem Herzogthum Krummau an die ursprünglich fränkische Familie Schwarzenberg. Der jetzige Majoratsherr Karl zählt zu den Patrioten des Landes; auf seinen Gütern werden böhmische Bücher an's Volk vertheilt; Fürst Friedrich, der älteste Sohn des Feldmarschalls, in deutscher Literatur als Landsknecht bekannt, hat seine Novelletten auch böhmisch geschrieben und in böhmischer Sprache seine Autorschaft eingestanden. — Während in Melnik Herr Anton Veit, bürgerlicher Gutsbesitzer, eine Slawenhalle erbaut, eine Walhalla für böhmische Geister, bleibt also, wie es scheint, der alte Adel des Landes in Feststellung des alten Ruhmes und in solcher Bethätigung des Nationalgefühls nicht ganz zurück. Das Nationalgefühl der böhmischen Großen möchte sich jetzt mit Hülfe deutscher Bildung für ausschließlich böhmisch halten. Wahrheit und Täuschung läuft hier irre durch einander. Jene Rosenberge waren die alten Witkowy; sowie die Waldsteine ehedem Ransko, die Sternberge Dimischowzy hießen. Sie nannten sich deutsch als sie sich deutsch fühlten. Der altböhmische Adel der Vorzeit hatte sich gern zwischen Sümpfen, im Dickicht der Wälder, aber zu ebener Erde angebaut. Deutscher Adel saß lieber auf den Spitzen der Berge und Felsen. Als Böhmen unter Kaiser Karl dem Vierten ungesucht und freiwillig deutsch wurde, deutsche Gesittung mit ihren Gesetzen und Formen in Böhmen Fuß faßte, da baute der Adel seine Schlösser nach deutscher Art und legte die böhmischen Namen ab; mit der alten Tracht, in langen Bärten, weißem Kragen, kurzem Mantel und weitem Beinkleid mit Gürtel um den Leib, schwand die letzte Spur altslawischer Haltung, die letzte Scheidewand zwischen Deutsch und Böhmisch. Dieser Zwiespalt zwischen Böhmisch und Deutsch war Böhmens Fluch. Will er jetzt von neuem sein Haupt erheben? — Mitnichten. Es ist nur eine indirecte Opposition, die diese Fahne aufpflanzt. Sie würde an ihren Selbsttäuschungen untergehen, wenn die Zwietracht ihr Ziel wäre.

Jene Rosenberge die sich verdeutschten, waren ein mächtiges Geschlecht gewesen ohne daß sie ihre Macht im Rost und Moder der alten Zeit suchten. Sie hat-

ten in Krummau Waffenkammern für 20,000 Mann. Man erzählt noch jetzt von den Bären- und Bibercolonien in Krummau; aus den Wäldern jener Herrschaft kam erst vor Jahren noch ein Biber die Moldau herunter bis Prag. Er hatte die gemüthliche Absicht ein Filial auf der Färberinsel zu stiften. Er gedachte sich's da wohlsein zu lassen und fing an sich eine Hütte zu bauen. Aber er sah sich verwundert um in der modernen Umgebung, die Welt um ihn her war eine ganz andere geworden; er fühlte sich als den letzten Abencerragen seines Stammes und er baute sich statt ein Haus ein Grab. Die 28 Mann Schwarzenbergischer Grenadierleibgarde auf dem Schloßhofe zu Krummau sind nur eine bescheidene Manifestation eines alten Erbrechts, wonach der regierende Herr des Hauses 150 Mann in Bärenmützen und Biberfellen zu halten befugt ist. Das sind so Reste alter Feudalherrschaft. Möchten sie wie der Biber auf der Färberinsel ihr Grab sich graben, statt mitten in unserer Gegenwart sich festzusetzen! Aber die böhmischen Großen halten im Ernst sehr fest an gewissen alten Bräuchen. Einige fürstliche Herren können ihren Städten noch Privilegien ertheilen, einige können sogar noch Hofräthe machen. Hofrath sein ist sehr modern, sehr profan; einen Hofrath machen ist schon erhabener; es setzt einen Hof voraus der des Rathes bedarf. Einige böhmische Familien, wenn sie in Wien erscheinen, haben das Recht zu so und soviel Quasten an den Hüten ihrer Lakaien. Fürst Clary, der Besitzer von Teplitz, hat in Wien das Recht bei Processionen vor der Thür seines Hauses einen Altar zu errichten. Kommt dann der Kaiser hinter dem Lamm Gottes einhergezogen, baarhaupt, ein Bild des Erbarmens, so muß er vor dem Hause Clary Halt machen und sein Standgebet verrichten. — Manches böhmische Geschlecht hat auch noch von Alters her das Recht Münzen zu prägen. Graf Schlick, zum Theil Besitzer der reichen Silberminen jenes Joachimsthal dem die werthen Thaler ihren Namen verdanken, läßt noch dann und wann einige Zwanziger schlagen um das Recht nicht verjähren zu lassen. Waldstein seiner Zeit prägte Goldstücke, aber in großer Menge, und nicht zum Spaß, sondern für seine Soldaten. Wiegt sich noch heutzutage dies oder jenes Geschlecht in solchen Gedanken einer halben Souveränität? — Östreich gesteht dem Adel Spielereien zu, um die Ehrsucht mit kleiner Münze zu befriedigen. Die Zeiten sind hin, wo hochfliegende Gedanken noch in der Dämmerung eines hellen Bewußtseins umgehen konnten. Das Licht des Tages muß das nebelhafte Zwielicht verscheuchen. Männer braucht das Zeitalter, keine Kinder, keine Träumer. Wallenstein war der Letzte unter den böhmischen Großen der in seinem Kopf ein träumerisches Wagniß ausgebrütet. Und er knüpfte den Dünkel seiner hohen Pläne an den Lauf der Sterne. — Wenn Ihr jetzt in seinem Palast aus der Badehalle, der von Erzstufen erbauten Grotte, hinaufsteigt zum Thurm wo Friedland mit Seni saß: nehmt Euch in Acht! die Stiege ist zerbrechlich geworden, und der Himmel haftet nicht mehr für den Lauf der menschlichen Dinge. Und wollte selbst ein Seni Eure Gedanken noch irre leiten: in den Herzen der Völker müßt Ihr das Schicksal suchen. In den Herzen der Völker stehen die Gedanken der Zukunft geschrieben. Dort leuchten einem Wallenstein von heute die Sterne.

Ein Blick auf Wilhelm von Humboldt.

Von **Hieronymus Lorm.**

Die Reaction die im Jahre 1819 unaufhaltsam geworden war, nachdem es den unseligen, von Östreich ausgehenden diplomatischen Machinationen gelungen, ihr in unsern politischen Zuständen Gesetzesform und Thatkraft zu verleihen, hatte den „Staatsmann aus dem Perikleischen Zeitalter“ wie Wilhelm v. Humboldt genannt wurde, in die fruchtbare Einsamkeit seines Privatlebens getrieben. War seine staatsmännische Wirksamkeit nicht von den lauten, welterfüllenden Erfolgen begleitet gewesen, die sie zu einem großen Moment in der deutschen Geschichte gemacht hätten, so verrieth sein Rückzug zu einer Zeit, die gerade den Zwergfüßen der Diplomatie so viele Staffeln zum Emporklimmen geboten, daß diesem Staatsmann nicht der Geist sondern nur das Zeitalter zum Perikles fehlte.

Er zog sich auf seinen angestammten Landsitz Tegel zurück, welchen er durch Ausstellung der auf langen Reisen hauptsächlich in Italien erworbenen Kunstwerke seiner würdig ausschmückte. Immer trieb es ihn mit erneuter Liebe hieher, so oft ihn auch Badereisen und Familienpflichten auf kürzere oder längere Zeit entfernt hielten. Der See, die einsamen Spaziergänge

durch den Wald bei Sonnenuntergang, die ihm liebgewordenen Bäume, für welche er sich ein eigenthümliches Verständniß, man könnte sagen ein Mitgefühl erworben hatte, dies Alles bestimmte in den letzten 15 Jahren seines Lebens (1820 — 1835) seine Vorliebe für diesen Wohnsitz, in welchen er sich allmälig so sehr eingewöhnt hatte daß es schien als ob auch seine Gedanken diese Gewohnheit theilten, ihm hier am willigsten zu Gebote ständen und am fruchtbarsten von der Muse begleitet würden. Die Worte die der edle Bruder Alexander eben im zweiten Theile seines Kosmos auf Cicero anwandte, lassen sich mit demselben Rechte von Wilhelm v. Humboldt sagen: „Wenn bei einem Staatsmann, in einem bewegten und vielbeschäftigten Leben, in einem durch politische Leidenschaft aufgeregten Gemüthe lebendiges Naturgefühl und Liebe zu ländlicher Einsamkeit sich erhalten, so liegt die Quelle davon in den Tiefen eines großen und edlen Charakters."

Die Annalen der Wissenschaft kennen diese Jahre seiner ländlichen Ruhe nur als eine thätige und vielbewegte Zeit, denn sie verdanken ihr eine unübersehbare Bereicherung auf einem Gebiete, das er nicht nur mit genialer Kraft für sie ausgebeutet, das er in solcher Auffassung ihr gleichsam erst entdeckt und einverleibt hat. Es ist dies das vergleichende Studium und die Philosophie der Sprache. Während sein Bruder Alexander sich die fernsten Theile des Erdballs, ihre Unzugänglichkeit besiegend, vor das äußere Auge brachte und erst dem vollkommenen Genügen des materiell forschenden Blickes den innern Blick abgewann der in seinem „Entwurf einer physischen Weltbeschreibung" die Gesammtnatur mit dem höchsten menschlichen Verständniß umfaßt: bereiste Wilhelm v. Humboldt, an seinem Schreibpulte sitzend, jene fernen Welttheile, indem er aus der Erkenntniß ihrer Sprachen und deren Zusammenhang die Fäden zog welche seinen Forschergeist in die Kulturgeschichte der Menschheit lenkten. In seinem von allen wissenschaftlichen Akademien heilig gehaltenen Hauptwerk über die Kawi-Sprache lehrte er die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechtes.

Allein dem hellenischen Charakter Wilhelm v. Humboldts konnten die unmittelbarsten Ergebnisse seiner wissenschaftlichen Forschungen nicht das letzte Ziel sein. Dem Manne der unter allen Koryphäen der Literatur und Wissenschaft jener Zeit unsern nationalsten Dichter am treuesten geliebt und in der Vorerinnerung zu seinem Briefwechsel mit ihm den Gang seiner Geistesentwicklung auf eine Weise dargelegt hatte daß Gervinus sie mit Recht das schönste Denkmal nennen konnte das dem Genius des Dichters gesetzt worden: dem Freunde Schiller's mußte auch das Grundprincip der Schiller'schen Natur innewohnen, nämlich der Drang nach dem Letzten und Allgemeinen, nach Ideen, der Trieb nach dem Ideal. Darum konnte er Schiller mit gleichbeseeltem Eifer in die speculative Region folgen, vor der sich selbst Goethe's Freundschaft verschloß, indem er diese Zeit der Schiller'schen Geistesentwicklung eine „unselige" nannte. Humboldt fand die Rechtfertigung dafür in seiner eigenen Richtung und blieb derselben fortwährend fest und treu zugewandt. Mochte er im Augenblicke auch noch so sehr mit blos rationeller Sprachkunde, mit dem positiven Theil seiner Studien beschäftigt scheinen: was sein Fleiß zu Tage gefördert, genügte ihm nicht eher bis er es als Leitersprosse zur Speculation angelegt und als ein untergeordnetes Material von der Philosophie verwendet sah. Allein wenn dieser Drang nach Ideen auch seinen philologischen Untersuchungen eine allgemeine philosophische Bedeutung gab, durch welche sie weit über das Gebiet der Sprachforschung hinausreichen von welchem sie ausgehen, so sind sie doch noch zu sehr mit den mehr materiellen Zwecken der Wissenschaft verknüpft, um das vollständige Bild des reinen Ideals zu geben, wonach er den Trieb mit Schiller gemein hatte und welches er nicht blos müßig in der Seele trug, sondern welches aus seiner Seele herauszubilden ihm die Wissenschaft nur ein Hülfsmittel war. Dies Idealische zeigt sich vielmehr bei weitem durchdringender in seinen der Welt sorgfältig verborgen gehaltenen und erst jetzt, zwölf Jahre nach seinem Tode veröffentlichten „Briefen an eine Freundin"*). Sie stellen uns einen antiken Charakter dar, dessen marmorne Kraft und Consequenz in solcher Erhabenheit Anfangs erdrückend auf unser Gefühl wirkt, bis uns nach und nach das Verständniß eingeht auf welchen Tiefen der Anschauungsweise und der Ideen dieser Charakter beruht und wie er nur aus ihnen zu solcher überragenden Höhe menschlicher Entwicklung herauswachsen konnte. Was, wie oben bemerkt, dem Staatsmanne fehlte, fehlte nicht minder dem Denker, dem Philosophen, dem Menschen im höchsten Sinne, nämlich ein Perikleisches Zeitalter, ein hellenisches Volk.

In Griechenland brauchte ein Sokrates nicht die Einsamkeit zu suchen, nicht die Aussprüche die er dem

*) Leipzig, F. A. Brockhaus.

Lebensstudium abgewann, wieder nur in der Verborgenheit an ein einsames Herz zu legen. Er konnte, wie ein römischer Schriftsteller von ihm sagte, die Philosophie vom Himmel in die Städte und Wohnungen zurückleiten und sie in das wirkliche Leben der Menschen einführen.

Denn Griechenland blieb trotz wechselnder Regierungsform und Zersplitterung in scheinbar verschiedene Staaten dem Wesen nach demokratisch und dadurch eine einige für sich abgeschlossene Welt, eine Gesammtnation. Der Demos, wie er sich selbst als die höchste Entwicklung der damaligen Menschheit erkannte, konnte keine Vereinzelung dulden, die nicht am Ende ihm zu Gute gekommen wäre, wie die Natur auf kein Atom verzichten kann das sich aus ihrem Verband lösen wollte. So trat jedes Streben, jede Thätigkeit, jeder Genuß in Beziehung zum ganzen Staatsleben und selbst unbewußt und unwillkürlich wirkte jeder Einzelne, mochte er auch nur auf seine eigene Entfaltung bedacht sein, für die Entfaltung der ganzen Nation. Unsere modernen Staatensysteme, zumal die deutschen, beruhen jedoch auf einem entgegengesetzten Princip oder dienen wenigstens dazu jede unmittelbare Wirkung auf die gesammte Nation unmöglich zu machen. Ihre Basis ist zu eng als daß sie Raum hätten für jene Thaten welche entstehen, wenn das Gedachte des Einzelnen zum Verständniß von Allen gelangt. Denn das Verstandenwerden des Wortes ist schon seine That, das Verstehen Aller aber eine so ungeheure That daß die engen Schranken unserer Staatensysteme dagegen nicht Stand halten könnten. Sie müssen daher die Verständigung Aller durch Alle sorgfältig vermeiden, und um den Vermittler dafür, das lebendige Wort, nicht gänzlich mit Todesstrafe zu belegen, sperren sie ihn in das Gefängniß der Schrift, wo abgesehn von den Ketten die sie ihm auch hier noch anheften, sein Dasein nur zum Bewußtsein von Einzelnen, ja von vielen, von Millionen Einzelnen, aber nicht zum fortzeugenden, lebendigen Leben unter Allen, mit einem Wort zur That gelangen kann. Das lebendige, das gesprochene Wort ist um seine Freiheit gebracht worden und darf nur bedingungsweise und in Schranken laut werden welche von vornherein die Theilnahme Aller daran ausschließen. So wird der hervorragende Geist dem Leben in und mit der Nation abwendig gemacht, er geht seinen einsamen Weg, auf welchem er dem Verständniß, der That seines Wortes, entsagt. Unzufrieden mit dem Zeitalter das ihn nicht versteht, verschmäht er es sogar seinen heiligsten Gedanken das halbe Leben der öffentlichen Schrift, des Buches, zu geben; er legt das Gedachte lieber wieder an ein einsames Herz, froh, wenn es wenigstens hier für sie Beide zur That wird. — Dies mag die innere Entstehungsgeschichte der meisten jener Briefe sein die von großen Männern der Vergangenheit immer mehr zum Vorschein gebracht werden. Und vielleicht werden auch in diesem Augenblicke ähnliche Briefe geschrieben, an denen sich zwar ein späteres Geschlecht gewiß erbauen wird, welche aber, heute schon zur That, zur öffentlichen Lehre gebracht, dem künftigen Geschlecht zu mehr als großen Gedankengenüssen, nämlich zu großartigen Lebensgenüssen verhelfen würden. —

Die Klage um den Verlust des goldnen Zeitalters der Menschheit, als griechisches Staats- und Volksleben die Blüthe des Menschenthums nicht blos im Einzelnen sondern in der ganzen Nation zur Erscheinung brachte, wird wohl nirgends lauter schallen als dem Charakterbild Wilhelm v. Humboldts gegenüber, welches eben der Basis eines solchen Zeitalters zu seinem freien und unverhüllten Heraustreten bedurft hätte. In Ermangelung eines solchen mochte er seine antike Größe nur einem einzigen geweihten Auge enthüllen. In den „Briefen an eine Freundin" hat sich die oben erwähnte Richtung Humboldts nach dem Ideal zur ungehemmtesten Geltung gebracht. Seine Seele setzt sich hier ihre höchste Krone auf's Haupt ohne daß auch nur ein Theilchen davon der Vergänglichkeit angehörte und der Unsterblichkeit entzogen werden könnte. Um zu erklären wie dies in Briefen möglich wurde, welche sonst so viel des Persönlichen, Zufälligen, mit dem Tage Verrauschenden einmischen, müssen wir hier die äußere Geschichte jenes Briefwechsels andeuten. Im Jahre 1788 drei Tage in Pyrmont verweilend, lernte der einundzwanzigjährige Humboldt die „Freundin" kennen, gefällt sich im Gedankenaustausch mit ihr und läßt ihr ein Stammbuchblatt zurück, welches dem Buche auch als Facsimile beigegeben ist. Sie bleiben 26 Jahre ohne Nachricht von einander und erst während des Wiener Congresses wendet sich Charlotte, die während dessen in unglücklichen Verhältnissen gelebt, brieflich an Humboldt, indem sie, Rath in bedrängter Lage suchend, ihn an die Tage in Pyrmont erinnert, das Stammbuchblatt beifügt und den Eindruck schildert durch welchen sich seine Erscheinung für immer in ihre Seele geprägt hat. Auch Humboldt hat sie nicht vergessen, er hilft mit Wort und That und es entspinnt sich ein Briefwechsel welcher bis zu Humboldts Tode währt und in welchem die Veranlassung dazu das Ein-

zige bleibt, was der zufälligen Außenwelt angehört. Denn nur durch die Erinnerung an ein kurzes ganz geistiges Jugendglück verknüpft, mengt sich nichts Irdisches in ihre Verbindung, noch ein Interesse welches in das sinnliche oder praktische Leben überschlüge. Nicht einmal die Interessen des Tages und der Zeitgeschichte dürfen dem reinen, auf das Unvergängliche im Menschen gegründeten Verkehr eine momentane Färbung ausdrücken; nur aus der Natur und aus ewigen Besitzthümern des Gemüthes zieht Humboldt in erhabener Ruhe und Sicherheit die goldnen Gedankenfäden an welchen seine Seele zu ihrer höchsten Entwicklung emporklimmt.

Um nicht, wie dies in flüchtigen Journalberichten geschieht, planlos zu citiren, in welchem Falle keine Stelle verdiente der andern vorgezogen zu werden, sei hier nur versucht das Gesammtbild des Charakters aufzustellen, wie es aus dem Ganzen des Buches hervorgeht. Es läßt sich in die Worte zusammenfassen: Sittliche Schönheit. Das ist die Verschmelzung aller Gesinnungen und Gefühle, ihr freiwilliger Zusammenhang zu einer geistigen Einheit, welche deutlich zeigt daß alles Einzelne darin aus Einem aus der innersten Natur stammenden Streben nach himmlischer Vollendung quillt und daß der Seele ein Bild unendlicher Größe, Güte und Schönheit vorschwebt (der Trieb nach dem Ideal) welches zu erreichen der würdigste Übergang zu einem höhern Dasein ist. Der Fleiß des Gelehrten, das Wissen wird mit dieser Einheit verschmolzen durch das Denken. Dazu ist das Wissen nur das Material. Es hat keinen Werth in sich, sondern nur einen relativen in Beziehung auf das Denken, auf die Ideen, ohne welche es todt und unfruchtbar bliebe (vergl. Bd. II. S. 156 u. ff.). Das Glück, was wir gewöhnlich so nennen und was am Ende, eingestanden oder nicht, das letzte Strebensziel von uns Allen ist, muß in einer derartigen Seelenrichtung theils eine untergeordnete, theils eine höhere Bedeutung bekommen. Untergeordnet, indem die Seele sich immer mehr von irdischen Besitzthümern löset, so daß sie dadurch die Bedeutung des Glückes verlieren, selbst seelenlos werdend, todt von der Seele abfallen; höher, indem es in das einzig Bleibende, in die Ideen versetzt wird, unabhängig von aller Erdenbeziehung. „Was kein Recht hätte die Seele noch in den Augenblicken zu beschäftigen, wo sie die Nothwendigkeit empfindet allem Irdischen zu entsagen, kann nicht zu diesem Gebiete gezählt werden."

Man scheidet von diesem Buche noch befriedigter als vom Anblick einer unsterblichen Kunstschöpfung, denn der Meister ist hier zugleich das Werk; eine große Seele hat keinen entsprechenderen Stoff finden können als sich selbst, um ein erhabenes Menschenbild zu gestalten.

Englische Belehrung.

Am Rhein wo mit den bequemen Koffern und Reisebestecken fahrender Engländer sich auch Volks- und Fachschriften dieser Nation verschleppen, fiel mir im Herbst v. J. ein dicker Band in die Hände, der seinem Titel nach ausdrücklich für Volksunterricht bestimmt, ein umfassendes Fachwerk gemeinnützigen Wissens mit hausbackener Belehrung ausfüllte. Man weiß ja, wie praktisch dies Volk ist und wie sehr es das Positive, das Faßliche und Behaltliche vorzieht. So hat es denn auch seine Kenntnisse, gleich Instrumenten für den Tag, gern hübsch neben einander fertig und handlich in Futteralen und Fachbehältern beisammen. Chambers's Information for the people, 1842 in Edinburg neu und verbessert aufgelegt, und so zu sagen in einer Sammetvertiefung dieses Bestecks auch das Nöthigste über unser liebes Deutschland beigebracht. Für mich war es ein Besteckspiegelchen, englisch geschliffen, und ich theile dem Leser einige Blicke mit.

„Die Hauptstaaten von Deutschland sind Preußen und Östreich." Wirklich ist Preußen vor Östreich genannt, was hoffentlich zu keinem Kurierwechsel zwischen Wien und Berlin führen wird. — „Sachsen, Baiern und Hannover", heißt es weiter, „sind weniger von Umfang und Wichtigkeit, und die übrigen Staaten verdienen gar keine Erwähnung", do not require any notice. Die englische Sprache hat eine Menge schillernder Worte, die nach verschiedenen Seiten blenden, und mit denen sie über ihre Armuth täuscht. So dies notice, was Erwähnung und Kenntniß zugleich bedeutet. — In jenem Urtheil erkennt man aber gleich den Engländer, der das Bedeutsame und Wichtige mit derselben Elle mißt, nach welcher er seine Röllchen

Patent-Twist warranted 300 Yards versendet. Ich war eben aus Baden gekommend, noch bebend wie die Saite einer Windharfe, durch welche der bewegte Volksgeist gerauscht war. Jenes kleine schmahle aber reizende Land, in welchem vielleicht der hüpfende Punkt unserer nationalen Wiedergeburt sich regt, ist auch eines jener deutschen Reiche die für das englische Volk — keine Notiz verdienen.

„Sehr vorherrschend in Deutschland, las ich weiter, ist das Bücherschreiben und Lesen; wie denn dies Land hauptsächlich literarische Interessen hat, is essentially literary in its tastes. Man sieht daß Hr. Chambers noch etwas weiter als das Jahr der verbesserten Auflage seiner Information for the people zurück ist. Leider bleibt aber die daran geknüpfte Bemerkung noch immer richtig. „Sonderbar genug, sagt er, ist bei allem Überfluß in der Literatur, bei ausgebreitetem Unterricht und unter so großer Freiheit der religiösen Überzeugungen dennoch Deutschland weit davon entfernt, ein freies Land zu sein. Es wird von größeren oder kleineren Souveränen eigenmächtig beherrscht — despotically ruled — und hat nur hier und da den Schein einer constitutionellen Regierung, wobei das Volk im Ganzen aller Macht entbehrt, seinen Zustand zu verbessern." —

Ich habe hier „Schein" übersetzt; der Engländer sagt aber — the mokery of representative government. Abermal eines jener schillernden Worte, und zwar ein rechtes Schelmenwort, ein mit beiden Augen schielender Schalk; indem mokery nicht nur Schein, sondern auch Täuschung, Blendwerk und — Spötterei bedeutet. Ich sehe mich daher genöthigt zu übersetzen: „Nur hier und dort hat Deutschland ein täuschendes, verhöhnendes Blendwerk constitutioneller Verfassung." — Was wahr ist, dachte ich, ist wahr, es mag zwischen Edinburg und London gelesen, oder zwischen Hannover und Kassel gedacht werden. Dennoch brannte meine Wange, als ich weiter las: Germany, from which all our freedom sprang, is itself ranked among the least free of the nations of Christendom.

Soll ich es übersetzen? Nun ja, um des dankbaren Gefühls willen das in den beschämenden Worten liegt:

„Deutschland, dem wir unsere ganze Freiheit verdanken, nimmt selbst noch seinen Platz unter den wenigst freien Nationen der Christenheit." —

Solche Belehrung verbreitet sich durch Volksschriften jenseit des Canals. Wäre es nicht zweckmäßig, sie auch in unsere Schulbücher aufzunehmen, und jeden Knaben der solche Sätze am fertigsten lesen könnte, mit einer feuerrothen Prämie zu bedenken, von der Hand des Schulmeisters gespendet?

H. Koenig.

Briefwechsel.

Aus Mannheim, d. 16. December 1847.

[Fortschritt; Journalistik; Handelsverhältnisse; Theater.]

△ Wie Sie wissen, ist vor mehreren Tagen in den unteren Stadttheilen ein Student erstochen worden, und seit einiger Zeit sehr häufig ein Diebstahl vorgekommen. Das hat unseren reactionären Blättern Anlaß zu mannichfachen Artikeln gegeben, und dieselben — lächerlich, aber doch bezeichnend genug für deren Geistesrichtung — zu der Äußerung gebracht: der Fortschritt sei daran Schuld. — Bei dem Redactionswechsel unseres „Journals" steht nun auch ein Tendenzwechsel dieses bis jetzt sehr conservativen Blattes zu erwarten. Die Verlagshandlung in ihrer heutigen „Bekanntmachung" sagt daß mit dem neuen Jahre ihr Blatt dem entschiedenen Fortschritt huldigen werde. Zugleich sind von ihr die Freunde des entschiedenen Fortschritts zur Theilnahme aufgefordert. — Wir haben uns schon oft gewundert daß Baden welches so reich an politischen Blättern ist, nicht ein einziges literarisches Blatt besitzt. Unsere Feuilletons welche meistens als eine lästige, aber nothwendige Zuthat angesehen werden, sind in einem Zustande daß das schöngeistige und wissenschaftliche Bedürfniß damit nicht befriedigt wird. Auch verwenden die Verleger nichts dafür, beziehen ihre Beiträge aus beliebigen andern Feuilletons oder alten Sammlungen von Erzählungen. Wenn man bedenkt wieviel dichterische Schriftsteller wir zu den Unsrigen zählen, so nimmt es Wunder daß unsere Presse Kunst und Literatur nicht pflegt. Wir haben Berthold Auerbach in Heidelberg, im Oberlande den Romantiker Karl Spindler, in Karlsruhe Hermann Kurtz; Schnetzler, v. Chezy, Schreiber u. a. m. würden sich gewiß an einem belletristischen Unternehmen betheiligen.

Die Handelsverhältnisse unserer Stadt, sonst so blühend, haben um ein bedeutendes verloren; theils ist der Geldmangel die Ursache; theils haben andere Handelswege unserer Stadt die Transitwaaren entzogen. Sehr viel haben jetzt die Schweizer Wirren verursacht, indem der größte Theil unseres Transithandels nach der Schweiz ging. Wir müssen von unserem Landtage erwarten daß er Sorge für die nöthigen Verbesserungen am Hafen und in den Flußbetten bewirke und namentlich die Schleifbahn zwischen der Eisenbahn und dem Rheinhafen herrichte. Mannheim ist Badens Stolz; an materieller und geistiger Kraft steht ihr keine Stadt im Großherzogthume gleich. Man darf daher wohl erwarten daß auch die

Regierung ihr Möglichstes thun werde dieser Stadt ihre Bedeutsamkeit zu erhalten, zumal da es keine Nebenbuhlerin gibt die man durch Bevorzugung gewinnen könnte. Mannheim's Liberalismus ist unserer Regierung ein Dorn im Auge und man hat schon oft davon gesprochen sie beugen zu wollen, um ihren Freisinn zu demüthigen. Allein solche Politik wäre jedoch, abgerechnet daß sie zwecklos ist, höchst unweise; wir glauben nicht daß sie im Kopfe irgend eines unserer Staatsmänner auftauchte.

Unser Theaterpersonal wurde mit zwei Solosängerinnen, Frau Wlzek aus Wien und Fräulein Gaßlinger aus München verstärkt; beide jedoch sind Anfängerinnen und betraten hier zum ersten Male die Bühne. — Der Frau Birch-Pfeiffer „Dorf und Stadt" soll nächstens einstudirt werden. Auerbach, heißt es, wird kommen um seine verstümmelte „Professorin" zu sehen.

Aus Mannheim, Ende December 1847.

[Die Vereine, der Landtag, Minister Bekk; Otto Müller, Prinz Eugen.]

△ Die Geselligkeit hat ihre Winterkreise eröffnet. Das geistige Leben beschränkt sich auf einige Vereine welche man gerne staatsgefährlich nennen möchte, weil sie sich mit dem geistigen Elemente beschäftigen. Es ist einmal so Brauch daß bei Genüssen der Verstand nicht die Oberhand gewinnen soll und wirklich gibt es noch Leute genug und zwar in aristokratischen Cirkeln die meisten welche an diesem alten Vorurtheile halten. Es ist besonders der Montagsverein welchen man mit dem Geifer aristokratischen Zornes anfeindet. Dieser Verein besteht zuvörderst aus einem Kreise tüchtiger Kräfte welche gleichsam den belehrenden Theil bilden und dann haben noch alle Lusttragenden das Recht demselben beizuwohnen. Wer irgend eine Frage beantwortet wünscht, wirft sie auf einem Zettel niedergeschrieben in die Urne, welche allmontäglich geöffnet wird. Der Zufall entscheidet welche Themata behandelt werden und freiwillige Redner übernehmen nach der Verlesung der Frage deren Besprechung. Welche Mannichfaltigkeit dieser Verein bietet, mag ihnen schon daraus einleuchten daß selbst Damen erscheinen und manchesmal mit vieler Umsicht das Wort ergreifen. — Es besteht hier ferner noch ein Volkslesеverein, über welchen ich mir einige Worte erlaube. Dieser Verein hat zum Zwecke der niederen Volksklasse Lesebücher lehrreichen Inhalts zu verschaffen, damit sie ihre freie Zeit mehr zur Belehrung in geistiger Beziehung, als zur Unterhaltung durch oft sittenlose Romane benutzen. Der Zweck dieses Vereins ist ein sehr schöner; denn es gehört zur ersten Frage bei dem Fortschritte unserer Zeit: wie das Volk für das wir arbeiten, auch heranzubilden sei. Dieser Plan scheitert jedoch an dem Starrsinn des Volkes selbst, wie wir hier aus der Wirksamkeit dieses Vereines ersehen. Man hatte geglaubt, die Lernbegierigen würden herbeiströmen. Dem war aber nicht so. Um die Zwecke des Vereines zu erreichen, müßte man darauf denken dem Volke Interesse dafür einzuflößen, es zu vermögen daß es die gebotenen Bücher benutze. Das heißt man muß der Unterhaltungslust des Volkes schmeicheln und dahin wirken daß die Leute in der Unterhaltung Belehrung finden. Dieses Ziel läßt sich aber nicht durch die schwachen Kräfte eines einzigen Vereines erreichen; es muß eine Aufgabe der Literatur werden. An unserem Auerbach haben wir den Typus eines Volksschriftstellers gefunden; mögen aufkeimende Talente sich ihm anreihen!

Wir finden auf dem diesmaligen Landtage die Opposition schwächer besetzt als auf den frühern, was uns für die Sache des Fortschritts nicht sehr erwünscht ist. Die Thronrede hat einige glänzende Versprechungen gebracht. Der Entwurf zum Landwehrgesetze ändert aber nichts. Für die Linie bleibt das Conscriptionsgesetz; diese Conscribirten bleiben 4 Jahre in der Linie und 9 Jahre in der Landwehr; die übrigen zählen bis zum 33sten Jahr zur Landwehr, d. h. auf dem Papier. Wie man ein solches Gesetz ohne nationale Grundlage mit dem Namen eines Landwehrgesetzes belegen kann, begreife ich nicht und muß von unseren Ständen erwarten daß dieses Gesetz nicht genehmigt werde. Was wir von der Preßangelegenheit zu erwarten haben, dürfte wohl nicht schwer zu prophezeien sein, besonders da Baiern mit so schönem Beispiele einer Schein-Preßfreiheit voranging. Eigenthümlich waren bisher auf dem Landtage einige Äußerungen des Ministers Bekk. Er erklärte es für gar nicht tadelnswerth, wenn die Regierung Beamte zum Überreden herumsende: wirkten doch die Radicalen ebenso! Ferner: es sei der Regierung überlassen die Wahl eines Bürgermeisters zu bestätigen oder nicht zu bestätigen, ohne daß sie nöthig hätte einen Grund für oder wider anzugeben und die Regierung würde natürlich solche bestätigen welche ihr zusagten. Das ist allerdings sehr offen und offenherzig gesprochen; aber es schürt die Leidenschaften an. Von Bekk hatte man eine Näherung der Parteien erwartet. Mit Vertrauen hieß es allerwärts, das Ministerium Bekk werde Baden größere Freiheit und Ruhe geben. Der Traum war schön. Nach dieser Enttäuschung thut unserer Opposition doppelt noth beharrlich zu sein.

Das hiesige Journal kommt vom 1. Jan. k. J. in die Hände des Hrn. Otto Müller, welcher bis dahin das Conversationsblatt (Beiblatt der Frankf. Oberpostamtszeitung) leitete. Müller hat einige Romane geschrieben; sein Bürger ist bedeutend. Was seine politische Wirksamkeit betrifft, so kennen wir ihn als einen freisinnigen, jedoch dabei gemäßigten Mann; er wird demnach sein Blatt so ziemlich in der Mitte halten.

Die Lieblinge des Theaterpublikums sind in diesem Augenblicke der Sänger Mainhardt, sowohl durch seine ansprechende Persönlichkeit als durch seine Leistungen als Barbier, Don Juan, Sergeant im Prinzen Eugen, und die Sängerin Frau Gundy welche jedoch selten auftritt. Neu waren für uns die Banditen von Roderich Benedix. Kläger und Hausmann, beides sehr gute und gebildete Schauspieler, hatten die Hauptrollen darin. Bei der Anwesenheit des Großherzogs wurde Prinz Eugen zum dritten Male mit gleich großem Beifall gegeben. Diese Oper hat hier festen Fuß gefaßt. — Man spricht von einer Theatererweiterung welche sehr nöthig wäre.

Aus München, d. 19. December 1847.

[Das Ministerium; die Censur; die Studien; Fürst Wallerstein und der Kronprinz; die Leuchtkugeln.]

Das neue Ministerium entwickelt eine nicht gewöhnliche Thätigkeit; bis in die späte Nacht hinein, oft bis nach Mitternacht arbeiten die Chefs mit ihrem sie zunächst umgebenden Personale. Die neueste Verordnung über Aufhebung der Censur für innere Landesangelegenheiten ist die erste Frucht dieser Arbeiten. Die Nachricht davon brachte eine allgemeine freudige Bewegung hervor; die hiesigen Literaten gehen damit um, ein Adresse an Se. Majestät einzureichen *). Die Verordnung welche die Studienordnung betrifft, war von minderer Bedeutung. Es ist zwar kein neuer Studienplan beabsichtigt, und das Studium der classischen Sprachen wird wiederholt empfohlen; doch soll besonders auch auf die deutsche Sprache und auf die Aneignung allgemeiner Kenntnisse auf den Gelehrtenschulen Rücksicht genommen werden; körperliche Übungen sollen nicht unterbleiben. Eine Radicalkur ist das freilich nicht, doch wird gewiß durch diese Verordnung manche frische Bewegung hervorgebracht.

Der Minister des Äußern, Fürst Wallerstein, der wohl als Ministerchef angesehen werden kann, reist heute nach Würzburg. Man sagt, der Zweck seiner Mission soll sein, den Kronprinzen zur interimistischen Regentschaftsübernahme zu bestimmen, da der König demnächst eine Reise nach Italien vorhabe. Sollte sich dies in der nächsten Zukunft bestätigen, so werden wir wohl einer noch bedeutendern Bewegung im baierischen Staatsleben entgegensehen können. (Der Kronprinz ist auf eine interimistische Regentschaftsübernahme nicht eingegangen. —

Unter den neuesten Leuchtkugeln sind einige die nicht blos leuchten, sondern auch treffen. Man sieht nämlich dargestellt, wie dem Nationalökonomen Cobden seine Landsleute unter dem schmeichelhaftesten Ausdrücken einen großen Geldsack überreichen; im gegenüberstehenden Bilde sieht man List's Grab bei Kufstein. Ein einfacher Stein mit der Inschrift: „Friedrich List" deckt seine irdischen Reste, wobei einem unwillkürlich der Ausspruch einfällt: Er hat sie um Brot gebeten und sie haben ihm einen Stein gereicht. — Die Schweizer-Schattenspiele sind sehr finnig. Man sieht die Gegend am Vierwaldstättersee. Auf den Bergen des ersten Bildchens erblickt man nichts als Jesuiten, jeden mit zwei Kanonen unter den Armen. Die Gegend ist finster. Oben steht: 4. Nov., unten: „Große Schwühle". Auf dem zweiten Bildchen ist die Gegend bereits etwas heller und die Jesuiten stürzen als Hasen von den Bergen, die Kanonen mit. Oben steht: 23. Nov., unten: „Man hört von weitem eine Flinte knallen." Auf dem dritten Bildchen ist dieselbe Gegend ganz erhellt; man sieht weder Jesuiten, noch Hasen, noch Kanonen; die Sonne blickt freundlich hernieder auf Berg und See. Oben steht: 29. Nov., unten: „Allgemeine Heiterkeit." — Es geht doch allmählig zum Lichte trotz aller schwarzen und farbigen Vorhänge! Die Östreicher freilich haben schon an dem Titel und der ersten Nummer der Leuchtkugeln genug gehabt: denn eine am 27. Nov. erschienene Censurnote sprach das „damnatur" gegen sie aus. Die Östreicher haben von ihrem Standpunkte aus Recht: sie liegen ja ohnedies dem Sonnenaufgang näher, als das übrige Deutschland und bekommen das Licht von der ersten Hand. Wozu also noch Leuchtkugeln aus dem Westen?

*) Man jubelt über den Erlaß ohne dessen Anwendung zu kennen. Uns ist manches darin dunkel das erst die Praxis klar machen kann. Ihre Maximen gibt die Regierung der Kritik frei, aber sie schützt die Personen die diese Maximen in Ausführung bringen! So verstehen wir die neue baierische Verordnung. — Ein Münchner Berichterstatter in der Leipziger deutschen Allgemeinen Zeitung (N. 356) ist sogar der Meinung, seit mehreren Wochen sei in Baiern, wenigstens in München, irgend eine Censur gar nicht mehr geübt! Auch keine Nachcensur? Das harmonirt vielleicht mit der allgemeinen Preßfreiheit die Baiern schon seit langer Zeit — heimlich besitzen soll. — Von der Europa wurden zwei Nummern auf dem Museum zu München polizeilich mit Beschlag belegt. D. Herausg.

Aus Wien, Ende December 1847.

[Die Jesuiten und ihre Stellvertreter; Theater; die Leopoldstädter Bühne; Lewald.]

A Man kennt die Ursache der Aufhebung des Jesuitenordens im Jahre des Heils 1773. Der schändliche Wucher und die Übervortheilung im Handel die der Orden damals trieb, hatten ihm nicht nur den Haß der Nationen, sondern auch den der Höfe zugezogen; die Bulle Dominus ac redemptor hob eine allgemeine Landplage auf. Man kennt aber auch hier den Orden der als ein Substitut der Gesellschaft Jesu anzusehen ist. Bei ihm ist die Erbschleicherei nicht weniger ein Ziel. Neulich wurden diese frommen Väter jedoch geprellt. Einer ihrer Unterhändler, dem sie unbedingtes Vertrauen schenkten, sollte eine Summe von 42,000 Fl. C. M. mit 40 p. C. verinteressiren. Kaum hatte er aber das Geld in Empfang genommen, als er sich aus dem Staube machte und sich nicht mehr beim Guardian sehen ließ. Den Rechtsweg können die frommen Väter nicht einschlagen ohne sich zu blamiren, und ohne die ja schon verlorene Achtung in Verachtung und Haß zu verwandeln. Vor 80 Jahren, als die Hierarchie noch mehr Stützen hatte, konnte so etwas eine Austreibung zu Folge haben; heutzutage, in dem „aufgeklärten" Jahrhundert, haben die Herren nur Verdruß über den Verlust von so viel Mühen welche nöthig waren um jene Summe unter dem Siegel der Beichte zu erhalten. Wir haben hier, in Wort und Schrift wirksam, sehr viele Jesuiten „in kurzen Röcken." Oder ist die Schrift jenes Barons zu Gunsten der Censur, ihrer Zulässigkeit und Rechtlichkeit, diese Broschüre welche uns die ewige kindische Hinfälligkeit der Völker wie eine Heilswahrheit der Religion beweisen wollte, nicht im besten Glauben jesuitisch? — In der Literatur ist es immer noch öde und wüste und der Geist des Herrn schwebt bei uns über dem Wasser. Einzelne Erscheinungen machen uns nur den Mund wässern. J. Märzroth's „Brausepulver", ein Album das schon voriges Jahr sehr vielen Anklang gefunden hatte, ist jetzt wieder erschienen. Mehr Humor als Satyre macht das Buch zur angenehmen und anempfehlungswürdigen Lektüre. Das dritte Heft des Salons enthält das Interessanteste was uns seit lange in einer periodischen Schrift geboten worden ist. Hebbel gibt wieder den Kern des Heftes; Halms „Molina" liest sich sehr gut; Engländers Kritiken und Literaturskizzen sind pikant; Palleske's „Weihe des Äschylus" zeigt von der Befähigung dieses durch sein Drama „Achilles" bekannt gewordenen Autors. — Im Hofburgtheater kam Prechtler's „Adrienne" und der Mad.

Birch-Pfeiffer in Berlin mit so viel Beifall gegebenes „Dorf und Stadt“ zur Aufführung. Beide machten hier nicht viel Glück. Im Theater an der Wien wurde ein aus lauter Episoden bestehendes „Charaktergemälde“, die Schule des Armen, an 30mal hintereinander gegeben. Der deutsche Poet der hier mit der größten Perfidie dargestellt wird, konnte nur einem Wiener Publikum vorgeführt werden. — „Eine seltene Freundschaft“ ist der Titel eines Stückes, dessen Held der Cumberlandsche Shewa ist; es ging schon 12mal über die Bretter. Wozu wurde diese Figur heraufbeschworen? Vielleicht um zu zeigen daß es doch brave Juden gibt? „Das wissen mer schon eh!“ sagt der Wiener. Das Carltheater ist eröffnet, macht aber keine volle Häuser, da Carl theils die Preise in keinem Verhältnisse mit der Zeit gestellt hat, andererseits diese Bühne sich nicht für's Volksstück, vulgo Posse bestimmen will. Sie will auch das ernste Schauspiel in ihr Bereich ziehen; es geht sogar das Gerücht, August Lewald der sich hier aufhält, sei als Dramaturg für die Leopoldstädter Bühne gewonnen.

Aus Berlin, d. 24. Decbr. 1847.

[Geh. Rath Wedecke; der Birch-Pfeiffersche Handel; Werder's Columbus.]

(✻) Die Verhaftung des Geheimen Rath Wedecke, welche mit gewissen Güterankäufen hoher Personen zusammenhängen soll, beschäftigt hier, wo diese in ein abenteuerliches Dunkel gehüllte Persönlichkeit längst der Gegenstand der verschiedensten Gerüchte war, die öffentliche Aufmerksamkeit ganz außerordentlich. Der Angeklagte ist ein Schwager des Oberpräsidenten Eichmann, und wurde früher besonders durch den Unterrichtsminister Eichhorn protegirt, unter dessen Auspicien und Unterstützung er vor einigen Jahren die Anlegung des Blutegelteiches vor dem Anhaltsthor unternahm. In der letzten Zeit betheiligte sich Wedecke an vielen industriellen und Geldprojecten, und soll darin eine merkwürdige Gewandtheit und Vielbeweglichkeit an den Tag gelegt haben, wie er auch besonders als ein Agent des Prinzen Karl bei mehreren umfassenden Geschäften und Aufträgen genannt wurde. Die Kriminalprocesse nehmen auch bei uns mehr und mehr ihre Wendung in das Leben der gebildeteren Stände hinein, und würden dies noch mehr thun, wenn die Presse schon eine so unbeschränkt herausfordernde Macht bei uns hätte, wie in Frankreich. Man befürchtet jedoch hier daß bei den bald nach Neujahr bevorstehenden Verhandlungen des Wedecke'schen Processes die Öffentlichkeit ausgeschlossen bleiben dürfte. Mit der größten Schonung und Delicatesse wird überhaupt diese Angelegenheit behandelt, auf der für das Publikum die dichtesten Schleier des Geheimnisses ruhen. —

Einem zweiten, fast noch interessanteren Proceß sieht man in Berlin auf Veranlassung des neuen Birch-Pfeifferschen Stückes Dorf und Stadt entgegen, über dessen vom Standpunkt des geistigen Eigenthumsrechts nicht zulässiges Verhältniß zu der Novelle Auerbach's auch die Europa das Dahingehörige mit allem Nachdruck beigebracht hat. Auerbach hat nämlich einen der scharfsinnigsten hiesigen Juristen, den Advocatanwalt Volkmar, mit der Wahrung seiner Rechte beauftragt, und von demselben ist nun bereits ein gerichtlicher Protest bei der königl. Theaterintendantur gegen dieses Stück als gegen eine unbefugte Plünderung eines fremden Geisteseigenthums eingelegt worden. Der M-Artikel der Augsburger Allgemeinen Zeitung hatte von Seiten der Presse den Hauptschlag zur Feststellung dieses eigenthümlichen Rechtspunktes geführt, und wenn in den „Gränzboten“ dagegen in einer Apologie der Birch-Pfeiffer die gänzlich unbegründete Bemerkung gemacht wird daß Auerbach selbst bei seiner Anwesenheit in Berlin seine eigene Verbirchpfeifferung ausdrücklich gewünscht und bestellt habe (gewissermaßen ein Selbstopfer seiner Mannheit, vor dem Altar der Birch-Pfeiffer niedergelegt): so kann man sich nur wundern daß ein Blatt, welches doch sonst das Bessere will, sich dazu mißbrauchen lassen konnte, einem Birch-Pfeifferschen Handelsagenten seine Spalten zu öffnen. Daß den trefflichen Auerbach nicht danach gelüstete, im Schooße dieser Amazone wiedergeboren zu werden, beweist jetzt sein eigenes Betreten des Rechtsweges gegen die ihm angethane Gewalt*). Selbst die hiesige Vossische Zeitung welche selbst durch die in jeder Beziehung corrupten Gubitzschen Kritiken am meisten zur Einbürgerung der Birch-Pfeifferei bei uns beigetragen hat, bringt heut, um von Seiten der Redaction ihre Unparteilichkeit zu bekunden, folgenden Artikel: „Das neueste Birch-Pfeiffersche Drama „Dorf und Stadt“, welches der Verfasserin bereits eine bedeutende Tantième eingebracht hat und noch ferner einzubringen verspricht, ist, wie man sich inzwischen zu eignem Erstaunen überzeugt hat, aus einer beinahe sklavischen Benutzung der Berthold Auerbach'schen geist- und gemüthreichen Erzählung hervorgegangen. Wie man jetzt hört, hat dennauch Auerbach gegen diese unbefugte Plünderung seines Geistesproducts durch seinen Rechtsfreund, den Advocatanwalt Volkmar, (beim hiesigen Rheinischen Revisions- und Cassationshofe) bei der Theaterintendanz Protest einlegen lassen.“ —

Am 20. December wurde auf besondern Befehl des Königs im Schloßtheater zu Charlottenburg für eine eingeladene Gesellschaft des Hofes und der sonstigen Notabilitäten Berlins Werder's Columbus in einer erneuten Gestalt zur Aufführung gebracht. Der Verfasser (in der letzten Zeit als Dichter wie als Philosoph fast verschollen) hat inzwischen an diesem Columbusei nicht aufhören können zu brüten, und so hat er jetzt, unter dem Sonnenschein der königlichen Gunst die ihm unerwartet dafür in einem ausgezeichneten Grade zu Theil geworden sein soll, eine Trilogie daraus gemacht, deren erster Theil (mit der Entdeckung Amerika's schließend) jetzt in Charlottenburg zur Darstellung gekommen ist. Der Verfasser hat sein Stück vorher drei Mal bei Hofe vorlesen dürfen, das erste Mal vor dem König in Potsdam, das zweite Mal in einer Gesellschaft der Prinzessin von Preußen, das dritte Mal (und noch am Vorabend der Aufführung) vor dem König und der Königin. Einige Hofleute wollten sich bei dieser Gelegenheit erinnern daß der Verfasser des Stückes — horribile dictu — eigentlich ein Hegel'scher Philosoph sei, aber das fait accompli, die Gunst die sein Drama gefunden, stand einmal fest, und so ließ sich mit diesem Zurückgehn auf die persönliche Tendenz des Verfassers (die sonst bei uns so ausschließlich maßgebend für jede Anerkennung und Zulassungsfähigkeit ist) in diesem allerdings sehr ausnahmsweise dastehenden Fall nichts ausrichten. Die Hegelianer würden sich

*) Auerbach's eigenes Geständniß siehe in Nr. 52 der Europa, 1847.

aber sehr irren, wenn sie neue Hoffnungen zu ihrer Wiederbelebung darauf gründen wollten. — In seiner ersten Gestalt, in der Werder's Columbus vor mehreren Jahren auf der hiesigen Bühne öffentlich erschien, machte das Stück weder einen poetischen noch dramatischen Eindruck, und litt besonders an einer Unförmlichkeit der ganzen Composition. Die neue Umarbeitung hat den Stoff wenigstens gelichtet und in klarere Gruppen auseinandertreten lassen. Zu einer eigentlichen Kritik halten wir uns erst befugt, wenn das Stück seiner jetzigen exclusiven Sphäre entnommen und zu einer öffentlichen Bühnenaufführung bestimmt sein wird. Hr. Hendrichs gab sich große und anerkennenswerthe Mühe mit der Rolle des Columbus.

Aus Dorpat, im December 1847.

[Die Universität; Rückblick auf Fürst Lieven.]

✝ Wie das Gerücht von der Aufhebung der Universität Dorpat entstanden? — Es ist Thatsache daß der Kaiser den Abgeordneten des livländischen Adels am 23. Februar 1846 erklärte, seit 150 Jahren seien die deutschen Provinzen des Reiches zu Rußland gehörig, mithin seien sie russisch und vom Deutschthum solle keine Rede mehr sein. Möglich daß Hr. v. Uwarow im Moment einer Aufwallung irgend wann das Wort fallen ließ, er wolle die Universität Dorpat, wenn sie sich nicht füge, aufheben. Der sehr wohl deutsch redende, auf der Hochschule zu Göttingen gebildete Minister des Unterrichts scheint aber nicht ernstlich des Deutschen entbehren zu können. Man ist weit davon entfernt dem Deutschen den Todesstoß zu geben. Im Gegentheil hat man jetzt eingesehen daß die Gräcorussificirung der Lutheraner keine gute Politik ist; man ist davon abgekommen. Daß der deutsche einwandernde Handwerker in den Ostseeprovinzen nicht ferner Aufnahme findet, hat aber doch seine Richtigkeit. Dagegen geht man mit Erweiterung der Universität Dorpat, nicht mit ihrer Aufhebung um *).

Unter den Hochschulen Deutschlands von denen Dorpat seine wissenschaftliche Rekrutirung zu vollziehen pflegt, steht Leipzig oben an. Der Mediciner und Orthopäde Carus, der junge Archäolog Stephani der auf seiner Reise in Griechenland gewonnen wurde, waren unsre letzten Leipziger

*) Wir benutzen diese Gelegenheit um zu mannichfacher Ergänzung, wo nicht Widerlegung unseres Dorpater Berichtes auf das ausgezeichnete Buch Halbrussisches, von Aurelio Buddeus, hinzuweisen. Dorpat's geschichtliche Entwickelung und gegenwärtige Lage findet darin ihre umfassende Darstellung, Bd. 2. S. 29. flg. Diesem Werke ging vor Jahr und Tag eine gleich sehr geschätzte Arbeit derselben Feder; Petersburg in seinem kranken Leben, voraus. Buddeus hatte längere Zeit als Arzt in den deutschen Ostseeprovinzen Rußlands gelebt. Das dortige Deutschthum in seinem kranken Leben: könnte man, analog dem ersten, als das Thema des zweiten Buches bezeichnen. Umsichtige geschichtliche Studien kamen hier einer aufmerksamen Autopsie zu Hülfe, um uns dies Bild zu liefern. Eine fast französische Schärfe und Feinheit in der Auffassungsgabe des Äußerlichen, mit jener schmiegsamen Gewandtheit verbunden die dem sächsischen Naturell eignet, macht den Verfasser zu einem sehr glücklichen Darsteller, bei dem durch Gründlichkeit in Erfassung des Einzelenen der gefälligen Form des Vortrags kein Eintrag geschieht. Diese Form lebendiger Darstellung wird auf novellistischem Gebiet gewonnen. Und wenn uns recht ist, trat Aurelio Buddeus, ohne sich zu nennen, vor etwa fünf Jahren zuerst mit einem Novellenbändchen auf: Lebenswirren in aristokratischen Kreisen. D. Herausg.

Erwerbungen; den die hiesige Berufung mit der nach Zürich vertauschenden Mediciner Hasse ließen wir uns ungern entziehen. Der vor drei Jahren verstorbne Fürst Lieven hatte vorzüglich Leipzig im Auge; die Berufung Heinroth's lag ihm doppelt am Herzen, doppelt, sag' ich, weil ihn der wissenschaftliche Ruf des Mannes nicht blos reizte, sondern auch religiöse Sympathie ihn zu Heinroth zog. Die Berufung desselben war dem Curator fast schon gelungen, als die sächsische Regierung sich entschloß Heinroth sich zu erhalten. Das ist schon lange her, datirt vom Jahre 1819, geschah 24 Jahre vor Heinroth's Tode; *) wir wurden nur durch Dr. Querl's Bericht über dessen Leben und Wirken und die jetzt angekündigte Sammlung der Heinroth'schen philosophischen Gutachten in merkwürdigen Fällen der Seelenheilkunde, von neuem daran erinnert. Es erinnert uns auch die Gedächtnißrede auf den Fürsten Lieven daran, welche voriges Jahr hier auf Verfügung der Kaiserlichen Universität im Druck erschien.

Es dürfte von einigem Interesse sein, in einem deutschen Journal die Verdienste anzudeuten welche Klinger's Nachfolger im Curatorium einer Universität sich erwarb die sich, obschon unter russischem Scepter, doch immer zu den deutschen zählen muß. Friedrich Klinger war ein Mann von antikem Guß und Gepräge. Karl Lieven erhält von Dr. Friedrich Busch, Professor der Theologie, der die Denkschrift verfaßt hat, wenigstens das Epitheton: homo antiqua fide. Ob der Theolog damit die alte Treue gegen das Herrscherhaus, oder den gläubigen Sinn meint, kann dabei nicht zweifelhaft sein. Fürst Lieven war ein treuer Diener seines Herrn, aber zugleich ein treuer Lutheraner. Die von der Universität herausgegebnen Polyglotte der Augsburger Confession in lateinischer, esthnischer und lettischer Zunge, überreichte er dem Kaiser und erhielt die Zusicherung des Schutzes der dem evangelisch-lutherischen Glauben nie entzogen werden solle. Fürst Lieven war unter Alexander Präsident des evangelischen Consistoriums. Er war Director der russischen Bibelgesellschaft solange sie erlaubt war, bis zum J. 1826. Zwei Jahre später ward den Lutheranern, nachdem der Argwohn geschwunden war, von neuem gestattet eine Bibelgesellschaft zu stiften und Fürst Lieven ward vom Kaiser selbst zu deren Präsidenten ernannt. Wir dürfen für ihn wohl einiges Interesse in Anspruch nehmen.

Der Steindruck welcher der Denkschrift vorgesetzt ist, gibt uns, soweit dies lithographisch möglich ist, das getreue Bild des Fürsten; besonders ist der freundlich menschliche Zug, auch wohl die etwas in Frömmigkeit gesenkte Augenbraue sprechend wiedergegeben. — Karl Andrejewitsch Lieven ist ein Sproß des alten in Liv- und Kurland, einstmals auch in Esthland angesessenen Geschlechtes das mit der Geschichte der Baltischen Provinzen sehr eng verflochten war. Die sieben Nordsterne in seinem Wappen — so berichtet uns Arndt in seiner livländischen Chronik — sind dieselben die Caupo, der alte heidnische Livenkönig in Rom beim Übertritt zum Christenthume vom Papste erhielt. Der Heermeister Plettenberg belehnte den einen Zweig des Hauses; ein andrer Zweig wurde mit den getreuen Gefährten König Karls des Zwölften in den schwedischen Grafenstand erhoben, starb aber

*) Heinroth starb in Leipzig 1843.

aus. Der Zweig Lieven-Bersen, dem unser Curator angehörte, war von Alters her eine gute Stütze der Lutherischen Gemeinde in Kiew. Karl Andrejewitsch war 1767 geboren, als ältester Sohn einer etwas verarmten Familie. Die verwittwete Mutter zog sich mit ihren Kindern in der Nähe von Riga in ländliche Einsamkeit zurück. Katharina erkannte jedoch ihren Werth und berief sie an ihren Hof zur Leitung der Söhne des Großfürsten Paul. Die Fürstin ward als Staatsdame und durch ihre Einflüsse auf Alexander, Constantin, Nikolaus und Michael sehr geehrt. Ein nach ihrem Tode erschienenes Hommage à la mémoire de Madame la Princesse de Lieven brachte das zum Ausspruch. Der junge Fürst, damals noch Graf Karl, wurde Adjutant Potemkins des Tauriers, machte in Bessarabien und in der Moldau die Feldzüge mit und heirathete eine Baronin Osten-Sacken, Tochter eines preußischen Kavallerieofficiers der unter Friedrich dem Großen gedient. 1807 gab Alexander ihm auf sein Verlangen den Abschied aus der Armee, überließ ihn eine Zeit lang seinem Landleben auf Senten in Kurland, um ihn jedoch bald genug wieder zu hohen Civildiensten zu berufen. Elf Jahre lang war Lieven Curator von Dorpat, der zweite der Universität, der unmittelbare Nachfolger Klingers der 1817 diese Stelle niederlegte. Kaiser Nicolaus machte ihn zum Mitglied des Reichsrathes und 1828 zum Minister der Volksaufklärung. Als solcher sorgte er drei Jahre lang unermüdlich für Verbesserung sämmtlicher Lehranstalten des Reiches. Als Curator lag ihm ausschließlich das Wohl und der Ruhm Dorpats am Herzen, ja der Ruhm dieser Hochschule war seine „wunde Seite", wie er selber sagte. An Gustav Ewers, Professor des Staats- und Völkerrechtes, (aus dem braunschweigischen Weserlande gebürtig, Zögling Göttingens, Verfasser der Schrift über den Ursprung des russischen Staates) hatte er bis 1830 den getreuesten Mitarbeiter in seinem Werke. Fürst Lieven stiftete in Dorpat das Fach der slawischen Literatur, erhöhte den Etat der Universität fast um das Dreifache, gründete vier neue ordentliche Professuren, machte kostbare und glänzende Erwerbungen für die wissenschaftliche Ausrüstung der Anstalt, vermehrte die Sternwarte durch den großen Frauenhoferschen Refractor, ein damals einzig dastehendes Kunstwerk das 26,000 Rubel kostete. Mit diesem Instrument hat Struve, der „Sternenfalke", wie ihn der Curator nannte, tüchtig am Himmel operirt, dergestalt daß seine „Sternenernte", wie Lieven sagte, einen Katalog von 3112 Doppelsternen aufwies, von denen Herschel 1778 nur 340 verzeichnet hatte. Für soviel Sterne am Himmel die neu entdeckt wurden, regnete es dann natürlich auch Ordenssterne. Rußland befördert sehr großartig die indifferenten Wissenschaften. Grund genug für die Deutschen in Rußland daß sie indifferent werden. Sie werden hier fast Alle „Sternenfalken."

Die Denkschrift auf Fürst Lieven ist auch mit einem Steindruck von Ewers und mit Handschriften beider Männer geschmückt. Des Fürsten Briefe die der Anhang gibt, lassen uns einen Blick thun in das Gemüth eines sorgsamen Pflegevaters der deutschen Wissenschaften in Rußland.

Leipzig, d. 27. December 1847.

[Ein Bild von Schwind.]

— Ein neues Bild von Schwind, im hiesigen Kunstverein ausgestellt, hat viel Interesse erregt und die Meinungen darüber zum Wettstreit herausgefordert. Man kann das romantische Bild den Hochzeitmorgen nennen. Auf den Gartenaltan der Burg erwartet eine ritterliche Jungfrau mit ihrem Gefolge den Bräutigam. Dieser rückt aus der Waldferne zu Pferde mit den Seinigen heran. Die Wächter des Thurms haben ihn erkannt; Trompeten schmettern, Fahnen wehen; die Braut, von den Gespielinnen mit: Horch! bedeutet, lauscht auf den Moment. Dies ist das eigentliche Thema des Bildes, aber es ist zur Nebensache geworden. Fünf Bänkelspieler ziehen im Vorgrund den gewundenen Pfad zur Burg hinauf. Diese fünf Gesellen sind Figuren des ergötzlichsten romantischen Humors. Vagabundirende Musikanten sind auch heutzutage komisch. Hier haben sie noch dazu den Charakter schäbig gewordener, verdorbener Minnesänger, mit dem Plunder einer heruntergekommnen Romantik behangen. Der Erste mit dem Baß ist in seiner schwerleibigen Prosa ganz Brummbaß. Der Dudelsack ist lahm und melancholisch wie sein Instrument. Der fidele Kerl mit der Zither und der krumme zwerghafte Gnom mit der Geige unter'm Arm sind zwei lustige Phantasten; jener mit dem braunrothen glühenden Weingesicht lacht in seinem Gott vergnügt: seine Gottheit ist halb Apollo, halb Bacchus; dieser, ein phantastischer Zwerg mit der Eitelkeit buckeliger Menschen, macht den begeisterten Schwätzer, den scharfzüngigen Wortfechter in Sachen der Kunst. Der Schwärmer unter den Gesellen ist der Fünfte im Bunde ein blasser stiller Fagottist in der Gestalt eines zum Schulmeister heruntergekommnen Tasso. Eine Zofe oben auf dem Söller hat aus dem Kranz eine Rose fallen lassen; der bleiche Fagottist hebt sie auf mit stillem Entzücken; der Schwärmer in der Kunst findet noch Rosen auf seinem Wege, während die Kunst bei den Andern entweder nach Brot geht und nur Dornen findet oder sich in eitel Dunst verpufft. Nach dieser Rose soll das Bild die Rose heißen. Offenbar ist damit eingeräumt daß der Künstler die Nebensache zur Hauptsache gestalten dürfe. Und dies ist allerdings die Eigenthümlichkeit des Bildes über das Kenner und Laien streiten. Schwind's Arbeiten bedürfen in der Regel des Commentars. Jedenfalls ist es ein bedeutendes Stück und würde dem Kunstverein unserer Stadt zu großer Zierde gereichen.

Zur Chronik der Gegenwart.

Staaten und Völker.

— „Deutschland hat kein Parlament!" Es ist ein Jahr verflossen als wir in unsern Briefen aus Preußen (1847 Nr. 3 u. 4) mit Hinblick auf Varnhagens Denkwürdigkeiten und Karl Hagen's Geschichte der öffentlichen Meinung in Deutschland (Raumer's Taschenbuch 1847) den obigen Ausruf erläuterten. Wir beginnen das Jahr mit demselben Gedanken. Daß in Hamburg die Eisenbahn-

interessen zu einer Versammlung führten, in Dresden ein Post-, in Leipzig ein Wechselcongreß seine Arbeiten eröffnete, beweist nur erst recht die allgemeine Nöthigung daß ein deutsches Unterhaus zusammentritt. Der deutsche Bund ist kein Anwalt der deutschen Wohlfahrt; der Zollverein hat sich neben ihm und ohne ihn gestaltet. Über die Presse werden die Gesandten in Frankfurt sich nicht vereinigen; in Streitigkeiten zwischen Fürsten und Ständen traut sich der Bund keine entscheidende Stimme, geschweige eine vollziehende Machtvollkommenheit zu. Er traut es sich nicht zu, weil ihn das Gefühl dessen was ihm fehlt unsicher macht. Er ist kein Areopag, er ist nur entscheidend in Erbschaftssachen der fürstlichen Familienhäuser, in allem andern ist er bindend, aber nicht hülfreich, hemmend, aber nicht fördernd. Ihm fehlt die schöpferische Triebkraft, die treibende Macht zum Gestalten, Ordnen, die Fähigkeit Leben zu geben und den Gedanken der nationalen Einheit durch Gemeinsamkeit in Berathung und Ausführung gemeinnütziger Bedürfnisse zu verwirklichen. Dem Bunde zu Frankfurt, dieser Kammer deutscher Fursten und Gesandten, fehlt das deutsche Unterhaus.

— Der Eisenbahncongreß hat seine vorläufigen Dienste geleistet (s. unsere Hamburger Correspondenz in Nr. 52. 1847); der Wechselcongreß hat mit Grundlage der preußischen Bestimmungen seine Arbeiten festgestellt. Vom Postcongreß haben wir zur Erleichterung des Verkehrs bessere Ergebnisse erwartet. Wir stützen uns so oft auf Erfahrungen Englands und Frankreichs. Nicht unsere Gesittung und Gesinnung, wohl aber unser praktischer Vortheil sollte in den Erfahrungen beider Völker sich heimisch machen. Englands Beispiel in Herabsetzung des Briefporto's auf 1 Penny hat die Verzehnfachung des Briefverkehrs und die Verdoppelung des Ertrags ergeben. Wir scheinen nicht den Muth zu haben diese Erfahrung zu benutzen. — In Frankreich ist dem Publikum die große Annehmlichkeit geboten, Geldsummen, ich glaube bis auf 10 Francs herab, nicht verpacken und verschicken zu müssen, sondern sie an das örtliche Postamt auszahlen zu können, so daß sie dem Empfänger durch das Postamt seines Ortes ausgemittelt werden. Hat der Dresdner Postcongreß nicht Kunde genommen, welch eine Erleichterung dem Verkehr dadurch erwächst?

— Lord John Russell's Rede für Zulassung der Juden zum Parlament ist seit den Verhandlungen des preußischen Reichstags das wichtigste Ereigniß in Sachen der Emancipation der Juden. Wir lassen dahingestellt ob der Premier von England den drei oppositionellen Elementen im Parlament gegenüber damit eine Nöthigung verrieth sich nach dieser Seite hin neue Sympathien zu erwecken; wir lassen dahingestellt daß in England der Jude nationaler ist als bei uns, bei seiner geringen Anzahl dort schon nicht auf Festhaltung einer Nation in der Nation hinarbeitet, die imponirenden Institute des Staates ihm dort die Waffen zum journalistischen und gesellschaftlichen Kampf entwinden, seine Emancipation in England mithin leichter ist als sonstwo: ein hohes Zeugniß vorurtheilsfreier, ächt staatsmännischer Gesinnung liegt bei alle dem in Russel's Worten, zumal er damit die Orthodoxie des episcopalen Christenthums zum Kampf herausforderte. Der Minister hat einige Anhaltspunkte in der öffentlichen Meinung; vor wenig Tagen war ein Jude als Alderman der City von London vereidet; 7000 Wähler der Hauptstadt haben einen Abkömmling des verfolgten Volkes zu ihrem Vertreter erwählt. Ich zweifle nicht daß Rothschild nur durch ungewöhnliche Bestechungen seinen Sitz im Unterhause errungen hat. Um so mehr thut es aber noth dem Juden ohne diesen Weg der Bestechung den Zutritt zum Parlament zu bahnen. Im Namen der Verfassung die „ein Feind aller Beschränkungen und Ausschließungen" sei, im Namen der Freiheit und der heiligen Gerechtigkeit, im Namen des Christenthums als der Religion der Milde und des Friedens, forderte John Russell das Unterhaus auf die Juden zu allen Privilegien und Rechten zuzulassen auf die der Brite stolz ist.

— Aus den schweizerischen Aktenstücken will sich ergeben daß Frankreich trotz der gesetzlichen Verbannung des Jesuitenordens in der Provinz Lyon allein 527 Mitglieder der Gesellschaft zählt. Die gute Stadt Lyon beherbergt nicht weniger als 18 geistliche Orden neben jenen Jesuitenklöstern und andern mildthätigen geistlichen Körperschaften. Louis Philipp's Frankreich hat weit mehr Klöster als das Frankreich der Bourbons vor der Revolution. Louis Philipp's Geldherrschaft sucht zugleich in der Geistlichkeit seine Stütze.

— Der Reichstag Schwedens verdient Aufmerksamkeit. Unsere deutschen Touristen haben uns von König Oscar ein sehr schmeichelhaftes Bild entworfen. Ein deutscher Schriftsteller ist im Auslande so leicht bestechlich. Weil ihm draußen der nationale Halt fehlt, die Beziehung auf das Heimische in seinen Blicken so schlaff ist, so sind Eindrücke verschiedener Art leicht überwältigend. Er entdeckt in König Oscar's Arbeitszimmer eine Beschäftigung mit den Wissenschaften, und sein gutmüthig haltungsloses Herz ist sofort von einer literarischen Sympathie blind eingenommen. Als ob man nicht in den Wissenschaften blos dilettiren, die Kunste aus Ruhmsucht unterstützen, aus leerer Eitelkeit Verse machen, die Bildung nur als Sache des Luxus pflegen könnte! Die dilettirenden Fürsten unserer Zeit trifft der Fluch das was noth thut zu übersehen. Möglich daß König Oscar ein sehr feines Französisch schreibt, in Sachen der Banken als Publicist mehr als ein bloßer Dilettant ist; möglich sogar daß er noch nicht ganz die bürgerliche Herkunft des Vater Bernadotte vergessen. Die Schweden selbst wurden in den letzten Augenblicken des alten Königs auf überraschende Weise daran erinnert. Als der Arzt dem Leidenden das Hemd aufstreifte um dicht am Oberarm die Ader zu schlagen, entdeckte man die rothe Inschrift im Fleische: Liberté, égalité, fraternité. Auf dem Arm eines Königs die eingebrannten Signale der französischen Revolution! — Die Könige sind nicht als Persönlichkeiten, sondern in ihrem Verhalten zur Nation, zu den Formen des Staats unserer Kritik zu unterwerfen. Die Maximen ihres Regiments sind die Gegenstände unserer Untersuchung. — In Schweden hat eine längere Verstimmung den Grad der Unzufriedenheit erreicht. Die Vorlagen der Regierung auf dem Reichstage erklären uns jetzt diesen Zustand. Man erwartete Einschränkungen, und die Krone macht Forderungen zu neuem Aufwande, nicht um intellectuelle oder materielle Unternehmungen zu befördern, sondern um Lu-

rus zu treiben. Heer und Hof sollen auf einen höheren Fuß gestellt werden. Eine neue Flotte von Kriegsdampfschiffen bezweckt die Regierung zu bauen; sie fordert für den Kronprinzen, einen noch studierenden Jüngling, dem der vorige Reichstag 25,000 Thlr. bestimmte, eine jährliche Dotation von 100,000 Thlr. In allen (?) vier Ständen haben sich jetzt auf dem Reichstage starke Stimmen dagegen erhoben. Im Ritterhause der alte Graf Anckarswärd; im geistlichen Stande der Probst Sandberg. Letzterer stellte eine Schilderung der traurigen Lage des Landes, der fehlgeschlagenen Ernten, der steigenden Armuth im Volke, den Forderungen der Minister entgegen.

Nachschrift. Ein Norweger der seit längerer Zeit in Deutschland lebt, gibt uns folgenden Aufschluß über König Oscar's Stellung in Schweden. König Oscar ist ein Bürger- und Bauernfreund; sein ganzes Streben geht dahin die Adelsvorrechte in Skandinavien zu beschränken. Die ganze Opposition in Schweden ist lediglich aristokratischer Art. Nur der schwedische Adel stemmt sich gegen die Reformen, umsomehr als der König die Norweger den Schweden vorzieht. Norwegen hat seit 1818 gar keinen Adel, besteht ganz aus einem Volk von Bürgern und Bauern. Die 1818 noch lebenden Aristokraten wurden in der Verfassung bedacht; ihr nächstes Geschlecht hat aufgehört ein adeliges zu sein. Der letzte Aristokrat in Norwegen, mit dem der Adel dort ganz ausstirbt, ist ein alter Herr v. Wedell.

✻ Ein höchst merkwürdiges Phänomen ist es, daß der Östreichische Beobachter in diesen Tagen in einem Artikel über den Stand der Schweizer-Sache gewissermaßen auf die Heilighaltung der Wiener Verträge von 1815 hingewiesen hat, indem das Organ der Metternich'schen Staatsweisheit bemerkt daß zu der bevorstehenden diplomatischen Vermittelungsconferenz in Neuenburg um so mehr Anlaß sei, als die Schweiz durch den Sonderbundskrieg ihrer garantirten Grundlage von 1815 untreu geworden sei, sich in verschiedene Elemente gespalten und aufgelöst habe, und darum einer Zurückführung auf den legitimen status quo des Jahres 1815 durch die Großmächte bedürfe. Wir wollen hier nicht untersuchen, inwiefern die Voraussetzung, von der hier in Bezug auf die gegenwärtigen Verhältnisse der schweizerischen Eidgenossenschaft ausgegangen wird, eine unrichtige sei. Bewundern aber kann man es nicht genug daß in der heutigen europäischen Politik überhaupt noch jemand den Muth hat an die Verträge von 1815 zu appelliren. Denn was ist aus diesen nicht seit der Julirevolution von 1830 geworden! Diese Verträge sind das allseitig durchlöcherte Sieb, durch welches der geschichtliche Zeitgeist seitdem zwar nur sandkornweise hindurchzubringen gelernt hat, durch das aber doch mehr durchgeflossen, als man vielleicht auf beiden Seiten (bei den Regierungen und bei den Völkern) erwartet hatte. Die östreichische officielle Publicistik that sich im vorigen Jahre besonders darin hervor daß sie die Einverleibung Krakau's in den östreichischen Kaiserstaat mit den subtilsten Argumenten vertheidigte; — und das selbständige Bestehen Krakau's war doch gerade durch die Wiener Verträge von 1815 so gut als irgend ein anderes politisches Bestehen in Europa garantirt worden! Der sarkastische Lord Palmerston soll gegen den französischen Botschafter in London die witzige Äußerung gethan haben daß man doch nicht aus der affaire de Suisse eine affaire de Cracovie machen möchte! Um sich über diese Befürchtung zu beruhigen, lese man nun aber den biedermännischen Östreichischen Beobachter, der gegen die Schweiz gerade auf Grund der Verträge von 1815 losschreiten will (also parceque 1815), sowie man gegen Krakau quoique 1815 vorgehen konnte.

✻ Das Journal des Débats bringt in seinem Blatt vom 20. December wieder einen sehr interessanten leitenden Artikel über die deutsche Politik, besonders über die voraussichtlichen neuen Verfassungswirren in Kurhessen. Dieser Artikel beginnt mit den in einer französischen Zeitung außerordentlich frappirenden deutschen Worten: „Das stärkste Mittel gegen das Heimweh ist, aus Kurhessen zu sein." Es ist dadurch ein Witz des Glasbrenner'schen Volkskalenders in der französischen Publicistik zu Ehren gekommen. Der Artikel ist aller Wahrscheinlichkeit nach von Hrn. Thomas, der zur Zeit des Vereinigten Landtags längere Zeit in Berlin verweilte, und hier auch manches deutsche Bonmot aufgeschnappt haben mag. Die Ausführung hinsichtlich eines muthmaßlichen hessischen Verfassungsbruchs bietet übrigens manches sehr Treffende dar, schlagend ist unter Anderm die Betrachtung, daß, je mehr die Bevölkerungen der kleinen deutschen Staaten mit ihren Regierungen entzweit werden, dies um so mehr die Herstellung eines großen einheitlichen Central-Deutschlands begünstigen und hervortreiben heiße. Der heutigen französischen Politik möchte es aber schwerlich angenehm sein, Ein großes starkes politisches Deutschland sich gegenüber zu erblicken! —

✻ Die Allgemeine Preußische Zeitung widerlegt mit der heftigsten Heftigkeit ihres Berichtigungsstyls die von der Berliner Zeitungshalle vor einigen Tagen verbreitete, so auffallend gewesene Nachricht daß auf russischem Gebiet, zwei Stunden von Winagora, dem Gute des Herrn Bronislaus von Dabrowski (eines der freigesprochenen polnischen Angeklagten) seit mehreren Wochen ein Kosakendetaschement postirt sei, welches die Bestimmung habe den Herrn v. Dabrowski und seine Gemahlin bei ihrer Rückkehr auf das Gut zu überfallen, gefangen über die Grenze zu schleppen und dort sichern Händen auszuliefern, wofür 1000 Silberrubel als Lohn des Gelingens dieser That festgesetzt seien. Es würde daraus allerdings der schreckenerregende Umstand hervorgehn daß die russische Regierung nicht gesonnen sei, die freisprechenden Erkenntnisse der preußischen Gerichte hinsichtlich der polnischen Revolutionärs zu respectiren, insofern diese letzteren noch auf russischem Gebiet ansässig sein sollten, wie dies bei Hrn. von Dabrowski der Fall ist. Die Allgemeine Preußische Zeitung behauptet aber aus amtlichen Ermittelungen daß an dieser Nachricht nicht das Geringste wahr sei. Nichtsdestoweniger wird soeben durch eine Privatcorrespondenz aus jener Gegend selbst, welche man in der Breslauer Zeitung liest, jenes Gerücht auf eine Weise bestätigt die sich gerade auf dort stattgefundene officielle Ermittelungen des Landraths zu stützen scheint. —

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

F. Gustav Kühne.

1848. 8. Januar.	Inhalt: Ein Reiseversuch nach Gräfenberg. — Der böhmische Adel und seine Häuser in Prag. 2. — Das Kerlingische Heldenbuch — In Fulda. Sonette. — Aus München, Berlin und Leipzig (2 Briefe). — Zur Chronik: Die Adreßbauern; die schlesischen Zeitungen; Fürst Leiningen; an die deutschen Frauen; die kurhessischen Officiere; ein Blatt in Turin; Kunó und die Runen.	№ 2.

Ein Reiseversuch nach Gräfenberg.

Aus den Memoiren der legitimen Gräfin G.......

In Triest wieder angelangt, ging ich bei mir zu Rathe ob ich den geraden Weg nach Wien über Laibach und Grätz oder ob ich nicht lieber noch einen Umweg einschlagen sollte. Ich zog, da ich die erste Straße schon kannte, das Letzte vor und kehrte nach Udine zurück, von wo ich den Tagliamento aufwärts zog nach Verona und daselbst die Grabkapelle besuchte welche die wunderbaren, elastisch gebliebenen natürlichen Mumien enthält. Wunderbar! Es gibt viel Mumien in der Welt; aber sie sind leider selten elastisch und biegsam. Ist vielleicht mein Stand auch eine Mumie? Das bürgerliche regsame Zeitalter das mich anekelt, hält uns dafür. Und wir sind n i c h t elastisch!

Herrlich ist die Straße in den steil aufsteigenden Alpen, über schöne Brücken und bei herrlichen Wasserfällen vorbei, durch die alte venezianische Klause, die Grenzveste welche diese Straße sonst sperrte; daher der Name Chiusa, woraus Klause geworden ist. In Vorteba hatte ich diese Alpenkette erstiegen und fand mich wieder in Deutschland, was ich selbst ohne die Grenztafel daran erkennen konnte daß ein Betrunkener am Wege lag. In Italien hatte ich keinen Betrunkenen gesehen, in Griechenland eben so wenig; dort auch keinen Bettler, woran es hier nicht fehlt.

Hier in der Nähe der Quelle der Sau überschritt ich bei dem lachend gelegenen Villach die noch junge Drau. Noch schöner aber fand ich den Weg an dem herrlichen See nach Klagenfurth mit einem schönen Marktplatze, aber mit von den Franzosen gesprengten Festungswerken*). Leider wird die Schönheit der hiesigen Natur entstellt durch die Bevölkerung mit Kröpfen. Diese sind so allgemein daß ein Mädchen ohne Kropf sehr schwer einen Liebhaber findet, ein wohlgeformter Kropf zu den hiesigen Schönheiten gehört, wenigstens die Abwesenheit eines Kropfes als ein Mangel erscheint. So**) ging es fort durch die lachendsten Thäler über Hundsmarkt, Judenberg und Knittelfeld an der Muhr.

Leoben und Bruck sind freundliche Städte, und die alte Burg welche den letzten Ort überragt, brachte mir die historisch wohlbegründete Zeit in frische Erinnerung, wo es allein von den Rittern dieser Schlösser abhing wen sie die Mürz entlang durch das schöne Felsenthal nach Mürzzuschlag wollten ziehen lassen. Von hier überstieg ich die hohen Berge bei Schottwien, welches im schauerlichen Thale von alten Burgen überragt wird, die diesem Orte einen höchst romantischen Charakter geben.

Ohne mich in der Kaiserstadt aufzuhalten, eilte ich nach Nikolsburg durch die fruchtbarste Landschaft, mit großen Schlössern des östreichischen und mährischen Adels geziert, von denen, außer einigen durch ihr Alter ehrwürdigen Burgen, mir das fürstlich Dietrichstein'sche Schloß in Nikolsburg selbst am meisten gefiel. So ging es fort bis Brünn, dessen Eisenbahn

*) Diesen Styl wagen wir nicht zu ändern; aus Scheu vor Mumien. D. Herausg.

**) D. h. mit oder ohne Kropf?

dagegen einen sehr unangenehmen Eindruck auf mich machte. Ich theile nämlich den Widerwillen gegen Eisenbahnen mit der Gräfin Hahn. Denn Eisenbahnen und die Industrie der neuen Zeit passen nicht zu altem Adel und zu altem Glauben. Im Unwillen über diese industriöse Zeit vermied ich sogar die Kunststraße als eine Ausgeburt des Zeitgeistes und fuhr über Tribau nach Eisenberg, um über Goldenstein nach Johannisberg zu gelangen. Dort hatte ich mir ein Rendez-vous mit einer kranken Verwandten gegeben die nach Landeck ging, da ihr leider die Wallfahrten nach dem Annaberge so wenig wie die nach Czenstochau und Kevelaer am Rhein geholfen hatten.

Diese Fahrt ist mir aber theuer zu stehen gekommen, und nie werde ich es wieder versuchen, ohne eine bekannte Straße in grader Linie nach der Karte zu reisen. Von Eisenberg hatte ich nämlich meinen Wagen mit meinen Leuten auf der großen Straße nach Gräfenberg geschickt, ich selbst aber fuhr mit einem gemietheten Fuhrwerk nach Goldenstein, wo ich gegen Mitternacht ankam. Mit Mühe ward mir in dem einzigen Wirthshause dieses kleinen Bergstädtchens Einlaß: da der Wirth meinte, man sei hier nicht gewöhnt im Schlafe durch Reisende gestört zu werden; hier wären nur ordentliche Leute, und diese pflegten nicht in der Nacht zu reisen! Gern wollte ich ihm diese grobe Bemerkung zu Gute halten, wenn er mir nur bald, da keine Extrapost zu haben war, ein anderes Fuhrwerk verschafft hätte. Ich mußte sofort wieder aufbrechen. Allein dies ward für unmöglich erklärt, indem sich kein Mensch darauf einlassen würde.

Endlich brachte ich mit vielem Gelde einen von den Genossen dieses Wirthshauses auf die Beine, um im Städtchen den Versuch zu machen, Pferde und Wagen für mich aufzutreiben. Nach mehreren verlornen Stunden kam endlich die Nachricht daß mein Wunsch zwar befriedigt werden könne, allein vor Anbruch des Tages sich niemand darauf einlassen wolle. Ich ließ mich nun selbst zu dem Pferdebesitzer führen, der mir als der willfährigste geschildert ward. Doch erst nach wiederholtem Klopfen und Rufen, welches den Nachtwächter sogar zu einer nicht feinen Intervention veranlaßte, gelang es mir, meinen Fuhrmann so weit willfährig zu machen daß er versprach die Pferde zu füttern und nach einer Stunde abzufahren. Doch erschien er endlich viel später, und vorläufig blos um die Bezahlung vorher zu erhalten, ehe er einen Schritt weiter thun wolle. So sehr mir dies auffiel, da ich in Italien gewöhnt gewesen war von dem Fuhrmann sogar die Hälfte der vabredeten Summe zu meiner Sicherheit als Draufgabe zu erhalten, gab ich ihm, um nur endlich fortzukommen, einen Friedrichsd'or. Ich hatte mich von allem Kaisergelde befreit, weil ich nur noch zwei Meilen von der Grenze war. Allein der vorsichtige Bürger von Goldenstein sagte, er kenne solches Geld nicht und wolle lieber nicht fahren.

Ich mußte fort; ich versprach ihm noch ein Paar Thaler mehr, sobald wir in Johannisberg angekommen sein würden. Unterdeß solle er mein Goldstück als Pfand behalten, da ihm meine Person, meine Uhr ꝛc. nicht hinreichende Sicherheit zu gewähren schiene. Allein er meinte, diese Münze kenne er nicht, er wolle daher nichts damit zu thun haben. Ich bot ihm zwei, drei und noch mehr Goldstücke zum Pfand an; allein da sie niemand im Hause kannte, wollte er sich auch darauf nicht einlassen, indem er sich fürchtete Weitläufigkeiten zu haben; es wäre nämlich schon vorgekommen daß Fremde bloße Knöpfe für Gold ausgegeben. Diese Vorsicht des guten Mannes brachte mich zur Verzweiflung; denn schon mußte ich fürchten hier mit einer vollen Geldbörse kein Fuhrwerk auftreiben zu können, ja am Ende gar als Falschmünzer festgehalten zu werden. Jeder Aufschub war mir um so schmerzlicher, da ich berechnet hatte mit dem anbrechenden Morgen in Johannisberg sein zu können. Der Morgen brach an, und noch immer war ich in der nämlichen Schenke zu Goldenstein, ein Paar Meilen davon, und die Zeit des angegebenen Rendez-vous drohte zu verstreichen. Dennoch blieb nichts anderes übrig als abzuwarten, bis jemand in dem Städtchen mein Geld anerkennen würde. Doch man schlief hier ziemlich lange. Nach langem Herumschicken ward endlich von einem Steuereinnehmer erklärt, meine Goldstücke seien wirkliches Gold, aber den Werth derselben könne er nicht angeben. Nun erst nahm der Vorsichtige mein Pfand an; der Sicherheit wegen forderte er aber viermal mehr als ihm zukam. Das konnte mir gleichgültig sein, da ich in Johannisberg so viel Scheingeld erhalten konnte als ich brauchte. Scheingeld nennt man hier die Einlösungsscheine der Banknoten welche durch eine cidevant väterliche Fürsorge des in Gott ruhenden Kaiser Franz auf zwei Fünftel ihres Werthes herabgesetzt worden sind. — So kam ich endlich über das Altvatergebirge nach Schlesien, nachdem ich eine der unangenehmsten Nächte meines Lebens zugebracht hatte.

In Gräfenberg sah ich den Wundermann der unter den Ärzten eine so große, vielleicht noch nachhaltigere Revolution wie der gelehrte Hahnemann her-

vorgerufen hat. Ich fand hier Kranke aus allen Enden der Welt. Gesunde leider nicht; und die Gesunden machen mir doch stets den Aufenthalt in den Bädern angenehm. Unter den hier anwesenden Polen fand ich sehr interessante Menschen, und ich hatte Gelegenheit mich auf's neue zu überzeugen daß der Pole im Auslande am liebenswürdigsten ist; und am liebenswürdigsten, wenn er unter andern Nationen allein ist. Eben so habe ich es bei dem Holländer gefunden; umgekehrt aber bei dem Engländer, der in der Heimath am liebenswürdigsten erscheint.

Einer der hier anwesenden Häupter der polnischen Revolution in den dreißiger Jahren war im Stande mir sehr wichtige Aufschlüsse zu geben, wenn es deren noch bedurft hätte, seit Roman Soltyk die Ereignisse dieser Revolution so treu dargelegt hat, daß man sich nur darüber wundern kann wie die Sache bei dem gänzlichen Mangel an Plan und bei der gränzenlosen Unordnung und totalen Kopflosigkeit der Führer noch so lange hat vorhalten können. Aber es war von den Russen — wenn es Plan war — sehr weise, den Polen Zeit zu lassen unter sich uneins zu werden. Vielleicht würden sie besser zusammengehalten haben, wenn Diebitsch sie fortwährend angegriffen hätte. Denn das wenigstens muß den Polen eingeräumt werden daß sie sich überall sehr gut geschlagen haben, wo sie in's Feuer geführt wurden.

Am meisten mag wohl Skrzenicki auf seinem Gewissen haben. Obwohl tapferer Soldat, ward es ihm dennoch sehr schwer Warschau zu verlassen, da er sich darin gefiel ein großes Haus zu machen und die elegante Welt um sich zu versammeln. Weshalb er auch die Übernahme der Oberbefehlshaberstelle mit an die Bedingung geknüpft hatte, ihm den besten Palast in Warschau einzuräumen, statt sich täglich 300,000 Patronen auszubedingen, um sie gegen die Russen zu gebrauchen, und keinen der jungen Leute in Warschau zu dulden, die dort seinen Hofstaat bildeten oder der nobeln Passion des Spiels oblagen.

Daher ist es erklärlich daß im Ganzen so wenig Opfer gefallen. Mir ward hier erzählt daß von den 4 bis 6000 tapfern Männern aus dem Herzogthum Posen, welche alle mit dem besten Geiste beseelt waren, nur etwa 20 auf dem Felde der Ehre geblieben sind. Zu verwundern ist es daß die Damen in Warschau nicht vermocht haben die Führer zum täglichen Angriff auf die in der Nähe befindlichen Russen anzuhalten; da sie doch sonst so viel Energie entwickelt haben. Mir ward die Frau eines Stabsofficiers genannt, der seit mehreren Jahren in ländlicher Ruhe lebte, seine Landsleute kannte und wohl wußte daß sie nur unter einem fremden Napoleon ohne Tadel waren. Dieser wollte den dringenden Aufforderungen seiner Ehefrau, in die Reihen der Kämpfenden zu treten, nicht nachgeben. Sie war Mutter von acht Kindern; dennoch siegte der Patriotismus dieser zweiten Cornelia. Sie drohte ihren Mann zu verlassen, wenn er dem Rufe des Vaterlands nicht folgte. Da entschloß er sich endlich zu etwas dessen Erfolglosigkeit er als alter Soldat sehr wohl voraussah. Die Mutter gab den ältesten Sohn mit; er war unter den Wenigen die geblieben sind. Der Vater that seine Schuldigkeit; da er aber bei der Unordnung des Ganzen und bei dem Zwist der Führer mit seiner Brigade gefangen ward, konnte er der Verleumdung nicht entgehen: denn jeder mißtraute dem Andern.

So viel ist gewiß daß es den Frauen Polens mehr Ernst war als den Männern, alles, selbst ihre Person auf den Altar des Vaterlands niederzulegen. Mir ward hier ein sehr fein gebautes Fräulein gezeigt, welche damals mit Begeisterung ausrief: „Mutter, 1000 Gulden und ein Pferd!" Die patriotische Mutter erlaubte zwar nicht daß ihre Tochter zur Amazone ward; dennoch eilte sie selbst nach Warschau, wo sie eine Forderung von 20,000 Thlr. hatte. Um rasch Geld zu erhalten, verkaufte sie dieselbe für 5000 Thlr. und gab diese Summe einem ihr näher stehenden General der patriotischen Armee, um sie nach Gutdünken zur Rettung des Vaterlandes zu verwenden. Bei solchen Gesinnungen ihrer Frauen hatten die Polen wohl Veranlassung zu singen: „Noch ist Polen nicht verloren!" Allein leider verspielte dieser Patriotengeneral diese Summe in der ersten Nacht. Und welche Consequenz ist in diesen Frauen! Das Vaterlandsfeuer jener Dame ist nicht erkaltet! Noch fortwährend bringt sie bedeutende Opfer für die polnischen politischen Flüchtlinge in Frankreich und England, und ihr tägliches Gebet ist: Krieg. Besonders da die letzten im tiefen Frieden unternommenen Versuche ein so klägliches Ende genommen haben. Thiers war ihr ein Heiliger, und bei dem ersten Kanonenschuß in Europa hofft sie auf den Wiederausbruch der Revolution in Polen. Ein Paar tausend Polen in Paris bilden jetzt nach ihrer Ansicht die polnische Nation. Gläubig warten sie auf die Zukunft. Streng befolgt sie zuvörderst die von der Kirche vorgeschriebenen Fasttage. Wahrscheinlich hat sie dies Gelübde gethan, um vielleicht nicht

noch ein größeres Opfer ihrer Neigung zu bringen. Auch hier sah ich die polnischen Damen mit Arbeiten für ihren Erzbischof beschäftigt, obwohl mir seine Epoche jetzt beendet zu sein scheint. — Wenn Polen eine Mumie sein sollte, so muß man doch sagen: diese Mumie ist noch immer elastisch!

Der böhmische Adel und seine Häuser in Prag.

Von F. Gustav Kühne.

2.

Das Landhaus der Stände, auf der Kleinseite, war ehedem ein Profeßhaus der Jesuiten. Kaiser Josef hat das Gebäude weltlich gemacht, aber er vergaß die hohlen Räume zu bevölkern. Der Adel stellt sich unregelmäßig zu den Landtagen ein. Wenn er auf der Scholle der Wirklichkeit sein Heil suchte, würde er weniger saumselig sein in Handhabung seiner Rechte. Der Hochmuth des Dynasten hat sich beim Adel noch nicht in den Muth des freien Mannes verwandelt. Der stockische Trotz des Starosten muß in den Stolz des Menschen übergehen, in jenen Stolz dem auch die Klugheit gutsteht, auch die Milde geziemt und die Dauerbarkeit eines getreuen Bewußtseins innewohnt. Der böhmische Adel muß mit der Offenheit deutscher Wahrheitsliebe vor Gott und Kaiser des freien Mannes Wort laut werden lassen. Aus altböhmischen Ständen müssen altgermanische werden. Und zu Ständen im germanischen Sinne gehört vor allem die Vertretung des Bürgerthums. Das Element der Städte dem Adel zur Seite in die Wagschaale zu legen, wäre in Böhmen eine schöne Aufgabe Östreichs, wenn Östreich an Aufgaben der Zukunft dächte. Es begünstigt in Böhmen die slawischen Liebhabereien des Adels und verhilft dem Bürgerthum zu keiner Entwickelung seiner deutschen Natur.

Oben in der Burg auf dem Hradschin ist der Wladislawsaal; dort wird der Postulatenlandtag gehalten, die Huldigung der Stände entgegengenommen. Versäume niemand die schöne Halle zu betreten. Fast hundert Schritte lang dehnt sie sich hin, die Wölbungen greifen von unten auf ohne Stütze und Pfeiler zum Knauf in die Höhe; wie ein steinernes Palmenhaus steht dies prachtvolle Fächergewölbe da. Um den Thron herum sind die Sitze der Stände, fest umschrankt. Da seht Euch auch das kleine bescheidene Plätzchen hinten zur Seite an. Sieht es nicht aus wie ein Armsünderbänkchen? Da haben die Bürger, die Abgeordnete der Städte, ihr Stühlchen; da sitzt der zusammengeschrumpfte Kern der Nation. Nur die Vertreter der Stadt Prag dürfen aus alter Gewohnheit ausnahmsweise innerhalb der Schranken niederhocken.

Der Adel liebt das Exclusive; er sucht darin sein Heil. Und doch kann der böhmische Adel nicht auf lange hin ausschließlich böhmisch sein. Will er es einmal sein, so wünscht' ich, er würd' es bis zu dem Grade um Östreich zu nöthigen ihm zur Seite das Bürgerthum der Städte zur freien und festen Entwicklung zu bringen. Vor der Hand hat der Adel noch nicht soviel Energie um nationalböhmisch aufzutreten, geschweige soviel Kultur um nationaldeutsch zu sein. Es fehlt ihm der Entschluß sich in geschlossenen Reihen zu ordnen. Böhmen leidet fast so stark wie Irland am „Absenteismus“ seiner Nobili. Der Landtag wird schlecht besucht; der Adel ist selten im Lande. Auf dem Abhang der Berge zu beiden Seiten der Moldau bei Prag: welch ein Landhausleben hier im Sommer! Aber die Villen stehen leer, die Gärten sind öde, der Adel siedelt sich dort ungern an. Die Moldauinseln führen von Alters her stolze Namen: Groß-Venedig, Klein-Venedig; auf der Hetzinsel waren Rennbahn und Amphitheater für Thiergefechte. Das läßt vermuthen daß hier ehedem ein üppig schönes Leben mit allen Reizen von Kunst und Natur sich schmückte. — Es fällt mir nicht ein das vorige Jahrhundert zu rühmen, das trotz Alongenperücke, trotz Reifrock und Grandezza zwischen Spiegelwänden in zügelloser Gier den Trieb der Natur als Dämon entfesselte, hinter den steifen Taxuswänden der Privatgärten die lüsternen Götter der Wildniß als Faun und Satyr spielen ließ. Schloß Troja mit englischem Park und gothischen Ruinen, die Cibulka im französischen Styl, die Gärten der Clam-Gallas, die Villen der Kolowrat mit Privattheatern, all die Schauplätze eines schwelgerischen Lebens will ich nicht feiern, die Lustschlösser der Großen nicht preisen, auf denen wälsche Primadonnen den sauern Schweiß der ein Jahr lang den Acker genetzt, in Einer Nacht vergeudeten. Es war ein Gemisch nationaler Naturkraft und fremdländischer raffinirter Gelüste in den starken Tafelfreuden der Großen, in den kirchlichen

prunkvollen Feierlichkeiten auf Umzügen und Wallfahrten, wie sie die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts hier in und um Prag erlebt. Es war als hätte ein heißer Luftstrich des üppigen Südens das steingewordene Herz des Landes wieder lebendig gemacht; als wollte Prag auferstehen nach langem Schlaf, Saturnalien feiern nach langer Todtentrauer. Nachts erklangen Serenaten in den Gassen, in den Palästen glänzten die Fenster, die Matadore der Oper rissen die Bewunderung der Welt an sich, Feuerwerke brannten auf den Inseln, in den Villen am Ufer erscholl der Jubel tosender Gelage, im Versteck der Gärten feierten die heidnischen Götter Roms mit böhmischer Wildheit ihre Orgien.

In all der Schwelgerei der Väter und Großväter des Geschlechts von heute, unter dem Gelärm von Lukullischen Freuden, in all diesen Wettkämpfen von Gott Bacchus und Frau Venus gedieh aber zugleich ein wahrhaft Götterkind, eine Muse voll tiefer Schönheit und blühender Schöpferkraft: die Musik. Die Kultur des alten Jahrhunderts hatte ihren Ausdruck in der Musik gefunden. — Jeder Böhme, sagt man, ist ein geborner Musikant. Nicht ob er ein Instrument, sondern wieviel er spiele, soll man den Böhmen fragen. Man sagt das, weil es von Alters her so gewesen. Und es liegt in der Natur des Böhmen. Der barsche Trotz seines Wesens springt leicht um in Melancholie; was hart und spröde an ihm scheint, löst sich gern in Weichheit auf. Das gibt ihm und das thut die Musik. Böhmische Musikanten ziehen weithin durch die Welt bis in den Süden hinunter, wo man sie wie hyperboräische Kobolde anstaunt, bis in den Norden über Petersburg hinaus, wo man die Romantik des Südens in ihren Klängen ahnt. Den Bergwerken ihres Landes sind sie entstiegen und aus dem Schacht der menschlichen Seele dringt die Wehmuth ihrer Lieder herauf. Die Strohfidel, die Maultrommel mit dem stählernen Triangel der Bergknappen, das Hackbrett und Cymbal der Gebirgsbewohner ist ihnen eigen. Ihr Punto (Stich) war der Herold des Waldhorns, und was an Zartem und Weichem, an Kraft und Fülle im Horn ertönt, ist nur ein Echo aus der grünen Waldnacht des böhmischen Herzens. Und mit den neueren Erfindungen der Kunst sind sie ebenso eng vertraut, in alle Geheimnisse der feineren Instrumentalmusik eingeweiht. Auf Benda und Dussek, auf Gyrowetz und Wranitzky sind sie stolz, Dionys Weber ehren sie hoch, Abt Vogler war lange unter ihnen, und Gluck war ein Böhme; sein Vater war Jägermeister bei einem Lobkowitz. Wes Geistes Kind Gluck ist, kann uns nicht zweifelhaft sein. Dieser Großmeister und Chorführer des musikalischen Drama's war deutsch, wie alles was aus Böhmen heilsam erwächst, ob es schon die Welle des böhmischen Blutes verräth, doch seine deutsche geistige Quelle nicht verleugnet. In den Zeiten der Noth stellt sich zwischen Deutsch und Böhmisch der alte zwiespältige Fluch immer wieder ein; in den Zeiten des Glücks und des befruchtenden Segens schwindet diese Scheidewand. Die Böhmen selbst erkannten die Spaltung so wenig an daß sie sogar Mozart, den Salzburger Mozart, zu den Ihrigen rechneten. — Nicht wo die Wiege stand, die kleine Menschlichkeit in Windeln lag, sondern wo sein Sinn erwachte, sein Gemüth warm wurde, sein Geist sich dehnte, sein Herz sich wohlgefühlt: ist die Heimath des Genius. Es war der Styl der italienischen Oper den Mozart mit deutschem Geist beflügelte. Wenn etwas deutsch, so ist es Mozarts Musik. Aber er hatte in Prag die Stätte seiner besten Pflege und Entwickelung gefunden, dort, in der träumerischen Böhmenstadt, nicht im eitelen Wien, hat er Figaro's Hochzeit, Don Juan, Cosi fan tutte und Titus empfangen und gefühlt, gedichtet und gesetzt. „Die Böhmen sind es die mich verstehen!" war Mozarts Wort; im Kreise des Grafen Pachta hat er wie ein Kind des Hauses gelebt. In der Luft des Landes flatterten Töne herum, der Fels, der Wald, die gestürzten Säulen alter Herrlichkeit suchten ihr Echo, die Trauer eines leidenden Volkes hatte keine andere Sprache; und Mozart fand für das Gefühl eines großen Unglücks das Wort, den Ton. Das haben die Böhmen sehr wohl gewußt, darum nannten sie den deutschen Mozart den Ihrigen. — In der Bibliothek des Clementinums haben sie einen Mozartssaal mit lauter Werken und Handschriften des Meisters um seine Büste zusammengestellt; ad coelestas harmonias revocatus! lautet die Inschrift am Fußgestell.

Die Musik war der gute Genius im Kulturzustand des vorigen Jahrhunderts. Böhmen erzeugte keine Literatur in jener Epoche; denn es fand nicht das Wort, es hatte nur den Ton. Die Aufgabe von heute ist: für den Ton das Wort zu finden, auf daß was ehedem unbestimmt fluthendes Gefühl war, jetzt zum festen Gedanken werde, und aus solchem selbstbewußten Inhalt sich die freie That erzeuge. — Der böhmische Adel von heute will patriotisch sein. Aber er beschränkt den Patriotismus auf die Pflege des Altböhmischen. Er läßt Landpfarrer böhmische Grammatiken vertheilen, Palatzky Geschichte schreiben, Hanka alte Chroniken sammeln. Ein Nationalmuseum stellt er als Beinkammer

für die Reliquien des Volkes zusammen und trägt seine Wünsche, seine Freuden, seine Liebhabereien aus Böhmen hinaus. Sich nicht wohlfühlen im heimischen Lande, heißt das Patriot sein? Der Hang zu weichlichem Comfort treibt sie nach Wien, der blasirte Egoismus, auch dort des Deutschen überdrüssig, eilt nach Paris. Statt seine Güter im Lande zu bewohnen, statt den Boden selbst zu pflegen, der hundertfältig tragen kann was er leistet, überläßt man ihn dem System der Pächter die ihn ausbeuten statt ihn für die Zukunft tragbar zu machen. Ist Kaiser Karl der die Reben des Rheins am Wyschehrad pflanzte, ist der deutsche Fleiß der luxemburger Zeit so ganz aus dem Andenken der böhmischen Großen geschwunden? In Steiermark, in Salzburg, in Tyrol, selbst in Ungarn haben sie Güter und Villen. Wenn Böhmen ihrer bedarf, sind sie in alle Welt zerstreut. Wenn dies Land seine Kraft beisammen nöthig hat, sitzt der Adel in der Fremde oder zittert für sein Besitzthum draußen. Warum fühlt er sich nicht wohl in Böhmen? Keine Hauptstadt eines Landes ist so sehr Mittelpunkt seiner Geschichte, so sehr zusammengeschlossene Kraft aller seiner Elemente. Warum meidet der Adel Prag? — Scheut er die blutigen Erinnerungen? Das verdiente Beachtung. Aber es kann nur falsche Scham, nur falsche Scheu sein was diesem Gefühl zum Grunde liegt, der Verweichlichung eines Spätlings zum dürftigen Deckmantel dient. Der mannhafte Sinn fürchtet nicht die Schauer der Vergangenheit. Wo das Haupt eines Ahnherrn fiel, da ist die Stätte für den Enkel heilig. Oder meint Ihr die Geister der Erschlagenen müßten noch immer Rache rufen? Wo der Leib des Gemordeten vom Rathhaussöller herunterhing, wo sein Nacken vor dem Block sich beugte, sein Blut an die Wände der Teynkirche spritzte, -- glaubt Ihr daß da Gespenster umgehen? Laßt sie wandeln, sie wollen ihr Recht! Laßt sie an Euch herankommen, sie haben ein fragwürdig Antlitz und eine Frage frei an das nachkommende Geschlecht. Selbst der Träumer Hamlet scheut die Gestalt des weiland Dänmark nicht; er hält ihr Stand. Ihr aber sollt m e h r als Träumer sein, von Euch fordert das Jahrhundert das Bewußtsein des freigewordenen Menschen, das feste Wort des Mannes, die geschlossene Kraft die zur That fähig macht. Wenn Euch unter den Säulen gestürzter Herrlichkeit Schmerz und Zorn anwandelt, schämt Euch auch der Thräne nicht. Aber laßt sie rückwärts fließen daß sie sich mit Eurem besten Blut vermische, Euer Herz heilige und adele. Adel des Landes wollt Ihr sein, die Besten der Nation Euch nennen. Seid zuvor Männer! Lernt Euch zuvor fühlen als Menschen vom Blut des Volkes!

Das Kerlingische Heldenbuch.

Vom Rhein.

Um jede Persönlichkeit welche in gutem oder bösem Sinne die Aufmerksamkeit des Volkes in Anspruch nimmt, setzt sich bald ein Cyklus von Sagen und Geschichten an, die theils dem eigenthümlichen Wesen dieser Persönlichkeit selbst ihre Entstehung verdanken, theils früheren Erscheinungen ähnlicher Art entlehnt worden sind und als solche wohl die Wahrheit, aber nicht die Wirklichkeit sich aneignen dürfen. Was vor Jahrhunderten schon einem Bedrücker der alten Weltstadt angedichtet wurde, kann jedem Herrscher der jüngsten Zeit, ist ihm nur sein Wille einziges Gesetz, von neuem nacherzählt werden, während von jedem Fürsten, dem es gelungen sich die Liebe seines Volkes zu verschaffen, gemüthliche oder humoristische Anekdoten und Charakterzüge umzulaufen pflegen, die er meistens von irgend einem Vorgänger ererbt hat und auf irgend einen Nachfolger fortpflanzen wird. Wie man im Norden von König Frode erzählt, er habe einen Goldring auf die Straße gelegt den Keiner zu entwenden gewagt: haben die Gothen von Dieterich, die Angelsachsen von Alfred, andere Völker von anderen Königen Ähnliches berichtet, und bis auf Rudolf von Habsburg und weiter vererbte sich diese Sage, die bei jedem Regenten, der nach einer Zeit der Unsicherheit und Gesetzlosigkeit einen festen, kräftigen Rechtszustand zurückführt, wiederum zur Wahrheit werden kann. So gleicht die Sage einem unstäten Lichtstrahl, der hier einen Augenblick verweilt, dann dorthin forthüpft und an einer dritten Stelle plötzlich erscheint; von dieser verjagt ihn wieder der nächste Moment aber nur um den flüchtigen Gast abermals an einen neuen Ort zu versetzen.

So ging es auch mit den Mythen, in welchen die ursprünglichen, kindlich großartigen Religionsanschauungen unseres Volkes lebendig geworden. Wie Vieles

was man in alter Frömmigkeit von Wurtan erzählte, ging nicht auf Karl den Großen über! Aber die Sage verweilte nicht bei ihm, sondern sprang auf den nächsten Helden der Nation, auf Friedrich den Rothbart, um von diesem wieder auf Maximilian, den letzten Ritter, überzusetzen. Wenn sich ein neuer Glaube geltend macht, werden die Mythen des alten verpönt, aber sie leben als Sagen fort. „Das Volk dem sein Glaube zerstört wird, rettet einzelne Züge daraus, indem es sie überträgt auf einen Gegenstand neuer, unverfolgter Verehrung." So besitzt die Mythe, wenn sie auch als die minder heilige Sage, dem Schall gleich der eine lange Folge von Reflexionen durchzumachen hat, allmälig abgeschwächt und verunreinigt wird, ein unendlich zähes Leben welches in seinen Resten fast nur mit der Nation selber, der es angehört, zu Grabe geht.

Es wäre ein Wunder, hätte sich um Karl den Großen, diesen glänzendsten Helden unseres Volkes, nicht so frühzeitig solch ein Cyklus sowohl frisch gezeugter, wie übertragener Mythen und Sagen gebildet; der nicht viel später lebende Mönch von St. Gallen welcher die Thaten des Kaisers aufgezeichnet, gibt die deutlichsten Belege dafür. Die Heldendichtung deren Karl sich, wie es Einhard, der ältere bedeutendere Biograph gemeldet, so liebend angenommen, erwies sich dankbar und machte ihren Pfleger selbst zu einem Liede. Was des Kaisers Zeitgenossen und die zunächst folgenden Geschlechter Vereinzeltes von ihm erzählt und gesungen, wuchs im Lauf der Jahre zu einem großen, weit verzweigten Ganzen heran, das endlich, nachdem es lange Zeit in der Verborgenheit fortgewuchert, in den epischen Compositionen des zwölften Jahrhunderts an's Tageslicht der Literatur zu treten wagte. Zu Siegfried dem Drachentödter und dem Ostgothen Dieterich gesellte sich nun auch der große Held des Frankenstammes und bildete vereinigt mit ihnen die glänzende Trias, nach welcher man die Epen des Mittelalters zu unterscheiden und benennen pflegt. Am Rhein hat man von allen Dreien gewußt: die erste Hälfte der Nibelungen spielt ja an seinen Ufern; daß man Dieterich gekannt, beweisen Lieder, Sagen, örtliche Benennungen; Karl aber stand schon als historische Persönlichkeit viel zu nahe als daß sich sein Bild, auch nachdem es zu einem sagenhaften geworden, von der Gegend in welcher er gelebt und gewirkt, entfernt haben sollte.

Nun hat uns Simrock, der jüngste Herausgeber des Heldenbuchs, „der sein Leben an die Vollendung und Abschließung des in der Urzeit unseres Volkes begonnenen, durch alle Jahrhunderte seiner Herrlichkeit fortgesponnenen Mythenkreises gewendet", Bruchstücke des Kerlingischen Heldenbuchs, soweit dasselbe von modernen Dichtern wiedergeboren worden, gesammelt und so eben, der deutschen Jugend gewidmet, im Druck erscheinen lassen*). Den Inhalt dieser Sammlung in kurzen Zügen vorüberzuführen, ist der eigentliche Zweck unserer Zeilen.

Lassen wir die Benennung: „Kerlingisches Heldenbuch" erst von da an gelten wo der Held der ihm diesen Namen verliehen, der Heros Eponymos, persönlich auftritt, so wird das Gedicht welches die Sammlung eröffnet, die bekannte Streckfuß'sche Ballade: „Pipin der Kurze", nur als Vorspiel zu betrachten sein, und das eigentliche Heldenbuch erst mit dem zweiten Liede, mit Simrocks „Bertha die Spinnerin", beginnen. Spielen auch in diesem Gedichte, der alten Stammsage der Franken, die wieder mit dem lieblichen Mährchen von Flos und Blankflos in Verbindung steht, Pipin und seine lang verlorene, endlich aber nach vielen Leiden und Abenteuern wiedergefundene Gattin Bertha, die bekannte Berthe au grand pied, die bedeutendste Rolle, tritt doch auch das von ihnen gezeugte Kind, also der Heros des Heldenbuchs, darin schon auf. In der Stunde in welcher er auf entlegener Waldmühle gezeugt wird, kreisen wunderbar glühende Himmelslichter und verkünden dem beobachtenden Astronomen daß ein neues Weltenjahr begonnen — eine der gelungensten Stellen des Simrockschen Gedichtes, welcher sich nur noch die frische Hymne auf das Waldleben die der umherirrenden Königin in den Mund gelegt ist, an die Seite stellen läßt. In der Waldmühle in der Karl geboren worden, wird er auch erzogen bis er als dreijähriger Knabe an dem Hofe seines Vaters aufgenommen wird. Die kecke Naivetät mit welcher er sich hier einzuführen weiß, erinnert an Klein Roland im Uhlandschen Gedichte und deutet gleichfalls schon auf die künftige Bedeutung des Kindes. Aber Karl wird zum Jüngling, zum Manne. Das Heldenbuch führt ihn uns zunächst in seinem Kampfe wider die Longobarden vor. Der schon erwähnte Mönch von St. Gallen, vor allem aber die eben im jüngsten Bande der Pertzschen Sammlung erschienene Chronik von Novalese bieten hier einen so reichen, kernigen, ursprünglichen Stoff daß man sich fast verwundern muß, wie

*) Kerlingisches Heldenbuch, Sagenlieder von Karl dem Großen. Der deutschen Jugend gewidmet von Karl Simrock, Frankfurt a. M. Brönner. 1848.

derselbe noch so wenig zu epischen Zwecken ausgebeutet worden. Drei dieser Sagen finden wir hier in Simrockscher Bearbeitung, die vom „longobardischen Spielmann" welcher den Franken den Weg nach Italien zeigt und dann mit so vielem Lande belohnt wird als er sich mit seinem Horn erblasen kann; die von „Adalgis", dem kecken Königsohne, der sich, nachdem sein Volk entflohen und das Reich seines Vaters vernichtet, getrosten Muthes an dem Tisch seines Todfeindes niederläßt; und endlich die gewaltige, vom Mönch von St. Gallen zuerst berichtete Sage vom „eisernen Karl", die oft genug in Prosa, hier aber das erste Mal in genügender poetischer Form nacherzählt worden:

Eisern kommt der Karl geritten,
Eisern Panzer, Helm und Schild,
Eisern scheinen seine Sitten,
Selber Er ein Eisenbild.

Eisern war auch seinem Rosse
So die Farbe wie der Muth,
Eisern jeglicher Genosse,
Eisern all der Ritter Fluth.

Dem Longobardenkriege folgen die Kämpfe mit den Sachsen, den Avaren, den Wenden, nachdem uns „der Schäftenwald" für einige Augenblicke nach Spanien versetzt hat. Die Gedichte dieser Abtheilung sind meistens bekannt: Platen's „Wittekind", Goethe's Walpurgisnacht", Rogge's „Recke Einheer" u. a. — An diese Bilder aus Karls Schlachtentreiben reihen sich endlich die Sagen aus seinem Privatleben, die, was ihre Lokalisirung betrifft, fast alle dem Rhein und seiner nächsten Umgebung angehören. Hic nunc est os de ossibus nostris et caro de carne nostra! Hier die „lebendigen und wahrhaftigen Zeugen" unserer alten rheinischen Poesie! Sehen wir doch hier den großen Krieger, wie er vor der Leiche Fastradens seiner Schlachten vergißt und erst dann wieder zu dem Leben wozu das Geschick ihn berufen, aufwacht, als der wunderbare Ring der ihn an die Verstorbene gefesselt, in die warmen Fluthen von Aachen versenkt worden; wie er, als rüstiger Jäger den Odenwald durchstreifend seine verloren geglaubte Emma wiederfindet oder Bertha's heimliche Liebe mit schlauer, aber sinniger Kunst zu entdecken weiß; wie er, ein Freund des Gesanges, den liederreichen Arinold mit einem Walde belohnt den dieser mit schnaubendem Rosse umreitet. Hier sehen wir den alten Kaiser, wie er sich noch in seinen späten Lebenstagen abquält die schwere Fertigkeit des Schreibens zu erlernen, weil er schreibend eine Sünde bekennen möchte die er mit dem Munde zu beichten sich scheut; hier endlich, wie er unter Leitung des in der Heldensage so berühmten Zwerges Alberich auf nächtlichen Diebswegen schleicht, dabei aber, wie die göttliche Vorsehung es gewollt, eine gegen sein Leben gerichtete, drohende Verschwörung entdeckt. Wir haben in dieser Abtheilung welche Beiträge von Gruppe, Follen, Smets, Hermann Müller, Wolfgang Müller, dem Herausgeber u. A. enthält, ungern „Hildegart und Taland" von Pfarrius vermißt. Über „Lufthilde" gedenken wir an einem anderen Orte ausführlicher zu sprechen; wir glauben in dieser interessanten, niederrheinischen Ortsheiligen welche sich in ähnlicher Weise ein Grundstück erwirbt wie Arinold und der longobardische Spielmann, eine Valkyrie zu erkennen. Paßt schon der Name trefflich auf eine dieser wolkendurchsausenden Luftgöttinnen, so tritt die Spindel welche jener Heiligen beigegeben wird, bekräftigend hinzu, indem man sich nicht allein die Nornen, sondern auch die Valkyrien spinnend und webend vorstellte.

Der größte Theil des bis dahin Mitgetheilten, worunter die eben besprochene Abtheilung unstreitig die bedeutendste und reichste, sowohl an Rührendem und Sinnigem wie an Phantastischem und Humoristischem, bewegte sich auf dem Boden Deutschlands. Der nunmehr folgende Theil des Heldenbuchs spielt, mit Ausnahme der auf Rolandseck sich beziehenden Lieder, auf der pyrenäischen Halbinsel. Der Kaiser tritt vor einer jüngeren Glorie zurück, vor der seines Neffen Roland dessen Jugendgeschichte uns von Uhland in den beiden berühmten Romanzen: „Klein Roland" und „Roland Schildträger" vorübergeführt wird. Dann folgt der Krieg mit dem Heidenkönig Agolant, der Versuch, ihn zum Christenthum zu bekehren, Letzteres in einem sehr gelungenen Gedichte des Herausgebers, und endlich die große, vielbesungene Schlacht im Thal von Ronceval, geschichtlich ein für den Augenblick schreckhaftes, in seinen Folgen aber wenig bedeutendes Ereigniß, in der Sage jedoch Mittelpunkt eines ganzen Kreises der in Spanien wie in Italien, in Frankreich wie in Deutschland fortbildende Dichter gefunden. Leider haben hier Fr. Schlegels assonirende Nachbildungen nach Turpin, die, wie sich Ettmüller in seinem Handbuch der deutschen Literaturgeschichte ausdrückt, nur zeigen wie man einen guten, epischen Stoff verhunzen kann, noch viel zu viel aushelfen müssen. Wir hoffen daß dieser Theil des Heldenbuches im Laufe der Zeit bessere Vertreter finden und namentlich Simrock selbst, wie er sich jetzt schon einiger dieser Sagen ange-

nommen, Schlegels schwache Gedichte durch Körnigeres ersetzt wird. Konnte Simrock doch auch in seinen „Rheinsagen", deren erste Auflage noch viel Schwaches enthielt, weil bessere Behandlungen fehlten, der Stoff aber seinen Platz verlangte, bei jeder neuen Auflage Älteres, Schlechteres ausmerzen und Jüngeres, Gelungeneres an seine Stelle setzen, wodurch die letzte Auflage gegen die erste fast wie ein neues Buch erscheint.

Den Schluß der Karlssagen bildet das Fortleben des Helden in den Tiefen des Desenbergs, sein einstiges Erscheinen auf dem Walserfeld und sein feierlicher Nachtgang um die Hügel des Stromes der ihm die kostbarsten seiner Reben verdankt. Gerade hier ist es wo sich Karl, wie oben angedeutet worden, mit älteren und jüngeren Göttern und Helden seines Volkes berührt, mit Wurtan, Siegfried, Wittekind, Friedrich Rothbart, mit den Stiftern des Schweizerbundes u. A. Es begegnen uns hier die bedeutsamsten, bis in die entlegensten Tiefen unseres Alterthums zu verfolgenden Mythen, deren Zusammenhang und weite Verbreitung über alle Länder deutscher Zunge und drüber hinaus von J. Grimm in der Mythologie hinlänglich nachgewiesen worden. In Westfalen — um diese Nachweisungen noch um eine zu vermehren — lebt „die Sage von der Schlacht auf dem Walserfelde", freilich an andere Orte und Persönlichkeiten angeknüpft, noch bis auf den heutigen Tag lebendig fort und spielte namentlich in den Zeiten des Befreiungskrieges eine bedeutende Rolle unter dem dortigen Landvolk. Nach Einigen soll auf einer Ebene bei Werl, nach Andern bei Erwitte die gewaltige Weltschlacht geschlagen werden, und der noch in Bergtiefen schlummernde Retter des bedrängten Vaterlandes an einer Birke, welche schon dreimal umgehauen immer wieder zu grünen begann, seinen Schild aufhängen. — Zum Schlusse des Heldenbuchs, gleichsam als Nachspiel desselben, erscheinen die Kinder Ludwigs des Frommen, die Söhne, wie sie auf dem Lügenfeld den alten, schwachen, aber für diese Schwäche furchtbar büßenden Vater verrathen „dedecus Francorum" und Nichts weiter trug damals ein Annalist in seine Geschichtsblätter ein —; die Tochter, wie sie, in die Einsamkeit des Klosters zurückgezogen und drin zur Heiligen verklärt mit sicherem Schritte und kaum benetztem Fuße über die Fluthen des Rheines hinschreitet — die bekannte Ritza, die zu Koblenz in St. Kastor begraben liegt.

Und so endet ein Geschlecht, lange gewaltig wie kein anderes, ein Geschlecht welchem Deutschland nicht nur seinen größten Kaiser, sondern auch die Krone selbst und alle ihre Herrlichkeit verdankt, mit der schmählichsten Schwäche, mit Schlechtigkeit und Verrath. Die Völker fallen ab, die alten Fürsten werden verdrängt, kräftigere Häuser treten auf — das Heldenbuch ist lange vorher schon geschlossen.

Dieses Nachspiel ist trüb genug, aber der Kern der Geschichte wie des Buches war glänzend und herrlich. Wir sagen noch einmal: Hic nunc est os de ossibus nostris et caro de carne nostra, und wie ein von uns hoch verehrter Forscher auf dem Gebiete deutscher und rheinländischer Vergangenheit mit diesen Worten auf die Quellen unserer Geschichte hinweist, weisen wir damit auf die Sagenschätze unserer geliebten Heimath; auch die Sage ist ja Fleisch von unserem Fleisch, Bein von unserem Bein, und werfe man nicht ein, die Kerlingische Heldendichtung sei doch nur bei Nordfranzosen und Niederländern zur Blüthe gekommen, dagegen im Hochdeutschen als zugebracht niemals volksthümlich geworden; der Herausgeber des Heldenbuchs gibt uns selbst die Rechtfertigung an die Hand: „Die ersten Anfänge des neuen Sagenkreises, so heißt es in der Vorrede, müssen auch in Frankreich der deutschen Zunge angehört haben, deren sich noch lange nach Karl dem Großen die vornehmen Franken bedienten." Was dann aber in niederländischer Sprache zur Blüthe gediehen, das gehört auch uns an; die Gedichte von Karls Jugend sind in ihrer Grundlage gewiß unser Eigenthum, und was von Karl's Liebe und Familienleben gedichtet wurde, muß dem Niederrheine angehören, so daß nur die von Simrock eben darum auch von den übrigen Liedern getrennten Kämpfe mit den Heiden, das Rolandslied, als zugetragen zu bezeichnen wären. Wie sich aber auch diese Untersuchungen im Einzelnen stellen mögen, es bleibt uns genug um jene Worte zu rechtfertigen.

***.

In Fulda.

Sonette von **Fr. Oetker.**

1. Biberstein.

Ihr laßt mich rings viel heil'ge Stätten sehen
Und führet mich auf aller Berge Zinnen,
Daß ich des Landes höchsten Reiz gewinnen
Und fühlen soll, wie frei die Lüfte wehen.

Dort oben seh' ich dunkle Kreuze stehen,
Da unten Bächlein durch die Wiesen rinnen,
Und innig jauchzen alle meine Sinnen:
Ja wahrlich, schön sind eurer Berge Höhen!

Doch wie auch Waldesduft und Licht der Sonnen
Im frischen Hauch des Lenzes mich umweben,
Ich misse doch die höchste noch der Wonnen:

Sagt an, wo quillt der Wahrheit klarer Bronnen?
Wo blüht Vernunft? Wo rauscht das frische Leben,
Des freien Geistes ewig freies Streben? —

---

2. Bonifacius, Germanorum Apostolus.

Ich hätte so Dein Antlitz nicht gewendet,
Wenn ich Dein Bildniß mahnend aufgerichtet;
Der Arm, der einst das Buchenland gelichtet,
Fürwahr! sein Tagwerk ist noch nicht vollendet!

Noch steht das Volk erblindet und geblendet,
Der Wälder Nacht hat Deine Axt vernichtet,
Doch ärg're Nacht liegt düster aufgeschichtet,
Die Nacht des Wahns, die Nacht von Rom gesendet.

Was stehst Du hier im enggepferchten Raume,
Wo Trommeln gehn und Pickelflötenlieder?
Apostel Deutschlands, auf aus bösem Traume!

Wirf hin das Kreuz und nimm das Richtbeil wieder,
Schlag in die Wurzel Deine Axt dem Baume
Und tritt die letzten Götzen zürnend nieder!

---

3. Dem kosmopolitischen Nachtwächter an der Pestsäule.

An dieser Säule sind wir einst gestanden,
Die unterdeß man schimmernd angestrichen —
Das Ding war, wie so Vieles hier, verblichen,
Drum nahm man klug den Tünchetopf zu Handen —

Wir klagten damals über Druck und Banden
Und sprachen viel von Jesuitenschlichen:
Sechs lange Jahre sind seitdem verwichen,
Und was geschah derweil in diesen Landen? —

Nachtwächter, still! was nützt das Stundenrufen?
Was frommts daß Du Dein „Feuerjo" gesungen,
Daß ich gef- auf dieses Denkmals Stufen?

Die „Pest" verblieb, die Mahnung ist verklungen;
Ich glaube, Franz, hier fällt kein Blatt vom Zaune,
Und kläng' auch eine Jerichoposaune.

4. Heinrich Koenig.

Es wollte oftmals schier mich Wunder nehmen
Daß Du so frisch lebendig hier gedichtet,
In dieser Stadt die Dich so streng gerichtet,
Inmitten all' der Schatten und der Schemen.

Der Kirche Bann selbst konnte Dich nicht lähmen;
Wie oft man tückisch Dich gewähnt vernichtet,
Du standest stark, das Auge glanzgelichtet,
Ein Kämpfer in der neuen Zeit Emblemen.

Jetzt sah ich Dich — ich sah das stille Walten
Der weichen Hand, die Liebe in den Blicken,
Die sorgsam zärtlich Dich umschlungen halten:

Nun weiß ich welche Zauber Dich umstricken,
An welchem Thau die Blüthen sich erquicken,
Eh' sie so voll und duftig sich entfalten.

---

5. Licht in Nacht.

Rings dunkle Nacht. — Und doch voll Seligkeiten
Ist dieses Thales wunderreiche Stätte!
Die Mühen still, der Sorgen Heer zu Bette —
Nur Duft und Hauch fühl' ich vorübergleiten.

Viel tausend Blumen ihre Arme breiten ....
Der Himmel tief wie weite Meeresglätte ....
Wer doch den Frieden dieser Stunden hätte,
Die geistergleich durch Hain und Fluren schreiten! —

Da — fern am Himmel zuckend Wetterleuchten,
Und nahe, nahe lichte Blitzesflammen,
Die aus geliebten süßen Augen stammen:

O Himmel, wie zu diesen thränenfeuchten
Sich meine Lippen sehnend niederbeugten,
Wie schlug da Nacht und Luft ob mir zusammen!

---

6. Maria.

O sprich nur nicht von Heil'gen und Propheten,
Von Opferblut und all' den Kirchendingen!
Du weißt ja doch, es wird mir nie gelingen
Daß ich das Bitten lerne und das Beten.

Zu einem Gott nur mag ich gläubig treten,
Zum Gott der Liebe, dem die Vöglein singen,
Dem Wald und Flur ihr dampfend Opfer bringen,
Dem Weihrauch steigt von tausend Blumenbeeten.

Und eine Heil'ge nennen die Breviere,
Zu der ich gern den Blick voll Andacht wende.
Maria, sel'ge! neige Deine Hände,

Sieh gnädig an, daß ich Dein Bildniß ziere,
Und Dir in Lieb' und wandelloser Treue
Mein glühend Herz zum Flammendienste weihe!

Briefwechsel.

Aus München, Ende December 1847.

[Gehaltserhöhungen; das Directorium der Akademie; Malerei, Bildhauerei; Bauten.]

ȝ Das neue Jahr wird wohl dem niedern Beamtenstande Baierns ein angenehmes Geschenk bringen. Man spricht von nicht unbedeutenden Gehaltserhöhungen. Schon längst hat die Trennung des Standes- und Functionsgehaltes und die geringe Pensionirung die auf ersterem fußte, manchen Unzufriedenen in den Beamtenkreisen geschaffen. Dem Übel wird durch eine Verordnung die am Neujahr erscheinen soll, abgeholfen werden; der König will damit ein unerwartetes Geschenk machen. Der Zeitpunkt ist gewiß nicht unklug gewählt: denn die freie Besprechung der innern Landesangelegenheiten würde sich sicherlich gleich auf diesen Punkt geworfen haben. Die neue Gehaltszulage wird auch sonst manchen Mund der sich vielleicht allzuweit geöffnet hätte, verschlossen halten. — Sonst ist bei uns politische Windstille. Einige Absetzungen kamen übrigens in den letzten Tagen vor. Der bisherige Theaterintendant dem wenigstens die Literaten kein Denkmal setzen werden, ist nebst dem Regisseur seiner Stelle entsetzt. Gleiches sagt man auch von dem hiesigen Polizeidirector. — Es verlautet daß die Directorstelle an der Akademie in keinem Falle Professor Heß übergeben werde. Der König soll dies ausdrücklich in dem Schreiben ausgesprochen haben, worin ihm das provisorische Directorium noch ferner übertragen wurde. Bekanntlich hat Se. Majestät den Professoren an der Akademie Heß, Schwind und Schorn das Directorium als Ehrenstelle ohne Besoldung übergeben wollen, was von diesen jedoch abgelehnt wurde. Wem nun der König diese Stelle überträgt, darüber verlautet nichts Gewisses. Heß soll übrigens das obige Provisorium auch nicht angenommen haben, um Enthebung seiner Professur sogar eingekommen sein. Er wünscht die Hofmalerstelle die eben erledigt ist, zu erhalten. Es ist jedoch zu bezweifeln ob nach solchen Vorgängen dies ihm gelingen werde.

In den Ateliers unserer bekanntesten Künstler sieht man gegenwärtig manches interessante Gemälde. Kaulbach ist mit den Darstellungen für die Berliner Stiegenhalle beschäftigt. Bekanntlich wird er sechs große Gemälde dahin liefern, darunter: den Thurmbau zu Babel, die Zerstörung Jerusalems, Homer unter den Rhapsoden — als Symbol der antiken Welt — u. s. w. — Schorn stellt in einem großen Ölgemälde die Sündfluth dar. Man tadelt daran die Masse der Figuren, von denen manche auffallende Ähnlichkeit mit denen Kaulbachs beim Thurmbau zu Babel haben sollen. Bei dem damaligen hohen Menschenalter war es ja wohl möglich, daß Maurer zu Babel noch in jener Fluth, in der beinahe all sündig Vieh und Menschenkind ertränket worden, umkamen. Schwind malt den Rhein mit seinen bedeutendsten Nebenflüssen als Allegorie. Das Bild ist lieblich und sinnig, wie dies von den Darstellungen dieses Künstlers beinahe durchschnittlich gesagt werden kann. Nur streifen in der Historien- und Genremalerei seine Figuren leicht etwas an die Caricatur. Heß ist mit einer Darstellung der Mutter Gottes, umgeben von heiligen königlichen Patronen, beschäftigt. Schwanthaler ist mit der Fertigung der Bildsäule des kürzlich verstorbenen Erzherzogs Palatin, die in Pesth aufgestellt werden soll, beschäftigt. In der königlichen Erzgießerei sieht man die über die Hälfte schon vollendete Bavaria aufgestellt. Es ist dieser prachtvolle Guß von kolossalen Dimensionen. Auch mit dem Gusse der kolossalen vier Löwen, die auf den noch im Baue begriffenen Siegesbogen, der sich am Ende der Ludwigsstraße erhebt, zu stehen kommen (sie ziehen daselbst den Siegeswagen der baierischen Victoria) ist man jetzt in dieser Gießerei beschäftigt. Diese Löwen sind eine Schöpfung des Bildhauers Wagner in Rom, der wohl im nächsten Jahre hieher kommen wird. Die Darstellung des Modells in größerm Maßstabe ward dem Bildhauer Prof. Halbig übergeben. Mit der Fertigung der Reliefs (in Marmor), die die acht Kreise des Königreichs darstellen, und die ebenfalls den Siegesbogen zieren werden, ist unter Andern auch der Bildhauer Lossow beschäftigt, in dessen Atelier man gegenwärtig auch ein schönes Monument in Marmor sieht, eine Privatbestellung für das Grab eines Bremer Schiffmeisters. Besonders gelungen ist ein daran befindliches Relief, worauf die drei Weiber die den Stein vom Grabe des Heilands zu wälzen suchen, dargestellt sind. Die hiesigen Bildhauer werden neuerdings wieder manche Bestellungen erhalten, da Klenze, der den Ausbau der Ruhmeshalle bei Kellheim übernahm, abweichend von dem frühern Plane des verstorbenen Gärtner, viele Bildsäulen an obigem Prachtbaue anbringen wird. — Die neue Pinakothek die schon unter Dach gebracht ist, wird wohl künftiges Jahr vollendet werden; ebenso die meisten noch nicht vollendeten übrigen großen Bauten, als der Wittelsbacher Palast, der Bahnhof, der neue Friedhof und der Siegesbogen.

Ich habe für diesmal den Werken der Malerei, Bildhauerei und Architektur meine Aufmerksamkeit vornehmlich zugewandt; nächstens soll dies auch in Bezug auf die übrigen künstlerischen Bestrebungen in ihrem weitesten Umfange geschehen.

Aus Berlin, d. 31. Decbr. 1847.

[Der Wedecke-Freybergsche Proceß; Corruptionsskizzen; Feldmann's Rechnungsrath.]

(✱) Die Flucht des Dr. Freyberg der auch in manchen literarisch publicistischen Beziehungen früher eine gewisse Rolle hier gespielt, hat für das neue, seiner Aufführung entgegengehende Drama: Berliner Corruption eine neue Persönlichkeit enthüllt, die man schon längst mit diesen noch immer ziemlich mystischen Vorgängen in Verbindung glaubte. Die selbst den Großmeister der preußischen Polizei Hrn. Duncker überlistende Ausführung seiner Flucht wurde im Königstädtischen Theater, dessen Mitbesitzer Freyberg in der letzten Zeit durch seine Heirath mit einer Tochter Cerf's geworden war, zum Theil unter so abenteuerlichen Umständen vollbracht daß der criminalistische Reiz sich für unser Publikum noch bedeutend dadurch vermehrt hat. Freyberg benutzte die ihm von Hrn. Duncker gestattete Frist, sich in ein anstoßendes, scheinbar mit gar keinem Ausgang versehenes Zimmer zu begeben, dessen Thür er aber plötzlich hinter sich verschloß und verrie-

gelte, während Duncker noch in einem Gespräch mit der Gattin Freyberg's möglichste Trostgründe zu entwickeln suchte. Nachdem die Thür erbrochen worden, war Freyberg verschwunden. Er hatte durch eine geheime Tapetenthür den Ausgang in den inneren Raum des Königstädtischen Theaters gefunden und war von dort auf die Straße gelangt, wenn er nicht noch, wie man glaubt, irgendwo hinter den Kulissen oder in einer theatralischen Versenkung versteckt geblieben. Falsche Gütertaxationen bei Ankäufen für den Prinzen Karl scheinen vornehmlich den Gegenstand des Wedecke-Freyberg'schen Processes abzugeben. Freyberg wurde hier von hohen Personen sehr begünstigt, und erhielt auch durch Verwendung derselben die Concession zum Betrieb der Omnibus die er in Berlin einrichtete. Auch in diese Unternehmung, in welcher Capitalien hoher Personen angelegt zu sein scheinen, dürfte der bevorstehende Proceß hinübergreifen. Als Publicist hatte Freyberg früher im Berichtigungsbureau des Rochow'schen Ministeriums sehr umfassende Dienste geleistet, und war auch zu sonstigen nicht unerheblichen Missionen verwandt worden. Wir sehen in ihm eine nach allen Seiten hin speculative und industrielle Tagespersönlichkeit im modischen Genre, und die endliche criminalistische Enthüllung dieses Kerns kann von großem Interesse für die Beurtheilung gewisser Tageszustände sein. —

Zur Bezeichnung eines gewissen criminalistischen Elements, soweit es die höhere Gesellschaft betrifft oder mit den socialen Zuständen zusammenhängt, hat man in neuester Zeit ein Modewort in Cours gesetzt, welches „Corruption" heißt, und zu dessen Gebrauch sich auch überall ein überwiegend reicher Stoff hervordrängt. Die in ihrer Selbstverblendung noch immer Erstaunliches leistenden Deutschen haben sich eingebildet daß dieser Artikel bei ihnen zu Lande nicht so heimisch und mehr als ein ausländisches Product zu betrachten sei. Die guten Deutschen irren sich aber darin wieder bedeutend, und je mehr sich die Öffentlichkeit und deren Rechtsmittel bei uns ausbilden, desto mehr wird uns auch darüber das Auge eines richtigeren Selbstbewußtseins aufgehn. Die Corruption ist aber jedenfalls ein Artikel in dem jetzt auch literarisch etwas zu machen ist, und darum hat die hiesige Zeitungshalle zur Anlockung ihrer Abonnenten auf das nächste Jahr sogar „Corruptionsskizzen" für ihr Feuilleton angekündigt. Seit Willkomm's Civilisationsnovellen ist uns kaum ein furchtbarerer Titel zum Aussprechen vorgekommen. Es sind also jetzt die Schranken zur Bildung einer neuen Corruptionsliteratur eröffnet! —

Auf der königlichen Bühne erschien in diesen Tagen neu: Der Rechnungsrath und seine Töchter, Lustspiel in 3 Akten von L. Feldmann. — Wenn man mit dem Begriff eines Lustspiels eine folgerechte Verknüpfung der dramatischen Handlung und psychologisch begründete Wahrheit der Charaktere verbindet, so kann man an dem Feldmann'schen Stück recht eigentlich sehen, wie ein Lustspiel nicht ist. Als Schwank und Posse betrachtet, hat es seine ergötzlichen Seiten, obwohl es auch im Gebiet der Posse schwer fällt sich auf Kosten des gesunden Menschenverstandes zu amüsiren. Man gestattet aber diesem Genre gewöhnlich das Recht der Willkür, wo man im Lustspiel und höheren Drama die Offenbarung eines Gesetzes verlangt. Die Feldmann'schen Bühnenarbeiten haben im Charakter viel Ähnlichkeit mit denen von Roderich Benedix, obwohl die letzteren noch mehr den Zuschnitt des Liebhaber- und Familientheaters haben. Eine höhere artistische Behandlung und eine neue Erfindung fehlt beiden. Der „Rechnungsrath" der als komischer Charakter bei größerer Consequenz viel wirksamer hätte ausgebeutet werden können, traf bei uns ziemlich günstig mit der Laune eines Feiertagspublikums zusammen. —

Leipzig, d. 31. December 1847.

[Prinz Eugen der edle Ritter.]

— Gustav Schmidt's Oper ging gestern unter stürmischem Beifall über unsre Bretter. Das alte Volkslied summte mir im Kopfe, als ich in das dichtgedrängte Haus trat. Günstige Berichte hatten die Erwartung gesteigert; die Erwartung ward aber noch übertroffen. Sie galt diesmal nicht einer besondern Virtuosität, nicht einem Raffinement von Einfällen das die Stichwörter des Tages ausbeutet. Ein altes getreues Volkslied ist hier in Scene gesetzt, und wir erleben wie im Gedichte Freiligrath's die ganze Entstehung des Liedes vom edlen Ritter. Wachtmeister und Marketendrin vom Regiment Prinz Eugen das vor Landau liegt, haben einen Liebeshandel. Er hat schon lange um sie gefreit, kann aber die Schöne so wenig erobern wie der Feldmarschall die Festung. Engelliese hat dem Wachtmeister ein Lied auf den Prinz Eugen zur Bedingung gemacht, und der gute Bursche quält sich nun ab die Reime zu finden. Den Anfang hat er fertig. Er hat wie hier vor Landau schon vor Belgrad mit den Dragonern, gelegen, und wie er die Heldenthaten vor Belgrad besingt, kommt ihm vor Landau Stück für Stück ein Ereigniß nach dem andern zu passe. Auch der Spion fehlt nicht mit dem nächtlichen Überfall auf dem Schlosse Weinsheim. Der Wachtmeister rettet den Feldherrn mit seiner Schwadron, die Feste fällt, das Lied wird fertig und die Engelliese, von vielen Bewerbern umfreit, wird sein. Ein schwarzwälder Uhrenhändler macht den Spion und mischt ein zweites Lied mit seinem Refrain in die Ensemblestücke, ein Lied das, gleichviel ob erfunden, ob nach alter Melodie benutzt, fortan zu den reizendsten Singweisen unsres Volkes gezählt werden muß. Soldatenlieder greifen bunt ein in die Solostücke; ein Quartett im ersten Acte, ein patriotisches Trinklied im zweiten mit dem Chor der Reiter heben sich als besonders glückliche Einzelheiten hervor, jenes in seiner einfach künstlerischen Gediegenheit, dieses in seinem kräftigen Humor. Hr. Behr hat als Wachtmeister die Hauptpartie mit dem Vortrag des Liedes; er erntete stürmischen Beifall ein; sein Spiel und Gesang, letzterer bis auf das Tremuliren der Stimme bei unbeherrschtem, überströmendem Gefühlsausdruck, waren vortrefflich. Hr. Widemann gab eben so ausgezeichnet das Lied des schwarzwälder Uhrenhändlers und hatte in der großen Arie des zweiten Aktes vollen Stoff seine Virtuosität im großen Opernstyl zu entfalten. Auch Engelliese, von unserer trefflichen Regimentstochter Frau Günther dargestellt, hat Arien im Styl der Oper vorzutragen die, davon abgesehen daß ihr schwerer Gehalt aus dem Charakter der Marketendrin heraustritt, das Bereich des Liederspiels überschreiten. Wir hatten überhaupt nach der ganzen Anlage des Stoffes, nach Benutzung und Einflechtung von Volksweisen, ein Liederspiel erwartet,

und der Componist gab uns eine vollständig ausgearbeitete Oper. Wir wollen den Werth der Arien und künstlerischen Ensemblestücke die hier ein heiteres Drama mit Gesang zu einem Opernwerk großen Styles machen sollen, nicht in Frage stellen, obschon wir in der Ouvertüre und in der Sentimentalität einiger ernsten Soli mehrere Längen fortwünschen müssen. Gewonnen hätte unbezweifelt Gustav Schmidt's Arbeit durch Festhaltung des Liederspiels mit seinem Wechsel von Schauspiel und Operette. Prinz Eugen, von einem Charakterdarsteller vorgeführt, hätte an eigenthümlicher Wirksamkeit gewonnen was er jetzt als ein singender Opernprinz und zu Ensemblestücken verwendet, an drastischer Kraft und an historischem Charakter einbüßt. Der Componist hätte allerdings als Musiker weniger geben müssen, aber er hätte, falls er seinen Stoff auf's Liederspiel beschränkte, die Bahn zu einem nationalen Drama mit Gesang das uns immer wieder verlorengegangen, mit seinem Prinz Eugen dauernd feststellen können. Seine Arbeit ist reich genug an melodiösem Gehalt in Liedern und Chören, um bei gänzlicher Verschmähung des grandiosen, aber monotonen höheren Opernstyls sich ihren musikalischen Werth vollgültig zu sichern. Die Gestalten im Stücke, der Schwarzwälder und die Engelliese, sind nicht von so schwerem ernstem Stoffgehalt, um ihnen für langathmige Arien den nöthigen Spielraum einzugestehen. Die gesunde frische Kraft des Componisten lenkt denn auch nach solchen Anläufen zur hergebrachten Opernform immer wieder zeitig genug mit Refrain und Chor zum Liederspiel zurück, dessen rasche Bewegung, dessen volksthümliche Schlagkraft uns das weitgesponnene Recitativ des sentimentalen musikalischen Drama's keineswegs vermissen läßt. Die Melodie vom Prinzen Eugen und das Lied des Schwarzwälders dringen denn auch siegreich durch das ganze Tonwerk und greifen zum Schluß wieder mit unwiderstehlicher Macht zusammen als Träger und Halt der Composition. (Die äußere Ausstattung der Oper, die ziemlich dürftig war, macht dem Geschmack des Regisseurs, Hrn. Bickert, wenig Ehre. Das Tableau am Schlusse, der Einzug des Prinzen Eugen zu Pferde in Landau war ein sehr beschränktes Guckkastenbild.) — Hr. Gustav Schmidt wohnte der Aufführung bei und wurde unter wiederholtem Jubel gerufen. — Deutsche Componisten bauen jetzt sehr fleißig die Oper an. Auf allen Seiten tauchen neue dramatische Musiker auf. Möchten sie die alten ausgetretenen Bahnen der Oper verlassen und uns patriotische Singspiele bringen voll Saft und Kraft aus dem Mark des nationalen Gehaltes!

Leipzig, d. 2. Januar 1848.

[Gutzkow's Wullenweber.]

— Mit Gutzkow's Wullenweber ist uns wiederum ein Stück vaterländische Geschichte mehr zugänglich gemacht. Dies das Verdienst des neuen Drama's mit welchem in Dresden und Leipzig das neue Jahr auf der Bühne eröffnet wurde. Mit Jürgen Wullenweber, dem ersten Lutherischen Bürgermeister Lübecks, bezeichnet sich der höchste Glanz des alten Hansahauptes und sein Sturz. Wullenweber's Dictatur führte Lübeck zu einer Herrschaft über die Ost- und Nordsee; Marcus Meier, der Feldhauptmann der Hansastadt, war die rechte Hand für jenen Kopf. Lübeck setzte in den skandinavischen Ländern Könige ein und ab, die nordischen Kronen schienen ein Spiel für die kleine Bürgerrepublik, und mit der Sympathie für die neue Glaubensfreiheit des Wittenbergers schien ihre Herrschaft über die Geister, die Anknüpfung für Fortschritt und Entwickelung im Sinne der neuern Jahrhunderte gesichert. Jürgen Wullenweber war der Consul der diesem kleinen Freistaat diese Größe gab. Es ist ein merkwürdiges Jahrhundert, dem er angehört. Den schwedischen Thron bestieg ein Gustav Vasa der seine Wiege in der Krippe eines Scheunenstalles hatte, während der letzte Prinz des Hauses Sture, ein weichlich Bürschchen das blos Glück in der friedlichen Liebe sucht, länderlos und muthlos in der Welt herumläuft. Der dänische Thron ist erledigt; der Adel sucht ein Organ seines Willens für die höchste Stelle, er sucht es im Schooße der Republik Lübeck, in dem siegreichen Feldhauptmann Marcus Meier, der ehedem Hufschmied in Hamburg war. Eine Adelssippe in Kopenhagen, an deren Spitze die Oberhofmeisterin des Staates, ködert den Republikaner für diese Zwecke, während Wullenweber auf dem Reichstage vor den Abgesandten zweier Königreiche und des Kaisers die Rechte Lübecks die sich auf seine Verdienste gründen, mit allem nachhaltigen Glanz und Stolz des freien Bürgers fordert, als Vertreter Lübecks der ganzen Welt den Handschuh hinwirft. Das Glück der Waffen will ihm aber diesmal nicht wohl. Seine eigene Diplomatie kreuzt den Lauf der Dinge. Er macht den Grafen von Oldenburg zum Feldhauptmann der Republik, einen Anverwandten der vertriebnen Könige von Schweden und Dänemark, um durch das Gewicht solcher Beziehungen der Sache Lübecks Folie zu geben. Sein plebejer Freund, der Hufschmied gewesene Marx Meier, wird dadurch zurückgesetzt, wird dann doch dem Oldenburger zur Hülfe nachgesandt, fällt aber als Opfer der dänischen Intriguen auf einem öden Eiland im Meer, während Wullenweber's Sonne auch daheim plötzlich sinkt, das Unglück seines Heeres seinen Sturz nachsichzieht. Treulos von den Männern der Republik verlassen, abgesetzt und flüchtig, immer aber auf Herstellung des Vaterlandes, auf neue Werbung für die Sache der Freiheit und des Bürgerthums bedacht, wird er von Reitern überfallen und vom finstern katholischen Herzog Braunschweigs nach Wolfenbüttel geschleppt. Dort eröffnet sich uns der letzte Act des Stückes. — Es ist der einzige der in Gutzkow's Behandlung des Stoffes ein wärmeres Interesse in Anspruch nehmen kann. Sind jene Welthändel des kleinen deutschen Freistaates wichtig und interessant genug, um für die Entwickelung des Geschichtschreibers ein außerordentlich glückliches Feld zu bieten, so erscheinen sie doch, in den Rahmen eines Drama's gedrängt, nur als ein zerstreutes Durcheinander. — Der materiell auseinandergeworfene Stoff eines Shakspeare'schen Drama's hat seinen Halt in den aneinandergedrängten Charakteren die aus wüsten und weitgezogenen Zeitläuften der politischen Welt die ungeordnete Masse der Begebenheiten doch irgendwie zu einem menschlichen Conflict zwingen. Das Convolut der zusammenströmenden Leidenschaften ersetzt bei Shakspeare die fehlende planvolle Intrigue; die Gewalt großer Persönlichkeiten welche wahrhafte Menschengeschöpfe sind, zwingt unsere Gedanken und Gefühle sich an der Wucht einer großen Katastrophe in ihrer ganzen Entschiedenheit zu betheiligen. Der eben so undramatische wie untheatralische Wechsel der Scenen ist ein Fehler der beim

Briten durch die Majestät großer Züge ersetzt wird; für das willkürlich zerrissene Außenwerk der Weltbegebenheiten werden wir durch die Lebensfülle gewaltiger Naturen innerlich entschädigt: die Concentration die das Drama erlangt, ist bei Shakspeare geistig um so stärker, wo sie äußerlich seinen Stoffen fehlt. — Gutzkow hat für seinen großen, historisch auseinandergeworfenen Stoff nichts erfunden um ihm diese innere Einheit zu geben. SeinD rama ist so zerrissen und zerschleudert wie jene bunten Welthändel nach ihren groben Umrissen. Ist das Stück übereilt hingeworfen, flüchtig gearbeitet? Selbst Frau Birch-Pfeiffer, die vielgeschmähete, hätte wenigstens durch irgend einen wohlfeilen, aber für die Masse der Zuschauer spannenden Liebeshandel Faden und Naht in das zersetzte Mantelzeug des historisch Gegebenen zu bringen gewußt. Gutzkow's Marcus Meier, der Hamburger Huffschmied, Türkensieger und Lübeckische Feldhauptmann, soll in Kopenhagen bei Hofe einen Alcibiades abgeben, ist aber mit dem Hin- und her seiner Neigung zu drei Weibern ganz planlos hingestellt und kann uns für diese Tripelallianz seiner unfertigen Neigungen nicht gewinnen, nicht erwärmen. Alles Andere ist buntscheckig durcheinandergewürfelte Politik der skandinavischen Staaten mit Lübeck, und die Vertreter der drei Reiche laufen wie in einem aufgelösten Carneval seltsam und sinnlos hin und her. Fast will uns beikommen, dies Hinundher sei von Gutzkow bezweckt. Dann hätten wir es mit einem neuen dramatischen Styl zu thun. Mit dem Titel „dramatisches Gemälde" ist uns schon oft die Aushülfe geboten wo der Poet den gegebenen zerstreuten Stoff nicht zum Zusammenhang eines Dichtwerks verdichten, zwingen und überwinden konnte. Allein Gemälde die uns in dieser Art geboten wurden, fielen doch bisher nicht dergestalt auseinander daß sie nur das gleichgültige Nebeneinander einer Reihe von Tableaux vorstellten. Soll das Drama das mehr wie jede andere Dichtungsform festen Zusammenhalt fordert, wirklich in diesen styllosen Styl auslaufen, seine gänzliche trostlose Auflösung damit beschließen? — Wir haben in deutscher Literatur mit soviel geistlosen Fadheiten zu kämpfen; müssen wir nun bei dem geistvollen Scharfsinn eines Gutzkow gegen eben soviel Geschmacklosigkeit zu Felde ziehen? Es klingt freilich wunderlich, vielleicht gar altmodisch, über Mangel an gutem Geschmack zu klagen, und doch wissen wir kein anderes Motiv zu finden für die Entstehung und Gestaltung dieses buntscheckig zusammengewürfelten Schauspiels das uns der Verfasser, der die höchsten kritischen Ansprüche kennt, als ein dramatisches Gemälde vorführt. Er konnte schwerlich im Ernste darauf bauen daß die Stichwörter: freier Glaube, deutsches Bürgerthum, Nieder mit dem Sundzoll, freie Schiffahrt auf der Ostsee! einem poetischen Werke einen Halt geben, fehlt dieser sonst seinem Stoffe. — Nur der letzte Act bringt ideell in der declamatorischen Zusammenfassung der Zerwürfnisse des deutschen Lebens von damals mit Reflexen auf heute einigen Zusammenhang in das Stück. Die Scene wird in Wolfenbüttel eröffnet. Wullenweber ist mit den Seinigen im Kerker. Der Vertreter des Bürgerthums und des freien Glaubens wird von seiner Vaterstadt im Stich gelassen; dafür trifft sie nun der Fluch des tapfern Oldenburgers der sich als Kriegsknecht zum Freunde schleicht. Der Fluch auf das arme Lübeck ist freilich zerschneidend. Das Schicksal des bürgerlichen Patrioten der der Tücke der deutschen Brüder unterliegt, stimmt uns zu patriotischem Zorn. Dies die einzige Wallung in die uns schließlich das Stück versetzt. Alles Andere mit seinem gleichgültigen Nebeneinander ermüdet selbst die bloße Neugier zu der uns Anfangs der bunte Knäuel des planlosen Drama's verführen konnte. — Das Stück war in Leipzig rasch, aber nicht ohne Sorgfalt einstudirt, wurde mit Liebe gespielt, mit großer Aufmerksamkeit vom vollen Hause aufgenommen.

Zur Chronik der Gegenwart.

Staaten und Völker.

✠ Die Angelegenheit der vierzig märkischen Adreß-Bauern hat durch die gutmüthige Eingabe derselben an den König, die jetzt von der Allgemeinen Preußischen Zeitung mit besonderem Gewicht mitgetheilt wird, eine ganz neue Wendung erhalten. Die bäuerlichen Unterzeichner läugnen darin jeden Antheil und jede eigentliche Mitwissenschaft an der politischen Tendenz dieser Adresse ab, und stellen sich als blindlings Verführte durch den Herrn v. Holtzendorf-Vietmannsdorf dar. Dies mag sich verhalten wie es wolle, so macht es doch einen sehr kläglichen und für die Betreibung der politischen Dinge in unserem lieben Vaterlande ungemein niederschlagenden Eindruck. Denn wenn auch die Unterzeichner ihrem Stande nach nur einem beschränkten Bildungskreise angehören, so sind sie doch sammt und sonders erwachsene Männer, denen man als solchen keine Kinderstreiche zumuthen kann, und die, wenn sie sich des auch ihrem Stande verfassungsmäßig zustehenden politischen Vertretungsrechts würdig machen wollen, doch nicht so gedankenlos, wie sie es selbst darstellen, in diese Sache eingegangen sein können. Die zur Beantwortung ihrer Neu-Eingabe erlassene Königl. Kabinetsordre, welche die Ergebenheitsversicherungen der Bauern annimmt, schließt mit einer Bemerkung über die Persönlichkeit des Hrn. v. Holtzendorf-Vietmannsdorf, von dem sich die Bauern um so weniger hätten verleiten lassen sollen, weil ihm „die politischen Ehrenrechte im gesetzlichen Wege entzogen sind." —

✠ Die Verhältnisse der in Breslau erscheinenden Zeitungen geben zu mancherlei besondern Betrachtungen Anlaß. Die Schlesische Zeitung, unter der bisherigen Redaction von R. Hilscher, welche das vorzugsweise liberale Organ in Schlesien war, hat in dieser Richtung, soviel wir wissen, doch immer nur sehr gemäßigt gewirkt und gar keine auffallenden Übergriffe dargeboten. Nichts destoweniger sind ihr harte Bedingungen für ihre fernere Existenz gestellt worden, und da sie sich über den Fortbestand ihres

Privilegiums nicht ausweisen konnte, hat sie sich jetzt in der That die Ertheilung einer neuen Concession unter der Bedingung des Rücktritts ihres bisherigen Redacteurs gefallen lassen müssen. Hr. Hilscher ist daher das Opfer dieser Maßregel geworden, wofür ihn die Verlagshandlung der Zeitung mit einer Pension von 250 Thalern entschädigt hat. Die Regierung würde durch öftere Wiederholung solcher und ähnlicher Maßregeln allerdings erzielen können daß allmälig alle öffentlichen Organe nur mit liebsamen und gefügigen Redacteurs besetzt würden; aber wozu würde das am Ende helfen? Die Unschädlichmachung einer oppositionellen Presse kann nur durch die freieste und stärkste Entwickelung der Staatsformen selbst gelingen. Der Kampf gegen die einzelnen Organe wird immer ein überflüssiger und nutzloser sein, besonders bei der heutigen Leichtigkeit der Communicationswege, wo das Ausland täglich hereinbringt was im Inland nicht gedruckt werden kann, und wo die Wichtigkeit eines einzelnen Organs nicht mehr so groß ist, weil es stets durch zehn andere wieder ersetzt wird. — Um vielleicht einem ähnlichen Schicksal, wie dem der Schlesischen Zeitung, vorzubeugen, hat die Breslauer Zeitung sich schon seit längerer Zeit mehr und mehr gelähmt und jede kühnere und frischere Regung in sich beseitigt, wie auch gewissen Artikeln mehr als sonst Zugang in ihren Spalten gelassen. — Das dritte Zeitungsorgan Breslau's ist die Allgemeine Oderzeitung, die sich ebenfalls in diesem Augenblick in einer eigenthumlichen Krisis befindet. Dies zur Wahrung der ultramontanen Interessen in Schlesien bestimmte Blatt war bekanntlich von einer Actiengesellschaft gegründet worden welche aus den bedeutendsten katholischen Mitgliedern der schlesischen Aristokratie bestand. Der Fürst Hatzfeld und die Herzogin von Sagan (Nichte Talleyrand's) waren dabei vornehmlich mit ansehnlichen Summen betheiligt. Die finanzielle Seite des Unternehmens erlitt schon einen Stoß, als der Fürst Hatzfeld im verflossenen Sommer seinen bedeutenden Beitrag aufkündigte, weil er damals bei seiner bekannten Wiederverheirathungsgeschichte in Conflict mit dem römischen Stuhl getreten war. Die ultramontane Actiengesellschaft hat sich nun mit Ende dieses Jahres vollständig aufgelöst, und ist mit einem starken Deficit auseinandergegangen. Die Oderzeitung wird jetzt unter Redaction des Literaten Robert Bürkner, der bisher schon einen Theil der Leitung hatte, und im Verlage des Breslauer Buchhändlers Richter, in welchen das Unternehmen übergegangen, fortgesetzt werden. Die ultramontane Tendenz dürfte sich darin wohl allmählig verwischen. Der neue Verleger soll einen sehr wohlberechneten Vertrag mit der frühern Actiengesellschaft abgeschlossen haben, deren Deficit er so übernimmt daß er immer die Hälfte des von der Zeitung eingehenden Gewinns zur Abzahlung desselben verwendet. —

— Die Denkschrift des Fürsten Emil Karl zu Leiningen über die Reform des Adels ist ein sehr wichtiges Aktenstück von der klaren, gesicherten und klugen Gesinnung eines Aristokraten unserer Zeit. Fürst Leiningen, derselbe baierische Standesherr der unlängst seine Genossen zu einer Berathung über die nothwendige Aufhebung der gutsherrlichen Gerichtsbarkeit berief, macht kein Hehl daraus wie lächerlich es sei, wenn der Adel sich jetzt noch darin gefallen wolle ein klein wenig den Landesherrn zu spielen. Getäuscht seien die ehedem reichsunmittelbaren Häupter der alten Adelshäuser von so vieler Seite; sie möchten sich selbst nicht auch noch Illusionen machen, als könne der Adel noch ohne sich zu reformiren bestehen. Getäuscht sei er von den Souveränen die bei der Mediatisirung gelobt die ehedem Reichsunmittelbaren für ebenbürtig zu halten. Ehen dieser Art sind ganz außer Gebrauch; der mediatisirte Fürst und Graf hat an den Höfen nichts zu erreichen als sonst jeder dienstthuende Cavalier. Zwischen Fürst und Volk in der Schwebe, sagt Fürst Leiningen, solle der hohe Adel sich nicht einbilden eine Zwischenstellung zu behaupten, der Fortbestand einer halben herrschaftlichen Hoheit sei unmöglich. Trostlos sei es, die nachgeborenen Söhne mit den Prädicaten von Durchlauchten und Erlauchten zur Unthätigkeit zu verdammen, sie von Handel und Gewerbe, sie vom Bürgerstande auszuschließen. Aufhebung der gutsherrlichen Gerichtsbarkeit und Forstpolizei, Ablösung aller Gefälle und Leistungen der Mediatunterthanen seien nothwendige Forderungen des Zeitgeistes. Dem Zeitgeiste unbedingt zu huldigen, sei gefährlich; noch gefährlicher aber und unkluger der Gewalt der Ideen sich unbedingt entgegenzusetzen. Die Politik der Fürsten sei jetzt übergegangen in die Politik der Völker, wenigstens könnten jene nur durchführen was mit den Interessen dieser in Einklang stehe. Das unumschränkte Regierungssystem mit seiner Bureaukratie habe den demokratischen Geist der Völker gegen sich. Es würde, sagt Fürst Leiningen, zur gewaltsamen Entscheidung gekommen sein, wäre dem Patriotismus nicht mit seinem Drang zur deutschen Einheit ein neuer Weg zur Entwicklung gegeben. Und diesen neuen Weg bahnte, sagt er, der Zollverein. „Zum ersten Male, heißt es wörtlich in der Denkschrift, sah sich Deutschland nicht dem Namen nach, sondern gerade durch diejenigen Interessen vereinigt welche dermalen überall den Ausschlag geben. Die Vortheile welche dieser Verein darbietet, das rasche Aufblühen des Handels und der Gewerbe, das Gewicht welches auswärtige Staaten auf dessen Entwicklung legen, haben dem Volke nie gekannte Dinge gezeigt, und zu der praktischen Betrachtung geführt welche hohe Stellung Deutschland unter den Nationen einnehmen könne sobald es vereint sei! Patriotismus, deutscher Patriotismus, ein Gefühl welches in Deutschland bisher nur unter dem Namen „Anhänglichkeit an den Fürsten" gekannt war, ist erwacht, und bemächtigt sich sichtlich der Nation. — Der Übergang von den ständischen Verfassungen im älteren Sinne zu dem Repräsentativsystem in seiner vollsten Ausdehnung bringt die Regierungsgewalt de facto in die Hände der Kammern, vorzüglich der zweiten Kammern. Diese letzteren repräsentiren fast ausschließlich den Mittelstand, wozu unter den jetzigen Verhältnissen der in Deutschland so bedeutende Bauernstand mitzuzählen ist, und dieser so wächtige Mittelstand erstarkt täglich mehr durch das Aufblühen des Handels, der Gewerbe und des Ackerbaues. — Wie die Gesinnungen des Mittelstandes sind, und nach welchen Grundsätzen er regieren würde, darüber wird wohl niemand in Zweifel sein. Abschaffung der Überreste des Feudalwesens, auf dem früher in Deutschland

fast alles basirt war, Abschaffung aller Privilegien, parlamentarische Verfassungen im ausgedehntesten Sinne, Preßfreiheit, Geschwornengerichte, Ministerverantwortlichkeit, endlich — Einheit Deutschlands! denn es liegt ganz nahe daß die Entwicklung dieser Institutionen in kleinen Staaten unpraktisch, oft lächerlich ist, hauptsächlich aber daß der deutsche Handel und die Industrie — Leib und Seele der Mittelstände — nur dann volle Größe und Ausdehnung erlangen werden, wenn Deutschland nöthigen Falles mit gewaffneter Hand geltend machen kann was ihm noththut." —

— Wir erinnern nachträglich an die Aufforderung an die deutschen Frauen, welche das Mannheimer Journal vor längerer Zeit aus Elberfeld brachte. Es lautete: „Nur gar wenige Frauen dürften wissen daß das Inland dem Ausland jährlich 21½ Millionen Thaler an Arbeitslohn und Veredelungskosten blos auf die vier Industrieartikel: Baumwollen-, Leinen-, Seiden- und Wollenwaaren, welche ersteres aus letzterem bezieht — also in 10 Jahren schon 215 Millionen Thaler zahlt. Um diesen ungeheuern Betrag würde sich das Nationalvermögen vergrößern, wenn die betreffenden Gegenstände aus inländischen Fabriken bezogen würden, wodurch alljährlich sechshundert neunundachtzigtausend einhundert Inländer, außer denjenigen, welche von der Circulation dieses Mehrgeldes Vortheil zögen, mehr ernährt werden könnten, als dies bei einem gewöhnlichen Geschäftsgang der Fall ist. Ein erträglicher Geschäftsgang kann ohne wesentliche Abhülfe nicht wiederkehren, und um so entsetzlicher wirkt die Theuerung auf die arbeitenden Klassen. Hunderttausende und abermals Hunderttausende fallen der öffentlichen Mildthätigkeit anheim, während gar Viele aus einem nicht genug zu ehrenden, wenn auch noch so traurigen Schamgefühle, da sie früher mit ihrer Hände Arbeit ihren Erwerb fanden, lieber im tiefsten Elend hungern und darben, als, wie sie meinen, von der Gnade Anderer ihre Subsistenz fristen und ihre Entblößung zur Schau tragen. Das Einzige warum sie bitten, ist Arbeit, nur Arbeit, wobei sie von dem Gesichtspunkte ausgehen, daß, wenn sie als Staatsbürger ihre Obliegenheiten bisher erfüllt haben, es ihnen auch nicht fehlen könne, mittelst baldigen Erhalts von Arbeit dazu ferner in den Stand gesetzt zu werden. Da nun gerade die Frauen es sind, welche meistens im Kleinhandel die Einkäufe für den Hausbedarf machen, so ist anzunehmen daß ein großer Theil obiger 21½ Millionen Thaler von ihnen für ausländische Waaren verausgabt worden ist, weshalb es uns vergönnt sei sie darauf aufmerksam zu machen, wie unendlich wichtig es für das vaterländische Gemeinwohl wäre, wenn sie der leider bestehenden Sucht, vorzugsweise fremde Gewebe zu tragen, wodurch rückwirkend der Händler gezwungen ist solche vorzugsweise aus dem Auslande zu beziehen, den Grundsatz entgegenstellen wollten, soweit als ihr Interesse und ihr Geschmack dadurch in keinerlei Weise beeinträchtigt wird, vorzugsweise inländische Waaren zum Gegenstand des Verbrauchs zu machen."

— Es gereicht dem kurhessischen Officiercorps zur Ehre, in Erwägung gezogen zu haben, ob der nun dem Kurfürsten zu leistende Eid nicht in Zwiespalt trete mit dem auf die Verfassung erstatteten. Man hat diesem Skrupel Wort und Ausdruck gegeben; der Abgeordnete erhielt Audienz darüber beim Kurfürsten. Es erfolgte allerhöchsterseits eine beruhigende Zusicherung.

— Ein neues Blatt in Turin: Il Risorgimento hat sich, nach seinen Probenummern zu schließen, zum Thema gesetzt die Einheit Italiens in's Auge zu fassen. In Rom sieht es bereits den Kopf der Gestalt, in Piemont den rechten Arm. Pio Nono und Karl Albert sind die bewegenden Kräfte zum Neubau eines einigen Italiens. Das Blatt will in den Reformen des Vaterlandes Fürsten und Völker begleiten und behüten.

— Runö und die Runen nennt sich ein Abschnitt im ersten Bande: Halbrussisches, von Aurelio Buddeus. Der Verfasser schildert das untergehende Leben der deutschen Elemente an der russischen Ostseeküste; Riga, Mitau, Dorpat sind die Hauptpunkte seines Gemäldes von den Baltischen Trümmern. Unangefochten von der Gräcorussificirung der deutschen Lutherischen Ritterstaaten an jenen finnischen, bothnischen und rigischen Buchten, blieb dort ein kleines Eiland alter Sitte und Lebensform in seiner idyllischen Einförmigkeit getreu. Dies ist Runö mit den Runen. Außer aller Beziehung zur Welt und Weltentwickelung, läugnet dies Inselvölkchen selbst seine schwedische Verwandtschaft. „Werden wohl Söhne von solchen sein die wir fortgejagt haben!" ist die Antwort der Runen, erzählt man ihnen von schwedischen Menschen. Am meisten neigen sie zu den baltischen Deutschen, wie sie denn auch das Plattdeutsch der baltischen Lootsen ziemlich geläufig sprechen. Ihre runische Mundart ist ein seltsam verarbeitetes Deutsch. Fertige Abgeschlossenheit, behagliches Selbstgenüge, Einfalt und Reinheit der Sitte, Gemeinschaft des dürftigen Erwerbes aus Fischfang und Meerjagd, bezeichnen diese kleine Kolonie und geben den Einzelnen das eigenthümliche Gepräge. Unbekümmert um den politischen Wandel der Welt, haben sie sich ihr dürftig karges Dasein rein erhalten; ihr „eiserner Brief" wurde von den Herrschern mit allen seinen Rechtsamen ihnen bestätigt. Runö erinnert an Helgoland. Der unfruchtbare Boden ihrer meerumspühlten Scholle zwingt die Runen, selbst die einfachsten Nahrungsmittel, Korn und Kartoffeln, vom Festlande zu entlehnen; frisches Gemüse und Fleisch gehören zu Luxusspeisen. Auch die Weiber, zwar keine zarten, aber vollsaftige nordländische Schönheiten mit ovalen, schöngeschwungenen, scharfgeprägten Zügen voll ruhiger Kraft und unbefangener Sanftmuth, erinnern an die Helgolanderinnen. Altgermanische Rechtsformen in Öffentlichkeit und Mündlichkeit lassen uns dies Völkchen als ein Wrack, einen Trümmerrest jener großen germanischen Völkergemeinschaft betrachten welche ehedem den Haupttheil des christlichen Abendlandes besetzt hielt.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.



Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben
von
F. Gustav Kühne.

1848. 15. Januar.

Inhalt: Böhmische Frauen und böhmische Ketzer. Eine Scene in Prag, von F. Gustav Kühne. — Der ungarische Reichstag. — Aus Mannheim, Dresden und Berlin. — Zur Chronik: Deutscher Handelsverein, Hessen und Dänemark, italienische Fürsten, das französische Wahlgesetz.

№ 3.

Böhmische Frauen und böhmische Ketzer.

Eine Scene in Prag, von **F. Gustav Kühne.**

Der Wyschehrad ist die Wiege Prags. — Es war ein naßkalter stürmischer Tag als ich die Akropolis der alten heidnischen Herzöge Böhmens bestieg. Die regenschweren Wolken hingen tief, und doch wollte der neidische Himmel der dürren Flur seinen Segen vorenthalten; der Sturmwind der um die Felsenecke blies, wirbelte den feuchten Schleier der die Sonne verhüllte, mit wilder Gewalt durch einander. Über der Moldau ballten sich dunkle Luftschichten wie zu einer Wasserhose zusammen, bis ein neuer Zugwind ungestüm dreinfuhr und die gedrängten Nebelmassen auseinanderjagte. — In solchem Sturmwetter ist Böhmens Schicksal geboren, ein solcher Zweikampf zwischen Himmel und Erde ist das Bild seiner Geschichte. — Wir standen auf den Trümmern der alten Felsenburg und schauten lange dem verzweifelten Spiel der Elemente zu.

Der Wyschehrad war ehedem eine ganze Stadt. Jetzt hat Östreich hier seine Kasernen und Soldatenspitäler, wo Tschech sein Schloß erbaute, die Tempel der heidnischen Götter standen. Von den funfzehn Kirchen welche die Hussiten hier eingeäschert, ist eine einzige wieder aufgebaut; aus Swantowid, dem Kriegsgott der Slawen, ist ein Sanct Vit geworden. Die braungrauen Felsen am Ufer starren Euch unheimlich an, Ihr meint, Tschernebog, der Nachtgott der Heiden, der schwarze Gott der Vernichtung, lauere hier noch zwischen dem Geklüft der Steine. Der Boden ringsum ist mit Unfruchtbarkeit geschlagen, ein Fluch ruht auf der öden Stätte. Auf der mittleren Höhe der Felswand die aus der Moldau aufsteigt, liegen einige festgekittete Mauertrümmer. Es sind Reste vom Bad der Libuscha. Diese Hochburg ist in alter Zeit auch ein Sitz der Liebe gewesen; man kennt Minnelieder vom Wyschehrad, und Libuscha heißt in ihrer Sprache die „Liebenswürdige." Im Lande der Schrekken mischt sich der Schauder der Gewaltthat selbst in die süßesten Freuden. Hier hat Libuscha ihre Liebhaber, wenn sie deren überdrüßig ward, durch eine Fallthür hinunter in den Strom gestürzt. Ihr Bad, der Schauplatz der Liebe und Wonne, war für den weiblichen Blaubart Böhmens zugleich die Todtenkammer der Geliebten. Und dieser Blaubart war die glorreiche Mutter Prags, die Weißagerin von Böhmens Ruhm, Vates Libussa genannt. Sie erkiest sich in Przemysl den Stammvater ihres Hauses; sie wählt ihn aus dem Schooß des Volkes, beruft ihn vom Pfluge zum Thron, und er, der Vorbedenkende, denn das bedeutet sein Name, baut die Hochburg auf dem Felsen, sein Weib aber die Schwelle am Fuß des Berges, die Stadt Prag. Praha heißt die Böhmenstadt, und dies Wort heißt Schwelle. Wie Libuscha stirbt, werben die Jungfrauen des Landes um die Liebe des Herzogs Przemysl. Die Zofe der todten Libuscha fordert dreist seine Hand und sein Herz. Diese kühne Zofe führt einen stolzen Namen; sie nannte sich Wlasta, und Wlasta heißt Herrscherin. — Ruhmredig ist der Slawe, so in seinen Plänen und Einbildungen von heute, wie in seinen Sagen aus alter Zeit. Ist doch das Wort Slawa gleichbedeutend mit Ruhm. Wratislaw heißt Pforte des Ruhmes, Wenzeslaw der Ruhmbekränzte, Boles-

law der Ruhmsüchtige. Und auf naiven Prahlereien lassen sich auch die Wlastenci, die Panslawisten und Patrioten von heute, ertappen, wie selbst Kollar mit seiner Slawy deera (Tochter des Ruhms). — Es thut wohl, wenn alte Sagen im Munde des Volks fortleben, eine Bäuerin das Lied vom Ritter Horomir und seinem Schimmel Schemich, eine Ballade vom Woiwoden Bretislaw singt der seine Liebste aus dem Kloster entführt. Es ist aber schlimm, wenn das Volk die eigentlichen Helden seiner Geschichte vergessen hat. Man hört in ganz Böhmen kein Lied von Huß, es gibt keine Erinnerung an ihn, keinen Stein, kein Bild von Huß. Und statt sich mit der Lehre des Glaubenshelden zu befassen, schreiben gelehrte Männer dicke Bücher um der Welt weiszumachen daß Faust und Guttenberg von Geburt Böhmen gewesen. Einer ging so weit beide Männer zusammen für einen einzigen Landsmann aus der Stadt Kuttenberg in Böhmen zu halten, beide zusammen kurzweg als einen Johannes Faustus Kuttenbergensis zu deuten. Daß sie Mozart für den Ihrigen hielten, mag bei ihrer Liebe zu ihm verzeihlich sein. Jene Wlasta aber die ein deutscher Dichter Böhmens von heute gefeiert, darf in der Geschichte sicherlich den Ruhm behaupten das erste freie Weib, die erste wahrhaft Emancipirte zu sein. Wie „der vorbedenkende" Przemysl wohlweislich diese Wlasta, „die Herrscherin", verschmäht, ruft sie die Jungfrauen Böhmens unter das Panier des freien Weibes, und es entflammt jener gewaltige Krieg der böhmischen Mädchen. Sie bauen sich an der Moldau dem Wyschehrad gegenüber eine Burg und beginnen ihre verwüstenden Streifzüge durchs Land, von denen die Sage berichtet. Alles was Mann heißt, ist es volljährig und erwachsen, schlachten sie hin, fällt es wehrlos in ihre Hände. Den Buben schneiden sie den Daumen der rechten Hand ab um sie unfähig zu machen das Schwert zu führen. Sich selbst brennen sie die rechte Brust aus, um den Bogen spannen zu können. Allen Respect vor solcher Emancipation! Die Amazonen von heute begnügen sich Cigarren zu rauchen, in Büchern den Rechten zu suchen und in der Wirklichkeit mit einem Manne an der Linken vorlieb zu nehmen. Unsere freien Weiber die sich der Männer erwehren möchten, sind sehr leicht mit einer wilden Ehe zufriedengestellt. Die wilden böhmischen Mädchen wollten nur frei sein um sich an den Männern die sie verschmäht, zu rächen. Sie haben den Männern weit mehr zu schaffen gemacht. Sie unterlagen erst nach langer blutiger Arbeit; jener Krieg der Geschlechter war wie eine wilde Hetze unter den Thieren des Waldes. Die jungfräuliche Burg ward erst nach vieler Mühe erstiegen, und kein Freudenfest mit Becherklang und Hymens Blumenkränzen endete den harten Streit. Die böhmischen Männer stürzten die freien Weiber zum Fenster hinaus. Das war das traurige Ende vom grausen Liede. Es war der erste Fenstersturz in Böhmen; fast jede Epoche der böhmischen Geschichte beginnt mit einem Fenstersturz. —

Matt und ermüdet schlenderten wir, ich und meine Frau Liebste, vom Wyschehrad nach der Neustadt zurück. Auf dem Viehmarkte lockten uns die Kaffeehäuser. — In allen Landen Östreichs wird der Cultus des Kaffeehauslebens außerordentlich gepflegt. Kommt man nach Sachsen zurück, vermißt man gar sehr diese Art von Öffentlichkeit und Mündlichkeit. Dresden erscheint uns gegen Prag wie eine Stadt voll lauter prüder Jungfern, wispernder Hofräthe und exclusiver Junker. Dort machen ästhetische Menschen theetrinkende Cirkel; öffentlich findet sich höchstens auf der Terrasse eine Gruppe vornehmer Leute beisammen. Was man Volk nennt, haufenweises Gemisch von Menschen allen Gelichters, das kommt in Elbflorenz nur jährlich einmal auf der Vogelwiese vor. Und da wimmelt's denn auch gleich von Calculatorsch und Registratorsch; Herren und Damen machen mit Cortège einen freundlich eiligen Gang durch die Gruppen des Volks. Ein Gewühl aller Stände unter einander im gemüthlichen Austausch hat man nur im deutschen Süden. In den Kaffeehäusern sind hier in Prag von früh bis spät räsonnirende Menschen beisammen. Eine Stufe tiefer was die Kultur betrifft, eine Stufe höher was die Poesie belangt, stehen die Bierhäuser. Da erzählt man sich keine lästernden Anekdoten; keine Moquerie, kein Klatsch wird laut; nur wo Schriftsteller und junge Beamte zusammenkauern, wagt sich halbversteckt die Frau Base Politika hervor, aber sie skandalirt, wo sie zornig sein sollte, sie witzelt und kichert statt grimmig dreinzublicken. Die Weiber gehen hier mit zu Biere und im süßen Geplausche mundet auch ihnen der kühlende Felsenkellertrank. Es gibt da einige Protzen die als Vielmäßer verschrien sind, aber sie sitzen nicht so unbeweglich da wie in den Münchner Bockkellern die vierschrötigen, breitschulterigen Pagoden, in den Schemel geklemmt, die Ellbogen in den Tisch gerammelt, stumm und starr in's Maß glotzend, unbekümmert um Gott und Welt. — Wir blieben im Platteis hangen.

Im bunten Gewirr mit Weibern und Kindern sieht hier die Bierhalle aus als wären alle guten Mächte des Lebens in aufgelösten Dissonanzen harmo-

nisch beisammen. Grüne Tannen machen die Halle zu einer lebendigen Laube, man sitzt wie im Walde, und statt der Singvögel orgelt der Dudelsack oder erklingt mehrstimmiger Gesang mit Begleitung der Fideln. Die frischen Reiser duften so harzig, der Hopfensaft ist so würzig und labend, die Musik lockt im jungen Herzen die Sehnsucht, im alten die Erinnerung an gute Stunden wach. Wenn ein Volkslied erklingt, singt alles mit, selbst die geschäftige Kellnerin mitten im Geklirr der Schüsseln und Krüge. „Glei, Herr, glei!“ ruft sie freundlich nickend und singt frisch weiter von der Minne am Wyschehrad. „Glei, Herr, glei!“ und

Auf Libuscha's güldnem Sitze,
Auf des Vaters hoher Burg,
Wo so stolz die Felsen stehen
Und so tief der Strudel wühlt!

„Glei, Herr, glei!“

Hat die Lieb' auch ihre Süße,
Hat die Lieb' auch ihren Tod.

„„See, Talk, See! Heda! zollen!““ — „Glei, Herr, glei!“

Kennt die Lieb' die Felsenstellen?
Kennt sie wohl den schwarzen Schlund?
Doch der Mensch muß seine Freud' hab'n,
Sonst wird gar zu bös die Welt!

Die Vesperglocke vom nahen Kloster klang plötzlich wie eine Mahnung des Todes mitten in den lustigen Lärm. Die Männer nahmen ihren Hut vor's Gesicht, die Weiber murmelten ihr Gebet, bekreuzten und beknirten sich. Einzelne Haufen standen eine Weile wie starr verzaubert; die um das Marienbild Geschaarten waren in's Knie gesunken. Welch' ein Wechsel von Lust und Traurigkeit! Fast so jäh wie beim Polen der auch eben so rasch aus dem tiefsten Weh wieder in den Strudel der sinnlichen Lust zurücktaucht. — Und die Schönheit der böhmischen Weiber, ist sie deutsch? Deutsch und böhmisch: hier taucht wieder der Wettstreit auf! — Diese dunklen großen Augen können nicht für das was wir germanisch nennen gelten. Diese gedrungenen Gestalten mit dem kecken Wurf der Glieder, könnten sie nicht mit dem verhaltenen Feuer ihrer Kraft als Amazonen auftreten? Dort das Mädchen mit dem finstern Trotz und der heimlichen Gluth im braunen Antlitz, könnte sie nicht eine Wlasta sein die den Männern den Krieg erklärt? Leuchtet hinter den schwarzen buschigen Brauen jener stolzen Bauerdirne vielleicht der Seherblick Libuscha's? — Die böhmischen Männer sind entweder sehr häßlich oder sehr schön; es gibt nur wenige solcher Exemplare wie sie Lessing in seiner Hussitenpredigt zusammenstellte. Unter den Weibern muß man zwei Racen unterscheiden. Sie sind entweder von jenem kurzen, stämmig gedrungenen Wuchs wie man sie meist in den slawisch deutschen Mischländern, selbst in der Lausitz, vorherrschend findet, meist von mürrischer und verdrossener Gemüthsart die aber mit schneller Lustigkeit wechselt, wenn's zum Tanz geht und das stockende Blut flüssig wird. Seltener, aber in dieser Seltenheit von wunderbarer Schönheit ist der andere Schlag, von hoher, schlanker, oft wahrhaft junonischer Gestalt, ovalem Gesicht, weichen aber feurigen Augen; in der lässigen Sanftmuth der Züge scheint Stolz und Kraft, Schwung und Kühnheit zu schlummern. Beim Weibe kann manches schlummern und es gilt uns noch für bedeutend; man meint im treuen Herzen der Frauen habe sich die alte Sitte, Kraft und Tugend des Volkes ein stilles Asyl gefunden und lausche auf den Auferstehungsruf. Was beim Manne nur halbgeweckt ist, hat keine Geltung, und so hat sich was uns als Böhmentrotz erscheint, in ihnen zur Häßlichkeit verkrüppelt, in ein Gemisch von Bosheit und Faulheit verwandelt. Ein untergegangenes Volk hat unter seinen Weibern noch die schönen Reste ehemaliger Blüthe. Die schläferige Sanftmuth in den Mienen einer junonischen Schönheit Prags ist eine aufgezwungene, vom Unglück der Zeiten überkommene Melancholie. Im Ton ihrer Rede, auch wenn sie Gleichgültiges sprechen, klingt ein verhaltenes Weh, ein Mitgefühl für alles Elend und Mißgeschick der Welt, fast etwas von der Litanei des Kirchendienstes dem sie mit einer Inbrunst huldigen als stände täglich ihr Seelenheil von neuem auf dem Spiel. Möglich daß diese Weichheit der Stimmung plötzlich umschlägt in sinnliche Ausgelassenheit. Zur Rohheit verwahrlost weit leichter der Mann, bleibt die Entfaltung seiner bessern Kraft versagt. Er ist frivol genug aus der Entwürdigung aller Heiligthümer des Lebens sich eine bequeme Doctrin zu machen. Das Weib entartet seltener in der Verirrung der Sinnlichkeit. Die Verwilderung der Sitten, wie sie in Prag und Wien alle Bande der Gesellschaft heimlich auflöst, ist die Schuld der Männer die im Gefühl der gelähmten Kräfte schlaff und nervlos, ohne Muth und Ausdauer, der höhern Aufgaben des Jahrhunderts verlustig gingen. In Böhmen hat der Einzelne wie das gesammte Volk seine Aufgabe, seinen Glauben, seine Zuversicht zu sich selbst verloren. In den Herzen der Frauen blieb etwas zurück von der alten Kraft der früheren Zeiten. Für ihre Fähigkeit sich an einer großen Sache betheiligt zu fühlen, gibt es alte Zeugnisse von schlagender Gültigkeit. Aeneas Sylvius seiner Zeit sprach von böhmischen Frauen die in der heiligen Schrift

äußerst bewandert waren, im Disput über religiöse Dinge es mit den Männern aufnahmen. Und für die Schönheit des Geschlechts gibt es von Alters her einen Gewährsmann der allerhöchsten Geltung. Man hält die weiblichen Heldengestalten in Tizian's Bildern für venezianische Schönheiten. Man irrt. Unter den böhmischen Frauen fand Vecellio die Glorie weiblicher Kraft, Hoheit und Kühnheit wie er sie in einer Judith zur Erscheinung brachte. Tizian war fünf Jahre lang in Deutschland am Hofe Karl's des Fünften. Von den Frauen Prags, von den böhmischen Amazonen hat er die Züge weiblicher Seelengröße entlehnt. —

Die Leute murmelten ihr Abendgebet, als ich diesen Gedanken nachhing. Einige guckten schräg auf uns her, wie wir aufrecht sitzen blieben und kein Kreuz schlugen. — Ich mache in katholischen Ländern kein Hehl von meinem Ketzerthum. In der Kirche, wenn der Weihrauch dampft, die Musik erklingt, der Glanz alter Bilder mein Herz berückt, da bin ich im Stande mich zu vergessen und mein Knie zu beugen. Nur die profane Klingel des Chorknaben hält wie ein gellender Hahnenschrei meinen Verstand aufrecht. Und im Wirthshaus, vor einer Kanne Bier, rück' ich gern den Leuten mit meinem Ketzerthum auf den Leib. Mit der protestantischen Faust kann man auf den hölzernen Tisch schlagen. Ich disputire gern mit katholischen Leuten, nicht um sie ad absurdum zu führen und eigensinnig Recht zu behalten, sondern um ihnen meiner Logik gegenüber und mir selbst zum Trotz die Poesie ihres Glaubens zu erläutern, Sinn und Fassung in ihre trübe dumpfe Stille zu bringen. Wenn sie nur erst zum Streit anbeißen, die poetische, symbolische Bedeutung ihres unverstandenen Gefühls sich verdeutlichen lernen! Sie werden dann bald anfangen die Schaale vom schönen Kern zu sondern. Aber man stößt in katholischen Menschen entweder auf ganz blöde Verschlossenheit die nur zum blinden Götzendienst fähig ist, oder auf den frivolen Indifferentismus jener blasirten leichtfertigen Verlorenheit die sich aller Religion entschlagen hat. In katholischen Priestern fand ich die allerärgsten Schüler eines Voltairianismus der die alten Formen verspottet, sie aber dem Volke als Knechtschaft läßt, weil er an keine andern sittlichen Bande zum Zusammenhalt des sinnlichen Menschen glaubt. Die katholischen Geistlichen sehen im Protestantismus lediglich die Kritik, und weil sie keiner Logik gewachsen sind, versagen sie sich alle Forschung in Glaubenssachen. Keiner weiß von einem protestantischen Glauben der, je mehr Schaalen er gelöst, einen desto festeren Kern gerettet hat.

Gegen mir über am Tische im „Platteis" zu Prag saß ein Mann mit verzwickten Mienen der nichts weniger als eifrig sein Abendgebet mitgesprochen, und mit einer Art von Schadenfreude meine Nichttheilnahme bemerkt. Es war ein altes, schäbiges, wetterbraunes Gesicht mit struppigem Haar und versteckt blitzenden Augen. In seinen unablässig auf uns gerichteten Mienen lag — wie soll ich's nennen? — eine gewisse tückische Jovialität. Er schien sich über das Dasein von Ketzern zu freuen und sie doch zu verachten. Wie ich ihn näher in's Auge faßte, dacht' ich: Ist kein Teniers da? Die ganze Gestalt des Alten mit dem schundigen Gesicht, dem lodderigen Bart und dem halbzerfetzten Kittel war ein rechter Typus slawischer Natur, ein Nationalmodell zu einem Bild in dunkelbraunen schmutzigen Farben. Die rüsselförmige Nase mit der thierischen Wildheit des burlesken Augenspiels war wie aus einem Gemälde König Wenzels gestohlen, wie man diese burleske Majestät von Böhmen häufig dargestellt sieht. Hätte man dem Alten einen blutrothen Purpurmantel umgehängt, er hätte den wilden Wenzel, den sie den Faulen nannten, sehr gut vorstellen können, wenn er so wie er da saß, nicht eher noch den Gevatter Scharfrichter dazu abgeben konnte. Der große Fleischerhund der zu seinen Füßen lag, war dann die Dogge die sich zum König Wenzel gesellte, wenn er Nachts durch die Straßen zog und das Gesindel vor sich hertrieb oder in seinem tollen Humor die Schlafzellen der Klöster durchstöberte ob die Mönche auch fein häuslich Mannszucht hielten. König Wenzel war ein ächter Böhme, aber nichts weniger als ein orthodoxer Christ. Er hatte seine Lust an den Ketzern, ließ er gleich eine große Judenmassacre zu. Er war ein Demokrat, aber im plebejischen Sinne; er haßte den Adel, er züchtigte eigenhändig die Klerisei, schleppte lasterhafte Priester mit ihren Haushälterinnen an den Pranger; er verwilderte das Zeitalter das Huß unter ihm zu reformiren begann. —

Der Alte der vor mir saß, hatte ganz die verschlagene Brutalität König Wenzels. War er vielleicht gar ein Abkömmling der Bademagd Susanne, die der tolle Wenzel zu seiner Liebsten machte? Auch im Trinken gab er nichts nach. Hatte er vielleicht auch wie König Wenzel Gift bekommen das statt tödtlich zu wirken, ihm den verzehrenden, unauslöschlichen Durst gab, ihn zum Säufer machte der all seinen guten Verstand vertrank? — Der alte Kauz uns gegenüber blieb aber nüchtern, ob er schon Glas für Glas leerte. Seine Blicke waren unablässig auf uns gerichtet; wie ein

Seelenkäufer saß er da und lugte zu uns herüber. Meiner Begleiterin ward es unheimlich. Es schien glaublich daß wir dem Alten während des Gebets durch Nichtachtung der üblichen Formen Anstoß gegeben. Ich bog mich über den Tisch zu ihm hin, ihm ein Wort in's Ohr zu flüstern. „See! sagt' ich ihn am Ärmel zupfend, was schauen's so auf uns ein? Haben's noch keinen Ketzer gesehen?"

Der Alte grinste mich lachend an. „A Kähtzer? wiederholte er langgedehnt, wos is a Kähtzer?"

Ja, dacht' ich, das ist vor Gott die große Frage: wer verdammt sein wird, ich oder Du!

„Wos a Ketzer ist, werden's doch wissen! sagt' ich, a Ketzer — ein Mensch der beim Abendmahl den Wein trinkt und doch an Gott glaubt!"

Der alte Mensch fuhr wild in die Höhe. „Wer, wer hat den Wein im Kelch ausgetrunken?" schrie er mit polternder Stimme, so daß ich erschreckt zurücktrat. Er stand wie ein aufgebäumter Löwe da der sich mit beiden Vordertatzen gegen den Angriff zur Wehre setzt. Die Dogge die ihren Herrn in Gefahr glaubte, hob sich knurrend vom Boden; der Alte griff ihr ins Fell sie zurückzuhalten. — Es war als hätt' ich ein schreckliches Geheimniß des Mannes entdeckt. Die Umstehenden blickten neugierig auf uns hin; aber es war nur ein Moment der uns so drohend einander gegenüberstellte. Die Hörner die im Nebenzimmer zum Tanz bliesen, erstickten den Lärm den der plötzliche Aufstand gab; das Gewühl der Singenden, Lachenden und Tobenden, die Walzermelodie mit ihren Geigen und Trompeten begrub den kurzen Tumult. „Nu, nu, es war nicht so bös gemeint!" sagt' ich zum Alten. — Ich dachte nicht anders als daß ich einen heimlichen Utraquisten, einen Mann vor mir hatte der das Abendmahl unter beiderlei Gestalt nimmt. Er saß auch schon wieder beschwichtigt auf seinem Schemel und sah mich ruhig an. „Es ist mir nicht eingefallen Euch aufzustören, fuhr ich fort, seht Ihr doch in mir einen Mann desselben Gelichters, — desselben Glaubens will ich sagen."

Der seltsame Mensch brummte etwas in seinen Bart hinein das böhmisch sein mochte. — „Seid Ihr Protestant? fragte ich leise, — Lutheraner, Calvinist?"

Er schüttelte unwirsch mit dem Kopfe. — „Gibt es noch Hussiten unter Euch? fragt' ich gespannt. Es sollen sogar noch Adamiten heimlich in Böhmen sein, sogenannte rothe Brüder die statt des Weines Blut im Kelche trinken."

„Wer trinkt?" fuhr der Alte plötzlich wieder auf; die dunkelblaue Ader auf seiner braunen Stirn schwoll ihm von neuem.

„Die Ketzer trinken vom Kelch, sagt' ich ganz irre an ihm; aber die Ketzer sind so gut brave Christen als andere die nicht vom Kelch trinken."

„Wann sie's aus Durst thun, mögen sie's halt thun! murrte er vergnüglich und legte sein breites Gesicht in die aufgestülpten Fäuste. Wann sie's als Ketzer thun, mögen's verdammt sein wie Gott will! Aber für den Durst kann keine Menschenseele!" — Er trank wieder und warf stürmisch sein Deckelglas zu.

„Ich hätte doch nicht gedacht, sagt' ich, ihn groß ansehend, daß Ihr so bös von den Ketzern dächtet, die römisch Gläubigen allein für selig haltet! Ich hatte mich in Euch geirrt."

„Wos Ketzer, wos römisch Gläubige! sprudelte er um sich, 's ist Olles ains!"

Alles eins? — Ich hatte mich wirklich in dem Mann geirrt. Jetzt hing die alte verstockte Verdrossenheit die den störrischen Böhmen bezeichnet, deutlich in seinem Gesicht aus, das trübe Grau jener unerschütterlichen Fatalistik die sich auf nichts mehr einläßt weil sie stumpf für alles ist. Es ist Olles ains! Das ist das Stichwort, der Schlußpunkt aller Logik, das Lieblingsbonmot der Menschen unter Östreichs Scepter. In dieser fast türkischen Indifferenz liegt der Sumpf der Völker unter Östreichs Sonne. Und diese Sonne spiegelt sich in diesem Sumpfe, in dieser behaglichen Glückseligkeit eines stillstehenden Gewässers. Mir wird immer bange vor diesem Stillstand der Kräfte. Ein hinstürzender Strom der die Dämme durchbricht, flößt mir nicht diese Sorge ein. Er ist berechenbarer als der stille See in dessen Untiefen allerlei Ungethüm schlummert. Wer steht dafür, welche Gewalten auftauchen, wenn ein Sturm von unten her diesen Grund durchwühlt! —

Ein freundlich behaglicher Mann trat auf mich zu, wie ich mich von dem Unhold abwandte. Er hatte meinen Verkehr mit diesem bemerkt und kam mir abzurathen mich weiter mit ihm zu befassen. „Lossen's Ihr vis-à-Viech sitzen! sagte der freundliche Bürger; — er wollte sagen: vis-à-vis. Ziechen's sich z'ruck von ihm; er hat, wann er je g'scheidt g'wesen, sein Biss'l Verstand halt vertrunken."

Ich erfuhr dann Näheres über den seltsamen Kauz. Er war zuletzt auf dem Wyschehrad Pullesant (Glöckner) gewesen. Früher hatte er als Sakristan in mehreren Dorfkirchen den Dienst rasch gewechselt, war von einem Pfarrer zum andern geschickt. Er war ganz brav

und redlich befunden, aber überall wo er im Kirchendienst gewesen, ward der Weinvorrath bestohlen. Er soff heimlich den Wein aus wo er ihn fand; er verschonte auch nicht den geweihten an heiliger Stätte. Die geringe Menge die er in den Sakristeien vorfand, hatte ihn nicht dazu verführen können; es mußte ein besonderes quälerisches Gelüst in ihm sein, auch die zum göttlichen Dienst bestimmten Gefäße zu leeren. In früheren Zeiten hätte man dies Gelüst für einen Kitzel des Teufels erklärt, den Übelthäter vielleicht zum Tode verurtheilt. Einer von den Geistlichen der ihn beim Diebstahl ertappt, hatte ihn auch ernsthaft vor Gericht gezogen, in der Meinung einen heimlichen Utraquisten und frevelnden Ketzer an ihm zu haben. Man fand sonst keine Sünde in ihm als diesen ewigen Durst; Ermahnungen, Bußen wollten aber nicht helfen, die Kaplane die ihn nicht für des Teufels hielten, mußten ihn doch alle zum Teufel jagen.

„So steht's also bei Euch mit der Lehre sub utraque, sagt' ich, ein Säufer ist der einzige und letzte Hussit!"

„Der einzige? der letzte?" wiederholte mein freundlicher Mann, zog aber unwillig die Stirn in Falten.

„Gibt's ihrer noch in Böhmen? fragt' ich, in den Bergen?"

„Da hinten im Land!" sagte er mit einer Miene und Handbewegnng die wie auf etwas Verlorenes hinwies.

„Hier in Prag, sagt' ich, habt Ihr ein scheues Häuflein Protestanten die zur Hinterthür in ihr thurm- und glockenloses Bethaus kriechen! Anstand's halber kann man sie nicht mehr zum Land hinausjagen, aber auf die Kinder, auf die gemischten Ehen macht man Jagd, nicht?"

„O 's thut's halt nimmermehr!" wollte mich der Gemüthliche beruhigen.

„Der protestantische Glaube, sagt' ich, ist Böhmens mit theurem Blut erkaufter Nationalglaube gewesen; zwei Drittheile des Volkes waren protestantisch."

„Es ist O l l e s a i n s!" sagte der Gute und drehte mir den Rücken zu. — Alles Eins! Schon wieder das Punktum in der östreichischen Logik. — Wohl möglich daß einem Volke, daß dem ganzen Zeitalter ein neuer Glaubenskrieg nicht noth thut. Wenn aber mit dem verlorenen Glauben die Freiheit des Denkens, die Regsamkeit der edelsten Kräfte schwand: dann ist ein Krieg der Gemüther ein Heil gegen diesen allgemeinen Geistestod. —

Melancholisch wie ich mich fühlte, ergab ich meine Gedanken dem süßen Gewühl der Geigen und Hörner, nach denen sie zur Seite im offenen Saal Polka, Walzer und Radowak tanzten. Ich fand in den Tönen nicht was mir frommte. Sie tanzen selbst ihren nationalen Bauerntanz nach Wienerischer Musik. Strauß, Lanner, Labitzki wurden aufgespielt, keine böhmische Melodie klang durch. Ich hatte Sehnsucht nach schwermüthiger Musik, dem Jacques Shakspeare's gleich der aus der Melancholie eines Dudelsacks Süßigkeiten saugt wie ein Wiesel den Dotter aus Eiern. Schwermüthige Musik thut einem gefallenen Volke gut. Sie löst vom schwergewordenen Herzen ein Stück ab; leichtfertige Töne spielen drüber hin und lassen den Rest Trübsal bleiern in der Tiefe sitzen. —

Wie ich mich nach dem alten Pullesanten vom Wyschehrad umsah, stand ein Mädchen vor ihm das schon immer, eine Waare die sie feilbot in der Hand, die Gruppen der Sitzenden durchkreuzte, still und stumm mit Winken und Nicken die Leute zum Kauf auffordernd. Sie war von dem kurzen, stämmig untersetzten Schlag der böhmischen Weiber. Ihre Gestalt verrieth jedoch eine Unförmlichkeit die sie zu verbergen bemüht schien; in ihrem ganzen Wesen sprach sich die Scheu eines gejagten Wildes aus das seine Spur verrathen sieht. Die feine weiße Farbe ihrer Haut in Gesicht und Nacken stand im Widerspruch mit der Fülle ihrer gedrungenen Glieder die das Mieder zu sprengen drohte. Die Flechten ihres rothbraunen Haares, halb aufgelöst, halb mit einer messingenen Nadel zusammengehalten, fielen in Zöpfen zurück. Granaten und Glasperlen zierten den vollen Hals und Busen.

Sie mußte mit dem Alten in besonderem Verkehr stehen, denn sie zählte ihm das eingelöste Geld hin das er zusammenstrich und in einen schmutzigen ledernen Beutel steckte. Sie trank dafür aus seinem Kruge; sie schlürfte fast mit einer gierigen Hast die Flüssigkeit. Wie ich zu ihr herantrat, hielt sie mir das Bündel Dschischkastöcke entgegen das sie in der Hand trug. Das war die Waare die sie feilbot. Der Kopf des alten Hussitenhelden mit der Pickelhaube und einem Band quer über dem rechten erblindeten Auge, aus Holz geschnitten, macht den Griff der Stöcke.

„Ein Dschischkalied wäre mir lieber! sagt' ich; kannst Du kein Lied vom blinden Helden singen?"

Sie schüttelte verneinend mit dem Kopf.

„Spricht nix!" sagte der Pullesant, wie ich weiter mit ihr reden wollte. — „Spricht sie blos böhmisch?" fragt' ich.

„Spricht gor nix!" sagte der Alte und schlug sich auf den Mund.

„Stumm?“ — „Unglücklich! sagte der Glöckner, fortgejagt, 'nausgestoßen, weil sie nit beichten kann was sie drückt.“

Jetzt erst war mir die unglückliche Gestalt des Mädchens auffällig, ihr scheues Wesen verständlich.

Ein junger frivoler Elegant, vielleicht von den vornehmen Wüstlingen die sich gern unter's Volk mischen, weil sie dort für Geld leichte Beute kaufen, hatte sie in dem Augenblick am Arm ergriffen und bei Seite gezogen. Wie er seine Hand um ihre Hüfte schlang, schien er sie in den Kreis der Tänzer führen zu wollen. Sie sträubte sich und es gelang ihm nur halb sie gewaltsam fortzuschleppen. „Was wird sie denn nicht tanzen wollen! schrie er den Umstehenden mit trunkner Wildheit zu, die Kascha ist doch zu mehr als zum Tanzen willig!“

Das Mädchen starrte ihn wie ein Marmorbild an. Er ließ mit seinen frechen Scherzen nicht ab von ihr; lästernd und spottend griff er von neuem um ihren Leib sie an sich zu pressen. Mit einem Ru, eine Judith die plötzlich ihr Opfer für reif hält, hatte das Mädchen ihn zurückgeschleudert und schwang das Bündel Dschischkastöcke über ihn. Ein mächtiger Schlag traf seine Stirn; laut aufschreiend und wimmernd sank er rücklings zu Boden, in seinem Fall zwei Umstehende an die er sich klammern wollte, mit sich niederreißend. Ein Tänzerpaar das im Galopp heranstürmte, verwickelte sich in den Haufen der Niedergestürzten, ein zweites Paar schoß eben so jäh herbei, und so wirbelte sich ein Knäul schreiender, tobender Menschen durcheinander die sich wild wieder aufbäumten um von neuem sich am Boden zu wälzen. Vor dem tobenden Geheul das sich erhob verstummte die Musik. Alles eilte zusammen um Zeuge des Vorfalls zu sein; im bunten Gedräng verlor man die Ursache des Aufruhrs, das Mädchen mit den Dschischkastöcken, aus den Augen. Bald aber erscholl ihr Name aus dem Haufen hervor. Es war der von ihr Zusammengehauene der sich wieder aufgerafft und nach dem Mädchen schrie: „Es ist die tolle Kascha! Haltet sie fest! die Dirne soll es büßen!“

Der alte Pullesant hatte sich mit dem Mädchen hinter einem Tisch in die Ecke geflüchtet. Er stand mit ihr Hand in Hand, den Knotenstock den er führte, um die Rechte gewickelt, des Angriffs gewärtig; der zottige Hund war auf den Tisch gesprungen und glotzte bald auf seinen Herrn, bald auf den heranstürmenden Haufen, noch ungewiß ob seinerseits die Offensive zu eröffnen sei. Das Vorgefühl einer blutigen Prügelei lief mir vom Wirbel bis in den Nacken hinunter. Ich hatte hier keine Wahl, ich stellte mich auf die Seite der schwächeren Partei, auf die Seite des zuerst und ohne Schuld verletzten und verhöhnten Mädchens. Der Wirth im Platteis, ein breitschulteriger, schwerlöthiger Mann mit aufgestülpten Ärmeln und ein Paar Fäusten die auch ohne Waffen als Handwerkzeug Zutrauen einflößten, gesellte sich mit einigen Kellnern zu mir; wir standen zwischen dem Tisch hinter den sich das verfolgte Paar geflüchtet, und dem Haufen der Schreier die mit Schemelbeinen bewaffnet Rache forderten. „Her mit der tollen Kascha! werft die Dirne zum Fenster hinaus!“ donnerten einige Stimmen böhmisch. Ein Fenstersturz, dacht' ich, ist also noch immer im Conflict der Leidenschaften die nationale ultima ratio in Böhmen! — Ich hatte mich rasch mit dem Wirth verständigt, sein Ehrgefühl aufgeregt um in seinem Hause keiner rohen Unbill Raum zu geben. „Aber tos Mädel is nit ganz rein!“ raunte mir der Wirth in's Ohr. — „Gleichviel! sagt' ich, sie hat sich gegen freche Ungebühr vertheidigt!“ — Ich stieg auf den Stuhl und bat um's Wort, das mir freilich im Tumult niemand zu geben gesonnen schien. „Njemetz, Njemetz!“ das Schimpfwort auf die Deutschen, tönte mir entgegen als ich den Mund aufthat. „Mir gleichviel, rief ich, ob das deutsch oder böhmisch: unmenschlich wär' es an einem Mädchen Rache zu nehmen das sich gegen den dreisten Beleidiger mit eigner Hand geschützt!“

In dem Augenblick ward die Thür geöffnet; Polizeidiener traten mit Wache herein. Der Anblick der bewaffneten Friedensstifter wirkte plötzlich demüthigend. Spanier hätten sich vielleicht das Recht vorbehalten den Streit unter sich selber ohne Einmischung der Soldatesca zu schlichten. Die Böhmen zerstreuten sich kleinlaut oder waren vielleicht Willens das verfolgte Mädchen an die Schergen der öffentlichen Ruhe auszuliefern. Für den vorliegenden Fall war das nicht mehr möglich. Ein lachendes Halloh folgte alsbald der augenblicklichen Stille die mit dem Erscheinen der Soldaten eingetreten war. Kascha war dem Urthel das vielleicht das Volk gegen sie verhängt hätte, zuvorgekommen. Mit ihrem Gefährten hinter dem Tisch in den Winkel gedrängt, war sie auf das Fenstersims gestiegen und durch den offenen Flügel hinausgesprungen. Der Hund setzte ihr eben durch's Fenster nach, als das Halloh der Menge mich zwang meinen Blick nach ihr umzuwenden. Somit war sie auch den Häschern entgangen, denen sie vielleicht als Opfer verfallen wäre. Es fiel von Diesen Keinem ein ihr nachzueilen; der Tumult war auch alsbald gestillt, der Wirth und einige Verständige beschwichtigten leicht die beamteten Wahrer der öffent-

lichen Ordnung und Sitte. Der alte Pullesant war nicht mit entwischt. Auf ihn richteten sich einige beutesüchtige Blicke der Polizeileute, aber es konnte ihn niemand als Ruhestörer anklagen. Der Hund hatte vielleicht auf seinen Wink gehandelt, indem er sich dem fliehenden Mädchen zum Begleiter aufdrängte; dafür konnte den Alten niemand verantwortlich machen. Er kehrte ruhig auf seinen Platz in der Vorhalle zurück, trank sein Glas aus, zahlte seine Zeche und schritt ungefährdet auf die Straße hinaus.

Es war im Platteis alles wieder zur Ordnung zurückgekehrt; die Musik ertönte von neuem, der Tanz ras'te nach wie vor, die wirbelnde Lust der Betäubung riß alles wieder in den gewohnten Strudel. — Ich hatte Mühe meine Begleiterin aus dem Winkel herauszufinden in den sie sich beim Aufsteigen des Tumults geflüchtet. Wir verließen die tolle böhmische Wirthschaft im Platteis und schöpften draußen frische Luft. —

Eine leuchtende Mondnacht lag auf den schlummernden Gassen Prags. Die Majestät der schwarzberußten Paläste die so oft stumme Zeugen blutiger Tumulte gewesen, lockte uns im Mondlicht weiter in die Altstadt hinein. Unsers Zieles uneingedenk, wanderten wir die Jesuitengasse hinunter und standen unversehens auf der Moldaubrücke. Die Lichter spiegelten sich im Strome; drüben auf dem Hradschin ragte der braune Dom über die terrassenförmig aufgebauten Bastionen der Paläste hinweg in die silberglänzende Nacht hinauf. Wir lehnten uns an die Brüstung und dachten im Anschaun des prachtvollen Königssitzes an die große stolze Vergangenheit Prags und an seine dürftig verkümmerte Gegenwart. —

Vor der Nische des heiligen Nepomuk auf der Brücke waren ein Paar Gestalten geschäftig. Die Eine war zu der Bildsäule hinaufgeklettert; ich weiß nicht, wollte sie dem Heiligen ein neues Licht aufstecken. Zu beiden Seiten des steinernen Schreines brannten schon mehrere Kerzen, die goldenen Sterne zu Häupten Nepomuks leuchteten hell; die Gestalt die hinauf gestiegen war blieb im Dunkel. Ein zottiger Hund stand mit den Vordertatzen aufrecht gegen die Brüstung und schaute ihr zu. Mitten auf dem Damm machte ein Mann in schlotterigem Mantel mit breitkrempigem Filzhut den Zuschauer. Ich trat hart auf ihn zu; es war der Glöckner vom Wyschehrad. „Ihr hier?" sagt' ich überrascht. — Er wies stumm auf das Mädchen hin das oben neben der Bildsäule stand, die Augen zum Heiligen gerichtet. Es war niemand anders als Kascha. Der Alte blickte sich ängstlich um ob kein Störer nahe. „Laßt sie! sagte er mich bedeutend, alle Nacht läuft sie hieher ihre Andacht zu verrichten. Vor den Menschen gilt sie für ehrlos; aber es ist Alles eins!"

„Gehört das Mädchen zu Euch?" fragt' ich.

„Meine Tochter!" sagte der alte Mensch und sah mich trotzig an. Wie ich die Hand auf seine Schulter legte, verstand er mein ehrliches Mitgefühl.

„Sie hat da drüben beim reichen Prälaten gedient, brummte er in den Bart hinein. Einer von der Sippe des geistlichen Herrn hat ihr Liebe geheuchelt, sie betrogen und verlassen. Erst unglücklich gemacht, dann für ehrlos erklärt: tos ist so der Lauf der Welt! Seitdem ist sie still und stumm, hat die Sprache verloren vor Schreck über das was ihr geschehen. Und weil sie ihr Elend nit beichten kann — das Wort will ihr halt nit über die Zunge — kann sie auch nit absolvirt werden und weiß sich keinen Rath. Aber es ist halt Olles ains!"

Das Mädchen stand jetzt so schroff am Rand der Brüstung nach der Wasserseite zu daß ein Fehltritt sie in die Tiefe stürzen ließ. „Um Gottes willen!" raunte ich dem Alten zu. — „Hat kein' Noth! sagte er ruhig, der Hund paßt schon auf!"

Wirklich war das treue Thier dicht hinter ihr her; jetzt faßte er mit den Zähnen den Saum ihres Rockes.

„Sie wird sich ein Leid anthun!" sagte ich zitternd.

„Hat kein' Noth! entgegnete der Glöckner, kann ja nit selig werden, wenn sie ungebeichtet sterben wollte!"

Schrecklich, wenn das allein vom Selbstmord zurückhält! — Kascha hatte sich über den Rand der Brücke hinübergebückt als wenn sie die Höhe des Pfeilers bis zur Tiefe des Stromes ermessen wollte. Dann trat sie zurück, blickte zum Mond hinauf als wie bei ihm, dem jungfräulich reinen Gestirn, Hülfe und Verständniß suchend, und beugte ihr Haupt noch einmal vor dem Heiligen, unverständliche leise Worte murmelnd. Es waren Laute als wär' ihr alle Sprache der Menschen abhanden gekommen, als suchte sie nach einer neuen die sie noch nicht fand. Dann wandte sie sich um, griff dem Hund in's Genick und sprang zu uns herunter. Das Thier heulte laut auf vor Freude, wie das Mädchen wieder mit ihm zu ebner Erde stand. Der Hund fühlte von uns am meisten menschlich. Er kannte auch am besten seinen Dienst. Er nahm das Bündel Dschischkastöcke das bei Seite lag, zwischen die Zähne und machte sich voran auf den Weg. Auf der Kleinseite, im Winkel der Hütten am Strom, war die Wohnung der Unglücklichen. Ich wußte nichts zu thun als dem Alten meine Baarschaft in die Hand zu drücken. Es ist

schlimm wenn der Mensch nichts weiter hat als ein Stück Geld; aber noch schlimmer wenn dessen Mangel Grund ist zu all der verworrenen Trübsal unter Menschen, und die Quelle wird zu dem was wir Sünde schelten.

Wir nahmen unsern Rückweg zur Altstadt, während das seltsame Kleeblatt nach der entgegengesetzten Seite zog. Kascha hatte sich noch vor dem heiligen Nepomuk bekreuzt und beknirt ehe sie die Stelle verließ; der Alte sich zu mir mit einer Handbewegung umgedreht als wollte er sagen: Es ist halt Olles ains! Es kann hier niemand nit helfen! — Wir standen noch eine Weile auf der Stelle wo der heilige Johann, der katholische Brückenheld, vom wilden Wenzel in die Moldau gestoßen wurde, Engel von oben aber mit Sternenaugen auf ihn herniederblickten und ihn zu sich riefen. Der Hund und ein närrischer Trunkenbold, kein Engel vom Himmel, bewachten das arme Mädchen. —

In unserer Wohnung angelangt, ließ es mir noch immer keine Ruhe. Es trieb mich vom Lager auf; ich trat an's Fenster und schaute suchend und verlangend in die mondbeglänzte Nacht hinaus, in der vor meinen innern Augen soviel irre Gestalten umliefen. Kascha, das arme Kind, stand auf der Brüstung der Nepomuksäule noch immer leibhaft vor meiner Seele. Ich suchte Worte für ihr stummes Leid.

Kascha singt:

Dort oben stehst du Mond, allein,
Und wandelst durch die blauen Lüfte.
Wär' ich wie du von Schuld so rein,
Ich stürzte in die feuchten Grüfte.

Jungfrau Maria, deine Huld,
Kann ich sie büßend nicht erwerben?
So schwer beladen, tief in Schuld,
Wie kann ich leben, kann ich sterben?

Der Priester kennt die Strafe wohl,
Doch kennt er nicht der Liebe Leiden;
Weiß nicht wie gram- und schmerzenvoll,
Weiß nicht wie süß des Herzens Freuden.

O Mondenschein, Maria mein!
Hältst du mich aufrecht in den Fluthen?
Ach, Wasser macht nicht sündenrein,
Und löscht nicht meines Herzens Gluthen.

Ach Nepomuk, hochheil'ger Mann,
Du stürztest freudig in die Tiefen.
Dir winkten Sterne himmelan,
Es waren Engel die dich riefen.

Mir winkt kein Stern, mich ruft kein Ton,
Und wollt' ich tausend Tode sterben.
Drum will ich leben Euch zum Hohn,
Kann ich den Himmel nicht erwerben.

Ich sprech' es heilig was im Schooß
Sich leise regt mit fleh'nden Händen.
Sprech' ich mich selbst der Sünde los,
Wird es ein Gott auch gnädig wenden!

Der ungarische Reichstag.

Die letzten Monate des vorigen Jahres haben mehr Geschichte gemacht als manches ereignißreiche Jahrzehen. Zu den großartigen, in ihren Folgen unabsehbaren Bewegungen in der Schweiz und Italien gesellten sich noch merkwürdige Entwickelungen im Innern des so lange versteinerten Östreich. Aber während jeder Schritt auf der Bahn der Völkeremancipation in der Schweiz und Italien durch die Welt hallte, gaben die Zeitungen, diese großen Ländergiocken, nur schwache Kunde von den kühnen und unermüdlichen Kämpfen an der Ostmark des deutschen Östreichs, in dem gesegneten und zukunftreichen Lande der Magyaren. Seltsame Vorliebe für den Westen der uns so oft getäuscht, und für das romanische Element das Deutschland nie hold gewesen! Die Magyaren, mag ihre Sprache noch so sehr von der deutschen verschieden sein, sind die Söhne deutscher Bildung, deutscher Gesittung, deutscher Kunst und Wissenschaft, sie stehen unter einem deutschen Scepter, sind unsere Vorkämpfer gegen das Slawenthum und den schlimmsten Feind Deutschlands im Osten, sind die Wächter der Donau und haben die Bestimmung und die Energie die Mündungen dieses deutschen Stromes der Deutschland mit der Levante verbindet, wieder zu gewinnen, nachdem sie durch diplomatische Feigheit und Ohnmacht verloren gegangen. Und abgesehen von den persönlichen Bezügen zwischen Deutschland und Ungarn, verdient der Muth und die Ausdauer womit eine kleine Schaar entschlossener Männer seit einigen Jahren kämpft, den lautesten Beifall der Welt und die kräftigste Ermunterung aller Freisinnigen.

Seit wenigen Wochen hält in Preßburg, vor den Thoren Wiens, der ungarische Landtag seine Sitzungen und hat in dieser kurzen Zeit mehr erlebt als sich mancher benachbarte Landtag in langen Sessionen rühmen kann. Ein deutscher, zu Concessionen durchaus nicht geneigter Monarch eröffnet ihn und hält, um der fremden Nationalität zu schmeicheln, die Eröffnungsrede in ungarischer Sprache. Der Landtag ruft sein endloses Eljen! (Vivat) aber es gilt keiner Person, sondern dem Siege der nationalen Sache. Zum Beweise daß man diese Huldigung nur als schuldige Pflicht hingenommen ohne sich von den schmeichlerischen Tönen bethören zu lassen, beschließt der Landtag dem „König" eine Adresse zu überreichen. Es ist das erste Mal daß der ungarische Landtag eine Adresse überreichen will. In dem Brauch des Landes ist das nicht begründet, aber der Landtag

eignet sich dieses Recht zu, der Abgeordnete des Pesther Comitates, Ludwig Kossuth, der Führer der Mehrheit in der Deputirtenkammer, legt den Entwurf der Adresse vor, die nach einigen einleitenden Complimenten eine Reihe von Beschwerden und Anklagen im entschiedensten Ton ausspricht, wie sie wohl noch nie an die Stufen des östreichischen Thrones gebracht wurden. Wer ist dieser Ludwig Kossuth? Man hat in Deutschland kaum von diesem jetzt so wichtigen und mächtigen Mann gehört, der an der Spitze einer Bevölkerung von 14 Millionen Menschen der Regierung gegenüber steht. Man kannte nur Wiener Berichte voll Schmähungen über diesen Mann, den edelsten und begabtesten Vorkämpfer seines Landes. Ludwig Kossuth hat von dem Geschick keine Reichthümer, von der Regierung weder Titel, noch einträgliche Ämter erhalten. Aber die Natur gab ihm alle Eigenschaften des Geistes, des Herzens und der äußern Erscheinung zu einem großen Redner und Volksführer. Er ist jetzt kaum 40 Jahre alt, aber seit seiner frühesten Jugend ist der Fortschritt und die Hebung seines Vaterlandes seine ausschließende Beschäftigung, sein unverrückbarer Gedanke. Als die Presse in Ungarn noch vollkommen geknechtet war, gab er eine handschriftliche Zeitung heraus die in vielfachen Abschriften verbreitet wurde. Die Regierung ließ ihn verhaften und gerichtlich verurtheilen, obgleich in dem ungarischen Gesetz die Censur nicht begründet ist. Später leitete er eine liberale Zeitung die in kurzer Zeit auf 5000 Abonnenten kam, eine ungeheure Anzahl bei dem damals noch engen Leserkreise in der magyarischen Bevölkerung. Durch Intriguen wurde er von der Redaction des Blattes das Eigenthum eines Buchhändlers war, verdrängt. Bei allen Vereinen zur Hebung des Handels, der Kunst und Wissenschaft steht Kossuth als Schöpfer und Führer an der Spitze. Das Land erkannte aber auch das Talent und den Charakter dieses Mannes, er erfreut sich allgemeiner Liebe und Verehrung, er wurde bei der bedeutendsten Abgeordnetenwahl des Landes in der Hauptstadt Pesth, trotz den angestrengtesten Gegenbemühungen der Regierung, mit ungeheurer Mehrheit zum Vertreter erwählt. Man erschrak in Wien nicht wenig bei der Nachricht von der Wahl dieses entschiedenen, unbeugsamen, hochbegabten Mannes. Man hätte gern gegen die Wahl Protest eingelegt, gestützt auf den Grund daß Kossuth einst wegen seiner geschriebenen Zeitung verurtheilt worden. Auch hatte man nicht übel Lust den Wahlakt anzufechten, da nicht blos die gesetzlich berechtigten Edelleute des Comitates, sondern auch einem noch nicht lange üblich gewordenen Brauch zufolge nichtadelige Capacitäten mitgestimmt hatten, aber es fehlte an Muth dazu. Gewiß eine neue und lehrreiche Erscheinung in sonst so absoluten Zuständen. Die Furcht vor einem Kampfe ist aber gefährlicher als die Niederlage nach demselben. Es blieb nichts übrig als sich nach einer Waffe umzusehen, die man dem gewaltigen Führer der Opposition entgegensetzen konnte. Graf Szechenyi, ein reicher altadeliger Magnat, scheint sich zu diesem Werkzeug hergegeben zu haben. Szechenyi genoß einige Zeit ziemliche Popularität. Es war damals als auf die siegreichen Kämpfe für Herrschaft der magyarischen Sprache und Gleichstellung aller christlichen Bekenntnisse ein Moment der Ermüdung und Abspannung im Lande eintrat, die Idee eines gemäßigten Fortschrittes und materieller Verbesserungen im Lande Platz griff. Szechenyi rief damals mit Guizot dem Lande zu: enrichissez vous! und dieser Ruf fand offene Ohren. Vergebens warnten Kossuth und seine Freunde vor dem sogenannten gemäßigten Fortschritt in einem Lande wo noch Alles zu thun, zu erkämpfen war; vergebens lehrten sie daß eine Locomotive mit lauem Wasser gefüllt nicht vorwärts komme; vergebens prophezeiten sie daß man die Hindernisse welche man jedem selbstthätigen Streben entgegensetze, nicht mit halber Kraft werde überwinden können. Graf Szechenyi gewann die Oberhand; der Geist seines kalten Kopfes wurde für überlegene Weisheit genommen, die Berechnung eines starren Herzens machte sich als praktische Einsicht geltend. Man triumphirte in Wien, man glaubte schon gewonnenes Spiel zu haben, man sah das Land schon zu beliebiger Verfügung gestellt, man mißbrauchte die günstige Zeit mit einer Unbesonnenheit die ihre Strafe bald finden sollte. Die Zwischenzeit vom vorigen Landtag bis zu dem gegenwärtigen wurde mit allerlei reactionären Maßregeln ausgefüllt, und statt administrativer Verbesserungen führte man Administratoren ein, Kreishauptleute, die vom König ernannt und besoldet, bei allen administrativen und richterlichen Collegien der Comitate den Vorsitz führen und so in jedem Kreise auf den Gang der Verwaltung, auf die Verhandlung der Kreiscongregationen und vorzüglich auf die Landtagswahlen einen ministeriellen Einfluß üben sollten. Aber eben diese Übergriffe gaben aller Welt das Vorgefühl großer Gefahr für die Verfassung Ungarns; die Agitation der Liberalen fand wieder große Theilnahme. Die Vorgänge in Italien und in der Schweiz welche alle edlen Herzen Europa's mächtig bewegten, machten auch in Ungarn nicht wenig Eindruck. Unter diesen Umständen fanden die neuen Landtagswahlen statt, und aus den Urnen ging eine gewaltige liberale Mehrheit hervor, der durch Kossuth's Wahl in Pesth die entschiedenste Färbung und Bedeutung gegeben war. Sollte nun Graf Szechenyi dem furchtbaren Kossuth die Spitze bieten, so mußte er sich ihm Mann gegen Mann stellen können. Zu dem Zweck gab Szechenyi — wie einst Mirabeau — seinen Sitz in der Kammer der Magnaten auf und ließ sich im Eisenburger Comitat, dessen Territorium größtentheils dem Fürsten Esterhazy gehört, zum einfachen Abgeordneten der Ständetafel wählen. In der That konnte für Kossuth kein gefährlicherer Gegner gefunden werden. Graf Szechenyi hat Geist, Witz, Kenntnisse, unverwüstliche Ruhe, und was das Schlimmste: er hängt den Mantel des Patriotismus und einer gemäßigten Freiheit aus. Gleich bei der Debatte über die von Kossuth entworfene Adresse ließ er seine Künste spielen. Nachdem der edle Graf versichert hatte er sei ein ehrlicher Mann und daß er es weder mit der Regierung noch mit der Opposition halte, legte er einen andern Adreßentwurf vor, der ebenfalls liberal gefärbt war, aber die wichtigsten Stel-

len des frühern Entwurfs umging. Es war offenbar darauf abgesehen Kossuth den Sieg aus der Hand zu winden. Aber mit zwei Worten schlug dieser den schlauen Gegner: „Ihr Entwurf, sagte er, führt nach Wien und nicht nach Buda (Ofen)!“ Eine Anspielung auf einen Paragraphen in Kossuth's Adresse der den Wunsch aussprach der Landtag solle künftig in der Hauptstadt und nicht in Preßburg gehalten werden. Darauf wurde Kossuth's Entwurf angenommen. — Ein anderer ruhmreicher Beschluß der Ständetafel ist die auf Kossuth's Antrag genommene Betheiligung des Adels an der Grundsteuer, die bisher auf den Bauern allein lastete. Da der Adel zwei Drittheile des Bodens in Besitz hat, so hat der nichtadelige Landmann in Zukunft nur ein Drittheil des bisherigen Steuerquantums zu bezahlen. Auch gegen diesen Antrag hatte Szechenyi einen paralysirenden Entwurf, eine Art halber Maßregel eingebracht, blieb jedoch in der Minderheit. — Fast einstimmig ging ferner die Gründung einer Landescasse durch zum Behuf öffentlicher Bauten, die bisher meist durch Frohndienst besorgt wurden. In einer andern Sitzung wurde auf Kossuth's Antrag die „Aviticität“ abgeschafft, der zufolge jedes verkaufte adelige Grundstück von dem frühern Besitzer oder dessen Erben gegen den bezahlten Kaufschilling wieder zurückgekauft werden könne ohne Rücksicht auf den mittlerweile gesteigerten Werth des Grundstückes und ohne Entschädigung für die von dem interimistischen Besitzer gemachten Verbesserungen. — In gleichem Geiste und mit gleich entschiedener Schnelligkeit wurde ein sehr freisinniges und tolerantes Gesetz über die Einwanderung und Einbürgerung in Ungarn beschlossen. Die Bedingungen machen es jedem der sich als ehrlicher Mann ausweisen kann, möglich in Ungarn heimisch zu werden. Ein Amendement welches fremde Israeliten und Deutschkatholiken ausschließen sollte, wurde verworfen. Gleiches Schicksal erfuhr ein Amendement welches die Kenntniß der ungarischen Sprache zur Bedingung des Incolates machen wollte.

Mit diesen wenigen Angaben ist der Eifer, der aufopfernde, wahrhaft liberale Geist, die kräftige entschiedene Richtung der ungarischen Deputirtenkammer hinreichend bezeichnet. Dieses Land welches man sich noch vor kurzem als die Heimath von Panduren und Mongolen dachte, tritt auf die ehrenvollste Weise in den Kreis der gebildetsten und bestvertretenen Staaten ein. Freilich haben die Beschlüsse der Deputirten noch nicht Gesetzeskraft, solange sie nicht von der Kammer der Magnaten genehmigt und vom König Sanction erhalten haben, und in der That ist in der Adresse der Deputirten von der Magnatentafel die Hälfte welche die Beschwerden des Landes enthielt, gestrichen, und nur der Ausdruck des Dankes beibehalten worden. Man darf aber darum nicht glauben daß der hohe Adel Ungarns der in dieser Kammer sitzt, servil oder unbeweglich conservativ gesinnt ist. Die Majorität in der Magnatentafel besteht meist aus dem hohen Klerus, hohen Angestellten, die in ihren Vermögensverhältnissen ruinirt, von dem König einträgliche Ämter anzunehmen genöthigt sind. Der eigentliche reichbegüterte Adel ist auch in dieser Kammer mit Ausnahme einiger in der Atmosphäre des Hofes erzogener Personen vollkommen liberal und selbst die entschieden oppositionell gesinnte Adresse der Deputirten hatte in dieser Kammer 50 Stimmen gegen 90 für sich. Ja, die Reden der oppositionellen Magnaten sind noch viel schneidender und heftiger als die der Opposition in der zweiten Kammer. Den Geist dieser Phalanx aus dem höchsten Adel möge folgende Stelle aus einer Rede des Grafen Ludwig Batthianyi, eines der reichsten und angesehensten Magnaten, bei Gelegenheit der Adreßdebatte bezeichnen: „Der zehnte Artikel der Verfassungsakte von 1790 verbürgt daß die Interessen Ungarns keinerlei Interessen der östreichischen Provinzen untergeordnet werden sollen. Diese Verheißung ist weder in der äußern noch innern Politik erfüllt worden. Nicht in der äußern, denn sonst könnte es Östreich nicht wagen sich sowohl in seinen eignen Staaten als durch die Art seiner Einmischung in die Angelegenheiten fremder Völker als die leibhaftigste Personification des Absolutismus zu zeigen. Die Aufgabe eines constitutionellen Königs von Ungarn wurde überall von der Hand gewiesen, thatsächlich und diplomatisch verläugnet. Kann das gleichgültig sein für Ungarn? Wer darf das behaupten? Ohne Prophet zu sein, läßt sich voraus sagen daß jeder bedeutende Krieg in naher oder ferner Zukunft ein Principienkrieg sein wird. Wird es dann für uns gleichgültig sein der Fahne zu folgen auf welche die Devise der constitutionellen Freiheit geschrieben ist, oder im Schatten derjenigen Fahne zu kämpfen welche „absolute Macht“ als Devise trägt? — Was die innere Politik betrifft: was sehen wir Tröstliches, Beruhigendes für Gegenwart und Zukunft? Durchaus nichts Tröstliches, denn es ist offenbar daß man keine andere Stütze, keine andre Garantie für sein System sucht als die Antipathie welche man erzeugt und nährt zwischen den verschiedenen Nationalitäten der Monarchie. Dieses System stützt sich moralisch auf die Bureaukratie, materiell auf die Bajonette, als letztes Mittel auf den Galgen. Beruhigendes finden wir eben so wenig; denn wenn wir bedenken mit welcher unveränderlichen Ausdauer Niederöstreich seiner Freiheiten beraubt wurde, wenn wir Zeuge sind wie man sich der constitutionellen Rechte Böhmens zu entledigen sucht, wenn wir endlich das Verfahren gegen den ganzen Staatenbund beobachten, und bemerken welche Principien im Norden des Reiches angenommen sind und welche im Süden systematisch zurückgestoßen werden, so müssen wir wohl erkennen daß in dem Rathe welcher die Schicksale aller Völker der Monarchie abwägt, auch nicht ein beruhigender Hauch für die Aufrechthaltung der constitutionellen Freiheit zu finden sei! Nirgends zeigt sich Hoffnung auf eine bessere Zukunft, wenn wir nicht selbst dafür arbeiten. Entweder ist das Axiom wahr daß absolute Macht und verfassungsmäßige Regierung nicht unter demselben Scepter bestehen könne ohne daß die eine feindselig gegen die andere handelt; oder diese gemischte Ehe ist möglich, und dann bedarf es gewisser Zugeständnisse und stillschweigend eingeräumter Rücksichten. In beiden Fällen haben wir nichts zu erwarten von unserem Anvermählten. Die Verschiedenheit des politischen Glaubens war, seit die-

ser Vermählung die wahre Ursache aller unserer Übel, und diese wird so lange fortdauern als die Macht, anstatt den wahren Gott anzubeten bei den falschen Propheten zu schwören fortfährt." †.

Briefwechsel.

Aus Mannheim, Anfang Januar.

[Was Mannheim noth thut; der freie Handel und der Wucher; Großherzogin Stephanie; die Vereine; Ludwigshafen; Verdi's Hernani.]

△ Unsere Stadt hat manche Wünsche für diesen Landtag auf dem Herzen, welche für ihren künftigen Wohlstand von hoher Bedeutung sind. Darunter spielen die Handelsfragen natürlich die größte Rolle. Mannheim braucht eine Erweiterung und Änderung seines Hafens, da derselbe für die Handelsmonate und für den Winter kaum hinreicht, auch vermöge seiner Lage sehr versandet wird; dann den Bau einer Schleppbahn vom Rheinhafen bis an den Bahnhof zur leichteren Beförderung der Transitgüter, Ausbaggerung sowohl des Rhein-, als auch des Neckarbettes, den Bau eines neuen Theaters oder doch wenigstens eine Erweiterung des alten. Letztes soll übrigens schon zugesagt sein. Sehr wichtig ist die Frage wegen einer Beschränkung des Wuchers, eine Frage welche in der letzten Bürgerversammlung zu lebhaften Debatten Veranlassung gab, da die Möglichkeit bestritten wurde dem Wucher rechtsgemäß zu steuern. Allerdings liegt die Lösung dieser höchst wichtigen Frage sehr ferne und uns Badenern um so ferner, da wir für den Gedanken der Freiheit schwärmen und daher jede Beschränkung der Handelsfreiheit als einen Eingriff betrachten. Hier ist der wunde Fleck des Radicalismus, hier bei dieser gänzlich materiellen Frage sollte das Ideal bei Seite bleiben. Durch die Aufhebung der Zehntablösung wurde die Versorgung des Landes mit Lebensmitteln, besonders mit Frucht, in die Hände der Wucherer gegeben. Ich werde mir erlauben diese ganze Frage hier in ihrer geschichtlichen Entwicklung zu geben.

In früherer Zeit von der Regierung Karl's des Großen an, entstanden die Lehnsherrschaften und die Abgaben der Insassen an ihren Lehnsherrn durch den Zehnten, während der Lehensherr wieder seine Abgaben an den Landesfürsten entrichtete. Nun traf es sich daß die Fürsten ihre Günstlinge auf Grundstücke setzten und ihnen als ihren Sold die Zehnten der Besitzung überließen. Der Besitz derselben von Vater auf Sohn u. s. w. machte diese Revenüe erblich, so daß man, besonders da in jenen Zeiten nicht so vieles brieflich abgemacht warde, am Ende nicht mehr wußte welche Grundstücke Eigenthum ihrer Besitzer, und welche Lehen waren. Da sich mit der Zeit die Abgaben für den Fürsten regelten und erhöhten, mußten die Landleute auf adeligen Grundstücken sowohl ihrem Grundherrn als auch der Regierung Abgaben zahlen, eine sehr drückende Last welcher die Stände unseres Landes eine Grenze setzen wollten. Man traf die Bestimmung einer Zehntablösung dahin daß der Belehnte das Zwanzigfache seines jährlichen Ertrages geben mußte, um für die Zukunft des Zehnten enthoben zu sein. Ein Theil war im Stande dieses Capital gleich zu geben und diese standen sich dann wohl gut; allein wohl der größte Theil mußte es nach und nach und alljährlich die Zinsen des Capitales bezahlen. War das Jahr gut, so war das leicht thunlich; allein der Erlös war wegen der billigen Preise auch nicht im Verhältniß sehr groß. War hingegen das Jahr nicht gut, so mußte man um seine Abgaben zu zahlen Schulden machen, oder Grundstücke veräußern. Der hohe Zins welchen man da zahlen mußte, vereint mit den jährlichen Abgaben, erschwerte immermehr eine Erholung und so wurden eine Menge früher wohlhabender Bauern arm. Anstatt daß die Frucht durch die Zehnter jetzt in herrschaftliche Speicher kommt aus denen dieselbe in Fällen der Noth zu einem Mittelpreise losgeschlagen würden, kaufen jetzt die Wucherer solche zu den billigsten Preisen ein, bewirken durch Anhäufung eine künstliche Theuerung und schlagen alsdann zu hohen Preisen los. Das ist die jetzige Handelsfreiheit. So sehr ich für jede Freiheit stimme, so sehr ich schwärme für dies erhabene Ideal: in dieser materiellen Frage wünschte ich um des Volkes, der ärmeren Klassen willen, Beschränkung. Wohl sehe ich die Unmöglichkeit ein den Zehnten wieder einzuführen; allein man kann das Einkaufsrecht beschränken, der Ausfuhr eine Grenze setzen.

Unter den Eingaben an die zweite Kammer verdient die des Herrn v. Soiron besonderer Erwähnung. Derselbe setzte in sehr klarer Weise die Nothwendigkeit auseinander, die Polizeistrafgewalt an die richterlichen Behörden zu verweisen. Dieser Antrag ist um so natürlicher, da man, als bei dem vorigen Landtage bei den größeren Vergehen die Rechtspflege und Verwaltung trennte und diese Trennung als einen obersten Grundsatz feststellte, der Consequenz wegen auch eine solche bei den geringern Vergehen erwarten konnte. Es wurden bei früheren Landtagen (1845 und 1846) schon Motionen dahin gestellt daß ein Strafgesetzbuch vorgelegt und die Erledigung der Polizeivergehen auf die Zuständigkeit der Bürgermeister reducirt werden sollte. Hr. v. Soiron beruft sich auf den ersten Artikel unseres neuen Gesetzes über die Gerichtsverfassung, welcher heißt: „die Rechtspflege in der unteren Instanz wird von der Verwaltung im engeren Sinne getrennt und ausschließlich dafür bestellten Gerichten übertragen." Das ist nun aber noch nicht der Fall und der Gegengrund, welchen man früher erwähnte daß die Polizeibehörden, wenn man ihnen alle Strafgewalt nähme, zuviel von ihrem Ansehen verlieren würden, ist genau genommen doch gewiß nicht stichhaltig gegen die Mißstände die eine Vereinigung nach sich zieht. Gleich unbedeutende Gründe welche sich mehr auf die Unbequemlichkeit einer Überweisung an die Gerichte stützen, waren damals aufgezählt worden, während man zugestehen mußte daß streng genommen der Wirkungskreis der Polizeibehörde der einer Wohlthäterin sei (durch Verwaltung gemeinsamer und gemeinnütziger Interessen, durch Leitung und Überwachung wohlthätiger Anstalten u. dgl.) und sich daher nicht mit einer Strafgewalt vereinigen lasse, daß bei einer ausgedehnten Competenz, bei einem so vielseitigen Wirkungskreise nicht auf Unparteilichkeit zu zählen sei, daß das Urtheil der Polizeibehörde alsdann der Unabhängigkeit, des ersten Erfordernisses gerechter Gerichte, entbehre. Obschon diese Motion wieder einige Gegner fand, so hoffen wir doch zur Ehre unserer Kammer daß sie ihren Zweck erreichen wird, indem das Bedürfniß einer solchen Trennung nur zu sehr gefühlt wird.

Den 26. December war das Namensfest Ihrer K. Hoheit der Großherzogin Stephanie, wo denn Mittags 1 Uhr eine Cour abgehalten wurde, die von Uniformen aller Art wimmelte. So eine Cour hat mitten in unserer bürgerlichen Stadt etwas recht Mittelalterliches mit den verschiedenen Hofbedienten die sich in Unterthänigkeit bekomplimentiren und auf das herablassende Lächeln Hochgestellter Jagd machen. Bei solchen Gelegenheiten sieht man die Schwachheiten der Menschen. Die Großherzogin war recht zuvorkommend und liebenswürdig. Es ist merkwürdig, wie diese hohe Dame mit ihren 58 Jahren sich frisch erhält! Auch Prinz Friedrich von Baden war zugegen, wie auch mehrere, in Karlsruhe residirende Gesandten.

Dieser Winter beherbergt hier viele englische Familien, welche der Separatgesellschaft in doppelter Beziehung willkommen sind, einmal weil es Engländer sind, immer für die haute - volée sehr lockend, und dann, weil sie zur Verstärkung der Finanzen beitragen, welche, wie man sich leicht denken kann, sich nicht zum besten befinden könne. Zu unserer großen Freude haben wir gehört daß Aussicht einer Vereinigung der Gesellschaftsparteien vorhanden sei. Mehrere angesehene Mitglieder der „Reunion“ lassen sich streichen um in die „Harmonie“ zu treten, und zwar soll der letzte Besuch des Großherzogs, welcher sich sehr um die Interessen der Bürgerschaft kümmert und von derselben auch seiner Leutseligkeit wegen mit vielem Jubel begrüßt wurde, viel dazu beigetragen haben. Man sagt sogar, derselbe habe den Wunsch geäußert daß diese Vereinigung zu Stande komme. Es wird das von Seite des Adels nicht gerne gesehen werden, da derselbe ungern seine Separirung aufgibt; allein der Austritt vieler Andern wird diese hochfühlenden Gemüther wohl zu dem Eintritt nöthigen. Man ist hier daran gewöhnt den Adel den Kürzern ziehen zu sehen. Ging es doch bei der Theatergeschichte, wo der Adel ein ganzes Jahr lang wegen des bürgerlichen Comités kündete ebenso. Jener Trotz hat nur die Ohnmacht des Adels gezeigt, da er jetzt alle seine Logen wiedergenommen hat.

In unserm Hafen liegen jetzt eine Menge Schiffe und man findet kaum noch ein leeres Plätzchen. Schwaches Eis hat die Fläche überzogen, allein der Rhein selbst ist noch frei, was der Brückencommunication wegen sehr gut ist. Schnee haben wir nur wenig.

Unsere Nachbarin, Ludwigshafen, fängt bald an uns gefährlich zu werden. König Ludwig von Baiern, dessen Liebling sie ist, hat ihr bei einem Besuche diesen Winter sowohl eine Kirche als auch ein Schulhaus versprochen, so daß sie selbständiger dasteht. Bis jetzt siedelten sich nur Geschäftsleute dort an, welche dann gezwungen waren ihre Kinder nach Mannheim in die Schule zu schicken. Dieses Mißverhältniß hielt viele Leute ab sich da festzusetzen, was nun geschehen wird. Durch die pfälzische Bahn welche mit dem ersten März auch Güterzüge einrichtet und die auch bald eine weitere Strecke dem Betrieb übergeben wird, zieht sich auch ein größerer Theil des Rheinhandels nach Ludwigshafen und geht uns Mannheimern verloren.

Unser Theater brachte Verdi's „Hernani.“ Der Stoff ist nach dem Drama Victor Hugo's gleiches Namens bearbeitet, entbehrt aber aller Schönheiten desselben und leidet an schlechter Charakterzeichnung. Die Musik ist, was das Ensemble betrifft, unklar, was die einzelnen Stücke anlangt voller Reminiscenzen aus italienischen Opern und sogar aus Lanner's Tanzmelodien.

Aus Dresden, d. 4. Januar (verspätet.)

[Gutzkow's „Wullenweber.“]

Unsre bessere Theaterliteratur neigt sich in der letzten Zeit immer mehr zum Erfassen vaterländischer Stoffe hin, und das Publikum so wie die Kritik hat jedenfalls Grund genug diesen nationellen Standpunkt unsers deutschen Repertoirs freudig zu begrüßen, wenn auch bei diesem Treiben noch hier und da die maskirte Tendenzform für die innere Überzeugung der Poeten täuschend in die Schranke tritt. Gutzkow's ernste Behandlung des Wullenweber schirmt vor dem absoluten Argwohn solcher Art; dennoch aber leuchtet überall hervor daß der Dichter zu wenig frei von einer tendenziösen Spekulation war und sich in der objectiven Behandlung seines Süjets durch den Kitzel zeitgemäßer Anklänge und Schlageffecte kleinlich beunruhigen ließ. Die Geschichte Wullenwebers und Markus Meyers, unter dem Namen der „Lübecker Bürgermeisterfehde“ bekannt, stellt den Kampf des von der Lutherlehre inspirirten freien Bürgerthums und Hansabundes gegen den Kaiser und die conservative Erbgewalt des Adels, gegen Dänemark und Schweden, endlich aber gegen die Herrschsucht des altgläubigen, in Lübeck vernichteten Priesterregiments dar. Die frühreif erwachte Idee der Volksselbständigkeit kämpfte mit der legitimen Tyrannei des Bestehenden um den Lebensboden. Aber auch auf der Seite des jungen Rechts sehen wir das Überspringen der guten Mitte. Der habsüchtige Übermuth, die Uneinigkeit und die philisterhafte Pedanterie einer in kaufmännischem Reichthum erblühten Stadt welche Könige entthronte und Könige schuf, unterwölbten sich selbst die Gerechtsame des schönen Siegs und begruben ihre Helden undankbar im Dunkel der Vergessenheit; in feige Schwäche versunken und von der Gegenpartei geknechtet, brandmarkte man sie mit der nichtswürdigen Beschuldigung des Verraths. Es ist ein dankenswerthes Unternehmen, den Geist jener Zeit, in dem sich eine große politisch sittliche Idee verwirklicht, dichterisch anszuscheiden und mit dramatischer Poesie verkörpernd zu beleben.

Gutzkow mag in ähnlicher Auffassung das Wahre und Ächte gewollt haben, aber er hat die historische Grundlage zu sehr aus dem modernen Gesichtspunkte der Gegenwart betrachtet und ihr die reale überzeugende Kraft des mittelalterlich deutschen, wirklichen Lebens, den natürlichen Anblick der freien geschichtlichen That, schwächend entzogen. Es fehlt dem Stücke der klare, plastische Aufbau der historischen Handlung und dichterischen Erfindung, die wünschenswerthe Einfachheit des complicirten Stoffes. Der scenische Gang steigt nicht, zu einem lebendigen Ganzen verwoben, die dramatische Bogenlinie auf und ab, und die tragische, social politische Bedeutung der Katastrophe faßt ihn nicht als leitende Mitte in einen Brennpunkt zusammen. Ohne daß es auf niedrige theatralische Überraschungen abgesehn ist, blickt doch nirgends eine genügende Disposition hervor und da die Deutlichkeit der einzelnen Motive fehlt, so wird dem geschichtsunkundigen Publikum so wenig der materielle Hergang als die Bedeutung des geistigen Inhalts klar und durchsichtig. Der scharfsinnige Dichter, der das Mißlungene der künstlerischen Behandlung gefühlt hat, wollte keine Tragödie sondern nur ein dramatisches Gemälde geben, in der That

aber bietet er jetzt den Cyclus einer dramatischen Bilderschau, dessen organischer Zusammenhang nicht frei von Willkür, zerstreuenden Nebeninteressen und zweifelhaften Scenen ist.

Was die historische Wahrheit betrifft, so ist zu wenig auf die hierarchische Partei, auf die religiösen Leidenschaften jener Periode Rücksicht genommen; die Hansa, der Grund und Boden des Dramas, zu wenig in seiner Eigenthümlichkeit und Beziehung zu Dänemark und Schweden beleuchtet, und das ideale Princip Wullenwebers sowie das politische Verhältniß Lübecks zum deutschen Reich und den damaligen Glaubensbewegungen nicht mit der concreten Prägnanz herausgestellt welche sich von Gutzkow's scharfem Totalblick und seiner Bühnentaktik erwarten läßt.

Meisterhaft scheint die Anlage fast aller Charaktere entworfen, ihre Entfaltung jedoch ist nicht im Sinne jener Zeit und des vollblutigen, thatkräftigen Lebens; die Hauptpersonen erwärmen uns nicht durch eine schöne Ganzheit und gesunde Fülle ihres innern Menschenthums; wir müssen sie oft gläubig für das nehmen was sie scheinen sollen, ihren Reden die Gedanken und Anspielungen aus unserer Zeit verzeihen, welche häufig der Anschauung jener Tage ein psychologisches Fragezeichen gegenüberstellt. Vorzüglich gelungen ist der Charakter des jungen Prinzen von Schweden, der des Rechtsgelehrten Oldenborp, und endlich auch im Verhältniß zu Gutzkow's früheren Weibergestalten, Meta, Markus Meyer's Geliebte.

Nach so vielen Einwendungen die sich nur der wirklichen Leistung gegenüber ohne kleinlichen Rückhalt aussprechen lassen, muß sich der Blick um so williger zu dem Erfreulichen wenden. Erfreulich ist das literarische Gesammtstreben zur Entfaltung eines so großartigen Nationalstoffes, das Hervorziehn eines vergessenen Hochverdienstes und das poetische Trachten nach menschlich tiefer, edler Empfindung im großen Kreislauf der bewegten Situationen. Gelungen aber muß uns die bündige, markige Sprache, vorzüglich der Dialog der körnigen Prosa erscheinen; und hat sich auch Gutzkow's dramatischer Glücksstern durch die Arbeit des „Wullenweber" nicht verklärt, so muß doch sein mannigfacher Gedankenreichthum, sein sinniges, klares Philosophiren und sein diplomatischer Taktsinn einer feinen Speculation auch in diesem Drama mit würdiger Hochachtung anerkannt werden.

Die Darstellung der Künstler war glücklicher als die Aufnahme von Seiten des Publikums, obgleich der Dichter dreimal gerufen wurde. Es zeichneten sich Hr. Emil Devrient, Frln. Bayer und in seiner Weise auch Hr. Winger in den Hauptrollen: Markus Meyer, Meta und Wullenweber besonders aus. **O. A. B.**

Aus Berlin, d. 7. Januar.

[Der Proceß Auerbach's; Pauline Viardot-Garcia.]

(✻) Der Birch-Pfeiffer'sche Handel, um bei diesem Ausdruck Auerbach's zu bleiben, ist jetzt ein stehendes Thema der Tagesdebatte auch für die hiesigen Zeitungen geworden. Der Proceß (denn zu einem solchen kommt es in der That) ist vom Staatsanwalt bereits angenommen und eingeleitet, doch ist dabei, augenscheinlich um an der bestehenden Gesetzgebung eine Analogie zu gewinnen, auf den Umstand ein besonderes Gewicht verlegt worden, daß die Birch ihr Stück in einem gedruckten Exemplar an die Bühnen versandt habe. Demzufolge ist Hr. v. Küstner aufgefordert worden, das gedruckte Manuscript, wenn nach einem solchen die hiesige Aufführung stattgefunden, dem Kammergericht zur Einsicht einzusenden. Die Bezeichnung des Nachdrucks dürfte allerdings die geläufigste und leichteste zur Verurtheilung der Angeklagten sein; sie würde jedoch nur den Druck des Birch-Pfeiffer'schen Stücks hindern, keineswegs aber die Aufführung auf der Bühne. Wir sind indeß der Meinung daß die richterliche Entscheidung hier keineswegs nöthig haben werde, an dem positiven Buchstaben der bestehenden Gesetzgebung kleben zu bleiben. Das Rechtsbewußtsein hat sich bei uns überhaupt in neuerer Zeit immer geistiger ausgebildet und verallgemeinert, und namentlich biegt die freie Fortbewegung der preußischen Rechtszustände immer entschiedener von jeder formalen Beweistheorie ab. Eine Jury würde unbedenklich entscheiden: daß in dem Birch-Pfeiffer'schen Stück ein Mißbrauch fremden Eigenthums zu gewinnsüchtigen Zwecken vorliege, und dadurch für den Verfasser der Novelle eine Beeinträchtigung seiner persönlichen Rechte auf sein Werk herbeigeführt worden sei. Frankreich hat solche Entscheidungen die namentlich in das Gebiet des Theaters hinübergreifen, in großer Menge aufzuweisen. Gibt es aber auch bei uns noch kein positives Gesetz, durch welches ein geistiges Eigenthumsrecht in allen seinen Consequenzen festgestellt worden, so läßt doch der vorliegende Fall, schon unter dem Gesichtspunkt eines Plagiats (das hier offenkundig vorliegt) keinen Zweifel übrig daß hier die Eigenthumsinteressen eines Andern auch in materieller Hinsicht verletzt worden sind. Jedenfalls wird die richterliche Entscheidung in dieser Angelegenheit zeigen, wie weit es in Deutschland (das sich sonst vorzugsweise das Land des Geistes und der Wissenschaft zu nennen beliebt) mit der Anerkennung eines Rechtes des Geistes gediehen, und ob dasselbe in der That jeder industriellen Freibeuterei preisgegeben werden muß? Und dieser „Birch-Pfeiffer'sche Handel" ist dann insofern ungemein wichtig, als uns dadurch der Weg vorgezeichnet werden dürfte, auf dem wir mit allen Mitteln der Öffentlichkeit und der Presse operiren müssen, um auch dem Geiste in Deutschland seine bürgerlichen Heimathsrechte und seinen gesicherten Rechtszustand zu erkämpfen. Auch unserm ständischen Ausschuß möchte die Frage der geistigen Eigenthumsverletzung bei seinen bevorstehenden Berathungen über den neuen Strafgesetzentwurf dringend an's Herz zu legen sein! —

Frau Pauline Viardot-Garcia hat ihre Gastspiele auf der königl. Bühne als Halévy's Jüdin und Bellini's Norma, worin sie zwei gleich große und für ihre künstlerische Gestaltungskraft sprechende Charakterschöpfungen gibt, begonnen. Diese geniale Sängerin hat mit der Schröder-Devrient darin viel Ähnlichkeit daß auch bei ihr der innere schaffende Geist der Darstellung das musikalische Element überwiegt und dies gewissermaßen als ein untergeordnetes gegen die geistigen und dramatischen Anforderungen erscheinen läßt. Doch fehlen der Garcia die schönen plastischen und harmonischen Mittel der Persönlichkeit, durch welche die Schröder-Devrient allen ihren Kunstleistungen das höchste Siegel der Vollendung aufdrückte. Wäre die Garcia im Besitz dieser großen körperlichen Plastik, so wäre namentlich ihre Norma, in der sie die geheimnißvollsten Tiefen der Leidenschaft mit wunderbarer Virtuosität ausschöpft, eine der größten Leistungen die man je auf der deutschen Bühne gesehen. Das Berliner Publikum gewährt ihr mehr den succès d'estime als eine enthusiastische Hingebung, die sonst hier so leicht zu erlangen ist. —

Zur Chronik der Gegenwart.

Staaten und Völker.

— Nach süddeutschen Blättern geschah der plötzliche Fall mehrerer Häuser in Frankfurt und Baden in Folge eines Übereinkommnisses zwischen dem Frankfurter Rothschild und dem Premier von England, wonach Ersterer die deutsche Industrie zu Grunde zu richten, Letzterer die Juden ins Parlament zu bringen hätte. Rothschild's Erklärung stellt das freilich in Abrede. Die Hypochondrie die sich in der Besorgniß eines solchen Einverständnisses ausspricht, ist wenigstens scharfsinnig. Und die scheinbare Humanitätsfrage über die Juden in England beschränkt sich allerdings lediglich darauf einige jüdische Millionäre ins Parlament zu bringen. — Um so mehr thut zur Wahrung deutscher Wohlfahrt ein neuer Zollcongreß noth auf welchem, wie es heißt, Baiern, Würtemberg und Baden zum Schutz der heimischen Industrie neue gemeinsame Anträge stellen wollen. Es sind dazu mit Hannover und Bremen zu einem deutschen Handelsverein wiederholt Unterhandlungen angeknüpft. Nachdem Hamburg sonderbündlerisch genug gewesen, Preußens Vorschläge abzuweisen, wäre nach dieser Seite hin die Ausdehnung des Zollvereins bis zur Nordsee zu ermöglichen.

— Die Stellung des Kurfürsten von Hessen zur Verfassung des Landes klar und deutlich festgestellt zu sehen, scheint doppelt wichtig zu sein. Es steht bekanntlich die Möglichkeit vor Augen daß Prinz Friedrich von Hessen, Sohn des Landgrafen Wilhelm und einer Schwester des Königs von Dänemark, den hessischen Kurhut (falls wir noch so altmodisch reden dürfen) und die dänische Königskrone auf seinem Haupte vereinigen werde. Dänemarks Herrscher ist ein absoluter Fürst, vor Gott an nichts als an das Königsgesetz gebunden das ihn eben verbindlich macht nach Gott die einzige unumschränkte Hoheit auf Erden zu sein. Der hessische Kurfürst steht unter dem deutschen Bunde, ist auf die Verfassungsformen des deutschen Bundes verpflichtet. In beiden Reichen besteht ein Gesetz wonach der Herrscher innerhalb des Landes zu residiren hat. Durch einen zeitweisen Wechsel der Residenz könnte dies Gesetz umgangen werden. Allein es liegt nahe genug daß ein dänischer König in Kassel gern dem Gelüst nachhangen würde die Verfassung die ihn hindert zu beschränken. Bedürfte er dazu der Stütze, so würde Rußland, dem Prinz Friedrich durch seine erste Ehe verwandt ist, die Gelegenheit wahrnehmen in deutscher Politik Fuß zu fassen. Dies das Verhältniß das man in's Auge zu fassen hat, und die Hessen, scheint uns, sind nicht — blind.

⁂ Der Östreichische Beobachter widerlegt in seiner neuesten Nummer die durch alle Zeitungen verbreitete Nachricht, daß 42 schweizermüde Jesuiten auf dem Kahlenberge bei Wien angelangt wären und zu einer Niederlassung daselbst von höchsten Händen die Mittel empfangen hätten. Es scheint also daß Östreich die heiligen Väter wenigstens unter ihrem Namen als Jesuiten, unter dem sie auch die Gesetzgebung dieses Staats ausdrücklich gegen sich haben, nicht bei sich aufzunehmen gedenke. Wie stark auch die Sympathie des östreichischen Kabinets grade in dieser Beziehung für die schweizerischen Sonderbundskantone gewesen, so kann man doch in der That unmöglich annehmen daß Östreich gerade jetzt die Erziehung der Jugend (und was ist antijesuitischer als das heutige junge Östreich, das lyrische sowohl wie das unlyrische?) in die Hände der Jesuiten zurückgeben könne. Es wird uns daher gar nicht schwer den Berichtigungen des Östreichischen Beobachters diesmal Glauben zu schenken! Der Östreichische Beobachter und die Allgemeine Preußische Zeitung sind dermalen die größten Berichtiger in der ganzen Zeitungspresse. Während sie aber ihr Berichtigungs-Muthchen an den Zeitungen kühlen, werden sie selbst dagegen durch den Fortgang der Ereignisse und durch die geschichtlichen Thatsachen bei weitem empfindlicher berichtet! —

⁂ Die Abneigung der östreichischen Regierung gegen die thatsächliche Wendung der Dinge in der Schweiz tritt übrigens von Tag zu Tag stärker heraus. Die diplomatische Antagonie wird sich jetzt gegen die Revision des Eidgenossenbundes richten, auf welche die Schweizer mit großer Energie und Klarheit des Bewußtseins losgehen. Östreich, Preußen und Frankreich arbeiten jetzt gemeinschaftlich in Paris an einer Vermittelungsnote, um der schweizerischen Bundesrevision entgegenzuwirken, und darin wenigstens das Princip der cantonalen Souverainität unbedingt aufrecht zu erhalten. Bei dieser Vermittelung werden aber bereits die Kanonen als ultima ratio regum im Hintergrunde gezeigt. Eine hermetische Sperrung der Schweiz durch eine Blocade ist beschlossen, wenn die Vorschläge der Mächte kein Gehör finden. Man darf jedoch aus vielen Anzeichen schließen daß bei der preußischen Regierung keine besondre Geneigtheit herrscht, sich an den kriegerischen Maßregeln gegen die Schweiz zu betheiligen. Östreich und Frankreich handeln jedoch auch in dieser Frage, wie in der italienischen, in großer und entschiedener Übereinstimmung, welches Verhältniß bereits von der Pariser Oppositionspresse zu heftigen Vorwürfen gegen das Kabinet Louis Philipps benutzt wird. Besonders erhebt sich jetzt der Constitutionnel in Bezug auf die italienischen Angelegenheiten, indem er mit Heftigkeit bemerkt daß das französische Ministerium mit der östreichischen Regierung durchaus gemeinschaftliche Sache gemacht habe, um der italienischen Freiheit verderblich zu sein. —

⁂ Die Persönlichkeiten der italienischen Fürsten waren im Jahrhundert der Medici, der Cäsar Borgia's und der Castruccio Castraccani's bekanntlich nicht der allerschönste Typus, sondern stellten vielmehr eine Musterwirthschaft moderner Tyrannei oft im vollkommensten und erbaulichsten Sinne dar. Wenn man heutzutage bei Betrachtung der neueren Vorgänge in Italien zuweilen an die Zeit Dante's und an den reformatorischen Aufschwung erinnert wird, welchen in jener Periode das italienische Volk nehmen wollte, so wird man doch auch auf der andern Seite wieder veranlaßt, bei manchen heutigen Persönlichkeiten an einen gewissen früheren, ächt italienischen Typus im Styl der vorgenannten Notabilitäten zurückzudenken. So entnehmen wir einer Privatmittheilung folgenden Bericht aus Mailand: Großes Aufsehen machte in Mailand die unbegreifliche Aufführung des eben nach Parma durchreisenden, neuen Erbprinzen von Parma, der mit einigen jungen Leuten ein solches Scandal trieb daß Se. K. Hoheit der Erzherzog Vicekönig Rainer ihn nicht

bei Hofe empfangen konnte und ihm bedeuten ließ weiter zu reisen. Er hatte sich mit seiner Umgebung im betrunkenen Zustande auf den Straßen und in öffentlichen Häusern herumgetrieben, und zwar so daß die Polizei einschreiten mußte. Einen Tag früher war sein Vater durch Mailand nach Parma gereist, um die dortige Regierung zu übernehmen. (Vgl. Berliner Spener'sche Zeitung Nr. 5.)

⁜ Der Tod hat angefangen, dem greisen und bei der letzten Kammereröffnung bereits so alterschwach sich darstellenden Louis Philipp an das Herz zu greifen. Zum Schluß des vergangenen Jahres verbreiteten sich schon mit einer wunderbaren und räthselhaften Allgemeinheit Gerüchte die ihn selbst todt sagten. Jetzt hat das Ableben seiner Schwester, der seit der Julirevolution so unendlich einflußreichen Madame Adelaide, eine nicht wieder auszufüllende Bresche nicht blos in das Familienleben Louis Philipp's, sondern auch in das innerste Bereich seines Wesens als Herrscher und Politiker geschossen. Denn es war kein Geheimniß daß Madame Adelaide die Egeria des Louis Philipp'schen Kabinetts gewesen. Man schrieb in Paris immer ihrem freien und mehr Voltairisch gebildeten Geist eine heilsame Gegenwirkung auf Louis Philipp gegen die oft im Sinne der Reaction und des Jesuitismus geleiteten Einflüsse der Königin zu. Wenn man sich aber die Richtungen der französischen Politik in den letzten Jahren vergegenwärtigt, so möchte man entweder annehmen daß der Voltaire'sche Geist der Madame Adelaide sich zuletzt wesentlich in einen andern umgewandelt, oder daß sie ihren Einfluß (namentlich in der Schweizer Frage) dem der Königin untergeordnet habe. Frankreich geht gewiß bald tiefen und mächtigen Erschütterungen entgegen. Zu den täglichen Symptomen der Reformbankette fügt sich jetzt auch noch (zunächst scheinbar ungereimt) die Ergebung Abdel Kader's an Frankreich, ein Ereigniß das deshalb mit Recht ein so ungeheueres Aufsehn erregt, weil das Aufhören des französischen Krieges in Algier nothwendig auf die innern Zustände Frankreichs zurückwirken muß. Die französischen Blätter werfen sich jetzt wieder mit ihrer Lieblingsphrase, die Civilisation heißt, in die Brust. Es heißt: nun kann erst die Aufgabe der Civilisation an der Küste von Afrika beginnen! Zu bedenken wäre aber noch weit mehr, daß der Frieden in Afrika eine Masse unruhiger und durch die wildeste Kriegführung entarteter Elemente in den innern Schooß Frankreichs und namentlich nach Paris zurückwerfen wird, welche bisher durch den auswärtigen Krieg von diesem gefährlichen Heerd abgeleitet worden waren. Der inneren Umwälzung in Frankreich werden dadurch neue Hebel der brutalsten Gewalt zurückgeführt werden. —

✝ In Frankreich herrscht jetzt eine Art Schreckensregierung. Das Ministerium weiß sich nicht anders zu erhalten als mit Hülfe des Schreckens. Diesen jagt es nicht etwa seinen Gegnern durch eine permanente Guillotine und unendliche Proscriptionen ein, sondern seine Anhänger werden, wie die Heerde durch das Abbild des Wolfes, durch einen vorgehaltenen Popanz zusammengehalten. Dieser Popanz den das Journal des Débats täglich aushängt, heißt Anarchie und Communismus. Wenn das jetzige Ministerium fällt — läßt dieses in seinen Organen unermüdlich selbst verkünden, — dann brechen die Stützen der Welt, dann wird man Eure Paläste in einen Schutthaufen verwandeln, Eure Geldsäcke auf die Straßen werfen zu beliebiger Vertheilung! Zugleich ruft das Ministerium seiner Garde in und außer der Kammer zu: Wenn wir diesesmal gestürzt werden, dann ist es aus mit unserem System der Begünstigungen, der Avancements ohne Verdienst, der Bereicherung aller Art auf öffentliche Unkosten. Die durch solche Mittel geschaffene Mehrheit der gesetzgebenden Kammer versteht diesen Nothruf, sie schaart sich um so ängstlicher und fester um diejenigen welche den vollen Beutel des Budget in Händen haben. Aber eben diese unbedingte Hingebung in den Willen der mit der Macht betrauten Herren beweist nur um so augenscheinlicher dem Lande daß es in den gesetzgebenden Kammern nicht mehr vertreten sei, daß die Kammer eine Camarilla geworden. Eben die unausgesetzten und leider siegreichen Bemühungen der Regierung, eine unbedingt ergebene Mehrheit zu gewinnen die sich als willenloses Instrument gebrauchen läßt, um auf sogenannt gesetzlichem Wege, das heißt nach dem Buchstaben der Charte Alles ins Werk zu setzen, hat dem Lande das Bewußtsein seines gefährlichen Zustandes gegeben und der Ruf der Opposition: Das Vaterland ist in Gefahr! hat offene Ohren selbst bei Denen gefunden die bisher für die Phrasen der Opposition taub gewesen. Sobald ein Volk sein Übel kennt, so ist ihm auch geholfen. Das einzige, das gesetzlichste Organ des Landes ist die Kammer; deren Wunsch ist in Frankreich eine That, deren Einsicht Gesetz. Dieses Organ ist aber krank, verdorben; es muß kurirt werden. Daher der allgemeine Ruf nach Wahlreform. In funfzig Versammlungen unter der Form von Banketten haben bereits an 50,000 der reichsten, gebildetsten und angesehensten Männer Frankreichs die Nothwendigkeit einer Verbesserung in der Volksvertretung ausgesprochen. Diese Wahlreform muß sich so gut auf die Wähler wie auf die Wählbaren erstrecken, soll sie den Zweck erreichen, das allgemeine Wohl durch kein Sonderinteresse benachtheiligt zu sehen. Bisher wurde das Sprüchwort, eine Hand wäscht die andere, mit entsetzlicher Consequenz ausgeführt. Die Gewählten wußten für die Bewohner ihres Arrondissements vortheilhafte Gesetze oder Anordnungen zu erwirken; dafür sahen diese ihrem Treiben durch die Finger. Unabhängigkeit der Gewählten sowohl von der Regierung als von dem Wahlcollegium soll nun erlangt werden um eine wahrhafte Vertretung des ganzen Landes in der Kammer zu erhalten. Dieser Zweck ist auf eine doppelte Weise zu erreichen. Unwählbar sollen alle jene sein die durch ihre Stellung in Abhängigkeit von der Regierung geriethen. Die gegenwärtige nach dem Gesetz von 1830 gewählte Kammer zählt 193 Beamte. Und zu den Wahlen müßte eine größere Anzahl von Bürgern als bisher zugelassen werden. Gegenwärtig zählen die Wahlcollegien des von 36 Millionen Bürgern bewohnten Landes nicht mehr als 220,000 Stimmberechtigte. Der Kampf für diese so wichtige Reform hat begonnen; die Überzeugung von ihrer Nothwendigkeit hat in allen denkenden Köpfen zu tief Wurzel gefaßt, als daß der Kampf nicht bis zum vollsten Siege fortgeführt werden sollte. Frankreich würde dann eine wahrhaft parlamentarische Regierung haben, Europa bald davon die Wirkungen empfinden.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

F. Gustav Kühne.

1848. 22. Januar. — № 4.

Zur Beurtheilung des Socialismus*).

1. Charles Fourier.

Der Gründer einer neuen Schule, Charles Fourier, dessen Grundideen ich hier in Erwägung ziehen will, ist eine der hervorragendsten Gestalten unserer Zeit. Er starb wie alle Begründer neuer Systeme ohne den Erfolg seiner Entdeckungen genossen zu haben, in der Mitte von einigen Schülern deren Zahl sich zusehends vermehrte. Welcher Meinung man auch über die Originalität seiner Auffassungen sein mag, so darf man doch schwerlich dem edeln Benehmen eines Mannes seine Bewunderung versagen, welcher den Versuchungen des Glückes zu widerstehen vermochte, um alle Energie einer gewaltigen Willenskraft, alle Gluth eines unermüthlichen Denkens der Erforschung der Wohlfahrt und der Verbesserung des Menschengeschlechts zu widmen. Ich will keine vollständige Biographie Fouriers liefern. Man findet sie, sowie die Darstellung seines Systems in den Büchern Pellarins, Considérants, Pagets und seiner übrigen Schüler; denn er hatte wenigstens vor seinem Tode den Trost, zahlreiche Anhänger gewonnen zu haben, und die ziemlich seltene Ehre gehabt, der Gründer einer Schule geworden zu sein.

Charles Fourier war den 7. April 1772 zu Besançon in dem Kirchspiel St. Pierre geboren, auf dessen Registern man auch Nodier's und Victor Hugo's Namen liest. Seine Familie genoß eine geachtete Stellung in der Handelswelt. Der junge Fourier brachte seine ersten Jahre im Comptoir zu; ein bemerkenswerther Umstand, wenn man bedenkt daß von allen Angriffen die er gegen den gesellschaftlichen Zustand richtete, die heftigsten und empfindlichsten die schlechte Organisation des Handels betrafen. Seit seinem frühesten Alter hatte ihn die Unredlichkeit empört welche man im Allgemeinen in den Handelsverhältnissen findet. Er wurde, noch sehr jung, von seinen Eltern gestraft, weil er die Wahrheit gesagt. „Von diesem Augenblick an, sagt Considérant, leistete er gegen den Handel den Schwur Hannibals." Ich wundere mich nicht daß er ihn so streng gehalten, denn was mir am meisten in dem Charakter Fouriers aufgefallen ist, war eine zugleich instinctmäßige und vernünftige Abneigung gegen jede Art Lüge. Man mußte ihn hören, wie er mit allem Zorne eines aufgebrachten ehrlichen Mannes die ehrsamen bürgerlichen oder politischen Schurkereien geißelte.

Fourier wollte in den Handelsmechanismus Wahrheit und Redlichkeit bringen, von denen er mehr als

*) Den beiden Artikeln über Fourier und Owen, die wir unsern Lesern vorführen werden, geht ein Sendschreiben an Hrn. L. Stein, Professor in Kiel, voraus dessen Mittheilung füglich einem vorherrschend kritischen Blatte überlassen bleibe. Vom Verfasser unserer Artikel ist (in Leipzig, bei E. O. Weller) eine ganze Reihe kleiner Broschüren erschienen welche die getreue Beschäftigung mit dem hier angeregten Thema bekunden. Wir nennen davon: Neue Stimmen aus Frankreich über Politik und sociales Leben. Politische Gedenktafel, kurze Lebensbeschreibungen unberühmter Männer. Charakterbilder der französischen Revolution (Cloots, Hebert, Babeuf). Die französische Volksliteratur seit 1833. — Die letzte Schrift hat L. Stein vielfach benutzt. Die lyrischen „Herzensergießungen von German Mäurer" sind wohl ebenfalls vom Verfasser unserer beiden Aufsätze. D. Herausgeber.

ein Anderer das Bedürfniß fühlte, sie auf das Leben anzuwenden. Diese erste Reform war selbst der Anfangspunkt für alle diejenigen welche er nachher auf die Industrie und den Landbau ausdehnte. Er ist nicht ohne Zögern zu den letzten Consequenzen seines Systems gekommen. Er sah das Ziel nicht voraus, wie er erklärte daß man um für Ackerbau und Industrie Associationen zu gründen, die Leidenschaften der Menschen und ihre moralischen Triebfedern studiren müsse. Bevor er sich mit den socialen Theorien beschäftigte, muß man bemerken, wie Fourier's Geist sich in mechanischen Erfindungen geübt. Er hatte, sagt man, im neunzehnten Jahre die Idee der Eisenbahnen gehabt, welche jetzt die ganze commercielle und politische Gestalt der Welt ändern.

Das Bedürfniß, seine Ansichten zu erweitern und seinen geistigen Reichthum zu vergrößern, offenbarte sich bei ihm in einem ungeduldigen Trieb zu reisen und in der Erforschung geographischer Beziehungen und Entdeckungen. Diese natürlichen Gelüste mußten sich von der Einförmigkeit der ihm auferlegten Arbeiten behindert sehen. Fourier brachte in der That einen großen Theil seines Lebens in Handelshäusern zu, bald mit Correspondenzen beschäftigt, bald mit den Käufern über den Waarenpreis feilschend. Und dennoch war seine Organisation oder vielmehr sein Wille mächtig genug, um gegen die Natur seines täglichen Geschäfts anzustreben und einige Zeit dem einsamen Nachdenken zu widmen. Sein Kopf war oft von den höchsten Aufgaben der Socialökonomie erfüllt, während seine Hände Handelsschreiben expedirten oder Stoffe maßen. Er machte es selbst möglich daß ihm diese Geschäftsarbeiten zur Genauigkeit seiner Forschungen halfen, und als er als Reisender in die bedeutendsten Städte Frankreichs und Deutschlands gesendet ward, verwandte er die Zeit welche seine Kameraden in tollen Vergnügungen zubrachten, zu Bemerkungen und Beobachtungen die sein wunderbares Gedächtniß getreu behielt. Die zahlreichen Thatsachen die er in seinem Verkehr mit Handelsleuten zu sammeln Gelegenheit hatte, mußten ihm zu jener scharfen wissenschaftlichen Kritik des civilisirten Handels dienen, in welcher man eine durchgreifende Zergliederung bewundert. Dieselbe Zergliederungskraft findet sich in einigen Kritiken wieder, die er über unsere Erziehung, unsere Sitten, unsere Gesetze und unsere gesammte gesellschaftliche Ordnung schrieb. Eine wohlgetroffene Auswahl seiner schriftstellerischen Arbeiten dürfte ihren Verfasser wohl einem Larochefoucauld, La Bruyère, Duclos und andern geschickten Malern menschlicher Verkehrtheiten zur Seite stellen. In den Augen der Literaturmenschen, welche aus der Kunst des Styls eine Aufgabe und ein Gewerbe machen, dürfte es von mir sehr verwegen scheinen, einen Mann der das Wort zu nichts anderem als zum Denken gebraucht hat, als Schriftsteller zu citiren! Aber auch die ungeschickt fanatischen Schüler unseres Socialisten müssen mich sehr verwegen halten daß ich nicht sofort seine Aussprüche über das Problem der Vertheilung des Reichthums annehme.

Ich will hier nicht alle Meinungen Fouriers darlegen. Es gibt unter ihnen, selbst unter denen die ihm den meisten Ruf der Originalität verschafft, nur wenige welche ihm wirklich angehören. Man muß, um sich davon zu überzeugen, die Memoiren Colebrooke's über die Indier (übersetzt von Paulthier), die „Philosophie des gesunden Menschenverstandes" von d'Argens, Maupertuis' Werke, das „Socialsystem" von Holbach, die „Wissenschaft der socialen Organisation" von Andreas Brun (1798), den Plan einer Handels- und Ackerbauassociation von Dupeutv (1801), die „Moralökonomie" rc. von Herrenswand, das Kapitel im „Philosophischen Reisenden", das überschrieben ist: „Geistige Attraction als Supplement zu Newton's Theorie", lesen. Ich will nicht von Morus, Campanella, Morelly reden, dessen „Gesetzbuch der Natur" Alles enthält und und übertrifft, was in den Schulen der modernen Socialisten Vernunftmäßiges ist. Wir wollen indeß nicht vergessen daß, wenn die Principien der Socialökonomie in letzterer Schrift mit unbestreitbarer Überlegenheit entwickelt sind, der Verfasser der „Neuen industriellen Welt" geistvolle Entwürfe und Abhandlungen gegeben hat, welche die Anwendung dieser Principien sehr erleichtern. Unglücklicher Weise liegt der wichtigste Theil von Fourier's Arbeiten, der auf einige Seiten gebracht sein könnte, in funfzehn Bänden vergraben, die Wenige den Muth haben zu lesen. Ein geordneter Auszug dieser wesentlichen Bruchstücke ist noch zu machen; damit hätte die societäre Schule anfangen sollen.

Was die philosophischen oder religiösen Ansichten des französischen gesellschaftlichen Reformators betrifft, so wäre es ebenso unnütz darüber zu sprechen, als es mir schwer fallen würde sie zu rechtfertigen. Zu allen Zeiten gährten in dem Menschengeiste unlösbare Fragen über die Natur der Seele und ihre Unsterblichkeit, über die moralische Freiheit des Menschen, über das Wesen des Geistes, über die Materie und über Gott. Man kann sich vorstellen daß Fourier in diese dunkeln

Fragen kein neues Licht geworfen, da hier so viele Metaphysiker, die er bald nachahmt, bald verlacht, uns die ewige Lampe darüber schuldig geblieben sind. Die mindest unvernünftige Bemerkung, die er nach so vielen Andern über das Geschick des Menschen gemacht, findet sich klar ausgesprochen in der „Moralphilosophie“ von Maupertuis. „Es gibt, sagt der Verfasser dieser Schrift, ein Princip in der Natur, noch allgemeiner als das sogenannte natürliche Licht, noch einförmiger für alle Menschen, das dem Dümmsten wie dem Klügsten vorschwebt, nämlich das Streben glücklich zu sein. Klingt das seltsam, daß wir aus diesem Princip die Regeln unseres Verhaltens ziehen müssen? Es ist ein Irrthum, es ist Fanatismus, zu glauben daß die Mittel widersprechend oder verschieden sein müssen, welche zu einem und demselben Ziele in diesem Leben und in einem künftigen leiten, daß man, um fortwährend glücklich zu sein, sich der Traurigkeit und dem Schmerz in den Arm werfen müsse. Es ist gottlos zu meinen, die Gottheit habe uns von dem wahren Glücke abgeleitet, indem sie uns ein Glück anbot das mit ihr unverträglich sei. Alles was man thun müsse, um in diesem Leben das größte Wohlsein, dessen unsere Natur fähig, zu finden, ist ohne Zweifel eben jenes, das uns zum ewigen Glücke führt.“ (Kap. VII. der „Moralphilosophie“ 1751.) Man mag diese Worte, worin Maupertuis übrigens nur oft vor ihm ausgesprochene Ideen zusammenfaßt, bewundern, aber man vergesse nicht daß dieses eher Hoffnungen als Beweise sind.

Ich hätte von allen Annahmen, in denen sich Fourier wie ein wahrer Hellsichtiger in Swedenborg'scher Manier bewegt, nicht ein Wort gesagt, wenn ich nicht täglich das Unheil bemerkte, das die mystischen Gesichter in gewissen religiös zerrissenen Gemüthern anrichten. Wenn noch dieser ungeregelte Gedankenschwung, wie man meint, unsern Tugenden eine durchdringendere Gluth gäbe! Wenn sie in uns die edlen Sympathien vermehrten! — Aber nein! Das Gemüth sowie die Intelligenz wird ärmer; die innere Gluth die man in der Jagd nach geheimnißvollen Phantomen verschwendet, erstreckt sich nicht mehr auf Schmerz und Elend, welche die Ungerechtigkeit unserer Gesetzgebungen entstehen läßt. Die Tugend selber ist nie sehr stark, wenn sie auf Aberglauben beruht. Der Mensch ist vor Allen ein intelligentes Wesen, und es wäre ein jammervolles Mittel die Moral durch Vernichtung aller Begriffe des gesunden Menschenverstandes in's Leben zu führen. Die Entwürdigung des Gedankens bringt alle andern Entwürdigungen mit sich. Ein Dummkopf, sagt Larochefoucauld, hat nicht Stoff genug um gut zu sein.

Kommen wir wieder auf die wahrhaft nützlichen Begriffe unseres Reformators. Es ist interessant die Verbindung der Principien die ihn geleitet, zu kennen. Indem er das Elend der Arbeiter, die traurige Lage der Landbauern, jenen beständigen Verlust und jene Verwickelung der Arbeit welche die Industrie und der Handel aufweisen, sah, fragte er sich ob der Mensch ewig zu Entbehrungen verdammt sei welche Körper und Geist entkräften und die Geschlechter in ihrem Ursprung erdrücken.

Er forschte, ob es nicht möglich sei, einen Theil der Vortheile welche im Besitz der Reichen liegen, den Armen zugänglich zu machen durch Vereinigung der Hülfsquellen der einen wie der andern, um durch Vermehrung des Reichthums zugleich alle Lebensbedingungen zu erhöhen. Er dachte, zur Lösung dieser Frage müßte man ein Mittel auffinden, wie dieselbe Menge Arbeit mehr eintragen könnte, der Verbrauch der Producte aber sich einschränken ließe. So erkannte er denn scharfsinnig daß die Vereinzelung der Haushaltungen und der Gewerbszweige mit der Ersparniß in der Ausgabe, der intelligenten Leitung der Arbeiten in schnurgeradem Widerspruche stehe und daß die Zerstückelung des Besitzes die Hauptursache der Vernichtung der Kräfte sei, welcher die Association aller Arbeiter ein Ende machen könnte.

Alsdann dachte er über die Vortheile nach, welche alle Einwohner einer Gemeinde genossen, wenn sie ihre Bemühungen, ihre Capitalien, kurz alle ihre Hülfsmittel vereinigten und sich darauf in die Ergebnisse dieser Industrie- und Ackerbauassociation nach einfachen, allgemein angenommenen Regeln und Verhältnissen theilten. Die ganze Gemeinde erschien ihm bald wie das Vermögen eines Einzigen: er wollte, das Eigenthum eines Jeden solle in Actien verwandelt werden, wie in den Zweiggesellschaften. Alle Einwohner sollten nur einen einzigen prachtvollen Palast, Phalanstère genannt, bewohnen, dem man, wie Morelly, den altherkömmlichen Namen Stadt (civitas) lassen kann. Diese Wohnung, deren großartige Bauart man in den Entwürfen Considérant's, Daly's und Morize's nachsehen mag, bildet ein wahres Hotel garni in weitem Maßstab, in welchem jede Familie einen ihrem Vermögen und ihrem Geschmack anpassenden Theil bezieht. Mit dem Unterschied daß, anstatt unsere Hotels in dunstigen Bezirken und auf einer Stelle stehen der die Zusammenhäufung der Städte einen künstlichen Werth

gibt, das Phalanstère auf offenem Felde und in der angenehmsten und gesündesten Lage des Gemeindebezirks gebaut, mit allen seinen Fenstern nach dem Felde, nach den Gärten oder geräumigen, baumbepflanzten Höfen hinausgeht. Die Annahme Fouriers war ebenso ausführbar als poetisch. Ich wundere mich sogar daß einige Capitalisten nicht in der Umgegend von Paris an einem ausgewählten Orte ein geräumiges Hotel errichten, in welchem man die dem Wohlsein und den Annehmlichkeiten des Lebens nothwendigsten Betriebszweige, Restaurationen, Bäder, Bibliothek, literarisches Kabinett, Theater, Kafé, Billard ꝛc. vereinigen könnte. Das wäre eine treffliche Speculation. Wie viele Leute wären in der That glücklich, wenn sie in einer einzigen Wohnung alle Genüsse des Landes und der Stadt zusammen anträfen!

Die ersten Wege der von Fourier aufgestellten Association fanden sich von unserer Handelsgesetzgebung angebahnt, weil sein Plan nur auf den Landbau das Princip der Commanditen ausdehnte. Bis hierhin war es erst ein einfaches Rechenexempel, es handelte sich einzig darum Leute aufzufinden, welche zu der Verwirklichung dieser ungeheuern Combinationen beitragen wollten, und man weiß mit welcher Ausdauer, mit welcher schmerzlichen Täuschung Fourier die reichen Candidaten gesucht oder erwartet hat, welche an seinem menschenfreundlichen Werke Theil nehmen sollten. Man trifft in den höhern Classen ohne Zweifel einige edle Menschen, aber sie kümmern sich nicht um die Verbesserung des Looses der Arbeiter wie die Arbeiter selbst. Hilf dir selbst ꝛc. Das Volk ist genöthigt, zuweilen mit seinem Rechte aufzutreten, und man weiß wie es auftritt. An wem liegt die Schuld?

Nachdem Fourier die Association unter dem Gesichtspunkt der Interessen studirt, wollte er ihren muthmaßlichen Einfluß auf die Charaktere und Leidenschaften kennen lernen. Dieser neue Gesichtspunkt vertiefte ihn in ein innigeres Studium der menschlichen Triebfedern. Er sagte: Gott hat dem Menschen Leidenschaften verliehen, welche mit der Association, deren Vortheile erwiesen sind, übereinstimmen. Ich muß in diesen Kräften welche das Leben des Menschen selbst bilden, eher Hülfe als Hemmung finden; ein wohlgesetzter socialer Mechanismus kann die Triebe des Herzens fördern, statt daß die moralistischen Gesetzgeber ihnen entgegentreten, und nach dieser Einsicht welche man in Lucrez, Diderot, Helvetius, Strube, Holbach ꝛc. wiedertrifft, begann der Gründer der Ackerbauassociation die Triebe darzulegen, welche den Menschen in seinem Streben leiten oder in seinen Mißhelligkeiten unterdrükken werden. Indem er den Schmerz als Zeichen des Irrthums, die Befriedigung als Zeichen der Wahrheit betrachtete, unterschied er die Leidenschaften, die natürliche Anziehung von ihren zerstörerischen Wirkungen, nach jenem Satze Morelly's daß die Andeutungen der Natur aufhören, wo die Gewalt anfängt. Ist die von Fourier aufgestellte Eintheilung der Leidenschaften wirklich vollständig? Gibt es ihrer mehr als zwölf oder weniger? Können die „affectiven“ Leidenschaften, wie Bossuet behauptet, nicht „auf die Liebe allein, welche sie alle einschließt“ (Kenntniß von Gott, Kap. I.), oder, wie der Verfasser des Gesetzbuchs der Natur sagt, auf die „moralische Anziehung“ zurückgeführt werden? Kann der Unitheismus, der Glaube an Ein allgütiges, allmächtiges Wesen nicht zugleich wissenschaftliche Forschbegierde sein und das Bedürfniß haben die Ursachen und alle Neigungskräfte der Intelligenz zu ergründen, welche nach Morelly auf zwei sich zurückführen lassen, auf den „Trieb zu erkennen“ und die „Liebe zur Ordnung?“ Alle Erscheinungen des Gedankens hat man unter „geistiger Anziehung“ zusammengefaßt. Doch lassen wir diese metaphysischen Verhandlungen. Man kennt die Leidenschaften und ihre Wirkungen schon in allen ihren Farben; sie sind in der menschlichen Sprache verzeichnet. Gelehrte und Nichtgelehrte wissen was sie wünschen und was ihnen fehlt, aber veruneinigen sich, wenn sie über die Natur, das Wesen, die Zahl, den Ursprung dieser Wünsche oder Leidenschaften sprechen. Man weiß was uns die Gespräche über den Ursprung der Ideen geholfen haben. Die „Psychologie der Leidenschaften“ hat auch ihre Narrheiten.

Fourier's Streben ging dahin, in dem Studium der moralischen Welt dieselbe Neuerung bewirken zu wollen, die Keppler und Newton in der physischen hervorgerufen; aber nicht deshalb, weil er Anziehung die unbekannte, die Materie bewegende Kraft nannte, steht Newton unter allen Gelehrten groß da, sondern weil er die Wirkungen, den Gehalt dieser Kraft, von welcher Art sie auch sei, berechnete. Man wird diese Art vielleicht nie erkennen, so wenig als die von tausend Substanzen welche sich uns in ihren Wirkungen und Einflüssen offenbaren. Man dürfte es übrigens bestreiten (und der Leser braucht nicht zu fürchten daß ich ihn mit allen Unterschieden die sich darin machen ließen, überlade), man darf, sage ich, nicht annehmen daß in der Natur der physischen Erscheinungen und der moralischen Handlungen eine Gleichförmigkeit herrscht. Behauptet man daß die ersten Thatsachen unwandelbaren

Gesetzen unterworfen sind über die der Mensch keine Gewalt hat' daß dagegen die Handlungen des Menschen stets das Resultat wandelbarer Gesetze sind; daß ersteren Falls die Thatsachen in der Natur liegen, andern Falls ihr widersprechen: so kann man hinzufügen daß in der Ordnung der physischen Natur die Kräfte stets im Kampfe begriffen sind, und daß die Großen, wie man sagt, die Kleinen fressen, während in der Ordnung der Gerechtigkeit der Schwächste der am meisten geschützte sein muß, daß endlich das Moralische sich von dem rein Sinnlichen unterscheidet, weil Menschen im Stande sind gerecht zu sein und jeder im Andern eine der seinigen gleiche Persönlichkeit erkennen muß.

Man hat nicht nöthig diese Unterschiede weiter zu treiben. Wie abenteuerlich auch Fourier's Genie war, so ist es doch nicht ohne Erfolg für den Fortschritt der Socialwissenschaft gewesen. Ein Theil seiner Arbeiten ist unvergänglich. Es reicht hin, um diesem bald seltsamen, bald tiefen Denker*) die Achtung der Freunde der Menschheit zu sichern. Selbst die Geschichte seiner Irrthümer beweist die Macht dieser geistigen Kraft, welche fast alle socialen Fragen behandelt, wenn auch nicht gelöst hat. Mit dem hypothetischen Theile seines Systems können seine Schüler am ehesten die Wirklichkeit erreichen. Dies war der Zweck meiner Arbeiten, und auch derselbe, den ich in dieser unvollkommenen, aber getreuen Übersicht zu erreichen versuchte.

*) Seine Hauptwerke sind: Théorie des quatre mouvemens et des destinées générales. 1807; — Le nouveau monde industriel, ou méthode sociétaire naturelle. 1820; — Traité de l'association domestique-agricole. 1815, 3. Ausg. 1841 als Théorie de l'unité universelle; — weniger bedeutend Mnémonique géographique. 1827; Pièges et charlatanisme des sectes de St. Simon et d'Owen. 1831. La fausse industrie. 1835; Egarements. 1847.

Die Anführung der Schriften Fourier's schien mir hier in einer Note doppelt nöthig, weil sie im „gründlichen" Deutschland selbst nicht einmal dem Titel nach gekannt sind. Auch Professor L. Stein's „Socialismus und Communismus des heutigen Frankreichs" hat in der zweiten Auflage falsche Angaben, Entstellungen und Übereilungen. — Das Bedeutendste was in Deutschland über Fourier zu Tage gefördert worden, ist Churoa's „Kritische Darstellung der Socialtheorie Fourier's" (Braunschweig, 1840), welche sich fern hält von allen fremden Ingredienzen und dem Wortsinne nach wirklich eine Darstellung ist. Von andern bei uns erschienenen Schriften läßt sich nicht Dasselbe sagen; sie ergehen sich in hohlen Räsonnements über einen ihnen fremden Gegenstand, zu dem sie sich nicht frei, sondern parteiisch verhalten. Zu den besseren Beurtheilungen gehört noch die in K. Grün's „Socialer Bewegung in Frankreich und Belgien" enthaltene. Eine Übersetzung der Fourier'schen Schriften, selbst ein Auszug davon, fehlt noch gänzlich, wenn wir nicht größere Bruchstücke in Lünings: „Dies Buch gehört dem Volk", (Dritten Jahrgangs, Paderborn, 1847) und im zweiten Bande des Deutchen Bürgerbuchs (Mannheim, 1846) dazu rechnen wollen.

Max.

Eisblumen.

Phantasien von Eduard Dorsch.

Ich pflücke Blumen und ich sammle Heu;
Botanisiren nennen das die Leute
Und anders es zu nennen trag' ich Scheu.
Chamisso.

1.

Ich weiß nicht ob es andern Leuten auch so geht wie mir; aber wenn ich das Wort „Blume" ausspreche, so durchrieselt mich stets ein heiliger Schauer, als erschlössen sich mir in diesem Einen Worte die tiefsten Geheimnisse der Natur. Ein ganzes weites Wunderland voll heiterer und wehmüthiger Mährchen, duftig und bunt, thut sich vor meinen Blicken auf, ein leises Wehen, wie der Morgenwind künftiger goldener Tage, durchzieht meine Seele und die Thränen meines Auges mischen sich mit den Diamanten, die ich mir in jedem Blumenkelche funkelnd denke. Die Blumen sind ja die zarten, harmlosen Kinder einer großen, urewigen Mutter, deren Lob sie mit tausend Stimmen singen, wenn auch das menschliche Ohr, an gröbere Töne gewöhnt, sie nicht vernehmen kann. Sie singen mit ihren Farben, mit ihrem Duft, und der goldgleißende Käfer der von einer zur andern fliegt, ist der Liebesbote der die Grüße von Schwester zu Schwester trägt.

Ich habe es oft belauscht dies geheimnißvolle Walten im Reiche der Blumen, ich habe sie belauscht, als sie noch Knospen waren, und Duft und Farbe still unter der grünen Decke schlummerten; ich habe in die Kelche geschaut, als sie zum ersten Male die keuschen Augen zur Sonne aufschlugen und mit unendlicher Lust die heißen Strahlen in sich sogen; ich habe sie bewacht, als

genährt von der Sonnengluth in ihnen die Begierden erwachten, als die Staubfäden sich zitternd umschlangen und des Nachts wollüstige Düfte gleich süßen Träumen sie umspielten. Ich sah es an dem schmerzlichen Zucken der Blätter daß die Blume sich des nahenden Todes bewußt war; ich sah es an den blässer werdenden Blüthen daß nicht durch die Erbsünde, sondern nach einem starken Gesetz der Natur die reifende Frucht den Tod bringt. Ich habe geweint auf die welkende Blume, nicht weil sie starb, denn sie hat den Zweck ihres Lebens erfüllt und im nächsten Lenz blüht ein neues Geschlecht schöner denn je zuvor; aber ich habe geweint, wie man jedem vergangenen Schönen nachweint, wie man unwillkürlich weint über den großen Gräbern der Weltgeschichte und bei den großen Gedanken der Dichter.

Wenn ich so herumschweifte durch Wiese und Wald, an den Ufern der Flüsse und den Bergeshalden, Blumen suchend, die ich noch nicht geschaut, und lauschend auf das räthselhafte Rauschen der Wipfel über mir, da bin ich Manchem begegnet, der auch eine grüne Büchse umhängen hatte, und sich der Pflanzenkunde befliß. Unkraut gab es für ihn zwar auch keines, aber wenn er eine Pflanze fand, die ihm noch unbekannt war, so nahm er den Wurzelstecher zur Hand und bohrte sie los von der mütterlichen Erde, zerzupfte und entblätterte sie, zählte die Staubfäden und die Griffel, drehte und wendete die Blätter, ob sie vielleicht lanzettlich gespitzt, gestielt oder nicht gestielt, länglich oder rund waren, und dann zog er ein Buch aus der Rocktasche, seinen Wegweiser zur Wahrheit, und befragte ihn um den gelehrten lateinischen Namen dieser Pflanze, in welche Familie, Classe und Ordnung sie gehöre. Dann nahm er einen Zettel schrieb alles darauf und heftete ihn an einige ganze Exemplare die er in den Schlund seiner grünen Büchse versenkte, um sie daheim todt zu pressen. O, der Mann war sehr fleißig und sehr gelehrt, er konnte fast alle Pflanzen nennen, wußte wann sie blühen und auf welchem Boden, auf Kies- oder Kalkboden, an feuchten oder trockenen, schattigen oder sonnigen Orten, ob sie Linné oder Wildenoff, Dekandolle oder Jussieu bestimmt. Es muß eine wahre Wollust sein, so das anatomische Messer an die Werke der Natur zu legen, ihre geheimen Blößen aufzudecken und dem dummen Publikum, das — Gott weiß! was dahinter gesucht, klar und deutlich zu beweisen daß dies alles nur aus Sauerstoff, Stickstoff, Kohlenstoff und Wasserstoff besteht!

Der Teufel hat Recht:

„Wer will was Lebendigs erkennen und beschreiben,
Sucht erst den Geist herauszutreiben,
Dann hat er die Theile in seiner Hand,
Fehlt leider nur das geistige Band."

Und was thut dies? Sie halten sich nur an das was sie mit Händen greifen können, das andere existirt für sie nicht. Und noch dazu eine Blume! Wer wird so thöricht sein und in den Pflanzen Geist suchen? Der Mann der Wissenschaft gewiß nicht, der kalte, besonnene Forscher, der stets Messer und Mikroskop bereit hält, nicht aber der Dichter, zu dessen Ohr die Stimmen der Natur dringen, in dessen Busen die Klagelieder der sterbenden Blume wiederhallen; er versteht das Rauschen des Windes, das Flüstern der Blätter, das verglimmende Abendroth — —

— — — Aber wohin führen mich meine Träume? — Weit hinter mir liegen Lenz und Blumen, begraben unter weißer Decke, die der alte Despot Winter darüber gebreitet, weil sie so lange und so laut von einem Mächtigeren gepredigt, als er ist. Starr und verwaist streckt der Baum die nackten Arme gen Himmel, um Barmherzigkeit flehend bei ihm, der grollend noch mehr seiner eiskalten Last ihm auf die Schultern legt, damit noch größerer Druck den Flehenden zum Schweigen bringe. Kein grüner Halm erfreut mein Auge, kein Rieseln des Baches erquickt mein Ohr, der schneidende Nordwind, der rauhe Vogt des rauhen Herrn, hat alles zur Ruh gebracht und der eisige Spiegel des Flusses strahlt nur das fahle, todeskalte Antlitz des Winters zurück.

Es ist alles ruhig, nur in der Brust des Dichters da wogt und gährt es von künftigen Lenzen, da keimen wundersame Blumengestalten auf schlanken Stengeln, umringt von zackigen Blättern, wie sie der ferne Süden und die Sonne der Wendekreise hervorbringt. Und siehe da, der Dichter ist mächtiger noch als der Winter, denn seine Träume werden zur Wirklichkeit, und Schnee und Reif müssen helfen sie in das Leben zu rufen. An den Fenstern seines Zimmers, um das die Windsbraut stürmt, setzt sich leise Krystall an Krystall, wurzelnd im untern Winkel der Scheibe; Blatt an Blatt schießt hervor, seltsam verschlungen und gewunden, bald glatt, bald kantig, bis sich zuletzt aus ihrer Mitte der schlanke Schaft erhebt, der eine Blumenkrone trägt, schöner als Königskronen, wie gewebt aus dem feinsten Silber. Das glänzt und gleißt wie die Mährchen meiner Kinderzeit, wie alte verschollene Sagen von Pracht und Lust; das mahnt mich an die Werke der alten begeisterten Meister, die an den hohen Fenstern der gothischen Dome solche Blumen und Arabesken emporranken ließen, alte Träume und Erinnerungen aus den Kreuzzügen, wo sie all die Wunderblumen im fernen Osten geschaut und sie sinnig verwebt mit ihrem Glauben in die deutsche Heimath zurückbrachten. So verschlungen wie diese Eisblumen waren die Ranken, an denen ihr Glaube hinankletterte zu den Thoren des Himmels, so verschlungen waren die Ranken, in die so manches Menschenleben all seine Lust und seine Pein hineinmeißelte. Und geschaukelt von ihren Blättern trägt mich die Phantasie auf ihrem Riesenfittig nach dem tiefsten Süden Europa's, wo die Söhne des Omajah unter dem Schutze des Halbmonds ein herrliches Reich begründet, wo aus den Palmen Valenzias die schlanken Minarets auftauchten, wo auf den Säulen und Wänden der Moskeen auch Arabesken und Blumengewinde, aber nicht wie in Deutschland mit heiligem Ernst aus kaltem Stein, sondern in heiterer Farbenpracht wild wuchernd und phantastisch zur bunten Kuppel sich emporschlangen.

Welch ein Unterschied zwischen den Blumen und

Arabesken beider Völker, ebenso groß wie der zwischen den Völkern selbst. Hier der ernste, sinnige Deutsche, der träumend durch seine Eichenhaine schreitet und mit unendlichem Fleiß über seinem Werke brütet, heilige Geschichten und Allegorien, Legenden und Parabeln mit hineinwebend, wie sie einem gläubigen Gemüthe sich aufdrängen. Und auf der andern Seite der sonnengebräunte, heißblütige Araber, stets ein Nomade der Wüste und nun plötzlich zum Sybariten geworden, der seinem Gotte aus Dankbarkeit marmorne Paläste baut. Aus seinen Arabesken schaut nicht die liebliche verschämte Schwärmerei, nicht der tiefe Glaube an einstige reine Freuden; nein! aus diesem Farbenchaos leuchtet die glühende Leidenschaft des Wüstensohnes, der seinen Glauben mit dem Schwert predigt, der sich unbedacht auf den Feind stürzt, denn den Streiter Allahs erwartet der Himmel mit den ewig jungfräulichen Houri's, die ihm kühlenden Scherbet kredenzen. Dies feurige Roth deutet auf die Blutrache, des Arabers heiligstes Gesetz; dies Gelb ist der Wüstensand, nur selten unterbrochen von dem milden Grün, das einer Oase gleich dem Auge einen wohlthuenden Ruhepunkt gewährt. Und dort, jene weichen verworrenen Farben, von Blau und Purpur hinüberspielend in's Violette, o ja, sie künden die Luftschlösser und die luftigen, duftigen Gärten, mit denen die Fata Morgana das Auge des Wüstenwanderers blendet. Und zwischen Blättern und Blumen stehen in wunderlichen Zügen die Worte der Weisheit Muhammed's, die Sprüche des Korans, in üppigen Bildern die Seligkeiten des Paradieses schildernd. —

Aber Trauer erfüllt meine Seele. — Hinter den silberglänzenden Blumen meiner Fenster zieht die winterliche Sonne ihre Bahn. In ihren Strahlen funkeln und blitzen die Blätter und Blüthen für wenige Augenblicke in herrlicher Pracht, um bald aufgelöst in einzelnen Tropfen niederzuriefeln; und so wie sie, verschwinden vor meinen Blicken Dom und Moskee. Der Stern des Islam ist versunken am Horizont der Menschheit, gebrochen liegen die Säulen der Alhambra und durch die öden Räume des Löwenhofes, wo die maurischen Fürsten gewandelt, flattert der Nachtvögel scheues Gezücht, wimmert der eisige Wind der Sierra Newada. Wie ehedem rauscht der Guadalquivir durch die Gefilde Andalusiens, aber der Halbmond spiegelt sich nimmer in seinen Fluthen. Das Kreuz ward aufgerichtet über seinen Trümmern, und die Priester der Religion, welche die Liebe lehrt und die Duldung, schürten ihre Scheiterhaufen. Auf den sonnigen Tag voll Freude und Jubel kam die finstere tückische Nacht der Inquisition, die Theorben verstummten, die Gesänge verwehten wie die Asche der Verbrannten und die Glücklichsten waren noch die welche das nackte Leben in die heimischen Sandwüsten Afrika's zurücktrugen. Da welkten die farbigen Blumen, die Lianengewinde erstarben unter dem Leichenduft, der durch Granada's Blumenauen wehte. Der freudige Ruf „Allah il Allah!" ward übertäubt von dem krächzenden „Te Deum laudamus", das die Raben über den Leichen der Erschlagenen sangen, und die Blumenranken des gothischen Domes, auf südlichen Boden verpflanzt, wucherten wild über ihren Gräbern. Aber sie hatten ihre frühere Reinheit verloren, denn sie halfen nicht mehr den Gott der Milde verherrlichen, sie hoben nicht mehr ein unschuldiges Blumenantlitz zum Himmel, nein! sie waren Knechte des Priesterhochmuths geworden, strahlend in bunter Livrée, triefend von Blut, wie die Mächtigen, deren Schergen sie waren.

Aber wie lange währte die Pracht? Die Geschichte grub das Mördersiegel auf die Stirne der Henker und der Ewige goß über sie aus die Schaalen seines Zorns. Ein gewaltiger Sturm kam aus Norden, wild fegten seine Schwingen, daß die Pilaster der Dome und die Säulen des Eskurial zitterten.

Was half es daß sie ihre Tempel mit dem Blute von Millionen kitteten, als sollten sie dauern für die Ewigkeit! Was half ihnen all das Gold das die Tausende von Indianern zu Tage schafften? Ihre reichen Gallionen verschlang das Meer, ihre reichsten Provinzen fielen von ihnen ab und das Volk, das sich nicht scheute mit dem Blute Andersdenkender seinen Boden zu düngen, ist verdammt sich selbst aufzureiben. Seit langen, langen Jahren wüthet der Bürgerkrieg von den Pyrenäen bis an das Mittelmeer und wild rauschend durch ihre Schluchten erzählt die Bidassoa dem lauernden Franken die Gräuel des Brudermords. Noch schwanken die Wagschaalen, in deren einer das zweifelnde Volk, in deren anderer die herrschsüchtige Priesterkaste liegt. Wehe! wenn letztere sinken sollte! All die Knospen eines freieren Lebens, die sich hie und da regten, würden wieder zertreten, und die alte Geisteskknechtschaft und das heimliche Gericht, gegen dessen Thaten Brudermord eine leichte Sünde ist, kämen zurück. —

Aber dies ist nicht möglich! — Die winterliche Sonne, so schwach sie ist, hat doch die Eisblumen an meinem Fenster verzehrt, hat sogar die Wassertropfen aus denen sie bestanden, aufgesaugt und verdünstet, und schaut mir jetzt mit freundlichem, Hoffnung einflößendem Lächeln in's Angesicht. So wird einst auch die Sonne der Freiheit siegen über den Winter und die Nacht, und golden aufgehen über den Häuptern der Menschen. Zuvor aber wird noch einmal ein gewaltiger Sturm dahinbrausen über die Stoppeln der vorigen Jahrhunderte und die Diener des Aberglaubens werden sühnen müssen mit ihrem Blute die alte Schuld. Aus ihren Gräbern wird dann ein neuer heiliger Glaube aufblühen, rein wie die erste Christuslehre, ein Glaube der Liebe, der die Völker umfaßt und selbst die Andersdenkenden freundlich an seinem Busen wärmt. Der stolze Spitzbogen wird nicht mehr verachtend auf die in sinnlicher Üppigkeit sich blähende Kuppel des Arabers sehen; neue, schönere Ranken, wie sie die Natur selbst um die Säulen ihres weiten Domes flicht, werden emporsteigen und in ihrem Schatten werden friedlich die Nationen sich lagern. Ja, dann wird Friede werden auf Erden! Dann wird vielleicht auch wieder ein Dichter vor ihnen stehen, einer der glücklich ist und nichts weiß vom Drangsal der Menschheit, das weit

hinter ihm liegt, und seine Träume werden auf dieser luftigen Himmelsleiter als Gebete hinanklettern, um mit den Lerchen des blauen Himmels den neuen Lenz zu verkünden.

2.

— — Und wieder wird es dunkel um mich her. Hinter den Schornsteinen und Dächern, die ich von meinem Fenster aus übersehe, sinkt die Sonne hinab, und nur Schnee und einzelne rothe Wölkchen werfen noch einen hellen Schimmer in mein Stübchen. Im mächtigen Kachelofen knistert ein behagliches Feuer, dessen Wärme mich wohlthuend durchzuckt, das jedoch die Scheiben am Gefrieren nicht hindert. Diesmal sind es aber nicht Blumen, die sich bilden, sondern kleine geometrische Figuren, verschiedene Linien ineinander laufend, sich durchkreuzend, Berge und Flüsse, selbst Häuser und Bäume darstellend, alles weiß und duftig, in winterliches Gewand gehüllt.

Diese Bilder entführen meine Seele nicht zum Süden, nicht in die Kämpfe der Weltgeschichte. Sie fesseln mich an die Heimath und zeigen mir das eigenthümliche Stillleben, das sich des Winters im Hause des Nordländers bildet. In dieser Jahreszeit liegt die Natur in sich gekehrt und schweigend, schläft und träumt der Zukunft entgegen; deshalb kommen auch wenig äußere Eindrücke von ihr in unser Inneres. Das Herz zieht sich in sich selbst zurück und zehrt an dem Erlebten, wie unser Leib an den Früchten des Sommers.

Mir erscheint vor der Seele die Heimath meiner Kinderjahre. Dies ist der Mainstrom auf dessen Eis wir Kinder uns fröhlich tummelten, dies dort die Brücke von der wir, angeklammert am eisernen Krucifix das darauf steht, den Eisgang betrachteten, und uns über das Knallen der Böller die dieses Fest verherrlichen mußten, freuten. Dort den Fluß entlang ziehen sich die Weinberge mit ihren tausend Lustbarkeiten. Noch höre ich das Jauchzen der Winzer, das Knattern der Schwärmer und Raketen, das Lachen und Schreien der hochgeschürzten Winzerinnen. Bekränzt mit Rebenlaub ziehen sie, die weithinleuchtenden Fackeln schwingend, zur Stadt. Auf schweren Wagen folgen die vollen Kufen, deren Inhalt die knarrende Kelter aufnehmen soll; stolz schreitet der Weinbergsbesitzer neben ihnen her, denn es war ein günstiges Jahr, und seine Freude zu krönen hat ein glücklicher Stern ihm heute noch zwei traubennaschende Hasen vor die Büchse geführt, die er jetzt im Triumphe nach Hause trägt. Dort aber erhebt sich erst die rechte Lust. Freunde und Bekannte erfüllen die weiten Räume, um den Segen genießen zu helfen, am Heerde flammen die Feuer, brodeln die Kessel, braten die Hasen, das junge Volk aber springt um die Kelter, das süße Naß zu kosten das ihr entströmt. Da schallen die Lieder von Vater Claudius und Uhland, Toaste werden ausgebracht, die Fideln erklingen und in bacchantischer Lust dreht sich Alles im wirbelnden Reigen. Sogar der alte Großvater vergißt seine Gicht und walzt mit der Enkelin, seinem blonden Liebling, der allgemach so groß wird um sich auf seinen Knien zu schaukeln.

Aber die Rebenlese ist das letzte Fest das man im Freien genießen kann. Schon ziehen düstere Wolken am Horizont herauf, einzelne Flocken fallen, die Sonne wird stets schwächer, immer kleiner der Bogen den sie am Himmel beschreibt; stürmische Winde reißen die letzten falben Blätter von den Bäumen und bald wird Alles unter der weißen Decke schlummern.

Da sucht die Hausfrau die Spinnräder hervor und erzählt in den langen Winterabenden den horchenden Kindern die schauerlichen Märchen von Rübezahl und Libussa, vom Kaiser Karl im Untersberge und vom Rothbart im Kyffhäuser, während der Vater ihnen den Robinson Krusoe vorträgt und sie fragt ob sie wohl auch den einzigen Brotfruchtbaum umgehauen hätten und einen Kahn daraus gemacht, oder nicht.

Mittlerweile kommt die heilige Adventzeit heran, die Jugend freut sich der Schlitten und der Schlittschuhe, die Alten aber arbeiten und kaufen ein für das heilige Weihnachtsfest, wo auch der Ärmste sich freuen soll, das Kind über die Geschenke, und sind sie noch so klein, und Mann und Greis über die Erinnerung an die eigene Jugendzeit und deren harmlose Freuden. Da wird ein Weihnachtsbaum geputzt, die Kerzchen flimmern, die goldenen Nüsse funkeln und drunter im Moose dem der Baum entsteigt, weiden zarte weiße Lämmlein; die Arche Noäh mit all ihrem „Vieh und Menschenkind“ belebt den Tisch, um den die Kinder jubelnd springen, bald von den Pfefferkuchen naschend, bald Nüsse knackend und Alles bewundernd.

O selige goldene Zeit! — Ihr Kinder, freut euch recht und jubelt nach Herzenslust, denn nach wenigen Jahren ist alles vorbei, das Leben packt euch mit eisernen Krallen, seine Woge schleudert euch von Fels zu Fels und vielleicht rettet ihr kaum ein wundes Herz aus dem großen Schiffbruch.

Freuet euch, ihr Kinder, weil es noch Zeit ist. Auf raschen Folgen jagt sie an euch vorüber. — Hört ihr die Glocken und die Trompeterstückchen der Thürmer? Hört ihr das Klingen der Gläser? Sie läuten heute mit trunkener Lust das alte Jahr in seine Gruft, sie freuen sich daß sie auch ein Jahr näher sind an ihrem Grabe, wo sie rasten können von Arbeit und Mühsal. Freuet euch, ihr Kinder! Wenn ihr morgen erwacht, hat der alte Saturnus seine Sanduhr gestürzt und ein neues Stück Ewigkeit schaut euch in's Angesicht. Der Baum der Menschheit, an dem ihr die jüngsten Ästchen seid, hat einen neuen Ring angesetzt, Lust und Leid ist hineingewebt, Sturm und Sonnenschein. Freuet euch, denn an eurem Haupte ziehen die Stürme noch vorüber, ihr sehet die Schlangen noch nicht, die unter den Blumen schlafen. Und laßt auch mich wieder ein Kind werden und an eurer Seite wandeln, unter eurem Schutz. Dann ziehen vielleicht die Engel wieder ein in mein Herz und singen die wildpochende Blutwelle zur Ruhe. —

Und ihr, meine lieben Eisblumen, blüht lustig fort auch im neuen Jahre, bis der Lenz eure Schwester

erweckt vom Winterschlafe. Bis dahin aber, wo sie mich wieder hinausrufen in Flur und Hain, sendet ihr mir freundliche Bilder für meine Träume, seid ihr mir der Lenz der immer wohnen muß in der Brust des Dichters, auch wenn draußen der Winter sein Hoflager hält.

Briefwechsel.

Leipzig, im Januar.

[Nachdruck, Plagiat und freie Benutzung; Nieritz, Höffen, Frau Birch-Pfeiffer.]

— Im englischen Athenäum blätternd, finden wir in Nr. 1049 (vom 4. December 1847 p. 1250) unter dem Titel German Literary Piracy nachgewiesen daß die Schrift von Gustav Nieritz: „Reicher armer Mann" nichts sei als eine uneingestandene Übersetzung von Miß Sedgwick's Geschichte: The poor rich man and the rich poor man. Nur die Namen seien deutsch gemacht, die Begebenheiten aus England in's Elbthal versetzt. Wir theilen dies hier gelegentlich mit, ohne den Nachweis zu verbürgen.

In Sachen des Nachdrucks hat der Schriftstellerverein den ersten Proceß der auf seine Veranlassung eingeleitet wurde, gewonnen. Friedrich Gerstäcker war der widerrechtlich Beraubte: Hofrath Philippi in Grimma der Nachdrucker; Advocat Rüder, Mitglied des Vereines, erwarb sich das Verdienst die Sache zu führen. Die sächsischen Gesetze brachten auf diesem Gebiet zum ersten Mal ihre neuen Bestimmungen zur Anwendung. — Wir sind in den Stand gesetzt darüber folgende Mittheilung zu geben.

„Ein Mitglied des Schriftstellervereins hatte eine von ihm verfaßte Skizze: „Eine Woche in Neuyork" der Buchhandlung F. A. Brockhaus in Leipzig zum Abdruck in dem deutschen Volksblatte überlassen, worin sie auch mit des Autors Namensunterschrift abgedruckt wurde. Ohne dessen Genehmigung und ohne ihn als Vertreter zu nennen, hatte das Verlagscomptoir in Grimma in einem Sammelwerke die Skizze unter demselben Titel unter welchem der Verfasser sie veröffentlicht hatte, wörtlich nachgedruckt. Auf Anregung des Schriftstellervereins stellte der Verfasser bei Gericht den Antrag auf Bestrafung des Nachdruckers und leitete gleichzeitig einen Civilproceß wegen Honorarforderung gegen ihn ein. In erster Instanz entschied das königliche Spruchcollegium zu Leipzig gegen den Eigenthümer des Verlagscomptoirs in Grimma daß in Gemäßheit des Gesetzes: „den Schutz der Rechte an literarischen Erzeugnissen und Werken der Kunst betreffend," vom 22. Februar 1844. §. 8. aus allen vorräthigen Exemplaren des Buches die die fragliche Skizze enthaltenden Bogen hinwegzunehmen und zu vernichten, auch der genannte Nachdrucker mit einer Geldbuße von zehn Thalern zu bestrafen sei, und verurtheilte ihn im Civilprocesse zu Bezahlung von 10 Thlr. pro Bogen Honorar an den Verfasser der Schrift. — Beide Entscheidungen wurden auf Appellation des Nachdruckers vom Appellationsgerichte zu Leipzig bestätigt; ein weiteres Rechtsmittel war dagegen nicht zulässig. Es war dieser Fall der erste, in welchem das angezogene Gesetz zur Anwendung kam."

Dem Nachdruck tritt das Plagiat zur Seite. Hat die Gesetzgebung noch nicht die Grenze ausfindig gemacht bis zu welchem Grade das Eigenthum des Schriftstellers zu Auszügen freizustellen sei, so ist es um so mehr Sache der Literatur die unerlaubte Benutzung ohne Angabe der Quelle zu rügen. Professor Gustav Höffen in Heidelberg hat in seinem sonst vielfach schätzenswerthen Buche Vlämisch Belgien (2 Bde. Bremen, Schlodtmann) J. Kuranda's: Belgien seit seiner Revolution, auf ungebührliche Weise benutzt. In Nr. 46 der Grenzboten gab Kuranda es als Thatsache an daß mehrere Kapitel seines Buches, häufig sogar mit Beibehaltung seiner eigenen Ausdrücke, von Hrn. Höffen paraphrasirt wurden, ohne daß dieser es irgendwie für nöthig erachtet seine Quelle zu citiren. „Wir wollen es dahingestellt sein lassen, sagt J. Kuranda sehr bescheiden, ob es überhaupt recht ist sich des Eigenthums eines Andern in dieser Weise zu bedienen." Inzwischen ist Kuranda unverholen von dem Unrecht solcher Benutzung überzeugt. Die Mittheilungen die er gelegentlich darüber in einer Sitzung des Schriftstellervereines machte, — er las in den Abschnitten über belgische Malerei und Journalistik ganze Seiten und Kapitel seines eignen wie des fremden Buches vor, — gab die vollkommene Überzeugung daß nicht blos Anschauung und Gedankengang, sondern selbst eigenthümliche Wendungen und Ausdrücke ziemlich dreist ohne alles Citat benutzt sind. (Nachträglich finden wir in Nr. 2. der Grenzboten von diesem Jahre eine ausführliche Darlegung und Parallele der betreffenden Stellen beider Bücher.) Würde diese ungebührliche Benutzung fremden Gedankenganges, ja fremder Ausdrücke und Wendungen nicht Plagiat sein, wenn Hr. Höffen irgendwo in einer verlorenen Note, oder auch in der Vorrede das ausgebeutete Buch citirte? Ich denke doch.

Dies führt uns auf die Sache Auerbachs contra Frau Birch-Pfeiffer. Daß in diesem Falle der Name des geplünderten Autors auf dem Theaterzettel prangt, betheiligt diesen nur an der etwaigen Corruption seiner Ideen und Ausdrucksweisen, rechtfertigt damit nicht das etwaige Plagiat ganzer Scenen die aus der Novelle in das Drama übergingen, wenn auch zu anderem Dienst, zu anderen Beweisführungen. Es ist in deutscher Literatur der Fall vorgekommen daß jemand den Stoff von Schiller's Räubern als Roman verarbeitete. Als das Buch gedruckt war, kam der erschreckene Buchhändler zu dem Romanfabrikanten gelaufen und schrie: Mein Gott! Sie haben ja die ganzen Monologe Karl Moors wörtlich im Roman abgedruckt! „Die habe ich nicht besser machen können!" sagte der Autor zu seiner Entschuldigung. So kann Frau Birch steif und sicher behaupten, daß falls sie einmal den Stoff der Novelle in die Hand nahm ganze Redeweisen des Lorle nicht besser als in Auerbachs Fassung wiederzugeben waren. An dem todten Schiller konnte derlei ohne Beeinträchtigung geschehen, des anerkannten Dichters nimmt sich die Nation an um den Plagiator mit Verachtung oder mit Gelächter zu

bestrafen. Anders verhält es sich mit einem lebenden Autor. Er schreibt heute ein Gedicht. Gesetzt, er fand für seinen Gedankengehalt nicht sofort beim ersten Guß die entsprechende Form die das Werk für die Menge zugänglich macht. Er geht aber damit um die neue Form zu suchen, vielleicht morgen in dramatischer Gestalt zu geben was gestern in der Form der Novelle nicht die volle Wirksamkeit gefunden. Gedankengehalt und Stoff im Werke ist stark und mächtig genug; um es populär zu machen fehlt ihm blos der zweite Guß, die andere Form. Während er aber diesem neuen Entwurfe nachgeht, kömmt ihm schon ein Zweiter zuvor, benutzt nicht blos seinen Stoff, seine Erfindung, sondern plündert seinen ganzen Gedankenvorrath, beutet die ganze Eigenthümlichkeit seines Werkes bis auf einzelne Ausdrücke und Einfälle aus, pflückt die besten Blumen in seinem Garten, um sie nach der Mode des Augenblicks in Bouquets gewunden rasch auf den Markt zu bringen. Heißt das nicht mit fremdem Eigenthum nicht blos willkürlich, sondern auch zu seinem eigenen Nutzen verfahren? Freilich ist das eine freie Benutzung; es kommt nämlich soviel Zuthat hizu um den Strauß den der ursprüngliche Urheber nicht modisch und plausibel genug geflochten, lucrativer zu machen. Reicht das Gleichniß nicht aus, so stellt sich nackt die Frage: Kann Auerbach aus seiner Novelle noch ein Drama machen? Er kann es; aber er findet den Markt nicht mehr, die Bühnen sind besetzt, Frau Birch-Pfeiffer hat rasch sein Werk in populäre Form gebracht und mit dem Inhalt seines besten Gedankengehalts ihr Geschäft gemacht. Sie hat sich fur die Bühnen das Verdienst erworben ihnen ein geschicktes Stück geliefert zu haben; aber was wirksam und gut ist am Stücke, besteht aus dem Kern der Novelle und es ist unmöglich geworden dieselben Figuren mit denselben Reden, Wendungen und Einfällen noch einmal auf die Bühne zu bringen; dem eigentlichen Autor ist es unmöglich gemacht. Daß Töpfer Goethe's Hermann und Dorothea zu einem Drama umschuf in welchem die Charakteristik der Figuren sich ganz in Goethe'schen Wendungen entwickelt, kann nicht in Rede kommen. Das Werk des todten Autors ist allgemeines Eigenthum geworden. Der lebende Autor aber hat das Recht über sein Eigenthum zu schalten, und dem lebenden Autor ist hier die Möglichkeit genommen für den Stoff seiner Novelle in dramatischer Form sich die Buhnen zu eröffnen. Daß der Plagiate wegen das Stück der Frau Birch nicht im Druck erscheinen dürfe, falls die Gesetze dahin entscheiden sollten, genügt keineswegs dem ursprünglichen Autor zu seinem Recht zu verhelfen. Frau Birch hat das Stück, als Manuscript gedruckt und mit der Bezeichnung „Eigenthum der Verfasserin" auf dem Titel, an alle Bühnen versendet. Ihr Markt auf dem sie mit fremdem Gehalt Geschäfte macht, ist nicht der Büchermarkt, nicht der Buchhandel; das Theater ist ihr Platz auf welchem sie ihr Publikum findet: sie hat das Stück dessen Kern aus Auerbach's Novelle besteht, durch den Druck vervielfältigt an alle deutschen Bühnen versendet, sich zum Nutzen, dem ursprünglichen Dichter zum Nachtheil, indem sie ihm für die Gestalten seiner Dichtungen denselben Weg zum Publikum versperrte.

Frau Birch-Pfeiffer sendet uns mit Beifügung des für die Bühnen gedruckten Stuckes die Entgegnung auf Auerbach's Artikel wie sie in der Spenerschen Zeitung vom 8. Januar erschien, mit der Aufforderung dieselbe auch in die Spalten unserer Zeitung aufzunehmen. Nachdem diese Rechtfertigung bereits in vielen Blättern abgedruckt worden, wird es genügen, auf dieselbe hinzuweisen und deren hervorspringende Punkte zu beleuchten. — Frau Birch-Pfeiffer sagt, das Publikum wisse daß von Shakspeare's Zeiten bis auf den heutigen Tag Geschichte, Roman und Novelle mehr oder weniger die Quellen waren aus denen die Dramatiker „ihre Stoffe zogen." Aber sie hat mehr als den Stoff einer Novelle bearbeitet, sie hat den Autor geplündert, indem sie dessen Figuren in seiner eigenen Sprache wiedergab, sich der Eigenthümlichkeit eines Dichters in seinem Gedankengang bis auf seine einzelnen Einfälle und Wendungen bemächtigte. Die erste Abtheilung, ländliches Gemälde in zwei Acten benannt, ist fast nur in Scene gesetzte Auerbach'sche Novelle. Der Wadeleswirth und Lorle sind ganz und gar ein Raub fremden Eigenthums. Die Stichwörter, die Pointen Auerbach's sind ganz getreu, mit diplomatischer Genauigkeit wiedergegeben. Der Collaborator heißt der Kohlebrater, die Lorle wird vom Enthusiasten als marienhaft begrüßt, und daran der Plan des Malers geknüpft sie als Madonna zu malen. Wie Lorle dem Alten Reinhard's Liebe zu ihr gesteht, bittet sie ihn zuvor das Licht zu löschen; das Geständniß ihrer keuschen Seele will nur im Dunkel ihren Lippen entschlüpfen ꝛc. Die Scene vor dem Fürsten ist ganz mit den Eingebungen ausgestattet die Auerbach's Dorfkind bei Hofe zum Vorschein bringt u. s. w. Frau Birch-Pfeiffer sagt in ihrer Entgegnung, Goethe habe seinen Clavigo nach Beaumarchais' Memoiren gearbeitet, ganze Scenen aus denselben wörtlich ausgehoben. Sie hätte auch den Götz von Berlichingen anführen können in welchem der Dichter die Redeweise seines Helden nach dessen eignen Denkwürdigkeiten formte. Sie gesteht also ein es sei statthaft, „ganze Scenen wörtlich auszuheben." Das Statthafte solcher Benutzung hört aber auf wenn das Werk eines lebenden Autors auf diese Weise ausgebeutet wird. Solange sein Werk nicht allgemeiner Besitz geworden, beeinträchtigt man sein Eigenthumsrecht, schmählert man ihm die Verbreitungsweise seines Eigenthums. Raffaels Madonna kann ich in Kupfer stechen, nicht aber das Ölbild das heute erscheint, morgen schon durch die Platte vervielfältigen und mit den Gestalten des Malers in anderer Form Geschäfte machen. In Frankreich darf der Roman eines lebenden Autors ohne dessen Genehmigung selbst nicht zu einem Operntext benutzt werden*). Sind unsere Gesetze so weit, den Maler gegen den Kupferstecher in Schutz zu nehmen, so werden sie auch den Autor gegen willkürliche Vervielfältigung und lucrative Benutzung seiner Gestalten in Schutz nehmen. — Frau Birch-Pfeiffer sagt, wenn die deutschen Bühnen nur reine Originalwerke darzustellen berechtigt wären, so würden sie „in unsern Tagen längst kein Repertoir mehr haben." Dies Eingeständniß klingt sehr bejammernswerth, ist aber wohl nicht ganz wahr, selbst nicht für die Frau Birch die ja mit ihrer „Familie" ein sehr originelles Original-

*) Das „Magazin für die Literatur des Auslandes" erinnert hierbei an den verschiedenen Brauch in Frankreich und England. Charles Dickens muß zum Neujahrsfest jedesmal sein neuestes Mährchen auf den kleinen Bühnen Londons, oft schlecht genug und zu seinem Verdruß, dramatisirt, respective verhunzt sehen. In Paris blieb dem Dichter der Reine Margot das Recht erhalten seinem Stoffe die dramatische Form selbst zu geben. Wenn uns Vorbilder noth thun, so dächt' ich, gebühre für Fälle solcher Art dem feiner fühlenden Franzosen vor dem materiell denkenden Engländer der Vorzug.

werk, mit ihrem „Rubens in Madrid" sogar ein vortreffliches Schauspiel lieferte. Es ist gleichviel welche französische Quellen sie zu ihrer „Marquise von Villette" benutzte, aber es ist nicht gleichviel ob sie das Werk eines lebenden deutschen Autors plündert. Im Vollgefühl ihrer Virtuosität und Praxis die ihr niemand abstreitet, sagt sie auch selbst, sie sei „ihrerseits nicht in dem Falle durch eine Bearbeitung der Frau Professorin ihren Werth oder Unwerth als dramatische Schriftstellerin erst documentiren zu müssen." Es gibt ja noch viele andere Romane die sich schlachten und ausweiden lassen! Haben doch Storch mit dem Hinko, Frau Paalzow mit dem Thomas Thirnau herhalten müssen, und haben nicht gemuckst! Was empört sich Berthold Auerbach gegen mich; was hält er allein nicht still wie ich ihn zurichte für mein Geschäft und für mein Publikum, das ich kenne und dem ich die Sache besser wie er zurechtmache! — Dies der Hochmuth des Fabrikanten gegen den Dichter. Und der Fabrikant hat recht wenn er sich für praktischer hält. Wer aus dem Innern der Gedankenwelt heraus nach der Gestaltung ringt, erreicht oft weniger die populäre Form die ihn zugänglich macht für die Menge. Eröffnet er sich nicht sofort den größeren Kreis des Publikums, so kann es ihm doch nicht gleichgültig sein, drängt sich ihm der Fabrikant auf und macht seine bis jetzt noch unpopulären Gedanken für die Menge zugänglich. Hat der Chemiker in den Naturkräften eine Entdeckung gemacht, so darf ohne seine Zustimmung nicht jeder Taschenspieler sie den Leuten zutragen. Der Staat schützt neue Erfindungen im Bereich der technischen Künste; wie sollte er dem dichterischen Urheber in seinen Entdeckungen und Erfindungen dergestalt den Schutz versagen daß jeder Zweite zu seinem Nutzen den Ertrag seiner Geisteskraft ausbeute?

Auerbach's Rechtsanwalt klagt über die Beeinträchtigung des Autors durch widerrechtliche Benutzung seiner Gestalten. Er selbst erhob öffentlich die Anklage über Verhunzung seines Werkes. Hierin hat Auerbach Unrecht, und Frau Birch ruft ihm zu, er solle nicht Kläger und Richter in Einer Person sein, über den Werth ihrer Benutzung seiner Erfindung könne nur das Publikum und die Kritik urtheilen. Es ist im Drama der Frau Birch Einiges was nur als eine Verhunzung der Auerbachschen Novelle gelten kann; die Art wie sich der Collaborator Nachts zur Lorle schleicht, seinen Freund bei ihr verdächtigt, sie grob und dumm zu einem Ehebündniß mit ihr gewinnen will, ist für alles ästhetische Gefühl verletzend. Sonst aber verräth die Fortführung des Stoffes im Drama gerade die guten praktischen Griffe die der zweiten Hälfte der Novelle fehlen; dem Stoffe erwächst in der dramatisirten Form ein entschiedener Abschluß der der Novelle fehlt, und den der Dichter, wenn er seinen Stoff dramatisirte, zweifelsohne selbst finden würde, obschon er ihn anders, tiefer und gesünder, reiner und edler begründen könnte. Der Schrei der Empörung den der ursprüngliche Autor des Stoffes über die Verwahrlosung seiner Ideen erhebt, ist menschlich erklärlich und wir können nicht umhin auf seine Seite zu treten selbst in dem Fall daß er sich hier irrte. Der Stoff ist sein, er will ihn in seiner Weise erledigt sehen; das kann ihm nicht gerichtlich eingeräumt werden, ist aber natürlich. Die Gestalten sind seine Erfindung; es muß ihn schmerzen sie zu andern Zwecken, zu andern Wirkungen verwendet zu sehen. Gesetzt, ich schreibe einen Roman der als Ergebniß einer ganzen Darlegung die Demokratie als ein Heil der Menschheit hinstellt. Jetzt bemächtigt sich ein Zweiter meiner Erfindung, dramatisirt meinen Stoff, gibt ihm aber einen royalistischen Schluß. Oder umgekehrt, die Tendenz meines Romans läuft auf ein royalistisches Ende hinaus und die dramatische Bearbeitung gibt meinem ganzen Gedankengang eine republikanische Wendung. Auf dem Theaterzettel steht mein Name: bin ich nicht fälschlich beim Publikum eingeführt? heißt das nicht die Seele meines Gedichtes corrumpiren, wenn ich sonst meine Erfindungen, meine Gestalten, meine Redeweise, meine Einfälle und Ausdrücke im Stücke wiederfinde? — Darüber klagt Auerbach. Er hat den Conflict zwischen Dorf und Stadt, zwischen Natur und Bildung anders verstanden; er kann Lorle und Reinhard, die seine Figuren sind, nicht zu andern Glaubensartikeln als Beweismittel verwendet sehen. — Es steht ihm noch immer frei, sagt man, seine Novelle zu dramatisiren, seinen Stoff dramatisch nach seiner Weise abzuschließen und damit vor das Theaterpublikum zu treten! — Das aber, sagen wir, ist nicht möglich; nicht der Büchermarkt, aber der Theatermarkt ist von der Birchpfeifferschen Dramatisirung des Stoffes besetzt, und diese Dramatisirung liefert dem Theaterpublikum bereits den Kern des Auerbachschen Stoffes, wenn auch mit Zuthaten, wenn auch mit anderem Schlusse. Und so sind wir denn immer wieder dahin gedrängt, die ganz praktische Seite der Beeinträchtigung eines Autors herauszukehren. Es geschieht ja nicht um gewinnsüchtige Zwecke; es geschieht nur um in Deutschland endlich einmal das Gefühl für Recht und Billigkeit lebendig zu machen.

Aus Mannheim, im Januar.

[Landwehr und Linie, Militärgerichte; das Haus Haber.]

△ Es hat sich unsere badische Zeitungsliteratur in neuerer Zeit mit besonderer Neigung auf Militärinteressen geworfen und es entspinnen sich — gewiß ein sehr gutes Zeichen der Regsamkeit auch auf diesem Felde — sehr starke Federkämpfe. So wird von der einen Seite auf nationalere Grundlage gedrungen, auf der anderen klammert man sich an die Nothwendigkeit der Disciplin. Besonders ist die Landwehr der Mittelpunkt um den sich alles dreht. Da man jetzt so ziemlich das vorgelegte Gesetz in seiner Ausdehnung kennt, so dürften die Tagesblätter einen reichen Stoff daran finden. Der Inhalt des lang ausgedehnten Entwurfes läßt sich kurz zusammenfassen. Vom 20. bis zum 33. Jahre muß jeder Bürger Badens bei der Landwehr stehen. Das stehende Heer wird durch Conscription wie bisher gebildet; die Dienstzeit dauert jedoch nur 4 Jahre. Die Landwehr wird, sobald sie gebildet ist, von Linienofficieren commandirt und muß sich dann den Vorschriften der Linientruppen fügen. Ferner ist dieselbe den Jahren nach in Aufgebote getheilt. Von einer Beschränkung der Zahl der Linientruppen ist nicht die Rede. Somit sind nur größere Auflagen bezweckt, wofür wir nicht einmal eine echt nationale Landwehr, sondern nur ein Liniensystem mit Beurlaubung haben. Der Geist dieser neu zu errichtenden Landwehr darf daher kein anderer sein, als der der Linie, da ja die Vorgesetzten mit den Rechten der Linie darüber wachen werden. Was war übrigens anderes zu erwarten? Wo man die Officiere zu Staatsdienern macht, ohne sie auf die Verfassung zu be-

eidigen und wo sich die Bürger das ruhig gefallen lassen, da kann man nicht viel Nationales, nicht viel Volksthümliches erwarten. Wo der alte Schlendrian noch soweit herrscht daß man Leute welche nicht eine Idee von Recht und Gesetz haben, zu Richtern über Leben und Tod bestellt, da ist das nicht zu verwundern. Schon früher wurde in der Abgeordnetenkammer die Aufhebung der Militärgerichtsbarkeit beantragt. Es wurden sehr triftige Gründe dargelegt; allein der Unfug herrscht noch fort und fort. Der Auditor ist in einer Garnison Ankläger, Untersuchungsrichter und Vertheidiger; er ist von den Richtenden der einzige Rechtsverständige; bei Untersuchungen werden Officiere kommandirt, bei Standgerichten, je nachdem sie über Soldaten, Unterofficiere oder Officiere gehalten werden, auch Soldaten, Unterofficiere und Officiere. Nehmen wir nun einen Soldaten, welcher keine weitere Bildung hat als die mangelhafte theoretische der Dorfschule; — er soll nach einer oft monotonen Vorlesung der Acten was in einigen Stunden abgemacht ist, nach Anhörung der Vertheidigung und des Vertrags des Herrn Auditors, ein Urtheil fällen; er soll erwägen ob der Auditor der ihm die Paragraphen citirt, Recht hat, ob die Beweise gegründet sind, kurz er soll die Stelle eines Hofgerichtsrathes versehen. Ich frage ob das vernünftig und — ob das gerecht ist. Dieser wunde Fleck in unseren Gesetzen gehört vor die Kammer, er muß von den Männern des Volkes geprüft werden, da es der Regierung nicht darum zu thun scheint, hier selbst auf Reformen zu dringen.

Der Fall des Hauses Haber ist für uns Badenser von nicht geringer Wichtigkeit, indem sich Herr von Haber mit bedeutenden Summen an drei Unternehmungen betheiligt hat, und daher sein Fall auch den Fall derselben nach sich ziehen muß. Übrigens soll man von Seiten der Regierung darauf denken die auf diesen Unternehmungen haftenden Summen zu decken und hofft man dieses namentlich in Bezug auf die Keßlersche Maschinenfabrik, welche für unsere sehr lange Eisenbahnstrecke nicht ohne Bedeutung ist. Auch beschäftigt dieselbe 1200 Arbeiter. Für Baden ist der Fall dieser Unternehmungen von dem höchsten Nachtheile, indem es die Lust für Fabrikthätigkeit lähmt.

Aus Stuttgart, im Januar.

[Segen und Nothstand; Auswanderungen; Landtag; Herzogin Paul; der Kronprinz; Kunst und Künstler.]

□ Mit anderen, glücklicher Weise günstigeren Aussichten wie am Ende des verletzten Jahres, gingen wir jetzt hier dem neuen entgegen. Damals Mangel und Elend auf allen Seiten und die nur leider zu sehr erfüllte Aussicht daß dieser schreckliche Zustand sich noch mehren, daß Würtemberg alle Drangsale einer Hungersnoth empfinden würde. Jetzt hingegen hat die reich gesegnete Ernte dieses Herbstes dem größten Mangel abgeholfen, die Preise aller nothwendigen Lebensbedürfnisse, mit Ausnahme des Fleisches, haben lange nicht mehr die Höhe wie im vorigen Jahre, und gegründete Hoffnungen sind vorhanden daß sie noch mehr fallen werden, denn bis jetzt stehen alle Saaten noch ungemein günstig. Was uns seit diesem Herbste so sehr wohlgethan, wovon man die guten Folgen noch jetzt bis in die kleinste Haushaltung spüren kann, ist der reiche Obstsegen dessen das Land sich zu erfreuen hatte. Seit Menschengedenken trugen alle Obstbäume nicht so viel Früchte als diesmal, und da Würtemberg wohl das Land in ganz Deutschland ist das im Verhältniß die meisten Fruchtbäume aller Art besitzt, so verbreitete sich dieser Überfluß auch bis auf die ärmsten Volksklassen und lieferte ihnen vollauf eine gesunde wohlschmeckende und sehr wohlfeile Speise. So haben sich denn die bleichen, vor Hunger eingefallenen Wangen unserer ärmeren Mitbürger jetzt wieder etwas geröthet und sind voller und gesunder, ihre Schritte kräftiger, ihre Blicke freier und hoffnungsvoller geworden. Ein ganz anderes Bild zeigte sich, ging man am diesmaligen Weihnachtstag in Stuttgart herum, als am vorigen, auf viel mehr heitere Scenen als damals konnte das Auge sich freuen. Doch sind noch lange nicht alle Wunden die die letzte Theuerung geschlagen, vernarbt, und noch mehrerer glücklicher Jahre, ja wohl heilsamer Veränderungen in manchen Zweigen unseres Staatswesens bedarf es, bis dies vollständig geschehen ist. Besonders hat das Vermögen unseres erwerbenden Mittelstandes sehr gelitten, manches Ersparte ist ganz daraufgegangen, und noch in keinem Jahr kamen hier wie in ganz Würtemberg so viel Zwangsversteigerungen und Ganterklärungen vor. Dies bewirkt denn auch daß die Auswanderungslust fortwährend steigt und besonders immer mehr den Mittelstand, Familien mit einigen tausend Gulden und vielen Kindern ergreift. Selbst aus den höhern Ständen wandern Manche fort, wie noch in diesem Herbste ein allgemein geachteter Rittmeister der Garde du Corps mit seiner ganzen Familie nach Nordamerika ging, dort sich anzukaufen und Landbau zu treiben; was hier viel Aufsehen gemacht hat.

Die Deputation die im December von Ulm hier war um die harte Strafe der wegen der letzten dortigen Tumulte Verurtheilten im Wege der Gnade beim Könige zu mildern, soll eine günstige Aufnahme gefunden haben und befriedigend heimgekehrt sein, worüber man mit Recht allgemein erfreut ist. Inniges Mitleid erregen alle diese Unglücklichen welche größtentheils durch hohe Noth zu diesem allerdings nicht zu rechtfertigenden tumultuarischen Handlungen getrieben, von den Gerichten nach dem strengen Buchstaben des Gesetzes zu sehr harten Strafen verurtheilt sind.

Mit großer Spannung, mit Hoffnung wie mit Furcht sieht man dem nächstens zu eröffnenden Landtag entgegen; gar wichtige, für des Landes Wohl und Wehe entscheidende Dinge werden zur Verhandlung kommen. Die Regierung wird, besonders auch in finanzieller Hinsicht, manchen harten Angriffen ausgesetzt sein, und wir glauben kaum daß sie immer siegreich aus denselben hervorgehen wird. Die Minister werden daher einen nicht angenehmen Stand haben und es heißt auch allgemein daß der Graf Beroldingen, der Minister des Auswärtigen, dem wohl besonders auch wegen Handhabung der Censur die zu seinem Departement gehört, die meisten Angriffe treffen werden, noch vor dem Landtag zurücktreten und durch den Fürsten Kirchberg, jetzigen Gesandten in Petersburg, ersetzt werden wird. Ob dies Gerücht sich bestätigt, muß die Erfahrung lehren. Von den conservativen Deputirten haben Manche die den Kampf scheuen, freiwillig ihre Stellen niedergelegt; die Opposition hingegen steht fester, in sich einiger und gerüsteter wie jemals da.

Sonst brachten die letzten Tage des alten Jahres uns das feierliche Begräbniß der zu Bamberg verstorbenen Herzogin Paul von Würtemberg, in der Familienkapelle

des nahen Ludwigsburg. Die schwer vom Schicksal geprüfte edle Frau hat jetzt nach ihrem Tode die Ruhe im Würtembergischen Lande gefunden, die ihr im Leben dort nicht vergönnt war. Manches hat sie hier früher erdulden müssen! In Folge der durch diesen Todesfall eingetretenen tiefen Hoftrauer sind mehrere Hoffeste die stattfinden sollten, gänzlich unterblieben. So namentlich auch ein glänzendes Fest das der Kronprinz am 10. Dec. am Nikolaustage zu Ehren seines kaiserlichen Schwiegervaters geben wollte und zu welchem viele vornehme Russen, namentlich auch der russische Gesandte in München, eigens eingeladen waren. Ob der Kronprinz mit seiner Gemahlin noch in diesem Winter einen längeren Aufenthall in St. Petersburg nehmen wird, wie es anfänglich ganz bestimmt hieß, darüber verlautet jetzt nichts.

Mannigfache wissenschaftliche Vorträge wie auch Concerte einheimischer und fremder Virtuosen haben den Winter über stattgefunden oder sind noch zu erwarten, und bringen wie dies hier und überall der Fall zu sein pflegt, des Mittelmäßigen viel, des Guten aber nur sehr wenig. Im Allgemeinen herrscht aber in Stuttgart eine so gediegene Bildung und hohe Anforderung an alle derartige Leistungen daß das Schlechte, ja nur Mittelmäßige hier einen viel schwereren Stand als in manchen anderen sonst bedeutenderen Städten Deutschlands hat. — Das Streben des Theaters verdient in letzter Zeit alle Anerkennung, und unser Intendant, Baron v. Gall, fängt an sich immer mehr und mehr in der allgemeinen Gunst des Publikums zu befestigen, die ihm anfänglich schon als einem Fremden nur sehr schwach zu Theil ward. Das männliche Personal unseres Schauspiels ist ausgezeichnet. Desto schwächer sind aber die weiblichen Fächer besetzt, da wir keine einzige recht nennenswerthe Heldin besitzen. In der Oper glänzen Pischeck und die Palm-Spatzer als Sterne erster Größe, denen man noch die liebliche Waldhauser zugesellen kann. Die Frau Dingelstedt welche wir mit Recht die Unserige nennen, glänzt auf den Wiener Brettern wieder wie früher als Jenny Lutzer. — In der Kunstwelt macht jetzt der berühmte belgische Maler de Keyser, das Haupt der neuen Antwerpner Schule, der hierher berufen ist um den König und andere Mitglieder der königlichen Familie zu malen, mit vollem Rechte viel Aufsehen. — Großes verdientes Lob erntete auch in letzter Zeit eine junge Französin Frln. Eckhardt, eine Anhängerin der Düsseldorfer Schule, durch ihre meisterhaft aufgefaßten und künstlerisch wiedergegebenen Porträts.

Aus München, d. 9. Januar.

[Die Presse; Stellenwechsel; Theater; Abbildungen im Tondruck.]

ƺ Von dem anfänglichen Jubel über die theilweise gewährte Preßfreiheit sind unsere Blätter größtentheils schon zurückgekommen. Übrigens kann ich mich nicht der Ansicht derjenigen anschließen die das neue Preßgesetz für schlimmer halten als die bisher eigenthümlich gehandhabte Censur. Ich möchte allerdings auch lieber ein einfach klares Preßgesetz als diese Verklausulirungen, nach denen man am Ende ebenso den radicalsten Artikel ungezwickt durchlassen, wie den conservativsten ganz jämmerlich verstümmeln kann. Aber was möchten wir nicht Alles, das man uns doch nicht oder nur langsam und stückweise gewährt! Nehmen wir also in diesem obigen Falle den Willen für das Hauptsächlichste: man will uns größere Freiheit der Presse oder speciell Befreiung von der Censur für innere Angelegenheiten gewähren, und das ist am Ende doch viel besser als wenn man das Gegentheil wollte. Auch beginnen manche unserer Blätter, besonders der Nürnberger Kurier, das Regensburger Tageblatt und die deutsche constitutionelle Zeitung (sie erscheint seit dem Anfange des Jahres in Augsburg unter Verantwortlichkeit von Bachmaier) die innern Angelegenheiten des Landes offen und rückhaltslos zu besprechen. Wenigstens ist dies bereits aus einigen Artikeln der genannten und mancher andern Blättern ersichtlich.

Neue Verordnungen die man in Bezug auf Gehaltserhöhungen der niedern Beamten erwartete, werden wohl erst später, etwa in Folge des nächsten Landtages erscheinen. Daß die k. Staats-Schuldentilgungscommission unterm 2. Jan. eine Bekanntmachung veröffentlicht wonach das Arrosement zu 4 Procent (wenigstens die Anmeldung dazu) bereits beginnt, haben Sie wohl schon gelesen. Die Anlehensgerüchte bezüglich des Hauses Rothschild scheinen also grundlos zu sein, sowie andere der Art, die hohe Personen bei uns ihre Gelder der englischen Bank entnehmen und sie zum vierprocentigen Eisenbahnanlehen verwenden ließen. Auch ging ein Gerücht, es habe der bisherige Kriegsminister v. Hohenhausen seine Entlassung als Minister wegen einer Collision in Bezug auf die Gräfin Landsfeld eingereicht, sie jedoch nicht erhalten. Die Entlassung des Polizeidirectors hat sich nicht bestätigt, wohl aber die des bisherigen Theaterintendanten. An seine Stelle ist nun der Oberstkämmerer Frh. v. Poißl getreten, der meines Wissens früher schon Intendant war und auch für das Theater manches schrieb. Man erwartet von ihm manche Abstellung eingeschlichener Mißbräuche. Dazu gehört daß das Schauspiel auf Kosten der Oper und des Ballets allzusehr vernachlässigt wurde. — Frau Stöckl-Heinefetter gastirt gegenwärtig auf der hiesigen Bühne. Sie trat bereits als „Norma" auf.

Von den in der hiesigen Kunstanstalt von Piloty und Löhle erscheinenden Abbildungen der vorzüglichsten Gemälde älterer Meister aus der Pinakothek und neuerer Meister aus der Privatgallerie des Königs ist bereits die erste Lieferung, bestehend in sechs Blättern, erschienen: 1) Crucifix von Rubens. 2) Madonna dei Tempi nach Raffael. 3) Römerin aus Albano nach Riedel. 4) Holländische Wirthsstube nach Teniers. 5) Schweinshetze nach Snyders. 6) Bärenhetze nach Fyth. Die trefflichen Abbildungen erscheinen in der äußerst ansprechenden Manier des Tondruckes und eignen sich eingerahmt besonders zu Zimmerverzierungen. Der Subscriptionspreis ist äußerst billig. Eine Lieferung kostet nämlich dahier 6 Fl. auf allen Hauptplätzen Deutschlands, 4 Thlr. preuß. Cour. Auch einzeln (das Blatt zu 1 Fl. 20 Kr.) werden die Blätter abgegeben.

Aus Berlin, d. 14. Januar.

[Werder's Columbus auf der Bühne.]

(✱) Auf der Königlichen Bühne ging gestern Christoph Columbus, von Werder, als erster Theil einer dramatischen Trilogie, wozu der Verfasser sein früher wegen ungünstigen Erfolgs zurückgelegtes Stück umgearbeitet, vorüber, nachdem es vor wenigen Wochen unter der Gunst einer

exclusiven Sphäre welche sich der Verfasser zu erringen gewußt, in Charlottenburg vor einer eingeladenen Hofgesellschaft zur Aufführung gekommen war. Indem das Stück gestern der öffentlichen Beurtheilung anheimgefallen, hat sich gezeigt daß der Verfasser darin keineswegs weder in der Auffassung seines Stoffs, noch in der poetischen und dramatischen Formung desselben einen Fortschritt gemacht oder auch nur einen höheren Anlauf dazu genommen hat. Wir müssen es an sich schon für ein mißliches Zeichen für poetische Begabung ansehn daß in einer Zeit, die so vielfache Anlässe zu productiver und geistiger Bewegung darbietet, der Verf. sich mit einem einzigen Stück und Stoff jahrelang umher tragen konnte, um es jetzt, nachdem es vor 5 Jahren gerechter Weise durchgefallen, zu einem erneuerten Experiment für den Ruhm eines Bühnendichters zu benutzen. Dieser Umstand erscheint um so weniger in einem günstigen Lichte, wenn wir die Mittel betrachten durch welche er in dieser neuen Bearbeitung seinem Columbus den herrschenden guten Wind des Tages abzufangen gesucht hat. Diese Mittel bestehen nämlich in einer neuen pietistischen Anrührung des Stoffs, die wir dem Verfasser, einem Hegel'schen Philosophen, nimmermehr zugetraut hätten. Dieser Columbus ist ein declamirender Held der beständig mit religiösen und royalistischen Phrasen umsichwirft und „Gott und den König" als die Hauptfactoren seines großen Weltplans ausposaunt. Und diese religiös-royalistische Tinktur erscheint nicht nur an dem Columbus, sondern an allen andern Personen des Stücks als das specifische Colorit. Ist das Speculation, so hat die Speculation keinen Erfolg gehabt; das Stück zeigt sich jetzt wo möglich noch ungenießbarer als in seiner früheren Gestalt. Hr. Werder hat bei der Expedition des Columbus auch vornehmlich das katholische Element mitwirken lassen, welches im dritten Act, der ganz auf dem Ocean spielt, zugleich mit poetisch-romantischem Effect ausgebeutet wird. Die katholische Abendandacht auf dem Schiffe wird uns nicht vorenthalten, und die echoartig erklingenden Schiffsrufe: Madonna! Heilige Jungfrau! spielen nicht ohne coquette Absicht auf Wirkung in das Ganze hinein. Der Verf. kann sagen daß er dabei der äußeren historischen Nöthigung seines Stoffs nachgegeben. Diese hätte er aber unbeschadet der sonstigen dramatischen Aufgabe zurückdrängen können, wenn er sich wirklich mit einem freien, geistig gestaltenden Bewußtsein zu seinem Stoff verhalten. Hr. Werder wollte aber in jeder Weise experimentiren, um zu einem Erfolg zu gelangen, und daß er dies auch sogar mit dem katholischen Element versuchte, möchten wir in gewisser Beziehung keine sehr discrete Speculation nennen. Als dramatisches Gedicht ist das Stück aber durchaus verfehlt. Von einer Charakterentwickelung ist darin nirgend eine Spur, die auftretenden Personen sind abstracte Figuren mit nüchternen Redensarten, nirgend Leben und Gestalt, und selbst für das große Project des Columbus gelangt man zu keinem innerlich wesentlichen Interesse, weil es das ganze Stück hindurch nur besprochen, aber nicht in einer thatsächlich lebendigen Darlegung vorgeführt wird. Die Aufführung durch unsere Schauspieler konnte dem Stück ebenfalls nicht aufhelfen. Hr. Hendrichs als Columbus wandte allzu materielle Anstrengungen an, um seinen Charakter der als solcher vom Dichter freilich gar nicht bedacht ist, zu einer Wirkung zu bringen.

Aus der Provinz Sachsen, d. 12. Januar.

[Gottfried August Bürger's Heimath und Geburt; Ausweisungen aus Halle; Horarik und Benfey; Hermann Schiff; Ludolf Schleier.]

† Auf einem einsamen Waldדorfe am Harz hätten wir am 1. Januar das hundertjährige Geburtsfest Gottfried August Bürger's feiern können. Er ist der Unsre, obgleich die Augsburger Allgemeine noch vor einem Jahre seinen Geburtsort in's Hannöversche verlegte. Vielleicht hätte sich zum 1. Januar eine kleine Anzahl junger Leute zusammengefunden, um eine „Harzreise im Winter" nach Molmerswende zu unternehmen, wenn nicht unsere Magdeburgische Zeitung zu spät entdeckt hätte daß uns der 1. Jan. 1748 den Landsmann Bürger gegeben. Bürgers Biographen wissen viel zu erzählen von dem Waldesdunkel bei Molmerswende, welches die ersten poetischen Gedanken in dem kleinen Gottfried August geweckt haben soll. Das Gesangbuch munterte ihn zum Versmachen auf. Seine Mutter an der er selbst gern ausgezeichnete Geistesfähigkeiten rühmte, soll vor allen Dingen eine Frau von derber Sinnlichkeit gewesen sein, ja sogar eine böse Sieben – und mehr als alles Andere hat ihn vielleicht dies zum Volksdichter gemacht. Nachbar Kurzmanns in Pansfelde mögen auch nicht die Feinsten gewesen sein, und eine von ihren Töchtern mag es sein die später als „Pfarrers Tochter von Taubenhain" das Abenteuer mit dem Junker von Falkenstein hatte, nur daß Bürger ihr den Kindermord andichtete. Bürger's Großvater mütterlicher Seits hieß Bauer und war Bürger von Aschersleben; sein Großvater väterlicher Seits, Bürger, war ein Bauer oder Pächter, und unser Volksdichter ist also in mehr als einer Bedeutung aus einem Geschlechte von Bürgern und Bauern hervorgegangen.

Von den Ausweisungen welche neuerdings in Halle vorgekommen sind, haben Sie bereits in öffentlichen Blättern gelesen. Die schriftstellerische Thätigkeit Horarik's und Benfey's war indessen ohne Zweifel weniger der Grund derselben, als ihre persönliche Wirksamkeit in Halle und ihre Stellung zur freien Gemeinde. Wir Preußen dürfen zwar Reden halten und aus der Kirche treten, so viel wir wollen, allein die der preußischen Polizei von östreichischer oder anderer Seite Angedeuteten werden streng überwacht. Horarik, der „ungarische Feuerbach", war übrigens in Halle eine interessante Erscheinung. Niemals mag ein katholischer Priester wohl so gründlich emancipirt sein als er. — Diese Ausweisungsgeschichte erinnert mich an Hermann Schiff, der im Herbst 1846 ganz still aus Halle ausziehn mußte, ohne daß die öffentlichen Blätter davon Notiz genommen hätten. Die Hallischen Correspondenten sind etwas vornehm, und was nicht in den Vorzimmern der Professoren geschieht, ist ihnen sehr gleichgültig. Auch Ludolf Schleier's Tod hätten sie wohl seinen zahlreichen Bekannten mittheilen können. — Halle ist nämlich häufig der Zufluchtsort der Literaten welche sich aus größeren Städten, besonders aus Leipzig, auf längere oder kürzere Zeit zurückziehen. Auch Hermann Marggraff hielt sich einige Zeit in dem reizenden Giebichenstein bei Halle auf.

Zur Chronik der Gegenwart.

Staaten und Völker.

✝ Der zweite Januar war ein großer Tag für Rom und den Kirchenstaat. Dem guten Genius der neuen Zeit ist es gelungen ein heilloses Komplott der Helfershelfer der Verfinsterung und der Knechtschaft zu zerstören, die Saat des Mißtrauens und der Zwietracht zwischen dem so liebreichen Fürsten und seinem Volke auszujäten. — Am Neujahrstag war Rom düster und trübselig. Dieses Volk, gewöhnlich so fröhlich und lebhaft an Festtagen, war schweigsam und bekümmert. Gerüchte schrecklicher Art gingen von Mund zu Mund. Es hieß, der heilige Vater wolle nicht die Glückwünsche seines Volkes in Empfang nehmen, weigere sich nicht blos das Volk in Masse vor dem Quirinal erscheinen zu sehen, sondern weise auch jede Botschaft zurück welche ihm die Wünsche und die Liebe der Römer ausdrücken wolle. In der That erhielt dieses Gerücht bald officielle Bestätigung; man machte bekannt, der Papst sei krank und zu leidend um irgend jemand vorzulassen. Zugleich wurden alle Zugänge zum Palaste mit Truppen besetzt, die Thore des Quirinals geschlossen. Das Volk war durch diese Maßnahmen nicht wenig bestürzt, der Festtag wurde ein Tag der Trauer. Doch der gesunde Sinn des Volkes witterte alsbald Betrug. Es begab sich in Masse zu seinem erleuchteten und unermüdlichen Vorkämpfer, dem Senator Fürsten Corsini, mit der Bitte es vor den Quirinal zu führen, um sich über die Wahrheit der Sachlage zu vergewissern und dem heiligen Vater trotz seinem Verbot den Glückwunsch des Volkes auszusprechen. Corsini, ohnehin gedrängt von beunruhigenden Ahnungen, entsprach der Bitte des Volkes. Im Palast Anfangs zurückgewiesen, gelang es seiner Festigkeit und Ausdauer zum Papst vorzudringen. Jetzt zerriß der künstlich gewebte Schleier des Mißverständnisses und der betrügerischen Verrätherei. Der Papst war sehr betrübt daß das Volk gegen ihn schon so erkaltet sei, ihm nicht einmal den Neujahrswunsch zu bringen, dieses Volk auf dessen Dankbarkeit er so viel Anspruch habe! Corsini erläuterte rasch den Grund. Der Papst erklärte alles für erlogen, daß er weder sich unwohl befinde, noch irgend einen Befehl gegeben habe. „Da man mein Volk verhindert hat zu mir zu kommen, so will ich mich selbst in seine Mitte begeben!“ Am andern Tage bot Rom einen erhabenen, glänzenden Anblick. Der Papst fuhr durch die herrlich geschmückte Stadt unter hunderttausendstimmigem Zuruf, geliebter und gepriesener als jemals. Hinten auf seinem Wagen zwischen den Lakaien stand Ciceruachio, eine mächtige Fahne in der Hand worauf die Worte standen: „Heiliger Vater, Gerechtigkeit für das Volk!“ — Dem Papst sind die Augen geöffnet worden über das Treiben böswilliger Rathgeber. Nicht jedes Volk hat seinen Corsini, und nicht jeder Regent hat so offene Ohren.

— Italiens Zukunft nennt sich das neue Buch von Friedrich Kölle, dem wir bereits werthvolle Arbeiten über Paris und Rom verdanken. Der Verfasser war längere Zeit würtembergischer Gesandter in Rom; seine innige Theilnahme, seine tiefe Kenntniß und Einsicht schreibt sich aus jener Zeit. Er stellt den Italienern eine Zukunft wie sie sich für Deutschland bereits angebahnt hat. Er empfiehlt zur Feststellung einer Einheit Italiens als Bindemittel einen Zollverein, ein gemeinsames Postsystem, Vereinbarung in der Gesetzgebung für Handel, Gewerbe und literarisches Eigenthum, Beschränkung des lästigen Paßwesens, wechselseitige Musterung der Truppen die zu einem Bundesheer zusammentreten, ein Bundesschiedsgericht, gleiche Münzen, Maße und Gewichte. Die alte Eifersucht der Städte und Landschaften will er auf wesentliche, unumstößlich feste Eigenthümlichkeiten zurückgeführt sehen. Rom bleibt die Metropole in religiösen Dingen, Florenz die wissenschaftliche, Mailand die industrielle, Turin die militärische Hauptstadt, wie denn Sardinien sich als das italienische Preußen ergibt. Venedig hat keine entschiedene Rolle mehr; in der Schiffahrt wetteifern das stolze Genua, das liebliche Neapel, das arbeitseifrige Triest.

✻ Mit großer Spannung darf man in Deutschland dem Zusammentreten des Ausschusses der preußischen Stände entgegensehen. Eine Erneuerung der principiellen Kämpfe um Form und Wesen der Staatsverfassung scheint unvermeidlich, und um so mehr gewiß, da, wie man hört, die preußische Regierung keineswegs gesonnen sein soll, bei der ausschließlichen Vorlegung des Strafgesetzentwurfes an den ständischen Ausschuß stehen zu bleiben. Die Männer des Vorbehaltes, welche überhaupt nur unter der Verwahrung der allgemeinen ständischen Rechte an den Ausschußwahlen sich betheiligten, würden dadurch genöthigt werden die Fahne der ständischen Opposition auch mitten im Ausschuß zu erheben, wenn sie nicht auch sonst schon durch ihre Erklärungen, und durch die Nichterfüllung der darin enthaltenen Voraussetzungen, gegen die wirkliche Existenz dieser zweiten ständischen Körperschaft sich in Opposition verhielten! Es sind hier ungemein künstliche und theoretisch verzweigte Verhältnisse gegeben, wie sie kaum noch der Bildung eines andern modernen Staats zum Grunde gelegen haben. Es gehört die subtile, in logischen Distinctionen geschulte Intelligenz des preußischen Charakters dazu, um sich hier überhaupt durchzufinden, und das worauf es eigentlich ankommt, in allen seinen dialectischen Folgerungen und Weiterungen stets in geistig scharfer Aufmerksamkeit zu behalten. — Es scheint daß am Rhein die größte Abneigung herrscht, überhaupt im ständischen Ausschuß zu erscheinen, und die vorbereitenden principiellen Kämpfe gegen die Existenz des Ausschusses haben sich diesmal vorzugsweise in die Rheinprovinz verlegt. Die rheinischen Abgeordneten waren schon in Berlin vor den Ausschußwahlen selbst fast einstimmig für die Verweigerung derselben, während sie vor Beginn des ganzen Landtags überhaupt der Meinung gewesen waren daß man das Patent annehmen und damit Terrain für die preußischen Verfassungskämpfe gewinnen müsse. Die Rheinländer standen dadurch in einem merkwürdigen Gegensatz zu den Preußen, bei denen vor Eröffnung des Vereinigten Landtags sich am meisten und stärksten die Ansicht des Ablehnens ausgebildet hatte. Die Preußen verstanden sich aber nachher, namentlich durch den maßgebenden Einfluß des Hrn. v. Auerswald, sehr bereitwillig dazu, die Wahlen mit Vorbehalt zu vollziehen. Ihr Vorbehalt lautete: „Sie hätten die königl. Botschaft vom 24. Juni da-

hin verstanden daß die zu wählenden Ausschüsse nur zur Berathung solcher Gegenstände, welche dadurch nicht dem in den frühern Gesetzen begründeten Beirath des Vereinigten Landtags entzogen würden, einberufen werden sollten, wie z. B. das bereits von den Provinzialständen verfassungsmäßig berathene neue Strafgesetzbuch, und zu diesem Zwecke vollzögen sie die angeordnete Wahl." — Die rheinischen Abgeordneten dagegen wurden nur durch den Einfluß der Preußen allmälig zu einer mildern und vermittelnden Ansicht über die Ausschußwahlen gestimmt, und dadurch in zwei Fractionen gespalten. Die eine derselben, welche unter Anführung der Herren Hansemann, Mevissen, Aldenhoven consequent beim Nichtwählen ausharrte, umfaßte den bei weitem größeren Theil, während die kleinere Fraction, unter Leitung der Herren Camphausen und v. Beckerath, zu Vorbehaltswahlen schritt. Ihr Vorbehalt war nur etwas präciser und entschiedener gefaßt als der der preußischen Deputirten. Man kann aber annehmen daß seitdem die Stimmung in den Rheinlanden wieder um vieles radicaler in Bezug auf die ständischen Formen Preußens geworden ist. Dies ging zuerst aus dem Schritt des Hrn. v. Beckerath hervor, der durch seine Erklärung, nicht zu erscheinen, zur Hansemann'schen Fraction hinübergetreten ist. Und auch die Zögerung Camphausen's, nach Berlin zu gehen, will man daraus ableiten daß dieser zweite Führer der modificirten rheinischen Opposition, ungeachtet seiner umständlich abgegebenen Erklärung für das Kommen, es doch nicht mehr gerathen finde, der öffentlichen Meinung am Rhein in dieser Beziehung zu trotzen. Es heißt indeß daß Hr. Camphausen nur aus zufälligen Umständen die vorberathende Abtheilung versäumt, in der wirklichen Ausschußversammlung aber dennoch erscheinen werde. — Es scheint zweckdienlich, sich diese ständischen Verhältnisse und Persönlichkeiten Preußens jetzt von neuem zur Anschauung zu bringen, um die neu beginnenden Verwickelungen auf diesem Gebiet von vorn herein klarer zu übersehen. —

— Nach einer Angabe der Berliner Jahrbücher für Erziehung und Unterricht geht man in Preußen damit um eine katholische Universität zu errichten. Die sieben Hochschulen welche die katholische Kirche in den preußischen Landen eingebüßt, seien durch die Seminarien in Münster, Paderborn, Trier, Posen, Pelplin und Braunsberg nicht ersetzt; auch die katholischen Lehrstühle in Breslau und Bonn, heißt es, reichen nicht aus zur Heranbildung junger Geistlichen für die römische Kirche. Geht man an die Wahl eines Ortes für eine neue katholische Universität, so wird wohl Münster bevorzugt werden.

— Man hat sich in Wien und Berlin geeinigt, für die Briefe welche von Wien nach dem Rhein, nach Belgien und Holland gehen und bisher durch Baiern ihren Weg nahmen, eine Post über Breslau, Leipzig, Magdeburg, Hannover zu eröffnen. Mit Hülfe der Eisenbahnzüge wird dadurch ein Zeitraum von 24 Stunden erspart.

— Als die Vorkämpfer für das Recht der böhmischen Stände nennt man die Fürsten Lamberg und Wilhelm Auersperg, die Grafen Friedrich Deym, Leopold Thun, Albert und Erwin Nostiz, und Lazansky, sowie die Ritter v. Bergenthal und v. Neuberg. Als Servile im Bürgerstande bezeichnet man die beiden Prager Bürgermeister Müller und Keller, den Abt des Prämonstratenserstiftes Strahof, Zeidler, und den Domdechant Waclawiczek. Graf Deym war es der seinen Genossen in einem gediegenen Vortrag in Erinnerung brachte daß es die Schuld der lässigen Stände selber sei, wenn sie von Regierung und Volk mißachtet seien. Dies Eingeständniß ist wahr und edel. Die Stände müssen nun den zweiten Schritt thun und förmlich erklären daß sie nicht fürder sich auf die Aristokratie der Geburt beschränkt sehen wollen, daß sie zur vollen Vertretung des Volkes des Bürgerthums bedürfen. Solange von den vielen Städten Böhmens so wenige, und diese wenige meist nur durch Beamte vertreten werden, kann von einer wirklichen Landesvertretung nicht die Rede sein. Die bürgerlichen Gutsbesitzer und der Bauernstand sind in Böhmen ganz ausgeschlossen von der Mündigkeit. Der Adel muß jetzt das Gesuch stellen, auf diese und auf alle Städte das Recht der Mitstandschaft ausgedehnt zu sehen. In allen deutschen Landen haben die Regierungen die Initiative zu dieser Reform des ständischen Lebens ergriffen. Es scheint daß Östreich sie dem uneigennützigen und heldenmüthigen Entschluß seines Adels zu verdanken haben soll.

— Auf dem Mecklenburgischen Landtag ist die Sache der Eisenbahn an den Sonderinteressen der Gutsbesitzer und Städte gescheitert; die angefangenen Bauten bleiben zum Theil ganz liegen. Dagegen ist mit Hülfe der bürgerlichen Gutsbesitzer welche zum ersten Mal eine entschiedene Mehrheit behaupteten, manches Heilsame durchgesetzt. Dazu gehört: die Einführung des preußischen Münzfußes, die Ausdehnung der Rechte der Juden, die Befreiung der Matrosen vom Militärdienst, sobald sie eine gewisse Zeit auf mecklenburgischen Schiffen gefahren. Auch die künftige amtliche Bezeichnung der bürgerlichen Mädchen mit Fräulein gehört zu den erfreulichen Entschließungen; das Rauchen auf den Straßen zu den Annehmlichkeiten der auf dem Landtag erfochtenen Freiheiten. Einen wichtigen Antrag stellte H. Pogge-Roggow; er ging auf eine Reform der Landesvertretung, auf Wählbarkeit der Abgeordneten. Zahlreiche Adressen aus allen Klassen der Gesellschaft unterstützten den Antragsteller.

Theater und Musik.

— Während Spontini wieder auf seinem alten Posten in Berlin ist und seine Opern einstudiert, hat sich Meyerbeer von neuem der deutschen Heimath entfremdet. Seine Triumphe in Berlin und Wien haben keinen Nationalsinn in ihm aufgerufen; er studiert seine „Afrikanerin" und seinen „Propheten" in Paris ein.

— Bei der letzten Darstellung von „Dorf und Stadt" in Berlin wurden abermals sämmtliche Darsteller, auch die Eigenthümerin des Stücks, gerufen. Auerbach! erscholl es unwillkürlich von hundert Stimmen im Publikum, als wollte man dem eigentlichen Urheber des Werkes den Tribut zollen. Es dämmert also ungefähr das richtige Gefühl in der Menge.

— In Leipzig ging unter vielem Beifall Mehul's „Jacob und seine Söhne in Ägypten", neu einstudiert unter Rietz, über die Bretter. — Im Gewandhause führte der alte Dessauer Friedrich Schneider seine neue Symphonie auf. Schneider gehörte die beste Zeit seines Lebens als Organist der Thomasschule unserer Stadt an.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.



Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

F. Gustav Kühne.

1848. 29. Januar. | **№ 5.**

Amaryllis formosissima.

Eine Phantasie von Eduard Dorsch.

Liebliches Kind einer glücklichen Zone, wie hast du so weit dich herverirrt? Einsam, unter wildfremden nordischen Schwestern, die deine Purpurgluth nicht verstehen, bedrängt von ihrem Neide, kaum wagend das schöne Haupt emporzuheben, führst du ein freud- und liebeloses Leben. Wer beachtet dich, wer nimmt sich deiner an? Pharmaceut und Mediciner, die hie und da den botanischen Garten besuchen dessen Zierde du bist, gehen stolz an dir vorüber, denn dein Blatt und deine Zwiebel sind nicht officinell; dem Botaniker von ächtem Schrot und Korn bist du, wie jede andere Blume, ein zur höchsten Potenz entwickeltes Blatt, und selbst der deutsche Schmetterling flattert an dir vorüber, denn du bietest ihm weder Honig noch einen bequemen Ruhesitz. Die einzige Huldigung die dir vielleicht widerfährt, ist das leise gelispelte „beautiful" jener Lady, auf das ihr mürrischer Herr Gemahl nach dem weisen Grundsatze „Nil admirari" mit einem verächtlichen „Yes" antwortet. Und mir, der ich dich emporheben möchte zu meinem Herzen, der ich dich heimführen möchte in's trauliche Stübchen, mit dir zu kosen und zu träumen von deiner sonnigen Heimath, mir gehen Professor und Hofgärtner und der prosaische Invalide der den Beschädigungen des Gartens vorbeugen soll, nicht von der Seite.

Und trotzdem, meine liebreizende Prinzessin, sollst du entführt werden! Ich kann es nicht länger dulden daß der stets sich selbst belächelnde Narcissus der neben dir steht, deinen Kummer und deine Verlassenheit dir in's Gedächtniß rufe. Komm herauf zu mir und verbirg dich unter den weiten Falten meines Paletots, der dazu erfunden scheint solch liebliche Kinder ohne Aufsehen dem Gefängniß zu entreißen. — —

Jetzt bist du mein, und verpflanzt in den kleinen Garten der vor meinem Fenster blüht. Wird dir nicht heimisch zu Muthe unter den stattlichen, stacheligen Gewächsen? Das sind Düfte deiner Heimath die dich umwehen, wild und abenteuerlich wie die Menschen die unter diesen Aloën und Fackeldisteln ihre Hütte bauen. Vielleicht blühten die Ahnen dieser Opuntia an Mexiko's Meerbusen und sahen Kortez landen, der einem glücklichen, heitern Volke Christenthum und Feuerschlünde, Knechtschaft und Elend brachte. Jener Cactus speciosus wurzelte vielleicht einst in einem Felsen der Anden, und die schlanken Töchter der Inka's nippten an seinem honigtriefenden Kelche. Und wo wuchsen und blühten deine Ahnen? Holten sie ihre Purpurgluth an den Kratern des Cotopari oder tränkte der Marannon sie mit seiner dunkeln Fluth? Flocht sie vielleicht die Braut eines Kazifen statt bunter Schleifen in ihre Locken, oder färbte sie das Blut deiner Landsleute, als der grause Pizarro sie niederschmetterte?

Wer da lesen könnte in deinen Blättern! Manch Stück Weltgeschichte würde ihm kund, manche alte Sage, manch' verklungenes Liebeslied ihm offenbar.

Wenn ich so dich ansehe, erwachen wieder in meiner Seele Träume früherer Zeiten von dem Garten der Hesperiden, der herrlichen Atlantis, und wieder einmal steuert mein Geist über die tobenden Wogen des Oceans an ihre Blumengestade. Die Phantasie ist das

stolze Schiff das mich weiter trägt; wild lecken die Wellen an seinem Kiel, hoch ragen die Masten. Wie Columbus, der Fels in der weiten Wasserwüste, trotzend dem Unglauben seiner Begleiter, so ruft auch mein Herz frohlockend: Nach Westen, nach Westen!

Noch liegt der neue Welttheil unter den Schleiern der Nacht, aber schon kommen die Möven und begrüßen das Schiff; der Seetang flicht die grünen Fäden um seine Planken; noch wenige Stunden und das jungfräuliche Amerika steigt wie Venus aus dem Wellenschooß.

Da wogt sie nun hin, die blaue Fluth, und küßt schmeichelnd den Fuß der stolzen Gebieterin die rosig glühend im Morgenroth, dem Fremdling gastfreundlich die Arme entgegenbreitet. Ja, nimm mich auf an deine schwellende Brust, du schöne Tochter des Meeres, laß mich wandeln im heiligen Dunkel der Urwälder, laß mich baden in deinen Strömen, ruhen in deinem Palmenschatten!

Wie schön ist, Amaryllis, deine Heimath! Hier ist Kraft und Leben in ewiger Fülle, hier sprudelt ein ewiger Born von Blüthen und Früchten, hier ist die noch unentweihte Werkstatt der Natur.

Weithin am Gestade ziehen sich die Tamarisken- und Platanenwälder, des Mahagony dunkle Schatten, der Palmen zierliche Schäfte und nickende Häupter. Aber je weiter der Fuß in's Innere dringt, desto dichter und wilder wird das Gewirre, Stamm an Stamm strebt empor in die ewigblaue Luft, ein jeder gefesselt und umwunden von tausend Schlingpflanzen, besät mit farbenreichen Pilzen und Epidendren. Mancher von ihnen ist abgestorben und erlegen unter der Last seiner Schmarotzer, aber wie aus Dankbarkeit zieren sie ihn noch jetzt mit ihrem immergrünen Blätterschmucke; er kann nicht fallen, denn die Nachbarn, die ihn umstehen, stützen seine sinkende Kraft. Doch er ist hohl geworden, und wie oben auf seinen Zweigen die Papageien sich schaukeln, so bietet jetzt sein Stamm dem neckischen Affen oder der gefleckten Unze ein sicheres Asyl. Tausende von Stimmen wiederhallen in diesen Räumen, tausend Colibri's schwärmen wie Goldfunken umher und bunte Falter flattern gleich fliegenden Blumen von Blatt zu Blatt.

Aber plötzlich weichen die Wälder zurück und die endlosen Pampas mit ihrem baumhohen Grase dehnen sich aus vor meinem Blicke. Wilde Roß- und Büffelheerden ziehen an mir vorüber, flüchtige Gazellen und hellleuchtende Flamingo's. Dort aber am Sumpfe rauscht es in den Binsen, dort lauert der schreckliche Alligator auf das scheue Wild, dort sonnt sich der gepanzerte Kaiman. Dies sind die Steppen welche während der Regenzeit zu Seen werden, wo alles was lebt sich nach den Höhen flüchtet, wo der Indianer seine Matte an die Äste der einzeln stehenden Bäume knüpft, um nicht weggeschwemmt zu werden von der wachsenden Fluth.

Aber auch dies Bild verschwindet vor meinen Blicken. Ich sehe die steilen Felsen der Anden, deren Fuß umblüht und umduftet wird von einem Paradiese, wo es keine verbotenen Bäume gibt, wo Cactus und Aloë sich schwesterlich umschlingen und die prachtvolle Agave wie segnend ihre Arme über sie ausbreitet. Über goldenen Kies rieselt der Bach, das herrlichste Grün schmückt seine Ufer, Blüthe und Frucht bietet jeder Baum zu jeder Zeit, harmlose, goldgrüne Schlangen spielen im thaubenetzten Grase, der Crolio läßt sein wehmüthiges Lied ertönen und weckt Sehnsucht im Herzen des Lauschers. Aber je weiter der Weg mich emporführt, desto mehr bleiben die Kinder der tropischen Sonne zurück. An die Stelle des Pisang und der Palmen treten die immergrünen Citronen- und Orangenbäume, Granatapfel und Feige erfrischen den Wanderer; dann verschwinden auch sie und Buchen- und Eichenwälder, wie sie zu den Zeiten des Tacitus Deutschland bedeckten, verbreiten ihren kühlen Schatten. Immer höher und höher geht es hinan, schon liegen selbst die Nadelwälder hinter mir, und über zerklüftetes, brennendheißes Gestein wandelt mein Fuß. Die Bergströme rauschen in tausend Kaskaden an mir vorüber und singen ein schauerliches Lied von den Schrecken der Höhen. Mit bangem Herzen blicke ich hinauf. Da dehnen sich gewaltige Eisfelder, von wannen die Stürme niederbrausen, und aus ihnen steigt das schwarzlockige Haupt des Berges empor, der, ein himmelstürmender Titane, seine Blitze und Felsenblöcke, sich selbst aufreibend, in die Lüfte schleudert. Wer wagt es hineinzusehen in diese Krater, in deren Schlunde das glühende Metall zischt und gährt? Nur der Condor, der mit seinen Riesenschwingen sich hoch über die Bergeshäupter erhebt; aber der schwache Mensch flieht, bang vor den Geistern die da innen schaffen und weben, zu Thal, bis die kalten herzlosen Felsen hinter ihm liegen und er sich ausweinen kann am warmen Busen der Pflanzenwelt. O, daß auch ich meine Sehnsucht ausweinen könnte! Aber die rastlose Phantasie führt mich zu einem noch schöneren Bilde.

Ich wandle in dem alten Eldorado, in dem goldreichen Peru. Die Sonne sinkt tiefer und tiefer, riesen-

hafter werden die Schatten der Bäume auf den einzelnen Lichtungen des Waldes, während dunkler Purpur die dichteren Stellen schon einhüllt. Das leise Weben des Abendwindes flüstert in den feingefiederten Blättern der Mimose und der Fächerpalme, das Geschrei der Affen und der Spottdrossel verstummt allmälig, schon blicken vom Sternbild des Kreuzes einzelne zitternde Strahlen durch die Blätternacht, Leuchtkäfer schwirren umher, und meine Seele, der einsame Wanderer, fühlt die Nähe der Gottheit.

Ja, Menschenseele, dies ist ein Dom wo du beten kannst, dies ist das Pantheon das Gott selbst den Völkern zum Gottesdienst gebaut hat!

— — Und wie ich hinaustrete aus dem Dunkel des Waldes, da gießt der Mond sein kühles Licht herab und beleuchtet die Hütten eines Indianerstammes. Es sind Kinder Manko Kapaks, des ersten Inka, der nach der Sage von Osten gekommen und dessen weiße Hautfarbe und blaue Augen sich auf seine Enkel vererbten. Jetzt sitzen sie in einem Halbkreis um den Häuptling, der zugleich Oberpriester ist und seine Kinder ermahnt zu Frieden und Eintracht, oder ihnen Sagen aus alter Zeit erzählt. Düstere Falten haben sich zwischen die Brauen der bejahrteren Männer gelegt, aber in den Augen der Frauen und Mädchen glänzt eine wehmüthige Thräne, in der sich des Mondes Silberglanz spiegelt. Ruhige Athemzüge, von keiner Leidenschaft bewegt, heben die weißen schwellenden Busenhügel, über welche der buhlende Nachtwind die aufgelösten Locken weht.

O daß ich euch umschlingen dürfte mit meinen Armen, ihr Kinder der Natur, daß ich eure Ruhe erkaufen dürfte mit meinem Herzblut!

Aber was will ich, Träumer? Ihr seid ja nicht mehr. Mit Sturmesgewalt zog das Ungewitter herauf, zertrümmerte eure Tempel und Paläste, verbrannte eure Hütten, ihr selbst wurdet erschlagen oder geknechtet vom wilden Fremdling, der erst um Gastfreundschaft flehend zu euch kam, und dann, ein frecher Räuber, von eurem Eigenthum Besitz nahm. Wohl flohet ihr zurück in die Wälder und die engen Thäler des Gebirges, aber auch da ließ man euch nicht Ruhe. Immer neue Schaaren kamen über das Meer und ihr Golddurst wühlte sich in die Eingeweide der Berge. Was ihren Schwertern und Kugeln entronnen war, wurde zusammengetrieben wie eine schwache Heerde und mußte arbeiten in den Bergwerken und bauen an den Tempeln, die sie auf dem Schutte eurer Götter aufführen ließen, obgleich jährlich Tausende von ihnen erschlagen wurden, wenn die unterirdischen Mächte an ihren Inquisitionspalästen und Gotteshäusern rüttelten. Der Fremde, jetzt die Macht in Händen haltend, wies euch Ländereien an, und wenn euer Fleiß sie urbar gemacht hatte, schoß er euch, hinter dem Zaun versteckt, nieder und nahm sie in Besitz. Wenn dann das vergossene Blut sein zartes Gewissen drückte, that er Buße und zahlte seinem Priester einige Thaler für eure armen Seelen und war dann „ein so guter Christ wie zuvor.“ Ja wahrlich! ein so guter Christ „wie zuvor!“

O Amaryllis! Deine Heimath ist nicht mehr was sie war. Drei schwere Jahhunderte sind an ihr vorübergegangen und haben die schönsten Blumen ihres jungfräulichen Kranzes geraubt. Zeiten der Schmach und des Elends beugten sie tief, ihre besten Kräfte wurden vergeudet, um das Vaterland unersättlicher Räuber zu bereichern. Aber sie hat sich wieder erhoben aus dem Staub und die herrschsüchtige Stiefmutter von sich geschleudert.

Nun sitzt die alte Europa und weint falsche Thränen über die Undankbarkeit ihrer Kinder, welche sie nie wollte mündig werden lassen, um deren Erbtheil allein in Sünden und Wollust verzehren zu können. Aber noch täglich flüchten sich Tausende von ihren besten Kindern, denen die alten Kerker zu enge werden, in die freie Luft Amerika's und mit ihnen zieht allmälig auch die Weltgeschichte über das Meer. Und kommen wird die Zeit, wo Europa alt und lebensmüde in Vergessenheit sinkt wie Asien, wo die Wiege der Menschheit stand. Schon hat eine neue Völkerwanderung begonnen und noch ehe sie vollendet, ist eine neue Aera für das Menschengeschlecht angebrochen. Jäger, gewaltig wie Nimrod, und einzelne Ansiedler ziehen voran, das Land zu erkunden, sie werden der Menge als Wegweiser dienen, und wie einst mit den Kindern Israel bei Tag eine Rauchsäule, bei Nacht eine Feuersäule zog, so wird auch sie die Rauch- und Feuersäule ihrer Dampfer begleiten. Blühende Städte werden in kurzer Zeit erstehen am Missouri und Orinoko, und am Saum des Urwalds wo heute kaum eine verlassene Sägemühle ihre Schaufelräder dreht, keucht morgen die Dampfmaschine großer Fabriken. Ja, neue Reiche werden auftauchen im fernsten Westen, die den alten den Rang streitig machen, neue Erfindungen werden den Sieg des menschlichen Geistes über die rohen Elemente bekunden.

Vielleicht kommen dann die Alterthumsforscher Amerika's herüber zu uns und graben umher in dem Schutte unserer Städte; vielleicht finden sie dann unsere

Denkmale und Statuen, unsere Heiligenbilder und Monstranzen, und sagen, wir hätten Götzendienst getrieben, wie einst die Griechen und Römer. Und wer wird sie einer Lüge zeihen können? — Dann sind sie vielleicht so gütig und schicken unsern glücklichen Epigonen ihre eifrigen Missionäre die lange Reden halten werden vom unbekannten Gotte, wie weiland Paulus in Athen.

Vielleicht senden sie uns dann auch Colonisten die unsere Kinder entgelten lassen, was wir und unsere Ahnen an den Ureinwohnern Amerika's verbrochen haben. Und blutig wird diese Sühne sein, wenn nicht die Vernunft, der wahre Messias, die Menschen gelehrt hat, in Frieden neben einander zu wandeln auf der Erde, die ja Raum hat für alle Gottesgeschöpfe, wenn sie sich nur vertragen wollen. Dann kann es sein daß auch Europa wieder zu blühen anfängt, daß es einig und stark aufersteht, wie es zersplittert und zerschlagen zu Grunde ging.

Zur Beurtheilung des Socialismus.

2. Robert Owen.

Robert Owen wurde 1771 zu Newtown-Montgomery in England geboren. Seine Eltern waren arm und konnten ihm nicht viel Erziehung geben. Sein Genie, eine ausgezeichnete Organisation und die günstigen Umstände in denen er sich befunden, haben ihn zu einem der merkwürdigsten Männer gemacht. In dem Alter von zehn Jahren trat er in den Handelsstand zu London, dann in andern Städten, wo er sich in dem Fabrikwesen und der Mechanik bedeutende praktische Kenntnisse erwarb. Er etablirte zu Manchester eine Maschinenfabrik und eine Baumwollenspinnerei, von welchem Stoff er den ersten nach Amerika eingeführten Ballen fertigte. Da er sich durch sein Talent, seine Thätigkeit und Rechtlichkeit einen Ruf erworben, ward er zum Director mehrerer Geschäftsanstalten ernannt. Um das Jahr 1798 verband er sich mit Andern zum Ankauf einer sehr bedeutenden Fabrik in New-Lamark (Schottland), die Owen's Schwiegervater, Dale, gegründet hatte, und übernahm die oberste Leitung derselben. Er fand sie in einem sehr elenden Zustande, mit einer in Unwissenheit und allerlei Laster versunkenen Bevölkerung. Hier führte Owen zuerst im Großen seine Ideen über die Bildung des Charakters und über die Regierung der Menschen aus. In weniger als vier Jahren hatte er eine gänzliche Reform in dem Zustande dieser Gewerbscolonie bewirkt. Ohne Zwang oder Strafen, durch den bloßen Einfluß seiner wohlwollenden, aber festen Denkweise, durch sein Talent, die zur Besserung seiner Untergebenen geeigneten Bedingungen zu vereinigen, und durch seinen großen Eifer für ihr Wohlsein gelang es ihm die Lage der Bevölkerung und der Fabrik auf die höchste Stufe zu erheben; sechzehn Jahre lang ward keine einzige gesetzliche Strafe in New-Lanark verhängt, welches 2—3000 Bewohner zählte. Die Arbeit währte zehn Stunden des Tages. Die Kinder traten nicht vor dem zehnten Jahre in die Fabrik; sie verbrachten ihre Zeit in den Schulen, in Beschäftigungen und Übungen welche geeignet waren einen guten Charakter und einen gesunden Geist in einem gesunden Körper zu bilden. Die in aller Hinsicht bemerkenswerthe Schule von New-Lanark gab die erste Veranlassung zu den infant schools.

Der Fabrikbetrieb war nicht blos eine Quelle des Wohlstands für die Arbeiter, sie brachte den Associirten auch Gewinn. Hier sammelte Owen sein Vermögen das sich auf 300,000 Thaler belief und das er später für die Verbreitung seiner Ideen verwendete. Die Anstalt wurde so gut geleitet daß sie ihre Arbeiten fortsetzte, während die übrigen gezwungen waren sie zu unterbrechen und ihre Bediensteten zu entlassen. New-Lanark wurde so berühmt daß es mehrere Jahre lang von einer zahlreichen Menge aus den vornehmsten Ständen Besuche empfing. Alle die davon erzählt haben, stimmen in ihrem Staunen, in ihrer Bewunderung über die von dem Director bewirkte merkwürdige Reform überein.

Im Jahre 1811 verfaßte Owen sein erstes Werk, eine Auseinandersetzung der ihn leitenden Ideen über das sociale System. Dessen Herausgabe (1812) unter dem Titel: „Neue Ansichten über die Gesellschaft" und zahlreiche Verbreitung zog ihm die Aufmerksamkeit der Regierung, die Sympathie der höchsten Personen des Königreichs zu. In dem Bau und der Anwendung der Maschinen und in innigem Vernehmen mit der gewerbtreibenden Bevölkerung aufgewachsen, sah er bald die Wirkungen dieser unermeßlichen Entwickelung der pro-

ductiven Kräfte die er vor einigen Jahren für England gleich 800 Millionen Menschenkraft schätzte. Er sagte die Wirkung der vermehrten Maschinen auf das Loos der Arbeiter voraus. Er schloß auf die Nothwendigkeit, radicale Reformen in dem gesellschaftlichen System einzuführen. 1828 richtete er an die zu Aachen versammelten europäischen Regierungen und Fürsten Memoiren über das Wohlsein der Völker; aber die Fürsten hatten anderes zu thun. Seine Ideen über Erziehung fanden günstige Aufnahme und wurden zum größten Theil in Holland und Preußen angewendet. Er durchreiste hierauf Frankreich und die Schweiz, um die Erziehungsanstalten und ihre berühmten Männer, Cuvier, Pestalozzi, Fellenberg u. A. zu besuchen. Nach seiner Rückkehr in England verbreitete er seine Ansichten in öffentlichen Versammlungen zu London und den größern Städten, durch zahllose Schriften die er auf seine Kosten überallhin verbreiten ließ und durch seine Reden welche die Journale abdruckten. Er besuchte Irland, wo er wohl aufgenommen wurde; die socialistischen Ideen haben jedoch in diesem Lande das ihrer so sehr bedurfte, keine Fortschritte gemacht. Alle diese Bemühungen gewannen ihm viele Anhänger, erweckten ihm aber einen tödtlichen Feind in der Priesterschaft und in den Frommen. Er hatte die Religionen angegriffen und ward in Folge dessen mit den heftigsten Schmähungen und Verleumdungen von Seiten dieser blinden unbarmherzigen Scheinchristen überhäuft.

Er beschloß nach Amerika zu reisen. 1824 kaufte er das Gebiet einer von Rapp geleiteten Gemeinschaft. (Dieser gründete nachher eine andere welche sich in großem Wohlstande und Überfluß an Gütern befindet.) Nachdem er der Regierung und dem amerikanischen Volke seine Ansichten und Entwürfe mitgetheilt, eröffnete er die Ansiedlung von New-Harmony, welche bald von einer Menge Leute angefüllt war, denen es an allen zu einem solchen Unternehmen nöthigen Kenntnissen und Gesinnungen mangelte. Der Gründer vertraute allzusehr auf sein System und war in der Wahl der Mitglieder nicht gewissenhaft genug. Indeß hätte er mit Zeit und Ausdauer jedenfalls einen glücklichen Erfolg gesehen, wäre er nicht auch hier von seinem wüthenden Feinde, dem religiösen Fanatismus, verfolgt, der ihm tausend Hindernisse und Schlingen in den Weg legte und Zwietracht in seine Saaten streute. In der Erziehung hatte er günstige Resultate erreicht, allein sie waren nicht genügend, um seine Unternehmung eine glückliche zu nennen. Er verließ die Colonie die er mit dem größten Theil von dem was ihm übrig blieb, der Sorge seiner Familie übergab, deren Ältester, Dale Owen, seit mehreren Jahren Deputirter im amerikanischen Congreß ist. Die von R. Owen angeregten Ideen reizten später zur Nachbildung anderer Gemeinschaften, von denen einige im Fortschreiten begriffen sind. Noch während seiner Abwesenheit gründete einer seiner Schüler, Ab. Combe, eine Gemeinschaft zu Orbiston bei Edinburg. Nach vielen Schwierigkeiten kam sie in einen blühenden Zustand, als der Gründer starb und die Auflösung erfolgte.

1828 begab sich Robert Owen nach Mejico, dessen Präsident ihm ein bedeutendes Gebiet angeboten hatte, welches Owen unter der Bedingung völliger Religionsfreiheit annehmen wollte. Sie wurde ihm nicht gewährt; er verzichtete darauf und kehrte nach England zurück. Hier setzte er seine Propaganda in Rede und Schrift fort und gründete mit seinen Schülern die „Rationelle Gesellschaft.“ Die Schule vergrößerte sich und errichtete Zweigvereine in mehr als sechzig Städten. 1840 ward Owen der Königin Victoria vom Premierminister vorgestellt. Dies zog ihm einen heftigen Angriff von Seiten des fanatischen Bischofs von Exeter zu, der gegen die Owenisten einen neuen Kreuzzug predigte. Einige von ihnen wurden vor Gericht gestellt, zu Gefängnißstrafen und Geldbußen verurtheilt; aber ihre Vertheidigung gab ihren Lehren eine größere Öffentlichkeit, welche die Gegner erschreckte. Sie ließen wohlweislich von der Verfolgung ab und verzichteten seitdem auf jede Erörterung mit ihnen.

Um 1839 eröffneten die Socialisten eine Subscription, um nicht weit von Southampton in einem sehr gesunden, aber wenig fruchtbaren, vom Mittelpunkte der Propaganda ziemlich entfernten Ackerbaudistrict, wo man auch keine Fabriken errichten, keine Absatzmärkte finden konnte, unter dem Namen Harmony-Hall eine Gemeinschaft zu gründen. Die Leitung wurde Owen anvertraut, der sich entschloß daselbst eine Gemeinde in größerem Maßstab zu bilden und mehrere heruntergekommene Pachthöfe, von einer Ausdehnung von 800 Acker, auf 90 Jahre übernahm. Man baute ein prächtiges Gebäude welches gegen 100,000 Thaler kostete, und legte mit Eifer Hand an's Werk. Man verwendete viel Geld und Mühe zur Verbesserung des Bodens, zu Anlegung von Gärten, Straßen, Gebäuden; man stellte eine Dampfmaschine und zum Druck des Journals „Neue moralische Welt“ eine Presse auf*). Aber bald fühlte man, wie unklug

*) Die einzige von Owen ins Deutsche übersetzte Schrift; Nordhausen 1840.

es gewesen allzugroß angefangen zu haben: man hatte auf Beisteuern gerechnet welche nicht eintrafen. Man wandte sich nothgedrungen an Capitalisten welche Vorschüsse leisteten, aber sich dafür in die Leitung mischten und Classenunterschiede unter den Mitgliedern einführen wollten; Zwist und Uneinigkeit erfolgten. Diese Capitalisten wurden endlich durch eine Arbeiterregierung ersetzt, aber es war zu spät; es war keine Einheit mehr da, noch das nöthige Capital, um mit Erfolg eine so weitläufige Besitzung auszubeuten; auf dem letzten Congreß im Mai 1845 ward beschlossen die Colonie zu verkaufen und den Ertrag zu vertheilen. Owen war von neuem nach den Vereinigten Staaten gegangen um seine dortigen Gemeinden zu besuchen und einer großen Versammlung der Socialisten zu New-York beizuwohnen; 1846 kehrte er zurück.

Seine Schüler setzen die Propaganda und Erziehung fort, indem sie unter der vermögenslosen Classe Licht verbreiten, und durch Darlegung der Gebrechen des heutigen Gesellschaftssystems und der Mittel dagegen an der socialen Reform arbeiten. Owens Eifer hat in England und Amerika Früchte getragen; er hat dem natürlichen Associations- und Vereinigungsstreben in beiden Ländern einen sehr mächtigen Anstoß gegeben. Seine Ideen sind unter alle Classen gedrungen und mehr oder minder treu in einer Masse Schriften wiederholt worden. Die Nothwendigkeit und Möglichkeit, das Loos der arbeitenden Classen zu verbessern, sind allgemein anerkannt; die Religiösen zeigen allmälig Toleranz und erklären im Einklang mit der Regierung die Nothwendigkeit einer von dem Religionsunterrichte getrennten Volkserziehung. Wenn nach so viel Erfolgen der große Reformator den Anblick der Socialreform die er in wenig Jahren bewirken zu können glaubte, nicht genießen kann, so darf er doch, wenn seine letzte Stunde schlägt, mit der gerechten Überzeugung daß er alle Mittel, sein bedeutendes Vermögen und sein Leben in beständigen Bemühungen für die Verbesserung des Looses der Menschheit angewendet und daß Keiner für die Herstellung des Brudersinnes, der Liebe und des Glückes unter den Menschen mehr gethan als er, von seinem Schauplatz scheiden. Können seine Gegner, seine Verleumder dies von sich sagen? —

Nach diesem kurzen Abriß eines langen Lebens welches so voller Mühen war daß man eines ganzen Bandes bedürfte um ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, wollen wir Einiges über sein System und den Socialismus sagen.

Robert Owen ist, wie so viele Andere bei denen der Wunsch vorherrschte den gesellschaftlichen Zustand zu verbessern, als ein Narr und Träumer behandelt worden. Das Loos eines Galilei, Colomb, Harvey, Fulton, ist das seinige. So ist es in der Geschichte der Menschheit immer gewesen. Stets gab es Narren, deren „Träume" täglich in Erfüllung gehen; was gestern unmöglich schien, wird heute leicht, was heute noch Fabel, ist morgen Wirklichkeit. Owen der aus einer Werkstatt hervorgegangen und von der Praxis der Arbeit zu einer neuen Lebensphilosophie gelangte, ist einer jener Apostel welche berufen sind, eine große Epoche in den Aufgaben der Menschheit zu bezeichnen, indem sie uns dem wahren Stein der Weisen den wir suchen, um einige Schritte näher bringen. „Keiner in der That hat bis jetzt in einem glänzenderen Lichte die göttliche Gabe offenbart auf die Charaktere mit einer der Vernunft verbundenen Güte zu wirken; Keiner hat einen beharrlicheren edleren Willen gezeigt das Gute zu suchen und zu erfüllen; Keiner hat die Thatsachen mit mehr Geduld studirt und die Menschen mit mehr Moralität regiert. — Fügt man zu diesen Ideen und Thatsachen noch eine unschätzbare Menge persönlicher Opfer hinzu, so kann man überzeugt sein daß kein Leben vollendeter, edler, verdienstlicher war als das Owen's." (Siehe Reybaud, Studien über die Reformatoren.) Wie Bacon ist er ein „Diener der Nachwelt", ein wahrer Philosoph. Ein thätiger Arbeiter, mit umfassendem Gefühl und menschenfreundlichem Herzen, der Quelle großer Gedanken, ist er zugleich ein fester scharfer Charakter, ein wahrer ganzer Mensch. Sein Glaube ist ein unerschütterliches Vertrauen in die Veredlungsfähigkeit des Menschen; seine Religion besteht darin, den beständigen Fortschritt durch die Entwickelung der Vernunft, durch das Forschen nach jeder Wahrheit zu fördern; seine Tugend ist die Praxis des von ihm gepredigten Wohlwollens; in der Pflicht, zum Glück der Anderen beizutragen, fand er zugleich das Recht, dies Glück selbst zu genießen. Für ihn sind Philosophie und Religion dasselbe. Seine Wissenschaft betrachtet das Leben als eine beständige Erziehung von der Geburt bis zum Tode, deren Zweck die Entfaltung aller Fähigkeiten, deren Leitung zu einem Zustand vollkommener Harmonie und vollkommenen Gleichgewichts, die Veredlung seiner selbst und Seinesgleichen ist. Seine Moral vereinigt das wohlverstandene Interesse des Einzelnen mit dem der Gesellschaft. Im Ganzen lehrt seine Doctrin daß das wahre Interesse des Menschen mit seiner Pflicht und dem Interesse für Seinesgleichen unzertrennlich verbunden sei, daß sein Charakter haupt-

sächlich durch die Erziehung und die Umstände in denen er sich befindet, gebildet werde; und daß allein die Pflege der geistigen Kraft ihn mit seiner eigentlichen Natur und mit den Maßregeln die zu seiner rascheren Entwickelung führen, bekannt machen könne.

Er fand in den Religionen das größte Hemmniß für die Prüfung und Annahme seiner Lehre; so lange man dem Menschen nicht natürliche, d. h. den Thatsachen entsprechende, dem vernünftigen Urtheil unterworfene, sondern übernatürliche, d. h. unbegreifbare Ideen einflöße, so lange, sagte er, sei die Wahrheit ein Fremdling auf Erden. So lange man die Jugend in einen blinden Glauben an gewisse Dogmen und widersprechende Geheimnisse welche die Einheit und Liebe Aller unmöglich machen, und in die Annahme setze daß Glaube oder Unglaube ewige Belohnungen oder ewige Strafen verdiene und empfange, so lange, das war sein Wort, werde der Mensch immer ein Opfer der Selbstsucht und der Mißverständnisse sein. Seine Lehre vom Glück Aller und von ihrem Glück nach Verdienst, nicht nach Zufall, diese Lehre, sagt man, sei ein Traum. Sie ist einer jener aus alten Ideen, die bis zu Platon, Confucius, Pythagoras weit über das christliche Zeitalter hinaufgehen, zusammengesetzten Träume. Ja, noch weiter gehen seine Ideen hinauf; denn der Satz: „Thue Andern was Du willst daß sie Dir thun!" ist so alt wie der Mensch, weil er ein angebornes Gefühl ist. Auch das Gebot: „Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst!" ist lange Zeit utopisch geblieben. Eben dies Utopien will der Socialismus möglich und zur unfehlbaren Wirklichkeit machen.

Aber, wirft man ein, leset nur die Geschichte, sehet, welch ungeheuern Fortschritt der Mensch in seiner Handlungs- und Lebensweise gethan! Welche Civilisation jetzt! — Gewiß ist die Menschheit im Fortschritte begriffen. Ein Grund mehr, um auszuharren. Es gibt noch Viel zu thun; die Gesellschaft hat ihr Werk nicht vollendet; wiewohl sie alt genug geworden, Erfahrungen genug gemacht hat, muß sie doch noch mehr lernen und vollbringen. Es kostet Zeit und Mühe, aber vor Allem muß der Mensch die Arme frei haben. Gedankenfreiheit ist das Nächste; denn wenn die Vernunft das ist was den Menschen vom Thiere unterscheidet, so ist das Verbot der Forschung und der Rede die roheste Tyrannei. Die Wahrheit fürchtet das Licht nicht, sie wird durch dieses nur glänzender; das Licht tödtet die Finsterniß, die Wahrheit die Lüge. Es bedarf ferner der Freiheit des Wortes, der Freiheit des Handelns. Wer sie mißbraucht, ist ein Elender, denn er fordert und rechtfertigt den Despotismus. Um aber mit Vortheil zu arbeiten, müssen wir einen „Zweck" haben und uns über die Mittel ihn zu erreichen, verständigen.

Der Socialismus hat den Zweck, die Menschen und Völker zu verknüpfen, indem er ihnen zeigt daß ihr wohlverstandenes Interesse nicht in „Kämpfen", sondern im „Einklang" und „Zusammenwirken" besteht, wo Jeder von den Entdeckungen und Arbeiten der Andern Nutzen zieht. Die Socialwissenschaft ist die wichtigste Wissenschaft, denn sie umfaßt alle anderen. Ihre Grundlagen die man nur von der Natur des Menschen selbst herleiten kann, gehen von einer kleinen Anzahl Beobachtungen, Thatsachen und Erörterungen aus, um zur Wahrheit, dem einzigen Zweck und Gegenstand der Forschung, zu gelangen. Sie beschäftigt sich mit dem Menschen in Gesellschaft, ordnet seine Verhältnisse, leitet seine Thätigkeit, sichert seine Erhaltung und seinen Wohlstand durch die Befriedigung seiner Bedürfnisse, sie bestimmt seine Moralität, schützt seine Rechte und Freiheit, und das Glück und die Harmonie der Völker.

Das Menschengeschlecht liegt nicht mehr in der Wiege; es darf und kann sich nicht mehr der Täuschung ergeben. Diese Tochter der Unwissenheit und der fruchtbaren Mutter des Irrthums, Vorurtheils und Aberglaubens, hat die Menschheit lange genug in einem Labyrinth von Lügen herumgeführt, in dem Scheine der Irrlichter, welche stets in die Kluft der Dummheit und des Elends stürzten. Das Wirkliche aus dem Auge verlieren, um phantastisch in das ideale Gebiet abzuschweifen, heißt ohne Compaß, ohne Steuer unter Segel gehen. In der Wissenschaft selbst muß man die Ursachen und Folgen der Thatsachen, welche sie erklären soll, suchen und darlegen; denn übernatürliche Ursachen ihnen zu Grunde legen, heißt eine Vorsehung in einen mathematischen Beweis hineinschieben, heißt nichts erklären, sondern das Princip des Irrthums heilig sprechen.

„In den gebildeteren Ländern ist der Mensch in die wissenschaftliche und industrielle Periode getreten, in der er sich durch eine positive Wissenichaft die an die Stelle der Unerfahrenheit und Täuschung getreten, bilden muß. Es muß eine neue moralische Epoche eintreten, nicht mehr auf dem Instinct, sondern auf der Vernunft beruhend, in der sich das Menschengeschlecht zu erhalten vermag, weil es sich dahin durch eigne Kraft erhoben; die bloße Macht der Vernunft welche weiter und weiter ihr Licht aussendet, muß für die Lösung

der Aufgaben zur Vervollkommnung des Menschengeschlechts genügen." Eine Philosophie muß, um der Mehrzahl zu nützen, scharf und bestimmt, aber leicht begreiflich sein; denn das Volk welches ihrer bedarf, ist nicht Metaphysiker, und kann sich nicht mit dem „Endlichen" und „Unendlichen", mit dem „Ich" und dem „Nichtich" befassen. —

Auf den communistischen Satz von der Consumtion nach den Bedürfnissen und von der Arbeit nach den Fähigkeiten, entgegnet man, es sei nicht gerecht daß die schwächeren Producenten gleichen Antheil erhalten. Wie darf man dann den heutigen gesellschaftlichen Zustand rechtfertigen, wo die stärksten Producenten den geringsten Antheil erhalten, und wo die größten Consumenten gar nichts produciren? Ist das billig, ist das vernünftig? — Diese Lehren, sagt man, sind abgeschmackt, ihre Folgerungen gefährlich, entsetzlich. Für wen und warum gefährlich? Wenn die Principien falsch sind, so beweist es; sind sie aber wahr, so müßt Ihr Euer System der Wahrheit anpassen und nicht diese ersticken wollen, um den Irrthum zu erhalten. — Aber der Bau unserer Moral ist zerbrechlich, man darf nicht daran rühren! — Zerbrechlich? Das ist möglich; das Falsche ist sehr vergänglich. Um so schlimmer für Euer Gemäuer! Wenn der Hauch der Wahrheit es erschüttert, so baut es fester wieder auf! Niemand aber wird den Luftzug der Wahrheit bannen. — Aber dies System, heißt es, zerstört die Verantwortlichkeit des Menschen! — Was versteht man unter diesem Ausdruck? Nicht durch die Proclamation der Verantwortlichkeit, noch durch Bestrafung der „Folgen", statt die „Ursachen" zu zerstören, wird man den Menschen in ein vernünftiges, glückliches Wesen verwandeln. Die Verantwortlichkeit, der Gesellschaft gegenüber, ist eine Thatsache; diese schützt sich selbst wider alle Angriffe durch auferlegte Buße. Man spricht so viel von Verantwortlichkeit, aber man sagt nichts von der Verantwortlichkeit der Gesellschaft gegen den Einzelnen. — Aber es gibt so viel unwissende rohe Wesen die man niederhalten und bestrafen muß! Leider wahr; aber wie sind sie es geworden? Hat die Gesellschaft alles Mögliche gethan, um sie daran zu hindern und dem abzuhelfen? Hat die Gewalt nicht gleichwie das Eigenthum, Talent, Stärke, ebenso gut „Pflichten" als „Rechte?"

Man versichert daß Freiheit und Gleichheit schon vorhanden sind, soviel als dies möglich; daß die Menschen jetzt frei sind und daß der Socialismus die Freiheit vernichten will. Wir glauben daß dies ein Mißverständniß ist; wir glauben daß die Gleichheit in der Betheiligung Aller an Allem was zum Glücke erforderlich ist, und in der Übung aller Geschäfte je nach Alter, Kraft und Fähigkeit besteht. Wir glauben daß die Freiheit für den Menschen in dem Vermögen besteht, alle seine Neigungen mit so wenig Hindernissen als möglich zu entfalten, ohne die der Andern zu unterdrücken oder von ihnen unterdrückt zu werden, ihnen eine günstige Richtung zu geben, um Alles was ihre Natur und das Wohl der Andern verlangt, zu bewirken und alles mögliche Glück daraus zu ziehen, indem man nur das Mögliche und das Naturgemäße fordert. In dem heutigen Gesellschaftszustande ist das nicht so. Wir haben die Sache vor uns.

Gleichheit und Freiheit sind in einer Gesellschaft, wo es so viel Schurken und Dummköpfe, Sklaven ihrer Leidenschaften und Gewohnheiten, ihrer Einbildung, ihrer Bedürfnisse und der Scheu vor Bedürfnissen gibt, sinnlose Worte. Die Freiheit ist keine unbedingte, sondern eine relative Eigenschaft; je mehr man Kenntnisse, Einsicht, Kraft, Mäßigung und Mittel zur Befriedigung seiner Bedürfnisse besitzt, desto mehr Freiheit hat man. Es ist nicht genug daß man sagt: Ihr seid frei, oder Ihr habt das Recht frei zu sein; man muß zeigen wie man die Freiheit erlangen kann, und lehren wie man sich ihrer bediene, ohne sich selbst oder Andern zu schaden.

Andere versichern, die Menschen seien gut und der „sociale Zustand" nur schlecht. Was ist „Zustand?" Institutionen, Regierungen? Die Institutionen kommen nicht durch sich selbst, sie sind von den Menschen geschaffen, und helfen ihrerseits diese bilden; es ist Wirkung und Gegenwirkung. Will man sie veredeln, so müssen die Menschen erst das nöthige Wissen und Wollen besitzen, um sich zu veredeln; das ist der Gegenstand der gerechtesten Wünsche, der schönsten Hoffnungen, das Ziel welches die wahren Philosophen den Einzelnen wie den Völkern andeuten, wonach sie mit vereinten Kräften streben sollen. Die Regierung ist ein Theil der Gesellschaft, ist die Gesellschaft selbst, der mehr oder weniger getreue Ausdruck der vorherrschenden Ansichten und Gebräuche. Wenn aber Keiner von Euch von seiner Selbstsucht lassen, nicht auf das Mindeste seiner „gesetzlichen" Rechte verzichten will, wie wollt Ihr daß sich die Regierungen übermenschlich zeigen? Ihr müßt selbst erst den „alten Menschen" ausziehen, ehe ihr das Recht habt dies von Andern zu verlangen.

Die Organisation der Arbeit ist jetzt ein

sehr modisches Wort über welches man große Bücher schreibt. Eine nicht allzu schwierige Sache. Der Staat, d. h. die Regierung, muß, sagt man, zwischen dem Capitalisten und dem Arbeiter vermitteln, um Diesen der nichts hat, gegen Jenen der Alles hat, zu beschützen. Das scheint gerecht und vernünftig. Aber es ist nicht folgerichtig, die Regierungen als eine Clique unfähiger, verderbter und verderbender Menschen darzustellen und in demselben Athem den Vorschlag zu machen, ihnen die Leitung und Verwaltung der Arbeit und des Capitals der Nation zu übertragen. Die Absicht mag gut sein, aber die Schlußfolge ist falsch. Ohne die Mitglieder der Regierungen für schlechter auszugeben wie die übrigen Menschen, zweifeln wir doch stark daß sich Viele finden dürften, denen man kluger Weise eine so unermeßliche Gewalt die sie so leicht mißbrauchen könnten, anvertrauen dürfte. Jedenfalls sind dazu vollkommen aufgeklärte, uneigennützige, feste und gegen alle Versuchungen gestählte Menschen nothwendig. Wenn solche existirten, so müßte man sie suchen um sie an die Spitze der Verwaltung zu stellen. Um aber solche Auswahl zu treffen, hätten die Völker sehr vielen Verstand nöthig. Alles Dinge, die, fürchten wir, bloße Annahmen sind. — Also wäre Nichts zu machen? — Im Gegentheil, sehr viel. Aber es bedarf der Zeit. Die Gesellschaft kann nicht sprungweise, sondern nur durch allmälige regelmäßige Bewegung vorschreiten. Ihr ist so wenig wie der Intelligenz verstattet, sofort große Zwischenräume zu überschreiten, denn die Vernunft entwickelt sich nur langsam bei den Völkern wie bei dem Einzelnen. Die Geschlechter erben eines von dem andern, und die Wahrheiten sind die Frucht der Erfahrung, deren wesentliche Bedingung die Zeit bildet, eine Bedingung an welche sich die allzufeurigen Reformatoren selten halten. Und insofern verdienen sie den Namen von Träumern.

Es bedünkt uns daß vor der Organisation der Arbeit noch mehrere vorbereitende Maßregeln nöthig sind, wie das „Recht zur Arbeit und zum Unterhalt" für jeden arbeitsfähigen oder unfähigen Menschen; die „Freiheit der Rede", des „Glaubens", der „Presse", der „Association" und des „Handels"; eine „allgemeine Erziehung", physische und moralische Ausbildung in den für die Gesellschaft nothwendigsten Kenntnissen, weniger mit Bezug auf die „Vergangenheit" als auf die „Zukunft"; eine stufenweise der Unterrichtsweise und dem Wohlstand angemessene „Erweiterung des Stimmrechtes"; eine Reform der „Militärverpflichtung" welche den Reichen schont um den Armen zu belasten. Selbst gewisse Kleinigkeiten wie die Herabsetzung des Briefporto's, so geringfügig sie scheinen, sind nothwendige Vorbedingungen zur Heranbildung und Verbreitung der großen Wissenschaft vom Glück des Menschen nach seinem Beruf. Einige Socialisten haben sehr Unrecht diese kleinen Reformen als wenig bedeutsam zu verachten. Diese kleinen Mittel gehören zum nothwendigen Material für den Neubau der menschlichen Gesellschaftsordnung.

Briefwechsel.

Aus Wien, d. 15. Januar.

[Ein großer Federkampf; die boshaften Mailänder, Gräf Ficquelmont und sein Koch; Graf Apponyi in Ungarn.]

4 Täglich bringen auswärtige Blätter und mündliche Berichte uns Kunde von Noth und Verzweiflung in Gallizien, von Volksaufständen in Italien, von Stürmen am ungarischen Landtage. Da bekam auch Wien die Wehen, da entstanden auch hier Parteien, Parteikämpfe. Hört, hört! In dieser vielfach bewegten Zeit wo jedes Ohr gespannt ist auf die Nachricht irgend eines großen Weltereignisses, stritten unsere Tagesblätter mit einem Eifer der einer besseren Sache werth gewesen wäre, über die Stimme der Frau Lutzer. Zwischen Herrn Saphir und dem Gemahle der Sängerin entspann sich ein Kampf auf Tod und Leben. Hr. Dingelstedt wollte von der Stimme seiner Frau nicht eine Viertelsnote verloren wissen. Hr. Saphir, im Widerspruche mit aller Galanterie, Hr. Dingelstedt, im Widerspruche mit den meisten Ehemännern welche den Mangel an Stimmfähigkeit bei ihren Ehehälften eher bewundern als beklagen, — überboten sich in ihrem Eifer gegen einander. Es kam zu einer Herausforderung von Seite Dingelstedts. Aber Hr. Saphir hat in seinen Didaskalien immer gegen Knalleffecte auf der Bühne gepredigt, und seinen oft erprobten Grundsätzen getreu, stellte er lieber seine Ehre auf die Bühne, um seine Brust vor einem Knalleffecte zu wahren. Die Antwort auf die Herausforderung war ein Witz, ein Einfall, so komisch grotesk wie etwa Hrn. Saphirs Gesicht, wenn er der Mündung einer Pistole gegenüberstünde. Und als nun gar Hr. Dingelstedt bewies daß die lobenden Aufsätze über seine Frau in der Augsburger Allgemeinen Zeitung nicht von seiner Feder waren, da zog der Friede wieder ein in unsere Hütten. Die Wiener ruhen aus vom Streite und begeistern sich bei Tyrtäus Strauß zu neuem Strauß und Kampf.

In der Lombardei häufen sich lustige und blutige Skandale. Es ist dort ein Guerillakrieg der Meinung und des Dolches gegen die weißen östreichischen Militärjacken. Man kämpft mit den Waffen des Spottes, wo man nicht Kraft hat sich soliderer zu bedienen. Im Leben wie in der Politik gibt es

keine wirksamere Rache als seinen Feind lächerlich zu machen. Per Dio! es war ein boshafter Gedanke der italienischen Noblesse, ihre Bedienten in Livree in die Logen zu schicken als vor einigen Tagen der Besuch des Vicekönigs in der Scala angesagt war. Es ist ein böswilliger Spaß daß jeder Bürger in Mailand kein Deutsch versteht, wenn ihn ein Deutscher um Auskunft bittet. Es ist kindisch, aber göttlich daß große Gesellschaften sich bilden, um das Tabakrauchen und Lottospielen einzustellen, um den Staat in seinen Revenüen zu kränken, daß die Männer sich blos in Sammet, die Frauen in Seide kleiden wollen, um östreichische Fabrikerzeugnisse von ihren Märkten auszuschließen.

In Pavia wurden drei Menschen getödtet, darunter der Koch des Friedensfürsten Fiquelmont. Der arme Graf der ein großer Gourmand ist, fastet in komischer Verzweiflung bei der Suppe, die ihm die Italiener eingebrockt haben, und die keine Ähnlichkeit mit den französischen Suppen seines Koches haben soll. —

Die Leiche der Erzherzogin Maria Louise wurde vergebens hier erwartet. Man hat das Detachement Husaren zurückberufen, welches zur Begleitung der hohen Verblichenen bestimmt gewesen. Man braucht jetzt die Husaren zur Bewachung der Lebenden mehr als der Todten und verschiebt die Beisetzung auf geeignetere Zeit. —

Von der Auflösung des ungarischen Reichstags spricht man in wohlunterrichteten Kreisen wie von einer gewissen Sache (?). Es ist wenigstens nicht denkbar daß Graf Apponyi sich bei dieser Stimmung in Ungarn länger auf seinem Posten behaupte. Es ist aber bei der jetzigen Lage der Dinge auch kaum denkbar daß der Reichstag für längere Zeit suspendirt bleiben könne. Die Regierung braucht Geld und Truppen; sie wird genöthigt sein Concessionen zu machen. — Der geistreiche Dichter Hieronymus Lorm und der Virtuose Servais sind seit einigen Tagen bei uns. —

Aus Venedig, im Januar.

[Venedigs Ruhe mitten in der Bewegung.]

L. Die Dogenstadt hat gegenwärtig den interessanten Standpunkt gewonnen der eine ruhige Übersicht der umliegenden bewegten Staaten Italiens gewährt. Venedig gleicht einer Insel in Mitte des brausenden Meeres, dessen Oberfläche ein lebhafter Zeitgeist mit seinen Flügeln peitscht, Fluth an Fluth, Woge auf Woge treibt. Die Brandung zerschellt fast an den stillen Ufern der Atlantis Adrias; nur von Zeit zu Zeit gelingt es einer hochüberschlagenden Spitzwelle mit ihrem Schaume die innern Fluren des freundlichen Eilandes zu benetzen. Die Lagunenstadt ist still; sie erfreut sich einer sehr milden Behandlung. Frei und ungehindert bieten die Kaufleute ihre mit dem Helden des Tages gezierte Waare feil; ohne Widerspruch gewährte man die Wiederholung eines Chors in der neuen Oper Macbeth von Verdi, dessen Worte „la patria tradita, piangendo ne invita" von einigen Enthusiasten als auf die gegenwärtigen Umstände bezüglich betrachtet wurden. Ohne weitere Ahndung sprach Nicolo Tommaseo in der letzten Sitzung des Athenäums über die mangelhaften Censurgesetze Östreichs, die er mit jenen welche Karl Albert seinem Volke bewilligt hat, verglich. Der Advocat Manin, angeregt durch das Beispiel des Advocaten Nozzari in Mailand, legte der Gubernialsitzung ein Memorandum, mit unzähligen Unterschriften bekräftigt, vor, in dem er eine Commission verlangt, deren Studium es sein möge die Ursache der Unzufriedenheit Italiens zu erforschen. Fünfzehn Punkte sollen zur Antwort auf diese Frage bereit liegen, worunter die Errichtung einer lombardisch-venezianischen Hofkanzlei, das Aufheben des Lottospieles, die Verminderung der Preise auf Monopolien &c. verzeichnet sind. In Treviso wo der Deputat diese Schrift nicht unterfertigen wollte, gab es einen kleinen Kravall. Mit Ungeduld sieht man der kaiserlichen Entscheidung über ihre Zulässigkeit entgegen. Die beiden Repräsentanten des Volkes in Venedig sowohl als in Mailand haben nicht Unrecht, wenn sie ihre Landsleute selbst als die Ursache anklagen daß die Bedürfnisse der Provinz der Regierung geheim gehalten werden. Die Congregationen Italiens waren ihnen zugleich mit der Übernahme des Landes von Östreich als Mittel an die Hand gegeben, ihre Zustände zu verbessern, ihre Mängel zu beleuchten, und die zweckmäßigsten Abänderungen zu ermitteln. Aber diese Macht blieb bisher unbenutzt, eine schmeichelnde Billigung alles Bestehenden mußte die Regierung in dem Glauben, das Volk sei zufrieden, nur bestärken; die jetzt plötzlich auftauchenden Klagen, die unerwartet ausgesprochenen Wünsche und Bedürfnisse, werden mit Recht Jenen zur Last gelegt die sie bisher verschwiegen.

Mitten in diesen politischen Bewegungen schickt der Himmel auch noch deutsches Element herunter, den nordischen Schnee über Stadt und Land. Die Lagune treibt Eis und die beschneiten Ufer und Schiffe verleihen der Dogenstadt ein holländisches Aussehen. Den erklärten Feinden alles Deutschthums mag das Wetter ein Gräuel sein.

Das Theater der Fenice kann bisher trotz der beliebten Cerrito doch kein sehr zahlreiches Publikum herbeilocken. Die andern vier, dem Schauspiel gewidmeten Theater füllen sich im Verhältnisse bei weitem mehr.

Der literarische Kampf der gegen Cesare Cantu's Storia eröffnet wurde, dauert noch immer in aller Wärme fort; mit jedem Tage werden neue Mängel am Buche aufgedeckt.

Aus Mannheim, d. 14. Januar.

[Die Militärfrage der Fall; der Fabriken; Militärgerichtsbarkeit; Theater.]

△ Noch immer und mehr denn je beschäftigen sich unsere Blätter der mit Militärfrage; es fangen jetzt auch die conservativen und sogar die servilen Blätter an, sich in's Feld zu wagen und ängstlich zu den Waffen zu greifen. Es ist wirklich possierlich, was wir da alles lesen müssen, welche mittelalterliche Behauptungen da auftauchen! Während die freien Stimmen auf freie, nationale Richtung in allen Ständen dringen, wollen uns solche Blätter mit Napoleon und aus der Kriegsgeschichte Beweise führen daß wir jetzt stehende Heere, resp. eine Vermehrung der stehenden Heere haben müßten. So hat das hiesige Morgenblatt seine Spalten reactionären Aufsätzen über diesen Gegenstand geöffnet; griff somit das hiesige Journal an, das aber natürlich auf einen solchen Angriff nicht antworten kann und wird.

Die Fallimente der Banquierhäuser Haber und Kusel

haben einen mächtigen Einfluß auf Baden, indem diese beiden Häuser bis jetzt alles Vertrauen genossen und besonders bei letzterem eine Menge Staatsdiener ihre Ersparnisse angelegt hatten. Besonders zu bedauern sind die armen Dienstboten welche in der Sparkasse in Karlsruhe ihren Nothpfennig niederlegten; die meisten Gelder dieser Leute waren bei Kusel angelegt. In jeder Stadt unseres Landes fühlt man diesen Schlag, besonders auch den Fall der industriellen Einrichtungen. In der Stadt Pforzheim sind nun auch noch mehrere Gold- und Silberwaarenfabriken gestürzt welche zum Beginne ihres Geschäftes von dem Hause Kusel durch namhafte Vorschüsse unterstützt worden waren. Wie Sie in den Zeitungen gelesen haben werden, ist in der Kammer ein Antrag zur Hebung dieser Fabriken gestellt worden. Nicht mit Unrecht tadelt man jedoch daß dieser Gegenstand heimlich verhandelt wurde; weil unsere höchsten Herrschaften gleichfalls mit namhaften Summen sowohl bei den Banquiers, als auch bei den benannten Fabriken betheiligt sind. Ich dächte, es könnte diesen hohen Herrschaften nur zur Ehre gereichen, Summen zur Hebung der Industrie verwendet zu haben. Wozu also Heimlichkeit? — Bei der Berathung über die Ergebenheitsadresse that man sich dieselbe Frage ohne eine Antwort finden zu können.

Was unsere Kammer selbst betrifft, so wurden nach mancherlei Debatten die Motionen über Geschwornengerichte und Preßfreiheit angenommen. Beides findet Sympathien auch bei den Gliedern der rechten Seite. Was die Preßfreiheit betrifft, so hätte ja unsere Regierung solche gewiß schon genehmigt, wenn sie nicht am deutschen Bunde einen Gegner fände. — Eine weitere gesetzliche Anregung soll in einer Betrachtung hervorgerufen werden über Abschaffung der Militärgerichtsbarkeit. Das Mannheimer Journal theilt deshalb einen Aufsatz mit welcher besonders den mangelhaften Rechtsschutz des Angeklagten hervorhebt. Der Auditor ist der Gott seiner Zukunft, er klagt ihn an, er verhört ihn. Sind die Akten geschlossen, so darf der Angeklagte entscheiden ob er einen Vertheidiger will, ob nicht. Im Bejahungsfall wird ihm ein solcher commandirt, und diesem commandirten Vertheidigr werden die Akten gesendet, worauf er eine Vertheidigungsschrift einschickt. Es werden nun im Gerichte die Akten, dann die Vertheidigungsschrift vorgelesen. Sodann erfolgt der Vortrag des Auditors als letztes Wort und dann das Urtheil der Beisitzer, welche sämmtlich Laien sind. Ich frage ob das ein Rechtsschutz ist? Ein Einziger hat einen ganzen Kriminalfall in der Hand. Wo finden wir noch eine ähnliche Einrichtung in einem gebildeten Staate? Will man mir vorhalten daß dieser Eine ja ein Unparteiischer sei, indem die Beisitzer abstimmen, so kann ich einfach darauf erwidern daß der Rechtsgelehrte zu bedauern ist, welcher Laien gegenüber nicht in Rechtssachen die Oberhand behält. Im Feuer des Vortrags reißt er den Zuhörer fort welcher für seine Überzeugung meistens nichts weiter hat als das innere Gefühl. Ein kurzer Blick auf die Geschwornengerichte zeigt uns hier im Schlußgericht Öffentlichkeit, nochmalige Vernehmung der Zeugen, und Plädium von Ankläger und Vertheidiger. So wird dem Beisitzer ein klares Bild des Sachbestandes gegeben und er kann nun die Gründe für und wider genau erwägen. In solchem Falle sind Laien an ihrer Stelle.

Was unser Theater betrifft, so sind wir mit den Leistungen unsers Schauspiels sehr zufrieden. Fräulein Em. Heusser sahen wir als „König René's Tochter", als Judith in „Uriel Acosta." Es darf nicht unerwähnt bleiben, mit welchem Studium von Kunst und Natur diese Schauspielerin uns ihre Charaktere zu geben weiß. Es liegt ein tiefes, mächtiges Leben in diesem Spiel, das unsern Blick an jede ihrer Mienen fesselt. — In einer Posse: „der Corporal", von W. Friedrich nach dem Französischen bearbeitet, erschien es uns sehr possierlich, wie der Held dieses Stückes, ein französischer Corporal, deutsche Schriftsteller studirt hat, Schiller und sogar den „Sohn der Wildniß" citirt. Diese licentia poetica geht meines Erachtens zu weit.

Aus Berlin, d. 21. Januar.

[Der ständische Ausschuß; der schwarze Adlerorden; Alexander von Humboldt.]

(✻) Die Versammlung des ständischen Ausschusses der nach der königlichen Einberufung auf die Dauer von vier Wochen zusammengetreten, ist bis jetzt weder in der öffentlichen Theilnahme noch in ihrer eigenen Stellung auf die entscheidende Höhe des gegenwärtigen Staatsmomentes hinausgetreten. Es sind zwar in der ersten Sitzung vom 18. einige allgemeine Erklärungen über die Rechtsbefugnisse dieser ständischen Körperschaft erfolgt, wobei namentlich die Opposition, die im Ausschuß entschieden unter dem Einfluß des Hrn. von Auerswald steht, ihre Vorbehalte zu wahren suchte. Diese Vorbehalte sind aber die Grube welche sich die ständische Opposition wahrscheinlich selbst gegraben, und in die sie entkräftet und gelähmt hinabstürzen wird, wenn es ihr nicht gelingt aus der gegenwärtigen, zu einer allgemeinen Verwaschung sich hinneigenden Verwickelung eine thatsächliche Entscheidung hervorzurufen. Nach dieser sieht es denn nun nicht im Geringsten hier aus. Die Ausschußmitglieder haben offenbar noch zu keinen bestimmten Entschließungen unter sich gelangen können, obwohl man noch nicht sagen kann daß die von ihnen bereits begonnene Berathung des Strafgesetzentwurfs (der auch in den Vorbehalten der Opposition miteinbegriffen war) die Erhebung der Competenzfrage beseitigt habe. Die letztere ist noch immer der nagende Wurm der das Band zwischen Regierung und Ständen aushöhlt, und es kann jeden Augenblick ein großer Bruch daraus entstehen. Von der Regierung werden schwerlich noch andere Vorlagen als der Strafgesetzentwurf für den gegenwärtig versammelten Ausschuß ausgehen, und die Einbringung von Petitionen erwartet man nur von einigen conservativen Abgeordneten. Sobald es sich aber um Petitionsanträge handelt, wird auch die ganze Rechtsstellung des Ausschusses nicht länger unerörtert bleiben können. —

Der König hat am 18. Januar, dem Krönungstage des preußischen Königshauses, wieder ein Kapitel des schwarzen Adlerordens feierlich abgehalten, dem vierzehn Ritter dieses in neuester Zeit mit großer Sorgfalt und Auszeichnung gepflegten Ordens, in ihrer seit einigen Jahren zum Theil neu combinirten Ordenstracht und der neuen golde-

nen, in ihrer besonderen Complication vom König selbst erfundenen Kette, beiwohnten. Die Stiftung des schwarzen Adlerordens, welche mit der preußischen Königskrönung zusammenfällt, scheint vornehmlich in dem Sinne fortgeführt werden zu sollen, daß darin die höchste Elite der Getreuen, die in einer unmittelbaren Beziehung zum preußischen Königshause verdienstvoll geworden, zusammengefaßt und ausgezeichnet werden soll. Damit hängt auch die in den Statuten dieses Ordens enthaltene Bestimmung zusammen, wonach Jeder der darin Aufgenommenen unmittelbar und von selbst in den Adelsrang eintritt und als ein Solcher angesehen wird der im Besitz von sechzehn Ahnen sich befinde. Dies ist auch der Grund weshalb jetzt der Staatsminister Rother, der sich früher in einem gerechten Stolz auf seine bürgerliche Geburt die Erhebung in den Adelstand ausdrücklich verbeten, doch, seitdem kürzlich der schwarze Adlerorden an ihn verliehen worden, amtlich nicht anders mehr als mit der Adelsbezeichnung genannt wird, wie aus allen seitdem von ihm ergangenen öffentlichen Erlassen hervorgeht. Seine ausdrückliche Erhebung in den Adelstand hat aber keineswegs stattgefunden.

In dem Kapitel des schwarzen Adlerordens am 18. d. erschien auch zum ersten Mal wieder Alexander v. Humboldt in Berlin, der die letzten Monate größtentheils wissenschaftlicher Arbeiten wegen in Paris verweilte und seinen dortigen Aufenthalt rascher beendigt hat als man annehmen zu dürfen glaubte. Seine Nähe ist immer wohlthuend und für die verschiedensten Standpunkte anregend, und so dürfen wir uns freuen daß der seltene Mann wieder der Unserige ist. Das Interesse für den ständischen Ausschuß hat ihn schwerlich so rasch wieder nach Berlin zurückgeführt! —

Aus Hamburg, d. 18. Januar.

[Kampf der Bürgerschaft mit dem Senat; Preßfreiheit und Censur; Schauspiel und Oper.]

△ Viel Leben herrscht jetzt in allen unsern politischen wie künstlerischen Zuständen. Der Handel liegt still darnieder, da starrer Frost der schon bis zu 17 Grad stieg, die Pulsader desselben, die Elbe, in dickem Eise gefesselt hält. Dafür geht es in den Bürgerversammlungen desto feuriger zu. Unserem Senate würde gewiß ganz warm dabei werden, wenn er die alte Ruhe oder, richtiger gesagt, gänzliche Apathie wieder herstellen wollte. Will man doch jetzt sogar Gewaltschritte gebrauchen, und hat den Vorstehern des Vereines der Grundeigenthümer mit Gefängniß, wegen der von denselben ausgegangenen Veröffentlichung der Verhandlungen der letzten stürmischen Bürgerversammlung gedroht. Ob der Senat das Recht zu einem so kräftigen Einschreiten habe, wird von vielen Seiten hier heftig bestritten. In einer der letzten Versammlungen der Grundeigenthümer haben über 150 sehr angesehene Bürger, durch ihre Unterschriften erklärt daß sie mit als Urheber dieser Veröffentlichung angesehen und die Strafe dafür gemeinschaftlich tragen wollten. Jene 150 Männer mit dem Kern der ganzen Bürgerschaft kann man aber unmöglich nach dem Winserbaum, dem hiesigen Bürgergefängniß, schicken, und so wird diese Drohung wohl nur ein blinder Schreckschuß sein der seine Wirkung gänzlich verfehlte. Daß gerade in Hamburg gar manche Reformen noth thun, viele alte Überbleibsel der früheren Zopfzeit jetzt endlich bei Seite geworfen werden müssen, nachdem man schon vergeblich gehofft daß dieselben im Brande mit aufgegangen wären, leugnet niemand der die hiesigen Verhältnisse kennt, und auch der größte Theil der Mitglieder des Senates selbst ist vollkommen davon durchdrungen. Warum denn halten was doch nicht mehr zu halten ist? Warum sich den Kern der Bürger selbst entfremden?

Das Gerücht, Hamburg würde für seine inneren Angelegenheiten Preßfreiheit erhalten, scheint leider nur ein leeres Gerücht bleiben zu wollen. Will man aber gerecht sein, so muß man bekennen daß die Censur für innere Angelegenheiten hier ziemlich tolerant ist und gar Vieles passiren läßt was in andern deutschen Ländern, Baden vielleicht ausgenommen, unbedingt gestrichen würde. Desto ängstlicher ist dieselbe aber gegen Alles was den Unwillen fremder Staaten nur einigermaßen rege machen könnte. Hierin, und namentlich in Rücksicht gegen Dänemark, geht man oft lächerlich weit; unsere politischen Zeitungen dürfen nicht wiederbringen was andere deutsche Blätter vorher enthielten.

Wie schmachvoll sich die Versammlung des Ehrbaren Kaufmannes gegen die Juden benommen, indem denselben der Zutritt dort verweigert wurde, haben die Zeitungen schon hinlänglich besprochen und mit Recht sehr heftig getadelt. Auch hier ist man theilweise darüber sehr entrüstet, und glaubt daß dieser Act mittelalterlicher Inhumanität Hamburg gerade nicht dem übrigen Deutschland in einem günstigen Lichte zeigen werde. Hoffentlich wird ein zweiter gleichartiger Antrag der „Commerzdeputation", den man bald wieder erwartet, ein günstigeres Schicksal haben, und unsern jüdischen Mitbürgern wenigstens ein kleiner Theil jener Rechte gegeben werden, die sie in manchen andern Ländern schon in weit größerem Umfange besitzen.

Unser Stadttheater entfaltet auch im neuen Jahr eine lobenswerthe Thätigkeit und die Direction desselben gewinnt trotz mancher Anfechtungen immer mehr die Gunst des Publikums. Da Frln. Wilhelmi nach längerer Kur in Gräfenberg vor einiger Zeit wieder aufgetreten ist, so können jetzt auch häufiger größere dramatische Stücke gegeben werden, deren Besetzung in ihrer Abwesenheit nur lückenhaft bleiben mußte. Auch jetzt wieder wie vorher begleitet allgemeiner Beifall das Auftreten derselben, nach unserer Überzeugung auch mit vollem Rechte, denn außer der Bayer in Dresden wüßten wir in ganz Deutschland keine Schauspielerin welche der Wilhelmi in jugendlichen tragischen Rollen an die Seite zu setzen wäre. — Gutzkow's Wullenweber mit dem das neue Jahr eröffnet wurde, hat sich trotz des sehr auf die Hansestädte berechneten Inhaltes keines günstigen Erfolges zu erfreuen gehabt. Schon bei der dritten Vorstellung war das Haus so leer daß schwerlich eine Wiederholung stattfinden wird. Einzelnes im Stück wird sehr anerkannt, dem Ganzen aber Zerrissenheit, Mangel an Zusammenhang und ein gedankenloser Luxus an überflüssigen Nebenpersonen vorgeworfen. — Die hier neue Oper von Donizetti Dom Sebastian fand nur einen sehr mäßigen Beifall. Der viele Pomp und die wunderschönen Decorationen werden noch einige Male die Menge anziehen, dann wird aber wohl das Werk wieder bei Seite geschoben werden. Fester hat sich

Kücken's Prätendent hier eingebürgert, der auch im neuen Jahr einen günstigen Erfolg hatte. Manche Melodien desselben sind schon im Munde des Volkes und man hört sie vielfach an allen öffentlichen Orten. Großen Beifall erwarb sich kürzlich die sehr begabte Sängerin Frln. Victor, welche eine Kehlkrankheit längerer Zeit der Bühne entzogen hatte. — Dies ist so das Wesentlichste was man Ihnen im neuen Jahr aus der „guten Stadt Hamburg", wie kürzlich ein Franzose sie in einem hiesigen Blatte nannte, melden könnte.

Zur Chronik der Gegenwart.

Staaten und Völker.

✻ Die italienischen Freiheitskämpfe haben jetzt auch, wie früher die polnischen, einen hervorragenden Antheil der Frauen aufzuweisen, in denen sich bei politisch gesunkenen und verwahrlosten Völkern am längsten sittliche Thatkraft, unverfälschtes Rechtsbewußtsein und öffentlicher Unternehmungsgeist zu erhalten scheinen. Die Ankunft der Fürstin Belgiojoso in Rom und ihre dort begonnene großartige politische Thätigkeit ist nach dieser Seite hin epochemachend zu nennen. Wer in Paris war und die dortige Gesellschaft nur einigermaßen kennen gelernt hat, fand leicht auch Zutritt zu dem gastlichen Hause dieser geistvollen italienischen Prinzessin welche die letzten zwölf Jahre ununterbrochen in der Seinestadt zubrachte, und dort ein Mittelpunkt alles höheren geistigen und artistischen Lebens geworden war. Bekannt ist vornehmlich ihre Freundschaft mit Georges Sand; unter den deutschen Geistern, die in ihrem Hause stets eine ausgezeichnete Aufnahme fanden, ist besonders Heinrich Heine zu nennen. In der letzten Zeit aber glich ihr Haus in Paris einem politischen Klubb zu dem sich viele ihrer bedeutendsten Landsleute und andere für das Geschick Italiens interessirte Männer regelmäßig versammelten. Plötzlich aber verläßt die Fürstin Paris; der Moment den ihre glühende Begeisterung und Vaterlandsliebe längst ersehnt, scheint ihr endlich gekommen! So erscheint sie, als eine für die italienische Freiheit bedeutungsvolle Gestalt, zu Rom im Circolo Romano, und wird von allen Patrioten mit einer enthusiastischen Feier begrüßt. Ihre politische Thätigkeit hat sie dort zuerst mit einer Reihe glänzend geschriebener Zeitungsartikel in dem Journal La Speranza begonnen, worin sie den Hoffnungen und Berechtigungen des neuen Italiens eine Sprache leiht, wie sie kaum noch ein italienischer Publicist angeschlagen. Ihre Anwesenheit in Rom wirkt aber auch bereits persönlich auf das italienische Volk. Als die Fürstin neulich Abends in das Café delle belli arti eintrat, wurde sie von einem aus allen Ständen gemischten Kreis umringt, und mit Reden, Gedichten und Ausrufungen gefeiert. Selbst ein Geistlicher hielt eine Anrede der Verehrung an sie. Eine jubelnde Volksmenge begleitete sie darauf bis zum Circolo Romano, wo sie auf den Balcon hinausgerufen wurde, und, ein weißes Taschentuch schwingend, das Volk grüßte. —

✻ Die französischen Blätter enthalten einige kuriose Andeutungen über eine neue diplomatische Verwickelung und Verlegenheit, welche diesmal weder durch die Schweiz noch durch Italien, sondern durch Lola Montez, Gräfin Landsfeld, in München hervorgerufen worden sein soll und wenn auch keinen europäischen Krieg, doch einen Kabinettsconflict namentlich zwischen Frankreich und Baiern zu erzeugen droht. Der König von Baiern beabsichtigt nämlich im Lauf des Februar einen Ball zu geben, bei welchem die Gräfin Landsfeld die Honneurs machen soll, und zu dem bereits auch alle Mitglieder des in München anwesenden diplomatischen Corps Einladungen erhalten haben. Unter den diplomatischen Damen ist es aber besonders die Gattin des französischen Gesandten in München, Herrn v. Bourgoing, welche sich durchaus nicht entschließen kann ihre Polka's und Masurka's mit der ihr ohne Zweifel darin weit überlegenen Lola Montez zu theilen, um dabei mit der Letzteren in unvermeidliche Berührungen zu kommen. Dies hat nun Hrn. von Bourgoing veranlaßt bei seinem Kabinett um Abberufung auf einen Monat einzukommen, um dadurch der gefürchteten Constellation seiner Gemahlin mit der gefährlichen Andalusierin zu entgehn! Hr Guizot der schon die Schweiz und Italien auf dem Halse hat, soll aber keineswegs gewillt sein sich und sein Ministerium auch noch der Feindschaft der mächtigen Lola Montez auszusetzen, die in der ihr eigenthümlichen Kunst, Minister zu stürzen, schon so Eclatantes geleistet hat. Er soll deshalb, wie die Semaine meldet, Hrn. von Bourgoing den erbetenen Urlaub verweigert haben. —

✻ Die vielerwähnte Rede welche der russische Flüchtling Bakounine bei der siebzehnten Jahresfeier der polnischen Revolution in der Polenversammlung in Paris hielt, und die ihm auf russische Requisition die Ausweisung aus Paris zuzog, ist im Druck erschienen (Paris, au bureau des Affaires Polonaises, rue St. Honoré Nr. 385), und circulirt gegenwärtig auch in Deutschland in einer großen Anzahl von Exemplaren. Diese Rede ist in der That an sich ein Meisterstück politischer Beredtsamkeit, und wird durch den Grundgedanken auf den sie sich basirt, nämlich die Vereinigung der polnischen und russischen Nationalinteressen zum Zweck der gemeinschaftlichen Freiheit, zu einer merkwürdigen Manifestation für beide stammverwandte Völker. In diesem Sinne hat der Redner sein Thema und seine ganze Stellung (ein Russe einer Versammlung von Polen gegenüber, welche das Jahresfest ihrer Revolution begehen) mit einer ungeheuern und hinreißenden Gewalt ausgebeutet, die in der Versammlung selbst von einer beispiellosen Wirkung gewesen sein soll. Besonders stark treten auch die Hindeutungen auf die revolutionnären Elemente in Rußland selbst hervor. Das russische Gouvernement nennt er mélange singulier de brutalité mongole et de pédantisme prussien. Von der von ihm vorgeschlagenen „revolutionnären Allianz zwischen Ruß-

land und Polen" bemerkt er daß diese Idee nicht neu sei, daß sie schon 1824 entstanden und sich damals in den Verschwörungen beider Länder geregt habe. Es ist zu bedauern daß ein so begabter Mensch, wie Bakounine, seine Kräfte an ein so abstractes und wirklichkeitsloses Phantom verschwenden kann, für das sich in der Geschichte durchaus keine realen Aussichten bieten! Hr. Bakounine hat mehrere Jahre in Deutschland, besonders in Berlin, gelebt, wo er sich mit deutscher Wissenschaft und Philosophie vielfach vertraut gemacht hat. Seine Combination von Rußland und Polen hat auch etwas von einer Hegel'schen Begriffsconstruction an sich. —

✠ Der politische Nestor Deutschlands Herr von Gagern*) macht in einer Rede in der ersten Kammer der darmstädtischen Ständeversammlung auf ein Zeitphänomen aufmerksam welches das Bewußtsein jedes Deutschen schmerzlich berühren muß, aber sich unleugbar factisch so verhält, wie es der treffliche Volksvertreter angibt. Er bemerkt nämlich daß der Deutschenhaß sich gegenwärtig in Europa immer weiter und erschreckender verbreite. In der That, wo wir auch jetzt hinblicken, überall Haß gegen die Deutschen! Bei den Italienern ist der Deutschenhaß das Losungswort ihres neuen Freiheitswerkes geworden. Der größte Hasser der Deutschen ist aber der Pole, bei dem die gäng und gäbe Bezeichnung unseres Volkes nur ein sprichwörtlicher Schimpfsname ist. Mit dem Polen sympathisirt in dieser nationalen Abneigung der Russe, wo aber der Widerwille zwischen beiden Volksindividualitäten großentheils als ein gegenseitig bestehender sich erweist. Auch in der Schweiz ist die Antipathie gegen deutsche Nationalität und Individualität vorherrschend, und hat sich durch die letzten Ereignisse und Conflicte natürlich nur gesteigert. In Frankreich möchte wohl von einem eigentlichen Deutschenhaß nicht mehr die Rede sein können, vielmehr hat dort Deutschland in der letzten Zeit wissenschaftlich, politisch wie diplomatisch offenbar an Terrain gewonnen, aber von einem gewissen achselzuckenden Verhältniß Frankreichs zu den deutschen Angelegenheiten (bagatelles allemandes) möchte man an der Seine noch schwerlich zurückgekommen sein. England gehört auch nicht zu den Deutschhassern, obwohl es keine ausdrückliche Sympathie für die Angelegenheiten der deutschen Nation hat, und den deutschen Charakter im Allgemeinen ehrt, ohne sich ihm gerade hingegeben zu zeigen. Die üble Stellung des deutschen Namens und Volkes in Europa geht aus dieser Betrachtung nur allzu deutlich hervor. Schon Luther stellte eine solche Betrachtung an. Denn er sagt im 77. Kapitel seiner Tischreden: „Es gibt kein verachteter Nation als die Deutschen; Italiener heißen uns Bestien, Frankreich und England spotten unser, und alle andere Länder. Wer weis, was Gott will und wird aus den Deutschen machen, Wiewol wir eine gute Staupe für Gott wol verdienet haben!" — So Luther. Es fragt sich aber, wie wir Deutschen bei unserem jetzt unleugbar vorgeschrittenen Staats-, Rechts- und Ehrbewußtsein uns diesem Haß gegenüber verhalten sollen, mit dem fast alle Völker seit Jahrhunderten mit einer nur immer steigenden Progression und immer allgemeiner uns beladen? Wir können dieser schlechten und falschen Position in die unsere Nation gerathen ist, nur dadurch begegnen daß wir uns endlich wirklich zu einer Nation machen, denn eine in sich vollendete und geschlossene Nation welche die Aufgabe ihrer politischen Entwickelung in sich selbst gelöst hat, ist noch niemals dem Haß der andern Völker erlegen oder hat demselben, wo es darauf ankam, würdig zu begegnen gewußt. Zu der europäischen Verachtung der Deutschen hat aber auch von jeher der Umstand viel beigetragen daß die deutsche Nation niemals ihren Rechtsschutz im Auslande gefunden, sondern dort stets jeder Willkür und Mißhandlung, gegen die es für sie keine Appellation gab, ausgesetzt war. Die beiden Waffen, welche die Deutschen gegen den Haß der andern Völker schützen können, werden also heißen: Freiheit und Stärke der politischen Entwickelung nach Innen, und kräftige Sicherung der Nationalehre nach Außen?

*) Wir nehmen hier vorläufig die Gelegenheit wahr auf Frhrn. v. Gagern's Buch: Civilisation; die Resultate der Sittengeschichte (Leipzig, Brockhaus) hinzuweisen.

— Graf Montalembert zog im Interesse der Kirche und der Legimitistik in der Pairskammer Hrn. Guizot über seine schwache Haltung in Sachen Italiens und der Schweiz zur Rechenschaft. Der Radicalismus in der Schweiz, sagte der Redner, drohe ganz Europa mit Barbarei. Der Zorneseifer des orthodoxen Legitimisten traf auch Lamartine der aus der Geschichte einen Roman mache und die Herzen der Völker vergifte. Der Minister vertheidigte sich nur schwach gegen den Vorwurf, den Sonderbund im Stich gelassen zu haben. Montalembert erntete lebhaften Beifall; als er geendet, trat der Herzog von Nemours, der künftige Reichsverweser Frankreichs, zu ihm hin und schüttelte ihm die Hand. — So steht es in Frankreich mit der Kammer der Granden. Und die Priester? Der Klerus hat in einem Umlauf den Zustand der Herzogin von Bordeaux für ein Ereigniß erklärt und ein langes Register von Gebeten für deren glückliche Entbindung angeordnet. Alle Heiligen werden angerufen um den Schutz des Himmels „der neuen Blüthe am Stamm des heiligen Louis" zuzuwenden und zu beten pour la perpetuité du règne de nos rois très-chrétiens. Eine schöne Entdeckung! ruft der Constitutionnell. Wir haben geglaubt unter einer Regierung, unter einem neuen König und einer Charte zu leben die sich auf den Juli von 1830 stützen. Und der Klerus hat die neue Herrschaft also nur geduldet, aber noch nicht anerkannt! Da sieht man, sagt das Blatt des Hrn. Thiers, wie unrecht die Regierung thut die Früchte der Revolution dem Klerus zu opfern!

— Die Italiener haben Recht ihren Pio Nono zu feiern; eines ihrer Blätter nennt bereits den Kirchenstaat, Toscana und Sardinien die Vereinigten Staaten Italiens; Papst Pius ist als Regent seines Staates preiswürdig. Als Oberhaupt der Kirche hat er im Drange seiner argwöhnischen Umgebung doch nicht umhin gekonnt in seiner Allocution an die Kardinäle alle nichtkatholischen Christen nach wie vor der ewigen Seligkeit für verlustig zu erklären. Ein Genie auf dem Stuhle Petri würde die Kirche reformiren, das Reich Christi anders, geistiger und christlicher, fassen als es bisher bei dem Begriff einer ausschließlichen Katholicität möglich war. Die deutsche Gutmüthigkeit hatte schon über

diesen Papst gesudelt; – und er schließt, altem Brauche getreu, die halbe christliche Welt vom Himmel aus. Pius ist nichts als ein liebreicher, milder und kluger Fürst für sein Volk. — Die Kölner haben ihn zum 15. August, zur Feier der sechshundertjährigen Grundsteinlegung des Domes, nach ihrem „helligen Köllen am Rhyn“ eingeladen. Wollen wir Protestanten vielleicht nach Köln wallfahren um seinen Bannstrahl von neuem zu vernehmen?

— Der Heidelberger *Deutschen Zeitung* ging aus *Caracas* eine Warnung zu vor den Werbungen deutscher Ansiedler welche das Haus Delrue und Comp. in Paris betreibt. Diesem Hause sind für die Herüberschaffung von 80,000 Menschen große Summen versprochen, und die deutsche Leichtgläubigkeit läuft Gefahr in leeren Steppen und wüsten Waldungen eine neue große Robinsonade aufzuführen. In der Gegend von Mannheim und Heidelberg findet sich die größte Willfährigkeit zu solcher Seelenverkäuferei, wie der Briefschreiber aus Caracas das Unternehmen nennt.

— Unter den deutschen Hochschulen wird jetzt *Bonn* vorzugsweise als die *Prinzenuniversität* bezeichnet. Nach dem Tode des jungen, noch nicht achtzehnjährigen Erbprinzen von Hessen-Homburg, sind es noch fünf Söhne regierender deutscher Häuser welche in Bonn studieren, Prinz Alexander, Sohn des in Düsseldorf residirenden Prinzen Friedrich, Herzog Wilhelm, Bruder des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin, Prinz Friedrich Karl, Neffe des Königs von Preußen, Prinz Albert, Neffe des Königs von Sachsen, und Prinz Friedrich von Baden. Das an Naturschönheiten reiche Leben am Rhein hat Bonn für junge Fürsten in die Mode gebracht, die ungezwungene dortige Sitte und der heitere Sinn der Rheinländer macht den Ort vor vielen andern fähig dem erwachenden Gemüth einen wohlthuenden leichten Vorgeschmack vom Leben in der deutschen Wirklichkeit zu geben. Zugleich besitzt Bonn für Politik und Staatsrecht die geeigneten Männer um junge Geister für Deutschlands Zukunft zu erwecken. *Perthes* trägt den Prinzen Staatsrecht vor; *Dahlmann* entwickelt ihnen die politische Geschichte Deutschlands von Karl V. bis zur Gegenwart.

— Das Gerücht von der Stiftung einer *katholischen Universität* in Preußen, beziehungsweise durch Vervollständigung des theologisch-philosophischen Seminars zu *Münster* durch Errichtung einer juristischen und medicinischen Facultät, hat die Allgemeine Preußische Zeitung widerrufen. Dagegen hat die *Königsberger Hochschule* mit 22 gegen 7 Stimmen die Zulassung der *Katholiken* und *Juden* zu allen Lehrämtern beschlossen.

Deutsche Romane.

— *Gräfin Ida Hahn-Hahn* hat einen *Levin* (2 Thle. Berlin Alex. Dunker) in die Welt gesetzt. Man rühmte das gute Deutsch das in dem neuen Buche plötzlich verführt werde. Triumph! riefen Einige, die Kritik hat gesiegt! — Wenn nichts als die Sprache verbessert ist, so hieße das Luther blos als Sprachmeister in die Walhalla bringen. Die Sprache ist doch nur der Ausdruck der Seele. Hat ein Seelsorger sich der Gräfin Hahn bemächtigt? Ist sie von innen heraus bekehrt? — Sie hat sich blos äußerlich *genirt*. — Man ruhmt den einfach klaren Verlauf im ersten Bande des Romans. Aber ist es nicht ganz wieder dieselbe Geschichte? Eine unglückliche Ehe, motivirt durch Migräne und hysterisches Leiden, Hang zur Auflösung der Ehe ohne allen tief berechtigten Conflict! Sowenig vornehme Tournüre schon Vornehmigkeit, Adel der Herkunft schon Adel der Seele ist, so wenig ist Moquerie schon Humor. Soll die Laune des kränklich nervösen Gelüstes rütteln dürfen an einem Institut das die Grundsäule des sittlichen modernen Lebens ist? Große, starke Leidenschaften haben die Kraft die Bande der Ordnung zu erschüttern; die Leidenschaft macht eine Tragödie möglich, und mit der Kraft erwächst die Berechtigung dazu. Aber die kleine petillirende, nervös züngelnde Weiberlaune sollte nicht an Dem zerren und zetteln was der Mann selbst mit Bezwingung seiner Leidenschaft als fest und sicher heiligzuhalten entschlossen ist. Und jener Levin Graf Wildeshausen, der neue Held der Gräfin Hahn, — was für ein launenhaft Geschöpf! Als wäre Gott Vater der ihn erschaffen ein vornehmes Weib in der chaise-longue, oder als habe Prometheus beim Nachtisch, wie Fallstaff sagt, das Männchen aus Käserinde geschnitzt. Levin ist ganz wie alle die männlichen Puppen der Gräfin Hahn, ein müßiggängerisches, dünkelvolles Halbtalent das aus Langerweile und aus Mangel an Sinn für einen wahrhaften Lebensgehalt in den Künsten dilettirt. Genußsucht berechtigt noch nicht zum Schaffen. Und den „Seelenfrieden“ dieses Poeten Levin Graf Wildeshausen stören „ein Paar hämische Kritiken.“ Da haben wir's! Und die Verbitterung wächst mit dem zweiten Bande. Sie steigert sich in der Verfasserin bis zu der Apotheose ihrer selbst. Eine Frau, heißt es, die es gelassen erträgt lächerlich gemacht zu werden und sich nicht irre machen läßt an ihrem Streben, hat immer *einen großen Charakter*. Also auf weibliche Großemannssucht läuft all dies Dilettiren hinaus. Und die Dame des Salons schilt dann recht wacker auf die „schmutzigen Liberalen“, nimmt „Gassenkehrer“ und „Gassenkoth“ — in den Mund. — Vielleicht ist der Roman als Roman nur umdeswillen schwächer, weil er den Versuch gemacht sich des ihm nöthigen Kleides zu entheben. Der Jargon des Salons ist aber das nöthige Gewand für das noble Nervenleiden der deutschen haute-volée.

— *Altes Lieben, neues Hoffen.* So nennt sich (Leipzig, Brockhaus) der Erstlingsroman einer neuen weiblichen Autorschaft, *Bertha von Werder*. Das Thema ist sehr alt, vielleicht so alt als diese Feder die es aufnimmt, jung ist.

— *Karl Spindler* stellt alljährlich (Stuttgart, Frankh) eine Reihe seiner Erzählungen zu einem Taschenbuch *Vergißmeinnicht* zusammen. Er verschmäht dabei allen Putz; es soll ein Buch für's Volk, Lectüre für Bürger und Bauern sein. Statt der Stahlstiche bringt es Holzschnitte und Steindrücke: beide sollten aber nicht so herzlich schlecht sein als es der Fall ist; der Preis des Buches (16 Sgr.) ist freilich gering genug. — Die kräftige Pinselführung Spindlers hat Freunde weit und breit, in allen Schichten der Ge-

sellschaft. Spindler ist mir immer als der Rubens im deutschen Roman erschienen. Viel Farbe, aber nicht immer correcte Zeichnung. Auch schmiert er mitunter statt zu malen, als wenn die Hand der Schüler vollendete was er als Skizze hinwarf. Seine kräftige Komik, oft baarer blanker niederländischer Spaß, hat sich hier wieder etwas zu gute gethan. Die Geschichte mit dem „Entenmoosnatzesbartelsfriedele“ wird viel Anklang finden in Nord und Süd. Der Spaß mit dem Juden Löbchen ist possierlich genug. Löbchen trägt einen Talisman unter'm Hemd, vollfuhrt Heldenthaten als Soldat und entdeckt endlich daß der Talisman nur ein Stuckchen Wurst ist. Das sind freilich Späßchen wozu man sich hinter'm Ofen auf die ledernen Buckſen schlagen muß.

— Die Nachtmahlsbrüder (Leipzig, Kollmann. 3 Bde.) von Ernst Willkomm. Auf die italienischen Nächte läßt Willkomm Nachtmahlsbrüder folgen. Hat er blos nächtliche Scenen in Italien erlebt? Im Gegentheil, er lieferte auch sehr lustige Volksscenen mit voller Tagesbeleuchtung und voll baarer blanker Wirklichkeit. Phantasiereiche bunte Genrebilder eröffnen auch seinen Roman der in Rom beginnt um in Galizien Fortgang und Schluß zu finden. Willkomm combinirt uns hier die galizische Empörung als Frucht eines Complottes hierarchisch gesinnter Bundesbrüder, für die der Name Nachtmahlsbrüder, weil sie mit dem Abendmahl ihren Eidschwur besiegeln, wohl eine Erfindung ist. Thatsache und Erdichtung laufen hier im Roman bunt durch einander; hinter mancher Figur mit erfundenem Namen steckt vielleicht eine Gestalt aus der Wirklichkeit; in Ghiberti ist Roothaan, der General der Gesellschaft Jesu, zu vermuthen. Die beiden Sembrowski vertreten die beiden Seiten des polnischen Nationalcharakters, das leichtsinnige und des enthusiastisch edlere Element. — Willkomm's Romane sind voll Phantasie, Leben und Bewegung. Sein Lausitzer Naturell läßt sich nur dann und wann von einer Art Hussitischer Hitze fortreißen. — In den Nachtmahlsbrüdern hat ein Priester der Gesellschaft Jesu, ein Bauernsohn, ein Mädchen entehrt. Um diese Schmach von der Gesellschaft abzuwenden, wird der Übelthäter auf den Beschluß der Nachtmahlsbrüder entmannt, damit die Unmöglichkeit der Schandthat nachzuweisen ist. Wir wissen nicht ob der Erzähler dies in Rom als Thatsache erfuhr; wir bezweifeln auch nicht das Charakteristische dieser Historie; aber wir bedauern daß ein deutscher Poet uns den Geschmack zutraut, sie in einer Dichtung entwickelt sehen zu wollen.

— A. v. Sternberg stellte unter dem Titel das Buch der drei Schwestern (Leipzig, Hinrichs) zwei Bände Novellen zusammen. Die drei Schwestern die der Verfasser meint, leben in einem alten Schlosse hoch auf der Bergesspitze. Da sitzen sie im großen alterthümlichen Saale, und wenn Abends die Kerzen brennen, rücken sie am Kamin zusammen und erzählen sich Geschichten. Wohl steigen einzelne Wandrer hinauf zur Burg, wenn Nachts die erleuchteten Fenster sie locken; allein der Berg ist steil, der begeisterten Hörer sind wenige. Da entschließen sich die drei Schwestern hinunterzuziehen in's Thal, und damit mehr Volk sie höre, setzen sie sich auf den — Markt und beginnen dort ihr Werk. Jede aber wählte sich einen Geleitsmann um in die Welt zu ziehen. Die Eine, sie nennt sich „Erzählung“, eine Verwandte der „alten Frau Base Geschichte“, wählt sich einen alten ehrbaren Herrn, den Hrn. Plutarch. Die Zweite, „das Mährchen“, wählt sich den hübschen jungen italienischen Ritter Straparola (vielleicht Strapasola, den Verfasser der tredeci piacevolissimi notti?); die Dritte, „die Novelle“, nimmt zu ihrem Führer den Boccaz. Unten im Thal sammeln sich viel Freunde und Anhänger um die Schwestern; was wir allen Musen um ihres Marktgeschäftes willen wünschen. — Von den Erzählungen beider Bändchen begegnet der Leser mancher vielleicht nicht ungern hier zum zweiten Male, wie dem „Arsenikfritzen“, dem „rothen Zwerg“, dem „Engel auf der Wanderschaft“ mit seinem zarten, feenhaften Spinngewebe, der „Physiologie der Gesellschaft“ mit ihrem mattherzig blasirten Materialismus aus der Küche des alten Frankreichs.

— Erzählungen aus dem Bergischen (Pesth, Heckenast) nennen sich zwei Bände von Walter Tesche, die wir den Lesern um so mehr empfehlen als sie heimische Zustände betreffen, manchem sogar Erinnerungen aus der Jugend heraufbeschwören. Das Bergische Land liegt zwischen Rheinland und Westfalen mitten inne; es ist mit den Eigenthümlichkeiten dieser beiden vermischt, trägt aber zugleich als drittes Element einen starken Beisatz von holländischer Art und Weise. Dies Land mit seinen Bewohnern, deutscher Literatur wenig zugänglich, aber ein Hauptsitz deutschen Fleißes, ist zu wenig von uns gekannt. Unsern Lesern schilderten wir das Wupperthal mit dem deutschen Manchester. Walter Tesche zeigt uns dort Land und Leute zur Zeit der Franzosenherrschaft; er gibt uns ein Bild von Mürat's glänzendem Hofe zu Düsseldorf. „Die Kohlentreiber“ nennt sich die Erzählung im ersten, „die Ausgestoßene“ die Erzählung im zweiten Bande.

— Die Frauen von Kulm heißt ein „historisch-romantisches Gemälde“ von F. W. F. v. Rekowski (Altenburg, Helbig, 3 Bde.) das uns in die Kämpfe des deutschen Ordens mit den Herzögen von Pomerellen, der Zeit nach in die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts versetzt. Pomerellen's Herzog ist nicht mehr heidnisch, allein in seinen Heeren ist allerlei unchristlich Gesindel; Grund genug für den Orden, seine Feldzüge zu erneuen. Kulm ist dem Herzog entrissen, sein Sohn wird als Geißel dort behalten. Der junge, romantische Mensch den der Verfasser mit allzu starkem Bombast schwärmen und lieben läßt, gewinnt die Neigung der einen Tochter des Schultheißen; dieser selbst ist nicht minder heimlich auf Seiten des Herzogs von Pomerellen. Die bedrohte Stadt wäre längst eine Beute des barbarischen Feindes, wenn nicht eine Schaar geharnischter junger Ritter die zur rechten Hülfe immer wie aus dem Boden gewachsen dasteht, Rettung brächte. Dies sind die Frauen von Kulm unter Anführung der andern Tochter des Schultheißen. Die Flucht des Prinzen mit der Geliebten, bei welcher diese umkommt, schließt den Roman; des jungen Fürsten weiteres Leben und Treiben wird der Geschichte überlassen. — Der Verfasser schreibt etwas schwülstig; die Stoffe zu Volksscenen läßt er unbenutzt, denn ihm fehlt der Humor. Vortrefflich dagegen ist die groteske Figur eines Dieners des jungen Prinzen, Hipp der Wolf genannt.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben
von
F. Gustav Kühne.

1848. 5. Februar.	Inhalt: Über den Zwiespalt zwischen Talent und Gesinnung. Von F. Gustav Kühne. — Verkrüppelte Xenien eines Wiener Phäaken. — Laube's Struensee. — Aus der preußischen Provinz Sachsen, aus Kassel, Berlin, München und Leipzig. — Zur Chronik: der ständische Ausschuß und Gesetzentwurf in Preußen; Ludwig Tieck, über Kolumbus; historischer Preis.	№ 6.

Über den Zwiespalt zwischen Talent und Gesinnung.

Von F. Gustav Kühne.

(Ein Vortrag, gehalten am Stiftungsfeste des Schriftstellervereins zu Leipzig; d. 24. Januar 1848.)

Es liegt mir fern die Nothwendigkeit der Gegensätze zu leugnen. Der Kampf entgegengesetzter Kräfte thut noth im Reiche des Geistes wie im Reiche der Natur. Die Erdachse hat ihre Gegenpole, die Anziehungskraft setzt die abstoßende Kraft voraus, die centripetale die centrifugale. Ohne diese Gegenseitigkeit ist die Bewegung der Weltkörper nicht denkbar, in diesem Druck und Gegendruck hat der Kosmos seinen Halt. — Vielleicht auch das Leben des Geistes? — Wer uns in der Welt des Geistes denselben Zusammenhang nothwendig entgegengesetzter Kräfte aufwiese, würde uns das Leben der Völker in seinem gesunden, naturgemäßen Lauf erklären. Auch in der Welt des Geistes gibt es ein Element der Schwere, und je nothwendiger dies Element zum Erhalten ist, desto mehr bedarf es der Triebkraft, soll das Ganze leben und sich bewegen, soll die Schwere nicht das Ganze in den Schlaf des Todes versenken. Im Leben des Staates nennen wir diese Elemente die conservativen und die oppositionellen. Der absolute Staat bleibt hinter dem Bereich der Natur, hinter den natürlichen Gesetzen der kosmischen Ordnung umdeswillen so weit zurück, weil er nicht einsieht daß die Kraft der Gegenkraft bedarf, weil er die Schwere in Lähmung übergehen läßt, die natürliche Berechtigung der treibenden Elemente des Lebens verkennt, die Bewegung, statt sie als Nothwendigkeit zum Bestand des Ganzen in sich einzugliedern, dem Zufall oder dem Fluche der Nemesis übergibt. Die Revolutionen der Natur sind vorweltliche; sie hörten auf sobald die Weltkörper die Gesetze ihrer Bewegung gefunden. Wir dürfen wohl sagen daß dies auch vom Staate gilt, daß er der Willkür des Umsturzes entgeht, wenn er die Bewegung gesetzlich macht. Nicht die Bewegung, sondern die Erhaltung ist sein Ziel. Aber zu seiner Erhaltung gehört die Entwickelung aller seiner Kräfte. Jede Entwickelung hat mit widerstrebenden Stoffen zu kämpfen, und so ist mit der Entwickelung der Kampf gesetzt. Aber dieser Kampf der Kräfte ist eben nur Mittel zum Zweck, so im Kosmos, so im Leben der Menschen. Dieser Kampf der Kräfte würde ein blinder sein, wenn er in eine wilde Wuth der Elemente, in eine erbitterte Verhetzung der Parteien überginge. Zu einer solchen wird der Streit: bleibt in der Hitze des Gefechtes jedes Ziel vergessen, jede Gemeinsamkeit, jede Einigung, jede Zukunft auch in der Ahnung verloren. — Zukunft! — Wer will uns sagen was das Ziel für die Kämpfe der deutschen Gegenwart ist? Wer kann den Preis unserer Mühen uns fertig aufweisen, das bessere Morgen uns deuten das auf ein sorgenvolles Heute folgt? Niemand wird sagen können welchem Ziel die Menschheit entgegengeht. Man soll auch den Schleier nicht lüften wollen. Lasset die Zukunft Geheimniß bleiben! Aber bringet Euch nicht um den Glauben an eine gemeinsame Zukunft! So scharf die Gegensätze, so hart der Zwiespalt, so bitter die Entzweiung: laßt

uns nicht die Zuversicht zu einem gemeinsamen Heil verlieren! Das aber war von Anbeginn der Fluch der deutschen Entwickelung daß den Gemüthern im Feuer des Streites alle Ahnung eines zusammenfassenden Zieles entschwand. Im Mittelalter entbrannte der große Kampf zwischen Kirche und Staat: die Wirklichkeit, das Leben der Völker ward darüber zum Opfer. Die katholische und die protestantische Welt standen in Harnisch gegen einander: über dem blutigen Principienstreit ging Deutschland verloren. — So schaltet und waltet nicht die Natur; in solchem Widerstreit der Elemente, in solchem Kampf der centripetalen und centrifugalen Gewalten, in diesem Gegensatz der magnetisch anziehenden und abstoßenden Kraft geht der Kosmos nicht zu Grunde. Er hat vielmehr in dieser Gegenseitigkeit seine Entwickelung, und das Ziel dieser Entwickelung ist er selbst. Die Natur verliert sich nicht. Warum ist es im Leben der Völker anders? Warum ist Deutschland über allem Streit seiner Parteien immer sich selbst verloren gegangen? Nirgendwo sind die Kämpfe des Geistes treuer und inniger, nirgend mit mehr Hingebung, mit mehr Hartnäckigkeit geführt. Nirgend aber wie bei uns ging zugleich der Bestand des Ganzen darüber zu Grunde, der Hinblick auf ein gemeinsames Ziel verloren. — Auf die religiöse Entwickelung folgte in Deutschland die Epoche der Kultur. Mitten in der Heranbildung einer großen Literatur verließ uns nicht der fanatische Hang, das blühende Leben dem harten Dünkel des Begriffs preiszugeben, die Gestalt der Schönheit in der dürren Hitze des Principienkriegs zu opfern. Drohte uns nicht im hartnäckigen Streit über Classisches und Romantisches die Poesie selbst unter den Händen zu verschwinden? — Um Goethe herum entbrannte diese Grenzstreitigkeit zwischen Classischem und Romantischem. Der Fußtritt der Kämpfer zerstampfte den Boden den er bebaut; der aufgewühlte Staub stieg aus der Rennbahn der Debatte zu ihm auf; mitten im Gewühl und Gewölf der streitigen Meinungen saß er da mit der Ruhe des Olympiers. Ihm hatten die Götter das Siegel der Weihe auf die Stirn gedrückt, und über die Parteiung der Menschen hinweg ragte sein Haupt hinaus in sonnenhelles Firmament. — Es will uns jetzt wie ein gelinder Wahnsinn bedünken daß die Romantiker die Poesie auf ihr Gebiet gebannt sehen wollten, nachdem das Genie auch bereits im Garten der Hesperiden die Früchte für uns gepflückt, Classisches und Romantisches im freien Walten seiner göttlichen Kraft zu unserem Eigenthum gemacht. Und ist das schöpferische Talent nicht immer reicher als alle Meinungen der Welt? das blühende Leben nicht segensvoller, freiwillig ergiebiger als alle Doctrin? die Gestalt nicht lebenspendender als der Begriff? — Gewiß, solange das Talent an den Urquellen der Natur seine Nahrung holt. Aber das Talent, das Genie, ist auch Mensch. Und da greift denn die Meinung des Tages, die Forderung der Welt auf seine menschliche Seite ein. Wo das Talent ausruht, hat es seine Schwächen. Hat es doch mitten in seinem schöpferischen Blühen und Reifen Bedingungen die kein Verstand der Verständigen sieht. Das Talent hat seine Geheimnisse; sonst wäre es nicht unberechenbar in seiner Kraftentwickelung wie in seinen Wirkungen. Nehmet ihm diese seine Geheimnisse, grabt ihm die Quellen ab aus denen es schöpft, reißt den Schleier hinweg der die Werkstatt seiner Geburten deckt! Aber nehmt ihm nicht seine Freiheit: sonst nehmet Ihr ihm die Möglichkeit seines Daseins.

Außer dem Kampf mit den Meinungen der Welt hat das Talent auch den Kampf mit der Gesinnung zu bestehen. Dieser Streit ist nicht weniger hartnäckig. Hat die Meinung ihre Waffenkammer in der Schule der Philosophen, so stützt sich die Gesinnung auf Religion, Moral, Patriotismus. Große, starke Lebensmächte! Sie sind im Volke was im Kosmos das Element der Schwere ist. — Mit den Befreiungskriegen machte Deutschland den Anfang auch politisch zu sich selbst zu kommen. Da entdeckte man plötzlich, Goethe habe keinen Sinn für diese politische Entwickelung der Nation. — Das patriotische Gefühl hat ein Recht dazu, das Genie vor sein Forum zu ziehen; die Gesinnung thut wohl daran, das Talent vor die Schranken zu rufen sich zu vertheidigen über seinen Abfall von der Sache der Nation. Aber die Sache der Nation war bis dahin in ganz andern Bahnen gegangen; deutscher Geist, daheim von knechtischer Winkelwirthschaft umstrickt, hatte sich weltweite Regionen eröffnet, war der Freiheit des Gedankens kosmopolitisch nachgegangen durch alle Räume der Welt, bis an die Wiege der Menschheit, bis an die Quellen Indiens. Das Genie der alten Zeit war in den alten Bahnen geblieben; und der Patriotismus brauchte die Talente für die neue Sache der Nation. Das nationale Zeitalter begann das kosmopolitische zu verdrängen; mit dem Jahre 1809 eröffnete sich der deutsche Freiheitskrieg, in den Tyroler Bergen floß zuerst für die große Sache das Blut des Volkes: das Talent trat mit der Gesinnung in harten Zwiespalt.

Goethe, in seiner Weltansicht ganz und gar ruhiger

Naturforscher, verhielt sich zu den politischen Bewegungen seiner Zeit und seiner Nation wie ein Mann der an der stillen Bucht des Ufers Muscheln sucht, während hinten in der Brandung der Wogen zwischen Strudeln und Klippen ein Schiff mit seiner Mannschaft kämpft, ein Raub der Elemente, eine Beute des Todes zu werden droht. Der Mann in der Bucht am Ufer hat für die strandenden Brüder keinen Nothschrei, keinen Hülferuf. Er steht bei Seite, eifrig beobachtend, emsig forschend. Was reizt ihn an dem großen Phänomen? — Das Farbenspiel der Sonne die auf das Wrack der Gescheiterten ihre letzten Strahlen wirft! — So machte er schon in der Champagne den Feldzug mit, Pflanzen sammelnd, Steine musternd. So saß er schon vor Mainz mitten in der Kanonade, das Phänomen des gebrochenen Stabes im Schein der Wasserfläche betrachtend, ganz classische Ruhe, ganz jenem Weltweisen gleich der bei der Erstürmung der Stadt dem herandringenden Soldaten zuruft: Mensch, störe meine Cirkel nicht! — Goethe war der Mann der Ordnung, und die Freiheit begann in Frankreich mit Verwilderung, in Deutschland mit ohnmächtigen Versuchen. Aber das Volk ging nicht unter wie das Schiff in der Brandung; das Volk ging auf, Deutschland rüttelte sich wach vom Todesschlaf der Knechtschaft. Hatte der Dichter kein Herz für Völkerwohl und Weh? — Er hatte keinen Sinn für die politischen Bewegungen Deutschlands. Nur der Mensch als Einzelner, nur die Menschheit im Ganzen und Großen beschäftigten ihn, sein Volk war ihm zu keiner Person geworden. Die Sturm- und Drangperiode der seine Jugend angehörte, hatte Männer ins Feld gestellt, deren Geistesthaten nicht blos dem Kunsttrieb des Talentes, sondern der Gesinnung entsprangen, Männer die das Wahre gewollt, wenn sie es auch nicht in der Form der Schönheit fanden. Sie hatten sich in den qualvollen Wehen der Nation nicht zurechtgefunden, waren bei Seite geschleudert wie Klinger und Forster, waren in geistiger Unordnung untergegangen wie Merck und Lenz. Aus deren Reigen war Goethe hervorgegangen; sein Werther, sein Götz, sein Egmont, abgesehen vom Talent das sie schuf, sind zugleich als Thaten der Gesinnung zu bezeichnen. Aber diese Epoche seiner Jugend, wo er aus dem Element der Gesinnung heraus, aus überströmendem Drang des Gefühls und aus Sympathie mit der Welt geschaffen, hatte er für sich abgeschlossen; nur der Faust begleitete ihn in seine Epoche des Hellenismus mit hinüber. Für die Noth der Zeit, für die Leiden und Kämpfe des Volkes im Sturm der Gegenwart hatte er keinen Sinn. Sein Talent war über sein Volk hinausgewachsen; die patriotische Gesinnung fand keinen Helden in ihm. Da flammte der Unmuth gegen ihn auf. In jenem Kind Bettina fand dieser Unmuth den begeisterten Ausdruck. Das verzückte Mädchen klopfte mahnend an sein großes Herz das erkaltet zu sein schien, weil seine Flammen nicht in's Vaterland schlugen. Warum, rief sie mit patriotischem Zorn, warum schickst Du Deinen Wilhem Meister aus dem Trödel der Kulissenwelt und des geheimen Logenwesens nicht hinaus in die Berge wo die Freiheit lodern! — Sie hatte Recht. Das Blut des Volkes ist ein heiliger Purpur für den Dichtergeist. Der Jüngling Meister wäre im Völkerkampf zum Mann herangereift. Die Helden der Goethe'schen Dichtung sind entweder Jünglinge oder Greise, das Mannesalter ist in der ganzen deutschen Entwickelung nicht fertig herausgeboren, unsern Freiheitskämpfen hat das Genie gefehlt. Den Männern der That die unsere Schlachten schlugen, standen Sänger zur Seite, jene Arndt, Schenkendorf, Körner, Männer der Gesinnung deren Talent dem Gefühl für die Nation entsprang. Das Genie war hinter dieser Aufregung zurückgeblieben oder ihr vorangeeilt. Und Schiller war todt! Das wäre der Tyrtäus gewesen für einen großen Freiheitskampf. War der Geist seiner Dichtungen nicht immer schon ein Mitstreiter in all den Kämpfen der ringenden Menschheit? Sein hohes sittliches Gefühl, sein heiliger Prophetenzorn, seine flammende Begeisterung für die große Sache der Völker machte seine dichterischen Gebilde zu Schlachtenthaten der Gesinnung. In der Gewitterschwühle einer Revolution waren seine Räuber geschaffen; aus der sittlichen Empörung des Naturgefühls gegen die Satzungen einer verwahrlosten Welt gestaltete sich Kabale und Liebe; Fiesko entwickelte den großen Zwiespalt zwischen einem Spartaner und einem Alcibiades der Freiheit. Und wie aus Frankreichs Umsturz jener Geist hervorstieg der an die Machtvollkommenheit seines Willens die wilde Zwietracht der Dämonen fesselte, da ging, ganz schrittgemäß mit Napoleon, aus Schiller's Haupt Wallenstein hervor, ganz gewaffnet, ganz machtvollkommen, ganz der Heros der dazu nöthig schien die aus den Fugen gegangene Welt wieder einzurichten. Aber dieser Heros in der Wirklichkeit täuschte die Völker, die Freiheit die er als Erbschaft der Revolution überkommen, ging in ihm wieder unter; sein vermessener Wahn ließ ihn die Welt zum Spielball seiner Willkür machen. Da dämmerte im Gemüth des Dichters der Gedanke, die Völker selber

müßten sich die Freiheit suchen und erringen. Im Vorgefühl dieser Ahnung schuf er den Tell. So wurden gleichlaufend mit der Entwickelung des Jahrhunderts Schiller's Poeme im Anblick der Weltschicksale gedichtet, im Vor- und Mitgefühl mit den Schmerzen und Freuden der Völker empfangen und geboren. Sein dichterischer Prophetengeist hat den deutschen Freiheitskämpfen gefehlt. Hätte sein hoher Sinn Fürsten und Völker bei den Thaten der Freiheit begleitet, ihre Gemüther beseelt und gelenkt: aus jenen Kriegen wäre mehr geworden als ein bloßes Losschütteln der Feinde von unsern Schultern, als eine Rückkehr in den Pferch der alten Bahnen. Es liegt etwas Zwiespältiges in unserer Entwickelung, in unserem Wollen und in unserem Können. Vom allerhöchsten, vom weltgestaltenden Genius fordern wir aber daß in ihm das Feuer der Gesinnung mit der Flamme der schöpferischen Kraft in Einer Lohe gen Himmel schlage. — Wir fordern es, soweit man das *Glück* fordern darf. Die Gunst der Götter läßt sich aber nicht erzwingen. — Andern Völkern ist es gestattet gewesen, *nach* dem Kampf für Freiheit ihre Bildungsstoffe in Kunst und Poesie zu entfalten. *Nach* den Thaten des Schwertes feierte Griechenland seine Musenspiele; Aeschylus war Mitkämpfer in der Schlacht als Mann, Sophokles tanzte unter den Jünglingen den Siegesreigen, auf Euripides' Wiege fiel der Sonnenstrahl des ersten Freiheitstages. In Spanien, in Frankreich, überall begann *nach* dem Glanz der Waffenthaten die Glorie der Kulturepoche, und jener Britte dichtete unter Elisabeth im Vollgefühl des freien Landes, des freien Glaubens, des freien Volkes. Der deutschen Entwickelung ist diese Folge versagt gewesen; unsere Literaturepoche ging unserer politischen Gestaltung voraus. Darum der Zwiespalt, darum griffen Talent und Gesinnung in ihrem höchsten Ausdruck nicht sympathetisch zusammen, darum wurde aus Goethe und Schiller, den großen Trägern beider Richtungen, nicht Eine Gestalt. Es wäre eine Gestalt geworden wie sie kein Volk, kein Zeitalter aufgewiesen. — Im Tyrolerjahre schuf Goethe, das Talent das sich vom Sinn seines Volkes im Drang der Gegenwart verloren hatte, sein vollendetstes Werk, — und diese Wahlverwandtschaften stehen unter den Thaten deutscher Bildung als unantastbare Säule fest. Wir haben Grund zur Klage daß die Nation die Thaten ihrer Freiheit schlug und das Talent die Thaten seines Geistes unbekümmert um die Leiden des Volkes vollzog. Die Klage ist gerecht, aber sie hüte sich über ihr Ziel hinauszugehen! Und es steht die Frage wer die Berechtigung habe diese Klage zu erheben. Bettina hatte das Recht, der patriotische Schmerz, die begeisterte Gesinnung hat das Recht; der Geist hat immer ein Anrecht auf den Geist. Aber in dem was wir Gesinnung nennen, steckt noch ein anderes Element. Die Berechtigungen der Gesinnung hören auf, wenn der Spiritus verflogen, wenn das Phlegma übrig blieb. Das Phlegma in der Gesinnung ist das alte Erbtheil in Vetter Michels dickem Blut. Lange Zeit faul und träge, braust es plötzlich unwirsch auf und wird zu jenem furor teutonicus der den Stoff zu unsern Bauernkriegen lieferte. Aus dem dumpfen Niederschlag der patriotischen Aufregung der Freiheitskriege erwuchs uns eine Kritik welche die Thaten und die Sinnesart des Talentes vor die Schranken des Philisters rief. — Goethe hatte schon viel überdauert, in seiner Jugend die stumpfe Gleichgültigkeit der Zeitgenossen, den Nikolaischen blanken nüchternen Verstand. Es hatte damals noch nicht gegeben was man Gesinnung nennt; aber jener Handwerkerverstand hatte so viel und so wenig Berechtigung auf die höchsten Probleme als der banausische Fanatismus der Gesinnung der den Dichter zur Rechenschaft zog. Das Talent hatte die Doctrin der Philosophen, den Streit der Romantiker überstanden; jetzt zogen neue Geschwader heran, es war ein neuer Bauernkrieg der literarisch ausbrach. — Wozu hier Namen vorführen? Mit Menzel, mit Pustkuchen bezeichnet sich kaum eine Person; es sind Bruchstücke vom deutschen Urphilister. Man wird sie bei etwaiger Seelenwanderung petrificirt, bei Seite als abgelagerte Flötzblöcke wiederfinden. Patriotismus, Sittlichkeit, Frömmigkeit! war das neue Kampfgeschrei. Große Mächte, die damit in's Feld rückten! Sie fußen in der Schwerkraft der deutschen Natur. Nur daß die große Natur, der Kosmos, des Elementes der Schwere gar sehr benöthigt, der Gegenkraft, der Triebkraft gleich stark bedarf! Diese Triebkraft vergißt die Gesinnung wenn sie, auf Nothwendigkeiten gestützt, der Freiheit des Talentes den Krieg erklärt. Und diese Partei, auf Gesinnung, Moral und Religion trumpfend, saß auf ledernem Stuhle, hatte als Scepter einen Besenstiel in der Hand und decretirte daß Goethe unsittlich sei, derselbe Goethe der sogar in den Gesetzen der physischen Welt eine sittliche Ordnung entdeckte, die Natur vergeistigt und verklärt in seine Gebilde aufnahm, in der hellenischen Harmonie zwischen Form und Inhalt, Körper und Geist die Wahrheit und die Schönheit fand. Daß die ächte Schönheit zugleich ein Triumph der Sittlichkeit sei, die Wahrheit in ihrem höchsten Ausdruck nicht anders als in der Form der Schönheit zur Erscheinung

komme: dies Platonische Gesetz schien dem Bewußtsein der streitenden Menschen nicht mehr zugänglich. Es ist dieselbe Partei die der Freiheit des Kunsttriebes den Krieg erklärt, die Musen und Grazien mit Polizeimandaten verfolgt, gegen die Freiheit der Forschung zu Felde zieht, die Moral gegen die Poesie waffnet, das Christenthum gegen die Philosophie, den Patriotismus gegen die Humanität, die Gesinnung gegen das Talent in den Harnisch jagt. Sie schwört und trumpft zugleich auf Schiller. — Sie ruft also den höchsten Ausdruck deutscher Gesinnung gegen die höchste Potenz deutschen Talentes in's Feld. Sie vergißt dabei daß dieser höchste Ausdruck der Gesinnung mit dieser höchsten Potenz des Talentes in tiefer Wechselwirkung stand, daß Beide das Bedürfniß zu ihrer Ergänzung fühlten, Beide sich nöthig waren um Jeder in seiner Weise in sich zu vollenden was ihm ein Gott verliehen. Ihr Briefwechsel gab uns dies Schauspiel. Daß Beide die Kluft zwischen einander füllten, Beide im Drang der tiefen Bedürftigkeit sich zu einem Bunde gegenseitiger Arbeitsamkeit die Hände reichten: das war in deutscher Kulturgeschichte ein so großer Act wie im Bereich des Kosmos die Entdeckung eines Weltgesetzes. Goethe mit dem ruhig tiefen Waltenlassen der Natur; Schiller mit den feurigen Postulaten Gottes im Gemüth, Beide gehen Hand in Hand. War das nicht als wenn im Organon der Welt das Element der Schwere von der Ahnung der ihm gegenüber wirkenden Triebkraft erfaßt würde, die bindende Kraft sich mit der lösenden Kraft, die Nothwendigkeit sich mit der Freiheit verschwisterte?

— Sind wir nun heute weiter? — Wir haben hier den Streit zwischen Talent und Gesinnung eigentlich schon ausgefochten, an den höchsten Vertretern beider Richtungen ihre freiwillige Gemeinschaft und Ergänzung aufgewiesen. Allein jede Zeit stellt sich ihre Gegensätze wieder anders. Die Talente flüchten sich immer wieder zu Goethe, die Männer der Gesinnung sammeln sich am liebsten unter Schiller's Fahne. Allein auch unter den alten Panieren ist der Kampf immer wieder ein anderer. Wie stellt sich in unsern Tagen die Gesinnung zum Talent? — Wir sind allzumal Epigonen und ermangeln des Ruhmes der Ursprünglichkeit den wir vor Gott und der Welt haben sollen. Die Propheten sind ausgestorben, unter Epigonen gibt es kein Genie mehr. Aber es wäre denkbar daß auch auf der andern Seite den Männern der Gesinnung nicht mehr der Feuerstrahl innewohnte der Schillers hohen Sinn belebte. Ist vielleicht auch die Gesinnung, was man sagt, heruntergekommen? — Die Aufgaben des Jahrhunderts sind gewachsen. Sehen wir zu daß die Mittel dazu dem Zweck entsprechen! Die Heranbildung der Massen hat begonnen. Die breite Kluft zwischen den Führern und dem Volk ist gedeckt; es wandeln die Talente nicht mehr ihre besondere Sternenbahn und lassen die Gesellschaft, die Nation, die Welt auf der platten Erde weiter traben. Die Talente und die Menge sind sich näher gerückt. Es herrscht zwischen beiden eine stärkere Wechselwirkung; es ist mehr Bereitwilligkeit da den Talenten Spielraum zu gönnen; die Kluft ist verschwunden, aber die Spannung blieb vielleicht. Man läßt jetzt die Talente leichter auftauchen, aber man läßt sie auch leichter wieder fallen. Halten sie nicht Stich? Dann fehlt ihnen jene Dauerbarkeit der Kraft welche der Charakter, welche die Gesinnung gibt. Das wäre die eine Möglichkeit. Aber herrscht vielleicht auf der andern Seite, unter den Männern der Gesinnung, der Geist eines engherzigen Argwohns der den Talenten das Gedeihen verkümmert, ihre Gültigkeit bezweifelt, für ihre Erziehung nichts thut, an ihrer Unzulänglichkeit sich spöttisch weidet? Mich dünkt, man könnte derlei unter uns wittern. Gesinnung und Talent sind wieder sehr zwiespältig, sie haben in der Presse selber nicht übel Lust hüben und drüben ein Feldlager aufzuschlagen. Denken wir uns diese Parteiung fertig ausgebildet! Auf der einen Seite das Talent, die Befähigung, die schöpferische Kraft; auf der andern der sittliche Wille, die Ehrlichkeit und das Gefühl von dem was dem Zeitalter noth thut. Es wäre schlimm wenn es keine Brücke mehr zwischen beiden gäbe. Es wäre so schlimm als wenn die Ehrlichkeit sich nicht mehr Raths erholen wollte bei der Klugheit, die Klugheit aller Ehrlichkeit entbehrte. — Man hat im lebendigen inneren Menschen Herz und Geist geschieden. Das scheint nöthig, denn beiden liegt Verschiedenes ob. Soll es aber bei dieser Trennung bleiben? — Dann steht zu fürchten daß Beide in dieser Spaltung verkümmern, die Herausbildung des vollen freien Menschen unmöglich wird. Gibt es Geister die der Schwerkraft ermangeln, in der bloßen Triebkraft zerflattern, so gibt es doch auf der andern Seite auch unfruchtbare Tugenden, Tugenden der Trägheit, im Phlegma deutscher Natur befangen. Wenn wir die schöpferische Kraft mit dem sittlichen Willen zwiespältig erhielten, so hätten wir auf der einen Seite das Können ohne den Schwung der Willenskraft, auf der andern das bloße gutmüthige Wollen in seiner Ohnmacht, dorten den blos formellen Kunsttrieb des Talentes, die Virtuosität, die Routine der Fabrikation,

hier aber die baare blanke Impotenz, ein hohles Pochen auf eine Ehrlichkeit die alle Fähigkeit verketzert, ein gewisses Pharisäerthum der Gesinnung das auf die Brust schläg und ruft: ich danke dir, Gott! — Es wäre schlimm wenn die Talente frivol würden; es wäre aber noch schlimmer wenn die Gesinnung wieder platt würde. Dann hätten wir von neuem einen literarischen Bauernkrieg mit seinem ganzen Vandalismus. Dann müßte die Moral wieder gegen die Künste zu Felde ziehen, das Christenthum gegen die Philosophie den blinden Kampf erneuern, der Philister gegen das Genie zur Furke greifen. Und in der That, es regt sich in der Presse ein gewisser täppischer Puritanismus, in seinem Anblick schmahlstirnig, in seinem Ausdruck breitmäulig. Es wäre schlimm wenn ein solcher zu regieren anfinge; noch schlimmer aber wenn die Talente einer solchen Herrschaft bedürften, wenn sie auf den schweren Gang der deutschen Entwickelung ohne Einfluß blieben. Die Gesinnung kann anmaßend sein, wenn sie auf nichts als auf den Impuls ihres sittlichen Gefühls zu verweisen hat; sie ist dann wirkungslos. Aber das Talent, wohnt ihm kein höherer Drang inne, ist schlimmer als wirkungslos, es wird in seinen Wirkungen verderblich. Es verweichlicht, es erschlafft das Zeitalter das sich aufraffen will. Es gibt sich an die kleinen Künste des Behagens gefangen; es ist schmeichlerisch wo die Gesinnung durch allzu herben Ernst zurückschreckt; es buhlt mit der Gunst der Großen, denen die Gesinnung eine feste Stirn entgegensetzt; es verbraucht sich im Salon, und schwätzt in der causeuse, es thut schön mit dem Dilettantismus der wo er mehr als Mäcen sein will immer heillos wirkt. Das Talent gefällt sich in weichen Formen, es siedelt sich gern an auf dem Lotterbett des Comforts, es wird ein Knecht seiner Bedürfnisse, ein Knecht seines Behagens. Seiner hohen Sendung und dessen was die Zukunft stark und freudig macht, nicht mehr eingedenk, wird das Talent zum Sklaven einer Kultur die mit dem Fortschritt abgeschlossen und sich eingefriedigt hat hinter der Hürde des bequemen Herkommens. Gehen die Talente ihrer Mission verlustig, so gibt die Gesinnung ihre Aufgabe nicht preis, das Zeitalter aus dem erschlaffenden Hinwelken einer feig gewordenen Bildung aufzuraffen; aber sie kann nicht erreichen was sie bezweckt, ihr fehlen die Mittel, und dem Talente ging bei seinen Mitteln der Zweck verloren. Der Spartanismus der Gesinnung will, hat aber nicht die Befähigung sein Wollen in ein Können umzusetzen. Der Sybaritismus aber macht das Talent zur bloßen Sache des Luxus.

Haben wir uns den Zwiespalt in seiner fertigen Ausbildung vergegenwärtigt, so haben wir die Demokratie der Gesinnung einer Aristokratie der Talente gegenüber. — Ich leugne nicht daß der Kampf dieser Elemente nothwendig, aber ich leugne daß es von Heil sei wenn in vorgerückten Zeitläufen beide Mächte in schroffer Abgeschlossenheit sich gegen einander verschanzt halten, räuberische Ausfälle gegen einander versuchen und sich dann hinter ihre Bollwerke zurückziehn. Eine Gesinnung die zur Wirksamkeit aller Befähigung ermangelt, ist nichts als ein Diogenes in der Tonne neben dem Helden Alexander der in den Lehren des Aristoteles geschult, in seinem glänzenden Waffengeschmeide die Welt erobert. Alexander soll nicht untergehen in der Schwelgerei einer sybaritischen Kultur. Aber Diogenes soll auch nicht mit der Laterne am hellen Tage Menschen suchen wollen, er soll in ihnen selbst das Licht entzünden. Diogenes soll sich nicht in der Tonne gegen die Bildung und den Reichthum des Lebens verschließen, sondern sich dieser Bildungswelt und dieses Reichthums der Kräfte mitten unter den Menschen bemächtigen. Das sind die Aufgaben der Gesinnung, und mit der Befähigung dazu, indem sie selbst zum Talent wird, sichert sie die Talente, sichert sie die Welt vor der Verwahrlosung.

Für die Talente von heute darf man kaum der Besorgniß Raum geben daß sie unerkannt in abgelegener Stille verkümmern. Im Gegentheil, sie drängen sich sehr gern in den Lärm des Lebens; der alte Satz, „es bildet ein Talent sich in der Stille" scheint diesem Zeitalter fremd werden zu wollen. Die Kritik läuft heutzutage stündlich Gefahr ein Talent nach Maßnahme seines politischen Glaubensbekenntnisses zu richten; eine Gefahr die so nahe liegt daß wir ihr kaum entgehen können, solange das Zeitalter in politischer Gährung begriffen ist. Es ist schlimm, wenn die Kritik terroristisch verfährt und die Freiheit des Talentes kränkt. Noch schlimmer aber wenn die Talente des innern selbständigen Haltes ermangeln, sich freiwillig ihrer Freiheit begeben und knechtisch dienstbar sind. Unsere alten Talente — das war früher unsere Klage — verharrten in einer gewissen hartnäckigen Unzugänglichkeit gegen die öffentliche Meinung; die heutigen Talente buhlen um die öffentliche Gunst, haschen nach den Stichwörtern des Augenblicks, sind voll eitler Geschäftigkeit sich in den Vorgrund des Meinungskampfes zu stellen. Unsere Lyriker, im Aufruhr des Augenblicks, verpuffen den geistigen Gehalt des Zeitalters in Declamationen; unsere Dramatiker schmücken ihre Figuren mit einem coquetten Mäntelchen,

aus den bunten Fetzen der herrschenden Parteimeinung zusammengeflickt. Das heißt nicht sich am Kampf des Zeitalters betheiligen, das heißt nicht dem Geist des Jahrhunderts dienen, sondern der Phrase des Tages fröhnen, dem Götzen des Augenblicks unterworfen sein. Liegt in dieser Knechtschaft der Talente unter der Herrschaft der Meinung mehr ein Beweis von der Macht dieser oder — von der Hinfälligkeit jener? — Die Meinung der Welt ist mächtiger geworden als je. Im Gefühl dieser Herrschaft hätte sie dann um so weniger nöthig das Talent zu knechten. Das ächte Talent hat seine eignen Quellen; es gehört zu seinen Geheimnissen die Kraft aus sich selbst zu holen. Hat nicht selbst jener Numa Pompilius, um Roms Gesetzgeber zu sein, der Einsamkeit des Waldes bedurft? Er fand dort, wie die Mythe sagt, die Nymphe die ihn Weisheit lehrte; d. h. er fand dort die Einkehr in sich selbst, die geheime Zwiesprache mit Gott und Natur, wie der Einsiedler in der Wüste Gesichte hat, der Stifter der Religion Stimmen von oben hört, Moses am Sinai mit Gott redete, Christus in den vierzig Tagen der Weltentfremdung den Gott in sich selbst vernahm. Man gönne den Talenten die Einsamkeit; man hindere sie nicht uns aus der Einfalt der Natur einen frischen Athemzug Gottes zu holen; man dränge die Musen nicht gewaltsam in den Lärm des Marktes, man zwinge die Flöte nicht mit Gewalt, Trompete zu sein.

Aber wir sind wesentlich in politischer Entwickelung begriffen; da ist die Flöte unwirksam geworden, da bedarf es ausschließlich der Trompete! — Des ganzen vollstimmigen Orchesters bedarf es, des Zusammengreifens aller Kräfte. Aus aufgelösten Dissonanzen besteht eine gute Musik. Eine Wiedergeburt des Lebens wird entweder auf allen Gebieten möglich oder nirgend. Und sind die Elemente der Gegenwart nicht aller Orten flüssig? Drängt nicht auch das religiöse Bewußtsein, der ganze sociale Stoff des Lebens nach einer neuen Gestalt? Wer will da sagen wo alle Instrumente laut werden wollen, welche einzelne Stimme vorherrschend gültig sei! Sie hat nur Gültigkeit soweit sie als Talent, als freie Gabe der kunstgerechten Natur, Theil hat am Geist des Ganzen und zur Harmonie mitwirkt. Die einzelne Kraft im Orchester die sich aus der Gesammtheit herausringt um in die Harmonie zurückzutreten: das sei die Entwickelung des Talents, und das Gefühl der Gemeinsamkeit Aller sei uns die Gesinnung! Werkmeister des Ganzen, Tonschöpfer des Stücks ist der Geist des Jahrhunderts. — Und gesetzt, die Gegenwart bedürfte vorherrschend der politischen Arbeit, wie denn unser Volk für seinen sittlichen Inhalt nachträglich die politische Form zu suchen hat; gesetzt, Gervinus hätte Recht, das politische Zeitalter müsse das literarische verdrängen: würde es dann nicht erst recht der zusammenfassenden Kraft von Gesinnung und Talent bedürfen um die neue Gestaltung zu gewinnen? Wenn wir Alle im Felde der Politik den Pflugschaar ergriffen, was dann? Wenn alle unsere Dichter Publicisten würden? — Was heißt Publicist? — Anwalt des Volkes! — Reicht dazu die Gesinnung, der gute Wille aus? Es wäre beklagenswerth wenn die Ehrlichkeit sich nicht bei der Klugheit Raths erholte um die Sache des Volkes zu führen. — Frankreich, sagt man, ist weiter als Deutschland. Frankreich hat allerdings Errungenschaften der Revolution an denen es noch lange zehren kann. Den Talenten sind dort Bahnen eröffnet die uns noch verschlossen sind. Der Mann der Praxis, der Banquier, wird Minister; das Talent aus dem Schooß des Volkes, der Journalist, erreicht das Portefeuille. Und doch ist der Zustand kein beneidenswerther. Wo ist die Gesinnung bei der dortigen Herrschaft der Talente? — Der Staat in Frankreich ist in den Händen der Talente zum Spiel egoistischer Capacitäten geworden. Die Gesinnung steht im Hintergrunde und wühlt grollend in der Auflösung von Problemen die den gesellschaftlichen Zustand von Grund aus erschüttern. — Der germanische Geist bildet sich noch immer ein der Revolutionen nicht zu bedürfen. Dann aber bedarf es um so mehr auf allen Gebieten der starken Arbeitsamkeit zu Reformen. Bei uns herrschen noch nicht einmal die Talente, geschweige die Gesinnung; bei uns herrscht noch vielfach das blöde Herkommen, das dumpfe Vorurtheil. Im Vorurtheil haben aber Gesinnung und Talent den gemeinsamen Feind. Und je stärker dieser gemeinsame Feind, desto mehr bedarf es der zusammengreifenden Arbeit, der Gemeinsamkeit, der gegenseitigen Ergänzung von Talent und Gesinnuug!

Verkrüppelte Xenien eines Wiener Phäaken.

Die Xenien.

Verkrüppelt erschein' ich an Glied, an Fuß und Gelenke;
Ich komm' aus dem Kerker: das, lieber Leser, bedenke!

Anberung.

Phäaken noch stets, ja wohl, im Palast und im Zimmer,
Doch leider dreht am Heerd der Spieß sich jetzt immer!
O, Strauß, du armer Tropf! O, Muth, entmuthigter Mann!
Das Volk fängt zu denken und zu hungern schon an!

Die zwei Gegner.

„Du gehst rückwärts stets, ich aber bleibe steh'n;
Und nenn's im Verhältniß mit Recht: vorwärts geh'n."
So spricht der todte Krebs zu dem lebendigen.
Ja, ja, man muß sich nur deutlich verständigen!

Rom.

„Prätur" und „Censur" im neuen Lichtgebilde!
Wie schmeckt auf die „Wolfsmilch" der Trank dir, der milde?

Pius der Neunte.

O, Pius, gefrommt hättest du für ew'ge Zeiten,
Erschienst du zur Zeit — Josefs des Zweiten!

Idem.

Dein heiliger Bau, er wird zertrümmert von ihnen!
O, Rom! das wird die schönste deiner — Ruinen!

Preßgesetz.

Die Presse sei frei, ja frei soll die Presse sein,
Dann sperren, juchheisa! die Schriftsteller wir ein!

Idem.

Ein Preßgesetz! Ein Gesetz, ein erpreßtes, ein Gesetz
Vom „Gesetzel" wie die Autoren man hetz'!
Denn gesetzt, die Presse wird freier genetzt,
So würden in die Presse die Dichter gesetzt!

Idem.

Doch wo ist die „Jury?" Ist Polizeimann noch Richter?
O, Preßgesetz, wie gleichst du so ganz einem Trichter,
Das Loch oben ist groß, der Proceß geht hinein,
Allein wo er herauskommt, das Loch ist gar klein,
Denn so will es das Jus, der mächtige Denker,
Man sei zugleich Kläger, Zeuge, Richter und — Henker!

Censurcollegium.

Va bene! benissime! Du Gimpel im Bauer,
Bekommst eine Leiter mit Sprossen, auf Dauer,
Da hüpfst du von Sprosse zu Sprosse ganz munter;
— Und wenn ich oben bin? — Dann gehst du wieder herunter!

Idem.

Ja, ein Collegium, ihr Dichter, das wird was leisten,
Denn unsre Collegen, die Dichter, die streichen am meisten!
Censoren und Dichter, die Lust ist cannibalisch,
Sie streichen bei uns herum, ganz — collegialisch!

Concession.

Anzeigen dürft ihr nun alles was eben erschienen;
Allein es darf nichts erscheinen! Ihnen zu dienen!

An Ch.

Die Donau bei Ulm sah dich, Süßer, antikatholisch!
Die Donau bei Wien, wäscht dich, Süßer, wieder katholisch,
Du kehrst zurück von der Bahn, der ewig verdammten,
In den Schooß der alleinseligmachenden — Staatsbahnbeamten!

Idem.

Kehr' zurück, verirrtes Schaf, du wollgeschmeidiges,
Du bist ein gutes Schaf, wenn auch ein räudiges;
Die Kirche hebt reuige Sünder zum Himmel empor,
Und stellt in Gratz sie an beim — Eisenbahnthor.

An G.

Als du draußen den Braten hier gerochen,
Hast du vor dem Haus dein Bellen unterbrochen;
Hast „loyal" zu sein bei deiner Ehre! — versprochen;
Nun warst du da, hast gewedelt, bist gekrochen,
Bekamst alljährlich einen Centner Knochen,
Hast dir d'ran die Zähne auch nicht ausgebrochen;
Nun bellst du wieder — doch wer einmal nahm den Knochen,
Darf auf sein Hundsein und Bellen nicht mehr pochen!
Das ist die Falle, in die du gekrochen.

An S.

Humorist, Satyrist, Journalist und Humorist!
Sag' mir, Junge, aufrichtig, wie dir zu Muthe ist?
Du lächelst? Du schmunzelst? Das ist nur Grimasse!
Du fühlst, man verzeiht dir niemals die Race;
Ein „Protestant", und ein „Ungar" und ein „Gescheidter!"
Ophelia, geh in's Nonnenkloster, und wandre weiter!

Idem.

Tausend Gulden? Auf Jahre drei? Ei, ei! Ei, ei!
Dreitausend Gulden! Und gar von der Polizei!
Armer Jakob, sechzehn Jahre lang zu gedulden,
Und als Lea und Rachel blos dreitausend Gulden!

Idem.

Wie lange noch läßt du dich mästen mit Worten und Luft?
So lang du noch lebst: rühre dich und steig' aus der Gruft!

An P.

Die größte Dummheit ging verloren aus ihrer Wohnung:
Dem, der sie bringt, vierzehntausend Gulden Belohnung!

Idem.

O, Mann von Talent, voll Geist, voll Göttergenie,
In jeder Antichambre wohnst du ja chambre garnie,
Du bist gewiß ein Wesen von großem Gewicht,
Dich schätzt ja ein Fleischhacker, wir prüfen mehr nicht!

Günstling.

Für Gstanzeln und Zötlein ein Ämtchen in Gnaden!
Sic itur ad astra! Ei, wie stinkt dieser Fladen!

Et caetera.

Was ist sein Amt? sein Talent? sein Genie? — O du Frageureicher!
Er ist ja wirklicher geheimer Oberzitherstreicher!

Thespiskarren.

Nach Stein und Bein, nach Deinhardstein und Holbein,
Kam ein Dietrich, und dabei wieder ein Stein.
Der Dietrich schließt die Gruft auf wo Iffland begraben,
Und schwört Stein und Bein drauf: sie sollen ihn haben!

Weiter!

Die Mythe ist aus, die Sage vom Institute
Ist eine Lüge, sie liegt verendet in ihrem Blute!
Zwei Rettiche sind zu wenig für die Gastronomie,
Ein Löwe macht noch immer keine Astronomie.
Das Wuchern mit dem alten Korn ist abscheulich,
Doch sind wir so glücklich, und rufen: Heilig, heilig, heilig!

Nur zu!

Ich lobe den Iffland, den Benedix, den Prechtler,
Besonders der letzte kann mich auch loben, ist ein wahrer Techtler-Mechtler!

Staatsköchin.

Ich kenn' eine Köchin, die kocht würzige Sache;
Die Köchin heißt: „Nemesis", und was sie kocht heißt: „Rache!"
Die Köchin steinalt ist doch jung noch im Gesichte,
Hat herrliches Zeugniß von der Hausfrau: „Geschichte."
Sie kocht jetzt ein Süppchen dem Mann der Verneinung,
Sie kocht ihm ein Süppchen aus „öffentlicher Meinung"
Und schenkt ihm deshalben die siebenzig Jahr,
Daß er das Süppchen noch schlürfe ganz klar,
Sie gibt ihm das Süppchen in Löffelchen ein,
Bevor er noch steigt in die Ahngruft hinein!

Heinrich Laube's Struensee.

Ein dramaturgisches Blatt von J. Gegenbaur.

Heutzutage wo so manches dramatische Werk schnell antiquirt und manches gar nicht alt zu werden braucht, könnte es fast scheinen, wenn wir auf den Struensee Laube's der bereits die Runde über einen großen Theil der deutschen Bühnen gemacht hat, noch einmal zurückkommen, als wollten wir alte Geschichten von neuem aufwärmen *). Allein, bedenke man daß zu uns in die Provinz erst spät die literarischen Neuigkeiten gelangen und daß wir bei alle dem auch den Drang fühlen unsere Beobachtungen, die aus der unparteiischen Ferne vielleicht weniger getrübt erscheinen dürften, öffentlich abzugeben, um unsere Theilnahme zu bethätigen. Die nächste Veranlassung bot mir hierzu die Erscheinung des Struensee im Druck. Mit Übergehung der äußern Schicksale des Drama's welche es vor und bei seiner Aufführung auf den verschiedenen Bühnen gefunden hat, und die Laube in der Vorrede weitläufig erzählt, aber auch bereits in diesen Blättern, wie uns dünkt etwas zu hart beurtheilt wurden, mit Übergehung dieser Interessen sei mir erlaubt mich hier zum Stücke selbst zu wenden.

Wir wollen keineswegs, wie dies von anderer Seite her geschehen ist, dem Dichter einen Vorwurf daraus machen daß er die sogenannten Aristotelischen Einheiten angewandt hat, obgleich wir einen solchen formellen Zwang den sich der Dichter auflegt, zwar durchaus nicht als nothwendig und maßgebend halten, aber immerhin es auch durchaus nicht tadeln können, wenn der Poet sich nicht wirklich dadurch beschränkt, wenn er die Gedanken seines Drama's dadurch nicht beengt und wenn es nicht als Behikel der geistigen Armuth und Poesielosigkeit erscheint. Es können sogar durch den Stoff selbst Fälle geboten werden wo diese drei Einheiten sich von selbst als natürlich ergeben. Es wäre dann nur schulmeisterliche Pedanterie, wenn man auf die Grundsätze A. W. Schlegel's und Hegel's sich berufend diese Form tadeln wollte, eine Form die in diesem Falle eben deswegen sogar die vorzüglichere ist, weil sie ihren Inhalt naturwüchsig umschließt. Ebenso kann aber auch der dramatische Dichter seinen Stoff unter einen solchen Brennpunkt schieben daß diese drei Einheiten ganz als natürlich erscheinen, als von selbst sich ergebend darstellen; in beiden Fällen hat niemand ein Recht darüber irgend sich tadelnd auszusprechen, zumal A. W. Schlegel seinen Kampf nur darauf richtete diese alten überlieferten Regeln insofern aufzulösen, als man gewohnt war sie als durchaus nothwendige Erforderniße eines guten Drama's hinzustellen, keineswegs aber dagegen daß eine solche dreifache Einheit schlechthin fehlerhaft und zu verwerfen sei. Die Frage die hiernach sich herausstellt, wäre keine andere als die, ob wirklich der Stoff durch diese Form verloren habe und ob die Entfaltung der Handlung dadurch dürftig und arm geworden ist?

Es läßt sich nicht verkennen daß Laube durch die Einheit des Orts einen Hauptcharakter der wirklichen Geschichte hat entbehren müssen, der im Schlosse zu Friedensburg die Fäden des ganzen Kampfes gegen Struensee sammelte und entschiedener im entscheidenden Momente handelte als Guldberg und Köller, die nur die Werkzeuge jener Frau waren welche nicht vergessen konnte daß sie auf das einsame Schloß verbannt war und deren Hauptgroll darauf beruhte daß die Königin Mathilde einen Thronfolger geboren hatte der ihren Sohn nothwendig ausschloß. Die Stiefmutter des Königs, Juliane, ist die Seele der ganzen Intrigue gewesen, die gegen Struensee nicht allein sondern auch gegen die Königin gespielt wurde; sie war ein entschlossenes muthiges Weib, deren Rache und Eifersucht Beide zum Opfer fielen und die in der entscheidenden historischen Katastrophe es auch fast allein war, die es über sich nahm dem schwachen König Christian den Verhaftsbefehl abzunöthigen. Laube schlägt das historische Factum zu gering gegen seine poetische Wahrheit an, er bricht die Thatsachen und Charaktere vollständig um, damit sie erst in seinem Sinne poetisch wahr werden. Als ob die Historie innerlich und tief erfaßt nicht die poetische Wahrheit selbst wäre! Daher ist es auch gekommen daß er den Hauptaccent auf die kleine Intrigue gelegt und die eigentliche große historische Erscheinung Struensee's in den Hintergrund gedrängt hat.

*) Struensee ist von den Bühnen noch nicht verschwunden. Berlin erfüllte erst jetzt nachträglich die Pflicht ihn aufzuführen.
D. Herausg.

Die politische Geschichte ist zur Familiengeschichte herabgedrückt und das historische Factum geht unberücksichtigt neben den persönlichen Beziehungen her. Der Held hat seinen Hintergrund verloren; man weiß nicht, man sieht nicht, man hört nicht wodurch Struensee eigentlich zu dieser Bedeutung gelangte, weshalb er ein so großer Mann ist, an dessen Sturz so Viele arbeiten. — Der Regisseur Boltzmann in Kassel, der dort die Titelrolle spielte, hatte diesen Umstand wohl herausgefühlt; er suchte durch die äußere Würde mit der er auftrat, durch die Hoheit mit der er sich benahm, aus dem Helden äußerlich etwas zu machen, ihm eine Folie zu geben die er eigentlich nicht besaß. Der Struensee Laube's weiß unser Interesse nicht zu erwerben, und dies ist der Hauptvorwurf den man dem Stücke machen kann. In gleichem Sinne haben wir auch den bereits anderwärts ausgesprochenen Tadel verstanden, das Stück sei nur eine Intriguentragödie, und was Laube in der Vorrede entgegenhält, entkräftet keineswegs diesen Vorwurf, bei dem jedoch das Deutsche oder Nichtdeutsche das geringste Moment ist. Laube sagt: „Der Stoff selbst hat sich geschichtlich als Intrigue entwickelt, und warum sollte die Intrigue von der Tragödie ausgeschlossen sein, wenn sie große Zwecke zu ihrem Inhalte hat? Warum sollte es ferner nicht deutsche Art sein eine geschichtliche Katastrophe ihrem Hergange gemäß zu behandeln?" Im Allgemeinen ließe sich gegen solches Räsonnement nichts einwenden, und es mag zwar bei einer *oberflächlichen* Betrachtung den Anschein haben als sei Struensee durch diese Intrigue und nur durch diese gestürzt worden; allein es ist diese Auffassung des historischen Factums nur eine ganz äußerliche. Bedenkt und sieht man wie Struensee mit seinen Aufklärungs- und Reformationsideen des achtzehnten Jahrhunderts aus der französischen Schule unter ein Volk tritt das geistig noch soweit hinter dem aufgeklärten Frankreich u. selbst Deutschland zurück war, sieht man wie er von seinem Standpunkte, von oben herab, plötzlich ein ganzes Reich das noch mit allen Fasern in die alte Zeit verwachsen war, zu reformiren beginnt, wie ihm also gleich von vornherein der Boden mangelt in dem seine Ideen Wurzeln greifen könnten, wie sogar der größte Theil des Volkes im Gegensatz zu diesen Planen sich befand, dieselben als seinem Wesen feindselig zurückstieß und zurückstoßen mußte, und wie man in solcher despotischen Art nicht sprungweise ein ganzes Volk ungestraft auf neue Bahnen bringen kann: bedenkt man dies und noch dazu daß Struensee den Adel und die Geistlichkeit sich gleich Anfangs zu Feinden gemacht, daß ein Volk von einem Fremden um so schwerer solche Gewaltmaßregeln duldete, die es von einem aus seinem Schooße Hervorgegangenen kaum ertragen würde, so wird man nicht mehr nöthig haben ein so großes Gewicht auf die Intrigue zu legen, man wird den Struensee anschauen, wie er mit innerer Nothwendigkeit sein Geschick erfüllt, seinem Sturze entgegeneilt und wie die einzelnen Personen die ihm feindlich entgegenstehen, nur die Träger des historischen Gedankens sind, die Hände der Zeit, die sich gegen seine historisch unberechtigten Ideen bewaffneten. Struensee war der Bahn des dänischen Volks vorgelaufen, darum hat ihn dasselbe verlassen; er wollte nicht warten bis es seinen Schneckengang der ruhigen Entwikkelung hinter sich hatte, er stürzte es mit Gewalt in die Reform und die Reform kehrte das Schwert gegen ihn.

Sieht man von diesem Standpunkte aus das historische Factum, so hat man die große historische Tragödie vor sich, der Stoff ist aus der persönlichen Intrigue herausgerettet und auf ein großes Feld gebracht; die zu hausbackenen Motive sind verlassen, die enge Welt durchbrochen. Von demselben Standpunkte aus ist ferner auch die Ausstellung gerechtfertigt welche die Kritik an dem Haupthelden gemacht hat und welche Laube selbst zugesteht, indem er sagt: „Es hat allerdings etwas, ich will nicht sagen geradezu Störendes, aber doch Befremdendes daß der Held einer politischen Tragödie nicht durch die Politik in erster Linie, sondern durch ein von Liebe überwallendes Herz in sein Verderben gerissen wird und zwar jählings auf den Rossen der Schwärmerei, welche herkömmlich nur einem Jüngling gebührt." Allein diese Liebe selbst welche mit einer gewissen ängstlichen Scheu vor den Hofbühnen geschildert ist, bietet uns durchaus keinen Grund dar weshalb Struensee durch dieselbe zu Grunde gehen *mußte*. Denn wenn man auch von der Unwahrscheinlichkeit absieht, wonach diese Liebe, um die Einheit der Zeit zu beobachten, unmittelbar vor der Katastrophe und in derselben erst entsteht, so weiß man jedoch durchaus nicht wie durch diese „*entstehende Liebe*" irgendwie eine wirkliche *Schuld* vollbracht werden soll. Daß Struensee die Königin liebt, ist noch keine Schuld; daß er sie aber zu besitzen strebt, daß die innere Liebe zu einer äußeren Vereinigung übergehen soll, das leuchtet nirgends aus dem Stücke hervor, sonach auch keine Schuld in dieser Liebe welche die Schranken der Zuneigung nirgends überschritten hat. Der tragische Erfolg der aus einer solchen Anlage resultirt, ist kein wirklicher, es ist eine Fiction in die man sich gewaltsam versetzen muß, wenn man annehmen will daß eine entstehende unschuldige Liebe den Tod des Helden herbeiführen könnte. Die Scene in welcher Struensee nahe daran ist seine Liebe offen zu bekennen, wird dadurch abgebrochen daß die Königin selbst erscheint; das Mittel welches hier der Poet anwendet, um Gelegenheit zu haben die Täuschung in welcher sich die handelnden Personen befinden, noch einmal fortzuspinnen, ist höchst äußerlich und zufällig. Bedenke man: Alles stand auf dem Spiele, wenn die Hofdame welche Struensee liebte, erfuhr daß dieser die Königin liebe; Struensee „auf den Rossen seiner Schwärmerei" kümmerte sich jedoch nicht darum, er ist daran das verhängnißvolle Wort auszusprechen; „ich liebe", sagte er, — „die Königin!" und siehe, da tritt die Königin wirklich herein. Die Hofdame muß dadurch die Überzeugung behalten, als habe er das Wort „die Königin!" blos als Empfangstitel ausgesprochen. Ich sehe zwar sehr gut die Schwierigkeiten ein welche die Darstellung des wirklichen Liebesverhältnisses zwischen Struensee und der Königin haben würde, allein es muß eine Schuld da sein, wo die Strafe eintritt; und der dramatische Dichter muß zusehen wie er den spröden Stoff in die Form der Schönheit zu gießen hat.

Die Rolle in welcher Laube den König gezeichnet hat, bietet manche Schwächen und Angriffspunkte dar. Der König leidet am Kopf, er sieht und hört oft nichts von dem was um ihn vorgeht; nur wenn der Name der Königin oder Struensee's genannt wird, horcht er auf und faßt plötzlich sehr gut auf. Das ist etwas sehr gemacht und unerklärlich. Ebenso vermag man sich nicht zu deuten woraus die Opposition des Königs gegen Struensee plötzlich entspringt, wenn er im ersten Acte ausruft: „Sie lebt trotz Struensee! — Struensee hat zu verantworten, was ihr begegnet!" Diese Äußerung verträgt sich nicht mit der Ergebenheit die er gegen seinen Minister hegt und zwingt uns zu der Annahme daß der König noch etwas Anderes in seinem Innern fortwährend hege, als wie es im Stücke selbst er

scheint. Abgesehen davon daß Laube den historischen König, der ein schwacher, kindischer, völlig unzurechnungsfähiger Mann war, grundlos in einen Kranken verwandelt hat, ist ihm dadurch auch noch ein sehr bedeutendes Motiv für die wahre Darstellung des Verhältnisses zwischen Struensee und der Königin entgangen. Eine Frau, die an ihrem fast kindisch gewordenen Manne keine Stütze, keinen Rath, keine Liebe mehr finden konnte, mußte mit um so größerer Nothwendigkeit auf den Mann hingewiesen werden, der bereit war ihr dies Alles zu bieten. Die Liebe wurde durch den Charakter des Königs selbst bestimmt hervorgerufen, während man in dem Stücke Laube's eher Mitleid fühlt mit dem kranken Manne, und die Berechtigung des Abfalls Mathildens nur schwer begreifen kann. Nicht minder unerklärlich ist die Äußerung des Königs am Ende des dritten Actes: „Halt Struensee! — das Spiel ist aus! Und niemand folge mir, der nicht ein Däne!" da man nicht weiß woher auf einmal das Bewußtsein des Königs als Däne im Gegensatze gegen die Deutschen gekommen ist.

Wir vermissen, um schließlich unser Urtheil noch einmal über Struensee kurz zusammenzufassen, die tiefere historische Auffassung welche aus dem innern Zusammenhange der Ereignisse die Gestalten in lebendiger Wahrheit vor unsern Augen erscheinen läßt; wir vermissen die poetische Leidenschaft welche die Charaktere uns als Menschen näher bringt, wir vermissen die ruhige zusammenhängende Entfaltung der Charaktere aus sich selbst, indem uns der Verfasser gar oft nöthigt Unterstellungen zu machen, Ereignisse zu ergänzen, die außerhalb der organischen Entwickelung des Stücks selbst liegen.

Briefwechsel.

Aus der preußischen Provinz Sachsen, d. 24. Januar.

[Ein Hosianna aus der Luthersforte.]

† Bei den zahlreichen Kirchenvisitationen welche der Bischof Dräseke ehedem in der Provinz Sachsen hielt, pflegte er den Leuten überall wohin er kam zu sagen: „Euer König läßt Euch durch mich grüßen!" Wer den ausgezeichneten Kanzelredner jemals bei solcher Gelegenheit gehört hat, der weiß wie viel Musik in diesen wenigen Worten war, und wie er den ganzen Wohlklang seiner volltönenden Stimme in sie zu legen wußte. – Diese Dräseke'sche Art, das Volk vor dem Altare an das Königthum zu mahnen, kam mir wieder in den Sinn, als ich in diesen Tagen ein Schriftchen zu Gesichte bekam unter dem Titel „Königsworte in Volksliedern. (Hier ist auf dem Titelblatt eine Königskrone in einem Eichenkranze eingeschoben.) Unserm Könige von Gottes Gnaden ein Hosianna aus der Luthersporte. 1847. Verlag des Martinsstiftes zu Erfurt." Von diesem Schriftchen bekommt jede Schule in der Provinz (vielleicht im ganzen Königreich?) ein Freiexemplar und die Lehrer werden aufgefordert, durch Subscribentensammeln unter ihren Kindern Geschäfte damit zu machen. Ein Lehrer der 10 Exemplare absetzt, erhält als Prämie für seine Bibliothek aus dem Martinsstifte „des Königs und des Volkes Freude in dem Herrn"; für 20 Exemplare: eine Schrift von Johannes Falk; für 30: Luthers großen Katechismus; für 40: „Goldkörner aus alten Schachten für Liebhaber (!) Jesu Christi"; für 60: Gustav Adolf in ganzer Gestalt lithographirt oder ein Buch von Jakob Böhm; für 100: eine „Jubelcantate für Kinderstimmen"; für 150: „Dr. Martin Luthers noch grünenden Zweig." Außer diesen Wahlprämien aber erhält jeder Sammler noch ein Exemplar der „Reden Sr. Majestät des Königs von Preußen an sein Volk, gesprochen 1840 und 1847 zu Königsberg und in Berlin." Außer der Königskrone ist der preußische Adler zehn- bis zwölfmal auf dem Umschlage angebracht. Auch „die beiden Grundsäulen eines christlichen Staates, seine kirchliche und seine bürgerliche Ordnung", finden sich auf dem Titelblatte des „Hosianna", in dem Preußen „das deutsche Israel" genannt wird. Die Absicht der Schrift, deren Ertrag für das Martinsstift in Erfurt bestimmt ist, scheint die Conservirung der romantischen Vorstellungen zu sein, welche sich an den Absolutismus knüpfen. Man fühlt sich plötzlich in die Zeiten zurückversetzt, wo die Könige Abends mit Scepter und Krone zu Bette gingen. Die „Königsworte", d. h. Worte Friedrich Wilhelms IV., schwimmen übrigens nur als fettgedruckte Brocken in diesen Volksliedern herum, in welchen das moderne Königthum mit den Bildern des Psalmisten wunderbar aufgestutzt ist. Zuerst wird die Königin Luise gefeiert, deren Geist als „Seherin" in der sentimentalen Manier der preußischen Volkslieder aus und nach den Befreiungskriegen selbstredend auftritt. Selbst das Versmaß ist ganz dasselbe, welches in jenen Liedern stehend war. — Nr. 2 beginnt mit der Frage:

„Wer sprenget auf dem stolzen Roß
Bis in die vordern Reihen,
Und will dem Eisen, dem Geschoß
Das junge Leben weihen?"

Es ist natürlich

„ein junger Königssohn,
Der Erbe von dem Preußenthron."

Der König, Friedrich Wilhelm III., will ihn zurückhalten: denn der „rasche junge Königssohn" muß „erben ja den Preußenthron." Doch der Dichter hat es anders im Willen, er läßt das „junge edle Wild" getrost weiter reiten und ruft ihm zu:

„Die Mutter schützte den Königssohn:
Du erbest doch den Preußenthron."

Zuvor aber zeigt sich noch in Nr. 3 „der Volksmuth." Zu diesem Volksliede das Motto aus der Bibel: „Herr Zebaoth, du bist mein Hammer; mit dir kann ich Kriegsvolk zerschmeißen." Diesen Hammer weiß der Kronprinz, um den das Volkslied hier freilich einen poetischen Sagenkreis herzieht wie um Karl des Großen Jugend oder um Klein-Roland, so gewaltig zu handhaben,

„Daß dem Papa, der 's schauen thut,
Das Herz im Leibe lacht."

Der „Volksmuth" thut dann auch das Seinige; der Dichter versinnlicht dies mit einem „Bumm", welches jeden Vers schließt — und die Franzosen laufen davon.

Nachdem nun in Nr. 4, einer zum Theil wörtlichen Nachahmung der Goethe'schen Ballade „Es war ein König von Thule" Friedrich Wilhelm III., „der Landesvater", gestorben ist, kommt in Nr. 5 „die Herrschaft von Gottes Gnaden."

„Alles schweige!
Preußen, neige
Deinem Salomo das Ohr!
Friedrich Wilhelm, nun der Vierte,
Nimmt das Wort und hält als Hirte
Hoch zu Gott die Hand empor.

Meine Krone
Auf dem Throne
Schulde ich dem Herrn der Kraft
Wehe wer mir daran rühret" u. s. w.

In einem andern Verse desselben Liedes läßt der Dichter den König sprechen: „Volk und König
Binden Wenig
Eide (!!!), Pergament und Erz."

Im 6. Verse („Schwöret Treue, Gott verleihe" u. s. w.) fordert der König wie bei einer Brautbewerbung sein Land auf: „sage: Ja! mein werthes Reich!" Im 7. Verse singt das Reich: Ja, „Ja wir wollen
Was wir sollen" —

Alles in der Melodie des ehrwürdig burschikosen Landesvaters. Motto: „Der König freut sich in der Kraft des Herrn, wer ihm schwöret, wird gerühmet werden."

In Nr. 8 wird der Kölner Dombau gefeiert nach der Melodie „Vom hoh'n Olymp herab ward uns die Freude." — „Groß und hehr" steht der König „am Rhein, dem schönen Strome" (H. Heine); das Volk versammelt sich um ihn und der König ruft:

„Alle willkommen von nah und fern,
Seid mir willkommen im Namen des Herrn!"

Nr. 9 betrifft das Tschechische Attentat.

„O Vaterland, o Preußenland,
Was ist mit dir geschehn?
Die Krone die so schön dir stand,
Die hat man fallen sehn.

In Schlesierlands Gebirge steht
Der arme Webersmann,
Der schier vor Elend noch vergeht,
Und kaum noch weben kann.

Der streckt mit Flehn den matten Arm
Zu seinem Könige aus
Und ruft: Ach, lieber Herr, erbarm!
Es dringt in's Königs Haus.

Der König spricht zur Königin:
Auf, komm, und laß uns gehn!
Ich muß zu meinen Schlesiern hin,
Die Noth mit Augen sehn.

Denn ihre Augen stehen voll
Von Thränen bis zum Rand,
Und wenn's noch lange dauern soll,
Da weint ganz Schlesierland!

Der König mit der Königin
Steigt in seinen Wagen ein;
Das Volk steht wartend da und neigt
Beim Scheiden sich ihm fein."

Solche kleine Züge, wie überhaupt die Beschreibung und Motivirung der Abreise, lassen fast vermuthen daß dem frommen Sänger in der Martinspforte das Lied nicht unbekannt geblieben ist, dessen Vorlesung in einer Berliner Privatgesellschaft den Schriftsteller Eduard Meyen auf die Festung Stettin brachte. — Nachdem die That geschehen, wendet sich der Dichter galant zunächst zur Königin:

„Du weinest, edle Königin?
Du weinest nicht allein!
Wir weinen mit, sieh doch nur hin
Vom Niemen bis zum Rhein.

Wir theilen deinen bittern Schmerz,
Und jenes Buben Schuld;
Denn ach! wir hatten allerwärts
Mit Bösen viel Geduld.

Nun wird die deutsche Treu gewiß
Zum Spott an allem End;
Der deutsche Judas in Paris
Klatscht nun in seine Händ'."

Ein deutsches Schulkind, welches das Abcbuch und die Rechentafel unter dem Arme, den zuletzt angeführten Vers auf Heinrich Heine singt, müßte ein schönes Bild geben!

Wir übergehen die übrigen Volkslieder. Gleich den besprochenen haben sie den bekannten Reinthaler, Rector und Gründer des Martinsstiftes zu Erfurt, zum Verfasser, dem wir seinen wohlbegründeten Ruf bei dieser Gelegenheit nicht streitig zu machen gedenken. Selbst daß er hier, wie früher in seinen Martinsliedern, den Volkston vielfach getroffen hat, wollen wir gern anerkennen. Aber eine Art von russischem Katechismus geschrieben zu haben, bleibt immer ein zweifelhaftes Verdienst. Und dann — obgleich wir sehr gut wissen daß niemand mehr als Luther für das absolute Königthum gethan hat — scheinen uns doch die 95 Sätze zu Prämien für Volksschullehrer geeigneter, zumal wenn das Martinsstift diese Prämien vertheilt.

Aus Kassel, im Januar.

[Die Harthörigen und die Leisehörigen; Verfassungsgerüchte und Kämpfe; das bürgerliche und das bäuerliche Standesbewußtsein; Baron Waitz; Dr. Weinzierl; geschichtliche Erinnerungen.]

⊙ Bei uns geschehen Zeichen und Wunder. Zwar hat sich die Sonne noch nicht ganz verfinstert, auch ist der Judentempel noch nicht mitten auseinander geborsten; eben so wenig hat man die „Kasselsche Allgemeine Zeitung" und das „Wurstblatt" bisher verboten; allein dafür dunkelt es vielfach recht zusehens und wer nicht blind oder doch kurzsichtig ist, hat Gelegenheit einen Riß und ein Loch neben dem andern zu bemerken. Es soll deshalb sehr bedenklich sein, im Dunkeln auszugehen oder gar mit der Sprache herauszugehen. Ist doch auch, wie man vermuthet, der Deputirte Gerhold nachdem er noch kurz zuvor für das „Standesbewußtsein" gestimmt hatte, in ein Eisloch der Fulda gerathen und darin jämmerlich umgekommen. Da ich nun das Unglück habe, bedeutend kurzsichtig zu sein, so hüte ich mich vor gefährlichen Schritten, und zwar um so mehr, als ich leider zugleich harthörig und etwas schwergläubig bin. Die Schwergläubigkeit theile ich mit Vielen meiner Lands- und Stadtleute. So z. B. habe ich's gar nicht glauben wollen daß irgend Etwas gegen die Verfassungsurkunde u. s. w. im Werke gewesen, und wenn mir nicht versichert worden wäre daß der Censor der Kasselschen Allgemeinen Zeitung sie schlechthin weggestrichen habe — d. h. nicht aus der Reihe der Lebendigen, sondern aus der Reihe der Todten, nämlich aus dem Nekrologe Sr. königl. Hoheit Wilhelms II., so schwöre ich auch jetzt noch Stein und Bein daß all die vielfachen Gerüchte nur Lügen und Zeitungsgeschwätz gewesen und daß daraus Nichts zu entnehmen stehe als höchstens die beklagenswerthe Gewißheit, wie leichtgläubig man trotz aller Schwergläubigkeit sei, wenn es sich um Verfassungsaufhebungen oder andere liebenswürdige Ungenirtheiten handelt. Stein und Bein aber schwöre ich nun nicht mehr, denn ein Censurstrich ist doch immerhin ein „Etwas", ja ein Censurstrich ist nach den bestehenden Preßgesetzen sogar ein rechtliches Etwas. Was dagegen die Harthörigkeit anlangt, so würde ich meinen lieben Mitbürgern und Ortsgenossen Unrecht thun, wenn ich sagen wollte, sie theilten auch diese mit mir. Nein, harthörig ist man im Allgemeinen in Kassel nicht; es wäre sonst gar nicht zu begreifen, warum die Meisten so leise auftreten und warum man wenigstens zwanzigmal so viel flüstert als redet. Nein, harthörig ist man nicht! Viele sind sogar er-

staunlich leichthörig, leisehörig, willig-hörig und welche Gegensätze von Hörigkeit man sonst noch zu „Harthörig“ annehmen mag. Bei Manchen soll das Hören sogar in förmliches Horchen übergehen, während Andere wiederum so Viel hören daß ihre Gehörwerkzeuge von gewaltigem Umfange sein müssen. Ob es Ohren gibt die so groß wie das Dionysiusohr sind, weiß ich nicht. —

Die Gerüchte von der Aufhebung der Verfassung haben sich inzwischen für jedes Ohr verloren. Dagegen soll die s. g. Modificationscommission noch fortbestehen. Es kann mir natürlich nicht in den Sinn kommen, über die Thätigkeit oder Bedeutung dieser Commission hier etwas berichten zu wollen; eben so stehen die einzelnen Mitglieder derselben zu hoch auf der Staats- und Fürstendienerschaftsleiter als daß es gerathen wäre, das Erkenntniß des Obergerichts über den bekannten Schriftsteller Friedrich Murhard, wonach Besprechungen von hohen Staatsdienern 2c. leicht in das Gebiet der geheiligten Majestät hinüberstreifen können, aus den Augen zu lassen. Dagegen würde es unbedenklich sein, von den betreffenden Männern als Rechtsgelehrten und Verwaltungskundigen ein Paar charakteristische Züge anzuführen, wenn dieselben officiell bekannt gemacht worden wären. Da dies aber nicht der Fall ist, so kann ichs nur als eine Vermuthung bezeichnen daß sämmtliche Mitglieder der kurhessischen historischen Richtung angehören und daß namentlich ein Mitglied die Aufhebung der Leibeigenschaft betrauerte, während ein anderes untröstlich sei daß in Folge des Ablösungsgesetzes das Geschlecht der „Rauchhühner“ und der „halben und viertel Hahnen“ bald gänzlich ausgerottet sein werde. Übrigens muß ich noch vor einer Unrichtigkeit warnen. Wenn nämlich Mortificationsstatt Modificationscommission gesagt würde, wie das Unkundigen leicht passiren könnte, so wäre das ein lateinischer Schnitzer oder doch eine lächerliche Verwechslung.

Die letzten Verhandlungen unserer Ständeversammlung waren ungemein lebhaft. Insbesondere nahm die bekannte Standesprincipfrage resp. die Wahlangelegenheit des Herrn von Waitz die Aufmerksamkeit des Publikums in ungewöhnlicher Weise in Anspruch. Waitz ist Mitglied der althessischen Ritterschaft, nebenbei wegen seines Wohnsitzes in Kassel vollberechtigter Bürger der Residenz, und vor allen Dingen ein wahrer, ein rechter und ächter Mann und Edelmann. In seine Hände kann jedwede Wahlkörperschaft die Wahrung „des unzertrennlichen Wohles des Fürsten und des Vaterlandes“ getrost legen. Herr von Waitz wurde von der Stadt Kassel neben dem Oberbürgermeister Arnold zum Abgeordneten gewählt. Allein er hatte leider kein bürgerliches „Standesbewußtsein.“ Die Regierung bestritt es ihm wenigstens und verlangte eben so seine Ausschließung von der Ständeversammlung, wie sie im Sommer 1847 die Zulassung Wippermann's bestritten hatte, weil dieser von den Landgemeinden des Weserbezirks gewählt worden war, mithin kein bäuerliches Standesbewußtsein haben sollte. Die Opposition wollte eine solche Standessonderung nicht gelten lassen, vielmehr bei der durch funfzehnjährige Praxis festgestellten Auslegung der Verfassungsurkunde beharren. Ein bedeutungsvoller Kampf entspann sich. Lange Zeit war die Mehrheit der Stände, wie auch die öffentliche Meinung (wenn man von einer solchen in Hessen reden kann) wohl entschieden gegen die Ansicht der Regierung; allein das änderte sich. Nach verschiedenen Zögerungen und Vorbereitungen entbrannte endlich die denkwürdige dreitägige Ständeschlacht. Der Landdeputirte Gundlach war schon vorher gestorben und sein Stellvertreter hält sich außerhalb des Treffens. Wippermann, gewissermaßen der Paris, war von der sorglichen Mutter J. wenn auch nicht ganz in Sicherheit gebracht, doch dem Kampfe entzogen worden. Auch an Überläufern soll es nicht gefehlt haben. Dennoch standen sich am Abend des zweiten Schlachttages die Stimmen noch ziemlich gleich. Da fiel Hector, der Vater und Held unserer Stadt, d. h. er wurde zur Eisenbahn versetzt. Nun war das Schicksal Iliums entschieden. Ares „schrie wie zehntausend Griechen“, Achilleus .... doch, ich will den Vergleich lieber nicht fortsetzen, ich würde sonst am Ende auch noch auf das trojanische Pferd und vom trojanischen Pferde auf den trojanischen Esel kommen und da ginge mir zu Vergleichen natürlich der Stoff aus. Kurzum die Standesbewußtseiner siegten, Herr v. Waitz wurde mit 23 gegen 18 Stimmen für nicht legitimirt erklärt. Dies das Resultat! An die Beurtheilung der einschlagenden Rechtsfragen wage ich mich als Laie natürlich nicht. Es könnte sonst leicht Jemand behaupten, ich verstände vom allgemeinen und kurhessischen Staatsrechte noch weniger wie die Mehrheit der Ständeversammlung, und das wäre doch ärgerlich! Allein wissen möchte ich wohl, wie es nur zugehen soll daß das Standesbewußtsein gerade an das Wohnen in Städten resp. auf dem Lande sich knüpft. Ob's etwa mit der Luft ein- und ausgeathmet wird? Ich kann das nicht recht glauben; denn ich kenne einen Mann der schon über zehn Jahre in einer Residenzstadt wohnt, dabei ein hohes Amt bekleidet, und doch so voll „christlich-germanischer“ Ungeschliffenheit ist und ein ächt bäuerisches Wesen und Standesbewußtsein so „organisch entwickelt“ an den Tag zu legen weiß daß es eine wahre Freude ist. Da ich, wie schon gesagt, nur ein Laie bin, so lasse ich auch die einzelnen Reden und Ansichten unbeurtheilt. Nur zweier Äußerungen von allgemein staatsbürgerlicher und menschlicher Bedeutung muß ich hier gedenken: nämlich der Behauptung des Hrn. Dr. Weinzierl, daß die Stände „mitten im Leben ständen und Geschichte machten“ und der historischen Beibringung des Landtagscommissars Büff, daß Landgraf Philipp der Großmüthige über seine getreuen Landstände Thränen vergossen habe. Die erstere Bemerkung weckte ein so freudiges Gefühl daß man hätte aufstehen und ausrufen mögen: ei, ei Herr Doctor, was machen Ew. Wohlgeboren denn für Geschichten?! (Beiläufig gesagt: Hr. Weinzierl vertheidigte unlängst auch die Censur und die wirklich bewilligten Censorengehalte). Die letztere Anführung aber war um so mehr an ihrem Platze, als man wohl der Meinung sein darf daß man nicht blos über die alten, sondern auch über das Benehmen der jetzigen Stände weinen könnte. Die Erinnerung an geschichtliche Vorkommnisse ist zuweilen sehr anmuthig. Wurde doch auch neulich in der Allgemeinen Zeitung an den Ausspruch des Landgrafen Wilhelm des Weisen erinnert: „Jurisprudentia ministra justitiae, non illusio sit.“ Und kann man doch auch, wenn man will, an das Testament Philipps des Großmüthigen erinnern, worin sich gar herrliche Aussprüche und Ermahnungen finden. So z. B. „Wir wollen unsre Söhne väterlich ermahnet, auch ihnen eingebunden haben daß sie den Leuten wollten gnädig sein, ihnen Billigkeit und Gerechtigkeit thun, dem Armen sowohl als dem Reichen und dem Reichen wie dem Armen. Zudem den Räthen und ihren

Schreibern in ihren Eid und Pflicht binden, kein Geschenk zu nehmen, sondern den Armen wie den Reichen und den Reichen wie den Armen zu thun; auch den Freunden oder Feinden Recht und Billigkeit widerfahren zu lassen." Auch an die Verse des alten Reimchronisten über Philipp des Großmüthigen Tod kann man erinnern:

„Im Land ein großer Riß geschah,
Ein treuen Vater hat's verloren,
Wie man seithero hat erfahren.
Der arme Mann fühlt es mit Noth
Und klagt des armen Fürsten Tod,
Mit Nägeln sollt ausgraben gern,
Wenn's möglich wär, den alten Herrn ꝛc."

Wie gesagt, solche Erinnerungen können manchmal recht wohlthuend sein. — Von sonstigen Ereignissen, namentlich von der polizeilichen Schließung des Abendvereins, von der Verbietung des Frankfurter Journals nebst Didaskalien und von der Versetzung Arnold's zur Eisenbahn ein ander Mal. Bis dahin — so wünsche, hoffe und erwarte ich — wird auch die berüchtigt werdende Reversangelegenheit besser und genügender aufgeklärt sein.

Aus Berlin, d. 28. Januar.

[Die Oper des Herzogs von Gotha; Frau Garcia; Meyerbeer; Frau Köster.]

(✱) Die Anwesenheit des kunst- und wissenschaftsinnigen Herzogs von Sachsen-Koburg-Gotha veranlaßte eine Aufführung seiner Oper: Zayre, die schon im vorigen Sommer hier auf der königl. Bühne gegeben wurde, und wegen ihres gefälligen, innig melodiösen, jedenfalls auf einem ächten gesunden Gefühl und einem tüchtigen Streben beruhenden Charakters nicht ohne Anerkennung geblieben ist. Wir glauben daß der Liberalismus (der ja auch mit den liberales artes zusammenhängt) Unrecht thut, wenn er es für seine Schuldigkeit hält gegen solche Bestrebungen eines regierenden Fürsten unbedingt eine oppositionelle Lanze einzulegen. Ein Fürst der dichtet, componirt und philosophirt, hat sich dadurch schon auf eine verwandte Linie mit dem Volke gestellt, und huldigt dem Volksbegriff, der ja überhaupt alle geistige und künstlerische Production in sich zusammenschließt. Der Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha hat nicht nur musikalische, sondern auch philosophische Arbeiten begonnen, welche letzteren aber bisher nur in einem engeren Kreise bekannt geworden. —

Frau Garcia-Viardot setzt ihre Gastspiele an der königl. Bühne unter lebhaftem Beifall der hiesigen Kritik fort, bringt es aber bei unserm größeren Publikum nicht über einen mehr oder weniger warmen succès d'estime hinaus. Die Garcia ist den Berlinern ein zu bizarres und eckiges Element, und es gibt auch in der That Manches in ihrem Wesen, was es zu keiner vollkommen hinreißenden Wirkung bei ihr gelangen läßt. Ihre Begabung ist auf etwas Dämonisches angelegt, aber zum Dämon fehlt ihr wieder die tiefere geistige Gluth, von der sie zwar einzelne Andeutungen hat, die aber nie für eine ganze zusammenhängende Leistung (ihre „Jüdin" etwa ausgenommen) bei ihr vorhält. Bei unzweifelhafter Genialität fehlt es ihr doch wieder an Sinnlichkeit, und ihre mit Höllenbreughelfarben gemalte Norma ist mehr ein Tiger, als ein Weib mit glühenden und leidenschaftlichen Sinnen. Ihre Gastspiele, auf welche sich vornehmlich unsere diesjährige Saison stützt, sind dem Theater keineswegs vortheilhaft, da das Haus nicht dadurch gefüllt wird. Meyerbeer (der jetzt in Paris seinen in Berlin verlornen Ruhm sucht) soll zwar neulich in einem dortigen Salon die Garcia für die erste und einzige lebende Sängerin erklärt haben. Der in eine unglückliche Position hineingerathene Maestro sagte jedoch dasselbe von der Lind, so lange er noch glaubte daß sich diese in Paris bei der großen Oper engagiren lassen würde, um im „Propheten" zu singen. Jetzt sind die Unterhandlungen mit der Garcia über ein solches Engagement im Gange, und Meyerbeer der immer ebenso sehr Diplomat als Komponist seiner Opern ist, findet es für gerathen, die Gracia in den Pariser Salons zu proclamiren. Denn im September, heißt es, soll endlich „der Prophet" gegeben werden, und Frau Garcia wird darin singen! Die große Oper in Paris hat sie, wie man hört, gleich auf 5 Jahre engagiren wollen, aber bei der neuesten außerordentlich industriellen Mode in der Welt der Sänger und Sängerinnen, nur saisonweise ihre Contracte abzuschließen, will sich auch Frau Garcia vorläufig nur auf 5 Monate für die Pariser große Oper verpflichten. Für das innere künstlerische Gedeihen der Bühnen ist diese neue Mode der Saisonengagements, die auch bei uns in Deutschland und namentlich in Berlin einreißt, nicht vortheilhaft. Selbst Sängerinnen zweiten Ranges, wie Frau Köster, suchen auf diese Weise ihre Jahreseinnahmen um das Dreifache zu steigern. Während die genannte Sängerin bei einem festen Engagement höchstens 2 — 3000 Thlr. beanspruchen könnte, nimmt sie schon in zwei Gastrollencyclen (sie tritt zum Frühjahr wieder auf 3 Monate hier ein) der hiesigen Bühne allein gegen 7000 Thaler ab!

Aus München, d. 26. Januar.

[Die Professoren; die Jesuiten; die Censur.]

♁ Die baierischen Blätter enthalten seit einigen Wochen mehrere halbofficielle, aus dem Kabinett kommende Artikel, die die baierische Preßfrage, die Stellung Baierns zu den Schweizerverhältnissen und die Gerüchte über die Wiederanstellung einiger ultramontanen Professoren (Döllinger's Lassaulx' und Phillip's) besprachen. Was den letzten Punkt betrifft, so ist also nun bestimmt ausgesprochen daß von einer solchen Wiederanstellung unter den dermaligen Verhältnissen keine Rede sein kann, eine Versichrung die des allgemeinen Beifalls sich erfreut. Unsere Ultramontanen werden sich wohl mit der bescheidenen Stellung die man ihnen in neuerer Zeit bei uns anzuweisen für gut fand, begnügen müssen, wenn sie auch in einigen ihrer Organe den Mund etwas weit öffnen und ihre Sprüchlein sagen. Einige ihrer Doctrinärs suchen mit allem Kraftaufwand ihre Sache in die Höhe zu schrauben, aber man kennt diese Experimente und lächelt darüber. Als vor mehreren Tagen die Augsburger Postzeitung einen dem „Katholiken" entnommenen Artikel über revolutionär-communistische Reden die mehrere Studenten der hiesigen Universität auf einem benachbarten Orte (Menterschwaig) gehalten haben sollen, brachte, wurde sie von dem hiesigen Rectorate gebührend zurechtgewiesen, und eine große Anzahl Studirender reichte förmliche Klage gegen obiges Blatt ein. Die Sache der Ultramontanen nimmt die Stellung ein die ihr gebührt, und ihre Hoffnungen auf das Ministerium Wallerstein fangen an zu schwinden.

Die Schweizer Jesuiten die auf ihrem Durchzuge durch Baiern sich auf einige oder mehrere Rasttage schon gefreut haben mögen, haben einem Ministerialrescripte zufolge rasch das Land durchziehen müssen und nur in Krankheitsfällen ward ihnen längerer Aufenthalt gestattet. Die ultramontanen Blät-

ter thaten einige schwere Seufzer und die guten, schuldlosen Patres eilten über die baierischen Gränzen nach Östreich, wo ihrer noch manche fette Weide harren mag.

Unsere Censur ist nun in den Händen der Polizeidirection, damit der Instanzenzug ungetrübt ist. Bisher waren nämlich Regierungsräthe Censoren. In den jüngsten Tagen sollen mehrere Blätter (französische und deutsche z. B. die Bremer-, die Weserzeitung) von der Nachcensur entbunden worden sein. Entbindungen der Art wird die öffentliche Meinung nur mit Freuden begrüßen und mit mehr Interesse vernehmen als manche Entbindung dieser oder jener hohen Person.

Leipzig, d. 28. Januar.

[Die Erklärungen von Nieritz, Höffen, Auerbach und Fr. Birch-Pfeiffer.]

— Die von uns in N. 5. der Europa vorgeführte Beschuldigung des Londoner Athenäum, Hr. Gustav Nieritz in Dresden habe mit der Erzählung „der reiche arme Mann" die uneingestandene Übersetzung einer Erzählung von Miß Sedgwick gegeben, war ohne unser Wissen bereits im Buchhändlerbörsenblatt erledigt. Gustav Nieritz erklärte daselbst daß er sich unter den Artikeln in seiner Jugendbibliothek nur zu denen als Verfasser bekannt habe und bekenne auf deren besonderem Titel sein Name angegeben sei. Die Aufnahme jener aus dem Englischen übersetzten Novelle geschah ohne daß er sowohl wie der Verleger, M. Simion in Berlin, die Quelle kannten. Die einzelne Ausgabe derselben unter dem Titel: „Der reiche arme Mann. Eine Volks- und Jugenderzählung, besonders abgedruckt aus der Jugendbibliothek von Gustav Nieritz" hat wahrscheinlich aus Mißverständniß zu der Rüge geführt die wir nicht erhoben, über deren Erhebung von Seiten des Athenäum vielmehr wir Mittheilung machten.

Professor Höffen's Erklärung in der Deutschen Zeitung gibt uns den Aufschluß daß derselbe bei Benutzung des Artikels über belgische Malerei Kuranda's Buch in seiner Handschrift citirt habe, diese Note aber aus Zufall im Drucke fortgeblieben sei. Er habe dies widerholt brieflich an Kuranda eingestanden dieser jedoch seiner Entschuldigung in den Grenzboten keinen Raum gestattet. Ob die drei in dieser Sache aufgerufenen Richter von Hrn. Kuranda davon in Kenntniß gesetzt waren, wissen wir nicht.

Auerbachs Sache gegen Frau Birch-Pfeiffer ist in Berliner Blättern durch zwei neue gegenseitige Erklärungen bereichert worden. Jener leugnet die Gewährung der Erlaubniß zur Dramatisirung irgend einer seiner Dorfgeschichten. Frau Birch-Pfeiffer beruft sich auf Franz Wallner als Zeugen dafür, läßt jedoch deutlich durchblicken daß es Luxus sei beim Autor anzufragen. Die rechtliche Seite der Sache ist noch unerledigt. Wird der Buchstabe des Gesetzes gestatten daß Frau Birch fortfahren dürfe, Auerbach's Novelle dramatisch aufzuführen und mit seinen Einfällen — Geschäfte zu machen?

Zur Chronik der Gegenwart.

Staaten und Völker.

— Soweit der neue preußische Strafgesetzentwurf bekannt sein kann, will man wesentliche Unzulänglichkeiten in ihm entdecken. Die Rechte eines freien Volkes: Freiheit der Presse, Recht zu Petitionen, Recht zu freien Versammlungen der Bürger des Staates, fehlen dem Entwurfe gänzlich. Die seit zehn Jahren bestehenden Ausnahmegerichte für politische Verbrecher sind beibehalten. Seit 1835 ist das Kammergericht ausschließlich befugt über Hoch- und Landesverrath Recht zu sprechen; am Rhein wurde die Mehrzahl der politischen Verbrechen den Geschworenen entzogen, um mit Ausschluß der Öffentlichkeit einer besonderen Abtheilung der Landgerichte übergeben zu werden. — Wir sind weit entfernt für Preußen die Nöthigung zu verkennen, in der Gesetzgebung und im Rechtsbrauch für alle Provinzen der Monarchie einen Ausgleich, eine Harmonie zu ermitteln. Es fragt sich nur, wieviel der Westen am Rhein preisgeben solle an den Osten des Königreichs, oder wieviel dieser von den freieren Einrichtungen und Gewohnheiten des Westens gewinnen könne. Bei politischen Verbrechen in welche die beste Kraft der Jugend oft nur aus Überkraft und Schwärmerei guter Wünsche geräth, sind Geheimrichter niemals mit dem Vertrauen des Landes belohnt. Die Überzeugung von den Vorzügen der Schwurgerichte hat sich durch Einführung freierer Formen im Gerichtsverfahren selbst schon im Osten des Reiches festgestellt. Wir begrüßten darin die Überzeugung weiser Staatsmänner, daß der Osten Theil haben müsse an den Errungenschaften des Westens, bezweifeln aber daß die Rheinländer, bleibt man bei diesen Versuchen zur gerichtlichen Öffentlichkeit stehen, so leichten Kaufes zu gewinnen seien sich die freie Form ihres Rechtsbrauches schmälern zu lassen. — Was das Recht betrifft seine Meinung auszudrücken in Wort und Schrift, so läßt der Entwurf die alten Bestimmungen stehen. Wartet man auf eine Vereinbarung des gesammten deutschen Bundes? Möglich. Aber willkommener wäre es, Preußen ginge hier voran. — Oder hält man die Bestimmungen über die Presse, das Verbot selbst in erlaubten Versammlungen politische Reden zu halten, für genügend? Das wäre zu beklagen. In Zeiten der Noth wird man es schmerzlich bedauern daß man die öffentliche Meinung unterdrückte; sie wird nicht dankbar sein wenn man sie erst im Drange der Gefahr des Vaterlandes frei gibt. Und das Verbot politischer Reden selbst in erlaubten Versammlungen datirt aus einer Zeit des Mißtrauens und der kleinmüthigen Furcht. Ein Gesetzbuch von heute sollte Zeugniß sein von der Reife des Bewußtseins, oder dies Bewußtsein bei den Staatsbürgern voraussetzen, um sie dafür zu befähigen. — Die ständische Commission für den Entwurf bringt, wie es heißt, auf Umgestaltung der Strafbestimmungen für Majestätsbeleidigung, auf Umgestaltung der Lehre vom Concubinat und hält die Bestrafung wegen Verleumdung und Schmähung verstorbener Mitglieder des königl. Hauses für eine Beeinträchtigung der geschichtlichen Wissenschaft.

— Die philosophische Facultät der Berliner Hochschule hat sich fast einstimmig für Zulassung der Juden zu akademischen Lehrämtern erklärt. Der Widerspruch war geradezu — einstimmig; Hr. Huber war die Eine Stimme dagegen.

⁂ Die Verhandlungen des ständischen Ausschusses in Berlin scheinen keine große öffentliche Theilnahme zu finden. Was die principiellen Fragen der preußischen Verfassungsentwickelung anbetrifft, bei denen es vornehmlich da-

rauf anzukommen scheint daß sie offen erhalten werden und in lebendiger Discussion bleiben, so ist die gegenwärtige Ausschußversammlung mehr zu einer Verschleppung und Verwaschung derselben als zu einer neuen und folgenreichen Anregung nach dieser Seite hin angethan. Für die principielle Seite der ständischen Frage in Preußen erscheint die Halbheit, in welcher der Ausschuß zu Stande gekommen, offenbar als ein Rückschritt. Die Opposition hat sich dadurch zum Theil selbst gelähmt, und Hr. von Auerswald, der insinuante Führer dieser abgeschwächten Vorbehaltsopposition, hat eine zwar immer noch sehr achtbare, aber doch für die Regierung immer weniger gefährlich gewordene Stellung eingenommen. Die Regierung hat zwar die Genugthuung, daß sie jetzt den Ausschuß als ein fait accompli betrachten kann, aber auch sie wird in dem wirklichen Zusammentreten dieser Versammlung doch immer nur eine Scheinerfüllung des Patents vom 3. Februar behaupten können. Die Regierung ignorirt zwar die Vorbehalte der Opposition, und nimmt ein rechtskräftiges, im ganzen Umfange der Verordnungen vom 3. Febr. zu Stande gekommenes Dasein des Ausschusses an, wie aus den ausdrücklichen Äußerungen des Landtagscommissars in der ersten Sitzung am 18. Januar hervorgeht. Aber zugleich vermeidet es die Regierung noch mit einer auffallenden Zurückhaltung und Mäßigung, von den patentgemäßen und umfassenderen Bestimmungen des Ausschusses Gebrauch zu machen, und bewilligt darin der ständischen Opposition wenn auch keine principiellen Zugeständnisse, doch eine offenbare Schonung. So knüpft sich an den Ausschuß nach keiner Seite hin ein befriedigtes oder befriedigendes Verhältniß, und wir glauben die ganze Versammlung nicht als einen heilsamen Moment für den Fortgang der ständischen Institutionen in Preußen ansehen zu dürfen. Den Verhandlungen selbst, die den neuen Strafgesetzentwurf betreffen, wird man in sachlicher Hinsicht eine gewisse Bedeutung nicht absprechen können, und ihnen nachrühmen müssen daß sie sich in rechtswissenschaftlicher, humaner und politischer Beziehung auf der Höhe der Zeit bewegen. Die bisherigen Discussionen gegen die Abschaffung der Todesstrafe, die Entscheidung gegen die Prügelstrafe und damit gegen die peinlichen, durchaus auf mittelalterlichem Criminalstandpunkt stehen gebliebenen Grundsätze des Hrn. von Savigny haben ohne Zweifel ein allgemeines Interesse und machen der Versammlung Ehre. Aber wir wollen uns zugleich nicht verhehlen daß in diesen Discussionen zum Theil sehr wenig Neues und geistig Erhebliches zu Tage gekommen, und daß dieselben schon vor Jahren in andern deutschen Kammern mindestens mit derselben Bedeutung und theilweise noch erschöpfender und anregender geführt wurden. —

Kunst und Wissenschaft.

✻ Ludwig Tieck hat sein Berliner Schweigen (wie man diese letzte Periode seines reichen poetischen und literarischen Lebens nennen kann) plötzlich gebrochen, und zwar — in der Allgemeinen Preußischen Zeitung (N. 26) wo er sich mit einem kritischen Attest über Werder's Columbus vernehmen läßt. Es scheint in Berlin darauf abgesehn dies Stück durch bevorzugte Organe zu heben und dem Publicum aufzudrängen, welches letztere es jedoch abermals mit hinlänglicher Entschiedenheit von sich abgewiesen, da schon die zweite Vorstellung ein leeres Haus fand. Vergeblich suchten einige „Eingesandts" in den Berliner Zeitungen auf die ganz besondere Bewandtniß hinzuweisen, welche es mit dem Werk dieses Stücks angeblich haben soll. Da muß nun auch noch der alte Meister Ludwig in die Bucht springen, und zuerst den gewöhnlichen Theaterreferenten der Allgemeinen Preußischen Zeitung etwas zausen, weil dieser Mann (von dem wir manches treffende Wort in den Spalten der Allgemeinen Preußischen lasen) in sarkastischer Manier und mit einigen kurzen Worten diese pietistisch royalistische Verdramatisirung des Columbus abgefertigt hatte. Die allezeit unterthänige Redaction der Allgemeinen Preuß. Zeitung übernimmt auch eine Rolle in diesem kritischen Farcenspiel, und beschuldigt in einer Anmerkung ihren Referenten ebenfalls der Übereilung gegen ein so wundersam protegirtes Stück! Tieck will dem Berliner Publikum glauben machen daß in dem fraglichen Drama wieder eine „Morgenröthe besserer dramatischer Poesie" aufgegangen sei. Er beruft sich dabei auf seine funfzig Jahre, während deren er die dramatischen Meisterwerke aller Nationen studirt und ein gewaltiger kritischer Nimrod vor dem Herrn gewesen sei. Was helfen aber in Sachen des guten Geschmacks und der Kunst die Jahre? Tieck hat in den letzten Jahrzehnten seines Lebens fast nur Mittelmäßigkeiten dem Publikum empfohlen, und schon diese Combination ist jetzt für Hrn. Werder und sein Stück keine schmeichelhafte. Sonst war es ein Lieblingsthema des kritischen Tieck, auf die „Schemen der Hegelianer" zu schelten; jetzt sucht er diese Schemen mit dem Publikum zu vermitteln, und tritt öffentlich als ihr Apologet auf. Was nicht die Luftveränderung selbst auf einen großen Genius für Einfluß ausübt! Und in diesem kritischen Tagesbefehl wittert man nicht blos die Morgenluft des neuen Talents, welches Tieck ankündigen will, sondern auch noch eine ganz andere Luft, die Hofluft, welche dem Stück selbst doch nur zufällig günstig gewesen! —

✻ Auch in Paris, auf dem Gaité-Theater, kommt jetzt ein Christoph Columbus (in 5 Akten und 9 Tableaux) zur Aufführung, und wird von Jules Janin in seiner Montags-Revue im Journal des Débats ziemlich günstig beurtheilt. Der Verfasser den wir im französischen Theaterleben zum ersten Mal nennen hören, heißt Deschênes. Er hat jedenfalls seine Aufgabe nicht so abstract und aus blos gelehrter und wissenschaftlicher Anschauung ergriffen wie der deutsche akademische Bearbeiter dieses Stoffs in Berlin. Dagegen scheint er sich auch wieder höchst abenteuerlichen Erfindungen dabei überlassen zu haben. So gibt er seinem Christophe Colomb eine Tochter, welche dieser bekanntlich in der Wirklichkeit gar nicht hatte. Fräulein Columbus heirathet sogar den Premierminister Spaniens, wird aber zu gleicher Zeit von dem Infanten von Spanien geliebt, von der Inquisition verfolgt und eine Zeitlang räthselhaft unsichtbar gemacht. Columbus sucht das ganze Stück hindurch seine Tochter ebenso sehr als er den neuen Welttheil sucht, und ist mit beiden kein glücklicher Finder. Denn als er seine Tochter gefunden, stürzt sie sich ins Meer, um ihrem geliebten Gatten nicht untreu zu werden. —

✻ In diesem Jahre (1848) wird man auch von der Vertheilung des Preises hören müssen, welchen der König von Preußen im Jahre 1843 bekanntlich für das beste nationale Geschichtswerk, welches in einem Zeitraum von 5 Jahren in Deutschland erschienen sein würde, ausgesetzt hat. Man erfährt jetzt, daß in der dazu vom König ernannten Commission der Preisrichter sich auch Schelling, Jacob Grimm, Böckh und Ranke befinden. Aus dieser Zusammensetzung der Commission schöpfen wir gewissermaßen einen Trost, denn da die Preisbewerber von der Concurrenz selbst ausgeschlossen sind, so kann man abnehmen daß wenigstens Ranke's „Neun Bücher Preußischer Geschichten" (deren unnationaler und höfischer Charakter immer mehr der Verurtheilung der öffentlichen Meinung unterliegt) nicht als das „beste nationale Geschichtswerk" von der preußischen Commission gekrönt werden dürfte. Der Preis besteht übrigens in einer großen goldenen Denkmünze, die nach einer Zeichnung von Cornelius angefertigt ist und auf dem Hauptrelief eine Germania darstellt im Kampfe mit der Zwietracht, welche vor ihr am Boden daniedergestreckt liegt. —

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

F. Gustav Kühne.

1848. 12. Februar. | **№ 7.**

Erlebtes. Von E. K.

6. Aus Berg und Thal in Neuenburg.

In St. Aubin am See, Mitte Wegs von Yverdon nach Neuchatel, wurde der erste Halt gemacht. Es war Februars Mitte, aber der Frühling bereits in sein erstes Stadium getreten. An den Bächen der Thalgründe sproßten üppige Schlüsselblumen, während die Jurahäupter noch von Schnee und Eis starrten; die Hitze war fast drückend, nur gemildert durch den Luftzug von See und Bergen, der Boden von langer Trokkenheit hart und staubig. Die Pfarrfrau in St. Aubin, Madame Vaucher, war die Tochter einer vertrauten Freundin Rousseau's, jener Isabelle d'Ivernois, deren mehrmals in den Confessions gedacht wird. Sie bewahrte, wie ich wußte, außer einem Bildnisse des Philosophen mehrere Briefe seiner Hand an ihre Mutter. Zur Vorbereitung auf die Reise und Bekanntschaft war ich lang genug in's Lesen seiner Schriften vertieft gewesen. Um so freundlicher empfing sie mich, auf meinen Besuch vorbereitet, als Bekannten und Lobredner ihres „großen Mannes", und bereitwillig wurden mir die noch vorhandenen Schätze vorgelegt. Rousseau lebte geraume Zeit jenseits der Jurahöhe, welche hinter St. Aubin emporsteigt, zu Motiers im Val-Travers. Dort besuchte, tröstete, erheiterte die noch junge Isabelle ihren väterlichen Freund, und Wenigen gelang wie ihr das Herz des mißtrauischen Misanthropen zu gewinnen. Von dort aus waren auch die meisten seiner Briefe an sie gerichtet. Die Mehrzahl war indeß längst an reiche, nach Reliquien jagende Britten veräußert; die ich gesehen und gelesen, sind späterhin gleichfalls in brittische Autographenmappen gewandert. Bedingung des Kaufs war keine Abschrift zu nehmen. Der erste war vom 15. Mai 1764, ein schöner Glückwunsch zu Isabellens Vermählung. Beigelegt war ihm ein Schnürsenkel (lacet), das erste von Rousseau's eigener Hand; er nennt es im Briefe mes prémices. Isabelle selbst hatte ihn die Kunst dergleichen lacets zu nesteln in trüben Stunden zu Motiers gelehrt. Der zweite Brief war vom J. 1768 und zeigte Rousseau's Verheirathung mit Therese Levasseur an; er war Rénaud unterschrieben. Der dritte war vom August 1772, von Paris aus datirt und mit seinem rechten Namen unterzeichnet. Dieser Brief erzählt einen seltsamen Vorfall. Rousseau wies in jener Zeit alle Briefe zurück, auf deren Adresse er die Hand nicht kannte. Isabelle hatte ihm nach Paris geschrieben. Rousseau ist bei Ankunft des Briefs nicht zu Hause. Der Hauswirth übernimmt ihn und verlangt von Rousseau Erstattung der Auslage. Dieser bezahlt, aber äußerst unwillig und die verstellte Hand nicht erkennend, zerreißt er den Brief vor des Wirths Augen und wirft die Stücke zum Fenster hinaus in einen fremden verschlossenen Garten. Seine Frau erkennt an einigen Stücken Isabellens Hand; mühsam sucht sie auf dem Fußboden, am Fenster, im Garten die flüchtigen Briefatome zusammen. Vergebens: ihre ängstliche Sorgsamkeit vermochte nicht wieder zusammenzustellen was die Leidenschaft des Gatten zerstört hatte. Diesen Vorfall nun beklagte Rousseau im dritten Brief und verwünscht seine Heftigkeit. In diesen dreien ist übrigens keine Seite geschrieben, wo nicht ganze Zeilen und zwar so ausgestrichen

wären daß man das Ausgestrichene kaum mehr zu lesen vermag. Er erklärt sich darüber selbst wiederholt in seinen Geständnissen, da wo er seine Unzufriedenheit mit der Bildung und Stellung seiner Perioden bekennt. — Der vierte Brief ist nichts als ein Billet ohne Unterschrift und Datum, muß aber noch in Motiers geschrieben sein. Rousseau hat darin auffallend schlechter als gewöhnlich geschrieben, denn seine Hand ist sonst recht niedlich und leserlich. Ich theile das Billet mit, so bedeutungslos sein Inhalt scheinen mag. Mad. Boucher hatte mich durch Überlassung desselben auf kurze Zeit in den Stand gesetzt ein Facsimile davon entnehmen zu lassen, das noch in meinem Besitze ist. „Faites-moi le plaisir, ma bonne amie, de faire agréer ces asperges à Madame votre maman. Les primeurs n'entrent pas dans le régime d'un malade, au lieu qu'elle et vous qui avez des honneurs à faire, en ferez meilleur usage que moi."

Ich verlasse das Pfarrhaus von St. Aubin und unsern Philosophen, um dessen Bekanntschaft nächstens mehr zu pflegen. Steigt der Weg nach Neuenburg merklich an, so erhebt sich dagegen die Jurakette mehr und mehr in umgekehrter, südlicher Richtung, bis sie vor Genf in der Dole culminirt. Die achtstündige Reise den See entlang trifft auf drei bemerkenswerthe Punkte: Granson und das Schlachtfeld von 1476 (das dasige Schloß spielt auch in Kotzebue's Johanna von Montfaucon seine Rolle), das weinreiche Boudry mit dem, unter dem Namen „Cortaillod" bekannten trefflichen Rothwein und die über einen Abgrund gespannte Brücke von la Serrière, ein Meisterstück das Alexander Berthier von Neuenburger Geld aufführen ließ. In Neuenburg mußte am nächsten Morgen Lori aufgesucht werden, damals ohne Zweifel der vorzüglichste Landschafter der Schweiz in Aquarell. Seine dreißig großartigen Ansichten aus dem Berner Oberlande hatten längst den Weg zu allen reichen Gönnern seines Fachs im In- und Ausland gefunden und den Namen des auch persönlich liebenswürdigen Mannes berühmt gemacht. Bis Neuenburg dauerte der Frühling. Unmittelbar dahinter, auf der Straße nach Vallengin gerieth ich in die Schneeregion; über dieses Städtchen hinaus wuchs der Schnee zu mehrern Fuß Höhe, was den bis les Loges ohne Unterbrechung aufsteigenden Weg beschwerlich und langweilig machte. Jedoch fand sich, ihn zu kürzen, bald ein munterer und beredter Reisegefährte, des Landes und der Steige kundig, auch in dem was ich wußte wohl bewandert. Angelangt aux Loges, von wo die Straße nach la Chaux de Fonds sich abwärts windet, sieht man sich reich für die bisherige Mühe belohnt. Die Aussicht öffnet sich hinüber nach Frankreich in die Franche-Comté, das Gebiet welches der Doubs von Neuchatel trennt; die aber welche sich im Osten nach der Alpenwelt aufthut, ist mit denen von der Dole, der Dent de Vaulion und dem Weißenstein bei Solothurn die weiteste und schönste im Jura, nur daß das Panorama auf dem letztgenannten ungleich umfassender und einzig der Rigi vergleichbar ist. Der Eindruck dieser in Winterfrost starrenden Bergnatur mit ihren majestätischen Fernsichten verdrängte den widerlichen, den unmittelbar zuvor das böse Treiben der Menschenkinder auf mich gemacht hatte. Unfern von der Straße, am Saum eines Thalgrundes zeigte mein Begleiter auf die Trümmer einer Wohnung, worin lange Jahre eine Räuberfamilie, Namens Favre, genistet hatte. Dahinein waren die harmlosen Reisenden durch Anerbieten von Erfrischungen und Waaren gelockt, niedergemetzelt, ihre Leichname in eine tiefe Grube geworfen worden. Es klang die Erzählung wie eine Sage aus dem Mittelalter. Auch war es wirklich schon lange her; aber die Seltenheit der Verbrechen dort zu Lande erhielt das Andenken an die Mörderherberge und ihre Mysterien immer wach im Mund des Volkes. Im J. 1803 war der Vater Favre gerädert, der Sohn gehenkt, die Mutter enthauptet, das Haus von Grund aus zerstört worden.

Das betriebsame la Chaux de Fonds mit seinen einzeln stehenden, schmuck gebauten Häusern liegt im Thale. Dennoch ist das Klima rauh, der Boden bringt nur Futter hervor. — Es war Sonntags 3 Uhr, als wir dort anlangten. Reges Leben empfing uns, Schellengeläut und Peitschenknall auf den Straßen, Gläserklang und lärmende Unterhaltung aus den Gasthäusern. Auf diesem Boden der Industrie, die sich die Woche über abmüht und am Sonntag erholen will, war jene Sabbathstille, die in unserem Waadtland öffentliche Lustbarkeiten mit dem Interdict belegte, damals wenigstens nicht Sitte, obgleich die Neuenburger Geistlichen zu jeder Zeit für sehr orthodox und streng in Heilighaltung des Feiertags gelten. Bei uns sah man Sonntags keinen Strickstrumpf in Frauenhand; doch unbedenklich tanzte man vom Sylvesterabend in's neue Jahr hinüber. — Auch ich sah mich in den Strudel der Sonntagsfreuden van la Chaux hineingezogen; denn die Familie Sandoz, an deren Bekanntschaft mir gelegen war, durfte ich heut nicht zu sehen hoffen. Dies gelang erst am nächsten Morgen, und ihr Willkommen war so herzig wie man's im Gebirgslande zu finden

gewohnt ist. Da war nun Gelegenheit die Glockenuhren und allerhand mechanischen Arbeiten welche hier gefertigt und weitaus verführt werden, an Ort und Stelle zu besichtigen. Wer aber die Poetenstraße zieht, lieber mit Kindern dahlt, lieber in Biographieen, schönen Augen und Menschengesichtern liest, lieber dem Sang der Vögel und den ersten Blumen nachspürt, der hat, so lang ihm wenigstens der Lebensfrühling so voll Blüthen hängt, nicht recht Sinn noch Auge für die Schöpfungen des Gewerbfleißes. Und weil dies auch mein Fall war, so brach ich baldmöglichst auf, über la Sagne, les Ponts und Brot dessus das Val-Travers zu erreichen. Die genannten Orte liegen im Thal, aber dieses Thal ist nur eine Gebirgsabdachung oder das Gesimse eines noch weit tieferen, des Val-Travers, wodurch sich die Hauptstraße nach Pontarlier hinschlängelt. An ihr, tief unter meinen Füßen lag, vergoldet von der Sonne Strahlen, das Dörfchen Noiraigue. Hier war's wieder Frühling, während ich noch in durchbrechendem Schnee stand, rings um mich schneebedeckte Höhen. Im Thale das ich bald erreicht hatte, eilte ich ohne Aufenthalt mich der milden Luft erfreuend durch Travers und Couvet, zwei zierlich gebaute Ortschaften; in beiden das Gepräge von Wohlstand, Menschen mit zufriedenen Gesichtern, spielende Kinder vor den Wohnungen. Jenseits Couvet begegnete ich einem ehrbar gekleideten, ziemlich bejahrten Manne, der meinen Gruß deutsch erwiederte und in mir schon von weitem den Deutscheu erkannt haben wollte. Die Mundart verrieth den Würtemberger. Wir waren schnell befreundet. Er eröffnete mir daß er sich seit langer Zeit im Lande befinde, Bürgermeister von Couvet sei, sich glücklich unter der preußischen Herrschaft fühle die dem Lande seine Freiheit erhalte und keine Abgaben auflege, daß er Vater zweier Kinder sei wovon die Tochter sich in wenig Tagen verheirathe, und daß er die Geldgeschäfte des ganzen Thals besorgt. Zur Beglaubigung dessen zeigte er einen mächtigen Sack Geldes vor. Ich durfte mich immerhin dieses im Flug erworbenen Vertrauens freuen und schied von ihm nach erhaltenem Bescheid über mein beabsichtigtes Nachtquartier. Mehrere Jahre nachher ist dieses Couvet von schwerem Brandunglück heimgesucht worden.

Erst Abends traf ich in Motiers ein. Ich wollte, stand in mir fest, in Rousseau's Zimmer und Bett übernachten. Ein Schuster, Namens Flamand, ein Südfranzose von Geburt, war dermalen im Besitz des Hauses. Er war sogleich bereit meinem Wunsche zu willfahren; dergleichen Schwärmer wie ich mochten ihm mehr vorgekommen sein. In Abwesenheit seiner Frau und Tochter mußte ich mich jedoch entschließen auswärts zu essen; mein Wirth versprach mich abzuholen. Im Gasthause fand sich zahlreiche Gesellschaft ein, darunter ein St. Galler, der seit 35 Jahren im Orte lebte und nicht französisch gelernt hatte. Man war aufgeräumt, wohlgesittet, höflich, bis man endlich die Entdeckung machte, ich sei ein Sachse. Alsdann setzte es einige handgreifliche Anspielungen auf den alten Sachsenkönig, der beim Vorrücken der Alliirten im J. 1813 anstatt mit ihnen gemeine Sache zu machen, am Landesfeinde festgehalten und darum auch mit allem Recht sein halbes Land an Preußen eingebüßt hätte. Preußen und sein König wurden bei dieser Gelegenheit auf's möglichste herausgestrichen. Kurz, ich entdeckte meiner Seits daß der Bürgermeister von Couvet nicht der einzige gut preußisch Gesinnte im Val-Travers sei. Dagegen wollte ich weder, noch konnte ich etwas einwenden; indeß bei aller Anhänglichkeit an die deutsche Sache, hielt ich mich doch verpflichtet nach besten Kräften meinen Landesherrn gegen Unglimpf in Schutz zu nehmen, als einzig durch Besorgniß für sein Volk und Land fehlgeleitet. Allein die ehrsamen Bürgerbauern von Motiers verstanden sich nicht auf politische Motive und sprachen geradezu von Verrätherei an Preußen und Deutschland, was denn auch mich erhitzte und zu Ausfällen über Sachsens Halbirung trieb. Da trat im rechten Augenblick mein ernster und gemessener Franzose ein und blies zum Aufbruch. Man ließ uns ungehindert ziehen, artig genug. Heimwärts bekam ich noch eine Vorhaltung daß ich, statt dieses sächsisch preußische Wetterchen anzublasen, nicht lieber geschwiegen hätte. Ich nahm sie hin, da der Magister augenscheinlich Recht hatte.

Im Zimmer des großen Misanthropen war das Bisherige bald vergessen. Das geräumige Himmelbett darin war indeß das lockendste, und für meine müden Glieder schleunige Besitznahme desselben weit lockender als eine Untersuchung, wieviel schlaflose Nächte der Misanthrop darin verwacht haben mochte. Mir störte nicht eine unruhige Minute den erquicklichsten Schlummer. Erst am folgenden Morgen besah ich das weite, in seiner Alterthümlichkeit erhaltene Wohn- und Schlafgemach. Es war so düster daß es eine schwermüthige Stimmung noch mehr verdüstern mußte. Noch war das Pult an der Wand befestigt, woran Rousseau geschrieben hatte; darüber folgende Inschrift des bekannten Raoul-Rochette: L'Ami de la Vertu, poursuivi par l'envie,
Vint cacher dans ces lieux son innocente vie.

O vous, dont le hasard dirige ici le pas,
Respectez sa mémoire et pleurez son trépas!

Rousseau kam 1762 hieher, als das französische Parlament und der Genfer Senat seinen Emile geächtet, ersteres zugleich einen Verhaftsbefehl gegen den ruchlosen Autor erlassen hatte. Auch in Motiers ließen ihm die Zeloten keine Ruhe, sie wiegelten Pfarrer und Gemeinde auf, den Atheisten nicht bei sich zu dulden. Er ging, 1765 war es, und glaubte auf der Petersinsel eine Freistatt zu finden; auch von hier vertrieben ihn die Edicte des Standes Bern nach zwei Monaten*). Da der weltliche Arm sich dienstgefällig zeigte, brauchte man die Hölle nicht; der Mensch im ärgsten Wahn, dem Glaubenswahn, zittert auch vor dieser nicht. Flectere si nequeo superos, Acheronta movebo. Rousseau's reformirte Landsleute waren gegen ihn weit unduldsamer als die Katholiken Frankreichs; unter diesen fand er in Menge Bewunderer, Freunde, Beschützer. In Moiers glaubt er die Welt zu seinem Untergang verschworen; auf dem Bielersee finden wir den Naturfreund wieder, wie er das Ufer und den Busch auf der Höhe plündert, um sein Herbarium zu bereichern. Ich war im Sommer des nächstfolgenden Jahres dort, an einem schwühlen Tage. Nach kühlendem Seebad bestieg ich die Höhe, von wo man nach Biel und Nydau hinausschaut. Es ist ein glücklich abgeschiedenes, zur Selbstsammlung einladendes Plätzchen, diese Petersinsel. Rousseau war auch hier nicht glücklich, wie hätte er's bei seinem Wesen irgendwo sein können? Trat er aus der freien Natur in sein Zimmer, so wich der gute Geist von ihm und der böse des Argwohns faßte ihn so krampfhaft, daß ein fremder Tritt und eine ungewohnte Stimme ihn bewegen konnten in seinen, unter dem Fußboden angebrachten Schlupfwinkel sich zu verkriechen. Enden wir von ihm: seine Rolle ist ausgespielt, seine Schwächen vergeben, sein Leben als ein einflußreiches Glied in der großen Kette anerkannt, sein Verdienst unbestritten und unvergessen. Denn — sagt Lamartine: „La gloire efface tout, hormis le crime."

*) Er ließ sich darauf, bevor er Hume's Einladung Folge gab, für kurze Zeit in Straßburg nieder. Damals war es wohl, wo ihn der verewigte Platner sah, wie ich diesen in einem seiner Vorträge erzählen hörte.

Ich schied noch in den Frühstunden von Motiers. Von der Stelle an, wo ich das Val-Travers verließ, nichts als Berg, unwegsame Steige, Schnee, Kälte, Winterschauer. Denn Sainte Croix, wohin ich steuerte, liegt auf beträchtlicher Höhe, diese selbst am Fuße des noch viel höheren Chasseron. Doch kam ich mit noch frischer Kraft im Orte an. Ich stand jetzt wieder auf Waadtländer Boden, Neuenburg lag hinter mir. Das Intermezzo in Motiers abgerechnet hatten mir Land und Leute wohlgefallen, die in den Fabrikbezirken des Gebirgs wie die am See; die Männer wie die Menge hübscher Neuenburgerinnen. Im Val-Travers fand ich auch Spitzenklöpplerinnen. Die Vaudois die sich über Jedermann lustig machen, verschrien die Neuchateller als die schlechtesten Soldaten der Schweiz. Sie machten es jedoch den Genfern damals nicht besser. Als einige Compagnien der letzteren im J. 1815 durch das Städtchen Orbe der Schweizer Grenze zu marschirten, mit allem militärischen Zubehör und, weil es eben gelind regnete, männiglich mit aufgespanntem Regenschirm, machten die schmähsüchtigen Nachbarn ihrem Herzensdrang durch Spöttereien aller Art und Caricaturen Luft. — Vor dem Gebirgsrande, worauf ich hinter Sainte Croix stand, breitete sich die ganze Länge des Neuenburger See's aus, Yverdon am Südende, außer ihm der Bieler, Murtner und Genfer, der Montblanc, der Molesson in Friburg, die Alpen Berns und der Urschweiz bis zum Vierwaldstättersee, unter mir ein weites Hügelland mit zahlreichen Dörfern, Städten und Schlössern. Dies alles war in schönster Beleuchtung zu sehen, und das Wetter vortrefflich. Lang aber mußte ich abwärts steigen, ehe ich durch ein reizendes Thal an den Fuß des Gebirgs gelangte, der Aiguille de Baume. Hier schüttelte ich die letzten Spuren des Winters von mir. Der Frühling in seiner Verklärung war wieder aufgegangen, Frühling war um mich und in mir.

Heinrich Koenig's Klubbisten in Mainz*).

Ein reiches Gemälde entrollt sich uns in Koenig's Roman der sich unter den literarischen Erscheinungen der Gegenwart mit seinen Vorzügen und mit seinen Fehlern als ein Hauptwerk bezeichnen läßt. Welch ein farbenvolles Bild deutscher Winkelwirthschaft unter den Schleppen am geistlichen Hofe zu Mainz, während im Westen Europa's der Umsturz des alten Lebens mit leisem Gemurmel und endlich mit lautem Donner hereinbricht! Mitten im Wetterleuchten der neuen Freiheit

*) Drei Bände. Leipzig, Brockhaus.

treibt ein geistlicher Herr, unter Weiber- und Chorröcken ein Sardanapal, sein Lucullisch vergnügliches Wesen weiter; unter der Schwüle des heranrückenden Sturmes siedeln wir uns hier in deutscher gemütblicher Schlemmerei wie auf einer verlorenen Insel an, einer Insel deren germanische Glückseligkeit der Voltairesche Witz pikant machte, der Pesthauch eines wälschen Sybaritismus versüßte. Der Poet gibt mehr als eine bloße Philippika über die moralische Auflösung der alten Zeit. Indem er uns auf diesem sumpfigen Boden einheimelt, läßt er uns auch die idyllischen Freuden in dieser verlornen Glückseligkeit begreifen. Der Poet gibt mehr als der Geschichtschreiber; er läßt uns die ganze Verwahrlosung der alten Gesellschaftsordnung menschlich erleben; er schreckt uns nicht blos durch die grelle Beleuchtung des weichen bodenlosen Schlammes der alle festen Säulen des Menschenlebens in seinen Schooß versinken läßt; er rettet uns auch einige Kindernaturen die wie Blumen am Sumpfufer ihr harmlos Wesen treiben; er läßt uns, während die Schläge des großen Weltschicksals hereinbrechen, zugleich einige still klopfende, paradiesisch reine Herzen belauschen.

Der geschichtliche Stoff der Eroberung von Mainz durch Cüstine und der Wiedereroberung der alten Reichsgrenzfeste durch die Preußen war schon mannichfach vorbereitet. Die neun Bände von Georg Forster's gesammelten Schriften, von Gervinus eingeleitet, stellten der Gegenwart das Bild eines nationalen Charakters voll Schwung, Kraft und Geistestreue hin, eines Charakters den wir für einen verlorenen hielten, weil die Anklage seiner Zeitgenossen, er habe Deutschland verrätherisch im Stich gelassen, in unsern Tagen erneuert wurde. — Forster ist in Koenig's Romanstoff die einzige Größe. Ein Weltumsegler der das Wesen des Menschen unter den Schrecken der cannibalischen Barbarei in der Wüste wie in der Idylle eines paradiesischen Friedens unter Inselvölkern kennen gelernt, am Kasseler Hofe mit den Rosenkreuzern Alchymie getrieben, an der Universität zu Wilna in die polnische Wirthschaft Einblicke gethan, hier in Mainz am schwelgerischen Hofe unter den Ränken der Maitressen und den Intriguen heimlicher Jesuiten der einzig wahre, naturtreue und geistesstarke protestantische Forscher geblieben, knüpft an die Sache der Menschheit im Großen und Ganzen wie an eine Sache Gottes sein Heil und seine Zuversicht. Unter den Sybariten der alten Zeit, unter den taumelnden Freiheitsschwärmern der neuen Epoche, ist er der einzig wache Kopf, das einzig feste Herz. Das macht ihn einsam mitten im Gewühl der nach beiden Seiten hin aufgelösten Welt. Diese Einsamkeit ist zugleich sein Fluch; und dies macht ihn zur tragischen Gestalt. Nicht blos die Verkennung, auch die Verlassenheit wird die Buße die ihm das Schicksal auferlegt. Frei, offen, harmlos wie er ist, proclamirt er auch für das Weib das ihm zugethan war, die Freiheit, erkennt nur die Gesetze an die sich das Herz selber gibt. Therese wendet sich zu Huber, und Forster erlebt es daß Beide sich die Hand reichen, während ihn sein Antheil an den großen Gestaltungen der Welt innerlich langsam, aber sicher verzehrt. Der Freund wird der Hort der Seinigen; und so nimmt Forster die Buße ohne Verschuldung, aber auch ohne Anklage auf sich; nur in der Stille, verschwiegen vor aller Welt, bricht sein Herz zusammen, während sein strebender Geist bald darauf an der Sache der Freiheit in Paris scheitert. — Daß er beim Heranrücken Cüstine's, nachdem seine Familie mit Huber sich nach der Schweiz geflüchtet, Stadt und Bürgerschaft nicht verläßt, hat die falsche Anklage des Verrathes gegen ihn hervorgerufen. Die Verräther waren vielmehr die flüchtigen Prälaten und Adeligen die feig und ehrlos dem Hofe des Kurfürsten nacheilten, Land und Volk dem Feinde preisgaben. General Eickemeyer war der Zweite den die ungerechte Anklage traf. Im Rathe des Kurfürsten war er der Einzige der die Befestigung der Stadt für dringlich, die Rettung für möglich hielt. Sie ging über durch die Niederträchtigkeit der allgemeinen Verwahrlosung. Eickemeyer trat erst nach Auflösung der ehrlosen Wirthschaft auf Cüstine's Anerbieten in die Dienste des neuen Frankreichs, nachdem Deutschland an den Sünden des alten Frankreichs zu Grunde gegangen. Eickemeyer's Denkwürdigkeiten, von Koenig vor Jahr und Tag herausgegeben, sind die beste und sicherste Ehrenrettung des Mannes. Forster blieb in Mainz um Helfer und Retter in der Bedrängniß zu sein. Die Stadt erklärte sich unter den Kanonen der Franzosen für frei von der geistlichen Schleppe. Forster ging auf das Geheiß der Bürgerschaft, im Interesse der Stadt, nach Paris, und dort tödtete ihn das Gefühl des Irrthums daß die Sache der Freiheit dort aus den Händen der Verwilderung zu retten sei.

Die Größe dieses Charakters liegt in seiner Haltung, in seiner Stimmung; seine Erlebnisse führen zu nichts als zu Monologen der innern Selbst- und Weltschau. Das macht ihn unfähig Held eines Romans zu sein, falls der Roman mehr sein will als Memoiren eines Denkers. Koenig gibt uns das vollständige Seelengemälde Forsters; er gibt es sogar mit der Treue

des Memoirenschreibers, indem er seines Helden eigne Worte aus Briefen und Schriftwerken in die Scenen der Dichtung einflicht. Gleichwohl machte er Forster nicht zum Haupthelden, stellte ihn nicht so in den Vorgrund daß er nach ihm den Roman nennen konnte. Forster ist zu sehr bloßer Beschauer, obschon nach seiner Haltung der ächte Träger einer sittliche gerechten Weltanschauung. Er ist, obwohl in einzelner Figur, zu sehr blos der Chor im Stücke nach antikem Maßstab. Koenig nennt sein Werk die Klubbisten. Diese beginnen als eine Gesellschaft von Zeitungslesern die Sache der Freiheit Frankreichs zu ihrer eigenen, zur Sache der Menschheit zu machen. Sie geben in ihren Versammlungen gleichsam die Reverbère der Ereignisse von Paris. Es sind für den Darsteller der Kulturgeschichte interessante Figuren unter ihnen, wie Hofmann, Blau und andere Professoren der Hochschule zu Mainz. Allein die Geschichte eines politischen Klubbs mit der ganzen, noch so lebhaften Entwickelung von Meinungen, Debatten und Controversen, kann nicht füglich Geschichte eines Romans sein, der in seiner Dichtungsform, so sehr das Begebenheitliche vorwiegend sein darf, doch immer der thatsächlichen Genesis eines Menschenlebens, eines Helden, benöthigt ist. Ich sage: benöthigt, und gebe damit im Namen deutscher Romandichtung als etwas Nothgedrungenes zu, was eigentlich von freien Stücken ihre Natur und ihre Hauptsache sein sollte: Entwickelung einer frei bewegten Person die sich nicht blos in den Stoff mischt, sondern den Stoff an ihr eigen Lust- und -Leid gebunden fühlt, so daß die Begebenheiten wesentlich als Erlebnisse des Helden erscheinen. Unsere Dichter, denen die dramatische Form noch immer allzu fern bleibt, versäumen auch dem Roman von der Natur des Drama's soviel zu geben, um die Interessen und Figuren um eine Hauptgestalt zu gruppiren die sich als Mittelpunkt hinstellt, Träger des Ganzen ist wenn sie auch nicht förmlich der Factor dieses Ganzen sein kann. Deutsche Dichtung verliert sich deshalb so gern an die Einzelnheit; die Episode überwuchert die Structur des Ganzen, das Hauptthema schwindet entweder oder wird lahm, der gothische Bau des Schiffes und der Thürme stockt unter der Ausführung der Seitenkapellen mit ihren Nischen und tausend sinnreichen Nebenwerken. Indem so das Zuständliche den Gang der deutschen Romandichtung überwächst, entgeht ihr die straffe Zusammenfassung des Themas, weil diesem Thema der Träger fehlt. Koenig hat in „Williams Dichten und Trachten", einem Werke das unsern ersten Erzeugnissen in dichterischer Literatur anzureihen ist, den ganzen Reichthum des Zeitalters der britischen Elisabeth scharf und fest um die Gestalt seines Helden William geordnet. Koenig ist nicht blos, unsern Formkünstlern und technischen Compositeuren gegenüber, in Stimmung, Haltung, Schwung des Geistes und Phantasie der Erfindung ein wirklicher Dichter. Er ist, wie jener und andere seiner Romane bezeugen, auch ein Meister in der Structur eines Dichtwerks. Aber der Vorwurf, daß unter der Ausarbeitung der Episode das Ganze seine rasche Kraft der Entwickelung einbüße, ist bei den Klubbisten ein gerechter. Saumselig ist das Wort für deutsche Art im Thun und Dichten. Die liebevolle Hingebung an die Episode in Stoff und in Gestalt brachte selbst die stärkste poetische Kraft, wie Goethe im Wilhelm Meister, um die entschiedene Wirkung des Dichtwerkes als eines Ganzen. Es ist bei Koenig nicht blos der sinnige Hang zur Betrachtung die in den raschen Strom der Erfindung störend eingreift. Nach dieser Seite hin leidet sein neues Werk allerdings vielfach an Übergriffen der monologischen Selbstschau die jede Figur mit sich, der Dichter aber mit allen Figuren treibt. Koenig hat den Stoff nicht aus dem Bereich der Memoiren herausgearbeitet; sein Zeitgemälde ist nicht wirklich zum Roman erwachsen; er ist hier im Verwenden seines reichen Materials gewissenhafter verfahren als es der Dichter im freien Schalten seiner Schöpferkraft sein darf und sein muß. Es ist bei Koenig zugleich der starke Hang zur niederländischen Malerei der ihm die Seitenwege so lieb macht daß er allzu viel Farbe, allzu viel Fleiß für kleine Scenen verwendet. Seine ächt poetische Virtuosität in solcher Genremalerei die es uns wohl sein läßt in jedem Winkel seines großen Lebensbildes, wollen wir nicht fortwischen; er bekundet damit bald in Kraft, Fülle und derber Wahrheit, bald in den feinsten Zügen der Seelenmalerei die wahrhafte Natur eines Poeten. Allein just in dieser Blüthe seiner Eigenthümlichkeit liegt sein Fehler. Seine Saumseligkeit grenzt an eine Verliebtheit die nicht müde wird Steinchen für Steinchen zusammenzutragen und bei der Zusammenfügung jedes Atom erst mit zierlicher Sorgfalt abzustäuben eh' es dem Bau des Ganzen einverleibt wird. Dies führt bei Koenig zu einer gewissen tiefsinnigen dialectischen Spielerei mit der Sprache. Edelsteine, sind sie gut geschliffen, vertragen freilich nicht blos die Beleuchtung von allen Seiten, sondern fordern sie um ihre Facetten wirksam zu zeigen. Und Koenigs Sprache ist in Einfällen und Wendungen wie seine Gedanken an Blitzen und Lichtspiegelungen unend-

lich reich an Edelsteingehalt. Allein man baut mit kostbaren kleinen Steinen keinen Bau von solchem Umfang dessen Quadersteine eine Ganzheit von so machtvoller Größe aufbauen soll wie ein Romanwerk von 1000 enggedruckten Seiten. Dieses Ganze ist der Wiederspiegel der großen Revolution im engen Raum einer deutschen geistlichen Staatswirthschaft. Je mächtiger der Hinblick auf die Schrecken jenes Vesuvs in der Menschheit, desto banger und ängstlicher ist die sorgsame Pflege einer Winkelidylle in der sich der deutsche Poet gefällt. Er bleibt uns keineswegs die großen Pulsschläge des Zeitalters schuldig; das Bild das er uns von Forster's Seelenleiden entwirft ist vortrefflich, wir haben an dessen Stimmungen in Monologen den Abdruck des großen Schicksals der Menschheit im Wechsel zweier Jahrhunderte; aber die Figur ist eben nicht zum Haupthelden des Gemäldes geworden, der Dichter entzieht uns sogar Forster's Ende in Paris; er beschränkt sich auf Mainz, auf die Winkelwirthschaft kleiner Seelen in ihren Leiden und Freuden. — Das Bedürfniß eines Helden war mit der Hervorstellung der Figuren des Klubbs in Mainz nicht erledigt. Der Poet fühlte das; er erfindet sich an einem jungen Baron Franz Karl das Surrogat eines Helden, das aber nicht mächtig genug ist den Stoff der Geschichte oder auch nur den Stoff der Dichtung an sich und seine Entwickelung zu fesseln. Franz Karl ist ein Schüler Forster's; somit hat er Theil am besten Gedankenleben des großen Weltschicksals. Er ist Aristokrat, er steht am Hofe des Kurfürsten mitten im Luxus der alten Welt, wird ein Spielball der Maitresse und des Beichtvaters; ist aber als gesunde Natur zugleich genug Demokrat und Sohn der jungen Zeit, um sich aus dem Umsturz aller Zustände an dem reizenden Bürgermädchen Fides ein Kleinod herauszuretten. Die Doppelbeziehung seines Herzens zu einem Fräulein des Hofes und zu dem freien schönen Kind des Bürgerthums reicht aber nicht aus für den Kern der Dichtung, während die Figur selbst zu dünn ist um sie für die großen Gedanken und die schweren Schicksale der Zeit zum vollen Träger heranreifen zu lassen. In Forster gewann der Stoff keinen Helden, und Franz Karl ersetzt ihn nicht. Ignaz Garzweiler, der Beichtvater des Kurfürsten, drängt sich zu Anfang mit mehr Glück als Centralfigur auf. Und mit dieser Gestalt waren dem Verfasser Elemente in die Hand gegeben die seiner Natur vollständig zusagen. Aus religiösen Irren und Wirren zur Freiheit des Gedankens selbst herausgerettet, konnte Koenig mit der trefflichen Figur seines Garzweiler Fuß fassen im Mittelpunkt des Stoffes, im großen Schiffbruch des aufgelösten Lebens den sein Stoff bietet, gleichsam Anker werfen. Das erste Drittheil des Romans hat in der That diesen Garzweiler zum Helden. Ehedem Jesuit, dann von neuem heimlich am Hofe die geistliche Herrschaft über die Gemüther gründend, knüpft er mit der Maitresse seine Intriguen an, wirbt Proselyten, sucht selbst Forster in sein Gewebe zu locken und macht als Abgeordneter einer im Hintergrund lauernden hierarchischen Gesellschaft den Beichtstuhl von neuem zu dem Heerd an welchem sich die Schicksale der Völker schmieden lassen. Der Beichtstuhl dem Klubb gegenüber, die Hierarchie der Revolution gegenüber, hätte Inhalt des Romans sein können. Dann war Mainz ein Kampfplatz für Rom und Paris, für altes und neues Jahrhundert. Garzweiler wird uns in seinen persönlichen Beziehungen meisterhaft entwickelt. So sehr er für Roms Herrschaft kämpft, so rebellirt doch der Mensch in ihm gegen das Cölibat; die Creatur seufzt in ihm nach Erlösung. Er hat heimlich eine Tochter die ihn Oheim nennt; er dürstet nach dem Ruf der Liebe aus ihrem Munde. Ihr Erschrecken als er sich ihr plötzlich als Vater entdeckt, ihre Verzweiflung an sich, an ihm, an der Welt Gottes auf Erden, sein Groll daß er Haß erntet wo er Liebe gesäet: das sind Züge welche diesen Priester der alten Zeit auf dem Boden einer neuen Weltepoche zur tragischen Gestalt machen konnten. Allein Garzweiler bleibt Episode im Roman. — Eine zweite Episode ist eben so schön und ergreifend. Wie der aristokratische Franz Karl ein Bürgerkind liebt, so ebenfalls erfaßt vom Umschwung der Gedanken und Gefühle des neuen Zeitalters, ergibt sich das Herz seiner Schwester die in ihrer Neigung herumtappt und an Forster's ruhiger Natur scheiterte, einem jungen Plebejer von Mainz, dem Schiffer Jean Baptist. Dieser Schiffer, keck und waghalsig, vom Geist des Klubbismus in Mainz ergriffen, singt neue Goethische Verse vom Fischerbuben und der Nixe, jenes damals gedichtete Lied das leise wie Sirenenklang, Wenigen verständlich, an den Ohren der Zeitgenossen vorüberzieht. Er liebt die Baronesse und sie ergibt sich ihm im Taumel der aufgeregten Lebensgeister; mit der Lehre von der neuen Verbindung der Menschen aller Stände hofft sie ein lockendes Paradies der Zukunft herbei. Wie das Unglück der Neigung sie irre führt, wie Beide von der Welt der Sitte und des Herkommens ausgestoßen sind, stürzen sie sich, er die Geliebte halb willenlos mit sich reißend, auf freiem Boden, im Land der Freiheit, in der Schweiz, vom Felsen hinunter in die Tiefe. Diese Ballade

als Dichtung genommen, ist ebenfalls nur Episode im Roman. Wo Forster's Seelenleiden, Franz Karls Täuschungen und Herzensirren nicht thatsächlich zum Mittelpunkt des Ganzen werden konnten, versucht dann gegen Ende die liebliche Fides den Faden in die Hand zu nehmen; der Poet übergibt ihr schließlich die Hauptrolle, indem uns ihr Tagebuch die Scenen der Wiedereroberung in Mainz durch die Preußen schildert. Ihr Bündniß mit Franz Karl macht den idyllischen Abschluß des ganzen großen Gemäldes in welchem eine Welt zusammenbricht um — zufällig zweien Kinderseelen Spielraum zu lassen ihr harmlos Dasein unter Ruinen fortzuführen. —

Man wirft der Kritik jetzt wieder mehr als je vor daß sie nur Sinn für die Fehler der Schöpfungen unserer Dichter habe, das Zeitalter blasire, das Publikum mit Waffen gleichgültiger Strenge versehe, die Lesewelt in ihrer Unfähigkeit die positive Schönheit in Dichtwerken zu fassen, bestärke. Diese Klagen dürfen nicht überhört werden; es wäre möglich daß sie ein heimliches Gebrechen in deutscher Natur träfen, jene Verkleinerungssucht, der weder in Sachen deutscher Politik noch in Sachen deutscher Kunst Vorschub geleistet werden darf. Meister Tieck in Berlin klagt, vielleicht mit Recht, über böswillige Tadelsucht. Laube macht in der Allgemeinen Zeitung auf dem Leipziger Büchermarkt den philosophischen deutschen Dünkel wiederholt verantwortlich, wenn aus dem „productiven Liberalismus" unserer Zeit kein Segen erwüchse. Diese Vorwürfe, selbst wenn sie ungerecht wären, selbst wenn sie rückwirkend auf diejenigen fielen die sie blos zum Besten ihrer eigenen Sympathien erheben, sind jedenfalls eine Thatsache. Schreiber dieses, den man zum Gegenstück blinde Eingenommenheit für diese oder jene productive Schönheit in unserer Zeit vorgeworfen, kann sich rein dabei fühlen. Er kann jene Thatsache vielmehr noch durch die Verwarnung erhärten daß die deutsche Lesewelt sich ja nicht verleiten lassen wolle zum Besten ihrer Kritiker Partei gegen ihre Dichter zu nehmen. Indem wir das reiche, volle, blühende Werk eines Freundes hier dem Tadel unterziehen, geschieht es in der That nur im Interesse und zum Besten der schöpferischen Kunst.

Auch die strengste Kritik kann die glänzenden Vorzüge nicht verkennen die Koenigs Roman als Zeitgemälde hat. Dahin gehören vor allem die Bilder die uns das Leben am Hofe zu Mainz lebendig vorführen. Es gehört soviel Kraft der Malerei im Genre dazu wie sie Koenig besitzt, um die Volksscenen, die Hofcirkel, die Feste der deutschen Fürsten und Prälaten in Mainz nach der Kaiserkrönung des letzten Franz, die Schilderungen der Belagerung, den Einzug der ohnehosen Freiheitssoldaten im Gegensatz zu der zimperlichen Orthodoxie deutscher spießbürgerlicher Sauberkeit, und alle die bunten Gruppen der Tagesfiguren jener seltsam aufgelösten Zeit frisch und körnig vor unsern Augen zu entwickeln. Wo der Poet schöpferisch in der Erfindung ist, freie Geburten seiner Phantasie hinstellt, in den Scenen die gleichsam einzelne Duette neben den Gesammtstücken bilden, da sehen wir einen ächten Dichter walten der tief und zart, kräftig und fein die geheimsten Regungen der Seele in lebensvollen Gruppen entfaltet. Wir rechnen dahin die Scenen zwischen Garzweiler mit der Maitresse und mit seiner Tochter, zwischen Forster, Huber und Therese, zwischen Jean Baptist und der Baronesse, zwischen Franz Karl und Fides. Diese Gruppen wären reich genug gewesen ein volles Bild zu machen: hätte der Verfasser von seinem überreichen Ballast an Memoirengehalt mehr über Bord geworfen oder seinem großen Stoffe eine Hauptgestalt gegeben welche die lose gewordene Fülle seines Werkes straff und fest zusammenhielte. **K.**

Im Gewitter.

Der Donner rollt, der Himmel, schwarzbedeckt,
Entsendet aus den Wolken seine Flammen,
Aus süßem Schlummer stehen aufgeschreckt
Drei alte Krieger in der Nacht beisammen.

Und Einer sprach: So rollte schreckenvoll
Der Schlachtendonner einst vor Praga's Thoren,
Aus tausend schmerzenreichen Wunden quoll
Der Helden Blut! — Doch Polen war verloren!

Der Andre sprach: So blitzte unser Schwert,
Als der Bastille Zinnen wir erstiegen,
Der Knabe kämpfte, seiner Väter werth, —
In neue Ketten muß der Greis sich schmiegen!

Der Dritte rief: So drangen durch die Nacht
Der Sklaverei wir zu der Freiheit Sonnen,
Bei Waterloo und in der Leipz'ger Schlacht,
Das war ein Sturm! — Was haben wir gewonnen?

Da sank der Erste an des Zweiten Brust,
Die letzte Hoffnung hatte ihn betrogen,
Des Zweiten Auge sprühte Kampfeslust,
Der Dritte hatte stumm das Schwert gezogen!

Emil Edel.

Briefwechsel.

Aus Wien, d. 24. Januar.

[Nachrichten aus Italien; ein Wort eines alten Diplomaten; Julius Seidlitz; Joseph Wertheimer.]

A. Die Geschichte der Gegenwart ist hier ein bloßes Feuilleton für neugierige Zeitungsleser. Man sieht an jedem Tage mit Spannung der Fortsetzung entgegen, und fürchtet daß aus allen diesen diplomatischen Verwickelungen eine jämmerliche Entwickelung zu Tage komme. — Noch vor wenigen Tagen drängten sich die Nachrichten über Volkstumulte in Mailand. An Einem Tage wurden dort allen östreichischen Officieren ihre Privatwohnungen von den Burgern gekundigt. Der Commandant wies ihnen sogleich Quartiere in den Kasernen an, und den Vermiethern zur Strafe statt jedes Officiers acht Mann Gemeine als Besatzung. Genua, hieß es, habe den Kopf des alten Verina aufgesetzt, und sich als Republik erklärt. Neuere Nachrichten widersprechen dem allen; ja der lombardische Adel soll für die Zukunft alle Theilnahme an ähnlichen Vorfällen abgeschworen haben. Ein alter Staatsmann rieb sich wieder vergnügt die Hände und äußerte in seinem vertrauteren Kreise: „Wenn der Papst aus Rom verjagt und Toscana Palmerstonisch wird, rührt sich kein östreichischer Soldat, um den Po zu überschreiten; aber was uns gehört, werden wir zu bewahren wissen!“ Noch immer viel Bescheidenheit vom großen Diplomaten! Vor einem Jahre noch hätte kein Lazzarone in Neapel Evviva Italia! rufen dürfen, ohne daß Östreich Protestation eingelegt hätte.

Das Josephstädter Theater brachte im Laufe der Woche ein „Sittengemälde“ von Julius Seidlitz: „Doctor in Nacht.“ Es ist Grillparzers Tragödie „Traum ein Leben“, in's Bürgerliche übertragen. Der Traum einer Nacht heilt eine junge Putzmacherin von der alten Idee zum Theater zu gehen. Sie sehen, das Sujet ist eben nicht großartig; die Bearbeitung und Aufführung geschah in gleichem Sinne. Nun sitzen im Parterre des Josephstädter Theaters wohl manche nette Tituskopfchen, aber sicher nicht viel Titusköpfe die einen verlorenen Abend schmerzlich beweinen. Zu bedauern bleibt daher — trotz Beifall und Hervorruf — am meisten der Verfasser, der Talent genug besitzt, um eine hervorragende Stellung unter den Journalisten Deutschlands einzunehmen, und hier unter dem Drucke lastender Verhältnisse verkümmert.

Herr Joseph Wertheimer, einer der besten und würdigsten Männer Wiens, hat uns verlassen, sich in Frankreich eine neue Heimath zu gründen. In der literarischen Welt durch seine historischen und dramatischen Arbeiten rühmlichst bekannt, wirkte er seit vielen Jahren von Jedermann gekannt und verehrt in bescheidener Zurückgezogenheit zur Gründung und Verbesserung unserer Humanitätsanstalten. Es folgte ihm die Theilnahme der ganzen Stadt. Kein besserer Mann ist über ihre Schwelle noch gegangen. —

Aus Wien, d. 31. Januar.

[Die Presse, die Akademie, die Vereine, der Carneval in Lemberg und in Italien.]

A. An demselben Tage der uns in der Augsburger Allgemeinen die näheren Bestimmungen des baierischen Preßgesetzes brachte, erfuhren wir durch den Östreichischen Beobachter die wichtigen Beschlusse über unsere Presse. Wer diese neuen Verordnungen mit unbefangenem Auge liest, kann keinen andern Zweck herausfinden als daß man dem Östreicher zeigen will was er bis heute nicht besessen hat, und was man heute noch nicht Willens ist ihm zu geben. Ein Bauer der einen Karpfen angeln will, sorgt wenigstens für einen passenden Köder, unter dem er die Spitze verbirgt. Bei uns spart man den Köder und läßt den Angelhaken verächtlich hervorschauen. Was bedeutet sonst dieses Obercensurcollegium in bruderlicher Vereinigung mit der Oberpolizeidirection, die Feder in Einem Wappenschilde mit dem Stocke?

Die Akademie der Wissenschaften beginnt am 2. kommenden Monats ihre regelmäßigen Sitzungen. Bis jetzt wurde blos der Geschäftsgang geordnet, und über die Wahl der noch zu bestimmenden Mitglieder debattirt. Herr Goldenthal, ein Jude, wurde nach langem Streite, in welchem Herr Endlicher gegen, der Präsident Hammer für die Aufnahme jüdischer Mitglieder sprach, zum correspondirenden Mitgliede gewählt. Gab man gerade Hrn. Goldenthal den Vorzug, um dadurch auf gute Weise einen würdrigeren jüdischen Rivalen los zu sein, oder um den Beweis absoluter Toleranz aufzustellen? Heine bemerkte bei ähnlicher Gelegenheit: „Es ist nicht zum Wundern daß man einen ausgezeichneten Juden in die Versammlung brachte; aber daß Ihr einen unbedeutenden Juden neben vielen unbedeutenden Christen gewählt habt, das ist ein großer Fortschritt religiöser Duldung!“

Noch andere interessante Vereine entstehen wie Pilze über Nacht; unter anderm ein Verein mehrerer hiesiger Hausherrn, keine Juden als Miether zu nehmen. Vielleicht sehen wir bald hie und da an den Hausthoren geschrieben: „Bettlern und Juden ist der Eintritt verboten.“ Das erinnert mich an eine spaßige Geschichte die mir in Prag erzählt wurde. Dort war vor nicht gar undenklichen Zeiten über dem Eingange eines dem Publikum geöffneten Gartens die Inschrift zu lesen: „Juden und Schweinen ist der Eintritt untersagt.“ Ein jüdischer Student hatte Muth oder Trotz genug, seinen Plato unter einer Linde dieses verbotenen Paradieses zu lesen. Da klopft ihn der Herr des Gartens sanft auf die Schulter: „Mein Freund, Sie sind ein Jude, bleiben Sie fur jetzt ruhig sitzen, ich will Sie keinem Skandal aussetzen.“ — „Danke bestens, antwortet ruhig der Studiosus, wir wollen einander durchaus nicht verrathen.“

Ein anderer Verein ist von Ärzten und Damen zur Überwachung armer Kostkinder gegründet worden, welche von ihren Pflegeeltern leider nur zu oft auf das empörendste vernachlässigt werden. Dieser Verein hat viel Zweckmäßiges — für junge galante Damen, die durch den Mantel der Wohlthätigkeit vor den Augen ihrer Ehehälften geschützt, manchen tröstenden Gang mit mehr Sicherheit machen können. Doch die Ehemänner sind bereits gewarnt, und wollen, um ihre Rechte ein für allemal zu wahren, einen Anti-Vereins-Verein in Vorschlag bringen.

Dienstag d. 25. wurde die Leiche der Erzherzogin Maria Luise mit großem Gepränge in der kaiserlichen Gruft

beigesetzt. Die Theilnahme des Publikums war allgemein und ungeheuchelt — als eines der vor dem Trauerwagen gespannten Pferde mit seinem Reiter stürzte, und dieser ein Bein brach. —

Die Karnevalsfreuden haben wegen dieses Todesfalls bei Hofe noch nicht beginnen können. Im Publikum ist die sonstige frohe Stimmung auch verloren. Dagegen soll in Lemberg ein beispiellos lustiger Fasching sein — für die Glaser. Denn wo immer Tanzmusik oder Ball ist, da sind im Nu die Fenster eingeschmissen. Einige adelige Damen welche einen Ball veranstalten wollten, erhielten aus der Stadt und den Provinzen kleine artige Päckchen mit Ruthenbündeln und warnenden Devisen als Commentar. Graf Stadion, bei dem sie deshalb Klage führten, meinte ganz verständig, es sei in Lemberg jetzt nicht die Zeit zu Bällen, die Noth sei zu groß, der Boden zu roth, der Himmel zu grau, und er selbst sei auch nicht zum Tanzen gestimmt. —

O Terpsichore! reizendste der Musen! Im Norden versagte dich das Volk, im Süden die Polizei! — Im östreichischen Italien ist jede Abendgesellschaft, jeder Ball untersagt. Um 10 Uhr muß jedes Kaffeehaus, jede Osterie geschlossen sein. Kanonen stehen auf den Plätzen der Städte, und wie zu weiland Herzog Alba's Zeiten dürfen nicht mehr als zwei Bürger beisammen auf der Straße ihre Gänge machen oder plaudern. Briefe aus Italien werden von der Polizei erbrochen, und mit dem kaiserlichen Siegel an die Adresse abgegeben. Das ist unser öffentliches Verfahren!

Aus Mannheim, d. 27. Januar.

[Die Arbeiten des badischen Landtags; Hermann Kurz, Otto Müller.]

△ Von Seiten unserer Stadt sind 13 Petitionen berathen und an den Landtag gesandt. Die zahlreichen Unterschriften beweisen mit welch regem Eifer sich unsere Stadt an allen Interessen betheiligt welche das Wohl unseres Landes und die Freiheit der Bürger begründen. Die erste dieser 13 Petitionen enthält, die verfassungsmäßigen Zustände Deutschlands betreffend, Anträge auf Preßfreiheit, persönliche Freiheit, Ministerverantwortlichkeit, das Recht der freien Vereinigung, volksthümliche Gesetzgebung, Rechtspflege, einfache Staatsverwaltung, gerechte Besteuerung, volksthümliche Wehrverfassung, Beseitigung aller Vorrechte, allgemeines deutsches Staatsbürgerrecht und Vertretung des Volkes beim Bunde. — Unsere Stände haben alle Hände voll zu thun um den Forderungen des Landes nachzukommen. Sie wurden mit einer großen Menge Petitionen aus allen Landestheilen bestürmt. Bei dem regen Eifer jedoch, der sich bei den meisten Ständemitgliedern ausspricht und bei der jetzt doch weniger schroffen Haltung der Regierung lassen sich die erfreulichsten Ergebnisse hoffen. Wir schmeicheln uns wenigstens daß der Antrag auf Preßfreiheit, welcher auf beiden Seiten — gewiß ein gutes Zeichen für unsere Regierung! — gleich sehr unterstützt wurde und nur sehr wenig und meistens unbeachtungswerthe Gegner fand, durchgehen wird. Obgleich die Scheinpreßfreiheit Baierns nicht gerade für uns wünschenswerth ist, so zeigt doch dieser kleine Fortschritt daß Baiern nicht wie früher beim Bunde gegen die freie Presse stimmen werde. — An der Einführung der Schwurgerichte, schon so vielfach erläutert, als vortrefflich anerkannt, dürfen wir um so weniger zweifeln, als ja selbst Ministerielle sie unterstützen. Bei unserem Regierungssysteme welches durch die ständische Wirksamkeit immer mehr ausgebildet wird, ist zu verwundern daß man nicht früher diese Schwurgerichte durchsetzen konnte; allein es gibt oft ministerielle Schleppträger welche noch ministerieller sind als das Ministerium selbst, und obschon die Zahl solcher Jamänner abnimmt, sieht man doch hin und wieder deren einige in der Kammer. — Die Motion des Abgeordneten Helmreich über Gewerbeordnung finden wir in unsern politischen Blättern Badens. Der Antragsteller bewies wie sehr unsere jetzigen Zunftverfassungen gebunden und beengt sind. Er knüpfte an die Nöthigung die industrielle Wohlfahrt zu befördern, Blicke auf die politische Gestaltung Deutschlands in der Mitte großer europäischer Staaten. Er sagte: „Betrachten Sie aufmerksam die Mitte Europa's, so finden Sie hier lauter kleinere Staaten, die an sich nicht ausgedehnt genug sind, um in Handel und Gewerbe das Höchste zu erreichen, um politisch die Bedeutung unabhängiger Großstaaten zu erlangen; aber fassen Sie diese Staaten zu einem wahrhaftigen Staatenbunde zusammen, so kann er der Welt Krieg und Frieden dictiren. Wird die Forderung einer großartigen merkantilischen und politischen Einheit dieser Staaten Mitteleuropa's nicht erfüllt, reiht sich an die national-ökonomische Kräftigung durch Unterscheidungszölle und verbesserten Zolltarif nicht auch die sittliche, indem man den großen geistigen Anforderungen der Gegenwart ihr Recht gibt, dann wird Deutschland beim ersten Kriege das Loos Polens theilen, und keine Hand wird sich zum Schutze von Thronen erheben, die nur über Bettler haben herrschen wollen, um Gnadengeschenke austheilen zu können." (Siehe die badischen Zeitungen.) In diesen Worten, wenn sie auch an das Extrem streifen, liegt viel Wahres. Wir stimmen dem Redner bei, wenn er gegen „englische Auffaugung" Schutz- und Unterscheidungszölle fordert und glauben mit ihm, dieselben könnten „nur der Grund, nicht die Vollendung einer großartigeren Organisation der heimischen Industrie sein." Der Antragsteller trat dann den etwaigen Vorwürfen wegen Entsittlichung der Fabrikarbeiter durch die Forderung entgegen daß man sie „besser organisiren" solle; er sieht den Zeitpunkt, wo die Fabrikthätigkeit in Blüthe sei, für den richtigen an um Handelsfreiheit zu geben. Zwei Mittel führte er als bezeichnend an um dieses Ziel zu erreichen. Er fordert Schulbildung bis zum 16ten oder 18ten Jahre und Überwachung der Fabriken insofern als auf Gesundheit und Wohlfahrt der Arbeiter Rücksicht genommen werde. In der Diskussion über diesen Gegenstand wurde eingestanden daß die Regierung bis jetzt durchaus nicht nach festen Grundsätzen in Gewerbsangelegenheiten gehandelt habe. Sie habe aus Furcht vor Neuerungen sogar die einfachsten Verbesserungen unterlassen.

Was bis jetzt am meisten das Publikum in Anspruch nahm, war die Verhandlung über die Unterstützung der drei Fabriken, deren Existenz durch den Fall der Häuser Haber und Kusel bedroht war. Durch diese Fabriken wurde nicht allein eine große Anzahl Arbeiter beschäftigt, sondern auch durch Abgang ihrer Waaren Geld in's Land gebracht. Die Frage ob sie rentabel seien, hat der Abgeordnete Mathy in

einem sehr ausführlichen Berichte nachgewiesen. Unsere Regierung hatte jedoch in etwas vorschnellem Eifer diese specielle Untersuchung nicht abgewartet und gleich erklärt daß etwas gethan werden müsse. Dadurch ist ein Bergvergleich welcher die Schulden niedriger gestellt haben würde, abgeschnitten worden; denn jetzt, wo es bestimmt ist daß die Regierung diese Fabriken halten will, werden die Gläubiger nicht willig sein etwas nachzulassen. Allerdings hat sich die Regierung durch den löblichen Grund dazu verleiten lassen daß so viele Arbeiter (man zählt 3250) bei dem Sturze dieser Fabriken brotlos würden und daß Badens Stolz in diesen Instituten vertreten sei.

Eine Motion des Abgeordneten Zentner (s. die badischen politischen Zeitungen) wegen Einführung eines allgemeinen deutschen bürgerlichen Gesetzbuches welche der Antragsteller vom Zollverein hofft, ist gut abgefaßt und enthält viel Wahres. Sehr richtig führte Hecker hierbei an „daß die freie Presse einen Weg zu einem vernünftigen Rechte anbahnen müsse.“ Er hält ein allgemeines deutsches Gesetz bei dem Gemisch von „absoluten, halbconstitutionellen, zahmconstitutionellen, ganzconstitutionellen Staaten“ kaum für möglich. —

Sie begreifen daß diese Verhandlungen unser politisch lebendiges Mannheim ganz und gar erfüllen, unsere Zeitungen beschäftigen, unsere Cirkel beleben, und uns kaum die Pflege anderer Interessen erlauben.

Hermann Kurtz, Verfasser von „Schillers Heimathsjahren“, arbeitet in diesem Augenblick an einem Roman: „der Sonnenwirth“, welcher bei Löwenthal in Frankfurt am Main erscheinen soll. —

Auch Otto Müller, Redacteur des hiesigen Journals, wird bei demselben Verleger einen neuen Roman herausgeben.

Aus Weimar, im Februar.

[Das Schillerhaus; ein Aufruf an Deutschland's Frauen.]

z Den sinnigen Reisenden der unsere kleine, aber vom Schicksal wunderbar bedachte Stadt betritt, überkommt ein heiliger Schauer bei der Erinnerung an den erhabenen Kreis jener Männer, der einst hier sich um den geistreichsten der Fürsten schloß. Staunend gedenkt er all' des Großen welches jene Zeit gebar, des Lichts welches damals von hier aus in unendlichem Glanze strahlte und die nachkommenden Geschlechter für alle Zeiten erleuchtet und erwärmt. Dann sucht er mit frommer Begeisterung nach unseren Reliquien, nach Allem was von Sonst uns blieb und zehrt — gleich uns — von der Vergangenheit *).

Wer weilt dann auf diesen Gängen nicht mit inniger Rührung in der Esplanade vor dem freundlichen Giebelhause mit den grünen Jalousien, dessen hohe Bedeutung uns die einfache Inschrift über der Thüre bekundet: „Hier wohnte Schiller.“ — Dieses Weimarische Heiligthum welches in Gefahr war zu einem Bierhause herabgewürdigt zu werden, ist durch die Pietät und den richtigen Takt des hiesigen Magistrats vermittelst Ankaufs weit über den wahren Werth im Namen der Stadt vor jener argen Entweihung behütet worden, was bei den sehr beschränkten städtischen Mitteln als ein bedeutendes Opfer zu würdigen ist. Seitdem betrachtet aber auch der Weimarische Bürger mit erhöhtem Stolze sein geliebtes Schillerhaus, obgleich ihm davon nichts als die nackten Wände geblieben sind, weil schon früher die Ungunst der Verhältnisse daraus Alles entfernt hat was an den großen Dichter erinnern könnte. Kaum war daher der mit dem Ankaufe verknüpfte Gedanke ausgesprochen, das Haus und vorzugsweise diejenigen Räume in denen Schiller gelebt, geschaffen und seinen unsterblichen Geist ausgehaucht, in würdigster Weise seinem Andenken zu weihen, da zeigte sich das kleine Weimar seines guten Namens, seiner großen Vergangenheit werth, und jeder Einzelne bewies wie innig die Liebe für Schiller mit seinem Fleisch und Blut verwachsen sei.

Ein Kreis wissenschaftlicher Männer vereinigte sich zu Vorlesungen deren Ertrag zu einer Marmorbüste Schillers bestimmt wurde; das Hoftheater veranstaltete zum Besten des Schillermuseums eine Vorstellung der Piccolomini; die Frauen und Mädchen beschlossen für das Prunkzimmer welches alle Weihgeschenke in sich vereinigen soll, einen prachtvollen Teppich eigener Arbeit; die Schüler des Gymnasiums brachten ihr Scherflein in einem kostbaren Fremdenbuche dar; mehrere Privaten widmeten Gerathschaften, Möbeln und sonstige Reliquien aus Schillers ehemaligem Haushalte für das Arbeits- und Sterbezimmer, welches in seiner ursprünglicher Einfachheit möglichst treu wiederhergestellt wird. Auch die Stiftung eines Albums ist im Werke, in welchem all' die glänzenden Namen der Gegenwart — Alle, welche in Leben Kunst und Wissenschaft unsere Zeit repräsentiren, durch die Widmung eines Blattes dem Genius Schiller ihre Huldigung darbringen.

Zu diesem schönen Zweck haben zwei hiesige junge Bürger vermittelnd die Hand geboten und in uneigennützigster Weise auf ihre eigenen Kosten das mühsame Amt der Sammler übernommen. Die Verwirklichung dieser letzteren Idee, käme sie in ihrer ganzen Ausdehnung zur Ausführung, würde von großem historischem Interesse, ja von unschätzbarem Werthe sein. — Manch' herrlicher Gedanke ist bereits für dieses Album gespendet, manch' schöne Perle in sichrer Aussicht. So übersandte u. A. ein sehr bekannter Dichter ein den Manen Schillers geweihtes Gedicht, von dem wir hier die beiden letzten Verse folgen lassen:

„Nun erst, nach mehr denn vierzig Jahren,
Ward es der Bürger edles Ziel,
Vor schnödem Untergang zu wahren
Das Haus, das fast zusammen fiel.
Sie eilen froh es auszuschmücken;
Selbst des Geringsten frommer Sinn
Legt mit dem innigsten Entzücken,
Sein Scherflein Deinem Altar hin. —

Auch diese tief empfund'nen Zeilen
Sind nur ein Scherflein solcher Art,
Ein Streben, das Gefühl zu theilen
Das treu Dein Vaterland bewahrt.
So muß die Wahrheit sich entschleiern,
Die ernst der Nachwelt Kunde gibt:
Nicht, wie Dich deutsche Fürsten feiern,
Nein! wie das deutsche Volk Dich liebt!“

---

*) Obschon es etwas allzuschauerlich und unfreundlich klingt, wenn ein Dichter der Gegenwart unsere gute Stadt mit dem trostlosen Namen einer „Stadt der Gräber und Todten“ belegt! —

Werkthätige Theilnahme für das Schillermuseum hat — mit wenigen Ausnahmen — bis jetzt nur Weimar gezeigt und doch bleibt noch so Viel zur vollständigen Herstellung und Ausschmückung des Ganzen zu thun. Das übrige Deutschland auf welches die hiesige Stadt beim Ankauf des Hauses vertrauensvoll gezählt, blieb bis jetzt theilnahmlos und schweigsam! Und wie würde dieses Deutschland gezürnt haben! Welcher Schrei des Unwillens und der Entrüstung würde erhoben worden sein, hätte Weimar dem Andenken des Dichters nicht jenes Opfer gebracht! —

Vielleicht daß es nur der äußeren Anregung bedarf um bei Vielen den Eifer und die Liebe für diese schöne Sache zu beleben! — Es gilt hier keiner vorübergehenden Modethorheit, nicht eitlem, vergänglichem Tand: es gilt ja den geliebten Schiller zu ehren und uns wie der Nachwelt sein Haus in würdiger Weise zu erhalten. Jede Geldspende — auch noch so klein — jede beziehungsreiche Gabe — wenn auch unscheinbar — sie ist willkommen! Größeres läßt sich durch Sammlungen erreichen; ein Jeder wirke nur dafür in seinem Kreise. Vor Allen aber — und an wen wohl mit größeremRecht? — wenden wir uns mit unserem Rufe an die deutschen Frauen, die in holder Begeisterung Schiller den Ihren nennen, Schiller der in hehren Gebilden ihre Tugenden verherrlichte, der manch' unsterbliches Lied zu ihrem Lobe anstimmte und der da sang:

„Ehret die Frauen! sie flechten und weben
Himmlische Rosen ins irdische Leben,
Flechten der Liebe beglückendes Band.
Und in der Grazie züchtigem Schleier
Nähren sie wachsam das ewige Feuer
Schöner Gefühle mit heiliger Hand.

Aus Schwerin, im Januar.

[Die Schöpfung des Großherzogs Paul; das geistige Leben, die Eisenbahnen, der Landtag, die Reform und Hr. Pogge.]

□ Vielleicht keine zweite Stadt in Deutschland hat im letzten Jahrzehen ihre äußere Gestalt so verändert, als Schwerin. Während es früher eng und schmutzig war, aus kleinen, krummen Straßen mit größtentheils niederen ärmlichen Häusern bestand, und nur durch seine wirklich reizende Lage zwischen mehreren großen Seen einen einigermaßen günstigen Eindruck machen konnte, hat es jetzt große freie Plätze, luftige und gerade Gassen mit einer bedeutenden Zahl hoher geschmackvoll erbauter Privathäuser und mehrerer großartigen öffentlichen Gebäuden aller Art aufzuweisen. Kaum kennt man das alte Schwerin wieder, und wer es seit jener Zeit nicht gesehen, wird Mühe haben sich in der Metamorphose zurechtzufinden. Die neue Paulstadt hat ein so bedeutendes Arsenal daß man glauben sollte sich in dem großen Soldatenstaate Deutschlands zu befinden. Die dortigen weitläufigen Bahnhofsgebäude, die lange Doppelreihe hoher, glänzend neuer Häuser mit dem geschmackvollen breiten Quai am großen seeartigen Teiche verdienen mit Recht volles Lob und die Aufmerksamkeit aller Reisenden. Freilich will der ächte Schweriner diese ganze Anlage auch gern mit den beiden Jungfernstiegen in Hamburg mit denen sie in der That einige Ähnlichkeit hat, vergleichen, ja in übergroßem Patriotismus wohl gar über dieselben erheben, und wenn hierzu auch noch sehr viel fehlt, und es höchstens eine Nachahmung ganz en miniature ist, der namentlich das bewegte großartige Treiben Hamburgs fehlt, so möge doch die Versicherung genügen daß wir nur wenige Städte von 20,000 Einwohnern, denn so viel hat diese mecklenburgische Residenz jetzt, kennen, die einen gleich freundlichen und wenn man will auch imposanten Eindruck machen. Besonders aber wüßten wir im ganzen nördlichen Deutschland wenige Punkte die sich einigen Punkten des großen, sich weit an den Ufern der See hinziehenden Schloßgartens an die Seite setzen könnten. Kunst und Natur haben zum schönen Bund sich die Hände hier gereicht; der wellenförmige Boden, die vielen großen Seen von denen der eine gegen 3 Meilen lang ist, der Überfluß an hohen schattigen Bäumen aller Art, sind dem Gartenkünstler trefflich zu statten gekommen. Freilich wenn man auf einem der hochgelegenen Punkte den entzückten Blick über den klaren Spiegel der vielen Seen, über diese glückliche Mischung von sanften Hügeln und flachen Thälern, von grünen Wiesen und dunkeln Holzungen schweifen läßt, die vielen größeren oder kleineren Tempel, Villen und Gartenhäuser überschaut, die in vielschattirten Bosquetts versteckt, nur ihre Dächer und Zinnen erkennen lassen, oft sich aber auch ganz mit ihren weißen Mauern, Altanen und Säulen in den Fluthen der Gewässer spiegeln: dann darf man sich nicht sagen daß alle diese Herrlichkeit nur dauert so weit das Auge reicht, daß sie oft in nächster Nähe schon von einem so öden sterilen Landstrich wie kaum die Lüneburger Heide ihn kennt, begrenzt wird. Durch welche Gegend führt den Reisenden nicht die Eisenbahn von Hamburg, oder die treffliche Chaussee von Ludwigslust aus! Man glaubt fast erst im Weichbilde der Stadt in einem cultivirten Lande Deutschlands zu sein! Gerade die südliche und westliche Landschaft bei Schwerin gehört zu den ärmsten und unfruchtbarsten Mecklenburgs; Schwerin liegt wie eine Oase in der Wüste, und nur gegen Norden und Osten ändert sich der Boden. Aber desto überraschender ist eben auch der Eindruck den das Ganze auf den Reisenden macht.

Der Schöpfer dieses so gänzlich veränderten Schwerins ist der vor einigen Jahren verstorbene Großherzog Paul von Mecklenburg, dessen Namen auch der eine Stadttheil trägt. Er widmete die Hauptkraft seiner nur fünfjährigen Regierung der Vergrößerung und Verschönerung seiner Residenz in der wohlberechneten Absicht dadurch auf Hebung der Kultur und des Schönheitssinnes in ganz Mecklenburg hinzuwirken. Durch glückliche Umstände unterstützt, und bei dem Geschick sich brauchbare Ausführer seiner Pläne zu erlesen, leistete sein kräftiger Wille in der That Außerordentliches. Sein Andenken wird in der Stadt seines Herzens die ihm jetzt eine Statue setzt, nie erlöschen. Er war der populärste Fürst den wir je gekannt, und sein Todesfall verbreitete eine solche tiefe Trauer unter allen Ständen ohne Ausnahme wie sie selten ist in Deutschland. Jetzt fährt man, wenn auch durch mancherlei Umstände geboten, etwas ruhiger, aber doch auch noch mit vielem Eifer in dem Bestreben Schwerin zu einem bedeutenden Ort zu machen fort, und hat auch in den letzten Jahren wieder manche glückliche Erfolge aufzuweisen.

Ob das innere Leben den äußern Fortschritten nachgeeilt sei, ist eine schwer zu beantwortende Frage. Mecklenburg ist überhaupt gerade nicht das Land der geistigen Geselligkeit, des

regen Antheiles an den Fortschritten der Zeit; man bleibt lieber etwas nach und prüft und prüft viel und nochmals viel, bevor man sich zu Neuerungen entschließt. Es fehlt namentlich Schwerin an unabhängigen, geistig gebildeten Männern, die Leben und Anregung auch in unteren Kreisen verbreitend einen Anhaltspunkt derartiger Bestrebungen abgeben könnten. Jeder der hier lebt ist entweder in der höhern oder niedern Verwaltung oder beim Militär angestellt, und zu sehr von seinen Berufsgeschäften, hie und da auch wohl von materiellen Interessen eingenommen, als daß er an den geistigen Regungen großen Antheil nehmen sollte. Einzelne Ausnahmen fühlen sich bald isolirt, können nicht gegen ihre ganze Umgebung ankämpfen, verlieren den Muth dazu und ziehen sich in ganz enge Kreise zurück. Auch die Frauenwelt ist wie in ganz Mecklenburg zu sehr in Küche und Wirthschaft thätig, und von materiellen Geschäften in Anspruch genommen, oder mit ihrer Toilette beschäftigt um sich viel an höheren Interessen zu bethätigen. Mehr oder weniger ist zwar dies überall der Fall, in gleich hohem Grade ist es uns aber in keiner einzigen der vielen deutschen Städte die wir kennen, aufgefallen. Seltsamer Weise hat jedoch das kleine Land in letzter Zeit eine große Zahl zum Contingent der deutschen Schriftstellerinnen beigesteuert; die Gräfin Hahn, Luise Mühlbach, Karoline von Göhren, außer Fanny Tarnow und Amalie Schoppe. Die Zahl der Buchhandlungen hat sich in Schwerin wie in ganz Mecklenburg von Jahr zu Jahr vermehrt, und alle sollen gute Geschäfte machen. Die Einfuhr von französischem Rothwein und der Gebrauch der Kartenspiele vermindert sich immer mehr und mehr. — Das Interessanteste im öffentlichen Leben hier ist unstreitig das Theater das als eine Bühne dritten Ranges viele Vorzüge besitzt. Namentlich hat es in Hrn. Baumeister einen guten Darsteller für Helden und Charakterrollen.

Was Schwerin besonders fehlt, sind Fremde die Abwechselung und andere Ansprüche in dies eintönige Leben bringen, zu einer frischeren Thätigkeit alle Lebensgeister anregen. Die Eisenbahnverbindung mit Hamburg und Berlin wird hoffentlich auch hierin Manches verändern, der Stadt vermehrten Besuch zuführen, sie auch geistig dadurch mehr heben. Glücklicher Weise ist diese Bahn jetzt vollendet während es mit den übrigen Bahnen die in das Innere des Landes führen, noch gar traurig aussieht. Es fehlt an Geld dieselben fertig zu bauen, und die Landstände welche auf dem letzten Landtage angegangen wurden eine Garantie für eine Anleihe zu unternehmen, was sie ohne die geringste Gefahr hätten thun können, haben ihr kleinliches Sonderinteresse mehr wie das allgemeine Wohl berücksichtigt und diese Hülfe verweigert. Natürlich hat dies bei allen Freunden des Fortschrittes in ganz Mecklenburg den übelsten Eindruck gemacht, und wahrlich nicht dazu beigetragen die Achtung welche man vor der bisherigen Zusammensetzung des Landtages hatte, zu erhöhen. Deshalb sind auch wie aus allen Städten, so besonders auch aus Schwerin wo sich der ganze Magistrat an die Spitze dieser Bewegung gestellt hat, beistimmende Adressen an den Gutsbesitzer Pogge ergangen der zuerst auf dem letzten Landtag einen Antrag wegen zeitgemäßer Veränderung der Landesvertretung stellte. Daß dieser Antrag von Pogge der so viel freudige Aufregung hervorrief, auch wenn er jetzt noch auf manchen Widerstand stößt, in nicht zu langer Zeit durchgehen wird, leidet keinen Zweifel; Regierung und Volk werden gleichen Nutzen davon haben.

Aus Berlin, d. 4. Februar.

[Die Staatsschuldendeputation; das Freiwilligenfest; Landtagsoblaten; Laube's Struensee; Frau Viardot-Garcia.]

(✻) Der Jahrestag der Verleihung des Patents vom 3. Februar ist gestern ohne eine besondre Erinnerungsfeier hier vorübergegangen. Dagegen scheint die Regierung mehr und mehr entschlossen die dadurch gegebnen ständischen Institutionen in ihrem ganzen Umfange zur Verwirklichung zu bringen. So steht es wohl fest daß nach Beendigung der Arbeiten des Vereinigten Ausschusses unmittelbar durch die Staatsschuldendeputation dieser dritte Zweig der ständischen Gliederung Preußens hier zusammentreten wird. Die für dieselbe gewählten acht Personen befinden sich bereits in Berlin, da sie sämmtlich auch Mitglieder des ständischen Ausschusses sind. —

Statt einer Verfassungsfeier haben wir gestern nur unser herkömmliches Freiwilligenfest hier gesehn, das längst von aller nationalen Bedeutung entblößt, auch in den daran theilnehmenden Persönlichkeiten immer mehr zusammenschrumpft. Es ist deshalb bei der gestrigen Feier der Gedanke angeregt worden, künftig auch die Söhne der Freiwilligen nach erlangter Volljährigkeit heranzuziehn, und so gewissermaßen eine Art von patriotischem Fideicommiß zu stiften, durch welchen die preußischen Freiwilligenfeste erblich in den Familien bleiben würden. —

Die Berliner drücken jetzt ihren Enthusiasmus für die Stände auf eine eigenthümliche Weise durch Landtagsoblaten aus, die beim Verschließen von Briefen jetzt durchaus à la mode sind. Man sieht auf diesen Oblaten die hervorragendsten Abgeordneten des Vereinigten Landtags, Vincke, Hansemann, Mevissen, Graf Schwerin, Graf Arnim, Aldenhoven, Auerswald u. s. w. auch den König Friedrich Wilhelm IV. und den Prinzen von Preußen, in zierlichen Vignetten und meist mit großer Portraitähnlichkeit abgebildet. Dies ist jedenfalls die neueste Berliner Idee, die uns für die populäre und nationale Bedeutung des Landtags und seiner Abgeordneten, wenn man will, recht schmeichelhaft erscheinen kann! Denn die Oblate gehört mit zum Inhalt des Briefes, und ist der Mitwisser desselben. Die Aufgabe eines Landtagsabgeordneten ist es aber recht eigentlich, den Inhalt und die Geheimnisse der ganzen Nation zu kennen, und so werden sie es gewiß auch ausnehmend sinnreich von den Berlinern finden daß sie die Köpfe der ständischen Deputirten in ihre Briefgeheimnisse hereinziehen! —

Das Königliche Theater brachte Laube's Struensee endlich heraus, nachdem der Michael- und Meyerbeer'sche Struensee das Recht der jüdischen Erstgeburt über ihn geltend gemacht hatte. Laube hat hier die Geschichte wieder in den engen Rahmen eines Salonspiegels gefaßt, aber darin im Einzelnen manche glückliche und anregende Wirkung erzielt, die hier noch mehr herausgetreten sein würde, wenn nicht die Darstellung durch unsere Schauspieler, die zu wenig vorbereitet war und darum das ganze Stück auseinanderfallen ließ, ungünstig eingewirkt hätte. Doch wurden dem der Vorstellung beiwohnenden Verfasser die Ehrenrechte des Abends, die in

dem hier schon conventionnell gewordenen Hervorruf des Autors bestehen, nicht entzogen.

Frau Viardot-Garcia gab als neue Rolle zum ersten Mal Bellini's Romeo, eine Partie in der sie weit hinter ihren berühmten Vorgängerinnen, namentlich der Schröder-Devrient, zurückblieb, obwohl das Berliner Publikum ihr darin mehr Beifall spendete als in irgend einer anderen bedeutenderen Aufgabe. Sonst bleibt sich die Kälte des Publikums gegen diese Sängerin sehr consequent, wozu die lobhudlerischen Anstrengungen unserer gänzlich entarteten und urtheilslosen Tageskritik den seltsamsten Contrast bilden. Es zeigt sich bei dieser Gelegenheit daß die Berliner sehr abhängig von sinnlichen Eindrücken sind, denn die enorme Häßlichkeit und die bizarre eckige Manier der genannten Sängerin scheint vornehmlich die Schuld zu tragen daß hier durchaus keine Hingebung des Publikums an sie möglich wird und vor allen Dingen das Haus leer bleibt. —

Leipzig, d. 4. Februar.

[Mendelssohn's Elias.]

— Gestern als am Geburtstage des geschiedenen Meisters fand zum Besten des Orchesterpensionsfonds die lange und sorgsam unter Niels Gade vorbereitete Aufführung des Elias statt. Der Saal des Gewandhauses gewährte einen festlichen Anblick; die Sängerinnen erschienen sämmtlich weiß gekleidet, das Medaillon des Componisten, eine werthvolle Basreliefarbeit unseres Knauer, schmückte zum ersten Mal die Tonhalle; die Inschrift des Saales: Res severa est verum gaudium hat damit den besten Vertreter ihres Sinnspruchs erhalten. Frau Livia Frege mit ihrer seelenvollen Stimme, die Concertsängerin Frln. Schloß mit ihrem klangvollen Organe hatten nebst Frln. Schwarzbach die weiblichen Soli übernommen; außer der Letzteren wirkten unsere besten Theaterkräfte, Hr. Behr als Elias, unsere beiden Tenore Wiedemann und Henry u. A. würdevoll mit, und so war, bringt man den intelligenten Eifer zahlreicher Dilettanten in Anspruch, das schwere, oft düstere, oft nur in leisen Feinheiten die Monotonie seiner strengen Haltung unterbrechende Werk des entschlafenen Meisters in den besten Händen. Für den grandiosen Schwung der Chöre hätten wir freilich die Halle einer Kirche gewünscht, für das Werk selbst den lebenden Meister der bei gesunder Kraft, im frischen Gefühl seiner Blüthe zweifelsohne manche schwere Dehnung, manche schleppende Düsterheit seiner Töne getilgt hätte. Wir wissen freilich daß er schon in England sein Oratorium selbst aufgeführt, daß es ihm bei seiner Wachsamkeit über sich selbst nie an strenger Selbstkritik gefehlt; aber es sind Stellen im Werke die sich nicht anders denn als Spuren der lähmenden Krankheit bezeichnen lassen. Das Melodiöse kann sich nicht überall bis zur Macht siegreicher Klarheit durchringen; eine Enthaltsamkeit die sich den freien Strom versagt, steigert sich hier und da bis zur Kargheit, die behutsame Sorge sich zu verlieren wird oft zur ängstlichen Scheu vor Übergriffen des entfesselten Gefühls, und die eintönige Klage des Elias, den Schmerz des Propheten um ein vergeblich Leben das sich mit Angst zu Gott flüchtet, erscheint uns allzu sehr als der Ausdruck eines bereits mit der Welt fertigen Geistes. Das macht das Werk zum schmerzvollen Klaggesang eines biblischen Oedipus der im Hain der alten Götter seine Stätte sucht. Ist uns das im Hinblick auf den sterbenden Meister von charakteristischem Gewicht, so kann das nicht zum Vortheil des Werkes in die Wagschaale fallen, nehmen wir es als eine objective Schöpfung die ihre Anlasse wie ihren Stoff überwunden haben soll. Elias steht dem Paulus schon durch Wahl und Gestaltung des Textes um vieles nach. Es fehlt ihm die lichte freie Herausbildung der Gegensätze, es fehlt ihm alle dramatische Steigerung. Besonders schwer und lähmend ist der erste Theil des Oratoriums. Die Scene wo der Prophet den Sohn der Wittwe lebendig macht, ist wirkungslos gehalten; das Chor der Baalpriester ist von großartiger Kraft, hat aber nicht wie der Wettstreit der heidnischen und israelitischen Chöre im Paulus seinen gleich mächtigen Gegenpart. Dagegen ist der kleine Wechselgesang zwischen dem betenden Elias der Regen vom Himmel erfleht, mit dem Knaben der nach dem Meere schauen soll ob sich noch keine Wolke bilde, von dramatischem Leben und von jenem Reiz naiver Innigkeit wie sie Mendelssohn's Musik eigen ist. Die dürre Oede der Mutter Erde, die starre Härte des erbarmungslosen Himmels, die Angst der nach Erlösung schmachtenden Kreatur: diese Elemente sind allzu vorherrschend, allzu monoton im großen Tonwerke ausgemalt um die Wirkung die sich wiederholt überall willkommen und gelungen zu nennen. Im zweiten Theile erhebt sich jedoch der Geist des Tondichters, obschon das Monologische vorherrschend bleibt, zur letzten, aber höchsten Sammlung seiner Kräfte. Die Arie des Engels: Sei stille dem Herrn und warte auf ihn! dürfte den größten Kirchenstücken alter und neuer Kunst zur Seite zu stellen sein; manche andere Stücke, als Einzelnheiten genommen, nicht minder. Der Prophet den nach dem Tode dürstet, leitet mit seinem Ruf: Herr, es wird Nacht um mich, verbirg Dein Antlitz nicht! das Recitativ des Engels ein, dem dann ein Chor folgt das die Erscheinung des Herrn in Tönen malt. Die Nähe Gottes wird nicht im Sturmwind der die Berge zerriß, nicht im Erdbeben vor dem das Meer erbraust, nicht im Feuer das die Welt verschlingt: die Nähe Gottes wird im stillen, sanften Säuseln, als ein Sieg über Macht und Tod der ringenden Seele des Propheten fühlbar; Seraphim rufen Heilig, Heilig! und der Geist des Beters steigt himmelan. Diese beiden Chöre, der erste an Lieblichkeit, der zweite an Majestät, suchen ihresgleichen in der religiösen Musik; sie geben uns in der ganzen Innigkeit und Kraft die ungetrübte Blüthe der Mendelssohn'schen Tonkunst. Die Schlußsätze stören wieder durch schwere Breite den Eindruck dieser Glanzpunkte des Werkes.

Zur Chronik der Gegenwart.

Staaten und Völker.

✻ Man erwartet in diesem Augenblick schon wieder von Seiten des deutschen Bundestages den Erlaß eines Preßgesetzes, oder die Begründung einer von Präventivcensur und Concessionswesen freien, auf ihr eigenes Recht gestellten Presse. Über den Grund und den Umfang dieser Erwartungen wollen wir hier nicht streiten; wir wollen nur den in der letzten am wahrscheinlichsten gewordenen Ausgang dieser neu eröffneten Bundestagsverhandlungen über die Presse einen Augenblick in Erwägung ziehn. Es heißt wiederholt daß der Bundestag es der Souveränität der einzelnen Staaten anheimstellen werde ihre Preßangelegenheiten nach Wunsch und Bedürfniß zu ordnen, so daß eine Freigebung der Presse nur partiell und getheilt erfolgen würde, wie dies bereits Baiern in seiner neuen Censurverordnung gethan, welche bekanntlich nur die Erneuerung einer in diesem Staat längst bestandenen verfassungsmäßigen Bestimmung ist. Diese partielle Freiheit der Presse, welche nur die inneren Angelegenheiten eines Staats von der Censur enthebt, die auswärtigen aber ihr nach wie vor unterwirft, scheint uns eben so sehr ein unausführbares Problem in sich zu schließen, als sie eine Rücksicht gegen die auswärtigen (deutschen und nichtdeutschen) Mächte einhält, zu der uns weder im deutschen Staatenbund noch im Völkerrecht überhaupt auch nur die geringste Verpflichtung zu bestehen scheint. In den Ländern, wo bis jetzt freie Presse geherrscht hat, wie in Frankreich und England, hat man bisher gerade das umgekehrte Verhältniß durchführen gesehen, indem nur Artikel über innere politische Angelegenheiten mit den Strafen wegen Preßvergehn belegt wurden, wegen der heftigsten und zügellosesten Angriffe auf auswärtige Staatenverhältnisse aber niemals Reclamationen erhoben werden konnten, denen auch selbst ein Guizot'sches Ministerium nicht gewagt haben würde Gehör zu geben! Wir erinnern nur an die wüthenden Ausfälle der englischen Presse (namentlich der Times) auf den Kaiser von Rußland, an die Polemik der Pariser Oppositionspresse gegen Rußland, Preußen und Östreich, ja selbst an manche schneidende Artikel der ministeriellen Journale Frankreichs über den Vereinigten Landtag Preußens! Wir haben nie anders gehört als daß man dies Verhältniß in Ländern mit freien Verfassungs- und Preßinstitutionen als ein rein natürliches betrachtet, welches man dem individuellen Rechte der Presse in jedem Staate überläßt. Und Deutschland wollte sich hier ohne alle Noth Distinctionen schaffen, durch die es, um scheinbar doch etwas für die Presse zu thun, derselben auf jedem einzelnen Territorium die inneren Angelegenheiten und den eigenen Heerd preisgibt, den auswärtigen Staaten aber das von denselben durchaus nicht rechtlich in Anspruch zu nehmende Schutzmittel der Censur fortdauernd offen und zu Diensten erhält? Abgesehen von dieser nicht zu motivirenden Rücksicht auf das Ausland (auch innerhalb Deutschlands würde dann wieder durch eine neue officielle Kategorie ein In- und Ausland festgehalten!): so glauben wir auch nicht daß die partielle Freiheit jemals zu einem organischen Statut innerhalb irgend einer Staatsverwaltung werden könne! Die größten Verwirrungen die den allgemeinen Interessen der Presse nur schädlich werden können, sind dabei unausbleiblich, und wir würden uns unbedingt lieber für die Beibehaltung des bisherigen alten Zustandes erklären. Denn auf der einen Seite frei, auf der andern unfrei, muß auf beiden Seiten Lahmheiten und Verrenkungen hervorrufen. Die Gegenstände der Presse lassen sich heutzutage überhaupt nicht mehr mechanisch theilen. Was ist heut innere Angelegenheit, was auswärtige? In den meisten und wichtigsten Fällen wird man über die eine und die andre nur im Zusammenhang beider schreiben können. Die Frage auf die es wesentlich für uns ankommen muß, steht daher so: Entweder Censur oder ganze und ungetheilte Preßfreiheit! —

✻ Das Schreiben welches Mazzini, der einst so gefürchtete Schreckensmann und Führer der Giovine Italia an den Papst gerichtet hat, ist uns zuerst durch die Wiener Zeitungen und namentlich durch den Östreichischen Beobachter bekannt geworden, welcher letztere daran eine (wahrscheinlich von dem ehemaligen Schweizer Antistes Hurter abgefaßte) Vertheidigung der östreichischen Politik in Italien geknüpft hat. Die große geistige Kühnheit durch welche sich Mazzini immer ausgezeichnet hat, bewährt er auch in einem höheren Grade als je in diesem Schreiben an Pius XI., worin er den Papst gewissermaßen zu einem Organ der Ideen des jungen Italiens macht und ihn auffordert seine hohe Aufgabe durch die Herstellung der nationalen Einheit Italiens zu vollenden. Die ideelle Wendung welche das junge Italien in seinem größten und bedeutendsten Führer, Mazzini, genommen, erscheint uns dabei jedenfalls höchst bemerkenswerth. Mazzini sucht sowohl in diesem Schreiben an den Papst, wie auch in einigen andern in der letzten Zeit von ihm ausgegangenen Schriftstücken, offenbar einen Standpunkt über den Parteien einzunehmen, die er in der allgemeinen Idee der Einheit Italiens, welche zugleich eine politische und religiöse Nationalreform, eine staatliche wie eine menschliche Wiedergeburt des Volkes bezweckt, zusammenzufassen trachtet. Eine gewisse Tiefe, Klarheit, und wenn man will Loyalität ist diesem Standpunkt nicht abzusprechen. Sogar der Östreichische Beobachter erkennt die Offenheit und Rückhaltlosigkeit in den Mazzinischen Deductionen mit einem gewissen Schmunzeln an. Wer die revolutionnären Bewegungen des jungen Italiens in den letzten Jahrzehnten mit einiger Aufmerksamkeit verfolgt hat, muß über diesen Übergang von einem republikanischen Terrorismus zu einem gedankenmäßigen Standpunkt gesetzlicher Reform höchlich erstaunt sein! Das junge Italien, welches früher von Blut zu triefen schien, so lange es sich noch um eine blos ideelle und tendenziöse Fortbewegung der italienischen Propaganda handelte, wird in dem Augenblick wo Italien selbst zu den Thatsachen der Revolution fortgeht, zu einer Partei der speculativen Idee, einer Partei die (wie Mazzini hier in seiner päpstlichen Correspondenz) den Untergang des Glaubens beklagt, und dem Katholicismus den Despotismus, dem Protestantismus aber die Anarchie zum Vorwurf macht! Mazzini scheint seit seinem Aufenthalt in London, wo es ihm nie an bedeutenden Unterstützungen und Verbindungen fehlte, zuerst diese ernstere, gehaltenere, und wenn man so sagen will, philosophische Richtung eingeschlagen zu haben. Seitdem er sich in neuester Zeit wieder nach Italien begeben, hört man von ihm, dem es sonst so leicht

war Expeditionen zu organisiren, nichts mehr was einem thatsächlichen Eingreifen in die Verhältnisse gleichkäme. Aber dafür beginnt er eine Art von prophetischer Beeinflussung der europäischen Politik, die dem alten Praktiker gar nicht mehr ähnlich sieht! —

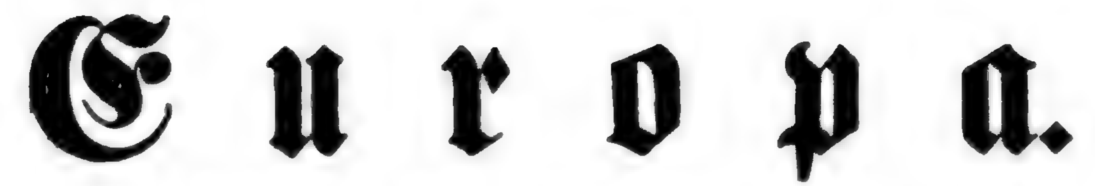
— Während im mittleren Italien Fürsten und Völker zum Beginn einer neuen Ordnung der Dinge sich die Hände bieten, im untern Italien die Majestät nach gewaltsamem Aufruhr sich auf Zugeständnisse einläßt, scheint der Norden Italiens, außer einigen witzigen und blutigen Neckereien, in ernster verständiger Weise mit den Machthabern um die Reform zu parlamentiren. Der Lombarde scheint zu wissen was er will. Wenigstens verräth er eine sonst ungewöhnliche Selbstbeherrschung. Schon seit dem November datirt die Aufforderung an alle junge Patrioten dem Genuß des Tabaks zu entsagen. Das feuchte Klima Mailands fordert diesen Genuß; trotzdem ist die Cigarre in Kaffeehäusern und Straßen verschwunden. (Der reine Gewinn der Regierung betrug im J. 1846 mehr als 1 Million Thlr.) — Die Scala war bisher immer der Schauplatz eiteler Demonstrationen gewesen. Bei der Eröffnung der Stagione (26. December) traf die Regierung ungewöhnliche Anstalten solchem Ausbruch des Unwillens vorzubeugen. Diesmal war das Theater leer und blieb seitdem leer; kleine Zettel, im Parterre zerstreut, forderten die Patrioten auf sich aller Demonstration zu enthalten. — Dies alles sind Züge fester Enthaltsamkeit. Züge des Witzes erzählte uns der Wiener Berichterstatter 4 (Nr. 5 und 7 der Europa). Von Bewußtsein und Umblick zeugt in Mailand die Beschwerdeschrift. Graf Fiquelmont selbst sah sich genöthigt um die Gründe des Mißmuthes gegen Östreich zu bitten. Die Regierung erbat sich also eine Petition. Advocat Bobechi und Graf Giulini haben die Beschwerdeschrift abgefaßt. Der Lombarde klagt über Verwahrlosung in allen Zweigen der Verwaltung, Verschwendung des Geldes, Druck hoher, schlechtvertheilter Steuern, Vernichtung von Handel und Gewerbe durch unvernünftige, maßlos hohe Zölle und zahllose Formalitäten bei Empfang und Versendung von Waaren. Der Lombarde klagt über die unverantwortliche, nur bei der größten Geldgier erklärliche Vertheuerung des Salzes das bei den Nachbarn, den Piemontesen, nur ein Fünftel des Preises kostet. Der Lombarde klagt über die systematische Beraubung der Armuth durch das Lottospiel, gegen die endlose Häufung schlechtbesoldeter Beamten welche bei der Geringfügigkeit ihres Gehaltes zu Blutsaugern am Volke werden. Die drei Forderungen der Lombarden sind: Stände mit entscheidendem Gewicht in Verfassungs- und Verwaltungssachen des Landes, Preßfreiheit und öffentliches Gericht. Sie berufen sich darauf daß der Kaiser von Östreich zugleich verfassungsmäßiger König von Ungarn ist.

— Der böhmische Landtag ist seit zwei Jahrhunderten zum ersten Male seiner Mehrheit nach verfassungsmäßig gesinnt. Zu den Vertreteern der böhmischen Rechte gehören außer den schon von uns angeführten: Fürst Karl Auersperg, die Grafen Franz Thun, Vater und Sohn, Graf Wilhelm Wurmbrand der die gesammte Politik Östreichs in der Versammlung streng beleuchtete, Baron Zeßner, Ritter von Bohusch. Fürst Lamberg hatte seinem Votum über die 50,000 Fl. eine Kritik des Schulwesens in Östreich beigefügt. Graf Johann Lazansky gab auf die Einschüchterungsversuche des Vorsitzenden, Robert Altgrafen von Salm-Reifferscheid, die Erklärung daß er sich durch Drohungen nicht schrecken lasse und wenn auch plötzlich Bajonette in den Saal der Stände einbrächen.

— Eine Adresse der böhmischen Stände an die liberalen Mitglieder des ungarischen Landtags gibt uns das Zeugniß daß jetzt zum Heil der Gesammtmonarchie unter den verschiedenen Völkern Östreichs eine Gemeinsamkeit beginnt. Zum ersten Mal haben die ungarischen Stände die Verhältnisse des Gesammtstaates in's Auge gefaßt. Die böhmischen Stände bieten in der Adresse jenen die Hand gegen die Omnipotenz eines Beamtenthums das zwischen Herrscher und Volk Scheidewände aufrichtete in Zeiten der Gewalt und Gesinnungslosigkeit, welche „an die Stelle des Vaterlandes den Hof, an die Stelle der Bürgertugend die Galanterie, an die Stelle des Patriotismus den Egoismus" stellten. „Ungarns urkräftige Völkerschaften — heißt es in der vortrefflichen Adresse — sind von der Giftseuche einer solchen Civilisation weniger berührt worden. Blieb auch dafür die Kultur seines Bodens, die Entwickelung seiner merkantilen und industriellen Kräfte zurück, so hat es dafür den kräftigen Schatz seiner Freiheit, vor allem aber den seiner Thatkraft, seines Patriotismus ungeschmählert bewahrt. Dieses stolze Selbstgefühl hebt und veredelt jede Nation und ist die Quelle der Begeisterung womit der Ungar an seinem Vaterlande, an seinen freien Institutionen hängt. Mit solchen Kräften, solchen Mitteln aber ist Ungarn gegenwärtig unstreitig berufen und befähigt den entschiedensten Einfluß auf die östreichische Gesammtpolitik zu nehmen und namentlich in seinem eigenen Interesse dahin zu wirken daß überall das geschriebene verfassungsmäßige Recht zur Geltung gelange, sofort aber die Gesammtheiten nicht länger im absoluten, sondern im constitutionellen Geiste regiert werden."

— Während der Beschäftigung mit Koenig's Klubbisten kömmt uns die Kunde von Görres' Tod. Schade daß der jugendliche Görres nicht in Koenigs Roman auftritt; er war seiner Zeit in Koblenz ein ächter Klubbist, ein Volksredner im feurigsten Styl, ein Tagesschriftsteller voll Schwung, Witz und Fanatismus. Sein „rothes Blatt" machte ihn zu einer Macht die ein Napoleon respectirte. Man hat den ehrlichen Forster einen Verräther an Deutschlands Sache gescholten, weil er zum Besten seiner Mitbürger sich nach Paris senden ließ. Warum traf der Vorwurf Menzel's nicht zugleich Görres der im November 1799 ebenfalls an der Spitze einer Deputation nach Paris ging um die Vereinigung des Rheinlandes mit Frankreich nachzusuchen? In Paris war der 18. Brumaire eingetreten; die Deputation konnte keine Audienz beim ersten Consul erhalten. Nach seiner Rückkehr ließ Görres die politische Rolle fallen, ergab sich als Lehrer in Koblenz der Naturgeschichte, in Heidelberg den Mythen der asiatischen Welt, in Gemeinschaft mit Brentano der Mystik des Mittelalters. Der Aufstand Deutschlands gegen Napoleon machte ihn zum Mitglied des Tugendbundes; 1814 bis Februar 1816 erschien sein Rheinischer Merkur. Nach diesen Übergängen ward aus dem genialen Mann der rothen Mütze ein Mann der Kapuze.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.



Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

F. Gustav Kühne.

1848. 19. Februar.

Inhalt: Der Liguorianer. Novelle von Isidor Heller. — Der ungarische Reichstag (aus Preßburg). — Aus Leipzig (zwei Berichte; Griepenkerl's Vorlesungen und Männergesangvereine), München und Berlin. — Zur Chronik: Rußlands Politik und Geldvorschüsse; Appert; Kuranda und Höfken; Auerbach; Dumas; Laube; das Leipziger Theater; J. Fröbel ꝛc.

№ 8.

Der Liguorianer.

Novelle von Isidor Heller.

Wenn man in Wien längs des Donauufers der Leopoldstadt hingeht, bemerkt man in der hochliegenden inneren Stadt rechts von dem himmelansteigenden Stephan einen kleineren Kirchthurm der weniger durch seine Höhe als durch die reizende und eigenthümliche Form seiner Kuppel die Aufmerksamkeit anzieht. Diese Kuppel aus schwarzen Steinmassen nimmt sich in der hohen Luft wie die feinste Filigranarbeit aus. Sie bildet einen Blumenkelch aus dem ein Kranz hervorwächst.

Der Fremde der zum ersten Mal von diesem Donauquai aus die Stadt betrachtet, ist gewiß nicht wenig verwundert daß ihm auf seinen Kreuz- und Querzügen auf dem beschränkten Raum der innern Stadt dieser merkwürdige Thurm noch nirgends aufgefallen. Auf Erkundigung erfährt er daß dieser Thurm in einem wenig besuchten Winkel der Stadt stehe und daß er zur Kirche der Liguorianer gehöre.

Das eigenthümliche Mienenspiel das sich bei den letzteren Worten auf dem Gesicht des Auskunft gebenden Wieners zeigt, bestätigt Euch all die schlimmen Gerüchte die Ihr über das Treiben dieser Mönche vernommen. Dieses Mienenspiel will sagen: Das sind die frommen Väter mit den harten verkniffenen Gesichtszügen, die mit zur Erde gebeugtem Haupt und seitwärts schielenden Augen, den breitkrämpigen Hut tief in die Augen gedrückt, stets zu Zweien durch die Straßen der guten Stadt zuweilen schleichen. Das sind die Männer Gottes die das Geschäft der Jesuiten unter einer andern Firma fortsetzend, den reinen Wein oder, wenn man will, die nährende Milch des Glaubens mit bethörenden und betäubenden Stoffen versetzen. Man sagt ihnen nach, sie suchten Erbschaften zu erschleichen, in das Familienleben verwirrend zu dringen; jedenfalls möchten sie gern alles Licht verlöschen bis auf die trüben rauchigen Kerzen ihrer Kandelaber.

Begierig, den Ort zu sehen wo so viel Unheil gebrütet wird, laßt Ihr Euch den Weg dahin angeben. Vom Donauufer geht man durch das Neuthor quer über den „Salzgries“, klimmt dann die hohe steile Treppe hinauf die hier aus dem Donauthal auf die Höhe der innern Stadt führt, und gelangt auf einen kleinen formlosen, stark abhängigen Platz, der auf einer Seite von der Fronte einer alten Kirche eingefaßt ist. Das ist die Kirche zu „Mariastiegen“, die jetzt den Namen zu St. Liguori führt.

Das Portal ist ziemlich imposant und von der Zeit geschwärzt, eine breite hohe Steintreppe führt hinan. Aber dieser schöne Zugang ist stets geschlossen und wer in das Innere will, muß um die Ecke in ein schmahles, von der hohen Kirche verfinstertes Gäßchen biegen und an der Seitenmauer ein unscheinbares Pförtchen suchen.

Beim Eintreten wird man nicht wenig überrascht. Man hat die furchtbarsten Schauer eines fanatischen Mönchthums erwartet: riesige Crucifixe mit gräßlich verzerrten Mienen und klaffenden bluttriefenden Wunden, eine modrige Atmosphäre, eine unheimliche Dämmerung, Altarblätter von Höllenbreughel, Wände mit hundertjährigem Staub. Und man findet einen hellen

luftigen Raum, die Wände frisch geweißt, den Fußboden blank gescheuert, die Bänke wohl polirt, und Kanzel, Chor und Altäre fast kokett geschmückt. Die Krucifixe sind so niedlich daß eine fromme Dame sie in ihrem Betzimmer aufstellen könnte, die Altarblätter enthalten die gefälligsten Scenen aus der christlichen Mythologie, sind von Künstlerhand und von neuem Datum. Die Orgel dröhnt hier nicht wie die Posaune des jüngsten Gerichtes, von der Kanzel kreischt kein hohlwangiges zahnloses Gespenst Flüche und Drohungen, sondern ein bildschöner junger Mann mit blitzenden Augen und schneeweißen Zähnen predigt eine phantastische zauberreiche Lehre, die sich wie hochromantische Poesie anhört.

Frauen machen darum meist das Publikum dieser Kirche, die fromme Heerde dieser Seelenhirten, alte und junge Sünderinnen, gewissenskranke Damen aus der vornehmen Welt, die für ermattete Phantasien neue Reize suchen, auch bethörte Weiber aus dem Volke die den Himmel um ein Wunder bestürmen. Die Beichtstühle im Hintergrund der Kirche dienen diesen frommen Vätern, die großes Interesse haben allwissend entweder zu sein oder wenigstens zu scheinen, als Ohr des Dionys, durch welches sie die ganze Stadt belauschen.

Der Beichtstuhl unter dem Schwibbogen des Chors ist sehr wichtig für unsere Erzählung, und muß darum näher beschrieben werden. Nicht daß er sich von andern Instrumenten dieser Art wesentlich unterschiede; aber mancher nichtkatholische Leser dürfte sich leichter einen Vogel Phönix als dieses unentbehrliche Organ der Herrschaft über die Gemüther vorstellen.

Ein Beichtstuhl hat viel Ähnlichkeit mit einer großen Sänfte ohne Tragstangen. In der Mitte befindet sich eine Scheidewand in die eine Luke geschnitten ist. Die Luke ist meist vergittert. Zwei schmahle Eingänge ohne Thüren führen in die abgetheilten Räume. Die eine Abtheilung hat eine Bank für den Beichtvater, der sich nur wenig zu neigen braucht um das Ohr an die Luke zu bringen; auf der andern Seite der Scheidewand befindet sich ein Betschemel zum Knieen für das Beichtkind. Dieses müßte sehr groß sein um mit vollem Gesichte bis an's Gitter zu reichen; es kann daher nicht gesehen, aber von dem Lauscher an der Luke deutlich gehört werden. Das nennt man die Ohrenbeichte, wobei der Seelenarzt einem sündigen Menschenkind durch Zuspruch und Buße zur Gnade zu verhelfen hat, gleichviel welchen Namen und Stand es in der Gesellschaft besitzt. Auf der andern Seite sieht das Beichtkind keinen Mann mit rother Nase, wohlgemästetem Leib, schlauem oder gleichgültigem Blick, verschmitzten oder einfältigen Zügen; die Luke in der Scheidewand scheint ihm ein Fensterchen am Himmel, durch welches die reumüthigen Geständnisse zu Gottes Ohr emporsteigen, und die versöhnenden mahnenden Worte des Mittlers herniedergleiten.

In diesem Beichtstuhl unter der Orgel der Liguorianerkirche schlich eines Tages nach der Frühmesse eine sanfte zitternde Stimme zu dem Ohr des Beichtigers. Die Worte stiegen vereinzelt empor als rängen sie sich mühsam aus einer beklommenen Brust.

„Ehrwürdiger Vater!“ flüsterte diese Stimme, „nimm mein Zagen nicht für das schlimme Gefühl drükkender Schuld. Ich kam nicht hieher eines frevelhaften Bewußtseins durch Geständniß quitt zu werden; die Qualen meiner Brust heilt keine Buße. Nur dieser enge finstere Beichtstuhl macht mich so beklommen und diese dumpfe Luft, in der abscheuliche Geständnisse zu modern scheinen. O, ich habe das Taglicht nicht zu scheuen und den Laut meiner Stimme nicht zu fürchten! Anklagend und fordernd trete ich vor den Diener der Kirche! — Vor einigen Wochen habe ich an dem Altar dieser Kirche einem Mann Liebe und Treue geschworen. Ach ich wußte damals nicht was ein Gatte unter diesem Gelübde versteht. Wenn ich es jemals mit Bewußtsein ausgesprochen, es hätte einem Andern gelten müssen, der vielleicht jetzt gleich mir verzweifelt. Diesen Schwur gebt mir zurück, den Ihr im Namen der Kirche in Empfang genommen! Mein Herz weiß nichts davon und mein heiligstes Gefühl sträubt sich gegen dessen Erfüllung. Dieses unnatürliche Bündniß das man betrügerisch geknüpft, löset es wieder, oder ich muß an Euch und Eurer heiligen Sendung verzweifeln!“

Der Schluß dieser ungewöhnlichen Beichte wurde jenseits der Scheidewand von einem tiefen Athemzug begleitet, wie der eines Menschen der mit gespannter Aufmerksamkeit athemlos gelauscht hatte. Dann folgte tiefe Stille, die nicht eher unterbrochen ward, als bis die Dame sich ungeduldig von den Knieen erhob. Das Geräusch mochte den Beichtiger aus seiner Bestürzung oder ernstem Nachdenken geweckt haben; denn jetzt ließ sich hinter der Luke eine tiefe Stimme vernehmen. Diese Stimme war durchaus nicht feierlich oder väterlich wie bei einer gewöhnlichen Beichtstuhlrede, sondern die Worte wurden hart und zürnend aus einer mächtig bewegten Brust hervorgestoßen.

„Unseliges Weib! rief der Mönch lauter als es sich für den Beichtstuhl geziemte, Du bist für immer dem Schmerz verfallen. Nie löst die Kirche was sie ein-

mal gebunden. Tritt hin vor den Altar und erwarte was sich Dir offenbaren wird. Wohl Dir, wenn Du der Macht der Erscheinung unterliegst; doppelt wehe wenn Du den Moment überdauerst!"

Die Beichtende erschrak mächtig über diesen furchtbaren Orakelspruch. Die Kirche hatte nicht blos ihre Forderung zurückgewiesen, sondern bedrohte die Frevlerin noch mit schlimmen Strafen, die in dem geheimnißvollen Dunkel des Orakels wie gespenstische Schatten erschienen. Die religiöse Erziehung der unglücklichen Frau hatte es nicht an grausen Wundern, abenteuerlichen Mährchen und schauerlich süßen Ahnungen einer überirdischen Welt mangeln lassen, und der finstere Beichtstuhl, der weite, öde Raum der Kirche, war nur zu sehr geeignet die Macht eines anerzogenen und nie bestrittenen Glaubens zu steigern.

„O Himmel! dachte die geängstete Frau, was mag mir dort am Altare bevorstehen? Wird sich die Thüre des Tabernakels aufreißen und von der Monstranz ein Blitz zerschmetternd auf mich niederstürzen? Oder wird die Madonna aus dem Altarblatt treten und drohend die Hand gegen mich aufheben? O die Kirche ist schrecklich in ihrem Zorn, und der Segen ihrer Liebe ist für mich zum Fluch geworden! Doch was kann mich treffen, das schlimmer wäre als die Fortdauer meiner entsetzlichen Lage! Was hat der zu fürchten dem die Erinnerung ein Feuerbrand und dem die Gegenwart eine Hölle ist."

Und mit dem Muthe der Verzweiflung, die ihrer Sprache im Beichtstuhl so viel Trotz gegeben, schritt die Dame durch die Kirche zum Altar. Doch hier verließ sie ihre mühsam aufgebotene Kraft. Sie sank in's Knie und sie wäre ohnmächtig auf die Stufen des Altars hingefallen, wenn sich nicht in dem Augenblicke männliche Schritte in der Tiefe der Kirche hätten vernehmen lassen. Die Nähe eines Menschen, eines Mannes, nahm dem öden Raume sogleich seine sinnverwirrende spukhafte Eigenthümlichkeit, die grausen Geister welche in der Luft zu schweben schienen, verschwanden, und die dumpfe Nacht welche über die Augen der Dame hereinzubrechen drohte, wich dem hellen Tageslicht welches durch die hohen Fenster hereinfiel. Wie zu einem rettenden Engel wandte die Kniende, noch unfähig sich zu erheben, ihr Gesicht gegen den Heranschreitenden. Dieser Mann schien siech und gebrochen; die dunkle Kutte des Liguorianermönchs hing schlaff um seinen magern Leib, sein Kopf war auf die Brust gesenkt und von der tief in's Gesicht herabgezogenen Kapuze verhüllt, sein Schritt war langsam und zögernd. Aber es war ein Mensch und als solcher mächtig genug alle Grauen der Geisterwelt zu verscheuchen.

Als der Mönch am Altar anlangte, wandte er sich zu der knienden Dame; seine gebeugte Gestalt erhob sich plötzlich, und aus der zurückgeworfenen Kapuze trat der herrlich geschnittene Kopf eines jungen Mannes. Das bleiche gramvolle Gesicht erhöhte nur den Ausdruck seiner edlen, männlich schönen Züge, und der düstere Blick gab seinem großen Auge hinreißende Gluth und Kraft.

Ein Blitz der Freude überflog die vor Erschöpfung mattgewordenen Züge der Dame; ein leiser Schrei entflog ihren Lippen; sie beugte sich gegen den Mönch und streckte den Arm aus, wie um die unerwartete Erscheinung festzuhalten. Doch eben so schnell ließ sie den Arm sinken und schlug die Augen zu Boden; eine hohe Röthe ergoß sich über ihr Gesicht, die bald der Blässe eines heftigen Schmerzes wich, der ihre Brust krampfhaft zusammendrückte. Die Lippen des Mönchs hatten sich nämlich schrecklich verzerrt, als wollten sie einen Fluch aussprechen, aber er sprach kein Wort; nur seine Zähne zeigten sich wild verbissen, und unter seinen zusammengezogenen Brauen schossen Blicke hervor, vernichtend, zermalmend.

Einen Augenblick schien es als wollte der Anblick des Jammers in den die unglückliche Frau versunken war, den maßlosen Zorn des Mönchs besänftigen; er neigte sich herab gegen die Knieende, die Gluth seines Auges verwandelte sich in das Düster der Trauer, seine Lippen bewegten sich sanfter als suchten sie ein Wort des Beileids. Aber dieser sanfte Hauch der Theilnahme wich bald einer stürmischen Erinnerung; er bog sich entsetzt zurück, als hätte er eine Schlange hinter Rosen erblickt, und stürzte eilenden Schrittes in die hinter dem Altar befindliche Sakristei.

Schnell wie der Gedanke war ihm die Dame nachgeeilt, aber der Riegel wurde von innen vorgeschoben als sie die Klinke des Schlosses faßte. Unbeweglich und starren Blickes blieb sie vor der Thüre stehen. Ihr Herz war auf den Tod getroffen, ihr Leben beschlossen und doch athmete sie noch weiter. „Er — ein Mönch, und ich — verheirathet! Beide lebend und doch todt für einander? Die Kirche will die Gräber nicht öffnen!" — Das waren die Gedanken die in ihr erstarrtes Gehirn sich eingepreßt hatten. —

Die Welt ging neben ihr den Alltagsgang weiter. Leute kamen in die Kirche, der Sakristan ging wiederholt an ihr vorüber und blickte sie verwundert an. Sie fühlte dunkel daß sie da nicht stehen bleiben könne, und

ging betäubt hinweg, wie man das eben zugeworfene Grab einer theuern Person verläßt. Als sie draußen um die Ecke des dunkeln Gäßchens bog, traf sie auf einen Wagen. Ein Bedienter in Livree trat ihr mit abgezogenem Hut in den Weg. Eine dunkle Vorstellung kam ihr in den Sinn, daß sie in diesen Wagen steigen müsse; willenlos wie ein Kind gehorchte sie dieser Vorstellung und ließ sich in den Wagen heben. Der Wagen fuhr in ein schönes Palais und hielt vor einer breiten Treppe. Es schien ihr Alles um sie her so bekannt und doch fremd und gleichgültig. Ohne zu wissen wohin es ging, stieg sie, dem Zug der Gewohnheit nachgebend, auf den Arm des Dieners gestützt, in ihre Zimmer hinauf. Unfähig sich länger auf den Füßen zu erhalten, setzte sie sich, noch den Hut auf dem Kopfe und den Shawl um ihre Schulter, auf das Sopha, den starren Blick zu Boden gesenkt und in ihrem Kopf fortwährend den Gedanken wälzend: „Er ein Mönch und ich verheirathet! Die Kirche will nicht die Gräber öffnen!“

Endlich trat die Kammerfrau herein. Sie war nicht wenig betroffen ihre Herrin so ganz angekleidet auf dem Sopha sitzen zu sehen. Sie sprach gegen sie ihr Erstaunen aus, und wie die Dame bei den bekannten Tönen den Kopf erhob, bemerkte die Dienerin mit Schrekken die gläsernen Augen und das todtenbleiche Gesicht ihrer Herrin. Sie beeilte sich ihr den Hut vom Kopf zu nehmen und das enganschließende Kleid zu lösen. Wie die Dame die Dienerin, die geliebte Amme und stete Gefährtin ihres Lebens, so liebreich mit sich beschäftigt sah, kam wieder Leben in ihr erstarrtes Herz, und ein Strom von Thränen löste den Krampf ihrer Brust. —

Ganz anders äußerte der Mönch seinen Schmerz. Als er in seiner Zelle ankam stieß er eine Staffelei, das Erste was ihm begegnete, mit einem Fußtritt nieder. Dann ergriff er einen Farbentopf und schleuderte ihn zu Boden, so daß die Scherben umherflogen und die Farbe die Wände bespritzte. Das Unheil das er angerichtet, that ihm wohl; ein herbes Lächeln flog über seine Lippen. „Armseliger Topf! rief er indem er mit wildem Blick umhersah, ich wollte es wäre die Welt die ich zerschmetterte! — Und was hindert mich die Welt zu vernichten? — fuhr er fort indem er die Scherben sinnend betrachtete — ich brauchte nur diesen Muskel in meiner Brust zu durchschneiden und es gibt für mich keine Welt mehr! Aber dann wäre ich selber todt und ich will leben. Ich will so viel Glück zerstören daß die Ansicht der Kirche, diese Erde gehöre dem Bösen, sich bewähren soll! Mein Orden soll mich loben. Der Anfang ist gemacht, dieses Weib habe ich zertreten, sie kann nur noch wie ein leckes Schiff hinschwimmen, bis sie die Last ihres Jammers hinabzieht in's ewige Nichts. Nein, ich that ihr nicht zu viel, meine namenlosen Leiden schrieen nach Rache. Niemand in der Welt hat das Recht glücklich zu sein, solange Einer durch ihre schlechten Einrichtungen leidet. Ein König sagte einst: Ich bin der Staat! Eher kann jeder Mensch sagen: Ich bin die Welt!“

Darauf fuhr er sich mit der Hand über die Stirn, als könnte er damit alle Erinnerung an das eben gehabte Erlebniß verwischen, ergriff ein Blatt Papier und zeichnete darauf mit kühnen Strichen einen Tiger mit gewaltig gähnendem Rachen, der sich selbst in seiner Wuth die Lenden mit dem Schweife peitscht. —

Welche Veränderung war in kurzer Zeit mit dem jungen Manne vorgegangen? Dieses furchtbare Mitglied eines gefährlichen Ordens war noch vor sechs Wochen ein blühender lebensfroher Jüngling. Geburt und Beruf gaben alle Hoffnung auf lange Jugend und unerschöpflichen Frohsinn; er war Maler und geborner Wiener. Das Kaffeehaus auf dem Mehlmarkt voll lustiger, in den Tag hinein lebender Künstler, die Tanzsäle zum „Sperl“, und die Landpartien um Wien waren seine Welt gewesen. Der nordische Hauch des Forschens und Grübelns, der die Seelen der deutschen Jugend erkältet, dringt nicht über die Grenzgebirge Östreichs, die Kämpfe im Schooße des Staates und der Kirche schienen damals, in den Jahren nach dem Pariser Frieden, den Wienern so ferne wie das Gewehrfeuer der Tscherkessen im Kaukasus; die Weltgeschichte mit ihren furchtbaren Ereignissen war dem glücklichen Maler nichts anderes als eine Stoffsammlung zu interessanten Scenen für den tändelnden Pinsel. Überdies beschäftigte L e o n h a r d M ü l l e r, so hieß der junge Maler, seinen Pinsel nicht mit der ernsten Geschichtsmalerei. Er hatte zu viel Talent und gesundes Urtheil um über seine Welt hinauszugreifen. Er fühlte wohl daß man in einer großen Zeit und unter großen Menschen leben müsse um großartige Modelle zu finden. Das Studium großer Muster, dachte er, wenn er durch die Rubensgallerie im „Belvedere“ ging, würde mich höchstens zum geschickten Copisten machen. Ein gewaltiger Schild und ein breites Schwert macht noch keinen Achilles, die römische Toga gibt noch keinen Römer! Wahrheit und ergreifende Darstellung läßt sich nur dem Leben entnehmen. Jede Zeit, tröstete er sich, hat ihre Kunst; unser bürgerliches Kleinleben findet seinen künstlerischen Ausdruck im Genrebild, und wenn wir

der Nachwelt eine Anzahl Familienscenen, Wirthshaus- und Dorfbilder und mannigfaltige Porträts hinterlassen, haben wir ihr die Geschichte unserer Zeit übergeben!

Dieser Ansicht, dunkel oder klar, folgen die meisten Wiener Maler; man braucht nur eine Wiener Gemäldeausstellung zu sehen um das kindische leidenschaftlose alltägliche Wiener Leben zu überschauen. Leonhard unterschied sich nur in Einem von seinen Kunstgefährten. Während diese in den Bierhäusern der Vorstadt, in den elenden Stübchen des Taglöhners und in den Herbergen der Wollust nach Modellen jagten, trachtete sein zarter Geschmack und sein Bedürfniß, feinere seelische Zustände im äußern Ausdruck zu erfassen, in die Häuser des Adels zu kommen, wo er noch Reste von Ritterlichkeit, Stolz oder Hochmuth, und Schwung des Gefühls zu finden hoffte.

Diesen Wunsch zu befriedigen wäre für einen noch wenig bekannten Maler wie Leonhard nicht leicht gewesen, hätte er sich nicht eines mächtigen einflußreichen Gönners zu erfreuen gehabt, dessen Empfehlung nirgends unbeachtet blieb. Dieser Gönner war ein alter, scheinbar außer der Gesellschaft stehender Mann, der Prior der Liguorianer.

Leonhard theilte den Haß aller Wiener gegen diesen Orden, und er hütete sich wohl seine Verwandtschaft mit dessen Obern merken zu lassen. Er kam nur selten in das Kloster; das finstere Wesen seines Onkels und sein verschmitzter lauernder Blick mußte die offene fröhliche Natur des Jünglings abstoßen; aber es war sein einziger Verwandter, der den früh Verwaisten stets freundlich behandelt und bisher reichlich unterstützt.

Gegen diesen Mann hatte Leonhard einst seinen Wunsch ausgesprochen in den Häusern des Adels Beschäftigung für seinen Pinsel zu finden. Der alte Schlaukopf that als hätte er Leonhard's Worte überhört, aber wenige Tage darauf erhielt Leonhard zu seinem Erstaunen eine Einladung der verwittweten Gräfin B. auf ihre Villa nach Meidling um dort die junge Comtesse zu porträtiren.

Als der junge Maler andern Tages in der Villa B. vor den breiten marmornen Stufen stand, die in die obern Zimmer führte, fühlte er sich seltsam beklommen und verlegen. Es war das erste Mal daß er mit der hochgebornen Kaste der Gesellschaft in unmittelbare Beziehung treten sollte. Diese stolze glänzende Kaste hatte er bisher nur in weiter ehrerbietiger Ferne gesehen, auf der Straße wo sie in prächtigen Wagen wie der Blitz vorübereilte, bei feierlichen Aufzügen des Hofes, wo sie wie die Götter der Erde auftrat innerhalb einer eisernen Mauer von Bajonetten, durch die das Volk neugierig späht, oder in der Oper, wo sie in ihren Logen sitzt, unnahbar für den Plebejer, in Prachtgewändern und von Edelsteinen blitzend wie eine Statue der Muttergottes. Einem Mitgliede dieser Kaste sollte er jetzt nahen, von ihm angeredet werden und darauf antworten, und zwar einem der stolzesten dem Rufe nach und einem der reichsten, wie diese prächtige Villa bekundete.

Der Wiener hegt noch eine patriarchalische Ehrfurcht vor dem Adel, den der Staat mit Orden behängt, mit Generalsuniformen bekleidet, in die geheimnißvollen unzugänglichen Büreaux setzt, wo die Geschicke des Landes gemacht werden. Jenes stolze Selbstbewußtsein kennt der Wiener nicht, das nichts über sich duldet als den überlegenen Geist und das überragende Verdienst; die mächtige Thatkraft pocht nicht in seiner Brust, die an jeder Schranke sich zu Tode ringt; die Idee der Menschenrechte hat ihm noch nie den bleiernen Schlaf geraubt.

So war es denn nicht das bittere Gefühl der Unterthänigkeit, nicht die Kränkung der zum Dienen gezwungenen Kunst, was Leonhard empfand als er die Marmortreppe hinaufstieg um sich der Gräfin vorstellen zu lassen, sondern die schüchterne Befangenheit eines Kindes das vor eine Person geführt wird, deren Urtheil ihm Autorität ist. Ein Lächeln, eine spöttische Miene der Dame über seine etwa linkische Haltung oder seine plebejischen Manieren wäre für ihn eine unauslöschliche Schmach gewesen.

Es ist eine schlimme Krankheit und eine hoffnungslose Schwäche des Wieners: das adelige Wesen ängstlich nachzuahmen. Nicht eben die Anerkennung der feinen Lebensweise und des besten Tons treibt ihn in die Fußtapfen der hochgebornen Welt, sondern das schmerzliche Bewußtsein daß man in der Nähe dieses Hofes gar nichts ist, wenn man nicht wenigstens von Adel ist. Man schraubt sich darum, wenn man keinen Stammbaum geerbt hat, durch adeliges Gebahren in die höhere Kaste, was um so leichter möglich wird, als es eben nicht die alten Rittertugenden sind durch welche der Adel der Gegenwart sich auszeichnet. Man könnte einen Wiener nicht schlimmer beleidigen als wenn man ihn mit einem einfachen „Herr“ statt des unerläßlichen „Herr von“ anreden würde.

Leonhard war eben auch ein guter Wiener, und führte er gleich mit seinen Freunden ein reines Künstlerleben, das weder bürgerlich noch adelig war, so hatte er doch

die Schwäche, der altadeligen Dame gegenüber keinen Makel einer bürgerlichen Geburt blicken zu lassen. Sorgfältig reinigte er seine Stiefeln vom Staube, betrachtete aufmerksam seinen Anzug und überlegte zum ersten Mal in seinem Leben welche Haltung er annehmen sollte, mit welchen Worten er sich vorstellen und was er auf die verschiedenen möglichen Bemerkungen der Dame antworten müsse.

Es ward ihm indeß erspart in einer gezwungenen Komödie eine vielleicht falsche Rolle zu spielen; die Gräfin nahm seinen Besuch nicht an. Der Kammerdiener, durch den er sich anmelden lassen wollte, erwiederte ihm mit dem Tone und der Miene der Kamaraderie: „Ah, sind Sie der Herr Maler? Die gnädige Gräfin hat schon Ihrethalben befohlen. Kommen Sie nur mit in den Gartensalon; Ihre hergeschickte Staffelei ist dort schon aufgestellt; und erwarten Sie da das gnädige Fräulein. Ich werde gleich der alten Ludmille, der Kammerfrau von Ihrer Gnaden, melden daß Sie angekommen sind.“

Leonhard fühlte sich nicht wenig beleidigt daß man ihn wie einen Handwerker behandelte, und durch einen Bedienten gleichsam vor der Thüre beauftragen ließ. Seine Kränkung war um so größer als er sich sorgfältig auf eine noble Rolle vorbereitet hatte und sich nun selbst lächerlich erscheinen mußte. Doch tröstete er sich mit dem unverwüstlichen Gleichmuth eines Wieners. „Sie sind wohl alle so! dachte er, diese vornehmen Leute! Wer nicht zu ihnen gehört, der ist für sie nicht weiter auf der Welt als um für ihr Geld all das zu bereiten was sie selbst nicht machen können oder mögen. Ich muß schon die Dinge nehmen wie sie sind. Wollte ich stolz thun, so würde ich mich nur wiederholten Erniedrigungen aussetzen, oder müßte auf Beschäftigung in diesen Häusern verzichten. Dann wäre es aber auch um die Möglichkeit geschehen, die Köpfe dieses Geschlechtes in meine Mappe zu bringen!“

Diese Betrachtung erweckte in ihm den ganzen Künstler, und als er von dem Diener geführt in den Gartensalon trat, verdrängte sein Kunstsinn, von der neuen Umgebung gereizt, alle Erinnerung an das kleine Erlebniß das sein Mensch erfahren.

Dieser Salon nahm einen großen Theil des Erdgeschosses der Villa ein. Es war ein weiter hoher Saal mit marmornem Fußboden aus verschiedenfarbig carrirten Platten. Große Spiegel mit Goldrahmen hingen an den mit reichen Tapeten belegten Wänden, grüne Persiennes erhielten in dem weiten Raum die Beleuchtung mild, die Luft frisch und kühl. Eine mächtige Glasthüre die auf eine Terrasse führte, gewährte die Aussicht auf den Garten der Villa. Unter der Terrasse lag der Blumengarten mit den Treibhäusern; er wurde von einer hohen Baumwand im Halbkreise begränzt. Zu beiden Seiten der Baumwand führten Alleen von alten schattenreichen Bäumen zu einem kleinen Park. In der Mitte der Baumwand war eine schmahle Lücke die eine Fernsicht auf einen um eine kleine Insel laufenden Teich eröffnete.

Leonhard hatte bereits viele herrliche Gärten gesehen, die in Wien eben nicht selten sind und von denen die schönsten jedem Besucher offen stehen. Er war darum über die Reize dieser Anlagen nicht sehr verwundert, so sehr sie es auch verdienten. Das Erstaunen das sich auf seinem Gesichte malte, galt einem andern Umstand. Salon und Garten zeigten nämlich die auffälligste Vernachlässigung, trotzdem die Herrschaft selbst anwesend war. Fußboden und Wände des Salons waren ziemlich dick mit Staub bedeckt, die Spiegel schienen lange nicht geputzt, die Fontäne im Vordergarten sprang nicht, die Treibhäuser waren leer und die Scheiben hie und da zerschlagen. Die einschließende Baumwand, ursprünglich nach französischer Art angelegt, war nicht geschoren, in den Alleen fehlte der gewöhnliche rothe Kiessand, die Terrasse überwucherte der ungeschorne Rasen. Blos die Beete des Blumengartens schienen sich einer sorgfältigen Pflege zu erfreuen.

Leonhard's Begleiter bemerkte sein Erstaunen und erklärte ihm mit der gewöhnlichen Redseligkeit der Wiener Bedienten diesen seltsamen Zustand.

„Einst, sagte er, war das Alles anders, da mußte hier und in unserem Palast in der Stadt Alles in strengster Ordnung sein. Wir Angestellten hatten alle Hände voll zu thun, um den hundert Wünschen der Herrschaft zu genügen, und es hat mancher seinen Platz eingebüßt der sich's ein Bischen bequemer machen wollte. Damals gab's aber auch ein Kommen und Gehen, ein Rennen und Fahren von allen Herrschaften der Welt, im Winter in der Stadt, im Sommer hier draußen. Bald hieß es: Vierzig Gäste auf eine Suppe einladen! Das war eine Suppe daß vierzig Riesen sich auf eine ganze Woche satt essen konnten! Bald gab's Thee tanzant, bald Sauree muzikal. Der Teich den Sie dort sehen, stand manche Nacht in Feuer, als wenn der Teufel das Dachfenster von der Hölle aufgemacht hätte. Die gnädige Herrschaft fuhr drauf mit ihren Gästen in kleinen schwarzen Schinakeln*), wie man sie in Venedig haben soll, um Zwölf in der Nacht spazieren. Meiner Seel', wir

*) Wiener Ausdruck für Nachen.

Dienstleut' wußten zwischen Tag und Nacht keinen Unterschied mehr! Aber seit zwei Jahren hat der Wind umgeschlagen. Man munkelt etwas von einem untreuen Liebhaber. Der Spiegel zeigt auch kein zwanzigjähriges Gesicht mehr; — so viel ist gewiß, die gnädige Gräfin capricirte sich plötzlich durchaus keinen Besuch anzunehmen, von Bällen und Lustbarkeiten war nicht mehr die Red' und statt eines hübschen Italieners von der napolitanischen Gesandtschaft besucht uns zwei- dreimal die Woche ein alter schwarzer Schleppsack von St. Liguori!"

Leonhard entfuhr hier ein leiser Ausruf. Er begriff jetzt wie es seinem Onkel leicht möglich geworden ihm, dem noch wenig bekannten Maler, einen Ruf in dieses stolze Haus zu verschaffen.

Der Diener deutete jedoch diese Bewegung in einem andern Sinne. „Ich weiß was Sie denken, Herr Maler, sagte er mit einer pfiffigen Miene, und ich glaube, Sie haben Recht. Ich wette keinen kupfernen Kreuzer darum daß nicht dieser schwarze Schleicher seine Nase im Testament Ihrer Gnaden hat. Indeß uns Dienstleuten gefällt es jetzt besser hier als früher. Wir können jetzt bei Nacht schlafen und ein Stündchen im Bierhaus sitzen. Sehen Sie sich nur den Garten an, lieber Herr! Der alte Schelm von Gärtner läßt sich vom lieben Gott den Garten aufputzen und steckt das Geld ein für die Arbeit. Die gnädige Gräfin hört und sieht nichts, auch wenn sie einmal ganz vertieft durch den Garten geht, und Fräulein Eveline, ihr einziges Kind, ist erst seit diesem Frühjahr aus dem Kloster zurück, wo sie erzogen worden ist, und ist froh mit Gottes freier Luft und ein Paar einheimischen Blumen die dem Gärtner nicht viel kosten. Und das Fräulein begießt sie noch dazu selbst alle Tage!"

Diese letzte Betrachtung machte den Kammerdiener ganz ärgerlich, als verdrieße es ihn daß er nicht das Glück habe dieser Gärtner zu sein. Brummend ging er hinweg um dem Fräulein die Anwesenheit des Malers zu melden. Als Leonhard allein durch diesen Raum erstorbener Pracht und verblichenen Glanzes hinschritt, zogen Gedanken ganz neuer Art, von dem was er eben gehört angeregt, stürmisch durch seine Seele.

„Erst Sünderin, dachte er, dann Betschwester! Die einzige Tochter in ein Kloster vergraben um die wilde Lust von keinem zarteren Gefühl stören zu lassen! Und diese herrliche Villa für deren Pracht man sonst Kunst und Natur in Arbeit setzte, möchte sie jetzt in eine Wüste verwandeln, ähnlich ihrem eignen Herzen. Welch frevelhaftes Spiel mit den Gaben des Geschicks! Und diese Menschen — Sklaven ihrer Schwächen, von Müßiggang und Langerweile zu krankhaften Ergötzungen gereizt, verspottet und betrogen von lieblosen Dienern, endlich Spielball und Fundgrube schlauer Pfaffen! Diese Armseligen scheinen uns Niedergebornen die Götter der Erde. Und ich selbst war Thor genug, bei diesem entarteten Geschlecht die Züge hoher Naturen zu suchen; hier wo nur Hochmuth statt Hochgefühl, Eigenwille statt Kraft, Verzärtelung statt Grazie und Übermuth statt Ritterlichkeit zu finden ist!"

Leonhard hatte nie die Kaste näher kennen gelernt, über die er jetzt so hart absprach. Und die Erzählung eines Dieners von einer einzelnen Dame war noch keine physiognomische Reise! Wie alle feurigen Köpfe ließ er sich von ersten Eindrücken zu allgemeinen Ansichten, zu bestimmten Sympathien oder Antipathien hinreißen.

Tief war seine Erregung; er hatte die erste Täuschung seines Lebens erfahren. Die Jugend verwindet rascher ihre Irrthümer, aber der Sturz von der Höhe der Erwartung ist bei ihr heftiger, gefährlicher. Und welche Täuschung! Wo er früher verehrt, bewundert, sollte er nun verachten, verabscheuen: — eine schmerzliche Nöthigung für edle Naturen. Überdies war nun alle Hoffnung auf reichen Stoff für seine Kunstwelt verloren; er hatte den Adel malen wollen und fand nur eine Noblesse, — einen Stoff, wie er jetzt meinte, für die Satyre und Caricatur.

Ärgerlich griff er nach dem Hut um sich zu entfernen. Er mochte nun nicht mehr das bestellte Porträt malen, von dem er sich keinen Vortheil für sein Streben versprechen konnte, und er hielt die Kunst zu hoch um sie dem Reichthum als Handwerk dienen zu lassen.

Als er an die Thüre kam, wurde diese von Außen geöffnet. Eine junge Dame trat allein, ohne Begleitung herein, warf einen flüchtigen Blick auf ihn und schritt dann rasch in die Mitte des Saales. Sie sah sich rasch um als suche sie etwas und sagte dann halb gegen Leonhard gewendet: „Man sagte mir, der Maler erwarte mich."

Leonhard hatte sich nicht entfernt; er hätte nun ewig da bleiben, sich bis zum letzten Athemzug in Anschauung verlieren mögen. Mit diesem Vorbild, dachte er, könnte ich die Erde mit Engeln erfüllen, und die Kirchen mit Madonnen schmücken, die den Ungläubigsten zur Anbetung zwingen würden! — Leonhard war kein Neuling in der schönen Welt, Anmuth und lockende Reize sind für das Auge eines Wieners nichts Seltenes; aber noch nie hatte er eine so bezaubernde Mischung von kindlicher Unbefangenheit und dem geheimnißvollen Ernst der Jungfrau gesehen, weder in einem Kunstwerk

noch in einem lebenden Wesen. Ihre Formen hatten weder die Fülle welche die Sinne gefangen nimmt, noch das Eckige und Ungelenke großer Jugend. Ihre schlanke Gestalt war ungemein weich und geschmeidig; sie bewegte sich so keusch, so unbewußt und mühelos als wären ihre Glieder nicht aus dem schwerfälligen irdischen Stoff gebaut, und in ihrem fein geschnittenen Gesicht milderte ein harmloses Lächeln den reinen Blick ihres hellblauen durchsichtigen Auges. Ihre Stimme, obgleich süß und melodisch, berührte den schwärmenden Maler fast schmerzlich. Die Stimme hat immer was menschlich Erregendes, das Wort stört die Ruhe beseligender Anschauung, die Entzückung ist stumm und stirbt am Erwachen des Gehörs.

Die junge Dame ahnte nicht im geringsten was in Leonhard's Seele vorging, sie wußte noch nicht welche mächtigen Gefühle sie einzuflößen vermochte. Es malte sich blos Erstaunen in ihren Zügen über die Unbeweglichkeit des jungen Mannes, der taub und stumm zu sein schien. Ihm entging keine Bewegung auf diesem lieblichen Gesichte, die große Unschuld welche dieses Erstaunen ausdrückte, that ihm unendlich wohl.

Er trat einige Schritte näher und sagte lächelnd: „In der That erwartete Sie der Maler, mein Fräulein, und ich werde mich sehr glücklich schätzen, wenn meine Kunst dem Meisterwerk der Schöpfung ein wenig nahe kommt."

„Sie? — sagte das Fräulein erstaunt — Sie sind ein sehr junger Maler."

Sie sprach das so unbefangen, ohne allen Nebengedanken; ihre Wange röthete sich nicht, die schönen seidenen Wimpern senkten sich so wenig daß Leonhard blos Neugierde empfand den Grund ihrer Verwunderung zu erfahren.

„Und warum, sagte er lächelnd, sollte der Künstler, dessen schönste Aufgabe es ist die Reize der Jugend mit seinem Pinsel festzuhalten, nicht selbst jung sein dürfen?"

„Gewiß, sagte sie lachend, sprach ich da eine Thorheit! Ich weiß so wenig von der Welt und denke mir die Dinge nach meiner geringen Erfahrung. Wir haben da oben ein Porträt von Albrecht Dürer, und weil Der alt aussieht, dachte ich mir jeden Maler mit einem so ernsten und bejahrten Gesicht. Nun, ich bin recht angenehm vom Gegentheil überrascht; einem alten fremden Mann viele Stunden gegenüber zu sitzen schien mir sehr unbehaglich."

Im Munde einer andern Dame hätten diese Worte sehr herausfordernd geklungen, aber das kindliche Lächeln und der reine Blick mit dem sie hier begleitet wurden, verwehrten jede andere Auslegung als das natürliche Wohlgefallen welches die Jugend an der Jugend findet.

Aber für sich selbst fühlte der Maler Gefahr von der Fortsetzung eines lebenswarmen Gesprächs mit einem so reizenden Mädchen. Er nahm daher schnell vor der Staffelei Platz, nachdem er ihr schweigend einen Sessel zurecht gerückt. Er beeilte sich seine Gefühle in die Kunstregion zu flüchten, in der eine Bewunderung ohne Verlangen möglich ist, und die Seele Genüsse findet die mit den Wallungen des Blutes und den Wirbeln des Herzens nichts gemein haben.

Eine Kammerfrau kam ab und zu, setzte sich, gähnte unverholen und schlich wieder von dannen. Der Dienst im Hause schien so nachlässig betrieben zu werden wie der Garten verwahrlost war. Die Frömmigkeit der alten Gräfin hatte alles Weltliche aufgegeben; ihr Sinn war lediglich mit dem was sie das Höhere nannte beschäftigt. — Nach einer halben Stunde erhob sich die junge Dame von ihrem Sitz. Ihre Wange war lebhafter geröthet, ihr Auge glänzender, aber von den feinen Lidern mehr verdeckt. Sie bat die Sitzung für jetzt aufzuheben, da sie das lange Stillhalten ermüde, und eilte dann rasch durch die Thüre, die über die Terrasse in den Garten führte.

Leonhard blieb noch lange sitzen; sein Kopf hatte sich auf die Brust gesenkt, seine Augen blickten starr vor sich nieder; ein stilles Glück malt sich in seinen Zügen. Endlich erinnerte er sich daß er nicht länger hier bleiben könne ohne Aufsehen zu erregen. Er nahm die Leinwand von der Staffelei, stellte sie gegen die Wand gekehrt in eine Ecke und verließ in träumerische Gedanken versenkt die Villa.

Er hatte sich nicht lange entfernt, als die junge Gräfin wieder rasch in den Salon trat. Sie flog auf die Leinwand zu, wendete sie um, und blieb erstaunt und sinnend davor stehen. — Die Leinwand war ganz blank, nicht einen Pinselstrich hatte der Maler darauf geführt. Eveline hatte wohl das geahnt, denn während der ganzen Sitzung war sein Auge träumerisch und wie geistesabwesend abwechselnd auf sie und die Leinwand gerichtet gewesen. Unbekannt mit der Malerei hatte sie dieses Benehmen als Künstlermanier angesehen, seine rechte Hand war von der Leinwand verdeckt und man konnte nicht sehen ob sie das Werk förderte. Nun hatte sie Gewißheit, nicht der Kunst galt der Glanz seiner Stirn, die Begeisterung seines Blickes. Das gab ihr viel zu denken, das beschäftigte ihre Phantasie mehr als für die Ruhe eines jungen Herzens zuträglich war.

Leonhard hatte wohl alle Eigenschaften um bei jeder Dame Wohlgefallen zu finden, aber Liebe wird nicht durch bloße Liebenswürdigkeit geweckt. Jener zauberhafte Strahl der plötzlich wie der Funke im Stein erwacht, das wunderbare Gefühl das unbewußt ins Herz schleicht und mit Widerhaken haften bleibt, der beseligende Schmerz, die tausendarmige Sehnsucht, der Born aus dem man sich nur Durst trinkt, wird nur durch ein Wunder gezeugt und lebt und stirbt mit dem Geheimniß.

Als Eveline den andern Morgen zur Sitzung kam, schien sie dem Maler auffallend verändert. Ihre Haltung war stolzer, ihre Lippe strenger und fester geschlossen, ihr Blick nicht minder keusch und rein, aber mehr gefesselt; er flog nicht gleichgültig von einem Gegenstand zum andern. Das Kind war in der Jungfrau aufgegangen. So saßen sie sich lange gegenüber; er ganz trunken in Anschauung, sie ganz harmlose Hingebung.

„Madonna!“ rief der entzückte Künstler außer sich, und war nahe daran zu ihren Füßen zu sinken.

Eveline bemerkte seine Ekstase und richtete ihr großes schönes Auge forschend auf ihn. Sie begriff zwar nicht den Sturm der in seiner Brust wogte, aber sie sah sich bewundert, angebetet; ein verklärender Glanz inniger Freude überflog ihr reizendes Gesicht.

Dieses schöne Gefühl hatte nichts gemein mit weibischer Eitelkeit. Das edle Weib fühlt in sich ein himmlisches Wesen, das durch nichts Geringeres sich erkannt sieht als durch wahrhafte Anbetung. Selbst das gefallene Weib behält die Ahnung des verlornen Himmels im Busen, fühlt sich wohlthuender berührt durch einen Blick innigen Mitgefühls als durch alle Galanterien der Günstlinge. Selbst die Kokette behält die Sehnsucht geliebt zu werden; und es gibt keine Liebe ohne Verehrung.

Eveline wußte dem jungen Manne Dank, der zuerst ihren Werth erkannt und ein hohes Bewußtsein in ihrer Brust wach gerufen. Ihre Lippen vermochten diesen Dank nicht auszusprechen, aber ihr warmer gütiger Blick sagte deutlich genug: „Ich muß dem Mann einen hohen Platz in meiner Meinung geben, dem ich durch den bloßen Anblick einen so tiefen Eindruck machen konnte!“

Die glückliche Zufriedenheit dieser schönen Seele, die aus dem klaren Auge der jungen Dame sanft strahlte, und die keusche Ruhe in der ihre ganze Gestalt verharrte, während der Busen sich kaum merklich höher hob, besänftigten auch in Leonhard's Brust die stürmischen Geister. Seine Gefühle waren verstanden und nicht zurückgewiesen worden. Mehr hoffte, mehr wünschte er nicht; Eveline sollte ihm stets die angebetete Madonna bleiben. Doch vermochte er jetzt nicht zu seinem Pinsel zu greifen, mit kaltem Künstlerauge Formen abzumessen, Farben zu mischen.

Eveline begriff die Verlegenheit, mit der er vor der Staffelei zögernd stehen blieb. Mit dem angebornen und schnell sich entwickelnden Scharfsinn der bei den Frauen die Erfahrung ersetzt, errieth sie daß er sich erst an ihren Anblick gewöhnen müsse um die nöthige Künstlerruhe zu erlangen. Dieses tändelnde Kind schien mit einem Mal ein starkes Weib geworden das die Kraft findet, wo es gilt dem leidenden Freunde zu Hülfe zu kommen. Es lag die Zärtlichkeit einer Schwester in ihrer Stimme als sie ihn einlud den schönen Morgen im Garten zuzubringen und erst in den kühlen Salon zurückzukehren, wenn die Sonne heißer würde.

„Sie sind ein Engel! rief Leonhard aus, indem er zum Zeichen des Dankes die Hand auf die Brust legte. Ich habe bei dem ersten Blick Ihre schöne Seele erkannt. Der Künstler sieht was ein Anderer erst erforschen muß. Man irrt wenn man glaubt, wir ahmten nur den Körper sklavisch nach. Der ächte Künstler zeichnet die unsichtbare Seele in faßbaren Formen.“ —

Von jetzt an war Leonhard jeden Morgen in der Villa, ungeduldig Eveline erwartend. Er machte ihr regelmäßig freundliche Vorwürfe daß sie ihn so lange warten lasse, obgleich Eveline jetzt früher als sonst das Bett verließ, und ihre Morgentoilette, ein weißes Kleid mit blauem Band, ein Strohhut auf den wallenden blonden Locken, bald gemacht war. Sie verlebten dann zusammen einen wahrhaft paradiesischen Morgen. Sie begossen die Blumen, liefen lachend durch den Park oder fuhren auf einem offenen Nachen über den Teich, wobei Eveline die Enten und Schwäne fütterte, Leonhard aber das Ruder führte und wie ein ächter Gondolier die herrlichen Schubert'schen Lieder sang.

Zuweilen setzten sie sich in den Pavillon auf der Insel, und Leonhard erzählte aus der Weltgeschichte, aus Romanen und aus den epischen Gedichten der alten und neuen Zeit, oder schilderte Meisterwerke des Pinsels und des Meißels. Auf Evelinens Phantasie übten diese Mittheilungen einen hohen Reiz; sie hatte von allen diesen Dingen in ihrem Kloster und der jetzt klösterlichen Villa nicht das Geringste vernommen; die Lebhaftigkeit und Begeisterung mit der der glückliche Künstler sprach, erhöhte die Macht des Eindrucks.

Alle diese neuen Gedanken und Erfahrungen zogen in Evelinens empfängliche Seele, innig verknüpft mit dem Bilde des jungen Mannes ein, und das Interesse und hohe Wohlgefallen das sie Anfangs für ihn gefaßt, ward allmälig zu jener wahren unvergänglichen Liebe

die mit tausend unzerreißbaren Gnaden Seele an Seele knüpft, so daß Einer ohne den Andern sich keine Welt mehr denken kann.

Leonhard's hoher Kunstsinn bewahrte dieses schöne Leben vor der Schwühle der Leidenschaft. Er kannte kein höheres Glück als diese reine keusche, von Liebe verklärte Gestalt mit allem Ausdruck der Begeisterung und unter dem Zauber des Gnadenblickes betrachten zu dürfen. Er hütete sich wohl ihre Hand zu fassen, er saß ihr stets nur gegenüber und weit genug um nicht sinnverwirrend von ihrem Athem berührt zu werden. Diese Blüthe mit dreister Hand berühren hätte ihm Wahnsinn geschienen, er wäre sehr unglücklich gewesen, wenn jemals dieser Busen stürmisch gewogt, wenn ihre zarte Rosenwange dunkle Röthe überdeckt und aus ihrem klaren Auge ein düsterer Brand gelodert hätte.

Das Porträt des Fräuleins war inzwischen vollendet. Es war sprechend ähnlich und die alte Gräfin hatte es, wie Eveline versicherte, sehr gelobt. Aber den Künstler selbst befriedigte es nicht; es schien ihm nur die Copie eines reizenden Mädchens. Zu Hause malte er aus dem Gedächtniß Evelines Bildniß mit allen Mitteln einer schwärmerischen Phantasie als Madonna. Dieses Bild wollte er in der Kirche der Liguorianer als Altarblatt aufstellen; das Auge das ihn beseligte, sollte auf die gläubige Menge Gnaden spendend herabblicken.

Evelinens Kammerfrau hatte das Treiben der jungen Leute von einem weniger idealen Standpunkt betrachtet. Sorglos von Natur, lässig in ihrem Dienst, war sie eine schlechte Hüterin des jungen Mädchens, und hatte in ihrer Bequemlichkeit den Verkehr des Malers mit Evelinen wenig beachtet, bei den Sitzungen nur selten zugeschaut, ihr treiben im Garten nur wenig beachtet. Endlich vom Gerede der Hausleute bewogen, von den Bemerkungen des Gärtners wiederholt aufgefordert, hielt sie es doch für ihre Pflicht die alte Gräfin von den fortgesetzten Morgenbesuchen des Malers in Kenntniß zu setzen.

Die Gräfin die sich wenig um das was in ihrem Hause vorging bekümmerte, spät das Bett verließ und dann stundenlang in ihrem Betzimmer zubrachte, war nicht wenig von dieser Nachricht überrascht. Im ersten Zorn wollte sie Befehl geben den Maler aus dem Hause zu jagen, aber sie erinnerte sich daß er der Neffe ihres Beichtvaters, und beschloß sich zuvor mit Diesem zu berathen.

Der Liguorianer sann ernstlich über diese Mittheilung nach. Ein schlaues Lächeln flog über seine Lippen als er der Dame versprach selbst nachzusehen. Den andern Morgen suchte er die jungen Leute auf, die im Park herumwandelten. Er hörte schon von ferne Leonhard's Stimme. Dieser sang Schuberts „Ave Maria." Als Eveline den wohlbekannten Mönch erblickte, lief sie ihm entgegen und küßte ihm ehrerbietig die Hand. Der Mönch legte mit heiliger Miene die Hand segnend auf ihr Haupt und warf zugleich einen raschen prüfenden Blick auf die Liebenden. Das Ergebniß seiner Forschung schien ihm befriedigend. Er hielt sich wenigstens bei den jungen Leuten nicht länger auf, setzte seinen Weg durch die Allee fort und ging auf einem Umwege in die Villa zurück.

„Sie können über die Gegenwart beruhigt sein, meine fromme Tochter! sagte er zur Gräfin, die ihn ungeduldig erwartet hatte; es sind zwei tändelnde Kinder; aber sie scheinen sich sehr gewogen, und auf die Länge wären denn doch intimere Beziehungen zu besorgen. Rauh eingreifen wäre jedoch nicht rathsam, gewaltsame Trennung würde die Flamme die kaum im Entstehen ist, erst anfachen. Ein besseres Mittel steht Ihnen zu Gebote. Sie müssen das einsame, unbeschäftigte Kind verheirathen."

Die Gräfin stimmte dem Rath des Priesters bei und noch denselben Tag schrieb sie an den Grafen von Dürrenstein, der sich auf seinen Gütern in Östreich befand.

(Beschluß folgt.)

Der ungarische Reichstag.

Aus Presburg, d. 1. Februar.

Heute, Dienstag den 1. Febr. 1848, wurde ein k. Rescript verlesen welches der Palatin selbst, Erzherzog Stefan, gestern aus Wien mitbrachte. Der Inhalt ist: daß Se. Majestät die Reichsstände über die Einsetzung der Administratoren beruhigen, und die deshalb vielfach laut gewordenen Besorgnisse dadurch beschwichtigen wollen daß Se. Maj. nochmals versprechen den Artikel 10 von 1790 aufrecht zu erhalten. Se. Maj. berufen sich neuerdings auf das k. Rescript von 1825, in welchem den Ständen auf das feierlichste zugesagt wird daß die Administratoren nur in solchen Comitaten, wo die Verhältnisse es gestatten, beibehalten werden sollen, und daß nur die verschiedenen Wirren die Einführung derselben zweckdienlich erscheinen ließen. Am allerwenigsten war man darauf bedacht die gesetzlichen Rechte zu verletzen, sondern man glaubte hiedurch Ordnung und einen bessern Geschäftsgang einzuführen. Indeß sehen Se. Maj. daß diese Anordnung die Stände mit Besorgniß erfüllt, daß die

Administratoren auch nicht den gewünschten Erfolg haben, und nachdem es Sr. Maj. des Kaisers heiligster Wille ist den geliebten Ungarn nur Beweise der Liebe zu geben wie das oft schon geschehen, so will Er auch diesmal die Stände versichern sowohl das Rescript von 1825 als auch alle Fundamentalgesetze, insbesondere aber den 13. Artikel von 1790 (in Betreff der Obergespanne) vor Augen zu behalten, die Comitatsobergespanne in ihre gesetzliche Stellung einzusetzen, und die Administratoren, sobald es die Verhältnisse zulassen, zu entheben.

Berufen Sie sich bei Leibe! nicht auf dieses, nach einmaligem Lesenhören des ungarischen Textes aufgefaßte Citat wie etwa auf ein Document; ich gab blos den Sinn, der jedoch für Sie wie für Ihre deutschen Leser noch immer dunkel bleiben wird. Wenn ich hinzufüge daß durch dieses Rescript dem Kanzler Apponyi, oder eigentlich seinem mit solcher Mühe, mit solchem Aufwand von Schlauheit und Gewalt seit drei Jahren verfolgten Regierungssystem, das rechte Bein abgeschlagen wurde, so werden sie kopfschüttelnd dreinschauen. Ich will es in Kürze erklären, und Ihre Leser damit medias in res ungaricas einführen, damit sie spätern Berichten leichter folgen können.

Als der letzte Landtag geschlossen wurde, glaubte man das Instrument für dieses gefährliche Land — so wird es in Wien angesehen — durch Beseitigung des alten Mailath, sowie durch Berufung des jungen Apponyi gefunden zu haben. Wenigstens wurde dem alten System eine neue Maschine eingelegt die auch wirklich kräftig arbeitete, das heißt, mit Beiseitesetzung jeder Rücksicht auf das große Ziel lossteuerte, in Ungarn östreichisches Bureauwesen, oder wenigstens ganz und allein von der Wiener Regierung abhängige Bureaumänner an die Spitze der politischen Geschäfte zu stellen. Alles Andere war dem jungen Kanzler Nebensache. Mit willenlosen, aber gefügigen und abhängigen Beamten für die unruhigen Comitate sei das Heil des Landes gesichert, die oppositionellen Maulhelden würden sich in einem Winkel ausschreien. So dachte man; so hoffte man. Die Comitate welche bisher nur selbstgewählte Beamte kannten, die den Sold aus der Comitatscasse erhielten, und deren Obergespanne blos den Titel führten, und sich außer bei Festivitäten kaum in ihren Bezirken zeigten, — erhielten nun durch Decret angestellte Administratoren deren Sold, 6000 Fl. C.-M., aus der k. Kasse fließt, und die sich in alle amtlichen Hantierungen per fas oder nefas einmischten. Man kann wohl denken, welchen Einfluß diese Administratoren welche auf den Kanzler und das große neue Regierungssystem sich stützten, ausübten, aber man kann nicht denken welchen Mißbrauch sie mit ihrer Gewalt trieben, gegen die es keinen Rekurs gab. Die Bocskoros (sp. Botschkorosch), jene so vielfach verschrienen Bauernedelleute die baarfuß, mit leinenen Gatzen (Unterhosen) und bleigefüllten Stöcken in den Sitzungssälen erschienen, benahmen sich immer noch gesetzmäßig gegen manche dieser von Willkürlichkeit und Übermuth strotzenden Herren. Die Militärmacht stand ihnen natürlich zu Gebote, und man weiß ja daß Husaren und Musketiere aus 2 mal 2 sogar 5 machen. Eine natürliche Folge war daß die Opposition, die Liberalen, die Widerpartner der Regierungsmänner, aus dem Felde geschlagen wurden. Das Land erhob sich fast unisono gegen diese Maßnahme, wogegen das Gesetz 10 von 1790 bereits die gehörige Garantie leistet. Man protestirte, man berief sich auf die Cardinalgesetze, auf die Constitution, auf die Eide: — es verhallte ungehört. Ungehört, da allen Deputationen die deshalb von den Comitaten an Se. Maj. abgesandt wurden, um Dieselbe über die wahre Sachlage aufzuklären, die Thüre Sr. Maj. durch den Kanzler Apponyi verschlossen wurde. Den Kindern wurde der vertrauensvolle Zutritt zu ihrem Vater verwehrt. Da blieb freilich nichts übrig als den Landtag abzuwarten, um dann dem Lande und dem Könige die wahre Lage darzuthun. Dieser Punkt wurde nun der Nothnagel, an den die erste Debatte des eröffneten Reichstags sich hing. Der prüfende Leser wird es augenblicklich herausfinden daß von der Billigung oder Mißbilligung dieser Regierungsmaßregel die Existenz und die Zukunft der Regierungsleute abhing, sowie andererseits hiedurch, wenn auch nicht ein anderes System, doch eine andere Manipulation zu erzielen war. Die Adresse gab den ersten Anhalt. Mit geringer Majorität ging bei der untern Tafel der Entwurf durch, der nebst dem Dank für die Liebe und Sorgfalt Sr. Maj., besonders für die Sanctionirung der ungarischen Sprache, auch den entschiedenen Tadel der Regierung, versteckt sogar ihre Anklage enthielt. Wie zu erwarten war, wurde bei der obern Tafel, wo eben diese Administratoren, ihre Schöpfer und Creaturen, sitzen, die Adresse zur Halbscheid zurückgewiesen. Der Dank allein sollte an Se. Maj. gehen; zur Beschwerde gebe es noch keine constatirten Motive. Man muß nun wissen daß Ungarn blos ein Einkammersystem hat, nur daß die Magnaten und Stände in abgesonderten Sälen sich berathen; es kann nur das an den König gelangen, was die ganze Kammer durch Majorität angenommen hat. Die so halbirte Adresse kam nun bei den Ständen neuerdings zur Verhandlung. Was sollte geschehen? Eine Einigung mit den Pecsovics (sprich Petschowitsch, Spitzname für die Conservativen, eigentlich Petrovits, da dieser ein so unterthäniger Knecht aller Regierungsmaßregel war) der obern Tafel war nicht denkbar. Man kann von niemand verlangen, sich selbst ein Todesurtheil zu fällen. In diesem schwierigen Falle machten nun die Oppositionsführer den Vorschlag: die Adresse ganz zu beseitigen. Diese Demonstration, unerwartet wie unabwendbar, wurde trotz der heißesten Kämpfe der Regierungsleute an der Ständetafel durchgesetzt. — Nun saß man in der Patsche. Umsonst war alles Aufgebot bei Beginn des Reichstags, daß der König und die Prinzen madjarisch sprachen, daß ein k. Bankett gegeben wurde — das Reich erschien nicht einmal dankend vor dem Throne. Hr. v. Apponyi sah hier zuerst unfreundliche Gesichter. Also nicht die Plebs des Landes, nicht einige Böswillige, wie der Kanzleistyl des Östreichischen Beobachters lautet, nicht ein Paar unruhige Köpfe, sondern die Mehrheit des Landes das doch regierungsmäßig bearbeitet war, sprach sich in diesem Sinne aus. Und nicht mehr konnten die Thüren verschlossen gehalten werden; nichts nützte es daß der Kanzler und seine Umgebung sich erniedrigten, eigenhändig den Rothstift der Censur bei Veröffentlichung der Adreßdebatten zu führen, — der Palatin hörte die Vorwürfe, die Besorgnisse, die Anklagen des Landes, und der Kais. Prinz theilte wahrscheinlich seinem Kais. Vetter, dem Könige, das Gehörte, sei es auch im destillirten Auszuge, mit. Dem Erzherzog Stefan konnte doch der Herr Graf Apponyi nicht die Thüre des Königs verschließen!

Was in jenen Appartements vorgegangen, was gesprochen

und berathen wurde: das deckt wohl, wie all dergleichen, ein ewiger Schleier. Allein schon damals sprach selbst der minder Eingeweihte daß Hr. v. Apponyi seinen letzten Trumpf ausgespielt habe, daß das Land bald einen neuen Minister bekommen werde (alle abgebrauchten Kanzler werden zu Ministern befördert), daß eine Änderung kommen müsse. Heute ist ein Theil eingetroffen. Ohne daß von den Reichsständen eine Zeile an Se. Maj. abgesandt worden wäre, erscheint ohne vorhergegangenes Scriptum ein Rescriptum. Man muthmaßte hin und her, als gestern der Anschlag zur Zusammenberufung der Reichsstände erfolgte; nur der Zufall verlängerte und vermehrte alle Muthmaßungen. Prinz Stefan fuhr nämlich gestern von Wien herab: die Wagenachse aber brach bei dem Schneewege, und der Palatin traf zu spät ein. Die Sitzung wurde also auf heute vertagt, und nun löste sich das Räthsel zum Staunen Aller, der Regierungsleute wie der Oppositionellen. Das Administratorensystem ward excusirt, also accusirt, es ward als eine nothwendige, aber außerordentliche, also nicht ordentliche Maßregel anerkannt; in Zukunft werde man beim Gesetz bleiben ꝛc. Also hat unser gnädiger, milder, wahrhaft väterlicher König die Besorgniß des Landes endlich gehört; er will sie verscheuchen; der Kanzler und sein ganzer Schweif wird auf die schwarze Bank gestellt! — Aber die Opposition geberdete sich doch nicht zufriedengestellt, trotzdem die verlegenen Gesichter der Conservativen den Triumph Jener verkündeten. Ein erzwungenes Eljen ließen einige Regierungsmänner ex officio erschallen, aber ein allgemeines Zischen erfolgte. — Erwarten wir, was weiter geschieht. T.

Briefwechsel.

Leipzig, d. 9. Februar.

[Griepenkerls Vorlesungen.]

— Professor Griepenkerl aus Braunschweig hat über den „Kunstgenius" in seiner deutschen Entwickelung eine Reihe von Vorträgen eröffnet die sich lebhafter Theilnahme erfreuen. Sie bereiten den zweiten Band seiner (bei Hinrichs) erschienenen Ästhetik vor. — Griepenkerl begann mit der Schmeichelei daß Leipzig zum Richterspruche über Kunst, Literatur und Wissenschaft berufen sei. Inzwischen ist es unserm Publikum neu, die künstlerischen Erscheinungen von einem leitenden philosophischen Princip heraus erläutert zu sehen. Griepenkerl ist Hegelscher Philosoph, nicht jedoch von der linken Seite, wie er denn für den Positivismus in Leben, Kunst und Wissenschaft eine warmgefühlte Begeisterung an den Tag legt. Er setzt die Herrschaft der Vernunft in keinen Formelschematismus um, noch ist er von jenem Dämon der Negation erfüllt, der den Inhalt des Daseins in die kahle, zeugungslose Abstraction verflüchtigt. Er hat begeisterten Sinn für die Entwickelung eines lebendigen Gehaltes der seine Gesetze aus sich selbst nimmt. Als Philosophen seiner Schule liegt ihm der Proceß des Werdens am Herzen, und diesem Processe der literarischen Entwickelung gibt er eine freie Wirklichkeit zum Stoffe und zum Ziele. Seine Überzeugung beruht auf Protestantismus, dringt auf Mitwissenschaft um die Geburten des Geistes, auf Mitwirksamkeit an der Arbeit des Staates wie an der Erforschung der Wahrheit in jedweder Form. So sucht sich bei ihm das ästhetische Bewußtsein gleichsam einen Boden constitutioneller Mitbethätigung der Vernunft an den Erzeugnissen der Phantasie zu erobern. Eröffnet diese Ästhetik den Geistern keine neuen Quellen der Schöpfungskraft, bleibt ihr sogar das Geheimniß dieser Schöpferkraft, das Geheimniß der Geburt und der Naturbedingungen des Schönen, das Geheimniß zwischen Form und Gehalt entzogen, so verhilft sie doch den Gemüthern zur Ahnung des Zusammenhangs zwischen Phantasie und Vernunft. Griepenkerls Ästhetik beruht auf den Nothwendigkeiten der allgemeinen sittlichen Vernunft; aber sie knechtet die freie Triebkraft des Kunstgenius nicht unter den Begriff, sie hat wenigstens für das Element des Schönen sehr viel Begeisterung, und wo ihr die Einsicht in die Gestaltungen des Schönen, in die Gesetze des Schaffens fehlt, hält man dem Pathos der sittlichen Begeisterung selbst einige Übergriffe scurriler Kraftausfälle zu gut, mit denen freilich Griepenkerl seinen Vortrag allzu gern würzt. Seine Person zu ignoriren, wie ein Hegelianer im Eifer für die Sache immer gern opferungslustig bereit ist, wird auf dem Boden der Ästhetik um so weniger möglich, da hier in Sachen des Schönen die Forderungen der Kultur und des Geschmacks persönliche sind, und sich billig nicht blos auf die geistige Haltung, sondern selbst bis auf Ausdrücke und die Form des Vortrags erstrecken. Überraschend ist die frische ungenirte Naturkraft in diesem Hegelschen Philosophen; die sittliche Energie als Quelle seiner Anschauungen und Meinungen thut wohl; allein wie Kraft noch keine Schönheit ist, so reicht guter Wille selbst im Sturmdrang sittlicher Begeisterung noch nicht aus zur Erkenntniß des Schönen. Die Ausfälle gegen Goethe bezeugen die enge Fassungskraft eines einseitigen Sittlichkeitsfanatismus.

Griepenkerl's Ästhetik will der Kunst aus den Elementen der Wirklichkeit einen Idealismus gewinnen der uns eine vom Geist Gottes durchdrungene Natur zur Erscheinung bringt. Insofern wurde in der zweiten Vorlesung der Gegensatz zwischen Klopstock und Wieland sehr gelungen angedeutet, in Jenem die bloße Abstraction eines der Welt entlegenen Ideals, in Diesem der nothwendige und somit für den damaligen Fortschritt heilsame Rückfall in die baare und blanke, lose und lüsterne Empirie des sinnlichen Lebens charakterisirt. Um so schiefer aber war die Parallele zwischen Schiller und Goethe, eben so verfehlt der Gegensatz zwischen Classischem und Romantischem. Das Classische blos als nothwendiges Bildungsmittel gelten zu lassen, und im Romantischen bei all den crassen Abirrungen dieser Richtung, die Griepenkerl selbst ziemlich barsch und unwirsch verfolgt, die Lösungen unserer Aufgaben zu suchen, führt weder zur rechten Würdigung der Leistungen der literarischen Vergangenheit, noch macht es die Ziele für eine literarische Zukunft klar. Der literarischen Zukunft wäre, unseres Bedünkens, ein romantischer Inhalt in classischer Form zu wünschen. Wer der Kunst eine freie Wirklichkeit zum Inhalt gibt, kann den verfallenen Schicksalsglauben der alten Tragödie verwerfen, sollte aber den classischen Geist nicht aus dem Leben auf die Schulbänke verweisen, sondern vielmehr in der hellenischen Auffassung von Kunst und

Leben, von Staat und Menschenwürde eine vollendete Harmonie von Leib und Seele, Wirklichkeit und Idee sehen. Die plastische Gestaltung in Kunst und Literatur ist eben nur der Abdruck dieser vollendeten Harmonie von Form und Inhalt, eine Harmonie vollendeter Ausprägung des Ideals in sinnlicher Wirklichkeit, wie sie uns Goethe's vom Geist verklärte Natur, wie sie uns die Gestalten seines Meister, seiner Wahlverwandtschaften als ewig fertige, Sinnlichkeit und Seele athmende Gebilde hinstellen. Wer die Iphigenia neben dem Götz herabsetzt, verräth auf Kosten der künstlerischen Form blos Sinn für den ethischen Inhalt. Daß Goethe's Hellenismus den Inhalt der nationalen Wirklichkeit seiner Zeit um der freien, in sich fertiger Formschönheit willen preisgab, kann als ein Unglück des Zwiespalts zwischen seiner Person mit der politischen Entwikkelung Deutschlands gezeichnet werden; allein im Zauber seiner lebendigen und eben deshalb sinnlich wahrhaften Gestalten die Grazie verkennen, heißt die Schönheit doch nur immer wieder in der hohlen und abstracten Velleität suchen; in Goethe's Natur die Durchleuchtung vom Geist vermissen, heißt blind sein vor lauter angeblich moralischem Terrorismus. Die Grazie ist die frei gewordene Natur die in sich selbst das Maß der Schönheit findet. Das ist die Stufe der Poesie in der Goethe'schen Dichtung. In seiner Welt adelt sich die sinnliche Natur durch ihr freiwilliges Bewußtsein von dem ihr inwohnenden Gesetz des Geistes. Die Freiheit des Individuums bethätigt sich in der Goethischen Dichtung nicht als stolzes Postulat, nicht im Sturmdrang des Geistes, sondern als Bedürfniß der Natur. Findet die Natur in sich selbst ein göttliches Gesetz, so ist der Widerstreit zwischen Thier und Engel getilgt, und die sittliche Grazie steigt schön wie Aphrodite vor uns auf aus den schäumenden Wellen. Das ist der Triumph der Goethischen Weltanschauung, das ist der Triumph seiner romantisch classischen Dichtungswelt, in deren weißen Marmorgestalten zugleich die Blutadern des modernen Lebens pulsen. In der Goethischen Dichtung hat der Begriff des Schönen diese Stufe erreicht: das freie Behagen des Individuums zum Gesetzgeber seiner selbst zu machen, im classischen Gefühl des Glücks die erfüllte Wirklichkeit und in dieser Freiheit nach Maß göttlicher und natürlicher Nothwendigkeiten einen Ausdruck des Ewigen zu finden. Keine Poesie hat Gott und Welt in ihrem Zwiespalt tiefer gesühnt, nirgends erscheint die Natur verklärter, nirgends mehr von den Gesetzen des Geistes gehalten und getragen, nirgends der Geist gleich sehr verkörpert. In Schillers Dichtung wird die Schönheit durch die Postulate eines großen Wollens wirksam; in der Goethischen Dichtung kommt sie durch das ruhige Waltenlassen der Natur zur Erscheinung. Dort wird die Wahrheit laut gefordert und erstürmt; hier wird sie verschwiegen, aber in ihrer Harmonie zwischen Geist und Natur verkörpert. Die Machtwirkungen der Schillerschen Gestalten werden nicht geschmählert, wenn ich der lebendigen Menschenwelt in der Goethischen Dichtung ihre Geltung lasse. Die Macht Schillers, die Natur durch den Geist zu bewältigen, wird nicht gebrochen, wenn wir mit Goethe einen sittlichen Instinct erkennen der die Wahrheit im Gefühl des erfüllten Glückes findet. Wer das Ideale **nicht** in die Abstraction verflüchtigen will, kann in diesen Dioskuren der deutschen Entwickelung nur zwei **gleich** starke Berechtigungen finden, am wenigsten aber auf dem Boden der Kunst, d. h. auf dem Gebiet wo die Wahrheit in der Form der Schönheit erscheint, die plastisch fertige Menschenwelt der Goethischen Gestalten herabsetzen wollen, weil sie sinnliches Leben athmen und weil in der Schillerschen Dichtung ein höherer Aufschwung der geistigen Willenskraft waltet. Man zeige uns daß der Hellenismus Goethe's, diese Harmonie zwischen Leib und Seele, nicht den ganzen Gehalt des romantisch christlichen Lebens erledigte; aber man leugne nicht daß dieser reichere, noch unerschöpfte Gehalt jener classischen, plastisch vollendeten Form nicht benöthigt sei, um zum Abschluß mit sich selbst zu kommen. Schiller's Inhalt in Goethischer Gestaltung wäre die allerhöchste Stufe der Kultur und der Kunst. Wer freilich den Wilhelm Meister, diesen großen Proceß der Entwickelung eines vollen, reichen Menschenlebens, eine Tafel für „lüsterne Gourmants" nennt, mit dem ist nicht zu rechten; er schlägt der deutschen Bildung damit zu sehr in's Angesicht. Seine ethische Begeisterung für Jean Paul kannn dann wohl wieder mit der guten Absicht seiner Auffassungsweise versöhnen, bleibt uns aber die Lösung des Problems schuldig, freie Wirklichkeit als den Inhalt der Kunst aufzuzeigen, und als Ziel aller Kunst die durch die Religionen wie durch die Leidenschaften der Menschen gestörte Harmonie von Geist und Natur aufzustellen. — Die Feier Jean Pauls in der dritten Vorlesung war voll Kraft, Hingebung und Schwung. Eine Feier der plastischen Dichtungswelt Goethe's hätte zur Einsicht in Jean Pauls Schwächen den nöthigen Gegenhalt gegeben.

Leipzig, d. 10. Februar.

[Männergesang, Zöllner's Lieder, Langer's Paulinerchor.]

— In Leipzig, der Stadt der instrumentalen Musik, ist auch der Männergesang in bester Blüthe. Unser **Zöllner** und sein Freundeskreis schmückten mit ihren Gesängen das diesjährige Stiftungsfest des Schriftstellervereins. Gestern wohnten wir in den Sälen des Hotel de Pologne dem Jahresfeste der **Pauliner** bei. Dieser Männergesangverein besteht unter Leitung des Organisten H. **Langer** zu St. Pauli aus Studierenden. Mit hellen frischen Stimmen in zahlreichen Chören erscholl manch körnig Lied alter und neuer Zeit, Uhlands Tannenbaum, von Otto gesetzt, Wechselgesang und Soldatenlied aus Marschner's Adolf von Nassau, rc. Ernst Schäffer's Guckkasten- und Polkalied erfüllte neben dem Ernst feierlicher Vaterlandsklänge mit Lust und Jubel. An der Festtafel, welcher Tanz vorherging und folgte, stimmte abermals, wie im Kreise des Schriftstellervereins, Zöllner's humoristisches Lied vom deutschen Staatenbunde zu allgemeiner patriotischer Heiterkeit.

Aus München, d. 3. Februar.

[Görres und sein Lobredner; Censur, Theater, die Allemannen, F. Laub.]

ʒ Heute Vormittag fand für **Joseph v. Görres** das Seelenamt in der St. Ludwigskirche statt. Einer seiner Schüler, **Hanneberg**, Professor der Theologie, hielt dem „großen Todten", dem „ächt deutschen Mann" die Leichen-, d. h. die Lobrede. Er hob hervor wie die Todesnachricht nicht blos an der Isar, sondern auch an der Spree, an der Donau und Tiber schmerzliche Empfindungen hervorrufen werde: denn nicht blos ein Gelehrter sei in Görres gestorben, sondern ein Mann dessen Größe auch die Mächtigen der Erde anerkannt. Im Verlauf der Rede wurde dann gezeigt wie Görres als Jüngling und als Greis sich **gleich blieb**, und wie nur Ge-

häßligkeit und pöbelhafte Gesinnung ihn einen jugendlichen Jacobiner und einen greisen Kapuziner nennen könne. Sein Ideal sei stets die schöne Menschlichkeit gewesen; diese habe er gerade so im „rothen Blatte", im „Rübezahl im blauen Gewande", sowie in seinem „Athanasius" und seinen „Triariern" hervorblicken lassen. Nachdem der Redner ihn als Publicisten, als Dichter, Gelehrten und als kirchlich-religiösen Schriftsteller geschildert, verglich er ihn mit dem Rheinstrome, fand diesen Vergleich dann aber zu schwach und brachte dann einen Vergleich mit dem Löwen in Anwendung. Man habe ihn gekannt, wenn er nur zwei Worte schrieb, wie man den Löwen an seinem Brüllen (warum nicht ex ungue?) vor allen übrigen Thieren erkenne. Zum Schlusse ermahnte er die anwesende studirende Jugend, sich Vater Görres zum Vorbilde zu nehmen. — Wir wollen dem bedeutsamen Manne — seine Bedeutsamkeit erkennt man wohl allgemein an — von seinem Lorbeerkranze mit dem ihn Freunde und Gesinnungsverwandte schmückten, kein Blatt abreißen, aber man wird nicht verlangen daß jeder ihn auf gleiche Weise schmücke. Görres war eine geistig starke Natur (sein Körper war dieser entsprechend: denn er war bis auf die letzten zehn Tage vor seinem Tode nie krank,) ein fester, eiserner Charakter, ein Mann der mit dem glühenden Zorne den er aus den Nüstern blies, den Gewaltherrscher und Tyrannen wohl auch in Person und leibhaftig zu schrecken vermochte. Napoleon selbst nannte ihn 1814 in Erwägung des „rheinischen Merkurs" la cinquième puissance Europa's. Görres war ein fleißiger Gelehrter, ein geistreicher Forscher und vor Allem ein Publicist der seines Gleichen in Deutschland sucht. Davon geben seine frühern wie spätern Schriften Zeugniß. Auch ist das ihm gerade nicht zum Vorwurfe zu machen daß er seine Taktik änderte (es geschah dies mit der Schrift: „die heilige Allianz und die Völker auf dem Congresse zu Verona", 1822,) und das zweischneidige Schwert seiner Rede gegen den modernen Beamtenstaat und die künstliche Staatsdressur schwang. Aber er hat sich nicht von der Schuld frei erhalten, mit den Jesuiten als Verkämpfer der ultramontanen Partei ein Bündniß geschlossen zu haben. Er hat, soviel an ihm war, wohl Preßfreiheit gefordert, aber er hat sie im Dienste einer Partei gefordert, nicht im Dienste der Menschheit und als Verfechter ihres ewigen Anrechtes. Er hat gegen die freie Forschung auf dem Gebiete des Glaubens seine Lanze eingelegt, die Aufklärung und die Zeitbildung mit scheelen Augen angesehen, ja sie dem mittelalterlichen Principe gegenüber nicht selten geschmäht und mit seinem scharfen Spotte übergossen. Er hat auf Baiern einen schweren Druck lasten, das freie Wort knebeln und die Gewissensfreiheit eines Theiles der Bevölkerung bekämpfen sehen, und hat dagegen keine Blitze gehabt, vielmehr mit dem Manne von dem dies ausging, sich verbrüdert. — In den letzten Tagen soll Görres' Gemüthsstimmung öfter getrübt gewesen sein, ja die **Augsburger Postzeitung** die gestern einen längern Artikel über die letzten Tage des Verstorbenen brachte, hat es mit klaren Worten ausgesprochen daß das Mißgeschick welches seine Partei hier wie in der Schweiz getroffen, ihm das Herz gebrochen habe. —

Unsere inländischen **Blätter** fahren in der freien Besprechung der Landesangelegenheiten fort. Doch hört man daß sie mannigfache Kämpfe mit den Censoren haben. Alle Censurstreifen werden nämlich von den Censoren dem Ministerium eingesandt, die Einen sagen, um die Censoren, die Andern um die verschiedenen Redactionen zu controlliren. Möglich, daß beides zugleich stattfindet. —

Auf unserm Theater hat „**Prinz Eugen**" von Schmidt vielen Beifall gefunden. **Kindermann**, sang als Wachtmeister das Lied in seiner ganzen volksthümlichen Schönheit. Das Publikum wußte es zu würdigen; auch das Rheinlied wurde mit rauschendem Beifall aufgenommen. — Der bisherige Theaterintendant, Frhr. von **Poißl**, der seine Stelle bisher provisorisch bekleidete, ist nun ständig angestellt, und man hofft daß die Bühne in jeder Beziehung unter seiner Leitung gewinnen werde.

Die Studenten die dem Corps der **Allemannen** angehören, wurden bei ihrem Eintritte in die Hörsäle einigemal von Studenten anderer Verbindung und Obscuranten ausgezischt. Sie sollen sich nämlich der Protection der Gräfin Landsfeld erfreuen. Ein Anschlag am schwarzen Brett machte bekannt daß dieser Unfug streng bestraft werden würde, da die Allemannen eine von Sr. Majestät garantirte Gesellschaft, wie die übrigen Corps, bildeten.

Ein junger Künstler, F. **Laub** aus Prag, Zögling des dortigen Conservatoriums, gab dahier mit großem Beifalle drei Violinconcerte. Er führt mit ungemeiner Leichtigkeit den Bogen; und seine Meisterschaft erwirbt sich bei seiner Jugend viel Bewunderung. Er wird, wie ich höre, auch das nördliche Deutschland bereisen.

Aus Berlin, d. 11. Februar.

[Ranke als Salongeschichtschreiber: die Zwanzigbogenfreiheit und die Polizeicensur; Dr. Wolfsohn; die Pariser Bluthochzeit auf der Bühne.]

(✻) Der vor Kurzem erschienene zweite Theil von **Ranke's** „Neun Büchern Preußischer Geschichte" hat dies Werk und seinen Verfasser hier wo möglich noch unpopulärer gemacht, als es schon durch den ersten geschehen. Hat dieser das altpreußische Reckenthum in den beiden Hauptgestalten (dem großen Kurfürsten und Friedrich Wilhelm I.) zu historischen Modebildern abgeglättet, so sehen wir in dem zweiten Band Friedrich den Großen durchaus en miniature, in einer künstlichen Beleuchtung zurechtgepinselt, und mit Verwaschung aller der Conflicte welche die höhere menschliche und heroische Anlage des großen Königs zu einer charakteristischen Anschauung bringen können. Je mehr in Preußen auf allen Standpunkten der politische Geist erstarkt und zum Bewußtsein kommt, desto weniger kann eine solche nach dem Tagesbedürfniß überfirnißte Salongeschichtschreibung bei uns auf Anklang und Terrain rechnen. Das Ranke'sche Werk findet hier selbst in den Kreisen, auf die es eigentlich berechnet sein soll, wenig oder gar keine Freunde und Vertheidiger. —

Bei dem mit Beschlag belegten Roman von L. **Mühlbach**: „die Tochter einer Kaiserin" hat die Behörde bekanntlich erklärt daß Schriften eines **pseudonymen** Verfassers, dessen bürgerlicher Namen nicht auf dem Titelblatt angegeben, stets censurpflichtig seien und die Zwanzigbogenfreiheit nicht in Anspruch nehmen dürften; auf welche an sich noch sehr zweifelhafte Auslegung des Gesetzes auch das Verfahren gegen den genannten (übrigens bei der Beschlagnahme schon bis auf 12 Exemplare vergriffen gewesenen) Roman gestützt worden. Die Polizeibehörde hat inzwischen auf ihre eigene Hand das Buch

durch den gewöhnlichen Censor expediren lassen, und in diesen Tagen das Censurexemplar, in dem gerade vierzig Stellen (mit Einschluß eines ganzen Capitels) gestrichen worden, dem Verleger (M. Simion) wieder zugestellt. Der Letztere hat sich aber geweigert dies Exemplar in Empfang zu nehmen, und es der Polizei wieder zurückgeschickt, indem er auf eine richterliche Entscheidung in dieser Angelegenheit provocirt. Die Sache ist für unsere Preßverhältnisse von allgemeiner Wichtigkeit, und erregt deshalb ein bedeutendes Aufsehen. Überhaupt hofft man daß die höhere Staatsbehörde sich bei uns endlich bereit finden lassen werde, das polizeiliche Verfahren in Censur- und Preßsachen gänzlich auszuschließen und dieselben nur durch Kraft eines richterlichen Erkenntnisses erledigen zu lassen.

Ein fremder Literat, Hr. Dr. Wilhelm Wolfsohn, hat den Versuch begonnen, unser vielfach zerstreutes und durch die verschiedensten Motive auseinandergehaltenes Publikum im Interesse der deutschen Literatur zu sammeln und für eine Reihe von Vorträgen darüber zu gewinnen. Er hielt gratis einen Probevortrag über Luther und Lessing, der sich zwar durch keine ungewöhnlichen Beleuchtungen dieser Heroen auszeichnete, aber doch mit vieler Gewandtheit componirte Charakterbilder lieferte. —

Unser Königstädtisches Theater scheint jetzt dem Pariser Théâtre historique des Herrn Dumas nacheifern zu wollen, und bringt die Dumas'schen Romane und Romandramen theils nach der eigenen Bearbeitung des Franzosen, theils in selbständigen Dramatisirungen. Von letzterer Art ist mehr oder weniger Königin Margot, von Fr. Adami, worin dieser Bearbeiter durch die Dumas'sche Schablone eine Reihe historischer Scenen aus der Pariser Bluthochzeit gezeichnet hat, die bei der Darstellung nicht ohne Wirkung vorübergingen, obwohl auch die Wahrheit der historischen Thatsachen manche Rippenstöße dabei erlitt. Das Dumas'sche Stück ist auf dem Théâtre historique bekanntlich mit ungeheuern, wenn auch haarsträubenden Effecten zur Aufführung gebracht worden, wogegen der deutsche Bearbeiter anerkennenswerth auf Milderungen bedacht gewesen. So hat er auch die Folter weggelassen, welche auf dem Pariser Theater des Hrn. Dumas an Coconna und Mouy in aller Vollständigkeit und Umständlichkeit auf der Bühne selbst vollzogen wird. —

Zur Chronik der Gegenwart.

Staaten und Völker.

✱ Die europäische Stellung Rußland's ist von Tag zu Tag merkwürdiger und insinnanter geworden, und wird in den öffentlichen Blättern durch eigenthümliche Nachrichten ausgesponnen, die in politischer Hinsicht oft ebenso fabelhaft und wunderbar klingen, als nach der asiatischen Seite Rußland's hin die Kriegsbulletins seiner Generale. Als eine solche Fabel (wenn auch mit tiefem Sinn und großer Lehre) erscheint uns die Nachricht, daß Rußland für seine deutschen Ostseeprovinzen die Aufnahme in den deutschen Bund bezwecke, um dadurch muthmaßlich einen organischen Einfluß auf die Bestimmung der deutschen Angelegenheiten zu gewinnen. Abgesehen von der Thatsache, wäre aber in dieser Befürchtung schon insofern eine unrichtige Logik enthalten, als man nicht annehmen kann daß die deutschen Angelegenheiten jetzt vorzugsweise und entscheidend durch den deutschen Bund bestimmt werden. — Gefahrvoller und übergreifender will uns die neue europäische Stellung Rußlands (denn eine solche wird offenbar bezweckt und planmäßig eingeleitet) in finanzieller Beziehung erscheinen, in der es in Jahresfrist bereits dreimal mit den merkwürdigsten Operationen sich auf dem Schauplatz zeigt, indem es sich in Zeiten der wichtigsten Krisen zum Säckelmeister der übrigen Staaten zu machen strebt und sein stets baar vorhandenes Gold (dessen ungeheuere Vorräthe unsere weisesten Finanzmänner überraschen und verblüffen) klingend und mit scheinbarer Großmuth in die Wagschaale der Tagespolitik wirft. Dies geschah zuerst mit Frankreich, nachher mit Preußen, jetzt, wie man sagt, mit Östreich. Das Geldgeschäft der russischen Regierung mit der französischen Bank, wodurch der Geldmarkt Frankreichs einer unheilvollen Geldklemme entzogen wurde, ist damals stark genug durch die Presse im politischen Sinne ausgebeutet worden. Was Preußen anbetrifft, so sind viele unterrichtete Personen bei dem Glauben geblieben daß Rußland unmittelbar nach dem Schluß des Vereinigten Landtags, und nachdem die Stände ihre Hand zu einer Anleihe verweigert, der preußischen Regierung die Finanzmittel namentlich zur Ausführung der großen Osteisenbahn verweigert habe. Wenigstens ist diese durch die ganze Presse verbreitete Nachricht niemals auf eine Weise widerlegt worden, welche ihr Gewicht bedeutend in Zweifel gestellt hätte. Drittens ist jetzt eine colossale Geldoperation zwischen der östreichischen Regierung und der russischen Bank in Rede, wobei es sich um eine Anleihe von funfzig Millionen Gulden handelt, welche Rußland in baaren Summen nach Wien senden wird. Rußland entfaltet hier eine finanzielle Stärke, die ungeheuer, beispiellos und gänzlich ungeahnet ist, und die das Quidquid id est timeo Danaos et dona ferentes! mehr als je in das Gewissen der Tagespolitik einschärfen muß. Mit dieser imposanten materiellen Macht Rußlands (durch welche sich das Haus Rothschild gänzlich aus dem Sattel gehoben fühlen muß) contrastiren einige innere russische Verwaltungsmaßregeln, von denen man in der letzten Zeit gehört, und die nicht eben geeignet sein würden dem Lande von innen heraus diejenige sichere und volkssittliche Basis zu geben, ohne die ein großes Reich doch bei aller scheinbaren äußeren Stärke nicht wirksam und mächtig bestehen kann. Darunter verstehen wir besonders die Maßregel welche, wie man in diesem Augenblick aus den Zeitungen erfährt, jetzt nur den Adel ausschließlich zum Besuch der russischen Universitäten zuläßt, und mithin den Bürgerlichen gänzlich den Betrieb dieser höheren Studien verbietet. Ist dies wirklich eine in Rußland ergriffene Regierungsmaßregel (und sie wird von Warschau aus durch einen ganz bestimmten Fall constatirt), so würde die russische Regierung da-

durch mit Absicht und Bewußtsein einen Weg betreten, der gerade die Mittelklassen, diese wesentlichste Stütze des heutigen europäischen Staatslebens, in ihrer Entwickelung zurückhält und vernichtet, während der Adel, der in Rußland stets ein gefährlicher Bestandtheil für das Gouvernement gewesen, auch noch in geistiger Hinsicht das überragende Element werden würde! Vielleicht will aber Rußland gerade das eigenthümliche Experiment machen, ohne Bildung der Mittelklassen die Höhen der Weltgeschichte zu erklimmen? Jedenfalls das halsbrechendste Experiment das man in der neueren Geschichte anstellen kann!

Wissenschaft und Kunst.

— L. Appert, der Verfasser der Dix ans am Hofe Louis Philipp's, der ehrliche Gegner des pennsylvanischen Gefängnißsystems, wird Mystères de prisons en Allemagne erscheinen lassen, und zwar nach dem Wunsche des Fürsten Metternich in Wien, da ihm derselbe gänzliche Censurfreiheit dafür zugesichert hat. Eine Dame schrieb uns schon vor längerer Zeit aus Wien: Der ehemalige Almosenier der Königin der Franzosen ist in seiner Erscheinung halb Priester, halb Salonmann; letzterer herrscht bei ihm vor. Er berichtete uns vom gräßlichen Zustand der Gefängnisse in Ungarn; wie in denselben Frauen sowohl als Männer mit centnerschweren Ketten belastet, gleich wilden Thieren angeschmiedet liegen. Er erhielt Audienz beim Palatin der ihm versprach, er solle schon wenn er im März zurückkehre, bedeutende Verbesserungen wahrnehmen.

— In Sachen Kuranda's gegen Höffken sind beiderseits neue Erklärungen veröffentlicht. Hr. Höffken sucht durch lange und breite Deklamationen zu ersetzen was seinen Vorstellungen wegen Benutzung des Kuranda'schen Buches an Kraft und Gehalt abgeht. Er wiederholt daß Kuranda auch ihn benutzt habe; was sich jedoch auf Mittheilung eines Manifestes der Flamänder beschränkt, das Höffken zuerst gebracht, Kuranda in dessen Übersetzung wiedergab. Die aufgerufenen Richter, Professor Biedermann und Dr. Wuttke, wiederholen daß Höffken nicht blos im Abschnitt über die belgische Kunst, sondern an 25 Stellen sich eines ungewöhnlichen Plagiates schuldig machte.

— Berthold Auerbach erklärt nachträglich die Beauftragung der Frau Birch-Pfeiffer, seine Dorfgeschichten zu dramatisiren, für ein „Originalstück" derselben. Nur „zu höflichem Scherz aufgelegt" habe er an Schauspieler Wallner in Gegenwart der Frau B. Pf. geäußert, ihm fehle zu Arbeiten solcher Art das dramatische Geschick seiner Landsmännin, was diese in dem obigen Sinne verstanden, als werde der eigentliche Urheber jede Plünderung und Corrumpirung seiner Gedanken und Dichtungen gutheißen.

— Alexander der Große, genannt Dumas, hat ein drame-monstre geliefert, seinen Grafen Monte Cristo in 4 Abtheilungen und 22 Akten dramatisirt. Abth. 1. und 2. spielen bereits einen Abend um den andern; nach hundert Vorstellungen rücken Abth. 3. und 4. in's Treffen. Artillerie und Feuerwerk, Verwandlungen, unterirdische Minen, Bomben und Granaten leisten Außerordentliches. Das théâtre historique ist somit, bleibt das Publikum standhaft, auf Jahre gedeckt.

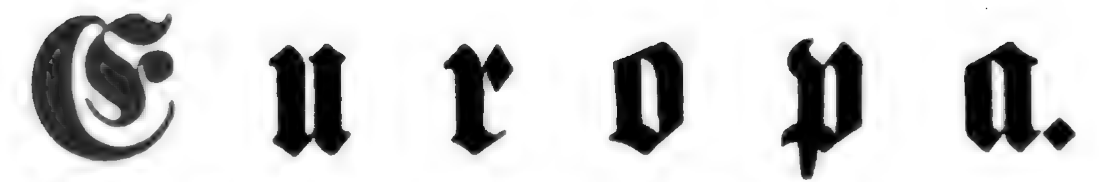
— Laube's Struensee hat in Berlin wegen wiederholter Krankheit des Helden Hendrichs noch nicht die zweite Darstellung gefunden. Wir halten Struensee für Laube's glücklichstes Drama; die drei ersten Akte sind glänzend gearbeitet. Der Verfasser weilt noch in Berlin. Man sagt, ein neues Stück von ihm, in welchem Friedrich der Große als Prinz auftritt (vielleicht die Katastrophe mit Katte) habe sich die Gunst des Königs dergestalt gewonnen daß man in dem Verbot der Vorführung von Personen des königlichen Hauses eine Ausnahme zu machen gedenke; jedoch wünscht man erst den Vorgang einer Darstellung des Stückes in Dresden.

— Dr. Schmidt legt die Leitung der Leipziger Bühne nieder. Schauspieldirector Kramer, ein wohldotirter Östreicher, Schwiegervater eines Grafen Kolowrat, tritt zu Ostern in den Pacht ein. Wird damit eine andere Epoche, principiell eine andere Richtung dieser Bühne beginnen? Wir müssen Hrn. Dr. Schmidt nachsagen daß das Leipziger Theater unter ihm eine seltene literarische Bedeutsamkeit erreichte, die das Schauspiel unausgesetzt durch Vorführung neuer Erzeugnisse festhielt. Am 15. d. M. ging ein Drama von Julius Fröbel: die Republikaner über unsere Bretter. (Das Stück ist ein Zeugniß edlen, mannhaften Freiheitsgeistes. Diese Republikaner sind freie Stadtbürger von Genf im Kampf gegen Herzog Karl III. von Savoyen (1519). Der Stoff des Drama's ist freilich ohne alle Erfindung; der Handel mit dem dürftigen Tyrannen zu dünn und dürr, um ein ausreichender Träger der wohlgefügten Reflexionen des Autors zu sein.) — Marr bringt zu seinem Benefiz ein Trauerspiel von Frln. Sangalli: die Macht der Vorurtheile (Schicksal einer zwischen Christen und Juden gemischten Ehe). Frln. Unzelmann wird darin als Gast spielen. — Freytag's Graf Waldemar, kürzlich zuerst in Königsberg gespielt, wird in Leipzig für den März in Scene gesetzt.

— Professor Julius Fröbel dessen Drama wir eben erwähnt, aus Rudolfstadt gebürtig, lebte funfzehn Jahre lang in der Schweiz. Sein Name wurde durch das Verbot seines gesammten Verlags von Seiten des Bundes vor Jahr und Tag häufig genannt. Seit anderthalb Jahren wohnte er mit seiner Familie in Dresden, wo sich auch Prutz niedergelassen hat. Fröbel kehrt jedoch nach der Schweiz zurück.

— Flotow studiert in Berlin seine Oper Martha ein. Für den Mai und Juni erwartet man in Berlin Dem. Rachel aus Paris. — Lißt musicirt jetzt in Weimar. — Ob Marr in Leipzig bleiben wird, oder als Regisseur nach Weimar geht, wo er kürzlich gastirt, scheint noch ungewiß.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.



Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben
von
F. Gustav Kühne.

1848. 26. Februar. — № 9.

Der Liguorianer.

Novelle von Isidor Heller.

(Beschluß.)

Es war wohl der vierzehnte Morgen seit Leonhard die Villa V.... betreten, und er fuhr wieder mit Evelinen auf dem Teich als ein eleganter Wagen mit einem gallonirten Bedienten auf dem Tritt in den Hofraum rollte. Ein fremder Wagen war ein Ereigniß in der vereinsamten Villa, und es stürzten daher von allen Seiten neugierige Dienstleute herbei. Ihr Erstaunen machte aber schnell einem Ausdruck von Unterwürfigkeit und dienstwilliger Aufmerksamkeit Platz, als sie den wohlbekannten Wagen des Grafen Dürrenstein erblickten. Denn der Graf war von ihnen als ein stolzer strenger Herr gefürchtet, und Stolz und Strenge finden die gehorsamsten Diener.

Der aussteigende Herr erwiederte nicht mit der leisesten Geberde die tiefen Verneigungen die ihn begrüßten, ja es schien als bemerke er gar nicht die Anwesenheit der Leute. Vornehme Leute sind Bedienten gegenüber überall zu Hause; man bedient sich eines Bedienten so gleichgültig wie der Staubbürste am Fuße der Treppen oder wie der vorgefundenen Möbel in den Gastzimmern der Hotels.

In der That aber hatte der Graf die Leute wohl gesehen, und es war ihm sehr erwünscht daß sie sich so zahlreich eingefunden, denn es war ihm sehr daran gelegen vor dem ganzen Hauspersonal, welches etwas wissen mußte worunter seine Ehre litt, eine eclatante Demonstration zu machen. In dieser Absicht winkte er den Kammerdiener der Gräfin zu sich und fragte ihn so laut daß es Alle hören konnten, ob das Fräulein schon zu sprechen wäre und ob sie sich in ihrem Zimmer oder im Garten befinde.

Den Kammerdiener machte diese laute Frage nicht wenig verlegen. Er glaubte den Grafen unbekannt mit dem was seit seiner Abwesenheit in der Villa vorgegangen, und was das Gerede aller Hausleute machte. Er fürchtete, der Graf könne eine öffentliche Scene geben. Er trat daher hart an ihn heran und sagte leise und mit blinzelnden Augen, welche den Grafen merken lassen sollten, es stecke etwas Geheimnißvolles hinter seinen Worten: das Fräulein lasse sich von dem Maler der ihr Porträt angefertigt, eben auf dem Teich herumfahren.

Der Graf hätte dem Diener für sein vertrautes zweideutiges Wesen einen Schlag mit der Faust geben mögen; er mußte sich sehr anstrengen um den Zorn zu beherrschen, der ihm das Blut in Wallung brachte. Glücklicher Weise lernen diese Herren von frühester Jugend wenn auch nicht ihre Leidenschaften bewältigen, doch ihre Mienen beherrschen. Mit dem kältesten Gesichte sagte daher der Graf ganz laut zu nicht geringer Verwunderung des Kammerdieners: „Ich freue mich sehr daß das Fräulein den Morgen so angenehm zubringt, und ich weiß es meinem Freunde Dank daß er meine Bitte, das Fräulein in meiner Abwesenheit zu unterhalten, so eifrig erfüllt hat.“

Sein Zweck war somit erfüllt, und ohne den Kammerdiener weiter eines Blickes zu würdigen ging der Graf rasch in die Tiefe des Gartens und verlor sich

vor den ihm nachblickenden Dienern in dem den Teich umgebenden Baumgang. Hinter einer mächtigen Eiche verborgen, wartete er der Ankunft des Nachens am Ufer, dann wollte er plötzlich hervortreten und aus der überraschten Miene des Fräuleins ersehen, ob er nichts zu fürchten oder nichts mehr zu hoffen habe.

Zehn peinliche Minuten brachte der Graf am Ufer des Teiches zu, wo das Dunkel und die Stille des Parkes und die Hast der Erwartung die Aufregung die er mitgebracht nur noch steigerten. Seine Phantasie war nicht der Art um sich den Umgang des Malers mit dem Fräulein so idyllisch zu denken wie ihn die Gräfin in ihrem Brief geschildert, und sein eigenes Leben bot keinen Beleg für die Möglichkeit einer platonischen Liebe. Seine Erfahrungen im Verkehr mit Frauen verwandelten sich jetzt in seinem erhitzten Gehirn in Scenen, worin der Maler Rollen spielte, die er selbst zu wiederholten Malen mit Glück und Geschick durchgeführt. Und diese Scenen schienen ihm jetzt gar nicht amüsant und befriedigend.

Nur ein Gedanke gab ihm Beruhigung. Von der Tugend des Weibes erwartete er wenig Widerstand, aber der angeborne Stolz des hochadeligen Fräuleins schien ihm eine verläßliche Bürgschaft. Sein aristokratischer Hochmuth war so grenzenlos daß er endlich über seine leisesten Zweifel siegte. Er stieß mit Empörung den hochverrätherischen Gedanken von sich, daß eine Gräfin V. mit einem Bürgerssohn, einem Menschen der von seiner Handarbeit lebte, ein Liaison anknüpfen könnte.

Diese Ansicht erhielt in seinen Augen volle Bestätigung als der Nachen endlich um die Insel bog und unter Leonhards geschickter Führung auf der Spiegelfläche des Teiches anmuthig herschwamm. Der Graf empfand fast Scham über seine thörichte Eifersucht als seine Lorgnette ihm die zwei jungen Leute deutlich zeigte. Die ehrerbietige Entfernung in der sich Leonhard hielt, beurtheilte er als das Gefühl seiner niedrigen Stellung und schuldigen Respektes, während ihm die heitere Unbefangenheit des Fräuleins als die feinere Noblesse erschien, welche den Talenten der Bourgeoisie, so lange sie amüsant sind, einige Schritte heranzutreten gestattet. In seiner Zuversicht dachte er nicht weiter daran dem Fräulein strenge und forschend gegenüberzutreten, sondern stellte sich sichtbar ans Ufer hin und bemühte sich bis zur Ankunft der Gondel auch die letzte Spur von Unmuth und Mißtrauen aus seinen Zügen zu entfernen und seinem ganzen Wesen jenen Ausdruck von Galanterie zu geben, der ihn nach seiner Meinung und Erfahrung unwiderstehlich machen mußte.

Leonhard und Eveline waren in ein interessantes Gespräch vertieft und bemerkten den Grafen nicht eher als bis der Kahn ans Ufer stieß, sie sich erhoben um ans Land zu steigen.

Eveline schien nicht im geringsten überrascht bei dem Anblick des Grafen, der sie vertraulich grüßte und ihr graziös die Hand reichte um ihr beim Aussteigen behülflich zu sein. Sie reichte ihm den Arm und sagte mit der größten Ruhe: „Seit wann sind Sie wieder in Wien, August? Haben wir Sie lange hier am Ufer warten lassen?"

Beide Männer legten Evelinens Benehmen verschieden aus. Es war nichts anderes als unbewußte Gleichgültigkeit einer Person gegenüber die ihrem Herzen nichts bedeutete, an deren Anblick aber ihr Auge gewohnt war. Der Graf sah mit Vergnügen daß Eveline seit seiner Abwesenheit schöner, stolzer und ernster geworden. Er fand eine Dame, während er ein Kind verlassen, und sah in ihrer Ruhe jenes vornehme Wesen das sich durch nichts überraschen läßt und Männern gegenüber die tiefste Empfindung zu beherrschen weiß.

Leonhard fühlte sich dagegen sehr schmerzlich betroffen. Er wollte in dem Benehmen Evelinens eine Vertraulichkeit erkennen die sie ihm nie gezeigt. Dieser Herr der sich die Freiheit nahm Evelinen auf ihrem Morgenspaziergang zu überraschen, und statt übel aufgenommen zu werden ganz vertraulich bei seinem Taufnamen angeredet wurde, genoß entweder als Kavalier dieses Vorrecht, oder erfreute sich noch innigerer Beziehungen. In dem einen Fall war Eveline das höhere Wesen nicht, das er erhaben über die Vorurtheile des Standes glaubte, im andern Falle zerstob der schöne Traum der letzten vierzehn Tage vor dem fahlen Lichte der Alltäglichkeit.

Die Erwiederung des Grafen war nicht beruhigender. Mit jener Zärtlichkeit in Blick und Stimme die sicher ist einem empfänglichen Herzen zu begegnen, sagte er: „Was hätte ich in Wien zu thun, mein theures Fräulein, was könnte mir eine Stadt bieten, die Ihre Anwesenheit nicht verherrlicht! Ich verweilte da nur einige Augenblicke um die Reisekleider zu wechseln und meinen Wagen zu nehmen, und flog hieher, wo ich an diesem Ufer die Erfahrung machte, wie süße Erwartung Minuten in Jahre verwandelt."

„Nun — sagte Eveline mit einem Lächeln das dem Spiel mit Worten galt, aber Leonhard das Herz zerriß, da er es für Wohlgefallen an den Galanterien

des Grafen hielt — eine Überraschung ist der andern werth. Kommen Sie ins Haus, August, und Sie sollen eine Überraschung finden die Sie diesem Herrn zu verdanken haben, den ich Ihnen einstweilen um nichts zu verrathen einfach als Herrn Leonhard vorstelle. Und Sie, Herr Leonhard, sehen hier den Graf Dürrenstein, der — — aber was ist Ihnen, mein theurer Freund? fuhr sie fort indem sie den Maler erschrocken betrachtete, — Sie sind so blaß! Ihnen ist nicht wohl!“

„In der That, ich fühle einen seltsamen Anfall von Schwindel; sagte Leonhard mit wirrem Blick und gepreßter Stimme — ich werde wohl am besten thun mich in meine Wohnung zu begeben.“

„Mein Wagen steht zu Ihrer Verfügung, sagte der Graf schnell um Evelinens Antwort zuvorzukommen, deren Bewegung ihm mehr als freundliche Theilnahme schien, — und mir selbst werden Sie erlauben, setzte er nach einigem Nachdenken hinzu, Sie eine Strecke zu begleiten, bis Sie sich besser fühlen.“

Eveline warf dem Grafen einen dankenden Blick zu; Leonhard verneigte sich zum Zeichen der Annahme. Er hatte trotz der Maske freundlichen Eifers, welche der Graf angenommen, seinen feindseligen gehässigen Blick wohl bemerkt. Offenbar suchte der Graf eine Unterredung mit ihm, und das kam ihm sehr erwünscht; sein brennendes Herz lechzte nach einer Verständigung, welcher Art sie immer sein mochte. Ein langer düstrer Blick sagte Evelinen noch daß nicht sein Körper, sondern seine Seele leide; dann wandte er sich rasch und ging hinweg ohne Wort und Geberde des Abschiedes.

Eveline sah ihm bestürzt nach, ohne darauf zu merken daß der Graf sie scharf beobachtete bevor er Leonhard folgte. Was quält ihn so tief? dachte sie; was hat ihn so plötzlich verändert? — Sie rief sich Alles ins Gedächtniß zurück was sie diesen Morgen zusammen erlebt hatten, aber nichts gab ihr Aufklärung. Gewiß war ihr nur daß sein Weh sich ihr mitgetheilt, so wenig sie auch den Grund kannte. Sein wilder Blick hatte in ihrem Herzen eine noch nie gekannte Qual entzündet; ihre Augen füllten sich mit heißen Thränen.

Die beiden Männer hatten nicht sobald eine Wendung der Allee eingeschlagen, die sie dem noch immer sinnend auf ihrem Platze stehenden Fräulein entzog, als der Graf seinen träumerisch hinwandelnden Gefährten anhielt und in strengem Tone sprach: „Ich hoffe, mein Herr, Sie werden soviel Selbstbeherrschung gewinnen können um Ihrer Leichenbittermiene einen gleichmüthigern Ausdruck zu geben, während wir an dem Hausgesinde vorübergehen. Sie haben das unerfahrene Fräulein durch Ihre Besuche compromittirt, und werden nun Ihre Verpflichtung erkennen, dem Gerede dieser Leute das ich beschwichtigt, nicht wieder durch die Art, mit der Sie nach meiner Ankunft die Villa verlassen, aufs Neue gehässigen Stoff zu geben!“

„Herr Graf, erwiederte Leonhard gereizt, Ihre beleidigenden Vorwürfe weise ich zurück. Ich habe mich in dieses Haus nicht geschlichen, ich bin gerufen worden. Meine gesellschaftlichen Beziehungen zum Fräulein scheuten nicht das Auge des Hausgesindes und mußten der Frau Gräfin bekannt sein. Nun aber, mein Herr, habe ich wohl das Recht zu fragen: was gibt Ihnen Befugniß zu dem Tone den Sie annehmen, und zu der brüsken Einmischung die Sie sich erlauben?“

„Ihre Frage soll gründliche Antwort finden, sagte der Graf verächtlich, sobald wir draußen im Freien sind. Durch den Hofraum wollen wir als gute Freunde gehen. — Meines Wagens werden Sie wohl nicht bedürfen? setzte er spöttisch hinzu. Habe ich recht gesehen, so können nur Fittige, nicht Pferdefüße Ihr Übel heben!“

Leonhard erwiederte nichts; spitzige Gegenreden schienen ihm kindisch einer Person gegenüber die ihm entweder gleichgültig sein konnte, oder seinen Haß aufs heftigste erregen mußte. Er begnügte sich damit seine Anwesenheit vor der Hand nicht weiter zu berücksichtigen, und seiner Mahnung zum Trotz den Schmerz seiner Seele jeden äußern Ausdruck suchen zu lassen. Es that ihm wohl zu bemerken, wie der stolze Graf bei dem Gang über den Hof vor den Dienstleuten Komödie spielte und mit Gift im Herzen ihm freundliche Gesichter schnitt.

Der Graf hatte sich verrechnet; Leonhard ließ sich nicht mehr imponiren. Er war an die vornehme Kaste die ihm einst so erhaben schien, hart herangetreten und in der Nähe war der Nimbus geschwunden, während sein eignes Selbstgefühl sich mächtig gehoben hatte. Die alte Gräfin hatte in seinen Augen vor dem gewöhnlichen Bürgerweibe nichts voraus als ein altes Pergament das der Wahn der Menschen wunderkräftig macht wie die morschen Knochen uralter Heiligen. Und dieser Graf der ihm so übermüthig gegenüberstand, schien ihm in keiner Beziehung überlegen. Sein Gesicht war welk und verlebt, in

seinem hochmüthigen Blick glänzte keine hohe Seele, von seiner Stirne leuchtete kein bevorzugter Geist, und schwerlich konnte er mit dem Pinsel reizende oder begeisternde Gestalten auf die Leinwand zaubern. Ehemals, dachte Leonhard weiter, gab es Edelleute denen die Vorzüge von Gottes Gnaden auf der Stirne geschrieben standen, ihre Erscheinung, ihre Thaten erwarben ihnen Verehrer. Das waren die Helden Homers und Tasso's. Was ficht es mich an ob dieser Schwächling den ich mit einem Schlag zu Boden strecken könnte, irgend ein Patent in der Tasche trägt. Wohl ihm daß wir nicht in den Zeiten des Faustrechtes leben, aber er soll erfahren daß er nicht mehr als ein Sandkorn auf meinem Wege ist! — Doch zuvor muß ich erfahren ob diese Villa für mich noch existirt, oder ob sie ein mährchenhaftes Schloß gewesen das ein böser Geist um mich zu äffen aufgebaut und mit Eins weggezaubert hat!

Von diesen Gedanken die rasch durch seine Seele fuhren erhitzt, trat Leonhard näher zu dem Grafen, der seinen glühenden Blick kaum ertragen konnte. „Mein Herr, sagte er heftig, ich kenne Sie nicht, ich weiß nichts von Ihnen, Ihre Titel mögen Sie bei Andern verwerthen. Wir trafen uns an einem Ort, wo mich seit vierzehn Tagen jeder Morgen sah, ehe ich von Ihrem Dasein Kenntniß hatte, und er soll mich auch in Zukunft da finden, obgleich die Aussicht auf Ihre Gegenwart mir ihn verleiden könnte."

„Und wenn die Gräfin — unterbrach ihn der Graf, seine erkünstelte Kälte verlierend — durch meinen Mund sich die Ehre Ihres Besuches verbittet?"

„Ich kenne nur Eine Gebieterin in diesem Hause", rief Leonhard mit Leidenschaft. „Sie entscheidet über mein Kommen und Gehen. Wenn nur der leiseste Schatten des Mißfallens den leuchtenden Blick ihres Auges verhüllt, so ist dieser Garten vor mir sicherer als wenn Ihr ihn mit dreifachem Gitter verwahrt!"

Der Graf erschrak; eine solche anmaßliche Sprache mußte sich wohl auf einen guten Grund stützen. Sollte sich Eveline denn doch so sehr vergessen haben, die Huldigung eines Menschen anzunehmen der so tief unter ihr stand? Aber er war nicht umsonst sein Lebelang auf dem glatten Parquet des Hofes gegangen um eine Schwäche blicken zu lassen, die einen so unebenbürtigen Gegner über ihn hätte triumphiren lassen. Mit einer Zuversicht an die er selbst nicht glaubte, erwiederte er: „Sie sind ein Thor, der eher Strafe als Mitleid verdiente. Sie haben eine freundliche Herablassung die Ihrer Kunst galt, für ein aufmunterndes Wohlgefallen an Ihrer Person genommen. Danken Sie es dieser Rücksicht auf Ihr Talent, welches eine exaltirte Phantasie entschuldigt, und meiner Verehrung für eine Dame die Sie mir empfohlen, daß ich mir die Mühe nehme Sie auf eine glimpfliche Weise von Ihrem thörichten Wahn zu heilen. Erfahren Sie denn daß die Comtesse, zu der Sie Ihr Auge zu erheben wagten, seit zwei Monaten meine Verlobte ist, daß ich auf den Wunsch der Frau Gräfin gekommen bin um in den nächsten Tagen unsere Vermählung zu feiern."

Auf Leonhard wirkten diese Worte wie ein Blitzschlag. Sprachlos und das starre Auge zu Boden gesenkt, stand er da wie ein überführter Verbrecher. Der Graf weidete sich an diesem Anblick; er hatte seinen Rivalen niedergeschmettert und sah dessen Beziehungen zu Evelinen doch nicht so weit gediehen als er gefürchtet. „Unsere Affaire, sagte er mit einem boshaften Lächeln, wäre nun glücklich beendigt, leben Sie wohl!"

Er hatte sich jedoch kaum einige Schritte entfernt, als Leonhard aus seiner Betäubung auffuhr und in großer Aufregung gegen die Villa stürzte. Der Graf vertrat ihm den Weg. „Sie irren sich in der Straße!" rief er lachend. — Leonhard wollte weiter eilen ohne seinen Spott zu beachten. Aber der Graf sah seine Aufregung und ahnte was er vorhabe. Er faßte ihn hart beim Arm und sagte mit jener Ruhe eines kalten Herzens, die sich stets Gehör zu verschaffen weiß: „Diese Villa ist für Sie auf immer verschlossen; Sie haben nach dem was Sie gehört kein Recht mehr dort einzutreten! Ich leide es nicht daß Sie das Fräulein in eine Scene verwickeln, die Sie in Ihrer thörichten Ecstase beabsichtigen. Ersparen Sie uns Allen die unerquickliche Aventure, Sie vor den Augen Ihrer vermeintlichen Geliebten durch einen Diener wegweisen zu lassen!"

„Ich verachte Ihre Drohungen! schrie Leonhard außer sich, ich muß Evelinen sprechen, ich muß aus ihrem eignen Munde Gewißheit haben! So leichten Kaufes sollt Ihr nicht mit kalten Händen in mein Herz greifen!"

„Aber um's Himmelswillen! — rief der Graf der wirklich glaubte, der junge Maler sei wahnsinnig geworden, — man könnte Sie vermessen genug glauben an eine Liaison zu denken! Sie können doch unmöglich annehmen daß eine Comtesse B. aus ihrem Schlosse in Ihre von Farben riechende Stube herabsteigen werde um das Loos eines Handwerkers zu theilen, der für Bezahlung unsre Hunde und Pferde malen würde."

„O Ihr seid armselige Menschen die Ihr Euch den Adel nennen laßt! sagte Leonhard mit der Entrüstung

eines in seinen erhabensten Gefühlen verletzten Herzens. Ihr begreift so wenig den Adel der Kunst als die Regungen eines edlen Herzens. Sie aber ist noch nicht verpestet von Eurem Elend, sie will ich retten!“

„Was fange ich nur mit dem tollen Menschen an? rief der Graf fast verzweifelnd. In welchem albernen Roman eines verrückten Gehirns haben Sie das Leben studirt? Doch das muß ein Ende nehmen. Sie wollen sich durchaus der Beschämung aussetzen durch das Fräulein selbst Beweise von dem Wahnsinn Ihrer Hoffnungen zu erhalten? Sie sollen sie binnen drei Tagen haben. Sind Sie endlich zufrieden?“

Gegen diesen Antrag konnte Leonhard nichts einwenden. Überdies machte die Zuversicht des Grafen seinen Glauben an Evelinen wankend und benahm ihm die Kraft sie in diesem Augenblick zu sprechen. Noch einen Blick des bittersten Hasses warf er auf den Grafen, dann stürzte er verzweifelnd die Straße entlang, die nach Wien führte. —

Drei schreckliche Tage verlebte Leonhard auf seiner Stube, die er in der Erwartung eines Briefes oder eines Besuches nicht zu verlassen wagte. Wie ein Schiffer der auf einer wüthenden See herumgeworfen wird, rang er zwischen Hoffnung und Verzweiflung.

Stundenlang stand er an der Staffelei vor dem fast vollendeten Madonnenbild, aus dem ihn Evelinens Züge so gnadenreich anlächelten, Evelinens Auge ihn himmelerschließend anblickte. Da verschwanden die Wolken des Mißtrauens von seiner Stirne, da leuchtete magisches Licht in seiner Seele auf, da kam über ihn der Geist des Glaubens an das eine menschliche Wesen in dem er jetzt die Menschheit anbeten oder verabscheuen mußte.

Aber wenn er auf dem Gipfel seiner Hoffnungen angekommen, wenn er in der Entzückung beseligender Träume vor diesem Bilde in die Knie sinken wollte, dann trat die unleugbare Wirklichkeit seines Erlebnisses mit dem Grafen mit plumpem Fuß vor sein Idol; eine eisige Gespensterhand faßte den Traumerhitzten, und unter dem unerbittlichen Frost der Überlegung starben die schönen Blüthen seines unermüdlich treibenden Herzens.

Hat sie nicht wirklich, dachte er, den Grafen wie einen Verlobten empfangen? War nicht das Porträt offenbar für ihn bestimmt, das Porträt das sie mich selbst malen ließ? Und hatte er nicht ganz die Zuversicht eines Gatten, der einen Liebhaber im Hause findet und auf das pocht was er seine Rechte nennt? Freilich, sie fiel ihm nicht gleich um den Hals; — aber vornehme Leute geben sich nicht ihren Empfindungen hin, besonders in Gegenwart eines Fremden! Und einem Verlobten dessen man sicher ist, zeigt man nicht zu viel Liebe, wie alle Weiber wissen! — — Aber darf ich sie in die Masse ihres Geschlechtes werfen? Ich wäre ihr nichts gewesen als ein neuer Roman den man neugierig liest und bei Seite legt? — ein neuer Tänzer den die letzte Française vergessen macht? — — Aber was bedeutete die Innigkeit ihrer Stimme, jene unverkennbare Melodie der Zärtlichkeit, wenn sie zu mir sprach? Was erklärt den Freudenglanz ihres Gesichtes, wenn wir uns des Morgens sahen, als wäre die vergangene Nacht ein hundertjähriges Grab gewesen? Was wollte der unabwendbare traumversunkene Blick sagen, der auf mir haftete, wenn wir schweigend im Nachen uns gegenüber saßen? — — Oder sollte es wahr sein daß jedes Weib wie die Komödiantin ein Doppelleben führt: ein romantisches, vom Hauch der Poesie berauschtes Leben und ein gemeines, prosaisches das unter der Fahne des Küchenzettels dient und den Strickstrumpf im Wappen führt?

Diesen heimlichen Ideengang machte er wohl hundertmal durch, immer mit neuen Worten und Bildern, die aus dem glühenden Boden seiner Phantasie unerschöpflich emporschossen. Und jedesmal rief er am Schluß, qualvoll die Hände ringend: „O wer hilft mir aus diesem furchtbaren Labyrinth, in welchem Ungeheuer mich angrinsen, Harpyen an meinem Herzen saugen!“ —

Der dritte Vormittag war vergangen ohne die vom Grafen so zuversichtlich verheißene Gewißheit zu bringen. Leonhard athmete wieder auf. Sein Glaube an Evelinen ward fester als jemals. Der Graf hatte gelogen. Er wollte sich erst mit Einwilligung der alten Gräfin um Evelinens Hand bewerben, scheiterte aber an ihrer unbesiegbaren Liebe!

Noch nie klangen ihm die zwölf Glockenschläge der Mittagsstunde so melodisch; sie waren ihm ein Ruf der Auferstehung, eine Stimme des Himmels. Sein gegebenes Wort war gelöst und keinen Augenblick wollte er länger zögern um an dem beglückenden Anblick des herrlichen Mädchens von seinen Leiden zu genesen. Mit Erschrecken blieb er, als sein Blick den Spiegel streifte, vor seinem eignen Anblick stehen; er erschrak über die Verheerung welche eine dreitägige Qual in seinem Antlitz angerichtet. — Evelinen könnte das der sprechendste Beweis von der Macht und der Wahrheit meiner Gefühle sein! — Das war jedoch sein nächster Gedanke.

Hätte der Graf jetzt unsichtbar zugegen sein kön-

nen, Leonhard's freudige Erregung wäre für ihn gewiß die befriedigendste Genugthuung gewesen. Er hatte es wohl darauf angelegt den jungen Menschen zur Strafe für seine Anmaßung bis zum äußersten Moment auf der Folter der Ungewißheit zu lassen, aber einen solchen Sturz von der Himmelshöhe eines aufjauchzenden Herzens hatte er nicht vorausgesehen.

Mit geflügelter Eile hatte Leonhard eben seinen Anzug vollendet, als ihm ein Brief überbracht wurde, dessen Siegel die Buchstaben E. v. B. unter einer Grafenkrone zeigten. Mit zitternden Händen zerriß der erbleichende Maler das Couvert, und es dauerte lange bis sein umflortes Auge die wenigen Zeilen lesen konnte, die über sein Geschick entscheiden sollten.

„Mein theurer Freund! — schrieb Eveline — Ihr fortwährendes Ausbleiben beginnt mich ernstlich zu beunruhigen. Lassen Sie mich hoffen daß Ihr Übelbefinden von dem mir August sprach, keinen bedenklichen Charakter gewinnt. Gerne hätte ich selbst nachgesehen, ich wäre es Ihnen auch schuldig für die schönen Stunden die Sie mir gewidmet. Aber Mama will davon nichts hören; sie findet das gegen alles Anstandsgefühl. Sie meint, nur einer Frau am Arm ihres Gemahls sei es erlaubt am Bett eines kranken Freundes zu verweilen. Ich muß gestehen, ich begreife diese Einrichtung nicht. Doch wird dem bald abgeholfen sein, denn morgen werde ich dem Grafen Dürrenstein in der Kirche der Liguorianer vermählt, und August wird sich beeilen mich an Ihr Leidenslager zu führen."

Mit großer Spannung hatte Leonhard den Brief durchflogen, dessen Anfang so wohlthuend lautete. Als er an den Schluß kam, stockte sein Athem, seine Augen traten starr aus den Höhlen, der Gedanke erstarb in seinem Kopfe, das Gefühl in seinem Herzen.

Ein so ungeheures Weh tödtet den Körper oder den Geist, es stürzt in's Grab oder in Wahnsinn. Überdauern kräftige oder zähe Naturen den Moment der Entscheidung, so führen sie doch das frühere Leben nicht weiter, die Vergangenheit ist für sie ein verdorrter Baum, dessen abgefallene Samenkörner erst frische Wurzeln schlagen, ein erstickter Quell der sich neue Strömungen bahnen muß. Ein solcher Wetterschlag ändert meist die Pole der Seele. Jeder ist wohl schon alten Bekannten begegnet, die nach Jahren das Gegentheil von sich selbst geworden. Sie sind darum nicht der Veränderlichkeit zu beschuldigen; gewiß hat das Geschick mit eisernen Fingern in ihr Herz gegriffen!

Die Krise selbst äußert sich bei ursprünglichen, bedeutenden Naturen auf eine ergreifend barocke Weise. Das Erste was Leonhard that, als sein Blut sich wieder in Lauf setzte, sein Auge wieder Sehkraft gewann und sein Wille über die Muskeln wieder Gewalt bekam, war daß er Feuer machte und den Brief in Brand steckte, als wollte er an dem Papier seinen Schmerz rächen. Mit einem wahnsinnigen Lächeln auf den blassen Lippen betrachtete er die Flamme, verfolgte er die Funken die auf der Asche herumliefen. Den Tod des letzten Funken begleitete er mit einem schweren Seufzer als wäre es sein eigner letzter Athemzug gewesen. Dann blickte er mit großen gedankenlosen Augen im Zimmer umher, ganz erstaunt daß Alles so unverändert geblieben. Eine große Fliege auf seinem Rocke fesselte seine Aufmerksamkeit, er wagte nicht sich zu rühren, um sie nicht zu erschrecken. Sie flog endlich auf. Das verdroß ihn, er haschte sie, riß ihr die Flügel ab und ließ sie laufen. Nun verwunderte er sich daß sie nicht fliegen wollte. Aber plötzlich rief er: sie hat keine Flügel! und brach in heftiges Weinen aus.

Die heißen Thränen besiegten die geheimnißvolle Macht des bösen Zaubers der seinen Geist gefesselt hielt. Sein Gedächtniß erwachte wieder, sein Bewußtsein wurde klar, er begriff den ganzen Umfang seines Verlustes, aber eine neue Leidenschaft die zugleich mit seinem Denkvermögen erwacht war, gab ihm Spannkraft und Lebensdrang.

Diese Leidenschaft, ein Kind der Liebe, aber der unglücklichen Liebe, heiß und thatkräftig wie Kinder dieser romantischen Mutter, war — der Haß. Dieser Haß galt nicht Evelinen, nicht dem Grafen; zwei einzelne Personen schienen ihm zu unbedeutend, überdies waren Beide nur Sklaven ihrer Erziehung. Dieses Meer von Haß das in seine Brust gezogen, suchte einen größeren Raum um ihn mit seinen Wogen zu überschwemmen; der ganzen Race, dem ganzen gewaltigen Princip war er geweiht und es schien eine lohnende Aufgabe, ein ganzes Leben an diesen Kampf zu setzen.

Während er sich an der Vollkraft dieses neuen Gefühls labte, meldete sein Diener daß der Überbringer des Briefes noch immer auf Antwort warte.

Im ersten Augenblick wollte er den Überbringer fortschicken lassen. Was hätte ich ihr zu schreiben! dachte er, was kümmert mich die Tochter einer Gräfin B.! Gleicht sie nicht ganz dem hochmüthigen Verlobten? Schrieb sie nicht ganz seine Worte, nur mit feinerer Weiberhand? Sie nennt Übelbefinden, was er Anmaßung und Wahnsinn nannte; sie ist dankbar für schöne Stunden, aber zum Zeichen daß sie nicht mehr

als amüsant waren, meldet sie mir ihre Verlobung! Und dann will sie kommen um mir eine Condolenzvisite zu machen! Armseliges Geschlecht! Ich kann Euch kein Herz für die Liebe in die Brust pflanzen, aber vor Eurer Herablassung werde ich mich verwahren!

Mit gewandter Hand zeichnete er eine entblätterte Rose und schrieb darunter: „Träume sind des Künstlers Leben. Eines meiner Traumbilder hieß Eveline. Eine Gräfin von Dürrenstein ist für mich eine Fremde."

Als der Brief fort war, wollte ihn wieder Wehmuth über den Verlust beschleichen. Vergebens suchte er sich in dem Kaffeehaus, wo sich seine lustigen Kunstgenossen versammelten, zu zerstreuen. Er fand keinen Geschmack an ihren Späßen, der Punsch mundete ihm nicht, das Kartenspiel langweilte ihn. Es lag nicht in seiner Macht das Traumbild zu verwischen, er hätte denn seine Phantasie vernichten können. Leise sprach es schon wieder in seinem Innern: Morgen in der Liguorianerkirche kannst du sie noch einmal sehen, zum letzten Male! — Er entsetzte sich vor dem Gedanken, fürchtete aber doch nicht die Kraft zu haben der Versuchung zu widerstehen. Er hätte sich gern alle Möglichkeit dazu abgeschnitten und dachte einen Augenblick daran Opium zu nehmen. Aber dieses Mittel schien ihm zu abscheulich und entehrend. Wie er so sinnend durch die Straßen ging, kam er an der Post vorüber. Mehrere Wagen waren eben bereit wegzufahren. Jetzt hatte er ein sicheres Mittel gefunden. Er fand noch einen leeren Platz und ließ sich, gleichgültig wohin es ging, so weit fahren daß er an dem furchtbaren Morgen so weit von Wien war daß er mit dem besten Willen vor Mittag nicht wieder zurück sein konnte. —

Nicht lange nach der Mittagsstunde des andern Tages stand er wieder in der Stadt. Von einem leisen Hoffnungsschimmer getrieben, war er mit Kurierpferden zurückgeeilt. Er ließ sich bis hart zu den Liguorianern fahren und stürzte in die Kirche. Da war Alles still und leer; nur der Küster war eben beschäftigt die letzten Kandelaber zu löschen und den Altar in Ordnung zu bringen.

„Hier war eine Trauung!" rief Leonhard athemlos.

Der Küster sah sich über die hastige Frage verwundert um, und als er in dem verstörten jungen Mann den Neffen des Priors erkannte, sagte er lachend: „Enker Madel ist's nit, wos unter de Haub gegangen, mer hoben nur a Bisl Ihre Gnoden de Cumtesse V. gaplirt."

„O ich bin ein Thor! rief Leonhard von dem dikken Küster wegtretend — die ganze Welt ist gegen mich. Hoch und Niedrig muß mich für einen Wahnsinnigen halten. Die Rechte des Herzens gelten in dieser Welt nicht. Und doch kann ich von meinem Glauben, von meiner Überzeugung nicht lassen. Ich bin ein Märtyrer wie Alle die dem Wahn und der Gewalt gegegenüber auf Vernunft und Gefühl pochten. O elende, elende Welt, wo rettet man sich hin vor deinem Schmutz und deiner Schande!"

In finstern Unmuth versunken ging Leonhard nach Hause. Sein Naturell war zu kräftig um sich dem wirren Zustand seiner Seele und einem verzehrenden Schmachten oder einem ohnmächtigen Haß lange hinzugeben. Er sann ernstlich darauf einen Punkt in der Welt zu finden, an den sich der Faden seines Lebens der so gewaltsam abgerissen worden, wieder anknüpfen lasse.

Als er die Thüre seines Zimmers öffnete fiel sein erster Blick auf das Madonnenbild. Ein wilder Fluch entfuhr seinen zuckenden Lippen. Aber er wollte doch vor Allem Ruhe finden, jene lechzend ersehnte Ruhe die ein gequältes Gemüth nicht zu theuer mit dem Leben erkauft. So mußte denn diese unnütze störende Erinnerung entfernt werden und auf immer; nirgends in der Welt sollten diese Züge ihm wieder begegnen. Mit gesenkten Augen ergriff er rasch einen dicken Pinsel, tauchte ihn in den nächsten Farbenstoff und bald fiel ein ewiger Schleier auf die einst so geliebten Züge.

Das Vernichtungswerk war kaum vollbracht, als eine feine scharfe Stimme hinter ihm ausrief: „O Schade um das schöne Bild!"

Leonhard wandte sich überrascht nach der Seite, woher der Ton kam, und sein Erstaunen wuchs, als sein Blick auf die harten, scharfgeprägten Züge seines Oheims traf. Das war das erste Mal daß er diesen strengen finstern Priester auf seiner Stube sah. Es mußte nichts Geringes sein was ihn hergeführt. Doch Leonhard war in diesem Augenblick jedes fremde Treiben gleichgültig, zumal die Absichten dieses Mannes dessen Wesen und Streben mit dem seinigen so weit auseinander lief. Es war ihm unangenehm jetzt gestört zu werden, und er fühlte sich nicht wenig beschämt, vor diesem empfindungslosen Mann eine Handlung der Leidenschaft begangen zu haben.

„Ich hätte mir nie einfallen lassen, — sagte er ärgerlich mit jenem abfertigenden Tone mit dem man sich eines Zudringlichen zu entledigen sucht, — ich hätte nie gedacht in Ihnen einen so enthusiastischen Verehrer der Kunst zu finden!"

Der Mönch ließ sich das gar nicht anfechten; er

schien Leonhards Unwillen nicht im geringsten zu bemerken. Ein feines Lächeln welches auf seinen schmahlen Lippen zuckte, schien vielmehr anzudeuten daß ihm dieser Humor ganz erwünscht war. Mit Behaglichkeit lehnte er sich in das Sofa zurück, als fühlte er nicht übel Muße sich über Leonhards Ausspruch des Weitern auszulassen.

„Verehrer der Kunst! — sagte er mit einer Verachtung im Ausdruck seines Gesichtes die Leonhard fast schaudern machte, — Ihr Weltleute besitzet eine sträfliche Gedankenlosigkeit und Leerheit in der Art Euch auszudrücken. Was wäre an der Geschicklichkeit, die zerstreuten Stoffe dieses Bodens zusammen zu fügen, verehrungswerth?" — —

Diese Redseligkeit des alten, schweigsam brütenden despotischen Mönchsoberen fiel Leonhard nicht wenig auf. Der Mann begann ihm interessant zu werden. Neugierig, wo das hinaus wolle, nahm er einen Sessel und folgte mit gespannter Aufmerksamkeit den Worten des Mönchs.

Ein kaum sichtbares, triumphirendes Lächeln schlüpfte wieder über das Gesicht des Priors. Ihr seid alle wie Wachs! dachte er, man muß Euch nur zu behandeln wissen! — Doch ließ er nicht im Geringsten merken, wie scharf er seinen Zuhörer beobachtete, und fuhr mit einer steinernen Unbeweglichkeit fort als wäre es ihm um nichts zu thun als seinen Gedanken auszuführen.

„Ich schätze die Kunst, wie der Arzt das Opium und den Rhabarbar schätzt. Eure Seelen sind so blind und schwerhörig daß man seine Noth hat Euch durch die wenigen Jahre bis zum Himmel im Glauben zu führen. Wie das Eisen muß man Euch fortwährend reiben, daß Ihr nicht rostig werdet und der Vernichtung verfallt. Ein Luftzug durch die Orgelpfeifen ist Euch Kunstmenschen Beseligung, ein Haufe Farbenstaub auf dem Altarblatt scheint Euch göttlich bezaubernd, Steinklumpen, in dieser oder jener Form aufgebaut, nennt Ihr ein erhabenes Haus Gottes, tausend Wachskerzen machen Euch die Kirche feierlich. Und was ist das Alles? Staub und Asche. Ich habe doch auch Auge und Ohr, aber Dank sei es dem Herrn der mir die Kraft gegeben seinem Wort zu gehorchen: Ärgert dich Dein Auge, reiß es aus! — Für mich gibt es keinen Unterschied zwischen der Rose und der Distel; ich habe es dahin gebracht gleich taub zu sein für das Lachen der Freude und den Schrei des Schmerzes; — sie sind beide Lästerung Gottes!"

In heftiger Bewegung fuhr Leonhard von seinem Sitze auf und ging mit großen Schritten durch das Zimmer. Diese Lehre schien ihm neu, groß und ganz seiner Seelenstimmung entsprechend. Dieser Mönch hatte kühn ausgesprochen, was ihm selbst dunkel in der Seele lag: „Das Schöne ein Blendwerk der Hölle, das unendliche Nichts die Welt, ein ungeheures Grauen, ein schauervolles Ahnen das Dasein!"

Wieder flog jenes triumphirende Lächeln über das Gesicht des Mönchs. Als sich aber Leonhard zu ihm wandte, erblickte er nur versteinerte Züge, und der Mönch fuhr als hätte er seine Aufregung gar nicht bemerkt, tonlos und wie mit sich selbst sprechend fort:

„O es ist eine schwere Pflicht aus seiner stillen Zelle vom Angesicht Gottes wegzutreten und diesem am Fleische klebenden Geschlecht den Himmel offen zu halten. Überall Lästerung und Götzendienst! Welche Einrichtung in dieser Welt! Armselige Sterbliche, gebrechlicher oft und sündiger als die Andern, werden als Bevorzugte, als Höhere, als Geweihte verehrt!"

„Wie! rief Leonhard, seid Ihr es nicht die dieser Race Vorschub thut, seid Ihr es nicht die den alten Wahn bekräftigt, seid Ihr nicht die thätigsten Helfershelfer zur Erhaltung sklavischer Gesinnung?"

„Wir? — sagte der Mönch mit einem furchtbaren Blicke. — Es gibt unter den Priestern eben so Gottlose wie unter den Laien. Aber wir Wenige, die wir unter der Gnade stehen, verdammen Alles was von Gott abführt, wir sichern Gott das Reich, und arbeiten an dem Untergang weltlicher Macht. Eure Herren sind unsre Sklaven, unser Werkzeug. O es gibt uns Genugthuung sie zu unsern Füßen zu sehen, wenn wir im Namen Gottes kommen! Es ist ein heilig Werk, die freventlich an sich gerissenen Güter dieser Erde der Kirche wieder zuzuführen, der alleinigen Herrin im Himmel und auf Erden!"

„Wunderbarer Mensch, rief Leonhard, indem er die kalte Hand des Mönchs ergriff, — nimm mich auf in diese geheimnißvolle Gesellschaft die auf stolze Häupter tritt um Gott zu retten, die Welt in Trümmer schlägt um darauf die Kirche zu erheben!"

„Ich weiß, sagte der Mönch ihn streng anblickend, daß irdische Leidenschaft jetzt noch in Dir stürmt, daß Du mit Gottes Macht nur Deinem Hasse dienen willst. Doch Du hast Gaben die die Kirche schätzt; Jugend, Phantasie und Kunst kann die Kirche verwenden, so lange die Menschen an diesen Götzen hangen; wir müssen die Sprache der Welt sprechen, wenn sie uns verstehen soll." —

Die ersten Tage fand Leonhard in seiner Zelle ein weiches wollüstiges Bett, leckere Speisen und den köstlichsten Wein. Aber diese Genüsse widerten sein düsteres Gemüth an, das die Einsamkeit der Zelle mit allen Schauern einer verwüsteten Welt erfüllte. Unberührt ließ er die Speisen stehen, aß nur Brot, trank nur Wasser und schlief auf dem Boden.

Nach einigen Tagen besuchte ihn der Prior. „Der Geist der Gnade, sagte er, kommt über Dich, mein Sohn! Er hat Dich selbst auf den Weg geführt, auf den wir die Novizen sonst mit Gewalt führen müssen. Ich habe mich nicht in Dir getäuscht. Deine Seele ringt sich los vom Staube. Du brauchst keine Homilien zu lesen und die Worte des Katecheten nicht zu hören. Hier befestige ich das Crucifix an die nackte Wand! Aus diesen Wundenmälern werden Offenbarungen in Deine Seele strömen." —

Allmälig gerieth Leonhard in den seltsamsten Ideenkreis. Alles was er je von Himmel und Erde gehört, was er in heidnischen Poesien gelesen, mischte sich in seinem Kopfe zu einer außerordentlichen Weltanschauung. Sein enthaltsames Leben und die Klosterregel, die Abends kein Licht in den Zellen gestattete, reizten seine Phantasie bis zur Geisterseherei. Das Leben lag weit hinter ihm, wie eine verschollene Welt, in seinem Herzen war sowohl die Liebe als der Haß und die Rachsucht erstorben.

Vier Wochen hatte Leonhard so verlebt, als der Prior wieder in seine Zelle trat. „Deine Weihe, sagte er, ist vollendet; die Kirche hat einen wahren Jünger an Dir gewonnen, und es ist nun Zeit daß Du Deine Kräfte in ihrem Dienste übst. Eine Frau aus einer Familie die in der Welt Macht und Geltung besitzt, hat sich zur Beichte angemeldet. Du wirst sie hören und ihr Herz, ihren Willen und alle ihre Kräfte der Kirche gewinnen!"

„Ehrwürdiger Vater, erwiederte Leonhard, werde ich auch diesen Dienst erfüllen können? Ich erwarb mir noch nicht genug die Kenntniß der Ceremonien und der Bräuche des Priesterthums!"

„Hast Du noch so wenig Vertrauen zu meinem Urtheil? sagte der Prior strenge. — Ich würde Dich nicht senden zu beschränkten Menschen, die Dich nicht verstehen können. Hier aber kannst Du Dich allen Eingebungen Deines Geistes überlassen. Auf den Haufen müssen wir durch die Kunst und — durch Künste wirken. Ein Muttergottesbild unter den Wurzeln einer alten Eiche gefunden, ein schauerliches Ächzen in der Stube eines Kranken wirkt da mehr als die Offenbarungen die der Himmel in unsere Seele wirft. Doch bei denjenigen die sich ihres eitlen Wissens rühmen, die auf die Weisheit stolz sind, die sie aus profanen Büchern gelernt, wirst Du Allmacht gewinnen, wenn Du Deinen begnadigten Geist in seiner ganzen Kraft strömen lässest. Sie werden nicht begreifen, aber sie werden bewundern und glauben."

Eine halbe Stunde nach dieser Unterredung kehrte Leonhard in heftigster Bewegung aus der Kirche zurück. Er hatte Evelinen gesehen, gefallen, aber reuig. Das farbenreiche Leben zog wieder mächtig in seiner Seele ein, der mönchische Dunst schwand wie ein Rausch aus seinem Kopfe. Sein Herz öffnete sich wieder dem Haß und der Liebe. —

Das war die furchtbare Beichte in der Kirche der Liguorianer, die wir zu Anfang geschildert, und der heftige Eindruck dieser Scene auf den Mönch und die beichtende Dame wird dem Leser natürlich genug erscheinen, seit er in der Dame Evelinen und in dem Mönch den unglücklichen Maler Leonhard erkannt hat.

Während der Mönch in seiner Zelle alle Stürme die in der Seele eines Mannes hausen entfesselte, in heftigen Monologen Welt und Geschick anklagte, überblickte Eveline mit der Besonnenheit die das Weib in den Kämpfen des Herzens mit der Welt leichter wieder erlangt, ihre veränderte Lage, und fand sie minder schrecklich als vor dem Erlebniß in der Kirche. Wußte sie doch nun wo in der weiten Welt der Freund sich befinde, nach dem sich jede Regung ihres Herzens drängte! Sie hatte ihm ihren Schmerz geklagt und seine Verzweiflung mußte sich mindern seit er auch sie in Trauer wußte! Und ihre aufwallende Freude konnte ihm doch nicht entgangen sein, als sie angstvoll am Altare knieend den Geliebten so unerwartet wiedergefunden! Schrecklich war wohl sein Blick gewesen; er hatte sie vernichten wollen unter der Wucht seines Vorwurfs und seines Hasses. Aber er war nicht kalt, nicht gleichgültig gewesen. Die Flamme des Hasses schlug aus einem Herzen voll Liebe. Und dieser Groll sollte unüberwindlich sein? Würde er sie wegstoßen, wenn sie sich an seinen Arm klammerte, um wenn auch nicht Glück, doch Schmerz um Schmerz zu tauschen?

Den Besuchen des Liguorianerobern in dem Hause ihrer Mutter verdankte Eveline einige Bekanntschaft mit den Einrichtungen im Kloster. Sie wußte daß Damen der Eintrit nicht gestattet ist, daß die Mönche andere Namen erhielten als sie früher geführt. Aber diese schöne Seele, so zart und kindlich im Glücke, war im Feuer des Schmerzes gestählt worden, und die er-

wachte Hoffnung gab ihr den Muth und die Kraft einer Heldin.

Sie richtete es so ein daß sie dem Prior in der Villa ihrer Mutter begegnete, sie küßte ihm die welke Hand und sprach ihm mit verstellter Wärme ihren Dank aus für die Heilung die ihre kranke Seele in Folge der Beichte bei einem seiner Klosterbrüder gefunden. Sie rühmte die Kraft des Wortes im Munde des heiligen Mannes und erkundigte sich nebenhin nach seinem Namen im Kloster.

Der Prior pries ihren frommen Sinn, sprach allerlei von der Seltenheit solcher evangelischer Tugenden in der jetzigen Welt, stimmte mit ein in das Lob der großen Eigenschaften ihres Beichtigers und ließ sich wie zufällig Leonhard's Klosternamen entschlüpfen.

Jenes kalte Lächeln, der einzige Ausdruck des Vergnügens der jemals diese Züge bewegt hatte, zuckte wieder auf seinen Lippen, als Eveline diesen Namen hastig wiederholte als fürchtete sie ihn zu vergessen. Aber Evelinen schien dieses Lächeln ein väterliches, denn sie ahnte nicht die Beziehungen dieses furchtbaren Mannes zu Leonhard und seinen Schicksalen.

Diese erste Lüge ihres Lebens kostete ihr nicht wenig Überwindung, und doch hatte sie nun das Schlagwort gefunden daß ihr die Klosterpforte öffnete. Aber sie hatte noch ein größeres Opfer zu bringen; sie mußte sich in Männerkleider werfen und zwar heimlich, und unter dem Anschein eines verdächtigen Vorhabens. Das war ein schweres herzbrechendes Beginnen für eine so offene Seele, für ein so zartfühlendes Naturell.

Doch auch dieses Opfer ward gebracht, obwohl mit Schaudern. In einer großen und intriguenvollen Stadt wie Wien läßt sich das Abenteuerlichste ausführen; es kostet nur Geld und — ein heimliches Lächeln der benutzten Personen. In dem „separaten" Nebenzimmer eines Kleidermagazins wechselte Eveline ihren Anzug und gelangte endlich zitternd und tief verletzt an die Klosterpforte.

Eveline war mit den Bräuchen dieses Klosters gänzlich unbekannt; sonst hätte es ihr auffallen müssen daß man sie nicht wie jeden Besuch in das Sprachzimmer wies. Kaum hatte der mürrische Pförtner ihre Frage nach dem P a t e r Ä g i d i u s vernommen, als er sie mit großer Höflichkeit in das Innere des Hauses führte und ihr die Thür seiner Zelle zeigte.

So war sie denn endlich am Ziele nach so schweren Opfern, aber ihr Herz hatte zu viel gelitten, und besaß jetzt keine Kraft für die Freude. Wie schön hatte sie sich den Moment gemalt, wie sie an die Brust des Überraschten stürzend mit ihren Thränen seinen Groll löschen und neuen Frühling in sein erstarrtes Herz lachen würde! Und nun stand sie zögernd da im finstern dumpfen Kreuzgange, vor geheimnißvollen Schrecken bebend. Doch es war keine Wahl; hinter ihr hatte die Welt ein Ende.

Schüchtern klopfte sie an die Thüre; es erfolgte keine Antwort. Sie pochte stärker, in steigender Angst; kein einladender Ruf ließ sich vernehmen. Sie nahm endlich ihre letzte Kraft zusammen, öffnete und trat in die Zelle.

An einem grob gezimmerten Tisch saß ein Mönch, den Kopf auf beide Arme gestützt, die Stirne in die Hände vergraben. Nichts lag vor ihm was seine Aufmerksamkeit so sehr in Anspruch nahm. Seine Augen starrten auf den nackten Tisch, weltvergessen, traumbefangen.

Doch Eveline hatte in ihm den Mann erkannt, den sie suchte; sie athmete auf als fiele ein Stein von ihrem Herzen und ein leiser Schrei entrang sich ihren Lippen.

Der Mönch richtete sich auf, er wandte den Kopf nach der Thüre, an der Eveline stehen geblieben, und blickte sie lange mit starren Augen bewußtlos an, als könnte er diese Erscheinung nicht begreifen, nicht enträthseln.

Eveline sah mit tiefem Schmerz die furchtbare Veränderung welche vier Wochen in dem Gesichte des Unglücklichen hervorgebracht. Diese starren Augen, diese hohlen Wangen und verzerrten Züge erinnerten kaum noch an den blühenden Jüngling. Sie machte sich Vorwürfe daß sie in der Größe der Leiden hinter ihm zurückgeblieben, denn sie selbst war außer der tiefen Trauer die ihr einst so leuchtendes Gesicht beschattete, wenig verändert. Eveline wußte nicht daß die verderbliche Hand des Geschicks das Äußere des Weibes schont, wenn es auch die Seele foltert. Das ist eine gütige Anordnung der Schöpfung, denn nur zu oft endigt die Liebe des Mannes, wenn sein Mitleid beginnt. Aber Evelinens schöne Seele sah in dieser Verheerung nur die überlegene Macht seiner Gefühle und ihre Liebe wuchs höher an diesem starken Herzen. Sie gelobte sich ihr Schicksal an diesen Mann, dem sie die glücklichsten Stunden mit Leiden vergolten, auf immer zu fesseln und mit ihm unterzugehen oder zu einem neuen Leben zu erstehen.

„Leonhard! rief sie, um ihn aus seiner Erstarrung

zu wecken, besinnen Sie sich doch, es ist Eveline, die vor Ihnen steht!"

Der Mönch fuhr bei diesen Worten zusammen; er machte einige Schritte gegen die verkleidete Geliebte, blieb aber plötzlich stehen und sagte mit Eiskälte: „Was sucht die hochgeborne Gräfin Dürrenstein in der Zelle eines armen Mönchs?"

„O mein Freund, sagte Eveline schmerzvoll, Sie sind härter gegen mich als ich es verdient. Sehen Sie denn nicht, indem ich hier in dieser Zelle stehe, in solcher verletzenden Kleidung, welches Opfer ich gebracht? und das nur um Ihre Verzeihung zu erflehen, einen Strahl von Trost in Ihre leidende Seele zu werfen? O nicht diesen starren Todesblick, dieses entsetzliche Schweigen! Sprechen Sie, was soll ich thun um wieder einen freundlichen Blick Ihrem Auge abzugewinnen, um wieder ein Lächeln auf Ihre Lippen zu bringen! Ich bin zu Allem bereit, kein Opfer soll mir zu schwer, kein Hinderniß zu schwierig sein!"

„Und doch haben Sie sich vermählt, Unglückliche!" sagte Leonhard mit tonloser Stimme, indem er sich an den Tisch setzte und wieder in seine alte Stellung versank.

„O hören Sie mich! rief Eveline indem sie ihm nacheilte und mit Heftigkeit seine Hand ergriff. Sie können mich nicht verdammen, Sie werden mich nicht von sich stoßen!"

Leonhards Auge belebte sich; diese Heftigkeit stimmte gut zu seinen Gefühlen; an dieser Gluth erwärmte sich seine erstarrte Seele.

Thränen der Freude stürzten bei diesem Anblick aus Evelinens Auge; sie waren gerettet. „O mein Freund, sagte sie wehmüthig, unser Unglück war unsere Unschuld! Sie haben ein Kind geliebt, und vergaßen es zu warnen. Wenige Monate, nachdem ich aus dem Kloster kam, in dem ich wie eine Pflanze gedankenlos meine Jugend verlebt hatte, stellte mir meine Mutter den Mann den Sie kennen, als meinen künftigen Gatten vor. Ich dachte mir einen Gatten als einen Begleiter durch's Leben, als den Stellvertreter der Eltern die nach dem Lauf der Natur einst sterben und uns allein zurücklassen müssen. Mit Ihrer Bekanntschaft zogen neue Gefühle in meine Brust. Zum ersten Mal erfuhr ich daß der Anblick eines Menschen beglücken könne, daß im Auge beseligende Geister wohnen, daß der Schall einer Stimme im Herzen ein wunderbares Echo finde. Die Stunden Ihrer Abwesenheit lehrten mich das süße Weh der Sehnsucht kennen. Meine Verlobung, meine Vermählung ging nebenher, berührte nirgends dieses Seelenleben, sie war eine Anordnung, ein Geschäft das ich der Mutter überließ. Sie beschäftigte mich nicht weiter als der Gedanke: ein Haus zu verlassen und ein anderes zu beziehen. Ihren Brief der mich vielleicht gerettet hätte, hat man mir erst später zugeschickt, um mir zu zeigen daß Sie mir hoffnungslos verloren seien. Die Nacht nach meiner Vermählung lag ich in dem Hause meines Gemahls in meinem neuen Schlafzimmer und überließ mich dem freudigen Gedanken, Sie den andern Morgen in Begleitung meines Gemahls an Ihrem Krankenbette zu besuchen. Da öffnete sich die Thüre und mein Gemahl trat herein" — —

Evelinens Stimme erstarb hier; Leonhard rang heftig die Hände.

„Seitdem — fuhr Eveline fort nach einer langen schmerzlichen Pause — sind meine Zimmer meinem Gemahl verschlossen geblieben. Ich habe ihn nicht wieder gesehen. Sobald ich mich aus meiner ersten Verzweiflung erholt, eilte ich in Ihre Wohnung, mit dem Vorsatz Sie nie wieder zu verlassen. Sie waren fort und man wußte nicht wohin Sie gereist. Mein Zorn und mein Schmerz waren grenzenlos. Vergebens sprach mir meine Mutter von Pflicht und Schicklichkeit; ich wollte nichts hören, ich warf ihr sogar vor daß sie mich betrogen. Meine Leiden gingen endlich meiner Mutter zu Herzen und sie rieth mir ihrem Beispiel zu folgen und in den Armen der Religion Trost zu suchen. Diesen Rath werde ich ewig preisen, er hat mich in den Beichtstuhl geführt, er hat mich an Dein Herz geführt, mein theurer Freund! Du kannst mir diesen Platz nicht verweigern!"

Tief bewegt schlang Leonhard seine Arme um dieses heilige, aus allen Proben so kühn und siegreich hervorgegangene Weib; lange hielten sich die Glücklichen umschlossen, die Leiden der Vergangenheit und die Drohungen der Zukunft vergessend.

Der Schall der Glocke auf dem anstoßenden Thurm, der zur Vesper rief, weckte den Mönch aus seiner Verzückung und erinnerte ihn an die Fesseln die er sich selbst geschmiedet. Doch was kümmerte ihn jetzt die Verdammung der Welt, da die schönste Seele ihn selig gesprochen? Was vermochten die Fesseln eines Pfaffengelübdes gegen die Kraft die ihn an dieses liebevolle Herz riß? Und sie, das von Mutter und Gatten betrogene Kind, sollte für immer der Lüge gehorchen müssen, die man sie unbewußt sprechen ließ? Erfahrung und erlangte Kenntniß die den Weisesten umstimmen, Völker umwandeln, sollten für die innigsten, heiligsten Gefühle

verloren bleiben, weil die Kirche nie zurückgibt was sie einmal in Empfang genommen?

„Eveline! rief er, indem er sie mit der wiedergewonnenen Kraft seines Auges anblickte, wir müssen fort aus dieser Stadt. Hier drohen unserer Liebe Gesetze und Tyrannen die der Herzensstimme unserer Herzen spotten. Eveline! willst Du Rang, Palast und Glanz verlassen und mit dem stillen Glücke der Liebe in der simpeln Stube eines Künstlers Dich begnügen?“

Eveline warf sich mit einem Freudenschrei an seine Brust.

„Nun so fliehen wir morgen nach Ungarn, in mein Vaterland! Da werden die Menschen nicht fortwährend wie Schafe gezählt, da kann man kommen und gehen ohne Rechenschaft zu geben, da dringt keine Polizei spionirend in die Häuser, und welche immer eines Menschen Vergangenheit ist, er kann da ein neues besseres Leben von neuem anfangen.“ —

Den andern Tag trafen sich die beiden Liebenden am äußersten Prater an der Landungsstelle der Dampfbote, und bald darauf schwammen sie hinab, unerreichbar der Verfolgung, in das schöne freie Ungarland. Sie hatten eine Kabine genommen, die Eveline während der Fahrt nicht verließ um sich nicht der Gefahr auszusetzen von einem der Reisenden erkannt zu werden.

Aber zwei Augen hatten sie einsteigen gesehen, und diese Augen beobachteten scharf die Kabine, so oft der Dampfer an einem Stationspunkte anlegte. Die Person welche an den beiden Liebenden solchen Antheil nahm, war ein ganz unscheinbarer Mann in der Tracht eines ungarischen Bauern. Er saß auf dem Deck zweiter Klasse, wo der einzige Ausgang aus dem Schiffe angebracht war.

Als die beiden Liebenden in Pesth das Schiff verließen, folgte ihnen dieser Bauer, bis er den Fiacker in das nahe Gasthaus fahren sah, und als sie den andern Tag in's Land hineinfuhren, da sie in Pesth denn doch Verfolgung fürchteten, folgte ihrer gemietheten Kutsche ein gewöhnlicher ungarischer Bauernwagen der den ganzen Morgen ohne beachtet zu werden in der Straße gehalten hatte.

Bis Debreczin, wo die Liebenden ihren Aufenthalt nahmen, war dieser Wagen wie ein Schatten der Kutsche gefolgt, ohne daß es Leonhard, der auf dem Schiffe den Bauer gar nicht bemerkt, den geringsten Verdacht schöpfte. In dieser zweiten Stadt Ungarns miethete Leonhard eines der kleinen ebenerdigen Häuschen, aus welchen die weitläufige Stadt meist besteht. Er und Eveline hatten sich schon in Pesth mit Anzügen versorgt von der Tracht des ungarischen Kleinbürgers, und so konnten sie sich vollkommen sicher fühlen in dieser volkreichen Stadt, wo die Polizei so wenig wachsam ist daß selbst große und signalisirte Verbrecher unangefochten ihr Leben da zubringen können. —

Fünf Tage nach ihrer Ansiedlung hielt in später Nachtstunde ein Kurierwagen mitten auf dem „hohen Markte“ in Wien. Ein einzelner Reisender ohne alles Gepäck stieg ab und eilte durch die „Wipplingerstraße“ zum Kloster der Liguorianer. Er flüsterte dem Pförtner einige Worte zu und dieser ließ ihn nicht blos sogleich in's Haus, sondern leuchtete ihm sogar zu der Wohnung des Priors, den der Fremde aus dem Schlafe pochte. Über eine Stunde blieb der Reisende bei dem Mönch eingeschlossen, worauf dieser ihn selbst zu der Pforte führte und aus dem Kloster entließ.

Sobald es Tag ward, begab sich der Prior in das Palais des Grafen Dürrenstein; er ließ bitten ihm eine wichtige Mittheilung machen zu dürfen. Der Graf kam in das Gesellschaftszimmer; er schien in sehr gereizter Stimmung zu sein.

„Nicht hier! — sagte der Liguorianer mit einem hoben Wesen das er wohl anzunehmen wußte, wenn er Gelegenheit fand die Großen zu demüthigen, — nicht hier können Sie meine Mittheilung vernehmen. Gehen wir in ein Zimmer wo das schärffste Ohr uns nicht zu hören vermag.“

Der stolze Graf war im Augenblick Willens dem Geistlichen, dessen Orden er nicht sehr liebte, die Thüre zu zeigen. Aber er dachte daß diese Leute nicht leicht ohne sichern Zweck einen Gang machen oder den Mund öffnen. Er führte den Prior in sein Arbeitszimmer, bot ihm einen Sessel und wartete gespannt auf die Mittheilung dieses außerordentlichen Besuches.

Der Prior ließ ihn nicht lange warten. „Sie vermissen Ihre Frau!“ sagte er rasch und ohne Einleitung um den stolzen Mann um so heftiger zu treffen

Der Graf war in der That nicht wenig betreten; er glaubte, dieses Ereigniß wäre noch ein Geheimniß für alle Welt; im Hause hatte er selbst die Meinung verbreitet daß die Gräfin mit seiner Einwilligung auf's Land gereist sei.

„Was wissen Sie davon? fragte er barsch, und was kümmern Sie überhaupt meine Angelegenheiten?“

„Ich bin der Prior der Liguorianer — erwiederte der Mönch mit jenem Lächeln das wie ein Blitz des Bösen über seine Lippen fuhr, so oft seine Schlauheit einen Sieg gewonnen, — ich bin der Obere eines Ordens den Sie kennen, und sollte keine Kenntniß haben

von einem Frevel gegen die Kirche, der in dieser Stadt verübt worden? Ich kann Ihnen noch mehr sagen, die Gräfin ist mit jenem jungen Maler entflohen der einst das Porträt malte das Ihre Frau Ihnen als Ersatz für ihre Person zurückließ."

Der Graf biß sich heftig in die Lippen. Die Worte des Mönchs verwundeten ihn mit vergifteten Waffen; dann brach sich sein Zorn Bahn. „O schändlich, schändlich! rief er wüthend, meine Ehre ist für immer vernichtet. Nach einer Ehe von vier Wochen verlassen, und sie mit einem solchen namenlosen Menschen aus der Hefe davon gelaufen! Ich werde kein Auge erheben dürfen, ohne einem verächtlichen oder spöttischen Lächeln zu begegnen. Mein halbes Leben gäbe ich darum, könnte ich diesen wahnsinnigen Schritt ungeschehen machen!"

„Sie können es! sagte der Mönch, der sich nicht wenig an der Heftigkeit des sonst so kalten, zurückhaltenden Mannes geweidet.

„Ich kann es?" rief der Graf, die Hand des Mönchs mit Wärme ergreifend.

Die Züge des Mönchs blieben so fühllos wie früher. „Die Kirche, sagte er, wird Ihre Gattin wieder in Ihr Haus führen, denn sie duldet keinen Frevel. Aber die Kirche zählt auch auf Ihre Dankbarkeit."

„Rechnen Sie auf meine volle Erkenntlichkeit!" rief der Graf hastig, um nur bald die Mittel zu erfahren, die ihm seine Frau wieder zuführen sollten.

Der Prior aber ließ sich nicht drängen, und fuhr mit großer Behaglichkeit fort: „Sie besitzen zwei schöne Güter in Oberöstreich. Wäre es nicht billig der Kirche wenigstens die Hälfte eines Reichthums der nur die Zahl der Sünden vermehrt, zu opfern?"

„Sie sollen sie haben!" rief der Graf.

„Nur noch ein Wort, fuhr der Prior unerbittlich fort, Sie genießen großes Ansehen bei der Frau Prinzessin . . . . . . Wollen Sie mir verbürgen ein Mitglied unseres frommen Ordens an die Stelle ihres jetzigen Beichtvaters zu bringen?"

„Auch das! rief der Graf erzürnt, wollen Sie mir aber nicht endlich Ihre Mittel angeben" —

„Meine Mittel? erwiederte der Mönch mit Verachtung. Kein Laie kann die hohen Kräfte begreifen, welche die Mutter Gottes in ihrer Gnade und der gebenedeiete Patron unseres Ordens den frommen Dienern der Kirche zuwendet. — Wir werden Ihre Frau ohne Aufsehen auf Ihr Landgut bringen und die Erfüllung Ihrer Versprechungen entgegennehmen." —

Der Prior war eben kein Zauberer und die Madonna thut keine Wunder als die man sie machen läßt. Der Prior hatte die ganze Unterredung Leonhards mit Evelinen hinter einer verborgnen Thür gehört, mit der gewisse Zellen im Kloster der Liguorianer versehen sind, um Personen die man zu belauschen für werth hält, zu beobachten. Und jener Bauer der den Liebenden gefolgt und mit Kurierpferden zurückgekommen, war eines der vielen Werkzeuge die dieser schlaue und unermüdliche Orden unter allen Ständen und unter Personen beiderlei Geschlechter besitzt.

Dem Prior war es sehr erwünscht daß die Flüchtige sich nach Ungarn gewendet; dort konnte er sich ihrer bemächtigen ohne die weltliche Macht zu Hülfe zu nehmen. Sein Orden scheute alles unnütze Aufsehen, das Geheimniß in welches er seine Handlungen hüllte, gab ihm eben den Anschein der Allwissenheit und der Allmacht. Die vielen Gewaltthaten und Räubereien welche in dem mangelhaft verwalteten Ungarn oft genug verübt werden, ohne daß man dem Urheber auf die Spur kommt, gaben ihm die beste Gelegenheit sein Vorhaben gegen die Flüchtigen auszuführen.

Wenige Wochen nach Leonhards Ankunft in Debreczin verbreitete sich in dieser Stadt das Gerücht, es wäre des Nachts in einem von drei Personen bewohnten Häuschen eingebrochen und das meiste Eigenthum geraubt worden. Von den Bewohnern war nur die Magd zurückgeblieben, die andern waren verschwunden. Die Magd hatte man gebunden und bewußtlos gefunden. Diese bejammerte ihre Herrschaft mit heißen Thränen. Sie rühmte sie als so gütig wie die Engel, und konnte nicht genug erzählen wie zärtlich die beiden jungen Eheleute zusammen gelebt. Sie wußte nichts weiter als daß vier vermummte Kerle durch das erbrochene Fenster eingestiegen und sie alle drei gebunden und geknebelt. Darauf hätte sie selbst einen Schlag auf den Kopf bekommen und das Bewußtsein verloren.

Man schrieb die Frevelthat einer damals in der Gegend hausenden Räuberbande zu, vergaß aber bald das Schicksal der beiden Unglücklichen, da sie außer bei den nächsten Nachbarn in der Stadt unbekannt waren.

Leonhard hatte selbst nicht anders geglaubt als daß er in die Hände von Räubern gefallen sei; aber er konnte nicht begreifen was sie mit ihm vorhatten. Nachdem sie Alles aufgepackt was er und Eveline von Wien mitgebracht, ergriffen ihn zwei Männer und

trugen ihn gebunden wie er war in einen geschlossenen Wagen. Mit reißender Eile wurde er Tag und Nacht fortgeführt; er wußte nicht wohin es mit ihm ging, da ihm die zwei Begleiter im Wagen, von denen der Eine immer wachte wenn der andre schlief, nicht erlaubten sich zu erheben und aus dem Fenster zu blicken. Der Wagen hielt nur um die Pferde zu wechseln; dann stieg wohl auch der Eine aus um die Feldflasche mit frischem Wasser zu füllen. Zuweilen nahm man ihm den Knebel aus dem Munde und reichte ihm einige Erfrischungen, dann durfte er wohl auch zum Wagenfenster hinaussehen, aber man sagte ihm gleich daß sein Hülferuf nichts nützen werde, und ließ ihn auf den wilden Wald oder auf eine menschenleere Straße hinaussehen.

In der dritten Nacht wurde er endlich vom Wagen gehoben und in ein Haus geführt; ein Tuch über dem Kopf verhinderte ihn zu erkennen wo er sich befinde. Die Bande wurden ihm endlich abgenommen, und seine Begleiter entfernten sich; eine Thüre wurde zugeschlagen und von außen geschlossen. Der anbrechende Morgen zeigte ihm endlich eine kleine ziemlich wohnliche Stube. Das vergitterte Fenster war durch einen Blechschirm verwahrt, so daß wohl einiges Licht hereinfiel, die Aussicht aber unmöglich war.

Während Leonhard noch darüber grübelte, was man mit ihm vorhaben dürfte, öffnete sich die Thüre und eine ihm wohlbekannte Person trat ein, sein Onkel, der Prior der Liguorianer. Bei diesem Anblick ward ihm Alles klar. Leonhard schwoll das Herz vor Zorn, und mit geballter Faust wollte er sich auf seinen Tyrannen stürzen um ihn zu erwürgen. Doch der Prior sagte mit unveränderlicher Ruhe: „Keine Gewaltthat! Auf den ersten Ruf stürzen Leute herein, und schlagen Dich in Fesseln, die Deiner Wuth spotten!“

„Herzloser Bösewicht! schrie Leonhard, Du hast mich zwiefach unglücklich gemacht, früher mit Deinen Ränken die ich nun wohl durchschaue, und jetzt mit barbarischer Gewalt. Hast Du denn gar kein Gefühl für das schönste Glück das Du zerstört, gar kein Herz für den Sohn Deiner Schwester?“

„Armseliger Schwächling! — erwiederte der Mönch mit der ganzen Gewalt seiner Überlegenheit. Ein großes Streben war Dir vorgezeichnet, an einem Riesenwerk wolltest Du mitarbeiten, und der Anblick eines achtzehnjährigen Weibes konnte alle Deine Vorsätze umstoßen! Ich kenne nur dieses eine Ziel, die allmächtige alleinige Herrschaft der Kirche; was abseits liegt hat für mich kein Dasein. Aber es liegt nichts abseits. Wie alle Ströme ins Meer gehen, muß Alles was sich in der Menschheit regt, zu diesem Ziel gelenkt werden. Diese Arbeit ist die Aufgabe der wenigen, aber nie aussterbenden Brüder der Gesellschaft Jesu, die unter der Gnade stehen. — Nun aber vernimm was ich Dir zu melden habe. Ich sollte Dich, den Meineidigen, Abtrünnigen, am Leibe foltern lassen um Deine Seele zu retten. Aber das wäre unnatürlich, nicht darum unnatürlich weil der Leib sich im Schmerze krümmt und einen Schrei ausstößt; er thut dasselbe unter der Hand des helfenden Arztes. Es wäre unnatürlich, weil Deine Natur dadurch nicht besser würde. Dir kann nur die Einsamkeit helfen. Abgeschnitten von der Welt, wird Dein Geist den Himmel finden, und vielleicht fähig werden an dem großen Werke das du kennst mitzuwirken.“

Der Prior entfernte sich. Die Thüre schloß sich um sich nicht wieder zu öffnen; nur an der Decke des Zimmers erhob sich zuweilen eine kleine Fallthüre durch welche an einem Seile spärliche Lebensmittel herabgesenkt wurden. —

Eveline ward ebenso aus ihrer kleinen, aber glückerfüllten Wohnung fortgeführt. Eine wohlthätige Ohnmacht hatte gleich nach dem Überfall ihre Sinne gefesselt. Die Bemühungen ihrer Begleiter brachten sie wohl wieder ins Leben, aber ihr Bewußtsein kam nicht wieder; ein heftiges Fieber raste in ihren Adern. Es vergingen mehrere Wochen bis ihre Jugendkraft sie der schon über ihrem Haupt schwebenden Hand des Todes entriß.

Als ihre Seele endlich aus den Nebeln des Fiebers heraustrat, ihr Auge Kraft gewann die Gegenstände um sich her zu unterscheiden, fand sie sich in einem reich möblirten, doch ganz fremden Zimmer. An ihrem Bette saß ein großes, kräftiges, aber gutmüthig aussehendes Weib, offenbar ihre Wärterin. Diese Umstände schienen ihr wenig ihrer letzten Erinnerung, der nächtlichen Gewaltscene zu entsprechen. „Wo bin ich gute Frau?“ fragte sie mit schwacher ängstlicher Stimme.

Die Wärterin schien angenehm überrascht von diesem ersten, wieder Verstand zeigenden Wort seit so vielen Tagen des Fiebers und der Raserei. „Gott sei's gedankt, gnädige Gräfin! sagte sie. Was für Sorgen und Mitleid haben wir Alle mit Ihnen gehabt!“

„Was schwatzt sie da? rief Eveline heftig, ich bin keine Gräfin! Wo ist Leonhard? was habt Ihr mit ihm gemacht, Ihr schändlichen Räuber und Mörder!“

Die Wärterin ließ bestürzt den Kopf sinken, als sie die Kranke wieder in ihren vermeintlichen Irrsinn verfallen sah.

„Und wo bin ich denn? fuhr Eveline fort, was hat man mit mir vor?“

„Ew. Gnaden sind in Ihrem Schloß auf der gräflichen Herrschaft Felsdorf, und werden seit drei Wochen Tag und Nacht mit aller gebührenden Sorgfalt gepflegt und gewartet. Der Herr Graf wird sich sehr freuen Ew. Gnaden so weit genesen zu sehen!“

„Mein Gemahl ist hier? rief Eveline. — O Leonhard! unterbrach Sie sich, vergib dieses unbesonnene Wort! — Ich lasse den Grafen zu mir bitten!“ fuhr sie fort, sich mit Strenge zu der Wärterin wendend. — Diese zog die Glocke. Ein Diener erschien und wurde von der Wärterin mit dem Wunsche der Gräfin weggeschickt.

Der Graf trat mit dem Ausdruck der freudigsten Überraschung in's Zimmer. Eveline befahl der Dienerin sich zu entfernen und sagte dann mit schneidender Kälte: „Wie, Graf Dürrenstein, Sie gesellen sich zu Räubern und Mördern, die bei Nacht in die Häuser brechen? Das nenne ich ritterlich! Sie hätten den Zeiten des Faustrechtes Ehre gemacht. Ich muß der Gewalt mich fügen und ich habe Ihnen wohl noch zu danken daß Sie mich nicht in ein schauerliches Burgverließ geworfen. Aber wo ist Leonhard? Haben Sie an ihm die Rache geübt die Sie sich an mir zu nehmen schämten?“

„Meine theure Eveline, erwiederte der Graf mit verstelltem Schmerz, Sie stürzen mich nach einem Augenblick der Hoffnung wieder in die größte Angst. Seit fünf Wochen ist Ihr Verstand so krank! Sie lebten in einer seltsamen Traumwelt, und es scheint daß diese Vorstellungen noch immer über Sie Macht haben. Wir können uns Alle nicht anders denken als daß diese elenden Liguorianer Ihren sonst so klaren Geist verstört haben; denn seit Sie aus der unglückseligen Beichte in jener Kirche zurückgekommen irrt Ihre Seele in einer Welt des Wahns. Den Worten nach, die Ihnen ohne Zusammenhang entschlüpften, müssen Sie das Seltsamste erlebt haben!“

Betroffen sank Eveline in's Bett zurück. Sie begann an sich selbst nun irre zu werden. Sie ging in Gedanken die letzten Träume oder Erlebnisse bis an den Moment durch, wo sie in der Kirche der Liguorianer angstvoll vor dem Altar auf den Knieen lag. Sie erinnerte sich wie der Mönch im Beichtstuhl ihr furchtbare Offenbarungen verkündet, und wie sie selbst in Erwartung schrecklicher Erscheinungen gebebt. Sollte nun wirklich was sie in Schmerz und Freude erlebt, nur in ihrem Hirne vorgegangen sein, das diese furchtbare Kirche zur Strafe für ihre frevelnde Forderung mit ihrem verzehrenden Bannstrahl getroffen?

Wie sie so zwischen ihren Wünschen und der unerbittlichen Wirklichkeit rang, fiel ihr Blick auf einen Ring an ihrem Finger, den man ihr abzuziehen vergessen. Ein Schrei der Freude entfuhr ihren Lippen. Diesen Ring hatte ihr Leonhard während der schönen Tage in Ungarn gegeben, und dieser Ring trug unter dem Steine verborgen Leonhards selbstgemaltes Bild auf einer kleinen Elfenbeinplatte.

Sie begriff nun ihre Lage. Dieser Graf war so hochmüthig daß selbst sein Weib die Schmach nicht kennen sollte, die er erfahren. Sie nahm sich vor einzugehen auf seine List; sie erkannte daß er auf ihre Rücksicht und Schonung Anspruch machen könne und solange er den Frieden Ihres Herzens nicht störte, wollte sie vor der Welt seine Gemahlin bleiben. Dieses Herz aber war befriedigt; es trug das Bewußtsein in sich den Geliebten versöhnt und beglückt zu haben, und von dieser Erinnerung sollte es die kurze Zeit noch leben, bis ihr von so heftigen Gemüthsbewegungen erschütterter Leib ihre Seele in ein Reich entließ, wo Vorurtheil und Gewalt nicht mehr die edelsten, für einander geschaffenen Seelen trennen durften.

Leonhard's Schicksale aber sind mit der Thüre seines Kerkers noch nicht geschlossen. Der Leser wird ihm noch auf anderem Boden wieder begegnen.

Mazzini, George Sand und der Papst.

Wir haben in unsrer Chronik (N. 7. der Europa) eines Briefes erwähnt den Mazzini aus England, seinem Exile, an den Papst geschrieben. Stellen aus diesem Briefe den indescrete Freunde in italienischen Blättern veröffentlicht, citirte der Östreichische Beobachter als Schreckbilder für alle „Gutgesinnten." Auch der Constitutionnel brachte diesen merkwürdigen Brief, aber vollständig, und von George Sand verdolmetscht. Wir theilen davon die interessantesten Stellen mit.

„Heiliger Vater! — schreibt Mazzini — erlauben Sie einem Italiener der jeden Ihrer Schritte hoffnungsvoll beobachtet, ein freies, aufrichtiges Wort mitten unter den oft allzu unterthänigen und Ihrer unwürdigen Beifallsäußerungen, die rings um Sie laut werden. Mein Name ist Ihnen gewiß schon zu Ohren gekommen, aber was mögen Polizei und beschränkte Leute meiner Partei für Verläumdungen, irrige Ansichten und alberne Vermuthungen daran geknüpft haben! Ich bin kein Zerstörer, kein Blutmensch, kein Rachsüchtiger; ich bin weder unduldsam, noch ein fanatischer Anbeter eines in meinem Kopfe entstandenen Systems. Wenn die Völker sich mit Wuth gegen die Selbstsucht und die schlechte Regierung ihrer Unterdrücker erheben, so werde ich bei aller Anerkennung der Heiligkeit der Volksrechte, der Erste mein Leben daran setzen um Ausschweifungen und die unter langer Knechtschaft gereifte Rache zu bekämpfen. Ich glaube in tiefster Seele an ein religiöses Princip welches über alle gesellschaftlichen Regeln erhaben ist, an eine göttliche Ordnung, die wir auf Erden zu verwirklichen haben, an einen Willen der Vorsehung den wir Alle nach unsern Kräften erforschen und befolgen müssen. Ich glaube an die Offenbarungen meiner unsterblichen Seele, und an die Überlieferungen der Menschheit die mich durch aller Heiligen Wort und That zum steten Fortschritt Aller und durch die Werke all meiner Brüder zur allgemeinen geistigen Verbesserung und somit zur Erfüllung des göttlichen Willens auffordern. — In der allgemeinen Überlieferung der Menschheit studirte ich Italiens Geschicke. Da hab' ich Rom zweimal die Welt regieren sehen, erst durch seine Kaiser, dann durch seine Päpste. Ich habe gefunden daß jede Lebensäußerung Italiens belebend durch Europa hinwirkte, und wenn Italien fiel, die sittliche Einheit Europas sich in Zweifel, Grübelei und Anarchie auflöste. Ich glaube, Italien wird abermals einen Gedanken kund geben, und von der hohen ewigen Stadt welche das Capitol und den Vatican besaß, wird eine neue europäische Ordnung ausgehen. (!) Dieser Glaube hat mich nie verlassen trotz der Jahre die über mein Haupt hingegangen, trotz Armuth und Enttäuschungen, trotz all der Leiden die Gott allein kennt. Mein ganzes Wesen, das ganze Geheimniß meines Lebens liegt in diesen wenigen Worten. Mein Verstand kann irren, mein Herz ist immer rein geblieben. Ich habe nie gelogen, weder aus Furcht noch in Hoffnung. Ich spreche zu Ihnen, heiliger Vater, wie ich zu Gott jenseits des Grabes sprechen würde, und ich glaube zu einer wahrhaft guten, edlen Seele zu sprechen. — Es gibt heutzutage keinen Menschen weder in Italien noch in Europa, der so mächtig wäre wie Sie. Sie haben darum, heiliger Vater, eine unermeßliche Pflicht zu erfüllen. Denn nach den Mitteln die Gott seinen Geschöpfen verleiht, bemißt er ihre Pflichten. — Europa befindet sich in einer schrecklichen Krise von Zweifeln und Wünschen. Das Wühlen der Zeit, durch ihre Vorgänger und die hohen Würdenträger der Kirche gefördert, hat allen Glauben getödtet. Der Katholicismus begrub sich in der Despotie, der Protestantismus löst sich in Anarchie auf. Blicken Sie um sich her! Sie werden Heuchler und Abergläubige finden, aber nirgends eine gläubige Seele. Der Verstand verliert sich in's Wüste, die Verderbten beten das Geld und den Genuß an, die Bessern tragen sich mit unbestimmten Hoffnungen, aber vom Glauben ist keine Brust erfüllt. Die Fürsten, die herrschenden Klassen kämpfen für die Erhaltung ihrer Macht, die unrechtmäßig, gewaltsam ist, seit sie nicht mehr das Wohl Aller vertritt. Die Völker stachelt das Gefühl des Druckes und der Durst, auch ihrerseits zu genießen, zum Kampf; aber Niemand kämpft im Gefühl der Pflicht, Niemand sieht in seinem Kampf einen heiligen Krieg, den Kreuzzug gegen das Böse und die Lüge. Wir haben keinen Himmel und darum auch keine Gesellschaft. Machen Sie sich keine Täuschungen, heiliger Vater; das ist der Zustand Europa's. — Aber die Menschheit kann nicht leben ohne einen Himmel; die Idee „Gesellschaft" entspringt aus der Idee „Religion." Wir werden darum früher oder später wieder einen Himmel und eine Religion haben. Wir werden ein Leben wiederfinden; — wir werden es im Volke wiederfinden. Der göttliche Geist läßt sich auf diejenigen herab die sich in seinem Namen versammeln. Das Volk hat so viele Jahrhunderte am Kreuze gelitten; zur Vergeltung wird ihm Gott den Glauben verleihen. Sie, heiliger Vater, können diesen Moment beschleunigen. Sie können sich hinstellen zwischen die beiden Epochen und die Welt zur wahren Religion führen, die verderbliche Selbstsucht und das unfruchtbare Princip der Verneinung zerstören. — Zwei Dinge sind Ihnen nöthig um diese Sendung zu erfüllen, zu der Sie. Gott berufen: Seien Sie selbst gläubig und geben Sie Italien Einheit! Ohne das Erste würden Sie auf halbem Wege unterliegen, verlassen von Gott und Menschen; ohne das Zweite würde Ihnen der mächtige Hebel fehlen, mit dem Sie große, heilige und dauernde Werke vollbringen können. Seien Sie gläubig: fassen Sie den Gedanken, Fürst und Staatsmann zu sein! Beflecken Sie sich nicht mit der Diplomatie, schließen Sie keinen Pakt mit den Männern der Furcht, der Schleichwege, der Nothbehelfe und der falschen Legitimitätslehre, die nur eine erfundene Lüge ist sobald es am Glauben gebricht. Nehmen Sie keinen Rath an als von Gott der in Ihrem Herzen spricht, und von der gebieterischen Nothwendigkeit, der Wahrheit, der Gerechtigkeit und dem Glauben, um den zerstörten Tempel wieder zu erbauen. Geben Sie der Welt ein neues einziges Schauspiel, und Sie werden neue unerwartete Erfolge erleben die keine menschliche Berechnung verkümmern kann. Verkünden Sie den Beginn eines neuen Zeitalters. Erklären Sie die Menschheit als geheiligte Tochter Gottes, deren Recht zum Fortschritt und Verband niemand antasten darf. Erklären Sie daß die Herrschaft nur Gottes ist, daß die an Geist und Herz, Genie und Tugend Bevorzugten nur zu Führern, aber nicht zu Herren des Volkes berufen sind. Segnen Sie den der leidet und

kämpft, tadeln Sie den Urheber fremden Wehs ohne Rücksicht auf Stand und Namen. Dann werden die Völker in Ihnen den Dolmetscher des Gottesgedankens lieben und Ihr Bewußtsein wird Ihnen eine wunderbare Kraft und einen unsäglichen Trost verleihen. — Vereinigen Sie Italien, Ihr Vaterland! Es bedarf dazu keiner gewaltsamen That. Sprechen Sie nur ein Wort des Segens über diejenigen die an diesem Werke arbeiten. Sprechen Sie nur das große Wort aus: die Einheit Italiens muß das Werk des 19. Jahrhunderts sein! — Geben Sie dem Gedanken Freiheit, entfernen Sie im Namen des Gottes des Friedens die Jesuiten die in aller Welt Unheil stiften und — überlassen Sie uns das Übrige. Wir werden in freier volksthümlicher Entwicklung eine Nation um Sie erwecken, in der Sie den Vorsitz haben sollen. Wir werden eine in Europa einzige Regierung gründen, welche den unnatürlichen Riß zwischen der geistigen und zeitlichen Macht nicht kennen wird, und in der Sie das Princip vertreten werden, das die erwählten Vertreter der Nation zur Ausübung bringen sollen. — Ich richte diese Worte nicht an Sie, weil ich Sie für das einzige unentbehrliche Mittel zur Verwirklichung meiner Ansicht halte; — die Einheit Italiens ist ein Naturgesetz; es wird sich mit Ihnen oder ohne Sie erfüllen. Aber ich weise Sie darauf hin, weil ich Sie dieser großen Unternehmung für würdig halte, weil Ihre Initiative den Weg dahin abkürzen, und Gefahren, Leiden und das im Kampf fließende Blut vermindern würde; weil unter Ihrer Führung der Kampf einen religiösen Charakter annehmen und die Gräuel bürgerlicher Verwilderung verhindern würde; weil die Wiedergeburt Italiens unter der Leitung einer religiösen Idee, einer Fahne auf der nicht blos Rechte, sondern auch Pflichten geschrieben sind, alle bisherigen Revolutionen hinter sich lassen und Italien an die Spitze des europäischen Fortschrittes stellen würde; weil es in Ihrer Macht liegt die beiden Begriffe: Gott und Volk, die man bisher so verhängnißvoll getrennt hat, zu einem schönen heiligen Einklang zu verbinden, der das Schicksal der Nationen entscheidet!" —

„Dieser Ruf an den Papst — fügt George Sand hinzu — ist voll Kraft bei aller Schlichtheit und Ehrfurcht. Wie kommt es daß noch Niemand zum neunten Pius so verständig und christlich gesprochen? Was man bisher an Bitten und Ermunterungen an ihn gerichtet, zeigt von einer irrigen Ansicht seiner Stellung. Man sah in ihm einen Fürsten, den man aufrufen müsse sich gegen Östreich mit den Talenten eines Staatsmannes oder eines Heerführers zu stämmen. Aber wie konnte und durfte ein Papst auf den Kampfplatz der Leidenschaften und Streitfragen niedersteigen? Wie sollte er das Schwert in der Hand im Vatican eine neue Kirche einweihen? — Andre rufen ihm zu: „Sei Philosoph und Du rettest Italien und die Kirche!" Aber welche Philosophie ist wohl gepredigt und in der Welt verbreitet worden zu der ein Priester und Oberhaupt irgend einer Kirche sich bekennen dürfte? Etwa der Cultus der Vernunft, den unsre Revolution als einzige Doctrin uns hinterlassen hat? Aber dieser Cultus hat seine Früchte getragen: die Vernunft hat uns die Selbstsucht gelehrt. Die individuelle Vernunft heißt uns ruhig bleiben, wenn der Nachbar erwürgt wird, und nur Lärm zu machen, wenn man in unsre eigne Tasche greift. Die Vernunft hat das Recht des Stärkern gerechtfertigt und den politischen Grundsatz „Jeder ist Herr in seinem Hause!" aufgestellt. Nein, soll der Papst noch auf die Geschicke der Welt Einfluß haben, so muß er Christ bleiben. Lassen wir ihn rechtgläubigen Katholiken sein, und verlangen wir nicht daß er an der Kirche Hand anlege. Verlangen wir auch nicht daß er ein geschickter Souverain sei, etwa gewandt in Sachen der Eisenbahnen, Sparkassen und andrer Erfindungen der Civilisation; — die Poesie und die Größe seiner Stellung würde nur darunter leiden. Ein industrieller Papst wäre ein trauriger Nachfolger des heiligen Peter und wohl auch der letzte! — O Pius, wenn Sie nur Christ nach der Lehre Jesu sein wollen, so ist Ihre Sendung klar und leicht zu vollziehen. Sie haben eine Hand die sich zum Segen und zum Fluch erheben kann, und diese Hand ist das Symbol des menschlichen Gewissens. Man verlangt nichts von Ihnen als das Evangelium vor Augen zu haben und sich nicht zu irren, indem Sie etwa diese Hand auf das Haupt von Mördern segnend herabsenken. Werden Sie nun aus Klugheit unbeweglich bleiben? Werden Sie, in das Labyrinth der Diplomatie verirrt, Ihre Thätigkeit auf die kluge Verwaltung eines kleinen Ländchens beschränken und kein Wort des Tadels oder der Beistimmung in die Wagschaale menschlicher Entschließungen legen? Sie, den das Menschengeschlecht nach uralter Gewohnheit als den obersten Schiedsrichter, als den Advokaten Gottes auf Erden erkennt, sollten zweierlei Gewicht, zweierlei Maß für die Verbrechen gegen die Menschheit besitzen? Die Blitze des Vaticans sollten auf immer erloschen sein für die Machthaber und nur noch die Schwachen und Verbannten treffen? O wenn das so wäre, dann sind Sie kein Christ mehr, nicht einmal ein Philosoph im Sinne Voltaires, denn Voltaire plädirte für Calas, wie Sie die Rechtssache Polens, Irlands, Frankreichs, Italiens, der ganzen Welt zu führen hätten!"

„Hoffen wir, Pius' edle Absichten werden über alle Sophismen zu siegen wissen; er werde bald die punische Treue der Diplomatie erkennen, die stets die großen Charaktere der Volksführer zu Grunde gerichtet und den Aufschwung der Nationen gelähmt hat. Es kann nicht ausbleiben daß die französische Regierung bei der geringsten Beunruhigung ihm das alltägliche Argument entgegensetzt: „Sie besitzen die geistige Macht, begnügen Sie sich damit und greifen Sie nicht ein in die zeitliche Herrschaft die uns ausschließend gehört!" Das heißt mit andern Worten: „Halten Sie Mannszucht unter der Geistlichkeit, ordnen Sie Prozessionen an, schreiben Sie den Rhythmus der Kirchenlieder vor ganz nach Ihrem Belieben; aber werfen Sie sich nicht zum Richter unsrer Handlungen auf. Sprechen Sie vom Himmel zu denen die an den Himmel glauben, aber mischen Sie uns nicht Gott und die Gerechtigkeit in unsre irdische Herrschaft! Ihr Reich ist nicht von dieser Erde! Leben Sie in Frieden und lassen Sie sterben, wen wir umbringen wollen. Sie sind nur ein Priester, das will sagen: für uns sind Sie nur eine Mumie. Ihre Herrschaft erstreckt sich über die Katakomben; den Zutritt zum Leben verbieten wir Ihnen!" — O Papst, wenn man diese Sprache gegen Sie führen wird, könnten Sie sehr kräftig antworten, wenn Sie nur wollten. Sie könnten diese Lenker des menschlichen Lebens fragen, worin denn die geistige Macht bestehe die Ihnen Gott verliehen, wenn nicht in dem souverainen Rechte Alles zu beobachten und zu beurtheilen was unter den Menschen geschieht, und frei zu sprechen oder zu verdammen. O gewiß, dieses Recht, Sie besitzen es noch immer und keine

Verbündung der Machthaber kann es Ihnen entreißen! — Lange schon saß das Oberhaupt der Kirche auf dem päpstlichen Thron ohnmächtig still. Wenn diese Betäubung fortdauert, kann eine tödtliche Lähmung erfolgen. Pius dem Neunten kommt es zu dieses lange Schweigen der Furcht oder der Albernheit zu brechen. Thut er es nicht, so ist er wahrscheinlich der letzte Papst gewesen. (!) Denn ihm fehlt es nicht an Geist, nicht an Muth; was kann ihn also hindern? Der Mangel an Glauben. Mit einem Zweifler muß das Papstthum zu Ende gehen. Das ist es, warum man ihm ein Wort zuruft, das in seinem Herzen Nachhalt finden muß, das Wort: Fassen Sie den Muth, heiliger Vater, ein Christ zu sein!"

Den Commentar zu diesem Commentar überlassen wir unseren Lesern.

Schleswig-Holstein und die Dänen.

Aus Kiel, d. 11. Februar.

♁ Der verstorbene König war, was auch sein bitterster politischer Gegner einräumen muß, einer der wissenschaftlich gebildetsten, persönlich humansten und dabei liebenswürdigsten Monarchen die in letzter Zeit einen europäischen Thron eingenommen haben. Seine Schöpfung war die Constitution Norwegens, vielleicht die freisinnigste welche Europa besitzt, und wenn die Verleihung derselben im Jahre 1814 auch nur ein wohlberechneter Akt politischer Klugheit war, so reicht ihre Abfassung doch hin, für alle Zeiten ihrem Schöpfer einen ehrenvollen Rang in der Geschichte zu sichern. Auch für Dänemark hat derselbe in der nur kurzen Zeit seiner Regierung viel gethan, noch mehr vorbereitet, und der jetzt so überraschend schnell hervorgetretene Entwurf einer neuen Verfassung für dies Reich kann mit Recht in dem Haupttheile noch als von ihm vorbereitet, ja als seine Schöpfung angesehen werden. Mit vollem Rechte muß daher der dänische Theil seiner Unterthanen sein Andenken ehren, und ihm einen würdigen Platz in der Reihe seiner Regenten anweisen. Aber was hierin der Däne kann, ja muß: kann, ja darf nicht auch der Deutsche thun. König Christian VIII. erließ den offenen Königsbrief, und wandte sich dadurch die Herzen seiner deutschen Unterthanen ab; das wird man niemals in den Herzogthümern vergessen können. Mag sich auch sonst die materielle Lage derselben unter seiner Regierung bedeutend verbessert haben; hat er selbst auch Manches für deren Hebung gethan, sich auch durch seine persönliche Liebenswürdigkeit die Herzen Einzelner welche früher mit ihm verkehrten gewonnen: den tiefen Riß der durch diesen Königsbrief und die Maßregeln die ihm folgten entstanden, hat nichts auszugleichen vermocht. Der König war besonders in der letzten Zeit immer mehr durch und durch Däne, ganz mit dänisch fanatisirten Rathgebern umgeben, blos den Wünschen derselben folgend, und so konnte er unmöglich seinen deutschen Herzogthümern gerecht werden, ihnen ein gleicher Regent wie seinen übrigen Landestheilen sein. Unter seiner Regierung zuerst ward die politische Selbständigkeit von Schleswig-Holstein ernstlich bedroht, unter ihm begann zuerst das unglückliche System der Denunciationen und politischen Verfolgungen die man früher hier kaum dem Namen nach gekannt, die aber jetzt hier einen Umfang erreicht haben wie vielleicht in keinem andern deutschen Lande. Man müßte die traurige Geschichte der letzten Jahre in diesen Herzogthümern erzählen, wollte man zusammenfassen was deren deutsche Bewohner von der dänischen Partei zu leiden gehabt, und welche Mittel man angewandt um ihre Selbständigkeit zu brechen. Doch es bedarf der Wiederholung nicht, denn mit Flammenzügen ist die Erinnerung daran in den Herzen der Schleswig-Holsteiner, ja aller Deutschen geschrieben. Wahrlich, die Rathgeber welche das Gemüth eines sonst edlen Königs zu solchen Maßregeln überredeten, die ihm eine solche Gesinnung gegen seine deutschen Unterthanen einzuflößen wußten daß er selbst auf dem Krankenlager noch seinem künftigen Erben eine strenge Durchführung seiner Pläne empfahl, haben sich wenig Dank um die Herzogthümer verdient, ihr Name wird dort niemals mit Ehren genannt werden.

Man kann nicht sagen daß man den jetzigen König Friedrich VII. schon als Kronprinzen zum Träger von Hoffnungen gemacht habe, wie das sonst Kronprinzen zu geschehen pflegt. Vielleicht das Gegentheil von dem Allem war hier der Fall; höchstens glaubte man daß unter ihm bald eine schnellere Entscheidung herbeigeführt werde, und dadurch manches Gute entstehen könne. Schon als Kronprinz hat der jetzige König, so weit er sich damals um Geschäfte irgend einer Art bekümmerte, sich niemals Mühe gegeben seine Abneigung gegen die deutschen Bestrebungen der Herzogthümer auch nur wenigstens äußerlich unter den einmal angenommenen Formen zu verbergen. Er besuchte dieselben nur selten und ungern, denn die dortigen Sitten und Lebenseinrichtungen und der mehr ernstere Sinn ihrer Bewohner schienen ihm wenig zuzusagen. Im Munde des ganzen Volkes laufen unzählige seiner Äußerungen hierüber um. Auch in Kopenhagen selbst galt der jetzige Regent stets als durch seinen Rang dazu erhobenes Haupt der ultradänischen Partei, für die der verstorbene König noch immer zu rücksichtsvoll und langsam war, und welche nöthigenfalls mehr auf die Gewalt der Waffen als auf andere Mittel vertraut. Dies und noch manche andere Verhältnisse, die hier gerade nicht für die Öffentlichkeit passen, hat denn auch viel dazu beigetragen, dem jetzigen König die große Popularität die er unleugbar unter den ächt nationalen Dänen der unteren und mittleren Stände, unter den Soldaten, den Matrosen der Flotte, den „Holmarbeitern" und deren Subalternofficieren besitzt, in den Herzogthümern nicht zu verleihen. Die ersten Handlungen des neuen Monarchen bestätigen diese Vorliebe für die streng dänische Partei. Der Graf Moltke, der Herr von Bardenfleth für die er gleich beim Antritt seiner Regierung so großes Zutrauen bewies, sind als streng dänisch gesinnt bekannt, und der von seinem Posten als Ministerresident in Hamburg nach Kopenhagen zurückberufene und mit einer wichtigen Stelle bekleidete Mecklenburger Herr v. Bülow gilt allgemein als Verfasser des erwähnten Königsbriefes. Mußte nicht schon durch die Er-

nennung dieser Männer das Mißtrauen der Herzogthümer auf das Höchste gespannt, die Besorgniß vor dem was weiter folgen werde, ungemein gesteigert werden? Die Amnestie, die Niederschlagung aller politischen und Preßgesetze sollte Freude und Dank erregen; es war ein Act der politischen Klugheit. Die Wirkung davon war jedoch auf den Inseln viel größer als in den Herzogthümern; jene wurden viel mehr als diese davon berührt. Gerade ein Theil der dänischen Presse und einige dänische Liberale welche wegen Censur und anderer Vergehen Strafe zu erleiden hatten oder in Untersuchung schwebten, sind vorzugsweise dadurch gewonnen, die dänische Partei ist gegen die Herzogthümer dadurch auf's neue vermehrt.

Man wollte erst von Kiel, ja von allen bedeutenderen Städten und Gegenden aus, eigene Adressen an den neuen König erlassen, die denselben in würdevoll kräftiger Sprache von der Stimmung der Herzogthümer unterrichten sollten; es hatten schon manche Berathungen in größeren wie kleineren Versammlungen deshalb stattgefunden, in Kiel war von Falck schon der Entwurf zu einer solchen ausgearbeitet. Man hat dies jetzt unterlassen, und zwar mit Recht. Wozu auch noch Adressen, abgesehen davon daß Friedrich VII. erklärt hat, solche nicht annehmen zu wollen! Der König und seine Minister haben hinlänglich Gelegenheit gehabt sich von den Ansichten und Wünschen der Herzogthümer zu unterrichten: wozu noch das tausendfach Gesagte ihnen wiederholen! Worte sind in dieser Angelegenheit genug gesprochen, es müssen jetzt Thaten, kräftige, muthige Thaten geschehen. So ist jetzt die allgemeine Ansicht.

So standen die Dinge, solches war die Stimmung, als plötzlich die Kunde von dem neuen Verfassungsrescript sich in den Herzogthümern verbreitete, und die Entscheidung dadurch näher als man wohl geglaubt, gerückt ward. Mit dem gleichen Recht wie man in Kopenhagen dasselbe jubelnd begrüßte, hat man es in Schleswig-Holstein mit entgegengesetzter Empfindung aufgenommen. Jetzt ist die Frage auf Entscheidung gestellt. Wie wird sie ihre Lösung finden? Nie und nimmermehr werden die Herzogthümer einwilligen, gemeinsame Stände mit dem übrigen Dänemark zu besitzen, und dadurch auf ihre Selbständigkeit freiwillig zu verzichten. Mag die Versuchung noch so groß sein, diese selbst auch den freisinnigsten Geist athmen, das größte Geschenk für Dänemark sein; nimmermehr darf Schleswig-Holstein sie annehmen, nimmermehr es dulden daß seine Abgeordneten mit denen Dänemarks in gleichem Raum weilen, mit diesen an denselben Beschlüssen Theil nehmen. Gewiß, kein Schleswig-Holsteiner wird dieser Einladung nach Kopenhagen zu gehen folgen, das Volk wird keinen Abgeordneten dahin senden: dies ist hier der feste Entschluß des Kernes aller Bewohner.

Ganz unumwunden blickt aus dem Verfassungsrescript die Absicht einer völligen Verschmelzung aller Landestheile und ihrer Interessen hervor, und schon die Worte „als auch zur Verbindung derselben zu einem wohlgeordnetem Ganzen" beweisen dies hinlänglich. Es ist vielleicht gut daß die Sprache desselben so unumwunden ist, daß sie auch dem Unbefangensten verständlich wird; man weiß doch nun woran man ist. Man wird in den Herzogthümern nicht wählen, keinen Abgeordneten senden; dies ist das Erste, Gewisse*). Was aber dann erfolgen werde, verhullt noch der Zukunft Schooß. Durch der Bajonette Macht vermag man zwar viel, aber man wird nie ein Volk zwingen können Abgeordnete zu wählen, eine Verfassung anzunehmen die es nicht will. Die Stunde der Entscheidung schlägt jetzt bald. Das Jahr 1848 wird jedenfalls entscheidend sein. Möchten die deutschen Provinzen erreichen was sie fordern: eine völlige Trennung der Civil- und Militärverwaltung von Dänemark und nur insofern eine Vereinigung mit demselben als der Herzogshut Schleswig-Holsteins zugleich mit der dänischen Krone das Haupt desselben Regenten schmücke, so lange das Erbfolgerecht dies gestattet. Der Deutsche und der Däne können nie Unterthanen ein und desselben Reiches sein!

*) Politische Blätter melden daß man sich zu Vorbehaltswahlen entschließen werde. — Siehe unsere Chronik. D. Herausg.

Briefwechsel.

Aus Wien, d. 14. Februar.

[Hammer-Purgstall und die Censurfreiheit der Akademie; das politisirende Wien und die Börse.]

4 Unsere neugeborne Akademie der Wissenschaften ist erst wenige Tage alt, und schon schwebt sie in Gefahr ihren Vater zu verlieren. Der Präsident Hammer will seine Stelle aufgeben. Die Veranlassung zu diesem Schritte welcher für ihn wohl ein sehr schmerzlicher sein muß, nachdem er viele Jahre seines Lebens dieser Idee geopfert, tausend kleine diplomatische Kämpfe für dieselbe durchgefochten hat, ist folgende. Freiherr v. Hammer-Purgstall hatte die Reden, welche er bei der feierlichen Eröffnung der Akademie zu halten gedachte, einige Tage früher dem Erzherzoge Johann als Curator der Akademie, dem Erzherzoge Ludwig als Curator der Monarchie zur Durchsicht vorgelegt. Die beiden kaiserl. Hoheiten fanden daran nichts auszusetzen. Aber der Graf Sedlnitzky — der den Inhalt der Rede entweder officiell oder — was für einen Polizeidirector noch ehrenvoller ist — nicht officiell erfuhr, ließ den Präsidenten mahnen eine gewisse Stelle daraus zu streichen, die für geheime Polizeiohren ewig eine unangenehme Dissonanz bleiben wird. Diese unwillkommene Stelle in der Rede Hammers lautet beiläufig so: „Vor allem aber danken wir Sr. Majestät für die freie Erörterung unserer Probleme, für die Enthebung von jeder Censur in unseren wissenschaftlichen Arbeiten." — Freiherr v. Hammer aber war der einfachen Meinung daß eine Stelle, in welcher der Dank der Akademie gegen Se. Majestät für die Gewährung der Selbstcensur ausgesprochen wird, schon an und für sich jede fernere Einmischung des Grafen Sedlnitzky überflüssig mache, und sprach am Eröffnungstage eben diese empörte Stelle mit erhobener feierlicher Stimme. — Die Kunde dieses schönen kaiserlichen Geschenkes verbreitete sich von Mund zu Munde. Zwei Tage darauf war die Rede des Präsidenten im Feuilleton der Wiener Zeitung abgedruckt. Die erwähnte

Stelle aber war nicht zu sehen. Die „Freiheit der Erörterungen“ wurde von der Censur nicht geachtet, und Freiherr v. Hammer will seinen Sitz in der Akademie nicht eher wieder einnehmen, bis er öffentlich und genügende Genugthuung erhalten. Wie, wann, und durch wen diese gegeben werden soll: — das freilich dürfte schwer zu entscheiden sein. Bei der heutigen Lage Östreichs wird die Regierung lieber in gutem Einverständniß mit der Polizei als mit der Akademie bleiben wollen. Die leidige Aufklärung ist ja ohndies an allem Unglücke Schuld! —

Staunen Sie, aber lachen Sie nicht, wenn ich Ihnen sage daß in Wien jetzt sehr stark politisirt wird, überall, im Kaffeehause, im Gasthause, auf Bällen, auf der Straße. Es ist freilich ein kümmerliches Kannegießern, aber auch schon das erste Stammeln eines geliebten Kindes ist erfreulich. Man überzeugt sich doch daß es kein stumm gebornes ist.

Die Papiere an der Börse wollen sich nicht heben; im Lombardischen, versichert man, versilbert sich eine Banknote sehr schwer, und Hofrath Fenzel ist in Petersburg, um ein Anleihen mit Rußland von 30 Millionen Gulden C. M. zu Stande zu bringen. Werden diese 30 Millionen, die Hofrath Fenzel aus Rußland bringen soll, vielleicht ein Paar Juchtenstiefeln sein, mit denen man noch tiefer ins Wasser gehen wird?

Vorgestern wurden fünf Juden von der Börse zur Untersuchung gezogen, weil sie mißliebige Gerüchte unter dem Publikum verbreitet, und dadurch den Cours der Staatspapiere gedrückt haben sollen. Vier von ihnen wurden gegen Caution einstweilen auf freien Fuß gesetzt. Ist die Lage der Finanzen wirklich so mißlich daß man den öffentlichen Credit von einigen Börsenspeculanten abhängig glaubt?

Aus Prag, Mitte Februar.

[Graf Stadion, Oberstburggraf und Präsident; das Universitätsjubiläum, die alma mater und ihre Söhne; das Karlsdenkmal; die Prager Zeitung und Eduard Breier.]

W. Graf Rudolf von Stadion, unser neuer Oberstburggraf und Regierungspräsident, ist angekommen und hat nach langem Zögern und Sträuben seine Stellung eingenommen. Merkwürdig ist es auf welche Art der Graf sich in Prag einführte. Nachdem er Brünn, seinen bisherigen Sitz als Gouverneur von Mähren, in aller Stille verlassen, traf er mit dem Mittagszug in Prag an und begab sich sogleich in das Regierungsgebäude. Hier angelangt, öffnete er das erste beste Büreau und stellte sich den eben in etwas lauter Conversation sich befindenden Beamten als ihren neuen Chef vor, so wie er auch sogleich die Inspection sämmtlicher Kanzleien beginnen wollte um den status quo zu erhalten. Man stelle sich den Schrecken dieser im Kanzleistaub graugewordenen Herren vor! Bereits hatte sich ein Theil derselben nach Hause begeben und dergestalt wäre das Personal in den Bureaux nicht completirt gewesen. Man wußte den Präsidenten in den ersten von ihm besichtigten Büreaux so lange festzuhalten bis die Kanzleidiener und andere Kuriere die Herren Beamten aus den naheliegenden Wein-, Bier- und andern Häusern zusammengetrommelt hatten. — So dient man in Östreich seinem Herrn und Kaiser und man braucht nicht erst nach Italien zu reisen um das „dolce far niente“ kennen zu lernen. Ein Weg in die Dikasterialgebäude der Kleinseite sowie in die Magistratskanzleien auf der Altstadt wird es uns ebenfalls zeigen. In keinem Staate hat das „Sichgehenlassen“ so sehr seine Anwendung gefunden wie in Östreich. Der Kanzellist macht Pläne und Entwürfe, Neuerungen und Verbesserungen — auf dem Papier. Der Secretär lächelt, schreibt ein vidi und gibt es dem referirenden Rath. Dieser schmunzelt, nimmt eine Prise Tabak und schiebt's unter den Papierkorb, von wo es der Kanzleidiener unter die in dem Archive aufzubewahrenden Makulaturen bringt. Das ist der Weg alles Fleisches bei uns. Doch wollen wir sehen was der Wechsel der obersten Landesstelle uns Gutes bringen wird. Freilich, so lange die Würde des Oberstburggrafen als Vertreters der böhmischen Stände mit der Stelle des Regierungspräsidenten als Vertreters Kaiserlicher Majestät und Königlicher Rechte vereinigt ist, so lange haben wir und das arme Böhmen wenig, ja vielleicht gar nichts zu hoffen. —

Die Universitätsjubelfeier ist zum Tagesgespräch geworden, obwohl dieselbe durch verschiedene Mißgriffe des leitenden Comités wenig Sympathien unter den hiesigen Einwohnern findet. Schon das Unbestimmte und Zweifelhafte des ganzen Unternehmens, sowie die großartigen Versprechungen zu deren Erfüllung man nicht die geringsten Zuthaten bemerkt, so wie vor Allem das Übergehen der Böhmen und ihrer Nationalität, haben wenig oder gar kein Interesse erregt. Die Universität an sich, einst die erste in Deutschland dem Rang und der Gründung nach, ist jetzt nur die älteste. Leider laborirt sie an Altersschwäche. Das frische, lebendige Treiben auf andern deutschen Universitäten, der rege und urwüchsige Trieb und die Lust nach Wissen, sind hier in Starrsucht, in Furcht vor schlechten Censuren übergegangen. Von einer Einheit der Prager Studenten ist gar keine Rede, denn es ist kein Collegium in welchem nicht der Professor ein Zehntel zu Angebern bestimmt hätte. Sie suchen darin die Einheit daß sie bei den von ihnen gegebenen Bällen diejenigen die einen Frack mit breit ausgeschnittenen Schößen tragen, zurückweisen. Ein Beweis der grenzenlosen Ignoranz und Taktlosigkeit dieser Herren liegt in der Wahl des von den Studenten bei der Jubelfeier aufzuführenden Theaterstückes. Sie wählten nämlich ein im 17. Jahrhundert, wenn ich nicht irre, von einem Jesuiten P. Wodmanky geschriebenes lateinisches Drama „Boleslaus“ zur Aufführung. Hiermit, glaube ich, wäre der Standpunkt der Bildung angedeutet auf welchem sich die Söhne dieser alma mater befinden. — Seit dem J. 1844 oder vielleicht schon früher wurden die Sammlungen zur Jubelfeier begonnen und die Aufstellung eines Monuments Karls IV. auf dem Kreuzherrnplatz beschlossen. Die Ausführung desselben wurde dem Bildhauer Hähnel in Dresden übertragen und zur Bestreitung der Kosten 60,000 Fl. votirt. Jetzt nach 4 Jahren, einem halben Jahre vor der Enthüllung des Monumentes, erklären die Prager Herren Architekten und Baukundigen die Aufstellung desselben auf dem Kreuzherrnplatz als eine verfehlte und zweckwidrige. Gut daß sie noch jetzt kommen, wo, obgleich der Unterbau auf dem Kreuzherrnplatz bald beendigt sein dürfte, eine Änderung noch möglich ist. Die unter der trefflichen Redaction Eduard Breier's so rasch heranblühende Prager Zeitung hat ihre mächtigen Spalten dem pro und contra dieser Änderung geöffnet und bereits gediegene Artikel der ersten Baukenner Prags gebracht, die alle dahin lauten daß das Monument in dem unteren Theile des Roßmarkts errichtet werde.

Da wir auf die Prager Zeitung zu sprechen kommen, so können wir nicht umhin Einiges zur Würdigung ihres Redacteurs zu erwähnen. Eduard Breier, bekannt und geachtet durch seine Romane und durch seine seltene und rühmliche Thätigkeit bei den ersten Wiener Blättern als z. B. bei der durch J. A. Bachmann zu ihrem vorigen Glanze wieder erhobenen Wiener Zeitschrift übernahm vor ungefähr 5 Monaten die Redaction derselben. Binnen der kurzen Zeit hat Eduard Breier durch seine Gesinnungstüchtigkeit, durch seinen eisernen Fleiß das Blatt zum Centralblatt der Provinz, zu einem der bessern in Östreich gemacht. Breier redigirt zugleich die Monatsschrift „Erinnerungen", den „großen Nationalkalender", hat die Romane „1809" und „Alt und Jung-Israel" herausgegeben, und bereitet einen neuen Roman „Eine Maria Magdalena in Wien" zum Druck vor, von welchem Engländer's „Salon" nächstens ein höchst interessantes Bruchstück bringen wird.

Vor einigen Tagen starb der Censor der hier erscheinenden periodischen Schriften, Sekretär Schohay. Er war einer der liebenswürdigen Männer in denen der Mensch im Beamten nicht untergegangen. Eben sollte er zum Linzer Stadthauptmann (Polizeidirector) ernannt werden als ihn der Tod plötzlich abrief.

Aus Berlin, d. 18. Februar.

[Dlle. Araldi und das französische Theater; ein Stoßseufzer aus Wien.]

(✻) Auf unserem französischen Theater welches in den letzten Jahren mehr und mehr den Zuschnitt eines Gouvernantentheaters erhalten und selten über das Niveau französischer Lectionen für Bonnen und Erzieherinnen hinausgeht, — vernahmen wir vor einigen Tagen die hohen Laute der Tragödie des ancien régime in ihrer ganzen leidenschaftlichen Pracht und mit allen ihren conventionellen Erhabenheiten und Schrecknissen. Dies fremde Wunder bewirkte sich durch Dlle. Araldi, eine der ersten Actricen des Pariser Théâtre français, die gegenwärtig mit dem alten classischen Hochgenre der Franzosen in Deutschland reist, und uns zuerst eine Darstellung von Racine's Phädra gegeben hat. Wer das Théâtre français in Paris besucht hat, wird sich erinnern daß ihm die Araldi durch ihre Jugend und Schönheit aufgefallen ist, mit welchen beiden Gottesgaben die übrigen, oft bedeutend bemoosten Vertreterinnen der altclassischen Muse Frankreichs bekanntlich nicht durchgängig gesegnet sind. Ein besonderes Interesse mußte es noch für diese junge Schauspielerin erregen, als man erfuhr daß sie durch das hinreißende Spiel der Rachel dazu begeistert worden, sich der tragischen Nationalbühne der Franzosen zu widmen, nachdem sie früher nichts mehr und nichts weniger als eine italienische Tänzerin gewesen. Die Araldi (ihr eigentlicher Name: Bettoni) ist von Geburt eine Mailänderin, und erregte in Italien schon in ihrer frühesten Jugend als Tänzerin großes Aufsehn, in welcher Eigenschaft sie auch an die große Oper in Paris berufen wurde. Sie trat im Jahre 1843 zum ersten Mal als Schauspielerin auf dem Théâtre français in der Iphigenia in Aulis in der Rolle der Eriphile auf, und schritt seitdem auf den Höhen des Kothurns zu einer gewissen Vollendung weiter. Wenn sie auch nicht die gewaltigen tragischen Mittel der Rachel, und namentlich nicht das unwiderstehliche dämonische Organ derselben besitzt, so erfreut sie dafür durch ein harmonisch abgerundetes, innerlich tiefbewegtes Spiel, das auch bei dem Berliner Publikum, ungeachtet aller Fremdartigkeit der Erscheinung, nicht ohne Wirkung blieb. Die tragische Recitation der Franzosen ist eine bestimmte nationale Tradition, die eigentlich darin das merkwürdigste Problem darbietet daß sie sich unter allen den revolutionären Stürmen, welche das politische und geistige Leben dieses Volks seit dem ancien régime umgewälzt, dauernd und unveränderlich hat erhalten können, und noch heut, in einer ganz andern Welt und Zeit, dasselbe Feuer der Nationalbegeisterung entzündet wie ehemals. — Berlin ist für den Besuch der Dlle. Araldi auf unserm Theater recht dankbar, obwohl ihre Begleiter und Begleiterinnen, mit denen sie eine eigene reisende Theatergesellschaft zu formiren scheint, eine harte und kaum zu verdauende Zugabe zu ihren Darstellungen sind. —

Aus Wien dringt ein ungemein possierlicher Stoßseufzer zu uns herüber, den wir auch für Berlin notiren wollen, da er den gegenwärtigen Verfall der Theaterzustände an der Spree wie an der Donau gleichmäßig charakterisirt, und sich sehr zu einer kurzen und gedrungenen Inschrift der Schauspielhäuser empfiehlt. Er heißt nämlich:

„Wie die Kritik bei uns auch immer eifert,
So wird heute gebircht, und morgen gepfeiffert!"

Leipzig, d. 21. Februar.

[Pecht's Goethebild.]

— Friedrich Pecht's Goethebild erfreut in diesen Tagen die Leipziger Welt in den Sälen der neu errichteten immerwährenden Kunstausstellung Delvecchio's. Mancher Kunstfreund hat das in Dresden ausgeführte Bild nach seinen Anfängen und Farbenskizzen in unserer Stadt entstehen sehen; der Antheil von dieser Seite muß um so inniger sein. Dem großen Publikum stellt sich hier zum ersten Mal ein umfangsreicheres Bild von Pecht fertig und mit allen Kennzeichen einer interessanten Pinselführung vor Augen. Die deutsche Entwickelung des vorigen Jahrhunderts hat in den Dichtern der Nation ihre besten Helden, ihre entschiedenen Größen; es sind Heroen der Kulturgeschichte, auf die Deutschland stolz ist, und so stellt sich uns hier in der Feier Goethe's am Hofe zu Weimar, wenn auch kein nationaler Act, doch ein Moment von nationalem Interesse dar. Iphygenia ist aufgeführt auf offener Bühne im Park; der Dichter steht zwischen Karl August und der Herzogin Amalie; Corona Schröter, die Iphigenie des Tages, eine reizende Gestalt im Triumph ihrer entzückten Innigkeit, ist im Begriff den Dichter mit dem Lorbeer zu schmücken. Glänzend wie ein Bräutigam, im naiven Vollgefühl seines Werthes, und doch von den Zweifeln der Bescheidenheit befangen, steht Goethe da vor der versammelten Menge, in der uns der Maler eine reiche Galerie von Zeitgenossen vorführt. In seiner schmunzelnden Freundseligkeit hat sich Wieland mit dem Käppchen über den Stuhl der Herzogin gelehnt; Herder ragt mit der etwas schroffen Strenge des Priesters der Humanität aus der Gruppe hervor; Merck, der Mephistopheles ewig wacher, ewig nagender Kritik, blickt kalt, trocken, aber voll scharfer Theilnahme drein. Diese drei Figuren, mit der sorgfältigsten Porträttreue gegeben, aber eben so glücklich in freier Schöpferkraft hingestellt, sind nach unserem Ermessen nicht der geringste Triumph des Bildes. Die Frau Rath hat der Maler im Vorgrunde sitzend angebracht, mit etwas mehr Grandezza des mütterlichen Stolzes als wir die joviale Frau aus ihren

Briefen kennen. Knebel, Böttiger, Frln. v. Göchhausen treten als geschichtliche Personen des Weimarischen Musenhofes kenntlich hervor, wie unter der Schauspielertruppe Iffland und Böckh sich herausheben. Die Gruppen zwischen den Bäumen die als Chor den Act der Dichterkrönung umgeben, sind in ihrer lebendigen Betheiligung, in der Mischung ihrer Eindrücke vortrefflich charakterisirt; manche einzelne Gestalt, wie die Hofherren und Damen im Hintergrunde, die reizende Sylphe links mit der blühenden Rose am Busen, sind mit der ganzen Liebenswürdigkeit graziöser Malerei ausgeführt, können für sich als kleine Kunstwerke der heitersten Grazie gelten, während sie künstlerisch vertheilt das glückliche Ensemble zur Feier des Ganzen bilden. Diese feine geschmackvolle Anordnung, diese fleißige saubere Durchführung, diese lebensvolle Frische und Wärme in den Gruppen machen das Bild zu einer der erfreulichsten Erscheinungen des Pinsels in unsern Tagen. Die etwas künstliche Doppelbeleuchtung des abendlichen Himmels und der Fackeln des Theaters gibt mit dem Durchblick auf die nebelduftende Ferne anmuthiger Berglandschaft ein Gemisch von Natur und Kunst in deren lachendem Verein für uns das Glück jener goldnen Dichtertage, der romantische Zauber des damaligen Lebens in seinem wahren Lichte erscheint. Rechts im Vorgrunde steht jedoch eine Gruppe Gestalten die das Glück jener Harmonie fast zu stören Miene macht. Schiller und Fichte, von der Hofgesellschaft gesondert, stehen im philosophischen Disput begriffen vor uns; Körner ist ihnen zugesellt, und damit der Ernst des Propheten, die Docentenmiene des Professors aus Jena, nicht allzu gewichtig in die Wagschaale fällt, lehnt sich ein liebliches Frauenwesen an Schiller's Arm, vielleicht Charlotte v. Lengefeld. Fichte, der Mann der räsonnirenden Doctrin, mag hier seine angemessene Function erhalten haben, aber Schiller's Stelle ist hier nicht, aus dem einfachen Grunde, weil er hier nicht zu seinem Rechte kommt. Dies bringt eine Störung, eine Parteinahme in das Bild, die das Kunstwerk zu vermeiden hat. Wer uns die beiden Dioskuren in einem Bilde darstellen will, gebe sie uns als Gleichberechtigte, zeige sie uns in der Epoche ihrer Freundschaft, wie sie uns der Briefwechsel Beider vorführt. Schiller als bloßer Doctrinär hat bei diesem Act der Feier Goethes in Pecht's Bilde nicht seine richtige Stellung, nicht seine erschöpfende Würdigung gefunden. — Es wäre eine zweite gleich würdige Aufgabe für die Malerei unserer Tage, uns Schiller als den Dichter des Volkes vorzuführen. Es müßte freilich durch ein Bild in größerem Style geschehen.

Aus dem preußischen Sachsen, im Februar.

[Magdeburger Theaterdramaturgie; Buchhandel und literarische Erscheinungen in Mageburg]

✝ Die Stellung des Magdeburger Theaters zum Publikum verdient es wohl einmal auch in weiteren Kreisen zur Sprache gebracht zu werden. Unter dem Namen eines Dramaturgen besoldete Herr Theaterdirector Wirsing in der ersten Hälfte des verfloßnen Jahres einen Theaterrecensenten welcher alsbald in den Spalten der Magdeburger Zeitung über die Bretter die in Magdeburg die Welt bedeuten eine solche Fülle des Lobes ausgoß, wie sie selbst aus dem Munde eines Berliner Figaro seit Jahr und Tag wohl keiner Provinzialbühne zu Theil geworden ist. Indessen, Magdeburg ist eine reiche Stadt, und mit Hülfe nicht unbedeutender Insertionsgebühren brach sich nach dem Abgange des Dramaturgen endlich die vox populi aus dem Munde wohlhabender Kaufleute über Herrn Director Wirsing Bahn. Umsonst versuchte der Volksvertreter Herr Held sie zu unterdrücken. Es schien in der That als solle das Wirsing-feindliche Publikum welches früher nur mit Ruthen gestrichen war, jetzt von ihm mit Skorpionen gegeißelt werden. In jener ehrenwerthen Manier welche wir aus den kirchlichen Streitschriften unserer Pastoren aus der Börde so wohl kennen, suchte Herr Held zu beweisen daß seine Gegner allesammt Esel seien, — kurz, man sah schon den neuen „Dramaturgen" in ihm und machte sich auf das Schlimmste gefaßt. Übrigens sprach er sehr geringschätzig vom Theater überhaupt, und meinte, er schreibe nur über das Theater, weil es ihm „Spaß" mache. Es machte ihm Spaß Herrn Wirsing zu – loben. Damals erlaubte sich Ihr Correspondent, für die arg gemißhandelten Magdeburger Bürger in die Schranken zu treten und zugleich Hrn. Wirsing in der Magd. Ztg. zu rathen, um das Geld für den Theaterreferenten zu ersparen, nach Beendigung jeder Vorstellung den Vorhang noch einmal in die Höhe gehen und die Schauspieler der Reihe nach vortreten zu lassen mit den Worten: „Ich, Herr X, Demoiselle Y oder Madame Z. war diesen Abend einmal wieder einzig, himmlisch, göttlich!" — Seit diesem Volksaufstande ist von einem „Dramaturgen" in Magdeburg unseres Wissens nicht mehr die Rede gewesen, das Publikum ist wachsam, die Theaterlobhudeleien treten schüchterner auf und kommen seltener. Aber sie bleiben doch nicht aus, und noch ist die Stadt Magdeburg nicht sicher von einem Theaterreferenten einmal wieder roh und ungebildet gescholten zu werden, weil sie ein Stück nicht goutiren wollte das streng genommen schon nach seiner ersten Aufführung in Berlin von dem wackeren Ostpreußen in den Spalten der Allgemeinen Preußischen mit 8 bis 10 Zeilen vernichtet war.

Erfreulicher ist ein Blick auf den Magdeburger Buchhandel. Heinrichshofen, ein vielleicht allzu solider Buchhändler dem man nur etwas mehr Unternehmungsgeist wünschen möchte, um ihn ohne Weiteres in Eine Reihe mit den Cotta's, Brockhaus, Dunker u. s. w. stellen zu können, kündigt einmal wieder eine von jenen „sicheren" Unternehmungen an, welche wir von dem Verleger des Eylertschen Buches über Friedrich Wilhelm III. kennen. Der dritte Band von Eckermanns „Gesprächen mit Goethe," seit Jahren in der Einsamkeit eines Weimarischen Schriftstellerlebens ausgearbeitet, ausgefeilt und sorgsam in's Reine geschrieben soll im Frühjahr bei ihm erscheinen. Eine Probe daraus, welche mit großem Beifall aufgenommen wurde, erschien schon 1842 im Hansa-Album: wie viel kann da noch an der Erfüllung des nonum prematur in annum fehlen? — Die Buchhandlung von Emil Bänsch brachte „Sarmatische Lebensbilder" von Wilhelm Schulze und eine zweite Auflage der „Gedichte von Adolf Schults." — Fabricius und Schäfer endlich bringen eine Geschichte Preußens seit Friedrich dem Großen von Ludwig Buhl. Buhl, der vor kurzem bei Schwetschke in Halle ein Buch über den preußischen Landtag erscheinen ließ, ist vielleicht der bedeutendste Publicist unter den „Bauerianern." Ihm fehlt keineswegs der Sinn für concrete Verhältnisse, und an die Stelle des Hohnes und der Blasirtheit tritt bei ihm nicht selten die feinste Ironie. Dazu hat die wahrhaft kindliche Harmlosigkeit mit der er trotz wie-

derholter Gefängnißstrafen immer wieder gegen die Preßgesetze sündigt, etwas Liebenswürdiges, das ihn mit Recht auch in den Augen des von ihm vielfach angegriffenen Liberalismus Verzeihung finden läßt.

Zur Chronik der Gegenwart.

Staaten und Völker.

— Unser Münchner Berichterstatter 8, aus dessen Mittheilungen wir nachträglich nur einige Punkte herausheben, bringt uns in Erinnerung daß der verhängnißvolle 11. Februar an welchem Lola Stadt und Land räumte, just der Tag war an welchem ein Jahr zuvor durch sie (durch ihr Verdienst?) das Ministerium Abel gestürzt worden. Dunkel bleiben uns noch die Vorgänge an Görres' Grabe; auch die Deutsche Zeitung die über das ganze Ereigniß wesentlich als Quelle gelten kann, klärt uns nicht auf, wie weit die etwa 20 Mann starken Allemannen welche das Verbot des Fackelzugs (durch Lola) zu Wege brachten, als Märtyrer der Aufklärung dastehen, während 1560 Studenten dann als Finsterlinge erscheinen müßten. An die Studentenschaft war (von hoher Seite?) die Forderung gestellt die Allemannen außer Verruf zu erklären. Dies geschah nicht; im Gegentheil folgte den Günstlingen der Spanierin überall ein Pereat dem das Volk beistimmte. Als Graf H. einen Dolch zückte, wagte jedoch kein Gendarm ihn zu verhaften. Hierbei gestaltete sich das erste Getümmel auf den Straßen, welches, wahrscheinlich auf Betrieb der mächtigen Lola, den königlichen Befehl zur Schließung der Hochschule zur Folge hatte. (War dieser Kabinettsbefehl vom Minister v. Berks gegengezeichnet? Oder erließ Hr. Thiersch den Anschlag am schwarzen Brett in Folge eines nicht ministeriell contrasignirten Handbillets? Hier ist abermals ein Dunkel das uns die „innere" Preßfreiheit Baierns aufhellen sollte!) Die Schließung der Universität berührte die Bürgerschaft zu tief; 1500 Biertrinker weniger war ein unerhörter Fall. Nicht der Ehrenpunkt, der Nutzen berührte die Bürgerschaft; man ertrotzte den Widerruf der Schließung, setzte aber auch die Landesverweisung der gefährlichen Tänzerin durch. Die Mitwirkung der Reichsräthe kam post festum; die versammelte Bürgerschaft hat sich alles selbst errungen. (Hier fragen wir wieder einfach zur Aufhellung der Sache: Wie war es möglich, eine anerkannte baierische Gräfin des Landes zu verweisen ohne Anklage, ohne Richterspruch? Auch die Allemannia, diese vom König bestätigte, von Hrn. v. Berks beglückwünschte Studentenverbindung, ist landesverwiesen. Was ist ihr Verbrechen? wer ist ihr Ankläger und Richter? Wir fragen nicht aus Theil- oder Parteinahme, wir fragen nur um zu wissen was in Baiern Rechtens ist.) Um 8 Uhr hatte der König noch die Gräfin Landsfeld besucht. Um 9 Uhr kam die Deputation zu ihm. Er ließ sie warten und ging noch einmal nach der Barrerstraße. Inzwischen jedoch war vom Fürsten Wallerstein bereits an Lola die Weisung geschehen Stadt und Land zu verlassen. Der König fand einen Haufen Volks der das Haus der Spanierin zu verwüsten begann. Der König machte dem Einhalt indem er das Haus für das seinige erklärte. Ein Hoch erfolgte; nur ein fremder Mensch der die Mütze nicht zog (meldete glorreich die Deutsche allgemeine Zeitung) wurde als Majestätsbeleidiger eingesteckt. — Dies alles ist novellistisch sehr amusant; für ein „Mährchen aus der Gegenwart" außerordentlich glücklicher, humoristischer Stoff. Es bleiben freilich bei all dem Jubel der guten tapfern Stadt München jene obigen Rechtsfragen noch übrig. Wo ist die rechtliche Begründung, die ministerielle Verantwortlichkeit für all die Entschließungen? Auch das Einhauen der Gendarmen auf die Studenten will criminell erledigt sein. — Das sind freilich Kleinigkeiten, wird die Schmach die dem Ganzen anhaftet, nicht gefühlt. — Die öffentliche Erklärung einiger Mitglieder der Allemannia in der Allgemeinen Deutschen spricht von ihr als der Dame deren Salon in München der Mittelpunkt der Aufklärung war. Sind die Allemannen wirklich die baierischen Märtyrer der Aufklärung? Der Styl ihrer Noten macht uns das freilich nicht klar.

— Welcker erinnerte in der badischen Kammer (s. die badischen Zeitungen) daß die Bundesacte wahre Preßfreiheit verheiße; jede scheinbare sei für eine große Nation kränkend und beleidigend. Er mahnte dabei in's Auge zu fassen daß an die Stelle der Censur von Schriften nicht eine Censur gegen Personen trete, d. h. die Befugniß zur Herausgabe von Zeitungen nicht an die Bedingung einer Concession geknüpft sei, daß polizeiliche Beschlagnahmen nicht ohne richterliche Bestätigung fortdauern, die Schriftsteller nicht der schlimmsten Censur ängstlicher Verleger und Drucker anheimfallen, was durch Einschüchterung dieser möglich wird.

✱ Ein großes Gewicht in der Wagschaale der heutigen politischen Völkerbewegungen bilden die Verfassungsideen. Das Wort: Verfassung ist heut der Talisman womit man den revolutionären Geist der aufstehenden Völker zu dämpfen und zu beschwichtigen sucht, und wer hätte noch vor kurzem geglaubt daß gerade Italien das Land sein würde, in welchem dieser Talisman gewissermaßen schon aus einer Fürstenhand in die andere geht und mit Eifer als die letzte Nothwehr der Throne gebraucht wird! Die Verfassungsdecrete des Königs von Neapel und des Königs von Sardinien sind sich in kürzester Zeit gefolgt, und haben in den aufgestellten Grundzügen große Ähnlichkeit miteinander. Diese beiden neuen italienischen Verfassungen werden vornehmlich auf dem Zweikammersystem, der Verantwortlichkeit der Minister und der Preßfreiheit beruhen. Für das sardinische Staatsgrundgesetz ist außerdem noch die Verbürgung der persönlichen Freiheit und die Unabsetzbarkeit des Richterstandes in bestimmter Weise in Aussicht gestellt. Aus den, einem warmen und wahren Herzen entfließenden Worten, mit denen der volksthümliche Karl Albert seine Eröffnungen begleitet, darf man wohl schließen daß es ihm ein heiliger Ernst mit diesen constitutionellen Ideen ist, und daß er sie nicht etwa nur als ein neues Spiel debutirt, durch das der Volksgeist am Ende doch nach dem alten absolutistischen: Tel est mon bon plaisir! gemeistert und dressirt werden könne. Betrachtet man aber die Principien selbst, welche in diesen neuen italienischen Constitutionen schon so klar und bestimmt zur Geltung zu kommen scheinen, so muß man

gestehen daß Italien, bei einer wirklichen Durchführung derselben, auf dem Wege ist, alle andern Staaten Europa's in dem Maß der gesetzlichen Freiheit hinter sich zurückzulassen. Am tiefsten unten würde dann (mit Ausnahme Rußland's und Polens) unser Deutschland stehen, das eine Nation in sich schließt, die am meisten mit ihrer geistigen und wissenschaftlichen Höhe Prunk getrieben hat, und noch nicht einmal die Idee der Preßfreiheit in sich zu verwirklichen vermochte, welche die italienischen Verfassungen sofort wie ein sich von selbst verstehendes Menschenrecht aufgenommen haben! In den Verfassungsproclamationen von Neapel sowohl wie von Sardinien ist es aber bemerkenswerth daß in beiden die Verantwortlichkeit der Minister unmittelbar neben die Heiligkeit und Unverletzlichkeit des Königs gestellt ist. Das ist aus einem ungemein richtigen constitutionellen Takt geschehen, während man in Deutschland in denjenigen Verfassungsstaaten welche sich principiell gegen die Ministerverantwortlichkeit sträuben, nicht zu bedenken scheint daß durch die Einführung dieser Verantwortlichkeit eine Hauptstütze gerade für das Ansehen der königlichen Person geschaffen wird! —

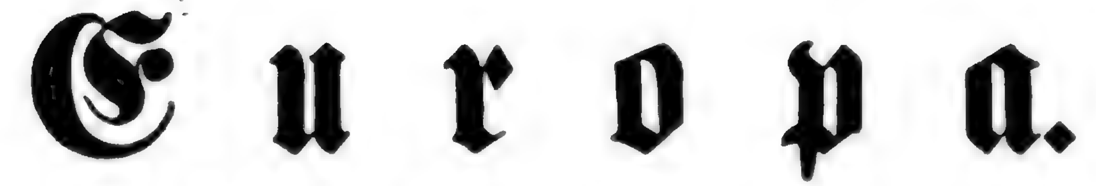
⁂ Die neuen politischen Bewegungen der Italiener haben ihren Schauplatz vorzugsweise in den Theatern gefunden, in welchen die Volksstimme und die Parteien sich oft am lebhaftesten ausgesprochen und die wirksamsten nationalen Demonstrationen gemacht haben. In der letzten Zeit sind in dieser Hinsicht besonders das Apollotheater in Rom und das Fenicetheater in Venedig wichtig geworden. Letzteres pflegen die Venetianer jetzt auch mit bedeutungsvollem Scherz ihre Deputirtenkammer zu nennen. Jedenfalls ist es besser, wenn man aus den Theatern Deputirtenkammern, als wenn man aus den Deputirtenkammern Theater macht!

⁂ Die Schleswig-Holsteiner stehen jetzt auch, wie unlängst die Preußen, auf dem Fuß des Annehmens oder Ablehnens einer Verfassung. Eine in diesen Tagen in Bremen (bei J. G. Heyse) erschienene Broschüre führt diesen Titel und sucht in dieser Beziehung dem Nationalbewußtsein der Herzogthümer über die bevorstehende dänische Gesammtstaatsverfassung einen wirksamen Ausdruck zu geben. Schleswig-Holstein will seine politische und geistige Zukunft durchaus nicht von der Zukunft Deutschlands trennen, und spielt somit die Rolle des getreuen politischen Eckarts auch in einem scheinbar verlockenden Moment weiter, wo ihm politisch bei weitem größere Güter verheißen werden als es in dem nationalen Anschluß an Deutschland und unter den Bedingungen des deutschen Bundes für jetzt zu finden vermag. Denn eine Erfüllung der freien und verfassungsmäßigen Ideen, wie sie in den Forderungen der Gegenwart liegen, kann man der Gesammtstaatsverfassung welche der neue König von Dänemark proclamirt hat, nicht absprechen. Die Schleswig-Holsteiner mißtrauen aber diesem politischen Geschenk, und sie haben wie aus allen von dort erschallenden Stimmen hervorgeht, bei der neuen Verfassung ungefähr dasselbe Gefühl, als wenn sie das Hemd des Nessus anlegen sollten. Es erweist sich also hier das nationale Gefühl bei weitem stärker und überwiegender als der politische Egoismus, welcher letztere freilich wohl auch nur höchst vorübergehende Befriedigungen hier finden dürfte. Die Schleswig-Holsteiner glauben es mit einem Staatsstreich zu thun zu haben, der ihnen auf eine entscheidendere und vernichtendere Weise, als es bisher je versucht worden, ihre Selbständigkeit nehmen soll! Und in diesem Gedanken ist ihnen gerade das Versprechen einer Aufrechterhaltung ihrer Selbständigkeit, wie es in dem neuen Verfassungsrescript sich findet und allerdings in einem offenbaren Widerspruch zu dem beabsichtigten dänischen Gesammtstaat steht, als das Bedenklichste erschienen. —

⁂ In der Berliner Vossischen Zeitung vom 17. Februar befindet sich eine höchst merkwürdige Mittheilung unter der Überschrift: „Das neunzehn Jahre und drei Monate in beständiger Einsamkeit verlebte Gefängnißleiden des Leutnants a. D. B. G. von Lühmann, Eigenthümer auf der Härmannshäger Haide bei Barth, gegenwärtig in Greifswald." Der Unglückliche dem dies Schicksal auf eine völlig räthselhafte Weise widerfahren, bringt dies jetzt selbst zur Anzeige, nachdem er sich seit dem 3. August 1828 in dem Stralsunder einsamen Gefängniß Tag und Nacht unter drei Schlössern vor Fenster und Thüren befunden, und auf mehrere Immediateingaben seiner Kinder am 21. Octbr. 1847 auf einen Kabinettsbefehl des Königs von Preußen seiner Haft entlassen worden. Die Ursache seiner 1828 in Berlin geschehenen Verhaftung ist ihm gänzlich unbekannt geblieben; auch ist durchaus keine Anklage wider ihn erhoben worden, noch weniger hat man ihn je vor einen ordentlichen Richter gestellt. Die von ihm angegebene Art und Weise, wie er in verschiedenen andern preußischen Gefängnissen umhergeschleppt, ist völlig grauenerregend, da der Schlüssel zu dem ganzen Verfahren gegen ihn fehlt. Der Zweck seiner Veröffentlichung ist, sich nachträglich den Rechtsschutz zu sichern, da er auch bei dem König von Preußen „um huldreiche Gewährung eines Rechtsverfahrens bei Öffentlichkeit und Mündlichkeit" eingekommen sei. Seine Angelegenheit muß bereits durch genügende Beweisstücke documentirt sein, da die preußische Censur diese im höchsten Grade befremdenden Angaben passiren lassen konnte. Auf die Ergebnisse der schwerlich zurückzuweisenden Untersuchung muß man daher außerordentlich gespannt sein. Wenn auch die deutschen Staaten und Völker leider noch nicht im Besitz einer Habeascorpusacte sich befinden, und es mit der persönlichen Freiheit überhaupt in Deutschland in manchem Betracht schlecht aussehen mag: so durfte man doch nicht darauf gefaßt sein daß in deutschen Gefängnissen noch Staatsgefangene solcher Art verborgen schmachteten, die in diesen Zustand ohne jede Rechtsgewährung, ja ohne irgend eine bestimmte Anklage gerathen! Preußen, welches den Weg der zeitgemäßen und freisinnigen Rechtsreformen betreten, ist am allerwenigsten der Staat, in dem eine solche Abnormität ohne Erklärung und Ahndung bleiben darf! *) —

*) Die Allgemeine Preußische Zeitung brachte bereits ihre Erklärung darüber. Der vormalige schwedische Leutnant v. Lühmann hatte sich 1828 der Anklage auf Brandstifterei durch die Flucht entzogen, war dann in Greifswalde verhaftet und nach Stralsund gebracht. Die Untersuchung dauerte 7 Jahre; der Angeklagte weigerte sich hartnäckig, irgendwie Rede zu stehen. Wegen gewaltthätiger Widersetzlichkeit gegen Beamte zu einjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt, ward er in Bezug auf die größere Anklage vorläufig freigesprochen, blieb jedoch bei dem Mangel an Unterkunft und sonstiger Ausweisung solange im Gefängniß, bis er jetzt auf die Erklärung seiner Verwandten, sich seiner anzunehmen, durch Kabinettsbefehl entlassen wurde. — Es bleibt für die gerühmte Rechtlichkeit der deutschen Zustände immer ein harter Fall daß diese Erledigung einer rechtlich zweifelhaften Gefangenschaft erst nach beinahe 20 Jahren erfolgen konnte.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.



Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

F. Gustav Kühne.

1848. 4. März. | № 10.

Eine Fußwanderung in Böhmen.

Von **Heinrich Pröhle.**

Für den Norddeutschen der zum ersten Male über Dresden hinauskommt, öffnet sich in dem reizenden Elbthale eine neue Welt. Nicht leicht werde ich des Eindrucks vergessen, den ich aus einem Dorfe vor Pillnitz, wo ich in einem Bauernhause einkehrte, im September vorigen Jahres hinwegnahm. Neugierig betrachtete die junge Bauerfrau den fremden Gast, und ein kleiner schöner Knabe der auf allen Vieren im Hausflur umherkroch, hielt vor ihm still, und sah ihn mit seinen großen Augen lange verwundert an. Der Bauer schnitt die reifsten und schwersten Trauben von den Reben, welche die Fenster seines niedrigen Hauses beschatteten, für mich ab und brachte sie mir zu dem Sessel den er mir mitten im Hausflur hingerückt hatte. In der Stube drinnen, meinte er, sei es zu dunstig für mich, aber hier sei die Luft kühl und schön: wirklich duftete der heurige Obstsegen aus einem neben mir stehenden Troge, in dem der Großvater frische Äpfel zerstampfte, mir überaus kräftig und lieblich entgegen. „Willst mitgehen mit dem Vetter?“ fragte die Mutter den Buben. Ein ernsthaftes stolzes „Na“ (nein) war die Antwort.

Lenkt man aus diesem fruchtbaren Thale die Schritte nur wenig zur Seite, so befindet man sich bald mitten im Gebirge. Lasse sich niemand durch den fatalen Namen der „sächsischen Schweiz“ von diesen Bergen abschrecken: sie lohnen den Besuch reichlich. Steht auch hier über einer Mühle im Thale „Concessionirtes Gasthaus zur Erholung für Schweizreisende,“ so sind doch die Wangen der Müllerin welche dort den frischen Trank beut, wie Milch und Blut, und in dem jungen Tannenwalde welcher auf einer Tafel die Inschrift trägt „Cultur No. VI.“ gedeiht die Waldeinsamkeit so gut als in den thüringischen Wäldern oder im Harz. Die Felsen selbst sind von einem Poeten aus der wirklichen Schweiz in einem Gedichte kritisirt worden; er meinte ihnen seine Anerkennung, selbst im Vergleich mit den Gletschern seiner Heimath nicht versagen zu dürfen, wenn er gleich auf ihren Gipfeln ein „Hämpfel Schnee“ (Handvoll Schnee) schmerzlich vermißte. Und wer nun auch die Fremden vergessen könnte die „mit Vergnügen und Erbauung“, wie es im Fremdenbuche auf dem großen Winterberge heißt, hier die Natur betrachten, der könnte sich hier in der That recht wohl fühlen.

Mich aber trieb es nach Böhmen, und Alles mußte mich an dieses märchenhafte Land gemahnen! Böhmische Musikanten spielten überall in der sächsischen Schweiz; auf dem großen Winterberge ein blinder alter Mann der gewiß mit großer Anstrengung den kurzen Weg von der böhmischen Grenze hierher täglich zurücklegt; auf dem Kuhstall ein Paar Harfenistinnen und auf der Bastei eine ganze Musikbande. Sie zog Abends spät hinab in das nächste Dorf, und war am andern Morgen mit dem Frühsten wieder oben, um der verweltlichten Gesellschaft zunächst die Melodie eines geistlichen Morgenliedes vorzublasen, während die Marqueurs den Kaffee servirten und die Gäste bald zu diesem bald zu jenem schönen Punkte durch einander rannten. Diese Musikanten hatten ihren Platz unter einem

Baume genommen, der ihnen Schutz vor Wind und Wetter gewährte und den sie auch dann nicht verließen, wenn sie in ihrem Spiele eine Pause machten; so standen sie niemand im Wege und wurden auch vom Wirthe in ihrer stillen Weise während der ganzen schönen Jahreszeit dort gern geduldet, obgleich sie keineswegs von ihm in Sold genommen waren, sondern sich ihren Lohn von den Reisenden in sächsischen Neugroschen erbetteln mußten. — Solche böhmische Musikbanden dringen oft tief hinein bis nach Rußland; in Östreich, Ungarn und Siebenbürgen, in Baiern, Preußen und Sachsen sind sie nicht selten. Namentlich auf den Straßen Leipzigs hört man ihre melancholischen Hornklänge fast von jeder der engen Pforten her erschallen, welche die langen, mit Waaren bestellten Höfe mit den Straßen verbinden. Besonders aus dem Königgrätzer, Jungbunzlauer, Leitmeritzer und Saatzer Kreise gehen die meisten Musikertrupps auf Reisen. „Dort — sagt Elsner — erwacht die Liebe zur Musik schon frühzeitig im Knaben, wenn er als Hirt auf seiner Schalmei bläst, und der Wiederhall ihm die Töne schmeichelnd zurückbringt.“ Das berühmte Musikconservatorium zu Prag bildet junge Leute welche sich zum Lehrerfache vorbereiten. Wenn diese dann auf dem Lande angestellt werden, so ist es ihnen leicht dort ein Musikchor zu bilden. Nun werden bei jeder Gelegenheit feierliche Ständchen gebracht, zum Namenstage der Grundherrschaft, zu Fastnacht, bei Hochzeiten. Bald ist auch ein Ball im Gange, und da wird bei der künstlich eingeübten Musik der Redowák, der alte böhmische Nationaltanz, nicht vergessen. Ist nun eine Gesellschaft durch den Schulmeister vollständig eingeübt, so erwacht in ihr die Reiselust, oder vielmehr das Verlangen in der Fremde eine kleine Summe Geldes zu erwerben, um sich später in der Heimath für einige hundert Gulden ein kleines Besitzthum zu kaufen. Es wird ein Director für die Reise ernannt, der bei der Theilung des Gewinnes einen unbedeutenden Vorzug hat. Die Kasse wird öfters getheilt, damit Jeder seinen Antheil selbst in Sicherheit bringt. Jeder trägt das Seinige bis zur Heimkehr mit sich herum, höchst selten schickt Jemand seinen Gewinn nach Hause; theils scheut man das Porto, theils fürchtet man die freundschaftlichen Diebe. Obgleich nun von einer solchen Musikbande oft jeder seine hundert Gulden in der Tasche hat, so leben doch Alle höchst einfach; daß einer unterwegs liederlich wird, soll beinahe ohne Beispiel sein. Von solchen Zöglingen der böhmischen Schulmeister mögen aus den Kreisen Königgrätz, Jungbunzlau, Leitmeritz und Saatz fortwährend einige Hundert im Norden unterwegs sein, welche nicht unbedeutende Summen zurückbringen *).

Mit einem Jenenser Studenten den ich auf dem Winterberge getroffen, wanderte ich eines schönen Sonntags über die bömische Grenze. Uns hatten sich drei Amerikaner welche in Berlin die Rechte studierten, angeschlossen, d. h. wir sahen sie, die in den Urwäldern an größere Strapazen gewöhnt waren, die schweren Felleisen auf dem Rücken tragend, in Einer Reihe vor uns herschreiten und hier oder dort sich lagern, um um uns nachkommen zu lassen.

Zwischen dem Prebischthore und dem Winterberge waren auf dem Boden über den der Weg führte, noch die Spuren des letzten Waldbrandes sichtbar. Kaum eine halbe Stunde hatten wir diese Brandstätte hinter uns, als ein böhmischer Bettler, der die Medaille aus dem Befriungskriege trug und hier mitten im Gebirge von Almosen lebt, uns auf unsere Frage erklärte daß wir die östreichische Grenze bereits überschritten hätten. Sie läuft durch eine tiefe, wilde Schlucht, welche nur von einem Felsen durchschnitten wird, über den der Weg führt. Jetzt wehte uns denn auch schon die östreichische Fahne entgegen vom Prebischthore, woselbst wir den ersten „Finanzsoldaten“ vorfanden, einen Mann von äußerst martialischem Aussehen, der aber die Grenze wenig zu beachten schien, sondern sich mit einer kleinen Frau, vermuthlich seiner Ehehälfte, bei dem Wirthe gütlich that. Nur Einem der Nordamerikaner, der sein Ränzel ablegte, warf der Grenzjäger einen Blick zu, der zu sagen schien daß er das Recht habe seine Sachen zu visitiren und seinen Paß zu prüfen. Wir begegneten noch vielen dieser Finanzsoldaten. Die Büchse nachlässig über die Schulter geworfen, das dampfende Pfeifchen im Munde, gingen sie höflich grüßend an uns vorüber; alle schienen sie den Sonntag zu feiern, und wenn sie auch jetzt bei der Dämmerung in die Wälder schlichen um den Paschern aufzulauern, so redete uns selbst vor den Grenzzollämtern doch keiner officiell an; unsere ganze fröhliche Gesellschaft hätte ohne Paß nach Östreich hineingekonnt. So gelangten wir auf einem Pfade, der Anfangs vom Prebischthor über Wurzeln und Baumstämme steil bergab läuft und dann noch eine Stunde weit sich ein schönes Thal entlang zieht, in die erste größere böhmische Ortschaft. Es ist Herrnskretschen; ein gar anmuthiges Dorf, vor dessen stattlichen, großentheils neuen Häusern man mit Vergnügen stehen bleibt, um die landesübliche Bauart zu

*) Vergl. die Zeitschrift „Moravia“ von vorigem Jahre.

betrachten. Eine steinerne Treppe führt zu einem steinernen Oberbau, der sich als erstes und einziges Stockwerk über einem gewöhnlichen Blockhause erhebt. Vor dem ersten Stockwerke läuft noch eine Art von hölzerner Halle hin. Die Dächer sind mit Holzschindeln gedeckt. Auch die neuen Häuser sind in Hernskretschen so gebaut, mit Ausnahme eines einzigen am Eingange des Ortes, welches durch ein Hirschgeweihe über der Thüre als die Amtswohnung des Försters bezeichnet wird. Durch dieses Dorf folgten wir dem Laufe eines Flusses, an dem ein schöner Weg hinführt und der dicht vor Hernskretschen sein klares Wasser in die Elbe ergießt. Unweit seiner Mündung steht ein großes, sehr ansehnliches Wirthshaus, das uns zum Übernachten empfohlen war. Aber der Anblick des sternhellen Himmels und des prächtigen Stromes verscheuchte den Gedanken schon unter Dach und Fach zu gehen und die Amerikaner, welche nicht weiter nach Böhmen hinein wollten, mietheten einen Schiffer der sie noch diesen Tag den Strom hinab bis Schandau fahren sollte, während wir Andern bis Niedergrund, eine Viertelstunde an der Elbe hinauf, zu gehen beschlossen.

Reichlich wurden wir dafür belohnt, daß wir an diesem wohleingerichteten Gasthofe vorbeigegangen waren, wenngleich der Weg nach Niedergrund beschwerlicher war als wir gedacht. Er zog sich ziemlich schmahl zwischen dem Buschwerk am Abhange des hohen Elbufers hin; noch etwas höher hinauf lagen dann und wann einzelne Häuser, vor denen Mädchen und Burschen, unter diesen jedesmal auch wieder einige junge Finanzsoldaten, in der Dämmerung beisammensaßen; mit Scherz, Gesang und herzlichem Lachen den Sonntag beschließend. Auf unsere Frage nach dem rechten Wege antwortete von allen Häusern aus mehrstimmig fröhlicher Zuruf. Obgleich nun aber Alles uns ermahnte, die schmahle Mittelstraße nicht zu verlassen, so lockte doch der Strom und eine Wiese welche zwischen ihm und dem hohen Ufer lag, uns bald tiefer hinab. So befanden wir uns denn plötzlich auf sumpfigem Boden und mußten wieder steil emporklimmen, um den verlassenen Pfad zu finden. Er führte uns endlich gerade in eine Fischerhütte hinein, wo ein Fährmann wohnt, der uns nach Niedergrund über die Elbe setzen mußte. Es war bereits völlig Nacht geworden als wir von diesem Hause aus abermals, von dem steilen Elbufer abwärts, dem Strome zuschritten. Auf einer Stiege von hingelegten Steinen ging der Schiffer voran; bald saßen wir in seinem Kahne, aus dem er nochmals nach seiner Hütte hinaufrief. Alsbald kamen ein Paar Kinder mit einem besseren Ruder herabgesprungen um es dem Vater zu bringen; nicht lange darauf waren wir in Niedergrund.

Wir hatten nun freilich wohl noch eine Viertelstunde zu gehen bis wir zur Ruhe kamen. Niedergrund, ein großes Dorf, besteht nur aus Einer Reihe von Häusern welche sich ziemlich weit an der Elbe entlang hinzieht. Zwischen dieser Häuserreihe und der Elbe läuft ein schöner, breiter Fußweg hin. Gleich das erste Haus ist eine Schifferkneipe; sie liegt sehr hoch und mag eine herrliche Aussicht auf die Elbe darbieten, weshalb ich große Mühe hatte den Jenenser Studenten von dem Gedanken, dort auf einer Spreu zu übernachten, abzubringen. Unser Fährmann hatte uns das Casino welches er „die Casine“ nannte, empfohlen. Wir traten hier in die Wirthsstube; sie war gedrängt voll, jedoch nur von Beamten welche rauchten und tranken, und deren eine so große Anzahl hier versammelt war wie man sie auf einem Dorfe schwerlich erwartet hätte. Der Wirth in der Casine, welcher, wie wir später erfuhren, niemand während der Nacht beherbergen durfte und es nicht für möglich zu halten schien daß so viele Beamte für zwei Personen die Augen zudrückten, erklärte jedoch nur Einen von uns aufnehmen zu können und schickte uns, da wir dies nicht annahmen, in den dritten Gasthof, am Ende des Dorfes. Er war schwer zu finden, da ein Paar Mädchen welche im Mondenscheine lustwandelten und uns dreist eine Strecke weit auf dem breiten Fußwege begleiteten, eine nach der andern in den Häusern an der Seite verschwanden. Endlich fanden wir ihn aber doch neben der Kirche, hinter einer am Wege liegenden Mühle versteckt. Zuletzt verbarg uns noch ein großer Holzstoß, der so lang und breit war als das Haus selbst, den Eingang und nachdem wir diesen gefunden, mußten wir noch eine steinerne Treppe hinabsteigen. Lachend meinte der junge Wirth der in dem alten Hause mit seiner Mutter, einer gar stattlichen bäuerischen Matrone, wirthschaftete: die Menschen kämen doch noch immer zu ihm von der Straße, aber das Wasser werde nicht zu seinem Vetter, dem Müller, kommen, wenn er mit ihm tauschen wolle. — Hinter dem großen Holzstoße in diesem alten Hause konnte man es sich übrigens recht wohl sein lassen. Durch ein größeres Gastzimmer, welches wir nicht ohne Verwunderung abermals mit Beamten — diesmal mit Förstern und Jägern gefüllt sahen, wurden wir in ein kleines freundliches Hinterstübchen geführt, wo neben dem Sopha ein mächtiger Thonofen, der mit grünem, ebenfalls

aus Thon gebildetem Laubwerke verziert war, eine behagliche Wärme ausströmte, wie man sie an einem kühlen Septemberabende schon ertragen mag. Reichliche Speisen, wozu ein junger Hirsch, jenseits der hohen Elbufer im Walde geschossen, ein saftiges Stück Fleisch geliefert hatte, der Wein, den wir wohl schon besser, aber noch nie so billig getrunken; am andern Morgen aber eine Art von frischem Mohnkuchen, welchen wir zum Kaffee erhielten — alles dies erweckte das lebhafte Gefühl daß wir ein Land betreten, wo man das kurze Menschenleben zu genießen versteht. Leben und leben lassen: das schien wenigstens in allen Stükken der Grundsatz unseres Wirthes zu sein. In Bezug auf Religion meinte er: es sei immer gut, wenn man die katholischen Gebräuche alle mitmache; übrigens dürfe man die Andersgläubigen nicht verachten, denn es komme bei dem Glauben Alles auf die Geburt an. „Wäre meine Mutter eine Hussitin, setzte der böhmische Katholik hinzu, so wär' ich halt ein Hussitenkind!"

Diese Worte klangen mir noch in den Ohren als wir nach dem Wallfahrtsorte Mariaschein gelangten. Wer bis hierher als guter Protestant gekommen ist, für den wird es Zeit seine ketzerischen Vorstellungen über Bord zu werfen. An diesem anmuthig gelegenen Orte wird unter Anderm jener Martinitz, den die Prager Rathsherrn aus dem Fenster warfen, wofür er in den protestantischen Schulen bis auf diesen Tag zum Gespötte wurde, als ein Heiliger verehrt. Man findet nämlich in der Halle welche rings das ganze Kirchlein umgibt, eine Reihe von Bildern die dazu bestimmt sind das „wunderthätige Gnadenbild von Mariaschein" in den gehörigen Respect zu setzen. Mächtige, in rohen Umrissen hingeworfene Gestalten sollen hier auf die Phantasie des Beschauers wirken. Die Welt will einmal Wunder sehen: Hier auf diesen bunten Tafeln sind sie! sagt die katholische Geistlichkeit zum Volke. Da sieht man denn auch den heiligen Martinitz, einen „besonderen Verehrer des heiligen Gnadenbildes", gar andächtig und ehrbar aus den Fenstern des Prager Rathhauses herabfallen, wobei er seine Rettung natürlich dem Gnadenbilde von Mariaschein verdankt. Ein anderes Bild stellt „viele andächtige Wallfahrer" dar wie sie „von Alters her beim hiesigen Mariabrunnen Heilung von mancherlei Gebrechen erfahren." Besonders andächtig ist hierbei ein Stelzfuß der sich bückt, um mit hohler Hand Wasser zu schöpfen. — Auf einem andern Bilde bleibt „die uralte Andacht" der alten Stadt nicht unbelohnt, „besonders als ein dasiger Bürger anno 1646 aus vielen Gefahren wunderbar gerettet wird." Desto schlechter aber ergeht es auf diesen Bildern Denen die über das Gnadenbild zu spotten wagten. „Die Verschmähung des göttlichen Gnadenbildes wird öfters (also nicht immer!) von Gott gestraft. Ein gottloser Kirchendieb wird unsinnig und andere Verschmäher werden gleichfalls gezüchtiget." So steht es dort geschrieben. „Eines gottlosen Spötters blindes Pferd wird sehend, er selbst aber plötzlich blind." Wie nun der Rappe welcher sehend wird, weil er kein Spötter ist, plötzlich den Kopf erhebt und um sich schaut, der Reiter aber nach den Zügeln seines Rosses in der Luft umhertappt, das ist alles sehr schaurig anzusehen. Ein behaglicheres Bild trägt die Umschrift: „Was für Ehren die hohen Universitäten hiesigem Gnadenbilde gethan haben." Professoren in langen Perrücken stehen da mit weisen Kennermienen, welche zu sagen scheinen: so viel als sie jetzt an dem Bilde fänden, hätten sie doch wirklich nicht von ihm erwartet! Wenn aber ein böhmischer Landmann sich selbst durch diese Aufmerksamkeit der „hohen Universitäten" nicht imponiren lassen wollte, so müßte ihn doch das Cardinalconcilium rühren, welches 1507 von Rom aus Mariaschein mit der Gerechtsame begabte, Ablaß zu ertheilen. Kein Schriftsteller von der „guten Presse" kann eine größere „Wohlmeinenheit" an den Tag legen als die Cardinäle auf diesem Bilde in ihren rothen Hüten und besonders als derjenige, welcher so eben die Hand ausstreckt und mit diesem Gestus wahrscheinlich den Antrag stellt daß man die Gewissen der guten Leute bei Mariaschein nach Kräften erleichtern möge, während seine Collegen ihn mit derjenigen würdevollen Aufmerksamkeit anhören, die der Wichtigkeit des Gegenstandes angemessen ist.

Die Geschichte des Gnadenbildes selbst wird ebenfalls auf verschiedenen Tafeln dargestellt, welche ihre Wirkung nicht verfehlen werden. Auf der ersten sehen wir eine sumpfige Einöde. In diese „hiesige Wildniß" wird vor uralten Zeiten das Gnadenbild gebracht" und bleibt „durch lange Jahre verborgen." Nur ein Paar Wasservögel picken idyllisch an dem Baumstamme der es in sich schließt. Endlich wird „die über Gold schätzbare Bildniß statt eines vermeinten Schatzes von den erfreuten Nachsuchern gefunden." Die Andacht und das Entzücken der Leute welche statt des Schatzes „die über Gold theure Bildniß" finden, muß man selbst sehen, um einen Begriff davon zu haben.

In der Kapelle war es still und menschenleer. Nur einige alte Frauen traten ein und verschwanden hinter den hohen, eichenen Kirchstühlen. Draußen, unter den

grünen Bäumen, standen einige Buden, in welchen man „herzrührende Gebete", bunte Heiligenbilder und fliegende Blätter welche meistens wundervolle Begebenheiten aus der neuesten Zeit enthielten, feil hatte. An Legenden ist Böhmen noch immer sehr productiv; es scheint ganz Deutschland damit zu versorgen *).

Eine halbe Stunde von Mariaschein entfernt liegt die Stadt Graupen am Fuße der Rosenburg und der Wilhelmshöhe. Der Weg welcher durch Graupen führt, ist viel breiter als die Straßen alter Städte gewöhnlich sind, und sieht einem brachliegenden Morgen Acker der sich an einem Hügel emporzieht, nicht unähnlich. Um nach der Rosenburg zu gelangen, bogen wir in ein schmahles Seitengäßchen ein und hatten, als wir aus der Stadt waren, kaum noch hundert Schritte bis hinauf. Auf der Rosenburg genießt man bei schäumenmendem Biere das in Thonkrügen vorgesetzt wird, die schöne Aussicht. Ich saß mit meinen Reisegefährten, — nachdem die Amerikaner uns verlassen, hatte sich wieder ein Berliner Student zu uns gesellt — in einer Laube. Bald vernahmen wir Gesang, der hell und volltönend aus kräftigen Jünglingskehlen erscholl. Eine Anzahl junger Leute hatte sich unter einem Apfelbaume gelagert. Sie hatten ein studentisches Aussehen; der Jenenser hielt sie für „Finken", wie man diejenigen nennt die auf den kleineren norddeutschen Universitäten keiner Verbindung angehören, stimmte mir aber bei als ich sagte: Es werden östreichische Studenten sein. Sie sangen wunderschön, aber freilich ganz anders als ich mich aus meiner Studentenzeit gehört zu haben erinnere. Es war ein künstlich eingeübter Gesang, während unser Studentengesang sich weit mehr dem Volksliede nähert. Zwar hatten sie die Röcke ausgezogen und an dem Apfelbaume aufgehängt; auch bliesen sie gewaltige Dampfwolken aus ihren Pfeifen: aber das schien meinen Reisegefährten eine gemachte Burschikosität zu sein. Inzwischen hatten die Östreicher sie als deutsche Commilitonen erkannt. Sie stimmten ihre schönsten Lieder, meist patriotischen Inhaltes, an; sie sangen vierstimmig: „Was ist des Deutschen Vaterland?" Sie schienen uns locken zu wollen, wie die Vögel im Walde mit ihrem Gesange sich locken. Diese böhmischen Studenten waren gewiß voll des reinsten und edelsten Gefühls für das deutsche Vaterland, denn sie sangen immer lauter und begeisterter; aber sie sangen immer vierstimmig, nicht einstimmig.

Als wir im Gasthofe zu Teplitz angekommen waren und uns zu einem Ausgange durch die Stadt vorbereiteten, schloß der Jenenser seine Botanisirtrommel auf und langte eine Menge kleiner Schmucksachen heraus. Er band ein rothseidenes Halstuch um, und aus seiner Rocktasche, deren Boden ein Loch hatte, guckte — jedoch nicht oben, sondern unten, nach Stutzerart ein buntes Sacktuch hervor. So machte er Staat für mich und den Berliner mit, als wir durch die Straßen zogen. Er gehörte übrigens zu der zahlreichen Klasse derjenigen jungen Leute, welchen man zwar — Dank sei es den Fortschritten der Zeit! — im Grunde wegen Demagogie noch Deutschthümelei vorwerfen kann, die dennoch aber durch geistige und leibliche Frische ihrer Natur sich noch einigermaßen zu Beidem hinzuneigen scheinen, was man besonders solchen Individuen wohl verzeihen kann die einiges Bewußtsein darüber haben und daher auch in der Regel eine gewisse Selbstironie damit verbinden. Halb im Ernst, halb im Scherz zeigte sich der Jenenser über die kranken Gesichter in Teplitz verdrießlich; er könne die Badegäste nicht leiden, versicherte er, und ich hielt es für nöthig, ihn in demselben Tone zu ermahnen, nicht etwa Händel mit den kranken Gesichtern anzufangen.

Das Badeleben war fast zu Ende in Teplitz. Ein Paar rauhe Septembertage hatten die schöne Welt rasch verscheucht. Meine Gefährten verließen mich dort; ich

*) Vor kurzem ließ ein Hausirer zu Oschersleben 1000 Exemplare drucken von einer „Wahrhaften und aufrichtigen Erzählung einer Begebenheit so sich im Jahr 1845 den 2. März am St. Gregorie-Tage zu Olmütz in Mähren zugetragen, wo ein kleines neugeborenes Kindlein in der Kirche auf dem Taufstein gefunden worden, und als man es hatte taufen wollen, zu Jedermanns größtem Entsetzen hat zu reden angefangen." Das Kind gibt sich als einen Engel zu erkennen und predigt unter Anderm von seinem Taufsteine herunter: „Auch wird außer Krieg und Blutvergießen die Welt gezüchtiget werden mit Feuersbrünsten, Überschwemmungen und Wassersnoth, und allerlei anderen Plagen, mit Erdbeben, schweren Hagelwettern, grausamen Stürmen, ansteckenden Seuchen" u. s. w. „Wenn ihr euch aber dann gebessert habt: so wird sich wieder aufthun der Himmel zum Segen, und wird Frieden geben und Fruchtbarkeit an Korn und Wein und allerlei Früchten, und die Welt wird wieder lieblich aussehen, daß die Menschen sich wiedr freuen können in Unschuld." Über diesen Schluß entzückt, will „die Gemeinde in Olmütz das Kindlein umarmen und es herzen und küssen." Aber das Kindlein gibt es nicht zu, sagt „Ade, du schnöde Welt!" und verschwindet. „Ihr mögt nun dies Wunder glauben oder nicht: so dürft ihr doch kein Gespött damit treiben. Denn es gehen so viele Dinge vor auf der Erde, im Meere und unter der Erde, von denen wir uns nichts träumen lassen!" So bemerkt, „Hamlet" parodirend, der Erzähler. Von dieser mährischen Legende waren in den letzten drei Wochen in der Magdeburger Börde 1000 Exemplare verkauft! — Was sagen die Lichtfreunde dazu?

bestieg allein den Schloßberg und den Millischauer. Böhmen lag tief im Nebel gehüllt vor mir. Dieser Nebel ist vielleicht die rechte Luft für Böhmen, wenn man die alten Sagen seiner Vorzeit aufsucht. In dieser Stimmung betrat ich Prag.

Zur Beurtheilung des Socialismus*).

3. Cabet.

Die Bestrebungen dieses für die Volkssache so thätig wirkenden Publicisten dürfen nicht in das Reich der Träume verwiesen werden. Cabets Dictatormiene, sein abstoßender Unfehlbarkeitsdünkel hat eine sehr gehässige Seite, doch Eines ist jedenfalls anzuerkennen: seine ungeheuere Ausdauer den Verfolgungen der Bourgeoisie gegenüber. Diese Ausdauer allein vermochte es die theoretische Entwickelung des staatlichen Communismus zu sichern und die Arbeiter rascher auf eine höhere Stufe der geistigen Bildung zu führen als dies sonst möglich gewesen wäre. Die französische Regierung versuchte es mehrmals dieser fortschreitenden Bildung durch ihre Geschwornen und besoldeten Schreiber welche den Communismus auf jede Weise entstellen mußten, Einhalt zu thun. Es glückte ihr nie, Dank der unermüdlichen, unerschrockenen Thätigkeit des Arbeiter-Advokaten. Man ging soweit ihm das Wort bei den Gerichtsverhandlungen zu verbieten. Auch dies half nicht. Durch jeden Proceß gewann das Proletariat an innerer Stärke. Der Toulouser Proceß und andere gehören hieher, sowie die unlängst wiederholt erfolgte Beschlagnahme gesetzlich erlaubter Schriften der „ikarischen" Partei, die Haussuchungen bei Cabet selbst, und die sich häufenden Citationen seiner Anhänger. Ja, man nahm ihm im letzten December all seine Papiere weg, unter dem Vorwand, seine Auswanderung ginge auf Betrug hinaus.

Cabet hat so eben in Paris eine deutsche Ausgabe seiner „Reise nach Ikarien" (durch Dr. Wendel Hippler) veranstaltet; mehrere seiner bekanntesten Broschüren folgen**). Der von ihm redigirte Populaire hat im Sommer vorigen Jahres seinen lange gehegten Wunsch erfüllt gesehen, statt monatlich fernerhin wöchentlich zu erscheinen. — Cabet hat mehrere historische Werke geschrieben die sich durch einen wahren Lapidarstyl auszeichnen. Seine jetzige Aufgabe ist es eine massenhafte Auswanderung nach Ikarien, wie er die in Texas anzulegende Colonie nennt, vorzubereiten. Alle seine Schriften wimmeln von Aufrufen zur Erfüllung des Planes, den er erst in neuester Zeit nach Amerika verlegt hat, da ihm Frankreich zu einer Separatistencolonie nicht mehr geeignet erscheint. Der „Ikarische Almanach für 1848 bringt mehrere Artikel über Amerika's statistische Verhältnisse; der Refrain ist immer: Allons en Icarie. Die Verfolgungen die Cabet so siegreich bestand, haben ihn zur Verzweiflung an seinem Vaterlande gebracht. Es geht ihm wie den Politikern in Deutschland, welche Jahrelang ihre Einsicht dem Volke mittheilten und endlich mißmuthig über den ihnen allzu langsamen Erfolg die Hände in den Schooß legten, um ihre alten Tage in Frieden zu beschließen. Kann aber wohl die Weltgeschichte nach der Pfeife einiger, wenn auch noch so verdienstvoller Parteimänner tanzen?

Cabet entwirft in dem genannten Almanach einen Gesellschaftsvertrag der ikarischen Gemeinschaft; alle Bedingungen sind gestellt, nur die Leute fehlen noch. Ich will hier nicht die Gründe die sich gegen die bezweckte Auswanderung anführen lassen, wiederholen. Alle nichtikarischen Journale der Arbeiterpartei, haben sich dagegen erklärt; das Beste was über diesen Gegenstand geschrieben, sind zwei Briefe von D. M. Prat, einem in Brüssel lebenden Franzosen. Über Cabet's Leben stell' ich hier meine früher gesammelten Notizen zusammen. — Sein Geburtstag fällt auf Neujahr 1788. Sein Vater war Faßbinder in Dijon. Bis zum zwölften Jahr arbeitet er in dessen Handwerk, dann studiert er Medicin, die er jedoch bald mit der Rechtswissenschaft vertauscht. Nachdem er 1812 die Advocatur erlangt, rettet er viele Opfer der blutigen Reaction, unter Andern General Vaur, so daß ihm drei Monate später ein Jahr lang die Ausübung seines Berufs untersagt wird. In Paris tritt er mit Lafayette, Manuel, Dupont de l'Eure, d'Argenson, Köchlin,

*) In Nr. 4 und 5 der Europa waren Fourier und Owen besprochen.

**) Ins Deutsche wurden übersetzt: das „Glaubensbekenntniß" (vielmals), „Wie bin ich Communist?" (Paris, 1847), „Das Weib, sein Schicksal ꝛc." (Lausanne), „Stand der socialen Frage" (Genf, 1843), „Der dem Jesuiten Fournier hingeworfene Handschuh" (Bern, 1844).

Corcelle und fünf Andere in die Carbonaria als Mitglied des Comitédirecteur.

Seine eigentliche Wirksamkeit beginnt 1830. Den dritten August schreibt er an den Herzog von Orleans einen Brief, worin er gegen die Charte protestirt und von einer Nationalversammlung die Verfassung fordert. Zu diesem Zweck fanden mehrere Unterredungen mit dem Könige statt. Sodann geht er als Generalprocurator nach Corsica, wo er die Jury einführte und außerdem viel für das vernachlässigte Land wirkte. In Folge eines Glaubensbekenntnisses erhielt Cabet seine Entlassung. Zum Deputirten seines Bezirks (Côte-d'Or) gewählt, nimmt er (Juli 1831) seinen Platz auf der äußersten Linken neben Mauguin und Lamarque. In einer Adresse an seine Wähler macht er zuerst auf die „Gefahr der gegenwärtigen Lage" aufmerksam. Lamarque's Leichenbegängniß an dem er als Abgeordneter der Kammer Theil nahm, zog auch ihm Verdächtigungen und Verfolgungen zu. Die Regierung welche ihn fürchtete, leitete gegen seine „Geschichte der Revolution von 1830" einen Proceß ein, der indeß zu seinen Gunsten ausfiel. Er vertheidigte sich in sechs Broschüren. Schon im folgenden Jahre 1833 erlebte dieses Geschichtswerk, bis zur letzten Zeit fortgeführt, die dritte Auflage; es wurden über 20,000 Exemplare abgesetzt. Im September desselben Jahres erschien die erste Nummer des Populaire, einer Wochenschrift deren Absatz bei der achten Nummer sich auf 27,000 belief. Eine Broschüre erscheint wöchentlich als Zugabe zum Blatte. Seine Worte im Populaire beruhigten das Lyoner Volk; er übte damals den außerordentlichsten Einfluß auf die geheimen Volksbewegungen; er empfiehlt beständig den friedlichen Weg. Einen solchen Mann mußte man los werden! Nachdem er öffentlich in der Kammer einen Minister des Verraths bezüchtigt und die Perfidie gegen die nach Havre geflüchteten Polen in seinem Journal gebrandmarkt, wird er zu zwei Jahren Gefängniß und zu vierjährigem politischem Rechtsverlust verurtheilt. Er zieht eine fünfjährige Verbannung vor. Aus Belgien verwiesen, geht er nach London. Von hier aus fährt er fort den Populaire zu redigiren, läßt in Paris eine Broschüre „Die Aprilgerechtigkeit" gegen Thiers, Guizot, Barthe, Bugeaud, in London einen „Brief an Louis Philipp" gegen das herrschende System drucken. Achtzehn Stunden des Tages arbeitet er unermüdlich. Die Frucht seines Eifers waren „Allgemeine Geschichte", „Geschichte des französischen Volkes", „Geschichte der französischen Revolution", „Geschichte Englands." Als er eben einen Plan zur ausgeführten Democratie entwirft, sieht er sich mitten im Gemeinschaftsprincip; um sich auch hierüber aufzuklären, studiert er mehr als tausend Werke auf der Londoner Bibliothek und gelangt endlich zu dem Ergebniß von der menschheitlichen Berechtigung des Communismus. Nach seiner Rückkehr 1839 versucht er es in Verbindung mit Lammenais und Martin von Straßburg mit der Organisation einer großen Gesellschaft die sowohl in als außerhalb der Kammer zur Durchführung der Wahlreform begründet werden sollte. Es war vergebens. So veröffentlicht er seine „Populäre Geschichte der französischen Revolution" nebst einem Abriß der französischen Geschichte in 4 Bänden, welche in 5000 Exemplaren (1845 zweite Auflage in 6 Bänden) verbreitet wurde. Als 1840 der Bastillensturm sich erhob, trat Cabet unter die ersten Kämpfer gegen die Befestigung von Paris; er schrieb „Sechs politische Briefe über die gegenwärtige Krisis" und fünf andere Flugblätter. Gegen Ende des Jahres 1840 erscheint endlich die schon in London verfaßte „Reise nach Ikarien" (1842 eine zweite, 1845 eine dritte wohlfeile Ausgabe, 1847 eine vierte), welche einen großen Staat nach communistischen Principien organisirt darstellt und als bedeutungsvoll in der neuern Literatur betrachtet werden muß. Zur nähern Erläuterung dieses Romans erscheint „das communistische Glaubensbekenntniß" und „Wie bin ich Communist", worin er sich für eine Übergangsregierung und für Beibehaltung der Ehe und Familie erklärt. Im März 1841 kommt der Populaire wieder zum Vorschein; eine Actiengesellschaft leitet ihn. Von jetzt an zeigt Cabet ein sehr ausschließendes Wesen. Jedes andere communistische Journal verfolgt er auf alle Weise, meist unter dem einfältigen Vorwurf des Materialismus, da er selbst an der Religion hängt oder sie vielmehr zum Deckmantel benutzt, von Babeuf und der weitern Entwickelung des Communismus nichts wissen will. So verfuhr er gegen den Humanitaire, die Fraternité, den Egalitaire. Er vertheidigt sich mannhaft gegen die politischen Verdächtigungen des National und Atelier, er widerlegt die Anschuldigungen eines Lamennais, Thoré, Arago, Cormenin, Fournier u. A. In Toulouse gewinnt er 1843, trotzdem die Regierung ihm das Wort verbietet, den gegen die Communisten schwebenden Proceß. Außer den polemischen Broschüren veröffentlicht er „Zwölf Briefe eines Communisten an einen Reformisten über die Gemeinschaft", „Mein gerader Weg", „Volksgespräche", „Der zum Communisten gewordene Demokrat", „Der Wegweiser des Bürgers", „Sociale

Sündfluth", „Heil oder Untergang", „Communisten-Propaganda", „Stand der socialen Frage in England, Schottland, Irland und Frankreich", und seit 1843 den „Ikarischen Almanach", Berichte über den Proceß Quenisset, die Processe zu Toulouse, zu Tours und Blois. Die neuesten Schriften betreffen sein eigenes Leben und die ikarische Auswanderung (vergl. „Die Verwirklichung der Gemeinschaft"). In Allem aber sucht er, wie **Weitling**, die Rechtmäßigkeit des Communismus aus dem Christenthum (vergl. sein „Wahres Christenthum") herzuleiten; ein vergebliches Bemühen, da die Nothwendigkeit einer auf gemeinschaftliche Production gegründeten Ordnung einzig aus ökonomischen Thatsachen bewiesen werden kann. — Über Cabets Persönlichkeit berichtet der Verfasser der „Zwei Jahre in Paris:" „Cabet ist ganz Franzose, ein bejahrter Mann und noch feurig wie ein Jüngling, mit einem freundlichen, gescheidten, ja schlauen und skeptischen Gesicht. Er macht sich keine Illusionen über die Schwierigkeit seiner Aufgabe, Alles zu monopolisiren, zu confisciren, zu administriren und sodann den Ertrag gerecht zu verwenden, vorher aber jeden Einzelnen zur Erzeugung dieses Ertrags anzustellen."

Es genüge hier auf die Erscheinung und Wirksamkeit des Mannes hingewiesen zu haben.

Max.

Ein Brief aus Rom.

Rom, im Februar.

⊙ Daß von hier aus das Beispiel einer freieren Entwickelung des Volkslebens ausgehen würde, von wo sonst nur Verbote von Büchern ausgehen, welche selbst die ängstlichste Censur der weltlichen Regierungen für unschuldig erklärte, hätte in Deutschland vor ein Paar Jahren wohl niemand erwartet: noch weniger daß Geistliche an der Spitze der Aufklärung stehen würden, da man alle Gemüther hier von den Jesuiten regiert glaubte. Die hiesigen Ereignisse zeigen daß man die Fahne des Fortschritts aufpflanzen und doch gläubig bleiben kann.

Die Geschichte zeigt daß es in der Welt nie an Gläubigen gefehlt hat, das Bedürfniß zu glauben scheint dem Menschen angeboren, wenn auch manche Regierungen zu fürchten scheinen daß sich allgemeiner crasser Unglaube der Völker bemächtigen könne, ein Krieg der ungläubigen Völker gegen jede positive Religion bevorstehe. Die wahrhaft Aufgeklärten mögen stets unter sich in Gedanken einig sein, und der große Hause hat sich stets an das Bedürfniß des Glaubens gehalten ohne sich irre machen zu lassen; wenn auch seinem Glauben die größte Gefahr drohte. Die Athenienser bestraften den weisen Sokrates als Feind ihrer Götter, und wenn auch die französische Revolution die Altäre umstürzte, so war dies nur ein vorübergehendes Fegefeuer für die Geistlichkeit, welche jetzt daraus wirklich im Ganzen geläutert hervorgegangen ist; die Kirchen sind in Paris wieder gefüllt und die Rheinländer, welche auch ihre Mainzer Klubbisten gehabt hatten, wallfahrteten vor ein Paar Jahren wieder zu Hunderttausen zum ungenähten Rock nach Trier.

Ein so gescheiter Papst, als Pius IX. und andere Geistlichen der katholischen Kirche konnten daher sehr wohl wissen daß das Volk nicht aufhören würde zu glauben, wenn auch sein politisches Gefühl eine andere Richtung erhielt. Die Menge der alten Tempel in Rom aus der Zeit ihrer größten Geister, selbst zur Zeit der Republik, zeigte ihnen hinreichend daß zu allen Zeiten das Bedürfniß des Glaubens besteht. Wer längere Zeit in Italien war, fand schon früher daß die Geistlichkeit die Aufklärung nicht fürchtete. Die Mehrzahl der armen Geistlichen wußte sehr wohl daß bei vermehrtem Wohlstande durch die zu erwartenden Verbesserungen im Staatshaushalt und der Gewerbthätigkeit auch ihre Einkünfte sich verbessern würden. Die nach höheren Dingen strebende Geistlichkeit war einer größern Säcularisation der Verwaltungsbehörden auch nicht so abgeneigt als man glaubte; sie rechneten darauf daß sich dann nicht mehr so Viele dem geistlichen Stande widmen würden, wodurch sich allenfalls ihre Dotationen verbesserten. Möglich ist es auch daß Manche zugleich wieder an die Ausbreitung der geistlichen Herrschaft in der Welt glaubten. Rom war schon zweimal der Sitz der Universalmonarchie gewesen, einmal durch die Gewalt der Waffen, das andere Mal durch die Macht des Glaubens. Die Deutschen waren vorausgegangen in der gläubigen Unterwürfigkeit, sowie sie auch am längsten darin ausgehalten hatten. Warum sollten nicht religiöse Schwärmer es für möglich gehalten haben daß Rom der Sitz der Herrschaft über politische freie Völker werden könne, Sitz eines Bundesstaates mit dem geistlichen Oberhaupte an der Spitze? Lamennais machte eine solche Verheißung, und der Pater Ventura predigte schon daß vorkommenden Falles die Kirche die Demagogie proclamiren werde. Soll man dies noch näher in's Deutsche übersetzen, so heißt es: Die Kirche kann allgemeine Freiheit versprechen um den Zeitgeist für sich zu gewinnen und dann über ihn zu herrschen. Etwas Ähnliches thaten die Aristokraten in Belgien im Bunde mit dem ultramontanen Klerus, und das berüchtigte Manifest aus Westfalen das vor mehreren Jahren durch die Worte eines Gläubigen aus Deutschland verrathen ward, ging von denselben Grundsätzen aus.

Man glaubt daß die Jesuiten denselben Grundsätzen folgen, daß ihnen aber die jetzige Bewegung in Italien zu schnell kommt, indem sie ihr Werk, nach welchem einst Eine Heerde und Ein Hirte werden soll, jetzt auf lange hinaus unterbrochen sehen; obwohl ihr Plan nicht auf Jahre, sondern auf Jahrhunderte vorausberechnet ist. Soviel ist gewiß, daß der Haß gegen die Jesuiten hier gründlich genannt werden kann. Auch

die Geistlichen machen kein Hehl daraus; und es ist wirklich spaßhaft hier über die Jesuiten viel derber sprechen zu hören als in Deutschland über die Pietisten und Mucker. Manchen Italiener hört man darüber spotten daß jetzt die schweizer Jesuiten ihre wärmsten Vertheidiger unter evangelischen Fürsten finden. Ein Glück ist es daß den Italienern die deutschen Verhältnisse weniger bekannt sind; sonst würde ihr Witz jetzt reichen Stoff finden.

Jedenfalls fand Pius die Gemüther allgemein vorbereitet, und auf der andern Seite gewitzigt. Die Italiener hatten gesehen daß sie mit Revolutionen nicht weiter kamen, es war ihnen deutlich geworden warum auch die französische Revolution mit Napoleonischem Despotismus enden mußte. Sie suchten ihr Heil nunmehr in Reformen, und dann war der fromme und geistreiche Marchese Azeglio*) ihr bester Apostel, ihr edelster Vertreter. Er ist jetzt hier, für die Partei des Fortschrittes unablässig thätig. Er hat jetzt eben eine Schrift für die Emancipation der Juden herausgegeben. Dies geschieht in Rom, während deutsche Regierungen die sich an der Spitze der Civilisation zu sehen glauben, noch große Bedenken über die Menschenrechte der Juden haben, und der deutsche Philister noch an vielen Orten alten Vorurtheilen huldigt.

*) Über d'Azeglio's Ereignisse von Rimini s. Europa 1847. Nr. 46.

Wenn die Italiener mit solcher Rechtlichkeit verfahren, und den Weg weiser Mäßigung nicht verlassen; so werden sie bald wieder Lehrer der nordischen Barbaren werden; denn wahrlich, wenn man hier sieht welche schnellen Fortschritte gemacht werden, dann muß man an der Hegemonie der germanischen Bildung zweifeln. Doch das glauben die Wenigsten in Deutschland, wo man einmal eine sehr gute Meinung von sich hat.

Mag man über die Rüstungen der Italiener lachen, ihre Beweglichkeit in Reih' und Glied verspotten; so dürfte doch ein Zusammenstoß der piemontesischen Armee mit einer deutschen nicht leicht sein, ein Angriff auf Turin viel Blut kosten. Doch wenn dieselbe Mäßigung beibehalten wird, welche bei den Vorfällen in Livorno obgewaltet hat, so fürchtet man keinen Krieg, da wohl keine fremde Macht den neuen italienischen Bund angreifen drüfte. Allein es wird, wenn noch mehrere Märtyrer fallen, schwer halten den allgemeinen Unwillen zurückzuhalten. Doch sind alle Besonnenen darin einig, daß man bei dem besten Willen seinen Landsleuten in Sicilien nicht zu Hülfe kommen dürfe, und so werden wir wohl noch manches Opfer fallen sehen. Man hat hier allerdings ein Paar Personen in Verdacht daß sie um jeden Preis Krieg wollen; allein der gesunde praktische Sinn der Italiener wird sie nicht aufkommen lassen.

Die Reformbanketts und die Krisis in Frankreich.

Leipzig, d. 26. Februar.

†† Die Franzosen waren dieses Jahr nahe daran ihr Privilegium einzubüßen: die Spalten der deutschen Zeitungen zu füllen und die Köpfe der Politiker in Deutschland zu beschäftigen. Italien, das lange begraben, erhob sich plötzlich verjüngt und lebenskräftig, es begann mit Riesenhänden die herrlichste Geschichte zu schreiben, die den rauschendsten Beifall Europa's eroberte. Da wurden die französischen Kammern eröffnet. In Italien waren Constitutionen nach französischem Muster errungen wurden, in Frankreich wurde bewiesen daß die Constitution nicht ausreichend sei. Siebzehn Jahre hat das sogenante „System", „der unverrückbare Gedanke" — wie die Franzosen aus Furcht vor dem Advocaten des Königs die Selbstsucht Ludwig Philipps nannten — alle politischen Größen Frankreichs abgenutzt, alle Kräfte des Landes ausgebeutet, alle Schutzmauern der Karte untergraben und in siebzehn Sitzungen der Adreßberathung hat dieses System einen Todesstoß erhalten, von dem es sich nicht wieder erholen wird. Der Kampf bot ein merkwürdiges lehrreiches Schauspiel. Auf der einen Seite der schlaueste König der Welt, der am Rand des Grabes für seine Familieninteressen kämpft, ein hochbegabter Minister der sich mit Riesenkraft an sein Portefeuille klammert, eine Stimmenmehrheit von Beamten und Begünstigten die wie Blutigel sich an den großen Geldsack des Budgets festgesaugt, — auf der andern Seite steht Alles was Frankreich an Talent, Hochherzigkeit, Unabhängigkeit, Freiheitsliebe, Ruhmbegierde, Thatendrang und Ideengluth besitzt. Diese Partei, die Opposition, war in der Kammer in der Minderzahl, aber sie hatte hinter sich die furchtbare Schaar der Journalisten und die ungeheure Mehrheit der Nation. Da zeigte sich nun sichtbar der Fehler der französischen Constitution. Diese sprach das Princip der Volkssouveränität aus und doch vermag sich die öffentliche Meinung auf gesetzlichem Wege nicht Geltung zu verschaffen, man müßte denn eine neue Revolution machen. Aber wehe dem Lande das bei jeder nothwendigen Reparatur erst das ganze Gebäude einreißen muß! — Der siebzehntägige Kampf in der Kammer ist ein doppelter: es gilt die schlimmen Intentionen der Regierung aufzudecken und die Mittel zu finden dem Mißbrauch der Gewalt auf immer ein Ziel zu setzen. Es wird gezeigt wie die Künste des unverrückbaren Gedankens, die Dynastie auf Kosten des Landes zu befestigen, das Deficit der Finanzen zu einem Abgrund gemacht, der Frankreich zu verschlingen droht. Es wird bis zur Evidenz nachgewiesen daß die Interessen der herrschenden Familie zu einer Politik getrieben, die der Nation fremd und gehässig ist. Zwei Aussprüche stellen sich mit flammender Schrift der Regierung anklagend gegenüber. „Überall wo ein Land frei wird, hatte Frankreich einen Feind verloren und einen Freund gewonnen, und doch hat sich in Italien die Regierung gegen die Bewegung gestemmt!" — „In der Schweiz kämpfte das Princip der Contrerevolution gegen die Ideen der Revolution; die Regierung von 1830 hat auf der Seite der Contrerevolution gestanden!" Diese Anklagen ruft die ganze Nation dem Wortführer der Opposition nach, aber die Mehrheit in der Kammer stimmt für den Wortlaut der unter dem Einfluß des Ministeriums verfaßten Adresse. Mit diesen Abstimmungen hat sich die Mehrheit selbst ihr Verdammungsurtheil gesprochen. Es war offenbar daß die Mehrheit der Kammer nicht mehr die Mehrheit der Nation vertrat, daß das Mi-

nisterium und ein Haufe von 220 obskuren, namen- und talentlosen Menschen ihre eigenen jämmerlichen Interessen dem Wohl des Landes gegenüberstellten, und nun begann in der Kammer ein furchtbarer Kampf der die Reihen der Majorität moralisch vernichtete und über ihre Häupter glühende Kugeln gegen das Königthum selbst schleuderte. Die Kammer war nicht mehr eine geheiligte Versammlung berathender Gesetzgeber, sondern ein erhöhter, den Augen der ganzen Nation sichtbarer Kampfplatz wo der bestehenden Verfassung in der Person der Machthaber unheilbare Wunden geschlagen wurden. In der Hitze des Kampfes ward die bisher gemäßigte Opposition immer mehr gegen die äußerste Linke gedrängt und als die Abstimmung über den letzten Paragraphen der Adresse die Theilnehmer an den Wahlreformbanketten mit den Ausdrücken „Blinde und Feinde der Verfassung" brandmarkte, wurden die bisherigen Gegner des Ministeriums wirklich zu Feinden des hinter ihm stehenden Königthums. Man sprach laut von der Tribüne daß man an die Nation appelliren und trotz des Verbotes der Regierung in Paris selbst ein Reformbankett geben und unter dem Schutz der Bevölkerung der bewaffneten Macht trotzen werde. Die erste Demonstration feindlicher Gesinnung von Seiten der Opposition ward schon am andern Tag gemacht. Fünf ihrer Mitglieder, welche das Loos für die Deputation bestimmt, die dem König die Adresse der Kammer überbringen sollten, schlossen sich aus und der König sah um seinen Thron nur eine Schaar jener einexercirten Anhänger die, wie er wohl wußte, nur durch ihre Stellung, aber nicht durch ihre Ansichten und ihr Ansehen die Nation vertraten. Mittlerweile begann in Paris und in ganz Frankreich eine furchtbare Agitation. Von vielen Städten liefen beifällige Adressen an die Opposition ein. Die Zahl der Theilnehmer an dem beabsichtigten Bankett stieg in die Tausende und aus Mangel an Raum konnte man nur an 1500 der ersten Männer Frankreichs Karten ausgeben. Hundert Deputirte und mehrere Pairs stellten sich an die Spitze. Zwanzigtausend Mann Nationalgarde in Uniform wollten die Bankettgäste in ihre Mitte nehmen, um sie gegen die Gewalt zu beschützen und ihrer Demonstration den Charakter einer Nationalmanifestation zu geben. Die große Masse des Volkes bereitete sich zu einem Schlage vor. Jetzt entfiel der Regierung der Muth; sie ließ sich mit der Opposition in Unterhandlung ein, 40 Mitglieder der Majorität verbanden sich schriftlich das Ministerium in der nächsten Sitzung zu stürzen, wenn das Bankett aufgegeben werde. Die Opposition glaubte, ihre Ehre erfordere es, nicht nachzugeben. Nun ließ sich das Ministerium in Unterhandlung mit der Bankettcommission ein; es versprach dem Bankett kein Hinderniß in den Weg zu legen, wenn die Opposition durch ihre Journale und Veranstaltungen dahin wirken wollte die Massen zu beschwichtigen und einer Emeute vorzubeugen. Die Opposition ging darauf gerne ein, da sie selbst keinen Kampf in den Straßen und nur das Recht der Versammlung begründen wollte. Die Opposition forderte in hundert Artikeln zur Ruhe auf und berichtete selbst von der ungeheuern Machtentwicklung der Regierung. Endlich kommt nach acht Tagen der Angst und Aufregung der ganzen Stadt der 22. Februar, der Tag des Banketts. Da werden plötzlich Ordonanzen des Polizeipräfects und des Kommandirenden der Nationalgarde an allen Ecken angeschlagen, welche die Abhaltung des Banketts und die Theilnahme der Nationalgarde unter Androhung bewaffneten Einschreitens verbieten. Die Opposition sieht sich betrogen, sie hat selbst die Massen beschwichtigt und ist im Augenblick bestürzt und machtlos. Sie schiebt das Bankett auf, erklärt aber daß sie die Minister in Anklage versetzen und den Kampf nicht eher beendigen werde, als bis den Rechten der Nation der Sieg gesichert ist. Das Ministerium hat offenbar va banque! gespielt; es mußte entweder eine Dictatur erringen oder unterliegen. Im letzten Falle dürfte es unter seinen Trümmern vielleicht das Julikönigthum begraben. Beides würde für Europa von unberechenbaren Folgen sein*).

*) S. unsere Chronik. Der Herausg.

Aus München, d. 24. Februar.

[Die Literatur über Lola; die Redemptoristen und Benedictiner; sicilianische Sonette von Thiersch; Zuccarini, Wangenheim; die Allemannen; die Adresse der Bürger.]

♉ Uns beschäftigt jetzt allerdings die Rechtsfrage, ob Fräulein Lola Montez die als Gräfin Landsfeld das Indigenat in Baiern erlangt hat, rechtlich des Landes verwiesen werden kann. Daß eine Stadt sie aus den Grenzen ihrer Mauern und Umgebungen verweist, das möchte nicht beanstandet werden können. Aber anders ist es jedenfalls mit der Landesverweisung. — Seit ich Ihnen schrieb, hat sich eine ganze Lolaliteratur gebildet. Nicht weniger als fünf Broschüren erschienen, die alle vom Augenblicke dictirt sind. Keine einzige erhebt sich zu einer objectiven, vom höhern Standpunkte aufgefaßten Darstellung; die eine leidet an jedem höhern Interesse, die andere ist schwülstig, wieder eine andere ist blos ein Wiederkäuen dessen was ausländische Blätter über Lola Montez brachten. Ich führe Ihnen den Titel von den erschienenen Flugschriften an. So ist die zuerst erschienene, die deshalb auch starken Absatz fand, überschrieben: „Bericht aus München über die Ereignisse des 9., 10. u. 11. Febr. 1848"; dann erschien von K. Vogt: „Lola Montez mit ihrem Anhange und Münchens Bürger und Studenten"; sodann: „Lola Montez und ihre politische Stellung in München" (wahrscheinlich von Dr. C. Riedel) und dann: „Allgemeine Studenten- und Volksbewegung in München vom 8., 9., 10., 11, u. 12. Febr. 1848" (aus den Annalen von Dr. Wolf) letztere mit einem herzzerreißenden Bildniß auf dem Titelblatt; denn Lola sieht hier gerade aus wie eine Laffarge oder Rudhardt. Und das geschieht im Lande der Kunst! Auch das lithographirte Erinnerungsblatt an die hochherzigen(!) Thaten der edlen Münchener Bürger und Studenten am 9., 10. u. 11. Febr. sucht an Schlechtigkeit seines gleichen. Noch muß ich eines Nachtrages zu Vogt's Broschüre erwähnen, der so eben die Presse verläßt und den räuberromantischen Titel führt: „das Nachtlager in Blutenburg oder Lola Montez' letztes Verweilen in Münchens Nähe. Nach dem Berichte eines beglaubigten Augenzeugen, welcher das Angegebene eidlich zu erhärten bereit ist, aufgezeichnet." Es heißt darin unter Anderm: „Nachts 11½ Uhr kam Lola Montez, verkleidet und mit ge-

puderiem Haare (um recht unkenntlich zu sein) mit dem Wirthe von Großhesselohe nach Blutenburg in's Wirthshaus, um, wie sie sagte; sich von den Allemannen (es waren gegen 11 da) zu verabschieden. Bei ihrem Eintritte fiel sie dem Allemannensenior Beisner wie eine liebende Gattin dem Gatten nach langer Trennung um den Hals und beschwor ihn mit ihr nach München zurückzukehren. Beisner aber, eingeschreckt durch das in München Geschehene und scheuend des dortigen Volkes ernsten Zorn, weigerte sich dessen. Da ward aus der liebegirrenden Taube ein grimmiges Wesen; sie schimpfte und beohrfeigte den erst so zärtlich Geküßten, warf ihm vor daß er von ihr lebte, daß sie seine Angehörigen unterbrachte, sich für ihn verwendet und ihm eine Uhr, die er in demselben Augenblicke trug und 1500 Francs gekostet habe, gegeben. Diese Vorwürfe schienen ihn außer sich zu bringen. Mit der Drohung, sich ankleiden zu wollen, stürzte er hinaus. Ihm folgte Lola Montez. Mit süßklagender Sirenstimme hörte man sie draußen ihm zureden, und endlich traten sie Beide versöhnt wieder herein: fest entschlossen, nun nach München zurückzukehren. Nun konnte nur des Wirthspächters Schäfer kräftiges Dazwischentreten sie von der beabsichtigten Rückkehr abhalten. Lola Montez drohte ihm mit der Pistole, welche sie gleich der Rosa des Räubers Rinaldini mit sich führte. Schäfer stellte ihr dringend die Gefahr für ihre Person und die Ruhe der Hauptstadt durch ihre Rückkehr vor. Vergebens! Endlich siegte die Sehnsucht nach Ruhe. Sie begab sich in Beisners Gesellschaft in das für sie nun in Bereitschaft gesetzte Schlafkabinet, woselbst Beide bis 8 Uhr früh blieben." — Es wird dann weiter erzählt, wie Schäfer in München und Nymphenburg Anzeige von ihrer Anwesenheit in Blutenburg machte und dann Polizeimannschaft und Militär die Spanierin festnahmen und nach der Eisenbahn brachten. Während des Ankleidens soll sie öfter ausgerufen haben: „Je veux maintenant la couronne!" Es war zu spät!

Der Ausweisung der Lola ist nun vor kurzem die Aufhebung der Redemptoristen in Altötting gefolgt. Diese Congregation der etwas übertünchten Söhne Loyola's (denn Jedermann weiß daß die Redemptoristen und Liguorianer nichts Anderes als Jesuiten) hat lange ihr Wesen unter dem Abel'schen Ministerium getrieben und ganz Baiern mit ihren Missionen überschwemmt. Im letzten Jahre wurde besonders unter dem Ministerium des Fortschrittes (Maurer — Zu-Rhein) ihre Wirksamkeit schon auf sehr enge Kreise beschränkt und das Ministerium Wallerstein fand ihre Anwesenheit in Baiern überhaupt für unnöthig und überflüssig. Da die Meisten das Indigenat haben, so dürfen sie im Lande bleiben, wenn sie nicht freiwillig das Land verlassen und sich im benachbarten und ihnen jedenfalls noch befreundeten Östreich ansiedeln.

Auch die hiesigen Benedictiner werden entfernt werden und wahrscheinlich nach ihrem Mutterkloster Metten zurückkehren; dagegen die Augsburger Benedictiner, bekannt wegen ihrer Freisinnigkeit in Wissenschaft und Leben, hieher berufen werden und eine von den hiesigen Studienanstalten übernehmen. Man geht auch damit um, den dritten Orden, die Bruderschaften, die bei uns wie Pilze aufschossen, aufzuheben. Aus dem Ganzen leuchtet ein daß das jetzige Ministerium dem Ultramontanismus überall die Lebensfehnen abschneidet, ihn mit Stumpf und Stiel auszurotten sucht. Görres' Lehrstuhl soll Fallmerayer, der bekannte Fragmentist, einnehmen; auch die Vorstandschaft der Akademie ist von einem Ultramontanen an den Rector Thiersch übergegangen. — Thiersch hat in der jüngsten Zeit jedenfalls Alles gethan, auch die Liebe und das Zutrauen der Studenten sich in hohem Grade zu erwerben. Mit wahrer Freude hat er den Studenten das erfreuliche Ereigniß der Aufhebung jenes Gesetzes, das die Schließung der Universität bezweckte, am schwarzen Brette angekündigt. So machte er auch in diesen Tagen bekannt daß Se. Majestät der Bildung von Studentenvereinen keineswegs abgeneigt sei und daß hundert Studenten auch ohne polizeiliche Erlaubniß (nur die Vorstände seien anzuzeigen) zu einem Vereine zusammentreten können. Es herrscht in Folge der neuesten Ereignisse reges Leben unter den Studierenden und sie sollen sich beinahe jeden Tag in der kleinen Aula zu gemeinschaftlichen Besprechungen versammeln. Weil ich gerade von Thiersch sprach, so muß ich seiner „Sicilianischen Sonette vom Jahre 1845", die in diesen Tagen in der Kaiser'schen Buchhandlung dahier erschienen, gedenken. Es sind nach Form und Inhalt vollendete, abgerundete Dichtungen die prophetisch auf die Erhebung in unsern Tagen hinweisen. Im dritten Sonette heißt es:

> Wann aber wird die stärkre Rinde brechen,
> Die um des Volkes Busen sich gelegt?
> Wann wird der Geist, der es zu Zorn erregt
> Zu ihm das Wort der Auferstehung sprechen?
>
> Es gilt die Schuld, die schreckliche, zu rächen.
> Die hier ein ganzes Land in Trümmer schlägt,
> Verzweiflung bis zur fernsten Hütte trägt
> Und Paradiese kehrt zu Jammerflachen.
>
> Der Kummer hat den edelsten Gestalten
> Sein Siegel aufgedrückt und scheut die Klagen
> Selbst im geheimsten Herzen zu entfalten,
>
> Und nicht in Stämmen nur, die hochgeschossen!
> Auch an der Bäumlein jugendliche Sprossen,
> In ihre Wurzeln ward die Art geschlagen.

Diese Wahrnehmung mag auch den Dichter veranlaßt haben, das was schon 1845 entstand, erst im Jahre 1848 der Öffentlichkeit zu übergeben. Und der Zeitpunkt ist hiezu höchst günstig gewählt.

Vor mehreren Tagen ward auch ein Dichter dahier beerdigt. Es ist der Professor der Botanik an der hiesigen Universität, Zuccarini, dessen frische Burschenlieder noch jetzt auf den Kneipen und bei Kommercen gesungen werden. Zuccarini war ein warmer Freund der Studenten und ihrer freien Entfaltung. Auf seinem Todtenbette vernahm er noch die frohe Kunde von dem für die Studenten günstigen Umschwunge der Dinge. Sein Leichenconduct war sehr zahlreich; Abends brachten ihm die Studenten auf dem Kirchhofe einen Fackelzug. Einige Wochen vorher ward auf demselben Gottesacker der Dichter des an mehreren Orten sehr günstig aufgenommenen „Strafford", Frh. v. Wangenheim, beerdigt. Von seiner Familie war in öffentlichen Blättern widerrufen daß er in Armuth und Dürftigkeit, wie ein ächter deutscher Dichter — fügte der Correspondent der Allgem. Ztg. bei — gestorben sei. Vielmehr sei ihm die sorgfältigste Pflege von den Seinigen zu Theil geworden.

König Ludwig soll auf die Ultramontanen und zum Theil auch auf das Militär sehr ungehalten sein. Sie werden

bereits einen Beweis hiervon in der officiell ausgesprochenen Verweisung des Grafen Arco-Valley vom Hofe ersehen haben. Der König glaubt, die letzten Vorfälle seien vornehmlich von den Allemannen ausgegangen. Ich glaube, man thut ihnen hiermit zu viel Ehre an.

Die Erklärung der „Allemannen" in der Deutschen Allg. Zeitung wurde dahier theils mit Lachen, theils mit Indignation aufgenommen. Die deutsche constitutionelle Zeitung hat besonderrs die letztere Seite hervorgekehrt und dargethan wie dies Inserat nur eines jener schlechten Kunststücke sei, zu denen sich jenes von der allgemeinen Meinung gerichtete Häuflein entschlossen habe, um wenigstens sich einigermaßen aufrecht erhalten zu können.

In einer Adresse unserer Bürgerschaft an den Magistrat bittet diese um eine Abänderung des Gemeindewahlgesetzes und Einführung der Öffentlichkeit der Bevollmächtigten (Stadtverordneten) bei ihren Verhandlungen. Auch ist der Wunsch ausgesprochen, es möge das Gendarmenregiment wo möglich abgeschafft werden, da erwiesen ist daß die Gendarmen bei öffentlichen Unruhen eher aufregen als besänftigen. Auch die Ansicht macht sich geltend, es möge die ganze Polizeianstalt von einer königlichen in eine städtische verwandelt werden, wie dies in den übrigen Städten des Königreichs der Fall ist.

Leipzig, d. 26. Februar.

[Einmalhunderttausend Thaler; die Macht der Vorurtheile.]

— Wer ist D. Kalisch, der Verfasser der Berliner Einmalhunderttausend Thaler? Der Mainzer Mann der Narrhalla, Ludwig Kalisch, ist aus Posen gebürtig, hat vielleicht lange genug in Preußen gelebt um den Berliner Jargon mit soviel Bummler- und Eckensteherwitzen zu handhaben als in der Posse geschieht. Allein wir trauen dem Mainzer Kalisch schärfere Pointen zu als dies Stück verräth, das loser und dürftiger ist als selbst der Vorstadtposse erlaubt sein sollte. Die Franzosen machen dergleichen Bluetten mit mehr savoir und — mit mehr Bescheidenheit; sie dehnen eine fadaise nicht auf dem Streckbett dergestalt aus daß sie einen ganzen Theaterabend in Beschlag nimmt. Wir erwähnen diese Posse aus symptomatischem Interesse, weil es in der That auffällig ist, wie gern man über das Berliner Idiom spottet und lacht, und wie gutwillig der für boshaft verschrieene Berliner Witz sich hier selbst preisgibt. Unsere gewandte, liebenswürdige Soubrette Frau Günther-Bachmann stattete das Berliner Dienstmädchen reichlich aus mit all ihrem frischen Humor. Unsere Komiker Ballmann und Berthold fangen nach gerade an rostig zu werden. Der Lachlust eines deutschen Sonntagspublikums dient die Caricatur auch wenn sie verunglückt zum willkommnen Stoff. Hieraus erkläre man sich in Hamburg und Berlin den Erfolg eines Stückes das fast nur ein improvisirtes genannt werden kann.

Zu der beinahe fanatisch steigenden Lachlust im deutschen Theaterpublikum gesellt sich seit einiger Zeit der Hang zum Scandal. Aussicht auf diesen füllt jetzt am sichersten unsre Häuser. Man eilt mit jenem Kitzel hin, dessen Gelüst mit einer gewissen Grausamkeit sich stachelt; nicht blos in der Kritik, weit mehr noch im Publikum ist die Zerstörungslust auf einen merkwürdigen Grad unter uns ausgebildet. Das Theater beginnt den Deutschen das zu sein was den Spaniern das Stiergefecht ist; nur sind bei uns die Autoren und Schauspieler die Opfer der Lustbarkeit. — Der gestrige Abend sah hier eine solche zur Tobsucht nicht übel aufgelegte Menge im dichtgefüllten Hause. Frln. Elisabeth Sangalli, als Mitglied der Bühne keineswegs ein Liebling des Publikums, im Gegentheil auf den Brettern wie von der Kritik nicht selten bis zur Ungebühr verfolgt, wagte sich mit einem Erstlingswerk ihrer dramatischen Muse heraus. Hr. Marr hatte „die Macht der Vorurtheile" zu seinem Benefiz gewählt; er selbst gab die Hauptrolle des Dramas. In der That war mit dem Stück die Macht der Vorurtheile herausgefordert, aber sie wurde zugleich gestürzt. Je mehr man auf ein Fiasco gefaßt war, desto entschiedner war die Überraschung eines starken Talentes das sich im Stücke mit dramatischer Kraft und Kühnheit, mit theatralischer Wirksamkeit geltend machte. Gleich der erste Act war für die Verfasserin ein Triumph. Dies Vorspiel der Tragödie ist in etwas jäher Hitze entworfen, aber die kühnen Annahmen sind wahr, der rasche Wechsel mit der Steigerung der Conflicte fesselt, das Feuer womit hier ein schicksalsvoller Bund mit aller Keckheit der Leidenschaft geschlossen wird, reißt hin. Der junge christliche Banquier liebt des jüdischen Wechslers Tochter, und während der Alte mit der ganzen Gewalt des alttestamentlichen Patriarchenthums, mit der ganzen Hartnäckigkeit des Christenhasses über ihr Leben verfügt, entreißt sie der Liebende rasch durch die Flucht dem Schooß der Familie. Der Fluch der Alten donnert ihnen nach, während sie nach England eilen, um ihren Bund ehelich zu schließen. Sie bleibt Jüdin, denn der Fluch der Eltern bindet sie. Dadurch fällt aber die ganze Wucht des Spottes auf eine dergestalt gemischte Ehe. Heinrich trotzt der Meinung der Welt, Sarah leidet unter dem Zwiespalt der Liebe zu Vater und Gatten.

Der Kampf beider Banquierhäuser beginnt; der jüdische Wechsler richtet den Commercienrath geschäftlich zu Grunde; er verfolgt die Tochter welche die Mutter vor Gram in's Grab gestoßen, mit dem ganzen Fanatismus seiner Leidenschaft. Da er sie nicht zwingen kann, dem Bunde zu entsagen, will er das Haus der christlichen Sippe die Sarah zur Taufe zwingen will, von Grund aus vernichten. Auf der einen Seite der Zorneifer des alten Glaubens, durch Schmerz zur Wuth gesteigert; auf der andern die kalte blasirte Vornehmigkeit die es wenig kostet, der Meinung der Welt das Heiligste zu opfern. So steht hier ein furchtbares Bild gegenseitiger Zerstörung vor uns. — Die Besorgniß, Stoff und Geist seien zu rasch für das Vorspiel verbraucht, schwindet bald im Verlauf der nächsten Akte, macht jedoch der zweiten Besorgniß Raum, es werde eine Steigerung der Conflicte nicht anders als durch die Folter der Unnatur möglich sein, das Ganze in Caricatur und Verzerrung enden. Auf dieser Spitze schwebt das Stück in mehreren Wendepunkten, nur eine entschiedene Kraft hält das Wagniß von der Klippe fern. Der Vorwurf, das Stück sei überwürzt, kann jedoch bei ruhiger Betrachtung nicht verschwiegen beiben. Wir haben hier im Wechsler Jakob einen ganz modernen tragischen Helden des Judenthums. Auf mittelalterlichem Boden hätte diese Gewalt des Christenhasses mehr Berechtigung, aber auch mehr freie mythische Haltung. Ganz nackt auf dem Boden unsrer Prosa mußten Erlebnisse ihn motiviren. Jakob, dem Dünkel, dem Vorur-

theil, der Etiquette und der Macht des Lächerlichen gegenüber, hat seinen christlichen Gegner in einem ehrlosen Liebeshandel mit einer Tochter vom Stamm Abrahams entlarvt. Jakob ist der Wohlthäter des natürlichen Sohnes den der baronisirte christliche Commercienrath verleugnet. Dies schürt die Flamme des Hasses, steigert die Spitzen der Gegensätze, schleift die Waffen im Kampf beider Häuser; aber es überschärft diese Waffen, und es bleibt übertrieben daß ein gleiches Ereigniß Vater und Sohn bestrickte, jener freilich ehrlos, dieser ehrenhaft seine Liebe zu einer Tochter des geschmähten Stammes auffaßte. An dieser Überwürzung leidet das Stück. Energie, Feuer und jener Schwung der im richtigen Moment geschickt an Mitgefühl und Menschenwürde zu appelliren weiß, halten das Wagniß des Stückes aufrecht und führen es mit Geist, aber auch nicht ohne Grausamkeit zu Ende. — Hr. Marr spielte mit dem ganzen Aufwand seiner Kräfte; ihm galt nächst der Verfasserin der Triumph des Abends. Er gab im alten Jakob das Widerspiel patriarchalischer Gutmüthigkeit, hartnäckigen Stolzes und wilder Verzweiflung in einem reich schattirten Bilde. Nicht selten riß ihn jedoch der Moment zu jener Gewaltsamkeit hin, zu der das ganze Stück neigt. — Der Erfolg täuscht uns nicht; er lag wie fast immer, so auch hier in der Stimmung des Publikums bedingt.

Aus Berlin, d. 25. Februar.

[Barmherzigkeitsbälle und wohlthätige Quadrillen zu Pferde; das Hausmittel von Puttlitz-Mansen; ein kritischer Kampf über die Kritik der Kritik.]

(✻) Die Noth- und Verzweiflungszustände in Oberschlesien haben den großen Wohlthätigkeitsgeist und Barmherzigkeitsfonds, der überall in Deutschland und ohne Unterschied der Stämme und Provinzen lebt, wieder auf eine hervorragende Weise in Thätigkeit treten lassen. In Berlin ist in kurzer Zeit außerordentlich viel gegeben worden, aber auch das gesellschaftliche Plaisir will am Ende mitten im Wohlthun sein Recht, und es zeigt sich daß die Berliner Gesellschaft darin der Pariser nichts nachgibt, welche letztere die Wohlthätigkeitsbälle erfunden und vor einigen Jahren zum Besten der Lyoner ordentliche Barmherzigkeitsbacchanale veranstaltete. So weit ist es nun in Berlin noch nicht gekommen, aber einige Bälle zum Besten der verhungernden Oberschlesier haben wir auch bereits gehabt, und jetzt studieren sich Damen der exclusiven Gesellschaft Quadrillen zu Pferde ein, die nächstens in der hiesigen Seegerschen Manège zur Unterstützung der Unglücklichen für einen Eintrittspreis von 1 Friedrichsd'or vorgeritten werden sollen. Wir zweifeln nicht daß es sehr Viele geben wird, welche sich auch an diesem berittenen Wohlthätigkeitssinn der Berliner Noblesse betheiligen werden. —

Das königliche Theater brachte in der vergangenen Woche eine kleine Neuigkeit. „Das Hausmittel" von G. zu Puttlitz, einem jungen dramatischen Dichter der uns schon unter dem Namen Gustav Mansen als Verfasser der „blauen Schleife" (einem theilweise mit feiner und schlagfertiger Charakteristik gearbeiteten Intriguenstück) mehrversprechend bekannt geworden. Dies „Hausmittel" ist jedoch eben kein Mittel zur weitern Verbreitung seines dramatischen Dichterruhms, und wir bedauern daß er dasselbe gerade dazu erwählt sich uns aus seiner bisherigen Pseudonymität zu enthüllen. Der Verfasser hat in diesem kleinen, allerdings anspruchslosen Stück gewissermaßen Schiller's berühmte Frau in Scene zu setzen gesucht, aber die überraschende Heilung welche er eintreten läßt, um eine durch Schöngeisterei, Virtuosenthum und gelehrte Manie aus ihrem häuslichen Wirkungskreis herausgebrachte Frau wieder in denselben zurückzuführen, spricht weder für seinen Geist noch für sein dramatisches Geschick. Hinsichtlich des Dramatischen fehlt es daran daß der Rückkehr aus dem Bildungsprunk zur Küche, zum Kinderwiegen und zu der ausschließlichen Hingebung an eine Null von Ehemann durch keine andren Motive und Hebel herbeigeführt wird als durch ein zufälliges Horchen, in welchem die geistreiche Frau ein Gespräch ihres Mannes mit seinem Bruder belauscht und daraus erfährt daß ihr Adolph sich bisher nicht mit ihr glücklich gefühlt hat. Den Geist des Verfassers finden wir aber darin nicht eben glänzend bethätigt daß er in dem Entschluß den die Frau sofort faßt, sich künftig nur in den Schranken des Hauses und unter dem Gesichtskreis ihres ohne Zweifel bornirten Mannes zu bewegen, ein entscheidendes Ergebniß hinsichtlich der weiblichen Bildungssphäre überhaupt herbeigeführt zu haben glaubt. Die weitere Anwendung des Hausmittels auf den Schwager, einen blasirten Weltgänger, erscheint aber nicht minder problematisch. —

In der Allgemeinen Preußischen Zeitung wurde in diesen Tagen durch spaltenlange „Eingesandt's" ein sehr seltsamer Kampf über Werth oder Unwerth der Berliner Tageskritik geführt, die allerdings in der Art, wie sie in den hiesigen Zeitungen durch die Herren Gubitz und Rötscher verwaltet wird, bereits zum Spott von ganz Deutschland geworden ist. Da kommt nun der erste Herr Eingesandt, und sucht darzuthun daß eben durch die Einwirkungen dieser philister- und cliquenhaften, der ächten Production feindselig und bornirt gegenüberstehenden Tageskritik Berlin der ungünstigste Boden für das Fortkommen der dramatischen Poesie geworden, und daß alle neueren Erscheinungen derselben, die anderswo Raum und Wirkung fänden, hier nur zu Grabe getragen oder in ihrer Bedeutung gelähmt würden. Berlin wird sogar mit einer ziemlich starken Metapher das „Sibirien für das Drama" genannt, und unsrer Bühne fehle es namentlich an einer geistigen Leitung. (Wittern Sie vielleicht so etwas wie ein Dramaturgenstellchen?) In Anführung von Beispielen ist der Herr Eingesandt denn auch nicht karg; er hängt sich aber besonders an Laube's Struensee und Werder's Columbus, von denen das erstere überall ein Repetoirestück geworden, das andere aber ein wahres Meisterwerk sei; beiden aber sei hier in keiner Weise ihr Recht geworden. Diese Anführung macht uns betroffen, wir ahnen einen diplomatisch-theatralischen Staatsstreich, wir stehen verblüfft! Hier soll entweder Laube's Struensee durch Werder's Columbus, oder Werder's Columbus durch Laube's Struensee, mit allen beiderseitigen möglichen Nachkommenschaften, Zweigen und Nebenlinien, gedeckt werden! — Aber halt! da kommt der zweite Herr Eingesandt, und sucht uns zu beweisen, daß die Sache keineswegs so schlimm stehe! Die Berliner Tageskritik möge gerade so wenig taugen und so verächtlich sein als sie wirklich ist, die Kritik habe gar keinen Einfluß auf die Leistungen und Erfolge der Bühne selbst.

über die Stücke der Herrn Gutzkow, Laube u. s. w. seien die Acten geschlossen; man wisse bereits genau, was man für die Erhebung der deutschen Bühne von ihnen zu erwarten und nicht zu erwarten habe, und vom Berliner Publikum sei in der Würdigung derselben immer der richtigste Takt bewiesen worden. Das Heil der Bühne liege durchaus anderswo. Aber wo? — Dies wird uns hoffentlich demnächst ein dritter Herr Eingesandt in der Allgemeinen Preußischen Zeitung specificiren! —

Aus Hamburg, d. 15. Februar.

[Der Kampf um Öffentlichkeit; Freytag's Waldemar, Prechtler's Adrienne, Wehl's Gräfin Colonna; Frau v. Bacheracht.]

†† Auch hier politische Aufregung, auch hier ein schroffes Gegenüberstehen der Parteien: der Senat will nichts von Reformen wissen, hält fest an dem was die uralte Sitte geschaffen, gleichviel ob es für unsere Verhältnisse noch paßt oder nicht, während unter einem großen Theil der Bürgerschaft der Geist der Neuerung vielfachen Eingang gefunden. Im „Juristenverein" findet die Opposition ihren höhern wissenschaftlichen, im Vereine der Grundeigenthümer ihren mehr praktischen Ausdruck. In beiden Vereinen erscheint als vorzüglicher Hauptführer Dr. Baumeister, Richter am Niedergericht, ein Mann dem auch seine erbittertsten Gegner vielfache juristische Kenntnisse, ungemeinen Scharfsinn und große dialektische Gewandtheit nicht abzusprechen vermögen. Seine unausgesetzten scharfen und fast nie ihr Ziel verfehlenden Angriffe haben dem Senat gewiß schon manche böse Stunde verursacht und oft hat derselbe schon bedauert daß es ihm nicht möglich gewesen denselben ganz zu dem Seinigen zu machen, und völlig in seine Mitte aufzunehmen. Dies ist nämlich auch hier das Mittel um gefährliche politische Gegner unschädlich zu machen. Man nimmt sie bei erster schicklicher Gelegenheit in den Senat selbst auf und verstärkt sich dadurch mit ihren geistigen Kräften und der Autorität ihres Namens; den Meisten schmeckt dann Ansehen und Macht so gut daß sie zu beschützen streben was sie früher angriffen. Sind doch aus den wüthendsten Liberalen oft die conservativsten Beamten geworden. Da dies Mittel hier nicht verfangen will, so sucht man die Menge einzuschüchtern, ohne jedoch auch hierin sich eines besonders günstigen Erfolges erfreuen zu können. Der Senat hat in diesen Tagen eine lange Rüge gegen die reformatorischen Bestrebungen des „Grundeigenthümervereines" in unsern Hauptzeitungen abdrucken lassen; er hat alle Bürger auf das väterlichste ermahnt, sich ja nicht solchen Umtrieben, aus denen doch kein Heil erwachsen könne, anzuschließen. Dieser Aufruf oder Warnung, wir wissen in der That nicht welcher Namen hier der passendere ist, hat in allen geselligen Kreisen, Kaffeehäusern, Bierhallen und Polkakellern Stoff zu mannigfachen Glossen und Bemerkungen gegeben. Wichtig ist derselbe, da es in der Geschichte Hamburgs das erste Beispiel ist daß der Senat sich zu solchem Zwecke der Zeitungspresse bediente. Es liegt darin eine Anerkennung der großen, bisher ignorirten oder nicht eingestandenen Macht derselben. Ein Hauptpunkt des ganzen Zwiespaltes ist jetzt die Veröffentlichung der Verhandlungen der erbgesessenen Bürgerschaft. Diese hat nämlich der „Grundeigenthümerverein" auf seine eigene Hand als Manuscript drucken und vertheilen lassen. Der Senat hat das als ungesetzliche Handlung angesehen und die Haupturheber zu ziemlich ansehnlichen Geldstrafen, die aber der Verein gemeinsam trägt, verurtheilt. Wir begreifen nicht warum der Senat dies Princip der Geheimhaltung der Verhandlungen der Bürgerschaft noch ferner zu schützen sucht, vielmehr nicht selbst für deren größtmögliche Verbreitung, an der ihm doch selbst am meisten liegen muß, zu wirken sucht! In ganz Deutschland bricht das Princip der Öffentlichkeit in allen Zweigen des Staatslebens sich immer größere Bahn, selbst die streng monarchischen Staaten haben sich demselben nicht länger zu entziehen vermocht. Die Kammerverhandlungen in ganz Europa sind öffentlich, ihre Protokolle werden wenigstens vollständig dem Druck übergeben, fast überall berathen die Stadtverordneten sich in den dem Zutritt des Publikums geöffneten Lokalen, und hier in Hamburg, einem Freistaat, will man absolut halten was doch nun und nimmermehr zu halten ist, will sich dem Strom der Zeit entgegenstellen, statt ihn mit Erfolg zu leiten. Der Senat wird diesem immer stärker werdenden Andringen der ganzen Bürgerschaft das Feld räumen und nachgeben müssen. Nun aber hat er sich nur ganz nutzlos Feinde gemacht, das Vertrauen des Volkes erschüttert und wird gezwungen thun müssen was freiwillig geschehen könnte. Eben so ist es mit der Censur für die innern Angelegenheiten die in neuerer Zeit wieder bedeutend verschärft worden ist, während sowohl der Juristen- wie Grundeigenthümerverein auf ihre völlige Aufhebung dringen. Dies Verbot kann nur schaden, denn Alles was hier die Censur nicht passiren dürfte, schickt man nur in die auswärtigen Zeitungen z. B. in die Bremer Blätter, die hier in allen Kreisen vielfach gelesen werden.

Zu den bedeutendsten Neuigkeiten des Stadttheaters gehörte in letzter Zeit Graf Waldemar von Freytag. Dies Drama hatte sich eines großen Erfolges mit vollem Recht zu erfreuen; die Aufführung war fast durchweg eine höchst gelungene. Besonders entfalteten Frln. Wilhelmi und Hr. Baison darin ihr reiches Talent auf volle Weise; wir glauben kaum daß der schwierige Charakter der „Fürstin Udaskin" richtiger und dabei ergreifender darzustellen ist, als ihn Frln. Wilhelmi gab. — Vielfachen Anklang fand auch Adrienne von Otto Prechtler. Gespannt ist man jetzt auf das neue Schauspiel von Feodor Wehl: „Gräfin Colonna oder Perlen bedeuten Thränen." — In diesen Tagen verläßt uns Frau v. Bacheracht wieder, um mit Fanny Lewald einen gemeinsamen längern Aufenthalt in Paris zu machen.

Zur Chronik der Gegenwart.

Staaten und Völker, Wissenschaft und Kunst.

✻ Frankreich steht seit der letzten Woche wieder einmal auf dem Höhepunkt des politischen Interesses von Europa, von dem es in der letzten Zeit durch den überwiegenden Antheil der öffentlichen Meinung an den schweizerischen und italienischen Angelegenheiten ohne Zweifel heruntergehalten war. Europa zittert jetzt wieder für Frankreichs Schicksal, das in den Reformbankettwirren auf dem Spiele stand, und man er-

innert sich daß in den französischen Staatsbewegungen sonst immer die Lebenspulse aller andern Völker mitangeschlagen hatten. Die Sache der Reformbanketts, insofern sie die Parlaments- und Wahlreform selbst in sich schloß, war an sich schon von der höchsten principiellen Wichtigkeit, denn sie enthielt die Entwickelung des letzten Knotens des constitutionellen Systems, das sich zum Abschluß und zur Vollendung seiner Formen auf die breiteste volksthümliche Basis der Wahlen zu stellen hat. Daß das Ministerium Guizot aus diesen Bewegungen, statt sie zu leiten und ihren richtigen Zielen entgegenzuführen, einen feindseligen und gehässigen, das alte Chaos der Revolution heraufbeschwörenden Kampf hat hervorwachsen lassen, mußte in ganz Europa einen niederschlagenden und entmuthigenden Eindruck machen. In einem Augenblick, wo in Italien die freisinnigen und volksthümlichen Constitutionen fast fertig und vollendet wie Minerva aus Jupiter's Haupt hervorgehn, mußte man in Frankreich, in einem Staate dem alle andern Völker die wichtigsten Anregungen ihrer politischen und humanen Civilisation verdanken, einen Zustand erblicken der eine immer engherziger und kleinlauter werdende Behandlung dieser modernen Völkerinstitutionen verrieth, und dadurch das ganze politische System, um das es sich hier handelte, in einen tiefen Schatten stellte. Wir sahen in den Reformbanketts einen großen, folgenschweren Wendepunkt für die neueste Staatsgeschichte Frankreichs, und vielleicht dient dieser drohende Moment vorläufig noch mehr zur Lehre als zum Unheil. Jedenfalls sind alle Phasen der Zeitpolitik an diesem Moment wesentlich betheiligt. —

— *Die Republik ist in Frankreich erklärt.* Das Königthum Louis Philipp's hat zu spät dem Geiste des Fortschritts Zugeständnisse gemacht; die Klugen sind wieder nicht klug genug gewesen — Andere für klüger zu halten. Zu spät! hieß es als Guizot endlich der allgemeinen Entrüstung geopfert wurde; zu spät! als Thiers und Odilon-Barrot den Sturm zu beschwichtigen berufen wurden; zu spät! als Adjutanten des Königs mit weißen Fahnen unter das Volk sprengten; zu spät! erscholl es sogar in der Deputirtenkammer als Louis Philipp abgedankt zu Gunsten des Grafen von Paris und die Herzogin von Orleans dort erschien die Regentschaft für sich zu fordern. Möchte dies donnernde *Zu spät!* an die Ohren der Welt dringen! — Odilon-Barrot's dynastische Rede erklang machtlos; die lange angestauete Wasserfluth des Zornes brach sich über ihr nächstes Ziel hinaus Bahn. Das nächste Ziel, Ordnung und Freiheit vereinigt und Frankreich parlamentarisch regiert zu sehen, war in der Regentschaft der Herzogin geboten: dies nächste Ziel ist übersprungen: die provisorische Regierung hat die Republik erklärt; Dupont de l'Eure (Präsident), Arrago (Marine), Lamartine (Auswärtiges), Louis Blanc, Flocon, Redacteur der Reform rc. sind Mitglieder der Regierung. Die erste Proclamation versichert der Welt Frieden, aber Schutz zugleich den — schwachen Völkern. — Wir fragen: Ist diese Republik eine Geburt des Augenblicks? Oder gibt sie Gewähr, und hat Frankreich die Kräfte, die Tugenden und den enthaltsamen festen Charakter welche zur Republik gehören?

✱ *Das neue preußische Strafgesetz*, wie es aus den gegenwärtigen Verhandlungen des *ständischen Ausschusses* in Berlin hervorgeht, wird doch in vielen Einzelnheiten geeignet sein, manche Besorgniß namentlich auf den Punkten zu erwecken, wo es sich um das *Recht der freien individuellen Äußerung* sowohl im Leben wie in der Schrift, sowohl den Behörden als den Privatpersonen gegenüber, handelt. Auf dieser Seite liegt eine der wichtigsten und entscheidendsten Lebensfragen der Gegenwart gegeben, und man hätte hier von den Mitgliedern des Ausschusses, welchen politischen Nüancen sie auch immer angehören mögen, wohl erwarten können daß sie in dieser Beziehung freiere, zeitgemäßere und weitgreifendere Einwirkungen auf das Gesetz gezeigt! Wenn man liest, aus welchem vaguen und weitbauschigen Gesichtspunkt und mit Übereinstimmung der Stände hier die Kategorie der *Verleumdungen* und *Ehrenkränkungen*, der *Beleidigungen gegen Behörden* und *Privatpersonen* gefaßt worden, so kann man sich in der That der Angst nicht erwehren daß es mit der Freiheit der schriftlichen und mündlichen Äußerung zu Ende sei, und daß, was die *Presse* anbetrifft, eine Anwendung dieses Strafgesetzes auf dieselbe ihr weit gefährlicher und verderblicher sein müsse als bisher jede *Censur*. Denn wie leicht würde bei jedem Ausspruch über eine Handlung oder Persönlichkeit, der nicht geradezu lobend und beipflichtend ist, ein Strafmaß von mehreren Monaten Festung für den Urheber erzielt werden können! Dies muß von neuem und auf das dringendste den Gedanken anregen daß, wenn wir wirklich in Deutschland *Preßfreiheit* erhalten sollten (und eine *partielle Preßfreiheit* steht uns jedenfalls von Bundeswegen nächstens bevor!) mit dieser Gabe zugleich ein *Preßstrafgesetz* verbunden sein möchte, welches vornehmlich die Kategorie der Beleidigungen und Ehrenkränkungen aus einem freien und weiteren Gesichtspunkte faßte als dies in den gewöhnlichen Kriminalgesetzen geschehen. Es ist hier überhaupt nicht abzusehen, wie man bei einer Repressivgesetzgebung hinsichtlichlich der literarischen Äußerungen ohne das Institut des *Geschwornengerichts* fortkommen wolle, wenn nicht der neue Zustand für die Presse noch schlimmer und drückender werden soll als der alte. Das Geschwornengericht ist die andere und nothwendig ergänzende Seite der Preßfreiheit, und es wird sich zeigen daß die eine ohne das andere ein ungemein gefährliches Geschenk ist! — Der ständische Ausschuß hat in Berlin in der letzten Zeit, wie es scheint, sehr angenehm gelebt; an Einladungen bei Hofe, an Bällen, Diners und Festlichkeiten jeder Art hat es ihm nicht gefehlt, und wenn man sieht, wie in seinen Verhandlungen und Abstimmungen die Regierung überwiegend die Stimmenmehrheit findet, so darf man an einem harmonischen und liebsamen Verhältniß nach allen Seiten hin wohl nicht zweifeln! Es fragt sich aber, was für ein Gesetz bei diesem Verhältniß für die Nation zu Stande gekommen sein wird? Wird der berühmte Ausspruch eines der ersten preußischen Rechtsgelehrten, *Koch*, auch künftig noch passen müssen, der in einer seiner Schriften ausrief: „Wenn ich vor Gericht angeklagt würde, und fühlte mich *unschuldig*, so würde ich, um mich zu retten, unter allen Umständen die *Flucht* zu ergreifen suchen!" —

— Charakteristisch für den Volksaufstand in *Palermo*, bezeichend zugleich für den Geist der Humanität des Jahrhunderts ist *Ruggiero Settimo's* Aufruf an das Volk. Im Augenblick wo der greise Führer, ehedem Contreadmiral

der Flotte, Sturm auf das Schloß befehligt, mahnt er zugleich an Menschlichkeit. „Meine Söhne, heißt es im Aufruf, mit Anbruch des Abends muß der Pallast genommen sein. Ich werde an Eurer Spitze stehen, wenn Ihr's wollt, bei diesem letzten Werke, aber wenn wir drinnen sind, lasset, bitte ich Euch, schweigen den herben Schmerz Eurer Verwundeten, vergesset den Todeskampf Eurer sterbenden Waffengefährten, sehet in den Soldaten nicht die Mörder unbewaffneter Mönche, nicht die Schänder wehrloser Frauen. Hineingedrungen, dürft Ihr keine andern Waffen herschaffen als Brot für die Hungernden und Eingeschlossenen, Becher mit reinem Wasser für die Dürstenden, Binden für die Verwundeten, Bahren und ehrenvolles Begräbniß für die Leichname. Kein Tropfen werde vergossen von diesem kostbaren Blut, Eurem Blut, italienischem Blut! Und vor allem achtet die Frauen; laßt sie nicht sein jammernde Wittwen und verwaiste Jungfraun, laßt sie empfohlen sein die Einen Euren Müttern, die Andern Euren Schwestern, und Aller Ehre sei in den Gewahrsam gegeben der Nationaltreue. Die Soldaten die mit Kartätschen Viele von Euch vernichteten, verdienen mehr Eure Achtung als Eure Rache. Bedenket wie sie gewesen wären, welche Beispiele von Tapferkeit sie Euch gegeben haben würden, hätte das Geschick gewollt daß sie Eure Sache, die des Vaterlandes, der Menschheit, vertheidigten! Kein Groll bleibe zurück! Betrachtet diese Mauern nicht mit Abscheu, sondern mit Liebe, nur als ein Hinderniß das Euch lange Zeit abhielt Eure Brüder zu umarmen. O ich bitte Euch drum flehentlich, und die Reinheit Eures Ruhmes sei der einzige Lohn für mein Greisenalter. Fallet anbetend nieder! Priester Gottes, segnet unsre Banner! Zu den Waffen! Zu den Waffen! Sterben ohne Schmach, leben ohne Reue! Zu den Waffen!"

— In N. 8 der Europa (s. die Chronik) war die Rede von Östreichs Anleihe bei Rußland. Es ging gleich darauf das Gerücht, Rußland habe dafür Bedingungen gestellt die Östreich nicht eingehen möge. (Vielleicht bedauert man jetzt das gescheiterte Heirathsproject.) Ohne Anleihe aber scheint Östreich die ungeheure Truppenmacht in Italien nicht länger halten zu können. Wird man darin den Grund suchen, den Völkern Zugeständnisse zu machen? — Vor der Hand heißt es, die kaiserliche Familie habe in Anbetracht der gegenwärtigen Unruhen dem Finanzminister 100 Mill. Fl. zur Verfügung gestellt. Radetzki soll jedoch bereits Mailand verlassen haben, in der Stadt eine provisorische Regierung eingesetzt sein.

— Der alte Arndt (Bonn, d. 18. des Hornungs) wehrt sich einige giftig stechende dänische Bremsen vom Leibe die ihn seit einiger Zeit in englischen und französischen Blättern umschwirren. Er spricht (Allg. Zeitung N. 57.) ein kräftig Wort von „danisirender Hinterlist." Er sagt: „Ihr Dänen seid durch Eure Eitelkeit von einem kleinlichen, jämmerlichen Zorn geblendet, habt jeden klaren Blick in die Zeit und in die Zukunft verloren. — Wir wissen so gut als Ihr daß Rußland, England und Frankreich Deutschland und am wenigsten Preußen in Deutschland nicht stark und einig werden lassen wollen. — Deutsche und Dänen sollten als Blutsverwandte friedfertig mit einander leben: aber Ihr habt einen Hader erweckt, Ihr habt Euch eines Übermuthes erkühnt der eine tiefe Kluft und Scheidung zwischen uns gerissen hat. — Sollten List und Gewalt auf dem betretnen Wege weiter fortschreiten wollen, solltet Ihr noch meinen unser herrliches Transalbingien verdänen zu können, vernehmet: den Deutschen wird kein Tropfen Blut ihrer Kinder zu theuer sein, in Deutschland und an Deutschland zu schützen und zu retten was deutsch ist und deutsch sein und bleiben will."

— Der Dresdener Postcongreß hat sich vertagt. Als das bedeutendste Ergebniß seiner Arbeiten nennt man die Annahme gleichen Maßes, gleichen Gewichtes und gleicher Münzwährung für das gesammte Postvereinsgebiet. Das kommt freilich nicht dem Publikum, sondern nur den Postbeamten zur Vereinfachung ihrer Rechnungen zu gute. Zugleich ist man jedoch der Meinung daß dies der Anfang zu einer kräftigen Münzreform in Deutschland sei.

— Die Auspeitschung einer Hannoveranerin in Bukarest erinnert die Hannoveraner daran unter welchem mächtigen Schutz im Auslande sie standen solange sie brittisch waren, wie sie jetzt, seitdem Hannover selbständig ist, aller Vertretung ihrer Rechte draußen entbehren. Immer mehr thut es noth daß der deutsche Bund, der bis jetzt blos Gesandte fremder Mächte in Frankfurt aufnimmt, auch Bevollmächtigte im Auslande hält. Bassermann, Welcker, Itzstein in Karlsruhe redeten in diesem Sinne.

— In der badischen Kammer stellte Bassermann die Forderung, die deutschen Ständekammern beim deutschen Bunde vertreten zu sehen. Der greise Itzstein erhob sich und sprach: Es herrsche in ganz Deutschland nur Eine Stimme daß der Bund mehr werden müsse als ein bloßer Bund der Fürsten und Höfe. Nach den Befreiungskämpfen habe die Versammlung der Bevollmächtigten die Deutschlands Gestaltung zu berathen gehabt, ihre Sendung nicht erfüllt. „Viele Jahre sind seitdem verflossen, und was ist für Deutschland, für das Herz Europa's, für ein treues, redliches, gebildetes Volk geschehen? Welche Stellung nach Außen nimmt Deutschland ein? Hat man dem Volke die feierlichen Verheißungen erfüllt? Deutschland wird von den großen Mächten nicht geachtet, weil man ein Volk, dem die Kraft der Einheit fehlt, nicht als Nation anerkennt. — Eine Umgestaltung des Bundes ist nöthig; das Bürgerthum muß beim Bundestag vertreten werden." (S. sämmtl. badischen Blätter.)

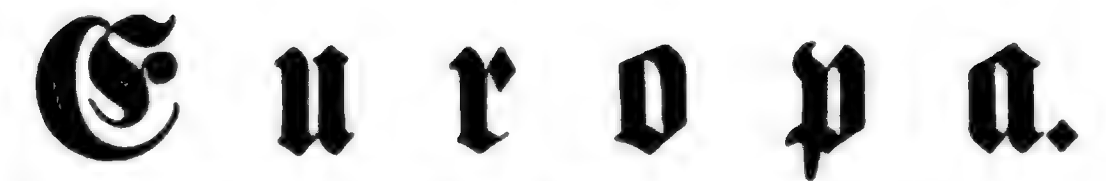
— Alexander Rost in Weimar, Verf. des Landgrafen Friedrich mit der gebissenen Wange, hat ein neues Schauspiel: der Kaufmann von Athen (spielt in Athen und Leipzig) geschrieben.

Der kürzlich im dreißigsten Lebensjahre verstorbene Dichter des Strafford, Paul v. Wangenheim, lieferte noch für Kücken einen Operntext: Erlkönig.

Eine Oper von Friedrich Kittl, Director des Prager Conservatoriums und Componisten der Jagdsymphonie: die Franzosen vor Nizza (Text nach Koenig's hoher Braut) ist mit großem Erfolge in Prag aufgeführt.

Charlotte Birch-Pfeiffer hat einen Münchhausen fertig.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.



Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

F. Gustav Kühne.

1848. 11. März. | Inhalt: Aus Fr. Hebbel's Tagebuch. 1. Ein Sonntagsspaziergang in Paris. 2 Lord Byron. — Einem Recensenten Freiligrath's. Von Scherer. — Die Februartage in Paris. — Aus Wien (drei Berichte), Preßburg (zwei Berichte), München und Berlin. — Zur Chronik: Die Regierungsmänner der Republik; Lamartine; Blanc; Preußen und die Republik; Östreich und Ungarn. | № 11.

Blätter aus meinem Tagebuch.

Von **Friedrich Hebbel.**

Paris, d. 20. November 1843.

1.

Ein Sonntagsspaziergang in Paris.

Gestern, Sonntags, war ein sehr schöner Tag, das Wetter war mild und die Herbstsonne vergoldete Paris wie ein Juwel mit röthlichen Strahlen. Ich ging um zwei Uhr aus und machte den schönsten Spaziergang den man hier machen kann; ich durchwanderte die Boulevards ihrer ganzen Länge nach bis zur Madeleine, ging dann von der Madeleine gerade aus bis auf den Place de la Concorde und wandte mich nun rechts gegen die Champs elysées die ich bis an den Arc de Triomphe, also bis an die Barrière, durchschnitt. Einen breiteren Strom des Lebens in einer glänzenderen Fassung kann man wohl auf der Erde nicht fluthen sehen als auf diesem Spaziergang, wie man ihn hier übersieht. Welche Gebäude, welche Straßen, welche Plätze, und an diesem Tage, der noch wie ein letztes köstliches Geschenk vom Himmel fiel, welche Massen von Menschen, Spaziergängern und Equipagen, die sich durch einander drängten um ihn zu genießen! Zuerst die Madeleine. Sie schließt an diesem Ende der Stadt die Boulevards, ist aber nicht dieser, sondern dem Place de la Concorde en face zugekehrt, und correspondirt mit der Chambre des Deputés, welche sich an der entgegengesetzten Seite demselben Platz in gleicher Entfernung gegenüber befindet. Sie ist, wie man mir sagt, nach dem Tempel der Diana in Ephesus, aber in erweiterten Formen, errichtet und war von Napoleon nicht für einen kirchlichen Zweck bestimmt, ist auch allerdings, heiter und hell, wie sie vor uns steht und uns die Augen klar macht, nicht geeignet, uns darauf vorzubereiten daß sie uns in ihrem Innern durch Rauch- und Kerzendunst gleich wieder getrübt und umnebelt werden sollen. Ich rathe Jedem, nicht einzutreten, wenigstens nicht an einem Sonntag, wenn drinnen geklingelt und genäselt wird. In der Woche geht es eher, da nimmt man die wenigen alten Weiber die in den Betstuhlen hocken, für umgefallene Fliegen, man denkt sich die Heiligenbilder für die sich ja wohl anderwärts nackte Wände fänden, weg und betrachtet nichts als das Deckengemälde über dem Altar, wo man Napoleon und Henri Quatre einträchtiglich mit und neben einander apotheosirt sieht, was an dieser Stätte eine ganz absonderliche Wirkung thut. Von außen kann man dies Gebäude das eine ernste Anmuth charakterisirt, wie sie gesättigten Formen die aus dem Schönen dem Erhabenen entgegenschwellen, eigen ist, gar nicht genug anschauen. Vor Allem herrlich ist das Portal mit seiner Säulenhalle, die schlank und leicht um den ganzen Tempel herum springt. Nur mit Mühe wendet man der Madeleine den Rücken, ist es aber einmal geschehen, so schreitet man entschieden vorwärts, um auf den Place de la Concorde zu gelangen, obgleich die schöne breite Rue Royale es keineswegs verdient daß man ihr so wenig Aufmerksamkeit schenkt. Der Place de la Concorde wird schwerlich von irgend einem andern in der Welt überboten, man mag ihn bei Tage betreten oder am Abend, wo die Reverbèren ihn feen-

haft beleuchten. In der Mitte, zwischen zwei springenden Fontänen erhebt sich der berühmte Obelisk und gibt Jedem der vor ihm stehen bleibt, seine krausen Räthsel auf, Räthsel die seit Jahrtausenden die Gelehrsamkeit äfften und die doch gewiß nichts Anderes besagen als wann Pharao der Dreißigste Pharao dem Einunddreißigsten den goldenen Cirkel hinterlassen, und höchstens noch welche Träume dieser oder jener Priester bei einer solchen Gelegenheit über Gott und Welt gesponnen hat. Dennoch gelingt es, außer den Leuten die Blousen tragen, nur Wenigen, an dem starren Stein der so trocken herausfordernd in den Himmel hineinragt, schnell vorbeizukommen; es ist als ob ein uralter Zauber in ihm wirksam wäre, der die Füße der Vorübergehenden fesselt und ihre Blicke zwingt, auf diesen Vögeln mit den spitzen Schnäbeln die Einem das Gehirn flockenweis aus dem Kopf zerren, und auf dem Herentanz der übrigen Schnörkel und Figuren zu verweilen. Man wird verirt von der ältesten Vergangenheit, von Menschen die nicht einmal als Staub mehr vorhanden sind, oder die der Apotheker unzenweise als Mumien verhökert, und von denen man in der letzten Krankheit selbst ein Atömchen verschluckt haben kann. Die Sonne sieht freundlich zu und sagt, wenn man zuletzt kopfschüttelnd und ohne Gewinn davon eilt: Laß Dich's nicht verdrießen, es geht mir wie Dir; meine glühendsten Strahlen buhlen seit tausend Jahren mit diesem steinernen Joseph, aber sie haben ihm noch nie den kleinsten Grashalm entlockt, er ist eben so keusch als verschwiegen. Von dem Obelisken aus sieht man auf die Deputirtenkammer. Es ist ein einfach stolzes Gebäude, ganz wie ein Heiligthum des Volks beschaffen sein muß, das so wenig prunken als sich verkriechen soll. Am Eingang sind, wie ich aus der Ferne bemerkt, kolossale Statuen aufgestellt. Hoffentlich sind es Männer der Geschichte, nicht die Damen Gerechtigkeit, Weisheit u. s. w. in ihrem vermaledeiten allegorischen Aufputz, über die ich, da ich sie in der Welt so oft vergebens suche, in der Kunst nicht alle Tage stolpern mag. Links vom Obelisk zieht sich der Jardin des Tuileries hin und hinter diesem der Tuilerienpalast selbst, der sich viel besser von der Rückseite ausnimmt, als von vorn. Rechts dehnen sich die Champs elysées aus, die der Arc de Triomphe schließt. Rund herum um den Place de la Concorde der ein großes Rondel bildet, sind die Festungen Frankreichs personificirt aufgestellt, trotzige, gewaltige Jungfrauen, wie aus dem Nibelungenkreis herausgeschritten, auch eine zornglühende Brunhild darunter, die keinen andern Gedanken mehr hat als den daß sie überwältigt worden ist; zuerst Lille, dann Straßburg, Lyon mit dem Merkuriusstab, Marseille mit dem Anker, Bordeaux mit dem Thyrsus u. s. w. Ich sah sie alle gern, sogar Straßburg, denn wenn dies Mädchen aus der Fremde einmal zu uns zurückkommt: was wird es nicht Alles gelernt haben, welch eine Gouvernante für die daheim gebliebenen Schwestern wird es abgeben! Hat man den Place de la Concorde umwandert, so mischt man sich als Tropfen zum Strom, und wendet sich rechts die Champs elysées hinunter. Die Pariser gehen immer gern spazieren, um wieviel mehr an einem Sonntag der vielleicht der letzte schöne des Jahres ist und schon einen beschneiten Vorgänger hatte. In diesem Gewühl von Menschen war gewiß nicht blos das Geschlecht, die Bildungsstufe und der Stand repräsentirt, sondern jede Species bis zur individuellsten herab. Es gab keine bessere Gelegenheit physiognomische Studien zu machen und die Lücken in meiner Kenntniß des Volkes auszustopfen; aber es fehlte an Ruhe, in einer Bibliothek von hunderttausend Bänden kommt man nicht leicht dazu, sich in ein einzelnes Buch zu vertiefen. Ich ließ mich vom Wellenschlag mitfortschieben und bückte mich nur hin und wieder nach einer Muschel oder einem bunten Stein. So verwunderte mich die Neigung vieler Leute, sich wägen zu lassen, als ob sie erfahren wollten, ob der Magen auch seine Schuldigkeit thäte. Auch ergötzte mich ein Wagenfabrikant der auf einem kleinen, durch eine Maschine in Bewegung gesetzten Pferde fortwährend, als ob er eine lebendig gewordene Schraube wäre, um sein Haus fuhr, anscheinend zu seinem harmlosen Privatvergnügen, eigentlich aber um die Vorübergehenden zu ködern. Nicht weniger eine Mutter die ihre Kinder so über alles Maß auffallend herausgeputzt hatte, daß sie sogar hier Aufsehen damit erregte, was übrigens ihr Wunsch gewesen zu sein schien, da sie sich sichtlich darüber freute. — Bis zum Arc de Triomphe ist es eine sehr beträchtliche Strecke, man wird aber für die Anstrengung, sie ganz zurückzulegen, belohnt, denn dieser Triumphbogen ist ohne Zweifel das imposanteste Siegeszeichen das sich seit Jahrhunderten ein Held errichtet hat, er ist des Mannes würdig dessen Ruhm er verkünden soll, und das ist in wenig Worten viel gesagt. Die Darstellungen der Kriegsfurie, sowie Napoleons, wie er das Schwert zieht, mögen künstlerisch wenig bedeuten, sprechen aber faßlich und mächtig aus was sie aussprechen sollen, und lassen keine Nebenfragen aufkommen; eben so die Reliefs, die sie oben und unten umkränzen. Der ganze

Bau besteht aus zwei grandiosen Bogen die man kreuzweise durchschreiten kann und die oben in der Façade zusammenlaufen; an den innern Wänden liest man die Namen der berühmtesten Schlachthelden und Generale Napoleons, an den äußern sind in erhobener und halberhobener Arbeit die allegorischen Darstellungen angebracht, deren ich schon erwähnte, weil sie dem Beschauer auf diesem großen steinernen Würfel zuerst in's Auge fallen. Übrigens wird sich ein Deutscher begnügen, dies bis zur Überwältigung bedeutende Monument kriegerischer Größe stillschweigend zu bewundern, wie denn überhaupt einem Jeden von uns zu rathen ist, bei dem Franzosen mit dem Handkuß sparsam zu sein, weil sich sehr oft bedenkliche Ansprüche auf einen noch ganz andern Kuß an einen Handkuß zu knüpfen pflegen. Die Durchfuhr durch den Arc de Triomphe ist mit eisernen Ketten versperrt, sie steht nur dem König frei, und daß er sich dieses Regals bedient, sollte ich mit eigenen Augen sehen. Als ich nämlich langsam zurückwandernd dem Place de la Concorde schon wieder ziemlich nahe war, erblickte ich auf einmal, von Musketieren umgeben, mehrere Hofequipagen, die mit einer so rasenden Eile dahin rollten als ob noch vor Abend die Reise um die Welt zu vollenden sei. Ich dachte gleich an Louis Philipp, denn ich hatte über die Manier seines Fahrens schon viel gehört, und ich irrte mich nicht. Ein Herr den ich fragte, deutete auf die begleitenden Soldaten und sagte sardonisch: Wer könnte es sein als der Besitzer des Julithrons! — Ich trat nun hart an den Weg und verfolgte die Equipagen mit meinen Blicken. Da sah ich denn daß die Ketten des Triumphbogens wirklich gehorsam fielen. Es war ein sonderbarer Anblick, diesen König von heute so keck unter so viel Helden der Schlacht hindurchjagen zu sehen. Mir war als sähe ich dem Ruhm Gewalt anthun.

Neapel, d. 4. August 1845.

2.

Lord Byron.

Ich lese jetzt, in den heißen Mittagsstunden, wieder die Sachen von Byron. Seine erstaunliche Productivität hat mir in der Erinnerung immer viel Respect eingeflößt, aber ich finde jetzt daß sie mit der Scottischen einen und denselben Grund hat. Sie beruht offenbar auf einer gewissen Einförmigkeit, um nicht zu sagen Armuth, der Grundideen. Der Dichter that nicht, wie es die größten aller Zeiten gethan haben, mit jeder Production eine Lebens- und Bildungsstufe ab, um dann eine höhere zu erklimmen und diese ebenfalls auszusprechen, sondern er blieb bis zum Don Juan so ziemlich auf der nämlichen stehen, und sein Produciren besteht in dem etwas unfruchtbaren Geschäft, dieser einen immer neuen Ausdruck zu geben. Er stellte im Childe Harold, dessen beschreibende Seite wie alle Beschreibung im höheren Sinn gar nicht in Betracht kommt, einen Menschen dar der durch Sünde zum Trotz, durch Trotz zur Beharrlichkeit, aber nicht zum Frieden gelangt ist, und sich, ohne innerlich etwas abzumachen, nach außen hin zu behaupten sucht. Dieser Charakter kehrt beständig wieder und erscheint nicht einmal vertieft oder gesteigert, wenn man den Cain und den Manfred ausnimmt, in welchen aus Gründen der Form, der beide angehören, die tiefere Motivirung und die schärfere Entwickelung der Consequenzen versucht und zum Theil auch vollbracht wird. So Lara, der Corsar u. s. w. Mitunter erzählt Byron auch blos Geschichten und thut in Versen was der gewöhnliche Romanschreiber in Prosa thut, indem er uns Seltsamkeiten und Abenteuerlichkeiten ohne Hintergrund vorführt. Dahin rechne ich Mazeppa, Parisiana, &c. die mir durchaus trivial erschienen. Im Drama kann man nicht einseitig sein, es ist der charakteristische Vorzug dieser höchsten Form der Kunst, daß sich das Individuum nicht in ihr, wie in den anderen, austoben kann, ohne sie zu vernichten, d. h. zum dialogisirten Monolog den der Dichter auf Bauchrednermanier mit sich selbst hält, herabzusetzen. Das Drama riß Byron daher aus seiner Selbstgefälligkeit heraus, wenigstens in so weit als er sich gezwungen sah, den großen Gegensatz, dem er das Individuum bisher mit verschränkten Armen gegenübergestellt hatte, in's Auge zu fassen und zu skizziren. Hierbei benahm er sich nun freilich sonderbar genug. Im Cain stellte er dem trotzigen Individuum einen Gott gegenüber, der diesem Individuum auf ein Haar gleicht und nur die Macht vor ihm voraus hat. Die Macht macht den Gott, die Ohnmacht den Menschen und auch den Teufel, und Beide kennen keinen andern Schmerz als den der Sklaven, es dem Herrn nicht heimgeben zu können, während sie dem Herrn auch keinen anderen Genuß zuschreiben als den: tyrannisiren zu dürfen, den einzigen dessen sie selbst fähig wären. Im Manfred that er allerdings einen Schritt vorwärts und veranschaulichte mit der von ihm zu erwartenden Energie die innerste Natur des Geistes, seine unbedingte Freiheit und den Übergang den er von der Sünde zu einem sittlichen Zustand nehmen

kann, der denjenigen in dem er der Sünde verfiel, unendlich übertrifft; aber es geschah nicht durch die rechten Mittel, es geschah, statt durch einen Lebensproceß, durch einen speculativen, der sich nur dürftig auf einen solchen zurückbezieht; das Werk ist ein glänzenderes Zeugniß für seine Intelligenz als für sein Darstellungsvermögen. Im Marino Faliero und den beiden Foscari, so wie im Werner, tritt das Schicksal auf wie im Cain der Gott. Es vernichtet und zerstört, aber es schmiedet sein Schwert nachher nicht zur Pflugschaar um, es schneidet, wie es im Drama geschehen soll, die Hälse ab die zu anmaßend hervorragen, aber es ist viel zu vornehm, um uns über das Warum und Wozu zu belehren und uns trotz unseres Schauders unsere Zustimmung abzudringen. Keine Spur von jener großen Versöhnung die in der Nothwendigkeit liegt, wenn der Poet nur die rohe äußere in die innere aufzulösen und in dem sterblichen Menschen den unsterblichen Geist zum Sprechen zu bringen weiß. Sardanapal macht einen minder verletzenden Eindruck, aus dem einfachen Grunde, weil er lyrischer gehalten und der Conflict weniger scharf ausgesprochen ist. Dagegen mußte ein Individuum, wie das Byronsche, das sich selbst in unerheuchelter Naivetät als ein einmal gegebenes hinnahm, im subjectiven Epos, dem einzigen noch möglichen, Außerordentliches leisten, und das ist im Don Juan geschehen. Denn es ist ein Anderes, ob sich dieses Individuum den höchsten Mächten, oder ob es sich dem gemeinen Weltlauf entgegenstemmt und ihm sein Bild vorhält. Diesem gegenüber hat es in seiner Kraft und Consequenz eine unantastbare Berechtigung, und da es eben sowohl mit ihm zusammenhängt, als es sich wieder hoch über ihn erhebt, so sind in ihm alle Bedingungen einer vollendeten Darstellung desselben vorhanden. Der Don Juan ist daher als das höchste Resultat des Byronschen Geistes zu betrachten und er gehört sicher zu denjenigen Werken der modernen Literatur, die noch Jahrhunderte lang im Preise steigen werden, während manche andere die man jetzt vielleicht über ihn stellt, früher als man denkt im Strom der Zeit versinken mögen. — So weit mein Tagebuch über Byron. Jetzt noch zur Verständigung und Verwahrung ein Nachtrag. Ein Tagebuch schreibt man zunächst für sich selbst und läßt daher die Principien, aus denen die einzelnen Bemerkungen und Behauptungen hervorgehen, unentwickelt. Da die meinigen bekannt sind und ein Jeder dem daran liegt, sich darüber an mehr als einem Ort unterrichten kann, so brauche ich sie hier trotzdem nicht zu erörtern. Ich will jedoch daran erinnern daß es einen Standpunkt gibt, auf dem die Betrachtungsweise sich geradezu umkehrt und Alles was ich als Fehler rügte, als Vorzug erscheint, Alles was ich als Vorzug hervorhob, als Fehler. Es ist dies der Standpunkt der trivialen Naivetät, wo man sich gehen läßt und Wunder was zu thun glaubt, indem man es thut, weil man durchaus vom Höheren nichts weiß. Es ist dies der Standpunkt auf dem der Floh, wenn er sich einmal in Speculationen ergeht, den Menschen als die ihm von der Natur angewiesene Nahrungsquelle definirt und ihre Weisheit preiset, weil er es nicht ahnt daß in dem Kopf auf dem er herumhüpft, zuweilen auch Napoleonsche und Homerische Iliaden ersonnen werden. Es ist dies der Standpunkt auf dem die sogenannten dramatischen Dichter die unter anderer Protection als der der Muse stehen, ihre Marionetten Jahr aus Jahr ein an- und ausziehen, mit neuen Flittern aufputzen und sich wohl gar noch freuen daß sie nicht mit Ideen behaftet sind weil sie diese für Blattern halten. Es ist dies der Standpunkt auf dem die langweiligsten epischen Dichtereien gedeihen und die Verfasser derselben, falls die Kritik sich mit ihnen etwas zu schaffen machen wollte, die Antikritik sogleich nicht blos bei der Hand hätten, sondern sogar in der Hand, in dem Brillantring am Finger nämlich, den sie, wenn auch nicht für ihr Werk, so doch für die submisse Überreichung desselben von irgend einem Potentaten erhielten. Es ist dies mit einem Wort der Standpunkt der bornirten Bildermalerei, auf dem man die poetische Idee, den lebengehaltigen Absenker der Zeit, der im Dichter ausschlägt und Früchte trägt, mit der verrufenen afterphilosophischen Abstraction gleiches Namens verwechselt, und sich einbildet, es sei einerlei, ob man Eva's ersten Schnupfen besingen, oder ihres letzten Sohnes letzten Seufzer, da ja in jedem Fall ein Gedichtchen entstehe.

Einem Recensenten Freiligrath's.

„Laß ab vom Sang der wilden Lieder,
Die gierig heiß nach Freiheit schrei'n;
Kehr' mit der „alten Leier“ wieder,
Der harmlos frohen, bei uns ein!
Sing' von des Wüstenkönigs Mähne,
Vom Tiger, Papagei und Gnu;
Von der Giraffe, der Hyäne,
Vom Hottentotten der Karou!

Bring' das Kameel mit seinen Affen,
Und Negersklaven von Darfur;
Sing' von des Scheikes Roß und Waffen,
Und von des Sultans seidner Schnur!
Laß Deine bunten Geisterschaaren,
Die aus der Wüste auferstehn,
Allnächtlich wild gen Mekka fahren,
Bis sie im Morgenwind verwehn!

Dann ruh' an der Oase Quelle
Beschattet von der Palme Pracht,
Und hüll' uns in die Dämmerhelle
Von tausend und von einer Nacht!
Laß wirbelnd tanzen Deine Mohren
Und Straußenfedern nicken d'rein,
Und wieg', berückend Aug' und Ohren,
In Schlummer meine Kinder ein!

Du hast bisher Dich „brav“ gehalten,
Und — weißt Du! — ich erkannt' es auch.
Wie blieb da Alles hübsch bei'm Alten! —
Doch warum änderst Du den Brauch?
Was schreit mir jetzt Dein böser Wille
Die Bälge wach aus Schlaf und Traum?
Wie ich die Schreier wieder stille,
Ich, armer Vater, weiß es kaum!“ —

So rufst dem Sänger Du voll Sorgen.
Der aber treibt kein freches Spiel
Mit seinem Volk; sagt: „Guten Morgen!“
Und schreitet traurig in's Exil,
Da Viele schon vorangegangen.
Dich hält er keiner Antwort werth!
Statt seiner magst Du sie empfangen
Von mir jetzt, wenn auch unbegehrt!

Zwar hat der Dichter einst besungen
Die Welt jenseit des Ocean;
Doch ist ihm auch das Wort erklungen:
„Schließ fest an's Vaterland Dich an!“
Und wie er dann begann zu schauen
In seine Näh', da, Wunder, sieh!
Fand er auch in den deutschen Gauen
Die prächtigste — Menagerie. — —

D'rauf sang er wieder unverdrossen
Von — Rübezahl und Lorelei,
Vom Mäusethurm, von Zöpfen, Rossen,
Von weißer Frau und süßem Brei;
Dann von der Sitte alter Schotten,
Vom Fensterkreuz, vom Freiheitsbaum,
Vom Wisperwind, ja! deutsche Flotten
Sah er sogar im schönen — Traum.

Doch nicht den Alten nur, den Jungen
Auch bracht' er Freuden in das Haus:
Wie kindlich hat er nicht gesungen
Das Märlein vom Sanct Nikolaus! — —
Und der nur treu sein ganzes Leben
Und Lieben seinem Volk geweiht,
Sieht sich verlassen, preisgegeben
Der Fremde und der Dürftigkeit! — .

Wohl geht der Dichter mit dem Volke,
Wie mit den Sternen zieht der Mond;
Doch auch als wetterschwang're Wolke
Steht er am finstern Horizont,
Und schleudert seines Zornes Blitze
In die verpestet schwühle Luft,
Daß wieder nach des Tages Hitze
Erquickung weht und Blüthenduft.

Dann träufelt mild sein Liederregen
Herab auf die versengte Flur;
Und eitel Reichthum, eitel Segen
Entkeimt der üppigen Natur.
Das ist ein Blü'hn, ein lustig Sprossen!
Gesang erklingt in Waldes-Lust,
Und Liebe hat sich neu ergossen
Und Frieden in der Menschen Brust.

Daß solch' ein Völkermorgen tage
Auch unserm Vaterland; daß kein
Tyrann es mehr zu knechten wage —
Herr Gott vom Himmel sieh darein!
Ja, laß zur vollen Blüthe reifen
Der deutschen Knospe zarten Keim;
Und führ' auch, die jetzt ferne schweifen,
Die deutschen Sänger, wieder heim!

München. **Georg Scherer.**

Die Februartage in Paris*).

Paris, Freitag, d. 25. Februar 1848.

Nicht ohne Mühe bring' ich die Erlebnisse zu Papier; die Menge der auf uns einstürmenden Eindrücke ist verwirrend. Ich werde mich auf treue Aufzeichnung eigener Eindrücke beschränken.

Das Volk von Paris verhielt sich an den beiden ersten Tagen seiner dritten Revolution, wie Jemand der auf diesen Punkt blasirt ist. Man hatte nicht das Gefühl, an der Schwelle großer Ereignisse zu stehen. Pöbel und Gamins machten die Emeute, viel Muthwillen war in diesen Scenen. Man ließ die Barricaden, sobald die Truppen kamen, meist im Stiche. Als man die Abdankung des Ministeriums erfuhr, die in der That nur den Demonstrationen der Nationalgarde, nicht der Emeute concedirt war, hatte man Alles was man vor der Hand wollte. Man glaubte den Weg eingeschlagen zu sehen zur Abhülfe der tiefer schlummernden Gebrechen des herrschenden Systems und der socialen Lage Frankreichs. Die unglückselige Decharge vor dem Hôtel des Capucines änderte Alles. Es kam hinzu die Erbitterung über einzelne Excesse und Gewaltthaten der sehr unpopulären Gardes municipaux (der Polizeisoldaten von Paris). Sie hatten während der letzten Tage mehrere Wehrlose getödtet. Alle diese Ereignisse rechnete man nun plötzlich dem herrschenden System zu. „Man hat uns verrathen! hieß es. Man hat uns schöne Dinge versprochen und nachher das Volk wehrlos und in seiner Freude niedergemetzelt! Die Veränderung des Ministeriums ist eine Lüge!" Corruption, Geiz, die auswärtige Politik, vielfacher Verrath, Lug und Trug — alle diese schweren Vorwürfe gegen das System waren plötzlich wieder doppelt stark erwacht und in Aller Munde. Jetzt bemächtigten sich die großen Parteien der Bewegung. Volkshaufen zogen vor das Büreau des National; dessen Redacteurs und andere Republikaner beriethen und organisirten. Im Ganzen bedurfte es dessen kaum mehr, denn instinctmäßig griff Alles zu den Waffen. Von jetzt an sah man anständig gekleidete Menschen und Nationalgarden gegen die Truppen wirklich sich schlagen. Der Kampf in dieser Nacht war nur vereinzelt in den kleinen Straßen des Quartier des halles und ein Paar Menschen wurden in der Nähe des Palais Royal getödtet.

Um 9 Uhr war Paris schon furchtbar verbarricadirt. Der Anblick der Boulevards früh um 7 Uhr wurde mir von einem Augenzeugen beschrieben. Eine Todtenstille wie vor dem Gewitter herrschte. Alles, auch Frauen und Kinder arbeiteten an den Barricaden. In kurzer Zeit waren alle 40 Schritte wirklich großartige Werke aufgeführt. Die starken Bäume die die Boulevards schmückten, die Säulen an den Trottoirs, Massen von ausgerissenen Pflastersteinen wurden aufgethürmt; nur wenige Straßen in diesem Theile der Stadt sind ohne Barricaden geblieben. In der Straße St. Denis und deren Umgebung soll früh zuerst der Kampf ausgebrochen sein. Die ersten Truppen der Linie übergaben sofort dem Volk und der Nationalgarde ihre Waffen, so daß das Volk bald gut versehen war. Die Municipalgarden und die Chasseurs d'Orleans schlugen sich fast allein.

Ich war um 10 Uhr in der Rue Richelieu. Große Haufen kamen mir entgegen; sehr viel Blousen und Gamins — alle mit Feuergewehr, meist mit Militärflinten, zum Theil auch mit sehr schönen Jagdflinten aus den Läden geplünderter Waffenhändler. Noch mannigfaltiger waren die Seitengewehre; vom Commissäbel bis zum schönsten Damascener und zum altfranzösischen Stahldegen waren alle Arten repräsentirt. Unter diesem Haufen zeigten sich aber auch viele Leute in anständigem Civil und einzelne Nationalgardisten; auch ein Paar bewaffnete Weiber habe ich gesehen, die einen widrigen Eindruck machten. Im Ganzen zeigten diese Leute eine Haltung und Unerschrockenheit die man bewundern mußte. Kampf, Lust und Feuer dieser Blousen sind groß. An der Spitze sah ich Schüler aus der polytechnischen Schule. Ihr Anschluß an die Volksbewegung hatte einen großen Eindruck hervorgebracht.

Um diese Zeit hörte ich einige Dechargen an dem Palais Royal. Ich begab mich in die Rue Rivoli vor die Tuilerien, wo man wenig Bewaffnete aus dem Volk, wohl aber sonst viele Menschen sah. Man proclamirte Thiers und Odilon-Barrot als Minister, den Herzog von Isly als Chef der Nationalgarde. Das Letztere machte den übelsten Eindruck, da Bugeaud sehr verhaßt ist. Auch von Thiers wollte man Nichts wissen. A bas Bugeaud, à bas Thiers, vive Lamoricière! wurde gerufen. Beide Generale mit ihrem Stabe sah ich aus den Thoren der Tuilerienflügel mehrere Male in die Stadt und zurück sprengen. Eine Stunde darauf proclamirte man blos Odilon-Barrot als Minister und Lamoricière als Chef der Nationalgarden.

*) Diese Darstellung aus dem Tagebuche eines Deutschen wird nachträglich zur Übersicht willkommen sein. D. Herausg.

Ich stand gerade in einem dichten Haufen in der Rue Rivoli am Eingang des Karousselplatzes der Rue Richelieu gegenüber. Es war zu spät. Alles rief: Nous ne croyons rien! Ein Adjutant kam herangesprengt und rief: Entendenz le vous-mêmes! Der sonst dem Volk verschlossene Karousselplatz wurde hierauf etwa 20 Schritt breit von einer Besatzung der Linie geöffnet. Ich zog mit etwa 200 Menschen hinein, die sich um einen General, der, glaube ich, Bourdon genannt wurde, sammelten. Er gab dem Volke sein Ehrenwort daß Guizot entlassen und das Proclamirte wahr sei. Ein Deputirter der Opposition, Lacrosse, haranguirte das Volk; das verrätherische Ministerium sei weggejagt! Dem Ehrenwort eines Mannes wie des gegenwärtigen Generals könne man glauben! Auch er gebe sein Ehrenwort darauf; er mache sich anheischig die Unterschrift des Königs dafür binnen einer Viertelstunde beizubringen. Wenn dem nicht so wäre, würde er selbst für die Rechte des Volks auftreten. So aber werde er vor den Thüren der Tuilerien sich massacriren lassen, wenn man den König angreife!" Er sprach mit Pathos und gut. Bravo's wurden ihm zugerufen. Ein junger Mann von etwa 22 Jahren antwortete ihm, aber ohne Haltung, mit ziemlich impertinentem Ton: Qu' est que cela nous fait, Guizot ou Odilon-Barrot! Guizot était cela! — und dabei setzte er seinen Hut auf — et Mr. Barrot c'est ça! und hiemit drehte er ihn um und setzte ihn wieder auf; c'est toujours la même chose! — Der Deputirte zog sich zurück, der Haufen rief: Vive la réforme! und der General sprengte in andere Straßen, um denselben Versuch zu wiederholen. — Wir wurden aufgefordert den Karousselplatz zu verlassen. Ich überblickte ihn nochmals, sowie den Hof der Tuilerien; eine colossale Truppenmasse die ich mindestens auf 15,000 Mann schätzte, war aufgestellt. Einige schöne Regimenter, Kürassiere und Orleansche Jäger zu Pferd, eine Menge Linientruppen, viele Nationalgarden und einen Posten der verhaßten Municipalgarden am Pavillon de Flore unterschied ich. Ich sagte mir: dieser Platz ist uneinnehmbar! und begab mich nach der Rue Richelieu. Da war sie wieder vor mir, die Front dieses kühnen bewaffneten Volkshaufens, den ich vorhin beschrieb. Noch hörte man nur rufen: A bas Guizot, à bas Bugeaud, vive la réforme! Vorn trugen sie eine Fahne, auf welcher à bas Guizot! stand. Als ich näher kam, sagte eine Blouse zu dem Fahnenträger: Mach sie herunter und schreib: A bas le système! Doch war dies noch nicht die allgemeine Stimme; ein liberales Ministerium und die Reform war das Höchste was die Radikalsten noch für e r r e i c h b a r, die Gemäßigteren für w ü n s c h e n s w e r t h hielten. Das Losungsgeschrei des Haufens und Gespräche mit Einzelnen welche räsonnirungsfähig waren, haben mich zu dieser Überzeugung gebracht und noch heute bestätigt man das von allen Seiten. Von den Antipathien der Masse war die gegen die Municipalgarde die stärkste. Es war etwa zwischen 11 und 11½ Uhr. Ich zog mich auf den unmittelbar anstoßenden Platz des Palais Royal zurück. Das Palais selbst war von einem Posten besetzt, die eisernen Gitterthore verschlossen. Gegenüber auf der andern Seite des nicht sehr großen Platzes im Chateau d'eau war ebenfalls ein Posten, wie man glaubte von Municipalgarden, wie sich später ergab von Linientruppen. Dieser Posten war nachher der Hauptangriffspunkt. Ich sah wie von der Rue Valois aus mehrere Individuen das Palais zu demoliren anfingen und die Fenster einwarfen. Den letztgenannten Posten sah ich belagert. Plötzlich fielen in der Gegend wo ich stand, drei bis vier Schüsse. Das Volk strömte von allen Seiten herbei. Ich zog mich schleunig zurück in die Rue St. Honoré an die Mündung der Rue Jeannisson, wo mein Hotel liegt, in das ich mich zurückgezogen hätte, wenn der Kampf hieher gespielt worden wäre. Ich befand mich also während des hauptsächlichsten und blutigsten Kampfes der im Laufe des Tages vorgekommen, funfzig Schritt von dem Schauplatz desselben. Blessirte wurden in die Gegend gebracht wo ich stand, und einem Apotheker der Laden demolirt, weil er ihn verschlossen hatte. Die Füsillade war furchtbar und dauerte etwa eine halbe Stunde. Viele Kämpfer kamen bis in diese Gegend um zu laden und kehrten dann in den Kampf zurück; durch sie erhielten wir Nachrichten. Der Posten dem Palais gegenüber, etwa achtzig Mann stark, wehrte sich tüchtig. Er hatte die Thüre des Wachhauses geschlossen und schoß durch die eisernen Gitter der Fenster. Gegen ihn kämpfte nicht blos das Volk und zum Theil Nationalgarden, sondern, wie mir ein Mitkämpfer berichtete, auch das 15. Regiment der Linie, dasselbe welches Abends vorher die unglückliche Decharge vor dem Ministerium des Auswärtigen gegeben hatte und das wieder gut machen wollte. Schließlich legte das Volk Feuer an das Wachhaus. Von meinem Platz aus gab das einen gar unheimlichen Anblick. Dies zwang den Posten herauszukommen. Jeder Einzelne der durch die nicht sehr breite Thür heraustrat, wurde von mindestens zehn Schüssen empfangen. Sogar an den Seiten dicht neben der Thür kauerten Gamins welche

sofort auf den Heraustretenden losbrannten. So sind diese achtzig Mann gefallen, oder vielmehr von der Übermacht ermordet worden. Ein Theil der Linie, der nicht mit angriff, hat wenigstens ruhig zugesehen und von dem nahen dichtbesetzten Karousselplatz ist den Unglücklichen nicht einmal soviel Hülfe geworden daß sie einen einigermaßen gedeckten Rückzug bewirken konnten. Auf diesem Platz ereigneten sich um dieselbe Zeit allerdings ebenfalls bedeutende Dinge. Die Nationalgarde zog nach den Tuilerien, angeblich um die Reform zu verlangen, und auf die Versicherung daß man sie zulassen werde. An dem Eingang des Karousselplatzes soll sie eine Décharge empfangen haben die auf das Höchste erbitterte. Doch kann ich dies Ereigniß nicht verbürgen. Dagegen weiß ich aus dem Munde eines Kämpfers daß gleichzeitig ein Volkstrupp von der Seine her durch das Louvre einen Weg auf den Platz fand und von der großen Truppenmasse daselbst die Municipalgarden angriff. Die andern Truppen sollen sich nicht gerührt haben. Hierauf verließ der König das Schloß durch die Thür nach der Seine zu, begleitet von einem Regiment Kürassieren — ein trauriger Zug der die Seine entlang enteilte. Kurze Zeit darauf wurde das Schloß von den Truppen geräumt und dem Volk überlassen. Die armen Municipalgarden mußten wieder büßen. Der Posten am rechten Flügel des Schlosses vor dem Pavillon de Flore, wurde entwaffnet und mißhandelt. Die Vorgänge in der Deputirtenkammer, wohin sich die Herzogin von Orleans mit dem Grafen von Paris flüchtete, übergehe ich, da sie mir persönlich zu fern geblieben. Die Herzogin soll leichenblaß gewesen sein.

Während der obigen Vorgänge war ich meist in der kleinen Rue St. Louis, von wo aus ich bald auf die Rue St. Honoré, bald auf die Rue Rivoli mich begeben konnte.

Um halb 2 Uhr redete mich ein sehr höflicher, von Pulver geschwärzter Mann mit einer Doppelflinte dort an: Monsieur, si vous voulez aller vous promener aux Tuileries, vous êtes invité d'y venir. Man las eine Proclamation vor: „der König habe abgedankt." Wer hat ihn das geheißen? hörte ich rufen. „Er hat die Herzogin von Orleans zur Regentin ernannt!" — „Das kann er gar nicht!" rief man wieder. Ich überlegte mir daß ich jetzt zwar innerhalb des Zustandes einer menschlichen Gesellschaft, nicht aber in einem Staate mich befände. Ich dachte an die betreffenden Fictionen der Rechtsphilosophie und mir wurde ganz naturrechtlich zu Muthe. Diese zwei Stunden (bis zur Bildung der provisorischen Regierung) sind mir, als einem Juristen, der interessanteste Zeitpunkt meines Lebens. — Ich drängte mich in die Tuilerien. Ich hatte nicht gedacht daß ich sie in so einem Moment zuerst sehen würde. Es war die höchste Zeit, sie sich im Innern anzusehn. Diese schönen Gemälde, diese Pracht und diesen Comfort in den Wohnzimmern, diesen superben Thronsaal habe ich mit Wehmuth noch bewundert. Dieses Eindringen in die intimsten Gemächer des Königs, bis in die Toilettengeheimnisse des Mannes, erfüllten mich mit Mitleid. — Aus Stücken des rothen Sammets vom Throne machte sich Alles Decorationen. Ich habe das natürlich nicht gethan. In der Küche und im Keller zeigten sich die tollsten Scenen. Die Blousen tranken mit Delice die feinsten Weine. Ein Schreien, Singen und Jubeln war in dem Schloß, wie wohl nie auf einem Hoffest. Einen Anblick vergess' ich nie: ein 19jähriger Bursche, untersetzt, mit pulvergeschwärztem Gesicht, der seine Blouse abgeworfen hatte und dessen Hemd von einer Verletzung an der Schulter ganz mit Blut gefärbt war. Er stand in einem der untern Säle auf einem Tisch und trank jubelnd aus einer Flasche Wein. — Als ich das Schloß verließ, war noch Alles unverletzt bis auf eine Büste des Königs, die man zerschlagen hatte. An dem Ausgang standen Leute die niemand etwas von Werth mit herausnehmen ließen, zum Theil die Herausgehenden durchsuchten. Indessen war da keine Controle möglich. Als ich nach einer halben Stunde wieder vorbeiging, warf man die Möbel zu den Fenstern hinaus. Man hat die ganze Nacht damit Feuer unterhalten. Jetzt soll Alles kurz und klein geschlagen sein. Der gute Grund, den man vorher allgemein einschärfte: „Wir, das Volk, müßten es doch bezahlen!" war also vergessen worden. Aus dem Kabinett des Königs flogen seine Papiere. Die Vernichtung derselben mag ihm nicht unangenehm sein! Den Thronsessel hat man im Triumph durch die Stadt getragen und vor der Julisäule verbrannt.

Ich ging wieder auf den Platz vor dem Palais Royal, der einen fürchterlichen Anblick bot. Mehrere Leichen lagen noch da, darunter einige schrecklich zugerichtete. Es war ein Moment wo man allgemeine Plünderung, Feuersbrunst und Terrorismus fürchten mußte. Hinter mir hatte ich die Tuilerien verwüsten sehen, hier demolirte man das Innere des Palais Royal und warf die Möbel hinaus. Das Chateau d'eau stand in hellen Flammen, welche an dem anstoßenden Hause hinaufleckten und auch dieses anzuzünden drohten und mit ihm eine ganze enge Gasse. Vor den Tuilerien und aus dem Palais Royal erho-

ben sich große Feuer. Es war ein böser Augenblick. Innerhalb einer Viertelstunde konnte man sich aber wieder beruhigen. Die Flammen aus den Schlössern kamen von Freudenfeuern aus Möbel und aus den schönen Wagen des Königs; sie griffen die Schlösser selbst nicht an. Auch das Feuer des Postens griff nicht weiter. Pompiers waren bei der Hand. Im Palais Royal wurde ein Lazareth errichtet und auch die Todten deponirt. Dies schützte es vor der Hand vor weiteren Zerstörungen. Das Volk hatte in beiden Schlössern Wein vollauf gefunden und dachte nicht an das Plündern von Privateigenthum. Nur ein Paar Unglücksfälle ereigneten sich durch Unvorsichtigkeiten Betrunkener. Ich zog auf die Boulevards, die voller Menschen waren und mehr den Anblick eines Freudenfestes boten. Sogar viele Damen an dem Arm ihrer Männer gingen vergnügt spazieren. Überall bildeten sich Gruppen die eifrig diskutirten. Eine Menge Proclamationen wurden ausgetheilt: eine socialistische, noch monarchische, der Redacteure der Fourieristischen Democratie pacifique, eine andere von dem National, welcher eine Liste von Männern für das provisorische Gouvernement vorschlug. Über das letztere gab es verschiedne Versionen. Endlich kam eine Proclamation von einer nun definitiv ernannten Regierung, unterzeichnet von Dupont (de l'Eure) Lamartine, Cremieux, Arago, Ledru-Rollin, Garnier Pagès, Marie, Marrast, Louis Blanc, Flocon, Albert, (ouvrier). Sie erklärten, die Nation über ihre Verfassung befragen zu wollen und sprachen sich nur vorläufig, ihrer Privatmeinung nach, für die Republik aus. Sie waren in einer Versammlung auf dem Hôtel de Ville niedergesetzt, über die ich noch nichts Näheres habe erfahren können. Es mag da toll zugegangen sein. Das Hotel des Auswärtigen wurde als National-Eigenthum bewacht. Man hatte auch einen Miethezetteldavor gehängt: boutique à louer. Die Barricaden boten einen imposanten Anblick. Ich begegnete einem Verwundeten, der sich auf einer Sänfte von Blousen spazieren tragen ließ. Eine Compagnie der Nationalgarde zog an ihm vorbei und machte die Honeurs. Vielfache Conversationen auf den Boulevards, in den Cafés, an einer table d'hôte setzten mich ziemlich in Stand über die Stimmung zu urtheilen. Alles war verdutzt über diesen unerwarteten Erfolg. Niemand, aber auch Niemand hatte sich das träumen lassen. Die Abreise des Königs wurde von Vielen zwar wegen ihren kürzlichen Folgen beklagt, aber ich habe keine, gar keine persönliche Sympathie für ihn selbst äußern hören. Ihm ist recht geschehn! hieß es. „Er hat es verstanden die Liebe eines Volks binnen 17 Jahren in Verachtung zu verwandeln. Dieser Verachtung, nicht einer Schuld, wie Carl X. ist er gefallen." — Ich selbst hege die Überzeugung daß seine Flucht nicht nothwendig, daß sie eine Feigheit war, eine Feigheit gegen sich, seine Familie und die ihm anvertrauten Interessen Frankreichs, gegen den Frieden Europas.

Der Nachhauseweg vor dem Palais Royal vorbei, also durch den unruhigsten Theil der Stadt, war doch sicher. Blousen standen an den Barrikaden Wache. Einige waren gutmüthig betrunken. Auf ihr Quizvive? antwortete man patrie oder liberté! Belästigend waren ihre Freudenschüsse, die sie den Leuten in die Ohren knallten. Ich warf noch einen Blick in das Lazareth des Palais Royal (in der Galérie Orleans) und schlief nachher todtmüde und doch aufgeregt einen festen Schlaf nach so großen Erlebnissen.

Sonnabend d. 26. früh.

Zu einem Bilde des gestrigen Tages gehören so viel einzelne kleine Züge daß ich jetzt auf eine vollständige Schilderung verzichten muß. Jeder Schritt, jede Diskussion in den vielen Gruppen auf den Boulevards gab einen bedeutungsvollen Eindruck.

Hunderttausende drängten sich auf den Straßen in musterhafter Ordnung. Patrouillen von Blousen und Nationalgarden zogen umher. So wild sie aussahen, waren sie doch sehr höflich: „Mein Herr, darf ich Sie ersuchen auf der andern Seite des Trottoirs die Barrikade zu passiren!" wurde ich mehrmals angeredet. Madame, veut-ille bien me permettre de lui offrir la main? hörte ich einen Andern sagen und sah ihn einer hübschen Dame die geschwärzte Hand bieten und ihr behülflich sein, um über einen Wall von Pflastersteinen zu kommen.

Das schöne Paris ist doch sehr verwüstet, die enormen Bäume des Boulevards sind fast alle niedergeschlagen und liegen quer über der Straße. Cafés und Läden waren noch geschlossen. Man sah viele niedergebrannte Wachthäuser und geplünderte Waffenläden. An einigen ist angeschrieben: Armes données au peuple, und diese sind verschont. Die Louis-Philipp-Brücke ist zerstört. Um halb drei Uhr war ich vor dem Büreau des National unter den Fenstern, aus denen die republikanischen Redakteurs das Volk so oft haranguirt hatten. Diesmal trat der Eine wieder vor und las die Proclamation der Republik von dem pro-

visorischen Gouvernement, unter Vorbehalt der Bestätigung. Was bedeutet diese schon definitive Erklärung nach der gestrigen? Il faut l'avaler, la republique! sagte mir ein bourgeois. Im Allgemeinen herrscht oder wenigstens hörte man lauten Jubel, obwohl nicht so stark als ich erwartet hatte. Auf allen Monumenten stecken plötzlich rothe Fahnen; gamins klettern waghalsig auf die höchsten Punkte, um sie aufzustecken. Man will allgemein diese neue Farbe statt der Trikolore. Man hört überall ausrufen: Kaufen Sie, meine Herrn, die neue Nationaldecoration für einen Sou, von Seide für 2 Sous! Lamartine hat zwar für Beibehaltung der Trikolore gesprochen, aber alle Welt ist roth dekorirt. Man läßt übrigens Jedem seine Freiheit, und ich habe ein Paarmal die Decoration ausgeschlagen, ohne die mindeste Insulte zu erfahren.

Ich war bei dem —schen Gesandten. Seine Familie hatte die Nacht nicht zu Hause zugebracht, weil ihnen gegenüber eine Kaserne von Linientruppen liegt. Er fürchtete Plünderung. Ich glaube nicht daß es dazu kommen wird. Ein Paar Diebe soll man mit Lynchjustiz auf den Boulevards förmlich füsilirt haben. Mort aux voleurs, respect de la proprieté! hört man überall. Die öffentliche Ordnung ist unter diesen Umständen musterhaft. Respect vor diesem Volkssinn!

Über das provisorische Gouvernement circuliren aber bedenkliche Gerüchte. Bis in den Sitzungssaal soll es von bewaffneten Arbeitern belagert sein, die stark influenciren. Die neueste Proclamation von gestern Abend bestätigt das. Sie garantirt Arbeit für Alle und gibt „den Arbeitern" die Million Civilliste monatlich, die ihnen gehörte!

Ich war vor dem Hôtel de Ville das von Tausenden so besezt und belagert war, daß ich nicht hineindringen konnte. Ich ging von da durch das Louvre, wo auch die Reiterstatue des Herzogs von Orleans eine rothe Fahne tragen mußte, auf den Carousseel Platz. Auf jedem der Pferde auf dem Triumphbogen ritten 3 bis 4 Gamins und riefen: Vive la republique! Jubel auf dem ganzen Platz und dem Tuilerienhof. Die Girondins werden rings umher gesungen; dies Lied verdrängt die Marseillaise. Das Schloß hält gewiß 20,000 jubelnde Menschen.

Auf den Boulevards waren wieder Gruppen in Menge. Ihre Discussionen hatten einen verschiedenen Charakter von den gestrigen. Sie betrafen meist sociale Fragen. Im Ganzen überwog der Ton: Kein Communismus, nichts von Phalansteriens!

Die Republik betrachtete man schon als eine sich von selbst verstehende Sache. Es war enorm, was sie in den beiden Stunden, seit sie proclamirt war, für Fortschritte in den Gemüthern gemacht hatte. Frühere Conservative waren schon in Menge ihr zugethan. Von dem König sprach man fast gar nicht mehr. „Hat man Nachrichten vom König?" fragte ich einen roth Dekorirten. Qu'en faire! antwortete er mir barsch. Man behandelt das Königthum nicht einmal wie einen besiegten gefährlichen Feind, sondern wie einen abgelegten alten Frack.

Ich begegnete mehreren bewaffneten Frauen, die mit ihren Männern gingen. Das Gefängniß von St. Lazare, wo die Polizei kranke Mädchen einzusperren und zu kuriren pflegte, ist geöffnet. Die Patrioten welche diese Damen befreiten, sollen sich sogleich mit ihnen entfernt haben. Man sieht in den Straßen einzelne recht hübsche Mädchen in dem Kostüm das daselbst getragen wird.

Alles war gestern noch auf seiner Hut. Es war verboten die Waffen abzulegen und die Barrikaden zu zerstören. Eine enorme Nationalgarde wird organisirt. Jeder hat das Recht einzutreten und erhält 1½ Fr. täglich, etwa die Hälfte des üblichen Arbeitslohns. Es ist das vorläufig das beste Mittel, die Leute zur Ordnung zu bringen.

Die Aufgabe ist, das Volk zu entwaffnen. Viele haben schon für 40 Sous ihre Gewehre verkauft. Unglücksfälle sind durch unvorsichtige Freudenschüsse Betrunkener entstanden. Sehr zweckmäßig ist daher eine pomphafte Proclamation! „Wegen der noch nahen Gefahr möge jeder sein Pulver schonen!" In diesem Augenblick schießt man noch gewaltig.

Mit Jubel vernahm man gestern die Nachricht von einer Revolution in Belgien (S. unsere Chronik.)

Versailles soll gestern zerstört und geplündert sein. Das schöne Versailles! Das Palais Royal brannte heut, doch wurde es bald gelöscht.

Auch heute habe ich nur Ordnung gesehn. Die Forts und Vincennes sind übergeben, was schon gestern proclamirt wurde.

Sonnabend d. 26. Abends.

Unter den verschiedenen Ausbietungen auf den Boulevards hörte man von den ambulirenden Zeitungsverkäufern heute Abend auch den Ruf: Achetez le journal du soir, annonçant la mort de Louis Philippe, les nouvelles du jour, achetez le journal pour trois sous. In der Regel pflegen nämlich diese Verkäufer

durch Erwähnung der Hauptnachricht in dem Journal die Käufer anzulocken. Ist das Ereigniß besonders interessant; so steigt das Journal im Preise. Die Abendzeitungen die vor 4 Tagen die Proclamation des Verbots gegen das Bankett enthielten, wurden zum Theil mit 10 Sous bezahlt. Heute waren die Journale wahrscheinlich wegen der großen Concurrenz unter ihnen, nicht gestiegen! Oder sollte dies etwa daher kommen daß die Bedeutung dieses Ereignisses vor den andern großen Interessen des Tages zurücktritt? Ich möchte diese Frage nicht mit Bestimmtheit beantworten.

Es sträubt sich das Gefühl, gegen einen Todten, namentlich nachdem er so tragisch geendet, schonungslos aufzutreten. Die Gerechtigkeit verlangt auch die Anerkennung, welche die Franzosen noch verweigern, daß das verflossene Blut dem todten König nicht zuzurechnen ist, daß er sich weich und menschlich benommen. Aber es ist eine nicht zu verfehlende Wahrheit, daß Louis Philipp die Krone seiner Dynastie durch eine Kopflosigkeit und Schwäche verloren hat, die man nur einem gebeugten übelberathenen Greise verzeihen kann. Die Majorität der Nationalgarden war für die Dynastie. Der Pöbel hatte, wie gewöhnlich, keine klare Vorstellung darüber was er eigentlich wollte. Die Kämpfenden, und die organisirenden Republikaner hatten einen solchen Erfolg in diesem Augenblick nicht, am wenigsten um so leichten Preis erwartet. Ein früheres und offenes Verkündigen der verlangten Reformen, richtige Wahl der Minister und Chefs, Unterlassung der unklugen Ernennung Bugeauds zum Gouverneur von Paris hätten die Menge zufriedengestellt. Hätte der König, hätten die Prinzen sich dem Volke vertrauungsvoll gezeigt, etwa im Hofe der Tuilerien, so würde dies sicher ebenfalls nur günstigen Eindruck gemacht haben. Gegen die noch Angreifenden wurden die zahlreichen Truppen, mit Energie geleitet, sicher ihre Waffen gebraucht und zur Abwehr genügt haben. Bisher hatten sie in der Volksbewegung nur einen Angriff gegen Guizot, nicht einen gegen den König gesehn. Aber nichts von alle dem geschah. Statt einer früh und auf einmal bewilligten ganzen Reform kamen nach und nach einzelne kleine, Mißtrauen erregende Concessionen. Die Verwendung der Truppen war bisher weder zweckmäßig noch energisch gewesen. Das Aufthürmen der zahllosen Barricaden hatten sie fast gar nicht zu hindern versucht. Der Kampf vor den Tuilerien war verhältnißmäßig ein sehr geringer. Als er die ersten Schüsse auf dem Karousselplatze hörte, dankte der König ab und entfloh. Emile Girardin rühmt sich, ihm diesen dummen Rath gegeben zu haben. Es sollen von beiden Seiten höchstens 300 Opfer gefallen sein. So beklagenswerth auch dieser Verlust ist, so ist er doch im Verhältniß zu dem Erfolg des Kampfs unbedeutend zu nennen. Der Bau der Julidynastie ist nicht durch ein Erdbeben niedergestürzt, sondern nur von einem tüchtigen Windstoß umgeblasen worden.

Die Zeitungen bringen heute Bericht über die letzten Scenen in der Deputirtenkammer. Also ein Paar radicale Deputirte und ein Haufen von etwa 200 Bewaffneten haben Frankreich sein jetziges provisorisches Gouvernement gegeben. Von dem kämpfenden Volk hatten sich klug und kühn die Republicaner, als die Bestorganisirten, zur rechten Zeit nach der Kammer begeben. Sie haben sich nun der Fraction Odilon-Barrots gegenüber in Besitz gesetzt, und wenn überhaupt, wird diese Fraction nur durch langen Proceß wieder tonangebend und einflußreich werden können. Die Bewegung hat jetzt Odilon-Barrots Standpunkt mit Riesenschnelle überholt. Im Hôtel de ville war noch eine Versammlung Bewaffneter, die das provisorische Gouvernement noch mehr modificirte. Ich habe noch nichts über die Verhandlungsweise dieser Versammlung hören können. Blos eine Zeitungsnachricht ist bedeutungsvoll, daß der greise Dupont de l'Eure zweimal in derselben ohnmächtig geworden sein soll. In dieser Versammlung sind wohl die radicalen Republikaner und die Communisten, Marrast, Redacteur des National, Louis Blanc, Flocon und der ouvrier Albert in das Gouvernement als Secretäre gewählt worden. In den Charakter fast aller dieser Männer hegt die öffentliche Stimme Vertrauen. Ihre Persönlichkeit ist geachtet und ihr Talent anerkannt. Die Maßregeln, welche sie zur Herstellung der Ordnung bis jetzt getroffen haben, sind musterhaft und der Ton ihrer Ansprachen an das Volk, ihrer Proclamationen wirkungsvoll und wichtig. Von diesen Verfügungen sind folgende noch zusammenzustellen: Einrangirung aller bewaffneten Individuen in die Nationalgarde, Befreiung der politischen Gefangenen, Arrestation und Bestrafung aller Deserteure, Aufforderung, unnöthiges Schießen zu unterlassen und die Barrikaden zur Herstellung der Circulation wegzuräumen, Entbindung aller Beamten und Militärs von ihrem Eid, Auflösung der Deputirten- und Aufhebung der Pairskammer, endlich eine Reihe polizeilicher Maßnahmen. Alles dies liegt innerhalb des doppelten Berufs dieses Gouvernements, wie ihn Lamartine auch in der Kammer bezeichnete! Ordnung herzustellen

und eine Nationalversammlung zur Constituirung zu berufen. Durch folgende andere Verfügungen hat aber das Gouvernement entschieden seine Competenz und Rechte überschritten: „Proklamation der Republik unter Vorbehalt, oder vielmehr in Erwartung der Bestätigung durch das Volk, Garantirung des Rechtes auf Arbeit, Zuweisung der bisher monatlich als Civilliste gezahlten Million an die Arbeiter." Durch Alles dies ist der constituirenden Versammlung mindestens vorgegriffen. Wir würden, sagt man, eine französische Republik freudig begrüßen. „Das Recht auf Arbeit halten wir für ein unumgängliches Postulat, und die Anerkennung desselben neben den andern von den Franzosen schon einmal so glücklich formulirten hauptsächlichsten Menschen- und Bürgerrechte für eine schöne und gerechte That einer fortgeschrittenen Erkenntniß. Aber wir möchten nicht daß diese Resultate von einer Partei der Gesammtheit gegenüber durch Eskamotage errungen worden!" Der vorwiegenden Farbe ihrer Mitglieder und der Art ihrer Constituirung nach verhält sich aber die provisorische Regierung zur Gesammtheit der Franzosen wie eine Partei. Wie kann dieselbe ferner über Millionen Staatsrevenüen definitiv verfügen? Was soll man endlich zu der Proclamation sagen, welche die Tuilerien zu einem Hôtel pour les invalides du travail designirt! Ist es nicht ein lächerliches Pathos, alte Proletarier in den Prachtsälen eines Schlosses verpflegen zu wollen, statt in den behaglichen Stuben eines einfach und zweckmäßig gebauten Spitals, wo sie sich viel wohler fühlen werden?

Nicht sowohl das Materielle dieser Verfügungen als die darin liegende formelle Verletzung beweist nur zu deutlich daß das Gouvernement in den ersten beiden Tagen seines Bestehens nicht frei gehandelt hat. In der That kündigt ein Journal triumphirend an, die Beschlüsse der Regierung seien unter beständiger Gegenwart und unmittelbarer Eingebung des erleuchteten und sublimen Volks gefaßt worden. Nur Lamartine's Zauberworte haben mehrere Male den wilden Volksdrang im Hôtel de ville bändigen können. Übrigens halten jetzt alle, auch die dissentirendsten Parteien die Unterstützung des provisorischen Gouverments für ihre Pflicht. Die Partei Odilon-Barrots hat sich in diesem Sinn förmlich ausgesprochen.

Ich habe heute wieder Paris nach allen Seiten durchstreift. Es beginnt allgemeine Ruhe und Geschäftigkeit sich wieder herzustellen. Kaffeehäuser und Läden sind wieder geöffnet. Die Barricaden verschwinden, die tricoloren Decorationen fangen an über die rothen communistischen die Oberhand zu gewinnen. Die Speculation eines Ladens mit rothen Halsbinden und rothen Freiheitsmützen mißglückte. In den drei Farben dagegen werden brillante Geschäfte gemacht; Fahnen, Schleifen und Rosen werden überall ausgeboten. Die Stoffhändler, wie die Buch- und Musikalienhändler suchen alte Reste von 1830 wieder vor. Neben den vielen frischen Farben sieht man auch Leute in Menge, deren schon vergilbte Bänder und Zeichen auf ältere Überzeugungen und auf ihr republikanisches Auftreten in früheren Jahren deuten. An den Tuilerien stand richtig schon die Inschrift: Hôtel des invalides civils. Ich sah noch eine andere von Kreide: Vente à cause de faillite. Der Zudrang war nicht wie in den vorigen Tagen ungedämmt; es wurde nur eine gewisse Anzahl Menschen auf einmal hineingelassen und es bildete sich eine Queue von Schaulustigen. Schmerzlich berührte es mich, als ich im Hof des Louvre die Statue des Herzogs von Orleans verschwunden sah. Ohne den Tod dieses Mannes wäre doch alles dies nicht geschehen! Die Statue selbst soll übrigens nicht zertrümmert, sondern im Innern des Louvre aufbewahrt sein. Das Piedestal ist geblieben, trägt aber schon die Inschrift: Den am 23. und 24. Februar für die Freiheit Gefallenen. Arme Herzogin von Orleans! Mögen alle Sympathien des Vaterlandes wach werden für diese edle, unglückliche Frau! Mir persönlich ist der Gedanke an sie besonders wehmüthig. Vor acht Tagen hatte ich bei ihr eine kurze Audienz auf Veranlassung einiger Aufträge, die ich aus Deutschland an sie erhalten. Eine schlanke freundliche Frau von unendlicher Liebenswürdigkeit und ächt deutschem Wesen erschien sie mir. Sie zeigte mir ihre Kinder, um in Deutschland von ihnen zu erzählen, zwei hübsche liebliche Jungen, den Grafen von Paris mit einem deutschen träumerischen Ausdruck in dem sonst französischen Gesicht, den Herzog von Chartres, blond und voller espièglerie in den Augen. Noch hatten sie eine ungetrübte Kindheit und eine schöne Zukunft. Und nun! Die Franzosen sprechen übrigens von der Herzogin mit hoher Achtung und oft mit Zuneigung. Jetzt fügen sie aber gewöhnlich diesen Aussprüchen einen Nachsatz hinzu, der mit der Phrase anfängt: mais enfin, que voulez vous etc.— Die Pairs beriethen sich just über die Colonien, als die Herzogin sich ihr ankündigen ließ. Sie besprachen dann das Cermoniell, um sie zu empfangen. Auf die Nachricht daß sie vor den Blousenmännern aus der Deputirtenkammer geflüchtet sei, liefen die edlen Pairs, noble Paladine! feig aus einander.

Von dem Louvre aus begab ich mich nach dem Hôtel de ville. Unterwegs begegnete ich einem großen jauchzenden Zug von Nationalgarden und Volk, alle unter den Waffen. Sie führten im Triumph einige alte Polen durch die Stadt. Auch diese hoffen von neuem! Vor dem Hôtel de ville waren heute viele Nationalgarden und die Zugänge dazu für Alle gesperrt, die nichts besonderes darin zu suchen hatten.

Auf den Boulevards war Abends eine allgemeine Illumination. Die Nachricht von einer Republik in Belgien und das Gerücht von einer republikanischen Bewegung in England wurde auf den Straßen besprochen! Die einzelnen Scenen auf den Boulevards sind immer noch sehr lebendig. An einer Ecke hörte ich die Harangue eines Arbeiters, der vor einem großen Kreis Herumstehender sich für das Recht auf Arbeit aussprach, aber gegen jede Verletzung des Eigenthums und weitere communistische Consequenzen protestirte. Bravo's antworteten ihm. In der Rue Richelieu begegnete ich einem sehr großen Zug von Volk und Nationalgarden. Sie trugen ein ganz roth angezogenes Kind mit einer Freiheitsmütze, als Symbol der Freiheit, im Triumph herum, sangen die Girondins (dies Lied ist aus einem Stück von A. Dumas; „Die Girondins") und proclamirten mit Vivats die Republik. Die Anrede „citoyen" wird wieder gebraucht, will aber nicht recht natürlich scheinen und wird nicht allgemein werden. Die vielen plötzlichen „Republikaner mit arrières-pensées" sind ergötzlich. Die Zeitungen erschienen meist dreimal am Tage. Ihre Nachrichten sind mit Vorsicht aufzunehmen; namentlich verschweigen sie Alles für die Bewegung Ungünstige. Der National will sogar von der Verwüstung der Tuilerien nichts wissen. Die Theater hatten heute alle Vorstellungen zum Vortheil der Verwundeten angekündigt, mußten sie aber wegen einer Unregelmäßigkeit in der Gasbeleuchtung wieder aufgeben. In den Zwischenakten waren die Marseillaise und andere nationale Melodien zur Aufführung bestimmt. Die große Oper hat den Titel: Théâtre de la nation française angenommen. Mehrere Füsilladen von Dieben sind wieder vorgekommen. Neuilly ist ganz abgebrannt, der Nachricht von Versailles' Zerstörung wird aber widersprochen.

Briefwechsel.

Aus Wien, d. 28. Februar.

[General Hardegg und das Regiment Dampierre; Erzherzog Ludwig, Fürst Metternich, Erzherzogin Sophie und Erzherzog Rainer im Staatsrath.]

4 Am verflossenen Montage wurde einer unserer ältesten und verdientesten Generale zur Erde bestattet. Graf Hardegg, Präsident der Hofkriegskanzlei. Er war am 30. Juli 1773 geboren, trat frühzeitig in den Kriegsdienst, und machte alle Feldzüge mit, welche der erwachte Freiheitsgeist eines Volkes am Ende des vorigen, und der Herrschergeist eines Mannes am Anfange des jetzigen Jahrhunderts veranlaßt hatte. Er war einer von den Vielen welche die Zeit gemacht hatte, die aber nicht bedeutend genug waren um ihre Zeit zu machen. Der „Wiener Beobachter" erzählt seine Thaten von Valmy und Jemappes bis auf heute; sonst wird er keinen Platz in der Geschichte finden. Die Zeit war zu verschwenderisch mit großen Namen, die blutgetränkte Erde zu ergiebig an großen Generalen; Hardegg verschwindet unter der Menge. Östreich aber verlor an ihm einen seiner erfahrensten Officiere.

> „Wer wird künftig Deine Kleinen lehren
> Speere werfen und die Götter ehren?"

Die Wachparade ist nicht der Ort, wo selbst der scharfsinnigste Beobachter aus den goldbordirten Röcken ein Kriegsgenie herauswittern könnte. Wer wird die Fahne tragen, wenn die Trommel von neuem ruft? — England hat sein Indien, Frankreich sein Algier, Rußland den Kaukasus zu großartigen Militärakademien, in denen Soldaten und Officiere gebildet werden. Östreich, Deutschland übt sich bei Wachparaden, hin und wieder bei Studenten- oder Arbeiteraufläufen. Und doch durchschauerte es mich gewaltig, als ich beim Leichenbegängnis des Grafen Hardegg einige tausend Mann östreichische Soldaten in ernster, fester Haltung vorüberziehen sah, der rasche Pole, der feurige Ungar, der schwerfällige Böhme und der gutmüthige Östreicher, Alle nach Einem Schritt und Takt. Der Gedanke jedes Einzelnen in dieser Masse ist gestorben, der Geist der Nationen wird erst dann sein Auferstehungsfest feiern, wenn das System zu Grabe getragen ist, welches das Heil des Ganzen nicht anders als in der Behinderung der Eigenthümlichkeit der Theile befördern zu müssen geglaubt.

Das Regiment Hardegg war es, wenn ich nicht irre, das vor mehr als 200 Jahren zur unrechten, — die östreichische Schulgeschichte meinte: zur rechten — Zeit auf dem Burghofe erschien, als Kaiser Ferdinand, von den Ständen gedrängt, schon die Feder zur Bewilligung ihrer Forderungen eingetaucht hatte. Damals hieß das Regiment Dampierre; es erhielt zur Belohnung seiner Treue das Privilegium, mit klingendem Spiele durch die Burg zu ziehen, während der commandirende Officier vom Pferde steigen, und mit bestäubten Stiefeln unangemeldet in's Zimmer des Monarchen treten durfte. — Ob sich diesem Regimente nach 200 Jahren wohl die Gelegenheit wiederholt, einen Kaiser Ferdinand von verhaßten Concessionen zu befreien? —

Concessionen! das ist das Wort vor dem sie schaudern, je näher ihnen die Nothwendigkeit rückt. Ein Abgrund der immer schwerer zu überspringen ist, je näher man ihm tritt!

Erzherzog Ludwig und Fürst Metternich wollen ihre grauen Haare „mit Ehren", wie sie im Staatsrathe sagten, zu Grabe tragen. Der Erstere aus Pietät gegen seinen Bruder, den verstorbenen Kaiser Franz, dem er noch auf dem Sterbebette sein Wort gegeben, das Bestehende zu erhalten; der Zweite aus Pietät für ein System das ihn inmitten der polnischen, belgischen, französischen, spanischen und italienischen Revolutionen bis jetzt glücklich hindurchgeführt. Die andern Mitglieder der kaiserlichen Familie welche entweder noch zu jung sind um an's Grab zu denken, oder die Freuden dieser Welt noch in Ruhe genießen wollen, blicken ängstlich auf die Gährung in den Provinzen. Erzherzogin Sophie, „le seul homme de la famille impériale", erhob im Familienrathe ihre Stimme als zukünftige Kaiserin und als Mutter des muthmaßlichen Thronerben, gegen Erzherzog Ludwig und gegen Fürst Metternich. „Sie freilich", sprach sie mit regem Muttergefühl, „Sie sind alt und denken für die letzten Jahre Ihres Lebens zu erhalten was Sie aufgebaut haben. Was aber wird aus mir und meinen Kindern werden?" — Sie sprach mit Wärme und Energie für ein zeitgemäßes constitutionelles Einlenken, wozu die hohe Frau am meisten wohl — durch einen Brief ihres Bruders, des Königs von Baiern, bestimmt worden sein mag. König Ludwig soll ihr die letzten Ereignisse in München und deren Schrecken für ihn und sein Haus geschildert, er soll sich glücklich gepriesen haben daß Baiern der Gefahr so leichten Kaufes entging.

Erzherzog Rainer, der Vicekönig der Lombardei, kam vor wenigen Tagen hier an, um die Lage der Dinge in Italien persönlich vor den Stufen des Thrones auseinanderzusetzen, und sich die Allerhöchsten Entschlüsse zu holen. War das Standrecht das der gestrigen „Mailänder Zeitung" zu Folge veröffentlicht wurde, schon eine Folge dieser Reise, oder wird der Erzherzog als Friedensbote wieder nach dem Süden ziehen? Die öffentliche Meinung bezweifelt das Letzte. Die Luft weht hier gewitterschwühl, der südliche Horizont umwölkt sich immer mehr!

(Wien ist so still daß selbst das Gerücht von einer bevorstehenden Reichsverfassung in seinen Mauern kein Echo findet! S. unsere Chronik über Ungarn.)

Aus Wien, d. 5. März.

[Die Staatspapiere, Metternich's Abdankung, trop tard?]

♃ Die erste Aufregung ist nun zum Theil vorüber. Die Blicke welche unausgesetzt mit fieberhafter Spannung nach Frankreich gerichtet waren, wenden sich allmälig wieder nach innen und unsern Angelegenheiten zu, die kritischer und verworrener sind als je. Geschehen ist noch nichts bei uns. Die Hoffnungen für die nächste Zukunft sind groß, beinahe so groß wie die Besorgnisse der Regierung. Hier freilich sieht es so ruhig aus als wäre Wien das große Schlafmützenmagazin unseres Herrgotts. Aber die Berichte aus Italien sind so beunruhigend daß man jeden Tag auf die Nachricht eines allgemeinen Aufstandes warten darf.

Im Staatsrathe wie im Familienrathe unseres Hofes können sich die Ansichten noch immer nicht vereinigen. Doch, sagt man, ist Graf Montecuculi in die Lombardei geschickt worden mit unumschränkter Vollmacht, Concessionen zu machen, wenn sich dadurch der Ausbruch verhindern läßt. Wir fürchten aber daß es schon zu spät ist. Was Manguin 1830 zu Karl X. gesagt hat, das große Wort: „Il est trop tard", das dürfte leicht, und mit eben dem Recht aus den Reihen der Italiener schallen; es dürfte leicht das Losungswort aller Provinzen werden.

Der Handel stockt, die Staatspapiere finden keine Käufer, Banknoten werden in Italien und Ungarn nicht mehr angenommen, und speculative Kaufleute wollen noch lieber Staatspapiere in ihren Cassen liegen haben als Bankscheine. Ganz natürlich; die letzteren sind in ihrem Preise in Wien noch nicht gesunken, während die erstern unter bedeutend niedrigerem Course ausgeboten werden. Kömmt es nun einmal so weit daß beide ihren Werth verlieren, so hat der Besitzer von Staatspapieren diese wenigstens zu billigeren Preisen eingekauft und die Chance für später möglichen Gewinn. Das Gold steigt täglich im Preise und hat einen Cours erreicht wie kaum jemals früher. Die 46 Millionen Gulden die von Rußland angelangt sind, können den Geldmarkt nicht heben. Wir wissen ja, wozu sie bestimmt sind, und wie sie gegeben wurden. Es ist ein Anlehen das wohl mit dem Staate abgeschlossen wurde, aber die Sicherheit welche dieser bieten konnte, war der russischen Regierung nicht genügend. Unser Kaiser mußte die Bons als Privatmann unterschreiben, und mit seinem Privateigenthum für die Abzahlung garantiren. Diese soll in sechs Jahren zu 3 Procent erfolgen.

Die heilige Allianz scheint wie ein Phönix aus der Asche emportauchen zu wollen. Rußland bewacht Galizien, damit Östreich gegen seine südlichen Provinzen energischer und ungestörter auftreten könne. Bis jetzt hat es blos mit Ordonnanzen bombardirt. Masken sind verboten, das Coriandoliwerfen als verdächtig untersagt, die Italiener um ihren Carneval geprellt, das Standrecht proclamirt. Hier in Wien wird lustig fortgetanzt, die Straßenecken sind bedeckt von Ballanzeigen, während in Lemberg noch immer jedem Ballgeber die Fenster eingeworfen werden. Einige tanzlustige polnische Aristokraten lassen sich dadurch in ihren Festen nicht stören, und schreiben alle diese Excesse der niedrigsten Volksklasse zu, die nichts zu verlieren habe als das allerdings unangenehme Proletariat. Um die Irrigkeit dieser Ansicht zu beweisen, warf man in letzter Woche bei einem Balle, den die Gräfin Krasicka und der Graf Gorajski gab, die Fenster mit Thalern und Ducaten ein. Ein kostbarer Schwank! —

Die Nachricht geht durch Wien, Metternich habe gestern um 2 Uhr abgedankt. Trop tard? Man freut sich der waltenden Nemesis welche am Grabe des ergrauten Staatsmannes ihre Geißel schwingt, aber man schöpft keine Beruhigung aus dieser Abdankung, so lange sein System nicht förmlich mit ihm abtritt. Die Nachricht von Louis Philipp's Abtreten soll der Fürst mit ruhigem Gefühle aufgenommen haben, die Proclamation der Republik aber warf ihn besinnungslos in den Lehnsessel zurück. Nur mit Mühe brachte man ihn wieder zu Leben und Bewußtsein. —

Die Arbeiter der Staatsdruckerei sind seit einigen Tagen in ihren Werkstätten von aller Verbindung mit außen abgeschlossen. Die neue Verfassung Östreichs, heißt es im Publikum, wird gedruckt. So lange? — Wird sie vielleicht auf der Censur so lange Zeit zurückgehalten? —

Aus Wien, d. 5. März.

[Der Kaiser: Dös thu' I nit! die Proclamationen; Hans Jörgel.]

ℨ Sie wissen bereits welche Zerwürfnisse in der kaiserlichen Familie statthaben, daß Erzherzog Ludwig und Metternich auf Beibehaltung des jetzigen Systems beharren wollen, auch wenn Kanonen donnern, während die Erzherzogin Sophie, die Mutter des Thronerben, auf Concessionen dringt. Es war das Gerücht daß man dem Kaiser den Vorschlag gemacht habe, zu Gunsten des Bruders abzudanken; dieser könnte dann mit Concessionen auftreten. Der Kaiser soll gesagt haben: „Nicht einmal das wollen's mir lassen, den Leuten die Freud' zu machen? Das thu I nit!" — Aus dem Halben und Unverbürgten ist nur das Eine zu entnehmen, daß „Etwas faul ist im Staate Dänemark." Wenn man das gestrige Proclama des Beobachters liest, so sollte man freilich glauben, es herrsche die größte Zuversicht auf die Beistimmung der östreichischen Völker zur bisherigen Politik. Die Wiener machten auch gleich einen Witz; sie sagen: die Regierung hoffe, wir würden uns weiter brav aufführen, und verspricht dafür wieder nichts! — Gegenüber den Pariser Proclamationen staunt man um so mehr über die gänzliche Geistlosigkeit dieses Aufsatzes, so daß von den Federn Jarke's, Zedlitzens, Hurter's ꝛc. keine ihren Sold verdient. Zudem verbreitet sich rasch die Kunde, die Stände in Presburg hätten ein Manifest erlassen, wobei wieder Abenteuerliches auftaucht. Erzherzog Stephan ist hier, man weiß aber nicht, ob des ungarischen Balles wegen oder um Instructionen zu holen. Ungarn war von jeher der Sauerteig für Östreich; von dort, nicht von Polen oder Italien aus, ist der Impuls zu Reformen zu erwarten. Ungarn wird daher hier mehr gescheut als irgend ein sonstiges Volk. Die Abdankung Louis Philipps nahm Metternich diplomatisch ruhig auf, die Nachricht von der Republik machte ihn auf Momente still und starr. Wird er, wenn sich die Nachrichten von Preßburg bestätigen, vielleicht in Zorn gerathen? Was dann? Italien ist mit Bajonetten zu bewahren, gegen das ungarische Parlament kann man nur mit Schrift und Wort kämpfen, und das ist die schwächste Seite unseres Regimentes. Nur nichts schreiben, nur nichts drucken, nur nichts öffentlich! — Sie werden es charakteristisch finden daß mitten in diesen Weltbegebnissen der hiesige Polizeipräsident, als Chef des Censurcollegiums, Muße hat, einem Censor eine lange Nase zuzuschicken, weil er eine Notiz gegen eine Sängerin zuließ! Gegen das Censurcollegium wird bekanntlich von Schriftstellern eine Petition vorbereitet, aber neu ist, daß selbst das Bücherrevisionsamt sich über die Manipulation dieser neuen Stelle beschwert. Wie kleinlich alles hier behandelt wird, zeigt jeder Tag. So hat man vorige Woche einige Börsenmäkler vor die Polizei geladen, ohne Verhör eingesperrt, und, da es Juden sind die hier noch dem Leibzoll unterliegen, ausgewiesen. Warum? weil sie Staatspapiere wohlfeiler ausboten! Hans Jörgel (eine Wochenschrift im Pöbeldialekt) galt in dieser Beziehung als Moniteur der Regierung; Herr von Hans Jörgel sagt, blos die verfluchten Juden seien Schuld daß die Staatspapiere fallen! Der Polizeicommissarius an der Börse sah jedem auf den Mund welche Zahl daraus kömmt, der privilegirte Sensal notirt alle Leute, die billig ausbieten. Dennoch stehen die 5procentigen Metalliques heute 83! Wahrscheinlich wird die ganze Börse eingesperrt. — Aus Oberitalien kommen so eben beruhigende (!) Nachrichten; Mailand soll still sein, das heißt, die Officiere trauen sich nicht zu essen noch zu trinken, aus Furcht vor Vergiftung; man wagt nicht den Kopf zum Fenster hinauszustecken, — aber es ist Alles ruhig!

Aus Preßburg, Sonntags d. 5. März.

[Geldwerth; geheime Sitzung der Deputirten, Kossuth's und Szechenyi's Reden gegen das System; die Forderungen der Ungarn; ihre Botschaft nach Wien.]

⊙ Das Mißtrauen gegen die Regierung welches bis jetzt blos von der Opposition ausgesprochen wurde, hat sich durch die neuesten Ereignisse den harmlosesten Gemüthern mitgetheilt. Hier ist keine Banknote mehr anzubringen. Kein Kaufmann nimmt sie, wenn er Silber dafür zurückgeben soll. Das Mauth- und Zahlamt haben kein Silber mehr, die Sparkasse trotz aller Aushülfe kann die Geldforderungen nicht befriedigen, und stündlich kündigt man ihr neue Posten. Die Wechselzahlungen werden nicht angenommen, wenn sie in Banknoten geleistet werden (gestern wurden dem Grafen Louis Bathyanyi 30,000 fl. Banknoten zurückgewiesen.) Der kleine Absatz ist ganz gestört. Zudem traf — glücklicher oder unglücklicher Weise — eine Interpellation bei der Ständetafel ein, die bereits große Folgen hat.

In Raab brachte die Geistlichkeit Cortes (Wähler) in die Congregation, um etwas zu ihren Gunsten durchzusetzen. Die Oppositionsleute machten folgendes Manöver: sie schenkten mehrere 5 und 20 fl.-Banknoten, damit sie es unter sich theilen. Nun sollten die Banknoten gewechselt werden, und da sagten die Unterrichteten: Die sind nicht mehr soviel werth, boten 14, 16 Zwanziger u. s. w. niedriger. Augenblicklich stellte Einer die Motion, daß den Deputirten der Auftrag gegeben werde, betreffs der Banknoten und sonstiger Papiere zu interpelliren, da diese nie im Lande Geltung hatten, und noch keine haben. Mit Mehrheit ging dies durch, und am Mittwoch brachte der (conservative) Raaber Deputirte gezwungenerweise die Geschichte vor. Der Gegenstand war zu wichtig, um ihn augenblicklich vorzunehmen. Einstweilen wurden geheime Conferenzen gehalten, Donnerstag aber eine Sitzung der Stände bei geschlossenen Thüren. Diese dauerte von 4 bis 9 Uhr. Es ging ächt ungarisch her. Um ja jeden Schein einer „Sitzung" zu vermeiden, behielten die Deputirten ihre Hüte auf, die meisten rauchten, der große Saal war kaum mit 10 Kerzen erleuchtet. Der Raaber Deputirte brachte den Gegenstand zur Sprache. Darauf Kossuth: Nicht um den vereinzelten Fall handelt es sich, sondern um Reich und Thron, denn die nächsten 24 Stunden können alles in Frage stellen. Die Magnaten und vielleicht wir Edelleute rufen noch: „Moriamur pro rege nostro" — aber das Volk, das unvertretene, wird schwerlich mitrufen, da gegen die bestehende Regierung die größte Antipathie herrscht. Was nützt die Beseitigung einzelner Beschwerden, und besonders auf diesem schleppenden, erfolglosen Wege, da das ganze System elend und verwerflich ist? Täuschen wir uns nicht! Wie die Sachen stehen, ist bei jedem Anlaß Dynastie und Reich in Gefahr, und das verdanken wir dem Systeme, den Regierungsleuten, die dem Lande fremd sind. Es ist nur Eine Abhulfe möglich. Hier (auf den Präsidentenstuhl zeigend) muß ein verantwortlicher Minister sitzen, Rede und Antwort geben, unterhandeln, beschließen. So lange das nicht ist, kämpfen wir gegen uns

sichtbare Geister, gegen geistlose Gespenster. Er beantragt: für die morgige Sitzung eine Petition an S. Majestät, daß noch im Laufe dieses Reichstags ein ungarisches Ministerium ernannt werde, das hier seinen Sitz habe. Wenn morgen der König Soldaten fordert, werden wir sie etwa dieser Regierung votiren? Wenn wir sie votiren, wird uns das Volk nicht verwünschen? Wenn die Rekruten ausgehoben sind, werden sie solchen Fahnen treu dienen? u. s. w.

Nicht Eine Stimme erhob sich gegen das Princip der Motion. Zufällig hatte ein Regierungsmann (Statthaltereirath Vatarezy) des Quasipräsidium, aber weder er, noch der conservative Führer Somsich sprachen dagegen. Im Gegentheile, sie äußerten ausdrücklich, sie seien vollkommen mit der Ansicht Kossuths einverstanden, daß hier ein verantwortliches Ministerium sitzen möchte.

Nun aber kam das Überraschende, daß Graf Szechenyi sich erhob und eine wahre Philippica gegen die Regierung hielt. Worte wie „elend, schlecht, unverbesserlich, starrsinnig" rc. flogen wie Pelotonfeuer. Alle sprachen sich gegen das jetzige Regiment offen und klar aus. Kein Vertrauen in eine solche Regierung, keine Hoffnung fürs Land, Besorgnisse für den Thron! So gings funf Stunden lang bis zum Schlusse. Kossuth sollte Freitag den Antrag zu solcher Repräsentation stellen, es soll gleich in der Circularsitzung angenommen, sogleich eine Reichssitzung angeordnet, und das authentisirte Nuntium im Momente den Magnaten zugeschickt werden. Die ganze conservative Partei verpflichtete sich auf Ehrenwort, keine Sylbe dagegen vorzubringen.

Die Aufregung bis zur Sitzung war ungeheuer, die Sitzung selbst eine erhebende und großartige. Alles ist angenommen. Kossuth donnerte wie der ergrimmte Jupiter: Mit dieser Regierung ist nicht weiter zu kommen; wenn man alt ist, stirbt man, Metternichs Politik ist ein Greis, sie ist gestorben. Gefahren stürmen ein auf unser Reich. Eine solche Regierung kann sie nicht abwehren. Bajonette sind heutzutage die gebrechlichsten Häkchen, einen Staat zusammenzuhalten. Vielleicht ist eine zweite Auflage der heil. Alliance im Anzuge, aber man vergißt, daß das Volk die Alliance rettete, nicht die Alliance das Volk. Die Wiener Bureaukratie kann keine Begeisterung erwecken, für den König wollen wir unser Blut lassen, für die Wiener Politik opfert sich kein Spatz. Unter diesen Verhältnissen, bei dieser absolutistischen Richtung kommen wir keinen Schritt vorwärts. Wir Ungarn aber sind allein noch im Stande, dieses der östreichischen Regierung zu sagen; daher müssen wir es sagen! Als wir 1790 gegen die französische Revolution auftraten, vergaß der Reichstag Garantien für die Zukunft zu fordern; wir wollen nicht in denselben Fehler verfallen. Ein hoffnungsvoller Thronerbe war jüngst in unserer Mitte. Ganz soll er die Krone bekommen, aber auf diesem Wege wird sie schlecht bewahrt. In wenigen Tagen können Könige stürzen. Sorgen wir für morgen! u. s. w.

Wie gesagt — der Antrag Kossuths wurde einstimmig angenommen, der Notar mit Abschaffung des Nuntiums beauftragt, dasselbe (natürlich von Kossuth vorbereitet) sogleich verlesen, begutachtet, in die Druckerei verwiesen, und angeordnet, sobald es aus der Presse, noch am Abend eine authentisirende Circularsitzung, darauf eine Reichssitzung zu halten, und das Nuntium gleich den Magnaten zuzumitteln. Im Nuntium wird verlangt: — Verantwortliches Ministerium, — Ertheilung von Constitutionen für die uns eng verbundnen Länder der Monarchie — freie Presse — öffentliche Finanzrechnung — allgemeine gleiche Besteuerung — Lösung der Urbarial- und Städtefrage — ein Vertheidigungssystem das dem Lande zweckmäßig entspricht — allgemeine Bewaffnung — endlich Bürgschaften für die Regierungsakte. —

Die gedruckte Repräsentation ist ohne Widerspruch angenommen. Die verlangte Reichstagssitzung aber wurde auf den Wunsch des Personals auf den nächsten Tag 9 Uhr bestimmt, um sogleich dann das Nuntium an die Magnatentafel anordnen zu können.

Preßburg Sonntag d. 4. März*).

[Die Botschaft der Stände.]

Gestern sandte ich Ihnen schnell den kurzen Entwurf der Repräsentation**); heute folgt diese selbst, wie sie so eben in der Reichssitzung der Ständetafel authentisirt, und durch eine Deputation an die Magnatentafel übersandt wurde. Die Preßburger Zeitung liefert das Document in ziemlich treuer Übersetzung; sie liefert damit zugleich einen Beweis daß die Censur in Landtagsangelegenheiten das Authentische zuläßt***).

Ich enthalte mich jedes Urtheils über dieses Actenstück; es spricht klar und unverdeckt, obwohl Viele welche Augen haben, doch nicht werden sehen wollen. Nur ein Volk das gekräftigt ist durch seine Institutionen, das seine Rechte kennt und seine Wünsche offen darlegt, führt vor dem Throne eine solche Sprache. Möge sie gehört und gewürdigt werden! Aber es hat nicht den Anschein, denn bereits kam folgender Zwischenfall. Die heutige Reichssitzung der Magnaten wurden unter Präsidium des Reichsrichters eröffnet. Das obencitirte Nuntium der Stände wurde verlesen, aber der Präses beantragte, die Verhandlung auszusetzen, bis der Palatin zugegen sei, der aber heute nach Wien reiste! Die Angelegenheit wäre zu wichtig, und schon die Discretion erfordere es, diese Repräsentation nur in seinem Beisein vorzunehmen. — Es erfolgte eine allgemeine Entrüstung der Oppositionsmitglieder. Graf L. Bathyanyi äußerte sich über dieses Verfahren mit Entschiedenheit: Der Usus belehrt daß von jeher selbst die wichtigsten Affairen ohne Präsidium des Palatins verhandelt und abgestimmt wurden. Übrigens habe S. k. Hoheit bereits vorgestern Nachts gewußt, was die Stände vorhaben, und dieses absichtliche Abreisen, um sich dort Raths zu erholen, wo so selten ein guter Rath ertheilt wird, könne nur erbittern! — Sie können wohl denken daß all die wackelnden Zopfmänner mit dem Judex Curiä für die Vertagung stimmten — und so hat das Wiener Kabinett Zeit gewonnen. Meine unmaßgebliche Meinung ist, daß trotz aller Stürme in Frankreich und Italien die Wiener Regierung nicht ein Tüttelchen vom alten System opfert, und sonach eine Auflösung des Reichstages, und in Folge davon eine immense Erbitterung des Landes bevorsteht. Möchte ich mich irren!

---

*) Von einem andern Berichterstatter.

**) Wir erhielten den Brief nicht. Ist er unterschlagen?

***) Wir geben den Repräsentationsvorschlag in der nächsten Nummer. D. Herausg.

Aus München, d. 5. März.

[Die Volksbewegungen.]

ƺ Vor einigen Tagen gab es Nachts einen tüchtigen Krawall, zunächst hervorgerufen durch eine Katzenmusik, die das Volk dem Minister des Innern, v. Berks brachte, der sich dann den nächsten Morgen früh 4 Uhr seiner Gesundheit wegen (das Volk schrieb auf die Maueranschläge, die diese Nachricht brachten, „seines Katzenjammers wegen") auf die Reise begab. Vielleicht reist er seiner Begünstigerin, der Gräfin Landsfeld, nach. — Mit dem Krawalle war Fenster- und Thüreneinwerfen verbunden, und es blieben mehrere öffentliche Gebäude, z. B. das Ministerium, das Ständehaus, die Regierung, ja selbst die Residenz nicht verschont. Die nächste Nacht war ruhig; Bürger- und Linienmilitär suchten die Ordnung aufrecht zu erhalten. Die Bürger übergaben dann vorgestern Sr. Majestät eine Adresse, worin sie ihre Wünsche niederlegten, darunter vornehmlich: Vollständige Abschaffung der Censur und unverweilte Einführung öffentlicher und mündlicher Rechtspflege mit Geschwornengericht, ein zeitgemäßes Polizeigesetz, neues Wahlgesetz, Verantwortlichkeit der Minister, Beeidigung des stehenden Heeres und schleunige Einberufung der Stände. In einigen Stunden war die Adresse von 4 — 5000 Unterschriften bedeckt, die übrigens nicht blos von den Bürgern, sondern von der ganzen hiesigen Bevölkerung, vom Volke ausging. Der König verlangte Bedenkzeit. Gestern früh aber war schon an allen Straßenecken angeschlagen daß die bisherigen Stände aufgelöst seien, eine neue Wahl stattfinden werde und die neuen Stände auf den 31. Mai d. J. einberufen seien. Damit war das Volk nicht zufrieden. Es verlangte schleunige Einberufung der Stände. Eine Deputation von Bürgern that es dem Könige kund, und schilderte zugleich die bedenkliche Stimmung. Da ertönte Generalmarsch. Das Volk hatte das städtische Zeughaus gestürmt; die ganze Stadt war in Aufregung. Jetzt erschien Prinz Karl auf dem Rathhause und verlas Folgendes: Die Stände des Reichs sollen auf den 16. dieses Monats einberufen werden. Ludwig. — Die Bürgerschaft war beruhigt, weniger das Volk im Allgemeinen. Man fragte: Warum beruft er die Stände nicht gleich ein? Warum gewährt er nicht gleich Preßfreiheit 2c., was doch Kronrechte sind? — Die Zeughausstürmer — meist junge Leute, Studenten, Künstler und Handwerker hatten sich derweilen auf dem Promenadeplatz versammelt, fest entschlossen, ihre Waffen — es waren größtentheils alte Hellebarden, alte Ritterschwerter, Säbel, Pariser Bajonette — nicht abzugeben. Ihre Anzahl mag sich übrigens auf 800 — 1000 belaufen haben. Abermals erschien Prinz Karl mit seinen Officieren und verkündigte was er auf dem Rathhause verkündigt hatte. Aber auch hier schien man nicht damit zufrieden und fragte, ob der König was eben vorgelesen selbst geschrieben habe. Es wurde bejaht. Auch Prinz Karl gab sein königliches Wort daß die Stände am 16. März berufen werden sollen. Die Bewaffneten blieben jedoch beisammen und zogen dann, bewaffnete Bürger zum Theil an der Spitze, auf das Rathhaus. Dort beredete sie Fürst Wallerstein, die Waffen wieder in's Zeughaus zu liefern die sie „ja immer wieder dort holen könnten." Dies geschah. Es wurde ruhiger in der Stadt. Das Militär (Bürger und Linie) besetzte alle Straßen, besonders bei der Residenz, wo eine große Anzahl Militär und auch mehrere Kanonen standen. Die Nacht ging ohne Störung hin. Auch heute (Sonntagmorgen) ist die Stimmung soweit ruhig; doch hat sich keineswegs die Aufregung der Gemüther gelegt. Das Militär ist heute nicht sichtbar; auch die Kanonen sind weg. Gestern Abend kamen noch mit dem letzten Eisenbahnzug einige Schwadronen leichte Reiterei. — Die französischen Ereignisse haben auch hier ihre Wirkung gethan: man erkennt die Wichtigkeit des Augenblicks und weiß was jetzt noth thut. Forderungen und Wünsche, die Jahre lang vergebens an die Fürsten gestellt wurden, müssen jetzt erfüllt werden, wenn Deutschland Frankreich gegenüber wohlgerüstet dastehen soll. Das fühlt man bei uns, man fühlt es in ganz Deutschland.

Aus Berlin, d. 3. März.

[Eindruck der französischen Ereignisse; Preußens Stellung; Hof und Theater.]

(✱) Den Eindruck der französischen Ereignisse in Berlin zu schildern, möchte ich nicht gern zu meiner Aufgabe machen. Auch hier hat diese ungeheure Wendung der Dinge eine elektrische Spannung entzündet, die den politischen Todesschlaf Berlins noch bei weitem heftiger durchzuckt hat, als vor achtzehn Jahren die Revolution des Juli, von der wenigstens in den Berliner Conditoreien, in denen man sich in dichtgedrängten Gruppen die neuangekommenen Nachrichten laut vorlas, eine mächtige Wirkung zu spüren war. Dieselben Äußerungen einer gemeinschaftlichen und vereinigenden Theilnahme, welche bei dem sonstigen klammen und herzlosen Zusammenleben in Berlin immer schon etwas bedeutet, hat man auch in diesen Tagen vielfach hier wahrnehmen können, aber der Eindruck ist ernster, tiefdringender als je, und macht deshalb in seiner Kundgebung vielleicht vorsichtiger und zurückhaltender. Der Antheil kleidet sich hier auf gut Berlinisch noch in so viel verschiedene Formen, Masken und Rücksichten, daß man es nicht unternehmen kann ihn zu beurtheilen, ohne nach mehreren Seiten hin fehlzugreifen. Unsere Bürgerclassen, in denen seit einiger Zeit viel gesundes Leben wohnt und auch die politische Intelligenz erwacht, sind bei weitem geeigneter, die Bedeutung des größten politischen Ereignisses in Europa zu begreifen und in einem gesunden und unbefangenen Sinne aufzufassen, als unsere Beamten, Professoren und Gelehrten. Unter diesen hört man jetzt hier die härtesten und verdammendsten Urtheile über die Franzosen und ihre jüngste Revolution aussprechen; der alte crasse Franzosenhaß der für Deutschland niemals Heil gebracht hat, findet in der Berliner Bureaukratie und Gelehrtenaristokratie wieder seine neue Belebung. Man mag über die französische Republik von 1848 denken wie man will, so wird man in ihr mehr als jemals die große französische Nation wiedererkennen müssen, welcher nur der deutsche Philister, der kein Vaterland hat, seinen Haß zu decretiren vermag! Unsere großen Gelehrten, deren wir allerdings sehr ausgezeichnete hier besitzen, sind in den Republiken und freien Staatseinrichtungen des alten Hellas und Rom, die sie Jahr aus Jahr ein der lieben studirenden Jugend erklären und interpretiren, bei weitem besser zu Hause als in ihren eigenen menschlichen und bürgerlichen Angelegenheiten, aber man höre diese Nabobs unserer Gelehrsamkeit jetzt über Frankreich, die Nation und ihre neuesten Schicksale raisonniren, und man wird nicht glauben, die berühmten Interpreten des republicanischen Alterthums, die auf ihren Kathedern so oft

mit der hellenischen Freiheit cokettirt haben, vor sich zu sehn! —

Daß aber die Wirkung der Februarrevolution Frankreichs im Allgemeinen auch hier tiefer gegriffen, als man sonst den hiesigen Stimmungen und Stellungen zuzutrauen pflegt, dafür kann ich Ihnen einen für Berlin sehr sichern Barometerstand anführen, nämlich den Theaterbesuch, der in den letzten Tagen, wo uns die entscheidenden Nachrichten aus Paris zukamen, auffallend spärlich war. Selbst in der Darstellung der Hugenotten, in der Madame Viardot-Garcia von dem hiesigen Publicum Abschied nahm, war das Opernhaus leer geblieben. —

Die hier anfänglich verbreiteten Gerüchte von einem plötzlichen Unwohlsein des Königs haben sich widerlegt. Es fand im Gegentheil gestern Abend in den Gemächern des Königs ein Hofconcert statt, in welchem Mad. Viardot-Garcia vor ihrer Abreise zum letzten Mal mitwirkte. Der König soll sich sehr heiter und ruhig mit seinen Gästen unterhalten haben. —

Eine dramatische Neuigkeit des Königl. Theaters in der letzten Woche war: „Der Rückfall," ein Schauspiel von A. P. Werner, (der Schauspielerin Pauline Werner,) deren frühere Stücke unter der Chiffre A. P. gegeben wurden. Diese neue Pièce ist von einer erstaunlichen Harmlosigkeit und Mittelmäßigkeit, und findet darum bei der hiesigen erbärmlichen Theaterkritik, die nur gegen alle höheren Bestrebungen Front macht, natürlicher Weise Unterstützung und Beipflichtung. Auch hier, wie in dem Puttlitz'schen Hausmittel, von dem ich Ihnen neulich sprach, eine halbemancipirte Frau welche durch eine kleine und lose Intrigue in die Schranken der Häuslichkeit zurückgeführt wird! Diese Tendenzstücke zum Besten des Familienwohls und einer geordneten Häuslichkeit sind unsere neueste Bühnenmisère: eine Mischung von Albernheit, Sentimentalität und Gesinnungslosigkeit, die aber glücklicher Weise bei unserm Publicum keinen besonderen Beifall findet. Man mißt dem alten Raupach die Mitautorschaft oder wenigstens eine starke Durcharbeitung der Werner'schen Stücke bei. —

Zur Chronik der Gegenwart.

Völker und Staaten.

— Man kann nicht leugnen daß die Regierung der Republik in Paris sehr gute Stylisten besitzt. Außer Lamartine dem Talente des lyrischen Schwunges, hat sie an Louis Blanc dem Verfasser der dix ans, an Marrast dem Leiter des National, an Flocon dem Leiter der Réforme, drei ausgezeichnete Prosaisten zu Secretären. Ledrü-Rollin, der Minister des Innern, ist der hervorstechende Advocat. Den Minister der Marine, Dominique François Arago, den Freund Alexander v. Humboldts, kennt Europa als Mann der Wissenschaft, als Mathematiker und Physiker. Sein jüngerer Bruder Etienne Arago, der Postmeister der Republik, ist Lustspieldichter; seine Komödie „die Aristokratie" wurde in diesen Tagen mit Molière's Arzt wider Willen zum Besten der Verwundeten im Théâtre français gespielt. (Welche ironische Geltung hat zufällig Molière's Lustspiel! Ist nicht diese ganze, Alle überraschende Republik ein Arzt wider Willen?) So sind in der That fast alle Zweige der Literatur in der Regierung vertreten; der Poet der Tragödie, Victor Hugo, nimmt in der Republik nur einen kleinen Nebenposten ein, er ist Maire eines Pariser Kirchspiels geworden. Zur Lyrik, zur Geschichtschreibung, zur Journalistik, zum Lustspiel, zur Mathematik, gesellten sich dann noch mit der Advocatur für die Justiz und die Finanzen zwei Männer des aufgeklärten klugen Judenthums, Cremieux und Goudchaux. Wir sehen alle treibenden Elemente des Zeitalters im Regiment der Republik vereinigt. Auch die Provinzen Frankreichs sind wohl vertheilt; der Präsident Düpont ist Normand, Lamartine ein feuriger Burgunder, Arago ein Mann vom pyrenäischen Bergland. — Die Regierung der Republik hat mit sehr regem Eifer ihre Thätigkeit eröffnet. Es ist ihr für den Augenblick gelungen die Ordnung herzustellen, die Ausschweifung zu hindern. Sie hat die Todesstrafe für politische Verbrechen aufgehoben. Aber sie hat zugleich die Arbeiter mit der Garantie für Brot und Arbeit beschwichtigt! Die Civilliste des Exkönigs reicht dafür nicht aus. Die Republik hat mit dieser Garantie die communistischen und socialistischen Sympathien für sich gewonnen; aber die arbeitende Klasse zugleich zu Ansprüchen verhängnißvoller Art berechtigt. Die Regierung der Republik will die bisher theoretischen Probleme des Socialismus praktisch zur Lösung bringen. Sie hat damit die ungeheuerste Aufgabe des Zeitalters auf ihre Schultern genommen. Wird sie der Last gewachsen sein?

— In Raspail hat die Regierung der Republik bereits den schärfsten Gegner auf dem Boden der Demokratie gefunden. Raspail ist als Arzt durch seine Charakterisirung der Fieberkrankheiten berühmt. Er ist Republikaner; die Republik eröffnet bereits in ihrem eignen Schooße die literarische Opposition. Raspail's Blatt: l'ami du peuple übt eine scharfe, schneidende Kritik gegen die Mitglieder der Regierung.

— Lamartine hat durch seine begeisterte Rede dem Volke die blutrothe Jakobinerfahne entwunden, der Republik die dreifarbige erhalten. Er siegte endlich durch die Schmeichelei des Ehrgeizes; die rothe Fahne sei nicht über das Marsfeld hinausgekommen, die tricolore habe in allen Ecken der Welt geflattert. Das Signal des Schreckens und der Guillotine ist vor der Hand für die junge Republik beseitigt. Lamartine ist in Paris der gefeierte Held des Tages. — Wer diesen Dichter nach seinen schwärmerisch religiösen Méditations, oder gar nach seinem royalistisch hierarchischen Chant du sacre kennt, worin er Karl's X. Krönung feierte, wird sich nicht gleich in die Rolle des republikanischen Regierungsmannes versetzen können. Auch noch seine vielgefeierten Harmonies litten an abstractem Phrasenthum, und sein Jocelyn, das poetische Tagebuch eines Dorfpfarrers, das christliche Entsagung und die Tugend reiner keuscher Menschlichkeit besingt, flüchtete aus der Wirklichkeit in eine arkadische Welt. La chute d'un ange war das am meisten phantastisch in's Blaue aufgelöste Poem Lamartine's. Allein die poésie humanitaire erhielt in ihm immer festere Form, immer stärkeren, wirklichkeitsvolleren Inhalt. In der Kammer von 1833 durfte Cormenin, der praktische

Rechner, ihn noch um seine kosmopolitische allgemeine Menschenliebe mit der er regieren wolle, verspotten. Lamartine nannte sich démocrate-conservateur, er hielt sich von allen intriguanten und intriguirten Parteien des Julikönigthums fern, er sprach oft in's Blaue, aber das reine Blau des Himmels stand zukunftverheißend als Horizont über seiner poetischen Begeisterung gegen Sklaverei, für die freie Presse, für die Abschaffung der Todesstrafe, für die Erweiterung des Wahlrechts. Er widersetzte sich aufs heftigste der Befestigung von Paris, die Thiers so weise und nun so nutzlos durchgeführt. Uns Deutschen antwortete Lamartine 1840 auf Becker's Rheinlied mit seiner „Friedensmarseillaise." In der Regentschaftsfrage 1842 sprach er sich für die Herzogin von Orleans aus. Nach diesem allem hat auch ihn die *Form* der Republik überrascht; aber ihr *Inhalt*, ihre Gesinnung war in und mit ihm vorbereitet. Die Gründung einer gesellschaftlichen Demokratie mit einem constitutionellen Throne war bisher schließlich das Ziel seiner Gedanken gewesen. Seine Lauterkeit hat ihn mächtig gemacht; sein innerer Wandel vom Legitimismus zur Demokratie war rein das Ergebniß seiner Entwickelung, blieb den Machinationen des ränkevollen Justemilieu des Julithrones fern. Seit 1843 war er die populäre Größe die der ehrlichen Opposition das Programm dictirte; man hatte an ihm mehr als einen zukünftigen Minister, man hat an ihm „ein ganzes Ministerium." — Ob dies ehrliche Herz mit seinem lyrischen Schwunge die Republik vor Zwietracht, Leidenschaft und Intrigue bewahren werde, lehrt uns die nächste Zukunft. (So eben erhalten wir das erste Heft von Emil Frensdorff's „Männern und Frauen des Auslandes." (Berlin, Alex. Dunker.) Lamartine eröffnet die Reihe; doch wird erst das zweite Heft auf die jetzige politische Stellung dieses Dichters Bezug nehmen.)

✱ *Louis Blanc* schrieb vor einigen Jahren in dem republikanischen Journal la Réforme (vom 18. Sept. 1843) einen Aufsatz, worin er zuerst die seit der Julirevolution in der französischen Nation eingetretene bestimmte Scheidung zwischen bourgeoisie und peuple gründlich erörtert hat. Diese Scheidung die schon in der Constitution von 1791 angedeutet gewesen war, hat sich jetzt in der Februarrevolution von 1848 wieder einheitlich zusammengefügt, und ihre einheitliche Organisation ist die *Republik*, die zugleich die socialistischen Keime der letzten Zeit zwar vorsichtig und mit großem Takt, aber doch in entschiedener Richtung in sich aufgenommen hat. Die *Bourgeoisie* machte die Julirevolution von 1830. Das peuple aber hat die Revolution vom 24. Febr. 1848 gemacht. Es erfolgt damit zum ersten Mal die Aufnahme des Proletariers in den Staat. Wie die Lösung dieses ungeheuern Problems der Menschheit gelingen werde, dies ist das Hauptinteresse welches die neueste Staatsbewegung Frankreichs für Europa hat.

✱ Die *Allgemeine Preußische Zeitung* vom 1. März spricht in ihrem leitenden Artikel über die Ereignisse in Frankreich, wie es scheint, die *officielle Stimmung* des preußischen Kabinets, zugleich mit Rücksicht auf die ganze Stellung *Deutschlands* zu der neuesten französischen Revolution aus. Dieser Artikel (dessen Autorschaft, wie man uns in einem Privatbriefe aus Berlin schreibt, allgemein dem Hrn. Staatsminister v. *Bodelschwingh* beigemessen wird) sucht alle tiefer greifenden Wirkungen einer *französischen Republik auf Deutschland* als unmöglich hinzustellen, und stützt sich dabei namentlich auf die „*unerreichte Wehrverfassung Preußens*", die in dem entscheidenden Augenblick die nöthige und unübersteigliche Kluft zwischen Deutschland und der französischen Republik aufzurichten im Stande sein werde! Zugleich wird aber bestimmt jede Intervention in die inneren Angelegenheiten Frankreichs abgewiesen. Wir haben also vor der Hand nur einer kriegerischen Defensivstellung gegen die Republik Frankreich entgegenzusehn. Die deutsche Presse scheint bisher noch in einem vergeblichen Ringen begriffen, in der Behandlung der französischen Vorgänge das rechte Wort und einen ausdrucksvollen Ton zu finden. Die Kölnische Zeitung und die Heidelberger Deutsche Zeitung haben einige gute, aber behutsame Ausführungen gegeben, um anzudeuten, wie die innere Lüge und Schlechtigkeit des Louis Philipp'schen Staatssystems nothwendig diese längst reif gewesene Frucht habe gebären müssen. Vergleicht man aber damit die großartig schlagende und vernichtende Charakteristik Louis Philipps und seiner Regierung, welche die englischen Times jetzt gebracht haben, so muß man einsehn, wenn man es nicht schon gewußt hat, daß die deutsche Presse unter ihren gegenwärtigen bindenden Verhältnissen nur ein ohnmächtiges Kinderspielzeug ist, und schwerlich zu einem entscheidenden Mitsprechen in den gegenwärtigen europäischen Angelegenheiten berufen sein kann. Um so weniger hat es uns wohlgethan daß gerade die Allgemeine Preußische Zeitung, der die Redefreiheit freilich nur eine Kleinigkeit ist, bereits so entschieden das Wort in dieser Angelegenheit gefunden haben will, und zu Gunsten des abgesetzten Regiments gegen die französische Nation in einer Weise Partei nimmt, zu der unseres Erachtens noch durchaus keine Berechtigung vorliegt! Fühlt denn die Allgemeine Preußische Zeitung nicht endlich daß die Zeiten vorüber sind, in denen sie ihren Lesern Sand in die Augen streuen kann!

— *Österreich*, du schlafst sehr lang.
Daß dich nicht wecke der Vogelgesang!

So sang nach einem alten Liede in unsern Tagen *Hermann Rollet*. Vogelgesang hat Östreich nicht wecken können; den Vogelgesang seiner Lyriker nahm Östreich wie Fliegengesumme im Morgenschlaf, es griff hin und her mit der Hand, — es legte sich nicht einmal auf die andere Seite. *Was* wird es wecken? — Ein Donnerwort? — Der zerschmetternde Ruf für das Königthum in Frankreich war: *Zu spät!* Das Königthum ist in Östreich nicht gefährdet. Aber Östreich soll mehr sein als bloße Erbschaftsmasse gesammelter Königreiche. Es soll uns mit seiner Schwerkraft ein Hort sein gegen den Osten, ein Centrum und Halt als europäische Großmacht. Deshalb fordern wir daß seine Größe sich verjünge, daß es in der Freiheit seiner Völker seine neue Stärke, in dem freien Bunde Böhmens, Ungarns und der Lombardei zu seiner erlahmten Schwerkraft neue Triebkraft gewinne. Östreich hat seit der großen Revolution aufgehört Deutschlands Führer zu sein, es hat damals seine Vorposten am Rhein und an der Schelde aufgegeben, Deutschland war seitdem sich selbst überlassen, Östreich zog sich in sich selbst zurück. Die Wiener Acte reihte es wieder als erste deutsche Macht ein; aber Preußen überflügelte es, Mitteldeutschland mit seinen kleinen Staaten entwickelte, wenn auch zerstückelt und getheilt, seinen Kampf um Errungenschaften auf welche Östreich grol-

lend blickte. Ein Stern des Heils ist über Preußen aufgegangen, es hat sich verfassungsmäßig zu gliedern begonnen bevor das Donnerwort: Zu spät! erklungen. Es hat, wenn auch zögernd, den Fortschritt nicht aus der Hand gegeben; es ist mächtiger als je; es besetzt mit seinen Armeecorps die westliche Grenze und kann sich rasch und zuversichtlich entschließen die Republik Frankreich sich selbst zu überlassen, es kann die Ehre und die Freiheit nach außen schirmen, denn es hat der Freiheit im Innern eine Gasse gebahnt. Jetzt wo es sich darum handelt ein deutsches Parlament zusammenzuberufen, sehen wir Östreich mit sich selbst beschäftigt, statt für Deutschland vorzutreten als Schirm und Wacht, als Herold der Ehre und Selbständigkeit. Östreich ist auch im Osten verkürzt; für die verlorenen Donaumündungen ist Krakau ein schlechter Ersatz. Es hat in Mittel- und Süditalien seine Hegemonie verloren; England das seine Stärke in der Freiheit hat, zeigt ihm den Fehdehandschuh wenn es eingreifen wird. Es bedurfte dessen kaum; Östreich muß sich bescheiden seine Lombardei zu halten. Sardinien, Toscana, der Kirchenstaat haben durch Reformen die Revolution unmöglich gemacht; Neapel hat seine Existenz durch Zögern und Hinterlist aufs Spiel gesetzt. Noch ist es Zeit daß Östreich die Lombardei sich erhält. Wer Östreich als europäische Großmacht für nöthig erachtet, muß es wünschen. Es ist noch möglich, die Reform kann noch überall die Revolution hindern, ein Bund freier Völker unter Söhnen des Kaiserhauses kann Östreich noch als einen Staatenbund großartig in die Geschichte eintreten lassen. Deutschland bedarf Östreichs gegen den Osten, wie es Preußens gegen den Westen bedarf; Nachhut und Vorhut, beide sind uns gleich nothwendig. Daß Deutschland waghalsig vorangeeilt, kann niemand sagen, macht die Spötter nur lachen. Der alte Spruch: Nur langsam voran daß die östreich'sche Landwehr folgen kann! hat selbst Preußen innegehalten. Es ist nicht unsere Art, über unserer Triebkraft unsere Schwerkraft zu vergessen. Mag nun Östreich nicht seinerseits den alten Spruch A. E. J. O. U. vergessen: Aller Ehren Ist Oestreich Voll!

— Daß Despotismus immer in religiöser Unduldsamkeit seinen Halt gesucht, dazu ist der Vorfall mit dem Grafen Bathyanyi in Ungarn ein neuer Beleg. Casimir Bathyanyi, einer der ersten Magnaten Ungarns, eines der einflußreichsten Mitglieder des ungarischen Oberhauses, war vor einem Jahre zur protestantischen Kirche übergetreten. Das haben ihm einige Damen am Hofe nicht verzeihen können. Der Palatin, Erzherzog Stephan, erhielt die Weisung, den Grafen nicht zum Hofball einzuladen. Des Palatins Gegenvorstellungen fruchteten nicht; er war so schwach fromme Wünsche für einen Befehl zu nehmen. Mehr als hundert der ersten Edelleute ohne Unterschied des Glaubens und der politischen Überzeugung, schickten in Folge dieser Ausschließung ihres Genossen die Einladungskarten zurück; der Ball beim Palatin war leer. — Kleine Ereignisse dieser Art sind nicht mehr unwichtig.

— Ungarn scheint entschlossen zu sein sich einer unwürdigen Bevormundung zu entziehen, obschon es nicht aufhören wird und will sich zum Völkerbunde unter Östreich zu halten. — Mit starker Mehrheit forderte die Ständekammer die sofortige Abschaffung der seit einigen Jahren vom Könige eingeführten Comitatsadministratoren. Die ungarischen Zeitschriften führen eine furchtbare Sprache die bis in's Kabinett dringt; den deutschen Blättern in Ungarn ist die Zunge gefesselt. Jetzt haben die meisten Congregationen der Comitate ihren Vertretern beim Landtag den Auftrag gegeben, die Rückberufung sämmtlicher ungarischer Truppen aus Italien und allen östreichischen Erbländern unter Androhung der Steuerverweigerung zu fordern. Zugleich beantragt man die Entfernung aller nicht ungarischen Truppen aus Ungarn. Hierin liegt der Knotenpunkt zur Lösung der Wirren; hiermit wird das künstliche System gebrochen, das nur indem es die verschiedenen Völker gegen einander in Schach hielt, über sie triumphirte. Man wird nicht mehr mit Völkerhaß regieren können, Östreich wird mit ungarischen Truppen in Ungarn, mit deutschen Truppen in Deutschland regieren müssen. — In diesem Zustande der Aufregung traf Ungarn die Nachricht von den Ereignissen in Frankreich. Eine Deputation des Landtags an den König fordert jetzt ein verantwortliches Ministerium, aus Ungarn bestehend, unabhängig vom Gesammtministerium der Monarchie. Hiermit ist Ungarn in das Stadium getreten wo die zurückgedrängte Reform nothgedrungen den Charakter einer „friedlichen Revolution" annimmt.

— Es ist wichtig die Wirkungen der Republik Frankreich zu verfolgen. Die Republik will Frieden, und somit hält sie sich die militärische Dictatur noch fern. Der Gesandte der Vereinigten Staaten von Nordamerika hat zuerst und ganz brüderlich den jungen Freistaat begrüßt. Der päpstliche Nuntius hat sofort seine Freude bezeugt daß die Revolution nicht zugleich gegen den Altar gerichtet war wie ehedem. Belgien, diese Tochtermonarchie des Julikönigthums, hat sich beeilt die neue Ordnung der Dinge in Paris anzuerkennen; der Minister Rogier hat zugleich den niedrigsten Wahlcensus verheißen, somit die beste und sicherste Nutzanwendung für die Monarchie aus dem Umsturz in Frankreich gezogen. Lord Russel hat unter donnerndem Beifall im Parlament erklärt, die Regierung Englands sei in keinerlei Weise gewillt sich in die Organisation Frankreichs einzumischen. England hat für sich selbst soviel Freiheit daß es der republikanischen Form nicht bedarf; es hat zugleich in dieser seiner Freiheit soviel Kraft, Halt und Selbstgefühl daß es auch den schmerzlichsten Wirren in der Entwickelung anderer Völker unbekümmert und ruhig zusehen kann. — Der Deutsche Bund hat fast wider unser Erwarten schnell das Dasein einer deutschen Nation begriffen. Einmüthigkeit sei unser Heil! sagt er in seinem Aufruf an die Nation, einträchtiges Zusammenwirken unter allen Stämmen thue noth! (Möchte das den Schleswig-Holsteinern die der Bund sich selbst überläßt, zu gute kommen!) Der Deutsche Bundestag erklärt, er werde von seinem Standpunkt aus Alles aufbieten um gleich eifrig für die Sicherheit Deutschlands nach außen, sowie für die Förderung der nationalen Interessen und des nationalen Lebens im Innern zu sorgen. „Deutschland, sagt der Bund in aller Eile, wird und muß auf die Stufe gehoben werden die ihm unter den Nationen Europa's gebührt; aber nur der Weg der Eintracht, des gesetzlichen Fortschritts und der einheitlichen Entwicklung führt dahin." Die Bundesversammlung beruft sich plötzlich „auf die reife Einsicht" des deutschen Volkes, auf unsern bewährten gesetzlichen Sinn und unsere alte Treue.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

F. Gustav Kühne.

1848. 18. März.

Inhalt: Böhmens goldne Zeit unter deutscher Herrschaft. Von F. G. Kühne. — Die Frau Professorin und Dorf und Stadt (aus Dresden). — Aus Wien, Berlin, Bordeaux und Paris. — Zur Chronik: Organisation der Arbeit; die Kirche und die Republik; ein Wort Louis Philipps; Laube über Lamartine; Kossuth; der Sturz deutscher Minister.

№ 12.

Böhmens goldne Zeit unter deutscher Herrschaft.

Eine Skizze von F. Gustav Kühne.

Wenn man unter dem Thurm der die Altstadt Prag vom Strom abschließt, auf die Moldaubrücke hinaustritt: welch ein Bild erhabener Größe liegt vor uns! Es sucht in der Architektur der Städte seinesgleichen. — Diese Brücke welche die Altstadt mit der Kleinseite verbindet, hat zugleich ihre Bollwerke die den Übergang sperren. Nicht die Heiligen die auf den Pfeilern stehen, schirmen dies kühne Bauwerk. Ehedem stand nur der böhmische zweigeschwänzte Löwe auf der Brüstung. Nicht Nepomuk, der Heiland der Jesuiten, schützt die Brücke, sie schützt, bombenfest wie sie ist, sich selbst. Und die beiden Thürme die hüben und drüben mit drohender Stirn einander gegenüber stehen, scheinen sie mit ihren Brustwehren und Keilthürmen noch immer bereit zu sein das Losungswort zum Bruderkrieg zu geben? Die Altstadt Prag, der Sitz des Bürgerthums, mußte sich oft genug gegen den Königssitz auf dem Hradschin verschanzen. König Siegmund von Ungarn, der Bruder und Erbe Wenzels, ließ sich auf dem Schloßberg als König von Böhmen krönen, und war damit noch nicht Herr der Bürgerstadt. Der zweite Ferdinand, der spanisch jesuitische Östreicher, nahm mehrmals Besitz von der Kleinseite; aber die Haubitzen und Donnerbüchsen Dschischka's hielten ihn von der Altstadt Prag, dem Heerd und Herzpunkt Böhmens, zurück. Noch am Schluß des dreißigjährigen Krieges gelang es den Schweden den Hradschin und die Kleinseite zu besetzen; aber die Bürger und Studenten Prags vertheidigten mit Löwenmuth den Brückenthurm und in ihm die Stadt. Die Moldaubrücke, unzerstörbar für die Fluth des Stromes, unerschütterlich vor der Wuth der Menschen, gegen Himmel, Hölle und Erde ein Bollwerk, hielt standfest die mörderischen Parteien auseinander. Georg von Podjebrad, der protestantische König Böhmens, stand ehedem als Erzbild auf einem ihrer Pfeiler. Die Jesuiten stürzten seine Säule in den Strom und pflanzten alle die Heiligenbilder auf, die uns jetzt zu beiden Seiten der Brücke begrüßen. Der Strom ist tief und wild. Nicht blos Pomuk ist da hinabgestürzt, Tausende die für Gott und Böhmen fochten, nahm der Fluß in sein weites Bett. Donnernd bricht sich die Woge an den Pfeilerecken und Bogenhaltern; der Schaum der Wellen hat jahrhundertelang zu thun gehabt das Blut hinwegzuspühlen das von der Brüstung an den Wänden niedertroff.

Es hat bittere Zeiten für Böhmen gegeben wo der Strom Königthum und Bürgerthum schied, jenes drüben auf dem Hradschin sich hinter seinen Bollwerken hielt, dieses hüben sich zur Wahrung seiner Rechte verschanzte, die Moldaubrücke die beide Ufer verbinden sollte, eine Bastion abgab mit Feuerschlünden. Es waren die Zeiten unheilbarer Wirren für Prag und Böhmen. — Wer will die Gespenster: Aufstand, Empörung, Glaubenswuth und Bruderkrieg, wieder heraufbeschwören, den Kampf der Verzweiflung zwischen Vaterlandsgefühl und wälscher Jesuitentücke die Menschheit noch einmal durchfechten lassen? — Niemand. Wir wollen im Gegentheil an die Zeit gemahnen wo Deutsch und Böhmisch sich hier zum Bunde die Hände reichten, Königthum und Bürgerthum vereint zum Wohl des Landes

wirkten, die Moldaubrücke für Hradschin und Altstadt ein friedfertig Band war, der Glanz des alten Prags im Strom sich heiter spiegelte, in seiner lebendigen Glorie allen Völkern Europa's leuchtete. — Prag feiert dies Jahr ein Fest das an jene Zeit gemahnt; es ist die fünfhundertjährige Feier der ersten Hochschule Deutschlands; es ist eine Feier der goldnen Zeit Böhmens. Und diese goldne Zeit war die Zeit deutscher Herrschaft, die Herrschaft der deutschen Luxemburger im böhmischen Lande.

Das Bild das der Hradschin mit dem Lorenzberg vor uns entfaltet, wechselt, wenn wir aus der Altstadt zur Kleinseite Prags hinüberschreiten, es wechselt und bleibt immer erhaben und groß. An den Bergen hinauf klimmen die Wohnungen stolzer Bojaren; die Kleinseite ist eine Stadt von Palästen, jeder Palast sieht aus wie die Burg eines trotzigen Böhmenherzens. Alle jene Magnatenhäuser überragt aber noch der böhmische Louvre, die königliche Burg die der Luxemburger baute. Kein Königsschloß ragt über so viele Adelsburgen hinweg, und steht wie ein Triumph der Majestät über widerspenstige Adelsherrschaft da. — Es geht die Sage daß nicht auf dem Wyschehrad allein, auch auf diesem Schloßberg Vates Libussa ihren Sitz aufschlug, jene kühne Prophetin die von Böhmens Größe träumte, ein Traum der nicht immer segensvoll in Erfüllung ging. Auch der zweite Wladislav baute dort ein Schloß; Ottokar hat dort gehaust im Gefühl seiner Hoheit und seines Übermuthes den der schlichte Habsburger Rudolf, der simple Graf aus dem Schweizerlande brach. Dauernd festen Fuß faßten erst die Luxemburger auf dem Schloßberg. Und Karl IV. baute den Palast nach dem Styl des Louvre. Paris war sein Geburtsort gewesen, von dort brachte er den Gedanken einer friedlichen Königsherrschaft im großen Styl, den Gedanken zu einer Hochschule die alle Weisheit der Welt um sich versammelte, nach Deutschland; Prag ward mit ihm ein Mittelpunkt deutschen Lebens. Über dies Schloß hinaus ragt dann endlich noch der Dom. Die weiße glänzende Palastreihe des königlichen Sitzes überflügelt noch der braune Sanct Veit, ein betender Mönch auf der Höhe des Felsens, Schloß und Burgen, Stadt und Strom beherrschend, mit seinen Armen kühn in den Himmel greifend. Wenn Prag das Rom der Slawen werden sollte, so ward Sanct Veit der Sanct Peter dazu. So keck auf dem Felsen hat selten ein Dom seine Stelle. Wie ein Traumwerk fliegender Gedanken streckt er seine Glieder in den Luftkreis hin; die durchbrochenen Bogen mit den spitzenartigen Krausen welche Kirche und Thurm verbinden, die gewaltigen und gewagten Streben die das Chor mit den Pfeilern der Abseiten zusammenhalten, sind wie feurige Raketen die nach der Höhe schießen und unterwegs in ihrem Lauf durch die Luft zu Stein erstarrten. — Wenn Du den Thurm besteigst, so liegt Prag, liegt Böhmen zu Deinen Füßen, ein bezaubernder Kreis von Herrlichkeiten; ein Anblick von Größe und Schönheit der seinesgleichen sucht. Aber der Mittel- und Hochpunkt dieser Königsherrschaft, der Dom, ist unfertig geblieben; die Größe wurde gewagt, aber nicht ausgeführt, alle Herrlichkeit Böhmens liegt in Trümmern, auch das Centrum ist ein Stückwerk an dem die Wuth der Elemente, die wilde Leidenschaft der Menschen sich wetteifernd versündigt.

Laßt uns das Bauwerk, dies Werk deutscher Baukunst, in's Auge fassen. Die Hussitenzeit hat nichts an ihm verschuldet; es ist von jenen wilden Horden die soviel Klöster und Kirchen eingeäschert, unversehrt geblieben. Hatte die Wuth der Bilderstürmer sich bei seinem Anblick gelegt? Hatte die Scheu sie erfaßt in diesem Bau das Heiligthum des Vaterlandes zu verletzen? Nur die Elemente und die Feinde von außen haben den Dom verwüstet. Die große Feuersbrunst unter dem ersten Ferdinand, die 1541 den ganzen Hradschin sammt des größten Theils der Kleinseite in Asche legte, ergriff auch den Dom. Einer von den zwei Thürmen stürzte zusammen, den andern mußte man abtragen, ihn mit einem andern Aufsatz versehen der die Höhe von 508 Fuß auf 314, also um fast 200 Fuß verkürzte, in seiner Structur, wie er jetzt vor uns steht, zum germanischen Bau des Ganzen wenig paßt. Kurz vor dem Schluß des dreißigjährigen Krieges hatten sich die Schweden noch einmal der Kleinseite bemächtigt. Sie verwüsteten die Denkmäler im Innern, sie ließen nur stehen was der frevelnden Hand allzu fest erschien. Das war 1648, im elenden Friedensjahr eines ehrlosen Glaubenskrieges. Ein Jahrhundert später, 1757, war der Dom für das preußische Heer schnöder Weise die Zielscheibe einer hunnischen Zerstörungswuth. Sollte Prag büßen was Preußen an Östreich auszufechten hatte? Fünf Tage lang, vom 5. bis 9. Juni wurde die Stadt bombardirt, die Kirchen und Thürme erschienen als die bequemsten und willkommensten Punkte für die Kanonen Friedrichs. Pelzel zählt Tag für Tag die Kugeln auf, die auf den Dom geschleudert wurden; er bringt 20,000 Bomben, Kartätschen und Carcassen zusammen die in das ehrwürdige Denkmal germanischer Kunst gefeuert wurden. Dreißigmal fing das Gebäude in den fünf Tagen Feuer; die wachsame Sorge der Geistlichen

wußte den Brand jedesmal zu löschen. Als man nach Abzug der Feinde, nach Ausräumung des Platzes die Geräthe der Kirche wieder aufstellte, fand man noch 800 Kugeln in den Winkeln der Kapellen.

Vom Thurm aus übersieht man auch den Plan des Baues den Kaiser Karl noch als Prinz bei Lebzeiten seines Vaters, König Johanns, begann, und den Wenzel, sein Sohn, nur um weniges fortführte. Mathias von Arras legte die Grundmauern; Peter Arler, der Sohn jenes Heinrich Arler aus Gmund, der in Spanien die Kirchen von Burgos, in Mailand den Dom gebaut, war der eigentliche Meister der den Plan feststellte und ausführte. Beide Arler waren so deutsch wie ihre Bauten, ob sie schon in Italien den Namen Gamodia führten, wie die wälsche Zunge sich ihren Geburtsort Gmund verdeutschte. — Bruchstück wie so viele gothische Dome, ist Sanct Veit das Trümmerwerk eines riesenhaften Entwurfs. Die vereinzelte Adalbertskapelle auf dem wüsten Vorhofe sollte die Mitte bilden, die Thürme nicht vorn, sondern im Centrum des ganzen Systems ihre Stelle haben. Dies charakterisirt den Prager Dom vor den andern germanischen Münstern. Nur das Chor von Sanct Veit, wie am Kölner Dom, wurde fertig von der Kirche. Im Innern tragen funfzehn Pfeiler das Kreuzgewölbe. Deren acht bilden das Chor das mit dem Schiff gleich hoch und breit sich erhebt. Vom Schiff der Kirche wurde nur ein kleiner Theil mit den sieben Pfeilern und Gewölben fertig ausgeführt, ein anderes Stück blieb angefangen liegen. Von den Thürmen stürzte der eine zusammen, der andere, wie er jetzt dasteht, erhielt eine falsche Spitze. Was die Ungunst verworrener Stürme unter König Wenzel halb liegen ließ, darüber sind Wind und Wetter räuberisch hergefallen; das Wenige das fertig geworden, hat der Sturm der Zeit, die Zerstörungswuth der Menschen wieder halb in Ruinen verwandelt; das Flickwerk späterer Hülfsbauten hat den Styl des Ganzen in Verwirrung gebracht, aber die feierliche Erhabenheit des germanischen Gedankens der hier in Stein ausgeprägt sein sollte, doch nicht ganz gestört. Auf dieser Felsenhöhe über Prag hinragend, für Böhmen ein Mittelpunkt der Andacht und des Vaterlandsgefühls, steht der Bau als ein Heiligthum da, das germanischer Sinn den Slawen zum Sammelplatz dessen was sie für heilig hielten, hingesetzt, ein Triumph deutscher Größe, ein Sinnbild deutscher Herrschaft über die Geister mitten im Lande der Tschechen. — Im Mausoleum des Doms liegen dreizehn gekrönte Häupter Böhmens; unter den Przemysliden beide Ottokar, dann Kaiser Karl selbst und sein wilder Wenzel, auch König Georg, der Protestant, nach den Przemysliden der einzige eingeborne Herrscher des Landes, dann Ferdinand der Erste, der zweite Maximilian und jener zweite astrologische Rudolf welcher die Gruft erbaute. Vierundzwanzig böhmische Große ruhen in den andern Kapellen der Kirche. Zum Denkmal des heiligen Nepomuk hat unter Leitung der Jesuiten von Östreich die böhmische Frömmigkeit staunenswerthe Schätze zusammengetragen. Der silberne Sarg birgt in krystallenem Behältniß die Gebeine dieses Heiligen. Vier silberne Engel, 910 Mark an Gewicht, tragen den Baldachin. Zahllose goldene und silberne Opfer, gutgemeinte Gaben der dumm gewordenen Frömmmigkeit, ließ Kaiser Joseph entfernen und zu guten Zwecken, zum Heil armer Kranken schmelzen. Zu diesem Denkmal irregewordener Frömmigkeit laufen die Fremden aller Welttheile zusammen, und der schmierige Rothrock von Küster bedauert nicht ohne Scheelsucht auf die Josephinische Zeit die Schmählerung der überreichen Opferwerke.

Zwischen dem glorreichen Böhmen unter dem deutschen Luxemburger bis zum heutigen Böhmen liegt die wilde Hussitenzeit und das Zeitalter spanischer Östreicher und römischer Jesuiten. Fassen wir das glorreiche Böhmen, sein goldenes Zeitalter unter dem deutschen Luxemburger in's Auge!

Auf dem Wyschehrad hatte die böhmische Geschichte bis zu dem Punkt, wo die Großen des Landes für den wilden Kampf ihrer Eifersucht kein anderes Endziel fanden als indem sie die Hand der letzten Tochter aus dem Stamm der Przemysliden dem Sohn des deutschen Kaisers, Heinrichs des Luxemburgers, antrugen. Dieser Kaisersohn war König Johann. Dieser romantische Fürst hatte kein Herz für das tschechische Königreich. Die Großen hatten ihre ständischen Rechte wieder geltend gemacht, aber diese blieben unter Johann ungeordnet; Krone, Volk, Stände und Land erhielten keine gegenseitige Sicherheit. Das Städteleben, der Bauernstand waren in Böhmen bereits auf deutschem Fuße angelegt, mit germanischen Formen und germanischen Elementen begründet. Aber zur schönen Blüthe konnte deutsches Leben in Böhmen unter Johann sich nicht entwickeln. Die Städte hatten nach deutschem Brauch ihre Obrigkeiten, ihre Richter, ihre Schöppen (Geschworene), ihre Abgeordneten zum Landtag, als Bürgschaften des Volkswohls gegen den turbulenten Sinn des Adels. Solcher Städte gab es, als König Johann in's Land zog, bereits dreißig; Prag und Kuttenberg

standen obenan. Der Streit der ständischen Rechte wurde auf den alten Landtagen wild ausgefochten; es fehlte die machtvollkommene Majestät die den Widerstreit ausglich und endete, es fehlte ein Gesetzbuch, aus dem Brauch des Volkes aufgestellt und kraft königlicher Machtvollkommenheit besiegelt. Die Verbrechen wurden geahndet, die Strafe wurde der Sippe des Beleidigten als Blutrache überlassen. Der Usus in Böhmen, der auch den Fenstersturz fast zu einem Rechtsbrauch gemacht, war von dem Zorn der augenblicklichen Aufwallung festgestellt. Die Gottesurtheile wurden hier ganz ungermanisch zu Gräueln des Blutdurstes. Die streitigen Parteien wählten nämlich in Böhmen zwei Ritter die mit je sechs Knappen zu Roß bis zur gänzlichen Ausrottung des Gegners kämpften. — So sah es in Böhmen aus bevor der deutsche Fürstenstamm darin Fuß gefaßt. Es waren deutsche Pflanzungen versucht, selbst der große, ächt slawische Ottokar hatte deutsches Dorf- und Städteleben befördert, Colonisten aus Deutschland hergerufen, weil das Slawenthum in sich zu wenig Zeugungskraft zum ordnungsvollen Lebenswandel zu verrathen schien. Was einzeln gepflanzt war von deutscher Zucht, konnte aber im Ganzen und Großen nicht gemeinsam gedeihen. König Johann war selten im Lande; erst sein Sohn Karl, als König Böhmens der Erste, als deutscher Kaiser der Vierte, ward im wahren Sinne des Wortes ein Fürst für Volk und Land. Karl liebte sein Böhmenland; hatte er doch von der Mutter her böhmisch Blut in den Adern. Er war in Paris erzogen, brachte von dort den Hang zu einer Königsherrschaft im großen Style mit, war aber nach dem ganzen Inhalt den er Böhmen gab, nach der ganzen Form die er als Stempel seinem Böhmenreiche aufprägte, in seiner ganzen Art und Haltung, in Fleiß, Gesinnung, treuer Liebe und Emsigkeit durch und durch deutsch. Es war das Zeitalter über die Welt gekommen wo die Könige um ächte Fürsten zu sein, nicht mehr als Heroen, nicht mehr blos als Söhne des Mars Geltung gewannen. Mit den Hohenstaufen in Deutschland, mit Ottokar in Böhmen war das Heroenthum der Könige zu Grabe gegangen. Es begann in der Geschichte der Völker für die Könige die Periode wo sie als Friedensfürsten ihre Krone am sichersten trugen. Karl's zweiunddreißigjährige Regierung war für Böhmen zum ersten Mal eine dauerhafte Friedensherrschaft. In der Krone Böhmens leuchteten zum ersten Mal Edelsteine milderen Glanzes die man bisher an dem blutgefärbten Reif noch nicht gesehen, Edelsteine die bei all ihrem Reichthum die Bergwerke des Landes noch nicht geliefert. Diese Edelsteine hießen verständige Gerechtigkeit, sanfte Milde des Herzens, Überlegenheit des friedfertigen Geistes. Diese Kleinode ließ der deutsche Luxemburger auf dem Thron der Böhmen leuchten; sie waren für das Land der Slawen von ganz neuem ungewohntem Glanz. — Deutschland kennt diesen Karl durch seine goldne Bulle, durch seine Nachgiebigkeit gegen die Großen des Reiches und den Statthalter Christi der ihn in Rom gekrönt. Segensreich war dieser Karl nur für Böhmen, und was er Segensreiches dort schuf, waren Keime deutschen Lebens. Er fand sie schon vor in einem freien Bauer- und Bürgerstand, den Ottokar den böhmischen Bojaren und Knechten gegenüber gegründet. Karl trieb diese Keime zur Blüthe und diese Blüthe war Böhmens goldne Zeit. Kaiser Karl steuerte den Fehden des Adels, zerstörte ihre Raubburgen, beschränkte ihr Königswahlrecht auf den Fall wenn sein Haus erlöschen werde. Er baute den ersten festen Königssitz in Prag; damit gab er dem Adel das Beispiel zur Seßhaftigkeit im Schooß der Kultur. Der Glanz seines Hofes lockte die Großen nach dem Mittelpunkt dieser Königsherrschaft; die Hochschule die er nach dem Muster von Bologna und Paris stiftete, machte Prag zum Mittelpunkt deutscher Wissenschaft, zum Sammelplatz der reifen Jugend von ganz Europa. Für Deutsche, Ungarn und Polen ward Böhmens Hauptstadt dadurch ein Centrum europäischer Kultur. Die Künste fanden unter Karl in Prag einen Heerd der Pflege; Mathias von Arras, Peter Arler von Gmund bauten ihm seine Dome, Kirchen, Klöster, seine Schlösser, seine Moldaubrücke; Adel und Bürgerthum der Stadt wetteiferten in Bauten, die Prag bei aller Verwüstung der Jahrhunderte noch jetzt zur reichsten Stätte deutscher Architektur des Mittelalters machen. Prag hatte bis dahin aus einzelnen verschiedenen, durch Gräben und Mauern getrennten Städten bestanden; verschiedene Verwaltung und Magistrate hat Prag noch bis zu Kaiser Josephs Zeiten behalten. Karl baute die unter seinem Vater in einen Aschenhaufen verwandelte Altstadt neu auf; der Karlshof, die Karlskirche mit der kühngespannten Kuppel entstanden dort. Die Neustadt, nach ihm lange Zeit Karlstadt genannt, war seine Schöpfung. In Zeiten des Mißwachses und der Hungersnoth ließ er, um armem Volk Brot zu verschaffen, die gezackte Mauer des Lorenzberges bauen, die lange Zeit die Brot- und Hungermauer hieß. Die Ausdehnung die Prag jetzt hat, erhielt die Stadt bereits unter Karl; bei seinem Tode zählte Böhmen 100 wohlbefestigte Städte die den 260 Burgen und festen

Schlössern des Adels gewachsen waren; das Land zählte 300 Marktflecken und 13,000 Dörfer. Kaiser Karl bevorzugte die Kraft, das Talent, nicht die Partei, nicht einseitig Deutsche gegen Böhmen. Unter den Malern an seinem Hofe finden wir neben Niklas Wurmser aus Straßburg, der die Wandgemälde in der Wenzelkapelle malte, auch Meister Dietrich, einen Böhmen der die Wandgemälde im Karlstein ausführte. Karl liebte die slawische Sprache, war sie doch die Sprache seiner Mutter; er setzte in das Emauskloster Sanct Hieronymus slawische Benedictiner mit dem Geheiß, in der Sprache des Landes den Dienst zu üben. Erst der östreichische Ferdinand jagte die Benedictiner fort und setzte lateinisch betende Jesuiten ein. Mit dem Geist wesentlich deutscher Bildung mußte sich von selbst deutsche Sprache heimisch machen. Erst die Hussitenzeit hob dies Heimathsrecht auf und sah in allem was deutsch ein feindliches Element, weil Deutsch gleichbedeutend wurde mit dem was ein Gemisch von Spanisch, Wälsch und Östreichisch war. Karl pflanzte die Keime bürgerlicher Wohlfahrt, wes Landes Kinder sie waren, nach Böhmen. Er berief Weinbauern vom Rhein in die Wein- und Obstgärten von Prag und Melnik. Der Ackerbau ward nach deutscher Art von böhmischer wie von deutscher Hand betrieben, die Bergwerke waren in Flor; ihren Zehnten bestimmte Karl zum Bau seines Doms. Dem Gewerbfleiß gab er Musterarbeiter die er aus entlegenen Ländern kommen ließ. Weiß- und Lohgerber berief er aus Italien; an der Moldau in der Altstadt erhielten sie ihre Stätte; die Adalbertskirche die er ihnen erbaute, trägt noch jetzt ihre Zunftzeichen, Rose und Hirsch, am Kreuzgewölbe in Steinarbeit. Auf den Abhängen des Lorenzberges siedelte Karl eine Colonie von Persern an, die in der Kunst der Tapeten- und Zeugweberei den Böhmen zu Lehrmeistern dienten. Hanseatische und wälsche Kaufleute bewog er durch besondere Vorrechte stehende Waarenniederlagen in Prag zu errichten. Den Reichthum der Stadt bezeugt daß ein einzelner Bürger seinem geliebten Kaiser ein Geschenk von 100,000 Ducaten machen konnte. Und so ward Prag zum Stapelplatz zwischen dem europäischen Norden und Süden, Osten und Westen. Und diese Universalität Kaiser Karls war deutsch. Des Deutschen Art ist es die Blüthenkeime fremder Naturen in seiner eigenen Weise zu verarbeiten, wie er umgekehrt die Kultur seines Geistes zum Allgemeingut der Welt gestaltet; sich ihr hingebend beherrscht er sie, im Sieg des Geistes, im Sieg des Friedens. Deutscher Fleiß, deutsche Arbeitsamkeit, Seßhaftigkeit, Friedliebe und Treue faßten Fuß im Lande, Böhmen gewann mit deutscher Sitte und Geistesart jene Stetigkeit und Dauerbarkeit ruhig stiller Kraft die es später möglich machte so vielen Stürmen verwüstender Leidenschaft Stand zu halten. Und Kaiser Karl trieb keine Ausländerei, indem er dem Böhmenlande diesen deutschen Segen gab. Es war ihm natürlich, es war den Tschechen gerecht und willkommen was er that. Zwischen Deutsch und Böhmisch war kein Streit im goldnen Zeitalter des Landes. Karl galt nicht für fremdländisch geartet; die leidenschaftlichsten Wlastenci von heute feiern sein Regiment als das einzig gute, einzig segensvolle. Er war ein wirklicher Fürst, mithin über die Parteien erhaben, erfüllt von der Sendung die ihm der deutsche Geist seines Zeitalters für Böhmen auferlegte. — So war Böhmen unter dem deutschen Luxemburger. Prag hieß unter Kaiser Karl „ein Garten der Freude in welchem sich die Könige vergnügen*)." So nannte er selbst sein Prag; wahrheitsgemäß, ohne blind zu sein für seine Schöpfung.

Blind wollen auch wir nicht sein. Kaiser Karls Werk in Böhmen hat Lücken, seine Person war keine im großen Styl, er war nichts als eine gute deutsche Natur. — Ich weiß nicht vor welchem der alten Bilder die ich von ihm sah, die Züge seiner Persönlichkeit sich mir fest eingeprägt. Die äußere Erscheinung mit der innern Natur zusammenzuhalten, thut immer gut. Kaiser Karl der Vierte war von kleiner Gestalt. Bezeichnend an ihm war das sinnende, suchende Auge, der vornübergesenkte Kopf; das gab ihm den Stempel des Gelehrten. Er war von frommer Gemüthsart; zu deutscher Romantik gehörte christliche Mystik. Aber seine Frömmigkeit war mild, nicht düster; sie war deutsche Menschenfreundlichkeit, kein spanischer Fanatismus. Leider war er nicht so streng als er gut war; allzu versöhnlich, allzu nachgiebig kann man ihn schelten; zuviel Güte des Herzens machte ihn im Kreise der eignen Familie schwach, was ihm wenig Segen brachte. Sein Volk liebte er aus tiefem Gemüth, denn das Volk war der geistige Boden für die Keime der Bildung die zu pflanzen seine Leidenschaft war. Und dieser deutsche Drang, der Welt Kultur zu geben, war mehr bei ihm als bloßes Steckenpferd, war seine ernste Mission, eine Liebhaberei die er mit Andacht und Pflichtgefühl betrieb. Er war kein Czar Peter der Barbaren mit Gewalt die Kultur einimpfte und blos den Firniß und die

*) Zur Zeit Karls IV. hieß Rom die größte, Nürnberg die reichste, Lübeck die schönste, Prag die freudigste unter den Städten.

gleißnerische Tünche der Bildung erzielt. Er war ein Gärtner der wilden Bäumen edlere Zweige mit zarter Hand einsenkt, den Natursaft nicht unterdrückend, ihn mit besserem Trieb vermählend. Als Mann deutscher Ordnungsliebe war er wie sein ganzes deutsches Zeitalter leidenschaftlich eingenommen für römisches Recht. Dessen klare, scharfsinnig feine Unterscheidungslinien zog er den wüsten Gewohnheitsrechten der Böhmen vor; er hielt das römische Recht für den Inbegriff eines weisen, allen Streit begütigenden, alles Menschenwohl fördernden Gesetzbuches. Er war, wie deutsche Kenner der Kunst das oft sind, ein verliebter Alterthümler; er machte den Karlstein zu einem Stapelplatz kirchlicher Reliquien. Er liebte die Pracht der Kirche, denn in ihren Festen konnte sich sein Kunstsinn entwickeln. Dabei war er sparsam mit Geld und Zeit. Er liebte das Ceremoniell, aber nicht mit spanischer Grandezza, nicht mit wälscher Üppigkeit, sondern deutsch gewissenhaft mit einer Pünktlichkeit die bis in's Kleine ging. Er dilettirte selbst in Kunst und Wissenschaft, er verfaßte seine Biographie, er sprach und schrieb in fünf Sprachen. Wenn er Audienz gab, saß er willig da, hörte sorgsam hin, hielt aber seine Zeit damit noch nicht für ausgefüllt; er lieh gern sein Ohr und lächelte huldvoll, aber schnitzte zugleich derweil in Holz. — Fast möchte man denken, ein deutscher König von heute, auch Romantiker wie er, eben so Enthusiast und Schwärmer, bauliebend und kunstpflegend, in Mandaten und Versen dilettirend, gleich prachtliebend wie zugleich sparsam haushaltend, — habe im böhmischen Karl unversehens ein Vorbild deutscher Fürstenart vor Augen gehabt. Und doch war der Luxemburger um vieles bedeutender, sein Sinn umfassender, sein Fleiß nach allen Seiten für das Wohl des Volkes ohne allen Dünkel des Egoismus unermüdlich. Unter Karl stand Böhmen zugleich gewerblich, nicht blos künstlerisch und künstlich in Blüthe. Mäcene auf dem Throne sind oft wie die Medici üppig in Sitten, ausschweifend im physischen Genuß; der Kunsttrieb deckt häufig nur wie ein gleißnerischer Mantel die Schwelgerei der Sinne. Karl war ein Dilettant in den Künsten, aber kein Dilettant als Herrscher. Ein Geist strenger Sittlichkeit bezeichnet all sein Thun, die Kunst war ihm Andacht, kein Luxus der Phantasie für die Ausschweifung der Sinne. Seine Hand war so rein wie sein Geist und sein Herz keusch; er stand gewissenhaft für sein Volk im Dienst, er opferte sich der Wohlfahrt des Ganzen, nicht sein Volk der Liebhaberei seines Dünkels.

Bei alle dem fehlte dem deutschen Karl Böhmens alle eigentliche Größe. Groß ist wer einen Blick in die Zukunft hat, den Boden der Gegenwart aus Instinct oder aus Berechnung für die kommenden Geschlechter anbaut. Dieser Blick fehlte dem luxemburger Karl für Böhmen. Für Deutschland fehlte ihm jeder Blick, jeder Sinn, jede schöpferische Kraft. Für Böhmen that eine goldne Bulle noth, eine feste Gesetzgebung die im Streit der Leidenschaften das frühere Chaos für immer unmöglich machte, die Rechte der Stände unter einander ordnete und die Hoheit der Krone gesetzlich über diesen Streit feststellte. Karl war zu mild, er war zu deutsch für Böhmen. Seine Klugheit war keine vorbedenkende; seine Weisheit stellte sich nicht als Machtvollkommenheit fest, seine Friedliebe sicherte die Krone und die Wohlfahrt des Staates nicht für die Zeiten der Gewalt und Leidenschaft. Starke Gesetze, mit Macht unterstützt, hätten seine schöne Pflanzung deutscher Kultur in Böhmen schützen müssen; die vorhandenen Elemente im Ständewesen, im Städteleben und im Bauernstand hätte er zum festen Abschluß bringen, die neue Ordnung der Dinge zu einem nationalen System, zu einer ständischen Gliederung im Königreich machen müssen.

Karl war kein großer Fürst, sein Werth bestand in seiner Güte; in seinem eigenen Hause grenzte diese Güte seiner Natur an Schwäche. Böhmen war unter ihm zu einem Großreich deutscher Gesittung in der slawischen Welt geworden. Und diesem Großreich gab er keinen Bestand, keine feste Folge. Emsig bemüht, seinem Sohn Wenzel in Deutschland selbst durch Erkaufung der Stimmen die Nachfolge zuzuwenden, löste er in Böhmen allen Zusammenhalt selbst auf, indem er die erworbenen Nebenländer die gern und willig der deutschen Krone in Böhmen huldigten, wieder abtrennte, sie den Spaltungen einer ränkesüchtigen Erbfolge preisgab. Wenzel erhielt Böhmen und Schlesien, Siegmund Brandenburg, Johann beide Lausitze, Jost, ein Vetter der Luxemburger, Mähren. Damit war die Großmacht eines deutschen Staates auf slawischem Boden wieder gebrochen, davon abgesehn daß Wenzel unter der schwachen Zucht eines zärtlichen Vaters dessen unwerth wurde. Kaiser Karl hatte von Kindesbeinen auf mit diesem Liebling Unglück. Die Chronik erzählt Possierliches genug, und das Spaßhafte wird in Wenzel's Natur leider schicksalsvoll. In Nürnberg getauft, sagen die Chronikanten mit komischem Pathos, hatte Wenzel, das Kind, schon das Taufbecken verunreinigt. Das freilich kann jedem Ehrenmann, solang er in Windeln steckt, geschehen. Drei Jahre alt ließ ihn der Kaiser

zum König krönen, und der burleske Bube hatte da wieder, also zürnen die Geschichtschreiber der Zeit, den Altar besudelt. Später reiht sich in Wenzels Leben ein toller Zug an den andern, tückische Wildheit im Gemisch mit Regungen eines guten, täppisch ehrlichen Herzens, demokratische Ehrlichkeit mit plebejer Verwahrlosung, Schwelgerei der Sinne mit Nüchternheit der Seele und mit dem Humor einer wachen gesunden Vernunft. Wenzel's Mutter war die Tochter eines Herzogs Bolak von Schweidnitz und Jauer gewesen. Wenzel war in seiner burlesken Ausartung ein ganzer Stockböhme, der Niederschlag und die Kehrseite des slawischen Typus. Den Faulen schalt man ihn in deutschen Landen; er ward lächerlich, verächtlich; Adel und Geistlichkeit, gegen die seine Ehrlichkeit sich in Grimm verwandelte, verschrieen ihn; die Majestät wurde zum Gespött der Welt. Kaiser Karl hatte ein ganzes Volk zur Gesittung und zum Glück erzogen, und hatte seinen Sohn nicht erziehen können. Seine Gartenpflanzung verwüstete so schnell der Fußtritt der nächsten Jahre. Und es war als wenn die zurückgestauchte rohe Naturkraft der Böhmen jählings wieder zum Durchbruch kam, als wenn der tolle Wenzel den Nationalelementen zu einem neuen Chaos das Losungswort gab. Kaiser Karl hatte seinem Volke Glück und Segen, aber für seinen Thron keine Majestät hinterlassen, kein Gesetz, keine ständische Ordnung die Volk und Herrscher band. Brüder und Vettern, mit der Erbtheilung unzufrieden, stürmten auf Wenzel ein, hielten ihn im Rathhaus zu Prag gefangen, schleppten ihn im Lande herum bis nach Wien. Er haßte seitdem die Großen die den Verräthern geholfen, er schwur dem Adel, den Priestern Rache. Er haßte die Residenz wo man ihn eingesperrt, er hauste als Jagdschütz auf seinen Burgen; in Burglitz und Karlstein hielt er Hoflager; Prag, der große glänzende Königssitz, der Mittelpunkt Böhmens, der Quell der Kultur, der Sammelplatz der europäischen Bildung, hört auf Residenz zu sein. Den schönen Pflanzengarten deutscher Pflege überwuchs so rasch das Gestrüpp des wilden Wuchses. Und diese wilden Schößlinge nannte man dann volksthümlich in Böhmen, die zügellose Verwirrung der Leidenschaften die niemand mehr bewältigte, hieß wieder böhmisch; Böhmisch und Deutsch tauchten alsbald wieder als feindliche Brüder auf, nachdem sie in dreißig Friedensjahren den Segen der gemeinsamen Arbeit genossen. Böhmisch und Deutsch! Der Gegensatz war keiner mehr unter Karl; aber der Fluch dieses Dualismus zerriß von neuem Böhmens Herz und Eingeweide. Warum hat er unter Östreich keine Sühne gefunden?

Die Frau Professorin und Dorf und Stadt.

Aus Dresden, Ende Februar.

4 Das Birchpfeiffer'sche „Dorf und Stadt“ ist nun unsrer Neugierde auch zum Besten gegeben worden, und Jeder hat sich überzeugen können, wie es sich zur „Frau Professorin“ verhält. Die Art wie Auerbach den „Handel“, genommen, hat seinen hiesigen Freunden, die ihn lieben und schätzen, wehgethan; aber nachdem man das Stück gesehn, glauben die feiner Empfindenden — nicht die Empfindelnden — dem Entrüsteten vollständig daß er in diesen Verzerrungen seine Figuren oft kaum wiedererkannt habe. Daß das Fabrikat interessirt und gefällt und noch öfter wiederholt werden wird, ist natürlich, denn den reinen Quell schmeckt man durch den gemischten Punsch doch durch. Das hat uns jedoch zu keinem Berliner Enthusiasmus hingerissen, gegen den uns ein unsrer Natur angeborner Zug von Nüchternheit schützt. Diese Nüchternheit hat uns aber auch eine gewisse Keuschheit der Empfindung bewahrt, die uns eine anmuthig kokette Kopie der Natur nicht so leicht für diese selbst nehmen läßt. In Berlin, wo man sich das natürliche Gefühl gern kritisch vom Leibe zu halten pflegt, hat sich das Bedürfniß desselben nicht selten in phantastischer Schwärmerei für ein Scheinbild der Natur offenbart, das man anderorts viel richtiger als solches erkannte. So rächt sich ironisch die **Natur**. Unser Publikum das noch mit hingebender Pietät bei der Aufführung classischer Stücke zu denen es zahlreich herbeiströmt, dem unmittelbaren Eindruck sich zu überlassen versteht, läßt sich schwer ein X für ein U machen; es ist, so zu sagen, noch unschuldiger geblieben, vielleicht nur durch den angedeuteten Mangel in seiner Natur, aber dieser Mangel ist ihm zu gut gekommen als ein Schirm gegen Überreiz, Selbsttäuschung und Verirrungen mancher Art. Diesen wahrern Instinkt hat es auch wieder in dem vorliegenden Falle bewiesen. Ohne der Anerkennung des dramatischen Geschicks, auf welche Frau Birch Anspruch hat, etwas abzuknickern, fühlt man recht wohl daß ein guter Theil dieser auf Rührung berechneten Lorle-Naivität nur Theatermaske sei, an die vollkommen zu glauben man wieder einer Maske bedürfte. Eben so sieht man in Reinhardt, im Collaborator und in dem Wadeleswirth nur flache Scheingestalten, die im Verhältniß zu den Auerbachschen Figuren doch gar zu wenig frisches Fleisch, Blut und ächten Kern haben. Ohne die Vergleichung mit den letzteren würde sich wahrscheinlich das Urtheil günstiger stellen; doch dieser Fall läßt sich nicht setzen, denn Auerbachs geistige Zuthat ist ja eben die Hauptsache darin. Wer es wagen will, aus einer vorhandenen Erzählung ein Drama zu schaffen, muß den Erzähler an poetischer Potenz überragen und dessen Product seinem stofflichen Gehalt nach

zu einer freien Schöpfung, die für sich volle Berechtigung hat, benutzen, wie wenn er das rohe Material der Geschichte benutzte. Madame Birchpfeiffer hat die Auerbach'sche Novelle nicht als Saamenkorn genommen, um daraus eine organisch dramatische Pflanze zu ziehen; sie hat das fertige Gewächs für die Bühne nur zugeschnitten. Ein solcher Zuschnitt ist aber immer unschön, er ist ein frevelhaftes Spiel mit der Form, unter dessen plumper Einwirkung der gesunde Inhalt verkümmert. Dem Dichter der Frau Professorin mußte dies freilich bis ins Mark fühlbar werden, und wir sollten uns so gewissenhaft als möglich an seine Stelle setzen. Madame Birch hat schon manches fremde Product zu einem Theaterstück verschnitzelt, noch nie aber ist die Kritik so lebhaft zur Vergleichung herausgefordert worden, nicht blos deswegen, weil noch kein so behandelter Erzähler bisher Lärm geschlagen, sondern weil diesmal das gewohnte Kunststück ein größeres Wagstück war. Die Aufführung von „Stadt und Land“ wird also überall schon deshalb seine gute Seite haben, weil das Publikum durch sie in den Stand gesetzt wird, einmal ernsthafter als gewöhnlich darüber nachzudenken, wie sich das Original von der theatralischen Copie unterscheide, und was überhaupt von einer derartigen Dramatisirung — nicht blos eines Novellenstoffs, sondern einer Novelle selbst zu halten sei. Mancher wird sich auf solche Weise praktisch über die Grundbedingungen der dramatischen und der novellistischen Form aufklären und sein Urtheil sowohl über die Birchpfeiffer'schen Theaterfabrikationen, als auch über die Eigenthümlichkeit der Auerbach'schen Novellistik läutern und befestigen. Da Auerbach mit vollem Recht ein Lieblingsschriftsteller der Nation ist, so ist es Pflicht eines Jeden, der sich mit gutem Gewissen dazu fähig fühlt, das Urtheil über ihn, das bisher vielfältig in's Allgemeine geschwärmt, vorurtheilslos feststellen zu helfen. Erleichtert wird dies in Beziehung auf die Frau Professorin zunächst durch das Birchpfeiffer'sche Stück. Diese Novelle ist mit großem Entzücken gelesen worden, und sie verdient es gewiß nicht blos wegen ihrer wunderbar schönen Einzelnheiten, sondern auch wegen der im ganzen Verlauf derselben mehr oder weniger fühlbaren Ursprünglichkeit und Naturkraft des Verfassers. Mehr oder weniger, sag' ich, um von vorn herein anzudeuten daß wir jeder Naturkraft, wo sie sich auf einem ihr fremden Boden bewegt, nicht mehr so rein und deshalb nicht mehr so wirksam begegnen als da, wo ihr Ursprung hinleitet, auf dem Boden der einfachen, natürlichen, der Civilisation entlegenen Verhältnisse. Sein Lorle auf dem Lande ist eine so hinreißend rührende Gestalt daß wir uns gern der überwältigenden Darstellung Auerbachs gefangen geben, ohne ihn zu fragen: wie und warum? Auerbach ist organisch productiv. Wir könnten eben so gut eine Pflanze, die sich vor unsern Augen lieblich entfaltet, fragen, warum sie so schön wachse und woher das komme? Der Poet führt uns gleichsam durch einen üppigen Hain, wo wir Schritt vor Schritt eine Blume, einen Zweig pflücken, über ein silbernes Bächlein springen, im Schatten einer alten Buche oder Eiche ausruhen, einen Hügel aufsteigen, einen erquickenden Blick in's Freie thun, thalabwärts der niedersinkenden Sonne nachgehen und am Ende angenehm müd und voll innerer Ruh uns im heimischen Stübchen zusammen niederlassen, wo uns nach einfach schmackhaftem Mahl eine sanggeübte Kehle ein neues Lied singt. Der Collaborator stört uns dabei in unserm harmlosen Zusammensein durchaus nicht, weil er doch trotz seiner auf einem mühsamen und beengenden Lebenswege gestörten und getrübten Seele innerlich ein r e c h t e r (vom Dichter ganz vortrefflich gezeichneter) Mensch ist. Dieser ist z. B. in dem Birchpfeiffer'schen Stück, seinem Originale gegenüber geradezu eine Caricatur geworden, welche schlagend nachweist wie wenig die Dramatikerin einer tiefern Auffassung fähig sei. Der Auerbach'sche Collaborator bringt nach unserem Gefühl weit weniger Dissonanz in die Harmonie des natürlichen Kreises, deren bezaubernder Mittelpunkt das Lorle bildet, als der Maler Reinhardt, dessen eigentlicher Kern, dessen tiefere Menschennatur nicht recht glaubhaft wird. Dies bringt bei uns einen gewissen Bruch der Empfindung hervor, der uns auch hindert uns mit dem Übermuth des lustigen Künstlers recht harmlos zu befreunden. Freilich ahnen wir was der Poet gewollt habe, doch dieses Wollen ist kein so kräftig zeugendes daß es uns ein volles reines Naturproduct, wie aus Gottes Hand, zum Geschenk macht. Ein solches ist das Lorle, ist der Lindenwirth, ist auch der Collaborator. Reinhardt aber macht keine ganz reine Wirkung, und in einzelnen Zügen verstimmt er. Daß ihm z. B. einkommt, das Lorle als Madonna sitzen zu lassen, hat wohl zu bedeutsamen Schönheiten Veranlassung gegeben, aber als etwas ganz Natürliches können wir es nicht begreifen. Trotzdem entschädigt die köstliche Lorlegestalt für einzelne Mißstimmungen. Alle diese kleinen reizenden Situationen, in denen sie sich bewegt, sind so eigen die Seele ergreifend, so zauberisch erfrischend und bestrickend daß wir uns, wie gesagt, dem Dichter ohne Weiteres gern überlassen. Dazu das Bärbel, der Wendelin und was sonst zur Staffage gehört, das ist ja Alles so anmuthig, so naturgetreu, so lebeneinhauchend! Und dann der Vater des Mädchens mit seiner Gattin, wer fühlte hier nicht ursprünglich das Ursprüngliche! Aber nun kömmt der Wendepunkt, wo Auerbach's Kraft sich in einem für ihn unfruchtbaren Boden abmüht, ohne uns zu befriedigen, und gerade hier hätte der wahrhaft bedeutende Dichter, von einer Idee getragen, vollauf Gelegenheit gehabt, sein Werk zum verklärten Kunstwerke zu erheben. Wir vermissen zwar den alten Auerbach in den städtischen Verhältnissen und Zuständen nicht ganz, aber wir sehen ihn erfolglos mit den Grenzen ringen, über die er nicht hinaus kann. Er hat die Macht verloren über sein Lorle, und das liebe Geschöpf verwahrlost, da es sich von seinem Schöpfer verlassen sieht. Wir müssen uns gestehen: so kann sich in diesem, so in jenem Falle das Lorle nicht benehmen. Die Idee die den Poeten geleitet, daß zwei entgegengesetzte Richtungen nicht zur wahren Vereinigung führen können, wird ihm nach und nach zu schwer und wächst ihm über den Kopf. Wir sehen das was er beabsichtigt, nicht ausgeführt, und die Trennung Reinhardts und des Lorle, berührt uns in hohem Grade unangenehm, weil sie keine Berechtigung durch das Kunstwerk gewonnen hat; ja, im Gegentheil, wir erinnern uns des einstigen Vorschlags des Wadeleswirths, Reinhardt solle auf dem Lande bleiben, und müssen dem Erzähler den Vorwurf machen daß er Reinhardten nicht per tot discrimina rerum in der Stadt und am Hofe zur Natur zurückgeführt habe. In Reinhardts Charakter, wie er uns vorliegt, ist die Nothwendigkeit daß er den übercivilisirten Verhältnissen verfallen bleiben müsse, durchaus nicht gegeben, sondern er konnte, seiner innern Natur nach, recht wohl z. B. Landwirth werden, ohne die Kunst aufzugeben. Hätte Auer-

bach das gethan, so würde die ganze zweite Hälfte der Novelle weit besser, sie selbst ein fertiges Kunstwerk geworden sein. Für die Idee die er durchführen gewollt, hat er nicht künstlerische Gestaltungskraft genug. Auerbach ist Genrebildner und als solcher vollendet, aber der weite Umkreis eines Dichters im vollen großen Sinne dieses Wortes fehlt ihm, er findet nicht die künstlerische Einigung seiner Ideen mit den sinnlichen Lebenserscheinungen. Mancher dichterische Kopf hat einen viel weitern und tiefern Blick und viel mehr Sinn für die größere Form, aber es fehlt ihm die vollblütige, sinnlich energische Naturkraft. Auerbach hat diese vollauf, aber jene Erforderniße mangeln ihm. In beiden Fällen bringt jeder Versuch, sich über die vorgesteckten Grenzen hinauszuwagen, die Unzulänglichkeit des Schaffenden zum Vorschein. Wer beides vereinigt, den weiten, tiefen, offnen Blick und die vollsinnliche Naturkraft, ist der große Dichter; die größte Harmonie dieser Eigenschaften macht das bahnbrechende Genie (Shakespeare, Goethe), dessen Schöpfungen die Kritik mit neuen Theorien bereichern. Nicht deshalb hat Auerbach die Grenzen seines erfreulichen und wir müssen sagen, seltenen Talents überschritten, weil er sich vorgenommen, gegenüber der Einfalt des Landes das oft kleinliche und verzerrte Leben und Treiben der Stadtmenschen, die er doch auch hinlänglich kennen gelernt, zu schildern, sondern weil er sich zu einer Idee aufzuschwingen bestrebt ohne die organisch kräftigen Schwingen dazu zu haben. — Um noch mit einem Worte auf die auslaufende oder richtiger gesagt, ausgedröselte Spitze der „Frau Professorin" zurückzukommen, so hat Frau Birchpfeiffer recht wohl gefühlt daß hier das Drama etwas gutzumachen haben, was die Novelle verfehlt, wenn es nicht unbefriedigend schließen sollte. Sie läßt daher das Lorle, als es bereits den Scheidebrief geschrieben und im Begriff ist, sich für ewig von Reinhardt zu trennen, im Schmerze der Erinnerung an glücklichere Zeiten noch einmal ein Lied aus jenen Tagen anstimmen. Reinhardt, der in wüstem Zustande in der Nebenkammer verweilt, wird durch die wohlbekannten Töne unwiderstehlich herbeigezogen, und dieser Moment gibt Veranlassung daß sich Beide wieder in ihrem tiefen Wesen finden und erkennen. Das Lorle kehrt zwar heim, aber Reinhardt, aller Bande ledig, die ihn an die bisherigen Verhältnisse gefesselt, zieht mit. Dies ist gewiß poetisch gedacht, aber der Gedanke kommt bei der Flachheit der theatralischen Durchführung nicht zu der poetischen Erscheinung, die uns vollständig Genüge leisten könnte. Gleichwohl werden die Leser der Frau Professorin von Auerbach die Ansicht der Mad. Birch theilen, die nicht poetisch, aber praktisch genug war, eine andere Lösung für nöthig zu halten.

J. Hr.

Wien, d. 5. März.

[Demonstrationen, Agnes Sorel im Theater, Fürst Metternich und die Verlegenheiten der Regierung, Journalistik und Papiergeld, Censur und neue Steuern, Saphir's Audienz.]

ꝕ Es sind nicht mehr die Backhändel, die hier die Herzen bewegen, die Gemüther rühren. Schon längere Zeit konnte man es in einzelnen Kreisen bemerken. So waren voriges Jahr bei Bauernfeld wöchentlich Donnerstags Zusammenkünfte von Schriftstellern und Künstlern unter die sich auch viele Glieder des hohen Adels und der Bureaukratie mischten. Da ward über Politik auf's freieste verhandelt. Dieses Jahr hatte man Bauernfeld sub rosa diese Zusammenkünfte untersagen lassen. Ich könnte hier unzählige Fälle anführen, wo Bürger persönlich gegen das oligarchische System kämpften. Eine öffentliche Volksdemonstration war vorige Woche im Burgtheater bei dem neuen Stücke „Agnes Sorel" von Grutsch, welches ganz auf die Geschichte der Lola Montez anspielt. Unter anderem kommt eine Stelle vor, wo der König von einer Wittwe mit einer Bitte angegangen wird. Der König weist die Bittstellerin auf die Beamten hin; aber Agnes Sorel entgegnet ihm: „Geh, wenn Du auf Deine Beamten rechnen willst! Bevor da etwas entschieden wird, ist längst die Wittwe und ihr Gut nicht mehr!" Bei dieser und ähnlichen Stellen mußten die Schauspieler des Beifallsturmes halber minutenlang warten. Bei der zweiten Vorstellung mußte diese Stelle wegbleiben. —

Die Kaffeehäuser sind förmlich belagert mit Menschen, Jung und Alt, die sich drängen um zu hören, was die Franzosen gethan. Förmliche Vorlesungen werden gehalten aus den Blättern in denen sich Nachrichten über Paris finden. An den Billardtischen stellt sich Einer auf und liest vor, eine fünf- und sechsfache Reihe Menschen, 70 bis 80 Mann drängen sich um den Tisch. Jede Stelle die für's Volk spricht, wird mit einem eigenthümlichen Beifall aufgenommen — der wenn er auch nicht durch Worte, doch durch Geberden, Mienen, Zucken, Stoßen laut wird.

Louis Philipp und Metternich meinten, je älter sie würden desto unfehlbarer seien sie in ihren Ansichten und Entschlüssen. Beiden wollten wir eine Stelle aus Goethe's Briefen an Eckermann zu lesen geben: „Es ist nicht wahr daß man nach den vierzig Jahren noch beträchtlich klüger werde. Man hat vielmehr große Noth sich im Alter nur so klug zu erhalten, als man in der Jugend gewesen!" — Es wäre im Interesse Metternichs gewesen, wenn er mit der Besitznahme Krakau's vom Schauplatze des Handelns und Wirkens abgetreten wäre; er wäre dann vielleicht nur mit der Geschichte zu Grabe gegangen. Die jetzigen Ereignisse zeigen daß er kein Held war, der die Verhältnisse zu überwältigen wußte, sondern blos manche Gelegenheit zu benutzen verstand. Östreich ist leider durch die letzten Maßregeln in eine solche Stellung gerathen, wo wir es sehnlichst wünschen daß das Gewitter, welches über seinen Himmel zieht, ohne schädliche Folgen sich entlade möge. — Östreicher sind freilich keine Franzosen, aber ähnliche Ursachen bringen ähnliche Wirkungen hervor. In Östreich ist auf der Oberfläche alles ruhig; aber drinnen wüthet es. Ungarn, Böhmen, Steiermark gähren. Wir schweigen von Italien. Die niederöstreichischen Stände wollen um Preßfreiheit petitioniren; am 11. beginnen ihre Sitzungen. Jetzt heißt es daß sie die Petionen unterlassen wollen, damit man nicht glaube daß sie die Verlegenheiten der Regierung benutzen wollten. Sehr edel von den niederöstreichischen Ständen, doch es ist hier nicht am Platze! Edel und großmüthig läßt sich nur dem Edelmuth und der Großmuth oder der offenen Misère gegenüber sein. Heute brachte der „Beobachter" einen officiösen Artikel von Wien über

die Pariser Vorgänge, welchen auch zu gleicher Zeit die „Wiener Zeitung" gibt. Man hält darin dem Volke einen Wauwau vor. Die ganze Revolution gehe von elenden Leuten aus; für ordentliche Leute schicke es sich überhaupt gar nicht Revolutionen zu machen; ordentliche Leute müßten alles Unrecht wie ein Unglück über sich ergehen lassen. Die Regierten sollten sich an die Regierungen anschließen!" rc. Der ganze Aufsatz ist ein Muster liguorianischer Beredsamkeit.

Der fromme Östreichische Beobachter wäre zugleich froh, wenn er von den Franzosen sagen könnte, welche Gräuel sie wieder verübt, wie sie Gott gelästert, Heiligthümer geschändet, unschuldiges Menschenblut vergossen, die heiligsten Menschenrechte verletzt rc. Aber die Franzosen sind diesmal möglichst einfach in ihrer Revolution gewesen; sie haben eine gewisse Fertigkeit darin erlangt, sie mit möglichster Ehrenhaftigkeit auszuführen. So lasen wir gestern in einem Privatbriefe einer hochgestellten Dame in Paris, deren Mann zur Nationalgarde gehört. Am 25. Febr. Morgens ging ihr Mann weg mit dem Bemerken, man müsse sich nun auf Alles gefaßt machen. Die Frau blieb zu Hause mit einer Schwägerin. Sie ließ das Thor sperren. Nach einigen Stunden stürzen die zwei Bedienten herein: Des hommes de blouses, on vient nous piller! Die Frau ganz erschrocken, wußte nicht was anfangen. Indessen waren bereits die Blousen da; klopften höflichst an, nahmen die Kappen ab und sagten: Excusez, Madame, n'avez-vous pas d'armes! Die Frau antwortete: Je n'ai rien. Die Blousen gingen in die Küche, nahmen ein Küchenmesser, Hacken rc., erbaten sich ein Stück Papier, schrieben darauf: Armes données und klebten es an's Thor. — Auf der Straße fand man drei Personen ermordet liegen, die auf der Brust Zettel kleben hatten: Voleurs. — Das ist keine gemeine Nation, die so Gericht hält über diejenigen, die der Moment, wo ein Volk für seine Freiheit kämpft, entweihen wollen.

Die Stimmung ist hier sehr aufgeregt, die Papiere sind sehr gesunken; seit gestern Bankactien von 1430 Fl. auf 1140 Fl., das Papiergeld fängt an den Credit zu verlieren. Es gibt hier bereits viele, die sich scheuen Banknoten anzunehmen. In Preßburg werden 6 Procent Agio gezahlt, um Silberzwanziger für Papiergeld zu bekommen. Die Censur thut das Ihrige um allen und jeden Feuerstoff zu entfernen. So ist dieser Tage die Weisung an die Burgtheaterdirection ergangen in solch aufgeregten Zeiten „Fiesco" und „Großjährig" nicht aufzuführen. Den hiesigen Buchhändlern wird kaum der zehnte Theil der Bücher die sie bekommen, ausgefolgt; Fracht, Ein- und Ausgangszoll zahlen sie umsonst. Das was sie erlaubt bekommen, hat keinen Werth. Die Buchhändler sahen sich veranlaßt, ein Gesuch dem Kaiser einzureichen, worin sie nachwiesen daß wenn die Censur in solchem Maße fortbestehe, sie nothwendig ihre Gewölber schließen müßten. In der Mitte wird dieses Bittgesuch recht sentimental: „Wir wenden uns zu Dir, unser Vater!" und so geht das per „Du" fort. — Die Journalistik ist ganz außer dem Rechtsboden. Das neue Censurcollegium gibt den Rekurs blos für Bücher, aber nicht der Journalistik frei und so steht ihr nicht einmal frei, was einem Verbrecher zukommt; sie hat gar keine Instanz. Jedes Blatt hat 4 bis 5 Censoren, passiert noch immer durch mehrere Hände, und es wird mehr gestrichen als je. — Die drei Formeln: „in suspenso" — „Nachweis" — „Quelle" — verschlingen alle Artikel. In suspenso heißt so viel: der Artikel der für heute Interesse hat, den werden wir vielleicht im nächsten Jahre erledigen! — „Nachweis" heißt: Wir wollen uns erst erkundigen ob der Theaterdirector Pokorny mit dieser Notiz zufrieden ist. „Quelle" heißt: Dieser Artikel ist sonst nicht ganz angenehm, wir wollen ihn dem Redacteur verleiden! Fast wie eine Anekdote klingt es ist, aber buchstäblich wahr, daß als ein hiesiges Blatt eines Tages anzeigte: „Gestern waren die beiden Hofburgtheater wegen der Beisetzung der Erzherzogin Maria Louise geschlossen", der betreffende Censor den Artikel strich mit dem Bemerken: „Nachzuweisen!" Schreiber Dieses hat dieses Actenstück gesehen. — Eine ähnliche drastische Anekdote liefert folgendes Factum. Am 1. März ging ein Arbeiter durch die Herrengasse mit einer brennenden Pfeife im Munde, ein Polizeimann fiel ihn an und nahm ihm die Pfeife weg. „Aber warum denn?" fragte der Arbeiter, „ich rauche ja sonst auch in der Straße!" — „Nein, erwiederte der classische Polizeimann, heute nicht, heute ist der Todestag von Kaiser Franz!" —

Die Redaction des „schwarzen Domino" schrieb, bei Gelegenheit als Saphir bei seiner letzten Akademie wieder eine große Summe ablieferte: „Wie würde Frankreich einen Mann lohnen, der seit funfzehn Jahren jährlich durch sein Talent allein den Armen solche Summen zuführt!" Die Censur strich es, so wie sie jedes ähnliche Lob auf Saphir consequent streicht. Dafür aber läßt sie die pöbelhaftesten Anschuldigungen eines Blattes, dessen Redacteur als geheimer Polizeiagent signalisirt ist, mit naiver Resignation stehen.

In der Staatsdruckerei wird jetzt geheim gedruckt. Man vermuthete bis jetzt, es wären Concessionen für Italien; nun aber stellt sich immer mehr Grund heraus daß es Gesetze für neue Steuern sind. Wie es heißt, habe die kaiserliche Familie mit Einschluß sämmtlicher Herzöge d'Este, von Modena rc. hundert Millionen Gulden gegeben, auch von Rußland seien vierzig Millionen auf ein Bon des Kaisers hergekommen. Nichts destoweniger machen die Finanzen viele Verlegenheiten.

Schauderhaft sind die Berichte die von Schlesien kommen, und doch geschieht verhältnißmäßig sehr wenig. Auch hier fragt sich das Publikum: Jetzt vor einem Jahre war der Fruchtpreis in Conventionsmünze derselbe der er jetzt in Wiener Währung ist, also zweieinhalbmal billiger, und dennoch ist Brot und Semmel de facto eben so klein als im vorigen Jahr. Auch das Fleisch ist mit 1. d. M. in die Höhe gegangen, und doch diese Sorglosigkeit mit welcher die Behörden diesen Übeln, welche in die Masse einschneiden, freie Gewährung gestattete!

Zur hiesigen chronique scandaleuse gehört auch daß der Redacteur eines belletristischen Blattes eine Sammlung für den Kreuzerverein machte, über sechshundert Gulden C.-M. zusammenbrachte und als man sie von ihm forderte eingestand, er habe sie bereits zu selbstsüchtigen Zwecken benutzt und könne das Geld für den Augenblick sich nicht verschaffen.

Aus sicherer Quelle kann ich Ihnen mittheilen daß der Redacteur des „Humoristen" heute eine Privataudienz bei dem Minister Grafen Colowrat hatte, dem Hoffnungsstrahl auf den alle Bessere blicken. Hr. Saphir hatte das Glück freundlichst aufgenommen zu werden, und erhielt die Versiche-

rung daß Se. Excellenz alles Mögliche thun werde, um die ehernen Bande der Presse zu lösen.

Berlin, d. 10. März.

(Die Stadtverordneten, die Forderungen der Preßfreiheit, die Abgeordneten aus Preußen und die Adressen.)

(✻) Die politische Bewegung Berlins, wenn von einer solchen bisher gesprochen werden könnte, war bisjetzt jedenfalls nur eine sehr innerliche oder verstohlene. Sie hat aber durch den gestrigen Tag ohne Zweifel eine mehr organische Gestaltung gewonnen; sie stellt wenigstens eine ehrenvolle Betheiligung Berlins an den neuen Lebensbewegungen Deutschlands in Aussicht. Die gestrige Sitzung der Stadtverordnetenversammlung die unter einem sehr stürmischen und lebhaften Zudrang des Publikums aus allen Ständen stattfand, hat dafür den Ausschlag gegeben. Die politischen Volkswünsche, welche jetzt in allen Theilen Deutschlands durch die erwärmenden Gluthen der französischen Republik emporgeschlagen sind, haben jetzt endlich auch den Weg in die Berliner Stadtverordnetenversammlung gefunden, der gestern durch eine Eingabe von funfzig Berliner Burgern eine Petition überreicht worden ist, welche dieselben für die heutige politische und sociale Gestaltung entscheidenden Punkte enthält die jetzt fast in allen Theilen Deutschlands zu organischen Grundforderungen eines zukünftigen volksthümlichen Staatslebens erhoben worden sind. Ich will darin nur die Preßfreiheit, die Sorge des Staats für die Arbeit, die Einberufung des Vereinigten Landtags und die Vertretung Preußens bei einem allgemeinen deutschen Parlament namhaft machen. Die Stadtverordnetenversammlung ist aufgefordert worden, diese Petition zu der ihrigen zu machen, und nach der unter mächtigen Manifestationen von Außen gestern kundgegebenen Stimmung ist nicht mehr daran zu zweifeln daß es so geschehen wird, nachdem sofort ein Ausschuß zur Berathung dieser Petition niedergesetzt worden. Zu verwundern ist daß man sich noch nicht der Lebensfrage der Presse, die zugleich eine Lebensfrage der ganzen heutigen Civilisation geworden, bei uns angenommen hat. Sie steht zwar auch hier überall mit an der Spitze, wo es sich um die Fortbewegung der allgemeinen Staatsfragen handelt, aber die Presse bedarf noch ihre ganz besondre Behandlung und Beachtung namentlich in dem Augenblick, wo sie ihren längst rostig gewordenen Fesseln enthoben wird, und wo sie die Form der Freiheit, hier und da vielleicht auch nur den Schein derselben gewinnt. Daß sie nicht unter dem Schein der Freiheit von neuem und stärker als je geknechtet werde, dies ist eigentlich der Punct, auf den man in dem gegenwärtigen Moment sein Augenwerk auf das schärfste zu richten haben wird! Der preußische Preßfreiheitserlaß ist bisjetzt noch nicht erschienen, obwohl Preußen bekanntlich zuerst und schon vor zwei Jahren den Antrag auf Abschaffung der Censur und auf Preßfreiheit beim deutschen Bundestage stellte. Man hat hier in dieser Woche bereits jeden Abend in der Allgemeinen Preußischen Zeitung nachgesehn, und darin die Verordnung anzutreffen erwartet, welche der Preßfreiheit ihre menschen- und völkerrechtliche Bedeutung auch bei uns zurückgeben würde, indem sich zugleich die nachtheiligsten Gerüchte über die Richtung und Verklausulirung unseres neuen Preßgesetzes verbreiteten! Vertagt ist diese Sache auf keinen Fall bei uns, und es wird ihr intensiv nicht schaden daß sie jetzt langsamer als anderswo hier zum Durchbruch kommt! —

Die Adresse welche eine aus freier Hand gebildete Versammlung in einem Thiergartenzelt (in demselben in dem die Berliner Lichtfreunde ihren Ursprung genommen) berathen, findet in ihrer Fassung und Antragstellung, in der sich größtentheils die Hauptpunkte der in andern deutschen Staaten gemachten Forderungen vereinigt zeigen, keinen besonderen Beifall, verdient aber doch als der erste Berliner Schritt dieser Art Beachtung. Der König hat den zur Überreichung derselben ernannten Ausschuß bereits durch den Polizeipräsidenten v. Minutoli entschieden von sich abweisen lassen, und erklärt daß er ihn nöthigenfalls mit Waffengewalt von sich fern halten werde. Die Adressberather (größtentheils jüngere Kaufleute, Handwerker und Literaten) haben daher gestern Abend wieder eine sehr bewegte, von mehr als tausend Menschen besuchte Versammlung abgehalten, und sehr zweckmäßig beschlossen, ihre Petition der Stadtverordnetenversammlung zur Vermittelung zu übermachen.

Ein sehr bedeutungsvoller Schritt ist von den nach Beendigung des ständischen Ausschusses noch hier gebliebenen preußischen Abgeordneten ausgegangen. Dieselben haben sich unter Leitung der Herrn von Auerswald, von Brünneck und Sperling zur Abfassung einer Schrift vereinigt in welcher dem König die gegenwärtige bedenkliche Lage der Provinz Preußen vorgestellt werden soll, mit Hinweisung auf die Einführung der allgemeinen Staatsreformen, die lediglich auch in der Provinz Preußen die Bewegung der Gemüther zügeln und die dortigen Zustände heilen werden, und ohne deren Verheißung die Abgeordneten bei der Heimkehr in in ihrer Provinz sich keiner günstigen Aufnahme erfreuen zu dürfen glauben. Die Absicht, dem König diese Schrift persönlich zu überreichen, ist jedoch bisjetzt fehlgeschlagen, und wird schwerlich erfullt werden! — Es wird in diesem Augenblick sehr lebendig hier. Aus den Provinzen werden heut die Deputationen erwartet, welche dem Könige die im Sinne und Drange der Zeit abgefaßten Petitionen, in denen die organischen Grundforderungen der ganzen heutigen Gesellschaftsepoche ausgesprochen liegen, persönlich überreichen wollen. Man glaubt daß der König keine einzige dieser Deputationen empfangen wird!

Bordeaux, d. 3. März.

(Die Republik, ihre Entstehung und ihre Zukunft; Italien und Östreich entscheiden über Krieg)*).

✝ Der große Umschwung der Dinge der jetzt in Frankreich stattfindet, bietet uns ein ganz eigenthümliches Schauspiel. Die große conservative Partei die sich so stark und mächtig glaubte, die behauptete alle Lebenselemente des Volkes in sich zu vereinigen, sie ist mit Einem Schlage vernichtet und an ihrer Stelle sehen wir den kleinsten Theil der parlamentarischen Opposition, die Republikaner. Wie das zugegangen, durchschaut niemand; die siegende Partei ist fast ebenso erstaunt darüber als ihre Gegner. Die bitterste Täuschung ist gerade denjenigen zu Theil geworden die zuerst den letzten entscheidenden Conflict herbeigeführt, die Herren Odilon-Barrot, Duvergier de Hauranne und theilweise Thiers.

*) Diese Betrachtungen sind um so gewichtiger als sie aus dem Süden Frankreichs kommen. D. Herausg.

Nichts lag weniger im Sinne der Partei dieser Leiter als ein solcher Umsturz der Dinge; selbst die Abdankung des Königs lag außerhalb ihres Planes. Die gesetzliche Demonstration welche sie beabsichtigten, war gegen das Ministerium gerichtet, gegen den König nur insofern als er sich durch seine unselige Politik mit der Majorität und dem Ministerium identificirt hatte. Die Barricaden und der blutige Kampf mußten sie mit Schrecken erfüllen: als Sieger aber betrachteten sie sich als nach dem Sturze Guizot's, Odilon-Barrot den Auftrag bekam ein Ministerium zu bilden, und die Herzogin von Orleans zur Regentin ausgerufen wurde. Das Volk legte die Waffen nieder als diese Dinge bekannt wurden und überließ sich ganz der Freude des Sieges. Ein Zufall veranlaßte die Wiederaufnahme des Kampfes; es war dies das unbegreifliche Gemetzel welches die Municipalgarde unter dem waffenlosen Volke anrichtete. Dieser Zufall ist dem Königthum in Frankreich tödtlich geworden; vor der Erbitterung und der Verzweiflung des Volkes stürzten die letzten Reste zusammen. Menschliche Pläne und Entwürfe waren entweder unschuldig an diesen Ereignissen oder doch nicht ausreichend. Mich dünkt, ich höre hier den schweren Tritt des Schicksals, ich sehe die eiserne Consequenz mit welcher die Begebenheiten und Thaten sich entwickeln, nicht achtend des Wollens oder Nichtwollens derer welche in natürlicher, angeborner Blindheit oder in eigensinniger Verblendung nicht übersehen können und begreifen was vor ihren Augen geschieht.

Mit dem Bürgerkönigthum ist die Bourgeoisie gefallen; von nun an verschwindet sie im großen Ganzen, im Volk. Andere Ideen, andere Interessen werden an die Tagesordnung kommen. Der Geldherrschaft macht die Herrschaft des Volkes ein Ende. Als Folge davon wird das Geld selbst an Werth verlieren, der Mensch anfangen als Mensch Geltung zu erhalten. Einfachere und natürlichere Staatsformen werden einfachere und natürlichere Menschen bilden und dem entsetzlichen Luxus ein Ziel setzen, in dessen Übermaß Geist und Geschmack gleich große Gefahr laufen. Die Begriffe über Handel und Industrie werden sich läutern: man wird nicht mehr das Maß des Glückes eines Volkes officiell nach den Ein- und Ausfuhrlisten tariren. — Dieses sind einige der nothwendigen Folgen einer wohlverstandenen, demokratischen Republik. Wie schwer ist es schon hieraus auf die Modificationen zu schließen welche das bürgerliche Leben und Treiben erfahren muß! Unendlich schwieriger aber wird diese Aufgabe, wenn wir eine andere Seite derselben in's Auge fassen, welche meiner Stimmung nach unendlich wichtiger ist und tief in die Zukunft eingreifen wird. Es ist dies die sociale Seite welche gleich in den ersten Tagen zu unabweislich hervorgetreten ist als daß sie sich jemals wieder beseitigen ließe. Die provisorische Regierung hat ihre Wichtigkeit anerkennen müssen. Hier liegt die große Aufgabe welche die Republik wird zu lösen haben. Ich bewundere den Muth mit welchem man die Frage aufgenommen hat; er läßt Gutes hoffen. — Es ist sonderbar wie die meisten Menschen immer nur die Oberfläche der Dinge sehen, von deren eigentlicher Gestaltung aber keinen Begriff haben.

Unsere trembleurs reden hier nur von allgemeinem Krieg, von Coalition der Mächte, von einer terreur nach dem Muster von 1793, während doch alle diese Dinge theils unmöglich, theils unwahrscheinlich sind. Die Bourgeoisie wies bisher mit vornehmer Geringschätzung die politischen Ansprüche des Volkes zurück; sie sah und sieht in diesen nur eine Minderung ihrer Kraft. Die Zeit des Verweigerns ist aber vorüber; die Leiter des Volkes haben die Gewalt in den Händen, und alles was bisher von ihnen angeordnet ist, läßt voraussehn daß die Farce von 1830 keine zweite Auflage erleben werde.

Ganz Frankreich, selbst die Ultraphilippisten haben sich der provisorischen Regierung angeschlossen. Sobald es angeht, tritt eine Assemblée constituante zusammen, deren Haltung von entscheidender Wichtigkeit sein wird. Meinen es die neuen Republikaner welche noch vor acht Tagen die erklärten Gegner ihrer jetzigen Häupter waren, aufrichtig mit der Republik, lassen sie sich nicht wieder durch ihre alten Leidenschaften leiten, indem sie in ihrer bisherigen unbegreiflichen Verblendung verharren, so haben wir Hoffnung daß die Reformen welche unvermeidlich sind, ruhig in's Leben treten. Welches die Folgen sein würden, wenn man die Nothwendigkeit nicht anerkennen sollte, der reactionäre Eifer gleich wieder sichtbar würde und unverständige Selbstsucht sich auf's neue eigensinnig den Rechten und Ansprüchen des Volkes entgegenstemmte: — das bleibt der Zukunft vorbehalten. Ein gefährliches Spiel hat man getrieben; leider wissen wir wie wenig selbst die bitterste Erfahrung den Menschen fruchtet! Wir wollen hoffen und wünschen daß so wiederholte Schläge endlich wirken, daß man mit Entsagung vom einmal Verlornen rettet was zu retten ist. Wenn ich die Dinge richtig erkenne, so ist das Schicksal Frankreichs in die Hände der Mittelklassen gelegt; diese müssen es verstehen mit dem Volke Eins zu werden, ihren Vorrechten entsagen, und die Gedanken der Republik: liberté, égalité, fraternité zur Wahrheit machen.

Die gegenwärtige Stellung Frankreichs nach Außen ist günstig genug. Nordamerika und England haben die Republik bereits anerkannt. Die Republik ist durchaus friedlich gesinnt; sie erklärt den Eroberungskrieg für unvereinbar mit ihren Grundsätzen. Kein deutsches Interesse fordert zu einem Angriffe gegen Frankreich auf, von dorther ist ein Zusammenstoß nicht wahrscheinlich. Den einzigen Kriegsfall bietet Italien. Bei den veränderten Umständen in Frankreich wird aber Östreich sich wohl vorsehen Dinge zu thun welche die Italiener veranlassen könnte die Republik um Hülfe anzurufen. Dieser Hülferuf würde augenblicklich in den Franzosen das Kriegsfeuer entflammen und Europa in Brand versetzen. Die Republik würde nicht die Selbstüberwindung haben diese Hülfe zu versagen! — Dies ist die Lage der Dinge. Nach allen Seiten hin Ungewißheit und Grund zu Befürchtungen. Lassen Sie uns aber nicht vergessen daß die Möglichkeit und Thunlichkeit einer friedlichen Lösung aller der verwickelten Fragen vorhanden ist.

Paris, d. 7. März*).

[Der bevorstehende Convent; die Theater; Rachel, Thiers, Marast.]

═ So eben komme ich von den Tuilerien, wo eine schon seit mehreren Tagen alle Gemüther beschäftigende Unannehmlichkeit endlich beseitigt ist. Eine Bande von 2 bis 300 Leuten von der bedenklichsten Qualität, unter ihnen einige Frauen, hatte das Schloß seit seiner Übergabe an das Volk, also seit 11 Tagen nicht verlassen wollen. Anfangs hatte man ihnen einen Theil der Wachtdienste überlassen, zuletzt aber ihnen ihre bevorstehende Ablösung angekündigt. Sie weigerten sich

*) Von dem Pariser Briefsteller in unserer vorigen Nummer.

indeß abzuziehen, wenn man ihnen nicht 80,000 Franken baar auszahlen, oder jedem eine Rente von 800 Franken garantiren, auch ihnen versprechen wolle, daß ihre Taschen beim Abzug nicht visitirt würden. Sie drohten, falls man ihnen nicht nachgebe, das Schloß in Brand zu setzen. Die ganze Autorität und Existenz der neuen Ordnung hing natürlich davon ab, daß man ihnen nicht nachgab. Gewaltmaßregeln waren aber bedenklich, da sie in den unendlich vielen Galerien und Zimmern sich lange hätten wehren und viel Unheil anrichten können. Auch waren sie förmlich organisirt und stellten Wachtposten aus. Hätte es hier wieder eine Emeute gegeben und wären am Ende die Tuilerien angezündet worden, so hätte aus diesen Flammen seines Schlosses das Königthum wie ein Phönix sich erheben können und vielleicht in der Anerkennung der nach Ordnung sich sehnenden Gemüther seine Macht wiedergefunden. Seit einigen Tagen parlamentirte man immerzu mit den Übelthätern. Sie konnten es ruhig abwarten, da sie von den Vorräthen des Schlosses Wein und Lebensmittel genug gehabt zu haben scheinen. Bis gestern Abend um 12 Uhr waren sie bei ihren Forderungen geblieben. Ich fand um diese Stunde noch eine große Anzahl Männer an dem einen Seitenthor der Tuilerien versammelt, die alle auf den Ausgang der Affaire harrten. Wie es heute gelungen ist, die Leute in Güte zu bewegen, weiß ich nicht. Kurz so eben früh halb 11 Uhr sah ich den ganzen Haufen mit fliegender Fahne und bis auf die Zähne bewaffnet abziehn. Eine große Volksmenge hatte sich vor den Thoren versammelt, welche die abziehenden — allerdings sehr verdächtig aussehenden — Individuen mit Schimpfworten überhäuften. „Die Unruhstifter, die Diebe! Das schadet wieder dem Handel!" hörte man die Pariser Bourgeois rufen. Alles verlangte, daß man diese Leute sämmtlich füsiliren müsse.

Das große Verdienst jeder Staatsgewalt, daß sie Ordnung und Sicherheit gewährt, ein Verdienst das man unter andern Verhältnissen als sich von selbst verstehend kaum hervorhebt, wird jetzt in Frankreich mit unendlich großem Danke anerkannt. Dieser Umstand verschafft der Partei die am Ruder ist allgemeine Unterstützung und viele Anhänger. Für die bevorstehenden Wahlen ist das von großer Bedeutung. Alle Indifferenten — und deren gibt es in Frankreich mehr als man glaubt, sie bilden wohl ein Drittel der Bevölkerung — werden daher wahrscheinlich für die Republik als die gerade im Besitze sich befindende Form stimmen. Es ist allgemein die Meinung im Volk verbreitet, daß wenn man die Republik nicht beibehalte, die Republikaner und Arbeiter sich erbittert erheben und es einen furchtbaren Bürgerkrieg geben werde. Über das vermuthliche Resultat der Wahlen habe ich indeß die verschiedenartigsten Ansichten gehört. Das Verhältniß der republikanisch zu den monarchisch Gesinnten ist mir von verschiednen Seiten bald wie 1 zu 10, bald wie 10 zu 1, bald wie 1 zu 1, bald wie 1 zu 2 angegeben worden. Prophezeiungen sind also offenbar sehr gewagt. Die Wenigsten aber zweifelten an dem Bestehen der Republik. Die Legitimisten sind indeß sehr thätig und machen vorzüglich geltend, daß ihr Heinrich V. doch schon ein erwachsener und verständiger Mann sei. Der Enthusiasmus für die Republik ist außerordentlich gemäßigt. Ein Glück ist es für die Dynastie Orleans, daß die Wahlen so lange hinausgeschoben sind. Bis dahin wird die Republik den Reiz der Neuheit verloren haben und die Arbeiter können von einem großen Theil der übermäßigen Erwartungen, die sie auf die neue Form der Dinge Anfangs setzten, enttäuscht sein. Geldmangel und das Stocken des Handels werden den Rausch noch mehr abkühlen. Eifrige Diskussion der durch die Wahl zu entscheidenden Fragen beginnt jetzt von allen Seiten, in Klubbs, Zeitungen und Broschüren. Die eigentliche Hauptfrage, ob Königthum oder nicht, ist indeß noch ein zarter Punkt, der von den Monarchischgesinnten nur sehr vorsichtig berührt wird.

Vorzüglich bedenklich für die Entwickelung der Volksstimmung sind die vielen Klubbs welche sich überall bilden mit dem ausgesprochenen Zweck, die Akte des provisorischen Gouvernements und die öffentliche Meinung zu überwachen. Ich habe der Constituirung eines solchen Klubb in der école de droit beigewohnt. Adressen und Proteste sollen in Menge von solchen Versammlungen an das provisorische Gouvernement eingehen und mehrere Maßregeln desselben, unter andern die nach mehrfachem Schwanken dennoch erfolgte Aufhebung der Zeitungsstempel, wurde dadurch veranlaßt.

In den Theatern wird für die Zwischenakte regelmäßig die Marseillaise oder sonst ein Revolutionslied verlangt. Ich hörte die erstere neulich bei den Italienern von La Blache's Stentorstimme. Gestern im théâtre français (jetzt de la republique) trat auf das Verlangen des Publikums die gefeierte Rachel hervor. Man erwartete gespannt eine Declamation des großen Liedes — aber nein! zur allgemeinen Überraschung sang sie es mit einer deutlichen, tiefen und kräftigen Stimme. Man hatte vergessen daß Rachel vor ihrer Künstlerlaufbahn als armes Mädchen in den elysäischen Feldern im Freien gesungen hatte. Der Eindruck, den sie jetzt hervorbrachte, war unbeschreiblich. Die Stelle des Liedes: „Hört Ihr auf Euren Fluren das rohe Geschrei dieser wilden Soldaten!" sprach sie mit einem Haß, und die Aufforderung zum Zug in den Kampf mit einer wilden Kraft, die von einer Frau doppelt überraschte und wirkte. Lieben können die Frauen alle leidlich, aber so erhaben und feurig zu hassen, das macht der Rachel keine nach. Bei der letzten Strophe schwang sie eine tricolore Fahne, ließ sich vor ihr auf ein Knie nieder und preßte sie bei der Stelle: liberté, liberté chérie! leidenschaftlich an ihre Brust. Es war zu Thränen hinreißend.

Man kann in Deutschland kaum erwartungsvoller auf französische Nachrichten gespannt sein, als wir Deutschen hier in Paris auf Zeitungen aus Deutschland. Mein Gefühl gegen die junge Republik war von Anfang an das einer freudigen Begrüßung. Ihr Auftreten muß einen neuen Aufschwung des Nationalgefühls bei uns hervorrufen, das alle unsere Hoffnungen auf eine Entwickelung im Vaterlande mächtig erweckt. Es kann uns ferner nur willkommen sein, daß Frankreich in Bezug auf die praktische Ausführung der großen socialen Probleme Experimente und Erfahrungen macht, die wir nachher benutzen können.

Eben höre ich noch einige Einzelheiten über die Bande welche die Tuilerien nicht hatte verlassen wollen. Sie hatten ein Paar nicht entflohene Köche gezwungen, ihnen von den zurückgelassenen Vorräthen ausgesuchte Diners anzurichten. Sie haben mit einigen Frauen, unter denen auch mehrere aus St. Lazare befreite sich befanden, somit wirklich fürstlich gelebt — sogar in fürstlichen Kleidern und Schlafröcken. Ihre große Ungenirtheit in der Unreinlichkeit hat mehrere Säle übel

zugerichtet. Ich erkläre mir jetzt auch warum ich an mehreren Abenden die Enfilade der Tuilerien festlich erleuchtet und Lichter auf allen Kronleuchtern sah. Die Bande soll enorme Werthe an baarem Geld im Schloß entdeckt und in Sicherheit gebracht haben. Man spricht von einer ähnlichen Gesellschaft von etwa 60 Individuen, die einen Theil des Hotel de Ville auf gleiche Weise besetzt und ebenfalls mit Anzündung gedroht hat. Was ich hier berichte, ist allgemeines Stadtgespräch in Paris. Die Zeitungen suchen es als übertrieben darzustellen, wie sie überhaupt alle solche Dinge vertuschen und auch von der in den ersten Stunden ihrer Einnahme erfolgten Plünderung in den Tuilerien nichts wissen wollen.

Seit mehreren Tagen geht ein allerdings sehr unverbürgtes Gerücht daß Thiers zum Gesandten der Republik in England ernannt sei.

Die Verwirrung in den Gewerben ist immer noch groß. Alle möglichen Standesgenossen versammeln sich, um eine gouvernementale Regelung ihrer Verhältnisse zu verlangen. So haben die Führer von Omnibus und Fiakres Erhöhung ihres Lohnes verlangt, und da sie ihnen verweigert wurde, sind sie nicht gefahren, so daß die Circulation in der Stadt an einem der vorigen Tage großentheils gehemmt war. Die Pächter von Hotels und Cafés hatten vor drei Tagen eine Versammlung und wollten von den Eigenthümern dieser Etablissements Herabsetzung der Miethpreise. Auch unter den Schneidern war eine derartige Bewegung. Dem Pariser Bourgeois schwindelt bei allen diesen Dingen der Kopf. Nebenbei müssen sie alle drei Tage als Nationalgarden auf Wache ziehen und leiden sehr unter dem stockenden Handel. Es ist ihnen das zu gönnen. Ihre Schlaffheit hat Alles verschuldet und den ganzen Mittelstand in Frankreich um seine Herrschaft gebracht.

Wo man hier hinhört, spricht sich eine große Abneigung vor Krieg aus. Auch die Sprache des National — das Journal des Débats der provisorischen Regierung — ist beruhigend und kommt im Grunde namentlich in Bezug auf Italien auf dasselbe hinaus, was das Ministerium Guizot in anderer Form erklärte. Es ist psychologisch interessant daß der als Journalist so radicale Marrast jetzt als Mitglied des provisorischen Gouvernements eine bedeutende Mäßigung seiner früheren Ansichten entwickeln soll.

Zur Chronik der Gegenwart.

Völker und Staaten.

✻ Die Organisation der Arbeit, welche die Regierungen erst für eine socialistische Träumerei und Speculation, dann für eine gefährliche communistische Zertheilung und Auflösung der Gesellschaft hielten und in beiden Fällen streng von sich abweisen zu müssen glaubten, — sie ist jetzt wie mit einem Zauberschlage das wahre Symbol aller politischen Neugestaltungen der Völker, der eigentliche Eckstein ihrer großen Zukunft geworden. Die Staaten verjüngen und umgestalten sich plötzlich in dem Princip der Organisation der Arbeit, und was nicht in dieser Idee seinen Neubau beginnt und durchführt, wird nicht auf die höhere Dauer seiner Bildungen und auf haltbaren Werth derselben mehr Anspruch erheben können. Alle neuesten Staatsbewegungen in Deutschland haben zugleich das Princip der Arbeit als ein fortzubewegendes und festzustellendes wesentlich in sich aufgenommen, und stimmen darin, noch mehr oder weniger bewußt und umfassend, mit dem menschlichen, politischen und gesellschaftlichen Fundament überein, auf dem die neue Republik Frankreich sich erhoben und in merkwürdigen, immer kraftvoller und gedankenreicher ergriffenen Bewegungen sich zu einem Tempel des gesellschaftlichen Friedens zu vollenden strebt. Jedem Arbeiter seine Arbeit, jeder Arbeit ihren vollen und angemessenen Lohn! Dies ist die Grundidee, welche man in der französischen Republik bereits mit hohem Bewußtsein, mit Daransetzung aller Kräfte, ja mit rührender und hinreißender Begeisterung ergriffen! Da hört man freilich noch, und am meisten in unserer Mitte, in Deutschland, Zweifler mit arglistiger Klugheit sich erheben. Sie meinen, gerade deshalb der französischen Republik keine Dauer, keine Haltung prophezeien zu müssen, weil sie sich mit diesen (wie es Vielen noch immer scheinen will) unlösbaren Problemen der Organisation der Arbeit befaßt und von deren Lösung recht eigentlich ihren Bestand und ihre Existenz abhängig gemacht habe! Diese Klugen glauben daß nur der Untergang der Gesellschaft, nicht aber ihr ewiges und eigentliches Erhaltungsprincip in diesen Problemen gegeben liegt! Selbst die großen Könige der alten Zeit arbeiteten an dieser Lösung. Wenn ein Heinrich IV. einen Zustand wollte, der jedem Bauer Frankreichs Sonntags sein Huhn im Topfe garantirte, so wurde er dadurch schon der erste Begründer des Gedankens der Organisation der Arbeit. Und unsere Volks- und Staatsmänner wollen sich nicht von ganzem Herzen und mit aller Lebenskraft diesem Gedanken hingeben, und die wahre Bewegungsmacht aller heutigen Zustände in ihm erkennen? Jedem Arbeiter die ihm gebührende Arbeit — jeder Arbeit der ihr gebührende Lohn! — Wenn sich diese Forderung nicht in Staat und Gesellschaft erwirklichen lassen sollte, wenn man aus der innersten Natur von Staat und Gesellschaft richtige Zweifel an der Verwirklichung dieser Forderung herleiten könnte, so würde es sich wahrlich nicht mehr der Mühe lohnen in Staat und Gesellschaft zu leben, und die instinctmäßige Sicherung des thierischen Organismus wäre der Zerfahrenheit des menschlichen auch principiell weit vorzuziehn. Aber dem ist nicht so, die Organisation der Arbeit, und zwar grade in der Richtung in der die neue französische Republik sie begonnen, ist ein lösbares menschliches Problem, und in ihr sollen sich zugleich alle Fragen der Politik und Staatenbildung wahrhaft wie in ihrem ewigen Frieden lösen! —

---

† Der Erzbischof von Paris hat sich rasch in die Republik gefunden; er fraternisirt mit ihr wie der Soldat Ludwig Philipps mit dem Volke. Er beweist die Gesetzlichkeit der Volksregierung aus dem heiligen Augustin. „Diejenigen die befehlen, sagt dieser Kirchenvater, dürfen dieses nicht thun aus Herrschsucht, sondern um dem allgemeinen Wohl zu dienen. Das ist die wahre Ordnung der Natur, und also hat Gott das menschliche Geschlecht eingerichtet." Ferner beweist der Erzbischof aus dem Evangelium daß die Völker das Recht

hätten sich eine beliebige Verfassung zu geben. Christus habe gesagt: Mein Reich ist nicht von dieser Welt! Hiermit habe er erklärt daß er keine Regierungsform anbefehle und vorschreibe. — Aus dieser raschen und warmen Anhänglichkeit des Pariser Erzbischofs gehen zwei Dinge deutlich hervor: daß der Legitimismus in Frankreich verloren ist, und daß die Priesterschaft in der Republik ihren Vortheil wahrzunehmen weiß. Pater *Lacordaire* bewies in Notredame das Dasein Gottes. Was bedarf es einer Beweisführung! rief er aus. Es brauchen sich blos die Pforten der Kirche zu öffnen und Euch das heldenmüthige Volk zu zeigen das in sich selber und in seinen Thaten die glorreichste Offenbarung des ewigen Wesens ist! — Ein ungeheurer Beifallssturm folgte in der Kirche diesen Worten.

— *Louis Philipp's* Wort als er am Hofe zu London empfangen wurde, war: Ich komme wie Karl X., nur wurde dieser verjagt weil er die Verfassung verletzte, ich weil ich sie festhielt! — Verständigen wir uns mit diesem Erkönig! Freilich *hielt* er die Verfassung *fest*; sein Minister Guizot war der Musjö *Haltefest* in der Shakspeareschen Komödie. Eine Verfassung ist kein eiserner Reif in welchem man Zeit und Nation fesseln soll, so wenig wie ein religiöses Bekenntniß, sei es das römische, sei es das Augsburgische, ein Mittel sein darf die Geister einzuzwängen. Den Fortschritt anbahnen ist der Beruf der Fürsten. Die Entwicklung der Nationalkraft fördern ist der erste Schwur der zu halten ist. Sind sie unfähig ihr neue Quellen zu öffnen, sollen sie diese wenigstens nicht stopfen. Eine Verfassung ist eine feste Errungenschaft der Geschichte, aber so wenig wie diese ein stillstehender Sumpf. Die Wahlreform zu befördern war Louis Philipp's heiligste Pflicht; daß Guizot sie hinderte, hat dem König die Krone gekostet. Karl X. wollte die Verfassung *offen* umstoßen. Louis Philipp that mehr, er wollte sie öffentlich festhalten, nachdem er sie 17 Jahre lang *heimlich* durch Intrigue untergraben. Dies ist die Moral von der Fabel.

— Die englische Hypochondrie hat in *Lamartine's* Umlauf an die europäischen Gesandten eine *versteckte Kriegserklärung* gesehen. Wir finden diese nicht im Manifest. Die Republik, sagt Lamartine, bedarf der Anerkennung nicht, um dazusein, sie besteht durch ihr natürliches Recht. Sie ist der Wille eines großen Volkes welches nur sich seine Berechtigung abverlangt. Sie stellt sich aber als eine geregelte Macht in die Reihe der Staaten, wünscht nicht wie ein die Ruhe störendes schreckhaftes Phänomen einzutreten. Nicht das Vaterland sei es was im Kriege die meiste Gefahr laufe, sondern die Freiheit; der Krieg fordere Dictatur. Der Krieg der frühern Revolution war der Gedanke der Monarchisten und Girondisten, nicht der Republik. Die Revolution die jetzt ihre Schlußperiode begonnen, sei nicht mit der von 1792 zu verwechseln. Damals war das Volk nur das Werkzeug der Revolution, heute ist es deren Ziel und sein Wohl ist ihr Zweck. Die Republik stellt Arbeit, Ackerbau, Gewerbfleiß und Handel, Wohlsein, wohlfeiles Leben, sittliche Ordnung und Unterricht als Inhalt des Staatslebens, als Inhalt des Volkslebens hin. Die gesunde Vernunft, die Mäßigung, das Gewissen und die Klugheit der Republik können, sagt Lamartine's Manifest, für Europa bessere und ehrenhaftere Bürgschaften bieten als der Buchstabe der alten Verträge. Zugleich anerkennt die Republik die Grenzen Frankreichs falls man sie nicht gegenseits verletzt. Die Dynastie nahm die Gefahr des Kriegs mit sich hinweg. Die Republik, sagt Lamartine, hat keinen Ehrgeiz.

— Heinrich *Laube* gibt im 10. Bändchen seiner wieder aufgelegten *Reisenovellen* sein Tagebuch aus *Paris vom Jahre* 1847. Sehr zutreffend mit der jetzigen Lage der Dinge ist sein Wort über *Lamartine*. „Lamartine ist im Äußern sehr viel älter geworden. Das schmahle, magere Gesicht ist noch schmahler geworden durch die tiefen Linien welche sich in die Züge eingefurcht und die vortretende Nase noch vorgedrängt haben. Weiße Haare haben sich eingeschlichen. In seinem Buche (Les Girondins) gibt er die neue Nachricht, Robespierre's Vater sei englischen Ursprungs gewesen, was die puritanische Charakterzähigkeit des vielfach unfranzösischen Jakobiners natürlich erklären hilft. Ich würde ihm selbst, diesem schlankgewachsenen Lamartine mit hektischen Backenknochen und mit dem still ruhenden und doch innen glühenden Blicke eine englische Verwandtschaft zuschreiben, wenn ich irgend eine Berechtigung dazu wüßte in seiner Familiengeschichte, die ihn nach dem warmen Burgund zu weisen scheint. In charakterstrenger Milde hegt er eine einsame Stellung und spricht immer gegen den Krieg, wie jener trockene Dialektiker Robespierre eine einzelne Stellung suchte in charakteristischer Härte, und trotz Freund und Feind 1791 allein gegen den Krieg sich erklärte. Damals schon, 1839, als ich diesen Lamartine das erste Mal sah, und er mir in seiner Ähnlichkeit mit einem protestantischen Geistlichen gar nicht gefiel und mich doch in Verwunderung setzte durch hingebendes Gespräch mit Frau von Girardin und Balzac, zwei Literaten von einer ihm grundsätzlich wildfremden Richtung, damals schon, als ich ihn zum ersten Mal reden hörte, so volltönend, so schön, so überzeugt, in so strömendem Feuer, und zwar über Eisenbahnen, deren Bedeutung die Kammer nicht verstand oder nicht verstehen durfte, damals schon war ich durchdrungen davon: *dieser Mann hat eine große Zukunft*, und ich bin noch heute derselben Meinung. Es ist etwas Neues des Franzosenthums in ihm und etwas gründlich Neues. Was die Franzosen annehmen können von europäischem oder richtiger kosmopolitischem Sinne, das ist dargestellt in Lamartine, welcher nationalfranzösisch bleibt ohne verblendet französisch zu sein. Und das ist gründlich, weil es nach und nach entstanden ist. Es ruht auf dem schönsten Grunde, auf dem der Naivetät, welche immerdar aufzunehmen und zu lernen bereit ist. Welch eine Entwickelung, seit dieser Mann in der Kammer erschien unter der Ankündigung: es erscheine ein poetischer Legitimist; wahrscheinlich ein junger Chateaubriand, und seit er auf der äußersten Rechte seinen Platz einnahm! An allen wichtigen Fragen hat er sich seit der Zeit lebhaft betheiligt, hat sich unantastbar den Ruf eines unbestechlichen, grundehrlich strebenden Mannes erworben, hat sich diesen jetzt so kläglich seltenen Ruf in der Kammer Frankreichs bewahrt und schließt jetzt sein Urtheil über die constituirende Versammlung der Revolution dahin daß er, der einstige Legitimist, sagt: Die Nationalversammlung hat nicht genug gewagt gegen das Königthum! *Sie* schon mußte die Republik erklären, denn diese Regierungsform ist vorzuziehen, wenn es sich von völlig neuer Schöpfung eines gesellschaftlichen Lebens handelt, sowie die Monarchie vorzuziehen ist, wenn die Spe-

Baume genommen, der ihnen Schutz vor Wind und Wetter gewährte und den sie auch dann nicht verließen, wenn sie in ihrem Spiele eine Pause machten; so standen sie niemand im Wege und wurden auch vom Wirthe in ihrer stillen Weise während der ganzen schönen Jahreszeit dort gern geduldet, obgleich sie keineswegs von ihm in Sold genommen waren, sondern sich ihren Lohn von den Reisenden in sächsischen Neugroschen erbetteln mußten. — Solche böhmische Musikbanden dringen oft tief hinein bis nach Rußland; in Östreich, Ungarn und Siebenbirgen, in Baiern, Preußen und Sachsen sind sie nicht selten. Namentlich auf den Straßen Leipzigs hört man ihre melancholischen Hornklänge fast von jeder der engen Pforten her erschallen, welche die langen, mit Waaren bestellten Höfe mit den Straßen verbinden. Besonders aus dem Königgrätzer, Jungbunzlauer, Leitmeritzer und Saatzer Kreise gehen die meisten Musikertrupps auf Reisen. „Dort — sagt Elsner — erwacht die Liebe zur Musik schon frühzeitig im Knaben, wenn er als Hirt auf seiner Schalmei bläst, und der Wiederhall ihm die Töne schmeichelnd zurückbringt." Das berühmte Musikconservatorium zu Prag bildet junge Leute welche sich zum Lehrerfache vorbereiten. Wenn diese dann auf dem Lande angestellt werden, so ist es ihnen leicht dort ein Musikchor zu bilden. Nun werden bei jeder Gelegenheit feierliche Ständchen gebracht, zum Namenstage der Grundherrschaft, zu Fastnacht, bei Hochzeiten. Bald ist auch ein Ball im Gange, und da wird bei der künstlich eingeübten Musik der Redowák, der alte böhmische Nationaltanz, nicht vergessen. Ist nun eine Gesellschaft durch den Schulmeister vollständig eingeübt, so erwacht in ihr die Reiselust, oder vielmehr das Verlangen in der Fremde eine kleine Summe Geldes zu erwerben, um sich später in der Heimath für einige hundert Gulden ein kleines Besitzthum zu kaufen. Es wird ein Director für die Reise ernannt, der bei der Theilung des Gewinnes einen unbedeutenden Vorzug hat. Die Kasse wird öfters getheilt, damit Jeder seinen Antheil selbst in Sicherheit bringt. Jeder trägt das Seinige bis zur Heimkehr mit sich herum, höchst selten schickt Jemand seinen Gewinn nach Hause; theils scheut man das Porto, theils fürchtet man die freundschaftlichen Diebe. Obgleich nun von einer solchen Musikbande oft jeder seine hundert Gulden in der Tasche hat, so leben doch Alle höchst einfach; daß einer unterwegs liederlich wird, soll beinahe ohne Beispiel sein. Von solchen Zöglingen der böhmischen Schulmeister mögen aus den Kreisen Königgrätz, Jungbunzlau, Leitmeritz und Saatz fortwährend einige Hundert im Norden unterwegs sein, welche nicht unbedeutende Summen zurückbringen *).

Mit einem Jenenser Studenten den ich auf dem Winterberge getroffen, wanderte ich eines schönen Sonntags über die bömische Grenze. Uns hatten sich drei Amerikaner welche in Berlin die Rechte studierten, angeschlossen, d. h. wir sahen sie, die in den Urwäldern an größere Strapazen gewöhnt waren, die schweren Felleisen auf dem Rücken tragend, in Einer Reihe vor uns herschreiten und hier oder dort sich lagern, um um uns nachkommen zu lassen.

Zwischen dem Prebischthore und dem Winterberge waren auf dem Boden über den der Weg führte, noch die Spuren des letzten Waldbrandes sichtbar. Kaum eine halbe Stunde hatten wir diese Brandstätte hinter uns, als ein böhmischer Bettler, der die Medaille aus dem Befreiungskriege trug und hier mitten im Gebirge von Almosen lebt, uns auf unsere Frage erklärte daß wir die östreichische Grenze bereits überschritten hätten. Sie läuft durch eine tiefe, wilde Schlucht, welche nur von einem Felsen durchschnitten wird, über den der Weg führt. Jetzt wehte uns denn auch schon die östreichische Fahne entgegen vom Prebischthore, woselbst wir den ersten „Finanzsoldaten" vorfanden, einen Mann von äußerst martialischem Aussehen, der aber die Grenze wenig zu beachten schien, sondern sich mit einer kleinen Frau, vermuthlich seiner Ehehälfte, bei dem Wirthe gütlich that. Nur Einem der Nordamerikaner, der sein Ränzel ablegte, warf der Grenzjäger einen Blick zu, der zu sagen schien daß er das Recht habe seine Sachen zu visitiren und seinen Paß zu prüfen. Wir begegneten noch vielen dieser Finanzsoldaten. Die Büchse nachlässig über die Schulter geworfen, das dampfende Pfeifchen im Munde, gingen sie höflich grüßend an uns vorüber; alle schienen sie den Sonntag zu feiern, und wenn sie auch jetzt bei der Dämmerung in die Wälder schlichen um den Paschern aufzulauern, so redete uns selbst vor den Grenzzollämtern doch keiner officiell an; unsere ganze fröhliche Gesellschaft hätte ohne Paß nach Östreich hineingekommt. So gelangten wir auf einem Pfade, der Anfangs vom Prebischthor über Wurzeln und Baumstämme steil bergab läuft und dann noch eine Stunde weit sich ein schönes Thal entlang zieht, in die erste größere böhmische Ortschaft. Es ist Herrnskretschen; ein gar anmuthiges Dorf, vor dessen stattlichen, großentheils neuen Häusern man mit Vergnügen stehen bleibt, um die landesübliche Bauart zu

*) Vergl. die Zeitschrift „Moravia" von vorigem Jahre.

betrachten. Eine steinerne Treppe führt zu einem steinernen Oberbau, der sich als erstes und einziges Stockwerk über einem gewöhnlichen Blockhause erhebt. Vor dem ersten Stockwerke läuft noch eine Art von hölzerner Halle hin. Die Dächer sind mit Holzschindeln gedeckt. Auch die neuen Häuser sind in Hernskretschen so gebaut, mit Ausnahme eines einzigen am Eingange des Ortes, welches durch ein Hirschgeweihe über der Thüre als die Amtswohnung des Försters bezeichnet wird. Durch dieses Dorf folgten wir dem Laufe eines Flusses, an dem ein schöner Weg hinführt und der dicht vor Hernskretschen sein klares Wasser in die Elbe ergießt. Unweit seiner Mündung steht ein großes, sehr ansehnliches Wirthshaus, das uns zum Übernachten empfohlen war. Aber der Anblick des sternhellen Himmels und des prächtigen Stromes verscheuchte den Gedanken schon unter Dach und Fach zu gehen und die Amerikaner, welche nicht weiter nach Böhmen hinein wollten, mietheten einen Schiffer der sie noch diesen Tag den Strom hinab bis Schandau fahren sollte, während wir Andern bis Niedergrund, eine Viertelstunde an der Elbe hinauf, zu gehen beschlossen.

Reichlich wurden wir dafür belohnt, daß wir an diesem wohleingerichteten Gasthofe vorbeigegangen waren, wenngleich der Weg nach Niedergrund beschwerlicher war als wir gedacht. Er zog sich ziemlich schmahl zwischen dem Buschwerk am Abhange des hohen Elbufers hin; noch etwas höher hinauf lagen dann und wann einzelne Häuser, vor denen Mädchen und Burschen, unter diesen jedesmal auch wieder einige junge Finanzsoldaten, in der Dämmerung beisammensaßen; mit Scherz, Gesang und herzlichem Lachen den Sonntag beschließend. Auf unsere Frage nach dem rechten Wege antwortete von allen Häusern aus mehrstimmig fröhlicher Zuruf. Obgleich nun aber Alles uns ermahnte, die schmahle Mittelstraße nicht zu verlassen, so lockte doch der Strom und eine Wiese welche zwischen ihm und dem hohen Ufer lag, uns bald tiefer hinab. So befanden wir uns denn plötzlich auf sumpfigem Boden und mußten wieder steil emporklimmen, um den verlassenen Pfad zu finden. Er führte uns endlich gerade in eine Fischerhütte hinein, wo ein Fährmann wohnt, der uns nach Niedergrund über die Elbe setzen mußte. Es war bereits völlig Nacht geworden als wir von diesem Hause aus abermals, von dem steilen Elbufer abwärts, dem Strome zuschritten. Auf einer Stiege von hingelegten Steinen ging der Schiffer voran; bald saßen wir in seinem Kahne, aus dem er nochmals nach seiner Hütte hinaufrief. Alsbald kamen ein Paar Kinder mit einem besseren Ruder herabgesprungen um es dem Vater zu bringen; nicht lange darauf waren wir in Niedergrund.

Wir hatten nun freilich wohl noch eine Viertelstunde zu gehen bis wir zur Ruhe kamen. Niedergrund, ein großes Dorf, besteht nur aus Einer Reihe von Häusern welche sich ziemlich weit an der Elbe entlang hinzieht. Zwischen dieser Häuserreihe und der Elbe läuft ein schöner, breiter Fußweg hin. Gleich das erste Haus ist eine Schifferkneipe; sie liegt sehr hoch und mag eine herrliche Aussicht auf die Elbe darbieten, weshalb ich große Mühe hatte den Jenenser Studenten von dem Gedanken, dort auf einer Spreu zu übernachten, abzubringen. Unser Fährmann hatte uns das Casino welches er „die Casine“ nannte, empfohlen. Wir traten hier in die Wirthsstube; sie war gedrängt voll, jedoch nur von Beamten welche rauchten und tranken, und deren eine so große Anzahl hier versammelt war wie man sie auf einem Dorfe schwerlich erwartet hätte. Der Wirth in der Casine, welcher, wie wir später erfuhren, niemand während der Nacht beherbergen durfte und es nicht für möglich zu halten schien daß so viele Beamte für zwei Personen die Augen zudrückten, erklärte jedoch nur Einen von uns aufnehmen zu können und schickte uns, da wir dies nicht annahmen, in den dritten Gasthof, am Ende des Dorfes. Er war schwer zu finden, da ein Paar Mädchen welche im Mondenscheine lustwandelten und uns dreist eine Strecke weit auf dem breiten Fußwege begleiteten, eine nach der andern in den Häusern an der Seite verschwanden. Endlich fanden wir ihn aber doch neben der Kirche, hinter einer am Wege liegenden Mühle versteckt. Zuletzt verbarg uns noch ein großer Holzstoß, der so lang und breit war als das Haus selbst, den Eingang und nachdem wir diesen gefunden, mußten wir noch eine steinerne Treppe hinabsteigen. Lachend meinte der junge Wirth der in dem alten Hause mit seiner Mutter, einer gar stattlichen bäuerischen Matrone, wirthschaftete: die Menschen kämen doch noch immer zu ihm von der Straße, aber das Wasser werde nicht zu seinem Vetter, dem Müller, kommen, wenn er mit ihm tauschen wolle. — Hinter dem großen Holzstoße in diesem alten Hause konnte man es sich übrigens recht wohl sein lassen. Durch ein größeres Gastzimmer, welches wir nicht ohne Verwunderung abermals mit Beamten — diesmal mit Förstern und Jägern gefüllt sahen, wurden wir in ein kleines freundliches Hinterstübchen geführt, wo neben dem Sopha ein mächtiger Thonofen, der mit grünem, ebenfalls

aus Thon gebildetem Laubwerke verziert war, eine behagliche Wärme ausströmte, wie man sie an einem kühlen Septemberabende schon ertragen mag. Reichliche Speisen, wozu ein junger Hirsch, jenseits der hohen Elbufer im Walde geschossen, ein saftiges Stück Fleisch geliefert hatte, der Wein, den wir wohl schon besser, aber noch nie so billig getrunken; am andern Morgen aber eine Art von frischem Mohnkuchen, welchen wir zum Kaffee erhielten — alles dies erweckte das lebhafte Gefühl daß wir ein Land betreten, wo man das kurze Menschenleben zu genießen versteht. Leben und leben lassen: das schien wenigstens in allen Stükken der Grundsatz unseres Wirthes zu sein. In Bezug auf Religion meinte er: es sei immer gut, wenn man die katholischen Gebräuche alle mitmache; übrigens dürfe man die Andersgläubigen nicht verachten, denn es komme bei dem Glauben Alles auf die Geburt an. „Wäre meine Mutter eine Hussitin, setzte der böhmische Katholik hinzu, so wär' ich halt ein Hussitenkind!"

Diese Worte klangen mir noch in den Ohren als wir nach dem Wallfahrtsorte Mariaschein gelangten. Wer bis hierher als guter Protestant gekommen ist, für den wird es Zeit seine ketzerischen Vorstellungen über Bord zu werfen. An diesem anmuthig gelegenen Orte wird unter Anderm jener Martinitz, den die Prager Rathsherrn aus dem Fenster warfen, wofür er in den protestantischen Schulen bis auf diesen Tag zum Gespötte wurde, als ein Heiliger verehrt. Man findet nämlich in der Halle welche rings das ganze Kirchlein umgibt, eine Reihe von Bildern die dazu bestimmt sind das „wunderthätige Gnadenbild von Mariaschein" in den gehörigen Respect zu setzen. Mächtige, in rohen Umrissen hingeworfene Gestalten sollen hier auf die Phantasie des Beschauers wirken. Die Welt will einmal Wunder sehen: Hier auf diesen bunten Tafeln sind sie! sagt die katholische Geistlichkeit zum Volke. Da sieht man denn auch den heiligen Martinitz, einen „besonderen Verehrer des heiligen Gnadenbildes", gar andächtig und ehrbar aus den Fenstern des Prager Rathhauses herabfallen, wobei er seine Rettung natürlich dem Gnadenbilde von Mariaschein verdankt. Ein anderes Bild stellt „viele andächtige Wallfahrer" dar wie sie „von Alters her beim hiesigen Mariabrunnen Heilung von mancherlei Gebrechen erfahren." Besonders andächtig ist hierbei ein Stelzfuß der sich bückt, um mit hohler Hand Wasser zu schöpfen. — Auf einem andern Bilde bleibt „die uralte Andacht" der alten Stadt nicht unbelohnt, „besonders als ein dasiger Bürger anno 1646 aus vielen Gefahren wunderbar gerettet wird." Desto schlechter aber ergeht es auf diesen Bildern Denen die über das Gnadenbild zu spotten wagten. „Die Verschmähung des göttlichen Gnadenbildes wird öfters (also nicht immer!) von Gott gestraft. Ein gottloser Kirchendieb wird unsinnig und andere Verschmäher werden gleichfalls gezüchtiget." So steht es dort geschrieben. „Eines gottlosen Spötters blindes Pferd wird sehend, er selbst aber plötzlich blind." Wie nun der Rappe welcher sehend wird, weil er kein Spötter ist, plötzlich den Kopf erhebt und um sich schaut, der Reiter aber nach den Zügeln seines Rosses in der Luft umhertappt, das ist alles sehr schaurig anzusehen. Ein behaglicheres Bild trägt die Umschrift: „Was für Ehren die hohen Universitäten hiesigem Gnadenbilde gethan haben." Professoren in langen Perrücken stehen da mit weisen Kennermienen, welche zu sagen scheinen: so viel als sie jetzt an dem Bilde fänden, hätten sie doch wirklich nicht von ihm erwartet! Wenn aber ein böhmischer Landmann sich selbst durch diese Aufmerksamkeit der „hohen Universitäten" nicht imponiren lassen wollte, so müßte ihn doch das Cardinalconcilium rühren, welches 1507 von Rom aus Mariaschein mit der Gerechtsame begabte, Ablaß zu ertheilen. Kein Schriftsteller von der „guten Presse" kann eine größere „Wohlmeinenheit" an den Tag legen als die Cardinäle auf diesem Bilde in ihren rothen Hüten und besonders als derjenige, welcher so eben die Hand ausstreckt und mit diesem Gestus wahrscheinlich den Antrag stellt daß man die Gewissen der guten Leute bei Mariaschein nach Kräften erleichtern möge, während seine Collegen ihn mit derjenigen würdevollen Aufmerksamkeit anhören, die der Wichtigkeit des Gegenstandes angemessen ist.

Die Geschichte des Gnadenbildes selbst wird ebenfalls auf verschiedenen Tafeln dargestellt, welche ihre Wirkung nicht verfehlen werden. Auf der ersten sehen wir eine sumpfige Einöde. In diese „hiesige Wildniß" wird vor uralten Zeiten das Gnadenbild gebracht" und bleibt „durch lange Jahre verborgen." Nur ein Paar Wasservögel picken idyllisch an dem Baumstamme der es in sich schließt. Endlich wird „die über Gold schätzbare Bildniß statt eines vermeinten Schatzes von den erfreuten Nachsuchern gefunden." Die Andacht und das Entzücken der Leute welche statt des Schatzes „die über Gold theure Bildniß" finden, muß man selbst sehen, um einen Begriff davon zu haben.

In der Kapelle war es still und menschenleer. Nur einige alte Frauen traten ein und verschwanden hinter den hohen, eichenen Kirchstühlen. Draußen, unter den

grünen Bäumen, standen einige Buden, in welchen man „herzrührende Gebete“, bunte Heiligenbilder und fliegende Blätter welche meistens wundervolle Begebenheiten aus der neuesten Zeit enthielten, feil hatte. An Legenden ist Böhmen noch immer sehr productiv; es scheint ganz Deutschland damit zu versorgen *).

Eine halbe Stunde von Marlaschein entfernt liegt die Stadt *Graupen* am Fuße der Rosenburg und der Wilhelmshöhe. Der Weg welcher durch Graupen führt, ist viel breiter als die Straßen alter Städte gewöhnlich sind, und sieht einem brachliegenden Morgen Acker der sich an einem Hügel emporzieht, nicht unähnlich. Um nach der Rosenburg zu gelangen, bogen wir in ein schmahles Seitengäßchen ein und hatten, als wir aus der Stadt waren, kaum noch hundert Schritte bis hinauf. Auf der Rosenburg genießt man bei schäumenmendem Biere das in Thonkrügen vorgesetzt wird, die schöne Aussicht. Ich saß mit meinen Reisegefährten, — nachdem die Amerikaner uns verlassen, hatte sich wieder ein Berliner Student zu uns gesellt — in einer Laube. Bald vernahmen wir Gesang, der hell und volltönend aus kräftigen Jünglingskehlen erscholl. Eine Anzahl junger Leute hatte sich unter einem Apfelbaume gelagert. Sie hatten ein studentisches Aussehen; der Jenenser hielt sie für „Finken“, wie man diejenigen nennt die auf den kleineren norddeutschen Universitäten keiner Verbindung angehören, stimmte mir aber bei als ich sagte: Es werden östreichische Studenten sein. Sie sangen wunderschön, aber freilich ganz anders als ich mich aus meiner Studentenzeit gehört zu haben erinnere. Es war ein künstlich eingeübter Gesang, während unser Studentengesang sich weit mehr dem Volksliede nähert. Zwar hatten sie die Röcke ausgezogen und an dem Apfelbaume aufgehängt; auch bliesen sie gewaltige Dampfwolken aus ihren Pfeifen: aber das schien meinen Reisegefährten eine gemachte Burschikosität zu sein. Inzwischen hatten die Östreicher sie als deutsche Commilitonen erkannt. Sie stimmten ihre schönsten Lieder, meist patriotischen Inhaltes, an; sie sangen vierstimmig: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ Sie schienen uns locken zu wollen, wie die Vögel im Walde mit ihrem Gesange sich locken. Diese böhmischen Studenten waren gewiß voll des reinsten und edelsten Gefühls für das deutsche Vaterland, denn sie sangen immer lauter und begeisterter; aber sie sangen immer vierstimmig, nicht *ein*stimmig.

Als wir im Gasthofe zu Teplitz angekommen waren und uns zu einem Ausgange durch die Stadt vorbereiteten, schloß der Jenenser seine Botanisirtrommel auf und langte eine Menge kleiner Schmucksachen heraus. Er band ein rothseidenes Halstuch um, und aus seiner Rocktasche, deren Boden ein Loch hatte, guckte — jedoch nicht oben, sondern unten, nach Stutzerart ein buntes Sacktuch hervor. So machte er Staat für mich und den Berliner mit, als wir durch die Straßen zogen. Er gehörte übrigens zu der zahlreichen Klasse derjenigen jungen Leute, welchen man zwar — Dank sei es den Fortschritten der Zeit! — im Grunde wegen Demagogie noch Deutschthümelei vorwerfen kann, die dennoch aber durch geistige und leibliche Frische ihrer Natur sich noch einigermaßen zu Beidem hinzuneigen scheinen, was man besonders solchen Individuen wohl verzeihen kann die einiges Bewußtsein darüber haben und daher auch in der Regel eine gewisse Selbstironie damit verbinden. Halb im Ernst, halb im Scherz zeigte sich der Jenenser über die kranken Gesichter in Teplitz verdrießlich; er könne die Badegäste nicht leiden, versicherte er, und ich hielt es für nöthig, ihn in demselben Tone zu ermahnen, nicht etwa Händel mit den kranken Gesichtern anzufangen.

Das Badeleben war fast zu Ende in Teplitz. Ein Paar rauhe Septembertage hatten die schöne Welt rasch verscheucht. Meine Gefährten verließen mich dort; ich

*) Vor kurzem ließ ein Hausirer zu Oschersleben 1000 Exemplare drucken von einer „Wahrhaften und aufrichtigen Erzählung einer Begebenheit so sich *im Jahr 1845* den 2. März am St. Gregorie-Tage *zu Olmütz in Mähren* zugetragen, wo ein kleines neugeborenes Kindlein in der Kirche auf dem Taufstein gefunden worden, und als man es hatte taufen wollen, zu Jedermanns größtem Entsetzen hat zu reden angefangen.“ Das Kind gibt sich als einen Engel zu erkennen und predigt unter Anderm von seinem Taufsteine herunter: „Auch wird außer Krieg und Blutvergießen die Welt gezüchtiget werden mit Feuersbrünsten, Überschwemmungen und Wassersnoth, und allerlei anderen Plagen, mit Erdbeben, schweren Hagelwettern, grausamen Stürmen, ansteckenden Seuchen“ u. s. w. „Wenn ihr euch aber dann gebessert habt: so wird sich wieder aufthun der Himmel zum Segen, und wird Frieden geben und Fruchtbarkeit an Korn und Wein und allerlei Früchten, und die Welt wird wieder lieblich aussehen, daß die Menschen sich wiedr freuen können in Unschuld.“ Über diesen Schluß entzückt, will „die Gemeinde in Olmütz das Kindlein umarmen und es herzen und küssen.“ Aber das Kindlein gibt es nicht zu, sagt „Ade, du schnöde Welt!“ und verschwindet. „Ihr mögt nun dies Wunder glauben *oder nicht*: so dürft ihr doch kein Gespött damit treiben. Denn es gehen so viele Dinge vor auf der Erde, im Meere und unter der Erde, von denen wir uns nichts träumen lassen!“ So bemerkt, „Hamlet“ parodirend, der Erzähler. Von dieser mährischen Legende waren *in den letzten drei Wochen in der Magdeburger Börde 1000 Exemplare verkauft!* — Was sagen die Lichtfreunde dazu?

bestieg allein den Schloßberg und den Millischauer. Böhmen lag tief im Nebel gehüllt vor mir. Dieser Nebel ist vielleicht die rechte Luft für Böhmen, wenn man die alten Sagen seiner Vorzeit aufsucht. In dieser Stimmung betrat ich Prag.

Zur Beurtheilung des Socialismus*).

3. Cabet.

Die Bestrebungen dieses für die Volkssache so thätig wirkenden Publicisten dürfen nicht in das Reich der Träume verwiesen werden. Cabets Dictatormiene, sein abstoßender Unfehlbarkeitsdünkel hat eine sehr gehässige Seite, doch Eines ist jedenfalls anzuerkennen: seine ungeheuere Ausdauer den Verfolgungen der Bourgeoisie gegenüber. Diese Ausdauer allein vermochte es die theoretische Entwickelung des staatlichen Communismus zu sichern und die Arbeiter rascher auf eine höhere Stufe der geistigen Bildung zu führen als dies sonst möglich gewesen wäre. Die französische Regierung versuchte es mehrmals dieser fortschreitenden Bildung durch ihre Geschwornen und besoldeten Schreiber welche den Communismus auf jede Weise entstellen mußten, Einhalt zu thun. Es glückte ihr nie, Dank der unermüdlichen, unerschrockenen Thätigkeit des Arbeiter-Advokaten. Man ging soweit ihm das Wort bei den Gerichtsverhandlungen zu verbieten. Auch dies half nicht. Durch jeden Proceß gewann das Proletariat an innerer Stärke. Der Toulouser Proceß und andere gehören hieher, sowie die unlängst wiederholt erfolgte Beschlagnahme gesetzlich erlaubter Schriften der „ikarischen" Partei, die Haussuchungen bei Cabet selbst, und die sich häufenden Citationen seiner Anhänger. Ja, man nahm ihm im letzten December all seine Papiere weg, unter dem Vorwand, seine Auswanderung ginge auf Betrug hinaus.

Cabet hat so eben in Paris eine deutsche Ausgabe seiner „Reise nach Ikarien" (durch Dr. Wendel Hippler) veranstaltet; mehrere seiner bekanntesten Broschüren folgen**). Der von ihm redigirte Populaire hat im Sommer vorigen Jahres seinen lange gehegten Wunsch erfüllt gesehen, statt monatlich fernerhin wöchentlich zu erscheinen. — Cabet hat mehrere historische Werke geschrieben die sich durch einen wahren Lapidarstyl auszeichnen. Seine jetzige Aufgabe ist es eine massenhafte Auswanderung nach Ikarien, wie er die in Texas anzulegende Colonie nennt, vorzubereiten. Alle seine Schriften wimmeln von Aufrufen zur Erfüllung des Planes, den er erst in neuester Zeit nach Amerika verlegt hat, da ihm Frankreich zu einer Separatistencolonie nicht mehr geeignet erscheint. Der „Ikarische Almanach für 1848 bringt mehrere Artikel über Amerika's statistische Verhältnisse; der Refrain ist immer: Allons en Icarie. Die Verfolgungen die Cabet so siegreich bestand, haben ihn zur Verzweiflung an seinem Vaterlande gebracht. Es geht ihm wie den Politikern in Deutschland, welche Jahrelang ihre Einsicht dem Volke mittheilten und endlich mißmuthig über den ihnen allzu langsamen Erfolg die Hände in den Schooß legten, um ihre alten Tage in Frieden zu beschließen. Kann aber wohl die Weltgeschichte nach der Pfeife einiger, wenn auch noch so verdienstvoller Parteimänner tanzen?

Cabet entwirft in dem genannten Almanach einen Gesellschaftsvertrag der ikarischen Gemeinschaft; alle Bedingungen sind gestellt, nur die Leute fehlen noch. Ich will hier nicht die Gründe die sich gegen die bezweckte Auswanderung anführen lassen, wiederholen. Alle nichtikarischen Journale der Arbeiterpartei, haben sich dagegen erklärt; das Beste was über diesen Gegenstand geschrieben, sind zwei Briefe von D. M. Prat, einem in Brüssel lebenden Franzosen. Über Cabet's Leben stell' ich hier meine früher gesammelten Notizen zusammen. — Sein Geburtstag fällt auf Neujahr 1788. Sein Vater war Faßbinder in Dijon. Bis zum zwölften Jahr arbeitet er in dessen Handwerk, dann studiert er Medicin, die er jedoch bald mit der Rechtswissenschaft vertauscht. Nachdem er 1812 die Advocatur erlangt, rettet er viele Opfer der blutigen Reaction, unter Andern General Vaur, so daß ihm drei Monate später ein Jahr lang die Ausübung seines Berufs untersagt wird. In Paris tritt er mit Lafayette, Manuel, Dupont de l'Eure, d'Argenson, Köchlin,

*) In Nr. 4 und 5 der Europa waren Fourier und Owen besprochen.

**) Ins Deutsche wurden übersetzt: das „Glaubensbekenntniß" (vielmals), „Wie bin ich Communist?" (Paris, 1847), „Das Weib, sein Schicksal rc." (Lausanne), „Stand der socialen Frage" (Genf, 1843), „Der dem Jesuiten Fournier hingeworfene Handschuh" (Bern, 1844).

Corcelle und fünf Andere in die Carbonaria als Mitglied des Comitédirecteur.

Seine eigentliche Wirksamkeit beginnt 1830. Den dritten August schreibt er an den Herzog von Orleans einen Brief, worin er gegen die Charte protestirt und von einer Nationalversammlung die Verfassung fordert. Zu diesem Zweck fanden mehrere Unterredungen mit dem Könige statt. Sodann geht er als Generalprocurator nach Corsica, wo er die Jury einführte und außerdem viel für das vernachlässigte Land wirkte. In Folge eines Glaubensbekenntnisses erhielt Cabet seine Entlassung. Zum Deputirten seines Bezirks (Côte-d'Or) gewählt, nimmt er (Juli 1831) seinen Platz auf der äußersten Linken neben Mauguin und Lamarque. In einer Adresse an seine Wähler macht er zuerst auf die „Gefahr der gegenwärtigen Lage" aufmerksam. Lamarque's Leichenbegängniß an dem er als Abgeordneter der Kammer Theil nahm, zog auch ihm Verdächtigungen und Verfolgungen zu. Die Regierung welche ihn fürchtete, leitete gegen seine „Geschichte der Revolution von 1830" einen Proceß ein, der indeß zu seinen Gunsten ausfiel. Er vertheidigte sich in sechs Broschüren. Schon im folgenden Jahre 1833 erlebte dieses Geschichtswerk, bis zur letzten Zeit fortgeführt, die dritte Auflage; es wurden über 20,000 Exemplare abgesetzt. Im September desselben Jahres erschien die erste Nummer des Populaire, einer Wochenschrift deren Absatz bei der achten Nummer sich auf 27,000 belief. Eine Broschüre erscheint wöchentlich als Zugabe zum Blatte. Seine Worte im Populaire beruhigten das Lyoner Volk; er übte damals den außerordentlichsten Einfluß auf die geheimen Volksbewegungen; er empfiehlt beständig den friedlichen Weg. Einen solchen Mann mußte man los werden! Nachdem er öffentlich in der Kammer einen Minister des Verraths bezüchtigt und die Perfidie gegen die nach Havre geflüchteten Polen in seinem Journal gebrandmarkt, wird er zu zwei Jahren Gefängniß und zu vierjährigem politischem Rechtsverlust verurtheilt. Er zieht eine fünfjährige Verbannung vor. Aus Belgien verwiesen, geht er nach London. Von hier aus fährt er fort den Populaire zu redigiren, läßt in Paris eine Broschüre „Die Aprilgerechtigkeit" gegen Thiers, Guizot, Barthe, Bugeaud, in London einen „Brief an Louis Philipp" gegen das herrschende System drucken. Achtzehn Stunden des Tages arbeitet er unermüdlich. Die Frucht seines Eifers waren „Allgemeine Geschichte", „Geschichte des französischen Volkes", „Geschichte der französischen Revolution", „Geschichte Englands." Als er eben einen Plan zur ausgeführten Democratie entwirft, sieht er sich mitten im Gemeinschaftsprincip; um sich auch hierüber aufzuklären, studiert er mehr als tausend Werke auf der Londoner Bibliothek und gelangt endlich zu dem Ergebniß von der menschheitlichen Berechtigung des Communismus. Nach seiner Rückkehr 1839 versucht er es in Verbindung mit Lammenais und Martin von Straßburg mit der Organisation einer großen Gesellschaft die sowohl in als außerhalb der Kammer zur Durchführung der Wahlreform begründet werden sollte. Es war vergebens. So veröffentlicht er seine „Populäre Geschichte der französischen Revolution" nebst einem Abriß der französischen Geschichte in 4 Bänden, welche in 5000 Exemplaren (1845 zweite Auflage in 6 Bänden) verbreitet wurde. Als 1840 der Bastillensturm sich erhob, trat Cabet unter die ersten Kämpfer gegen die Befestigung von Paris; er schrieb „Sechs politische Briefe über die gegenwärtige Krisis" und fünf andere Flugblätter. Gegen Ende des Jahres 1840 erscheint endlich die schon in London verfaßte „Reise nach Ikarien" (1842 eine zweite, 1845 eine dritte wohlfeile Ausgabe, 1847 eine vierte), welche einen großen Staat nach communistischen Principien organisirt darstellt und als bedeutungsvoll in der neuern Literatur betrachtet werden muß. Zur nähern Erläuterung dieses Romans erscheint „das communistische Glaubensbekenntniß" und „Wie bin ich Communist", worin er sich für eine Übergangsregierung und für Beibehaltung der Ehe und Familie erklärt. Im März 1841 kommt der Populaire wieder zum Vorschein; eine Actiengesellschaft leitet ihn. Von jetzt an zeigt Cabet ein sehr ausschließendes Wesen. Jedes andere communistische Journal verfolgt er auf auf alle Weise, meist unter dem einfältigen Vorwurf des Materialismus, da er selbst an der Religion hängt oder sie vielmehr zum Deckmantel benutzt, von Babeuf und der weitern Entwickelung des Communismus nichts wissen will. So verfuhr er gegen den Humanitaire, die Fraternité, den Egalitaire. Er vertheidigt sich mannhaft gegen die politischen Verdächtigungen des National und Atelier, er widerlegt die Anschuldigungen eines Lamennais, Thoré, Arago, Cormenin, Fournier u. A. In Toulouse gewinnt er 1843, trotzdem die Regierung ihm das Wort verbietet, den gegen die Communisten schwebenden Proceß. Außer den polemischen Broschüren veröffentlicht er „Zwölf Briefe eines Communisten an einen Reformisten über die Gemeinschaft", „Mein gerader Weg", „Volksgespräche", „Der zum Communisten gewordene Demokrat", „Der Wegweiser des Bürgers", „Sociale

Sündfluth", „Heil oder Untergang", „Communisten-Propaganda", „Stand der socialen Frage in England, Schottland, Irland und Frankreich", und seit 1843 den „Ikarischen Almanach", Berichte über den Proceß Quenisset, die Processe zu Toulouse, zu Tours und Blois. Die neuesten Schriften betreffen sein eigenes Leben und die ikarische Auswanderung (vergl. „Die Verwirklichung der Gemeinschaft"). In Allem aber sucht er, wie Weitling, die Rechtmäßigkeit des Communismus aus dem Christenthum (vergl. sein „Wahres Christenthum") herzuleiten; ein vergebliches Bemühen, da die Nothwendigkeit einer auf gemeinschaftliche Production gegründeten Ordnung einzig aus ökonomischen Thatsachen bewiesen werden kann. — Über Cabets Persönlichkeit berichtet der Verfasser der „Zwei Jahre in Paris:" „Cabet ist ganz Franzose, ein bejahrter Mann und noch feurig wie ein Jüngling, mit einem freundlichen, gescheidten, ja schlauen und skeptischen Gesicht. Er macht sich keine Illusionen über die Schwierigkeit seiner Aufgabe, Alles zu monopolisiren, zu confisciren, zu administriren und sodann den Ertrag gerecht zu verwenden, vorher aber jeden Einzelnen zur Erzeugung dieses Ertrags anzustellen."

Es genüge hier auf die Erscheinung und Wirksamkeit des Mannes hingewiesen zu haben.

Max.

Ein Brief aus Rom.

Rom, im Februar.

⊙ Daß von hier aus das Beispiel einer freieren Entwikkelung des Volkslebens ausgehen würde, von wo sonst nur Verbote von Büchern ausgehen, welche selbst die ängstlichste Censur der weltlichen Regierungen für unschuldig erklärte, hätte in Deutschland vor ein Paar Jahren wohl niemand erwartet: noch weniger daß Geistliche an der Spitze der Aufklärung stehen würden, da man alle Gemüther hier von den Jesuiten regiert glaubte. Die hiesigen Ereignisse zeigen daß man die Fahne des Fortschritts aufpflanzen und doch gläubig bleiben kann.

Die Geschichte zeigt daß es in der Welt nie an Gläubigen gefehlt hat, das Bedürfniß zu glauben scheint dem Menschen angeboren, wenn auch manche Regierungen zu fürchten scheinen daß sich allgemeiner crasser Unglaube der Völker bemächtigen könne, ein Krieg der ungläubigen Völker gegen jede positive Religion bevorstehe. Die wahrhaft Aufgeklärten mögen stets unter sich in Gedanken einig sein, und der große Haufe hat sich stets an das Bedürfniß des Glaubens gehalten ohne sich irre machen zu lassen; wenn auch seinem Glauben die größte Gefahr drohte. Die Athenienser bestraften den weisen Sokrates als Feind ihrer Götter, und wenn auch die französische Revolution die Altäre umstürzte, so war dies nur ein vorübergehendes Fegefeuer für die Geistlichkeit, welche jetzt daraus wirklich im Ganzen geläutert hervorgegangen ist; die Kirchen sind in Paris wieder gefüllt und die Rheinländer, welche auch ihre Mainzer Klubbisten gehabt hatten, wallfahrteten vor ein Paar Jahren wieder zu Hunderttausen zum ungenähten Rock nach Trier.

Ein so gescheiter Papst, als Pius IX. und andere Geistlichen der katholischen Kirche konnten daher sehr wohl wissen daß das Volk nicht aufhören würde zu glauben, wenn auch sein politisches Gefühl eine andere Richtung erhielt. Die Menge der alten Tempel in Rom aus der Zeit ihrer größten Geister, selbst zur Zeit der Republik, zeigte ihnen hinreichend daß zu allen Zeiten das Bedürfniß des Glaubens besteht. Wer längere Zeit in Italien war, fand schon früher daß die Geistlichkeit die Aufklärung nicht fürchtete. Die Mehrzahl der armen Geistlichen wußte sehr wohl daß bei vermehrtem Wohlstande durch die zu erwartenden Verbesserungen im Staatshaushalt und der Gewerbthätigkeit auch ihre Einkünfte sich verbessern würden. Die nach höheren Dingen strebende Geistlichkeit war einer größern Säcularisation der Verwaltungsbehörden auch nicht so abgeneigt als man glaubte; sie rechneten darauf daß sich dann nicht mehr so Viele dem geistlichen Stande widmen würden, wodurch sich allenfalls ihre Dotationen verbesserten. Möglich ist es auch daß Manche zugleich wieder an die Ausbreitung der geistlichen Herrschaft in der Welt glaubten. Rom war schon zweimal der Sitz der Universalmonarchie gewesen, einmal durch die Gewalt der Waffen, das andere Mal durch die Macht des Glaubens. Die Deutschen waren vorausgegangen in der gläubigen Unterwürfigkeit, sowie sie auch am längsten darin ausgehalten hatten. Warum sollten nicht religiöse Schwärmer es für möglich gehalten haben daß Rom der Sitz der Herrschaft über politische freie Völker werden könne, Sitz eines Bundesstaates mit dem geistlichen Oberhaupte an der Spitze? Lamennais machte eine solche Verheißung, und der Pater Ventura predigte schon daß vorkommenden Falles die Kirche die Demagogie proclamiren werde. Soll man dies noch näher in's Deutsche übersetzen, so heißt es: Die Kirche kann allgemeine Freiheit versprechen um den Zeitgeist für sich zu gewinnen und dann über ihn zu herrschen. Etwas Ähnliches thaten die Aristokraten in Belgien im Bunde mit dem ultramontanen Klerus, und das berüchtigte Manifest aus Westfalen das vor mehreren Jahren durch die Worte eines Gläubigen aus Deutschland verrathen ward, ging von denselben Grundsätzen aus.

Man glaubt daß die Jesuiten denselben Grundsätzen folgen, daß ihnen aber die jetzige Bewegung in Italien zu schnell kommt, indem sie ihr Werk, nach welchem einst Eine Heerde und Ein Hirte werden soll, jetzt auf lange hinaus unterbrochen sehen; obwohl ihr Plan nicht auf Jahre, sondern auf Jahrhunderte vorausberechnet ist. Soviel ist gewiß, daß der Haß gegen die Jesuiten hier gründlich genannt werden kann. Auch

die Geistlichen machen kein Hehl daraus; und es ist wirklich spaßhaft hier über die Jesuiten viel derber sprechen zu hören als in Deutschland über die Pietisten und Mucker. Manchen Italiener hört man darüber spotten daß jetzt die schweizer Jesuiten ihre wärmsten Vertheidiger unter evangelischen Fürsten finden. Ein Glück ist es daß den Italienern die deutschen Verhältnisse weniger bekannt sind; sonst würde ihr Witz jetzt reichen Stoff finden.

Jedenfalls fand Pius die Gemüther allgemein vorbereitet, und auf der andern Seite gewitzigt. Die Italiener hatten gesehen daß sie mit Revolutionen nicht weiter kamen, es war ihnen deutlich geworden warum auch die französische Revolution mit Napoleonischem Despotismus enden mußte. Sie suchten ihr Heil nunmehr in Reformen, und dann war der fromme und geistreiche Marchese Azeglio*) ihr bester Apostel, ihr edelster Vertreter. Er ist jetzt hier, für die Partei des Fortschrittes unablässig thätig. Er hat jetzt eben eine Schrift für die Emancipation der Juden herausgegeben. Dies geschieht in Rom, während deutsche Regierungen die sich an der Spitze der Civilisation zu sehen glauben, noch große Bedenken über die Menschenrechte der Juden haben, und der deutsche Philister noch an vielen Orten alten Vorurtheilen huldigt.

*) Über d'Azeglio's Ereignisse von Rimini s. Europa 1847. Nr. 46.

Wenn die Italiener mit solcher Rechtlichkeit verfahren, und den Weg weiser Mäßigung nicht verlassen; so werden sie bald wieder Lehrer der nordischen Barbaren werden; denn wahrlich, wenn man hier sieht welche schnellen Fortschritte gemacht werden, dann muß man an der Hegemonie der germanischen Bildung zweifeln. Doch das glauben die Wenigsten in Deutschland, wo man einmal eine sehr gute Meinung von sich hat.

Mag man über die Rüstungen der Italiener lachen, ihre Beweglichkeit in Reih' und Glied verspotten; so dürfte doch ein Zusammenstoß der piemontesischen Armee mit einer deutschen nicht leicht sein, ein Angriff auf Turin viel Blut kosten. Doch wenn dieselbe Mäßigung beibehalten wird, welche bei den Vorfällen in Livorno obgewaltet hat, so fürchtet man keinen Krieg, da wohl keine fremde Macht den neuen italienischen Bund angreifen dürfte. Allein es wird, wenn noch mehrere Märtyrer fallen, schwer halten den allgemeinen Unwillen zurückzuhalten. Doch sind alle Besonnenen darin einig, daß man bei dem besten Willen seinen Landsleuten in Sicilien nicht zu Hülfe kommen dürfe, und so werden wir wohl noch manches Opfer fallen sehen. Man hat hier allerdings ein Paar Personen in Verdacht daß sie um jeden Preis Krieg wollen; allein der gesunde praktische Sinn der Italiener wird sie nicht aufkommen lassen.

Die Reformbanketts und die Krisis in Frankreich.

Leipzig, d. 26. Februar.

†† Die Franzosen waren dieses Jahr nahe daran ihr Privilegium einzubüßen: die Spalten der deutschen Zeitungen zu füllen und die Köpfe der Politiker in Deutschland zu beschäftigen. Italien, das lange begraben, erhob sich plötzlich verjüngt und lebenskräftig, es begann mit Riesenhänden die herrlichste Geschichte zu schreiben, die den rauschendsten Beifall Europa's eroberte. Da wurden die französischen Kammern eröffnet. In Italien waren Constitutionen nach französischem Muster errungen wurden, in Frankreich wurde bewiesen daß die Constitution nicht ausreichend sei. Siebzehn Jahre hat das sogenante „System", „der unverrückbare Gedanke" — wie die Franzosen aus Furcht vor dem Advocaten des Königs die Selbstsucht Ludwig Philipps nannten — alle politischen Größen Frankreichs abgenutzt, alle Kräfte des Landes ausgebeutet, alle Schutzmauern der Karte untergraben und in siebzehn Sitzungen der Adreßberathung hat dieses System einen Todesstoß erhalten, von dem es sich nicht wieder erholen wird. Der Kampf bot ein merkwürdiges lehrreiches Schauspiel. Auf der einen Seite der schlaueste König der Welt, der am Rand des Grabes für seine Familieninteressen kämpft, ein hochbegabter Minister der sich mit Riesenkraft an sein Portefeuille klammert, eine Stimmenmehrheit von Beamten und Begünstigten die wie Blutigel sich an den großen Geldsack des Budgets festgesaugt, — auf der andern Seite steht Alles was Frankreich an Talent, Hochherzigkeit, Unabhängigkeit, Freiheitsliebe, Ruhmbegierde, Thatendrang und Ideengluth besitzt. Diese Partei, die Opposition, war in der Kammer in der Minderzahl, aber sie hatte hinter sich die furchtbare Schaar der Journalisten und die ungeheure Mehrheit der Nation. Da zeigte sich nun sichtbar der Fehler der französischen Constitution. Diese sprach das Princip der Volkssouveränität aus und doch vermag sich die öffentliche Meinung auf gesetzlichem Wege nicht Geltung zu verschaffen, man müßte denn eine neue Revolution machen. Aber wehe dem Lande das bei jeder nothwendigen Reparatur erst das ganze Gebäude einreißen muß! — Der siebzehntägige Kampf in der Kammer ist ein doppelter: es gilt die schlimmen Intentionen der Regierung aufzudecken und die Mittel zu finden dem Mißbrauch der Gewalt auf immer ein Ziel zu setzen. Es wird gezeigt wie die Künste des unverrückbaren Gedankens, die Dynastie auf Kosten des Landes zu befestigen, das Deficit der Finanzen zu einem Abgrund gemacht, der Frankreich zu verschlingen droht. Es wird bis zur Evidenz nachgewiesen daß die Interessen der herrschenden Familie zu einer Politik getrieben, die der Nation fremd und gehässig ist. Zwei Aussprüche stellen sich mit flammender Schrift der Regierung anklagend gegenüber. „Überall wo ein Land frei wird, hatte Frankreich einen Feind verloren und einen Freund gewonnen, und doch hat sich in Italien die Regierung gegen die Bewegung gestemmt!" — „In der Schweiz kämpfte das Princip der Contrerevolution gegen die Ideen der Revolution; die Regierung von 1830 hat auf der Seite der Contrerevolution gestanden!" Diese Anklagen ruft die ganze Nation dem Wortführer der Opposition nach, aber die Mehrheit in der Kammer stimmt für den Wortlaut der unter dem Einfluß des Ministeriums verfaßten Adresse. Mit diesen Abstimmungen hat sich die Mehrheit selbst ihr Verdammungsurtheil gesprochen. Es war offenbar daß die Mehrheit der Kammer nicht mehr die Mehrheit der Nation vertrat, daß das Mi-

nisterium und ein Haufe von 220 obskuren, namen- und talentlosen Menschen ihre eigenen jämmerlichen Interessen dem Wohl des Landes gegenüberstellten, und nun begann in der Kammer ein furchtbarer Kampf der die Reihen der Majorität moralisch vernichtete und über ihre Häupter glühende Kugeln gegen das Königthum selbst schleuderte. Die Kammer war nicht mehr eine geheiligte Versammlung berathender Gesetzgeber, sondern ein erhöhter, den Augen der ganzen Nation sichtbarer Kampfplatz wo der bestehenden Verfassung in der Person der Machthaber unheilbare Wunden geschlagen wurden. In der Hitze des Kampfes ward die bisher gemäßigte Opposition immer mehr gegen die äußerste Linke gedrängt und als die Abstimmung über den letzten Paragraphen der Adresse die Theilnehmer an den Wahlreformbanketten mit den Ausdrücken „Blinde und Feinde der Verfassung" brandmarkte, wurden die bisherigen Gegner des Ministeriums wirklich zu Feinden des hinter ihm stehenden Königthums. Man sprach laut von der Tribüne daß man an die Nation appelliren und trotz des Verbotes der Regierung in Paris selbst ein Reformbankett geben und unter dem Schutz der Bevölkerung der bewaffneten Macht trotzen werde. Die erste Demonstration feindlicher Gesinnung von Seiten der Opposition ward schon am andern Tag gemacht. Fünf ihrer Mitglieder, welche das Loos für die Deputation bestimmt, die dem König die Adresse der Kammer überbringen sollten, schlossen sich aus und der König sah um seinen Thron nur eine Schaar jener einexercirten Anhänger die, wie er wohl wußte, nur durch ihre Stellung, aber nicht durch ihre Ansichten und ihr Ansehen die Nation vertraten. Mittlerweile begann in Paris und in ganz Frankreich eine furchtbare Agitation. Von vielen Städten liefen beifällige Adressen an die Opposition ein. Die Zahl der Theilnehmer an dem beabsichtigten Bankett stieg in die Tausende und aus Mangel an Raum konnte man nur an 1500 der ersten Männer Frankreichs Karten ausgeben. Hundert Deputirte und mehrere Pairs stellten sich an die Spitze. Zwanzigtausend Mann Nationalgarde in Uniform wollten die Bankettgäste in ihre Mitte nehmen, um sie gegen die Gewalt zu beschützen und ihrer Demonstration den Charakter einer Nationalmanifestation zu geben. Die große Masse des Volkes bereitete sich zu einem Schlage vor. Jetzt entfiel der Regierung der Muth; sie ließ sich mit der Opposition in Unterhandlung ein, 40 Mitglieder der Majorität verbanden sich schriftlich das Ministerium in der nächsten Sitzung zu stürzen, wenn das Bankett aufgegeben werde. Die Opposition glaubte, ihre Ehre erfordere es, nicht nachzugeben. Nun ließ sich das Ministerium in Unterhandlung mit der Bankettcommission ein; es versprach dem Bankett kein Hinderniß in den Weg zu legen, wenn die Opposition durch ihre Journale und Veranstaltungen dahin wirken wollte die Massen zu beschwichtigen und einer Emeute vorzubeugen. Die Opposition ging darauf gerne ein, da sie selbst keinen Kampf in den Straßen und nur das Recht der Versammlung begründen wollte. Die Opposition forderte in hundert Artikeln zur Ruhe auf und berichtete selbst von der ungeheuern Machtentwicklung der Regierung. Endlich kommt nach acht Tagen der Angst und Aufregung der ganzen Stadt der 22. Februar, der Tag des Banketts. Da werden plötzlich Ordonanzen des Polizeipräfects und des Kommandirenden der Nationalgarde an allen Ecken angeschlagen, welche die Abhaltung des Banketts und die Theilnahme der Nationalgarde unter Androhung bewaffneten Einschreitens verbieten. Die Opposition sieht sich betrogen, sie hat selbst die Massen beschwichtigt und ist im Augenblick bestürzt und machtlos. Sie schiebt das Bankett auf, erklärt aber daß sie die Minister in Anklage versetzen und den Kampf nicht eher beendigen werde, als bis den Rechten der Nation der Sieg gesichert ist. Das Ministerium hat offenbar va banque! gespielt; es mußte entweder eine Dictatur erringen oder unterliegen. Im letzten Falle dürfte es unter seinen Trümmern vielleicht das Julikönigthum begraben. Beides würde für Europa von unberechenbaren Folgen sein*).

*) S. unsere Chronik. Der Herausg.

Aus München, d. 24. Februar.

[Die Literatur über Lola; die Redemptoristen und Benedictiner; sicilianische Sonette von Thiersch; Zuccarini, Wangenheim; die Allemannen; die Adresse der Bürger.]

ƺ Uns beschäftigt jetzt allerdings die Rechtsfrage, ob Fräulein Lola Montez die als Gräfin Landsfeld das Indigenat in Baiern erlangt hat, rechtlich des Landes verwiesen werden kann. Daß eine Stadt sie aus den Grenzen ihrer Mauern und Umgebungen verweist, das möchte nicht beanstandet werden können. Aber anders ist es jedenfalls mit der Landesverweisung. — Seit ich Ihnen schrieb, hat sich eine ganze Lolaliteratur gebildet. Nicht weniger als fünf Broschüren erschienen, die alle vom Augenblicke dictirt sind. Keine einzige erhebt sich zu einer objectiven, vom höhern Standpunkte aufgefaßten Darstellung; die eine leidet an jedem höhern Interesse, die andere ist schwülstig, wieder eine andere ist blos ein Wiederkäuen dessen was ausländische Blätter über Lola Montez brachten. Ich führe Ihnen den Titel von den erschienenen Flugschriften an. So ist die zuerst erschienene, die deshalb auch starken Absatz fand, überschrieben: „Bericht aus München über die Ereignisse des 9., 10. u. 11. Febr. 1848"; dann erschien von K. Vogt: „Lola Montez mit ihrem Anhange und Münchens Bürger und Studenten"; sodann: „Lola Montez und ihre politische Stellung in München" (wahrscheinlich von Dr. C. Riedel) und dann: „Allgemeine Studenten- und Volksbewegung in München vom 8., 9., 10., 11, u. 12. Febr. 1848" (aus den Annalen von Dr. Wolf) letztere mit einem herzzerreißenden Bildniß auf dem Titelblatt; denn Lola sieht hier gerade aus wie eine Laffarge oder Rudhardt. Und das geschieht im Lande der Kunst! Auch das lithographirte Erinnerungsblatt an die hochherzigen(!) Thaten der edlen Münchener Bürger und Studenten am 9., 10. u. 11. Febr. sucht an Schlechtigkeit seines gleichen. Noch muß ich eines Nachtrages zu Vogt's Broschüre erwähnen, der so eben die Presse verläßt und den räuberromantischen Titel führt: „das Nachtlager in Blutenburg oder Lola Montez' letztes Verweilen in Münchens Nähe. Nach dem Berichte eines beglaubigten Augenzeugen, welcher das Angegebene eidlich zu erhärten bereit ist, aufgezeichnet." Es heißt darin unter Anderm: „Nachts 11½ Uhr kam Lola Montez, verkleidet und mit ge-

pudertem Haare (um recht unkenntlich zu sein) mit dem Wirthe von Großhesselohe nach Blutenburg in's Wirthshaus, um, wie sie sagte, sich von den Allemannen (es waren gegen 11 da) zu verabschieden. Bei ihrem Eintritte fiel sie dem Allemannensenior Peisner wie eine liebende Gattin dem Gatten nach langer Trennung um den Hals und beschwor ihn mit ihr nach München zurückzukehren. Peisner aber, eingeschreckt durch das in München Geschehene und scheuend des dortigen Volkes ernsten Zorn, weigerte sich dessen. Da ward aus der liebegirrenden Taube ein grimmiges Wesen; sie schimpfte und beohrfeigte den erst so zärtlich Geküßten, warf ihm vor daß er von ihr lebte, daß sie seine Angehörigen unterbrachte, sich für ihn verwendet und ihm eine Uhr, die er in demselben Augenblicke trug und 1500 Francs gekostet habe, gegeben. Diese Vorwürfe schienen ihn außer sich zu bringen. Mit der Drohung, sich aufkleiden zu wollen, stürzte er hinaus. Ihm folgte Lola Montez. Mit süßklagender Sirenenstimme hörte man sie draußen ihm zureden, und endlich traten sie Beide versöhnt wieder herein: fest entschlossen, nun nach München zurückzukehren. Nun konnte nur des Wirthspächters Schäfer kräftiges Dazwischentreten sie von der beabsichtigten Rückkehr abhalten. Lola Montez drohte ihm mit der Pistole, welche sie gleich der Rosa des Räubers Rinaldini mit sich führte. Schäfer stellte ihr dringend die Gefahr für ihre Person und die Ruhe der Hauptstadt durch ihre Rückkehr vor. Vergebens! Endlich siegte die Sehnsucht nach Ruhe. Sie begab sich in Peisners Gesellschaft in das für sie nun in Bereitschaft gesetzte Schlafkabinet, woselbst Beide bis 8 Uhr früh blieben." — Es wird dann weiter erzählt, wie Schäfer in München und Nymphenburg Anzeige von ihrer Anwesenheit in Blutenburg machte und dann Polizeimannschaft und Militär die Spanierin festnahmen und nach der Eisenbahn brachten. Während des Ankleidens soll sie öfter ausgerufen haben: „Je veux maintenant la couronne!" Es war zu spät!

Der Ausweisung der Lola ist nun vor kurzem die Aufhebung der Redemptoristen in Altötting gefolgt. Diese Congregation der etwas übertünchten Söhne Loyola's (denn Jedermann weiß daß die Redemptoristen und Liguorianer nichts Anderes als Jesuiten) hat lange ihr Wesen unter dem Abel'schen Ministerium getrieben und ganz Baiern mit ihren Missionen überschwemmt. Im letzten Jahre wurde besonders unter dem Ministerium des Fortschrittes (Maurer — Zu-Rhein) ihre Wirksamkeit schon auf sehr enge Kreise beschränkt und das Ministerium Wallerstein fand ihre Anwesenheit in Baiern überhaupt für unnöthig und überflüssig. Da die Meisten das Indigenat haben, so dürfen sie im Lande bleiben, wenn sie nicht freiwillig das Land verlassen und sich im benachbarten und ihnen jedenfalls noch befreundeten Östreich ansiedeln.

Auch die hiesigen Benedictiner werden entfernt werden und wahrscheinlich nach ihrem Mutterkloster Metten zurückkehren; dagegen die Augsburger Benedictiner, bekannt wegen ihrer Freisinnigkeit in Wissenschaft und Leben, hieher berufen werden und eine von den hiesigen Studienanstalten übernehmen. Man geht auch damit um, den dritten Orden, die Bruderschaften, die bei uns wie Pilze aufschossen, aufzuheben. Aus dem Ganzen leuchtet ein daß das jetzige Ministerium dem Ultramontanismus überall die Lebenssehnen abschneidet, ihn mit Stumpf und Stiel auszurotten sucht. Görres' Lehrstuhl soll Fallmerayer, der bekannte Fragmentist, einnehmen; auch die Vorstandschaft der Akademie ist von einem Ultramontanen an den Rector Thiersch übergegangen. — Thiersch hat in der jüngsten Zeit jedenfalls Alles gethan, auch die Liebe und das Zutrauen der Studenten sich in hohem Grade zu erwerben. Mit wahrer Freude hat er den Studenten das erfreuliche Ereigniß der Aufhebung jenes Gesetzes, das die Schließung der Universität bezweckte, am schwarzen Brette angekündigt. So machte er auch in diesen Tagen bekannt daß Se. Majestät der Bildung von Studentenvereinen keineswegs abgeneigt sei und daß hundert Studenten auch ohne polizeiliche Erlaubniß (nur die Vorstände seien anzuzeigen) zu einem Vereine zusammentreten können. Es herrscht in Folge der neuesten Ereignisse reges Leben unter den Studierenden und sie sollen sich beinahe jeden Tag in der kleinen Aula zu gemeinschaftlichen Besprechungen versammeln. Weil ich gerade von Thiersch sprach, so muß ich seiner „Sicilianischen Sonette vom Jahre 1845", die in diesen Tagen in der Kaiser'schen Buchhandlung dahier erschienen, gedenken. Es sind nach Form und Inhalt vollendete, abgerundete Dichtungen die prophetisch auf die Erhebung in unsern Tagen hinweisen. Im dritten Sonette heißt es:

> Wann aber wird die stärkre Rinde brechen,
> Die um des Volkes Busen sich gelegt?
> Wann wird der Geist, der es zu Zorn erregt
> Zu ihm das Wort der Auferstehung sprechen?
>
> Es gilt die Schuld, die schreckliche, zu rächen,
> Die hier ein ganzes Land in Trümmer schlägt,
> Verzweiflung bis zur fernsten Hütte trägt
> Und Paradiese kehrt zu Jammerflächen.
>
> Der Kummer hat den edelsten Gestalten
> Sein Siegel aufgedrückt und scheut die Klagen
> Selbst im geheimsten Herzen zu entfalten,
>
> Und nicht in Stämmen nur, die hochgeschossen!
> Auch an der Bäumlein jugendliche Sprossen,
> In ihre Wurzeln ward die Art geschlagen.

Diese Wahrnehmung mag auch den Dichter veranlaßt haben, das was schon 1845 entstand, erst im Jahre 1848 der Öffentlichkeit zu übergeben. Und der Zeitpunkt ist hiezu höchst günstig gewählt.

Vor mehreren Tagen ward auch ein Dichter dahier beerdigt. Es ist der Professor der Botanik an der hiesigen Universität, Zuccarini, dessen frische Burschenlieder noch jetzt auf den Kneipen und bei Kommercen gesungen werden. Zuccarini war ein warmer Freund der Studenten und ihrer freien Entfaltung. Auf seinem Todtenbette vernahm er noch die frohe Kunde von dem für die Studenten günstigen Umschwunge der Dinge. Sein Leichenconduct war sehr zahlreich; Abends brachten ihm die Studenten auf dem Kirchhofe einen Fackelzug. Einige Wochen vorher ward auf demselben Gottesacker der Dichter des an mehreren Orten sehr günstig aufgenommenen „Strafford", Frh. v. Wangenheim, beerdigt. Von seiner Familie war in öffentlichen Blättern widerrufen daß er in Armuth und Dürftigkeit, wie ein ächter deutscher Dichter — fügte der Correspondent der Allgem. Ztg. bei — gestorben sei. Vielmehr sei ihm die sorgfältigste Pflege von den Seinigen zu Theil geworden.

König Ludwig soll auf die Ultramontanen und zum Theil auch auf das Militär sehr ungehalten sein. Sie werden

bereits einen Beweis hiervon in der officiell ausgesprochenen Verweisung des Grafen Arco-Valley vom Hofe ersehen haben. Der König glaubt, die letzten Vorfälle seien vornehmlich von den Allemannen ausgegangen. Ich glaube, man thut ihnen hiermit zu viel Ehre an.

Die Erklärung der „Allemannen" in der Deutschen Allg. Zeitung wurde dahier theils mit Lachen, theils mit Indignation aufgenommen. Die deutsche constitutionelle Zeitung hat besonders die letztere Seite hervorgekehrt und dargethan wie dies Inserat nur eines jener schlechten Kunststücke sei, zu denen sich jenes von der allgemeinen Meinung gerichtete Häuflein entschlossen habe, um wenigstens sich einigermaßen aufrecht erhalten zu können.

In einer Adresse unserer Bürgerschaft an den Magistrat bittet diese um eine Abänderung des Gemeindewahlgesetzes und Einführung der Öffentlichkeit der Bevollmächtigten (Stadtverordneten) bei ihren Verhandlungen. Auch ist der Wunsch ausgesprochen, es möge das Gendarmenregiment wo möglich abgeschafft werden, da erwiesen ist daß die Gendarmen bei öffentlichen Unruhen eher aufregen als besänftigen. Auch die Ansicht macht sich geltend, es möge die ganze Polizeianstalt von einer königlichen in eine städtische verwandelt werden, wie dies in den übrigen Städten des Königreichs der Fall ist.

Leipzig, d. 26. Februar.

[Einmalhunderttausend Thaler; die Macht der Vorurtheile.]

— Wer ist D. Kalisch, der Verfasser der Berliner Einmalhunderttausend Thaler? Der Mainzer Mann der Narrhalla, Ludwig Kalisch, ist aus Posen gebürtig, hat vielleicht lange genug in Preußen gelebt um den Berliner Jargon mit soviel Bummler- und Eckensteherwitzen zu handhaben als in der Posse geschieht. Allein wir trauen dem Mainzer Kalisch schärfere Pointen zu als dies Stück verräth, das loser und dürftiger ist als selbst der Vorstadtposse erlaubt sein sollte. Die Franzosen machen dergleichen Bluetten mit mehr savoir und — mit mehr Bescheidenheit; sie dehnen eine fadaise nicht auf dem Streckbett dergestalt aus daß sie einen ganzen Theaterabend in Beschlag nimmt. Wir erwähnen diese Posse aus symptomatischem Interesse, weil es in der That auffällig ist, wie gern man über das Berliner Idiom spottet und lacht, und wie gutwillig der für boshaft verschrieene Berliner Witz sich hier selbst preisgibt. Unsere gewandte, liebenswürdige Soubrette Frau Günther-Bachmann stattete das Berliner Dienstmädchen reichlich aus mit all ihrem frischen Humor. Unsere Komiker Ballmann und Berthold fangen nach gerade an rostig zu werden. Der Lachlust eines deutschen Sonntagspublikums dient die Caricatur auch wenn sie verunglückt zum willkommnen Stoff. Hieraus erkläre man sich in Hamburg und Berlin den Erfolg eines Stückes das fast nur ein improvisirtes genannt werden kann.

Zu der beinahe fanatisch steigenden Lachlust im deutschen Theaterpublikum gesellt sich seit einiger Zeit der Hang zum Scandal. Aussicht auf diesen füllt jetzt am sichersten unsre Häuser. Man eilt mit jenem Kitzel hin, dessen Gelüst mit einer gewissen Grausamkeit sich stachelt; nicht blos in der Kritik, weit mehr noch im Publikum ist die Zerstörungslust auf einen merkwürdigen Grad unter uns ausgebildet. Das Theater beginnt den Deutschen das zu sein was den Spaniern das Stiergefecht ist; nur sind bei uns die Autoren und Schauspieler die Opfer der Lustbarkeit. — Der gestrige Abend sah hier eine solche zur Tobsucht nicht übel aufgelegte Menge im dichtgefüllten Hause. Frln. Elisabeth Sangalli, als Mitglied der Bühne keineswegs ein Liebling des Publikums, im Gegentheil auf den Brettern wie von der Kritik nicht selten bis zur Ungebühr verfolgt, wagte sich mit einem Erstlingswerk ihrer dramatischen Muse heraus. Hr. Marr hatte „die Macht der Vorurtheile" zu seinem Benefiz gewählt; er selbst gab die Hauptrolle des Dramas. In der That war mit dem Stück die Macht der Vorurtheile herausgefordert, aber sie wurde zugleich gestürzt. Je mehr man auf ein Fiasco gefaßt war, desto entschiedner war die Überraschung eines starken Talentes das sich im Stücke mit dramatischer Kraft und Kühnheit, mit theatralischer Wirksamkeit geltend machte. Gleich der erste Act war für die Verfasserin ein Triumph. Dies Vorspiel der Tragödie ist in etwas jäher Hitze entworfen, aber die kühnen Annahmen sind wahr, der rasche Wechsel mit der Steigerung der Conflicte fesselt, das Feuer womit hier ein schicksalsvoller Bund mit aller Keckheit der Leidenschaft geschlossen wird, reißt hin. Der junge christliche Banquier liebt des jüdischen Wechslers Tochter, und während der Alte mit der ganzen Gewalt des alttestamentlichen Patriarchenthums, mit der ganzen Hartnäckigkeit des Christenhasses über ihr Leben verfügt, entreißt sie der Liebende rasch durch die Flucht dem Schooß der Familie. Der Fluch der Alten donnert ihnen nach, während sie nach England eilen, um ihren Bund ehelich zu schließen. Sie bleibt Jüdin, denn der Fluch der Eltern bindet sie. Dadurch fällt aber die ganze Wucht des Spottes auf eine dergestalt gemischte Ehe. Heinrich trotzt der Meinung der Welt, Sarah leidet unter dem Zwiespalt der Liebe zu Vater und Gatten.

Der Kampf beider Banquierhäuser beginnt; der jüdische Wechsler richtet den Commercienrath geschäftlich zu Grunde; er verfolgt die Tochter welche die Mutter vor Gram in's Grab gestoßen, mit dem ganzen Fanatismus seiner Leidenschaft. Da er sie nicht zwingen kann, dem Bunde zu entsagen, will er das Haus der christlichen Sippe die Sarah zur Taufe zwingen will, von Grund aus vernichten. Auf der einen Seite der Zorneifer des alten Glaubens, durch Schmerz zur Wuth gesteigert; auf der andern die kalte blasirte Vornehmigkeit die es wenig kostet, der Meinung der Welt das Heiligste zu opfern. So steht hier ein furchtbares Bild gegenseitiger Zerstörung vor uns. — Die Besorgniß, Stoff und Geist seien zu rasch für das Vorspiel verbraucht, schwindet bald im Verlauf der nächsten Akte, macht jedoch der zweiten Besorgniß Raum, es werde eine Steigerung der Conflicte nicht anders als durch die Folter der Unnatur möglich sein, das Ganze in Caricatur und Verzerrung enden. Auf dieser Spitze schwebt das Stück in mehreren Wendepunkten, nur eine entschiedene Kraft hält das Wagniß von der Klippe fern. Der Vorwurf, das Stück sei überwürzt, kann jedoch bei ruhiger Betrachtung nicht verschwiegen bleiben. Wir haben hier im Wechsler Jakob einen ganz modernen tragischen Helden des Judenthums. Auf mittelalterlichem Boden hätte diese Gewalt des Christenhasses mehr Berechtigung, aber auch mehr freie mythische Haltung. Ganz nackt auf dem Boden unsrer Prosa mußten Erlebnisse ihn motiviren. Jakob, dem Dünkel, dem Vorur-

theil, der Etiquette und der Macht des Lächerlichen gegenüber, hat seinen christlichen Gegner in einem ehrlosen Liebeshandel mit einer Tochter vom Stamm Abrahams entlarvt. Jakob ist der Wohlthäter des natürlichen Sohnes den der baronisirte christliche Commercienrath verleugnet. Dies schürt die Flamme des Hasses, steigert die Spitzen der Gegensätze, schleift die Waffen im Kampf beider Häuser; aber es überschärft diese Waffen, und es bleibt übertrieben daß ein gleiches Ereigniß Vater und Sohn bestrickte, jener freilich ehrlos, dieser ehrenhaft seine Liebe zu einer Tochter des geschmähten Stammes auffaßte. An dieser Überwürzung leidet das Stück. Energie, Feuer und jener Schwung der im richtigen Moment geschickt an Mitgefühl und Menschenwürde zu appelliren weiß, halten das Wagniß des Stückes aufrecht und führen es mit Geist, aber auch nicht ohne Grausamkeit zu Ende. — Hr. Marr spielte mit dem ganzen Aufwand seiner Kräfte; ihm galt nächst der Verfasserin der Triumph des Abends. Er gab im alten Jakob das Widerspiel patriarchalischer Gutmüthigkeit, hartnäckigen Stolzes und wilder Verzweiflung in einem reich schattirten Bilde. Nicht selten riß ihn jedoch der Moment zu jener Gewaltsamkeit hin, zu der das ganze Stück neigt. — Der Erfolg täuscht uns nicht; er lag wie fast immer, so auch hier in der Stimmung des Publikums bedingt.

Aus Berlin, d. 25. Februar.

[Barmherzigkeitsbälle und wohlthätige Quadrillen zu Pferde; das Hausmittel von Puttlitz-Mansen; ein kritischer Kampf über die Kritik der Kritik.]

(✱) Die Noth- und Verzweiflungszustände in Oberschlesien haben den großen Wohlthätigkeitsgeist und Barmherzigkeitsfonds, der überall in Deutschland und ohne Unterschied der Stämme und Provinzen lebt, wieder auf eine hervorragende Weise in Thätigkeit treten lassen. In Berlin ist in kurzer Zeit außerordentlich viel gegeben worden, aber auch das gesellschaftliche Plaisir will am Ende mitten im Wohlthun sein Recht, und es zeigt sich daß die Berliner Gesellschaft darin der Pariser nichts nachgibt, welche letztere die Wohlthätigkeitsbälle erfunden und vor einigen Jahren zum Besten der Lyoner ordentliche Barmherzigkeitsbacchanale veranstaltete. So weit ist es nun in Berlin noch nicht gekommen, aber einige Bälle zum Besten der verhungernden Oberschlesier haben wir auch bereits gehabt, und jetzt studieren sich Damen der exclusiven Gesellschaft Quadrillen zu Pferde ein, die nächstens in der hiesigen Seegerschen Manège zur Unterstützung der Unglücklichen für einen Eintrittspreis von 1 Friedrichsd'or vorgeritten werden sollen. Wir zweifeln nicht daß es sehr Viele geben wird, welche sich auch an diesem berittenen Wohlthätigkeitssinn der Berliner Noblesse betheiligen werden. —

Das königliche Theater brachte in der vergangenen Woche eine kleine Neuigkeit. „Das Hausmittel" von G. zu Puttlitz, einem jungen dramatischen Dichter der uns schon unter dem Namen Gustav Mansen als Verfasser der „blauen Schleife" (einem theilweise mit feiner und schlagfertiger Charakteristik gearbeiteten Intriguenstück) mehrversprechend bekannt geworden. Dies „Hausmittel" ist jedoch eben kein Mittel zur weitern Verbreitung seines dramatischen Dichterruhms, und wir bedauern daß er dasselbe gerade dazu erwählt sich uns aus seiner bisherigen Pseudonymität zu enthüllen. Der Verfasser hat in diesem kleinen, allerdings anspruchslosen Stück gewissermaßen Schiller's berühmte Frau in Scene zu setzen gesucht, aber die überraschende Heilung welche er eintreten läßt, um eine durch Schöngeisterei, Virtuosenthum und gelehrte Manie aus ihrem häuslichen Wirkungskreis herausgebrachte Frau wieder in denselben zurückzuführen, spricht weder für seinen Geist noch für sein dramatisches Geschick. Hinsichtlich des Dramatischen fehlt es daran daß der Rückkehr aus dem Bildungsprunk zur Küche, zum Kinderwiegen und zu der ausschließlichen Hingebung an eine Null von Ehemann durch keine andren Motive und Hebel herbeigeführt wird als durch ein zufälliges Horchen, in welchem die geistreiche Frau ein Gespräch ihres Mannes mit seinem Bruder belauscht und daraus erfährt daß ihr Adolph sich bisher nicht mit ihr glücklich gefühlt hat. Den Geist des Verfassers finden wir aber darin nicht eben glänzend bethätigt daß er in dem Entschluß den die Frau sofort faßt, sich künftig nur in den Schranken des Hauses und unter dem Gesichtskreis ihres ohne Zweifel bornirten Mannes zu bewegen, ein entscheidendes Ergebniß hinsichtlich der weiblichen Bildungssphäre überhaupt herbeigeführt zu haben glaubt. Die weitere Anwendung des Hausmittels auf den Schwager, einen blasirten Weltgänger, erscheint aber nicht minder problematisch. —

In der Allgemeinen Preußischen Zeitung wurde in diesen Tagen durch spaltenlange „Eingesandt's" ein sehr seltsamer Kampf über Werth oder Unwerth der Berliner Tageskritik geführt, die allerdings in der Art, wie sie in den hiesigen Zeitungen durch die Herren Gubitz und Rötscher verwaltet wird, bereits zum Spott von ganz Deutschland geworden ist. Da kommt nun der erste Herr Eingesandt, und sucht darzuthun daß eben durch die Einwirkungen dieser philister- und cliquenhaften, der ächten Production feindselig und bornirt gegenüberstehenden Tageskritik Berlin der ungünstigste Boden für das Fortkommen der dramatischen Poesie geworden, und daß alle neueren Erscheinungen derselben, die anderswo Raum und Wirkung fänden, hier nur zu Grabe getragen oder in ihrer Bedeutung gelähmt würden. Berlin wird sogar mit einer ziemlich starken Metapher das „Sibirien für das Drama" genannt, und unsrer Bühne fehle es namentlich an einer geistigen Leitung. (Wittern Sie vielleicht so etwas wie ein Dramaturgenstellchen?) In Anführung von Beispielen ist der Herr Eingesandt denn auch nicht karg; er hängt sich aber besonders an Laube's Struensee und Werder's Columbus, von denen das erstere überall ein Repetoirestück geworden, das andere aber ein wahres Meisterwerk sei; beiden aber sei hier in keiner Weise ihr Recht geworden. Diese Anführung macht uns betroffen, wir ahnen einen diplomatisch-theatralischen Staatsstreich, wir stehen verblüfft! Hier soll entweder Laube's Struensee durch Werder's Columbus, oder Werder's Columbus durch Laube's Struensee, mit allen beiderseitigen möglichen Nachkommenschaften, Zweigen und Nebenlinien, gedeckt werden! — Aber halt! da kommt der zweite Herr Eingesandt, und sucht uns zu beweisen, daß die Sache keineswegs so schlimm stehe! Die Berliner Tageskritik möge gerade so wenig taugen und so verächtlich sein als sie wirklich ist, die Kritik habe gar keinen Einfluß auf die Leistungen und Erfolge der Bühne selbst.

über die Stücke der Herren Gutzkow, Laube u. s. w. seien die Acten geschlossen; man wisse bereits genau, was man für die Erhebung der deutschen Bühne von ihnen zu erwarten und nicht zu erwarten habe, und vom Berliner Publikum sei in der Würdigung derselben immer der richtigste Takt bewiesen worden. Das Heil der Bühne liege durchaus anderswo. Aber wo? — Dies wird uns hoffentlich demnächst ein dritter Herr Eingesandt in der Allgemeinen Preußischen Zeitung specificiren! —

Aus Hamburg, d. 15. Februar.

[Der Kampf um Öffentlichkeit; Freytag's Waldemar, Prechtler's Adrienne, Wehl's Gräfin Colonna; Frau v. Bacheracht.]

†† Auch hier politische Aufregung, auch hier ein schroffes Gegenüberstehen der Parteien: der Senat will nichts von Reformen wissen, hält fest an dem was die uralte Sitte geschaffen, gleichviel ob es für unsere Verhältnisse noch paßt oder nicht, während unter einem großen Theil der Bürgerschaft der Geist der Neuerung vielfachen Eingang gefunden. Im „Juristenverein" findet die Opposition ihren höhern wissenschaftlichen, im Vereine der Grundeigenthümer ihren mehr praktischen Ausdruck. In beiden Vereinen erscheint als vorzüglicher Hauptführer Dr. Baumeister, Richter am Niedergericht, ein Mann dem auch seine erbittertsten Gegner vielfache juristische Kenntnisse, ungemeinen Scharfsinn und große dialektische Gewandtheit nicht abzusprechen vermögen. Seine unausgesetzten scharfen und fast nie ihr Ziel verfehlenden Angriffe haben dem Senat gewiß schon manche böse Stunde verursacht und oft hat derselbe schon bedauert daß es ihm nicht möglich gewesen denselben ganz zu dem Seinigen zu machen, und völlig in seine Mitte aufzunehmen. Dies ist nämlich auch hier das Mittel um gefährliche politische Gegner unschädlich zu machen. Man nimmt sie bei erster schicklicher Gelegenheit in den Senat selbst auf und verstärkt sich dadurch mit ihren geistigen Kräften und der Autorität ihres Namens; den Meisten schmeckt dann Ansehen und Macht so gut daß sie zu beschützen streben was sie früher angriffen. Sind doch aus den wüthendsten Liberalen oft die conservativsten Beamten geworden. Da dies Mittel hier nicht verfangen will, so sucht man die Menge einzuschüchtern, ohne jedoch auch hierin sich eines besonders günstigen Erfolges erfreuen zu können. Der Senat hat in diesen Tagen eine lange Rüge gegen die reformatorischen Bestrebungen des „Grundeigenthümervereines" in unsern Hauptzeitungen abdrucken lassen; er hat alle Bürger auf das väterlichste ermahnt, sich ja nicht solchen Umtrieben, aus denen doch kein Heil erwachsen könne, anzuschließen. Dieser Aufruf oder Warnung, wir wissen in der That nicht welcher Namen hier der passendere ist, hat in allen geselligen Kreisen, Kaffeehäusern, Bierhallen und Volkskellern Stoff zu mannigfachen Glossen und Bemerkungen gegeben. Wichtig ist derselbe, da es in der Geschichte Hamburgs das erste Beispiel ist daß der Senat sich zu solchem Zwecke der Zeitungspresse bediente. Es liegt darin eine Anerkennung der großen, bisher ignorirten oder nicht eingestandenen Macht derselben. Ein Hauptpunkt des ganzen Zwiespaltes ist jetzt die Veröffentlichung der Verhandlungen der erbgesessenen Bürgerschaft. Diese hat nämlich der „Grundeigenthümerverein" auf seine eigene Hand als Manuscript drucken und vertheilen lassen. Der Senat hat das als ungesetzliche Handlung angesehen und die Haupturheber zu ziemlich ansehnlichen Geldstrafen, die aber der Verein gemeinsam trägt, verurtheilt. Wir begreifen nicht warum der Senat dies Princip der Geheimhaltung der Verhandlungen der Bürgerschaft noch ferner zu schützen sucht, vielmehr nicht selbst für deren größtmögliche Verbreitung, an der ihm doch selbst am meisten liegen muß, zu wirken sucht! In ganz Deutschland bricht das Princip der Öffentlichkeit in allen Zweigen des Staatslebens sich immer größere Bahn, selbst die streng monarchischen Staaten haben sich demselben nicht länger zu entziehen vermocht. Die Kammerverhandlungen in ganz Europa sind öffentlich, ihre Protokolle werden wenigstens vollständig dem Druck übergeben, fast überall berathen die Stadtverordneten sich in den dem Zutritt des Publikums geöffneten Lokalen, und hier in Hamburg, einem Freistaat, will man absolut halten was doch nun und nimmermehr zu halten ist, will sich dem Strom der Zeit entgegenstellen, statt ihn mit Erfolg zu leiten. Der Senat wird diesem immer stärker werdenden Andringen der ganzen Bürgerschaft das Feld räumen und nachgeben müssen. Nun aber hat er sich nur ganz nutzlos Feinde gemacht, das Vertrauen des Volkes erschüttert und wird gezwungen thun müssen was freiwillig geschehen könnte. Eben so ist es mit der Censur für die innern Angelegenheiten die in neuerer Zeit wieder bedeutend verschärft worden ist, während sowohl der Juristen- wie Grundeigenthümerverein auf ihre völlige Aufhebung dringen. Dies Verbot kann nur schaden, denn Alles was hier die Censur nicht passiren dürfte, schickt man nur in die auswärtigen Zeitungen z. B. in die Bremer Blätter, die hier in allen Kreisen vielfach gelesen werden.

Zu den bedeutendsten Neuigkeiten des Stadttheaters gehörte in letzter Zeit Graf Waldemar von Freytag. Dies Drama hatte sich eines großen Erfolges mit vollem Recht zu erfreuen; die Aufführung war fast durchweg eine höchst gelungene. Besonders entfalteten Frln. Wilhelmi und Hr. Baison darin ihr reiches Talent auf volle Weise; wir glauben kaum daß der schwierige Charakter der „Fürstin Udaskin" richtiger und dabei ergreifender darzustellen ist, als ihn Frln. Wilhelmi gab. — Vielfachen Anklang fand auch Adrienne von Otto Prechtler. Gespannt ist man jetzt auf das neue Schauspiel von Feodor Wehl: „Gräfin Colonna oder Perlen bedeuten Thränen." — In diesen Tagen verläßt uns Frau v. Bacheracht wieder, um mit Fanny Lewald einen gemeinsamen längern Aufenthalt in Paris zu machen.

Zur Chronik der Gegenwart.

Staaten und Völker, Wissenschaft und Kunst.

⁜ Frankreich steht seit der letzten Woche wieder einmal auf dem Höhepunkt des politischen Interesses von Europa, von dem es in der letzten Zeit durch den überwiegenden Antheil der öffentlichen Meinung an den schweizerischen und italienischen Angelegenheiten ohne Zweifel heruntergehalten war. Europa zittert jetzt wieder für Frankreichs Schicksal, das in den Reformbankettwirren auf dem Spiele stand, und man er-

innert sich daß in den französischen Staatsbewegungen sonst immer die Lebenspulse aller andern Völker mitangeschlagen hatten. Die Sache der Reformbankette, insofern sie die Parlaments- und Wahlreform selbst in sich schloß, war an sich schon von der höchsten principiellen Wichtigkeit, denn sie enthielt die Entwickelung des letzten Knotens des constitutionellen Systems, das sich zum Abschluß und zur Vollendung seiner Formen auf die breiteste volksthümliche Basis der Wahlen zu stellen hat. Daß das Ministerium Guizot aus diesen Bewegungen, statt sie zu leiten und ihren richtigen Zielen entgegenzuführen, einen feindseligen und gehässigen, das alte Chaos der Revolution heraufbeschwörenden Kampf hat hervorwachsen lassen, mußte in ganz Europa einen niederschlagenden und entmuthigenden Eindruck machen. In einem Augenblick, wo in Italien die freisinnigen und volksthümlichen Constitutionen fast fertig und vollendet wie Minerva aus Jupiter's Haupt hervorgehn, mußte man in Frankreich, in einem Staate dem alle andern Völker die wichtigsten Anregungen ihrer politischen und humanen Civilisation verdanken, einen Zustand erblicken der eine immer engherziger und kleinlauter werdende Behandlung dieser modernen Völkerinstitutionen verrieth, und dadurch das ganze politische System, um das es sich hier handelte, in einen tiefen Schatten stellte. Wir sahen in den Reformbanketts einen großen, folgenschweren Wendepunkt für die neueste Staatsgeschichte Frankreichs, und vielleicht dient dieser drohende Moment vorläufig noch mehr zur Lehre als zum Unheil. Jedenfalls sind alle Phasen der Zeitpolitik an diesem Moment wesentlich betheiligt. —

— Die Republik ist in Frankreich erklärt. Das Königthum Louis Philipp's hat zu spät dem Geiste des Fortschritts Zugeständnisse gemacht; die Klugen sind wieder nicht klug genug gewesen — Andere für klüger zu halten. Zu spät! hieß es als Guizot endlich der allgemeinen Entrüstung geopfert wurde; zu spät! als Thiers und Odilon-Barrot den Sturm zu beschwichtigen berufen wurden; zu spät! als Adjutanten des Königs mit weißen Fahnen unter das Volk sprengten; zu spät! erscholl es sogar in der Deputirtenkammer als Louis Philipp abgedankt zu Gunsten des Grafen von Paris und die Herzogin von Orleans dort erschien die Regentschaft für sich zu fordern. Möchte dies donnernde Zu spät! an die Ohren der Welt dringen! — Odilon-Barrot's dynastische Rede erklang machtlos; die lange angestauete Wasserfluth des Zornes brach sich über ihr nächstes Ziel hinaus Bahn. Das nächste Ziel, Ordnung und Freiheit vereinigt und Frankreich parlamentarisch regiert zu sehen, war in der Regentschaft der Herzogin geboten: dies nächste Ziel ist übersprungen: die provisorische Regierung hat die Republik erklärt; Dupont de l'Eure (Präsident), Arrago (Marine), Lamartine (Auswärtiges), Louis Blanc, Flocon, Redacteur der Reform &c. sind Mitglieder der Regierung. Die erste Proclamation versichert der Welt Frieden, aber Schutz zugleich den — schwachen Völkern. — Wir fragen: Ist diese Republik eine Geburt des Augenblicks? Oder gibt sie Gewähr, und hat Frankreich die Kräfte, die Tugenden und den enthaltsamen festen Charakter welche zur Republik gehören?

✠ Das neue preußische Strafgesetz, wie es aus den gegenwärtigen Verhandlungen des ständischen Ausschusses in Berlin hervorgeht, wird doch in vielen Einzelnheiten geeignet sein, manche Besorgniß namentlich auf den Punkten zu erwecken, wo es sich um das Recht der freien individuellen Äußerung sowohl im Leben wie in der Schrift, sowohl den Behörden als den Privatpersonen gegenüber, handelt. Auf dieser Seite liegt eine der wichtigsten und entscheidendsten Lebensfragen der Gegenwart gegeben, und man hätte hier von den Mitgliedern des Ausschusses, welchen politischen Nüancen sie auch immer angehören mögen, wohl erwarten können daß sie in dieser Beziehung freiere, zeitgemäßere und weitgreifendere Einwirkungen auf das Gesetz gezeigt! Wenn man liest, aus welchem vaguen und weitbauschigen Gesichtspunkt und mit Übereinstimmung der Stände hier die Kategorie der Verleumdungen und Ehrenkränkungen, der Beleidigungen gegen Behörden und Privatpersonen gefaßt worden, so kann man sich in der That der Angst nicht erwehren daß es mit der Freiheit der schriftlichen und mündlichen Äußerung zu Ende sei, und daß, was die Presse anbetrifft, eine Anwendung dieses Strafgesetzes auf dieselbe ihr weit gefährlicher und verderblicher sein müsse als bisher jede Censur. Denn wie leicht würde bei jedem Ausspruch über eine Handlung oder Persönlichkeit, der nicht geradezu lobend und beipflichtend ist, ein Strafmaß von mehreren Monaten Festung für den Urheber erzielt werden können! Dies muß von neuem und auf das dringendste den Gedanken anregen daß, wenn wir wirklich in Deutschland Preßfreiheit erhalten sollten (und eine partielle Preßfreiheit steht uns jedenfalls von Bundeswegen nächstens bevor!) mit dieser Gabe zugleich ein Preßstrafgesetz verbunden sein möchte, welches vornehmlich die Kategorie der Beleidigungen und Ehrenkränkungen aus einem freien und weiteren Gesichtspunkte faßte als dies in den gewöhnlichen Kriminalgesetzen geschehen. Es ist hier überhaupt nicht abzusehen, wie man bei einer Repressivgesetzgebung hinsichtlich der literarischen Äußerungen ohne das Institut des Geschwornengerichts fortkommen wolle, wenn nicht der neue Zustand für die Presse noch schlimmer und drückender werden soll als der alte. Das Geschwornengericht ist die andere und nothwendig ergänzende Seite der Preßfreiheit, und es wird sich zeigen daß die eine ohne das andere ein ungemein gefährliches Geschenk ist! — Der ständische Ausschuß hat in Berlin in der letzten Zeit, wie es scheint, sehr angenehm gelebt; an Einladungen bei Hofe, an Bällen, Diners und Festlichkeiten jeder Art hat es ihm nicht gefehlt, und wenn man sieht, wie in seinen Verhandlungen und Abstimmungen die Regierung überwiegend die Stimmenmehrheit findet, so darf man an einem harmonischen und liebsamen Verhältniß nach allen Seiten hin wohl nicht zweifeln! Es fragt sich aber, was für ein Gesetz bei diesem Verhältniß für die Nation zu Stande gekommen sein wird? Wird der berühmte Ausspruch eines der ersten preußischen Rechtsgelehrten, Koch, auch künftig noch passen müssen, der in einer seiner Schriften ausrief: „Wenn ich vor Gericht angeklagt würde, und fühlte mich unschuldig, so würde ich, um mich zu retten, unter allen Umständen die Flucht zu ergreifen suchen!" —

— Charakteristisch für den Volksaufstand in Palermo, bezeichend zugleich für den Geist der Humanität des Jahrhunderts ist Ruggiero Settimo's Aufruf an das Volk. Im Augenblick wo der greise Führer, ehedem Contreadmiral

der Flotte, Sturm auf das Schloß befehligt, mahnt er zugleich an Menschlichkeit. „Meine Söhne, heißt es im Aufruf, mit Anbruch des Abends muß der Pallast genommen sein. Ich werde an Eurer Spitze stehen, wenn Ihr's wollt, bei diesem letzten Werke, aber wenn wir drinnen sind, lasset, bitte ich Euch, schweigen den herben Schmerz Eurer Verwundeten, vergesset den Todeskampf Eurer sterbenden Waffengefährten, sehet in den Soldaten nicht die Mörder unbewaffneter Mönche, nicht die Schänder wehrloser Frauen. Hineingedrungen, dürft Ihr keine andern Waffen herschaffen als Brot für die Hungernden und Eingeschlossenen, Becher mit reinem Wasser für die Dürstenden, Binden für die Verwundeten, Bahren und ehrenvolles Begräbniß für die Leichname. Kein Tropfen werde vergossen von diesem kostbaren Blut, Eurem Blut, italienischem Blut! Und vor allem achtet die Frauen; laßt sie nicht sein jammernde Wittwen und verwaiste Jungfraun, laßt sie empfohlen sein die Einen Euren Müttern, die Andern Euren Schwestern, und Aller Ehre sei in den Gewahrsam gegeben der Nationaltreue. Die Soldaten die mit Kartätschen Viele von Euch vernichteten, verdienen mehr Eure Achtung als Eure Rache. Bedenket wie sie gewesen wären, welche Beispiele von Tapferkeit sie Euch gegeben haben würden, hätte das Geschick gewollt daß sie Eure Sache, die des Vaterlandes, der Menschheit, vertheidigten! Kein Groll bleibe zurück! Betrachtet diese Mauern nicht mit Abscheu, sondern mit Liebe, nur als ein Hinderniß das Euch lange Zeit abhielt Eure Brüder zu umarmen. O ich bitte Euch drum flehentlich, und die Reinheit Eures Ruhmes sei der einzige Lohn für mein Greisenalter. Fallet anbetend nieder! Priester Gottes, segnet unsre Banner! Zu den Waffen! Zu den Waffen! Sterben ohne Schmach, leben ohne Reue! Zu den Waffen!"

— In N. 8 der Europa (s. die Chronik) war die Rede von Östreichs Anleihe bei Rußland. Es ging gleich darauf das Gerücht, Rußland habe dafür Bedingungen gestellt die Östreich nicht eingehen möge. (Vielleicht bedauert man jetzt das gescheiterte Heirathsproject.) Ohne Anleihe aber scheint Östreich die ungeheure Truppenmacht in Italien nicht länger halten zu können. Wird man darin den Grund suchen, den Völkern Zugeständnisse zu machen? — Vor der Hand heißt es, die kaiserliche Familie habe in Anbetracht der gegenwärtigen Unruhen dem Finanzminister 100 Mill. Fl. zur Verfügung gestellt. Radetzki soll jedoch bereits Mailand verlassen haben, in der Stadt eine provisorische Regierung eingesetzt sein.

— Der alte Arndt (Bonn, d. 18. des Hornungs) wehrt sich einige giftig stechende dänische Bremsen vom Leibe die ihn seit einiger Zeit in englischen und französischen Blättern umschwirren. Er spricht (Allg. Zeitung N. 57.) ein kräftig Wort von „danisirender Hinterlist." Er sagt: „Ihr Dänen seid durch Eure Eitelkeit von einem kleinlichen, jämmerlichen Zorn geblendet, habt jeden klaren Blick in die Zeit und in die Zukunft verloren. — Wir wissen so gut als Ihr daß Rußland, England und Frankreich Deutschland und am wenigsten Preußen in Deutschland nicht stark und einig werden lassen wollen. — Deutsche und Dänen sollten als Blutsverwandte friedfertig mit einander leben: aber Ihr habt einen Hader erweckt, Ihr habt Euch eines Übermuthes erkühnt der eine tiefe Kluft und Scheidung zwischen uns gerissen hat. — Sollten List und Gewalt auf dem betretnen Wege weiter fortschreiten wollen, solltet Ihr noch meinen unser herrliches Transalbingien verdänen zu können, vernehmet: den Deutschen wird kein Tropfen Blut ihrer Kinder zu theuer sein, in Deutschland und an Deutschland zu schützen und zu retten was deutsch ist und deutsch sein und bleiben will."

— Der Dresdener Postcongreß hat sich vertagt. Als das bedeutendste Ergebniß seiner Arbeiten nennt man die Annahme gleichen Maßes, gleichen Gewichtes und gleicher Münzwährung für das gesammte Postvereinsgebiet. Das kommt freilich nicht dem Publikum, sondern nur den Postbeamten zur Vereinfachung ihrer Rechnungen zu gute. Zugleich ist man jedoch der Meinung daß dies der Anfang zu einer kräftigen Münzreform in Deutschland sei.

— Die Auspeitschung einer Hannoveranerin in Bukarest erinnert die Hannoveraner daran unter welchem mächtigen Schutz im Auslande sie standen solange sie brittisch waren, wie sie jetzt, seitdem Hannover selbständig ist, aller Vertretung ihrer Rechte draußen entbehren. Immer mehr thut es noth daß der deutsche Bund, der bis jetzt blos Gesandte fremder Mächte in Frankfurt aufnimmt, auch Bevollmächtigte im Auslande hält. Bassermann, Welcker, Itzstein in Karlsruhe redeten in diesem Sinne.

— In der badischen Kammer stellte Bassermann die Forderung, die deutschen Ständekammern beim deutschen Bunde vertreten zu sehen. Der greise Itzstein erhob sich und sprach: Es herrsche in ganz Deutschland nur Eine Stimme daß der Bund mehr werden müsse als ein bloßer Bund der Fürsten und Höfe. Nach den Befreiungskämpfen habe die Versammlung der Bevollmächtigten die Deutschlands Gestaltung zu berathen gehabt, ihre Sendung nicht erfüllt. „Viele Jahre sind seitdem verflossen, und was ist für Deutschland, für das Herz Europa's, für ein treues, redliches, gebildetes Volk geschehen? Welche Stellung nach Außen nimmt Deutschland ein? Hat man dem Volke die feierlichen Verheißungen erfüllt? Deutschland wird von den großen Mächten nicht geachtet, weil man ein Volk, dem die Kraft der Einheit fehlt, nicht als Nation anerkennt. — Eine Umgestaltung des Bundes ist nöthig; das Bürgerthum muß beim Bundestag vertreten werden." (S. sämmtl. badischen Blätter.)

— Alexander Rost in Weimar, Verf. des Landgrafen Friedrich mit der gebissenen Wange, hat ein neues Schauspiel: der Kaufmann von Athen (spielt in Athen und Leipzig) geschrieben.

Der kürzlich im dreißigsten Lebensjahre verstorbene Dichter des Strafford, Paul v. Wangenheim, lieferte noch für Kücken einen Operntext: Erlkönig.

Eine Oper von Friedrich Kittl, Director des Prager Conservatoriums und Componisten der Jagdsymphonie: die Franzosen vor Nizza (Text nach Koenig's hoher Braut) ist mit großem Erfolge in Prag aufgeführt.

Charlotte Birch-Pfeiffer hat einen Münchhausen fertig.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben
von
F. Gustav Kühne.

1848. 11. März.

№ 11.

Blätter aus meinem Tagebuch.

Von Friedrich Hebbel.

Paris, d. 20. November 1843.

1.

Ein Sonntagsspaziergang in Paris.

Gestern, Sonntags, war ein sehr schöner Tag, das Wetter war mild und die Herbstsonne vergoldete Paris wie ein Juwel mit röthlichen Strahlen. Ich ging um zwei Uhr aus und machte den schönsten Spaziergang den man hier machen kann; ich durchwanderte die Boulevards ihrer ganzen Länge nach bis zur Madeleine, ging dann von der Madeleine gerade aus bis auf den Place de la Concorde und wandte mich nun rechts gegen die Champs elysées die ich bis an den Arc de Triomphe, also bis an die Barrière, durchschnitt. Einen breiteren Strom des Lebens in einer glänzenderen Fassung kann man wohl auf der Erde nicht fluthen sehen als auf diesem Spaziergang, wie man ihn hier übersieht. Welche Gebäude, welche Straßen, welche Plätze, und an diesem Tage, der noch wie ein letztes köstliches Geschenk vom Himmel fiel, welche Massen von Menschen, Spaziergängern und Equipagen, die sich durch einander drängten um ihn zu genießen! Zuerst die Madeleine. Sie schließt an diesem Ende der Stadt die Boulevards, ist aber nicht dieser, sondern dem Place de la Concorde en face zugekehrt, und correspondirt mit der Chambre des Deputés, welche sich an der entgegengesetzten Seite demselben Platz in gleicher Entfernung gegenüber befindet. Sie ist, wie man mir sagt, nach dem Tempel der Diana in Ephesus, aber in erweiterten Formen, errichtet und war von Napoleon nicht für einen kirchlichen Zweck bestimmt, ist auch allerdings, heiter und hell, wie sie vor uns steht und uns die Augen klar macht, nicht geeignet, uns darauf vorzubereiten daß sie uns in ihrem Innern durch Rauch- und Kerzendunst gleich wieder getrübt und umnebelt werden sollen. Ich rathe Jedem, nicht einzutreten, wenigstens nicht an einem Sonntag, wenn drinnen geklingelt und genäselt wird. In der Woche geht es eher, da nimmt man die wenigen alten Weiber die in den Betstuhlen hocken, für umgefallene Fliegen, man denkt sich die Heiligenbilder für die sich ja wohl anderwärts nackte Wände fänden, weg und betrachtet nichts als das Deckengemälde über dem Altar, wo man Napoleon und Henri Quatre einträchtiglich mit und neben einander apotheosirt sieht, was an dieser Stätte eine ganz absonderliche Wirkung thut. Von außen kann man dies Gebäude das eine ernste Anmuth charakterisirt, wie sie gesättigten Formen die aus dem Schönen dem Erhabenen entgegenschwellen, eigen ist, gar nicht genug anschauen. Vor Allem herrlich ist das Portal mit seiner Säulenhalle, die schlank und leicht um den ganzen Tempel herum springt. Nur mit Mühe wendet man der Madeleine den Rücken, ist es aber einmal geschehen, so schreitet man entschieden vorwärts, um auf den Place de la Concorde zu gelangen, obgleich die schöne breite Rue Royale es keineswegs verdient daß man ihr so wenig Aufmerksamkeit schenkt. Der Place de la Concorde wird schwerlich von irgend einem andern in der Welt überboten, man mag ihn bei Tage betreten oder am Abend, wo die Reverbèren ihn feen-

haft beleuchten. In der Mitte, zwischen zwei springenden Fontänen erhebt sich der berühmte Obelisk und gibt Jedem der vor ihm stehen bleibt, seine krausen Räthsel auf, Räthsel die seit Jahrtausenden die Gelehrsamkeit äfften und die doch gewiß nichts Anderes besagen als wann Pharao der Dreißigste Pharao dem Einunddreißigsten den goldenen Cirkel hinterlassen, und höchstens noch welche Träume dieser oder jener Priester bei einer solchen Gelegenheit über Gott und Welt gesponnen hat. Dennoch gelingt es, außer den Leuten die Blousen tragen, nur Wenigen, an dem starren Stein der so trocken herausfordernd in den Himmel hineinragt, schnell vorbeizukommen; es ist als ob ein uralter Zauber in ihm wirksam wäre, der die Füße der Vorübergehenden fesselt und ihre Blicke zwingt, auf diesen Vögeln mit den spitzen Schnäbeln die Einem das Gehirn flockenweis aus dem Kopf zerren, und auf dem Hexentanz der übrigen Schnörkel und Figuren zu verweilen. Man wird verirt von der ältesten Vergangenheit, von Menschen die nicht einmal als Staub mehr vorhanden sind, oder die der Apotheker unzenweise als Mumien verhökert, und von denen man in der letzten Krankheit selbst ein Atömchen verschluckt haben kann. Die Sonne sieht freundlich zu und sagt, wenn man zuletzt kopfschüttelnd und ohne Gewinn davon eilt: Laß Dich's nicht verdrießen, es geht mir wie Dir; meine glühendsten Strahlen buhlen seit tausend Jahren mit diesem steinernen Joseph, aber sie haben ihm noch nie den kleinsten Grashalm entlockt, er ist eben so keusch als verschwiegen. Von dem Obelisken aus sieht man auf die Deputirtenkammer. Es ist ein einfach stolzes Gebäude, ganz wie ein Heiligthum des Volks beschaffen sein muß, das so wenig prunken als sich verkriechen soll. Am Eingang sind, wie ich aus der Ferne bemerkt, kolossale Statuen aufgestellt. Hoffentlich sind es Männer der Geschichte, nicht die Damen Gerechtigkeit, Weisheit u. s. w. in ihrem vermaledeiten allegorischen Aufputz, über die ich, da ich sie in der Welt so oft vergebens suche, in der Kunst nicht alle Tage stolpern mag. Links vom Obelisk zieht sich der Jardin des Tuileries hin und hinter diesem der Tuilerienpalast selbst, der sich viel besser von der Rückseite ausnimmt, als von vorn. Rechts dehnen sich die Champs elysées aus, die der Arc de Triomphe schließt. Rund herum um den Place de la Concorde der ein großes Rondel bildet, sind die Festungen Frankreichs personificirt aufgestellt, trotzige, gewaltige Jungfrauen, wie aus dem Nibelungenkreis herausgeschritten, auch eine zornglühende Brunhild darunter, die keinen andern Gedanken mehr hat als den daß sie überwältigt worden ist; zuerst Lille, dann Straßburg, Lyon mit dem Merkuriusstab, Marseille mit dem Anker, Bordeaux mit dem Thyrsus u. s. w. Ich sah sie alle gern, sogar Straßburg, denn wenn dies Mädchen aus der Fremde einmal zu uns zurückkommt: was wird es nicht Alles gelernt haben, welch eine Gouvernante für die daheim gebliebenen Schwestern wird es abgeben! Hat man den Place de la Concorde umwandert, so mischt man sich als Tropfen zum Strom, und wendet sich rechts die Champs elysées hinunter. Die Pariser gehen immer gern spazieren, um wieviel mehr an einem Sonntag der vielleicht der letzte schöne des Jahres ist und schon einen beschneiten Vorgänger hatte. In diesem Gewühl von Menschen war gewiß nicht blos das Geschlecht, die Bildungsstufe und der Stand repräsentirt, sondern jede Species bis zur individuellsten herab. Es gab keine bessere Gelegenheit physiognomische Studien zu machen und die Lücken in meiner Kenntniß des Volkes auszustopfen; aber es fehlte an Ruhe, in einer Bibliothek von hunderttausend Bänden kommt man nicht leicht dazu, sich in ein einzelnes Buch zu vertiefen. Ich ließ mich vom Wellenschlag mitfortschieben und bückte mich nur hin und wieder nach einer Muschel oder einem bunten Stein. So verwunderte mich die Neigung vieler Leute, sich wägen zu lassen, als ob sie erfahren wollten, ob der Magen auch seine Schuldigkeit thäte. Auch ergötzte mich ein Wagenfabrikant der auf einem kleinen, durch eine Maschine in Bewegung gesetzten Pferde fortwährend, als ob er eine lebendig gewordene Schraube wäre, um sein Haus fuhr, anscheinend zu seinem harmlosen Privatvergnügen, eigentlich aber um die Vorübergehenden zu ködern. Nicht weniger eine Mutter die ihre Kinder so über alles Maß auffallend herausgeputzt hatte, daß sie sogar hier Aufsehen damit erregte, was übrigens ihr Wunsch gewesen zu sein schien, da sie sich sichtlich darüber freute. — Bis zum Arc de Triomphe ist es eine sehr beträchtliche Strecke, man wird aber für die Anstrengung, sie ganz zurückzulegen, belohnt, denn dieser Triumphbogen ist ohne Zweifel das imposanteste Siegeszeichen das sich seit Jahrhunderten ein Held errichtet hat, er ist des Mannes würdig dessen Ruhm er verkünden soll, und das ist in wenig Worten viel gesagt. Die Darstellungen der Kriegsfurie, sowie Napoleons, wie er das Schwert zieht, mögen künstlerisch wenig bedeuten, sprechen aber faßlich und mächtig aus was sie aussprechen sollen, und lassen keine Nebenfragen aufkommen; eben so die Reliefs, die sie oben und unten umkränzen. Der ganze

Bau besteht aus zwei grandiosen Bogen die man kreuzweise durchschreiten kann und die oben in der Façade zusammenlaufen; an den innern Wänden liest man die Namen der berühmtesten Schlachthelden und Generale Napoleons, an den äußern sind in erhobener und halberhobener Arbeit die allegorischen Darstellungen angebracht, deren ich schon erwähnte, weil sie dem Beschauer auf diesem großen steinernen Würfel zuerst in's Auge fallen. Übrigens wird sich ein Deutscher begnügen, dies bis zur Überwältigung bedeutende Monument kriegerischer Größe stillschweigend zu bewundern, wie denn überhaupt einem Jeden von uns zu rathen ist, bei dem Franzosen mit dem Handkuß sparsam zu sein, weil sich sehr oft bedenkliche Ansprüche auf einen noch ganz andern Kuß an einen Handkuß zu knüpfen pflegen. Die Durchfuhr durch den Arc de Triomphe ist mit eisernen Ketten versperrt, sie steht nur dem König frei, und daß er sich dieses Regals bedient, sollte ich mit eigenen Augen sehen. Als ich nämlich langsam zurückwandernd dem Place de la Concorde schon wieder ziemlich nahe war, erblickte ich auf einmal, von Musketieren umgeben, mehrere Hofequipagen, die mit einer so rasenden Eile dahin rollten als ob noch vor Abend die Reise um die Welt zu vollenden sei. Ich dachte gleich an Louis Philipp, denn ich hatte über die Manier seines Fahrens schon viel gehört, und ich irrte mich nicht. Ein Herr den ich fragte, deutete auf die begleitenden Soldaten und sagte sardonisch: Wer könnte es sein als der Besitzer des Julithrons! — Ich trat nun hart an den Weg und verfolgte die Equipagen mit meinen Blicken. Da sah ich denn daß die Ketten des Triumphbogens wirklich gehorsam fielen. Es war ein sonderbarer Anblick, diesen König von heute so keck unter so viel Helden der Schlacht hindurchjagen zu sehen. Mir war als sähe ich dem Ruhm Gewalt anthun.

Neapel, d. 4. August 1845.

2.

Lord Byron.

Ich lese jetzt, in den heißen Mittagsstunden, wieder die Sachen von Byron. Seine erstaunliche Productivität hat mir in der Erinnerung immer viel Respect eingeflößt, aber ich finde jetzt daß sie mit der Scottschen einen und denselben Grund hat. Sie beruht offenbar auf einer gewissen Einförmigkeit, um nicht zu sagen Armuth, der Grundideen. Der Dichter that nicht, wie es die größten aller Zeiten gethan haben, mit jeder Production eine Lebens- und Bildungsstufe ab, um dann eine höhere zu erklimmen und diese ebenfalls auszusprechen, sondern er blieb bis zum Don Juan so ziemlich auf der nämlichen stehen, und sein Produciren besteht in dem etwas unfruchtbaren Geschäft, dieser einen immer neuen Ausdruck zu geben. Er stellte im Childe Harold, dessen beschreibende Seite wie alle Beschreibung im höheren Sinn gar nicht in Betracht kommt, einen Menschen dar der durch Sünde zum Trotz, durch Trotz zur Beharrlichkeit, aber nicht zum Frieden gelangt ist, und sich, ohne innerlich etwas abzumachen, nach außen hin zu behaupten sucht. Dieser Charakter kehrt beständig wieder und erscheint nicht einmal vertieft oder gesteigert, wenn man den Cain und den Manfred ausnimmt, in welchen aus Gründen der Form, der beide angehören, die tiefere Motivirung und die schärfere Entwickelung der Consequenzen versucht und zum Theil auch vollbracht wird. So Lara, der Corsar u. s. w. Mitunter erzählt Byron auch blos Geschichten und thut in Versen was der gewöhnliche Romanschreiber in Prosa thut, indem er uns Seltsamkeiten und Abenteuerlichkeiten ohne Hintergrund vorführt. Dahin rechne ich Mazeppa, Parisiana, 2c. die mir durchaus trivial erschienen. Im Drama kann man nicht einseitig sein, es ist der charakteristische Vorzug dieser höchsten Form der Kunst, daß sich das Individuum nicht in ihr, wie in den anderen, austoben kann, ohne sie zu vernichten, d. h. zum dialogisirten Monolog den der Dichter auf Bauchrednermanier mit sich selbst hält, herabzusetzen. Das Drama riß Byron daher aus seiner Selbstgefälligkeit heraus, wenigstens in so weit als er sich gezwungen sah, den großen Gegensatz, dem er das Individuum bisher mit verschränkten Armen gegenübergestellt hatte, in's Auge zu fassen und zu skizziren. Hierbei benahm er sich nun freilich sonderbar genug. Im Cain stellte er dem trotzigen Individuum einen Gott gegenüber, der diesem Individuum auf ein Haar gleicht und nur die Macht vor ihm voraus hat. Die Macht macht den Gott, die Ohnmacht den Menschen und auch den Teufel, und Beide kennen keinen andern Schmerz als den der Sklaven, es dem Herrn nicht heimgeben zu können, während sie dem Herrn auch keinen anderen Genuß zuschreiben als den: tyrannisiren zu dürfen, den einzigen dessen sie selbst fähig wären. Im Manfred that er allerdings einen Schritt vorwärts und veranschaulichte mit der von ihm zu erwartenden Energie die innerste Natur des Geistes, seine unbedingte Freiheit und den Übergang den er von der Sünde zu einem sittlichen Zustand nehmen

kann, der denjenigen in dem er der Sünde verfiel, unendlich übertrifft; aber es geschah nicht durch die rechten Mittel, es geschah, statt durch einen Lebensproceß, durch einen speculativen, der sich nur dürftig auf einen solchen zurückbezieht; das Werk ist ein glänzenderes Zeugniß für seine Intelligenz als für sein Darstellungsvermögen. Im Marino Faliero und den beiden Foscari, so wie im Werner, tritt das Schicksal auf wie im Cain der Gott. Es vernichtet und zerstört, aber es schmiedet sein Schwert nachher nicht zur Pflugschaar um, es schneidet, wie es im Drama geschehen soll, die Hälse ab die zu anmaßend hervorragen, aber es ist viel zu vornehm, um uns über das Warum und Wozu zu belehren und uns trotz unseres Schauders unsere Zustimmung abzudringen. Keine Spur von jener großen Versöhnung die in der Nothwendigkeit liegt, wenn der Poet nur die rohe äußere in die innere aufzulösen und in dem sterblichen Menschen den unsterblichen Geist zum Sprechen zu bringen weiß. Sardanapal macht einen minder verletzenden Eindruck, aus dem einfachen Grunde, weil er lyrischer gehalten und der Conflict weniger scharf ausgesprochen ist. Dagegen mußte ein Individuum, wie das Byronsche, das sich selbst in unerheuchelter Naivetät als ein einmal gegebenes hinnahm, im subjectiven Epos, dem einzigen noch möglichen, Außerordentliches leisten, und das ist im Don Juan geschehen. Denn es ist ein Anderes, ob sich dieses Individuum den höchsten Mächten, oder ob es sich dem gemeinen Weltlauf entgegenstemmt und ihm sein Bild vorhält. Diesem gegenüber hat es in seiner Kraft und Consequenz eine unantastbare Berechtigung, und da es eben sowohl mit ihm zusammenhängt, als es sich wieder hoch über ihn erhebt, so sind in ihm alle Bedingungen einer vollendeten Darstellung desselben vorhanden. Der Don Juan ist daher als das höchste Resultat des Byronschen Geistes zu betrachten und er gehört sicher zu denjenigen Werken der modernen Literatur, die noch Jahrhunderte lang im Preise steigen werden, während manche andere die man jetzt vielleicht über ihn stellt, früher als man denkt im Strom der Zeit versinken mögen. — So weit mein Tagebuch über Byron. Jetzt noch zur Verständigung und Verwahrung ein Nachtrag. Ein Tagebuch schreibt man zunächst für sich selbst und läßt daher die Principien, aus denen die einzelnen Bemerkungen und Behauptungen hervorgehen, unentwickelt. Da die meinigen bekannt sind und ein Jeder dem daran liegt, sich darüber an mehr als einem Ort unterrichten kann, so brauche ich sie hier trotzdem nicht zu erörtern. Ich will jedoch daran erinnern daß es einen Standpunkt gibt, auf dem die Betrachtungsweise sich geradezu umkehrt und Alles was ich als Fehler rügte, als Vorzug erscheint, Alles was ich als Vorzug hervorhob, als Fehler. Es ist dies der Standpunkt der trivialsten Naivetät, wo man sich gehen läßt und Wunder was zu thun glaubt, indem man es thut, weil man durchaus vom Höheren nichts weiß. Es ist dies der Standpunkt auf dem der Floh, wenn er sich einmal in Speculationen ergeht, den Menschen als die ihm von der Natur angewiesene Nahrungsquelle definirt und ihre Weisheit preiset, weil er es nicht ahnt daß in dem Kopf auf dem er herumhüpft, zuweilen auch Napoleonsche und Homerische Iliaden ersonnen werden. Es ist dies der Standpunkt auf dem die sogenannten dramatischen Dichter die unter anderer Protection als der der Muse stehen, ihre Marionetten Jahr aus Jahr ein an- und ausziehen, mit neuen Flittern aufputzen und sich wohl gar noch freuen daß sie nicht mit Ideen behaftet sind weil sie diese für Blattern halten. Es ist dies der Standpunkt auf dem die langweiligsten epischen Dichtereien gedeihen und die Verfasser derselben, falls die Kritik sich mit ihnen etwas zu schaffen machen wollte, die Antikritik sogleich nicht blos bei der Hand hätten, sondern sogar in der Hand, in dem Brillantring am Finger nämlich, den sie, wenn auch nicht für ihr Werk, so doch für die submisse Überreichung desselben von irgend einem Potentaten erhielten. Es ist dies mit einem Wort der Standpunkt der bornirten Bildermalerei, auf dem man die poetische Idee, den lebengehaltigen Absenker der Zeit, der im Dichter ausschlägt und Früchte trägt, mit der verrufenen afterphilosophischen Abstraction gleiches Namens verwechselt, und sich einbildet, es sei einerlei, ob man Eva's ersten Schnupfen besingen, oder ihres letzten Sohnes letzten Seufzer, da ja in jedem Fall ein Gedichtchen entstehe.

Einem Recensenten Freiligrath's.

„Laß ab vom Sang der wilden Lieder,
Die gierig heiß nach Freiheit schrei'n;
Kehr' mit der „alten Leier“ wieder,
Der harmlos frohen, bei uns ein!
Sing' von des Wüstenkönigs Mähne,
Vom Tiger, Papagei und Gnu;
Von der Giraffe, der Hyäne,
Vom Hottentotten der Karou!

Bring' das Kameel mit seinen Affen,
Und Negersklaven von Darfur;
Sing' von des Scheikes Roß und Waffen,
Und von des Sultans seidner Schnur!
Laß Deine bunten Geisterschaaren,
Die aus der Wüste auferstehn,
Allnächtlich wild gen Mekka fahren,
Bis sie im Morgenwind verwehn!

Dann ruh' an der Oase Quelle
Beschattet von der Palme Pracht,
Und hüll' uns in die Dämmerhelle
Von tausend und von einer Nacht!
Laß wirbelnd tanzen Deine Mohren
Und Straußenfedern nicken d'rein,
Und wieg', berückend Aug' und Ohren,
In Schlummer meine Kinder ein!

Du hast bisher Dich „brav“ gehalten,
Und — weißt Du! — ich erkannt' es auch.
Wie blieb da Alles hübsch bei'm Alten! —
Doch warum änderst Du den Brauch?
Was schreit mir jetzt Dein böser Wille
Die Bälge wach aus Schlaf und Traum?
Wie ich die Schreier wieder stille,
Ich, armer Vater, weiß es kaum!“ —

So rufst dem Sänger Du voll Sorgen.
Der aber treibt kein freches Spiel
Mit seinem Volk; sagt: „Guten Morgen!“
Und schreitet traurig in's Exil,
Da Viele schon vorangegangen.
Dich hält er keiner Antwort werth!
Statt seiner magst Du sie empfangen
Von mir jetzt, wenn auch unbegehrt!

Zwar hat der Dichter einst besungen
Die Welt jenseit des Ocean;
Doch ist ihm auch das Wort erklungen:
„Schließ fest an's Vaterland Dich an!“
Und wie er dann begann zu schauen
In seine Näh', da, Wunder, sieh!
Fand er auch in den deutschen Gauen
Die prächtigste — Menagerie. — —

D'rauf sang er wieder unverdrossen
Von — Rübezahl und Lorelei,
Vom Mäusethurm, von Zöpfen, Rossen,
Von weißer Frau und süßem Brei;
Dann von der Sitte alter Schotten,
Vom Fensterkreuz, vom Freiheitsbaum,
Vom Widperwind, ja! deutsche Flotten
Sah er sogar im schönen — Traum.

Doch nicht den Alten nur, den Jungen
Auch bracht' er Freuden in das Haus:
Wie kindlich hat er nicht gesungen
Das Märlein vom Sanct Nikolaus! — —
Und der nur treu sein ganzes Leben
Und Lieben seinem Volk geweiht,
Sieht sich verlassen, preisgegeben
Der Fremde und der Dürftigkeit! — .

Wohl geht der Dichter mit dem Volke,
Wie mit den Sternen zieht der Mond;
Doch auch als wetterschwang're Wolke
Steht er am finstern Horizont,
Und schleudert seines Zornes Blitze
In die verpestet schwühle Luft,
Daß wieder nach des Tages Hitze
Erquickung weht und Blüthenduft.

Dann träufelt mild sein Liederregen
Herab auf die versengte Flur;
Und eitel Reichthum, eitel Segen
Entkeimt der üppigen Natur.
Das ist ein Blü'hn, ein lustig Sprossen!
Gesang erklingt in Waldes-Lust,
Und Liebe hat sich neu ergossen
Und Frieden in der Menschen Brust.

Daß solch' ein Völkermorgen tage
Auch unserm Vaterland; daß kein
Tyrann es mehr zu knechten wage —
Herr Gott vom Himmel sieh darein!
Ja, laß zur vollen Blüthe reifen
Der deutschen Knospe zarten Keim;
Und führ' auch, die jetzt ferne schweifen,
Die deutschen Sänger, wieder heim!

München. **Georg Scherer.**

Die Februartage in Paris*).

Paris, Freitag, d. 25. Februar 1848.

Nicht ohne Mühe bring' ich die Erlebnisse zu Papier; die Menge der auf uns einstürmenden Eindrücke ist verwirrend. Ich werde mich auf treue Aufzeichnung eigener Eindrücke beschränken.

Das Volk von Paris verhielt sich an den beiden ersten Tagen seiner dritten Revolution, wie Jemand der auf diesen Punkt blasirt ist. Man hatte nicht das Gefühl, an der Schwelle großer Ereignisse zu stehen. Pöbel und Gamins machten die Emeute, viel Muthwillen war in diesen Scenen. Man ließ die Barricaden, sobald die Truppen kamen, meist im Stiche. Als man die Abdankung des Ministeriums erfuhr, die in der That nur den Demonstrationen der Nationalgarde, nicht der Emeute concedirt war, hatte man Alles was man vor der Hand wollte. Man glaubte den Weg eingeschlagen zu sehen zur Abhülfe der tiefer schlummernden Gebrechen des herrschenden Systems und der socialen Lage Frankreichs. Die unglückselige Decharge vor dem Hôtel des Capucines änderte Alles. Es kam hinzu die Erbitterung über einzelne Excesse und Gewaltthaten der sehr unpopulären Gardes municipaux (der Polizeisoldaten von Paris). Sie hatten während der letzten Tage mehrere Wehrlose getödtet. Alle diese Ereignisse rechnete man nun plötzlich dem herrschenden System zu. „Man hat uns verrathen! hieß es. Man hat uns schöne Dinge versprochen und nachher das Volk wehrlos und in seiner Freude niedergemetzelt! Die Veränderung des Ministeriums ist eine Lüge!" Corruption, Geiz, die auswärtige Politik, vielfacher Verrath, Lug und Trug — alle diese schweren Vorwürfe gegen das System waren plötzlich wieder doppelt stark erwacht und in Aller Munde. Jetzt bemächtigten sich die großen Parteien der Bewegung. Volkshaufen zogen vor das Büreau des National; dessen Redacteurs und andere Republikaner berietben und organisirten. Im Ganzen bedurfte es dessen kaum mehr, denn instinctmäßig griff Alles zu den Waffen. Von jetzt an sah man anständig gekleidete Menschen und Nationalgarden gegen die Truppen wirklich sich schlagen. Der Kampf in dieser Nacht war nur vereinzelt in den kleinen Straßen des Quartier des halles und ein Paar Menschen wurden in der Nähe des Palais Royal getödtet.

Um 9 Uhr war Paris schon furchtbar verbarricadirt. Der Anblick der Boulevards früh um 7 Uhr wurde mir von einem Augenzeugen beschrieben. Eine Todtenstille wie vor dem Gewitter herrschte. Alles, auch Frauen und Kinder arbeiteten an den Barricaden. In kurzer Zeit waren alle 40 Schritte wirklich großartige Werke aufgeführt. Die starken Bäume die die Boulevards schmückten, die Säulen an den Trottoirs, Massen von ausgerissenen Pflastersteinen wurden aufgethürmt; nur wenige Straßen in diesem Theile der Stadt sind ohne Barricaden geblieben. In der Straße St. Denis und deren Umgebung soll früh zuerst der Kampf ausgebrochen sein. Die ersten Truppen der Linie übergaben sofort dem Volk und der Nationalgarde ihre Waffen, so daß das Volk bald gut versehen war. Die Municipalgarden und die Chasseurs d'Orleans schlugen sich fast allein.

Ich war um 10 Uhr in der Rue Richelieu. Große Haufen kamen mir entgegen; sehr viel Blousen und Gamins — alle mit Feuergewehr, meist mit Militärflinten, zum Theil auch mit sehr schönen Jagdflinten aus den Läden geplünderter Waffenhändler. Noch mannigfaltiger waren die Seitengewehre; vom Commissäbel bis zum schönsten Damascener und zum altfranzösischen Stahldegen waren alle Arten repräsentirt. Unter diesem Haufen zeigten sich aber auch viele Leute in anständigem Civil und einzelne Nationalgardisten; auch ein Paar bewaffnete Weiber habe ich gesehen, die einen widrigen Eindruck machten. Im Ganzen zeigten diese Leute eine Haltung und Unerschrockenheit die man bewundern mußte. Kampf, Lust und Feuer dieser Blousen sind groß. An der Spitze sah ich Schüler aus der polytechnischen Schule. Ihr Anschluß an die Volksbewegung hatte einen großen Eindruck hervorgebracht.

Um diese Zeit hörte ich einige Dechargen an dem Palais Royal. Ich begab mich in die Rue Rivoli vor die Tuilerien, wo man wenig Bewaffnete aus dem Volk, wohl aber sonst viele Menschen sah. Man proclamirte Thiers und Odilon-Barrot als Minister, den Herzog von Isly als Chef der Nationalgarde. Das Letztere machte den übelsten Eindruck, da Bugeaud sehr verhaßt ist. Auch von Thiers wollte man Nichts wissen. A bas Bugeaud, à bas Thiers, vive Lamoricière! wurde gerufen. Beide Generale mit ihrem Stabe sah ich aus den Thoren der Tuilerienflügel mehrere Male in die Stadt und zurück sprengen. Eine Stunde darauf proclamirte man blos Odilon-Barrot als Minister und Lamoricière als Chef der Nationalgarden.

*) Diese Darstellung aus dem Tagebuche eines Deutschen wird nachträglich zur Übersicht willkommen sein. D. Herausg.

Ich stand gerade in einem dichten Haufen in der Rue Rivoli am Eingang des Karousselplatzes der Rue Richelieu gegenüber. Es war zu spät. Alles rief: Nous ne croyons rien! Ein Adjutant kam herangesprengt und rief: Entendenz le vous-mêmes! Der sonst dem Volk verschlossene Karousselplatz wurde hierauf etwa 20 Schritt breit von einer Besatzung der Linie geöffnet. Ich zog mit etwa 200 Menschen hinein, die sich um einen General, der, glaube ich, Bourdon genannt wurde, sammelten. Er gab dem Volke sein Ehrenwort daß Guizot entlassen und das Proclamirte wahr sei. Ein Deputirter der Opposition, Lacrosse, haranguirte das Volk; das verrätherische Ministerium sei weggejagt! Dem Ehrenwort eines Mannes wie des gegenwärtigen Generals könne man glauben! Auch er gebe sein Ehrenwort darauf; er mache sich anheischig die Unterschrift des Königs dafür binnen einer Viertelstunde beizubringen. Wenn dem nicht so wäre, würde er selbst für die Rechte des Volks auftreten. So aber werde er vor den Thüren der Tuilerien sich massacriren lassen, wenn man den König angreife!" Er sprach mit Pathos und gut. Bravo's wurden ihm zugerufen. Ein junger Mann von etwa 22 Jahren antwortete ihm, aber ohne Haltung, mit ziemlich impertinentem Ton: Qu' est que cela nous fait, Guizot ou Odilon-Barrot! Guizot était cela! — und dabei setzte er seinen Hut auf — et Mr. Barrot c'est ça! und hiemit drehte er ihn um und setzte ihn wieder auf; c'est toujours la même chose! — Der Deputirte zog sich zurück, der Haufen rief: Vive la réforme! und der General sprengte in andere Straßen, um denselben Versuch zu wiederholen. — Wir wurden aufgefordert den Karousselplatz zu verlassen. Ich überblickte ihn nochmals, sowie den Hof der Tuilerien; eine colossale Truppenmasse die ich mindestens auf 15,000 Mann schätzte, war aufgestellt. Einige schöne Regimenter, Kürassiere und Orleans'sche Jäger zu Pferd, eine Menge Linientruppen, viele Nationalgarden und einen Posten der verhaßten Municipalgarden am Pavillon de Flore unterschied ich. Ich sagte mir: dieser Platz ist uneinnehmbar! und begab mich nach der Rue Richelieu. Da war sie wieder vor mir, die Front dieses kühnen bewaffneten Volkshaufens, den ich vorhin beschrieb. Noch hörte man nur rufen: A bas Guizot, à bas Bugeaud, vive la réforme! Vorn trugen sie eine Fahne, auf welcher à bas Guizot! stand. Als ich näher kam, sagte eine Blouse zu dem Fahnenträger: Mach sie herunter und schreib: A bas le système! Doch war dies noch nicht die allgemeine Stimme; ein liberales Ministerium und die Reform war das Höchste was die Radikalsten noch für erreichbar, die Gemäßigteren für wünschenswerth hielten. Das Losungsgeschrei des Haufens und Gespräche mit Einzelnen welche räsonnirungsfähig waren, haben mich zu dieser Überzeugung gebracht und noch heute bestätigt man das von allen Seiten. Von den Antipathien der Masse war die gegen die Municipalgarde die stärkste. Es war etwa zwischen 11 und 11½ Uhr. Ich zog mich auf den unmittelbar anstoßenden Platz des Palais Royal zurück. Das Palais selbst war von einem Posten besetzt, die eisernen Gitterthore verschlossen. Gegenüber auf der andern Seite des nicht sehr großen Platzes im Chateau d'eau war ebenfalls ein Posten, wie man glaubte von Municipalgarden, wie sich später ergab von Linientruppen. Dieser Posten war nachher der Hauptangriffspunkt. Ich sah wie von der Rue Valois aus mehrere Individuen das Palais zu demoliren anfingen und die Fenster einwarfen. Den letztgenannten Posten sah ich belagert. Plötzlich fielen in der Gegend wo ich stand, drei bis vier Schüsse. Das Volk strömte von allen Seiten herbei. Ich zog mich schleunig zurück in die Rue St. Honoré an die Mündung der Rue Jeannisson, wo mein Hotel liegt, in das ich mich zurückgezogen hätte, wenn der Kampf hieher gespielt worden wäre. Ich befand mich also während des hauptsächlichsten und blutigsten Kampfes der im Laufe des Tages vorgekommen, funfzig Schritt von dem Schauplatz desselben. Blessirte wurden in die Gegend gebracht wo ich stand, und einem Apotheker der Laden demolirt, weil er ihn verschlossen hatte. Die Füsillade war furchtbar und dauerte etwa eine halbe Stunde. Viele Kämpfer kamen bis in diese Gegend um zu laden und kehrten dann in den Kampf zurück; durch sie erhielten wir Nachrichten. Der Posten dem Palais gegenüber, etwa achtzig Mann stark, wehrte sich tüchtig. Er hatte die Thüre des Wachhauses geschlossen und schoß durch die eisernen Gitter der Fenster. Gegen ihn kämpfte nicht blos das Volk und zum Theil Nationalgarden, sondern, wie mir ein Mitkämpfer berichtete, auch das 15. Regiment der Linie, dasselbe welches Abends vorher die unglückliche Decharge vor dem Ministerium des Auswärtigen gegeben hatte und das wieder gut machen wollte. Schließlich legte das Volk Feuer an das Wachhaus. Von meinem Platz aus gab das einen gar unheimlichen Anblick. Dies zwang den Posten herauszukommen. Jeder Einzelne der durch die nicht sehr breite Thür heraustrat, wurde von mindestens zehn Schüssen empfangen. Sogar an den Seiten dicht neben der Thür kauerten Gamins welche

sofort auf den Heraustretenden losbrannten. So sind diese achtzig Mann gefallen, oder vielmehr von der Übermacht ermordet worden. Ein Theil der Linie, der nicht mit angriff, hat wenigstens ruhig zugesehen und von dem nahen dichtbesetzten Karousselplatz ist den Unglücklichen nicht einmal soviel Hülfe geworden daß sie einen einigermaßen gedeckten Rückzug bewirken konnten. Auf diesem Platz ereigneten sich um dieselbe Zeit allerdings ebenfalls bedeutende Dinge. Die Nationalgarde zog nach den Tuilerien, angeblich um die Reform zu verlangen, und auf die Versicherung daß man sie zulassen werde. An dem Eingang des Karousselplatzes soll sie eine Décharge empfangen haben die auf das Höchste erbitterte. Doch kann ich dies Ereigniß nicht verbürgen. Dagegen weiß ich aus dem Munde eines Kämpfers daß gleichzeitig ein Volkstrupp von der Seine her durch das Louvre einen Weg auf den Platz fand und von der großen Truppenmasse daselbst die Municipalgarden angriff. Die andern Truppen sollen sich nicht gerührt haben. Hierauf verließ der König das Schloß durch die Thür nach der Seine zu, begleitet von einem Regiment Kürassieren — ein trauriger Zug der die Seine entlang enteilte. Kurze Zeit darauf wurde das Schloß von den Truppen geräumt und dem Volk überlassen. Die armen Municipalgarden mußten wieder büßen. Der Posten am rechten Flügel des Schlosses vor dem Pavillon de Flore, wurde entwaffnet und mißhandelt. Die Vorgänge in der Deputirtenkammer, wohin sich die Herzogin von Orleans mit dem Grafen von Paris flüchtete, übergehe ich, da sie mir persönlich zu fern geblieben. Die Herzogin soll leichenblaß gewesen sein.

Während der obigen Vorgänge war ich meist in der kleinen Rue St. Louis, von wo aus ich bald auf die Rue St. Honoré, bald auf die Rue Rivoli mich begeben konnte.

Um halb 2 Uhr redete mich ein sehr höflicher, von Pulver geschwärzter Mann mit einer Doppelflinte dort an: Monsieur, si vous voulez aller vous promener aux Tuileries, vous êtes invité d'y venir. Man las eine Proclamation vor: „der König habe abgedankt.“ W e r h a t i h n d a s g e h e i ß e n? hörte ich rufen. „Er hat die Herzogin von Orleans zur Regentin ernannt!“ — „Das kann er gar nicht!“ rief man wieder. Ich überlegte mir daß ich jetzt zwar innerhalb des Zustandes einer menschlichen Gesellschaft, nicht aber in einem Staate mich befände. Ich dachte an die betreffenden Fictionen der Rechtsphilosophie und mir wurde ganz naturrechtlich zu Muthe. Diese zwei Stunden (bis zur Bildung der provisorischen Regierung) sind mir, als einem Juristen, der interessanteste Zeitpunkt meines Lebens. — Ich drängte mich in die Tuilerien. Ich hatte nicht gedacht daß ich sie in so einem Moment zuerst sehen würde. Es war die höchste Zeit, sie sich im Innern anzusehn. Diese schönen Gemälde, diese Pracht und diesen Comfort in den Wohnzimmern, diesen superben Thronsaal habe ich mit Wehmuth noch bewundert. Dieses Eindringen in die intimsten Gemächer des Königs, bis in die Toilettengeheimnisse des Mannes, erfüllten mich mit Mitleid. — Aus Stücken des rothen Sammets vom Throne machte sich Alles Decorationen. Ich habe das natürlich nicht gethan. In der Küche und im Keller zeigten sich die tollsten Scenen. Die Blousen tranken mit Delice die feinsten Weine. Ein Schreien, Singen und Jubeln war in dem Schloß, wie wohl nie auf einem Hoffest. Einen Anblick vergeff' ich nie: ein 19jähriger Bursche, untersetzt, mit pulvergeschwärztem Gesicht, der seine Blouse abgeworfen hatte und dessen Hemd von einer Verletzung an der Schulter ganz mit Blut gefärbt war. Er stand in einem der untern Säle auf einem Tisch und trank jubelnd aus einer Flasche Wein. — Als ich das Schloß verließ, war noch Alles unverletzt bis auf eine Büste des Königs, die man zerschlagen hatte. An dem Ausgang standen Leute die niemand etwas von Werth mit herausnehmen ließen, zum Theil die Herausgehenden durchsuchten. Indessen war da keine Controle möglich. Als ich nach einer halben Stunde wieder vorbeiging, warf man die Möbel zu den Fenstern hinaus. Man hat die ganze Nacht damit Feuer unterhalten. Jetzt soll Alles kurz und klein geschlagen sein. Der gute Grund, den man vorher allgemein einschärfte: „Wir, das Volk, müßten es doch bezahlen!“ war also vergessen worden. Aus dem Kabinett des Königs flogen seine Papiere. Die Vernichtung derselben mag ihm nicht unangenehm sein! Den Thronsessel hat man im Triumph durch die Stadt getragen und vor der Julisäule verbrannt.

Ich ging wieder auf den Platz vor dem Palais Royal, der einen fürchterlichen Anblick bot. Mehrere Leichen lagen noch da, darunter einige schrecklich zugerichtete. Es war ein Moment wo man allgemeine Plünderung, Feuersbrunst und Terrorismus fürchten mußte. Hinter mir hatte ich die Tuilerien verwüsten sehen, hier demolirte man das Innere des Palais Royal und warf die Möbel hinaus. Das Chateau d'eau stand in hellen Flammen, welche an dem anstoßenden Hause hinaufleckten und auch dieses anzuzünden drohten und mit ihm eine ganze enge Gasse. Vor den Tuilerien und aus dem Palais Royal erho-

den sich große Feuer. Es war ein böser Augenblick. Innerhalb einer Viertelstunde konnte man sich aber wieder beruhigen. Die Flammen aus den Schlössern kamen von Freudenfeuern aus Möbel und aus den schönen Wagen des Königs; sie griffen die Schlösser selbst nicht an. Auch das Feuer des Postens griff nicht weiter. Pompiers waren bei der Hand. Im Palais Royal wurde ein Lazareth errichtet und auch die Todten deponirt. Dies schützte es vor der Hand vor weiteren Zerstörungen. Das Volk hatte in beiden Schlössern Wein vollauf gefunden und dachte nicht an das Plündern von Privateigenthum. Nur ein Paar Unglücksfälle ereigneten sich durch Unvorsichtigkeiten Betrunkener. Ich zog auf die Boulevards, die voller Menschen waren und mehr den Anblick eines Freudenfestes boten. Sogar viele Damen an dem Arm ihrer Männer gingen vergnügt spazieren. Überall bildeten sich Gruppen die eifrig diskutirten. Eine Menge Proclamationen wurden ausgetheilt: eine socialistische, noch monarchische, der Redacteure der Fourieristischen Democratie pacifique, eine andere von dem National, welcher eine Liste von Männern für das provisorische Gouvernement vorschlug. Über das letztere gab es verschiedne Versionen. Endlich kam eine Proclamation von einer nun definitiv ernannten Regierung, unterzeichnet von Dupont (de l'Eure) Lamartine, Cremieux, Arago, Ledru-Rollin, Garnier Pagés, Marie, Marrast, Louis Blanc, Flocon, Albert, (ouvrier). Sie erklärten, die Nation über ihre Verfassung befragen zu wollen und sprachen sich nur vorläufig, ihrer Privatmeinung nach, für die Republik aus. Sie waren in einer Versammlung auf dem Hôtel de Ville niedergesetzt, über die ich noch nichts Näheres habe erfahren können. Es mag da toll zugegangen sein. Das Hotel des Auswärtigen wurde als National-Eigenthum bewacht. Man hatte auch einen Miethezetteldavor gehängt: boutique à louer. Die Barricaden boten einen imposanten Anblick. Ich begegnete einem Verwundeten, der sich auf einer Sänfte von Blousen spazieren tragen ließ. Eine Compagnie der Nationalgarde zog an ihm vorbei und machte die Honeurs. Vielfache Conversationen auf den Boulevards, in den Cafés, an einer table d'hôte setzten mich ziemlich in Stand über die Stimmung zu urtheilen. Alles war verdutzt über diesen unerwarteten Erfolg. Niemand, aber auch Niemand hatte sich das träumen lassen. Die Abreise des Königs wurde von Vielen zwar wegen ihren künftigen Folgen beklagt, aber ich habe keine, gar keine persönliche Sympathie für ihn selbst äußern hören. Ihm ist recht geschehn! hieß es. „Er hat es verstanden die Liebe eines Volks binnen 17 Jahren in Verachtung zu verwandeln. Dieser Verachtung, nicht einer Schuld, wie Carl X. ist er gefallen.“ — Ich selbst hege die Überzeugung daß seine Flucht nicht nothwendig, daß sie eine Feigheit war, eine Feigheit gegen sich, seine Familie und die ihm anvertrauten Interessen Frankreichs, gegen den Frieden Europas.

Der Nachhauseweg vor dem Palais Royal vorbei, also durch den unruhigsten Theil der Stadt, war doch sicher. Blousen standen an den Barrikaden Wache. Einige waren gutmüthig betrunken. Auf ihr Quizvive? antwortete man patrie oder liberté! Belästigend waren ihre Freudenschüsse, die sie den Leuten in die Ohren knallten. Ich warf noch einen Blick in das Lazareth des Palais Royal (in der Galérie Orleans) und schlief nachher todtmüde und doch aufgeregt einen festen Schlaf nach so großen Erlebnissen.

Sonnabend d. 26. früh.

Zu einem Bilde des gestrigen Tages gehören so viel einzelne kleine Züge daß ich jetzt auf eine vollständige Schilderung verzichten muß. Jeder Schritt, jede Diskussion in den vielen Gruppen auf den Boulevards gab einen bedeutungsvollen Eindruck.

Hunderttausende drängten sich auf den Straßen in musterhafter Ordnung. Patrouillen von Blousen und Nationalgarden zogen umher. So wild sie aussahen, waren sie doch sehr höflich: „Mein Herr, darf ich Sie ersuchen auf der andern Seite des Trottoirs die Barrikade zu passiren!“ wurde ich mehrmals angeredet. Madame, veut-ille bien me permettre de lui offrir la main? hörte ich einen Andern sagen und sah ihn einer hübschen Dame die geschwärzte Hand bieten und ihr behülflich sein, um über einen Wall von Pflastersteinen zu kommen.

Das schöne Paris ist doch sehr verwüstet, die enormen Bäume des Boulevards sind fast alle niedergeschlagen und liegen quer über der Straße. Cafés und Läden waren noch geschlossen. Man sah viele niedergebrannte Wachthäuser und geplünderte Waffenläden. An einigen ist angeschrieben: Armes données au peuple, und diese sind verschont. Die Louis-Philipp-Brücke ist zerstört. Um halb drei Uhr war ich vor dem Büreau des National unter den Fenstern, aus denen die republikanischen Redakteurs das Volk so oft haranguirt hatten. Diesmal trat der Eine wieder vor und las die Proclamation der Republik von dem pro-

visorischen Gouvernement, unter Vorbehalt der Bestätigung. Was bedeutet diese schon definitive Erklärung nach der gestrigen? Il faut l'avaler, la republique! sagte mir ein bourgeois. Im Allgemeinen herrscht oder wenigstens hörte man lauten Jubel, obwohl nicht so stark als ich erwartet hatte. Auf allen Monumenten stecken plötzlich rothe Fahnen; gamins klettern waghalsig auf die höchsten Punkte, um sie aufzustecken. Man will allgemein diese neue Farbe statt der Trikolore. Man hört überall ausrufen: Kaufen Sie, meine Herrn, die neue Nationaldecoration für einen Sou, von Seide für 2 Sous! Lamartine hat zwar für Beibehaltung der Trikolore gesprochen, aber alle Welt ist roth dekorirt. Man läßt übrigens Jedem seine Freiheit, und ich habe ein Paarmal die Decoration ausgeschlagen, ohne die mindeste Insulte zu erfahren.

Ich war bei dem —schen Gesandten. Seine Familie hatte die Nacht nicht zu Hause zugebracht, weil ihnen gegenüber eine Kaserne von Linientruppen liegt. Er fürchtete Plünderung. Ich glaube nicht daß es dazu kommen wird. Ein Paar Diebe soll man mit Lynchjustiz auf den Boulevards förmlich füsilirt haben. Mort aux voleurs, respect de la proprieté! hört man überall. Die öffentliche Ordnung ist unter diesen Umständen musterhaft. Respect vor diesem Volkssinn!

Über das provisorische Gouvernement circuliren aber bedenkliche Gerüchte. Bis in den Sitzungssaal soll es von bewaffneten Arbeitern belagert sein, die stark influenciren. Die neueste Proclamation von gestern Abend bestätigt das. Sie garantirt Arbeit für Alle und gibt „den Arbeitern" die Million Civilliste monatlich, die ihnen gehörte!

Ich war vor dem Hôtel de Ville das von Tausenden so besetzt und belagert war, daß ich nicht hineindringen konnte. Ich ging von da durch das Louvre, wo auch die Reiterstatue des Herzogs von Orleans eine rothe Fahne tragen mußte, auf den Carousseel Platz. Auf jedem der Pferde auf dem Triumphbogen ritten 3 bis 4 Gamins und riefen: Vive la republique! Jubel auf dem ganzen Platz und dem Tuilerienhof. Die Girondins werden rings umher gesungen; dies Lied verdrängt die Marseillaise. Das Schloß hält gewiß 20,000 jubelnde Menschen.

Auf den Boulevards waren wieder Gruppen in Menge. Ihre Discussionen hatten einen verschiedenen Charakter von den gestrigen. Sie betrafen meist sociale Fragen. Im Ganzen überwog der Ton: Kein Communismus, nichts von Phalansteriens! Die Republik betrachtete man schon als eine sich von selbst verstehende Sache. Es war enorm, was sie in den beiden Stunden, seit sie proclamirt war, für Fortschritte in den Gemüthern gemacht hatte. Frühere Conservative waren schon in Menge ihr zugethan. Von dem König sprach man fast gar nicht mehr. „Hat man Nachrichten vom König?" fragte ich einen roth Dekorirten. Qu'en faire! antwortete er mir barsch. Man behandelt das Königthum nicht einmal wie einen besiegten gefährlichen Feind, sondern wie einen abgelegten alten Frack.

Ich begegnete mehreren bewaffneten Frauen, die mit ihren Männern gingen. Das Gefängniß von St. Lazare, wo die Polizei kranke Mädchen einzusperren und zu kuriren pflegte, ist geöffnet. Die Patrioten welche diese Damen befreiten, sollen sich sogleich mit ihnen entfernt haben. Man sieht in den Straßen einzelne recht hübsche Mädchen in dem Kostüm das daselbst getragen wird.

Alles war gestern noch auf seiner Hut. Es war verboten die Waffen abzulegen und die Barrikaden zu zerstören. Eine enorme Nationalgarde wird organisirt. Jeder hat das Recht einzutreten und erhält $1\frac{1}{2}$ Fr. täglich, etwa die Hälfte des üblichen Arbeitslohns. Es ist das vorläufig das beste Mittel, die Leute zur Ordnung zu bringen.

Die Aufgabe ist, das Volk zu entwaffnen. Viele haben schon für 40 Sous ihre Gewehre verkauft. Unglücksfälle sind durch unvorsichtige Freudenschüsse Betrunkener entstanden. Sehr zweckmäßig ist daher eine pomphafte Proclamation! „Wegen der noch nahen Gefahr möge jeder sein Pulver schonen!" In diesem Augenblick schießt man noch gewaltig.

Mit Jubel vernahm man gestern die Nachricht von einer Revolution in Belgien (S. unsere Chronik.)

Versailles soll gestern zerstört und geplündert sein. Das schöne Versailles! Das Palais Royal brannte heut, doch wurde es bald gelöscht.

Auch heute habe ich nur Ordnung gesehn. Die Forts und Vincennes sind übergeben, was schon gestern proclamirt wurde.

Sonnabend d. 26. Abends.

Unter den verschiedenen Ausbietungen auf den Boulevards hörte man von den ambulirenden Zeitungsverkäufern heute Abend auch den Ruf: Achetez le journal du soir, annonçant la mort de Louis Philippe, les nouvelles du jour, achetez le journal pour trois sous. In der Regel pflegen nämlich diese Verkäufer

durch Erwähnung der Hauptnachricht in dem Journal die Käufer anzulocken. Ist das Ereigniß besonders interessant; so steigt das Journal im Preise. Die Abendzeitungen die vor 4 Tagen die Proclamation des Verbots gegen das Bankett enthielten, wurden zum Theil mit 10 Sous bezahlt. Heute waren die Journale wahrscheinlich wegen der großen Concurrenz unter ihnen, nicht gestiegen! Oder sollte dies etwa daher kommen daß die Bedeutung dieses Ereignisses vor den andern großen Interessen des Tages zurücktritt? Ich möchte diese Frage nicht mit Bestimmtheit beantworten.

Es sträubt sich das Gefühl, gegen einen Todten, namentlich nachdem er so tragisch geendet, schonungslos aufzutreten. Die Gerechtigkeit verlangt auch die Anerkennung, welche die Franzosen noch verweigern, daß das verflossene Blut dem todten König nicht zuzurechnen ist, daß er sich weich und menschlich benommen. Aber es ist eine nicht zu verfehlende Wahrheit, daß Louis Philipp die Krone seiner Dynastie durch eine Kopflosigkeit und Schwäche verloren hat, die man nur einem gebeugten übelberathenen Greise verzeihen kann. Die Majorität der Nationalgarden war für die Dynastie. Der Pöbel hatte, wie gewöhnlich, keine klare Vorstellung darüber was er eigentlich wollte. Die Kämpfenden, und die organisirenden Republikaner hatten einen solchen Erfolg in diesem Augenblick nicht, am wenigsten um so leichten Preis erwartet. Ein früheres und offenes Verkündigen der verlangten Reformen, richtige Wahl der Minister und Chefs, Unterlassung der unklugen Ernennung Bugeauds zum Gouverneur von Paris hätten die Menge zufriedengestellt. Hätte der König, hätten die Prinzen sich dem Volke vertrauungsvoll gezeigt, etwa im Hofe der Tuilerien, so würde dies sicher ebenfalls nur günstigen Eindruck gemacht haben. Gegen die noch Angreifenden wurden die zahlreichen Truppen, mit Energie geleitet, sicher ihre Waffen gebraucht und zur Abwehr genügt haben. Bisher hatten sie in der Volksbewegung nur einen Angriff gegen Guizot, nicht einen gegen den König gesehn. Aber nichts von alle dem geschah. Statt einer früh und auf einmal bewilligten ganzen Reform kamen nach und nach einzelne kleine, Mißtrauen erregende Concessionen. Die Verwendung der Truppen war bisher weder zweckmäßig noch energisch gewesen. Das Aufthürmen der zahllosen Barricaden hatten sie fast gar nicht zu hindern versucht. Der Kampf vor den Tuilerien war verhältnißmäßig ein sehr geringer. Als er die ersten Schüsse auf dem Karousselplatze hörte, dankte der König ab und entfloh. Emile Girardin rühmt sich, ihm diesen dummen Rath gegeben zu haben. Es sollen von beiden Seiten höchstens 300 Opfer gefallen sein. So beklagenswerth auch dieser Verlust ist, so ist er doch im Verhältniß zu dem Erfolg des Kampfs unbedeutend zu nennen. Der Bau der Julidynastie ist nicht durch ein Erdbeben niedergestürzt, sondern nur von einem tüchtigen Windstoß umgeblasen worden.

Die Zeitungen bringen heute Bericht über die letzten Scenen in der Deputirtenkammer. Also ein Paar radicale Deputirte und ein Haufen von etwa 200 Bewaffneten haben Frankreich sein jetziges provisorisches Gouvernement gegeben. Von dem kämpfenden Volk hatten sich klug und kühn die Republicaner, als die Bestorganisirten, zur rechten Zeit nach der Kammer begeben. Sie haben sich nun der Fraction Odilon-Barrots gegenüber in Besitz gesetzt, und wenn überhaupt, wird diese Fraction nur durch langen Proceß wieder tonangebend und einflußreich werden können. Die Bewegung hat jetzt Odilon-Barrots Standpunkt mit Riesenschnelle überholt. Im Hôtel de ville war noch eine Versammlung Bewaffneter, die das provisorische Gouvernement noch mehr modificirte. Ich habe noch nichts über die Verhandlungsweise dieser Versammlung hören können. Blos eine Zeitungsnachricht ist bedeutungsvoll, daß der greise Dupont de l'Eure zweimal in derselben ohnmächtig geworden sein soll. In dieser Versammlung sind wohl die radicalen Republikaner und die Communisten, Marrast, Redacteur des National, Louis Blanc, Flocon und der ouvrier Albert in das Gouvernement als Secretäre gewählt worden. In den Charakter fast aller dieser Männer hegt die öffentliche Stimme Vertrauen. Ihre Persönlichkeit ist geachtet und ihr Talent anerkannt. Die Maßregeln, welche sie zur Herstellung der Ordnung bis jetzt getroffen haben, sind musterhaft und der Ton ihrer Ansprachen an das Volk, ihrer Proclamationen wirkungsvoll und wichtig. Von diesen Verfügungen sind folgende noch zusammenzustellen: Einrangirung aller bewaffneten Individuen in die Nationalgarde, Befreiung der politischen Gefangenen, Arrestation und Bestrafung aller Deserteure, Aufforderung, unnöthiges Schießen zu unterlassen und die Barrikaden zur Herstellung der Circulation wegzuräumen, Entbindung aller Beamten und Militärs von ihrem Eid, Auflösung der Deputirten- und Aufhebung der Pairskammer, endlich eine Reihe polizeilicher Maßnahmen. Alles dies liegt innerhalb des doppelten Berufs dieses Gouvernements, wie ihn Lamartine auch in der Kammer bezeichnete! Ordnung herzustellen

und eine Nationalversammlung zur Constituirung zu berufen. Durch folgende andere Verfügungen hat aber das Gouvernement entschieden seine Competenz und Rechte überschritten: „Proklamation der Republik unter Vorbehalt, oder vielmehr in Erwartung der Bestätigung durch das Volk, Garantirung des Rechtes auf Arbeit, Zuweisung der bisher monatlich als Civilliste gezahlten Million an die Arbeiter.“ Durch Alles dies ist der constituirenden Versammlung mindestens vorgegriffen. Wir würden, sagt man, eine französische Republik freudig begrüßen. „Das Recht auf Arbeit halten wir für ein unumgängliches Postulat, und die Anerkennung desselben neben den andern von den Franzosen schon einmal so glücklich formulirten hauptsächlichsten Menschen- und Bürgerrechte für eine schöne und gerechte That einer fortgeschrittenen Erkenntniß. Aber wir möchten nicht daß diese Resultate von einer Partei der Gesammtheit gegenüber durch Eskamotage errungen worden!“ Der vorwiegenden Farbe ihrer Mitglieder und der Art ihrer Constituirung nach verhält sich aber die provisorische Regierung zur Gesammtheit der Franzosen wie eine Partei. Wie kann dieselbe ferner über Millionen Staatsrevenüen definitiv verfügen? Was soll man endlich zu der Proclamation sagen, welche die Tuilerien zu einem Hôtel pour les invalides du travail designirt! Ist es nicht ein lächerliches Pathos, alte Proletarier in den Prachtsälen eines Schlosses verpflegen zu wollen, statt in den behaglichen Stuben eines einfach und zweckmäßig gebauten Spitals, wo sie sich viel wohler fühlen werden?

Nicht sowohl das Materielle dieser Verfügungen als die darin liegende formelle Verletzung beweist nur zu deutlich daß das Gouvernement in den ersten beiden Tagen seines Bestehens nicht frei gehandelt hat. In der That kündigt ein Journal triumphirend an, die Beschlüsse der Regierung seien unter beständiger Gegenwart und unmittelbarer Eingebung des erleuchteten und sublimen Volks gefaßt worden. Nur Lamartine's Zauberworte haben mehrere Male den wilden Volksdrang im Hôtel de ville bändigen können. Übrigens halten jetzt alle, auch die dissentirendsten Parteien die Unterstützung des provisorischen Gouverments für ihre Pflicht. Die Partei Odilon-Barrots hat sich in diesem Sinn förmlich ausgesprochen.

Ich habe heute wieder Paris nach allen Seiten durchstreift. Es beginnt allgemeine Ruhe und Geschäftigkeit sich wieder herzustellen. Kaffeehäuser und Läden sind wieder geöffnet. Die Barricaden verschwinden, die tricoloren Decorationen fangen an über die rothen communistischen die Oberhand zu gewinnen. Die Speculation eines Ladens mit rothen Halsbinden und rothen Freiheitsmützen mißglückte. In den drei Farben dagegen werden brillante Geschäfte gemacht; Fahnen, Schleifen und Rosen werden überall ausgeboten. Die Stoffhändler, wie die Buch- und Musikalienhändler suchen alte Reste von 1830 wieder vor. Neben den vielen frischen Farben sieht man auch Leute in Menge, deren schon vergilbte Bänder und Zeichen auf ältere Überzeugungen und auf ihr republikanisches Auftreten in früheren Jahren deuten. An den Tuilerien stand richtig schon die Inschrift: Hôtel des invalides civils. Ich sah noch eine andere von Kreide: Vente à cause de faillite. Der Zudrang war nicht wie in den vorigen Tagen ungedämmt; es wurde nur eine gewisse Anzahl Menschen auf einmal hineingelassen und es bildete sich eine Queue von Schaulustigen. Schmerzlich berührte es mich, als ich im Hof des Louvre die Statue des Herzogs von Orleans verschwunden sah. Ohne den Tod dieses Mannes wäre doch alles dies nicht geschehen! Die Statue selbst soll übrigens nicht zertrümmert, sondern im Innern des Louvre aufbewahrt sein. Das Piedestal ist geblieben, trägt aber schon die Inschrift: Den am 23. und 24. Februar für die Freiheit Gefallenen. Arme Herzogin von Orleans! Mögen alle Sympathien des Vaterlandes wach werden für diese edle, unglückliche Frau! Mir persönlich ist der Gedanke an sie besonders wehmüthig. Vor acht Tagen hatte ich bei ihr eine kurze Audienz auf Veranlassung einiger Aufträge, die ich aus Deutschland an sie erhalten. Eine schlanke freundliche Frau von unendlicher Liebenswürdigkeit und ächt deutschem Wesen erschien sie mir. Sie zeigte mir ihre Kinder, um in Deutschland von ihnen zu erzählen, zwei hübsche liebliche Jungen, den Grafen von Paris mit einem deutschen träumerischen Ausdruck in dem sonst französischen Gesicht, den Herzog von Chartres, blond und voller espièglerie in den Augen. Noch hatten sie eine ungetrübte Kindheit und eine schöne Zukunft. Und nun! Die Franzosen sprechen übrigens von der Herzogin mit hoher Achtung und oft mit Zuneigung. Jetzt fügen sie aber gewöhnlich diesen Aussprüchen einen Nachsatz hinzu, der mit der Phrase anfängt: mais enfin, que voulez vous etc. — Die Pairs beriethen sich just über die Colonien, als die Herzogin sich ihr ankündigen ließ. Sie besprachen dann das Cermoniell, um sie zu empfangen. Auf die Nachricht daß sie vor den Blousenmännern aus der Deputirtenkammer geflüchtet sei, liefen die edlen Pairs, noble Paladine! feig aus einander.

Von dem Louvre aus begab ich mich nach dem Hôtel de ville. Unterwegs begegnete ich einem großen jauchzenden Zug von Nationalgarden und Volk, alle unter den Waffen. Sie führten im Triumph einige alte Polen durch die Stadt. Auch diese hoffen von neuem! Vor dem Hôtel de ville waren heute viele Nationalgarden und die Zugänge dazu für Alle gesperrt, die nichts besonderes darin zu suchen hatten.

Auf den Boulevards war Abends eine allgemeine Illumination. Die Nachricht von einer Republik in Belgien und das Gerücht von einer republikanischen Bewegung in England wurde auf den Straßen besprochen! Die einzelnen Scenen auf den Boulevards sind immer noch sehr lebendig. An einer Ecke hörte ich die Harangue eines Arbeiters, der vor einem großen Kreis Herumstehender sich für das Recht auf Arbeit aussprach, aber gegen jede Verletzung des Eigenthums und weitere communistische Consequenzen protestirte. Bravo's antworteten ihm. In der Rue Richelieu begegnete ich einem sehr großen Zug von Volk und Nationalgarden. Sie trugen ein ganz roth angezogenes Kind mit einer Freiheitsmütze, als Symbol der Freiheit, im Triumph herum, sangen die Girondins (dies Lied ist aus einem Stück von A. Dumas; „Die Girondins") und proclamirten mit Vivats die Republik. Die Anrede „citoyen" wird wieder gebraucht, will aber nicht recht natürlich scheinen und wird nicht allgemein werden. Die vielen plötzlichen „Republikaner mit arrières-pensées" sind ergötzlich. Die Zeitungen erschienen meist dreimal am Tage. Ihre Nachrichten sind mit Vorsicht aufzunehmen; namentlich verschweigen sie Alles für die Bewegung Ungünstige. Der National will sogar von der Verwüstung der Tuilerien nichts wissen. Die Theater hatten heute alle Vorstellungen zum Vortheil der Verwundeten angekündigt, mußten sie aber wegen einer Unregelmäßigkeit in der Gasbeleuchtung wieder aufgeben. In den Zwischenakten waren die Marseillaise und andere nationale Melodien zur Aufführung bestimmt. Die große Oper hat den Titel: Théâtre de la nation française angenommen. Mehrere Füsilladen von Dieben sind wieder vorgekommen. Neuilly ist ganz abgebrannt, der Nachricht von Versailles' Zerstörung wird aber widersprochen.

Briefwechsel.

Aus Wien, d. 28. Februar.

[General Hardegg und das Regiment Dampierre; Erzherzog Ludwig, Fürst Metternich, Erzherzogin Sophie und Erzherzog Rainer im Staatsrath.]

♃ Am verflossenen Montage wurde einer unserer ältesten und verdientesten Generale zur Erde bestattet. Graf Hardegg, Präsident der Hofkriegskanzlei. Er war am 30. Juli 1773 geboren, trat frühzeitig in den Kriegsdienst, und machte alle Feldzüge mit, welche der erwachte Freiheitsgeist eines Volkes am Ende des vorigen, und der Herrschergeist eines Mannes am Anfange des jetzigen Jahrhunderts veranlaßt hatte. Er war einer von den Vielen welche die Zeit gemacht hatte, die aber nicht bedeutend genug waren um ihre Zeit zu machen. Der „Wiener Beobachter" erzählt seine Thaten von Valmy und Jemappes bis auf heute; sonst wird er keinen Platz in der Geschichte finden. Die Zeit war zu verschwenderisch mit großen Namen, die blutgetränkte Erde zu ergiebig an großen Generalen; Hardegg verschwindet unter der Menge. Östreich aber verlor an ihm einen seiner erfahrensten Officiere.

„Wer wird künftig Deine Kleinen lehren
Speere werfen und die Götter ehren?"

Die Wachparade ist nicht der Ort, wo selbst der scharfsinnigste Beobachter aus den goldbordirten Röcken ein Kriegsgenie herauswittern könnte. Wer wird die Fahne tragen, wenn die Trommel von neuem ruft? — England hat sein Indien, Frankreich sein Algier, Rußland den Kaukasus zu großartigen Militärakademien, in denen Soldaten und Officiere gebildet werden. Östreich, Deutschland übt sich bei Wachparaden, hin und wieder bei Studenten- oder Arbeiteraufläufen. Und doch durchschauerte es mich gewaltig, als ich beim Leichenbegängnisse des Grafen Hardegg einige tausend Mann östreichische Soldaten in ernster, fester Haltung vorüberziehen sah, der rasche Pole, der feurige Ungar, der schwerfällige Böhme und der gutmüthige Östreicher, Alle nach Einem Schritt und Takt. Der Gedanke jedes Einzelnen in dieser Masse ist gestorben, der Geist der Nationen wird erst dann sein Auferstehungsfest feiern, wenn das System zu Grabe getragen ist, welches das Heil des Ganzen nicht anders als in der Behinderung der Eigenthümlichkeit der Theile befördern zu müssen geglaubt.

Das Regiment Hardegg war es, wenn ich nicht irre, das vor mehr als 200 Jahren zur unrechten, — die östreichische Schulgeschichte meinte: zur rechten — Zeit auf dem Burghofe erschien, als Kaiser Ferdinand, von den Ständen gedrängt, schon die Feder zur Bewilligung ihrer Forderungen eingetaucht hatte. Damals hieß das Regiment Dampierre; es erhielt zur Belohnung seiner Treue das Privilegium, mit klingendem Spiele durch die Burg zu ziehen, während der commandirende Officier vom Pferde steigen, und mit bestäubten Stiefeln unangemeldet in's Zimmer des Monarchen treten durfte. — Ob sich diesem Regimente nach 200 Jahren wohl die Gelegenheit wiederholt, einen Kaiser Ferdinand von verhaßten Concessionen zu befreien? —

Concessionen! das ist das Wort vor dem sie schaudern, je näher ihnen die Nothwendigkeit rückt. Ein Abgrund der immer schwerer zu überspringen ist, je näher man ihm tritt!

Erzherzog Ludwig und **Fürst Metternich** wollen ihre grauen Haare „mit Ehren", wie sie im Staatsrathe sagten, zu Grabe tragen. Der Erstere aus Pietät gegen seinen Bruder, den verstorbenen Kaiser Franz, dem er noch auf dem Sterbebette sein Wort gegeben, das Bestehende zu erhalten; der Zweite aus Pietät für ein System das ihn inmitten der polnischen, belgischen, französischen, spanischen und italienischen Revolutionen bis jetzt glücklich hindurchgeführt. Die andern Mitglieder der kaiserlichen Familie welche entweder noch zu jung sind um an's Grab zu denken, oder die Freuden dieser Welt noch in Ruhe genießen wollen, blicken ängstlich auf die Gährung in den Provinzen. Erzherzogin Sophie, „le seul homme de la famille impériale", erhob im Familienrathe ihre Stimme als zukünftige Kaiserin und als Mutter des muthmaßlichen Thronerben, gegen Erzherzog Ludwig und gegen Fürst Metternich. „Sie freilich", sprach sie mit regem Muttergefühl, „Sie sind alt und denken für die letzten Jahre Ihres Lebens zu erhalten was Sie aufgebaut haben. Was aber wird aus mir und meinen Kindern werden?" — Sie sprach mit Wärme und Energie für ein zeitgemäßes constitutionelles Einlenken, wozu die hohe Frau am meisten wohl — durch einen Brief ihres Bruders, des Königs von Baiern, bestimmt worden sein mag. König Ludwig soll ihr die letzten Ereignisse in München und deren Schrecken für ihn und sein Haus geschildert, er soll sich glücklich gepriesen haben daß Baiern der Gefahr so leichten Kaufes entging.

Erzherzog Rainer, der Vicekönig der Lombardei, kam vor wenigen Tagen hier an, um die Lage der Dinge in Italien persönlich vor den Stufen des Thrones auseinanderzusetzen, und sich die Allerhöchsten Entschlüsse zu holen. War das Standrecht das der gestrigen „Mailänder Zeitung" zu Folge veröffentlicht wurde, schon eine Folge dieser Reise, oder wird der Erzherzog als Friedensbote wieder nach dem Süden ziehen? Die öffentliche Meinung bezweifelt das Letzte. Die Luft weht hier gewitterschwühl, der südliche Horizont umwölkt sich immer mehr!

(Wien ist so still daß selbst das Gerücht von einer bevorstehenden Reichsverfassung in seinen Mauern kein Echo findet! S. unsere Chronik über Ungarn.)

Aus Wien, d. 5. März.

[Die Staatspapiere, Metternich's Abdankung, trop tard?]

4 Die erste Aufregung ist nun zum Theil vorüber. Die Blicke welche unausgesetzt mit fieberhafter Spannung nach Frankreich gerichtet waren, wenden sich allmälig wieder nach innen und unsern Angelegenheiten zu, die kritischer und verworrener sind als je. Geschehen ist noch nichts bei uns. Die Hoffnungen für die nächste Zukunft sind groß, beinahe so groß wie die Besorgnisse der Regierung. Hier freilich sieht es so ruhig aus als wäre Wien das große Schlafmützenmagazin unseres Herrgotts. Aber die Berichte aus Italien sind so beunruhigend daß man jeden Tag auf die Nachricht eines allgemeinen Aufstandes warten darf.

Im Staatsrathe wie im Familienrathe unseres Hofes können sich die Ansichten noch immer nicht vereinigen. Doch, sagt man, ist Graf Montecuculi in die Lombardei geschickt worden mit unumschränkter Vollmacht, Concessionen zu machen, wenn sich dadurch der Ausbruch verhindern läßt. Wir fürchten aber daß es schon zu spät ist. Was Manguin 1830 zu Karl X. gesagt hat, das große Wort: „Il est trop tard", das dürfte leicht, und mit eben dem Recht aus den Reihen der Italiener schallen; es dürfte leicht das Losungswort aller Provinzen werden.

Der Handel stockt, die Staatspapiere finden keine Käufer, Banknoten werden in Italien und Ungarn nicht mehr angenommen, und speculative Kaufleute wollen noch lieber Staatspapiere in ihren Cassen liegen haben als Bankscheine. Ganz natürlich; die letzteren sind in ihrem Preise in Wien noch nicht gesunken, während die erstern unter bedeutend niedrigerem Course ausgeboten werden. Kömmt es nun einmal so weit daß beide ihren Werth verlieren, so hat der Besitzer von Staatspapieren diese wenigstens zu billigeren Preisen eingekauft und die Chance für später möglichen Gewinn. Das Gold steigt täglich im Preise und hat einen Cours erreicht wie kaum jemals früher. Die 46 Millionen Gulden die von Rußland angelangt sind, können den Geldmarkt nicht heben. Wir wissen ja, wozu sie bestimmt sind, und wie sie gegeben wurden. Es ist ein Anlehen das wohl mit dem Staate abgeschlossen wurde, aber die Sicherheit welche dieser bieten konnte, war der russischen Regierung nicht genügend. Unser Kaiser mußte die Bons als Privatmann unterschreiben, und mit seinem Privateigenthum für die Abzahlung garantiren. Diese soll in sechs Jahren zu 3 Procent erfolgen.

Die heilige Allianz scheint wie ein Phönix aus der Asche emportauchen zu wollen. Rußland bewacht Galizien, damit Östreich gegen seine südlichen Provinzen energischer und ungestörter auftreten könne. Bis jetzt hat es blos mit Ordonnanzen bombardirt. Masken sind verboten, das Coriandoliwerfen als verdächtig untersagt, die Italiener um ihren Carneval geprellt, das Standrecht proclamirt. Hier in Wien wird lustig fortgetanzt, die Straßenecken sind bedeckt von Ballanzeigen, während in Lemberg noch immer jedem Ballgeber die Fenster eingeworfen werden. Einige tanzlustige polnische Aristokraten lassen sich dadurch in ihren Festen nicht stören, und schreiben alle diese Excesse der niedrigsten Volksklasse zu, die nichts zu verlieren habe als das allerdings unangenehme Proletariat. Um die Irrigkeit dieser Ansicht zu beweisen, warf man in letzter Woche bei einem Balle, den die Gräfin Krasicka und der Graf Gorajski gab, die Fenster mit Thalern und Ducaten ein. Ein kostbarer Schwank! —

Die Nachricht geht durch Wien, Metternich habe gestern um 2 Uhr abgedankt. Trop tard? Man freut sich der waltenden Nemesis welche am Grabe des ergrauten Staatsmannes ihre Geißel schwingt, aber man schöpft keine Beruhigung aus dieser Abdankung, so lange sein System nicht förmlich mit ihm abtritt. Die Nachricht von Louis Philipp's Abtreten soll der Fürst mit ruhigem Gefühle aufgenommen haben, die Proclamation der Republik aber warf ihn besinnungslos in den Lehnsessel zurück. Nur mit Mühe brachte man ihn wieder zu Leben und Bewußtsein. —

Die Arbeiter der Staatsdruckerei sind seit einigen Tagen in ihren Werkstätten von aller Verbindung mit außen abgeschlossen. Die neue Verfassung Östreichs, heißt es im Publikum, wird gedruckt. So lange? — Wird sie vielleicht auf der Censur so lange Zeit zurückgehalten? —

Aus Wien, d. 5. März.

[Der Kaiser: Dös thu' I nit! die Proclamationen; Hans Jörgel.]

& Sie wissen bereits welche Zerwürfnisse in der kaiserlichen Familie statthaben, daß Erzherzog Ludwig und Metternich auf Beibehaltung des jetzigen Systems beharren wollen, auch wenn Kanonen donnern, während die Erzherzogin Sophie, die Mutter des Thronerben, auf Concessionen dringt. Es war das Gerücht daß man dem Kaiser den Vorschlag gemacht habe, zu Gunsten des Bruders abzudanken; dieser könnte dann mit Concessionen auftreten. Der Kaiser soll gesagt haben: „Nicht einmal das wollen's mir lassen, den Leuten die Freud' zu machen? Das thu I nit!" — Aus dem Halben und Unverbürgten ist nur das Eine zu entnehmen, daß „Etwas faul ist im Staate Dänemark." Wenn man das gestrige Proclama des Beobachters liest, so sollte man freilich glauben, es herrsche die größte Zuversicht auf die Beistimmung der östreichischen Völker zur bisherigen Politik. Die Wiener machten auch gleich einen Witz; sie sagen: die Regierung hoffe, wir würden uns weiter brav aufführen, und verspricht dafür wieder nichts! — Gegenüber den Pariser Proclamationen staunt man um so mehr über die gänzliche Geistlosigkeit dieses Aufsatzes, so daß von den Federn Jarke's, Zedlitzens, Hurter's rc. keine ihren Sold verdient. Zudem verbreitet sich rasch die Kunde, die Stände in Presburg hätten ein Manifest erlassen, wobei wieder Abenteuerliches auftaucht. Erzherzog Stephan ist hier, man weiß aber nicht, ob des ungarischen Balles wegen oder um Instructionen zu holen. Ungarn war von jeher der Sauerteig für Östreich; von dort, nicht von Polen oder Italien aus, ist der Impuls zu Reformen zu erwarten. Ungarn wird daher hier mehr gescheut als irgend ein sonstiges Volk. Die Abdankung Louis Philipps nahm Metternich diplomatisch ruhig auf, die Nachricht von der Republik machte ihn auf Momente still und starr. Wird er, wenn sich die Nachrichten von Preßburg bestätigen, vielleicht in Zorn gerathen? Was dann? Italien ist mit Bajonetten zu bewahren, gegen das ungarische Parlament kann man nur mit Schrift und Wort kämpfen, und das ist die schwächste Seite unseres Regimentes. Nur nichts schreiben, nur nichts drucken, nur nichts öffentlich! — Sie werden es charakteristisch finden daß mitten in diesen Weltbegebnissen der hiesige Polizeipräsident, als Chef des Censurcollegiums, Muße hat, einem Censor eine lange Nase zuzuschicken, weil er eine Notiz gegen eine Sängerin zuließ! Gegen das Censurcollegium wird bekanntlich von Schriftstellern eine Petition vorbereitet, aber neu ist, daß selbst das Bücherrevisionsamt sich über die Manipulation dieser neuen Stelle beschwert. Wie kleinlich alles hier behandelt wird, zeigt jeder Tag. So hat man vorige Woche einige Börsenmäkler vor die Polizei geladen, ohne Verhör eingesperrt, und, da es Juden sind die hier noch dem Leibzoll unterliegen, ausgewiesen. Warum? weil sie Staatspapiere wohlfeiler ausboten! Hans Jörgel (eine Wochenschrift im Pöbeldialekt) galt in dieser Beziehung als Moniteur der Regierung; Herr von Hans Jörgel sagt, blos die verfluchten Juden seien Schuld daß die Staatspapiere fallen! Der Polizeicommissarius an der Börse sah jedem auf den Mund welche Zahl daraus kömmt, der privilegirte Sensal notirt alle Leute, die billig ausbieten. Dennoch stehen die 5procentigen Metalliques heute 83! Wahrscheinlich wird die ganze Börse eingesperrt. — Aus Oberitalien kommen so eben beruhigende (!) Nachrichten; Mailand soll still sein, das heißt, die Officiere trauen sich nicht zu essen noch zu trinken, aus Furcht vor Vergiftung; man wagt nicht den Kopf zum Fenster hinauszustecken, — aber es ist Alles ruhig!

Aus Preßburg, Sonntags d. 5. März.

[Geldnoth; geheime Sitzung der Deputirten, Kossuth's und Szechenyi's Reden gegen das System; die Forderungen der Ungarn; ihre Botschaft nach Wien.]

⊙ Das Mißtrauen gegen die Regierung welches bis jetzt blos von der Opposition ausgesprochen wurde, hat sich durch die neuesten Ereignisse den harmlosesten Gemüthern mitgetheilt. Hier ist keine Banknote mehr anzubringen. Kein Kaufmann nimmt sie, wenn er Silber dafür zurückgeben soll. Das Mauth- und Zahlamt haben kein Silber mehr, die Sparkasse trotz aller Aushülfe kann die Geldforderungen nicht befriedigen, und stündlich kündigt man ihr neue Posten. Die Wechselzahlungen werden nicht angenommen, wenn sie in Banknoten geleistet werden (gestern wurden dem Grafen Louis Bathyanyi 30,000 fl. Banknoten zurückgewiesen.) Der kleine Absatz ist ganz gestört. Zudem traf — glücklicher oder unglücklicher Weise — eine Interpellation bei der Ständetafel ein, die bereits große Folgen hat.

In Raab brachte die Geistlichkeit Cortes (Wähler) in die Congregation, um etwas zu ihren Gunsten durchzusetzen. Die Oppositionsleute machten folgendes Manöver: sie schenkten mehrere 5 und 20 fl.-Banknoten, damit sie es unter sich theilen. Nun sollten die Banknoten gewechselt werden, und da sagten die Unterrichteten: Die sind nicht mehr soviel werth, boten 14, 16 Zwanziger u. s. w. niedriger. Augenblicklich stellte Einer die Motion, daß den Deputirten der Auftrag gegeben werde, betreffs der Banknoten und sonstiger Papiere zu interpelliren, da diese nie im Lande Geltung hatten, und noch keine haben. Mit Mehrheit ging dies durch, und am Mittwoch brachte der (conservative) Raaber Deputirte gezwungenerweise die Geschichte vor. Der Gegenstand war zu wichtig, um ihn augenblicklich vorzunehmen. Einstweilen wurden geheime Conferenzen gehalten, Donnerstag aber eine Sitzung der Stände bei geschlossenen Thüren. Diese dauerte von 4 bis 9 Uhr. Es ging ächt ungarisch her. Um ja jeden Schein einer „Sitzung" zu vermeiden, behielten die Deputirten ihre Hüte auf, die meisten rauchten, der große Saal war kaum mit 10 Kerzen erleuchtet. Der Raaber Deputirte brachte den Gegenstand zur Sprache. Darauf Kossuth: Nicht um den vereinzelten Fall handelt es sich, sondern um Reich und Thron, denn die nächsten 24 Stunden können alles in Frage stellen. Die Magnaten und vielleicht wir Edelleute rufen noch: „Moriamur pro rege nostro" — aber das Volk, das unvertretene, wird schwerlich mitrufen, da gegen die bestehende Regierung die größte Antipathie herrscht. Was nützt die Beseitigung einzelner Beschwerden, und besonders auf diesem schleppenden, erfolglosen Wege, da das ganze System elend und verwerflich ist? Täuschen wir uns nicht! Wie die Sachen stehen, ist bei jedem Anlaß Dynastie und Reich in Gefahr, und das verdanken wir dem Systeme, den Regierungsleuten, die dem Lande fremd sind. Es ist nur Eine Abhulfe möglich. Hier (auf den Präsidentenstuhl zeigend) muß ein verantwortlicher Minister sitzen, Rede und Antwort geben, unterhandeln, beschliessen. So lange das nicht ist, kämpfen wir gegen un-

sichtbare Geister, gegen geistlose Gespenster. Er beantragt: für die morgige Sitzung eine Petition an S. Majestät, daß noch im Laufe dieses Reichstags ein ungarisches Ministerium ernannt werde, das hier seinen Sitz habe. Wenn morgen der König Soldaten fordert, werden wir sie etwa dieser Regierung votiren? Wenn wir sie votiren, wird uns das Volk nicht verwünschen? Wenn die Rekruten ausgehoben sind, werden sie solchen Fahnen treu dienen? u. s. w.

Nicht Eine Stimme erhob sich gegen das Princip der Motion. Zufällig hatte ein Regierungsmann (Statthaltereirath Bataczy) das Quasipräsidium, aber weder er, noch der conservative Führer Somsich sprachen dagegen. Im Gegentheile, sie äußerten ausdrücklich, sie seien vollkommen mit der Ansicht Kossuths einverstanden, daß hier ein verantwortliches Ministerium sitzen möchte.

Nun aber kam das Überraschende, daß Graf Szechenyi sich erhob und eine wahre Philippica gegen die Regierung hielt. Worte wie „elend, schlecht, unverbesserlich, starrsinnig" rc. flogen wie Pelotonfeuer. Alle sprachen sich gegen das jetzige Regiment offen und klar aus. Kein Vertrauen in eine solche Regierung, keine Hoffnung fürs Land, Besorgnisse für den Thron! So gings funf Stunden lang bis zum Schlusse. Kossuth sollte Freitag den Antrag zu solcher Repräsentation stellen, es soll gleich in der Circularsitzung angenommen, sogleich eine Reichssitzung angeordnet, und das authentisirte Nuntium im Momente den Magnaten zugeschickt werden. Die ganze conservative Partei verpflichtete sich auf Ehrenwort, keine Sylbe dagegen vorzubringen.

Die Aufregung bis zur Sitzung war ungeheuer, die Sitzung selbst eine erhebende und großartige. Alles ist angenommen. Kossuth donnerte wie der ergrimmte Jupiter: Mit dieser Regierung ist nicht weiter zu kommen; wenn man alt ist, stirbt man, Metternichs Politik ist ein Greis, sie ist gestorben. Gefahren stürmen ein auf unser Reich. Eine solche Regierung kann sie nicht abwehren. Bajonette sind heutzutage die gebrechlichsten Häkchen, einen Staat zusammenzuhalten. Vielleicht ist eine zweite Auflage der heil. Alliance im Anzuge, aber man vergißt, daß das Volk die Alliance rettete, nicht die Alliance das Volk. Die Wiener Bureaukratie kann keine Begeisterung erwecken, für den König wollen wir unser Blut lassen, für die Wiener Politik opfert sich kein Spatz. Unter diesen Verhältnissen, bei dieser absolutistischen Richtung kommen wir keinen Schritt vorwärts. Wir Ungarn aber sind allein noch im Stande, dieses der östreichischen Regierung zu sagen; daher müssen wir es sagen! Als wir 1790 gegen die französische Revolution auftraten, vergaß der Reichstag Garantien für die Zukunft zu fordern; wir wollen nicht in denselben Fehler verfallen. Ein hoffnungsvoller Thronerbe war jüngst in unserer Mitte. Ganz soll er die Krone bekommen, aber auf diesem Wege wird sie schlecht bewahrt. In wenigen Tagen können Könige stürzen. Sorgen wir für morgen! u. s. w.

Wie gesagt — der Antrag Kossuths wurde einstimmig angenommen, der Notar mit Abschaffung des Nuntiums beauftragt, dasselbe (natürlich von Kossuth vorbereitet) sogleich verlesen, begutachtet, in die Druckerei verwiesen, und angeordnet, sobald es aus der Presse, noch am Abend eine authentisirende Circularsitzung, darauf eine Reichssitzung zu halten, und das Nuntium gleich den Magnaten zuzumitteln. Im Nuntium wird verlangt: — Verantwortliches Ministerium, — Ertheilung von Constitutionen für die uns eng verbundnen Länder der Monarchie — freie Presse — öffentliche Finanzrechnung — allgemeine gleiche Besteuerung — Lösung der Urbarial- und Städtefrage — ein Vertheidigungssystem das dem Lande zweckmäßig entspricht — allgemeine Bewaffnung — endlich Bürgschaften für die Regierungsakte. —

Die gedruckte Repräsentation ist ohne Widerspruch angenommen. Die verlangte Reichstagssitzung aber wurde auf den Wunsch des Personals auf den nächsten Tag 9 Uhr bestimmt, um sogleich dann das Nuntium an die Magnatentafel anordnen zu können.

Preßburg Sonntag d. 4. März*).

[Die Botschaft der Stände.]

Gestern sandte ich Ihnen schnell den kurzen Entwurf der Repräsentation**); heute folgt diese selbst, wie sie so eben in der Reichssitzung der Ständetafel authentisirt, und durch eine Deputation an die Magnatentafel übersandt wurde. Die Preßburger Zeitung liefert das Document in ziemlich treuer Übersetzung; sie liefert damit zugleich einen Beweis daß die Censur in Landtagsangelegenheiten das Authentische zuläßt***).

Ich enthalte mich jedes Urtheils über dieses Actenstück; es spricht klar und unverdeckt, obwohl Viele welche Augen haben, doch nicht werden sehen wollen. Nur ein Volk das gekräftigt ist durch seine Institutionen, das seine Rechte kennt und seine Wünsche offen darlegt, führt vor dem Throne eine solche Sprache. Möge sie gehört und gewürdigt werden! Aber es hat nicht den Anschein, denn bereits kam folgender Zwischenfall. Die heutige Reichssitzung der Magnaten wurden unter Präsidium des Reichsrichters eröffnet. Das obencitirte Nuntium der Stände wurde verlesen, aber der Präses beantragte, die Verhandlung auszusetzen, bis der Palatin zugegen sei, der aber heute nach Wien reiste! Die Angelegenheit wäre zu wichtig, und schon die Discretion erfordere es, diese Repräsentation nur in seinem Beisein vorzunehmen. Es erfolgte eine allgemeine Entrüstung der Oppositionsmitglieder. Graf L. Bathyanyi äußerte sich über dieses Verfahren mit Entschiedenheit: Der Usus belehrt daß von jeher selbst die wichtigsten Affairen ohne Präsidium des Palatins verhandelt und abgestimmt wurden. Übrigens habe S. k. Hoheit bereits vorgestern Nachts gewußt, was die Stände vorhaben, und dieses absichtliche Abreisen, um sich dort Raths zu erholen, wo so selten ein guter Rath ertheilt wird, könne nur erbittern! — Sie können wohl denken daß all die wackelnden Zopfmänner mit dem Judex Curiä für die Vertagung stimmten — und so hat das Wiener Kabinett Zeit gewonnen. Meine unmaßgebliche Meinung ist, daß trotz aller Stürme in Frankreich und Italien die Wiener Regierung nicht ein Tüttelchen vom alten System opfert, und sonach eine Auflösung des Reichstages, und in Folge davon eine immense Erbitterung des Landes bevorsteht. Möchte ich mich irren!

*) Von einem andern Berichterstatter.

**) Wir erhielten den Brief nicht. Ist er unterschlagen?

***) Wir geben den Repräsentationsvorschlag in der nächsten Nummer. D. Herausg.

Aus München, d. 5. März.

[Die Volksbewegungen.]

‡ Vor einigen Tagen gab es Nachts einen tüchtigen Krawall, zunächst hervorgerufen durch eine Katzenmusik, die das Volk dem Minister des Innern, v. Berks brachte, der sich dann den nächsten Morgen früh 4 Uhr seiner Gesundheit wegen (das Volk schrieb auf die Maueranschläge, die diese Nachricht brachten, „seines Katzenjammers wegen") auf die Reise begab. Vielleicht reist er seiner Begünstigerin, der Gräfin Landsfeld, nach. — Mit dem Krawalle war Fenster- und Thüreneinwerfen verbunden, und es blieben mehrere öffentliche Gebäude, z. B. das Ministerium, das Ständehaus, die Regierung, ja selbst die Residenz nicht verschont. Die nächste Nacht war ruhig; Bürger- und Linienmilitär suchten die Ordnung aufrecht zu erhalten. Die Bürger übergaben dann vorgestern Sr. Majestät eine Adresse, worin sie ihre Wünsche niederlegten, darunter vornehmlich: Vollständige Abschaffung der Censur und unverweilte Einführung öffentlicher und mündlicher Rechtspflege mit Geschwornengericht, ein zeitgemäßes Polizeigesetz, neues Wahlgesetz, Verantwortlichkeit der Minister, Beeidigung des stehenden Heeres und schleunige Einberufung der Stände. In einigen Stunden war die Adresse von 4—5000 Unterschriften bedeckt, die übrigens nicht blos von den Bürgern, sondern von der ganzen hiesigen Bevölkerung, vom Volke ausging. Der König verlangte Bedenkzeit. Gestern früh aber war schon an allen Straßenecken angeschlagen daß die bisherigen Stände aufgelöst seien, eine neue Wahl stattfinden werde und die neuen Stände auf den 31. Mai d. J. einberufen seien. Damit war das Volk nicht zufrieden. Es verlangte schleunige Einberufung der Stände. Eine Deputation von Bürgern that es dem Könige kund, und schilderte zugleich die bedenkliche Stimmung. Da ertönte Generalmarsch. Das Volk hatte das städtische Zeughaus gestürmt; die ganze Stadt war in Aufregung. Jetzt erschien Prinz Karl auf dem Rathhause und verlas Folgendes: Die Stände des Reichs sollen auf den 16. dieses Monats einberufen werden. Ludwig. — Die Bürgerschaft war beruhigt, weniger das Volk im Allgemeinen. Man fragte: Warum beruft er die Stände nicht gleich ein? Warum gewährt er nicht gleich Preßfreiheit rc., was doch Kronrechte sind? — Die Zeughausstürmer — meist junge Leute, Studenten, Künstler und Handwerker hatten sich derweilen auf dem Promenadeplatz versammelt, fest entschlossen, ihre Waffen — es waren größtentheils alte Hellebarden, alte Ritterschwerter, Säbel, Pariser Bajonette — nicht abzugeben. Ihre Anzahl mag sich übrigens auf 800—1000 belaufen haben. Abermals erschien Prinz Karl mit seinen Officieren und verkündigte was er auf dem Rathhause verkündigt hatte. Aber auch hier schien man nicht damit zufrieden und fragte, ob der König was eben vorgelesen selbst geschrieben habe. Es wurde bejaht. Auch Prinz Karl gab sein königliches Wort daß die Stände am 16. März berufen werden sollen. Die Bewaffneten blieben jedoch beisammen und zogen dann, bewaffnete Bürger zum Theil an der Spitze, auf das Rathhaus. Dort beredete sie Fürst Wallerstein, die Waffen wieder in's Zeughaus zu liefern die sie „ja immer wieder dort holen könnten." Dies geschah. Es wurde ruhiger in der Stadt. Das Militär (Bürger und Linie) besetzte alle Straßen, besonders bei der Residenz, wo eine große Anzahl Militär und auch mehrere Kanonen standen. Die Nacht ging ohne Störung hin. Auch heute (Sonntagmorgen) ist die Stimmung soweit ruhig; doch hat sich keineswegs die Aufregung der Gemüther gelegt. Das Militär ist heute nicht sichtbar; auch die Kanonen sind weg. Gestern Abend kamen noch mit dem letzten Eisenbahnzug einige Schwadronen leichte Reiterei. — Die französischen Ereignisse haben auch hier ihre Wirkung gethan: man erkennt die Wichtigkeit des Augenblicks und weiß was jetzt noth thut. Forderungen und Wünsche, die Jahre lang vergebens an die Fürsten gestellt wurden, müssen jetzt erfüllt werden, wenn Deutschland Frankreich gegenüber wohlgerüstet dastehen soll. Das fühlt man bei uns, man fühlt es in ganz Deutschland.

Aus Berlin, d. 3. März.

[Eindruck der französischen Ereignisse; Preußens Stellung; Hof und Theater.]

(✱) Den Eindruck der französischen Ereignisse in Berlin zu schildern, möchte ich nicht gern zu meiner Aufgabe machen. Auch hier hat diese ungeheure Wendung der Dinge eine elektrische Spannung entzündet, die den politischen Todesschlaf Berlins noch bei weitem heftiger durchzuckt hat, als vor achtzehn Jahren die Revolution des Juli, von der wenigstens in den Berliner Conditoreien, in denen man sich in dichtgedrängten Gruppen die neuangekommenen Nachrichten laut vorlas, eine mächtige Wirkung zu spüren war. Dieselben Äußerungen einer gemeinschaftlichen und vereinigenden Theilnahme, welche bei dem sonstigen klammen und herzlosen Zusammenleben in Berlin immer schon etwas bedeutet, hat man auch in diesen Tagen vielfach hier wahrnehmen können, aber der Eindruck ist ernster, tiefdringender als je, und macht deshalb in seiner Kundgebung vielleicht vorsichtiger und zurückhaltender. Der Antheil kleidet sich hier auf gut Berlinisch noch in so viel verschiedene Formen, Masken und Rücksichten, daß man es nicht unternehmen kann ihn zu beurtheilen, ohne nach mehreren Seiten hin fehlzugreifen. Unsere Bürgerclassen, in denen seit einiger Zeit viel gesundes Leben wohnt und auch die politische Intelligenz erwacht, sind bei weitem geeigneter, die Bedeutung des größten politischen Ereignisses in Europa zu begreifen und in einem gesunden und unbefangenen Sinne aufzufassen, als unsere Beamten, Professoren und Gelehrten. Unter diesen hört man jetzt hier die härtesten und verdammendsten Urtheile über die Franzosen und ihre jüngste Revolution aussprechen; der alte crasse Franzosenhaß der für Deutschland niemals Heil gebracht hat, findet in der Berliner Bureaukratie und Gelehrtenaristokratie wieder seine neue Belebung. Man mag über die französische Republik von 1848 denken wie man will, so wird man in ihr mehr als jemals die große französische Nation wiedererkennen müssen, welcher nur der deutsche Philister, der kein Vaterland hat, seinen Haß zu decretiren vermag! Unsere großen Gelehrten, deren wir allerdings sehr ausgezeichnete hier besitzen, sind in den Republiken und freien Staatseinrichtungen des alten Hellas und Rom, die sie Jahr aus Jahr ein der lieben studirenden Jugend erklären und interpretiren, bei weitem besser zu Hause als in ihren eigenen menschlichen und bürgerlichen Angelegenheiten, aber man höre diese Nabobs unserer Gelehrsamkeit jetzt über Frankreich, die Nation und ihre neuesten Schicksale raisonniren, und man wird nicht glauben, die berühmten Interpreten des republicanischen Alterthums, die auf ihren Kathedern so oft

mit der hellenischen Freiheit cokettirt haben, vor sich zu sehn! —

Daß aber die Wirkung der Februarrevolution Frankreichs im Allgemeinen auch hier tiefer gegriffen, als man sonst den hiesigen Stimmungen und Stellungen zuzutrauen pflegt, dafür kann ich Ihnen einen für Berlin sehr sichern Barometerstand anführen, nämlich den Theaterbesuch, der in den letzten Tagen, wo uns die entscheidenden Nachrichten aus Paris zukamen, auffallend spärlich war. Selbst in der Darstellung der Hugenotten, in der Madame Viardot-Garcia von dem hiesigen Publicum Abschied nahm, war das Opernhaus leer geblieben. —

Die hier anfänglich verbreiteten Gerüchte von einem plötzlichen Unwohlsein des Königs haben sich widerlegt. Es fand im Gegentheil gestern Abend in den Gemächern des Königs ein Hofconcert statt, in welchem Mad. Viardot-Garcia vor ihrer Abreise zum letzten Mal mitwirkte. Der König soll sich sehr heiter und ruhig mit seinen Gästen unterhalten haben. —

Eine dramatische Neuigkeit des Königl. Theaters in der letzten Woche war: „Der Rückfall," ein Schauspiel von A. P. Werner, (der Schauspielerin Pauline Werner,) deren frühere Stücke unter der Chiffre A. P. gegeben wurden. Diese neue Pièce ist von einer erstaunlichen Harmlosigkeit und Mittelmäßigkeit, und findet darum bei der hiesigen erbärmlichen Theaterkritik, die nur gegen alle höheren Bestrebungen Front macht, natürlicher Weise Unterstützung und Beipflichtung. Auch hier, wie in dem Puttlitz'schen Hausmittel, von dem ich Ihnen neulich sprach, eine halbemancipirte Frau welche durch eine kleine und lose Intrigue in die Schranken der Häuslichkeit zurückgeführt wird! Diese Tendenzstücke zum Besten des Familienwohls und einer geordneten Häuslichkeit sind unsere neueste Bühnenmisère: eine Mischung von Albernheit, Sentimentalität und Gesinnungslosigkeit, die aber glücklicher Weise bei unserm Publicum keinen besonderen Beifall findet. Man mißt dem alten Raupach die Mitautorschaft oder wenigstens eine starke Durcharbeitung der Werner'schen Stücke bei. —

Zur Chronik der Gegenwart.

Völker und Staaten.

— Man kann nicht leugnen daß die Regierung der Republik in Paris sehr gute Stylisten besitzt. Außer Lamartine dem Talente des lyrischen Schwunges, hat sie an Louis Blanc dem Verfasser der dix ans, an Marrast dem Leiter des National, an Flocon dem Leiter der Réforme, drei ausgezeichnete Prosaisten zu Secretären. Ledru-Rollin, der Minister des Innern, ist der hervorstechende Advocat. Den Minister der Marine, Dominique François Arago, den Freund Alexander v. Humboldts, kennt Europa als Mann der Wissenschaft, als Mathematiker und Physiker. Sein jüngerer Bruder Etienne Arago, der Postmeister der Republik, ist Lustspieldichter; seine Komödie „die Aristokratie" wurde in diesen Tagen mit Molière's Arzt wider Willen zum Besten der Verwundeten im Théâtre français gespielt. (Welche ironische Geltung hat zufällig Molière's Lustspiel! Ist nicht diese ganze, Alle überraschende Republik ein Arzt wider Willen?) So sind in der That fast alle Zweige der Literatur in der Regierung vertreten; der Poet der Tragödie, Victor Hugo, nimmt in der Republik nur einen kleinen Nebenposten ein, er ist Maire eines Pariser Kirchspiels geworden. Zur Lyrik, zur Geschichtschreibung, zur Journalistik, zum Lustspiel, zur Mathematik, gesellten sich dann noch mit der Advocatur für die Justiz und die Finanzen zwei Männer des aufgeklärten klugen Judenthums, Cremieux und Goudchaux. Wir sehen alle treibenden Elemente des Zeitalters im Regiment der Republik vereinigt. Auch die Provinzen Frankreichs sind wohl vertheilt; der Präsident Düpont ist Normand, Lamartine ein feuriger Burgunder, Arago ein Mann vom pyrenäischen Bergland. — Die Regierung der Republik hat mit sehr regem Eifer ihre Thätigkeit eröffnet. Es ist ihr für den Augenblick gelungen die Ordnung herzustellen, die Ausschweifung zu hindern. Sie hat die Todesstrafe für politische Verbrechen aufgehoben. Aber sie hat zugleich die Arbeiter mit der Garantie für Brot und Arbeit beschwichtigt! Die Civilliste des Exkönigs reicht dafür nicht aus. Die Republik hat mit dieser Garantie die communistischen und socialistischen Sympathien für sich gewonnen; aber die arbeitende Klasse zugleich zu Ansprüchen verhängnißvoller Art berechtigt. Die Regierung der Republik will die bisher theoretischen Probleme des Socialismus praktisch zur Lösung bringen. Sie hat damit die ungeheuerste Aufgabe des Zeitalters auf ihre Schultern genommen. Wird sie der Last gewachsen sein?

— In Raspail hat die Regierung der Republik bereits den schärfsten Gegner auf dem Boden der Demokratie gefunden. Raspail ist als Arzt durch seine Charakterisirung der Fieberkrankheiten berühmt. Er ist Republikaner; die Republik eröffnet bereits in ihrem eignen Schooße die literarische Opposition. Raspail's Blatt: l'ami du peuple übt eine scharfe, schneidende Kritik gegen die Mitglieder der Regierung.

— Lamartine hat durch seine begeisterte Rede dem Volke die blutrothe Jakobinerfahne entwunden, der Republik die dreifarbige erhalten. Er siegte endlich durch die Schmeichelei des Ehrgeizes; die rothe Fahne sei nicht über das Marsfeld hinausgekommen, die tricolore habe in allen Ecken der Welt geflattert. Das Signal des Schreckens und der Guillotine ist vor der Hand für die junge Republik beseitigt. Lamartine ist in Paris der gefeierte Held des Tages. — Wer diesen Dichter nach seinen schwärmerisch religiösen Méditations, oder gar nach seinem royalistisch hierarchischen Chant du sacre kennt, worin er Karl's X. Krönung feierte, wird sich nicht gleich in die Rolle des republikanischen Regierungsmannes versetzen können. Auch noch seine vielgefeierten Harmonies litten an abstractem Phrasenthum, und sein Jocelyn, das poetische Tagebuch eines Dorfpfarrers, das christliche Entsagung und die Tugend reiner keuscher Menschlichkeit besingt, flüchtete aus der Wirklichkeit in eine arkadische Welt. La chute d'un ange war das am meisten phantastisch in's Blaue aufgelöste Poem Lamartine's. Allein die poésie humanitaire erhielt in ihm immer festere Form, immer stärkeren, wirklichkeitsvolleren Inhalt. In der Kammer von 1833 durfte Cormenin, der praktische

Rechner, ihn noch um seine kosmopolitische allgemeine Menschenliebe mit der er regieren wolle, verspotten. Lamartine nannte sich démocrate-conservateur, er hielt sich von allen intriguanten und intriguirten Parteien des Julikönigthums fern, er sprach oft in's Blaue, aber das reine Blau des Himmels stand zukunftverheißend als Horizont über seiner poetischen Begeisterung gegen Sklaverei, für die freie Presse, für die Abschaffung der Todesstrafe, für die Erweiterung des Wahlrechts. Er widersetzte sich aufs heftigste der Befestigung von Paris, die Thiers so weise und nun so nutzlos durchgeführt. Uns Deutschen antwortete Lamartine 1840 auf Becker's Rheinlied mit seiner „Friedensmarseillaise." In der Regentschaftsfrage 1842 sprach er sich für die Herzogin von Orleans aus. Nach diesem allem hat auch ihn die Form der Republik überrascht; aber ihr Inhalt, ihre Gesinnung war in und mit ihm vorbereitet. Die Gründung einer gesellschaftlichen Demokratie mit einem constitutionellen Throne war bisher schließlich das Ziel seiner Gedanken gewesen. Seine Lauterkeit hat ihn mächtig gemacht; sein innerer Wandel vom Legitimismus zur Demokratie war rein das Ergebniß seiner Entwickelung, blieb den Machinationen des ränkevollen Justemilieu des Julithrones fern. Seit 1843 war er die populäre Größe die der ehrlichen Opposition das Programm dictirte; man hatte an ihm mehr als einen zukünftigen Minister, man hat an ihm „ein ganzes Ministerium." — Ob dies ehrliche Herz mit seinem lyrischen Schwunge die Republik vor Zwietracht, Leidenschaft und Intrigue bewahren werde, lehrt uns die nächste Zukunft. (So eben erhalten wir das erste Heft von Emil Frensdorff's „Männern und Frauen des Auslandes." (Berlin, Alex. Dunker.) Lamartine eröffnet die Reihe; doch wird erst das zweite Heft auf die jetzige politische Stellung dieses Dichters Bezug nehmen.)

✻ Louis Blanc schrieb vor einigen Jahren in dem republikanischen Journal la Réforme (vom 18. Sept. 1843) einen Aufsatz, worin er zuerst die seit der Julirevolution in der französischen Nation eingetretene bestimmte Scheidung zwischen bourgeoisie und peuple gründlich erörtert hat. Diese Scheidung die schon in der Constitution von 1791 angedeutet gewesen war, hat sich jetzt in der Februarrevolution von 1848 wieder einheitlich zusammengefügt, und ihre einheitliche Organisation ist die Republik, die zugleich die socialistischen Keime der letzten Zeit zwar vorsichtig und mit großem Takt, aber doch in entschiedener Richtung in sich aufgenommen hat. Die Bourgeoisie machte die Julirevolution von 1830. Das peuple aber hat die Revolution vom 24. Febr. 1848 gemacht. Es erfolgt damit zum ersten Mal die Aufnahme des Proletariers in den Staat. Wie die Lösung dieses ungeheuern Problems der Menschheit gelingen werde, dies ist das Hauptinteresse welches die neueste Staatsbewegung Frankreichs für Europa hat.

✻ Die Allgemeine Preußische Zeitung vom 1. März spricht in ihrem leitenden Artikel über die Ereignisse in Frankreich, wie es scheint, die officielle Stimmung des preußischen Kabinets, zugleich mit Rücksicht auf die ganze Stellung Deutschlands zu der neuesten französischen Revolution aus. Dieser Artikel (dessen Autorschaft, wie man uns in einem Privatbriefe aus Berlin schreibt, allgemein dem Hrn. Staatsminister v. Bodelschwingh beigemessen wird) sucht alle tiefer greifenden Wirkungen einer französischen Republik auf Deutschland als unmöglich hinzustellen, und stützt sich dabei namentlich auf die „unerreichte Wehrverfassung Preußens", die in dem entscheidenden Augenblick die nöthige und unübersteigliche Kluft zwischen Deutschland und der französischen Republik aufzurichten im Stande sein werde! Zugleich wird aber bestimmt jede Intervention in die inneren Angelegenheiten Frankreichs abgewiesen. Wir haben also vor der Hand nur einer kriegerischen Defensivstellung gegen die Republik Frankreich entgegenzusehn. Die deutsche Presse scheint bisher noch in einem vergeblichen Ringen begriffen, in der Behandlung der französischen Vorgänge das rechte Wort und einen ausdrucksvollen Ton zu finden. Die Kölnische Zeitung und die Heidelberger Deutsche Zeitung haben einige gute, aber behutsame Ausführungen gegeben, um anzudeuten, wie die innere Lüge und Schlechtigkeit des Louis Philipp'schen Staatssystems nothwendig diese längst reif gewesene Frucht habe gebären müssen. Vergleicht man aber damit die großartig schlagende und vernichtende Charakteristik Louis Philipps und seiner Regierung, welche die englischen Times jetzt gebracht haben, so muß man einsehn, wenn man es nicht schon gewußt hat, daß die deutsche Presse unter ihren gegenwärtigen bindenden Verhältnissen nur ein ohnmächtiges Kinderspielzeug ist, und schwerlich zu einem entscheidenden Mitsprechen in den gegenwärtigen europäischen Angelegenheiten berufen sein kann. Um so weniger hat es uns wohlgethan daß gerade die Allgemeine Preußische Zeitung, der die Redefreiheit freilich nur eine Kleinigkeit ist, bereits so entschieden das Wort in dieser Angelegenheit gefunden haben will, und zu Gunsten des abgesetzten Regiments gegen die französische Nation in einer Weise Partei nimmt, zu der unseres Erachtens noch durchaus keine Berechtigung vorliegt! Fühlt denn die Allgemeine Preußische Zeitung nicht endlich daß die Zeiten vorüber sind, in denen sie ihren Lesern Sand in die Augen streuen kann!

— Österreich, du schlafst sehr lang.
Daß dich nicht wecke der Vogelgesang!

So sang nach einem alten Liede in unsern Tagen Hermann Rollet. Vogelgesang hat Östreich nicht wecken können; den Vogelgesang seiner Lyriker nahm Östreich wie Fliegengesumme im Morgenschlaf, es griff hin und her mit der Hand, — es legte sich nicht einmal auf die andere Seite. Was wird es wecken? — Ein Donnerwort? — Der zerschmetternde Ruf für das Königthum in Frankreich war: Zu spät! Das Königthum ist in Östreich nicht gefährdet. Aber Östreich soll mehr sein als bloße Erbschaftsmasse gesammelter Königreiche. Es soll uns mit seiner Schwerkraft ein Hort sein gegen den Osten, ein Centrum und Halt als europäische Großmacht. Deshalb fordern wir daß seine Größe sich verjünge, daß es in der Freiheit seiner Völker seine neue Stärke, in dem freien Bunde Böhmens, Ungarns und der Lombardei zu seiner erlahmten Schwerkraft neue Triebkraft gewinne. Östreich hat seit der großen Revolution aufgehört Deutschlands Führer zu sein, es hat damals seine Vorposten am Rhein und an der Schelde aufgegeben, Deutschland war seitdem sich selbst überlassen, Östreich zog sich in sich selbst zurück. Die Wiener Acte reihte es wieder als erste deutsche Macht ein; aber Preußen überflügelte es, Mitteldeutschland mit seinen kleinen Staaten entwickelte, wenn auch zerstückelt und getheilt, seinen Kampf um Errungenschaften auf welche Östreich grol-

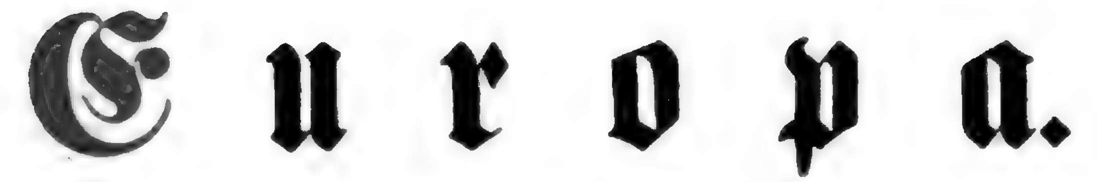
lend blickte. Ein Stern des Heils ist über Preußen aufgegangen, es hat sich verfassungsmäßig zu gliedern begonnen bevor das Donnerwort: Zu spät! erklungen. Es hat, wenn auch zögernd, den Fortschritt nicht aus der Hand gegeben; es ist mächtiger als je; es besetzt mit seinen Armeecorps die westliche Grenze und kann sich rasch und zuversichtlich entschließen die Republik Frankreich sich selbst zu überlassen, es kann die Ehre und die Freiheit nach außen schirmen, denn es hat der Freiheit im Innern eine Gasse gebahnt. Jetzt wo es sich darum handelt ein deutsches Parlament zusammenzuberufen, sehen wir Östreich mit sich selbst beschäftigt, statt für Deutschland vorzutreten als Schirm und Wacht, als Herold der Ehre und Selbständigkeit. Östreich ist auch im Osten verkürzt; für die verlorenen Donaumündungen ist Krakau ein schlechter Ersatz. Es hat in Mittel- und Süditalien seine Hegemonie verloren; England das seine Stärke in der Freiheit hat, zeigt ihm den Fehdehandschuh wenn es eingreifen wird. Es bedurfte dessen kaum; Östreich muß sich bescheiden seine Lombardei zu halten. Sardinien, Toscana, der Kirchenstaat haben durch Reformen die Revolution unmöglich gemacht; Neapel hat seine Existenz durch Zögern und Hinterlist aufs Spiel gesetzt. Noch ist es Zeit daß Östreich die Lombardei sich erhält. Wer Östreich als europäische Großmacht für nöthig erachtet, muß es wünschen. Es ist noch möglich, die Reform kann noch überall die Revolution hindern, ein Bund freier Völker unter Söhnen des Kaiserhauses kann Östreich noch als einen Staatenbund großartig in die Geschichte eintreten lassen. Deutschland bedarf Östreichs gegen den Osten, wie es Preußens gegen den Westen bedarf; Nachhut und Vorhut, beide sind uns gleich nothwendig. Daß Deutschland waghalsig vorangeeilt, kann niemand sagen, macht die Spötter nur lachen. Der alte Spruch: Nur langsam voran daß die östreich'sche Landwehr folgen kann! hat selbst Preußen innegehalten. Es ist nicht unsere Art, über unserer Triebkraft unsere Schwerkraft zu vergessen. Mag nun Östreich nicht seinerseits den alten Spruch A. E. I. O. U. vergessen: Aller Ehren Ist Oestreich Voll!

— Daß Despotismus immer in religiöser Unduldsamkeit seinen Halt gesucht, dazu ist der Vorfall mit dem Grafen Bathyanyi in Ungarn ein neuer Beleg. Casimir Bathyanyi, einer der ersten Magnaten Ungarns, eines der einflußreichsten Mitglieder des ungarischen Oberhauses, war vor einem Jahre zur protestantischen Kirche übergetreten. Das haben ihm einige Damen am Hofe nicht verzeihen können. Der Palatin, Erzherzog Stephan, erhielt die Weisung, den Grafen nicht zum Hofball einzuladen. Des Palatins Gegenvorstellungen fruchteten nicht; er war so schwach fromme Wünsche für einen Befehl zu nehmen. Mehr als hundert der ersten Edelleute ohne Unterschied des Glaubens und der politischen Überzeugung, schickten in Folge dieser Ausschließung ihres Genossen die Einladungskarten zurück; der Ball beim Palatin war leer. — Kleine Ereignisse dieser Art sind nicht mehr unwichtig.

— Ungarn scheint entschlossen zu sein sich einer unwürdigen Bevormundung zu entziehen, obschon es nicht aufhören wird und will sich zum Völkerbunde unter Östreich zu halten. — Mit starker Mehrheit forderte die Ständekammer die sofortige Abschaffung der seit einigen Jahren vom Könige eingeführten Comitatsadministratoren. Die ungarischen Zeitschriften führen eine furchtbare Sprache die bis in's Kabinett dringt; den deutschen Blättern in Ungarn ist die Zunge gefesselt. Jetzt haben die meisten Congregationen der Comitate ihren Vertretern beim Landtag den Auftrag gegeben, die Rückberufung sämmtlicher ungarischer Truppen aus Italien und allen östreichischen Erbländern unter Androhung der Steuerverweigerung zu fordern. Zugleich beantragt man die Entfernung aller nicht ungarischen Truppen aus Ungarn. Hierin liegt der Knotenpunkt zur Lösung der Wirren; hiermit wird das künstliche System gebrochen, das nur indem es die verschiedenen Völker gegen einander in Schach hielt, über sie triumphirte. Man wird nicht mehr mit Völkerhaß regieren können, Östreich wird mit ungarischen Truppen in Ungarn, mit deutschen Truppen in Deutschland regieren müssen. — In diesem Zustande der Aufregung traf Ungarn die Nachricht von den Ereignissen in Frankreich. Eine Deputation des Landtags an den König fordert jetzt ein verantwortliches Ministerium, aus Ungarn bestehend, unabhängig vom Gesammtministerium der Monarchie. Hiermit ist Ungarn in das Stadium getreten wo die zurückgedrängte Reform nothgedrungen den Charakter einer „friedlichen Revolution“ annimmt.

— Es ist wichtig die Wirkungen der Republik Frankreich zu verfolgen. Die Republik will Frieden, und somit hält sie sich die militärische Dictatur noch fern. Der Gesandte der Vereinigten Staaten von Nordamerika hat zuerst und ganz brüderlich den jungen Freistaat begrüßt. Der päpstliche Nuntius hat sofort seine Freude bezeugt daß die Revolution nicht zugleich gegen den Altar gerichtet war wie ehedem. Belgien, diese Tochtermonarchie des Julikönigthums, hat sich beeilt die neue Ordnung der Dinge in Paris anzuerkennen; der Minister Rogier hat zugleich den niedrigsten Wahlcensus verheißen, somit die beste und sicherste Nutzanwendung für die Monarchie aus dem Umsturz in Frankreich gezogen. Lord Russel hat unter donnerndem Beifall im Parlament erklärt, die Regierung Englands sei in keinerlei Weise gewillt sich in die Organisation Frankreichs einzumischen. England hat für sich selbst soviel Freiheit daß es der republikanischen Form nicht bedarf; es hat zugleich in dieser seiner Freiheit soviel Kraft, Halt und Selbstgefühl daß es auch den schmerzlichsten Wirren in der Entwickelung anderer Völker unbekümmert und ruhig zusehen kann. — Der Deutsche Bund hat fast wider unser Erwarten schnell das Dasein einer deutschen Nation begriffen. Einmüthigkeit sei unser Heil! sagt er in seinem Aufruf an die Nation, einträchtiges Zusammenwirken unter allen Stämmen thue noth! (Möchte das den Schleswig-Holsteinern die der Bund sich selbst überläßt, zu gute kommen!) Der Deutsche Bundestag erklärt, er werde von seinem Standpunkt aus Alles aufbieten um gleich eifrig für die Sicherheit Deutschlands nach außen, sowie für die Förderung der nationalen Interessen und des nationalen Lebens im Innern zu sorgen. „Deutschland, sagt der Bund in aller Eile, wird und muß auf die Stufe gehoben werden die ihm unter den Nationen Europa's gebührt; aber nur der Weg der Eintracht, des gesetzlichen Fortschritts und der einheitlichen Entwicklung führt dahin.“ Die Bundesversammlung beruft sich plötzlich „auf die reife Einsicht“ des deutschen Volkes, auf unsern bewährten gesetzlichen Sinn und unsere alte Treue.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.



Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

F. Gustav Kühne.

1848. 18. März.	Inhalt: Böhmens goldne Zeit unter deutscher Herrschaft. Von F. G. Kühne. — Die Frau Professorin und Dorf und Stadt (aus Dresden). — Aus Wien, Berlin, Bordeaux und Paris. — Zur Chronik: Organisation der Arbeit; die Kirche und die Republik; ein Wort Louis Philipps; Laube über Lamartine, Kossuth; der Sturz deutscher Minister.	№ 12.

Böhmens goldne Zeit unter deutscher Herrschaft.

Eine Skizze von F. Gustav Kühne.

Wenn man unter dem Thurm der die Altstadt Prag vom Strom abschließt, auf die Moldaubrücke hinaustritt: welch ein Bild erhabener Größe liegt vor uns! Es sucht in der Architektur der Städte seinesgleichen. — Diese Brücke welche die Altstadt mit der Kleinseite verbindet, hat zugleich ihre Bollwerke die den Übergang sperren. Nicht die Heiligen die auf den Pfeilern stehen, schirmen dies kühne Bauwerk. Ehedem stand nur der böhmische zweigeschwänzte Löwe auf der Brüstung. Nicht Nepomuk, der Heiland der Jesuiten, schützt die Brücke, sie schützt, bombenfest wie sie ist, sich selbst. Und die beiden Thürme die hüben und drüben mit drohender Stirn einander gegenüber stehen, scheinen sie mit ihren Brustwehren und Keilthürmen noch immer bereit zu sein das Losungswort zum Bruderkrieg zu geben? Die Altstadt Prag, der Sitz des Bürgerthums, mußte sich oft genug gegen den Königssitz auf dem Hradschin verschanzen. König Siegmund von Ungarn, der Bruder und Erbe Wenzels, ließ sich auf dem Schloßberg als König von Böhmen krönen, und war damit noch nicht Herr der Bürgerstadt. Der zweite Ferdinand, der spanisch jesuitische Östreicher, nahm mehrmals Besitz von der Kleinseite; aber die Haubitzen und Donnerbüchsen Dschischka's hielten ihn von der Altstadt Prag, dem Heerd und Herzpunkt Böhmens, zurück. Noch am Schluß des dreißigjährigen Krieges gelang es den Schweden den Hradschin und die Kleinseite zu besetzen; aber die Bürger und Studenten Prags vertheidigten mit Löwenmuth den Brückenthurm und in ihm die Stadt. Die Moldaubrücke, unzerstörbar für die Fluth des Stromes, unerschütterlich vor der Wuth der Menschen, gegen Himmel, Hölle und Erde ein Bollwerk, hielt standfest die mörderischen Parteien auseinander. Georg von Podjebrad, der protestantische König Böhmens, stand ehedem als Erzbild auf einem ihrer Pfeiler. Die Jesuiten stürzten seine Säule in den Strom und pflanzten alle die Heiligenbilder auf, die uns jetzt zu beiden Seiten der Brücke begrüßen. Der Strom ist tief und wild. Nicht blos Pomuk ist da hinabgestürzt, Tausende die für Gott und Böhmen fochten, nahm der Fluß in sein weites Bett. Donnernd bricht sich die Woge an den Pfeilerecken und Bogenhaltern; der Schaum der Wellen hat jahrhundertelang zu thun gehabt das Blut hinwegzuspühlen das von der Brüstung an den Wänden niedertroff.

Es hat bittere Zeiten für Böhmen gegeben wo der Strom Königthum und Bürgerthum schied, jenes drüben auf dem Hradschin sich hinter seinen Bollwerken hielt, dieses hüben sich zur Wahrung seiner Rechte verschanzte, die Moldaubrücke die beide Ufer verbinden sollte, eine Bastion abgab mit Feuerschlünden. Es waren die Zeiten unheilbarer Wirren für Prag und Böhmen. — Wer will die Gespenster: Aufstand, Empörung, Glaubenswuth und Bruderkrieg, wieder heraufbeschwören, den Kampf der Verzweiflung zwischen Vaterlandsgefühl und wälscher Jesuitentücke die Menschheit noch einmal durchfechten lassen? — Niemand. Wir wollen im Gegentheil an die Zeit gemahnen wo Deutsch und Böhmisch sich hier zum Bunde die Hände reichten, Königthum und Bürgerthum vereint zum Wohl des Landes

wirkten, die Moldaubrücke für Hradschin und Altstadt ein friedfertig Band war, der Glanz des alten Prags im Strom sich heiter spiegelte, in seiner lebendigen Glorie allen Völkern Europa's leuchtete. — Prag feiert dies Jahr ein Fest das an jene Zeit gemahnt; es ist die fünfhundertjährige Feier der ersten Hochschule Deutschlands; es ist eine Feier der goldnen Zeit Böhmens. Und diese goldne Zeit war die Zeit deutscher Herrschaft, die Herrschaft der deutschen Luxemburger im böhmischen Lande.

Das Bild das der Hradschin mit dem Lorenzberg vor uns entfaltet, wechselt, wenn wir aus der Altstadt zur Kleinseite Prags hinüberschreiten, es wechselt und bleibt immer erhaben und groß. An den Bergen hinauf klimmen die Wohnungen stolzer Bojaren; die Kleinseite ist eine Stadt von Palästen, jeder Palast sieht aus wie die Burg eines trotzigen Böhmenherzens. Alle jene Magnatenhäuser überragt aber noch der böhmische Louvre, die königliche Burg die der Luxemburger baute. Kein Königsschloß ragt über so viele Adelsburgen hinweg, und steht wie ein Triumph der Majestät über widerspenstige Adelsherrschaft da. — Es geht die Sage daß nicht auf dem Wyschehrad allein, auch auf diesem Schloßberg Vates Libussa ihren Sitz aufschlug, jene kühne Prophetin die von Böhmens Größe träumte, ein Traum der nicht immer segensvoll in Erfüllung ging. Auch der zweite Wladislav baute dort ein Schloß; Ottokar hat dort gehaust im Gefühl seiner Hoheit und seines Übermuthes den der schlichte Habsburger Rudolf, der simple Graf aus dem Schweizerlande brach. Dauernd festen Fuß faßten erst die Luxemburger auf dem Schloßberg. Und Karl IV. baute den Palast nach dem Styl des Louvre. Paris war sein Geburtsort gewesen, von dort brachte er den Gedanken einer friedlichen Königsherrschaft im großen Styl, den Gedanken zu einer Hochschule die alle Weisheit der Welt um sich versammelte, nach Deutschland; Prag ward mit ihm ein Mittelpunkt deutschen Lebens. Über dies Schloß hinaus ragt dann endlich noch der Dom. Die weiße glänzende Palastreihe des königlichen Sitzes überflügelt noch der braune Sanct Veit, ein betender Mönch auf der Höhe des Felsens, Schloß und Burgen, Stadt und Strom beherrschend, mit seinen Armen kühn in den Himmel greifend. Wenn Prag das Rom der Slawen werden sollte, so ward Sanct Veit der Sanct Peter dazu. So keck auf dem Felsen hat selten ein Dom seine Stelle. Wie ein Traumwerk fliegender Gedanken streckt er seine Glieder in den Luftkreis hin; die durchbrochenen Bogen mit den spitzenartigen Krausen welche Kirche und Thurm verbinden, die gewaltigen und gewagten Streben die das Chor mit den Pfeilern der Abseiten zusammenhalten, sind wie feurige Raketen die nach der Höhe schießen und unterwegs in ihrem Lauf durch die Luft zu Stein erstarrten. — Wenn Du den Thurm besteigst, so liegt Prag, liegt Böhmen zu Deinen Füßen, ein bezaubernder Kreis von Herrlichkeiten; ein Anblick von Größe und Schönheit der seinesgleichen sucht. Aber der Mittel- und Hochpunkt dieser Königsherrschaft, der Dom, ist unfertig geblieben; die Größe wurde gewagt, aber nicht ausgeführt, alle Herrlichkeit Böhmens liegt in Trümmern, auch das Centrum ist ein Stückwerk an dem die Wuth der Elemente, die wilde Leidenschaft der Menschen sich wetteifernd versündigt.

Laßt uns das Bauwerk, dies Werk deutscher Baukunst, in's Auge fassen. Die Hussitenzeit hat nichts an ihm verschuldet; es ist von jenen wilden Horden die soviel Klöster und Kirchen eingeäschert, unversehrt geblieben. Hatte die Wuth der Bilderstürmer sich bei seinem Anblick gelegt? Hatte die Scheu sie erfaßt in diesem Bau das Heiligthum des Vaterlandes zu verletzen? Nur die Elemente und die Feinde von außen haben den Dom verwüstet. Die große Feuersbrunst unter dem ersten Ferdinand, die 1541 den ganzen Hradschin sammt des größten Theils der Kleinseite in Asche legte, ergriff auch den Dom. Einer von den zwei Thürmen stürzte zusammen, den andern mußte man abtragen, ihn mit einem andern Aufsatz versehen der die Höhe von 508 Fuß auf 314, also um fast 200 Fuß verkürzte, in seiner Structur, wie er jetzt vor uns steht, zum germanischen Bau des Ganzen wenig paßt. Kurz vor dem Schluß des dreißigjährigen Krieges hatten sich die Schweden noch einmal der Kleinseite bemächtigt. Sie verwüsteten die Denkmäler im Innern, sie ließen nur stehen was der frevelnden Hand allzu fest erschien. Das war 1648, im elenden Friedensjahr eines ehrlosen Glaubenskrieges. Ein Jahrhundert später, 1757, war der Dom für das preußische Heer schnöder Weise die Zielscheibe einer hunnischen Zerstörungswuth. Sollte Prag büßen was Preußen an Östreich auszufechten hatte? Fünf Tage lang, vom 5. bis 9. Juni wurde die Stadt bombardirt, die Kirchen und Thürme erschienen als die bequemsten und willkommensten Punkte für die Kanonen Friedrichs. Peltzel zählt Tag für Tag die Kugeln auf, die auf den Dom geschleudert wurden; er bringt 20,000 Bomben, Kartätschen und Carcassen zusammen die in das ehrwürdige Denkmal germanischer Kunst gefeuert wurden. Dreißigmal fing das Gebäude in den fünf Tagen Feuer; die wachsame Sorge der Geistlichen

wußte den Brand jedesmal zu löschen. Als man nach Abzug der Feinde, nach Aufräumung des Platzes die Geräthe der Kirche wieder aufstellte, fand man noch 800 Kugeln in den Winkeln der Kapellen.

Vom Thurm aus übersieht man auch den Plan des Baues den Kaiser Karl noch als Prinz bei Lebzeiten seines Vaters, König Johanns, begann, und den Wenzel, sein Sohn, nur um weniges fortführte. Mathias von Arras legte die Grundmauern; Peter Arler, der Sohn jenes Heinrich Arler aus Gmund, der in Spanien die Kirchen von Burgos, in Mailand den Dom gebaut, war der eigentliche Meister der den Plan feststellte und ausführte. Beide Arler waren so deutsch wie ihre Bauten, ob sie schon in Italien den Namen Gamodia führten, wie die wälsche Zunge sich ihren Geburtsort Gmund verdeutschte. — Bruchstück wie so viele gothische Dome, ist Sanct Veit das Trümmerwerk eines riesenhaften Entwurfs. Die vereinzelte Adalbertskapelle auf dem wüsten Vorhofe sollte die Mitte bilden, die Thürme nicht vorn, sondern im Centrum des ganzen Systems ihre Stelle haben. Dies charakterisirt den Prager Dom vor den andern germanischen Münstern. Nur das Chor von Sanct Veit, wie am Kölner Dom, wurde fertig von der Kirche. Im Innern tragen funfzehn Pfeiler das Kreuzgewölbe. Deren acht bilden das Chor das mit dem Schiff gleich hoch und breit sich erhebt. Vom Schiff der Kirche wurde nur ein kleiner Theil mit den sieben Pfeilern und Gewölben fertig ausgeführt, ein anderes Stück blieb angefangen liegen. Von den Thürmen stürzte der eine zusammen, der andere, wie er jetzt dasteht, erhielt eine falsche Spitze. Was die Ungunst verworrener Stürme unter König Wenzel halb liegen ließ, darüber sind Wind und Wetter räuberisch hergefallen; das Wenige das fertig geworden, hat der Sturm der Zeit, die Zerstörungswuth der Menschen wieder halb in Ruinen verwandelt; das Flickwerk späterer Hülfsbauten hat den Styl des Ganzen in Verwirrung gebracht, aber die feierliche Erhabenheit des germanischen Gedankens der hier in Stein ausgeprägt sein sollte, doch nicht ganz gestört. Auf dieser Felsenhöhe über Prag hinragend, für Böhmen ein Mittelpunkt der Andacht und des Vaterlandsgefühls, steht der Bau als ein Heiligthum da, das germanischer Sinn den Slawen zum Sammelplatz dessen was sie für heilig hielten, hingesetzt, ein Triumph deutscher Größe, ein Sinnbild deutscher Herrschaft über die Geister mitten im Lande der Tschechen. — Im Mausoleum des Doms liegen dreizehn gekrönte Häupter Böhmens; unter den Przemysliden beide Ottokar, dann Kaiser Karl selbst und sein wilder Wenzel, auch König Georg, der Protestant, nach den Przemysliden der einzige eingeborne Herrscher des Landes, dann Ferdinand der Erste, der zweite Maximilian und jener zweite astrologische Rudolf welcher die Gruft erbaute. Vierundzwanzig böhmische Große ruhen in den andern Kapellen der Kirche. Zum Denkmal des heiligen Nepomuk hat unter Leitung der Jesuiten von Östreich die böhmische Frömmigkeit staunenswerthe Schätze zusammengetragen. Der silberne Sarg birgt in krystallenem Behältniß die Gebeine dieses Heiligen. Vier silberne Engel, 910 Mark an Gewicht, tragen den Baldachin. Zahllose goldene und silberne Opfer, gutgemeinte Gaben der dumm gewordenen Frömmmigkeit, ließ Kaiser Joseph entfernen und zu guten Zwecken, zum Heil armer Kranken schmelzen. Zu diesem Denkmal irregewordener Frömmigkeit laufen die Fremden aller Welttheile zusammen, und der schmierige Rothrock von Küster bedauert nicht ohne Scheelsucht auf die Josephinische Zeit die Schmählerung der überreichen Opferwerke.

Zwischen dem glorreichen Böhmen unter dem deutschen Luxemburger bis zum heutigen Böhmen liegt die wilde Hussitenzeit und das Zeitalter spanischer Östreicher und römischer Jesuiten. Fassen wir das glorreiche Böhmen, sein goldenes Zeitalter unter dem deutschen Luxemburger in's Auge!

Auf dem Wyschehrad hatte die böhmische Geschichte bis zu dem Punkt, wo die Großen des Landes für den wilden Kampf ihrer Eifersucht kein anderes Endziel fanden als indem sie die Hand der letzten Tochter aus dem Stamm der Przemysliden dem Sohn des deutschen Kaisers, Heinrichs des Luxemburgers, antrugen. Dieser Kaisersohn war König Johann. Dieser romantische Fürst hatte kein Herz für das tschechische Königreich. Die Großen hatten ihre ständischen Rechte wieder geltend gemacht, aber diese blieben unter Johann ungeordnet; Krone, Volk, Stände und Land erhielten keine gegenseitige Sicherheit. Das Städteleben, der Bauernstand waren in Böhmen bereits auf deutschem Fuße angelegt, mit germanischen Formen und germanischen Elementen begründet. Aber zur schönen Blüthe konnte deutsches Leben in Böhmen unter Johann sich nicht entwickeln. Die Städte hatten nach deutschem Brauch ihre Obrigkeiten, ihre Richter, ihre Schöppen (Geschworene), ihre Abgeordneten zum Landtag, als Bürgschaften des Volkswohls gegen den turbulenten Sinn des Adels. Solcher Städte gab es, als König Johann in's Land zog, bereits dreißig; Prag und Kuttenberg

standen obenan. Der Streit der ständischen Rechte wurde auf den alten Landtagen wild ausgefochten; es fehlte die machtvollkommene Majestät die den Widerstreit ausglich und endete, es fehlte ein Gesetzbuch, aus dem Brauch des Volkes aufgestellt und kraft königlicher Machtvollkommenheit besiegelt. Die Verbrechen wurden geahndet, die Strafe wurde der Sippe des Beleidigten als Blutrache überlassen. Der Usus in Böhmen, der auch den Fenstersturz fast zu einem Rechtsbrauch gemacht, war von dem Zorn der augenblicklichen Aufwallung festgestellt. Die Gottesurtheile wurden hier ganz ungermanisch zu Gräueln des Blutdurstes. Die streitigen Parteien wählten nämlich in Böhmen zwei Ritter die mit je sechs Knappen zu Roß bis zur gänzlichen Ausrottung des Gegners kämpften. — So sah es in Böhmen aus bevor der deutsche Fürstenstamm darin Fuß gefaßt. Es waren deutsche Pflanzungen versucht, selbst der große, ächt slawische Ottokar hatte deutsches Dorf- und Städteleben befördert, Colonisten aus Deutschland hergerufen, weil das Slawenthum in sich zu wenig Zeugungskraft zum ordnungsvollen Lebenswandel zu verrathen schien. Was einzeln gepflanzt war von deutscher Zucht, konnte aber im Ganzen und Großen nicht gemeinsam gedeihen. König Johann war selten im Lande; erst sein Sohn Karl, als König Böhmens der Erste, als deutscher Kaiser der Vierte, ward im wahren Sinne des Wortes ein Fürst für Volk und Land. Karl liebte sein Böhmenland; hatte er doch von der Mutter her böhmisch Blut in den Adern. Er war in Paris erzogen, brachte von dort den Hang zu einer Königsherrschaft im großen Style mit, war aber nach dem ganzen Inhalt den er Böhmen gab, nach der ganzen Form die er als Stempel seinem Böhmenreiche aufprägte, in seiner ganzen Art und Haltung, in Fleiß, Gesinnung, treuer Liebe und Emsigkeit durch und durch d e u t s c h. Es war das Zeitalter über die Welt gekommen wo die Könige um ächte Fürsten zu sein, nicht mehr als Heroen, nicht mehr blos als Söhne des Mars Geltung gewannen. Mit den Hohenstaufen in Deutschland, mit Ottokar in Böhmen war das Heroenthum der Könige zu Grabe gegangen. Es begann in der Geschichte der Völker für die Könige die Periode wo sie als Friedensfürsten ihre Krone am sichersten trugen. Karl's zweiunddreißigjährige Regierung war für Böhmen zum ersten Mal eine dauerhafte Friedensherrschaft. In der Krone Böhmens leuchteten zum ersten Mal Edelsteine milderen Glanzes die man bisher an dem blutgefärbten Reif noch nicht gesehen, Edelsteine die bei all ihrem Reichthum die Bergwerke des Landes noch nicht geliefert. Diese Edelsteine hießen verständige Gerechtigkeit, sanfte Milde des Herzens, Überlegenheit des friedfertigen Geistes. Diese Kleinode ließ der deutsche Luxemburger auf dem Thron der Böhmen leuchten; sie waren für das Land der Slawen von ganz neuem ungewohntem Glanz. — Deutschland kennt diesen Karl durch seine goldne Bulle, durch seine Nachgiebigkeit gegen die Großen des Reiches und den Statthalter Christi der ihn in Rom gekrönt. Segensreich war dieser Karl nur für Böhmen, und was er Segensreiches dort schuf, waren Keime deutschen Lebens. Er fand sie schon vor in einem freien Bauer- und Bürgerstand, den Ottokar den böhmischen Bojaren und Knechten gegenüber gegründet. Karl trieb diese Keime zur Blüthe und diese Blüthe war Böhmens goldne Zeit. Kaiser Karl steuerte den Fehden des Adels, zerstörte ihre Raubburgen, beschränkte ihr Königswahlrecht auf den Fall wenn sein Haus erlöschen werde. Er baute den ersten festen Königssitz in Prag; damit gab er dem Adel das Beispiel zur Seßhaftigkeit im Schooß der Kultur. Der Glanz seines Hofes lockte die Großen nach dem Mittelpunkt dieser Königsherrschaft; die Hochschule die er nach dem Muster von Bologna und Paris stiftete, machte Prag zum Mittelpunkt deutscher Wissenschaft, zum Sammelplatz der reifen Jugend von ganz Europa. Für Deutsche, Ungarn und Polen ward Böhmens Hauptstadt dadurch ein Centrum europäischer Kultur. Die Künste fanden unter Karl in Prag einen Heerd der Pflege; Mathias von Arras, Peter Arler von Gmund bauten ihm seine Dome, Kirchen, Klöster, seine Schlösser, seine Moldaubrücke; Adel und Bürgerthum der Stadt wetteiferten in Bauten, die Prag bei aller Verwüstung der Jahrhunderte noch jetzt zur reichsten Stätte deutscher Architektur des Mittelalters machen. Prag hatte bis dahin aus einzelnen verschiedenen, durch Gräben und Mauern getrennten Städten bestanden; verschiedene Verwaltung und Magistrate hat Prag noch bis zu Kaiser Josephs Zeiten behalten. Karl baute die unter seinem Vater in einen Aschenhaufen verwandelte Altstadt neu auf; der Karlshof, die Karlskirche mit der kühngespannten Kuppel entstanden dort. Die Neustadt, nach ihm lange Zeit Karlstadt genannt, war seine Schöpfung. In Zeiten des Mißwachses und der Hungersnoth ließ er, um armem Volk Brot zu verschaffen, die gezackte Mauer des Lorenzberges bauen, die lange Zeit die Brot- und Hungermauer hieß. Die Ausdehnung die Prag jetzt hat, erhielt die Stadt bereits unter Karl; bei seinem Tode zählte Böhmen **100** wohlbefestigte Städte die den **260** Burgen und festen

Schlössern des Adels gewachsen waren; das Land zählte 300 Marktflecken und 13,000 Dörfer. Kaiser Karl bevorzugte die Kraft, das Talent, nicht die Partei, nicht einseitig Deutsche gegen Böhmen. Unter den Malern an seinem Hofe finden wir neben Niklas Wurmser aus Straßburg, der die Wandgemälde in der Wenzelkapelle malte, auch Meister Dietrich, einen Böhmen der die Wandgemälde im Karlstein ausführte. Karl liebte die slawische Sprache, war sie doch die Sprache seiner Mutter; er setzte in das Emauskloster Sanct Hieronymus slawische Benedictiner mit dem Geheiß, in der Sprache des Landes den Dienst zu üben. Erst der östreichische Ferdinand jagte die Benedictiner fort und setzte lateinisch betende Jesuiten ein. Mit dem Geist wesentlich deutscher Bildung mußte sich von selbst deutsche Sprache heimisch machen. Erst die Hussitenzeit hob dies Heimathsrecht auf und sah in allem was deutsch ein feindliches Element, weil Deutsch gleichbedeutend wurde mit dem was ein Gemisch von Spanisch, Wälsch und Östreichisch war. Karl pflanzte die Keime bürgerlicher Wohlfahrt, wes Landes Kinder sie waren, nach Böhmen. Er berief Weinbauern vom Rhein in die Wein- und Obstgärten von Prag und Melnik. Der Ackerbau ward nach deutscher Art von böhmischer wie von deutscher Hand betrieben, die Bergwerke waren in Flor; ihren Zehnten bestimmte Karl zum Bau seines Doms. Dem Gewerbfleiß gab er Musterarbeiter die er aus entlegenen Ländern kommen ließ. Weiß- und Lohgerber berief er aus Italien; an der Moldau in der Altstadt erhielten sie ihre Stätte; die Adalbertskirche die er ihnen erbaute, trägt noch jetzt ihre Zunftzeichen, Rose und Hirsch, am Kreuzgewölbe in Steinarbeit. Auf den Abhängen des Lorenzberges siedelte Karl eine Colonie von Persern an, die in der Kunst der Tapeten- und Zeugweberei den Böhmen zu Lehrmeistern dienten. Hanseatische und wälsche Kaufleute bewog er durch besondere Vorrechte stehende Waarenniederlagen in Prag zu errichten. Den Reichthum der Stadt bezeugt daß ein einzelner Bürger seinem geliebten Kaiser ein Geschenk von 100,000 Ducaten machen konnte. Und so ward Prag zum Stapelplatz zwischen dem europäischen Norden und Süden, Osten und Westen. Und diese Universalität Kaiser Karls war deutsch. Des Deutschen Art ist es die Blüthenkeime fremder Naturen in seiner eigenen Weise zu verarbeiten, wie er umgekehrt die Kultur seines Geistes zum Allgemeingut der Welt gestaltet; sich ihr hingebend beherrscht er sie, im Sieg des Geistes, im Sieg des Friedens. Deutscher Fleiß, deutsche Arbeitsamkeit, Seßhaftigkeit, Friedliebe und Treue faßten Fuß im Lande, Böhmen gewann mit deutscher Sitte und Geistesart jene Stetigkeit und Dauerbarkeit ruhig stiller Kraft die es später möglich machte so vielen Stürmen verwüstender Leidenschaft Stand zu halten. Und Kaiser Karl trieb keine Ausländerei, indem er dem Böhmenlande diesen deutschen Segen gab. Es war ihm natürlich, es war den Tschechen gerecht und willkommen was er that. Zwischen Deutsch und Böhmisch war kein Streit im goldnen Zeitalter des Landes. Karl galt nicht für fremdländisch geartet; die leidenschaftlichsten Wlastenci von heute feiern sein Regiment als das einzig gute, einzig segensvolle. Er war ein wirklicher Fürst, mithin über die Parteien erhaben, erfüllt von der Sendung die ihm der deutsche Geist seines Zeitalters für Böhmen auferlegte. — So war Böhmen unter dem deutschen Luxemburger. Prag hieß unter Kaiser Karl „ein Garten der Freude in welchem sich die Könige vergnügen*).“ So nannte er selbst sein Prag; wahrheitsgemäß, ohne blind zu sein für seine Schöpfung.

Blind wollen auch wir nicht sein. Kaiser Karls Werk in Böhmen hat Lücken, seine Person war keine im großen Styl, er war nichts als eine gute deutsche Natur. — Ich weiß nicht vor welchem der alten Bilder die ich von ihm sah, die Züge seiner Persönlichkeit sich mir fest eingeprägt. Die äußere Erscheinung mit der innern Natur zusammenzuhalten, thut immer gut. Kaiser Karl der Vierte war von kleiner Gestalt. Bezeichnend an ihm war das sinnende, suchende Auge, der vornübergesenkte Kopf; das gab ihm den Stempel des Gelehrten. Er war von frommer Gemüthsart; zu deutscher Romantik gehörte christliche Mystik. Aber seine Frömmigkeit war mild, nicht düster; sie war deutsche Menschenfreundlichkeit, kein spanischer Fanatismus. Leider war er nicht so streng als er gut war; allzu versöhnlich, allzu nachgiebig kann man ihn schelten; zuviel Güte des Herzens machte ihn im Kreise der eignen Familie schwach, was ihm wenig Segen brachte. Sein Volk liebte er aus tiefem Gemüth, denn das Volk war der geistige Boden für die Keime der Bildung die zu pflanzen seine Leidenschaft war. Und dieser deutsche Drang, der Welt Kultur zu geben, war mehr bei ihm als bloßes Steckenpferd, war seine ernste Mission, eine Liebhaberei die er mit Andacht und Pflichtgefühl betrieb. Er war kein Czar Peter der Barbaren mit Gewalt die Kultur einimpfte und blos den Firniß und die

*) Zur Zeit Karls IV. hieß Rom die größte, Nürnberg die reichste, Lübeck die schönste, Prag die freudigste unter den Städten.

gleißnerische Tünche der Bildung erzielt. Er war ein Gärtner der wilden Bäumen edlere Zweige mit zarter Hand einsenkt, den Natursaft nicht unterdrückend, ihn mit besserem Trieb vermählend. Als Mann deutscher Ordnungsliebe war er wie sein ganzes deutsches Zeitalter leidenschaftlich eingenommen für römisches Recht. Dessen klare, scharfsinnig seine Unterscheidungslinien zog er den wüsten Gewohnheitsrechten der Böhmen vor; er hielt das römische Recht für den Inbegriff eines weisen, allen Streit begütigenden, alles Menschenwohl fördernden Gesetzbuches. Er war, wie deutsche Kenner der Kunst das oft sind, ein verliebter Alterthümler; er machte den Karlstein zu einem Stapelplatz kirchlicher Reliquien. Er liebte die Pracht der Kirche, denn in ihren Festen konnte sich sein Kunstsinn entwickeln. Dabei war er sparsam mit Geld und Zeit. Er liebte das Ceremoniell, aber nicht mit spanischer Grandezza, nicht mit wälscher Üppigkeit, sondern deutsch gewissenhaft mit einer Pünktlichkeit die bis in's Kleine ging. Er dilettirte selbst in Kunst und Wissenschaft, er verfaßte seine Biographie, er sprach und schrieb in fünf Sprachen. Wenn er Audienz gab, saß er willig da, hörte sorgsam hin, hielt aber seine Zeit damit noch nicht für ausgefüllt; er lieh gern sein Ohr und lächelte huldvoll, aber schnitzte zugleich derweil in Holz. — Fast möchte man denken, ein deutscher König von heute, auch Romantiker wie er, eben so Enthusiast und Schwärmer, bauliebend und kunstpflegend, in Mandaten und Versen dilettirend, gleich prachtliebend wie zugleich sparsam haushaltend, — habe im böhmischen Karl unversehens ein Vorbild deutscher Fürstenart vor Augen gehabt. Und doch war der Luxemburger um vieles bedeutender, sein Sinn umfassender, sein Fleiß nach allen Seiten für das Wohl des Volkes ohne allen Dünkel des Egoismus unermüdlich. Unter Karl stand Böhmen zugleich gewerblich, nicht blos künstlerisch und künstlich in Blüthe. Mäcene auf dem Throne sind oft wie die Medici üppig in Sitten, ausschweifend im physischen Genuß; der Kunsttrieb deckt häufig nur wie ein gleißnerischer Mantel die Schwelgerei der Sinne. Karl war ein Dilettant in den Künsten, aber kein Dilettant als Herrscher. Ein Geist strenger Sittlichkeit bezeichnet all sein Thun, die Kunst war ihm Andacht, kein Luxus der Phantasie für die Ausschweifung der Sinne. Seine Hand war so rein wie sein Geist und sein Herz keusch; er stand gewissenhaft für sein Volk im Dienst, er opferte sich der Wohlfahrt des Ganzen, nicht sein Volk der Liebhaberei seines Dünkels.

Bei alle dem fehlte dem deutschen Karl Böhmens alle eigentliche Größe. Groß ist wer einen Blick in die Zukunft hat, den Boden der Gegenwart aus Instinct oder aus Berechnung für die kommenden Geschlechter anbaut. Dieser Blick fehlte dem luxemburger Karl für Böhmen. Für Deutschland fehlte ihm jeder Blick, jeder Sinn, jede schöpferische Kraft. Für Böhmen that eine goldne Bulle noth, eine feste Gesetzgebung die im Streit der Leidenschaften das frühere Chaos für immer unmöglich machte, die Rechte der Stände unter einander ordnete und die Hoheit der Krone gesetzlich über diesen Streit feststellte. Karl war zu mild, er war zu deutsch für Böhmen. Seine Klugheit war keine vorbedenkende; seine Weisheit stellte sich nicht als Machtvollkommenheit fest, seine Friedliebe sicherte die Krone und die Wohlfahrt des Staates nicht für die Zeiten der Gewalt und Leidenschaft. Starke Gesetze, mit Macht unterstützt, hätten seine schöne Pflanzung deutscher Kultur in Böhmen schützen müssen; die vorhandenen Elemente im Ständewesen, im Städteleben und im Bauernstand hätte er zum festen Abschluß bringen, die neue Ordnung der Dinge zu einem nationalen System, zu einer ständischen Gliederung im Königreich machen müssen.

Karl war kein großer Fürst, sein Werth bestand in seiner Güte; in seinem eigenen Hause grenzte diese Güte seiner Natur an Schwäche. Böhmen war unter ihm zu einem Großreich deutscher Gesittung in der slawischen Welt geworden. Und diesem Großreich gab er keinen Bestand, keine feste Folge. Emsig bemüht, seinem Sohn Wenzel in Deutschland selbst durch Erkaufung der Stimmen die Nachfolge zuzuwenden, löste er in Böhmen allen Zusammenhalt selbst auf, indem er die erworbenen Nebenländer die gern und willig der deutschen Krone in Böhmen huldigten, wieder abtrennte, sie den Spaltungen einer ränkesüchtigen Erbfolge preisgab. Wenzel erhielt Böhmen und Schlesien, Siegmund Brandenburg, Johann beide Lausitze, Jost, ein Vetter der Luxemburger, Mähren. Damit war die Großmacht eines deutschen Staates auf slawischem Boden wieder gebrochen, davon abgesehn daß Wenzel unter der schwachen Zucht eines zärtlichen Vaters dessen unwerth wurde. Kaiser Karl hatte von Kindesbeinen auf mit diesem Liebling Unglück. Die Chronik erzählt Possierliches genug, und das Spaßhafte wird in Wenzel's Natur leider schicksalsvoll. In Nürnberg getauft, sagen die Chronikanten mit komischem Pathos, hatte Wenzel, das Kind, schon das Taufbecken verunreinigt. Das freilich kann jedem Ehrenmann, solang er in Windeln steckt, geschehen. Drei Jahre alt ließ ihn der Kaiser

zum König krönen, und der burleske Bube hatte da wieder, also zürnen die Geschichtschreiber der Zeit, den Altar besudelt. Später reiht sich in Wenzels Leben ein toller Zug an den andern, tückische Wildheit im Gemisch mit Regungen eines guten, täppisch ehrlichen Herzens, demokratische Ehrlichkeit mit plebejer Verwahrlosung, Schwelgerei der Sinne mit Nüchternheit der Seele und mit dem Humor einer wachen gesunden Vernunft. Wenzel's Mutter war die Tochter eines Herzogs Bolak von Schweidnitz und Jauer gewesen. Wenzel war in seiner burlesken Ausartung ein ganzer Stockböhme, der Niederschlag und die Kehrseite des slawischen Typus. Den Faulen schalt man ihn in deutschen Landen; er ward lächerlich, verächtlich; Adel und Geistlichkeit, gegen die seine Ehrlichkeit sich in Grimm verwandelte, verschrieen ihn; die Majestät wurde zum Gespött der Welt. Kaiser Karl hatte ein ganzes Volk zur Gesittung und zum Glück erzogen, und hatte seinen Sohn nicht erziehen können. Seine Gartenpflanzung verwüstete so schnell der Fußtritt der nächsten Jahre. Und es war als wenn die zurückgestauchte rohe Naturkraft der Böhmen jählings wieder zum Durchbruch kam, als wenn der tolle Wenzel den Nationalelementen zu einem neuen Chaos das Losungswort gab. Kaiser Karl hatte seinem Volke Glück und Segen, aber für seinen Thron keine Majestät hinterlassen, kein Gesetz, keine ständische Ordnung die Volk und Herrscher band. Brüder und Vettern, mit der Erbtheilung unzufrieden, stürmten auf Wenzel ein, hielten ihn im Rathhaus zu Prag gefangen, schleppten ihn im Lande herum bis nach Wien. Er haßte seitdem die Großen die den Verräthern geholfen, er schwur dem Adel, den Priestern Rache. Er haßte die Residenz wo man ihn eingesperrt, er hauste als Jagdschütz auf seinen Burgen; in Burglitz und Karlstein hielt er Hoflager; Prag, der große glänzende Königssitz, der Mittelpunkt Böhmens, der Quell der Kultur, der Sammelplatz der europäischen Bildung, hört auf Residenz zu sein. Den schönen Pflanzengarten deutscher Pflege überwuchs so rasch das Gestrüpp des wilden Wuchses. Und diese wilden Schößlinge nannte man dann volksthümlich in Böhmen, die zügellose Verwirrung der Leidenschaften die niemand mehr bewältigte, hieß wieder böhmisch; Böhmisch und Deutsch tauchten alsbald wieder als feindliche Brüder auf, nachdem sie in dreißig Friedensjahren den Segen der gemeinsamen Arbeit genossen. Böhmisch und Deutsch! Der Gegensatz war keiner mehr unter Karl; aber der Fluch dieses Dualismus zerriß von neuem Böhmens Herz und Eingeweide. Warum hat er unter Östreich keine Sühne gefunden?

Die Frau Professorin und Dorf und Stadt.

Aus Dresden, Ende Februar.

4 Das Birchpfeiffer'sche „Dorf und Stadt" ist nun unsrer Neugierde auch zum Besten gegeben worden, und Jeder hat sich überzeugen können, wie es sich zur „Frau Professorin" verhält. Die Art wie Auerbach den „Handel", genommen, hat seinen hiesigen Freunden, die ihn lieben und schätzen, wehgethan; aber nachdem man das Stück gesehn, glauben die feiner Empfindenden — nicht die Empfindelnden — dem Entrüsteten vollständig daß er in diesen Verzerrungen seine Figuren oft kaum wiedererkannt habe. Daß das Fabrikat interessirt und gefällt und noch öfter wiederholt werden wird, ist natürlich, denn den reinen Quell schmeckt man durch den gemischten Punsch doch durch. Das hat uns jedoch zu keinem Berliner Enthusiasmus hingerissen, gegen den uns ein unsrer Natur angeborner Zug von Nüchternheit schützt. Diese Nüchternheit hat uns aber auch eine gewisse Keuschheit der Empfindung bewahrt, die uns eine anmuthig kokette Kopie der Natur nicht so leicht für diese selbst nehmen läßt. In Berlin, wo man sich das natürliche Gefühl gern kritisch vom Leibe zu halten pflegt, hat sich das Bedürfniß desselben nicht selten in phantastischer Schwärmerei für ein Scheinbild der Natur offenbart, das man anderorts viel richtiger als solches erkannte. So rächt sich ironisch die Natur. Unser Publikum das noch mit hingebender Pietät bei der Aufführung classischer Stücke zu denen es zahlreich herbeiströmt, dem unmittelbaren Eindruck sich zu überlassen versteht, läßt sich schwer ein X für ein U machen; es ist, so zu sagen, noch unschuldiger geblieben, vielleicht nur durch den angedeuteten Mangel in seiner Natur, aber dieser Mangel ist ihm zu gut gekommen als ein Schirm gegen Überreiz, Selbsttäuschung und Verirrungen mancher Art. Diesen wahrern Instinkt hat es auch wieder in dem vorliegenden Falle bewiesen. Ohne der Anerkennung des dramatischen Geschicks, auf welche Frau Birch Anspruch hat, etwas abzuknickern, fühlt man recht wohl daß ein guter Theil dieser auf Rührung berechneten Lorle-Naivität nur Theatermaske sei, an die vollkommen zu glauben man wieder einer Maske bedürfte. Eben so sieht man in Reinhardt, im Collaborator und in dem Wadeleswirth nur flache Scheingestalten, die im Verhältniß zu den Auerbachschen Figuren doch gar zu wenig frisches Fleisch, Blut und ächten Kern haben. Ohne die Vergleichung mit den letzteren würde sich wahrscheinlich das Urtheil günstiger stellen; doch dieser Fall läßt sich nicht setzen, denn Auerbachs geistige Zuthat ist ja eben die Hauptsache darin. Wer es wagen will, aus einer vorhandenen Erzählung ein Drama zu schaffen, muß den Erzähler an poetischer Potenz überragen und dessen Product seinem stofflichen Gehalt nach

zu einer freien Schöpfung, die für sich volle Berechtigung hat, benutzen, wie wenn er das rohe Material der Geschichte benutzte. Madame Birchpfeiffer hat die Auerbach'sche Novelle nicht als Saamenkorn genommen, um daraus eine organisch dramatische Pflanze zu ziehen; sie hat das fertige Gewächs für die Bühne nur zugeschnitten. Ein solcher Zuschnitt ist aber immer unschön, er ist ein frevelhaftes Spiel mit der Form, unter dessen plumper Einwirkung der gesunde Inhalt verkümmert. Dem Dichter der Frau Professorin mußte dies freilich bis ins Mark fühlbar werden, und wir sollten uns so gewissenhaft als möglich an seine Stelle setzen. Madame Birch hat schon manches fremde Product zu einem Theaterstück verschnitzelt, noch nie aber ist die Kritik so lebhaft zur Vergleichung herausgefordert worden, nicht blos deswegen, weil noch kein so behandelter Erzähler bisher Lärm geschlagen, sondern weil diesmal das gewohnte Kunststück ein größeres Wagstück war. Die Aufführung von „Stadt und Land“ wird also überall schon deshalb seine gute Seite haben, weil das Publikum durch sie in den Stand gesetzt wird, einmal ernsthafter als gewöhnlich darüber nachzudenken, wie sich das Original von der theatralischen Copie unterscheide, und was überhaupt von einer derartigen Dramatisirung — nicht blos eines Novellenstoffs, sondern einer Novelle selbst zu halten sei. Mancher wird sich auf solche Weise praktisch über die Grundbedingungen der dramatischen und der novellistischen Form aufklären und sein Urtheil sowohl über die Birchpfeiffer'schen Theaterfabrikationen, als auch über die Eigenthümlichkeit der Auerbach'schen Novellistik läutern und befestigen. Da Auerbach mit vollem Recht ein Lieblingsschriftsteller der Nation ist, so ist es Pflicht eines Jeden, der sich mit gutem Gewissen dazu fähig fühlt, das Urtheil über ihn, das bisher vielfältig in's Allgemeine geschwärmt, vorurtheilslos feststellen zu helfen. Erleichtert wird dies in Beziehung auf die Frau Professorin zunächst durch das Birchpfeiffer'sche Stück. Diese Novelle ist mit großem Entzücken gelesen werden, und sie verdient es gewiß nicht blos wegen ihrer wunderbar schönen Einzelnheiten, sondern auch wegen der im ganzen Verlauf derselben mehr oder weniger fühlbaren Ursprünglichkeit und Naturkraft des Verfassers. Mehr oder weniger, sag' ich, um von vorn herein anzudeuten daß wir jeder Naturkraft, wo sie sich auf einem ihr fremden Boden bewegt, nicht mehr so rein und deshalb nicht mehr so wirksam begegnen als da, wo ihr Ursprung hinleitet, auf dem Boden der einfachen, natürlichen, der Civilisation entlegenen Verhältnisse. Sein Lorle auf dem Lande ist eine so hinreißend rührende Gestalt daß wir uns gern der überwältigenden Darstellung Auerbachs gefangen geben, ohne ihn zu fragen: wie und warum? Auerbach ist organisch productiv. Wir könnten eben so gut eine Pflanze, die sich vor unsern Augen lieblich entfaltet, fragen, warum sie so schön wachse und woher das komme? Der Poet führt uns gleichsam durch einen üppigen Hain, wo wir Schritt vor Schritt eine Blume, einen Zweig pflücken, über ein silbernes Bächlein springen, im Schatten einer alten Buche oder Eiche ausruhen, einen Hügel aufsteigen, einen erquickenden Blick in's Freie thun, thalabwärts der niedersinkenden Sonne nachgehen und am Ende angenehm müd und voll innerer Ruh uns im heimischen Stübchen zusammen niederlassen, wo uns nach einfach schmackhaftem Mahl eine sanggeübte Kehle ein neues Lied singt. Der Collaborator stört uns dabei in unserm harmlosen Zusammensein durchaus nicht, weil er doch trotz seiner auf einem mühsamen und beengenden Lebenswege gestörten und getrübten Seele innerlich ein rechter (vom Dichter ganz vortrefflich gezeichneter) Mensch ist. Dieser ist z. B. in dem Birchpfeiffer'schen Stück, seinem Originale gegenüber geradezu eine Caricatur geworden, welche schlagend nachweist wie wenig die Dramatikerin einer tiefern Auffassung fähig sei. Der Auerbach'sche Collaborator bringt nach unserem Gefühl weit weniger Dissonanz in die Harmonie des natürlichen Kreises, deren bezaubernder Mittelpunkt das Lorle bildet, als der Maler Reinhardt, dessen eigentlicher Kern, dessen tiefere Menschennatur nicht recht glaubhaft wird. Dies bringt bei uns einen gewissen Bruch der Empfindung hervor, der uns auch hindert uns mit dem Übermuth des lustigen Künstlers recht harmlos zu befreunden. Freilich ahnen wir was der Poet gewollt habe, doch dieses Wollen ist kein so kräftig zeugendes daß es uns ein volles reines Naturproduct, wie aus Gottes Hand, zum Geschenk macht. Ein solches ist das Lorle, ist der Lindenwirth, ist auch der Collaborator. Reinhardt aber macht keine ganz reine Wirkung, und in einzelnen Zügen verstimmt er. Daß ihm z. B. einkommt, das Lorle als Madonna sitzen zu lassen, hat wohl zu bedeutsamen Schönheiten Veranlassung gegeben, aber als etwas ganz Natürliches können wir es nicht begreifen. Trotzdem entschädigt die köstliche Lorlegestalt für einzelne Mißstimmungen. Alle diese kleinen reizenden Situationen, in denen sie sich bewegt, sind so eigen die Seele ergreifend, so zauberisch erfrischend und bestrickend daß wir uns, wie gesagt, dem Dichter ohne Weiteres gern überlassen. Dazu das Bärbel, der Wendelin und was sonst zur Staffage gehört, das ist ja Alles so annuthig, so naturgetreu, so lebeneinhauchend! Und dann der Vater des Mädchens mit seiner Gattin, wer fühlte hier nicht ursprünglich das Ursprüngliche! Aber nun kömmt der Wendepunkt, wo Auerbach's Kraft sich in einem für ihn unfruchtbaren Boden abmüht, ohne uns zu befriedigen, und gerade hier hätte der wahrhaft bedeutende Dichter, von einer Idee getragen, vollauf Gelegenheit gehabt, sein Werk zum verklärten Kunstwerke zu erheben. Wir vermissen zwar den alten Auerbach in den städtischen Verhältnissen und Zuständen nicht ganz, aber wir sehen ihn erfolglos mit den Grenzen ringen, über die er nicht hinaus kann. Er hat die Macht verloren über sein Lorle, und das liebe Geschöpf verwahrlost, da es sich von seinem Schöpfer verlassen sieht. Wir müssen uns gestehen: so kann sich in diesem, so in jenem Falle das Lorle nicht benehmen. Die Idee die den Poeten geleitet, daß zwei entgegengesetzte Richtungen nicht zur wahren Vereinigung führen konnen, wird ihm nach und nach zu schwer und wächst ihm über den Kopf. Wir sehen das was er beabsichtigt, nicht ausgeführt, und die Trennung Reinhardts und des Lorle, berührt uns in hohem Grade unangenehm, weil sie keine Berechtigung durch das Kunstwerk gewonnen hat; ja, im Gegentheil, wir erinnern uns des einstigen Vorschlags des Wadeleswirths, Reinhardt solle auf dem Lande bleiben, und müssen dem Erzähler den Vorwurf machen daß er Reinhardten nicht per tot discrimina rerum in der Stadt und am Hofe zur Natur zurückgeführt habe. In Reinhardts Charakter, wie er uns vorliegt, ist die Nothwendigkeit daß er den übercivilisirten Verhältnissen verfallen bleiben müsse, durchaus nicht gegeben, sondern er konnte, seiner innern Natur nach, recht wohl z. B. Landwirth werden, ohne die Kunst aufzugeben. Hätte Auer-

bach das gethan, so würde die ganze zweite Hälfte der Novelle weit besser, sie selbst ein fertiges Kunstwerk geworden sein. Für die Idee die er durchführen gewollt, hat er nicht künstlerische Gestaltungskraft genug. Auerbach ist Genrebildner und als solcher vollendet, aber der weite Umkreis eines Dichters im vollen großen Sinne dieses Wortes fehlt ihm, er findet nicht die künstlerische Einigung seiner Ideen mit den sinnlichen Lebenserscheinungen. Mancher dichterische Kopf hat einen viel weitern und tiefern Blick und viel mehr Sinn für die größere Form, aber es fehlt ihm die vollblütige, sinnlich energische Naturkraft. Auerbach hat diese vollauf, aber jene Erfordernisse mangeln ihm. In beiden Fällen bringt jeder Versuch, sich über die vorgesteckten Grenzen hinauszuwagen, die Unzulänglichkeit des Schaffenden zum Vorschein. Wer beides vereinigt, den weiten, tiefen, offnen Blick und die vollsinnliche Naturkraft, ist der große Dichter; die größte Harmonie dieser Eigenschaften macht das bahnbrechende Genie (Shakespeare, Goethe), dessen Schöpfungen die Kritik mit neuen Theorien bereichern. Nicht deshalb hat Auerbach die Grenzen seines erfreulichen und wir müssen sagen, seltenen Talents überschritten, weil er sich vorgenommen, gegenüber der Einfalt des Landes das oft kleinliche und verzerrte Leben und Treiben der Stadtmenschen, die er doch auch hinlänglich kennen gelernt, zu schildern, sondern weil er sich zu einer Idee aufzuschwingen bestrebt ohne die organisch kräftigen Schwingen dazu zu haben. — Um noch mit einem Worte auf die auslaufende oder richtiger gesagt, aufgedröselte Spitze der „Frau Professorin" zurückzukommen, so hat Frau Birchpfeiffer recht wohl gefühlt daß hier das Drama etwas gutzumachen haben, was die Novelle verfehlt, wenn es nicht unbefriedigend schließen sollte. Sie läßt daher das Lorle, als es bereits den Scheidebrief geschrieben und im Begriff ist, sich für ewig von Reinhardt zu trennen, im Schmerze der Erinnerung an glücklichere Zeiten noch einmal ein Lied aus jenen Tagen anstimmen. Reinhardt, der in wüstem Zustande in der Nebenkammer verweilt, wird durch die wohlbekannten Töne unwiderstehlich herbeigezogen, und dieser Moment gibt Veranlassung daß sich Beide wieder in ihrem tiefen Wesen finden und erkennen. Das Lorle kehrt zwar heim, aber Reinhardt, aller Bande ledig, die ihn an die bisherigen Verhältnisse gefesselt, zieht mit. Dies ist gewiß poetisch gedacht, aber der Gedanke kommt bei der Flachheit der theatralischen Durchführung nicht zu der poetischen Erscheinung, die uns vollständig Genüge leisten könnte. Gleichwohl werden die Leser der Frau Professorin von Auerbach die Ansicht der Mad. Birch theilen, die nicht poetisch, aber praktisch genug war, eine andere Lösung für nöthig zu halten.

J. Hr.

• **Wien, d. 5. März.**

[Demonstrationen, Agnes Sorel im Theater, Fürst Metternich und die Verlegenheiten der Regierung, Journalistik und Papiergeld, Censur und neue Steuern, Saphir's Audienz.]

♁ Es sind nicht mehr die Backhändel, die hier die Herzen bewegen, die Gemüther rühren. Schon längere Zeit konnte man es in einzelnen Kreisen bemerken. So waren voriges Jahr bei Bauernfeld wöchentlich Donnerstags Zusammenkünfte von Schriftstellern und Künstlern unter die sich auch viele Glieder des hohen Adels und der Bureaukratie mischten. Da ward über Politik auf's freieste verhandelt. Dieses Jahr hatte man Bauernfeld sub rosa diese Zusammenkünfte untersagen lassen. Ich könnte hier unzählige Fälle anführen, wo Bürger persönlich gegen das oligarchische System kämpften. Eine öffentliche Volksdemonstration war vorige Woche im Burgtheater bei dem neuen Stücke „Agnes Sorel" von Grutsch, welches ganz auf die Geschichte der Lola Montez anspielt. Unter anderem kommt eine Stelle vor, wo der König von einer Wittwe mit einer Bitte angegangen wird. Der König weist die Bittstellerin auf die Beamten hin; aber Agnes Sorel entgegnet ihm: „Geh, wenn Du auf Deine Beamten rechnen willst! Bevor da etwas entschieden wird, ist längst die Wittwe und ihr Gut nicht mehr!" Bei dieser und ähnlichen Stellen mußten die Schauspieler des Beifallsturmes halber minutenlang warten. Bei der zweiten Vorstellung mußte diese Stelle wegbleiben. —

Die Kaffeehäuser sind förmlich belagert mit Menschen, Jung und Alt, die sich drängen um zu hören, was die Franzosen gethan. Förmliche Vorlesungen werden gehalten aus den Blättern in denen sich Nachrichten über Paris finden. An den Billardtischen stellt sich Einer auf und liest vor, eine fünf- und sechsfache Reihe Menschen, 70 bis 80 Mann drängen sich um den Tisch. Jede Stelle die für's Volk spricht, wird mit einem eigenthümlichen Beifall aufgenommen — der wenn er auch nicht durch Worte, doch durch Geberden, Mienen, Zucken, Stoßen laut wird.

Louis Philipp und Metternich meinten, je älter sie würden desto unfehlbarer seien sie in ihren Ansichten und Entschlüssen. Beiden wollten wir eine Stelle aus Goethe's Briefen an Eckermann zu lesen geben: „Es ist nicht wahr daß man nach den vierzig Jahren noch beträchtlich klüger werde. Man hat vielmehr große Noth sich im Alter nur so klug zu erhalten, als man in der Jugend gewesen!" — Es wäre im Interesse Metternichs gewesen, wenn er mit der Besitznahme Krakau's vom Schauplatze des Handelns und Wirkens abgetreten wäre; er wäre dann vielleicht nur mit der Geschichte zu Grabe gegangen. Die jetzigen Ereignisse zeigen daß er kein Held war, der die Verhältnisse zu überwältigen wußte, sondern blos manche Gelegenheit zu benutzen verstand. Östreich ist leider durch die letzten Maßregeln in eine solche Stellung gerathen, wo wir es sehnlichst wünschen daß das Gewitter, welches über seinen Himmel zieht, ohne schädliche Folgen sich entlade möge. — Östreicher sind freilich keine Franzosen, aber ähnliche Ursachen bringen ähnliche Wirkungen hervor. In Östreich ist auf der Oberfläche alles ruhig; aber drinnen wüthet es. Ungarn, Böhmen, Steiermark gähren. Wir schweigen von Italien. Die niederöstreichischen Stände wollen um Preßfreiheit petitioniren; am 11. beginnen ihre Sitzungen. Jetzt heißt es daß sie die Petionen unterlassen wollen, damit man nicht glaube daß sie die Verlegenheiten der Regierung benutzen wollten. Sehr edel von den niederöstreichischen Ständen, doch es ist hier nicht am Platze! Edel und großmüthig läßt sich nur dem Edelmuth und der Großmuth oder der offenen Misère gegenüber sein. Heute brachte der „Beobachter" einen officiösen Artikel von Wien über

die Pariser Vorgänge, welchen auch *zu gleicher Zeit* die „Wiener Zeitung“ gibt. Man hält darin dem Volke einen Wauwau vor. Die ganze Revolution gehe von elenden Leuten aus; für ordentliche Leute schicke es sich überhaupt gar nicht Revolutionen zu machen; ordentliche Leute müßten alles Unrecht wie ein Unglück über sich ergehen lassen. *Die Regierten sollten sich an die Regierungen anschließen!*“ ꝛc. Der ganze Aufsatz ist ein Muster liguorianischer Beredsamkeit.

Der fromme Östreichische Beobachter wäre zugleich froh, wenn er von den Franzosen sagen könnte, welche Gräuel sie wieder verübt, wie sie Gott gelästert, Heiligthümer geschändet, unschuldiges Menschenblut vergossen, die heiligsten Menschenrechte verletzt ꝛc. Aber die Franzosen sind diesmal möglichst einfach in ihrer Revolution gewesen; sie haben eine gewisse Fertigkeit darin erlangt, sie mit möglichster Ehrenhaftigkeit auszuführen. So lasen wir gestern in einem Privatbriefe einer hochgestellten Dame in Paris, deren Mann zur Nationalgarde gehört. Am 25. Febr. Morgens ging ihr Mann weg mit dem Bemerken, man müsse sich nun auf Alles gefaßt machen. Die Frau blieb zu Hause mit einer Schwägerin. Sie ließ das Thor sperren. Nach einigen Stunden stürzen die zwei Bedienten herein: Des hommes de blouses, on vient nous piller! Die Frau ganz erschrocken, wußte nicht was anfangen. Indessen waren bereits die Blousen da; klopften höflichst an, nahmen die Kappen ab und sagten: Excusez, Madame, n'avez-vous pas d'armes! Die Frau antwortete: Je n'ai rien. Die Blousen gingen in die Küche, nahmen ein Küchenmesse, Hacken ꝛc., erbaten sich ein Stück Papier, schrieben darauf: Armes données und klebten es an's Thor. — Auf der Straße fand man drei Personen ermordet liegen, die auf der Brust Zettel kleben hatten: Voleurs. — Das ist keine gemeine Nation, die so Gericht hält über diejenigen, die der Moment, wo ein Volk für seine Freiheit kämpft, entweihen wollen.

Die Stimmung ist hier sehr aufgeregt, die Papiere sind sehr gesunken; seit gestern Bankactien von 1430 Fl. auf 1140 Fl., das Papiergeld fängt an den Credit zu verlieren. Es gibt hier bereits viele, die sich scheuen Banknoten anzunehmen. In Preßburg werden 6 Procent Agio gezahlt, um Silberzwanziger für Papiergeld zu bekommen. Die Censur thut das Ihrige um allen und jeden Feuerstoff zu entfernen. So ist dieser Tage die Weisung an die Burgtheaterdirection ergangen in solch aufgeregten Zeiten „Fiesco“ und „Großjährig“ nicht aufzuführen. Den hiesigen Buchhändlern wird kaum der zehnte Theil der Bücher die sie bekommen, ausgefolgt; Fracht, Ein- und Ausgangszoll zahlen sie umsonst. Das was sie erlaubt bekommen, hat keinen Werth. Die Buchhändler sahen sich veranlaßt, ein Gesuch dem Kaiser einzureichen, worin sie nachwiesen daß wenn die Censur in solchem Maße fortbestehe, sie nothwendig ihre Gewölber schließen müßten. In der Mitte wird dieses Bittgesuch recht sentimental: „Wir wenden uns zu Dir, unser Vater!“ und so geht das per „Du“ fort. — Die *Journalistik* ist ganz außer dem Rechtsboden. Das neue Censurcollegium gibt den Rekurs blos für Bücher, aber nicht der Journalistik frei und so steht ihr nicht einmal frei, was einem Verbrecher zukommt; sie hat gar keine Instanz. Jedes Blatt hat 4 bis 5 Censoren, passiert noch immer durch mehrere Hände, und es wird mehr gestrichen als je. — Die drei Formeln: „in suspenso“ — „Nachweis“ — „Quelle“ — verschlingen alle Artikel. In suspenso heißt so viel: der Artikel der für heute Interesse hat, den werden wir vielleicht im nächsten Jahre erledigen! — „Nachweis“ heißt: Wir wollen uns erst erkundigen ob der Theaterdirector Pokorny mit dieser Notiz zufrieden ist. „Quelle“ heißt: Dieser Artikel ist sonst nicht ganz angenehm, wir wollen ihn dem Redacteur verleiden! Fast wie eine Anekdote klingt es ist, aber buchstäblich wahr, daß als ein hiesiges Blatt eines Tages anzeigte: „Gestern waren die beiden Hofburgtheater wegen der Beisetzung der Erzherzogin Maria Louise geschlossen“, der betreffende Censor den Artikel strich mit dem Bemerken: „*Nachzuweisen!*“ Schreiber Dieses hat dieses Actenstück gesehen. — Eine ähnliche drastische Anekdote liefert folgendes Factum. Am 1. März ging ein Arbeiter durch die Herrengasse mit einer brennenden Pfeife im Munde, ein Polizeimann fiel ihn an und nahm ihm die Pfeife weg. „Aber warum denn?“ fragte der Arbeiter, „ich rauche ja sonst auch in der Straße!“ — „Nein, erwiederte der classische Polizeimann, heute nicht, heute ist der Todestag von Kaiser Franz!“ —

Die Redaction des „schwarzen Domino“ schrieb, bei Gelegenheit als Saphir bei seiner letzten Akademie wieder eine große Summe ablieferte: „Wie würde Frankreich einen Mann lohnen, der seit funfzehn Jahren jährlich durch sein Talent allein den Armen solche Summen zuführt!“ Die Censur strich es, so wie sie jedes ähnliche Lob auf Saphir consequent streicht. Dafür aber läßt sie die pöbelhaftesten Anschuldigungen eines Blattes, dessen Redacteur als geheimer Polizeiagent signalisirt ist, mit naiver Resignation stehen.

In der *Staatsdruckerei* wird jetzt geheim gedruckt. Man vermuthete bis jetzt, es wären Concessionen für Italien; nun aber stellt sich immer mehr Grund heraus daß es Gesetze für *neue Steuern* sind. Wie es heißt, habe die kaiserliche Familie mit Einschluß sämmtlicher Herzöge d'Este, von Modena ꝛc. hundert Millionen Gulden gegeben, auch von Rußland seien vierzig Millionen auf ein Bon des Kaisers hergekommen. Nichts destoweniger machen die Finanzen viele Verlegenheiten.

Schauderhaft sind die Berichte die von *Schlesien* kommen, und doch geschieht verhältnißmäßig sehr wenig. Auch hier fragt sich das Publikum: Jetzt vor einem Jahre war der Fruchtpreis in Conventionsmünze derselbe der er jetzt in Wiener Währung ist, also zweieinhalbmal billiger, und dennoch ist Brot und Semmel de facto eben so klein als im vorigen Jahr. Auch das Fleisch ist mit 1. d. M. in die Höhe gegangen, und doch diese Sorglosigkeit mit welcher die Behörden diesen Übeln, welche in die Masse einschneiden, freie Gewährung gestattete!

Zur hiesigen chronique scandaleuse gehört auch daß der Redacteur eines belletristischen Blattes eine Sammlung für den Kreuzerverein machte, über sechshundert Gulden C.-M. zusammenbrachte und als man sie von ihm forderte eingestand, er habe sie bereits zu selbstsüchtigen Zwecken benutzt und könne das Geld für den Augenblick sich nicht verschaffen.

Aus sicherer Quelle kann ich Ihnen mittheilen daß der Redacteur des „*Humoristen*“ heute eine Privataudienz bei dem Minister Grafen Colowrat hatte, dem Hoffnungsstrahl auf den alle Bessere blicken. Hr. Saphir hatte das Glück freundlichst aufgenommen zu werden, und erhielt die Versiche-

rung daß Se. Excellenz alles Mögliche thun werde, um die ehernen Bande der Presse zu lösen.

Berlin, d. 10. März.

(Die Stadtverordneten, die Forderungen der Preßfreiheit, die Abgeordneten aus Preußen und die Adressen.)

(✱) Die politische Bewegung Berlins, wenn von einer solchen bisher gesprochen werden könnte, war bisjetzt jedenfalls nur eine sehr innerliche oder verstohlene. Sie hat aber durch den gestrigen Tag ohne Zweifel eine mehr organische Gestaltung gewonnen; sie stellt wenigstens eine ehrenvolle Betheiligung Berlins an den neuen Lebensbewegungen Deutschlands in Aussicht. Die gestrige Sitzung der Stadtverordnetenversammlung die unter einem sehr stürmischen und lebhaften Zudrang des Publikums aus allen Ständen stattfand, hat dafür den Ausschlag gegeben. Die politischen Volkswünsche, welche jetzt in allen Theilen Deutschlands durch die erwärmenden Gluthen der französischen Republik emporgeschlagen sind, haben jetzt endlich auch den Weg in die Berliner Stadtverordnetenversammlung gefunden, der gestern durch eine Eingabe von funfzig Berliner Bürgern eine Petition überreicht worden ist, welche dieselben für die heutige politische und sociale Gestaltung entscheidenden Punkte enthält die jetzt fast in allen Theilen Deutschlands zu organischen Grundforderungen eines zukünftigen volksthümlichen Staatslebens erhoben worden sind. Ich will darin nur die Preßfreiheit, die Sorge des Staats für die Arbeit, die Einberufung des Vereinigten Landtags und die Vertretung Preußens bei einem allgemeinen deutschen Parlament namhaft machen. Die Stadtverordnetenversammlung ist aufgefordert worden, diese Petition zu der ihrigen zu machen, und nach der unter mächtigen Manifestationen von Außen gestern kundgegebenen Stimmung ist nicht mehr daran zu zweifeln daß es so geschehen wird, nachdem sofort ein Ausschuß zur Berathung dieser Petition niedergesetzt worden. Zu verwundern ist daß man sich noch nicht der Lebensfrage der Presse, die zugleich eine Lebensfrage der ganzen heutigen Civilisation geworden, bei uns angenommen hat. Sie steht zwar auch hier überall mit an der Spitze, wo es sich um die Fortbewegung der allgemeinen Staatsfragen handelt, aber die Presse bedarf noch ihre ganz besondre Behandlung und Beachtung namentlich in dem Augenblick, wo sie ihren längst rostig gewordenen Fesseln enthoben wird, und wo sie die Form der Freiheit, hier und da vielleicht auch nur den Schein derselben gewinnt. Daß sie nicht unter dem Schein der Freiheit von neuem und stärker als je geknechtet werde, dies ist eigentlich der Punct, auf den man in dem gegenwärtigen Moment sein Augenwerk auf das schärfste zu richten haben wird! Der preußische Preßfreiheitserlaß ist bisjetzt noch nicht erschienen, obwohl Preußen bekanntlich zuerst und schon vor zwei Jahren den Antrag auf Abschaffung der Censur und auf Preßfreiheit beim deutschen Bundestage stellte. Man hat hier in dieser Woche bereits jeden Abend in der Allgemeinen Preußischen Zeitung nachgesehn, und darin die Verordnung anzutreffen erwartet, welche der Preßfreiheit ihre menschen- und völkerrechtliche Bedeutung auch bei uns zurückgeben würde, indem sich zugleich die nachtheiligsten Gerüchte über die Richtung und Verklausulirung unseres neuen Preßgesetzes verbreiteten! Vertagt ist diese Sache auf keinen Fall bei uns, und es wird ihr intensiv nicht schaden daß sie jetzt langsamer als anderswo hier zum Durchbruch kommt! —

Die Adresse welche eine aus freier Hand gebildete Versammlung in einem Thiergartenzelt (in demselben in dem die Berliner Lichtfreunde ihren Ursprung genommen) berathen, findet in ihrer Fassung und Antragstellung, in der sich größtentheils die Hauptpunkte der in andern deutschen Staaten gemachten Forderungen vereinigt zeigen, keinen besonderen Beifall, verdient aber doch als der erste Berliner Schritt dieser Art Beachtung. Der König hat den zur Überreichung derselben ernannten Ausschuß bereits durch den Polizeipräsidenten v. Minutoli entschieden von sich abweisen lassen, und erklärt daß er ihn nöthigenfalls mit Waffengewalt von sich fern halten werde. Die Adresseberather (größtentheils jüngere Kaufleute, Handwerker und Literaten) haben daher gestern Abend wieder eine sehr bewegte, von mehr als tausend Menschen besuchte Versammlung abgehalten, und sehr zweckmäßig beschlossen, ihre Petition der Stadtverordnetenversammlung zur Vermittelung zu übermachen.

Ein sehr bedeutungsvoller Schritt ist von den nach Beendigung des ständischen Ausschusses noch hier gebliebenen preußischen Abgeordneten ausgegangen. Dieselben haben sich unter Leitung der Herrn von Auerswald, von Brünneck und Sperling zur Abfassung einer Schrift vereinigt in welcher dem König die gegenwärtige bedenkliche Lage der Provinz Preußen vorgestellt werden soll, mit Hinweisung auf die Einführung der allgemeinen Staatsreformen, die lediglich auch in der Provinz Preußen die Bewegung der Gemüther zügeln und die dortigen Zustände heilen werden, und ohne deren Verheißung die Abgeordneten bei der Heimkehr in in ihrer Provinz sich keiner günstigen Aufnahme erfreuen zu dürfen glauben. Die Absicht, dem König diese Schrift persönlich zu überreichen, ist jedoch bisjetzt fehlgeschlagen, und wird schwerlich erfüllt werden! — Es wird in diesem Augenblick sehr lebendig hier. Aus den Provinzen werden heut die Deputationen erwartet, welche dem Könige die im Sinne und Drange der Zeit abgefaßten Petitionen, in denen die organischen Grundforderungen der ganzen heutigen Gesellschaftsepoche ausgesprochen liegen, persönlich überreichen wollen. Man glaubt daß der König keine einzige dieser Deputationen empfangen wird!

Bordeaux, d. 3. März.

(Die Republik, ihre Entstehung und ihre Zukunft; Italien und Östreich entscheiden über Krieg)*).

† Der große Umschwung der Dinge der jetzt in Frankreich stattfindet, bietet uns ein ganz eigenthümliches Schauspiel. Die große conservative Partei die sich so stark und mächtig glaubte, die behauptete alle Lebenselemente des Volkes in sich zu vereinigen, sie ist mit Einem Schlage vernichtet und an ihrer Stelle sehen wir den kleinsten Theil der parlamentarischen Opposition, die Republikaner. Wie das zugegangen, durchschaut niemand; die siegende Partei ist fast ebenso erstaunt darüber als ihre Gegner. Die bitterste Täuschung ist gerade denjenigen zu Theil geworden die zuerst den letzten entscheidenden Conflict herbeigeführt, die Herren Odilon-Barrot, Duvergier de Hauranne und theilweise Thiers.

*) Diese Betrachtungen sind um so gewichtiger als sie aus dem Süden Frankreichs kommen. D. Herausg.

Nichts lag weniger im Sinne der Partei dieser Leiter als ein solcher Umsturz der Dinge; selbst die Abdankung des Königs lag außerhalb ihres Planes. Die gesetzliche Demonstration welche sie beabsichtigten, war gegen das Ministerium gerichtet, gegen den König nur insofern als er sich durch seine unselige Politik mit der Majorität und dem Ministerium identificirt hatte. Die Barricaden und der blutige Kampf mußten sie mit Schrecken erfüllen: als Sieger aber betrachteten sie sich als nach dem Sturze Guizot's, Odilon-Barrot den Auftrag bekam ein Ministerium zu bilden, und die Herzogin von Orleans zur Regentin ausgerufen wurde. Das Volk legte die Waffen nieder als diese Dinge bekannt wurden und überließ sich ganz der Freude des Sieges. Ein Zufall veranlaßte die Wiederaufnahme des Kampfes; es war dies das unbegreifliche Gemetzel welches die Municipalgarde unter dem waffenlosen Volke anrichtete. Dieser Zufall ist dem Königthum in Frankreich tödtlich geworden; vor der Erbitterung und der Verzweiflung des Volkes stürzten die letzten Reste zusammen. Menschliche Pläne und Entwürfe waren entweder unschuldig an diesen Ereignissen oder doch nicht ausreichend. Mich dünkt, ich höre hier den schweren Tritt des Schicksals, ich sehe die eiserne Consequenz mit welcher die Begebenheiten und Thaten sich entwickeln, nicht achtend des Wollens oder Nichtwollens derer welche in natürlicher, angeborner Blindheit oder in eigensinniger Verblendung nicht übersehen können und begreifen was vor ihren Augen geschieht.

Mit dem Bürgerkönigthum ist die Bourgeoisie gefallen; von nun an verschwindet sie im großen Ganzen, im Volk. Andere Ideen, andere Interessen werden an die Tagesordnung kommen. Der Geldherrschaft macht die Herrschaft des Volkes ein Ende. Als Folge davon wird das Geld selbst an Werth verlieren, der Mensch anfangen als Mensch Geltung zu erhalten. Einfachere und natürlichere Staatsformen werden einfachere und natürlichere Menschen bilden und dem entsetzlichen Luxus ein Ziel setzen, in dessen Übermaß Geist und Geschmack gleich große Gefahr laufen. Die Begriffe über Handel und Industrie werden sich läutern: man wird nicht mehr das Maß des Glückes eines Volkes officiell nach den Ein- und Ausfuhrlisten tariren. — Dieses sind einige der nothwendigen Folgen einer wohlverstandenen, demokratischen Republik. Wie schwer ist es schon hieraus auf die Modificationen zu schließen welche das bürgerliche Leben und Treiben erfahren muß! Unendlich schwieriger aber wird diese Aufgabe, wenn wir eine andere Seite derselben in's Auge fassen, welche meiner Stimmung nach unendlich wichtiger ist und tief in die Zukunft eingreifen wird. Es ist dies die sociale Seite welche gleich in den ersten Tagen zu unabweislich hervorgetreten ist als daß sie sich jemals wieder beseitigen ließe. Die provisorische Regierung hat ihre Wichtigkeit anerkennen müssen. Hier liegt die große Aufgabe welche die Republik wird zu lösen haben. Ich bewundere den Muth mit welchem man die Frage aufgenommen hat; er läßt Gutes hoffen. — Es ist sonderbar wie die meisten Menschen immer nur die Oberfläche der Dinge sehen, von deren eigentlicher Gestaltung aber keinen Begriff haben.

Unsere trembleurs reden hier nur von allgemeinem Krieg, von Coalition der Mächte, von einer terreur nach dem Muster von 1793, während doch alle diese Dinge theils unmöglich, theils unwahrscheinlich sind. Die Bourgeoisie wies bisher mit vornehmer Geringschätzung die politischen Ansprüche des Volkes zurück; sie sah und sieht in diesen nur eine Minderung ihrer Kraft. Die Zeit des Verweigerns ist aber vorüber; die Leiter des Volkes haben die Gewalt in den Händen, und alles was bisher von ihnen angeordnet ist, läßt voraussehn daß die Farce von 1830 keine zweite Auflage erleben werde.

Ganz Frankreich, selbst die Ultraphilippisten haben sich der provisorischen Regeerung angeschlossen. Sobald es angeht, tritt eine Assemblée constituante zusammen, deren Haltung von entscheidender Wichtigkeit sein wird. Meinen es die neuen Republikaner welche noch vor acht Tagen die erklärten Gegner ihrer jetzigen Häupter waren, aufrichtig mit der Republik, lassen sie sich nicht wieder durch ihre alten Leidenschaften leiten, indem sie in ihrer bisherigen unbegreiflichen Verblendung verharren, so haben wir Hoffnung daß die Reformen welche unvermeidlich sind, ruhig in's Leben treten. Welches die Folgen sein würden, wenn man die Nothwendigkeit nicht anerkennen sollte, der reactionäre Eifer gleich wieder sichtbar würde und unverständige Selbstsucht sich auf's neue eigensinnig den Rechten und Ansprüchen des Volkes entgegenstemmte: — das bleibt der Zukunft vorbehalten. Ein gefährliches Spiel hat man getrieben; leider wissen wir wie wenig selbst die bitterste Erfahrung den Menschen fruchtet! Wir wollen hoffen und wünschen daß so wiederholte Schläge endlich wirken, daß man mit Entsagung vom einmal Verlornen rettet was zu retten ist. Wenn ich die Dinge richtig erkenne, so ist das Schicksal Frankreichs in die Hände der Mittelklassen gelegt; diese müssen es verstehen mit dem Volke Eins zu werden, ihren Vorrechten entsagen, und die Gedanken der Republik: liberté, égalité, fraternité zur Wahrheit machen.

Die gegenwärtige Stellung Frankreichs nach Außen ist günstig genug. Nordamerika und England haben die Republik bereits anerkannt. Die Republik ist durchaus friedlich gesinnt; sie erklärt den Eroberungskrieg für unvereinbar mit ihren Grundsätzen. Kein deutsches Interesse fordert zu einem Angriffe gegen Frankreich auf, von dorther ist ein Zusammenstoß nicht wahrscheinlich. Den einzigen Kriegsfall bietet Italien. Bei den veränderten Umständen in Frankreich wird aber Östreich sich wohl vorsehen Dinge zu thun welche die Italiener veranlassen könnte die Republik um Hülfe anzurufen. Dieser Hülferuf würde augenblicklich in den Franzosen das Kriegsfeuer entflammen und Europa in Brand versetzen. Die Republik würde nicht die Selbstüberwindung haben diese Hülfe zu versagen! — Dies ist die Lage der Dinge. Nach allen Seiten hin Ungewißheit und Grund zu Befürchtungen. Lassen Sie uns aber nicht vergessen daß die Möglichkeit und Thunlichkeit einer friedlichen Lösung aller der verwickelten Fragen vorhanden ist.

Paris, d. 7. März*).

[Der bevorstehende Convent; die Theater; Rachel, Thiers, Marast.]

= So eben komme ich von den Tuilerien, wo eine schon seit mehreren Tagen alle Gemüther beschäftigende Unannehmlichkeit endlich beseitigt ist. Eine Bande von 2 bis 300 Leuten von der bedenklichsten Qualität, unter ihnen einige Frauen, hatte das Schloß seit seiner Übergabe an das Volk, also seit 11 Tagen nicht verlassen wollen. Anfangs hatte man ihnen einen Theil der Wachtdienste überlassen, zuletzt aber ihnen ihre bevorstehende Ablösung angekündigt. Sie weigerten sich

*) Von dem Pariser Briefsteller in unserer vorigen Nummer.

indeß abzuziehen, wenn man ihnen nicht 80,000 Franken baar auszahlen, oder jedem eine Rente von 800 Franken garantiren, auch ihnen versprechen wolle, daß ihre Taschen beim Abzug nicht visitirt würden. Sie drohten, falls man ihnen nicht nachgebe, das Schloß in Brand zu setzen. Die ganze Autorität und Existenz der neuen Ordnung hing natürlich davon ab, daß man ihnen nicht nachgab. Gewaltmaßregeln waren aber bedenklich, da sie in den unendlich vielen Galerien und Zimmern sich lange hätten wehren und viel Unheil anrichten können. Auch waren sie förmlich organisirt und stellten Wachtposten aus. Hätte es hier wieder eine Emeute gegeben und wären am Ende die Tuilerien angezündet worden, so hätte aus diesen Flammen seines Schlosses das Königthum wie ein Phönix sich erheben können und vielleicht in der Anerkennung der nach Ordnung sich sehnenden Gemüther seine Macht wiedergefunden. Seit einigen Tagen parlamentirte man immerzu mit den Übelthätern. Sie konnten es ruhig abwarten, da sie von den Vorräthen des Schlosses Wein und Lebensmittel genug gehabt zu haben scheinen. Bis gestern Abend um 12 Uhr waren sie bei ihren Forderungen geblieben. Ich fand um diese Stunde noch eine große Anzahl Männer an dem einen Seitenthor der Tuilerien versammelt, die alle auf den Ausgang der Affaire harrten. Wie es heute gelungen ist, die Leute in Güte zu bewegen, weiß ich nicht. Kurz so eben früh halb 11 Uhr sah ich den ganzen Haufen mit fliegender Fahne und bis auf die Zähne bewaffnet abziehn. Eine große Volksmenge hatte sich vor den Thoren versammelt, welche die abziehenden — allerdings sehr verdächtig aussehenden — Individuen mit Schimpfworten überhäuften. „Die Unruhstifter, die Diebe! Das schadet wieder dem Handel!" hörte man die Pariser Bourgeois rufen. Alles verlangte, daß man diese Leute sämmtlich füsiliren müsse.

Das große Verdienst jeder Staatsgewalt, daß sie Ordnung und Sicherheit gewährt, ein Verdienst das man unter andern Verhältnissen als sich von selbst verstehend kaum hervorhebt, wird jetzt in Frankreich mit unendlich großem Danke anerkannt. Dieser Umstand verschafft der Partei die am Ruder ist allgemeine Unterstützung und viele Anhänger. Für die bevorstehenden Wahlen ist das von großer Bedeutung. Alle Indifferenten — und deren gibt es in Frankreich mehr als man glaubt, sie bilden wohl ein Drittel der Bevölkerung — werden daher wahrscheinlich für die Republik als die gerade im Besitze sich befindende Form stimmen. Es ist allgemein die Meinung im Volk verbreitet, daß wenn man die Republik nicht beibehalte, die Republikaner und Arbeiter sich erbittert erheben und es einen furchtbaren Bürgerkrieg geben werde. Über das vermuthliche Resultat der Wahlen habe ich indeß die verschiedenartigsten Ansichten gehört. Das Verhältniß der republikanisch zu den monarchisch Gesinnten ist mir von verschiednen Seiten bald wie 1 zu 10, bald wie 10 zu 1, bald wie 1 zu 1, bald wie 1 zu 2 angegeben worden. Prophezeiungen sind also offenbar sehr gewagt. Die Wenigsten aber zweifelten an dem Bestehen der Republik. Die Legitimisten sind indeß sehr thätig und machen vorzüglich geltend, daß ihr Heinrich V. doch schon ein erwachsener und verständiger Mann sei. Der Enthusiasmus für die Republik ist außerordentlich gemäßigt. Ein Glück ist es für die Dynastie Orleans, daß die Wahlen so lange hinausgeschoben sind. Bis dahin wird die Republik den Reiz der Neuheit verloren haben und die Arbeiter können von einem großen Theil der übermäßigen Erwartungen, die sie auf die neue Form der Dinge Anfangs setzten, enttäuscht sein. Geldmangel und das Stocken des Handels werden den Rausch noch mehr abkühlen. Eifrige Diskussion der durch die Wahl zu entscheidenden Fragen beginnt jetzt von allen Seiten, in Klubbs, Zeitungen und Broschüren. Die eigentliche Hauptfrage, ob Königthum oder nicht, ist indeß noch ein zarter Punkt, der von den Monarchischgesinnten nur sehr vorsichtig berührt wird.

Vorzüglich bedenklich für die Entwickelung der Volksstimmung sind die vielen Klubbs welche sich überall bilden mit dem ausgesprochenen Zweck, die Akte des provisorischen Gouvernements und die öffentliche Meinung zu überwachen. Ich habe der Constituirung eines solchen Klubb in der école de droit beigewohnt. Adressen und Proteste sollen in Menge von solchen Versammlungen an das provisorische Gouvernement eingehen und mehrere Maßregeln desselben, unter anderm die nach mehrfachem Schwanken dennoch erfolgte Aufhebung der Zeitungsstempel, wurde dadurch veranlaßt.

In den Theatern wird für die Zwischenakte regelmäßig die Marseillaise oder sonst ein Revolutionslied verlangt. Ich hörte die erstere neulich bei den Italienern von La Blache's Stentorstimme. Gestern im théâtre français (jetzt de la republique) trat auf das Verlangen des Publikums die gefeierte Rachel hervor. Man erwartete gespannt eine Declamation des großen Liedes — aber nein! zur allgemeinen Überraschung sang sie es mit einer deutlichen, tiefen und kräftigen Stimme. Man hatte vergessen daß Rachel vor ihrer Künstlerlaufbahn als armes Mädchen in den elysäischen Feldern im Freien gesungen hatte. Der Eindruck, den sie jetzt hervorbrachte, war unbeschreiblich. Die Stelle des Liedes: „Hört Ihr auf Euren Fluren das rohe Geschrei dieser wilden Soldaten!" sprach sie mit einem Haß, und die Aufforderung zum Zug in den Kampf mit einer wilden Kraft, die von einer Frau doppelt überraschte und wirkte. Lieben können die Frauen alle leidlich, aber so erhaben und feurig zu hassen, das macht der Rachel keine nach. Bei der letzten Strophe schwang sie eine tricolore Fahne, ließ sich vor ihr auf ein Knie nieder und preßte sie bei der Stelle: liberté, liberté chérie! leidenschaftlich an ihre Brust. Es war zu Thränen hinreißend.

Man kann in Deutschland kaum erwartungsvoller auf französische Nachrichten gespannt sein, als wir Deutschen hier in Paris auf Zeitungen aus Deutschland. Mein Gefühl gegen die junge Republik war von Anfang an das einer freudigen Begrüßung. Ihr Auftreten muß einen neuen Aufschwung des Nationalgefühls bei uns hervorrufen, das alle unsere Hoffnungen auf eine Entwickelung im Vaterlande mächtig erweckt. Es kann uns ferner nur willkommen sein, daß Frankreich in Bezug auf die praktische Ausführung der großen socialen Probleme Experimente und Erfahrungen macht, die wir nachher benutzen können.

Eben höre ich noch einige Einzelheiten über die Bande welche die Tuilerien nicht hatte verlassen wollen. Sie hatten ein Paar nicht entflohene Köche gezwungen, ihnen von den zurückgelassenen Vorräthen ausgesuchte Diners anzurichten. Sie haben mit einigen Frauen, unter denen auch mehrere aus St. Lazare befreite sich befanden, somit wirklich fürstlich gelebt — sogar in fürstlichen Kleidern und Schlafröcken. Ihre große Ungenirtheit in der Unreinlichkeit hat mehrere Säle übel

zugerichtet. Ich erkläre mir jetzt auch warum ich an mehreren Abenden die Enfilade der Tuilerien festlich erleuchtet und Lichter auf allen Kronleuchtern sah. Die Bande soll enorme Werthe an baarem Geld im Schloß entdeckt und in Sicherheit gebracht haben. Man spricht von einer ähnlichen Gesellschaft von etwa 60 Individuen, die einen Theil des Hotel de Ville auf gleiche Weise besetzt und ebenfalls mit Anzündung gedroht hat. Was ich hier berichte, ist allgemeines Stadtgespräch in Paris. Die Zeitungen suchen es als übertrieben darzustellen, wie sie überhaupt alle solche Dinge vertuschen und auch von der in den ersten Stunden ihrer Einnahme erfolgten Plünderung in den Tuilerien nichts wissen wollen.

Seit mehreren Tagen geht ein allerdings sehr unverbürgtes Gerücht daß *Thiers* zum Gesandten der Republik in England ernannt sei.

Die Verwirrung in den Gewerben ist immer noch groß. Alle möglichen Standesgenossen versammeln sich, um eine gouvernementale Regelung ihrer Verhältnisse zu verlangen. So haben die Führer von Omnibus und Fiakres Erhöhung ihres Lohnes verlangt, und da sie ihnen verweigert wurde, sind sie nicht gefahren, so daß die Circulation in der Stadt an einem der vorigen Tage großentheils gehemmt war. Die Pächter von Hotels und Cafés hatten vor drei Tagen eine Versammlung und wollten von den Eigenthümern dieser Etablissements Herabsetzung der Miethpreise. Auch unter den Schneidern war eine derartige Bewegung. Dem Pariser Bourgeois schwindelt bei allen diesen Dingen der Kopf. Nebenbei müssen sie alle drei Tage als Nationalgarden auf Wache ziehen und leiden sehr unter dem stockenden Handel. Es ist ihnen das zu gönnen. Ihre Schlaffheit hat Alles verschuldet und den ganzen Mittelstand in Frankreich um seine Herrschaft gebracht.

Wo man hier hinhört, spricht sich eine große Abneigung vor Krieg aus. Auch die Sprache des National — das Journal des Débats der provisorischen Regierung — ist beruhigend und kommt im Grunde namentlich in Bezug auf Italien auf dasselbe hinaus, was das Ministerium Guizot in anderer Form erklärte. Es ist psychologisch interessant daß der als Journalist so radicale *Marrast* jetzt als Mitglied des provisorischen Gouvernements eine bedeutende Mäßigung seiner früheren Ansichten entwickeln soll.

Zur Chronik der Gegenwart.

Völker und Staaten.

✱ Die *Organisation der Arbeit*, welche die Regierungen erst für eine socialistische Träumerei und Speculation, dann für eine gefährliche communistische Zertheilung und Auflösung der Gesellschaft hielten und in beiden Fällen streng von sich abweisen zu müssen glaubten, — sie ist jetzt wie mit einem Zauberschlage das wahre Symbol aller politischen Neugestaltungen der Völker, der eigentliche Eckstein ihrer großen Zukunft geworden. Die Staaten verjüngen und umgestalten sich plötzlich in dem Princip der Organisation der Arbeit, und was nicht in dieser Idee seinen Neubau beginnt und durchführt, wird nicht auf die höhere Dauer seiner Bildungen und auf haltbaren Werth derselben mehr Anspruch erheben können. Alle neuesten Staatsbewegungen in Deutschland haben zugleich das Princip der *Arbeit* als ein fortzubewegendes und festzustellendes wesentlich in sich aufgenommen, und stimmen darin, noch mehr oder weniger bewußt und umfassend, mit dem menschlichen, politischen und gesellschaftlichen Fundament überein, auf dem die *neue Republik Frankreich* sich erhoben und in merkwürdigen, immer kraftvoller und gedankenreicher ergriffenen Bewegungen sich zu einem *Tempel des gesellschaftlichen Friedens* zu vollenden strebt. *Jedem Arbeiter seine Arbeit, jeder Arbeit ihren vollen und angemessenen Lohn!* Dies ist die Grundidee, welche man in der französischen Republik bereits mit hohem Bewußtsein, mit Daransetzung aller Kräfte, ja mit rührender und hinreißender Begeisterung ergriffen! Da hört man freilich noch, und am meisten in unserer Mitte, in Deutschland, Zweifler mit arglistiger Klugheit sich erheben. Sie meinen, gerade deshalb der französischen Republik keine Dauer, keine Haltung prophezeien zu müssen, weil sie sich mit diesen (wie es Vielen noch immer scheinen will) unlösbaren Problemen der Organisation der Arbeit befaßt und von deren Lösung recht eigentlich ihren Bestand und ihre Existenz abhängig gemacht habe! Diese Klugen glauben daß nur der Untergang der Gesellschaft, nicht aber ihr ewiges und eigentliches Erhaltungsprincip in diesen Problemen gegeben liegt! Selbst die großen Könige der alten Zeit arbeiteten an dieser Lösung. Wenn ein Heinrich IV. einen Zustand wollte, der jedem Bauer Frankreichs Sonntags sein Huhn im Topfe garantirte, so wurde er dadurch schon der erste Begründer des Gedankens der Organisation der Arbeit. Und unsere Volks- und Staatsmänner wollen sich nicht von ganzem Herzen und mit aller Lebenskraft diesem Gedanken hingeben, und die wahre Bewegungsmacht aller heutigen Zustände in ihm erkennen? *Jedem Arbeiter die ihm gebührende Arbeit — jeder Arbeit der ihr gebührende Lohn!* — Wenn sich diese Forderung nicht in Staat und Gesellschaft erwirklichen lassen sollte, wenn man aus der innersten Natur von Staat und Gesellschaft richtige Zweifel an der Verwirklichung dieser Forderung herleiten könnte, so würde es sich wahrlich nicht mehr der Mühe lohnen in Staat und Gesellschaft zu leben, und die instinctmäßige Sicherung des thierischen Organismus wäre der Zerfahrenheit des menschlichen auch principiell weit vorzuziehn. Aber dem ist nicht so, die Organisation der Arbeit, und zwar grade in der Richtung in der die neue französische Republik sie begonnen, ist ein lösbares menschliches Problem, und in ihr sollen sich zugleich alle Fragen der Politik und Staatenbildung wahrhaft wie in ihrem ewigen Frieden lösen! —

---

† Der *Erzbischof von Paris* hat sich rasch in die Republik gefunden; er fraternisirt mit ihr wie der Soldat Ludwig Philipps mit dem Volke. Er beweist die Gesetzlichkeit der Volksregierung aus dem heiligen *Augustin*. „Diejenigen die befehlen, sagt dieser Kirchenvater, dürfen dieses nicht thun aus Herrschsucht, sondern um dem allgemeinen Wohl zu *dienen*. Das ist die wahre Ordnung der Natur, und also hat Gott das menschliche Geschlecht eingerichtet.“ Ferner beweist der Erzbischof aus dem Evangelium daß die Völker das Recht

hätten sich eine beliebige Verfassung zu geben. Christus habe gesagt: Mein Reich ist nicht von dieser Welt! Hiermit habe er erklärt daß er keine Regierungsform anbefehle und vorschreibe. — Aus dieser raschen und warmen Anhänglichkeit des Pariser Erzbischofs gehen zwei Dinge deutlich hervor: daß der Legitimismus in Frankreich verloren ist, und daß die Priesterschaft in der Republik ihren Vortheil wahrzunehmen weiß. Pater *Lacordaire* bewies in Notredame das Dasein Gottes. Was bedarf es einer Beweisführung! rief er aus. Es brauchen sich blos die Pforten der Kirche zu öffnen und Euch das heldenmüthige Volk zu zeigen das in sich selber und in seinen Thaten die glorreichste Offenbarung des ewigen Wesens ist! — Ein ungeheurer Beifallssturm folgte in der Kirche diesen Worten.

— *Louis Philipp's* Wort als er am Hofe zu London empfangen wurde, war: Ich komme wie Karl X., nur wurde dieser verjagt weil er die Verfassung verletzte, ich weil ich sie festhielt! — Verständigen wir uns mit diesem Exkönig! Freilich *hielt* er die Verfassung *fest*; sein Minister Guizot war der Musjö *Haltefest* in der Shakspeareschen Komödie. Eine Verfassung ist kein eiserner Reif in welchem man Zeit und Nation fesseln soll, so wenig wie ein religiöses Bekenntniß, sei es das römische, sei es das Augsburgische, ein Mittel sein darf die Geister einzuzwängen. Den Fortschritt anbahnen ist der Beruf der Fürsten. Die Entwicklung der Nationalkraft fördern ist der erste Schwur der zu halten ist. Sind sie unfähig ihr neue Quellen zu öffnen, sollen sie diese wenigstens nicht stopfen. Eine Verfassung ist eine feste Errungenschaft der Geschichte, aber so wenig wie diese ein stillstehender Sumpf. Die Wahlreform zu befördern war Louis Philipp's heiligste Pflicht; daß Guizot sie hinderte, hat dem König die Krone gekostet. Karl X. wollte die Verfassung *offen* umstoßen. Louis Philipp that mehr, er wollte sie öffentlich festhalten, nachdem er sie 17 Jahre lang *heimlich* durch Intrigue untergraben. Dies ist die Moral von der Fabel.

— Die englische Hypochondrie hat in *Lamartine's* Umlauf an die europäischen Gesandten eine *versteckte Kriegserklärung* gesehen. Wir finden diese nicht im Manifest. Die Republik, sagt Lamartine, bedarf der Anerkennung nicht, um dazusein, sie besteht durch ihr natürliches Recht. Sie ist der Wille eines großen Volkes welches nur sich seine Berechtigung abverlangt. Sie stellt sich aber als eine geregelte Macht in die Reihe der Staaten, wünscht nicht wie ein die Ruhe störendes schreckhaftes Phänomen einzutreten. Nicht das Vaterland sei es was im Kriege die meiste Gefahr laufe, sondern die Freiheit; der Krieg fordere Dictatur. Der Krieg der frühern Revolution war der Gedanke der Monarchisten und Girondisten, nicht der Republik. Die Revolution die jetzt ihre Schlußperiode begonnen, sei nicht mit der von 1792 zu verwechseln. Damals war das Volk nur das Werkzeug der Revolution, heute ist es deren Ziel und sein Wohl ist ihr Zweck. Die Republik stellt Arbeit, Ackerbau, Gewerbsfleiß und Handel, Wohlsein, wohlfeiles Leben, sittliche Ordnung und Unterricht als Inhalt des Staatslebens, als Inhalt des Volkslebens hin. Die gesunde Vernunft, die Mäßigung, das Gewissen und die Klugheit der Republik können, sagt Lamartine's Manifest, für Europa bessere und ehrenhaftere Bürgschaften bieten als der Buchstabe der alten Verträge. Zugleich anerkennt die Republik die Grenzen Frankreichs falls man sie nicht gegenseits verletzt. Die Dynastie nahm die Gefahr des Kriegs mit sich hinweg. Die Republik, sagt Lamartine, hat keinen Ehrgeiz.

— Heinrich *Laube* gibt im 10. Bändchen seiner wieder aufgelegten *Reisenovellen* sein Tagebuch aus *Paris vom Jahre* 1847. Sehr zutreffend mit der jetzigen Lage der Dinge ist sein Wort über *Lamartine*. „Lamartine ist im Äußern sehr viel älter geworden. Das schmahle, magere Gesicht ist noch schmahler geworden durch die tiefen Linien welche sich in die Züge eingefurcht und die vortretende Nase noch vorgedrängt haben. Weiße Haare haben sich eingeschlichen. In seinem Buche (Les Girondins) gibt er die neue Nachricht, Robespierre's Vater sei englischen Ursprungs gewesen, was die puritanische Charakterzähigkeit des vielfach unfranzösischen Jakobiners natürlich erklären hilft. Ich würde ihm selbst, diesem schlankgewachsenen Lamartine mit hektischen Backenknochen und mit dem still ruhenden und doch innen glühenden Blicke eine englische Verwandtschaft zuschreiben, wenn ich irgend eine Berechtigung dazu wüßte in seiner Familiengeschichte, die ihn nach dem warmen Burgund zu weisen scheint. In charakterstrenger Milde hegt er eine einsame Stellung und spricht immer gegen den Krieg, wie jener trockene Dialektiker Robespierre eine einzelne Stellung suchte in charakteristischer Härte, und trotz Freund und Feind 1791 allein gegen den Krieg sich erklärte. Damals schon, 1839, als ich diesen Lamartine das erste Mal sah, und er mir in seiner Ähnlichkeit mit einem protestantischen Geistlichen gar nicht gefiel und mich doch in Verwunderung setzte durch hingebendes Gespräch mit Frau von Girardin und Balzac, zwei Literaten von einer ihm grundsätzlich wildfremden Richtung, damals schon, als ich ihn zum ersten Mal reden hörte, so volltönend, so schön, so überzeugt, in so strömendem Feuer, und zwar über Eisenbahnen, deren Bedeutung die Kammer nicht verstand oder nicht verstehen durfte, damals schon war ich durchdrungen davon: *dieser Mann hat eine große Zukunft*, und ich bin noch heute derselben Meinung. Es ist etwas Neues des Franzosenthums in ihm und etwas gründlich Neues. Was die Franzosen annehmen können von europäischem oder richtiger kosmopolitischem Sinne, das ist dargestellt in Lamartine, welcher nationalfranzösisch bleibt ohne verblendet französisch zu sein. Und das ist gründlich, weil es nach und nach entstanden ist. Es ruht auf dem schönsten Grunde, auf dem der Naivetät, welche immerdar aufzunehmen und zu lernen bereit ist. Welch eine Entwickelung, seit dieser Mann in der Kammer erschien unter der Ankündigung: es erscheine ein poetischer Legitimist; wahrscheinlich ein junger Chateaubriand, und seit er auf der äußersten Rechte seinen Platz einnahm! An allen wichtigen Fragen hat er sich seit der Zeit lebhaft betheiligt, hat sich unantastbar den Ruf eines unbestechlichen, grundehrlich strebenden Mannes erworben, hat sich diesen jetzt so kläglich seltenen Ruf in der Kammer Frankreichs bewahrt und schließt jetzt sein Urtheil über die constituirende Versammlung der Revolution dahin daß er, der einstige Legitimist, sagt: Die Nationalversammlung hat nicht genug gewagt gegen das Königthum! *Sie* schon mußte die Republik erklären, denn diese Regierungsform ist vorzuziehen, wenn es sich von völlig neuer Schöpfung eines gesellschaftlichen Lebens handelt, sowie die Monarchie vorzuziehen ist, wenn die Spe-

culation ihre Ziele gefunden, und sich das Bedürfniß gemeldet hat, die neu gewonnenen Formen zu befestigen und zu erhalten. Wer von selbst und ohne Falsch, und ohne innerliche Inconsequenz zu solchen den einstigen Legitimisten scheinbar vernichtenden Resultaten kommt, der ist von einer bewunderns-werthen Naivetät, von einer Ehrlichkeit des Trachtens, welche das größte Vertrauen ansprechen darf. Man wird es ihm gewähren, sobald das jetzige Regiment mit dem greisen Könige in die Gruft getragen wird. Lamartine wird ein Hauptminister der Regentschaft sein. Er wird seinen Charakter einsetzen für ein neues Regiment; Thiers wird sein Talent zu Hülfe bringen. Glaube man ja nicht daß dieser kleine Mann der unerschöpflichen Hülfsmittel für immerdar unmöglich sei. Für das Talent gibt es keine Unmöglichkeit; es umgeht sie, wenn es sie nicht überwinden kann, es wartet. Thiers wartet und säubert sich und häutet sich, um zu der ernsthaften, von poetisch-politischem Enthusiasmus bewegten Figur Lamartine's zu passen. Man schreibt hier zu Lande Geschichte, um den Leuten zu zeigen daß man Geschichte machen kann." — Die Werthschätzung der intriguanten Talente des Julikönigthums theilten wir nie, freuen uns vielmehr daß die neue Ordnung der Dinge sie sämmtlich bei Seite schleuderte. Ob sie trotzdem noch eine Zukunft haben? Wenn die jetzt heraufgetriebenen Kräfte verbraucht, gescheitert sein werden, eine Reaction eintritt: dann werden sie vielleicht wieder möglich, eine beklagenswerthe Möglichkeit sein.

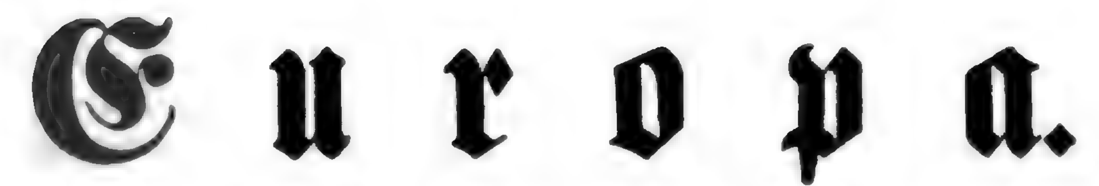
---

† Wir haben bereits in Nr. 3 eine kurze Charakteristik Ludwig Kossuth's gegeben, in dessen Händen jetzt die Geschicke Ungarns liegen. Der Reisende Kohl hat sich in seinem Buche über Ungarn 1842 folgender Weise über diesen Mann ausgesprochen. Der beredteste und beste Sprecher Ungarns ist Ludwig Kossuth (sprich Koschut). Er saß eine Zeitlang im Gefängniß, weil er wider das Verbot der Regierung gewisse Landtagsverhandlungen die nicht gedruckt werden sollten, durch eine unendliche Menge von Abschriften, die er davon machen ließ, veröffentlicht hatte. Nach seiner Freilassung wurde er Redacteur des „Pesti Hirlap." In diesem Blatte hat Kossuth alle Mißbräuche und Ungerechtigkeiten, von denen er hörte, alle Härten und Grausamkeiten die sich Jemand zu Schulden kommen ließ, alle Übelstände der Verfassung oder Verwaltung in irgend einem Theile des Reiches, mit völliger Furcht- und Schonungslosigkeit aufgedeckt. Zunächst wählte er meistens solche Gegenstände, über die auf dem bevorstehenden Landtage Beschlüsse gefaßt werden möchten, um die dabei als Wahlmänner oder Deputation Betheiligten darauf vorzubereiten und zu unterrichten. Insbesondere hatte er es sich zur Aufgabe gemacht eine der schwächsten Seiten seines Vaterlandes anzugreifen und möglichst zu heilen, nämlich die Bestechlichkeit und Ungerechtigkeit der Richter, der Stadtmagistrate und der Comitatsbeamten, deren Frevelthaten er überall darstellt und auf's schärfste geißelt. Auf diese Weise hatte sich Kossuth allerdings viele Feinde gemacht, aber das ganze große Publikum Ungarns ist auf seiner Seite und er ist der Liebling und Held des Tages. — Kossuth ist von mittelgroßer Statur und von sehr angenehmem Äußern, sein Kopf und sein Gesicht verrathen einen großen Mann, der Ausdruck seiner regelmäßigen Züge ist entschieden schön, männlich und kraftvoll. Er ist in das mittlere Mannesalter getreten und in der besten Kraft seiner Jahre. Er hat einen sehr vollen Haarwuchs, einen buschigen Backenbart und nichtsdestoweniger etwas sehr Angenehmes, Bescheidenes und Mildes in seinem Wesen. Seine Gesichtszüge haben lauter ächt ungarische Eigenthümlichkeiten: feurige Augen, einen sehr runden Kopf, eine schöne, edle, gerade, etwas spitzige Nase, ziemlich breite und starke Backenknochen, ein kurzes energisches Kinn und einen starken nicht so langen Hals, wie ihn die germanische Race zu haben pflegt. Dabei liegt ein großer Ernst und ein Anflug von Melancholie in seinen Zügen, auch ist die Farbe seiner Wangen nicht lebhaft, was sich bei einem Manne, der in einem so langwierigen und wenig hoffnungsreichen Kampf gegen das zähe hinterlistige Regiment begriffen ist, wohl erklären läßt. Sein Vortrag ist äußerst anziehend. Er kann eine Stunde lang sprechen ohne ein einziges Mal anzustoßen oder sich zu besinnen. Sein Organ ist ungemein wohltönend und die kräftigen, energischen, ich möchte sagen kriegerischen Laute der ungarischen Sprache, erscheinen auf seiner Zunge sehr melodisch und ausdrucksvoll.

— Die Ereignisse in Süd-, West- und Mitteldeutschland lassen sich als ein entschiedener Sieg der öffentlichen Meinung über eine gewisse Ministerkaste bezeichnen. Sollen wir die gestürzten Minister einzeln aufzählen? den Darmstädtischen Hrn. Du Thil, den katholisch jesuitischen Curator der protestantischen Hochschule Gießen, den aus München verjagten Hrn. v. Berks, den Protector der königlichen Tänzerin, charakterisiren? Es wäre eine unerquickliche Arbeit. Fassen wir sie summarisch als eine Kaste zusammen; ihre Persönlichkeiten sind ohnedies zu unbedeutend um über sie zu triumphiren. Mächtig sind sie nur als Masse; ihre Vertheilung an die vielen kleinen Residenzen Deutschlands war verhängnißvoll. Es ist eine Kaste von Männern jener comfortablen Bildungswelt die in den faulen Schlupflöchern des feigen Behagens ihre Zuflucht finden, in der Pflege der Kunst ein Betäubungsmittel gegen den gesunden Geist der Entwickelung suchen, auf Ausartungen der Literatur und des Bürgerthums lauern um darauf hin die Lust zu Rückschritten allgemein zu machen. Es sind Finsterlinge die nicht Muth genug haben hinter Kanonen ihre Stellung zu nehmen, vielmehr sich mit der Polizei als Trabanten ihres kleinlichen Jesuitismus begnügen. Es ist eine Camarilla von meist adeligen Hofleuten die keine Ahnung von den Aufgaben deutscher Staatsmänner haben. In der Bequemlichkeit der Fürsten finden sie ihre Stütze, deren Launen machen sie zu ihren Grundsätzen. Daß die Fürsten sie so schnell fallen ließen, der empörten öffentlichen Meinung so rasch diese Opfer brachten, ist kein besonderer Triumph für die Sache des Volkes, zeigt uns blos in welchen jämmerlichen Händen wir sind, beweist uns blos unsere eigene Fahrlässigkeit, das alte Phlegma, den alten Fluch, die alte Schmach Deutschlands.

— Graf Dönhoff, der preußische Gesandte, hat jenen Bundeserlaß unterzeichnet der nicht blos ein deutsches Gesammtvolk, sondern auch dessen „reife Einsicht" so plötzlich anerkennt. — Wie steht es da mit dem „beschränkten Unterthanenverstande", der beliebten Redensart von gestern? Ist sie heute noch gültig? — Über Nacht, wie es scheint, kommt guter Rath!

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.



Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

F. Gustav Kühne.

1848. 25. März.

Inhalt: Poesie und Politik. Von Hieronymus Lorm. — Deutschland's Wiedergeburt. Von F. G. Kühne. — Die Kurhessische Märzwoche. (Aus Fulda). — Aus Prag, Wien (drei Berichte), Preßburg, München, Berlin, aus dem preußischen Sachsen, und aus Leipzig (zwei Berichte). — Zur Chronik: Die Berliner Revolution; die deutschen Bevollmächtigten; Arbeitervereine.

№ 13.

Poesie und Politik.

Von **Hieronymus Lorm.**

Die politische Poesie ist in Deutschland bereits überwunden, aber auch der Kampf dagegen. Eine Zeit lang haben wir auf die Trommel gehorcht, die man der schönen Muse umgehangen und auf die Kriegsdrommete die man ihr an den Mund gesetzt. Weil man sie aber nicht zugleich auf ein wirkliches Schlachtfeld stellen konnte, so wurde die Verkleidung bald als opernhafter Theaterspuk erkannt; die Muse war als Tochter des Regiments aufgetreten. Indessen schritt der Geist der deutschen Geschichte seinen Gang fort. Er überholte zwar nicht die Muse durch etwaiges Übertreffen ihrer politischen Erwartungen und Forderungen, aber er entfernte sich auf Wegen welche sie gar nicht voraussehn konnte, genugsam von ihr, um ihren schmetternden Lärm nur noch verhallend zu vernehmen; kaum daß uns, weil es doch immer die Muse war die den Lärm hervorgebracht, einige melodische Erinnerungen davon im Ohre geblieben. Die Poesie die der Geschichte voranzuschreiten glaubte, sieht sich plötzlich um, erkennt daß sie ihr nicht nachfolgt, und ist genöthigt ihr Trommeln und Trompeten vor der Hand einzustellen. Sie konnte nichts Klügeres thun, denn sie ward von zwei verschiedenen Seiten zugleich angegriffen; von der einen verfolgten sie die Waffen der Regierungen, von der andern die der Ästhetik; den Waffen der Kritik mußte sie zuversichtlich erliegen, wenn sie auch die Kritik der Regierungen geringschätzen wollte.

Hat sie nun vielleicht bald Ruhe sich zu sammeln, über sich und ihre fernere Sendung klar zu werden? Soll sie, weil sie das Schwert fallen ließ, Pan's Hirtenflöte borgen und wieder dem Mai und der Liebe harmlose Ständchen bringen? Soll sie, weil die Wege der Tagesgeschichte, der Politik zu ernsthaft geworden als daß sie auf denselben in ihrer frühern Theaterverkleidung fortschreiten könnte, wieder abseits einsame Pfade wandeln, auf denen ihr niemand mehr begegnen will? Nein, der Gang der Poesie hat sich noch bei keinem Volke vom Gange der Geschichte getrennt. Der herrschende Irrthum war nur daß die Poesie durch ihre modernste Entwickelung glaubte eine neue Geschichte herbeiführen zu können, während es doch immer nur die jüngste Entwickelung der Geschichte ist welche eine neue Poesie herbeiführt.

Deutschland muß unter gegenwärtigen Verhältnissen darauf verzichten daß seiner Literatur ein gewaltiger Heros erstehe, der selbständige, alle gewonnenen Höhen überragende Schöpfungen pflanzte. Denn selbst wenn der Genius dazu geboren würde: er fände in der Zeit nicht den Raum für ein subjectives Wirken, in der Nation nicht die Augen, um es wahrzunehmen. Die Zeit duldet auch in der Literatur keine absolute Regierung, auch dem einzelnen Geist ist das Recht autokratischer Herrschaft genommen. Der Nationalgeist hat keine Beachtung und folglich keine Bewunderung mehr für die Manifestationen des Einzelgeistes, der da fordert daß das Verständniß der Völker langsam und mühevoll zur Höhe seiner Schöpfungen emporklimme. Es bleibt dem Genie unverwehrt sich selbständige Bahnen zu brechen, seine nicht im Zeitbewußtsein wurzeln-

den Ideale in der Einsamkeit künstlerisch zu verwirklichen; allein in einem Zeitalter der Ideen, wie das unsere vorzugsweise zu nennen ist, bleibt das Recht sie zu verwirklichen kein privilegirtes, sondern erhält durch den Drang der Nation dazu eine allgemeine Wichtigkeit, die man den Schöpfungen und Entwickelungen des einzelnen Genius nicht mehr so ausschließlich zuschreibt, wie zur Zeit als Goethe die Literatur beherrschte oder die Romantiker der Nation eine Literatur aufzwangen, mit welcher sie keinen innern Zusammenhang hatte. Man hat den Deutschen so lange nur das Recht zu jenem Fortschritt gegönnt welchen man den gemäßigten nannte, während man den thatenlosen darunter verstand, den Fortschritt der Ideen. Man glaubte sich dadurch vor den Gefahren des Umsturzes aller Verhältnisse gesichert, weil man, selbst in brutalem Egoismus befangen, auch in den Gelüsten der Nation nur solchen erkennen und durch Entziehung aller Möglichkeit des Handelns sich ihm feindlich gegenüber stellen wollte. Das ist aber eben die listige Nemesis der Geschichte daß sie ihr Ziel gerade auf jenen Wegen erreicht, welche am weitesten davon zu entfernen scheinen. Dem rechtlichen Willen der Völker, so lange er sich nur noch instinktmäßig als rohes Gelüst äußert, kann durch scheinbare Vernunftgründe begegnet werden, weil die Vernunft, selbst in ihren falschen Schlüssen noch immer mächtiger ist als die vernunftlose und blos materielle Gewalt. Aber aus derselben Ursache ist der Sieg dieses Willens um so unvermeidlicher, wenn er sich durch den Fortschritt der Ideen zum Bewußtsein allgemeiner Überzeugung erhellt und vergeistigt hat, und man ihm keine andere Überzeugungskraft mehr entgegenzusetzen hat als die der Bajonette. Der „gemäßigte" Fortschritt zwang die Deutschen sich ausschließlich mit Ideen zu beschäftigen bis zu dem Punkte wo die Ideen gebieterisch nach Realisirung und Verlebendigung schreien. Die Nation aber, was ihr der nur zu sehr gerechtfertigte Spott auch immer nachsage, besteht nicht blos aus Denkern und Schreibern welche die Ideen schon That werden sehen, wenn sie dieselben Buch werden sehen. Dieselbe Nothwendigkeit welche den einzelnen Künstler zwingt die empfangene Idee als plastisches Kunstwerk verwirklicht in's Leben treten zu lassen, so unaufhaltsam wie die Mutter gezwungen ist das empfangene Kind zu gebären, — dieselbe Nothwendigkeit zwingt auch eine Nation, die man mit Ideen schwängerte, zur lebendigen Geburt derselben, d. h. zur politischen und socialen, zur staatlichen Verwirklichung. Dies Drängen nach dem Licht und der Existenz lebendiger Wirklichkeit ist das Merkmal der deutschen Gegenwart, die Quelle aller ihrer Verzweiflungen und Hoffnungen, ihrer momentanen Entmuthigungen und ihres von der Gewißheit des Erreichens immer wieder zurückgeführten Muthes. Was wird und geschieht, ist nur ein Reflex dieser innern Arbeit, der Vorbote ihrer Vollendung. Alle Geister helfen mit; selbst die Philosophie, die Wissenschaft in allen ihren Zweigen, steigt von ihrer olympischen Höhe nieder und wird populär, was soviel sagen will als daß sie mit ihren für den Zweck tauglichen Kräften die Kräfte der Massen bereichert, **durch** welche und **für** welche der Zweck erreicht werden soll.

Ist nun der Geist der deutschen Poesie von dieser allgemeinen Arbeit der Geister ausgeschlossen? Soll sich die Poesie nicht an der Politik betheiligen? Freilich ist die politische Poesie, wie sie im jüngsten Jahrzehen in Deutschland erschien und begriffen wurde, sowohl ein politischer als poetischer Nonsens, weil die Poesie nicht dazu verknechtet werden kann praktische Zwecke herbeizuführen, weil ihre Sendung nicht der Haß gegen das Bestehende, sondern die Liebe dafür ist und weil sie nicht die Unvernunft zu bekämpfen, sondern die Vernunft zu verherrlichen hat. Soll sie sich daher zum einzigen in Deutschland Bestehenden wenden, welches sie mit Liebe umfassen kann, weil keine Regierung darüber Gewalt hat: zum Lenz und der Mägdlein Rosenwangen? Sie müßte dabei auf die Sympathien der Nation verzichten, eben so sehr als wenn sie wieder „romantisch" würde und ihre Ideale, weil sie in der Gegenwart keinen Boden dafür findet, aus der mittelalterlichen Vergangenheit holte. So bliebe ihr denn nichts übrig als Gervinus' Rath zu befolgen und „**brach**" zu liegen, wenn diese Ansicht nicht der erstaunenswertheste Irrthum wäre, zu welchem jemals ein deutscher Gelehrter durch den Mangel an eigener Poesie veranlaßt wurde. So lange die Weltgeschichte nicht brach liegt, werden sich aus den Entwickelungen der Menschheit im Größten wie im Kleinsten, aus den Bewegungen der Völker wie aus den Verhältnissen der Einzelnen zu einander, für die Betrachtungen des Poeten fortwährend neue Anschauungen ergeben, neue Wege welche zu noch unerforschten Tiefen des Göttlichen im Menschen führen. Der Poet, das künstlerische Genie, schöpft den neugewonnenen Inhalt in die Form welche fähig ist ihn ganz zu erfassen, darzustellen und zu verkörpern, damit die Menschheit dann am plastisch sichtbar gewordenen Gottesinhalt sich selbst erkenne und in der Verherrlichung sich selbst

genieße. Diese beneidenswerthe Danaidenarbeit der Poeten sollte jemals aufhören können, so lange die Weltgeschichte nicht aufhört ihnen den Gottesinhalt der Menschen immer reicher und unerschöpflicher zuströmen zu lassen?

Die Poesie ist zu keiner Zeit brach gelegen, wenn es auch nicht immer die Ästhetik war, von der sie ihren Namen und ihre Werthschätzung erhielt. Denn will man unter Poesie vor allem Andern den formgewordenen Ausdruck des inneren Zusammenhangs aller menschlichen Schicksale und Entwickelungen mit dem Weltgeist begreifen, dessen fortwährendem, wenn auch oft verstecktem Weiterschreiten zu unerforschtem Ziel die Menschheit gezwungen ist zu folgen, damit er sich in ihr immer größer, entfalteter und erkennbarer zum Bewußtsein und zur Erscheinung bringe, so hat es keinem an Finsterniß und Gräueln noch so reichen Jahrhundert an den diesen innern Zusammenhang erkennenden Geistern, diesen Geistern nie an dem Ausdruck dafür gefehlt. In den Jahrhunderten, da dieser Zusammenhang sich nur als die tiefste Unbewußtheit des blinden religiösen Glaubens bethätigte, fand er, während die Scholastiker ihn mit Gedankeninhalt zu erfüllen suchten, seinen poetischen Ausdruck nach dem Standpunkt der damaligen Weltbildung im Mysticismus. Die Reformation, das ungeheure Läuterungswerk alles geistigen Lebens in Deutschland, zerbrach diese ihr widerstrebende Form, und indem sie alle Richtungen des Geistes gebieterisch für ihr eben so weites als erhabenes Ziel in Dienste nahm und dadurch keine eigentliche ästhetische Tendenz auffkommen ließ, fand sie ihren poetischen Ausdruck in der Theologie. Freilich war nicht Alles Poesie, was sie zu Tage förderte, wie denn nicht einmal Alles was mit Absicht für Poesie gelten will, welche ist, — aber in diesen theologischen Streitschriften die am Ende zum ekelhaften und verderblichsten Gezänk ausarteten, hatte doch das Jahrhundert seine Schmerzen und seine Eroberungen, seinen Antheil an der Ewigkeit, nämlich seine Erkenntniß des Göttlichen und folglich seine Poesie niedergelegt. Indessen war das politische Leben der Nation in vollkommener Unmündigkeit verblieben. Mit dem Ende des 17. Jahrhunderts begann die Geschichte Deutschlands wieder nur das Tagebuch seiner Könige zu werden. Auch die allgemeine religiöse Bewegung der Nation war zu einem Abschluß gekommen, es trat eine vollkommene Stille des Nationallebens ein. Seine einzige Äußerung wurde jetzt die begeisterte Pflege der poetischen Cultur. Die Poesie, in den Aufregungen der frühern Zeit gleichsam mit nackten Gliedern mitkämpfend, durfte jetzt den Kunstzweck in's Auge fassen und sich in ästhetische Gewänder hüllen. Dazu mußte sie einzelnen Geistern überantwortet werden; die Nation nahm an der ihr innewohnenden Poesie nur mehr einen genießenden Antheil. In den Händen der Einzelnen entwickelte sich nun die deutsche Poesie mit einer Raschheit, für welche in keiner andern Nation ein Beispiel, zu ihrem goldenen Zeitalter welches mit Goethe seine Vollendung gefunden. Aber Goethe schied und widerlegte den Vorwurf daß er, der die deutsche Dichtkunst zu ihrer vollsten Blüthe gebracht hatte, kein eigentlicher Nationaldichter gewesen mit der Einsicht daß es dazu nicht am Dichter, sondern an der Nation gefehlt. Das Nationalleben drängte alle seine Säfte nach poetischer Erzeugung, schwächte dadurch alle übrigen Kräfte, und während die Literatur üppig wucherte, verdorrte das Staatsleben. Allein nur einem großen Staatsleben an welchem sich die Nation mit ganzer Macht und Entschiedenheit betheiligt, kann auch eine Nationalpoesie entsteigen. So unbestreitbar diese Überzeugung ist, so war es doch eine vollkommene Verkennung des poetischen Bedürfnisses der Menschheit, wenn man verlangte daß „das Feld brach liege", so lange bis eine vollkommene Umwälzung aller öffentlichen Verhältnisse den Aufwuchs einer neuen, der politischen Reife der Nation entsprechenden Poesie möglich macht. Denn die Poesie ist eine Lebensthätigkeit die zwar krankhafte Erscheinungen hervorbringt, wenn sie nicht gleichmäßig den ganzen Organismus durchdringt, die aber nicht nach Willkür gehemmt und abgeschnitten werden kann. Eine Nation die poetisch verstummen könnte bis zu einem gewissen Zeitpunkt, hätte nicht nur die geistige Kraft verloren diesen Zeitpunkt zu erreichen, sondern auch, selbst wenn sie ihn erreichte, das Vermögen eingebüßt ihn poetisch zu verherrlichen. Die Poesie wird zwar, wenn ihrem Strom keine neuen und kühnen Bahnen eröffnet werden, das Leben der Nation nur mehr auf oft betretenen Wegen begleiten und in trüber Gewöhnlichkeit nebenher schleichen; sie kann aber nicht als ein für den Moment überflüssiges oder gar störendes Element davon ausgeschieden werden.

Allein im jetzigen Augenblick ist nicht einmal mehr zu fürchten daß ihr nur das Loos trüber Gewöhnlichkeit falle. Die Flügeljahre der Muse sind vorüber, das unbefangene und fast bewußtlose Schwelgen in Frühlings- und Liebesglück. Auch die Ideale ihrer spätern Zeit sind in die Rumpelkammer geworfen, auch ihre künstlerische Virtuosität ist erschöpft, ja sogar wenn

man will, mit Schiller und Goethe ihr goldenes Zeitalter für lange vorüber. Statt aber das deutsche Weib zu sein, das nach Heine „schweigend sich zu Bette legt", statt zu schlafen und „brach" zu liegen, ist ihr vielmehr gerade jetzt das Bewußtsein einer neuen Sendung aufgegangen, so herrlich daß, wie mangelhaft auch ihre neuen Productionen vom ästhetischen Standpunkte aus sein sollten, was eben für die Originalität ihrer neuen Anfänge zeugen würde, mit Zuversicht zu behaupten ist, die Literaturgeschichte werde von diesem Augenblicke an eine neue Epoche der deutschen Poesie datiren.

Wir müssen, um diesen Ausspruch zu begründen, darauf zurückkommen daß unser Zeitalter vorzugsweise eines der Ideen zu nennen ist, welche äußerlich sich bethätigend alle intimen wie öffentlichen Verhältnisse zu reformiren trachten, und indem sie neue Quellen bilden für die heftigsten sowohl als die erhabensten Affecte der menschlichen Seele, zugleich der poetischen Anschauung neue Stoffe zuführen. Andererseits müssen wir wiederholt daran erinnern daß die Poesie ebensowenig mehr als die Politik die Herrschaft des Einzelnen dulden will. Die Welt will ihre edelsten Früchte nicht mehr, selbst müßig, aus den thätigen Händen der Bevorzugten empfangen, sondern sie glaubt sie nicht eher zu besitzen als bis sie sich dieselben durch Zusammenwirken aller Kräfte selber gepflückt hat. Es ist der Wunsch ausgesprochen worden daß für die Reformation der Literatur ein einzelner Luther erstehe, der erst ein großer Charakter sein müßte, ehe er ein großer Dichter werden wollte, oder mit andern Worten, der erst die Kraft besitzen müßte eine politische Reformation anzuregen, ehe sein Talent die Bahnen für eine poetische fände. Allein das ist eben der sichtbare Fortschritt der Geschichte daß sie diesen Wunsch nicht erfüllen wird, weil ihre blühendsten Siegeskränze nicht mehr so eng sein sollen daß schon das Haupt einzelner Helden genügenden Raum dafür hätte. Es ist kein Christus, kein Arminius, kein Luther mehr möglich. Die Zeit duldet keine großen Helden, sie verlangt große Völker. Die leuchtenden Ideen die aus den Köpfen Einzelner entsprangen, haben sich in der Finsterniß der dafür nicht vorbereiteten Völker immer nur durch unselige Kämpfe von Jahrhunderten Bahn brechen können; in ihrer Heiligkeit bezweifelt, vom Widerstand verstümmelt, haben sie nur den Unverstand befruchtet und nur Mißgeburten zur Welt gebracht. So die göttlichen Ideen des Christenthums, der Reformation und der Revolution von 1789. Es ist endlich die Zeit gekommen, Dank sei es den Mitteln, von denjenigen in Anwendung gebracht, welche eben dadurch den Eintritt einer solchen Zeit verhindern wollten! die Zeit in welcher die rettenden Lichtgedanken der Weltgeschichte aus dem allgemeinen Bewußtsein der Völker selbst hervorgehen, und dadurch in ihrer Heiligkeit unantastbar und dem Widerstand unzugänglich, befruchten sie das ihnen sichere Verständniß und bringen erlösende Volksthaten zur Welt.

Die Poesie gibt sich ganz der Zeit hin, nicht etwa nach einem ihr auferlegten äußern Gesetz, denn die Poesie duldet keinen Zwang, sondern weil sie keine Poesie der Nation wäre, wenn sie nicht nach innerer Nothwendigkeit als Duft aufstiege aus der Blüthe, zu der die eben wirkende Geschichte die menschheitliche Entwickelung gebracht hat. Nur wenn die Geschichte schweigt, wenn die Entwickelung der Nation gehemmt ist, sucht die Poesie unnatürliche Wege für ihr nicht zu erstickendes Leben; sie sucht dann dem längst Abgestorbenen ein Scheinleben zu verleihen, wie in der „Romantik", oder sie stellt sich, noch unnatürlicher, der Nation grollend gegenüber wie in der sogenannten politischen Poesie. Jetzt aber, wo die Nation zu leben beginnt und sich mit Ideen erfüllt, die mächtiger und unaufhaltsamer als physische Gewalt an allen scheinbar geheiligten Institutionen zerstörend rütteln, vermählt sich die Poesie inniger als jemals mit dem Nationalleben; sie wird die Schönheit seiner Bewegungen, der Kultus seiner Arbeiten und das eigentliche Glück seiner Errungenschaften. Die Poesie wird zum letzten Glauben der Völker, sie ist die Religion der Politik. Poesie und Politik, die in der sogenannten politischen Poesie wie zwei Galeerensklaven durch Zwang zusammengeschmiedet waren und sich daher nicht mit einander vertragen konnten, feiern als poetische Politik ihre Wiedervermählung, in der sie sich als ursprünglich zusammen gehörend beweisen und von einander ihr vervollständigtes Leben erhalten.

Es bedarf zur künstlerischen Gestaltung der mit der Politik innigst verwachsenen und aus ihr hervorgehenden Poesie mehr als des rhetorischen Pathos und der beredten Impotenz, womit unsere Freiheitssänger Alles gethan zu haben glaubten. Es bedarf dazu vor Allem einer Bildung, an welcher kein Atom der Zeit unerfaßt und unverstanden vorüberschwebe. Und schon bildet sich ein Bund der Heiligen unserer Zeit, welchen aus dem Verständniß aller zurückgelegten Entwickelungsstadien, aus der Betrachtung der Geschichte und der Erforschung der wissenschaftlichen Ergebnisse klar wird, auf welche Weise alle Verhältnisse der Völker

wie der Einzelnen mit dem Gottesinhalt der Menschheit in die unmittelbarste Verbindung zu bringen sind, ohne erst durch das verstümmelnde Medium des Wahns, des Aberglaubens zu schrecken, ohne von den Schäden der Civilisation angefressen zu werden. Ihnen ist der Inhalt der Zeit, ihre Aufgabe und ihre Zukunft, zum Bewußtsein gekommen, sie dehnen den Begriff der Freiheit auf alle Äußerungen des menschlichen Daseins aus, und wissen daß kein Genuß und keine Thätigkeit davon unbeseelt bleiben kann, ohne nichts als ein Symptom fauler und krankhafter Zustände zu sein! Die dieser Überzeugung entsprechenden Gebilde zu schaffen, und je mehr die politische Arbeit der Nation auch die Verhältnisse der Einzelnen mit sich fortreißt, ihren Bestrebungen neue Zwecke, ihren Gefühlen und Leidenschaften tiefern Inhalt gibt, diese Bestrebungen erfüllt, diese Leidenschaften befriedigt und als verschönender Spiegel der Zeit ihre Kämpfe schon versöhnt und ausgeglichen zu zeigen, — ist die Sendung der heutigen Poesie durch welche sie zu einer eigentlichen deutschen Nationalpoesie werden kann. Und wenn die ersten Früchte dieser Sendung noch unvollkommen und unreif und in mangelhafter ästhetischer Form erscheinen, so bedenke man daß solcher Poesie ein jahrhundertlanges Wachsthum in Aussicht steht, und daß jeder neue Inhalt sich von selbst die ihm entsprechende neue Form schafft.

Es liegen uns in der That einige Bücher vor, welche wir für die Anfänge in der eben bezeichneten neuen Wendung der deutschen Poesie halten möchten. Dahin gehören die von Arnold Ruge herausgegebenen „poetischen und politischen Bilder der Zeit." Indem wir ihrem allgemeinen Inhalt eine so große Bedeutung in der Zeit zuschreiben, wird man es uns gern erlassen auf den mehr oder minder großen ästhetischen Werth der einzelnen Beiträge einzugehn. Unter den politischen Artikeln sticht wegen seines augenblicklichen Zeitinteresses „ein Brief aus Paris" hervor, in welchem man die aufgeschichteten Zündstoffe der jüngsten Ereignisse überblickt. Im ästhetischen Theil überragen Ruge's Novellen durch markige Gedrungenheit der Darstellung die übrige Prosa. Ruge hat sich aus Paris einige weltweite Blicke geholt, die er mit seiner philosophischen Doctrin verschmilzt, aus der Schweiz einige Derbheit mit der sein Naturell aus der Insel Rügen harmonirt. Allein abstract geschult, kann er die Idee des Allgemeinen nicht immer mit dem Stoff des gegebenen Falles vereinigen. So wird sein Idealismus oft hohle Phrase, seine Derbheit platt. Ihm fehlt die Zeugungskraft, die That der Wirklichkeit aus dem Gedanken entspringen zu lassen. — Hebbel ist das Talent die Ideen pragmatisch, d. h. dichterisch zu verkörpern. Seine Novellen sind nur ein Boden für seine meisterhafte Analyse von Charakteren. Sein hier mitgetheiltes dramatisches Fragment „Julia" verspricht ein Werk von der Bedeutung der „Maria Magdalena" zu werden. — Moritz Hartmann's Gedicht „Krakau" hat ergreifende Stellen ohne übrigens den ungeheuren Stoff zu erschöpfen. — Inniger durchdrungen vom Beruf der heutigen Poesie ist Gustav Freitag. Schon seine „Valentine" und was uns von „Graf Waldemar" bekannt geworden, verräth einen Geist der die Spitzen der Kultur liebenswürdig zu geißeln versteht. Das hier dargebrachte Trauerspiel „der Gelehrte", geistreich blitzend, originell, nicht blos haschend nach Absonderlichem, hat das Blut, nicht blos die Sehnen der neuesten Zeit.

Wir rechnen zu den Anfängen in einer neuen Richtung der deutschen Poesie auch die „Monatsrosen" von Karl Beck. Wie er einer der Ersten war, die lange vor Herwegh u. A. die politische Poesie*) in Aufschwung

---

*) Wir müssen hier der Zusammenstellung der politischen Lyriker unserer Zeit gedenken, mit Porträts und kurzen Charakteristiken von Arnold Ruge. Das Titelblatt ziert das Bild von Hoffmann v. Fallersleben. Ist das vielleicht bezeichnend für den Geist der Zusammenstellung? Hoffmann ist unter den politischen Lyrikern der Bänkelsänger. Mit Uhland beginnt natürlich die Sammlung selbst. Uhland ist der ehrenwerthe Vater, der nationale Hort unsrer politischen Lyrik. Die philosophische Abstraction kann den Heerd deutscher Begeisterung für unsere Lyrik nicht ganz und gar verleugnen, will sie nicht einen geschichtlichen Schnitzer machen. — Die Vorführung mancher noch wenig bekannten lyrischen Kraft, wie Ludwig Seeger, Rudolf Gottschall und der anonyme Dichter des „Hans von Katzenfingen", gibt der Sammlung Interesse. Allein wir vermissen Julius Mosen dessen Lieder von der Leipziger Schlacht, vom Polenregiment und von Andreas Hofer in Aller Munde leben. Wir vermissen unter den Freiheitssängern Franz Dingelstedt und Karl Beck, der Börne im Lande Jenseits den Herrgott fragen läßt: Ist man in Deinem Himmel frei? — Was macht sich die philosophische Abstraction für hypochondrische Kategorien daß sie diese Dichter von den politischen Lyrikern ausschließt? — Zugleich stehe hier eine andere Frage. Wie kann man mit der einen Hand an die Republik Frankreich eine Dankadresse schreiben, und mit der andern gegen die Grenzboten à la Hepp Hepp wüthen? Im Regiment der „uneingeschränkten" Vernunft zu Paris haben zwei Juden Sitz und Stimme! Wie hohl muß in deutschen Köpfen der angebliche Schwung der Vernunft sein, wenn soviel platte Rohheit des Gefühls nebenher läuft! D. Herausg.

brachten, scheint er auch einer der Ersten werden zu wollen, die das neue poetische Bedürfniß der Zeit verstehen und befriedigen. Zwei Hefte seiner jüngsten Poesien liegen uns vor, die zu den lange anerkannten Vorzügen seiner Muse auch die Ruhe eines Geistes gesellen, der aus Irrwegen auf denen er zu verwildern drohte, sich in eine Bucht des Verständnisses und der Versöhnung zu retten beginnt.

Deutschland's Wiedergeburt.

Der feurige Sanguinismus des französischen Hahns hat das schläfrig in sich dämmernde, still in sich grollende Deutschland wach gerufen. Die Thaten an der Seine haben uns rasch zu der Besinnung gebracht daß wir zu heiligen Lebensgütern berechtigt seien ohne deren Feststellung wir allzu lange ehrlos hingelebt. Ehrlos, in der That! Es ist Zeit das rechte Wort zu gebrauchen. Wer über Nacht ein Gesicht gehabt hat, dem vergeht am frühen Morgen die Lust vor den Spiegel zu treten und sein bleiches Wangenpaar zu schminken. Reden wir ohne Schminke! Nicht ohne den Hahnenschrei Frankreichs ist Deutschland zu der Besinnung gekommen: es müsse tagen! Möglich daß die Bewegung der Geister unter allen Völkern jetzt mehr wie je elektrisch wirkt. Trotzdem bei uns mehr als je der Nationalgeist sich als Person begreifen lernt, ein falscher Kosmopolitismus nur noch abstracte Köpfe bethört· ist die Wechselwirkung der Völker mächtiger geworden als je in der Weltgeschichte. Möglich daß auch das lange von Intriguen bestrickte, in Treulosigkeiten aller Art sich auflösende Frankreich nicht ohne die italienischen Vorgänge sich auf sein altes schicksalvolles Vorrecht besann, in neuen Experimenten der Freiheit der Welt eine Fackel anzuzünden. Ich zweifle nicht daß der heldenmüthige Kampf der Sicilianer das französische Blut in Wallung gebracht. Und Italiens Vorgänger im Abschütteln von Fesseln war die Schweiz. Vom Hochland donnerte die Lawine herunter, und so war in den Händen des starkmüthigen Schweizervolkes der Ursprung der Bewegung mehr deutscher als wälscher Art. Uns aber hat erst der Sturm in Paris durchzittert. Für die Schweizer die unsere Brüder, hatten wir nichts als literarische Theilnahme, für die Völker Italiens dichterisches Mitgefühl. Erst Paris, der entschiedene Heerd der Feindschaft unserer Volksthümlichkeit, erst Paris greift uns mit kecker Hand ans Herz, es schüttelt uns auf bis zum Zwiespalt mit uns selbst, dergestalt daß wir in wildem Kampf zwischen Vaterlandsgefühl und Freiheit Gefahr laufen uns die Gasse zu sperren. War es je anders seit Menschengedenken? So feindlich entgegengesetzt deutscher und französischer Geist: so nothgedrungen, wie sich Pole bedingen, ist diese Gegenseitigkeit. Das bon plaisir der französischen Ludwige ward bei all unserem tiefen germanischen Gemüth die Staatsmaxime unserer Fürsten; gegen die Despotie der Kabinette hielt die auf deutschem Boden erkämpfte Glaubensfreiheit wenig Stich. Unser weiches, schlammiges Herz nahm willig mit den Kulturformen Frankreichs die ganze sittliche Entartung des ancien régime in sich auf. Dem blieben wir treu, selbst als Frankreich sich schon häutete und glänzend neuschuf. Der Sturm des großen Umsturzes fand uns elend und siech; die furchtbarsten Schläge des Schicksals konnten uns jahrzehenlang nicht zur Besinnung bringen; wir trugen die fremden Fesseln mit einer Treue die wir nie den eignen Tugenden gezollt. Das dauerte solange als die Fürsten die Völker führten. Es änderte sich als das Volk die Fürsten zu führen begann. Das Volk war in den Jahren Dreizehn und Funfzehn Deutschlands Retter. Aber es ergab sich, gemüthselig bis zur Lässigkeit wie es ist, abermals den Händen der angebornen Fürsten; immer hat es mit dem Herzen gekämpft, immer ist sein Herz unterlegen. Das Jahr Dreißig war wieder durch Frankreichs Anstoß maßgebend für die deutsche Entwickelung. Unsere kleinen Verfassungen schreiben sich vom Sturz der alten Bourbonen. Aber wir waren saumselig und ließen es bei den einzelnen Versuchen zu parlamentarischen Regierungen bewenden. Die deutschen Mittelstaaten erlahmten an dem schwerfällig zähen Gewicht der beiden großen, die sich nicht entschließen konnten ihr absolutes Regiment zu verlassen, den Thron mitten in's Volk zu stellen und in der Kraft der freien selbstbewußten Mitbethätigung der Nation das Heil der Fürstenkrone zu begründen. Wir versanken von neuem in den Hader der Zwietracht, das bon plaisir absoluter Fürstengelüste gefiel sich wieder in seinem ganzen Dünkel, der Kampf unseres Liberalismus gegen die Schergen der Hofinteressen lähmte allen Fortschritt auch wo ihn die Regierungen bezweckten; der Aufbau Deutschlands blieb bei der Erbitterung der Parteien ein trostloses, ein jämmerliches Stückwerk. Wir gingen einer neuen Versumpfung der Na-

tionalkraft entgegen; der Argwohn, die Tücke, die Beschränktheit unserer Regierungsmänner hielt Fürsten und Völker in einer Täuschung fest, deren Endschaft nur vollkommne Knechtschaft, oder Auflösung aller Verhältnisse sein konnte. Der Sturz des Julikönigthums hat uns jetzt wach geschüttelt. Frankreich zerriß mit rascher Hand das ganze Gewebe eines erkünstelten Machiavellismus in welchem sich das Fürstenthum so gern gefällt. Was half uns unsere deutsche Pietät, unsere gepriesene Erziehung, unser tiefer Familiensinn, unsere Ehrbarkeit im Hause, unser Wandel vor Gott und gutem Gewissen! Was halfen uns alle die germanischen Tugenden die als das Gepräge unserer Volksthümlichkeit, als der Grundzug eines ehrlich starken Daseins gelten! Alle die Elemente unseres Volkssinnes um einen germanischen Staat neu hinzustellen wie ihn unser Mittelalter glorreich erzeugte, alle die Grundtriebe und Kräfte unserer Natur blieben unbenutzt, ungepflegt; Fürsten und Völker konnten sich nicht einigen zu einem Gesammtbau deutscher Nation. Frankreich mußte erst wieder waghalsig sein Dasein in die Schanze schlagen, Frankreich mußte uns erst ein wie über Nacht gekommenes Ding, ein nach Paragraphen des blanken Naturrechts versuchtes Staatsgebäude, die Form der nackten Republik vor Augen stellen, ehe wir, in tausend Vorurtheilen der Gewohnheit verstrickt, in tausend kleinen Tücken des Argwohns geknebelt, den Muth freier Männer fühlten die den Staat nicht als ein Ding über sich, sondern in sich und unter sich mit bestem Wissen und thatkräftigem Willen feststellen. Diese Selbstbestimmung und Selbstgestaltung des Staates geht auf das Volk über, wenn die Fürsten sie aufgeben oder den Trieb des Fortschritts mit ihren Interessen nicht zu einigen wissen. Für uns würde ein Übergang von Fürstenherrschaft zur Volksherrschaft nicht ohne die wüste Verwilderung der Anarchie möglich sein. Frankreich aber macht bereits den Versuch daß dieser Wandel ohne blutigen Bürgerkrieg sich feststellt.

Der Schreck vor der Republik hat auch unsere Fürsten aufgejagt. Aber in unsern Völkern die freudig zur Waffe greifen gegen den Feind des Rheins, ist die Vaterlandsliebe nicht stärker als die Liebe zu dem was sie ihre Freiheit im Innern nennen. Die Fürsten haben es ihnen lange genug vorenthalten; jetzt mit Ungestüm gefordert, wird es im Drange der Noth einzeln und stückweis zugestanden. Kinder der Noth sind diese Errungenschaften. Hat der Geber für so lange vorenthaltene Gaben bei endlicher Gewährung noch ein Recht auf Dank zu rechnen? Für das nothgedrungene Zugeständniß natürlicher Rechte die mit dem Knüttel in der Hand errungen sind, ist niemand zu Dank verpflichtet. Man sei ehrlich und gestehe sich offen die gegenseitige Stellung ein! Die Preßfreiheit ist gestattet. Nachdem sich die gefesselte Presse jahrzehenlang wund gesprochen, hat man endlich dem lauten Schrei des Volkes Gehör gegeben. Aus Furcht vor Frankreich hat man die Censur, diesen Schergen des Argwohns zwischen Fürsten und Völkern, abgeschafft. Was organisch ein Werk des Friedens und Vertrauens sein mußte, ein Preßgesetz mit Schwurgerichten, das hat der Bund in so langer Zeit nicht zu Stande bringen können. Da es nicht Werk des Augenblicks sein kann, wird es die Arbeit des nachträglichen Besinnens sein. Seien wir auf der Hut daß nicht zwischen Fürsten und Völkern hinterrücks wieder die Saat des bureautischen Mißtrauens durch ein allgemeines Preßgesetz mit heimlichen Knebeln und Daumschrauben zu Stande komme!

Baden, Würtemberg, Baiern, beide Hessen, Nassau, Thüringen und Sachsen haben dem Unwillen der öffentlichen Meinung die bisherigen Minister geopfert. Baden, der beste Feuerheerd des deutschen Fortschrittes, hat nicht die Gelegenheit vom Zaune gepflückt um sich gewisse unveräußerliche Rechte zu sichern. Auf der Grenze der deutschen Gauen, am unbeschützten Rhein, bedarf Baden am stärksten der freien Herausbildung deutscher Volkskraft, soll es gegen Frankreich bestehen. Baden hat in den Märztagen nur folgerichtig seine langjährig in den Kammern verfochtenen Forderungen durchgesetzt, und der Fürst des Landes hat dort von der Stimme des Volkes nicht überrascht sein können, er hat in bester Einsicht zur Förderung des Nationalwohles dem Volke zugestanden was des Volkes ist. In Würtemberg herrschte Verblendung am Hofe; aber der ächt deutsche Sinn des Königs fand ohne schmerzliche Wendungen alsbald die rechten Männer heraus; er wechselte die Personen, er brauchte das System nicht zu ändern; Männer wie den lange verschmähten Paul Pfizer berief er an's Ruder; den Stolz der Nation, den lange Zeit verdrossenen Uhland sucht er für das öffentliche Leben des Volkes zu gewinnen. In Baiern mußten die erst unlängst halb in Bresche geschossenen Bollwerke der Finsterlinge von neuem gestürmt werden; im Gefühle der eignen Unwürdigkeit wurden sie dem Volke preisgegeben. In München schien erst die Empörung die Reformen zu ermöglichen. In Hessen-Darmstadt hatten einzelne Ultramontane die Harmonie zwischen Fürsten und Volk untergraben; offen und freimüthig hat dort der

neue Mitherrscher den deutschen Bundestag als Hemmniß zur Wohlfahrt Deutschlands angeklagt. In Hessen-Kassel ist nicht ohne verzweifelte Gewaltsamkeit die Dictatur des willkürlichen Eigensinns gebrochen. In Nassau bedurfte es nur des kurzen Entschlusses um Mißverhältnisse zu beseitigen. In Sachsen zauderte der Fürst im Gefühl seiner besten Gewissenhaftigkeit; sobald die Täuschung in die man ihn gehüllt, verschwunden war, trat eine Camarilla von Hofjunkern vom Regiment zurück; der Bürgersinn Leipzigs erkämpfte dem Lande eine neue Wendung der Dinge. In Weimar, dem ehemaligen glorreichen Sitze dichterischer Medici, ging die Sache der Nation vom Bürgerthum auf die Bauern über. Der thüringische Bauer, seit den Zeiten Thomas Münzers nicht mehr genannt, zog mit Knütteln zum Schloß hinauf und parlamentirte mit der höchsten Person des Staats über neue Minister. Als man ihnen bewilligte, das Kammergut zum Eigenthum des Landes zu machen, zogen sie noch einmal hinauf, forderten den Großherzog heraus und fragten, wieviel denn nun auf jeden käme! — Michel hat lange geschlafen und stiert dann furchtbar drein. — In Köln stürmten die Herren Annecke und Willig, ehedem Leutenants, jetzt Zimmergesellen, mit einem Haufen arbeitloser Gesellen das Rathhaus, also daß ein Rathsherr aus dem Fenster sprang und beide Beine brach. Die Proletarierhelden forderten mit der Art in der Hand Garantien für die Arbeit. Was sich die Republik Frankreich als ein gewagtes Riesenwerk zur Aufgabe stellt, das Problem der Menschheit für ein nächstes Jahrhundert, das fordert eine Handvoll deutscher Blusen vom nächsten Augenblick! Wo das Bürgerthum gehindert ist die Fragen der Zeit zu den seinigen zu machen, tritt plötzlich der Arbeiter ein. Wo das Bürgerthum fehlt, übernimmt der Bauer den Proceß des Jahrhunderts. In Dessau zogen Schaaren seng- und brennlustiger Landleute durch die Stadt, nach Preßfreiheit schreiend. Als ihnen der gute Herzog den Wunsch gewährt, ergab sich daß sie unter Preßfreiheit den Erlaß aller Steuern meinten. Und auf dem alten Schauplatze des Bauernkrieges, im Odenwald, im würtembergisch-badischen Unterlande, ist die wilde Wuth der Raub- und Plündersucht wie eine Furie über die Häupter des Adels gekommen, alle Schrecken des Mittelalters sind da wieder losgelassen und die frühern Pfade blutiger Gräuel sind wie ehedem mit rothen Feuersäulen gezeichnet. Das ist der Fluch wenn die versagte Reform gezwungen wird Revolution zu werden! Wird man noch länger zögern, im Bürger den Halt des Staats zu sehen? Wird ihm, wenn Schlösser und Städte brennen, das Recht endlich zugestanden bleiben, zu den Waffen zu greifen, sich in freien Versammlungen zu berathen, in sich selbst den Halt und Schutz für das Ganze zu suchen? Der lange gehemmte Fortschritt wird Auflösung, der aufgestauete Strom bricht verwüstend sich Bahn; wo die Reform versagt ist, beginnt Umsturz und Anarchie. — Und diese Stufenfolge ist natürlich. Erst wurde die Stimme der Presse überhört, geschmäht, mißachtet, gestopft, den Kanzeln und Lehrstühlen das freie Wort verkümmert, die Reden der deutschen Kammern als Verrätherei beargwöhnt, die Versammlungen der Bürger mit Gewalt geschlossen. Die Presse that ihre Pflicht, die Rednerbühne ihre Schuldigkeit: die Bürger übernahmen die allgemeine Sache. Die Fürsten blieben taub. Erst der Bauer mußte, vom Pfluge getrieben, in Schaaren heranziehen: die natürlichen Rechte der Nation werden endlich mit allen Schrecken der blinden Wuth gefordert. Unverstanden macht der Bauer die Sache des Zeitalters zur seinigen, dumpf und blöde sieht er in ihr die Befriedigung wilder Begierden. Was Anfangs Sache der Intelligenz war, ist plötzlich Sache des Naturtriebs, die Sache der Feder zur Sache des Knüttels und der Sense geworden.

So steht für Deutschland bereits der Fall. Die Fürsten beschlossen endlich die Presse frei zu geben, das Bürgerthum sich in einem Parlament vertreten zu lassen. Wozu dreißig Friedensjahre nicht ausgereicht, muß jetzt eine Geburt der Nothdurft werden. Preußen hat einen Congreß der Fürsten in Dresden verkündet. Aber die süddeutschen Fürsten sind schon rascher mit einer Neugestaltung des Bundes beschäftigt, während deutsche Bürger, Abgeordnete der Kammern und Führer der öffentlichen Meinung, am 30. März in Frankfurt zusammentreten zur Feststellung eines deutschen Unterhauses. Werden die süddeutschen Regierungen sich mit dieser Volksversammlung einigen, dann gestaltet sich dort ein einiges Süddeutschland. Wollen die ostdeutschen Fürsten einen Bund für sich schließen? Dann ist Deutschland getheilt, gebrochen, eine Beute der Zwietracht im Innern, eine Beute des Feindes von außen. Preußen hat den Argwohn gegen sich ein selbständig Leben führen zu wollen, sich nicht entschließen zu können ganz deutsch zu sein. Es würde sonst zu Frankfurt an die Spitze der deutschen Bewegung treten. Preußen sah gestern, als es den Congreß verkündete, noch mit Trost auf Östreich. Heute ist dort der alte Hort der Politik des ränkevollen Zauderns gestürzt, in Östreich ist das lammgeduldige, gemüthselig freund-

liche Volk in offenen Aufstand ausgebrochen um seine Ehre einzufordern. — Preußen hat, da es Fortschritte wollte, Rußland fahren lassen. Aber es hat, indem es Rückschritte wollte, sich noch auf Östreich gestützt. Der Sturm der Geschichte unterwühlt alle künstlichen Minen. Wir hätten die Gültigkeit der Fürstenbeschlüsse zu Dresden in Zweifel gezogen; jetzt ist der ganze Congreß in Frage gestellt. Mit der Revolution in Wien steht endlich Deutschlands Wiedergeburt fest. Preußen hat nicht den Muth und Freisinn gehabt sich an die Spitze der deutschen Bewegung zu stellen; es hat sich abermals um die Hegemonie in Deutschland gebracht. Zu Rückschritten hat es jetzt die Stütze an Östreich verloren, und was es bedarf, freie Presse und öffentliches Recht mit Geschworenen, wird es im Wege der Reform gewinnen. In Östreich hat die Stimme des Volkes gesprochen, Östreich kann jetzt zur deutschen Sache mitrathen und thaten. Wozu also ein Dresdner Sonderbund? Jetzt gilt es daß Östreich und Preußen zu Frankfurt eintreten, sich entschließen mit dem Südwesten zu halten, den Bund gemeinsam neugestalten, in der freien Volksversammlung deutscher Bürger zu Frankfurt die Elemente eines deutschen Unterhauses anerkennen. Kein Fürstencongreß, nur ein *Parlament mit Oberhaus und Unterhaus* kann jetzt Deutschland politisch einig feststellen. Es gilt den *deutschen Staatenbund* in einen *Bundesstaat* zu verwandeln, die deutschen Fürsten zu Lords im *Oberhause* zu machen, ihnen ein *Unterhaus deutscher Bürger* zur Seite zu stellen.

F. Gustav Kühne.

Die Kurhessische Märzwoche.

Fulda, d. 15. März.

△ Ein langer schwerer dumpfer Druck lag auf dem Volke, es war als ob die Quellen des Geistes versiegen sollten und nichts mehr übrig bleiben dürfte, als nur der *eine* brutale Wille eines *Scheffer* und die pietistische Doctrin *Bickels* als mildernde Sauce um die Gewaltherrschaft. Aber ehe noch das Volk einschritt, war das Fatum für uns schon in die Schranken gegangen; *Bickel* war einem Nervenfieber erlegen, der Oberappellationsrath *Münscher* desgleichen; beide gehörten zur Commission, welche die Verfassung umarbeiten sollte; der Volkswitz nannte diese Commission die Verfassungsamortisationscommission und behauptete daß sie auf dem Kirchhof ihre Sitzungen fortsetze. Mir wäre es angst, wenn ich der Dritte in diesem Bunde wäre. Aber den einen Hauptlenker des Systems hat der Schlag des Schicksals noch bei Lebzeiten erreicht. Im Vollgenuß seines Triumphes, eine in den meisten Stücken willfährige Ständeversammlung zusammengebracht zu haben, auf der Spitze seiner Macht, wo die erledigten bedeutenderen Stellen mit Anhängern seines Systems besetzt, in dem Augenblicke, wo fast alle Widersacher seiner Dragonermaßregeln beseitigt waren, erreichte den hochmüthigen Scheffer das Verhängniß; und mit einem Male ergoß sich die öffentliche Meinung in einem Strome von Verachtung und längst genährtem Groll über sein Haupt. Krank, in Decken eingewickelt, bestieg er den Reisewagen, um auf fremdem Gebiete sich vor der Wuth des Volkes zu retten. Die Erbitterung gegen ihn hatte eine beispiellose Höhe erreicht; hatte er doch jede entgegenstehende Überzeugung verächtlich abgewiesen: die Stände des Landes, man kann sagen, mit Dreschflegeln niedergeworfen. Nachdem der Druck nun vorüber, die Schmerzen in der freudigen Begrüßung der Zukunft gemildert sind, kann man sich nur Glück wünschen daß die Herrschaft seines Systems bis auf jenen Gipfel stieg, wo sie nicht mehr weiter konnte, wo sie brechen mußte.

Bis zu welchem Grade der Druck und die consequente Hartnäckigkeit des gestürzten Ministeriums ging, beweist der Umstand, daß Scheffer seinem Regenten noch in den letzten Tagen, als bereits die Volkswünsche mit klar und bestimmt ausgesprochenen Forderungen an den Thron traten, den Rath gab, statt etwas zu bewilligen, die Deputation zu verhaften. Fast schien es auch als ob man Anfangs diesen Rath befolgen wollte, denn vom zweiten März lauten noch Verbote über Blätter und Zeitschriften, zu denen auch die Europa zu gehören die Ehre hatte; denn wahrhaftig in Hessen nicht verboten zu sein, konnte man fast durchschnittlich als das Zugeständniß der Gesinnungslosigkeit ansehen. Aber die Zeit ging schneller; in Hanau wuchs der entschiedene Wunsch zum bewaffneten Aufstand heran, das Land nahm Antheil, der Sturz des Systems war unausbleiblich. Die Zeit vom 4. bis zum 12. März ist die große Woche für Hessen geworden; Hessen kann wieder ohne zu erröthen den andern deutschen Bruderstämmen sich nähern. Die eine Adresse von Hanau erwähnte sogar geradezu dem Regenten, daß die Zeit endlich gekommen sei, wo es aufhören müsse bei den Völkern für eine Schande zu gelten, ein Hesse zu sein. Den Hanauern die entschieden, fast möchte man es kaustisch nennen, die Wünsche des Volkes aussprachen, folgten bald *Marburg*, *Fulda* und *Kassel* nach. Die Bewegung war im Gange; das Eisen ist warm! so hieß es allerwärts, also soll man es schmieden; und siehe es wurde geschmiedet! Die Kasseler Adresse der Bürgerschaft, von *Henkel* verfasst, fand den größten Beifall im Lande, weil sie in kurzen Sätzen und Wendungen das ganze Sündenregister des Ministeriums aufzählte und dadurch um so siegreicher das Bewußtsein zur Anerkennung brachte, wie halbe Maßregeln jetzt nicht mehr ausreichen würden, nur ein entschiedenes Aufgeben des alten Systems mit allen seinen Folgerungen zum Ziele führen werde. Aber die halben Maßregeln kamen dennoch; durch die fürstliche Proclamation vom 7. März wurde zwar Preßfreiheit zugestanden, aber nur für innere Angelegenheiten; noch war die Forderung entschiedener Religions- und Glaubensfreiheit beschränkt, in dem Edicte war nur von den „sogenannten Deutschkatholiken und Taufgesinnten“ die Rede; die öffent-

liche Gerichtsbarkeit mit Geschworenen war freilich ganz zugestanden, dagegen der laute Ruf nach neuen Rathgebern, die klar ausgesprochene Überzeugung des Volkes daß alle Mitglieder des gesammten Ministeriums an den bösen Maßregeln sich betheiligt und dadurch ein für allemal das Vertrauen verloren, war nur theilweise durch die Entlassung Scheffers anerkannt. Das Volk, namentlich die Hanauer denen der Hauptlorbeer des Erfolgs zukommt, beruhigte sich nicht; es gingen von neuem schon in schärferem Tone abgefaßte Bitt- und Beschwerdeschriften ein. Die Antwort für Hanau waren 4 Kanonnen, 2 Schwadronen Husaren und ein Bataillon Infanterie. Dadurch war Öl ins Feuer gegossen. Die Hanauer setzten sich in bewaffneten Widerstand; es wurde ein Freicorps errichtet, aus den benachbarten Städten kam bewaffneter Zuzug, eine Abtheilung Sensenträger bildete sich, die Stadt war bereit für ihre und des Landes Freiheit ihr Blut zu vergießen. Eine allgemeine Spannung herrschte im Lande, man bangte vor dem Augenblick wo zuerst Bürgerblut floß. Da erschien das Hanauer Ultimatum mit der Kunde, die Soldaten stimmten mit dem Volke, der Stadtcommandant habe sein Ehrenwort gegeben, nicht gegen die Bürgerschaft zu feuern. Wie ein Blitz zündete dies im ganzen Lande. Die Forderungen der Hanauer waren entschieden und kurz, der Abfall ward angedroht, die Revolution war im Ausbruche; fast alle Städte der Provinz schlossen sich der Hanauer Proclamation an; von allen Seiten eilten Vermittler nach Kassel, um die kritische Lage abzuwenden, Fulda und Kassel sandten nochmals zur Unterstützung der Hanauer Wünsche Deputationen; die Hanauer Abgesandten saßen schon im Wagen zur Abreise bereit, ohne Bescheid, ohne Entscheid. Da waren es im letzten verhängnißvollen Augenblicke der eben angelangte neue Justizminister v. Baumbach und Morgutt, der Polizeidirector der Residenz, die den Regenten zur Nachgiebigkeit bestimmten. Schon standen an 15,000 Menschen schreiend und lärmend um das Schloß, als die Proclamation vom 11. d. Monats erschien. Alle Wünsche des Volkes, Besetzung der Ministerien mit Männern auf denen das Vertrauen des Volkes ruht, vollständige Preßfreiheit, vollständige Amnestie für politische Vergehen, Religions- und Gewissensfreiheit, Freigebung des Rechtes sich zu versammeln und zu berathen, wurden gewährt. Das Verhängniß war abgewendet. Jubel über Jubel flog durch das Land; die Revolution war beseitigt; die Reform begann. In Hanau feierten unter freiem Himmel nahe an 6000 bewaffnete Bürger die entschlossen gewesen waren ihr Blut für die Freiheit zu vergießen, einen erhebenden Gottesdienst. Der entschiedene Wille des Volkes hatte gesiegt; für Hessen, für Deutschland, bricht eine neue Aera herein, die lange vorenthaltenen Rechte sind endlich gewährt.

Die Ernennung Eberhard's, seither Oberbürgermeister von Hanau und Mitglied der Volkscommission, zum Vorstand des Ministeriums des Innern hat allerwärts die freudigste Anerkennung gefunden; denn nur Männer von solcher Gesinnung die in keiner Weise durch Theilnahme am gestürzten Systeme sich befleckt haben, können Garantie für unsere Zukunft bieten. Gewiß wird auch der heiße Wunsch des ganzen Landes schnell erfüllt, daß Wippermann Finanzminister wird. — Fr. Ötker hat in der rechten Stunde durch seine „fliegenden Blätter" seine Stimme erhoben. Dafür wird ihm jeder Freund des Vaterlandes Dank zollen; es waren die ersten Jubelrufe einer Lerche, die den Frühling begrüßten und die aus einer nicht minder freudig bewegten, seither eingeschnürten Brust ertönten, als diese Zeilen mit denen ich das neue Licht begrüße.

Prag, im März.

[Aufregung, Maueranschläge des Volks, Erlasse der Regierung; die Volksversammlung im Wenzelsbade; die Forderungen der Böhmen; der drohende Aufstand.]

W. Der Böhmerwald und die schwarz und gelb gestreiften Grenzpfähle konnten unmöglich den Gedankengang aufhalten, der in der Weltstadt Paris ausgebrochen und dort so schnell zur That wurde. Die Franzosen haben die Errungenschaften zweier Revolutionen nicht verlieren wollen und haben binnen 24 Stunden drei Regierungswechsel vorgenommen. Seines Großvaters Blut hat der junge Franzose auf dem Straßenpflaster des Eintrachtsplatzes, in dem Nilsande oder in den Eisfeldern Rußlands zu suchen; seines Vaters Wille kündet ihm die Julisäule: warum sollte er sich von Louis Philipp das abschachern lassen was mit Blut erkauft ist? Die Baiern haben in der Gräfin Landsfeld die Zeiten der Pompadour zu erkennen geglaubt und rasch erreicht was ihnen noth thut. Wir aber standen nach 32 Jahren des tiefen Friedens und der Ruhe — die Ruhe eines Kirchhofs — noch auf einem und demselben Punkte und hätten vielleicht wieder die Kartoffel aus dem Feuer holen müssen um uns die Hände dabei zu verbrennen. In Wien schien man es vergessen zu haben daß wir die Enkel jener Böhmen sind die 1618 einige böswillige Statthalter zum Fenster hinunter warfen, wo Hochdieselben auf einen Misthaufen zu liegen kamen. Wo ist die Quelle der Reformation? Wo war die erste Bildungsanstalt Deutschlands? In Böhmen wo Huß gepredigt, in Prag wo jeder Stein Geschichte kündet. Freilich, mit der Schlacht am Weißen Berge und mit den Hinrichtungen am Rathhause hörte Böhmens eigentliche Geschichte auf und die östreichisch-böhmische begann. Die böhmischen Stände waren zu Automaten geworden, die am Landtage nach vorhergegangener Verabredung nicken müssen. Die Universität ist eine jener Verdummungsanstalten, die „gute Unterthanen" erziehen soll. Die Klöster haben sich gemehrt und die Söhne des heiligen Liguori, Loyola's fromme Schüler, fingen an Wurzel zu fassen. Denken Sie sich daher die Aufregung die bei uns herrschte, und Sie werden es erklärlich finden daß Östreich mehr als gewöhnliche Besorgnisse hatte. Bereits seit den letzten Tagen des Februars fanden sich Maueranschläge und Briefe mit den Worten: „Böhmen, erwachet! es ist Zeit!" Die Sache war Anfangs sehr wenig bekannt, kam aber plötzlich en vogue als von Seite der k. k. Stadthauptmannschaf folgendes Plakat ausgegeben wurde:

Kundmachung.

„Während alle gebildeten Klassen der Bewohner dieser Hauptstadt den Ereignissen des Auslandes nur jene Aufmerk-

samkeit widmen, welche diese plötzlichen und unerwarteten Nachrichten hervorrufen mußten, während namentlich der jeder Zeit als achtbar bewährte Bürgerstand unaufgefordert den öffentlichen Behörden sich anbot, zur Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung unbedingt mitzuwirken; versuchen es einzelne Individuen durch Maueranschläge und Briefe ruhige und ordentliche Bewohner aufzureizen und zu Zusammenrottungen einzuladen. Sie wenden sich insbesondere an die Böhmen" 2c. im bekannten Style des Machiavellismus. Diese Kundmachung war aber ein unerhörter Mißgriff, denn 100,000 Menschen erfuhren erst dadurch daß man dergleichen im Sinne führe.

Wie man aus Allem ersieht, war die Stimmung in Prag und dem ganzen Königreiche eine mehr als aufgeregte, die Stellung der Regierung eine schwierige. Am 13. März versammelte sich eine große Anzahl Bürger, theils Advokaten theils den verschiedenartigsten Ständen angehörend, in dem Saale des **Wenzelbades** um hier eine Adresse an die Regierung in Betreff nothwendiger und unerlaßlicher Reformen und Concessionen zu richten. In der Stadt herrschte die größte Aufregung die durch die seltsamsten Gerüchte und Kannegießereien vermehrt wurde. Man befürchtete einen Volksauflauf, um so mehr als die Soldaten in den Kasernen schlagfertig gemacht, bei den Hauptwachen die Kanonen geladen wurden. Abends 6 Uhr waren die umliegenden Plätze von Menschen der untersten Classe gefüllt. Doch herrschte eine Stille und Ruhe, eine Ordnung und Eintracht, wie man sie selbst in den friedlichsten Zeiten zu sehen nicht gewohnt ist. Im Saale selbst war eine feierliche Stille, als mehrere Doctoren ihre Stimme erhoben und man endlich zu den Punkten der Adresse schritt die im Hauptsächlichen folgende waren: Centralisation der höchsten Behörden in Prag, eine verbesserte Landesordnung, Vereinigung der Stände Böhmens, Mährens und Schlesiens; Vertretung der Städte beim Landtage entweder in Prag oder Brünn; Herstellung unabhängiger Bezirksgerichte und selbständige Gemeindegerichte, Aufhebung der Robott gegen eine Erleichterung, Gleichheit der Kulte, Preßfreiheit, Kriminaluntersuchung gegen Preßvergehen, Öffentlichkeit im Gerichtsverfahren, Personalsicherheit vor Gericht, Respectirung der Privatbriefe und Correspondenz, Errichtung einer Nationalgarde, Herabsetzung der Militärdienstzeit auf 4 Jahre und Wahl durchs Loos, gleiche Pflege der deutschen und böhmischen Sprache in den Schulen, Verbesserung des Stempels und der Taxen, Aufhebung der Accise, Abschaffung der Polizei. „Meine Herren, sprach einer der Redner, wo ist die Lehrfreiheit, wo der verbesserte, lang erhoffte Schulplan geblieben? Wollen Sie vielleicht Ihre Kinder noch immer blos lateinisch und griechisch buchstabiren lassen? Man wird sagen, es liegt ja ein neuer Schulplan im Ministerium. Alle Welt weiß aber daß nach diesem etwas mehr griechisch als lateinisch und mehr Katechismus gelernt werden soll!" Der Telegraph signalisirte die ganze Nacht nach Wien, aber auch dort so wie in Brünn sollen Versammlungen stattgefunden haben. Ob die Regierung etwas bewilligen werde, war eine Frage deren Beantwortung nicht so bald zu erwarten stand. Mit der abschlägigen Antwort brach der Aufstand in Böhmen los. Wir haben 32 Jahre Frieden gehabt; keine Rechte, keine Concessionen und eine um 80 Millionen vermehrte Staatsschuld erhalten. Jetzt, nachdem in Wien das neue Zeitalter proclamirt ist, athmet Böhmen frei auf. Heil den Wienern!

Wien, Sonntags, d. 12. März *).

[Scenen in der Universität, die Bittschrift der Studenten; die niederöstreichischen Stände; die Wiener Zeitung; der ungarische Reichstag.]

A. Eben komme ich von der **Universität** wo sich die Studenten aller Facultäten versammelt hatten, eine Petition an den Kaiser und die niederöstreichischen Stände welche sich morgen versammeln, zu verfassen, und in Masse zu unterschreiben. Wir fanden den Katheder von Prof. Hye besetzt, welcher zu Ruhe und Gesetzmäßigkeit ermahnte, „die Universität werde ihre Rechte zu wahren wissen, im Geiste der Zeit und des Fortschrittes handeln" u. dgl. m. Mit diesen Phrasen war man natürlich nicht zufrieden. Der Lärm und das Toben steigerte sich mit jeder Minute. Da brachte der Redner eine Schrift vor, welche im Namen des akadem. Senates durch den Rektor als dessen Vertreter den Ständen vorgelegt werden solle, und forderte der Versammlung das Wort ab, sich einstweilen damit zu begnügen. „Nein, nein, erst lesen Sie, lesen, hört!" von allen Seiten. Die Petition enthält nebst Ergebenheitsversicherungen für das Vaterland und das Herrscherhaus, neben Versprechungen festen Zusammenhaltens gegen jeden Feind im Osten wie im Westen die Forderungen um Preß- und Redefreiheit — Lehr- und Lernfreiheit — Volksvertretung — Öffentlichkeit und Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens — bürgerliche Gleichstellung aller Bekenntnisse. — Jeder Punkt wurde mit stürmischem Beifalle aufgenommen, aber man war gekommen, selbst zu petitioniren und zu unterschreiben. Die Vertretung des akadem. Senates, in welchem die Studirenden keine Stimme haben, war nicht genügend. Gegen das Unterschreiben aber in Masse sträubten sich Prof. **Hye**, **Endlicher** und der Rector der jurist. Facultät, welche anwesend waren, als gegen einen ungesetzlichen Schritt, der alles verderben könnte. Die Petition solle aber nicht blos im Namen des akademischen Lehrkörpers, sondern auch im Namen sämmtlicher Universitätsschüler und der polytechnischen Schule abgefaßt werden. Der Lärm war heillos. Man wollte durchaus unterschreiben. Die Herren geberdeten sich jämmerlich. Mit aufgehobenen Händen baten sie davon abzustehen. „Jetzt schon, durch diesen Schritt, wodurch wir uns mit Ihnen verbinden, setzen wir unsere Existenz aufs Spiel! sagte Hye. Das Schwert des Damokles als Polizeiuntersuchung hängt längst über meinem Haupte!" — Allgemeiner Jubel. Bravo Hye! Und immer wieder neuer Lärm, in dem sich Niemand verständlich machen konnte. Man stand Brust an Brust im großen Saale bis über die Treppe hinab. Hye und Endlicher gaben ihr feierliches Ehrenwort, die Petition nicht blos den Ständen, sondern morgen schon an den Thron, — nein, nicht blos an den Thron, sondern in die Hände des Monarchen selbst zu legen. Man zerstreute sich mit dem Versprechen, sich am nächsten Sonntage wieder einzufinden, um das Ergebniß zu vernehmen. Der Anfang ist somit gemacht. Nur ein Wiener, oder wer lange hier gelebt hat, kann die Ungewöhnlichkeit einer solchen Versammlung von Studenten und Professoren ermessen. Wie gewaltig müssen die Ereignisse von außen hereintönen, um hier das Echo zu finden! —

Morgen beginnen die Sitzungen der **niederöstreichischen Stände**. Man erwartet ein kräftiges Auftreten

*) Wir geben auch die Briefe vor dem offenen Ausbruche, um das Heranwachsen des Sturmes in Wien zu überblicken. D. Herausg.

von ihrer Seite. Eine Petition des Gewerbvereines und eine andre mit vielen tausend Unterschriften von Bürgern aller Klassen ist den Ständen bereits übergeben. Die Forderungen sind, wie zu erwarten, beinahe dieselben, wenn sie auch schamhafter und schüchterner hervortreten.

Inmitten dieser für Östreich ganz unerhörten Bewegung bringt die *Wiener Zeitung* einen officiellen Artikel, worin S. Majestät auf die Treue Ihrer Unterthanen mit Zuversicht rechnet, und diesen verspricht, mit gewohnter Liebe und Vorsorge *unerschütterlich wie bisher* für das Wohl und Gedeihen der Monarchie zu sorgen, „ohne sich durch die Ereignisse der Gegenwart oder durch die dunkeln Begebenheiten welche die Zukunft birgt, in Ihrer väterlichen Handlungsweise beirren zu lassen.“ Das Erstaunen über diesen Artikel ist um so allgemeiner, je mehr man in den letzten Tagen auf bedeutende Concessionen von Seite der Regierung gehofft hatte.

Beim *ungarischen Reichstage* bereiten sich böse Stürme vor. Nachdem die Adresse von voriger Woche einstimmig von der Ständetafel angenommen und dem Drucke übergeben war, erwartete man nur die Ankunft des Erzherzogs Palatin, um dieselbe den Magnaten vorzulegen.

Der Palatin aber, um diesem Stoße auszuweichen, blieb in Wien. Der Reichsrichter Majlath, in Abwesenheit des Palatins sein Stellvertreter, reiste ebenfalls ab. Die Stände erhoben Beschwerde, daß ihr Nuntium auf solche Weise nicht zur Verhandlung kommen könne, und der Pesther Deputirte Szentkirolyi stellte den Antrag, den Reichsrichter wegen Verletzung seiner Amtspflicht unter Fiscalaction zu stellen. Es wurde bei ungeheurer Aufregung in so weit angenommen, daß die beiden Präsidenten der Stände aus der Sitzung weg in die Wohnung des Reichsrichters sich begeben und dessen Abwesenheit constatiren mußten. Bei ihrer Rückkunft stellte *Kossuth* den Antrag, mit Umgehung der Magnatentafel die nur ein serviles Piedestal des Wiener Kabinettes sei, *in corpore* direkt Sr. Majestät die letzte Repräsentation zu überbringen. Donnerndes Zustimmen! Der Deputirte von Komorn aber erinnerte daß man durch diesen Schritt den Wünschen der Magnaten nur entgegenkomme, welche sodann ihre Ansicht über die Adresse verbergen könnten. „Die Mäuse aber sollen aus ihren Löchern heraus, das Land soll diese corrumpirten Bureaukraten kennen lernen! Wir wollen die baldige Verhandlung erzwingen!“ u. s. w. Für Morgen erwartet man den Palatin. Bereits sagen Gerüchte daß die Regierung in keinem Punkte Concessionen machen wolle, und dann geht Kossuths Antrag hoffentlich durch, daß die Stände in corpore in Wien erscheinen. Dann gibts Lärm und Spektakel. Einige hundert Ungarn in Nationaltracht mit dem Säbel an der Seite in Wien! Die Wiener verzeihen es den Ungarn nie, wenn sie um dies Spektakel sie betrügen! (Jetzt wissen wir daß die feurigen Ungarn in Wien mitgewirkt. D. *Herausg.*)

Wien, Mitte März.

[Furcht vor Bankerott, Ungläubigkeit des Publikums Kleinlichkeit der Polizei; bleibt Alles beim Alten?]

‡ *Was wird Östreich thun?* Stunde auf Stunde drängen die Ereignisse und verdutzt heben die Wiener endlich doch die Köpfe empor, nachdem *Strauß* Dienstag um Mitternacht seine Geige niederlegte. Die sündigen Frauen und Mädchen gingen Mittwoch in den Stephansdom, aber die noch sündigeren Männer gehen in die Kaffee- und Lesehäuser, und lassen sich von der Augsburger Allgemeinen revolutionäre Geschichten vorerzählen. Ja man sprach schon davon daß draußen am Thuri (eine verrufene Vorstadt) ein Greißler keine Banknote annehmen wollte, und der Zudrang zur Bank um Silberzwanziger einzuwechseln, und zur Sparkasse um die Einlagen zurückzunehmen, wird täglich größer. Östreich, das auf die Presse stets „mit Verachtung“ (Hofausdruck des Beobachters) herabblickt, greift doch bei der ersten Verlegenheit zu diesem verächtlichen Mittel. Placate aller Orten, und die Journale als pflichtschuldige Diener publiciren den Stand der Nationalbank, um das Publikum zu beschwichtigen. Allein kein Mensch traut diesen *amtlichen* Rechnungen. Man weiß daß anno 1811 ähnliche Publicationen erschienen, und mit Strafe die Verbreiter der Lüge bedrohten daß der Gulden keinen Gulden gelte; aber wenige *Tage* darauf war der *Bankerott* ausgesprochen. Gewiß, der heutige Stand der Bank ist fester, sicherer, beruhigender, allein weil es ex officio ausgetrommelt wird, weil die Polizei jede Gegenmeinung bestraft und unterdrückt, glaubt es niemand. Das an der Presse begangene Verbrechen rächt sich! Die Behörden mögen das Gutgemeinte, das Wahre publiciren: das bevormundete, so oft betrogene Publikum setzt kein Vertrauen in die polizeilich censurirten Worte! Und wie in diesem speciellen Falle, so geht es mit der großen Politik. Zwei nichtssagende aschgraue Proclamationen sind erschienen, aus denen selbst Jene die durch die Zeilen lesen lernten, nichts herausklügeln können. Daß Östreich nicht gegen Frankreich marschiren werde, das ist klar; was es aber für seinen eigenen Staat thun will, sagt niemand und verräth keine Sylbe. „Wir werden die alten Institutionen wahren“, sagt der Kaiser, und das macht alle Patrioten recht betrübt. Eben die alten Institutionen sollten abgebrochen werden, selbst wenn die altgewordenen Baumeister dabei in den Schutt fielen! Traurigen Zeiten gehen wir entgegen wenn dieses faule System polizeilicher Bevormundung ferner festgehalten wird. Eine Revolution ist in Östreich nicht zu fürchten (!), aber diese einzelnen Reibungen sind tausendfach ärger, als ein offener Straßenkampf. Was nützt es einen Zeitungsvorleser aus dem Kaffeehaus wegzuführen! In einem andern wurde der „*Spitz*“ dafür abgeprügelt. Aller Orten wird räsonnirt in einer Weise, als befände man sich auf den Boulevards. Witzworte und Verwünschungen werden gegen ein System losgelassen, das alles Familienglück untergräbt, das alle Weisheit in die *Radererei* legt, das seine festeste Stütze in servilen und aussaugenden Beamten findet. Bei diesen Äußerungen bleibt es aber auch. Das Gubernium überhört sie und geberdet sich als habe es die Zustimmung aller Recht- und Gutgesinnten. Man jubelt über die Preßfreiheit in Deutschland, über die Geschwornengerichte, über Ludwig des Wittelsbachers königliche Proclamationen. Unsere Staatsweisen hüllen sich in Heimlichkeit und Lichtscheu, lassen durch Knecht-Ruprechte wie Jarke, Zedlitz, Hurter, Notizen gegen Frankreich, gegen Communisten, gegen einzelne Unzufriedene, gegen Religionswühler im „Beobachter“ auftischen, und Östreich bleibt beim Alten. Ein trostloser Zustand, der je länger er künstlich erhalten wird, desto allgemeiner den Polizeidamm zu durchbrechen droht. Daß im Metternichschen Palais die Fenster eingeworfen werden, ist für Wien von so großem Belang, als die Erstürmung der Tuilerien in Paris.

Wien, d. 12. März.

[Eine Fluth von Bittschriften; die italienischen Nobili; Saphir; das Karltheater.]

♁ Die Zeit geht jetzt sehr schnell; sie schafft in einer Stunde wozu sie sonst Wochen lang zu thun gehabt, sie eilt den kühnsten Wünschen voran. Was ist nicht Alles in den letzten acht Tagen in Deutschland geschehen! Sie werden fragen: Verursacht diese Strömung keine Brandungen an den Wiener Basteien? Ich will melden was hier geschehen, wiewohl von eigentlich „Geschehenem", von Thaten heute noch wenig zu sagen ist, wohl aber von Zurüstungen. Das Volk fangt an in Reihe und Glied sich zu stellen, um für seine Rechte einzustehen. Die Ursache warum dieses Drängen noch nicht zur Thatkraft gekommen, ist einerseits weil das Volk gutmüthig ist, der Erwerb im Verhältniß zu andern Staaten ein guter ist, und somit die eine große Ursache wegfällt: daß ce n'est que le ventre qui gouverne le monde. Freilich ist dies jetzt gegen sonstige Jahre bedeutend in Abnahme, jemehr das Proletariat zunimmt und die Ergiebigkeit des Bodens abnimmt. Möge es der provisorischen Regierung in Frankreich gelingen der arbeitenden Klasse unter die Arme zu greifen; freilich wird es nicht so leicht sein, es wird noch so mancher Versuch mißlingen; nirgends in irdischen Dingen entspringt eine gewappnete Minerva mit Einem Male, ebensowenig als irgend etwas Großes mit Einem Versuche, mit Einer Anstrengung abgethan wird. Luther hätte durchaus nicht durchdringen können, wenn nicht Huß ihm vorangegangen wäre und für ihn geblutet hätte! Von diesem Gesichtspunkte fasse ich auch die französische Revolution auf. Das Volk will zur Selbständigkeit gelangen und es experimentirt mit sich. — Andererseits ist es hier in der That die Liebe zum Kaiserhause, und zwar zum Kaiser selbst, von dessen menschenfreundlichem guten Herzen man überzeugt ist. Er möchte Vieles, wo nicht Alles zum Wohle seiner Völker thun, wenn ihn nicht das System daran hinderte. Das hält jede Demonstration die für ihn verletzend sein könnte, zurück. Dazu kommt daß ein großer Theil des Volkes nicht weiß was ihm und was dem Kaiser gehört.

Es ist daher von einem thatkräftigen Wirken, wo Tausende in Person heranziehen und ihre Stimme erheben, für ihre gute Sache noch keine Rede. Der Gedanke daran kränkelt an den Polizeischatten, von denen man sich hier auf allen Seiten umgeben glaubt. Es wird demnach jeder Demonstration die Schneide genommen; man petitionirt schriftlich. Die todten Buchstaben können aber nicht die Wirkung machen wie das gesprochene Wort. Es sind jetzt nicht weniger als vier Petitionen im Gange: 1) Von den Wiener Bürgern „an die hochlöblichen Stände des Erzherzogthums Östreich und zu den Händen des hochlöblichen Ständeverordnetencollegiums." Beim Buchhändler Gerold allein wurden gestern über 6000 Unterschriften gezeichnet. Es lagen Bogen zum Unterschreiben im juridisch politischen Verein, im kaufmännischen Verein und an andern Orten aus. Die Punkte der Bitte lauten:

1) Unverweilte Veröffentlichung des Staatshaushaltes.
2) Periodische Berufung eines alle Länder der Monarchie so wie alle Klassen und Interessen der Bevölkerung vertretenden ständischen Körpers mit dem Rechte der Steuerbewilligung und Controle des Finanzhaushaltes, so wie der Theilnahme an der Gesetzgebung.
3) Herstellung eines Rechtszustandes in der Presse durch Einführung eines Repressivgesetzes.
4) Durchführung des Grundsatzes der Öffentlichkeit der Rechtspflege und der gesammten Verwaltung.
5) Verleihung einer zeitgemäßen Municipal- und Gemeindeverfassung und auf deren Grundlage Vertretung der in der gegenwärtigen ständischen Verfassung gar nicht oder nur unvollkommen begriffenen Elemente des Ackerbaues, der Industrie, des Handels und der Intelligenz.

Die zweite Bittschrift ist von den hiesigen Schriftstellern und Musikern; sie fordert Preßfreiheit.

Die dritte und vierte von den Studierenden der Universität, die Juristen und die Techniker an der Spitze. Deren Forderungen sind: Religionsfreiheit, Preßfreiheit, Lehrfreiheit. — Heute Vormittags trugen sie ihre Bitte den Professoren Hye und Endlicher vor; es waren an 1600 versammelt. Die Herren Professoren riethen ihnen an sich an das Ministerium zu wenden, worauf ein Pereat! von allen Seiten erscholl. Morgen wird die Schrift dem Kaiser überreicht. Die Juristen haben in ihrem Gesuche beigefügt „daß sie mit aller ihrer Kraft im Dienste des Staates stehen wollen, wenn man, und zwar bald, ihnen dies bewilligt." — Heute ist das Gerücht durch die ganze Stadt verbreitet daß morgen demselben Hochstehenden dem das Pereat galt, eine Katzenmusik gebracht wird. Die Polizei thut bereits das Ihrige.

Wir wollen es nicht glauben daß diese Petitionen gleich erledigt werden und zu Gunsten des Volkes, außer wenn vielleicht die Unterschriebenen in corpore eintreten wollten. Erzherzog Ludwig und Fürst Metternich wollen consequent bleiben, wenn auch der Zustand darüber zusammenbreche. Freilich heißt es, daß dies ein Versprechen des Erzherzogs sei, welches er seinem sterbenden Bruder dem Kaiser Franz gegeben, das Land so fortzuführen wie er es von seiner Hand empfangen. Wir sind überzeugt daß Kaiser Franz nicht zu den Reformatoren gehört hat; aber es gehört doch ein Mangel an Einsicht wie er ihn nicht hatte dazu, wenn man kommenden Zeiten Normen vorschreiben will. Wer hätte es vor fünf Wochen voraussagen können, was die nächste Zukunft bringen wird. Möge man höchsten Ortes die sanften Mahnungen eines gutmüthigen Volkes berücksichtigen! Wer weiß was der Tag gebiert!

Die Regierung hier hat bis jetzt nichts gethan, als einige Artikel im „Beobachter" und in der „Wiener Zeitung" geliefert. Die Erklärung des Kaisers, daß er nach Außen jeden Krieg abwenden wolle und nach Innen auf sein Volk zähle, war ohne alle ministerielle Gegenzeichnung. Warum nicht? Das Volk mag froh sein, wenn es nur etwas hört!

Die italienischen Nobili haben ihr Gesuch zurückgenommen und zwar nach der aus Frankreich gekommenen Kunde daß es mit dem Adel zu Ende sei. Eine solche Freiheit wollen die Herren nicht. So hilft Gott seinem Östreich! In Mailand ist alles ruhig, wie im Grabe; jeder fürchtet die nächste Stunde sein Leben verwirkt zu haben.

Das hiesige Stadtgericht bringt Einen der höchsten Municipalbeamten wegen Bestechung in Kriminaluntersuchung. Also auch Corruption! Ein böses Omen. — Ein anderes verurtheilt Herrn Saphir zu drei Monat Arrest wegen einer Injurienklage Seitens der Constanze Geiger, die à tout prix Componistin sein will. Saphir hat es gewagt ein Paar Witze über sie zu machen.

Im Carltheater kommt nächstens „Gottsched und Gellert" zur Aufführung, so wie auch „Zopf und Schwert."

Dienstag, den 14. März.

[Die Revolution, blutiger Kampf in den Straßen, Erzh. Albrecht läßt feuern und flieht, Metternich dankt ab.]

Endlich ist der große Wurf gelungen! Metternich hat abgedankt oder ist abgedankt worden. — Auch gestern war die erste Sitzung der niederöstreichischen Stände bestimmt. Tags vorher war die Versammlung der Studenten, die Fortsetzung der Unterschriften von Bürgern zu dem Gesuche, die Verabredung der Katzenmusik für Metternich. — Metternich glaubte, da die italienische Nobili sich zur Regierung geschlagen, der Rücken sei gedeckt. Daß es im Innern auch Feinde gäbe, daran wollte er nicht denken; eben so wenig daß die Sachen jetzt ganz anders stünden als 1809. Damals erließ man ein Aufgebot an die Bürger, und sie erklärten sich für die Regierung; man erließ ein Aufgebot an die Universität und die Studierenden erklärten sich bereit für den Staat. Heute ist das ganz anders geworden. Aber man glaubte durch Hülfe der Polizei und der Bajonette alles zu dämpfen, wenn sich da und dort Aufwiegler finden sollten. Man hat sich verrechnet. — Gestern war bereits um ½ 9 Uhr Morgens das Landhaus der niederöstreichischen Stände von Menschen, worunter die Studierenden eine große Zahl ausmachten, besetzt. Die Stände kamen, und sie wurden mit Bitten bestürmt. Die Studierenden nahmen für sich Plätze und eine Tribune in Beschlag. Ihre improvisirten Reden fanden Anklang. Graf Montecuculi antwortete, sie sollten sich nur gedulden, worauf Alle, wie aus Einem Munde erwiederten: Wir warten schon über dreißig Jahre! — Die Stände waren genöthigt gleich zur Audienz zu gehen. Während dieser Zeit nahmen die Studenten den Saal ein. Ein Theil des Publikums trug einen der vorzüglichsten Redner, Dr. Fischhof, Secundärarzt im allgemeinen Krankenhause, auf den Schultern zur Wohnung Metternich's. Auf offener Straße hielt Fischhof dort eine Rede. Der Fürst ließ sich nicht blicken. Fischhof endete: „Meine Freunde, ich weiß was ich wage, aber der Wahrheit die Ehre! Wozu sollten wir es verhehlen daß dieser es ist der uns knechtet! Darum Pereat Metternich!" Ein tausendstimmiges Echo wiederholte diesen Ruf: er wurde unterbrochen durch die Ankunft des Militärs. Die Studenten behaupteten sich und wollten nicht von der Stelle weichen, bis sie sahen daß die Zeit hier unnütz vergeudet werde; sie kehrten wieder zum Landhause zurück. Hier war bereits Militär mit dem Stadtcommandanten Erzherzog Albrecht an der Spitze. Es bewährte sich noch einmal die Treue des Volkes zum Kaiserhause. Es rief jubelnd ein Vivat. Der Erzherzog würdigte das Volk keines Dankes. Ungerathene Kinder, die fordern, statt hübsch artig zu warten bis es vielleicht doch einmal jemanden einfallen wird, ihnen einen Knochen vorzuwerfen, verdienen keine Beachtung! — Die Stimmung im Publikum war sofort gegen ihn, wie gegen das Militär. Es fingen nun kleine Händel an; Studierende kamen in's Handgemenge. Man forderte die im Landhause Eingesperrten heraus. Als das verweigert wurde, schlugen die Studenten mit ihren Stöcken drein, worauf Erzherzog Albrecht „Feuer" commandirte. Einige blieben auf dem Platze, andere wurden schwer verwundet. Hierauf wendete sich das Volk zum Hof, um das bürgerliche Zeughaus zu stürmen und Waffen zu nehmen. Eben so schnell war Militär da; Kanonen sind ohnedies vor dem Kriegsgebäude aufgepflanzt. Man gab wieder Feuer und wieder fiel eine Anzahl. Da ergriffen Einige aus dem Volke einen General, stürzten ihn vom Pferde und setzten einen Verwundeten darauf. Lange konnte man sich nicht halten; man mußte den Platz räumen und wendete sich zum hohen Markte. Das alte Kriminal ward erstürmt, kein Fenster blieb ganz. Ein Bäcker kletterte hinauf und riß von der Themis, die da aus Marmor steht, die Wage herab mit dem Ausrufe: „Wir haben keine Gerechtigkeit!" Kaum hatte er das gesagt, so wurde er herabgeschossen; mehrere mit ihm. Das Volk war jetzt auf's Höchste erbittert. Die Nacht kam heran und man fürchtete daß die Hefe des Volkes sich das zu Nutze machen werde. Man forderte daher die Bürger auf sich zu uniformiren. Sie übernahmen die Wache und zogen durch die Stadt. Der Generalmarsch war geschlagen; mit einem donnernden Vivat aus tausend und tausend Kehlen wurden die Bürger empfangen und begleitet. Alle Fenster öffneten sich, weiße Tücher flatterten unter dem Rufe: „Rache, Rache!" Jeder einzelne Bürger der durch die Straße ging, wurde mit Vivat begleitet. Die Nationalgarde soll leben! war der allgemeine Ruf; jeder Soldat wurde mit Schreien und Pfeifen empfangen, die Polizei die ebenfalls auf Bürger schoß, mit Hohngeschrei vertrieben. Im Landhause ist Alles zerstört. Die Liebe zum Kaiserhause hat viel eingebüßt. Endlich erschien die Kundmachung, ein gewisser Theil des Volkes habe Concessionen verlangt und der Kaiser deshalb ein Comité berufen; das Volk möge indessen ruhig sich nach Hause begeben! Diese Kundmachung wurde den Beamten gegenüber zerrissen. Die Unruhe steigerte sich bis endlich verkündet wurde: Metternich hat abgedankt! Da erscholl ein Jubel von allen Enden. — In den letzten Lebensfaden dieses Fürsten sind nun noch diese Blutflecken eingewirkt!

Abends noch erhielten die Studenten die Bewilligung Waffen zu tragen und zu patrouilliren. Auch wurde auf ihr Verlangen die Stadt illuminirt. — Ehre den Gefallenen! Sie sind einen Heldentod gestorben; die ersten Redner der Studierenden gehören zu den Todten oder zu den Verwundeten.

Die Nacht ist so ziemlich ruhig abgelaufen. Des Morgens erschien eine neue Kundmachung. Der Kaiser bittet, das Volk möge ruhig sein, sonst würde man Strenge gebrauchen! Hat man wirklich durch die Censur allen Verstand verloren? Oder meinen die Herren daß der einmal aus seinem Bette getretene Fluß so leicht wieder zurückzudrängen sei? War das noch keine Strenge, gegen das wehrlose Volk zu schießen? Die hiesigen Bürger haben dem Erzherzoge Albrecht den Tod geschworen. Er ist jedoch bereits heute Morgen, wie es heißt, abgereist. Studenten mit Bürgermilitär machen die Runde durch die ganze Stadt. Das Volk wird wohl nicht eher zur Ruhe kommen bis man ihm gibt was des Volkes ist.

Von dem juridisch-politischen Vereine wird jetzt ein Gesuch an den Kaiser gelangen. Man verlangt Preßfreiheit, einen neuen Bürgermeister der nicht von Adel ist, und um dem Kaiserhause Verdruß zu ersparen, die Entfernung des Erzherzogs Albrecht.

In der gestrigen Ständeversammlung hatte auch Hr. Graf Sedlnitzky das Wort nehmen wollen; aber Graf Montecuculi sagte ihm: Wo Jeder spräche, müsse er schweigen! — In der Nähe vom Kriegsgebäude wurde das Schild einer Hand-

lang „zum Fürsten Metternich" umgestürzt und darüber ein Galgen gestellt. Sogleich versammelte sich eine Masse welche darüber wacht daß man den Galgen nicht herunter nimmt. — Erzherzog Wilhelm erschien heute vor dem Publikum und wurde ausgezischt. —

Alles trägt rothweiße Cocarden, die Farbe der Stadt; die Frauen werfen sie zu den Fenstern hinunter.

Preßburg d. 12. März.

[Ungarn vor dem Wiener Aufstande.]

F. Schlimm sah es hier aus. Niemand ist ungelehriger als ein ergebner Regierungsmann, so ein Stehaufmanderl; das Blei das ihm in die Füße gegossen, läßt ihn keine andere Bewegung machen als das ewige Neinschütteln zu allen Reformfragen. Die Repräsentation, die ich Ihnen letzlich sandte, sollte augenblicklich von der Magnatentafel in Verhandlung genommen werden. Das war freilich ein arges Manöver, und von den Perrücken flog der Puder in Wolken, als dieses Ansinnen verlesen wurde. Als Schlupfwinkel und Ausweg wurde — die Flucht des Erzherzogs Stephan vorgeschoben. Ja, ja, die Flucht! Oder wollen Sie es etwa anders nennen daß der Palatin, während Freitag die Annahme dieser Repräsentation durch die Ständetafel bereits bekannt war, Samstag früh nach Wien abreiste, und dessen vorsitzender Stellvertreter, der Reichsrichter Majlath, den Antrag stellte: daß ein so wichtiger Akt nur in Anwesenheit des Palatins vorgenommen werden solle! — Große Erbitterung verursachte dieses unwürdige Verfahren; die Magnaten der Opposition äußerten sich in herben Worten. Die Pairkammer aber wackelte wohlweislich Zustimmung, wie es der Regierungsmann commandirte. — Die Ständetafel jedoch nahm die Sache krumm. Dieses Benehmen sei ungesetzlich und eine Beleidigung der untern Kammer. Harte Worte fielen gegen den jungen Palatin, der wie der alte am Wiener Gängelbande einherwanke. Eine Deputation wurde aus der Sitzung fortgeschickt, um den Reichsrichter zur sofortigen Abhaltung einer Magnatensitzung zu ermächtigen. Da gab Jemand die Auskunft, daß dieser ebenfalls nach Wien gereist, der Tavernicus Graf Keglevich ebenfalls dahin gefahren sei. Nun folgte eine der heftigsten Scenen. Der Reichstag ist ohne Präses! Feige verlassen sie den Ort, um erst Rede zu stehen, wenn sie in Wien Instructionen bekommen! Die Ständetafel wird mit Hohn für ihre dringendsten Anliegen behandelt, indem man sie gar nicht hört! — Es kam so weit daß dem ohne Recht und Fug den Reichstag verlassenden Reichsrichter die „Action" dictirt, d. h. derselbe wegen ungesetzlichen Benehmens in Anklagestand versetzt werden sollte. Allein eine gemäßigtere Ansicht machte sich geltend. Der Abgeordnete des Komorner Comitats Pázmándy, beantragte, sich in einem Nuntium bei der Magnatentafel zu beschweren. Kossuths extremer Vorschlag war, mit Umgehung der obern Kammer die Repräsentation in corpore in Wien Sr. Majestät zu übergeben. Das würde freilich einen Knalleffect geben, aber es überschritte die Form. Pázmándy machte dagegen besonders geltend daß dann die conservativen Magnaten nicht aus ihren Mauslöchern herauskriechen, und ihre Ansichten über all das Gewünschte und Verlangte verheimlichen möchten. Das Land soll aber jene Bureaukraten kennen lernen, die aus blindem Eigennutz jeden Fortschritt hemmen, jedes Zugeständniß verkümmern, und das Reich von den Schwaben (bekanntlich ein Spitzwort aller Deutschen in Ungarn) in Wien abhängig machen! — Und so wurde die Rüge an die Magnaten geschickt: daß die Abwesenheit des Präsidenten Anstoß erregend, und die Aussetzung der Versammlung grade im jetzigen Momente entwürdigend sei. — Daß es dabei nicht ohne Puffs abging, ist wohl zu denken. Es war in Wien ein ungarischer Ball, und in Bezug darauf sagte Einer: sie gehen hinauf um nach der Wiener Geige zu polken, und vergessen daß sie vielleicht bald die russische Knute zum Tanzen bringen wird! Überhaupt macht das Benehmen des Wiener Regiments, so wie die servile Zusammensetzung der Magnatentafel täglich die Discussion herber und bitterer. Sollte, wie von Wien gekommene Magnaten sagen, die Ständerepräsentation nicht gebilligt werden, so ist eine Auflösung unausbleibbar. Das ärgste Übel das erfolgen kann; denn die Erbitterung verschleppt sich dann in 52 Comitate, wovon nicht Eines dem Wiener System geneigt ist. Der Verräther Simon welcher trotz seiner Instruction zu Gunsten des k. Rescriptes in Betreff der Administratoren stimmte, entging mit genauer Noth der Zurückberufung; es blieb bei einer zu Protocoll aufgenommenen Verwarnung. — Es muß sich bald entscheiden. Geht das große Beispiel des deutschen Auslandes unbeachtet vorüber? Sie wollen nicht sehen und nicht hören! (Wir wissen nun daß sie doch gesehen und gehört! Blut ist ein ganz besonderer Saft! D. Herausg.)

Aus München, d. 15. März.

[Die Partien, die Bewegungen in den Provinzen, die Thätigkeit der Presse.]

♂ Es zeigt sich diesmal eine ungewohnte Theilnahme der Bürger an den Verhandlungen des bevorstehenden Landtags. Man will nicht zur Ruhe kommen, vielmehr nun erst die Früchte der Bewegung in gesetzmäßiger Betheiligung ernten.

So loyal wie Bürger und Studenten ist übrigens nicht das ganze Volk. Die niedere Volksklasse besonders gährt noch immer. Zeugnisse davon geben z. B. Maueranschläge des Inhalts, daß das ehrsame Gewerke der Maurer und Zimmerleute und Tagelöhner dringend Arbeit verlangen und zerstörend losbrechen wollen, wenn man diesem Begehren nicht bald willfahren würde! Auch gibt es bei uns viele republikanisch Gesinnte, neben solchen die Deutschland als Eine Monarchie begrüßen möchten. Die baierischen Patrioten übrigens sind der überwiegende Theil, und wenn sie auch neben den blau-weißen Farben Schwarzrothgold tragen, so erfüllt sie doch nur der Gedanke daß sie als Baiern auch Deutsche sein wollen. — Die Volksversammlung ist theilweise bei uns schon eingeführt. Wir haben ein Studenten- und Künstlerfreicorps, das sich tüchtig in den Waffen übt. Die Studenten bilden bereits 17 Compagnien, jede etwa zu 70 Mann, die Künstler 6. Sie versehen mit den Bürgern die nächtlichen Patrouillen. Auch Bürgerssöhne, Handwerker u. A. wollen ein Freicorps bilden. Auch eine Reservelandwehr ist in der Bildung begriffen. In der Provinz verfaßt man Adressen, hält Bürgerversammlungen, bildet Freicorps, jagt nebenbei auch Landrichter und dergleichen Herren davon die bisher nach dem Knutenreglement schalteten und walteten. — Das Volk hat jahrelang geduldig unter bureaukratischem Despotismus geseufzt; jetzt erst kommen die Schä-

den an's Tageslicht. Für unsern freisinnigen, umsichtigen und energischen Minister des Innern, Frhrn. v. Thon-Dittmar, gibt es ebensoviel zu thun als für unsere aufathmende Presse. Diese hat dies auch zum Theil erkannt. Einige Blätter suchen auf wunde und faule Flecke aufmerksam zu machen, während freilich andere sich zu Parteizwecken gebrauchen lassen oder die freie Presse zur Chikane benutzen. Auch suchen Flugschriften das Volk zu belehren; ich erwähne hier einen kurz, aber sehr frisch und freisinnig abgefaßten Volkskatechismus. Hast und Eile beuten freilich zugleich die augenblickliche Gelegenheit aus, und Machwerke, wie z. B. das östreichische und russische Vaterunser, der östreichische Glauben ꝛc. ziehen das Volk gerazezu von dem ab was ihm zunächst noth thut. Noth thut eine tüchtige, nicht schulmeisterliche Belehrung und ächte Volksbildung.

Berlin, d. 17. März.

[Berliner Bürgerthum und Volk, die Straßenaufläufe, der Eindruck der Wiener Revolution.]

(⁂) Die Rückwirkung der großen Ereignisse des Tages hat in Berlin, wie dies zu erwarten stand, bisjetzt nur Staubwirbel emporsteigen lassen, die charakterlos umherfliegen und beunruhigend, aber vielleicht(!) bedeutungslos wieder zerstieben. Sie kennen die Physiologie der Berliner Emeute, eine gedankenlose und ohnmächtige Velleität, die keine Forderungen, keine Leitung und keine Organisation hat, und der die Entscheidung unserer allgemeinen Lebensfragen am wenigsten anheimgegeben werden darf! Die unter den Eindrücken der europäischen Erschütterungen bisjetzt hervorgegangene Berliner Bewegung hat sich aus den untersten Volksschichten der arbeitenden und arbeitslosen Klassen recrutirt, aber sie zählt unter ihren Gegnern den hiesigen Bürgerstand der um jeden Preis conservativ und ein Freund der bestehenden Ordnung der Dinge ist. Der ächte Berliner Bürger ist ein Ausnahme-Individuum in den Reihen der modernen Menschheit, er will Nichts, nicht einmal sich selbst, aber er will die hergebrachte Ordnung und Ruhe, um unter dem Schutze derselben gewisse Gewohnheiten, aus denen sein Leben besteht, ungestört weiter befriedigen zu können. Der Berliner Bürger hat im Grunde keinen Gott und kein Vaterland, er ist durch und durch atheistisch, sowie er durch und durch unpolitisch und unfähig zu einer höhern Staatsorganisation sich zeigt(!). Wir möchten der Regierung nicht rathen sich auf ihn zu stützen, da er selbst als conservatives Substrat nicht zuverlässig erscheint. Er bedarf der Segnungen der Preßfreiheit, um sich im Sinne der Freiheit, des höhern Staatsbedürfnisses, ja der Menschlichkeit durchkneten zu lassen. (Wir nehmen auch nach dem Straßenkampf diese Worte nicht zurück. D. Herausg.)

Der Berliner Bourgeoisie steht das peuple, das unorganisch umhergeworfene arme Volk, bereits auf eine so ausgebildete und charakteristische Weise gegenüber, wie dies kaum noch in einer andern deutschen Stadt der Fall sein möchte. Das Berliner peuple, obwohl es von allen Staatsbegriffen ebenso abgetrennt dasteht wie die Bourgeoisie, ist durch die Frage von der Organisation der Arbeit, welche diese Klassen auch hier immer mächtiger drängt, näher als der Bürgerstand daran, Politik zu machen, Einsichten in die Staatsentwickelung sich zu erwerben und selbst Bestimmungen über das Ganze sich zuzutrauen. Unter unsern Arbeitern befinden sich schon einige intelligente und von den geistigen Funken des Tages durchleuchtete Köpfe. Unter den tumultuirenden Volkshaufen ging auch eine Petition an den König um Errichtung eines Arbeitsministeriums (aus Arbeitgebenden und Arbeitnehmenden gleichmäßig zusammengesetzt) umher, und war schon mit mehreren tausend Unterschriften bedeckt. Es ist zwar in den hiesigen Zeitungen behauptet worden daß diese Petition von einigen Literaten untergeschoben worden sei und daß darin auch die künstliche Nachahmung eines uncorrecten und unvollkommenen Styls stattgefunden habe. Aber zu dieser absichtlichen Annahme ist durchaus keine Nöthigung vorhanden, da wir hier Arbeiter kennen welche an tiefer und richtiger Einsicht in die Fragen des Tages und selbst an Kraft und Gewandtheit des Ausdrucks manche unserer Literaten übertreffen! —

Obwohl Berlin von innen her für die nächste Zeit schwerlich (!) große Erschütterungen zu befürchten hat, so steht es doch nichtsdestoweniger in diesem Augenblick auf dem gefährlichsten Punkt auf dem es je gestanden. Es ist nämlich durch die Ereignisse und Bewegungen in dem übrigen Deutschland überholt worden, und wird dadurch in einem nothwendig weiter wirkenden Rückschlag auch in seiner geistigen Bedeutung, in der es sich bisher an der Spitze der deutschen Nationalbildung geglaubt, zurückgedrängt werden. Mit Berlin ist jetzt auch für Preußen überhaupt der verhängnißvollste Moment seiner politischen Bedeutung und seiner deutschen Staatenexistenz gekommen. Es handelt sich um die Hegemonie Preußens in Deutschland, die jetzt nur durch ein Vorangehn in der politischen Freiheit, in der volksthümlichen Gestaltung derselben und auf der Höhe der nationalen Einheit Deutschlands behauptet werden kann. Der Umsturz der bestehenden Dinge in Östreich hat die Dringlichkeit für Preußen, über seine äußere und innere Stellung und über die Ausbildung seiner Staatsprincipien einen entscheidenden Entschluß zu fassen, auf den letzten Grad erhöht. Die östreichische Revolution hat hier fast noch elektrischer und erschütternder eingeschlagen als die Erklärung der französischen Republik. Die Nachrichten aus Wien trafen uns mitten in der Straßenemeute, sie wurden in der Mitte der tumultuirenden Volkshaufen selbst verbreitet, und übten ohne Zweifel auch einen Einfluß auf die Schöpfung der militärischen Maßregeln zur Dämpfung unserer Unruhen. Die Spannung und der Verwickelungsstoff ist so gewachsen daß die vom König bewilligte Einberufung eines außerordentlichen Landtags auf den 25. April schon als ein zu weitgezogener Termin erscheint. In 5 bis 6 Wochen entstehen und vergehen jetzt schon ganze Welten, und es kommt für die Einzelnen wie für die Staaten darauf an, endlich einmal den Moment nicht zu verpassen. Man glaubt daß die Einberufung des Vereinigten Landtags noch früher bei uns nöthig werden dürfte! — (S. unsere Chronik. D. Herausg.)

Aus dem preußischen Sachsen, d. 17. März.

[Magdeburger Bewegungen, Göschel, Gerlach, Kamptz, Kämpfe und Uhlich; Hallische Zustände, Leo und die Studenten.]

† Magdeburg, diese „sonst so ruhige Stadt" (um mich dieser beliebten Zeitungsphrase zu bedienen) will seinen Göschel, seinen Gerlach, seinen Kamptz und den Pastor Kämpfe los sein. Seinen Uhlich will es behalten und nebenbei dem neuen Landtagsabgeordneten Kaiser ein Vivat

oder einen Fackelzug bringen. Dies wird verboten von der Polizei, und bald darauf haut das Militär ein. Wer ist der neue Landtagsabgeordnete Kaiser? Wir wissen es nicht, aber man hofft er werde auf dem nächsten Landtage liberal sein. Es ist Blut um seinetwillen geflossen: möge er das in Berlin nie vergessen, der Gedanke daran wird ihn wenigstens von dem frivolen Treiben fernhalten, in das der Ausschuß, dieser Bonvivant, den Zeitereignissen gegenüber verfallen ist. Ob dann die Elbe, ob die Provinz Sachsen diesmal einen Ebenbürtigen neben die politischen Berühmtheiten des Rheins und Westphalens gestellt hat, werden wir ruhig abwarten. An liberalen Sachsen hat es auch auf dem vorigen preußischen Landtage nicht gefehlt; aber sie konnten nicht reden und hatten keinen bestimmt ausgeprägten politischen Charakter. Man bewirthete sie auf der Traube in Halle als sie zurückkamen, aber unter Freunden gestand man sich daß man besser gethan hätte, die Abgeordneten durch das Loos zu wählen, denn wenn nicht ein besonderer Unstern über der Provinz waltete, so hätten die Abstimmungen der sächsischen Abgeordneten auf dem Landtage dann noch viel freisinniger ausfallen müssen.

Der Mangel an ausgezeichneten Persönlichkeiten macht sich aber überhaupt bei uns nur allzusehr geltend. An gutem Willen, an ehrlicher Gesinnung fehlt es bei uns wahrlich nicht. Aber es ist Alles nur „Masse" bei uns. Hat doch auch die Natur, zumal um Magdeburg, hier keine Berge, keine Felsen, sondern nur den fetten, klebrigen Lehmboden der Börde. Und was die wenigen öffentlichen Charaktere betrifft welche wir etwa haben: liegt nicht selbst Uhlichs ganzes Wesen und Verdienst darin daß er mit der Masse vollkommen eins ist, mit nichts, nicht einmal mit seinem Bildungsstande, über dieselbe hinausgeht, Fleisch ist von ihrem Fleisch, und Bein von ihrem Bein? Welche Verachtung, welchen Hohn gegen die Wissenschaft hat er nicht an den Tag gelegt! Seinem literarischen Gegner Kämpfe, einem geistvollen Schleiermacherianer, ist er, gleich vielen andern die ihn von den verschiedensten Standpunkten aus mit wissenschaftlichen Waffen bekämpften, die Antwort schuldig geblieben, und wir glauben es wird sich noch an Uhlichs Sache rächen daß diese Antwort statt von ihm selbst mit der Feder, jetzt vom Volke ertheilt wird, indem es Kämpfe mit auf die Proscriptionsliste setzt und ihm die Fenster einwirft.

Mit ganz andern Waffen haben die andern Herren gegen den Mann des Volkes gefochten. Zunächst Göschel dessen Laufbahn Ihnen bekannt ist. Er hatte als Naumburger Jurist ein religionsphilosophisches Werk des an und für sich schon hinlänglich trivialen Hinrichs popularisirt. Hinrichs war Hegelianer, aber niemand glaubte in dem ärmlichen Abgusse den Göschel von dem Hinrichschen Buche veranstaltet hatte, noch Hegelsche Philosophie vor sich zu haben. Da erfolgte der große Augenblick, wo Hegel Göschel's Buch empfahl und dessen dogmatische Consequenzen aus seiner Philosophie mit unzweideutigen Waffen anerkannte, worüber man Hegel's Leben von Rosenkranz nachlesen mag. Was ließ sich nun von einem Manne wie Göschel nicht Alles erwarten? Man berief ihn von Naumburg nach Berlin, und schickte ihn in einem bedenklichen Augenblicke von da nach Magdeburg. Aber leider verstand er es nicht sich eben so wie den Hegel populär zu machen. Er hatte keinen Augenblick eine ordentliche Stellung in Magdeburg, und zwar um so weniger als das Amt das er bekleidet, erst eigens für ihn geschaffen wurde. Die Maßregeln gegen Uhlich, diesen Rationalisten von altem Schrot und Korn, dessen Glaubensbrüder überall unangefochten in Amt und Würde sind, brachen ihm vollends den Hals beim Publikum. — Herr v. Gerlach in Magdeburg, beim Oberlandesgerichte angestellt, ist der Bruder des Berliner Predigers. Sein Einfluß könnte nur auf Privatverbindungen mit Berlin beruhen. — Hr. v. Kamptz endlich, der Sohn jenes Mannes welcher erst als Demagogenriecher und dann als Verläumder sich an Ernst Moritz Arndt's Fersen heftete, hat als Landrath namentlich durch Beschränkungen der städtischen Wirksamkeit Uhlich's den Haß der Magdeburger auf sich gezogen. Gegen den Oberpräsidenten der Provinz, der mit den religiösen Angelegenheiten nichts zu schaffen hat, sich aber wiederholt z. B. als Bedrücker der Presse zeigte, hat das Volk nichts einzuwenden.

Die religiöse Reaction also will man sicherlich nicht in Magdeburg. Dabei fällt mir das Buch „Reisen des Teufels durch einen Theil des protestantischen Deutschlands" ein. Der Teufel wird in demselben als Kryptokatholik gefaßt. Als er nach Magdeburg kommt, wird er krank, denn hier will die protestantische Reaction nicht durchschlagen: Göschel ist hingeschickt, Sack ist hingeschickt, — Alles umsonst. Kurz er wird in seinem Gasthofe zu Magdeburg krank und stirbt vielleicht dort, wenn der Teufel überhaupt sterben könnte.

Wie in Magdeburg einen religiösen, so hat die Zeitbewegung in Halle sogar vorzugsweise einen akademischen Charakter angenommen. Auch dort hat die Reaction, und zwar durch die Studenten in der Person Heinrich Leo's eine Niederlage erlitten, und die kirchliche Monatschrift für die Provinz Sachsen, Göschels Organ, triumphirte zu früh, wenn sie in ihrem letzten Hefte sagte: Was der Hofprediger Ursinus 1694 in seiner Festpredigt bei Einweihung der Universität Halle gesagt habe, sei vollkommen in Erfüllung gegangen: „Es erfreuen sich über die Universität selbst dieses löblichen Herzogthums Hauptstadt Halle insgesammt Bürger, Einwohner und Hallorum, weil nun durch diese hohe Schule ihre Stadt berühmt werden wird, wie ein Hügel Gottes, wie ein heiliges Bethel, wie ein vornehmes Najoth, wie ein Sepher, eine Studir- oder Bücherstadt." Halle, setzt die kirchliche Monatschrift hinzu, sei ein Hort gewesen für den wahrhaftigen Glauben, zu dem der Gründer und seine ruhmwürdigen Nachfolger die Universität bestimmt; der Glaubensstärke, dem Glaubenseifer verdanke sie ihre Blüthe. „Und diesem Ruhme — so schließt sie — weihen auch jetzt wieder Lehrer und Schüler alle Kräfte des Geistes und Herzens; alle tragen in heiliger und heiligender Gemeinschaft den Herrn Jesum Christum auf dem Herzen." Gilt dies Alles noch jetzt, nachdem Leo von den Studenten ein Pereat erhalten hat? Wir glaubens kaum.

Leipzig, d. 1. März.

[Zur Geschichte der Goethe'schen Iphigenie, und zur Kritik des Goethebildes von Pecht.]

☐ Der Wunsch, über die Entstehungsgeschichte eines der größten Meisterwerke deutscher Literatur keinerlei Unklarheit aufkommen zu lassen, und zugleich einen geschätzten Künstler gegen den Vorwurf des Anachronismus wenigstens in Bezug auf die Hauptgestalt seines Bildes zu rechtfertigen, bestimmt mich zur Zusammenstellung folgender Notizen, welche vielleicht auch in einer mit Recht die gespannteste Theilnahme fordern-

den Zeit politischer Bewegung für die Leser dieses Blattes nicht ohne Interesse sein werden. Iphigenie in Tauris, Schauspiel von Goethe, ward keineswegs, wie neulich irgendwo als bekannt vorausgesetzt worden ist, erst 1787 in Rom geschrieben, sondern schon 1779 gedichtet und in demselben Jahre sowohl in Weimar als auf dem Liebhabertheater zu Ettersburg wiederholt aufgeführt. Goethe selbst gibt darüber in den Annalen oder Tages- und Jahresheften, als Ergänzung seiner sonstigen Bekenntnisse (Ausgabe s. W. in 40 Bänden, Band 27 S. 5) die kurze Notiz: „Bei Gelegenheit eines Liebhabertheaters und festlicher Tage wurden gedichtet und aufgeführt: Lila, die Geschwister, Iphigenie, Proserpina" u. s. w. Riemer, Mittheilungen über Goethe, Bd. 2, S. 82, erzählt darüber, größtentheils nach Goethe's eigenen Äußerungen, Ausführlicheres. „Während und inmitten dieser Störungen," heißt es dort unter anderm, „besonders vom 14. Febr. bis 28. März (1779), wo er am Tage die Straßen des Herzogthums besichtigt, in Begleitung des Artilleriehauptmanns Jean Antoine de Castrop, in den Amtshäusern die junge Mannschaft zum Kriegsdienst ausliest, des Abends und des Nachts in den kleinen Städten und Ortschaften rastet, arbeitet er an seiner Iphigenia, die zwar früher schon — vielleicht 1776 — erfunden, doch erst jetzt in der kurzen Zeit concipirt, dictirt, vollendet, abgeschrieben, vorgelesen und am 6. April zum ersten Mal aufgeführt wird. — Wie guten Humors er die ganze Zeit über gewesen, beweist zuvörderst ein Brief an Knebel, dem er die Rolle des Königs Thoas zugedacht hatte: „Ehrlicher alter Herr König! Ich muß Dir gestehen daß ich als ambulirender poeta sehr geschunden bin, und hätte ich die Paar schönen Tage (den 3., 4., 5. März) in dem ruhigen und überlieblichen Dornburger Schlößchen nicht gehabt, so wäre das Ei, halb angebrütet, verfault. Denn von hier (Apolda) sehe ich keine gute Hoffnung, vielleicht in Alstädt. Doch sind die guten Geister oft zu Hause, wo man sie nicht vermuthet. Hier (Apolda) machen mich den ganzen Abend ein Paar Hunde toll, die ich mit Befehl und Trinkgeldern nicht stillen kann. Laß etwas von Dir hören. Montags (d. 8.) bin ich in Buttstädt. Sag es der Stein, vielleicht gibt sie was mit; dahin schicke mir einen Boten, mit irgend einer Narrenspoſſe, daß meine Seele ergötzt werde. Dafür bring' ich Euch auch was mit, daß der König und die Königin sagen sollen, mein liebes Löwchen, brülle noch einmal!"

Die Hoffnung auf Alstädt täuschte Goethen nicht; er war so glücklich, dort die drei ersten Acte zusammenzuarbeiten. Der vierte ward erst, nachdem Goethe schon wieder in Weimar gewesen, und die drei ersten bereits vorgelesen, den 19. März auf dem Schwalbenstein *) bei Ilmenau geschrieben und das Ganze den 28. geendigt.

Am 6. April wurde Iphigenie zum ersten Mal gespielt, und Goethe hatte die Autorfreude, eine gar gute Wirkung derselben besonders auf reine Menschen wahrzunehmen. Der Nachklang des Stücks dauerte noch einige Tage und gab ihm Anlaß zu der Bemerkung: „man thue Unrecht an dem Empfindens- und Erkennensvermögen der Menschen zu zweifeln; da könne man ihnen viel zutrauen, nur auf ihre Handlungen müsse man nicht hoffen."

Den 12. April wurde Iphigenie wiederholt (beide Darstellungen wahrscheinlich in Weimar auf dem im Schlosse eingerichteten Liebhabertheater). Nicht allen Lesern, besonders denen die Riemers gründliches Werk nicht kennen, wird es bekannt sein daß Goethe selbst bei diesen ersten Aufführungen den Orest gab. — Boas hat uns in seinen Nachträgen zu Goethe's Werken, Bd. 2. S. 147 die Besetzung des Stückes aufbehalten. Sie war folgende:

Iphigenia . . Corona Schröter (nicht Sophie Schröder, wie ich einige kluge Beobachter des Pecht'schen Bildes bemerken hörte).
Orest . . . . Goethe.
Pylades . . . Prinz Constantin (Bruder des Herzogs Karl August).
Thoas . . . . v. Knebel.
Arkas . . . . Secretär Seidler.

Der würdige Hufeland, welcher dieser Darstellung beiwohnte, sagt dabei über Goethe in Dr. Vogels Zeitschrift für praktische Heilkunde in einer Anmerkung: „Nie werde ich den Eindruck vergessen, den er als Orestes im griechischen Costüm in der Darstellung seiner Iphigenia machte; man glaubte einen Apollo zu sehen. Noch nie erblickte man eine solche Vereinigung physischer und geistiger Vollkommenheit in einem Manne, als damals an Goethe."

Ähnlich drückt sich Fräulein v. Göchhausen in einem Briefe an Goethe's Mutter (Riemer a. a. O.) aus: „Daß der Herr Doctor seiner Schuldigkeit gemäß seine treffliche Iphigenie wird überschickt haben, oder noch zuschickt, hoffe ich gewiß. Ich will mich alles Geschwätzes darüber enthalten, und nur soviel sagen daß er seinen Orest meisterhaft gespielt habe. Sein Kleid, sowie des Pylades seines, war griechisch, und ich hab' ihn in meinem Leben nicht so schön gesehen. Überhaupt wurde das ganze Stück so gut gespielt daß König und Königin hätte sagen mögen: Liebes Löwchen, brülle noch einmal. Heute (12. April) wird's wieder aufgeführt."

Am 12. Juli wurde Iphigenia, vielleicht mit zu Ehren des gerade anwesenden Merck abermals und zwar in Ettersburg gegeben. Diesmal hatte der Herzog selbst die Rolle des Pylades übernommen. Vielleicht war es bei dieser Gelegenheit, wo die von unserm Maler gefeierte Bekränzung Goethes durch Corona Schröter stattfand. Außerdem müßte man darunter die von Riemer in's Jahr 1781, von Boas in's Jahr 1782 gesetzte Huldigung verstehen, welche die Herzogin Mutter an Goethe's Geburtstag (28. August) bei Gelegenheit eines in der sogenannten Mooshütte zu Tiefurt aufgeführten chinesischen Schattenspiels dem Dichter der Iphigenie darbringen ließ. Herzog Georg von Meiningen hatte, wie Boas a. a. O. S. 175 erzählt, am Weimarischen Hofe die chinesischen Schattenspiele eingeführt, welche außerordentlichen Beifall fanden. „Es waren einzelne pantomimische Scenen, die von lebenden Personen hinter einem großen Vorhang von weißem Zeuge en silhouette dargestellt wurden. Man weihte das Parktheater zu Tiefurt an Goethe's Geburtstag 1782 (?) mit einem solchen Stücke von Siegmund v. Seckendorf „Minervens Geburt, Leben und Thaten" ein; welches nach Riemers Bemerkung außer beiläufigen fein neckenden, nur der Gesellschaft verständlichen geheimen Beziehungen und Anspielungen die ehrenvollste und

*) Eine dort angebrachte Inschrift, die Goethe Riemern eines Tages mittheilte, bezeugt dies ebenfalls: „Schwalbenstein bei Ilmenau. Sereno die, quieta mente; schrieb ich, nach einer Wahl von drei Jahren, den vierten Act meiner Iphigenia an einem Tage."

schmeichelhafteste Anerkennung des Goetheschen Genius enthielt.

Mag nun diese Goethe dargebrachte Huldigung da- oder dorthin zu setzen sein, soviel steht fest daß Iphigenie in ihrer ersten Gestalt schon 1779 gegeben wurde *). Goethe war also damals noch nicht volle dreißig Jahre alt, und der Maler der ihn als männlich schönen Jüngling, oder wenn man will als vollendeten Jüngling-Mann dargestellt hat, ist in seinem vollen, nicht allein künstlerischen, sondern auch historischen Recht. An der reizenden Mannesgestalt in ihrer ersten Blüthe, die uns auf dem Bilde entgegentritt, wird wohl auch der eigensinnigste Kritiker nichts mäkeln können. Wenn man aber an dem Kopfe die Porträtähnlichkeit vermissen will, so ist darauf zu sagen daß die meisten Beschauer eben nur das Bild Goethe's aus seinen späteren männlichen Jahren, wo die Züge stärker ausgeprägt waren, im eignen Kopfe zu tragen pflegen, daß aber dem aufmerksam und näher Betrachtenden das Charakteristische des physiognomischen Ausdruckes namentlich auf Stirn, Auge und Mund auch in dieser verjüngten Darstellung schwerlich entgehen kann. — Was die übrigen auf dem Bilde befindlichen Personen betrifft, so hat sich der Maler allerdings eine Menge Anachronismen erlaubt, indem z. B. Iffland erst 1796 in Weimar zum ersten Male auftrat, Schiller und Fichte 1794 nach Jena und Weimar kamen rc., aber derartige Freiheiten mußten ihm gestattet sein, da er ja nicht etwa nur einen einzelnen Akt aus Goethe's Leben, sondern die ganze reizende Idylle des Weimarischen Musenhofes, in einem classischen Momente erfaßt, darstellen wollte. Dies ist ihm, unserer Meinung nach, vortrefflich gelungen. Wir können den Totaleindruck des Bildes nur als einen höchst wohlthuenden bezeichnen, und wissen dem wackern Künstler für Wahl und Behandlung eines so anziehenden vaterländischen Stoffes in einer Zeit, die selbst auf die Kunst ihren verbitternden Einfluß übt, herzlich Dank.

W. L.

Leipzig, d. 18. März.

[Flotow's Martha und Freytags Graf Waldemar; das Ministerium Braun — v. d. Pfordten, festliche Beleuchtung der Stadt.]

— Es wäre erklärlich wenn wir jetzt zum Heil der guten Sache schlechte Theaterkritiker würden. Wir wollen jedoch nicht absichtlich Lücken lassen. — In der ersten Woche des März, während der peinlichen Spannung ob in Paris ein Gegenumsturz die rasche Geburt der Republik wieder verschlingen werde, ging Flotow's Martha zum ersten Male über die Bretter. Es war ein gutwilliges Publikum beisammen das sich von der Aufregung und Erschütterung der Tage mit Gewalt erholen, diesen Reizen einer melodiösen Musik sich absichtlich hingeben wollte. Diese Oper würde noch vor wenig Wochen uns entzückt haben. Soviel freundlicher Schmelz, soviel Reichthum sangbarer Melodien ging fast verloren. Hat die Kritik noch Zeit zu einem Worte über Kunst, so muß sie freilich Flotow zu den Eklektikern in der Musik zählen; bei sehr viel Erfindung kommt es ihm so wenig wie Meyerbeer auf Benutzung fremder Gedanken an. Aber die Verschmelzung mit dem Eignen ist bei Flotow weniger die Arbeit der Speculation, weit mehr ein glücklicher Sanguinismus der freudeberauscht in alten und neuen Klängen schwelgt, sie graziös und lieblich durcheinanderwebt.

Am gestrigen Abend, mitten unter den fast wunderbaren Eindrücken einer Revolution in Wien, trat Freytag's Waldemar vor uns in die Schranken. Es schien auch hier nicht leicht die Geister für ein zartes Gewebe der Grazien zu sammeln. Neben dem Sturm unserer Volksversammlungen, neben dem Kanonendonner in welchem selbst ein gutmüthig Volk langentzogene Heiligthümer des Lebens mit seinem Blut erobert, wird die Muse nur ein schüchternes Dasein haben bis sie sich all des großen Stoffes der Zeitgeschichte bemächtigt. Freytags reizende Dichtung gibt uns mit allen Farben der feinsten Satyre und des liebenswürdigsten Humors ein reich bewegtes Bild unserer vornehmen Gesellschaftswelt. Alle Schäden sind hier blosgelegt die unsere sociale Kultur im raffinirten Comfort der Genußsucht als eine verlorne bezeichnen. Nicht ohne bittern Hohn gegen diese Entartung sehen wir zugleich wie das vornehme Russenthum im Schooß dieser überfeinerten hohen Welt Wurzel faßte. Der Gauner Udaschkin und die coquette Fürstin Georgine, ehedem Tänzerin, sind theatralisch wirksame Figuren, während der Held, in dieser Auflösung aller Sitte und Ehre in Genußsucht, auf der Laufbahn des Wüstlings innehält, die Entdeckung eines reinen Mädchenherzens ihm den versiegten Quell des Lebens wieder erschließt. Gertrud, das Gärtnermädchen, erzieht ihm mit mütterlicher Treue den Sohn den er lange Jahre nicht verleugnete, aber nicht kannte, weil ein rascher Augenblick des Abenteuers mit einer Tänzerin die Geburtsstunde des Kindes wurde. Die coquette Schöne wurde Gattin des russischen Fürsten und mit dem Kinde sucht sie jetzt, nachdem sie frei geworden, Waldemar's Herz von neuem, wie sie hofft zu dauerndem Besitze, zu erobern, während Gertrud, zu der ihn ein abenteuerlicher Zufall und sein Glücksstern führt, durch die Macht der Einfalt der Natur langsam, aber sicher seine wild zerflatterten Lebensgeister bezwingt und fesselt. Ein stofflicher Reichthum in Erfindung und Wendung stellt uns die Entwickelung dieses Gedankens in einer bunten Reihenfolge von Situationen lebendig und frisch vor Augen. Das Lebensbild ist äußerlich so reich, wie in seinen Zeichnungen und Farben ergreifend, in seiner sittlichen Grazie, in seinem schalkhaften Witz fein und zart. Einige Übergänge im raschen Wandel der Fürstin Udaschkin hätten wir an dem Stück, als Seelengemälde genommen, psychologisch zu tadeln, dagegen an der zarten Dichtung selbst Nebenfiguren wie den naiven Gauner von Bedienten mit allem Nachdruck zu rühmen, die ganze Liebenswürdigkeit der „Valentine“ am neuen Werk des Dichters gleich freudig wieder anzuerkennen. Das neue Stück ist aber wie jenes eben so novellistisch in seiner ganzen Grundnatur und Gestaltung. Wir tadeln nicht daß die Nüancen fast zu fein sind für die beliebte Schlagkraft der Bretter; dies kann die Kritik die mit Ungeheuern und coquetten Plattheiten der dramatischen Literatur von heute zu kämpfen hat, nur zur lautesten Anerkennung herausfordern. Wir leugnen auch nicht die wirklich dramatische und theatralische Kraft einzelner Scenen, wo sich der Gegensatz zweier Naturen zum gesteigerten Conflict feiner und schlagender Dialektik entfaltet. Aber wir bezeichnen den novellistischen Charakter als eine wesentliche Eigenthümlichkeit die den

*) Für gebildete Leser bedarf es wohl kaum der Bemerkung, daß die am 6 Januar 1787 in Rom vollendete Iphigenie nichts anders als die metrische Bearbeitung der ohnedies schon größtentheils in Jamben geschriebenen ersten Behandlung war. Ein vergleichender Blick auf beide Ausgaben (B. 13 und 24 der vierzigbändigen Ausgabe v. G. Werken) bezeugt es. Goethe nannte diese zweite Bearbeitung „ein Schmerzenskind,“ weil er stets nur ungern an ein bereits fertig abgeschlossenes Product die nachbessernde Hand legte.

Werth der Freytagschen Dichtung als Drama bedingt. Es fehlt dem Stücke nicht blos der starke theatralische Faden, es fehlt ihm alle Genesis einer großen oder starken dramatischen That. Auch die Charaktere entfalten sich uns in Freytags Dramen nicht anders denn in einer Reihenfolge von Situationen, deren bunter Reichthum freilich, deren Werth als feine Seelengemälde an Geist, Leben und Farbe weit über das Maß der dramatischen Durchschnittserzeugnisse des Tages hinwegragt. — Die Darstellung müssen wir bei dem weiblichen Personal unserer Bühne als eine mittelmäßige bezeichnen. Freytagsche Frauenrollen, Gestalten die den ganzen Reichthum des geistvollen Gesellschaftslebens, die ganze Verlorenheit der vornehmen Bildungswelt neben der lieblichen Idylle der Natur in der Menschenseele zur Erscheinung bringen, bedürfen vor allem jener Repräsentation in welcher sich die Kultur der Elite gefällt. Auch Hrn. Wagner fehlt zum Grafen Waldemar der Schwung des graziösen Humors der dieser Figur eigen ist.

Leipzig feierte an demselben Abend durch festliche Beleuchtung den Beginn eines neuen politischen Lebens für Sachsen. Das Regiment des Dresdner Hofjunkerthums ist beseitigt. In Advocat Braun für die Justiz, in Professor von der Pfordten für das Innere, im Landtagsabgeordneten Georgi für die Finanzen begrüßen wir ein zeitgemäßes Ministerium das die Aufgaben der Gegenwart zu begreifen den Muth, die Entschlossenheit und die Ehrlichkeit besitzt. Vereidigung der Soldaten auf die Verfassung, wahrhaft freie Presse ohne die heimlichen Vorbehalte von Concessionen und Cautionen, öffentliche Justiz mit Schwurgerichten, Wahlreform, Freigebung der Volksversammlungen und Betheiligung Sachsens in der Vertretung des Bürgerthums am deutschen Bunde: dies die Zusicherungen der neuen Diener des Königs der nicht länger in Zweifel zog daß das Heil der Krone nur im Heil des Landes, das Heil des Landes nur in der freien Entwickelung der Volkskraft beruht.

Zur Chronik der Gegenwart.

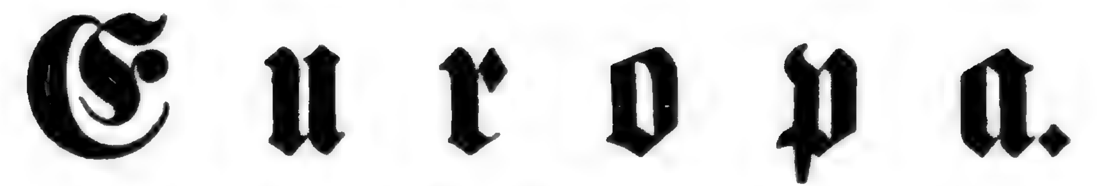
— Auf „die Wiener ist die Berliner Revolution gefolgt, will man anders den mörderischen Straßenkampf zwischen Bürgern und Soldaten so nennen, ein tagelanges blutiges Gemetzel das ohne ein wesentliches Ziel erreicht zu haben zu Ende ging. Die Ereignisse in Berlin begannen mit zahmen Stadtadressen die den Fehler hatten nicht gleich Anfangs die Sprache freier Männer zu führen; es erfolgten Deputationen die der König nicht annahm, Bittschriften von Vereinen die „in Volksversammlungen auszuarten drohten," wie der preußische Polizeistyl sich verlauten ließ. Das erste Zusammentreffen zwischen Soldaten und Volk zeigte den Berliner Bürger noch in seiner kalten Indifferenz. Die Antworten der Majestät wurden bitterer, spottender. Erst die Wiener Ereignisse weckten den Ehrgeiz Berlins; entscheidend wirkte endlich die Erklärung der Rheinländer, sie würden sich als Republik organisiren, wenn Preußen sich an der Neugestaltung Deutschlands nicht betheilige. Schon hatte der König nach dem ersten blutigen Straßengefecht Bewilligungen gemacht, als zufällig von neuem Schüsse auf die Menge fielen, der Prinz v. Preußen wiederholt einhauen ließ. Jetzt ging das Gefühl, sich betrogen zu sehen, in allgemeine Wuth über; der lang genährte Haß zwischen Soldatenregiment und Bürgerthum brach in hellen Flammen aus. Tags zuvor waren aus dem Zeughause die Waffen nach Spandau abgeführt. Die Gewehrsalven der Garden streckten die Reihen einer wehrlosen Menge nieder. Rasch hatten sich jetzt Bürger, Gesellen, Studenten bewaffnet, Barrikaden wurden errichtet, die Dächer abgedeckt, Steine und Balken in der Königstraße auf die Truppen geschmettert. Im Handgemenge waren meist Studenten die Führer der Haufen. Auf den großen weiten Plätzen, besonders dem Dönhofsplatz, wüthete ein mörderisches Kartätschenfeuer unter dem Volk. Das wilde Gemetzel, das blutige Gewürge dauerte Tag und Nacht bis zur gegenseitigen Erschöpfung. Die Kasernen standen in Flammen oder waren mit acht Kanonen in den Händen des Volkes. Halb verhungert, nach dreitägigem Straßenkampf räumten endlich die Garden die Stadt. Das Palais des Prinzen von Preußen ist verlassen; er selbst ist entflohen. — Und der errungene Preis des Kampfes? — Ein Ministerium Arnim, ein Preßgesetz mit Cautionen das die Presse in die Hände des Mammons bringt, sie der Willkür der Polizei überläßt. Mehr wurde nicht für soviel Blut errungen? — Oder ist der Dünkel der Soldatesca, der Hochmuth der sich auf ihn stützt, das System des Ladestocks für immer gebrochen? —

— Die am 20. d. nach Dresden gegangenen süddeutschen Bevollmächtigten sind von Würtemberg Geheimrath v. Sternenfels, von Rheinhessen General Graf Lehrbach, von Wiesbaden v. Gagern, Bruder des Rheinhessischen Ministers. Der badische Bevollmächtigte war Tags zuvor durch Leipzig gereist, der baierische folgt am nächsten Tage. Es sind nicht Diplomaten welche die Kabinette senden, es sind Bevollmächtigte der süddeutschen Völker mit ausdrücklicher Zustimmung der süddeutschen Fürsten. Ihre Vollmacht lautete noch dahin, Preußen eine Art von Hegemonie durch den Vorsitz im Oberhause anzubieten. Ein Parlament bedarf eines Präsidenten; das Bundesheer eines Oberfeldherrn; einen Kaiser hat ein freier Bundesstaat nicht nöthig. — Es fragt sich ob nach den Vorgängen in Berlin Preußens Vorsitz noch statthaft, noch möglich ist. Für Östreich, scheint es, fehlte den Bevollmächtigten noch die Botschaft. Wahrscheinlich war die Neugestalt Deutschlands bereits entworfen, bevor Östreich in Folge der Wiener Ereignisse mit Deutschland wieder mitrathen und thaten konnte.

— Es tauchen in Deutschland bereits Arbeitervereine auf, welche vom Staate die Organisation der Arbeit fordern. — Es kann nicht fehlen daß die socialen Fragen die sich die Republik Paris waghalsig stellte, soweit sie Fragen der Menschheit sind, auch für uns zu Aufgaben werden. Umsomehr thut es noth daß sich Deutschland erst in seiner politischen Wiedergeburt feststelle, damit im Unterhause ein Bürgerthum da sei das sich von der deutschen Blouse nicht übertölpeln läßt. Bevor Polen sich erhebt, bevor Frankreich den Rhein bedrängt, stelle sich in Eintracht das deutsche Bürgerthum frei und sich selbst bestimmend im Unterhause fest. Darin liegt jetzt Deutschlands Rettung gegen Osten und Westen, Deutschlands Heil nach innen.

Berichtigung. In N. 12. der Europa, auf der letzten Spalte der Chronik, lies: v. Linde, statt: du Thil. Der schon früher in Darmstadt entlassene Hr. v. Linde war der ultramontane katholische Kanzler einer protestantischen Universität.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.



Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

F. Gustav Kühne.

1848. 1. April.	Inhalt: Dante in Ravenna. Terzinen an das junge Italien, von Roderich. — Die Wiener Revolution. — Deutschland's Wiedergeburt. 2. Von F. G. Kühne. — Die Märzwoche Berlins. — Aus Preßburg. — Zur Chronik: Paris und Berlin.	№ 14.

Dante in Ravenna.

Terzinen an das junge Italien,

von **Roderich.**

> Nè lascerò di dir, perch' altri m'oda:
> E buon sarà costui, s'ancor s'ammenta
> Di ciò, che vero spirto mi disnoda.
>
> Dante.

Einst mußte bettelarm auf fremden Treppen
  Der Dichterkönig von Florenz durch Noth
  Und durch Verbannung seine Tage schleppen,
Bis endlich in Ravenna ihn der Tod
  Von seinem Gram und seinem Grimm erlöste.
  Noch einmal betet er zu Zebaoth,
Dem großen Geist der Welt: O tröste, tröste
  Mein Volk! Was soll denn ich auf Erden noch?
  Du Herr der Welt, Du bist ja doch der Größte.
Was soll ich in der Welt noch? War's mir doch,
  Als hätt' ich mich auf ewig ihr entrissen;
  Und immer bin ich noch im alten Joch?
Wo ist der Traum, der aus den Finsternissen
  Der Hölle durch des Fegefeuers Raum
  Empor mich hob, o Gott, zu Deinem Wissen?
Zerstoben ist, ich seh's, der schöne Traum,
  Der mich hinauf von Stern zu Stern geleitet
  Bis an des Himmels unerforschten Saum,
Wo keine Nacht mehr mit dem Tage streitet.
  Nun steh' ich wieder einsam und allein,
  Wie vormaleinst, die Arme ausgebreitet
Nach meines Volkes Freiheit. Kalt wie Stein
  Ist diese Brust, doch drinnen blüht der Glaube,
  Daß wieder einmal doch der Sonnenschein
Mit neuem Grün mein Vaterland umlaube.
  So hofft' ich schon, als ich vor manchem Jahr
  Auszog zur Wanderschaft, wie einst die Taube
Nach einem Ölblatt ausgeflogen war,
  Bis sie das heißersehnte doch gefunden;
  So werd' ich hoffen nun und immerdar.
Denn einmal muß ja doch mein Volk gesunden,
  Aufblühen wieder wie es einst geblüht,
  Ausheilen seine tiefgeschlagnen Wunden,
Ein einigfreies Volk von Nord bis Süd,
  So stolz und frei wie seine Meereswogen.

  Und doch, wo dort der Abend sinkend glüht,
Von goldnen Purpurwolken rings umflogen,
  Dort liegt Florenz, das um der Liebe Glück
  Und um die süße Heimath mich betrogen.
Florenz, Florenz, das war kein Meisterstück.
  Durch Schmach und Leid bin ich dahingefahren
  Und niemand ruft zur Heimath mich zurück;
Ich bin an Thaten alt und alt an Jahren,
  Doch denk' ich wohl am Tage des Gerichts;
  Der Nachwelt meines Namens Glanz zu wahren.
Ich stritt für mich nicht. O, ich wollte Nichts,
  Florenz, als deinen Ruhm und deine Größe.
  Ich trage Leid um dich; denn nun gebricht's
An Kleidern dir zu decken deine Blöße,
  Du hast dich selbst verloren in der Nacht,
  Und niemand ist der Trost in's Herz dir stöße.
Wohl hätt' ich gern in Liebe dich bewacht
  Und dir zum Heil und dir zum Wohl gerathen,
  Doch zornig stießest du mich in die Acht.
Gehetzt vom Welfen, tratest du die Saaten
  Der heil'gen Freiheit nieder in den Koth
  Und priesest deiner Feinde Übelthaten.
Mich stürztest du in Elend und in Noth,
  Nahmst Hab' und Gut, des Heerdes heil'ge Stätte
  Und drohtest mir mit Schwert und Feuertod.
Wohl wär' ich gern für dich gestorben, hätte
  Dahingegossen für dich gern mein Blut;
  Doch daß ich durch dich, Königin der Städte,

Den Fluch des Banns auf meine Schultern lud:
Das trug ich nicht, und muß ich dran gedenken,
Entbrennt zu heißem Zorne mir der Muth.
Wenn einst sich diese Augenlider senken
Und in Ravenna hier mein Leib zerstiebt,
Dann wirst du wohl zu rechten Bahnen lenken
Und wie man den Gestorbenen vergibt,
Auch mir vergeben und gestehn in Reue,
Daß niemand heißer dich, als ich, geliebt,
Niemand so warm, als ich, gehegt die Treue.
Doch grollend will ich hier im Grabe dann, —
Daß sich Florenz nicht meines Staubes freue, —
Still liegen bleiben, fort und fort im Bann,
Wie ein Verbrecher, einsam abgeschieden,
Ein ausgestoßner, heimathloser Mann.
Dann lieg' ich hier im stillen Grabesfrieden,
Und Pilger kommen fernher an den Stein,
Der aller Kämpfe letzter Trost hienieden
Und endlich zudeckt alle Qual und Pein.
Der Tod ist Nichts. Doch in der Welt verschmachten,
An Alltagsmenschen angeschmiedet sein
Und dennoch ruhelos nach Freiheit trachten, —
Kein Schwert mehr als das zürnende Gedicht,
Das stumm verhallt im Kampfgewühl der Schlachten
Und seinen Zorn hinein in's Leere spricht, —
Vereinsamt, wie ein König, unverstanden
Und ungeliebt bis an den Tod: das bricht
Den stärksten, hoffnungsreichsten Muth zu Schanden.
Verzweifelnd seh' ich dich, mein Vaterland
In wilder Brandung an den Klippen stranden;
Trostlose Wehmuth hat mich übermannt.

Weh dir, Italien! Sklavin! Voll Tyrannen
Sind deine Gärten! Sieh, mit frecher Hand
Führt dir der Welfe deinen Ruhm von dannen
Und stürzt dich in der Hölle tiefsten Raum,
Wer wird den Fluch der Zwietracht bannen?
Wer weckt dich aus dem Fegefeuertraum
Und reißt dich aus dem Arm des Gibellinen?
Sieh drüben an des Horizontes Saum,
Wo, von der Zukunft Sonnenlicht beschienen,
Das Paradies der neuen Zeit dir winkt!
Den Menschen nicht, dem Ew'gen sollst du dienen.
Umsonst! Du siehst, wie sich mein Geist zerringt,
Aus deiner tiefen Schmach dich zu erlösen;
Umsonst, wie zornig auch mein Lied erklingt,
Du bist für alle Zeit verkauft dem Bösen.
Du bist die Hölle selbst. Mit Flammenschrift
An allen deinen Küsten steht's zu lesen;
Bekreuzet euch, die ihr vorüberschifft:
Lasciate ogni speranza, voi ch'entrate!
In allen deinen Flüssen strömt das Gift,
Verworfen ewig ist wer ihnen nahte;
Und in der ew'gen Stadt mit Lästermund
Bläht sich der Wölfe Fürst im Welfenstaate:
O Rom, du bist der wahre Höllenschlund.

Wie? Soll ich euch die Wahrheit noch beschwören?
That ich sie euch nicht schon zur Gnüge kund?
So höre denn wer Ohren hat zu hören!
Ich sah die Hölle nie, die drunten gähnt.
Was laßt ihr von den Priestern euch bethören?
Auf Erden ist was ihr tief unten wähnt:
Auf Erden sah ich wild die Hölle toben
Und was ich sah, des Lachens längst entwöhnt,
Hab' ich voll Grimm zu einem Lied gewoben,
Das zu Gericht sitzt über diese Zeit.
Mich hat der Welfe grimmig angeschnoben,
Mein Volk gestürzt in Schmach und Herzeleid;
Er duldet nicht daß Licht und Freiheit werde,
Er ist es der durch alle Lande schreit:
Es werde Finsterniß auf dieser Erde!
Das Reich der Welfen ist das Höllenreich.
Durchmessen hab' ich's einst in viel Beschwerde,
Hinabgestiegen bin ich stumm und bleich
Von Ring zu Ring bis in die tiefsten Schlünde,
Verkündet hab' ich's bis in's Kleinste euch;
Ja, wenn's nur euer Unverstand verstünde!
Ihr faßt den stummen Sinn des Liedes nicht,
Euch ist die Hölle nur das Reich der Sünde,
Das jenseits liegt, wie die Scholastik spricht.
Ich aber sage euch: Hie Welf, hie Hölle!
Das Lied des Dichters ist das Weltgericht.
Im Diesseits schon strömt der Vergeltung Quelle,
Draus Jeder sich Fluch oder Segen trinkt;
Des Dichters Lied ist's, das posaunenhelle
So Lob wie Schmach der Nachwelt überbringt.

Drum preiset glücklich Alle die der tiefen
Vergessenheit uralte Nacht verschlingt!
Sie schlafen ewig, die im Leben schliefen!
Sie haben ihren Lohn dahin. Wohlan!
Soll ich die große Wahrheit euch verbriefen,
Daß nur die wache That euch retten kann?
Entweder, oder! Hier! Für oder wider!
Partei! Seid, was ihr wollt! Selbst ist der Mann.
Schon sinken müde meine Augenlider,
Doch stolz noch mach' ich für mich selbst Partei
Und schleudre in die Welt mein Lied der Lieder,
Des Exilirten letzten Hülfeschrei:
Nicht Welfe, — Gibelline nicht —, die große,
Die ew'ge Wahrheit macht allein uns frei.

O traut dem Wolf nicht, der im Höllenschooße
Nur sinnt daß er auf unser Vaterland
Wie auf den Taubenschwarm der Geier stoße!
O traut den Päpsten nicht, die Mord und Brand
Aussenden in Italiens schöne Gauen
Und dann in blutbespritztem Meßgewand
Empor zum Vater aller Liebe schauen!
O traut den Welfen, traut den Päpsten nicht!

Und wollt ihr doch dem Höllenkönig trauen,
Was singt ihr durch die Gassen mein Gedicht?
Weh euch! Der Dichter spricht zu euch vergebens.
O weh euch! Ihr versteht nicht was er spricht.
Mein Lied ist die Komödie dieses Lebens,
Ist euer eignes Leben. Habet Acht!
Bald kommt der Tag, trotz eures Widerstrebens,

Da stürzt der Welfe in die alte Nacht
Und triumphirend über seinem Staube
Hebt sich des Gibellinen stolze Macht.
Ein Fegefeuer ist's; so sagt der Glaube;
Hört und versteht und höret mein Gedicht:
Die Freiheit fällt den Königen zum Raube;
Mein Volk, o trau' den Gibellinen nicht!

Nicht ewig währen kann das Fegefeuer,
Und wenn im Sturm euch auch der Mast zerbricht,
Fest auf die Zukunft richtet nur das Steuer!
Der Freiheit Stern geleitet euch an's Ziel.
O harret aus! Das Paradies ist euer!
Ich weiß, wohl werden noch der Jahre viel
Hinuntergehn, vielleicht ein halb Jahrtausend,
Eh' sich beschließt das große Trauerspiel.
Doch nimmer ruht der Webstuhl, der da sausend
Der Völker Thränen und der Kön'ge That
Zusammenwebt, bis endlich freiheitbrausend
Der große Tag des Paradieses naht.
O harret aus getrost und unbeklommen!
Einst ebnet sich zur Freiheit doch der Pfad,
Einst wird der Bann doch von der Welt genommen
Und alle Menschen werden frei und gleich.
Das Himmelreich ist dann herbeigekommen;
Herbeigekommen ist das Himmelreich,
Wie's euch verkündet haben meine Lieder.
Seht! Diese große Botschaft sang ich euch:
Das Paradies steigt auf die Erde nieder
Und in der Völker stillgewordnes Herz
Kehrt ew'ger Sonnenschein und Sabbat wieder.

Verlorner Traum! Mich übermannt der Schmerz.
Umsonst hab' ich mein großes Lied gesungen:
Umsonst in Stahl gepanzert und in Erz,
Ist meines Zornes Stimme leer verklungen.
Was ist dein Loos, Italien? Ja, ich kenn's;
Du sinkst dahin. Wann kommt das Volk der Jungen? —

So sandte der Verstoß'ne von Florenz
Zu Gott hinauf sein letztes Hülferufen
Um Wahrheit, Freiheit, Sonnenschein und Lenz.
Todmüde war er's, an den Thronesstufen
Der Mächt'gen seine Klagen auszuschrein,
Todmüde längst, die Völker aufzurufen:
Die letzte Hoffnung war ihm Gott allein.
Er fühlte daß die Zeit noch nicht gekommen,
Daß für der Freiheit goldnen Sonnenschein
Noch nicht einmal das Morgenroth entglommen,
Daß auf der Welt noch lagre tiefe Nacht.
Drum stand das große Herz so tiefbeklommen,
Weil so vereinsamt, auf der öden Wacht;
Drum mußt' es so ingrimmig singen, sagen,
Weißagen, was es tief gedichtet und gedacht.

Ja wohl! Weißagung waren seine Klagen,
Weißagung war sein tieferbittert Lied.
Denn endlich hat die Stunde nun geschlagen,
Wo unaufhaltsam Nacht und Dunkel flieht,
Die Hölle wird nun endlich überwunden,
In's Bodenlose sinkt ihr Herrschgebiet.
Das Fegefeuer heilt und schlägt die Wunden
Der Menschenwelt nicht mehr; der Siegestraum
Des Dichters hat nun Wirklichkeit gefunden,
Erkämpft wird jetzt der sonnenhelle Raum,
Das Paradies des menschenwürd'gen Lebens
Und drin der Freiheit ewiggrüner Baum.

Wohl sagt man mir, mein Jubel sei vergebens,
Ein neuer Traum sei das, was ich gesagt,
Stets bleib' es die Komödie unsres Strebens,
Das zu erjagen, was man stets erjagt;
Noch sei die alte Nacht nicht überwunden,
Wenn's hier und da auch wohl im Volke tagt;
Noch sei der Geist geknebelt und gebunden,
Wenn hier und da auch wohl die Kette bricht;
Noch sei das Paradies nicht aufgefunden,
Wenn's hier und da auch wohl ein Dichter spricht.

Nun wohl! Warum soll nicht ein Dichter sprechen?
Hat seine Wahrheit doch auch das Gedicht!
Wo tausend Lieder aus der Erde brechen,
Da gilt als Freiheitsjubelruf auch dies,
Als frischer Trunk aus jenes Lebens Bächen,
Das aus des Mittelalters Burgverließ, —
Wo es verborgen lag, ein tiefer Bronnen,
Den nur das Lied einsamer Geister pries,
Nun endlich ausgeströmt an's Licht der Sonnen
Und endlich nun, ein Labsal aller Welt,
Zum Ocean den freien Lauf gewonnen.
Was Dante einst gesucht am Sternenzelt,
Auf Erden ist's, im Diesseits ist's gefunden;
Was uns sein grimmig Lied herübergellt,
Ja, wir verstehn's, verstehn's zu allen Stunden:
Ob's Hölle oder Fegefeuer sei,
Durch kein's von beiden mögen wir gesunden.
Fort Welf- und Gibellinenthumpartei!
Wir streben nach der Freiheit ohne Gleichen,
Die freie Wahrheit macht allein uns frei.
Wir hoffen keine Wunder, keine Zeichen;
Es wird geschehen was geschehen soll,
Die Freiheit soll, sie wird ihr Ziel erreichen
Und endlich wird das Maß der Thaten voll.

Habt ihr's gehört? Habt ihr den Ruf verstanden,
Den Jubelruf der durch die Lande scholl?
Habt Acht! Das Volk der Jungen ist erstanden,
Herbeigekommen ist das Paradies
Und blüht und grünt und jauchzt in allen Landen,
Wie's der verstoßne Dichter einst verhieß:
„Im Stern der Freiheit sollt dereinst ihr siegen!"

Er aber, den die Heimath einst verstieß,
Aus seiner Gruft ist er heraufgestiegen;
Hoch oben steht er auf dem Apennin,
Sieht seines Volkes Trikolore fliegen
Vom Alpengletscher bis zum Cap Pachin.
In seinem Auge glänzt die Freudenzähre,

Daß endlich doch der Tag des Heils erschien,
Der Tag der Freiheit und der Tag der Ehre.
Seht hin! Dort steht Italiens Prophet,
Segnend sein einig Volk von Meer zu Meere:

Frisch auf, mein Volk! Die Trikolore weht.
Trau' nicht den Welfen, nicht den Gibellinen!
Zum Gott der Freiheit sende dein Gebet!
Den Mächt'gen nicht, dir selber sollst du dienen.

Die Wiener Revolution*).

Wien, Ende März.

Es war eine der schwierigsten Aufgaben für die ersten bedeutenden Geschichtsschreiber der französischen Revolution von 1793, die Elemente zusammenzustellen aus welchen die Bewegungen hervorgingen, sobald das Ferment hinzukam, welches diese Elemente in Gährung versetzte. Jene Männer welche Kraft und Beruf in sich fühlen, die Revolutionen der neuesten Zeit in Geschichtswerken zu verewigen, werden so viel Studium und Arbeit nicht mehr benöthigen. Die Elemente wie der Gährungsstoff liegen deutlich zu Tage. Das Bedürfniß nach Freiheit lebt nicht blos in den Herzen einiger Philosophen, der Glaube an Völkerfreiheit zählt alle Menschen der civilisirten Welt zu seinen Aposteln. Die Bewegung Frankreichs pflanzte sich in rasender Schnelligkeit gegen den Osten Europa's fort, elektrische Telegraphen waren die Geister, der Gedanke der schnellste aller Leiter.

Östreich fühlte die Oscillationen des Welttheils lange bevor sie seine Grenzen erreicht; wie eine gewitterschwangere Wolke zog es von Frankreich und vom Rhein über uns herauf. In Baden, Würtemberg, Hessen ergoß sich die Wolke als erquickender Regen für das Volk, als furchtbarer Donnerschlag entlud sie sich für die Herrscher. Da brach's auch in Baiern los. Östreich sah in seiner westlichen Grenze das revolutionäre Baiern, an seiner südlichen das revolutionäre Italien, an seiner östlichen das stürmische Ungarn. Da galt es mitzukämpfen oder erdrückt zu werden. Die Geister waren vorbereitet. Die erste energische Demonstration ging von den Studenten der hiesigen Universität aus. Am Sonntag d. 12. März wurde deren Petition den niederöstreichischen Ständen übergeben; Preßfreiheit, verantwortliche Minister, Lehr- und Lernfreiheit, Gleichheit der Confessionen wurden darin gefordert. Die niederöstreichischen Stände sollten Montag am 13. März ihre erste Sitzung halten. Männer aus den gebildetsten Klassen der Hauptstadt umstanden das Landhaus zur lebendigen Demonstration der öffentlichen Theilnahme an dem Beginn der diesmaligen Verhandlungen. Bald waren der Hof des Landhauses und die nächsten Gassen mit Menschenmassen erfüllt. Studierende bestiegen nach einander den Brunnen im Landhause, und hielten begeisternde Reden an die Versammlung, welche sie mit donnerndem Jubel und Hurrah aufnahm. Die Stände im Saal konnten ihre Sitzung nicht beginnen und forderten endlich nothgedrungen die Studierenden auf, Zwölf aus ihrer Mitte in den Berathungssaal zu schicken und ihre Forderungen vorzulegen. Diese brachten die schon in der überreichten Petition ausgesprochenen Wünsche der Universität vor, und verlangten eine augenblickliche Deputation an den Kaiser, um die Fragen zu erledigen. Da begaben sich die Stände in corpore und einige Studierende in die Burg, welche indessen sowie das Hotel Metternich mit Truppen besetzt war. Aus unserer Mitte bildete sich zugleich ein Comité von beiläufig dreißig Studierenden und Bürgern welche sich im kleinen Ständesaale constituirten, und es sich zur Aufgabe machten, die Menge bis zur Rückkehr der Deputation zu beruhigen und die nothwendigen Beschlüsse für den Moment zu fassen. Einer nach dem Andern von uns hielt vom Balkon des Hauses, der jetzt unsere Tribüne geworden, abwechselnd Reden der Aufmunterung und der Beschwichtigung an die Masse. Noch immer bestand diese größtentheils aus dem intelligenten Publikum der Hauptstadt. Es war eine Revolution en gants jaunes et bottes vernies, die schönste die vielleicht Europa gesehen. Aber die Stunden vergingen, die Deputation kam nicht zurück, die Menge stürmte an den Thüren des kleinen Ständesaals. Linientruppen rückten von allen Seiten gegen das Haus; plötzlich verbreitete sich im Hofe das Gerücht, wir wären oben alle festgenommen. Das war der entscheidende Moment. Im Nu waren alle Fenster in Trümmern, die Wuth des Volkes kannte keine Grenze mehr, bis wir uns an den Fenstern zeigten und die Menge über unsere persönliche Freiheit beruhigten. Eine Deputation aus unserer Mitte wurde an den Bürgermeister abgesandt mit der Bitte

*) Wir geben mit dieser Darstellung noch einen Überblick des ganzen Ereignisses das gegen den mörderischen Straßenkampf Berlins uns fast wie ein Carnevalsfest der Freiheit erscheint. D. Herausg.

die uniformirten Bürger augenblicklich mobil zu machen, und die Zugänge zum Hause zu besetzen, damit die Gegenwart der Linientruppen das Volk nicht zum Äußersten treibe. War es nun Unmöglichkeit, die Bürger so schnell zu versammeln, oder böser Wille des Bürgermeisters: genug, es verging Stunde an Stunde. Die verlangten Bürgertruppen erschienen nicht auf dem Platze, unsere Deputation kam nicht aus der Burg zurück; es war 3½ Uhr Nachmittag. Die Menge war nicht mehr zu beschwichtigen. Tische, Bänke, Thüren und Fenster stürzten in Trümmer; der Lärm war überwältigend. Da scholl die erste Salve des Militärs von der Gasse herauf. Ohne früheren Aufruf, ohne vorausgegangene Warnung kommandirte ein Officier welchen ein Stück Holz aus den Fenstern des Landhauses getroffen und verwundet haben soll, Feuer auf die unbewehrte Masse. Wir oben glaubten Anfangs es seien blinde Schüsse, doch als wir zu den Fenstern eilten, pfiffen die Kugeln an unseren Köpfen vorbei, und blieben in der Decke des Corridors stecken. Mit verstörten Gesichtern stürzten Einige zu uns in den Saal, sie hatten ihre Brüder neben sich fallen sehen. Es war ein furchtbarer Moment. Fünf waren gefallen und wurden in's Haus getragen. Die Menge zerstob nach allen Richtungen, noch auf die Fliehenden wurde geschossen, wie auf flüchtiges Wild. Hätte der einzelne Mann aus der Linie nicht aus angebornem Menschlichkeitsgefühl zu hoch gezielt, es wären Hunderte geblieben. Um 4 Uhr verließen wir das Haus. Auch in andern Theilen der Stadt wurde auf's Volk geschossen. Ich selbst hatte kaum Zeit mit einer Dame am Arme einen Hausflur in der Schultergasse zu erreichen, als Flintenkugeln durch dieselbe flogen; mit Schauder sahen wir Pfützen von Blut in der Straße. Die Studierenden eilten auf die Universität um sich zu berathen und in Masse zu handeln. Mit blutbefleckten Händen stürmten Redner auf die Kanzel und forderten Rache für die gefallenen Brüder. Ein Wuthgeschrei durchzuckte die Versammlung. Auf die Verwünschungen gegen Erzherzog Albrecht der den Mordbefehl gegeben, erfolgte der Schwur, vereinigt und standhaft zu bleiben bis wir das Werk der Befreiung zu Ende geführt. Eine Deputation ging an den Hof, dem Kaiser unsern Beschluß zu überbringen; wir übrigen warteten in dem spärlich erleuchteten Saal auf ihre Rückkehr. Der Pöbel durchzog mittlerweile die Straßen, und zerschlug Fenster und Laternen; die Stadt wurde erleuchtet, die Thore der innern Stadt gesperrt, die Wälle mit Kanonen besetzt, um die Proletarier der Vorstädte abzuhalten; die Revolution sollte nichts von ihrer Würde verlieren. Um 9 Uhr kam unsere Deputation zurück, sie brachte uns das Versprechen der Abdankung Metternichs, und die Bewilligung, Waffen aus dem Zeughaus zu erhalten. Gegen 3000 Gewehre wurden noch denselben Abend unter uns vertheilt; wir durchstreiften die ganze Nacht die Stadt, um das Volk zu besänftigen, welches durch den Anblick von Militärpatrouillen noch mehr gereizt worden wäre. So endete der erste Tag friedlicher als er begonnen. Gegen 20,000 Mann Truppen lagerten auf den Plätzen und den Glacis. Sie hielten sich gemessen und ruhig. Hier und da versprachen einzelne Corps keinen Angriff mehr auf's Volk zu machen. Schon während des Tages hatte ein junger Leutenant dem der Auftrag wurde schießen zu lassen, seinen Degen vor der Front gegen den Boden gestemmt und zerbrochen. Vor dem Kriegsgebäude „am Hof", wo Erzherzog Albrecht mit Kartätschen in die Massen schießen wollte, stellte sich ein Artillerieofficier vor die Mündung einer Kanone, ein Cadet legte die flache Hand auf's Zündloch, und der Gemeine stieß die brennende Lunte gegen den Boden so daß sie erlosch. Ehre und Dank diesen wackern Männern welche dadurch ihr Leben heldenmäßiger in die Schanze schlugen, als hätten sie mit uns gegen die Bajonette gestanden! Schmach und Schande den Officieren welche nicht zufrieden, die Befehle ihres Commandanten auszuführen, selbst mit dem Säbel in die wehrlose Menge einhieben. Man wird noch über diese zu Gericht sitzen, wie man Erzherzog Albrecht gerichtet hat, welcher seine kriegerische Laufbahn auf solche Weise begann. (Er ist der Sohn des glorreichen Erzherzog Karl!) Den andern Tag schon ward er seiner Stelle entsetzt und folgte seiner Gemahlin welche bereits aus der Stadt — es hieß mit einer Maske vor dem Gesicht — geflüchtet war.

Während dieser Tumulte auf den Straßen und auf der Universität waren die Stände und Deputationen der Bürger bei Hof. Dort herrschte jene Rathlosigkeit welche die älteste Tochter der Kopflosigkeit ist. Sollte man es für glaublich halten daß man am Hofe erst Dienstags erfuhr daß Tages zuvor drei Straßen weit von der kaiserlichen Burg auf's Volk geschossen wurde? Und doch ist es so. So abgeschlossen und in selbstgeschaffenen Schranken vermauert standen die Lenker des Staates, daß niemand in ihrer Umgebung früher den Muth hatte ihnen das Schreckliche zu erzählen! Die Stimme der Nation war bis jetzt nie bis zur Herrscherfamilie gedrungen. Sie hatten Metternich für allbeliebt gehalten und niemand von der kaiserlichen Familie hatte den

Muth ihn um seine Abdankung zu bitten, als schon die Deputationen aller Stände auf seine Entlassung als alleiniges Mittel zur Beruhigung der Volksgährung drangen. Graf Breuner rief ihn selbst aus seinem Kabinett, und forderte ihn im Namen des Vaterlandes auf, seine Stelle niederzulegen. Der alte Minister benahm sich hierbei sehr würdig und zog sich mit den Worten zurück: „Ich habe für ein System gekämpft; die Zeit hat es gestürzt, ich trete ab." Am unangenehmsten überrascht soll der gutmüthige Kaiser gewesen sein, welchen man sorgfältig im Innern seiner Gemächer bis zum folgenden Tage verschlossen hatte, und der ein- über das andere Mal seiner Familie mit vorwurfsvollem Tone zurief: „Aber Ihr habt mir ja immer gesagt daß das Volk unter meinem Scepter so überaus glücklich sei!" Armer Monarch! Gegen ihn hat sich nie eine Stimme des Unwillens erhoben, weil man seine Gutmüthigkeit kannte. — So fiel Metternich, vom Volk und vom Geist der Zeit gestürzt, deren Strome er ein despotisches Halt! zurufen wollte. Die ganze Stadt jauchzte bei der Nachricht seiner Abdankung. Die Idus des März waren vorüber.

Die Waffenvertheilung nahm am folgenden Tage (Dienstag) ihren geregelten Gang, 25,000 Bürger standen unter den Waffen, ein Theil zog gegen die Plünderer in die Vorstädte, der andere, zumal die Studenten, blieb in der Stadt, um ihren Forderungen Gewicht zu geben. Noch immer drehte und wendete sich Erzherzog Ludwig, der Reichsverweser; noch immer glaubte er der Bewegung durch Beharrlichkeit Meister werden zu können. Es war zu spät! „Wenn Sie nicht nachgeben, sprach Bauernfeld an der Spitze einer Deputation zu ihm, so zündet das Volk Wien an, sie stürmen die Burg, dann sind Sie, der Kaiser, die kaiserliche Familie und wir Alle verloren!" Da folgte Mittags das Versprechen der Preßfreiheit und Aufhebung der Censur mit der Bewilligung einer Nationalgarde und der Ernennung des Grafen Hoyer als Commandanten. Den Jubel bei dieser Nachricht zu schildern ist mir unmöglich. Fremde Menschen flogen sich in die Arme, und fühlten an ihrem Händedruck das heilige Band der Liebe das sie umschlang. Aber bald wich die Freude dem Mißtrauen, denn noch waren diese Bestimmungen nicht vom Kaiser decretirt, und wirklich war es der Regierung nicht Ernst damit gewesen; sie schwankte bis 5 Uhr Nachmittags, wo sich bewaffnetes Volk in der kaiserlichen Reitschule und auf dem Josephplatz sammelte. Die Statue des Kaiser Joseph war geschmückt, in jeder Hand des Apostels der Freiheit stak eine große weiße Fahne, die eine mit der Inschrift: „Ordnung und Sicherheit", die andere mit dem Siegesworte „Preßfreiheit." — Deputationen bestürmten den Erzherzog Ludwig: endlich wurde das Handbillet vom Kaiser unterfertigt, in die Reitschule herabgeschickt und so die Garantie des Versprochenen gegeben. Ganz Wien bis in seine entlegensten Gründe war wieder erleuchtet; diesmal galt die Beleuchtung nicht blos als Sicherheitsmaßregel, sondern auch als freudige Demonstration für das Erlangte. Die Proletarier der Vorstädte plünderten, verbrannten und zerstörten Fabriken und Branntweinbrennereien. Das Militär und die Nationalgarde mußte sie mit der Waffe in der Hand bekämpfen; Viele von den Plünderern wurden niedergeschossen, aber auch Viele von den Unserigen dabei erschlagen und verwundet. Allgemeiner Schrecken vor dem Raubgesindel beherrschte die Bevölkerung der Vorstädte; unsere Patrouillen welche indessen auch alle öffentlichen Gebäude, die Gesandtschaftshotels und die Thore in Gemeinschaft mit den Linientruppen besetzt hatten, wurden überall als rettende Engel begrüßt; die Frauen warfen uns schöne Blumen und Bänder aus den Fenstern, und schickten uns Speisen und Wein, was noch erspriеßlicher war, seitdem wir von Montag Morgen auf den Beinen und von Hunger und Durst gequält waren. Vorzüglich gegen die Zollhäuser der Linienthore richtete sich die Wuth des Volkes. Einige gingen in Flammen auf; vor einem derselben soll ein Grenzjäger, der einige Mann aus dem Volke erschossen hatte, lebendig gebraten worden sein. So bot Wien ein doppeltes Schauspiel: die Bürger im Innern der Stadt bewehrt und kampflustig auf den Straßen und Plätzen, ihre gerechten Eroberungen von der Regierung zu ertrotzen, — dieselben Bürger abwechselnd nach den Vorstädten eilend, um Achtung der Gesetze und des Eigenthums zu erzwingen. Es war ein großartiges, herzerhebendes Schauspiel; es waren die Tage in denen der lange gedrückte und verkannte Östreicher seinen Ehrenplatz unter dem deutschen Volk errang.

Die Nacht vom Dienstag auf Mittwoch verging wie die vorige. Plünderer wurden zu Hunderten gefangen eingebracht, ja bis in die nahegelegenen Ortschaften streiften die Patrouillen der improvisirten Nationalgarde und hatten manchen harten Strauß mit dem aufgeregten Pöbel zu bestehen. Endlich am Mittwoch Nachmittag gegen 4 Uhr wurde die Constitution des Vaterlandes proclamirt; an derselben Stelle wo Erzherzog Albrecht das Volk niederschmettern wollte, er-

hielt es die Sanction des Aufstandes. Thränen der Freude sah man auf den Wangen der ältesten Männer. Die Officiere theilten den allgemeinen Jubel; es war ein allgemeines Versöhnungsfest. Die Truppen welche drei Tage und Nächte auf dem Glacis campirt hatten, erhielten von der Bevölkerung Speisen, Wein, Tabak und Cigarren. Die Gutmüthigkeit der Wiener welche für einige Tage die Löwenrolle übernommen hatten, trat wieder in ihre Rechte. Die Revolution endigte ebenso liebenswürdig wie sie herrlich begonnen. Die Schaulust der Wiener erhielt ihren vollwichtigen Tribut; es fehlte nicht an festlichen Demonstrationen und Fackelzügen. Als am selben Tage die Deputation vom Preßburger Reichstag ankam, ihre Petition an den Monarchen zu bringen, ergötzte sich Groß und Klein an den schönen Gestalten der ungarischen Deputirten und Juraten die sie begleiteten. Arm in Arm mit den fremden Gästen zogen Studenten und Bürger durch die Straßen; die Frauen warfen wieder Blumen und Bänder, Schärpen und die herrlichsten Stoffe zu Fahnen aus den Fenstern. Die Nationalgarde hatte sich einstweilen organisirt und zog in unabsehbaren Colonnen mit Trommelschlag und weißen Fahnen durch die Straßen. Alles trug die weiße Cocarde, Alles war glücklich, überselig, — die Wiener fingen wieder an Witze zu machen. So endigten die drei bedeutungsvollen Tage des März, die bedeutungsvollsten und schönsten der Wiener Geschichte.

Die folgenden Tage waren größtentheils der Freude geweiht. Nur eine Sorge bemächtigte sich der Gemüther. Wir hatten noch nicht die genügenden Garantien für unsere zukünftige Constitution: man konnte sie noch immer modeln wie man wollte. Die Zusicherung eines verantwortlichen Ministeriums welche endlich erfolgte, mußte auch den Argwöhnischsten befriedigen. Der Bürgermeister dankte ab. Fürst Windischgrätz, welcher an der Stelle des Erzherzog Albrecht das Commando der Stadt erhalten hatte, war eben nicht der Mann des Volkes. Man erinnerte sich an sein terroristisches Benehmen als Commandant in Prag und an den Grundsatz den er seinen Söhnen predigte: Vom Baron erst fängt man an Mensch zu sein! Auch ihn stürzte die Volksstimme, und Graf Sarbagnia wurde an seiner Stelle ernannt.

Die Zeit in welcher sich die Stände aller Provinzen vereinigen sollen, ist noch nicht festgesetzt. Indessen constituiren sich die Provinzialstände, um ihre Angelegenheiten zu ordnen. Der ungarische Reichstag hat sich permanent erklärt, und wird seine Sitzungen nach Pesth verlegen. Als verantwortliche Minister für Ungarn sind Bathyanyi, Kossuth, Szechenyi und Deak bestimmt, mit dem Erzherzog-Palatin als Vicekönig an der Spitze.

Unser Ministerium ist durch Kolowrat gebildet. Pillersdorf ist für das Innere ernannt; er bildet die schönste Garantie für die Zukunft der östreichischen Monarchie. — Die Wiener Blätter heben sich auf würdige und erfreuliche Weise, der Verkehr tritt in seine frühern Rechte. Alles blickt mit Zuversicht in die Ferne.

Deutschland's Wiedergeburt*).

2.

König Ludwig von Baiern hat abgedankt, „Karl V. darin ähnlich seiend." Ein überraschend aufrichtiger Akt seines Lebens. Er sagt zum Abschied: „Treu der Verfassung regierte ich; als wenn ich eines Freistaates Beamter gewesen, so gewissenhaft ging ich mit den Staatsgeldern um. Ich kann Jedem offen in die Augen sehen." — Ich weiß nicht ob sich die Presse jetzt für befugt halten soll mit den Königen in's Gericht zu gehen. In gewissen Fällen würde sie aus Unwillen dies Richteramt ablehnen. — Privatnachrichten aus München melden, König Ludwig habe im Familienkreise geäußert, er danke ab weil er kein Schattenkönig sein wolle. Ein überraschend ehrliches Wort. Dieser Monarch witterte daß es mit dem bon plaisir der Könige zu Ende sei, und ohne dies ästhetische Vergnügen hat ihm das königliche Amt: des Staates erster Bürger zu sein, keinen Werth. Soll aber Deutschland bestehen, so müssen die Fürsten etwas über sich wissen und anerkennen das der Willkür der souveränen Despotie die Spitze bricht. Einzelne hatten sich Verfassungen gegeben um mit diesen Formen oder auch unbekümmert um sie ihr ancien régime fortzuführen. Noch weniger hat das Verfassungsleben der einzelnen deutschen Staaten Deutschland zu einer festen Gestalt verholfen. Einige unserer Souveräne stellten die Kammern

*) Den ersten Artikel s. in Nr. 13 der Europa.

neben sich, andere brachten sie unter sich. Es kommt jetzt darauf an Etwas über sie zu stellen, sie als Lords im Oberhause zu versammeln, ihnen ein Unterhaus des deutschen Bürgerthums als gleichberechtigt zur Seite zu setzen. Welchergestalt soll nun dies Etwas sein das über den Fürsten und über beiden Häusern des Parlamentes steht, deren Beschlüsse besiegelnd, deren Machtvollkommenheiten abschließend? — Ein Kaiser? — König Ludwig in Baiern würde Recht haben auch die Rolle eines solchen Schattenkönigs zu verschmähen. Ein gewählter deutscher Kaiser würde nur eine Decoration sein. Seiner Herkunft nach Einer inter pares, würde er den Eifersüchteleien der Bruderfürsten unterliegen, sein Wahlakt hundertfachen Intriguen verfallen. Die Existenz eines Kaisers, seine Hofhaltung sei in Frankfurt, sei daheim, oder sei wie ehedem im Reiche ambulirend, würde uns die Majestät Deutschlands, in solcher Person gefaßt, zur Komödie, zum Schein und Schatten machen. Hüten wir uns an solche Wahngeburt das Heil der deutschen Eintracht zu knüpfen! Deutschland bedarf keines Kaisers. Die Majestät des allgemeinen Deutschlands muß höher gestellt, tiefer begründet werden, sie bedarf nicht der Figuration einer Persönlichkeit, sie muß deren Zufälligkeiten entzogen, muß in der Sache, in der Idee erfaßt, aus dem Nationalglauben deutscher Eintracht geschöpft, ohne leibliche Manifestation zur Erscheinung gebracht werden. Ein Volk das sich selbst regieren will, gesteht damit ein daß die Majestät des Allerhöchsten Willens nicht in einer souveränen Person zu finden sei. — „Also Republik? Föderativ-Republik?" — Wir verschmähen auch das, wir verschmähen es wenigstens Deutschlands Neugestalt so zu nennen. Der „freie deutsche Bundesstaat" den wir jetzt auferbauen, bedarf einer Benennung nicht die an die Irren und Wirren Frankreichs erinnert. Wollt Ihr das alte Wort Respublica zur Geltung bringen, so haben wir nichts dagegen; der Römer verstand darunter die Sache Aller, den Staat, der freilich ein Freistaat war. Republik ist französischer Art und wir weisen deren Namen, Sinn und Geltung von uns. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika nennen sich nicht Republik, und in ihnen haben wir weit mehr als sonst wo ein Gleichbild unserer Bedürfnisse; die Senatoren von Nordamerika, freilich wählbare Personen, während bei uns erbliche Fürsten ihre Stelle einnehmen, vertreten dort im Oberhause die Souveränität jedes Einzelstaates, und das Unterhaus ist die Kammer der Gemeinen. Republik nach dem heutigen Begriff in Frankreich ist die Herrschaft der Blousen. Herkommen, Eigenthum und Intelligenz sind nur zufällig dabei betheiligt, nicht rechtlich, nicht kraft ihres geistigen oder sachlichen Besitzes. Wir sind nach Bedürfniß und Eigenart weit mehr darauf gewiesen uns auf englischem Fuße staatlich einzurichten, denn England ist germanischer Art, ist unser Brudervolk. In England regiert sich das Volk durch seine beiden Institute nach Herkommen, Intelligenz und Besitz, d. h. nach den Potenzen die im Menschenleben Macht und Geltung haben. Neigt dies England zur Oligarchie, so sind deren Gefahren zu vermeiden, gehen wir jetzt daran uns zu constituiren. Die Ochlokratie Frankreichs steht unsern Verhältnissen und Neigungen jedenfalls fern. – „Aber England hat einen König!" — Es hat ihn als den Punkt über dem I. Das Königthum regiert in England nicht, das Parlament regiert. Das Königthum hat dort den Schwerpunkt von sich abgewälzt, darum steht es dort sicher; es ist dort nur die Spitze des Pyramidenbaues, und als solche ist es in England geschichtliches Herkommen, berechtigte Existenz wie jedes andere Element. Das Königthum abschaffen ist immer ein treuloser Verrath an der historischen Entwickelung des Volkes. Aber es künstlich gestalten, wäre gefährlich, wäre für Deutschland entweder verhängnißvoll oder unnütz. — „Aber ein Parlament mit zwei Häusern bedarf des letzten entscheidenden Machtwortes das den Widerstreit jener beiden gesetzgebenden Gewalten sühnt, ihre Entscheidungen zum Abschluß bringt!" — Somit bedürfen wir für ein deutsches Parlament eines Präsidenten wie Nordamerika, im Namen der Nation einer machtvollkommenen executiven Gewalt in einer Person. — „Einer Persönlichkeit verfiele somit immer wieder die Vertretung der Majestät des Bundesstaates!" — Aber die Person der Allerhöchsten Vollziehung der Entschlüsse beider Häuser sei auf Jahre gewählt, damit der Begriff der Majestät sich nicht an die Person gewöhne; sondern von dieser und ihrer Zufälligkeit alsbald immer wieder zurücktrete an die vollmachtgebende Nation und ihre Vertreter. Der Name eines Kaisers kann zu Irrungen, zu Verlockungen verführen. Ist der Name „Präsident" zu profan, so suche man einen deutscheren dafür, gebe aber das Wesen und die Function eines solchen: die Majestät des Nationalwillens nur zeitig zu vertreten, nicht auf. Außer einem Präsidenten bedarf das Reich eines obersten Feldherrn. In Zeiten der Noth that auch dem Freistaat Rom ein Dictator noth. In Zeiten der Noth wähle man einen Präsidenten der zugleich souveräner Befehlshaber des gesammten Bundesheeres ist. Aber

seine Verantwortlichkeit vor dem Parlamente höre damit nie auf!

Dies sind nach meinem Ermessen die Grundzüge einer Verfassung wie sie uns noth thut. Nordamerika stehe uns vor Augen, soll uns ein Gleichbild vorgehalten werden. Was thun wir aber anders mit solcher Umgestaltung Deutschlands als daß wir die Grundelemente unseres nationalen Staatenwesens wieder aufsuchen? Daß der Kaiser ehedem im Reiche eine Schattengestalt wurde, lag an der dreisten Herausbildung souveräner Despotien zu denen auch unsere Kurfürsten und Herzöge nach Art der französischen Ludwige das Gelüst anwandelte. Vor der Willkür dieser Souveränitäten im Reiche sank die Macht der Kaiser zurück; und mit dem Reichstag zu Regensburg, mit dem Reichskammergericht zu Wetzlar sank der ganze Grundbau unserer Verfassung zusammen, löste sich aller Zusammenhalt deutscher Eintracht schließlich auch in der Form auf. Der Lüneviller Friede entschädigte den Eigennutz Einzelner unserer Fürsten durch die Aufhebung der Reichsunmittelbarkeit Anderer. Diesen Gewaltstreich sanctionirte Napoleon mit dem Rheinlande. Das alles geschah auf Geheiß des Feindes, nach Willkür des französischen Despoten. Sühnen wir diesen Unbill, tilgen wir dieses Unrecht! Nur wenn die deutschen Fürsten von dieser mit Hülfe Frankreichs errungenen Souveränität auf das natürliche Maß ihrer Macht zurückgewiesen werden, nur wenn sie freiwillig wieder unter das Reich zurücktreten, um einen höhern Gesammtwillen anzuerkennen, ist fortan noch ein Deutschland möglich. Die Souveränität wurde willkürlich ertheilt; die Fürsten können im Oberhause nicht persönlich zählen, denn ein Liechtenstein, ein Hechingen und Andere sind nur durch despotische Verfügungen souverän geworden, während Andere, gleich stark dazu berechtigt durch Umfang des Besitzes, ihre Reichsunmittelbarkeit eingebüßt. Die Fürsten sollen in all ihrem Besitz verbleiben, aber sie können im Parlamente das über Deutschland regiert, nur nach Maß und Macht der Landschaften denen sie angehören, zählen und stimmen!

Damit treten dann, wie G. v. Struve neuerdings daran erinnerte, die deutschen Kreise wieder in ihre alte Geltung. Deutschland stellt sich uns wieder dar in der natürlichen Gliederung seiner provinziellen Gesammtheiten wie sie sich nach den Stämmen der Nation gestaltete. Solcher Kreise ergeben sich 24; jeder hat in seinem Schooß als Hauptsammelplatz der landschaftlichen Elemente eine Hauptstadt. Für **Oberdeutschland 8**: Östreich mit Wien, Steiermark mit Gräz, Kärnthen und Krain (Illyrien) mit Triest, Tyrol mit Insbruck, Baiern mit München, Schwaben mit Stuttgart, Oberrhein mit Mannheim, Mittelrhein mit Mainz. Für **Mitteldeutschland 9**: Niederrhein mit Köln, Westfalen mit Münster, Franken mit Würzburg, Hessen mit Frankfurt, Thüringen mit Erfurt, Obersachsen mit Leipzig, Böhmen mit Prag, Mähren mit Brünn, Schlesien mit Breslau. Für **Niederdeutschland 7**: Niedersachsen mit Bremen, Schleswig-Holstein mit Hamburg, Mecklenburg mit Lübeck, Brandenburg mit Berlin, Pommern mit Stettin, Preußen mit Königsberg, Posen mit Posen.

Hier bei Posen rühren wir an eine wunde Stelle für Deutschland. Wie ehedem der deutsche Bund als er sich nach dem Pariser Frieden feststellte, die Sünde beging Schleswig zu vergessen, so mußten jetzt die süddeutschen Männer welche die Umgestaltung Deutschlands beriethen, nachträglich durch Welcker erklären lassen, es sei nicht gemeint Posen nicht als zugehörig zum neuen deutschen Völkerbunde zu erachten. Die Polen haben bereits die rothweiße Fahne in Posen aufgesteckt. Will sich das russische Polen mit neuem Blut sein selbständig Leben erkämpfen: wir können es nicht hindern, Deutschland kann nicht mehr Rußlands Bundesgenosse sein. Aber es fragt sich: wie weit will dies Polen reichen? welche Grenzen steckt es sich? Gleichviel welche Gestaltung das polnische Bojarenthum anstrebt, eine Republik des Adels mit oder ohne fürstliches Haupt: uns kümmert füglich nur was deutsch in Polen ist. Dem adeligen Polen hat sich seit Jahrhunderten dort deutsches Bürgerthum zur Seite gestellt. Sollen wir ein Polen bis zur Oder anerkennen? halb Schlesien, ganz Westpreußen für polnisch ansehen? Das Deutschthum hat hier vor aller Eroberung und Theilung welche durch die Politik der Fürsten geschah, seine friedlichen Eroberungen in Gestaltung deutscher Sitte vollzogen. In Schlesien, Westpreußen und Posen stehen 4 Millionen Deutsche gegen 2 Millionen Polen. Und mehr noch als die Zahl der Köpfe fällt die Sache der Kultur in's Gewicht. Der freie Bauer und das ganze Bürgerthum, Ackerbau, Gewerbe, alle Künste und Thätigkeiten des bürgerlich geordneten Lebens treten gegen die Adelskaste mit Leibeignen in die Schranken. Will Polen mit Frankreich im Bunde frech genug sein, bis zur Oder zu fordern was polnisch war und deutsch geworden, so muß sich ganz Deutschland waffnen gegen diese Forderung des tückischen Übermuthes der sich mit den Urfeinden deutscher Nation verbrüdert. Solange deutsche Ehre gilt, so lange Deutsch-

land an sich selbst nicht verzweifelt, werden wir die 700,000 Deutsche im Lande Posen nicht an die wilde Verworrenheit eines polnischen republikanischen Bojarenthums preisgeben! Posen, so gut wie Schleswig ein Mischland, trete zum deutschen Bunde ein; sonst ist Polen unser Feind und mag an Rußland verfallen wie es mag und kann!

Nachschrift 1. Es geht das Gerücht, Preußen habe Posen — *freigegeben*. Die Allg. Preuß. Zeitung spricht nur von einer Reorganisation des Großherzogthums. Gesetzt, Posen würde unabhängig von Preußen: was würde damit zu Tage kommen? Nichts als die augenblickliche Hinfälligkeit und Auflösung des Preußenthums. Preußen könnte selbst Schlesien, vielleicht mit einem preußischen Prinzen, sich als selbständiges Herzogthum, die preußischen Rheinlande in ähnlicher Weise sich constituiren lassen. Es würde nur ein Ergebniß der Verlegenheit sein, wenn die Krone Preußen das Großherzogthum Posen aufgäbe. Die polnische Frage wäre damit nicht erledigt, vielmehr nur eröffnet. Diesen Versuch Posens zur Selbständigkeit für sich würde das russische Polen, wenn es sich frei machte, sofort aufheben. Das Bojarenthum Polen das sich als Adelsrepublik erheben wird, verschlingt alsbald Posen und steigert dann, ist es gegen Rußland mit den Waffen glücklich, seine Forderungen auf Westpreußen und Schlesien. Wir bestreiten Polen nicht sein gutes Recht zur freien Existenz, so wenig wir Dänemarks Existenz bestreiten wenn wir Schleswig-Holsteins deutsche Rechte, seine Zugehörigkeit zum Bunde behaupten. Ebensowenig wie die deutsch-dänischen können wir die deutsch-polnischen Mischländer aufgeben, einem König von Preußen nicht das Recht zusprechen 700,000 Deutsche dem polnischen Schicksal preiszugeben. Wird durch die Anerkennung von Posens Lossagung der Bürgerkrieg zwischen Deutschen und Polen vermieden, so ist dieser Akt der Politik als ein Ergebniß der Verlegenheit gerechtfertigt. Die heilige Sache der Freiheit Polens werde zwischen Russen und Polen ausgefochten. Zwischen Deutschen und Polen liegt kein Schuldbrief vor, der auf unsere Seite die Rache des Himmels herabriefe. Gibt Preußen die deutschen Brüder in Posen auf, so appelliren wir in deren Namen an das deutsche Parlament. Nicht zufällig, nicht willkürlich hat Welcker Posen zur deutschen Verbrüderung mitaufgerufen. Überhört das Parlament diese Stimme, ist es bei Feststellung seiner Formen jetzt nicht im Stande das Recht der Deutschen so in Schleswig wie in Posen zu wahren, so berufen wir uns an ein weiteres Gericht, an eine zukünftige deutsche Nationalversammlung und übergeben der Zukunft Deutschlands die Sache der Brüder.

Wohl möglich daß Posen dereinst im Gedränge seiner Existenz gegen Rußland freiwillig die Hand nach Deuschland ausstrecken wird. Möchte dann der Bund deutscher Nation stark genug sein in dem Mischvolk Posen ein Bundesvolk zu schützen. — Wir gehen weiter. Deutschland reicht für uns so weit als die deutsche Zunge laut wird, deutsche Abkunft im Blut und in der Sitte sich regt. Nicht die Eroberungen unserer Könige, nicht die egoistische Willkür früherer Politik wollen wir damit rechtfertigen, wohl aber die Eroberungen deutschen Geistes, deutscher Sitte und Kultur. Diese friedlichen Eroberungen, diese Errungenschaften in den ehedem slawischen Ländern können wir nicht aufgeben solange Deutschland sich selbst nicht aufgibt. Die Feinde Deutschlands — die schlimmsten nähren wir im eignen Busen, — werden doch wohl *Böhmen* dem Slawismus nicht preisgeben wollen, Böhmen als deutsches Bundesland anerkennen? Aber auch *Ungarn*, solange sein Verband mit Östreich besteht, hat Theil am deutschen Leben. Auch *Galizien*, so dünn seine deutsche Bevölkerung ist, kann von der großen Familienverbrüderung germanischer und mit Deutschland verwandtschaftlich gemischter Stämme nicht ausgeschlossen bleiben, sobald und solange sich dort der Sinn dafür regt. Die *Sachsen* in *Siebenbürgen* gehören ganz eigentlich zu uns; es war ein Verrath Östreichs sie zurückzudrängen. Wir gehen weiter; wir ziehen auch die *deutschen Ostseeländer* unter russischer Herrschaft in das Bereich jener großen *Völkerverbrüderung, welche Deutschland sich als sein unverrückbar Ziel zu stellen hat.* Bleibt das als Thatsache der Zukunft vorbehalten, so stehe es jetzt als Gedanke fest. Oder Deutschland müßte seinen Beruf verkennen, eine europäische Völkermacht zu werden! Was das Kaiserthum Deutschlands aufgab, muß jetzt oder dereinst dem freien Bundesstaate deutscher Nation möglich werden. Nur ein *Bund freier Völker* die sich zur *deutschen Verbrüderung* bekennen, sichert Europa's Heil.

Nachschrift 2. *Zöpfl* in Heidelberg, *Biedermann* in Leipzig haben Vorschläge gemacht zur Gestaltung des deutschen Parlamentes. Beide bessern und flicken mehr oder weniger den Bundestag nur aus. Zöpfl will eine Volksvertretung (ein Unterhaus) von 69 Stimmen, gerade so vielen und eben so vertheilten wie sie bisher das Plenum des Bundestages ausmachten. Östreich würde danach 4, Preußen 4, Baiern 3, andere Staaten einen Abgeordneten senden. Und zwar sollen diese Abgeordneten der deutschen Nation nach Zöpfl von den Kammern der einzelnen Staaten gewählt werden. Das ist keine Volksvertretung. Biedermann's Gestaltung des Unterhauses verdient den Vorzug. Er verlangt von je 100,000 Deutschen 1 Abgeordneten, von 44 Millionen also (einbegriffen Ost- und Westpreußen und Posen) 440 Vertreter. Er verlangt Urwahlen, ohne Beschränkung der Wahlfreiheit, mit Wählbarkeit und Wahlfreiheit jedes Gemeindebürgers in allen deutschen Bundesländern. Auf 3 Jahre sollen die Wahlen gültig sein, alle 3 Jahre die ganze Kammer sich erneuern. Das macht ein Unterhaus. — Aber mit Biedermann's Gestaltung des Oberhauses können wir uns nicht einverständig erklären. Zöpfl fordert für den mediatisirten höhern Adel Kuriatstimmen. Er weckt damit alte, halb und halb vom Wiener Congresse wieder verheißene Rechte. Biedermann weist die ehedem Reichsunmittelbaren in's Unterhaus und sagt, ein Fürst v. Leiningen würde sich gern zum Volke zählen, gern Volksvertreter und eine Zierde des Unterhauses sein. Zöpfl leugnet wenigstens stillschweigend die richtige Vertheilung der Souveränität, welche von der Willkür des Lüneviller Friedens verschuldet, von der Despotie Napoleons bestätigt wurde. Biedermann läßt das unnatürliche Verhältniß in Vertheilung der Stimmen unter den souveränen Fürsten bestehen. Unnatürlich ist es daß die größeren Staaten je 4, 3 oder 2, sämmtliche kleine bis zu winzigen herab je 1 Stimmen haben, diese 70 Stimmen nach Macht und Gewicht ganz falsch vertheilt sind. Wer kann es für richtig halten daß Östreich 4 Stimmen hat und ein Liechtenstein für sein Bischen Vaduz 1 Stimme? Hat Preußen 4 Stimmen und ein Reuß 1, so haben 4 Reuße, d. h. vier Gutsbesitzer die für Souveräne

gelten, mit einer großen, starken, mächtigen Gesammtheit wie Preußen gleiche Gewalt in der Abstimmung. Das kann nicht sein. Wir leugnen die dauernde Berechtigung der vom Lüneviller Frieden und von Napoleons Fremdherrschaft willkürlich ertheilten und falsch vertheilten Souveränitäten der deutschen Fürsten und Länder. Sie ist der Sache nach beim Bunde nie gültig gewesen, denn nach natürlichen Bedingungen waren die kleinen Staaten Deutschlands immer auf die größeren verwiesen, theilten deren Loos, mehrten deren Stimme. Östreich z. B. machte sich indirect eine Stimme mehr am Bunde, indem es Liechtenstein als souverän anerkannte; dessen Beipflichtung war ihm gewiß. Preußen z. B. hatte die Anhaltischen Fürsten u. A. stets im Schlepptau, wie das nicht anders möglich war. Hindern wir diese indirecte Stimmenhäufung für die größeren Staaten! Erkennen wir lieber freiwillig und ehrlich die stärkere Machtvollkommenheit der großen deutschen Staaten an! Auf das richtige naturgemäße Verhältniß kommen wir nur, wenn wir die Souveränität als falsch vertheilt anerkennen, jedem Fürsten im Oberhause nur soviel Stimmen geben als die **Landschaft** die er vertritt in Anspruch nehmen darf. Östreich werde nicht als Kaiserthum vertreten, aber als Land Östreich, als Land Böhmen, Mähren, Tyrol, Steiermark, Kärnthen-Krain. Preußen lege sich nicht als Gesammtstaat in die Wagschaale, sondern habe Stimmen für Brandenburg, Pommern, Schlesien, Preußen, Posen, Westfalen und Niederrhein. Soviel die Landschaft gilt, gelte die Stimme der sie im Senat, im Oberhause, vertretenden Person. Dies führt uns zu der gesunden und richtigen Gültigkeit unserer alten **Stammeseintheilung** zurück. Hat nicht Hannover mit Oldenburg und Bremen dasselbe Interesse? Schon daß sie zusammen sich vom Zollverein ausschließen, beweist daß sie natürlich auf einander verwiesen sind. Ob Hannover Königreich heißt, Oldenburg Großherzogthum, Bremen eine freie Bürgerstadt, ist gleichviel, sobald es sich nun ihre eigentliche wahrhafte Geltung handelt. Fassen wir diese drei zusammen, so haben wir Niedersachsen mit dem Hauptort Bremen. Und es ist billig, wenn z. B. dies Niedersachsen nicht mehr Gewicht als Obersachsen mit dem Hauptort Leipzig hat. Zu Holstein-Schleswig gehört Hamburg, zu Mecklenburg Lübeck ganz nach denselben Grundbedingungen ihrer Wohlfahrt. Jeder Fürst habe im Oberhause nur soviel Stimmen als die Landschaft Geltung und Werth hat, die er entweder allein oder mit Andern gemeinsam vertritt. Die Eintheilung Deutschlands in die alten 24 Kreise war sachgemäß, hat geschichtliche und natürliche Grundlage. Wir leben als Sachsen, Schlesier, Pommern, Westfalen, Niederrheinländer, Mittelrheinländer, Oberrheinländer, Schwaben, Franken, Baiern, Thüringer, Böhmen, Mähren, Östreicher, Tyroler, Steiermärker, Kärnthner. Als stammverwandte Deutsche machen wir diese 24 Gesammtheiten, sie sind in unserer Natur und Geschichte, in unserem Charakter und unserer Gesittung begründet. Nur die Laune der Politik hat sie willkürlich zerrissen, oder hie und da aufeinandergehäuft. Die Vertheilung der Souveränitäten war ein Act der Willkür. Man hebe diese Unbill auf, man lasse die deutschen Völker sich vertreten, will man für Deutschland ein Parlament errichten. Unsere Fürsten haben nur Geltung soweit sie deutsche Länder und Völker vertreten; auch im deutschen Oberhause müssen diese, jene nur sofern und soweit sie diese vertreten, Sitz und Stimme haben.

F. Gustav Kühne.

Die Märztage Berlins.

(Aus dem Tagebuche einer deutschen Frau.)

Berlin, d. 22. März.

†† Preußen ist deutsch geworden, aber es hat Blut in Strömen gekostet. Wir sind kein Soldatenstaat mehr, wir gedenken ein freier Bürgerstaat zu werden. Nicht mehr das Alles entscheidende einzige **Ich**, welches dem Geschicke von Millionen seine Bahnen zeichnen will, sondern das **Wir** des Volkes gilt, der Gesammtwille der Bürgerschaft welche mit ihrem Blut sich das Recht erfochten hat, die Waffen zu tragen, und als der erste und natürlichste Schutz des Thrones sich um einen König zu schaaren, der fortan nicht mehr in der Stärke seiner Armee, sondern in der Stärke seines Bürgerthums seine eigene Stärke sucht und findet. — Das sind die Errungenschaften dieser letzten drei Tage; wir haben uns das Recht errungen mit Deutschland zu halten.

Berlin hat in einer einzigen Nacht seine ganze Physiognomie verändert. Mit thränenden Blicken, von Blut triefend hatte es den Tag zu Ende gehen sehen, und als nach einer Nacht des Schreckens ein anderer Tag anbrach, ward mit ihm ein neues Berlin, ein neues Preußen geboren. Auf Einen Schlag ist diese neue Ordnung der Dinge gekommen. Sie war nicht vorbereitet, nicht durch irgend eine vorangegangene Organisation durch Klubbs und andere Concentrirungsmittel wie in andern Ländern allmälig herangerückt, sondern sie war da, die Frucht eines einzigen Momentes.

Die ungeheuern Vorgänge in Frankreich hatten die Gemüther in Aufregung gebracht; die Begebenheiten in Baden, in Baiern und Sachsen hatten diese gesteigert; als die Nachrichten aus Östreich kamen, aus Östreich welches plötzlich aus seiner Knechtschaft sich zu einem freien selbstbewußten Volke emporgeschwungen, da schlugen wir schamvoll die Augen nieder, belastet von dem erdrückenden Gefühl, von allen Seiten überflügelt zu sein. Jetzt erst traten Männer zusammen welche in gemeinsamer Berathung das Wohl und die Zukunft unseres Vaterlandes besprechen wollten. Man duldete Anfangs diese im Thiergarten stattfindenden Versammlungen, aber als man sie zu einer Volksdemonstration sich emporschwellen sah, wollte man sie unterdrücken, und heute mit Gewalt auseinandertreiben, was man drei Tage lang ruhig und ungehindert hatte geschehen lassen. — Das war eine Ungerechtigkeit. Jetzt entstanden Straßenaufläufe die einen drohenden Charakter annahmen, sich steigerten je mehr man sie mit Gewalt unterdrücken wollte. Nach zwei Tagen solcher kleinen Scharmützel glich Berlin einem offenen Feldlager, und wer am 16. und 17. März durch die Straßen ging, mußte erstaunen über diese drohend

entfaltete Kriegsmacht, welche die Schlünde ihrer auf allen Plätzen aufgestellten Kanonen auf das arme, wehrlose Volk richteten, das theils mit erschreckten und angstvollen Gesichtern in Gruppen und Haufen dastand, theils mit aufsteigendem Groll herumschlich. Die Bürgerschaft übernahm jetzt in der Angst vor der Volkserbitterung welche durch die drohende Stellung des Militärs verursacht war, die Rolle der begütigenden Vermittelung, und — seltsam! diese Vermittelung schien die Erbitterung des Volkes noch zu steigern!

Man wollte es den Bürgern als eine Mißachtung auslegen daß sie mit Stöcken (weiße kurze Stäbe und weiße Binden um den Arm waren die Zeichen der Schutzbeamten) die Gruppen des Volkes aus einander treiben wollte. Das immer mehr sich exaltirende Volk hörte man rufen: „Wir sind keine Thiere welche man mit Stöcken in ihre Ställe treibt!“

Indessen verfolgten diese Schutzbeamten mit Unerschrockenheit und Selbstaufopferung ihr vorgestecktes Ziel und suchten Ruhe und Frieden durch freundliches Vermitteln wieder herzustellen. — So hatten wir den 18. März erreicht. Am Morgen dieses Tages flog von Mund zu Mund die freudige Nachricht, der König habe gewährt was wir wünschten, Preßfreiheit und Minister welche sich des öffentlichen Vertrauens erfreuen. – Ganz Berlin strahlte vor Entzücken. Man fürchtete nicht mehr diese Regimenter welche den Schloßplatz und die innern Schloßhöfe erfüllten, man scheute sich nicht mehr vor den Schlünden der Kanonen, die überall noch drohend ihre eisernen Stirnen erhoben! An den Reihen der Dragoner, der Uhlanen und der Artillerie eilte man vorüber, um dem Könige zu danken. Ein ungeheurer Jubel, ein vieltausendstimmiges Vivatgeschrei erfüllte die Luft, als man plötzlich einige Schüsse vernahm, und das Jubelgeschrei von dem Klirren der Waffen, von dem Weheruf der Verwundeten und Flüchtenden unterbrochen ward. „Wir sind verrathen!“ erscholl es rings mit dem Geheul der Wuth und des Entsetzens. „Flieht, rettet Euch!“ schrieen die angstvoll enteilenden Weiber. „Zu den Waffen!“ riefen die von Wuth zitternden Männer. — Alles stob auseinander, hier und dorthin sah man die Schaaren der Flüchtenden enteilen, verfolgt von den Dragonern die mit scharfer Waffe einhieben auf das wehrlose, angstschreiende Volk, von den Uhlanen welche die ermattet Hinsinkenden unter dem Hufe ihrer Pferde zertraten, verfolgt endlich von den Kugeln der Flinten und Kanonen welche die Flüchtenden einholten, die Wehrlosen niederstreckten. In zehn Minuten bot Berlin ein anderes Bild. Überall hörte man Wuthgebrüll und Rachegeschrei, die Gesichter der Männer glühten von Entschlossenheit und Muth, und selbst Frauen sah man ihre Thränen trocknen, um nicht zu klagen, sondern zu verwünschen; statt die Männer und Brüder vom Kampfe abzuhalten, forderten sie zur Rache an den Soldaten auf welche jetzt nicht mehr „Soldaten“ sondern „Henker des Volkes“ hießen. Die Schutzbeamte rissen ihre weiße Binde ab, warfen die Stäbe fort; sie schwuren, nicht mehr zu beruhigen, sondern zum Kampf zu rufen! Zu den Waffen! schrieen die Bürgerschützen, zu den Waffen! schrieen die Studenten, zu den Waffen! schrieen die Arbeiter die bereits das Pflaster aufrissen. Keine Viertelstunde war vergangen, da sah man wie durch ein Wunder an allen Ecken Barricaden emporsteigen. Jeder half, Jeder legte Hand an, selbst Frauen der höhern Stände sah man Steine herbeitragen, — es war eine allgemeine Sache, ein allgemeiner Vertheidigungskampf geworden. Die Barricaden erstreckten sich durch die ganze Stadt; sie wurden so meisterhaft aufgeführt daß ihre Überbleibsel noch jetzt in Erstaunen setzen*). Ein mörderischer Kampf begann. Sich durch alle Straßen verzweigend, hatte er seinen Hauptsitz in der Nähe des Schlosses, in der Brüder- und in der Königsstraße, die zu den gewerbreichsten, dichtbevölkertsten und engsten unserer Straßen gehört. Die Erde erdröhnte von dem Gedonner der Kanonen, von dem Geprassel der Kartätschen und Gewehre. Von 3 Uhr Mittags an wüthete überall der Kampf. Es fehlte auf Seiten des Volks an Waffen. Nur wenige Begünstigte hatten deren, das Volk hatte nichts als Steine. Mit diesen bewehrte es sich, die Frauen luden sie in Körbe, die sie mit heldenmüthiger Kraft auf die Dächer schleppten. Die Dachsteine wurden abgenommen, als Brustwehren aufgepflanzt, hinter denen man sich verschanzte, oder hinunter auf die Soldaten geschleudert. Hier und da goß man siedendes Wasser und Vitriol herunter. Der barbarische Geist längst entschlafener Jahrhunderte schien mit seiner thierischen Rohheit in der Soldatesca entfesselt zu sein. Mit blutgieriger Wildheit, nicht zufrieden im offenen Kampf zu fechten, stürmten sie in die Häuser, zerrten wehrlose Weiber, Kinder und Greise aus den Betten hervor, um sie als Gefangene wegzuschleppen, oder wenn sie Widerstand leisteten, niederzumachen. Es war keine Schlacht mehr, sondern ein Morden; ein Wüthen der brutalen Gewalt einerseits, eine heldenkräftige verzweifelte Gegenwehr auf der andern Seite.

Um 7 Uhr Abends erhielten die Bürger Verstärkung, die Fabrikarbeiter waren in die Stadt gekommen, und hielten zu den Bürgern. Ein Student war hinausgeeilt in diese großen Fabriken und Eisengießereien vor dem Oranienburgerthor, wo mehr als 2000 Arbeiter beschäftigt sind. „Zu den Waffen!“ schrie er den Arbeitern entgegen. Aber noch blieb sein Ruf ohne Echo; in geschlossenen Reihen, ruhig und still zogen die Arbeiter zum Thore hin, als plötzlich ein Bataillon Soldaten ihnen entgegenstürzte, die beiden vordersten Arbeiter niederhauend. Jetzt hörte man nur einen einzigen weithindonnernden Wuthschrei, in einem Moment war das Steinpflaster aufgewühlt und ein Hagel von Steinen flog den Dragonern entgegen, bis diese, entsetzt und betäubt in gestrecktem Galopp sich entfernten. Aus den ruhigen Arbeitern waren kampfdurstige Löwen geworden. In wilden Sätzen, an der Spitze ihres Fabrikherrn, des berühmten Maschinenbauers Borsig, und von ihm bewaffnet, stürmten sie vorwärts. Wunder der Tapferkeit und des Heldenmuthes sind in dieser Nacht des Kampfes vollbracht worden. Die Arbeiter mit ihren Steinen, die Studenten mit ihren Rappieren, die Bürgerschützen mit ihren Büchsen, die übrigen Männer mit Äxten, Beilen, Dolchen und Messern, Alles hat gekämpft mit der Tapferkeit der Verzweiflung die ihre heiligsten Güter retten, sterben oder siegen wollte. Auf der Königsbrücke sah man einen Studenten mit seinem krummen Säbel achtzehn Infanteristen niederhauen; als er den Neunzehnten verwundete, traf ihn selber eine tödtende Kugel. Ein anderer Student trat ganz allein einem Bataillon Uhlanen entgegen und schoß den anführenden Officier nieder. Ein Arbeiter in der breiten Straße hatte um sich her einen Kranz von Steinen gebildet, die er, einen nach dem andern mit Ruhe emporhebend gegen eine Schwadron Dragoner warf. Jeder Wurf streckte einen derselben vom Pferde; jedes Mal rief der Mann mit

*) Ohne Zweifel waren Polen die Virtuosen dabei. Weiter unten erzählt unsere Berichterstatterin daß die Polen an die Arbeiter auch Geld vertheilt! D. Herausg.

stoischer Ruhe die gesteigerte Zahl seiner Getödteten aus. Funfzehn, Sechszehn, Sieb — da traf ihn eine Kartätschenkugel; mit dem Siebzehnten seiner Opfer fiel er selbst zugleich.

Plötzlich erhob sich ein unermeßlicher Jubel, ein weithinschallendes Freudengeschrei. Der commandirende General der Truppen, v. Möllendorf, war von den Bürgern gefangen genommen, von ihnen entwaffnet in das Bürgerschützenhaus gebracht. Jetzt hörte der Donner der Kanonen und Flinten auf. Es trat eine Art Waffenstillstand ein. Die Bürger hatten den General gezwungen den Truppen zu befehlen das Feuern einzustellen. Mit dieser schriftlichen Ordre und einer Parlamentarflagge an der Spitze begab sich eine Deputation von Bürgern durch die Reihen der Soldaten zum Schlosse, und begehrte eine Audienz beim König. Diese ward ihnen gewährt. Sie stellten dem König die herzzerreißende Lage der Stadt vor, und forderten ihn um seines eigenen Heils willen auf die Truppen zurückzuziehen. Nach langen Debatten willigte der König ein, und unterzeichnete den Befehl zum sofortigen Abzug der Truppen. Friedensboten mit weißen Fahnen durcheilten jetzt die Straßen und brachten jetzt die glückliche Botschaft welche aber von den Tapfern, die so lange gekämpft, nur mit finsterm Schweigen hingenommen ward. Man jubelte nicht mehr, — seit gestern wußte man, wie theuer man das Jubelgeschrei bezahlen könne! Man ließ schweigend und still die Soldaten vorüberziehen. Als diese die fröhlichen Fanfaren eines Parademarsches zu spielen begannen, herrschte man ihnen ein gebieterisches: Still! entgegen, und sofort schwieg die Musik. — In einer andern Straße befahl man den Truppen einen Choral zu spielen, welchem Ruf sie sogleich Folge leisteten.

Eine ungeheure Masse von Bürgern eilte jetzt auf das Schloß. Sie verlangten Bürgerbewaffnung und sofortige Absetzung des ersten Bürgermeisters. Beides ward ihnen sogleich gewährt, und unter Jubelgeschrei drängten die Bürger zum Zeughaus hin. Mehr denn zwanzigtausend Gewehre wurden in den nächsten Stunden vertheilt; jetzt, wo ich dies schreibe, haben wir mehr als vierzigtausend wehrhafte Männer in der Stadt. — Die äußere Ruhe ist wieder hergestellt, das Militär hat die Stadt verlassen, die Bürger und Studenten beziehen die Wachen, von allen Thürmen und Dächern weht die schwarzrothgoldne Fahne.

Gestern trug man zweiundzwanzig Leichen mit ihren offenen entblößten Wunden in das Schloß und legte sie vor der Haupttreppe hin. Es war ein schauerlicher, herzergreifender Anblick. Ein feierliches düsteres Schweigen herrschte Anfangs unter der Masse, alsdann rief man wie aus Einem Munde: „der König, die Königin!" — Nach langem Rufen erschienen sie. Hand in Hand schwankte das Königspaar die Treppe hinunter zu den blutigen Leichnamen hin. „Das ist Dein Werk!" rief man aus tausend und tausend Kehlen, indem man auf die Leichen wies. Tief erschüttert stand der König an der Seite seiner wankenden Gemahlin. „Mütze ab!" schrie und brüllte das Volk. — Der König entblößte sein Haupt! — —

d. 24. März.

Gestern haben wir unsere Todten begraben. Es war eine ernste, erhabene Feierlichkeit zu der die ganze Stadt sich vereinigt hatte in Einem Gefühl der Trauer und der freudigen Erhebung zugleich. Von allen Häusern wehten schwarze Fahnen, überall begegnete man Männer mit Flor um Hut und Arm, Frauen in tiefer Trauerkleidung; überall sah man daß jeder sich der Bedeutung dieses Tages in tiefstem Ernste bewußt geworden. Um zwei Uhr verkündete das Geläute aller Glocken daß der Leichenzug, welcher vom Gensd'armenmarkt begann, sich in Bewegung gesetzt. Eine unübersehbare Volksmasse bedeckte die Straßen, die Balkone, die Dächer der Häuser; nirgends sah man Polizei und Gensdarmen, und dennoch herrschte überall die größte Ordnung und Ruhe. Durch die Charlottenstraße ging der Zug die Linden hinauf. Kein Laut ward gehört, die tiefste Stille herrschte, durch die feierlichen weithin tönenden Klänge der Posaunen unterbrochen, welche den Choral „Jesus meine Zuversicht" anstimmten, als an der Ecke der Linden und Charlottenstraße sich der Zug der 183 Särge zeigte. Furchtbare Embleme unserer Freiheit schwebten sie über der schwarzen Menschenmasse daher, über welcher sie als die traurigen Banner des blutigen Sieges sich erhoben. Überall, wo die Särge vorüber kamen, sah man die Häupter sich entblößen, überall hörte man schluchzen, jedes Herz war voll Rührung. Als der Zug an dem ehemaligen Palais des Prinzen von Preußen anlangte, schwiegen die Posaunen und plötzlich erhoben sich silberhelle Stimmen, mit heiligen Gesängen die nahenden Särge zu begrüßen. Es war der Domchor, welcher von der Treppe des Opernhauses aus den Leichenzug empfing. Je nach den Gewerken und Körperschaften zu denen die Gestorbenen gehört, wurden die Särge von ihren Zunftgenossen und Angehörigen getragen und begleitet. Jedes Gewerk zog einher mit seinen Zeichen und Fahnen, unter welche sich überall die dreifarbige Fahne mischte. Die ganze Universität und der größte Theil der Bürgerschaft folgte. Der Zug ging am Schlosse vorüber; bei jedem neuen Zuge von Särgen erschien der König entblößten Hauptes auf dem Balkon und senkte zum Gruß die schwarze Trauerfahne die er in der Hand hielt. Die benachbarten Städte hatten ihre Abgeordneten zu diesem Leichenzuge geschickt, und auf den dreifarbigen Fahnen bemerkte man die Städtenamen von Magdeburg, Stettin, Brandenburg und Halle. Draußen im Friedrichshaine vor dem Landsberger Thore wurden die Todten bestattet. In der Mitte der Grüfte erhebt sich ein Erdhügel auf welchem ein Obelisk errichtet werden soll. —

Auch ein Theil der freigelassenen Polen hatte sich dem Zuge angeschlossen. Denn die Polen sind frei! Dem dringenden Anmahnen seines Volkes nachgebend hatte der König am Tage vor dem Begräbniß ihre Freilassung angeordnet. Zwei Parlamentäre waren mit flatternden Fahnen durch die Stadt geritten, mit lauter Stimme diesen Befehl des Königs verkündend. Ganze Schaaren waren hinaus nach dem Polengefängniß geeilt. Die Pforten flogen auf; wunderschöne Frauen in schwarzen Gewändern mit fliegenden Locken und glühenden Augen sah man allen Andern voran die Zellenthüren öffnen, mit lautem Geschrei des Entzückens die Gefangenen ihren Geliebten und Brüdern zu Füßen stürzen, sie in ihre Arme schließen, jauchzend und weinend vor Wonne und Schmerz. Die Gefangenen wußten noch gar nichts von den Begebenheiten des Tages; man hatte es ihnen zu verheimlichen gesucht, nur wie das ferne Rollen eines Gewitters war der Donner der Kanonen an ihr Ohr gedrungen. Jetzt auf Einen Schlag sahen sie ihre Frauen und Geliebten, sahen sie die Freiheit und das Leben wieder! Schaaren frohlockenden Volkes drängten sich in den Korridoren und Zellen, Jeder wollte den befreiten Polen die Hand reichen, Jeder wollte ein Andenken haben. Alles Geld was sie hatten warfen sie unter die Menge, Ringe,

Busennadeln, Uhrketten, Kleidungsstücke, Tücher, Alles ward vertheilt, mit lautem Entzücken als Andenken gegeben und genommen. Ich sah einen Arbeiter welcher ein feines gesticktes Batisttaschentuch bekommen hatte. „Und wenn ich mich damit vom Hungertode retten könnte, ich würde dieses Tuch nicht weggeben, sagte der Mann. Das bleibt ein Erbstück für meinen kleinen Jungen!“ — Aus ihren Zellen heraustretend begaben sich die Polen mit ihren Frauen in die Gefängnißkirche, die Menge füllte die Kirche, und Jeder stürzte auf seine Kniee nieder und dankte Gott mit stummen Gebeten und beredten Thränen. — Während dessen hatte man mehrere Wagen herbeigeführt, die Kutschenböcke abgenommen, mit Brettern belegt, und Teppiche darüber gebreitet. Im Triumph trug man die sieben, zum Tode verurtheilten Polen auf den ersten Wagen. In ihrer Mitte stand Mieroslawski, strahlenden Angesichtes, das Haupt mit Blumen bekränzt, eine dreifarbige Fahne in seiner Hand. Auf dem zweiten Wagen standen die Frauen, die häßlichsten unter ihnen waren schön vor Entzücken und Freude. Hinter den beiden, von Menschen gezogenen Wagen kam der Zug der übrigen Befreiten, umgeben und umrauscht von der Schaar der frohlockenden Menge. So ging es in die Stadt hinein, die Linden hinauf zum Schlosse. Überall empfing sie lauter Jubel, begrüßte man sie aus den Fenstern mit wehenden Tüchern. Vor dem Schlosse und der Universität hielt Mieroslawski eine Rede in welcher er mit flammenden Worten den Berlinern dankte für ihre Befreiung, welche sie befähigte nach ihrem Vaterlande zurückzukehren, und zur Wiederherstellung desselben auf's neue ihr Blut und Leben einzusetzen! (Auf Kosten Deutschlands!) — Jetzt, wo man anfängt ruhiger zu werden, und sich einander mittheilt, was man erlebt in diesen glorwürdigen Tagen, erfährt man die wundervollsten und charakteristischten Züge und Einzelnheiten! Wahrhafte Heldenthaten sind gethan! Eine Barrikade in der breiten Straße ward so tapfer vertheidigt, daß sie 62 Mann Soldaten das Leben kostete, und das Militär dennoch abziehen mußte. — Ein Knabe von vierzehn Jahren schoß einen Oberst an der Fronte seines Regimentes nieder. Man zeigte mir eine Dame welche allein drei Officiere erschossen haben soll. — An der Königsbrücke standen die Bürgerschützen hinter einer Barrikade. Kartätschen und Bomben pfiffen von allen Seiten. Neben der vordersten Reihe der Schützen stand ein Knabe der mit einer Fackel den Schützen beim Laden der Gewehre leuchtete. Eine Kanonenkugel kam und riß dem Knaben den Kopf fort. Sofort sprang ein anderer Junge hinzu, riß die Fackel empor und leuchtete weiter. — Wenige Minuten und eine Kugel durchschoß ihm den Leib. „Jetzt komme ich!“ frohlockte ein kleiner Bube, und nahm die Fackel auf. — Dieser dritte Knabe ward nicht getroffen, und das Militär zog von der uneinnehmbaren Barrikade fort. Wenn das Militär sich auf das grausamste und scheußlichste gegen seine Gefangenen benommen, in den Häusern, in welche sie plündernd eindrangen, wehrlose Weiber mit Kolbenstößen niedergeschlagen, Kinder aus den Wiegen gerissen und mit Füßen getreten, zitternde Greise erschossen haben, so hat hingegen das Volk gegen seine Gefangenen sich in einer gewissen gutmüthigen und einfachen Würde bewährt. — Als man den commandirenden General von Möllendorf gefangen genommen, brachte man ihn nach dem Schützenhause, ihn mit aller Höflichkeit und Rücksicht behandelnd. Der Bürger Rummel, welcher ganz allein ihn gefangen genommen, reichte ihm einen Stuhl, und fragte, ob Excellenz etwas zu essen beföhlen! „Ein Glas Zuckerwasser!“ sagte der erschöpfte Kriegsheld. „Gut, es soll auch Rothwein dabei sein!“ war die höfliche Antwort. — Von Zeit zu Zeit kamen alsdann Trupps von Bürgern vor das Haus, um sich zu überzeugen ob der Gefangene auch nicht entwischt sei! Mit lauter Stimme riefen sie: Möllendorf! Alsdann ward die Balkonthüre geöffnet, und die Wache des Generals trat heraus. „Se. Excellenz der Herr General wird sogleich erscheinen!“ rief sie hinunter und alsbald erschien die Excellenz unter dem Bravorufen der Menge. —

Eben so großmüthig als sich das Volk gegen seine Überwundenen benahm, so unerbittlich war es wo es galt einen Verräther zu bestrafen. — Der Handschuhmacher Wernicke unter den Linden hatte am 17. drei Polen welche Arbeitern Geld gaben, um sich zum Barrikadenbau zu stärken, von dem vorüberziehenden Militär verhaften lassen. Man schwur ihm Rache, und am nächsten Mittag zogen Tausende ruhig und ernst nach seinem Hause. Sein ganzer Laden ward ausgeräumt, Alles demolirt. Jeder nahm sich ein Paar Handschuhe zum Andenken, nachdem er sie zuvor zerrissen, um jeden Schein des Eigennutzes zu vermeiden. Alsdann begab man sich hinauf in seine Wohnung und trug sein sämmtliches Mobiliar hinunter auf die Straße. Das Wappen welches über seiner Thüre prangte, und ihn als Hofhandschuhmacher Sr. königlichen Hoheit des Prinzen von Preußen bezeichnete, ward abgenommen, und oben auf die zu einem Haufen zusammengestellten Möbel gelegt, welche man, nachdem man zuvor eine Spritze herbeigefahren, in Brand steckte. Als dieses Werk vollbracht, ward mit großen Buchstaben an die Hausthüre geschrieben: „So straft man Verräther!“ Das zufriedengestellte Volk ging weiter zu einem ähnlichen Gerichte nach der heiligen Geiststraße, wo ein höherer Militär fünf Gefangene welche sich in sein Haus geflüchtet, an die Soldaten verrathen hatte, welche die Geflüchteten erschossen. Auch hier trug man das kostbare Mobiliar hinaus auf die Straße. Niemand durfte sich auch nur die kleinste Kleinigkeit aneignen. Silberne Teller, goldene Ketten, ganze Stöße von Staatsschuldscheinen, ja sogar Haufen Papiergeld, Alles warf man hinein in das auflodernde Feuer, welches auch hier von zwei Spritzen bewacht wurde. Noch an verschiedenen andern Orten sah man ähnliche Rachefeuer auflodern und auch hierin also hatte der Wahrsager Sohn Recht gehabt, wenn er sagte, daß der Himmel über Berlin geröthet sein würde vom Feuer und die Straßen von Blut. Dieser Mann, welcher seit vielen Jahren sich bei den Berlinern den Ruf eines niemals irrenden Propheten erworben, sollte auch diesmal sein Wort zur Wahrheit werden sehen. Schon vor mehreren Wochen hatte er die Tage des siebenzehnten und achtzehnten März als Schreckenstage für Berlin bezeichnet. Das Volk wußte es, und bei all den Emeuten der vorhergehenden Tage, sagten Alle: Es wird noch ärger kommen; den achtzehnten März hat Sohn als den eigentlichen Revolutionstag bezeichnet, und gesagt, Berlin würde vom Donner der Kanonen wiederhallen, die Straßen in Blut schwimmen! —

Und nun zum Schluß (auf gut Berlinisch) noch eine heitere Geschichte. — Am Abend des 18. ward zur Freude des Sieges der Bürgerschaft die Stadt festlich erleuchtet. Die Linden strahlten von Lichter- und Lampenglanz. Nur das Palais des russischen Gesandten war dunkel. Das sah ein Gamin

von vierzehn Jahren, der lustwandelnd mit seinen Freunden vorüberging. „Wat? rief er, der Russe hat nich illuminirt? Ih, dat wollen wir mal jleich sehen!“ — Zum Ergötzen der Vorübergehenden stürzte der Junge an die Hausklingel und läutete. Bald darauf öffnete sich die Thür; der Portier erschien in seiner goldstrotzenden Livree. Er verneigte sich tief vor dem Schusterjungen und fragte stotternd vor Angst: „Was befehlen Sie, meine Herrn?“ — „Illuminirt soll werden, das befehle ich!“ sagte der Junge, hinter welchem sich jetzt schon eine Schaar Neugieriger gruppirt hatte. — „Soll sogleich geschehen!“ sagte der Portier demüthig, und verschwand. — Der Junge klingelte zum zweiten Mal, und zum zweiten Mal erschien der Portier, und fragte nach den Befehlen. „Et soll nich blos unten illuminirt werden! sagte der Junge, sondern in allen Etagen!“ — „In allen Etagen! wiederholte der Portier, indem er sich tief verneigte. — Eine Viertelstunde später strahlte das russische Gesandtschaftshotel im Glanze von mehr denn hundert Kerzen. —

Preßburg d. 18. März.

[Kossuth's Rede nach der Rückkehr von Wien, Batthyanyi und Kossuth Minister; Brief der ungarischen Jugend an die Wiener.]

F. Während der Abwesenheit unserer Reichsrepräsentation steigerten sich hier die Besorgnisse über deren und des Landes Schicksal von Stunde zu Stunde. In der Nacht hielt unsere Jugend eine Versammlung. **Lukacs** donnerte, ein zweiter Marrast: Ein Dieb wird nicht über Nacht ehrlich! Regimenter rücken nach Wien, alle Nachrichten bleiben aus, der Telegraph bleibt aus, Alles verstummt. Gehen wir Alle nach! — Tausende antworteten jubelnd. Die Versammlung constituirte sich, der erwählte Ausschuß blieb permanent, Graf **Raday** Präsident. Man wollte so eben ein Dampfbot mit Gewalt in Beschlag nehmen, da langte Graf **Palffy** als Kurier an; Nachmittags kamen die Reichstagsmitglieder von Wien zurück. Alles bewilligt! Der Jubel war endlos. Tausend Schwerter wurden geschwungen; denn der Ungar kommt mit dem Säbel zur Welt. Nachts Illumination. Heute werden die Listen für die Nationalgarde ausgelegt. Der Unwille gegen den Palatin ist plötzlich in Begeisterung für ihn umgeschlagen. Die Motion dazu ersehen Sie in **Kossuth's** Rede bei seiner Zurückkunft aus Wien. Kossuth ergriff vor den Tausenden, den Kalpak abnehmend, das Wort: „Meine Herren! Wir Herolde der Freiheit begrüßen Sie auf dem Boden der Freiheit (Éljen). Über unsere Sendung mögen die einfachen Thatsachen sprechen. Als wir mit dem edlen Freiheitsdrang, welcher innerhalb Preßburgs Mauern die erste Nahrung empfing, nach Wien kamen, wo der hundertjährige Absolutismus in Trümmer ging, wurden wir mit Begeisterung von den Wiener Bürgern empfangen, ja mit dem Ergebniß: daß in dem Augenblick als wir auftraten, die Constitution fur Östreich geboren wurde. So viel berichte ich, daß was wir seither als unseren glühendsten Wunsch hegten, daß Ungarn von Ofen aus regiert werde, kein Wunsch mehr, sondern Thatsache sei, denn unsere Regierung ist bereits in Ofen. Se. Majestät haben den Erzh. Palatin zum bevollmächtigten Statthalter ernannt, wonach derselbe Ungarn von Ofen aus im Namen des Königs regieren wird, und der Mann den der Palatin zum ersten Premierminister mit dem Auftrage sich ein Ministerium zu bilden, erwählte, der Mann, — auf Graf Ludwig Batthyanyi deutend — steht hier. (Éljen). Für diesen Mann nehme ich das ganze Vertrauen der Nation in Anspruch. Die Augenblicke des Triumphes sind vorüber, nun folgt die Zeit der harten Arbeit, damit das, was hinsichtlich der Preßfreiheit, der Nationalbewaffnung, der Frohndenablösung, der Volksvertretung, der Gemeinschaftlichkeit der Staatslasten in allgemeinen Principien gewährt worden, nun zum ausführlichen Gesetze gemacht werde. Wir brachten nicht mehr mit als ein verantwortliches Ministerium, doch wir brauchen vor der Hand nicht mehr, da wir mit deren Hülfe die Reformfragen lösen können. Noch muß ich mein Haupt entblößen vor der edlen Jugend, welche glühenden Antheil nahm an den obigen Errungenschaften.“

Nachdem Graf **Louis Batthyanyi** in wenigen Worten das allgemeine Vertrauen sich erbat, fuhr **Kossuth** fort: „Morgen erscheint unser geliebter Palatin in unseren Mauern — er ist es, der das größte Verdienst um das glückliche Resultat unserer Repräsentation hat, — welches trotz aller unserer Anstrengungen nicht errungen worden wäre, — er ist es der dem König offen erklärte: falls unsere Wünsche nicht erfüllt würden, die Palatinalwürde niederlegen zu wollen. — (Éljen.) Meine Herren, vor so hohem herrlichen Patriotismus müssen wir uns Alle beugen. Wir werden den großen Mann empfangen, wie es sein Verdienst erheischt, und mit einer männlichen Würde, wie es uns zusteht. — Bis dahin aber, bis die wichtigsten Lebensfragen unserer Freiheit gelöst sind, bedürfen wir der Ordnung und Ruhe. Unser sehnlichster Wunsch bestand darin daß das Vaterland ohne Blutvergießen regenerirt werde, und die Mitwirkung und das Vertrauen unserer Mitbürger wird uns dazu verhelfen. — Morgen kommt der Palatin wovon uns der ungarische Oberststallmeister benachrichtigen wird.“ (Éljen!)

Nach dieser Rede welche nach jeder Pause durch donnernden Freudenzuruf unterbrochen ward, riefen die entzückten Zuhörer nach und nach fast alle einzelnen Deputationsmitglieder jubelnd auf den Balcon, hierauf die Damen worunter vorzüglich die Gemahlinnen des Grafen Batthyanyi und Kossuths mit lebhafter Freude begrüßt wurden, und den Gruß mit Nationalflaggen in Händen vom Balcone aus erwiederten. Die Volksmenge zertheilte sich hierauf, jeder Einzelne war glücklich wenn er mit einem der von Wien zurückgekehrten Juraten sprechen konnte, welcher die Feierlichkeiten des dortigen Empfanges schilderte. Überall sah man dichtgedrängte Kreise in deren Mitte ein mit Blumen und Bändern geschmückter junger Mann den Zuhörern begeisterte und begeisternde Erzählungen zum Besten gab. **Kossuth**, welcher bald am Arme seiner Gemahlin das Hotel verließ um durch die Stadt zu promeniren, ward nicht nur wie sich von selbst versteht jubelnd empfangen, sondern es bildete sich ein weiter Kreis der **Landtagsjugend**, der den gefeierten Helden in ehrerbietiger Entfernung Schritt für Schritt begleitete. Nachmittags war in Eile die Illumination der Stadt vom Magistrat anempfohlen worden und um 6 Uhr bereits waren alle Fenster glänzend beleuchtet. Dem Grafen **Batthyanyi** wurde um halb 11 Uhr ein großartiger Fackelzug veranstaltet, wobei Bürger und Juraten vereint Theil nahmen.

Ein mitgetheiltes Schreiben des Palatins ernennt den Grafen Batthyanyi zum „unabhängigen Präsidenten des ungarischen Ministeriums.“ Kossuth ist zweiter Minister geworden.

In einer außerordentlichen Circularsitzung, Samstag den 18. d., wurde allgemeine Besteuerung durch beide Tafeln beschlossen und vom Palatin genehmigt; ferner: Jeder Deputirte der Comitate, Städte, freien Bezirke und Capitel, hat persönliches freies Stimmrecht. (Früher alle Städte 1, jetzt 106.) Die Circular-Sitzung erklärt sich für permanent, bis sämmtliche durch die Zeitbedürfnisse unerläßlich gewordene Reformpunkte ausgearbeitet sind; der Reichstag wird demnach nur so lange beisammen bleiben, bis die wichtigsten Punkte ausgearbeitet sind, wo dann die Volksvertreter sich zu einem neuen Reichstage in Pesth versammeln um die Details berathen zu können.

In den Abschiedsworten der ungarischen Reichstagsjugend an die Wiener Universitätsjugend heißt es unter anderem: „Wir hoffen, Sie sind wie wir zur Erhaltung dessen was Sie erkämpft, unerschütterlich entschlossen. Aufrechthaltung der Ordnung und vollkommene Einsicht in Ihre Pflicht, Einheit und Zusammenhalten, sind der einzige Weg zum Ziele. Darum sollen die Waffen die Sie in den Händen haben, zur Beschützung der Ordnung und des Thrones auch ferner in Ihren Händen bleiben, bis die Ordnung, die Erfüllung der Ihnen zugesagten Versicherungen Sie zu Ihrem friedlichen Berufe zurückführt. Ihre Führer, jetzt wo Sie das Werk vollbracht, können nur die sein, welche Sie bei dessen Vollbringung geführt hatten. Die freie Wahl darf Ihnen nicht aus den Händen genommen werden. Sie müssen sich berathen über die nächsten Aufgaben — über das, was zunächst zu thun. Sie müssen zur Zeit der Versammlung der einzuberufenden Stände einen Plan bereit haben, welcher denselben mit zur Richtschnur ihres Verfahrens dienen muß. Die Vertreter der Intelligenz, die Retter des Vaterlandes, dürfen nicht ohne Einfluß auf die friedliche Wiedergestaltung unserer Zustände sein. Sie können es von der Güte und Liebe unseres Monarchen erwarten, daß er, von dessen Seite Sie die Feinde des Volkes zu entfernen wußten, den Eingebungen seines edlen Herzens folgend, dem Volke Nichts verweigern werde, was zu seinem Glücke, zu seiner Freiheit nöthig ist. Das Volk ist aber ganz Östreich, und nicht Eine Klasse und nicht Eine Kaste. So wie Sie in Ihrer zuerst beabsichtigten Petition genau die Heilmittel unserer kranken Zustände hervorzuheben wußten, so werden Sie auch jetzt nicht von diesem Wege ablassen. Die Preßfreiheit haben Sie gewonnen, Sie müssen sie nun zur Wahrheit machen durch Einführung der Jury. Eine Constitution wird Ihnen werden, vollkommene Volksvertretung muß sie vor jedem Angriffe schützen. Die Volksbewaffnung ist Ihnen bewilligt, Sie müssen sie auch im Interesse des Volkes benützen. Darum noch einmal, wenn die Intelligenz zuerst die Waffen ergriff, geziemt es der Intelligenz noch um so eher, bei den friedlichen Reformen an der Spitze zu stehen. Sie haben das seltene Glück, eine Tabula rasa vor sich zu haben, und sind nicht gebunden an Ausgleichung unvereinbarer Institutionen, wie das in manchen andern Staaten der Fall ist. — Ihr Bauwerk muß daher vollständig sein und auf unerschütterliche Pfeiler gestützt werden. Bürgerblut ist für Ihre Freiheit geflossen, die Schatten der gefallenen Helden sind ebenso viele Mahnungen an Sie, daß jenes Blut nicht umsonst vergossen worden sei. Indem die ungarische Reichstagsjugend eine Thräne weiht dem Andenken der heldenmüthig Gefallenen, bittet sie die Universität um Vergebung nicht bei Beerdigung derselben erscheinen zu können. Heilige Pflichten rufen sie augenblicklich in ihr Vaterland zurück. Unsere Theilnahme wird Ihnen folgen und was in unserer Macht steht, soll für Sie geschehen. Die Presse wird uns nicht unthätig finden und Sie sollen überzeugt werden, daß die Auszeichnung mit welcher wir hier empfangen wurden, nicht an Unwürdige vergeudet worden.

Wien am 17. März 1848. **Friederich Szarvady,**
im Auftrage der sämmtlichen Reichstagsjugend.

Zur Chronik der Gegenwart.

— Paris gewinnt immer mehr eine düstere Gestalt. Vom Luxus des Hofes und der Fremden hat Paris existirt; außer jenen flieht auch der reiche Franzose, der Besitzende sucht die Provinz auf. Das steigert den Unmuth der Arbeiter; man hört jetzt schon den Ruf à bas les riches! es beginnen auf der Straße Insulten der Blouse gegen den Gutgekleideten. Auch mit der fraternité ist es nicht weit her. Die schwarzrothgoldne Fahne ist dort eine bloße Decoration, die Adresse der Pariser an die Wiener ein bloßer Dünkel; man weist zugleich die englischen und deutschen Arbeiter aus dem Lande. Paris kommt herunter, es muß von seiner angemaßten Höhe stürzen. Möchten die Provinzen die abgöttische Verehrung von Paris fahren lassen, sich emancipiren und aufhören die Knechte von Paris zu sein! Die Republik kann nicht ein Freistaat der Blousen von Paris werden! Hat die Republik Bestand, so hat sie doch nicht in gleicher Form für ganz Frankreich Gültigkeit. Lyon mit andern Bedürfnissen, Bordeaux mit andern Grundlagen der Existenz und Thätigkeit, jeder Hauptort mit seiner Landschaft hat das gleiche Recht zur Selbstregierung. Frankreich löse sich in einen föderativen Freistaatenbund auf; dann kommen seine Kräfte zur Geltung, dann kann die Republik bestehen.

— Je düsterer Paris wird, desto mehr steigert sich der Terrorismus. Ledru-Rollin erklärte, er habe 40,000 Hunde in Sold die er jeden Augenblick loslassen könne. Caussidière, der neue Polizeichef, kommt mit geladenen Pistolen zum Ministerconseil. (Die Pistolen sind, nach Arnold Ruge, wahrscheinlich mit „reinen Gedanken" geladen.) Mais, mon Dieu! ruft man in der Sitzung, was soll das heißen? — Nichts, sagt Caussidière, ich will blos den erschießen der mich auffordert abzudanken. Rien que ça! — Gott erhalte der Republik den guten Geist. Ihr guter Geist ist Lamartine. Noch immer wirkt er begeisternd, beflügelnd, für die Ideen der Humanität und Menschenliebe gewinnend. Aber Lamartine ist leidend; er hat alle Anzeichen eines Brustkranken.

— In Berlin sehnt man sich nach dem Militär zurück. Nachdem die Arbeiter die freche Gewalt der Soldatesca gestürzt, tritt der Burger wieder vor, ruft dem Könige Vivat und schimpft auf die Bewegung. So bleiben die Früchte des Sieges den das Volk erfochten, dem Volke, dem Staate entzogen! In keiner Stadt Deutschlands ist das Bürgerthum so schwach; nicht blos an Zahl, 30,000 auf 400,000 Seelen, sondern auch geistig und moralisch. Berlin hat heldenmüthig gefochten, bleibt aber in seiner politischen Unfähigkeit.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

F. Gustav Kühne.

1848. 8. April.

Inhalt: Lemberg. — Der Umschwung in Weimar. (Aus Jena.) — Aus Bordeaux, München, Berlin und Ungarn. — Zur Chronik: Die französische Republik; die Hegemonie Preußens in Deutschland; Dänemark und Schleswig-Holstein; der Volksfreund ein Arbeiterblatt in Leipzig.

№ 15.

Lemberg*).

Einer alternden vertrockneten Kokette gleich, deren täuschend glänzende Hüllen eine nach der andern von erbarmungsloser Hand abgestreift werden, lag Lemberg vor mir im Winterkleide da. Ich traute kaum meinen Augen. Was ich im Frühjahr auf der fröhlichen Wanderung nach unbekannten Gegenden des geheimnißvollen Östreichs verlassen, blühend, im smaragdnen Rahmen von Wälder- und Gartenschmuck, umgürtet von malerisch geschwungenen Höhen, wie es schien, da das lachende Maigrün das dürre Knochenwerk des Bodens sorgsam überkleidet: das Alles war von dem eisigen Wehen des Wintersturmes hingewelkt und erstorben. Keine malerischen Hügel, keine Haine, kein Laubgrün der Gärten und Spaziergänge; die Stadt ohne alle Illusionen dampfte aus Schornsteinen und Schlotten im Bauch ihres Kessels. Lemberg hatte für mich ein leicht erklärliches Interesse. Obgleich die Hauptstadt eines Ländertheils von slawischer Bevölkerung und also wenn nicht das Schwert des Eroberers eine andere Art Recht zum gültigen erhebt, ewig die Hauptstadt eines fremden Volksstammes, Lemberg hatte ich seiner deutschen Bevölkerung wegen doch auch als den letzten Vorposten des einst erobernden und jetzt friedlich civilisirenden Germaniens gegen Osten anzusehen. Eben aus dem Osten gekommen, noch frisch von Eindrücken, Bildern und Gefühlen des russischen Kaiserstaates drängte es mich wie mit gebieterischer Geistermahnung, das nächste Civilisationslager des Abendlandes, ein Lager in dem Polen und Deutsche uneinig oder feindselig nebeneinander walten und schaffen, mit mehr als vorübergehender Aufmerksamkeit zu durchblicken. — Schon nach eingenommenem Mittagsbrot streifte ich in Straßen und Gassen mit spürender Geschäftigkeit umher. Das hervorstehendste Merkmal der galizischen Hauptstadt ließ nicht lange sich verkennen. Lemberg ist in der Übergangsperiode von der Kleinstadt zur Großstadt. Daher viel Neues neben viel Altem, viel moderne Frische neben der ehrwürdigen unantastbaren Stabilität polnischen oder jüdischen Schmutzes. Polizei und Stadtverwaltung haben in Gesundheits- und Schönheitsrücksichten ein großes Feld der Thätigkeit vor sich, und es wird sich offenbaren, wie jede dieser verschieden sich ergänzenden Körperschaften ihre Aufgabe nach Ablauf einer billigen Probezeit gelöst haben wird.

Die rührige Sorge der Polizei läßt sich in Lembergs Mauern übrigens schon nach den ersten Schritten nicht verkennen. Ihr gewahrt ihre hechtgrau uniformirten militärischen Werkzeuge in kurzen Abständen wie die Vorpostenkette eines zahlreichen Armeecorps wohin Ihr Euch wendet. Wo ihre bürgerlich gekleideten Dienstbeflissenen den Kopf Euch über die Schulter stecken, das Kind des ungeborenen Gedankens Euch aus dem Herzen zu stehlen, das fragt mich nicht. Nehmt den dritten fremden Mann für einen Märtyrer der 30 Silberlinge, und Ihr werdet nicht bereuen Vorsicht auf Kosten allgemeiner Menschenachtung geübt zu haben.

Wenn die Männer im Czacko mit Säbel und Car-

*) Es thut sehr noth diesen äußersten Vorposten des deutschen Lebens gegen den Osten jetzt näher kennen zu lernen, wo es sich um die Feststellung eines großen deutschen Völkerbundes handelt. D. Herausg.

touche, den Haselstock im gemüthlich bewußtlosen Spiel in der Hand Euch zu denken, tüchtig zu denken geben können, so seid unbesorgt: Gebäude, Straßen, Kirchen meinen es desto friedlicher mit Euch. Sie nehmen die Thätigkeit Eures Gehirns nicht über Gebühr in Anspruch. Ihr könnt Eurer Lieben gedenken am grünfluthenden Rhein, Ihr könnt dem Chef Eures Hauses Rechnung ablegen, Ihr mögt in den italienischen Angelegenheiten die Rüstungen Carl Alberts nach Herzenslust deuten. Dazwischen gelangt Ihr spielend zu der Überzeugung: Lemberg, die Stadt von 70,000 Einwohnern, Lemberg, der Hauptort eines reichen Korn- und Holzlandes von anderthalbtausend Geviertmeilen ist kein rühmliches Denkmal für den Kulturproceß deutscher Einwanderung und deutscher Herrschaft. Von Geschmack, von Sinn für Symetrie, von Eleganz und Kraft ist bei den größtentheils neuen Gebäuden keine Spur. Ein Paar Häuser unter Tausenden ausgenommen, die erträglich genannt werden können, sind alle übrigen tief unter dem Schönheitsmaß mit dem man anderwärts in Hauptstädten zu bauen pflegt. Man baut jetzt wie man einst gebaut: für das gemeinste und roheste Bedürfniß, für den größtmöglichsten Nutzen. Der pflegt denn auch nicht auszubleiben. Die Miethen der Wohnungen stehen auf einer bei der Billigkeit der andern Lebensbedürfnisse unverhältnißmäßigen Höhe. Hierauf aber nehmen Polizei und Magistrat keine Rücksicht; das Publikum kann von prosaisch engherzigen Hauseigenthümern willkürlich gebrandschatzt werden. Dem gestaltlosen anwidernden Äußern der Häuser entspricht in der Regel das Innere. Flur, Treppen, Höfe ohne Spur von Zierlichkeit. Wenn die roh aufgemauerten Ziegelwürfel der eigentlichen Stadt in ihrem kahlen Kasernenstyl so viel zu wünschen übrig lassen, so wird man sich nicht wundern, die Landhäuser der Reichen und Vornehmen in den Vorstädten in keinem wesentlich unterscheidenden Zustand zu treffen. Bau und Pflege weisen auch da noch allenthalben auf die Periode der Kindheit. Äußerste Vernachlässigung klebt nicht minder an den wappengeschmückten Villen der galizischen Edlen. Lemberg hat sonach nicht ein einziges architektonisch schönes Haus, nicht ein zierliches Vorstadthäuschen, nicht einen einzigen, schon von Außen imponirenden Garten. Die Wohnung des Gouverneurs, einst jene des reichen modenesischen Erzherzogs Ferdinand ist unbedeutend. Das Rathhaus, ein geschmackloses freistehendes Viereck mit einem Mast von Thurm verdarb den kleinen Marktplatz. Die katholischen Kirchen als Baudenkmale haben keine Bedeutung. Eine rühmliche Ausnahme, von dem sprödesten Fremden gern anerkannt, macht die griechische St. Georgskirche. Auf der Stirn eines im Sommer saftiggrünen Berges, von Gärtengeländen und stattlichen Gebäuden umschlossen, ragt ihr kühner Bau, anziehend und fesselnd durch das Geheimniß schöner Proportionen, mit seiner rothbemalten Kuppel und den vielen Heiligenstatuen in die Luft. Die St. Georgskirche bildet den schönsten Punkt der Stadt. Auf dem Platz vor derselben findet im Herbst eine von allen Volksklassen zahlreich besuchte Messe in Landeserzeugnissen statt. Den entgegengesetzten Stadttheil schmücken die Terrassen der obern Promenade. Ihre kiesbestreuten Wege leiten zu den Parkanlagen der Sandberge, den Stolz und das Entzücken der Lemberger. Sie sind durch den Eifer eines höhern Staatsbeamten in überraschend kurzer Zeitfrist entstanden. Noch vor zehn Jahren wäre ein Graskeim unschwer auf diesen Räumen zu entdecken gewesen, die jetzt Haine und Gebüsche, Rasenplätze und Blumen, Grotten, Pavillons, Kaffee- und Speiselokalitäten in raschem Wechsel erheitern. Zu Pferde und zu Wagen strömt die elegante Welt an sonnigen Nachmittagen und Abenden dahin, denn es sind die Sandberge, Lembergs Corso und Prater. Der Genuß den der edle Schöpfer dieser anmuthigen Parkgründe in der Erinnerung haben mag, kann ihm durch ein böses Witzwort hinlänglich vergällt werden, das dem Fremden von Jedermann bereitwillig in den Kauf gegeben wird. Dieses Witzwort nämlich lautet: die Sandberge sind die einzigen Anlagen, die von dem Grafen bekannt sind.

Von den Terrassen die sich um den in Wald und Garten verwandelten Berg ziehen, beherrscht das Auge einen weiten Gesichtskreis. Die unten ruhende Stadt entfaltet ihre größern Gebäude, ihre schwarzrothen Giebelwogen, ihre goldfunkelnden Thurmspitzen, ihre versteckten Kirchlein und Bethäuser. Zu Anfang der Zolkiewer Vorstadt ein freundlich anmuthiger Rundbau, die neue Synagoge. Zu Füßen der Türkenschanze eine grünleuchtende Kuppel, die Ossolinskische Bibliothek. Jene waldbekränzten Hügelwellen sind der in der Landesgeschichte berühmt gewordene Garten, in welchem ein schäkernder Rehbock den mit ihm einsam sich erlustigenden gebrechlichen Präsidenten Freiherr Krieg von Hochfelden unsanft zu Boden warf. Der endliche Austritt des despotisch starren und der galizischen Nationalität engherzig feindlichen Mannes war die Folge. Weiter hinab dicht an der Stadt ein kahler Bergrücken, der Schinderberg. Hier hat die polnische Schilderhebung vom Jahre 1846 außerhalb Rußlands ein menschlich sehr edles und ein

gemeines Opfer am Galgen büßen sehen. Theofil Wiszniewski's Seelengröße, seine bei der Verlesung des Urtheils geoffenbarte Würde und Unterwerfung werden wehmuthsvoll fortleben auch in den Herzen Vieler, die nicht daran dachten seine gerichtlich schimpfliche Ruhestätte durch Thränen, Gebete und Blumenspenden zu heiligen.

Lemberg ist also nicht schön. Es gewährt auch nicht den Eindruck kühn und sicher anstrebender Größe. Die Vergrößerung findet planlos statt, schüchtern, verstohlen. Die Neubauten stehen neben den alten wie durch Schmuggel entstanden. Selten paßt ein Haus zu dem seines Nachbars. Die Straßenzeilen haben keinen Styl, keinen Charakter. Lemberg ist stolz auf viele Einrichtungen des Städtelebens. Es hat eine Pflasterung dritter, ein Trottoir zweiter Klasse. Beide mochten bei ihrer Legung entsprochen haben, aber im Lauf der Zeit sind sie merklich abgenutzt worden und an unzähligen Stellen erweisen sie sich als wahre Prüfungen der Geduld. Sie sind überdies fast immer schmutzig; man fragt sich daher ob, wann und durch wie viel Händchen gekehrt wird. Lemberg hat eine Straßenbeleuchtung. Zu dem Zwecke, damit man recht auffällig sieht, wie finster die Nächte sind. Lemberg hat Fiaker. Schmutzigere Kästen, erbärmlichere Klepper dürften schwerlich irgendwo zu treffen sein. So hat Lemberg auch seine vornehmen Gasthöfe, in denen nichts zeitgemäß ist als die Rechnung die Euch gemacht wird. So viel vom Fortschritt versteht man doch, und solcher Modus erfährt von der väterlichen Behörde keine Beschränkung.

Die Bevölkerung scheidet sich in drei Schichten: Polen, Deutsche, Juden. Welche von diesen drei Nationalitäten am stärksten vertreten, solche Frage zu beantworten fehlen mir die Nachweise der jüngsten Volksbeschreibungsresultate. Nach dem zu schließen was man an Menschen auf den Straßen sieht, würde ich für die Mehrzahl der Juden stimmen. Sie sind in allen Gestalten des activen und passiven Verkehrs, Erwerbs, Schachers, in den ihnen angehörigen Quartieren zu finden. Nicht minder bedecken ihre thätigen Schaaren die Hauptverbindungsstraße welche durch die Halitscher- und Krakauergasse auf die gleichnamigen Plätze ausmündet. Ihre Damen zeigen sich am liebsten und immer in imposanten Colonnen auf der untern Promenade. Hier in den Mittagsstunden zwischen zwölf und zwei Uhr zur Winterszeit oder im Sommer in der Frische des Abends findet jede der verschiedenen Bevölkerungs- und Gesellschaftsklassen ihre Vertretung. Erst in jüngster Zeit nehmen, wie mir versichert worden, Damen der politischen Aristokratie Theil an diesen improvisirten Tagsredouten und bilden, wenn sie sich zeigen, gewiß den Schmuck derselben. Männer und Frauen der Polen haben, wenn sie nicht entschiedenen Anspruch auf Schönheit mitbringen, doch immer etwas Feines, Ausgezeichnetes, Herrenmäßiges an sich. Sie sind wo sie auftreten Gegenstände eifriger Beobachtung. Da sie den Deutschen en bloc als Unzufriedene und ewige Verschwörer erscheinen, so beschäftigt sich Jedermann die sprechendsten Belege dafür aus ihrem Blick, ihrer Haltung, der kleinsten Schattirung ihres physiognomischen Ausdrucks abzulesen. In der Verleugnung ihrer Muttersprache an öffentlichen Orten wetteifert die polnische Aristokratie noch immer rühmlich mit der Deutschen.

Die jüdische Bevölkerung tritt wo sie sich zeigt mit vielen Ansprüchen auf. Weder einzeln noch in der beliebten Dreiheit, in welcher sie am liebsten öffentlich erscheinen, erweisen sich die Töchter Zions schüchtern oder blöde. Warum sollten sie es auch, da sie so gesehen, beachtet, besprochen werden wollen. Unter den Frauen herrscht ein mächtiger Luxus und die Kostbarkeit ihres Anzuges beschämt fast vernichtend die christliche Armuth, die ihre Männer mit der höchsten Virtuosität wie allerwärts auszubeuten verstehen. Ihre schönen frischen Gestalten starren von Seide und Sammt in den neuesten Stoffen, von Kaschemirs und Shawls in Mustern der letzten Mode. Der reizendste Theil ihrer Kleidung bleibt der ihnen eigenthümliche malerische Kopfschmuck, der je nach den Mitteln und dem Geschmack der Trägerin vom einfachen Aufsatz in Band, Sammt und Spitze zum funkelnden Diadem in Brillanten und Perlen aufsteigt. In der Regel begegnet man blendend anmuthigen Gesichtern von überraschender Farbenreinheit. Abscheulich dagegen sind die Laute, die sich den lieblichsten Korallenlippen entringen. Sie zerstören mit einem Zauberschlag alle Illusionen, sie verwandeln die lautesten Ergüsse der Bewunderung in einen Ausruf unbedingter Verwerfung. Bei einer jüdischen Bevölkerung von solcher Zahl, solchem Reichthum, solcher Betriebsamkeit tritt die Emancipationsfrage für den Reisenden von selbst in den Vordergrund. Sie findet noch kein Echo, nicht das leiseste in der christlichen Bevölkerung. Wahr ist es, die Juden Lembergs haben Geld, sie haben Einfluß, aber sie haben noch keine Kräfte der Intelligenz um sich Respect und Geltung auf breiter Grundlage zu verschaffen. Der Zusammenhang der jüdischen Bevölkerung mit der christlichen ist ein sehr loser. Er beruht einzig auf geschäftlichen Beziehungen. Was von Emancipationslustigen keck die Grenze der natürlichen Umwandlung

überschreitet, wird von dem vertilgungsstarren Fanatismus der Orthodoxen in Bann und Acht gethan. Ihre Gemeinde, wenn ja eine solche besteht, ist jedenfalls eine sehr kleine, und für die Emancipationsfrage in Deutschland ohne Gewicht und Einfluß.

An der Spitze der galizischen Einwohner stehen mehrere Glieder der Aristokratie. Ihre Salons sind blos für die Ihrigen geöffnet. Von Zeit zu Zeit erhalten sie noch immer eine Mahnung daß sie den Schirm der Städte zum Schutz ihrer Personen nöthig haben. Dies begegnete unter Anderm in schlagender Weise dem Fürsten Poninski. Derselbe besitzt große Güter im Czortkower Kreise. Seine Bauern weigern sich die schuldige Frohne zu leisten. Ein Kreiscommissär verfügt sich mit militärischer Hülfe zu den widerspenstigen Gemeinden hinaus. Er ermahnt sie längere Zeit, findet aber nur schwaches Gehör bei den Hartnäckigen. Endlich wirft er die Frage auf: „So sagt mir denn doch, was habt Ihr für Verdienste daß Euch die Regierung von der Leistung aller und jeder Robot loszählen soll?" — „Verdienste?" erwiedern die Bauern rasch. „Was können wir dafür daß wir nicht so glücklich waren wie unsere Brüder! Unser Fürst lebt in Paris, wir hätten ihn aber eben so gewiß erschlagen wie Jene ihre Herren, wäre er nur bei uns gewesen!" Diese Erklärung fand statt und der Fürst trifft von seiner Reise in Lemberg ein. Es war der erste Gruß den man ihm von seinem Besitzthum auf dem er große Wohlthaten ausübt, zu zu melden hatte.

Die Deutschen Lembergs als Bürger, Hausbesitzer, Handwerker sind um nichts oder ein höchst Geringes ihrem galizischen Collegen voraus. Sie üben auf die Physiognomie der Stadt nur einen passiven Einfluß. In den Vordergrund treten dagegen die Deutschen als Beamte. Als solche sind sie die mächtigste Körperschaft nicht blos der Stadt, sondern des ganzen Landes. Sie treten zu zwei Drittheilen mit einer in den Jahrbüchern menschlicher Dummheit fast beispiellosen Anmaßung auf. Das Land scheint ihretwegen, sie nicht des Landes wegen dazusein. Es hat der nachdrücklichsten Sprache des neuen Gouverneurs bedurft, um sie einigermaßen zur Besinnung zu bringen, eine Sprache die unter Anderm folgenden Ausdruck gefunden: „Es ist nicht östreichischer Patriotismus, über das Land in dem man dient, und dessen Bewohner zu schimpfen, das ist ganz gemeine Rohheit." — Solche Erinnerungen und Züge verdienten schon ihrer Seltenheit wegen historisch zu werden. Auch der Secretär des Grafen Stadion, Regierungsrath Ettel, theilt die humanen Rechtsansichten seines Obern. Er ist bemüht der Pflanzschule junger Beamten die der aufgeklärte Geist des Gouverneurs in seinem Lesecirkel versammelt, (das alte Geschlecht muß wie die alten Juden in der Wüste, verloren gegeben werden) die Lehre Kaiser Josephs einzuschärfen daß der Beamte ein Diener des Staates, des Landes sei. Er hat sonach als Kreiscommissär Bauer und Grundbesitzer in ihren streitenden Interessen zu bedienen, sie aber nicht als Zuchtmeister und Büttel zu hudeln. Solches sind, wie mir versichert worden, die häufigen, nachdrücklichen Ermahnungen des würdigen Secretärs des Grafen Stadion. Es ist in Jedermanns Munde, daß die Büreaukratie sich im Geheimen zu dem beharrlichsten Widerstand verbunden, um die Reformen ihres neuen Leiters zu hintertreiben oder möglichst zu erschweren. Man kann wohl sagen, zu zwei Drittheilen ihrer Glieder hat die galizische Büreaukratie Haß gesäet und Abscheu geerntet. In der Besetzung der Stellen findet nach wie vor der empörendste, schamloseste Nepotismus statt. So werden in diesem Augenblick die Herren Klosson und Dargon von zweiten Kreiscommissären, Gubernialsecretäre bei dem neuen Gubernium in Krakau. Wegen welcher Verdienste überspringen sie die ganze lange Reihe der ersten Kreiscommissäre? Der Graf Deym, ihr hoher Beschützer wird es wohl wissen. Die profane Welt weiß blos daß der Eine Bruder der Hofräthin, der Andere Sohn des ehemaligen Kreishauptmanns von Lemberg ist. „Man muß für die arme Famile etwas thun!" ist eine stehende Phrase bei Besetzung höherer Stellen geworden.

Das Theater als Gebäude ist die größte Merkwürdigkeit Lembergs. Es ist von dem reichen Grafen Skarbek mit einem solchen Aufwand von Geiz gebaut worden daß den Besucher Schauer anwandelt, wenn er die erst zehnjährigen geschwärzten Mauern, die schmutzigen Höfe, die innern Corridors, die aufgelockerten Treppen betrachtet. Es ist Verleumdung, dem edlen Grafen die Absicht zuzumuthen, er habe für Menschen und schöne Künste bauen wollen. Der wirkliche verantwortliche Director des kaiserlich königlich privilegirten Theaters ist ein verkappter Ironist. Es liegt jetzt für jedes Auge klar am Tage: er habe blos für Ratten bauen wollen, und diesen schönen Zweck hat er schon jetzt vollkommen erreicht. Als Musentempel ist das Lemberger Theater erbärmlich. Es bietet Schauspiel, Posse und Oper. Herr Thomé, der technische Director des dirigirenden Herrn Grafen muß als Sündenbock für alle enormen und in der Geschichte der Theaterscandale fast bei-

spiellosen Vernachlässigungen seiner Obern büßen. Hr. Thomé ist ein vielseitig befähigter tüchtiger Darsteller. Hr. Gerstner, ein junger Schauspieler, verräth Funken eines schönen Talents. Mögen diese Funken sich anderswo durch bessere Stimmungen genährt zum schönen Lichte verdichten.

Die Universitätsbibliothek steht unter der Leitung des kais. Raths Dr. Stroinski, eines Polen von Geburt und eines Mannes von seltenen Kenntnissen, dabei von einer Liebenswürdigkeit in seinen amtlichen Auskünften daß er die tiefste Verehrung eines Jeden mit sich nimmt, den das Bedürfniß in die schönen Bibliothekräume geführt hat. Die Ossolinskische Bibliothek ist für polnische Wissenschaft und Literatur in voller Thätigkeit, seit durch die Freisinnigkeit des gegenwärtigen Gouverneurs die Siegel von ihren Pressen gefallen, welche Freiherr v. Krieg mit starrköpfiger Verachtung aller geistigen Berechtigung lange Jahre hindurch darauf gehalten hat.

Der Mittelpunkt des höhern Lebens Lembergs bildet das Casino wie anderwärts ein Verein für Zeitungslectüre. Wieder ist es Graf Stadion der dem Verein durch die Bewilligung mehrerer verbotenen Zeitungen sein eigentliches Leben verliehen hat, denn was von erlaubten Zeitungen auflag war — Schund. Jetzt beschäftigen die Kölner- und Weser-, die Preußische Staatszeitung, die Grenzboten und die Europa die Aufmerksamkeit zahlreicher Leser und liefern Stoff und Salz zu warmen Besprechungen. Gegen die Auflegung der Grenzboten glaubte die Polizeidirection als oberste hierländige Censurstelle ein zweites Mal nach Wien berichten zu müssen. Leider sind die Gegengründe des Landeschefs für Beibehaltung schlagender und ehrenvoller für das Entwickelungsprincip der Provinz, und der Herr Polizeirath wird wohl seinen amtlichen Ärger bis auf weiteres hinabschlucken müssen*).

Notabilitäten der Wissenschaft, der Kunst, deren Namen bis jenseits der schwarzgelben Schranken sich Bahn gebrochen hätten, beherbergt Lemberg zur Zeit keine in seinen Mauern. Unter der Kulturpflege der beiden abgetretenen Herrlichkeiten — ihre Namen werden sich unsterblich erhalten im Gedächtniß des Galiziers — blühten rohe Frömmelei und unbeaufsichtigte Beamtenwirthschaft in üppigster Fülle. Die Vertretung der geistigen Interessen durch das Organ eines einheimischen Blattes erwies sich als anmaßlich und folglich überflüssig. Graf Stadion ist auch hierin wie fast in Allem und Jedem anderer Meinung. Er beabsichtigt die Lemberger Zeitung in einer deutschen und polnischen Ausgabe zum kräftigsten und freiesten Ausdruck aller Landesbedürfnisse zu erhöhen. Was die ersten Nummern unter den Auspicien des Hauptredacteurs und des ihm zur Seite gesetzten Comités bringen sind mit Einsicht gewählte Auszüge aus den ersten politischen Blättern. Die Zeit der Original- und leitenden Artikel soll erst noch nachkommen. Um die Redaction in den Stand zu setzen, einen freieren selbständigen Gang einzuschlagen, sind dem Blatt vorerst noch mehrere Zugeständnisse nöthig, die der Graf schwerlich ohne hartem Kampf der obersten Censurbehörde abringen wird. Wie das Gerücht geht soll eine Rubrik für schöne Literatur, Kunst, Theater, Musik als fast überflüssig angesehen worden sein. Wir gestehen daß wir einem solchen Gerücht nur unschwer Glauben beimessen können, obschon uns die vorherrschende Hinneigung des Grafen für materielle Interessen aus Triest wohlbekannt ist. Jede solche Beseitigung oder Unterstellung des Geistigen und Schönen im Kulturgang einer Bevölkerung von fünfthalb Millionen Seelen würde eine Engherzigkeit der Anschauung kundgeben die wahrlich nichts beitragen könnte die allgemeine Verdumpfung der Geister zu heben. Schon die Bibel bringt die gewaltige Mahnung: es lebt der Mensch nicht vom Brot allein, sondern von jeglichem Wort des Herrn das ihm zukömmt.

Womit die einsichtsvollen, und wie wir vernehmen, vom besten Geist erfüllten Männer die das Vertrauen des Gouverneurs bei diesem Institute betheiligte, am frühesten den allgemeinsten Dank der Bevölkerung erwerben können, das ist dem Fremden der gesehen und gehört hat nicht schwer zu verkennen. Die Besprechung der Agrikultur-, Gewerbs- und Verkehrsbedürfnisse und Nothstände ist nicht die Aufgabe, die gebieterisch in den Vordergrund tritt. Es gibt moralische Nothstände die sich noch mehr als Sache dringender unabweislicher Nothwendigkeit herausstellen. Die Lemberger Zeitung müßte sich zur Aufgabe machen ihrer Bevölkerung das ABC eines staatlichen, politischen und sittlichen Rechts zu lehren. Sie hat bis jetzt keine Ahnung davon. Gebildete Reisende haben mit mir an der table d'hôte im englischen Hof Gespräche anhören müssen, die zur tiefsten Schmach der deutschen Aufklärung, des deutschen Namens, der deutschen Sittlichkeit gereichen. Es war zur Zeit der Eröffnung des Polenprocesses in Berlin, Ohren und Herzen wurden durch die ungestümen Ausrufungen zerschnitten. „Was Öffentlichkeit der

*) Wir erinnern daran daß diese Mittheilungen vor der Ordnung der neuen Dinge in Wien geschrieben wurden.

D. Herausg.

Verhandlungen! Wozu? warum? Zulassung von Vertheidigern für Rebellen, Hochverräther! — Unsinn! — An den Galgen mit den Schuften! — Wozu lange Processe, wo ein summarisches Verfahren vollkommen ausreicht!" Und als das Blumenbestreuen auf der Grabstätte Wiszniewski's das Tagesgespräch bildete, die weitern Ergüsse: „Übel angebrachte Langmuth der Regierung! Jede Polin die in Trauerkleidung betroffen wird, und sei sie eine Fürstin, auf die Polizei mit ihr, und ihr einen derben Schilling aufgestrichen! Ihre patriotische Hitze wird sich dann schnell abkühlen! — ꝛc. Kämen solche Gesinnungsmeinungen aus dem Munde feuchtohriger Burschen aus den rohen Gemüthern Verwahrlostér vom Pöbel, so wären sie mit stillschweigender Verachtung zu übersehen. Da sie aber leider auf Rechnung von Personen kommen, die Rang und Würde bekleiden und zwar nicht auf den untersten Stufen der hierarchischen Leiter, so ist eine solche Sprache an Orten wo Fremde aller gebildeten Nationen zusammentreffen, wohl geeignet dem deutschen Vaterlandsfreunde das Herz im Leibe umzukehren. Hat die Lemberger Zeitung den Muth die wüsten Köpfe einer Mehrzahl ihrer Leser von diesen dicken Nebeln zu lüften, so leistet sie das Schwerste, das Beste, und gestehen wir es offen das Edelste von Allem was ein östreichisches Blatt zur Zeit leisten kann.

Mit Vergnügungen ist es in Lemberg schlecht bestellt. Alles läuft auf einen Spaziergang nach den Sandbergen hinaus. Kein Salon ist offen. Keine Gesellschaft versammelt sich um zu sprechen. Es gibt nur ein Mittel der abendlichen Unterhaltung, die Karten. Die Intelligenzen der Lemberger Gesellschaft haben keinen Sinn Besseres in ihren Häusern mit Ernst zu wünschen, oder ihr Kassenstand erlaubt ihnen nicht ihre Säle für eine gebildete Mehrzahl die kein Whist macht offen zu halten. Daher der allgemein vorherrschende spießbürgerliche Sinn, ein trauriger Philistergeschmack, eine kleinstädtische Engherzigkeit die überall hervorguckt, selbst aus den hellen Spiegelgläsern der vielen in den Straßen sich kreuzenden Equipagen. Und hier begegnen wir einem Vorwurf dem wir den oftgenannten Grafen nicht ersparen können. Graf Stadion hat — wir meinen ohne alle moralische Berechtigung — die Liedertafel aufgehoben, und somit dem einzigen ästhetischen Vergnügen seiner Hauptstadt die tödtliche Wunde geschlagen. Lemberg empfindet tief diesen despotischen Durchstrich seiner kärglichen künstlerischen Genüsse. Chöre, Lieder, Symphonien geben wenn man will allerdings keine Butter auf's Brot, allein sie sind doch auch ein Lebenselement das in dem Verwaltungsprogramm eines organisch gestaltenden Reformators seinen Platz ansprechen darf.

Ich hätte die Hauptstadt Galiziens nicht verlassen können, ohne den Mann zu sehen auf den der eine Theil der Bevölkerung mit kaum versteckten Argwohn, mit dem giftigen Ingrimm des bedrohten Schlendrians, der gefährdeten Behaglichkeit, der eingeschränkten Willkür — der andere Theil mit dem letzten Rest entschwundener Hoffnung hinblickt. Nach allen Seiten hin streuen die Beamten Prophezeiungen aus: Der Graf schmeichle den Polen zu sehr, in dem Bestreben ihr Vertrauen der Regierung wieder zuzuwenden, überschreite er die Grenzlinie der Würde des Amtes; — es werde ihm nun und nimmermehr glücken, die Unzufriedenen mit dem von ihm heraufzuführenden Stand der Dinge aufrichtig zu versöhnen. Wie wir hören soll die Auswahl des galizischen Adels dem Grafen drei Thatsachen als Sühne für das Ungeheure bezeichnet haben, welches ihre Gemüther von der Regierung durch einen Blutabgrund scheidet. 1) Allgemeine Amnestie. 2) Einführung der polnischen Sprache in den vier untersten Schulklassen. 3) Gänzliche Ablösung der Unterthansschuldigkeiten.

Mittags zwölf Uhr während des sonntägigen Meßopfers in der düstern Kirche der Jesuiten ging mein Wunsch in Erfüllung. Mitten unter dem Volk — der Hirt unter seinen Schafen — verrichtete der Graf, an einen Pfeiler lehnend, seine Andacht. Eine hohe Gestalt, feine Züge, längliche Formen, eine gefällige Würde, durchweg das reine Gepräge der aristokratischen Klasse. Seine Haltung ist edel, sein Blick klar, fest und warm, das ganze Gesicht zeigt einen — Menschen. Aber Galizien — das junge Östreich — erwarten in Franz Stadion mehr — sie erwarten einen — Mann. Die Zukunft der nächsten Jahre kann uns bereits Aufschlüsse bringen, ob dem seelenwarmen Menschen nicht wie an so vielen Titulatur-Staatsmännern die intelligente Verwegenheit zur Durchführung von Krisen abgeht.

—ch.

Der Umschwung in Weimar*).

Jena, Ende März.

△ Sonst und jezt! Das sind die Zauberworte welche die heterogensten Gestalten heraufbeschwören, die widersprechendsten Gedanken hervorrufen. In vielen andern Fällen mögen sie großartigere Figuren, glänzendere Bilder auftauchen lassen, doch kaum interessantere als wenn man die Namen Weimar und Jena in ihren Bereich bringt. Welch ein Contrast zwischen dem Weimar in welchem Amaliens Musenhof blüht, in welchem Karl August und Goethe ihr geniales Treiben entfalten, in welchem Goethe und Schiller ihre großen Dramen schreiben und die Schauspieler zu deren würdiger Aufführung heranbilden, — und dem Weimar in welchem Eckermann seine Gespräche mit Goethe schreibt und das Theater jedem Durchreisenden Stoff zur Satyre bietet! Und wer kennt Jena, in dem Reinhold vor jungen Männern aus allen Gegenden Deutschlands den Apostel der Kantischen Ideen machte, in dem Fichte durch seine himmelstürmenden Lehren die frommen Zöpfe an der Elbe in zitternde Bewegung versezte, in dem Schelling und Hegel ihren Lehrstuhl aufschlugen und die Dichter der romantischen Schule sich zusammenfanden, — wer kennt dies Jena wieder in dem von A. Ruge in den Hallischen Jahrbüchern geschilderten? —

Ähnliche Überraschungen bieten sich, wenn man das Land dem Weimar den Namen gibt, solcher Betrachtung unterwirft. Lange Zeit herrscht da ein büreaukratisch-patriarchalischer Zustand; nirgends eine Spur von einer selbständigen Volkskraft, selbst der Landtag nichts als die gehorsame Leibwache des Landmarschalls. Alles geht so gleichmäßig und friedlich von Statten daß dem oberflächlichen Beobachter sich der Gedanke aufdringt: in diesem Ländchen ist gewiß Alles am besten bestellt. Nur wer genauer nachsieht und sorgfältiger aufhorcht, der sieht und hört leicht manches, was ihm nicht gefällt. Hier eröffnet ihm eine Scene aus dem Volksleben den Blick in die Rohheit der unteren Klassen, dort vernimmt er Klagen über die unmäßigen Steuern, die in keinem Lande drückender seien; der beschwert sich über die Willkür, Parteilichkeit, Barschheit des Justizbeamten, ein anderer über die Frechheit des Rentbeamten, der mit übergroßem Maße einnehme und mit zu kleinem beim Verkauf ausmesse; diesem ist der Pfarrer zu geizig und unerbaulich, jenem der Schullehrer zu unordentlich und trunksüchtig; Viele wandern aus nach Amerika. Alle aber stimmen darin überein daß es eher nicht besser werden könne, als bis das Kammervermögen nicht mehr so hart verwaltet und der Ertrag desselben nicht mehr den Bedürfnissen des Staatshaushaltes entzogen werde. Doch Keiner getraut sich eine laute und öffentliche Äußerung seines Unmuthes, und wer sich einmal dazu verleiten ließ, kann sich darauf gefaßt machen, nächstens in der Amtsstube als Rebell angedonnert zu werden.

Indeß der Genius der Volksfreiheit überschritt auch die Berge Thüringens. Sichtbar schwebte er über dem Weimarischen Landtag des vorigen Jahres. Der seitherige Landmarschall, eine tüchtige und imposante Persönlichkeit, aber starrer Aristokrat, fand für gut seinen Posten einem Andern zu überlassen, und so schaarte sich um einen weniger gebieterischen Präsidenten eine weniger schüchterne Versammlung; namentlich hatte die Stadt Eisenach in ihrem Abgeordneten, dem Dr. v. Wydenbrugk, einen Mann geschickt, der Kopf und Herz auf der rechten Stelle hat und die Gabe der Rede in solchem Grade besizt daß er sich auch in einer größern Ständeversammlung ausgezeichnet haben würde. Er begeisterte alle Herzen und entfesselte alle Zungen als er in einem klaren und ergreifenden Vortrage über die Vereinigung des Kammervermögens mit dem Landschaftlichen und Bestimmung einer Civilliste das rechte Wort getroffen und was in allen Seelen als mehr oder weniger deutliche Überzeugung lebte, auf den rechten Ausdruck gebracht hatte. Aber die Vertreter des bisherigen Systems traten seinem Antrag so schroff und offen entgegen, und im Geheimen verbreitete das geschäftige Gerücht Äußerungen von hohen Personen daß Niemand auf eine genügende Erledigung des allgemeinen Wunsches hoffte. Hatte früher die Mehrzahl den Landtag nur als ein unnützes Institut gehalten, das dem Lande nur vergebliche Kosten verursache, so wurde er jezt als das Organ der öffentlichen Meinung erkannt, als eine Macht, von der man allgemein die bessere Gestaltung der staatsbürgerlichen Verhältnisse erwartete. Mit großer Spannung sah daher das Land der Wirksamkeit seiner Vertreter entgegen, als diese in der Mitte vorigen Monates wieder zusammenkamen, um die angeregte Lebensfrage zu erledigen und über manche wichtigen Vorlagen zu berathen. In solcher Stimmung traf uns die Kunde von den welterschütternden Ereignissen in Paris, und die allgemeine Aufregung des deutschen Volkes entzündete sofort unsere Gemüther. Das badische Volk, an politischer Bildung und raschem Handeln das erste in Deutschland, eröffnete den Kampf um die höchsten nationalen und bürgerlichen Güter, seine freisinnigen und unerschrokkenen Vertreter faßten zuerst in klare Worte, was alle urtheilsfähigen Deutschen für die ersten und nothwendigsten Bedingungen einer Wiedergeburt des darniederliegenden Vaterlandes erkannten, und in wenigen Tagen war Vieles errungen, was bisher den kühnsten Hoffnungen nur erst nach Verlauf von Jahren in Aussicht stellten. Wir hofften von unserem Landtage daß er dem gegebenen Beispiel mit Eifer folgen werde, im ganzen Lande erwachte zugleich auch der Drang, selbst an den thatkräftigen Badenern ein Beispiel zu nehmen und nicht in stumpfsinniger Trägheit der Dinge zu warten die da kommen sollten. Schon in den ersten Tagen des März wurden in unseren Städten Stimmen laut, in Petitionen die Punkte anzugeben, welche man schleunigst vom Landtag verhandelt und von der Staatsregierung in Erfüllung gebracht sehen wollte.

Interessant war es besonders in Jena, wie in diesen Tagen die Stimmung der Gemüther sich kund gab. Welche Contraste waren da zu schauen! Die Studenten in bacchantischer Begeisterung Tag und Nacht auf den Straßen, jubelnd, schießend, einmal sogar mit der französischen Tricolore einherziehend; dazwischen Bürger mit ängstlichen Gesichtern, erschreckt durch den gegenwärtigen Lärm und durch das Andenken an die Schlacht bei Jena, das alle Greuel eines bevorstehenden Krieges in seinem Gefolge hatte; hier reichten sich Gelehrte mit wärmerem Druck die Hand und sprachen sich in begeisterten

*) Diese Idylle unter den Revolutionen unserer Tage verdient ausführlich ins Auge gefaßt zu werden. D. Herausg.

Worten aus über den Schlag, womit ein heldenmüthiges Volk seinen arglistigen König und mit ihm das System der Lüge und Corruption niederschmetterte; dort sah man andere, in deren bekümmerten Mienen und bangen Reden sich die Angst ausdrückte um eine Zukunft, die nicht allein ihre besondern Interessen zu stören, sondern auch die allgemein menschlichen zu gefährden drohte. Bei gänzlicher Unthätigkeit der akademischen sowie städtischen Behörden war es kein Wunder daß fast eine Woche verging, ehe das chaotische Treiben einer den Umständen angemessenen Bewegung Platz machte. Am 4. März wurde im Lokal des Bürgervereins der erste Entwurf zu Petitionen gemacht, Tags darauf wurden zwei aufgesetzt, von einer großen Versammlung berathen und unterschrieben. Sie waren beide in einer würdigen, entschiedenen Sprache abgefaßt. Die eine sprach aus: der Landtag wolle sich mit allen Kräften für sofortige Gewährleistung der Preßfreiheit nebst Associationsrecht, der Volksbewaffnung, des mündlichen, öffentlichen Gerichtsverfahrens mit Geschwornengerichten und Mitwirkung zur Errichtung einer Centralgewalt und Volksrepräsentation statt der Diplomatenversammlung des deutschen Bundes bei der Staatsregierung verwenden. Die andere gab dem im ganzen Lande herrschenden Bewußtsein Worte daß eine schleunige Vereinigung des Kammervermögens mit dem landschaftlichen nöthig sei, wenn das Volk Muth und Kraft zur Ertragung der Lasten eines möglichen Krieges erhalten solle. Zahlreiche Unterschriften unterstützten diese Petitionen, sämmtliche Bürger, sehr viele Studenten, jedoch nur eine geringe Anzahl von Universitätslehrern (darunter nur drei Senatoren) hatten unterschrieben. Eine Deputation von zwölf Männern, die Professoren, Schüler und Siebert an der Spitze, überreichte sie am 7. März persönlich dem Landtag und brachte des Abends den Committenten die besten Hoffnungen auf eine baldige Gewährung ihrer Wünsche mit.

Auch von andern Städten: Weimar, Apolda, Eisenach rc. waren Petitionen ähnlichen Inhaltes eingegangen; und am 8. erschienen große Schaaren von Landleuten in Weimar, um dem Landesvater, dessen Herzensgüte in Aller Munde lebt, ihre Wünsche persönlich vorzutragen und die Verwilligungen entgegenzunehmen. Zu ihnen gesellten sich viele Einwohner der Stadt Weimar, und so wuchs von Stunde zu Stunde der auf dem Markte sich sammelnde Haufe. Ihn zu beschwichtigen und zu überzeugen von der Neigung der Staatsregierung, die Wünsche des Volkes zu berücksichtigen, wurde das Regierungsblatt vertheilt, in welchem die Gewährung des einen der geforderten Punkte, der Preßfreiheit, bekannt gemacht war. Allein dies Mittel wirkte nicht besser als eine schöne Aussicht auf den Magen eines Hungerigen. Die ausgetheilten Blätter wurden niedergeworfen und zertreten; Gaben anderer Art wurden verlangt: man solle, hieß es, Schwarz auf Weiß die Abschaffung drückender Frohnden, Zinsen und Steuern zusichern. Mit solchem Ruf wogte die Menge immer lauter und lauter auf dem Marktplatz auf und ab, vom Rathhause her suchten verschiedene Redner zu beruhigen, aber ihre Worte machten wenig Eindruck oder wurden gar nicht angehört. Gegen Abend leerte sich jedoch der Markt, ein bedeutender Schwarm zog in den großen Saal des Rathhauses, wo die Stadtältesten sprachen und wo man sich schon der Hoffnung hingab, mit der Beschwichtigung der dort Versammelten die Ruhe in der Stadt herzustellen. Da erschallt die Nachricht: „Auf dem Schloßhof herrscht der wüthendste Tumult!" Alles drängt sogleich nach den Thüren und stürzt dem Schlosse zu. Hier ertönt aus tausend Kehlen der Ruf nach dem Großherzog. Staatsminister v. Gersdorf tritt heraus um zu verkünden daß der Großherzog wegen Unwohlsein sich nicht zeigen könne, er wird aber nicht angehört, sondern durch laute Drohungen zum schleunigen Rückzug genöthigt. Erst als Wydenbrugk am Fenster erschien, trat allgemeine Stille ein und seine Worte, energisch und ermahnend, wurden mit Beifall aufgenommen. Darauf öffnete auch der Großherzog das Fenster und erklärte in würdigem, mildem Ton „daß er die Wünsche seines Volkes soweit es bis jetzt eigens thunlich gewesen erfüllt habe, daß er die übrigen wohlerwägen und nach Kräften befriedigen werde." Mit einem stürmischen „Hoch lebe der Großherzog!" wurden diese Worte erwiedert. Gleichwohl harrte die Menge noch auf positivere Zeichen der Gewährung ihrer Wünsche und machte keine Miene zum Fortgehen. Da trat Wydenbrugk wieder vor und schloß seine kurze Anrede mit den Worten: „Nicht der Schloßhof, sondern der Marktplatz ist der geeignete Ort zu Berathungen der Bürger! Wer treu ist dem Großherzog und dem Vaterland, der schließe sich mir an!" Im Nu war er selbst unter den Versammelten und wurde von ihnen auf den Händen nach dem Rathhause getragen. Von hier aus setzte er in klaren und ruhigen Worten die Lage der Dinge auseinander und suchte die Anwesenden zu überzeugen daß jetzt ihre Forderungen nicht mit einem Mal gewährt werden könnten, daß aber Erleichterung für sie von der nächsten Zukunft bestimmt zu erwarten sei. Beifallrufen schien anzudeuten daß seine Worte die gewünschte Wirkung gethan; aber dies wandelte sich schnell in Murren, als ein anderer Redner in etwas handgreiflicher Weise zu verstehen gab, es sei nun Zeit nach Hause zu gehen. Der Haufe zertheilte sich und zog in verschiedenen Richtungen ab. Wie schon hier und da Beamte auf dem Lande den lang unterdrückten Groll ihrer Untergebenen hatten empfinden müssen (mehrere Justiz- und Rentbeamte konnten sich nur durch die Flucht den ärgsten Mißhandlungen entziehen), so sollten auch die Männer welche an der Spitze der Staatsverwaltung standen, für das von ihnen befolgte System büßen. Mit wüthendem Andrang wurden ihre Wohnungen angefallen und stark beschädigt, am ärgsten war die Wuth gegen den Kammerpräsidenten *Thon* und den Staatsminister *Schweizer*. Doch gingen diese Demonstrationen rasch vorüber und die Wachen der Bürgergarde, zu der viele Bürger schleunigst zusammengetreten waren, zogen ungehindert durch die Stadt, deren Ruhe die Nacht hindurch nicht weiter gestört wurde.

Der Großherzog hatte auf die edelste Weise jedes Einschreiten von Militär und Gensdarmerie abgelehnt und verlangte auch für die folgenden Tage deren Hülfe nicht. Als wäre nichts geschehen, bezog die gewöhnliche Schildwache ihren Posten vor dem Schlosse.

Nichtsdestoweniger hatte sich des andern Morgens in Jena das Gerücht verbreitet von der Flucht der großherzoglichen Familie und dem Anrücken Erfurter Militärs, auch verschlimmerte das Gerücht die vom Landtag auf die Petitionen ertheilte Antwort, welche am frühen Morgen (9. März) am schwarzen Brett angeschlagen war. In größter Aufregung stürzte Alles aus den Häusern, der Aufruf in Masse nach Weimar zu ziehen und eine Menge abenteuerlicher Vorschläge wurden laut, ehe

es besonneneren Männern gelang falsche Gerüchte zu widerlegen, die Antwort des Landtags, — welche dahin lautete daß der Landtag selbst schon einen Beschluß über ähnliche Anträge eines seiner Mitglieder gefaßt und daß der Staatsminister von Watzdorf die Besteuerung des Kammervermögens in Aussicht gestellt habe, — ins gehörige Licht zu stellen, und geeignete Schritte zur Erledigung der geforderten Punkte vorzuschlagen. Hier stellte sich der Nachtheil der völligen Passivität der Behörden recht grell heraus. Die Verwirrung würde nicht so groß geworden sein, nicht so lange gedauert haben, wenn man nicht ruhig abgewartet hätte bis die Bürger riefen: „Haben wir keinen Stadtrath, der sich unserer Sache annimmt?“ Nachdem die Väter der Stadt, so zur Pflicht ermahnt, sich in's Mittel geschlagen hatten, kamen die versammelten Akademiker und Bürger und die davon benachrichtigten Studenten (durch ein Versehen waren nicht Alle aufgefordert worden) dahin überein daß sie eine Deputation von vier Männern: Professor Schleiden, die Stadtrathsmitglieder Frommann und Timmler, und Student Grove wählten. Diese sollte den Großherzog durch Vorstellung der Aufregung, welche die Mittheilung des Landtages verursacht und durch freimüthige Darstellung der vorgeführten Bitten zu einer baldigen Befriedigung der dringendsten Wünsche vermögen.

Die Deputation machte sich sofort auf den Weg nach Weimar. Einige aufgeregte Redner ließen sich noch auf freier Straße vernehmen, machten aber wenig Eindruck; ebenso fand die Aufforderung einiger Studenten keinen Anklang, in Masse nach Weimar zu ziehen. Man sah mit Vertrauen der Wirksamkeit der Abgesandten entgegen und organisirte eine Bürgerwache zur Aufrechthaltung der Ordnung. Das Vertrauen wurde nicht getäuscht. Die abgeschickten Männer erhielten Audienz und die einzelnen Sprecher fanden bereitwilliges Gehör, namentlich machten die Worte des Professor Schleiden, der in klarer und rückhaltloser Rede die Forderungen der Zeit und den wahren Thatbestand in Bezug auf das Kammervermögen auseinandersetzte, einen tiefen Eindruck auf die fürstlichen Personen. Aus ihren Äußerungen leuchtete das edelste Wohlwollen hervor, eine wahrhaft fürstliche Gesinnung, die dankbar die freimüthigen Mittheilungen aufnahm und für die erfreuliche Gestaltung unserer staatlichen Verhältnisse das Beste hoffen ließ. Noch an demselben Tage wurde eine großherzogliche Bekanntmachung abgefaßt, welche die Ruhestörungen beklagte, die Haltung der Bürger lobte und die Gewährung der vom Landtag vorgelegten Wünsche kund that, nämlich 1) Freigebung der Presse; 2) Mitwirkung zur Umgestaltung der Bundesverfassung; 3) Verminderung des stehenden Heeres und Volksbewaffnung; 4) Umgestaltung der Rechtspflege; 5) Vereinigung des Kammervermögens mit dem landschaftlichen gegen Gewähr einer Civilliste. Fernere Wünsche sollten auf das bereitwilligste angenommen und so viel als möglich erledigt werden.

Diese Bekanntmachung bewieß den Jenensern daß die Versicherungen ihrer Deputation nicht grundlos waren, und rief im ganzen Lande die lebhafteste Freude hervor. Aber ehe der politische Horizont sich über unserem Lande völlig aufheiterte, sollte noch ein tüchtiger Sturm seine Schwingen entfalten.

Die Bauern hegten immer noch die Erwartung, die Feudallasten und manche lästige Steuer von sich zu wälzen; sie waren gereizt durch eine Proclamation des Weimarischen Stadtrathes, in welcher die Excesse vom 9. allein dem Landvolk zugeschrieben und angezeigt wurde daß 22 Compagnien Bürgergarde die Ruhe ferner aufrecht erhalten würden; sie glaubten, die hohen Staatsdiener deren Verwaltung ihnen verhaßt geworden, dürften nicht so mit dem Fenstereinwerfen davon kommen; zum Theil standen sie in der naiven Meinung, das Kammervermögen werde unter die einzelnen Staatsbürger baar ausgezahlt werden, — eine Hoffnung, wozu vielleicht ungeschickte Bekanntmachungen der Behörden selbst Veranlassung gegeben haben mögen. Alle diese Gründe und wohl auch förmliche Aufforderungen hatten zur Folge daß am 11. März die Landleute von Nah und Fern schaarenweis nach Weimar strömten. Gegen 10 Uhr wogten schon dichte Haufen in den Straßen umher, andere machten sich in den Wirthshäusern und Schenken bemerklich. Zur selben Zeit brach in Jena eine Schaar von ungefähr 30 Studenten auf und zog hinter drei Musikanten welche die Marseillaise aufspielten, unter heftigem Schneegestöber durch das Johannisthor nach Weimar zu. Hier angekommen, fanden sie den Marktplatz schon von einer Menge von 6 bis 8000 Menschen, theils von Städten, theils von Landleuten besetzt, letztere mit langen Stöcken versehen und mit Geldkatzen, in welchen sie das auszutheilende Geld mitnehmen wollten. Eben hatte der Landschaftssyndicus das Bewilligungspatent vom Balkon des Rathhauses herab vorgelesen; neben ihm sah man den Landmarschall mit den versammelten Landtagsmitgliedern. Diese Lesung machte wenig Eindruck, von den Ständemitgliedern welche reden wollten, wurde nur Wydenbrugk angehört; die Andern nöthigte die Menge durch lautes Murren und Aufheben der Stöcke zum Schweigen. Dagegen wurden die ankommenden Studenten mit enthusiastischem Zuruf empfangen. „Die mit den rothen Mützen, rief ein vierschrötiger Bauer, müssen wir hören, die meinen es gut mit uns und haben mehr Kenntniß im kleinen Finger als unsereins in der ganzen Kreatur!“ Sofort verschwanden die Studenten in den dichten Haufen, wurden aber schnell wieder sichtbar, indem jeden der sprechen wollte, einige der stärksten und größten von den versammelten Bauern auf den Schultern empor hielten. Aus der chaotischen Masse die ein Rumpf ohne Kopf hin und herwogte, summend und lärmend und uneinig in ihren Forderungen, entstanden jetzt einzelne Gruppen die dicht um ihre Redner geschaart lautlos aufhorchten und allmählich zu der Überzeugung gebracht wurden daß alle ihre Forderungen unsinnig seien außer der einen welche gegen einige hohe Staatsbeamten gerichtet war. An dieser hielten sie aber auch desto zäher fest und es war aus ihrer Seele gesprochen und mit einstimmigem Beifall aufgenommen als einer der Redner erklärte, die Männer welche jetzt an der Spitze der Verwaltung ständen, namentlich der Kammerpräsident Thon und Staatsminister Schweizer, gäben allerdings schlechte Garantie für die Ausführung der vom Großherzog gemachten Bewilligungen; es sei besser wenn sie volksfreundlicheren Platz machten. Einigen Professoren aus Jena die im Vertrauen auf ihren Einfluß und ihre Stellung — es waren die Exprorectoren Denz und Hase, — herübergekommen, um die Studenten im Zaum zu halten, erregte diese Wendung der Dinge eine höchst unangenehme Überraschung; der Letztere, welcher den Muth hatte Einspruch zu thun, wäre den Prügeln der Bauern verfallen, wenn ihn die Studenten nicht in Schutz genommen und ihn mit Unkenntniß der Sache

entschuldigt hätten, der Erstere mußte sich sogar dazu verstehen, als Abgesandter zum Großherzog zu gehen und die Entlassung der genannten Staatsdiener zu bevorworten. Er trat seine Sendung an in Begleitung des Studenten Paul der in langen Stiefeln und mit rothem Mützchen burschikos nebenherschritt. Während der Professor beim Großherzog, der Student beim Erbgroßherzog Audienz erhielten, setzte sich die Menge ebenfalls nach dem Schloß in Bewegung. Hier waren nach der Anordnung eines Bürgerwehrausschusses folgende Vorkehrungen getroffen: Innerhalb des Schlosses hatte man für den äußersten Fall 500 Mann Soldaten und einige Compagnien bewaffneter Bürgergarde aufgestellt, den Eingang zum Schloßhof sperrten einige Compagnien der letzteren, die nur mit Stöcken versehen und in einer 9 Mann hohen Reihe aufgestellt waren. Auf diese drängte nun die in ziemlicher Ordnung heranrückende Volksmasse mit solcher Macht daß die Reihe der Bürger zurückbog. Sobald jedoch der erste Anprall überstanden war, nahm diese ihre vorige Stellung wieder ein und hielt so eine halbe Stunde lang Stand; endlich wurde sie von der Übermacht durchbrochen und in Zeit einer Minute war der ganze Schloßhof dicht mit Menschen angefüllt. Die Eingedrungenen erlaubten sich jedoch keine Thätlichkeiten gegen die zurückgeschobenen Bürger, sondern begnügten sich ihrer Deputation durch lautes Verlangen der Absetzung genannter Staatsbeamten Nachdruck zu geben. Die Erklärung, daß dieselben ihre Entlassung erbeten und daß der Großherzog sie angenommen habe, wurde erst mißtrauisch, als sie aber schriftlich erschien, mit Jubel begrüßt. Die Studenten stimmten das Lied an „Freiheit, die ich meine," und die jauchzende Menge folgte ihnen auf den Marktplatz. Aus tausend Kehlen erscholl hier der Name Wydenbrugk! Der Abgeordnete Eisenachs erschien sofort auf dem Balkon des Rathhauses, lehnte jedoch den allgemeinen Ruf, er solle Minister werden, mit kurzen Worten ab und verschwand wieder. Da entstand ein furchtbares Schreien und Toben das sich nicht eher legte bis Wydenbrugk sich abermals zeigte und dem Volke vorstellte daß es seinen Neigungen und Fähigkeiten mehr entspräche als Abgeordneter für das allgemeine Beste zu wirken; er wolle jedoch dem allgemeinen Verlangen soweit nachgeben daß er die Geschäfte eines Ministers provisorisch übernehmen und das schwierige Werk der Reform so lange leiten werde, bis der Großherzog einen Mann gefunden der sein und des Volkes Vertrauen besitze. Solche Worte fanden den lautesten Beifall, und dieser steigerte sich zu stürmischem Jubel, als der Staatsminister von Watzdorf im Auftrag des Großherzogs erschien, um dem Abgeordneten von Wydenbrugk das Portefeuille zu überbringen. Jetzt traten auch die Mitglieder des Stadtrathes vor, der durch seine Proclamation und durch eine Äußerung des Stadtdirectors den Zorn der Bauern erregt hatte, und durch eine Erklärung auch diesen letzten Mißklang beseitigen wollte. Die Stimmung der Landleute war von der Art daß dieselben sogleich ihr Freudengeschrei unterbrachen und murrend ihre derben Stöcke erhoben; den Studenten gelang es jedoch sie zu beschwichtigen und von der Absicht des Stadtrathes in Kenntniß zu setzen. Da wurde die Erklärung daß der Stadtrath die Bauern nicht habe beleidigen wollen, mit Beifall aufgenommen und nun störte nichts mehr die allgemeine Eintracht. Ein donnerndes Hoch! auf den Großherzog schloß dies interessante Drama das wir als den ersten Act betrachten in dem großen Drama welches sich in unserem öffentlichen Leben durch gründliche Reformen in Staat und Kirche, Gerichtssaal und Schule vermittelt darstellen wird.

Noch an demselben Abend verbreitete sich die Kunde von dem Ergebniß dieses stürmischen Tages fast durch das ganze Land. Überall erregte sie freudigen Jubel und das festeste Vertrauen auf die bessere Gestaltung unsrer staatsbürgerlichen Verhältnisse. Die Städte Weimar und Eisenach illuminirten, und wenn in letzterer Stadt die Freude durch das ungezügelte Benehmen der Proletarier unterbrochen wurde, so mag dies eine ernste Ermahnung an die Behörden und alle Männer von Einfluß sein, dahin zu wirken daß auch jene Armen die Freude an der neuen Zeit theilen, nicht mehr in jedem Beamten einen natürlichen Feind zu erblicken nöthig haben.

Zur näheren Charakteristik und Erklärung des Verlaufs der Begebenheiten müssen wir noch einige Bemerkungen hinzufügen. Um zu begreifen wie der letzte Tag der Entscheidung, der so tumultuarisch begann, so ganz ohne Excesse endigen konnte, ist zunächst zu bedenken daß die in Bewegung gesetzte Masse nicht aus plünderungssüchtigem Pöbel bestand sondern größtentheils aus ehrenwerthen Landleuten, die von Verletzung des Eigenthums und pöbelhaftem Tumultuiren so weit entfernt waren daß sie einen Bauer, der seine Zeche im Wirthshaus nicht bezahlen wollte, öffentlich abstraften und Betrunkene aus der Stadt wegführten. Sie verließen Weimar auch, sobald sie die Wünsche welche sie zuletzt selbst als die allein ausführbaren erkannten, erfüllt sahen; die treuherzige und rührende Weise, mit der sie von den Studenten, — ihren Schutzengeln, Abschied nahmen, mußte auch den Befangensten beruhigen.

Gleichwohl kann man nicht sagen, zu welchen Conflicten es hätte kommen können, wenn nicht diese biederen, aber aufgeregten und mißtrauischen Leute mit ihren Forderungen ohne Maß und Ziel an den Studenten treue Bundesgenossen gefunden hätten, deren Unparteilichkeit ihnen Vertrauen einflößte und deren Intelligenz ihnen imponirte. Den Studenten gebührt der Ruhm, die unklaren Köpfe aufgeklärt, die halsstarrigen Gemüther gezähmt und den drohenden Sturm so gelenkt zu haben daß er sich als ein luftreinigendes Gewitter ohne Hagel in Schloßen entlud. Sie haben den Dank der Landleute sowie der Bürger und des Stadtraths von Weimar, der die zu Fuße Gekommenen auf vierspännigen Wagen nach Hause fahren ließ, wohl verdient: und es ist ihnen nicht zu verdenken, wenn sie in dem kleinlauten Benehmen mancher Hochgestellten eine Genugthuung fanden für manche geringschätzende Behandlung in früherer Zeit.

Ein großes Verdienst für die Vermeidung blutiger, unheilvoller Ereignisse, erwarb sich auch der Advocat Peucer dadurch daß er den Generallieutnant v. Beulwitz durch seine besonnenen Vorstellungen davon abhielt, die bewaffnete Macht der von der anstürmenden Menge bedrängten Bürgergarde zur Hülfe zu schicken. Und die Mehrzahl der Bürger hatte die richtige Ansicht daß auch die Sperrung des Schloßhofes eine unzweckmäßige Maßregel sei. Ohne Zweifel wäre die ganze Sache noch friedlicher abgelaufen, wenn dieselbe unterblieben wäre.

Vor allen aber muß die würdige, edle Haltung der ganzen fürstlichen Familie hervorgehoben werden und namentlich die herzliche, milde Gesinnung des Großherzogs, der auf das

bereitwilligste den Wünschen seines Volkes zuvorkam und gegen das Einschreiten des Militärs und Vergießen von Bürgerblut sich mit wahrem Abscheu aussprach. Solches Benehmen hat Aller Herzen gewonnen, im ganzen Lande herrscht die begeisterndste Anerkennung; und als der edle Fürst am 13. im Theater von Weimar erschien, und den lauten, freudigen Gruß der Anwesenden mit ungekünstelten Worten aufrichtigen Dankes erwiederte, da war Allen als sei jetzt erst Fürst und Volk in die innigste Beziehung zu einander getreten und eine dichte Scheidewand zwischen beiden niedergefallen.

Zwei Proclamationen vom 14. März verkündeten die Veränderung des Ministeriums (auch v. Gersdorf und von Wegener hatten ihre Stellen unterdeß niedergelegt,) und eine allgemeine Amnestie für die seit dem 8. begangenen politischen Vergehen. Dankadressen von Städten und Amtsbezirken sind theils schon übergeben, theils werden sie vorbereitet. Sie geben Zeugniß, wie Alle mit der neuen Ordnung der Dinge zufrieden sind. Zunächst ist nur der allgemeine Wunsch noch übrig daß die noch erledigten Staatsämter mit Männern besetzt werden, deren Namen ähnliches Vertrauen erwecken, als der von Wydenbrugks, und daß sich bald ein neuer Landtag, nach den besseren Principien eines neuen Wahlgesetzes gewählt, dem neuen Ministerium an die Seite stellen möge.

Bordeaux, d. 20. März.*)

[Charakter der jetzigen Revolution; die Republik und ihre Zukunft, Handel und Finanzen.]

Die Republik von 1848 erklärt sich für Mittel und keineswegs Zweck an sich, Mittel zur socialen Reform. Da haben Sie das Wort das die Leute erschreckt. Diese Reform hat begonnen und zwar auf friedlichem Wege, Dank sei es der Republik!

Die Blinden aber welche den Sturz des Königthums zu verantworten haben, dessen einzige, der Ewigkeit trotzende Stütze zu sein sie vorgaben; dieselben Blinden arbeiten jetzt schon eifrigst an ihrem eigenen Sturze. So wie ich die Klasse kenne von welcher hier die Rede ist, so unvermeidlich scheint mir ihr Sturz; ihr Unverstand, ihre Blindheit, ihre Selbstsucht lassen sie einen Weg einschlagen, der nur dahin führen kann. Und dieses sind die Gebildeten welche einzig und allein die Ausübung politischer Rechte beanspruchen konnten. — Mit Sturz meine ich keineswegs Guillotine und Ächtung, sondern gänzliche Verschmelzung, Aufgehen im Volk. — Handel ist heute noch nichts, wir sehen erst die Anfänge, und können nicht wissen, welches die Fortgänge sein werden.

Die Kriegsfurcht kann Deutschland fahren lassen, Frankreich kann in Folge seiner heutigen Ideen und Interessen nur zu den Waffen greifen, wenn man es angreift, oder wenn ein unterdrücktes, für seine Freiheit kämpfendes Volk um seine Hülfe fleht; ein Krieg mit Deutschland ist unmöglich, trotz den meisten Leuten die dort von Übergriffen Frankreichs faseln und die großartigsten Maßregeln vorschlagen. Die Völker haben jetzt glücklicherweise auch mitzureden, sonst wäre man im Stande den Krieg unvermeidlich zu machen, eben aus Furcht vor demselben.

Unser Aller Schicksal hängt freilich so durchaus von der endlichen Gestaltung der Dinge ab die Europa jetzt bewegen, daß es uns wohl am Ende nicht zu verargen ist, wenn wir mit ängstlicher Spannung die Ereignisse verfolgen welche mit Blitzesschnelle an uns vorbeirauschen. — Ich fahre heute in der Beantwortung Ihrer Fragen fort.

Es ist nicht zu verkennen daß die langen Friedensjahre unendlich viel Gutes gewirkt haben. Gesittung und Bildung sind allgemein geworden, und selbst jetzt schon tief in die untern Schichten der Gesellschaft eingedrungen. Die Wissenschaften sind lebendig geworden und in unmittelbaren Bezug zum Leben getreten. Das Collectivleben der Menschheit hat sich nach allen Seiten riesenhaft ausgedehnt. Die nothwendige Folge dieser großen Fortschritte macht sich immer mehr geltend. Wir erfahren durch die Geschichte daß bisher die Gewalt immer in den Händen privilegirter Personen oder Klassen gelegen hat. Der Grund dieser Erscheinung ist leicht zu finden. Die Herrschaft gehört dem Geiste, die moralische Kraft macht sich stets die materielle unterthänig; so lange Bildung, Erziehung und Wissenschaft ausschließliches Eigenthum Weniger war, so lange waren diese Wenigen die unbestrittenen Herrscher. — Adel und Geistlichkeit verschwanden als die Bürgerklasse die geistigen Elemente der Völker in sich concentrirte. Heute geht die Bourgeoisie im Volke auf aus demselben Grunde; von ihrem einstigen Übergewichte ist ihr nur ein trauriger Schein übriggeblieben. Entartet sind die Söhne der trefflichen Girondins. Alle höhern Ansprüche des Geistes haben sie in den letzten Jahren ihrer Herrschaft verhöhnt und geläugnet; — der gemißhandelte Geist macht aber seine unabweislichen Ansprüche geltend, und das glänzende stattliche Gebäude bricht morsch zusammen. Das ist die Geschichte der Revolution von 1848. Menschen haben sie nicht gemacht, die ewige Nothwendigkeit führte sie herbei. Das Urplötzliche, Nichtvorherzusehende der Umwälzung beweist die Richtigkeit meiner Ansicht. Niemand dachte an die Republik und am allerwenigsten die Republikaner selbst. Ein Traum, ein Märchen aus 1001 Nacht klingen wahrscheinlicher als die großen Begebenheiten unserer Tage. — So wenig klar man auch im Allgemeinen über diese Dinge und ihre innersten Gründe sein möge, so ist es doch Thatsache, daß es in Frankreich jetzt fast nur Republikaner gibt, kleine Minoritäten ausgenommen als da sind die alten Legitimisten und neue Philippisten. Die kleinste Anzahl der Republikaner möchte ich die Positiven nennen, d. h. diejenigen welche die Republik wollen aus Überzeugung, bei weitem aber werden diese überwogen durch die negativen Republikaner, d. h. solche welche die Republik annehmen, weil sie einsehen daß eine andere Regierungsform unmöglich ist. — Bemerken Sie indessen wohl daß diese Unmöglichkeit erst nach den Februarereignissen eingetreten ist. — Kluge Nachgibigkeit von Seiten des Königs und ein minder großes Maß von Blindheit und Unfähigkeit von Seiten der Majorität hätten unbezweifelt das Königthum gerettet, bis entweder der natürliche Lauf der Dinge, oder neue Übergriffe den Sturz der veralteten Form herbeigeführt hätten. Louis Philipp scheint dies jetzt begriffen zu haben; man legt ihm das Wort in den

*) Von derselben Feder der wir bereits Mittheilungen und Ansichten aus dem Süden Frankreichs verdanken. D. Herausg.

Mund als bei seiner Einschiffung gesprochen: j'ai été le dernier roi de France.

Die Republik ist da; kein Handstreich hat sie gemacht wie man 1830 den Bürgerkönig machte. Welche Stürme, welche Kämpfe sie auch wird zu bestehen haben, sie wird, sie muß siegreich daraus hervorgehen. Achselzucken und Naserümpfen sind keine Gründe, bisher habe ich aber noch nichts anderes bei ihren Gegnern gefunden, hier und da freilich verbrämt mit erbaulichen Gemeinplätzen welche aber, wie sie wissen, auf mich auch keine große Überzeugungskraft ausüben.

Kämpfe und Stürme werden wir bald erleben, die Elemente dazu sammeln sich, und gelten denen welche sie leichtsinnig auf ihr eigenes Haupt herabrufen. Das Feldgeschrei der Bourgeoisie war vor dem 24. Februar: „keine Reform!" heute klingt es mit leichter Variante: „keine sociale Reform!" Der Streit ist erst im Beginnen, und der Sturz des Königthums Präliminarien. Der König hatte sich zum Vorkämpfer der Bourgeoisie gemacht, und deshalb traf ihn der erste Schlag. Unbegreiflich, unverzeihlich aber ist die Blindheit dieser Leute. Der starre Blick ruht unbeweglich auf dem Geldsacke, wie sollte er gewahr werden was da draußen vorgeht. Die Zukunft Frankreichs, ja Europa's, ihr eigenes Wohl oder Wehe liegen in ihrer Hand. Weise Mäßigung, zeitgemäße Reformen und Concessionen würden Alles retten, einen ruhigen friedlichen Fortschritt möglich, ja gewiß machen. Aber von dem Allen wird nichts begriffen. Unter dem Volke gährt es, alle vergangene Schmerzen, alle erlittene Unbill werden wieder wach, alle Gemüther sind erfüllt von dem Einen Gedanken: Sicherung unserer Tage, Erlösung von dem unsäglichen Elende und Jammer die auf uns lasten! — Wie aber antwortet man auf diese Angstrufe? sehen Sie, Grimm erfaßt mich indem ich schreibe. Abgeschmackte Utopien sind den weisen Herren diese Dinge, thörigte Träumer, elende Intriguanten die großen Herzen, die edeln Denker, welche als Märtyrer der neuen Wahrheit auftreten.

An Nachgiebigkeit ist nicht zu denken, die Assemblée nationale wird uns bald darüber belehren. Warum auch bessern und ändern? waren die Dinge nicht gestern, nicht immer so? und liegt darin nicht der triftigste Grund zur Behauptung daß sie immer so bleiben müssen? — Aber ihre Logik hat keinen andern Stützpunkt als diesen; immer und immer wieder die nichtige leere Thatsache von gestern.

Gerade wie vor dem 24. Febr. baut man immer auf die Bajonette, diesmal freilich auf die eignen, die der Nationalgarde, wir werden sehen ob diesesmal der Calcül richtiger ist, ich zweifle daran, hoffe aber von ganzem Herzen daß es zum Beweise nicht kommen möge. Was aber auch geschehe, auf das Haupt derer falle die Verantwortlichkeit die in Eigennutz und Selbstsucht befangen der Vernunft ihr Ohr verschließen. — Eine Wiederkehr der Greuelscenen von 1793 haben wir nicht zu befürchten, so sehr man sich auch im Parteiinteresse bemüht, dieselbe als bevorstehend und unabwendbar zu erklären, wenn man dem Volke zu viel zugestände. Man will aber nicht einsehen lernen daß gerade diese von der partie saine de la nation (wie sie sich nennt) angepriesene und eingeschlagene Politik einen radikalen Umsturz der gesellschaftlichen Ordnung von Tage zu Tage wahrscheinlicher macht. —

Unsere Bourgeoisie redete vom Volke nicht anders als von der Canaille, Populace, und Gott weiß mit welchem Rechte; ich wenigstens kann diese Ausdrücke nicht verstehen wenn ich bedenke wie sich die Pariser benommen haben; heute erzählen uns die Blätter von der großen Manifestation der 200,000 Menschen, ich frage Sie ob man diese Leute mit gutem Gewissen Pöbel nennen kann? — Und das war die Antwort auf eine Manifestation der Bürgergarde, die sich nicht entblödet hatte der Regierung zuzumuthen die ersten Grundsätze einer demokratischen Republik zu verleugnen. —

Unserm délégué, Mr. Chevallier ist heute ein Adjoint gesendet worden; die Kaufmannschaft welche zuerst ihn, Chevallier mit Mißtrauen empfangen hatte, seitdem aber ihre Gefühle durchaus geändert hat, will sich das nun nicht gefallen lassen. Warum? weiß sie selbst nicht, da sie den zweiten délégué nicht einmal dem Namen nach kennt. Ja was noch schöner ist, nachdem man himmelhohes Geschrei erhoben hatte über die Gewalt welche die Regierung in die Hände einzelner Personen lege, tritt sie jetzt noch bei weitem heftiger auf nun die Regierung diese Gewalt theilt, und also den Bürgern eine größere Garantie gewährt. — Von der Börse aus ist man in Masse nach der Präfectur gezogen und hat mit Lärm und Geschrei die unverzügliche Abreise des neuen délégué verlangt. Der Mann hat sprechen wollen, aber nicht zu Worte hat man ihn kommen lassen. Hr. Chevallier erlangte endlich einen Aufschub von zwei Stunden. Um 7 Uhr fing der Scandal wieder an. Ich habe gar nicht den Ausgang abwarten mögen, es hat aber angefangen zu regnen und das wird die heißen Leute hoffentlich beruhigt haben. So unbesonnen, um mich nicht stärker auszudrücken, führt sich der gebildete Theil des Volkes auf, und glaubt noch Wunder welche Heldenthat zu verrichten; wie aber würden dieselben Menschen schreien und empört sein, wenn der Pöbel sich Ähnliches herausnähme!

Für den Handel sieht es einstweilen schlimm aus. Die Geschäfte stocken durchaus, das baare Geld ist verschwunden, d. h. ein Jeder sucht sich davon zu verschaffen so viel ihm möglich. Die großen Pariser Banquiers haben entweder suspendiren müssen, oder sie liquidiren (d. h. sie wickeln ihre alten Geschäfte ab, machen aber aus Vorsicht keine neuen). Die Bank von Frankreich hat nicht baares Geld genug, ihre Billets haben von heute an in ganz Frankreich cours légal, d. h. man muß sie zu vollem Werth annehmen; unsere Bankbillets haben cours légal für das ganze Departement. Die alte Regierung hat die Finanzen des Staates in der größten Verwirrung und damit der Republik eine schöne Erbschaft hinterlassen. Auf die impots directs ist eine gleich zu zahlende Erhöhung von 45% decretirt. Die Sachen stehen wirklich schlecht! verlieren wir aber den Muth nicht. Ich habe Ihnen alle meine Befürchtungen ausgesprochen, lassen Sie mich nun aber noch hinzufügen daß uns die Kämpfe der Gegenwart einer bessern Zukunft entgegenführen; der Glaube davon steht fest in meiner Seele; eine Zukunft in welche wir besser hineinpassen, als es uns mit der Vergangenheit hat gelingen wollen. Nichts ist verloren, wohl aber viel gewonnen, trotz der augenblicklichen Zerrüttung. Der Kampf, die Nacht, werden nicht lange dauern, die Zeit schreitet mit Riesenschritten vorwärts — ein Beweis der innern Nothwendigkeit der Ereignisse ꝛc.

München, d. 26. März.

[Abdankung des Königs; die Stände; die öffentliche Meinung über das Berliner Blutbad; Flugblätter.]

König Ludwig, der größte jetzt lebende Protector der Künste, hat abgedankt und seinem Sohne Maximilian II. den

Thron eingeräumt. Er hat allzusehr gefühlt daß die Neuzeit mit Forderungen an ihn trete, die er einestheils nicht erfüllen wollte, anderntheils nicht erfüllen konnte. Übrigens sollen außer den bereits bekannten Veranlassungen der Kronentsagung freilich auch noch allerlei andere Gründe der Abdankung vorgelegen haben, besonders eine bedeutende Cassa-Leere, die jedoch durch augenblickliche in die Millionen sich belaufende Beischüsse bereits beseitigt sein soll. Die Abdankung selbst machte Anfangs keinen erfreulichen Eindruck; man sah nur bedenkliche und trübe Gesichter, und der neue König wurde nur mit mattem und gedämpftem Hoch begrüßt. Die Berufung eines populären Ministeriums (Appellationsgerichtsrath Heintz als Justiz- und Frh. v. Lerchenfeld als Finanzminister) sowie die kürzlich stattgehabte Thronrede bei Eröffnung der Stände (am 22. d.) gewann jedoch dem Könige Maximilian viele Herzen. Möge er recht bald erfüllen was er verheißen und sein Wahlspruch Freiheit und Gesetzmäßigkeit und alles das bringen, was wir wünschen und fordern!

Unsere Stände sind noch mit der Berathung der Adresse auf die Thronrede beschäftigt. Die Präsidenten- und Ausschußwahlen sind bereits vollendet und entsprechen den Wünschen und Anforderungen der Zeit. Ob die Gesammtkammer gleiche Genüge gewähren wird ist eine andere Frage. Es sind zu viel träge und für diese Zeit unfruchtbare Elemente, auch bei dem besten Willen, darin und Viele hätten lieber eine andere Kammer nach einem neuen Wahlgesetze gewünscht, was ohne Frage nach Berathung desselben erfolgen wird. Einige der tüchtigsten Kammermitglieder, als Heintz, Willich, v. Lerchenfeld sind ohnedies der jetzigen Kammer entzogen. Willich soll bereits als Volksvertreter und Bundesgesandter für das deutsche Parlament nach Frankfurt abgegangen sein. Diese Wahl ist jedenfalls eine glückliche, was sich von jener des Advocaten v. Paur nicht bestimmt behaupten läßt, da die Popularität dieses Mannes in Frage zu stellen ist.

Die Berliner Ereignisse haben nächst denen von Wien in den jüngsten Tagen vornehmlich die Aufmerksamkeit der hiesigen Einwohnerschaft auf sich gelenkt. Übrigens spricht sich vielleicht nirgends die allgemeine Stimmung so entschieden gegen den König von Preußen und seine deutschen Kaiserträume aus, wie hier. Mit einer kaum zu schildernden Indignation hat man ihn als die alleinige Ursache der Ströme Blutes, die in Berlin flossen, bezeichnet und verwahrt sich auf das Entschiedenste dagegen, einen solchen Regenten an der Spitze Deutschlands stehen zu sehen. Demonstrationen beweisen dies deutlich. So wurde z. B. vorgestern Abends ein Strohmann mit einer Tafel, worauf eine sehr bezeichnende Inschrift stand, auf dem Dultplatze verbrannt; und gestern Abend brachte man ihm vor dem Hause des preußischen Gesandten ein dreimaliges Pereat. Soviel ich hörte beabsichtigt man eine Adresse abgehen zu lassen, worin man gegen das Ansinnen des Königs von Preußen sich offen und rückhaltlos aussprechen wird. So verschieden von den Berlinern, die ihrem Könige bereits schon wieder die Hände küssen, äußert sich allgemein hier die Stimmung.

Auch die Flugblätterliteratur die hier ephemeridenartig auftaucht, äußert sich in dieser Weise und spricht von einer „bluttriefenden Krone des Königs von Preußen" in Titeln und Überschriften. Ich habe Ihnen schon in meinem letzten Berichte mehrere solcher Flugblätter bezeichnet; seitdem sind wieder Dutzende erschienen, die man an allen Straßenecken für einen und einige Kreuzer dem Colporteur feilbieten sieht. Es sind darunter recht schlechte Producte, die die Witz- und Talentlosigkeit ihrer Väter und Schöpfer deutlich an der Stirn tragen, doch stößt man auch oft auf gute und zeitgemäße Erzeugnisse sowohl in Prosa wie in Versen; so z. B. erscheint ein Blatt „der Volksmann" betitelt, das mit Geist geschrieben ist. Die Berliner und Wiener Ereignisse sind natürlich auch in das Bereich dieser Literatur gezogen und ausgebeutet. Andere Titel sind: Zeitstimmen, Batavia an Baierns Volk, Was will das Volk? Der neue deutsche Kaiser (lauter Gedichte), Generalpardon, den ich Ihnen seiner kecken Originalität wegen mittheile.

Berlin, d. 1. April.

[Politische Clubs; Versuche einer Reaction; Wirkung der Revolution auf das königliche Theater.]

(✱) Die Bildung politischer Clubs in Berlin zeigt fürerst am entschiedensten die Veränderung der ganzen Physiognomie unseres Lebens. Wir haben jetzt bereits zwei bestimmt organisirte Clubs, die sich bald als feindliche Parteien gegenüberstehen werden. Der eine der sich schlechtweg der politische Club nennt und seine Zusammenkünfte im Hotel de Russie abhält, sucht unsere republikanischen Elemente zu sammeln und zu gestalten, die aber bei uns noch in einer ungemein trüben und zweifelhaften Sphäre durcheinandergestürzt liegen und in dem Charakter wie in der politischen Bildungsstufe unserer Bevölkerung fürerst durchaus auf keine Unterstützung zu rechnen haben. Der andere Club, der sich im Mielentz'schen Saal besonders unter Leitung des seit einiger Zeit hier lebenden Justizrath Crelinger zu bilden angefangen, nennt sich selbst vorzugsweise den constitutionellen Club, der streng innerhalb der Grenzen eines verfassungsmäßigen Königthums stehen bleiben will, von der republikanischen und oppositionellen Gegenpartei aber bereits als der conservative Club bezeichnet wird. Beide Versammlungen werden zwar zahlreich besucht, und es finden darin die heftigsten Discussionen über die Grundfragen unseres neuen Staatslebens, namentlich über Wahlcensus und Verfassungsform, statt, aber die eigentlichen politischen und organisirenden Kräfte und Geister, an denen es in Berlin keineswegs fehlt, haben sich bisher noch von dieser Clubwirksamkeit zurückgehalten oder wenigstens nicht dabei zu Worte zu kommen gesucht. Es macht sich in unsern Clubs, wie dies für den Anfang auch nicht anders zu erwarten war, ein politischer Dilettantismus um so stürmischer und tumultuarischer geltend, je unklarer und verworrener in unserer gegenwärtigen provisorischen Lage noch Ziele und Mittel durcheinanderliegen. Doch sind wir weit entfernt davon, auch dem politischen Dilettantismus seine höhere Berechtigung abzusprechen. Wir leben in einer Zeit, wo Jeder gehört, jede Kraft geübt und jede Stimme geachtet werden muß! Die politische Wiedergeburt eines Staats muß sich zugleich aus allen Säften und Organen einer Nation vollbringen! —

Die Besorgniß welche jetzt bei uns viele Gemüther hinsichtlich einer im Finstern schleichenden und sich rüstenden Reaction hegen, ist keineswegs unbegründet. Eine solche Reaction existirt bereits in sehr weitverzweigten heimlichen Anstrengungen, und man kann als den Centralsitz derselben das von jeher aristokratisch und bureaukratisch temporirte Pots-

dam bezeichnen, in welchem sich Adel und Militäraristokratie schon wie zu einem Feldlager der Reaction aufzustellen scheinen. Man belauert von dort aus alle hier geschehenden Schritte und ist durch geflissentliche Aussprengung beunruhigender Gerüchte bemüht, die Angelegenheiten chaotisch und unlösbar durcheinanderzutreiben und den sehnlichst erhofften Moment der Anarchie zur Wiedereinsetzung absolutistischer Gewalten zu benutzen. Diese reactionäre Partei spitzt ihre geheimnißvollen, aus einem rachedürstenden und volksfeindlichen Herzen hervorgehenden Pläne in der Person des Prinzen von Preußen zu. Der Reise dieses Prinzen nach England wird als Zweck ein bestimmter Auftrag des Königs an den englischen Hof zugeschrieben. Den Auftrag selbst weiß indeß Niemand zu deuten.

Als ein charakteristisches Zeichen der Berliner Stimmung verdient auch angeführt zu werden daß das königliche Theater seit den Tagen unserer Revolution noch kein Birch-Pfeiffersches Stück wieder zur Aufführung gebracht hat, sondern ein sehr gewähltes und möglichst classisches Repertoir herzustellen bemüht ist. Die alten verrotteten, mit der allgemeinen Verderbniß unserer Zustände zusammenhängenden Richtungen sind auch auf dem Gebiet der Kunst zu Grabe getragen worden und ein neues Leben wird sich hier ebenso unabweislich hervordrängen wie in dem politischen Organismus der Nationen. Daß aber unser Theater plötzlich die sonst vorzugsweise hier grassirende Birch-Pfeifferei (ein Product der verschlammten und geistig unfreien Richtungen des alten Regime's) über Bord geworfen, beweist zugleich daß auch nach dieser Seite hin eine richtige Einsicht über die edleren und höheren Bedürfnisse des Volks besteht und daß man denselben auch durch die Oberleitung unserer Kunstanstalten zu genügen streben wird!

Ungarn, Ende März.

[Judenverfolgung; der Reichstag; Preßbestimmungen; das ungarische Ministerium; antirussische Stimmung.]

N. Seit meinem letzten Briefe hat sich Wermuth in den Freudenkelch gemischt. Die Magyaren, ein durch und durch politisch gebildetes Volk, weiß seine Freiheit zu genießen, zu erklären, mitzutheilen. Der Deutsche leider an Knechtschaft, Kriecherei, Privilegien und all das Gefolge gnädiger Bevormundung gewöhnt, ist berauscht durch die erlangte Freiheit, und begeht Excesse im Taumel. Während die Stände rasch entschlossen sich permanent erklärten, um nur im Nu die zu befolgenden Grundprincipien aufzustellen, das Nöthigste zum Gesetz unverweilt zu erheben, und schnell zu einer Volksvertretung schreiten zu können, um dann in Pesth weiter zu arbeiten — haranguirt der Pöbel unter den Bürgern gegen die Juden, um durch Demonstrationen diesen die zu erlangenden Rechte zu schmälern. Mit einem Schlage gibt die untere Tafel den Städterepräsentanten, die bisher mit einer Collectivstimme am Katzentischel saßen, 106 Vota — dagegen thun sich die Bürger zusammen, die Juden sollen nicht in der Stadt handeln dürfen. — Preßfreiheit wird proclamirt, und dabei zugleich die Jury provisorisch eingeführt — die Bürger jagen die Juden zur Stadt hinaus, und hetzen den Plebs gegen deren Person und Eigenthum. Es kam zu Gewaltscenen, und wäre nicht die edle ungarische Jugend als Schutzmauer gestanden, die deutschen Bürger Preßburgs hätten den Tag der Freiheit durch Menschenopfer celebrirt. — Das sind die Folgen des alten Systems, des fluchwürdigen, welches nicht blos die Bürger sondern auch die Menschen im Dunkel ließ über ihre Pflichten und Rechte, welches Alle von sich und seiner Gnade abhängig machte, und glaubte, durch allerhöchste Privilegien ganze Kasten zu fesseln. Dadurch wurde aber nur die Moralität untergraben, der Eigennutz gestachelt, der Übermuth, die Herrschsucht hervorgerufen; es gab schlechte Herren und schlechte Diener. Vielleicht erinnert sich einer oder der andere Leser, daß jüngst die Augsburger Allg. Ztg. einen Posaunenstoß brachte über den Pesther Stadtmagistrat; man lächelte hier, wie über all die officiösen Mistificationen jenes Metternich-Sedlnitzky'schen Organs. Man kann sich keinen corrumpirteren Magistrat denken, als den einer deutschungarischen Stadt. Stehlen und Plündern war da so an der Tagesordnung daß nicht blos einzelne Beamte in Anklagestand versetzt, sondern nicht selten der ganze Magistrat in Verhaft gebracht wurde. Und grade die Juden waren von jeher die saftigsten Citronen, welche man in diese Pressen legte. Soll ich etwa erzählen, auf welche Weise die Juden in Pesth ihren Aufenthalt verkaufen mußten? Freudenmädchen und Juden brachten die einträglichsten Gefälle. Der Stadthauptmann hatte eine Liste, nach welcher er jede Woche eine Anzahl vorrufen ließ, um ihnen den Aufenthalt aufzusagen. Banknoten oder Gold vernichteten dieses Muß und die Betreffenden blieben. Das ist ein Factum, welches die Erwerbung von mehren Häusern binnen wenigen Jahren zur Folge hatte; aber es war nicht das Schlimmste. Hätte der Jude nur Recht finden können! Bei der brutalsten Behandlung, wodurch sich das löbl. Gericht in Gunst bei den Wählern und Bürgern erhalten wollte, schente man sich nicht, Partei zu nehmen, und bei all diesen Proceduren wurde Wahrheit und Recht auf die schändlichste Weise verdreht. Daher häuften sich bei den Appellationsgerichten die Processe, die obern Beamten schlugen die Hände über dem Kopf zusammen über diese Rechtsurtheile, und entschieden meistens gegen die untere Instanz. Folge dessen war Spannung zwischen den Gerichtsbarkeiten, und bei den Bürgern die Ansicht, die Juden hätten sich Bestechungen zu Schulden kommen lassen. Rechnet man hiezu, daß immer wieder dem Magistrat die Execution anheimgestellt blieb, und hier die Machinationen und Klagen von Neuem begannen, so kann man sich ein Bild dieser Wirthschaft machen, wo jeder Bürger mit breitem Maule dreinsprach, der Richter mit der Linken den Bürger streichelte, mit der Rechten dem Juden in die Tasche griff, der Jude wieder pfiffig rücklings die höhern Beamten als Succur's herbeiführte — und das Resultat ein heilloser Unrechtszustand war und blieb. Nun soll das Alles aufhören; der Jude soll auch Bürger sein, soll auch einen Schießprügel tragen, soll auch seine Beamten wählen! Das erträgt der deutsche Bürger nicht, und so kam es zu Steinwürfen, Fenstereinschlagen, blutigen Köpfen, Militärausrücken und endlich lächerlichen Petitionen an den Reichstag. Und Preßburg macht nur den Anfang; alle deutschen Städte und Flecken des Landes werden nachfolgen, denn es gibt was zu stehlen und zu plündern, und in nicht langer Zeit dürften hier Menschenleben als Opfer der Uncultur, der Immoralität, des Pfaffenglaubens, der Engherzigkeit der Bürger fallen. —

Ungestört gehen die Arbeiten des Reichstags weiter. Die allgemeine Besteuerung soll schon im Novemb. beginnen. Robott und Zehnte sind aufgehoben. Der Staat soll eine Entschädigung ertheilen. Dieser Punkt hat die Interessen der

Grundbesitzer tief erschüttert. Eine Deputation begab sich zum Erzherzog, um Remonstrationen zu machen, und dieser versprach, daß das Gesetz nicht vor der Entschädigung in's Leben treten solle. Die Geistlichkeit schloß sich einstimmig an, nur wird jenen Seelsorgern, deren ganze Revenue bis jetzt auf den Zehnten angewiesen war, das Land die Besoldung anweisen, wobei mit raschem Handgriff ausgesprochen wurde, daß alle Geistlichen jeder Confession vom Staate besoldet werden sollen. — Die Nationalgarde ist decretirt, und bildet sich hier einstweilen unter Oberkommando des Grafen Otto Zichy. — Das Preßgesetz ist bereits entworfen. Der erste § lautet: „Jedermann kann seine Gedanken frei mittheilen und frei verbreiten." Also nicht blos der Gedanke ist frei, sondern auch wirklich die Presse, indem Jeder eine Druckerei, Lithographie u. dgl. errichten kann, so wie Jeder die Concession zum Buchhandel erhält. Früher waren diese polizeilichen Gewerbe den allerstrengsten Maßregeln, Cautelen und Umschanzungen unterworfen; die Druckereien mußten vermindert, statt vermehrt werden, und wer eine Buchhandlung etabliren wollte, mußte vom Herr Gott, oder wenigstens von einem bewährten Heiligen ein garantirendes Attest über Loyalität, Servilität u. dgl. bringen. Bei Gründung der Pesther Zeitung mußte der bekannte Regierungsknecht Jary (als deutscher Magistratsbeamter hieß er Tretter) die Garantie leisten, daß das Blatt im Sinne der Regierung, das heißt Apponyis und seiner Creaturen redigirt werde; dafür wurde dieser Zeitung die amtliche Insertion zugeschanzt, und die Zusicherung ertheilt, man werde sie durch Anpreisung in der Augsb. Allg. gehörig herausstreichen. — Jetzt sind aber auch die Zeitungen frei, obwohl die Caution von 20,000 Fl. M. für ein täglich erscheinendes politisches Blatt etwas zu hoch ist. Die Preßvergehen werden durch eine Jury beurtheilt, und das gerichtliche Verfahren geschieht ad interim nach dem Entwurfe von 1844. Die Strafen sind zu streng; allein doch muß man bedenken, daß wir zur Zeit noch in einem provisorischen Zustande leben.

Donnerstag den 23 verkündete der Premier die Namen der Minister. Für Inneres Szemere, für Wien Fürst Paul Esterhazy (also ein Band zwischen der östreichischen und ungarischen Verwaltung, wodurch wahrscheinlich die Hofkanzlei ganz annullirt wird) Finanzen: Kossuth, Krieg: Mészáros, (Ungarn einen eigenen Kriegsminister?) Communication: Graf Széchényi, Cultus: Baron Eötvös, Agricultur Handel und Industrie: Klouzál, Justiz: Deák! — Alle Namen bieten vollständige Garantie für liberalen Fortschritt, für die Umwandlung des Landes auf freisinnigster Basis; Széchényi ist nur beigesellt seiner frühern Bedeutung wegen, seine Halbheit von vor wenigen Jahren, wo er Vertrauen predigte zur gestürzten Regierung, wird der verständige Mann vielleicht bald in Ultrabestrebungen ummodeln. Daß er aber mit Kossuth, seinem ehemaligen Schreiber, seinem Popularitätsvernichter auf einer Ministerbank sitzt, hat etwas komisches. —

Die Abschaffung der Urbarialgiebigkeiten ohne vorherige Entschädigung hat bereits Reaction und Interpellation hervorgerufen. Der Vermögensverlust ist für die Grundbesitzer dadurch vernichtend. Es muß ein Ausweg gefunden werden, der aber bei jetziger Geldnoth, bei Creditmangel und Finanzwirrniß äußerst schwierig ist. — Der Gesetzartikel über die k. Freistädte ist auch schon erschienen. Der Adel entäußert sich aller Bevorzugung, die Stadt wird eine autonomische Jurisdiction, jeder Volljährige einer recipirten Confession Wähler, bei der Intelligenz dient der Miethzins als Census; öffentliche General- und Rathsversammlungen, der Bürgermeister Präsident. — Über die Creditbank wurde ebenfalls schon verhandelt. — Eine bittere Polemik entstand bei der untern Tafel, als angezeigt wurde daß die jetzigen Beamten der Wiener-ungar. Hofkanzlei in den Staatsrath nach Ofen versetzt werden sollen. Was soll ein Wirkner, der unterthänige Knecht Apponyi's, im jetzigen System? Andererseits braucht man im Momente erfahrene Geschäftsleute und kann die Bediensteten nicht brotlos entlassen. Auch der Punkt daß ein Minister zum Deputirten gewählt werden könne, fand Widerstand, jedoch siegte der Vorschlag, wie denn überhaupt Alles was die Minister beantragen, mit eclatanter Majorität durchgeht. Nur in der Judensache erlitten sie bei den Städten eine Schlappe; der Presburger Stadtdeputirte bestand darauf daß nur die Bekenner der gesetzlich recipirten Religionen Wähler sein dürften, und erhielt die Majorität. — Eine andere Schwierigkeit wird dem neuen Ministerium geboten, indem die Preßburger Zeitung den Wunsch äußerte daß in seiner Mitte auch die Unadeligen und die Serben vertreten sein sollen; 13½ Millionen Nichtadelige werden wohl eine würdige Capacität zu ihren Repräsentanten haben, und das Princip wäre dann ausgesprochen.

Aus all dem Geschehenen und sich in nächster Zeit Vorbereitenden ergibt sich das Eine klar daß Ungarn nur durch dünne Fäden noch mit Östreich zusammenhängt. Wenn nicht die Mauthschranken geöffnet werden, damit beiderseitige materielle Interessen um beide Länder neue Bande schlingen, so gibt es nur ein einziges Verhältniß, das Ungarn noch an Östreich gefesselt hält — der gemeinsame Widerpart gegen Rußland! Bei heutigen Zeitläuften läßt sich nicht bestimmen, wo ein Zusammenstoß losbricht, aber gewiß ist daß hier der Zunder mehr als glimmt. Die durch eine erbärmliche Polizeipolitik geköpfte Donau dürfte den nächsten Anlaß zum Truppenmarsch an die russische Grenze geben. Östreich, besonders Ungarn kann diese Lebensader nicht unterbinden lassen. Nicht blos die Industrie drängt dahin, sondern auch die Politik, die offenen Auges die Tagesgeschichte des Orients beobachtet. Serbien, die Moldau gehörten einst zur Krone Ungarns, und der Krönungseid verpflichtet den König diese Gebiete zurückzuerwerben. Braucht es mehr? Rußland wird die Donau nicht öffnen, und sein Supremat über die Fürstenthümer nicht aufgeben; der Türke aber ist nicht so dumm, mit dem Russen Wutka zu saufen, wenn ihm der Ungar Tokayer darbietet. Die Osmanlis haben schon Geschmack für den Wein, und die Ungarn wollen hinwiederum ihre Weine dahin absetzen. Vielleicht bekommt die kaukasische Armee bald Marschordre an die Donau.

Zur Chronik der Gegenwart.

Völker und Staaten.

✠ Die Vermischung und Durcheinanderbildung politischer und socialen Ideen bildet ohne Zweifel einen der gefährlichsten und drängendsten Bewegungspunkte der Gegenwart. Für die französische Republik ist die Lösung der Arbeiterfrage die heimliche Brandfackel geworden welche

die Grundlagen der neuen Staatsentwicklung von innen her zu verzehren droht. Wir müssen aufrichtig gestehen daß wir für Louis Blanc und sein Experimentiren mit den Nationalwerkstätten die größten Besorgnisse hegen. Wirkliche Organisation der Arbeit kann doch nur immer diejenige organische Vermittelung der Arbeiterzustände heißen, welche der vorhandenen Arbeitskraft ihre wirkliche Thätigkeit und der Thätigkeit ihren entsprechenden Lohn sichert. Die individuelle Freiheit der Arbeitskraft muß aber dabei wesentlich erhalten bleiben, wenn nicht, statt den belebenden Standpunkt der Association zu gewinnen, ein Rückschritt in mittelalterliche Starrheit und Bevormundung gemacht werden soll. Dies ist es, was wir von Louis Blancs Nationalwerkstätten besorgen, welche die freie arbeitende Kraft der Gewerke mit einer traurigen Zwangsform bedrohen, in der für den Arbeiter keine Freudigkeit des Vollbringens erwachsen kann und in der auch die zu erlangende Gewährleistung der Arbeit höchst illusorisch erscheint. Einen glücklicheren Weg, welcher der Freiheit der Arbeit und der individuellen Fähigkeit mehr Spielraum läßt, haben jetzt in Berlin einzelne, durch die Verwandtschaft der Arbeitszweige sich zusammen gruppirende Gewerke in der Weise der Association und aus ganz naivem Bewußtsein heraus betreten. Sie vereinigen ihre Arbeitskräfte zu einer Gesammtheit, die aber in ihrer freien individuellen Gliederung verbleibt, und zwar so daß sie eine Arbeitscommission niedersetzen welche die Bestellungen sämmtlicher in ihren Arbeitszweig einschlagenden Arbeiten übernimmt und durch zweckmäßige Vermittelungen mit den Arbeitgebern eintreten läßt, die Arbeit aber dann an die Fähigsten und Bedürftigsten unter den Gewerksgenossen vertheilt. So haben sich in Berlin zuerst die Schlosser, Sporer, Winden- und Büchsenmacher zu einer solchen Arbeitsorganisation unter sich vereinigt, und andere Gewerke stehen im Begriff nachzufolgen.

✻ Die Hegemonie Preußens in Deutschland ist mit der neuen Nationalerhebung des deutschen Volkes stark in Frage getreten. In der Zeit, wo die Grundlagen eines deutschen Gesammtstaatslebens noch feindlich zerrissen auseinanderstanden, und wo Preußen der freien politischen Entwickelung stets mehr hinderlich als förderlich war, hatte der letztere Staat gleichwohl eine mehr unbestrittene Anwartschaft, die Spitze der Nationalbewegung zu bilden und als die führende Macht Deutschlands von allen übrigen anerkannt zu werden, als in diesem Augenblick, wo Preußen in ungeheuern Erschütterungen seine Revolution gemacht hat! Preußen ist durch die aufgestandene Volkskraft zu einer Wiedergeburt in Principien und Formen gebracht worden, welche die stärksten und unzweideutigsten Garantieen für die allgemeine politische Freiheit Deutschlands in sich schließt, und in diesem Moment will es Deutschland von sich zurückweisen, und ihm die Geltung für die deutsche Nationaleinheit verweigern die es bis dahin mit allgemeiner Zustimmung behaupten durfte? Die Stimmen, welche sich bis jetzt durch die Presse in dieser allgemeinen organischen Sache Deutschlands erhoben haben, sind ungemein charakteristisch. Am heftigsten und zuerst ist von Östreich aus die deutsche Hegemonie Preußens angegriffen und in Schatten gestellt worden, und die Wiener Zeitung hat dabei den ersten starken Gebrauch von der jungen östreichischen Preßfreiheit gemacht. Sie ergeht sich dabei in einem Haß gegen den König von Preußen, der sich vornehmlich an den Umstand anheftet, daß derselbe 15 Stunden lang auf sein Volk mit Kartätschen und Granaten habe schießen lassen, wodurch er sein Anrecht, an die Spitze Deutschlands zu treten, verloren habe. Ähnliche Stimmen des Hasses sind von Baiern aus laut geworden. Dagegen erhebt sich eine versöhnende Sprache in Bezug auf Preußens Verhältniß zu Deutschland in denjenigen constitutionellen Staaten Süddeutschlands, deren Bevölkerungen und Organe sonst keineswegs eine vorzugsweise preußische Sympathie hegten, namentlich in Baden, wo die bisher so preußenfeindliche Gervinus'sche Zeitung plötzlich ihre Stimme zur Anerkennung der Bedeutung Preußens für die deutsche Nationalgestaltung erhebt, und in Darmstadt in der Kammer, in welcher der neue Minister Hr. von Gagern die unabweisliche und nothwendige Stelle Preußens in Deutschland aus Gründen, die eine allgemeine nationale Zustimmung verdienen, sehr schlagend entwickelt hat. Wir glauben nicht, daß wir bei der Wiederherstellung eines einheitlichen und organischen Deutschlands geradezu der entschiedenen Hegemonie eines einzelnen deutschen Bundesstaats bedürfen, aber den uralten Fluch Deutschlands, den gegenseitigen Haß der Stämme, dürfen wir gerade im Moment einer Wiederherstellung Deutschlands nicht mehr zulassen. Es schien in den letzten Tagen, als wenn einzelne deutsche Staaten ihre angestammten Fürsten, deren Besitz sie in ihrem eigenen Innern sonst nicht besonders glücklich gemacht hat, doch noch dazu für vornehmlich geeignet halten, an die Spitze der Bewegung und Organisation Deutschlands zu treten!

°° Der lang erwartete Streit zwischen Dänemark und den Herzogthümern ist endlich zu entschiedenem Kriege herangereift. Die Festung Rendsburg ist von den Schleswig-Holsteinern ohne Schwertschlag erobert worden, Dänen sind in Hadersleben gelandet und haben die unbeschützte Stadt besetzt. Preußen, Hannover haben den bedrängten deutschen Brüdern Truppen zugesagt. Ein Artikel in der Weserzeitung „der bevorstehende Krieg in Dänemark" sagt unter Anderm: „Wir wünschen diesen, denn er ist das einzige noch übrig bleibende Mittel, endlich zur Lösung dieser widerlichen deutsch-dänischen Frage zu gelangen. Auch der Sundzoll, diese unbillige Last welche centnerschwer auf unserm Handel lastet, kann nur auf diesem Wege hinweggeräumt werden, nachdem diplomatische Verhandlungen sich so oft als fruchtlos erwiesen haben. Und dann ist ferner nicht für ein Geringes anzuschlagen daß die auf manchem Blatte der Geschichte bewährte Erfahrung, daß äußere Gefahr innere Kraft und Einigkeit erzeugt, sich auch bei uns bewähren wird."

— In Leipzig erscheint zwanglos in einzelnen Bogen: Der Volksfreund, ein Arbeiterblatt, von E. O. Weller herausgegeben. Es stellt sich der Bourgeoisie gegenüber auf Seite der Ouvriers. Das war auf französischem Boden eine wichtige Stellung des Fortschritts solange die Bourgeoisie mit Julikönigthum den Fortschritt hinderte. In Deutschland gilt diese Spannung noch nicht. In Frankreich muß sie ausgeglichen werden, indem man die Bourgeoisie zwingt sich umzugestalten. Die Republik kann so wenig ein Freistaat der Blousen wie ein Luftding abstracter Köpfe sein.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

// Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben
von
F. Gustav Kühne.

1848. 15. April. | № 16.

Zum deutschen Parlament.

1.

Der Zug nach Frankfurt.

Den letzten Eindruck eigenthümlicher Art gab uns Leipzig mit seinem Bankett Krackrügge. Der Mann von Erfurt den man, weil er ein Verbrechen entdeckt, in's Zuchthaus sperrte, war zu uns gekommen sich Leipzig anzusehen. Ein Bankett feierte seine Befreiung; es gab Vielen die willkommne Gelegenheit wieder einem deutschen Märtyrer die Hand zu drücken. Krackrügge, ein Westfale seines Stammes, hat die gesunde Kraft und die frische Freudigkeit die Männern seiner Landschaft eigen ist. Wohlgemuth und fröhlich hat seine Natur sich nicht von vier Monaten Kerkerhaft beirren lassen; die Gefängnißluft hat seinen Humor nur gesteigert und geschärft, sie ist ihm an Leib und Seele nicht schlecht bekommen. Überrascht von dem freudigen Jubel der ihn am Abend in Leipzig begrüßte, gestand er noch mehr überrascht zu sein von der plötzlichen Verwandlung die binnen so kurzer Zeit mit Deutschland vor sich gegangen. Uns Alle haben die Ereignisse überholt, Thaten haben alle unsere Gedanken überflügelt, das Volk hat plötzlich handelnd Probleme gelöst die unserem doctrinirenden Verstande zu schwierig schienen, an denen unser Gemüth, unsere Trägheit gescheitert war. Die vier Wochen im Gefängniß, sagte Krackrügge, wollen mich ein halbes Jahrhundert bedünken! Wie richtig! Und Deutschland ist dergestalt verwandelt daß wer früher aus dem Zuchthaus trat, sich noch in der öffentlichen Meinung für gerichtet hielt, jetzt diejenigen verdammt und geächtet sind die zum Zuchthaus verurtheilten. Wir sind so weit, Dank dem Volkswillen der sich als gesetzgeberisch anzukündigen begonnen. Ihn als gesetzgeberisch festzustellen, ihn mit Vollmacht auszustatten gegen Übergriffe von oben und unten, ein Bürgerthum zu organisiren das sich selbst bewaffnet und sich selbst regiert: das ist die Aufgabe unserer Tage.

Es war am 29. März als wir, etwa zwanzig Mann Sachsen stark, von Leipzig aufbrachen um der Frankfurter Versammlung zuzueilen, die es sich zum Ziel gesetzt Deutschland ein Parlament zu geben. Aus Landtagsabgeordneten, aus Männern und Freunden des Volkes bestand unser Häuflein; ob eingeladen oder nicht vom Ausschuß der Sieben im badischen Lande, ob mit Mandaten versehen, ob nicht: das schien gleich viel; was über alles Mandat von Auftraggebern, stand als Mandat und Auftrag in unserer Brust geschrieben. Wenn Feuer ausbricht, fragt sich niemand erst ob er befugt sei zu löschen, zu retten; selbst ist der Mann und legt Hand an je nach seiner starken oder schwachen Kraft. Wir hielten uns Alle für berechtigt zur Rettung Deutschlands in den Tagen der Auflösung, für bevollmächtigt kraft der Stimme in uns zum Aufbau eines neuen deutschen Lebens.

Bei Naumburg stand der alte Jahn im Hofe, unsern Zug erwartend. Sich anschließen mochte er nicht; er schützte vor an Ort und Stelle sehr nöthig zu sein. Er war zur Todtenfeier in Berlin gewesen und ließ sein Wort drucken das er dort gesprochen. Auch diesen alten Kämpen schüttelt der Sturm der neuen Zeit; auch alte Eichstämme rührt die Luft des Frühlings an. Wie der

Schlehdorn nur von scharfem Wind geschüttelt zu blühen sich entschließt, so heben jetzt Manche die alt und mürbe geworden, von frischem ihr Haupt. Jahn hat den Berlinern mit Zuversicht in's Herz gesprochen. Mit einer Waldschlacht, sagte er, habe das alte Deutschland vor vielen hundert Jahren begonnen; mit einer Stadtschlacht, denkt er, müsse in Berlin das neue Deutschland sein Zeitalter eröffnen. Ich will hoffen daß Preußen eine Zeit politischer Reife mit dem Kannonendonner datirt der in den Straßen Berlins so mörderisch Bürgerblut forderte. Vergangenes sei meinetwegen vergangen, die Zeit hinter uns der Nothwendigkeit anheimgegeben: wenn nur die Zukunft der Freiheit gehört! So der alte Jahn! So sein Gutachten, seine Rede in Berlin die er zum Druck befördert.

In Eisenach empfing uns ein zahlreicher Haufe Volks. Eine Anrede begrüßte uns, Robert Blum erwiederte den Gruß mit einem Hinblick auf die grauen Zeugen der alten Wartburg wo ehedem in tiefster Stille das große Document der Glaubensfreiheit mit Luthers deutscher Bibel reifte. Ganz Eisenach war auf den Beinen, ein Zug der Bürger mit dreifarbigen Fahnen bahnte uns den Weg zur Wartburg, die Liedertafel begrüßte uns dort mit ihren Gesängen. Dr. Wuttke von uns sprach ein Wort zur versammelten Menge, an die drei bedeutungsvollen Momente erinnernd welche die Mauern der Wartburg erlebt, die Zeit Luthers, die Zeit der deutschen Jugend der man die drei Farben zum Verbrechen gemacht, die Zeit des noch ungewissen, aber unverkennbar herangebrochnen neuen Jahrhunderts wo Bürger aus allen Gauen des Vaterlandes zusammenströmen um dem alten Deutschland eine neue Gestalt zu geben. Wislicenus, der Stifter der freien Gemeinde, nahm das Wort zu Gunsten der deutschen Bauern. Sie hätten in dem Kriege den man nach ihnen benennt, die christliche Freiheit in die That übersetzen, die Freiheit des Lebens erkämpfen wollen, während Luther ihnen nur die Freiheit des Glaubens geben und gönnen wollte. Der Redner rief damit, während jetzt im Odenwalde und sonstwo der Bauer seine Sache mit der Sense als seiner Waffe vertheidigt, ein verhängnißvoll schweres Thema auf, ein Thema das jetzt weder auf der Wartburg noch hier in diesen Zeilen seine Debatte finden kann. Uns drängt die Zeit festzustellen was vor Allem noth thut. Der Bauer wird sein Recht finden, wenn der Bürger regiert, der Bauer und der Arbeiter werden zu ihrem Menschenrecht kommen, wenn Deutschland erst einen neuen bürgerlichen Halt und Mittelpunkt gefunden. Es ist nicht wahr daß in Deutschland wie drüben im Frankenlande bourgeois und ouvrier neidisch und gewaltsam sich um ihre Befugniß Menschen zu sein, erst blutig streiten, ihre Gültigkeit im Bereiche des Staats sich ertrotzen müssen. Der Begriff der „Brüderlichkeit" greift bei uns tiefer als daß wir fürchten dürften, mit der Feststellung deutschen Bürgerthums werde dem Arbeiter eine neue Despotie errichtet.

Unser Zug nach Frankfurt hatte sich inzwischen vergrößert. Schlesier hatten sich uns angeschlossen, die Sachsen sich mit Todt und Biedermann vervollständigt; Westpreußen und Mecklenburger stießen in Eisenach zu uns; Dahlmann und Jakob Grimm langten an; die Karavane war zu einem Corps von etwa Sechzig angewachsen. Aus Schlesien waren unter Anderen Graf Reichenbach, Stadtgerichtsrath Simon und Ronge zu uns gestoßen; Letzterer, ein Liebling im Lande Sachsen-Weimar, wurde wiederholt vom Volke begrüßt und erwiderte den Gruß mit einer Ansprache vom Balkon des Gasthofs. Das politische Bedürfniß hat das religiöse überflügelt; aber einen Mann des freien Glaubens zählt das Volk gern zu Denen die ihm ein freies Staatsleben begründen helfen.

Unser Zug glich einem Triumphe je näher wir dem Ziele kamen. Im katholischen Lande Fulda wagten sich die Dorfschaften heraus, uns neugierig anstarrend; unsere vier Wagen waren von Eisenach aus mit dreifarbigen Fahnen geschmückt. Hoch den deutschen Bürgern! tönte es immer lauter auf beiden Seiten des Weges. Sobald wir mit dem Berge Schlüchtern das alte karge Bischofsland hinter uns hatten, ward der Jubel allgemein. Jene Wetterscheide zwischen Norden und Süden überblickt nach Südwesten hin ein ander Land, ein ander Volk. Es ist als sei plötzlich der Süden uns eröffnet mit tausend feurig schlagenden Herzen, hat man die Höhe von Schlüchtern hinter sich. Zahlreiches Militär schwärmte auf allen Wegen, kurhessische Soldateska, ganz in preußischen Waffenröcken mit Pickelhauben, war auf den Dörfern stationirt, weil Hanau, die Stadt eines starken freien Bürgerthums, sie von sich gewiesen. Nicht ohne Herzklopfen, nicht ohne freudige Wallung über den raschen Sieg über Despotie und launische Zwangherrschaft, rückten wir in Hanau ein. Bewaffnete Bürger, frische Jugend mit Kampfesmuth, fröhliche Freischaaren mit deutschen Farben zogen uns entgegen, tausend Kehlen riefen dem zukünftigen Deutschland ein Hoch, hundert Büchsen feuerten ihre Bethätigung des Zurufs in die Luft, tausend Frauen

wehten mit weißen Tüchern und dreifarbigen Fahnen den deutschen Bürgern die nach Frankfurt zogen um über Deutschlands Wohl zu tagen, ihr freudeberauschtes Willkommen zu. Robert Blum sprach von der Imperiale des Wagens herab den Tausenden unsern Dank aus. Hanauer! rief er, wir sind stolz auf Euch! Ihr wußtet, was man Euch dreißig Jahre lang entzogen, in drei Tagen zu nehmen! — Das deutsche Parlament zählt auf ein Volk dem die That über Nacht fertig wird. Unser Zug nach Frankfurt war für uns die beste Einleitung und Vorbereitung zum deutschen Parlament. In diesem Zuruf Tausender lag eine Vollmacht.

2.

Der erste Tag in Frankfurt.

Frankfurt selbst bietet den Anblick einer freudeberauschten Stadt die Siegern ihre Thore öffnet, zu deren Empfang sie ihren besten Festesschmuck angethan. Zahlreiche Gäste hat sie schon gestern am 30. aufgenommen, der Südwesten Deutschlands ist vielfach beisammen; desto mehr fehlt Östreich, fehlt Preußen mit Vertretern seiner östlichen Länder. Zahllose Fahnen hat jedes Haus, jedes Fenster ausgesteckt, mit Kränzen, so grün wie sie das winterliche Nadelholz bietet, sind alle Straßen geschmückt, die schöne alte und immerdar neue Stadt hat sich geputzt wie eine Braut die lange des Bräutigams harrte. So stark ist der Glaube, in ihrer Mitte werde Deutschlands neue Ordnung begründet! Einer Hochzeit gleich erachtet sie diese Zeit; einer Vermählung mit dem Geist der Freiheit der so lange auf sich warten ließ. Man halte die Kunde vor solchem Enthusiasmus nicht für übertrieben in diesem Ausdruck unserer Worte. Der sanguinische Sinn des Rhein- und Mainlandes ist an Festivitäten gewöhnt; aber der ehrbare Charakter den Frankfurt zu gleicher Zeit in seiner Bewohnerschaft behauptet, steigerte diesmal die Festlust zum ganzen Ernst einer feierlichen Wichtigkeit. Mit dem Jubel des Empfangs steigt auch der Ernst der Erwartung dessen was 500 deutsche Männer über das Schicksal Deutschlands beschließen. Eine offene Stadt, reich und lebenslustig, aber dem aufgeregten Sturmandrang der badischen Freiheitsmänner, dem wilden Geplänkel der Odenwalder Bauern, wie bei der Nähe der Grenze der Furcht vor französischem Einbruch von verschiedenen Seiten gleich sehr preisgegeben, erwartet Frankfurt statt des alten Bundestages eine gesetzgebende Versammlung die sich über die planlos aufgelösten deutschen Einzelstaaten, über einen Bund stelle, der bisher die Anmaßung gehabt Deutschlands Wohl zu lenken und in seiner Trägheit an Rath und That sich als arm und bankerott erwiesen.

Im Kaisersaal empfing uns der Senat der Stadt. Der Alterspräsident, Bürgermeister Smidt von Bremen, leitete die Wahl eines Präsidenten ein. Sie fiel auf Mittermaier, auf dessen Vorschlag Dahlmann, v. Itzstein, Robert Blum und Sylvester Jordan zu Vicepräsidenten ernannt wurden. In feierlichem Zuge schritten wir dann Arm in Arm nach der Paulskirche, dem Schauplatze der Berathungen. Sie sollte gleich in den ersten Stunden ein Schauplatz wilder Debatten werden. Wir wußten im voraus daß die altgewordenen Vertreter des badischen Liberalismus mit dem jungen Geschlecht der badischen Opposition schon längst in hartem Strauß begriffen seien. Wir ahnten aber nicht daß dieser Zwiespalt in der allgemein deutschen Versammlung zum offenen Ausbruch kommen werde. Der Kampf der Parteien welche constitutionelle Monarchie und Republik zum Feldgeschrei machen, ist allgemein principieller Art, aber thatsächlich nur auf französischem Boden gültig. Baden hat ihn auf seinen Boden herübergewonnen; er ist dort localer Principienstreit geworden. Wir theilen diese Verhetzung der Leidenschaften nicht, wir stellen uns gar nicht jene Frage zur Entscheidung weil sie sich nicht in der Hitze des Gefechtes entscheiden läßt, weil sie sich ruhig und von selbst aus der Natur unserer Bedürfnisse und Zustände erledigen wird. Für das was von demokratischen Formen uns noth thut, gibt uns England weit eher, Nordamerika weit eher ein Gleichbild als Frankreich, wo man unter Republik die Herrschaft der Blouse versteht. Frankfurt selbst würde ein Schauplatz des Bürgerkrieges werden, stellte man auf der einen Seite in frechem Gelüst die Standarte der Republik auf. Ein freier vereinigter Bundesstaat will Deutschland werden, Einheit will es in einem Parlament, Errungenschaften der Freiheit will es für Alle feststellen die sich Deutsche nennen, aber keine terroristische Centralisation die jedem Einzelstaat die Formen des geschichtlich gegebenen Monarchismus zu Verbrechen macht. — Dies der kurze Inhalt unserer Überzeugungen, wie wir sie in diesem Blatte bereits ausgeführt.

In einen heftigen Kampf gerieth die Versammlung der Paulskirche, als die alten Badenser ihr die Reihenfolge der Berathungen aufdrängen, die jungen Badenser ihr Anträge aufnöthigen wollten welche den Principienstreit beider Partien zur Hauptaufgabe der 500 deutschen Bürger machen sollten. G. v. Struve stellte

diese Anträge, Hecker unterstützte sie. Gagern vertheidigte das monarchische Element; der alte Welcker bekämpfte die junge Partei mit der Gereiztheit eines entrüsteten Löwen der die letzte Schlacht kämpft. In der That, die Kämpen des alten Liberalismus scheinen ihre letzte Schlacht zu schlagen. Uns lag dieser Streit fern. Unser Wortführer empfahl vergebens eine friedliche Prüfung der Vorschläge des Siebenerausschusses. Gleichwohl wurden die Vorschläge dieser Sieben verworfen; sie waren der Versammlung aufgedrungen. Aber die Versammlung erhob sich nicht zu der Höhe der Stimmung sich für berechtigt zu halten das Parlament das Deutschland will, selbst zu sein und als solches sich gesetzgebend festzustellen. Die Versammlung beschloß eine constituirende Nationalversammlung erst zu berufen, aber für eine solche den Wahlmodus zu bestimmen. Damit hat sie sich mittelbar das Recht zugesprochen die Grundzüge des Parlamentes selbst zu bilden und machen. Auch wird sie diese ihre Vollmacht nicht eher abgeben bis die gesetzgebende Versammlung in Frankfurt ihren Sitz aufgeschlagen. Wir kamen mit der Aussicht nach Frankfurt harte Kämpfe für und gegen ein Oberhaus, für und gegen ein fürstliches Oberhaupt bestehen zu müssen. Diese Fragen sind nicht erledigt. Oder die constituirende Versammlung müßte sich als das Parlament erklären, mit ihrer einen allgemeinen Kammer, einen Präsidenten an der Spitze, Deutschlands Einheit vertreten. Vor der Hand steht nach dem heutigen sturmbewegten Tage, d. 31. März, als Ergebniß heftiger Kämpfe fest daß Deutschland in kürzester Frist aus allen seinen Gauen, von je 50,000 Seelen 1 Abgeordneten wählend, diese constituirende Nationalversammlung, dies sein Parlament berufen wird*). Schleswig, als unzertrennbar mit Holstein verbunden, West- und Ostpreußen sammt den östreichischen Ländern deutscher Zunge wurden miteinbegriffen in dies Deutschland das Vertreter des Volks nach Frankfurt sendet. Der Beschluß, Polens Erhebung im Namen freier Völker nicht zu hindern, seine Theilung vielmehr als ein Unrecht aus alter Zeit zu proclamiren, hatte zur Folge daß für Posen mit seinen 700,000 Deutschen noch in Frage gelassen ward ob und wie sich dort das Deutschthum als zum deutschen Völkerbund gehörig erweisen werde.

Mitten im Sturm der Berathung erscholl plötzlich die Kunde, auf den Straßen Frankfurts sei der Bürgerkrieg ausgebrochen. Herwegh, erscholl es, sei mit den 10,000 Arbeitern hereingebrochen, um die Beschlüsse der Versammlung die er für gefährdet gehalten, mit gewaffneter Hand zu unterstützen. Ein panischer Schreck befiel die Versammlung deutscher Männer; auch der Präsident verlor für den Augenblick den Kopf; der alte liebenswürdige Mittermaier ließ sich hinreißen Alle aufzurufen die dem Straßenkampf gebieten könnten. Robert Blum mußte an die Römer gemahnen deren Senat ruhig beisammen blieb, selbst als der Feind die Thore stürmte. Alsbald jedoch erwies sich das Gerücht als falsch. Eine republikanische Rotte hatte sich den Bürgern gegenüber in der Bockenheimer Gasse aufgestellt; ein Handgemenge entstand, der Anführer jener Haufen, der den Spottnamen Metternich führt, erlitt wie sein Antipode in Wien eine alsbaldige Niederlage auf frischer That. An Ausbruch einer blutigen Parteiung, oder gar an Einbruch bewaffneter Schaaren von außen war nicht zu denken gewesen. Die deutsche Ruhe, Besonnenheit und Eintracht steht aber auf schwachen Füßen, solange kein machtvollkommnes Parlament achtunggebietend den Zustand unserer politischen Auflösung beendet.

3.

Die zwei ersten Apriltage in Frankfurt.

Der letzte März schloß mit einem glänzenden Fackelzug, dem Präsidenten der Versammlung deutscher Männer dargebracht, der erste April mit einer festlichen Beleuchtung der Stadt wie man sie kaum in Paris und London mit mehr Aufwand, mit mehr feinem Geschmack gesehen. Frankfurt war freudeberauscht, — ich wiederhole das Wort um die Stimmung zu bezeichnen. Die Erwartung von den Beschlüssen einer Versammlung die dem trostlosen Schwanken des öffentlichen Vertrauens ein Ende machen sollte, hatte sich zu einer schwungvollen Zuversicht, durch die Besorgniß vor Gefahren im Innern und Äußern fast zu einer schwindelnden Höhe gestimmt. Auf ein festes, rasches Ergebniß war man in Frankfurt, im ganzen Südwesten Deutschlands gefaßt. Der Siebenerausschuß hatte nach seiner Geschäftsordnung sogar in zwei Tagen die große Sache Deutschlands erledigt wissen wollen; mithin mußte die Illumination am 1. April stattfinden, sie mußte der

*) Hierzu erfolgt noch der Zusatz daß ein souveränes deutsches Land von weniger als 50,000 Seelen doch einen Vertreter zu stellen habe. — Heute früh, Freitag d. 31., überraschte uns die hohe Bundesversammlung durch Mittheilung ihres Protokolls von gestern mit dem bereitwilligen Zugeständniß daß es „zu beschleunigter Entwerfung der Grundlagen einer neuen Bundesverfassung" hochnoth und zweckmäßig sei von je 70,000 Seelen einen, von Staaten deren Bevölkerung nicht diese Anzahl erreicht, ebenfalls einen Abgeordneten zur Volksvertretung zu stellen. — Man wird keine neue Volkszählung veranstalten können, will man die Zusammensetzung des Parlamentes beschleunigen.

Ausdruck der erfüllten Hoffnung, der unbedingten Freude werden, die Stimmung mochte an jenem Tage sein wie sie wollte. Möchte Deutschland nicht in den April geschickt sein! Das war nach den Ergebnissen des ersten April in der Paulskirche zu Frankfurt meine und meiner Freunde Besorgniß als wir Nachts durch die glänzenden Straßen zogen und hier die ehrlich gutmüthige Freude, hier die solide Pracht der Stadt, dort die erfinderische sinnreiche Feinheit in all den zur Schau gestellten Herrlichkeiten betrachteten. Die Transparente, die Inschriften mit Sinnbildern waren theils gemüthlich liebevoll, theils ehrbar orthodox, theils witzig mit und ohne attisches Salz. Hier ein Londoner Congreß der geflohenen Fürsten und Minister die sich gegen die Völkerfreiheit verschwören; dort Jesuiten und Pietisten die sich freiwillig nach Sibirien zurückziehen, die russische Knute als ultima ratio anbeten, nachdem die Kanonen nicht mehr gegen das Volk ihre Dienste gethan. Hier ein König der als Fuchs nach der deutschen Krone trachtet sie aber für eine bittere Traube erklärt weil sie ihm zu hoch hängt; dort ein anderer der gegen den Mitbewerber protestirt, seinen letzten irdischen Akt damit vollzieht und am Arm der bereitpeitschten Nymphe sich vom irdischen Getümmel in den Ruhestand der Seligen zurückzieht. Einfach schön und wirksam war der transparente Leichenstein auf der Zeile, dessen Epitaph den Tod der Frau Censur verkündet, gewesenen Streicher, geb. d. **20. April 1819**, gestorben d. **3. März 1848**. Der Witz der Sachsenhäuser war ohne literarische Tendenz, aber politisch bezeichnend, nicht selten bitter aus Naturgefühl, immer aber ehrlich und derb. Ihr Stadttheil jenseit des Main glich einem Walde von Fichten und Tannen den die bunten Lampen und Fahnen feenhaft schmückten. Die derben Gesichter, die zwischendurch blickten, glichen den derben Inschriften und bildlichen Transparents; diese leuchteten von Lichtern und Fackeln, die rothen Gesichter vom guten „Äppelwoin." Die Sachsenhäuser, dies Gärtner-, Weinbauern- und Schiffervolk jenseit des Main, sind eben so orthodox wie die starke Zunft der Frankfurter Metzger, wie der gesammte gute Bürgerschlag Frankfurts. „Tod der Republik!" lautete die Polemik ihrer Inschriften gegen die unsinnigen Gelüste einer südwestdeutschen Propaganda. Die Frankfurter Freibürger wollen keine Herrschaft der Blouse; „man habe ja in Frankfurt schon genug Republik!" schrien die Sachsenhäuser in einem Straßentumult der die Anarchie bezweckte. Im Winkel einer engen Sackgasse stand mit Flammenbuchstaben:

> Wir hier in der Welt am End
> Woll'n nichts als deutsches Parlament!

In einem Kranz den Genien hielten, stand in rührendem Verein von Nützlichem und Schönem, Freiheit und Wahrhaftigkeit:

> „Hoch deutsches Bürgerthum!
> Hier trinkt man Äppelwein.
> Einigkeit sei unser Ruhm,
> Hier, Brüder, kehret ein!
> Fort mit Euch Ihr Sappermenter!
> Herein Ihr Herren Parlamenter!"

Allen Tollköpfen des Umsturzes haben die Metzger den Tod geschworen; alle Versuche der Republikaner belauerten die Sachsenhäuser mit ihren kraftvollen Fäusten; wie die Löwen standen sie in Reih und Glied vor ihren Häusern, wenn Schaaren badischen, hessischen, nassauischen Gesindels das sich zahlreich in Frankfurt eingefunden, durch ihre Gassen zogen. Wir machten in Frankfurt die Erfahrung daß die deutsche Freiheit dicht am Abgrund der Anarchie ihre Straße wandelt. Haben die Fürsten sie doch so lange unterdrückt daß ihr plötzliches Aufathmen wie ein schmerzlicher Schrei der Rache klingt. Wir machten aber zugleich im Süden jetzt die Erfahrung daß die Erklärung der Republik einen Bürgerkrieg hervorrufen würde, der jedoch schon in den Gassen von Frankfurt zum entschiedenen Siege der orthodoxen Männer der alten Ordnung führen würde. Hüten wir die junge Freiheit Deutschlands! Lassen wir die vestalische Flamme nicht zur blutrothen Lohe zum Himmel aufschlagen! Den treulosen Feuerwerkern die sie zum bloßen Schauspiel verpuffen wollen, den Fürsten und ihren Helfern die es nicht ernstlich meinen mit der Wiedergeburt des deutschen Lebens, ihnen werde die ganze Gewalt der entfesselten Volkskraft entgegengestellt!

Binnen vier Wochen wird in Frankfurt die gesetzgebende Nationalversammlung eröffnet werden; wo nicht, so hat der Ausschuß der jetzigen Versammlung die Befugniß dieselben Männer die in diesen Tagen hier beisammen sind wieder zu berufen! Dies das Ergebniß der zweiten Sitzung, will man das Heilsame, das Positive der Beschließung gutwillig für sich allein in's Auge fassen. Dies war auch der ungefähre Zweck der Siebenercommission im Einverständniß mit den Regierungen. Aber dieser Ausschuß sollte sich mit dem Bundestage in Vernehmen setzen; er sollte statt eine Macht zu sein die den Willen der Nation vollzieht, ein bloßer Beirath der fürstlichen Gesandten werden, er sollte die „Männer des Vertrauens" die man sich beigesetzt verstärken, sich benutzen lassen wo es nöthig schien mit dem Volke für's Volk zu handeln, in Fällen aber wo dem hohen Bund ein Aufruf der Nationalkraft nicht nöthig, nicht räthlich scheint, unnütz zur Seite bleiben.

Die Männer des Volks sollten die Revolution unterdrücken helfen, aber die Reform nicht selbständig in Händen haben! Dies die Besorgniß, dies das Negative im Ergebniß der Beschließung vom 1. April. — Geben wir den Gang der Berathungen, um das Verhängnißvolle der Lage Deutschlands nach dieser Bestimmung zu ermessen! Das nach Einheit und Einigkeit strebende Deutschland zeigte sich uns heute in der Paulskirche zu Frankfurt als ein sehr zwiespältiges, als ein nach verschiedenen Seiten hin verzweifelt kämpfendes, vielfach zerrissenes Deutschland. Nicht blos der Unterschied der Stämme der großen weithin verzweigten Nation, nicht blos die Gegensätze ihrer Bedürfnisse, die Spaltung ihrer Wünsche nach Grad ihrer politischen Reife, auch die Leidenschaft der Parteiung lieferte uns dies Bild eines nationalen Zerwürfnisses.

Mit der Berathung des Wahlmodus zur Zusammenberufung einer gesetzgebenden Nationalversammlung wurde die Sitzung des 1. April eröffnet. Schaffrath's Antrag auf unmittelbare Wahlen mit Anerkennung der Wahlfähigkeit jedes fünfundzwanzigjährigen, einem deutschen Staate Angehörigen fand lebhafte Unterstützung. Vogt aus Gießen (Professor der Physiologie, ein junger freuriger Kopf), erklärte sehr richtig die meisten Abgeordneten in unseren landständischen Kammern für blind gewählt; er schreckte jedoch durch sein unverholenes Eingeständniß, es thue noth möglichst viel Jugend zur constituirenden Versammlung der Deutschen zu berufen. Ich sage: er schreckte. Bei der ausbrechenden Redekrankheit halfen einige unbefugte Redner die für die directen Wahlen sprachen, diesen Schrecken vermehren; eine Furcht die in allgemeinen Humor umschlug als ein breiter, wohlbeleibter, also wie Cervantes sagt sehr guter Mann aus Mainz seine Phantasie soweit anschwellte die Platonische Liebe zur Regierung und Ordnung der verworrenen deutschen Welt heraufzubeschwören. (Dieser Mann, mit Humor wider Willen ausgestattet, ist Präsident eines Obergerichtshofes. Gott schütze die deutsche Gerechtigkeit!) Niederdeutschland legte in seinen Rednern eine offenbare Scheu vor unmittelbaren Wahlen aus dem Volk an den Tag; Männer aus Mecklenburg, Hannover, Oldenburg und Hamburg begreifen weder die Nöthigung noch die Möglichkeit directer Wahlen; Niederdeutschland ist noch unfähig zu begreifen daß mittelbare Wahlen zu beschließen ein Mißtrauensvotum gegen das Volk abgeben heißt. Norddeutschland hängt noch immer an den Fäden der bureaukratischen Bevormundung, kann nicht begreifen daß das Volk sich jetzt unmittelbar betheiligen will und muß; das deutsche Phlegma im Norden staunt daß im Süden das System der alten Einschachtelung, der alte Fluch, gebrochen ist, daß die Revolution ausbricht, bleibt die Reform versagt. Welcker fand bei dieser Stimmung in der einen Hälfte der Versammlung neuen Boden seinen Mittelsvorschlag wiederholt einzubringen. Er bat, nicht allzu absolut den Modus festzustellen um den einzelnen Staaten nicht Verlegenheiten zu bereiten. Er schlug als praktischen Mittelsweg die Form des badischen Wahlaktes vor, wonach je 100 Seelen einen mündigen, fünfundzwanzigjährigen Wahlmann und diese Wahlmänner für je 50,000 Seelen einen Abgeordneten stellen. Vater Jahn war in der Versammlung erschienen und ward, die Rednerbühne betretend, mit Jubel begrüßt. Er sagte: daß Einundzwanzigjährige wählen, sei altes ursächsisches Recht, und wenn die zerstreut wohnenden Leute zu Urwahlen von weit her zusammenkommen müßten, so sei's eben gut und thue noth daß heutzutage jedermann frisch auf den Beinen sei. Robert Blum, unser Volksmann aus Sachsen, allgemein Vertrauen einflößend durch die ruhige Gesundheit, durch die gewinnende Zuversicht zur guten Sache, hatte schon am Tage zuvor das Verdienst, der Versammlung in Augenblicken wo sie auseinanderzubrechen drohte, durch biedere Zusprache neue bindende Kraft zu erwecken. Er schlug vor die unmittelbaren Wahlen den Gemeinden zu übergeben, sie aber rasch, augenblicklich anzuordnen. Durch Mittelswahlen die Nationalversammlung zu berufen, sei ein Eingeständniß der Unmündigkeit des Volkes, und solch Eingeständniß ein schlechter Dank für das Vertrauen mit dem man vom Volke hergeschickt sei. Es ist falsch, die Urwahlen für unmöglich zu halten. Möglich ist alles Natürliche, schwierig ist alles Künstliche. Gemeinden und Kirchspiele gibt es überall; ihnen übergebe man die Forderung, auf 50,000 Seelen einen Vertreter des Volkes herzustellen. — Dr. Wirth warnte vor dem Polizeistaat der noch nicht todt, nur scheintodt in Deutschland sei; durch indirecte Wahlen sei der „Liederlichkeit des Polizeistaates" abermals Thor und Thür geöffnet. Dies traf den wunden Nerv der Sache, schreckte aber durch die Bitterkeit des Ausdruckes. Bei der namentlichen Abstimmung ergaben sich dann 317 gegen 194 Stimmen gegen die directen Wahlen; doch ward zugleich dieser Wahlmodus als Grundsatz und Regel, wenn auch nicht als Vorschrift festgestellt für die Berufung der gesetzgebenden Volksversammlung. Kein Census, kein Glaubens-, kein Standesunterschied sei bindend bei der

Wahl, jeder Volljährige wahlberechtigt und wahlfähig. Auch ist die Wahl des Volksvertreters zu jener Versammlung nicht auf die Landschaft beschränkt; jeder Deutsche ist wählbar für jede deutsche Landschaft. Die politischen Flüchtlinge die wieder heimisch sein wollen in Deutschland, sind nicht auszuschließen von der constituirenden Versammlung. — So hatte sich also mit einer Minderheit von beinahe 200 Stimmen dieser Sieg der alten Partei, ein sehr spärlicher Sieg über die Freunde der entschiedenen Neugestalt Deutschlands, festgestellt. Außer Biedermann und Brockhaus stimmten alle Sachsen für directe Wahlen, auch von Watzdorf, auch Todt, der sächsische Bundestagsgesandte.

In der zweiten Hälfte der Sitzung wiederholte sich eine tumultuarische Scene wie sie sonst nur auf polnischen Reichstagen erlebt wurde. Hecker aus Mannheim stellte den Antrag der Permanenz der Versammlung bis zum Eintritt des gesetzgebenden Körpers. Diesen Vorschlag hat nicht die Herrschbegier leidenschaftlicher Köpfe gemacht, nicht der Übermuth der Willkür: die Noth der Zeit rief ihn hervor, das Vertrauen des Volkes das auf die Versammlung mit Muth und gutem Willen blickte, berechtigte dazu. Wozu wurden diese Hoffnungen erweckt, wollte man sie zugleich täuschen? Wozu außer den „Männern des Vertrauens" welche die Regierungen dem ohnmächtig gewordenen Bundestage zur Seite setzten, noch eine Volksversammlung herbeirufen, wenn man diese zugleich für incompetent erklärt den Nationalwillen so lange zu vertreten bis die gesetzgebende Versammlung aus geordneten Wahlen zusammentritt? Wozu die Reisen der Herren v. Gagern, v. Lehrbach nach dem Osten und Norden Deutschlands? Nicht blos das Einvernehmen der Höfe zur Feststellung einer Volkskammer war Zweck dieser Reisen; man suchte die Männer des Volkes eigens auf, zog sie in's Vertrauen, war eingeständig daß Deutschland bei der drohenden Auflösung der bestehenden Gewalten eines Parlamentes bedürfe in welchem der Wille der Nation seine Machtvollkommenheit zusammenfaßt. Wenn morgen Franzosen über den Rhein, Russen über die Oder, Dänen über die Eider brechen: wer beschließt die Volksbewaffnung, die Freischaarenzüge? — Der Bundestag? — Der Minister v. Gagern gestand auf der Rednerbühne ein, der Bundestag in seiner bisherigen Verfassung sei „eine Leiche!" — Wer beschwört den Aufruhr der Gemüther? Wer hindert die Bewegung, in Anarchie umzustürzen? — Die Regierungen der einzelnen Staaten? — In Wien, in Berlin ist Bürgerblut geflossen; die Soldatesca hatte gegen die Nation statt gegen die Feinde der Nation gefochten! Die Auflösung droht, die Verlegenheit herrscht in Östreich und Preußen. Nichts als der Nationalwille kann Deutschland zu Hülfe kommen! Hr. v. Gagern erklärte die Versammlung die der gute Wille des Volkes zu solchem guten Zweck berufen, für unfähig, für incompetent. Und doch befähigte er sie einen Ausschuß hinzustellen der dem Bundestage diese Hülfe leisten könne! Ist Logik in diesem Widerspruch? — O ja, aber keine ganz ehrliche. Eine für incompetent erklärte Versammlung sollte 50 Männer hergeben zu neuen Stützen für den morsch gewordenen Fürstencongreß. Ist der Bundestag in seiner jetzigen Verfassung „eine Leiche"; wie ist es möglich, wie ist es räthlich diese Leiche zum Schein in's Leben zu bringen? Die 50 Männer des Volkes sollten Hülfe leisten, wenn der Aufstand losbräche; sie sollten Rath schaffen wenn der Feind über die Grenze träte, sie sollten die Arme der Bürger bewaffnen wenn der Bauer, der Arbeiter zur Sense, zum Hebebaum griffe. Aber sie sollten bei Seite bleiben, wo die Herren der Diplomatie der Volkskraft nicht bedürften. Dies der Sinn der Maxime, die alten Gewalten mit frischen Kräften aus dem Volk zu rekrutiren. So schien es wenigstens, und schon dieser bloße Schein war ein Unglück, wo nicht ein Fluch den diese Versammlung über das bedrängte Deutschland heraufbeschwören konnte. Der Sieg der Regierungskunst, der Triumph der Diplomatie am 1. April ist aber nur halb errungen. Traurige Errungenschaft über den guten Willen einer deutschen Nationalversammlung! Wehe der gesetzgebenden Versammlung, wahrt sie nicht stärker ihre Rechte! Wehe dem einigen Deutschland, ruft man so die Hülfe der Nation auf blos um die Nothfrist zu überwinden!

Heckers Antrag ward mit 268 gegen 143 Stimmen verworfen; die Opposition hatte sich um 30 vermindert. Die Sachsen stimmten hier wie bei der ersten Frage. Der süddeutsche Adel, zahlreich vertreten, schien den Versuch sich populär zu machen, theilweis aufzugeben; sein Liberalismus war nicht stichhaltig. Die zahlreichen Landtagsabgeordneten aus Hessen und Würtemberg, just Männer die nach Beruf und Pflicht an die Handhabung der Rechte des Volks gewöhnt sein sollten, führten zu dieser Halbheit. Es ergab sich wie dürftig in den kleinen Verfassungsländern der Census ist um einen Vertreter des öffentlichen Wohles herzustellen. Hessen-Darmstadt, das sehr stark in Frankfurt beisammen war, hat ein dreifach gesiebtes Wahlgesetz und liefert Philister die gut dotirt die Ruhe wollen. Wer will die Ruhe nicht? Aber die Unruhe ist da; und es gilt der Bewegung ein Bett zu graben, die besten Kräfte daran zu betheiligen, die Nation für ihr eigen Wohl und Wehe verantwortlich zu machen. Die Welt ist nicht ruhig, sie ist in Aufruhr und nur ein starkes Centrum der sich zusammenfassen-

den Nationalkraft kann Deutschland retten. Wir nehmen von den Hessen, heben wir sie einmal hervor, die jungen Männer der Wissenschaft aus, Hildebrandt aus Marburg, Vogt und Carrière aus Gießen. Preußen war in geringer Anzahl vertreten; nur die Männer von Köln, Raveaux und Andere, gingen entschieden in's Gefecht, von der Nothwendigkeit durchdrungen, daß außergewöhnliche Zustände außergewöhnliche Schritte nöthig machten. Hamburg lieferte in Rießer, in Wurm gute Kämpfer für Fortschritt und Freiheit; sonst legte fast ganz Niedersachsen (Mecklenburg, Hannover, Oldenburg), dies Land und Volk voll nachhaltiger Dauerbarkeit, das Zeugniß ab daß seine satte Trägheit noch wenig den Heranbruch eines neuen Zeitalters spürt. Daß in Wien, in Berlin Bürgerblut in Strömen floß, hat die feiste Ruhe in den breiten Niederungen des deutschen Nordens noch wenig gestört. Zahllose Redner sprachen ihre Verwunderung aus daß man in Süddeutschland behaupte, die Welt sei aus den Fugen; sie begriffen es nicht warum das Volk endlich seine Rechte selbst festzustellen, bei der Ohnmacht der alten Regierungsgewalten Vaterland und Freiheit zu schirmen unternimmt. Das Phlegma des deutschen Nordens begreift es nicht daß der feurige Sanguinismus des Rheinländers und des Badensers Feuerlärm ruft und mit allen Glocken Sturm läutet, damit das Volk frei sei, weil nur ein freies Volk stark gegen außen und einig im Innern ist. Die Opposition war wie gesagt um 50 Stimmen geringer geworden, und der Darmstädtische Minister v. Gagern wußte sehr wohl den Rest von Vertrauen, Sicherheit, Trägheit und Orthodoxie für sich zu benutzen, er wußte durch den feurigen Schwung seiner Beredsamkeit das norddeutsche Gemüth in den Harnisch zu jagen um den Übergriffen der badischen Freiheitsmänner die Stirn zu bieten. Gegen die stürmische Gewalt dieser Übergriffe der Freiheitslust ließ sich die steife und stumpfe Orthodoxie waffnen: dies der Wendepunkt der Frankfurter Kämpfe. Die Versammlung, ganz dazu berufen sich für permanent zu erklären, um nicht blos zu berathen, sondern zu beschließen und zu handeln, hat den Muth nicht gehabt sich den Beruf dafür zuzusprechen; der Schreck vor republikanischen Gelüsten hat die Mehrheit theils gelähmt, theils zu einem Fanatismus erbittert, zu dem Welcker durch seine Herausforderung aufrief. Welcker und Hecker brachten die Leidenschaft ihres Principienstreits in die Paulskirche, sie trugen die Schuld, hätte die Versammlung der Paulskirche sich aufgelöst!

Fassen wir die Kämpfer persönlich in's Auge die der Berathung diese Wendung gaben! Wir fanden hier den fertig organisirten Parteikampf Süddeutschlands vor uns; dieser Wettstreit erbitterter Heerführer drängte sich im Schooß einer allgemein deutschen Versammlung in den Vorgrund des Kampfplatzes. Die Paulskirche wurde das Schlachtfeld der badischen Parteien. Hecker, der Held der freiheitdürstenden Jugend, ist Advocat in Mannheim. Er commandirt die Turner in allen benachbarten Landschaften. Der Rheinwein der in seinen Adern tobt, ist jung und feurig, die ganze Jugend des südlichen Rheinlandes schwört auf sein Wort, und jedes seiner Worte ist ein Pistolenschuß. Blond, mit flatternden Locken und keckem Bart, mit blitzenden Augen und feurig gespannten Sehnen, Herr der Rede die er tyrannisch zwingt dem Augenblick und seinem Zwecke zu dienen, herausfordernd bis zur Beleidigung, aber seines Sieges bis zum dünkelhaften Stolz gewiß: so steht er vor uns, ein Mann in der Mitte der Dreißiger, kein eigentlicher Redner im Sinne Cicero's der langsam durch wohlgefügte Darlegung der Sache gewinnt, aber wie der Sturmwind im Moment fortreißend, jeden Widerstand überflügelnd, keck bis zur Anmaßung, gebieterisch bis zum Terrorismus, kein Mittel scheuend um der Freiheit die Gasse zu bahnen. Man kann entrüstet sein über die Keckheit seiner Maximen, aber man kann nicht von der Überzeugung lassen, hier sei ein scharfes Feuer das der Welt die alten Schäden gründlich ausbrennen will, eine Verachtung aller unmannhaften Schwäche, eine sittlich starke Erbitterung gegen alle Illusionen der Halbheit, gegen alle ehrlose Hinterlist der blos Klugen und der Feigen. — Ihm zur Seite steht Dr. Zitz von Mainz, ein Freibürger der neuen Zeit, der vielleicht nicht scheuen würde mit Frankreichs Hülfe die Freiheitsfahne aufzupflanzen, wenn Deutschlands Hand zu schwach wäre sie selbst als Standarte hinzustellen. — Gustav Struve, wie er sich mit Verleugnung seines Familienadels nennt, alter Burschenschafter und junger Journalist, ist der Dritte im Bunde. Seine norddeutsche Natur hat mehr Zähigkeit als Feuer, mehr passiven Hinterhalt als heraustretende Eroberungslust. Was ihm an Schlagkraft fehlt, ersetzt die Intrigue, bei ihm vielleicht ein Erbtheil seiner früheren diplomatischen Laufbahn in der russischen Gesandtschaft. Märtyrerthum für burschenschaftliche Zwecke und Richtungen hat seine hartnäckige Natur im Feuer der Drangsal gehärtet, aber seine Waffenführung ist nicht immer ganz offen, noch weniger fein. — Das sind die Männer der äußersten Linken, die Führer einer Partei die die Freiheit um jeden Preis will. Ihr Ernst hat bis auf einen gewissen Grad spartanische Festigkeit und Einfalt, ihre Erbitterung gegen die Heuchelei alter Regierungskünste ist ein starker, ehrlicher, gesunder Fanatismus. Es sind die Camille Desmoulin's auf deutschem Boden. Sie sind keine Schwärmer für die Freiheit, sie fordern nur die allernächsten Menschenrechte, sie fordern sie nüchtern und kalt, sie fordern sie, wenn's nöthig ist, mit der Faust, mit dem Schwert, wo das Wort nicht mehr ausreichen sollte. In ihrem Klubb ist das Freibürgerthum mit allen seinen Formen festgesetzt; offen vor der Welt sprechen sie nicht minder unverholen als stünden Tausende bewaffnet hinter ihnen, ihr Wort zur That zu machen; durch weitverzweigte Anhängerschaft sind sie mächtiger noch als durch ihre Propaganda auf der Tribüne und in der Presse. Die kecken Speculationen der Philosophie, die Freiheitsträume der Poeten sind hier zu Forderungen des nüchternen Verstandes geworden. Begreift sie der Bürger nicht, der Mann des Besitzes und ordnungsmäßigen Wandels, so begreift sie die Jugend, der Arbeiter, der Mann der Blouse. Das ist die Furcht die mit dieser Partei über die Welt gekommen. Diese Partei hat allen Illusionen der Welt den Krieg erklärt. Sie setzt dem Herkommen die nackte Wahrheit entgegen; alle Hüllen streift sie ab, allen Hinterhalt stört sie auf, alle Täuschungen tritt sie kalt mit Füßen. Sie wäre unüberwindlich, — litte sie nicht an einigen Selbsttäuschungen. Sie ist solange eine furchtbare Macht, als die Welt feig und träge sich hinter falschen Bollwerken verschanzt.

In Welcker, dem grau gewordenen Kampfshahn des alten Liberalismus, sehen wir den Mann der sein letztes Leben dransetzen zu wollen scheint der Partei dieser Jugend die seine Theorien überflügelt hat, den Todesstoß zu geben. Itzstein, der greise Veteran der liberalen Praxis, hat nicht mit ihr

gebrochen. Er hat es noch nicht aufgegeben diese Jugend die ihn Vater nennt zu behüten, er geht nicht mit ihr in's Gefecht, er nimmt sie am Arm bei Seite ihr zuzureden, sie um das Heil des Vaterlandes zu beschwören zur Eintracht und Gemeinsamkeit im großen Werk. Vater Itzstein hofft noch immer, auch dieser junge Wein werde alt werden müssen, an gesetzter Kraft gewinnen was er an aufbrausendem Schaum verliert. Welcker kann sie nicht mehr leiten, also will er sie stürzen. Er ist wie ein unnatürlicher Vater der sein eigen Blut verdammt. Welcker war Schuld daß die ganze Gewaltsamkeit des badischen Parteikampfes sich mitten in der allgemein deutschen Versammlung in den Vorgrund drängt. Wir staunten daß man die Bedürfnisse Badens dem ganzen Deutschland aufnöthigen wollte; die deutsche Versammlung wurde fast das Opfer der Erbitterung dieses localen Parteikampfs. Welcker's Heftigkeit gränzte an Jähzorn. Er warf seinen Gegnern vor, unter der Toga heimlich Waffen zu führen, und doch war seine eigne Art der Kriegführung der furchtbarste Gebrauch von unerlaubten Waffen. Mit einer Gewaltsamkeit die nur der Verzweiflung zu verzeihen ist, lud er die badische Jugend mit Vorwürfen die sich bis zur Anklage auf Hochverrath steigerten, vor das Forum Deutschlands, sie auffordernd offen vor aller Welt verbrecherischer Pläne geständig zu sein. Ihr wollt Republik! lautete seine Herausforderung. — Er sprach ein großes Wort — nicht gelassen — vielmehr im wilden Zorne aus. Republik! — Wenn wir in Frankfurt zusammentreten, ein deutsches Parlament über die Fürsten zu stellen als Obhut unserer Einheit, als Schirm gegen äußere Feinde, als Schutz gegen innere Tyrannei: wer steht dafür daß die Anklage nicht auch auf uns fällt, ob wir schon nichts anderes wollen als die Fürsten, wie sie ehedem unter Kaiser und Reich gestanden, jetzt unter ein Parlament zu stellen das die vereinigte Kraft der Nation vertritt und vollzieht! Ein Volk das Tugend und Kraft in sich hat sich selbst zu regieren, gibt sich für die Demokratie der Gesinnung auch demokratische Formen. In solcher Kraft beruht Englands Bürgerfreiheit, England ist trotz seinem unantastbaren Königthum die beste Republik, es hat in der Kraft seine Freiheit, seine Freiheit in der Kraft. Es ist kein Verbrechen, solcher Mündigkeit des Volkes nachzustreben. Aber Republik im Sinne Frankreichs heißt Herrschaft der Blousen. Dann besteht die Republik in der Absetzung der Fürsten, in der Mißachtung jedes geschichtlichen, in der Vernichtung jedes sittlichen Herkommens. Dann ist Republik der launenhafte Umsturz selbst der Gesetze die ein Volk sich selber gibt, eine Umkehr aller Verhältnisse, eine Lösung aller Bande, eine Impotenz die mit dem leeren Nichts endet, eine Negation die durch den Kitzel des fanatischen Dünkels die fehlende Zeugungskraft ersetzen will. Ich weiß nicht ob Deutschland auch hierin der Affe Frankreichs sein möchte. Welcker's Anklage aber ging darauf hin dessen eingeständig zu sein. Eine naive Aufforderung, sich zum Hochverrath zu bekennen! Die angeklagte Partei konnte ruhig entgegnen, es sei ihr nicht bewußt, das je gewollt zu haben, je eingestehen zu können. So ruhig die Jugend, so leidenschaftlich war hier das Alter. Welcker usurpirte mehrmals stürmisch die Rednerbühne. Der Aufruhr stand in seinem blutroth schwellenden Gesicht, wilder Jähzorn war der Ausdruck seiner Bewegungen und Mienen. Ihr wollt den Umsturz! rief er, mit Fingern auf sie deutend, aber die Welt waffnet sich gegen Euch! Revolutionen könnt Ihr machen, aber Deutschland wird Euch doch zertreten in seinem Grimm! — Damit war der Schrecken des Bürgerkrieges über die Versammlung gebracht, und Hr. v. Gagern war der Mann um das in solchem Sturm aufgeregte Deutschland in der Paulskirche für sich zu gewinnen. — Hr. v. Gagern war der dritte Kämpfer im Streit.

Ist Welcker ein Greis mit grauen Haaren der mit Verzweiflung gegen die Freiheit kämpft wo sie Anarchie zu werden droht, so ist Gagern ein Mann in der Blüthe der Jahre der mit Schwung und Phantasie und nicht ohne das sichere Gefühl des Sieges für die Monarchie in's Feld zieht. Sieht er vielleicht in einem Kaiserthum das letzte Heil eines allgemeinen und einigen Deutschlands? Dann thäte mir leid daß er mehr Staatskünstler als Staatsmann wäre, sein sonst gesunder Sinn an Illusionen verfiele. – Gagern ist Minister eines Fürsten der die Forderungen der Zeit zu begreifen scheint, indem er eingestand, der deutsche Bund habe seine Aufgabe, Deutschland zu leiten, nicht erfüllt. Damit war die Auflösung des Fürstencongresses der sich hoher deutscher Bund genannt, auch von fürstlicher Seite festgestellt. Hr. v. Gagern hat früher selbst zur Opposition seines Landes gehört; seinetwegen wurde die darmstädtische Kammer wiederholt aufgelöst; aus dem Kampf gegen despotische Willkür ist dieser glänzende Fechter für die Sache der Fürsten hervorgegangen, im Feldlager Derer die er jetzt bekämpft, hat er sich die Waffen geschärft. Er hat damit nicht die Fahne gewechselt; er ficht für den Fortschritt, aber er sieht die Freiheit nur im Bunde mit den Fürsten vor der Anarchie sichergestellt. — Eine hohe dunkle Gestalt voll Kraft und Schwung steht Gagern vor uns, das Auge hinter buschigen Brauen groß und feurig, der Blick treffend, zündend, aber kein kalter Wetterstrahl, jedes Wort schlagend, aber nicht schneidend, die ganze Haltung edel, selbst in der Aufwallung des Zornes noch getragen von einem sichern Takt, von einer innern Zuversicht. In der That, einen Redner im großen Styl haben wir vor uns, einen Staatsmann der aus den Reihen des Volks hervorging, das glänzendste Talent in der ganzen Versammlung deutscher Männer. Dies Eingeständniß machen wir unserem Feinde. — Unserm Feinde? — Man mißverstehe uns nicht. Gagern ist kein Feind des Volkes; wie könnte er dann noch jetzt der Hort der Fürsten sein! Gagern hat die Mission die Sache der Kabinette mit der Freiheit der Völker zu verschwistern. Das zwingt uns neben der Bewunderung seines Talentes zugleich die Sprache des Argwohns auf. Nur der Zwang hat die Fürsten getrieben die Rechte der Nation, langvorenthaltene, einfach natürliche Rechte, anzuerkennen. Weil sie unseres Armes bedürfen, haben sie uns plötzlich über Nacht für reif erklärt; die bürgerliche Freiheit Deutschlands ist ein Kind der Noth. Und Gagern muß um jeden Preis den neuen Bund zwischen Fürsten und Völkern stiften. Um den Preis also handelt es sich, und nach dreißigjähriger Zwangsarbeit fechten wir, um die Freiheit einzulösen, mit ungeübten aber erbitterten Kräften. — Wenn Hecker in der Offensive sich in gewagten Vorpostengefechten verplänkelt, Welcker aus verschanzter Höhle hervor verzweifelte Ausfälle macht die selbst von der Versammlung zurückgeschlagen werden, so erscheint Gagern in wohlgeordneten Festungswerken vor uns. Das Bollwerk *scheint* aber nur in Ordnung zu sein. Es ist allzu weitläufig angelegt. Dem andringenden Feinde muß der kluge Vertheidiger eine Schanze nach der andern preisgeben; aber bevor er sie räumt, sprengt er sie in die Luft um dem heranstürmenden Feinde keine

neue Stellung zu lassen. So mußte er den alten Bundestag opfern, so wich er nur Schritt für Schritt, um den Kern der Festung sicher zu behaupten. Es galt gegen den Aufruhr der Welt ein Kleinod zu vertheidigen. Und es gelang. Gagerns Begeisterung ist klug, und seine Klugheit weiß Begeisterung zu wecken. Was in der norddeutschen Brust von Vertrauen, von Pietät, von gutmüthiger Hingebung noch vorhanden, das rief er vom Schlummer wach, die Funken in der Asche des verkohlten Herzens zur Flamme zündend. Wo Hecker durch anmaßende Keckheit verletzte, Welcker durch gewaltsame Ausfälle die Sache die er verfocht zweifelhaft machte, da stand Gagern, Schritt für Schritt weichend, aber Schritt für Schritt zugleich erobernd als Sieger da. Wo Jene schreckten, gewann er die Gemüther, wo jene beleidigten, versöhnte er durch die Verkündigung eines neuen Bundes zwischen Fürsten und Völkern.

Das war der Sieg des ersten April. Die Versammlung verzichtete auf ihre Permanenz, dieselbe Versammlung der Nation die Gagern durch Volksmänner berufen ließ, räumte willig ein keine Vollmacht zu haben um selbständig zu sein; dieselbe Versammlung die sich für unfähig erklären ließ Deutschlands Heil festzustellen, beschloß durch einen Ausschuß von Funfzigern dem Bundestage neue Werkzeuge zu liefern um scheinbar mit dem Volke für das Volk zu handeln. Das Programm der Sieben die der Nation ein fürstliches Oberhaupt geben wollten, war verworfen; allein der Plan, die Nationalkraft von neuem in Dienst zu nehmen für die Diplomatie der Fürsten, schien gelungen. Die funfzig „Besten“ in der Versammlung sollten ein Beirath des Bundes sein. Und welche unter uns „die Besten“, das schien nach den bereits umlaufenden, heimlich verbreiteten Wahllisten nicht zweifelhaft mehr. Der Sieg war nicht ohne List errungen; die Taktik der Sieger war im Einverständniß mit dem Präsidenten, der Präsident mit den Siebnern, die Siebner mit dem Congreß der Fürsten im Bunde. Wir hätten gegen Escamotage eine gerechte Klage erheben können, aber wir fühlten daß die verlorne Sache damit nicht wiederzugewinnen war. Das Gefühl der Übertrumpelung in der Führung der Debatte war allgemein; aber die Niederlage der Opposition stand fest.

Dennoch traten wir von neuem unter die Waffen. Die badische Opposition stellte mit Dr. Zitz den Antrag, nicht ferner mit dem Bundestage in Vernehmen zu treten bevor nicht dieser die Beschlüsse von Wien und Karlsbad aufgehoben, seine alte Schmach getilgt, die Theilhaber an dieser Knechtung der Nation von sich ausgeschieden. Eine Reinigung des Bundes war die Bedingung eines ferneren Verkehrs mit den Vertretern des Volks. Dies war die Rettung der Sache vor den Augen der Nation. Der Ungestüm Hecker's erklärte es für ehrlos wenn Männer des Volkes anders als nach Gewährung dieser Forderung noch Theil haben wollten am Neubau Deutschlands. Er nahm den übereilten Ausdruck zurück, aber die Versammlung blieb gegen ihn gestimmt. Bassermann's Vorschlag zur Milderung dieser Erklärung fand Anklang. Wir sahen die Sache damit gerettet, wir stimmten dafür, nachdem die schärfere Fassung des Beschlusses verworfen war. Daraus erwuchs die Spaltung der Minderheit; die Fraction Hecker erhob sich im Gefühl der Beleidigung, 64 Mitglieder verließen mit ihm den Saal. Wir glaubten retten zu müssen was zu retten war; wir blieben.

Im Bewußtsein dieser Niederlage erschien uns das Freudenfest der Stadt Frankfurt wie ein unwillkürlicher Spott auf Deutschlands Einheit. So kam Mitternacht heran und wir erschöpften uns an Versuchen die Spaltung der Opposition zu beseitigen. Einige Vierzig an der Zahl, Vater Itzstein an der Spitze, gingen wir in den Klubb der Fraction Hecker. Freiheit, Brüderlichkeit, Gleichheit gelten für die Grundzüge der Republik. Wir fanden genug Freiheit im Klubb der Badenser, aber wir vermißten das Gefühl der brüderlichen Einträchtigkeit, das Gefühl der Nothwendigkeit daß zwei Nüancen einer Partei noch immer als Partei zusammengehören. Itzstein sprach zu den abgefallenen Söhnen und Brüdern die die Sache der Nation nicht für höher und heiliger hielten als ein Phantom ihres Ehrgefühls. Die Badenser mit ihrem Anhang blieben bei dem Entschluß sich als eigentliches Parlament festzustellen, die Spaltung dauernd zu machen. Über die Freiheit läßt sich nicht mehr rechten, sobald es feststeht daß die Faust das Wort ersetzen soll. — Unser Versuch war gescheitert, ein Ausgleich unmöglich. Noch bis zwei Uhr Nachts waren wir, eine Minderheit in der Minderheit, beisammen; wir beriethen ob es noch räthlich sei zu den Wahlen mitzuwirken.

Der nächste Tag in der Paulskirche brachte uns eine überraschende Wendung der Sache. Der Präsident eröffnete die Sitzung mit der Kunde, der alte Bundestag habe sich aufgelöst, die Ausnahmsbeschlüsse von Wien und Karlsbad seien aufgehoben, die Theilhaber an ihnen sämmtlich aus dem Staatsdienst entlassen. Damit war die Ursache des Austritts jener 64 geschwunden; ihr Eintritt war wieder möglich. Aber die Wahlen hatten sich schon festgestellt, sie wurden nicht allgemein von neuem vollzogen. Itzstein gab sich den Auftrag die Ausgetretenen wieder zur Theilnahme einzuladen. Die Versammlung erkämpfte jedoch ohne Mitwirkung der 64 ihren bedeutendsten Sieg. Soiron machte den Antrag, die Souveränität des Volkes für die gesetzgebende Nationalversammlung als Grundsatz festzustellen. Nord- und Süddeutschland wogte zu neuer Spaltung auf, die Leidenschaft der Meinungen drohte wieder bis zu jenem Fanatismus zu steigen wo die Sache der Entscheidung schließlich der Raub des letzten Redners wird. Nicht ohne die Fürsten will der deutsche Norden, unabhängig und frei will der deutsche Süden über die Neugestaltung Deutschlands tagen und beschließen; Fürstenrecht und Volkswille wogte wieder auf zu neuem Sturm, die Fluth der Bewegung stieg über ihr Bett, die Intrigue und die Gewalt der Leidenschaft kämpften von neuem heimlich und offen den erbitterten Streit. Hr. v. Soiron wußte schließlich dem für Norddeutschland herben Begriff der Volkssouveränität eine milde Erklärung zu geben die ihn annehmbar machte. Das war der entscheidende Triumph in den Errungenschaften, das sicherte den Fortschritt ohne die Einheit zu gefährden, das rettete die Ehre der Versammlung, das hat den Nationalconvent der mit dem ersten Mai zusammentreten soll, als unabhängigen Gesetzgeber für Deutschland festgestellt. Hat der Convent die Neugestaltung Deutschlands beschlossen, so bleibt ihm überlassen mit den Regierungen darüber in Vernehmen zu treten, aber seine Stellung ist als frei und unabhängig anerkannt. Die Freiheit kann kein Terrorismus sein, sie ist ein Sieg der Überzeugungen. Das hat die Wahrheit mit der Liebe, das hat die Wahrheit mit dem Lichtstrahl der Sonne gemein; sie will nicht zwingen, indem sie die Welt durchdringt, sie will nicht schrecken, sie will gewinnen. Die Wahrheit will überflügeln, aber nicht niederwerfen: die Freiheit will nicht zerstören, sondern auferbauen.

In hellen Haufen hielten jetzt die Vierundsechzig wieder ihren Einzug. Hecker schwang sich mit der ganzen Anmaßung eines Triumphators auf die Rednerbühne, seinen Wiedereintritt in Folge der Einladung verkündend. Er schloß mit einem Hoch auf das „befreite Deutschland.“ Die Tribunen stimmten mit donnerndem Zuruf ein. Der alte Bundestag war aufgelöst, aber der neue Völkerbund für Deutschlands Einheit war ohne Betheiligung jener Partei geschlossen. Deutschland ist nicht von Hecker befreit. Ohne seinen Austritt wären die Wahlen zum Ausschuß besser ausgefallen; ohne sein Mitwirken war die unabhängige Grundlage der gesetzgebenden Nationalversammlung festgestellt.

Es wurden noch weitere Beschlüsse in der Paulskirche gefaßt; allgemeine Volksbewaffnung, Sicherung der Grenzen Deutschlands, freiwillige Betheiligung der Deutschen in Posen am Vaterlande, freier Durchzug der polnischen Auswanderer durch die deutschen Gebiete, die Gewährschaft einer Magna charta für die Nation. Mit Soiron's Antrag sind die Grundzüge für die gesetzgebende Versammlung, ist die Freiheit ohne Terrorismus, die Nationalehre ohne Gewaltsamkeit festgestellt. Damit hat eine Partei gesiegt die hartnäckig für die Freiheit kämpft, aber nachgiebig ist wo es gilt diese Freiheit für das zwiegespaltene Vaterland als Hort und Heil zu sichern. Sie bietet Gewährschaften in ihrer Gesinnung; das Vertrauen krönt ihr versöhnliches Thun. Sollen wir Namen nennen die diese Partei bezeichnen, so steht Soiron aus Baden an ihrer Spitze; Blum aus Sachsen, Raveaux aus Rheinpreußen ihm zur Seite. Sie gehören zu den Männern des Ausschusses; Soiron führt den Vorsitz, Blum ist Stellvertreter. — Solange es gilt, die Freiheit in Deutschland möglich zu machen, wird die Partei an ihnen ihre Sachwalter haben. Diese Partei wird aber aufhören Partei zu sein, denn sie wird das Vaterland umfassen.

F. Gustav Kühne.

Briefwechsel.

Wien, d. 25. März.

[Die neuen Minister. Verzehrungssteuer, Pillersdorf, Kossuth, Ufso Horn, die Studenten und der juridisch-politische Leseverein; Preßgesetz; Graf Hoyos; Galizien.]

A Metternich fiel als Östreich aufstand, und eben so schnell als er gefallen ist er auch vergessen; man spricht von ihm wie von einem mittelalterlichen Vorurtheil; nur Volkswitze und Schmähschriften, von Weibern auf freiem Markte feilgeboten, erinnern die Menge an den erloschenen diplomatischen Stern. Aber der Tieferschauende erblickt ihn noch an allen Ecken, der Geisterseher sieht Gespenster in allen Creaturen, die er uns zurückgelassen; den Bösen erkennt man an einem gewissen Gestank, nachdem er längst abgefahren. Unser verantwortliches Ministerium, bei welchem blos die Stelle des Kriegs und des gestern creirten Unterrichtsministeriums noch nicht definitiv besetzt ist, bietet durchaus keine genügenden Garantien für die Zukunft Östreichs. Der Conseilspräsident, Graf Kollowrat, genoß bis jetzt allgemeine Achtung, die er zumeist seinem großen slavischen Anhange und seiner feindlichen Stellung Metternich gegenüber zu verdanken hatte. Positiv Gutes können wir bis jetzt nichts von ihm sagen, und mit dem bloßen Regiren des gewesenen Schlechten allein ist uns jetzt nicht mehr geholfen. Wir werden sehen! — Der einzige Mann, auf welchen Aller Augen mit festem, gegründetem Vertrauen gerichtet sind, ist Pillersdorf. Er ist ein Mann, hervorgegangen aus dem Schooße des Volkes, hat immer seine Sympathien für's Volk offen ausgesprochen, und dafür die Sympathien des Volkes für sich. Auf einer Proscriptionsliste, welche sich im Pulte Metternichs nach dessen Flucht vorgefunden haben soll, fand man den Namen Pillersdorf an der Spitze derjenigen welche für den Zorn des alten Ministers reif waren. — Freiherr v. Kübel der Finanzminister ist wie Pillersdorf von bürgerlicher Abkunft, aber seit dem vorjährigen verunglückten Manöver mit dem Einkauf von Eisenbahnpapieren für Rechnung des Staates hat er das Vertrauen des Publikums in seine finanziellen Talente verloren, während sein Fleiß und seine Redlichkeit von niemandem angefochten werden. Dagegen vereinigen sich alle Stimmen gegen den Minister des Auswärtigen: Grafen Fiquelmont, und den der Justiz: Grafen Taafe, beide als Erzaristokraten und Creaturen Metternichs bekannt. Die Allgemeine Augsburgerin nannte noch in den weiland Metternichschen Tagen den Grafen Taafe einen „Russenfreund.“ Unsere Justiz soll also die Knute statt der Wage führen? — Fragen Sie mich nun, welche Männer die öffentliche Meinung als Staatslenker bezeichnet, so muß ich Ihnen die Antwort darauf schuldig bleiben. Nicht daß der Östreicher verzweifelt unter 30 Millionen Mitbürgern taugliche, ehrenhafte, willenskräftige Männer zu finden, aber wie anfangen, um sie aufzusuchen? Das alte System erlaubte der Nation nicht, diejenigen Geister kennen zu lernen, denen sie ihre Interessen mit Zuversicht anvertrauen konnte. Wie ganz anders steht uns das constitutionell gebildete Ungarn gegenüber! Dort war das Ministerium gebildet, wenige Stunden nachdem dessen Gestaltung vom Kaiser genehmigt wurde. Am 17. März, wo die Zusicherung eines verantwortlichen Ministeriums für Östreich noch nicht herabgelangt war, hatte ich Gelegenheit Kossuth über die zunächst einzuschlagenden Schritte sprechen zu hören. „Vor allem“, sagte Kossuth, „muß Östreich ein verantwortliches Ministerium haben, sonst ist die Preßfreiheit die man Ihnen bewilligte, die Constitution die man Ihnen versprach, wie jede andere Concession leerer Schall. Freilich, fuhr er fort, Sie kennen die Männer aus Ihrer Mitte nicht, denen eine so heilige Mission vom Volke anvertraut werden soll, aber Sie werden sie finden, wenn nicht für den Augenblick, doch in der constituirenden Versammlung. Wir Ungarn haben die Bewilligung eines ungarischen Ministeriums von Sr. Majestät heute erhalten, um 11 Uhr schiffen wir uns nach Preßburg ein, die Fahrt dauert kaum 3 Stunden, und ehe wir in Preßburg angelangt sind, wird unser Ministerium gebildet sein.“ Und so war es auch. An der Spitze Ungarns stehen Männer, auf die das Land mit Stolz blicken kann, die mit Wort und That für die Interessen des Landes einstehen und die sichersten Garantien für das Gedeihen der Zukunft sind. Unser Ministerium besteht größtentheils aus Männern gegen die wir sogar genügenden Grund haben mißtrauisch zu sein. Bis jetzt ist nicht einmal ein Programm von ihnen ausgegeben worden das uns über den Weg belehrt, den

sie bei so hochwichtigen, dringenden Arbeiten einschlagen wollen.

Das Volk verhält sich ruhig; es weiß kaum für was es gestritten, und was es erlangt hat. Dazu ist es viel zu wenig politisch gebildet. Diese Woche fürchtete man Pöbelaufläufe in den Vorstädten, da man die Zollhäuser an den Barrieren welche zum Theil demolirt und in Brand gesteckt worden waren, wieder herzustellen und die Verzehrungssteuer zu erheben anfing. Es ist dies gewiß eine der ungerechtesten Steuern, da sie den Armen in seinen unentbehrlichsten Bedürfnissen trifft, aber sie beträgt gegen 24 Millionen Gulden Münze für den Staat, eine Million für die Stadt Wien. Ein so bedeutendes Deficit könnten unsere Finanzen bei ihrem dermaligen erschütterten Zustande nicht aushalten, ohne gänzlich zerrüttet zu werden. Interimistisch — bis zweckmäßigere Besteuerung eingeführt werden kann — wurde der Tarif für alle an dem Linienthore zu verzollenden Artikel um den sechsten Theil herabgesetzt, für einige der nothwendigsten gänzlich aufgehoben. Es war dies eine gewiß vernünftige Maßregel, um auch dem gemeinen Mann die neue Gestaltung der Dinge im wahren Lichte zu zeigen, welches sein schlichter praktischer Verstand handgreiflich fassen konnte, da er die Richtigkeit aller andern Errungenschaften wohl schwerlich noch zu begreifen vermag. Ruhmenswerth ist auch die Loyalität vieler hiesiger Industriellen welche über alle, während der Demolirung der Barrieren zollfrei hereingeführten Gegenstände nachträglich Rechnung ablegten und freiwillig die Taxen nachzahlten. —

Die Studenten sind noch immer die Helden des Tages. Lehr- und Lernfreiheit ist ihnen bis heute zwar noch nicht gewährt, aber sie haben letztere in die Praxis übertragen, indem sie keine Collegia besuchen. Dafür ist die Aula immer besetzt von zahlreichen Gruppen welche die Tagesinteressen besprechen, was jedenfalls angenehmer, aber auch ersprießlicher ist als das Sitzen auf den Schulbänken. Deputationen von den Schwesteruniversitäten der Provinzen trafen der Reihe nach ein, um den Ausdruck ihrer freudigen Gefühle und des brüderlichsten Dankes den Kämpfern der Märztage darzubringen. Der bekannte Schriftsteller Uffo Horn hielt an der Spitze der Prager Studentendeputation eine feurige und inhaltsreiche Rede im großen Saale der Universität, worin er besonders auf die Verbrüderung aller Nationalitäten hinwies, den Standpunkt der Prager Universität als einzige jetzt bestehende slavische in der Monarchie hervorhob, nachdem ihre einzige Schwester, die Krakauer, sich aufgelöst habe. Er deutete an daß die Idee des Panslavismus als Schreckbild von den Männern des gestürzten Regierungssystemes ausgeheckt und ins Publikum gebracht worden sei, um die Zwecke der verschiedenen Nationen des Kaiserstaates unter einander als unvereinbar darzustellen, und auf diese Weise ein Mißtrauen hervorzurufen, welches seit Jahren der Stützpunkt des Systemes gewesen. Allgemeiner, enthusiastischer Beifall begleitete jedes seiner Worte. Möchten aber auch die Studirenden diese Vereinigung stets im Auge behalten, und als Nationalgarde sich nicht in verschiedene Corps nach den verschiedenen Nationalitäten absondern! Ein höchst wichtiger Punkt ist bereits erledigt, indem die Professoren, welche in den letzten ereignißvollen Tagen als Führer gewählt wurden, das Commando niederlegten und an ihre Stelle Führer aus der Mitte der Studenten getreten sind. Nur durch diesen Schritt ließ sich bei dem jetzt bestehenden Lehrsysteme die Freiheit und Unabhängigkeit der Corps bewahren. Der geniale, bekannte Professor Hyrtl war der erste, welcher sein Commando in die Hände der Studenten zurückgab. Gleich seinen Herren Collegen hatte auch er sich erst später der Bewegung angeschlossen: so lange man noch ungewiß war, ob den Führern ein Schutz oder eine Bürgerkrone bestimmt sein würde, hatte er ruhig zu Hause gesessen. Das Alter ist ewig zögernd und bedächtig, die Bewegung bleibe daher in den Händen der raschen, thatkräftigen Jugend; man freue sich ihres muthigen Auftretens und rufe nicht ewig das monotone Halt! das schon am ersten Tage unserer Revolution von den Herren des juridisch-politischen Lesevereins bis heute aufs allerlangweiligste variirt wurde. Dämmt so viel ihr braucht, ihr bedächtigen Herren, um im Schatten der Preßfreiheit nach deren Gewährung ihr schon Halt! riefet, die früher so verpönten Journale aller Welttheile lesen zu können, dämmt für eure Mühlen, aber glaubt nicht, daß ihr dem Strome beliebige Grenzen anweisen könnt! Er hat euch längst überfluthet!

Ein Preßgesetz ist noch nicht erschienen, aber man hofft auf ein mildes. Aus guter Quelle wissen wir, daß Staatsrath Pipitz mit einem seiner Herren Collegen beauftragt war, das Preßgesetz für Östreich auszuarbeiten. Schon war der Druck beendigt und alles zur Veröffentlichung vorbereitet, als ein Exemplar desselben zufällig in die Hände Kollowrat's kam, der zu seiner nicht geringen Bestürzung in §. 1. die Bemerkung erblickte, daß jedes Preßvergehen dem Kriminalgerichte zu überantworten sei. Die ganze Auflage wurde augenblicklich vernichtet, und die Ausarbeitung eines Repressivgesetzes Männern übergeben, welche die gegenwärtige Lage der Dinge besser begreifen, als H. Staatsrath Pipitz und Consorten, die sich ewig nach den Fleischtöpfen des alten Schlendrians sehnen werden. — Die Ankündigungen von Journalen häufen sich mittlerweile auf beängstigende Weise. Wiesner, Mahler, Hall, Dr. Berger haben ihre Programme dem Publicum bereits vorgelegt, von weniger bekannten Namen nicht zu sprechen. Auch Schuselka, der bereits angekommen ist, und Bauernfeld beabsichtigen, wie wir hören, Journale zu gründen. Den ersten Platz unter den bis jetzt erscheinenden behauptet unstreitig die „Wiener Zeitung" in Ton und Haltung; sie faßt die Fragen des Tages scharf in's Auge, und bespricht sie mit Verständniß und Gesinnung.

So eben kommen Briefe aus Italien. Venedig ist als Republik erklärt, der Arsenalcommandant getödtet sein Kopf auf einer Pike. Die böhmischen und italienischen Regimenter fraternisiren; die ersten ziehen ab, letztere bleiben bei ihren Brüdern.

Mailand wird mit Kanonen beschossen. Seit 2 Tagen fehlen uns direkte Nachrichten von dort.

d. 26. März.

Heute Morgens fünf Uhr wurde Allarm in der Stadt geschlagen, die Nationalgarde eilte zu ihren Versammlungsplätzen. Es hatte sich das Gerücht verbreitet, in den Vorstädten sammelten sich Proletariermassen und rückten gegen die Stadt, man sprach von Plünderung des prachtvollen Benediktinerklosters in Klosterneuburg, von Verjagung der Geistlichen; der Prälat sollte hieher geflüchtet sein, um in der Burg Schutz zu finden. Erst Vormittags gegen eilf Uhr fanden

diese beunruhigenden Gerüchte vollständige Widerlegung. Erzherzog Franz Carl ging durch die Reihen der marschfertigen Nationalgarde, und richtete freundliche beruhigende Worte an die Corps wie an Einzelne. Sofort gingen auch alle in Ruhe in ihre verschiedenen Quartiere zurück. Allgemeiner Unwille herrscht indessen gegen Grafen Hoyos, welcher seine Aufrufe noch immer als Feldmarschall-Lieutenant unterzeichnet, als setze er diesen Titel über den eines Commandanten der Nationalgarde. Sein Aufruf im gestrigen Abendblatte der „Wiener Zeitung" zeigt von Takt- und Gesinnungslosigkeit zu gleicher Zeit. Er fordert darin seine treue Nationalgarde auf, alle jene Placate welche die Gährung im Publikum auf böswillige Weise nähren, herabzureißen, und die Urheber im Betretungsfalle den Behörden zu überliefern. Dieses sei doch der Hauptzweck, den die Nationalgarde im Auge behalten müsse! — Das hieße ja auf gut deutsch: Wir sollen ein wohlorganisirtes Polizeispionsystem bilden. Darum bei Gott! haben wir das Recht der Bewaffnung nicht mit unserem Blute erkämpft; wir stehen zusammen, um unsere eroberte Freiheit nach allen Seiten hin zu wahren, wir schätzen unseren geliebten Monarchen, wir schützen das Eigenthum des Bürgers, aber wir schützen auch — und das vor allem andern — das freie Wort, den wortgewordenen Gedanken. Die etwa zu fürchtende Anarchie der Presse muß ein zeitgemäßes Preßgesetz im Zaume halten; es soll morgen erscheinen, und wir hoffen darin endlich das Wort „Jury" zu finden, mit welchem man bis zur Stunde noch ängstlich hinterm Berge hielt.

Lemberger Briefe bestättigen immer mehr die Nachrichten von einem allgemein verbreiteten und wohlorganisirten Aufstande im Königreiche Polen. Den Ausbruch derselben in Galizien hinderte noch zur rechten Zeit die Proklamirung der Amnestie, welche den großartigsten Freudenrausch in dem zumeist dabei betheiligten Lande hervorrief. Die Lemberger Studenten wollten den Eid für den constitutionellen König von Galizien nicht ablegen, und leisteten ihn dafür in die Hände des Gouverneurs Grafen Stadion für den constitutionellen König von Polen? Der Moment naht mit furchtbarer Schnelligkeit heran, wo Polen das große Schlachtfeld Europas wird; im Norden wie im Süden wirds blutig tagen.

Wien, d. 2. April.

[Die alte Clique; Somaruga; die Studenten; die Freiwilligen; die Polen vom Spielberg; das Preßgesetz.]

A Die Farben wechselten in den letzten ereignißreichen Tagen wie die Farben des Regenbogens, und ein feiner Diplomat hätte es für unerläßlich gehalten, in jeder Tasche eine besondere Cocarde bereit zu haben, um sie im geeigneten Momente als Schild seiner Gesinnungen an die Brust zu stecken. Während nach dem 15. März die weiße Farbe des Friedens beinahe die allgemeine war, erhob sich nur schüchtern hie und da das schwarzgelbe Band, die Farbe des Kaiserhauses. Sie erinnerte aber zu sehr an die alten Mautschranken des gestürzten Systems, um bereitwillige Aufnahme in der Masse zu finden, sie wurde durch die östreichischen Landesfarben „rothweiß" verdrängt, bis endlich auch diese verschwand, und die deutschen Farben unter dem intelligenteren Theile des Publikums die vorherrschenderen wurden. Je gewisser mit jedem Tage der Verlust unserer italienischen Provinzen wird, je mehr sich Ungarn in seiner selbständigen Verfassung isolirt, je näher uns endlich der große unvermeidliche Zusammenstoß im Norden rückt, desto allgemeiner wird die Überzeugung, daß nach der Loslösung aller heterogenen Elemente Östreich nur im festen Anschlusse an Deutschland die Wesentlichkeit seiner Staatsbedeutung unter den europäischen Großmächten retten und behaupten könne, ja die letzten traurigen, haarsträubenden Ereignisse in Berlin weisen Östreich einen Platz im deutschen Vaterlande an, glänzender und ehrenvoller, als es das Scepter über seine nördlichen und südlichen Königreiche war, welche ewig nur durch die Macht der Bajonette und der Polizei an Östreich gekettet waren.

Hier gestaltet sich alles frisch und lebendig, die Anhänglichkeit an unseren hochherzigen Kaiser hat in der Wage der Volksgunst nicht einen Augenblick geschwankt, aber das Mißtrauen gegen seine Rathgeber, welche an der morschen chinesischen Mauer, die den Thron umgab, noch immer flicken und repariren wollen, das Mißtrauen gegen die alte Bureaukratie welche noch immer im Staatsrathe sitzt, ist lebendig, und bewacht sorgsam jeden Schritt der Regierung. Fiquelmont und Taafe vor allen müssen entfernt werden, Erzherzog Ludwig soll gestern bereits seinen Entschluß kund gegeben haben, sich von den Regierungsgeschäften zurückzuziehen. Er kann eben so wenig officiell abdanken als seines Postens entsetzt werden, denn er hatte keine officielle Stellung im Staate; er war eben Leiter der Regierung, Alles in Allem, das bewegende Princip des Staates mit dem Motto: „Keinen Schritt vorwärts." Mit seiner und Metternichs Entfernung ist der ganzen verhaßten bureaukratischen Clique, dem Vermächtniß des Kaiser Franz nächst seiner Liebe für seine Unterthanen, der Kopf vom Rumpfe getrennt; diese Clique wird in alle Winde zerstäuben, ohne daß es eines neuen Gewittersturms bedürfen wird, sie zu verjagen; wir werden wieder freier athmen, und uns den Männern vertrauungsvoll anschließen, welchen die Stimme des Volkes seine heiligsten Interessen anvertrauen wird.

Freiherr v. Somaruga der Minister des öffentlichen Unterrichtes erfreute sich von jeher der allgemeinsten Achtung und Popularität. Er war es, welcher noch zu Metternichs und Sedlnitzky's Zeiten den juridisch-politischen Leseverein gründete, und durch diesen Schritt die Ungnade dieser Herren auf sich lud. In Wien, wo man trotz Censur und Geheimnißkrämerei alles um so schneller durch Gerüchte erfuhr, wußte man diesen Schritt zu schätzen, und begrüßte den ehrenwerthen Mann mit Freuden an der Spitze der Angelegenheiten. Ob sein Talent auch der Zeit genügt, wie seine Gesinnung uns eine gute Bürgschaft für seine Handlungsweise gibt, darüber muß die Zeit entscheiden. Er erschien im Laufe voriger Woche auf der Universität, und seine Anrede an die Studirenden, worin er ihnen Lehr- und Lernfreiheit auf breitester Grundlage zusicherte, wurde mit einstimmigem Jubel aufgenommen. Über die Wahl seiner Secretäre ist bis zur Stunde noch nichts entschieden, Endlicher, Hye, Feuchtersleben werden genannt; gegen die beiden ersten erhebt sich die allgemeine Stimme mit Entschiedenheit, während wir keinen trefflicheren, besseren Mann, keinen klareren Denker, keinen populäreren Mann für einen solchen Posten kennen als Feuchtersleben. Überhaupt schreitet unsere Universität im Abwerfen veralteter Institutionen rüstig voran; in ihrem berathenden Körper, dem

sogenannten Consistorium werden fortan nicht mehr blos privilegirte Zöpfe Sitz und Stimme haben; von je 50 Doktoren wird einer, und von jeder Compagnie der akadem. Legion werden 2 Studirende ihren Sitz in demselben einnehmen, mit gleichem Stimmrechte.

Die Organisirung der Nationalgarde nimmt einen raschen Fortgang, bis zum Geburtstage des Kaisers werden die meisten uniformirt sein; auf allen grünen Plätzen wird exercirt, in den Vorstädten patrouillirt, und bei jedem Lärmsignale findet sich im Nu eine rüstige Mannschaft auf ihren Versammlungsplätzen ein, denn noch fürchtet man Arbeiteraufläufe in den Vorstädten, und ist auf einen Zusammenstoß mit Proletariermassen gefaßt. Eine heilsame Ableitung für die Hauptstadt ist jedenfalls das Corps von Freiwilligen, welche sich in bedeutender Anzahl gegen Italien anwerben lassen, ihre Zahl beträgt schon mehr als 5000 und wird uns nächstens verlassen. Es sind dies meist arbeitslose Menschen, welche nach dem Handgeld schielen, und der Fahne folgen, ohne erst lange zu fragen, für was sie ihr Blut zu verspritzen haben. Man gewöhnt sich allmälig an den Gedanken, wenn auch mit Widerstreben, Italien verloren zu geben. Wir können die Regierung nicht darum tadeln, daß sie ihre schönste Provinz mit Waffengewalt zurückgewinnen will, aber es bleibt traurig für eine verlorne Sache kämpfen zu müssen, gegen welche wohl die Staatspolitik nie aber die moralische Überzeugung zu Felde ziehen kann. Die Kriegserklärung Sardiniens steht bereits in unseren officiellen Blättern, dem Gesandten sind gestern seine Pässe zugestellt worden. — Die italienische Operngesellschaft welche gestern ihre erste Vorstellung geben sollte, wird sich bald zerstreuen. Das Volk riß die Theaterzettel in Stücke, die Oper wurde abgesagt, und das mit Recht; dem Italiener, der das Theater besucht, können die heimathlichen Klänge nur Wehmuthsthränen erpressen, wenn er an sein kämpfendes Vaterland denkt, und der Östreicher weiß dort seine besten Truppen dem Dolche und dem Hasse der Italiener preisgegeben. Es wäre zu heftigen Auftritten im Theater selbst gekommen, und es ist von der größten Wichtigkeit jeder Reibung zwischen den verschiedenen Nationalitäten in der Hauptstadt selbst vorzubeugen.

In Galizien ist's bis jetzt ruhig, Polen ist geknebelt und windet sich wie ein gefesselter Riese, ehe es nur Ein Glied aus der Kette befreit. Die gefangenen Polen vom Spielberge sind unmittelbar in ihre Heimath geeilt, ohne Wien zu berühren; der Kaiser wies den Dürftigeren anständige Kleidung und Reisegeld an. Es war ein rührender, und doch erhebender Anblick, diese bleichen Gesichter die Freiheit begrüßen zu sehen. Da fanden sich Brüder und Freunde im Festungshofe, welche keine Ahnung davon hatten, daß sie viele Monate, vielleicht Jahre lang in nächster Nähe gelebt! Wäre es ein Trost, wäre es ein Schmerz für sie gewesen, wenn sie ihr gleiches Schicksal abgesondert in dunkler Zelle beweint hätten?! Die Kerkermeister beeilten sich, den Gefangenen die Ketten abzunehmen, boten aber ihre Dienste zuerst denjenigen an für welche sie der Geburt oder des Reichthums wegen mehr Aufmerksamkeit haben zu müssen glaubten. Die Befreiten jedoch reihten sich nach der Anzahl der Jahre, welche sie im Kerker zugebracht hatten, so daß nach der Reihe denjenigen die Ketten früher gelöst wurden, welche sie am längsten getragen hatten.

Die Polizeihofstelle, diese moderne Inquisition, welche das unwissende Volk ahnungsvoll eben so sehr fürchtete, als sie von den Einsichtsvollen gehaßt wird, ist zu Grabe gegangen. Jeder Angeklagte muß binnen 24 Stunden verhört werden, um dann auf freien Fuß gesetzt oder den ordentlichen Gerichten übergeben zu werden. Dies unsere Habeas-corpus-Akte bis zur Einführung der Geschworengerichte. — Das neue Preßgesetz erschien endlich gestern; wir verweisen Sie in dieser Beziehung auf das Amtsblatt der gestrigen Wiener Zeitung. Rücksichtlich der Abfassung derselben bemerke ich Ihnen blos, daß ein besondres Comité mit derselben beauftragt wurde, welches aus dem Minister des Innern, zwei Advokaten, zwei Buchhändlern, zwei Professoren der Universität und zwei Geistlichen bestand. Das badische Preßgesetz sollte als Grundlage dienen; wirklich war es, wie ich Ihnen aus bester Quelle versichern kann, im liberalsten Geiste abgefaßt, und so dem Staatsrathe vorgelegt, welcher daraus ein Machwerk fabricirte, wie man es aus solchen Händen nur erwarten konnte. Es fehlt hier der Raum, um in eine detaillirte Besprechung der einzelnen Paragraphe einzugehen, ich begnüge mich daher, blos einige Punkte hervorzuheben, welche die allgemeinste Entrüstung erregten, und Vormittags auf der Universität einen solchen Sturm heraufbeschworen, daß die Blätter in der Halle von den Studenten öffentlich verbrannt wurden. Ein ähnliches feierliches Autodafé beabsichtigte man Abends auf dem Stephansplatz zu halten. Der §. 5. gestattet blos einem östreichischen Staatsbürger das Redactionsrecht eines östreichischen Journals; Biedermann, Gervinus, Kühne, sollten bei uns kein Blatt redigiren dürfen weil sie Ausländer sind, nachdem unsere Schriftsteller in Deutschland die gastfreundlichste Aufnahme gefunden haben!? Der §. 18. bestraft jede Lästerung oder Schmähung gegen ein Mitglied der kais. Familie mit schwerem Kerker von 6 Monaten bis zu einem Jahre und den Angriff auf die Constitution, laut §. 19. nach keiner höheren Taxe, während Angriffe auf die Ehre eines Privatmannes blos mit Geldstrafen von 10 bis 100 Gulden gebüßt werden sollen s. §. 23. — Der §. 36. hebt einen Theil der Preßfreiheit ganz auf, während die Paragraphe in Bezug auf „das Verfahren gegen Übertretungen der Preßgesetze" von vorne hinein unzuläßig sind, da in denselben Localbehörden als Richter auftreten sollen. Endlich fragen wir noch: Wo fängt Schmähung an, und wo hört sie auf? In diesen Begriff läßt sich so viel hineinziehen, daß man uns jedes Urtheil über einen öffentlichen Beamten als Schmähung und folglich als Übertretung des Preßgesetzes auslegen könnte. Wie gesagt, die Erbitterung über dieses Preßgesetz war desto größer, je bedeutender die Erwartungen gewesen, welche man sich in den letzten Tagen davon gemacht hatte. Da kündete Professor Hye für Nachmittags 4 Uhr eine außerordentliche Vorlesung über „das neuerschienene Preßgesetz" mit freier Discussion an. Lange vor 4 Uhr war der Saal gedrängt voll; es mögen gegen 3000 Studirende zugegen gewesen sein; da begann Hye beiläufig folgendermaßen: Ich will, meine Herren, keinen Panegyrikus dem neuen Gesetze halten, ich war selbst Mitglied des Comités, welches mit dessen Ausarbeitung beauftragt war; wir haben es nach dem Muster des badischen, des allerliberalsten gearbeitet. u. s. f. Hye wollte in der That einen Panegyrikus halten, trotzdem er dieses Ansinnen im Anfange von sich abgelehnt hatte. Er wollte die Paragraphe vom Anfange an durchgehen, aber er

wurde übertäubt; man kannte dieses Fuchsgefühl zu gut und bestand blos auf Anführung der verdammlichen Punkte. Vergebens war sein Ringen, Dr. Giskra bestieg die Kanzel, und donnerte mit feurigem Eifer und juridischen Beweisgründen gegen die unseligen Paragraphe, unter Jubel und Beifallsruf der Menge. Kuranda welcher vom Anfange an im Saale war und mit lauter Acclamation von der Jugend empfangen ward, wurde zur Tribune gedrängt und zum Sprechen aufgefordert. Er schloß sich Dr. Giskra an, und bewies die Unzulänglichkeit eines solchen Gesetzes, welches jeden Schriftsteller — wie früher die Polizei — in seinen Klauen fassen und erdrücken könne. Eine Jury möchte vor Allem den Urtheilsspruch in Preßangelegenheiten zu sprechen haben, sonst hingen wir von Landesgerichten und Ortsbehörden ab. Nach ihm trat Schuselka auf und überbot seine Vorgänger noch wenn nicht in triftigen Gründen gegen das Gesetz, doch in schlagenden, zündenden Worten. „Wir erhalten unser neues Preßgesetz am 1. April; und man wollte uns damit in den April schicken! (Allg. Heiterkeit) Wir brauchen gar kein provisorisches Preßgesetz und wollen keines, am allerwenigsten dieses, bis wir ein von der großen Reichsversammlung discutirtes bekommen. Freunde und Brüder, habt Acht! Ihr sollt nicht Wache stehen mit den alten Flinten des Zeughauses, aber mit den Waffen des Geistes gegen jedes Gesetz, das man euch aufdrängen will. (Ungeheurer Jubel) Debattiren wir nicht über die einzelnen Punkte, verwerfen wir auch das Gesetz nicht, sondern ignoriren wir es gänzlich. Ich erkenne es nicht an.“ Dr. Giskra und Kuranda sprachen hierauf gegen Schuselka für die Nothwendigkeit eines provisorischen Gesetzes zum Schutze gegen jede gewaltsame Anklage. Unter dem furchtbarsten Tumulte wurde beschlossen, sogleich eine Deputation an den Minister des Innern im Namen der Universität abzuschicken, welche die Änderung der mißliebigen Punkte verlangt. Prof. Hye, der gefallene Rhetor, Dr. Giskra, Dr. Schneider, Kuranda, Schuselka und Dr. Fischhoff wurden zu Deputirten ernannt, und verfügten sich zu Pillersdorff. Nach einer kleinen Stunde brachten sie die Antwort auf die Universität zurück: „Der Minister dankt der Universität dafür, daß sie ihm ihre Meinung über das Preßgesetz vorgelegt, um so mehr, da er mit vielen Punkten desselben nicht einverstanden gewesen, und nur der Majorität im Comité gewichen sei. Das Gesetz wird schleunigst revidirt werden, und die Comités der Studenten mögen ihnen ihre Forderungen und Ansichten hierüber vorlegen, welche er mit Vergnügen der Berathung übergeben wird.“ Das auto da fé auf dem Stephansplatze unterblieb. Die Universität hat abermals den herrlichen Geist bethätigt, durch welchen sie in der letzten Zeit die Fragen des Tages zu den ihrigen machte. — Seit wenigen Stunden flattert die deutsche Fahne vom Stephansthurme. Das Gerücht verbreitet sich, unser Kaiser sei in Frankfurt zum Kaiser von Deutschland ausgerufen worden. (!) Die Studenten zogen das Arndtsche Lied „Was ist des Deutschen Vaterland?“ singend zur Burg. Der Kaiser erschien auf dem Balkone, und bat um die deutsche Fahne. Zwei Studenten überreichten sie ihm. Der Kaiser ergriff sie und schwenkte sie unter namenlosem Jubel nach allen Weltgegenden. Jetzt weht sie vom Balkone der Burg.

Berlin, d. 8. April.

[Die Wahlen zur gesetzgebenden Nationalversammlung; die unruhigen Arbeiter und der reactionäre Adel; J. L. Kleins Herzogin.]

(✱) Den ersten Schritt zur Unpopularität hat unser neues Ministerium dadurch gethan daß es den in allen seinen Rechtskräften abgestorbenen Vereinigten Landtag sogar dazu gebraucht hat, die Wahlen für die deutsche Nationalvertretung bei der Bundesversammlung zu vollziehen, die denn auch in der That von unsern alten Ständen, obwohl mit theilweisem Vorbehalt, geleistet worden sind. Die altlandständische Ernennung dieser unserer Nationalvertreter, die nur aus den Urwahlen des Landes hätten hervorgehen können, findet hier bereits eine starke Opposition, und es ist zu befürchten daß in Frankfurt bei der am 1. Mai zusammentretenden Versammlung ein entschiedener Widerspruch gegen die Gültigkeit dieser Wahlen erhoben werden möchte. Mustert man sich die Persönlichkeiten welche auf diesem Wege zusammengetreten sind, um den Antheil Preußens an dem deutschen Verfassungswerk zu bestimmen, so fällt Einem bei vielen Namen vollends das Herz vor die Füße. So begegnet man unter den Repräsentanten, welche die märkisch-niederlausitz'schen Stände gewählt haben, sogar solchen Namen die in der neuen Zeit Preußens, wenn sie Vertrauen finden soll, nicht mehr als mitwirkend erscheinen dürfen. Dazu gehören z. B. die hiesigen Professoren Stahl und Keller, die als verbrauchte Organe des gestürzten Systems jedenfalls in einem Moment nicht zugelassen werden können, wo es sich um eine Grunderneuerung der deutschen Nation an Geist und Gliedern handelt, und wo an unsern Volks- und Staatszuständen endlich nicht mehr mit alten verschossenen Lappen geflickt werden soll, sondern einzig und allein noch eine frische lebensstarke Organisation helfen kann. — Der Vereinigte Landtag scheint einmal noch in seinen Lebensresten dazu bestimmt, die öffentliche Meinung zu spalten und zu überwerfen. Wenn unsere Minister noch eine so große Sympathie für dies zu Grabe getragene Institut an den Tag gelegt haben, so ist dies eine in menschlicher Hinsicht allerdings verzeihliche Schwäche, da vier dieser Minister (Camphausen, Auerswald, Schwerin und Hansemann) ihre politische Stellung nur der Wirksamkeit auf diesem Vereinigten Landtag verdanken, und denselben darum wie ihr Schooßkind noch einigermaßen hegen und pflegen. Eine menschliche Schwäche darf aber nicht zugleich zu einer politischen werden! —

In den letzten Tagen hat Berlin wieder eine etwas unruhige Physiognomie durch dumpfe und unbestimmte Bewegungen in den Arbeiterklassen angenommen, die sich durch die immer wachsenden Nothstände des Tages und durch einen allgemeinen revolutionnären Instinct in einer sehr überreizten Lage befinden. Die in dieser Sphäre zur Tagesordnung gehörigen Symptome sind auch hier schon vollständig hervorgetreten. In einzelnen Fabriken und Werkstätten ist gewaltsam ein höherer Tagelohn und eine kürzere Arbeitszeit festgestellt worden, auch haben sich gefährliche Absichten auf Zerstörung der Maschinen kundgegeben. Diese Klasse ist aber bei uns friedlichen Belehrungen und Verständigungen noch sehr zugänglich, und wird leicht wieder durch einige Versprechungen und Erleichterungen in die ordnungsmäßigen Geleise zurückzuführen sein, wenn nicht unsere Besitzenden, namentlich aber die an den Begriff des Eigenthums sich krampfhaft anklammernde Bourgeoisie, durch ein feindseliges Zurückdämmen dieser Ge-

sellschaftsschicht immer böseres Blut erzeugen. Unser reactionärer Adel der in einer Stoßvogelperspective auf Berlin lauert, sieht diese drohenden Zerwürfnisse sehr gern, und weiß sie bereits durch das Aussprengen beunruhigender Gerüchte, die hier oft plötzlich wie Irrwische aus dem Sumpfboden heraufgestiegen kommen, für künftige Pläne auszubeuten. Einzelne Arbeiterexcesse lassen sich nicht in Abrede stellen, aber sie stehen durchaus ohne allen Zusammenhang da. Eine unserer riesenhaftesten Arbeitergestalten sah man gestern auf einer Brücke einen Officier zu Pferde anhalten, mit der Absicht Roß und Reiter in den Fluß hinabzustürzen, was ihm auch mit seinen herkulischen Kräften sofort gelungen wäre, wenn nicht Hinzueilende den bedrohten Militär geschützt hätten. Der Arbeiter der zu den heldenmüthigsten Kämpfern der Barrikaden gehörte und seine zurückgebliebene Bitterkeit gegen die Soldaten noch geltend machen wollte, wurde nach dem wildesten Widerstande von der Bürgerwehr zur Haft gebracht. Bei andern unserer Arbeiter, obwohl noch sehr im Einzelnen, fängt das republikanische Element an Wurzel zu schlagen. Schriften und Lieder dieser Tendenz, darunter einige sehr bluttriefende gegen den König von Preußen, coursiren unter ihnen; einige dieser Gedichte sind aus Süddeutschland, namentlich aus Mannheim, hier zur Vertheilung angekommen. Die Republik dürfte damit wenig Spielraum finden.

Auch das Königliche Theater glich vorgestern Abend einer gewaltig bewegten Volksversammlung, die unter leidenschaftlichen Stürmen, wie sie vielleicht noch in keinem deutschen Schauspielhause vorgekommen, über ein neues Stück: „die Herzogin" und dessen Verfasser, J. L. Klein, ein wohlverdientes Gericht hielt. Das auf die Maitressenwirthschaft des französischen ancien régime basirte Stück, welches nicht einmal in der gewaltsamen geistfressenden Manier der Kleinschen Theaterkritiken, sondern mit einer erstaunlichen Breite und Ungeschicklichkeit gearbeitet ist, konnte nicht unglücklicher und widerstrebender der bewegten, ganz andern Lebensrichtungen zugewandten Stimmung unseres Publikums gegenübertreten. Es war daher kein Wunder daß das Publikum sich aus allen seinen Leibes- und Geisteskräften Luft machte, und mit einer ungeheuern Demonstration, die für den Verfasser etwas Vernichtendes hatte, ein Stück von sich abwarf, das in allen seinen Beziehungen den großen freien Eindrücken des Tages entgegenstand und auch durch seine Ausführung keinen höhern Gehalt des Talents und der Gesinnung aufzeigt. Das Stück konnte kaum zur Hälfte abgespielt werden, und wurde von dem in allen Tonarten laut werdenden allgemeinen Unwillen des Publikums zugedeckt. Die persönliche Stellung des Verfassers, der es durch sein brüskes Auftreten mit vielen hiesigen Kreisen verdorben, mag zu seinem Schicksal einige vorbereitende Minen gelegt haben, aber dasselbe erschien auch durch das Stück selbst gerechtfertigt. —

Zur Literatur.

— Es ist zu spät! nennt sich ein politisches Trauerspiel von Roderich (Leipzig, W. Jurany). Die Leser unseres Blattes erinnern sich in Nr. 14 der tiefsinnig zarten Terzinen an das junge Italien „Dante in Ravenna", von demselben Dichter dem wir in diesen Versen zum ersten Mal begegneten. Das eben erschienene Drama faßt die jetzigen Conflicte der deutschen Stürme allegorisch in einem scharfen Brennpunkt zusammen. Wir sind noch so sehr mitten im Strom der politischen Bewegungen daß es gewagt ist sie schon jetzt in einem poetischen Bilde abzuschließen. Unsere Verwunderung über die Dichtung steigert sich aber zu einem Schrecken, sehen wir zu welchem Ziel die Hypochondrie des Dichters unsere Wirren drängt. König Absolut hat seine Tochter Germana von sich gestoßen, weil sie Herz und Hand an einen Vagabunden verschenkte. Aus diesem heimlichen Bündniß ist das Kind Libertas entsprossen. Den König gereut seine Härte; er beruft seine Tochter zurück, aber Fürst Mitternacht hintertreibt den Plan. Germana trifft der Dolchstoß der Verfolger und König Absolut der „zu spät" die Verstoßene wieder zu Ehren bringen wollte, erntet den Haß der Enkelin. Libertas flucht ihm und flieht mit ihrem Vater nach dem freien Nordamerika, während das Volk gegen den König aufsteht bis Dschingiskhan, der Mongolenfürst, Besitz vom Reiche nimmt. — Welch ein bitteres Ziel für unsere Wirren! Deutschland zu spät in Ehren wiederhergestellt, das übermächtige Bastardkind Freiheit flüchtig vom Boden der Mutter, und das Vaterland ein Raub der Russen! — Die Dichtung leidet an der Trockenheit aller Allegorien. Schlemihl und Don Quixote sind sehr ergreifende Figuren in der tiefsinnigen Skizze. Jener verzweifelt am politischen Heil seines Volkes und wünscht sich vom Grauen seinen Schatten zurück um sich verbergen zu können. Don Quixote sehnt sich nach der Gestalt der Freiheit.

„O Freiheit (ruft er), wenn du mehr bist als ein Traum,
Mehr als des Volkes tief lebend'ge Sage,
Wenn du uns bist der unbekannte Gott:
O so erscheine mir in deinem Glanz
Und laß mich noch der Erde Heiland schauen,
Eh' sich zur Nacht mein müdes Auge senkt!"

— Unsre Leser erinnern sich in Nr. 15 der Europa der interessanten Skizze von Lemberg. Von dem Verfasser, Wenzeslav March, lesen wir Polengräber (Leipzig, Thomas). Es sind Schilderungen der galizischen Zustände zur Zeit der letzten Unruhen; doch führt uns der Erzähler auch nach Amerika zu den Verbannten. Der Verfasser ist ein östreichischer Officier der längere Zeit in Galizien stand.

— In zweiter Auflage erschien (Leipzig, Brockhaus) das werthvolle Buch von Fanny Tarnow: Zwei Jahre in Petersburg, angeblich aus den Papieren eines alten Diplomaten. Kaiser Alexander, Klinger, Frau von Krüdener haben hier ihre Schilderung gefunden. Die Freundin Klingers bringt nachträglich aus dem Reichthum ihres Briefwechsels noch mehrere Aktenstücke herbei. Sie sagt in der Vorrede ihrer Leserwelt Lebewohl.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.



Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

F. Gustav Kühne.

1848.
22. April.

№ 17.

Das wilde Pferd und der Häuptling.

Eine amerikanische Scene von **F. Gerstäcker.**

Es war im Frühjahr 1837, als dicht vor dem Fort des kleinen Grenzortes Gibson, wo das Gebiet der aus den Vereinigten Staaten verdrängten Indianerstämme begann, eine Anzahl Officiere des dort stehenden Militärs sich mit Spielen, Wettlaufen, Ballschlagen, Schießen und Boxerkämpfen erlustigte und so recht nach Herzenslust den schönen sonnigen Tag zu benutzen schien, der endlich einmal wieder nach langen häßlichen Stürmen die Blumen aus der Prairie rief und die Fruchtbäume mit Blüthen schmückte.

Da sprengte plötzlich ein einzelner Indianer auf prachtvollem schneeweißem Hengst dicht am Ufer des Arkansas herab, und hielt sein schnaubendes, dampfendes Thier neben der Gruppe, die sich bald um ihn sammelte, Roß und Reiter bewundernd. Er hatte das Pferd erst vor zwei Tagen in der Prairie wild eingefangen, und wollte jetzt damit seiner Aussage nach in die Ansiedlungen, um es gegen die Bedürfnisse einzutauschen die der arme Wilde früher gar nicht kannte, jetzt — nicht mehr entbehren kann.

„Was? in die Ansiedlungen? rief der Dragonerkapitän Brown, als er die Absicht des rothen Mannes erfuhr, in die Ansiedlungen willst Du, Kolibri? Ei zum Teufel, was sollen denn die da drinnen mit solchem Prachthengst? Komm her, Indianer, ich selbst will ihn kaufen, aber — Du mußt mir vorher, ohne daß er Dich abwirft, einen Büffel aus seinem Sattel schießen. Sollst dafür die Hälfte dessen was Du forderst und meine Doppelbüchse bekommen. Bist Du's zufrieden?"

Ein spöttisches Lächeln zuckte um die Lippen des Indianers, als er die Bedingung des Weißen hörte. — Ihn abwerfen! — Der Gedanke verdiente seinen Zorn, und seine wilde Eitelkeit empörte sich doppelt, daß ein Weißer seine Reitkunst bezweifeln sollte.

„Das lange Messer, erwiederte er finster, mag diesen Mustang nur ein einziges Mal an jener aufgespannten Büffelhaut vorüberreiten, und wenn er dann nicht seine Mutter küßt, so will ich versuchen, was ich mit dem Fell ausrichten kann, das den jagenden Büffel deckt."

„Schön — herrlich!" riefen die Umstehenden und Kapitän Brown nahm gutmüthig lachend die Herausforderung des Indianers an.

„Gut, Kolibri! sagte er, während sein Diener Sattel und Zaum brachte, — ich will versuchen was ich thun kann; da Du aber so ausgezeichnet mit Pferden umzugehen weißt, besser wie es ein Weißer wohl je im Stande ist zu lernen, so wäre mir's lieb wenn Du auch dies Geschirr hier dem unruhigen Gesellen da auflegen wolltest."

Der Indianer lächelte grimmig ob der Schmeichelei, ließ dann Einen der Soldaten herantreten, der den Kopf des Pferdes halten mußte und legte dem wüthend springenden und sich bäumenden Rosse trotz seinem Schlagen und Hauen Sattel und Zaum an. Er nahm dann sein Pferd selbst am Zügel, murmelte aber mit einem verächtlichen Blick auf den Sattel: „Gut Ding, Pferd zu schonen — schlecht Ding, Reiter zu schonen — weiße Erfindung quält Menschen und Thier!"

Brown indessen, ein vorzüglicher Reiter, ergriff nachdem er sich vorher mit einem Kennerblick überzeugt hatte daß Alles in Ordnung sei, den Zügel und sprang leicht in den Sattel. Der Indianer gab dem schnaubenden Thier augenblicklich seine Freiheit und es sah wirklich entzückend aus wie Kapitän Brown so vorsichtig und doch so fest und geschickt das edle, aber noch nicht zugerittene, toll und ausgelassen tanzende und springende Pferd mit den Geheimnissen der Knebeltrense bekannt machte. Leise und freundlich führte er es, ehe er den Sporn versuchte, hin und her auf der Prairie, und der Kolibri bewunderte mit großer Zufriedenheit die geschickte und doch so zarte Behandlung seines Thieres.

Jetzt, nach einem weit beschriebenen Cirkel, gallopirte Brown zuerst wieder gegen die Zuschauer zurück und wandte den Kopf seines Pferdes dann scharf und plötzlich gegen das von dem Indianer bezeichnete Gestell, auf welchem eine frische, noch blutige Büffelhaut zum Trocknen aufgespannt war. Allerdings verbarg ein niederer Hügel dem Pferd für jetzt noch den Anblick des Felles, doch mochte es wahrscheinlich den Wind davon bekommen haben; es warf schnaubend und stampfend den schöngeformten Hals zurück. Wenig kümmerte aber einen solchen geübten und sattelfesten Reiter wie Brown es war, Furcht oder Ärger des schäumenden Hengstes; eine leise Berührung seines Spornes brachte ihn mit wüthendem Sprunge vorwärts und schon beim dritten Satz fand er sich dicht und unmittelbar vor dem Gegenstand seines Widerwillens und Entsetzens.

Eine Staubwolke verhüllte für einen Augenblick Roß und Mann; als sie sich zertheilte, saß Kapitän Brown noch so fest im Sattel als je.

Lachend gallopirte er jetzt das rasch ausgreifende Thier zu den Kameraden zurück und übergab es dem Indianer wieder, der es streichelte und es vorsichtig auf der Ebene auf- und abführte.

„Der Wilde hat einen guten Begriff von Ihrer Reitkunst erhalten, Kapitän! sagte der Eine der Officiere, — er war erstaunt und freute sich augenscheinlich daß Sie dabei sein Pferd so gut behandelten."

„Wunderbar ist's aber doch, erwiederte Brown, daß ein so kluger Indianer den Unterschied nicht zu kennen scheint, bei gewöhnlichen Sätzen und mit weiter nichts als der Behandlung des Pferdes beschäftigt, sich im Sattel zu halten, oder vom Rücken des gallopirenden Renners nach dieser Seite Wild zu schießen, während das Thier vielleicht scheut und nach der andern Seite zurückprallt."

„Und worin liegt denn da wirklich der Unterschied? fragte jener Officier zurück, der auf der Militärschule von West-Point gebildet und erst kürzlich in diese abgelegenen westlichen Regionen versetzt war, — das verstehe ich selbst nicht."

„Ei, sehn Sie, erklärte ihm Brown, wenn Sie sich zum Beispiel so hinein aus dem Sattel biegen, und auf irgend einen Gegenstand zielen, das Pferd aber zu gleicher Zeit nach der andern oder nach der Außenseite scheut oder zurückspringt, so ist es eine ziemlich regelmäßige Sache daß Roß und Mann auseinanderfliegen."

„Wie ließe sich das aber erklären? — ich weiß doch nicht" —

„Erklären Sie mir erst, unterbrach ihn Brown, weshalb Sie ein Glas mit Wasser in einen Reifen setzen und es um den Kopf schwingen können, ohne einen Tropfen seines Inhalts zu vergießen."

„Ei nun, das Glas bewahrt seinen Platz wohl durch den Luftdruck und die Anziehungskraft des Mittelpunkts!"

„Und der Reiter verliert den seinigen gerade durch das Gegentheil", meinte Brown trocken.

„Das wird Ihnen schwer werden zu beweisen, erwiederte, eifriger werdend, der junge Officier. Das Glas ist ein lebloser todter Körper, der Reiter dagegen ein lebendes, mit Bewegung begabtes Wesen, das seine Lage verändern und mit dem Pferd wie dessen Abweichungen augenblicklich harmoniren kann. Wenn das was Sie sagen übrigens mehr als bloße Vermuthung wäre, so müßten wir es in den Gemälden der alten Meister auch gewiß bestätigt gefunden haben, und doch erinnere ich mich nicht weder von einem solchen Muß gehört, noch es auf irgend einem Kunstwerk in den Hauptstädten Europa's abgebildet gesehen zu haben."

„Ich bin nie im Osten gewesen, erwiederte ihm Brown bescheiden, habe auch, die Schlacht von Bunkershill und die von New-Orleans ausgenommen, die in meinem Quartier hängen — nicht viel von Bildern oder Gemälden wie Sie es nennen, gesehen. Der New-Yorker Spirit of the times schickt uns allerdings manchmal Pferdebilder herunter. Wenn der aber, statt Abbildungen von neuen Pferden die wir hier sehen wollten, Dinger hineinsetzte die gegen Wahrheit und Natur lügen, so ließ ich mich wenigstens schnell genug von der Subscriptionsliste streichen. Aber halt! da Sie von alten Gemälden reden, so fällt mir doch ein daß

ich wirklich einmal eins gesehen habe, und zwar auf einem der schwimmenden Museen, wie sie das Ding nannten, auf dem Missisippi. Du lieber Gott! wenn Sie das glauben wollen, was auf den Dingern steht, dann sind Sie allerdings verrathen und verkauft. Indianer hatten sie d'rauf mit Wollköpfen wie die Neger, und Bären mit langen Schwänzen; Leute die Menschen und Bären so verunstalten, werden auch, weiß es Gott! kaum wissen wie sie mit Pferden dran sind."

„Ein altes Gemälde in einem schwimmenden Missisippi-Museeum?" widerholte der junge Westpointer, der wie niedergedonnert über die grenzenlose Beschränktheit seines Vorgesetzten war.

„Ja wohl, ein ganz altes, bestätigte der Kapitän, der vergoldete Rahmen d'rum herum war so schwarz wie mein Hut, und das Bild selbst sah aus als ob es seit Menschengedenken in Tabakssaft gelegen."

„Ein Gemälde von einem alten Meister?" rief der junge Mann der sich noch immer nicht von seiner Überraschung erholen konnte.

„Ja du lieber Gott! erwiederte ihm Brown, ich gab mir keine besondere Mühe den zu erfahren der es gemalt hatte; alt genug war es aber, und gehörte einem alten Kerl, übrigens kann's, soviel ich davon weiß und was mich's kümmert, Einer von seines Großvaters Negern angestrichen haben, — möglich ist's."

Ein plötzlicher Ausruf des Kolobri unterbrach diese wichtige Unterredung über Kunst und Künstler; sein Arm deutete nach dem Horizont. Die Officiere folgten der Richtung die er ihnen andeutete, mit den Augen; kaum aber hatten sie kurze Secunden dort hinübergeschaut, als der fröhliche jubelnde Ruf: „Büffel! — bei Allem was da lebt! eine Heerde Büffel!" von Lippe zu Lippe schallte.

„Unmöglich, rief Kapitän Brown, das kann bei Gott nicht sein! — Donnerwetter, so weit sind ja in diesem Jahre — Bursche, mein Pferd her! — Blitzjunge, weißt Du nicht daß ich reiten muß? — so weit sind ja die Büffel noch gar nicht an unser Fort herangekommen. Das wäre göttlich — und wahrhaftig, die Staubwolke dort drüben ist fast zu schwer für eine Handelskaravane. Was sagt der Kolibri dazu? was meint der Häuptling?"

Der junge Krieger hatte indessen das europäische Reitzeug schon von dem Rücken seines edlen Thieres herabgeworfen, schwang sich jetzt, ehe er antwortete, auf den Rücken desselben, und starrte aufmerksam in die Prairie hinaus.

„Sprich, Indianer, sprich! rief der Kapitän, immer ungeduldiger werdend, was sieht der Kolibri?"

„Er sieht Kapitän Browns doppelläufige Büchse in seinem eigenen Wigwam, und viel Büffelfleisch für die Soldaten vor Sonnenuntergang!"

„Fort denn! jauchzte Brown, und sprang blitzesschnell in den Sattel, wenn's geht, möcht' ich gern so viel als möglich in der Nähe dieses weißen Hengstes bleiben, um zu sehen wie er sich bei seinem Proberitt benimmt."

Der Indianer ließ indessen seinem wilden Roß den Zügel, und mit fast gleicher Schnelle folgte der ebenfalls trefflich berittene Kapitän den Fährten des Häuptlings. Bald erreichten sie, von dem nachstürmenden Trupp der übrigen Officiere gefolgt, die Heerde, die sich, als sie die Feinde gewahrte, zu wilder Flucht wandte; die wackern Renner aber gewannen ihnen mit jedem Sprunge mehr Raum ab. Der Kolibri schien sich schon eine vorzüglich fette Kuh, die etwas hinter den übrigen zurückblieb, zum Opfer auserſehen zu haben; ein fast unwillkürlicher Stolz aber ließ ihn die leichtere gefahrlosere Beute verschmähen und dem Führer der Büffel, einem ungeheueren Bullen, nachtreiben, dem er jetzt mit rasender Schnelle folgte. Dadurch übrigens daß er der Heerde den Wind abzugewinnen suchte, zerstreute sich diese in wilder ungeregelter Flucht über die Ebene, und die Jagd wurde allgemein. In all dieser Verwirrung wich der Kolibri aber nicht aus den Fährten des zum Opfer auserſehenen Thieres. Er sprengte an dessen Flanke und ersah sich jetzt den günstigen Augenblick zum Schusse. Dreimal schon hatte er den Bogen gespannt und gehoben, jedesmal aber, mit ächt indianischer Sparsamkeit im Gebrauch dieser Waffe, den Pfeil zurückgehalten um einen sicherern und tödtlichen Schuß damit zu thun.

Wiederum brachen sie jetzt durch den marschigen Sumpfboden, aus dem er schon einmal das gehetzte Thier getrieben, und sein wildes Roß hatte, wenn auch nicht ermüdet, doch viel durch die rasende Anstrengung von seiner früheren Hitze verloren, und gehorchte williger der es ruhig führenden Hand des Reiters. Jetzt sprengte es fast dicht an die Seite des schnaubend durch das Schilf brechenden Ungethüms, dem Rande des hohen und trockenen Bodens zu; fast in ein und demselben Augenblick berührten beide den Rasen und hochauf wieherte das edle Thier als es wieder festen Halt unter den Hufen spürte.

Aber auch der Büffel mußte mit dem Erreichen des harten Grundes neuen Muth, neue Kräfte gewonnen

haben, denn er wandte sich plötzlich gegen den Verfolger, bog das buschige Haupt nieder, und schien selber die Offensive ergreifen zu wollen.

Diese Bewegung bestimmte den Schuß des Häuptlings. Nie hat ein Indianer sicherer gezielt, nie ward eine Senne besser und kräftiger angezogen, nie preßten gewandtere Glieder die Flanken eines edlen, toll dahin brausenden Renners; da donnerte rechts an ihm vorbei ein anderer, ebenfalls gehetzter Büffel, aber der Jäger sah ihn nicht, nur sein Opfer hatte er im Auge. Den Bogen gehoben zog er den rechten Arm zurück: der tödtliche Pfeil zischte in das Herz des Wildes und und der bunte Schaft begrub sich bis an den federgeschmückten Kopf. In demselben Augenblick als der kühne Sohn der Prairie die spitze Wehr entsandte, als er zur Seite gebeugt nach dem Herzen des Feindes zielte, witterte der durch seine wilde Umgebung schon ohnedies scheu gemachte Hengst das hinter ihm drein donnernde Thier. Mit rasch entsetztem Sprung fuhr er zur Seite und der Häuptling, in der Spannung des Augenblicks seines Schlusses vergessend, vielleicht auch nicht im Stande ihn zu bewahren, flog aus dem Sitz geschleudert auf die Hörner des gegen ihn anstürmenden und zur rasensten Wuth getriebenen Büffels.

Wenige Minuten nachher sprengte auf schaumbedecktem schnaubenden Roß der Kapitän heran, — doch zu spät; neben dem verendeten Büffel lag der Stolz seiner Nation, der junge unerschrockene Häuptling der Cumanchen; sein Blut mischte sich mit dem seines Opfers*).

*) Nach einer amerikanischen Anekdote. F. G.

Erstanden!

Als vor fünf und dreißig Jahren
Deutschland sich aus Schmach erhob,
Als ein Sturm durch's Land gefahren,
Daß die Schmach vor ihm zerstob:
Loderten die Siegesflammen,
Und in eine Gluth zusammen
Flammten alle Herzen drob.

„Deutschland Eins! Gesprengt die Banden!“
Braust' die Wog' am Ostseestrand,
„Deutschland Eins! Wir sind erstanden!“
Rief zurück der Alpen Wand,
Und der Rhein hat's vorgesungen
Und die Weichsel nachgeklungen:
„Deutschland Eins! Ein Vaterland!“ — —

Vaterland! im Jugenbrausche
Hat dein Auge nicht gewahrt:
Welch' Verderben heimlich lausche,
Welchen Mächten du gepaart,
Wie, indeß dein Arm erhoben,
Sich um deinen Leib gewoben
Eine Schlange böser Art.

„Lebe!“ sprach der Wurm mit Listen,
„Doch am Leben sei's genug!
Deine Einheit will ich fristen!“
Und er that es schlangenklug:
Bürgerkraft und Fürstenehre,
Freien Volkes starke Wehre
Haucht er an mit bösem Fluch. — —

Alle Schlauheit wird zu Schanden,
Dünkt sie schon sich Herr der Welt:
Deutsches Volk! trotz deinen Banden
Wuchsest du, ein starker Held.
Drachenblut von manchem Streite,
Wie es einstens Siegfried fei'te,
Deinen Leib gewappnet hält.

Da ertönt ein Sturmesbrausen
Aus dem Westen wunderbar,
Und mit seinem scharfen Sausen
Weh't er dir das Auge klar,
Und du fühlst die Kraft der Glieder,
Schüttelst sie, erhebst dich wieder,
Und du bist der Schlange baar.

Herrlich als ein Held zu schauen
Stehst du da vor aller Welt. —
Fiel der Feind, du darfst nicht trauen,
Andre Schlangen hat die Welt.
Halte Wacht, das Schwert zum Lichte,
Daß es leuchte zum Gerichte,
Wer sich Gott entgegenstellt!

Ja, du stehst die Welt zu schirmen
Mitten in der Völker Schaar;
Wie sich auch die Wetter thürmen,
Sei ein Leuchtthurm in Gefahr.
Daß, wenn einst der Sieg errungen,
Alle Völker, alle Zungen
Ihren Dank dir bringen dar.

Und auf's Neu': „Gesprengt die Banden!“
Braust die Wog' am Ostseestrand.
Und auf's Neu': „Wir sind erstanden!“
Ruft zurück der Alpen Wand,
Und der Rhein hat's vorgesungen
Und die Weichsel nachgeklungen:
„Deutschland Eins! Ein Vaterland!“

R. Reinick.

Die Berliner Revolution und Preußens Neugestalt.

1. Der Adel und der König.

* Nachdem der König in den blutigen Ereignissen des 18. und 19. März eine heilige Aussaat der ganzen Nation erkannt hatte, die einen gänzlich neuen Staat als ihre nothwendige Frucht verlange: da verließen plötzlich die sogenannten bevorzugten Menschen schaarenweise und in wohlversehenen Reisewagen unsere Stadt. Diese fliehenden bevorzugten Menschen — es ist der Adel Preußens — haben durch ihre in der Stunde der Gefahr und der Arbeit erfolgte Trennung vom König und vom Volk das wichtige Geständniß abgelegt daß sie sie sich von der Nation ausscheiden wollen, daß sie in dem Moment wo alle Menschen und Völker sich verbrüdern, eine egoistische, herz- und gesinnungslose Kaste zu bleiben denken, daß sie fortan als die eigentlichen Feinde des Vaterlandes und als die Träger der sich schon mehr und mehr lagernden Reaction zu betrachten und verantwortlich zu machen sind, daß sie endlich, in einer offenbar böswilligen und tückischen Ansicht der Dinge, den König dem Volke und das Volk dem König bis zum Hereinbruch einer neuen Katastrophe zu überlassen gedenken.

Die Vögel welche sich an der Fäulniß mästen, haben immer die schärfsten Geruchssinne und den vortrefflichsten Instinkt! Nehmen wir das was der geflohene Adel richtig gewittert hat, als eine Verheißung für die glückliche und segensreiche Gestaltung unseres neuen Staats- und Volkslebens! Halten wir gerade an dem fest, was eine um ihre Geburtsprivilegien zitternde und grollende Kaste wie das größte Unheil ausschreien und ausbeuten will, halten wir, sage ich, daran fest: daß König und Volk seit dieser Wendung der Dinge auf das innigste und unauflöslichste zusammengehören, daß unsere innere Freiheit und unsere äußere Sicherheit nur durch ein starkes Zusammenhalten von König und Volk sich begründen können; daß König und Volk jetzt dasselbe Lebensintresse, dasselbe Staatsinteresse, dasselbe Erhaltungsinteresse, dieselbe Ehre und dieselbe Freiheit haben!

Der Adel der mit dem König gegessen und getrunken, solange es sich noch sicher und mit Vortheil in den goldenen Prunksälen des alten Systems wohnen ließ; der Adel der am Hofe, in den Ämtern und im Heer dem König lauter süße Melodieen des Verderbens vorgespielt und sein Ohr und Auge über die wirklichen Zustände des Landes getäuscht hatte; der Adel der bei der Vorstellung der griechischen Tragödien in Potsdam gähnend mit seinen blitzenden Orden und seinen Diamantringen spielte und doch zugleich froh war daß er sich die freien drängenden Volkstriebe der modernen Dichter damit vom Leibe halten konnte; — dieser Adel hat den König beim Zusammensturz des alten Staatsgebäudes treulos verlassen und ist in Schlupfwinkel zurückgetrieben, in denen er geheimnißvolle Pläne spinnt und von der kindischen Möglichkeit träumt, durch künstliche Contreminen ein großes Volk und einen großen Staat in die Luft zu sprengen, unter den Trümmern aber sich selbst im Besitze aller seiner alten eingebildeten Herrlichkeiten wiederzufinden. Dies ist der Adel, dessen Häuser wie ausgestorben, dessen Fenster leer und verhangen waren, als am 22. März, dem Tage der Todtenbestattung, die große Karavane der gefallenen Opfer und ihrer sie geleitenden Erben, der Erben der Freiheit, die weite Stadt Berlin durchzog! Es waren meist arme Leute, durch deren Tod wir reich geworden sind, und indem wir diese Arbeiter, Handwerker und Tagelöhner an den leeren und theilnahmlosen Häusern und Fenstern gewisser Großen und Vornehmen vorübertrugen, fühlten wir daß zwischen diesem Adel und der Nation ein ewiger Scheidebrief ausgefertigt worden, und daß er zum Mitgenuß unserer errungenen Güter nur dann wieder zugelassen werden könne, nachdem er seine alten giftigen Standesprivilegien von sich geworfen und mit einem rein menschlichen Herzen sich an das Herz des Volkes gerettet hat! —

Wenn sich der Adel im Moment der Wiedergeburt unseres Staats und unserer Nation von uns und dem König getrennt hat, so vollbrachte dieser Emigrantenadel damit eine Handlung, die wir vornehmlich auf zwei Beweggründe zurückführen müssen: erstens auf den Hochmuth der Kaste, zweitens auf den Verrath der Stellung.

Einen Hochmuth nenne ich es, wenn einige hundert Familien die das Volk kaum dem Namen nach kennt, weil sie niemals eine lebendige Zugehörigkeit zum Volke gehabt haben, — sich plötzlich blos um ihrer altadeligen Titel und Würden willen für bedroht und gefährdet halten, und sich dem von ihnen befürchteten Gericht des Volkes durch die Flucht entziehen zu müssen glauben. Die den Adel in unsern Augen am meisten vernichtende Wahrheit ist: daß das Volk gar nicht an ihn gedacht hat, und daß es in der Zeit seines Kampfes und seiner Erhebung sich überhaupt nicht an

die Existenz eines Adels erinnert haben würde, wenn ihm dieser Adel nicht in seiner unverständig übereilten, unpatriotischen Emigration fliehend zwischen die Beine gekommen wäre! Es gab in den ersten Tagen nach der Berliner Revolution eine komische Pause, in der man bemerkte daß der Adel seine ohnehin nicht sehr glänzenden Karossen von unsern Straßen zurückgezogen hatte, und daß es darauf abgesehen war, eine Komödie zu veranstalten, der man den Schimpftitel: das Volk unter sich! geben wollte, und bei der dem König, wie man glaubte, in seiner Verlassenheit und Einsamkeit angst und bange werden sollte! In den aristokratisch entblößten Straßen sah man nur unsere braven ehrlichen Volksgesichter, die einer neuen großen Zukunft entgegenstrahlten, und denen gegenüber der König sich freier, kräftiger und größer fühlte, als jemals hinter den morschen Bollwerken, durch die ihn der Adel von der Nation zu scheiden gesucht.

Unser Volk kannte den Adel nicht, und darum hat es auch keine gegen seine Personen und sein Eigenthum gerichteten gefährlichen Absichten gehegt. Der Adel hatte in Preußen ungehindert an seinen alten Namen, Titeln und Würden sich ergötzen können, das Volk hatte von diesem langweiligen Spielwerk sich interesselos abgewendet, denn es war ein Spielwerk ohne Gefahr und ohne Bedeutung gewesen, weil schon die preußische Gesetzgebung von 1807, welche die Erbunterthänigkeit auf den adeligen Gütern aufhob und der Geburt jedes Vorrecht für den Staatsdienst entzog, dadurch die wesentlichsten Bestandstücke einer abgesonderten Adelskaste ihr unter den Füßen zertrümmert hatte. Und dies waren namentlich diejenigen uralten und mit dem Rost der Zeiten eingefressenen Bestandstücke des Adels gewesen, welche sich auf den Grundbesitz und auf die muthmaßlich von dem lieben Gott selbst destillirte Racenverschiedenheit des Bluts zurückgeführt hatten! Der Grundbesitz ist aber seitdem durch die Industrie, und das Menschenblut ist durch den Geist in eine allgemeine flüssige Bewegung gebracht worden, die alle kastenartigen Stockungen des gemeinsamen Nationallebens durchschnitten und aufgehoben hat. Die ererbten Blutstropfen und die ererbten Erdschollen welche sonst die eifersüchtig bewachten Kleinodien des Adels waren, sie sind hinweggespült worden durch eine göttliche Macht, die den Menschen auf sich selbst stellen will, und diese göttliche Macht heißt Arbeit! Die Arbeit adelt den Menschen, sie ist sein Besitz, sein Blut und sein Geist, und wer nicht arbeiten kann, der mag noch das traurige Vorrecht für sich in Anspruch nehmen, ein Aristokrat zu heißen, und in seinem müßigen Schooß sich den alten Trödel seiner Adelsvorrechte aufzuzählen! Kein Adelsrang kommt dem menschlichen und göttlichen Rang der Arbeit gleich, und wenn die Revolution die alten Sünden lügenhafter Staats- und Gesellschaftssysteme in den Klump geworfen hat, so wird es bei wiedergewonnener Organisation nur die Arbeit sein, die uns wahrhaft gleich, wahrhaft frei und wahrhaft glücklich macht. —

Und warum hätte denn das Volk den Berliner Adel in seiner kostbaren Person und in seinem jedenfalls minder kostbaren Eigenthum angreifen und beschädigen sollen? Der Adel hat dies durch seine Flucht als eine bestimmte Voraussetzung angenommen, aber ihm wäre besser gewesen, daß er sein gesammtes Eigenthum verloren und ein Bettler geworden wäre, als daß er übereilt zwischen sich und der Nation und dem König diese unheilvolle Kluft aufrichtete, die nicht wieder auszufüllen ist, während er sein Eigenthum inmitten der Nation jedenfalls wiedergefunden, in der engen Verbindung mit der Nation jedenfalls mit doppelten und dreifachen Zinsen zurückerhalten hätte! Ich will Euch sagen, warum diese Leute geflohen sind und uns in unserer größten und heißesten Stunde den Rücken gekehrt haben! Sie sind aus einem aristokratischen Dünkel geflohen, den ihnen Gott vergeben mag. Das Volk aber muß es sich in seinem Gedächtniß behalten. Sie sind aus einem Ekel vor dem Volke, aus einem Ekel vor der Zeit entflohen; in ihrer hochmüthigen Abwendung von der entscheidenden Stunde, die zugleich die ihnen gesetzte Frist zur Rückkehr in die Mitte der Nation war, haben sie gegen Volk und König eine neue Sonderstellung ergriffen! Sie sind geflohen, weil, wie ich es selbst mit angesehen, ein Graf an einer Straßenecke von einem Blousenmann als Bürger angeredet wurde, und darüber einen solchen Schreck bekam daß er nach Hause eilte und sich mit seinen Sachen und seiner ganzen Familie in den Reisewagen packte. Sie sind geflohen, weil die zarte, nach den Parfüms aller Engel und Teufel duftende Frau Baronin durch ihren vergoldeten Fensterspiegel einen Menschenhaufen gesehen, der auf hoch emporgehobener Bahre einen todten Helden der Barricaden dahintrug, und diesem Helden hatte eine Kanonenkugel die Eingeweide zerschossen, — das ganze Volk aber grüßte mit abgezogenen Hüten feierlich die bloßgelegte Wunde! So ist Jeder von diesen Vornehmen und Bevorzugten geflohen, weil er irgend etwas gesehen und gehört hat, was er mit der gesinnungslosen Wohlanständigkeit der früheren guten

Tage, mit den schönen Polizeisitten des alten Systems, mit den gegen die Berührung des Volkes aufgezogenen Sicherheitsventilen des Standes sich nicht mehr vereinigen und zusammenreimen konnte.

Durch diese Flucht des Berliner Adels hat aber das Berliner Volk erst erfahren daß es noch einen auf Standesabsonderung versessenen Adel neben sich, über sich oder unter sich gehabt! Das Volk welches bei geringem äußeren Daseinsgenuß mit seinen inneren Gedanken und Anschauungen sich gern immer nach vorwärts und in eine ideale Ferne hineinlebt, das Volk hatte in seinem Bewußtsein längst diese Art des Adels übersprungen. Auf dem Vereinigten Landtage selbst hatten wir gerade ausgezeichnete Männer des Adels am wirkungsreichsten für die Erkämpfung freier Volks- und Staatsrechte auftreten sehen, und dies hatte das Volksbewußtsein nur in dem Gedanken bestätigt daß wir keinen von der Nation getrennten Adel mehr unter uns besitzen, noch anzuerkennen haben. Wenn das Volk auf den Barricaden des 18. und 19. März noch einen Adel niederzukämpfen glaubte, so war es die Militäraristokratie, das absonderungslustige und hochmüthige Junkerthum des Portepée, das volksfeindliche, sogar mit einer besondern militärischen Standesehre (im Gegensatz zu der nationalen und bürgerlichen Ehre) begabte und herausgeputzte Officierthum. Aber in den andern Reihen der Nation hatte das Volk den Adel nicht mehr als einen volksfeindlichen, und, wie sich jetzt auch ergibt, königsfeindlichen Staat im Staate voraussetzen zu dürfen geglaubt. Daß es einen solchen in dem entscheidenden Augenblick kennen gelernt, ist eine wichtige Entdeckung die in allen ihren Weiterungen verfolgt werden muß, und bei dem jetzt beginnenden Grundbau unserer neuen Verfassung eine fundamentale Entschließung und Entscheidung verlangt. Die demokratische Grundlage unseres neuen Wahlgesetzes, auf dessen Basis zunächst die constituirende Versammlung Preußens hervorgehen wird, weist schon principiell jede aristokratische Zersetzung und Vergiftung unseres neuen Staatsorganismus zurück. Aber auch diejenigen Schlupfwinkel eines volksverrätherischen Besitzes und einer volksverrätherischen Geburt, in denen sich das aristokratische Princip auch in dem neuen Staatsgebäude noch wieder einnisten und gegen die Freiheit verschanzen könnte, müssen bei Zeiten ausgeforscht und für das Gemeinwohl unschädlich gemacht werden. Unser Volk ist gar nicht adelsfeindlich gesinnt, es wird dem Adel gern seine Titel und nominellen Würden lassen, es wird ihn, wenn er will, so nennen, wie man ihn seit grauen Jahrhunderten genannt hat. Das Volk hatte sich schon durch die industriellen Verhältnisse der neueren Zeit bei weitem mehr ausgeglichen gewähnt mit dem Adel, als dieser jetzt durch die von ihm neu ergriffene politische und nationale Sonderstellung unerwartet an den Tag gelegt. Man schlage den Berliner Wohnungsanzeiger nach, und man wird darin eine große Anzahl Adeliger und zum Theil Altadeliger als Gewerbtreibende aufgeführt finden, als welche sie sich den verschiedenartigsten Handtierungen der bürgerlichen Thätigkeit sowohl auf dem kaufmännischen wie auf dem Handwerkergebiet gewidmet haben. Man mustere die Schilder der Gewerbtreibenden an unsern Häusern, und man wird unter unsern Schuhmachern, Schneidern, Drechslern, Strumpfwirkern Edelleute mit sogenannten guten Namen erblicken, welche diese Namen mit rühmlicher Offenheit zu ihren gewerblichen Beschäftigungen bekannt haben. In alle Kreise des bürgerlichen Berufs hatte sich bei uns der Adel zu verstreuen und aufzulösen angefangen; wir haben Postillons und Nachtwächter welche dem Adelsstande angehören, und wir haben schon seit längerer Zeit in Preußen Minister und Generäle welche Bürgerliche sind und jede Erhebung in den Adelstand ausdrücklich abgelehnt haben. Diese nationale, aus der geistigen Volks- und Arbeitskraft hervorgehende Auflösung des Adels, welche in Frankreich erst als blutige Frucht der Revolution gepflückt werden konnte, hatte sich bei uns seit 40 Jahren in einem friedlichen Proceß durch die preußische Gesetzgebung selbst vollbracht, wie es denn im §. 2 des Edicts vom 9. October 1807 ausdrücklich heißt: „Jeder Edelman ist ohne Nachtheil seines Standes befugt, bürgerliche Gewerbe zu treiben!“ Die der Volkskraft sich gesellende Gewerbthätigkeit des Adels hat sich sowohl an großen industriellen Unternehmungen wie auch an dem kleinen heimlichen Erwerb der Armuth vielfach betheiligt. Als die Volksrache am 19. März das Geschäft des Hofhandschuhmachers Wernicke unter den Linden mit allen seinen Vorräthen zerstörte, und die Inschrift an seinen Laden geheftet wurde: „So wird der Verräther bestraft!“ (denn er hatte zwei Männer angegeben und verhaften lassen, welche beim Barricadenbau Geld an die Arbeiter vertheilten), — da wurden die schönen Glacéhandschuhe alle auf einen Haufen geworfen und zum Andenken an diesen Act der Volksjustiz den Arbeitern preisgegeben. Keiner von diesen aber nahm einen Handschuh an sich, bevor er ihn nicht in Stücke zerrissen und ihn dadurch werthlos für den Besitz

gemacht hatte. Denn diese Braven wollten sich nicht mit diesen Emblemen der feinen Gesellschaft bereichern. Jeder steckte ein zerrissenes Paar Handschuhe in seine Brusttasche, und lächelte vergnügt über diese Trophäe ächter Volksbiederkeit. „Wißt Ihr, wer diese Handschuhe gemacht hat?" fragte ich einige mir wohlbekannte Arbeiter aus den Fabriken vor dem Oranienburger Thor. „Es sind arme adelige Damen und Fräulein die sich heimlich mit dieser Arbeit beschäftigen, und für das Paar Handschuhe anderthalb Silbergroschen erhalten, durch welchen Erwerb sie die kleinen Reste ihres Standesluxus bestreiten!" Auf dem Gesicht eines Arbeiters stand ein braves Lächeln, und er sagte, indem er den von ihm in Besitz genommenen Handschuh hoch schwenkte: „Dann ist uns dies Andenken nur noch um so viel mehr werth! Man nennt uns seit einiger Zeit mit einem Ekelnamen die Proletarier, und da muß es uns freuen daß wir auch unter den vornehmen Ständen unsere Kameraden haben, die, wie wir, von der Hand in den Mund leben und durch viel Arbeit wenig verdienen!" — Ein zerrissener Handschuh den ein Fräulein vom Adel genäht und den arme Arbeiter aus dem Volke als ihr Siegeszeichen erbeutet haben, sollte die Fahne der Verbrüderung aller Stände sein!

Von diesem Geist der Versöhnung wurde jener Brave hingerissen, indem ihn die dunkle Ahnung beschlich, daß es ein Proletariat in allen Ständen sowohl in der Höhe wie in der Tiefe der Gesellschaft gebe, daß die Arbeit alle menschlichen Rangklassen vereinige und gleichstelle, und daß in dem gemeinschaftlichen Beruf der Arbeit der Frieden aller Stände und die Liebe aller Menschenkinder begründet liege! Er dachte in diesem schönen Augenblick nicht daran daß wir seit unserer Revolution auch einen Emigrantenadel haben, der sich in zweideutiger Flucht aus der Stadt entfernt, der seine Mitwirkung zu der Erneuerung unserer Zustände verweigert und in dem gemeinfährlichen Augenblick zu den Stockungen des Verkehrs und der Arbeit nicht unwesentlich beigetragen!

Ich beschloß mir eine Liste sämmtlicher entflohenen Adelsfamilien Berlins anzufertigen, und habe durch Beiträge vieler gleichgesinnter Freunde bereits ein ziemlich vollständiges Verzeichniß erlangt, dessen Veröffentlichung ich mir für einen geeigneten Moment vorbehalten habe!

Aus den Worten des bescheidenen und sinnigen Arbeiters vor dem zerstörten Handschuhladen erseht Ihr abermals daß das Volk in keinem schlimmen Sinne an den Adel gedacht, und ich habe daher Recht, wenn ich es einen Hochmuth der Kaste genannt habe daß der geflohene Adel seine letzte aristokratische Prätension darin hat geltend machen wollen, sich vom Volke an Eigenthum und Leben bedroht zu sehn! Unser Volk hat hier in Bezug auf den Adel nur die ächt christliche Gesinnung gehabt: „Laßt die Todten ihre Todten begraben!" — Hinter der Flucht des Berliner Adels steckt aber auch ein Verrath der Stellung den man in der Kunstsprache der Politik die Reaction nennt, ein Wort von der fürchterlichsten und gefährlichsten Bedeutung, eine Kraft von heimtückischer und falschmünzerischer Art, welche ihr Gift aus der brutalen Unversöhnlichkeit, aus dem beleidigten Egoismus kleiner Seelen und aus der Principlosigkeit schlechter Köpfe zusammenbraut. Man hat bereits Potsdam als den Centralsitz der sich über uns ausspannenden Reaction bezeichnet, aber den genaueren Zusammenhang und Plan dieser gegen König und Volk angelegten Zurückschraubungsmaschinerie kann man nur erst in dunkeln Umrissen erkennen. Diese Reaction will den Augenblick erlauern, in dem ihrer verzweifelten Überzeugung nach der neue Staat wieder über den Haufen stürzen muß, denn diese Partei die ihre politische und sociale Entsittlichung beständig auch auf den Staat übertragen hat, und die unter einem Staatsorganismus nur das gekniffenste und hinterlistigste, polizeilich-militärische und bureaukratische Trugsystem sich denken kann, sie vermag sich keinen Zustand als dauernd vorzustellen, der auf den reinen Grund der Natur und Vernunft zurückgekehrt ist und auf diesem ächt menschlichen Grunde die Vereinigung von Königthum und Volksthum mit allen Symbolen der Freiheit besiegelt hat. Darum spinnt sie Pläne, die von einer Abdankung des Königs und von einer Wiedereinsetzung des absoluten Regiments träumen, und um zu diesem Zielpunkt ihres finstern Hoffens zu gelangen, möchte sie vor der Hand Alles mit infernalischer Verwirrung durcheinanderrühren. Diese reactionäre Aristokratie bedenkt nicht daß der Moment ihres eigenen Verderbens gekommen, dem sie diesmal nothwendig und unausbleiblich erliegen muß, wenn sie ihre alten Würden nicht endlich auf eine neue und aufrichtige Volksbasis stellen und in eine Vereinigung mit der Nation übergehen will. Die letzten Reste des mittelalterlichen Feudalwesens haben schon in den Bauernaufständen aller Orten zu weichen angefangen. Unser Adel tanzt seine alten Tänze auf einem glühenden Boden, der immer heißer und heißer wird. Ehe die Flammen der Zeit über ihm zusammenschlagen, mag er den Moment der ihm noch geschenkt ist, zu

seiner Besinnung benutzen! Die neue Regierung Preußens, welcher sich der Adel so oppositionell gegenüberstellen zu wollen scheint, hat für dieses Verhältniß, wie wir hören, schon einen sehr bedeutsamen Entschluß gefaßt, der den Adel zum vertrauensvollsten Anschluß an ihre neuen Organisationen bewegen sollte. Die Regierung will die bäuerlichen Lasten welche die Landleute in mehreren preußischen Provinzen im Drang dieser Zeitkämpfe gewaltsam von sich abgeworfen haben, durch Capitalisirungen zu einer legalen Ablösung bringen, und dieselbe zum Theil aus Staatsmitteln durch Vereinbarung mit den Gutsherrschaften bestreiten. Dieser Entschluß steht auf der Höhe der Zeit und beweist daß die Männer welche jetzt an der Spitze der Verwaltung Preußens sich befinden, ihre Aufgabe auch nach dieser Seite hin richtig begriffen haben. —

Robert Heller's Florian Geyer.

— Wer jetzt von den großen Aufgaben der drängenden Gegenwart in Mußestunden gemächliche Erholung sucht, dem sei Robert Heller's Florian Geyer (3 Bde. Leipzig, Georg Wigand) empfohlen. Dies Buch entzieht unsere Gedanken nicht den heißen zitternden Bewegungen der Gegenwart; es sammelt sie vielmehr auf einem uns fern gerückten Boden, wo altes geronnenes Blut noch nicht gesühnt, alte Wunden der Menschheit noch nicht verharscht sind. Der Roman schildert uns die wilden Stürme des Bauernkrieges, und siehe, im Odenwalde, im würtembergischen Unterlande bis in Franken den Main hinauf loderten jetzt von neuem grelle Feuersäulen auf, die Spuren und Wege verwüstender Züge bezeichnend. Gegen die ehedem reichsunmittelbaren Herren vom großen und kleinen Adel erhebt der Bauer noch heute die Forderungen von Menschenrechten, der niedergehaltene Knecht schreit gegen den Junker nach Recht wie nach Rache, die Sache der Freiheit wird in seiner Hand eine wilde Tücke die blind allgemeine Auflösung erzielt. „Wir bezahlen den Himmel so theuer daß wir an der Erde bankerutt gehen!" ruft Jörg Metzler, der feiste Wirth zu Ballenberg, oder irgend ein Kauz der sich gegen die fürnehmen Hansen auflehnt. „Wenn Ihr meint, ruft Einer der Bauern im Roman, daß Euch mein Kopf irgendwo besser zu sitzen scheint als auf meinem Rumpfe, so seht zu wie Ihr ihn herunterkriegt!" Die Sprache der versagten Freiheit wird wilde blutdürstige Frechheit; nicht selten gewinnt sie zugleich den Ausdruck einer jovialen Verzweiflung. Ulrich von Hutten's Wort: „Es ist ein Glück in dieser Zeit zu leben da die Geister erwachen!" hat zugleich alle Schrecken der Verwilderung zum Gefolge, und Martin Luther der die Geister aufrief gegen Rom, eifert mit aller Angst gegen die „Mordpropheten" und gegen „den Unflath der Bauernempörung" in starken Zornesworten, gegen deren Gewicht der leibeigne Knecht nur die nackte Verzweiflung seiner Menschenrechte in die Wagschaale legt. Florian Geyer, den Helden des Romans, kennen wir geschichtlich als den Hauptmann der schwarzen Schaar, als den Befehlshaber der Rothenburger Rotte, während Götz von Berlichingen den Odenwalder Haufen führte. Ritter Florian ist aus der Landschaft und von der Geistesverwandtschaft Huttens. Wie dieser hatte er in Kaiser Karl den jugendlichen Helden erblickt der unter und mit den Gedanken des neuen Zeitalters zur Herrschaft, zum Siege und zur Neugestaltung der Welt berufen schien. Verherrlichung Deutschlands, Freiheit vom römische Joche, siegreiche Bewältigung der Franzosen und der Türken: das waren, wie es den Anschein hatte, Kaiser Karls Aufgaben. So war Florian Geyer Anfangs den kaiserlichen Fahnen gefolgt. In erster Jugend war er in Diensten des Grafen Rieneck gestanden, und Sabine, die Tochter des Hauses, hatte den „freundlichen Edelknaben" liebgewonnen. Von kaiserlichen Heerzügen zurückgekehrt, ist der adelige Junker zum ebenbürtigen freien Ritter erwachsen. Er beschließt der Erbin des Hauses Rieneck, welche die Ehr- und Raubgier im Stifte gefangen hielt, seine Dienste zu weihen. Noch mehr aber ruft ihn die Sache seiner Landschaft von den großen Welthändeln zurück, um auf nächstem Grund und Boden des heimischen Lebens das freie Menschenrecht zu verfechten. — Den ganzen ersten Band des allzu wortreichen, allzu sehr in müßiger Vegetation wuchernden Romans füllen kleine, bedeutungslose Züge und Scenen, nicht ohne Anmuth und Lebendigkeit entwickelt, aber doch voll von scharmuzirendem Spieltrieb, und ohne alles Gewicht dem großen Stoffe jener Zeitgeschichte gegenüber. Neben den raschen Schicksalsschlägen der Gegenwart verliert jetzt die vergnügliche Harmlosigkeit der Belletristik, auch wenn sie zierlichst auftritt, ihren Werth. Robert Heller führt uns gleich zu Anfang zwei Gestalten vor, die wohl im Stande sind uns dauernd zu beschäftigen. Er stellt Thomas Münzer und den Erzkanzler von Hohenlohe, Wendel Hipler, einander gegenüber in Scene. Der Gegensatz dieser Naturen ist fesselnd; in Jenem die intensive Kraft des Aufruhrs mit biblischer Färbung, mit alttestamentlicher Schwärmerei des Geistes; in diesem die trockene Ironie des diplomatischen Advocaten der den Aufruhr der Bauern zu organisiren sucht und auch schlechte Kniffe nicht verschmäht ihre Sache zur allgemeinen zu machen. Heller ist nicht stark genug in der Charakterzeichnung, um an solche Figuren seine Darstellung zu knüpfen. Er faßt Wendel Hipler nicht scharf genug auf, deutet Münzer blos an und läßt ihn dann ganz fallen, sich auf den fränkischen Schauplatz des Bauernkriegs beschränkend. Weit lieber hält er kleine Nebenfiguren fest, harmlosen Liebeströdel wie zwischen Heinz und Rosel führt er redselig durch. Auch zwischen Sabine und Florian ist das Verhältniß zu breit gesponnen, nimmt mehr Raum fort als der Darsteller psychologische Kraft oder dichterische Erfindung dafür aufzuwenden hat. Das Verzichten auf die großen Welthändel der Zeit können wir nicht rügen, fordern aber dann um so reichere Färbung und Gestaltung für die Genrebilder des Kleinlebens. — Man tadelt meist mit Unrecht die Breite die der Roman verlangt. Auerbach's Kraft im Genre, Spindlers heiße Farben in leidenschaftlicher Erfindung und Ausführung erfordern zugleich gemächliche

Ausweitung des Stoffes, an Walter Scotts große Charaktermalerei, an Tiecks romantische Glorie nicht zu erinnern die im Aufruhr in den Cevennen an Schwung und Fülle des tiefsten Menschenlebens Alles überflügelt. Robert Heller setzt gegen dichterische Begabung der Art nur seine Anmuth im Erzählen dafür ein. Beschränkt sich diese gefällige Anmuth freiwillig im Stoffe, so darf sie um so weniger in der Breite erobern wollen wo sie uns nicht durch hohen Schwung oder intensive Macht fesselt. Hutten liegt außerhalb der Episode des Hellerschen Romans, Thomas Münzer mit dem thüringischen Bauernaufruhr fällt aus dem Rahmen seines Bildes, Luther konnte als Gestalt nicht hereingezogen werden, der wilde Ulrich von Würtemberg streift nur ganz flüchtig und oberflächlich den Rand des Bildes, die liebwerthe Gestalt des Götz verliert um geschichtlicher Treue willen die Heller nach den Akten festhält, an aller ihrer Wirksamkeit. Büßen wir so die größeren Gestalten des Stoffes in der Hellerschen Darstellung ein, so durfte die Episode die sein Roman vom großen Ganzen gibt, um so weniger zu einem Umfange von drei starken Bänden ausgeweitet werden. — Erst mit dem zweiten Bande verdichtet sich der Stoff; die Gestalten, an sich nicht von Bedeutung, treten unter der naiven Lebendigkeit des Erzählers zu pikanten Gruppen an einander. Ein junger Landsknecht kommt von der Schlacht von Pavia aus Wälschland zurück, erzählt von dem großen Weltereigniß und staunt über die Vorgänge in der Heime. Gleich erhalten wir auch wieder ein kleines Liebesduo mit vergnüglichem Geplauder. Der Kriegsmann Kaiser Karls lacht über die Mähr von einem Bauernheer. Aber daheim im Kleinen wird Großes ausgefochten. Keine Messe mehr! aber auch kein Frohndienst! lautet das Kampfgeschrei des empörten Menschengefühls. Hiermit konnte der Roman beginnen. Er kommt dann auch sofort zur Sache. Die zwölf Artikel, der Schwur bei Schestersheim, das Bauernlager, der Weinsberger Sieg — das sind in Heller's Roman Gemälde voll reizender Lebendigkeit und Frische. Charfreitagstrauer in den Kirchen, verödete Klöster, von Parteiungen zerrissene Städte, schreckenerfüllte Burgen; aber im Bauernlager unter den Weiden bei Neckarsulm fröhliches Zechen und Jauchzen. Das sind gelungene Schilderungen deren wechselnde Mannigfaltigkeit uns fesselt. Wir kommen auch endlich zu dem geistigen Gehalt des Thema's ohne die sinnliche Munterkeit in der Entfaltung des bewegten sachlichen Lebens zu verlieren. Es gilt in Franken jetzt mehr zu erkämpfen als den freien Glauben. Der Kaiser hat die große Sache der bedrückten Menschheit nicht ergriffen, hat Deutschland aufgegeben um die europäische Welt zu ordnen. Die Städte wollen frei sein vom Reiche, um daheim Knechte zu machen. Die Ritter, gleichviel ob alten oder neuen Glaubens, erkennen im Bauern den Menschen nicht an. So ging dann aber die Sache der Freiheit die der Kaiser drangab um sie dem Hader zwischen Bürgern und Rittern zu überlassen, auf den Menschen in Knechtsgestalt über, und dieser Mensch in Knechtsgestalt fordert Bruder zu heißen auf dem Schauplatz der Erde. Das ist der Punkt des Interesses wo ritterliche Naturen für die Sache der Menschheit eintreten, um in's Gewühl der Empörung Ordnung zu bringen. Florian Geyer wird der Held der Bauern, und im Kampfe mit den Genossen, mit der Geliebten, mit der Mutter, kostet ihm die Sache für die er ficht nicht blos Blut, sondern auch blutige Thränen. Dies macht den interessanten Romanhelden fertig. Mitten in den Gräueln der Verwilderung hält Florian an der einfachen Stärke seines Willens und Glaubens fest. Nicht der Ruf der Liebe, nicht der Fluch der Mutter, selbst nicht Luthers Abmahnungsbriefe machen ihn irre an sich selbst. Florian will einen deutschen Reichstag mit Sitz und Stimme für die Bauern, Aufhebung der Stifter, Vernichtung aller Junkerherrschaft, Zerstörung aller Duodeztyrannei in deutschen Landen, er will von den Alpen bis zur Nordsee Ein Maß, Recht und Gesetz unter kaiserlichem Schutz. Ein Herzogthum Franken, eine Zusammenfassung der zerrissenen Einzelkräfte für die nächste Scholle seines Vaterlandes, dämmert im Hintergrunde seiner Pläne. Die jugendliche Frische des Helden findet in der lebendigen Frische des Darstellers ihren rechten Vertreter bis zum tragischen Ausgang durch Verrath und durch die planlose Fügung ränkevoller Parteiungen. Die Scene wo Florians Frau und Mutter über seiner Leiche sich die Hände reichen, ist ein sehr schönes Stück deutscher Novellistik.

Die Kunstausstellung in Berlin.

Berlin, d. 15. April.

1.

†† Die Kunst ist eine Segnung des Friedens. Unter den rauhen Stürmen welche jetzt den politischen Himmel umdüstern wird diese zarte und heilige Blüthe für's Erste nicht zu ihrer Vollendung und Berechtigung kommen. Wir, die wir uns hier den ganzen Tag mit der großen Frage von den directen und indirecten Wahlen, mit Klubbs und Adressen, mit Constitution und Republik beschäftigen, wir fragen jetzt wenig nach dem, was die Kunst uns bieten kann an Genüssen und Freuden. Unsere Maler exerciren und beziehen die Wachen, unsere Musiker halten Klubbs „zur Wahrung ihrer Interessen", unsere Bildhauer lassen den Meißel fallen, um das Schwert zu führen, und die reichen und vornehmen Leute welche sich sonst die Mäcene der Kunst nannten, und den armen Malern ihre Bilder abkauften, unsere reichen Leute sind in thörichter und aberwitziger Feigheit geflohen vor dem Eindringen der jungen, so lange ersehnten und erhofften Freiheit!

Unsere Kunstausstellung ist daher dies Mal in eine für sie üble Zeit gefallen, um so übler, weil sie geldarm ist und die Künstler wenig Hoffnung haben irgend eines ihrer Bilder zu verkaufen; die Säle sind leer, nirgends mehr dies Gedränge der fashionablen Welt, — ja selbst von den Wänden ist diese fashionable Welt verschwunden. Man sieht da nirgends mehr diese feingeschnittenen, hochmüthigen Gesichter mit dem noblen Air und den stolzen Blicken. Die Aristokratie fürchtet sich sogar nur im Bilde aufgehangen zu werden, und ich weiß von einer Gräfin A...., welche sich vom Professor Begas malen ließ, und sehr erfreut war als er sich von ihr die Gunst erbat, dies sehr wohlgelungene und ähnliche Porträt auf die Ausstellung

zu bringen. Jetzt aber hat die geflohene Gräfin aus ihrem Schlupfwinkel geschrieben und Begas gebeten, um „Gottes willen nur nicht ihr Bild auf die Ausstellung zu bringen, „weil an dem Rahmen ihr gräfliches Wappen sich befinde, und weil das jetzt wohl einen übeln Eindruck machen würde!" — Wie gesagt, nirgends sieht man die Porträts unserer Vornehmen, auch keine fürstlichen Bilder. Nichts mehr von diesen Wachparaden und bivouakirenden Reiterbildern, mit denen unser Fürstenmaler Krüger sonst die Ausstellung zu beglücken pflegte. Die Paraden- und die Fürstenbilder sind verschwunden. Und ist es nicht ein merkwürdiger Zufall daß die einzige Kugel, welche in der Revolutionsnacht in das Schloß drang, gerade mitten durch das große Bild von Krüger „die Parade" hindurchging?

Alles ist fein bürgerlich in den Sälen und an den Wänden der Kunstausstellung, welche übrigens manches liebliche und anmuthige Bild, aber bis jetzt keins von höherer Bedeutung enthält. Es fehlt diesen Bildern die unbewußte, freie Natürlichkeit, sie sind nicht hervorgegangen aus der innern Nothwendigkeit des künstlerischen Schaffens, sie sind eben nur gemalt, weil — weil die Kunst nach Brot geht! Wir haben jetzt keine Maler mehr von Gottes Gnaden, unsere Maler sind Maler, weil sie es verstehen den Pinsel zu führen, und weil sie recht hübsche und artige Einfälle haben, aber nicht weil die Kunst sie begeistert und zum Schaffen drängt. Von keinem von ihnen wird man wie von Raphael sagen, er wäre ein großer Maler geworden auch ohne Hände. Durchaus nicht. Wir haben jetzt nur Talente, aber keine Künstler. — Die diesjährige Ausstellung beweist das. Sie enthält allerliebste Zimmerverzierungen, aber kein einziges, wahrhaft großes Bild. Die äußere Größe thut es nicht, sonst wäre Schadows „Lebensbrunnen" ein großes Kunstwerk. Jetzt aber ist es ein kaltes, fröstelndes Bild mit frömmelnden Gedanken, mit gezierten Gestalten, die der Pietismus, aber nicht der warme Hauch der lebensvollen Natur in's Dasein gerufen hat. Auch „Adam und Eva" von Begas ist ein großes Bild, — äußerlich! Aber es ist ganz äußerlich, weiter nichts. Adam und Eva nehmen die eine Hälfte des Bildes ein. In sehr theatralischer, gezierter Stellung, den Oberkörper vorgeneigt, die vier Arme vorgestreckt, halb lächelnd, halb erstaunt, blicken sie auf Abel, welcher auf der andern Seite des Bildes erschlagen und blutend neben dem Altare liegt, auf welchem noch das heilige Opferfeuer brennt. Sein Hund liegt neben ihm und scheint ihn mit eifersüchtiger Liebe zu beschützen. Es fehlt diesen Gestalten der geistige Ausdruck, die innere Nothwendigkeit ihres Seins, es ist ganz willkürlich daß sie gerade Adam und Eva heißen, und daß sie gerade den todten Abel finden. Wenn man diesen beiden nackten Gestalten reiche Frauenkleider anzöge, und diesen Abel vermöge eines Storchschnabels in verjüngter Gestalt erscheinen ließe, so könnte dieses Gemälde mit derselben Berechtigung heißen: Prinzessin Thermutis mit ihren Frauen, welche den Moses findet. Gemalt ist das Bild in der feinen geleckten Manier die man an Begas kennt, die man an seinen Porträts schätzen kann, die aber zu größern historischen Bildern ungeeignet erscheint. — Merkwürdig erscheint es übrigens daß auf der ganzen Ausstellung nicht ein einziges Bild ist, welches sich einen historischen Stoff zum Vorwurf genommen. Es scheint als wenn in dieser Zeit, wo wir Geschichte machen, die Maler nicht den Muth haben Geschichte zu malen. Einige Bilder indeß gehören mit ihren tendenziösen Ideen der socialen Geschichte unserer Tage an. Zum Beispiel „der Executor, von Karl Hübner." Es ist eins der besten und gelungensten Bilder dieser Ausstellung, mit kräftigem, derbem Pinsel gemalt, mit einer gewissen Keckheit in Behandlung des Kolorits, nichts Geziertes und Empfindsames, sondern ein frisches Bild aus dem Leben. Eine arme Familie, welcher der Executor so eben die letzte Gabe raubt. In der Mitte die hochaufgerichtete kräftige Gestalt des Mannes, der mit trotzigem Schmerz und gerunzelter Stirn die beiden Kinder in den zerlumpten Gewändern an sich drückt, welche sich an ihn schmiegen, während sein Weib mit gerungenen Händen vor diesem feingekleideten, spöttisch lächelnden Herrn auf den Knieen liegt, der in seiner Hand ein Papier hält, auf welchem die letzte Habe dieser Armen verzeichnet ist. Es wird ihnen nichts bleiben, gar nichts als das nackte bloße Leben, und die Lumpen welche sie am Leibe haben. Schon sind die Hausgeräthe, die Kessel und Töpfe, die Betten und Stühle zusammengestellt, ja sogar die Kartoffeln werden schon von einem Bauer in einem großen Korbe zusammengeschüttet. Sie werden verhungern müssen, diese armen Leute, damit der reiche Gutsherr bezahlt werde! Sie wissen das auch, selbst die alte taube Großmutter weiß es, welche da drüben in der Ecke sitzt, und der ihr Enkel eben die ganze traurige Geschichte in das Ohr schreit. Sie sind so betrübt daß sie gar nichts sehen, nicht einmal den jungen Burschen, welcher so eben durch die offene Thüre herbeistürzt und einen gefüllten Seckel hoch in der Rechten hält. Nur dieses junge Mädchen, welches hinter dem Vater steht, hat ihn gesehen, ihr Antlitz strahlt daher von Freude, und sie streckt diesem Boten des Glükkes ihre Arme entgegen. Nur schade daß gerade diese Gestalt am wenigsten gelungen ist. Ihre Stellung ist nicht frei und natürlich, es ist etwas Theatralisches, Affectirtes in ihrer Haltung, was dem Totaleindruck dieses trefflichen Bildes Einhalt thut, weil es nicht hinein paßt in diese derbe, ungeschminkte Natürlichkeit. —

Wien, d. 9. April.

[Die neuen Minister, Kraus und Zanini; Italien, Galizien, Polen, Fürst Lubomirski; die Deputirten nach Frankfurt; die Liguorianer.]

♃ Wien hat seit den Märztagen seinen Charakter ganz eingebüßt. Die liebenswürdige Höflichkeit der Wiener ist zwar nicht verschwunden, das lebendige Treiben hat sogar bedeutend zugenommen, da man einen großen Theil des Tages auf der Straße lebt. Die verschiedenen mitunter sehr malerischen Trachten der einzelnen Nationalitäten, welche jetzt freudig zur Schau getragen werden, machen den wohlthätigsten Eindruck auf unser Auge, aber der Geist der Bevölkerung hat eine ganz veränderte Richtung angenommen, und wer die Wiener von früher kannte, wird die von heute kaum mehr erkennen. Das ist ein politisches Leben wie man es für das behagliche Wien nicht denkbar gehalten hätte, eine Umwandlung der Denkungsart die an's Mährchenhafte grenzt, eine geistige Regsamkeit, welche für das junge constitutionelle Östreich von der glücklichsten Vorbedeutung ist. Die Stimme des Volkes erhebt sich im Gefühle des errungenen Sieges über seine früheren geistigen Kerkermeister mit steigendem Muthe, in klarerer Fas-

sung, im edelsten Bewußtsein seiner Kraft. Die Vertreter des gestürzten Regierungssystems, welche nach Metternichs Entfernung noch an der Spitze der Geschäfte blieben, und als Schüler des gesunkenen Großmeisters den Haß und das Mißtrauen des Volkes als Erbschaft empfangen hatten, treten allmälig von ihren Posten ab. Inzaghi eröffnete den Reigen, und der Finanzminister Kübek, dem man nicht Thatlosigkeit, sondern Mangel an finanziellem Talente zum Vorwurfe machte, folgte ihm bald nach. Männer aus dem Volke wie Kraus und Zanini wurden ins Ministerium berufen. Die Zeit wird entscheiden, ob die Wahl eine glückliche ist.

Die traurigen Berichte aus Italien, welche früher blos in Privatbriefen ihren Weg zu uns fanden, gelangen immer mehr durch officielle Artikel in die Hände des Publikums. Was ich Ihnen am Anfange dieser italienischen Wirren schrieb, ist bereits zur Wahrheit geworden, Italien ist für uns verloren, die östreichischen Bajonette, und wären sie in zehnmal größerer Zahl beisammen, vermögen nichts gegen diese begeisterten Lombarden. Die Regierung fängt an klar zu sehen, und thut ernste Schritte zur Pacification. Montecuculi ist mit friedlichen Aufträgen vom Hofe nach Mailand abgeschickt werden und Radetzky hat Befehl, sich defensiv zu verhalten. Die Lage der italienischen Armee wird als trostlos geschildert. Ewig vor Überfällen auf der Hut, müssen sich die kaiserlichen Truppen oft mit Lebensgefahr ihre Lebensmittel verschaffen; alle Schrecken des Krieges wüthen in den kostbarsten unserer Provinzen. Am Ende bleibt der Regierung doch nichts übrig als soviel Geld als nur immer möglich aus der Lombardei zu ziehen, den Handel derselben mit den übrigen östreichischen Provinzen durch Verträge zu garantiren, und dann — Italien Lebewohl! zu sagen.

Die Verhältnisse in Galizien sind für Östreich noch weit bedenklicher, wenn es auch bis jetzt noch zu keinem Ausbruch gekommen ist. Die Galizier haben gar kein Hehl und sprechen es in ihrer, dem Kaiser überreichten Adresse offen aus daß die Wiederherstellung eines unabhängigen Königreiches Polen in seinen früheren Grenzen und seiner früheren Herrlichkeit das Endziel aller ihrer Unternehmungen bilde, wofür sie Gut und Blut einsetzen wollen. In treuem (!) Bunde mit Deutschland wollen die Polen der unersättlichen Eroberungslust Rußlands einen Damm setzen, den kein Zaar fortan überschreiten soll. Indessen möge der Kaiser die Nationalität seines getreuen (!) Galiziens beschützen, er möge alle nicht polnischen Beamten, und alles nicht polnische Militär das zur Erhaltung der Ruhe nicht unumgänglich nothwendig ist, aus dem Lande ziehen, er möge aufs schleunigste die Bildung eines nationalen provisorischen Comités gestatten, bis die polnische Nationalversammlung sich constituirt hätte; dafür werde Polen ohne direkte Hülfe von Östreich den Russen im Zaume halten! Diese Adresse, in klares kurzes Deutsch übersetzt, sagt demnach: „Wir Polen brauchen Östreich, vor allem seine Neutralität, wenn uns der Russe auf den Nacken springt; wir Galizier wollen uns von Östreich durch eine besondre Regierung etwa wie Ungarn isoliren, ohne deshalb aufzuhören gut östreichisch zu sein. Haben wir aber im Vereine mit Posen und Russisch-Polen das alte Polenreich wieder herstellen helfen, dann müßt Ihr damit zufrieden sein, wenn wir eine Schutzmauer zwischen Euren deutschen Provinzen und den Kosaken bilden!“ Fürst Lubomirski war der Sprecher der polnischen Deputation, und las dem Kaiser die Adresse; er war aber kaum mit der Einleitung zu Ende, als ihm der Ceremonienmeister bedeutete, die Adresse in die Hände Sr. Majestät zu legen, welcher sie dann mit mehr Muße zu lesen im Stande wäre. Der Fürst aber schob ihn sanft bei Seite und sprach: „Wir sind den weiten Weg gekommen, um Sr. Majestät selbst unser Anliegen ans Herz zu legen; ich weiche nicht bis ich zu Ende gelesen!“ Der Kaiser aber hüllte sich in den Mantel der versprochenen Constitution, vermöge welcher er nur mit Beziehung seines verantwortlichen Ministerrathes Beschlüsse fassen könne und entließ die Deputation mit den üblichen Betheuerungen von Liebe und Huld. Von der Burg verfügte sich die Deputation in die Universität, um den Studenten eine Fahne zu überreichen. Es waren gegen 60 Männer im herrlichen polnischen Costüme, aus allen Ständen des Königreiches, Edelleute, Advokaten, Geistliche, Rabbinen und Bauern. Die Fürstin Sapieha erbat sich mit ihren Kindern den Eingang in die Aula, um am Empfange ihrer Landsleute Theil zu nehmen. Lubomirski sprach unter den lebhaftesten Zeichen allgemeiner Sympathie, und als endlich die polnische Fahne mit der deutschen verschlungen aufgesteckt wurde, war des Jubelns und Umarmens kein Ende. —

Mittwoch Abends gingen die Deputirten zum Volkstage nach Frankfurt. Die Stände, die Universität, die Schriftsteller und Bürger schicken ihre Repräsentanten; Erzherzog Johann folgt ihnen als Stellvertreter des Hofes. Ihre Abreise wurde um einen Tag verzögert, weil sie sich die Reichsinsignien der deutschen Kaiserkrone vom Hofe erbaten. Man versammelte noch spät Abends einen Ministerrath, um über diesen allerdings bedeutsamen Schritt zu berathen; die Entscheidung fiel dahin aus, daß diese Deputation als nicht vom Hofe ausgehend, die Reichskleinodien welche seit 1796 in den Händen des Kaiserhauses sind, nicht mitnehmen könne, daß sie aber berechtiget sei, im Namen des östreichischen Hofes die Versicherung zu geben daß derselbe in jedem Augenblicke bereit sei sie dem deutschen Volke zu übergeben, wenn es einig ist darüber zu verfügen. Man schützte ferner vor daß sie erst verpackt und durch einen kaiserlichen Kämmerer überbracht werden müßte. Der wahre Grund der Zurückbehaltung welchen Fiquelmont im Ministerrathe aussprach, war, daß man fürchtete, Deutschland könnte es als eine stillschweigende Rückforderung betrachten, wenn Östreich jetzt, wo es sich um die Wahl eines deutschen Kaisers handle (!), die Reichskleinodien zurückschickte. Diplomaten beurtheilen das Volk nach sich, und fürchten bei jedem offenen biederen Schritt, einen Hinterhalt, in den sie zu fallen fürchten. — Die Deputirten erhielten den Segen der Kirche im Stephansdome und verfügten sich von dort, begleitet von der Nationalgarde und dem Gesangsvereine welcher deutsche Lieder anstimmte, nach dem Bahnhofe. Ein Student hatte noch am Morgen von der Kanzel der Aula darauf aufmerksam gemacht daß unter den Deputirten der Universität sich zwei Böhmen, Schuselka und Kuranda befinden, während unsere Hochschule als eine Deutsche doch nur von Deutschen hätte vertreten sein sollen. Ein junger Theolog bestieg hierauf den Katheder und rief! Ja meine Herren, Schuselka und Kuranda sind Böhmen; aber nicht genug, Kuranda ist ein Jude, und Schuselka Deutschkatholik. Wer aber in unseren Tagen nach Glauben und Geburtsort frage, der sei bei Gott! ein Pfaff! — Sie sehen, wie frei sich unsere Jugend bewegt,

wie der Geist der Freiheit bis in die unzugänglichen Schlupfwinkel des Despotismus, bis in die Klöster und Seminare bringt. — Ein anderer Theolog, ein Tyroler welcher in einem politischen Klubb seiner Landsleute sich um eine Stunde verspätet hatte, wurde dieses Vergehens halber vom Erzbischof aus dem Seminar ausgeschlossen. Dafür brachten die Studenten diesem eine furchtbare Katzenmusik, zogen von dort zum Kloster der Liguorianer, und setzten diese von jeher gehaßten, als Jesuitenableger berüchtigten Geistlichen in solche Angst daß einige von ihnen im bloßen Hemde in der nahe gelegenen Kaserne Schutz gesucht haben sollen. Die übrigen erwarteten keinen zweiten ähnlichen Sturm und räumten das Kloster unter Bedeckung von Nationalgarden, die ihnen bis vor die Thore der Stadt das Geleite gaben. Gestern sollen sich wieder einige in verschiedenen Vermummungen in der Stadt haben blicken lassen, aber der Hof, dessen Beichtväter sie zum Theile waren, wird es füglich unterlassen, sie weiterhin in Schutz zu nehmen. Ihr Kloster ist zum Nationaleigenthum erklärt.

So eben höre ich, daß auch ein Kloster in *Eggenburg*, demselben Orden angehörig, geräumt worden sei. Nationalgarden transportiren einen Wagen voll Schriften und Schätze in die Stadt, um dieselben hier in sichere Verwahrung zu bringen.

Wien, d. 10. April.

[Fortgesetzte Revolution, der Fortschritt nur in Folge von Volksdemonstrationen; die Freicorps; die Handwerker; die Bauern; Jagdrecht; Robotte; Zehnten.]

△ Wir stehen immer noch am Anfang. Was noch kommen wird ist unübersehbar wie die Ewigkeit. In Frankfurt a. M. scheint es bis jetzt daß die constitutionelle Monarchie siegen und die Republikaner sich fügen werden. Dies ist aber erst das Ergebniß der Versammlung der Notabeln. Nun kommt die constituirende Versammlung, dann — — — das werden wir sehen! —

Daß Östreich sich an Deutschland anschließt, wissen Sie. Die äußern Abzeichen davon würden noch viel häufiger zur Schau gestellt worden sein, wenn man gleich genug Fahnen und Bänder mit den deutschen Farben hätte auftreiben können. Die Zahl derselben wächst noch täglich. Zuerst wehte die deutsche Fahne auf dem Stephansthurm, der Universität und dem polytechnischen Institut; dann denselben Tag noch aus den Fenstern des Kaisers; heute sieht man der Fahnen bereits unzählige. Auch die Nationalgarde hat die weiße mit der deutschen Kokarde vertauscht und führt schwarzrothgoldne Fahnen, obgleich die weiße Farbe, welche wir in den Tagen des 13 bis 15 März trugen unsern Herzen gewiß theuer ist. — Kurz, wir sind durch und durch deutsch und waren es im Grunde unsrer Seelen von jeher mehr als das übrige Deutschland glaubte und wir vielleicht selbst wußten. Und wohl ist es ein Glück wenn Einigkeit herrscht und erhalten wird in dieser Zeit allgemeiner Umgestaltung. Dadurch, aber auch nur dadurch wird Deutschland das erste und glücklichste Land in Europa werden. Die östreichische Monarchie dagegen ist jedenfalls schlimmer daran. Sie wird zwar selbst nach einer Trennung von Italien und Galizien noch immer die größte Macht unter den deutschen Bundesvölkern bleiben, aber bei der unabhängigen Stellung welche den Ungarn und Böhmen gewährt werden muß, immer doch nur ein conföderativer Staat dessen Centralmacht schwer zu constituiren und wirksam zu behaupten sein wird. — Wien hat seine *erste Revolution* gemacht, aber ich getraue mich nicht zu hoffen daß es auch seine letzte gewesen sei. Eigentlich dauert sie noch immer fort, denn jeder Tag bringt ja eine neue Specialrevolution und fast alles muß durch Volksdemonstrationen durchgesetzt werden. Ganz Wien ist seit dem 13. März in steter Bewegung und da Italiens Himmel sich nach Wien geflüchtet zu haben scheint, so wird das Treiben auch von diesem begünstigt. —

Das *Freicorps* für Italien scheint hauptsächlich deshalb gebildet worden zu sein um den trostlosen Fabrikarbeitern Unterhalt zu verschaffen und sie von hier zu entfernen, denn bis jetzt sind sie nur bis Neustadt gesandt um einexercirt zu werden; Andere etwas weiter, nach Bruck. Es mögen deren 8 bis 10,000 auf diese Weise beschäftigt worden sein; man merkt aber deshalb noch keine Abnahme an Volksgewühl.

Von den *Handwerkern* kommt jeden Tag fast ein anderes Gewerk an die Reihe um durch Versammlungen von Tausenden ihre Beschwerden vorzubringen und Abänderung von Mißbräuchen zu erstreiten. Zum Glück geschieht es meist ohne Beschädigung von Privateigenthum. Katzenmusiken sind seit einiger Zeit auch sehr im Schwunge; eine der brillantesten bekamen die Liguorianer den Abend bevor sie (abermals durch eine Volksdemonstration) gänzlich aufgehoben und fortgejagt wurden. Die Kirche mußte als Nationaleigenthum erklärt werden um sie vor Zerstörung zu schützen. Bei Durchsuchung ihrer Frauenklöster soll man Dinge gefunden haben die fast zu gräulich sind um wahr zu sein.

Sie sehen daß wir hier noch ein ziemlich bewegtes Leben führen und daß die *Nationalgarde* nicht wenig zu thun hat größeres Unheil zu verhüten, während es meist rein unmöglich ist (was man sagt) Ruhe herzustellen. Vor der Hand ist es ihr nur möglich von den beiden Aufgaben — Ruhe und Sicherheit — Eine zu lösen, wenn nur letzteres fortwährend gelingt!

Bauernunruhen im kleinern Maßstabe kommen wohl auch hie und da vor, besonders ist das *Jagdrecht* faktisch nicht mehr zu halten. In Scheibbs befreiten Bauern einige wegen Wilddieberei verhaftete Bursche. – Daran daß die Bauern im J. 1848 noch *Zehnten* geben, ist wohl kaum zu denken, wenigstens schmeicheln sich weder die Herrschaften noch die Pfarrer mit dieser Hoffnung, und werden wo es geht sich freiwillig mit den Bauern abfinden. *Robotten*, wo deren noch bestehen, werden wohl ohne Ablösung freigegeben werden, und da sich die Besitzenden in das Unvermeidliche fügen, so hoffe ich daß die Bauern sich zufrieden geben werden wenn sie das vor der Hand für sie Wichtigste erhalten. Ich habe selbst mit mehrern Bauern gesprochen. Die erste Frage eines Jeden ging auf Aufhebung der Robotten und *Ablösung* der Zehnten (also auch nichts Unbilliges), und ich freute mich bei den meisten mehr Verstand und guten Sinn zu finden als man gemeinhin erwartet. Alt und Jung ist ganz enthusiastisch für die Revolution und voll Rührung über die errungene Freiheit. Conservative findet man überhaupt nicht mehr. Wenn nur die Geschäftsstockung keine Reaktionäre macht!

Preßburg d. 8. April.

[Die Reactionen in der Nation; Kämpfe zwischen Ungarn und Deutschen, Adel und Städten; die vereinigten Königreiche Croatien, Dalmatien, Slavonien; Ungarn — die Schutzmauer gegen Rußland!]

N. König Ferdinand kömmt herab von Wien auf unsern Wunsch, und schließt selbst den Reichstag, der so enorme Resultate herbeiführte. Wenn Sie irgend ein Getöse Sonntag und Montag hören, so denken Sie, es ist der Eljendonner der begeisterten Madjaren, der bis hinüber tönt in Ihre deutschen Gauen. Noch vor 8 Tagen durchbebte die Luft republikanisches Wuthgeschrei; die Berliner Zeitungshalle konnte es nicht recht ausnehmen und schrieb: Erzherzog Stefan sei zum König ausgerufen. Jetzt stimmen sie aber freudig die Zigeunergeigen, und tanzen den Csárdás (spr. Tschardasch), um dem guten Könige ihren Dank zu beweisen. Alles haben wir erlangt. Wir sind ein selbständig Reich, nur sitzt unsere Krone auf dem Haupte eines Fürsten der in Wien residirt. Wien ist uns jedoch nicht mehr so fremd und verhaßt, seitdem „der Fürst" nicht mehr im Palais auf dem Ballplatz zu Miethe wohnt. Sind wir staatlich isolirt, so dürfte sich doch bald ein desto festeres industrielles Band schlingen, wenn nicht gar Rußland eine anderweitige Gemeinschaft herbeiführt. Unser Kriegsminister ist ohnehin nur ein Friedensminister, mit anderen Worten, er ministrirt das Militär, so lange Friede ist; wird Krieg, so hat der König zu disponiren. Der Finanzminister ist aber vollständig Herr des Geldes. — Was brauchen wir mehr? Was wollen wir noch? Haben wir nun nicht alle Mittel in Händen zu jedem Zweck? — Kein Einsichtiger wird das bestreiten, und dennoch greift das Mißtrauen bis in die unterste Schichte. Die Lüge und die Fopperei durchflocht seit Maria Theresia bis zu Metternich das ganze Staatswesen; Eidverletzung, Bruch aller Pacte, Übergehung der Gerechtsame gehörten zur Tagesordnung. Der gutmüthige, leichtgläubige Madjar traut und glaubt nicht, er will das Versprochene geschrieben, das Geschriebene gesiegelt, das Verbriefte in der Tasche haben, und selbst dann noch greift er jeden Augenblick danach, weil noch der X. oder Y. am Steuer steht, der solche Documente verdrehte. Ein großes Glück ist daß dem Könige alle Herzen zufliegen. Man weiß es recht wohl daß seine Hand schwach ist, sein Auge nicht adlerscharf sieht, aber man weiß auch daß er der beste Mensch ist der Alle glücklich machen will, kennt er nur die Mittel dazu. Dieses allein hat eine blutige Revolution zurückgedämmt, welche Ungarn von den Karpathen bis zum Hafen von Fiume durchzogen, und vielleicht die Monarchie zertrümmert hätte. Hätte Metternich am 13. März abgedankt, statt Tags darauf, hätte sich Wien einstweilen mit der Preßfreiheit begnügt, bis zu weitern Reformen die nöthige Sammlung und Vorbereitung statt fand; wäre die Constitution um 24 Stunden verzögert worden, — wäre die Bewilligung der Wünsche Ungarns um einen Tag verspätet worden: so säße heute eine provisorische Regierung in Pesth. Und gewiß, hätte Franz noch das Scepter in Händen, es wäre zum Äußersten gekommen! Einzig und allein dem Vertrauen in die Persönlichkeit des Kaisers ist der friedliche Verlauf zu verdanken, und sind wir mit den Institutionen nach innen im Reinen, so findet der constitutionelle Thron hier die festeste Stütze. Vor der Hand aber steht eine Reaction zu fürchten. Der ungarische Adel, der jetzt sein Pergament als nutzloses Makulatur verwenden kann, wird eher noch den Bürger in seine Mitte nehmen, als der deutsche Bürger den Proletarier. Es ist dies ein wunder Fleck, welcher einen Deutschen schmerzt und brennt, aber doch nicht verheimlicht werden kann. Ist es denn noch nicht aufgefallen, warum der Deutsche in allen fremden Landen mißachtet, ja verachtet ist? Man sehe nach Amerika, nach Italien, nach Polen, nach Ungarn. „Schwab"! flucht der Madjar und meint damit einen kriecherischen, von Privilegien lebenden, engherzigen Krämer. Die Städte sind deutsch. Der Ungar sah achselzuckend auf die Städtler herab, was man am deutlichsten in der Ständetafel beobachten konnte, wo die rücksitzenden Stadtdeputirten (insgesammt e i n Collectivvotum besitzend) höhnisch belächelt werden. Die Stadtmagistrate, lauter Deutsche von dem Landtage von 1840, galten als Krähwinklergerichte, deren Bestechlichkeit Jedermann kannte; gar oft kam es vor daß Präses und Räthe insgesammt wegen Geldunterschlagung in Untersuchung kamen. Die eifersüchtige Bewahrung ihrer Privilegien, ihres verklausulirten Zunftwesens, ihrer bürgerlichen Gerechtsame machte sie zum Stichblatt des ganzen Landes. So gab es hier jahrelange Processe, daß die Bürgermiliz des Zuckermandls, eines 50 Schritt vor der Preßburger Linie liegenden Marktfleckens, nicht in der Stadt aufmarschiren dürfe. Endlich waren die Städtler, so wie die Deutschen überhaupt als Anhänger des Wiener Regiments mit Recht verrufen. Diese Isolirung, dieses Betteln um Gnaden, diese Feindschaft gegen die Madjaren, diese Bestechlichkeit — das paßte Alles in den Metternichschen Kram; und wenn Sedlnitzky ein Polizeispitzel für Ungarn brauchte, so fand er unter den Deutschen bereitwillige Diener. Der hiesige Stadthauptmann war es der den Beitritt zum „Honi"-Verein der sich zu inländischen Fabrikaten verpflichtet, als ein Majestätsverbrechen erklärte. — Sie werden hieraus ersehen daß die Mißachtung der Deutschen guten Grund hatte. Die Bildung welche sonst den Deutschen zu Statten kömmt, fällt hier weg, da diese Städtler größerntheils eingewanderte Handwerker, Kellner oder Militärflüchtlinge waren. Der leichte Erwerb hat sie feit und übermüthig gemacht; die Freiheit des Landes benutzten sie als Privilegium zum Ausschluß Anderer. — So w a r der deutsche Bürger der Städte im Ganzen; jetzt ist er es noch zum größten Theile. Und dieser Deutsche wird eine größere Reaction hervorbringen, wenn z. B. ein Jude neben ihm eine Schusterwerkstatt eröffnen darf, als der Adel der seine Steuerfreiheit, seinen Gerichtsstand, sein Stimmrecht opferte. Wenn die Ungarn schreien daß die Deutschen sich madjarisiren sollen, so verstehen sie nicht blos die Zunge darunter, sondern auch die Gesinnung. Mit einem Schlage wurden den Städtedeputirten statt e i n e r Gesammtstimme 106 Vota von der Ständetafel zuerkannt, und zwar so daß sie augenblicklich, noch vor Zustimmung der Magnatentafel und Sanction des Königs, de facto in Ausübung traten. Der erste Gebrauch den diese Deutschen davon machten, war daß sie dem Antrage des Preßburger Stadtabgeordneten „H a u s e r" beitraten, die Juden von allen Rechten auszuschließen. — Von solchen Leuten ist nun eine Reaction zu erwarten. Die Minister rüsten sich dagegen, indem sie Orden und Stellen für die Deutschen bereit halten. Damit sind sie gleich gewonnen. Ein Bandel im Knopfloch das der Ungar benaserümpft, macht die Deutschen geschmeidig. — Aber ein vehementeres Spiel beginnt wohl gegen die größern Herrschaften. Der Verlust,

durch Aufhebung der Urbarialleistungen liegt offen; die Entschädigung schwebt in dunkler Zukunft. Auf Ämter und Sinecuren ist jede Aussicht verschwunden. Einstweilen wurde die Einschränkung damit begonnen, die Beamten zu entlassen. Das ist ein ganzes Heer von Blutsaugern; die eigentlichen Vampyre für deren Säckel der Bauer robotten mußte. Die deutschen Städtler mit ihren Gesellen, die Magnaten mit ihren Kammerdienern werden nun gemeinsam reactionäre Schritte machen. Schon einzeln ist ihre Macht nicht zu übersehen. Kömmt nun hinzu daß der mittlere Gesammtadel sich willig in die neue Form schmiegt, aber der Einzelne noch immer herrisch auftreten, und seine vererbten, in Fleisch und Blut übergegangenen Rechte im praktischen Verkehr geltend machen wird, — so ist ein Zusammenstoß unausbleiblich. Zum Glück steht Erzherzog Stefan entschlossen an der Seite des Ministeriums, und geht festen Schrittes den Weg der Reform. Dieser Prinz ist jetzt der Anhaltepunkt der Opposition die an's Ruder gelangte, und wie es scheint, geht er mit Batthyanyi Hand in Hand. Welcher Sturm nun noch von unten kommen möge, er wird diesen Fels benetzen, aber nicht erweichen, und wohl daß dem so ist, denn der König kann für die andern Länder darauf bauen!

Ungarn ist ein selbständiges Königreich, verwaltet sich selbst und hängt nur durch die Person des Monarchen mit Östreich zusammen. Diese Trennung bindet uns erst recht an Östreich, denn unser gesunder Sinn sagt uns daß ein solcher Anschluß der zugleich unsere Freiheit sichert, unsere Wohlfahrt fördert. Freilich thürmen sich hinter uns Wolken zusammen! Die sogenannten „vereinigten Königreiche“ Kroatien, Dalmatien, Slavonien, stellen Forderungen die in das tiefste Gewebe der ungarischen Verhältnisse eingreifen. Sie verlangen die seit lange Ungarn einverleibten Comitate zurück; die Militärgrenze gehöre ihnen, sie wollen ein illyrisches Ministerium u. s. f. Der Reichstag hat sich bereits geäußert und viele Zugeständnisse bezüglich der Verwaltung, Nationalität und Sprache gemacht. Aber kann Ungarn ein Losreißen dieses Königreichs billigen? Da liegt neuer Zunder!

Einstweilen ist alles in Jubel, und sollte Östreich 100,000 Mann fordern, die es ohne Zweifel nicht blos gegen Italien, sondern gegen Rußland braucht, so stehen sie binnen 14 Tagen marschfertig da. Die Gerüchte, daß in Bosnien, Serbien und der Wallachei Stimmen zum Anschluß an Östreich sich erheben, bestätigen sich stündlich. Das Bild daß der Koloß thönerne Füße habe, wäre in Wirklichkeit wahr. Wiederholt muß ich sagen und prophezeihen, damit es Deutschland nicht überhöre: nicht etwa bei Posen oder bei Krakau ist die verwundbare Ferse des deutschen Erbfeindes, sondern an der Donau, und dort wird der Kampf entscheidend werden. In Polen handelt es sich um die Idee, um ein Princip, endlich um Sicherstellung der neugewonnenen Freiheit Deutschlands. Aber am schwarzen Meer handelt es sich um Rußlands Weltstellung, an der Donau um sein materielles Wohl, um seine staatliche Ausbreitung. Nicht Petersburg ist in Gefahr, sondern Odessa; nicht im kalten Norden liegt die Kraft und Zukunft des Zaarenreiches, sondern im warmen Süden. Wir hier wissen das besser zu beurtheilen, und wir wissen auch, daß Nicolaus seine und seines Reiches Stelle genau kennt und würdigt. Nicht Polen wird also die Vormauer Deutschlands werden, sondern — Ungarn. Lob und Preis daß dieses Reich von 15 Millionen tapfern Seelen sich nun in voller Freiheit stärken kann!

Berlin, d. 15. April.

[Die Arbeiter, der Lohn in den Fabriken, die Staatsbauten; die Wahlen.]

(*) Die auch über unserm Haupte drohende Arbeiterfrage scheint sich bei uns noch auf dem Wege friedlicher Zugeständnisse und Organisationsversuche lösen zu wollen. Die Einigungen um höheren Lohn und kürzere Arbeitszeit haben sich bei uns jetzt in sämmtlichen Fabriken und bei vielen Gewerken vollbracht. Die Fabrikherren schenkten ihren Arbeitern gewöhnlich einen freien Nachmittag dazu, um die neuen Contracte durch Feste zu begehn. Diese Festzüge, in denen die Arbeiter mit Laub und Kränzen geschmückt durch die Straßen zogen, hatten etwas Rührendes und Bedenkliches zugleich. Möchten aus diesen gewiß nach Verdienst errungenen Vortheilen für unsere trefflichen Arbeiter, die vorzugsweise an den Barricaden gekämpft und die den edelsten und bildungsfähigsten Menschenkern in sich tragen, nicht in naher Zeit neue Verlegenheiten erwachsen! Die Fabrikzustände Berlins, die in den letzten Jahren allerdings einen höchst bedeutenden Aufschwung genommen haben, stehen doch zum Theil noch auf einem künstlich überreizten Boden, auf dem schlimme Conjuncturen von längerer Andauer noch lebensgefährlich werden können. In den hiesigen Fabriken wird jetzt der geringste Wochenlohn mit 4 Thalern bezahlt, bei einer Arbeitszeit von 6 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends, wobei die Frühstücks-, Mittags- und Vesperzeit noch ausfällt, so daß der Arbeitstag hier auch nur, wie in Paris, zehn Stunden hat. Kein Stand verdient so sehr als dieser eine wärmere und belebendere Sonne der Existenz! Möchte sich sein Schicksal in Deutschland organisch und in einem natürlichen Zusammenhange mit den Entwicklungen des Staats und der Gesellschaft wenden und begründen, und nicht, wie gegenwärtig in Paris, zum Gegenstand eines halsbrechenden und freiheitvernichtenden socialistischen Experiments werden, wozu auch freilich bei uns, wo der Communismus gar keinen Boden hat, nicht die geringste Aussicht vorhanden zu sein scheint. Unter den Gewerbsfragen war in diesen Tagen die schwierigste wegen der Lohnerhöhung der Maurer- und Zimmergesellen, die durch sehr dringend abgegebene Erklärungen dieser Gewerbsgenossen auf 25 Sgr. täglich hat festgesetzt werden müssen. Bei den städtischen Bauten ist ihnen dies bereits durch Zustimmung der Stadtverordneten bewilligt worden. Unser neuer Finanzminister Hansemann hat vorläufig erklärt daß die Staatsbauten eingestellt werden sollten, wenn diese Gewerksgenossen bei ihren Forderungen beharrten. Indeß wird die Regierung mit Ausführung dieser Absicht gewiß noch anstehn, und sich lieber den Umständen fügen, die bei der gewaltsamen Stimmung, welche jetzt gerade unter diesem Theil der Handwerker vorherrscht, in der That bedenklich sind. —

Unser junges politisches Leben wird jetzt neue Wellenstöße durch die Wahlen erhalten, die gleichzeitig zu unserer constituirenden Versammlung und zu der ebenfalls constituirenden Nationalvertretung in Frankfurt stattfinden werden. An Vorbereitungen ist für diese wichtigsten Momente unserer politischen Wiedergeburt bis jetzt noch zu wenig geschehen, und doch kommt es darauf an, neue und frische Menschen

unter uns zu ermitteln, die durch die Vergangenheit weder compromittirt noch geschwächt sind, und für die Zukunft ein reines Herz und einen starken Geist haben, um uns kräftig und unzweideutig in unsere neue Lebens- und Staatsorganisation hinüberzuleiten. Die alten Organe unserer Bureaukratie und Aristokratie und selbst eines gewissen Liberalismus sind abgenutzt; wir werden sie in unser neues Leben nicht mit hinübernehmen können. Auch von den Koryphäen des Vereinigten Landtags möchten sich nur Wenige zu Begründern und Vertretern unserer neuen Zeit eignen. Wir müssen unsere Ermittelungen auf die Charaktere richten welche auf den unabhängigen Gebieten der Wissenschaft und der Industrie hervorgegangen. Der richtige und freie Takt des Volkes wird sie uns finden helfen. Bei den hier in's Spiel tretenden Eigenthümlichkeiten des deutschen Charakters wird es uns vor der Hand Mühe kosten, die Wahlcandidaten zu öffentlichen Bewerbungen zu veranlassen. Aber dieser Schritt ist auch bei uns unerläßlich, und die falsche Scham der deutschen Persönlichkeit, die sich durch eine Abweisung vermittelst der Wahlen verletzt sehen möchte, muß durch Ermuthigungen aller Art im Voraus gebrochen werden!

Zur Chronik der Gegenwart.

— Der von Mathy gefänglich eingezogene *Fickler* ist der Verrätherei der deutschen Sache an Frankreich bezichtigt worden. Für Alle denen der Schreck vor der Republik in die Glieder gefahren ist, eine willkommene Wendung der Sache! Wir halten füglich unser Urtheil zurück bis jene Anklage erwiesen ist. Die Briefe welche Fickler mit dem demokratischen *deutschen* Vereine in Paris gewechselt hat, sind selbst von Welcker, diesem Mann des leidenschaftlichsten Argwohns, als unverfänglich befunden. Stellt sich ein Verrath an Frankreich heraus, so war es — in den Köpfen jener badischen Klopffechter — mit der Republik sehr schwach bestellt. Eine Republik die nicht in sich selbst ihren Halt findet, ist ein eben so schwächlich Ding als jene Deutschheit die nicht in sich selbst fußen kann und sich wieder hinter Preußen oder Östreich verkriecht. Eine Republik ist solange unmöglich als es keine Republikaner gibt. Verrätherei wäre jetzt doppelt zu beklagen, weil sie auf die Wahlen der guten Sache zum Nachtheil wirkt, die Furcht vor solcher Nichtswürdigkeit die halbschürige, schwankende, politisch unklare Gesinnung ins entgegengesetzte Äußerste treibt. Die gute Sache muß büßen was schlechte Köpfe verschulden. — Und es sieht in der That nach Reactionen in der Stimmung der Deutschen aus. Man sucht die kaum versuchsweise aufgetauchte politische Deutschheit hinter Preußen zu verschanzen. Nachdem Robert Mohl für die Hegemonie Östreichs gesprochen, eifern Andere, Paul Pfizer und Gervinus, um so mehr für Preußen.

— *Preußen* thut jetzt alles um sich mit Deutschland auszugleichen. Das Königthum scheint dort rein demokratische Stützen zu suchen. Auch die Wahlen für Frankfurt sind nach der vom Vorparlament festgestellten Regel angeordnet; der privilegirte preußische Landtag hat blos die Anleihe von 40 Millionen für die Monarchie gewährschaften sollen. Stellen die preußischen Waffen die deutsche Sache an der Eider fest, sichert uns die preußische Politik die deutschen Elemente der Provinz Posen: so werden die 190 *Preußen* in der constituirenden Nationalversammlung zu Frankfurt nicht blos gegen die 190 *Östreicher*, welche zweifelhaft gewählt sein werden, sondern auch gegen die Opposition des Südwestens ein entscheidendes Übergewicht geltend machen. — Bei diesem Stand der Dinge — er mag in der Natur der augenblicklichen Verlegenheiten begründet sein — rufen wir um so lauter: *Kein Kaiser für Deutschland!* — Deutschland braucht ein Parlament in welchem die Nation sich selbst regiert. Und man hüte sich diesem souveränen Parlamente das über den Fürsten stehen soll, eine monarchische Spitze zu geben! Eines vollziehenden *Obmannes* (Präsidenten) bedarf das Parlament. Er sei meinetwegen ein ehedem reichsunmittelbarer Fürst (wie der Fürst v. Leiningen), er sei der Prinz eines regierenden Hauses, aber er sei kein Monarch! Sonst geht die Souveränität des Parlamentes auf diesen Vollstrecker des Nationalwillens über, und die Majestät gewöhnt sich wieder an eine Person, statt daß unser Bewußtsein uns sagt, sie beruhe in der nationalen Gesammtheit. — Neben einem Obmann stehe ein *Feldherr der Nation*. In Zeiten der Noth erwählte Rom einen *Dictator*. Ist Preußen kriegerisch der mächtigste deutsche Staat, so gebührt ihm die Feldherrschaft des deutschen Heeres, die in Zeiten der Noth zur Dictatorwürde für gewisse Zwecke und Ziele ausgedehnt werde. Aber nur auf Zeit werde solche Dictatur festgestellt! — Was drüber ist, ist vom Übel!

— Der edle Fürst v. *Leiningen*, dessen Brief an König Ludwig die gute Wendung der Dinge in Baiern hervorrief, hat freiwillig seine gesammte Gerichtsbarkeit niedergelegt und sie dem Staate übertragen. Sämmtliche ehedem Reichsmittelbare sollten ihm folgen und damit beweisen daß sie am Neubau Deutschlands mitzuwirken Beruf haben. Sie würden sich damit ihre Stellung zum deutschen Parlamente sichern! — Die einzelnen Regierungen scheinen sich nicht zuzutrauen die schiefe Zwischenstellung des mediatisirten hohen Adels aufzuheben. Und doch ist der Aufruhr der Bauern nicht anders zu beschwichtigen.

— *Julian Schmidt* (ein Königsberger) erklärt es in den *Grenzboten* sehr richtig für eine Phrase unseres Liberalismus, in Polen jemals eine Vormauer gegen den Osten zu sehen. Polen sei frei! Aber blutige Forderungen stehen ihm nur gegen Rußland zu. Ob Polen gelernt habe vernunftgemäß zu existiren, mag es erst beweisen. Preußen hat in Posen nur Segen gesäet und wird Undank ernten. Der Bürger und der frei gewordene Bauer sind deutsch und wollen ihr Heil nicht an Polen verlieren. Mag Deutschlands Stimme sprechen wo Preußen schwankt. Wir können weder dem russischen Zaarenthum, noch dem polnischen Bojarenthum auch nur eine deutsche Scholle Landes gönnen, auch nur eine deutsche Seele preisgeben.

— Unter den jetzt zusammengestellten Beschlußnahme des Frankfurter Vorparlamentes vermissen wir zu unserer Verwunderung die Entschließung der Versammlung, die *Deutschen in Posen* aufzufordern Vertreter nach Frankfurt zu senden. Was und wer steckt hier dahinter? Die Auslassung dieses Beschlusses kann nur ein Irrthum sein. Ich berufe mich auf die Zeugen.

Leipzig. Verlag von *Georg Wigand*. Druck von *Breitkopf* und *Härtel*.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

F. Gustav Kühne.

1848. 29. April.

Inhalt: Gustav Kombst und die Erinnerungen aus seinem Leben. — Friedrich Hebbel. Der Diamant, Judith, Moloch, Maria Magdalene, lyrische Gedichte. Von F. Gustav Kühne. — Aus Stuttgart, Posen, Pesth und Leipzig. — Zur Chronik: Paris; Louis Philippe; Schweiz; Jakob Grimm über die Deutschheit Schleswigs; Posen; Blum; Wieck; der Deutsche Verein und Harkort.

№ 18.

Gustav Kombst und die Erinnerungen aus seinem Leben.

In Zeiten tiefer persönlicher Bedrängniß schrieb Gustav Kombst die Denkwürdigkeiten seines Lebens nieder. Wenn er sich überschwänglich elend fühlte, so gab ihm die Betrachtung seines Innern, ein Rückblick auf sein Leben und seinen Bildungsgang einigen Trost. Dadurch daß er sich Vergangenheit und Gegenwart klar vor die Seele rief, gewann er die nöthige Kraft in eine traurige dunkle Zukunft zu sehen. Sich somit sich selbst unterhaltend, aber diesen Selbstgesprächen Worte und Form gebend, schien es ihm, wie er im Vorwort sagt, als spräche er zu einem Freunde der ihm fehlte. Nachdem er diese Aufzeichnungen sechs Jahre lang fortgesetzt, las er sie wieder durch und fand in dieser Unterhaltung einen neuen Trost. Er erschien sich nun wie ein Fremder; es war ihm als hätten seine Erlebnisse ihre Subjectivität für ihn verloren; in diesen Aufzeichnungen hatte er Schmerz und Kummer von seiner Seele gewälzt. Ursprünglich nur für Freunde bestimmt, hatte er diese Geständnisse über sich und seine Zeitgenossen doch zugleich für die Öffentlichkeit bezweckt, um sich mannichfach zu rechtfertigen. Vor mehreren Jahren wurde bekanntlich ohne seine Erlaubniß unter dem Titel „Radicales Portfolio" in der Allgemeinen Zeitung eine Anzahl Briefe veröffentlicht welche zwischen Kombst und seinem Freunde F. gewechselt waren. Die Regierung des Cantons Basel hatte 1836 während der allgemeinen Flüchtlingshetze in der Schweiz die Originalpapiere in Beschlag genommen, Abschriften derselben waren den Gesandtschaften in Bern mitgetheilt; die Redaction der Allgemeinen Zeitung erhielt sie direct aus dem Kabinett des Fürsten Metternich. Er konnte dem Fürsten Metternich, sagt Kombst, für diese Aufmerksamkeit nur dankbar sein, da diese Briefe statt seinem Rufe zu schaden ihm viele Freunde erweckt hätten. Inzwischen schienen ihm doch einige Berichtigungen für seinen Ruf nothwendig. — Aufschlüsse über Zeitgenossen suchen wir jedoch in diesen Erinnerungen vergeblich; sie verrathen einen auffallenden Mangel an Menschenkenntniß. Wie es Ideologen eigen ist, lebte Kombst in einer selbstgeschaffenen Welt, deren Gedankengehalt ziemlich karg und dürftig war. Flüchtlinge aber verlieren mit der festen Scholle des Vaterlandes auch leicht den innern Halt; nichts behütet sie mehr und es fehlt der gute Geist der ihre schweifenden Wünsche in Zusammenhang bringt. Dies Gefühl der innern Auflösung hat mir noch jeder polnische, italienische und deutsche Flüchtling eingeflößt; die andern Nationen verbannen ihre Söhne nicht. Viel Selbstbeschäftigung ist diesen Flüchtlingen eigen, führt sie aber selten zur Selbsterkenntniß. — Es sei in seinem Wesen, sagt Kombst von sich selbst, ein eigenthümliches Gemisch von aristokratischen Stimmungen und demokratischen Bestrebungen. Man habe von einzelnen Männern gesagt sie seien Aristokraten par goût und Demokraten par calculation, wie Tocqueville von Jackson bemerkte. Das passe indessen nicht auf ihn. Seine Naturanlage sei bei starkem gesundem Körper, bei scharfen Sinnen, bei sanguinisch cholerischem Temperament und einem Hang zum Genießen und Herrschen unzweifelhaft aristokratischer Art; sein Verstand dagegen klar, seine Gedanken geordnet, er sei fast immer Herr seiner Gefühle und mit Ausnahme der Liebe seiner Neigungen Meister gewesen. Bei

seinem Haß gegen die bestehenden Zustände, bei seiner Zerstörungssucht sei er doch nur aus Neigung für eine vernunftgemäßere Ordnung der Dinge Revolutionär gewesen. Sein Rechtssinn habe ihn vor persönlichen bösen Gelüsten bewahrt und von Intriguen ferngehalten. — Wir würden die Offenheit in diesem Bekenntniß löblich finden, hätte sein Leben und Streben einen stärkern Inhalt aufzuweisen.

Seine Geburt fiel einige Wochen nach der verhängnißvollen Schlacht bei Jena in die Tage der allgemeinen Noth und häuslicher Bedrängniß. Sein Vater, preußischer Husarenofficier, lag in Lübeck an einer Wunde darnieder, während seine Mutter das Wochenbett mit ihm hütete. Während der Feldzüge wurde der Knabe im Hause seiner mütterlichen Großeltern theils in Thüringen, theils in Berlin und in der Lausitz erzogen. Das Jahr 1813 blieb mit Flammenzügen in seiner Seele stehen; dreißig spätere Jahre haben jene Zeit des Aufschwunges in seinem Gedächtniß nicht verlöschen können. Die Alltäglichkeit des Lebens hatte damals einem gottgebornen Enthusiasmus Platz gemacht, in welchem nur die edlern Gefühle des Menschen und Bürgers laut wurden. „Dieser Enthusiasmus, sagt Kombst, kannte keinen Unterschied des Standes, des Alters, des Geschlechtes. Königliche Frauen, unter ihnen die Prinzessin Marianne Wilhelm, Schwägerin des Königs, wetteiferten mit einfachen Bürgerinnen in der Pflege der Kranken. Zarte Jungfrauen vertauschten ihr friedliches Gewand mit dem Kriegsrock und nahmen unerkannt die Waffen. Unter ihnen zeichnete sich aus ein junges Mädchen von Potsdam, eines Musiklehrers Tochter, Juliane Prochaska. Sie starb den Tod auf dem Schlachtfelde. Ich selbst sah ein Weib das Unterofficier unter den Uhlanen, Ritter des eisernen Kreuzes war. Andere, weniger männlich gesinnt, waren nicht weniger heroisch. Gleich den Jungfrauen zu Karthago als es die Vertheidigung der Stadt galt, schnitten sie ihr schönes Haar ab, zwar nicht um Schiffsseile daraus winden zu lassen, aber nicht weniger es auf dem Altare des Vaterlandes niederzulegen. Viele gaben ihren einzigen Schmuck in Gold, den hochgehaltenen Trauring weg, um die Sache des Vaterlandes und der Freiheit zu unterstützen. Reichere beraubten sich alles Schmuckes in Gold und Juwelen und trugen bis das Vaterland frei sei nur Eisen. Arme die kaum für sich selber genug hatten, sendeten Lebensmittel aller Art für die Streiter der heiligen Sache, und damit die Empfänger zu dem Brote auch einen Schnaps trinken könnten, buken Viele ein Zwei- oder Viergroschenstück hinein. Kinder öffneten ihre Sparbüchsen, und ich entsinne mich daß ich mit Zorn einige französische Münzen aus der meinigen schleuderte, die von der besonnenen und vaterländisch gesinnten Mutter mit den Worten aufgenommen wurden: Die sollen den Unsern helfen gegen die Franzosen zu fechten! worauf sie mit anderem an das Unterstützungscomité eingesandt wurden. Kein Mann der die Waffen tragen konnte und seine Ehre liebte, durfte zu Hause bleiben. Bräute sendeten ihre Geliebten mit scheltenden Worten weg, gleich ihren Ahnfrauen die mit den Altvordern an Kampfeslust wetteiferten. Knaben von 14 und 15 Jahren die kaum die Muskete tragen konnten, sah man an der Seite graubärtiger Männer. Aber welcher Empfang war auch diesen Kämpfern, diesen Befreiern bereitet! Die Thränen stürzen mir aus den Augen, indem ich diese Worte schreibe und der Momente gedenke die ich hier nur schwach andeuten kann. Wer wollte nicht für solche Freude, für solche Wonne gern in den Tod gehen! O wer solche Tage gesehn und mitgefühlt, wenn auch nur als Kind erfahren hat, der mag sich selig preisen daß er geboren wurde. Aber oft ist mir aus dieser Seligkeit vergangener Tage große Betrübniß für die Gegenwart erwachsen. Ist es möglich, ist es wahrscheinlich daß ein Volk in einem Lebensalter zweimal so im Geiste wiedergeboren werde und seinen Geburtstag mit Bewußtsein feiere? Hier muß ich wieder traurig verstummen. — Wir Kinder die wir nicht die Feinde mit den Waffen schlagen konnten, wir baten Gott sie zu schlagen. Damals habe ich wirklich mit der tiefsten Andacht und Inbrunst gebetet, und ich habe noch eine Erinnerung jener Stimmung, jenes Einsseins mit Gott, die mir seitdem fast nie wieder geworden ist. In der Schule zeigte uns der Lehrer den Stand der Armeen auf der Karte und bewies unwiderleglich daß die Franzosen geschlagen werden müßten. Zu Hause zupften wir Charpie. — Die Straßenbuben Berlins, bekannt wegen ihres Witzes, schonten die armen Franzosen wenig, denn dieser Witz war oft derb und unziemlich. Die Franzosen ihrerseits waren voll Furcht und panischem Schrecken als die Russen unter Tschernitschew die Stadt zu umschwärmen begannen. Obwohl mehr als 10,000 Mann stark und hinlänglich mit Artillerie versehen, zogen sie vor zu capituliren und verließen am 2. Febr. 1813 des Morgens gleich früh die Stadt. Ich stand am Fenster im Erdgeschoß und sah Regiment nach Regiment vorbeimarschiren. Wir wohnten in der Wilhelmsstraße nicht weit vom Hallischen Thore. Es mochte zwischen 7 und 8 Uhr sein und der Kaffee stand bereits

auf dem Tische, da auf einmal fielen einige Schüsse; das letzte Regiment Infanterie zog gerade an unsern Fenstern vorbei. Die Schüsse hören, das Gewehr wegwerfen, oder es doch auf's gerade Wohl abschießen und dann davon laufen, war bei den Franzosen eins. Alles dies ging in kürzerer Zeit vor sich als ich brauche um es in diesen wenigen Worten anzudeuten. Den Franzosen auf den Fersen folgten sieben Kosacken, vor denen auf diese Weise ein ganzes Regiment reißaus nahm. Ich habe mir wenig Glauben mit dieser Geschichte erworben, als ich sie später Franzosen erzählte; aber sie ist buchstäblich wahr, und ein glaubwürdiger würtembergischer Officier hat mir selbst erzählt daß er bei einer Gelegenheit in Rußland mit eigenen Augen gesehen, wie 10,000 Franzosen vor 500 Kosacken davon gelaufen. Ich erwähne dies hier nur als ein psychologisches Phänomen, nicht um anzudeuten daß es den Franzosen an Muth gefehlt. Jeder alte Kriegsmann wird Ähnliches erlebt oder doch von Andern als erlebt gehört haben. — Kaum waren die Waffen weggeworfen, als die Bürger aus den Häusern stürzten um sie an sich zu nehmen. Die Mutter hatte unterdessen mit Besonnenheit die Fensterladen geschlossen und war dann mit uns Kindern in den Keller geflüchtet. Wir konnten jeden Augenblick erwarten daß die Häuser in den Grund geschossen wurden; denn wir wußten, auf dem Randel (jetzt Platz von Belle Alliance) kaum tausend Schritte von uns waren 80 Kanonen aufgefahren, die ich den vorhergehenden Tag selber gesehen und die diesen Morgen früh die Stadt noch nicht verlassen hatten. Eine Viertelstunde lagen wir betend auf unsern Knieen, dann wagten wir uns wieder aus unserem Verstecke. Alsbald hörten wir einen großen Lärm an der Hausthür. Es ergab sich daß einige flüchtige Franzosen Einlaß begehrten, um sich vor den Kosacken zu verstecken. Das ward ihnen gewährt, und als sie später von den Kosacken, welche die Häuser nach den verkrochenen Franzosen durchsuchten, aufgefunden wurden, dankten sie uns mit zugeworfenen Kußhänden daß wir sie vor dem Tode durch die Pike bewahrt hätten. Einige Tage vor der Schlacht von Großbeeren, als es keinem Zweifel mehr unterlag daß eine Schlacht das Schicksal von Berlin entscheiden müsse, begannen bereits die Landleute ihre Habseligkeiten und sich selber in die Stadt zu flüchten. Schweigende Besorgniß unter der Einwohnerschaft. Da, als am nächsten Morgen der Kannonendonner den Anfang der Schlacht verkündete, erwachten wieder Muth und Zuversicht. Wir konnten fast jeden Schuß und selbst eine Zeitlang die Chargen des kleinen Gewehrs hören. Eine schreckliche Musik; aber uns Knaben schwoll das Herz und keine Furcht fand Raum darin. Dann als gegen Abend der Siegesbote in die Stadt kam: ein unbeschreiblicher Freudentaumel! Alles umarmte sich, weinte, schrie Juchhe, feuerte Gewehre ab, trank die Gesundheit unserer Streiter — in einem solchen Wirbel von überwältigenden, höchst aufgeregten Gefühlen, wie sich nur in einem Menschen denken läßt, der auf einmal sich aus der drohendsten Gefahr gerettet sieht." — Berlin ist nur zwei Meilen von Großbeeren entfernt. Alles stürzte nach dem Siege auf das Schlachtfeld hinaus wo die Brandenburger und Pommern so tüchtig „geflutscht" hatten. — Auch die Belagerung von Spandau gab dem Knaben unauslöschliche Erinnerungen.

Seine nächsten Schuljahre verlebte Kombst zu Lübbenau in der Niederlausitz. Wir theilen über deutsche Jugenderziehung seine werthvollen Betrachtungen mit. „Ein verkehrteres Erziehungssystem kann wohl kaum erdacht werden, sagt er, als dasjenige, welches in meiner Jugend auf den deutschen Gymnasien gäng und gäbe war. An tüchtigen Lehrern fehlte es keineswegs, und das Gymnasium welches ich besuchte, hatte deren ausgezeichnete. Aber die Verkehrtheit lag in dem Plan welcher befolgt wurde, im Vergleich mit den Zwecken welche man erreichen wollte. Darüber daß damals manche Zweige einer gründlichern Bildung, wie z. B. Naturwissenschaften, auf den Gymnasien noch sehr vernachlässigt wurden, will ich hier nicht sprechen. Was ich zu rügen habe, ist dies. In einem jeden geregelten Gemeinwesen soll die Erziehung den Zögling fähig machen, später ein tüchtiger Mensch und Bürger zu werden, beides im Einklang mit den Ansichten welche den Einrichtungen des Staates zum Grunde liegen. Nun lebten wir in einer Monarchie welche von vorwärtsstrebenden Bewegungen in welche sie durch die Umstände geworfen worden, auf's schnellste zurückzukommen suchte. Überall stand das monarchische Princip im Vordergrund; es zu bewahren, zu stärken und weiter auszubilden, wurden mannigfaltige Maßregeln ergriffen, die jetzt schon dem Urtheile der Geschichte verfallen sind, während man in der Schule den lebendigen Geist der Knaben und jungen Männer mit den Musterbildern antiker Freiheit erfüllte, und sie in Cato und Brutus Helden bewundern lehrte, deren die Welt wenige Ihresgleichen gesehen. Zwar ward dann und wann altweise bemerkt: für die jetzigen Zeiten, für das moderne entnervte Geschlecht tauge dies nichts; wir müßten anders regiert werden und könnten uns so

Hohes nicht einkommen lassen! Aber welcher junge Mann denkt nicht, wenn er auch fühlt, er sei kein Sokrates oder Plato, er könne ein Curtius, ein Horatius Cocles, ein Cimon und Aristides dereinst werden? Und schlecht in der That stände es um die Welt, wenn solche Gefühle und Gedanken sich nicht mehr in der jugendlichen Brust regten, wenn die höchsten Bestrebungen und kühnsten Wünsche nur darauf hinausgingen, dermaleinst ein Geheimerrath oder Professor zu werden! Aber, da man der Jugend kein lebendes Beispiel von Freiheit, von persönlicher Unabhängigkeit, von Nationalgefühl im eigenen Lande aufweisen konnte, wie die Engländer so glücklich und stolz sind thun zu können — so sog der jugendliche Sinn nur um so lebendiger alle Ideen ein, welche von einem Leben zeugten, in welchem Manneswürde das höchste Ziel alles Strebens war. Hatten wir keine Republik und keine Männer welche wir der höchsten Verehrung werth hielten in der Wirklichkeit: sie existirten doch in unsern Köpfen; sahen wir keine Freiheit, unser eignes Volk zu beglücken, so lebte sie doch in unserer Seele und schlug lebensvoll in unseren glühenden Herzen. Wenn, was dann und wann wohl geschah, Aufsätze über die beste Regierungsform anzufertigen aufgegeben wurden, wer konnte sich wundern daß unter allen talentvolleren Schülern nur Eine Stimme und diese zu Gunsten des Alterthums war! So zog man uns als Republikaner groß, und als später in bewegten Zeiten manche von uns den kühnen, aber wohl verzeihlichen Wunsch hegten, es möchte auch in unserem Vaterlande ein politisches Leben sich bilden, ähnlich dem welches wir bei den Griechen und Römern bewundern gelernt, als diese Wünsche in Versuchen zur That übergingen, da füllte man die Gefängnisse mit dem edelsten Theil der Jugend, damit sie hinter Riegeln und innerhalb düsterer Mauern die Thorheit büße, geglaubt zu haben daß irgend ein Zusammenhang zwischen der Erziehung des Menschen und den Zwecken sein könne, für die er erzogen worden. Zwar die preußische Regierung hat manches gethan, die in dieser Beziehung begangenen Fehler wieder gut zu machen. Aber dieses Einlenken hat nur die Dinge noch ärger machen müssen. Vor Allem sei man wahr und consequent. Entweder russische Zustände und eine diesen entsprechende Bildung und Erziehung, oder Freiheit und eine auf der Wirklichkeit beruhende Entwicklung — wahrhaft menschliche Zustände und wahrhaft menschliche Erziehung, in welcher die Alten, wie billig, zwar ihre Stelle einzunehmen, aber nicht ewig als Muster und obendrein noch als schädliche zu erscheinen haben."

Kombst bezog seit 1825 die Universitäten zu Berlin, München und Jena. Die Demagogenperiode war zu Ende; die Burschenschaften und der sogenannte Bund der Jungen waren aufgelöst. Berlin, sagt er, stand in dem Rufe des Philisterthums. Die geistige Seite des Universitätslebens gab ihm weniger Befriedigung. Was man wissenschaftlichen Geist nannte, galt ihm für systematische Pedanterie; Böckh's Vorlesungen über attisches Recht und Alterthumskunde, Stuhr's Mythologie und Ritter's Geographie machten, sagt er, die alleinige Ausnahme. Philosophie blieb ihm fremd, sein Standpunkt war gesunder Menschenverstand. Wer Hegel und Schleiermacher unberührt an sich vorübergehen lassen konnte, legt freilich damit das Geständniß eines leichtfertigen Sinnes nieder. In München reizte ihn das lebenslustigere, sinnlichere Treiben. Der stoisch erzogene Nordländer konnte dort seiner epikuräischen Naturanlage freiern Spielraum lassen, fühlte sich aber doch bald wieder dem geistigeren Gehalte des Nordens zugewendet. In Jena kam er tiefer in das eigentliche Studentenleben hinein und begriff dessen frühere Bedeutung. Die Burschenschaft mit ihrer Richtung auf Ordnung und Fleiß und mit ihren Ehrengerichten war ein schöner Anfang in der Reform des Universitätswesens. 1827 war in Jena von dem Geiste welcher die Stifter der Burschenschaft belebte, noch genug übrig; manche Formen, z. B. die Forderungen der Mäßigung und Enthaltsamkeit waren freilich zur bloßen Heuchelei geworden; die poetische Ungebundenheit war mit diesen Beschränkungen zur Caricatur geworden und die freieste Jugend beugte sich später am geduldigsten in's Joch; aus freien Knaben, sagt Kombst, sind knechtische Greise geworden.

Fünfundzwanzig Jahre alt wurde Kombst in Berlin dem Minister Ancillon empfohlen; seine Probearbeit über das „Lebensprincip der germanischen Staaten" entwickelte nach Hegelschen Ansichten den Constitutionalismus aus den ursprünglichen Rechtsbegriffen des deutschen Volkes. Kombst wurde zur Gesandtschaft nach Frankfurt geschickt. Sein Gerechtigkeitsgefühl führte zu Übereilungen die Herr von Nagler ihm nicht verzieh. Kombst sollte nach Berlin zurück. Ohne Paß ging er nach der Schweiz und verfiel dort alsbald den Spionen der großen Mächte. Er hatte in Frankfurt als Publicist dem Interesse der Kabinette gedient, war im Besitz von Abschriften einiger Aktenstücke und wurde plötzlich, ohne damals schon Gebrauch von diesen Papieren gemacht zu haben, auf die Anklage eines jüdischen Spions des Hochverraths angeklagt und mit Steckbriefen verfolgt. Erst nach vier oder sechs Wochen antwortete er

auf diesen Steckbrief mit der Herausgabe der Aktenstücke, welche zu London im Druck erschienen. Kombst sagt, er habe dies nie bereut, obwohl er den Werth und die Wirkung der veröffentlichten Documente überschätzte. Sie enthüllten die verrätherischen Absichten der absoluten deutschen Kabinette zur Untergrabung des constitutionellen Lebens in den mittleren und kleineren Staaten. In Frankreich und England hätte keine Regierung vor diesem Documente bestehen können; Bruder Michel, sagt Kombst, ist im Verständniß und in der Anwendung des Einfachsten sehr langsam. — Kombst ging nach England; er wurde ganz Engländer im Anblick dessen was dort Recht, Freiheit und Nationalehre heißt. In England ist das Volk sich seiner Kraft bewußt und die Regierung stark durch das strenge Festhalten gesetzlicher Schritte. In England kennt man keine Preß- und Tendenzprocesse. Man läßt Chartisten und Socialisten reden und schreiben, man erlaubt dem Punch die dreistesten Angriffe auf hochstehende Personen. Dafür greift dort Alles nach dem Flüchtling sobald der Constable sein: stop him! ruft; Jeder tritt freiwillig unter die Waffen, sobald die Ruhe gefährdet ist.

Kombst erzählt ausführlich seinen viermaligen Aufenthalt in der Schweiz, wo er 1834 und 35 mehrere Zeitungen leitete. Er schildert Bürgermeister Heß, Hirzel, Snell; er war wesentlich betheiligt an der demokratischen Opposition gegen die Aristokratieen der Schweiz. Seit dem Frankfurter 3. April 1833 mehrte sich die Zahl der deutschen Flüchtlinge; Kombst schildert uns Wurth, Siebenpfeiffer, Lufft, Herold, Rauschenplatt; die beiden letztern wurden nicht blos als Märtyrer der Freiheit mit offenen Armen empfangen, sondern spielten in Basellandschaft auch eine Rolle als Regierungsmänner. Flüchtlinge und Spione tummelten sich bunt durcheinander; diese erschienen oft in der Maske jener und jene nahmen mitunter ihre Zuflucht zum schnöden Handwerk der Verräther. Seit dem Savoyer Zug galt die Schweiz für den Revolutionsheerd von ganz Europa; die Gesandten der großen Mächte erlaubten sich völkerrechtswidrige Eingriffe, indem sie der ganzen Schweiz die Forderung stellten die freie Presse zu unterdrücken und die Klubbs zu schließen. Wie die Schweizer sich gutmüthig und schwach zeigten, ging man weiter und forderte Gewährschaften. Georg Fein und Johannes Roth gründeten seit dem Sommer 1834 ihre Handwerkervereine; zwei Jahre darauf begannen in Zürich die Verhaftungen, die sich oft auf die seltsamsten Angaben stützten. Ludwig Snell z. B. dessen ächt republikanische Gesinnung niemand bezweifelte, wurde gefänglich eingezogen weil seine Partei ihn zum provisorischen König von Deutschland bestimmt habe. Kombst floh nach Frankreich.

Herzzerschneidend ist die Schilderung seines planlos zerfahrenen Lebens; der Wahnsinn seiner Frau setzte seinem Unglück die Krone auf, während der preußische Gesandte am Hofe Ludwig Philipp's das Gesuch stellte ihn als einen Dieb welcher Aktenstücke gestohlen, auszuliefern. Von den lächerlichen Thorheiten des jungen Deutschlands in der Schweiz gibt Kombst bei alle dem getreuen und ehrlichen Bericht. Ein schmerzliches Lächeln erweckt uns die Erzählung seines kümmerlichen Lebens in einer Dachstube zu Paris die er mit Graf Oskar Reichenbach aus Schlesien und mit dem seltsamen Schlump, August Jäger, theilte. In Edinburg fand Gustav Kombst schließlich als Lehrer seine geordnete Thätigkeit. Aber sein Lebensstoff war erschöpft. Der planlose Zufall der sein Dasein kreuzte, bestimmte auch seinen Tod. Kombst ist auf dem Meere in der Nacht spurlos vom Schiffe verschwunden. („Man sagt, er wollte sterben!" heißt es von Max Piccolomini.) Es sind seitdem fast zwei Jahre verschwunden, und man erfuhr noch bis heute nichts Näheres über seinen stillen, klanglosen Tod.

Friedrich Hebbel.

(Der Diamant, Judith, Moloch, Maria Magdalene, lyrische Gedichte.)

Das schwerlöthige, das tiefere Talent steht mitunter abseits und verlassen, während mittlere Talente schnellfingerig und leichtgeschürzt auf dem Markt des Lebens tänzeln, im bunten Gewühl der Menge glücklich sind. Es geschieht nichts ohne Verschulden, zu jeder Begabung gesellen die Schicksalsgötter zugleich einen Mangel. Einem Propheten in der Wüste, einem Einsiedler der nur mit Gott und mit sich selbst verkehrt, fehlt die Befähigung mit den Menschen zu verkehren, deren Bedürfnisse zu theilen, in die flüchtige Leidenschaft des Augenblicks mit allen Sinnen einzugehen. Es gehört nicht blos eine gelenke Fügsamkeit, es gehört auch eine Stärke der Seele dazu, die Schwächen der Menschen zu verstehen, um sich ihrer zu bemächtigen. Die meisten Talente verlieren sich an die Schwächen des Zeitalters, sie sind mit den Thorheiten der Mode vergänglich. Das tiefere Talent

möchte sich gern außerhalb dieser Sterblichkeit des Tages stellen; es hält sich an die ewigen Gedanken Gottes, und bleibt oft einsam auf sich selbst verwiesen. „Lichter ziehen ist Eins", sagt Hebbel in einem seiner neuen Gedichte, „und Lichter brauchen ein Andres." Aber während die flüssigen Talente sich für den Bedarf der Menschen verbrauchen, ist das Genie keineswegs der bloße Lichtzieher der den Andern den Betrieb der Beleuchtungsmittel zu überlassen hätte. Jedes wahrhafte Genie hat noch immer unabsichtlich und willenlos seine Epoche beherrscht; der Instinkt der es in die Einsamkeit trieb, führt es auch unversehens in den Lärm des Lebens zurück; ungeahnet gebietet ihm ein innerer Drang plötzlich auf offenem Markt eine Fackel anzuzünden vor welcher alle kleinen Lichter in den Fenstern der Leute erblinden. In dieser Gunst der Götter, in dieser ungesuchten Gegenseitigkeit von Ursach und Wirkung steckt ein Geheimniß. Hätte ein Talent die ganze Ursprünglichkeit des Geistes die dem Genie eigen ist, und ihm fehlte die Begabung die Welt zu erfassen, so fehlte ihm bei aller Bedeutsamkeit doch die Macht. Nicht den Ursachen, den Wirkungen huldigt die Welt. Und aus dem Ungeschick sich der Welt zu bemächtigen, entspringt dann nicht selten auch der Eigensinn sich vor ihr abzuschließen, sich unzugänglich zu machen und Pfade zu gehen wo niemand folgt. So geschieht es daß uns manch reicher poetischer Urwald mit all seinem üppigen Naturwuchs entzogen bleibt, während die leichtbewegten, aber mühescheuen Menschen sich in Park- und Gartenanlagen tummeln, wo ihnen geschäftige Hände bequeme Lustpartien bereiteten. Es gab in deutscher Dichtkunst tiefsinnige Sonderlinge die sich im Gestrüpp der Wildniß gefielen. Heinrich von Kleist war einer von ihnen, ein tiefes, starkes, aus den Urquellen der Natur genährtes, ein seltsam in sich verwachsenes Herz. Seine Dichtungen sind Urwälder, nur für wenige zugänglich. Es ist schlimm wenn die Talente um die Gunst der Menge buhlen; es ist aber auch schlimm wenn sie dem Dämon ihrer eignen Laune unterworfen sind. Es ist schlimm wenn die Muse zur gefallsüchtigen Hetäre wird; aber es ist auch schlimm wenn sie mitten im bewegten Menschenleben eine Sphinx abgibt, langhingestreckt mit ihren Gliedern, nur mit sich selbst beschäftigt und mit ihrem Problem, für das, wie ein stolzes Selbstgefühl ihr sagt, kein Ödipus erscheint.

Hat Friedrich Hebbel's Muse etwas von solcher Sphinx? — Sie gibt keine ägyptischen Dunkelheiten. Sie verschmäht die Allegorie, aber sie quält sich in der Theorie mit symbolischer Bedeutsamkeit. Wo die gesunde freie Kraft der Hebbelschen Poesie zum vollen Durchbruch kommt, da will sie und gibt sie plastische, klare, in sich selbst getragene Gestalten, schön und wahr, mächtig und ursprünglich, Sinn und Bedeutung in sich selbst erledigend. Aber seine Muse will um keinen Preis amüsant sein; in ihrer ungelenken Kraft steckt eine jungfräuliche Scheu sich der Welt hinzugeben. Sie will, weil sie nicht Redner des Volks sein kann auf offenem Markt, lieber ein Prediger in der Wüste bleiben. Sie flüchtet sich gern in die Geheimnisse einer Symbolik, sie hält es für nothwendig unpopulär zu sein. Die Wahrheit hat sich oft in Symbole gekleidet, die Religion bedurfte ihrer. Die Schönheit aber ist die offenbar gewordene, in die Erscheinung getretene Wahrheit. Wem soviel plastische Gestaltungskraft wie Hebbel innewohnt, will auch im Grunde keine Wahrheiten geben die sich hinter die Erscheinungswelt verkröchen, kann in der Poesie nichts als den süßen Kern der Wirklichkeit sehen. Es fragt sich nur in welcher Schaale dieser Kern sich bietet.

Hebbel gibt den Leuten oft harte Nüsse die sie sich nicht gern knacken mögen. Läßt er sich dann in Vorreden herab selbst Nußknacker zu sein, so gibt er ihnen zur Lösung des Räthsels ein neues Räthsel. Zur Komödie „der Diamant" liefert er ein Vorspiel zwischen der Muse und der Aftermuse, und zu diesem Vorspiel wieder eine Vorrede die einen tiefsinnigen Aufschluß gibt warum sein Drama theaterwidrig sei. — Dies ergötzliche Lustspiel voll Aristophanischem Übermuth und ächt Holbergscher Kraft der Komik gibt uns die Geschichte eines Edelsteins an dem das Wohl und Weh eines königlichen Hauses hängt. Die somnambule Prinzessin gab ihn einem bettelnden Invaliden, im Wahn dieser sei der Geist der ihn fordern sollte, wenn der letzte Zweig der Familie erlöschen will. In der Jacke des sterbenden Invaliden fand ein Bauer den verhängnißvollen Stein. Vom Bauern stiehlt ihn ein Jude der ihn verschluckt um ihn der Verfolgung zu entziehen. Wie ein Mandat des Königs mit dem Versprechen einer halben Million für den Wiederbringer erscheint, stehen Bauer und Jude vor dem Dorfrichter der eilig Beschlag auf den Juden legt. Der Jude würgt und würgt, und kann den Diamanten nicht wieder vonsichgeben. Ein Arzt wird geholt; dieser macht sich fertig zum Bauchaufschneiden. Der Bauer, der Richter, der Arzt, Alle brennen darauf dem Juden den Stein abzuquälen, jeder aber hofft zugleich die Andern darum zu betrügen. Im Kerker kommt der Jude in die Hände des Gefangenwärters. Auch dieser hält sich für befugt den Juden zu mißbrauchen; er beschließt ihn zu erhängen, um mit dem Edelstein nach der Residenz zu laufen und die halbe Million zu gewinnen, während der

Prinz, der Verlobte der Königstochter, erscheint um den Stein des Glücks zu suchen. Wie aber der Stein der Weisheit keine Weisen, so macht dieser Stein des Glücks keine Glücklichen. Der Gefangenwärter entläuft mit dem Juden zusammen. Beide sind einig halb Part zu machen; aber es reut den Juden unterwegs, mit dem schnöden Kerkerknecht zu theilen. Still im Walde, in der verschwiegenen Nacht, gibt er vor, der Steinentbindung nahe zu sein; hinter einem Baume, so scheint es, wird der Proceß der Verschluckung rückgängig, und der Jude überliefert dem Knecht einen Stein. Mit diesem angeblichen Diamanten eilt der getäuschte Räuber nach der Residenz, und der Jude lacht sich in's Fäustchen. Er hat Alle betrogen, aber auch sich selbst; der wahre Stein den er verschluckt hat, zerschneidet ihm höchst schmerzvoll die Eingeweide und er wird ihn nicht los. — In dieser Satyre auf die Glück und Weisheit suchenden Menschen liegt eine große Fülle von Ernst und Scherz. In diesem Gewirr von List und Dummheit in der Menschenwelt entfaltet sich uns eine ganze Reihe ergötzlicher, geistvoll lustiger Scenen. Neben der Freiheit des Komus ist freilich der phantastische Ernst am Königshofe zu dürftig und dünn gehalten, um das ganze Werk ein vollendetes nennen zu können. Auf der Bühne ist das Stück nicht zulässig, aus dem einfachen Grunde weil man nicht gewohnt ist in Gesellschaft ohne Hosen zu gehen, oder selbige sich dort abzuziehen. Aber was nun weiter? — Hebbel gibt ein Vorspiel in welchem die Aftermuse die ächte Muse verhöhnt. Allein wo ein Dukatenmännchen Hauptheld ist, da tritt, däucht mir, das Afterinteresse weit mehr auf Seite der wahren Muse! Hebbel gibt im Vorwort das Mährchen von einem Ritter der eine verzauberte Prinzessin aus dem verschanzten Schlosse befreien will, dem aber der Wächter zur Bedingung macht die Waffen zu strecken, bevor er den Einlaß gestatte. Der Ritter soll sich seiner Waffen entblößen, um die Prinzessin zu retten, der Dichter sich der Poesie entkleiden, um die Bühne zu erobern! Ist das nicht zuviel verlangt oder zu wenig vorausgesetzt? Der Zwiespalt zwischen Dramatischem und Theatralischem wenigstens ist damit nicht erledigt. Hebbel's Ritter weiß auch nicht ob er umkehren soll, sein Dichter ist zweifelhaft ob er den Triumph der Musen auf den Brettern oder außerhalb zu suchen habe. Das artige Mährchen soll uns trösten; aber Ein Räthsel erklärt nicht das andere. Hebbel's Muse gefällt sich also mitunter die Sphinx zu spielen. Und ganz beziehungslos gegen das Verständniß der Welt will diese Sphinx nicht sein. Der Menge gibt sie platterdings kein Zugeständniß. Daß die Bühne so wenig wie die Gesittung der menschlichen Gesellschaft die ganze Wahrheit ertrage, davon will Hebbel nichts wissen. Dagegen parlamentirt er mit den Denkern, mit den Männern aus der Philosophenschule. Die Sphinx richtet sich dann aus ihrer ruhenden Stellung auf, hebt ihre Branken in die Höhe und demonstrirt mit ihren langen eckigen holsteinischen Gliedern in die Luft hinaus. Um die dramatische Poesie mit den Hegelschen Denkern zu vermitteln, ist Hebbel im Stande, einen Aufsatz über den Styl im Drama — in einem Style zu schreiben, der sich in den ganzen abstracten Schwulst der Schule wickelt, sich wo er aufklären will, in ein Gewirr von Umdunkelungen hüllt. Andere schreiben um ihre Dramen mit der Lesewelt zu vermitteln, eine heitere anmuthende Erzählung von deren gelegentlicher Entstehung, deren lustigen Schicksalen und Abenteuern vor und hinter den Kulissen. Hebbel citirt für sein Drama in Vorreden und Aufsätzen metaphysische Geister, Schemen aus der Philosophenkammer die keinem Menschen mehr fragwürdig erscheinen. Hebbel hat auch nichts zu Hülfe zu rufen, nichts zu erklären, nichts einzuleiten. Wo der Kern seiner Poesie klar, markig und im ganzen Stolz seiner freien Kraft sich gibt, da sprengt dieser Kern von selbst die Schaale. Wo seine Muse sich in die Sonderlingsmaske hüllt, da hilft keine Vermittelung, keine Entpuppung aus ihrer abstrusen Laune. Wo die Poesie aufhört Göttin der Schönheit zu sein die anspruchslos ihren Gürtel um sich schlingt, da kann sie noch immer für eigenthümlich, für merkwürdig gelten, aber gewinnen kann sie nur durch ihren Liebreiz, nicht durch ihre Symbole. Die vollendete Schönheit siegt durch sich selbst. Sie gibt kein Räthsel zu lösen, stellt keine Bedingungen des Verständnisses; sie ist frei und hingebend, klar und hüllelos bis — auf den Gürtel den sie trägt. —

Hebbel's poetischer Tiefsinn gefällt sich in psychologischen Wagnissen. Dies ist eine andere Seite seines Naturells. Er ist Romantiker genug, auch dem Dämon der Häßlichkeit neben der Gestalt der Schönheit zu seinem Recht in der Kunst verhelfen zu wollen. Dieser Dämon des Häßlichen hat sein Recht. Er kann uns entweder durch seine Wahrheit und Wirklichkeit schrekken, oder er kann uns durch Humor ergötzen, indem er die Welt in ihrer Verwahrlosung schildert. In der altclassischen Poesie war sein Bereich sehr enge. Neben hundert in physischer und sittlicher Schönheit prangenden Gestalten führt uns die Ilias nur Eine häßliche Figur, den Thersites, vor. Aber im Shekspeare wimmelt es von jenen Verbrechernaturen die uns tragisch

erfassen, indem sie uns den Schlund der Hölle entriegeln; wimmelt es von jenen humoristischen Figuren deren Stufenleiter vom halb verthierten Kaliban vielfach wechselnd hinaufreicht bis zu dem tragisch witzigen Narren im Lear. Was aber im Gebiet des Häßlichen uns weder schreckt durch seine Macht, noch uns reizt durch seine Komik, das verfällt der Widerwärtigkeit, hat keinen Anspruch auf Geltung, selbst wenn es wahr und wirklich wäre. — Hebbel's Maria Magdalene, das bedeutendste Drama unserer ganzen Epoche, hat den sittlichen Fall eines Mädchens zum Fundament. Diese Unschuld fällt in einer Weise die uns weder durch die Macht dämonischer Schrecken imponirt, noch uns durch einen Witz des boshaften Ungefährs ergötzt. Vor der Majestät der Naturgewalten haben wir allen möglichen Respect, die hinreißende Macht einer aufrichtigen heißen glühenden Leidenschaft sühnt sogar den Fall einer Unschuld. Hier aber gibt aus ruhigem Verstandescalcül ein Mädchenherz sein jungfräulich Heiligthum hin. Auf den verführerischen Bräutigam ist das Glück der Familie angewiesen; um ihn sicher zu stellen, um sich auf immer an ihn zu binden, ergibt sich ihm und fällt Hebbel's Maria Magdalene, nicht also aus Leidenschaft, nicht im Augenblick der Bethörung der Sinne, auch nicht im Grimm der Verzweiflung, sondern speculativ, mit diplomatischer Verständigkeit. Und dies Mädchen steht im Mittelpunkt der Interessen; um ihren Gewinn oder Verlust öffnen sich vor uns alle Himmel der Sehnsucht, alle Schleusen des Unglücks; sie ist die Heldin für die wir fühlen und empfinden, Heldin eines Stückes das uns mit der ganzen Gewalt naturwahrer Kraft die Tragödie einer bürgerlichen Häuslichkeit, auf engem Boden gemeiner Gegenwart in der Gesittung der Menschen den erschütternden Zwiespalt alter und neuer Zeit hinstellt. Gegen die fadenscheinige, glatt appretirte Arbeit der Marionettenfiguren unserer nach französischer Schablone gemodelten Intriguenspiele ist Hebbel's Tragödie ein Meisterwerk voll Urkraft und voll dichterischer Fülle. Diese Hebbelschen Gestalten sind wirkliche Menschen; sie sind Geburten vom Mark eines ächten Dichtergeistes. Und wie sie ihr Schicksal aus sich selbst, aus ihrem Blut und ihrer Natur, heraufbeschwören, stellen sie uns ganz ausnahmsweise von fast allen dramatischen Schöpfungen der jetzigen Zeit eine seltene, einzige Tragödie hin. Trotz ihrer nackten sittlichen und geistigen Blöße bringen sie es, indem sie sich wie Naturkräfte an einander drängen, zum höchsten Conflict in der geistigen Welt. Nicht in den feilen Müttern und Töchtern aus dem Volk in den französischen Melodramen, in Hebbel's Drama habt Ihr die wahrhaften Vertreter des Proletariats der heutigen Menschheit zu suchen. Und sie vertreten im Wendepunkt alter und neuer Zeit die Menschheit auf ächt dichterische Weise, als freie Geburten eines parteilosen Dichtergehirns, nicht als Sklaven einer Parteimeinung, nicht mit den Schrecken eines Boz aus den Höhlen des Schmutzes, nicht mit den raffinirten Folterwerkzeugen eines Sue, sondern mit der ganzen Naturwahrheit germanischer Harmlosigkeit und Einfalt. In Meister Anton haben wir die schroffe Geschlossenheit ächt tragischer Heldengröße. Er wurzelt mit der schrecklichen Gebundenheit seiner sittlichen Begriffe im Boden der alten ehrbaren, fest in sich bornirten Zeit. An diesem Eichstamm der nicht mürbe werden, nicht brechen und zersplittern kann, versucht sich der Sturm der Noth, versuchen sich Elend und Gram, versucht sich der feuchte laue Westwind der sittlichen und geistigen Sophistik eines neuen Geschlechtes das vom Baum der Erkenntniß naschte. Von halber Bildung gewitzigt, unterwühlt das jüngere, von einem neuen Zeitgeist erfaßte Geschlecht den Boden des alten Lebens, bohrt sich aber selbst sein Grab, um neben dem Stamm der Familie den der Sturm erschüttert, aber nicht bricht, zusammenzuknicken. Die Wucht dieser tragischen Gewalt ist so mächtig, diese Tragödie in der Kraft schmetternder Wahrheit so überflügelnd daß man fast vergißt auf welch gewagter Annahme sie erbaut ist. Und doch kommen wir auf das Wagniß dieser Annahme zurück, sollen wir Hebbel's Natur erläutern. — Man hat darüber gestritten ob es nicht überhaupt verwerflich sei auf den sittlichen Fall eines Mädchens ein Drama zu gründen das uns den höchsten geistigen Kampf der Menschenwelt zur Erscheinung bringen will. Es hat das aber bei Emilia Galotti noch keine Kritik in Frage gestellt, ob uns schon in diesem Werke von Anfang bis zu Ende die Zurüstungen beschäftigen, die eine mädchenhafte Unschuld in die Tatzen und Klauen einer gleisnerisch verlorenen Welt zu bringen trachten. Es kann auch nicht die Absicht sein uns mit denen ausgleichen zu wollen welche die geschminkte Sünde der französischen Salonmaske auf der deutschen Bühne für zulässig halten und doch zum Schutz der parfümirten Prüderie angeblich aus Sittlichkeitsgefühl den Stab über die Tragödie Hebbels brechen. Stellen wir die Frage einzeln, ob die Motive für Magdalenens Fall richtig sind, so gestehe ich offen daß meine Psychologie nicht soweit reicht, dies ganz leidenschaftlose, ganz rationell erklügelte Selbstopfer einer Mädchenblüthe zu begreifen. Wäre ein so kaltes profanes Sichpreisgeben der Jungfräulichkeit an Leib

und Seele möglich, so würde es doch nur als eine Einzelnheit richtig sein, träte damit noch keineswegs in den Kreis des Interesses, innerhalb dessen die natürliche Wahrheit eine poetische Berechtigung erringt. Wo uns das Böse weder durch die Schrecken der Naturgewalt erfaßt, noch komisch reizt, da steht es blos als Widerwärtigkeit da und hat als solche weder dichterische Macht, noch dichterisches Recht.

Jedenfalls bleibt es gewagt auf einen so zweifelhaft berechtigten Fall ein Drama zu bauen das den höchsten Aufwand sittlicher und geistiger Lebensmächte in's Feld stellt. Hebbel, der Holsteiner, der halbe Insulaner, hat etwas von den alten Nordlandsrecken die auf Abenteuer ziehen und sich keck irgend eine Gewaltthat zum Ziele stecken. Hebbel tritt mit seinen künstlerischen Plänen leicht in das Bereich Michelangelo's. Michelangelo imponirt, aber er reizt und fesselt nicht. Michelangelo übernimmt sich in seinen Conturen. Er überschreitet mit seinen Linien das Menschenmaß und bleibt uns die menschlichen Farben dazu schuldig. — Hebbel's Tragödie **Moloch**, soweit deren Anlage sich nach dem ersten Akte*) erahnen läßt, verräth einen Entwurf der das Bereich menschlicher Naturen überschreitet, nur von Riesen und Kobolden auszuführen ist. Raffael hat nie Giganten, nie Zwerge gemalt; die menschliche Form galt ihm für die höchste, weil sich in ihr die Kraft als Schönheit abschließt. Größe die uns nicht durch Schönheit reizt und fesselt, ist blos in ihren Dimensionen groß, ist bloße Ungeheuerlichkeit. Und von solcher Erhabenheit die blos ungeheuerlich ist, gibt es zum Lächerlichen nur Einen Schritt.

War diese nicht allzu breite Grenzlinie wo das Ungeheuere plötzlich sein Grausiges verliert und komisch wirkt, vielleicht in Hebbel's **Judith** überschritten? — Nicht in der Heldin selbst, aber im Holofernes. Sie selbst ist eine so mächtige Gestalt daß sie uns fast über den Graus hinwegverhilft, ihr Herz und ihren Leib an eine wüste Bestie verloren zu sehen. Man kennt alte Mährchen wo Prinzessinnen sich in Creaturen der Wildniß verlieben, sich mit Drachen, mit Scheusalen der Thierwelt begatten. Die Mährchenwelt findet uns auch für moralische und psychologische Annahmen gläubig. Aber das Drama das Menschen spielen, tritt aus allem Symbolischen, allem Mythischen heraus; das Drama gibt gegenwärtige Wahrheit und Wirklichkeit. — In Judith's Gestalt war unabsichtlich ein großer Zeitgedanke dichterisch verkörpert. Man hatte viel von der Emancipation der Frauen gefabelt, die Saintsimonisten zogen über's Meer, das freie Weib zu suchen; hätten sie es gefunden, sie wären vielleicht wie der Jüngling vor der Bildsäule zu Saïs erstarrt. In hundert Aufsätzen, hundert Romanen war die Lehre von der Selbständigkeit des Weibes gepredigt; und als Hebbel den Leuten die freie Amazone in leibhafter Gestalt hinstellte, senkten sie den Kopf, rieben sich die Hände und schlichen bei Seite. Freilich, jene Nymphen die Beinkleider anziehen und Cigarren rauchen, machen vor und hinter den Kulissen mehr Glück als dies wirklich heroische Weib das den ganzen sittlichen Adel ihres Geschlechtes als eine Größe des Geistes ohne Lüge, ohne Schminke entfaltet, nicht den Mann spielt, sondern vom Manne fordert Mann zu sein. Das Unerhörte, aber entschieden Große dieser Judith ist daß sie jeden Mann der kein Held ist verhöhnt. — Sie erzählt zu Anfang ihr kurzes eheliches Leben. Wir begreifen daß sie einen Schwächling verachtet. Ein winselnder Elegiker wirbt um ihre Hand; sie sagt: Geh' hin und tödte den Feind des Vaterlandes; dann komm und nimm meine Hand! Wie er zittert, stößt sie ihn mit dem Fuße von sich. Sie verlangt vom Mann daß er ihr Bewunderung einflöße. Wird ihm das schwer, so wird es ihr um so weniger schwer ihn zu verachten. Nur wenn er ihr den Eindruck entschiedener Geistesgröße gibt, verzeiht sie ihm die Schwäche ihres eigenen Geschlechts, verzeiht sie der Natur diese Unbill, das Weib dem Manne untergeordnet zu haben. Sie leugnet nicht die Nothwendigkeit der untergeordneten Stellung des Weibes, aber sie fordert daß der Mann dieser Überlegenheit werth und fähig sei. Sie fordert vom Mann Heroismus, und siehe! sie findet ihn nirgends als im Feinde ihres Landes, in einem Henker ihres Volkes, in einem Helden der zugleich ein Wüthrich ist, Molochsdienste treibt und das Opfer das er umarmt hat, schlachtet. In einem Scheusal findet sie was sie suchte, männliche Tugend, Muth, Heldenthum und Stärke des Geistes. So muß sie als Weib bewundern wo sie als Tochter ihres Volkes verabscheut, muß lieben wo sie morden soll, muß Wonne fühlen wo Grausamkeit ihre Pflicht wird. In diesem Taumel von Wollust und Entsetzen gibt sie sich dem Gewaltigen hin und schlägt ihm in der Stunde der süßen Umarmung das Haupt herunter. Diese auf's Höchste gesteigerte Leidenschaft ist fast Raserei, aber es liegt Größe in diesem Schwindel, ein grausamer Reiz durchzittert uns mit allen Schrecken. Ob sich schon unsere Nerven und Sehnen bis auf's Äußerste spitzen und spannen, daß sich Haß und Liebe so in einander verlieren können: wir fühlen daß dies in der Natur der

*) S. Europa, 1847 Nr. 1.

Weibes möglich, mithin menschlich wahr ist. Aphrodite und Gorgo in Einer Person stehn vor uns, leibhafter und gewisser als je Tizian diese Judith, seine Lieblingsfigur, gemalt. Packt nun aber Holofernes, wüst und betrunken, dies Weib, um sie hinter die Gardine zu schleppen, so geht das Grausen plötzlich in Ekel über, und diesem Ekel kommt heimlich eine Lachlust zu Hülfe. Der Bogen ist überspannt, er bricht im Augenblick wo der Pfeil von der Sehne schwirrt. Das Colossale das die Form der menschlichen Schönheit verläßt, tritt in's Thierische über, wenn es sich nicht in überirdischen Dunst zerlöst.

Es ist gleichgültig welchen Erfolg diese Judith auf der Berliner, der Hamburger Bühne in den Händen selbst einer Crelinger, einer Enghaus erlebte. Der Werth oder Unwerth einer Schöpfung Hebbel's unterliegt nicht der Gunst von Zufälligkeiten. Die Gestalt der Judith ist eine geniale Geburt, eine in sich fertige Größe; aber das Ensemble dazu ist aus dem mährchenhaft Symbolischen nicht zur menschlichen Wirklichkeit die das Drama fordert, herausgetreten. Fast könnte man denken, Hebbel's einsam schaffende Dichternatur könne es nur zu einzelnen fertigen Gestalten bringen. In seiner Genoveva ist nur Golo dramatisch fertig geworden. Wie Einer vor Schmerz und Liebe Teufel wird und in der dunkeln Wollust dieser Empfindung schwelgt: das ist das Thema dieses Drama's das Golo, nicht Genoveva heißen sollte. Die Genesis dieser einzelnen Gestalt mit dem ganzen betäubenden Zauber lyrischer Gedankenmusik macht es zum Monodram bei dem alles Ensemble in den Hintergrund tritt. Ich sage: man könnte glauben, Hebbel bringe es nicht über das Monodram hinaus, wenn uns nicht seine Maria Magdalene eines Andern belehrte. Hier sind nicht einzelne Gestalten blos, hier sind ganze Gruppen dramatischen Lebens, voll ausgeprägte ganze Scenen wo alle Einzelnen, für sich richtig gestellt, gegenseitig bedingt, zu einem wunderbar großartigen Conflict zusammengreifen.

Die Kritik braucht hier nicht zaghaft zu sein, dicht neben den bedeutsamen Schönheiten eines großen, starken Talentes Irrthümer aufzudecken. Wenn der Tiefsinn sich in Seltsamkeiten verliert, dann gilt es um so mehr wachsam zu sein. Die poetische Mittelmäßigkeit läuft seltener Gefahr sich mit zu verirren. Sie macht gute Toilette, trifft den Conversationston, ist amusant und bleibt leichter im Geleise des Menschenmöglichen. Das Mittelmaß der Talente wird selten besser, aber auch selten schlechter sein als sein Publikum, es macht nur soviel Verstöße als dieses erträgt; das mittlere Talent macht Fehler; das tiefere leidet aber mitunter an Irrthümern. Diesen Irrthümern nachzugehen, ist lehrreicher als die Wirkungen der mittleren Talente zu erklären. Diese stützen sich mit ihren Fehlern auf die Schwächen des Publikums, mit ihren Vorzügen auf den Durchschnitt der Bildung. An den Irrthümern eines starken Geistes lernt das Publikum sich auf Größeres besinnen, seine Forderungen, seinen Maßstab steigern.

Irrthümer werden am besten widerlegt, indem sie als in der Natur des Autors begründet nachgewiesen werden. Im lyrischen Gedicht gibt die Persönlichkeit sich selbst, und nach dem was wir hier vorausgeschickt, ist es leicht sich in der Sammlung Neuer Gedichte Hebbel's zurechtzufinden *). — Das lyrische Gedicht wird in der Regel als die beste Blüthe eines Dichterlebens genommen. Es ist aber eben so oft nur die Schöpfung kleiner Nebenstunden, Abhub von der Tafel des geistigen Lebens, Geburt der flüchtigen Stimmung, der Erschöpfung oder Beschwichtigung. Nach beiden Seiten hin öffnet uns das lyrische Gedicht die subjective Natur das Poeten. In beiderlei Art ist die neue Gedichtsammlung Hebbels eine reiche Gabe. Der Ertrag vieler Jahre voll Lust und Leid, voll Erhebung und Beruhigung, der Schatz eines aufgehäuften Reichthums an inneren Erlebnissen breitet sich vor uns aus. Das Menschenleben das sich hier erschließt, ist ein ganz neues, weil es völlig frei von der Parteiung, frei von allen Richtungen, Kämpfen und Strebungen der Gegenwart, ganz selbständig für sich abgeschlossen, lediglich in sich selbst fußend dasteht. Diese Selbständigkeit ist in einer Zeit wo sich Alles zusammenschaart weil nur die Masse, nicht der Einzelne noch gilt, eine seltene. Vielleicht kommt der Eigensinn zu Hülfe, um in unseren Tagen eine persönliche Eigenthümlichkeit auf sich selbst zu beschränken. Wir blicken hier in ein ganz frei auf sich gewiesenes Dichterleben, das keine andere Religion hat als die Kunst, nichts anerkennt als das Heroenthum poetischer Größe. Einige der Gedichte sind in sich fertige objective, vollendete Kunstwerke auf kleinem Raum. Zu ihnen zählt gleich das erste: Liebeszauber, mit welchem sich die Sammlung eröffnet, ein novellistisches Abenteuer zweier Liebenden die sich in dunkler gewitterschwerer Nacht fliehen, suchen und finden; heiße, lebensprühende Romantik, klar und fest in plastisch vollendeter Gruppe ausgeprägt. Auch Lieder die nur romantische Musik sind, wie „Ich und Du“, finden sich

*) Neue Gedichte von Friedrich Hebbel. Mit Porträt des Verfassers, Leipzig, J. J. Weber.

in Hebbel's Lyrik. Doch ist er in der Plastik stärker als in der Musik, und dies bezeichnet seine Eigenthümlichkeit. Manches seiner Gedichte wie die „moderne Ballade" ist sogar zu sehr blos plastisches Steingebilde ohne das warme schwellende Leben im Puls der Adern. Sein „Mädchen, Nachts vor'm Spiegel" erschrickt beim Anblick der Harmonie der schönen Glieder! Im Sonett „Apoll von Belvedere" gibt der Dichter, ganz aufgegangen in plastische Ruhe, ein vollendetes Meisterbild. Sein „Gebet" ist lyrische Metaphysik, aber ganz in antiker Form. Sein „letztes Gebet", romantisch im Inhalt und Ausdruck, gehört zu den Triumphen deutscher Dichtkunst; es athmet das ganze Selbstgefühl einer sittlichen Kraft, den ganzen Stolz einer selbstbewußten, vor Gott und Natur unerschütterlichen Freiheit des Geistes. Dem selbstbewußten Frieden eines in sich starken Menschen, wie er sich im Sonett: „die Schönheitsprobe" ausspricht, fehlen auch nicht die Töne der Entsagung die auf die Welt verzichtet. — Nicht überall ist der Ausdruck glücklich; wie es denn schwer hält, sich aus der Tiefe der Einsamkeit zur lebendigen flüchtigen Menschenwelt herauszuretten. Hier hat Hebbel Brücken nöthig die er nicht schlägt, hier sind ihm Übergänge versagt die seine Natur verschmäht. Hier liegen seine Schwächen und der Grund des Unschönen, des Mißgestalteten in seinen Schöpfungen. Auch in der Sprache wird diese Sprödigkeit hier und da als kalt und dürr fühlbar; siehe das Sonett: „die Sprache." — Die Epigramme bringen uns zum Theil ein Tagebuch der Studien des Dichters. Auch hier, wo man die Werkstatt des Dichters betritt, offenbart sich neben überraschend glänzenden Schönheiten mancher Zug der Laune und Willkür. Man hat an diesen Versen mit Recht den falschen Bau der zweiten Hälfte des Pentameters mit Trochäen getadelt, die den Vers wirkungslos machen und verunstalten. In den Maximen, Bekenntnissen und Glossen dieser Epigrame verräth sich zu Shakspeare, zu Heinrich v. Kleist starke Sympathie, die Hebbel's Hang, im Häßlichen dem Teufel sein Recht zu gönnen, erläutern könnte. Der freie Trotz des Künstlers sollte aber nie zu einem principiellen Eigensinn des Doctrinärs werden! Dicht daneben überrascht uns aber wieder in Hebbel's Gedichten lieblich plaudernde, naive Harmlosigkeit, wie in der „Kirmeß" und der Katzenballade „aus der Kindheit." Ohne alle Pein eines stolzen Selbstbewußtseins ist hier der Genius des Dichters kindliche Hingebung, heitere Grazie die ungesucht mit seinem quälerischen Tiefsinn Versteckens spielt.

Eine ächte Dichternatur ist in unsern Tagen eine seltene. Umdeswillen thut es noth alle die Töne die sie anschlägt zu kennen. Friedrich Hebbel, der Dithmarse vom Lande Holstein, gehört zu den wenigen dichterischen Urnaturen unserer Zeit.

„Nicht fühlt die Harfe Schmerz
Wenn sie kein Wind bewegt,
Doch wohl des Dichters Herz
Wenn's ihm kein Gott erregt."

F. Gustav Kühne.

Briefwechsel.

Stuttgart, d. 18. April.

[Das würtembergische und das baierische Militär; die Gefahren vor Frankreich; der badische Seekreis; Tumulte in Stuttgart; die Wahlen für Frankfurt; Paul Pfizer; das Theater und die hohen Gagen.]

△ Das sonst so friedliche Stuttgart sieht jetzt ganz kriegerisch aus. Das sämmtliche Militär hat seine Beurlaubten einberufen, ist auf den Kriegsfuß gesetzt, und theilweise auch schon gegen die französische Grenze marschirt. So rückt dort häufig ein Regiment mit klingendem Spiel von hier aus, ein anderes aus einer entfernteren Garnison wieder ein, während Reiterei und Artillerie von Ludwigsburg, dem Potsdam Würtembergs, durchmarschiert. Die baierische Reiterei, auf ihrem Durchmarsch nach dem Rhein zu, stach in ihren einfach geschmackvollen Uniformen gegen die sehr geschmacklose und unpraktische Kleidung unserer Truppen vortheilhaft ab. Der würtembergische Soldat ist sehr brav im Dienste, hat Ausdauer und Kraft, ist aber in seiner Erscheinung vielleicht der unansehnlichste in ganz Deutschland. Auch der Geist desselben läßt in militärischer Hinsicht gewiß Manches zu wünschen übrig, wie denn namentlich die Unterofficiere nichts weniger als zufrieden mit vielen ihrer Officiere und daher oft sehr unzuverlässig sind. Die Schuld hiervon soll größtentheils an einigen höheren Officieren liegen die allgemein als für ihre Posten untauglich und namentlich auch niederen Intriguen und Chikannen zugänglich bezeichnet werden. — Das Vorrücken unserer Truppen an die schweizerische und französische Grenze ist von der Nothwendigkeit dringend geboten, denn die Gefahren die uns von dorther drohen, sind noch nicht verschwunden und können nur durch ein entschiedenes Auftreten vermieden werden. Fortwährend lagern noch 6000 Mann bewaffnete Freischaaren an der Grenze die ungeachtet aller noch so friedlichen Versicherungen sehr gern bei uns einbrechen möchten um unter dem Vorwand falscher Freiheit die wildeste Anarchie in ganz Deutschland zu verbreiten. Auch für Frankreich selbst, das immer noch stark rüstet und große Lager zusammenzieht, werden die kriegerischen Aussichten von Tage zu Tage bedenklicher, denn der Friedensapostel Lamartine unterliegt mit großer Wahrscheinlichkeit bald dem Dictator Ledru-Rollin der dann den inneren Gährungsstoff nach Außen ableiten

wird. So ist denn nach dem alten Spruche „si vis pacem para bellum" die Aufstellung des 7. und 8. Armeecorps an unserer südwestlichen Grenze ganz gerechtfertigt und findet auch hier im ganzen Volke ungetheilte Billigung. — Mit vollem Rechte ist man hier allgemein empört über den badischen See- und Schwarzwaldkreis der unseren und den baierischen Truppen feindlich entgegentreten, ihnen den Durchmarsch verweigern und sie als „Fremde" betrachten wollte. Ist dies der Anfang der so vielgepriesenen deutschen Einheit zu welcher Baden mit am meisten Anstoß gegeben zu haben sich so sehr rühmt? Oder glaubt man denn im Ernst, Darmstadt mit seinem durch und durch liberalen Ministerium Gagern, Würtemberg, wo auch jetzt das letzte reactionäre Element in der höheren Verwaltung gefallen ist, und das ganze Ministerium durchweg mit Oppositionsmännern besetzt ist, würde zu reactionären Maßregeln Soldaten nach Baden senden? Wahrlich, nur absichtlicher Lügengeist konnte so etwas ersinnen, nur große Verblendung es glauben! Doch scheint man auch jetzt in den benannten Gegenden selbst eingesehen zu haben wie lächerlich — gelinde ausgedrückt — man sich durch solche Weigerung machte; — man hat jetzt unsere Soldaten ruhig die ihnen angewiesenen Standquartiere beziehen lassen.

Wie Ruhe und prüfende Besonnenheit überhaupt im Charakter des Schwaben vorherrscht, sie ist auch hier die Bewegung des letzten Monates zwar tief in alle Verhältnisse eingreifend, aber sonst äußerlich ziemlich ohne Excesse vor sich gegangen. Würtemberg hat ohne einen Blutstropfen die nöthigen politischen Zugeständnisse errungen. Das Ministerium zählt jetzt kein einziges früheres reactionäres Mitglied; man darf ihm volles Vertrauen schenken. Daher haben hier die republikanischen Wühlereien einen ungemein ungünstigen Ausgang für die Urheber genommen. Vor einigen Tagen versuchte man auch in Stuttgart einen größeren Tumult anzustellen und wußte fälschlich das Gerücht zu verbreiten, ein Unterofficier sei wegen des verfassungsmäßig ihm zustehenden Petitionsrechtes verhaftet worden. Es sammelten sich an zwei Abenden große Haufen von Tumultuanten vor der Hauptwache und verlangten mit wildem Geschrei die Freigebung des Verhafteten indem sie sonst die Hauptwache zu stürmen drohten. Geachtete Männer, besonders der Staatsrath Römer, verkündete der Menge, sie sei irrig berichtet denn die Verhaftung sei nicht wegen Ausübung des Petitionsrechtes, sondern wegen grober Insubordinationsvergehen geschehen, und es solle eine schnelle und gerechte Untersuchung deshalb stattfinden. Als diese Erklärung noch nicht helfen wollte, das Geschrei und Toben fortgesetzt wurde, schritt die Bürgerwache ein und zerstreute den Haufen. Am zweiten Abend schlug ein Theil der Bürgerwehr, die noch nicht mit Flinten bewaffnet war, nachdrücklich mit Knitteln und umgekehrten Spießen auf die Tumultuanten ein, so daß die Empörer mit blauen Flekken nach Hause liefen. Tödtungen oder lebensgefährliche Verletzungen sind bei diesen Vorfällen die ganz Stuttgart mehrere Tage hindurch in Bewegung setzten, nicht vorgefallen, wie man denn auch vernünftiger Weise sich der Hülfe des Militärs gar nicht dabei bediente. — Ein sogenannter „demokratischer Klubb" der sich hier gebildet, will nicht recht gedeihen und ist an Qualität wie Quantität seiner Mitglieder nur sehr unbedeutend, obgleich er es an Lärmschlagen nicht fehlen läßt. Wie ungemein gering sein Einfluß hier ist, hat sich in den letzten Tagen wohl deutlich bewiesen indem es ihm ungeachtet aller Anstrengungen und Anwendungen jedes nur irgendwie zu billigenden Mittels nicht gelingen wollte, auch nur einige seiner Mitglieder in den Wahlausschuß zum deutschen Parlament zu bringen. Der Bezirk Stuttgart wird unzweifelhaft den jüngst zum Staatsrath und Kultusminister erhobenen Paul Pfizer dahin senden, eine Wahl die wohl in ganz Deutschland allgemeine Billigung finden dürfte. Besonders wichtig ist dies weil Pfizer von jeher und schon in seinem berühmten „Briefwechsel zweier Deutschen" als eifriger Vertheidiger der Hegemonie Preußens über Deutschland bekannt ist und diese Ansicht auch in letzter Zeit wieder hier auf mehrfache Weise sehr bereit verfochten hat.

Unser Theater ist fortwährend so leer daß wenn nicht die Verpflichtung gegen die Abonnenten vorläge, man es lieber ganz schließen könnte. Was Luxus an unserem Bühnenwesen ist, wird die Veränderung der Zeit gar bald empfinden, denn die hohen Gagen, jetzt viel höher als die der neuen Minister, dürften in ganz Deutschland arg beschnitten werden. Ist es noch erlaubt, einem Sänger und Tänzer für einige Triller und Pirouetten 6 bis 10,000 Gulden zu zahlen? Hier kostet z. B. das jedesmalige Auftreten, des Sängers Pischeck mehrere hundert Gulden!

Posen, im April.

[Polnisch und Deutsch.]

— Aus Posen geht uns folgende Denkschrift zu, die wir im Interesse der deutschen Sache zur Mittheilung bringen.

„Einer polnischen Deputation aus dem Großherzogthum Posen ist Seitens des Königs Majestät die nationale Reorganisation der Provinz zugesichert worden, und es steht nicht zu bezweifeln daß dieser Zusicherung Folge gegeben werden wird. Die deutsche Bevölkerung ist sowohl ihrer Zahl nach, als durch das Übergewicht der Bildung und geistigen Kraft, welches in ihr repräsentirt ist, berechtigt, eine völlige Gleichstellung ihrer Nationalität mit der polnischen zu verlangen; sie ist berechtigt, auf das bestimmteste Verwahrung dagegen einzulegen, daß in der Verwaltung der Provinz dem polnischen Element ein Übergewicht beigelegt werde, welches dahin führen könnte, die deutsche Bevölkerung einer polnischen Herrschaft unterzuordnen. Eine solche ist mit deutschem Wesen und deutscher Sinnesart nicht in Einklang zu bringen. Die polnische Herrschaft würde eine Herrschaft des polnischen Adels sein, der nebst seinem Anhange, bestehend aus einem Theile der katholischen Geistlichkeit und einigen Literaten, die polnisch-nationale Bewegung fast ausschließlich repräsentirt. Diese Partei hat durch ihre außerordentliche Rührigkeit und ihren Enthusiasmus für die mit der politischen Wiederherstellung Polens von ihr als identisch angesehene Nationalitätsfrage das Ausland an Zustände eines auf breiten Grundlagen ruhenden nationalen Volkslebens glauben gemacht, die in Wirklichkeit hier gar nicht existiren. Der polnische Bürgerstand ist in hiesiger Provinz an Zahl und noch mehr an Intelligenz und Besitz dem deutschen gegenüber so schwach vertreten, daß derselbe fast als gar nicht vorhanden anzusehen ist, und dies tritt namentlich um so entschiedener hervor, als die jüdische Bevölkerung durch Sprache und Bildungsgang in der deutschen aufgegangen und mit ihr als ein Ganzes zu betrachten ist. Der polnische Bauernstand ist im Allgemeinen völlig indifferent

gegen die nationale Bewegung, und wird nur durch häufig unlautere oder gewaltsame Mittel, ohne eigenes selbstständiges Bewußtsein, in dieselbe hineingezogen. Somit ist der polnische Adel, der seinen durch Grundbesitz und privilegirte Stellung gesicherten Einfluß auf ungebührliche Weise ausbeutet, der eigentliche Träger der nationalen Bewegung. Der polnische Adel hat aber nie Gewähr dafür gegeben, daß wahre Volksfreiheit und Civilisation, daß insbesondere Achtung vor den Rechten aller Volksklassen und Anerkennung fremder Nationalität grundsätzlich durch ihn vertreten werde. Er hat stets das Gegentheil bewiesen, und sein Verhalten in allen Beziehungen des öffentlichen und Privatlebens bis auf den heutigen Tag giebt noch immer keine Gewähr dafür, daß die Wiederherstellung seiner Herrschaft nicht einem Siege der Unfreiheit, der Gesetzlosigkeit und veralteter Standesprivilegien gleich kommen würde.

Dies sind die Gründe, weshalb die deutsche Bevölkerung der Provinz gegen jede Art von polnischer Herrschaft sich auf das entschiedenste erklären muß. Die neuesten Ereignisse haben diesen Widerspruch nicht nur gerechtfertigt, sondern mit zwingender Gewalt dargethan, daß überhaupt die deutsche und polnische Bevölkerung der Provinz unter einer umfassenden, einheitlichen Leitung nicht ferner bestehen kann. Die dem Polen von dem Deutschen dargereichte Bruderhand hat jener mit Verachtung zurückgewiesen. Im Widerspruch mit den in Berlin den Deutschen kundgegebenen Sympathien, im Widerspruch mit den ersten öffentlichen Erklärungen des polnischen National-Comité's zeigt der plötzliche Ausbruch von Höhnung und Haß gegen die Deutschen, daß die vorgebliche Bruderliebe auf der Voraussetzung fußt, es würden die 500,000 Deutsche des Großherzogthums ihre eigene Nichtigkeit als Deutsche anerkennen und erklären, daß sie in der polnischen Nationalität aufgegangen. Und dies muthete man uns in dem Augenblick zu, wo Deutschland selbst den Tag seiner Auferstehung feierte, wo unsere Brust von dem stolzen Gedanken schwoll, auch Glied des großen deutschen Volks zu sein. Als den Polen kund ward, daß wir bei allen Sympathien für ihre Sache doch deutsch bleiben wollten, verfolgten sie sofort den Deutschen mit entschiedener Feindseligkeit und schritten zu Thaten der Beraubung und der Gewalt gegen Personen und Eigenthum in einem Umfange, daß diesen nur da Einhalt geschah, wo den Polen die Macht dazu gebrach. Der alte unselige Hang zu Druck und Willkür besteht also leider noch ungeschwächt. Wie soll da ein einmüthiges Zusammenstehen beider Nationalitäten möglich sein?

In diesem Sinne sind bereits energische Protestationen von Seiten der Bevölkerung des Netzedistrikts und der westlichen Grenzkreise des Posener Departements erfolgt mit dem gleichzeitigen Antrage auf Lostrennung von der Provinz Posen, und zwar sind die diesfälligen Anträge in solcher Form gestellt, daß nur durch die Anwendung von Gewaltmaßregeln denselben zu begegnen wäre. An solche aber ist unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht zu denken; die deutschen Grenzkreise haben sich der Unterstützung der benachbarten deutschen Provinzen versichert, und kein deutscher Soldat würde sich dazu hergeben, seine deutschen Mitbrüder unterdrücken zu helfen, wenn es überhaupt der Regierung in den Sinn kommen könnte, dies zu wollen. Damit ist von selbst die Nothwendigkeit gegeben, eine Demarkationslinie zu ziehen zwischen den unter deutscher Verwaltung zu belassenden Theilen der Provinz und dem vorherrschend polnischen Theile, der eine Reorganisation im nationalen polnischen Sinne erstrebt, unverkennbar in der Absicht, um damit den Grund für die künftige Wiederherstellung eines freien Polenreichs zu legen. Von diesem politischen Gedanken ist die nationale Bewegung der Polen in keiner Weise zu trennen.

Es bleibt dem deutschen Element in der Provinz Nichts übrig, als diesem Gedanken die rechte Anerkennung widerfahren zu lassen, sei es auch auf Kosten mancher und selbst vielfacher Sonderinteressen, nimmermehr aber auf Kosten wesentlicher Gesammtinteressen der deutschen Nationalität, oder mit Hintenansetzung solcher politischen und militärischen Rücksichten, von denen die Existenz des ganzen preußischen Staats und die Sicherheit Deutschland abhängig ist.

Dies vorausgeschickt bringen wir im Namen der gesammten deutschen Bevölkerung des Großherzogthums, von der wir mit Sicherheit erwarten, daß sie in der überwiegenden Mehrzahl sich unseren Ansichten anschließen wird, folgende Grundlagen für die nationale Reorganisation der Provinz in Vorschlag:

1) Seitens der Staatsregierung ist eine Abgrenzungslinie für den unter deutscher Verwaltung zu belassenden nördlichen und westlichen Theil der Provinz festzustellen, wobei sowohl das Übergewicht der deutschen Nationalität in diesem Landestheile, als die dem Gesammtinteresse Preußens und Deutschlands entsprechenden militärischen und politischen Rücksichten zu beachten sind.

Innerhalb der gedachten Linie muß jedenfalls die Stadt Posen fallen, und zwar sowohl aus wichtigen militärischen Gründen, als wegen des entschiedenen Übergewichts, welches die deutsche Bevölkerung hier behauptet. Dies Übergewicht beruht sowohl in der Kopfzahl — es leben hier 18,000 Polen mit 24,000 Deutschen — als wie darin, daß die polnische Bevölkerung der Stadt Posen vorherrschend den niedern, ungebildeten und unbemittelten Klassen, umgekehrt aber die deutsche Bevölkerung vorherrschend den wohlhabenden und gebildeten Mittelklassen angehört. Die polnische Bevölkerung der Stadt Posen trägt gewiß zu den öffentlichen Staats- und Communal-Lasten kaum die Hälfte von dem bei, was die deutsche leistet, während nichts desto weniger die Mittel der Communal-Armenpflege vorzugsweise polnischen Armen zu gute kommen.

2) Einrichtung einer polnischen Verwaltung und einer national-polnischen Militärorganisation in dem abzugrenzenden östlichen, vorherrschend polnischen Theile der Provinz, selbstredend unter genügenden Garantien für die deutsche Nationalität, sowie für die freie Religionsübung der Evangelischen und Juden.

In der gedachten Landesstrecke, deren Hauptstadt die altpolnische Königsstadt und erzbischöfliche Residenz Gnesen sein könnte, möge die polnische Nationalität unter deutschem Schutz, so lange sie dessen noch bedarf, sich frei und ungehindert entwickeln. Auf den übrigen Theil der Provinz aber, der durch nicht rückgängig zu machende geschichtliche Ereignisse der Herrschaft der deutschen Nationalität anheimgefallen, muß Polen für immer verzichten, und dies offen und bestimmt ausgesprochen werden.

3) Die preußische Staats-Regierung übernimmt die Vermittelung um die Übersiedelung polnischer Gutsbesitzer aus dem unter deutscher Verwaltung bleibenden Theile der Provinz in den polnischen, und umgekehrt die Übersiedelung deutscher Eingesessenen aus dem polnischen Theile in den deutschen, auf alle Weise zu erleichtern und zu befördern. Zu diesem Ende würden namentlich die Staatsgüter in dem polnischen District gegen Privatgüter innerhalb des deutschen Districts auszutauschen sein.

4) Die durch Urwahlen gewählten Volksrepräsentanten (Wahlmänner) entscheiden durch Abstimmung darüber, ob der unter deutscher Verwaltung bleibende Theil der Provinz dem deutschen Bunde beitreten soll, oder nicht. Es ist nicht zu bezweifeln, daß die überwiegende Mehrheit der Wahlmänner, sobald vorerst der polnische Theil der Provinz abgegrenzt ist, sich für den Anschluß an den deutschen Bund aussprechen wird.

Dies sind unsere wohlerwogenen Vorschläge, bei denen wir unbedingt zu verharren fest entschlossen sind. Wir legen sie der Allerhöchsten Regierung Seiner Majestät des Königs zur Genehmigung vor, und rufen die Völker Deutschlands auf, insbesondere aber unsere deutschen Brüder in allen preußischen Landen, uns bei der Ausführung derselben mit der ganzen Kraft ihrer Sympathien und ihres beistimmenden Willens zur Seite zu stehen."

Das deutsche National-Comité zu Posen.

Pesth, d. 16. April.

[Die geheimen Räder in der Bewegung; der Volksausschuß und das Ministerium.]

⊙ Seit dem 15. März, dem Tage unserer unblutigen Revolution, lebten wir hier gewissermaßen in Anarchie. Alle früheren Gewalten waren paralysirt. Die königl. Stadthalterei, die Polizei, der städtische Magistrat hatten nichts zu befehlen, fanden wenigstens keinen Gehorsam. Nur der von der hiesigen Bevölkerung gewählte Ausschuß fand Anerkennung und Gehorsam für seine Aussprüche. Selbst das Militärcommando fügte sich seinem Willen. Der Ausschuß war seit dem 15. März permanent auf dem Stadthause, hielt von Zeit zu Zeit Volksversammlungen auf dem großen Platze vor dem „Nationalmuseum", erließ Proclamationen an das Volk und das Militär, und organisirte eine mächtige ihm ganz ergebene Nationalgarde.

Die Führer des Landtages oben in Presburg sahen diese Bewegung sehr gern, weil sie ihnen die Zähigkeit des östreichischen Hofes überwinden half. So oft der Kaiser (für uns nur König) den Willen des Landtages zu erfüllen zauderte, machten wir hier in Pesth eine republikanische Demonstration. Die Spione des Hofes berichteten, und es ward sogleich Alles bewilligt. Auf diese Weise wurde die Ernennung eines unabhängigen ungarischen Ministeriums erzwungen, das nur durch einen verantwortlichen bevollmächtigten Gesandten mit dem König in Wien correspondirt.

Vorgestern Abends sind endlich die Minister mit Ausnahme des Kriegsministers Messaros, der bei der Armee in Italien als Oberst steht, nach Schließung des Landtages durch dem König, hier angekommen. Sie werden eine dornenvolle Bahn zu wandeln haben. Sie haben zwei furchtbare Elemente zu bekämpfen: die Aristokraten und die Republikaner. Es ist noch ungeheuer viel Stoff zur Reaction im Lande und es scheint daß sich der Hof im Geheimen auf diese Partei stützt. Die Aristokratie ist noch entsetzlich hochmüthig in diesem Lande, wo das Volk auf einer sehr niedern Stufe steht, und hier mehr als irgendwo ist die Herrschaft der Guillotine möglich, wenn die Jugend, welche die Massen beherrscht, mit dem Ministerium unzufrieden wird. Unser Volksausschuß hat noch nicht seine Vollmacht niedergelegt und es ist die Frage ob das Ministerium ihn neben sich dulden wird, und ob es Macht genug haben wird ihn zu bewältigen, falls es mit ihm in Conflict kommt. Dieser Ausschuß ist durch Deputationen aus allen Städten des Landes anerkannt worden und wenn er Muth und Energie genug besitzt, kann er eine noch viel umfassendere Revolution machen als die vom 15. März. Das Ministerium dürfte dann schwerlich im Kampfe mit ihm siegen. Denn dieses Ministerium ist eine Halbheit, es hat zu viel aristokratische Elemente in sich. Drei vollkommene Aristokraten: Esterházy, Batthyányi und Szechényi sind zu viel des ancien régime am Tage nach einer Revolution. Man wollte wahrscheinlich alle Parteien vertreten und wird allen ein Ärgerniß sein. Der alte Fehler trotz so vielen vergossenen Blutes, trotz der furchtbaren Lehren der Geschichte! Nur Kossuth, Finanzminister, auf den Aller Augen vertrauensvoll gerichtet sind, hält noch dieses ministerielle Machwerk eines jesuitischen Hofes. Wehe ihm, wenn er nicht stark genug ist, beim ersten retrograden Schritte entweder die Aristokraten auszustoßen oder selbst auszutreten. Für Schwäche oder Verrath würde sein Kopf am ersten fallen. — Der Wiener Hof hat alles Vertrauen bei uns verloren, wir halten ihn noch immer des geheimen Einverständnisses mit Rußland für fähig. — Zum Kampf in der Lombardei will Ungarn keinen Mann stellen; unser leitender Ausschuß hat in einer Volksversammlung den Beschluß gefaßt, vom Ministerium die Rückberufung der ungarischen Truppen aus Italien zu fordern. — Auf die Vorgänge in Deutschland, vorzüglich in Frankfurt, blicken wir mit großer Spannung. Der alte Haß gegen das Deutschthum ist hier verschwunden, seit wir nicht mehr darin die schwere Hand Östreichs zu bekämpfen haben. Deutschland genießt jetzt unsre Bewunderung und kann auf uns als Vorposten gegen Rußland zählen. In der letzten Volksversammlung ist auch beschlossen worden eine Deputation nach Frankfurt zu schicken mit oder ohne Einwilligung des Ministeriums. — Es thut noth daß Deutschland jetzt aufmerksamer auf uns ist als früher. Wir sind seine Vorposten gegen Rußland, wir sind seine Alliirten, gilt es die Herstellung Polens, und sein Verbindungsmittel mit dem Orient.

Leipzig, d. 22. März.

[Kunst und Theater mitten in der Politik]

— In Paris haben mehrere Theater aus Mangel an Zuspruch geschlossen werden müssen, während die französischen Journale eben so stark Einbuße leiden durch den Ausfall der Einsendungen von Seiten der Gewerbe, des Handels und Wandels. Paris wird aufhören müssen die Hauptstadt des Luxus, der coquette Gipfelpunkt der französischen Kultur zu sein. — Auch die deutschen Musen zittern fröstelnd unter dem rauhen Hauch der Freiheitsluft. Was Schminke an ihnen, wird abfallen müssen, was Luxus an Literatur und Kunst, wird nicht mehr überwuchern.

In Wien zuerst hat man sich wieder zur Bühne gewendet. Mehr Freiheit auf den Brettern, und Ihr hättet Euch dort die ganze Revolution erspart! — Laube's Gottsched und Gellert erregte im Karltheater großes Interesse. Die beiden literarischen Perücken des alten Deutschlands ernteten vielen Beifall, die Schlagwörter des Stückes tobenden Jubel. — Halm's neues Stück „Verbot und Befehl" wird von sämmtlichen Wiener Blättern ein verfehltes genannt.

In Berlin hält Hr. v. Küstner, da das Theater doch einmal leer ist, ein sehr classisches Repertoir.

In Leipzig hatte Dr. Schmidt nicht übel Lust die Bühne zu schließen, da die politischen Klubbs alle Theilnahme des Publikums hinwegnehmen. Franz Wallner und seine Verlobte, Frln. Kretzschmar, brachten die gebirchpfeifferte „Frau Professorin." Der Wadeleswirth machte viel Glück; Lorle gefiel als neues Naturkind Gurli, besonders in der Scene dem Herrn „Firschte" Durchlaucht gegenüber. Das Gefühl, daß alles was im Stück gefällt Diebstahl ist, stimmte uns widerwillig, so brav die beiden Gäste spielten. — Man sagt, das Leipziger Theater werde nach der Messe geschlossen werden. Die Übernahme desselben durch Hrn. Cramer ist vielleicht rückgängig geworden, falls dessen Schwiegersohn, ein Graf Colowrat, die Summen dazu nicht anders als in östr. Papiergeld liefern wollte.

Am Charfreitage hörten wir in der Paulinerkirche von neuem den Elias. Die sanfte Pracht, die liebevolle Trauer des edlen, wenn auch allzu sehr umflorten Tonwerks gab der Versammlung die rechte Stimmung eines Kirchenfestes. Frau Dr. Frege, Frln. Schloß aus Köln (die uns jetzt verläßt) und Hr. Behr vom Theater sangen die Solosätze.

Unser Ministerium Braun-Oberländer hat sich nicht, wie das Würtembergische, zu directen Wahlen für das Frankfurter Parlament verstehen mögen, obschon das sächsische Wahlgesetz in Folge vielfacher Einwände eben so vielfache Abänderungen erlitt. Die beiden hiesigen Volksvereine, der Deutsche und der Vaterlandsverein, haben gegen das Mißtrauensvotum das in der Verwerfung der directen Wahlen liegt, Protest erhoben, bei dem Drange der Zeit aber dem vom Ministerium beliebten Wahlmodus Folge geleistet, indem sie bereits, jeder nach Maßnahme seiner Parteiwünsche, Wahlmänner- und Candidatenlisten aufstellten und vertheilten. — Statt daß jeder volljährige Sachse 24 Männer seines Vertrauens als Abgeordnete für Frankfurt vorschlägt, müssen nun erst 30 Wahlmänner gewählt werden, die dann ihrerseits die wirklichen Wahlen vollziehen. — Von den 25 sächsischen Mitgliedern des Vorparlamentes hatten 23, unter ihnen Todt von Adorf, der neue Bundestagsgesandte, für directe Wahlen gestimmt.

Zur Chronik der Gegenwart.

— Der Stolz und der Luxus von Paris ist hin! Aber auch ganz Frankreich wird mit republikanischer schwarzer Suppe fürlieb nehmen müssen. Der Moniteur macht bekannt daß die Steuern aus Staatseinnahmen im ersten Vierteljahr 1848 um 46 Millionen Fr. weniger ergeben als im entsprechenden Vierteljahr 1847.

— In Paris ist ein Versuch, die Regierung zu stürzen, an der Entschiedenheit des Volkswillens gescheitert. Lamartine, der gute Geist der Republik, ist noch nicht von Ledru-Rollin, ihrem bösen Genius, verdrängt. Wir entnehmen einem kaufmännischen Privatbriefe aus Paris vom 17. d. folgende Stelle: „Hier ist es ziemlich ruhig, und man bemerkt sogar eine kleine Besserung in den finanziellen Verhältnissen. Die guten Arbeiter fangen an einzusehen daß die Utopien eines Louis Blanc, Cabet und Consorten Nonsens sind und sie ins Elend stürzen. Diese Arbeiter fangen an gegen diese Leute und den Communismus überhaupt sich auszusprechen, und wenn die am 4. Mai zusammentretende Nationalversammlung dieselben Gesinnungen gegen Communisten und Anarchisten an den Tag legen sollte, so kann es hier besser gehen als man im Anfange hoffen durfte. Die Nationalgarde ist sehr stark (wohl 200,000 Mann) und wenn sie zusammenhält, wie es jetzt der Fall zu sein scheint, so ist der Rest der Arbeiter keineswegs zu fürchten."

— Louis Philippe hat jetzt auch als Privatmann Unglück. Französische Blätter veröffentlichen einen Brief von ihm an seine Tochter, die Königin der Belgier, in welchem er sich in Bezug auf die spanischen Heirathspläne bitter über die treulose Verrätherei des Lord Palmerston beklagt. Es ist immer eigen, wenn sich die alten Dachse in ihren Contreminen plötzlich unterirdisch begegnen! — Die englische Presse nennt es grausam und gewissenlos daß französische Blätter den Exkönig noch jetzt so blosstellen und ihn, einen Flüchtling, mit dem englischen Minister des Auswärtigen verfeinden. — Eine tragische Nemesis aber liegt darin daß die Könige, nachdem sie so lange die Öffentlichkeit gescheut, jetzt, wie es scheint, auch als Privatleute keine Geheimnisse mehr haben sollen.

— Eine eigenthümliche Stille schwebt über der Schweiz von deren Höhen zuerst der Ruf zur Völkerfreiheit niederdonnerte. Die Schweiz hält sich weislich still; sie wird der Stärke bedürfen um fest ihre Unabhängigkeit zu behaupten. Von Frankreich bietet man ihr hungernde Arbeiter und schöne Phrasen. Die französische Republik schickte ihr einen Mann zum Gesandten der öffentlich erklärt hat, die Neutralität der Schweiz sei im Falle des Krieges ein leeres Wort. Einzelne Landschaften der Lombardei wollen sich der Schweiz anschließen. Derselbe benachbarte König welchen Jesuiten, Sonderbündler, Karlisten und Miguelisten verehrten, derselbe der sich zum Kerkermeister Steiger's hergeben wollte, macht jetzt der von Steiger präsidirten Tagsatzung Anträge zu einem Schutz- und Trutzbündniß. Überall Gefahren für die Schweiz. Hoffentlich wird sie sich von keiner Seite ködern lassen.

— In der Berliner Vossischen Zeitung vom 17. April tritt Jacob Grimm mit gerechtem Eifer gegen Einen auf, der in demselben Blatte die Deutschheit Schleswigs bestritten hatte. „Nein — sagt er — Schleswig ist kein ursprünglich dänisches Land, in dem die Deutschen Gäste sind, wie hier schmachvoll vorgegeben wird, sondern ein ursprüng-

lich deutsches, in welches umgekehrt die Dänen sich eingedrängt haben. Die gesammte cimbrische Halbinsel war ehemals von Germanen, nicht von Scandinaven bewohnt, und selbst die Jüten, wie ich in meiner *Geschichte der deutschen Sprache* glaube erwiesen zu haben, waren unscandinavisch; es läßt sich gar nicht denken, daß die Germanen unter sich fremde Völker geduldet hätten, es schiene unglaublich das die nach Britanien ziehenden Sachsen, Angeln und Jüten, welche Beda, der älteste Gewährmann für diesen Auszug, sämmtlich Germanen nennt, nicht Eines Volks gewesen wären. Die thörichten Verfechter der dänischen Sache wissen nicht weiter hinauf als bis zu Adam von Bremen, zu dessen Zeit das dänische Gebiet sich an die Eider erstreckte. Aber noch bis auf heute sind in der jütischen Sprache deutsche, undänische Bestandtheile, die auf das wahre Verhältniß hinweisen. Haben sich nun die Jüten allmälig der dänischen Sprache bequemt, ihr Fleisch und Blut dänisch werden zu lassen: der größte Theil der Schleswiger will es nicht, hat es nicht gethan und wird es nie thun. Festgeknüpft durch heilige Verträge und Sitten fühlen sie sich an Holstein und Schleswig. -- Sollen sich die Deutschen immer selbst in's Gesicht schlagen und nur den Fremden die Haut streicheln? sollen sie nicht auf die sehnsüchtige Stimme ihrer Brüder in Holstein und Schleswig hören? Schon ist Schleswig's Einverleibung in den deutschen Bund zu Frankfurt feierlich ausgesprochen, schon stehen Preußen an der Eider und jenseits der Eider, vor Beginn brennend ihre Scharte auszuwetzen. Nein, die seit zwei Jahren in allen Theilen Deutschlands gesungenen Lieder sind nicht in die leere Luft erschollen, keine erlogene Begeisterung ist es gewesen, die nach Schleswig entsandten frommen Gaben tragen ihre Frucht, und ein deutsches Land wird jetzt befreit werden, allen Dänen und die es mit ihnen halten, zum Trotz. Keinen Deutschen aber rühren oder täuschen im mindesten die schlauen Verheißungen die der dänische König halb verschlafen und halb gezwungen von sich gegeben hat!"

Jacob Grimm.

— Während wir den *Schleswig-Holsteinern* zu Hülfe eilen, lassen wir eine halbe Million *Deutsche in Posen* in Stich. In Dresden hat sich sogar ein Verein gebildet der die Sache der Polen gegen Deutschland betreibt und öffentlich erklärte, in jener „stockpreußischen Bevölkerung von Kimmerien" steckten die alten verwitterten Ideen der Reaction, weil — sie nicht polnisch werden will! In der That, wir fangen an sehr national zu fühlen! Aber der Kampf zwischen Deutschen und Polen in Posen ist bereits blutig eröffnet. Die Polen haben mit wilder Grausamkeit den Waffenstillstand gebrochen; General *Colomb* hat von *Mieroslawski* die Mörder und Räuber verlangt. Es gilt jetzt zu retten was zu retten ist! —

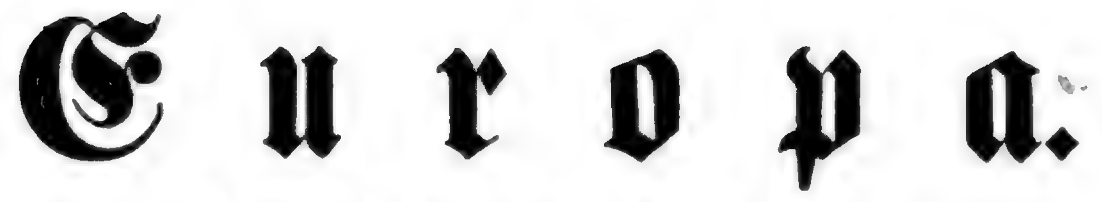
— Im Lande *Posen* sind 6 oder 7 ganz polnische Districte, die hinter der Stadt Posen gelegen von Deutschland abzutrennen sind. 10 Districte sind ganz deutsch: kein polnischer Blutstropfen ist in Bromberg und im Netzegebiet. 10 andere Gebiete sind gemischter Art, und hier gilt es ob eine Handvoll tollkühner Edelleute mit räuberischem Gesindel gegen freie Bauern und gesetzmäßig organisirte Bürger triumphiren dürfen! Lissa liegt im polnischen District, hat aber als große Stadt in der sich Bürgerthum, Deutschthum und Kultur gesammelt, denselben Kampf zu bestehen wie die Stadt Posen, wo das Polnische sich auf die Vorstädte beschränkt hat. Die Massacres gegen die Deutschen und Juden zeigen, wie die polnische Freiheit beginnt!

— In unserer Schilderung der *Frankfurter Tage* (N. 16) haben wir die Berichtigung zu machen daß der von Dr. *Zitz* begründete Antrag welcher die Aufhebung der Karlsbader Beschlüsse zur Folge hatte, nicht von Zitz, sondern von *Blum* gestellt wurde.

— „*Greift den Mittelstand nicht an!*" lautete von *Wieck*, Mitherausgeber der Leipziger Gewerbezeitung, ein Aufsatz im Leipziger Tageblatt, welcher die künstliche Spannung zwischen Bürgerthum und Arbeiterstand beleuchtet. Zwischen den großen Börsenmännern und den Arbeitern liegt ein Mißverhältniß zu Tage, denn das Kapital ist ungleich bevortheilt gegen die Arbeit. Der Mittelstand aber, der Kern der Bevölkerung, ist gleich sehr Besitzer und Arbeiter. Hier Samen der Zwietracht streuen, heißt ehrlos handeln. Meister und Gesellen haben Ein Ziel und können und müssen sich über ihre Betheiligung am Gewinn vereinbaren, geben sie nicht falschen Quertreibereien Gehör.

— Auch der *Deutsche Verein* zu Leipzig und andere Gesellschaften haben Aufrufe zur Ordnung und Ruhe erlassen. Wir geben hier davon Kunde, weil es zur Chronik der Gegenwart gehört. — Hr. *Friedrich Harkort*, Fabrikbesitzer zu Wetter in Westfalen, längere Zeit in Brüssel im Interesse einer deutschen Donaudampfschiffahrtsgesellschaft, jetzt nach seiner Heimath zurückgekehrt, hat an die Meister und Fabrikarbeiter im Lande Berg und der Grafschaft Mark Ermahnungen zur Eintracht und zur Friedfertigkeit erlassen. Wir kannten bisher von dieser Feder kleine Broschüren: Zur Verbesserung der Schullehrerstellung u. A. Seine Zusprache an die Arbeiter in seiner Heimath geht uns im *Hagener Kreisblatt* zu, das im Kreise des Freiherrn v. Vincke als das amtliche Organ gilt. Wir heben aus dem Artikel eine Stelle hervor die den Irrwahn einer communistischen Gütergemeinschaft schlagend widerlegt. „In Berg und Mark leben 40,000 Metallarbeiter. Gesetzt, sie wollten von Raub und Mord leben und plünderten einen Kaufmann der 40,000 Thlr. besitzt, rein aus; dann hätte jeder Dieb 1 Thlr. Gesetzt, das ginge so ein halbes Jahr lang lustig fort, dann wäre kein Kaufmann mehr im Lande, kein Bauer ginge mehr zu Markte. Dann müßten die Schelme Hungers sterben, oder gleich den Wölfen sich unter einander fressen. Merkt Euch die alte Erfahrung: Tausende können weder von Almosen noch von Raub leben; es muß tapfer gearbeitet werden. 40,000 Mann à 10 Sgr. täglichen Lohn brauchen jährlich 4 Millionen Thlr., und möchte ich den Spitzbuben sehen der die anschaffen kann. Redliche Leute aber, die können es durch ihre Arbeit! Diesen muß man aber nicht von Gütergemeinschaft reden, denn *die* Zeit wird nie kommen, wo der Kluge und Fleißige für den Faulen und Dummen mit arbeiten will. — Denkt Euch Weihnachten und die Christbescheerung! Unter den Lichtern stehen sechs Schüsseln mit Pfefferkuchen, Äpfeln, Birnen und Nüssen; jedes Kind trägt seinen Teller weg. Nach drei Tagen schaut wieder zu, dann hat ein Kind sich alles verwahrt, das zweite die Hälfte, ein drittes nur wenig, und die andern drei haben alles verzehrt. *Seht, da habt Ihr schon Arme und Reiche binnen drei Tagen!*"

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.



Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

F. Gustav Kühne.

1848. 6. Mai.	Inhalt: Der Wahnsinnige. Von Fr. Gerstäcker. — Die Handelskrisis in der Rheinprovinz. Aus Elberfeld. — Aus Wien und Berlin (zwei Berichte). — Zur Chronik: Polen, Oestreich, Fürst Schwarzenberg, Palazki und die Böhmen, die badischen Republikaner, Strauß, Vischer, Löwenthal, Weiße, Biedermann.	№ 19.

Der Wahnsinnige.

Nach W. H. Simms, von **Fr. Gerstäcker.**

> Ich bin nur toll bei Nord-Nord-West; — wenn der Wind aus dem Süden kommt, kann ich einen Falken recht gut von einer Handsäge unterscheiden.
>
> Hamlet.

1.

Wir hatten eine fröhliche Nacht durchlebt. Im Osten erbleichten schon die Sterne, und noch gab das Echo des heiteren morgenfrischen Walddomes, an dessen äußerster Grenze die kleine Hütte meines Freundes stand, unsere Jubellieder zurück. Endlich aber mahnte der erwachende Sonnengott doch zum Aufbruch, und als der erste goldene Schein die leise rauschenden schwankenden Wipfel küßte, hob ich den Fuß in den Steigbügel meines wackern „Priam“, um durch enge Waldpfade hin den eigenen Heimweg anzutreten.

Unsere kleine Gesellschaft bestand etwa aus einem Dutzend junger Burschen, alle halb toll von Wein und Lachen, und aufgeregt wie ich war, legte ich, meinem Thiere ganz den Zügel überlassend, die wenigen Meilen in unglaublich kurzer Zeit zurück. Zwei Stunden später lag ich warm und weich unter meiner Decke ausgestreckt, und träumte von den Zwillingstöchtern des alten Hansford Owens.

Ja so, der Leser kennt die beiden reizenden Mädchen noch nicht! Bitte um Verzeihung! — Den Fehler muß ich vorher verbessern.

Sie heißen also Susanna und Emmeline, sind beide heiter und lebensfroh, schön zum Entzücken, witzig, pikant, jung, reich — der alte Owens besitzt wenigstens eine sehr ausgebreitete Plantage und eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Negern. — Und ich selbst? — Zweiundzwanzig Jahre alt, etwas Schwärmer, viel Phantasie, Landschaftsmaler, für Naturschönheiten ein empfängliches Herz. — Braucht es noch einer Versicherung oder vielmehr einer Entschuldigung daß ich von solchen Schwestern träumte? — Gewiß nicht. — „Aber weshalb gerade von allen Beiden?“ könntest du fragen. — War es denn nicht nur Eine die mich begeisterte? — vielleicht die lebendige Emmeline, vielleicht die ruhigere Susanne mit dem Flachshaar und den treublauen Augen? — Lieber Leser, das ist eine Sache über die ich leider nicht einmal mit mir selbst im Klaren war, denn aufrichtig gesagt, — das heißt, nur unter uns — ich hatte sie beide gleich stark in Verdacht in mich selbst verliebt zu sein, und hielt es nun für eine mir vom Himmel gestellte Aufgabe, diejenige zu erkennen die ich durch eine Vernachlässigung am wenigsten unglücklich machen würde, und nachher — die andere zu heirathen.

Doch genug von meinen Träumen! Ich will den Leser nicht länger damit belästigen, will ihm nicht vorerzählen wie spät in den Tag hinein ich schlief und wie ich endlich gegen Mittag neugestärkt erwachte. Mit dem Erwachen schien aber auch ein neues Gefühl in mir zu erstehn. Emmeline und Susanne gingen mir nicht aus dem Kopf, und den gestrigen Wein noch immer gerade genug spürend um kecken Entschluß auch keck und rasch auszuführen, verzehrte ich schnell mein Frühstück, ließ mein Pferd satteln und war eben im Begriff aufzusteigen, als ich durch niemand Geringeres

als unseren wackeren Schmied, Ephraim Strang, angeredet wurde.

„Ihr wollt ausreiten, wie ich sehe?"

„Ja." —

„Nach Squire Owens wahrscheinlich?"

„Hm!" sagte ich und sah den Mann überrascht an.

„Dachte mir's! fuhr aber der Schmied ruhig fort, wollte Euch nur warnen! Müßt ein Bischen aufpassen! Der berüchtigte Archy Dargan ist aus Hamilton entwischt."

„Und wer ist Archy Dargan?"

„He? — kennt Archy nicht? Ei das ist ja der Tolle, den sie dort schon zwei Jahre eingeschlossen gehalten."

„Ein Toller? — so!"

„Ja, und noch dazu ein gehörig wilder. Das ist das pfiffigste Menschenkind das wohl je in einer Zwangsjacke gesteckt hat. Spricht wie ein Buch, weiß besser als irgend ein Anderer wie er sich aus Schlingen zieht, ist Tagelang ganz vernünftig, und nimmt auf einmal wieder einen tollen Ansatz wie ein scheues Pferd, und eh' Ihr wißt wer Ihr seid, habt Ihr seine Hacken schon zwischen den Augen. Messer, Büchse oder Pistol, s'ist ihm Alles gleich; was er gerade erreichen kann faßt er, und nachher gute Nacht! Zwei Männer hat er schon todt geschlagen und einen Dritten den halben Hals abgeschnitten. Ich möchte ihm nicht unterwegs begegnen. So habt gut Acht nach links und rechts hinüber!"

„Was für eine Art Mann ist es?"

„Nach Aussehn? — Ei nun, ich denke etwa Eure Höhe; jung und schlank, mit weißer Haut, braunem Haar und lebendigen blauen Augen, die unsicher und rasch von einem Ort zum andern fliegen. Paßt auf! Der Sheriff ist übrigens schon mit seinen Packefests und Halteguts hinter ihm her, muß aber früh aufstehn, wenn er Den fassen will, noch dazu da er zwölf volle Stunden Vorsprung hat!"

2.

Die so erhaltene Nachricht beunruhigte mich nicht im mindesten. Allerdings zuckte mir einmal der Gedanke durch's Hirn daß es doch nichts weniger als angenehm sein könne, einem Wahnsinnigen auf einsamer Straße im Holze zu begegnen; doch vergaß ich bald all dergleichen in dem einen Wunsch, dem innern Drange, die beiden herzigen Mädchen bald wieder zu sehen und endlich einmal zu einem festen entscheidenden Schluß zu kommen. Ich ließ meine, mit bleischwerem Griff bewehrte Reitpeitsche wieder an die Schnur die am Handgelenk befestigt war, hinunterfallen, bot dem freundlichen Nachbar Schmied einen guten Tag und sprengte auf die breit durch den Wald gebahnte Straße.

Ein ziemlich scharfer Trab brachte mich bald aus dem Bereich der Ansiedlung, und einmal erst im stillen herrlichen Wald, überließ ich mich auch ganz wieder meinen freundlichen Gedanken und Plänen. Eine Meile mochte ich so geritten sein, und hatte den entsprungenen Wahnsinnigen schon wirklich ganz und gar vergessen, als mir eine plötzliche Biegung des Weges einen anderen Reiter zeigte, der in einer Entfernung von kaum noch dreißig Schritt langsam auf mich zukam.

In seinem Äußeren ließ sich auch nicht das mindeste Außergewöhnliche erkennen. Es war ein einfacher Farmer oder Backwoodsman, in der gewöhnlichen, von den Frauen selbst gewebten und aller Mode hohnsprechenden Kleidung, auf einem derben, wahrscheinlich eben aus dem Pflug gespannten Poney. Er sah unschuldig und dumm genug aus, mit etwas stier glotzenden Augen, halboffenem Munde, langen Beinen und breiten knochigen Schultern, und gehörte augenscheinlich den Niedrigsten seines Standes an. Im freien Walde aber aufgezogen, hatte ich frühzeitig gelernt der Armuth so freundlich und höflich zu begegnen wie dem Reichthum und wir näherten uns denn auch kaum einander, als ich mich vorbereitete ihn mit dem gewöhnlichen Gruß der Reisenden anzureden.

Nun möchte ich freilich, um das Nachfolgende in etwas zu erklären, hier noch erwähnen daß ich vielleicht, nach der durchschwärmten Nacht etwas wüst und verstört um die Augen aussah. Das Haar das ich in damaliger Zeit lang trug, fiel mir in dichten Massen auf die Schultern herunter, denn ich hielt, im kühlen Schatten hinreitend, die Mütze mit der Reitpeitsche in der rechten Hand und streckte diese eben dem jetzt dicht heranreitenden Farmer mit einem fröhlichen Gruß entgegen.

„Guten Morgen, mein Freund! was macht Ihr heute, und wie treibt Ihr's?"

Die Wirkung dieser Anrede war auffallend. Der Bursche antwortete nicht, keine Sylbe kam über seine weitgesperrten Lippen, sein Gesicht wurde aber immer länger, seine Augen rissen sich immer weiter auf und sein ganzes Äußere glich dem eines Mannes der eben und ganz unerwartet einem entsetzlichen Geheimniß auf die Spur gekommen, oder gerade im Begriff war, irgend einer fürchterlichen Gefahr in den Rachen zu rennen. Ich konnte deutlich erkennen, wie er rasch und verstohlen nach seinem Zügel griff, sich halb zum Sat-

telknopf niederbeugte, und dann soweit ihm das möglich war, nach dem Rande der Straße einlenkte, um dort wahrscheinlich in äußerster Entfernung vorüberreiten zu können. Das Unterholz stand hier nämlich so dicht, war von Reben und Schlingpflanzen so durchflochten daß er gerade da wo wir uns begegneten, unmöglich hätte hineindringen können, was er sonst allen Anschein nach gewiß nur mit größtem Vergnügen gethan haben würde.

Mir fiel das auf, und ich rief ihm ein Paar Worte zu, auf die ich mich jetzt nicht mehr besinne. Das schien aber einen nur noch größeren Eindruck auf ihn zu machen und der scheue Blick den er zur Seite warf, hatte etwas ungemein Komisches. Die Köpfe unserer Pferde waren jetzt ziemlich in einer Linie, der Weg, nur eine ganz gewöhnliche Fahrstraße, vielleicht zwölf Fuß breit; — ich hätte ihn mit meiner Mütze fast erreichen können, und wie ich so den Arm gegen ihn ausstreckte, mochte auch wohl ein ähnlicher Gendanke in ihm aufsteigen. Seinen Körper ganz auf die andere Seite des Poneys hinüberbiegend, wie es der Cumanche-Indianer macht, wenn er unter dem Hals seines Pferdes hin einen Pfeil nach dem Feind senden will, fing er, und nicht ohne Erfolg an, die Flanken seines überraschten Thieres auf das Entschiedenste mit den Hacken zu bearbeiten. Dieses warf sich erst in einen kleinen, dann in immer schärferen Trab und zog endlich, im richtigen vollen Gallop nach besten Kräften aus.

„Der Bursche ist verrückt!" war mein erster Gedanke, als ich lachend meines Pferdes Kopf nach ihm zurückdrehte und hinter ihm drein schaute, wie er mit ängstlicher Hast aus meiner Nähe zu kommen suchte. Da fiel mir plötzlich ein was mir der Schmied von dem entsprungenen Tollen gesagt. — Hahaha! der einfache Farmer hatte ebenfalls davon gehört; mein unbedeckter Kopf, das flatternde Haar, der gegen ihn ausgestreckte Arm, der laute fröhliche Gruß — hahaha! — der Anblick war zu komisch.

Der Flüchtige hörte aber kaum mein Lachen hinter sich, als er mit nur noch größerem Eifer die Hacken seinem so schon zum Äußersten getriebenen Poney in die Seiten rannte, während er selber scheu den Kopf nach mir zurückwandte. Die Verführung war zu mächtig, die lächerliche, ungegründete Furcht des Thoren, m i c h für einen Wahnsinnigen zu halten: — ich konnte nicht länger widerstehen, mit dem mußte ich den Spaß noch etwas weiter treiben, und meinem eignen Thier mit leisem Schenkeldruck den Zügel lassend, flog ich gleich darauf hinter dem schwerfällig davon gallopirenden Ackergaul her. Mein Pferd war ein wackerer Renner; die Entfernung zwischen uns verringerte sich fast mit jedem Sprung. Der Flüchtige hörte aber kaum die klappernden Hufschläge hinter sich, als er mit rasender Schnelle seine Schenkel auf's Neue zu regen begann. So folgte ich ihm jauchzend und lachend, bis ich schon wieder die ersten Häuser der Ansiedlung erkennen konnte.

Jetzt erst kehrte ich auf meinen früheren Weg zurück und erreichte durch das kleine Abenteuer in die heiterste Laune versetzt, nach einigen Stunden Owens, wo ich mit den liebenswürdigen Mädchen herzlich über den Vorfall lachte. Es war zu komisch daß Jemand von m e i n e m Äußeren für einen Wahnsinnigen gehalten werden sollte! Der Tolpatsch hatte die kleine Strafe vollkommen verdient.

Hierüber waren wir sämmtlich vollkommen einig, und ich verlebte einen der angenehmsten Abende meines Lebens. Die Gesellschaft trennte sich erst spät in der Nacht; wir hatten Musik und Ball, ich tanzte natürlich mit b e i d e n Schwestern und sah mich mehr als je in meiner Wahl verlegen. Sehr erfreut nahm ich endlich die gastliche Einladung des alten Owens an, bei ihm zu übernachten, und ein Uhr mochte es sein als ich mich endlich, wohl körperlich ermattet, aber geistig so froh und fröhlich wie nur je, aufs weiche Lager warf.

3.

Ein neuer herrlicher Morgen dämmerte mir am nächsten Tag. Unser Frühstück lieferte ein ganz vortreffliches Familienbild und ich konnte mich wirklich gar nicht davon losreißen; wieder und immer wieder peinigte mich aber die Wahl zwischen den Zwillingen und noch nie im Leben waren alle Beide so verführerisch gewesen als gerade heute Morgen. Wie der Esel zwischen den zwei Bündeln Heu — um hier als Farmer einen landwirthschaftlichen Vergleich zu wählen — saß ich da und ließ meine Augen von der einen auf die andere, und von der andern wieder zurück auf die eine schweifen, ohne auch nur zu einer Art von Endresultat zu gelangen.

So vergingen wohl zwei volle Stunden. In der dritten störte uns die Ankunft eines Fremden. Pferdegetrappel wurde im Hofe laut; wir sprangen Alle an's Fenster, den Neugekommenen zu sehen. Nur einen Blick konnten wir aber auf ihn werfen, ehe er unten im Haus verschwand. Es war ein schlankgewachsener, gut aussehender junger Mann, etwa in den Dreißigen,

mit starkem Backenbart, in einem Soldatenmantel. Squire Owens empfing ihn in seinem Besuchszimmer und blieb dort wohl eine halbe Stunde mit ihm zusammen. Auf jeden Fall hatten den Fremden Geschäfte hierhergeführt; seine Ankunft würde mich sehr gleichgültig gelassen haben, wären nicht Susanne und Emmeline so auffallend neugierig geworden, daß ich kaum noch ihre Aufmerksamkeit fesseln konnte. Susanne las allerdings die reizenden Stellen ihres Lieblingsdichters fort, aber ihr Auge lenkte sich, selbst bei dem unbedeutendsten Geräusch, der Thüre zu, hinter der sie den Fremden wußte, und Emmeline schien für gar nichts weiter mehr Ohr zu haben. — Kannten sie jenen Mann vielleicht von früher? —

Endlich sollte meine peinlich werdende Lage ihr Ende finden. Im Nebengemach wurden Schritte laut, die Thüre flog auf, und von dem Vater selber eingeführt, betrat der Fremde das Zimmer. Sein erstes Erscheinen nahm für ihn ein. Er war schlank und wohlgebaut, von kräftiger, fast militärischer Haltung; seine Gesichtsfarbe trug, sonnegebräunt, einen eignen interessanten Ausdruck, das graue lebendige Auge flog rasch und hell von einem Gegenstand zum andern. Seinen allerdings schon etwas getragenen Rock hatte er bis an's Kinn hinauf zugeknüpft, den Hut hielt er in der Hand, sein ganzer Körper schien dabei den geringsten Eindruck, dem unbedeutendsten Wort oder Geräusch zu gehorchen. Er näherte sich den Damen mit dem Wesen eines alten Bekannten, jedenfalls mit dem eines Mannes der sich stets und mit Glück in guter Gesellschaft bewegt. Er sprach dabei mit der überlegenen Miene eines Weltmanns, ohne jedoch auch nur eine Secunde lang jene feine Artigkeit gegen das schöne Geschlecht zu vergessen, die ihm die Achtung der jungen Damen schon in der ersten Viertelstunde sicherte. Ich fühlte nur zu bald daß ich hier fortan, wenn überhaupt eine Rolle, jedenfalls höchst untergeordnete werde spielen müssen.

Auch der Eindruck den er auf den alten Mann gemacht, konnten für mich kein angenehmer sein. Colonel Nelson — so wurde der Fremde genannt, — war nämlich gekommen den Kauf eines von der Farm entlegenen Landstrichs abschließen, dessen sich Squire Owens, da er ihn nicht gut mit seiner übrigen Plantage zu bewirthschaften vermochte, schon lange hatte entledigen wollen. Von der Unterhaltung die er vorher mit seinem Besuch gehabt, schien es auch als ob sie sich bald über das Nähere des Handels verständigen würden und Squire Owens war so guter Laune, wie ich mich kaum erinnerte ihn gesehn zu haben. Die Mädchen bedurften übrigens dieses günstigen Eindrucks gar nicht, wenn es ihnen auch nicht verborgen blieb, und der Fremde befand sich kaum eine halbe Stunde in unserem kleinen Kreis, als ich zu meinem Entsetzen bemerkte, daß ich hier ganz überflüssig sei.

Colonel Nelsons Unterhaltung war leidenschaftlich lebendig. Zuerst, wenn er auf irgend eine Idee einging, sprach er leise und langsam; mit seinen Gedanken stieg aber seine Stimme bis er im Feuer des Gesprächs nicht selten von seinem Stuhl aufsprang und dem an welchen er die Worte richtete, gegenüber trat. Ich kann nicht leugnen daß mich die Gluth seiner Rede oft selbst mit fortriß, daß ich ihn bewunderte während ich ihn zugleich recht gründlich zu hassen anfing. Trotz dem kam es mir vor als ob er nur all solchen Eifer affectire — denn was für einen Grund hätte er sonst gehabt, in einem Anfangs ganz gleichgültigen Gespräch plötzlich so heiß und eifrig zu werden?

Hol' ihn der Henker! Meine eigene Stellung wurde mir mit jedem Augenblick fataler und drückender, als ich endlich meinen Entschluß erklärte aufzubrechen und mich durch kein einziges Wort der Familie, weder durch Vater noch Töchter, zurückgehalten sah. Hätten sie nur das geringste Bedauern gezeigt! Aber nein, Gott bewahre! sie ließen mich ruhig aufstehn und Abschied nehmen. Keine Sylbe suchte mich daran zu verhindern und ein höflicher Gruß von ihnen, wie eine kalte Verbeugung des Colonels war Alles was überhaupt von meinem Rückzug Kenntniß nahm.

Squire Owens nur begleitete mich der Artigkeit wegen bis an die Thür, und wartete dort, bis ich im Sattel saß. Als ich durch das Thor sprengte, konnte ich die volle Stimme Emmelines hören, wie sie mit den Tönen ihres Pianos verschwammen und ich sah ordentlich im Geist, wie jetzt Colonel Nelson links über ihren Stuhl gebeugt stand, während rechts die sanfte Susanne jene süßen Blicke auf ihn heftete, die mich schon so oft in allen meinen Entschlüssen wankend gemacht und zur Verzweiflung getrieben hatten.

„O Weiber — Weiber!“ rief ich in dem Übermaß meines Jammers. (Ich möchte den Leser hier noch einmal darauf aufmerksam machen daß ich damals gerade zweiundzwanzig Jahr alt war.) „Das also ist Eure Liebe — das Eure Treue!“

4.

Mit solch bitter nagenden Gedanken im Herzen mochte ich etwa eine Meile geritten sein, als ich plötzlich

menschliche Stimmen hörte, aufsah und dicht vor mir drei Reiter erblickte. Sie hielten und erwarteten mich allem Anschein nach, während sie sich eifrig und leise mit einander unterhielten.

„Das ist er!“ flüsterte der Eine. — „Gewiß?“ fragte der Andere zurück. — In demselben Moment gellte mir ein schriller Pfiff in die Ohren, und als ich rasch die Augen dorthin wandte, griff Jemand meinem Pferde in die Zügel, ich selbst erhielt zu gleicher Zeit einen Schlag über den Kopf, der mich fast besinnungslos aus dem Sattel warf.

Im nächsten Augenblick hatte ich zwei riesenhafte, grobknochige Burschen auf mir liegen, die sich ziemlich unbefangen damit beschäftigten, meine Hände und Füße zu binden. Nun war ich allerdings so förmlich überrumpelt worden, daß ich im ersten Moment kaum wußte ob ich wache oder träume. Dieser Schändlichkeit wollte ich mich aber doch nicht gutwillig fügen; ich kämpfte mit der Kraft der Verzweiflung gegen die Gegner an, die ich auch endlich in meiner wilden, keine Grenzen mehr kennenden Wuth abschüttelte. Aber ein zweiter, besser gezielter Schlag als der erste, der mich an der einen Seite des Kopfes traf, schmetterte mich bewußtlos, und zu weiterem Kampfe unfähig, zu Boden, und als ich endlich — ich weiß nicht nach wie langer Zeit — die Augen wieder aufschlug, fand ich mich mit auf den Rücken gebundenen Händen auf einem Karren, meinen Kopf mit einem rothbaumwollenen Taschentuch umwickelt, Brust und Arme mit Blut bedeckt. Ein kräftiger Gesell saß neben mir und schien mich zu bewachen; ein anderer fuhr, und links und rechts ritten ein Paar mit Doppelflinten Bewaffnete.

„Was soll das Alles heißen? fragte ich endlich erstaunt, weshalb bin ich hier? Warum überfallt Ihr mich, und was soll aus mir geschehen?“

„Sei gut, mein Herzchen! sagte der Eine der Männer, und wir werden Dir nichts zu leide thun, wollen Dich nur auf Nummero Sicher bringen. Auf den Kopf haben wir Dich blos Deines eigenen Bestens wegen ein Bischen geklopft.“

„Wahrhaftig?“ rief ich erstaunt, denn ich konnte allerdings noch nicht begreifen wie das zu meinem eignen Besten sein sollte, wenn man mir den Schädel zerschlug und meine Glieder band; dabei schmerzte mich der getroffene Theil auf das empfindlichste.

„Es hätte Dir noch schlechter gehn können, mein Schatz! fiel hier der erste Sprecher wieder ein, glücklicher Weise für Dich wußten wir aber schon wer Du warst, und haben Dir's damit leicht und bequem gemacht. Jetzt sei aber auch brav!“

„Wer ich wäre? was soll das heißen! — Wer bin ich denn?“

„Nu, nu, ich denke wir kennen Dich! Lieg nur hübsch still, sonst wirst Du Leder besehen!“

Und er hielt bei diesen Worten eine schwere Wagenpeitsche in die Höhe, die er nach mir hinüberschwenkte. Ich hatte schon zu sprechende Beweise daß es die Burschen mit ihren Drohungen ehrlich meinten, und wollte für jetzt wenigstens Alles vermeiden, was meine wunderliche Lage noch verschlimmern konnte. Ich drehte deshalb den Kopf nach der andern Seite des Wagens. Der erste Blick hier hinüber gab mir aber eine plötzliche Aufklärung meines ganzen Unfalls; — das Geheimniß war heraus, denn dort, dicht neben dem Wagen, ritt wahrhaftig derselbe holzköpfige Bursche den ich am vorigen Morgen im Spaß zur Stadt zurückgejagt hatte. Es blieb gar kein Zweifel mehr, man mußte mich für den entsprungenen Tollen aus Hamilton aufgegriffen haben, und jetzt hier, gebunden und bewacht mit dem ängstlich verblüfften Gesicht des immer noch schüchternen jungen Menschen an meiner Seite — ich konnte mir nicht helfen, ich mußte laut auflachen.

Mein Gelächter schien jedoch von fast noch schlimmerer Wirkung als meine erste Entrüstung. Der Bauer drückte sich ein klein wenig mehr vom Wagen fort, und der frühere Sprecher, der überdies die ganze Sache leiten mochte, hob wieder, und viel drohender als vorher, die Peitsche.

„Hallo, mein Bursche, hier wird nicht gelacht! Keine von Deinen Mätzchen, oder ich komme Dir auf den Kopf!“

„Ihr haltet mich für den Tollen? he?“ fragt' ich.

„Ich denke, Du mußt's wohl selber am besten wissen, — lautete die Antwort, — brauchen nicht d'rüber zu streiten!“

„Und der Narr da hat Euch das weiß gemacht?“

„Denke so!“

„Dann seid Ihr verdammt auf dem Holzweg!“

„Glaube nicht.“

„Aber ich gebe Euch mein Wort! Führt mich nur einmal nach C— und General Cocke oder Squire Humphries und irgend Jemand anderes, den Ihr Euch selber aussuchen mögt, wird Euch was ich sage bestätigen.“

„Nein, nein, mein Püppchen! brummte mein Wächter, die Flausen helfen Dir Alle nichts, denn wir sind keineswegs mehr in Zweifel daß Du der Recht

bist. Deine ganze Beschreibung trifft zu und Jack Sturgis hier hat seine Klage eingereicht daß Du eine volle Glockenstunde so toll wie ein junger Hund an einem trockenen Septembermorgen hinter ihm hergesetzt bist. Mehr Beweise brauchen wir nicht!"

„Und wo wollt Ihr mich hinschleppen?" fragt' ich mit soviel Ruhe als mir in dem Augenblick möglich war.

„Blos in eine kleine Art Verschlag, zu dem wir nicht mehr sogar weit haben. Wenn dann der Sheriff, nach dem schon Jemand ausgeritten ist, kommt, so mag er Dich wieder mit nach Hamilton nehmen, wo sie Dich wohl das nächste Mal ein klein wenig besser bewahren werden."

5.

Ich stak hier, wie mir gewiß Niemand ableugnen wird, in einer ganz vortrefflichen Patsche. Empört und voller Wuth wie ich war, fühlte ich dabei zugleich daß jeder Ausbruch von Ärger meinerseits, auch von denen in deren Gewalt ich mich nun doch einmal befand, blos für einen neuen Ausbruch meiner nur theilweise pausirenden Tollheit angesehen werden würde. Ich hielt deshalb soviel als möglich an mich, und suchte mit den wenigen Worten die ich sprach, ihnen das zu erklären was mich gestern zur Verfolgung jenes Mannes angereizt, und worauf hin Jack Sturgis bewogen worden eine so schwere Anklage gegen mich zu erheben. Die Leute schienen auch, als ich im Anfang ernst und ruhig die Thatsachen vortrug, aufmerksam zuzuhören, und ich freute mich schon meines glücklichen Erfolgs, sowie ich aber an die Beschreibung der Hetze selbst kam, und dabei das unglückselig ernste Gesicht des würdigen Sturgis wieder mit Entsetzen auf mich gerichtet sah, konnte ich das verwünschte Lachen nicht lassen und fand nur zu bald welche Folgen das für hatte.

Jack drückte sich wieder mehr auf die Seite der Straße, der Mann neben mir griff nach seinem keulenartigen Stock und die mächtige Wagenpeitsche hob sich drohend gegen mich. Lachen wurde hier, wie ich mir nicht länger verhehlen konnte, unter keinen Umständen geduldet, und es verging mir auch rasch genug von selber, als ich den Käfig sah, in den ich gesperrt werden sollte.

Ein solcher Käfig oder Verschlag, der fast nur dazu benutzt wird Gefangene so lange aufzubewahren, bis sie dem ordentlichen Beamten überliefert und in ein besseres Gefängniß abgeführt werden können, besteht gewöhnlich aus mächtigen, nach Art eines Blockhauses zusammengelegter Stämmen, die dadurch einen engen, viereckigen Raum umschließen, in den man den Verbrecher sperrt und bewacht, denn eine Bewachung ist insofern nöthig da der Käfig oft nicht einmal ein Dach hat, sondern nur Vorsichts halber so hoch ist daß man ihn nicht erklettern kann, was mit gebundenen Händen und Füßen ohnedies ein schwieriges Stück Arbeit wäre. Die Stämme sind dabei so schwer daß sie zehn Männer nicht würden aus ihren Fugen drücken können und der Platz entspricht dadurch seinem temporären Zweck vollkommen.

Wie man sich denken kann, sträubte ich mich aus Leibeskräften in ein so widerlich feuchtes Loch hineingesperrt zu werden, und arbeitete auch, soweit mir das meine gebundenen Glieder erlaubten, mit aller Macht dagegen an. Was vermochte ich aber gegen die Mehrzahl! Man faßte mich, hob mich hinauf und warf mich hinein ohne weitere Umstände, und nicht ohne Gefahr mir den Hals zu brechen. Mit dem Gesicht auf der Erde und in den modrigen Blättern wühlend, — fast schäm' ich mich es jetzt zu gestehen — weinte ich heiße Thränen in bitterem Unmuth und machtlosem Grimm.

Indessen zog die Nachricht meiner Gefangennahme wie ein Lauffeuer durch's ganze Land; d. h. man glaubte den berüchtigten tollen Archy Dargan der aus dem Hamilton-Gefängniß ausgebrochen war, wiederbekommen zu haben. Jedermann freute sich darüber, und Besucher trafen von allen Orten und Enden ein, die den „gefährlichen Wahnsinnigen" bei so guter Gelegenheit einmal in der Nähe betrachten wollten. Meine Wärter und Hüter die an der Außenseite Wacht hielten, hatten Arbeit genug alle die an sie gerichteten Fragen zu beantworten. Männer, Frauen und Kinder, vom Squire bis zum gewöhnlichsten Pflüger herunter, Damen und Mädchen, Alles drängte herzu den jetzt ganz gefahrlosen „Verrückten" zu betrachten, der sie die letzten Tage so in Angst und Schrecken gesetzt. Die Stämme des Blockhauses lagen weit genug auseinander, um den Neugierigen bequeme Durchsicht zu verstatten, was sie denn auch ungenirt genug benutzten, und selbst die kleinste Öffnung fortwährend belagert hielten. Vor Scham und Ärger begrub ich mein Gesicht in den Blättern; ich mochte und konnte ihren Blicken nicht begegnen.

Dies Betragen schien aber Vielen nicht recht zu sein, weil ihnen dadurch, wie sie meinten, ein ihnen zustehender Genuß entzogen wurde.

„Ich kann sein Gesicht nicht sehen!“ sagte Einer.

„Kitzle ihn einmal ein Bischen mit dem Stock!“ rieth ein Zweiter, und ich kam in nicht geringe Gefahr wie ein sauertöpfiger Bär behandelt zu werden der sich weigert zum Vergnügen der Zuschauer seine Künste zu machen. Einer der Unzufriedenen wollte sich auch wirklich nicht mit der guten Absicht begnügen, denn er begann einen langen Stock zu schärfen, um mich zu etwas mehr Munterkeit aufzustacheln. An der Ausführung wurde er aber durch einen Nachbar verhindert, der ihm in wohlmeinender Warnung sagte: „Laß es lieber sein, Bosch! Wenn er je einmal wieder herauskäme, könnt' es Dir schlecht gehn!“

„Hast wahrhaftig recht“, pflichtete ihm der Erste bei und warf seinen Stock bei Seite.

Indessen kamen und gingen die Leute, während die welche mich gesehen, wieder Andere schickten, so daß ich mehrere Stunden unausgesetzt die Zielscheibe neugieriger Augen und spöttelnder Zungen am Pranger lag. Von den Zuschauern gehörte dabei wenigstens ein Drittheil zum schönen Geschlecht. Einige von diesen bedauerten mich, Andere lachten; Alle aber priesen, was es für ein Glück sei daß sie mich erwischt hätten, und ich nun kein weiteres Unheil anrichten könnte! Am kränkendsten für meine Eigenliebe lauteten übrigens die noch nebenbei geäußerten Bemerkungen: „was ich für ein entsetzliches Ungethüm wäre!“ und ob ich nun aufsah oder nicht, die meisten sprachen von meinen „glühenden Augen!“ Einmal hörte ich auch wie Jemand mit unterdrückter Stimme flüsterte: „Hast Du seine gräßlich scharfen Zähne gesehen?“ —

Der Leser kann sich denken daß ich sie die ganze Zeit vor Grimm und Wuth zusammenknirschte.

6.

Die letzte und schlimmste Demüthigung war aber noch für mich aufgespart, — eine Demüthigung die mich noch lange Zeit gegen das ganze menschliche, besonders aber gegen das weibliche Geschlecht mit Groll und Haß erfüllte. Trotzdem ich mein Antlitz, wie schon gesagt, in das Laub steckte, konnte mir nicht entgehn daß eine ganz ungewöhnliche Anzahl von neuen Fremden anlangte. Ich erkannte plötzlich eine Stimme der ich sonst mit nur zu großer Seligkeit gelauscht! eine Stimme die ich bis dahin ohne weiteres Zögern den himmlischen Sphärenmelodieen an die Seite gestellt hatte. Es war die Stimme Emmelinens.

„Heiliger Gott! zuckte es mir durch's innerste Herz, kann es möglich sein daß auch sie hierher gekommen wäre?“ und im nächsten Augenblick vernahm ich wirklich die leisen schmeichelnden Laute der sanften Susanne. Auch sie war herbeigeeilt den gefährlichen Tollen, Archy Dargan, anzustaunen.

„Hilf Himmel! sagte Emmeline, haben sie ihn da drinnen?“

„Was für ein entsetzlicher Platz!“ meinte Susanne.

„Aber doch nicht zu entsetzlich für einen so fürchterlichen Menschen!“ erwiederte Emmeline.

„Kann er auch nicht heraus, Vater? fragte Susanne. Die Wahnsinnigen sollen ungeheuer stark sein!“

„Mach uns nicht zu fürchten, Susanne! rief Emmeline; man muß doch wenigstens wissen wie er aussieht! Wahrhaftig, ich getraue mich gar nicht hinzugehn, — ach bitte, Colonel Nelson, — sagen Sie uns erst ob wirklich keine Gefahr ist!“

Und da war richtig dieser verwünschte Colonel Nelson der ganz ruhig und unbefangen an die Stämme trat, hindurch sah, und die Damen versicherte daß sie nicht das mindeste zu fürchten hätte, da ich mich augenscheinlich in einer meiner ruhigen Launen befände.

„Der Paroxismus scheint für jetzt vorüber, meine Damen! sagte er — wenn das aber auch nicht wäre, und wenn er aus Leibeskräften wüthete, heraus könnte er doch nicht; Sie mögen also ganz furchtlos näher treten, er thut Ihnen nichts, ich stehe Ihnen dafür.“

„Ja, Miß, er ist jetzt ganz ruhig! ermuthigte sie Einer meiner Wächter, das haben wir aber blos meiner Peitsche zu verdanken. Ein Paar Mal wollte er verteufelt böse werden; da braucht' ich aber die hier nur zu schütteln, und es war gleich vorbei! Er ist daran gewöhnt. Man kann auch gleich wissen wenn er wieder einen Rappel kriegt, denn dann fängt er fürchterlich an zu lachen!“

„Hahaha — er lacht? — wirklich? — hahaha!“ unterbrach ihn hier Colonel Nelson etwas plötzlich und dies Lachen, das mich mit einem eigenen, mir selber unerklärlichen Gefühl durchzuckte, machte daß ich den Kopf etwas erhob. Ach, ich konnte nur zu deutlich die hellen freundlichen Augen der beiden Grazien erkennen, — Susanne, Emmeline — und neben ihnen den verhaßten Colonel —, ich dagegen das traurige Ziel ihrer neugierigen Blicke, der Gegenstand ihres Abscheus, ihrer Furcht, — es war zum Verzweifeln.

„Wie gräßlich er aussieht!“ sagte Susanne.

„Gräßlich? meinte Emmeline — ich sehe nichts Gräßliches an ihm. Er scheint zahm genug, und wenn Tolle nicht schlimmer sind, so begreif' ich kaum wie man sich so vor ihnen fürchten kann.“

„Wie blutig der arme Mann ist!“ äußerte Susanne.

„Wir mußten ihn ein Bischen auf den Kopf klopfen, Miß, damit er ruhig wurde. Jetzt ist er auch gut genug; Sie sollten ihn aber nur einmal sehn wenn er ausbricht — am schrecklichsten ist er, wie gesagt, wenn er zu lachen anfängt.“

Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen; die letzte Bemerkung meines Wächters klang mir wie eine Herausforderung, und da ich doch jetzt wußte daß ich, sobald mich Squire Owens erkannte, meiner Haft entlassen sein würde, hob ich plötzlich den Kopf in die Höhe, stierte sie recht wild an und stieß ein so fürchterlich gellendes Gelächter aus, wie es mir irgend möglich war.

„Herr Gott!“ schrieen die Mädchen und fuhren von den Stämmen zurück. In demselben Augenblick wurde der wilde Ton aber auch schon draußen in viel natürlicherer Art, mit weit schrilleren Tönen von den geübten Lungen des Colonel Nelson beantwortet. Sein schallendes Gelächter machte selbst mich erschreckt auffahren.

„Was? schrie er, und schob seine Finger durch die Spalten der Stämme, Du möchtest wohl heraus, möchtest Deine Stärke mit der meinigen versuchen? Laßt ihn los — laßt ihn los — ich bin fertig, bin bereit Mann gegen Mann, Brust gegen Brust, mit Zahn und Nagel für immer und für immer. Du kannst auch lachen, aber — hahahahaha! — was sagst Du dazu? hör' auf und schäme Dich — hahaha! hahaha!“

Ich hörte draußen ein Geräusch, und sah wie Emmeline von der Seite ihres Gefährten zurücktrat. Dieser hatte indessen eine ganz wunderliche herausfordernde Stellung angenommen, die Stämme meines Käfigs gefaßt, und bewies eine Aufregung die, um wenig zu sagen, Alle überraschte und in Erstaunen setzte. Mein oberster Wächter sprach ihn zuerst an.

„Fürchten Sie sich nicht, Mister, es hat keine Gefahr — er kann wahrhaftig nicht heraus!“

„Laßt ihn heraus! sag ich Euch — laßt ihn heraus! schrie dagegen der Colonel. Betrachten Sie ihn, Ladies, betrachten Sie ihn und Sie sollen sehen was ein Toller ist, sollen sehen wie ich ihn zu behandeln verstehe. Ihr da, Leute, heraus mit ihm, versteht Ihr mich? — Gebt mir Euere Peitsche — ich weiß wie man ihn fassen und bekämpfen muß. Ich will mich mit ihm schlagen — will mit ihm lachen — hurrah, wie wir lachen werden — hahaha, hahaha!“

Dies gräßliche Gelächter, denn es war wirklich gräßlich, wurde durch einen ganz unerwarteten Zufall unterbrochen. Zum Erstaunen aller Anwesenden schlug nämlich ein jetzt rasch von hinten herbeieilender Mann den Colonel ohne weiteres zu Boden. Diese neu und so thätig hervortretende Person war niemand anders als der Sheriff des Hamilton-Gefängnisses der eben erst angekommen und den entflohenen Tollen, Archy Dargan, den schlimmsten und gefährlichsten aller Wahnsinnigen, — in der Person des schönen liebenswürdigen Colonel Nelson entdeckt hatte.

„Ich kannte den Burschen an seinem Lachen! sagte der Sheriff — hab's eine halbe Meile weit gehört!“ Dabei kniete er dem zu Boden Geschlagenen ruhig auf die Schultern und band ihm die Hände auf den Rücken.

Meine bisherigen Wächter standen verblüfft dabei.

„Ja, aber — wen haben wir denn da eigentlich hier in der Falle d'rin?“ fragte endlich der Eine, dessen Peitsche mich so oft bedroht hatte.

„Wen? Habt Ihr denn irgend jemand eingesperrt?“ fragte der Sheriff.

„Gewiß, wir fingen einen Burschen, gegen den Jack Sturgis hier schwor daß er der entsprungene Tollhäusler sei!“

„Dann laßt den Mann wieder heraus, und bittet ihn um Verzeihung — ich stehe Euch dafür daß dies hier Archy Dargan ist.“

Meine Erscheinung vor den erstaunten Damen mochte für Keinen von uns angenehm sein. Ich war mit Schlamm und Blut bedeckt; sie dagegen standen verlegen und verwirrt vor mir.

„Ach bester Herr — wie konnten wir nur glauben daß Sie das waren! Sie hatten sich so schrecklich zugerichtet!“ sagte Emmeline. Susanna's Worte lauteten gleichfalls charakteristisch.

„Ersparen Sie sich Ihr Bedauern, Ladies! rief ich ziemlich mürrisch, während ich an mein dicht dabei angebundenes Pferd ging und in den Sattel sprang, — ich wünsche Ihnen einen angenehmen Morgen!“

„Hahaha!“ lachte der Tolle und rang und wand sich in seinen Banden, — hahaha! — angenehmen Morgen — hahaha!“

Die Damen flohen nach der einen Richtung, während ich, so schnell mein Pferd mich trug, der entgegengesetzten zustrebte.

Seit dem Tage, lieber Leser, habe ich es mir fest vorgenommen, weder jemals wieder einen Narren zu ängstigen, noch mich zum zweiten Mal in ein Paar Zwillingsschwestern zu verlieben. Soviel aber ist gewiß; wenn ich einmal heirathe, so soll die Glückliche — darauf kannst Du Dich verlassen! — weder eine Emmeline noch eine Susanne sein!

Die Handelskrisis in der Rheinprovinz.

Elberfeld, d. 26. April.

— Die Schilderungen welche die „Europa“ vom Wupperthal und vom „deutschen Manchester“ brachte, bringen mich zu der Vermuthung, den Lesern derselben werde mit Vorführung eines Artikels gedient sein, der die jetzigen Handelszustände der Rheinprovinz in's Auge faßt. Er trifft den Nerv unseres Leidens, das jetzt herrschende Creditsystem. Ich entnehme den Artikel aus Nr. 112 und 116 der Elberfelder Zeitung und stelle ihn hier mit Verbesserung einiger sinnentstellender Druckfehler noch einmal zusammen.

Über der furchtbaren Handelskrisis die dermalen herrscht, wird fast der politische Zustand vergessen, obgleich diesem zunächst jene zuzuschreiben ist. Im Allgemeinen klagt man denn über Geldmangel, oder vielmehr, daß die Umlaufmittel dem Bedürfen nicht entsprechen, und dies mag nicht unrichtig sein. Aber bis Ende Februar spürte man den Geldmangel nicht, — dennoch sind die Umlaufmittel in diesem Augenblick gewiß größer als sie damals waren, denn viele Wechselhäuser haben von auswärtigen Plätzen Baarschaften bezogen und es ist nicht zu bezweifeln, daß die Rheinischen Banken von der Berliner Hauptbank so sehr, als es der letztern nur möglich war, unterstützt worden sind. Mithin sollte man eigentlich nicht annehmen können, daß die Klagen über den Geldmangel gegründet wären, oder daß in diesem das eigentliche Übel der Krisis liege. Es möchte vielmehr darzuthun sein, daß hauptsächlich Mißtrauen und Besorgnisse den entsetzlichen Zustand unserer Provinz erzeugt haben, — daß die Vermehrung der Umlaufmittel weniger helfen möchte, als eine Rückkehr von unzeitigen Besorgnissen. Aber das Vertrauen ist nicht zu erzwingen, das sehen wir in Frankreich.

Dem übertriebenen Creditsystem in unserer Provinz mag Schreiber dieses nicht das Wort reden, er gibt es im Gegentheil zu. Aber es besteht einmal, ein rascher Umsturz desselben kann nur eine Zerstörung des Wohlstandes des größern Theils unserer Bewohner zur Folge haben, und man darf doch nicht vergessen daß dieser eben jenem Creditsystem hauptsächlich zuzuschreiben ist. Möge man dieses beschränken, wie die Zeitumstände es erfordern, möge man allmälig es noch weiter einziehen, aber möge man nicht plötzlich Alles umwerfen! —

Durch den langen Frieden war es eine ziemlich allgemeine Gewohnheit geworden, daß die Capitalisten ihre Capitalien den Banquiers zum Verzinsen überließen, daß die vom Glück am meisten begünstigten Fabrikanten und Kaufleute ihre Guthaben bei den Banquiers häuften, und so waren letztere im Besitz großer Capitalien, deren Verzinsung sie übernommen hatten und die sie in ihren Geschäften in einer vortheilhaften Weise anwenden mußten. Es war also gewissermaßen ein Zwang daß die Banquiers ihren weniger bemittelten Kunden größere Vorschüsse einräumten, und es ist nicht zu bezweifeln daß sie durch diese Vermittlung sehr Viel zur Hebung des allgemeinen Wohlstandes gethan haben; es ist kein Verdienst, denn sie fanden ihren Vortheil dabei, aber daß diese Geschäftsweise günstig gewirkt hat, dürfte nicht zu bestreiten sein. —

Nun plötzlich werden die Depositen den Banquiers entzogen — und zwar in dem Augenblick, in welchem Wechsel nicht zu verwerthen sind. Man fordert nicht Wechsel, sondern Geld, und bedenkt nicht daß, wenn der Banquier Zinsen bezahlen sollte, er diese Capitalien anlegen mußte. In den meisten Fällen sind sie gut angelegt, aber gerade deshalb können sie auch nicht so rasch eingezogen werden. Der Banquier muß, um den Anforderungen zu entsprechen, also von seinen Schuldnern Rückzahlung verlangen; unter allen Umständen kann er diesen nicht die Erleichterungen gewähren, die er sonst gab, und so erzeugt die unselige Angst der Capitalisten nur Verlegenheiten. —

Wenn nun die Capitalisten den befreundeten Handelsleuten aushölfen? wenn jene sagten: „Wir wollen nicht Alles bei den Banquiers liegen haben, wir wollen einen Theil zurückziehen und diesen solchen Geschäften zuwenden, die sicher sind, aber fremder Hülfe bedürfen“, mit einem Worte, wenn man die Vermittlung des Banquiers umginge, und das direct theilweise thäte, was bisher durch Vermittlung geschah? — Das würde schon eine wesentliche Erleichterung sein. — Die Debitoren würden mit dem Gelde der Creditoren ihre Schuld bei dem Banquier verkleinern, dieser nicht blos auszahlen, sondern das was er auszahlt, theils wieder einnehmen und so befähigt werden, seinen Debitoren mehr Zeit zur Abtragung zu gönnen. Es ist dies in einzelnen Fällen geschehen, jedoch vielleicht nur in wenigen. Der Capitalist aber der seine Pfunde ruhen läßt oder vergräbt, der versündigt sich an seinem Nebenmenschen und trägt dazu bei das Land in's Unglück zu stürzen, den Wohlstand zu untergraben und dem Kaufmann und Fabrikanten es unmöglich zu machen, seine braven Mitarbeiter zu beschäftigen. —

In unserer Provinz sind die Färbereien, Baumwoll- und Leinen-, Wollen- und Seidenmanufacturen bedeutend und beschäftigen in guten Zeiten eine große Anzahl Leute. Viele und vielleicht die meisten dieser Geschäfte waren nur dadurch in einer der Bevölkerung entsprechenden Weise möglich, daß die rohen Stoffe — Twist, Krapp, Öl, Leinen-, Wollengarn und Seide — auf einen langen Credit verkauft wurden. Dieser war wohl am meisten im Twisthandel, am wenigsten im Seidenhandel ausgedehnt, und in jenem Geschäftszweig fanden die größten Mißbräuche statt. — Seide wird auf Ziel 9 Monat, zahlbar in Zweimonatswechseln auf Frankfurt a. M. verkauft, und nach Ablauf der 9 Monate oder hie und da 9½ bis 10 Monate war also Accept zu erlangen, — Twist wird auf Ziel 12 Monat verkauft und dann meist in Wechseln 2 Monat Dato auf Köln, Elberfeld etc. bezahlt. — Einige Verbraucher machten auch die Twistposten durch Zeichnungen in Briefform ab, die dem Accept nicht unterliegen, und genossen also einen Credit von 14 Monaten, oder gar auf 15 Monate, wenn sie erst am letzten des Monats die in dessen Lauf verfallenen Posten abmachten. — Am linken Rheinufer war letzterer Mißbrauch allgemeines System, und führte noch einen größern mit sich. — Die Fabrikanten ließen die Fractura auf den nächsten, oder gar auf den zweit, dritt folgenden stellen, und genossen 16, 17 und 18 Monate Zeit, bevor sie den Banquier zu decken brauchten! Die Twisthändler klagten nur über den Mißbrauch, beförderten ihn aber, indem sie den Verbrauchern die Waare aufzwangen. — 1840 wollten die Twisthändler im Wupperthal das Ziel von 12 auf 9 Monate stellen, und die Mehrzahl der Händler unterschrieb; — am linken Rheinufer wollte man sich anschließen, aber man sah daß gerade solche Wupperthaler, die durch Unterschriften

sich für Abkürzung des Zieles interessirt hatten, bald nachher auf 13, 14 und 15 — resp. auf 15, 16 und 17 — Monate verkauften, weil sie sich nicht gebunden hielten, da nicht alle ihre Collegen unterzeichnet hatten.

Auf diesen ausgedehnten Credit hin sind viele Fabriken gegründet; — sie konnten nur bestehen, wenn sie diesen Credit genossen. Nun will man jetzt die Summen beschränken, man will nur auf 12 Monate verkaufen, nur Zahlung in acceptfähigen Wechseln genehmigen. Man mahnt die Schuldner, am Tage, nachdem der Posten verfallen ist und verlangt also, was der Schuldner in guter Zeit nicht plötzlich, aber in diesem Augenblick unmöglich leisten kann. Dem Fabrikanten mag etwa nur ein Viertel ihrer Außenstände eingehen, — sie haben also kaum über so viel zu verfügen, um vom Banquier das Geld zur Auslöhnung der Arbeiter und zur Bestreitung der kleinen Ausgaben zu beschaffen, aber sie befinden sich in der Unmöglichkeit, ihre verfallenen Posten nur so zu decken, wie sie es bisher gewohnt waren. —

In andern Geschäftszweigen, der Tuchmanufactur, der Eisenfabrik ꝛc. werden die Verhältnisse ganz ähnliche sein, doch möchte es zu weit führen sie auszuführen. — Es kann nur der Zweck dieser Zeilen sein, darzuthun daß die Capitalisten durch ihr bisheriges System der Geldanlage und der Waarenhändler durch das des Credits besonders Ursachen der schwierigen Handelslage sind und also auch die größte Verpflichtung haben sollten, zur Erleichterung derselben beizutragen.

Hier bleibt also nur ein Mittel übrig: — Der Waarenhändler gebe Ausstand; — er begnüge sich mit theilweiser Abmachung, und verlange von seinem Schuldner nicht Unmögliches. Banquiers und Fabrikanten sind am meisten durch die schlechten Zeiten, durch die Creditlosigkeit gestört, und die Waarenhändler am ersten im Falle, Erleichterungen zu geben. — Letztere haben seit Ausbruch der französischen Revolution nicht gekauft, aber immer Ausstände eingenommen, und dadurch entweder geringere Verbindlichkeiten als sonst, oder gar Gelder übrig.

Wenn alle Glieder der großen Kette unserer Industrie gemeinschaftlich wirken, wenn alle einen Theil der unglücklichen Zustände auf sich nehmen, dann kann das Geschäft aufrecht erhalten werden, dann kann sich zwischen Arbeitern und Fabrikanten, zwischen Fabrikanten und Händlern und Banquiers allmälig wieder Vertrauen einstellen, dann kann die Industrie erhalten werden, und dann sollten sich auch wohl hinreichende Umlaufmittel finden. — Alle Theile gewinnen Zeit, allmälig werden die Ausstände zurückfließen und durch die Beschränkung in allen Geschäftszweigen, welche die Stockung des Absatzes ja ohnehin mit sich bringt, werden die Bedürfnisse kleiner werden.

Mögen denn Capitalisten zunächst beitragen den Handel zu erhalten, mögen alle Kaufleute ruhige Einsicht haben und helfen, und mögen die Arbeiter sich auch mit schwächerem Lohn begnügen, jetzt, wo alle Kaufleute von ihrem Vermögen bedeutend verlieren und billigere Lebensmittel die Bedürfnisse auch minder groß darstellen! Eine allgemeine Annäherung ist so wünschenswerth, und fassen wir Alle den Gedanken, bilden die Überzeugung in uns aus daß es sich nicht mehr um den Vortheil des Einzelnen, sondern einzig um die Erhaltung des Ganzen handelt! Jeder wird dabei gewinnen oder weniger verlieren, wenn das Ganze erhalten bleibt.

Das Jahr 1848 werden wir doch nicht vergessen, so alt wir auch werden mögen, aber wir dürfen nicht gewaltsam eingreifen, wir dürfen nur allmälig von einem übertriebenen zu einem mäßigen Creditsystem übergehen.

Es ist jetzt etwas mehr als ein Jahr, als die Besorgnisse wegen spätern Mangels an Lebensmitteln den Höhepunkt erreicht hatten. — Es waren die Meinungen darüber getheilt — die eine hielt den Mangel gewiß, die andere schob es auf den Wucher, und die dritte glaubte, beide Ursachen wirkten zusammen. Die Verhandlungen am ersten Vereinigten Landtag in Berlin und die von unserer Stadt getroffenen Vorkehrungen bewiesen daß die erste der drei Meinungen die allgemeinste war. — Wurde nun auch der völlige Umsturz derselben durch die reiche Ernte an Getreide und Kartoffeln im vorigen Herbst zu Wege gebracht, so müssen wir uns doch auch nicht verhehlen daß die Getreidezufuhren aus Rußland heute noch großentheils unverkauft liegen, obgleich man sie ursprünglich nöthig hielt, um dem Mangel vor der Ernte zu begegnen. —

Nach diesem Beispiel aus der neuesten Vergangenheit, wie die Erwartung eines Übels dieses vergrößert und die traurigsten Wirkungen vorher erzeugt, wenn auch nachher sich herausstellt wie sehr man es überschätzt hat, möchte also die Erinnerung nicht unpassend erscheinen daß man durch die Furcht vor Geldmangel diesen nicht noch vermehre! — Nur die allgemeine Frage nach Geld und die allgemeine Zurückhaltung von Geld lassen dieses seltener erscheinen als es wirklich ist — und erzeugen die Verlegenheit gerade in einem Augenblick, in welchem die politische Ungewißheit und das herrschende Mißtrauen viele Capitalien dem geregelten Geschäftsgang entzogen haben. —

Kehren solche Capitalien auch nicht so rasch und nicht vollständig in den Verkehr zurück, so wird sich doch herausstellen daß an Umlaufmitteln kein Mangel ist. Möge wenigstens die Industrie sich insofern beruhigen, als sie wohl erwarten darf, hinreichende zur Auslöhnung der Arbeiter und für die gewöhnlichen Ausgaben zu finden. —

Ein anderer Mangel wird sehr bald fühlbar werden: Wechsel werden sich selten machen und nicht hinreichend aufzutreiben sein, um die Beziehungen vom Ausland und von andern Plätzen zu decken. — Eine solch ausgedehnte Industrie wie die unsrige muß sich auf einen geregelten Wechselverkehr stützen, wenn der Betrieb ein gesunder sein soll.

Wechsel auf Frankreich, Italien und Östreich sind in diesem Augenblick nicht zu versilbern und fallen also schon ganz aus, was bei dem nicht unbedeutenden Absatz nach Ländern welche durch solche Papiere deckten, schon ein empfindlicher Ausfall ist. — Sodann waren unsere Fabrikanten gewohnt, ihre Kunden an auswärtige Banquiers — z. B. in Frankfurt a. M. — zahlen zu lassen und ihre Einnahmen an den Messen denselben zu bestimmen, und genossen das Vertrauen, um auf diese zu erwartenden Eingänge hin trassiren zu dürfen. — Dies wird nun aber mit einem Male geweigert und man erklärt, nur gegen baares Guthaben acceptiren zu wollen, unter welcher Bedingung man solche Herren schwerlich sehr bemühen wird. — Demnach sind eines Theils viele Wechsel dermalen keine Werthe, — andere können nicht ausgestellt werden, und so sind die Fabrikanten in der Unmöglichkeit, dem Banquier in der Provinz die Deckungen zu verschaffen, auf welche hin er bisher die Auszahlungen an den Waarenhändler vermitteln konnte. —

Die gleichen Schwierigkeiten haben aber auch die Kunden

unserer Fabrikanten; — die Rückflüsse von denselben müssen mithin viel langsamer werden, weil sie nicht mehr durch Wechsel geschehen können. —

Es mag also zugegeben werden daß man weniger Geldmangel besorgen solle, als ein Mangel an Rückflüssen besteht, und daß diesem gar nicht abzuhelfen ist. — Die allgemeine und gänzliche Erschütterung aller Handelssysteme ist ein Unglück für Alle, und Jeder muß seinen Theil daran tragen. — Das Vertrauen auswärts wird nicht so leicht wiederkehren — es wäre also wünschenswerth und es scheint nöthig daß wir es in uns finden. —

So wenig bestritten werden soll daß eine Beschränkung des in dem vorigen Aufsatz dargelegten Creditsystems — mindestens aber Abschaffung der Mißbräuche — zu empfehlen sei, so sollte man doch zugeben daß der gegenwärtige Augenblick nicht dazu geeignet sei und man eine solche Maßregel einer spätern Zeit vorbehalten müsse.

Bevor der Fabrikant Rückflüsse erhält und der ganze Handelsstand wieder einige Erleichterung auswärts findet, ist er in die Unmöglichkeit versetzt, seine Abmachungen mit der bisherigen Pünktlichkeit zu erfüllen; — gerade diese Unmöglichkeit wird ihm die peinlichste von der Welt sein, und er also gewiß streben und als Ehrensache betrachten, seine Verbindlichkeiten so sehr und so rasch, als die Umstände irgend gestatten, zu erfüllen. —

Der Banquier unserer Provinz kann, nachdem seine bisherigen Kräfte geschwächt sind und ihm jede Erleichterung auswärts abgeschnitten ist, nur in so weit vermitteln, als ihm Werthe geboten werden und der Waarenhändler wird nicht Unmöglichkeiten erwarten und verlangen können.

Wenn sich der Wohlstand unserer Provinz hauptsächlich auf die blühende Industrie stützt, so müssen auch alle Glieder der großen Kette beitragen, diese zu erhalten. — Nicht die ganze Bevölkerung kann produciren oder sie würde sich unter einander auftreiben — es ist also nöthig daß es auch Waarenhändler und Banquiers gibt, aber diese sind nur da, weil sie eine Industrie haben, und würden, wenn diese zusammenstürzte, vollends überflüssig sein. —

Das Vertrauen auswärts wird sich nicht so leicht herstellen — es ist also nöthig daß wir es in uns finden daß Jeder es zum Andern habe; nur dadurch können wir uns gegenseitig erhalten. — Es ist eine schwere Zeit, die große allgemeine Opfer fordert, aber sie bessert auch Manches. Die allgemeine Noth hat die Concurrenten unter einander genähert, die Eifersüchtelei ist gefallen und man hat den Charakter und die Grundsätze würdigen gelernt. Möge nun Glied an Glied der Kette sich anschließen! Trachte man danach, Vertrauen zu erwerben, zu verdienen und zu gewähren! — In der Politik sind wir zu Hause, da wissen wir was die Fürsten gefehlt haben, aber an den eigenen Busen zu schlagen, daran denken wir zuletzt! Und müssen wir uns nicht alle sagen, daß wenn der lange Friede den Wohlstand genährt und gehoben hat, wir häufig Vermögen als Zweck hielten, und nur zu oft vergaßen daß es nur Mittel sei — daß wir uns also auf einem künstlichen verderbten Standpunkt befänden? — Von diesem müssen wir nun zurückkehren, unser Vermögen als Mittel betrachten und es da brauchen wo es nützen kann. Die Nothwendigkeit eines großen, allgemeinen Vertrauens ist da, der künstliche Credit ist gebrochen und den neuen augenblicklich noththuenden können wir nur durch moralischen Gehalt bauen. —

Wien, d. 25. April.

[Verwickelungen und Entwickelungen! Der Sicherheitsausschuß, die Freiheit und das Spießbürgerthum; die Deutschöstreicher und die Ultraöstreicher; Bundesstaat und Staatenbund; Hebbel rettet die deutsche Ehre; Dr. Schütte und die Polizei; die Studenten und der Redeübungsverein; Laube's Karlsschuler.]

A. Wien sieht aus wie ein Harlekin aus Stein; die Häuser sind bedeckt mit Fahnen aller Farben, die vorherrschendsten bleiben bis jetzt immer noch Schwarzrothgold, aber vor den Fenstern gut Kaiserlicher sieht man auch wohl das Gelb blos mit Schwarz vermählt, während Weißroth von den Häusern mancher böhmischen Nobili, Grünweißroth von den Ungarn aufgesteckt wird. Die öffentlichen Gebäude prangen auch wohl zugleich in kaiserlichen und deutschen Farben während von der höchsten Spitze des Stefansthurmes eine riesige deutsche Fahne flattert. Studenten hatten sie mit Lebensgefahr hinaufgebracht, und erneuern unverdrossen den Stoff, sobald er vom Winde, der in solcher Höhe beinahe unausgesetzt weht, zerrissen wird. Gleich den Häusern prangen auch die Bewohner in allen möglichen Farbenschattirungen, in optischer und politischer Beziehung. Während es in den meisten Staaten nur drei politische Parteien gibt: äußerste Linke, Rechte und ein Centrum, findet man bei uns eine höchst mannichfache Combination der Ansichten, weil jede Nationalität außer ihrem Glaubensbekenntnisse als Östreichisch ihre Sonderinteressen in die allgemeinen der Monarchie hineinzubringen weiß. Im Ganzen genommen leben wir in einem Zustande vollkommener Gesetzlosigkeit, und jeder Besonnene sieht mit argem Bedenken der Entwickelung dieser Verwickelung entgegen. Es kann diese Anarchie sehr traurig enden, wenn die Regierung wie bisher keine kräftigen geeigneten Schritte macht, ihr Einhalt zu thun. Alles was bis jetzt dagegen versucht wurde war nichts mehr als ein stümperhafter Versuch, welcher den Geist und die Anforderung der Zeit nicht zu begreifen im Stande ist. Das Preßgesetz ist, wie bekannt als gänzlich untauglich verworfen worden, und erwartet eine totale Umgestaltung. Einem Erlaß des Ministeriums und des Magistrates von heute wird es wohl nicht besser gehen. Es wurde nämlich in der heutigen Wiener Zeitung die Bildung eines Sicherheitscomités officiell bekannt gemacht, welches zur Steuerung der immer bedrohlicher werdenden Anarchie für permanent erklärt wird, und vom Ministerium mit aller Civil- und Militärgewalt unterstützt werden soll, wenn es zur Handhabung der Ruhe dieselbe in Anspruch nehmen müßte. Jeder Nationalgardist ist nach diesem Ministerialerlasse verpflichtet und berechtigt, Ruhestörer und Aufwiegler zu verhaften und den Behörden zu überliefern; überdies aber werden auch Nichtnationalgardisten, durch ein vom Sicherheitsausschusse bezeichnetes Abzeichen kennbar, berechtigt sein gegen jede „illegale" Bewegung zu Felde zu ziehen. Wie gesagt, diese Maßregel ist eben so ungeschickt als das Preßgesetz unpraktisch war, und wird hoffentlich bald neben diesem ad acta gelegt werden müssen. Unsere Universität, der Heerd unserer jungen Frei-

heit, hat diesen Ministerialerlaß auch schon wenige Stunden nach seinem Erscheinen vor ihr Forum geladen und in bester Form verdammt. Schon das Wort „Militärgewalt“ erinnerte zu sehr an die blutigen Märztage, um dankbar aufgenommen zu werden, dann wird man doch auch etwas ängstlich bei dem Gedanken, was wohl Gevatter Schneider und Handschuhmacher alles in das Bereich der „Ruhestörung“ hineinziehen konnte, was er für „Aufwiegelung“ zu halten belieben dürfte, wenn er als Nationalgardist das Recht in Händen habe, sein Bajonett in Bewegung zu setzen, wo weise Ermahnungen nichts fruchten wollen. Dazu kommen noch die Privataufseher mit ihren Privatabzeichen, dann die alte Polizei, die Civilgewalten und das löbliche Militär, das wäre ja noch eine heillosere Wirthschaft als zu Zeiten Sedlnitzky's; ganz Wien wäre ein Vehmgericht, eine Inquisitionsstadt, so herrlich organisirt, daß dem Herzog Alba unter der Erde das Herz im Leibe lachen müßte. Und endlich: Was ist *illegal* nach der Ansicht des Sicherheitsausschusses, und wen macht man hier zum Richter über den kitzlichen Punkt? Mein Schneider, der auch Nationalgardist ist, verhaftet mich gewiß als Aufwiegler und als Gott weiß was! wenn es mir einfiele über die Vortheile einer Blouse unseren jetzigen Röcken gegenüber zu sprechen! Wie gesagt, die Studenten hatten dieses polizeiliche Unding schnell abgeurtheilt, es wird förmlich Protest dagegen eingelegt und der Commandant der akademischen Legion welcher dieser Verhandlung in der Aula zufällig beiwohnte, schloß sich demselben nach fruchtlosem Hin- und Herwinden endlich an. —

Die Hauptfrage des Tages bleibt aber noch immer über die so nahe bevorstehenden *Wahlen zum deutschen Parlamente*, und nachdem die Regierung den vom Frankfurter Ausschusse festgesetzten Wahlmodus für die deutschen Provinzen der Monarchie angenommen hat, bleibt noch die Frage zu erörtern, wie bei uns in solchen constitutionellen Processen gänzlich Ungeübten der Wahlakt am schnellsten und zweckmäßigsten eingeleitet werden könne. Zu diesem Ende bildeten sich Comités aus verschiedenen Körperschaften, welche vor wenig Tagen zu einem gemeinschaftlichen im Ständehause zusammentraten, wo unter Vorsitz des Grafen *Montecuculi* ein Programm entworfen wird, welches den zu wählenden Candidaten als Richtschnur bei den Verhandlungen dienen könne. Früher hatte sich schon im juridisch-politischen Lesevereine ein heftiger Streit darüber entsponnen, ob man den Ausdruck „*Bundesstaat*“ beibehalten solle, oder ob nicht schon in der Annahme des Wortes „*Staatenbund*“ die Souveränität Östreichs dem gesammten Deutschland gegenüber besser garantirt werde. Die Majorität überging diese ängstlichen Querfragen und entschied sich für Bundesstaat. Doch erinnerte dieser Streit immer an den Proceß der Abderiten um des Esels Schatten und wie zu wailand Demokritos' Zeiten war Wien durch zweimal 24 Stunden in *Staatenbündler* und *Bundesstaatler* gesondert. Schon dieser Wortstreit beweist, wie ängstlich man hier bei der deutschen Frage zu Werke geht, und es ist wahrhaft lächerlich, wie weit sich diese Ängstlichkeit der ultraöstreichischen Partei schon verstiegen hat. So eiferte ein Comitémitglied gegen die voraus zu bestimmende Unterwerfung unter die Beschlüsse des Parlamentes aus dem Grunde, weil es doch möglich wäre, daß es in Frankfurt zum Beschluß käme: „Es gibt fortan kein Eigenthum mehr!“ *Hebbel* welcher obwohl kein Östreicher als Deputirter des juridisch-politischen Lesevereins im Wahlcomité saß und bisher bescheiden geschwiegen hatte, erhob sich in zorniger Rede gegen den Glauben an eine solche Möglichkeit. „Im Namen meiner deutschen Brüder, sprach der Dichter, weise ich einen so schmählichen Verdacht vom zukünftigen deutschen Parlamente zurück. Wo Deutschlands edelste Männer sich vereinen, wird dieser Wahnsinn nicht zur Sprache kommen. Im Vorparlamente, wo Deutschlands Volk nicht erst seine Vertreter wählen konnte, in dieser so verschiedenartig zusammengesetzten Versammlung wurde die republikanische Partei entschieden zum Schweigen gebracht, und man wagt es zu denken daß die Vertreter des großen deutschen Volkes den Wahnsinn des Communismus zum Gesetz erheben könnten! Ich wälze diesen schmählichen Verdacht gegen das deutsche Volk zurück auf den, der ihn hier ausgesprochen!“ u. s. w. Die ungetheilteste Theilnahme und der allgemeine Beifall begleitete jedes Wort des edlen Redners. Doch ist bis jetzt über das Programm nicht viel mehr bestimmt, als daß vor Allem die Souveränität Östreichs durch die Beschlüsse des Parlamentes nicht geschmählert werden dürfe, und daß ferner auf den Vorschlag *Neustadt's* welcher vom Schriftstellerverein ins Comité berufen war, *gleichmäßige Berechtigung* aller Nationalitäten der Monarchie decretirt werden müsse. —

Zwei große *Volksversammlungen* im Odeon, wobei mehrere tausend Menschen anwesend waren, versetzten die ruhige Einwohnerschaft Wiens in nicht geringen Schrecken. In der Einen wurde auf die Herabsetzung des *Miethzinses* gedrungen, der hier eine enorme Höhe erreicht hat. Superfeine Nasen wollten auch hier communistische Tendenzen wittern. In der anderen legte ein gewisser Dr. *Schütte* eine Petition an den Kaiser zur Unterschrift vor, worin um Abdankung der unpopulären Minister und schleunige Einberufung der constituirenden Versammlung gebeten wurde. Diese Petition, mit vielen tausend Unterschriften versehen, sollte in Massa übergeben werden, um, wie sich der Redner ausdrückte durch einen so großartigen Petitionssturm am schnellsten zum Ziele zu gelangen. Zugleich wurde eine große Arbeiterversammlung auf dem Glacis in Vorschlag gebracht. Wie gefährlich solche Meetings bei dem aufgeregten Zustande der Gemüther werden können, bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung, besonders bei unserem an dergleichen ganz ungewohnten Volke, wo doch selbst das constitutionell eingeschulte England dergleichen zu hintertreiben immer bemüht ist. Im Odeon siegte die Gegenpartei Schütte's insofern daß die Petition nur von Wenigen überreicht werden sollte, aber auch dieses unterblieb, und das angesagte Monstre-Meeting fand gleichfalls nicht statt. Dr. Schütte aber ward durch seine aufreizenden Reden immer mehr verdächtig, und eines schönen Tages mußte er auf Befehl der Polizei die Stadt verlassen. Von diesem Momente aber ergriff die Presse welche noch Tags zuvor *gegen* Schütte geifert hatte, *seine* Partei gegen die Regierung, welche hier ganz der *früher* üblich gewesenen Polizeiprocedur gefolgt war, bis der Minister d. J. das Verfahren der Polizei gegen Dr. Schütte damit rechtfertigte, daß derselbe — er ist Westphale — nur unter der Bedingung eine Aufenthaltskarte bekommen hätte, wenn er sich von jeder politischen Einmischung fern halte; da er sein Versprechen nicht

gehalten, und aufrührerische Reden geführt, wäre man genöthigt gewesen, ihm den ferneren Aufenthalt in der Residenz zu verweigern. —

Die Polizei — an und für sich ein eben so unentbehrliches Möbel im Staatshaushalte wie eine Katze in der Speckkammer — ist überhaupt so verhaßt durch die Übergriffe, welche sie sich von jeher in allen Zweigen des bürgerlichen Lebens erlaubte daß man ihr und ihren Beamten über kurz oder lang andere Titel wird geben müssen, um das Volk mit dem Institute und dessen Angestellten zu versöhnen. So sehr verachtet der Pöbel die sogenannten „Polizeidiener,“ daß jüngst ein Dieb, auf offener Straße und frischer That ertappt, den herbeigeeilten Polizeidienern allen möglichen Widerstand entgegensetzte, und lärmend forderte von Nationalgarde eingesperrt zu werden. Endlich erschienen zwei kleine, schattenartige Männchen in Gardeuniform, von denen sich der Herr Spitzbube mit größter Bereitwilligkeit wegführen ließ. — Verpönt von jeher waren die Wiener „Spitzel“ und wehe einem solchen, wenn man ihn jetzt irgendwo erkennt, oder vermuthet daß er sein altgewohntes Handwerk noch treibt. Erst vorgestern fingen die Studenten einen solchen Vogel auf der Universität, der lange schon der Spionerei verdächtigt gewesen; man warf ihn aus der Halle hinaus, und führte ihn in tüchtiger Begleitung in sein Vaterland: aufs Polizeihaus. Den Stock aber hingen die Studenten zum Wahrzeichen in der Aula auf.

Überhaupt halten sich unsere Studenten wacker und wachsam der Regierung gegenüber, wie in den Märztagen gegenüber den Bajonetten und Flintenläufen. So lange es zu thun geben wird, werden sie immer rüstig auf ihrem Platze stehen, aber zu fürchten ist, daß dort wo es sich um ein tieferes Eingehen in die politischen Fragen handeln wird, sie sich von ihrem Standpunkte verrückt finden werden, was bei dem Mangel jeder politischen Discussion von früher zu erklären und zu entschuldigen ist. Aber auch diesem wird bald abgeholfen werden. Dr. Hegen, und Kern legen zu diesem Zwecke den Grund zu einem großartigen Lese- und Redeverein für Studenten. Hier soll nicht nur durch Anschaffung der besten politischen Journale und Broschüren dem Studenten Gelegenheit gegeben werden, Einsicht in die politischen Verhältnisse der Staaten zu erlangen, sondern es werden hier einige Male in der Woche auch freie Discussionen über die wichtigsten Tagesinteressen stattfinden. Schon findet die Idee dieses Instituts den lebhaftesten Anklang, und der Minister des Innern hat den Studenten bereitwillig das Kloster der verjagten Liguorianer zum Vereinslocale angewiesen. Besser hätte dieses zum Nationaleigenthum ,erklärte Gebäude kaum verwendet werden können, und wir wollen hoffen daß die letzten Spuren jesuitischen Geruches bald daraus verschwunden sein werden, um unseren Studenten Platz zu machen. Es ist wahrlich wunderbar, wie die Wiener Studenten in den letzten Wochen durch das Bewußtsein ihrer nun einmal erprobten jugendlichen Kraft zum Bewußtsein gekommen sind; wer hätte das von ihnen erwartet? Und mögen unsere Spießbürger, diese „Fanatiker der Ruhe“ gegen die ewige Unruhe der Universität zu Felde ziehen wie sie wollen: — die jungen Leute finden meist das Beste heraus und am Ende müssen dies die Spießbürger doch dankbar anerkennen. So z. B. ist das akadem. Corps längst über seine Uniformirung und Bewaffnung einig, während man in der Nationalgarde noch immer nicht einig ist, ob man Eine oder zwei Reihen Knöpfe tragen soll u. dgl. m. — Die Studenten tragen einfache blaue Röcke mit Stehkragen, Eine Reihe schwarzer einfacher Knöpfe, ohne Aufschlag oder Einfassung, graues einfaches Beinkleid ohne Seitenstreifen, Calabresenhut mit schwarzer Feder und deutscher Cocarde, Stutzen mit Bajonett im Dienst, außer Dienst einen Säbel mit Handkorb. Die Führer tragen ein einfaches Abzeichen das außer Dienst abgelegt wird. Das letzte hat endlich auch die übrige Nationalgarde adoptirt, und der Commandant Graf Hoyos (Feldmarschalllieutenant) legte gestern unter allgemeiner Acclamation sein goldnes Portepee ab. —

Am nächsten Dienstage ist des Kaisers Namenstag. Zur Feier desselben wird eine große Revue des Militärs und der sämmtlichen Nationalgarde statt finden, bei welcher Gelegenheit die Grundzüge unserer Constitution proclamirt werden sollen. Trotz dem, daß dieser Tag für uns in diesem Jahre ein wirklicher Freudentag sein sollte, herrscht eine so drückende Stimmung unter hiesiger Bevölkerung wie nie früher. Der Argloseste und Zutrauungsvollste kann bei dieser Gelegenheit das geheime Wühlen reactionärer Maulwürfe belauschen. Es werden Gerüchte ausgesprengt, so lächerlich daß sie von den Intelligenteren eben als bloße Gerüchte verachtet werden, aber die ganze große Masse der Wiener Bürger und Kaufleute so wie der Adel sieht mit ängstlicher Besorgniß auf Dienstag als auf einen blutig bezeichneten Tag. Dem Militär-Oberkommando bezeichnete man Dienstag als den Tag, an welchem die Studenten die Republik proclamiren wollen, der Nationalgarde bedeutete man, die Universität führe Böses gegen sie im Schilde, und die Studenten wurden gewarnt sich am Glacis vom Militär nicht in eine Falle locken zu lassen, in der sie ihren sicheren Tod fänden! So lächerlich alle diese Gerüchte sind, und so sichtbar sich durch die absichtliche Verbreitung derselben das geheime Treiben einer reactionären Partei aussprach, welche Mißtrauen in die Gemüther Aller ausstreuen wollte, so findet wie gewöhnlich doch das Abgeschmackteste Glauben, und als gestern der Plan des General-Commandos zur Aufstellung der verschiedenen Truppencorps auf dem Glacis an die Universität gelangte, wurde man auch hier etwas ängstlich, als man sah daß die akadem. Legion gerade im Centrum der Bewegung postirt sei, rechts und links die Linie, rückwärts Nationalgarde, Cavallerie und einige Batterien Zwölfpfünder. Indeß war diese Anordnung vom Commandanten blos deswegen getroffen worden, um der akademischen Legion den Ehrenplatz vor des Kaisers Zelt anzuweisen, und was Mißtrauen erregt hatte, war eben geschehen, um das Vertrauen auf die gute Gesinnung und besonnene Haltung der Studenten an den Tag zu legen. Wir sind fest überzeugt, daß die Feierlichkeit ohne Störung vorüber gehn wird. Die Discussion über die Grundzüge der Constitution wird mit Wort und Schrift, nicht mit dem Bajonette geführt werden, trotz aller Unglücksprophten, die eine Berliner Bluthochzeit verkünden. —

Am Ostermontag ist das Hof- und Nationaltheater — wie das Hofburgtheater schon zu Kaiser Josephs Zeit hieß — mit Laube's „Karlsschülern“ eröffnet worden. Hr. Löwe sprach einen von Frankl gedichteten Prolog der in trefflicher Fassung auf die neue Aera dieses Institutes und dessen Bedeutung hinwies, und die Beziehung unserer Schüler zu der neuen Gestaltung der Dinge hervorhob. Das

Schauspiel hatte den glücklichsten Erfolg; der Verfasser wurde wiederholt hervorgerufen. —

Berlin, d. 29. April.

[Die Wahlen; die Buchdrucker; die Garden in Schleswig; der Russe Bakunin.]

(✻) Alle Interessen Berlins haben sich in dieser Woche in den Wahlen zusammengedrängt, in denen sich die ersten Pulsschläge unserer neuen Staatsexistenz offenbaren. Es ist dies für den zähen und kleinlichen Sondergeist des Berliners zunächst ein schweres Stück Arbeit gewesen, welches darin bestand, sich selbst zu überwinden und lange, zur andern Natur gewordne Gewohnheiten zu besiegen. Aber diese Selbstüberwindung — die den wahren Anfang der politischen Wiedergeburt für uns in sich schließt — ist in Berlin bereits vortrefflich gelungen, und es entsteht hier ein politisches und öffentliches Ineinanderleben und Zusammenwirken, zu dem man das Berliner Naturell bisher ganz für unfähig gehalten. Die Wahlen sind aber, bei unserm noch ungeübten politischen Takt, bei unserem Mangel an hervorragenden und volksthümlichen Persönlichkeiten, und bei dem indirecten Wahlsystem, ein Würfelspiel mit Persönlichkeiten, das alle Parteiberechnungen und Umtriebe, an denen es uns auch nicht fehlt, durch den Zufall zu Schanden machen dürfte. Man befürchtet, aus den Provinzen viele reactionnäre und bureaukratische Elemente zu unserer constituirenden Versammlung zu erhalten, und auch die Berliner Wahlen werden gewiß sehr gemischt ausfallen. Aber auch das kann unserer unverrückbar feststehenden politischen Zukunft nicht mehr gefährlich werden; unsere constituirende Versammlung wird, ebenso sehr wie die in Frankfurt am Main, unter der entscheidenden Gewalt der öffentlichen Meinung berathen, und sie wird darin der Norm des Nationalwillens zu gehorchen haben, gegen welche alle künstliche Parteistellungen nichts mehr ausrichten können. —

Die hiesigen Buchdrucker haben seit gestern in sämmtlichen Druckereien Berlins ihre Arbeiten eingestellt, weil sie sich mit ihren Principalen über die Erhöhung des Arbeitslohns nicht zu einigen vermocht. Der Verdienst der Schriftsetzer ist allerdings äußerst gering und dem Verhältniß ihrer Thätigkeit wie der von ihnen geforderten mehr oder weniger wissenschaftlichen Ausbildung durchaus nicht entsprechend. Der wöchentliche Arbeitsertrag eines Schriftsetzers beläuft sich hier in der Regel auf 4, höchstens auf 5 bis 6 Thaler, während der gewöhnliche Tagarbeiter in den Fabriken jetzt einen Wochenlohn von 4 Thalern erschwingen kann. Von unsern Zeitungen haben heut nur einige unvollständige Blätter erscheinen können, die von den Buchdruckereibesitzern und den Lehrburschen gesetzt und gedruckt worden sind. Eine Einigung wird ohne Zweifel bald erfolgen, wird aber auf die allgemeinen Verhältnisse der Drucker um so weniger günstig zurückwirken, da auf diesem Gebiet mehr als auf jedem andern eine Erhöhung der Kosten auch eine Verminderung der Arbeit zur Folge haben muß. Wenn eine allgemeine Vertheuerung der Druckkosten entsteht, so muß bei den precären Verhältnissen des deutschen Buchhandels die literarische Production und Consumtion nothwendig darunter leiden, und kann zeitweise einer gänzlichen Stockung verfallen. Es leidet überhaupt in diesem Augenblick die ganze Welt an einer illusorischen Auffassung des Verhältnisses zwischen Production und Consumtion. Diese gänzlich krankhaft gewordenen Wechselwirkungen wieder zu einem gesunden und natürlichen Organismus zurechtzufügen, wird erst nach manchen Kämpfen und Erschütterungen gelingen, wenn nicht der mäßige und an Beschränkung gewöhnte Sinn des deutschen Arbeiters welcher künstlichen socialistischen Theorieen noch wenig zugänglich ist, hier die Krisis aufhält oder erleichtert. —

Die siegreichen preußischen Truppen in Schleswig-Holstein singen in ihren Lagern jetzt ein Lied, worin der Prinz von Preußen mit bedeutungsvollen Lobpreisungen genannt wird, während des Königs darin auf eine bei weitem weniger hingegebene Weise Erwähnung geschieht. Dies Lied soll ein hiesiger Leutenant O'Etzel gedichtet haben. Man will darin eine charakteristische Stimmung der preußischen Garden erkennen, in welcher dieselben seit der Berliner März-Revolution unwandelbar zu verharren scheinen. Bei der nationalen Reorganisation des preußischen Heeres, welche die nächste und unmittelbare Folge unsrer neuen Staatsverfassung sein wird, möchte auch die Auflösung und Verschmelzung der bisherigen Garden mit den übrigen Heerestheilen unerläßlich sein. —

Der Russe Bakunin, der sich ganz der polnischen Nationalsache gewidmet hat, um vermittelst der Wiedererhebung Polens auch eine freie Volksbewegung in Rußland zu entzünden, kam vor einigen Tagen aus Paris unter dem falschen Namen Rieglewski hier in Berlin an, und wurde, nachdem er mitten in der Nacht einen Besuch bei Herwegh's Schwiegervater, dem Hoflieferanten Siegmund, gemacht, verhaftet. Sowohl sein als falsch erkannter Paß, wie auch der Verdacht daß er mit den Herwegh'schen Republikanern in Verbindung stehe und vielleicht ein Agent derselben für Berlin sei, hielten ihn hier einige Tage im Polizeigefängniß fest. Seine hiesigen Freunde, die er durch seinen früheren, wissenschaftlichen Studien gewidmeten Aufenthalt in Berlin erworben, fürchteten seine Auslieferung an Rußland, mit dem Bakunin bekanntlich ein so zartes Verhältniß hat, daß ihn dort ohne allen Zweifel sogleich Galgen und Rad erwartet hätten! Gegen die flammensprühende Rede, welche Bakunin im polnischen Nationalcomité in Paris gehalten, möchte der russische Zaar auch kaum noch andere Mittel der Widerlegung übrig haben. Die preußische Behörde hat sich jedoch sehr human gegen Bakunin gezeigt, und nach einer Feststellung seiner persönlichen Verhältnisse, ihn blos zur Rückreise nach Paris unter Begleitung eines Polizeibeamten bis zur Grenze veranlaßt. Bakunin beabsichtigt sich nach Krakau zu begeben, um sich der polnischen Revolution thätig anzuschließen. —

Berlin, d. 29. April.

[Kampf der Parteien, Arndt's Flugschrift, Humboldt über den König, Arnim, der große Wahltag, Mundt und Gutzkow, Witz eines Gamin.]

△ Der hiesige Aufenthalt thut mir wohl, weil ich bei meiner Furcht vor der heranrückenden Anarchie in Deutschland wieder Glauben an Gesetzlichkeit gewinne. Die Aufgaben aber die wir zu lösen haben, sind riesengroß. Das Leben ist hier so bewegt, von Stunde zu Stunde immer reich an wechselnden Ereignissen. Die glänzenden Nachrichten über die Siege aus Schleswig erfrischen das Herz, beleben den Muth; leider aber drohen sie den unheilvollen Zwiespalt zwischen Volk und Militär noch bitterer zu machen, da von allen Seiten Klagen über den verhöhnenden Übermuth der Garden gegen

die Freischaaren laut werden. Übrigens ist hier Alles mit den Wahlen beschäftigt. Ich kann Ihnen von dem gewaltigen Treiben hier kein Bild entwerfen. Alle Männer ohne Ausnahme eilen von Klubb zu Klubb, da es wirklich noth thut das Volk über die Bedeutung dieser Wahlen aufzuklären, und Reactionäre wie Republikaner vereint darnach streben die constitutionelle Partei zu überwältigen. — Sie glauben aber nicht, wieviel gesunder Sinn und Fähigkeit sich in den Arbeiterklassen offenbart. Der constitutionelle Klubb hat übrigens ausgezeichnete Redner von guter tüchtiger Gesinnung. Bei dem jetzt bereits entlassenen Kriegsminister pflegen sich die entschiedenen Soldatenfreunde und Anhänger des Prinzen von Preußen zu versammeln.

Arndt's kleine Flugschrift: „Noch eine kleine Ausgießung in die Sündfluth" ist wohl das Schönste und Kräftigste was der herrliche Greis je geschrieben hat.

Durch Humboldt erfuhr ich daß der König jetzt heiter sein soll. Er hat wieder witzige Einfälle und soll sich nun den liberalen Principien mit wahrhafter Überzeugung in die Arme geworfen haben.

Gegen den Minister des Auswärtigen, Hrn. v. Arnim, ist man sehr mißtrauisch. Allein die andern Minister können ihn noch nicht entbehren, weil keiner von ihnen mit den diplomatischen Formen und Verhältnissen vertraut ist.

Für übermorgen trifft man jetzt Anstalten zu unserem Schutz, da alle Häuser ohne Ausnahme am 1. Mai von den Männern verlassen sein werden. Den Studenten unter vierundzwanzig Jahren wird die Bewachung des Schlosses und des Zeughauses anvertraut. Für den Nothfall haben auch die Truppen die nöthigen Befehle erhalten. Man fürchtet keinen Aufruhr, aber Plünderung und Diebstahl. Es ist ein riesenhafter Gedanke daß im ganzen Preußenlande am 1. Mai alle Geschäfte stocken, keine Gerichtssitzung stattfindet, kein Handwerksmann arbeitet, keine Zeile, wie es heißt, gedruckt werden soll; sogar die Fahrten auf der Eisenbahn, sagt man, werden eingestellt werden.

Unter den hiesigen Candidaten für Frankfurt ist auch Theodor Mundt aufgetreten. Karl Gutzkow ist durch den Tod seiner Frau sehr gebeugt; doch ist von seiner Sendung zum Parlament die Rede; auch von einer Reform des Theaters durch ihn.

Von hundert kleinen Zügen welche Berlin in seiner jetzigen Phase charakterisiren, sei Ihnen nur folgender berichtet. Ein Gamin bot mir gestern auf der Gasse Flugblätter zum Verkauf an. Als ich sie nicht wollte, bat er: Et kostet ja nur einen Sechser, Frau National-Geheimeräthin!*)

*) Der Brief ist aus der Feder einer Frau. D. Herausg.

Zur Chronik der Gegenwart.

— In Florenz hielt Adam Mizkiewitz eine Rede an das popolo toscano. Auch das in italienischen Blättern erschienene Simbolo politico polacco spricht offen die polnischen Absichten aus. Das wiedererstandene Polen, sagte Mizkiewitz, wird es für seine erste Pflicht halten, Böhmen von Deutschland loszureißen und dem russischen Brudervolke die Hand zu bieten.

— Die Erklärung des Netzebezirks an den Deutschen Bund (in Nr. 118. Beilage der Allgemeinen Zeitung) bestätigt uns wie falsch die Voraussetzung, in Polen eine Vormauer gegen Rußland zu sehen. — Während eine Handvoll Edelleute und Priester das Blutbad gegen Deutsche in Posen eröffneten, halten sich edle Polen noch immer sehr still. Dembinski bleibt in Belgien, Chlopicki, Skrzinecki lassen nichts von sich hören. Mieroslawski wurde verspottet als er sagte, er sei den Preußen Achtung schuldig. Trentowski, der Edle, predigte in Krakau zwei Tage lang Mäßigung und wurde verhöhnt.

— Die Berliner Voß'sche Zeitung brachte über Willisen's angeblich nationale Reorganisation Posens einen mit Eckert unterzeichneten Artikel. Er setzt auseinander wie gesetzwidrig und unausführbar die den Insurgenten gemachten Zusagen sind. Willisen ist ehrlos genug alle obersten Stellen, selbst in der Justiz nur mit Polen besetzen zu wollen, alle deutschen Beamten die den Polen mißliebig sind, abzusetzen, der Landwehr die polnische Fahne zu geben. Treuloser handelte nie ein Deutscher gegen sein Volk, in einem Lande das 700,000 Deutsche aus einer Wüste in ein bewohntes Land verwandelten.

— Östreich hat seine gesammelte Erbschaftsmasse als constitutionelle Monarchie nun organisirt — auf dem Papiere zunächst, und glaubt damit genug gethan zu haben für den Zeitgeist, bezweifelt das Heil seines Anschlusses an Deutschland und will seine Sonderstellung behaupten. Nachdem Östreich keine deutsche Kaiserkrone in Aussicht hat, ist es kopfscheu geworden. Die 3000 Fahnen die in Wien flattern, sind also doch mehr Decoration, das Wort des Erzherzogs: Kein Östreich, kein Preußen, ein einiges Deutschland! war eine Phrase. Fiquelmont ist aus der Metternichschen Schule.

— Östreich hat sich constitutionirt. Jede Nation der Monarchie, bis auf die Polen in Galizien, behält ihren Provinziallandtag. Der allgemeine Reichstag ist jährlich. Der Senat desselben besteht aus den Prinzen des Hauses, vom Kaiser lebenslänglich ernannten Mitgliedern und 150 Vertretern des großen Grundbesitzes, je für die Dauer der Wahlperiode gewählt. Die zweite Kammer besteht aus 383 Abgeordneten, deren Wahlgesetz der Reichstag selbst feststellen wird. Die Krone ist nach der pragmatischen Sanction von 1713 im Hause Habsburg-Lothringen erblich. Der Kaiser, mit zurückgelegtem 18. Jahre volljährig, leistet den Eid auf die Verfassung, kann den Reichstag auflösen, muß aber in 90 Tagen einen neuen berufen. Der Reichstag bestimmt ihm für die Dauer seiner Regierung eine Civilliste. Grundsätzlich zugesagt sind: Verantwortlichkeit der Minister, Absetzbarkeit der Richter nur in Folge richterlicher Erkenntniß, öffentliche und mündliche Rechtspflege mit Schwurgerichten, volle Glaubensfreiheit mit gleicher persönlicher Berechtigung, Preßfreiheit mit einem vom Reichstage gestellten Preßgesetz, Freizügigkeit, Unverletzlichkeit des Briefgeheimnisses. — Letztere Zusage scheint

nöthig besonders gemacht zu werden; die Ehrlosigkeit, über Privatbriefe zu verfügen, war unter Metternich zu unverschämt getrieben. — Wir wollen wünschen daß diese Charte eine Wahrheit werde.

— Fürst Friedrich Schwarzenberg, der geniale Landsknecht, ist nach Tyrol gegangen, den Freischaaren seine Dienste anzubieten. Er findet dort eine bessere Sache als unter den jesuitischen Sonderbündlern der Schweiz, zweifelsohne auch mehr Muth und Ehrlichkeit. — Über den neuen Band „Aus den Papieren des Landsknechts" berichten wir nächstens.

— Von den Östreichern welche zur Ergänzung des Funfzigerausschusses nach Frankfurt zogen, sind Professor Endlicher, Graf Auersperg (Anastasius Grün) und Baron Andriani (Verfasser von „Östreichs Zukunft") wieder nach ihrer Heimath zurückgekehrt. Wiesner, bisher bei der Deutschen Zeitung von Gervinus beschäftigt, übernimmt in Frankfurt die Oberpostamtszeitung. Kuranda wurde in Begleitung des Kanzlers v. Wächter nach Prag gesendet zur Betreibung der Wahlen für das deutsche Parlament. Ihr Bemühen scheiterte in Prag. Palazki hat sich aus Furcht vor der Partei der Tschechomanen geweigert Böhmen im deutschen Parlament zu vertreten. Will Palazki der seine Ästhetik, seine Geschichte deutsch schrieb, wollen die Panslavisten den Zusammenhang Böhmens mit Deutschland leugnen? Sie würden damit zugleich den Zusammenhang mit der Sache der Kultur, mit der Sache der Menschheit in Böhmen leugnen. — Uffo Horn figurirt unter den Tschechomanen.

— Die Berliner Vossische Zeitung erließ an alle seit dem 18. März aus Berlin Fortgezogenen eine Aufforderung, sich binnen vier Wochen wieder zu stellen, widrigenfalls sie öffentlich mit Namen und Charakter genannt und ihrer Ehrenrechte verlustig werden sollten. Wir erinnern an die Schilderung der Flucht des Adels aus Berlin in Nr. 18 der Europa.

— Die Berliner Buchdrucker haben selbst in der Deckerschen Officin ihre Arbeit eingestellt und die Allgemeine Preußische Zeitung verhindert zu erscheinen. Die Berliner sind über diesen Triumph ihrer Arbeiter vor Freude ganz außer sich. Die Schönthuerei mit den Arbeitern ist jetzt dort Mode.

— Es ist wohl kaum einem Zweifel unterworfen daß General v. Gagern bei Kandern meuchlings erschossen wurde. Die Schüsse fielen bevor der parlamentirende Gagern zu seiner Linie zurückgekehrt, der Waffenstillstand zwischen den Kämpfern beendet war. Hecker's Erklärung aus Basel sucht vergeblich dieses Brandmal seiner Partei fortzudisputiren; Meuchelmord klebt an den Händen dieser badischen Republikaner. —— Ungewiß bleibt uns nur folgendes. Hat die Partei auf Hülfe von der französischen Regierung gehofft? Oder war der Ausbruch bloße Verblendung des Selbstgefühls, ein Dünkel der sich bis zu kindischem Trotz steigerte? — Im ersten Falle wäre die Schamlosigkeit der Verrätherei, im zweiten Falle die Kopflosigkeit größer. Wir wissen nicht welcher Fall weniger traurig wäre. Möglich bleibt es daß diese Handvoll badischer Tollköpfe von der französischen Regierung in Stich gelassen wurde. Die Denunciation Fickler's an die badische Kammer spricht dafür. Diese badische Republik hätte dann also mit der Verrätherei des Vaterlandes begonnen und geendet.

— David Strauß hält in Ludwigsburg politische Vorlesungen. Er erklärt sich gegen die Republik. Auch einige Artikel im Schwäbischen Merkur, mit D bezeichnet, in gleichem Sinne könnten von seiner Feder sein. Seine Argumente gegen die Republik sind aber nicht sehr glücklich. Er sagt, Sprünge seien nie von Heil, und die Republik sei ein Sprung. — Der Sprung von der Göttlichkeit der Person Christi zur bloßen Göttlichkeit des Begriffs und der Sache war größer, härter und schwieriger. — In der Politik befangen, in religiösen Dingen Freigeist, — vielleicht söhnt sich Strauß jetzt wieder mit dem Zeitalter aus.

— Der Schwäbische Merkur brachte auch vom Tübinger Vischer politische Aufsätze. Vischer erklärt sich, zum Gegensatze zu Paul Pfizer, gegen Preußens Hegemonie. Die Annahme der Nothwendigkeit einer solchen sei eine künstliche Berechnung; politische Berechnungen aber die gegen das moralische Gefühl seien, täuschten.

— Sehr gesund und richtig scheint uns in der Didaskalia Dr. Löwenthal's politisches Räsonnement. Er will nur Eine Kammer für das deutsche Parlament, erklärt jedoch die Fürsten in allen einzelnen Ländern für die berechtigten erblichen Verwalter des Staates. — Bei dem jetzigen Stand der Dinge und der Stimmung der Gemüther wird man aber in Frankfurt zwei Kammern feststellen, der Fürstencongreß wird das Oberhaus bilden; die Furcht vor der Republik wird die Deutschen dazu führen, denn die Furcht regiert die Welt!

— Im deutschen Verein zu Leipzig stellte Professor Weiße den Antrag, der constituirenden Nationalversammlung zu Frankfurt die Verpflichtung auf das Zweikammersystem aufzuerlegen. Anders würden wir die Sorgen vor der Republik nicht los! — Der Antrag wurde einem Ausschuß zur gelegentlichen Begutachtung überwiesen, d. h. beseitigt. Die Verdächtigung jedes Andersmeinenden wies Dr. Wuttke mit Protest zurück. — Professor Weiße's Philosophie hat Zeit Lebens zwischen Schelling und Hegel furchtsam hin und her geschwankt; es ist begreiflich daß auch seine Politik nur ein Kind der Furcht ist.

— In der letzten Versammlung der deutschen Ausländer in Leipzig erklärte Professor Biedermann daß man einen Abgeordneten derselben in der Nationalversammlung wohl anerkennen werde. Übrigens sei das Wahlgesetz in Sachsen immer noch liberaler als selbst in den nordamerikanischen Freistaaten, wo z. B. der Wähler in Newyork nur einen Newyorker wählen dürfe. Dabei war aber vergessen daß der Fremde der sich in Newyork niederläßt, in kurzer Frist heimisch ist. Wer in Preußen sechs Monate ansässig ist, hat Wahlberechtigung. In Sachsen machen selbst sechs Jahre fortgesetzten Aufenthaltes noch nicht wahlfähig. Die sächsische Gastfreiheit geht nur so weit, jedem deutschen Ausländer gleich deren stimmberechtigtem Inländer Steuern und Communaldienste aufzuerlegen.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

F. Gustav Kühne.

1848. 13. Mai. — Inhalt: Zwei Tage aus dem Leben eines deutschen Dorfschulmeisters. Von L. M—i. — Wer kommt mit? Gedicht von Pröhle. — Die Berliner Kunstausstellung; aus Berlin, Wien und München. — Zur Chronik: Die französische und die deutsche Nationalversammlung; der Entwurf zur deutschen Reichsverfassung; die deutschen Wahlen; Östreich, Böhmen, Posen; die deutsche Flotte 2c. — № 20.

Zwei Tage aus dem Leben eines deutschen Dorfschulmeisters*).

> Du aber Reich der Jugend,
> Steig auf, du ewig jung,
> Du Götterreich der Tugend
> Und der Begeisterung!
>
> Prutz.

1.

In dem fürstlichen Dorfe S. wurde heute, an einem milden Juliabend, ein seltsamer Ball im Mondschein gefeiert; und zwar nicht von den Elfen zu Ehren eines Prinzen oder einer Prinzessin, sondern von kleinen Bauermädchen zu Ehren ihres Schullehrers.

Aus der engen Hausflur des mit Blumenkränzen und Sträußen ausgeschmückten Schulhauses fiel der magische Glanz von einzelnen Lämpchen zwischen grünen Birken auf den Hofraum. Bunte Bänder flatterten dazwischen als Ehrenfahnen. Der Himmel aber hatte zu dieser Festlichkeit seine große Mondastrallampe und unzählige Kerzen angesteckt. Die Musik spielte der Gefeierte sich selbst und der fröhlichen Kinderwelt bei offnem Fenster aus der Wohnstube heraus, deren enger Raum wenig zu dem kleinen Ball geeignet war.

Der Strahl eines einzigen Lichtes fiel auf den jungen Mann und ließ auffallend schöne und ausdrucksvolle Züge erkennen. Ruhe und Einfalt, verbunden mit einer gewissen Selbständigkeit glaubte man beim ersten Begegnen in den großen dunkelbauen Augen, in den offenen klaren Zügen zu erblicken. Sah man aber länger und tiefer hinein, so gewahrte man jene Sinnigkeit, jene Verklärung eines höheren Strebens, welches die Gewöhnlichkeit so gern mit dem Namen Schwärmerei bezeichnet. Aber auch charakterfest schien dies Angesicht; Schmerzen und Unglück lagen in einigen Falten begraben. Das reiche halbgelockte, über der Stirn gescheitelte Haar, und das leicht um den Hals geschlungene Tuch gab ihm etwas Freies. Die edel stolze Haltung der schlanken mittelgroßen Gestalt erinnerte eher an einen Künstler oder Dichter, als an jene unter äußerem und innerem Druck auferzogene Menschenklasse aus welcher man die Lehrer des Volks zu wählen pflegt. Sein Spiel, obgleich es sich in diesem Augenblick nur um die Gewöhnlichkeit eines Tanzes drehte, zeigte einen gewissen Ausdruck innerer Kraft, und doch wieder eine die innersten Seiten des Gemüthslebens erregende Weichheit. Ein altes Mütterchen saß ihm zur Seite. Es war seine Mutter, zum Besuch aus der Stadt heute bei ihm, da sein Geburtstag war.

Da rumpelten die Heuwagen heran und machten dem Spiel und Tanz ein Ende. Man hatte aus Furcht vor einem Gewitterregen bis spät in die Nacht eingefahren. Mit Zanken und Schelten machte Eins dieser breit geladenen Subjecte dem Ball ein Ende. Es war der grämliche Kantor, der Knabenlehrer, der gern sein Heu möglichst schnell in Sicherheit bringen wollte. Johannes hatte bis jetzt nur die Mädchenschule in dem großen zahlreichen Dorfe. — „Mein College, Mütterchen! — sagte Johannes zu der Alten, — weiß den Commandostab zu führen wie ein alter Corporal, und zeigt größere Liebe für sein dürres Heu als für die frische Jugend."

„Das wirst Du auch noch lernen müssen! — ent-

*) Von d. Verf. der Thüringischen Waldpartien, L. M—i. D. Herausg.

gegnete die Mutter in trübem Ton. Ach Du hattest niemals viel Verstand und Gefallen an so niedrigen Beschäftigungen!"

„Niedrig, Mütterchen, ist eigentlich nichts in der Welt, — sagte der Sohn warm und freundlich — nichts als die Sünde des Menschen gegen seine göttlich hohe Menschennatur, niedrig nichts als der Eigennutz, der kalte Egoismus ohne Liebe."

Frau B. schien den Sohn nicht ganz zu verstehen. Dennoch mochte sie die edle Gesinnung ahnen, welche ihn zu einem in ihren Augen so erniedrigenden Schritt bewogen hatte, aus einem Candidaten der Theologie ein Dorfschullehrer zu werden. Ihre bleichen, dem Sohn ganz ähnlichen, nur von Gram und Sorge zerstörten Züge gewannen einen freundlicheren Ausdruck. Sie wollte eben etwas erwiedern; da klopfte es leise an die Thüre, und der eben erwähnte Kantor, eine kleine gebückte Gestalt, trat ein. Aus dem vergilbten, stark durchfurchten Angesicht blickte Mißmuth und jenes widrige Lächeln welches die Bitterkeit gegen die Menschen und gegen das Schicksal gern verbergen möchte. Die kleinen halb blauen und halb grauen Augen hatten etwas Lauerndes, Listiges. Ein ziemlich abgetragener Rock war halb offen, und zeigte eine weiße, aber schmutzige, bis oben hin zugeknöpfte Weste. „So muß man sich's sauer werden lassen! keuchte er. Keine Ruh bei Tag und Nacht! Dazu ist mir eins meiner Ferkelchen krank geworden, mit denen ich Handel treiben muß, wenn ich nicht verhungern will bei vier Kindern! Ja, ja, meine gute Frau Meisterin, der Herr Sohn hätten besser gethan dem hohen Consistorio seine Meinung zu unterwerfen, um eine Pfarrstelle zu bekommen. Aber das war als junges Blut hochmüthig, glaubte von Gott anders denken zu dürfen als die hohen Herren vom Rathe. Hatte auch vielleicht — denke mir's so! — von der Wartburg her allerlei Schwindeleien von Schwarzrothgold noch vor den Augen. Ja, du lieber Gott, jetzt gilt's zusammenkriechen als Dorfschulmeister, da man vor den Hochgestellten keinen Buckel machen wollte!"

Johannes' Mutter hatte sich während dieser Worte des boshaft profanen Kantors einige Thränen aus den matten blauen Augen gewischt, die sich nicht verbergen ließen. Johannes selbst ging im Zimmer auf und ab; sein Geist schien nicht anwesend zu sein; er hing fernen Gedanken nach. — „Sehen Sie, sagte die Alte zum Kantor, ich habe es ihm immer gesagt und so habe ich mir es gedacht! Aber er ließ sich durch nichts irre machen, er wollte Dorfschullehrer werden! Zuweilen ist es mir aber auch als hätte es ihm der Herrgott selbst eingegeben, da er es doch in dem vornehmen Hause so gut hatte, und so hoch angesehen war!"

„Ja, gute Alte! sagte Johannes, der auf der Schwelle der Thür sich zu der Redenden umdrehte, ja, Gott hat es mir eingegeben, Gott und der neu erstandene Christusgeist! Alle guten Gaben kommen ja vom Urquell des Lichts. Die beste aber ist die Liebe, und besonders die Liebe zu Denen die ihrer so wenig gewohnt sind, ich meine die Stiefkinder des Glücks, das Volk, die Armen, und die Dorfbewohner in denen der kräftigste Kern einer edlen Menschennatur schlummert. Diesen Kern zu wecken" —

„Licht, Kern, Menschennatur! — fiel der Kantor ein, — wissen Sie nicht daß dies demagogische Dinge sind? Gefährliche Sachen das! Nehmt Euch nicht in Acht! Die Wände haben Ohren. — Ich verstehe eigentlich nicht recht was man jetzt mit dem Volke machen will — fuhr er zur Alten gewendet fort. Ich lehre wie es mir vorgeschrieben ist, und habe meine liebe Noth damit. Hoffentlich wird man im Lande Jenseits keine Schullehrer mehr brauchen, wenigstens mich nicht dazu anstellen, und so ertrage ich denn dies elende Dasein bis es aus ist."

Die alte Frau Meisterin — ihr verstorbener Mann war Schuhmacher im nahen Residenzstädtchen gewesen — hatte die Worte des Kantors, der schnarrend und heiser sprach, bei ihrem etwas schweren Gehör nicht recht vernehmen können. Noch in den Gedanken an die Eingebung Gottes versunken, hob sie das bleiche auf den Arm gestützte Angesicht ein wenig in die Höhe, und eine leise Verklärung des Schmerzes flog über ihre Züge. „Wenn Gott es ihm wirklich eingegeben hat, begann sie, die Hände still faltend, so will ich arme Frau nichts mehr dagegen sagen. Der Herr Kantor weiß wie sauer es mir im Leben geworden ist, wie sauer, ihn studieren zu lassen! Aber wenn ich ihn so sitzen sah mitten in dem Kinderlärm und dem Spektakel den die Gesellen mit Pochen und Hämmern machten, — wie er sich an nichts kehrte, und immer der Erste in der Schule war, da wurde es mir ganz leicht und froh um's Herz. Alle Leute sagten's laut, und ich dachte es heimlich, das wird einmal ein recht gelehrter Mann, wie etwa unser Superintendent. Und wenn ich dann manchmal keuchte vor Sorge um's tägliche Brot, — da dachte ich, Gott wird's schon segnen und mir's vergelten in meinen alten Tagen, und den Sohn was Großes werden lassen! Und nun" —

„Mutter! sagte der Dorfschullehrer, was die Welt

groß nennt, ist oft recht klein im Spiegel der Wahrheit. Zum Superintendenten hätt' ich's nie gebracht. Die Stufenleiter auf der man jetzt diesen Thronhimmel hinansteigt, konnte ich nicht betreten. Ich predigte nach meiner Überzeugung und konnte kein Heuchler sein! Deshalb stellten sie mir das Zeugniß das mir jedes Pfarramt verschließt. Und was fehlt mir denn hier als Dorfschulmeister? Was Groß, was Klein! Bin ich hier nicht Groß im Kleinen? Hat man mir zu Ehren nicht gejubelt, illuminirt und getanzt, und dieses morsche Gebäude herausgeputzt wie zur Hochzeit? Bin ich nicht glücklich? Kann ich nicht Samen streuen in junge Seelen? Und sind sie nicht dankbar? Liebt mich nicht das ganze Dorf, weil ich menschlich mit Menschen bin?"

Die Alte trocknete ihre Thränen. Der Kantor dachte: ohne Frau und Kinder läßt sich leichter hungern! Er hustete und stotterte: „Was hat denn der Herr College eigentlich Unchristliches gepredigt?"

„Nichts als daß das Christenthum nicht im Glauben, sondern im Thun besteht!" sagte Johannes kurz und bündig.

„Ja, ja, die Hauptstücke von dem Glauben! murrte der Kantor vor sich hin. Der Katechismus ist ein Lehmbrei, den man knetet und nicht wieder von den Fingern los wird. Und dabei muß man darauf denken, wie man sein Bischen Heu losschlägt! — In einer Viertelstunde soll ich zum Oberamtmann kommen der mir mein Heu abkaufen will! Der Mann hat Geld genug, und bezahlt prompt. 800 Thaler bringt ihm sein Fohleninstitut ein. Der hat sich gut gebettet. Ich habe es hundertmal bereut der Lehrer dummer Bauerjungen geworden zu sein, und bei meinen 30 Thrn. halb zu verhungen."

„Lästern Sie nicht Ihr Amt!" fiel der Schullehrer hastig ein, und Zornesröthe überflog seine blassen Züge.

„Nun kommt sogar noch das schönste Mädchen von der Residenz, fuhr der Kantor ungestört fort, die Tochter des Oberkammerraths, die wird den Fohlenerzieher, den Oberamtmann, heirathen!"

Johannes wurde todtenbleich. Er wandte sich plötzlich ab und verließ das Zimmer. Der Kantor sah ihm verwundert nach, dann fragte er die Alte was den Herrn Collegen angewandelt.

Die gute Frau war dem Kantor nahe gerückt, und fiel vertraulich zu ihm gewandt ein: — „Sie müssen wissen daß die vornehme Rosalie, die Tochter des Oberkammerrathes, meinen Sohn — nun Sie errathen es schon, — er war Hofmeister im Hause."

„Was wollten Sie sagen, Frau Meisterin?" — fragte der Kantor als sie innehielt, und bog seinen gekrümmten Oberkörper zu ihr hin. —

„Nun, warum sollt ich's denn verschweigen? schmunzelte die Alte, — sie hat meinen Sohn geliebt. Sie hatte sich sogar in den Kopf gesetzt Frau Schulmeisterin zu werden, oder niemals zu heirathen."

„Was Sie sagen! Die Tochter des Oberkammerraths! Frau Meisterin, das ist Jungferngeschwätz. Der Oberamtmann hat das Wort der Eltern, und das Fräulein müßte ja toll sein, wenn sie statt in das große schöne Haus des Stutenamtmanns in die ärmliche Wohnung eines Schullehrers zöge. Mein Gott! was hat sich der Herr College alles verscherzt mit der Schulmeisterei!" —

Die Alte saß still im Lehnstuhl. Der Kantor schlich hinaus. Draußen klangen die Gesänge der Landleute und der Kinder, die sich unter einem großen Birnbaum gelagert hatten, durch die mondhelle Nacht. Johannes saß auf einer steinernen Bank vor dem Hause, und stimmte leise mit seiner schönen Tenorstimme ein.

Als das Lied der Bursche zu Ende war, nahm Johannes seine Guitarre und begann nach der Melodie „Was ist des Deutschen Vaterland" die Worte:

Wo Freiheit ihre Dome baut,
Und hell der neue Morgen graut,
Wo Liebe in dem Herzen wohnt
Ein Geist erwachten Lebens thront.

Die Landleute verstanden nicht was er sang, aber sie lauschten gern und willig den schönen Klängen seiner Musik. Wie er schwieg und aufstand, zerstreuten sich die Bursche und Mädchen, drückten ihm die Hand und wünschten ihm gute Nacht.

Er stand allein, in seine Gedanken verloren. Der Mond beleuchtete sein ernstes, stilles Gesicht. In den Fenstern der Häuser erlosch ein Licht nach dem andern, während er durch die Gassen des Dorfes wanderte. Hier und da boll ihm ein Hund entgegen, erkannte ihn aber alsbald; Johannes war Allen, auch ihnen gut Freund. Eine stille Beseligung lagerte mit dem Frieden der Nacht in seiner Seele. Es that ihm wohl, allein wach wie ein guter Genius bei den Schlummernden vorüberzuziehen, und ihnen in Gedanken die Hand zu drücken. „Nicht blos der Jugend, Allen, groß und klein, will ich Freund und Bruder sein! gelobte er sich. Ich will zum Volke halten, die Kulturmenschen fliehen und Gott in der Hütte der Armen suchen! Wir haben ihrer genug die für das Volk schreiben, aber Wenige die für das Volk und mit dem Volke leben!"

Auf seiner Runde durch alle, auch die kleinsten Straßen kam er auch bei dem stattlichen Gebäude des Oberamtmanns vorbei, und sah ohne Neid an die hell erleuchteten Fenster hinauf. Seine Stimmung war in diesem Augenblick zu glückselig, als daß die Ironie des Schicksals, welche gerade dem Fohlenerzieher und Nebenbuhler ein so glänzendes Loos seinen dürftigen Verhältnissen gegenüber gegeben hatte, ihn hätte erbittern können. Dennoch zuckte es unwillkürlich in seinem Inneren als er an die Äußerungen des Kantors dachte. „Es ist nicht möglich!" sagte er still für sich. Es war ein ganzes Jahr verstrichen, seitdem er das Haus des Oberkammerrathes verlassen, die Stadt nicht wieder betreten, Rosalien nicht wieder gesehen. Ein ganzes Jahr, und doch stieg ihm die Gestalt der Geliebten hell und glänzend wieder in der Seele auf. „Rosalie! Nein, Diesem nicht! Ich habe Dich frei gegeben, wir haben verzichtet. Aber es wäre ein Hohn des Schicksals, Dich hier in meine Nähe zu führen! Unglück will ich tragen, aber Hohn wäre allzu grausam!"

Wie er vor seinem Hause stand, sang die alte Mutter Paul Gerhard's frommes Lied: Wer nur den lieben Gott läßt walten! — Er stieg hinauf, küßte ihr die Stirn und suchte sein Lager.

2.

An einem schönen Samstag Nachmittag schlichen zwei Mädchen, ihrer Kleidung nach Bäuerinnen, durch den prachtvollen Garten des Oberkammerrathes in der Residenz. Leise und sorgfältig schob die Eine den schweren Riegel des eisernen, mit goldenen Kuppeln versehenen Thores zu, während die Andere bei einem blühenden Georginenbeet, das sich aus grünem Rasen wie eine Feeninsel erhob, voll staunender Bewunderung stehen blieb. — „Komm, laß uns eilen, ehe wir bemerkt werden!" — sagte die zarte schlanke Gestalt, gegen welche die stämmige Begleiterin einen merklichen Gegensatz bildete. Diese aber schien in den ungewohnten Anblick versunken gar nicht darauf zu hören, und blieb bald vor einem großen, rund frisirten Orangenbaum, bald vor einer pyramidenförmig zugestutzten Eiche stehen, die ihr in der vornehmen Grandezza ganz wunderbar fremd vorkamen. —

„Ach du mein Gott! sagte die Bäuerin, was doch die vornehmen Leute Alles so prächtig haben! Mein Lebtag habe ich so etwas nicht gesehn."

„Meinst Du?" erwiederte die Andere, eine Städterin in Bauerntracht, und ein schmerzliches Lächeln zuckte um den feinen Mund. —

„Sollte man so was meinen! Ein Zweigelchen wie das andre — fuhr das Dorfmädchen fort, indem sie eine grüne, eben abrasirte Buchsbaumeinfassung bewunderte. — Ach welch ein Staat, hier spazieren zu gehen am Sonntag! Und ich hab gehört, bei Euch vornehmen Leuten ist alle Tage Sonntag."

„Ja, Sonntag ohne Sonne! ohne Liebe und Wahrheit! sagte Rosalie. Siehst Du, in diesem prachtvollen Garten geht man mit einander spazieren um sich gegenseitig zu belächeln, zu beneiden und zu verleumden, und dann zu versichern wie sehr man sich geneigt sei! — O wie sehne ich mich nach Euern Wäldern und Bergen, nach Euern Fluren, nach freier Waldesluft! Die hier in viereckige Kasten gebannten Orangen sehnen sich eben so nach ihrer Heimath, wie ich nach einem Leben voll Natur und Wahrheit!"

Lisel blickte jetzt mit ihren gutmüthigen blauen Augen in das dunkle der begeisterten Rednerin, eben so erstaunt über diese Worte als über die Herrlichkeiten des Gartens.

„Schwöre mir das Geheimniß meiner Verkleidung zu bewahren! fuhr Rosalie fort. Ich bin Deine Base aus dem Vogtlande!"

Das Lisel sagte: „Schon recht! Vornehme Leute haben närrische Launen!"

Wie sie die kleine Nebenthür erreichten, trat plötzlich aus dem Gebüsch eine phantastisch geputzte Dame ihnen entgegen, Rosaliens Mutter, die Oberkammeräthin. „Ist es denn Dein Ernst, lächelte sie, Die geniale, aber sonderbare Phantasie zur Ausführung zu bringen?"

„O Mutter, sagte Rosalie, diese Phantasie ist verwebt mit dem ganzen Glück meines Lebens! Du darfst sie mir nicht rauben wollen. — Hast Du's ja auch schon zugegeben daß ich auf zwei Tage dem kalten Kreis der Gewöhnlichkeit entfliehe!"

„Sonderbares Mädchen! — erwiederte die Mutter nicht ohne selbstgefälliges Lächeln; auch ich hatte meine Jugendideale! Wohlan, versuche Du einmal das Gegentheil. Solche Fictionen kann nur das Leben heilen, das unerbittlich den künstlichen Schleier zerreißt!"

„O Mutter, Fiction nennst Du das Gefühl das mein Inneres durchglüht? — Nenne es Poesie des Lebens, Religion, Liebe, alles überwältigende Liebe, hinabzusteigen von der eingebildeten Höhe zum Herzen der Natur und seiner treuesten Kinder. Nenne es den

schönsten Traum eines Menschenherzens auch einmal eine eingebildete Kluft zu überspringen!“

„Träume sind schön, lenkte die Oberkammeräthin ein, gleich einem Gedicht das uns in eine andere reizende Welt zaubert, — aber Wahnsinn ist es den Himmel eines Traumes in die Wirklichkeit hereinziehen zu wollen, die sich niemals in ihrem gemessenen Gang dadurch irre machen läßt.“

„Weil die Menschen es nicht wollen, weil sie den freigebornen Nacken beugen vor elenden, Leib und Seele verkümmernden Vorurtheilen, mit einer Heuchelei die sie Moral und Sittlichkeit nennen, die ewige Sehnsucht der Menschenbrust verkennen, die der Geist des Lebens uns unmöglich zur Qual, zur Vernichtung des Göttlichen gegeben haben kann, weil . . . .“

„Halt ein! sagte die Oberkammerräthin ernst. Ich höre eine andere Stimme als die Deinige aus Dir reden. Könnte meine Tochter jemals die Sklavin eines Gefühls werden, das jede selbständige Ansicht vernichtet? Könnte sie ihr Thun und Treiben in den eisernen Ring einer Leidenschaft pressen, die uns Frauen, glücklich oder unglücklich zu Sklavinnen macht? Hätte ich vergeblich ihrem Verstande von Jugend auf eine selbständige Richtung geben lassen, um sie sich nun doch einem Tyrannen beugen zu sehen, der mächtiger ist als alle Despoten gegen die man jetzt zu Felde zieht?“ —

Rosaliens edle Züge überflog eine tiefe Röthe. Sie senkte unwillkürlich die glänzenden dunkeln Augen zu Boden, um den durchdringenden Blicken der Mutter zu entgehen, die ihren männlichen Zügen und ihrer großen Gestalt in diesem Augenblick noch einen imponirenderen Ausdruck lieh. — Diese aber glaubte genug gesagt zu haben, und gab dem Gespräch schnell eine andere Wendung. „Dein innerer Stolz wird Dich auf den rechten Weg zurückführen! sagte sie in milderem Ton. Und so gehe denn hin in Dein geträumtes Elysium und vergiß nicht es Dir recht genau anzusehen! — Vergiß auch nicht daß das Glück Deiner Eltern daran hängt, dem Oberamtmann die Hand zu geben! Wenn Du Deinen Vater vom Untergang retten willst, so bleibt Dir nichts weiter übrig!“

Mit diesen zugeflüsterten Worten nahm sie einen leichten Abschied von der Tochter. Rosalie aber fühlte noch immer ihr Herz laut klopfen, als das Gitterpförtchen von den kräftigen Händen Lisels geöffnet und geschlossen, längst hinter ihnen lag. —

Rosalie war das verwöhnte Kind des Hauses. Die Emancipationsideen der Mutter waren ihr von früh eingeimpft. Im Umgang mit Johannes war ihr Geist gereift; sie schien jetzt, wo das Schicksal der Familie in ihre Hand gegeben war, ihre Bedeutung zu fühlen. Sie hatte auf Johannes nach langen Kämpfen, nach langem Trotze verzichtet. Sie willigte ein dem Oberamtmann die Hand zu geben, und niemand ahnte, daß der Reiz, mit Johannes in demselben Dorfe zu leben, das eigentlich Bestimmende in ihren Entschlüssen war. Diese Sophistik hatte sich in ihr Herz geschlichen, das Mädchen wußte selbst nicht wie. Ihre romantische Grille, das Dorf unerkannt zu sehen, war die heimliche Bedingung ihrer Einwilligung. Das verwöhnte Kind wußte sich heimlich alles von der Mutter zu ertrotzen. Sonderbar, aber genial! sagte die Oberkammerräthin lächelnd, wenn ihr Gemahl ihr Vorstellungen machte. Das Lisel war ihre Begleiterin; Rosalie wollte einmal ganz frei der Natur angehören. So wanderten Beide in's Land hinein.

Schon nach der ersten Viertelstunde blickte Rosalie fast mit Neid auf die Gefährtin, die rüstig mit den schweren Schnallenschuhen voranschritt, während sie mit größter Anstrengung nachhinkte. — Die Sonne schien noch dazu eine Kraft zu entwickeln, als träume sie sich noch einmal in den Zenith ihrer Macht zurück. Außerdem wurde es Rosalie schwer, den richtigen Ton zu finden, um mit Lisel ein Gespräch anzuknüpfen. Sie wollte sich ihr ganz gleich stellen, als ihr Bäschen alle ländlichen Arbeiten theilen, so daß niemand, auch nicht die Eltern der Bäuerin, die Verkleidung merken sollten. Sie erkundigte sich jetzt nach diesen Arbeiten und erfuhr mit klopfendem Herzen und zu ihrem Schrecken daß Lisel häufig zum Schullehrer Johannes ging, ihm Milch und Brot zutrug. Rosalie hatte noch nicht nach ihm zu fragen gewagt. Lisel aber wurde immer vertrauter; sie erzählte daß der Schullehrer nothwendig zu Grunde gehen müsse, wenn er nicht eine ordentliche Person zur Aufwartung bekomme. Es sei niemand da der ihm das Bischen Haushaltung führe. Sie floß dann über in Lob, wenn sie von ihm selber sprach, von seiner Freundlichkeit und Güte, von seiner schönen Stimme und seinen Liedern. Rosaliens Herz pochte heftig. Johannes hatte erreicht was er sich vorgesetzt: ein Lehrer des Volks zu sein, geehrt und geliebt! Das Wandern ward ihr nicht mehr mühsam, je näher sie dem Ziele kamen.

Als sie auf der letzten Anhöhe standen, blickten sie in's Dorf hinein zu ihren Füßen. Wie die Abendglokken heraufklangen, schlug Rosalie entzückt die Augen auf zum freien blauen Himmel. Das Dorf mit seinen dürftigen Wohnungen spiegelte noch einmal sehnsüchtig den letzten scheidenden Sonnenstrahl in seinen kleinen

Fenstern wieder. Die Kirche auf einer Anhöhe sah streng und stolz wie ein übermüthiger, abgelebter Herrscher auf die Häuschen herab. Ihr gegenüber prangte eben fremd und stolz die Wohnung des Oberamtmanns. Im Dorfe begegneten die beiden Wanderer langen Reihen singender Bauermädchen und Bursche. Vor den Häusern aber saßen Männer in weißen Hemdärmeln behaglich ihr Pfeifchen schmauchend, während die Frauen, die Köpfe zusammengesteckt, sich Neuigkeiten zu erzählen schienen. Allenthalben wurde freundlich gegrüßt. Unter der großen Linde war eine ansehnliche Versammlung.

„O wie herrlich ist es hier, welch ein Paradies des Glücks!“ rief Rosalie aus. —

„S'ist nur ein schlechtes Dorf, und nicht einmal Vieh- oder Trödelmarkt ha'n mer hier bei uns!“ meinte Lisel.

In glückseliger Bezauberung betrat Rosalie die kleine rauchige Stube der Bäuerin, in der man wenig von der freien Waldesluft gewahr wurde. Die Dämmerung verschleierte ihr Alles, was sie hätte stören können. Der alte halb blinde, halb stumpfe Großvater drückte mit seinen derben Händen die zarten Finger des Bäschens. Sie hätte laut aufschreien mögen, und doch that ihr diese herzliche Begrüßung so wohl. Todtmüde sank Rosalie auf ihr Lager. Bald wurde Alles dunkel und still. Zwei große Sterne allein blickten zu dem kleinen Fenster herein, und der Abendwind flüsterte leise in den Obstbäumen, von denen einer mit den schwer beladenen Zweigen herein nickte. Rosalie schloß das Auge wie berauscht von Glück und Seligkeit. Hier leben, — aber nicht ohne ihn, nicht ohne den der ihrem Herzen die Poesie des Lebens erschlossen hatte! Die beiden Sterne die zum Fenster hereinblickten, schienen ihr seine Augen zu sein, die Erinnerung an den geliebten Lehrer ward ihr zum Gefühl der nächsten Nähe.

Sie konnte nicht schlafen. Zwei große Fliegen summten um ihre Stirne. Der alte Großvater im Hintergrund des Zimmers schnarchte auf schauerliche Weise in den tiefsten Contratönen. Rosalie glaubte ersticken zu müssen von den großen Wolken Dampfes in die sie sich und das Kämmerchen eingehüllt sah. Nur einen Athemzug frische Luft! — Sie stand auf, sie schlich zu dem kleinen Fenster, dessen Scheiben im Mondlicht zwischen den dunkeln Rahmen hell wie Silber erglänzten, und den flüchtigen Schatten des Birnbaums vor sich hin schwanken ließen. An die mächtigen Fensterflügel in ihrem großen Schlafzimmer gewöhnt, die nur durch schwere in die Höhe zu schiebende Riegel sich öffneten, stand sie lange vor den Scheiben wie vor einem verschlossenen Himmelreich ohne herauszubringen auf welche einfache Weise man dazu gelangen könne.

„Wer ist da?“ — rief jetzt der Großvater, der vom Husten gestört aufwachte, aber gleich wieder einschlief. — Zitternd eilte sie in die Wohnstube und von da aus glücklich, wenn auch stolpernd, in den vom Mondlicht erhellten Grasgarten. Es war eine schöne milde Herbstnacht. Die Bäume an denen ganze Perlenschnüre rothwangiger Früchte prangten, bewegten sich leise vom Licht des Mondes umglänzt. Das Blau des Himmels mit seinen goldnen Sternen blickte lauschend durch die Zweige, und schien sich aus unermeßlicher Höhe fast traulich auf den kleinen Garten herabzusenken. —

Rosalie athmete frei auf, als sei sie einem Gefängniß entronnen. Eine Nacht im Freien halb wachend, halb träumend zuzubringen, hatte sie sich immer so schön gedacht; und hier konnte sie's ausführen unbelauscht von der spöttelnden argwöhnischen Menge. Ein großer duftender Kleehaufen wurde zum Lager gewählt, der Stamm eines Birnbaums zur Lehne, und so schloß sie die Augen, um sich so recht vom Rauschen des Windes, und vom Flüstern des nahen Baches einwiegen zu lassen. Bei der Aufregung ihres Innern, blieb ihr indeß der Schlaf ziemlich fern. — Auch fing sie allmälig an sich ein wenig zu fürchten. Bald rauschte es geheimnißvoll. Dann schienen Gestalten hinter einem Busche hervorzutreten. Dazu bellten zuweilen die Hunde, als wolle eine ganze Räuberbande hereinbrechen. Dann störte wieder ein eigenthümliches taktmäßiges Klappern die Melodien der Nacht. Bei dem geringsten Luftzug schauerte die Verwöhnte zusammen, und fing bald an vor Frost zu zittern. In das Häuschen aber wieder zu gehen erregte ihr Schauer.

Endlich dämmerte der Morgen, und mit ihm kamen wieder neue Scenen des Entzückens für sie. Zuerst stellte sich der schwarzrothgoldene Hahn, frei in den demagogischen Farben prangend, auf die Gartenmauer und krähte seinen guten Morgen zur Welt hinein. Schneeweiße Tauben trippelten im Garten herum, und flogen dann weit über die niedrigen Dächer hin, als wollten sie zum blauen Himmel eine Reise antreten. Die Schalmei des Hirten tönte aus weiter Ferne, und als die Morgensone mit tausend Lichtern sie zwischen den Zweigen des Birnbaums beschien, die Morgenglocken erschallten, und die Töne eines Chorals aus der Bauernstube zu ihr herüber klangen, — da glaubte sie wieder an ein Paradies der Unschuld und Liebe. Sie schritt durch den Garten, durch's Dorf hinaus in's Freie. Sie setzte sich auf den grünen Waldmoosteppich der mit blühen-

dem Heidekraut gestickt war. Sie that den bäuerlichen Strohhut ab nebst der schwarz bebänderten Mütze und betrachtete ihr erhitztes Gesicht in dem kleinen runden Spiegel eines Waldbachs, der gerade an dieser Stelle Halt machte, um dann in desto unaufhaltsamerem Lauf in's Thal zu eilen. Lächelnd blickte sie den eignen flüchtigen Schattenriß zitternd in den leicht gekräuselten Wellen zwischen Himmelsbläue und glänzenden Lichtstreifen. „Gibt es wohl einen schöneren Spiegel als diesen ausruhenden Waldbach? — rief sie fröhlich aus. — Nimmt er nicht wie die Seele eines geliebten Wesens liebend auf was in ihm sich spiegelt, wunderbar die Bilder bewegend und zurückstrahlend? — Und welch frischer herrlicher Waldesduft! Das ist das Athmen der Natur unter dem freien ewigen Himmelsdom, der in diesem Augenblick tausend leuchtende Kerzen in's heilige Dunkel des Waldes wirft! Das ist anderer Athem des Lebens, als unter dem engen Deckengewölbe eines durchwürzten Salons! Wie sie sich Alle schmiegen und biegen und an einander vorüberrauschen, die geputzten Menschenmumien in Reifröcken und Ordensbänderchen, und Jeder dreht der Natur und der Freiheit den Rükken zu! — Wohl mir! Ich will ihr künftig in's Angesicht schauen! Wie herrlich werden wir hier am Abend nach des Tages Last und Mühen ausruhen!"

Sie dachte sich nicht anders als an Johannes' Seite. Ihre Gedanken waren ganz davon erfüllt. Der mächtige Eichbaum in dessen Zweigen der Himmel seine ewige Harfe in leisem Sturmesrauschen ertönen ließ, das vom frischesten Grün bis in's dunkelste Roth schattirte Moos, das Meer von Heideblumen die ihre Millionen zarten Blüthenglöckchen hervorhoben; — dazu die tausend funkelnden gebrochenen Lichter der Sonne, die wehenden vorüberfliegenden Schatten auf den Zweigen und herbstlichen Waldblumen; Alles schien ihr die verhüllte Seele zu öffnen und die eine Melodie ihres Herzens: Freiheit und Liebe! in nie geahnten Tönen vorzuspielen. —

Sie wagte sich weiter in den Wald die Anhöhe hinauf. Da lag das Dörfchen mit der hohen Kirche und dem niedrigen Schulgebäude, an waldige Höhen gelehnt, wie ein Kind am Mutterherzen, vom blauen sonnigen Himmel überwölbt wie von einem großen Baldachin. Im Felde und auf den Wiesen wogte das bunteste Leben. Menschen und Thiere; Alles erschien so froh und frei in dieser magischen Ferne. Die Glocken der weidenden Heerden tönten melodisch wie Heimathsgruß herauf, den Gesang der Arbeiter und der Schulkinder begleitend. Aber auf einem eingezäunten Rasenplatz sprangen die Fohlen des Oberamtmanns. Ein Hirt hatte ihr gesagt wem die Thiere gehörten. Jetzt erst dachte sie an den Oberamtmann, ihren zukünftigen Gatten, Herrn und Gebieter. — Herr und Gebieter! lachte ihr Übermuth heimlich. Das Weib hat aufgehört Sklavin zu sein! — Sie verlor sich in den Gedanken, als des Oberamtmanns Frau brauche sie nicht aufzuhören Johannes' Freundin zu sein! Sie mußte dem Oberamtmann ihre Hand reichen, daran hing die Rettung ihrer Familie. Aber damit glaubte sie ihre Pflicht für erledigt. Ihr Herz spiegelte sich mitten in der ländlichen Unschuld künstlich einen Traum vor, dem sie jetzt nachhing. — Sie wollte den Geliebten damit überraschen!

3.

Als Johannes am andern Morgen erwachte, hing ein Orangenkranz über seinem Bett, ein heimliches Geschenk zu seinem Geburtstage, das er erst jetzt entdeckte, dessen Geber er nicht kannte, nicht errieth. Er wollte die Lisel rufen, die Mutter fragen, wer ihm die Gabe gebracht.

Wie er sich zum Fenster hinausbog, sah er das Mütterchen unten in der Laube mit dem Schulzen des Dorfes. Er hörte dem Gespräche zu das sie eifrig führten. „Es kann nicht so bleiben! sagte der Schulze, ein ehrenwerther anständiger Mann; es muß geholfen werden, aber wie!"

„Das Bischen das ihm die Stelle bringt, klagte die Mutter, geht drüber und drunter; er hat keinen Sinn für die Wirthschaft. Und wenn er sich zufrieden stellt, — glaubt ihm nicht! Der Johannes denkt noch immer nach Amerika auszuwandern, wenn seines Bleibens hier nicht länger ist!"

„Wir lassen ihn nicht fort! sagte der Schulze, Alt und Jung hat ihn zu lieb. Nur sollte er Rath annehmen und sich helfen lassen. Ich habe viel darüber nachgedacht, wie wir ihm ein Paar Malter Korn und Waizen oder noch mehr in's Haus schaffen könnten. Die Gemeinde aber ist zu arm und kann kein Körnchen mehr entbehren. Um's tägliche Brot sich abquälen wie Unsereins, geht nicht bei ihm, denn das andere Brot des Lebens, wie die Bibel sagt, macht ihm viel zu schaffen. Da bin ich denn so in meinen Gedanken auf etwas gekommen!"

Der Schulze räusperte sich, wischte die Brille ab, und stopfte die thönerne Pfeife. Johannes war unterdessen hinausgetreten und stand dicht hinter den Redenden.

„Ja sehen Sie, fuhr der Schulze fort, ich war so zu sagen in meiner Jugend auch ein armer Teufel. Eine arbeitsame Frau aber mit einem Paar Acker Land ist ein Schatz der Zinsen trägt. Und kurz und gut, ich weiß keinen andern Rath als daß er sich auch bald so einen Schatz verschafft. Zu graben und zu suchen braucht er nicht lange danach. Ich weiß ein Mädchen, jung, frisch, arbeitsam, gut. Gestern ist eine Pathe von ihr gestorben, und hat ihr ein Stück Land vermacht, das den halben Haushalt deckt. Ich habe schon mit den Eltern gesprochen, und . . .“

„Danke, danke für das Stück Land! — sagte Johannes lächelnd. — Ich habe gehört daß sich bei Euch nur die angrenzenden Äcker heirathen.“

Der Schulze stand beleidigt auf, steckte zornig seine Pfeife ein und brummte in den Bart.

„Nichts für ungut, bester Herr Schulze!“ sagte bittend die Alte die sich änglich hin und her wand.

„Hab's gut gemeint! polterte der Schulze heraus, und ernte Spott und Hochmuth!“

Johannes wollte ihm die Hand reichen, aber der Schulze stand schon an der Thür. „Eins will ich aber doch dem Herrn Schulmeister sagen! fuhr er zornig heraus; die Tochter des Oberkammerraths ist keine Frau für ihn. Solche vornehme Damen wissen keine Schullehrerswirthschaft zu führen. Da drüben braucht sie nicht zu dreschen und nicht zu hacken. Auch wird sie heute mit dem Oberamtmann verlobt; Gott befohlen!“ —

Johannes war todtenbleich geworden, seine Hand zitterte. Die Mutter setzte sich nieder und weinte. Er eilte zur Thür hinaus und stürmte die Gasse hinunter. Als er bei der großen Linde vorbeiging, fuhr eben eine halbverdeckte Droschke mit zwei prächtig gezäumten Schimmeln vorüber. Es war das Geschirr des Oberamtmanns. Neben ihm saß eine schlanke weibliche Gestalt; ihr Kopf, in weiße Spitzenschleier gehüllt, lehnte an das Wagenkissen. Johannes konnte sie nicht erkennen; so flimmerte es ihm vor den Augen.

„Wenn sie es wäre!“ schluchzte eine innere Stimme ihm zu. Seine Knie wankten, um seine Lippen zuckte ein bitteres Lächeln, ein herausfordernder Trotz, der sich gegen den Schmerz waffnen möchte. —

Als er wieder in seiner kleinen Wohnstube angekommen war, riß er den welken Orangenblüthenkranz hastig von der Wand herunter. Er zweifelte nicht daß dieser Kranz von Rosalien kam. Er sank betäubt nieder auf den Sessel und zerdrückte die Blumen mit beiden Händen. — Er hatte stundenlang starr gesessen, nach Fassung ringend. Endlich kam die Mutter ihn zu erinnern daß er Mittags beim Oberamtmann eingeladen sei. Er saß noch immer und zögerte. Die Alte kam wieder und schalt. „Die Glocke läutete schon längst Mittag! rief sie an der Thüre, der Oberamtmann der Dich eingeladen, hat bereits nach Dir geschickt. Es ist eine große Ehre für Dich, denn die Angesehensten der Stadt sind geladen, und schon Alle angefahren.“

„Sollte man mich so tief demüthigen, wenn Rosalie seine Braut wird? — dachte Johannes. — Nein das ist nicht möglich! — Also Muth! Ich will sie wiedersehen!“

Er steckte den zerdrückten Kranz zu sich und ging. Seine Wangen hatten sich hoch geröthet, das schöne blaue Auge glänzte in ungewöhnlichem Feuer. —

Mit beinahe fürstlichem Anstand trat der Dorfschullehrer in den glänzenden Kreis, der ihn freundlicher wie jeden Andern seines Standes empfing. Der Oberamtmann ging ihm mit der Artigkeit eines Weltmanns entgegen. Rosalie war nicht zu erblicken. Unter mehreren Bekannten aus der Stadt war auch die Oberkammerräthin die niemals ihr Wohlwollen für ihn verleugnet hatte. Unbemerkt suchte sie ihn in ein Seitenfenster zu ziehen. „Ich brauche den Rath und die Hülfe eines so edeldenkenden Mannes wie Sie sind, — sagte sie ernst und beinahe feierlich. Sie werden uns beistehen in einer Angelegenheit von der in diesem Augenblick das Glück meiner Familie abhängt. — Jetzt sind wir nicht ungestört, aber vielleicht sprechen wir uns später.“ —

Johannes staunte. Was hatte diese Sprache zu bedeuten? — Vergebens suchten seine Blicke die Geliebte in dem weiten Saal voll geputzter Gäste. Er wagte nicht nach ihr zu fragen. Bei jedesmaligem Öffnen der Flügelthüren glaubte er sie hereintreten zu sehen; sein Herz klopfte dabei vor innerem Bangen und vor glückseligem Hoffen. Aber man setzte sich zur Tafel ohne daß Rosalie erschien. Die Musik begann; der gefürchtete und zugleich ersehnte Moment trat nicht ein. Nach der Tafel, die drei für ihn qualvolle Stunden dauerte, suchte er die Oberkammerräthin zu sprechen. Diesmal wollte er sich ein Herz fassen und nach Rosalie fragen. Sie war aber stets mit Andern im Gespräch, lachend und scherzend. Johannes glaubte kaum die Person in ihr zu erblicken, die ihm noch eben mit so eindringendem Ernst ihr Vertrauen angetragen.

Man saß beim Dessert: da ließen sich die lustigen Töne eines Marsches auf dem Hofe hören. Einer alten Sitte gemäß führten die Landleute hier zur Einweihung

der Kirmeß einen Tanz auf und brachten dem Oberamtmann nebst seinen Gästen ein Vivat. Alles eilte an's Fenster sich an dem Schauspiel zu ergötzen. Wie von Oberons Horn berührt, vermochten selbst ältere Männer und kleinere Kinder die Tanzlust nicht mehr zu beherrschen.

Bald wurden auch einer alten Sitte gemäß die hübschesten Bauermädchen den vornehmen jungen Herren zum Tanz heraufgebracht. Die Damen aber mußten sich dagegen bequemen, ihre niedlichen Hände in die derben eines Kirmeßburschen zu legen. Manche dieser jungen Damen machten ein ängstliches verlegenes Gesicht dazu; andere liefen weit fort, diesem Schicksal zu entgehen. Einigen aber gereichte der Scherz zur großen Ergötzlichkeit.

Johannes, in tiefes Sinnen verloren, hatte nur wenig dem bunten Spiel zugeschaut. Gedankenlos und mechanisch nahm er die Hand einer Bäuerin, die ihm ein schön geputzter Bursche mit lächelnder Miene brachte. Als er aber auf einmal eine weiche zarte Hand in der seinigen fühlte: — fuhr er elektrisch berührt zusammen, schnell seiner Tänzerin in's Gesicht blickend, die erröthend ihre glänzenden Augen zu Boden niedersinken ließ. —

In der tiefsten Maskenverhüllung würde er diese Augen erkannt haben, diesen Spiegel eines Wesens voll Sehnsucht, dessen Träume die Wirklichkeit jeden Augenblick zu stören drohte. Er glaubte zu träumen. Sollte es noch ein Wesen geben gleich der Geliebten, nur in verschiedenen Verhältnissen geboren? War diese Ähnlichkeit ein Gespinnst seiner Phantasie, da er sich jeden Augenblick die Scene ihres Eintretens vorgespiegelt hatte? Johannes konnte vor innerer Bewegung und vor Angst, zu irren, kein Wort herausbringen. Seine Hand zitterte, stumm ging er mit seiner Tänzerin die Treppe hinunter. — Als aber die Musik erklang, sein Arm sie umschlungen hielt, ihr Athem seine Wange berührte, da jauchzte sein Herz: sie ist es! Und doch bebte wieder der Zweifel in ihm, wie das Alles möglich sei, gerade auf diese Weise! — Von den Anordnern des Festes wurde jetzt dem geliebten Lehrer ein donnerndes Vivat gebracht; nachdem man dem Oberamtmann schon seinen schuldigen Tribut gezollt hatte. Johannes dankte dem ihn umringenden Kreise des jubelnden Volkes halb zerstreut, aber doch mit der ganzen Anmuth und Freundlichkeit seines Wesens. — Als er die geliebte Tänzerin wieder aufsuchen wollte, war sie verschwunden. Endlich glaubte er ihre schlanke Gestalt am äußersten Ende des Hofes zu erblicken, nahe einem Pförtchen das in's Feld führte. — Dahin drängte er sich durch den dichten Menschenknäuel. Von einer dunkeln Ahnung geführt, drückte er an die sonst verschlossene Pforte. Sie öffnete sich, und er stand im freien Felde. Alles öde und leer. Tiefe Stille über den herbstlichen Fluren. Nur die Abendnebel wogten wie Geistergestalten auf den grünen Wiesen, jede Ferne und selbst die Nähe mit leichten Schleiern verhüllend. Sein Herz klopfte. Ohne Plan und Ziel schlug er den ersten besten Weg ein. Auf einmal glaubte er die Gestalt seiner Tänzerin bald entschwindend, bald wieder erscheinend zu erblicken. Der Nebel hatte schon wieder die Richtung bis in eine nahe Waldschlucht, wo ein kleiner See zwischen grünen Bäumen seinen glänzenden Spiegel ausbreitete. Der Nebel wurde nach dem Wasser zu immer dichter. Trostlos irrte Johannes umher. Schon wollte er umkehren, da fiel auf einmal ein glänzender Lichtstreif der untersinkenden Sonne auf den See und auf die Gestalt eines Mädchens das am Ufer gelagert, dem Spiel der leise bewegten Wellen zu lauschen schien. — Es war Rosalie. Er stürzte auf sie zu. „Johannes!" rief sie und streckte die Arme nach ihm aus. Die Sinne verwirrten sich ihm, er war berauscht, er taumelte. Der Himmel den er längst verloren, längst bekämpft, längst beweint, stand ihm plötzlich offen; er stürzte zu ihren Füßen, er drückte den Saum ihres Kleides an seine Lippen. „Rosalie! zitterte sein Mund, ist es Wirklichkeit? kein Traum? Du mir nicht entrissen? nicht die Sklavin zu der man Dich machen wollte?"

„Sklaverei! sagte sie schmerzlich lächelnd. Hast Du mir nicht die Freiheit des Menschen, die Freiheit des Weibes verkündigt? War ich nicht Jahre lang Deine gläubige Schülerin? Frei bleibt der Mensch, und wär' er in Ketten geboren!"

Im Übermaß der Wonne sank er in die Arme die sie ihm ausbreitete; eine Secunde der Seligkeit rauschte durch seine Seele. Dann sprang er auf und rieb sich die Stirn, als wollte er die letzte Wolke des Traumes die dort lagerte verscheuchen. „Sprich, Rosalie! was ist geschehen?" flüsterte er zitternd.

Sie wandelten Arm in Arm durch den nächtlich beschatteten Wald. Oben auf der Höhe hielten sie Rast. Die Sonne war gesunken, der Mond rang mit den Nebeln am Horizont. — Rosalie erzählte. „Ein Jahr lang, begann sie, schickte man mich auf Reisen, nachdem wir getrennt waren. Ich zog von einer Stadt zur andern, von einer befreundeten Familie zur andern; in Bällen und im Wechsel der Lustbarkeiten glaubten

sie meine Gedanken an Dich zu tödten. Plötzlich ward ich zurückgeholt. Ich erfuhr den Ruin meines Vaters, ich hörte daß der Oberamtmann allein ihn retten könne vor Schmach und Untergang. Ich wußte daß Du hier in Elend schmachtest, aber in das Herz des Volks den göttlichen Samen streuest. Johannes, mein Prophet in der Wüste, ich theile Deine Mission, ich will Dir zur Seite stehen, dem Volke wollen wir leben, mit dem Volke und für's Volk!"

„Und Dein Vater?" fragte zögernd Johannes. Er blickte ungewiß in ihr Auge das schwärmerisch irre am Himmel nach einem Stern suchte.

„Mein Vater? wiederholte sie wie im Traum. Mein Vater ist gerettet; der Oberamtmann hat seinen Bankerott gedeckt!"

„Ohne daß Du das Opfer wurdest?" fragte Johannes zitternd.

„Opfer? entgegnete Rosalie, die Freiheit opfert sich nicht, auch wenn sie Opfer bringt!"

„Ohne daß Du ihm die Hand gegeben?" flüsterte Johannes kaum hörbar; das Herz stand ihm still.

„Die Hand ist sein, sagte Rosalie, ich bin ihm gestern angetraut. Aber frei, Johannes, frei ist der Mensch auch in Ketten!"

„Unglückselige! schrie Johannes, welch' ein Wahn hat Dich erfaßt?" — Er ließ sie entsetzt aus seinen Armen und starrte in ihr schwärmerisch verzücktes Gesicht.

„Wahn? wiederholte sie, ich bin Dein im Geiste, will Dein Weib geistig sein, Deine Gefährtin für die große Mission im Volke!"

„Wahnwitz, laß ab!" murmelte Johannes und breitete die Hände über sein Gesicht. —

Stimmen im Walde erklangen, man rief Rosaliens Namen, Fackeln drangen durch die Dunkelheit. Johannes sprang in's Dickicht zurück. Rosalie war von der Gesellschaft die sie suchte, umringt. Scherz und Lachen erscholl; man hatte die Naturschwärmerin eingeholt und führte sie im Triumphe zurück in's Haus.

Johannes stand einsam auf der Höhe. Der Mond wälzte sich wie ein dunkelrother trügerischer Komet durch den nebelhaften Himmel.

Johannes war die Nacht im Walde umhergeirrt, nach Entschlüssen ringend. Als der Tag anbrach, eilte er nach seiner Wohnung, schloß sich ein und schrieb folgende Zeilen:

„Rosalie, zur Freiheit hab' ich Dich erziehen wollen. Aber die Freiheit ist kein krankhafter Wahn, kein Trugbild in welchem sich die schwankenden Gedanken spiegeln. Wahrheit ist ihr Grundgesetz. Es ist eine Lüge, mir angehören zu können, wenn Du vor Gott und Menschen Deine Hand am Altare gebunden hast. Ich sehe von dem Frevel ab der darin liegt; ich eifre gegen die Unwahrheit in welche sich Deine Gedanken verlieren, gegen die Unmöglichkeit für mich, Dir zur Seite zu stehen, während Du das Weib eines Andern bist. Faß einfach Deine Pflicht auf, in der Du die Aufgabe Deines Lebens gefunden. An mich zu denken, steht Dir frei; mit mir zu leben, wäre ein Wagniß dem wir Beide unterlägen. — Wenn Du diese Zeilen erhältst, bin ich zu Schiffe nach Amerika. Ich gehe in ein Land, wo die Freiheit einfach ist, wo sie aufhört Verbrechen zu sein und die Sinne der Menschen verwirrt. — In Jahren komm' ich wieder und frage Dich, ob Du stark genug warst, mir zu gehorchen, Dein Leben würdig führst und in Liebe für die Menschheit wirkst. Ich empfehle Dir meine alte Mutter und die Jugend des Dorfes. Ich verheiße Dir die Krone des ewigen Lebens, wenn Du den Armen eine Freundin, den Waisen eine Mutter, den Gramgebeugten ein guter Engel wirst! Gott sei mit Deinem Herzen, wie er mit mir ist und meine Pfade mich führt!

Johannes."

Er hatte den Brief gesiegelt und stand vor dem Bett der Mutter die noch schlief. Er drückte auf die bleiche Stirn der Alten einen leisen Kuß und verließ die Wohnung. — Dem Schulzen vertraute er sein Geheimniß und den Brief an Rosalien mit der Weisung an, ihr denselben nach drei Tagen zu übergeben. —

Rosalie war stärker als sie sich zugetraut. Die Erschütterung nach Empfang des Briefes warf sie auf's Krankenlager. Der Oberamtmann ein guter einfacher Landwirth, ließ sie pflegen; jedermann ahnte was vorgegangen, niemand aber wußte den eigentlichen Verlauf; der Schulze hatte Verschwiegenheit gelobt.

Rosalie nahm die Mutter des Geliebten zu sich, sorgte für die Dorfschule, war ein tröstender Engel der ganzen Gegend. — —

Aus Amerika kommen regelmäßig Briefe an; Rosalie schreibt ebenso eifrig dorthin. Wir wissen nicht, wann Johannes zurückkehren wird. Wenn Beide alt geworden, werden sie als Freunde neben einander leben und wirken können.

Wer kommt mit?

Es geht ein Geist an allen Orten
Umher im deutschen Vaterland;
An jedes Haus, an alle Pforten
Hört man ihn klopfen mit der Hand.
Wollt Ihr ihn sehn? Es ist ein Bauer,
Ein mißvergnügter Ackersmann;
Fürwahr, das Leben ward ihm sauer!
Jetzt will er fort. — Er spricht Euch an:
„Wer kommt mit?“

Auf seinem Haupt die Pudelmütze!
Um seinen Leib der Zwillichrock!
Im Vaterland die letzte Stütze
Ist ihm der mächt'ge Knotenstock.
Vom Schwarzwald hat er ihn getragen,
Und als in Baiern eines Tags
Die Gräfin auf das Volk geschlagen,
Da tief im Haufen leise sprach's:
„Wer kommt mit?“

Er tadelt Könige und Staaten
Verborgen in der Schenke nur;
Doch offen tadelt er die Saaten
Da draußen auf der grünen Flur;
Hier über'n Wald rümpft er die Nase,
Dort über Wiesen, Feld und Rain;
Er tadelt oft den Thau am Grase,
Und Regen oft und Sonnenschein.
„Wer kommt mit?“

— Der Jäger sitzt bei seinem Weibe
Im einsam stillen Försterhaus,
Blickt durch die runde Fensterscheibe
Verdrießlich in den Wald hinaus.
Weit flieht der braune „Waidmannssegen“,
Denn immer lichter wird der Hain;
Die Axt schallt in gemeßnen Schlägen,
Da tönt von draußen es herein:
„Wer kommt mit?“

Der Meßner selbst in der Kapelle,
Er faltet still das Meßgewand
Und legt das Glöcklein, silberhelle,
Nachdenklich auf des Altars Rand.
Weit, weit hin wandern die Gedanken
Vom Gotteshause über's Meer,
Denn durch die grünen Epheuranken
Zum Altar tönt es leise her:
„Wer kommt mit?“

So geht der Geist an allen Orten
Umher im deutschen Vaterland;
An jedes Haus, an alle Pforten
Hört man ihn klopfen mit der Hand;
Der Bauerngeist, der nicht die Scheuern
Mit goldnem Korne füllen kann, —
Er zahlte lange seine Steuern,
Jetzt will er fort, er spricht Euch an:
„Wer kommt mit?“

Zur fernen Nordsee, wo die Wogen
Ernst rauschen Deutschlands Abschiedsgruß,
So kamen sie vorbeigezogen
Dicht an des Harzgebirges Fuß;
Im langen Zug als Führer schreiten
Den Bauer sah ich mit dem Stab,
Und wie er ging — nach allen Seiten
Fragt' er die Reihen auf und ab:
„Wer kommt mit?“

Ich sah ihn schreiten mit den Andern!
Ein Reisen war's mit Weib und Kind:
Fürwahr, das wird ein ernstes Wandern,
Wenn in die Segel bläst der Wind! —
Kennt nur der Dichter noch das stille,
Das Wandern durch das Waldrevier,
Dann durch des Kornfelds Ährenfülle,
Das Reisen bis vor Liebchens Thür?
„Wer kommt mit?“

So kehrt' ich heim zu meiner Zelle.
Doch als nun kamen Nacht und Traum,
Da träumt' ich selber von der Welle,
Die küßt des Freiheitslandes Saum.
Und leise durch die grünen Reben
Zur Dichterzell' im Mondenschein
Sah ich ein Bauernhaupt sich heben;
Zu mir auch tönt es da herein:
„Wer kommt mit?“

Heinrich Pröhle.

Die Kunstausstellung in Berlin.

Berlin, d. 6. Mai.

2.

++ Einen eigenthümlichen Anblick bieten die Säle unserer Ausstellung seit der letzten Woche dar. Man sieht dort nur Frauen, Kinder und einige schwankende Greise, keine Männer, außer den Aufsehern und dem akademischen Herrn Professor, welcher „den Tag“ hat. Wo sind die Männer? Ist Hannibal vor den Thoren, und sind sie ausgezogen ihn zu bekämpfen? So weit sind wir noch nicht, unser Hannibal ist in London, und unsere Männer stehen nicht auf den Mauern, sondern sitzen in den Sälen und Kirchen und halten Wahlversammlungen von Morgen bis zum Abend. Die Wahlen! das ist jetzt die Axe um welche sich Alles dreht. Dafür wird intriguirt, und debattirt, geworben und gesprochen. Hier und da sucht man allzu große Dickköpfe zu erweichen, indem man sie blutig schlägt. Jeder dünkt sich berufen, Abgeordneter zu werden, Jeder beneidet es seinem Nachbar daß er es werden

kann, und hier, wie leider so oft, zeigt sich wieder recht der kleinliche deutsche Neid der seine großen Geister lieber tödten, als sie anerkennen möchte, das Genie schon um deshalb haßt und verspottet, weil es eben etwas mehr ist als jeder andere Gevatter und weil Gott es gestempelt hat mit seinem Zeichen. Die Männer des Geistes werden bei unsern Wahlen sehr schlecht vertreten werden, denn unsere guten Epiciers fürchten nichts mehr als den Geist. „Die Schriftsteller und die Studenten, sagen sie, die haben uns diese ganze Revolution gebracht, deshalb, um des Himmels willen, nur keine Schriftsteller in unsere Ständeversammlung!" Lieber wählen sie einen Geheimenrath, das ist doch ein sicherer Mann, der hat es unterm Ministerium Eichhorn ausgehalten!

Ich wollte aber von der Kunstausstellung sprechen! Doch was wollen Sie? Die Kunst existirt nicht, die Politik existirt nicht, Deutschland existirt nicht; nichts existirt außer den Wahlen, und bevor nicht dieser achte Mai vorüber ist, haben wir keine Beamte, keine Schriftsteller, keine Männer, keine Brüder und Familienväter; wir haben nur Wahlmänner! —

Ich flüchte mich einen Augenblick aus diesem Getriebe der Parteien in die friedlichen leeren Säle der Kunstausstellung. Aber was hilft es, selbst die Kunst bietet kein Asyl mehr dar gegen die Parteikämpfe, sie wiederholen sich hier an den Wänden, und selbst unsere Maler sind Parteigänger geworden. Sehen Sie doch dieses Bild von Flügge! Es eifert gegen die Jesuiten, gegen diese erbschleichenden, kriechenden, heuchlerischen Pfaffen mit dem buhlerischen Lächeln, und der gottseligen Miene, gegen diese Diener der Kirche, welche Alles verdammen was nicht von ihrer Farbe ist, und Alles beschönigen was Einer der Ihrigen verbrochen! Ein solcher „Mann Gottes" hat dieses junge sterbende Weib das auf dem prachtvollen seidengepolsterten Lehnstuhl sitzt, beredet ihr ganzes Vermögen der Kirche und den heiligen Vätern zu vermachen. Man hat sehr schön mit ihr gethan, ehe man sie dahin bringen konnte ihr früheres Testament umzustoßen und ein neues zu machen. Jetzt liegt das alte zerrissen auf dem Fußboden, und auf dem Tische vor der Kranken liegt das mit den gerichtlichen Siegeln versehene Dokument, welches den frommen Vätern dieses reiche Erbe sichert. Es fehlt nichts als die Unterschrift der reichen Erblasserin, mit dieser einzigen Unterschrift ist den frommen Herren, und der vornehmen geputzten Helfershelferin, welche der Kranken gegenüber sitzt, das Vermögen gesichert und die arme Verwandte, die rechtmäßige Erbin welche verschüchtert und bebend mit ihren halb verhungernden Kindern an der geöffneten Thüre lauscht, sie wird alsdann enterbt sein! Unterzeichnen wollte die Sterbende, man hatte sie mit Gebeten und frommen Quälereien dahin gebracht daß sie wollte! Man hatte ihr die Feder in die erstarrenden Finger geschoben, und dieser gute hülfreiche Freund, welcher neben ihrem Lehnsessel steht, er war sogar so gefällig ihr die erkaltende Hand führen zu wollen. Es war ein Moment der athemlosen Erwartung, — sie will unterschreiben, — da hat sich plötzlich noch zu dieser Testamentsunterschrift ein ungerufener, heimtückischer Zeuge eingefunden. Dieser Zeuge ist der Tod. Er ist um einige Secunden zu früh gekommen, er hat dieses edle blasse Antlitz mit den schmahlen, schmerzlich verzogenen Lippen geküßt, und dieses ringende Herz erlöst von seinen Qualen. Das Haupt ist zurückgesunken auf das feine Spitzenkissen welches die weinende Wärterin ihr in den Nacken gelegt, die Glieder haben sich gestreckt, und in der starren Hand ist die Feder eingeklemmt. Alles ist umsonst gewesen, die Erbschleicher sind betrogen, Wuth und Entsetzen malt sich auf ihren Gesichtern. Beim Himmel! wäre dieses arme Weib nicht schon gestorben, dieser fromme Mann da, welcher die Hände in die Decken des Tisches einkrallt, würde sie erwürgen in seiner Wuth! Alles ist verloren, und schon bringt die arme Verwandte, die rechtmäßige Erbin mit ihren Kindern in das Gemach; sie wird die Erbin sein! — Das ist die innere Geschichte dieses Bildes, das übrigens vortrefflich gemalt, und in Einzelnheiten meisterhaft ist, das heißt, wenn man an dieses Bild nicht die Ansprüche macht, welche man an ein großes historisches Bild, an ein Werk ersten Ranges zu machen hat. Flügge malt keine hochpoetischen Dramen, sondern kleine interessante Novellen, allerliebste kleine Romane die er leicht hinwirft, und wobei die Ausführung etwas Nebensächliches ist. Es ist nichts Bestimmtes, Kerniges in seiner Manier, eher etwas Verwaschenes, Verschwimmendes; er malt mit Ölfarben als wenn er Aquarell malte, seine Bilder haben nicht das Kräftige und Scharfe der Ölmalerei, sondern die gebrochenen Farbentöne, das Weiche, Porzellanartige, Unbestimmte und Zarte der Guachemalerei. Übrigens, soll ich Ihnen sagen woran dieses arme junge Weib auf dem Flügge'schen Bilde gestorben ist? Sie ist an ihren langen Beinen gestorben, und ich verdenke es ihr nicht! Das ist ein unnatürlicher, ein entsetzlicher Zustand gewesen, bei diesem schmahlen kurzen Oberkörper mit so furchtbar langem Unterkörper behaftet zu sein. Der ganze Oberkörper, vom Kopf bis zur Hüfte ist nicht länger als der Theil von der Hüfte bis zum Knie, und nun noch das Bein vom Knie bis zur Fußspitze! Wie gesagt, es war ein unnatürlicher Zustand, und ich kann es ihr nicht verdenken, daß sie vor ihren langen Beinen sich in den Tod gerettet hat!

Ich nannte dieses Bild von Flügge ein Parteibild; ebenso ist es mit dem Bilde von Thiedemann: Hausandacht einer Sektirerfamilie. Diese schmahlen blassen Gesichter mit den gekniffenen Lippen und den ernsten strengen Zügen sind ganz dazu geeignet eine Art Schaudern und Frösteln gegen diese fanatischen Frömmler beizubringen, die sich ihren frischen Lebensmuth mit zerknirschenden Gebeten hinweggetrieben und ihre Freudigkeit verloren haben an die dumpfhinbrütende, heulende Frömmigkeit. Man sieht es allen diesen Gesichtern an daß diese Menschen abgestorben sind gegen das Leben des Gemüthes, daß ihnen die Erde nichts ist als ein Jammerthal, eine Bußanstalt welche sie durchlaufen müssen, um zur Seligkeit des Todes einzugehen, und dieses Zuchthaus des Lebens zu verlassen. Sehen Sie nur, in welch trostlosem Schmerz dieses junge Mädchen ihr Haupt auf ihr Knie gelegt hat um zu weinen über die Schlechtigkeit dieser Welt! welche Herzenshärtigkeit auf dem Antlitz dieses Greises liegt, der dort in der Mitte der Hütte, in der vollen Beleuchtung des durch den Schlott hereindringenden Tageslichtes sitzt. Und dieser junge Prediger selbst, welcher mit dem Gebetbuch in der Hand auf dem Stuhle steht, und zu der Versammlung spricht, welch eine trübselige, schwärmerische und traurige Andacht liegt in seiner ganzen Erscheinung? Und trotz all dem Gesagten macht dieses Bild dennoch einen schönen und friedlichen Eindruck, denn diese frommen Menschen sind wenigstens keine Heuchler und Mucker, nicht diese modernen, vornehmen Pietisten, wie wir sie hier im Leben auf allen Straßen und in allen Häusern sahen und welche aus

der Frömmigkeit ein einträgliches Gewerbe machten. Nein, dies sind wahre Fromme, sie haben sich mit ihrer Zerknirschung und mit ihrer Erdennoth zum lieben Gott geflüchtet und vor der Welt sich gerettet in diese kleine ärmliche Hütte, in welcher sie allein sind mit sich und Gott. Es ist ein stilles, sinniges Bild, sinnig im Gedanken und in der Ausführung. Dieses matte Licht das durch den Schlott dringt und die entfernteren Theile des Zimmers in Dämmerlicht hüllt, es paßt vortrefflich zu der träumerischen, dämmerlichten Andacht dieser Frommen, und es ist sehr zart gedacht daß der Großvater mit dem weißen flatternden Haar und den andächtig gefaltenen Händen gerade in der Mitte des Zimmers in der vollen Beleuchtung des von oben hereinfallenden Lichtes sitzt. Diese guten frommen Leute, sie haben dem Großvater den Ehrenplatz gegeben, er ist das Licht ihrer Familie, und von ihm aus strömt der Segen über sie.

Jetzt aber nichts mehr von Parteibildern und Tendenzgemälden! Jetzt will ich Ihnen von einem Bilde sprechen das über allen Parteien und aller kleinlichen Tendenz erhaben ist. Ich meine die Judith von Horace Vernet. Das ist eine wahre Kunstschöpfung, es ist ein gepanzerter und geharnischter Gedanke der fertig und vollendet aus dem Haupte seines Schöpfers hervorgegangen, ein einheitliches Ganze an dem nichts fehlt, nichts anders sein kann und darf wie es eben ist, an dem Jedes seine Nothwendigkeit und seine Berechtigung hat. Und wie ist das gemalt, welche Kraft und Energie der Pinselführung, welche Wahrheit des Colorits, und welche Gedankentiefe in der ganzen Durchführung. Diese Judith ist ein Weib welches man mit schauderndem Entzücken und mit entsetzensvoller Andacht betrachtet. Ein volles, glühendes Weib welches mit Bewußtsein gesündigt hat, eine Heldin des Verbrechens, welche Schmach auf ihr eigenes Haupt geworfen, sich geschändet und dann ihre Schande abgewaschen hat in Blut. Die Geschichte dieser ganzen entsetzensvollen Nacht steht auf ihrer blassen Stirn zu lesen, ihre tiefgeränderten Augen leuchten von Zorn und Indignation, um ihren Mund spielt noch ein halb wollüstiges Lächeln, ihre Mienen drücken eine stolze Verachtung aus, eine Verachtung vor ihrer eigenen Entehrung, welche sie gerächt hat in Blut. Sie ist so eben dem Lager entstiegen, ihre Gestalt ist noch geschmückt mit jenem leichten üppigen Putz in welchem sie zum Holofernes kam. Das durchsichtige Gewand läßt ihre vollen Glieder durchschimmern, das Haar ist mit Perlen verziert, ein goldgestickter Mantel wallt von ihr nieder. Aber jetzt ist dieses Gewand mit Blut befleckt, und Blut klebt an diesem Arm welcher eben noch den Holofernes umfangen hielt. Sein Haupt hält sie in der krampfhaft geschlossenen Rechten, und läßt es eben hinab sinken in den Sack welchen die Alte, ihre Vertraute und Begleiterin, ihr hinhält. Judith sieht nichts; sie will nichts sehen, ihre Augen voll edlen Zornes starren in die Ferne, sie sieht weder das Haupt, noch sieht sie den Körper welcher dort hinter dem aufgeschlagenen Zelt auf dem sammtnen Ruhebette liegt, sie sieht nichts als ihre eigene, unermeßliche That, und unermeßlich ist der Blick mit welchem sie diese That des Entsetzens und der Demüthigung anstarrt. — In Wahrheit, dies ist ein Bild welches man nicht sieht, sondern welches man erlebt, ein ganzes vollendetes Drama welches der Maler mit der Kraft und Genialität eines Shakspeare uns vorüberführt!

Wien, d. 3. Mai.

[Die Auflösung Östreichs.]

♃ Östreich, diese europäische Großmacht, welche so lange mit Staaten und Quadratmeilen Handel getrieben, und alle möglichen erlaubten und unerlaubten Mittel angewendet hat, um ihr zusammengescharrtes Vermögen zu erhalten, dieses Östreich fällt jetzt unter dem Andrange seiner Provinzen zusammen, welche als dringende Gläubiger lange verjährte Forderungen einzuholen kommen. Je länger die einzelnen Elemente des großen Kaiserstaates auf den günstigen Zeitpunkt hatten warten müssen, um ihrem glattgepanzerten, büreaukratisch gewaffneten Unterdrücker an den Leib zu gehen, desto kräftiger geschieht es jetzt, und vergebens ist Östreich bemüht seine große Wunde im Süden zu verstopfen; der Norden, der Osten und der Westen stürmen gleich furchtbar gegen dasselbe ein. Im Norden, in Böhmen treten die Tschechen mit jedem Tage entschiedener gegen die Deutschen auf, und ein selbstgebildetes Tschechisches Nationalcomité in Prag fühlt sich kräftig genug, den Erlassen des hiesigen Ministeriums jede Folgeleistung zu versagen. Die Wahlen zum deutschen Parlament wurden bis vor wenig Tagen gar nicht ausgeschrieben, trotzdem der Befehl dazu von Wien aus gegeben war. Graf Stadion hatte nicht den Muth, Angesichts der Tschechen einen solchen Schritt zu thun, und erst eine Deputation der Deutschen aus Prag welche die Berechtigung die Wahlen anzuordnen vom Minister nach Böhmen zurückbrachte, betrieb die Sache mit Eifer. Dafür dürfen diese Deputirten, wie ich höre, sich in Prag nicht ohne Bedeckung auf die Straße wagen. Kuranda und Wächter, welche im Namen des Funfzigerausschusses nach Böhmen gingen, um eine Annäherung der Deutschen und Tschechen zu bewirken, mußten Prag flüchtig verlassen; der aufgehetzte Pöbel hätte sonst das Hôtel gestürmt. Alles läßt in Böhmen das schlimmste, den Bürgerkrieg, fürchten. Bereits werden die Juden verfolgt, zum Vorspiel für größere Parteikämpfe. Eger und ein großer Theil des nördlichen Böhmens will sich ganz von Böhmen losreißen und zum deutschen Östreich schlagen; eine von Eger gestern hier angelangte Deputation stellt dies Ansuchen der nördlichen Kreise ans Ministerium. Es dürfte dies das Losungszeichen zum blutigen Kampfe werden. — In Lemberg herrscht eine Schwühle wie vor Gewittersausbruch, in Krakau Grabesstille. Im „loyalen“ Ungarn reißt man sich mit der letzten Faser auf die allerloyalste Weise von Östreich los. Man verlangt die schleunige Zurückberufung aller ungarischen Regimenter und verbietet diesen so wie allen Militärcommandos künftighin Befehle von Wien in Empfang zu nehmen; jetzt wissen wir, wozu die Ernennung eines ungarischen Kriegsministers war. — Unsere Regierung hat aber bis zur Stunde nicht einen einzigen energischen Schritt gethan; sie fällt von einem Mißgriff in den andern. Unserem Ministerium fehlt alles Talent; Pillersdorf, der Einzige auf den man baute, ist alt, schwach, schwankend, wenn auch, wie wir glauben wollen, ehrlich. Als Minister hält er sich unmöglich mehr lange; er verräth seine Schwäche zu sehr bei jeder Gelegenheit, und so muß er weichen, wenn nicht heute doch morgen.

München, d. 1. Mai.

[Die Wahlen zum Parlament; Fallmerayer und der Bauhofklubb; die Ultramontanen; die Kammern; Literatur, Theater und Bod.]

ẞ Die Wahlen zum Parlament in Frankfurt fielen auf Professor Fallmerayer (den Fragmentisten) und Ministerialrath Hermann, während in Augsburg mit großer Stimmenmehrheit Advokat v. Paur zum Abgeordneten erwählt wurde. Gegen die hiesige Wahl erhoben sich viele Stimmen. Der Bauhofklubb hat auch beschlossen, an den Funfzigerausschuß eine Adresse zu verabfassen, woraus derselbe ersehen soll daß die gewählten Abgeordneten keineswegs dem Gesammtvolkswillen, sondern nur einer Partei entsprächen. Der Bauhofklubb selbst hatte Fallmerayer in einer seiner Versammlungen gewählt, schickte jedoch gleich darauf eine Deputation an ihn ab, um ihn zu befragen ob er mit dem vom Klubb ausgegebenen Manifeste übereinstimme. Fallmerayer gab auch allzusehr eine ausweichende Antwort und der Klubb schlug einen andern seiner Candidaten zum Abgeordneten vor. Soviel mir bekannt ist, will Fallmerayer eine Art Vororts-verfassung für das Gesammtvaterland, so daß Preußen, Östrich und Baiern als Vorort mit einander abwechseln würden. Ich erkenne darin das nicht was Deutschland frommen kann. Einheit und Stärke des Gesammtvaterlandes hätten dabei die schlechtesten Garantien; was der eine Vorort vielleicht baute, risse der andere nieder; die Eifersucht wäre nicht der Einheit, sondern der Zerissenheit förderlich! Was den andern gewählten Abgeordneten betrifft, so hat dieser in der am Ostermontage in dem benachbarten Neuberghausen vom Bauhofklubb abgehaltenen Volksversammlung ein Glaubensbekenntniß abgelegt das ich eben so wenig für geeignet halte, ein starkes, einiges Deutschland aufzubauen. Er hält es für nöthig daß die künftige Oberleitung beim Parlament immer einem Fürsten übertragen werden müsse, nicht einem durch freie Wahl hervorgegangenen Manne. Er lähmt ferner die Kraft der Centralregierung in Frankfurt auch dadurch daß er den einzelnen Regierungen wo möglich viel Competenz der obersten Leitung gegenüber einräumt und z. B. sogar eine allgemeine deutsche Gesetzgebung von den Befugnissen der Centralgewalt ausschließt. Insofern ist es wohl nicht anders denkbar als daß der Bauhofklubb und mit ihm vielleicht der größte Theil des Volkes, dem vor Allem an einer starken, kräftigen Centralgewalt liegt, die Wahl dieser Abgeordneten beanstandet, wozu besonders auch das noch hinzukommt daß die Gültigkeit der hiesigen Wahlmännerwahlen bereits angefochten und in Zweifel gezogen ist, da die Zersplitterung der Urwahlen in 42 Wahldistricten und die Beschränkung der Wahlmännerwahl auf jeden einzelnen District, statt auf den ganzen Burgfrieden, mit dem Wahlgesetze und der einzelnen magistratischen Verordnung in Widerspruche stehe.

Die ultramontane Partei hat nun zwar bei uns, wie aus der Wahl der beiden Abgeordneten hervorgeht, kein Resultat erzielt: denn die beiden Männer haben mit dem Ultramontanismus nichts zu schaffen, sondern sind demselben sogar entschieden — wenigstens ist es von Fallmerayer bekannt — entgegengetreten; aber die ministerielle und bureaukratische Partei, der sich hier besonders auch die Bourgeoisie anschloß, hat so ziemlich den Zweck ihrer Wahlagitation erreicht. Zu bedauern ist es übrigens daß die hiesige Bürgerschaft auf einmal eine so liberal-conservative Gesinnung an den Tag legt und die entschiedene Freisinnigkeit desavouirt, ja den Bauhofklubb gewissermaßen zu fürchten anfängt. Es ist hie und da die Wahrnehmung gemacht worden daß dem Bürger die Bewegung schon zu lange dauert. Davon trägt die momentane Stockung des Handels und Wandels, die allerdings auch hier bemerkbar ist, die Schuld. Doch sollte der Bürger bedenken daß dies vorübergehend ist, aus der Bewegung und Aufregung bessere Zustände in geistiger und materieller Beziehung hervorgehen müssen.

Unsere Kammer singt bereits ihren Schwanengesang, wenigstens die Minderheit, die mit entschiedener Freimüthigkeit stets auftritt und beständig die Mehrheit daran mahnt daß es Zeit sei nach Hause zu gehen und einer neugewählten, aus frischen Kräften bestehenden Kammer Platz zu machen. Die Minister, größtentheils aus der Kammer selbst hervorgegangen und, weil der freisinnigen Richtung derselben angehörig, oft viel freisinniger als die Kammermehrheit selbst, arbeiten unausgesetzt; sie bringen oft in einer Woche 3 Gesetzentwürfe ein, doch haben sie sich manche unnöthige Mühe gemacht und die Minorität hat es ihnen wenig gedankt. Ich glaube auch mit Recht: hätten sie ja manchen Gesetzentwurf z. B. über Öffentlichkeit und Mündlichkeit, über Kapital- und Einkommensteuer, über ein Anlehen im Wege freiwilliger Subscription, über die Grundlagen der Gesetzgebung über die Gerichtsorganisation, erst später bringen können und dafür solche früher, die die Minorität (dazu gehört vornehmlich Stockinger mit den übrigen Pfälzern) dringend verlangte z. B. über die ständische Initiative, über Volksbewaffnung, über das Recht der Association rc. Über die ständische Initiative, ist endlich diese Woche ein Gesetzentwurf eingereicht worden, über die beiden letztern Punkte noch nicht. Das Ablösungsgesetz, bereits eingebracht, wird nächste Woche berathen werden; es ist sehr umfassend. Auch ein Gesetz über die neuen Wahlen zur Ständekammer ist bereits eingebracht, aber leider ist darin weder eine directe Wahl festgesetzt, noch der Census ganz aufgehoben. — Die Reichsrathskammer scheint sich in Freisinnigkeit zu überbieten. Ist es ihr ernst damit? Fühlt sie daß das Gegentheil nicht mehr möglich ist? — Die Geschicke drängen wollend oder nicht wollend die Menschheit zu ihrem großen Ziele hin.

Unsere Literatur geht in Flug- und Zeitungsblättern auf. Wer liest jetzt ein umfangreiches Buch? Wer will jetzt, wo das Leben drängt und treibt, sich in die graue Theorie versenken? — Die Polizei hat das freie Colportiren von Flugblättern — die übrigens in viel geringerer Zahl jetzt an Straßenecken anzutreffen sind — zwar erlaubt, doch muß der Colporteur zuerst Anzeige davon machen. Das ist immer noch Beschränkung und paßt nicht zur vollkommenen Preßfreiheit.

Unser Theater steckt mitten in den Possen Nestroy's und ähnlicher Producte, und macht Späße und Sprünge, während draußen die Zeit im Kothurn einher geht. Gestern erst wurde „Zu ebener Erde und im ersten Stock" aufgeführt. Es ist übrigens gar nicht nöthig daß die Theaterintendanz hier das Ihrige dazu beizutragen sucht, den politischen Aufschwung zu paralysiren; unsere Bürger sind schon wieder ganz zahm und ruhig und sehen mit großem Mißfallen auf solche Klubbs, die sich nicht scheuen, die Consequenzen der Freiheit zu ziehen. Übrigens dauern die Waffenübungen besonders der Freicorps fort, Militärabtheilungen verlassen beinahe jede Woche unsere

Stadt nach der Rhein- und Tyrolergrenze hin; in die letztere Gegend wird auch ein vom Herzog Max gebildetes und unterhaltenes Freicorps in Bälde ziehen. Allenthalben sendet das Kriegsministerium nach der Versicherung desselben Waffen hin. Alle Staatsbauten werden aufgenommen, um den Beschäftigungslosen Arbeit und Brot zu schaffen. Die Industrie soll kräftigst unterstützt werden, zu welchem Zwecke auch ein Anlehen von 7 Millionen von der Kammer bewilligt wurde. — Über alle dem vergessen die Münchner ihren Bock nicht, den sie heute, am 1. Mai, festlich bekränzt einführen.

Zur Chronik der Gegenwart.

— Zu Anfang Mai erwarten zwei große Nationen von ihren Vertretern die Gestalt ihrer nächsten Zukunft. Frankreich und Deutschland eröffnen ihre Nationalversammlung; gleichzeitig wird in Paris und in Frankfurt über das Wohl und Weh beider Völker getagt werden. Wie verschieden sind die Verhältnisse und die Stimmungen unter welchen die 900 Bürger Frankreichs und die 600 Abgeordneten Deutschlands an der Seine und am Main zusammentreten! Frankreich ist aus Mangel an fürstlicher Anwartschaft Republik geworden. Deutschland läuft Gefahr aus Überfluß an Fürsten in der Republik ein Heil zu suchen. Frankreich kämpft gegen die Schrecken des Communismus, vor welchen aller Wohlstand flieht, Handel und Wandel stockt. Deutschland hat die nichtswürdigen Versuche einiger republikanischen Tollköpfe zu beklagen, und läßt sich jetzt von den 17 Vertrauensmännern die Frage vorlegen ob es nicht räthlich einen Erbkaiser zu wählen, damit man — vor der Republik ein für allemal sicher sei! — Wie verschieden sind auch die Bedürfnisse beider Länder! Frankreich, der tyrannischen Concentration hoffentlich endlich müde, bedarf einer Emancipation der Provinzen von Paris. Deutschland, umgekehrt, der zerfahrenen Vielheit seiner selbständig gewordenen Provinzen überdrüssig, bedarf der zusammenfassenden Kraft und Einheit im Parlament. Allein in Frankreich sträubt sich der Nationalstolz gegen die heilsame Decentralisation. In Deutschland lahmt die deutsche Eintracht an Östreichs zaghafter Scheu vor den Slawen! Östreich bleibt sonderbündlerisch gesinnt.

— Die siebzehn Vertrauensmänner haben ihren Entwurf zu einer deutschen Reichsverfassung zu Tage gefördert. Der Vorschlag, einen Erbkaiser zu wählen, würde sich vor vier Wochen noch nicht an's Licht gewagt haben; jetzt verhilft uns die Furcht vor der Republik dazu. Selbst die Siebzehn haben es nicht zur Einstimmigkeit unter sich bringen können, dem deutschen Parlamente künstlich diese Spitze aufzusetzen. Mögen die 600 deutschen Männer die über die Form eines einigen Deutschlands tagen werden, sich nicht von falscher Furcht bestimmen lassen! Die Macht der Eintracht liegt im Parlament; ein gewählter Erbkaiser bleibt der Zwietrachtsapfel zwischen unsern hohen Häusern! — Der Entwurf der Siebzehn trägt alle Spuren jener historischen Schule an sich die mit Dahlmann, Albrecht und Gervinus bezeichnet ist. Der Entwurf warnt uns vor dem „plötzlichen Bruch mit unserer Vergangenheit." Historiker sind keine Staatsmänner; diese sollen die Bedürfnisse der Gegenwart erwägen, nicht die abgethanen Nöthigungen der Vergangenheit uns von neuem aufbürden.

— Das einzige Heil das wir an den Entwurf der Siebzehn knüpfen können, wäre die Möglichkeit daß Östreich nur unter der Bedingung eines deutschen Erbkaisers zu Deutschland hielte. Soll man Östreich in dieser Schwäche bestärken? Und bleibt Östreich doch nicht bei seinem Sonderinteresse, auch wenn die constituirende Nationalversammlung sich für ein erbliches Oberhaupt erklärte, aber keinen Östreicher dazu erwählte? — Männer Deutschlands, erwäget, ob wir und wie wir mit Östreich zusammengehen können! — Wir sind überzeugt daß Östreich in Jahr und Tag bitten würde, unbedingt zu Deutschland gehören zu dürfen.

— Die Times meint, der Entwurf der deutschen Reichsverfassung verrathe Männer von großer politischer Gelehrsamkeit, aber geringer politischer Erfahrung. Sie besäßen Weisheit, Patriotismus, wohl auch Tugenden und Verdienste, allein der menschlichen Befähigung, den materiellen Nothwendigkeiten und sachlichen Elementen sei in ihrer gelehrten Arbeit nicht Rechnung getragen. — Die Engländer bewähren damit wieder ihren praktischen Blick.

— Während die Times auch die Polenfrage sehr richtig auffaßt, erlaubt sich La Réforme, Ledru-Rollin's Organ, die frechsten, absichtlichsten Entstellungen. Die Polen, liest man da, seien durch uns aus Frankreich zurückgelockt in die Falle wo wir sie fingen und abschlachteten. Die Zustände in Deutschland sind nach dieser Réforme die widerwärtigsten die man sich erlügen kann.

— In Leipzig ist nicht ohne Schwierigkeit Robert Blum zum Nationalvertreter für Frankfurt erwählt. — Leipzigs Wahlkreis hätte dergestalt ausgedehnt werden sollen daß er zwei Vertreter zu stellen hatte. Die Bedeutung der Stadt verlangt das. Wahrscheinlich fühlt sich Leipzigs Bildung und Intelligenz nicht in Robert Blum, dem Manne des Volkes, vertreten. Aber Bildung und Intelligenz in Leipzig sind doch nicht im Stande gewesen einen Gegencandidaten durchzubringen. Biedermann war bereits von Zwickau, Albrecht von Harburg gewählt. Bassermann in Mannheim wurde wie aus Verlegenheit kurz vor der Entscheidung noch aufgebracht, erhielt aber auch bei der Ersatzmannswahl gegen Wuttke nur die Minderheit. — Die Partei des Volks ist organisirt, und hat mehr Vertrauen zu ihren Organen; deshalb wird sie überall die Partei der Bildung und der Intelligenz überflügeln.

— Würtemberg hat seine Koryphäen für Frankfurt in's Treffen gestellt. Uhland, Schott, Paul Pfizer, Vischer sind abgeordnet; David Strauß unterlag einem Pietisten in Ludwigsburg. Aus Baiern und dem Münsterland kommt viel katholische Geistlichkeit. Ein eigenthumliches Schauspiel unter den Wahlkämpfen bot Düsseldorf. Das katholische Düsseldorf hat sich von der kleinen protestantischen aufgeklärten Fraction überflügeln und überstimmen lassen. Advocat Wesendonk, ein Protestant, ist gewählt. Nicht die größte, sondern die thätigste Partei trägt überall den Sieg davon.

— Aus Berlin schreibt man uns von heftigen Wahldebatten. Das kritische Berlin legte an jeden Candidaten die feinste Nagelprobe. Gegen Mundt der zu den Wahlmännern gehörte, trat Schuldirector Bonnel mit der Anklage auf, Mundt habe in der „Wally" die Emancipation des Fleisches gepredigt, er könne Berlin nicht vertreten. Als der Angegriffene entgegnete, er habe nie ein Buch „Wally" geschrieben, vielleicht sei ein Buch „Madonna" gemeint; äußerte Hr. Bonnel: Gleich viel, gelesen hab' ich weder das Eine, noch das Andere! — Ein lautes Gelächter brachte den weisen Schriftgelehrten zur Ruhe.

— Während jetzt überall in Deutschland die ansässigen volljährigen Deutschen für Frankfurt wählen, gehen alle die mit ihrem Aufenthalt wechseln, mit Heimathschein versehen im deutschen Nachbarlande noch nicht eingebürgert sind, ihres Wahlrechts verlustig. An Intelligenz und Thatkraft geht uns damit für Frankfurt ein guter Theil patriotischer Brüder verloren. Die Anzahl solcher „deutschen Ausländer und Fremden" die nebenan heimisch sind, beläuft sich in Deutschland auf eine Million wahlfähiger Männer. Im Königreich Sachsen zählt man allein 20,000. Machen 50,000 Seelen einen Abgeordneten nach Frankfurt, so dürfen 20,000 volljährige wahlberechtigte Männer jedenfalls einen Vertreter stellen. Seine Berechtigung wird schwerlich das Parlament bezweifeln. In Sachsen geht jetzt diese Wahl vor sich. Das Ministerium behindert sie nicht, die städtischen Behörden übernehmen gefällig die Regulirung der nach Leipzig abzugebenden Wahlzettel.

— Will Östreich deutsch oder slawisch werden? So ist die Frage zu stellen. Die Regierung muß sich entscheiden; es läßt sich nicht mehr laviren. Die Völker Östreichs haben entschieden und werden sich entscheiden. Nicht die Tschechen in Böhmen, sondern die Tschechomanen in Prag sind es welche sich von Deutschland lossagen wollen, sich hinter der Gesammtmacht Östreich verkriechen, um panslawistisch Rußland in die Hände zu arbeiten. Prag hatte sich überraschen und überrumpeln lassen. Ein Herr der so eben aus Prag zur Leipziger Messe kommt, erzählt uns von einer Reaction gegen die Tschechomanen. Faster ist der Name ihres Hauptagitators; sein Haus ist gestürmt. Die Studenten in Prag halten die Ordnung aufrecht. Einige heimlich gedruckte Proclamationen der Tschechomanen werden der Regierung über die wahren Zwecke dieser wühlerischen Partei wohl die Augen öffnen. Die eine derselben stellt die Erblichkeit der Monarchie in Frage, während diese Tschechomanen sich öffentlich den Schein geben zu Haus Habsburg in jedem Falle zu halten. — In Raudnitz, dem Sitze der Lobkowitz, ist auf die deutsche Flagge mit welcher die „Bohemia" vorüberfuhr, geschossen; seitdem fährt das Dampfschiff auf der Elbe ohne Fahne. — In Wien hat sich das Regiment bereits geändert. Es soll der Befehl nach Böhmen ergangen sein unverzüglich für Frankfurt zu wählen. Am besten, die Deutschen ermächtigen sich selbst dazu, und wählen mit den Waffen in der Hand.

— Es scheint daß in Böhmen zwei Fünftel, in Prag sogar zwei Drittel der Bevölkerung sich die Berechtigung ihres Daseins erst erkämpfen sollen! Ihrer Saumseligkeit, ihrem Mangel an patriotischem Bewußtsein verdanken die Deutschen in Östreich den schnöden Übermuth mit welchem die Tschechomanen ihnen entgegentreten. Östreich war ein lässiger Vertreter des deutschen Elementes. Mit den slawischen Liebhabereien des böhmischen Adels that es schön und dachte nicht an Kräftigung des Bürgerthums, die Stütze des deutschen Lebens. Die Sache der Deutschen in Siebenbürgen gab man auf und duldete panslawistische Wühlereien deren Endziel ein slawischer Universalstaat unter Rußland ist. Auch jetzt ist die östreichische Regierung blind genug, nicht in der Kräftigung der deutschen Elemente ihr Heil zu suchen. Die Deutschen werden den Ungarn die Hand reichen müssen um Herr zu werden der wüsten und brutalen, unklaren und dumpfen Wühlerei der Slawen.

— In dem jetzt veröffentlichten Hirtenbriefe des Erzbischofs Przyluski von Posen heißt es ausdrücklich: Kinder, mit dem Anschluß an Deutschland ist das Interesse der katholischen Kirche in Gefahr! — Jetzt bezweifele man noch den lügnerischen Fanatismus der polnischen Priester! — An die Stelle des Mantelträgers Willisen ist General v. Pfuel getreten. Von diesem erhielt der Leipziger Verein „zur Wahrung der deutschen Sache im Osten" ein Dankschreiben. Der deutsche Ausschuß für den Czarnikauer Kreis bevollmächtigte den Vorstand des Leipziger Vereins zur fernern Handhabung der deutschen Interessen in Posen.

— England hat durch Privatbeiträge für Hrn. Cobden eine Summe von 79,000 Pf. St., über eine halbe Million Thlr., zusammengebracht. Für seine freiwilligen Bemühungen zum Nutzen des englichen Handels im Auslande zahlt man ihm 500 Pf. St. Unkosten, für den Rest der Summe kauft man ihm ein Landgut. — Wie beschämt fühlen mir uns, denken wir an Friedrich List, den wir bei seiner eben so freiwilligen patriotischen Bemühung verkümmern ließen, um nach seinem Tode ein Sümmchen zusammenzutreiben, die Seinigen vor Mangel zu schützen und ihn mit einem Stein zu ehren. Die Allgemeine Zeitung schlägt vor: unsere erste Dampffregatte Friedrich List zu taufen.

— Der dänische Krieg wird uns zu einer Flotte verhelfen. Dänemark muß füglich mindestens die Hälfte seiner Flotte uns abtreten, da dieselbe so lange von Schleswig-Holsteinischem Gelde erhalten wurde. Und das bedrohte Hamburg hat endlich patriotische Regungen. Hr. Slomann, der Gründer der hanseatischen Dampfschiffgesellschaft, erbot sich schon unlängst mehrere der großen Huller Dampfschiffe mit Sechsundachtzigpfündern zu bewaffnen, ohne daß der Hamburger Senat darauf einging. Jetzt haben die Hrn. Sloman und Godeffroy einen Verein gestiftet zur Gründung der deutschen Flotte. Jeder von ihnen hat bereits ein Kauffahrteischiff zur Verfügung gestellt.

— Aus Berlin schreibt man uns daß Karl Beck — als Professor — nach Pesth berufen wurde und bereits dem Rufe in seine Heimath gefolgt ist. Wir wissen nicht was sich mit dieser nominellen Professur verknüpft. Vielleicht will Ungarn einen seiner Dichter in ihm ehren.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

F. Gustav Kühne.

1848. 20. Mai. | **№ 21.**

Ölsners politische Denkwürdigkeiten.

Varnhagen von Ense und Zschokke haben wiederholt auf Ölsner hingewiesen; Dorow gab vor Jahr und Tag dessen Briefwechsel mit Stegemann heraus. — Conrad Engelbert Ölsner war ein Schlesier, 1764 in Goldberg geboren, studierte zu Frankfurt an der Oder und in Göttingen, ging beim Ausbruche der französischen Revolution nach Paris und nahm dort, jedoch nur als Zuschauer und Schriftsteller, lebhaften Antheil an den Ereignissen. In der Schreckenszeit mußte er flüchten. Späterhin wurde er in Paris Geschäftsträger der Stadt Frankfurt und einiger kleineren Fürsten. Vertraute Freundschaft mit Sieyes, sagt Varnhagen, machte ihm Alles erreichbar; aber die angesehensten, einträglichsten Posten schlug er aus, er wollte kein Franzose werden, am wenigsten ein Diener Napoleons. Große Summen die er benutzen durfte, lieferte er unversehrt zurück, während er Mangel litt. Ein sehr reicher Oheim in Schlesien enterbte ihn, weil er nicht nach Schlesien gehen wollte um die Erbschaft anzutreten. Als er später, um seine Mutter zu sehen, die Heimath wieder betrat, hielt man ihn für einen französischen Sendling, verhaftete ihn preußischerseits, gab ihn jedoch bald wieder frei. Nach dem Sturze Napoleons hoffte man vielerlei Zwecke durch ihn ausführen zu können. Ölsner wurde preußischer Legationsrath, lebte in Frankfurt am Main, in Berlin, in Paris, woselbst er 1828 starb. Bei wenigen Bedürfnissen liebte er eine gewisse vornehme Unabhängigkeit. Mit vertrauten Freunden schriftlich und mündlich die Welt zu besprechen, die handelnden Personen mit seinen Ansichten und Rathschlägen zu unterstützen, war seine Lieblingsbeschäftigung; er hatte in diesem Punkte viel Ähnlichkeit mit seinem Landsmanne, dem Grafen Schlabrendorf. Die Thätigkeit seiner Feder erledigte sich meist brieflich. Sein literarischer Ruf gründete sich auf die sehr zufällig entstandene, aber meisterhaft in französischer Sprache verfaßte, von dem Nationalinstitut gekrönte Preisschrift über Mohamed. In Saint-Simonts Schriften, sagt Varnhagen, sind ganze Stücken von Ölsner. Von seinem schriftlichen Nachlaß hat sein Sohn, Dr. G. Oelsner-Monmerqué vor der Hand einen Band deutscher und französischer Aufsätze*) herausgegeben. Derselbe verspricht mit seines Vaters Arbeiten über die französische Revolution wichtige Beiträge zu liefern, namentlich zur Geschichte der Girondisten, um aufzudecken wie weit es einem französischen Schriftsteller (Lamartine) gelungen sei „die Wirklichkeit nach Gutdünken in ein poetisches Gewand zu kleiden." Unter Ölsner's Papieren war eine ausführliche Geschichte der politischen Mißgriffe zu Wien und zu Aachen schon 1828 als deutsche Handschrift druckfertig.

Ein Aufsatz über Friedrich den Großen und dessen Einfluß auf sein Jahrhundert eröffnet die Reihe der interessanten Mittheilungen. Es folgt ein Rückblick auf die französische Revolution, geschrieben im Jahre 1817. Wir theilen diesen Artikel hier mit, nicht um jedes seiner Worte zu unterschreiben, sondern um Ölsner's Charakter hieraus kennen zu lernen.

*) Bremen, bei Franz Schlodtmann 1848. — Der Herausgeber ist der Verfasser des interessanten Buches: „Schwarze und Weiße, Skizzen aus Bourbon."

Rückblick auf die französische Revolution.

„Nach vierzig Jahren noch ist das Resultat der nordamerikanischen Revolution in den Händen derer die den Freistaat gründeten. Sie wurde mit geringen Mitteln begonnen und vollführt. Der Frahzösischen standen unermeßliche Kräfte zu Gebote und ein Glück ohne Beispiel. Auch entwickelte sie sich im Verhältniß der Umstände die sie begünstigten, mit einer Gewalt der nichts widerstehen konnte. Aber von dem Sitze der Macht wurden nach der Reihe die Verwegenen geschleudert, welche die Revolution lenkten oder zu lenken meinten, indeß der Wagen selbst weiter rollte, bis er gerade endlich auf die Station zurückzukommen schien, von der er ausgefahren war. Man nenne mir ein Beispiel schimpflicheren Mangels fester Haltung als hier die Franzosen aufstellten, im Ganzen und im Einzelnen; denn hätte nicht im Einzelnen Gewissenlosigkeit und wortbrüchiger Leichtsinn vorgearbeitet, nimmermehr wäre die Masse so beweglich, so leichtsinnig erfunden worden, sich umsatteln und nach jedem willkürlichen Ziele leiten zu lassen. Doch nicht Wankelmüthigkeit allein, sondern auch Anmaßlichkeit machte Frankreich zum Spotte der Welt. Diese Anmaßlichkeit — recht eigentlicher Geburtsmakel des französischen Geistes — wurde, als sie sich auf einen der Übung fremden Gegenstand, die Revolution, wandte, in ihren Mißgriffen durch die Unerfahrenheit verstärkt. — In der Unerfahrenheit jedoch sind die Franzosen nicht ohne Unglücksgefährten und können mit der Zeit deren noch mehr bekommen. — Bis zur zweiten Vertreibung der Stuarts ging es den Engländern um kein Haar besser als den Franzosen, und allenthalben, wo gleiches Beginnen in gleichem Umfange unternommen wird, dürfte der Erfolg der nämliche sein, wie damals in England und diesmal in Frankreich. Ein wesentlicher Grund des Mißlingens liegt in der Sache, die allzuviel Zwecke auf Einmal umfaßt. Wir sehen daß diejenigen Revolutionen welche ebenmäßig fortlaufend, ihr vorgestecktes Ziel erreichen, wie die Eidgenossenschaft in Vertreibung Östreichs, Schweden in Vertreibung der Dänen, Holland und Portugal in Abwälzung des spanischen Jochs, Nordamerika im Abschütteln der englischen Herrschaft, sich um einen factischen sicheren Punkt schlugen; dahingegen die Lutherische Reformation, das englische lange Parlament und die constituirende Versammlung Frankreichs allgemeine Grundsätze zu behaupten suchten. Deutschland ist glücklich zu preisen daß es keine verwickelte metapolitische Aufgabe zu lösen, sondern nichts als die reine, einfache und klare Thatsache ständischer Verfassungen zu bewerkstelligen hat. — Weniger griff die Lutherische Reformation in die Vielseitigkeit der gesellschaftlichen Verhältnisse, als die französische Umwälzung. Demungeachtet hat die Reformation ein Jahrhundert lang geschwankt, bevor ihr Endresultat entschieden war. Die englische Revolution erhielt erst ihre Besiegelung durch Wilhelm, den großen Statthalter von Holland. Vermuthlich stehen wir noch nicht genug im Freien, um ein definitives Urtheil über die Folgen und Wirkungen der französischen Revolution fällen zu können. In der That ist die Rückkehr dieser Revolution auf ihren Abfahrtspunkt eine blos scheinbare, ein optischer Betrug. Die Correspondenten der fortschreitenden Bewegung decken sich. — Da die Motive welche die französische Revolution hervorriefen, nicht alle aus der Luft gegriffen waren, oder in Leidenschaften ihren Keim hatten, sondern aus Thatsachen und Vernunftrecht entsprangen, so wäre wohl abgeschmackt anzunehmen, — sagt ein guter deutscher Kopf, — daß ein so lebendiges Ganze, zu dessen Entstehung und Ausbildung nebst vielen Lastern auch viele Tugenden, nebst vielem Unsinn auch viel zweckmäßiger gesunder Verstand mitgewirkt, durchaus nichts Taugliches hervorgebracht habe oder hervorbringen werde. Schon liegt am Tage daß eine Menge Vorstellungen in Ausübung gekommen sind, die vor dreißig Jahren noch in den entlegensten Räumen des nackten Denkens schwebten."

Bitter und sarkastisch, aber nicht ohne ehrliches Wahrheitsgefühl ist Ölsner's Bruchstück über das Directorium der französischen Republik. „Man hat, sagt er, das Directorium mit zu großer Strenge, folglich nicht mit genügsamer Billigkeit gerichtet. Ihm mußte nothwendig Geburtsmakel ankleben aus den Zeiten und Umständen, deren Abkömmling es war. Kein Nachfolger kann sich ja ganz von den Wirkungen seines Vorgängers lossagen. — Eines der großen Gebrechen des Directoriums war die Gemeinheit. — Barras freilich suchte sich auf den Fuß der feinen Welt zu setzen. Die Frauen, so ihn umgaben, waren zu leichtsinnig. Überhaupt herrschte Lüderlichkeit in und um ihn. Der Ton seines Salons war der eines vornehmen Spielhauses. — Bei Reubel ging es ehrbarer her. Er selbst, der Director, ein tüchtiger, ehrlicher Mann, repräsentirte recht stattlich, aber nie hatten ihn die feineren Verhältnisse des Umganges bekümmert. Sein Haus wurde auf einem gering bürgerlichen Fuß geführt. Das Speisezimmer glich einer Gaststube, in der die Diligence abtritt. Das Frühstück wurde in grob irdenen

Gefäßen aufgetischt. Madame Reubel hatte den Schnitt und das Gezappel einer alltäglichen, wohlhabenden elsasser Bürgersfrau. — Bei den andern Directoren ging es nicht vornehmer zu. Ihre Weiber waren herzensgute und löbliche Hausfrauen, aber auf dem Theater des höheren Weltumganges machten sie allesammt eine klägliche Figur. Den Franzosen höherer gesellschaftlicher Bildung mußte es nothwendig unleidlich sein, dergleichen Gevatterinnen den Hof zu machen, und doch mußten sie es. — Einen großen Irrthum begingen sehr viele höchst rechtliche Männer Frankreichs, indem sie ihre Nation zu minder verfeinerter Lebensart und zu einfacheren Sitten zurückzuführen suchten. Sie verstanden ganz und gar nicht unsere Zeit. Diese strebt mehr als jede andere, ihre Genüsse zu verfeinern, zu vervielfältigen, zu welchem Zwecke sie mehr Freiheit verlangt, damit sie mehr Selbständigkeit üben könne. — Hätten die Deutschthümler ihre Absichten durchsetzen können, sie wären wie französische Terroristen zu Werke gegangen, uns in die rohen Zeiten des Mittelalters zurückzusetzen. Industrie, Handel, Kultur der feineren Künste waren ihnen gefährlicher Luxus. Sie hatten ja sogar den Filzhüten Krieg erklärt. Brüderschaft bei schwarzer Suppe, das war ihr Element. Dem Himmel sei Dank daß dem albernen Unfug, der schon anfing bluttriefend zu werden, Einhalt geschehen ist!"

Hiergegen muß erwähnt werden daß einer in sybaritischem Luxus untergehenden Welt jeder Zeit ein Reinigungsakt noth thut, soll auf gesunder Grundlage ein neues Leben mit frischen edlen Kräften möglich werden.

Bonaparte.

Eine eigenthümliche Beleuchtung erhält Bonaparte in Ölsner's Betrachtungen. Wir erfahren zu unserer Verwunderung daß der erste Consul geschwätzig gewesen sein soll. Wir kennen wohl Napoleons prahlerische Bülletins welche politische Zwecke hatten, aber es war uns bisher neu daß dieser Sohn des Mars auch persönlich seiner Zunge mit Wohlbehagen den Zügel schießen ließ um sich den Beifall der Menge zu erringen. Varnhagen schilderte uns Napoleon in seinem persönlichen Auftreten als bäuerisch, den Diplomaten Europa's gegenüber als höchst salonwidrig. Natürlich, das Genie aus dem Schooße des Volks brauchte nicht schön zu thun auf dem Parkettboden der Gesellschaft; Napoleon redete im Donner der Kanonen. Ölsner nennt Bonaparte geradezu einen „sehr verschmitzten Komödianten", der aus Italien an seine Frau flammende Liebesbriefe schrieb, lediglich um das Directorium zu täuschen. — Napoleon's Bild von Appiani in der Villa Melzi (am Comer See) war uns bisher der beste Commentar zum Charakter des jugendlichen Helden in Italien. — Bonaparte's Gesichtsfarbe, sagt Ölsner, war gelbgrün, das Gesicht hager, aber die Züge edel und nichts weniger als gemein; Glück und Wohlleben hätten später seinen Teint verschönert. Ein Kupferstich nach einer Zeichnung von Legros habe am treuesten den genialen Ausdruck seiner Eigenthümlichkeit wiedergegeben. — Nach seiner Rückkehr aus Italien sei ihm die Sache der Freiheit schon zu einer Phrase geworden. „Die Epoche der repräsentativen Verfassungen ist für die Völker eingetreten!" sagte Bonaparte zum Directorium. Barras antwortete in einem langweiligen Wortbrei, während dessen Bonaparte seinen Bekannten ein freundliches Lächeln zuwarf. Dieses Lächeln, sagt Ölsner, war mir auffallend „wegen der Anmuth womit es erschien, aber auch wegen der frostigen Schnelligkeit womit es ohne Übergang, ohne Nachspiel verschwand; es kam nicht vom Herzen." Das Kommando der italienischen Armee habe er nur durch eine wenig ehrenhafte Intrigue erhalten. Madame de Beauharnais, Josephine, sei mit Barras, der das Kriegsdepartement leitete, in sehr intimen Verhältnissen gewesen. Sie habe dem Director Furcht eingeflößt vor den Folgen ihres Umgangs mit ihm, das Kommando als Bedingung ihrer Heirath mit Bonaparte gestellt. Das Alles sei auf Bonaparte's Betrieb geschehen. — Die Siege in Italien wurden Geldquellen für das Directorium; kein Waisenhaus wurde verschont um Frankreich zu bereichern, und die mit Talent und Begeisterung geschriebenen Bülletins sicherten vor der Welt zugleich den Glanz des Feldherrn und der Regierung. Nur Carnot, der Bonaparte richtiger durchschaute, habe die kriegerische Dictatur gefürchtet und der Republik den Frieden gewünscht. Sieyes meinte es ehrlich, hoffte Alles von der bürgerlichen Organisation, hielt die Reformen auf einem methodischen Wege fest, kannte aber zu wenig die Wucht der menschlichen Leidenschaften. Bonaparte schmeichelte ihm, solange sein Ehrgeiz die Principien dieses unbescholtenen Republikaners nöthig hatte. Er hatte die ausübende Gewalt schon in der Hand als es sich um die Wahl eines ersten Consuls handelte. Die Commission war bei Sieyes versammelt. Auf dem Kamin stand ein litre; in dieses Gefäß wurden die Vota gelegt. Es hätte doch geschehen können daß die Mehrheit nicht für Bonaparte gewesen wäre. Dieser, der Wahl nicht trauend, ergriff das Gefäß und schüttete die Stimmzettel in's Feuer, indem er sagte, eine so

wichtige Sache lasse sich nicht mit Papierschnitzeln abmachen, Bürger Sieyes habe der Republik unter den gefährlichsten Umständen gut gerathen, ihm stelle man die Wahl anheim! Sieyes empfahl den sieggekrönten Helden für die erste Stelle des Staates, war aber nicht dreist und entschlossen genug sich ihm zur Seite zu setzen. Die auswärtigen Mächte jubelten der Erhebung Bonaparte's rauschenden Beifall zu. Ihre Vorurtheile, sagt Ölsner, machten sie kurzsichtig. Von dem täglich an Schwäche zunehmenden Directorium hatten sie nichts zu fürchten; allein sie merkten nicht die Gefahr, welche ihnen in dem dreißigjährigen Helden an der unumschränkten Spitze einer kriegerischen Nation erwuchs. Bonaparte war Soldat; das adelte ihn in ihren Augen. Mit ihm glaubten sie sich weniger zu beschmutzen als mit jenen Bourgeois aus denen das Directorium bestand und von denen der Dichter Ducis gesagt hatte: ce sont des bourgeois ivres d'eau-de-vie dans le cabaret de la sottise! Der Anfang seiner Regierung, sagt Ölsner, war sehr lobenswerth; er setzte dem Parteigeist Grenzen und zügelte die wilde Hyder der Zwietracht. Bonaparte hat in der That den Dämon der Revolution gebändigt; er ließ den französischen Geist verschnaufen und aufathmen, um die Errungenschaften des großen Umsturzes gesetzlich festzustellen. Niemand wird leugnen können daß Napoleon als Consul ein weiser Gesetzgeber, ein kluger Verwender der Staatseinkünfte, ein guter Ordner, Verwalter und Friedensstifter war. Das Volk hatte den Feldherrn bewundert und betete jetzt in ihm den Mann des Friedens an. Seine Friedensthaten waren aber nur der Ertrag der großen Revolution, deren ungetreuer Sohn er wurde. Der Übergang aus dem Staube des Volkes zum Glanz des Thrones war für ihn wie für Rienzi und Masaniello zu schnell; allen diesen Helden des Volks wurde auf der Höhe schwindelig. Ölsner behauptet sogar Bonaparte sei mit mehr Glück als Anstrengung zur höchsten Macht gelangt. Die Erbfürsten Europa's huldigten ihm; Schmeichler spornten seinen Ehrgeiz zu immer neuen Wagnissen. Gleich mit dem Frieden von Amiens stieg in ihm jener souveräne Dünkel auf, der ihn zum Kaiser machte, um ihn später dem allgemeinen Völkerhasse preiszugeben. Der englischen Aristokratie allein blieb seine Erhebung aus dem Volke verhaßt. Bonaparte vermaß sich, der freien Presse und der freien Parlamentsrede Englands Grenzen stecken zu wollen. Es begannen die großen politischen Sünden Napoleons. Gegen Toussaint-Louverture, den großartigen Neger der Sanct Domingo für Frankreich erhalten hatte, beging man die grausamste Treulosigkeit. Einzelne Complotte wurden benutzt um Bonaparte's absolute Herrschaft herbeizuführen; die Hinrichtung des Herzogs von Enghien, den Ölsner nicht ganz für unschuldig hielt, machte alle Herzen erbeben, und mit dieser völkerwiderrechtlichen grausamen Missethat war der Thron eines neuen Fürsten festgestellt!

Der deutsche Bund.

Ebenfalls aus dem Jahre 1817 sind Ölsner's Betrachtungen über den deutschen Bund. Er stellte damals die Frage, woran dieser Bund scheitern werde! Er meinte: an der souveränen Willkür der Fürsten, die sich an den Begriff ihrer unumschränkten Macht gewöhnt. Der Bundestag sollte ein Amphiktyonengericht über die Fürsten sein, aber niemand könne verbürgen daß die verwöhnten Machthaber sich dem Urtheilsspruche unebenbürtiger Schiedsrichter, in denen sie lieber ihre Beamten und Diener sähen, unterwerfen würden. Ein Bundesstaat sei ohne gewisse Zumuthungen nicht als haltbares Ganzes zu denken; in der Weltgeschichte kenne man aber nur ein einziges Beispiel daß sich ein Gott freiwillig hingab, um an's Kreuz geschlagen zu werden. — Noch heute steht für uns die Frage offen, ob die Fürsten mit ihrer souveränen Macht sich unter ein Parlament deutscher Nation beugen werden! Nach der Leipziger Schlacht war die Dictatur in die Hände der Verbündeten gelegt; bei ihnen stand es Deutschland neu einzutheilen und ihm die nöthige Freiheit zu geben. Der Beifall des wohlgesinntesten und kräftigsten Theils der Nation hätte im Voraus jede Neugestalt Deutschlands genehmigt; aber die siegenden Mächte hatten weder den Muth noch die Einsicht ihre Sendung zu erfüllen. Die Anarchie, welche die Fürsten seit dem Lüneviller Frieden und mit dem Rheinbunde über Deutschland brachten, kann nur ein Parlament beenden, das den Gesammtwillen der Nation zusammenfaßt und an ihn die Majestät unserer nationalen Existenz knüpft. — Ölsner gab schon damals einige richtige Grundzüge zur deutschen Nationalwohlfahrt an. Alle deutschen Bundesverwandten, sagte er, müssen sich zu einem gemeinschaftlichen politischen Glauben kennen. Hauptartikel dieses Glaubens seien folgende: Kein deutscher Fürst kann aus unumschränkter Machtvollkommenheit regieren. In Beziehung auf seine Bundesverwandten fügt er sich dem Gutachten des Vereins, in Beziehung auf seine Unterthanen folgt er nicht willkürlichen Beschlüssen, sondern Gesetzen, gegründet auf seine und der Landstände gegenseitige Übereinkunft. Daß die

Landstände zum Theil wenigstens vom Volke, für dessen Interesse der Staat arbeitet, durch freie Wahl ausgehen müssen; daß ihre Verhandlungen öffentlich, ihre Personen wegen geäußerter Meinung unverletzlich, Preßfreiheit der sicherste Bürge dieser Anstalten: das, sagt Ölsner, sind Gegenstände über welche in unsern Tagen (1817) bei redlichen und vernünftigen Leuten kein Zweifel mehr obwalte. Hätte Deutschland ein Oberhaupt, so wäre man mit seiner Verfassung bald im Reinen. Wo dieses Oberhaupt suchen, wo es finden? Der Einbildungskraft biete sich Östreich zuerst dar. „Wird Östreich Deutschland übernehmen wollen unter den vormaligen kläglichen Bedingungen? Gewiß nicht. Ohne die zum Frieden des Reiches nöthigen Mittel ist die Krone ein matter Strahl, der dem Kaiser keinen Schimmer, dem Volke keine Wärme gibt. Soll der König deutscher Könige nicht abermals wie die leere Rüstung eines alten Kreuzfahrers ein bloßer Gegenstand des Anschauens sein, so muß er wirkliches Vermögen, Waffen und Einkünfte besitzen. Aus der größeren oder niederen Selbständigkeit der besonderen Lebenspunkte des Bundes ergeben sich unvermeidliche Beschränkungen; allein jeder vernünftige Zweck ginge verloren, wenn die leitende Kraft kein entschiedenes Übergewicht behauptete!" — Preußen, meint Ölsner, überschreite weniger als Östreich das Ebenmaß das uns noth thue; bei Preußen, als Oberhaupt des deutschen Bundes, sei weniger Gefahr und mehr Gewinn. Vielleicht aber, sagt er, gibt es noch ein drittes Auskunftsmittel.

An diesem dritten Auskunftsmittel das Ölsner verschweigt, arbeitet gegenwärtig die deutsche Nation. Preußen kann unser Heerführer im Kriege, unser Dictator in Zeiten der Noth sein, aber nicht unser Oberhaupt in bürgerlichen Dingen. Die deutsche Nation wird sich gewöhnen müssen im Parlament den Ausdruck ihrer souveränen Gesammtheit und den Inbegriff ihrer Rechte zu finden.

Märzsturm.

Ein Wetter braust durch den Wald mit Macht,
Als wollt' es den Kehraus geigen.
Was morsch und dürr, was zernagt vom Wurm,
Es bricht und kracht
Und verweht im Sturm,
Dem die stolzesten Wipfel sich neigen.

Es fegt der Sturm durch den Wald so grimm,
Er fegt mit geistigem Besen;
Der Spinnen Gezücht und der Eulen Brut
S' geht ihnen schlimm,
Nichts schont seine Wuth,
Hat große Beut' sich erlesen.

Der Sturm, das ist des Lenzes Schwert,
Zerschneidet des Winters Banden.
Fahr' hin, fahr' hin, was der Wurm zernagt!
Was sich bewährt,
Bleibt unverzagt,
Wird nimmermehr zu Schanden.

Du deutscher Wald, du sollst erstehn
Aus Stürmen und aus Wettern.
In deinen Eichen gährt der Saft,
Die Wurzeln stehn
In voller Kraft,
Kein Sturm kann sie zerschmettern.

O Volkeswurzel, Bürgerstand,
Du sollst Dich nun erweisen!
Des Baumes Hoffnung schaut nach Dir,
Dem Vaterland
Gib frische Zier,
Laß neu die Säfte kreisen!

Laß kreisen sie zum Gipfel an
In Ast und Laub und Blüthen!
Die Krone trotzet jedem Sturm.
Und kriecht heran
Ein gift'ger Wurm:
Du sollst den Baum behüten.

Die Natter schaut zur Wurzel her,
Die Spinne nach den Kronen,
Sie nagen was sich nagen läßt:
Du sei die Wehr,
Sei treu und fest.
Sie werden den Baum verschonen.

O Volkeswurzel, Bürgerthum,
Ein Lenz will Dich durchdringen;
Es weht ein Geist, der Wunder schafft.
Zu deutschem Ruhm,
Mit deutscher Kraft!
Es wird, es muß gelingen!

R. Reinick.

Berlin und die Berliner.

In der Anschauung eines Franzosen*).

Um Preußen gehörig zu würdigen muß man mit Berlin anfangen. Berlin ist der reinste Ausdruck des norddeutschen Geistes. Man spürt dies, sobald man sich ihm nähert. Auf zehn, funfzehn Meilen haben alle Ideen, alle Bewegungen ihre Richtung nach Berlin. Und das geschieht nicht aus demselben Grunde, aus welchem in Frankreich sich alles nach Paris richtet; nämlich blos weil Paris die Hauptstadt ist. Berlin ist nicht die Hauptstadt von Braunschweig, Mecklenburg und Oldenburg, und doch ist seine moralische Herrschaft auch in jenen Staaten so vollständig als die von Paris in Nancy und Caen. Daraus folgt daß man mit all den Gefühlen von Achtung nach Berlin kommt, die eine große moralische Autorität einflößt, und daß man ihm unwillkürlich den ganzen Charakter eines imposanten Äußern leiht. Diesen hat es auch, wenn man von Halle, Köthen und Wittenberg oder selbst von Magdeburg kommt. Nur wer von Hamburg, Kopenhagen oder Stockholm kommt, findet es anders. Der Anblick den dann dies Ganze der geraden und breiten Straßen mit ihren nicht sehr hohen, ganz frisch getünchten, meist gleichförmig und modern gebauten Häusern gewährt, ist überraschend. Kommt man zufällig bei heißer und stürmischer Witterung und findet nicht den geringsten Schutz gegen Staub und Sonnenstrahlen, dazu die pestartigen Ausdünstungen der Rinnsteine zu beiden Seiten der Straßen, so findet man seine Nerven so peinlich afficirt daß man an der Richtigkeit seiner Wahrnehmungen zweifelt. Man glaubt anderswo zu sein. Je näher man indeß dem Stadtheile „unter den Linden" kommt mit schönen Häusern und Hotels, von einer eleganten Menschenmenge, von den Wagen der Diplomaten, von bürgerlichen Equipagen und Droschken belebt, so gewinnt man die Überzeugung daß man doch in Berlin ist. Und obgleich dort nichts an Wien und Paris, noch viel weniger an London erinnert, so fühlt man sich doch in einer höhern Region; es kann niemand einfallen, Marseille, Bordeaux oder Toulon mit der preußischen Hauptstadt zu vergleichen. Berlin fehlt jedoch das Meer, die Seine, oder wenigstens ein etwas majestätischer Strom. Die Spree hat diesen Charakter nicht. Ihre Wassermenge könnte noch Illusion hervorbringen, hätte sie einen schnelleren Lauf und eine weniger unsaubere Farbe. Die Spree ist fast kothig und verschönert keine ihrer Brücken, keins von den Gebäuden an ihren Ufern. Ob die Fische mit ihr zufrieden sind, weiß ich nicht**). Ober- und unterhalb Berlins, zu Charlottenburg z. B., ist die Spree von einer reizenden Landschaft umgeben. Im Herzen Berlins ist sie wahrhaft entstellt, indem man sie hier sich in drei Arme theilen ließ, wovon zwei das königliche Schloß, ein Viereck im erhabenen Styl, den Platz und einige Straßen vor demselben, den Lustgarten und mehrere öffentliche Orte in seiner Nähe umgeben. Der dritte Arm fließt durch einen Theil der Altstadt und vereinigt sich wieder mit dem Hauptarm diesseit des Schlosses Monbijou. Das schöne Berlin liegt zwischen dem Flusse, wo sich nördlich seine Arme vereinigt haben, dem Thiergarten und dem Leipziger Platze nach Westen, zwischen dem Halleschen Thore und dem Belle-Allianceplatze nach Süden. Dies Berlin umfaßt die Paläste der Prinzen, die Hotels für die Minister und Gesandten, die Gasthöfe für die Fremden, die schönsten Kirchen, die Theater und die Quintessenz von ganz Berlin, die Linden, mit den schönsten Häusern und reichsten Läden der Stadt zu beiden Seiten.

Dort muß sich der Reisende seine Wohnung suchen, im Hotel Meinhardt, oder in einem der beiden andern daneben. Seine Meinung würde herabgestimmt werden, wenn er anderswo abstiege. Wer einige Monate oder

*) Aus M. Matter's; De l'état moral, politique et littéraire de l'Allemagne. 2 tom. Paris, Amyot. Der Verfasser, Generalinspector und Rath an der Universität zu Paris, hat im Laufe der letzten dreißig Jahre mehrmals Deutschland besucht, ein ganzes Jahr lang, wie er im Vorwort sagt, deutsch redend und schreibend als Student unter uns gelebt, unsre philosophischen, theologischen und politischen Vorlesungen gehört, und seitdem der deutschen Literatur fortgesetzt seine Aufmerksamkeit gewidmet. Bei seinem letzten Besuche in Berlin und Wien war er überrascht, sich eingestehen zu müssen daß er Deutschland so wenig kenne. Dies wird erklärlich aus der Schnelle unserer Entwickelungen und aus der Unbekanntschaft der Franzosen mit unsern Zuständen. Obschon sich einige Revues mit deutscher Literatur beschäftigen, sagt Matter, ist man jenseits des Rheins über den Zustand Deutschlands noch immer gar sehr im Ungewissen. Es gebricht den Franzosen, gesteht Matter, selbst an den nothwendigsten Kenntnissen über die Lage ihrer Nachbarn. Mit den beiden Bänden dieses fleißigen Werkes ist in der That manche Lücke ergänzt. Es wird unseren Lesern von Interesse sein, Matter's schmeichelhafte Auffassung Berlins kennen zu lernen. Der Übersetzer.

**) Die Fische in der Spree können, da sie stumm sind, nicht protestiren, aber sie befinden sich sehr wohl. Und so übel berufen das Spreewasser ist, so liefert es doch das Weißbier, den Champagner unter den Bieren.

nur einige Wochen in Berlin zubringen will, nehme sich eine Wohnung im Thiergarten, in der Lennestraße, einer köstlichen Schöpfung von Lenne, einem wahren Zaubergärtner. Wer nicht außerhalb der Stadt wohnen will, was im Betracht der Wagen die überall bereit stehen, nichts Unbequemes hat, suche sich eine Wohnung in möglichster Nähe der Linden, aber eine anständige, denn er wird viel Besuch erhalten, und Jeder wird zu ihm mit hellen Augen kommen, und sich die Gewißheit holen daß er nicht als Engländer und aus bloßer Ökonomie reist. Nirgend hält man so viel aufs Äußere, wie hier. Wer seiner Stellung und seinen Zwecken gemäß Besuche zu machen hat, muß Jeden nach der Ordnung seines Ranges besuchen. In Paris und London kann man machen was man will, ankommen, abreisen und nach Gutdünken leben. Berlin ist nicht groß genug für so freien Spielraum. Die Fremden machen in dieser Beziehung große Fehler. Man verzeiht sie ihnen, aber es sind doch immer Fehler, und es wäre besser, sie würden nicht gemacht. Ein Fremder hat hier ohnedies so viele Vorurtheile zu besiegen daß er selbst den Schein eines Unrechts vermeiden muß. Wer sich benimmt wie er muß, wird in ganz Berlin gut aufgenommen werden. Wer Herzlichkeit dahin mitbringt, wird mit einer Herzlichkeit empfangen werden, wie man sie eigentlich nicht mit viel Recht von einer so sehr besuchten Stadt verlangen kann.

Sobald man bekannt geworden, stellt sich jedenfalls sehr bald die Angemessenheit heraus, der Sitte des Landes nachzukommen und sich bei Hofe vorstellen zu lassen. Ist man hier zugelassen und widerfährt Einem diese Ehre im Sommer, so bekommt man eine der schönsten Residenzen, Sanssouci, zu sehen, wo die Kunst die Natur zur Anmuth gezwungen hat, wo alle bewunderten Herrlichkeiten durch all die Einfachheit und Größe gehoben werden, welche dem alten Herrscherstamme wohl ansteht. Findet der König einen Augenblick, an den Gast das Wort zu richten, so wird sich dieser Augenblick sehr verlängern, und man wird nach einer halben Stunde alle Reize eines hervorragenden Geistes erkannt haben, welcher philosophisch gebildet und durch die Religion gekräftigt, im vertrauten Umgange mit allen Gelehrten ersten Ranges an der vorzüglichsten Universität Deutschlands seine Nahrung fand. Der König blendet den Fremden einen Augenblick durch die mannhafte Schönheit seiner Rede, durch die Erhabenheit seiner Gedanken, allein bald wird er Euch wieder in eine unbefangene Stimmung zurückversetzen, indem er Euch willig anhört. Er wird nicht fragen. Er wird sprechen und Euch dann anblicken, Euch das Gleiche erlauben. Gewiß ist das die größte königliche Artigkeit von der Welt. An der königlichen Tafel werdet Ihr wahrscheinlich etliche deutsche Prinzen antreffen, einige Minister und Generale, jedenfalls aber den berühmtesten Mann der Wissenschaft, den geistreichsten aller Hofleute, Alexander v. Humboldt, den berühmtesten Dichter Ludwig Tieck und einige Künstler, Preußen oder Fremde, Meyerbeer oder Spohr, Rauch oder Klenze. Mit Vergnügen werdet Ihr in den königlichen Gallerien die neuerdings vollendete Büste eines um Preußen oder Deutschland verdienten Militärs, Gelehrten oder Schriftstellers, wie z. B. die Büste Grimm's, bemerken. Wenn Ihr nachher auch der Königin vorgestellt werdet, so wird Euch all' die Milde und Güte dieser Seele überraschen, in der alle Gattungen erhabener Neigungen und Gesinnungen, und über allen die religiösen die sich in Werken christlicher Liebe offenbaren, lebendig walten. Alle solche Institute, vom Schwanenorden und dem Hause der barmherzigen Schwestern bis zu den Kinderbewahranstalten, erfreuen sich ihres Einflusses. Aus welchem Lande der Reisende sein mag, und wenn er die Werke christlicher Liebe, gleichviel ob in neuer oder alter, der Aufmerksamkeit werther Gestalt studirt hat, so kann er überzeugt sein daß hier jede schöne und edle Idee ihre reichliche Frucht getragen hat.

Tage und Stunden, wo man des Königs Gast ist, sind nicht hinreichend, um alle Herrlichkeiten zu sehen, welche die Natur in Potsdam oder Sanssouci aufzuweisen hat. Man muß ein anderes Mal und vielleicht mit einem Künstler, wie z. B. Wichmann, dahin zurückkehren, wenn er sich freundlich seiner beinahe fürstlichen Existenz in Berlin entziehen will. Man muß nach Sanssouci gehen, auch um Herrn Lenne, dem Könige der Gärten, den Hof zu machen, einem Monarchen der die Gebäude von drei oder vier Dörfern in zierliche Villen zu verwandeln und sie mit Sanssouci in Verbindung zu setzen wußte, und der sich zutraut aus Berlin und seiner Umgebung auf sieben Stunden Umfang ebenfalls ein Paradies zu machen! Herr Lenne wird Euch in diesen zauberischen Gärten im Wagen herumfahren, von Aussicht zu Aussicht, von Schloß zu Schloß, von Meierei zu Meierei, von Schöpfung zu Schöpfung, bis nach Charlottenhof, wo er Euch in das Kabinett geleitet, in welchem man auf einem kleinen Tisch die schönsten Kirchenlieder von einer königlichen Hand geschrieben, und daneben vielleicht den Entwurf und die Zeichnung zu einem neuen Glockenthurm findet. Er wird

Euch in das Neue Palais geleiten, und dort in einem kleinen Kabinett den Überrest der Bibliothek Friedrich's des Großen, und darunter einen Band königlicher Gedichte mit Anmerkungen von Voltaire's Hand und einigen Randzeichnungen Friedrich's, darunter eine Caricatur seines Censors, zeigen. Ihr werdet auch die Mühle von Sanssouci sehen, deren Eigenthümer lange vor dem Patente vom dritten Februar sagte daß es in Berlin Gerechtigkeit gebe.

Dies ist die Poesie in der Umgebung Berlins. Wenn der Fremde von diesem Ausfluge in die schnurgeraden Straßen der Stadt zurückkehrt, so wird er von neuem das ganze Gewicht der brandenburgischen Prosa empfinden. Aber wie gesagt, Berlin ist der höchste Ausdruck des norddeutschen Lebens, verschönert durch das Ausgezeichnetste, was Deutschland in Religion, Philosophie, Literatur, Wissenschaft und selbst in der Kunst aufzuweisen hat. Man findet in Berlin dreißig bis vierzig Männer, die für sich allein Alles das wissen was man überhaupt in der Welt weiß und je gewußt hat. Daher waltet im Gebiete des Gedankens etwas Hohes, Reines und Abstractes, welches sich auf eine so magische Art fühlbar macht daß die Intelligenz sich dort außerordentlich behaglich und wie in ihrer natürlichen Atmosphäre fühlt. Diese Erhebung über das Gewöhnliche, welche Berlin eine unbestreitbare Überlegenheit in Deutschland gibt, geht in die Umgangssprache, in den Styl der Schriftsteller, in den rednerischen Vortrag und in die dichterische Darstellung über. Was in Berlin geschrieben wurde, unterscheidet sich von allem Anderen, und Goethe der Berlin verschmähte, war alt als diese Stadt durch die Stiftung einer Universität sich zum Mittelpunkt der intellectuellen Bewegung zu machen begann; er starb als sie dies erreicht hatte. Ich sage damit nicht daß ich eine Seite von Schleiermacher einer von Goethe vorziehe, aber ich behaupte daß Berlin über Weimar den Sieg davon trug.

Gibt es indeß in der Sprache Berlins etwas Feines und Unkörperliches welches erhebt, so findet sich auch etwas Abstractes darin welches farblos und leer macht. Offen gesagt, Berlins Geisteserzeugnisse sind arm an Blüthen und Früchten; sie gleichen zu sehr einer Pflanze im Herbarium als daß man wahres Vergnügen an ihnen finden könnte. Was den Weimarischen Styl auszeichnet, ist der einfache, der wahre natürliche Schmuck, das Leben mit seinen ächten Farben und mit seinen warmen Pulsen. Der Sprache Berlins sind Gewohnheiten und dialektische Wendungen eigen, die so nahe an Sophistik grenzen daß ein gewöhnlicher Kopf die Grenze nicht leicht zu finden weiß. Zum Ersatz dafür besitzt aber diese Ausdrucksweise eine vollkommene Genauigkeit, Eleganz und Reinheit. Das Volk spricht schlecht; es macht grammatische Fehler welche in ganz Deutschland Stoff zum Lachen geben; allein die wohlhabenderen Stände, vorzüglich die wissenschaftlich gebildeten, haben in Ansprache und Betonung etwas so Schönes und Melodisches, daß man ihnen jene abstracte Überfeinerung verzeiht, die ihre Gedanken oft unverständlich macht. In dieser Beziehung kann mein Zeugniß nicht verdächtig sein. Von Jugend auf daran gewöhnt, dem hannoverschen Accent den Vorzug zu geben, muß ich trotzdem ohne Zögern erklären daß Berlin auch in der Aussprache an der Spitze Deutschlands steht. Sachsen nimmt in dieser Beziehung nur noch den vierten Rang ein. Was Sachsens Ruf begründete, war daß Jedermann dort hochdeutsch sprach. Die Betonung ist aber dort nie auf der Höhe dieser Ausbildung gewesen, und hierin behauptet Berlin den ersten Rang. Dann kommen Hannover und Göttingen, das deutsche Kurland, und an vierter Stelle erst Leipzig und Dresden; während Köln, Hamburg, Lübeck, Bremen, Oldenburg, Schwerin und Braunschweig den sächsischen Städten noch nicht einmal diesen Platz einräumen. Wien, Kassel und München folgen an fünfter Stelle mit Marburg und Gießen, wie Würzburg, Erlangen, Darmstadt, Mainz, Frankfurt und Heidelberg sich mit der sechsten, Stuttgart und Freiburg im Breisgau mit der siebenten begnügen. Da das Deutsch der Schweiz bekanntlich viel tiefer steht als das von Östreich und Baiern, ja selbst von Tyrol, so ist Berlin die Hauptstadt der Sprache wie sie die des Gedankens ist.

Berlin hat in beiden Beziehungen viel Neider, aber keine ernsten Widersacher. Ist man unwillig gegen Berlins Ansprüche, so redet man von der Trockenheit seiner Gedanken, der Härte seiner Sprache. Ist man ungerecht, so sagt man daß wenn Berlin in philosophischer Hinsicht die bessere Sprache habe, so habe es die schlechteste in moralischer Beziehung, und fügt hochweise hinzu daß eine schlechte Sprache stets ein schlechtes Herz voraussetze, indem die Rede nur eine Dolmetscherin sei. Durch dies Unrecht das man den Berlinern thut, erklärt sich vieles andere Unrecht das man gegen sie verschuldet. Man schildert ihre Sitten und ihren Charakter in demselben Tone den man ihnen vorwirft; vor lauter Bosheit findet das Wohlwollen keinen Platz mehr. Die Berliner Sitten sind so herzlich und gemüthlich als es in einer großen Stadt, in einer Stadt hoher Speculation, Kritik und Analyse nur möglich ist.

Was aber den übrigen Deutschen dort anstößig zu sein scheint, das ist die Verschiedenheit der äußern Formen und Manieren. Das Benehmen des Berliners, sagt man, hat etwas Trockenes, seine Manieren besitzen etwas Geziertes. Das Geistreiche herrscht vor über das Herz, und die Sucht sich geistreich zu zeigen, wird auf Unkosten der Tugenden des Gemüthes befriedigt. In der That sind anderwärts die Formen, ohne gerade einnehmender zu sein, etwas geschmeidiger, die Manieren, ohne besser zu sein, etwas einfacher. Wollte man aber deshalb annehmen daß anderwärts das Herz gesünder, der Gedanke reiner, das Gemüth biederer sei, so würde man, glaube ich, auf Kosten der Wahrheit eine unfruchtbare Höflichkeit üben.

Es ist in Berlin noch viel zu wünschen übrig, wie in Wien, Paris und London. Ich will nicht mit den Dichtern und Romantikern sagen daß es Berlin an Poesie fehle, aus dem Grunde, weil die modernen Hauptstädte der Poesie nicht bedürfen und sie nicht haben können. Ebensowenig will ich anführen, es fehle ihm eine schöne Natur, und zwar aus demselben Grunde. Die Poesie und die Natur der modernen Hauptstädte sind Industrie und Handel, Politik, Religion, Wissenschaft, Literatur und Kunst. Von diesem Allen fehlt Berlin nichts. Man kann annehmen daß es dort zu wenig einer Hauptstadt würdige Kirchen, zuviel Magazine, Cafés, Conditoreien, Brauereien und Wirthshäuser gibt. Allein für meinen Theil gebe ich wenig auf diese Rügen, welche London, Paris, Hamburg und Amsterdam noch im höheren Grade veranlassen. Es ist wahr, Berlin hat wenig alterthümliche Dinge, wenig alte Kirchen, Häuser und Straßen, wenig alte Einrichtungen, alte Geräthe und alte Ideen. Die Sitten verlangen etwas Beständiges, Festes; der Staat bedarf einer Nation und Berlin eines Volks. Der Staat ist da, Alles was eine aufgeklärte und thätige Regierung thun kann, ist ebenfalls geschehen: Schulen und Bibliotheken, Bestimmungen und Reglements, Administrationen, Systeme und Theorien für Alles. Was noch fehlt, ist praktische Anwendung, der öffentliche Geist der davon Gebrauch macht, das Volk das es benutzt. Mit einem Worte, Berlin ist nur eine königliche Schöpfung.

Ich sagte, die Sitten Preußens seien wesentlich religiös. Rücksichtlich der Berliner Sitten bin ich der Meinung daß sie so zu sein scheinen, ihrem Charakter nach aber nicht sind. In der That ist in dieser Beziehung die Hauptstadt Preußens nicht die treue Repräsentation seines Geistes. Die eigentliche Bevölkerung Berlins ist nicht sehr religiös, vielmehr zwischen dem christlichen Glauben, dem alten Rationalismus und dem neuen Pantheismus, der sehr an Indifferentismus streift, getheilt. Der schlagende Beweis davon liegt gleich in dem Mangel einer hinlänglichen Anzahl von Pfarrkirchen und in der ziemlich allgemeinen Theilnahmlosigkeit an Allem, was in den frommen Regionen geschieht. Ebenso deutlich zeigt es sich in den freien Grundsätzen zu denen man sich bekennt, in der Art der öffentlichen Vergnügungen, und in der vorherrschenden Neigung zum Theater, zu Künsten und Literatur. So frivol aber die Sitten des Berliner Volks sind, so religiös sind die des Hofes, der Regierung, der Verwaltung, der Kirche, der theologischen Facultät, des Consistorialkörpers, des Pastorats, des Episkopates und aller Institute. Der Staat ist sehr evangelisch; alle seine Handlungen tragen eine Art religiösen Stempel. Dies kommt nicht allein von der Gesinnung des verstorbenen oder des jetzigen Königs, sondern von dem Geiste der ganzen Regierung. In dieser Beziehung ist der Kriegsminister wenigstens ebenso entschieden, als der Kultusminister. Bliebe man also bei gewissen Thatsachen stehen, sähe man nur auf die Achtung deren sich die Hofprediger erfreuen, auf das Zuströmen der Menge zum Gottesdienst im Dom und zu den religiösen Ceremonien, die im Namen des Staates stattfinden, so würde man meinen, ganz Berlin sei religiös. In keiner Stadt unterhält man sich mehr von religiösen Interessen, in keiner geschehen mehr fromme Werke, nirgends gibt es mehr mildthätige Stiftungen, nirgends erbaulichere Manifestationen. Wer z. B. bei der Grundsteinlegung zum Krankenhause der barmherzigen Schwestern die Elite der Berliner Bevölkerung mit den städtischen Deputirten, den Staatsbehörden und Geistlichen die Weihgesänge für dies Asyl der christlichen Liebe anstimmen hörte, würde die Gesinnungen Aller mit denen der Häupter in Kirche und Staat für gleich halten. Bei solchen Gelegenheiten geht man nämlich von den Thatsachen des täglichen Lebens ab, und kehrt zu den alten Sitten der Reformation, zu dem ehemaligen Glauben des evangelischen Reichskörpers zurück; man ist fromm vermöge einer Art von Poesie und Idealismus, der für uns nicht passen würde, welcher aber den Berlinern sehr gut steht. Mehr als dieser religiöse Anstrich ist aber nicht vorhanden. Berlin hat keine religiösen Sitten. In keiner Stadt Deutschland werden mehr philosophische Bücher gedruckt, auf keiner Universität mehr metaphysische Vorlesungen gehalten als in Berlin, und es gibt keine Stadt in der die Sprache und der ganze Gang des täglichen Lebens ihrer Bewohner so stark mit philoso-

phischen Ideen und Gewohnheiten schattirt wäre. Bringt man nur einige Monate in Berlin zu, sucht man dort vorzüglich eine gewisse Gesellschaft und interessirt sich hauptsächlich nur für gewisse Fragen, so überredet man sich leicht daß Berlin eine Stadt von Philosophen, oder von Leuten sei die es sein wollen. Es lassen ferner sich die literarischen Gewohnheiten Berlins nicht verkennen, nämlich eine universelle Wißbegierde, überreizt durch eine stete Polemik, eine gelehrte Ästhetik, ein sehr lebendiges und dabei zartes Gefühl für das Schöne, eine erstaunliche Productivität und eine große Anzahl von Journalen. Man kann kaum annehmen daß all die tief eingewurzelten philosophischen und literarischen Gewohnheiten je verschwinden sollten, um ganz neuen, etwa völlig politischen Sitten Platz zu machen, daß mit einem Worte nichts vom alten Preußen übrig bliebe. Ohne Zweifel ist Preußen in einer Krise begriffen; es unterliegt einer Umbildung, geht aber keiner Revolution entgegen. Es trägt keinen Stoff in sich, um in politischer Beziehung ein zweites England, ein anderes Frankreich oder Nordamerika zu werden. Mögen seine Fürsten dem reformatorischen Geiste, der es bewegt, gesetzlichen Raum geben, mögen sie daraus, wie es ihre Absicht ist, eine geordnete Angelegenheit machen, und der Kampf wird kurz sein! *)

Die Sitten sind wirklich so sehr literarisch, daß Jedermann etwas Literat, oder wenigstens sehr unterrichtet oder sehr bemüht, sich zu unterrichten ist. Für den mit Studien beschäftigten Fremden kenne ich nichts Angenehmeres als diese Seite des gelehrten Wesens von Berlin. Man liebt dort wirklich in dem Grade belehrende Unterhaltungen und literarische Zusammenkünfte, daß sich eine ganze Reihenfolge von Vereinen zu diesem Zwecke gebildet hat. Mit derartigen Versammlungen die in irgend einem öffentlichen Garten der Stadt und der Nachbarschaft, oder in besonderen Sälen des ersten Hotels statthaben, wird immer ein Mittags- oder Abendessen verbunden. Sie beginnen stets mit freier Conversation, verwandeln sich dann in eine akademische Sitzung und endigen mit traulicher und lebhafter Unterhaltung beim Mahle. Es dürfte selbst einem Berliner schwer fallen, die Anzahl dieser Vereine anzugeben. Findet der Fremde Interesse daran, so kann er den Zusammenkünften der philosophischen Gesellschaft beiwohnen, der ernstesten von allen, welche allein die leibliche Nahrung verbannt, und in welcher er Gabler und Michelet findet. Er erhält Zutritt zur archäologischen, wo er Gerhardt, Tölken und Panofka sieht, zur numismatischen, wo der Fürst Radzivil und von Quast, zur philologischen, wo Zumpt, Lachmann und Twesten anzutreffen sind, und zu zwanzig anderen Gesellschaften, wo ihn andere ausgezeichnete Gelehrte auf's beste empfangen. Die Zahl Zwanzig die ich angab, ist keineswegs übertrieben; sie beträgt eigentlich zwischen dreißig und vierzig. Man ist daher am Ende wegen der Namen in Verlegenheit gekommen, und so gibt es z. B. eine portugiesische Gesellschaft, eine Gesellschaft der Zwanglosen, der Gesetzlosen u. s. w. Mitglieder von dergleichen Vereinen sind nur Männer. Kommt man aber auf dem Lande zusammen, so schließen sich die Familien an, und selbst bloße Ausflüge, wie sie nach Tegel, dem ehemaligen Aufenthalte Wilhelm v. Humboldts, nach Glienicke, Babelsberg und andern durch Kunst und Erinnerung verschönerten Orten häufig sind, geben leicht von Zeit zu Zeit Veranlassung zu literarischen Discussionen voller anziehender Eigenthümlichkeit. Es bewies mir dies ein Tag, den ich in Tegel mit den Familien Clermont und Twesten zubrachte.

Es gibt, wie gesagt, kein Land in der Welt, wo die Liebe zur Literatur und Wissenschaft, die Vertrautheit mit ihnen, allgemeiner wäre. Dies wird einer gewissen Entwickelung der politischen Sitten in Berlin nicht im Wege sein, doch wird diese Entwickelung weder eine ausschließende noch übermäßige sein, sobald die etwas erhitzte Aufregung über das Patent des 3. Februar einen angemessenen Spielraum erhalten hat.

Entspricht das Patent den Wünschen Preußens und dem Interesse des Landes? Oder findet sich nur darin soviel constitutionelles Zugeständniß, als den Absichten der Regierung entspricht und ihren Beziehungen zu Frankreich und Rußland genügt? Um zu beurtheilen, ob das Patent den öffentlichen Wünschen genügt, kann man sich an die auf dem Landtage gemachten Äußerungen halten, die offenbar weiter gehen als das Patent. In der That machen sie glauben daß man, wenn auch nicht Verfassungen wie sie Frankreich und England, wenigstens wie sie Baden, Baiern, Würtemberg oder Sachsen besitzt, zu haben wünscht. Das heißt, man will das Recht der Prüfung der Finanzen in allen Punkten, man will nicht willkürliche, sondern gesetzlich bestimmte, regelmäßige Wiederkehr des allgemeinen Landtags; man will vollständige Öffentlichkeit der Verhandlungen, und endlich für den Landtag das Recht der Initiative, für die Nation das ausgedehnteste Petitionsrecht. — Allerdings findet sich in der königl. Bewilligung Manches, was zu unsern Begriffen nicht paßt. Allein wir Franzosen sind eine revolutionirte Nation. Wir sind, Gott sei Dank, etwas gleich gemacht, sind eine sociale Familie, die sich durch Blut von dem Tribute loskaufte, den sie den verderblichsten Mächten, deren Joch die Menschheit zu tragen haben kann, zahlte. Jetzt sind wir, wie Gott uns geschaffen hat, gleich vor Justiz und Verwaltung, gleich vor dem Gesetz und fast auch in den Sitten. Preußen ist noch gar nicht so weit; es hat nur Revolutionen in der Theorie vorgenommen, und will auch blos solche. In der Praxis begnügt es sich mit Reformen, und um zu politischen Reformen zu gelangen, wartet es bis die moralischen vollbracht sind. Die Regierung aber hält sich allein für berechtigt, die Frage der Zeitgemäßheit zu entscheiden. Wenigstens ist das die Basis der Ansichten des Kabinetts wie der Dynastie über die ganze Lage des Landes. Auch muß man von diesem Gesichtspunkte aus ihr Patent beurtheilen. Es ist also nicht zu verwundern daß sie

*) Wir erinnern daß Hr. Matter im vorigen Jahre sein Buch schrieb. Ihn zu widerlegen wäre leicht, hier aber nicht an der Stelle. D. Herausg.

einen nach Belieben einzuberufenden Landtag und nicht eine Vertretung der Volkssouveränität wollte. Selbst die in constitutionellen Ländern üblichen Formen und Namen hat sie vermieden. Sie schuf einen Landtag und nicht ein Parlament, Curien und nicht Kammern, zwei Körperschaften aus vier Ständen statt zwei Kammern, Marschälle und nicht Präsidenten, einen königl. Commissar statt eines an die Armesünderbank gefesselten Kabinetts. Sie brachte dieselbe Ungleichheit, die sie in den Zuständen des Landes fand, auch auf den Landtag und in die Curien. Die erste Curie besteht weder aus Pairs, Proceres, Senatoren, noch Staatsräthen, — Preußen hütet sich, einen Titel zu gewähren, den man zur Waffe machen würde, — sondern aus Fürsten, Grafen und Herren, welche persönliche und herrschaftliche Rechte vertreten.

Diese Curie zählt nur 80 Mitglieder, darunter zehn Prinzen von Geblüt, und 70 Viril- und Curiat- oder Collectivstimmen. Wenn mehrere Mitglieder derselben Familie dieselben Güter durch Fideicommiß besitzen, so sind alle diese Besitzer Mitglieder der Curie. So figurirten vier Grafen von Dohna als Inhaber der Grafschaft gleiches Namens beim Landtage; ferner zwei Prinzen von Salm, einer von Salm-Salm und vier von Solms wegen verschiedener Besitzungen. Die Domcapitel von Brandenburg, Merseburg und Naumburg werden durch Mitglieder dieser Körperschaften vertreten. Die Herzogin von Sagan hat für ihre Besitzungen eine Stimme auf dem Landtage; ebenso der Prinz Biron von Kurland für die Standesherrschaft Wartenberg, der Herzog von Würtemberg für die Besitzung Karlsruhe, und der Prinz Friedrich der Niederlande für die Herrschaft Muskau, welche ihr ehemaliger Besitzer, der berühmte Schriftsteller Fürst Pückler, verkauft hat.

Die zweite Curie besteht aus 231, ungleichmäßig in den acht Provinzen gewählten Abgeordneten des Ritterstandes, aus 182 Abgeordneten der Städte und 124 bäuerlichen Gemeindevertretern. Hieraus folgt daß die Interessen des Ackerbaues wie überall denen der Grundbesitzer, Fabrikanten und im Allgemeinen der höher gebildeten Klassen untergeordnet sind. Hierzu aber muß bemerkt werden daß das Patent vom 3. Februar nichts in der Zusammensetzung der Provinzialstände geändert hat; es hat dieselben ganz einfach als allgemeinen Landtag constituirt und ihnen nur die Prinzen von Geblüt hinzugefügt. Hieraus geht hervor daß das Patent nicht ein constitutionelles Regiment im modernen Sinne, sondern ein repräsentatives im mittelalterlichen Sinne, eine Vereinigung von Provinzialständen geschaffen hat, und dies weniger nach den drei Ständen des alten Frankreichs (Adel, Geistlichkeit und dritter Stand) oder nach den vier Ständen des alten Schwedens (Geistlichkeit, Adel, Bürger und Bauern), als nach den vier Ständen des alten Preußens: Herren, Ritter oder Edelleute, Bürger und Bauern. In der That hat der Landtag weder in der Existenz noch in der Zusammensetzung der alten Provinzialstände etwas geändert, sondern sie blos als allgemeinen Landtag constituirt. Jene werden also nach wie vor zusammentreten, die Provinzialangelegenheiten besorgen und ein Gegengewicht der Thätigkeit des allgemeinen Landtags bilden, dem trotz seiner 617 Stimmen nur die Überwachung, nicht der öffentlichen Gelder, sondern der Abgaben zugestanden ist. Auch beschränkt sich die große Kompetenz des allgemeinen Landtags ganz allein auf das Recht, daß ohne seine Zustimmung die Regierung weder die frühern Abgaben erhöhen, noch neue ausschreiben kann.

Übrigens hat in diesem Augenblicke das preußische Leben und Treiben, so mannichfaltig es in seinen verschiedenen Fractionen sein mag, überall die constitutionell-politische Richtung, und die auf die öffentliche Debatte in den Zeitungen wie auf der Tribune, und zwar in dem Grade daß für jetzt wenigstens Literatur und Philosophie, Religion und Kirche nur noch eine Rolle zweiten Ranges spielen, die metaphysischen Theorien, die dogmatischen Fragen und die literarischen Productionen nur noch das Vehikel socialer Ideen sind, mit denen sich die Geister vorzugsweise beschäftigen. Nach dem Augenscheine der Dinge, so wie sie sich darstellen, zu urtheilen, hat ganz Preußen jetzt nur Sinn für die politische Debatte, und hauptsächlich für die politische Eroberung. Das Patent vom 3. Febr. war nur ein Anknüpfungspunkt. Man bemächtigt sich dessen mit fingirter Dankbarkeit, um es als Ballisten zu gebrauchen und unter dem Scheine der Mäßigung alle Arten von Hindernissen und Widerstand niederzuwerfen, um so eine Karte, eine Constitution, eine repräsentative Regierung im Sinne Frankreichs und Englands, zu erlangen.

Die Sitten Preußens und hauptsächlich Berlins werden durch den dringlichen Ernst der Politik kräftiger, wenn nicht lauterer werden und den Boden der ideellen Metaphysik, der utopistischen Politik und der mittelalterlichen Ästhetik mehr und mehr verlassen. Der Hof und die Stadt werden dem Volkswitz weniger Stoff liefern; und während der Hof, mehr in Anspruch genommen von den parlamentarischen Erfordernissen, weniger Zeit für die Feste einer Chevalerie aufwenden wird, die man nicht beliebig wieder aufleben lassen kann, wird die Stadt den Boden unfruchtbarer Kritik mit den positiven Verbesserungen vertauschen müssen.

Briefwechsel.

München, d. 5. Mai.

[Übersicht vom Gang der Entwickelung; Stillstand und Reaction; Vorschläge für die Fürsten zum Besten Deutschlands.]

△ Die Physiognomie unsrer Stadt ist leicht zu erkennen; eben so leicht der Gang unserer Entwickelung seit den starken Erschütterungen dieser Tage. — Die moralische Indignation hatte im Februar den Anstoß gegeben. Verletzte Privatinteressen gesellten sich dazu und bildeten den Hebel zu dem was man allgemeine Volkserhebung genannt hat. Die Studierenden sollten die Stadt verlassen. Damit waren auch die Bür-

ger getroffen. Die Garnison sollte verlegt werden: dies gab den dritten Factor. Als vierter ließen sich Staatsaspiranten, Künstler, Gesellen, kurz alle diejenigen erwarten welche vom Staate durch Zurück- und Versetzungen verletzt waren, Nutzen wollten und bisher keinen genossen, oder umgekehrt, ganz resignirt, weder Nutzen wollten, noch hofften. Und doch wäre selbst in diesem außerordentlichen Falle, wo so Vieles zusammenwirkte, keine Erhebung über Locales zu erwarten gewesen, wenn nicht der Sturz des französischen Thrones mitten in die Gährung gefallen. Mit einem Worte: in den Münchner Vorgängen ist nicht die nationale Begeisterung und Erhebung die treibende Macht gewesen, sondern locale Zufälligkeit, unterstützt von auswärtigen Verhältnissen und Ereignissen.

Wir haben uns demnach gar nicht zu wundern daß hier allenthalben eine Umkehr der Gesinnungen emportaucht, oder gegen bedeutende Ideen Indifferenz zum Vorschein kommt. Auch jetzt kann man in München eine moralische Indignation, oder was so etwas zu sein scheint, wahrnehmen, aber gegen den Communismus und gegen die Proletarier, welchen früher das Zeughaus offen stand. Auch jetzt sind Privatinteressen verletzt, aber Privatinteressen anderer Art. Der Bürger fürchtet jetzt für Eigenthum, für Gewerb und Handel. Der Bauer, durch die Ablösung, Fixirung oder theilweise Aufhebung der Zehnten befriedigt, betrachtet in seiner Befangenheit mit Furcht weitere Entwicklungen, bei welchen er nichts mehr gewinnen kann, das eben Errungene vielmehr gefährdet glaubt. Der Adel, nach den letzten Vorgängen selbst für den Thron ohne Bedeutung, für alle andern Menschen aber, trotz seiner Bereitwilligkeit Adressen zu unterzeichnen, ein lästiges, überflüssiges Element, hat nun erfahren daß es noch etwas Schlimmeres gibt als die Adeligmachung eines Weibes. Unsre Officiere und Beamten insoweit sie das Ereigniß im Februar und März begünstigten, oder auch nur nicht hinderten, haben theils Zusicherungen und Gratificationen erhalten, theils eingesehen daß sie ihre ganze Zukunft doch höher anzuschlagen haben als einige Versetzungen und Quiescirungen unter König Ludwig. Die sogenannten Ultramontanen welchen der obengenannte Herrscher nie genug that, gegen welchen sie in erster Reihe, ohne wirkliche Noth, aufgetreten, sehen ein daß die neue Zeit mit allen Consequenzen nicht auf Kosten eines Staats der so viele Andersgläubige zählt, den Katholiken die prachtvollsten Tempel bauen, hundert und hundert Klöster stiften, den Protestanten Prediger verweigern und ihnen die Kniebeugung befehlen, die Deutschkatholiken ächten, die jüdische Reaction unterstützen, die Weihen als Maßstab der Befähigung zum Lehramt betrachten, die Bischöfe zu Entwerfern der Schulpläne und zu Vögten der Gymnasien und Hochschulen bestellen wird. Der Landklerus hat seine Zehnten verloren und fürchtet noch mehr. Die Staatsamtscandidaten fangen an die Zukunft zu berechnen. Ja selbst die Arbeiter empfinden den Druck des durch die Zeit hervorgerufenen Sparungssystems. Der gemeine Soldat aber will ruhigere Nächte und weniger Märsche.

Und dies sind willenskräftige Äußerungen. Tausende von Bauern wären bereit, die Münchner endlich einmal zur Ruhe zu bringen. Als ein hiesiger Universitätsprofessor für Gewerbsfreiheit stimmte, lief ihm Einer mit dem Stricke ins Haus, schrieb ein Zweiter an den Bauhofklubb, er hoffe daß man den Verhaßten auf die Festung bringe!

So ist eine schon von Anfang schwache Sache immer schwächer geworden. Wrede hat selbst nach dem Urtheile solcher welche bei dem Aufständdchen Waffen getragen, richtig erkannt daß ein kleiner Angriff zur Dämpfung hingereicht hätte. War ein solcher Angriff in Rücksicht auf die Gesinnung des Militärs, oder vielleicht auf die Hoffnung eines Ministers, nicht räthlich, so verstärkt dies die Sache nicht.

Dazu kommt noch die Schwierigkeit jener großen Fragen welche durch den Entwurf der Reichsverfassung wieder vor uns hintreten. Selbst die Gebildetsten wissen vor der Hand hiezu keine Lösung. Man hat den durch ältere Diplomaten, durch die Napoleonsche Zeit und die Congresse von 1815 vorgezeichneten Weg der Mediatisirung verlassen, man trägt nicht etwa darauf an daß zur Verstärkung der Westgrenze Baden an Würtemberg und Baiern, Schleswig und Holstein zur Festigung Preußens an diese Macht fallen, daß sich die sächsischen, die hessischen Häuser zur Vereinigung entschließen sollen. Alle sollen auf Einen Schlag, nicht dem Wort, aber der Sache nach, durch den Kaiser mediatisirt werden. Man scheint zu vergessen daß Preußen liberaler sein kann, wenn es mächtiger ist, daß größere Kammern und mächtigere Fürsten gegen eine östreichische Dictatur, wie gegen badischen Übersturz sichern, weil sie wirksamer auftreten, größer und einsichtiger sind.

Die genannten Schwierigkeiten schrecken aber gleichfalls von der Zukunft ab und bereiten, oder begründen, ebenso wie die angeführten Umstände der Schwäche und des steigenden Mißbehagens, der Reaction den Weg.

Dieser ist bereits eingeschlagen. Die fünf Großmächte, welche nicht nur die alte Allianz, sondern auch der Grundsatz des Gleichgewichts vereinigen muß, bilden das Gegengewicht zu der französischen Republik, mag diese Krieg beginnen oder nicht. Italiens Erhebung, die Wirren in Baden sind zur Hälfte schon beigelegt. Jeden Augenblick, wo auch nur ein mächtigerer deutscher Fürst, nur ein charaktervoller deutscher Minister das System der Schwäche verläßt, kann der alte Weg wenigstens auf einige Zeit wieder geebnet, gebahnt werden. So erscheint mir die Sache von München aus, von München, welches in Wien und Berlin den Anstoß gab. Von Berlin aus könnte man leicht für die liberale Seite noch mehr befürchten.

Es ist möglich daß sich in Deutschland kein Mann findet, der kräftig und rasch die Sache zu Gunsten der Höfe wendet, deren Haltung in den drei letzten Monaten den Conservativen so unbegreiflich war, es ist möglich daß sich bei uns der Spruch bewährt: „Hominum confusione et Dei provisione gubernatur." Alle Bedenklichkeiten, alle Berechnungen können zu Schanden werden; alle Dissonanzen des Stamms und der Confession, der Dynastieen und des Bluts können sich in die kaiserliche Harmonie auflösen und das Unbegreifliche realisirt werden. Vor der Hand und bei der augenscheinlichen Möglichkeit einer Reaction wäre es aber vielleicht räthlich, in Frankfurt das Kaiserthum mit seinen Consequenzen fallen zu lassen, zu dem ein Habsburger nicht taugt und ein Hohenzoller nicht überall willkommen ist, mit dem der Wühlerei ohnedies kein Ziel gesteckt ist, das schon besungen wurde, ehe es da war:

Das Beste wäre, Du bliebest zu Haus
Hier in dem alten Kiffhäuser —
Bedenk' ich die Sache ganz genau,
So brauchen wir gar keinen Kaiser.

Kann man die Erhaltung der liberalen Institutionen in jedem einzelnen Bundesland, die Verwandlung der adeligen ersten Kammern in eine Gerusia, weil ein Trialismus durchaus nöthig ist, ferner eine Vermehrung der Freistädte durch Augsburg, Leipzig, Magdeburg, Königsberg und Salzburg, einen Reichszollverein, eine Reichspost, ein Reichsheer, eine deutsche Flotte, eine Mittheilung der Bundesbeschlüsse an die Kammern, vor Allem aber eine Einschränkung der Herrscherzahl auf eilf oder dreizehn Fürsten erzielen, so ist die Errungenschaft groß genug.

Sollten denn Charaktere wie Adolf, Ludwig der Baier, Wenceslaus, Ruprecht, Sigmund, Friedrich III., die Ferdinande rc. etwas so Anziehendes haben? Wünscht man den alten Hader zwischen Vasallen und Kaiser, der bestimmt nicht ausbleibt? Oder sollen Kaiser und Vasallen nach der Pfeife eines Ausschusses tanzen, weil es 1848 Krawalle gegeben hat? Wollt Ihr einen mächtigen Kaiser, so sind weder alle deutschen Länder, noch alle deutschen Fürsten dabei. Wollt Ihr eine Puppe, so habt Ihr nichts gewonnen für Kräftigung des Vaterlandes und werdet kaum einen Fürsten von Verstand zur Annahme des Purpurs bewegen können. Nähme aber doch ein Fürst die Krone, so hätte er offenbar die Politik der Verstärkung bis zur Acht im Hintergrunde, d. h. für das Vaterland den Bürgerkrieg, welcher alle religiösen und politischen Antipathieen bei uns zur Grundlage hätte.

Dagegen würde mit der Reducirung der Reichsstaaten mehr Einigkeit in den Bund, mehr Selbständigkeit, mehr Schutz nach Außen, Kräftigung des monarchischen Princips wie der Bürgerfreiheit und des politischen Maßes, Verstärkung der Staatsmittel wie des Wohlstandes eintreten. Ich trage damit nicht auf Vertreibung der Fürsten an. Demagogie und selbst ein gewisser Liberalismus sind jetzt zu wohlfeile Dinge, als daß man sie predigen möchte. Aber sollte es denn unmöglich sein daß unsre Fürsten an einem Tage sich zum großen Werk entschlössen? Was ist denn wünschenswerther, ein wackelnder Duodezfürst, oder ein entschädigter Agnat mächtiger Fürsten zu sein? Mit der Vielherrschaft geht es nie mehr in die Länge, mag nun ein mediatisirender Kaiser oder ein mediatisirendes Volk eingreifen. Läßt sich auch für diesmal nach allen Anzeichen mit einiger Kraft und Klugheit die den Höfen drohende Gefahr beseitigen und darthun, daß bei dem Entwurf die Rechnung ohne den Wirth gemacht wurde, so ist damit das gerechte Drängen nach größerer nationaler Stärke doch nicht aufgehoben. Auf eine neue Reaction wird eine weit stärkere Eruption folgen. Minister wie Metternich, Talente wie Gentz vermochten während eines 33 Jahre andauernden Friedens wenig. „Ich war mir stets bewußt, schreibt der letztere, daß ungeachtet aller Majestät und Stärke meiner Comittenten und ungeachtet aller der einzelnen Siege, die sie erfochten, der Zeitgeist zuletzt mächtiger bleiben würde, als wir." Hat es auch in Deutschland 1000 Jahre lang mehr Fürsten gegeben, als jetzt bestehen, so ist darauf nicht zu bauen. Das Gesetz der Nationalität mit seinen Consequenzen ist im Steigen begriffen. Möchten also mehrere deutsche Fürsten durch Entsagung zu Gunsten verwandter Häuser, zu Gunsten der nationalen Sache wie der Fürstenwürde zeigen daß sie die Zeit erkennen und Principien der Weltgeschichte, vor welchen Nationen und Reiche zusammenstürzen, höher achten als eine zweideutige hinfällige Gewalt. Ihre Sache ist eben so schwach wie die unsrer Volksmänner. Wo es aber auf beiden Seiten für den Augenblick, oder auf spätere Zeit an Kraft gebricht, ist Maß und Accommodation das einzige befriedende und heilbringende Mittel.

Wien, d. 10. Mai.

[Die Tschechomanen; Schwäche und Perfidie im Bunde; Palazki; Hebbels Magdalene; die Kunstausstellung.]

□ Die Tschechen haben nun die Maske weggeworfen und erklären ganz offen was sie wünschen und was sie für eine fortbestehende Association mit Östreich zur Bedingung machen. Sie wollen ein slawisches Kaiserreich. In diesem entscheidenden Augenblicke begeht die Regierung die Taktlosigkeit Palazki zum Minister des Unterrichts zu ernennen*). Palazki, der Deutschfresser, wird in den Ministerrath gezogen zu einer Zeit, wo hier alle Gemüther über die perfide Handlungsweise der Tschechen entrüstet sind. Den Deutschen wird der Fehdehandschuh hingeworfen in der Zeit wo der Anschluß an Deutschland zur unbedingten Nothwendigkeit geworden ist. Dieses einzige Factum mag Ihnen einen Begriff geben von der traurigen Schwäche unseres Ministeriums! Wir stehen keinen Augenblick an, diese Schwäche eine absichtliche zu nennen, ja wir halten die ungestüme Tschechenbewegung für eine von der Regierung begünstigte und unterstützte. Zu der drohenden Stellung des Nachbarlandes läßt man nun noch die Forderungen des Proletariats unbeachtet, und scheint zu hoffen daß der von einer Seite der Plünderung und von der andern Seite dem Kriege bloßgegebene Mittelstand wie überhaupt der besitzende Theil sich nach dem Regiment der Bajonette sehnen, sich der Reaction in die Arme werfen, und somit der Regierung eine Partei gewonnen würde die ihr bis jetzt gänzlich mangelt. Das bestehende Ministerium macht sich mit jedem Tage unmöglicher, einzelne Mitglieder desselben werden in Folge gedruckter Aufforderungen oder anderer Demonstrationen ausgeschieden und neu besetzt; man vergißt aber daß dem Übel nur durch eine Radicalkur, durch eine durchwegs neue Wahl abgeholfen werden kann, da die Stimme des Einzelnen in einem noch immer bezopften Ministerrathe nicht durchdringen kann. Auf diese Weise verbraucht man die wenigen persönlichen Popularitäten, die in Östreich vorhanden sind und macht die Ehrlichen unmöglich. Es ist überhaupt einer der ärgsten Flüche den uns das alte Regiment hinterlassen hat, daß es durch den Mangel an öffentlichem Leben keine Gelegenheit gab zu Entwickelung unserer Kräfte. Wir sind außer Stande jetzt einen Mann hinzustellen in dessen Charakter und Ansichten das Volk eine Garantie für die warme Vertretung seiner Forderungen und Wünsche findet. Und hierdurch ist auch die noch immer fortbestehende moralische Macht der Universität erklärlich. Das Volk hat sonst nirgends sichtbare Sympathien gefunden als bei den Studenten; ihnen allein verdankt es den Umsturz des alten gesellschaftlichen Zusammenlebens, die Aula ist unser Revolutionstribunal. Hier sucht das Volk Hülfe, Schutz und Rath. Aus allen Landesvierteln kommen Bauern auf die Aula, ja, man fügt sich den

*) Nach den neuesten Nachrichten hat Palazki selbst abgelehnt.
D. Herausg.

Aussprüchen der Universität selbst in rein sociellen Verhältnissen, z. B. in Ehescheidungen und dergleichen.

In Bezug auf die Umgestaltung der alten puderbestaubten Ansichten dürfte die Aufführung von Hebbels „Maria Magdalena“ als politisches Moment angesehen werden. Die Wirkung war eine ungeheure und spricht um so mehr für den wiedererwachten gesunden Sinn des Volkes, als die Mittel so einfach sind, die Schönheit hier in der Wahrheit, im gedankenreichen Dialoge, und in der consequenten Durchführung der Charaktere liegt. Der Verfasser wurde wiederholt gerufen. Der Erfolg freut uns aber doppelt, weil wir hoffen, Hebbel werde nun um so eher zur Veröffentlichung seiner jüngsten Schöpfungen schreiten. Frau Hebbel-Enghaus, Anschütz und Fichtner erfaßten am schärfsten den Geist ihrer Rollen.

Die Kunst fristet sich sonst hier sehr kümmerlich, zumal Malerei und Sculptur. Die Wiener Künstler haben von je an der Bewußtlosigkeit gelitten, die Kunst vegetirte gedankenlos. Und so finden wir in der eben eröffneten Kunstausstellung wieder naturgetreue Landschaften, hübsche Gesichtchen und viel schillernden Farbenglanz. Nur schwer werden es unsere technischen Kräfte verstehen lernen sich den großen Forderungen der Zeit anzuschließen; sie haben bis jetzt keine neuen Eindrücke in sich aufgenommen als etwa die Uniformen unserer Nationalgarde, die schwarzrothgoldenen Fahnen an Häusern und Thürmen. Gott bessere es und gebe uns bald in allen Fächern für die vielen todtgeschlagenen Renommées die Männer der neuen Zeit, welche die jüngste Epoche erfaßt haben. Willi Beck.

Berlin, d. 14. Mai.

[Der Prinz von Preußen; das Ministerium; das Bürgerthum; Schlöffel; die ewige Lampe.]

++ Seit einigen Tagen stehen unsere Zustände wieder auf dem qui vive der Revolution, obwohl die neu aufgestiegenen Stürme sich vielleicht noch werden beschwichtigen lassen, ohne daß es wieder zu einem äußersten und dann gewiß sehr folgenreichen Zerwürfniß aller unserer Verhältnisse kommt. Das aus den Ruinen des Vereinigten Landtags erbaute Staatsministerium hat sich auf seinen bisherigen Wegen in eine wirklich constitutionelle Volksstellung nicht hineinfinden können, und, wie es scheint, sich namentlich gegen die Anforderungen des königlichen Hauses schwach gezeigt, denn nur so kann man die Art und Weise beurtheilen, wie die Minister die Zurückberufung des Prinzen von Preußen, um die es sich jetzt bei uns handelt, in die Hand genommen haben *). Das Ministerium hat sich dabei wieder in die Phraseologie des alten verbrauchten Staatsstyls gehüllt, ja es hat in seinem Erlaß sogar die abgestandene Redensart von der „Ritterlichkeit des Charakters“ mitgemacht, welche es in Bezug auf den Prinzen mit besonderer Emphase gebraucht, die aber in der lebendigen rein menschlichen Mitte des heutigen Volksstaats ohne alle und jede Bedeutung und Berechtigung ist! Dann hat es in ganz officieller und ministerieller Ehrbarkeit das Mährchen von einer politischen Mission des Prinzen von Preußen in England wieder aufgetischt, während es dem Volke hier keineswegs an dem richtigen und unbestechlichen Takt fehlt, um einzusehen daß der offenkundigen Flucht des Prinzen und seinem innersten Bruch mit dem neuen Zustand der Dinge damit nur eine anständige Maske hat umgehangen werden sollen! Eine wichtige und bemerkenswerthe Erscheinung ist dabei das Verhalten der Bürgerwehr, welche wenigstens zum großen Theil in dieser Frage durchaus mit der Volksopposition geht. Hätte das Ministerium Gewaltschritte anderer Art gemacht, hätte es z. B. die Freiheit der Presse beschränkt, das Anschlagen von Placaten an den Ecken verboten, die freien Volksversammlungen aufgehoben oder dgl., so würde der Bürger dem alle diese Dinge längst ein Dorn im Auge sind, damit sehr zufrieden gewesen sein, und dem Ministerium bereitwillig seinen Arm geliehen haben. Aber jetzt trifft dieses Ministerium genau nur gerade den Fleck an der Ferse dieses unverwundbaren Achilles, genannt Spießburger, gerade den einzigen Fleck, wo er verwundbar ist: der Prinz von Preußen soll wiederkehren! Das Ministerium ruft ihn nicht, um etwa sich zu verantworten, sondern es ruft ihn als den edelsten Sohn des Vaterlandes und stellt ihm dabei gewissermaßen zugleich ein Zeugniß seiner „Ritterlichkeit“ und seiner „edlen Gesinnung!“ Das ist es, was sogar den Bürger empört, und ihn aufgerüttelt hat aus seiner Erschlaffung. Wie Ein Mann steht heute das ganze Volk von Berlin, und verlangt die Zurücknahme dieses ministeriellen Beschlusses wegen der Rückkehr des Prinzen, und dann die Abdankung des Ministeriums.

Der junge Schlöffel ist bekanntlich auf sechs Monate Gefängniß verurtheilt worden, gestern fanden in dieser Sache die Verhandlungen vor dem hiesigen Criminalgericht statt. Schlöffel war wegen eines Artikels in dem von ihm redigirten „Volksfreund“ wegen Aufreizung gegen die Minister und wegen Majestätsbeleidigung angeklagt. Er vertheidigte sich selbst in einer höchst energischen Rede, in welcher er nachzuweisen suchte daß das Kammergericht gar nicht die Befähigung habe, ihn zu verurtheilen, da die veralteten und durch die neue Zeit in Ruhestand gebrachten Gesetze des Landrechts unmöglich jetzt noch Gültigkeit haben könnten. Indessen hat ihn das Kammergericht dennoch zu sechs Monat Festung verurtheilt, und Schlöffel ist bereits nach Spandau abgeführt worden. Einen bedeutenden Stoß in der Achtung der reactionären Partei hat bei dieser Gelegenheit der eben so einsichtsvolle als freisinnige Präsident und Staatsanwalt beim Oberappelationsgericht, Hr. Kirchmann, erlitten, indem er, obgleich Schlöffel von einem „Buben, welcher der Regierung unfähig“ gesprochen, dennoch nur auf sechs Wochen Gefängniß angetragen. Nichts desto weniger aber hat ihn das Kammergericht zu sechs Monaten verurtheilt!

Unter den neu entstandenen Journalen zeigt sich als das pikanteste und witzigste die Wochenschrift: „die ewige Lampe.“ Dieses Journal, welches seinen Titel nach einer hiesigen kleinen Kneipe führt, in der wegen der dort statt findenden Dunkelheit des Saals beständig auch bei Tage eine Lampe brennt, wird von einigen jungen sehr befähigten und witzigen Männern redigirt, die sich allabendlich nach zehn Uhr im Local der ewigen Lampe zusammenfinden und dort beim besten Humor und schäumenden Weißbier ihre scharfen und pikanten Artikel erfinden und verfassen. Gegründet ist dieses Unternehmen auf Actien, die im Preise von 20 Silbergroschen meist von den Besuchern dieser Kneipe, deren Wirth, Herr Neumann, zum Scherz als Redacteur auf dem Titel genannt

*) Die Zurückberufung des Prinzen von Preußen mußte, unseres Erachtens, dem Landtage überlassen bleiben. S. unsere Chronik.
D. Herausg.

ist, angekauft sind. — Diese Idee, einen Kneipenwirth als Entrepreneur eines literarischen Unternehmens zu bezeichnen, ist zugleich eine sehr gute Persiflage unseres Berliner Spießbürgerthums, welches einen tödtlichen Haß auf alle Schriftsteller geworfen, weil es sich einbildet, diese seien, nächst den französischen *) Emissären, die Urheber der ganzen Revolution.

Zur Chronik der Gegenwart.

— Lamartine ist noch immer ein Prophet des Friedens! In seiner letzten Rede sagte er, die Geschichte kenne Revolutionen von zweierlei Art, Gebietsrevolutionen und Revolutionen der Ideen. Eroberung, Umsturz von Reichen, Unterjochung von Völkern sei der Lebenstrieb der Einen, Krieg ihre Nothwendigkeit. Die Revolution der Ideen sei die Mutter der Institutionen, der Arbeit und der bürgerlichen inneren Freiheit. Freilich seien Ideen ansteckend, mithin geistig erobernd; allein die Republik Frankreich werde sich mit einer „bewaffneten Diplomatie" begnügen solange der Friede möglich und ehrenhaft sei. — Inzwischen ist Lamartine doch sehr geneigt, Piemont an Frankreich zu bringen, wenn Karl Albert die Lombardei für sich behält! Frankreich, sagt Lamartine, ist dort gar so sehr offen, Lyon allzu sehr ausgesetzt!

— Den radicalen Republikanern in Frankreich ist die Republik nur Mittel zum Zweck, nur Durchgangspunkt für den Communismus und den Terrorismus der Proletarier. Barbès steht an ihrer Spitze; er hat in der Nationalversammlung seinen Sitz auf der äußersten Linken, auf dem Gipfel des Berges, des Sinai, wie die Partei sagt, von welchem aus der Blick ins gelobte Land — in Cabet's Icarien — frei wird. Merkwürdig ist der ganz biblische Ton den diese Partei, den alten Puritanern Cromwells gleich, in ihren Reden jetzt anstimmt. Auch halten sie sich für die echten Vertreter des Christenthums, für die endlichen Vollstrecker des Neuen Testamentes das lange genug in den Archiven der Theologen gemodert, in den Händen der Heuchler und Pharisäer zur Unterjochung der Welt gedient habe.

— Sind die Wahlen für Frankfurt in Baiern, im Münsterlande hierarchisch katholisch, in andern Gebieten Deutschlands politisch reactionär ausgefallen, — die Namen Phillips, Döllinger, Hoffmann bürgen für beides, — so erhalten sie durch Wahlen im Sinne des entschiedenen Fortschrittes das nöthige Gegengewicht. In Berlin sind die Wahlen gemischter Art. Wir finden unter den Gewählten Vertreter des gemäßigten, constitutionellen Fortschrittes, den Ministerpräsidenten Camphausen, den Stadtverordneten Buchhändler Dr. Veit (Riesser, Moritz Hartmann, Cohn und Veit sind bis jetzt die einzigen Juden in der Nationalversammlung.) Berlin wählte jedoch auch Dr. Nauwerk und Bruno Bauer, Letztern unter den Ersatzmännern. Halle wählte Professor Dunker, in der Zeit der demagogischen Verfolgungen als Märtyrer der schwarzrothgoldnen Farben bekannt. Hannover wählte den radicalen Kopf der witzigen „Randglossen," Advocaten Detmold. Eine eigenthümliche Phalanx bildet der geschichtlich geordnete und begrenzte Liberalismus mit Arndt, Dahlmann, Albrecht, Gervinus, denen sich aus Süddeutschland noch Paul Pfizer und Uhland zugesellen. In Sachsen trugen fast überall die Kammermitglieder der entschiedenen Opposition den Sieg davon. Dr. Schaffrath, Dr. Joseph, von Dieskau, Hensel, der Deutschkatholik Rewitzer, der Fabrikbesitzer Eisenstuck stehen in ihrer Reihe. (Bürgermeister Todt von Adorf ist als Geh. Leg. Rath Bundestagsgesandter geworden.) In Leipzig wurde trotz vielfachen aber rathlosen Gegenbemühungen der Mann der Volkspartei Robert Blum gewählt, in Dresden Professor Wigard, als Deutschkatholik bewährt, in Glauchau Günther, als Journalist in Sachen der nationalen Industrie hier zu Lande bekannt. Nur in Zwickau und Borna siegten Vertreter des gemäßigten Fortschrittes, dort Biedermann, hier Advocat Koch, Vicebürgermeister von Leipzig. Fast überall sonst hat der entschieden als Partei des Volkes organisirte Vaterlandsverein in Sachsen seine Candidaten durchgebracht. Dr. Arnold Ruge, als Buchhändler in Leipzig ansässig, siegte in Breslau über Simon, den Verfasser von „Ablehnen oder Annehmen." Dieser Vertreter Deutschlands siegte in Breslau durch die dortige Polenpartei.

— Meuchelmord und Mordbrennerei sind die neusten Heldenthaten Polens. Während uns die Gräuel der polnischen Wirthschaft in Buk das Blut erstarren machen, die lügenhaften Berichte der Polen in den Pariser Blättern die Franzosen für ihre Sache zu bearbeiten streben, existirt in Leipzig und Dresden ein Polenklubb (die Schriftsteller Ruge und Günther sind Mitglieder) um diesen Polen die Hand zu bieten.

— In Berlin haben 104 deutsche Studenten eine Adresse an das Ministerium gerichtet um Herstellung Polens und Einstellung des Kampfes zu fordern. Die politische Unfähigkeit vergißt daß der ehrloseste Friedensbruch in Posen die neueste Heldenthat Polens ist. Polen sei frei! Aber gegen Rußland hat es seine Rechte blutig auszufechten. Ist Polen vom Blödsinn befallen, sich in deutschem Blut baden zu wollen, so gehe es an diesem Blödsinn unter! — Zur Ehrenrettung der deutschen akademischen Jugend in Berlin zeichneten sich gleich zu einer Gegenadresse in wenigen Tagen viele hundert Namen.

— Ist Berlin noch immer der Heerd abstracter Phrase und der geistreichen Schönthuerei? — Seit kurzem erscheint dort ein Blatt „die Freischaar für Polen," das die Sache der polnischen Wirthschaft in Posen auf Kosten deutscher Ehre feiert. Dies Blatt hat politische Einsicht genug, einen Bund zwischen Deutschland und Frankreich zu fordern

*) Nicht auf französische, sondern auf polnische Emissäre die allerdings aus Frankreich kamen, geht die Behauptung. Polen sind jedenfalls die Helden im Berliner Barricadenkampf gewesen. — Der Jubel mit welchem die Berliner die Polen aus dem Gefängniß holten und die deutschen Gefangenen vergaßen, hat sich, dünkt uns, hinlänglich bestraft. Wir wollen darüber nicht weiter rechten. D. Herausg.

um gemeinsam Polens Herstellung zu betreiben. Es wird nicht gesagt, ob Polen bis zur Oder reichen soll. *Ruge* wird das in der Nationalversammlung den Deutschen speculativ entwickeln! Wahrscheinlich aber soll sich Frankreich am Rhein entschädigen, während Deutschland sich an der Weichsel mit Rußland schlägt!

— Zu unserer Verwunderung sitzt der *Funfzigerausschuß* zu Frankfurt noch immer beisammen. Seine Aufgabe, dünkt uns, schien erledigt mit dem Zusammentritt der Nationalversammlung. Schmeckt das Regieren so süß? Oder will er noch immer beschließen, die deutsche Sache in Posen *offen* zu lassen? In der That heißt das Deutschland eine Wunde offen lassen! Mit dem Polenenthusiasmus auf Kosten deutscher Ehre hat sich der Funfzigerausschuß gezeichnet. (Schließlich erklärt er jetzt, in der Sache Polens vor der Hand nichts thun zu können und zu wollen.)

— Solange die *Freiheit* Versuche macht die *ehrlos* sind, so lange wird natürlich die Reaction neuen Grund und Boden gewinnen. Der *Bundestag* hat nicht übel Lust sich von der *Nationalversammlung* die Verfassung für Deutschland nicht unbedingt octroyiren zu lassen!

— Minister v. *Gagern* war im Frankfurter Vorparlament der glänzende Anwalt der Fürsten. Er vertheidigte jetzt in der *Darmstädter Kammer* gegen *Mohr* die Siebenercommission. Diese habe jener Volksversammlung das Recht zuerkannt über die Bedürfnisse Deutschlands ein Gutachten zu geben, aber sie zugleich wohlweise vor der Usurpation einer Autorität verwahrt. Eben so erkenne jetzt der Bundestag den Beruf der Nationalversammlung an, für Deutschland eine Verfassung zu entwerfen. Wieweit aber diese Nationalversammlung auf Anerkennung des Volkes und der Regierungen rechnen könne, werde davon abhängen wieweit sie den Wünschen und Bedürfnissen der Mehrheit in Deutschland Rechnung trage. Die Mehrheit der Deutschen wolle Freiheit und Einheit. Aber die Dekrete einer Republik, sie sei Eine untheilbare oder eine föderative, würde keinen Beifall bei der öffentlichen Meinung finden. — Hiermit ist die Machtvollkommenheit der Nationalversammlung geläugnet, der Grundsatz von der Souveränität des Volks den das Vorparlament feststellte, aufgehoben. Heinrich v. Gagerns Ansichten sind so ziemlich die beste Quintessenz dessen was der Bundestag will und meint. — Mohr erwiederte in Darmstadt: Also statt einer starken demokratischen Bundesverwaltung mit centraler Macht wollt Ihr einen kaiserlichen Hof mit Civilliste und Apanagen, mit all den dynastischen Eifersüchteleien, all den Ränken der Fürstenhäuser und Höfe unter einander, sammt den Verschleppungen der Geschäfte, sammt all dem alten Trödel der Kaiserzeit von ehedem!

— Die Reaction gewinnt in Deutschland solange neuen Boden als die Freiheit in den Händen der politischen Unfähigkeit bleibt oder ehrlose Versuche macht. Wir wiederholen diese Behauptung. — *Friedrich Hecker's* Darlegung über Gagern's Tod zwingt uns die Beschuldigung der Ehrlosigkeit in *diesem* Punkte zurückzunehmen. Hecker weist nach daß Gagern nicht meuchlings erschossen wurde, zwischen dem Parlamentiren und dem gegenseitigen Feuern fast eine Stunde verstrichen war. Gagerns Truppen gaben die erste Salve, die Republikaner die zweite; die Behauptung des Meuchelmordes nennt Hecker eine „schändliche Erdichtung, zu den schlechten Mitteln der monarchischen Reaction gehörig." Hekker beklagt sich daß der Funfzigerausschuß diese Beschuldigung so leichtfertig als Thatsache angenommen. Die Erklärung eines badischen Soldaten in einer Karlsruher Zeitung sei lügenhaft erkünstelt; die Badenser hätten hinter dem Treffen gestanden, das zwischen den Republikanern mit den Hessen geliefert wurde und als dessen Opfer Gagern fiel, indem er sich vor die Fronte wagte um hessische Überläufer zurückzurufen. Diese hessischen Überläufer, könnte man meinen, hätten aber nur in Folge neuer Aufforderungen von Seiten der Republikaner ihre Reihen verlassen können. Dann müßte von neuem ein Waffenstillstand eingetreten, ein neues Parlamentiren eröffnet sein. Hierüber verbreitet sich Hecker nicht. Er selbst habe mit dem Pistol nie geschossen, da er als Anführer seiner Stellung nach im ganzen Verlaufe des Kampfes keine Gelegenheit dazu haben konnte. — Die republikanische Schilderhebung, sagt Hecker, sei aus Begeisterung für Volk und Volksfreiheit geschehen. Aber doch wohl auch im frevelhaften Dünkel eines Eigensinns der die Wohlfahrt des Volkes opfert, statt ihr zu dienen! — Von *Struve* welcher französische Hülfe zur Fortsetzung des Bürgerkrieges sucht, hat sich übrigens Hecker getrennt.

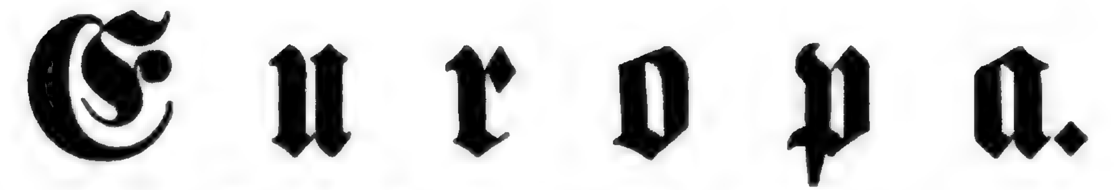
— Das *preußische Ministerium Camphausen* erklärt die Rückkehr des *Prinzen von Preußen* für nothwendig zur Berathung und Anerkennung des neuen Wahlgesetzes! — König Ernst August von Hannover hatte in England soviel gelernt um die Hannoveraner zu verlachen daß sie ihn ins Land gelassen ohne zuvor ihr Staatsgrundgesetz zu beschwören! —

— Das Dampfschiff Washington brachte aus Nordamerika einen Gruß der *Deutschen in Neuyork* an das deutsche Volk. Das Schiff führte die schwarzrothgoldne Flagge neben dem Sternenbanner der Vereinigten Freistaaten. In dem Glückwunsche heißt es: „Kein Östreich, kein Preußen — ein Einiges Deutschland! Ein Fürst sprach es — und es blieb ein leerer Schall. Ein Volk will es — und es wird zur That!" Nordamerika sei groß und blühend weil es frei, es sei stark, weil es einig.

— Das in Hildburghausen erscheinende *Deutsche Volksblatt* will wissen daß die Fürsten *Thüringens* Willens sind ihre Ländergebiete zu verschmelzen und sie einer Gesammtregierung zu übergeben in welcher die einzelnen Dynastien der Reihe nach den Vorsitz führen. Diese Association der thüringischen Fürsten wäre ein schöner Anfang zur allmäligen Verschmelzung des zerrissenen Deutschlands. Wir wünschen nicht die provinziellen Eigenthümlichkeiten unseres Vaterlandes vertilgt, aber die Provinzen mit ihren Völkerstämmen einheitlich und selbständig zu sehen.

— Der *Kirchenstaat* ist endlich ein weltlicher Staat. Der Papst hat sich des Rechtes begeben Krieg zu erklären und zu führen. Er hat ein selbständiges weltliches Ministerium eingesetzt. Damit hört er auf Souverän des römischen Staats zu sein, der sich nun — falls die Furchtsamen darüber nicht erschrecken — sehr wohl *Republik* nennen kann.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.



Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

F. Gustav Kühne.

1848. 27. Mai. — № 22.

Eine schreckliche Rache.

Aus Gogol's kleinrussischen Volksgeschichten.

Deutsch von **Wilhelm Wolfsohn.**

1.

Jubel und Freudenlärm in Kiew's Vorstadt! Der Jeßaul (Kosakenhauptmann) feiert die Hochzeit seines Sohnes. Eine Menge Leute sind zu dem Jeßaul zu Gaste gekommen. Vor Alters liebte man gut zu essen, und noch besser zu trinken, und vor Allem sich recht zu vergnügen.

Da kam auch auf seinem Braunen geritten der Saporoger Mikitka geradeswegs von wildem Gelag auf dem Pereschlafeld, wo er sieben Tage und sieben Nächte die polnischen Edelherren mit rothem Wein getränkt. Es kam auch des Jeßauls Busenfreund, Danilo Burulbasch, vom jenseitigen Ufer des Dnepr, wo zwischen zwei Bergen sein Gut lag: er kam mit seiner jungen Frau Katharina und seinem jährigen Knaben. Es bewunderten die Gäste das weiße Antlitz der Panna Katharina, ihre sammetschwarzen Brauen und ihr festliches Tuchkleid mit dem blauseidenen Mieder, und die silberbeschlagenen Stiefel: aber mehr denn über alles wunderte man sich, daß ihr Vater nicht mitgekommen. Er hatte im Ganzen Ein Jahr am Dnepr gewohnt, dann war er zwanzig Jahre verschwunden und verschollen, und als er zurückkehrte, hatte die Tochter schon geheirathet und einen Sohn geboren. Er würde gewiß viel Wunderbares erzählt haben. Und wie sollte er nicht, da er so lange in der Fremde gewesen! Dort ist ja alles anders: andere Menschen und keine Christenkirchen.... Aber er kam nicht.

Den Gästen wurde Glühwein mit Rosinen und Pflaumen gereicht, und auf einer kleinen Schüssel der Hochzeitskuchen. Die Musikanten griffen nach dem untern Stück desselben, in das Geld hineingebacken war, verstummten eine Weile, und legten ihre Cymbeln, Geigen und Schellentrommeln neben sich hin. Unterdeß traten die jungen Weiber und Mägdelein, mit gestickten Tüchern sich die Stirn trocknend, schon wieder aus ihren Reihen vor, und die Bursche, stolz umherblickend, die Arme in die Seiten gestemmt, waren eben im Begriff, ihnen entgegenzufliegen — als der alte Jeßaul zwei Heiligenbilder herbeibrachte, um die Neuvermählten zu segnen. Diese Heiligenbilder hatte er von einem ehrwürdigen Mönch bekommen, von dem greisen Bartholomäus. Sie sind nicht von reicher Fassung, es schimmert an ihnen weder Silber noch Gold: aber wer sie in seinem Hause hat, den wagt keine böse Macht zu berühren. Der Jeßaul hob die Bilder empor, und schickte sich an ein kurzes Gebet zu sprechen, als plötzlich die am Boden spielenden Kinder erschrocken aufschrieen, und gleich darauf die Leute zurückprallten, und Alle entsetzt mit den Fingern auf einen Kosaken deuteten, der mitten unter ihnen stand. Wer es war, wußte Keiner. Schon hatte er meisterlich Kosakisch getanzt, und die Umstehenden recht belustigt. Wie nun aber der Jeßaul die Heiligenbilder emporhob, da veränderte sich auf einmal das ganze Gesicht des Kosaken. Die Nase wurde immer länger und krümmte sich seit-

wärts, statt der grauen Augen blitzten grüne, die Lippen wurden blau, das bebende Kinn spitz wie ein Spieß, aus dem Munde stand ein langer Zahn hervor, hinter dem Kopf erhob sich ein Höcker — und aus dem Kosaken ward ein Greis.

„Das ist er! das ist er!“ schrie die Menge, und Alles drängte sich dicht zusammen. „Der Herenmeister ist wieder erschienen!“ riefen die Mütter, ihre Kinder an den Händen fassend.

Majestätisch und würdevoll trat nun der Jeßaul vor, und sprach mit donnernder Stimme, ihm die Heiligenbilder entgegenhaltend: „Verschwinde du Satansgestalt, hier ist Deines Bleibens nicht!“ — und zischend und mit den Zähnen knirschend, wie ein Wolf, verschwand der wunderbare Greis. Da erhob sich und rauschte, wie das Meer im Sturm, lautes Gerede unter den Leuten. „Was ist das für ein Herenmeister?“ fragten die Jüngeren und die Fremden. „Es wird schlimm!“ sprachen die Alten kopfschüttelnd. Und im ganzen Hause des Jeßauls bildeten sich überall Gruppen, und horchten auf die Mähr von dem wunderbaren Zauberer. Aber fast Jeder erzählte Anderes, und Keiner wußte etwas Bestimmtes von ihm zu sagen.

Nun wurde ein Fäßchen Meth in den Hof gerollt, daneben kamen nicht wenig Eimer griechischen Weines: Alles ward wieder lustig, die flotte Kosakenschaft, Dirnen und Bursche im bunten Wamms flogen dahin. Selbst neunzigjährige und hundertjährige Greise, die sich ein Räuschchen getrunken, tanzten mit, und gedachten nicht umsonst der entschwundenen Jahre. Man schmauste bis in die späte Nacht, und so, wie heutzutage nicht mehr geschmaust wird.

Die Gäste begannen auseinanderzugehen, aber nur Wenige schlichen nach Hause; Viele blieben zu Nacht bei dem Jeßaul auf dem weiten Hofe; noch mehr Kosaken schliefen, mir nichts dir nichts, unter den Bänken ein, auf dem Boden, beim Pferd, am Stalle — wo eben der trunkene Kosakenkopf hintaumelte, da lag er auch, und schnarchte ganz Kiew an.

2.

Sanft leuchtet's über die ganze Welt: der Mond ist hinter dem Berg heraufgekommen. Wie mit kostbarem schneeweißem Damastteppich überdeckte er das bergige Gestade des Dnepr, und die Schatten wichen noch weiter zurück in den Fichtenwald.

Mitten auf dem Dnepr schwamm ein Kahn. Vorn saßen zwei Bursche, die schwarzen Kosakenmützen schief über's Haupt, und unter den Rudern sprühte der Wasserstaub nach allen Seiten, wie Funken vom Feuerstahl.

Warum singen die Kosaken nicht? Sie reden nicht davon, wie die polnischen Pfaffen schon wieder durch die Ukraine ziehen, und das Kosakenvolk zu Katholiken taufen, noch wie die Horde sich zwei Tage am Salzsee geschlagen.

Wie sollten sie singen, wie von kühnen Thaten reden! Ihr Herr Danilo ist so nachdenklich, der Ärmel seines dunkelrothen Gewandes hängt zum Kahne heraus und schöpft Wasser; ihre Herrin Katharina wiegt still das Kind, und verwendet kein Auge von ihm, und über ihr unbedecktes Festkleid sprizt das Wasser wie grauer Staub.

Welche Lust, mitten auf dem Dnepr nach den hohen Bergen zu blicken, auf die breiten Wiesen, auf die grünen Wälder! Jene Berge sind keine Berge: sie haben keinen Fuß, unten wie oben sind sie spitz, und unter ihnen und über ihnen ist der tiefe Himmel. Jene Wälder auf den Höhen sind keine Wälder: das sind die Haare auf dem krausen Haupte des Waldurvaters; darunter taucht im Wasser ein Bart, und unter dem Bart und über den Haaren ist der tiefe Himmel. Jene Wiesen sind keine Wiesen: das ist ein grüner Gürtel, der den runden Himmel mitten umgürtet, und auf der obern Hälfte und auf der untern Hälfte lustwandelt der Mond.

Herr Danilo sieht sich nicht um, er blickt auf sein junges Weib. „Warum, mein junges Weib, meine goldene Katharina, bist Du in Trauer versunken?“ — „Ich bin nicht in Trauer versunken, mein Herr Danilo! Mich ängsteten die wunderbaren Geschichten von dem Zauberer. Man sagt, daß er so schrecklich geboren sei... und wie er klein gewesen, habe keines der Kinder mit ihm spielen wollen. Denke doch, Herr Danilo, was man Schreckliches sagt: es soll ihm immer so vorkommen, daß Alle über ihn lachen. Wenn ihm an dunklem Abend irgend ein Mensch begegnet, so scheint's ihm gleich, daß der den Mund öffnet und die Zähne fletscht. Und den andern Tag findet man diesen Menschen todt. Mir war so seltsam, mit war so bange, als ich diese Geschichten hörte.“

So sprach Kathariua, zog ein Tuch hervor und trocknete damit das Gesicht des in ihren Armen schlafenden Kindes. Auf das Tuch hatte sie mit rother Seide Blätter und Beeren gestickt.

Herr Danilo schwieg und blickte in die dunkle Ferne, wo hinter dem Wald ein Erdwall zu sehen war; hinter dem Wall ragte ein altes Schloß. Über seine Brauen zogen sich plötzlich drei Runzeln, die linke Hand

glättete den jugendlichen Schnurrbart. „Das Schreckliche, sagte er, ist nicht sowohl daß er ein Zauberer, als daß er ein böser Gast. Wie ließ er sich die Dummheit beikommen, hierher zu ziehen? Ich habe gehört daß die Polen eine Festung bauen wollen, um uns den Weg zu den Saporogern abzuschneiden. Mag sein . . . Ich will das Teufelsnest zerstören, sobald mir nur zu Ohren kommt daß er irgend einen Schlupfwinkel hat. Ich verbrenne den alten Zauberer, so daß nicht einmal für die Raben etwas von ihm übrig bleibt. Indessen denk' ich, er ist nicht ohne Geld und Gut. Dort wohnt dieser Teufel! Wenn er Gold hat . . . Wir kommen gleich an den Kreuzen vorbei — das ist ein Kirchhof! Da modern seine ruchlosen Ahnen. Man sagt, daß sie Alle bereit waren, sich für einen Pfennig dem Satan mit Seel' und Leib zu verkaufen. Wenn er aber wirklich Geld hat, so ist jetzt nicht viel Federlesens zu machen; man erbeutet nicht immer im Kriege . . ."

„Ich weiß was Du vorhast; mir weissagt das Zusammentreffen mit ihm nichts Gutes. Aber Du athmest ja so schwer, Du blickst so streng, Du hast die Brauen so finster zusammengezogen!" . . . .

„Schweig' Weib! sagte Danilo aufgebracht. Wer mit Euch zu thun hat, wird selbst zum Weib. Bursche gib mir Feuer in die Pfeife!" Hier wandte er sich zu einem der Ruderer, der aus seiner Pfeife die glühende Asche klopfte, und sie in die Pfeife seines Herrn that. „Schreckt mich mit dem Zauberer! fuhr Herr Danilo fort. Gottlob, der Kosak fürchtet weder Teufel noch polnische Pfaffen. Da käm' was Rechtes heraus, wenn wir auf die Weiber hörten. Nicht wahr Burschen? Unser Weib das ist die Pfeife und das scharfe Schwert!"

Katharina schwieg, und senkte ihre Augen auf das schlummernde Wasser; Der Wind streifte die Fluth, und der ganze Dnepr schimmerte silbern, wie des Wolfes Fell in tiefer Nacht schimmert.

Der Kahn lenkte um, und hielt sich ans waldige Ufer. Am Ufer zeigte sich ein Kirchhof. Morsche Kreuze standen dicht zusammengedrängt. Zwischen ihnen wächst kein Wachholder, grünt kein Gras, nur der Mond wärmt sie von der Himmelshöhe.

„Hört Ihr's nicht schreien, Bursche? Jemand ruft Hülfe!" sagte Herr Danilo sich zu seinen Ruderern wendend. „Wir hören rufen, und, wie es scheint, von dorther", sagten zugleich die beiden Ruderer, auf den Kirchhof hindeutend. Aber Alles ward still. Der Nachen bog um das vorragende Ufer. Plötzlich ließen die Kosaken die Ruder sinken und blickten starr hin. Auch Herr Danilo stutzte: Schrecken und Schauer fuhren durch des Helden Adern. Das Kreuz auf einem der Gräber wankte, und leise erhob sich daraus ein dürrer Todter. Der Bart reichte ihm an die Brust; an den Fingern hatte er lange Nägel, noch länger als die Finger selbst. Leise hob er die Hände empor. Sein ganzes Gesicht zuckte krampfhaft. Fürchterliche Qualen schien er zu leiden. „Mir ist so schwül! so schwül!" stöhnte er mit wilder und gar nicht menschenähnlicher Stimme. Seine Stimme schnitt in's Herz wie ein Messer — und plötzlich schwand der Todte unter die Erde. Das zweite Kreuz wankte, und wieder stieg ein Todter heraus, noch schrecklicher, noch höher als der erste, ganz bewachsen, mit einem Bart bis an die Kniee und noch längeren Nägeln. Er rief noch wilder: „Mir ist schwül!" und wich zurück unter die Erde. Das dritte Kreuz wankte, und ein dritter Todter richtete sich hoch empor. Der Bart ging ihm bis an die Ferse; die Finger mit den langen Nägeln bohrten sich in die Erde. Fürchterlich streckte er die Hände in die Höhe, als wollte er den Mond erreichen, und heulte, wie wenn ihm Jemand die gelben Knochen durchsägte . . . . Das in den Armen Katharina's schlafende Kind erwachte und schrie; sie selber schrie auf; den Ruderern entfielen ihre Mützen in den Dnepr; auch Herr Danilo erbebte.

Auf einmal war Alles spurlos verschwunden: aber die Bursche konnten noch lange nicht zum Ruder greifen. Theilnahmsvoll blickte Danilo auf sein junges Weib, die erschrocken in ihren Armen das schreiende Kind wiegte; er preßte sie an's Herz und küßte sie auf die Stirn. „Hab' keine Angst Katharina! Sieh, es ist nichts!" sagte er, nach allen Seiten hinweisend: „der Zauberer will nur die Menschen schrecken, daß Niemand in sein verruchtes Nest dringe. Weiber allein kann er damit in Schrecken jagen. Gib mir den Jungen auf den Arm!" Mit diesen Worten hob Herr Danilo den Knaben in die Höhe und an seine Lippen. „Nicht wahr Iwan, Du fürchtest keine Zauberer? Sag: Nein, Vater, ich bin ein Kosak. Nun, so sei doch ruhig, hör' auf zu weinen! Wir kommen nach Hause! kommen nach Hause — Mutter wird Dir Grütze zu essen geben, wird Dich in die Wiege legen und wird singen:

> Luli, luli, luli!
> Luli, Söhnchen, luli!
> Erwachse zur Augenweide
> Den Kosaken zu Ehr' und Freude
> Den Herrn zu Weh und Leide.

Hör' mal Katharina, mir scheint daß Dein Vater mit uns nicht in Eintracht leben will. Er kam so finster

und mürrisch wie wenn er böse wär' .... Nun, wenn ihm nichts recht ist, so brauchte er nicht zu kommen. Hat kein Glas auf die Kosakenfreiheit leeren wollen? Hat das Kind nicht auf seinen Armen gewiegt! Erst hätte ich ihm gern Alles gesagt, was ich auf dem Herzen habe, aber es wollte nicht recht heraus, und meine Rede stockte. Nein, er hat kein Kosakenherz! Wenn Kosakenherzen sich begegnen, da springen sie aus der Brust einander entgegen! Wie ist's, meine lieben Bursche, landen wir bald? Na, Ihr sollt neue Mützen haben. Dir Stezko, gebe ich eine mit Sammet und Gold besetzt; die hab' ich einem Tataren zugleich mit dem Kopfe abgenommen; seine ganze Rüstung behielt ich, nur seine Seele ließ ich frei. Na, leg' an! So, jetzt sind wir angekommen, Iwan, und Du weinst immer noch! Nimm ihn Katharina!"

Alle stiegen aus. Hinter dem Berge zeigte sich ein Strohdach: das war Herrn Danilo's väterliches Haus. Dahinter lag noch ein Berg, drüber hinaus freies Feld, und da war hundert Werste weit kein Kosak mehr zu finden.

3.

Herrn Danilo's Gut liegt zwischen zwei Bergen in einem engen Dneprthal. Sein Haus ist nicht hoch; seine Wohnung sieht nicht anders aus als die gemeiner Kosaken; es ist nur eine Stube, aber Platz genug darin für ihn und sein Weib und die alte Dienerin und zehn Kernbursche. Rings an den Wänden ist oben ein eichenes Bret: darauf stehen dicht gedrängt Näpfe und Schüsseln für die Tafel; zwischen diesen finden sich auch silberne Becher und goldgefaßte Gläser, theils Geschenke, theils im Krieg erbeutet. Drunter hängen kostbare Musketen, Säbel, Büchsen, Lanzen; die haben die Tataren, Türken und Polen wohl oder übel hergeben müssen; dafür haben sie auch nicht wenig Scharten; wennn Herr Danilo die ansah, so mahnten sie ihn wie Zeichen an seine Gefechte. Unten an der Wand stehen eichene, glatt gehobelte Bänke; daneben hängt an Stricken, die durch einen in der Decke befestigten Ring gezogen sind, dicht vor dem Ofen die Wiege; in der ganzen Stube ist der Boden mit Thon bestrichen und geglätttet. Auf den Bänken schlafen Herr Danilo und sein Weib; auf dem Ofen die alte Dienerin; in der Wiege wird das Kind belustigt und eingelullt; auf dem Boden lagern sich die Bursche manche Nacht. Der Kosak aber schläft am liebsten auf bloßer Erde unter freiem Himmel; er braucht weder Kissen noch Federbett; er bettet sich unters Haupt frisches Heu, und streckt sich bequem auf's Gras; ihm ist es eine Lust, wenn er mitten in der Nacht aus dem Schlafe fährt, über sich den hohen, sternenbesäeten Himmel zu erblicken und von der nächtlichen Kühle zu schauern, die ihm Mark und Bein erfrischt; schlaftrunken vor sich hinmurmelnd und sich dehnend raucht er sein Pfeifchen an, und hüllt sich fester in den warmen Mantel.

Herr Danilo erwachte nicht früh nach der gestrigen Lustbarkeit, und als er aufgestanden, setzte er sich in eine Ecke, und begann den neuen von ihm eingetauschten Türkensäbel zu schleifen; Frau Katharina schickte sich an, ein seidenes Handtuch mit Gold zu sticken. Plötzlich trat Katharina's Vater ein, finster und aufgebracht, mit einer fremdländischen Pfeife zwischen den Zähnen. Er ging auf die Tochter zu, und fragte sie mürrisch, aus welchem Grunde sie so spät nach Hause gekommen.

„Über dergleichen Dinge, Schwiegervater, hast Du nicht sie, sondern mich zu befragen!" sagte Danilo, ohne sich in seiner Beschäftigung zu unterbrechen. „Nicht das Weib, sondern der Mann steht Rede. Das ist einmal bei uns so Brauch, nimm's nicht übel! In anderen ungläubigen Ländern mag's vielleicht nicht so sein — das weiß ich nicht."

Die Farbe trat dem Schwiegervater auf's finstere Gesicht, und seine Augen glänzten wild. „Wem anders als dem Vater steht die Aufsicht über seine Tochter zu? murrte er vor sich hin: nun, ich frage Dich: wo bist Du bis spät in die Nacht herumgeschlendert?"

„Das ist was Anderes, theuerster Schwiegervater! Darauf will ich Dir sagen, daß ich längst schon den Windeln entwachsen bin. Ich weiß zu Rosse zu sitzen, ich kann den scharfen Säbel schwingen, ich kann noch mancherlei .... ich kann auch Niemanden Rede stehen wollen über das was ich thue."

„Ich sehe Danilo, ich weiß daß Du Zank suchst! Wer sich versteckt, hat sicherlich kein gutes Gewissen."

„Denke Dir was Du willst, sagte Danilo: ich denke mir auch was ich will. Ich habe Gottlob an keiner einzigen ehrlosen Sache Theil gehabt, ich habe immer den heiligen Glauben und das Vaterland vertheidigt; ich machte es nicht wie gewisse Vagabunde, die, während die Rechtgläubigen auf Tod und Leben kämpfen, Gott weiß wo umherschlendern, und dann herbeistürzen, zu ernten was sie nicht gesät: die sind nicht mal wie die Unirten, lassen sich in keinem Gotteshause sehen. Die müßte man ordentlich in's Verhör nehmen" ....

„Ei, Kosak! Weißt Du wohl .... ich schieße schlecht: meine Kugel geht nur auf siebenhundert Schritt

mitten in's Herz; ich schlage auch nicht sonderlich; ich haue einen Menschen nur in Stücke, die kleiner sind als die Graupen, aus denen man Grütze kocht."

„Ich bin bereit", sagte Herr Danilo, mit dem Säbel muthig die Luft durchkreuzend, als hätte er gewußt, wozu er ihn geschliffen.

„Danilo! schrie Katharina laut auf, und hing sich ihm an den Arm: bedenke, Wahnsinniger, sieh hin, gegen wen Du die Hand erhebst! Vater, Deine Haare sind weiß wie Schnee, und Du hast Dich erhitzt wie ein thörichter Bursch!"

„Weib! rief Herr Danilo drohend: Du weißt ich liebe das nicht; kümmere Du Dich um Deine Weibersachen!"

Schrecklich erklirrten die Säbel; Eisen hieb auf Eisen, und mit Funken überstreuten sich die Kosaken wie mit Staub. Weinend lief Katharina aus der Stube und hielt sich die Ohren zu, um die Säbelhiebe nicht zu hören. Aber nicht so schlecht schlugen sich die Kosaken, daß ihre Hiebe sich unhörbar machen ließen. Ihr wollte das Herz springen; durch den ganzen Leib fuhren ihr die Laute: tik, tik. „Nein, ich ertrag' es nicht, ich ertrag' es nicht! Schon quillt vielleicht das rothe Blut aus dem weißen Leib; jetzt erschlafft vielleicht mein Trauter — und ich stehe hier!"

Und ganz bleich, außer Athem trat sie in's Zimmer.

Fürchterlich und mit gleicher Kraft schlugen sich die Kosaken. Keiner bewältigte den Andern. Griff Katharina's Vater an, so wich Herr Danilo; griff Herr Danilo an, so wich der finstere Vater — und wieder standen sie einander gleich. Sie schäumen. Da holten sie noch einmal aus.... ha, wie die Säbel klirrten! .... und donnernd flogen die Klingen ab. „Ich danke dir, Gott!" sagte Katharina, schrie aber wieder auf, als sie sah daß die Kosaken nach den Musketen griffen; sie setzten den Stein zurecht, spannten den Hahn. Herr Danilo schoß, und fehlte. Da zielte der Vater.... er ist alt, er sieht nicht so scharf, wie ein Jüngerer, aber seine Hand zittert nicht. Der Schuß knallte.... Herr Danilo wankte; rothes Blut färbte den linken Ärmel des Kosakenkleides. „Nein! rief er, so leichten Kaufes soll man mich nicht haben; nicht die linke Hand thut's, sondern die rechte. Ich habe an der Wand eine türkische Pistole hängen; die hat noch kein einzig Mal im Leben mich im Stich gelassen; steig herab von der Wand, alter Kamerad! erweise dem Freunde einen Dienst!" Danilo streckte die Hand aus.

„Danilo! rief Katharina verzweiflungsvoll, ihn an den Armen ergreifend, und fiel ihm zu Füßen: Nicht um meinetwillen bitte ich; ich sterbe ja doch mit Dir: das ist ein unwürdig Weib, die ihren Mann überlebt; der Dnepr, der kalte Dnepr wird mein Grab. . . . Aber sieh auf Deinen Sohn, Danilo, auf Deinen Sohn! Wer wird das arme Kind pflegen und liebkosen? Wer lehrt es auf dem Rappen dahinfliegen, für Freiheit und Glauben kämpfen und als guter Kosak zechen und schwärmen? Du bist verloren, mein Sohn! Du bist verloren! Dein Vater will nichts von Dir wissen. Sieh, wie er sein Gesicht abwendet! O, nun kenne ich Dich! Ein Ungeheuer bist Du, kein Mensch! Du hast das Herz eines Wolfes und den Sinn einer bösen Schlange. Ich dachte daß ein Tropfen Mitleid in Dir ist, daß in Deinem steinernen Busen ein Funke menschlichen Gefühls glimmt. Wie unsinnig habe ich mich getäuscht! Dir macht das Freude; Deine Gebeine werden im Grabe tanzen vor Lust, wenn sie hören, wie die ruchlosen Ungeheuer, die Polen, Deinen Sohn in die Flamme werfen, wenn Dein Sohn unter ihren Messern schreien wird. O, ich kenne Dich! Du würdest gern aus dem Grabe steigen, und die Flamme, die unter ihm aufwirbelt, mit Deiner Mütze anfachen!"

„Halt Katharina! Komm, mein herziger Iwan, ich will Dich küssen! Nein, liebes Kind, keiner wird Dir ein Haar krümmen; Du wirst groß wachsen zum Ruhme des Vaterlandes; Du wirst, wie der Sturm, vor den Kosaken herfliegen, ein sammtenes Mützchen auf dem Haupt, einen scharfen Säbel in Händen. Gib mir die Hand Vater! Vergessen wir was zwischen uns vorgefallen. Habe ich Dir Unrecht gethan, so verzeih. Aber warum gibst Du mir Deine Hand nicht?" sagte Danilo zu Katharinens Vater, der auf einem Flecke dastand, während in seinem Gesichte sich weder Zorn noch Versönung aussprach.

„Vater! rief Katharina ihn umarmend und küssend: sei nicht unerbittlich, verzeih meinem Danilo: er wird Dich nicht mehr kränken!"

„Nur um Deinetwillen, meine Tochter, verzeihe ich ihm", entgegnete er, sie küssend, und seine Augen funkelten schrecklich. Katharina bebte zusammen. Ihr kam sein Kuß und das seltsame Funkeln seiner Augen gar wunderbar vor. Sie lehnte sich auf den Tisch, auf welchem Herr Danilo seinen verwundeten Arm verband, während er bei sich dachte, daß er nicht wohl und nicht kosakisch gehandelt, als er um Verzeihung bat, ohne irgend etwas verschuldet zu haben.

4.

Es wurde Tag, aber kein sonniger: der Himmel hing finster, und ein feiner Regen sprühte auf die Felder und Wälder, auf den breiten Dnepr. Frau Katharina erwachte, aber nicht froh: sie hatte verweinte Augen und war ganz bestürzt und unruhig.

„Mein trauter Mann, mein theuerer Mann, ich habe einen wunderbaren Traum geträumt!"

„Was träumte Dir, meine liebe Frau Katharina?"

„Mir träumte, merkwürdig traun! und so lebhaft, als wacht' ich, mir träumte, als sei mein Vater dasselbe Ungeheuer, das wir beim Jeßaul gesehen — aber ich bitte Dich, glaube nicht an Träume .... was kommt Einem da nicht für närrisches Zeug vor! — als stände' ich vor ihm ganz zitternd und angstvoll, und jedes seiner Worte dröhnte durch alle meine Nerven. Hättest Du gehört, was er da sprach ...."

„Was sprach er denn, meine goldene Katharina?"

„Er sprach: Sieh mich an, Katharina, ich bin hübsch! Die Leute sagen mit Unrecht, daß ich häßlich sei. Ich werde Dir ein trefflicher Gemahl sein. Sieh doch, wie meine Augen blicken! — Hier heftete er auf mich feurige Augen — ich schrie auf und erwachte."

„Ja, Träume haben viel Wahres. Aber weißt Du schon, drüben hinter dem Berge ist's nicht ganz ruhig; bald möchten sich die Polen wieder blicken lassen. Der Jeßaul Gorobez ließ mir sagen, ich sollte nicht schlafen; da braucht er sich keine Sorge zu machen. Ich schlafe auch so nicht. Meine Bursche haben in dieser Nacht zwölf Verhaue angelegt. Die Edelherren wollen wir mit bleiernen Pflaumen bewirthen, und tanzen sollen sie von Peitschenhieben."

„Weiß mein Vater darum?"

„Deinen Vater hab' ich recht auf dem Halse! Ich kann noch immer nicht aus ihm klug werden. Er hat gewiß viel Sünden begangen in fremden Landen. Was sollt' es denn auch in der That sonst für eine Ursache haben! Er ist beinahe einen Monat hier, und wenn er doch nur ein einzig Mal lustig gewesen wär' wie ein guter Kosak! Er wollte keinen Meth trinken! Hörst Du, Katharina, er wollte den Meth nicht trinken, den ich den Brester Juden abgeschreckt. He Bursche! rief Herr Danilo: lauf mal in den Keller und bring' den jüdischen Meth! Nicht mal Branntwein trinkt er! Alle Wetter! Mir scheint, Frau Katharina, daß er auch an Christum nicht glaubt. Was meinst Du?"

„Weiß Gott, was Du da redest, Herr Danilo!"

„Ist's nicht merkwürdig, Frau? fuhr Danilo fort, während ihm der Kosak den thönernen Becher reichte: die gottlosen Katholiken selbst sind leidenschaftliche Branntweintrinker; nur die Türken trinken nicht. Na, Stezko, Du hast wohl viel Meth im Keller geschlürft?"

„Hab' blos gekostet, Herr!"

„Du lügst Schlingel! Sieh, wie die Fliegen über Deinen Schnurrbart herfallen! Ich seh' Dir's an den Augen an, daß Du einen halben Eimer hinuntergestürzt. Ei Kosaken! Was ist das für ein flottes Volk! Alles gibt Einer dem Kameraden hin, nur das Gläschen leert er selbst. Nicht wahr Frau Katharina, es ist schon recht lange her, daß ich berauscht gewesen?"

„So lange wär's? Und vergangenen ...."

„Sei ruhig, mehr als einen Becher trink' ich nicht. Da drängt sich ja auch schon der türkische Pfaff durch die Thür!" murmelte er zwischen den Zähnen, als er den Schwiegervater gewahr wurde, der sich bückte, um zur Thür hereinzutreten.

„Wie geht das zu, meine Tochter!" sagte der Vater, die Mütze vom Haupte nehmend und den Gürtel zurechtrückend, an welchem ein Säbel mit wunderbaren Steinen hing: „Die Sonne steht schon hoch, und Du hast das Essen noch nicht fertig."

„Das Essen ist fertig, Herr Vater, wollen gleich auftragen! Hole den Topf mit den Mehlklößchen!" sagte Frau Katharina zu der alten Dienerin, die das hölzerne Geschirr abwusch: „oder nein, ich hol' es lieber selbst, fuhr Katharina fort, und Du rufst die Burschen."

Alle ließen sich im Kreise auf dem Boden nieder: zur Linken des Vaters Herr Danilo, zur Rechten Frau Katharina und die zehn treuen Gesellen in blauen und gelben Wämsern.

„Ich mag diese Mehlklößchen nicht, sagte der Vater, nachdem er etwas gegessen, und legte den Löffel hin: haben gar keinen Geschmack."

„Ich weiß, Dir schmecken jüdische Nudeln besser, dachte Danilo bei sich. Warum sagst Du, Schwiegervater, fuhr er laut fort, daß die Mehlklößchen keinen Geschmack haben? Sind sie etwa schlecht bereitet, was? Meine Katharina bereitet Mehlklößchen so, daß der Hetman selten solche bekommt; und zu ekeln hat man sich nicht davor; das ist eine christliche Speise! Alle Heiligen und Diener Gottes aßen Mehlklößchen."

Der Vater sprach kein Wort, auch Herr Danilo schwieg.

Es wurde Schweinebraten mit Kraut und Pflaumen vorgesetzt. „Ich mag kein Schweinefleisch", sagte Katharina's Vater mit dem Löffel das Kraut herauslangend.

„Was hast Du gegen Schweinefleisch? sagte Danilo: nur Juden und Türken essen keins."

Des Vaters Gesicht verfinsterte sich noch mehr.

Der Alte aß denn auch nichts weiter als etwas Milchbrei und trank statt Branntwein aus einem Fläschchen, das er in der Busentasche trug, irgend eine schwarze Flüssigkeit.

Nach dem Essen that Danilo einen köstlichen Schlaf, und erwachte erst gegen Abend. Da setzte er sich hin und schrieb Aufrufe an das Kosakenheer. Frau Katharina schaukelte auf dem Ofen sitzend mit dem Fuß die Wiege. Herr Danilo saß da und blickte mit dem linken Auge auf das was er geschrieben, mit dem rechten nach dem Fenster. Vor dem Fenster da leuchten die Berge und der Dnepr: hinter dem Dnepr dunkeln die Wälder; darüberhin schimmert der aufgehellte Abendhimmel; aber nicht am fernen Himmel, nicht am dunkeln Wald ergötzt sich Herr Danilo: er blickt auf den Vorsprung, auf welchem das alte Schloß ragte. Ihm war's als flimmerte Licht im schmalen Fenster des Schlosses. Aber alles still; das hat ihm wohl nur so geschienen. Man hört blos, wie unten der Dnepr dumpf rauscht, und von drei Seiten nacheinander die Schläge der plötzlich erwachten Wogen hallen. Er stürmt nicht, er murrt nur, wie ein Alter· ihm ist alles nicht recht, alles hat sich um ihn verändert; still grollt er mit den Bergen am Ufer, mit den Wäldern und Wiesen, und klagt sie an beim schwarzen Meer.

Da ließ sich auf dem breiten Dnepr ein dunkler Nachen sehen, und im Schloß flimmerte wieder etwas. Leise pfiff Danilo, und auf den Pfiff eilte sein treuer Bursch herein. „Nimm Stezko, schnell einen scharfen Säbel zu Dir und eine Büchse, und folge mir!"

„Du gehst?" fragte Frau Katharina.

„Ich gehe Weib. Ich muß alle Plätze besehen, ob auch alles in Ordnung ist."

„Mir ist aber bange allein zu bleiben. Der Schlaf überwältigt mich; wie, wenn mir wieder dasselbe träumt? Ich bin nicht einmal gewiß, daß es wirklich ein Traum war, so lebendig ging es vor."

„Die Alte bleibt mit Dir; und im Flur und auf dem Hofe schlafen die Kosaken."

„Die Alte schläft schon, und den Kosaken trau' ich nicht recht. Höre, Herr Danilo, schließe mich im Zimmer ein, und den Schlüssel nimm zu Dir. Dann wird mir's nicht so bange sein; die Kosaken aber mögen sich vor der Thüre hinlegen."

„Sei's drum!" sagte Danilo, die Büchse abstäubend und Pulver auf die Pfanne schüttend. Der treue Stezko stand schon in voller Kosakenrüstung da. Danilo setzte eine Pelzmütze auf, schob den Riegel vor die Thür, schloß sie und ging zwischen seinen schlafenden Kosaken durch sacht aus dem Hofe nach den Bergen. Der Himmel hatte sich fast ganz aufgeklärt. Ein kühler Wind wehete leise vom Dnepr. Hätte sich nicht von fern das Krächzen der Möve hören lassen, so würde Alles stumm erschienen sein. Aber horch, jetzt rauschte etwas.... Danilo und sein treuer Diener versteckten sich rasch hinter den Dornbusch, welcher den Verhau deckte. Jemand in rothem Wamms, mit zwei Pistolen und einem Säbel an der Seite stieg den Berg herab. „Das ist mein Schwiegervater!" sagte Herr Danilo, ihn hinter dem Dornbusch betrachtend: „wo geht er hin in dieser Stunde? Stezko, sei nicht faul und passe recht auf, welchen Weg der Herr Vater einschlägt." Der Mann im rothen Wamms ging dicht an's Ufer, und bog nach dem Vorsprung ab. „Ah, dahin! rief Herr Danilo: Sprich Stezko, lief er nicht geradezu in des Zauberers Höhle?"

„Ganz gewiß, nirgend anders Herr Danilo! Sonst würden wir ihn auf der andern Seite gesehen haben; er aber verschwand am Schlosse."

„So warte nur; laß uns hier heraustreten und dann seine Spur verfolgen. Dahinter steckt was. Nein, Katharina, ich habe dir's gesagt, dein Vater ist ein böser Mensch; sonst thät' er auch alles wie ein Rechtgläubiger."

Schon erschienen Herr Danilo und sein treuer Diener auf dem Vorsprung, und verschwanden wieder; es barg sie der undurchdringliche Wald, der das Schloß umgab. Das Fenster oben erhellte sich allgemach; unten standen die Kosaken und sannen wie sie hineingelangen; es war weder Thor noch Thüre zu sehen: vom Hofe mußte gewiß ein Eingang sein, aber wie hineinkommen? Man hörte in der Ferne Ketten klirren und Hunde umherrennen.

„Was sinne ich lange!" sagte Herr Danilo, als er eine hohe Eiche vor dem Fenster gewahr wurde: „steh hier, Junge! ich klettere auf die Eiche; von der aus kann man gerade in's Fenster sehen."

Jetz band er den Gürtel ab, warf den Säbel hinunter, damit derselbe nicht klirrte, und schwang sich an den Zweigen empor. Das Fenster war noch immer hell. Er setzte sich nahe an demselben auf einen Ast, klammerte sich mit der Hand an den Baum und sah hin. Im Zimmer war kein Licht, und doch war's hell: An den Wänden wunderbare Zeichen; auch Waffen hingen umher, aber gar seltsame; solche tragen weder

die Türken noch die Tataren, noch die Polen, weder die Christen, noch das berühmte schwedische Volk. Unter der Decke strichen Fledermäuse hin und her, und ihr Schatten schwebte an den Wänden, an den Thüren, über den Fußboden. Jetzt öffnete sich ohne Geräusch die Thür. Jemand in rothem Wamms trat ein, und gleich an den mit weißem Tuch bedeckten Tisch. „Das ist er, das ist mein Schwiegervater!“ Herr Danilo rückte ein wenig herunter, und hielt sich fester an den Baum. Aber der Schwiegervater hatte nicht Zeit nachzusehen, ob Jemand zum Fenster hereinblicke oder nicht. Er kam düster, nicht bei Laune, riß vom Tische das Tuch — und plötzlich ergoß sich durch das ganze Zimmer ein hellblaues Licht. Nur vermischten sich damit nicht die Strahlen des frühern blaßgoldnen Scheins, sie schwammen und tauchten darin wie in einem blauen Meer, und zogen sich in Streifen hin, wie auf Marmor. Jetzt stellte er auf den Tisch einen Napf, und warf gewisse Kräuter hinein. Herr Danilo sah unverwandt hin, und bemerkte nicht mehr an ihm das rothe Wamms; statt dessen hatte er weite Pluderhosen an, wie sie die Türken tragen; im Gürtel Pistolen; auf dem Haupt eine seltsame Mütze, die ganz beschrieben war, aber weder mit russischen noch mit polnischen Lettern. Danilo blickte ihm in's Gesicht, auch das Gesicht veränderte sich: die Nase dehnte sich und hing ihm über die Lippen, der Mund zog sich im Nu bis an die Ohren, aus dem Munde blickte der Zahn hervor und bog sich seitwärts — vor Danilo stand derselbe Zauberer, der sich auf der Hochzeit beim Jeßaul gezeigt. „Dein Traum ist wahr, Katharina“, dachte er. Der Zauberer ging rund um den Tisch herum: da wechselten die Zeichen schneller an der Wand, und die Fledermäuse flogen stärker hin und her, auf und ab. Das blaue Licht wurde immer schwächer und schwächer und erlosch fast gänzlich. Das Zimmer erhellte jetzt ein leichter rosiger Schein. Mit leisem Klingen schien der wunderbare Schein sich an allen Ecken auszubreiten — und plötzlich verschwand er, und es ward finster. Man hörte blos Rauschen, wie wenn der Wind in stiller Abendstunde über den Wasserspiegel fährt und die silbernen Weiden noch tiefer zum Wasser herabbeugt. Und Herrn Danilo war's als ob in dem Zimmer der Mond schiene, die Sterne wandelten, der dunkelblaue Himmel unklar schimmerte und eine kühle Nachtluft wehte, die ihm sogar das Gesicht anhauchte. Und Herrn Danilo war's (hier zupfte er sich am Schnurrbart, um sich zu versichern, daß er nicht schlafe), als sei in dem Zimmer nicht mehr der Himmel, sondern seine eigene Wohnstube: an der Wand hängen seine tatarischen und türkischen Säbel; um die Wände das Bret, darauf das Hausgeräth und Geschirr; auf dem Tische Brot und Salz; dort die hängende Wiege . . . . nur statt der Heiligenbilder blickten schreckliche Gesichter hervor; auf dem Ofen . . . . doch jetzt bedeckte alles ein dichter Nebel, und es ward wieder finster. Und wieder erleuchtete mit wunderbarem Klingen ein rosiger Schein das ganze Zimmer, und wieder stand der Zauberer unbeweglich in seinem seltsamen Turban. Die Klänge wurden immer stärker und tiefer, der leichte rosige Schein immer heller, und etwas Weißes wie eine Wolke schwebte durch's Zimmer. Und Herrn Danilo war's als sei diese Wolke keine Wolke, als stünde ein Weib da: aber woraus ist sie geschaffen? ist sie etwa aus Äther gesponnen? Steht sie doch da, ohne den Boden zu berühren, ohne sich auf etwas zu stützen, und durch sie sieht man den rosigen Schein strahlen und die Zeichen an der Wand schimmern. Jetzt rührte sie ihr durchsichtiges Haupt: sanft leuchten ihre blaßblauen Augen; ihr Haar ringelt sich und fällt ihr über die Schultern, wie ein hellgrauer Nebel; ihre Lippen sind matt geröthet, wie wenn durch den bleichdurchsichtigen Morgenhimmel ein kaum merklicher rother Schein der Dämmerung sich ergießt; ihre Brauen sind schwachdunkel... „Ha! das ist Katharina!“ Hier fühlte Danilo daß seine Glieder erstarrten; er suchte zu reden, aber seine Lippen regten sich lautlos. Der Zauberer stand unbeweglich auf seinem Platz. „Wo warst Du?“ fragte er, und die vor ihm Stehende erbebte.

„Ach, warum riefst Du mich! stöhnte sie leise. Mir war so wonnig. Ich war an dem Orte, wo ich zur Welt kam und funfzehn Jahre gelebt. O, wie schön ist's dort! Wie ist jene Wiese so grün und duftig, wo ich als Kind gespielt! Und die Feldblümlein sind dieselben, und unser Haus und unser Garten! O, wie umarmte mich meine gute Mutter! Welche Liebe glänzte in ihren Augen! Sie liebkoste mich, sie küßte mich auf die Stirn, sie kämmte mit dichtem Kamm mein braunes Haar. . . . Vater! (hier heftete sie auf den Zauberer ihre blassen Augen) warum hast Du meine Mutter getödtet?“

Streng drohte ihr der Zauberer mit dem Finger. „Wer heißt Dich davon reden? Die lustige Schöne zitterte. Wo ist jetzt Deine Herrin?“

„Meine Herrin, Katharina, ist jetzt eingeschlafen, und ich freute mich darob, flottete auf und flog davon. Ich wollte längst die Mutter wiedersehen; da ward ich

auf einmal funfzehn Jahre alt, und war leicht, wie ein Vogel. Warum riefst Du mich?"

„Erinnerst Du Dich dessen was ich Dir gestern gesagt?" fragte der Zauberer so leise, daß man's kaum vernehmen konnte.

„Ich erinnere mich wohl: aber was gäb' ich nicht drum, daß ich's vergessen könnte! Arme Katharina! Sie weiß vieles nicht, was ihre Seele weiß."

„Das ist Katharina's Seele," dachte Herr Danilo, aber er wagte noch immer nicht sich zu rühren.

„Geh' in Dich Vater! Ist's nicht schrecklich genug, daß nach jeder Mordthat, die Du verübt, die Todten sich aus den Gräbern erheben?"

„Du kommst immer wieder auf das Alte! unterbrach sie der Zauberer drohend: ich bleibe dabei: ich werde Dich zwingen zu thun was ich will. Katharina habe mich lieb!" ....

„O, Du bist ein Ungeheuer, nicht mein Vater! stöhnte sie. Nein, Dein Wille wird nicht geschehen! Zwar hast Du durch Deinen unheiligen Zauber die Macht erhalten, die Seele herauszurufen und zu quälen; aber Gott allein kann sie zwingen zu thun was ihm gefällt. Nein, nie wird Katharina, so lange ich in ihrem Körper bleibe, sich zu einer gotteswidrigen That entschließen. Vater! das jüngste Gericht ist nahe! Wenn Du auch nicht mein Vater wärest, so könntest Du mich doch nicht meinem lieben, treuen Manne untreu machen; und wenn auch mein Mann mir nicht treu und nicht so lieb wäre, so würde ich ihm doch nicht untreu werden; denn Gott haßt die eidbrüchigen und treulosen Seelen." Hier richtete sie ihre blassen Augen nach dem Fenster, unter welchem Herr Danilo saß, und blieb unbeweglich stehen ....

„Wo blickst Du hin? Wen siehst Du dort?" rief der Zauberer. Die luftige Katharina erbebte. Aber Herr Danilo war längst schon wieder unten, und eilte mit dem treuen Stezko nach seinen Bergen. „Schrecklich, schrecklich!" sagte er vor sich hin, eine gewisse Ängstlichkeit im Heldenherzen empfindend, und ging rasch durch seinen Hof, wo die Kosaken noch fest schliefen, Einen ausgenommen, der auf der Wacht saß, und seine Pfeife rauchte. Der Himmel war ganz mit Sternen besät.

5.

„Wie gut thatest Du, daß Du mich geweckt!" sagte Katharina, mit ihrem gestickten Hemdärmel sich die Augen reibend, und den vor ihr stehenden Mann vom Kopf bis zu den Füßen betrachtend: „welch einen furchtbaren Traum hab' ich geträumt! Wie athmete meine Brust so schwer! Ach! .... Mir war's als stürb' ich...."

„Was träumte Dir denn? War's nicht dies?" Und Danilo erzählte seiner Frau alles was er gesehen.

„Wie weißt Du das, mein Mann? fragte Katharina erstaunt: aber nein, vieles von dem was Du erzählst ist mir fremd. Nein, mir träumte nicht, als habe mein Vater meine Mutter erschlagen; mir träumte nichts von den Todten. Nein Danilo, Du erzählst's nicht so. Ach, wie schrecklich ist mein Vater!"

„Kein Wunder daß Du Vieles nicht gesehen; Du weißt auch nicht den zehnten Theil von dem, was Deine Seele weiß. Glaubst Du wohl? Dein Vater ist der Antichrist. Noch im vorigen Jahre, als ich gegen die Tataren gemeinschaftlich mit den Polen zu Felde zog (damals bot ich diesem ungläubigen Volke noch die Hand) sagte mir der Abt des Brüderklosters, ein heiliger Mann, daß der Antichrist die Macht habe, jedes Menschen Seele herbeizurufen: denn wenn der Mensch einschläft, wandelt die Seele frei umher, und schwebt mit den Erzengeln um Gottes Thron. Ich hatte Deinen Vater erst nicht gekannt. Hätte ich gewußt, daß Du einen solchen Vater hast, ich hätte Dich nicht geheirathet; ich hätte Dich verlassen, und keine Sünde auf meine Seele geladen, indem ich mit dem Geschlechte des Antichrists mich verband."

„Danilo! rief Katharina schluchzend, und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen: was habe ich gegen Dich vergangen? Bin ich Dir etwa untreu geworden, mein lieber Mann? Womit habe ich Deinen Zorn mir zugezogen? Hab' ich Dir nicht redlich gedient? Hab' ich Dir je ein böses Wort gesagt, wenn Du von fröhlichem Gelag guter Dinge nach Hause kamst? Habe ich Dir nicht einen schwarzäugigen Sohn geboren?"....

„Weine nicht, Katharina; ich kenne Dich nun, und verlasse Dich nimmermehr! Alle Sünde lastet auf Deinem Vater."

„Nein, nenne ihn nicht meinen Vater! Gott ist mein Zeuge, ich sage mich von ihm los, ich sage mich los vom Vater! Der Antichrist! Der Gottvergessene! Mag er umkommen, ertrinken — ich reiche ihm nicht die Hand zur Rettung; mag er verlechzen — ich gebe ihm keinen Trunk Wasser. Du bist mein Vater!"

6.

Bei Herrn Danilo im tiefen Keller sitzt hinter dreifachem Riegel der Zauberer in ehernen Ketten; weiter-

hin am Dnepr brennt sein Teufelsschloß, und die blutrothen Wellen schäumen und fluthen um die alten Mauern. Nicht wegen der Zauberei und seiner gotteslästerlichen Thaten sitzt im tiefen Keller der Zauberer — über die richte Gott! Er sitzt wegen geheimen Verraths, weil er mit den Feinden des rechtgläubigen russischen Landes sich verschworen, der Ukraine Volk an die Katholiken zu verkaufen und die Christenkirchen zu verbrennen. Düster ist der Zauberer, die Gedanken in seinem Kopfe schwarz wie die Nacht · nur einen Tag noch hat er zu leben, morgen muß er von der Welt Abschied nehmen; morgen harrt seiner die Todesstrafe. Und gar keine leichte Strafe harrt seiner. Das wird noch eine Gnade sein, wenn man ihn lebendig verbrennt, oder ihm sein Sünderfell abzieht. Düster ist der Zauberer und läßt das Haupt sinken; vielleicht faßt ihn Reue vor der Sterbestunde; aber seine Sünden sind nicht der Art, daß Gott ihm verzeihen könnte. Hoch vor ihm ist ein schmales Fenster mit eisernem Gitter. Empor hebt er sich zum Fenster, mit den Ketten klirrend, um zu sehen, ob seine Tochter nicht vorbeikommt. Sie ist ja milden Herzens und versöhnlich, sie ist wie eine Taube, sie erbarmt sich wohl des Vaters. Aber keiner läßt sich blicken: die Straße führt vorbei, aber Niemand kommt gegangen. Unten rollt der Dnepr; er kümmert sich um Niemand; er rauscht fort und fort, und traurig ist's dem Gefangenen, das eintönige Rauschen zu hören. Jetzt zeigte sich Jemand auf der Straße — das ist ein Kosak! Schwer seufzte der Eingekerkerte. Wieder ist's einsam. Aber dort in der Ferne kommt Jemand . . . . es wallt ein grüner Kontusche . . . . es schimmert ein goldenes Mützchen . . . . Das ist sie! Noch mehr lehnte er sich ans Fenster. Jetzt kam sie nahe . . . „Katharina, meine Tochter! erbarme Dich!“ . . . . Sie bleibt stumm, sie will nichts hören, sie blickt nicht einmal hin nach dem Gefängniß . . . . und schon ist sie vorübergegangen und ist verschwunden. Einsam ist's rings umher; traurig rauscht der Dnepr; Gram beschleicht das Herz. Aber kennt auch der Zauberer diesen Gram? — Es ging auf den Abend; schon sank die Sonne, schon ist sie dahin, schon wird's Abend und kühl. Es brüllt irgendwo ein Stier; Töne schallen herüber; wahrscheinlich kommen die Leute von der Arbeit und sind vergnügt. Über den Dnepr gleitet ein Kahn . . . wer kümmert sich um den Gefangenen? Am Himmel erglänzt die silberne Sichel; da kommt Jemand von der andern Seite der Straße; es ist schwer in der Dunkelheit ihn zu erkennen. Katharina ist's, die zurückkehrt. „Um Christi willen, Tochter! Auch die wilden Wölfe zerreißen ihre Mutter nicht; Tochter, wirf doch nur einen Blick auf Deinen verbrecherischen Vater!“ Sie hört nicht, und geht weiter. „Tochter, im Namen Deiner unglücklichen Mutter“ . . . . Da blieb sie stehen. „Komm her, vernimm mein letztes Wort!“

„Warum rufst Du mich, Du Gottvergeßner! Nenne mich nicht Deine Tochter! Wir sind mit einander gar nicht verwandt. Was willst Du von mir im Namen meiner unglücklichen Mutter?“

„Katharina, mein Ende ist nahe: ich weiß, Dein Mann will mich an den Schweif eines Rosses binden und übers Feld schleifen lassen, und vielleicht ersinnt er noch eine schrecklichere Strafe.“

„Gibts denn eine Strafe in der Welt so groß wie Deine Sünden? Erwarte sie; es wird Niemand für Dich bitten.“

„Katharina! nicht den Tod fürchte ich, sondern die Qualen in jener Welt. . . Du bist schuldlos, Katharina, Deine Seele wird im Paradiese Gott umschweben; aber Deines gottvergessenen Vaters Seele wird in ewigem Feuer brennen; diese Flamme erlischt nie; sie lodert immer heftiger und heftiger; kein Tropfen Thau fällt hinein, kein Wind weht Kühlung.“ . . . .

„Diese Strafe vermag ich nicht zu mindern“, sagte Katharina sich abwendend.

„Katharina, noch ein Wort! Du kannst meine Seele retten; Du weißt noch nicht wie gut und barmherzig Gott ist; hast Du nicht vom Apostel Paulus gehört? Was war er für ein Sünder! Doch nachher that er Buße — und ward ein Heiliger.“

„Was kann ich thun, um Deine Seele zu retten? sagte Katharina: kann ich schwaches Weib daran denken?“

„Wenn es mir gelänge hier herauszukommen, würde ich Alles lassen und Buße thun: ich werde in ein Kloster gehen, ein härenes Kleid anlegen, nicht allein keine Fleischspeisen, auch keine Fische werde ich den Mund nehmen, ich werde kein Gewand auf mein Lager breiten, und nur beten und immer beten. Und wenn Gottes Barmherzigkeit nicht wenigstens den hundertsten Theil meiner Sünden von mir nimmt, dann will ich mich bis an den Hals in die Erde vergraben oder in eine steinerne Wand einmauern; ich werde weder Speise noch Trank zu mir nehmen, und sterben; und all mein Gut überlasse ich den Mönchen, daß sie vierzig Tage und vierzig Nächte für mich Todtenmessen lesen.“

Katharina wurde nachdenklich. „Wenn ich Dir auch öffnen wollte, ich kann doch Deine Ketten nicht lösen.“

„Die Ketten fürcht' ich nicht, versetzte er: meinst

Du daß sie mir die Hände und Füße festgeschmiedet? Nein, ich habe ihre Augen umnebelt, und reichte statt der Hand ein dürres Holz hin; sieh mich an, es ist jetzt keine einzige Kette an mir! sagte er zurücktretend: ich würde auch diese Wände nicht fürchten und dränge durch sie; aber Dein Mann weiß es nicht einmal, was das für Wände sind: sie hat ein heiliger Mönch gebaut, und keine böse Macht kann den Gefangenen von hier herausführen, wenn nicht mit demselben Schlüssel geöffnet wird, mit welchem der Heilige seine Zelle schloß. Gerade eine solche Zelle werde auch ich unerhörter Sünder mir graben, wenn ich loskomme."

„Höre", sagte Katharina, sich vor die Thür hinstellend, „ich will Dich herauslassen, wie aber, wenn Du mich hintergehst, und anstatt Buße zu thun, Dich wieder mit dem Teufel verbrüderst?"

„Nein, Katharina! ich habe nicht lange mehr zu leben; auch ohne die Todesstrafe ist mein Ende nahe. Glaubst Du denn daß ich mich selbst der ewigen Qual hingeben werde?"

Das Schloß klirrte. „Leb wohl! Behüte Dich der barmherzige Gott, mein Kind!" sagte der Zauberer, sie küssend.

„Rühre mich nicht an, Du unerhörter Sünder, entweiche schnell!" .... rief Katharina. Aber schon war er verschwunden.

„Ich habe ihn herausgelassen, sagte sie erschrocken, und blickte wild an den Wänden umher: was werde ich jetzt meinem Manne antworten? Ich bin verloren! Mir bleibt jetzt nichts als mich lebendig zu begraben! Und schluchzend sank sie fast hin auf den Balken, auf welchem der Gefangene gesessen. Doch ich habe eine Seele gerettet, sagte sie leise: ich that ein gottgefälliges Werk; aber mein Mann .... es ist das erste Mal daß ich ihn täusche. O, wie schrecklich, wie schwer wird mir's sein, ihm Unwahrheit zu reden! Man kommt! das ist er! mein Mann!" rief sie verzweiflungsvoll, und sank besinnungslos zu Boden.

(Beschluß folgt.)

Dem deutschen Parlamente.

Von **J. Gegenbaur.**

Als der frische Saft im Baume wieder schwellend aufwärts schoß,
Und zur Blüthe voll und duftig sich der junge Keim erschloß;
Als die klaren Wasserfluthen aus der Wälder grünem Dom
In die blüthenreichen Wiesen niedersandte jeder Strom:

Sieh, da kam ein neues Leben in das ganze deutsche Land;
Welche Wonne! Lenz und Blüthen woben ihm ein prächtig Band!
Aber höher schwoll der Busen, aber weiter ward die Brust,
Als der deutsche Mann sich wieder seiner Freiheit ward bewußt!

Aber kühner blitzt das Auge, als das Volk die Ketten brach,
Drin es jahrelang gefesselt duldsam trug die böse Schmach;
Wie ein Simson zornerglühend, sprang es aus der Sklaverei
Und zerbrach mit stolzem Nacken keck das Joch der Tyrannei.

Auf in Flammen schlug der Funken, der im Aschenhaufen lag,
Heil dir, Licht des deutschen Volkes, das in unser Dunkel brach!
Heil dir, Gluth, die heiß entglommen aus der langen Winternacht,
Drin wir traurig und verzweifelnd manches herbe Jahr vollbracht!

Ha! das war ein froh Erwachen, frohes Auferstehungsfest,
Als die Gräber donnernd sprangen, drin man uns hineingepreßt,
Als die alten Geister wieder Muth und Hoffnung uns gesandt,
Und die freie Rede wieder kehrte in das deutsche Land.

Von den Augen fiel's wie Schuppen und die Wange färbt sich roth,
Daß das Volk so lang geduldet und so lang ertrug die Noth;
Daß es auszog gen Damaskus feig verfolgend wie einst Saul,
Und nun spät erst sich bekehrte zu dem neuen Freiheits-Paul.

In der Irre ging das Schifflein und das Segel war erschlafft,
Zwischen Klippen festgefahren brach dem Steuermann die Kraft;
Ob durch Nebel in die Weite spähend auch der Blick gesandt,
Nirgends fand er grüne Küste, nirgends er ein gastlich Land.

Aber jetzt hat er's gefunden. Werft den Anker kühn hinaus,
Daß das Schifflein, irr und schwankend, stehe wie ein steinern Haus;
Drin das Volk sitzt zu Gerichte mit der Freiheit und dem Recht
Und die Stimme laut erhebet, daß erbebt der feige Knecht.

Wie die Lerche in die Lüfte aufwärts schwingt in Frühlingslust,
Also klingt ein Freudenjubel hell hervor aus jeder Brust;
Also geht ein laut Frohlocken tausendfach von Mund zu Mund,
Da das Volk aus seinem Schlafe wieder auf zu Tage stund.

Ja! zum Tage und zum Tagen, wie in alter freier Zeit,
Wo die Männer zum Berathen, wie zum Kampfe gleich bereit;
Wo die Lanze hell am Schilde donnerähnlich wiederschlug,
Wenn ein freies Wort verkündet Jubel in die Herzen trug!

Darum Euch, des Reiches Stände, Euch sei dieser Gruß gebracht,
Daß ihr treue Zionswächter nicht verzagt in heißer Schlacht,
Daß ihr ausharrt fest, entschieden, muthige Spartanerschaar!
„Für das Volk und seine Rechte!" sei der Wahlspruch immerdar!

Fulda, im Mai 1848.

Briefwechsel.

Wien, d. 15. Mai.

[Die neueste Revolution, Zurücknahme der octroyirten Verfassung, Einberufung einer constituirenden Nationalversammlung, Besorgniß vor dem Beginn eines Slawenreiches mit dem Sitz in Prag.]

ƺ Bekanntlich hatte sich aus Deputirten aller Compagnien der Nationalgarde und der akademischen Legion ein politisches Centralcomité in Wien gebildet, in welchem über die wichtigsten Maßregeln der Regierung debattirt, Gesetzesvorschläge entworfen und dem Ministerium unterbreitet wurden und in welchem die Regierung de facto ihren eigentlichen Sitz hatte. Auch hatte das Ministerium das Centralcomité insofern anerkannt, als es sich in directes Einvernehmen mit demselben setzte und mehreren seiner Vorschläge und Petitionen die allsogleiche Berücksichtigung folgen ließ. Nach solcher Anerkennung war es ein politisch höchst unkluger Schritt, daß am 14. ein Tagesbefehl des Grafen Hoyos, des Commandanten der Nationalgarde, erschien, in welchem die Auflösung des politischen Centralcomité nach dem Wunsch des Ministeriums ausgesprochen wurde. Stürmische Debatten erhoben sich; das Comité pochte auf das allen Staatsbürgern gewährte freie Associations- und Vereinsrecht und nachdem eine sogleich an den Minister des Innern, Pillersdorf, abgegangene Deputation den lächerlichen Bescheid zurückgebracht hatte, die Nationalgarde hätte nur eine militärische Geltung und die Universitätsdeputirten im Comité hätten sich nur mit Studiensachen zu beschäftigen, wurde noch in der Abendsitzung des 14. ein einmüthiger Schritt dagegen beschlossen. Indessen wurde in der Nacht vom 14. auf den 15. Generalmarsch geschlagen, die gesammte Nationalgarde zusammenberufen, ja sogar Militär aufgestellt und auf einigen Plätzen Kanonen aufgefahren mit brennenden Lunten, — niemand wußte warum. Das böse Gewissen des Ministeriums hatte Schreckgespenster heraufbeschworen und Vorsichtsmaßregeln dagegen angeordnet, welche nur dazu dienten die ganze Stadt in Allarm zu bringen, übertriebene und beängstigende Gerüchte auszustreuen und durch Aufstellung des Militärs die Bevölkerung aufs höchste zu erbittern. In Folge davon fand am andern Morgen eine aus Bürgern, Nationalgarden und Studenten zusammengesetzte Versammlung in der Aula der Universität statt, in welcher die heftigsten und erbittertsten Reden zum Beschluß einer Sturmpetition an den Kaiser führten, welcher sich die ganze bewaffnete Bevölkerung Wien's anschließen sollte. Mit Mühe drang der Vorschlag einiger Besonnenen durch, vorerst noch eine friedliche Deputation an die Minister zu senden und auf diese Weise, mit Rücksichtnahme auf die drohende Stimmung der ganzen Bevölkerung, die Annulirung des Tagsbefehls zu erwirken. Die Deputation ging ab; um 2 Uhr Mittags wurde Allarm geschlagen, die Nationalgarde sammelte sich; die ganze akademische Legion, 6000 Mann stark, fand sich mit scharfgeladenen Gewehren und Patronen versehen auf dem Universitätsplatz ein. Compagnien der Bürgerwehr und Nationalgarde gesellten sich ihnen bei unter den herzlichsten Begrüßungen von beiden Seiten. Es wurde Abend, die Deputation war noch nicht zurück. Gegen 7 Uhr endlich kam die Nachricht, das Ministerium wolle morgen Alles in Erwägung ziehen. „Heute noch!“ war der einstimmige Ruf und die Sturmpetition setzte sich in Bewegung nach der Burg. Während des langen Wartens auf die Deputation, waren die Arbeiter aus den Vorstädten in ungeheuren Massen nach der Stadt zugerückt. Die Stadtthore wurden geschlossen, eine Deputation der Studenten eilte hinaus, um sie zu beschwichtigen. Sie erklärten daß sie auf dem Glacis bleiben und sich vollkommen ruhig verhalten, sobald sie aber den ersten Schuß hören, den Studenten zu Hülfe eilen wollten um für sie und mit ihnen zu kämpfen und zu sterben. Dazu ist das ganze übrige Volk der Universität mit wahrhafter Zärtlichkeit ergeben; es begleitete in unermeßlicher Zahl und mit lauter Theilnahme für die Studenten den Zug nach der Burg. Dort war alles Militär und Geschütz aufgeboten. Dem Kaiser wurde eine Petition überreicht mit folgenden vier Punkten:

a) Das Fortbestehn des politischen Centralcomité's.
b) Das Ausrücken der Garnison möge künftig nur auf Requisition der Nationalgarde stattfinden.
c) Die Stadt- und Bürgerwachen mögen nur durch Nationalgarden und die akademische Legion besetzt werden.
d) Umänderung des Wahlgesetzes und nur Eine Kammer für den ersten Reichstag.

Lange zögerte Pillersdorf; er wollte abdanken, man drang in ihn zu bleiben. Endlich entschieden um 10 Uhr Nachts die einlaufenden Berichte daß man beginne Barrikaden aufzuwerfen und daß die Arbeiter nach der Stadt ziehen, für die Gewährung der ersten 3 Punkte der Petition; der 4. sollte noch einer Berathung unterworfen werden. Um 12 Uhr Nachts erschien Pillersdorf selbst auf dem Balkon und verkündigte daß auch dieser bewilligt worden. – Unermeßlicher Jubel und noch in so später Nacht Beleuchtung der ganzen Stadt.

Somit ist die octroyirte Verfassung zurückgenommen und eine constituirende Reichsversammlung einberufen; ohne Census irgend einer Art sind alle Klassen und Stände in Einer Kammer verschmolzen. Die Aristokratie hat den Todesstoß bekommen. (Sie rächte sich indem sie den Kaiser zur Flucht bewog. D. Herausg.)

Die Nachwirkungen dieses Gewaltstreiches jedoch können traurig sein und die Stimmung der Stadt ist in der That eine gedrückte. Galizien kann sich dadurch zu einem furchtbaren Aufstand ermuthigt fühlen, mehr aber noch können die Tschechen in scheinheiliger Sorge für den Schutz des Kaisers von dem Vorfall Veranlassung nehmen auf einer Residenzverlegung des Kaisers nach Prag zu bestehn. Dies wäre der erste Anfang zur Gründung eines Slawenreiches und das nächste Mittel dazu — der Bürgerkrieg.

Stuttgart, d. 17. Mai.

[Die Abgeordneten für Frankfurt; die Ersparungen; die Kronprinzessin.]

△ Würtemberg ist das einzige deutsche Land das sich für direkte Wahl entschied. Im Allgemeinen kann man so ziemlich mit den Ergebnissen zufrieden sein. In überwiegender Zahl sind Advocaten und ehemalige Theologen als Abgeordnete gewählt, nur zwei Männer aus dem Gewerbsstande, ein Schlossermeister und ein Bierbrauer. Entschiedene Republikaner befinden sich unter unseren 28 Abgeordneten gar keine; die republikanische Partei ist hier so schwach daß es ihr trotz aller Anstrengung nicht glücken wollte, einem ihrer Hauptvertreter, dem Glas

macher Rau in Gaildorf, auch nur die Hälfte der Stimmen die zum Ersatzmann nöthig waren, zu verschaffen. Der Charakter des Schwaben ist viel zu ruhig prüfend, alles vorher genau abwägend, um sich Illusionen hinzugeben. Dazu haben die Vorgänge in Baden die Sympathien die Mancher vielleicht für den Republikanismus hegen mochte, vollkommen abgekühlt. Baden beurtheilt man hier jetzt durchgängig fast sehr herbe, oft wohl zu herbe, wie denn überhaupt von jeher der Schwabe seinen freilich auch sehr von ihm verschiedenen Nachbarn, den Badenser, nicht sonderlich liebte. — Unsere Abgeordneten in Frankfurt werden wohl ohne Ausnahme für Sicherstellung der wahrhaft constitutionellen Monarchie mit sehr freien Institutionen stimmen, und haben dies auch fast sämmtlich vorher ihren Wählern versprechen müssen. Sonst sind ihre Ansichten ziemlich abweichend von einander; bei manchen wichtigen Fragen werden die Würtemberger wohl unter die verschiedensten Fahnen sich schaaren. Sehr dem Ultramontanismus ergeben und daher schon gegen jeden überwiegenden Einfluß Preußens auf Leitung der deutschen Angelegenheiten eingenommen, sind fünf Abgeordnete, nämlich der Fürst Zeil, der einzige Adelige den wir senden, ein Volksredner von gewaltiger Kraft und von den Bauern im katholischen Oberschwaben ungemein geehrt; dann der bekannte Professor Gfrörer aus Freiburg und die Herren Wiest, Pfaler und Kauzer, letztere Beide katholische Pfarrer. Pietisten von strengster Art senden wir einen, den Pfarrer Hoffmann, der in Ludwigsburg über Strauß siegte. Den republikanischen Grundsätzen im Allgemeinen sehr ergeben, wenn sie auch selbst wissen daß für die jetzige Zeit eine Republik in Würtemberg eine Unmöglichkeit ist, sind besonders drei Abgeordnete, der Bierbrauer Hentges, der Professor Vischer in Tübingen, der seiner Zeit die heftigen Adressen gegen die preußischen Soldaten erließ, und dieselben „feige Söldlinge eines fluchwürdigen Tyrannen" nannte, und der Reallehrer Zimmermann von hier. Etwas diesen sich annähernd, obgleich sie gewiß für Beibehaltung des Königthums ihre Lanze einlegen werden, sind die Advocaten Rödinger, Fetzer, Tafel, sämmtlich Kämpfer der früheren Oppositionsschaar unseres jetzigen Ministers Römer und der Obersteuerrath Moritz Mohl. Alle übrigen Abgeordneten ohne Ausnahme sind im Sinne Römer's, Paul Pfizer's, Uhland's und des badischen Staatsraths Mathy liberal. — Eben so wird auch unsere neue Kammer in ihrer weit größern Mehrheit zusammengesetzt sein, da auch viele Abgeordnete zum Reichstag zugleich zu Mitgliedern dieser gewählt werden. Man hofft viel Gutes von derselben und namentlich wird das jetzt übermäßig hohe Budget gewiß in vielen Zweigen eine bedeutende Verminderung erfahren. Namentlich wird wohl eine Ersparniß eintreten in den Ausgaben für die diplomatische Vertretung Würtembergs die späterhin als gänzlich unnütz ganz aufgehoben werden soll; ferner in den sehr überflüssigen hohen Stellen der vielen Generäle, die wir jetzt besitzen. Unsere 16 Bataillone Infanterie haben 8 Obersten, 4 Brigade- und 2 Divisionsgeneräle. Man hofft mit 6 Obersten, 3 Brigade- und einen Divisionsgeneral auskommen, ebenso bei der Cavallerie manche überflüssige höhere Officierstelle einziehen zu können. Auch die Civilliste des Königs und die Appanagen der übrigen Mitglieder der königlichen Familie dürften bedeutend verringert werden, ebenso die großen Summen welche das Hoftheater dem Lande kostet. Die armen Steuerpflichtigen im Schwarzwald und am Neckar sehen nicht ein, warum sie hohe Steuern zahlen müssen, damit einige Sänger und Sängerinnen in Stuttgart für einige Dutzend Arien die sie jährlich singen, so hohe Gagen beziehen, während unsere jetzigen Minister sich mit weniger Gehalt, mit 3600 Fl. begnügen. Dafür hofft man mehrere, den unteren Stand besonders drückende Steuern ganz aufheben oder doch wesentlich vermindern zu können. Möge dies nur bald geschehen, denn die Noth ist bei dem noch immer in allen Zweigen der Nahrungsquellen stockenden Verdienst in vielen Gegenden des Landes eine große. Hier in Stuttgart spürt man noch am wenigsten davon, da gerade hier am meisten für die Unterstützung der unbeschäftigten Arbeiter gethan wird und reiche Gaben von allen Seiten zufließen. So hat auch der Kaiser von Rußland jüngst wieder durch seinen Gesandten 3000 Fl. der hiesigen Armenunterstützung geschenkt, wie namentlich auch seine Tochter sich stets durch reiche und vielseitige Spenden auszeichnet. Überhaupt ist Letztere hier ungemein beliebt und nach dem König selbst entschieden das populärste Mitglied der königlichen Familie. So sehr man auch Anfangs mit Recht in ganz Würtemberg gegen eine neue Verbindung mit Rußland war, und wohl nicht ganz ohne Grund fürchtete, die für uns nun und nimmermehr passenden russischen Principien würden dadurch leichtern Eingang in unseren einflußreicheren Kreisen gewinnen, so sehr läßt man jetzt der Bescheidenheit, der richtigen Art und Weise des ganzen Auftretens, und namentlich der großen persönlichen, und sich nicht allein auf Geldspenden beschränkenden Fürsorge der jungen Fürstin volle Gerechtigkeit widerfahren. Selbst ihrem Gemahl, dem Kronprinzen, kommt diese Vorliebe die man für seine Gattin hegt, mit zu Statten.

Berlin, d. 21. Mai.

[Der Sieg des Ministeriums; die große Blamage der Demokraten Held und Jung.]

†† Die Reaction hat einen Sieg über den Radicalismus erfochten. Aber dies hat nicht etwa an der Stärke der Ersteren, an der Tüchtigkeit ihrer Vertreter gelegen, sondern lediglich an der Schwäche des Letztern. Unsere Demokraten und Volksredner zeigten sich ihrer großen Sache nicht gewachsen, sie hatten sie begonnen in unbesonnener Unüberlegtheit, sie hatten die möglichen Folgen nicht bedacht, sie verloren im entscheidenden Moment den Kopf und den Muth. Jeder wußte daß es sich im Grunde gar nicht um den Prinzen von Preußen handle, daß die Person des par excellence ritterlichen Prinzen nur ein Vorwand zur Fehde der Parteien war, daß man einerseits in dem Prinzen nur die personificirte Reaction bekämpfte, und ihn andererseits als den letzten Hort des Hohenzollernschen Princips vertheidigte. Deshalb eben war die Entscheidung dieser Frage von so hoher Wichtigkeit, deshalb sahen wir ihr mit athemloser Spannung entgegen, und deshalb ist es betrübend, bekennen zu müssen daß die demokratische Partei durch Unentschlossenheit und Schwachmüthigkeit sich den sichern Sieg hat entreißen lassen. Denn der Sieg war ihrer, wenn sie wollte. Mehr als dreißigtausend (man meint sogar funfzigtausend) Menschen begaben sich in wohlgeordneten, geschlossenen Reihen in feierlicher ernster Haltung vor das Hotel des Ministerpräsidenten Camphausen. Die ganze breite Wilhelmsstraße, der Anfang der Behrenstraße und der Linden wogte wie ein schwarzes Meer von diesen Massen des Volkes, die schweigend und ruhig die Antwort erwarteten, welche die vom Volke er-

wählte und zu Camphausen gesandte Deputation bringen würde. Vom Balkon des Hotels herab ward endlich verkündet daß der Ministerpräsident in Potsdam, und die beiden anwesenden Minister Schwerin und Auerswald außer Stande seien, allein zu entscheiden, daß sie sich daher eine Frist von vierundzwanzig Stunden erbitten müßten, und in dieser Zeit die bestimmte Entscheidung über die Rückkehr des Prinzen bringen würden. Neben den Ministern erschien alsdann Hr. Held auf dem Balkon, und ermahnte das Volk ebenfalls vierundzwanzig Stunden zu warten, und sich bis morgen zu gedulden. Dies war der Fehler. Statt zu erklären, man werde nicht auseinandergehen, sondern die Rückkehr des Ministers, der auf telegraphischem Wege gerufen, in dreiviertel Stunden hier sein konnte, abwarten, löste die ganze Volksmasse sich auf, — der Berg hatte gedonnert und gekreist, um endlich eine Maus zu gebären; statt zu siegen hatte man, wie Held und Eichler am andern Tage selber erklärten, sich nur blamirt. Eine Blamage aber ist noch schlimmer als eine Niederlage, denn diese ist ein Unglück, jene aber eine Lächerlichkeit. Nachgegeben hat das Ministerium allerdings, mittelbar hat es zurückgenommen, aber man hätte es zwingen können, es de facto zu thun. Der Prinz, der nach der ersten Erklärung in voller Glorie seiner Ritterlichkeit noch vor der Eröffnung der constituirenden Versammlung zurückkehren sollte, konnte jetzt, wie die Minister erklärten, durchaus nicht vor vierzehn Tagen hier eintreffen, da er erst zuvor noch durch Belgien reisen, und dessen freisinnige Institutionen kennen lernen wolle. Der Prinz studirt also jetzt Freiheit, ehe er zu uns zurückkehrt.

Die Straßenecken wie die Bäume unter den Linden sind plötzlich bedeckt mit Jubelrufen für den Prinzen, mit Schmähungen und Verhöhnungen der sogenannten Volksaufwiegler. Nicht genug daß man die bekannten Volksredner Held, Eichler, Jung rc. beschimpft, und die gemeinsten und frechsten Witze auf sie macht: man geht sogar von Drohungen zu Thätlichkeiten über, man bedroht sie öffentlich, man bildet Vereine die zum Zweck haben mit Gewalt diese Volksversammlungen auseinanderzutreiben und zu verhindern. Schon erklärt eine Anzahl von mehreren hundert Landwehrmännern daß sie entschlossen sind die Klubbs nicht länger zu dulden; die Handwerker rufen in öffentlichen Maueranschlägen zu einem Vereine auf, der zum Zweck haben soll, alle diejenigen zu vernichten welche es wagen sollten, das Volk noch ferner zur Unzufriedenheit aufzuregen. Dies sollte man für eine lächerliche Großsprecherei halten, aber es ist mehr als das, und der Assessor Jung, bekanntlich einer unserer eifrigsten Volksredner, hat sich bereits genöthigt gesehen, seine Person unter polizeilichen Schutz zu stellen!

Zur Chronik der Gegenwart.

— „Ein Pferd! ein Königreich für ein Pferd!" — Eine Partei in Deutschland ruft: Ein Kaiser, ein Königreich für einen Kaiser! — Wo aber das Königreich hernehmen? Preußen allein wäre das Königreich das einen Kaiser liefern könnte. Preußen würde auch Östreich, aber nur dieses über sich dulden; aber Östreich ist aus allen Fugen und weiß nicht ob es slawisch oder deutsch sein soll. Und Preußen würde nicht in Deutschland aufgehen, vielmehr würde Deutschland preußisch werden müssen, wenn es den Preußenkönig zum Kaiser machte. Auch Baiern wehrt sich heftig gegen ein Vasallenthum unter Preußen. In der That, der kaiserliche Reichsapfel würde der Zankapfel Deutschlands sein. Was bleibt? — „Ein stehender Cyclus von wechselnden Oberhäuptern," sagt ein aus München geschriebner Artikel in der Allgemeinen Zeitung. — Soviel ist gewiß, nicht in der Machtvollkommenheit eines Einzelnen, sondern in der Vertretung des deutschen Volkes liegt die sichere Gewährschaft unserer Einheit. Eine starke demokratische Centralgewalt thut uns noth; sie ist am einfachsten mit Einer Kammer im Frankfurter Parlamente möglich, aber auch mit zwei Kammern, mit einem Oberhause für die Abgesandten und Bevollmächtigten der Fürsten, denkbar.

— Der Bundestag weist „feierlich und offen" jede Verdächtigung zurück, als wolle er „die freie Entwickelung eines einigen kräftigen Deutschlands" hemmen. Den Entwurf der Siebenzehn hat er wie jeden Vorschlag eines Einzelnen den Regierungen zur Kenntnißnahme mitgetheilt. Er überweist in dieser wie in jeder andern Angelegenheit seine Handlungen ruhig der unbefangenen Beurtheilung des „deutschen Volkes und seiner Vertreter," spricht aber in seinem Erlaß vom 16. d. nicht entschieden aus ob er die jetzt eröffnete constituirende Nationalversammlung für die entscheidende Vertretung des Volkes das sich souverän seine Verfassung gibt, anerkennt. Der Darmstädtische Minister, Heinrich v. Gagern, räumte das nur für den Fall ein daß die Beschlüsse dieser Nationalversammlung der Mehrheit der Regierungen und des Volkes entspräche. — Mit einer genialen Wendung hat er sich jetzt als Präsident der Versammlung zur Souveränität der Nation bekannt, und somit die Sache des Volks mit der Sache der Fürsten vereinbart!

— Aus Frankfurt wird uns geschrieben wie jetzt in Aller Munde die Frage sei, ob die Maiversammlung ihre Aufgabe lösen werde. In den gebildeten Kreisen werde die Frage verneint. Zugleich wird die Besorgniß laut, es hätten zuviel Männer der Feder und der Gelehrsamkeit Sitz und Stimme in der constituirenden Nationalversammlung. Nicht aus den Meinungen des Zeitgeistes, aus den Bedürfnissen des Volkes müsse die Reichsverfassung hervorgehen; auch den Vorurtheilen im Volke müsse man Rechnung tragen; eine blos papierne Verfassung, eine Übereinkunft der Doctrinen, könne der Kern der Nation nicht annehmen.

— Bei der jetzt schwebenden Frage: Republik oder Monarchie? erinnert das Leipziger Abendblatt an ein Wort von Zschocke. Nur kleine Völkerschaften, lautet dessen Ansicht, könnten in republikanischer Form bestehen; die unmittelbare Theilnahme an der Leitung des Staates schwinde nach dem Maß der Größe des Landes. In großen Staaten, bei vervielfältigten Interessen, Verhältnissen und Reibungen der bürgerlichen Zustände sei eine stärkere gesetzliche Schutzwehr, mithin eine engere Begrenzung der Freiheit des Einzelnen wie der Gemeinden und Stände unvermeidbar; für große Staaten sei das monarchische Princip eine Naturnothwendigkeit. Es war, sagt Zschocke, ein unglücklicher

Einfall, Frankreich mit seinen 32 Mill. Menschen zu einer einzigen Republik umzugestalten. Er sagte das von der Republik welche in Napoleons Despotie umschlug. Der heutigen Republik Frankreich, soll sie Bestand haben, möchte man die Selbständigkeit der Provinzen wünschen, damit Paris nicht länger ganz Frankreich knechtet. Was dagegen Zschocke's Ansicht betrifft, Republiken seien mit ausgedehnten Räumen nicht vereinbar, so ist sie einseitig. Die Republik besteht nicht darin daß der Staat ohne Fürsten ist, sondern darin daß die Majestät im Volke beruht, der Begriff stärker ist als die Person, der Bürger sich selbst regiert. Und dies ist mit und neben Fürsten möglich; England ist eine bessere Republik als Rom, Athen und Sparta waren, Frankreich je sein wird. In England regiert der Bürger sich selbst durch sein Parlament. Dies thut Deutschland noth, man mag das Republik nennen oder nicht. Hat Deutschland Muth, Kraft und Einsicht, sich zu dieser Nothwendigkeit zu bekennen, so wird es frei sein ohne Despotie und ohne Anarchie.

— Östreich setzt den Krieg gegen Italien noch immer fort. Es hat in dieser Sache die Meinung der ganzen Welt gegen sich, und dem Bankerotte nahe, treibt es neue Geldmittel zusammen um das Heer gegen die Lombarden zu unterhalten. Welche Halsstarrigkeit! Welche Verzweiflung ohne die Tugenden des Muthes und der Entschlossenheit welche Verzweiflung gibt! Man kann Mailand nicht wiedergewinnen. Und gesetzt, die braven, aber schlecht geführten Truppen eroberten Mailand oder Venedig: glaubt Östreich daß die Republik Frankreich dies ruhig ansehen würde? Hat nicht Lamartine schon erklärt, Frankreich nach Italien hin sei zu offen, könne Piemont sehr gut als Mauer brauchen! — Der streitige Handel zwischen Östreich und Norditalien ist doch so einfach! Östreich wird nicht mehr glauben die Lombardei besitzen und genießen zu können; es muß diese Erbschaftsmasse fahren lassen. Es handelt sich blos um ein Stück Geld, um eine Abfindungssumme. Warum nun nicht ehrlich sagen: Lombarden, wir erkennen Eure nationale Selbständigkeit an; hoffen aber, Ihr werdet Euch aus dem bisherigen Staatszusammenhang mit uns anständig und als Ehrenmänner lösen, d. h. an einem Theile unsrer Schuldenmasse Euch betheiligen! — Statt dessen die halb schwachköpfigen, halb stolzen Proclamationen Radetzki's: Italiener, kehrt zurück zu Eurer Pflicht, zu Eurem liebevollen Kaiser der seinen Völkern freie Verfassungen gibt, kommet und strecket die Waffen! — Welch ein Gemisch von Bornirtheit und Dünkel in diesen Regierungsmaximen!

— So im Großen wie im Kleinen: Östreich leidet noch am Schweife Metternichs. Gutzkow verlangt in Dresden einen Paß nach Wien; der kaiserliche Gesandte verweigert sein Visum. Gutzkow ist Beamter, Dramaturg des Dresdener Hoftheaters, und Hr. v. Kuefstein ist dreist genug ihm den Eingang nach Östreich zu wehren. Blos weil er gegen Metternich geschrieben! Metternichs Person, nicht Metternichs Creaturen sind gestürzt in Östreich, und mit den Creaturen bleibt dort das alte Gemisch von Zopf und Willkür. Und Schlaffheit und Hochmuth, gegen einander in Streit, werden gemeinsam immer zur Perfidie greifen.

— Pillersdorf hat noch ganz die alte wälsche Praktik des Metternichschen Systems, die Perfidie des Zuwartens, dies Schmiegen und Biegen nach dem Vortheil während man die Welt glauben machen will, man handle nach einem unverrückbar festen Princip. Pillersdorf wendete sich plötzlich den Slawen zu, weil diese eine Sympathie für das alte Kaiserhaus affichirten. Man glaubt den Slawen weniger Zugeständnisse machen zu müssen, und drückt ein Auge zu daß diese Slawen den Kaiserstaat Östreich nur vorläufig benutzen um an einer Zukunft zu arbeiten die kein Haus Östreich mehr zuläßt. So geht man trüglich auf Trüglichkeiten ein. Pillersdorf sagte zu den deutschen Abgeordneten aus Böhmen: Wartet's doch nur erst ab wie der Palazki regieren wird! — Wie ehrlos, den Slawen Palazki auch nur abnutzen zu wollen! — Palazki war klug genug den Antrag abzulehnen.

— Es ist schlimm daß Östreich seinem Bankerott entgegensieht, noch schlimmer wenn es in seiner Rathlosigkeit zu unehrlichen Versuchen greift. Man sagt, es sei nicht nobel von den Madjaren, die 10 Mill. jährlich zu verweigern, sich an der allgemeinen Staatsschuld des Kaiserreiches nicht zu betheiligen. Aber erstlich hat Ungarn das Geld nicht. Dann fragt sich Ungarn mit Recht: Was hat denn die kaiserliche Regierung gethan zu unserem Flor? Hat sie nicht durch ihre Sperre allen Verkehr gehemmt? Nicht einmal der Absatz der Weine nach den deutschen Ländern blieb unbehindert! Daß Ungarn geistig und physisch nicht zu Grunde gegangen, verdankt es wahrlich nur seinem natürlichen Reichthum, nicht dem Metternichschen Sperrsystem. — Und jetzt wo die edle Nation der Madjaren Anstand nimmt sich zu der Schuld zu bekennen an der es moralisch keinen Theil hat, hetzt man die Kroaten gegen sie auf, weil diese plötzlich gut kaiserlich sein wollen, im Grunde aber nur antiungarisch sind. Man baut trüglich wieder auf Trug!

— Pillersdorf ging mit einer Entwaffnung der Studenten um. Die neue Wendung der Dinge in Wien stellt die Monarchie auf die „breiteste demokratische Basis“, wie der Deutsche Verein in Sachsen sagt. Eine Kammer, ohne Census! das ist dort ertrotzt. Für Sachsen noch lange nicht errungen, für Östreich wo der Adel dominirte, unerhört! —

— In Leipzig studieren etwa siebzehn Sachsen aus Siebenbürgen. (Auch in Berlin und Halle ist unter den Studenten eine ähnliche Anzahl.) Sie sind Mitglieder des Vereins zur „Wahrung der deutschen Sache im Osten.“ Als wir den Aufruf an die Madjaren beschlossen, regte sich in ihnen ein augenblicklicher Unmuth. Die Sachsen in Siebenbürgen stehen fast auf dem verzweifelten Punkte sich mit den Slawen zu verbinden um sich der Anmaßung der Madjaren zu erwehren. Die augenblicklich drohende Gefahr ist so dringend daß die spätere Gefahr die sicher von den Slawen bevorsteht, übersehen wird. — Seit sieben Jahrhunderten haben diese 300,000 Deutsche in ferner Abgeschiedenheit ihre Verfassung, Sprache und Sitte bewahrt, trotzdem Östreich sie preisgab oder wenig that sie gegen die Nachbarn zu schützen. Sie sind im Grunde nicht abgeneigt gegen eine Einverleibung mit Ungarn, aber ihre Rechte als Nation wollen sie um jeden Preis sichergestellt sehen. Es steht zu hoffen daß die Madjaren ihren Vortheil im Bunde mit den Deutschen, den gemeinsamen Feind in den

Slawen sehen. Die Madjaren dürfen, 4 Millionen Menschen stark, gegen eben soviel Slawen, gegen 3 Millionen Wallachen und fast 2 Millionen Deutsche nicht die Herren spielen wollen. Dies thun sie aber, wenn sie im Gerichtswesen, in der Heerverfassung wie im Münzwesen eine Sprachtyrannei üben. — Wie sich auch dies seltsame Völkergewühl in den Donau- und Karpathenlanden organisiren werde: ohne Anerkennung der freien nationalen Eigenthümlichkeit wird sich kein Wirrwar lösen. Die Sachsen in Siebenbürgen wollen und müssen Deutsche bleiben!

— Die Wahlen für Frankfurt sind im Königreich Sachsen geschlossen. Für Annaberg trat v. Watzdorf in die Reihe der entschiedenen Fortschrittsmänner. Für Großenhain ist der Ministerpräsident Braun gewählt. Braun ist bei der bevorstehenden Eröffnung des Landtags in Dresden nöthig; man wußte das, man wählte ihn dennoch: es galt in Großenhain einen radicalen Candidaten um jeden Preis auszustechen. Dr. Wuttke hatte in der Vorwahl die Stimmen bereits für sich; die Aristokraten unter den Wählern griffen zu dem letzten Mittel. Sie schlugen einen Mann vor, dessen Ministerium die büreaukratische Herrschaft des Adels in Sachsen beendet hat, sie schlugen ihn ohne Sympathie für seine Richtung, aber mit der Überzeugung vor, der Minister werde den Ausschlag geben. So kam es daß Braun, der Bürgerminister, als Candidat der Aristokratie in Großenhain siegte!

— Wir gebrauchten so eben das Wort radical. Wir bezeichnen damit nur die Entschiedenheit des Fortschritts, nicht die gehässige Nebenbedeutung wie sie etwa Prof. Biedermann daran zu knüpfen beliebt. Während die Partei des „gemäßigten“ Liberalismus eigentlich alles auf ihr Aushängeschild setzt was nur je die von ihr als radical bezeichnete Partei fordern kann, während sie die „breiteste demokratische Grundlage“ für die Monarchie verlangt, in ihrer Fügsamkeit die Republik sogar für die beste Staatsform erklärt, eifert sie doch fortgesetzt gegen einen Radicalismus zu dessen Forderungen sie sich bekennt — weil sie um jeden Preis populär sein möchte. Prof. Weiße nannte im Deutschen Verein jeden der über die constitutionelle Monarchie hinausgeht, pflichtvergessen und eidbrüchig, und bekennt sich doch zu der breitesten demokratischen Grundlage für die Monarchie! Biedermann, von Frankfurt zurückgekehrt, machte der Republik die stärksten Zugeständnisse, und versteht sich doch zu den gehässigsten Verdächtigungen Derer die er Radicale schilt! O Schmiegsamkeit! O Logik!

— Wer in Sachsen einige Wahltage für Frankfurt mitgemacht hat, wird vielleicht mit uns zwei Überzeugungen theilen. 1. Die indirecten Wahlen sind die Quelle von Verwirrungen, Mißverständnissen und Parteiintriguen aller Art. Jeder Volljährige findet leicht Einen heraus dem er sein Vertrauen schenkt. Zwanzig, dreißig Wahlmänner aber zu wählen denen er zutrauen soll den Rechten auszumitteln, hält schwer, führt zu Wirren, öffnet den Umtrieben offnen Spielraum. 2. Bei der diesmaligen Eintheilung des Landes in Wahlkreise ist die ländliche Bevölkerung über die städtische ungebührlich übervortheilt. Die Städte, die Träger der Bildung, sind gegen die Dorfschaften unverantwortlich zurückgesetzt.

— Rußland hat in der dänischen Sache gegen Deutschland offen aufzutreten verschmäht. Es arbeitet im Stillen desto fleißiger. Es verbot jede Ausfuhr von Gold- und Silbermünzen. Es läßt in den Warschauer Blättern Artikel erscheinen welche den Polen darthun sollen, wie sie in Posen und Galizien die Opfer der Deutschen wurden. Es hat seine Hände geheim in allen slawisch gemischten Ländern. Werden wir nicht bald Russen und Polen Hand in Hand gegen Deutschland sich waffnen sehen? — Gott erhalte Deutschland ein starkes Preußen! Den deutschen Heerbann zu führen wird Preußen immer den ersten und besten Beruf haben. Für Zeiten der Noth würden wir dem Preußenfürsten sogar die Dictatur gern und vertrauensvoll zugestehn, so wenig wir ihm in bürgerlichen Dingen als erblichem deutschen Kaiser huldigen möchten.

— Friedrich Hecker hatte die Hessen aufgerufen zum Zeugniß wider ihn; badische Truppen seien gar nicht mit seinem Haufen im Gefecht gewesen. Jetzt treten hessische Officiere gegen ihn auf mit dem erneuten Zeugniß des an Gagern verübten Meuchelmordes; mitten im Zwiegespräch mit den hessischen Soldaten die Gagern vom Überlaufen zurückrufen wollte, gaben die Republikaner die erste Salve. Was antwortet der Republikaner Hecker darauf?

— Die Berliner sträuben sich den Begriff der „Ritterlichkeit“ noch hoch anzuschlagen. Inzwischen beruht Preußens Geschichte und Naturell darauf. Der Royalismus der dort noch im Blute steckt, hat an dieser Ritterlichkeit seine gute Seite, und es wird nicht nöthig sein die kriegerischen Helden der preußischen Vergangenheit zu vergessen um der bürgerlichen Zeit von heute Grund und Boden zu gewinnen. Oder muß man sich der Phrase der Freiheit gegenüber ernstlich Mühe geben die Tapferkeit der preußischen Soldaten gegen Dänen und Polen zu entschuldigen und zu retten? — Friedrichs des Zweiten Reiterbild in Erz ist fertig. Es wartet nur noch auf sein Fußgestell um unter den Linden errichtet zu werden. Rauch ist bei der Ausführung seines Werkes von der Skizze in einigen Punkten abgewichen. Der alte Fritze ritt immer einen Stutz; der Künstler hat ihn aber in Erz auf einen Langschwanz gesetzt. Geschah das im ästhetischen Interesse, so war es eine traditionelle Nöthigung ihm, wie Rauch gethan, sein spanisch Rohr zu geben. Das Volk weiß einmal daß der König ohne Krückstock nicht zu denken ist. Gut genug für das Preußenthum, wird der Stock nirgends anders mehr als hier, zum Denkmal an vergangene Größe, festgehalten!

— Fanny Lewald, mit Frau v. Bacharacht aus Paris nach Berlin zurückgekehrt, arbeitet an einem Roman der den Prinzen Louis Ferdinand von Preußen zum Helden hat.

☞ In der Berliner Vossischen Zeitung stand neulich folgende Anzeige: 3000 Thaler Gehalt demjenigen der eine Somnambule verschafft, die jesuitisch erzogen ist und mit Gimpeln pietistisch zu reden versteht. Als Unterschrift stand: Alt-Hengstenberg. A. Muckernim. — Diese beißende Anspielung auf die Somnambule welche ehemals einem unserer Minister in Brüssel und Paris ihre Dienste leistete und so viel von sich reden machte, hat dort viel Aufsehen erregt.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

F. Gustav Kühne.

1848. 3. Juni.	Inhalt: Eine schreckliche Rache. Aus Gogol's kleinrussischen Volksgeschichten. Von W. Wolfsohn. (Beschluß.) — Heinrich Stieglitz über Pius den Neunten. — Aus Berlin. — Zur Chronik: Lamartine, die Republik der Lumpe, die ouvriers aristocrates, Strauß und Venedey über Polen, der Adel in Böhmen und in Sachsen, Stüve, Berliner Witze.	№ 23.

Eine schreckliche Rache.

Aus Gogol's kleinrussischen Volksgeschichten.

Deutsch von **Wilhelm Wolffsohn.**

(Beschluß.)

7.

„Ich bin's, mein liebes Kind! ich bin's mein Herz!" hörte Katharina, als sie zu sich kam, und erblickte die alte Dienerin. Diese schien etwas zu flüstern, indem sie sich über sie hinneigte, und die dürre Hand hinhaltend, sie mit kaltem Wasser bespritzte.

„Wo bin ich? sprach Katharina, sich erhebend, und sah umher: vor mir rauscht der Dnepr, hinter mir die Berge . . . . Wo hast Du mich hingeführt?"

„Nicht hingeführt, herausgebracht habe ich Dich; auf meinen Armen trug ich Dich aus dem dumpfen Keller, und verschloß mit dem Schlüssel die Thür, damit Dir von Herrn Danilo nichts widerfährt."

„Wo ist denn der Schlüssel? fragte Katharina, auf ihren Gürtel blickend: ich sehe ihn nicht."

„Dein Mann hat ihn abgebunden; er wollte den Zauberer sehen, mein Kind."

„Den Zauberer! . . . Weh, ich bin verloren!" rief Katharina.

„Davor wolle uns Gott bewahren, mein Kind! Schweige Du nur, liebe, gute Herrin, so erfährt's Niemand."

„Er ist entwischt, der verdammte Antichrist! Hörst Du Katharina, er ist entwischt!" sagte Herr Danilo, zu seinem Weibe hintretend. Seine Augen sprühten Feuer, sein Säbel bebte klirrend an seiner Seite. Katharina erstarrte.

„Es hat ihn wohl Jemand herausgelassen, mein lieber Mann?" sprach sie zitternd.

„Freilich, Du hast Recht. Aber der Teufel war's. Da sieh, statt seiner ist ein Stück Holz in's Eisen geschmiedet. Hat's doch Gott so gemacht, daß der Teufel die Kosakenkrallen nicht fürchtet! Wenn irgend einer meiner Kosaken auch nur eine Idee davon gehabt, und ich erführ's . . . . ich wüßte nicht, wie ich ihn strafte!"

„Und wenn ich's nun wär'?" . . . sprach Katharina unwillkürlich, und hielt erschrocken inne.

„Wenn's Dir eingefallen, so wärst Du nicht mein Weib. Ich würde Dich in einen Sack genäht und mitten im Dnepr ertränkt haben! . . . ."

Katharinen stockte der Athem, und ihr war's als ob jedes einzelne Haar auf ihrem Kopfe sich sträubte.

8.

In der Schenke auf der angrenzenden Heerstraße haben die Polen sich versammelt, und zechen nun schon zwei Tage. Das Gesindel ist recht zahlreich. Kamen wohl zu irgend einem Streifzug zusammen: Einige haben auch Musketen; die Sporen klingen, die Säbel klirren. Die Herren belustigen sich und prahlen, sie reden von Thaten, die sie nie vollbracht, sie spotten über die Rechtgläubigen, sie nennen der Ukraine Volk ihre Knechte, und drehen stolz den Schnurrbart, und

werfen den Kopf zurück und strecken sich breit auf die Bänke. Auch ein Pfaff ist dabei; aber der paßt so recht zu ihnen — sieht nicht mal ähnlich einem christlichen Priester: er zecht und jubelt mit ihnen und seine gottlose Zunge spricht lästerliche Reden. Die Diener geben den Herren nichts nach: haben die Ärmel des zerrissenen Wammses zurückgeschlagen und setzen Trumpf wie was Rechtes. Sie spielen Karten und geben einander mit den Karten Nasenstüber; haben fremde Weiber mit sich hergeschleppt; Lärm und Balgerei! . . . Die Herren toben und geben was zum Besten; sie pakken den Juden am Bart und malen ihm auf die gottlose Stirn ein Kreuz; sie schießen blind auf die Weiber, und tanzen den Krakowjaken mit ihrem ruchlosen Pfaffen. Solches Ärgerniß gaben selbst die Tataren nicht auf russischer Erde! Wohl hat Gott um ihrer Sünden willen solche Schmach über sie verhängt!

Man hört unter dem allgemeinen Geschrei von dem Landgut des Herrn Danilo und dessen schönem Weib sprechen. . . . Zu nichts Gutem hat diese Bande sich zusammengerottet!

9.

In seinem Zimmer sitzt Herr Danilo am Tisch, den Elbogen aufgestützt, und sinnt. Frau Katharina sitzt auf dem Ofen und singt ein Lied.

„Ich bin heute so traurig, mein Weib! sagte Herr Danilo: der Kopf thut mir weh, das Herz thut mir weh; mir ist recht schwer zu Muthe! Der Tod steht mir wohl bald bevor."

„O mein herzliebster Mann, lehne Dein Haupt an mich! Warum hegst Du so schwarze Gedanken in Dir?" wollte Katharina sagen, aber sie getraute sich's nicht. Es war ihr schmerzlich im Gefühl ihrer Schuld, des Mannes Liebkosungen zu empfangen.

„Höre mein Weib, sagte Danilo: verlaß unsern Sohn nicht, wenn ich nicht mehr bin. Dir wird kein Heil von Gott, weder in der noch in jener Welt, wenn Du ihn verlässest; schwer wird's mein moderndes Gebein in der Erde drücken, und noch schwerer meine Seele!"

„Was redest Du da, mein Gemahl? Pflegst Du nicht über uns schwache Weiber zu spotten? und jetzt sprichst Du selbst wie ein schwaches Weib; Du mußt noch lange leben."

„Nein, Katharina, meine Seele ahnt den nahen Tod. Es wird mir so traurig auf der Welt; böse Zeiten kommen. Ach, ich erinnere mich an Jahre — die kehren wohl nimmer wieder! Da lebte er noch, die Zierde und der Ruhm unseres Heeres, der alte Konaschewitsch! Wie vor meinen Augen sehe ich jetzt die Kosakenschaaren vorbeiziehen. Das war eine goldene Zeit Katharina! Der alte Hetmann saß auf dem Rappen, in seiner Hand schimmerte der Commandostab, zu beiden Seiten wogte das rothe Meer der Saporogerschaar. Der alte Hetmann fing zu sprechen an — und Alles stand wie festgewurzelt. Es weinte der Greis als er uns an die früheren Thaten und Kämpfe mahnte. O, wenn Du wüßtest, Katharina, wie wir uns damals mit den Türken herumgehauen! An meinem Kopfe ist noch jetzt eine Narbe zu sehen. Vier Kugeln durchbohrten mich an vier Stellen, und keine der Wunden ist ganz verharscht. Wie viel Gold nahmen wir uns da! Haufenweise scharrten die Kosaken Edelsteine zusammen. Und welche Rosse — Katharina, wenn Du's wüßtest! — welche Rosse schleppten wir da fort! Ach, solchen Krieg führ' ich nicht mehr! Ich bin ja nicht alt, bin rüstig, und doch fällt mir das Kosakenschwert aus der Hand, ich lebe unthätig und weiß nicht wozu ich lebe. In der Ukraine herrscht keine Ordnung: die Obersten und Hauptleute beißen sich wie die Hunde; unser Adel hat polnische Sitten und Ränke angenommen, hat seine Seele verkauft durch die Union; die Juden drücken das arme Volk. O Zeiten, Zeiten, o Vergangenheit! Wo seid ihr hin, meine Jahre?.... Geh, Junge, in den Keller, bringe mir einen Krug Meth! ich will auf das frühere Leben und die vergangenen Jahre trinken!"

„Womit wollen wir die Gäste empfangen, Herr? Von der Wiesenseite kommen die Polen!" sagte Stezko, in's Zimmer tretend.

„Ich weiß warum sie kommen, sprach Danilo, sich erhebend. Sattelt die Rosse, meine treuen Diener! legt die Rüstung an! die Säbel blank! Vergesset auch nicht bleierne Grütze mitzunehmen: wir müssen die Gäste mit Ehren bewirthen."

Aber noch hatten die Kosaken nicht Zeit gehabt sich auf die Rosse zu schwingen und die Musketen zu laden, als die Polen schon, wie herabfallendes Laub im Herbste, den Berg übersäeten.

„Ei, da hat man sich doch mit Jemand einzulassen!" sagte Danilo, auf die dicken Edelherrn blickend, die vorn in goldener Rüstung sich auf ihren Rossen wiegten. „Noch einmal also, scheint's, soll es bei uns hoch hergehen! So genieße denn recht zum letzten Mal, Kosakenseele! Jubelt, Bursche! Euer Festtag ist gekommen."

Und die Lustbarkeit ging an auf den Bergen, und

das Gelage begann: Schwerter tanzen, Kugeln fliegen, die Rosse wiehern und stampfen; der Kopf wird Einem wirr vom Geschrei, die Augen blind vom Rauch. Alles hat sich durcheinandergemengt; aber der Kosak spürt Freund und Feind. Zischt eine Kugel, so fällt ein starker Reiter vom Roß — pfeift ein Säbel, so rollt ein Haupt über die Erde, unzusammenhängende Worte murmelnd. Doch vor Allen schimmert der rothe Zipfel von Herrn Danilo's Kosakenmütze; in die Augen blitzt der goldene Gürtel am blauen Wamms; seines Rappen Mähne wallt im Sturm; wie ein Vogel ist er bald da, bald dort, ruft und winkt mit dem Damascenersäbel und haut rechts und links. Hau' zu, Kosak! schwärme Kosak, vergnüge dein Heldenherz! Aber blicke nicht auf die goldenen Rüstungen und Gewänder: tritt Gold und Edelsteine mit Füßen! Stich und haue Kosak! Doch sieh Dich um: die ruchlosen Polen stecken die Häuser schon in Brand und rauben das erschreckte Vieh. Und sturmschnell flog Danilo zurück, und die Mütze mit dem rothen Zipfel schimmert schon an den Häusern, und um ihn lichtet sich der Haufen. Mehr als eine Stunde schlagen sich die Polen und Kosaken, aber Herr Danilo ermüdet nicht; sein langer Speer stößt den Reiter aus dem Sattel, und sein muthig Roß zertritt den Fußgänger. Schon war der Hof gesäubert, schon flüchteten die Polen, schon zogen die Kosaken den Getödteten die goldenen Gewänder ab und die reiche Rüstung; schon schickte Herr Danilo sich zum Nachsetzen an, und sah umher, seine Leute zusammenzurufen; da schäumt' er plötzlich in vollster Wuth auf — ihm hatte sich Katharina's Vater gezeigt. Dort steht er auf dem Berg, und zielt mit einer Muskete nach ihm. Herr Danilo trieb sein Roß gerade auf jenen zu .... Kosak, du rennst in dein Verderben! .... Die Muskete knallte — und der Zauberer verschwand hinter dem Berge. Stezko sah nur das rothe Gewand und die wunderbare Mütze blinken. Der Kosak wankte und sank zu Boden. Da stürzte der treue Stezko zu seinem Herrn: der lag auf der Erde hingestreckt und hatte die hellen Augen geschlossen; das rothe Blut quoll ihm aus der Brust. Doch mußte er wohl die Nähe des treuen Dieners gespürt haben. Leise hoben sich seine Augenlider, und seine Augen erglänzten. „Leb wohl Stezko! sage Katharinen, sie soll meinen Sohn nicht verlassen, verlasset auch Ihr ihn nicht!" Und er verstummte. Aus dem edlen Leib entflog die muthige Seele; der Kosak schläft den ewigen Schlaf. Der treue Diener fing zu schluchzen an, und winkte Katharinen mit der Hand. „Geh, Herrin, geh; Dein Herr hat gezecht, er liegt in tiefem Rausch auf feuchter Erde, den wird er lange nicht ausschlafen." Da schlug Katharina die Hände zusammen, und fiel wie eine Garbe hin auf den Leichnam. „Bist Du's, mein Gemahl? Du liegst hier mit geschlossenen Augen! Steh auf mein Herzensgeliebter, reiche mir Dein Händchen! Erhebe Dich! wirf doch nur einen Blick auf Deine Katharina! rühre nur Deine Lippen, sprich doch nur ein einzig Wörtchen! .... Aber Du schweigst, mein Theuerer, mein Herrlicher! Du bist blau geworden wie das schwarze Meer; Dein Herz schlägt nicht! Warum bist Du so kalt, mein Gebieter? Meine Thränen sind doch nicht heiß genug, sie können Dich nicht erwärmen! Mein Wehklagen ist doch nicht laut genug, es kann Dich nicht erwecken! Wer wird nun Deine Schaaren führen? Wer auf Deinem Rappen dahinfliegen und laut den Kosaken rufen und ihnen mit dem Säbel winken? Kosaken, Kosaken! wo ist Euere Zierde und Euer Ruhm? Da liegt Euere Zierde und Euer Ruhm mit geschlossenen Augen auf feuchter Erde. So begrabt mich denn auch, begrabt mich mit ihm! Verschüttet mir die Augen mit Erde, drückt mir die Ahornbretter auf die weiße Brust! Ich brauche nun meine Schönheit nicht mehr."

So weint und jammert Katharina. Unterdeß bedeckt sich in der Ferne alles mit Staub: der alte Jeßaul Gorobez sprengt herbei zur Hülfe.

10.

Wundervoll ist der Dnepr bei stiller Luft, wenn er ruhig und eben seine vollen Fluthen durch die Wälder und Berge rollt. Er braust nicht, er murmelt nicht; wenn man ihn ansieht, weiß man nicht ob sein breiter majestätischer Strom sich bewegt oder nicht; es ist als sei er ganz aus Glas gegossen, als ziehe sich die blaue spiegelglatte Bahn maßlos in die Breite endlos in die Länge durch die grüne Welt. Da thut's auch der heißen Sonne wohl, von ihrer Höhe herabzublicken und ihre Strahlen in die kühle Krystallfluth zu senken; es thut den Wäldern am Ufer wohl, sich hell in den Fluthen zu spiegeln. Die grüngelockten! Mit den Feldblumen zugleich drängen sie sich zur Fluth, und neigen sich und sehen hinein, und können sich nicht satt sehen, nicht genug sich ergötzen an ihrem hellen Schein; sie lächeln ihm zu und grüßen ihn mit den Zweigen nickend. In die Mitte des Dnepr aber wagen sie nicht hinzublicken; da sieht Niemand hinein außer der Sonne und dem blauen Himmel; selten gelangt ein Vogel bis zur Mitte

des Dnepr. Prächtiger Strom! Er hat seines Gleichen nicht in der Welt.

Wundervoll ist der Dnepr auch in warmer Sommernacht, wenn Alles einschläft, Mensch, Thier und Vogel, wenn Gott allein majestätisch Himmel und Erde beschaut und sein Gewand schüttelt. Aus seinem Gewande fallen die Sterne; sie brennen und leuchten über die Welt, und alle empfängt der Dnepr, alle hält der Dnepr in seinem dunkeln Schooß; kein einziger entgeht ihm, er müßte denn am Himmel erlöschen. Der schwarze Wald, mit schlafenden Raben besetzt, und die zerklüfteten überhangenden Berge suchen ihn mit ihrem langen Schatten zu bedecken — umsonst! Es gibt nichts in der Welt, was den Dnepr zudecken könnte. In glatter, klarer Strömung blaut er hin mitten in der Nacht wie mitten am Tage, so weit sichtbar als nur ein menschlich Auge sehen kann. Wenn er zärtlich in nächtlicher Kühle sich fester an's Ufer schmiegt, zieht er einen silbernen Streif über sich, blitzend wie ein Damascenersäbel, und dann blaut er wieder und entschlummert; auch dann ist der Dnepr so wundervoll und kein Strom in der Welt ist ihm gleich. Wenn aber am Himmel die dunklen Wolken sich berghoch thürmen, wenn der schwarze Wald bis an die Wurzeln wankt, wenn die Eichen krachen, und der Blitz, aus den Wolken brechend, auf einmal die ganze Welt erleuchtet — dann ist der Dnepr schrecklich! Die empörten Wogen schlagen donnernd an die Berge, und fliehen zurück hellglänzend und ergießen sich und weinen in der Ferne. So weint die Kosakenmutter, die dem in's Heer ziehenden Sohne das Geleit gibt. Muthig und kampflustig reitet er auf dem Rappen, die Arme in die Seiten gestemmt, das Mützchen keck auf dem Haupte; sie aber eilt ihm schluchzend nach, und greift an seinen Steigbügel, an den Zügel des Rosses, und ringt die Hände und zerfließt in heißen Thränen.

Schauerlich ragten zwischen den kämpfenden Wellen die verbrannten Balken und Steine auf dem vorspringenden Ufer. Und an's Ufer stieß, bald in die Höhe gehoben, bald in die Tiefe sinkend, ein landender Kahn. Wer von den Kosaken wagte es über den Strom hinzuschiffen in einer Stunde, wo der alte Dnepr zürnt? Er muß wohl nicht wissen, daß der Dnepr Menschen verschlingt wie Fliegen. Der Kahn landete, der Zauberer stieg aus. Er ist nicht froh; ihn schmerzt die Todtenfeier, welche die Kosaken um ihren erschlagenen Herrn begangen. Die Polen haben's theuer entgelten müssen: vierundvierzig Edelherren in voller Rüstung und dreiunddreißig Diener wurden in Stücke gehauen; die übrigen nebst den Rossen schleppte man gefangen fort, um sie den Tataren zu verkaufen.

Über die steinernen Stufen schritt er zwischen dem verbrannten Gebälk tief hinunter in eine Erdhütte, trat leise ein, und stellte auf den tuchbedeckten Tisch einen Napf, in den er mit seinen langen Händen unbekannte Kräuter hineinwarf. Darauf nahm er einen Krug, aus irgend einem Wunderholz gefertigt, schöpfte damit Wasser, und begoß sie, wobei er die Lippen bewegte und gewisse Beschwörungszeichen machte. Da zeigte sich der rosige Schein im Zimmer; und schrecklich war's ihm jetzt in's Gesicht zu sehen: es schien blutig, nur die tiefen Runzeln stachen dunkel ab, und die Augen brannten wie Feuer. Der ruchlose Sünder! Sein Bart ist längst ergraut, sein Gesicht mit Runzeln bedeckt, er ist schon ganz dürr, und noch immer sinnt er auf gotteswidrige Werke. Mitten im Zimmer schwebte eine weiße Wolke, und etwas wie Freude blitzte über sein Gesicht; aber warum ist er plötzlich regungslos mit offenem Munde stehen geblieben, und wagt sich nicht zu rühren, warum sträuben sich wie Borsten die Haare auf seinem Haupt? In der Wolke leuchtete ihm irgend ein wunderbares Gesicht entgegen. Ungebeten, ungerufen erschien es bei ihm zu Gaste; immer deutlicher wurde es, und heftete auf ihn die starren Blicke. Alles daran ist ihm fremd: die Züge, die Brauen, die Augen, die Lippen; er hat es nie in seinem Leben gesehen. Es hat dem Anschein nach gar nichts Schreckliches; und doch befiel ihn ein unüberwindlicher Schreck. Und das unbekannte Haupt sah ihn durch die Wolke immer starr an. Schon verlor sich die Wolke; aber die fremden Züge traten noch schärfer hervor, und die durchdringenden Blicke trennten sich nicht von ihm. Der Zauberer ward leichenblaß; mit wilder Stimme schrie er auf, warf den Napf um . . . und Alles war verschwunden.

11.

„Beruhige Dich, meine liebe Schwester! sagte der alte Jeßaul Gorobez: Träume reden selten Wahrheit."

„Leg' Dich nieder Schwester, sprach seine junge Schwiegertochter. Ich werde die alte Wahrsagerin rufen: ihr widersteht keine Macht."

„Fürchte nichts! sprach sein Sohn, an den Säbel greifend. Niemand darf Dir was zu Leide thun."

Düster, mit matten Augen sah Katharina sie Alle an, und fand keine Worte. „Ich habe mir selbst mein Verderben bereitet; ich habe ihn herausgelassen, sagte sie endlich. Er läßt mir keine Ruhe. Ich bin nun schon

zehn Tage bei Euch in Kiew, und noch hat sich mein Leidwesen um keinen Tropfen gemindert. Ich dachte, ich würde wenigstens in der Stille meinen Sohn zur Rache groß ziehen .... Fürchterlich, fürchterlich ist er mir im Traum erschienen! Behüte Euch der Himmel davor, ihn zu sehen! Mir klopft das Herz noch jetzt. Ich werde Dein Kind zusammenhauen, Katharina, schrie er, wenn Du mich nicht heirathest. ...“

Hier stürzte sie schluchzend zur Wiege, und das erschrockene Kind streckte die Händchen aus und schrie.

Des Jeßauls Sohn schäumte und glühte vor Zorn als er diese Worte hörte.

Der Jeßaul Gorobez selbst gerieth in Bewegung: „Versuch er's nur, der verdammte Antichrist, herzukommen! Er solls erfahren, ob im Arm eines alten Kosaken Kraft ist. Gott weiß es, fuhr er fort, die durchdringenden Augen emporhebend: ob ich nicht meinem Bruder Danilo zu Hülfe eilte? Sein heiliger Wille geschehe! Ich fand ihn schon auf dem kalten Bette, auf das viele, viele des Kosakenvolkes sich hingestreckt. Dafür aber, war seine Todtenfeier nicht prächtig? Ist uns auch nur ein Pole entkommen? So beruhige Dich denn mein liebes Kind, Niemand darf Dir ein Leid thun, es müßte denn weder ich noch mein Sohn am Leben sein.“ Nach diesen Worten trat der alte Jeßaul an die Wiege, und als das Kind die an einem Riemen hängende silbergefaßte Pfeife an ihm erblickte und den glänzenden Feuerstahl, streckte es ihm die Händchen entgegen und lächelte. „Der wird wie der Vater! sagte der alte Jeßaul, ihm die Pfeife gebend: ist noch nicht aus der Wiege und will schon rauchen.“

Still seufzte Katharina, und fing an die Wiege zu schaukeln. Man kam überein, die Nacht beisammen zu bleiben, und bald schliefen Alle; auch Katharina schlief ein.

Auf dem Hofe und im Zimmer war alles still; nur die Kosaken, die auf der Wacht standen, schliefen nicht. Plötzlich erwachte Katharina schreiend, und gleich nach ihr alle Anderen. „Er ist getödtet, er ist gemordet!“ rief sie, und stürzte zur Wiege. Alle traten heran, und erstarrten vor Schreck, als sie das Kind todt liegen sahen. Keinem entfuhr ein Laut, Keiner wußte was er von der unerhörten Greuelthat denken sollte.

12.

Fern von dem Ukrainer Land, wenn man über Polen hinaus ist, und auch die volkreiche Stadt Lemberg hinter sich hat, sieht man Reihen hochgipfliger Berge. Berg an Berg schlingen sie sich wie felsige Ketten rechts und links über die Erde, und umschließen sie mit steinernem Wall, damit das wilde stürmische Meer nicht durchdringen könne. Es erstrecken sich diese Felsketten in die Walachei und das Siebenbürger Gebiet, und thürmen sich hufeisenförmig zwischen dem Volk der Galizier und dem der Ungarn. Solche Berge gibt's in unserer Gegend nicht. Das Auge wagt sie nicht zu überblicken, und manchen dieser Gipfel hat nie eines Menschen Fuß betreten. Auch ihre Gestalt ist wunderbar: ist nicht etwa das zürnende Meer in einem Sturm aus seinen breiten Ufern gedrungen, und hat im Wirbel unförmliche Wellen emporgeschleudert, die versteinert, unbeweglich in der Luft blieben? Haben etwa vom Himmel sich schwere Wolken losgerissen und die Erde hier verrammelt? Denn sie haben dieselbe graue Farbe, und ihre weiße Spitze glänzt und funkelt in der Sonne. Bis an die Karpathen hört man noch russisch sprechen, und auch jenseit der Berge ertönen hie und da noch heimathliche Laute; weiterhin aber ist der Glaube ein anderer, die Sprache eine andere. Da lebt das zahlreiche Volk der Ungarn: die reiten und hauen und trinken nicht schlechter als der Kosak, und für ein Roßgeschirr und kostbare Gewänder bedenken sie sich nicht, die Ducaten aus ihrer Tasche herzugeben. Zwischen den Bergen sind große, weite Seen. Unbeweglich sind sie, wie Glas, und strahlen, wie ein Spiegel, die nackten Gipfel der Berge und deren begrünten Fuß wieder.

Aber wer ist's dort, der mitten in der Nacht, ob die Sterne glänzen oder nicht, auf dem ungeheuern Rappen reitet? Welcher Recke von übermenschlichem Wuchs sprengt an den Bergen hin über den Seen, in deren stillen Fluthen er mit seinem riesigen Roß sich spiegelt, während sein endloser Schatten schrecklich über den Bergen schwebt? Er sitzt in glänzendem Harnisch, auf der Schulter den Speer, am Sattel den klirrenden Säbel, mit herabgelassenem Visir, mit geschlossenen Augen — er schläft und hält schlummernd die Zügel; und hinter ihm auf demselben Rosse sitzt ein Knabe, der schläft auch, und hält sich schlummernd am Recken. Wer ist er? wo will er hin? — Wer kann das wissen! Mehr als einen Tag und als zwei reitet er schon über die Berge. Wenn's Tag wird und die Sonne aufgeht, ist er unsichtbar; nur selten haben die Bergbewohner irgend einen langen Schatten über die Berge streichen sehen, während der Himmel klar und keine Wolke vorbeizieht. Kaum aber bringt die Nacht die Dunkelheit, so sieht man ihn wieder; er spiegelt sich in den Seen,

und hinter ihm sprengt zitternd sein Schatten. Schon ritt er über viele Berge und kam auf den Krywan. Dieser Berg ist der höchste der Karpathen: wie ein König erhebt er sich über die andern. Hier blieben Roß und Reiter stehen, er versank in noch tiefern Schlaf, und die Wolken ließen sich nieder und verdeckten ihn.

13.

„St!... Still Alte! Poche nicht so, mein Kind ist eingeschlafen. Mein Sohn hat lange geschrieen, jetzt schläft er. Ich gehe in den Wald, Alte. Aber warum blickst Du mich so an? Du bist schrecklich: aus Deinen Augen guckt eine eiserne Zange .... hu, wie wunderbar! und sie brennen wie Feuer! Du bist gewiß eine Hexe! O, wenn Du eine Hexe bist, so weiche von hinnen! Du stiehlst mir meinen Sohn. Was doch dieser Jeßaul unsinnig ist! Er meint, es sei mir angenehm in Kiew zu leben; nein, hier ist mein Mann und mein Sohn; wer soll sich denn um's Haus kümmern? Ich habe mich davon gemacht so still, daß weder die Katze noch der Hund es hörten. Alte, Du willst jung werden — das ist gar nicht schwer; brauchst nur zu tanzen; sieh, wie ich tanze....“

Und als sie solche unzusammenhängende Reden gesprochen, flog Katharina schon dahin, gedankenlos umherblickend und die Arme in die Seiten gestemmt. Wimmernd stampfte sie mit den Füßen; ohne Maß, ohne Takt klirrten ihre silbernen Beschläge. Das ungeflochtene schwarze Haar flatterte um den weißen Nacken. Wie ein Vogel flog sie unaufhaltsam dahin, die Arme schwingend, mit dem Kopfe nickend, und es schien als würde sie entweder kraftlos zu Boden stürzen oder aus der Welt fliegen. Traurig stand die alte Wärterin, und ihre tiefen Runzeln füllten sich mit Thränen; ein schwerer Stein lag den treuen Dienern auf dem Herzen, die ihre Herrin ansahen. Schon war sie ganz erschlafft, und stampfte auf ein und derselben Stelle träge mit den Füßen, im Wahn, daß sie den Ringeltanz tanze. „Ich habe ein Halsband, sagte sie endlich still stehend, und Ihr habt keines! ... Wo ist mein Mann? rief sie auf einmal, aus ihrem Gürtel einen türkischen Dolch ziehend. O, das ist kein solches Messer, wie ich's brauche.“ Dabei zeigten sich Thränen und Angst auf ihrem Gesichte. „Meines Vaters Herz ist weit, ich erreich' es nicht. Sein Herz ist von Eisen; eine Hexe hat's ihm in Höllenflammen geschmiedet. Warum kommt denn aber mein Vater nicht? Weiß er nicht, daß es Zeit ist, ihn zu erstechen? Er will wohl, daß ich selbst hingehe....“ Hier unterbrach sie sich mit seltsamem Lachen. „Es ist mir eine spaßhafte Geschichte eingefallen. Ich erinnerte mich, wie sie meinen Mann begraben. Sie begruben ihn ja lebendig ... wie hab' ich lachen müssen! ... Hört doch, hört doch!“ Und nun begann sie zu singen:

> Kommt daher ein blutig Wäglein,
> In dem Wäglein ein Kosak liegt,
> Durchgeschossen, durchgehauen,
> In der rechten Hand die Lanze
> — — — — — — — —
>
> Strömt daher ein blutig Flüßlein,
> Über'm Flüßlein steht ein Ahorn,
> Unter'm Ahorn sitzt ein Rabe.
> Mutter weint an Sohnes Grabe.
> Mutter, weine nicht und klage
> An des Sohnes Hochzeitstage:
> Herrlich Weib, das er gewählet,
> Freie Erd' ist ihm vermählet!
> — — — — — — — —
>
> Auf dem Meer, dem blauen Meer
> Zog ein weißer Schwan daher....“

So mengte sie die Lieder durcheinander. Schon mehrere Tage wohnt sie in ihrem Hause, und will von Kiew nichts wissen, und betet nicht und flieht die Menschen; vom Morgen bis zum Abend schweift sie umher in den dunklen Wäldern. Die scharfen Reiser ritzen ihr das weiße Gesicht und die Schultern; der Wind zaust ihr aufgelöstes Haar; die herbstlichen Blätter knistern unter ihren Füßen — sie beachtet nichts. Zur Stunde wo die Abenddämmerung erlischt, da erscheinen noch nicht die Sterne, da leuchtet noch nicht der Mond, aber schon ist's schrecklich durch den Wald zu gehen: an den Bäumen klettern und greifen an die Zweige die ungetauften Kinder; sie heulen, lachen, wälzen sich im Knäuel über die Wege und zwischen den Nesseln; aus den Wellen des Dnepr rennen schaarenweise die Mädchen herbei, die ihre Seligkeit verloren; die Haare strömen vom grünen Haupt auf die Schultern; hell rauschend läuft das Wasser aus den langen Haaren zur Erde, und die Maid schimmert durch's Wasser wie durch eine Glashülle; ihr Mund lächelt wunderbar, ihre Wangen glühen, ihre Augen locken die Seele, die vor Liebe vergehen, die sie küssen möchte .... Fliehe Christ! Ihr Mund ist Eis, ihr Bett die kalte Fluth; sie kitzelt dich todt und schleppt dich in den Strom. Katharina aber achtet auf Niemand; die Wahnsinnige fürchtet keine Wassermaid, sie rennt spät umher mit ihrem Messer, und sucht den Vater.

Frühmorgens kam ein Fremder, stattlich von Ansehen, in rothem Wamms, und erkundigte sich nach

Herrn Danilo. Er hörte Alles, trocknete die thränenvollen Augen mit dem Ärmel und zuckte die Achseln. Er sei, sagt er, ein Kampfgenoß des seligen Burulbasch gewesen; zusammen hätten sie sich mit den Tataren und Türken geschlagen; hätte er wohl gedacht, daß Herr Danilo ein solches Ende nehmen würde! Der Fremde erzählte noch vieles Andere und wollte Frau Katharina sehen.

Katharina hörte Anfangs nicht, was der Fremde sprach; zuletzt begann sie, wie eine Verständige, auf seine Rede zu horchen. Er erzählte, daß er mit Herrn Danilo wie Bruder und Bruder gelebt; wie sie sich einmal beide vor den Tataren hinter einem Damm versteckt . . . Katharina hörte Alles und verwandte kein Auge von ihm. „Sie kommt zu sich!“ dachten die Diener sie ansehend. „Dieser Fremde wird sie heilen; sie horcht schon wie eine Verständige!“ Der Fremde erwähnte indeß, wie Herr Danilo ihm in einer herzlichen Stunde gesagt: „Sieh, Bruder Koprian, wenn ich nach Gottes Willen nicht mehr auf der Welt bin, so nimm mein Weib zu Dir und mag sie Dein Weib sein.“ Schrecklich bohrte Katharina ihre Augen in ihn: „Ha! rief sie, das ist er! das ist mein Vater!“ und stürzte mit dem Messer auf ihn los. Er rang lange, ihr das Messer zu entreißen; endlich entriß er's ihr, holte aus — und eine schreckliche That geschah: Der Vater tödtete seine wahnsinnige Tochter. Die erstaunten Kosaken stürzten auf ihn los, aber schon hatte der Zauberer sich auf's Roß geschwungen, und verschwand.

14.

Hinter Kiew zeigte sich ein unerhörtes Wunder. Alle Edelherren und Hetmane kamen zusammen, es zu bestaunen. Man konnte plötzlich nach allen Enden der Welt sehen. Fern blaute der Liman, hinter dem Liman ergoß sich das schwarze Meer. Kundige Leute erkannten auch die Krim, die als Berg sich aus dem Meere erhob. Links war das galizische Land zu sehen. „Was ist denn das dort?“ fragte das versammelte Volk die älteren Leute, und zeigte auf die fern am Himmel schimmernden wolkenähnlichen grauen und weißen Gipfel. „Das sind die Karpathen! sagten die ältern Leute; darunter sind Berge, von denen der Schnee niemals abgeht, dort lagern sich die Wolken.“ Jetzt zeigte sich ein neues Wunder: die Wolken flogen von dem höchsten Berge ab, und auf dessen Gipfel erschien in voller ritterlicher Rüstung ein Mann zu Rosse mit geschlossenen Augen und so sichtbar als stünde er in der Nähe. Da schwang unter der erschrocken staunenden Menge sich Einer auf's Pferd und nach allen Seiten sich wild umsehend, als spähe er ob ihn nicht Jemand verfolge, trieb er eiligst aus Leibeskräften sein Roß an. Das war der Zauberer. Worüber erschrak er denn so? Er hatte als er angstvoll den wunderbaren Ritter betrachtet, in ihm dasselbe Gesicht erkannt, das ihm bei seiner Zauberei ungebeten erschienen war.

Er begriff es selbst nicht, warum bei diesem Anblick Alles in ihm sich verwirrte, und scheu sah er umher, während er auf dem Rosse dahin flog bis der Abend ihn überraschte und die Sterne schienen. Jetzt kehrte er um, vielleicht um den Bösen zu befragen, was ein solches Wunder zu bedeuten habe. Schon wollte er über einen schmalen Fluß setzen, der den Weg kreuzte, als plötzlich das Roß im vollen Laufe anhielt, den Kopf zu ihm umdrehete, und — o Wunder! — zu lachen anfing. Zwei Reihen weißer Zähne glänzten fürchterlich durch das Dunkel. Dem Zauberer standen die Haare zu Berge. Wild schrie er auf und weinte wie ein Rasender, und trieb das Pferd geradaus nach Kiew. Ihm war's, als ob von allen Seiten alles ihm nachsetzte: Die Bäume drängten sich um ihn als finsterer Wald, und nickten, wie belebt, mit schwarzen Bärten, und streckten die langen Äste aus, ihn zu ersticken; die Sterne, schien's, liefen vor ihm her, und deuteten Allen auf den Sünder: der Weg selbst schien ihm auf der Ferse nachzujagen.

Der verzweifelte Zauberer flog nach Kiew zu den heiligen Stätten.

15.

Einsam in seiner Zelle saß beim Lichte der Ampel ein Mönch, und verwandte die Blicke nicht von dem heiligen Buch. Seit vielen Jahren schon hatte er in seine Zelle sich eingeschlossen; schon hatte er sich einen bretternen Sarg gezimmert, in welchem er, statt in einem Bette schlief. Der heilige Greis schlug das Buch zu, und begann zu beten. Da kam auf einmal ein Mann von wunderbarem, schrecklichem Ansehen hereingelaufen. Der heilige Mönch stutzte zum ersten Mal und trat zurück als er diesen Mann gewahrte. Der bebte wie Espenlaub; wild schielten seine Augen, aus denen er angstvoll schreckliche Gluthen sprühte; sein ungeheuerliches Gesicht versetzte die Seele in Grausen.

„Bete, Vater, bete! rief er verzweifelt: bete für eine verlorne Seele!“ und stürzte zu Boden.

Der heilige Mönch bekreuzte sich, holte das Buch und schlug es auf — dann trat er entsetzt zurück, und

ließ das Buch fallen: „Nein, Du unerhörter Sünder! Du findest keine Gnade! fliehe von hinnen, ich kann für Dich nicht beten!“

„Nicht?“ rief der Sünder wie rasend.

„Siehe, die Buchstaben im heiligen Buche haben sich mit Blute gefüllt .... Nie gab es einen solchen Sünder in der Welt!“

„Vater, Du lachst über mich!“

„Geh, verdammter Sünder! ich lache nicht über Dich. Furcht bemächtigt sich meiner. Es ist nicht gut, mit Dir beisammen zu sein!“

„Nein, nein! Du lachst, rede mir nicht... Ich sehe wie sich Dein Mund öffnet: da schimmern die Reihen Deiner alten Zähne!...“

Und wie ein Wahnsinniger stürzte er sich auf ihn — und erschlug den heiligen Mönch.

Da seufzte etwas schwer und tief, und das Seufzen ging durch Wald und Feld. Aus dem Walde erhoben sich dürre knöcherne Hände mit langen Nägeln; sie zitterten und verschwanden.

Er fühlte jetzt nichts, auch keinen Schrecken mehr. Alles schwebte ihm dunkel vor; es tönte ihm in den Ohren, es schwirrte ihm der Kopf wie im Rausch; alles was er vor Augen hatte war wie mit Spinnwebe bedeckt. Er schwang sich auf's Roß und ritt geradaus nach Kanew, von wo er den Weg zu den Tataren nach der Krim einzuschlagen gedachte, ohne eigentlich zu wissen weshalb. Er ritt ein, zwei Tage, und von Kanew noch immer keine Spur. Es ist derselbe Weg; er hätte längst da sein müssen, aber Kanew ist nicht zu sehen. Da blitzten in der Ferne die Spitzen von Kirchthürmen: aber das ist nicht Kanew, sondern Schumsk. Der Zauberer staunte als er sah, daß er nach einer ganz andern Gegend geritten. Er trieb sein Pferd zurück nach Kiew. Einen Tag darauf zeigte sich eine Stadt, doch das war nicht Kiew, sondern Galitsch, eine Stadt, die von Kiew noch entfernter als Schumsk und gar nicht mehr weit von Ungarn. Er wußte nicht was er thun sollte, und lenkte wieder sein Roß um, merkte aber wieder, daß er nach einer entgegengesetzten Richtung reite, und zwar immer vorwärts. Kein Mensch in der Welt hätte sagen können, wie's dem Zauberer um's Herz war; wer einen Blick in dasselbe geworfen und gesehen hätte was da vorging, der hätte keine Nacht mehr geschlafen, und kein einzig Mal mehr gelacht. Es war nicht Erbitterung noch Angst noch grimmer Ärger. Es gibt kein Wort in der Welt, womit sich das bezeichnen ließe. Es brannte ihn, es verzehrte ihn, er hätte die ganze Welt mit seinem Rosse zerstampfen, das ganze Land von Kiew bis Galitsch sammt den Menschen, sammt Allem in's schwarze Meer versenken mögen. Aber nicht aus Bosheit wollte er das: er wußte selbst nicht warum. Er zitterte und bebte als dicht vor ihm sich die Karpathen zeigten und der hohe Krywan, der seinen Scheitel mit einer grauen Wolke, wie mit einer Mütze bedeckte. Das Roß flog immer weiter und sprengte schon über die Berge. Da zerstreuten sich auf einmal die Wolken, und vor ihm erschien in furchtbarer Majestät — der Ritter.... Er suchte das Roß anzuhalten, er zog mit aller Kraft den Zügel an; das Roß aber wieherte wild, die Mähne sträubend, und sprengte auf den Ritter zu. Jetzt war es dem Zauberer als stocke in ihm Alles, als rühre sich der unbewegliche Reiter und öffne plötzlich seine Augen; er erblickte den auf ihn zufliegenden Zauberer und brach in Lachen aus. Wie der Donner verbreitete sich wildes Gelächter über die Berge und hallte im Herzen des Zauberers wieder, sein Innerstes erschütternd. Ihm war's als sei irgend ein Gewaltiger in ihn gedrungen und schreite in seinem Innern, und schlüge mit einem Hammer ihm an's Herz, an die Adern.... so schrecklich klang jenes Lachen in ihm wieder.

Der Reiter ergriff mit fürchterlicher Hand den Zauberer, und hob ihn in die Luft. Im Nu starb der Zauberer, und öffnete nach dem Tode die Augen; aber er war nun ein Todter und blickte wie ein Todter. So schrecklich blickt kein Lebendiger noch ein Auferstandener. Nach allen Seiten drehte er die Leichenaugen und sah wie sich Todte erhoben von Kiew und dem galizischen Lande und den Karpathen, Alle ihm ähnlich, wie zwei Tropfen Wasser.

Bleich, bleich, einer höher als der Andere, einer knöcherner als der Andere, stellten sie sich um den Reiter, der in seiner Hand die schreckliche Beute hielt. Noch einmal lachte der Ritter und schleuderte dieselbe in den Abgrund. Da sprangen sie Alle in den Abgrund und griffen den Todten auf, und bohrten ihre Zähne in ihn. Noch Einer, höher als Alle, schrecklicher als Alle, wollte sich aus der Erde emporheben, aber er konnte nicht, er war nicht im Stande das zu thun, so riesengroß war er in die Erde gewachsen; hätte er sich erhoben, er hätte die Karpathen, Siebenbürgen und die Türkei umgestürzt. Er rührte sich nur ein wenig, und davon bebte die ganze Erde, und viele Häuser stürzten ein, und viele Menschen wurden verschüttet.

Oft hört man in den Karpathen ein Pfeifen, wie wenn tausend Mühlen mit ihren Rädern im Wasser sausen: das sind die Todten, die den Leichnam nagen

im bodenlosen Abgrund, den noch nie ein Mensch gesehen, da jeder vorbeizugehen fürchtet. Manchmal auch geschah's in der ganzen Welt, daß die Erde von einem Ende zum andern bebte. Gelehrte Leute sagen, das komme daher, weil irgendwo in der Nähe des Meeres ein Berg sei, aus welchem Feuer hervorbricht, und brennende Ströme fließen. Aber die Greise, die in Ungarn und im galizischen Lande leben, wissen das besser und sagen, das sei, weil der in die Erde gewachsene große, große Todte sich erheben wolle und die Erde erschüttere.

16.

In der Stadt Gluchow hatte sich das Volk um einen alten Panduristen versammelt und hörte schon eine Stunde wie der Blinde die Pandura*) spielte. So wundervolle Lieder und so schön hat noch kein Pandurist gesungen. Erst besang er die alte Hetmanschaft unter Sagaidatschni und Chmelnizki. Das war eine andere Zeit: die Kosakenschaft war in Ehren, ihre Rosse zertraten die Feinde, und Niemand wagte über sie zu spotten. Der Greis sang auch lustige Lieder und ließ seine Blicke über die Menge schweifen, wie wenn er sähe, indeß seine Finger rasch über die Saiten flogen, die von selbst zu spielen schienen; und das Volk ringsumher, die Alten mit gesenktem Haupte, die jungen Leute, ihre Augen auf den Greis heftend, getrauten sich nicht einmal zu flüstern.

„Halt, sagte der Greis, ich will Euch etwas singen, was vor langer Zeit geschehen." Das Volk drängte sich noch dichter um ihn, und der Greis sang:

„Unter dem Herrn Stephan, dem Fürsten Siebenbürgens (es war der Fürst Siebenbürgens auch König der Polen) lebten zwei Kosaken: Iwan und Peter. Sie lebten wie zwei Brüder. „Sieh, Iwan, Alles was wir haben, wollen wir theilen. Hat Einer Freud' so hab' auch der Andere Freud'; ist Einem weh, so sei's auch dem Andern. Wenn Einer was erbeutet, so theilen wir die Beute; kommt Einer in Gefangenschaft, so verkaufe der Andere Alles und zahle das Lösegeld, wo nicht, so geb' er auch in die Gefangenschaft." Und es ist wahr, Alles was die Kosaken bekamen, theilten sie: nahmen sie fremdes Vieh weg oder Rosse, sie theilten Alles unter einander.

* * *

König Stephan führte Krieg mit den Türken. Schon drei Wochen währte der Krieg, und noch kann er den Feind nicht vertreiben. Die Türken aber hatten einen Pascha, der allein mit zehn Janitscharen ein ganzes Regiment zusammenbauen konnte. Da that König Stephan kund und zu wissen: wenn sich ein Tapferer fände, der ihm den Pascha lebendig oder todt brächte, so wolle er ihm allein so viel Sold zahlen als er dem ganzen Heere gebe. „Komm Bruder, laß uns den Pascha einfangen!" sagte Iwan zu Peter. Und die beiden Kosaken ritten nach verschiedenen Seiten aus.

* * *

Ob nun Peter den Pascha noch gefangen hätte oder nicht — schon führt ihn Iwan mit der Schlinge um den Hals zum König. „Wackerer Gesell!" sagte König Stephan, und hieß ihm so viel Sold zahlen als das ganze Heer erhielt, und hieß ihm Land überlassen, wo er wolle, und Vieh geben so viel er wünsche. Als Iwan vom Könige den Sold empfing, theilte er ihn noch am selben Tag mit Peter. Peter nahm die Hälfte des königlichen Soldes, konnt' es aber nicht ertragen, daß Iwan solche Ehre vom König zu Theil ward, und barg tief im Herzen Gedanken der Rache.

* * *

Es ritten die zwei Ritter nach dem vom Könige geschenkten Land hinter den Karpathen. Der Kosak Iwan setzte seinen Sohn neben sich auf's Roß, indem er ihn an sich band. Schon brach die Dämmerung herein — sie ritten immerfort. Der Knabe schlief ein; auch Iwan begann zu schlummern. Schlafe nicht Kosak, die Wege auf den Bergen sind gefährlich! . . . Aber der Kosak hat ein Roß, das überall selbst den Weg weiß; es strauchelt nicht und tritt nicht fehl. Zwischen den Bergen ist eine Kluft, deren Grund hat noch Niemand gesehen; es ist so weit bis auf den Grund wie von der Erde zum Himmel. Über die Kluft führt ein Weg; zwei Menschen können da nebeneinander reiten, drei aber durchaus nicht. Vorsichtig schritt das Roß mit dem schlummernden Kosaken. Daneben ritt Peter und bebte, und hielt den Athem an vor Freude. Er sah sich um und stieß seinen Busenfreund in den Abgrund; und Roß und Kosak und Knabe flogen in die Tiefe.

* * *

Im Falle aber griff der Kosak an einen Ast, und das Roß allein stürzte hinab. Mit seinem Sohn auf den Schultern suchte er hinaufzuklimmen; schon war er bald oben, da erhob er die Blicke und sah wie Peter den Speer nach ihm richtete, ihn zurückzustoßen. „Du mein gerechter Gott! Hätte ich doch lieber den Blick nicht erhoben, als daß ich sehe, wie mein Bruder mich mit

*) Ein unter den Kleinrussen übliches, dreisaitiges Instrument.

dem Speer zurückstoßen will! O mein geliebter Bruder! durchbohre mich mit dem Speer, wenn mir's einmal so beschieden ist; aber nimm meinen Sohn; was hat der schuldlose Knabe vergangen, daß er eines so grausen Todes sterben soll?" Peter lachte und stieß ihn mit dem Speer, und Kosak und Knabe flogen in den Abgrund. Da nahm sich Peter alles Gut, und lebte wie ein Pascha. Solche Roßheerden hatte keiner, wie Peter, und nirgends gab es so viel Schafe und Hammel wie bei ihm. Und Peter starb.

* * *

Als Peter starb, rief Gott die Seelen der beiden Freunde, Peters und Iwans, vor Gericht. „Ein großer Sünder ist dieser Mensch! sagte Gott: Iwan! ich finde nicht gleich eine Strafe für ihn; wähle Du ihm selbst eine!" Lange sann Iwan, eine Strafe erdenkend; endlich sprach er: „Ein großes Leid hat dieser Mensch mir angethan: er hat seinen Bruder verrathen, wie Judas, und meiner ehrlichen Nachkommenschaft mich beraubt. Ein Mann aber ohne ehrliche Nachkommenschaft ist wie ein hingestreutes Saatkorn, das fruchtlos in der Erde verloren geht. Es kommt nicht auf, und Niemand weiß, daß es da gewesen.

* * *

„So füge es denn, o Gott, also, daß seine ganze Nachkommenschaft kein Glück auf Erden habe; daß der Letzte seines Geschlechtes ein solcher Bösewicht sei, wie es noch Keinen auf der Welt gegeben. Und von jeder seiner Missethaten sollen seine Ahnen und Urahnen im Grabe keine Ruhe finden, und unerhörte Qual leidend sich aus den Gräbern erheben! Der Judas Peter aber soll nicht im Stande sein sich emporzuheben, und hierdurch noch bittrere Qual leiden; er soll in die Erde beißen, wie ein Rasender, und sich winden unter der Erde.

* * *

Und wenn das Maß der Übelthaten jenes Mannes voll ist, so erhebe mich, Gott, aus diesem Abgrund zu Rosse auf den höchsten Berg, und da mag er zu mir kommen, und ich will ihn von jenem Berg in die tiefste Tiefe werfen; und alle seine todten Ahnen und Urahnen, wo sie immer gelebt, sollen aus den verschiedensten Enden der Welt herbeiziehen, um ihn zu nagen, für die Pein die er ihnen angethan, und ihn ewig nagen, und ich will an seinen Qualen mich weiden! Der Judas Peter aber soll aus der Erde sich nicht erheben können, er soll auch ihn nagen wollen, aber sich nur selbst nagen, und seine Gebeine sollen immer länger wachsen, damit sein Schmerz noch heftiger werde. Das wird seine schrecklichste Qual sein; denn keine größere Qual gibt es für den Menschen, als sich rächen wollen, und nicht rächen können."

* * *

„Fürchterlich ist die Strafe, die Du erdacht, Mensch! sagte Gott: mag Alles so sein wie Du gesprochen: aber sitze Du auch dort ewig auf deinem Roß, und sollst das Himmelreich nicht haben!"

Und so ist Alles geschehen. Noch heutzutage sitzt auf den Karpathen zu Roß ein wunderbarer Ritter, und sieht, wie in der bodenlosen Tiefe die Todten den Todten nagen, und hört, wie ein unter der Erde liegender Todter in den schrecklichsten Qualen an seinen Gebeinen nagt, und furchtbar die ganze Erde erschüttert. . . ."

Schon hatte der Greis das Lied geendet; schon griff er von Neuem in die Saiten; schon sang er die spaßhaften Geschichten von Choma und Jerema und dem Glaser Stokosa. . . . aber Alt und Jung konnte noch immer nicht zu sich kommen, und stand noch lange da mit gesenktem Haupte, und dachte an das schreckliche Ereigniß der Vorzeit.

Heinrich Stieglitz über Pius den Neunten.

— Heinrich Stieglitz bringt uns seine „Erinnerungen an Rom und den Kirchenstaat im ersten Jahre seiner Verjüngung." Leipzig, Brockhaus. 1848. Das Vorwort ist zu Venedig im December 1847 gegeben. — Stieglitz gehört zu Denen deren poetisches Herz für die ewigen Schönheiten Italiens schwärmt; aber nicht blos die Ruinen der ehemaligen Herrlichkeit, nicht blos die Kunst und ihr Dilettantismus: die unverwüstlichen Kräfte des Volkes, Italiens politische Wiedergeburt zieht er in das Bereich seiner liebevollen Sorgsamkeit. Und so erhalten wir denn in seinen Betrachtungen ein ansprechendes Bild von jenem Manne der den alten verdorrten Kirchenstuhl Petri mitten hineingesetzt hat in das frisch bewegte Menschenleben, nicht für den Himmel sorgt indem er die Erde verkümmern läßt, sondern die Segnungen eines ewigen Jenseits schon hienieden auf der Scholle der Wirklichkeit eröffnet. Pabst Pius IX. ist unter den Statthaltern Christi seit Jahrhunderten wieder der erste Staatsmann. Das römische Christenthum das der Kirche die Welt, dem Tode das Leben opfert, hat mit diesem Priester einen neuen Prometheus aufgestellt der dem Himmel wieder etwas Licht für die arme dunkle Erde abgewonnen. Die Blitze des Vatikan, die bisher nicht mehr zünden und niederschmettern wollten, sind zu Sonnenstrahlen geworden; der Mann Gottes, der sich jetzt den Pantoffel küssen läßt, ist zum ersten Mal

ein Mann des Volkes der den Nothleidenden die Hand drückt, den Armen nicht blos das Evangelium predigen läßt, sondern ihnen das Christenthum zur Wahrheit und zur Wirklichkeit macht. — Doch hören wir Stieglitz! Wer heutzutage, sagt er, den Kirchenstaat betritt, glaubt nicht dasselbe Gebiet zu berühren! Welch ein Unterschied in der Stimmung des Volkes seit sechs Jahren wo ich zum ersten Mal in Rom war! An die Stelle von Verdächtigungen und Spionen ist ein offenes freudiges Vertrauen getreten; lebenslänglich Eingekerkerte sind den Ihrigen und der Freiheit wiedergegeben; das dem Todtendienste der römischen Religion und dem kindischen Übermuth des sinnlichen Augenblicks überlassene Volk ist zu den heiligsten Aufgaben des Lebens berechtigt; aus der christlichen Kirche ist ein christlicher Staat geworden. Mit der Anerkennung der Menschenrechte sind Kinder plötzlich zu Männern erwachsen, die sich wie in Deutschland im Gefühl einer brüderlichen Einheit die Hände reichen.

Stieglitz schildert uns in reizenden Landschaftsbildern seine Wanderungen durch die Romagna, Mark Ancona, Umbrien und den Apennin. Er betritt noch manche öde Stätte, wo das neue Menschenleben nicht auftauchen kann vor der morschen Herrlichkeit der alten Ruinen. Auf Pisa ruht noch lähmend der Schatten einstmaliger Größe. Durch Assisi's öde Gassen schreitet noch heute die hagere Gestalt des bußfertigen Franciscus, der von der Eitelkeit des Staubes predigte und das warme blühende Menschenherz um alle seine wahrhaften Tugenden täuschte. Wunderbare Gegensätze! Gerade hier an der Geburtsstätte der heitersten, genußfrohsten Dichter, des Properz und des Metastasio, dicht neben den prächtigen Säulen des alten Minervatempels erhebt sich mit allen Schauern einer christlichen Unterwelt die Doppelkirche des heiligen Franciscus. Der Ernst und die Strenge der gedrückten Bogen, das gedämpfte, gebrochene Licht in diesem gewaltigen Bau macht die dort umherwandelnden lebendigen Menschen zu körperlosen Schatten, wenn die Weihrauchwolken des alten Opferdienstes aufsteigen, vom Chor ein De profundis herniederschallt. In der Kirche Degli Angeli gedenkt Stieglitz der Malereien unseres Overbeck, Cornelius und Veit. Überall zieht unser Wanderer die heutige deutsche Kunst in das Bereich seiner Studien und Betrachtungen. Er erinnert uns an Joseph Antoch Koch's „Rumfortische Suppe," wie derselbe mit bitterem Sarkasmus seine moderne Kunstchronik nannte; er schildert uns Riepenhausens und Thorwaldsens Arbeiten, die Bildhauer, Geschichtsmaler und Landschafter von heute; er wird uns mit Reinhard's literarischem Nachlaß das Lebensbild dieses deutschen Künstlers liefern *). Für uns hat jetzt Italien ein selbständiges lebendiges Interesse.

Als Stieglitz Rom betrat, sah man noch überall die ersten Triumphbogen welche das begeisterte Volk seinem Vater Pius errichtet hatte. Wo der Papst sich nur irgend blicken ließ, beim Besuch einer Kirche, bei der Rückkehr von einer Landpartie, da umwogten ihn jauchzend alle die Tausende die vom Segen seiner ausgestreckten Hand nicht blos den jenseitigen Himmel, sondern auch für das heilige Menschenleben auf Erden Glück und Freiheit forderten. Dazwischen wurde allerlei Beängstigendes erzählt von den geheimen Umtrieben einer im Finstern schleichenden Partei, die Alles aufbot die segensreichen Maßregeln des neuen Kirchenfürsten zu hintertreiben. Der Zuruf des Volkes bei Pius' erstem Besuch des Klosters al Gesù: „Heiliger Vater, hüte Dich vor der Chokolade der Jesuiten!" ging von Munde zu Munde. Bei derselben Gelegenheit hatte eine Frau seufzend ausgerufen: „Ein schöner Mann, ein herrlicher Mann! Nur schade, er wird nicht lange leben!" — und auf die Frage: warum? ihrer Nachbarn erwiedert: „Ja nun, er hat sich in Krieg mit den Pfaffen eingelassen!" Ähnliche Äußerungen hörte man von verständigen Männern mit bedenklicher Miene wiederholen. Auch war allgemein bekannt daß sich an verschiedenen Orten, namentlich in den östlichen Provinzen, nicht undeutliche Spuren böswilliger Volksaufwiegelung gezeigt, deren schlau berechnete Pläne auf Verdächtigung der neuen Regierung zielten. Vielfältige Übertreibungen trugen dann das Ihrige bei, diese Gerüchte zu steigern. So sollten mehrere Kardinäle nächtlicher Weile vermummt in die Staatsgefängnisse gebracht, andere von hohen Posten plötzlich ins Exil gesandt sein, während gar manchem noch ein ähnliches Schicksal drohe. Auch wollten Viele bei den spätern Ausfahrten des Papstes in seinen Zügen Kummer und Sorge gewahren. „Ich habe, sagt Stieglitz, seinem Pfade immer so nah als möglich, in ihm stets den gleichen Ausdruck bemerkt, eine für seine Jahre große Frische in dem wohlgeformten Antlitz, ein von Gemüth zeugendes Wohlwollen in dem klaren, mildfreundlichen, klugen Auge, und in Haltung und Bewegung etwas, das vom Herzen ausgehend zum Herzen dringt und das entschiedene Gegentheil von allem Pfäffischen und Pharisäischen ist. Wenn er wirklich, wie man sich erzählt, dem Kardinalstaatssekretär Gizzi, als dieser häufig leidende Mann sich bitterlich beklagt über den zähen Widerstand der auf altes Herkommen sich steifenden Collegen, mit ermuthigendem Zuspruch erwiderte: Unsere Pläne durchzuführen, bedarf es einer festen Brust und eines Lächelns! (petto forte e un sorriso) — so höbe eine solche Sinnesweise wenigstens die Besorgniß auf, daß Kummer oder Kränkungen ihn untergraben werden. Merkwürdig hat bisher die Witterung sein öffentliches Erscheinen begünstigt. Während bei der Unbeständigkeit des letzten Herbstes so mancher Plan zu einer Landpartie durch Sturm und Regen vereitelt oder doch geschmählert wurde, waren die Ausflüge des Papstes jedesmal vom klarsten Himmel überwölbt. So hatte sich denn bei den Römern die Meinung festgestellt, man müsse, um zu einem Unternehmen günstigen Wetters sicher zu sein, einen Tag wählen, den Pius zu einem Ausfluge bestimmt. Dies Vertrauen auf das gute Einverständniß des Papstes mit dem Himmel steigerte sich noch an dem Tage, wo er vom Lateran, als der Mutterkirche der gesammten Christenheit, deren Bischof der jedesmalige Papst ist, und den damit zusammenhängenden Krondomänen Besitz nahm." — Stieglitz beschreibt uns dann die feierliche Handlung des Possesso.

Zu Anfang November schien der glückliche Einklang der Gemüther einen Augenblick gestört. So manche gespannte Erwartung war nicht rasch genug erfüllt; man hörte dem Preise des neuen Herrschers auch Laute des Unmuthes beigemischt auch von Solchen die noch kurz zuvor in seinem Lobe am verschwenderischsten gewesen; es liefen Spottverse um

*) Stieglitz schildert auch deutsche Dichter und Gelehrte, Herwegh, Theodor Heyse, die ihm in Italien begegneten; gibt uns Bericht über seine deutsche Lectüre, einen Aufsatz über Wolfgang Maximilian Goethe's Erlinde u. s. w.

und ein Freund Stieglitzens fand es natürlich, daß auf das begeisterte Hosianna so schnell ein „Kreuzige!“ folgte, als gerechte Vergeltung für den ungebührlichen Enthusiasmus, der sich so vorschnell als Pränumeration unerfüllbarer Erwartungen kundgethan. Allein dieser Pessimist wurde Lügen gestraft. Am Morgen des 8. November, wenige Stunden vor dem feierlichen Zuge des Possesso, wurde ebenso klug wie wohlwollend das Dekret veröffentlicht, welches die Errichtung der Eisenbahnen für den Kirchenstaat verordnete. Im December folgten von neuem jene freudigen Aufzüge in deren glänzender und geschmackvoller Anordnung die Römer so geschickt sind. — Im März unterlag das Vertrauen des Volkes abermals einer Probe als das Censuredict mit seinen starken Ausdrücken gegen die jüngsten Übertreibungen der Presse erschien. Man glaubte, den Papst von neuem in den Händen der Finsterlinge. „Muth, heiliger Vater, vertraue Deinem Volke!“ rief man ihm öffentlich zu. Pius erließ ein neues Edict nach welchem fünf weltliche Männer ein Collegium über die Presse bilden, der bisherige Obercensor, der Maestro del sacro palazzo, ein Dominicaner, nur über das Religiöse zu entscheiden hat. Die Osterfeierlichkeiten wurden jubelnd begrüßt: durch Abgeordnete aus dem Laienstande aller Provinzen ist die Vertretung des Volkes vor dem Stuhle Petri sicher gestellt. — Stieglitz erzählt viele Züge aus dem Leben des Papstes, welche die begeisterte Liebe des Volkes in's Wunderbare steigerten, von seinem plötzlichen Entschluß in der Jugend statt Soldat Geistlicher zu werden, von den Erlebnissen auf seiner Missionsreise in Amerika, dessen Boden er bis jetzt der einzige von allen Päpsten betreten hat, von seinem Unwillen gegen die alte Demagogenspürerei zu Anfang der dreißiger Jahre in der Zeit seines Episkopats in Spoleto. Seine unermeßliche, aber umsichtige Wohlthätigkeit, die Vereinfachung seiner persönlichen Bedürfnisse, seine Hintertreibung alles Nepotismus, seine Untersuchung der Krankenhäuser die er von unnützen Pfründenverzehrern säuberte, seine unvermutheten Besuche in den Schulen und in den Hütten der Armuth, sein überraschendes Erscheinen auf der Kanzel wo er seit undenklichen Zeiten wieder der erste Papst ohne alles Gepränge das Wort ergreift und die Lehre Christi den Menschen menschlich deutet: — alle diese Züge machen Pius IX. ebenso bedeutsam als liebenswürdig. Als Fürst des Staates hat er durch die Bildung der Nationalgarde das Volk für mündig erklärt und die Staatslasten bedeutend erleichtert. Zur Aufhebung des Lotto, des privilegirten Hasardspiels das das müßige Volk auf die Gunst des Zufalls liederlich bauen läßt, hat er sich noch nicht entschließen können. Auch wird er die Freiheit nicht über die Fassungskraft seines Volkes, nicht über die nationalen und nächsten Bedingungen seines Landes ausdehnen. Er hat die Jesuiten nur fortgeschickt um sie dem Zorn des Volkes zu entziehen. Eben weil Pius ein kluger, besonnener Fürst seines Staates ist, wird er nicht sogleich die Kirche Christi auf den Grundsäulen der reinen Lehre des Erlösers wieder herstellen. Ein guter Staatsmann wird nicht zugleich ein großer Reformator sein. — Stieglitz ist uns hierüber sein Bekenntniß schuldig geblieben.

Briefwechsel.

Berlin, d. 27. Mai.

[Eröffnung des Landtags, der König, der Verfassungsentwurf, Louis Schneider und die Katzenmusiken, Hr. Eichhorn in den Zeltenversammlungen, Hr. v. Kamptz mit seiner Kokarde.]

†† Die vorige Woche war die Woche der Protestationen und der „Prinz-von-Preußen-Adressen;“ die letztverflossene Woche ist die der Wuth über den Verfassungsentwurf und der damit verbundenen Katzenmusiken, der Volksversammlungen und wieder der Protestationen und Demonstrationen, die hoffentlich diesmal einen bessern Erfolg haben werden als die früheren. Am Montag ward — wie nenne ich es gleich? es ist kein Landtag, keine constituirende Versammlung, keine Nationalversammlung: die Herren Minister haben dafür einen eigenen Namen erfunden, und nennen es „Versammlung zur Vereinbarung der preußischen Verfassung“, — am Montag also ward diese Versammlung zur Vereinbarung rc. eröffnet, und zwar, abweichend von dem Gebrauch aller constitutionellen Länder, fand diese Eröffnung nicht in dem für die Sitzungen bestimmten Saale der Akademie statt, sondern im Weißen Saale des Schlosses. Man hatte den Vorwand genommen daß der Akademiesaal in seinen Einrichtungen noch nicht vollendet sei, um dadurch dem König die Mühe zu ersparen sich dem gewöhnlichen constitutionellen Gebrauch unterzuordnen. Der König also empfing die Versammlung im Weißen Saale. Der König las die ihm von Camphausen überreichte Rede ab. Seine Stimme war zerknirscht und gebrochen. Vielleicht erinnerte er sich der Worte die er vor ungefähr einem Jahr von eben diesem Throne herab den Deputirten des Landtags entgegendonnerte: „Keine Macht der Erde soll mich bewegen noch weitere Zugeständnisse zu machen und meinem Volke eine Verfassung zu geben welche dem Geiste des preußischen Volkes und der Geschichte zuwider ist!“ Das war an demselben Tage, an welchem er die unerreichte Wehrverfassung Preußens belobte und ein Anathem schleuderte gegen den aufregenden Liberalismus und den unchristlichen Radicalismus. – Übrigens hatte sich Anfangs ein Streit unter den Deputirten entsponnen, über die Frage: ob man sich diesem königlichen Gelüste fügen, und in's Schloß gehen wolle, oder ob man dies Ansinnen als unconstitutionell zurückzuweisen habe. Viele meinten entschieden das Letztere, die Mehrzahl aber fügte sich aus einer Art Neugierde dem Verlangen, weil sich nämlich unter ihnen das Gerücht verbreitet hatte, der König sei tiefsinnig und niedergedrückt, und sie sich durch eigenen Augenschein überzeugen wollten. Übrigens ist dieses Gerücht durchaus grundlos. Man gibt jetzt in Sanssouci Soireen und Feste, bei denen man heiter und guter Dinge ist, und sich nach wie vor mit Späßen und Kammerjunkerfadaisen die Zeit verkürzt, und zu vergessen sucht daß wir eine Revolution gehabt. Diese Revolution tritt überhaupt mehr und mehr in den Hintergrund. Auch in dem Verfassungsentwurf ist ihrer keine Erwähnung gethan, ja man geht schon hier und da so weit sie ganz ableugnen zu wollen, und in Maueranschlägen und Zeitungsannoncen wagt man es schon diejenigen zu schmähen welche auf den Barricaden gestanden und am 19. März gekämpft haben. Die Landwehr jubelt dem Prinzen entgegen, aufgeregt durch die witzelnden royalistischen Reden des Komikers unserer hiesigen Bühne Hrn. Ludwig Schneider, der zugleich Landwehrunterofficier und im Hinblick auf sein lebenslängliches En-

gagement und sein „königliches Beamtenthum“ ein fanatischer Royalist ist, und zuerst die Idee bei der hiesigen Landwehr angeregt hat, den Prinzen feierlich einzuholen und zugleich allen Klubbs den Garaus zu machen. „Wir wollen nicht daß diese Klubbs weiter bestehen! sagen diese Herren in einer desfalsigen Zeitungsannonce, und daß wir die Macht haben unsern Willen durchzusetzen: das wollen wir den Aufwieglern die in den Klubbs schreien, schon beweisen!“ — Indessen finden natürlich dennoch unter den Zelten Volksversammlungen statt und das Volk strömt zu Tausenden hinaus, um den dortigen Rednern zuzuhören.

Es ist nicht zu leugnen, diese Zeltenversammlungen machen zuweilen einen fast komischen Eindruck. Denken Sie sich einen ungeheuern Platz an der einen Seite von Tabagien, an der andern Seite von Bäumen begrenzt. In der Mitte eine überdachte Tribune, auf welcher sich das Comité und die Redner befinden. Dicht um dieselbe gedrängt das Volk, wie eine einzige, schwarze, wogende Masse. Zwischen den Bäumen sieht man hier und da Feuer aufflackern, und ein angenehmer Bratengeruch verbreitet sich dann und wann, denn dort röstet man kleine Würste und kocht Eier zur Stärkung des Volks — ohne Sauciscchen und Eier ist bei uns keine Volksversammlung denkbar! Männer mit Fässern gehen auf und nieder und schreien „Saure Gurken!“ Jungen brechen sich Bahn und brüllen: „Revolutionscigarren mit Vereinbarungsfeuer“, „Wunderschöne Ministercigarren mit Barricadenfeuer!“ Andere kommen gerannt mit kleinen Flugschriften: Meine Herren, kaufen Sie das Allerneueste, das Allerneueste! — Der Papst hat geheirathet! — Der Kaiser von Rußland dankt ab! — Ganz etwas Wunderschönes, der Krakehler und der Kladderadatsch! Kaufen Sie! kaufen Sie, der unschuldige Prinz von Preußen, er kostet nur einen Sechser! — Kaufen Sie, schreit ein Anderer, der schuldige Prinz von Preußen, einen Sechser! — Hier kommt einer und schreit: An die Bewohner Berlins, ein Wort der Wahrung aus den Provinzen, einen Sechser! Dort brüllt ein Anderer: Offener Brief an Camphausen! — Neulich hört' ich einen Jungen mit Flugschriften in der Hand rufen: Meine Herren, ungeheuer interessant, zehn Bund Cichorien für 'nen Groschen! Ne, ick versprach mich, det war gestern, da hatt' ick Cichorien! Meine Herren, keine Cichorien, sondern: der Prinz von Preußen ist unschuldig! — Auch an Kindergeschrei, Hundegebelle, Pferdegewieher fehlt es nicht bei diesen Zeltversammlungen. Plötzlich wird Ruhe geboten, ein Redner tritt vor. Noch wogt es und tobt es in den äußersten Kreisen, während das Centrum schon eifrig lauscht. Endlich ist es gelungen allgemeine Ruhe herzustellen, der Redner beginnt: Meine Herren, mit traurigem Herzen stehe ich vor Ihnen, das Ministerium Camphausen ist ein schmachvolles, unwürdiges, ich sage es mit tiefer Trauer, es ist ein — da beginnt plötzlich in einem der Zeltetablissements irgend eine rauschende Walzermusik. Nun wird Ruhe gebrüllt. Unmöglich, die Musik hat auch ihre Rechte, sie spielt fort, der Redner brüllt fort, wer nicht unmittelbar neben der Tribune steht, versteht kein Wort, aber er ist unermüdlich, man sieht ihn mit den Armen umhersäbeln, und wenn die Musik eine Pause macht, so hört man seine Donnerstimme welche schreit: „Das Ministerium Camphausen ist unmöglich geworden“, oder „Pfui über diese mit dem Fluch einer ganzen Nation belasteten Minister!“ oder „das soll eine Verfassung sein auf den breitesten Grundlagen? Ja, breit schlagen werden wir sie müssen!“ — Das sind jetzt die stehenden Phrasen der Redner unter den Zelten. Das Volk hört sie an und amüsirt sich wundervoll, und lacht dazu wie zu einem guten Witz, und sagt: „des is stark! Es gehört doch viel Courage dazu, so was zu sagen. Es is aber hübsch!“ Weiter macht es keinen Eindruck, es regt sie durchaus nicht auf, die stärksten revolutionären Reden bringen sie nicht in Wallung, sie essen dabei Sauciscchen und saure Gurken, und freuen sich ungeheuer daß so etwas gesagt werden darf, und daß wir so viel Redefreiheit haben. Das alte träge Blut der Wenden verleugnet sich noch immer nicht; ein wenig Phosphor, ein wenig von den Ingredienzien Süddeutschlands fehlt uns! Übrigens, wissen Sie, wer einer der treuesten Besucher der Zeltversammlung ist? Der Exminister Eichhorn! Er fehlt bei keiner Versammlung, überall ist er dabei, hört Alles mit dem regsten Interesse an, und lächelt vergnüglich wenn furchtbar auf ihn und seine Regierung geschimpft wird. Die Zeltversammlungen sind auch jetzt nur noch das Tirailleurfeuer unseres politischen Kampfes. Fester und geschlossener zeigt sich dieser in dem neubegründeten, aus dem „politischen Verein“ hervorgegangenen „demokratischen Verein.“ Derselbe versammelt sich in der großen Reitbahn auf dem Dönhofsplatz. Er hält Rechts seine Sitzungen und diese, aus mehreren Tausenden bestehenden Versammlungen bieten einen eigenthümlichen, malerischen Anblick dar. Ein trübes Dämmerlicht erhellt den Raum, hier und da sind einzelne Gruppen von den aufflackernden Öllampen hell erleuchtet, da sieht man die phantastischen Gestalten unserer Rehberger mit ihren rothen Federn auf den Hüten, die trotzigen, energischen Gesichter unserer Fabrikarbeiter. Da sieht man Studenten mit dem dreifarbigen Käppchen, Handwerker mit dem aufgekrempten grauen Hute, Leute jeden Standes, jeden Alters. Dicht daneben hüllt sich wieder Alles in Schatten und Nacht. Hier werden Reden gehalten, wie sie selbst vielleicht 1791 nicht stärker und entschiedener gehört worden sind*). Neulich sagte einer der Redner: „Meine Herrn, die Zeit wird kommen, und sie ist ganz nahe, wo Ihnen die Republik ein küssenswerthes Wort sein wird, und wo Sie sie als eine liebliche Braut in Ihre Arme und an Ihr Herz drücken werden!“ Ein ungeheurer Jubel unterbrach hier den Redner, und man umarmte und küßte sich in einem wahrhaften Taumel des Entzückens. Überhaupt ist die Stimmung seit der Publication des Verfassungsentwurfs drohender und unheilvoller (?) geworden. Gleich am Montag ward am späten Abend im Beisein einer ungeheuren Menge ein Exemplar dieses Verfassungsentwurfs vor dem Palais des Prinzen von Preußen feierlich verbrannt, und als am Dienstag Morgen der König die so oft abgesagte und verschobene Bürgerparade endlich abhielt, hatte sich nicht allein das bewaffnete Handwerkercorps und ein Theil des Studentencorps von dieser „Königsparade“ ausgeschlossen, sondern man sah von einem Balkon der Universität zwei große schwarze Fahnen herniederwehen, welche aber, beim Erscheinen des Königs von dem loyalen Theil der Studentenschaft entfernt wurden. — Übrigens machte diese so lange erwartete Bürgerparade nicht den erwarteten großartigen Eindruck. Es erscheint überhaupt unpassend daß die bewaffneten Bürger zu solchem zwecklosen und unnöthigen Paradedienst sich gebrauchen lassen, wie sie denn überhaupt, in völliger Verkennung ihres Berufs, schon hier und da als eine neue Art Gendar-

*) Mit dem Unterschiede daß damals die Worte Thaten waren, oder wurden, jetzt häufig nur Phrasen sind! D. Herausg.

merie sich geriren, und mit der Strenge von Polizeiofficianten thätlich gegen das Volk einschreiten. Dies macht sich besonders bei den Katzenmusiken, welche jetzt an der Tagesordnung sind, bemerkbar, und kann nächstens die Veranlassung zu sehr ernsten Streitigkeiten geben. Das Volk fängt schon an erbittert zu werden auf diese Bürgerwehr, und als neulich in Folge einer dem Komiker Schneider gebrachten Katzenmusik die Bürgerwehr thätlich eingeschritten war, das Volk auseinander getrieben und dabei Einige bedeutend verwundet hatte, hörte ich einen der erbitterten Proletarier mit geballter Faust und donnernder Stimme rufen: „Wenn das so fortgeht, und die Bürgerwehr die Polizei spielt, dann werden wir ganz etwas Neues erleben! Dann wird sich hinter dem Bürger ein neuer Bürgerstand erheben! Dann sind wir die neuen Bürger, die hinter dem Bürger aufstehen, und zu ihm sagen: „gebt uns Eure Waffen, oder wir erwürgen Euch!" — Es lag etwas Tiefergreifendes, Prophetisches in dieser unbewußten Verkündigung des neuen, des vierten Standes, und das Volk, welches Anfangs staunend schwieg, brach plötzlich in ein enthusiastisches Vivat aus. —

Zum Schluß heute noch eine kleine Geschichte, deren Wahrheit ich verbürgen kann. Der Exminister von Kamptz lebt, wie Sie wissen, immer noch hier in Berlin, obwohl sein Reich längst zu Ende gegangen, und die allgemeine Stimme den berüchtigten Demagogenriecher und Burschenschaftenverfolger längst gerichtet hat. Er war natürlich am 18. März, gleich dem größten Theil unserer Aristokraten, nach Potsdam entflohen, kehrte aber nach einigen Tagen in sein Haus hieher zurück. Ein nothwendiges Geschäft veranlaßte ihn auszugehen. Der Herr Exminister war aber in großer Verlegenheit, da ihm das wichtige Kennzeichen eines guten Patrioten, da ihm die dreifarbige Kokarde fehlte. Finster sinnend ging er auf und ab, unschlüssig, was er thun sollte. Plötzlich erhellte sich sein Blick; sein erfinderischer Kopf hatte Rath geschafft. — Wenige Minuten später verließ Herr von Kamptz mit eiligen Schritten sein Haus; an seinem Hute prangte eine ungeheure Riesenkokarde. Da begegnete ihm ein Bekannter: „Himmel, wo kommen Sie her, Herr von Kamptz? und was haben Sie denn da? Das ist ja ein Monstrum von einer Kokarde, und wie kommt es daß sie schon so alt und verblichen ist, während wir doch erst seit drei Tagen gute dreifarbige Deutsche sind? Ihre Kokarde sieht ja aus wie ein altes bemoos'tes Haupt!" — „Das ist sie auch, sagte Herr von Kamptz lachend, sie ist fast zwanzig Jahre älter, als Eure moderne Freiheit. Weil ich ausgehen mußte, und nicht gleich eine Kokarde zur Stelle hatte, habe ich mir diese da aus den frühern Burschenschaftsakten hervorgesucht!" Wie gesagt, diese Geschichte ist wirklich wahr! —

Zur Chronik der Gegenwart.

— Aus Paris schrieb man uns privatim folgendes: Der tollkühne Versuch der Ultrarepublikaner und Communisten vom 15. d. bringt die Franzosen zur Besinnung. Wir nennen es ein Heil daß das Treiben jenes Pöbels schon so bald an's Licht getreten ist. Man sieht nur was hinter dem erheuchelten Enthusiasmus steckt, und wird sich hüten Truppen in's Ausland zu schicken; unsere Nationalgarde aber wird sich nicht in Sicherheit wiegen lassen. Sie zahlt die Reformschreierei vom Februar jetzt schon theuer genug, und sieht leider nur zu gut ein daß es unmöglich, zugleich mit der Regierungsform auch die Menschen zu ändern. — Lamartine hat durch die Vorgänge des 15. viel an Popularität eingebüßt. Wir fürchten, die Untersuchung dieses Complottes wird seinen Collegen Verlegenheiten bereiten. Hier fehlt ein Robert Peel, um das Staatsschiff bei solchen Stürmen sicher zu lenken. Versmacher sind zu solchem Handwerk nicht geboren. — Die Arbeitercommission hat viel Unheil gestiftet, und ordentliche Leute gradezu an's Nichtsthun gewöhnt. — Baares Geld ist hier seit kurzem wieder viel häufiger.

— Von Frensdorff's „Männern und Frauen des Auslandes" (Berlin, Alex. Dunker) bringt das 2. Heft den Schluß über Lamartine. In der Begeisterung für seinen Helden sagt Frensdorff, Lamartine habe schon 1831 die jetzigen Geschicke Frankreichs mit seinem dichterischen „zweiten Gesicht" erblickt und prophezeit. Diese briefliche Äußerung findet sich in einer kleinen Broschüre die Graf Merode in Brüssel sur la politique rationelle veröffentlichte. „Wo sind wir? heißt es in diesem Briefe Lamartine's. Gewiß nicht am Ende der Zeiten, nicht am Beginn einer jener schändlichen Epochen ohne Hoffnung und Ausgang, wo die Menschheit in einer langen und niedrigen Corruption ihrer Verwesung entgegengeht. Nein! Wenn wir die Geschichte und das Evangelium aufschlagen, wenn wir den kurzen Weg sehen den der Mensch bis jetzt zurückgelegt hat, und die unendliche Straße welche die Vernunft und das göttliche Wort seiner Vervollkommnung eröffnen, so fühlen wir daß die Menschheit kaum das Alter der Vernunft erreicht hat. Wohin gehen wir? — Wir gehen einem der erhabensten Anhaltpunkte der Menschheit entgegen (à une des plus sublimes haltes de l'humanité), einer fortschreitenden und vollkommenen Reorganisation der gesellschaftlichen Ordnung, gegründet auf das Princip der Freiheit und der Gleichheit. Wir sehen in der Zukunft für die Kinder unsrer Kinder eine Reihe von Jahrhunderten voll Freiheit, Religion, Sitte und Vernunft, ein Alter der Wahrheit und Tugend: oder, schreckliche Alternative! wir stürzen Frankreich und Europa in einen jener Abgründe die zuweilen zwei Epochen trennen wie das Meer zwei Continente, und wir hinterlassen sterbend unsern Söhnen die Zerstörung der gesellschaftlichen Ordnung, neue, zweifelhafte, bestrittene und mit Blut befleckte Grundsätze, eine unmögliche Regierung, eine unausführbare Freiheit, eine verfolgte und erniedrigte Religion, eine retrograde Gesetzgebung, einen allgemeinen europäischen Krieg ohne Frucht und Ende, die Gesetzmäßigkeit des Schaffotts, die Civilisation des Bivouacs, die Moral des Schlachtfeldes, die Freiheit der Satrapen, die Gleichheit der Räuber, und in der Mitte dieser Katastrophe eine Idee, im Blute erstickt, durch den Säbel zerfleischt, hier und da in einigen edlen Seelen knospend, auf der Erde erst wieder aufblühend nach zwei Jahrhunderten voll Unfruchtbarkeit, Sklaverei, Verbrechen und Ruinen. Das ist die Wahl die in diesem Augenblick getroffen wird. — Wer den Krieg

aus den Falten seines Mantels wirft, übernimmt die Verantwortlichkeit für ein Jahrhundert des Chaos, des Meuchelmordes, des Blutvergießens und der Sklaverei!" — Man hat Lamartine den Girondin der Revolution von 1848 genannt. Die Geschichte der Girondisten hat Lamartine als Girondist begonnen aber als ein Mann von der Bergpartei beendet. Wie wird sein Ende als Mann der Regierung sein? — Frensdorff sagt: „Er kann fallen, unterliegen; aber er wird auch dann bleiben was er war: der Jünger und Apostel des menschlichen Ideals." — Wir unsrerseits, gleich sehr erfüllt von Lamartine's hohem Werth, wünschten seiner Humanität einen besonnenen Rechenmeister wie Cormenin zur Seite!

— Die englische Presse bringt über den letzten Pariser Aufstand wieder das gesündeste Urtheil. Die Times sagt: Das Attentat auf die Nationalversammlung geschah ohne alle Herausforderung von Seiten dieser. Kein Votum, keine reactionäre Maßregel der Regierung hatte die Bevölkerung verletzt. Mehr als 100,000 Menschen empfangen für Nichtsthun öffentliche Gelder, und diese müßigen Arbeiter liefern zum großen Theil die bewaffneten Arme um in die Nationalversammlung einzubrechen! Und als wenn die Polenfreunde die Sache Polens auch bei Denen in Mißcredit zu bringen bezweckten welche für dies unglückliche, irregeleitete Volk unbemessene Sympathien gezeigt, machte man die Herstellung Polens durch kriegerische Intervention zum Feldgeschrei von ehrlosen Räubern und Communisten! — Drei Stunden später konnte jeder für den Ruf: Es lebe Polen! nur Verwünschungen ernten.

— Aus der Republik der Nationalgarde sollte in Frankreich durch das Complott der Communisten eine Republik der Lumpe werden. Die schon fertigen Decrete die man in Sobrier's Hause fand, sind im Sinne Babeuf's. Sie verordnen die Confiscation des Eigenthums aller Bürger die sich nicht zu einer Zwangssteuer bequemen, eine Schätzung alles Vermögens durch die Arbeiter, bestimmen jedes Privateigenthum zum Staatseigenthum, vertheilen aber die Summen an die Arbeiter. „Brennen und sengen wir, heißt es in einem Aufruf, bis die Theilung der Güter errungen ist!" Das Geld ist abgeschafft, die Familie hat aufgehört! Alle Vorzüge gleich viel des Besitzes und des Geistes, sind abgeschafft! Gleichheit und Brüderlichkeit soll allgemein herrschen, Alles soll in den großen Sudelbrei der Einigkeit eingekocht werden. Vor der Hand aber sollte „die verfluchte Stadt Paris 500 Mill. Franken zahlen!" —

— Unter den Arbeitern in Frankreich heißen jetzt diejenigen die ehrlich, brav und tüchtig sind, Arbeit suchen, Arbeit finden und wirklich arbeiten — ouvriers aristocrates. Demokraten unter den Arbeitern nennen sich diejenigen die noch immer auf Staatsunkosten leben.

— Die Franzosen eifern jetzt gegen die Sucht Deutschlands sich zu vergrößern. Diese Ehre ist unserer Bescheidenheit noch nicht geworden! Lamennais betitelt in seinem Peuple constituant einen Artikel: de l'hypocrisie germanique; Zorn, Perfidie und völlige Unkenntniß der Sachlage sind wunderlich in diesem Artikel durcheinandergemischt.

— Es steht fest daß die Polen in Paris bei dem Attentat auf die Nationalversammlung stark betheiligt waren. Jetzt ergibt sich daß die Polen in Posen gegen die Trennung der deutschen und polnischen Elemente des Großherzogthums, wozu Preußen geneigt ist, sich sträuben. General v. Pfuel hat den Gutsbesitzer Dr. v. Kraszewski, auch als Schriftsteller bekannt und geachtet, zum Präsidenten der neu einzurichtenden polnischen Regierung für die polnischen Theile berufen. Allein die Polen weigern sich ihre verworrene Nationalsache auf diese Weise lösen und lichten zu lassen. Sie wollen Verwirrung; ihre Wühlereien bezwecken chaotische Zwietracht und leidenschaftliche Verfinsterung. Die Priester mischen ihren Fanatismus hinein. Polnisch gilt ihnen gleich mit katholisch und evangelisch für gleichbedeutend mit deutsch. Seid Polen! rufen sie, denn nur dann seid Ihr wahre Christen! Es ist bekannt daß sich der Erzbischof von Posen weigerte zum Frieden zu sprechen. — Der sächsische katholische Bischof Hr. Dittrich weigerte sich wenigstens, jenen Irrthum zu widerlegen.

— Preußen gegen Rußland, Frankreich gegen Deutschland zu hetzen, war der letzte Trumpf den die Polen ausspielten. Sie haben ihn vorschnell gespielt und für jetzt verloren. — Der französische Botschafter in Berlin lieferte an die Nationalversammlung Berichte welche diesen Plan enthüllen. Dieser Diplomat, ein sorgsamer und als Franzose seltener Beobachter der Zustände in Posen, begann seine Berichte mit unverholener Sympathie für Polen und endete mit dem schroffen Urtheile: Die slawischen Völker sind unfähig zu einer selbständigen Organisation. — Der französische Botschafter ist der Ansicht, der von Preußen so edel und großmüthig behandelte Mieroslawski habe es mit einer Emeute in Berlin versuchen wollen. Jedenfalls hatten auf den letzten Aufruhr in Paris die Polen ihre vorzügliche Hoffnung gesetzt. Die Sympathie für sie war die treibende Macht bei dem Attentat auf die Nationalversammlung. Vive la Pologne! war das Feldgeschrei mit welchem die Aufrührer heranstürmten; hinter diesen Ruf versteckte sich das Gelüst nach der Schreckensregierung, der Blödsinn des Fanatismus, die wilde Gier der schlechtesten Leidenschaften. Frankreich hat diese Revolte unterdrückt. Frankreich wird einsehen daß seine Wohlfahrt nicht ein Opfer des polnischen Unglücks, nicht ein Spielball der polnischen Tücke sein kann.

— David Strauß hat in der Polensache über den Funfzigerausschuß das rechte Wort im Schwäbischen Merkur gesprochen. Es war eine principlose Inconsequenz, nach Böhmen zur Wahrung der deutschen Sache Abgeordnete zu senden, und die Sache der Deutschen in Posen — offen zu lassen. Jetzt kommt der „rührende Flüchtling" Venedey und erklärt in der Nationalversammlung zu Frankfurt die Wahl eines Abgeordneten der Stadt Posen für unberechtigt! Daß 400,000 Deutsche ihre Vertreter stellen, sei eine „offenbare Ungerechtigkeit gegen das polnische Volk!" — Der sonst ehrenwerthe Venedey hat die Haltungslosigkeit aller Flüchtlinge; sie rühren uns durch ihr Unglück, aber ihre kosmopolitische Sentimentalität ist draußen eine Caprice geworden. Venedey glaubt es den edlen Polen mit denen er in Paris fraternisiren mußte, schuldig zu sein der Phrase der Freiheit die deutsche

Ehre zu opfern. Dieser Kosmopolitismus ist ehrlos. Aber er findet noch Anklang in Deutschland. Arnold Ruge, der Vertreter der philosophischen radicalen Phrase, wird den Antrag unterstützen. Biedermann, der Mann der gemäßigten liberalen Phrase, stimmt schon aus sächsischer Antipathie gegen Preußen in diesem Punkt mit Ruge. In der Herstellung Polens eine Rettung für Deutschland zu sehen, ist Sache der Feigheit.

— Neben der allgemeinen deutschen constituirenden Nationalversammlung sehen wir in Berlin, Dresden, München, Hannover, wahrscheinlich auch bald in Wien u. s. w. gesetzgebende Landtage beisammen. Auf Raveaux's Antrag ist in Frankfurt allen Conflicten die sich dadurch erzeugen könnten, entschieden begegnet. — Jacobi von Königsberg, der Mann der Fragen, hat in einer Flugschrift die Frage gestellt: Was haben die Abgeordneten in Berlin zu thun? — Er beantwortet sie einfach und treffend: Sie haben die Männer ihres Vertrauens zu bezeichnen, diesen Männern als Ministern provisorisch eine unbedingte Vollmacht zu ertheilen und dann sofort bis zur Beendigung des allgemeinen deutschen Verfassungswerkes sich zu vertagen.

— In Sache Böhmens hat, wie uns scheint, die Erklärung des Grafen Deym die jetzige Phase hervorgerufen. Deym stellte ein specifisch böhmisches Nationalbewußtsein auf. Wer vorherrschend tschechisch fühle, wer vorherrschend deutsch sei, könne kein wirklicher echter Böhme sein. Der echte Böhme kenne nur Ein Vaterland, Böhmen, nur Eine Monarchie, die östreichische. Wir wissen nicht wie weit dies künstlich construirt ist, aber Deutschböhmen und Slawen scheinen sich jetzt in Prag die Hände zu reichen. Diese Combination steht unter aristokratischen Einflüssen. Die Aristokratie ist es die durch den Anschluß an Deutschland, wohin Böhmen seiner Kultur und Entwickelung nach gehört, ihre unter Slawen noch immer allzu sehr bevorzugte Stellung einzubüßen fürchtet. Graf Wurmbrandt hielt eine donnernde Rede gegen die letzten Wiener Ereignisse. Palazki mußte klug daran gemahnen, durch das Bedauern daß der Kaiser nicht nach Prag gekommen, nicht die Lust zu verrathen Prag zum Mittelpunkt der großen Slavia zu machen; damit würden den „Feinden der Tschechen für ihre Vorurtheile gegen die Begründung eines großen Slawenstaates neue Waffen in die Hände gegeben!" — Und bei all der vielfach geäußerten Sympathie für Östreich erklärt zugleich Graf Leo Thun dem die deutschen Farben zuwider sind, vom Wiener Ministerium „nur unter gewissen Bedingungen" Befehle annehmen zu wollen!

— Der Adel des Königreichs Sachsen verdient unsere Aufmerksamkeit und Anerkennung. Ist es blos die Fügsamkeit und Schmiegsamkeit des sächsischen Naturells, ist es ein tieferer sittlicher Instinct: genug, der Rittergutsadel beantragt die Aufhebung der gutsherrlichen Gerichtsbarkeit. Sie war, wie wir hören, schon unter dem gestürzten Ministerium, einem Ministerium des Hofadels, beschlossen, hat aber doch wohl erst in Folge der letzten Bewegungen die Gestalt der Nothwendigkeit gewonnen. Wir wiederholen die hier schon einmal ausgesprochene Überzeugung: Der Bauer kann nicht mehr zwiefach Unterthan sein, außer der Landesregierung nicht auch noch den Gutsbesitzer als Herrn über sich erkennen! — Die erste Kammer in Dresden spricht in der Adresse an den König unverholen aus, sie sei bei Berathung des neuen Wahlgesetzes bereit, alle bisher bevorzugten Standes- und Sonderinteressen fallen zu lassen, und das Wohl der Gesammtheit des Volkes in's Auge zu fassen. Nur durch Kräftigung des sittlichen Elementes in allen Schichten der Bevölkerung würden die Nationen der wahren Freiheit entgegengeführt; und Sachsen wolle unserem gesammten Vaterlande voranschreiten, um aus der Gährung der Zeiten kräftiger und einiger hervorzugehen.

— Viele von den alten Märtyrern der schwarzrothgoldenen Farben sind als Veteranen wieder eingetreten in die neue Bewegung der Zeit. Nur der hannoversche Advocat Dr. König von Osterode, aus den hannoverschen Wirren von 1841 bekannt, starb in der Mitte des Mai.

— Nicht blos Baiern, auch Hannover erklärte sich gegen die Wahl eines Erbkaisers. Minister Stüve gab in der Hannoverschen Kammer der dortigen Stimmung den Ausdruck, indem er erklärte, der Entwurf der siebzehn Vertrauensmänner „verschiebe das föderative System" das den deutschen Völkern noth thue. Ein Kaiserthum, sagt Stüve, werde von den Fürsten nie anerkannt werden. Von Östreich und Preußen nicht, wenn nicht das Eine oder das Andere den Kaiser lieferte. Und was würde Berlin dazu sagen, wenn der König von Preußen als Kaiser in Frankfurt residiren sollte! In den Nordseeküstenländern regt sich auch der separative Geist der sich sträubt sich den Binnenländern zu unterwerfen. Dieser Sondergeist ist Deutschlands Unglück gewesen, gehört aber so zu unsrer Natur daß wir ihn nur durch Vertrag, durch friedlichen Ausgleich überwinden, nicht ihn durch die Dekrete eines Kaisers uns beseitigen lassen.

— Der Berliner Witz kommt wieder auf die Strümpfe. Strumpf war ja Nante's Familienname! Wie katzenmusikalisch Berlin geworden ist, lesen wir täglich in Correspondenzen. Ein Privatbrief aus Berlin den wir vom Sonnabend erhielten, schloß mit dem stolzen Selbstgefühl: Heute erwarten wir wieder sechs Katzenconcerte; unsere Bürgerwehr rückt aus um nöthigenfalls mit dem Kuhfuß zu accompagniren. — Glorreicher Zustand! Auf jede Serenade die der Royalismus bringt, folgt ein Katzenconcert als Gegendemonstration. — Auch in neuen Blättern ist Nante wieder da, Nante der politisch Wiedergeborene. Zu Glasbrenner's Freien Blättern hat sich Hosemann gesellt. Die drei Männer des Fortschrittes sind vortrefflich; mit langen Fortschrittsbeinen, wie Heine sagt, eilen Louis Philippe, Metternich und der Prinz von Preußen nach London. — Kladderadatsch heißt ein zweites Blatt. Da associiren sich die Säuglinge und sammeln Unterschriften zu einer Petition für directe Mutterbrust und gegen indirecte Lutschbeutelnahrung. Sonst wimmelt das Blatt von localen Obscönitäten. — Der Berliner Krakehler, ein drittes Blättchen, bringt witzige Insertionen. Da wird schleunigst ein Lehrer gesucht der in der Katzenmusik gründlich unterrichten kann. Der Berliner Krakehler hat die dunkle Ahnung daß es für einen Minister schwerer ist durch Krakehl 400,000 Menschen auf die Beine, als auf die Strümpfe zu bringen. — Während der Wahlversammlungen, rückt jemand ein, ist mir der linke Lungenflügel abhanden gekommen; der ehrliche Finder wird ersucht ihn gegen eine angemessene Belohnung in meiner Wohnung abzugeben.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

F. Gustav Kühne.

1848. 10. Juni. — № 24.

Denkwürdigkeiten deutscher Soldaten.

— Von einem deutschen Soldaten: so lautete der Titel eines dem „verabschiedeten Landsknecht“ gewidmeten Buches (Leipzig, bei Brockhaus, bereits in zweiter Auflage.) Es schilderte uns den trostlosen Zustand des Soldaten im Frieden. Der Verfasser wollte Abenteuer aufsuchen bis das ersehnte: Marsch, in's Feld! erklingt. Mit dem Landsknecht hat er den Ekel gegen die erschlaffende Ruhe der Friedenszeiten gemein. Wie jener, ruft er: „Leider scheint der Enthusiasmus aus einer Welt gewichen die durch Maschine und Dampf regiert wird, in welcher nur Mechanik und Technik einigen Werth gewinnen und man bei neuen Ideen nüchtern fragt: was bringen sie ein?“ Der alte, lustig hypochondrische Soldat irrt sich. Das industrielle Zeitalter war angebrochen um der Macht der bürgerlichen Welt vollen Spielraum zu geben. Dampf und Eisenbahnen hatten auch ihre hohe ideale Bedeutsamkeit, wenn sie die Provinzen Deutschlands zu vermählen, aus provinziellen Deutschen ein Volk von Brüdern zu machen begannen die sich aus Ost und West, Nord und Süd die Hände reichen. Und wenn die Eisenbahnen den deutschen Separatismus, unsern alten Fluch, aufheben halfen, der Idee volksthümlicher Gesammtheit zunächst auch nur in bürgerlich materiellen Dingen den Boden ebneten, so arbeiteten sie schon mächtig genug vor. Freilich mußten wir auch bei dieser, leider neuen, und doch so uralten Idee, bei der Idee volksthümlicher Gesammtheit fragen: was bringt sie ein? Sie brachte uns den alten Nationalglauben der Zusammengehörigkeit ein, sie stellte deutsche Sitte, deutsche Ehre, deutsche Freiheit und Gesammtheit auf das Postament des Altars, sie führte, nachdem Religion und Politik uns gespalten und zerbröckelt, ein bürgerliches Deutschland herbei das eine Grundlage bildet zur religiösen wie zur politischen Einheit, kann diese Einheit gleichwohl nicht Einerleiheit sein. Es fehlte, das müssen wir dem alten Kriegskumpan sagen, diesem Zeitalter nicht eigentlich an Schwung, nicht an Enthusiasmus, nicht an Erhebung, geschweige an Aufregung der Gemüther. Wir fürchteten diese Aufregung nicht, wir fürchteten nichts als den Tod, diesen Sumpf des Stillstandes. Das Zeitalter konnte nicht mehr vor alten morschen Götzenbildern knieen; auch nicht vor den Götzenbildern veralteter falscher Ehrbegriffe. — Der alte Kamerad der sich einen deutschen Soldaten nennt, ist Östreicher; er hat Zeitlebens nicht deutsch genug gefühlt, um sein Zeitalter zu begreifen. „Nüchtern, sagt er, wird die Jugend erzogen, weder Geist noch Gemüth wird ergriffen und der Verstand nur wie ein Gimpel abgerichtet um sich das Futter hinaufzuholen.“ Wo, frag' ich, außer in Östreich? „Da sind, sagt der alte Humorist, recht fleißige Hofräthe, unermüdliche Aktenwiederkäuer, pünktliche Präsidenten, die sich nach dem Gabelfrühstück in's Bureau räuspern und erst zur Essensstunde wieder nach Hause hüsteln; da sind vielleicht prächtige Erblandhofleibschüssel- und Schlüsselträger, gefällige Kapitalisten (diese Alchymisten der neuesten Zeit), da sind Nacht- und Zionswächter, Diplomaten, Prälaten und Advokaten, aber keine Soldaten. Blut muß der Soldat haben, wenn er es verspritzen soll, Kraft muß ihm klopfen in den Adern, Feuer und Energie zucken in jedem Nerven, Gesundheit strotzen im Kopf und Herzen,

mit einem Worte: jung muß er sein und bleiben weit über das Grauwerden hinaus und bis zur ersten Kugel die ihm zur letzten wird. Hat er dann Leidenschaften, desto besser! Leidenschaften sind moralische Wetter, sie stürmen, sie schlagen ein, sie stürzen um, aber sie fegen, sie reinen, sie räumen auf, sie elektrisiren unsere ganze Natur und machen sie fähig das Höchste zu leisten, und am Ende dämmt und beherrscht sie doch ein eherner Wille und die Vernunft bringt Alles wieder in's Geleise der Ordnung." Nun, dem Manne kann jetzt geholfen werden. Es fragt sich nur wofür das Herz des Soldaten im Frieden glühen sollte, wenn der Gamaschendienst seinen Geist nicht erfüllte. Der ehrenwerthe Verfasser zählt soviel Dienstjahre als Erzherzog Karl 1796 Lebensjahre zählte, obschon er, wie er sagt, dem Korporal noch näher steht als dem General. Er schilderte den Zustand des Soldaten im Frieden als einen trostlosen; er klagte daß der alte Geist der Ehre, der Sinn der Kameradschaftlichkeit geschwunden, daß die Reichen und die Armen im Heere nicht mehr Brüderschaft machten, der weichliche Vornehmling der auf Beförderung dient, für sich allein champagnerte, statt wie sonst zu Biere zu gehen und mit den Andern zu theilen. Und doch will der alte Kumpan vom jungen Soldaten alles fern halten was dessen Gemüth zu einer großen Gemeinsamkeit und mit dem Stolze, Bruder eines größern Ganzen zu sein, erfüllen muß! Die Heere sollen, so will er, nichts als Leibwachen der Fürsten sein. Mich dünkt, so hat Preußen sein Heer nicht organisirt, sonst wäre nicht jeder Bürger Soldat, wir könnten uns mit Söldnern begnügen. Den alten Graubart in Diensten des östreichischen Mars in allen Ehren! Aber er hat etwas vom Söldnergeist an sich der sich für Sold seinem Führer verkauft, er hat keinen Sinn für den großen Gedanken einer Nationalbewaffnung. Eine Nation in Waffen! Nur das ist jetzt noch unüberwindlich, nachdem Napoleon die Weltherrschaft als Mann des Volkes an sich gebracht und sie an die Völker wieder verloren. — Der alte Landsknechtskamerad ist auch für Prügelstrafen. Er mußte das für sein provinzielles Bedürfniß wissen. Ländlich, schändlich! Man denke sich aber die preußische Landwehr mit Unterofficieren die neben dem Degen auch den Stock führen! Dem Gedanken daß ein Volk für seinen Fürsten und für sein Vaterland mit Blut einstehe, ist damit der Nerv durchschnitten. — Das Buch enthält sonst außer den lustigen Zelt-, Bivouac- und Kasernengeschichten viel Gutes in Gesinnung und Charakter. Auch das jetzige, das wiedergeborene Öst- kann noch vieles daraus lernen.

Wir erinnern uns hierbei an F. W. *Hackländer's Wachstubenabenteuer* und an sein *Soldatenleben im Frieden*. Das letztere liegt uns in dritter Auflage vor. Wir haben, statt des östreichischen, hier preußischen Gamaschendienst. Hackländer ist Westfale, ward als junger Mensch aus Schwärmerei für ein ritterliches Leben Soldat und war Stückschütz, Artillerist pflegen die Kenner zu sagen. Er vertauschte die Elle am Ladentisch, hinter dem er im Stillen phantastische Bücher gelesen, mit der Lunte, mußte sich förmlich erst aufdrängen zum Dienst, weil er zu klein war, und machte nun den ganzen schweren Proceß eines Kanoniers bis zum Bombardier durch. Hackländer erzählt ohne Schminke, und doch hat sein niederländisch Bild das er liefert, recht bunte Farben. Mitunter sind die Farben die er aufträgt fast brennend und schreiend. Wir staunen wenigstens, in der Soldateska Preußens von heute noch soviel brandenburgisch Junkerthum und Altendessauerzopf zu finden. Der Buchstabe regelt auch dort noch zu viel und ein steifes Paradehandwerk droht vielleicht dort immer wieder einzureißen. Alles aber strotzt zugleich von Ehrlichkeit und unverwüstlicher Kraft. Diese Kraft und Derbheit ist in ihrer Naivität oft höchst possierlich. — Hackländer schrieb diese Sachen in Stuttgart. Er war später nach seiner preußischen Artillerielaufbahn mit einem würtembergischen Cavalier im Orient gewesen und ist seit Jahr und Tag bekanntlich Secretär des Kronprinzen von Würtemberg mit dem er in Italien und in Petersburg war. Hackländer erzählt naiv und getreu, mit einem Gemisch von westfälischer Derbheit und naturfrischem Humor; beides durchdringt sehr glücklich das Colorit seiner Bilder. — Der unter dem Namen Dose porträtirte Geschützunterofficier lebt noch, wenn mir recht ist, und freut sich auch seiner literarischen Existenz zu der ihm sein Schüler von ehedem verholfen. Mostert oder Muster hat Ende vorigen Jahres als Postwagenconducteur in Siegen das Zeitliche gesegnet. Der alte Schelm hatte noch wenige Tage zuvor die Kölner Post nach Siegen geführt.

Aus den Papieren des verabschiedeten Landsknechts (Fürsten Friedrich v. Schwarzenberg), für seine Freunde als Handschrift gedruckt, ist ein fünfter Band erschienen. Er macht eine Ergänzung des *Wanderbuchs*. Westöstliche Streifzüge führen uns nach Konstantinopel und nach Tyrol. Dort eifert „Kapitän Wolf" gegen profane Reformen die dem Volke

von oben und von außen aufgenöthigt werden; hier feiert er mit der ganzen Weihe poetischer Kraft die heiligen Stätten wo das Blut der Helden des Volkes strömte. Die Romantik der Aristokratie hat einige Sympathien für's Volk wo dies Volk Heroismus entwickelt; aber sie hat keinen Sinn dafür wo das Volk seine Freiheit einfach bürgerlich feststellt. — Eine Audienz beim Großherrn entwickelt uns die europäische Etiquette ohne alle nationale Charaktereigenthümlichkeit. In der türkischen Armee sah der Landsknecht guten Willen, aber weder militärische Ehre, noch Vaterlandsliebe, noch Begeisterung irgendwelcher Art. Die Türken haben mit dem religiösen Fanatismus allen moralischen Nerv verloren. Über die türkischen Reformen finden wir wichtige Aufschlüsse. „Übrigens glaube ich, sagt der Verfasser, daß jede wahrhafte Reform nur durch Verbesserung der Sitten, nicht aber durch Verordnungen und Gesetze erreicht werden könne. Die Ersteren müssen die Letzteren vorbereiten, die Gesetze nur ein Ausdruck der Sanctionirung der Sitte sein. Falsch aber ist es, durch Gesetze eine Änderung der Sitten eines Volkes herbeiführen zu wollen! dies heißt nur: das Pferd beim Schweif aufzäumen. — Ein Land, wo die Pest unverhüllt — und die Frauen verschleiert einherwandeln; — wo man nur verstohlen ein gutes Glas Wein trinken, und nur mit einem Ochsenwagen spazieren fahren kann, hat noch immer zwischen sich und Europa eine weite Kluft, man mag den Soldaten kurze oder lange, blaue oder grüne Jacken anziehen, und ein Tschauch-Baschi, der den Leuten den Kopf abschlägt, bleibt, was er ist, man mag ihm auch einen Dreispitz auf den Kopf setzen, einen schwarzen Frack um die Schultern hängen, und seine Beine in hechtgraue Strümpfe stecken; und so lange die hiesigen Damen zu Soubretten schwarze Eunuchen haben, ist die Civilisation fern. — Überhaupt machen mir die Frauengestalten, die ich verhüllt und schweigend die Straße entlang wandeln oder auf den Kirchhöfen sitzen sehe, mit dem dunkeln Feuer welches wie Höllengluth aus ihren Augen sprüht, und mit ihren rothbemalten Fingerspitzen, die aussehen als habe die Schneehand sich in Blut getaucht, vollkommen den Effect der Nonnen in Robert dem Teufel; — wenn sie einmal den Schleier ablegen, dann wird erst der wahre Herentanz angehen! — Ich besah den alten Serail, — auch Überbleibsel des alten Palastes der Byzantiner Mauern, — auf denen jedes Laster seinen Namen mit blutigem Griffel hingesudelt hat, so daß die Geschichte sie eintragen mußte in das Schandbuch welches man die Annalen des byzantinischen Kaiserreichs nennt! Die Osmanen wuschen mit Blut die alten Spuren ab, und schrieben ihren eigenen Namenszug hin, der ihnen nunmehr selbst unleserlich geworden ist. — Dies war der zweite Theil der Geschichte dieser Gemächer. Die dritte Abtheilung läßt uns noch allerhand erbauliche Resultate gewärtigen! Ich betrat die innern Gemächer, in denen so oft die Sultane aus den Armen ihrer Odalisken durch das Aufruhrgeschrei der Janitscharen geschreckt wurden; diese Hallen, in denen das Stöhnen sehnsüchtiger Liebe und das Röcheln zahlloser Todesopfer abwechselte; die Schwelle, auf welcher die Padischas Soliman, Murad, Mohamed zum Schrecken der Christenheit die heilige Fahne entfalteten; den äußeren Hof, in welchem die empörten Janitscharenagas die Köpfe der Minister forderten, welche ihre Unzufriedenheit erregt hatten. — Nun ist es still, einsam, öde in diesen Gemäuern, einige garstige Eunuchen und Bostangis schleichen darin herum; die Janitscharen sind erschlagen, und bei der Achmetmoschee steht das Platon unter welchem sie zu Hunderten erdrosselt wurden. Der Sultan wohnt in Asien, am Ufer des Bosporus. Die Zeit des Serails ist vorüber, wie jene von Versailles und die des Dogenpalastes. Die heilige Fahne ist ein alter Fetzen, vor welcher nicht einmal die Kosaken mehr sich fürchten, und es gibt Leute welche den Sansculottismus so weit treiben zu behaupten, es sei dieselbe nichts anderes que les culottes de Mahomed, selon d'autres celles de Fatmé, sa femme. — Nous avons si souvent marché sous la bannière d'un cotillon; pourquoi les Turcs ne prendraient-ils pas une culotte pour drapeau? — Es gibt Unterröcke, denen man in die Hölle folgen würde! — Auf den Friedhöfen bemerkte ich daß viele Janitscharenturbane auf den Grabsteinen abgeschlagen sind; man sagte mir, es geschehe dies auf Befehl des Sultans, um deren Andenken zu vernichten. Allein diese verstümmelten Grabsteine schienen mir eine stumme, aber auch die bitterste Klage gegen den der ein Volk verstümmelt, und zwar bis an's Grab!"

Wir folgen gern den Streifzügen unseres östreichischen Odysseus, des Vielgewanderten und Vielbewanderten, der Städte und Menschen in Menge sah, den Aufgang des neuen Lebens bezweifelt, aber den Untergang des alten mit der ganzen Poesie eines volksthümlichen Gemüthes vertritt. Wir geben uns auch gern den Gedankenzügen hin die aus seinem romantischen Sinn entspringen. Die Demokratie ist kein Terrorismus der Meinung. Sie lernt auch vom Gegner; zumal wenn seine Grundsätze nicht angeerbte Vorurtheile sind, son-

dern auf Eingebungen beruhen die ein ganzes Leben voll Erfahrung und voll Prüfungen erhärtete. Fürst Schwarzenberg schildert uns mit der ganzen Ursprünglichkeit seines genialen Natursinnes jene letzten abenteuerlichen Versuche des altspanischen Rittersinnes, um das Banner welches Don Carlos schlecht genug führte, unter den Basken aufzupflanzen. Er knüpft daran seine Betrachtungen über den großen Proceß unserer Tage, aus den Ruinen der alten Zeit den Neubau eines neuen Jahrhunderts zu entwickeln. „Es gibt, sagt er, Organisationen in der physischen und moralischen Natur, welche nur bei gewissen ungewöhnlichen Erschütterungsperioden entstehen oder sich zu entwickeln vermögen. Große Überschwemmungen, Lavaströme, Waldbrände, Erdbeben, Stürme — bezeichnen meistens ihre Gegenwart durch gewisse eigenthümliche Naturproducte, sie als Andenken an dieselbe zurücklassend. In später Nachwelt kann der Beobachter und Naturforscher sie nicht in dieselbe Kategorie mit jenen setzen, welche die in ihre Bahn zurückgetretene Natur darbietet und muß sie als fabelhafte Erscheinungen und räthselhafte Phänomene anstaunen, ohne sich oft ihr Entstehen entziffern zu können. — Auch in der geistigen Welt scheint ein analoges Verhältniß stattzufinden. Es gibt Charaktere welche einer besonderen Katastrophe bedürfen, um in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit hervorzutreten. — Wäre Napoleon in der Mitte oder gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts in irgend einer deutschen Reichsstadt geboren worden, so wäre seine kriegerische Genialität unentfaltet geblieben, oder hätte es höchstens zu einem erträglichen Regimentscommandeur gebracht, — und ein Raphael, im dreißigjährigen Kriege lebend, hätte schwerlich eine Madonna erschaffen. — Der sogenannte tiers-état, nämlich die Aristokratie der Bildung und des Besitzes hat im Gegensatze mit der der Geburt oder jener der materiellen Kraft, welche beide letztere Eigenschaften den Feudaladel und den Proletarier bezeichnen, in der letzten Zeitgeschichte eine große, ja tyrannische Superiorität erworben. Dies geschah um so leichter, als beide rivalisirende Elemente durchaus streitunfähig waren. Der Geburtsadel, materiell und oft geistig entnervt und ruinirt, suchte sich durch Concessionen zu retten, bot nur in der Minorität die Spitze, war größtentheils dem eigentlichen Volksleben entfremdet, und wurde, wo er widerstand, geschlachtet, nachdem er verhöhnt und mit den Ruthen des Spottes gepeitscht worden war. — Das Volk, dessen Leidenschaft man anregte, dessen materiellen Bedürfnissen man schmeichelte, und dem man, während man es mit der Hoffnung sein Elend zu verbessern, köderte, die Augen verband, bot willig seine starken Arme, um das Staatsgebäude einzureißen, hoffend, in den Trümmern Speise gegen den Hunger, Schutz gegen den Frost zu finden. Es war aber nicht wenig erstaunt, als die Machthaber aus dem niedergebrannten Palast, aus den Ruinen der Kirche, aus dem Schutt des Schlosses sich saubere große Fabriken, gemächliche Wohnungen für zahllose Staatsbeamte, und Bazars für die Waarenlager der Kaufherren erbauten, und der Proletarier sah sich wie vor und ehe ausgesperrt. Wie vor und ehe nagte er am Hungertuche, während hinter Krystallfenstern die Lampen glänzten und der Champagner sprang, nur daß j e t z t Kaufmann, Advocat und Büreaukrat dahinter saßen, wo f r ü h e r Bischof oder Graf getafelt hatten. — Der einzige Unterschied bestand darin daß der feiste gutmüthige Bischof und der leichtsinnige ritterliche Graf zuweilen die Brosamen vom Tische des Reichen in die Hütte des Armen fallen ließen, während die neueren Erwählten des Plutus zu sehr erfahrene Jünger utilisirender Sparsamkeit und philisterartiger Wirthschaftlichkeit waren, um nicht auch die Überreste, den Abfall des Überflusses, mit kluger Sorgsamkeit zu benutzen zu wissen. — Als das Volk nun unter den Trümmern der Zeit seine Altäre suchte, um wenigstens bei diesen Trost und Hoffnungen für ein besseres Jenseits zu schöpfen, waren auch diese umgestürzt, aus den Steinen allerhand nützliche staatswirthschaftliche Gebäude aufgeführt worden, und es blieb nichts als die trostlose Öde einer materiellen Staatsvegetation. Es steht nun dahin, ob und wie lange der jetzige m a n a n t, das heißt der N i c h t g e n i e ß e n d e sich d i e s e n Zustand der Dinge wird und mag gefallen lassen, ob und wie man ihn entweder mit parlamentarischen Declamationen oder mit Kartätschen beschwichtigen, oder ob Lamennais das Schlagwort ausgesprochen hat, womit der dritte Akt der großen neuen Staatenkomödie beginnt. — Der e r s t e wurde in Scene gesetzt als Ludwig XIV. auf die silberverbrämte Brust schlug und sagte: „L'état, c'est moi!" Der z w e i t e fängt mit der bekannten Antwort Mirabeau's an: „Allez dire à votre maître que nous sommes ici par la volonté du peuple, et que nous n'en sortirons que par la force des bajonnets!" — und vielleicht brüllt der Chor Lamennais' Ruf: „Guerre aux riches!" zur Entwicklung und Schlußkatastrophe des d r i t t e n Aktes nach, welcher im bengalischen blutrothen Feuer das Puppengebäude der ganzen modernen Staatenorganisation wird in Flammen aufgehen sehen, unter dem Geklatsch und Hollageschrei des ganzen Publicums,

welches man um sein Eintrittsgeld so schmählich betrogen hat." — Findet der Landsknecht jetzt seine Ahnungen verwirklicht? Er hat Furcht, aber keinen Glauben.

Reichhaltige Tagebuchglossen über militärische Schriften, über russische Pläne die Türkei zu erobern, über das Lager bei Lissa u. a. machen die neue Gabe des Landsknechts zu einem werthvollen Beitrag zur Geschichte der Kriegführung in unserer letzten Vergangenheit.

Nacht in Paris.

A horse! a horse! my kingdom for a horse! —

Nacht in Paris! Palast und Strom
Vom weißen Mondlicht überflossen.
Hochragend auf der Place Vendôme
Des Korsen Bild in Erz gegossen,
Auf seiner Säule von Metall —
Geschütz einst in den deutschen Kriegen —
Blickt er unnahbar wie beim Schall
Der Trommel und beim Kugelfliegen. —

Denkmal von Deutschlands trübstem Tag
Du Mann von Erz, in Erz gegliedert!
Wie flog mit lautem Flügelschlag
Dein Geist, ein Adler, siegbefiedert.
Auf deine stolzen Füße sah
Europa's Stern, die Wüstensonne,
Das düstre Licht von Helena —
Nun wurzeln sie auf der Colonne.

Weh' wenn der Mond mit seinem Strahl
Dies starre todte Bild belebte
Und heut der kleine Korporal
Von seiner Höhe niederstrebte!
Wenn dieser Platz von seinem Schritt
Zum Schloß der Tuilerien dröhnte,
Wie unter seinem Siegertritt
Einst die bezwung'ne Erde stöhnte!

Wie schnell, die feindlich jetzt getrennt,
Paris, zerschmölzen Deine Massen:
Das Feuer das jetzt einzeln brennt,
Würd' er zu Einem Brande fassen
Und bald am Rhein, am schönen Rhein,
Aus Elsaß, unsrem Wall und Thore,
Bis tief ins Herz des Lands hinein
Flög' seines Ruhmes Tricolore!

Wo ist die Kraft und wo die Macht
Die sich dem Strom entgegenstemmte?
Und wo der Führer in der Schlacht
Der Algiers kühne Jäger hemmte?
Die eignen Söhne, armes Weib
Germania, werden Deine Dränger!
Es schlagen Deinen Mutterleib,
Den kaum erstarkten, Deine Sänger!

Sie streiten sich um Farben wild:
Was liegt an wenig „bunten Lappen!"
Sie stellen auf ein Wappenbild,
Und zerren an den alten Wappen.
An ferne Grenzen fliegt ihr Blick,
Abmessend fremden Kummers Größe,
Und übersehn um fremd Geschick
Die eigne Schmach, die eigne Blöße!

O morgengolden Freiheitslicht,
Breit' aus Dein jugendlich Erglühen!
Seht, wie am klaren Rheinstrom nicht
Des deutschen Winzers Reben blühen;
Wie dort ein Bruderstamm uns lebt,
Ein Bruderstamm mit Doppelzungen
Der mit uns aus den Wogen hebt
Den alten Hort der Nibelungen!

Hab' Acht, mein deutsches Volk, hab' Acht!
Ein Sturm erhebt sich neu und neuer;
Des Korsen Bild glüht in der Nacht
Als wär's ein rothes Lagerfeuer!
Paris, Paris, das ist der Heerd
Für Thatenbrand und heiß Beginnen,
Wo noch um weniger als ein Pferd
Ein Königreich ist zu gewinnen!

Feodor Löwe.

Skizzen. Von R. Reinick.

1. Politische Ähnlichkeiten.

Im Leben jedes menschlichen Körpers kommen Zeiten vor, wo seine normale Entwicklung durch Krankheitsstoffe die sich allmälig in demselben angehäuft, unterbrochen wird. Dieser Hemmung drängt die zurückgehaltene Naturkraft gewaltsam entgegen. Dann tritt unausbleiblich ein fieberhafter Zustand ein und auch dieser bedarf, vermöge seiner innern Nothwendigkeit eines naturgemäßen Verlaufes. Je kräftiger der Körper war, um so heftiger wird der Kampf der gährenden Lebenselemente sein, aber um so schneller wird er auch vorübergehen und dann um so dauernder die ursprüngliche Lebenskraft befestigen. War dagegen der von der Krankheit ergriffene Körper schwach in seiner Anlage, oder geschwächt durch physische Einflüsse und moralische

Entsittlichung, so wird der Krankheitszustand nicht ein bloßer Ausscheidungsproceß bleiben; die Entzündung wird die edelsten Theile des Körpers ergreifen, wird ihren nothwendigen Organismus zerstören und wird zuletzt Gifte erzeugen die unaufhaltsam seine vollständige Auflösung nach sich ziehen.

Wie der Körper des einzelnen Menschen, so auch der Körper des Staates. Je kräftiger sein Organismus, um so schneller, um so gründlicher seine Heilung; je schwächer, um so länger wird er dahinsiechen.

Wehe aber dem kranken Staate der falschen Ärzten sich in die Arme stürzt, die von der Rechten und Linken ihn umstehen, und zu ihrem Vortheil sich seiner bemächtigen möchten! Die Einen heißen: „Despoten", die Andern: „Männer des Umsturzes." Wie ähnlich beide sich sind, obgleich scheinbar die äußersten Gegensätze, davon mag folgende Skizze eine Andeutung geben.

Despoten.	Männer des Umsturzes.
I. Grundsätze:	
1) Der Staat, das sind Wir.	1) Wir sind das Volk.
2) Daraus folgt: Alles für den Staat (d. h. für Uns), Nichts durch das Volk.	2) Daraus folgt: Alles durch das Volk (d. h. durch Uns), für das Volk (d. h. für Uns).
3) Wer eine andere Meinung hat als Wir, ist ein Verräther an der Menschheit.	3) Ein Verräther an der Menschheit ist, wer eine andere Meinung hat als Wir!
4) Es gibt nur Eine Religion, es ist die, die Unsere Politik unterstützt.	4) Es gibt nur Eine Vernunft, sie will nur das, was Wir wollen.
5) Alles um Gottes Willen; daher heiligt der Zweck die Mittel!	5) Alles um der Vernunft willen; daher heiligt der Zweck die Mittel!
II. Mittel zum Zweck.	
1) Propaganda und Jesuitismus.	1) Propaganda und geheime Emissäre.
2) Blinde Unterwerfung der unteren Beamten unter die obern.	2) Unbedingte willenlose Unterwerfung der Anhänger der Sache unter ihre Oberen.
3) Orden, Rang, Titel, Geschenke, Fêten und Bestechungen.	3) Versprechen von Aufhebung aller Steuern, und Gütergemeinschaft. Moralische und physische Aufreizungsmittel.
4) Spione in allen Gestalten.	4) Spione in allen Gestalten.
5) Proscriptionen und geheime Anklagen.	5) Proscriptionen, anonyme Verdächtigungen und Verleumdungen.
6) Unterdrückung jeder andern Meinung durch geheime Einkerkerung und offene Waffengewalt.	6) Überschreien jeder andern Meinung und Unterdrückung derselben durch Fäuste des Pöbels.
7) Unterdrückung der Presse.	7) Preßfrechheit.
8) Furcht und Schrecken.	8) Schrecken und Furcht.
9) Schaffott und Füsiladen.	9) Guillotine und Laternenpfähle.
III. Letztes Mittel.	
Eroberungskriege und Verbrüderung mit der Gegenpartei.	Eroberungskriege und Verbrüderung mit der Gegenpartei.
IV. Letzte Folge.	
Umsturz und Anarchie.	Despotismus und Unterjochung von Außen.

Eduard Devrient's Geschichte der deutschen Schauspielkunst.

— „Es ist eine ernste Geschichte die ich zu erzählen habe, so lustig es auch oft darin zugeht! sagt der Verfasser in der Einleitung. Mit der Darstellung des Menschheitsgeschickes, diesem steten Kampfe zwischen Ideal und Wirklichkeit, zwischen besserm Wollen, Leidenschaft und Schwäche, hat die Schauspielkunst die bittersten Erfahrungen davon an ihrem eignen Leib und Leben auf sich genommen; sie spielt mit der Unvollkommenheit der menschlichen Natur und erliegt selbst unter ihrer Last. Keiner Kunst sind wie ihr die

antiken Höllenmartern auferlegt: mit durchlöcherten Eimern zu schöpfen, die Last bergauf zu wälzen um sie wieder herabrollen zu sehen."

Der Verfasser macht das Bekenntniß, die Geschichte der deutschen Schauspielkunst im Interesse seines Standes geschrieben zu haben. Er weist mit Vorliebe auf die Momente der Entwickelung hin wo die Schauspielkunst der Literatur voraus war; er hält die literarische Führung einer Bühne für eine Verkehrtheit; er erinnert nachdrücklich daran wie die großen Wirkungen der Shakespear'schen und Molièrschen Stücke nicht blos in deren Poesie, sondern darin wurzelten daß sie Kinder sind die auf den Brettern geboren wurden. Weil Shakespeare und Molière zugleich Schauspieler gewesen, sei jede Rolle in ihren Stücken bis in die einzelnsten Wirkungen theatralisch ausgeprobt und innerlich durchgespielt. In Shakespeare, sagt Eduard Devrient, sei der alte Zwiespalt zwischen Dicht- und Schauspielkunst auf das vollkommenste aufgehoben, in ihm durchdrängen sich beide, indem jede nur der andern vollkommene Triumphe bereiten wolle. Des Briten Dichtergröße stehe längst über allem Zweifel, aber es sei nicht genug in Anschlag gebracht daß er, obschon eine schwache Stimme ihn bei der Durchführung großer Rollen gehindert, doch einer der bedeutendsten Schauspieler gewesen sein müsse. Shakespeare habe der Schauspielkunst Effecte verschafft, die bis heute, selbst von dem „empressirtesten Raffinement" nicht übertroffen worden seien; so geschickt in ihrem Bau, so berechnet seien diese Effecte in ihrer Steigerung, so hinreißend auf ihren Gipfelpunkten und dabei scheinbar so unvorbereitet, so natürlich, als könnte es nicht anders sein, als wüchsen sie aus der innersten Nothwendigkeit hervor. Lessing habe darum so heilsam gewirkt weil er sich wenigstens durch Einsicht und Anschauung auf den Standpunkt gestellt, den Molière und Shakespeare ihrem Berufe nach einnahmen. —

Das inhaltsreiche Werk ist das Ergebniß langjähriger Studien und einer Einsicht, die keine Mühe scheut um ihre Behauptungen im geschichtlichen Verlauf der Sache selber aufzuzeigen. Der erste Band entwickelt uns die Schauspielkunst im Mittelalter, der zweite die regelmäßige Kunst unter den Principalen des vorigen Jahrhunderts*). — Wir erinnern hier an zwei Epochen in der Entwickelung deutscher Schauspielkunst: an die Leipziger und die Hamburger Epoche im vorigen Jahrhundert. Der Verf. führt aus was wir nur andeuten.

*) Mit dem dritten Bande wird das Werk geschlossen werden. Leipzig, J. J. Weber.

Als sich die Bildung in Deutschland in allen Sphären französirte, konnte dem Theater auch nicht der französische Hofmeister fehlen um dem verwilderten deutschen Drama Pas, Manieren und Anstand beizubringen. Dieser Pedant war Gottsched. Und das Theaterwesen war eine so heruntergekommene und verlüderte Wirthschaft daß nur eine tüchtige Frau mit Fleiß, Ordnung, und guter Zucht das Geschäft wieder in Aufnahme bringen konnte. Dies war die Frau Neuberin, welche mit einer herumziehenden Truppe 1727 auf die Leipziger Ostermesse zog. Magister Gottsched, der Senior der poetischen Gesellschaft, fand die Neuberin bereit auf seine Pläne zur Ausbildung der deutschen Sprache und Dichtkunst einzugehen. Zehn Jahre lang dauerte dies Bündniß; Leipzig wurde dadurch zur Wiege der neueren Schauspielkunst. Gottsched beabsichtigte eine gänzliche Umwälzung des theatralischen Zustandes. Die willkürlichen Formlosigkeiten der Haupt- und Staatsaction, deren ungenirte Sprünge nach Ort und Zeit, sollten mit Einem Schlage der französisch verstandenen Regel des Aristoteles von den drei Einheiten der Zeit, des Ortes und der Handlung weichen, der Decorationswechsel aufhören, das bunte Durcheinander von Rede und Gesang, von ernsten und possenhaften Vorgängen, einer schulmäßigen Trennung der Gattungen unterliegen. Der Wettstreit der Stegreifsprache wurde verbannt und die Schauspieler mußten sorgsam gemessene und gereimte Reden memoriren. Die Neuberin war selbst sehr glücklich gewesen im Extemporiren; ihr eigenes Gedächtniß war schwach; allein kühn, ehrgeizig und energisch bis zur Gewaltsamkeit, wie sie war, ging sie entschieden darauf ein dem höhern Styl des Drama's nach Gottsched's Doctrin ihr ganzes Repertoire zu unterwerfen. Sie besaß auch die glückliche Begabung, Talente zu erziehen; in dem jungen Studenten Koch gewann sie eine der wichtigsten Stützen ihres Unternehmens. So lange die französische Declamationsmanier für musterhaft galt, genoß Koch den Ruhm eines vortrefflichen tragischen Helden; selbst Lessing in seiner Jugend bewunderte ihn. 1730 kam auch Schönemann zur Neubert. — Mit dieser Principalin hörte das romantische Bandenleben der Schauspieler auf. Während sie auf Studium der Rollen, auf Fleiß und Pünktlichkeit drang, hielt sie sittlich auf gute Zucht, nahm die unverheiratheten Schauspielerinnen wie Pflegetöchter zu sich, steuerte dem Wirthshausleben, führte Ökonomie und Moral ein und organisirte ihre Truppe in allen Dingen. Es gehörte zugleich sehr viel Ausdauer dazu die Alexandrinertragödie der Franzosen den Leuten mund-

recht zu machen; aber der „sterbende Cato“, welchen Gottsched nach Addison und Deschamps mit Kleister und Scheere zusammengebracht, war damals ein Triumph für Literatur und Kunst; der großen Sensation auf der Bühne folgten binnen 25 Jahren 10 Auflagen des Stückes im Buchhandel. — Dem Kostüm wurde große Sorgfalt gewidmet. Die Neuberin schaffte den geschmacklosen Trödelputz ab; goldpapierne Kronen und Sterne genügten nicht mehr, das Conventionelle in Stand und Rang war zu sehr Sache des poetischen Pathos im Alexandriner, um es für unwichtig zu erachten. Die kluge Rücksicht welche die Frau Neuberin dem Dresdener Oberceremonienmeister Hrn. v. König erwies: in Leipzig seine Bearbeitung des Regulus einstudieren zu lassen, brachte ihrer Garderobe die erste Verbesserung. Denn König, um seiner elenden Arbeit aufzuhelfen, schickte ihr das Kostüm dazu aus der königlichen Garderobe. Diese glänzende Ausstattung, die daraus entstehende und von Gottsched sorgfältig verbreitete Meinung: daß der Hof der seit August des Starken Thronbesteigung nur italienisches und französisches Schauspiel hielt, sich für die französische Reform des deutschen Drama interessire, verschaffte nebenher dem Stücke das in Paris durchgefallen war, in Leipzig große Aufmerksamkeit; die ganze Gattung faßte dadurch festen Fuß.

Übrigens behielt das Kostüm auch bei der Neuber die alten Normen. Die drei Classen der römischen, türkischen und modernen Tracht und deren phantastischer Aufputz blieben bestehen; aber die beiden ersten Classen waren noch dürftig versorgt und so wurde in die dritte erstaunlich viel hineingezwängt. Die gepuderte Frisur, der Reifrock bei den Frauen, Sammethosen und Schnallenschuhe bei den Männern, waren unerschütterliche Grundlagen aller Theaterkleidung, und Hr. Kohlhardt erschien als Kato sowohl wie als König im Schlaraffenlande mit Perrücke und Zwickelstrümpfen. Das allerwichtigste Ergebniß aber der Neuber'schen Bestrebungen, das Ergebniß dieses innigen Bundes zwischen Literatur und Kunst, zwischen Gottsched und der Neuber, bestand darin daß zum ersten Mal Regel und Mustergültigkeit in die Sache kam, ein Styl festgestellt, eine Schule begründet wurde. Die Leipziger Schule machte der ausschweifenden Willkür und dem marionettenhaften Typus der Haupt- und Staatsactionen ein Ende; freilich verlieh sie der angeblich classischen Regel mit deutscher, perrückenhafter Gewissenhaftigkeit die höfische Eleganz der Franzosen. Das wilde Gekreisch und das bollernde Pathos wurde im sichern Bett des Verses abgefangen und zu einem ebenmäßigen Wellenschlag gezwungen. Das Gefühl für Rhythmus wurde geweckt, gefiel sich freilich in den affectirten Vibrationen der französischen Declamation. Die Gesticulation wurde auf's Äußerste übertrieben und doch wie vom Balletmeister zugestutzt. Der Schritt wurde nach dem Takt bemessen. Nur der eine Fuß trug die Gestalt, der andere war im coupe-pied mit der Spitze nur aufgestellt. Arme und Hände machten keine andere als gewundene Bogenbewegungen, und fuhren im Pathos völlig aus dem Gleise der Natur. Die Arme sägten durch die Luft, die Hände wurden wild geschüttelt, der Gang spreizte sich, der Oberkörper wand sich vorn und hinten über. Die Grazien der Schönheit waren dazu verdammt am Hofe zu Versailles das Amt der Hofmeisterinnen zu übernehmen. Die römischen Helden erschienen den Galanteriedegen in der Hand, den dreieckigen Hut unter dem Arm; die reifröckigen Heldinnen hielten den Fächer oder doch ein wehendes Schnupftuch in der Hand, sie mochten, Alzire, Phädra oder Berenice vorstellen. Es ist erklärlich daß sich zu dieser Repräsentation die Tanzkunst mit der Schauspielkunst verband; das Ideal des Anstandes suchte man damals in einem Tänzer.

Mit der Verbannung des Hanswurstes glaubte Gottsched der Regellosigkeit den letzten Stoß zu geben. Auf seine Veranlassung beschloß die Neuberin den Harlekin, diesen ewigen improvisirenden Störenfried, feierlich abzuschaffen. Es war im October 1737 in ihrer Theaterbude bei Bose's Garten in Leipzig wo dem Hanswurst in einem von ihr selbst verfaßten Vorspiel förmlich der Proceß gemacht wurde. Wegen seines theatralischen Unfuges zum Feuertode verurtheilt, ward sein buntscheckiges Kleid verbrannt, sein Name von den Brettern getilgt. Lessing nannte diese hochernste Demonstration die größte Harlekinade. Lessing und Möser verlangten die Wiederherstellung des Harlekin und der Stegreifkomödie. Hier und da wehrte sich noch ein Talent in der bunten Jacke mit gutem Humor. So sagte einer der Harlekine zu seinem Publikum: ihn verbannen zu wollen sei ein wahrer G o t t s c h ä d l i c h e r Gedanke. Allein der steife Ernst der Alexandrinertragödie griff um sich in Kunst und Literatur. — Gute Geschäfte machte die Neuber damit nicht. Später mit Gottsched entzweit, fristete sie sich nur ein elendes Dasein. — 1747 brachte ihr der achtzehnjährige Student, Gotthold Ephraim Lessing, sein erstes Stück: „der junge Gelehrte.“ Hr. Wolfram spielte die Hauptrolle mit all dem Pedantismus und der besondern Färbung des damaligen Leipziger Magisterthums. „Damon“ und „die alte Jungfrau“ folgten bald dem ersten Stück. Dies war der letzte Licht-

blick in der Laufbahn dieser merkwürdigen Frau. — Zwanzig Jahre später wurde in *Hamburg* der Versuch gemacht eine stabile Bühne mit idealer Richtung und Haltung zu gründen. Was der ambulante Zustand nützen konnte die Theaterlust anzuregen, die Wandertruppen zum Wetteifer anzuspornen, das hatte er geleistet; den Forderungen welche der vorschreitende Geschmack zu machen hatte, war er entgegen. Der geschickteste aller Principale, Koch, hatte darum die Stetigkeit des Aufenthaltes zur Hauptmaxime seiner Leitung gemacht. Das Vagabundenleben der Truppen hatte zugleich den Geschmack verwildert. So lange Studenten bei ihnen ab und zuliefen, so lange blieb das Leben dieser Wandervögel lustig und poetisch, allein die Frauen brachten ihre Wochenbetten und ihr Kindergeschleppe mit auf den Thespiskarren; Elend und Noth waren die Begleiter dieser zigeunerhaften Nomadenwirthschaft. Die Hamburger Unternehmung verkündete die Stabilität ihres Theaters. Sie that noch mehr, um Kunst und Künstler solide zu machen. Sie verhieß verdienten Schauspielern Unterstützung im Alter; sie begann die Geschmacksreinigung des Repertoires mit der völligen Ausschließung des Ballets; sie setzte, um die vaterländische dramatische Dichtkunst zu befördern, einen jährlichen Preis von 50 Ducaten für das beste Lustspiel aus. Eckhof, Ackermann und seine Töchter, Bök und Frau, Borchers, Frau Susanna Mecour traten zu einer Kunstgenossenschaft zusammen. Lessing wurde als Rechtsconsulent und Dramaturg gewonnen. Man wollte ihn Anfangs regelmäßig zu Originaldichtungen verpflichten; dies lehnte er ab, versprach aber ein kritisches Register von allen aufzuführenden Stücken zu geben und jeden Schritt zu begleiten, den die Kunst sowohl des Dichters als des Schauspielers thun werde. So entstand Lessings Dramaturgie. Der Ruhm, sie hervorgerufen zu haben, darf den Unternehmern in keiner Weise verkürzt werden; sie trugen Kosten und Gefahr beim Drucke des Werkes und hatten Lessing mit dem zu jener Zeit höchst bedeutenden Gehalte von 800 schweren Thalern angestellt. Die Hamburgische Dramaturgie, für unsere Literatur von so ungeheuerer Bedeutung, weil sie den Zauber der französischen Muster gänzlich zerstörte, entschied zugleich für die Bedeutsamkeit des deutschen Theaters, hob es in die wissenschaftliche Beleuchtung und stellte einen hohen Maßstab der Beurtheilung auf. In *Lessing* und *Eckhof* griffen die beiden Factoren der Dramatik, der Dicht- und Schauspielkunst, vollkommen einig in einander. Eckhof's Spiel war für Lessing mustergültig, und Eckhof spielte wie Lessing schrieb. Theorie und Praxis ergänzten sich in seltener Weise. 1767 am 22. April ward das *Hamburger Nationaltheater* eröffnet. Im September erschien Minna von Barnhelm dort auf der Bühne. Das Stück hatte in Hamburg nicht den äußerlichen Erfolg wie in Berlin, allein seine Wirkung auf die Schauspielkunst war dort bei weitem nachhaltiger, weil die Talente für die natürliche deutsche Weise des Stücks vorbereitet waren. Dies Stück bewies daß Zeitbegebenheiten, Zustände welche das Publikum selbst durchlebt hatte, daß Gestalten deren Muster auf der Gasse zu finden waren, daß deutsche Gesinnung und Empfindung interessant, rührend und einer edlen Theilnahme würdig sein konnten. Die Anmuth, Würde, und Feinheit der Charaktere, die auserlesene und doch so zwanglose Sprache waren die wohlthuendsten Aufgaben für die Darstellung gerade in diesem Momente. Der sichere aufmersame Takt mit welchem Lessing seiner Zeit folgte und der ihn lehrte, just dann wenn Kraft und Empfänglichkeit reif war, seine Schläge zu führen und sein Ziel auch nicht um ein Haar breit zu verfehlen, dieser Takt verkündigte sich auch hier wieder. Lessing war in so ununterbrochenem Rapport mit der Entfaltung der Schauspielkunst geblieben, daß er genau wußte was sie vermochte und was sie gebrauchte. Der unverkennbare Fortschritt, der sich, im Vergleich zur „Miß Sara“, in der ungezwungenen, natürlichen Behandlungsweise der „Minna“ zeigte, ist gewiß nicht ohne Anregung von den Fortschritten entstanden, welche Lessing bei den vorzüglichsten Schauspielern wahrgenommen; die Darstellung hätte sonst nicht an allen Bühnen so sicher einschlagen und einen so allgemeingültigen Moment neuer Bildung bezeichnen können. Er hatte mit den Rollen dieses Stückes lauter typische deutsche Gestalten geschaffen, die zugleich die Hauptunterschiede der Talente, und somit der Rollenfächer vollständig deckten. Von nun an wurden die Rollen in Minna von Barnhelm förmlich zum Schiboleth, woran man die Fähigkeit und Eigenthümlichkeit eines Talentes zu erkennen pflegte. Bei allen namhaften Gesellschaften gab es Personen, für welche diese Rollen eigens geschrieben zu sein schienen; sie waren wie aus dem Schooße der Schauspielkunst selbst hervorgewachsen. Und so traten alle Elemente des ächt volksthümlichen Drama's in Minna von Barnhelm frisch und lebendig hervor. Es waren die Interessen des Tages, die Gestalten der unmittelbarsten Umgebung; wir hatten das Drama aus dem Volke auf einer neuen Stufe der Nationalbildung. Diese ganze epochemachende Bedeutung der „Minna“ konnte nirgends vollständiger heraustreten als in Hamburg. Eckhof spielte den Major von Tellheim, und wenngleich seine Persönlichkeit wenig mehr dazu paßte, so konnte doch die geschlossene männliche Würde, das stets bezähmte gewaltige Gefühl nicht ergreifender dargestellt werden. Ackermanns und der Frau Mecour Persönlichkeiten indentificirten sich förmlich mit den Rollen des Wachtmeisters und der Franziska. Frau Hensel, wenngleich eine etwas zu kolossale Minna, konnte doch hier alle die Vorzüge des richtigen Verstandes und Gefühles, welche Lessing an ihr lobt, in vollem Werthe zeigen. Hensels Darstellung des Just war freilich beschränkt, dagegen bewährte der junge Borchers als Wirth seinen Beruf zu humoristischen Charakteren auf das glänzendste. — Solche Resultate der Schauspielkunst müßten, so sollte man meinen, die außerordentlichste Theilnahme des Publikums erregt haben. Es war nicht so. Schon im April 1768, ein Jahr nach dem Beginn des Theaters, schloß Lessing seine Dramaturgie und züchtigte die Theilnahmlosigkeit des Publikums im letzten Stücke seines Blattes. Er sagte: Wolle man fragen was geschehen,

was geleistet sei, so müsse man zugleich untersuchen was das Publikum geleistet habe. Und da war denn seine Antwort: das deutsche Publikum habe das Werk nicht allein nicht befördert, es habe ihm nicht einmal seinen natürlichen Lauf gelassen. „Über den gutherzigen Einfall, den Deutschen ein Nationaltheater zu schaffen, da wir Deutsche noch keine Nation sind!“ So sagte Lessing, und er meinte nicht die politische Verfassung, er meinte den sittlichen Charakter der Deutschen.

Wir haben nun seitdem Literatur und Kunst im großen Wettstreit gehabt; es hat uns weniger noch an großen deutschen Schauspielern als an großen deutschen Dramendichtern gefehlt. Glänzende Hofbühnen stellten den Schauspielerstand auf das anständigste fest. Es fehlte nicht an den Liebhabereien der Großen für die Kunst, Prinzessinnen schrieben für die Bühne, Fürsten machten Opern. Allein wie ein Mehltau lag auf dem scheinbaren Blüthenglanz die knechtisch fesselnde Censur. Die Literatur machte immer wieder neue Anläufe, diese Fessel zu sprengen; tüchtige Kräfte rieben sich daran auf; dem freien Geist der sich mühsam auf den Brettern sein Dasein erkämpfen mußte, blieb der Segen des freien Behagens aus, unter welchem die Musen gedeihen können. Das Dramatische ward nicht theatralisch und das Theatralische hatte keinen poetischen Werth. An diesem Zwiespalt krankte die letzte deutsche Theaterepoche. Nur eine Zwittergattung von Schauspielerstücken wucherte mit Glück.

Eduard Devrient wird im dritten Bande seines tüchtigen Buches diese letzte Epoche beleuchten. Er wird das Eingeständniß nicht schuldig bleiben daß wenn er in Shakespeare und Molière das Glück feierte daß deren poetische Geburten zugleich auf den Brettern erzeugte Kinder waren, eine bloße Schauspielerliteratur die den Segen der Poesie vermissen läßt, noch beklagenswerther sein muß als eine dramatische Literatur die nicht theatralisch ist.

Jetzt freilich ist die Nation mit Feststellung ihrer politischen Formen beschäftigt. Sammle sich der tiefere Geist und trete dann, wenn wir politisch Frieden mit uns selbst schließen, geharnischt auf um die Welt zu überraschen. Vor der Hand schläft das Interesse für die Bühne.

Briefwechsel.

Leipzig, Ende Mai.

[Ein Blick auf das deutsche Theater.]

— George Sand lieferte ein Gelegenheitsstück zur Eröffnung eines Pariser Theaters: l'Impromptu de Versailles. Molière, der Held des Stückes, soll vor dem Könige spielen, läuft angstvoll herum weil ihm die Schauspieler ausbleiben, und schläft endlich ermüdet ein. Im Traume erscheint ihm die ganze Reihe von dramatischen Dichtern aller Völker und Zeiten von Aeschylus bis Voltaire herab. Molière träumt, alle diese Koryphäen der Poesie hätten nur das Eine gewollt, die heilige Dreieinigkeit: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. — Wie Molière erwacht und sich besinnt daß er vor der Majestät spielen soll, sieht er statt des Königs den peuple-souverain vor sich und — fällt vor diesem aufs Knie! So verbraucht der Franzose die ganze Weltgeschichte, den Inhalt aller Völker und Zeiten zu seinem augenblicklichen Bedürfniß! Wir laufen nicht Gefahr daß unsere Theaterpoeten so schlechte Eröffnungsstücke lieferten; — es wäre denn daß sie sie uns aus dem Französischen übersetzen! Aber unser Theaterleben droht fast ganz in's Stocken zu gerathen. Diese Bretter die den Deutschen eine Zeitlang die Welt bedeuteten, fangen an diese ihre Bedeutung einzubüßen. Die Welt spielt jetzt selbst Komödie, führt selber Trauer- und Lustspiele in Masse auf. Das Leben ist wichtiger geworden als das Spiegelbild das uns die Bühne vom Leben lieferte. So scheint es wenigstens. Freilich sind wir noch arge Stümper in der Politik. Wir liefern eine Menge Rekruten für unsere Nationalversammlungen, und diese Volksversammlungen benutzt die junge Leidenschaft zu Redeübungen. Aber das junge Leben, wenn es mangelhaft in seinem Beginn, verlangt um so mehr unsere Pflege. Und in der Kunst haben wir die Veteranen zu Grabe getragen.

Aus dem wimmelnden politischen Klubb betreten wir die öden Hallen Thaliens, aus alter Gewohnheit, mit dem alten Gefühle der Reue daß wir die lange Friedenszeit nicht eifriger benutzt das deutsche Theater zum Tempel der Nation, zum Sammelplatz unsrer besten Tugenden und Kräfte zu machen. Die deutschen Theater sind Institute der fürstlichen Liebhaberei und des Amüsements der Menge geworden. In dieser Form gehören sie zum Luxus. Jetzt ringen sie mit ihrer Existenz, dergestalt daß man anfing sie hier und da zu schließen. In Berlin ist das Königstädter Theater geschlossen, im Hamburger Stadttheater spielt man auf gemeinschaftliche Kosten; in Leipzig haben sich die Schauspieler mit dem Director geeinigt bis Michaelis für halben Sold zu spielen*). In Wien wendete sich vor der letzten politischen Katastrophe die aufgeregte Stimmung sofort wieder der Bühne zu. Hättet Ihr den Wienern die Freiheit für die Bühne gegönnt, Ihr hättet ihnen das Gelüst zur politischen Freiheit erspart. Panem et Circenses! riefen die Römer. Circenses et panem! sagen die Wiener. Gleich nach Ostern spielte man und schaute man auf der Burg mit Leidenschaft verbotene Waare, Stücke von Laube, von Hebbel.

Auch andere Theater haben mitten im politischen Wetter außerordentliche Anstrengungen gemacht um etwas Sonnenschein — in ihre Kasse zu bringen. Man griff plötzlich zu bisher verschmähten und beanstandeten Sachen der Literatur; man machte Wagnisse aus Verzweiflung. Auf dem Hamburger Stadttheater erschien ein Gustav der Dritte, von Schloembach, ein Shakespeare oder Gaukeleien der Liebe, von Eduard Boas, ein Rafael Sanzio, von Wollheim**). In Stuttgart spielten ausgezeichnete

*) In Dresden wird auf drei Monate nur die halbe Gage gezahlt; in Wien an der Burg haben die kaiserl. Hofschauspieler bis Ende Juni auf Gage und Honorar verzichtet.

**) In Frankfurt a. M. ging d. 21. Mai Uhlands Herzog Ernst von Schwaben mit einem Prolog des Dichters in Scene.

Schauspieler mit warmem Eifer und bei kaltem, leerem Hause das Erstlingswerk eines als höchst talentvoll angekündigten jungen Poeten: die Verheißene, von Julius Eduard Hartmann.

In Berlin ging fast gleichzeitig mit der Wiener Aufführung Hebbel's Maria Magdalena in Scene. Hr. v. Küstner spielt dergleichen nur wenn der Autor dreist genug ist ihm die Pistole vor die Brust zu setzen; hinterher aber gesteht Hr. v. Küstner aufrichtig vor dem Publikum daß man ihm Gewalt angethan. Hebbel's Magdalene wurde auf der Königstadt gegeben; wir lasen einen interessanten Bericht im Gesellschafter, von Anton Gubitz. Dem Stücke entging mit der königlichen Bühne die Darstellung eines Döring für den Meister Anton, und den Berlinern entging mit einer entsprechenden Aufführung des Stückes das seit Jahren vielleicht bedeutendste Ereigniß für die Theaterwelt.

Trotz der jetzigen Gleichgültigkeit der Berliner gegen das Theater ist doch der Ton der beißenden Bitterkeit auch in Sachen der Bühne unter ihnen nicht ganz erstorben. Von Rudolf Wenzel der seit der Umgestaltung der Allg. Preuß. Zeitung in einen Preuß. Staatsanzeiger von der Leitung dieses Blattes zurückgetreten ist, lasen wir in der Zeitungshalle eine neue Charakteristik der Küstnerschen Theaterführung. Durch Einführung einer Claque habe Küstner in Berlin ein Parterre geschaffen das Seinesgleichen in Deutschland suche! „Wir bewunderten, sagt Wenzel, in dem Lustspiel „die Herzogin“ von Klein dieses Parterre das von einer Handvoll roher Buben gelenkt, gegen die übrigen Zuschauer den brutalsten Terrorismus übte und die Aufführung des Stückes verhinderte,“ — eine Demonstration, sagt Wenzel, die in der „Europa“ einen ihrer würdigen Ausdruck gefunden. — Wir können unsern Lesern die Versicherung geben daß unser Berliner Bericht über dies Theaterereigniß von einer ehrenhaften Feder war, die mit einer „Handvoll roher Buben,“ die in Berlin „das Parterre regieren“ soll, keinen Zusammenhang hat.

In Leipzig erlebten wir eine neue Oper von Julius Becker, einem auch als Novellendichter auf dem Felde der Tonkunst bekannten Componisten, von hier gebürtig, seit einiger Zeit in Dresden wohnhaft. Mit seiner Erstürmung von Belgrad trat wieder jene Gestalt des Prinzen Eugen vor uns auf, die wir durch Gustav Schmidt's Oper von neuem liebgewonnen hatten. — Vom Regisseur Heinrich Marr erhielten wir, frei nach dem Französischen, die Parlamentswahl oder das Leben eines Ehrgeizigen. Das Stück ist pikant in Stoff und buntem Wechsel; es greift in die Interessen des politisch bewegten Tages. Es ist keck genug uns eine Satyre auf Wahlintriguen der Parteien zu geben; der erste Akt der uns eine englische Volksversammlung und den oratorischen Kampf der beiden Gegencandidaten vorführt, ist äußerst interessant, ein Bild derber britischer Nationalkraft, mit französischen brennenden Farben gegeben. Allein der französische Esprit schaltet in diesem Drama über die moralischen Leidenschaften der Menschenbrust mit einer Perfidie die zur Blosstellung aller ehrlichen Tugenden führt. Dieses Leben eines Ehrgeizigen könnte sehr gut: Leben eines Ehrlosen, heißen. Was Wahrheit im Charakter des Helden ist, kann nur auf französischem Boden gültig sein. Dieser Parlamentsheld gewinnt ein Weib um seine Laufbahn eröffnen zu können und stößt sie wieder von sich um durch ein vornehmeres Band noch höher zu steigen; der Demokrat läßt sich durch die Aristokratie gewinnen um die höchste Macht im Staate zu erreichen. Der Unwille gegen moralische Gemeinheit ist beim deutschen Zuschauer stärker als der Glaube an einen ehrlichen Kampf in solchen Anfechtungen. — Marr spielte den Helden mit vielem Aufwand von Geist und Geschick.

In Königsberg wurde Laube's Prinz Friedrich gegeben; Theodor Döring spielte als Gast den König. Auf dem Thaliatheater in Hamburg brachte Frau Birchpfeiffer ihren Pfarrherrn auf die Bretter.

München, Anf. Juni.

[Das neue Wahlgesetz; das Ministerium; Baierns Wünsche für die deutsche Verfassung; die Bockkrawalle; die Volksbewaffnung; die Klagen der Künstler; Frln. Hausmann auf der Bühne.]

♂ Es ist hier, glaube ich, wie allerwärts in Deutschland: man sieht über die feinern und gröbern reactionären Versuche, in welcher Gestalt sie auftreten mögen, hinweg und tröstet sich, wie das Volk Israel in der Wüste, damit, daß uns die constituirende Versammlung in Frankfurt in das gelobte Land unserer Wünsche und Hoffnungen bald führen werde.

Unser Landtag lief in raschem Laufe ab; am 31. dieses Monats ging er zu Ende, nachdem man ihn einigemal verlängern mußte, um die gewünschten Gesetzentwürfe wo möglich noch von der, der Majorität nach loyalen, Kammer sanctionirt zu sehen. Das Ablösungsgesetz bildete den Mittelpunkt der Verhandlungen während dieses Landtags. Am meisten sträubte sich die kathol. Geistlichkeit gegen dasselbe. Der Adel war klüger. Er sah die Nothwendigkeit eines solchen Gesetzes ein. Das Wahlgesetz ist voll spießbürgerlicher Beschränkung. Urwähler kann jeder volljährige Staatsbürger und Staatsangehörige der eine directe Steuer zahlt, Wahlmann nur jeder Staatsbürger mit 25 Jahren — nach der Verfassung ein solcher der ansässig ist entweder auf besteuerte Gründe oder Gewerbe, von seinen Renten lebt oder ein Staatsamt bekleidet, mit Ausschluß also aller derer welche vom Lohnerwerbe existiren, — Abgeordneter jeder Staatsangehörige und Staatsbürger mit 30 Jahren werden. Wie klug die Herrn Gesetzgeber sind! Unter dem Scheine einer sehr elastischen und weitausgedehnten Gesetzesform haben sie in die Mitte etwas eingeschoben, was eine Ironie auf die Urwähler- und Abgeordnetenwahl ist; inmitten steckt der besitzende, sich breit machende Pfahlbürger. Wird der gern einen andern Abgeordneten wählen als einen aus demselben Teige geformten? Übrigens gelingt das Manöver doch vielleicht schlecht und das schnell gemachte Gesetz, eine jener Ephemeriden wie sie gerade der Augenblick heischt, kann auch ein schnelles Ende haben.

Unsere Minister werden bereits von der Tagespresse angegriffen. Ein seit kurzer Zeit dahier erscheinendes Tageblatt, „Neueste Nachrichten“ betitelt, das seiner praktischen Seite wegen viel gelesen wird — es bringt am Abende noch das Allerneueste — spricht stark von eingetretener Reaction, die an den zwei adeligen Volksministern (wahrscheinlich ist der Finanzminister und der Minister des Innern, Frh. v. Lerchenfeld und Frh. v. Thon-Dittmer gemeint) ihre größte Stütze haben soll. In auswärtigen Blättern tadelt man unsere Regierung bereits entschieden wegen sonderbündlerischer Gelüste, die in dem Gesetzentwurfe für die

deutsche Reichsverfassung erkennbar sein sollen. Besonders hat die „Deutsche Zeitung" dies nachzuweisen gesucht. Offizielle Artikel in der Allg. Zeitung suchen dies in Abrede zu stellen und wollen nur keinen Kaiser, vielmehr eine dreiköpfige Wechselherrschaft zwischen Preußen, Östreich und Baiern, und sprechen wie Goliath zu David zu den kleinern Staaten, mit denen sie wenig Federlesens machen und sie gleich in den Sack stecken wollen, wenn sie nicht nach der Pfeife der Größern zu tanzen Lust haben sollten. Wollen wir denn sehen, wie das Experiment ausfällt, wenn es einmal an das Einschmelzen geht! Der Zeitgeist ist ein kühner Bildner und gießt oft Formen, woran unsere klugen Hammerschmiede kaum denken.

Unsere Bock- und Maikrawalle waren bald gedämpft. Es wäre auch schlimm, wenn die Soldateska nicht einmal mehr mit Böcken fertig würde. Unser Polizeigebäude hat aber doch in jenen Tagen so vor Angst geschwitzt, daß man ihm ganze Ladungen von Linienmilitär eingeben mußte. Jetzt ist Alles ruhig; die Bürger sind zufrieden daß sie wieder ihr Bier in Ruhe und Frieden trinken können, und die Polizei fürchtet sich so wenig mehr daß sie sogar Aufklärungsversuche macht und sich rein zu waschen sucht. Sie wird nämlich eben von den Frühlingsschauern restaurirt und prangt im neuem weißen Anstriche. Das ist ein gutes Omen. Mögen wir uns in unsern Hoffnungen nicht täuschen!

Unsere Volksbewaffnung erstreckt sich auf Studenten-, Künstler-, Bürgersöhne- und Landwehrfreicorps, zu denen auch noch eine baierische Landwehrfreiwilligenlegion, die zur Beschützung der Landesgrenzen dienen soll, hinzukam. Es wird noch immer fleißig exercirt; doch scheint es mir, als ob das Studenten- und Künstlerfreicorps bereits im Eifer etwas flau zu werden anfängt, woran zum Theil auch manche Enttäuschung Ursache sein mag. Studenten und Künstler, Schriftsteller, Praktikanten der verschiedensten Art sind durch das Wahlgesetz bedeutend hintenangesetzt, und der Gedanke liegt nahe, auch die Waffen im Dienste des Staates nicht tragen zu mögen, wenn dieser das wichtigste und schönste politische Recht der freien unbeschränkten Wahlberechtigung und Wählbarkeit nicht gewähren mag. In diesem Sinne sprach sich auch die Adresse aus, die vornehmlich von Literaten, Künstlern und Praktikanten der Reichsrathkammer eingereicht worden war, um sie zu bewegen, die beschränkenden Artikel welche die zweite Kammer annahm, in freiere umzuwandeln. Sie täuschten sich freilich in diesen Hoffnungen: die Kammer der Reichsräthe nahm den Gesetzentwurf in derselben Fassung an wie die Kammer der Abgeordneten.

Unsere Künstler beklagen sich vielfach über Beschäftigungs- und Verdienstlosigkeit. Eine Eingabe der Erstern bei der Kammer der Abgeordneten begründet diese Klagen. Die Kunst- und Monumentalbauten stehen still. Der Meißel, die Kelle, der Pinsel, durch König Ludwigs kunstbegeistertes Streben mehr als irgendwo dahier in Bewegung gesetzt, sie fangen an zu feiern. Andere Neigungen sind an der Tagesordnung: die Soldateska ist nun das Schooßkind.

Unser Theater scheint vorigen Monat vom Maihauche etwas angeweht zu sein: es werden größtentheils sehenswerthere und dem Kunstgeschmacke entsprechendere Stücke, als im Monat April, aufgeführt. Dazu trägt gewiß das Gastspiel der Fräul. Hausmann vom Frankfurter Nationaltheater viel bei, einer jugendlichen Künstlerin, die besonders als „Lorle", „Jolanthe," „Käthchen von Heilbronn," „Lucie" u. s. w. mit großem Beifalle auftrat, durch ihre sinnige Darstellungsweise wie durch ihre freundliche Erscheinung diesen Beifall auch mit Fug und Recht einerntete.

Wien, d. 1. Juni.

[Übersicht der letzten Ereignisse.]

♀ In welchem politischen Chaos wir hier leben, wird Ihnen durch die öffentlichen Blätter bekannt sein. Östreichs Freiheit hat in ihrer zarten Kindheit schon schwere Kämpfe zu bestehen, und bei der schwierigen Stellung Wiens gegen alle Provinzen (Östreich selbst nicht ausgenommen) bei der politischen Unerfahrenheit der Mehrzahl unserer Mitbürger gehört eine kernhafte Gesundheit dazu den Angriffen nach allen Seiten kräftigen Widerstand entgegenzusetzen. —

So sehr die Mehrzahl mit den Ergebnissen des 15. Mai einverstanden war, so wirkte doch die Art und Weise wie sie erreicht wurden, zersetzend, und ein Zustand in welchem derlei sich jeden Tag erneuern konnte, erschien als ein wenig gesicherter. Da kam der 18. und brachte wieder Aussöhnung und eine Einigkeit zu Stande wie sie früher noch nicht bestanden hatte. Sie war aber nur auf die Dringlichkeit des Augenblicks begründet, und konnte in den gegebenen Verhältnissen nicht von Dauer sein. Die Einen sagten, das kopflose Überstürzen der Radicalen habe den Kaiser nicht zur Abreise bewegen müssen um weiterem Vorwärtstreiben einen Damm zu setzen. Und wirklich waren in der „Constitution" vom 17. bereits unter dem Titel „Was wir noch haben müssen!" 12 Punkte angegeben, um welche „gebeten" werden müsse. Einige sagten: man muß die Aristokratie und die Camarilla aufhängen die den Kaiser zu diesem Schritte verleiteten und dadurch Alles, Reich und Dynastie, in Frage stellten. Die Landleute dagegen schoben die ganze Schuld ganz einfach auf die ganze Bevölkerung von Wien, die jetzt „gar keine Ruh" mehr geben und der ganzen Monarchie Gesetze vorschreiben und aufdringen wolle. Diese Spaltungen scheint die retrograde Partei mit vielem Wohlgefallen betrachtet und genährt zu haben. Indessen blieb es doch ruhig; denn das erkannten wenigstens die Gutdenkenden aller Parteien daß nur durch eine musterhafte Haltung der Bevölkerung Wiens ein Bürgerkrieg vermieden und der Kaiser bewogen werden könne zurückzukehren. Um Letzteres zu erreichen, schien es Vielen wünschenswerth daß die akademische Legion sich als solche auflöse und nach ihren Wohnungen in die übrige Nationalgarde einreihe. Wirklich wäre es auch dazu gekommen, wenn sich nicht unter den Radicaleren der Nationalgarde selbst Stimmen dagegen erhoben hätten, die in dieser Auflösung schon einen Schritt der Reaction bemerken wollten. Da letztere Partei sich von Tag zu Tag vermehrte, die Aula von neuem wieder immer mehr von Garden und Arbeitern besucht wurde, so glaubte ein Theil des Sicherheitsausschusses, es sei „die höchste Zeit nun energisch einzuschreiten", und beging die große Taktlosigkeit vom 26. Mai, d. h. man beschloß die Aula gewaltsam zu schließen, um so der Sache auf Einmal ein Ende zu machen. Die ganze Garnison stand unter den Waffen; schon am frühsten Morgen rückte ein großer Theil derselben aus und ein Bataillon sogar vor die Universität. Diese Maßregel war so unsinnig daß man gar nicht anders glauben konnte als man wolle die vorausgesetzte Spaltung in der Nationalgarde benutzen um einen reactionären Hauptstreich zu führen. Wenn dies die

Absicht war, so ist sie so vollkommen wie möglich mißlungen. Ein Schrei der Empörung über diesen Verrath durchlief die ganze Stadt; in Einem Augenblick läuteten alle Glocken Sturm, die ganze Nationalgarde war unter den Waffen, alle Arbeiter zogen in die Stadt um ihre Brüder, die Studenten, zu schützen. Alles vereinigte sich zu dem einen Zweck, die Garantien unsere Freiheit aufrecht zu erhalten. Barricaden entwuchsen dem Boden wie durch Zauberschlag und in zwei Stunden war die innere Stadt eine uneinnehmbare Veste. Unterhandlungen begannen und endeten damit daß das Ministerium versprach die akademische Legion nicht aufzulösen, die Errungenschaften des 15. Mai, vom kaiserl. Manifest in Zweifel gestellt, zu erhalten, das Militär auf 4 Meilen zu entfernen und der Nationalgarde 12 Kanonen auszuliefern. Die Barricaden blieben aber doch noch den 27. stehen und erst den 28. wurde mit deren Beseitigung angefangen. — Wie beim Barricadenbau auch gewirthschaftet wurde, gestohlen wurde nicht das Geringste und über die Ehrenhaftigkeit unserer Arbeiterklasse ist nur Eine Stimme: Seit jener Zeit ist es nun wieder ganz ruhig hier, abgerechnet 2 Stunden der höchsten Aufregung, für Viele der tödtlichsten Angst nach bereits geschlossenem Frieden bei dem sich verbreitenden Gerücht, Fürst Windischgrätz sei mit 4 Regimentern im Anzuge. Abermals Sturmlauten von allen Thürmen und alle Nationalgarde unter die Waffen, und zur Stadt eilend bis das Gerücht sich als nichtig bewies. — Möchte man doch nun einsehen daß in Wien ein Rückschritt ohne Blutbad nicht möglich ist!

Berlin, d. 4. Juni.

[Der Zug nach dem Friedrichshain; Nees v. Esenbeck; Tiphonia und der „verunglückte Shakespeare."]

☾ Es handelt sich heut in der Stadt darum, das Recht der Berliner Revolution zu einer öffentlichen und thatsächlichen Anerkennung zu bringen, und zwar soll dies durch eine große Demonstration geschehn, durch einen feierlichen Straßenzug nach dem Friedrichshain, zu den Gräbern der Todten des 18. und 19. März, jener tapfern Arbeiter, Handwerker und Tagelöhner, deren Blut als der erzeugende Saamen für die politische Freiheit Preußens festgehalten werden soll. Die beabsichtigte Demonstration, welche zuerst von den Berliner Studenten angeregt worden und der sich die Gewerke, die Klubbs und verschiedene andere Corporationen anschließen werden, gewinnt aber insofern schon von vorn herein einen künstlichen Charakter, als der Anlaß dazu in diesem Augenblick nur ein negativer ist, indem damit den Schmähungen einer anderen Partei, die in ihrer reactionären Wuth Andenken und Bedeutung der Berliner Märzhelden täglich mehr in Frage stellt, gegenüber getreten werden soll! Der Versuch, auch unsere constituirende Nationalversammlung zu einem feierlichen Anschluß an diesen Zug zu bewegen, ist gestern entschieden fehlgeschlagen. Der berühmte Botaniker Nees von Esenbeck, der in der Versammlung schon einmal die Strategie der äußersten Linken einzuleiten hatte, stellte in der gestrigen Sitzung diesen Antrag, und wies dabei auf den Dank hin, welchen die Versammlung diesen Todten schuldig sei. Nichts desto weniger aber schritt man darüber hin zur Tagesordnung, welche mit einer überwiegenden Majorität angenommen wurde. Man sieht, wie es mit der Anerkennung des Berliner Revolutionsprincips in unserer constituirenden Versammlung steht, in der die radicale Partei sich bereits als eine ausgemachte Minorität zu betrachten hat und als solche mehr und mehr sich auszusondern anfängt. Da indeß der heutige Demonstrationszug zu unsern Revolutionsgräbern sich aus verschiedenen Gesichtspunkten annehmen und ablehnen läßt, so wollen wir heute noch keine voreiligen Schlüsse auf die principielle Stellung unsrer Constituante ziehn, welche sich jedenfalls bei der Adressedebatte in der nächsten Woche entscheiden wird. Unsere Bürgerwehr will sich ebenfalls nicht als solche an dieser Wallfahrt zur Anerkennung der Berliner Revolution betheiligen, und ihre Mitglieder sollen sich nur als Privatleute dem Zuge nach Belieben anschließen. An polizeilichen Beschränkungen des Zuges fehlt es auch bereits nicht, da derselbe die Königsstraße nicht passiren darf, um wegen der großen Sonntagsfrequenz Überdrängungen zu vermeiden. —

Es wird Ihnen sonderbar vorkommen daß ich von diesem Thema jetzt plötzlich zum Theater übergehe, aber ich muß Ihnen doch kurz über die Aufführung eines Stückes berichten, über dessen Verfasser ein abenteuerlich mystischer Schleier gezogen worden, und das meines Wissens zum Erstenmal bei uns zur Darstellung gekommen ist. Dies Stück heißt: „Tiphonia", nach dem Theaterzettel von Carl Zwengsahn, das sich allerdings leicht als ein Anagramm des Namens Langenschwarz herauslesen läßt, obwohl diese Arbeit zugleich unter diejenigen merkwürdigen Productionen gehören soll, die ein in Paris im Elend verstorbner deutscher Dichter (in französischen Zeitungen selbst als „verunglückter Shakespeare" bezeichnet) hinterlassen habe. Wie der Improvisator Langenschwarz mit diesem nach der Probe allerdings als sehr bedeutend sich erweisenden Nachlaß in Verbindung kommt, vermögen wir nicht zu entscheiden; daß diese „Tiphonia" nicht von ihm selbst herrühre, hat er, wenn wir nicht irren, durch eine öffentliche Erklärung selbst bestätigt. Das Stück selbst, in einer sehr regelmäßigen poetischen Form gearbeitet, einen reifen aber abgeschlossen in sich vertieften Geist verrathend, steht auf einer gewissen speculativen Höhe, auf der es eine eigentlich populäre Wirkung schwerlich zu erreichen geeignet, die aber doch mit so vielen dichterischen und dramatischen Schönheiten sich verbindet, daß ihm auch ein volksthümlicher Eindruck im wahren Sinne des Wortes nicht entgehen kann. Es ist die Idee der politischen Freiheit, welche der Dichter in seiner Tragödie fast systematisch auseinanderlegt, und auf die er die nur nach dieser ideellen Seite hin Interesse erregenden Gestaltungen seines Stoffs stützt. Die Idee des Despotismus und die Idee der Volksfreiheit, das alte und das neue System des Staatslebens, kämpfen in ihren verschiedenen Trägern gegen einander. Es ist dem Dichter so sehr nur um die innerliche Ausfechtung dieser Gegensätze zu thun, daß er es stofflich verschmäht hat sie in naheliegende moderne Verhältnisse hineinzuversetzen, und uns lieber in die graue Zeit der Markomannen und Wenden zurückbemüht, auf deren Grunde er den Kampf der Staatsprincipien schlichten will. Tiphonia, Königin der Markomannen, versteht ihre Lebens- und Herrscheraufgabe nur in dem folgerechtesten, undurchbrochensten System der Tyrannei, und hat darum ihren Vater, den alten König Ralph, der im Sinne der Volksrechte und Volksfreiheit regierte, entthront und verbannt. Jelo, regierender Fürst der Wenden, unternimmt

es, Tiphonia an ihrem harten und unbeugsamen Lebensprincip irre zu machen, was er nur dadurch erreichen zu können glaubt, daß er selbst die Maske des äußersten Despotismus vornimmt und unter derselben seine eigene freiheitglühende Gesinnung ihr verbirgt. Er macht sich mit diesem Plan zum Anschürer und Lehrer aller ihrer tyrannischen Gelüste, steigert und überreizt dieselben auf systematische Weise, und geht so mit ihr den consequenten Weg des äußersten Despotismus, auf dem sie um so mehr in sich zusammenschrickt, je mehr sie sich zugleich von heftiger Liebe zu ihrem Führer und Lehrer in der Tyrannei entbrannt fühlt. Dieser Weg des in seinen eigenen Consequenzen sich auflösenden Despotismus ist meisterhaft gezogen. Die tragische Lösung wird dadurch um so ergreifender, weil Tiphonia, durch Überzeugung und Liebe in ihrem ganzen System erschüttert, alle Verschuldungen ihres Lebens wieder gut zu machen entschlossen ist, an der Schwelle des Reiches der Freiheit und der Liebe aber vom Tode niedergeworfen wird, weil sie, an der Liebe Isko's verzagend und dessen Operationsplan zu spät erkennend, Gift genommen hat. —

Für die Theaterkunst ist jetzt hier wie überall eine schlechte Zeit. Um so mehr muß man sich wundern daß in Berlin die theatralische Speculation plötzlich auf's Neue erwacht, und mehrere Privatunternehmungen hier gleichzeitig entstehen. Eines dieser Theater wird im Friedrich-Wilhelmstädtischen Casino nächstens eröffnet werden. Die Behörde bei welcher sonst die Erlangung einer Theatercommission zu den Unmöglichkeiten gehörte, scheint in dieser Hinsicht jetzt zu dem entgegengesetzten Princip übergegangen zu sein. Wer jetzt in Berlin den excessiven Muth hat, ein Theater errichten zu wollen, wird diesen Plan mit der größten Leichtigkeit ausführen können. Soll dadurch ein zerstreuendes Gegengewicht gegen den Hang zum Politisiren gefunden werden, der jetzt hier alle Volksklassen leidenschaftlich und ausschließlich ergriffen hat, so möchte dies Mittel wenigstens in diesem Augenblick noch zu schwach sein. Auch die Klubbs absorbiren einen großen Theil der alten Berliner Theaterlust. Die Volkstheater in Schöneberg verstärken ihre Anziehungskraft durch Darstellung der Berliner Barrikaden, die als Schlußtableaux bei keiner Vorstellung fehlen dürfen. Auch gibt es hier in der Stadt bereits ein Diorama der Berliner Revolution, wo ein Speculant für 2½ Sgr. Eintrittspreis unsere Hauptbarrikaden, den Leichenzug nach dem Friedrichshain u. s. w. zeigt. —

Berlin, d. 3. Juni.

[F. Förster, Ranke, Held, W. Beer, Meyerbeer, Küstner, Raupach.]

♂ Die an witzigen Einfällen reiche „Ewige Lampe“ berichtet daß der Hofrath Friedrich Förster als Merkwürdigkeit unter die Antiquitäten der Kunstkammer abgeliefert werden soll.

Dasselbe Blatt sagt daß der königlich preußische Historiograph Professor Ranke die Feldzüge des Prinzen von Preußen herausgeben werde, wozu ihm die Archive des Friedrichhains (wo bekanntlich die gefallenen Barrikadenhelden ruhen) zur freien Benutzung gestellt seien.

Held sagt in seiner „Locomotive“: „Aus der Thronrede haben wir zu unserm freudigen Erstaunen erfahren daß die Ersparnisse des Staats durch die vorhandenen Bedürfnisse noch immer nicht erschöpft seien! — Also, Ihr Herren Opferer auf dem Altare des Vaterlandes, haltet ein mit dem Opfern auf dem Altar des Vaterlandes! Es war ein Mißverständniß als man erklärte: das Vaterland sei in Geldgefahr!“ —

Der Geheime Commerzienrath Wilhelm Beer fängt nun auch an in unsern Zeitungen seine politischen Rathschläge und Bedenken mitzutheilen. Er möchte ein D. A. Benda werden; die Lorbeeren des Miltiades ließe ndiesen Themistokles nicht schlafen.

Herr Generalmusikdirector Meyerbeer ist hier eingetroffen, und nach wenigen Tagen wieder abgereist. Wichtige Berufsgeschäfte führten ihn hierher. Er kam nämlich um die jetzt in Berlin Mode gewordenen Katzenmusiken einzurichten, und so wie er sich dieses allerhöchsten Auftrages erledigt, hat er uns wieder verlassen. Die Katzenmusiken sind seitdem in vollem Gange. Da Herr von Küstner auch mit Katzenmusiken bedacht wurde, so ist anzunehmen daß er sich mit Herrn Meyerbeer versöhnt habe!

Dieser Tage hat sich Raupach mit der Schauspielerin und Lustspieldichterin Pauline Werner (A. P.) verheirathet. Es ist jetzt die Zeit der Mißverständnisse! Vor einiger Zeit verheirathete sich der Bildhauer Friedrich Tieck mit einem jungen Mädchen. Der alte Raupach, in dem Irrthum, dies sei sein alter Ruhmesnebenbuhler der Dichter Ludwig Tieck gewesen, dem er nichts voraus lassen dürfe, ist seinem Beispiel gefolgt, und hat sich auch eine Frau genommen. Diese Ehe ist also nur durch ein Mißverständniß herbeigeführt! —

Aus dem preußischen Sachsen, Anf. Juni.

[Florencourt ersetzt Leo; die Partei Duncker; August Hesse, der Sänger der Spiegelsberge.]

† Hier geschehen täglich Zeichen und Wunder, aber nicht vom lieben Gott, sondern nur von der Reaction welche durchaus das Geschehene ungeschehen machen will. Heinrich Leo ist seit den Barrikaden völlig verschollen, aber Herr von Florencourt als Redacteur des Hallischen Volksblattes füllt seinen Platz vollständig aus. Die Erklärungen für den Prinzen von Preußen klingen diesem „wie Glockenton durch das betäubende Gesummse von Unsinn und Frevel.“ Florencourt hatte früher einmal, während noch Hr. von Tippelskirch das Volksblatt redigirte, in demselben eine Art Sündenbekenntniß abgelegt und ungefähr erklärt, er sei so weltlich daß er nicht werth sei unsern Frommen die Schuhriemen zu lösen. Aber sein jetziger Aufenthalt in der Nähe derselben hat ihm bereits einen vollständigen moralischen Hochmuth verliehen. „Der Abschaum unsrer Literatur, feile Scribenten, deren durch Liederlichkeit aller Art ausgebranntes Leben in Tumult und Revolution noch den letzten Reiz findet, die in gesetzlichen und ruhigen Zeiten es nie zu einer ehrenhaften Existenz bringen können, und die, um dem Elende und dem Hunger zu entgehen, das Glück von Millionen Menschen und die Zukunft ihres Vaterlandes verrathen“ — diese stehen nach seinem „Aufruf an alle Gemeinden Preußens“ an der Spitze „des Berliner Pöbels.“ Eichler und Julius sind ihm Namen, die „ein deutscher Mund“ nicht gern auf die Zunge nimmt. Kuranda ist ihm in einer frühern Nummer ein elender Schacherjude. Wir kommen auf dieses „Volksblatt“ zurück.

Bei den Wahlen für das deutsche Parlament hat hier besonders der Hallische politische Kreis, an dessen Spitze gewissermaßen Professor Duncker steht, große Siege erfochten.

Die Personen welche Leo im vorigen Jahre unter den Spitznamen Prof. Licht, Dr. Ratte, Dr. Pflaume, Dr. Vogelbein, Dr. Bumber, Dr. Prahle u. s. w. durch eine Satyre im Feuilleton des Rhein. Beobachters zu geißeln suchte, befinden sich mit Ausnahme der Jüngeren jetzt fast sämmtlich in Frankfurt. Es sind, um antileo'sch zu reden, außer Duncker die Herren Schwarz, Schwetschke und Haym, (seit kurzem Secretär des Hrn. Hansemann). Daß ihnen noch andre Deputirte der Provinz sich anschließen werden, unterliegt keinem Zweifel. Möchte diese Partei daher nicht etwa durch allzu große „Besonnenheit" wider ihren Willen der Reaction in die Hände arbeiten!

Daß das Talent auch bei uns anfängt etwas zu gelten und brauchbar zu erscheinen, mögen sie noch aus Folgendem ersehen. Der Vater Gleim hat zu seiner Zeit in Halberstadt einen Preis ausgesetzt für den welcher das beste Gedicht machte auf den Freiherrn von Spiegel, seinen Freund, der die Spiegelsberge zu einem reizenden Vergnügungsorte umschuf. Alljährlich im Mai findet der Sängerkrieg statt, und der Magistrat entscheidet. Seit undenklichen Zeiten nun hatte ein Stadtpoet des gewöhnlichsten Schlages alljährlich den Preis gewonnen. Diesmal aber gewann ihn der Assessor August Hesse, der als Novellist auch Ihren Lesern bekannt ist.

Zur Chronik der Gegenwart.

— Der erste wichtige Moment der Nationalversammlung zu Frankfurt war die Erledigung, oder wenn man will Beseitigung der Mainzer Unruhen. Das Gelüst zu regieren, statt blos zu berathen und zu constituiren, war im Funfzigerausschuß rege. Er hatte zur Schlichtung von Wirren Bevollmächtigte abgesandt. Während er aber in Köln, Straßburg, Prag auf diese Weise einschreiten wollte, ließ er in Posen die Sache offen. Diese Folgewidrigkeit hat den Funfzigerausschuß gezeichnet. Das Gelüst zu herrschen drängte sich jetzt in der Mainzer Sache auf. Wäre die Versammlung darauf eingegangen, Maßregeln zur Schlichtung der Mainzer Wirren zu beschließen, so wäre aus der gesetzgebenden Versammlung eine vollziehende Regierung geworden. Die Versammlung beschied sich nach Erwägung der Mainzer Sache von ihrer Erledigung und Entscheidung abzustehen. Sie ging auf ihr Geschäft über, die Verfassung für Deutschland festzustellen.

— Welcker kämpfte in Frankfurt wieder gegen Anarchie und Umsturz wie ein alter Löwe. Er brachte wie im Vorparlament auch jetzt wieder durch die Gewalt seines donnernden Wehe! erschütternde Wirkungen hervor. Er habe, rief er, die Schmeichler der Fürsten und ihre unseligen Theorien nicht deshalb 30 Jahre lang bekämpft, um jetzt feig den Tagesmeinungen des Volkes zu schmeicheln. Wohl sei die Nationalversammlung eine Macht, aber sie solle sich hüten diese Macht zu mißbrauchen! Vereinbarung mit den Regierungen habe schon das Vorparlament beschlossen! Die Regierungen herabwürdigen heiße den Wühlern in die Hände arbeiten! — Welcker war auch jetzt wieder der Eckstein an welchem sich die stürmenden Wogen brachen. Er ruft sein donnerndes Halt in die brausende Bewegung. Er setzt seinen Willen nicht durch, aber er ebnet der Gagern'schen Richtung die Bahn, zumal da jetzt kein Hecker da ist der sich ihm in den Weg wirft und, findet er diesen verrammelt, seitwärts durchbricht. Welcker's Herausforderung trieb im Vorparlament die äußerste Linke der Badenser zu ihren verzweifelten Schritten, Alles zu wagen oder Alles zu verlieren.

— Der zweite wichtige Moment in der Nationalversammlung zu Frankfurt ist auf den Werner'schen Antrag die Entscheidung, alle Beschlüsse der einzelnen Landtage in den deutschen Staaten die den Entschließungen der gesetzgebenden Nationalversammlung widersprechen würden, für ungültig zu erklären. Damit ist die Reichsverfassung welche die Nationalversammlung feststellt, über alle einzelnen Verfassungen erhoben und bindend für die verschiedenen deutschen Staaten. Bei der Mainzer Debatte galt es eine Ehrenrettung der preußischen Waffen. Sie gelang, weil die Gegner allzu leidenschaftlich verfuhren, obschon Fürst Lichnowsky in seinem Eifer für Preußen die Leidenschaftlichkeit noch zu überbieten schien. Bei der zweiten großen Debatte galt es den preußischen Sondergeist zu brechen. Freiherr v. Vincke und Graf Arnim-Boitzenburg waren die bedeutendsten Kämpfer zur Wahrung des preußischen Particularismus. War die Mehrheit geneigt gewesen die Ehrenrettung der preußischen Waffen zuzulassen, so war sie jetzt entschlossen jeden preußischen Vorbehalt zu beseitigen. Die beiden gefeierten Preußen hatten nur eine geringe Minderheit für sich. Der epigrammatische, scharfsinnige Vincke, der Schrecken des Hofes und des Ministeriums auf dem ersten Vereinigten Landtage zu Berlin, erregte sogar Gelächter als er sagte, noch gebe es keine deutsche Nation, noch bestehe Deutschland aus 38 Nationen.

— Der alte Hort der Verfassung Sachsens, v. Lindenau, stellt in Frankfurt statt eines Kaisers ein kaiserliches Triumvirat in Antrag. Dieser hohe Rath der die Beschlüsse des zukünftigen Parlaments zu vollziehen habe, soll aus den Souveränen Östreichs und Preußens und aus einem dritten, unter den übrigen deutschen Fürsten vom Parlament auf Lebenszeit gewählten kaiserherrlichen Obmann bestehen. Diese Dreimänner wählen in Zeiten der Noth einen Dictator. Der Lindenau'sche Entwurf bestimmt für das Parlament zwei gleichberechtigte Kammern. Die vorerwähnte Sanction des hohen Rathes soll nur eine suspensive Kraft haben; einem zum dritten Male mit Dreiviertel der Stimmen gefaßten Beschluß kann die Sanction nicht länger entzogen werden. Die bisherige landesherrliche Unverantwortlichkeit der Fürsten hört von nun an auf; die Fürsten haben vor dem Parlament der Nation ihr Forum.

— Nach dem Programm der Linken in der gesetzgebenden Nationalversammlung zu Frankfurt soll an Deutschlands Spitze ein aus directen Wahlen hervorgehender Reichstag treten der als vollziehender Körper ein Reichsministerium mit einem Präsidenten erwählt. Die jetzige Nationalversammlung ist nach Ansicht dieser Partei ermächtigt den Bundestag völlig zu beseitigen und eine vorläufige Centralgewalt

hinzustellen. Die Anzahl dieser äußersten Linken, meist aus Rheinländern und Süddeutschen bestehend, gibt man gegen 50 an; Blum und Eisenstuck aus Sachsen, Rauwerk aus Berlin, Wesendonk aus Düsseldorf, Vogt aus Gießen gehören zu ihnen. Zu ihren Entschließungen bekennen sich etwa 50 andere die dasselbe bezwecken, wenn auch weniger schroff durchführen wollen. Durch den jetzt erst erfolgenden Eintritt der badischen Abgeordneten wird die Partei noch etwa um 12 vermehrt. Das „deutsche Haus“ zu Frankfurt ist ihr Versammlungsort.

Die äußerste Rechte in Frankfurt beschränkt sich auf 20 — 30 Mitglieder, eine Partei von Hochblut nach Geburt oder wissenschaftlicher Gelehrsamkeit. Graf Arnim-Boitzenburg, Freiherr Vincke (der in Berlin für radical oppositionell galt), Dahlmann gehören zu ihr. Diese Partei ignorirt vornehm das Blut das in München, Wien und Berlin geflossen, leugnet, so historisch sie ist und sein will, die Thatsachen der revolutionären Bewegung unsrer Tage und wird weder dem Volke geben was des Volkes ist, noch die Sache der Fürsten retten.

Das Centrum, die große Mehrzahl der Versammlung, ist die Partei die sich mit Heinrich v. Gagern und mit Soiron bezeichnen läßt. Sie sucht die Sache des Volkes mit der Sache der Fürsten auszugleichen. Sie erkennt die Revolution als Thatsache an, sucht sie aber gesetzlich als Reform Deutschlands festzustellen. Zerstückelt sie sich nicht, wie das bei den Gemäßigten so oft der Fall ist, so trägt sie den Sieg davon. Wird sie Lindenau's Entwurf zu dem ihrigen machen? Diese Frage ist jetzt die wichtigste.

— Die Faust drängt sich immer sichtlicher hervor wo die Köpfe nicht ausreichen. George Sand hat sich auf ihr Gut in Berry zurückgezogen. Die Bauern in Berry drohen die „Communistin“ in den Fluß zu werfen. — Die Adresse der westpreußischen Bauern welche Dr. Prutz mitzutheilen beauftragt war, ist eine entschiedene Demonstration der Faust welche mit energischen Schimpf- und Fluchwörtern den Berlinern den Krieg ankündigt.

— Ein Privatbrief aus Baden den die Leipziger Zeitung mittheilt, schildert die gänzliche Verwilderung Derer die sich dort Republikaner nennen. Die eine Fraction bedauert Hecker's Aufstand nicht unterstützt zu haben und hofft entschieden auf französische Hülfe. Die andre Partei will Baden zur Republik machen ohne sich zugleich von Deutschland loszusagen. Mit dem Schiboleth Republik wollen sie aber nicht etwa Gewerbe-, Preß- und Lehrfreiheit, ihr Terrorismus geht auf Plünderung. Von Gemeingeist und Duldung weiß dieser Egoismus der Faust nichts; was er Republik nennt, entbehrt aller republikanischen Tugenden.

— Ein gut unterrichteter Briefsteller der Leipziger Zeitung spricht von 100,000 Thlr. welche Fürst Czartoryski aus Paris nach Berlin, von einer gleichen Summe die er nach Wien geschickt, um „polnische Wirthschaft“ zu treiben. Er macht auf die gleichzeitigen Bewegungen des 15. Mai in beiden Städten aufmerksam. Der Zufall hatte sein Spiel daß der 15. Mai auch in Paris und Neapel der Tag der letzten Attentate war. Polen aber haben zweifelsohne auf allen Posten ihre Hand in diesem „Spiele.“ — Die nationale Reorganisation der polnischen Theile des Großherzogthums Posen wird unmöglich, da die Polen jede Übernahme eines Amtes dabei verweigern. — Gegen die auffällige Belobigung des General v. Willisen Seitens des Ministeriums Camphausens erklärten sich entschieden die Stadtverordneten von Posen.

— Heinrich Heine erhielt aus den geheimen Fonds des Ministeriums Guizot eine Pension. Da er nichts für Guizot, nichts für Louis Philippe geschrieben, so hat man gemeint er habe eben um zu schweigen die Unterstützung bezogen. Die Deutschen haben kein Recht über das Unglück Derer zu lästern die an fremdem Heerde eine Zuflucht gesucht. Heine erklärt in der Allgemeinen Zeitung sehr einfach den Nothbehelf zu dem er sich verstehen mußte. Mit Heine hat Deutschland über andere Dinge zu rechten! „Die Unterstützung, sagt er unter anderem, die ich vom Ministerium Guizot empfing, war kein Tribut; sie war eben nur eine Unterstützung sie war — ich nenne die Sache bei ihrem Namen — das große Almosen welches das französische Volk an so viele Tausende von Fremden spendete, die sich durch ihren Eifer für die Sache der Revolution in ihrer Heimath mehr oder weniger glorreich compromittirt hatten und an dem gastlichen Heerde Frankreichs eine Freistätte suchten. Ich nahm solche Hülfsgelder in Anspruch kurz nach jener Zeit als die bedauerlichen Bundestagsdecrete erschienen die mich, als den Chorführer des sogenannten jungen Deutschlands, auch finanziell zu verderben suchten, indem sie nicht blos meine vorhandenen Schriften, sondern auch alles was späterhin aus meiner Feder fließen würde, im voraus mit Interdict belegten, und mich solchermaßen meines Vermögens und meiner Erwerbsmittel beraubten, ohne Urtheil und Recht.“ Daß man diese Unterstützung auf den Pensionsfonds anwies der keiner öffentlichen Controle ausgesetzt war, geschah um sich gegen deutsche Regierungen die oft genug Reclamationen erhoben, nicht in Mißhelligkeiten einzulassen. Heine hat Guizot ein einziges Mal gesehen und ihm seinen Dank, aber auch seine Verwunderung ausgesprochen daß man ihm bei seiner nicht ministeriellen Gesinnung diese regelmäßige Ausgabe zuwende.

— Dahlmann brachte in Frankfurt folgende Erklärung im Namen des Verfassungsausschusses zu Protokoll: „Die verfassunggebende deutsche Nationalversammlung erklärt feierlich, daß sie im vollen Maße das Recht anerkenne, welches die nichtdeutschen Volksstämme auf deutschem Bundesboden haben, den Weg ihrer volksthümlichen Entwickelung ungehindert zu gehen und in Hinsicht auf das Kirchenwesen, den Unterricht, die Literatur und die innere Verwaltung und Rechtspflege sich der Gleichberechtigung ihrer Sprache, soweit deren Gebiete reichen, zu erfreuen, wie es sich denn auch von selbst verstehe, daß jedes der Rechte, welche die im Bau begriffene Gesammtverfassung dem deutschen Volk gewährleisten wird, ihnen gleichmäßig zusteht. Das fortan einige und freie Deutschland ist groß und mächtig genug, um den in seinem Schooße erwachsenen anderstredenden Stämmen eifersuchtslos in vollem Maße gewähren zu können was Natur und Geschichte ihnen zuspricht; und niemals soll auf seinem Boden weder der Slave, noch der dänisch redende Nordschleswiger, noch der italienisch redende Bewohner Süddeutschlands, noch wer sonst, uns angehörig, in fremder Zunge spricht, zu klagen haben, daß ihm seine Stammesart verkümmert werde oder die deutsche Bruderhand sich ihm entziehe, wo es gilt.“ — Welche Sprache dagegen führt Böhmen!

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

F. Gustav Kühne.

1848. 17. Juni. | № 25.

Skizzen deutscher Städte.

München, von J. v. W.

Es gibt ein doppeltes München, ein altes und ein neues; wir könnten fast sagen ein München des Bieres, und ein München der Kunst.

Leben und Regsamkeit herrscht in den unfreundlichen Gassen des alten Münchens; man kann sich oft nur mit Mühe durch das Gedränge winden. Große Bräuwagen, der Länge nach mit doppelt auf einander gestapelten Bierfässern bedeckt, rollen langsam auf dem unebenen Straßenpflaster einher. Vier stattliche Hengste schwerster Race, wohlgenährt und gepflegt, theils zum Schutz gegen ihr Gebiß, theils auch nur zur Zierde mit großen Maulkörben von blankgeputztem Messing versehen, ziehen mit Mühe die Last. Das phlegmatische, rothglänzende Gesicht des Knechtes deutet darauf hin daß der Nektar den er verfährt, auch ihm gut bekommt, sein Geschäft zugleich sein Genuß ist. Dazwischen rumpeln zahllose Bauernkarren, mit einer schlechten unansehnlichen Pferderace bespannt, fast alle mit Getreide oder Holz zum Betriebe der Brauereien beladen. Das ganze Äußere dieser Fuhrwerke und ihrer Besitzer deutet auf Ärmlichkeit und Verkommenheit. So reiche Bauern viele Gegenden von Baiern auch besitzen, so wenig ist dies in der Umgegend von München auf viele Stunden weit der Fall. Der Boden ist zu steril, das Klima zu rauh, die Intelligenz in Allem, also auch in der Betreibung der Landwirthschaft zu wenig entwickelt als daß Wohlstand herrschen könnte. Küper welche auf den Straßen Bänder und Reifen um die großen und kleinen Bierfässer und Braupfannen legen, beengen noch mehr den Verkehr. Das Geklopfe ihrer Schlägel tönt passend zu dem dumpfen Rollen der Fässer auf den Wagen. Aus den Häusern dringt oft ein süßer, angenehm die Nase kitzelnder Malzgeruch, verkündend daß in ihnen des Baiern Lieblingsgetränk bereitet wird. Zahllose Wirthsschilder und Inschriften von Bierhäusern zeigen dem Fremden schon auf den ersten Blick, wie gewaltig der Bedarf, und wie gewaltig der Durst hier ist, oder vielmehr der Hunger, denn dem Baiern ist das Bier flüssiges Brot. Auf all dem regen Verkehr der Gassen ruht zugleich eine Langsamkeit, eine Gleichförmigkeit, die den Lärm der Bewegung von der Geschäftigkeit anderer Städte, namentlich der Handelsstädte, unterscheidet. Alles geht fein langsam und gemessen, die Pferde ihren ruhigen Schritt, die Menschen wo möglich noch weniger schnell. Gibt es eine Stockung, und besonders an den Schrannentagen geschieht dies allaugenblicklich, so wartet Alles geduldig bis dieselbe wieder sich löst, und eine lange Reihe von Fuhrwerken hält oft geraume Weile ohne vom Platze zu kommen. Ertönen auch Flüche und Schimpfwörter grober Art, ja fallen auch selbst oft kräftig angebrachte Peitschenhiebe dazwischen, so daß die an allen Straßenecken postirten Gendarmen Mühe haben die Erbitterten von einander zu trennen, so geschieht dies doch mehr um der angebornen Rauflust Genüge zu leisten, als daß sonst Ungeduld über die verlorne Zeit dazu triebe. Der Grundsatz: „Zeit ist Geld" ist hier noch nicht eingedrungen; trotz aller Arbeitsamkeit huldigt man noch sehr dem Spruche: „Eile mit Weile." Es liegt sehr viel Festes, Kräftiges in der

ganzen Erscheinung des Altbaiern, was sich besonders bei den untern Ständen, in ihrem Auftreten und in Allem was sie treiben und thun, ausdrückt, aber auch wieder etwas ungemein Langsames, Schwerfälliges. Wie ganz anders ist die eilende Hast drängender Geschäftigkeit die bei ähnlichem Gewühle in großen Handelsstädten, in Leipzig, Frankfurt oder Hamburg und Bremen herrscht! Welch anderes Tempo haben dort Pferde und Menschen!

Eine ganz andere Welt eröffnet sich uns, kommt man durch das im Bau begriffene großartige Thor welches die „Ludwigsstraße" auf würdige Weise schließen wird, und tritt so unmittelbar, ohne weitere Vorstädte, gleich von öder Haide herein in dies neue München. Diese Straße findet in architektonischer Hinsicht nicht Ihresgleichen in Deutschland, vielleicht nicht in ganz Europa. In langer, gerader Reihe, soweit das Auge reicht, reihen sich an beiden Seiten des sehr breiten Raumes Palast an Palast, ein großartiges Bauwerk an das andere. Man kann sich vielleicht mit der Bauart mancher, ja sogar vieler derselben nicht ganz einverstanden fühlen, Einzelnes und wohl auch nicht ganz mit Unrecht hie und da tadeln, aber Großartigkeit und edlen, gediegenen Geschmack wird man dem Ganzen nicht absprechen können. Unter all den vielen öffentlichen Bauwerken aller Art, und den wenigen Privathäusern welche diese „Ludwigsstraße" bilden, ist auch kein einziges welches nicht schon für sich allein der Aufmerksamkeit werth wäre, und darum findet man so leicht keine zweite ihr gleiche Straße wieder. Wenn so der Fremde diese lange Reihe hinabfährt, seine Blicke stets von einem Bauwerk auf das andere gleiten, er den Wagen gleich aufhalten möchte um jedes näher zu betrachten, dann fühlt man daß München die Stadt der neueren bildenden Kunst in Deutschland ist, daß demselben in dieser Hinsicht der Name des „deutschen Athens" nicht mit Unrecht gebührt. — Aber wie todt und öde ist diese, sind auch alle anderen neueren Gassen, ebenfalls so reich mit Prachtbauten, Standbildern und ehernen Säulen aller Art geziert! Wie verlieren sich die wenigen einzelnen Fußgänger und noch seltneren Wagen in diesen breiten, langen Räumen, zwischen diesen kolossalen Steinmassen! Das Leben und Treiben einer großen Stadt fehlt hier gänzlich, kein Handel, keine Gewerbsthätigkeit, keine Regsamkeit irgend einer Art macht sich bemerkbar. Hier hat das München mit seinem Bierverkehr gänzlich aufgehört, als lägen hundert Meilen zwischen beiden Stadttheilen. Hier eilen einzelne Musensöhne in die weitgelegene, prächtige Universität, oder in die einzig in ihrer Art dastehende Bibliothek, einzelne Maler und Architekten in den Kunstverein, oder in eine der Galerieen. Hie und da rollt höchstens ein Fiaker mit einer Schaar neugieriger Fremden die im Fluge die so vielgerühmten Kunstschätze der Stadt durcheilen, um ganz verwirrte, in einander schwimmende Eindrücke mit fortzunehmen, doch aber wohlgefällig nachher sagen können, so und so viel Pinakotheken, Glypthotheken, Galerien, Kirchen, Ateliers in ein Paar Tagen durchwandert zu sein. Andere Fremde stehen in kleinen Gruppen, die schwachen Sehwerkzeuge vorsorglich mit Lorgnetten oder Taschenfernröhren bewaffnet, vor den einzelnen Gebäuden und Monumenten, kritisch die besondern Einzelheiten derselben durchmusternd. Daß diese wie auch fast alle Künstler, Architekten, Professoren die man hier sieht, Auswärtige und keine Eingebornen der Stadt sind, erkennt man auf den ersten Blick. Einzelne Beamte oder Officiere treten aus den Collegien und Kasernen, die hier zwischen Kunst und Wissenschaft bunt durch einander liegen. Diese unterscheiden sich in ihrem ganzen Typus wesentlich von diesen Fremden. Nur in den Mittagsstunden erblickt man hie und da in diesen Stadttheilen die Equipage eines Gesandten oder vornehmen Adeligen, aber auch dies viel seltener als in irgend einer andern gleich großen Residenz. Theils verliert sich in diesen ungeheuern Räumen Alles viel leichter, theils besitzt München auch verhältnißmäßig nur sehr wenig Equipagen. Es hat zwar vielen, aber meist nur armen Adel, der keinen Aufwand macht; noch weniger gutbezahlte höhere Civil- und Militärbeamte, denn im ganzen Königreich sind alle Besoldungen bis zu den höchsten Stufen hinauf äußerst gering; und am allerwenigsten gibt es hier wohlhabende Kaufleute und Fabrikanten die Luxus treiben könnten. Nur mehrere Brauereibesitzer machen hievon eine Ausnahme.

Was bei aller Verschiedenartigkeit des ersten Eindrucks den München macht, sich gleich bleiben wird, ist die Überzeugung der unvortheilhaften Lage und der öden Umgebung dieser Residenz. Anderthalbtausend Fuß über dem Meere liegt München auf einer öden, unfruchtbaren Hochebene, deren aus Kies und Kalksteingeröll bestehender Boden theilweise aller Bebauung spottet. Daher fehlen alle Gartenanlagen, Landhäuser. Nur unfruchtbare Felder erblickt das Auge; so weit es reicht: nichts als braune kahle Ebene, kaum mit einigen spärlichen Gräsern nothdürftig bewachsen. Die verrufenste Gegend der verrufenen Lüneburger Haide kann keinen trostloseren Anblick gewähren, wie oft die nähere oder fernere Umgebung Münchens. Ver-

lockend winkt in duftiger Ferne die blaue Kette der Salzburger, Tyroler und Vorarlberger Alpen. In der Nähe gewähren nur die Ufer der Isar an einigen Punkten Genuß und lassen die übrige Umgebung einigermaßen vergessen. Es ist ein wahrer Gebirgsfluß, dies schnellrauschende, hellgrüne Gewässer der Isar, eine ächte Tochter Tyrols. Sie durchströmt München in vielen kleinen Armen und belebt mit der Vehemenz ihrer schießenden Schnelligkeit den fast einzigen Garten Münchens, den „englischen Park." Die ungünstige Lage gibt der Stadt auch ihr rauhes, widerwärtiges Klima, an welches der Fremde sich nur äußerst schwer gewöhnt, und dem er gewöhnlich erst seinen Tribut zollen muß.

Wie man darauf kommen konnte, auf so ungünstiger Stelle eine Stadt zu gründen, die sich allmälig sogar zur Kapitale erhob, ist unbegreiflich. Das jetzige München war ursprünglich der Nebenhof eines Klosters. Daher auch der Name und das Wappen der Stadt, eine ganze Mönchsfigur mit aufgehobenen Händen und einem Buche. Man darf sich daher nicht wundern wenn gerade die Mönche und ihre Beschützer bis auf den heutigen Tag der Stadt ihre besondere Vorliebe angedeihen ließen und stets nicht geringen Einfluß in derselben behielten. Betrachteten sie doch bis noch auf die neueste Zeit dies München gleichsam als ihr Eigenthum und hatten hier vorzugsweise ihr Hauptquartier, von dem aus sie auch unser übriges Vaterland wieder zu gewinnen suchten. Man begegnet noch jetzt bisweilen in den hiesigen Straßen lebendigen Gestalten, die auf ein Haar dem Wappenbilde gleichen. Den Ursprung aus einem Mönchskloster verräth, wie gesagt, der Name München; Monachium heißt Stadt der Mönche. Andere leiten den Namen willkürlich von dem Wort Munichen ab, das gleichbedeutend mit Meierhof war. So viel ist gewiß daß in Urkunden des zwölften Jahrhunderts der Ort zuerst unter diesem Namen, als zum Kloster Schäflaun gehörend, vorkommt. Eine, wenn auch nur geringe historische Bedeutung erhält München zuerst unter Heinrich dem Löwen, welcher hier 1156 eine Zollstätte anlegte, um das aus den oberbaierischen Salinen nach Franken und Schwaben gehende Salz, das die Isar passirte, zu besteuern. Wahrhaftig, kein ruhmvoller Anfang einer Stadt, Mönchskloster und dann Zollstätte gewesen zu sein, also in zwiefacher Hinsicht der geistigen und bürgerlichen Beschränkung zum Ankerplatz gedient zu haben! — Da diese Zollstätte oft blutige Streitigkeiten hervorrief, so wurde sie auch befestigt und dies muß Ludwig den Strengen dazu bewogen haben, an einer so reizlosen Stätte seine Residenz aufzuschlagen. Nach einem alten Plan, den man noch aus damaliger Zeit hat, muß die Stadt ungemein klein und dürftig gewesen sein. Gerade wo jetzt der Marktplatz, der „Schrannenplatz" ist, in der Mitte des jetzigen, lag das alte damalige München, und seine Mauern umschlossen keinen viel weiteren Raum als jetzt der Markt mit einigen angrenzenden Gassen umfaßt. Dennoch wurde schon 1271 zu dem noch jetzt, wenn auch wohl sehr verändert stehenden St. Peter eine zweite Pfarrei begründet, und da man nicht Geld genug hatte, noch eine Kirche zu bauen, wenigstens eine Kapelle für die zweite Pfarre errichtet. Also gleich Anfangs mehr Pfarreien als sogar Kirchen! Welch günstigen Boden hat doch die Geistlichkeit hier zu allen Zeiten gefunden! Was Wunder daß sie solchen Ort auf alle Weise bevorzugte. — Ein Bruderzwist, der zwischen Ludwig dem Baiern, später als deutscher Kaiser bekannt, und seinem Bruder Rudolph entstanden, verschaffte der Stadt 1322 von Seiten des Siegers viele vortheilhafte Privilegien, unter anderm die Einnahme des Salzzolles. Dies trug zu ihrer Vergrößerung viel bei. — Auch die Jesuiten fanden sich gar bald hier ein, da sie einen nicht unempfänglichen Boden für ihre Arbeit hier entdeckten. Schon in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts feierten die Söhne Loyola's ihren Einzug in diesem Ort den sie bis auf den heutigen Tag nie wieder ganz verlassen haben. Die Saaten welche sie in dieser langen Zeit gesäet, haben leider nur allzu üppige Früchte getragen, und es wird noch manche Anstrengungen unserer Zeit kosten, um all diese verderblichen Schlingpflanzen und Giftkräuter, die dem gesunden Lebensbaum des baierischen Volkes so viel Säfte entzogen, sein kräftiges Gedeihen so sehr erschwerten und die Luft ringsum mit so dicken Nebeln verfinsterten, gänzlich wieder auszurotten. Wird die Luft jetzt ganz gereinigt, der Boden von diesem Gestrüpp endlich ganz gesäubert sein und bleiben? —

Welche Rolle Baierns Kurfürst im dreißigjährigen Kriege gespielt, und welche Drangsale seine Heere unter dem kleinen schlauen Tilly, den dafür jetzt eine eherne Standsäule in Münchens „Loggia" ehrt, und unter dem wilden, aber ritterlichen Pappenheim, diesem Ideal eines mittelalterlichen Reiteranführers, einem großen Theile Deutschlands gebracht, ist bekannt genug. Eine kleine, und nicht ganz unverdiente Züchtigung erhielt München durch den Besuch Gustav Adolphs. Wie dieser König die Stadt mit „einem goldenen Sattel auf dürrem Pferde" vergleichen konnte, will uns

nicht recht einleuchten. Zwar den Vergleich mit einem dürren Pferde finden wir hinsichtlich der Umgebung recht passend, aber der goldene Sattel will uns nur nicht recht treffend scheinen. Der Schwedenkönig muß besonders das zu jener Zeit erst neu erbaute Residenzschloß in's Auge gefaßt haben, das so sehr es jetzt abfällt, ja gegen die neuen Königsbauten die es einschließen, gar unscheinbar aussieht, damals vielleicht ganz stattlich sich gemacht haben kann. Sonst freilich kann man nicht begreifen wie Jemand der damals Nürnberg und Augsburg gesehen, das alte München wie es jetzt sich noch zeigt, „gülden" finden konnte. — Die späteren Kurfürsten die in München ihren Sitz hatten, kauften abwechselnd Bilder oder erbauten Kirchen und Klöster, und man kann Spuren ihres Wirkens noch immer genugsam finden. Wenn auch Maximilian III. schon eine „Akademie der Wissenschaften" gründete, so war dies doch nur ein Luxusinstitut, das ebenso zur Verherrlichung des Hofstaates seinen hochtönenden Namen hergeben mußte, wie Bärenzwinger oder Castratenchöre. Von irgend welcher Bedeutung, von nur einigermaßen belebendem Einfluß auf die geistige Förderung des Volkes war diese Akademie nicht im mindesten. Wollte sie wirklich hie und da einen schwachen Versuch dazu machen, so wußten Jesuiten und andere Pfaffen dies gleich noch in der Geburt zu unterdrücken. Diese herrschten mit unbeschränkter Macht in ganz Baiern, sie wußten den fast gutmüthigen und gesunden Sinn des Volkes auf alle Art zum religiösen Fanatismus hinzudrängen.

Mit der pfalzgräflich Zweibrückischen Linie die 1799 den baierischen Thron bestieg, änderte sich hierin gar Vieles. München, im Jahre 1806 zu einem Königssitz erhoben, trat aus der Isolirtheit in welcher es bis dahin gestanden, heraus in den allgemeinen Weltverkehr. Dies mußte einen vortheilhaften Einfluß auf alle Verhältnisse ausüben, frische Luft in die bisherige Dumpfheit bringen. Schon die Kriegsjahre, der Einfluß den die vielen französischen Besatzungen ausübten, so beklagenswerth auch sonst ihr Verweilen und die Stellung ist welche Baiern zu jener Zeit einnahm, brachten eine heilsame Änderung hervor. Mehr aber noch die nach dem Wiener Congresse erfolgende Zusammensetzung des Königreichs Baiern. Die lebendigeren, freier denkenden und aufgeklärteren Franken und Rheinpfälzer, die Ansbacher, Baireuther und Nürnberger gewannen Einfluß auf Altbaiern und auf München. Die protestantischen Elemente, anfänglich mit so großem Mißtrauen aufgenommen, wurden immer zahlreicher, und da sie größtentheils aus Beamten, Gelehrten, Künstlern, Studenten bestanden, so wußten sie sich bald sogar ein gewisses geistiges Übergewicht zu verschaffen. Die große Gutmüthigkeit welche trotz aller äußeren Rauhheit und Rohheit dem eigentlichen Münchener innewohnt, kam hierbei sehr zu Hülfe und half den künstlich eingepferchten Romanismus immer mehr verdrängen. So gewann Alles allmälig ein viel heitreres, frischeres Ansehen. Auch die Persönlichkeit des verstorbenen Königs Max, seine unendliche Herzensgüte die leider so oft schmählich gemißbraucht wurde, sein Wohlwollen gegen Jedermann ohne Unterschied des Standes oder Glaubens, half sehr fördernd hiebei. Ebenso auch der lange Zeit in Baiern allmächtige Meister Montegelas, dem man zwar mit vollem Rechte sehr viele Härten, Ungerechtigkeiten und falsche Maßregeln vorwerfen kann, dessen feiner, geistig durchgebildeter Sinn aber gerade für München nur wohlthätig wirken konnte. Auch das finstere, zusammengedrückte Äußere der Stadt begann mit der geistigen Entwickelung sich immer mehr aufzuhellen. Die Wälle welche fast die ganze Stadt umgaben, wurden bald nach Beendigung der Kriegsjahre niedergerissen, um so auch von Außen der frischen Luft den Zutritt nicht abzusperren. Größere Bauten mußten unternommen werden, um der steigenden Volkszahl Unterkommen zu verschaffen. Kaum 46,000 Einwohner zählte die Stadt als Maximilian Joseph seinen Einzug in derselben hielt, über 70,000 faßte sie schon bei seinem Tode, und jetzt kann die Bevölkerung derselben mit ihren Vorstädten auf nahe an 115,000 Einwohner angeschlagen werden. Die Bauten welche unter König Max entstanden, bilden in architektonischer Hinsicht, wie auch in ihrer örtlichen Lage den Übergang vom alten zum neuen München und suchen so den allzu schroffen Übergang zwischen Beiden einigermaßen zu vermitteln. Der „Bazar" in seiner äußern Gestalt, das Eingangsthor in den Hofgarten, die neue Reitschule, sind wohl die wichtigsten Luxusbauten die derselbe ausführte. Er war dem Bauen nicht gerade überaus gewogen, und seine durch ständige, oft überreichliche milde Gaben geschwächte Kasse hatte auch nicht die Mittel dazu.

Dies die kurze Geschichte des alten Münchens, insoweit dieselbe auf seine äußere wie innere Charakteristik Einfluß hatte. Kommen wir jetzt auf die Epoche unter König Ludwig. Wir haben es hier nicht mit der Politik seiner Regierungszeit zu thun; wir müssen selbst bei Seite lassen daß unter ihm die Kunst auf Unkosten der nationalen Wohlfahrt gedieh; wir müssen

hier, sollen wir München's Neugestalt schildern, aufführen was dieser Fürst architektonisch leistete. In künstlerischer Hinsicht wird man ihm eine ungemeine Thatkraft, verbunden mit dem höchsten und fein ausgebildeten Kunstgeschmack, nicht absprechen können. Für München ist seine Regierung von hoher Bedeutung. Er schuf in wenigen Jahren eine neue Stadt, das hellenische München. Die Stadt welche früher nur wegen ihres Bieres uns bekannt, sonst als ein Hauptsitz pfäffischer Intoleranz und Verdumpfung angesehen war, die jeder Fremde so bald als nur möglich zu verlassen trachtete, machte König Ludwig zum Wallfahrtsort aller Kunstjünger Europa's, er verschaffte ihr den Namen des deutschen Athens. Dazu gehörten aber nicht allein die Schätze eines Königreiches, es bedurfte auch eines Leiters der selbst vom reinsten Kunstsinn beseelt, allen seinen Mitwirkenden und Dienern ein gleiches Gefühl einzuflößen vermochte. Das Land litt unter der Bereicherung der Stadt, das Volk theilte nicht diese Kunst und Bauliebe seines Herrschers, es schmollte mit Recht daß manche Summen für Statuen, Gemälde und Triumphbögen ausgegeben wurden, die besser für Chausseen und Armenhäuser hätten verwandt werden können; aber vergeudet wurden diese Gelder nicht, Resultate hat man wenigstens davon aufzuweisen. Münchens Kunstanstalten und Bauten haben nicht allein der Stadt, sondern auch dem ganzen Königreich, ja ganz Deutschland unendlich genützt. Die plastische Kunst war bei uns fast untergegangen, da sie nirgends eine rechte Heimathstätte mehr fand, und entweder zur bloßen Spielerei erniedrigt oder gänzlich vernachlässigt wurde. Da gründete König Ludwig derselben eine neue Heimathstätte auf der kahlen, rauhen Hochebene Münchens, und aus allen Gauen Deutschlands kam, von seinem mächtigen Schutze angezogen, bald Alles herbeigeströmt, was irgend nur den Drang in sich fühlte, Pinsel, Meißel oder Cirkel in künstlerischer Weise zu führen. Ein Prachtbau entstand nach dem andern, ein weltberühmtes Bild gesellte sich dem andern, eine neue Statue nach der andern ging in blankem Erz oder klarem Marmor aus den Werkstätten berühmter Meister hervor. Es kam ein Schaffenstrieb in unsere deutsche Kunst wie man es früher nie gekannt, ihr goldenes Zeitalter schien wieder bei uns aufzutauchen, nachdem sie so viel bleierne gehabt. Das Beispiel Münchens wirkte belebend auf das übrige Deutschland, manche Höfe und Städte mochten schon der Eifersucht wegen nicht zurückbleiben und auch ihre Herrscher wollten sich gern das Lob großmüthiger Mäcene erwerben. Berlin z. B., wenn es auch die dortige Eitelkeit gewiß nicht anerkennen will, ist wesentlich durch München hierin vorwärts getrieben und die neueren Kunstschöpfungen dort, die theilweise jetzt schon die Münchener überholen, wären wohl nicht in der Weise entstanden, hätte man hier nicht zuerst den Anstoß gegeben. So ist es aber allmälig in ganz Deutschland geworden, so wird es noch immer mehr werden. Die Schüler Münchens verbreiten sich immer weiter, ihr Einfluß wird immer allgemeiner. Bei den neuen Prachtbauten Hamburgs, die mit Recht den Beifall der Fremden ernten, ist Münchens Einfluß unverkennbar, wie denn auch viele derselben von jungen Münchener Architekten erbaut worden sind. Nennt man doch z. B. jetzt allgemein in Hamburg den Rundbogenstyl den man früher im deutschen Norden nicht kannte, den „Münchener Styl", obgleich er nur aus dem alten Byzanz dorthin übergetragen und weiter ausgebildet wurde. Und wie mit der Architektur, ist es mit der Malerei, und wenn auch vielleicht weniger für die Bildhauerkunst, so ist doch mit Cornelius, dem Gründer der Münchener Schule, eine neue allgemeine Epoche in der Kunst zu datiren; Bildsäulen aus dem Atelier Schwanthalers, aus der Erzgießerei Stiegelmaiers, findet man weit über Deutschlands Grenzen hinaus.

Man hat wohl oft behauptet, diese gewaltige Förderung der Kunst in allen ihren Theilen passe nicht für unsere Zeit, sei nur eine künstliche Treibhauspflanze welche nicht im Volke selbst Boden geschlagen habe, und daher verdorren müsse, sobald der königliche Beschützer fehle. Es ist wohl gewiß daß diese Münchener Kunst nicht so aus unserem ganzen inneren Leben hervorgegangen, so innig mit unserem ganzen Sein verwachsen ist, wie es bei den Griechen und auch, wenn schon in geringerem Grade, bei den Italienern des Mittelalters der Fall gewesen. Diesen innern Instinkt der Schönheit der jene Völker trieb aus sich selbst heraus so Hohes zu leisten, ihre ganze Umgebung so kunstsinnig zu gestalten, besitzen wir Deutschen des neunzehnten Jahrhunderts nicht; wir stellen das Schöne das in uns lebt, nicht so äußerlich hin, machen nicht plastisch und architektonisch das äußere Leben zum Abdruck unseres Innern. Daher bedurften wir eines starken Anstoßes, um uns aus einer gewissen Lethargie herauszureißen, eines festen Anhaltes um uns vorerst daran zu klammern, bis wir uns selbst kräftig genug fühlen auch ohne denselben weiter vorwärts zu gehen. Beides hat uns König Ludwig von Baiern gegeben, und was er hierin geleistet ist nicht verloren gegangen. Im-

mer tiefer dringt jetzt der Reiz an der schönen Form für das äußere Leben in alle Schichten des Volkes, immer veredelter wird unser Geschmack; dies zeigt nicht allein die Zahl der bedeutenden Künstler welche wir schon hervorbringen, und die großen Werke welche doch Manche, wenn auch vielleicht nicht Viele von ihnen schaffen, es zeigt noch mehr die Aufnahme welche dieselbe finden. Unsere öffentlichen wie Privatbauten werden stets reiner und harmonischer, unsere freien Plätze stets mehr mit Monumenten und Standbildern geziert, die Werke unserer Maler dringen immer mehr nicht allein in alle Paläste, sondern auch in die Häuser des Mittelstandes und in ihrer Nachahmung selbst in die der unteren Klassen ein. Bis auf die geringsten Gegenstände des täglichen Gebrauches erstreckt sich dieser erwachende Sinn, denn die Formen derselben werden stets reiner und harmonischer, wenn auch augenblicklich bisweilen eine vorübergehende Modelaune dem aller Kunst Hohn sprechenden Rokokostyl huldigte. Aber gerade dadurch daß sie in alle Kreise des Volkes dringt, gleichsam mit dem ganzen Leben desselben eng verwachsen ist, erhält die architektonische Kunst ihre wahre Bedeutung, ihre rechte Weihe. Sie dient dann mit zur Erziehung des Volkes, zu seinem Heranbilden, Veredeln, und fördert, umgekehrt wie die Musik nach innen, so nach außen unsere Entwickelung zur freien, offenen, schönen Form. Dies aber muß das Streben der Menschheit sein, ihr höchstes Ziel, und als wichtige Bundesgenossin müssen wir dabei die Baukunst ehren. Und aus diesem Grunde schätzen wir das Bestreben König Ludwigs so sehr, aus diesem Grunde wollen wir daß demselben ein ehrenvoller Platz wenigstens in der Geschichte Münchens und Baierns behalten bleibe. Gerade sein Bestreben ging dahin, die Kunst zum Gemeingut des ganzen Volkes zu machen, sie aus den verschlossenen Palästen in die freieste Öffentlichkeit einzuführen. Darum die vollkommene Öffentlichkeit fast aller Kunstschätze Münchens so weit nur irgend die Umstände dies gestatten, das so sehr lobenswerthe Bestreben ihre Schöpfungen möglichst sichtbar den Augen Aller zu machen. München ist der erste Ort in ganz Deutschland, wo man die Malerei nicht blos in eng verschlossenen Räumen anwandte. Wenn auch die Ungunst des Klimas manches wieder zerstörte, der strenge Winter die glühenden Farben bleichte, oder bisweilen die Rohheit Einzelner einige Zerstörungen verübte, im Ganzen ist dieser Versuch dennoch gelungen, ja hat schon wohlthätige Früchte getragen. Der Vandalismus beschädigte früher einzelne dieser wunderlieblichen Fresken italienischer Landschaften, wie sie von der Hand ~~Leopold~~ Rottmanns dahin gezaubert die weiten Hallen der Arkaden des Hofgartens zieren und diese zu einem Spaziergang erheben wie ihn die stolzeste Stadt Europa's nicht kennt; aber dieser Vandalismus hat in neuerer Zeit aufgehört.

Man behauptet bisweilen, gerade München oder auch Altbaiern sei vorzugsweise ein schlechter Boden für diese Entfaltung der Kunst, und es sei im Interesse derselben zu beklagen daß König Ludwig nicht gerade einen andern deutschen Volksstamm beherrschte, einer anderen Stadt seine Schöpfungen widmete. Wir finden dies nicht, vielmehr das Gegentheil davon. Zwar liegen im Münchener Volkscharakter gar manche Eigenschaften die der Kunst widerstreben, z. B. ein gewisses geistiges Phlegma, ein überwiegender Hang zu materiellen Genüssen, eine tiefe Abneigung gegen alles Neue. Aber es sind auch wieder andere vorhanden die sehr dafür passen. Dazu zählen wir besonders den Sinn für ruhige, behagliche Anschauung, ohne gleich dabei versucht zu sein, sein kritisches Talent zu üben, wobei jeder wahre Kunstgenuß verloren geht. Diese Ruhe ist im Münchener vorherrschend und macht ihn zum langen, sinnigen Beschauen so geeignet. Dann lebt auch, wenn auch oft unter sehr rauher Form, ein tiefer poetischer Sinn im Altbaiern, der ihn z. B., vom Rheinländer bei dem derselbe so sehr gering ausgebildet ist, auf vortheilhafte Weise unterscheidet, obgleich sonst Letzterer ihn an geistiger Regsamkeit weit überlegen ist. Welch ungünstiger Boden für die Kunst ist hingegen z. B. Berlin mit seinem verständigen Regiren, Kritisiren und Haschen nach Neuem, wodurch jedes wahre Verständniß jeder freudige Selbstgenuß fast ganz verloren geht, wenn auch wohl auf der andern Seite Manches wieder dadurch erzielt wird. Daher werden auch fast alle Künstler sich am wohlsten in München fühlen und auch viel mehr Sympathie beim Volke als in Berlin, Dresden oder Düsseldorf finden.

(Beschluß folgt.)

Das Corpsleben und seine heutige Stellung auf der Hochschule.

† Die Jenenser Burschenschaft Germania hat durch ihren zeitigen Sprecher (Reichardt, Stud. theol.) einen Aufruf an alle Burschenschaften erlassen, sich zum 12. Juni als am Stiftungstage des Bundes auf der Wartburg zu versammeln. Gefährten! hieß es in dem Aufruf, Ihr seid der Kern und das Salz deutscher Hochschulen! Reichet Euch von neuem die Hände zu einer allgemeinen Verbrüderung aller deutschen studierenden Jünglinge zu körperlicher, geselliger, sittlicher, wissenschaftlicher und politischer Ausbildung! — Im Laufe der Zeiten, durch die drückenden Verhältnisse begünstigt, hieß es unter anderm, seien unsittliche Elemente auf den deutschen Hochschulen aufgetaucht die einer freien und zeitgemäßen Gestaltung unseres studentischen Lebens hemmend in den Weg getreten. Es sei jetzt Zeit, wieder einen großen deutschen Jünglingsbund zu stiften; es müsse wieder eine einige Burschenschaft geben.

Soll der Student von neuem eine Sonderstellung zur Zeitbewegung sich erobern? — Wir sind nicht der Meinung. — Zur Ausführung unseres Widerspruchs ziehen wir eine Schrift von A. Raveux heran: Das Corpsleben und seine heutige Stellung auf der Hochschule. (Leipzig, Fritzsche 1848). Der Verfasser gibt uns vom akademischen Corpsleben den geschichtlichen Verlauf, und wir theilen hier diesen Abschnitt mit.

„Von jeher war das Studentenleben ein mit dem Volksleben innig verbundenes, und mochten auch noch so viele Scheidewände, als da sind Corporationsgeist, Comment, verschiedene Rechtspflege, Pedanterie im Betriebe der Wissenschaft rc. sich zwischen beide drängen, immer blieben, zuweilen schwächer, zuweilen stärker, die Fäden der Beziehungen zwischen beiden sichtbar. Als sich die Deutschen noch als Nation fühlten, da gab es auf den Universitäten auch Nationen (Deutsche, Polen, Ungarn, Böhmen rc.); als aber durch den Egoismus der Herrscher und durch die Indolenz der Beherrschten das große Vaterland sich in mehrere tausend Vaterländchen aufgelöst hatte, als zur Schmach des Vaterlandes der Hohenlohe-Schillingfürster sich etwas Besseres dünkte, als den Reichsbürger zu Reutlingen, als der Preuße sich als Preuße zu fühlen anfing, da sahen wir ein getreues Abbild dieser Jämmerlichkeiten auch auf den Universitäten auftauchen — es entstanden aus den Nationen die Landsmannschaften. Ihr Zweck war ein doppelter: erstens Erhaltung der Vorrechte, Sitten und Freiheiten des Studentenlebens, zweitens möglichst zweckmäßige Vertheilung des Amüsements.

Ein großer Theil der deutschen Regierungen zu Ende des 17. Jahrhunderts, welche ängstlich ihrem großen Vorbilde Louis XIV. nachstrebend, außer dem Zopf, der Maitressenwirthschaft, der französischen Küche und sonstigen nachbarlich-französischen Errungenschaften, auch nebenbei noch die Idee des absoluten Staates in ihren Territorien einzuführen versuchten, war natürlich auch darauf bedacht die Selbständigkeit der Universitäten zu unterdrücken, und sie, welche früher vollkommen autonomisch gewesen waren, zu vollständigen Staatserziehungsanstalten umzuwandeln. Die akademischen Behörden konnten sich, zufolge ihrer Zusammensetzung und zufolge der überall verbreiteten Zopfideen, nur schwach diesem Streben der Regierungen widersetzen, ja sie fanden es sogar gerathen dasselbe zum Theil zu unterstützen. Diese Absicht der Regierungen konnte indessen nur durch die Unterdrückung der den Studenten aus frühern Zeiten verbliebenen Rechte und Freiheiten verwirklicht werden; daher tritt als der eine Zweck der Landsmannschaften die Erhaltung des Bestehenden gegenüber der Regierung und dem Senate hervor.

Der zweite Zweck, das Amüsement, ist zu innig mit dem Charakter der Jugend verbunden und versteht sich daher von selbst. Aber auch sogar das Vergnügen erhielt seine eigenthümliche Färbung durch den allgemeinen Zopf der Zeit; sämmtliche Vergnügungen der Jugend wurden systematisirt, und Kneipabende wechselten mit feierlichen Auszügen, Commerce mit Paukereien in erfreulichem, aber gehörigem Maße ab. — Unter den akademischen Vergnügungen jener Zeit waren überhaupt Trinken und Pauken immer noch die edelsten. —

Das Bestehen der Landsmannschaften basirte sich auf die Zerrissenheit Deutschlands. Alle möglichen Stämme und Stämmchen Deutschlands fanden ihre Namen unter den Landsmannschaften auf den Universitäten vertreten. Es gab Würz-, Salz- und Bückeburger, Steier- und sonstige Märker, Nürn-, Bam- und Würtemberger, Schwein-, Quer- und andere Furter, Nord-, Mühl- und sonstige Häuser, außerdem Normannen, Allemannen, Marcomannen und wer weiß was noch für Mannen. Durch gegenseitiges Übereinkommen unter den verschiedenen Landsmannschaften einer Universität, durch sogenannte Cartelle, war für die Zukunft des künftigen, die Bänke des Gymnasiums vor der Hand noch bereitenden Musenjüngers bereits auf's freundlichste gesorgt. Denn der Nassauer durfte nur bei der Nassovia, der Vandale nur bei der Vandalia eintreten, mochte er nun in Bezug auf Gesinnung und Gewohnheit noch so wenig Vandale oder Nassauer sein. Hatte der Fuchs etwa das Unglück, dem Volke Isenburg-Isenburg-Isenburg oder einem andern auf der Universität durch eine eigene Landsmannschaft nicht vertretenen Stamme Deutschlands anzugehören — er konnte sich trösten, sicher war in einem Paragraphen der allgemeinen Landsmannschaftsstatuten dieser fatale Fall bereits vorgesehen, und er wurde entweder einer stammverwandten Landsmannschaft, hier den Darmhessen oder Bubenreuthern, oft aber auch, je nach der Convenienz der Verhältnisse den Esth- oder Liefländern zugewiesen. Der Eintritt fand entweder in Folge freiwilligen Entschlusses statt, oder, regten sich in dem

unschuldigen und unkundigen Gemüth noch einige Bedenken gegen diese heiligen Institutionen, so wurde derselbe durch die Gabe der Rede, und waren die Bedenken zu hartnäckig, durch die Gewalt des Schlägers vermittelt. Eine Consequenz der Sorge für ihr Fortbestehen, andererseits aber auch eine Folge des stattfindenden esprit de corps war es natürlich daß die Landsmannschaften die Existenz der „Finken" oder „Wilden", d. i. derer, welche sich nicht zum Eintritt in eine Verbindung verstanden, möglichst zu erschweren und zu trüben suchten, und so bildete sich eine Aristokratie, oder ich möchte lieber sagen, ein wahrer Terrorismus im Studentenleben.

Die Biblia sacra ihrer Institutionen war der Comment, d. h. die Sammlung der Normen der eigenthümlichen studentischen Sitte, wie sie sich im Laufe der Zeit zum Guten und Schlechten entwickelt hatte. Derselbe war heilig und unverletzlich, seine Übertretung wurde auf's strengste bestraft, und Änderungen desselben konnten nur durch übereinstimmende Beschlüsse aller Landsmannschaften herbeigeführt werden.

Honny soit qui mal y pense!
„Einst Alles, wie heut!"

Als Übergangsform der Landsmannschaft zum Corps können wir die Orden bezeichnen. Dieselben hatten sich aus den Landsmannschaften herausgebildet und bestanden neben denselben fort, ohne ihnen jedoch im Wesentlichen Eintrag zu thun. Sie unterschieden sich hauptsächlich dadurch von den Landsmannschaften daß sie das Bedürfniß einer größern Freiheit in der Association anerkannten, nur gleichgesinnte Genossen in den Bund aufnahmen und überhaupt ein Freundschaftsbund, nicht aber eine Verbindung von Landsleuten sein wollten. Übrigens waren ihre Principien die nämlichen wie die der Landsmannschaften und sehr oft erzwangen auch sie den Eintritt neuer Mitglieder mit dem Schläger in der Hand. Folglich erscheinen sie noch exclusiver, als die Landsmannschaften, und umgaben sich, um dies auch äußerlich zu bethätigen, im Geiste der Zeit mit dem Schleier des Geheimnisses. Diese Geheimnißkrämerei machte sie indessen den Regierungen bald so verdächtig daß die strengsten Maßregeln gegen sie ergriffen wurden. In Folge dessen nahmen sie oft den Namen von Landsmannschaften an und trugen Bänder, während sie früher blos symbolische Zeichen und Wappen geführt hatten. —

Werfen wir einen prüfenden Blick auf die bisherige Geschichte des Corpslebens — denn die Landsmannschaften und Orden müssen wir als frühere Entwickelungsstufen derselben betrachten, nur der Name war ein anderer, — so finden wir durchgehends den Grundsatz der Erhaltung des Bestehenden, der Usurpation einer Herrschaft über das Studentenleben, und der sorglichen Pflege des Comments, der einestheils das unmittelbare Product des ersten, anderntheils aber auch das Mittel zur Erreichung des zweiten Zweckes war.

Es war gewiß von hohem Werth für die Entwickelung einer bessern Zukunft Deutschlands, daß die damalige Generation durch dieses Festhalten am Bestehenden uns das Studentenleben als ein durch fremdartige Elemente wenig getrübtes überbracht hat. Gerade dieser Unabhängigkeit in der Entwickelung des Studentenlebens vom Staat, aber auch der in diesem Zeitraume (die letzte Hälfte des vorigen und der Anfang dieses Jahrhunderts) immer stärker hervortretenden Entfremdung des Studentenlebens vom Volksleben, welches offenbar hinter dem erstern zurückgeblieben war, haben wir es zu danken daß der Geist der Freiheit und der Liebe für das Vaterland nicht gänzlich schlafen ging, so daß es nur einer Anregung von außen bedurfte, um ihn in glänzenderem Lichte erstehen zu sehen. Freilich lag aber auch in dieser Beschränkung der Entwickelung seiner ideellen Principien und in seiner geringen Beziehung zum Volksleben der frühere oder spätere Untergang des Corpslebens. —

Da kamen die Freiheitskriege, und mit ihnen beginnt eine neue, herrliche Zeit auch für das Studentenleben. Der Ruf der Freiheit erscholl durch die deutschen Lande und fand auf den Universitäten einen mächtigen Wiederhall. Der Student verließ in Schaaren den Heerd der Wissenschaft und kämpfte vereint mit dem Volke den Kampf für die heiligsten Güter des Menschen. Das deutsche Volk lernte sich als Eins fassen und es ruhete nicht eher, bis es vollständigen Sieg errungen hatte.

O schöne, hochpoetische Zeit, wo Körner sang, das Schwert zur Seite, wo Vater Arndt's Eisenverse die deutsche Jugend drängte zu Sieg und Tod! O hättet ihr, die ihr damals die Geschicke von Deutschland zu lenken berufen waret, hättet ihr das deutsche Volk verstanden, das herrliche, gute Volk von 1813 und 15, — das Jahr 1848 wäre nicht für euch gekommen!

Die Studenten welche nicht ein früher Tod ereilt hatte auf dem Felde der Ehre, kehrten zurück auf ihre Universitäten. Ihre Ansichten waren bessere und weitere geworden, und ihr erstes Streben mußte sein dieselben in ihrem Kreise zur Geltung zu bringen, je mehr ihnen die alten Verhältnisse als unwahr und dem wahren Wesen der Hochschule widersprechend erschienen. Das alte Corps- und landsmannschaftliche Princip hatte seine Aufgabe erfüllt, — es mußte nun fallen! An seine Stelle trat ein reiner Ausdruck des mit dem Volksleben wiederum innig verbundenen Studentenlebens, die Burschenschaft.

Welche schöne Hoffnungen konnte damals der Freund des Vaterlandes auf seine besten Söhne bauen! Viel wurde auch erreicht. Es wurde ein heiliger Kampf geführt gegen die Rohheiten und Unsittlichkeiten des frühern Studentenlebens und dem fast abgestorbenen Universitätskörper neues Leben eingehaucht. Man erreichte in mehreren Jahren, wozu es sonst eines Jahrhunderts bedurft hätte.

Aber nun wende den Blick ab und verhülle dein Angesicht, der du die deutschen Jünglinge kämpfen sahest nach außen für die Freiheit des Vaterlandes, im Innern für die Wiedergeburt ihrer socialen Verhältnisse! Während auf der einen Seite ein edles, hochherziges Streben, Wissenschaftlichkeit und Tugend zu

kämpfen haben mit vermessenem Dünkel und politischer Frühreife, während Mißverständnisse und böswillige Verleumdungen das Ihrige thun, während alles dies Unheil den herrlichen Bau zur ärmlichen Bretterbude verkrüppelt — da siehst du sie von fern stehen, hämisch die Hände reibend und sich freuend des mißglückten Baues: es sind die neuen Corps! Ja, die herrliche Zeit war ihnen nicht herrlich genug gewesen zum Aufgeben ihrer selbstischen Zwecke und zum Anschließen an die einige Sache. Sie, deren Einrichtungen nun auch der Idee nach verwerflich geworden, die im schreienden Widerspruche standen mit dem Gesammtgefühle des Volkes, sie hatten ein sparsam glimmendes Dasein gefristet während der Befreiungskriege, und matt schleppten sie dasselbe fort bis zu den unglückseligen Zerwürfnissen in der Burschenschaft, und bis die strengen Verbote der Regierung gegen letztere zum Vorschein kamen. Das gibt ihnen neue Nahrung, und verblendete Regierungen, welche in ihnen, als der Oppositionspartei der Burschenschaft, die künftigen Stützen der Throne erblicken, begünstigen sie heimlich oder offen. So sehen wir sie bereits in den zwanziger Jahren ganz in ihrer heutigen Gestalt, und jemehr sich die Burschenschaft von ihrer ursprünglichen Idee entfernte, um so mehr brachte sich das Corpsinstitut zur Geltung im Studentenleben. Bei eintretender Bedrängniß demüthig und bescheiden, machten die Corps bei wieder zurückkehrenden günstigen Verhältnissen ihre vom Zeitgeiste verurtheilten Ansprüche mit äußerster Arroganz geltend. Ihr Anschmiegen an die Verhältnisse war allerdings eminent, denn während sie die Universitätsstadt sammt Umgebung durch Paukereien, Hundehetzen, nächtlichen Straßenscandal und allen nur möglichen Lärm in steter Aufregung erhielten und in möglichste Verwirrung brachten, wußten sie sich dem Senate immerhin als die getreuen Ekardte der akademischen Ordnung und als die Repräsentanten des guten Geistes im Studentenleben darzustellen.

Schon war jene Geltung zur großen Schande der Studentenschaft auf vielen Universitäten zur Herrschaft geworden, da trat eine ganz neue Form der Verbindungen auf der Hochschule auf — der sogenannte Progreß oder die Allgemeinheit. Die Grundsätze dieser Verbindung — Abschaffung des Comments, Abschaffung aller Verbindungen und Vereinigung aller Studirenden zu einer allgemeinen Studentenverbindung, Heraustreten des Studenten aus seiner isolirten, blos auf sich beschränkten Stellung, hierzu Wissenschaftlichkeit und Sittlichkeit, überhaupt Reorganisation des ganzen Studentenlebens — diese Grundsätze müssen den Beifall aller Guten finden und müssen dieser Richtung über kurz oder lang den völligen Sieg sichern." —

Aber noch besteht das Corps. Der Verfasser schildert es als „eitel und pedantisch." Mit der politischen Bedeutsamkeit hatte allerdings die Burschenschaft ihren Kern, ihren Nerv, ihre treibende Idee verloren. Was nun als Hülle davon übrigblieb, läßt sich das künstlich mit derselben Seele wieder behaften? Es ist der Geist der sich den Körper schafft! Dem leblos gewordenen Körper aber läßt sich die alte Seele nicht von neuem einimpfen. Und weil es zu den Arbeiten dieses Zeitalters gehört die Sonderinteressen zu beseitigen, können wir dem Studenten einen Sonderbund weder wünschen noch ihm dazu das Wort reden *).

*) Jena will auf der Wartburg zugleich das dreihundertjährige Jubiläum seiner Hochschule feiern. Nicht Herstellung der allgemeinen Burschenschaft, sondern allgemeine Reform des akademischen Bürgerthums scheint in's Auge gefaßt zu werden. In dieser Reform werden, wie es heißt, folgende drei Punkte erzielt: 1) Die Landesuniversitäten der einzelnen deutschen Staaten für allgemeine deutsche Nationalanstalten zu erklären. 2) Überall Lehr- und Lernfreiheit festzustellen. 3) Die bisherige besondere akademische Gerichtsbarkeit aufzuheben. — Der erste Punkt wird manchem Bedenken unterliegen. Werden die deutschen Hochschulen allgemeine deutsche Nationalinstitute, so büßen sie vielleicht an jener Mannichfaltigkeit ein in welcher man bisher einen Vorzug des wissenschaftlichen Lebens in Deutschland sah. Daß im einen Staate diese, im andern jene Richtung der Wissenschaft vorzugsweise gepflegt wird, wie z. B. Preußen unter dem Ministerium Altenstein die Hegelsche Philosophie, Baiern die Schellingische ausschließlich beförderte, hört dann auf. Was wir an Manichfaltigkeit einbüßen, kommt aber der Nationaleinheit zu gut. Stehen sämmtliche Universitäten unter dem Parlamente, so sind sie sicher vor zurückgebliebenen, lichtscheuen Richtungen wie sie sich in Wien, Prag und München festgestellt hatten; das Parlament der Nation bewacht dann alle Hochschulen gleichmäßig. (Das Parlament wird es sich ohnedies nicht nehmen lassen in Prag eine deutsche Hochschule zu sehen!) Die Freizügigkeit der Studenten, die Gemeinsamkeit im Verkehr der Hochschulen unter einander erhält ebenfalls damit ihre Anerkennung. D. Herausg.

Die Theaterfrage.

Aus Stuttgart.

Die politische Bewegung der neusten Zeit hat der Kunst eine Wunde geschlagen, die auch bei der günstigsten Umgestaltung der Dinge nicht so bald heilen wird. Wunderbarer Weise ist es aber gerade die Kunst die am unmittelbarsten ins Leben eingreift und die uns die unentbehrlichste geschienen, welche am härtesten davon betroffen ist — es ist die Dramatische. Das Theater, mit dessen Interessen wir so innig verbunden waren, das Theater, das dem Einen Unterhaltung, dem Andern Kunstgenuß verschaffte und somit zwei Schichten der Gesellschaft befriedigte, die Gebildeten und die Ungebildeten, das Theater scheint momentan in Gefahr. Momentan, sage ich, denn wir wollen zur Ehre des Geistes hoffen, nicht für immer. Zwar wissen wir wohl daß die moderne Bewegung zunächst nur eine materielle ist. Denn der Communismus, der versteckt hinter Allem lauert, denkt nur an gleiche Vertheilung der Güter, also an materielle, geistige Postulate kennt er keine —, aber wir sind dessen gewiß, der Geist wird sich

nicht unterdrücken lassen; die Intelligenz unterliegt nur momentan einer materiellen Übermacht und schwingt sich dann um so kräftiger wieder empor. Das, was wir in langen Friedensjahren errungen, die Schätze des Wissens und der Kunst — und was noch mehr ist, die Achtung vor beiden, wir werden es uns nicht rauben lassen wollen, ohne uns selbst das schmachvollste Zeugniß der Unbildung zu geben. Die politische Bewegung muß allerdings in alle Sphären menschlicher Thätigkeit eingreifen, aber sie soll nicht zerstörend, sie soll aufbauend wirken. Die Intelligenz soll sich gegen die rohe Gewalt waffnen; sie hat immer noch das Heft in der Hand. Ihr stehen alle Mittel zu Gebote zu beschwichtigen, abzuklären, das Unsaubere vom Saubern zu scheiden und dadurch eine organische Fortbewegung in den Sturm des politischen Wühlens zu bringen. Unterliegt schließlich die Intelligenz, dann muß Kunst und Wissen zu Grabe getragen werden und der Materialismus pflanzt seine Fahne auf. Der Materialismus aber will nichts als leben; schön leben will die Intelligenz. In blühenden Staaten, wo das politische Leben seine höchste Reife erreicht hatte, — ich erinnere nur an Griechenland, — in solchen Staaten war auch die Kunst und das Wissen auf dem Gipfel der Vollendung angekommen. Es wäre deshalb nur ein Zeichen der Gesunkenheit unserer Zeit, wenn die neue Bewegung auch in diese Sphäre nicht neues, frisches Leben brächte. Daß die Kunst untergehe, wie die Künstler befürchten, kann ich nimmermehr glauben; mein Vertrauen auf die Macht des Geistes ist ein viel zu großes. Daß aber die Kunst einer Reform bedürfe, ist gewiß nicht zu leugnen; namentlich thut eine solche nirgend mehr noth als in der Kunst der Bühne. Eine Reform kann aber doch nicht dadurch herbeigeführt werden daß wir die Theater aufheben! Wir können aus dem Unterbau einen schönen Neubau aufführen, wenn wir den alten zuvor abgerissen. Aber wo es bauen gilt, da ist Geld nothwendig und wir sollten uns freuen, je mehr reiche Fürsten die Hand zum Werke bieten, statt daß wir sie kalt zurückstoßen. Die Kunst ist nicht, wie sie dem Ungebildeten wohl scheinen mag, ein Gegenstand des Luxus. Behaupten wir das, so leugnen wir die Bedeutung des Geistes überhaupt; die Kunst ist vielmehr die Blüthe des Lebens. Wir sind doch wohl nicht da um zu essen und zu trinken, sondern Essen und Trinken bilden nur die Basis, damit wir der Fortbildung des Geistes leben können; denn Geist und Geist allein ist das, um dessen willen wir leben. Gerade deshalb halte ich unsere gegenwärtige Lebenseinrichtung für eine durchaus verfehlte, weil die Genüsse des Geistes mit der Arbeit in keinem Verhältnisse stehen, und würde uns diese Frucht aus der politischen Reform, besonders aus der Reform der Arbeit, ich wollte sie freudig segnen. Statt dessen aber droht die Unbildung und zwar gerade die Unbildung der sogenannten Gebildeten, uns die Errungenschaften des Geistes und seine Anrechte zu rauben. — Leugnen wir aber nicht — und welcher Mensch der auf der Höhe der Zeit stände, könnte das! — leugnen wir nicht daß die Kunst die höchsten Emanationen des Geistes verwirklicht, so werden wir die Bedeutung der Bühnenkunst, die wiederum die höchste Erscheinung der Kunst, nämlich der dramatischen, verwirklicht, in ihrem vollen Werthe schätzen. Daß diese Kunst sich freilich nicht so Vielen zu Genusse gibt als wir wohl wünschen möchten, liegt in der Natur ihrer Erscheinungsweise. — Wenn man neuerdings hören mußte, was es einem Bauern auf dem Schwarzwalde nütze, wenn in Stuttgart ein Theater sei, so könnte man das einem Ungebildeten aus der Provinz zu Gute halten; wenn diese Worte aber aus dem Munde eines für gebildet Geltenden kommen, so zeugt es nur davon wie oberflächlich unsere moderne Bildung durchschnittlich noch ist, und in welchen Händen unser Journalismus noch liegt. Aus derselben Feder scheint ein Brief der Frankf. Oberpostamtszeitung geflossen zu sein, der Details über die Existenz unseres Theaters erzählt, die dem Könige selbst noch unbekannt sind. Da diese Details sich jedoch bei allen Hoftheatern wiederholen dürften, so wird eine Widerlegung der einzelnen Punkte in Ihrem Organe am Platze sein. — Nur das Eine zuvor: ich schreibe nur für die Kunst, in keinem andern Interesse, denn ich habe nie einen Kreuzer aus irgend einer Theaterkasse bezogen, im Gegentheil seit Jahren in uneigennützigster Weise für das Theater gewirkt und in seiner jetzigen Gestaltung mehr Unangenehmes als Angenehmes von ihm erfahren. Somit darf ich wohl Unparteilichkeit für mich postuliren.

Man hat dem Institute vorgeworfen daß es zu große Kosten in Anspruch nehme, — um zuerst vom materiellen Theile zu sprechen. – Gut. Das Theater ist Hoftheater, es mußte repräsentiren. Die Einnahmen belaufen sich auf 60,000 Fl., die Ausgaben vielleicht auf 200,000 Fl. Daß die ersteren so gering sind, kommt von den verhältnißmäßig niedrigen Preisen. Der König hat somit einen Zuschuß von 140,000 Fl. jährlich aus seiner Kasse zu liefern. Der Aufsatz in der genannten Zeitung klagt nun daß während das Volk nicht zu essen habe und nicht wisse wie die Steuern aufzutreiben seien, an ein einziges Luxusinstitut solche Summen verschwendet werden. Hierbei kommt zweierlei in Betracht. Erstens, woher kommt das Geld, das der König zur Deckung der Kosten schießt? 50,000 Fl. liefert der Staat; diese 50,000 Fl. sind aber nur zur Unterhaltung einer Hofcapelle ausgesetzt, die zugleich den Gottesdienst in der Schloßkirche zu versehen hat. Also würde sie auch unterhalten, wenn das Theater nicht existirte. Dagegen die übrige Summe von 90,000 Fl. bezahlt der König aus eignen Mitteln. Nein, ruft der Correspondent, und gewiß mit demselben viele Andere, die an Allem Ärgerniß nehmen, was nicht in *ihren* Beutel fließt, – der König bezahlt das Geld aus seiner Civilliste und diese wird von den Steuern bezahlt, also fließt das Geld aus des Volkes Beuteln. In zweiter Instanz, ja. Aber was ist denn die Civilliste anders als die Besoldung des Fürsten, die allerdings kleiner sein könnte, wenn er nicht repräsentiren müßte. Denn leben kann am Ende jeder mit 1000 Fl., wenn er keine Standesausgaben und dergleichen zu machen hätte. Welchen Beamten des Staates aber fragt man was er mit seinem Gelde anfange, wozu er es verwende! Nur dem Fürsten will man eine bestimmte Verwendung vorschreiben. Ich kann aber auch soweit gehen und dies zugeben daß man von dem Fürsten wünsche er möge es zum Wohle seiner Unterthanen verwenden. Dies thut der König von Würtemberg insofern ganz gewiß, als er sicher keine Ersparnisse aus seiner Civilliste macht und überdies ein zu großes Privatvermögen besitzt, um nicht seine ganze Civilliste wieder in die Tasche der Unterthanen fließen zu lassen. Gerade diesen Punkt möchte ich besonders hervorheben, nämlich daß das Geld in Umlauf kommen solle. Auf welche Weise kann dies besser geschehen als durch das Theater? Ist nicht gerade dieser Stand es, dem man die größte Verschwendung vorwirft? Kommt dadurch

nicht das Geld wieder in Circulation? Selten sind es die Schauspieler die sich etwas erübrigen. Sie gewinnen rasch, sie geben es eben so rasch wieder aus, und ich bin der festen Überzeugung daß von den 200,000 Fl., die das Theater kostet, nicht 5000 über die Grenze Würtembergs kommen. Auf welche Weise käme also das Geld rascher wieder in Circulation als gerade durch die Unterstützung des Theaters? Wenn man den Vorwurf macht daß einzelne Glieder der Bühne zu große Besoldungen haben, so vergißt man die Bedingungen ihrer Anstellung oder kennt sie nicht. Pischek z. B. um den London und Petersburg sich streiten werden, hat hier 3500 Fl. Besoldung. Was er sich auswärts verdient, kann man doch nicht mitrechnen. Diese vierthalbtausend Gulden braucht er sicher in Stuttgart rein auf, das Geld bleibt also im Lande. Und wir möchten zweitens fragen, wenn dem einen Theil der Bevölkerung, der an den Steuern mitzahlt, vom Theater nichts zu Genusse kommt, müßte da nicht ebenso gut jeder Steuerpflichtige sich über die Summen beklagen können, die für Einrichtungen im Staate verausgabt werden, von denen ihm gleichfalls nichts zu Genusse kommt? Müßte sich der Protestant oder gar der Deutschkatholik, der auch seine Steuern zahlt, nicht darüber aufhalten, daß man so enorme Summen auf Bildung katholischer Theologen verwendet? Müßte man nicht alle öffentlichen Anstalten, Sammlungen u. dgl. aufheben? — Und was die großen Besoldungen der Künstler selbst betrift, so will ich nur wenige Punkte aus der großen Masse ausheben, die mir zur Vertheidigung derselben zu Gebote stehen. In der ganzen Welt wird jeder der eine höhere geistige oder körperliche Fähigkeit besitzt, besser bezahlt; warum sollte dies nicht auch bei der Bühne der Fall sein? Gerade beim Künstler, wo das Talent absolut vorhanden sein muß, ist auch eine höhere Honorirung ein Recht. In jedem Zweige der menschlichen Thätigkeit, sei sie körperliche, sei sie geistige — kann man auch bei den geringsten Fähigkeiten herangebildet werden. Nur dem Künstler muß das Talent angeboren sein. Er hat überdies nur seine Jugend; kauft er die nicht aus, so muß er im Alter darben. Er steigert deshalb in seiner Blüthenzeit seine Forderungen, weil er weiß daß man ihn entläßt, wenn er alt geworden. Der Staatsbeamte bleibt vielleicht bis in sein siebenzigstes Jahr im Dienste, hat die Aussicht zu avanciren, und endlich die trostvolle Gewißheit einer Versorgung im Alter. All' das ist dem Künstler der Bühne, namentlich dem Sänger versagt, der oft nur zehn Jahre wirken kann, plötzlich eines schönen Morgens seine Stimme verliert und brotlos wird, wenn er nicht etwas anderes gelernt hat. Aber zur Kunst gehört jahrelanger, anhaltender Fleiß; man kann nicht zugleich einen andern Erwerbszweig cultiviren. Künstler mit großen Gagen sind meist solche die nur für kurze Zeit ein Engagement haben und deren beste Frische auf diese Weise erkauft wird. Nach der Zeit sind sie vielleicht abgelegene Waare die Niemand mehr nimmt. — Außer der Oper, die durch Decorationen und andern Aufwand große Summen in Anspruch nimmt, und allerdings wenig dafür leistet, ist es namentlich das Ballet, was als reiner Luxusartikel erscheint. Daß ich das zugebe, wird man von mir nicht erwarten, nachdem ich das Gegentheil, seine hohe Bedeutung, in Rötschers Jahrbüchern nachgewiesen zu haben glaube. So wie der Tanz freilich jetzt ausgeübt wird, verdient er allerdings nur die Aufmerksamkeit der haute volée, nicht der ästhetisch Gebildeten. Aber muß man bei der Corruption sogleich an völlige Auflösung denken? Eine Reform thut allerdings auch hier Noth und eine Verminderung des Personals wird wohl unausbleibliche Folge sein. — Es muß jedoch namentlich die Frage natürlich jedem aufsteigen: wird eine Verminderung des Opernpersonals, seiner Besoldungen, und der Vorstellungen von musikalischen Dichtungen jetzt an der Zeit und möglich sein, wo die Oper der Liebling des Publikums geworden, während das Schauspiel nicht die Hälfte von Menschen anzieht? Wir sagen, es muß sein, wenn der Geschmack des Publikums am Theater wieder sich steigern soll. Die reinste Gattung der dramatischen Kunst, das Schauspiel, muß die Oberhand haben, jeder andere Zustand ist ein Zustand der Corruption! Wir müssen andere Repertoirs bekommen, d. h. das Schauspiel muß den Sonntag erobern und die Oper in die Woche verdrängen, wenn wir auch nicht, wie der Darmstädter Theaterfreund, auf dessen Vorschläge wir zurückkommen werden, eine Verminderung der Opernvorstellungen wünschen. Das Schauspiel, das schmachvoll darnieder liegt, muß gehoben, die deutschen Dichter in ihren Rechten und Ansprüchen unterstützt, durch Akademieen tüchtige Schauspieler herangebildet, und das unbrauchbare Gepäck das wir mitschleppen, abgeschafft werden. Die Zahl der Angestellten ist zu vermindern, diese aber sind fleißig zu beschäftigen, zu ihrem und des Publikums Vortheil. Eingewurzelte Theatervorurtheile sind auszutilgen, die Schauspieler, jeder in s e i n e m Fache zu verwenden, damit ihre Liebe dazu wächst, wir in diesem etwas Gediegenes erhalten und die Größe des Personals verkleinert werden könne. Der Literatur muß bedeutenderer Einfluß auf die Bühne eingeräumt werden, was allein dadurch geschehen kann daß die Dramaturgen eine unumschränktere Stellung erhalten, und in die Theatercomités ästhetisch Gebildete, Kunstverständige zugezogen werden, die dies als Ehrenamt betrachten und zum Frommen des Institutes gerne ihre Dienste gratis leisten werden.

Soweit für jetzt. Daß jetzt schon ein Theaterreichstag, wie ihn der Darmstädter Theaterfreund im Frankfurter Journal vorschlägt, an der Zeit wäre, glauben wir nicht, da die politischen Verhältnisse Deutschlands durchaus zuvor einigermaßen geordnet sein müssen. Die oben gemachten Vorschläge jedoch sind Forderungen, die uns nicht erst seit den neuesten Bewegungen nothwendig geworden sind. Wir fühlten solche Bedürfnisse längst und werden sie später ausführlicher in Anregung bringen. Dr. **Edmund Zoller.**

Aus dem G r o ß h e r z o g t h u m B a d e n, Anfang Juni.

[Die Agenten und auf Republik reisende Handelsdiener; Hecker und seine Partei; gute Ernte, wohlfeile Weine, Mangel an Luxusreisenden; der Ruin von Mannheim und Heidelberg.]

△ Ist zwar äußerlich die Ruhe in ganz Baden vollständig wieder hergestellt, so zuckt und zuckt es im Inneren doch noch fortwährend. Immer noch ziehen Agenten aller Art im Lande umher um die Gemüther aufzuwiegeln. Um Mittel dazu ist man nie verlegen, man nimmt zu Lügen seine Zuflucht wie sie gar nicht abenteuerlicher erdacht werden können. Ich selbst habe in einem Städtchen des Oberlandes Dinge mit angehört wie ich sie mir in der Art nie hätte träumen lassen.

Danach sollten die Russen schon in Berlin sein und mit den Preußen vereint gegen Baden marschieren um dies Land dem jüngsten Sohn des Kaisers von Rußland zu erobern; der jetzige Großherzog sollte mit zwei Millionen Fl. jährlich entschädigt werden. Dagegen sei nun kein weiteres Mittel als wenn Baden eine Republik würde! So wurde von drei Rednern den Leuten vordemonstrirt; „die Franzosen würden kommen und sie vertheidigen; Steuern brauchten dann nicht mehr bezahlt zu werden!“ In der nahen Schweiz gibt es förmlich organisirte Standquartiere solcher Agenten, die auf ihren vorgezeichneten Richtungen das Land durchstreifen und dann wieder zurückkommen müssen um sich neue Instructionen zu holen. Besonders sucht man jetzt den Reichstag in Frankfurt zu verdächtigen, da derselbe mit so großer Mehrheit entschieden allen anarchischen Wühlereien entgegengetreten ist. Man sucht das Volk zu bewegen öffentlich zu erklären, wenn sie Hecker, Struve und Heinzen nicht wählen könnten, wollten sie gar keine Abgeordneten senden, noch sich den Beschlüssen des Reichstages fügen. Dies ist denn doch glücklicher Weise an dem guten Geist, den ein großer Theil der aufgeklärteren Bewohner selbst in den aufgeregteren Theilen des Seekreises gezeigt hat, gescheitert und die Wahlen gehen jetzt vor sich.*) Leider ist es nur zu gewiß daß Hecker der im daselschen Dorfe Mutenz nicht weit von der Grenze sich aufhält**), und von seinem Anhängern förmlich eine Art von republikanischem Hofstaat sich gebildet haben soll, nebst Struve die Seele aller dieser Unternehmungen ist. Maßlose Eitelkeit, blinde Selbstüberschätzung und die vergötternden Schmeicheleien seiner Anhänger haben ihn in einen Zustand der Berauschung versetzt. Daß Gagern verrätherischer Weise von einigen Wildschützen die sich sehr zahlreich bei Hecker's Bande befanden erschossen wurde, steht bei Allen in ganz Baden fest, und ist von sämmtlichen zahlreichen Zeugen bestätigt worden. Ebenso allgemein glaubt man daß dieser Meuchelmord gegen Heckers Willen geschehen, ja daß dieser über die Schandthat sehr empört gewesen. Hätte er nicht später die so ganz verunglückte Vertheidigung dieser Sache übernommen, so wäre seine moralische Mitschuld gar nicht in Rede gekommen. — Ob es diesen republikanischen Agenten gelingen wird, noch einmal einen Aufstand, dessen Ende freilich noch sicherer wie beim ersten zu prophezeien ist, anzuregen ist weder zu bejahen noch zu verneinen. Nach dem Rückzuge aller Hessen und 4000 Mann Würtemberger stehen im Oberlande doch noch 3000 Mann Würtemberger und eben so viel Baiern, in Mannheim und Heidelberg 2000 Mann Nassauer und 2000 Mann Baiern. Wann diese fortmarschieren werden, ist noch sehr zweifelhaft; wahrscheinlich wird ein Theil derselben während des Sommers ein Lager in der Rheinebene Straßburg gegenüber aufschlagen.

An dem republikanischen Feuer in Baden trägt die Wohlfeilheit des Weines viel Schuld. Er wird heuer in großen Massen genossen, erhitzt stark die Gemüther und macht sie für die ihnen gepredigten Lehren empfänglicher. Man kann im Oberlande jetzt den Schoppen Wein vom vorigen Jahrgang für 2 Kreuzer kaufen; in solchen Massen ist er vorhanden. Überhaupt fallen alle Lebensmittel fortwährend im Preise, da auch jetzt wieder die Aussichten auf eine in jeder Weise überaus reichen Erndte sehr befriedigend sind. Dies ist ein Heil in jetziger Zeit, wo alle Gewerbe stocken und die Erwerblosigkeit auf erschreckende Weise zunimmt. Käme hiezu noch eine Theuerung der Lebensmittel wie im vorigen Jahre, das Ende wäre gar nicht abzusehen. Glücklicher Weise sind Brot und Gemüse kaum halb so theuer wie vor einem Jahre um diese Zeit, und fallen noch fortwährend im Preise. Wie überfüllt waren in früheren Jahren schon im Monat Juni alle Eisenbahnen, Dampfschiffe und Gasthöfe mit Vergnügungsreisenden aus allen Theilen Deutschlands wie Europa's, und wie öde und ausgestorben ist es jetzt hier zu Lande! Ganze Hotels sind geschlossen. Müßig und über bittere Noth klagend stehen die Droschken und Omnibus an den Stationen, fast leer fahren die Züge der Eisenbahnen. Außer einigen Engländern die sich aus Italien nach Baden zurückgezogen haben, wird man selten einen fremden Vergnügungsreisenden im ganzen Lande finden. Wen die Geschäfte nicht zwingen, wird auch gewiß gerne von hier scheiden. Zwar hat man augenblicklich nichts mehr für seine Person und sein Eigenthum zu fürchten wie noch vor sechs Wochen wo die Hecker'schen Banden wiederholt im Seekreis die Postwagen plünderten und die Reisenden insultirten, aber der ganze Zustand des Landes ist für Jemanden der Erholung und Freude auf einer Reise sucht, wahrlich nicht geeignet. Überall Parteileidenschaft, überall an allen öffentlichen Orten, politische Streitigkeiten der heftigsten Art. Mit dem besten Willen kann der Fremde all diesem Gezänke nicht ausweichen, und meidet lieber so bald als möglich solch unruhiges Land. Selbst den Engländern die doch sonst eine ziemliche Portion Gleichmuth in solchen Dingen besitzen, ist es zu bunt hier geworden, und fast alle englischen Familien die früher in so großer Zahl in Mannheim und Heidelberg wohnten, sind fortgewandert. Dazu diese vielen politischen Agenten deren unverschämter Zudringlichkeit oder roher Anmaßung man oft nur mit vieler Mühe oder tüchtiger Grobheit entgehen kann. Wie die Kletten hängen sich diese Leute oft an den Fremden, um ihn zu einem neuen Rekruten für ihre Partei zu werben. Größtentheils sind es gewesene Handlungsreisende die jetzt förmlich im Republikanismus Geschäfte machen, sonst auch viel Schullehrergehülfen, Literaten unterster Art, kurz eine unerträgliche Klasse von Halbgebildeten, die ihren Unverstand durch unsägliches Schwatzen und Phrasendreschen auszugleichen suchen. Glauben Sie nicht daß ich übertreibe; jeder Unbefangene der jetzt in Baden reiset, wird meine Schilderung nur zu wahr finden.

Nächst Mannheim dessen Transitohandel in letzter Zeit schwer gelitten hat, und sich vielleicht noch in Jahren nicht wieder ganz erholen kann, hat Heidelberg den größten Verlust durch die neuerlichen Wirren gehabt. Über 900 Studenten waren im vorigen Sommer hier, jetzt einige über 400. Überall ausgehängte Zettel zur Vermiethung der Wohnungen, nirgends Miether! Namentlich sind alle Norddeutschen und gar Preußen fortgezogen; sie haben sich nach Bonn oder Göttingen gewandt. Jammernd sehen ihnen Alle nach, denen aus den guten norddeutschen Wechseln ein guter Erwerb erwuchs. Ob Heidelberg jemals wieder zur früheren Blüthe kommen wird, ist noch sehr zweifelhaft. Schade wäre es um

---

*) Es war die Rede daß Eduard Pelz (Treumund Welp), der von der Frankfurter Bürgerschaft Verwiesene, vom Seekreis gewählt sei.

**) Nach anderweitigen Nachrichten ist Hecker von dem eine neue Zeitschrift erscheint, von neuem gewählt.

den schönen, so recht zum Sitz der Musen geeigneten Ort, sollte er in Verfall gerathen!

Stuttgart, d. 8. Juni*).

[Hackländer's Soldatenbilder auf der Bühne; de Keyser's Bilder; Paul Pfizer schwer krank; Just. Kerner; die Kronprinzessin; ein Opfer der Zeit.]

= Ich weiß nicht ob man jetzt noch vom Theater spricht. Hr. Hackländer, Sekretär des Kronprinzen, hat kürzlich seine Soldatenbilder auch auf die Bühne gebracht und sogar in Musik gesetzt. Nach allem was man darüber hört, wären besonders Anspielungen auf die Bürgerwehr im Interesse des Verfassers besser weggeblieben! Ich weiß nicht ob man jetzt noch von Kunstausstellungen spricht. Die diesjährige, in diesen Tagen geschlossene, erhielt durch zwei Gemälde des niederländischen Meisters de Keyser, welcher den Winter hier zubrachte und auch den König malte, vermehrte Bedeutung. Das Eine ist das lebensgroße Bildniß der Kronprinzessin, bewunderungswürdig vollendet was die Stoffe und die Anordnung des Ganzen betrifft, in der Gestalt aber und besonders dem Kopfe minder glücklich, da die Erscheinung, von der man Herrliches erwarten durfte, fast etwas Gespensterartiges hat und im Vergleiche mit dem graziösen Original nicht befriedigen kann. Desto mehr Sympathien fanden die Porträts zweier reizenden Knaben, der Söhne des hiesigen russischen Gesandten, eine Gruppe, von der man sich nur schwer wieder trennen mochte. Die Preise des erwähnten Malers sind sehr hoch. Man nannte — verbürgen will ich es aber nicht — 13,000 Fl. für das Porträt der Großfürstin; 10,000 für die der zwei kleinen Prinzen Kortschakoff.

Schmerzlichen Eindruck hat die Nachricht erregt daß Gustav Pfizer, unser bekannter Dichter, unerwartet schnell nach Frankfurt an das Krankenbett seines Bruders, des Staatsraths Paul Pfizer, berufen ward. Ganz Deutschland wird mit Schwaben einem möglichen Verluste dieses Mannes mit Trauer entgegensehen. Wie tragisch wenn der edle Vaterlandsfreund uns entrissen würde, jetzt wo unsere Hoffnungen auf ihn sich erfüllen können, jetzt wo seine begeisterten Träume sich an die Wirklichkeit knüpfen durften! Wenn diese reinste Gestalt unter den Reinen zusammensinkt, so stirbt sie am gebrochenen Herzen. Das „Zu spät!“ tönt uns auch hier dumpf entgegen. Paul Pfizer ist bis zuletzt und im höchsten Sinn ein Märtyrer für das Vaterland, dem er Seiten gewidmet hat die man nicht leicht ohne Thränen liest. Und das Deutschland das in den Idealen eines Pfizers lebt, steht es auf aus seiner Asche?

In unserer Mitte weilt seit einigen Tagen der gemüthreiche Dichter des Weinsberger Thals, Justinus Kerner. Gestern hat ihn die Kronprinzessin Olga auf der Villa bei Berg empfangen, wo sie in häuslicher Anmuth lebt und ihrem nächsten Kreise kleine ländliche Feste bereitet.

Ein erschütternder Unglücksfall welcher eine Familie in Eßlingen traf, gibt uns ein Maß für den fieberhaften Zustand unserer Zeit. Ein wackerer dreizehnjähriger Knabe exaltirt sich für Schleswig-Holstein und entflieht um in heißer Schwärmerei mit den deutschen Brüdern zu kämpfen. Er kommt bis nach Belgien; dort überwältigen ihn Schwierigkeiten aller Art, Mangel an Mitteln, die fremde Sprache u. s. w. Er erschießt sich; in seiner Hand findet man einen Zettel worauf sein Name geschrieben steht.

Nicht ohne Spannung sieht man auch hier der nächsten Zukunft entgegen. Wie in der Luft eine brütende Gewitterschwüle, so auch in den Gemüthern. Der Puls geht ungleich, bald heftig, bald stockend. Heute ist man erregt, und wird bitter; morgen ist man abgespannt, und wird verzagt. O daß doch zu Pfingsten der heilige Geist mit flammenden Zungen über das Parlament zu Frankfurt käme!*)

*) Dieser Brief ist nicht von dem Verf. des Artikels über die Theaterfrage. D. Herausg.

*) Die gesetzgebende Nationalversammlung hatte sich zu Pfingsten Ferien gemacht. Von Abgeordneten war Arnold Ruge in diesen Feiertagen zu Leipzig. Man erzählt sich von dem Manifest das Ruge und die äußerste Linke entworfen. Blum hat es verworfen; vielleicht schien es ihm eine unpraktische Tollheit. Es sind ihrer Achtzehn welche sich zu dieser Rugeschen Linken bekennen. Von Sachsen gehört nur Einer dazu, der Abg. Scharre, von Großenhain, der Ersatzmann für den Staatsminister Braun. D. Herausg.

Zur Chronik der Gegenwart.

— Aus London schreibt man uns, Fürst Metternich trage sich noch immer mit dem Gedanken an seine Wiederherstellung. Er soll an Guizot geäußert haben: Nicht wahr, Frankreich kann sich nicht anders halten als wenn es Krieg beginnt? Und dann würden, hofft Metternich, die nationalen Elemente in Deutschland so stark erwachen daß man ihn zurückberuft an die Spitze Östreichs! — Fragen Sie was Guizot dazu sagt? Guizot sagt und glaubt gar nichts mehr. Eichhorn sitzt in den Zeltenversammlungen in Berlin und lächelt zu dem Sturm der Volksbewegungen. Guizot drückt den Daumen an die Lippen und sagt nur: hm! wenn ihm die gestürzten Diplomaten ihre Hoffnungen und ihre Befürchtungen äußern. Es ist in jedem Falle klüger, gar keinen Glauben zu haben als kindisch zu sein.

— Man weiß daß Louis Philippe als Kind für eine rechtmäßige Tochter des Herzogs Egalité untergeschoben sein soll. Das Buch welches diese Enthüllungen gab, erschien 1830 und wiederholt 1839, wurde jedoch von den Agenten des Königs dergestalt beseitigt daß in Frankreich kein einziges Exemplar aufzutreiben war. Es sind die Memoiren der Maria Stella, von ihr selbst geschrieben: Maria Stella ou échange criminel d'une demoiselle du plus haut rang contre un garçon de la condition la plus vile, welche jetzt von neuem in Paris gedruckt sind. In Toscana geboren, an einen Engländer verheirathet, erhielt Maria Stella, wie sie selbst erzählt, erst spät die Kunde und die Überzeugung von ihrer eigentlichen Abkunft. Die Nachstellungen die ihr in Italien, England und Deutschland widerfuhren, erhärteten in ihr den Glauben an ihre höhere Geburt; gleich nach dem Erscheinen ihrer Memoiren war sie verschollen, beseitigt, wie man in Frankreich glaubt. — Maria Stella ist ein Seitenstück zum Uhrmacher Naundorf, dem muthmaßlichen Dauphin der aus dem Tempel gerettet und einem Schuster übergeben wurde,

und zu dem unglücklichen Kaspar Hauser, den man in Baden allgemein für den wirklichen Sohn der Großherzogin Stephanie in Mannheim hält.

— Der Slawencongreß in Prag, in der Teynkirche feierlich mit einer Messe eröffnet, bietet auf der Sophieninsel ein Schauspiel seltsamer Art. Wir fechten keinem Volke das Recht an, seine Selbständigkeit zu organisiren. Aber was mit Heuchelei beginnt, kann von uns nicht mit Großmuth und Vertrauen begrüßt werden. Heuchlerisch ist es, die östreichischen Farben auszuhängen, um hinter dieser angeblichen Aufopferung für das Kaiserhaus den geheimen Plan zur Stiftung eines Slawenreiches weiter auszubrüten. Seltsam aber erscheint uns das Schauspiel jenes Slawencongresses in doppelter Art. Wie zu einem Fastnachtsspiel kommen sie aus allen Ecken und Enden in ihren Nationaltrachten zusammen und glauben an ihrem unverstandenen und unredlichen Haß gegen Deutschland eine Basis zur nationalen Existenz zu haben. In Spottliedern auf Kuranda und Schuselka erledigt sich die Poesie ihrer Begeisterung. Der Russe Bakunin spricht in seinem Dialekt; kein andrer Slawe versteht ihn, Alle aber schreien: Slawa, Slawa! — Die Slawen haben zunächst nur sprachliche Aufgaben, wie sich denn Professor Kaubek auf dem Congreß bemüht, die russischen Slawen zur Annahme des lateinischen Alphabets zu bewegen. Die Serbier sprechen in ihrer Mundart und müssen dollmetschen lassen was sie meinen. Palazki, zum Starosta ernannt, bittet um Gottes willen, man solle ihm erlauben deutsch zu reden um sich verständlich zu machen. Wir zweifeln gar nicht daß Palazki der seine Bücher alle deutsch schrieb, des Deutschen mächtiger ist als des Slawischen. — Aus solcher babylonischen Sprachverwirrung will sich das große Slawenreich gestalten! —

— Das große Völkergewühl des östreichischen Staates ist allerseits ein gährendes Chaos. Die Serbier und die Wallachen wollen selbständig sein, aber Beide fühlen daß sie bei der mit Fug und Recht beanspruchten Anerkennung ihrer Selbständigkeit doch zugleich der Anlehnung bedürfen. Die Serbier erklären sich für den freien Anschluß an Östreich; die Wallachen fühlen sich russisch und verlangen einen Großfürsten oder den Herzog von Leuchtenberg zum Fürsten. Nur in den Böhmen die ohne Deutschland nicht denkbar sind, steckt der trotzige Dünkel einer deutschfeindlichen Existenz.

— Graf Leo Thun, der Statthalter von Böhmen, hatte erklärt, nur unter gewissen Bedingungen von Wien aus Befehle annehmen zu wollen. Welches sind diese „gewissen" Bedingungen? Offene oder geheime? Vielleicht beides. Zu den offen eingestandenen und ausgesprochenen Bedingungen welche die Slawen stellen, gehört Anschluß an das Kaiserhaus. Damit haben die Tschechen bereits die Sympathien der polnischen und russischen Slawen eingebüßt, Hohn und Verachtung von diesen geerntet. Zu den geheimen Bedingungen der Slawen in Böhmen gehört Widersetzlichkeit gegen die Beschlüsse der deutschen Nationalversammlung. Wenn nun Östreich, wie zu erwarten steht, sich mit Deutschland verständigt, wenn der Kaiser die Beschlüsse des deutschen Reichstags anerkennt? So ist das slawische Böhmen als widersetzlich und als Feind der deutschen wie der östreichischen Sache entlarvt. Der Kaiser hat bereits die provisorische Slawenregierung zu Prag durch sein Ministerium für ungesetzlich erklären lassen.

— Dr. Groß, Abgeordneter aus Böhmen für Frankfurt (wo vorläufig erst sieben Vertreter Böhmens eingetroffen sind) sprach bei seiner Durchreise in Leipzig seine feste Zuversicht zum Siege der Deutschen in Böhmen aus. Alfred Meißner dagegen, der Sänger des Dschischka, ebenfalls in Leipzig anwesend, scheint die deutsche Sache in seiner Heimath für eine verlorene zu halten. Er meint, wer deutsch sei, laufe in Prag Gefahr todtgeschlagen zu werden. Und dieser Meinung seien in Prag — 50,000 Deutsche! — Gesetzt, die deutschen Kreise Böhmens müßten sich trennen von den slawischen Bezirken um Prag herum, gesetzt eine Demarcationslinie schiede die tschechischen und die deutschen Elemente in Böhmen, so wären die Tschechen, ringsum von deutschen Kreisen umschlossen, in einem Kessel gefangen und von allem Verbande mit den slawischen Völkerschaften außerhalb Böhmens abgesperrt. Die 50,000 Deutsche in Prag und auf dem Lande zerstreut, wären ihnen freilich dann preisgegeben. Deutschlands Pflicht aber ist es dann diesen hülfreiche Hand zu leisten, kommt es zum offenen Bruch mit den Waffen in der Hand.

— Die Hamburger Börsenhalle schildert die Hinfälligkeit des Nationalgefühls der Deutschen in England. Zur Förderung der deutschen Flotte aufgerufen, kamen in London von 40,000 Deutschen nicht mehr als 2 bis 300 zusammen. Der deutsche Börsenmann dort ist wüthend über den dänischen Krieg und versagt seine Beisteuer. (Von den 1400 Pfd. St. welche zusammengeschossen wurden, waren 1000 Pfd. vom Prinzen von Preußen.) Die angesehensten und reichsten Häuser verweigerten selbst ihre Firmen auf die Liste Derer zu setzen die sich für die patriotische Sache interessirten. Einige schrieben, sie wären britische Unterthanen und möchten sich nicht in deutsche Dinge mischen! Einer erklärte, er sei kein Deutscher, sondern „nur ein Südöstreicher, deshalb habe das Unternehmen kein Interesse für ihn!" (Auch nicht seit der Blokade von Triest?) Ein großes Haus drohte mit einem Proteste wenn man seine Firma mit der deutschen Sache compromittirte. Der östreichische Consul erklärte sich mit der Angelegenheit eines fremden Landes nicht befassen zu können. Der Vertreter der drei Hansestädte schrieb, er habe die Einladung seinen Behörden mitgetheilt; der badische Consul entschuldigte sich mit dem Mangel an Verhaltungsbefehlen; der weimarische befürchtete, die englische Regierung würde nicht erlauben Beiträge zu sammeln; der Frankfurter meinte, Deutschland hätte, wenn es sich zu Hause gut aufführte keine Flotte nöthig und übrigens hätte ja Östreich eine Flotte! — So verworren können Deutsche in der Fremde werden aus Mangel an nationalem Ehrgefühl! Und so peinliche Demüthigungen bereiten sie sich und unserem Namen! — Nur der preußische Consul, Firma B. Hebeler u. Comp., erklärte sich bereit zur Annahme von Beiträgen wie zur Verwaltung der Gelder; er bot alle Mittel auf die Sache der Deutschen vor den Augen der Engländer vor gänzlicher Herabwürdigung zu retten.

— Wie die Madjaren, haben auch die Sachsen in Siebenbürgen Abgeordnete nach Frankfurt gesendet. Sie kamen in diesen Tagen durch Leipzig. Im Vaterlands-

vereine trat einer derselben Rector Geltch, auf, hielt eine Ansprache an die deutschen Brüder und wurde mit patriotischem Eifer bewillkommnet.

— Während der „rührende Flüchtling" Venedey in der Nationalversammlung wiederholt den schwächlichen guten Rath gibt, die Preußen sollten in Posen den Polen die meuchelmörderischen Hände drücken und nicht ablassen deren Freundschaft um jeden Preis zu erringen, haben die Polen in Posen bereits die russische Fahne neben der polnischen aufgesteckt. Wird man endlich einsehen, von welcher Art die Vormauer gegen den Osten ist welche uns Polen gewähren soll und von welcher unsere Liberalen noch immer fabeln!

— In der Adresse der Posener an die Nationalversammlung in Frankfurt finden wir eine amtliche Beleuchtung der Streitsache zwischen Deutschen und Polen in der Stadt Posen. „Ja, heißt es darin, erobert ist Posen durch die Deutschen, aber nicht durch die Wiener Tractate, nicht durch verjährten Besitz, sondern durch deutschen Gewerbfleiß, deutsche Intelligenz." Diese deutsche Eroberung des Friedens machte überhaupt in Posen aus einer Wüste ein bewohnbares Land. Von den 43,000 Einwohnern der Stadt sind 24,000 Deutsche, 18,000 Polen. Die Stadt ist deutsch, die Vorstädte sind polnisch; 783 Grundstücke im Werth von 6,900,000 Thlr. sind in deutschen, 408 im Werth von 680,000 Thlrn. in polnischen Händen; zu Stadtverordneten wählbar sind 720 Deutsche, und 330 Polen. Nicht das Beamtenthum blos, das Bürgerthum ist überwiegend deutsch, der Pöbel überwiegend polnisch; von 2123 Handwerkern sind 1412 Deutsche, 691 Polen. Wollte man, weil Grund und Boden ehedem polnisch war, Posen von Deutschland abschneiden, so müßte man auch Sachsen für slawisches Eigenthum erklären. Wir stehen an der Oder bis zur Elbe überall auf ehedem slawischem Boden.

— Ein eben so kräftiges wie gemüthliches Manifest Kaiser Ferdinands sagt den Völkern Östreichs eine gesetzgebende Reichsversammlung mit Einer Kammer und den Wienern die Rückkehr des Monarchen zu. Man nennt Wessenberg als den Verfasser des kaiserlichen Handschreibens. Wien und Östreich ist entzückt. Deutschland aber kann dem östreichischen Kabinett wohl nicht eher mit vollem Vertrauen die Hand bieten als bis Italien freigegeben ist. Dort wird eine schlechte Sache schlecht geführt. Haus Habsburg muß aufhören eine gesammelte und geerbte Völkerschaftsmasse regieren zu wollen. Als ein Bund freier Völker, mit Gewährschaften deutscher Bürgerrechte, gehe Östreich aus dem drohenden Zusammensturz verjüngt hervor! In Italien führt das Kabinett der Habsucht seinen letzten verzweifelten und ohnmächtigen Kampf. Womit der Führung der italienischen Sache durch Karl Albert nicht weiter das Wort geredet sein soll!

— Während Wien sich zu neuen Festlichkeiten vorbereitet, um dann seine politische Arbeit erst recht zu beginnen, sind in Berlin in sehr heftiger folgerechter Parteiung die Gegensätze der Meinung und Stimmung hervorgetreten. Das Ministerium ist ein möglichst versöhnendes. Camphausen und Hansemann feierten auf dem Landtag Triumphe, jener indem er sich als Schild für die Dynastie hinstellte, dieser durch den scharfen Einblick in die Nöthigungen und in den praktischen Stand der Dinge. Der Prinz von Preußen hatte, als er sich offen und frei in Person dem Landtag stellte, auf mehr Anklang gehofft; jedenfalls sind die Hoffnungen derjenigen Partei die in ihm den altpreußischen Monarchismus vertreten sehen möchten, gescheitert. Das Bravo der Rechten wurde vom Zischen der Linken erstickt. Als der Prinz den Saal verließ, gab sich die royalistische Leutnantswuth in einem Schlabrendorf kund der über einen Ruhestörer blind herfiel. Auf der entgegengesetzten Seite ist eben soviel tobende Leidenschaft entfesselt. Die Minister, namentlich Arnim, wurden vor den Thüren des Sitzungssaales von einem Rudel Proletarier insultirt; Studenten und Bürger gewährten ihnen Schutz. Abends erleuchteten in Potsdam mehrere Royalisten ihre Wohnungen zu Ehren des Prinzen; schwärmende Pöbelhaufen riefen: Lichter fort! und warfen die Fenster ein. Auf dem Landtage feiert die Linke mit Assessor Jung und dem Grafen Reichenbach keine Siege. Mit dem großen feierlichen Zuge zum Friedrichshain hat Berlin bekundet wie es seine Todten zu ehren weiß. Das im Kampf wider Soldatenherrschaft vergossene Blut wird eine Mahnung bleiben für König und Volk, eine Mahnung welche keine Treulosigkeit der Gesinnung bestricken und betäuben kann! Auf dem Landtage kam es darauf an, die in der Thronrede ganz und gar ignorirten Thatsachen in der Wendung der Dinge politisch zu Ehren zu bringen. Das Ministerium Camphausen erklärte sich dahin die Macht dieser Thatsachen zu erkennen, will aber mit keiner eigentlichen Revolution die neue Ordnung in Preußen eröffnet sehen. Der Antrag von Behrends ward beseitigt, man ging zur Tagesordnung über. Selbst Johann Jacobi drang mit der Aufpflanzung des Grundsatzes der Volkssouveränität so wenig durch daß er unter dem wüthenden Lärm der Rechten die Rednerbühne verließ. Wofür Gagern in Frankfurt die rechte Wendung gefunden, indem er die Sache des Volks mit der Sache der Fürsten zu vereinbaren wußte, das hat in Berlin noch keine Stätte, noch keine Geltung.

— Zur Tagesordnung übergehen, heißt für den Landtag in Berlin sich mit der Regierung über die Verfassung vereinbaren. Der Entwurf zu dieser Verfassung ist aber vielfach dürftig, eine naive Fortsetzung der alten halben Verfassung. Erbliche Pairs sind für Preußen eine künstliche Schöpfung, für den Zeitgeist ein Gegenstand des erbitterten Hasses. Solange ein Monarch sich verfassungsmäßig vorbehält Bürgertugenden und Verdienste für den Staat durch Erhebung in den Adel zu belohnen, steht er mit seinen Regierungsmaximen auf einem schiefen Boden.

— Robert Blum gab an seine Wahlmänner in Sachsen einen Rechenschaftsbericht. Er erklärt sein Auftreten in der Mainzer Sache, und klagt daß der Ausschuß nur die halbe Wahrheit habe hören wollen wo eine der schönsten deutschen Städte einer brutalen Soldatesca gegenüber gefährdet gewesen sei. „Mit der zweiten bisherigen Haupt- und Lebensfrage, sagt Blum, mit der zweiten Frage, die Gültigkeit jetzt geschaffener Verfassungen betreffend, wenn sie mit der allgemeinen Reichsverfassung in Widerspruch stehen, mußte die Stellung und Bedeutung der constituirenden Nationalversammlung überhaupt entschieden werden. Rings in Deutschland regt sich

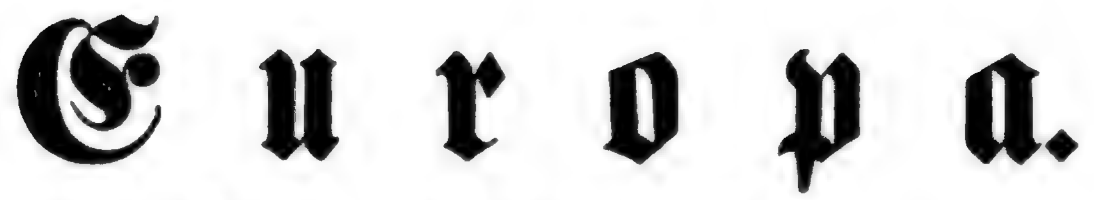
der Partikularismus, die alte Zerrissenheit, das verderbliche Sonderinteresse auf eine entsetzliche Weise. Preußen legt eine vormärzliche Verfassung vor und sieht in seiner sogenannten Nationalversammlung ein „Gegengewicht" gegen die wirkliche Nationalversammlung; Hannover hält fest an seiner Sonderstellung; Baiern will sich nicht unterwerfen; selbst die kleinsten Fürsten der kleinsten deutschen Ländchen behalten sich ihre Zustimmung vor. Dagegen gab es kein Mittel, als die runde Erklärung der vollen Volkssouveränetät, der Alleinberechtigung der Versammlung: wenn die Versammlung nicht die Kraft und den Muth hatte, dies auszusprechen, wenn sie nicht die Kraft und den Muth hat, sich an das Volk zu wenden und mit Hülfe der entschiedenen Willenserklärung desselben jeden Widerstand gegen ihren Ausspruch zu besiegen, dann ist die Hoffnung auf die Einheit des Vaterlandes zerstört, es sei denn, daß man dieselbe auf Kosten der Freiheit bauen wollte. Besser aber die Freiheit in den Einzelstaaten, als Einheit in neuer Knechtschaft. Faßte die Versammlung ihre Aufgabe nicht so auf, wie ich dieselbe bezeichnet habe, dann war es besser nach Hause zu gehen und dort für die Freiheit zu arbeiten, ehe es „zu spät!" wurde, denn „der Freiheit Mai blüht einmal und nicht wieder!" In diesem Sinne habe ich auf die Entscheidung einzuwirken gesucht und ich darf mir ohne Überhebung sagen, nicht ganz ohne Erfolg. — Der dritte Beschluß endlich, die Anerkennung des Rechtes nichtdeutscher Volksstämme, war eine Handlung der Gerechtigkeit, die von der Versammlung einmüthig geübt worden ist; sie wurde ohne Verhandlung und ohne Widerstreben von irgend einer Seite ausgeführt. — Die nächste Zeit wird uns ebenfalls zwei wichtige Gegenstände bringen: 1) Die Feststellung der Volksrechte und 2) die Einsetzung eines Vollziehungsausschusses. Die erstern werden im Verfassungsausschusse jetzt berathen, und man wird gewiß dem Volke gerecht werden, wozu ich nach meinen Kräften mitzuwirken für Pflicht erachte. Der Vollziehungsausschuß, ohne welchen die Beschlüsse der Versammlung todte Urkunden sind, muß nach meiner Ansicht durch die Versammlung und aus der Versammlung gewählt werden, wenn dieselbe die ihr vom Volke vertraute Souveränetät nicht auf's Spiel setzen will. In diesem Sinne werde ich handeln und stimmen." — In Bezug auf seine Stellung in der Versammlung sagt Blum: „Den Zusammensetzungen der alten Ständeversammlungen gibt die Nationalversammlung zu Frankfurt nur darin etwas noch daß dort die alten Minister den Ständen gegenüber standen; hier sitzen sie unter uns. Zur Linken halten übrigens, abgesehen von den Namen der anerkanntesten Volksmänner aus andern Staaten, aus Sachsen auch die Abgeordneten v. Dieskau, Dietsch, Bernhard Eisenstuck, Günther, Heisterbergk, Hensel I., Hensel II., Heubner, Joseph, Mammen, Metzler, Roßmäßler, Schaffrath, Scharre, Schmidt, Trützschler, Tzschucke, v. Watzdorf und Wigard. Nur vier sächsische Abgeordnete, nämlich Biedermann, Herrman, Koch und Zöllner halten es anders."

— In der letzten Sitzung des deutschen Bundestages stattete General v. Wrangel brieflich Bericht ab über seine Stellung gegen die Dänen. Die Bundesversammlung erwiederte daß keine politischen Gründe vorlägen die der Wiederbesetzung der geräumten Landestheile entgegenständen. Darauf hin rückte das zehnte Armeecorps der Bundestruppen wieder vor und lieferte den Dänen das neueste Gefecht. Was die deutsche Diplomatie verschuldet, muß nun die deutsche Tapferkeit von neuem wieder gutmachen. — Es ist das erste Mal daß ein preußischer General sich vom deutschen Bunde Verhaltungsmaßregeln einholt. Wenn aber der deutsche Bund die Erklärung abgibt daß keine politischen Gründe vorlägen zur Wiederbesetzung der bereits geräumten Landesstrecken von Schleswig, so thäte er wohl, uns auch die Gründe welche das Zurückziehen der Truppen veranlaßten, und den Notenwechsel zwischen London, Berlin und Petersburg mitzutheilen. Durfte das Berliner Kabinett das Zurückziehen der deutschen Bundestruppen einseitig und ohne Genehmigung des Bundes beschließen? Den preußischen Soldaten, dem Feinde gegenüber, alle Ehre! aber die preußische Diplomatie — setzte wenigstens ganz Holstein und Schleswig in Verzweiflung.

— In Berlin hat sich unter dem Namen „Kosmopolitisch-deutscher Bruderbund" ein Verein gebildet der zum Zwecke hat, durch brieflichen und sonstigen Verkehr, geistig wie sachlich eine Verbrüderung aller Deutschen der Erde zu stiften. Eine Zeitung soll begründet, die Auswanderung organisirt werden; durch Actien wird ein Capital zusammengebracht. Einem Architekten aus Kreuznach, Namens Kaufmann, verdankt der Plan seine Entstehung.

— Das Geschrei nach Republik ist in Deutschland bereits ein sinnloses geworden. Man bedenkt nicht daß alle Festhaltung von Unterschieden zwischen Freien und Sklaven wie zu Sparta, alle Anmaßlichkeiten einer bevorzugten Aristokratie wie zu Venedig, alle Gewaltherrschaft Einzelner wie sie je nur die erbliche Despotie lieferte, unter dem Begriff Republik sich feststellen können! Wir unsererseits haben lediglich der Demokratie der Gesinnung das Wort geredet; sie kann und muß sich in der Monarchie vollgültig ausbilden, ihre Formen rechtskräftig feststellen. Wir haben von Anfang an England beziehungsweise für die beste Republik erklärt, für eine bessere als Rom gewesen und Frankreich je werden wird. — Von welcher Art die Republik Frankreich, ist schon jetzt kein Zweifel mehr. Die Republik der Nationalgarde hat allerdings die Versuche zu einer Republik der Lumpe bisher niedergehalten. Das jetzt mit großer Mehrheit beschlossene Gesetz gegen Tumulte ist drakonisch genug, jedenfalls härter als es jetzt z. B. in Berlin erträglich scheinen dürfte. Der französische Bürger ist des ewigen Dienstes unter der Muskete müde und erklärt „endlich der Canaille das Ziel setzen wollen." Dabei verräth er aber wenig Sinn für Feststellung bürgerlicher Freiheiten. Nirgends sind die Provinzen despotischer von der centralisirenden Hauptstadt geknechtet als in Frankreich. Nirgends sind die Gemeindefreiheiten schwächer. Paris ist seit dem 24. Februar ohne alle Municipalrechte, Marrast, der Maire, regiert als Dictator die städtische Angelegenheiten; Lamennais, der für Municipalfreiheit stimmte, hat aus dem Ausschuß zur Feststellung derselben austreten müssen, weil er sich bei dem Mangel an Anklang für seine Ideen ohne alle Unterstützung fühlte. Mit den bürgerlichen Freiheiten einer Republik steht es schlimm wo die Richter ohne Urthel absetzbar sind, das despotische Gelüst eines Ministers einen Inspector der öffentlichen Arbeiten, Hrn. Thomas, statt ihn öffentlich vorzuladen, heimlich entfernen darf. Die Herrschaft der lottres de cachet unter den Königen von Frankreich konnte nicht schlimmer sein als dieser Gewaltstreich eines republikanischen Ministers!

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.



Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben

von

F. Gustav Kühne.

1848. 24. Juni.

Inhalt: Skizzen deutscher Städte. München, von J. v. W. (Beschluß.) — Zur Studentenfrage. Berlin (zwei Berichte) und aus dem preußischen Sachsen. — Zur Chronik: Die Ultramontanen; das Programm des Centrums in Frankfurt; die Russen und die Nord- und Südslawen; die Demokraten und Republikaner; Oestreich in Italien; die preußische Reichsverfassung rc.

№ 26.

Skizzen deutscher Städte.

München, von J. v. W.

(Beschluß.)

Die Schöpfungen König Ludwigs nehmen, wie erwähnt, fast einen zusammenhängenden Stadttheil, die Schönfeld-, Ludwigs- und Maximilians-Vorstadt, ein. Die andern Stadttheile sind, außer dem Residenzbau und der Kirche in der Vorstadt Au, nur wenig von denselben berührt. Das Terrain, wenn es auch den großen Vortheil bot, noch unbenutzt zu sein, so daß man ohne Summen für kostspielige Niederreißungen opfern zu müssen, ein zusammenhängendes Ganze erzielen konnte, ist fast so ungünstig als nur möglich, die niedrige Lage des Bodens ist ungemein störend, alte Gebäude liegen im Grund herein, keins hat einen freien erhöhten Standort. Es schadet dies dem Totaleindruck ungemein, und gibt dem ganzen Charakter etwas Gedrücktes. Es hat deshalb, wir müssen es offen bekennen, kein einziges Gebäude in ganz München auf uns von Außen einen recht imponirenden Eindruck gemacht, in uns die Idee der Großartigkeit oder gar Erhabenheit erzeugt. Selbst die Bibliothek welche wir von Außen unbedingt für das schönste Bauwerk Münchens halten, macht trotz ihrer Massen nicht den gewünschten Eindruck, denn auch sie scheint in Folge ihrer Lage zu niedrig zu sein. Es ist, glauben wir, anfänglich der Plan gewesen, alle diese großartigen Schöpfungen in die Vorstadt Au, auf das jenseitige Isarufer zu verlegen, und die hohen, dem englischen Garten gegenüber liegenden Ufer welche unter dem Namen „Gasteig" bekannt sind, dazu zu erwählen. Der äußere Eindruck des Ganzen hätte entschieden dadurch gewonnen. Welchen Anblick hätten nicht alle diese stolzen Prachtbauten auf hohem Ufer gewähren müssen, wenn man sie aus der Stadt oder vom Fluß aus gesehen hätte. In dieser Hinsicht ist es ungemein zu beklagen daß dieser Plan gescheitert ist und diese öde niedrige Haidefläche gewählt wurde. Sonst freilich hätte es manches Nachtheilige gehabt, diesen ganzen Stadttheil mit allen seinen Schätzen so weit zu entfernen. Dies und besonders auch die Rücksicht daß das Schloß oder wie man es in München nennt die „Residenz", gar zu weit davon entlegen gewesen wäre und man erst immer die Isar hätte passiren müssen, soll den König bewogen haben auf diesen Plan nicht einzugehen. Auch die Kosten wären dort bedeutend höher geworden, da man theils schon einzelne gebaute Häuser wieder einreißen, theils bedeutende Terrassirungen und Ausfüllungen hätte vornehmen müssen.

Daß ein bestimmter Grundgedanke bei allen diesen Bauwerken vorgewaltet, kann man nicht sagen, wie sie denn auch jedes vorherrschenden Styles ganz entbehren, daher man eigentlich von einer bestimmten Münchner architektonischen Schule nicht sprechen kann. Es gibt keinen Baustyl der hier nicht gleich sehr auf kunstvolle, geniale Weise vertreten wäre, und ein Architekt kann hier in praktischer Anschauung die Bauweise aller Völker und Zeiten kennen lernen. Der neue „Königsbau", von Klenze 1826 begonnen und 1835 beendet, ist im florentinischen Geschmack ganz dem berühmten Palast Pitti in Florenz nachgebildet. Der mit diesem Gebäude durch die alte Residenz, die von beiden

eingeschlossen wird, zusammenhängende sogenannte Festsaalbau, mit prachtvollen Räumlichkeiten zu größeren Hoffesten, ist im Style des Palladio. Der Bazar und die Arkaden in der Nähe sind 1822 von Klenze in streng römischem Styl gebaut, die Feldherrnhalle mit den Standbildern von Tilly und Wrede von Gärtner im florentinischen Styl, die Bibliothek in der Ludwigsstraße mit einer Front von 500 und einer Höhe von 80 Fuß im byzantinisch-florentinischen Style, ebenso auch die Universität am Ende derselben Straße, und das der Universität gegenüberliegende, fast ebenso große Georgianum oder Priesterseminar. Dieser byzantinische Styl ist überhaupt auch in den andern großen Gebäuden der Ludwigsstraße, die größtentheils alle von dem kürzlich verstorbenen Gärtner erbaut sind, vorherrschend. Das Bergwerks- und Salinengebäude, das Blindeninstitut, das Fräuleinstift, das Kriegsministerium und mehrere sehr großartige Privatbauten in dieser Straße, tragen mehr oder weniger alle diesen Styl den auch die zahlreichen Schüler Gärtners sich sehr zu eigen machten und von hier in ganz Deutschland verpflanzten. Dagegen ist wieder die Pinakothek nach dem Baustyl römischer Paläste mit Grundlegung griechischer Elemente von Klenze erbaut. Dieses an 500 Fuß lange, edle Gebäude an dem nur die leider durch den Gebrauch nothwendigen Kuppeldächer von Glas auffallen, ist dem Äußern nach eins der schönsten Bauwerke Münchens, wie es in seiner innern Einrichtung für seinen Zweck als Gemäldegallerie vielleicht das unübertrefflichste in ganz Europa ist. Die Glyptothek dagegen ist wieder in streng jonischem Style, ganz ohne Fenster von außen; das Kunst- und Industriegebäude, derselben gegenüber, in streng korinthischem Geschmacke, ebenso die vordere Façade des Theaters, während die Façade der Reitbahn streng dorisch ist. Gleiche Mannichfaltigkeit herrscht auch unter den neuern Kirchen, die Auerkirche ist im strengsten gothischen Styl, die Ludwigskirche, ein Werk Gärtners, im mittelalterlich-italienischen, die Basiliken in dem ganz eigenthümlichen Styl der römischen Basilika, wo mit Weglassung des Gewölbes gleich der unmittelbar auf den Grundmauern ruhende, ein Hängewerk bildende Dachstuhl an dessen Stelle tritt, was einen ganz seltsamen Anblick gewährt. Die Allerheiligenkapelle, wegen ihres ganz goldenen Innern auch die goldene oder reiche Kapelle genannt, ist im byzantinischen, und die protestantische Kirche in — gar keinem Style gebaut. An allen diesen Bauwerken Münchens, von denen wir hier nur die allerbedeutendsten anführten, so verschiedenartig auch sonst ihr Äußeres, ist die Großartigkeit ihrer innern Ausschmückung eigenthümlich. Solch breite Marmortreppen, solche kühne Wölbungen, großartige Säulen, edle weite Hallen, stets unübertrefflich für den bestimmten Gebrauch, findet man in der Art nicht so leicht wieder. Überblickt man diesen Reichthum an vollendetem Stuckmarmor aller Art, diese Vergoldungen, diese Fresken von der Schöpfung der ersten Künstler Deutschlands, Bildsäulen aus den Händen eines Schwanthaler, so darf man sagen daß alle Künste sich hier vereinten nur Ausgezeichnetes zu liefern. Gerade dieser Verein und diese Harmonie in Allem ist den Münchener Bauten so eigen, gibt ihnen einen so hohen Rang in der Kunstgeschichte Europa's.

Merkwürdig ist daß München bei seinen sehr vielen Kirchen nur eine hat, die in architektonischer Hinsicht einen bedeutenden Rang einnimmt, denn selbst die Ludwigskirche, so schön auch im Inneren, ist von Außen überaus geschmacklos. Dies ist die Mariahilfkirche in der Vorstadt Au. Es ist das vollendetste Modell eines gothischen Thurmes das man sehen kann, und wir wüßten in dieser Hinsicht nur den alten Thurm zu Eslingen in Würtemberg ihm an die Seite zu stellen. Aber leider ist der ganze Bau so auch der Thurm (von 270 Fuß Höhe) zu klein, um einen imposanten Eindruck hervorzubringen. Es überfällt uns unwillkürlich das Gefühl dabei, als wäre unsere Zeit nicht glaubenskräftig genug um solche Bauten wie die alten riesigen Münster und Dome hervorzurufen, obgleich sie Berge abträgt und fast unermeßliche Gründe ausfüllt, um den Waarenballen einen rascheren Transport zu verschaffen. Hat man doch selbst in München, dieser Stadt des Glaubens, keine mächtige Kirche mehr schaffen können und anderswo will es noch weniger gelingen. Schade eben für diese Auerkirche ist ihre Kleinheit; sie wäre sonst das denkwürdigste Gebäude der Stadt, wie sie auch jetzt entschieden mit das anziehendste ist.

In gleichem, ja vielleicht noch höherem Grade wie die Architektur blüht die Malerei der Münchener Schule. Cornelius war ihr Gründer, Männer wie Schnorr, Kaulbach, die beiden Heß und Rottmann sind ihre Fortbildner; Hunderte von jüngeren Talenten arbeiten im Sinne und im Styl dieser Meister. Man wirft den Münchnern im Allgemeinen vor, sie vernachlässigten über der Composition die Ausführung, sie zeichneten besser als sie malten. Das trifft vielleicht eine große Mehrzahl derselben. Cornelius, in der Composition groß, hat mehr die Idee

beim Schaffen im Auge; die Ausführung mit ihren bunten Farben überläßt er gern Anderen ohne viel Werth darauf zu legen. Dies Beispiel ist nicht ganz ohne Folgen geblieben. Selbst die jüngeren Münchener Künstler werfen das eigentliche Malen oft gern etwas bei Seite, die Composition geht ihnen über Alles, die Farbengebung ist ihnen das Secundäre. Kaulbach hat die Ausführung in Ölfarbe erst nachträglich gelernt. Die Franzosen und Belgier sind in der technischen Ausführung, in der Anwendung der Farben den Münchenern weit überlegen. Aber ein Weltgericht von Cornelius, eine Zerstörung Jerusalem's oder eine Geisterschlacht von Kaulbach vermag kein Franzose zu liefern. Zu bedauern bleibt um so mehr bei den Münchenern die Vernachlässigung der Farbe. Einige Landschaften Münchens machen eine Ausnahme, denn solch bezaubernde Farbengluth, verbunden mit solch ideeller Composition, wie sie auf den enkaustisch gemalten griechischen Landschaften von Rottmann den Beschauer entzücken, haben wir noch nirgends weiter gefunden.

Diese vielen jungen wie alten Künstler aus allen Gauen unseres Vaterlandes, ja aus allen Theilen Europa's, — man kann deren 600 zählen die sich hier ständig aufhalten, — bilden einen eigenthümlichen Bestandtheil der Münchener Bevölkerung, eben so abweichend von dieser im Allgemeinen wie die alte Stadt von der neuen. Einige Straßen der neuen Vorstädte erhalten im Äußeren schon durch sie ein ganz eigenthümliches Gepräge. Haus bei Haus fast durch alle Etagen, wird man in der Landwehr-, Lerchen- und Baierstraße die untere Hälfe der Fenster mit riesigen Bogen dunkeln Papieres verklebt finden. Es sind die Wohnungen der Maler welche dem ihnen lästigen „Unterlicht" den Eingang verwehren und gutes „Oberlicht" zu bekommen suchen. Solch Atelier eines jungen Malers gewährt einen seltsamen Anblick. Auf dem Bette, denn die Kasse der jungen Zöglinge erlaubt nur Ein Zimmer für Alles in Allem — liegen verschiedene Garderobestücke unordentlich zerstreut umhergeworfen, die oft nur geweißten Wände sind bunt mit Skizzen und Studienbildern aller Art bedeckt, darunter oft Akte aus dem Modellsaal, die ein zartes Damenauge leicht beleidigen würden. Häufig hat der Kunstdrang des Bewohners sich zur Verzweiflung des Wirthes bewogen gefunden, Thür und Wände und Decken mit so riesigen Skizzen wie nur deren oft nicht allzu ausgedehnte Größe es erlaubt, zu bemalen. Flüchtig, aber leicht und keck mit der Holzkohle hingeworfen, grinsen einem Teufelslarven neben lachenden Engelsköpfen entgegen, eine schlummernde Venus ruht vielleicht auf dem Schooße eines Münchener Brauerknechtes, eine Geisterschlacht hält ihren Einzug in eine Schenkstube. Tolles naives Zeug, wie nur die ungebundenste Phantasie, die wildeste Laune es ersinnen kann, ist hier hingekratzt zu finden. Gewiß ist manche Idee wie Ausführung eines bessern Endes werth, als daß am Schluß der Miethzeit des Tünchers Pinsel sie unerbittlich wieder mit neuem Kalke überzieht, und der arme Zeichner noch fluchend einige Gulden Entschädigung für diese Befriedigung seines Kunstdranges zahlen muß. In der Ecke lehnt oft eine etwas defecte große Gliederpuppe. Statt der seidenen und sammtnen Stoffe, deren Faltenwurf sich auf ihr malerisch darstellen soll, hängen ihr ein Paar sehr geflickte Inexpressibles über die Arme, während ihr Haupt ganz in den riesigen Sommerhut mit den breiten Rändern versunken ist. Nicht weit vom Fenster, so daß sie das günstigste Licht erhält, steht die Staffelei mit der eben begonnenen Arbeit vielleicht einer jungfräulichen Madonna die sich gar seltsam in dieser wüsten Junggesellenwohnung ausnimmt. Auf den Fensterbänken, Stühlen, Tischen liegen und stehen Farbenblasen, Pinsel, Wischer, Palletten, Gläser mit Öl und Firniß die einen penetranten Geruch verbreiten, dazwischen ein weiter Thonkrug mit abgebrochenem Henkel, das Loch künstlich mit Schellack verklebt, angefüllt mit schäumendem Bier, den Durst bei der Arbeit zu löschen. Victualien, Käse, Brot, Tabak, halbgerauchte Cigarren liegen auf dem Tisch, dessen Decke vielleicht die Leinwand einer Skizze ist, so daß der Kaffeetopf auf der Nase einer Juno oder dem Hintertheil einer Kleopatra steht. Gypsmodelle, einzelne Waffen liegen in bunter Mischung mit Stiefeln, Pantoffeln und etwaigen Bilderrahmen auf dem Fußboden und in den Ecken umher. Und der glückliche Besitzer aller dieser Herrlichkeiten steht in einem Malerkittel, dessen ursprüngliche Farbe vor all den zahllosen Ölflecken und Farbenklecksen gar nicht mehr zu erkennen, auf dem lockigen Haar eine nicht viel bessere Mütze, die untere Hälfte des Körpers in weiten Pumphosen und großen grauen Filzschuhen versteckt, vor der Pallette und arbeitet mit so emsigem Fleiß an seiner Heiligen daß ihm sogar die Cigarre ausgeht. Hin und wieder tritt er auch wohl zurück, das Werk von besserer Ferne zu beschauen, und Freude und Stolz, oder auch innere Unzufriedenheit über seine Arbeit leuchtet dann aus seinen Zügen. Dann wird wieder rasch der Pinsel in die Hand genommen,

um die Backe vielleicht etwas voller oder das Auge schwärmerischer zu machen, — und das Bild das hier entstanden hängt vielleicht in wenigen Monden im eleganten Boudoir einer Prinzessin, und zarte Damen die verächtlich die Nasen rümpfen würden, müßten sie nur einen Moment in dieser Stube weilen, stehen bewundernd vor demselben, ja beugen gar in frommer Andacht ihr Knie davor. —

Gegen solche Künstlerstuben stechen freilich die Ateliers der Notabilitäten sehr ab. Diese dienen oft bis zum Überdruß der Inhaber der vornehmen Welt zu Wallfahrtsorten. Wenn auch in ihnen eine gewisse geniale Unordnung herrscht, so ist sie künstlich affectirt. Einige der großen Künstler wie Stieler, Kaulbach, Schwanthaler, bewohnen wahre Paläste. — Auch auf den Gassen und an allen öffentlichen Orten wird man die Künstler gar leicht vor der übrigen Bevölkerung erkennen. Zwar sind es nur wenige, die absichtlich danach streben sich durch Kleidung und sonstiges Benehmen von der übrigen Männerwelt zu unterscheiden und die da glauben, wild herunterhängendes Haar, einen langen bis auf die Brust daniederwallenden, wo möglich ungekämmten Bart, eine phantastisch geformte Kleidung, hie und da mit einigen Farbenflecken geziert, müsse jeder Künstler tragen. Aber ein gewisses geniales, ungebundenes frisches Wesen unterscheidet trotz ihrer oft allzu gewählten Kleidung die Mehrzahl doch höchst günstig von den übrigen jungen Beamten, Kaufleuten, Particuliers, dazu auch schon ihr abweichender Dialekt; denn nur ein sehr geringer Theil ist aus Altbaiern oder gar aus München; alle deutschen Stämme haben ihr Contingent beigesteuert. Wie zeichnen sich aber ihre Feste und Belustigungen so vortheilhaft aus! Welche geniale Anordnung, welch vollendeter Geschmack, sprühender Humor und frohe Heiterkeit herrscht bei denselben! Vor allem gar die Künstlermaskenbälle, welche gewöhnlich alljährlich in dem prächtigen Odeonssaal stattfinden und gern vom Hofe und der Elite der Münchener Gesellschaft besucht werden. Konnte man wohl etwas Vollendeteres in seiner Art sehen wie den Einzug des Prinzen Karnewall, die Erstürmung der Narrenburg und den darauf folgenden Festzug, der im Jahr 1846 von einigen hundert Künstlern bei dieser Gelegenheit dargestellt wurde, und so verdientes, ungeheures Aufsehen erregte! Oder das jährliche Maifest, das am ersten dieses Monates auf der Menterschwaige, einem hübschen, zwei Stunden von München gelegenen hohen Punkte an der Isar gefeiert wurde. Mit Sang und Klang, die schöngemalte Künstlerfahne mit der stolzen Umschrift*) voran, zieht am frühen Morgen die frohe Schaar fort. Am Festplatz angekommen, wird Feuer angezündet, gekocht und gebraten und Bier verzapft. Am Nachmittage, wo eine große Menschenmenge zusammenströmt, wird unter lautem Gesang ein hoher Maienbaum aufgerichtet, an dem als Wahrzeichen der Künstler eine große Pallette nebst Pinseln aus Besenstielen verfertigt, befestigt wird. Von Tischen und Tonnen werden dann scherzhafte, oft sehr witzige, humoristische Reden gehalten, allerlei gymnastische Spiele angestellt, bis dann am späten Abend die Gesellschaft auf ebenso heitere Weise wieder heimzieht.

Auch die Hauptkneipe der Künstler, die Künstlerstube des Stubenvollbräu (ein Brauhaus das diesen Namen führt) ist sehr eigenthümlich. Ganz im streng mittelalterlichen Geschmacke mit Holztäfelung an Decken und Wänden, an denen die auf Blechtafeln gemalten Wappenschilder unserer deutschen Staaten hängen, ist das Lokal eingerichtet, die hohen langlehnigen Holzsessel, der Kachelofen, die Uhr welche statt zu schlagen „Kukuk" ruft, die riesigen Pokale, Alles hier ist ganz in diesem alten Style mit Kunst und Sachkenntniß durchgeführt. Hier sammeln sich des Abends Künstler aller Fächer um bei Bier und traulichem Gespräch, bisweilen auch bei Gesang und Musik des Lebens Müh' und Last zu vergessen. Auch Feste werden hier bisweilen veranstaltet, ironische Fackelzüge mit Wachsstümpfchen oder auch Schwefelhölzchen ausgeführt, und viel toller genialer Unsinn oft in Hülle und Fülle getrieben. Die Münchener „Fliegenden Blätter" haben hier beim schäumenden Bier ihre Quelle. Daß der Humor der Kunst jetzt auch in die Politik streift, beweisen noch mehr die „Leuchtkugeln" mit ihren schärferen Pointen.

In anderen Städten ist Bier nur Luxusartikel, in München ist es ein Grundelement zur Existenz für Jung und Alt, Vornehm und Gering. Der Arbeitsmann trinkt des Mittags seine Paar Seidel und ißt trockenes Brot dazu statt wie in andern Orten Suppe oder sonst eine warme Speise, die er sich hier für den Abend aufspart. Die rosigen Lippen der vornehmen

*) Diese Umschrift lautet:
„Es sprach der Kaiser Maximilian,
Der Ritter sonder Tadel:
Einen Dürer ich nicht machen kann
Aus dreien Herren vom Adel!"

Damen verschmähen nicht den braunen Nektar, und sie wissen nicht blos zu nippen, sondern auch tüchtig zu schlürfen. Der Knabe der in die Schule geht, trinkt schon sein Seidel ebenso wie der Greis der vor Altersschwäche den Sorgenstuhl nicht mehr verlassen kann. Selbst auf dem Büffett der königlichen Hofbälle darf das Bier nicht fehlen; in den von Gold und Marmor strahlenden Hallen des „Festsaalbaues" hat es sich seinen Platz eben so wie in der Hütte des Proletariers errungen. Solche Harmonie in allen Ständen wird man nirgends weiter finden. Und das Bier auf der königlichen Tafel ist um nichts besser als das auf dem Kasernentisch des gemeinen Soldaten. Und in welchen ungeheuern Quantitäten wird es besonders in den mittleren Ständen, vom wohlhabenden Bürger und Beamten genossen! Wie staunt der Fremde wenn man ihm die Ströme Bier aufzählt die durch den baierischen Schlund in den baierischen Magen sich ergießen! Der Eine erzählt ganz unbefangen, und als gar nichts Ungewöhnliches, er trinke jeden Abend seine zehn Seidel, ein Anderer prahlt ein Zwanzigmäßer zu sein; ja man sagt sogar von Einzelnen die schon 30 bis 40 Seidel Abends genossen hätten. Solch allgemeiner Genuß macht es erklärbar, wenn in München das Steigen des Preises um 1 Kreuzer das Maß gleich so große Unzufriedenheit, ja selbst Volkstumulte erregt, so daß man in solchen Fällen außerordentliche Vorsichtsmaßregeln treffen und bedeutende Truppenmassen von Cavallerie und Infanterie auf den Beinen haben muß. Es werden jährlich in der Stadt ungefähr 400,000 Eimer (1 Eimer = 120 Seidel) Sommerbier und ebenso viel Eimer Winterbier gebraut; die besondern Sorten des Salvator- und Bockbieres ungerechnet, beträgt der städtische Malzaufschlag an 280,000 Gulden. Um den Genuß dieses Getränkes dreht sich auch die ganze Münchener Geselligkeit; fast die ganze Männerwelt, Vornehm oder Gering, mit nur sehr wenigen Ausnahmen, bringt ihre Abende von 8 oder 9 bis 10 oder 11 Uhr im Bierhause zu. Hunderte solcher Lokale gibt es hier, und ein Wirths- oder Kaffeehaus das kein Bier schenkt, kann sich nicht erhalten. Selbst die elegante Conditorei von Tombosi unter den Arkaden muß Abends Bier schenken. Die meisten dieser Lokale sind nichts weniger als nobel zu nennen. Selbst beim vielgerühmten Hofbräu, diesem lockenden Ziel so vieler durstigen Kehlen, empfängt dich ein düsterer schmutziger Thorweg, ein enger schmahler Hof mit einigen roh gearbeiteten hölzernen Tischen und Bänken, mehrere lange niedrige Wirthsstuben, in denen die ursprüngliche Farbe der Decken und Wände, wahrscheinlich von brauner Beize, vor lang verjährtem Tabaksrauch nicht mehr zu erkennen ist. Hier ist so recht die Elite der Biertrinker versammelt, Pensionirte, Beamte, zur Ruhe gesetzte Brauherrn, einzelne Officiere mit gar stattlichen Bäuchen und dunkelrothen dicken Gesichtern und vor Allem einige Gardisten der Hartschierleibgarde sind in München besonders als Kenner und als „Bierkoster" bekannt. Eine riesige „Raddi" (Rettig), von der vor der Thür sitzenden Megäre, dem „Raddiweib" für einen Kreuzer erstanden, reizt mit Brot und Salz den Gaumen zu neuem Durst, und so sitzen sie stundenlang vor den mächtigen Maßkrügen, meist still und stumm wie Pagoden, wenigstens schweigsam und wortkarg. Außer dem Klappern der Zinndeckel, außer dem schlürfenden Gurgelton der Trinker, hört man nur ein dumpfes „He Kathi!" worauf die vierschrötige Kellnerin schweigend das leere Trinkgefäß füllt. Neugierig tritt der Fremde in das weltbekannte „Hofbräuhaus." Wie unterscheidet derselbe sich gleich von der ganzen übrigen Gesellschaft, wie merkt man dem Stümper die Unkenntniß in allen guten Sachen an! „He Kellnerin!" — „Was schaffens?" — „Geben Sie mir ein Seidel gutes Bier!" Verwundert starrt diese ihn an, verwundert richten sich die Blicke der ganzen Versammlung auf den also Sprechenden. „Gutes Bier" verlangt er! Als ob es anderes gäbe, anderes als gutes, d. h. „süffiges" den Namen Bier verdiente! Und ein „Seidel" im „Hofbräuhaus!" Welch unerhörte Forderung, hier wo man den köstlichen Stoff nur in Maßen trinkt! Kopfschüttelnd bringt endlich die Kellnerin das Verlangte in einem Maßkruß, denn Seidelgläser kennt man hier nicht. Kopfschüttelnd sieht die ganze Versammlung wie der Fremde sich damit begnüget, und noch nach Wochen wird es Stoff zum Gespräch geben, daß Einer aus der Fremde dagewesen der ein Seidel getrunken. Ist es vielleicht gar ein Berliner gewesen? Ein solcher hat auch einmal gefragt, ob es hier nicht verschiedene Sorten von Bieren gebe, wie man in sächsischen und preußischen Städten auf Wirthshausschildern zu lesen findet: Verschiedene, oder alle Sorten von Bieren! — Unerhörte Gotteslästerung! Es gibt nur Einen Gott und Ein Bier!

Der allgemeine Genuß des Bieres hat eine Gleichheit der Stände herbeigeführt wie man sie anderswo gar nicht kennt. Der vornehmste Beamte, der höhere Officier wird sich keinen Augenblick bedenken, in das erste beste Wirthshaus einzutreten und neben Mauergesellen oder Hausknechten sitzend sein Seidel zu trinken.

Besonders bei den allgemeinen Volksfesten tritt diese bunte Mischung der Stände hervor und verleihet dem Ganzen eine eigenthümliche Färbung. An Tisch und Bänken, die aus ungehobelten Brettern auf leere Fässer statt der Füße gelegt, bestehen, sitzt hier der reich uniformirte Kürassierofficier neben dem Schneidergesellen, der Ministerialrath neben dem Praktikanten, jeder hinter seinem Krug Bier mit Wurst und Sauerkraut oder Knödeln. Und nun gar wenn die Bockzeit ist! In der vierten Nachmittagsstunde des letzten Aprils wird der Bockkeller eröffnet und vier Wochen lang bleibt dies Eldorado aller durstigen Kehlen offen, bis es dann wieder für die lange Zeit des ganzen Jahres geschlossen wird. In dem schmutzigsten, verstecktesten Winkel der ganzen Stadt gelegen, sind die Lokalitäten der Art, wie sie in andern Städten kaum eine Bettlerherberge aufzuweisen hat. Hier steht man, denn zum Sitzen ist selten Platz, auf dem kleinen schmutzigen Hofe oder der Treppe, denn das eigentliche ebenso schmierige Lokal kann gewöhnlich kaum ein Viertheil der Gäste fassen, Alles in bunter Mischung, Stand und Rang durch einander, das Bockglas in der einen, den Rettig in der andern Hand und plaudert und freuet sich seines Lebens und lauscht den Tönen des „Bockwalzers", den nach eigenthümlicher Weise eine schlechte Fiedlerbande fast unaufhörlich spielt. An Bedienung ist hier nicht zu denken, Jeder muß suchen ein leeres Bockglas aufzutreiben, es sich am Brunnen selbst zu reinigen und dann im ungeheuren Gedränge sich an die Tonnen durchzuwinden aus denen dieser Nektar unabläßig strömt. Das „Schießen eines Bockglases", d. h. es heimlich zum Andenken in die Tasche zu stecken, ist erlaubt, gehört sogar zum guten Ton. Nur muß man sich hüten, nicht von den unabläßig umherspähenden Brauknechten dabei erwischt zu werden, denn in diesem Falle kann nur ein gutes Trinkgeld vor einer unsanften baierischen Brauknechtsfaustberührung retten.

Das gesellige Leben bietet außer dem Bier sonst wenig in München. Familiengeselligkeit, wie sie der deutsche Norden so ausgebildet hat und wie sie dort zum Bedürfniß und ein wahrer Blüthenschmuck der Kultur geworden ist, kennt der Münchner, der Süddeutsche überhaupt nicht. Der abendliche Aufenthalt in seinen vier Wänden ist ihm ein Greuel, und wollte ihm der Fremde den Wunsch äußern, den Abend in seiner Familie am Theetisch zu verbringen, so würde man ihn zur Verzweiflung bringen. Da die Männer das Bierhaus aufsuchen, so können die Frauen auch nicht gut Besuche empfangen, und auch sie räumen dem Theetisch, diesem so recht zur traulichen Unterhaltung geeigneten Ort, lange nicht den Rang ein den er im deutschen, für ungemüthlich gehaltenen Norden behauptet. Wo man dergleichen häusliche Vereinigungen findet, da sind es mit sehr seltenen Ausnahmen nicht einheimische, sondern fremde Familien, die diese liebgewordene Sitte auch hier beibehalten. Und so gibt es auch in München einige sehr angenehme Häuser, unter denen besonders das des Professors Thiersch hervorzuheben ist, wo fast allabendlich ein Kreis geistig gebildeter, heimischer und fremder Frauen und Männer zu treffen ist. Sonst findet man eine Unzahl geschlossener Gesellschaften zum Zweck der geselligen Unterhaltung beider Geschlechter, die jedoch gewöhnlich nur im Tanzen besteht. Von den kleinern dieser Gesellschaften, die zum Theil ganz eigenthümliche Namen haben, als Aurora, Zufriedenheit, Eintracht, „Bolz-Ballestre" (?), bis zum Frohsinn, dem Bürgerverein und dem Museum hinauf ist deren Zahl Legion.

Unter den vielen Festen die der Kalender Münchens kennt, nehmen die Kirchenfeste eine hohe Bedeutung ein. Das Frohnleichnamsfest wird hier so großartig gefeiert, wie außer in Wien wohl nirgends. Ganz München hat ein anderes Aussehen bekommen, kaum sind die Straßen wieder zu erkennen, beginnt dies Fest. Hohe Birkenbäume stehen dicht gereiht an den Häusern, lange bunte Teppiche wallen von den Fenstern hernieder, mit Blumen und Blätterguirlanden, Fahnen und Bildern sind alle Wohnungen bis an die Dächer hinauf verziert. Was irgend nur an bunten Stoffen und Bändern in der Familie aufzutreiben ist, wird gewiß dazu benutzt, dem Hause ein festliches Ansehen zu geben. Das Pflaster der Hauptstraßen, durch welche der feierliche Zug wallt, ist mit Brettern belegt, und diese sind dicht mit Blumen, Gräsern und Baumreisern bestreut. Ein würziger Duft quillt uns entgegen und erfüllt die Luft mit Balsam aus Wald und Feld. Jung und Alt, Weib und Mann, alles mit fröhlichen heitern Gesichtern, denn der unentgeldlichen Schauspiele gibt es heute gar manche, alles in den besten Feiertagskleidern wogt durch die Gassen. Die ganze Garnison, Linie wie Bürgermilitär, alle in höchster Parade bilden ein Spalier, den Zug selbst vor dem Andrange des Volkes zu schützen. Das stattliche Regiment Kürassiere auf hohen holsteinischen Rossen, mit den blinkenden Stahlhelmen und Panzern und den langen blanken Pallaschen, funkelt und glitzert im wechselnden Lichte der Sonne. Die verschiedenen Musikchöre aller Regimenter, die sich in München sämmtlich

durch große Vollkommenheit auszeichnen, sind an den freien Stellen aufgestellt, und lassen muntere Weisen ertönen. Jetzt beginnen sämmtliche Kirchen die zahllosen Glocken zu läuten, ein Concert von nicht geringer Wirkung, und aus der Frauenkirche bewegt sich in langsam feierlichem Schritte der ganze Zug, voran der König mit sämmtlichen Prinzen der königlichen Familie, alle in großer Staatsuniform, und an den Seiten die Gardisten der Hartschiergarde in ihren blau und weißen Wämsern ganz nach mittelalterlichem Schnitt, Überbleibsel einer längst verschollenen Zeit. Der königlichen Familie folgt der ganze Hofstaat, alle Ministerien mit ihrem Personal, Alles in strahlender Uniform. Nun die Professoren der Universität in ihren lang wallenden Talaren, der Magistrat, der Erzbischof und sämmtliche Geistlichkeit in silber- und goldgestickten und purpurnen Gewändern, hinter denselben, grell durch ihren einfach düsteren Anzug abstechend, die Franziskaner mit den langen Bärten, braunen Kutten und Sandalen unter den nackten Füßen; darauf die Alumnen der Stifter, die barmherzigen Schwestern, die verschiedenen frommen Brüderschaften und Congregationen in alterthümlichen Wallfahrtskostümen, die Gymnasien und Schulen, lange Reihen weißgekleideter Mädchen, unter denen gar viele liebe, hübsche Gesichter. Ihnen folgen sämmtliche Gewerke mit ihren verschiedenen Abzeichen und einer Menge großer, kostbarer, oft sehr alter Fahnen, endlich zum Beschluß eine Menge Andächtiger beiderlei Geschlechtes, alle mit brennenden Kerzen und fromme Gebete singend. Mehrere Stunden dauert der lange Zug, der unterwegs an mehreren Stellen wo im Freien Festaltäre errichtet sind, anhält, um die Messe zu hören, und in die Frauenkirche heimzukehren. Es ist ein hübsches farbiges Bild das hier entfaltet wird, ein Bild wie nur der heitere, sich der sinnlichen Anschauung des Menschen mehr nähernde Katholicismus es zu entfalten vermag. Aus allen Fenstern der Gassen durch welche der Zug geht, schaut Kopf an Kopf die neugierige Menge. Sitte ist es daß Jeder der hier wohnt, seine Bekannten und Freunde zu sich ladet. Dabei muß er aber für ein reichliches Frühstück sorgen, denn mit dem Schauen ist es selbst am heiligen Frohnleichnamstage nicht abgethan; der Magen fordert auch dann gebieterisch sein Recht. Das Bockbier ist an diesem Tage zuletzt zu haben; mit dem Frohnleichnamsfeste schließt die Bockbierzeit der Münchener.

Wie ganz anders aber der Charfreitag! Welche düstere Färbung hat dann die ganze Stadt, wie ist jede Lust und Freude, jeder bunte Farbenglanz verbannt! Verstummt sind selbst die Töne der Glocken die sonst des Andächtigen Herz erheben, statt ihrer schallt von den Thürmen ein widerliches durch hölzerne Klappern bewirktes Schnarren das die Gläubigen zum Besuch der Kirchen einladet. Dunkel ist am Abend das Innere derselben, verhangen alle Altäre, nur das heilige Grab, phantastisch erbaut und mit Blumen, Kandelabern und bunten Glaskugeln geschmückt, strahlt uns in hellem Glanze entgegen, das nöthige Licht, damit der Fuß nicht irre, verbreitend. In der St. Michaeli-Hofkirche schwebt in dem weiten düsteren Raum ein kolossales Kreuz, aus hellen Lampen zusammengesetzt, das einen eigenthümlich großartigen Eindruck gewährt. Alle Kirchen sind gedrängt voll von Andächtigen, die oft den ganzen Tag hier auf den Knieen liegen. Auch König Ludwig, von seiner Familie umgeben, besuchte gewöhnlich den abendlichen Gottesdienst in der Hauptkirche, von deren Chören ernste Psalmen erschallen, ganz ohne Musik und Orgel, denn auch diese muß an dem Tage schweigen. Eigenthümlich ist auch am Charfreitag der Zapfenstreich des Militärs welcher mit gedämpften Trommeln und Flötenbegleitung nach einem eigenen Rhythmus in den Straßen erschallt.

Die Herrschaft der Kirche wird hier so lange dauern als sie sich der Sinne bemächtigt und als der Mensch ein sinnliches Wesen bleibt. Die Kunst welche die Sinne verfeinert, hat unter König Ludwig indirect der Kirche in die Hände gearbeitet. Ich sage: indirect; und alles was nicht auf geradem Wege geht, verläuft sich oft von seinem Ziele. — Der Sturm der neuesten Bewegungen hat die Kirche eben auch nur indirect und nur vorläufig um ihr Ziel gebracht.

Zur Studentenfrage.

✕ In einem in frischen, lebenswahren Farben gehaltenen Artikel Ihrer „Europa" fand ich vor einiger Zeit die Behauptung, es habe sich das Eigenthümliche des deutschen Studentenlebens auf keiner Universität so rein und unverfälscht erhalten, als in Heidelberg*). Als Grund dieser Erscheinung wurde, irre ich nicht, vor Allem die Humanität und

*) Jahrgang 1847. Nr. 43. Ein Besuch in Heidelberg.

Milde hervorgehoben, mit welcher die Disciplinargewalt von Seiten der betreffenden Behörden ausgeübt werde.

Ich kann mich mit dieser Ansicht nicht einverstanden erklären. Bei Beurtheilung der Frage, ob und inwiefern sich auf einer unserer heutigen Universitäten das studentische Leben in der Weise, wie es die vergangenen beiden Jahrhunderte erzeugten und das gegenwärtige in seinen ersten Lustren fortbildete, erhalten habe, scheint es mir von Bedeutung, zuvörderst darüber ins Klare zu kommen, was eigentlich das Wesentliche des studentischen Lebens jener vergangenen Epoche gewesen sei. Dieses bestand aber offenbar nicht in der exclusiven Kleidung der Studirenden, nicht in ihren Zusammenkünften, ihrer eigenthümlichen Redeweise, ihren Gelagen, Festlichkeiten und öffentlichen Aufzügen, überhaupt nicht in Dem was zunächst und vorzugsweise dem unbefangenen Beschauer ins Auge fällt, sondern vielmehr in einem Etwas, zu dem sich alle jene Lebensäußerungen wie die einzelnen Blätter und Blüthen der Pflanze zu der sie hervorbringenden und nährenden Wurzel verhalten, in — dem Comment. Was ist aber dieser sogenannte Comment? Läßt sich von diesem inhaltschweren Begriffe überhaupt eine Definition geben, so ist es gewiß die: Unter Comment hat man den Inbegriff der Normen zu verstehen, deren Beobachtung dem Studirenden seinen Commilitonen und allen denen gegenüber, welche nicht zu seinen Commilitonen gehören, mehr traditioneller als positiver Vorschrift gemäß obliegt. Er erzeugte sich im Laufe der Zeiten aus dem Bedürfniß, für den Gährstoff jugendlich feuriger und coordinirter Elemente einen Regulator zu haben und so einen Haltpunkt aufzustellen, den die Institutionen der einzelnen Universitäten nicht darboten, vielleicht nicht darbieten konnten.

Somit löſ't sich die Frage, inwieweit der Urtypus des deutschen Studentenlebens auf einer Universität sich erhalten habe, in die anderweite Frage auf, ob und inwiefern an der Universität der studentische Comment noch gelte? Und das muß man für Heidelberg verneinen.

Zwar versteht es sich bei der Entstehungs- und Fortbildungsweise des Comments von selbst, daß er auf den verschiedenen Hochschulen verschieden war; das aber hatte er auf allen Universitäten gemein, das war auf allen seine hervorspringendste, wichtigste Seite: ein Maß zu geben, wieweit der Student dem Studenten gegenüber in seinen Beleidigungen gehen und auf welche Weise der Beleidigte Genugthuung fordern konnte. Und hierin, das ist nicht zu läugnen, lag sein Verdienst und sein Werth, denn er bot eine Garantie gegen das Anwachsen der Beleidigungen ins Gemeine, Unwürdige dar. Wer das Heidelberger Studentenleben genauer beobachtete, wird mir zugeben daß diese Garantie dort weggefallen ist, daß man stündlich aus dem Munde von Jünglingen aus den angesehensten Familien Deutschlands die gemeinsten, niedrigsten Schmähworte hören kann, mit einem Worte daß der Comment seinen hauptsächlichsten Bestimmungen nach in Heidelberg zu existiren aufgehört hat.

Mehr oder minder ist dies freilich auf allen übrigen deutschen Universitäten der Fall und ich kenne nur noch eine einzige, welche sich bei einer, der in Heidelberg gestatteten nicht nachstehenden akademischen Freiheit den Comment vorzugsweise erhalten hat — es ist Jena. Aber auch hier schwindet er, Dank dem Geiste der Zeit und den Bemühungen der radicalen Partei, von Jahr zu Jahr mehr. Und wer dürfte wohl dem Zeitgeiste seine Berechtigung zur Auflösung eines veralteten Instituts absprechen? Wenn die Ideen der Centralisation, wie sie das bürgerliche Leben erschüttern, immer mehr auch im Studentenleben in die Erscheinung treten und sich in dem Streben der Studirenden äußern, die Schranke der Abgeschlossenheit von dem sie umgebenden bürgerlichen Leben zu brechen und den Grundsatz, daß die Studenten als dereinstige Träger der in ihrer Entwickelung begriffenen staatsbürgerlichen Freiheit mit Hintansetzung alles überflüssigen Beiwerks zuvörderst zur Grundlegung einer tüchtigen wissenschaftlichen Basis verpflichtet sind, zu immer ausgebreiteterer Geltung zu bringen, so können wir diese Gesinnung nur mit Freude und um so lieber willkommen heißen, als ihre Erzeugerin, die Zeit, sicherlich keine der nothwendigen Übergangsperioden zwischen Sonst und Jetzt unberücksichtigt läßt, wie die Abtragung des alten Gebäudes, an dessen Stelle das neue errichtet werden soll, mit Wegnahme der Grundmauern beginnen und durch den hiermit herbeigeführten urplötzlichen Einsturz die Inwohner des Hauses obdachlos machen wird. — Nicht gleich berufen, eben weil sie den alten Bau von Grund aus zu zerstören gedachten, ohne vorher einen neuen an dessen Stelle gesetzt zu haben, haben sich dagegen die Radicalen, insbesondere durch ihr Organ, die vor einigen Jahren erschienene „Studentenzeitung," erwiesen. Zwar waren die Beweggründe zu dem Hasse, mit welchem sie den bisherigen Sauerteig des Studentenlebens und vor allem den Comment als dessen Heger und Pfleger, als dessen A und O verfolgten, durchaus redliche und anerkennungswerthe, allein ihre Thätigkeit war in ihren Folgen eine vorherrschend negative, sie löste das Bestehende auf, während sie nichts Neues brachte, charakterisirte sich hierdurch als eine vorzeitige und theilte daher das Schicksal aller auf naturwidrig beschleunigtem Wege erzeugten Früchte. Wer wollte wohl leugnen daß ein großer Theil jener Ausschweifungen welcher Körper und Geist in gleicher Weise schwächt und jene Halbgötter des Universitätslebens, die im Bewußtsein ihrer Ungebundenheit die bestehende Ordnung täglich ins Gesicht zu schlagen nicht anstanden, im Staatsleben zu willenlosen Werkzeugen der Regierungen herabdrückte, — in Folge des Comments sich eingeschlichen hatte und behauptete? Wer könnte in Abrede stellen daß gerade der Comment es ist, der dem Duellwesen den ungleich wesentlichsten Vorschub leistete? Beide Mißstände fand die radicale Partei bedeutend genug, dem Comment den Krieg auf Tod und Leben zu erklären, ihn zu vernichten, koste es was es wolle. Aber sie vergaß dabei daß der Comment, wenn auch die vorzüglichste, doch keineswegs die einzige Ursache jener Übelstände war, sie vergaß daß jene Sünden gegen Moralität und Sittlichkeit, wie sie sich der große Haufe der Studirenden zu Schulden kommen ließ, insoweit sie sich als Rohheit im äußern Leben und als übermäßiges Trinken bei Gelagen äußerten, auch ohne den Comment fortbestehn konnten und fortbestanden, soweit sie sich aber als Ausschweifungen in geschlechtlicher Beziehung zeigten, ohne allen Zusammenhang mit dem Comment existirten, sie beachteten nicht daß der Comment, wenn er das Duellwesen förderte und anregte, es zugleich regelte und in gewisse Schranken verwies, und dadurch dem Zusammenleben der Studirenden eine Ehrenhaftigkeit und einen Anstand verlieh, den man im Kreise wissenschaft-

lich gebildeter, einander gleichberechtigt gegenüberstehender Jünglinge nur mit Wohlgefallen wahrnehmen konnte.

Und die Folgen jenes gegen den Comment begonnenen Kampfes sind nicht ausgeblieben. Man sehe hin nach Heidelberg! Hat sich der moralische Wandel der Studirenden nur im geringsten seit Abschwächung des Comments verbessert? Nein; jene Bacchanalien bestehen fort und werden fortbestehen und dem Staate geistig entkräftigte Beamte zusenden, bis der Geist der Studirenden selbst einen höheren Aufschwung nimmt, einen weiteren Gesichtskreis gewinnt, bis vor allem jene unter dem Namen der Corps bestehenden Verbindungen, welche als die hauptsächlichsten Träger der Demoralisation ohne Bedenken genannt werden können, in den Augen der Studenten selbst immer mehr und mehr ihr Verdammungsurtheil finden. Und man kann es mit Befriedigung sagen, es ist in dieser Beziehung ein nicht unbedeutender Anfang gemacht. Auch das Duell wird trotz der Vernichtung des Comments fortbestehn, nur mit dem Unterschiede daß die Wahl der Duellwaffe nicht, wie der Comment es bisher forderte, an den auf der einzelnen Universität herrschenden Gebrauch, der es allen Studirenden möglich machte sich durch Übung für das Duell gehörig vorzubereiten, gebunden, sondern nunmehr eine unbeschränkte geworden ist und daß ein höchstes Maß von Beleidigungen, wie es der Comment bisher vorschrieb, nicht mehr existirt, mithin der Leidenschaft Thor und Thür geöffnet ist. Wo aber der Comment ganz gefallen ist, da ist auch die Verbindlichkeit, mit den Waffen in der Hand Genugthuung für eine zugefügte Beleidigung zu geben, verschwunden und an deren Stelle nur allzuhäufig der Stock und die Faust als sicheres, aber in der That unwürdiges Ausgleichungsmittel getreten. — Das sind die traurigen Folgen von Ideen welche von dem geistig empfänglichsten Theile der Studirenden mit jugendlichem Eifer aufgefaßt wurden und mit jugendlicher Unbesonnenheit plötzlich zur Verwirklichung gebracht werden sollten. Um aber doch nicht zu scharf abzubrechen, versuchte man hier und da eine aus Studenten bestehende, der gesammten Studentenschaft einer Universität vorgesetzte Behörde unter dem Namen eines Ehren- oder Schiedsgerichts aufzustellen, welche Beleidigungen vor ihr Forum ziehen und den Beleidiger zu deren Zurücknahme veranlassen sollte, ein Unternehmen das nur als ein hoffnungsloses bezeichnet werden kann. Man wollte hierdurch an die Stelle des Genommenen etwas Neues, Positives bringen, und übersah dabei daß es einer solchen Behörde dem freien Geiste der Studirenden und der Unmöglichkeit gegenüber, sich mit einer exclusiven Gewalt zu bekleiden, niemals gelingen würde die erforderliche Autorität zu gewinnen, mit einem Worte, man versuchte ein naturwüchsiges Product durch ein gemachtes zu ersetzen, und sprach dadurch der neuen Einrichtung von vorn herein das Todesurtheil.

Wie aber ein anderes, aus dem Geiste des Studententhums selbst erzeugtes Surrogat für das Duell herbeischaffen? Auf Beantwortung dieser Frage scheint es mir vornehmlich anzukommen, denn es will mich bedünken als wäre durch ihre genügende Lösung zugleich der Grund und Boden für ein neues, weniger sinnliches Studentenleben gewonnen. Ich schließe dabei so: Ist der Student gewiß daß jede seiner Beleidigungen ihren Rächer finden wird, so wird sich hierdurch die Anzahl und Maßlosigkeit der Beleidigungen vermindern und die Rohheit des Studentenlebens im Allgemeinen sich nach und nach verlieren; ist aber diese Rohheit verschwunden, so wird damit auch der Geschmack an dem Duell, dem barbarischen Vermächtniß einer rohen Vorzeit, sich verloren haben. Sind wir auf diesem Standpunkte angelangt, dann kann man versichert sein, werden auch die letzten Überreste des Comments, die jetzt als Anhaltepunkt in dem Chaos der Schrankenlosigkeit wenigstens noch einigen Werth besitzen, längst historisch geworden sein.

Was nun die Beantwortung unsres Problems betrifft, so scheint mir dieselbe unter der Voraussetzung leicht, daß der Staat aufhören wird durch eine Unzahl drakonischer Strafgesetze, die dem Duell nur einen neuen Reiz in den Augen jugendlicher Gemüther zu geben vermögen, gegen das Duellwesen prohibitiv vorzuschreiten und dem Studentenleben vielmehr einen Theil seiner dispositiven Thätigkeit widmen würde.

Als Erfahrungssatz nehme ich zuvörderst an, was ich theilweis schon oben aussprach: daß die bei weitem größere Mehrzahl der studirenden Jugend, von dem Ernste des Zeitalters erfüllt und sich ihrer Stellung wohl bewußt, von der Sehnsucht nach einem engeren Anschluß an das eigentlich staatsbürgerliche Leben durchdrungen ist. Die Periode der Ideale ist vorüber, ist um so sicherer vorüber als selbst die Philosophie von ihren Höhen herabgestiegen ist und sich mit dem praktischen Leben verbrüdert. Die Zeit hat es zur Gewißheit gebracht daß es eine Lächerlichkeit ist, nach Phantomen zu haschen und in Ideen zu leben, wo für die Wirklichkeit noch soviel zu erringen übrig ist. Also weg mit dieser außerstaatlichen, überirdischen Sphäre des Studententhums, die um so verderblicher auf die Gemüther der Jugend einwirkt, als sie Standpunkte anweist, von denen das bürgerliche Leben keine Ahnung hat, als sie die Nothwendigkeit hervorruft, beim Eintritte in das praktische Leben eine neue, gänzlich unbekannte Bahn zu betreten. Der Student ist Nichts, wenn nicht der zukünftige Staatsbürger. Warum ihn also in so wesentlich andre Verhältnisse zwängen, in Verhältnisse die ihn fast dazu nöthigen sich als etwas ganz Besonderes, von allen Übrigen seiner Mitmenschen Unterschiedenes zu betrachten? Der Student hat eximirten Gerichtsstand, aber dieser Gerichtsstand ist weniger in Folge einer Bevorzugung, als vielmehr einer Mißachtung entstanden, indem er keine Justiz-, sondern lediglich eine Administrativ- und Disciplinarbehörde ist. Recht ist vor diesem Forum nicht, nur Strafe zu finden, gleichviel ob ein Vergehen erwiesen vorliegt oder nicht. Will man junge Männer von Geist und Bildung ehren, so wandle man die Universitätsgerichte in förmliche, mit Criminal- und Civiljurisdiction versehene Justizbehörden um oder gründe solche mit Belassung der Administration bei den Universitätsämtern neu. Hierdurch wäre ein Forum für Entscheidung von Injuriensachen gewonnen, und man sei versichert daß die Excesse unter den Studirenden in bedeutenden Proportionen abnehmen werden, sobald zu ihrer Sühnung die gewöhnlichen, das materielle Wohl unmittelbar berührende Strafen in Anwendung gebracht werden. Will man sich aber darüber vergewissern, ob eine solche Einrichtung in dem Studentenleben selbst einen Anhaltepunkt finden würde, so gebe man sie der freien Wahl der Studirenden anheim; sollte sie zunächst auch noch nicht auf allen deutschen Universitäten bei der größeren Masse Anklang finden, die wenigen zurückbleibenden Universitäten würden doch binnen Kurzem freiwillig einem Beispiel nachfolgen,

das den Geist der Studentenschaft in dem Urtheil aller Verständigen nur ehren könnte. Man sage nicht daß mein Vorschlag zu hart sei, die Altersgenossen der Studirenden in allen übrigen Ständen befinden sich in gleicher Lage und, was die Strafrechtspflege anlangt, so kann in dieser Gleichstellung nur ein Fortschritt liegen. Auf der anderen Seite aber wäre ein großer Vortheil erlangt, es wäre dem Studirenden die Möglichkeit gegeben, in allen Lagen seines Lebens strenges Recht zu finden, eine Möglichkeit die man ihm zur Stunde noch versagt.

Würde sich nun auch Anfangs noch Mancher sträuben, wegen erlittener Beleidigungen den Denuncianten zu spielen, so dürfte doch dieses falsche Ehrgefühl und mit ihm nach und nach das Duell immer mehr verschwinden, und — was das Höchste ist, das Studententhum würde seiner exclusiven Sphäre entrissen und wie die Wissenschaft selbst dem Leben wiedergegeben sein. Dann erst kann wahrer, sittlicher Ernst ohne Beeinträchtigung harmloser jugendlicher Fröhlichkeit sich im Studentenleben geltend machen, der Student wird seiner Bedeutung wie seines Rechtes sich gleich bewußt werden und er wird es — ich täusche mich in dem edlen, gesunden Sinne unsrer studirenden Jugend nicht — für eine Ehre halten auf dieselbe Weise Recht fordern, Recht erhalten zu können wie jeder andere Mann der Nation. Bis dahin aber — vertilgt den Comment, und Ihr zertrümmert die letzte Schranke die Ordnung und Anstand noch aufrecht erhält. Verpönt das Duell durch maßlose Strafen, und jedes Jahr wird seine Opfer zählen! Errichtet Schiedsgerichte, und zwanzig Studenten werden sich Eurer Anstalt unterwerfen, dreihundert ihre Machtlosigkeit verlachen. Nur eine Justizbehörde kann einen achtungswerthen Geist auf der Universität begründen, nur sie kann Comment und Duell gründlich ersetzen, nur auf sie als auf eine ehrenvolle Errungenschaft würde der deutsche Student mit eben dem Stolze herabblicken, mit dem er jetzt auf der Mensur den blanken Schläger in seiner Faust fühlt.

C.

Briefwechsel.

Berlin, d. 15. Juni.

[Die letzten Ereignisse im Zusammenhang; der Stänkerklubb und Hr. Arago; die Wiener Studenten in Berlin.]

†† Die letzten Tagesereignisse sind zu sehr Ergebnisse der frühern, um ohne Zusammenhang verständlich zu sein. Ich komme deshalb auf schon Fernliegendes zurück. Ich meldete Ihnen zuletzt von dem großen Zuge nach der Begräbnißstätte unserer Märzhelden, um den vielen Schmähartikeln unserer Zeitungen gegenüber den kleinlich häkelnden Provinzen mit ihren Reactionären zu beweisen, wie hoch Berlin in der That seine Helden ehre, und wie heilig uns das Gedächtniß jener Tage sei. Der Zug war in der That ein großartiges und herzerhebendes Zeugniß von dem erwachten Volksbewußtsein und der mannhaften Entschlossenheit unserer Bevölkerung, offen und rückhaltlos ihre Sympathien für die Gefallenen und so vielfach Geschmähten darzulegen. Man schätzt die Zahl der an diesem Zug Theilnehmenden auf **Vierzigtausend**. Ohne Waffen, in still ernster, feierlicher Haltung bewegte sich diese Monstredemonstration durch die Straßen, deren Häuser bis auf die Dächer hinauf mit theilnehmenden Zuschauern besetzt waren, welche den Vorüberziehenden mit Trauerfahnen und Tüchern ihren Gruß zuwinkten. Es handelte sich dabei um mehr als eine bloße Gedächtnißfeier, es handelte sich um die Anerkennung der Revolution. Haben Diejenigen Recht, welche behaupten, wir hätten trotz unserer Barricaden und unserer 230 Gräber im Friedrichshain keine Revolution gehabt? Sind alle unsere Errungenschaften nur ein Ausfluß der königlichen Gnade? — Diese Fragen beschäftigten alle Gemüther, als es sich darum handelte von der Ständeversammlung eine kurze und entschiedene Antwort zu erhalten. Daher sah man in jenen Tagen den Sitzungssaal der „Vereinbarungsversammlung" von Tausenden harrender Menschen umlagert, begierig auf das Ergebniß des von **Behrends** gestellten Amendements: „es möge die constituirende Versammlung anerkennen daß wir uns auf dem Boden der Revolution befänden, und daß die Heldenkämpfer des 18. und 19. März sich wohl verdient gemacht um das Vaterland!" — Zwei Tage lang dauerten die Debatten um diesen Ausspruch, und immer stand draußen das Volk in athemlosem Schweigen, in gespannter Erwartung der Antwort. Man sah da Jünglinge mit verbundenem Haupt, Greise mit gelähmten Gliedern auf Krücken heranschleichen, um zu vernehmen, ob man für diese Wunden welche sie auf den Barricaden empfangen, und welche der Magistrat in jenen Tagen belohnt, die ehrende Anerkennung jetzt zu versagen den Muth haben würde. Man sah da junge Mädchen, denen man die Väter, man sah Weiber, denen man die Gatten getödtet, und die nun mit schmerzlichem Erstaunen einander fragten, ob es möglich sei daß man ihre so ehrenvoll begrabenen Helden jetzt zu Aufwieglern und Verbrechern stempeln wolle. Als sich nun unter diesen Tausenden die Nachricht verbreitete, die Nationalversammlung habe den Behrends'schen Antrag verworfen, und sich nur zu einer sehr bedingten lobenden Anerkennung der Märzereignisse verstanden, da machte sich ein einziger Schrei der Wuth und des Zornes hörbar. Wie das Gebrüll eines Löwen durchdröhnte dieses Wuthgeschrei und Geheule des Volks die Luft; ich weiß nicht ob nicht die Standbilder der preußischen Feldherrn auf ihren Postamenten erbebten. Man schrie, man heulte, man ballte die Fäuste, ja, ich sah Männer weinen vor Wuth, und Weiber ihre Hände ringen vor Verzweiflung und Zorn. In diesem Augenblick trat der Minister des Auswärtigen, Hr. v. **Arnim**, aus dem Ständehaus und näherte sich diesen bewegten, demonstrirenden Haufen. Statt aber still von dannen zu gehen, wagte er es die gereizte Menge zu bruskiren, indem er mit der Miene und der hochmüthigen Verachtung eines ächten Aristokraten fragte: weshalb diese Leute hier ständen! was sie hier zu suchen hätten, und warum sie nicht daheim bei ihrer Arbeit wären, da heute kein Sonntag sei! — Einen Augenblick schwieg die über diese Anmaßung erstaunte Menge; dann erhob sich ein unwilliges, drohendes Gemurmel, und als in diesem Moment Einer aus der Menge rief: das ist der Minister von Arnim! sah man plötzlich die Menge mit einem Wuthgeschrei auf den Minister stürzen, ihn immer dichter umringend, ihm mit geballten Fäusten und erhobenen Stöcken drohend, mit Flüchen und Verwünschun-

gen ihn in ein immer engeres Netz einschließend. In diesem kritischen Augenblick kamen die von der Bürgerwache zu Hülfe gerufenen Studenten aus der Universität herbeigeeilt; ihrem Zureden, ihrem Einschreiten gelang es den Minister zu retten, indem sie mit ihm in Sturmschritt sich in das Universitätsgebäude zurückzogen. Aber der Löwe war jetzt einmal gereizt, er zitterte vor Wuth und blickte begierig nach einer neuen Beute umher. Das Unglück wollte daß gerade jetzt der Abgeordnete für Berlin, Prediger Sydow, von dem man wußte daß er er in der heutigen Versammlung nicht nur die Revolution abgeleugnet, sondern sie auch vom „christlichen Standpunkt" aus für unsittlich erklärt hatte, aus dem Ständehaus trat. Man schrie ihm entgegen: da ist der Revolutionsleugner, der Mann mit dem christlichen Standpunkt! — In's Wasser mit ihm! brüllten einige wüthende Stimmen. — In's Wasser! wiederholte die Menge, und man schleppte den todesbleichen, zitternden Mann Gottes dem nahen Opernhausgraben zu. Aber jetzt machten sich die Abgeordneten der Linken, die Volksredner Jung, Behrends und Graf Reichenbach Bahn durch die Menge. Überall wurden sie mit einem Jubelgeschrei empfangen; ihren Bitten, ihren überzeugenden Worten gelang es den Prediger Sydow zu befreien, und ihn gleichfalls in die Universität zu retten. Die Redner der Linken suchten dann das Volk zu beruhigen, und ihnen das gefährliche und ungesetzliche solcher Demonstrationen begreiflich zu machen, man hörte sie nur murrend an, als aber einer von ihnen, ein Mitglied der äußersten Linken mit feierlicher Stimme rief: Brüder, man will unsere Revolution nicht anerkennen, sie ist ihnen nicht gut genug gewesen! Nun wohl, wir werden ihnen also eine bessere machen müssen! da brach Alles in ein lautes Freudengeschrei aus, und versicherte lachend und brüllend: das wolle man thun! Eine Revolution wollen wir machen, die niemand abzuleugnen im Stande ist! — Diese glückliche Wendung hatte die Wuth der Menge besänftigt, und das Volk zerstreute sich. Indessen blieben die Straßen an diesem Tage ungewöhnlich lebendig, bis tief in die Nacht hinein sah man an allen Ecken Haufen von mehreren Hunderten in lebhaftem Gespräch mit einander stehen. Besonders sind diese Attroupements immer Abends an der Linden- und Friedrichsstraßenecke, wo sich alsdann der sogenannte „Stänkerklubb" versammelt, der dort bis zwei Uhr in der Nacht seine stehenden Sitzungen hält, und in dem in lebhaftester Debatte die Tagesfragen erörtert werden. In dieser Nacht nun war der Stänkerklubb besonders zahlreich vertreten, und man beschloß noch einige Demonstrationen zu machen. Ein Trupp von nahe an tausend Menschen begab sich demnächst zu Jung und Behrends, um ihnen eine Serenade zu bringen, die von Beiden mit herzlichen Dankesworten aufgenommen ward. Alsdann zog man zum Hotel de Russie und verlangte den dort abgetretenen Gesandten der franz. Republik, Arago, zu sehen. Derselbe sei nicht zu Hause, berichtete der Wirth. So wollen wir warten bis er kommt! sagte die Menge, und geduldig harrte man mitten in der Nacht fast eine Stunde lang, bis endlich Herr Arago gefahren kam. Mit donnerndem Lebehoch ward er begrüßt, und als der Erstaunte fragte, was man von ihm wünsche, rief Alles wie aus Einem Munde: „Eine Rede halten!" — Hr. Arago bedauerte der deutschen Sprache nicht mächtig zu sein; sogleich sandte das Volk einen Dollmetscher ab, der die Rede übersetzen solle. Arago gab jetzt dem allgemeinen Wunsche nach, und hielt von den Stufen die zum Hotel hinaufführen, eine feurige Anrede an das Volk von Berlin, in der er versicherte daß Frankreich die wärmsten Sympathieen und die lebhafteste Bewunderung für das freigewordene Deutschland habe, und daß er als ein Bote des Friedens zu dem in Freiheit den Franzosen verbrüderten deutschen Volke gesandt sei. — Ein dreimaliges Lebehoch dankte dem Redner und ruhig und friedlich verlief sich alsdann die Menge. — Noch ein anderes Ereigniß hat in dieser Woche stattgefunden, das aber gegenüber den principiellen Revolutionsstürmen fast spurlos vorübergegangen. Der Prinz von Preußen ist in Berlin gewesen, das heißt nicht in seinem Palais, dem Nationaleigenthum, sondern er hat sich unmittelbar in die Ständeversammlung begeben, um dort eine wenig Eindruck machende, sehr lau angehörte Rede zu halten, die sogar zum Theil mit Zischen von der Nationalversammlung aufgenommen ward. Es war gerade der Tag an welchem der Behrends'sche Antrag zur Verhandlung kam. Eine Menge Volks stand vor dem Sitzungsgebäude. Einige eifrige Anhänger des Prinzen hatten unter die Leute Geld vertheilt, indem sie sie aufforderten den Prinzen mit einem Hurrah! zu empfangen. Einige thaten es, Andere zischten, trotz der erhaltenen Belohnung. Das empörte den ritterlichen Leutenant v. Schl........f dermaßen daß er einem dieser Kerle, dem er selber einen Thaler gegeben zum Hurrahschreien und der jetzt gepfiffen hatte, ein Paar Ohrfeigen gab. Sogleich erhob sich das Volk, man drang wüthend auf den Herrn Leutenant ein; dieser mußte die Flucht ergreifen, und rettete sich in die Wache, wo er aber von der Bürgerwehr als Aufrührer verhaftet ward, trotz der hochmüthigen Versicherung des aristokratischen Herrn Leutenants daß ihm die Bürgerwehr durchaus nichts anhaben und keine Gewalt über ihn haben könne. Es hat sich bei dieser Gelegenheit gezeigt daß es vorbei ist mit der Unantastbarkeit der Officiersuniform, und mit jener Officiersehre die der Prinz von Preußen auf dem vorigen Landtag so rühmend hervorhob. — Grade an dem Tage und in der Stunde als der Sturm gegen Minister Arnim losbrach, war hier die Deputation der Wiener Studenten angekommen welche sich zum Studentencongreß nach der Wartburg begeben wollten. Man war mit der hiesigen Studentenschaft in feierlicher Berathung in der Aula versammelt als der Hülferuf wegen des Ministers v. Arnim erscholl. Mit den übrigen stürmten auch die Wiener Studenten hinaus und escortirten den Minister in die Universität. Drollig genug war das Mißverständniß, daß während die hiesigen Studenten den Minister in die Universität gebracht, um ihn vor der Wuth des Volkes zu retten, die Wiener Studenten meinten, man habe Hrn. v. Arnim im Einverständniß mit dem Volke verhaftet. Als daher der Wagen des Ministers kam, und man ihn abfahren ließ, fragten die Wiener ganz verwundert „ob man denn nicht den Minister so lange als Geißel behalten wolle, bis die Wünsche des Volkes erfüllt seien." Sie schüttelten höchst mißbilligend die Köpfe als man ihnen bedeutete, hier in Berlin seien wir noch nicht so weit daß man dergleichen Geißelaushebung versuchen könne.

Berlin, d. 17. Juni.

[Die Minister lächeln über die gesetzgebende Versammlung, und die Bürgerwehr läßt vom Pöbel das Zeughaus plündern!]

†† Unsere constituirende Versammlung erweist sich leider täglich unfähiger, dem großartigen und ungeheuren Werk, zu welchem sie berufen, nicht gewachsen. Unbekannt mit der par-

lamentarischen Form, ja, unbekannt sogar zum Theil mit der Aufgabe, zu welcher sie berufen, hat die Mehrzahl derselben kaum eine bestimmte Meinung und Gesinnung; daher kommt das ewig Schwankende, die unsichere Haltung der ganzen Versammlung, daher kommt es daß weder die Linke, noch die Rechte auf ihre Freunde zählen kann, das Centrum schlägt bald hierher bald dorthin über, es folgt einem augenblicklichen Impuls, keiner consequenten Überzeugung, und derjenige welcher in diesen Versammlungen zuletzt und gut und fließend gesprochen, ist entscheidend. Die Folge davon ist daß die Mehrheit gewöhnlich auf Seite der Minister ist, denn diese sind ohne alle Frage die besten und gewandtesten Redner in dieser Versammlung; oft sieht man sie nicht ohne lächelnden Spott mit dieser kindischen Unbeholfenheit ihr Spiel treiben, wenn sie zurechtweisen über parlamentarische Ausdrücke und beweisen daß man grade das Gegentheil von dem gethan was man gewollt. — Wir haben in dieser constituirenden Versammlung gegen zwanzig Deputirte welche nicht lesen und schreiben können, ja einer derselben, ein bäuerlicher Abgeordneter aus der Provinz Posen ist nicht einmal der deutschen Sprache mächtig. Der Zufall welcher Spaß und Neckereien liebt, wollte daß grade dieser Mann, Namens ***, zu einem der Secretäre der Versammlung gewählt wurde, und Herr *** konnte nicht einmal so viel deutsche Worte finden, um zu erklären daß er dieses Amt nicht annehmen könne. Über die Wahl dieses Mannes erzählt man hier, er sei, als die Wahlen in seinen Landbezirken statt gehabt, ganz betrunken und taumelnd in den Saal gekommen und habe dort so viel Lärm und Unfug getrieben daß die anwesende Ortsobrigkeit sich genöthigt sah ihn hinauszuwerfen. Einen Augenblick war Ruhe; man begann wieder das schwierige Werk einen Deputirten zu wählen. Plötzlich fürchterlicher Lärm! Die Thüren springen auf, und mit hochrothem Gesicht, mit funkelnden Augen erscheint wieder der Hinausgeworfene. „Den will ich sehen, schreit er, der mir mein Recht nehmen will! Ich bin Wahlmann, folglich gehöre ich hieher, und ich will helfen uns einen Deputirten zu wählen der es macht wie ich, und uns unser gutes Recht nicht nehmen läßt!" Das imponirte den Leuten, sie betrachteten seine Riesengestalt, seine ungeheuren Fäuste, seine breiten Schultern, und sagten mit Schauern der Freude: das ist ein guter Vertreter für uns, der wird festhalten was er hat, und allen großen Herrn zum Trotz sich durchschlagen! Man wählte also Herrn *** zum Deputirten, und der berathet nun Gesetze mit, die er weder kennt, noch versteht. — Wir haben übrigens zwanzig solcher bäuerlichen Deputirten die Alle nicht lesen und schreiben können. Sie sitzen auf der rechten Seite, sehen mit ehrfurchtsvollem Erstaunen die Herrn Minister an, und stimmen unbedingt für die Regierung. — Es fehlt nicht an Caricaturen über diese unsere constituirende Versammlung. So erzählt man unter Anderm, unsere Erdarbeiter (die Rehberger) welche jetzt nicht mehr auf Tagelohn sondern in Accord arbeiten, seien beim Ministerium eingekommen mit einer Petition, in welcher sie beantragten, es möge die Nationalversammlung fortan auch nicht mehr in T a g e l o h n, sondern in A c c o r d arbeiten, weil sie dann ohne Zweifel schneller fertig, oder wenigstens zur Berathung des Verfassungsentwurfs kommen würden. — Unsere vielbesprochenen Rehberger sind übrigens guter Dinge. Sie haben den Schmuck ihrer großen Strohhüte noch vermehrt, indem sie zu den rothen Federn noch eine kleine gelbe Feder hinzugefügt haben, welches hier das Abzeichen der Republikaner ist. — Sie gaben sich am dritten Pfingstfeiertage ein großes Bankett im Styl des immer noch aufgeschobenen Pariser Arbeiterbanketts. Mit Musik und fliegenden Fahnen durchzogen sie die Stadt, bevor sie sich nach Schöneberg begaben. Heiterkeit und Freude glänzte auf allen Gesichtern, ward aber leider bald gestört durch ein fürchterliches Unwetter, das mit wolkenbruchartigem Regen und donnernd herabrollenden Hagelschloßen über uns heranzog, um überall die Scheiben zu zersprengen und die Straßen unter Wasser zu setzen. — Es war wie ein wahrer Gotteszorn der Schöpfung. Unwillkürlich mußte ich mich jenes weltberühmten Gewitters von 1792 erinnern, welches der Gefangennehmung des Königs nur einen Tag vorherging, und mit leuchtenden Feuersäulen und dem Wuthgeheul des wimmernden Sturmes die kommenden Schreckenstage verkündete, aber auch zugleich das Schwert welches über dem Haupte des Königs hing, um einen Tag aufhielt. Denn der Sturm, das Gewitter und die Regenströme waren mächtiger als die Bande der sogenannten „Marseillaiser," welche an jenem Tage heulend und wuthbrüllend durch die Straßen von Paris zogen, und entschlossen waren Untergang und Verderben zu verbreiten. Der Zorn des Himmels bezwang damals den Zorn der Menschen, und der strömende Regen säuberte die Straßen von der wüthenden Menge. — Ich meinestheils glaube an solche Vorverkündigungen der Natur; und die Gewitter welche in großen historischen Zeiten eingetreten, sind immer wie eine Rakete gewesen, welche den nahen Ausbruch verkündet. Unter Donner und Blitz zog Maria Antoinette in Paris als Dauphine ein, Donner und Blitz und das Geheul des Sturms war die Musik ihrer Hochzeitsnacht. Der Julirevolution ging ein furchtbares Gewitter vorher, der Februarrevolution dieses Jahres ein Wolkenbruch, der den schon errichteten Bankettsaal fast zerstörte. Auch unser Gewitter vom dritten Pfingsttage war eine Rakete welche den nahen Sturm verkündete. Als der Zorn des Himmels schwieg, und das Geheul des Sturms verstummte, begann das Wuthgeheul der Menschen, ras'te der Aufruhr durch die Straßen. Alles stürmte nach dem Schlosse. Man hatte erfahren daß dort unter dem Schatten der Nacht die Schloßportale mit eisernen Gittern versehen werden sollten. Seit Wochen war dies beschlossen und öffentlich angezeigt worden. Man hatte sich dabei des zarten Vorwandes bedient, man wollte die Portale des zweiten Schloßhofes nur deshalb mit eisernen Gittern versehen, um der Bürgerwehr den beschwerlichen Dienst der Schloßwache zu erleichtern. Indeß hatte die Bürgerwehr Protest eingelegt gegen diese Erleichterung, und erklärt, es sei ihr eine Ehre und ein Vergnügen, das Schloß zu bewachen, und Niemand von ihnen habe sich jemals über diesen Dienst beschwert. Von allen Klubbs waren gleichfalls Proteste eingelaufen, das Publikum erklärte sich allgemein gegen solche Absperrung des Schlosses, und die Juristen suchten zu beweisen daß die Berliner ein unbestreitbares und durch Verjährung ihnen zustehendes Recht auf den freien Durchgang durch die Schloßhöfe besitze. — Allein das Volk von Berlin erinnerte sich nur zu gut, wie gefährlich dem Volke von Paris immer die Eisengitter der Tuilerieen gewesen; aber auch der König von Preußen scheint sich erinnert zu haben, welche Vortheile diese „grilles" der Tuilerieen immer den Königen von Frankreich

geboten, und wie drei, hinter denselben aufgestellte Kanonen 1792 einen ganzen Tag lang den König vor dem Volke geschützt. — Heimlich in der Nacht sollten sie angebracht werden, aber wie gesagt, das Volk hatte davon Kunde erhalten. In der Nacht nach dem dritten Pfingstfeiertage arbeiteten gegen 50 Arbeiter an der Einhängung dieser eisernen Gitter. Schon war eins derselben eingehangen, als das Volk herbeistürmte, und zu Tausenden die Schloßhöfe erfüllte. In einem Moment hatte man die Eisengitter aus den Angeln gehoben, ganze Steinblöcke in denen die Angeln eingelöthet, aus den Fugen gerissen, und schleppte diese Siegestrophäen unter Jubelgeschrei dem nahen Flusse zu. Schon hatte man eins der Eisengitter in die Spree gesenkt, als es dem Zureden der Studenten gelang das Volk in soweit zu beschwichtigen daß es die übrigen Eisengitter, statt sie in's Wasser zu werfen in die Universität schaffte, und sich dann nach glücklich vollbrachter That auf seinen Lorbeern zur Ruhe bettete. — Indeß sollten diese Auftritte nur das Vorspiel sein zu dem großen Drama der kommenden Nacht. Eine ungewöhnliche Aufregung machte sich schon vom frühen Morgen an am Mittwoch bemerkbar. Überall stand das Volk in heftig erregten Gruppen auf den Straßen und Plätzen umher. Man unterhielt sich von den Begebenheiten der vorigen Nacht, man erklärte dieses Schließen der Schloßhöfe für einen Verrath, man wollte vorahnend darin einen bald erfolgenden Angriff auf das Volk erkennen, überall hörte man Redner, ja selbst Knaben und Weiber sah man heftig gesticulirend aufgeregte und aufregende Reden an eine lauschende Zuhörerschaft richten. Tausende umlagerten das von Tausenden der Bürgerwehr umstellte Ständehaus, und das Volk schaute mit finstern Blicken auf die blitzenden Waffen und schwur mit grollendem Stirnrunzeln: „Wir wollen auch bewaffnet sein! Man soll uns Waffen geben!" — Dies Geschrei nach Waffen ward mit jeder Stunde mächtiger, und um so drängender als man einzelne Redner dem Volke verkünden hörte daß ganz Berlin bereits von Truppen umstellt sei und der Prinz von Preußen mit der Armee komme um Berlin zu erobern. — Jetzt raste und tobte Alles durcheinander, der furchtbare Schrei der Märztage: „Waffen! Gebt uns Waffen!" heulte wieder durch die Straßen. Überall wurden die Waffenläden geplündert, wie losgelassene Tiger sprangen diese wilden Horden durch die Straßen, und endlich stürmte Alles mit rasendem Geheul dem Zeughaus zu. Das war, aber leider zu schwach, von Bürgerwehr besetzt. Das von einzelnen Führern geleitete Volk drang vor, die Bürgerwehr stieß sie mit Kolben zurück, endlich hörte man eine Stimme: Feuer! kommandiren. Fünf Schüsse fielen, (die übrigen Bürger hatten dem Commando ihres Hauptmanns kein Gehör gegeben). Diese fünf Schüsse trafen; drei Rehberger und zwei vom Handwerkerverein waren gefallen. Sofort tauchte man Tücher in das Blut der Gefallenen, und diese blutrothen Tücher wurden auf Stöcke gesteckt und umhergetragen, indem man schrie: „Rache für unsere gefallenen Brüder! — Es lebe die Republik!" Während einzelne Haufen so tobend durch die vom Monde hell beleuchteten Straßen zogen, hatte eine andere Schaar mehrerer Tausender sich mit Gewalt eines Eingangs zum Zeughause bemächtigt, indem man mehrere Thüren und Fenstern eingeschlagen. Mit Siegesgeheul drang das Volk in das also erbeutete Haus ein. Drinnen fand man 250 wohlbewaffnete Soldaten. Sie hatten sich indeß mit ihrem Hauptmann in die zweite Etage zurückgezogen, und die Treppe hinter sich abgebrochen. Aber sie waren, wie gesagt, gut bewaffnet und hatten scharf geladen. Indeß hatte auch das Volk sich schon zu bewaffnen begonnen, die Gewehre wurden ergriffen, die auf dem Hofe befindlichen vor ungefähr 8 Tagen vom Volk wieder erbeuteten und von den Kähnen nach dem Zeughaus zurückgebrachten Kisten mit Munition geöffnet und geleert. Um dies zu können hatte man einen Knaben mit einer Fackel auf eine Kanone gestellt, dicht daneben standen die geöffneten Kisten mit Pulver, und von Zeit zu Zeit näherte sich ein zweiter Fackelträger dieser Pulverkiste noch mehr, um denen welche sich Pulver nahmen zu leuchten. In jedem Moment war man in Gefahr von der immer wüthender eindringenden Menschenmasse erdrückt zu werden, oder mit den von den Fackeln berührten Pulverfässern aufzufliegen. Die Menge, dieses Letztere fürchtend, heulte zuweilen laut auf vor Angst, dazwischen hörte man das Poltern der Hämmer und Äxte, mit denen man immer noch neue Kisten voll Munition öffnete, und das Getrampel und Geschrei der in das Innere des Zeughauses eingedrungenen Menge. Es waren fürchterliche Stunden in denen zum ersten Mal ganz Berlin in Gefahr schwebte eine Beute der Anarchie zu werden *). Indeß waren die Soldaten noch immer in dem Hause, — Hunderte denen viele Tausende, gut bewaffnet, gegenüber standen. Ein fürchterliches Blutbad das ohne alle Frage mit der Niedermetzelung der Soldaten würde geendet haben, hätte hier entstehen können, wenn nicht der Hauptmann von Natzmer, wie man sagt, durch eine ihm übergebene Karte mit dem Befehl zum Abmarsch verleitet, sich entschlossen hätte das Haus zu räumen. Nun stürmte die Menge unaufgehalten in die obern Räume, Alles ward geplündert, die seltenen und antiken Waffen geraubt, die Trophäen früherer Siege zerstört, Knaben und junge Bursche, Weiber sogar sah man sich zwei und dreifach bewaffnen. Indessen hatten sich draußen vor dem Gebäude größere Massen Bürgerwehr gesammelt, auch der Handwerkerverein und die Studentencorps waren herbeigekommen. Ihnen gelang es wenigstens den Kindern und Frauen die Waffen abzunehmen und die Übrigen, wenn nicht zu entwaffnen, doch zu veranlassen daß sie wenigstens jeder mit nur Einem Gewehr abzogen. — Aber jetzt begann erst das Werk der Rache. Volksjustiz sollte geübt werden, und ward an dem Hauptmann der Bürgerwehr geübt welcher auf das Volk Feuer kommandirt hatte. Er war geflüchtet, und die Menge fand daher weiter nichts zu thun als sein Haus zu zerstören. — So eben erfahre ich daß der Hauptmann von Natzmer vor ein Kriegsgericht gestellt, und bereits zum Tode verurtheilt ist. —

Aus dem preußischen Sachsen, d. 17. Juni.

[Die Hallischen Professoren dociren Politik; Wislicenus; neue Blätter.]

† Öffentliche Blätter, z. B. die Grenzboten, haben sich schon so viel mit den Parteien in Halle beschäftigt daß Ihr Correspondent die Gelegenheit eines kurzen Aufenthaltes in Halle nicht unbenutzt lassen konnte, um sich ebenfalls mit den jetzt dort entstandenen politischen Vereinen bekannt zu machen. So besuchte ich denn vorgestern Abend den constitutionellen Klubb auf der Weintraube bei Giebichenstein, wenn gleich mit

*) Warten die Berliner vielleicht auf die Russen um die Ordnung unter ihnen wiederherzustellen? D. Herausg.

schwerem Herzen, denn aufrichtig gesagt hätte ich lieber auf der schönen Terrasse mit der köstlichen Aussicht auf die Saale und den Dölauer Wald im Freien Platz genommen und dem Tivolitheater zugeschaut, statt in den Saal einzutreten wo die Professoren dem Publikum Politik vortragen. Ja, die Professoren! Es machte einen eigenthümlichen Eindruck als ich hier zuerst den Professor Hinrichs reden hörte. Wer, der vor nicht allzu langer Zeit in Halle studirte, erinnert sich nicht an dessen politische Vorlesungen? Es war allemal ein Fest, sich so vor ihn hin auf die Bänke zu setzen und sich vom Katheder herab den verbotenen Liberalismus predigen zu lassen, es war ein Fest, wenngleich die meisten seiner Zuhörer offenbar mehr von Politik verstanden als der Philosoph welcher sehr oft trivial wurde, weil er sich von allen Abstractionen frei machen wollte. Hinrichs sprach in dem Klubb gerade so wie er damals vom Katheder sprach, und der Hallische Bürger hörte ihm jetzt eben so andächtig zu als damals der Student. Es traten sodann noch mehrere Redner auf. Fast alle waren Professoren, und alle docirten. Himmel, wie kann ein Publikum das ertragen? Endlich trat ein Hr. v. Holleuffer auf. Er war der Einzige der etwas Leben in die Versammlung brachte, copirte übrigens in ziemlich komischer Weise in seiner Manier den Prof. Duncker (jetzt in Frankfurt). Man sprach über das Zweikammersystem (daß man zwei Kammern wollte, schien schon beschlossen sein). Einige Redner begnügten sich, in Bezug auf die erste Kammer einen niedrigern Census zu verlangen, als der den der Verfassungsentwurf annimmt. Die Debatten erinnerten mich lebhaft an die Stelle in Immermann's Münchhausen wo der Patriotencaspar den Hofschulzen beim Ankleiden überrascht und sich darüber aufhält daß er sieben Jacken anlegt. Nun, sagt der Hofschulze, wie viel Jacken soll ich denn sonst anlegen? Und der Patriotencaspar antwortet nach einigem Nachdenken: „Etwa drei." So geht es, wenn man von aristokratischen Voraussetzungen ausgeht.

Der Volksverein ist ungleich besser daran als der constitutionelle Klubb. Wislicenus, der freilich als Politiker keineswegs bedeutend, aber doch immer eine in ihrer Art einzig dastehende Persönlichkeit ist, steht an seiner Spitze. Sonst sind die Hauptpersonen des Klubbs Studenten und Handwerker. An Frische und Jugendkraft scheint es im Volksverein eben so wenig zu fehlen als an einer gewissen Schwärmerei. Die freie Gemeinde von Wislicenus ist in letzter Zeit fast ganz in dem Volksverein aufgegangen, doch gehören die meisten Mitglieder desselben nicht zu ihr.

Halle hat in letzter Zeit zwei neue Blätter entstehen sehen: nämlich „das Volk", ein von Wislicenus herausgegebenes Wochenblatt, und das Bürgerblatt. — „Das Volk" will über Politik belehren, im Bürgerblatte faßte der sehr gewandte Oberlehrer Körner (Körner v. Rietleben) die städtischen Angelegenheiten von Halle mit größerer Schärfe und mit mehr Aufwand von Geist und Witz in's Auge als selbst in größeren Städten irgend ein ähnliches uns bekanntes Blatt. Seinem Standpunkte nach steht das Bürgerblatt in der Mitte zwischen dem „Volk" und dem „Hallischen Courier" (in Halle Karrier genannt), welcher letztere gegenwärtig als das Organ des constitutionellen Klubbs betrachtet werden kann. — Ein Blatt, das theils politische Übersichten geben, theils die Provinz besonders in's Auge fassen will, wird bei Schmidt in Halle unter Ehrlich's Leitung erscheinen. — Ein ähnliches Blatt, das sich noch besonders die Aufgabe der Popularität stellt, wurde von Merseburg aus angekündigt, doch trauen wir der Redaction desselben nur eine sehr geringe Befähigung zu. Neben allen diesen vorläufig noch sehr schwankenden Unternehmungen ist nun endlich das schon früher erwähnte „sichere Unternehmen" der Heinrichshofenschen Buchhandlung in Magdeburg so weit gediehen daß der 3. Band von Eckermanns Gesprächen mit Goethe erschienen ist. Darüber bald mehr.

Zur Chronik der Gegenwart.

— Mitten in den politischen Kämpfen wolle man nicht die Bestrebungen der Ultramontanen außer Augen verlieren! Man spricht immer nur von politischen Wühlern. Es gibt auch kirchliche. Wie die Priester der römischen Kirche in Polen den Nationalhaß benutzen, ist bekannt. Aber auch in Deutschland nehmen Hierarchen Zeit und Gelegenheit wahr. Der Erzbischof v. Köln zieht plötzlich wieder das älteste römische Gesetz über gemischte Ehen hervor, nach welchem deren Gültigkeit nicht wie in der bisherigen Praxis vom betreffenden Pfarrer abhängt, sondern vom Bischof eingeholt werden muß, selbst wenn der Pfarrer alle von den letzten Päpsten vorgeschriebenen Cautionen, namentlich die katholische Kindererziehung, erlangt hat. Meint Hr. v. Geißel, bei gewissen politischen Verlegenheiten könne die Kirche wieder einen Schritt vorwärts gehen? Glaubt er, im weltlichen Regiment sei mit den Berliner Barricaden etwas Anarchie eingerissen? Und hofft er darauf hin die ausschließliche Heerde enger zusammenzuhalten? — Während in Östreich die Hierarchie durch die politische Bewegung gestürzt zu sein scheint, sucht sie am Rhein die Erschütterungen des Staats zu benutzen. Wunderbare Einigkeit Deutschlands! In Braunschweig gestattet man die Ehe zwischen Christen und Juden, und in Köln sucht man Protestanten und Katholiken zu trennen. In Tirol bereden die Pfaffen zu Protesten gegen die Preßfreiheit welche der Kaiser zugesagt, gegen die Zulassung der Protestanten, und in der gesetzgebenden Nationalversammlung zu Frankfurt ziehen die Abgeordneten aus Baiern, die Herren Lassaulx, Phillips u. s. w. die Glaubensfreiheit für Deutschland von neuem im Zweifel!

— Das Programm der Linken in Frankfurt litt an oberflächlicher oder zweideutiger Unbestimmtheit. Es verrieth eine Indifferenz in der Entscheidung über Monarchie und Republik. Es sagte jedem Einzelstaate zu sich in jener oder dieser Form zu gestalten, ließ aber ungewiß für welche von beiden im Stillen gearbeitet werden sollte. —

Das Programm des Centrums, wie es uns jetzt bekannt geworden, erledigt die Forderungen und die Wünsche Deutschlands. Es sichert die Freiheit der Person, Gleichheit vor dem Richter, gleiche Geltung aller Bekenntnisse. Binnen 24 Stunden erfolgt die gerichtliche Vernehmung auf eine Verhaftung. Die gutsherrliche Gerichtsbarkeit, selbst das Jagdrecht hört auf; der Grundbesitz ist von allen Lasten außer den Verpflichtungen für Staat und Gemeinde befreit; die Entschädigung wird nach den einzelnen Landesverhältnissen normirt. Für das Proletariat wird gesorgt durch Abnahme der Verbrauchssteuer von nothwendigen Lebensbedürfnissen, durch Anstalten

zur Erleichterung des Erwerbs, Sparkassen rc. und durch wohlfeile Jugenderziehung. Für die Gemeinde steht Selbstregierung in möglichster Ausdehnung fest, sowie für ihre Vertretung Urwahl ohne Census. Auf Urwahlen beruht auch die Vertretung des Volkes in den Kammern; doch ist jedem Einzelstaate die Entscheidung über Ein- und Zweikammersystem überlassen. Preßfreiheit, Geschwornengericht, Vereinigungsrecht bleiben die Hauptstützen der Freiheit, die constitutionelle Monarchie auf demokratischer Grundlage die beste Form für Feststellung von Freiheit, Ordnung und Recht. Was die Gemeinden und Staaten nicht zweckmäßig verwalten und besorgen können, übernimmt das Reich. Es ordnet die Wehrverfassung, leitet den Oberbefehl über die Landmacht; in der Seemacht wird vorausgesetzt daß sie ebenfalls nicht einzelnen Staaten, sondern dem Reiche zugehört. Der Binnenhandel ist von allen Schranken zu befreien. Handel, Zölle, Maß, Gewicht, sowie Leitung der auswärtigen Angelegenheiten gehören ausschließlich zur Verwaltung des Reichs. Die Volksvertretung in der Nationalkammer beruht wie in den Kammern der einzelnen Staaten auf Urwahlen. Das Oberhaus wird von den Staaten zusammengestellt. Die ausführende Behörde (Oberhaupt und verantwortliches allgemeines deutsches Ministerium) wird von den Staaten bestellt. — Hiermit ist Deutschland in seiner natürlichen Gliederung belassen, in seiner geschichtlich gewordenen Organisation nicht gestört und erhält zugleich diejenige demokratische Centralisation die ihm noth thut. Das Programm spricht nicht entschieden für den Erbkaiser. Wir sind noch immer gegen einen solchen. Aber eines Dictators bedarf es für Zeiten der Noth. Die Fürsten bestellen einen solchen Obmann, gleichviel wie sein Name!

— Der Russe steht vor den Thoren; der Franzose erklärt es für einen casus belli, falls Preußen noch länger Posen besetzt hält, d. h. — den Russen vorenthält! Der Fall ist verwickelt; sicher aber bleibt für Deutschland die drohende Gefahr von Osten und Westen. Der Feind pocht an die Pforte. Werden jetzt unsere Senatoren und Tribunen, unsere Professoren und unsere Volksmänner endlich die Wortzwiste aufgeben, ob Republik, ob constitutionelle Monarchie die beste Staatsform? Vielleicht streiten wir ohne das Ende zu finden theoretisch so lange bis uns die Franzosen und die Russen wechselsweise, aber praktisch diese Frage erledigen! Wir leugnen nicht: was Deutschland noth thut, was uns nach Frankfurt zusammentrieb, was ein einiges Deutschland macht: ist eine demokratische Centralisation. Aber selbst die Republik Rom wählte in der Zeit der Drangsale einen Dictator. Welchen Namen wir ihm geben, gleichviel; es thut noth sobald der Feind im Osten oder Westen hereinbricht. — Wir denken, Heinrich v. Gagern in Frankfurt wird den Moment zu finden wissen wo er den Dictator für Deutschland proclamirt.

— Das Vereinswesen in Deutschland treibt bereits manche geile Schößlinge. Zu solchen Auswüchsen gehört der Versuch zu einem studentischen Parlament, gehört der demokratische Congreß in Frankfurt, zu dem jetzt Ronge und Freiligrath getreten sind. Während die Freiheit Englands die Chartistenzusammenrottungen nicht duldet, versucht dieser demokratische Verein bereits seine Organisation durch ganz Deutschland zu verzweigen. Frankfurt soll sein Vorort bleiben, denn „durch das Thun oder Nichtsthun des Parlaments würden dort prächtige Ereignisse eintreten!“ Lauert dieser Communistencongreß auf solche? Oder will er sie machen helfen? Hecker soll von diesen sogenannten Demokraten eingeladen werden, seinen Sitz im Parlament einzunehmen, während Hecker so „bescheiden“ ist lieber Struve und Consorten dazu vorzuschlagen. Hecker's Bescheidenheit stützt sich in diesem Falle auf seine advocatorische Kenntniß daß er als Landesverräther eingesteckt wird, erwischt man ihn. Oder denken diese socialistischen Republikaner die immer von der Souveränität des Volks sprechen, man könne nicht auch an diesem Souverän zum Hochverräther werden?

— Rußland steht vor unsern Thoren. Es kann Breslau überrumpeln, sowie Hamburg in Frist einer einzigen Nacht seewärts seine Beute ist. Rußland hat ungeheure Massen angehäuft; die Grenzen von Schlesien, Posen und Preußen sind für sie offen. Wir zweifeln nicht daß ganz Deutschland sich wie Ein Mann erheben würde die russischen Truppen von unserem Gebiete zurückzuwerfen. Allein mehr als sie zurückzuwerfen vermögen wir nicht; Rußland ist für uns unangreifbar, mithin nie völlig zu besiegen. Brand und Verwüstung, alle Schrecken der Barbarei wären für unsere Ostländer das sichere Loos, auch wenn wir die Eindringlinge von unsern Marken wieder abschüttelten. Dies steht uns bevor falls Rußland die Grenzen überschreitet. Was der Zar will? Wer ist hier Politiker und Psycholog genug! Sein königlicher Schwager ist Gegenstand seines gründlichen Hasses geworden seitdem derselbe dem Volke Zugeständnisse gemacht. „Keine Macht der Erde soll mich zwingen!“ Dies Wort Friedrich Wilhelms IV. in seiner ersten Thronrede im Weißen Saale war gleichsam eine Zusage für den absoluten Kaiser aller Reußen. Diese Zusage hat er nicht halten können, der Wille des Volkes ist diese Macht der Erde gewesen die ihn zwang. Und je aufrichtiger er nach vertragsmäßiger Vereinbarung mit der Nation zu streben begann, desto schwerer muß der Groll des Zaren auf ihm lasten. Jetzt steht dieser nun furchtbar gerüstet vor Thorn und Breslau. Und in Berlin herrscht Anarchie des Pöbels. Fürchtet man in Sanssouci den Zaren oder hofft man auf ihn? Man ist lässig, man steuert kaum den Excessen in Berlin. Soll der Russe die Berliner Wirren lösen helfen? Wer sieht hier klar genug?

— Östreich das jetzt seine Stütze in den deutschen Elementen sucht, hat es mit Süd- und Nordslawen zu thun. Die Wallachen in Siebenbürgen und Ungarn wollen in Gemeinschaft mit ihren Stammgenossen in der Walachei und Moldau ein romanisches Reich unter russischem Scepter gründen. Zugleich rüsten sich die Serbier um mit Dalmatien, Kroatien, Slawonien und Syrmien, mit Bulgarien und Bosnien in einem umfassenden serbischen Reiche, zunächst unter „vorläufiger“ Anerkennung der östreichischen Oberhoheit einen südslawischen Mittelpunkt festzustellen. Wie weit auch hier russische Sympathien im Stillen walten, ist ungewiß, liegt wenigstens nicht auf der Oberfläche. Daß seit Jahren russische Sendboten bis Macedonien wirksam waren, steht fest. Die Politik des russischen Kabinettes wird allerdings diese Sendlinge nicht anerkennen; allein deren Zusammenhang mit der nationalen altrussischen Partei in Moskau ist um so sichrer. — Eben so wenig läßt sich leugnen daß auch in Böhmen bei den panslawistischen und tschechomanischen Bestrebungen Rußland still und sicher im — Hintergrunde steht. Die offenbare Politik des Kaisers, die persönliche Willensmeinung des

des Zaren, hat allerdings nur die Aufrechthaltung der Dynastien im Auge, aus dem einfachen Grunde weil er die Interessen der Völker nur im Dienste der regierenden Häuser sieht. Allein die verwandtschaftlichen Sympathien aller Slawen unter einander dienen der Macht des weißen Zaren zur verschwiegenen Unterlage. Und es kommt darauf an ob das Kabinett in Petersburg nicht jetzt für gut erachtet, der altnationalen Stimmung in Rußland, der moskowitischen Partei im Reiche, die sich nach slawischer Verbrüderung sehnt, plötzlich Zugeständnisse zu machen. Will sich Rußland mit den Zugeständnissen der europäischen Fürsten an ihre Völker in Einklang halten, so gibt es nicht Verfassungen, sondern proklamirt die allgemeine slawische Verbrüderung; der Kaiser haßt die constitutionellen Staaten mehr als die Republik. Und gleichwohl wäre Kaiser Nicolaus, wie bereits das Gerücht verlautete, im Stande den Polen Gewährungen zu machen die „alle bisherige Erwartungen überträfen!" — Dem allen steht Preußen mit der Halbheit seiner Stellung und Stimmung ziemlich rathlos gegenüber; trotz seinem starken Soldatenthum — es hat seine Kräfte am Rhein und an der Eider zerstreut — liegen seine offenen Flanken gegen Rußland blos.

— Östreich beginnt wieder stark in der Defensive zu sein. Es wird sich in Italien auf Friaul beschränken müssen; Radetzky scheint Schritt für Schritt nur soviel vertheidigen zu können und zu wollen um mit Übernahme eines gerechten Theils der östreichischen Staatsschuld einen ehrenvollen Frieden zu schließen. Der Angriff der italienischen Flotte auf Triest ist durch die Strandbatterien zurückgeschlagen. Triest muß als ein deutscher Punkt am adriatischen Meere festgehalten werden. Alle Consuln, mit Ausnahme des französischen, selbst der russische, schwedische, amerikanische, spanische ꝛc. haben dort dem Protest gegen feindselige Angriffe auf diesen Freihafen des deutschen Bundes sich angeschlossen. Von einer Erklärung des deutschen Bundestags hören wir erst jetzt, und in der Frankfurter Nationalversammlung, in welcher fast siebenhundert Vertreter deutscher Nation sitzen, hat sich — wo wir nicht irren — noch nicht Eine Stimme für jene große Frage, die einen Lebenspunkt der Hoffnungen auf eine deutsche Marine bildet, erhoben. Noch nicht Eine Stimme! Funfzig und mehr Stimmen aber für Polen, Tschechen, Franzosen, Italiener! Auch diese Erscheinung gehört zu denen, welche Dahlmann zu dem Ausruf veranlaßten: ob die deutsche Schwäche u. Zersplitterung unsterblich sein solle!

— Der schon früher in der Presse verhandelte Plan die 10 einzelnen Staaten Thüringens in eine einheitliche Regierung zu verschmelzen, reift seiner Ausführung entgegen. Auch die dortigen politischen Vereine machen die thüringische Einheitsfrage zu der ihrigen; die Regierungen scheinen die Sache praktisch und volksthümlich machen zu wollen. Wir wünschen diesem Gedanken Fortgang und Nacheiferung. Die gesetzgebende Nationalversammlung zu Frankfurt und der Bund werden in dieser freien Entschließung der Fürsten und Völker Thüringens hoffentlich einen guten Anfang zum Selbstbewußtsein in Deutschland sehen.

— Ruge's „Reform", auf der Wartburg in zahlreichen Nummern verbreitet, forderte die studierende Jugend auf, ihre Sympathien für die Republik auszusprechen; Deutschland, hieß es darin, erwarte eine solche Erklärung! Das Ansinnen wurde mit Gelächter begrüßt. Eine kleine Partei studentischer Republikaner brachte dem durchreisenden Ruge ein Hoch; der Mann dieser „Reform" hielt vom Postwagen eine Rede; er erklärte jeden Andersdenkenden für einen „romantischen Schwindler, für einen unklaren Kopf." Nach Ruge ist nur die tollgewordene Abstraction im Besitz der Klarheit. — Den eigentlichen Mittelpunkt des Wartburgsfestes machte die Rede des Studenten Ägidi aus Berlin der eine Adresse an die Nationalversammlung im entgegengesetzten Sinne beantragte. In dieser Adresse heißt es: „Gegenüber den lauten Manifesten einer Faction, welche im fanatischen Glauben an eine alleinseligmachende Staatsform das Heil und die Ehre des Vaterlandes so weit aus den Augen setzt, daß sie, verblendet von doctrinärem Eifer für die Republik, gewaltthätigen Verrath am Vaterlande billigt, erklären wir, frei von solchem politischen Fanatismus daß wir das Vaterland über Alles lieben, und seine Freiheit, Macht und Größe, ja die Freiheit unseres Volkes, die unveräußerlichen Rechte der Nation, nur gesichert erachten durch die volle Verwirklichung des constitutionellen Princips. Wer heute schweigt, ist ein Feiger. Überzeugungstreue war es allein, was uns bewogen hat dieses unser offenes männliches Bekenntniß vor den Vertretern unseres Volkes niederzulegen."

— Der preußische Verfassungsentwurf ist verworfen. Das Ministerium wird sich bis auf Camphausen und Hansemann erneuern müssen. Graf Canitz, v. Arnim und Graf Schwerin scheiden aus; von dem Ersteren erwartete man den Austritt längst, der Zweite gibt als Grund seine ihm vor der Sitzungshause persönlich widerfahrene Beleidigung, der Dritte fällt mit dem wesentlich von ihm verfaßten Entwurf. Unter den Candidaten für die erledigten Ministerstellen nennt man einen Grafen Bülow, den Verfasser des berühmten Sundzollmanifestes, des einzigen Decretes seit 1815 in welchem Preußen dem Auslande gegenüber eine Sprache voll Kraft und Würde verführte.

— In Sachen des Buchhandels hatte uns Rußland förmlich schon die Kriegserklärung gemacht. Es ließ die deutschen Bücher ein, verbot aber alle Bezahlung. Petersburg, Riga, Dorpat, Warschau, große Absatzquellen, haben nicht zahlen dürfen. Dazu kommt jetzt noch das Verbot, die bezogenen, aber nicht bezahlten Bücher zurückzusenden, und ein neuer Zoll auf Bücher. Jede Flugschrift zahlt 1½ Sgr., jeder Roman 5 Sgr.

— Eine Anzahl patriotischer Männer in Leipzig Moritz Haupt, Wuttke, Göschen, Klee, Hermann Schletter, Kuranda, Georg Wigand, Gustav Mayer, warnt vor den mit † und ⊙ bezeichneten Berichten in der Deutschen Allgemeinen und in der Schlesischen Zeitung, als von verkappten Tschechen oder von abtrünnigen Deutschen herrührend. Die Erklärung lautet zum Schluß: „Falsch ist das Vorgeben der Redactionen daß sie parteilos beiden Theilen das Wort gönnen, denn in jenen Gerüchten werden nicht Principien erörtert, sondern Thatsachen mit jesuitischer Schlauheit entstellt. Dazu die Hand zu bieten, ist schmachvoller Verrath an der deutschen Sache."

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr.	Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet.	№ 1. 1. Juli.

Probe-Nummer.

An unsere Leser und Mitarbeiter.

Man machte der Literatur oft genug den gerechten Vorwurf, sich nicht mit voller Hingebung an der politischen Entwickelung der Zeit zu betheiligen. Dieser Vorwurf hat die Europa nicht treffen können. Aber bei der Langsamkeit in Verbreitung unserer Mittheilungen auf dem Wege des Buchhandels ist es einem Wochenblatte unmöglich den Ereignissen auf dem Fuße zu folgen. Das Beste und Schlagendste das wir aus Wien, Berlin, München und Frankfurt zu bieten hatten, blieb wirkungslos, weil wir es, heute geschrieben, nicht schon morgen der Welt überliefern konnten. — Diesem Übelstande wird abgeholfen. Die Europa hört auf Wochenschrift zu sein; sie erscheint mit Ausnahme des Sonntags täglich. Durch die beschleunigte Beförderung wird es uns möglich sein unsere brieflichen Mittheilungen und die Controle der politischen Ereignisse rasch eingreifen zu lassen. Auch die Kritik der literarischen Erscheinungen wird durch den erweiterten Raum und durch die tägliche Ausgabe des Blattes gewinnen.

Indem wir der ersten Nummer des neuen Halbjahres eine künstlerische Leistung einfügen und zugleich hoffen dürfen von Zeit zu Zeit diesem Anfang Folge geben zu können, ist es nicht unser Zweck den Bilderkram der Zeitschriften zu vermehren. Wir können nur bringen was ungesucht aus dem Sinn unseres Textes hervorgeht. Ein Kreis künstlerischer Freunde in Dresden, München und Berlin setzt uns in den Stand zu gelegentlichen Lieferungen dieser Art. Wir beginnen mit einem Holzschnitt der die Gestalt der Germania darstellt, wie sie so eben das alte Joch zerbrach.

In einer opferbedürftigen Zeit sind wir gern und freudig bereit zu neuen Anstrengungen. Der gegenwärtige Zeitpunkt in der Entwickelung der vaterländischen Sache ist drängender, herausfordernder als irgend einer. Es genügt nicht mehr die Thaten oder Unthaten der Regierungen zu kritisiren; es thut eben so sehr noth, die Kritik welche das Volk über den Gang des Staatslebens übernommen hat, diese Volksjustiz selbst wieder einer strengen Kritik zu unterwerfen. Es schien fast als ob Deutschland, nachdem es sich kaum die Freiheit der Presse errungen, dieser freien Presse nicht mehr bedürfe. Das mündliche Wort in der Volksversammlung überflügelte beinahe schon das geschriebene. Soll aber die losgelassene Freiheit sich selbst gestalten und ordnen, so erhält die Literatur von neuem die Befugniß in den Streit der Leidenschaften des Augenblicks dreinzureden. Wir wollen nicht aufhören der Sprache der Kanonen und der Sprache des Knüppels die Sprache des Wortes entgegenzusetzen.

Man hat den Herausgeber, dürfen wir so sagen, zur Partei der Linken gezählt. Jeder Vaterlandsfreund muß aber erschrecken vor dem ehrlosen Mangel an patriotischem Gefühl der sich jetzt auf dieser Seite einzuschleichen droht, sich plötzlich der Errungenschaften der Freiheit bemächtigen, das Vaterland eigensinnigen Phantomen opfern möchte, und Sitz und Stimme hat wo es gilt über die heiligsten Güter des Lebens zu tagen.

Die Europa wird gewissenhaft alle Parteien über ihr Thun und Lassen zur Rechenschaft ziehen und an jede den Maßstab legen wie weit sie förderlich zum Heil des Vaterlandes. Die Europa wird auf Seiten der Regierungen die starre Befangenheit bekämpfen, das Ränkenetz der diplomatischen Versuche zu entwirren bemüht sein. Sie wird aber zugleich nicht weniger streng die Bestrebungen der sogenannten Volksmänner vor das Forum laden, die Intriguen der Cliquen, das gewissenlose Spiel des Ehrgeizes aufdecken, die Heuchelei jener Alarmisten entlarven die in die Fahne der Freiheit heimlich ihren Haß gegen Deutschland wickeln. Wir wollen nach wie vor die tollgewordene Abstraction gewisser Philosophen vernichten helfen, den ehrlosen Versuchen einer äußersten Linken entgegentreten, die Frechheit welche die Sache der Freiheit besudelt, niederwerfen, die hohle Ichsucht flachköpfiger Anarchisten die sich für Republikaner halten, in ihrem verworrenen Unsinn zu Schanden machen. — Zu Ehren Deutschlands sei jeder Federzug in unserem Blatte geführt, das große ganze Vaterland zur Einheit die nur in der Freiheit Aller möglich ist heranzubilden, ist unser Zweck. In der Gesammtheit der Nation liegt für uns das Ziel, aber auch zugleich Halt und Maß, Freiheit und Gebundenheit in schöner Eintracht, Freiheit des Geistes und Gebundenheit in Sitte, in Liebe und in Treue gegen uns selbst. — Uns dünkt daß sich die Literatur dem politischen Treiben gegenüber dies Ziel stecken darf. Ist das der Fall, so ist die Existenz unseres Blattes gerechtfertigt, die Theilnahme der Leser auf die wir rechnen, die Unterstützung Mitwirkender um die wir bitten, gesichert.

Leipzig, d. 29. Juni. 1848.

Herausgeber und Verleger.


OESTREICH
BAIERN
WÜRTEM
BERG
PREUSSN
HANOVR
SACHSN
BADEN
HESSEN
NASSAU
BRAUNSCHW
MECKLENBRG
SCHLSW HOLS
OLDNBRG
LUXNBRG
ALTENBG
MEININGEN
GOTHA
WEIMAR
ANHALT
SCHWRZBRG
LIPPE
REUSS
HOHZOLLRN
WALDECK
HOMBURG
LIECHTEN
STEIN
HAMBURG
FRNKFRT
BREMEN
LUEBECK
Seid einig!

Eine Tanne zur deutschen Flotte.

In einer Augustnacht kam vor einigen Jahren eine weit und breit berühmte Riesenleiche durch das Städtchen Weinsberg. Es war eine Tanne die im Meinhardter Wald am Neckar gefällt war, und wie Tausende ihrer Schwestern als Mast den Rhein hinuntergehen sollte. Dieser Baum zählte 220 Jahre, 120 Fuß Länge und 4—5 F. im Durchmesser. Vor 100 Jahren wollte man ihn umhauen; da fristeten ihm die Bitten eines Försters das Leben. Jetzt aber löste ein Waldfrevler die Rinde ab, der Stamm welcher noch neue hundert Jahre hätte stehen können, erkrankte, er mußte gefällt werden. Vierundzwanzig Ochsen und Pferde waren nöthig ihn aus den heimischen Forsten zu führen. Die ganze Bevölkerung strömte, als käme ein gekröntes Haupt, hinaus vor's Thor wo ausgespannt wurde. — Als ich bei Tagesanbruch hinausging, fand ich schon wieder Volk in Masse versammelt, die kaiserliche Tanne bewundernd. An ihrer Stirne war sie mit Fichtenbäumchen, mit Kränzen und würtembergischen Fähnlein geziert. Zu lesen stand: „Palm-Tanne. Revier Mönchberg. Kronwald Schönthal" und der Name ihres Beschützers, des Försters. Einige Schwarzwälder mit ihren breitkrempigen Filzhüten und derben Gesichtern begleiteten sie mit ehrwürdigen Mienen wie Kammerherrn. „Das wär' ä Chrischtbäumle!" sagte ein Bäuerlein neben mir.

Es drängte mich die Hand auf den Stamm zu legen. Was stehen in ihm für Waldwunder, für Waldgeheimnisse geschrieben! Wie viel Mond- und Gewitternächte hat der Baum gesehen! Was hat ihm das Frühlingssäuseln gelehrt, was flüsterten ihm die Vögel zu in seinen Ästen? Wenn er von der schönen zweihundertjährigen Jugend erzählen könnte, die er verträumt! Ist das nun jetzt sein Todesschlaf? Und schreitet er künftig als Geist im Sturme über das Meer? — Vögel werden ihn wieder umkreisen, die Sterne zu ihm niederleuchten. Die Wogen singen ihm neue Lieder, fremde Berge tauchen vor ihm auf. Meerweiber umschmeicheln ihn statt der Elfen, die See wird ihm leuchten statt der Johannisfunken, Fische um ihn spielen statt der Rehe, und Sirenensang mahnt ihn an das, was einst einer Nachtigall in seinen Zweigen im Mai geträumt. Der stille Waldsiedler hat sich dann in einen Helden verwandelt. Die Glücksgüter der Menschen wird er von Pol zu Pol tragen, die Geschicke der Völker entscheiden helfen. Wo wird er kämpfen, wo siegen? Trägt er die höchsten Güter der Menschheit fernen Welttheilen zu? Erscheint er als Herold des neuen Tages, als lichtverkündender Bote, der von Volk zu Volk, von Land zu Land mitten durch die brausende Fluth einen goldnen Faden zieht? Erweitert er die Grenzen des Wissens, oder fördert er Handel und materiellen Nutzen? — In deutscher Erde hat dieser Baum Wurzeln getrieben, aus ihr sein Mark gesogen, auf ihr ist er großgewachsen, eine mächtige Säule jener urheiligen Waldwölbungen, deren träumevolles Helldunkel unsere alten Meister zu dem germanischen Styl ihrer Kirchen begeisterte. Und sollte jetzt eine fremde Flagge von seinem Wipfel wehen? Wann wird ein Hauch, gleich der reinen starken Bergluft welche diese Tanne erzogen, durch unser ganzes Vaterland dringen, ein Geist der Einheit der alles Kleinliche zerbricht? Wann wird die deutsche Fahne, das Schwarz-Roth-Gold, auf allen Meeren schimmern, wann die deutschen Tannen der deutschen Ehre dienen? — Muß der Baum aus dem Meinhardter Wald noch der Tyrannei dienen, dem schmachvollen Menschenmarkte? Gute Tanne, wahre deine Ehre, thürme dich nimmer als Mast über einem Sklavenschiffe, dulde nicht daß man die schwarzen Brüder zu deinen Füßen knebelt! Besser sonst, der Strahl des Blitzes hätte dich verzehrt im väterlichen Haine! Wollen dich Henker mit unschuldigen Opfern beladen, zerschelle lieber ehe du sie zum grausamen Gestade trägst, das dir angetraute Schiff im Sturme an der schäumenden Klippe, und bette mitleidig die schwarzen Stiefkinder auf Meeresgrund, auf daß sie friedlich schlafen in den kühlen Wogen. Wahre deine Ehre, Tochter der treuen Alpenhöhen, diene keiner Tyrannei, bis einst deine glücklicheren Schwestern in voller Freiheit und Würde dem Vaterlande dienen können, das mit seinem besten Herzblute Euch genährt. — —

So dachte, so schrieb ich, als man die Tanne feierlich wie eine Leiche weiterschaffte. Im Drange der Ereignisse blieb das Blatt in meiner Mappe vergessen liegen. Mir ahnte nicht was jetzt in Erfüllung geht. Das Parlament zu Frankfurt hat 6 Millionen für die deutsche Flotte votirt, deutsche Frauen liefern ihr Geschmeide dazu. Dänemark knechtet noch unsere Häfen, Triest ist blockirt und der Deutsche kann seinen Fuß nicht auf das Meer setzen. Bald aber werden unsere Flaggen über den Ocean wehen. Arme Riesentanne, wo hat dich seitdem das Geschick hingeschleudert? Bist du zerschellt, oder dienst Du fremden Fahnen? Deine Brüder in der Heimath werden nun frei. Wie in den Wäldern ihres Landes werden sie auch auf dem Ocean die Freiheit begrüßen!

E. N.

Zur Chronik der Gegenwart.

— Ein Blick auf Paris und auf Frankfurt, die beiden Mittelpunkte französischer und deutscher Politik, gewährt uns zwei sehr verschiedene Schauspiele. Dort wilder, verworrener Straßenkrieg, hier stürmischer, aber großartig und ehrlich geführter, geistiger Kampf im Parlamente. In Paris drängt die Republik zur Militärdespotie; in Frankfurt einigen sich die Parteien mit Schwung und Feuer zur Wohlfahrt des Vaterlandes. In Paris gilt es schon für reactionär der Republik zu huldigen. Die Nationalgarde befällt die Furcht vor Anarchie und vor der republique rouge; sie kämpft gegen die Arbeiter der aufgelösten Nationalwerkstätten hartnäckig und mit Aufgebot aller Kraft, bis sie zu erlahmen scheint und General Cavaignac, der Kriegsminister, wie es heißt, als Dictator Herr von Paris ist. — In Frankfurt haben sich die Parteien entschieden gruppirt. Es gilt die Centralgewalt provisorisch festzustellen. Die Linke wird von ihrem Instinct geführt, der Nationalversammlung das Recht der Wahl zu sichern. Die Rechte will nicht brechen mit der Geschichte Deutschlands, sie räumt das Recht nur den Fürsten ein. Es wurde mit Feuer, mit Leidenschaft, aber mit Ehrlichkeit drei Tage lang gekämpft. Endlich erhebt sich Heinrich v. Gagern und bringt in's Gefecht den Sonnenschein des hellen Sieges. Er hält die Nationalversammlung allein für berechtigt die oberste Gewalt zu wählen; damit stellt er die Volkssouveränität fest. Allein wie Düpin 1830 bei der Wahl Louis Philippe's, verlangt er einen Fürsten zum Reichsverweser; damit hält er den Fürsten Rechnung Er bezeichnet zugleich Johann von Östreich als den Vertreter der obersten Gewalt. Ein unendlicher Jubel von beiden Seiten durchschallt die Paulskirche. Das Fürstenthum ist gerettet, aber nicht auf Kosten des Volkes. Vielmehr wählt das Volk kraft seiner Machtvollkommenheit einen deutschen Kaisersohn zum Statthalter des Reichs. Ist der Kampf damit beendet?

— Hamburg steht Millionen auf dem Spiele; hunderte von Schiffen, die dorthin bestimmt waren, liegen im Canal, das Mißtrauen erschüttert die festesten Handelshäuser. Dabei lacht sich John Bull in's Fäustchen, schraubt die Transportpreise in die Höhe und segelt lustig im Hafen ein und aus. Hamburg beginnt einzusehen daß Englands Freundschaft eine zweideutige ist; Hamburg fängt an, den Anschluß an Deutschland zu wünschen! Mit den Beiträgen zur Flotte bethätigt es bereits seine gute Willensmeinung.

— Faster, Baron Villani und Graf Bucquoi sind die drei gefangenen Führer der Tschechomanen in Prag. Der Bierwirth Faster war der Redner unter seinen Gästen. Aus diesen Zusammenkünften entwickelte sich der Wenzelbadklubb, aus diesem das Nationalcomité. Faster machte bereits Anspruch auf Nationalbelohnung; er ging wie ein alttschechischer Herzog mit Theaterputz einher und kleidete seine Töchter als Amazonen à la Libuscha. — Der eitele Baron Villani machte tschechische Verse und prunkte in weißen Gewändern als Führer der Swornost; er träumte davon König von Böhmen zu werden. — Graf Bucquoi hat als Ehrenmann auf den Landtagen eine unerschrockene Sprache gegen Kaiser Franz geführt, dem man eine Bildsäule setzen wollte nachdem er „mit den Geldern der Nation zweimal Bankrott gemacht." Bucquoi wurde seiner Sonderbarkeiten ungeachtet vom Volke geehrt. Aber seine Familie klagte über die kindische Verschwendung des Greises. Man sagt, er habe eine halbe Million Fl. für die Erhebung der Slaven gegen Östreich und die Deutschen vergeudet. — Die Familien Bucquoi und Villani sind wälschen Ursprungs, wurden mit den Heeren der katholischen Ferdinande im dreißigjährigen Kriege in Böhmen heimisch, indem sie die Güter vertriebener Patrioten zum Lohn erhielten.

— Östreich schreibt ebenfalls eine Einkommensteuer aus. Jedes Einkommen von 1000 Fl. und darüber zahlt 5, jedes Einkommen von 3000 Fl. und darüber zahlt 10 Procent. Als Maximum von Pensionsgenüssen steht der jährliche Sold von 8000 Fl. fest.

— Die Gattin des Fürsten Windischgrätz war eine Nichte, nicht wie die Zeitungen gemeldet, eine Tochter des Feldmarschalls Schwarzenberg. Ihre Mutter verbrannte bei dem Feste zu Paris das Varnhagen v. Ense in seinen Denkwürdigkeiten schilderte.

— Rußland macht zu Lande an der Grenze von Posen und Schlesien den bewaffneten Zuschauer. Es hofft auf der See zu gewinnen; bei den Bewegungen unter den Südslaven auf der türkischen Grenze die freie Fahrt durch den Bosporos; bei einem Frieden in der dänischen Sache oder durch eine skandinavische Union die Befreiung vom Sundzoll.

— Der neue Beginn von Eisenbahnbauten wird unsern brotlosen Arbeitern zu gute kommen. Preußen beschloß, für die große Bahn von Berlin nach Königsberg die Erdarbeiten in Angriff zu nehmen. Man beginnt mit dem Anschlußpunkte an der Stargard-Posener Bahn in der Richtung nach Bromberg. — In Leipzig unternimmt man zwischen den getrennten Bahnhöfen einen Schienenweg. — Nach der Versicherung der preußischen Regierung steht auch die Vollendung der Verbindungsbahn zwischen Riesa und Juterbogk, sowie zwischen der thüringischen Bahn und Leipzig am 1. October zu erwarten.

Anzeigen.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr.	Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet.	№ 2. 3. Juli.

Skizzen aus der Paulskirche in Frankfurt.

Von J. v. W.

1.

Welch wogendes Gedränge umgibt die Thüren der Kirche kurz vor Beginn der Sitzung! Von allen Seiten kommt gegen 9 Uhr Morgens die Menge herbeigeströmt, und obgleich die Zuschauerräume mehr als 2000 Personen fassen, müssen doch Viele mit verdrießlichen Gesichtern, mit lautem oder heimlichem Murren wieder abziehen. Welchem stürmenden Andrang ist der arme Secretär der Kanzlei bei der Ausgabe der Billette ausgesetzt! Wahrlich, der Mann hat fast übermenschliche Geduld nöthig, um den tausendfachen Bitten, Klagen, Intriguen, Drohungen, ja selbst Grobheiten die ihn jeden Morgen umfluthen, eine unerschütterliche Ruhe, und möglichste Höflichkeit entgegenzusetzen. Das schöne Geschlecht das allen Sitzungen in großer Menge beiwohnt, macht ihm am meisten zu schaffen. Für die Frauen und Töchter der Abgeordneten und aller in Frankfurt anwesenden Diplomaten sind Abtheilungen im Schiff der Kirche selbst, für die übrigen Damen oben auf der Zuschauergallerie geöffnet. Welch Flehen und Lispeln, welch süße Worte von rosigen Lippen werden an ihn verschwendet! Freundliche Blicke aus schönem Augenpaar sollen oft seine Unparteilichkeit vernichten helfen. Aber wehe ihm, prallen alle Schmeicheleien die noch so eben kosend sein Ohr umtönten, wirkungslos an ihm ab! Wie ändert sich dann plötzlich der Ausdruck des eben noch so holdselig lächelnden Gesichtchens, welche zornige Blicke sprühen auf den Armen herab, welche spitzige Worte muß dann oft sein geduldiges Ohr vernehmen! In der That, der Secretär der Paulskirche könnte gar gut schätzbare Beiträge zur Charakteristik des weiblichen Geschlechtes liefern. Ob dieselben just sehr vortheilhaft für dasselbe ausfallen würden, möchte die Frage sein. Und nun gar die Journalisten, was machen ihm diese zu schaffen! Es ist von Seiten des betreffenden Ausschusses alles Mögliche für die Berichterstatter der Zeitungen geschehen; sie haben feste Plätze in den besten Räumen der Kirche, sie erhalten alle Eingaben, Berichte, alles gedruckte Material gleich den Abgeordneten selbst; und dennoch, wieviel Lärm und Kabalen aller Art! Dem ist sein Platz nicht gut genug, weil der Berichterstatter des und des Blattes das doch 100 Abonnenten weniger als das seine habe, einen besseren erhalten! Dem gefällt wieder sein Nachbar nicht! Machte doch die bekannte „Mannheimer Abendzeitung“ kürzlich den naiven Vorschlag, die Berichterstatter der demokratisch-republikanischen Blätter müßten vor allen andern berücksichtigt werden! Aber hier gilt kein Stand, kein Name; alle politischen Farben sitzen bunt neben einander, der Reporter der preußischen Staatszeitung neben dem Briefsteller des Struve'schen Zuschauers, der Mann der Constanzer Seeblätter neben dem des Hamburger Correspondenten. Und wie verschiedenartige Berichte entfließen den Federn dieser nachbarlich gesellten Herren! Sie hören doch auf gleiche Weise dieselben Reden, aber freilich mit verschiedenen Ohren, mit längern und kürzern. Man lese die Berichte zweier extremen Parteiblätter, und man wird nur mit Mühe glauben daß es ein und dieselbe Sitzung war welche Beide zu schildern versuchten. —

Jetzt kommen bereits einzelne Deputirte, theils zu Fuß, theils in Droschken; öfters in größeren Gruppen lebhaft mit einander debattirend. Gar verschieden ist das Ansehen derselben, gar verschieden ihre Kleidung, Haltung und ganze Erscheinung. Dort die graue, bequeme Jope eines Tirolers oder baierischen Oberländers; hier der alte funfzigjährige schwarze Bratenrock eines pommerschen Bürgermeisters; dort der leichte, einfach elegante Sommerrock eines wohlhabenden Guts-

besitzers, dort der feine Frack des Dandy. Neugierig nennt die Menge die Namen Einzelner und deutet auf sie hin, wenn sie zur Thüre schreiten. Dies ist der Robert Blum! — eine breite, behagliche, runde Gestalt, nicht ohne Selbstgefälligkeit, aber doch bei aller derben Ruhe voll unermüdlicher, kluger Beflissenheit. Dort ist der Fürst Lichnowsky! und ein junger Apollo schwebt vorüber. Das der Heckscher aus Hamburg! eine hohe magere schwarzrußige Gestalt aus dem Orient. Dem Freiherrn v. Vincke ist sein satyrischer Witz selbst auf den Rücken geschrieben. Eine hohe, edle Gestalt welche langsam durchschreitet und die ihr von allen Seiten werdenden Grüße freundlich erwiedert, erregt allgemeines Aufsehen. „Seht, seht, dies ist der Präsident von Gagern!" hört man in der Menge und neugierig drängt Alles hin diesen allgemein und mit so verdientem Recht hochverehrten Mann zu begrüßen. Der Schwung des Geistes liegt in der Gestalt dieses Staatsmannes, im Feuer seines Auges, im Schritt seines Ganges. — Doch der Beginn der Sitzung rückt näher, das Gedränge in den Eingängen wird größer. — Von welcher Seite man auch eintritt, wo man auch weilt: der innere Raum der Paulskirche ist von großartiger Wirkung. Eine edle, imponirende Einfachheit, ein würdig gehaltener Styl zeichnet die schöne hohe, weite Rotunde aus. Wäre die Akustik besser, — es hallt etwas stark nach und an einzelnen Plätzen, besonders im Schiff der Kirche selbst, hört man schlecht, wenn nicht der Redner mit der vollen Kraft einer mächtigen Lunge ausgestattet ist, — man könnte sich kein besseres Gebäude, selbst wenn solches eigens zu diesem Zwecke erbaut werden sollte, für eine deutsche Nationalversammlung wünschen. Die Kuppel hat man jetzt des Schalles wegen durch eine zweckmäßig angebrachte Decke von angemalter Leinwand etwas erniedrigt, was von sehr günstigem Erfolg gewesen, wenn auch vielleicht die äußere Schönheit etwas darunter leidet. Die hohen, schlanken Säulen sind von gelbbraunem Stuckmarmor mit weißen Kapitälen, der ganze Bau ist im Styl griechischer Tempel erbaut, was für seinen jetzigen Zweck sehr wohl paßt. Hoch oben über den breiten Gallerien laufen große Drapperien von schwarzrothgoldenen Stoffen, in passenden Zwischenräumen von eben so farbigen Fahnen unterbrochen; das Schiff der Kirche selbst, deren Boden jetzt ein grünwollener Teppich deckt, faßt die Sitze der Abgeordneten, die durch 4—5 Zwischenräume getrennt, amphitheatralisch in die Höhe gehen. Die Zwischengänge scheiden die Abgeordneten in eine äußerste Linke, linkes Centrum, rechtes Centrum und äußerste Rechte. Doch muß man bemerken daß nicht stets die Sitze der Abgeordneten ihren Gesinnungen entsprechen, und auch oft Mangel an Platz auf einer Seite, oder Zufall einigen Antheil an der Vertheilung hat. So sitzen auf der äußersten linken Seite Männer die stets mit der Mitte stimmen, ebenso umgekehrt auf der rechten Seite. Zu der äußern Linken gehören höchstens 40 bis 45 Abgeordnete, größtentheils Sachsen, Badenser, einige Rheinpreußen, 3—4 Östreicher, einige Berliner, 2 Würtemberger, 2 Baiern, 2 Schlesier, 1 Mecklenburger, 1 Hannoveraner u. s. w. Ebenso stark mag die äußerste Rechte sein, größtentheils aus Oberbaiern, Westfalen, Tirolern und Preußen bestehend. Es sind sehr viele katholische Geistliche und einige Beamte darunter. Als Hauptführer dieser Partei gilt General von Radowitz, ein jedenfalls bedeutsamer Mann. So bitter er von vielen Mitgliedern der Versammlung gehaßt wird, so ist sein Verstand und sein Rednertalent doch so groß daß er schon wiederholt bei Reden die gerade keinen eigentlichen Principienkampf berühren, wie z. B. bei der Marinefrage, selbst seinen Gegnern den lebhaftesten Beifall abgewonnen. Gewiß ein Triumph wie er zu den seltenen in der Paulskirche gehört.

(Schluß folgt.)

München, Ende Juni.

[Allerlei Wirren; eine Ansprache an die Nationalversammlung zu Frankfurt.]

△ Hier gibt es in Hülle und Fülle Marionettenspiel; als da sind Wähler zum deutschen Parlament, welche nicht wissen warum sie gewählt haben; Katzenmusiken die man Solchen bringt, die jetzt conservative Apostel vorstellen wollen, und die dem vorigen Monarchen sagen ließen, er solle sich der Bürgerdeputation gegenüber mit seinem Anzuge beeilen, sonst habe er nicht mehr Zeit als König die Hose festzuschnallen! Ferner gibt es hier Ritter ohne Furcht und Tadel, die schon ordentlich in der Reihe marschiren können; Zerstörer von Wirthshausbänken, wenn das Bier zu theuer ist. Dazwischen Einschreitung des Militärs, wobei Verwundungen vorfallen; Ausweisung von Arbeitern und Gesellen die man geschlossen abführte, weil es an Schubknechten fehlte; Adressen an die einheimische und die Frankfurter Kammer; Statuten eines monarchisch-constitutionellen Vereins der zugleich conservativ sein und gegen gewisse Rechte auftreten will ꝛc. Dies Alles schwirrt bunt durch einander. Man kann dazu nicht lachen und nicht weinen, es ist zu ernst für jenes, für dieses zu spaßig. Es ist Alles zu sehr gespalten, zu vielköpfig und verwirrt als daß irgend ein Plan energische Existenz gewänne. Dies zeigte sich z. B. bei der Adresse an die Kammer der Reichsräthe wegen des Wahlgesetzes. Es hatten sich zu deren Abfassung

Ärzte, Schriftsteller (ich vermuthe wenigstens daß Einige darunter waren), Praktikanten u. A. versammelt. Das milchige Zeug wollte aber nicht stocken. Die meisten Unterrichteten sprachen gar nicht, Andere zu oft und schlecht. Auf die Worte: et caetera et caetera, welche in die Adresse kommen sollten, ergriff auch ein Arbeiter, die Hand in die Seite gestemmt, das Wort und bat, man sollte doch die lateinischen, für Seinesgleichen unverständlichen Worte vermeiden. Wahrlich, so entwirft man Adressen zur Vertretung der Intelligenz! Die Adresse hat auch, wie bekannt, denjenigen Staatsangehörigen welche nicht Staatsbürger sind, d. h. keine Gewerb- und Grundsteuer bezahlen, den Zutritt zur Kammer nicht erleichtert, sondern nur dem Fürsten Wallerstein Gelegenheit gegeben, auf Seite der Opposition den Versuch zu machen, ob sich wohl die verlorne Volksgunst wieder erwerben ließe.

Unter solchen Erscheinungen schaut man denn erwartend in die Fremde, ob wohl von dort etwas Gedankenhaltiges komme. Des Erfreulichen Nichts, des Aufregenden Vieles. Die erste Stelle gebührt unstreitig den Frankfurter Verhandlungen über Schleswig. So tief ist keine deutsche Stadt gesunken daß sie nicht Entrüstung darüber gefühlt hätte. Und nun erlauben Sie mir ein Wort von München nach Frankfurt hinüber!

Man hat die deutsche Nationalversammlung nicht berufen um Raufereien in Mainz zu schlichten, oder um der Bundesversammlung den Gruß zu versagen, oder die Wohlfeilheit der Briefpost durchzusetzen. Nur Eins konnte man fordern und wollte man durch sie erzwecken: die Ehre der Nation. Dieser Gedanke war der bewegende, der allein deutlich gedachte und ausgesprochene, als man Abgeordnete wählte. Schlecht ist aber die Ehre gewahrt, wenn man die Furcht vor Rußland zum leitenden Princip macht. Warum erinnert man nur an die Cyclopenhöhle und das einäugige Ungeheuer, warum nicht an Odysseus, der allen Gewittern und Banden zum Trotz das liebe Vaterland errang? Ihr Kleinmüthigen, die es nicht glauben wollen daß Mannheit und Götterschutz auch unser Volk noch die Heimath seiner Größe finden läßt! Meint Ihr, das Leben einer Nation habe Werth, wenn sie nicht dem Homerischen Jünglinge gleich, frühen Tod schmählichem Leben vorzuziehen weiß? Am Delaware weint der Deutsche, in Athen hat man ihn verhöhnt, in sein Antlitz speit der Tscheche, seine Brüder stehen unter französischer und russischer Herrschaft, ihn verspottet der Magyare, wenn er ihn nicht braucht, ihn begräbt der Pole lebendig, er ist der Knecht des Brasilianers, ihn meuchelt der Italiener, ihn greift der Däne an, als gälte es einen Knaben zu züchtigen! Ist das Maß der Schande nicht voll? Welches Volk Europa's duldete Gleiches? Nur einmal, nur einmal seid Männer, Ihr Feiglinge! Glaubt nicht daß Ihr im gerechten Kampfe verlassen seid! Glaubt an den Geist der Menschheit, glaubt daß ein Volk, welches seine Stimme für die Freiheit erhebt, die Lande und die Meere zweier Welttheile am Ende zur Resonanz haben muß, daß ihm das große Herz der Menschheit zujauchzt! Unter allen Völkerkämpfen ist aber der für die Nationalität der gerechteste. Wer für sie streitet, ist Held für den Glauben, für die Sitte, die Sprache und Seele der Väter, ist Held mit Gott, der die Marke und Grenze der Zungen gesetzt und in der Weltgeschichte seinen Willen entschieden seit Jahrtausenden ausgeprägt hat. Die Volkseigenthümlichkeit ist kein Werk menschlicher Willkür. Ist ein Wettkampf unvermeidlich, liegt er in einem höheren Plane, so wird ihn niemand hindern und heben durch schmähliche Zaghaftigkeit, durch Beschimpfung der Nationalehre. Hindern und heben läßt sich aber das gewisse Unglück, das aus dem bisherigen System der Anbequemung und Herabwürdigung nothwendig fließen muß. Dies System berechtigt und heiligt gewissermaßen jede Revolution, die im Kampfe gegen dieses System erscheint, die den Groll von Millionen für sich hat. Anders muß es werden, edler muß der Deutsche stehen: das ist, das muß die Meinung Deutschlands sein!

Mögen dies insbesondere die deutschen Fürsten wohl beherzigen! Man wird ihnen das alte Schandlied, wie Stein vergeblich geknirscht, Humboldt vergeblich in fieberhafter Aufregung seine Denkschriften entworfen, vorsingen und die Kinder werden das Schandlied lernen, bis sie Männer werden; und so wird man die Fürsten von den Thronen herabsingen, wenn sie nicht Kampf und Ehre der Schmach vorziehen. Es geht die Sage, wie die Todtengräber von Waterloo beim Anblick der klaffenden Wunden, der Blutströme, der grimmigen Antlitze, wahnsinnig geworden. Wahnsinnig werden aber noch die Lebendigen werden und in Raserei, im Bunde mit den grollenden Todten von Leipzig und Ligny das jüngste Gericht feiern. „Ob sie zagen, ob sie zürnen, ob sie Künste üben, ob sie Gewalt zu Hülfe nehmen, — sprach Görres 1819, — nimmer steht die Geschichte ihrem Rufe still, es kömmt die Fluth herangerauscht, haben auch alle Könige ihre Stühle an's Meeresufer hingestellt!“ Die Fluth geht zurück, der Purpur trocknet allgemach. Aber ewig wechselt Ebbe und Fluth. Die treibenden Ideen der Weltgeschichte haben ihre Periode der Wiederkehr. Nur Der hat sich auf das Trockne gerettet, der seine Sache auf Gott und den Geist der Nation gesetzt hat.

Auf, Hohenzoller! auf, Wittelsbacher! laßt Euch bei Eurer und Deutschlands Ruhe, bei der Ehre und Unsterblichkeit, bei den Lebendigen und Todten, bei der Sendung unseres Volkes, bei dem Geiste der Menschheit und der Weltgeschichte, bei dem Gesetze Gottes beschwören, männlich und Eures Volkes würdig zu sein!

Wir Andern könnten aber nichts Besseres thun, als im Gegensatze zu jener Versammlung den Wunsch durch jedes Mittel an den Tag legen: die deutschen Fürsten möchten Holstein und Schleswig für Eroberungen Preußens erklären, damit unsere Grenzwacht erstarke und jene Länder und Ufer nicht in der Hand der Dänen oder kleiner Fürsten nutzlos seien; sie möchten jedes Widerstreben Einheimischer oder Fremder schlechtweg als casus belli der ganzen Nation betrachten. Über Preußen aber komme der Geist Friedrichs des Zweiten!

Zur Chronik der Gegenwart.

— Mit 436 Stimmen ist zu Frankfurt Johann von Östreich zum unverantwortlichen Reichsverweser erwählt; mit 399 Stimmen Gagern von neuem zum Vorsitzenden der Nationalversammlung. Wir begrüßen dies als einen Doppelsieg der guten Sache; Deutschlands Genius ringt sich zur klaren festen Gestalt heraus mitten im wilden Getümmel der kämpfenden Leidenschaften. — Überblicken wir den Gang der Beschlüsse zu Frankfurt, die Stellung der Parteien im Parlament, so müssen wir die unbeugsame Zähigkeit der äußersten Rechten wie den starren Eigensinn der äußersten Linken gleich stark rügen. Entschieden gestürzt ist der alte Bundestag; mit 510 gegen 35 Stimmen ist seine Abschaffung beschlossen, sobald die vorläufige Centralgewalt zusammentritt. Unter diesen 35 welche — wundersamer Weise! — den Bundestag noch neben der Centralgewalt aufrecht erhalten wissen wollen, finden wir wesentlich Männer aus Baiern und Preußen, unter jenen Lasaulx, Phillips, Beiseler, unter diesen Radowitz, Vincke, Diepenbrock. Es sind das dieselben Dreißiger welche für den Vinckeschen Antrag stimmten und unter Vorgang des General v. Radowitz wiederholt zu Protokoll erklärten daß sie auch den unverantwortlichen Reichsverweser nur im Vertrauen auf die Zustimmung der Regierungen gewählt. Es ist dies die kleine äußerste Rechte. Die Linke hatte zum Lohn für ihre Nachgiebigkeit, wie sie sagte, erwartet daß man die Unverantwortlichkeit des Reichsverwesers fallen lassen werde. Mit 373 gegen 175, also mit einer Mehrheit von etwa 100 Stimmen ist diese Unverantwortlichkeit des Reichsverwesers beschlossen. (Auch Würtemberger, selbst Römer und Uhland stimmten dagegen, von Östreichern Wiesner and Hartmann.) Die Linke erklärte diese Unverantwortlichkeit mit der Volkssouveränität nicht vereinbar, nach Wilhelm Jordans Erklärung sogar für geeignet „den Zustand der Revolution in Deutschland zu verlängern." In der zähen Hartnäckigkeit dieser Erklärung liegt weit mehr „Verlängerung der Revolution" als in der Aufstellung eines fürstlichen Obmannes von Deutschland der für seine Person unverantwortlich, die Beschlüsse der Nationalversammlung durch ein verantwortliches Ministerium vollziehen läßt. Deutschland jubelt Johann von Östreich zu, Preußen stellt ihm bereits seine ganze Truppenmacht zu Gebote. Er ist der Fürst den sich das Volk selbst gewählt; mithin wird ihn auch die Nation halten mitten im Drang des verzweifelten, aber ohnmächtigen Widerspruchs.

— Das verwüstete Paris ruht endlich aus auf seinen Schutthaufen. Ganze Stadttheile wie St. Antoine sind zerstört, viele Straßen von den Kartätschen völlig rasirt, im entehrten Pantheon sind die Prachtwerke der Kunst, die Bildsäulen der Freiheit und Unsterblichkeit — verhängnißvoll! — zertrümmert. Es war für das Bürgerthum ein verzweifelter Kampf um die Existenz; das lange geschmeichelte Proletariat — Dank den Theorien Louis Blanc's! — war zu einer furchtbaren Macht herangewachsen; 20,000 Mann standen als Aufrührer in Waffen. Die Nationalgarde hat mit ungeheurem Verluste und doch nur mit Hülfe der Linie die rothe Republik niedergeworfen; dem Bürgerthum kommt der Sieg so wenig zu gut als der Freiheit; auf das Regiment der Ideologen ist die Herrschaft der Soldaten gefolgt. Arago, Lamartine sind beseitigt, Cavaignac ist Ministerpräsident, Lamoricière Kriegsminister. Nicht mehr die Feder, nicht mehr das Wort; der Degen regiert. Girardin ist eingesperrt, la Presse nebst zehn andern Journalen unterdrückt. Man will, meist auf Seiten der Bürger und Soldaten, 5000 Todte, 10,000 Verwundete zählen, 6500 soll die Zahl der Gefangenen sein. Wer nicht füsilirt ist, wird deportirt nach Tahiti, nach den Marquesasinseln; Frankreich will sich „reinigen." Die Jurisdiction der Soldatesca wird ermitteln an welchen geheimen Fäden diese Revolution der Proletarier hing. Im Hospital de la Pitié fand man bei den Gefangenen eine Summe von 159,000 Francs; einer sagte aus, jeder Arbeiter der Nationalwerkstätten habe 25 Francs Sold für jeden Kampftag erhalten. Standen die Napoleonisten mit Rußland in Zusammenhang? Oder wittert man schon auch Intriguen des Hauses Bourbon?

— Am 26. Juni beging die Münchner Hochschule ihre Stiftungsfeier. Thiersch erinnerte bei seinem Hoch auf König Maximilian an dessen eignes Wort: er gedenke für die Wissenschaft zu thun was sein Vater, König Ludwig, für die Kunst gethan habe. — Baiern bedarf vor der Hand einer starken Reform im Unterrichtswesen.

— Muttenz ist für die Republikaner der Heckerschen Farbe ein Wallfahrtsort. Dort predigt „der Volksfreund" die trügerische, an Frankreich von neuem zu Schanden gewordene Lehre von der Republik als der wohlfeilsten Staatsform. Dort ist ein neuer Aufruf geschmiedet der die Fürsten, zunächst den Großherzog von Baden einfach als Räuber bezeichnet. (Mathy heißt in der neuen Schrift natürlich ein Volksverräther; Zittel mit seinen Versuchen zur Erleichterung des Volkes wird ein eiteler Thor gescholten). Muttenz ist der Heerd der Bewegung für den badischen Seekreis; und die Agenten Hecker's sind bereits bis Baiern eingedrungen. Würtemberg war jetzt der Hauptplatz ihrer Wühlereien; die Vorgänge in Heilbronn und Stuttgart sind die Ergebnisse ihres Wirkens. Diese Partei verfügt dabei über Geld aus Nordamerika. Sie weiß nicht blos die Sprache des gemeinen Mannes zu führen. Sie ist erfinderisch, auch im Gebiete der Dichtung. Ein Brief aus Baden meldet uns daß man jetzt das Mährchen verbreite, Hecker, der Mann des Volkes, sei fürstlichen Geblütes, ein Sohn der Großherzogin Stephanie in Mannheim, — mithin — wie man verblümt hinzusetzt — ein Bruder Kaspar Hauser's. Während die Partei die Fürsten beschimpft, verschmäht sie doch nicht ihrem Helden durch fürstliche Abkunft beim Volke Credit zu verschaffen!

— Das neue preußische Ministerium hat die Berliner Revolution anerkannt. Camphausen wollte in ihr blos die Gewalt der Thatsache anerkennen. Es ist das nur ein Wortstreit. Auf dem Boden der Revolution zu stehen, kann kein Ministerium einräumen; es hieße das die Gewalt und die Entscheidung der Leidenschaften für permanent erklären.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr.	Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet.	№ 3. 4. Juli.



„Vor acht Jahren klang ein Wort durch die deutschen Lande und hallte in unzähligen Herzen wider, das Wort: „Kein Östreich, kein Preußen, ein einiges mächtiges Deutschland!“ Der Mann der dies Wort aussprach, ist in einem Kaiserpalaste geboren, aber er hat immer beim Volke gestanden. Er hat gegen den Feind des Vaterlandes mit dem Volke gekämpft, er hat unter'm Volke gelebt. Er zog sich zurück aus dem Kreise der Hofschranzen und aus der von Metternich verpesteten Luft; er lebte als Bürger im heiteren Graz, als freier Bauer und Waidmann auf den Bergen Tirols und der Steiermark. — Jetzt hat ihn das Parlament zum Reichsverweser erwählt. Sein Wort von der Einheit Deutschlands wird jetzt in ihm und mit ihm eine Wahrheit werden. Es lebe Johann von Östreich!“

(Trinkspruch beim Festmahle der Generalversammlung der deutschen Vereine zu Leipzig.) Professor **Moritz Haupt.**

Skizzen aus der Paulskirche in Frankfurt.

Von J. v. W.

(Beschluß.)

Den Sitzen der Abgeordneten gegenüber befindet sich die 7 Stufen hohe Tribüne des Präsidiums. Lang wallende Drapperien von schwarzrothgoldenen Stoffen bilden den Hintergrund derselben. Über dem Haupt des ersten Präsidenten ist, von flatternden Fahnen umgeben, der doppelte Reichsadler angebracht, über diesem schwebt das auf einem runden Schilde gemalte Bild der Germania mit Schwert und Helm. Neben dem Präsidenten sitzt ihm zur Linken und Rechten je ein Vicepräsident und einer der Secretäre. Unmittelbar unter der Präsidententribüne, nur mehrere Stufen niedriger, ist die Rednerbühne. In dem breiten Zwischenraume der die ersten Sitze der Abgeordneten von der Präsidententribüne trennt, stehen die Tische der Secretäre, der Stenographen und Protokollisten. In dem Raum unten zwischen den Säulen selbst befinden sich die Plätze für die Mitglieder des Vorparlaments, aller in Frankfurt anwesenden Gesandtschaften, dann der Frauen und Töchter der Abgeordneten; auf der ersten Reihe aller dieser Plätze unmittelbar neben den Abgeordneten sind die Journalisten placirt.

Während des summenden Geräusches von so viel leise und laut Sprechenden füllt sich die Halle immer mehr und mehr. Theils suchen die Abgeordneten ihre Plätze, theils plaudern sie mit ihren Nachbarn, theils auch stehen sie in einzelnen größeren und kleineren Gruppen zusammen. Jedes Land, jeder Stand, jedes Alter ist hier vertreten; eine unermeßliche Verschiedenheit in politischen Ansichten, in geistiger Bildung, in Sitte, Gewohnheit und äußerer Stellung ist hier vereinigt. Eben so abweichend sind schon die persönlichen Erscheinungen. Welch edle Köpfe, ehrwürdige Greise, feurige jugendlich schöne Jünglingsgestalten, und welch stupide Gesichter, welch roher, widerlicher Ausdruck dicht neben einander! Wohl noch nie ist eine bunter zusammengesetzte, sich mehr in sich selbst zerspaltende Versammlung zu Stande gekommen, als hier über Deutschlands Wohl und Wehe zu entscheiden hat. — Die Gallerien der Zuschauer werden immer voller, Kopf an Kopf gedrängt harrt die neugierige Menge. Auf dem oberen großen Platz der für Jeden geöffnet ist, ohne daß es einer Karte dazu bedarf, geht es oft etwas tumultuarisch, ja selbst roh zu, und ein derber Fluch, ein ächt grobes Wort, seinen Ursprung aus einer Herberge verrathend, tönt bisweilen von dort herab. Besonders bemerkbar macht sich eine fest organisirte Claqueurpartei der äußersten Linken, die eng geschlossen an einem bestimmten Platze sitzt, und deren Führer förmlich instruirt sind, um bei gewissen Handbewegungen oder Schlagwörtern ihrer Partei ein donnerndes Bravo oder lautes Klatschen hören zu lassen, beim Auftreten der Gegner derselben, besonders derjenigen welche wegen der Schärfe ihrer Rede gefürchtet sind, als z. B. des Frhrn. v. Vinke, Fürsten Lichnowsky, in ein Zischen und Scharren auszubrechen und überhaupt so viel Lärm als nur möglich zu machen, damit man diese nicht gut höre. Der Führer dieser Claqueurs ist ein früherer Barbiergehülfe; ihre Hauptstützen sind unbeschäftigte Arbeiter, Handlungsgehülfen, Hausknechte und auch einige Buben, die ihre müßige Zeit nicht anders hinzubringen wissen, und die dafür bisweilen ein frischer Trunk Bier im „Essighause“ lohnt.

Jetzt füllen sich auch die Damenplätze, besonders die unteren, immer mehr. Die Präsidenten der Nationalversammlung besteigen ihre Tribüne, die Abgeordneten nehmen ihre Plätze ein, in wenigen Augenblicken wird die Sitzung beginnen. Heinrich v. Gagern greift zur Klingel. — Gagern ist eine ungemein würdevolle, schon auf den ersten Blick gewinnende, Achtung und Zutrauen einflößende Erscheinung, durch seine Milde, Festigkeit, Klarheit und strenge Gerechtigkeit in so hohem Grade zu dem eben so schweren wie ehrenvollen Posten geeignet. Wie sind jetzt die Augen Aller auf ihn gerichtet, wie viel Brillen, Lorgnetten, ja selbst mächtige Taschenfernröhre bemühen sich von den Zuschauergallerien sein Bild so scharf und getreu als möglich aufzunehmen! Seine große kräftige Gestalt trägt ein schön geformtes, männlich offenes Angesicht; unter buschigen Brauen blicken dunkle, aber kluge, milde, wohlwollende Augen, deren Feuer aber auch schnell in einen ungemein festen, ja selbst strengen Ausdruck übergehen kann. Starkes dunkles Haupthaar vollendet das Gepräge von geistiger Kraft und warmer Herzensgüte in der Gestalt des Mannes; nehmen Sie dazu den gewinnenden Wohlklang einer metallvollen Stimme.

„Herr Präsident, ich bitte um das Wort wegen der Antragstellung!“ ertönt es fast regelmäßig beim Anfang jeder Sitzung von ein und derselben Stimme. „Sie haben es!“ lautet die Antwort“ und mit hastigen Schritten, gleich als fürchte er zu spät zu kommen, eilt ein ziemlich großer schlanker Mann, in den vierziger Jahren, mit hellblonden, glatten Haaren, welche die

hohe Stirn scharf hervortreten lassen, großen, blauen, kalten, fast ausdruckslosen Augen, soweit man dieselben hinter der Brille erkennen kann in dem bleichen, ziemlich regelmäßigen, aber etwas matten Gesicht, auf die Rednerbühne. Aber so sehr der Redner sich auch bemüht die Richtigkeit seiner Ansichten darzulegen, so überzeugend er nach seiner Ansicht auch spricht, regelmäßig fast hat er das Unglück durchzufallen und nur einige sehr wenige Mitglieder der äußersten Linken, wie die Claqueurs der Gallerie, pflichten seinen Ansichten bei. Hohn und Spott in den Zügen über die grenzenlose Dummheit der Versammlung die ihm nicht unbedingt folgen will, verläßt er ziemlich unbefriedigt die Rednerbühne, und kehrt murrend an seinen Platz zurück, um bei der nächsten Sitzung dasselbe wieder mit gleich unglücklichem Erfolge zu versuchen. Dieser stets so allein stehende und doch so wenig dadurch irre gemachte Redner ist der vielbenannte und bekannte, ja in gewisser Beziehung selbst berühmte Arnold Ruge aus Leipzig, der Äußerste der äußersten Linken. Eine Gänsehaut überläuft mich wenn ich diesen Namen schreibe, unwillkürlich greift meine Hand nach meinem Kopf, wenn ich den Mann sehe. Sechsmalhunderttausend Köpfe müssen nämlich nach Herrn Ruge's Ansicht erst fallen, bevor der Sieg der reinen Vernunft in Deutschland entschieden ist. Die Scharfrichter werden viel zu thun bekommen wenn Ruge's uneingeschränkte Vernunft regieren wird, und mich wundert nur daß nicht schon eine Dankdeputation sämmtlicher Genossen dieses edlen Handwerkes aus ganz Deutschland bei ihm erschienen ist, um sich für diesen Ausspruch zu bedanken. Früher waren nach seinen Ansichten nur 90,000 Köpfe nöthig, jetzt aber ist die Dummheit der Deutschen schon bedeutend gestiegen, und ohne diesen großen Rasiract ist in Deutschland kein Heil*)! Behauptet man doch, Hr. Ruge betrachte sich die meisten Mitglieder der Rechten stets nur in der Absicht um zu prüfen wie fest wohl ihre Gedanken, d. h. ihre Köpfe auf den Schultern sitzen. Doch glaubt er selbst vielleicht auch an das alte Sprichwort: „Bange machen gilt nicht!" — Sonst zeichnet er sich besonders aus als hartnäckiger Verächter jeder Nationalität die ihm als bornirt, und den Ideen der reinen Vernunft zuwiderlaufend gilt. Gleichviel ob die Ehre Deutschlands gebiete daß die Slawen in Böhmen sich fügen oder daß wir unsere Grenzmarken in Polen gegen freche Übergriffe wahren müssen, oder Deutschland gegen Frankreichs Gelüste nach dem linken Rheinufer auf seiner Hut sein müsse: in den Augen des Herrn Ruge sind dies Alles nur Lächerlichkeiten, kaum werth daß man ein Wort darüber verliert. Was gilt ihm Deutschland, was unsere Nationalehre! Es darf ja keine besonderen Nationen mehr geben, in seinem Föderativsystem müssen alle Völker unterducken, kopfüber, kopfunter oder auch kopfab, der Russe und der Franzose, der Kamtschadale und der Römer, sie Alle müssen brüderlich sich lieben, „ganz in einander aufgehen." O Terrorismus der abstracten Vernunft, wie blaß, matt und fadenscheinig bist Du gegen Robespierre's Tugendwuth! Wahrlich, fänden diese Ideen des Hrn. Ruge nur den mindesten Anklang in der Nationalversammlung, diese wäre der Ehre unwerth Deutschland zu vertreten, Schmach würde sie uns bringen statt Ruhm! Ein Spott unserer Nachbaren die diese philanthropischen Ansichten verlachen, wären wir jetzt geworden, und der Name Deutschland würde gar bald aus dem Buche der Geschichte gestrichen. Aber der Wahrheit gemäß, und der Nationalversammlung zur Ehre sei es gesagt, Hr. Ruge steht sehr vereinzelt in der kühlen frostigen Abstraction wo uns über den Gefrierpunkt hinweg das Blut aus der Nase spritzt.

*) Andrerseits werde jedoch Arnold Ruge's Regiment nichts weniger als grausam sein. Zu seinem Terrorismus der uneingeschränkten Vernunft gehört es daß fortan die Kanonen nicht mehr mit Kugeln, sondern mit reinen abstracten Gedanken geladen werden. D. Herausg.

Zur Chronik der Gegenwart.

— Unter rauchenden Trümmern jubelt Paris über die Glorie seiner großen letzten Revolution. Cavaignac scheint ein braver Soldat zu sein; allein er gefällt sich schon in dem Gedanken, für Frankreichs Washington zu gelten. Schein, Schimmer, rauschende Phrase — mitten in der wüsten Gewalt der tückischen Leidenschaften! Eine Phrase (Louis Blanc's) führte zu der Empörung der Arbeiter, und mit einer neuen Phrase schwingt sich Frankreich wieder hinweg über die Gräuel der Verwüstung. An die richtige Lösung der Arbeiterfrage denkt Paris so wenig, als Cavaignac an die Lösung des Versprechens, Frankreichs Washington zu werden.

— In beiden sächsischen Kammern wurde durch die Staatsminister das Decret des Königs mitgetheilt, die Anerkennung des großen Wahlactes zu Frankfurt betreffend. Minister Braun sprach: Sachsens edler Fürst zaudert nicht die Rechte seiner Krone zu opfern, wo es gilt die Einheit des großen deutschen Vaterlandes zu erzielen! —

— Die deutsche Bundesversammlung hat den Reichsverweser anerkannt; sie erklärt sogar diese Wahl vorausgesehen und im Voraus genehmigt zu haben. Doctor Bartolo im Barbier singt: O ich bin klug und weise! Hoffentlich hat der alte deutsche Bund auch den Beschluß seiner Auflösung schon im Voraus anerkannt und bestätigt. Mit diesem Acte der Selbsterkenntniß beschließe der Fürstenbund sein Dasein, und beginne der deutsche Völkerbund!

— Das badische Ministerium hat der Nationalversammlung erklärt, Hecker sei als Hochverräther gegen Baden und Deutschland verfolgt und landesflüchtig. Es stellt die Frage ob der Wahlbezirk der ihn gewählt, seines Wahlrechts nicht verlustig gehen müsse, überläßt die Sache aber der Nationalversammlung. Blum sagt, die Wahl enthalte keinen Verstoß gegen das allgemeine deutsche Wahlgesetz. (Auch nicht gegen die öffentliche nationale Sittlichkeit?) Zitz meint, man könne nur durch ein Verbrechen an der Souveränität des Volkes Hochverräther sein. — Fürstenmord wäre danach kein Hochverrath, nur ein Privatverbrechen. Aber Landesverrätherei! Und wer den Bruderkrieg entzündet, mit der Gewalt der Waffen seine Meinung durchsicht, übt der nicht an diesem Souverän, am Volke, Hochverrath? Zitz räumt blos ein daß wenn Hecker sich gegen die Fürstengewalt vergangen, man ihn verurtheilen werde. Er stellt dies Wenn in Frage. — Die Versammlung übergibt die Sache Heckers einem Ausschuß.

— Der demokratische Congreß zu Frankfurt zählte, wie man sagt, 192 Abgeordnete von 88 Vereinen. Was will dieser Verein: la république rouge oder die Republik Ruge? — Dieser Verein hat Berlin zu seinem Centralsitz erwählt. Will er von dort aus unter den Märkern, Pommern und Mecklenburgern Propaganda machen? Der Republik Frankreich hat er die Verbrüderung der deutschen Demokraten zugesichert. Zu seinem Manifest an die deutsche Nation hat er sich die Unterschriften vieler Reichstagsmitglieder dergestalt verfälscht daß es eine Erklärung jener zu sein scheint.

— In Berlin sieht es sehr wunderlich confus aus. Niemand weiß, wer und was herrscht. — Die 60 Abgeordneten aus Westphalen und Rheinland staunen über diesen Zustand. Sie überreichten dem Minister das Gesuch, er möge um jeden Preis die Ordnung in der Hauptstadt herstellen. Hr. v. Auerswald antwortete in allgemeinen constitutionellen Phrasen. Hansemann scheint nicht recht Rede stehen zu wollen. Nur der Kriegsminister Schreckenstein weiß zu antworten. Man stellte bei ihm das Gesuch, durch Bürgerwehr wieder das Zeughaus bewachen zu lassen. Sehr wohl, meine Herren, war seine Antwort, aber dann will ich das Zeughaus erst räumen lassen! — Die stolzen Berliner! Sahen so herab auf die Bürgerwehr benachbarter Länder. Und nun ließen 24,000 Mann eine zweistündige Plünderung des Zeughauses zu. Es war kein „Diebstahl", diese Plünderung, erklärte die Volksversammlung unter den Zelten, ein Fehler war es, eine Scharte, — aber eine große Nation kann und darf auch ihre schwachen Stunden haben! — Der Führer der Bürgerwehr, Major Blesson, hat in jener Nacht vom 14. zum 15. Juni Visionen gehabt; er schickte Mannschaften nach allen Seiten aus, weil er glaubte, die Republik sollte an allen Ecken und Enden zugleich ausbrechen. — Jetzt handelt es sich ob Minutoli, oder Held Befehlshaber der Bürgerwehr wird. Über Held erschien ein Buch mit spaßhaftem Titel: Der entlarvte Volksbeglücker. Wir kennen den Inhalt nicht. Hr. Bahn, der Redacteur des „Krakehlers", ist mit Errichtung einer Bürgerartillerie beschäftigt. Im Ernst oder Spaß? Vor der Hand bombardirt dieser Krakehler mit Witzen. — Die Placatenliteratur wird in Berlin immer stärker. Ob Muskete, ob Pike? ist jetzt eine Hauptfrage der Berliner Straßenliteratur. Der Wohlfeilheit wegen ist die Mehrheit für Pike. Die witzigen Berliner verstehen sich auch am besten auf die Pike.

— Das neue preußische Ministerium erklärte, es gebe für Preußen, mithin auch fur Deutschland keine Besorgnisse wegen Rußlands Truppenanhäufung. Es scheint in der That als sei die russische Hauptmacht nicht an der posenschen und schlesischen, sondern an der galizischen Grenze zusammengezogen. Das deutsche Siebenbürgische Wochenblatt will aus guter Quelle folgende Conjunctur über die Abtretung der Moldau und Walachei an Rußland erfahren haben. Die Pforte verlange als Loskaufungssumme 20 Millionen Piaster. Rußland sei bereit diese Summe den beiden Fürstenthümern vorzustrecken und erbietet sich noch außerdem zu einem Darlehn von 20 Mill. zur Errichtung einer moldau-walachischen Nationalbank. Dafür sollen die Fürstenthümer ihre Salinen, Bergwerke und Kirchengüter an Rußland verpfänden. Zur ferneren Sicherheit des Protectors sollen 160,000 Mann Russen beide Länder besetzen. Ein Landtag soll darüber berathen; verweigern die Stände ihre Zustimmung, so sollen die beiden Fürsten den Vertrag nur selbst unterzeichnen und nach Petersburg schicken, wo dann alles Weitere schon in Ordnung kommen solle! General Dühamel, der russische Commissar, hat bereits eine genaue Aufnahme aller vorräthigen Landeserzeugnisse eingeleitet und deren Ausfuhr verbieten lassen, da sie für die bald zu erwartenden russischen Truppen nöthig seien. — Daß Rußland freie Fahrt im Sund und Bosporos erstrebt, erwähnten wir schon. Es fällt uns nicht ein, Rußlands natürliches Recht zum Wachsthum zu bestreiten. Wo Macht und Kraft ist, da ist auch Wachsthum. Deutschland aber sei auf seiner Hut! Daß Rußland bei den panslawistischen Bestrebungen im Hintergrunde steht, leidet keinen Zweifel. Gerüchte gingen, man habe bei den Führern der Tschechomanen in Prag russisches Geld gefunden. Es sind vor der Hand nur Gerüchte. Gute Quellen in Berlin wollen aber wissen, das russische Kabinett stehe mit Louis Napoleon in Bezug auf die Pariser Wirren in genauem Briefwechsel.

— Dr. Schaffrath, ein naiver sächsischer Abgeordneter, erklärt in der Leipziger Zeitung, er habe nicht für Johann von Östreich gestimmt, weil er ihn gar nicht kenne.

— Professor Oswald Marbach, früher als Censor offen genug sein Amt als solcher für unhaltbar zu erklären, gibt als Leiter der Leipziger Zeitung eine richtige feste Erklärung der Volkssouveränität. Das Volk, sagt er, hat das absolute Recht und die absolute Macht, seinen Willen, seine sittliche, auf Intelligenz gegründete Überzeugung zu verwirklichen.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr. | Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet. | № 4. 5. Juli.

England und seine Reform.

— Während auf dem Festlande die Throne wankten, hielt Königin Victoria einfach ruhig und glorreich ihre Wochen. Der Bürger von England ist stolz darauf, er ist stolz auf sein Eiland an welchem sich die Brandung des Meeres bricht, desselben Meeres das er überbrückt und beherrscht. Irland gährt, Schottland geizt, die Chartisten wühlen. Bei alle dem ist Englands Größe noch unerschüttert. Englands Macht besteht in seiner Zuversicht zu sich selbst. Wenn 10,000 Chartisten heranziehen zu einer Monsterdemonstration, lassen sich sofort in London 10,000 Bürger freiwillig zum Wachdienst einschreiben und der Sturm der Empörung bricht an dem Stolz dieses festen Rechtsgefühls. Es fehlt nicht an Bewegung, an Gährung in England; das Naturrecht ist sogar auf Seite Derer die eine andere Ordnung der Dinge wollen. Das Selbstgefühl des Engländers bleibt sogar an Mißbräuchen haften, wenn sie geheiligt sind. Die Reformen haben dort mit der gepanzerten Macht der Vorurtheile zu kämpfen. Um so gründlicher aber hält der Bürger von England Schritt für Schritt fest an dem was seine Größe begründet.

Das Unterhaus wird seit einiger Zeit mit Bittschriften um ein neues Wahlgesetz überfluthet. Hume übergab unlängst deren 211 und stellte darauf seinen Antrag auf Reform der Volksvertretung. Die Zahl Derer die eine Reform wünschten, sagte er, sei größer als die Zahl der jetzigen Wähler des Königreichs. Unter sechs Erwachsenen habe nur Einer, von sechs Millionen nicht ganz Eine das Stimmrecht. Er schilderte die Ungleichheit der Vertretung in den einzelnen Landschaften. Er seinerseits sitze im Hause ohne daß er nöthig gehabt ein Vermögen nachzuweisen; er sei schottischer Wähler und das genüge um gewählt werden zu können. Er wünsche daß jeder Mann Englands und Irlands sich dieses Vorzugs erfreue; Recht und Vernunft verlangten diese Reform. Er wünsche daß jeder Mündige der einen festen Wohnsitz habe, Wähler sei. Nur die Herumtreiber seien ausgeschlossen. Die Dauer des Parlamentes dürfe aber nicht auf sieben, müsse auf drei Jahre festgestellt werden.

Ihm antwortete drauf der hochehrwürdige Lord John: Die englische Verfassung sei die beste welche die Welt gesehen, sagte Lord Russel; sie allein widerlege die Behauptung des Tacitus, wonach es unmöglich sei Monarchie, Aristokratie und Demokratie auf die Dauer zu verschmelzen. Seit der Reform von 1832 habe das Unterhaus aufgehört von der Aristokratie gegängelt zu werden, es sei möglichst ein Ausdruck der öffentlichen Meinung. Das beweisen die großen Maßregeln des Hauses: Abschaffung der Sklaverei, Eröffnung des Handels mit China, Ablösung der Zehnten, Erleichterung der Dissenters, neue Stadtordnungen, Verbesserung der Zölle, Vereinfachung der Postsätze*), Aufhebung der Korngesetze. Dennoch erklärte sich John Russel nicht ganz abgeneigt gegen jede neue Reform. Nur sei jetzt der Augenblick nicht dazu. Englands Festigkeit mitten in den Stürmen der Zeit habe die Bewunderung der Welt gewonnen, selbst unter den Feinden des britischen Namens ihm die Achtung gesichert. Er hoffe, das Haus werde nichts thun diese Hochachtung der Welt zu verwirken! — Auf dem Festlande macht man Reformen aus Haß gegen das Bestehende; in England aus Liebe für das Bestehende und im Hochgefühl für's große Ganze. —

*) In England zahlt jeder Brief gleichviel für welche Entfernung 1 Penny. Die Staatseinnahme durch die Post hat sich dadurch verdoppelt. Warum entschlossen sich unsere Dresdner Postcongreßmänner nicht zu einem Briefsatz von 1 Sgr. für ganz Deutschland?

Briefwechsel.

Berlin, d. 1. Juli.

[Republik und Demokratie in Berlin; Fröbel und Rau; Beschlüsse gegen den Adel, die Potsdamer Aristokraten, Hengstenberg und das neue Preußen; die Constabler; die Rehberger; Haniemann und die Revolution; Roth v. Schreckenstein und die Studenten.]

†† Der Regen ist der größte Gegner der Revolutionen; die aufrührerischesten Gemüther werden durch ihn zur Ruhe gebracht. Dem strömenden Regen welcher Tag um Tag bei uns die Herrschaft führte, verdanken wir eine ruhige Juliwoche. In der großen Volksversammlung am letzten Junisonntag sollte die Frage: „ob Monarchie, ob Republik" zur Entscheidung gebracht werden. Ein darauf bezügliches Placat an den Ecken ward schon vom frühen Morgen an mit Staunen betrachtet, und unsere Furchtsamen waren froh als der „Patriotische Verein" neben diesem Placat ein anderes befestigen ließ, worin auf das Frevelhafte dieser berufenen Volksversammlung hingewiesen und der Staatsanwalt aufgefordert ward, dieselbe zu überwachen, und falls aufreizende Redner sich dort vernehmen ließen, sie sofort zu verhaften. Es gibt hier Tausende, denen die Öffentlichkeit noch immer ein Gräuel ist, und die nicht begreifen können daß von der Republik, von der man sonst nur auf den Universitäten und vom Katheder herab reden durfte, jetzt ungestraft auf Gassen und Plätzen die Rede ist. Dieselben Herrn Professoren unserer Universität, welche seit manchem Decennium den Studenten die herrliche und bewunderungswürdige Staatsform der Griechen und Römer docirten, hören jetzt mit loyalem Schauer von dem frevelhaften Beginnen daß man das Volk das weder Griechisch noch Latein versteht, zum Auditorium eines solchen Lehrvortrags machen will! — Diese von dem demokratischen Verein ausgehende Volksversammlung bezweckte aber in der That nichts Anderes als dem Volke die verschiedenen Staatsformen begreiflich zu machen, und selbst diejenigen Redner welche die Republik als die vorzüglichste, dem weisen Mannesalter eines Volkes entsprechende Staatsform bezeichneten, erklärten zugleich daß wir Preußen noch nicht reif für eine Republik seien, und daher mit Ruhe und Besonnenheit warten müßten bis die rechte Stunde gekommen sei. Der demokratische Verein der gegenwärtig mehr denn 4000 Mitglieder zählt, ist entschlossen durchaus keine Demonstrationen mehr zu machen, sondern die Zukunft vorzubereiten durch eine gediegene und rein geistige Propaganda. — Seit einigen Tagen sind die vielgenannten Republikaner Fröbel und Rau hier eingetroffen. Man läßt sie hier trotz aller beängstigenden Gerüchte unangefochten ihre weltbeglückenden Theorien entwickeln, da man endlich zu der Überzeugung gekommen daß gegen Ideen die rohe Gewalt und die väterliche Fürsorge der Polizei unzureichende Mittel der Abwehr sind. Die Herren Fröbel und Rau aber werden sich auch bald überzeugen daß Berlin in der That nicht so viel Sympathien für die Republik hat, wie man ihnen gesagt, und daß das Heer von 60,000 Mann welches der Abgesandte des demokratischen Vereins, Dr. Hexamer, auf dem Demokratencongreß zu Frankfurt als in Berlin befindlich verheißen, im Augenblick der That sich schwerlich auf 6000 belaufen möchte. Nicht die Republik, aber die Demokratie im Allgemeinen gewinnt indeß bei uns jeden Tag mehr Boden, und so ward denn auch ein kürzlich in unserer Nationalversammlung gemachter Antrag des Abgeordneten Schultz aus Wanzleben mit wahrhaftem Jubel begrüßt. Dieser Antrag forderte nicht blos die völlige Abschaffung des Adels und seiner Privilegien, sondern auch die Erlaubniß für jeden Staatsbürger, sich nach seiner Laune Graf oder Herzog zu nennen. Die mit dem Entwurf einer Verfassung beauftragte Commission erledigte den Schultz'schen Antrag dadurch daß sie erklärte bereits in ihrem Entwurf einen ähnlichen Antrag gestellt zu haben. Andrerseits drohten dem Adel noch andere Gefahren. In der Stadtverordnetenversammlung war der Antrag gestellt, diejenigen Einwohner Berlins welche seit der Märzrevolution die Stadt verlassen und ausgewandert seien, in Anklagestand zu setzen. Dieser Antrag mußte freilich verworfen werden, da für eine solche Anklage die gesetzliche Begründung nicht wohl möglich war. Indeß mag es doch unsern vornehmen Emigranten in Potsdam beweisen daß man ihnen ihre feigherzige und zugleich hochmüthige Flucht aus dem demokratischen Berlin nicht vergessen, vielmehr seiner Zeit sich daran erinnern wird. Die Emigranten und Reactionäre machen übrigens jetzt gewaltige Anstrengungen sich das Terrain wieder zu gewinnen. Sie haben sogar zu diesem Behuf ein eigenes Zeitungsorgan gegründet. Die frommen Potsdamer Aristokraten welche für die freiwillige Anleihe keinen Thaler geben mochten, um ihn auf dem Altar des Vaterlandes zu opfern, sie haben jetzt doch schnell durch Actien ein Capital von 30,000 Thalern zusammengebracht und damit die Zeitung „Das neue Preußen" gegründet. Das neue Preußen nennen sie dieses Blatt, an dessen Spitze der Professor Hengstenberg und Herr von Gerlach stehen, Männer denen dieses neue Preußen ein aus der Hölle entstiegener Gräuel ist, und welche gleich nach der Märzrevolution die gefallenen Helden als „Verbrecher und gottverfluchte Meuterer" bezeichneten, wie Hengstenberg dies in seiner wohllöblichen Kirchenzeitung gethan. — Mit dem heutigen Tage beginnt für unsere Polizei ein neues Leben. Wir haben keine Gendarmen mehr; 2000 Constabler sind an deren Stelle getreten. Man hat dem Ding einen andern Namen gegeben, das ist Alles! Herr v. Minutoli, unser bisheriger Polizeipräsident, der seit einigen Tagen, wie man sagt, nicht ganz freiwillig seine Entlassung genommen, beabsichtigt ein Memoire zu veröffentlichen, das mit großem Freimuth über die Ereignisse der letzten Monate, namentlich über das Verhalten der Allerhöchsten Kreise in den Märztagen merkwürdige Aufschlüsse geben soll. Minutoli's Stellung gestattete ihm allerdings die merkwürdigsten Erfahrungen zu machen, und vieles in unserer Entwickelung bedeckt noch jetzt der Schleier des Geheimnisses. Während ich dies schreibe, wird es auf der Straße lebendig; eine ungeheure Menschenmasse wogt heran. Es ist ein Zug unserer liebenswürdigen Rehberger. In Folge furchtbarer Schlägereien sind gestern nämlich 1200 widerspenstige Arbeiter entlassen. Diese haben sich jetzt vor dem neuen Thore versammelt und fordern vom neuen Arbeitsminister, Herrn Milde, Beschäftigung. Sie sind Alle bewaffnet heute, diese guten Rehberger, — errathen Sie, womit? — mit Regenschirmen. Selbst unsere Erdarbeiter fürchten den Regen, und unsere Rehberger mit ihren Strohhüten und den dunkelrothen Federn daran, spannen ihre Regenschirme aus, wenn sie zum Minister gehen, um ihm ihre verzweiflungsvolle Lage und ihre Noth darzuthun!

Das neue Ministerium hat bis jetzt wenig Zeichen

seiner Wirksamkeit gegeben. Herr Hansemann hatte noch vor vierzehn Tagen im Ministerium Camphausen die Revolution verleugnet, und sie als Transaction bezeichnet; jetzt ist er anderes Sinnes geworden, und spricht von der „ruhmvollen Revolution." Herr Rodbertus, der neue Unterrichtsminister soll diese Anerkennung der Revolution zur Bedingung seines Eintritts in das Ministerium gemacht haben, wie denn derselbe als ein energischer, gesinnungstüchtiger und durchaus liberaler Mann genannt wird. Weniger allgemein befriedigend ist die Wahl des neuen Kriegsministers Roth von Schreckenstein. Man findet es in unserer demokratischen Zeit schon bedenklich einen so nach Mittelalter, Gewaltherrschaft und Ahnenduft schmeckenden Namen(!) zu führen. Der Charakter des Herrn Roth von Schreckenstein wird dazu als seinem Namen insoweit entsprechend bezeichnet, als er ein durchaus energischer und entschlossener Mann sein soll, der das thatkräftige Handeln dem müßigen Zaudern vorzieht. Ob er vor der Souveränität des Volkes viel Respect hat, lasse ich dahingestellt. Als sich neulich eine Deputation der Studenten zu ihm begab, um von ihm Auskunft zu erhalten, was das Patrouilliren der Uhlanen im Thiergarten zu bedeuten habe, antwortete er ihnen: „Meine Herren, warum studiren Sie denn in Berlin und nicht in Halle? — Sie sehen mich erstaunt an. Sie denken wohl, das gehe mich nichts an? Es geht mich gerade so viel an, als es Sie angeht, was die Uhlanen im Thiergarten zu thun haben!"

München, d. 1. Juli.

[Die Abgeordneten in Frankfurt, Fallmerayer; die Bestrebungen der Ultramontanen, Guido Görres; die Soldaten; Thon-Dittmer; die Presse.]

ꝣ Unsere Siesta — sie war so stille daß man die Polizei husten hörte — scheint abgelaufen zu sein. Man vermerkt wieder von Zeit zu Zeit einige politische Windstöße, vornehmlich hervorgerufen durch eine Adresse an die verfassunggebende Nationalversammlung. Die Veranlassung zu dieser Adresse selbst gab ein Brief Fallmerayers, der die Stellung der baierischen Deputirten in Frankfurt als eine sehr mißliche bezeichnete, indem man sie dort sehr stark im Verdachte sonderbündlerischer Gelüste hatte. Die Wahlmänner dahier versammelten sich deshalb, um ihren Deputirten etwas weitherzigere Mandate zukommen zu lassen. Die Sache scheiterte jedoch an den constitutionell-monarchisch Gesinnten, sowie auch an den ultramontanen Ruinen und es kam in dieser Weise nichts zu Stande. Dagegen ging von den Urwählern und Wahlmännern, vornehmlich der Au und der Umgebung Münchens, eine mit etwa 7000 Unterschriften bedeckte Adresse vor etwa acht Tagen nach Frankfurt ab. In wenigen Sätzen ist darin erklärt, wie die Unterzeichner der Adresse vor Allem deutsch gesinnt seien und allen Sonderinteressen ferne stehen. Seitdem schrieben unsere Abgeordneten erfreulichere Briefe in Bezug auf ihre Stellung in Frankfurt. Fallmerayer übrigens sehnt sich wegen Kränklichkeit von da hinweg nach — Ägypten; ob nach den Fleischtöpfen daselbst, möchte ich doch bezweifeln: denn die wird es auch in Frankfurt geben. Einige Bürger, die sich der obigen Adresse besonders abhold zeigten, darunter besonders einer von den Hauptagitatoren der Märztage, erhielt in Folge dessen eine Katzenmusik mit Fenstereinwerfen; ebenso auch ein geistlicher Abgeordneter. Der Erstere hatte auf dem Rathhause einen Putsch gegen die Adresse ausführen wollen und behauptet: Sonderinteressen müsse Baiern haben! Das ist freilich sehr baierisch! Man sagt, der gute Mann habe sich blos soffliren lassen und der Appellationsgerichtsrath Seuffert, der Ritter der Allg. Zeitung mit offenem Visir, habe unter Andern hinter ihm gestanden.

Einen ähnlichen Putsch, der ebenfalls mißlang, suchten die Ultramontanen von echtem Schrot und Korn erst vor einigen Tagen auszuführen. Sie erließen nämlich einen gedruckten Aufruf, worin es unter Anderem heißt: „Katholiken Baierns! In Frankfurt wird in wenigen Tagen die Frage über Religions- und Gewissensfreiheit, über Unabhängigkeit oder Knechtschaft der christlichen Confessionen besprochen werden. Pflicht ist es daher, auch die Unabhängigkeit unserer Kirche zu sichern, und gegen angedrohte Eingriffe in ihre Rechte und ihren Besitz zu wahren. Eine in diesem Sinne abgefaßte Adresse an die Nationalversammlung in Frankfurt liegt in dem großen Rathhaussaale auf rc." Sie lag auch wirklich auf und bereits bedeckten schon einige hundert Unterschriften der Hauptparteimänner dieselbe, ja man verschmähte es auch nicht, Kinder ihre Namen unterzeichnen zu lassen: als es einigen entschieden auftretenden jungen Männern gelang, die Mehrzahl der Anwesenden davon zu überzeugen, daß die Adresse blos ein Machwerk der bekannten Partei sei und nichts wolle als den religiösen Zwiespalt aufs neue anfachen, um wo möglich die traurigsten Ereignisse heraufzubeschwören. Die Adressenwächter mußten ihre Waare zusammenpacken und der Rathhaussaal wurde geschlossen. In den einzelnen Gruppen, die sich bildeten, hörte man den größten Theil der Sprecher sich gegen die Adresse mit aller Heftigkeit erklären und Guido Görres, wahrscheinlich bei der Abfassung derselben betheiligt, der sich in einen solchen Haufen Deliberirender mischte, entkam mit genauer Noth den nachdrücklichsten Demonstrationen. Noch am Abende dieses Tages fand aber zur weitern Besprechung der Adreßangelegenheit eine Volksversammlung auf dem Franciskaner Keller statt, in der sich alle Redner, bis auf einen, der ausgepfiffen wurde, gegen derartige Versuche von Seiten der Ultramontanen mit aller Energie aussprachen. Bei dieser Gelegenheit ward auch von der ziemlich zahlreichen Versammlung der Wunsch angeregt, eine Adresse zu verabfassen, die die vollständige Durchführung der bis jetzt nur halben Volksbewaffnung bezwecken soll, was mit großem Beifall aufgenommen wurde. Ich bemerke hier noch daß auf genanntem Keller (in der Au) alle Mittwoche größere Versammlungen stattfinden, in denen politische und sociale Gegenstände besprochen werden. Auch der demokratische Verein, der sich dahier vor Kurzem gebildet hat, nimmt an diesen Besprechungen theil.

Ich würde kaum eines unbedeutenden Bierkrawalles Erwähnung gethan haben, wenn sich nicht bei dieser, wie jüngst bei einer andern Gelegenheit, als nämlich dem Minister des Innern eine Katzenmusik gebracht werden sollte, der Übermuth der Soldateska etwas gar zu auffallend gezeigt hätte. Beidemal nämlich wurden die ruhig in Gruppen dastehenden Zuschauer ohne vorgängige Aufforderung zum Auseinandergehen gleich mit gefälltem Bajonette auseinander gejagt, so daß auch einige leichte Verwundungen vorkamen und die Erbitterung einigemal so groß war daß blos das schnelle Zurückziehen solch roher Angreifer und andere Umstände, z. B. daß das Volk keine Steine zu Händen hatte, größere und bedeutendere

Unruhen verhinderte. Es sind bedenkliche Zeichen, welche erweisen wie man den Soldaten dem Volke keineswegs befreunden, sondern schroff gegenüber stellen will.

Mit dem Minister des Innern und der Polizei scheint eine große Zahl der hiesigen Einwohner keineswegs zufrieden zu sein. Die Mißstimmung sprach sich kürzlich besonders auch in der besprochenen Volksversammlung aus, in der eine Adresse an Thon-Dittmer verlesen wurde, worin es kurz heißt: Hören Sie auf Minister zu sein; Sie langweilen sich und das Land und mögen zwar immerhin ein rechtschaffner Mann und guter Bürgermeister sein; doch sind sie nur ein mittelmäßiger Minister und drgl. mehr. Bald darauf verlautete in öffentlichen Blättern, daß, wenn Thon-Dittmer aus dem Ministerium scheide, auch die übrigen Minister abtreten würden. Das war freilich ein bedeutender Schreckschuß!

Vor kurzem fand die Fahnenweihe unserer Freicorps statt, nämlich der Studenten, Künstler und freiwilligen Landwehrmänner. Die Letztern bewährten ihre Loyalität besonders durch anhaltendes Vivatrufen beim Erscheinen des Königs; die Erstern schwiegen. Die Fahnen der Künstler und Studenten tragen vornehmlich die schwarz-roth-goldnen Farben; die der Landwehrmänner ist weiß, wie die Unschuld, vermischt mit einigen blau-weißen und schwarz-roth-goldenen Bändern. Die Tagesblätter tadelten sehr den Umstand daß bei dieser Fahnenweihe nur wieder katholische Priester fungirten, die protestantische Geistlichkeit hintangesetzt wurde.

Unsere Tagesliteratur ist noch stets im Wachsen begriffen. So erschien erst vor Kurzem wieder ein neues Blatt, „der Volksrath“ betitelt. Am meisten werden dahier die „neuesten Nachrichten“ gelesen; das neugierige Publikum balgt sich fast bei der Ausgabe darum. Die Leuchtkugeln werden bereits vom 1. Juli an in acht tausend Exemplaren ausgegeben und erscheinen von da an regelmäßig alle 8 Tage.

Zur Chronik der Gegenwart.

— In Paris, auch in den Provinzen, sind alle Klubbs geschlossen, alle kleinen Blätter verschwunden; Girardin's Beispiel schreckt die größeren, sie reden sehr zahm von der jetzigen Ordnung der Dinge, die freche Presse ist in Frankreich durch die Hand des Soldaten bezwungen. — In der halb eingeäscherten Vorstadt St. Antoine leben 30,000 Deutsche, meist Handwerker. Sie nahmen, heißt es, meist gezwungen Theil an der Proclamirung der rothen Republik. Unter den Gefangenen zählt man 700 Deutsche; Deportation scheint auch ihr Loos zu sein.

— Aus Altona schreibt uns ein Freund über Englands Friedensvorschläge in Sachen Schleswig-Holsteins. England schlug vor, Schleswig ganz in den deutschen Bund aufzunehmen, aber die Personalunion bis zum Erlöschen des Mannesstammes festzuhalten. Es wies auf den Prinzen Ferdinand hin, der zwar Däne, aber im Staatsrathe zu Kopenhagen sich gegen die dänische Einverleibung erklärte. Die provisorische Regierung, schlägt England vor, bilde das künftige constitutionelle Ministerium der Herzogthümer. — Diese provisorische Regierung, in welcher Männer wie Beseler und Olshausen sitzen, ist nicht blos von General Wrangel, sondern von allen an der Kriegführung gegen Dänemark betheiligten Höfen und Regierungen schnöder Weise gänzlich ignorirt. England ist umsichtig und human genug sie zu bedenken und anzuerkennen. So brav die preußischen Truppen, so wenig ehrlich ist das preußische Kabinett in der dänischen Sache. Ginge es mit rechten Dingen zu, so erhielten die Herzogthümer und mit ihnen Deutschland die halbe dänische Flotte die zur Hälfte eben von schleswig-holsteinischem Gelde erbaut und erhalten wurde. Statt dessen verweigert Dänemark jetzt die Rückgabe der genommenen deutschen Schiffe, will die Blockade der preußischen Häfen nicht aufheben und zwingt sogar die Mannschaft eines gekaperten Handelsschiffes aus Emden, auf dänischen Schiffen Dienste zu nehmen. Es ist hohe Zeit die Sache dort zu Ende zu führen!

— Die Berliner Zeitungshalle will aus dem Briefe eines Abgeordneten aus Kalisch über Rußlands Pläne Aufschluß erhalten haben. Der Kaiser werde alsbald Petersburg verlassen und bei der Armee erscheinen, allgemeine Amnestie ertheilen und ein großes Slawenreich proclamiren, zu denen sich alle losgetrennten Theile von der Türkei, Östreich und Preußen zusammenfinden und dessen König Großfürst Constantin sein solle. — Schwerlich liegt so klar schon zu Tage was im Schooße der Zeiten schlummert. Etwas Anderes wäre es, zu fragen wieviel davon schon reif sein würde, hätte Fürst Windischgrätz in Prag nicht mit Kartätschen das Schlangenei der großen Slawa zerschmettert.

— Der jetzige preußische Ministerpräsident, v. Auerswald, ist ein älterer Bruder des früheren Ministers des Innern; der älteste der drei Brüder Auerswald, der Cavalerieoberst, ist Abgeordneter in Frankfurt. Der jetzige Ministerpräsident wurde erst vor kurzem Oberpräsident der Provinz Preußen. Auch er war Anfangs Soldat; er machte als sehr junger Mensch den kurländischen Feldzug des Yorkschen Heeres und die Befreiungskriege mit. Er trat dann in den Civildienst, wurde 1840 Oberbürgermeister in Königsberg und war eine Zeitlang Präsident in Trier bis er nach Königsberg zurückversetzt wurde. — Man sagt, Auerswald sei ein Jugendfreund des Königs; doch wohl in anderem Sinne als General v. Radowitz; vielleicht aus der Zeit wo der jetzige König die Hochschule zu Königsberg besuchte.

— Auch Preußen läßt sich jetzt endlich auf Ersparnisse ein. Bornemann, der seiner wankenden Gesundheit wegen jetzt abgetretene Justizminister, war der Erste der auf die Hälfte seines Ministergehaltes verzichtete. Sechs Oberpräsidenten werden plötzlich für Luxus erklärt und auf Wartegeld gesetzt. Camphausen hatte so wenig durchgreifend an Reformen gedacht daß er fast sämmtliche alte Oberpräsidenten auf ihren Posten beließ. Nach der Ansicht des jetzigen Ministeriums ist das ganze Institut der Oberpräsidentur überflüssig. Der Staat erspart damit jährlich eine Million. Ist in schlechten Zeiten mitzunehmen!

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr.	Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet.	№ 5. 6. Juli.

Berühmte deutsche Frauen des achtzehnten Jahrhunderts*).

1. Gräfin Königsmark.

— In gefälligen Skizzen, mit der leichten Grazie die dem Verfasser eigen ist, aber mit mehr correcter Sorgsamkeit als meist seine flüchtigen Novellen verrathen, liefert uns Hr. v. Sternberg eine Gallerie von weiblichen Bildnissen aus dem vorigen Jahrhundert. Er porträtirt eben so glücklich die Soubrette wie die Dame des Salons; und während ihm in der Zeichnung der Männerwelt Kraft und Gesundheit des Geistes fehlt, findet er an den Gestalten der Frauen nicht blos die feineren, mitunter selbst die tieferen, wenigstens die stilleren und geheimeren Züge heraus. Freilich ist er auf dem gleisnerischen Parkett des Salons, in der süßen Üppigkeit der Luxusfreuden, im lüsternen Zwielicht des Boudoirs am meisten zu Hause. Die kleinen deutschen Höfe des vorigen Jahrhunderts bieten ihm ein Labyrinth von geheimen Reizen, und reicht seine Kenntniß des menschlichen Herzens nicht überall aus, so ist er doch ein seltener Kenner des Schürzenbandes und des Cotillons; er weiß uns auf dem Antlitz der Fürstin und der Zofe nicht blos das schelmische, lose Grübchen im Kinn, sondern auch den geheimen Schatten im Augenwinkel zu deuten. Aus dem Oeil de boeuf schreibt Sternberg die Geschichte der menschlichen Herzen; weit mehr als ci-devant Pölnitz la Saxe galante, würde er das galante Europa des vorigen Jahrhunderts schildern können. Es ist besonders der Anfang des achtzehnten Jahrhunderts auf dessen Boden Sternberg heimisch ist. An alle Thüren klopft da der Finger der Intrigue, durch die halbdunkeln Corridore der Palläste schleicht der verlarvte Amor; die Muse, in parfümirte Spitzen gehüllt, rauscht als Terpsichore und als Göttin der Lust durch die kerzenhellen Säle, während im einsamen Gemach die getäuschte Hoffnung weint und eine entblätterte Rose verwelkt. „Diese alten Schlösser, sagt Sternberg, mit ihren goldbrokatenen Wänden, ihren heimlichen Tapetenthüren, ihrem summenden Schwarm von Gästen: wie wunderlich stehen sie da wenn wir sie aus der Ferne unseres kalten, geregelten, anständigen Jahrhunderts betrachten! Welche Gluth schimmert aus diesen verhüllten Fenstern, die auf dunkle, rauschende Bäume des Parks niederschauen, rothe Lichter auf die weißen Schultern und Hüften der Statuen werfend. Still! die Mandolinen girren, die Flöten kosen, durch die Taxusgänge des Parks flattert verbuhlte Seide, koketter Flor! Das schamhafte Blut der jungen Rose leuchtet im Dunkeln heller auf am Busen einer trunkenen Nymphe, die sich taumelnd in die Nacht einer Laube verliert. Seht jene Schaar junger Schäfer! Ihre kleinen Hüte, ihre Stäbe verwickeln sich jeden Augenblick in die Hecken; sie lallen Lieder von denen Theokrit nichts weiß; sie führen Tänze auf von deren Verschlingungen sich die keusche Terpsichore unwillig abwendet. Und jene Nymphe ist eine Nonne, diese Tänzer sind junge Priester. Wie gefällt Euch das? Heißt das nicht das Leben genießen? heißt das nicht alle Forderungen erfüllen, die ein leichtsinniges Jahrhundert an seine leichtsinnigen Kinder stellt? Ihr schüttelt das Haupt, Ihr wollt von diesem Frevel nichts wissen, und doch — ich könnte Euch ein Jahrhundert nennen, das diese bunten Sünden, diesen bacchantischen Wahnsinn des Genießens nicht kennt, ein Jahrhundert, ernst, prüde, pedantisch und kalt, ein Jahrhundert das mit seiner Tugend und mit seinem Ernste prahlt und das in geheimen Lastern der Selbstsucht und der Habgier schwelgend nicht gerade sehr hoch über jener Zeit steht." — Sternberg meint sein eigenes Jahrhundert, an dessen Ernst, an dessen Demokratie er freilich nicht glaubt. Und während er, ein galanter Abraham a Sancta Clara,

*) In Bildnissen v. A. v. Sternberg. Zwei Bände, F. A. Brockhaus. 1848.

eine Predigermiene annimmt, schwelgt er doch zugleich im Nachgenuß und in der Erinnerung an Freuden die er geißeln möchte. Wir streiten nicht mit ihm. Wir geben wieder was er gibt, Bilder von Watteau, die Grandezza des Reifrocks mitten unter den jocosen Amoretten der ausgelassenen Lust, hier und da, wie die Thauperle auf einer Blume des Sumpfes, die stille reine Thräne eines weiblichen Herzens zwischen dem Schilf eines schlammigen Bodens.

Aurora Königsmark ist die erste Gestalt die er uns vorführt. Voltaire nannte sie die merkwürdigste Frau zweier Jahrhunderte. Sternberg sagt, zu einer Maintenon, zu einer Pompadour Sachsens habe ihr blos der höhere Sinn eines Ludwig gefehlt; König August suchte nichts in ihr als die gemeinen Künste der Kokketterie, die alltäglichen Plaudereien der Liebe, die zärtlichen Gemeinplätze des Boudoirs. Aurora selbst habe schmerzlich den edleren Ritter in ihm vermißt, aber obschon verkannt und verletzt, sei sie doch immer heiter und anmuthig geblieben mitten unter den Schwelgereien des Dresdner Hofes, mitten unter den Herzenskränkungen des Schamgefühls, mitten unter dem zänkischen Geschwätz der alten Stiftsdamen zu Quedlinburg. Sie blieb liebenswürdig, denn sie wußte nicht was Haß, Neid und Rachsucht war. Sie war weder ausschweifend, noch ehr- und ränkesüchtig; sie war aufopfernd und verzichtend wie eine Heilige im Bußgewande, bescheiden und anspruchlos wie eine Schäferin Arkadiens, in ihren guten Tagen trotz ihrer Eitelkeit harmlos wie ein Kind, das muthwillig über sich selber scherzt. Diese Maitresse hatte keine eigentlichen Feinde; sie war sogar die rührende Trösterin der Gattin und der Mutter des treulosen königlichen Herrn und Geliebten. Ihre hohe, stolze, aber biegsame Gestalt mit dem Schimmer ihres sanft leuchtenden Auges galt lange Zeit für das Musterbild einer liebevollen Schönheit; „schwedisch Blond“ hieß damals in Deutschland nach ihr das Haar gefeierter Blondinen. — Ihre Kindheit hatte Aurora in Stade, in der Nähe des kleinen Hofes von Celle zugebracht, wohin sich ihre vermittwete Mutter, eine geborene Wrangel, zurückgezogen. Das geheimnißvolle Verschwinden ihres Bruders trieb Aurora in die große Welt hinaus. Vergeblich rief sie mehrere deutsche Fürsten zu Rächern der Unthat auf; ein achtzehnjähriges Mädchen ging sie nach Dresden wo der alte Pöllnitz, der literarische Ceremonienmeister der Höfe, ihre Erscheinung feierte. Eine Hülfeflehende, mit der Bittschrift in der Hand, kniete sie vor dem Throne des jungen Fürsten, der von ihrer Schönheit berauscht, ihr ewige Treue schwur. Der Stolz des Weibes und der Aristokratin kämpfte lange Zeit gegen die fürstlichen Verführungskünste denen ihr Herz, nicht blos ihre Eitelkeit unterlag. Aurora liebte den Kurfürsten; sie hoffte sein guter Engel zu werden. Die Freudentage auf der Moritzburg verflogen freilich so schnell wie ihre Illusionen und sie wählte sich das Stift zu Quedlinburg zu ihrem stillen Sitz; der 1696 geborene Sohn ward im Haag erzogen. Als die Schläge des Schicksals Friedrich August's Haupt bedrohten, eilte sie nach Dresden zurück, liebevoll bemüht ihm das Gefühl der Ehre, den Muth zu großen Entschlüssen einzuflößen. Es wiederholten sich die einsamen tête-à-tête's. Aber diesmal flüsterte nicht die scheue Liebe hinter den Vorhängen; ein edles Weib redete zu dem Manne, dem das ränkevolle Schicksal eine Königskrone, aber keinen königlichen Sinn gewährte. Wie früher lag Aurora Königsmark auch jetzt an seinem Busen, aber nicht um ihm Schwüre abzulocken die er heute gab und morgen brach, sondern um ihn an den Ruhm seines Hauses, an den Richterspruch der zukünftigen Geschlechter zu gemahnen. Friedrich August verstand weder dies Weib, noch diese Mahnungen. Die Gräfin entschloß sich für ihn zu handeln. Sie ging mit einer geheimen Mission und Vollmacht ausgestattet, mitten im Winter in das schwedische Lager nach Narva, um König Karl XII. unter seinen Soldaten aufzusuchen. Dieser nordische Jugurtha, ein Verächter der Frauen, setzte seinen Stolz darein das liebenswürdigste Weib seines Jahrhunderts, deren Vorfahren seine Landsleute waren, zu demüthigen. Die kleine Druckschrift eines Zeitgenossen: „Denkwürdigkeiten eines polnischen Edelmanns“, brachten es später an's Licht mit welchem Heroismus die Gräfin ihren Plan zur Rettung des königlichen Freundes verfolgte. Auch ihr zweiter Versuch bei der Zusammenkunft zwischen August und Karl zu Leipzig scheiterte. König Karl behandelte sie wie eine Maitresse, während ihr Herz sie auf eine höhere Stufe stellte, ihr Stolz den Rang einer Reichsfürstin beanspruchte. Das Schicksal Patkulls, in welchem sie einen Freund ehrte, scheuchte sie endlich vom Schauplatz der Welthändel in ihr Kloster zurück. Nur um ihres Sohnes willen, für den sie den Titel eines Grafen von Sachsen erbat, erschien sie noch einmal am Hofe zu Dresden. Sie entsetzte sich über die Orgien und Trinkgelage, welche König August mit Polen und Sachsen feierte. Er hatte für sie längst keine Liebe mehr gehabt, nur eine geheime, unbehagliche Scheu zwang ihn zur Achtung vor einem Weibe das ihn nicht erhöhen, das er aber nicht ganz erniedrigen

konnte. Sie blieb in ihren Briefen ohne alle Bitterkeit. Die stille Zelle zu Quedlinburg begrub ihren Kummer; der Welt zeigte sie immerdar den Glanz einer Heiterkeit die unverwüstlich schien. Sie erlebte noch den Schmerz daß ihr Sohn den Thron von Curland nicht bestieg; dies war ihr einziger Ehrgeiz gewesen. 1728 starb sie, — wie es schien, zufrieden mit sich selbst, obschon voll Kummer über den Ruin ihrer Familie.

Briefwechsel.

Stuttgart, Anfang Juli.

[Die politischen Stürme, Zeitungen, Theater.]

E. H. Das ganze Thun und Treiben, die ganze politische Bewegung unserer kleinen Residenz erscheint mir wie ein Ängstigen und Bangemachen kleiner Kinder, unschuldig in seiner Absicht, oft aber von den gefährlichsten Folgen. Während die Emissäre des Oberländer Freischaarenanführers das Land durchziehen und den giftigen Saamen ihrer lügnerischen Verspiegelungen und Verläumdungen unter das leicht bethörte Landvolk ausstreuen, während das Militär in seinen Kasernen, aufgehetzt durch Briefe und Gelder welche die Post aus der Schweiz bringt, erhitzt vom Weine, den ihnen der Republicanismus spendet, gegen Gesetz und Ordnung revoltirt, während man im Schloßhofe zu Ludwigsburg ein ganzes Regiment entwaffnet und sechzig Meuterer auf die Feste schleppt — ist es hier auf unseren Straßen so still, als ob Friede und Ruhe im Lande herrschten und wir mit freudiger Hoffnung einer reichen Ernte entgegensehen dürften. Ist dem so?

Es war eine bange Wetterwolke, die über unsern Häuptern schwebte; sie ist glücklich vorübergezogen. Die Regierung, die aus den liberalsten Männern zusammengesetzt ist, hat durch ihre neusten Siege auch wieder neuen Muth gewonnen. Dr. Römer, die Seele des Ministerrathes, ist von Frankfurt zurückgekehrt, da seine Anwesenheit hier nöthiger als auf dem Reichstage; die letzte Stütze des alten Systems, der Kriegsminister von Sontheim, hat seine Entlassung genommen. An seine Stelle trat der Oberst von Rüpplin, ein Mann der des allgemeinen Vertrauens gewiß und von Allen gleich geachtet und beliebt ist. Mit diesem Ministerium können wir ruhig der Zukunft entgegensehen, denn wie sehr es seine Zeit erfaßt hat, und den König mit seinen Ideen zu beseelen wußte, geht aus dem neusten Beschlusse des Ministerrathes hervor, welcher unbedingte Annahme der Frankfurter Reichstagsentscheidungen als den obersten Grundsatz der künftigen Verfassung aufstellt. Durch diese neuesten Ereignisse und energischen Maßregeln unserer Regierung ist das vollste Vertrauen zu ihr wiedergekehrt.

Die Unruhen in den Garnisonsstädten waren sehr bedenklicher Art. In Ulm, Heilbronn und Ludwigsburg war es zu ernstlichen Auftritten gekommen. Namentlich war in dem achten Infanterieregiment ein Geist der Widersetzlichkeit eingedrungen, der nur mit Gewalt zu unterdrücken war. Aber die Milde sollte, so lange es noch möglich war, geübt werden; man glaubte zunächst das einfache Mittel der Versetzung in eine andere Garnisonsstadt anwenden zu müssen. Aber dort brach der Aufruhr von neuem aus; es kam zu einem offnen Kampfe, bei welchem die rebellischen Truppen der vereinten Macht der einheimischen Garnison und der Bürger, die einen rühmlichen Muth bewiesen, unterlagen. Als sie ihre Sache verloren sahen, lieferten sie ihre Rädelsführer aus und einigten sich auf diese Weise von Elementen die dem besseren Kerne fremd waren.

Die Presse ist wieder zu einer Macht gekommen, wie wir sie ihr so gerne gönnen möchten, wenn sie sie mit Takt und Mäßigung zu gebrauchen wüßte. So aber überstürzt sie sich und schadet dadurch der guten Sache mehr als sie glaubt. Die Revolution hat ihre Organe hier im „Beobachter", dem „Eulenspiegel", der „Bürgerwehr" und der „Sonne." Diese überbieten sich gegenseitig in Aufhetzungen, statt die Wahrheit ihres Principes principiell nachzuweisen. Der Republikaner Rau, ein verunglückter Glasfabrikant, sucht in der „Sonne" den Arbeitern seine falschen Theorien beizubringen, bei denen er zu Grunde gegangen. Der „Eulenspiegel", L. Pfau, der das Bestehende durch die Carricatur zu untergraben sucht, hat nicht einmal mehr die Lacher auf seiner Seite. Welch' anderer Geist herrscht im Punch, im französischen Charivari, selbst wieviel Tact in den fliegenden Blättern!

Unsre Bühne ist zu Ende des vorigen Monates, wie immer, für acht Wochen geschlossen. Möchte im künftigen Jahre ein günstigerer Stern über dem Repertoir wachen, als im verflossenen. Die Kräfte unsres Theaters sind so bedeutend daß man die höchsten Anforderungen an seine Leistungen stellen darf. Wenn ich Mitglieder nenne wie Moritz, Löwe, Gerstel, Grunert, Meirner, Wentzel, Maurer und die Damen Bröge, Schmidt, Dessoir, Schäfer, Siber, in der Oper die Hrn. Rauscher, Lehr, die Damen Palm, Basse und Waldhauser, so wird man staunen daß wenig geleistet wurde, und zwar einzig und allein wegen der Intrigue der Schauspieler, namentlich einer Clique die, so unschuldig sie scheint und sich ausgibt, doch die Zügel allein in Händen haben möchten. Hoffentlich werden ihr die neuen Bewegungen den Kopf zertreten, den sie so übermüthig hoch trägt. — Graf Waldemar von G. Freytag wurde in einer Vollendung gegeben wie sie wohl kaum einer andern Bühne möglich sein wird. Löwe, Grunert und Meirner gaben scharf gezeichnete Porträts; Frl. Bröge als Fürstin Udaschkin ein Bild von Grazie und Anmuth mit Sicherheit und Richtigkeit, Frische und Wahrheit, ein Bild in den feinsten und lebendigsten Farben. Diese geistreiche Schauspielerin, welche hier sehr allein zu stehen scheint und der Kritik nicht genug den Hof machte, muß sich durch solche Leistungen endlich in der Gunst des Publikums und der Kritik, wenn sie noch Gerechtigkeit für sich postuliren will, den wohlverdienten Platz erwerben. — Der Verheißene von Hartmann wurde nicht, wie Ihr Blatt kürzlich berichtete, vor leerem Hause und kaltem Publikum gegeben. Das Theater war sehr gut besetzt und der Dichter herausgerufen. Eine Wiederholung des Stückes hat noch nicht stattgefunden. Der Dichter, ein Leipziger, (?) arbeitet, wie ich höre, an einem vaterländischen Stoff, den er zum Winter auf die Bühne bringen will. —

Vom Bodensee, im Juni.

[Heinrich Zschocke und Anette v. Droste-Hülshofen.]

= Mitten unter den Stürmen der Welt erfährt man kaum wenn hier und da im stillen Wald eine Nachtigall ihr Leben beschließt. Außer Heinrich Zschocke entschlief auch Anette von Droste-Hülshofen, deren originelle Gedichte in den letzten Jahren bei Cotta erschienen. Sie starb am 24. Mai in der Mittagsstunde zu Mörsburg plötzlich an einem Blutsturze, der sich in das Innere der Brust ergoß. Sie hatte den Frühling unter Blüthen und Bäumen in der Nähe ihrer Lieben verlebt, bei denen sie sich glücklich fühlte, die sie nie wieder zu verlassen dachte. Wem müßte es auch nicht heimathlich sein im Familienkreise des edlen Laßberg, welcher mit der Schwester der Verklärten vermählt ist und dessen Kinder sie bis zu den letzten Augenblicken pflegten! Am 26. Mai wurde unsere Dichterin bestattet. Jeden Tag wird ihr Grab mit Blumen bedeckt. Die Gemeinde hat auf ihrem Friedhofe eine trauliche Ecke eingeräumt; hier haben sie die Entschlafene hingebettet. Gesträuche und eine Linde will man in den geweihten Raum pflanzen. Sie wird ihre Blüthen auf das Sängergrab streuen und in ihren Ästen werden die Vögel singen. So nimmt die Natur das ihr so sehnsüchtig ergebene Kind zuletzt wieder ganz in die Arme.

Zur Chronik der Gegenwart.

— Den Monarchien thut es noth die Lehre vom wohlfeilsten Staate auf ihrem eigenen Grund und Boden zu vollziehen. Preußen zumal muß aufhören den unverantwortlichen Luxus in seiner Bureaukratie und seinem Militär zu treiben. In der zweiten sächsischen Kammer kamen für Sachsen Ersparungen zur Sprache. Die abgetretenen Minister beziehen allein 22,000 Wartegelder. Worauf warten sie oder wir? fragte Abg. Tzschirner aus Bautzen. Die Pensionen der Staatsdiener haben eine Höhe die beleidigend wirkt. Die Monarchie, will sie die Republik unmöglich machen, muß diese in allen Tugenden, also auch in der Sparsamkeit beschämen. — Auch Würtemberg macht Ersparungen. Es hält keine Minister mehr, sondern nur Staatsräthe mit 4000 Fl. Gehalt, während jene 10,000 Fl. bezogen. Der König hat sich außerdem bereit erklärt, die Civilliste von 800,000 auf 500,000 Fl. herabzusetzen.

— Östreich's Friedensbedingungen in Italien waren: Übernahme von 100 Millionen an der gemeinsamen östreichischen Staatsschuld und Bestätigung des venezianischen Gebiets. Dagegen forderte die provisorische Regierung von Mailand Welschtirol und den Isonzo als Grenze. Mit Welschtirol (Trient, Roveredo u. s. w.) würde Östreich von seinem deutschen Hause die Schwelle abtreten. Der Isonzo trennt das Venezianische und Friaul und ist somit allerdings die richtige Grenze zwischen Deutsch- und Welschland. Östreich will jedoch alles venezianische Gebiet, bis zum Gardasee und Po, behaupten. Der Krieg beginnt von neuem. Die Sardinier haben sich einen französischen Marschall aus Paris verschrieben.

— Die Schweizer haben sich über eine eidgenössische Hochschule geeinigt, über einen allgemeinen Münzfuß noch nicht.

— Die Times ist gegen das Festland bitterer als je. Sie meint, die plötzlich freiheitstrunkenen Völker sollte man wie die Spartaner die Heloten behandeln. Nach englischen Begriffen ist allerdings die Freiheit eine Arbeit, kein Bachanal. „Neunhundert Volksvertreter, sagt die Times in ihrem beißenden Spott, 900 Volksvertreter, vom ganzen Volke gewählt, von keinem Könige, keiner Aristokratie belastet, mit unumschränkter Machtvollkommenheit ausgerüstet, finden sich völlig außer Stand Handel und Wandel zu erhalten, Ruhe und Glück zu sichern, das Vertrauen unter einander herzustellen!" Sehr voll Lob ist die Times über die Ereignisse in Frankfurt, namentlich preist sie Heinrich von Gagern als Staatsmann und Redner im großen Styl. England hat in seinem Urtheil den Maßstab dafür. Nie sah ich, sagt der Frankfurter Berichterstatter der Times, eine Rednerkraft von gleich elektrischer Wirkung. — Um so bitterer und verächtlicher äußert sich das Blatt über das Treiben in Berlin. Sie findet die Vorgänge auf den Gassen wie in der Nationalversammlung gleich unwürdig.

— Die radical-demokratische Partei der deutschen constituirenden Versammlung erklärt in ihrem Manifest an das deutsche Volk die Wahl des Reichsverwesers, durch vier Fünftheile der Nationalversammlung vollzogen, als ein bloßes Spiel, den heißen Kampf der Parteien und Leidenschaften, aus dem sich das Ergebniß zur Eintracht Deutschlands hindurchgerungen, vielleicht für — bloßen Lärm! „Die alte verwerfliche Politik, heißt es im Manifest, scheint, nur unter anderem Namen, in unserem Vaterlande wieder Platz greifen zu wollen." Diese Partei hält es also mit dem Schein. — Es leidet keinen Zweifel daß das Verhältniß des Reichsverwesers zur Nationalversammlung schärfer bestimmt sein müßte. Was hier beim vorläufigen Obmann Deutschlands versäumt wurde, hole man bei Feststellung der Permanenz nach! Aber der Reichsverweser soll auch nicht als bloßer Automat zur Vollziehung der Beschlüsse der Nationalversammlung dastehen. Erwählt vom Volke, wird er lediglich von der öffentlichen Meinung getragen und gehalten; er soll nur nicht deren Maschine, nicht der Knecht ihres Buchstabens sein. Für diesen großen Act der Eintracht, für den Sieg der guten Sache hat diese Partei kein Gefühl?

— Die angebliche Entdeckung eines geheimen Briefwechsels zwischen Metternich und einigen Aristokraten in Östreich ist von der Östr. Zeitung als Verläumdung zurückgenommen. Fürst Edmund Clary in Teplitz erläutert noch näher die feinere Erfindung.

— Die Ältesten der christkatholischen Gemeinde zu Leipzig sagen sich öffentlich von Ronge und seinem jetzigen Treiben los.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr.	Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet.	№ 6. 7. Juli.

Zur Geschichte der polnischen Sache in Posen.

1.

— Zwei Officiere des preußischen Generalstabs haben nach den Akten Beiträge zur Beleuchtung des polnischen Aufstandes in Posen geliefert*). Major v. Olberg erläutert Mieroslawski's Denkschrift. Diese Schrift war nichts weiter als lächerlich. Sie beginnt mit der Erzählung wie der Held Mieroslawski, aus dem Kerker befreit, das Berliner Volk in französischer Sprache haranguirt, ihm seine Ansicht über den Wiederaufbau Polens mitgetheilt, und wie die versammelte Menge von welcher ihn freilich nur ein sehr kleiner Theil verstand, ihm zugejubelt, ihm die Freiheit Posens zugestanden habe. Er nennt diese Scene einen feierlichen Vertrag mit dem Berliner Volke und betrachtet diesen Akt als die Basis zur Wiederherstellung Polens. „Ein einziger ungeheurer Schrei der Zustimmung", sagt er, „schien uns Bürge für die Aufrichtigkeit unserer Befreier zu sein!" Fast gleichzeitig kam die Deputation des Nationalcomité's nach Berlin. Mieroslawski wohnte den Conferenzen mit den Ministern bei; er nahm den Eindruck mit fort daß die preußische Regierung nicht offenbar in Polen sich eine unabhängige Macht gegen Rußland schaffen könne, daß ihr aber nichts lieber sein könne als diese Macht von selbst entstehen zu sehen, und sich nachher den Anschein geben zu können die Thatsache anzuerkennen. In General v. Willisen erkennt er unter allen aufgeklärten Männern Preußens den Einzigen, der es begriffen welchen „Nutzen man von dem polnischen Patriotismus ziehen" könne um Deutschland den Russen gegenüber „mit geringen Kosten die nöthige Sicherheit zu geben"**). „General v. Willisen", sagt Mieroslawski, „hatte mich zwar nicht beauftragt, aber durch die edelmüthige Aufrichtigkeit seiner Sprache doch angefeuert in diesem Sinne die Aufregung im Großherzogthum Posen zu regeln." Inzwischen, meint er, habe die Ankunft des General Willisen in der Lage der Dinge nicht viel ändern können. Die Polen hatten, ohne nach der Meinung dieses Generals zu fragen, 20,000 Sensenmänner und Jäger aufgebracht; Mieroslawski machte sich blos die Aufgabe diese Massen in der Art zu regeln daß sie nicht in Freibeuterschaaren ausarteten; er war der Meinung mit seinen Sensenmännern „die Avantgarde des deutschen Liberalismus" zu machen*). „Da plötzlich", sagt er, „brachen die unerhörten Excesse der preußischen Truppen aus! Die schlesische und die pommersche Landwehr haben den preußischen Namen entehrt, und General Willisen war eben so wenig wie jeder Andere im Stande die Provinz zu pacificiren, so lange sie den Schrecken dieser undisciplinirten Banden preisgegeben blieb!" Gleich in den nächsten Zeilen entschlüpft ihm aber eine Schilderung der polnischen Schaaren, die Mieroslawski organisiren wollte. „Ich fand in unserm Lager eine tobende Masse von Bauern zu einem solchen Grad von Wuth aufgeregt, wie ich sie bisher bei uns für unmöglich gehalten hatte; ein einziges Wort vom Niederlegen der Waffen würde dem Unbesonnenen, der es ausgesprochen, das Leben gekostet haben." — Man weiß ohnedies daß Ludwig Mieroslawski nur mit genauer Noth den polnischen Mordbrennern entging. Welche Ehrlichkeit aber das polnische Nationalcomité den Deutschen gegenüber

*) Die beiden Flugschriften von Hrn. v. Olberg und v. Voigts-Rhetz, in Posen gedruckt, werden zum Besten der verwundeten Soldaten gekauft.

**) Unsere Frankfurter Schönredner und ihre Generosität auf Kosten Deutschlands kannte freilich Hr. v. Mieroslawski nicht.

*) Der deutsche Liberalismus aller Farben, gleichviel ob Ruge'schen, Blum'schen, Biedermann'schen od. Venedey'schen, ist hierin einig Hrn. v. Mieroslawski zu danken daß er ihre Avantgarde machen wollte.

im Schilde führte, ergibt sich aus der folgenden Aufforderung, welche dem Hrn. von Olberg im Original vorlag: „Das Verhältniß der deutschen Bevölkerung zur polnischen befindet sich in einem vorzugsweise gereizten Zustande. Es muß vermieden werden die Deutschen zu sehr zu allarmiren um nicht dadurch eine zu große Reaction in's Leben zu rufen; jedoch ist es durchaus wichtig die Suprematie über sie zu behaupten. Deshalb wird Angesichts der Deutschen ein offenes, aufrichtiges, freundliches Benehmen, das sie unserer Zuneigung und Verbrüderung versichert, anempfohlen; hinter ihrem Rücken ist aber das Volk zu bewaffnen, sein Enthusiasmus anzufeuern und dasselbe in bedrohender Haltung darzustellen", u. s. w.

„(gez.) **Moraczewski. v. Berwinski.**"

Und während die wilden Horden die Heuchelei ihrer Führer zu nichte machten, sengend und mordend die Wohnungen der Deutschen überfielen, sollten wir, wie der Frankfurter Funfzigerausschuß mit wohlfeiler Großmuth und nach der Phrase der Freiheit verlangte, die deutsche Frage in Posen offen lassen!

Herz Germania, republikanische, Barricaden- und Parlamentslieder.

— Mitten in der Zeit der politischen Debatte umrauschen uns doch noch die Liedertöne einiger unserer Dichter. Unter Denen die in jüngster Zeit Deutschland besangen, ist auch Julius Hammer. Sein Gruß an Deutschland (Dresden bei Teubner): Herz Germania betitelt, beginnt:

Was in Nacht lag manch Jahrhundert,
Plötzlich ist's an's Licht gebrochen,
Und Europa, froh verwundert,
Hört sein Herz nun wieder pochen.

O Herz voll Kraft und Treue,
Dein großer Tag ist da;
Schaff Du die Welt auf's Neue,
O Herz Germania!

Und der Schluß:

Freiheit! soll dein Ruf erschallen,
Wie ein heilig Glockenläuten,
Liebe soll ihn wiederhallen,
Liebe, Liebe soll ihn deuten.

O hätt' ich Macht, ich schriebe
Es an den Himmel dort:
Die Freiheit und die Liebe,
Sie sind dasselbe Wort!

— „Im Jahr des Heils 1843" nennt Alfred Meißner (Leipzig, Herbig) eine Reihe von Strophen in welchen er die Wendung der Dinge in unsern Tagen besingt. Meißner hat eine schöne Begeisterung für die Völkerfreiheit, aber er vergeudet sein poetisches Herzblut für das nüchterne Abstractum einer Republik. Meißner singt:

Republikanisch ist was du befiehlst,
Du heilges Volksthum, souveränes Meer,
Das du mit Thronen wie mit Nachen spielst,
Sie hebst, sie senkst, sie brichst — daß sie nicht mehr.
Nun tritt entscheidend vor der Fürsten Blick
Im alten Frankfurt, dem das deutsche Land
Erwartend sich so oft schon zugewandt!
Zwei Worte nur hast du für dein Geschick,
Hier Eines: Kaiserthum — dort Republik.
Was du entscheiden wirst, es wird geschehen!
Den Dichter aber der auf Höhen wohnt,
Laß in der Zukunft blaue Lande sehen,
In denen kein geborner König thront, u. s. w.

Es ist ein stolzer, aber falscher Wahn, zu meinen, der Dichter wohne auf jenen Höhen, in deren dünner Bergesluft uns, mit Verlaub zu sagen, das Blut aus der Nase dringt. Da wohnt weit eher die abstracte kritische Philosophie. Die Poesie wohnt mitten im warmen Leben, mitten unter den Menschen, im Schooß und Herzpunkt der Welt. — Eben so unglücklich ist, wie gesagt, der Wahn, mit der Absetzung der Fürsten schon die Republik für fertig zu halten. Daß mit solchen nüchternen Allgemeinheiten der deutschen Sache in Böhmen nicht gedient und geholfen sein konnte, ist nicht zu verwundern. Und wer die Erblichkeit der Fürsten aufheben will, muß folgerecht zugleich allen Erbbesitz beseitigen, Gütergemeinschaft fordern. Wir verstehen die über die Welt hereinbrechende Demokratie anders. Wir sehen in England vergleichsweise den besten Freistaat, halten die Republik mit den Fürsten für denkbar, ja für nothwendig. Es kann nicht darauf ankommen, mit den Lyrikern zu debattiren. Wie die deutschen Philosophen nach hohlen Formen trachten, so schwächen sich die lyrischen Poeten mit eben so blutleeren Phantomen ab. Meißner hat ideellen Schwung; wäre sein Inhalt, der Begriff Republik, nicht so leer, seine Muse würde jetzt weniger blaß und mager aussehen.

— Von R. Gottschall, dem Verfasser der „Blinden von Alkara", erschienen (Königsberg bei Samter) zwölf Barricadenlieder. Es gibt jetzt Reisende „in Barricaden", Barricadiers de Vienne et Berlin, es gibt Commisvoyageurs die „in Republik machen." Wie sollte sich nicht die deutsche Muse in ihrem Bänkelsängerleben auch auf die Barricaden legen! — Wie in Freiligraths Gedicht „die Revolution" widert uns auch hier in Gottschall's Begeisterung eine gewisse liederliche Vermischung deutscher und französischer Elemente an. R. Gottschall singt mit deutscher Derbheit und mit

französischem Schwung, aber ohne den bonsens, ohne die Grazie der Franzosen ein Allons enfans de la patrie, ein Hoch den Pariser und Berliner Barricadenhelden, ein Hoch der Tricolore und dem Schwarzrothgold. Unter den Lichtfreunden ruft er auch Robespierre's bleichen Schatten herauf, diesen „opferlustigen Hohenpriester der Freiheit" wie er ihn nennt.

Das blut'ge Haupt, die schmerzentstellte Miene,
Der ehernen Gedanken starres Grab,
Und seine Priesterin, die Guillotine,
Die ihm die letzte heil'ge Ölung gab!

Diese blutige Wollust ist nicht ohne Kraft und Salbung. — Die deutschen Farben, widerwärtig genug Tricolore genannt, deutet Gottschall in folgender Weise:

„Des Friedens Segen ward zum schweren Fluche;
In Deutschland ruht im schwarzen Leichentuche:
Die dunkle Trauer ziemt dem Vaterlande;
Schwarz ist die ew'ge Farbe seiner Schande!
Die Jugend harrt das Schwert in ihren Händen;
Mögst du, o Himmel, ihr ein Zeichen senden!
Roth flammt der Freiheit Feuer in die Weite;
Roth ist das Opferblut im heil'gen Streite.
Auf in die Zukunft; sprengt die morschen Schranken;
Denn euer ist die Zukunft, ihr Gedanken!
Langt kühn und sühnend nach der blauen Ferne;
Denn golden, golden sind der Hoffnung Sterne!"

— Der Freiheit eine Gasse! Diesen schönen Titel trägt eine Sammlung kleiner Gedichte von Eduard v. Schönau. (Königsberg, Voigt.) Ein gemüthlicher, redseliger Schlesier trägt damit seinen Tribut an die Zeit ab. Er besingt das Donnerwort „Zu spät", die Flüchtlinge, die Wähler, die Deputirten. Das Beste an der kleinen geschwätzigen Sammlung ist der Titel. Dieser Titel ist freilich ein Wort das nicht an Worte, sondern an Thaten erinnert.

— „An das deutsche Parlament" nennt Gustav Bernhard ein Heft Lieder (Leipzig, Jackowitz). Der Dichter gibt der Marseillaise neue deutsche Worte, besingt die Polen, feiert aber auch gutmüthig genug die Herzogin von Orleans; er sucht Begeisterung und Besonnenheit in Einklang zu bringen. Das Gedicht an das deutsche Parlament, componirt von A. Emil Büchner, erschöpft sich sogar neue Reime auf das Wort „Parlament" ausfindig zu machen; unter anderm sagt Gustav Bernhard des Reimes wegen sehr hoffnungsvoll:

Es bringt in würdig feste Form behend
Gesetz und Recht das deutsche Parlament.

Wir werden uns nicht übereilen!

Briefwechsel.

Aus dem preußischen Sachsen, d. 4. Juli.

[Andree's deutsche Reichstagszeitung in Braunschweig; in Magdeburg versteckt sich die politische Reaction hinter religiöser Unduldsamkeit.]

† Gestatten Sie daß ich heute Ihre Blicke einmal hinlenke auf eines der an unsere Provinz angrenzenden Herzogthümer, aus welchem man, zumal in literarischer Hinsicht nur selten etwas erfährt. In Braunschweig gibt Dr. Karl Andree seit dem 1. d. Monates bei Vieweg eine „deutsche Reichszeitung" heraus. Seit dem gewaltsamen Ende der von Hermes redigirten Nationalzeitung hatte Braunschweig keine Zeitung und zuletzt wurde, aus zarter Rücksicht auf die Schauspielerinnen, selbst die Herausgabe belletristischer Journale vom Hofe verpönt. Die Magdeburger Zeitung war daher in Braunschweig das Localblatt geworden; sie ging bis in die Mitte von Hannover hinein, wo ihr endlich die Bremer Zeitungen das Terrain streitig machten. Das Erste was man dem „deutschen Wilhelm", wie die Braunschweiger ihren Herzog zu nennen versuchen, durch die Revolution abgewann, war die Concession einer Zeitung. Andree gibt kein bestimmtes Programm. Er schließt sich aber denen an, welchen die Freiheit höher steht als eine bestimmte Staatsform; er ist daher für constitutionelle Monarchie, will aber den republikanischen Bestrebungen in friedlicher Entwickelung Raum gegönnt wissen. Sein Blatt wird der Kölnischen Zeitung sehr im Wege stehen, denn es ist zu erwarten daß Andree, der kein Doctrinär ist, seiner Zeitung eine größere Frische wieder einzuflößen verstehe als Brüggemann. Wenn anders es der Reichszeitung nicht an den nöthigen Mitteln fehlen wird, so werden beide auf Tod und Leben concurriren müssen, da sie aus derselben Richtung nach Berlin, Leipzig, Dresden u. s. w. gelangen, und in der Tendenz nicht wesentlich verschieden sind. Wir hegen den Wunsch, den man hoffentlich nicht unpatriotisch findet, daß die Reichszeitung hier in der Provinz mehr oder weniger die immer noch ziemlich schwächliche Magdeburgerin verdrängen möge. Ihre Stellung zu Preußen scheint uns, so viel wir bis jetzt urtheilen können, eine lobenswerthe und unbefangene.

Vielleicht ist es Ihnen schon bekannt daß das Consistorium zu Magdeburg dem Ministerium den Gehorsam aufgekündigt hat, weil dieses ihm in der schonendsten Weise — eine größere Duldsamkeit anempfohlen hat. Wären wir hier in unsrer Provinz also wieder auf das Feld der religiösen Bewegungen zurückgeschleudert? Wir glauben das nicht. Der Generalsuperintendent Möller hatte schon früher, ohne zu bedenken daß zu der schwierigen Finanzlage Preußens der Grund doch wahrlich nicht erst am 18. März gelegt ist, einer Aufforderung des Finanzministers, von den Kanzeln herab zur Betheiligung an der freiwilligen Anleihe einladen zu lassen, mit einem geistlichen Stolze und mit einem so verächtlichen Seitenblicke auf die jetzigen Staatsverhältnisse Folge geleistet daß seine Einladung, von den Kanzeln verlesen, nur Verstimmung erregen konnte. Und da sich jetzt das Consistorium nicht damit begnügt hat, von seinem Standpunkte aus zu erklären, die Duldung sei — gegen sein Gewissen, sondern da es behauptet, nicht unter den verantwortlichen Ministern, sondern nur unter dem Könige zu stehen, da es mit Einem Worte, trotz aller Versicherungen des Gegentheils, wieder an der Constitution mäkelt, so dürfen wir uns auch nicht darüber täuschen daß wir hier eine wesentlich politische Reaction vor uns haben. Wir werden auch bald sehen, wie sich das Junkerthum ihr anschließt.

Zur Chronik der Gegenwart.

— Während der letzten vier Monate, sagt das Journal des Débats, hat Frankreich dreimal am Rande des Abgrundes gestanden. Am 16. April schien die Sache der Ordnung für immer gesichert zu sein, zum ersten Mal hatte die Nationalgarde in ihrer Vereinigung der Anarchie eine feste Schranke gezogen. Aber kaum ein Monat verging, und am 15. Mai brachen die Arbeiter in die Nationalversammlung ein. Die Republik der Nationalgarde ward abermals vor der rothen Fahne gerettet. Wir glaubten uns endlich gesichert; aber die letzten Schreckenstage haben schnell Europa eines Andern belehrt. — Das Journal des Débats spricht sich sehr günstig aus über die jetzige Soldatenherrschaft. Der Soldat hat den Bürger in Aufrechthaltung der Ordnung und im Regiment abgelöst. Cavaignac hält den jetzigen Aufstand für den letzten. Aber Elend und Ehrgeiz werden wühlen; davor schützt keine Republik. Und die Prätendenten sind so wenig für Frankreich abgeschafft als die Theoretiker eines abstracten Fanatismus. Diese Theoretiker haben wir auch in Deutschland. Prätendenten würden wir haben, wenn wir die Thorheit durchsetzen wollten in der Abschaffung der Fürsten die Republik zu sehen.

— Thiers hat den Franzosen endlich reinen Wein eingeschenkt wegen ihrer Selbstbelügung in Sachen der Organisation der Arbeit. Er ist Präsident eines der 15 Bureaux der Nationalversammlung. Er sprach über das „Recht zur Arbeit.“ Auf die Hülfe der Gesellschaft dürfe jeder rechnen, allein der Staat könne keine Arbeit geben wenn sie nicht da sei. Versprechen was man nicht leisten könne, hieße neues Blutvergießen motiviren. Man solle sich mit den Socialisten in Discussion einlassen, sie auffordern das angeblich in ihrem Besitze befindliche Geheimniß, allen Leiden des Volks ein Ende zu machen, mitzutheilen; wo nicht: so sollte man nicht das Unmögliche unter die Wünsche des Volkes heraufbeschwören. Eine Regierung könne durch geschickte Benutzung ihrer Hülfsmittel die Steuern besser vertheilen, durch Begünstigung der Production die Lage der Arbeiter verbessern: Arbeit aus Nichts schaffen könne sie nicht. — Frankreich staunt über diese Sprache. Sie ist einfach und praktisch. Es gehört aber Muth dazu einfach und praktisch wahr zu sein in Frankreich. Erst nach soviel blutiger Enttäuschung scheint diese Sprache erlaubt und möglich.

— Cavaignac ist der Sohn eines in der Verbannung gestorbenen Conventsabgeordneten, der für den Tod Ludwigs des Sechzehnten gestimmt hatte. Seine Mutter war ebenfalls eine eifrige Republikanerin. Cavaignac hat also republikanische Milch getrunken. Seiner politischen Meinung wegen blieb er unter Louis Philippe zurückgesetzt; erst die Februarrevolution machte ihn zum Divisionsgeneral. Die Republik ernannte ihn zum Kriegsminister, dann zum dictatorischen Vollziehungsbeamten, dann zum Präsidenten des Ministeriums. Es bleibt ihm noch die Würde eines Präsidenten der Republik übrig. — Vielleicht deutet sein eigner Wunsch darauf hin, wenn er sich zum Ziel setzt, Frankreichs Washington zu werden.

— Die Russen besetzen die Donaufürstenthümer. In Bukarest ist alles voll Angst, die Bojaren flüchten. Der Hospodar der Wallachei, Fürst Bibesco, hat ein heuchlerisches Spiel getrieben. Er stellte sich an die Spitze der liberalen Bewegung, machte scheinbare Gewaltanstrengungen und gab so den Russen, einem alten Vertrage zufolge, Vorwand einzurücken. — Bukarest ist für Rußland die Schwelle zu Constantinopel. Rußland verfolgt seinen Plan, die Türkei zu nehmen sobald Europa mit revolutionären Wirren beschäftigt ist.

— Bei der Eröffnung der Kammern in Florenz sprach der Großherzog, er werde kein Opfer scheuen die „heilige Sache des Krieges“ auch zur seinigen zu machen. Auch hier hat also endlich die Kabinettspolitik der Völkerpolitik weichen müssen; der Zusammenhang der regierenden Familien ist nicht mehr maßgebend im Verhältniß zwischen Östreich und Toscana. — Die römische Deputirtenkammer hat mit lautem Geschrei die Fortsetzung des Krieges gegen Östreich verlangt. — Der Papst ließ den Kaiser in Insbruck flehentlich gemahnen alles Gebiet soweit die italische Zunge reicht freizugeben. Venedig aber, die weiche, üppige, unmannhafte Venezia, die einst la dominante hieß, hat nichts gethan sich der Freiheit werth zu machen. — In Neapel verschanzt sich der König gegen das Volk.

— General v. Radowitz hat in der Nationalversammlung mit dem Unwillen zu kämpfen den seine religiösen Antecedentien erwecken müssen. Trotzdem feiert er Triumphe, weil die Macht und Kraft seiner nationalen Gesinnung imponirt. In der östreichisch-slawischen Frage rügte er die Schmählerungen des deutschen Gebietes. Früher habe Deutschland durch Feststellung der sogenannten natürlichen Grenzen gelitten; jetzt wo die Sprache entscheiden soll, schmälere man ihm auch da seine Existenz. Von Schleswig dürfe kein Dorf abgetreten werden! Die Hälfte von Posen preisgeben hieße sich in einen Krieg einlassen der Deutschland zum Zusammenstoße der östlichen und westlichen Nachbarn mache. Das nothwendige Bedürfniß seiner Grenzen könne eine große Nation nicht auf sein Sprachgebiet beschränken. Welschtirol abtreten hieße die Schwelle des eignen Hauses dem Feinde überliefern. Wenn Deutschland allen Einfluß auf Italien aufgebe, würden sich England und Frankreich darein theilen. In Böhmen die sechshundertjährige Verbindung lösen, hieße die Bildung, den Fortschritt der Menschheit der rohen Naturgewalt überlassen.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr.	Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet.	№ 7. 8. Juli.

General v. Radowitz über Preußen und Deutschland.

— In der Paulskirche zu Frankfurt gehört General v. Radowitz zu denjenigen Männern welche zu ihrem Eifer für die Wiedergeburt Deutschlands gleich starke Einsicht gesellen. Wir sehen ihn in Sachen der Flotte thätig. Zugleich erlebt seine schon im April geschriebene Flugschrift: Deutschland und Friedrich Wilhelm IV. eine zweite Auflage. Ziehen wir diesen Versuch zur Vermittelung zwischen Preußen und Deutschland in Erwägung.

Vergessen wir die Jugendversuche des Hrn. v. Radowitz, seinen Übertritt zur römischen Kirche, seine „Ikonographie der Heiligen.“ Nicht als mache das Hrn. v. Radowitz unfähig an der allgemeinen Sache Deutschlands mitbauen zu helfen; aber was dem romantischen Bedürfniß des Einzelnen freigegeben bleibt, kann nicht gültig sein für's Allgemeine. Vergessen wir auch daß damals der Major v. Radowitz es war, den der vorige König von Preußen aus der Nähe des damaligen Kronprinzen entfernte. Friedrich Wilhem der Dritte konnte sozusagen das Katholische nicht riechen; für mittelalterliche Sympathien aber hatte der geistvolle Radowitz zweifelsohne Propaganda gemacht, und der Romantiker auf dem Throne ist nicht ohne seine Einflüsse denkbar. Das alles hat freilich der Drang der Zeit als gleichgültig beseitigt. Lassen wir auch die „Gespräche aus der Gegenwart über Kirche und Staat“ bei Seite.

Halten wir uns an die praktischen Vorlagen von heute. Radowitz wurde zu Sendungen verwendet, er war nicht blos Gesandter in Berlin, er war Militärbevollmächtigter am Bunde, erhielt Aufträge nach Paris und nach Wien. Das preußische Kabinett betraute ihn mit seinen Lieblingsplänen. Radowitz weiß um vieles; wir müssen um so eifriger auf ihn hören als selbst die Linke zu Frankfurt die Ehrenhaftigkeit preist mit der v. Radowitz bei tiefer Einsicht sich der Praxis der patriotischen Sache Deutschlands hingibt.

General Radowitz räumt ein daß die Vernachlässigung der nationalen Sache Deutschland an den Rand des Abgrunds führte, einen Abgrund den wir plötzlich überblickten als Frankreich über Nacht aufstand und mit Eins sein Fürstenthum los ward. General Radowitz wird auch nicht verschweigen können daß es die Regierungen gewesen die den langen Frieden zum Ausbau eines nationalen Bundesstaates unbenutzt gelassen. Dies steht fest vor Gott und aller Welt. Eben so gewiß ist daß was uns nach Frankfurt zusammentrieb das Bedürfniß nach einer demokratischen Centralisation war; drängt sich in die Art wie sich diese feststellen will, vielfache Unbesonnenheit, Unfähigkeit, Überhitzung, ja selbst Verrätherei am Heil des Vaterlandes, so thut es wohl noth an Das zu erinnern was von Seiten der Fürsten und Regierungen im Plane war, aber nicht reifen konnte bevor die Ereignisse in München, Wien und Berlin das Volk zur Selbsthülfe nöthigten.

Hr. v. Radowitz zählt auf, was die Regierungen seit 1840 zur Wiedergeburt Deutschlands im Schilde führten. — Der wesentliche Grundstein zur Einigung der deutschen Interessen bleibt der Zollverein; allein seine Fortentwicklung stockte. Die vielfachen Vereinigungen der Deutschen bewiesen den Drang ein allgemeines Deutschland aufzubauen; allein selbst die Versammlungen der Germanisten, selbst der Eisenbahncongreß blieben vereinzelte Versuche von Körperschaften. Die Regierungen beschickten nach Dresden einen Post-, nach Leipzig einen Wechselconcongreß. Diese ergebnißlosen Versuche bewiesen daß gelehrte Herren und Regierungsmänner auf das Einfachste und Natürlichste am schwersten kommen. Es fehlten Männer aus dem Volke um zu der Einsicht die immer klügelt, Schwierigkeiten macht und Rücksichten nimmt, die Energie des entschiedenen Willens zu bringen. Hr. v. Radowitz spricht aber von den Plänen seines Königs. Preußen allein,

sagt er, habe den Aufschwung von 1840 benutzt um das deutsche Heerwesen neu zu ordnen, Gleichheit im Reglement, im Kaliber zu beantragen. Preußen hatte seine Festungen in Ordnung und drängte auf den Ausbau der zwei Bundesfestungen. Es forderte sogar gemeinsame deutsche Landeszeichen, Wappen und Fahnen. Friedrich Wilhelm der Vierte, sagt Radowitz, arbeitete in Gedanken eifrigst an einer Neugestalt des Bundes; er wollte Östreich um jeden Preis bewegen einzustimmen daß der Bund als europäische Großmacht auftrete. Östreich zögerte, und Preußen wollte nicht „den Vorwurf der Eigenmächtigkeit auf sich laden." Da kam die Schweizer Geschichte, — eine Lawine für die Völkerbewegung, eine Störung für die Kabinette. Radowitz ging nach Paris. Nachdem die Schweizer Sache mit den europäischen Mächten geordnet, wollte Preußen, zu Anfang Februar, die Umgestaltung des deutschen Bundes schleunigst wieder aufnehmen. Das stand, sagt Hr. v. Radowitz, im Kopfe des Königs schon vor dem Sturz der Julidynastie in Frankreich fest. Am 2. März erhielt Radowitz, immer vertraut mit den besten Gedanken Friedrich Wilhelms, eine Sendung nach Wien. Man nahm Rücksichten auf Östreichs Verlegenheiten in der italienischen Sache; aber man war, sagt Radowitz, entschlossen die deutsche Sache, wenn Östreich zurücktrat, allein an den Bund zu bringen. Gleich nach dem Wiener Umsturz der Dinge, gleich nach der Auflösung des Metternichschen Systems hätte Preußen mit großen Reformen an die Spitze Deutschlands treten müssen, um dem plötzlich haltungslos gewordenen Ganzen rasch und mit Schlagkraft von neuem Schwung und Halt zu geben. Statt dessen kamen die Kartätschen an „meine lieben Berliner." Die Zugeständnisse des Berliner Kabinetts vom 18. März hält aber Radowitz nicht für erzwungen; ihre Grundzüge, sagt er, lagen nicht blos für Preußen, sondern für Deutschland — ich weiß nicht ob im Kopfe oder sogar im Pulte des Königs vor. Um so mehr bedauern wir dann daß die Könige so schlecht und so falsch bedient werden. Preußen, so voll Kraft und Talent, ist ohne alle staatsmännische Virtuosität. Es hatte von neuem die Anwartschaft zur Hegemonie in Deutschland; es hat sie abermals verloren. Es wird sie sich immer wieder erringen, um sie abermals wieder zu verlieren. —

Hermann Hettner über die Gruppe der Niobe.

— Eine „Vorschule zur bildenden Kunst der Alten", von Dr. Hermann Hettner, Docent in Heidelberg, behandelt in ihrem ersten Bande die Kunst der Griechen*). Der Verfasser hat in seiner Darstellung nicht blos die Fachgelehrten, sondern auch die weiteren Kreise der gebildeten Lesewelt vor Augen. Seine Studien stützen sich auf mehrjährige Anschauungen in Italien. In Bezug auf veranschaulichende Kupferwerke verweist er auf die allgemein verbreiteten Denkmäler der alten Kunst von Ottfried Müller und C. Österley. — Hermann Hettner spricht im Vorwort seine Hoffnung aus daß man bald wieder einsehen werde, eine harmonische, ächt menschliche Erziehung sei ohne eine reine Geschmacksbildung undenkbar. Von diesem Bedürfniß sind aber noch selbst viele unserer Hochschulen wenig durchdrungen. Es gibt in Deutschland noch immer selbst große, bedeutende Universitäten die bisher auch nicht den leisesten Anfang zu einer Sammlung von Gypsabgüssen gemacht haben. —

Das geistvolle Werk dieser Vorschule ist dem Professor Stahr in Oldenburg gewidmet, von dessen ausgezeichnetem Werk: „Ein Jahr in Italien" vor kurzem der zweite Band erschien. Hettner und Stahr machten ihre Reisen und Studien in Italien gemeinschaftlich.

Um die Auffassungsweise Hettners anzudeuten, heben wir auszugsweise hervor was er von der Gruppe der Niobe sagt.

Die Statuen dieser Gruppe wurden bekanntlich 1585 in Rom einzeln aufgefunden, erst seit 1770 sind sie in der großherzoglichen Gallerie zu Florenz aufgestellt. Winkelmann's Überzeugung, es seien Originale, ist bereits widerlegt. Auch ist die florentinische Gruppe jedenfalls unvollständig; es sind sechs Söhne und nur vier Töchter vorhanden, während uns die Sage eine gleiche Anzahl von Töchtern und Söhnen meldet. Einige Kunstkenner vermißten zur Vervollständigung der Gruppe die pfeilsendenden Gottheiten, Apollo und Diana. Welcker jedoch in seiner Abhandlung (Rheinisches Museum, 1836, S. 274) erwähnte mit Recht daß die Alten dieser Motivirung nicht bedurften, nach ihrer Überzeugung die tödlichen Wirkungen in der Gruppe die tödtlichen Ursachen entbehrlich machten. Jedenfalls aber gehören zur vollständigen Gruppe sieben Söhne und sieben Töchter. — Seltsam ist, welchen verschiedenen Eindruck diese Niobe auf die Betrachtenden äußerte. — Fassen wir die Figur nach ihrer Bedeutung in's Auge! —

Die hohe königliche Frau hatte sich gegen die Mutter Apollo's ihres reichen Muttersegens gerühmt; da trifft sie und die blühende Schaar ihrer Kinder die Rache der Götter. Während Wilhelm Schlegel die Niobe nur in Thränen schwimmend, voll Angst und Betrübniß

*) Oldenburg, Schulze Buchhandlung (W. Berndt). 1848. 392 S. 8. mit einer Kupfertafel.

findet, sieht A. Feuerbach auf der ruhig kalten Maske ihres Hauptes die schreckliche Gewißheit ausgeprägt daß die Rache des Himmels nun gesühnt sei. Mit ihrem emporgerichteten Haupte ist sie ihm die schweigende, versteinerte Niobe des Äschylus, die durchgeführte tragische Maske. Welcker hat wohl am richtigsten ihre Züge gedeutet. In ihrem Antlitz, sagt er, ist der in Thränen schmelzende Schmerz nur erst angekündigt; er liegt besonders in der Unterlippe und in den Theilen unter den Augenlidern. Aber die hohe Frau verliert die Kraft nicht, sie hält das entsetzt an den Mutterschooß sich schmiegende Kind fest an sich, beugt sich zu seinem Schutze etwas über, indem sie es zwischen ihre Kniee einschließt. Zugleich liegt ein hoher Zug von Besonnenheit in ihr, den vorzüglich die in die Höhe gerichtete Wendung des Kopfes und des Blickes ausdrückt. Weil sie weiß warum die rächenden Götter sie niederschmettern, blickt sie nach oben von wo das Unglück überwältigend hereinbricht, und vom Gipfel des übermüthigen Glückes plötzlich herabgestürzt bleibt ihr nichts als Fassung und würdevolle Haltung. Die Niobe, die glücklich war, sehen wir noch in der stolzen Haltung des Armes und in dem Anstande, in der Art von Zierlichkeit selbst die durch Gewohnheit zur andern Natur wird, und zugleich immer wieder von der Gruppe auf ihre Gestalt, von der Gestalt auf ihr Antlitz zurückkehrend, fühlen wir wie bald sie ganz in Thränen zerfließen wird. Wir bewundern den Muth, der sich noch in ihr wehrt, aber wir fühlen daß sie unterliegt. Sie unterliegt, aber mit Kraft und Würde; selbst als Dulderin triumphirt sie noch, und dies macht die Tragödie fertig.

Aus dieser geistvollen Auffassung der Niobe wolle der Leser sich entnehmen mit welchem feinen Sinn und Geschmack Dr. Hettner in dieser Vorschule zur bildenden Kunst der Alten sein Thema behandelt.

Briefwechsel.

Aus Mannheim, d. 2. Juli.

[Die baierischen Truppen; eine Partei will Hecker zum Reichsverweser; Ruhe im Oberland; Veränderungen in der Zeitungsliteratur.]

△ Nach einer Abwesenheit von mehreren Monaten zurückgekehrt, finde ich die Verhältnisse hier so verändert als ob Jahre dazwischen lägen. Alles wimmelt von baierischem Militär, welches hier so den Herrn spielt, als ob Mannheim wirklich baierisch werden solle. Durch das etwas schroffe, abstoßende Benehmen mancher dieser Truppen hat sich die Zahl der Unzufriedenen noch vermehrt. Zu ihnen gehören jetzt auch gediegene Leute, die sowohl Muth als Ansehen genug haben um etwas durchzusetzen. Man mißtraut den Bürgerschaften in den badischen Städten wegen der Freischaarenbewegungen, statt daß man sie in den Waffen üben sollte, um ihnen Kraft zu geben, einem Angriffe Stand zu halten. Man drückt das Gefühl der Nationalstärke nieder und will mit Bundestruppen den Bürger im Zaume halten! Glaubt man dieses Metternich'sche Princip auf die Dauer fortführen zu können bei einer Bevölkerung, die doch aufgeklärter ist, als damals die Unterthanen Metternich's? Das sollte das Ministerium, das doch zum größten Theil durch die Bewegung gebildet wurde, wohl bedenken. Es stieg beim Sturze der Reaction. Will es deren Trümmer wieder aufbauen? So fragt der Unwille Vieler. Und an allem diesem Unwesen ist nur das Treiben Einzelner Schuld, welche durch Drohungen in der Presse etwas auszurichten glauben. So läuft eine Schrift um, welche nach Frankfurt gesendet werden soll um dort zu beantragen daß nicht Erzherzog Johann, sondern Hecker Reichsverweser werde! Alle diese Schreier sind zu schwach, um von neuem Unordnungen verursachen zu können. Die Bessergesinnten welche damals allenfalls sich noch angeschlossen hatten, würden sich jetzt sehr von der Bewegung lossagen. Die Bewegung besteht jetzt blos aus schlechten Umtrieben.

Die Wahl des Erzherzogs Johann zum Reichsverweser wird hier allgemein gebilligt, bis auf den Hermelin der Unverantwortlichkeit, mit welchem man ihn umgab. Es dürften wenig Fürsten zu finden sein, die eine derartige Stelle im Sinne der heutigen Zeit bekleiden würden. Man nannte uns für diese Stellung höchstens Herzog Bernhard von Weimar als loyalen, ächt deutschen Mann und guten Soldaten.

Für Mannheim und für ganz Baden ist eine gefährliche Handelskrisis eingetreten. Der Großhandel stockt vollkommen, Wechsel circuliren nicht mehr, weil das Vertrauen geschwunden ist. Das ist für eine Stadt, wie Mannheim, die ja größtentheils davon lebt und davon groß wurde, eine höchst bedenkliche Sache. Es wird aber so bleiben bis Ruhe und Ordnung eingetreten ist und die „fremden" Truppen entfernt sind. Ich muß den Ausdruck „fremd" hier gebrauchen, weil diese Truppen sich wirklich in ihrem ganzen Thun und Lassen so halten. Man hofft auf den Reichsverweser. Doch hoffe man nicht von ihm was nur der gesunde Geist der Bürger in Ordnung bringen kann!

Was uns aus dem Oberlande zukommt, lautet alles sehr befriedigend. Dort herrscht Ruhe und Ordnung, und die Truppen sind nicht mehr nöthig. Allein ganz entblößen darf man es doch keinenfalls, da es stets Leute geben wird, welche nur auf die Entfernung der Truppen warten, um Gesetzlosigkeiten auszuführen. Namentlich muß die Schweizergrenze zur Zeit noch besetzt bleiben.

In der hiesigen Zeitungsliteratur sind wesentliche Veränderungen eingetreten. Die „Abendzeitung" erhält einen neuen Redacteur; der „Zuschauer" zwei, von denen man sich schon etwas verspricht. Die Richtung beider Blätter war stets revolutionär, und hofft man daß sie einmal einen gesetzten und gesetzlichen Weg einschlagen werden. Das stete Aufruhrpredigen dieser Blätter wirkt demoralisirend auf die mißleitete Menge. Belehren ist Pflicht der Presse; das vermochten diese Blätter nicht. Das „Journal" tritt mit aller Energie gegen dieses Treiben auf und bricht seine Lanzen namentlich mit der „Abendzeitung." Seine Tendenz ist bei alle dem freisinnig; seine Mitarbeiter huldigen alle dem Fortschritte d. h. dem vernünftigen. Das „Morgenblatt" soll seiner letzten Stunde entgegensehen.

Gewiß könnte es ein Fortschritt genannt werden wenn dieses Blatt fort-schritte! — Die Tagesfragen verdrängen alle andern literarischen Interessen; dennoch spricht man von Romanen und Dramen welche nächstens an's Tageslicht kommen sollen. Das Theater sucht, trotz seines schwachen Besuches, Mannichfaltigkeit in sein Repertoir zu bringen. Es sind noch dieselben Erscheinungen welche hier das Publikum beschäftigen, eine Gundy, ein Mainhardt, Flintzer bei der Oper; eine Busch, zwei Häusser, ein Pfeffer beim Schauspiel.

Zur Chronik der Gegenwart.

— Wie wenig sicher der Sieg der deutschen Sache in Böhmen, beweist der Zwang der öffentlichen Meinung dem die Prager Zeitung unterliegt. Sie bringt jetzt über die Prager Revolution einen Artikel in welchem sie alle tschechische Betheiligung leugnet. Das ist eine gepreßte Presse, unter der die Ehrlichkeit der Thatsachen nicht auftauchen kann. Steht doch der so zweideutige Leo Thun noch an der Spitze der Regierung! Die Deutschen in Prag werden aufhören müssen neutral zu sein. Was der Soldat gegen den aufwieglerischen Tschechomanen nicht hat zu Ende ausfechten können, muß der deutsche Bürger jetzt mit der Überzeugung, mit dem Schwert der Rede aufnehmen. Die Deutschen müssen sich in Prag als Partei organisiren; der constitutionelle Verein muß ihr Centrum werden. Der „Wegweiser" im Leitmeritzer Kreise, die „Wochenblätter für Freiheit und Gesetz" im Elbogener Kreise, sind bis jetzt, laut Leipziger Zeitung, die einzigen aufrichtigen Organe der Deutschen in Böhmen.

— Bunsen, in seinem Sendschreiben an die Nationalversammlung, hält die Erblichkeit der Kaiserwürde für unmöglich in den gegenwärtigen Umständen. Er findet die Wahlmonarchie für geeignet, und zwar will er die Wahl des Kaisers von den Fürsten ausgehen lassen. Er schlägt den König von Preußen für den ersten deutschen Kaiser vor; dann den zunächst regierenden Kaiser von Östreich, welchem dann ein aus der Mitte der andern deutschen Fürsten gewähltes Oberhaupt folgen solle. Als Sitz der künftigen Reichsregierung hält er Nürnberg für die passendste Stadt. — Auch Bülau, in seiner Schrift: Zur deutschen Reichsverfassung, ist für die deutsche Wahlmonarchie.

— Die Deutsche Zeitung von Gervinus zieht Gagern streng vor Gericht daß er jede Mitbetheiligung der Fürsten bei der Wahl des Reichsverwesers ausgeschlossen. Bunsen und Bülau haben keine Ahnung daß der Wahlact nur von den Vertretern der Nation ausgehen mußte, soll von Wiederherstellung Deutschlands im nationalen Sinne die Rede sein. Im Jahre 1815 stand es den Fürsten zu sich ein Oberhaupt zu wählen. Nachdem sie dreißig Jahre lang gezaudert, dem Bedürfniß der deutschen Einheit Form und Gestalt zu geben, haben sie das Recht dazu verwirkt. Die Reform Deutschlands ist Sache des Volks geworden. Wählen die Vertreter einen Fürsten, so ist es der Mann ihrer Wahl und er trägt kraft des Nationalwillens die Würde die ihm seine fürstliche Geburt nicht gibt.

— Leipzig schmeichelt sich der Sitz der deutschen Centralregierung zu werden. Es ist auch von Erfurt, von Nürnberg die Rede. Wir halten Frankfurt just der westlichen Lage wegen für nothwendig; davon abgesehen daß die alte Erinnerung auch ihr Anrecht gelten macht. Nur im Südwesten konnte dem Hader der Zwietracht, dem Gelüst republikanischer Auflösungsprocesse, der Kopf zertreten werden. Sitzt die Nationalversammlung weiter nach Osten, so laufen wir Gefahr daß sich ein südwestliches Deutschland scheidet. Bei unsrer Saumseligkeit, bei unsrer hinterpommerschen Trägheit thut es just noth den Centralsitz unserer Gemeinsamkeit so nahe an der Gefahr, so nahe dem Krater der französischen Bewegung zu haben.

— Eduard Pelz (Treumund Welp), in Sachen russischer Juchten durch Freimuth bekannt, ist von Frankfurt zurückgekehrt. Er nennt Robert Blum einen „schreienden Reactionär." Der politische Wahnsinn ist äußerst nüchtern. Die Republikaner, erzählte E. Pelz im Leipziger Vaterlandsverein, schießen in Baden wie die Spargel auf. (Allgemeine Heiterkeit.)

— Mit dem Radicalismus ist es wie mit der Cholera. Sie befällt auch Hühner. Ganz zahme gelinde Menschen laufen jetzt in Klubbs herum und schreien: Hecker muß ins Parlament! Man kann ja nur Hochverräther am Volke sein! — Als ob wer die Fackel des Bürgerkrieges in's Land wirft, nicht Verräther an der Wohlfahrt dieses Volkes ist! Wie ehrlos sind noch die Rechtsbegriffe der Deutschen! — Der Landesverräther Friedrich Hecker staunt gewiß selbst über diese lammherzige Lenksamkeit deutscher Seelen!

— Ein pommerscher Royalist, Schulmeister Niprasch in Dramburg, schreibt nach Berlin an den Abgeordneten Gottlieb: „Mit Blausäure warten wir auf, wenn Abtrünnige heimkommen, die den König im Stiche lassen. Ein Denkmal will man den Berliner Barricadenhelden errichten? Ja, wir sind auch für ein Denkmal, aber in Form eines Galgens von möglichster Größe daß auch noch die lebenden Helden daran Platz haben; der Ort: die Spree wo sie am tiefsten!"

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr. | Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet. | № 8. 10. Juli.

Berühmte deutsche Frauen des achtzehnten Jahrhunderts.

2. Fürstin Galitzin.

Nicht blos in Frankreich sondern auch in Deutschland sehen wir aus den Laboratorien der Philosophen und Theosophen des vorigen Jahrhunderts glänzende Schülerinnen hervorgehen, welche die gewagten Doctrinen der Lehrmeister in einer Schaale von Liebreiz der Welt darbieten. — Die Fürstin Amalie Galitzin verließ nach einem glänzenden Salonleben die geräuschvollen Freuden der Gesellschaft; sie fand tiefer und inniger als die Gräfin Königsmark in der Stille einer Buß- und Betkammer ihren Frieden mit Gott und sich selbst. Amalie, eine Tochter des Generalfeldmarschalls Grafen von Schmettau, war 1748 zu Berlin geboren, in einer Pensionsanstalt zu Breslau nach dem Bekenntniß der Mutter katholisch erzogen. Der siebenjährige Krieg versetzte auch die Pension in Aufruhr und politischen Zwiespalt. Unsere Kleine stand in der Anstalt an der Spitze der preußischen Partei; wie konnte sie als Tochter eines Feldmarschalls anders als gut preußisch sein! Eine kleine Gräfin Trautmannsdorf jedoch erklärte, die Pension habe, so lange sie östreichisch gewesen, weit bessere Milch zum Kaffee erhalten, und auf dies politische Argument erklärte sich die ganze Klasse für die Östreicher. Es war erklärlich daß unter solchen Stürmen die jungen Pensionsfräulein nichts gelernt hatten. Als Amalie nach Berlin zurückkehrte und mit den Eltern im Thiergarten spazierte, bekreuzte sie sich auf gut katholisch vor der Bildsäule der Venus die sie für die heilige Jungfrau, und vor dem Apoll den sie für den heiligen Nepomuk hielt. Über diesen Mangel an Kultur erschreckt, gaben die Eltern das Kind in die Erziehungsanstalt eines Schülers jenes La Mettrie, der den Berlinern schon so viel Weltbildung und Aufklärung beigebracht hatte. Zur Aufklärung Berlins gehörte es damals, auch in der Kirche Besuche zu empfangen und der Kirchstuhl der Gräfin Schmettau wimmelte von schöngeschminkten Hofherren, während die junge Tochter sich abmühte dem Prediger zu folgen, der auf der Kanzel eine dürre Topographie des Landes Judäa lieferte. Je prachtvoller das Leben der jungen Dame wurde, je mehr sie in die große Welt trat, Schauspiele, Concerte, Assembléen besuchte, desto mehr suchte die gefühlvolle Mädchenseele nach geistiger Nahrung, nach innern Offenbarungen. Mitten in den weltlichen Zerstreuungen befiel sie plötzlich die Furcht vor der Hölle; die Melancholie ihrer Stimmungen steigerte sich fast bis zu Visionen. Gewissensangst und die Schrecken vor der ewigen Strafe nahmen zu mit den Gefahren der Sinnlichkeit welche das Raffinement der Gesellschaft bot. — Als Hofdame der Prinzessin Ferdinand sah sie das Jahr 1768 in Spaa, wo sich damals die Fülle des Weltlebens, der Glanz der europäischen Hochkultur aus Frankreich, England, Italien und Rußland versammelte. Frankreich triumphirte mit Geist und Witz über alle Nationen der Erde; Voltaire war der verführerische Lehrmeister der ganzen Welt geworden. Die Fürsten beugten sich vor ihm und die frivole Muse welche die Pücelle und den Candide geschaffen, beherrschte mit koketter Frechheit den Parkettboden der Gesellschaft. Diderot, der eben aus Petersburg von Katharinens Hofe zurückgekehrt war, zeichnete die junge Gräfin in Spaa aus. Er entwickelte ihr vorzugsweise gern den ganzen bequemen Kram seines Atheismus, der recht eigentlich für den Nipptisch koketter Damen allerlei niedliche Gedankensächelchen lieferte. Da galt der Mensch für eine Pflanze die in Blüthe zu treiben alle Elemente der Natur gut genug waren; da ward alle Fortdauer nach dem Tode fortgespottet, die ganze Geisterwelt für diese kleine Welt des Augenblicks in gehorsamen Dienst genommen, Gott geleugnet weil der Mensch seiner nicht bedurfte und in seinem parfümirten Dünkel sein eigener

Herrgott war. Amalie erschrak; Diderot sprach sich heiser, verzweifelte sie für seine Lehre zu gewinnen, ließ sie aber auch später nicht aus den Augen. Noch mehr aber hatte ihre Erscheinung den Fürsten Galitzin gefesselt, einen Schüler und Freund Voltaire's und Diderot's. Er lief Gefahr die Aufträge seines Hofes in Petersburg zu versäumen um die Hand der reizenden Berlinerin zu erringen. Die junge Philosophie glaubte sich sicher im Schutze der Ehe, willigte ein in das Bündniß, und war nicht wenig erstaunt auch im Familienkreise das gleisnerische Gesellschaftsleben voll Geist und Bosheit fortsetzen zu müssen. Fürst Galitzin wurde russischer Gesandter im Haag. Amalie galt mit ihrem Widerspruch in den glänzenden Kreisen für neu und piquant, bis das tiefere Bedürfniß ihres Gemüthes sich vollständig als ein Ekel gegen die Seiltänzereien der französischen Bildung feststellte. Diderot trat zum zweiten Male in ihre Nähe. Ihr Weltüberdruß war damals schon auf einen Gipfel gestiegen. Fünfundzwanzig Jahre alt schrieb sie in ihr Tagebuch: „In dem Gefühl meiner dumpfen Leerheit wird mir Alles was mich umgibt zur Qual. Vergebens werfe ich mich noch mehr als jemals in die Arme der großen Welt mit ihren Zerstreuungen; ich bringe aus diesem ewigen Kreis von Spielen und Besuchen, Schauspielen, Tänzen und Nichtigkeiten immer nur Abends ein gesteigertes vergebliches Streben nach etwas Besserem nach Hause. Selten schlafe ich ohne Thränen ein. Mir ist wie jenen Schauspielern die auf der Bühne Andere belustigen indeß sie selber bittere Thränen vergießen." Diderot überredete sie, sich ganz den Wissenschaften zu widmen. Der Fürst, ihr Gemahl, mußte einwilligen und die schöne, geistreiche Ambassadrice verließ das glänzende Palais um auf der Straße nach Scheveningen ein einsames Häuschen zu bewohnen, über dessen Thüre sie die Inschrift setzte: Nicht zu Hause! Reifrock, Diamanten und Perlen hatte sie mit einem nonnenhaften grauen Gewande vertauscht, wie eine Gottgeweihte das schöne blonde Haar geopfert. Die Wissenschaft war jedoch für sie nur eine Brücke zum Glauben; Diderot blieb nur fünf Jahre hindurch, so lange sie in der Nähe vom Haag ihren Aufenthalt behielt, der Wegweiser ihrer Gedanken. Auch Hemsterhuys, der sie mit der griechischen Literatur und mit der platonischen Philosophie bekannt machte, genügte ihrem Wissensdrange nicht, und Katerkamp, der Biograph der Fürstin, macht die Bemerkung daß sie wie der heilige Augustin durch die heidnische Philosophie hindurch zum Christenthume geführt sei. Nur zufällig besuchte sie Münster; sie fand aber dort die Sterne an denen ihr Blick hangen blieb. Dort wo der bischöfliche Minister Fürstenberg unbeschränkt herrschte, hatte sich ein eigenthümlicher Kreis von philanthropischen Aufklärern und Volksfreunden gebildet. Justus Möser, der Patriot, konnte sie nicht fesseln; Hemsterhuys war nur noch eine Zeit lang ihr Führer. Unter dem Namen Diotima hatte sie mit Diesem als Diokles jene Gespräche geführt welche in der Schrift: Simon, ou sur les facultés de l'âme, ihren literarischen Ausdruck erhielten. Allmälig aber ward der Priester Overberg ausschließlich Lehrer und Leiter der Fürstin Galitzin; aus der philosophischen Schwärmerin ward immer mehr eine christliche Büßerin. Bernhard Overberg, der Freund und Günstling Fürstenbergs, Anfangs Dorfgeistlicher und ganz erfüllt von der bescheidenen Demuth seines einfach stillen Amtes, hatte nur gezwungen sich zur Theilnahme an den großen Erziehungs- und Regierungsplanen des bischöflichen Ministers bewegen lassen. Dieser Mann ward jetzt Amaliens Seelenfreund; an ihn waren von nun an alle ihre geistlichen Liebesbriefe gerichtet; der seraphische Franz von Sales wurde der Heilige, dem sie sich mit dem Freunde widmete. Sie hatte nun diejenige Wissenschaft gefunden in welcher zugleich das Herz seine weiblichen Bedürfnisse befriedigte, an der Hand eines Freundes grub sie jetzt nach den Schätzen des Lebens deren geheimer Quell die Liebe zum Ewigen ist. Nicht blos die Grazien, auch Poesie und Philosophie wies sie jetzt streng aus ihrem Kreise; ein Briefwechsel den Goethe und Herder antrugen, ward abgelehnt, selbst Lavater der in den Gesichtslinien der Menschen die Signaturen des Ewigen suchte, erschien ihr noch zu weltlich; Hamann der nach Münster kam, starb zu rechter Zeit und erlebte nicht daß die Freundin vielleicht auch für ihn erkältete. — Ihr Gatte, mit den Geistreichen im Bunde, wußte sie nach Pempelfort zu locken, in der Hoffnung ihr dort neuen Anreiz zum Verkehr mit genialen Köpfen zu erwecken. Still und gesenkten Hauptes sah man sie durch die Taxusgänge des Pempelforter Parkes wandeln, und das Heer der Denker und Dichter die dort versammelt, wagte kaum die in ihre göttlichen Phantasieen versenkte Sibylle aus ihren betenden Gedanken aufzuscheuchen. Am wenigsten vermochte Georg Jacobi, der Bruder des Philosophen, der Dichter kleiner nackter Amoretten und Anakreonetten, ihren Tiefsinn zu bannen oder die versunkene Anmuth auf ihre Wangen heraufzubeschwören. — Amalie verlor sich immer mehr in die dunkle farblose Tiefe eines ascetischen Christenthums, sie gefiel sich immer mehr in dem Gedanken, zu den ausschließlichen

„Säuglingen Gottes" zu gehören. Ächt weiblich blieb in ihren Stimmungen daß sie zu ihren religiösen Beschäftigungen immerfort des Freundes zum Anschluß und Anhalt benöthigt schien. Darin lag uneingestanden das Bekenntniß weiblicher Bedürftigkeit, das Zugeständniß der unselbständigen Natur des Weibes. Ihr Verhältniß zu Overberg blieb jedoch ein rein seelisches und seraphisches. „Das größte und sicherste Kriterium wahrer Freundschaft ist," schrieb sie damals, „wenn Zwei in ihrem innersten Herzensgebete zu Gott immer ohne Anstand und Zweifel, ohne Bedenken und Einschränkung sagen dürfen: Wir!" — Overberg's Aussprüchen war sie unbedingt unterworfen; „denn wenn ich meiner eigenen Neigung folge," sagte sie „so bin ich ohne Gnade!" — Die Frommen im Münsterlande waren entzückt; sie sahen in dem Verhältniß der Fürstin zu dem Priester jenen alten Liebesbund gottbefruchteter Herzen neu erstehen wie er einst zwischen Vincenz von Paula und der Frau von Gondi, zwischen Fénélon und der Frau von Guyon bestanden, ja wie die heilige Therese ihn mit Johannes a Cruce einst geknüpft, der heilige Hieronymus in der Hinneigung zu der heiligen Marcella eine Brücke zu Gott gefunden. Einen literarischen Ausdruck der ihren Stimmungen entsprochen hätte, fand das Verhältniß der Fürstin Galitzin zu Overberg nicht; die Poesie ihrer schriftlich aufgezeichneten Gebete ist unbedeutend. Ihr Hymnus auf die Liebe ist kühl und nüchtern; das Glück ihrer Hingebungen blieb ein verschwiegener Genuß, eine Schwärmerei die, weil sie keinen Ausdruck fand, doch wohl auch der höchsten Offenbarungen entbehrte. Als Diotima hatte sie an Sokrates-Hemsterhuys ein feines Französisch geschrieben; in ihrer mystischen Ekstase begann sie ein schlechtes Mönchslatein zu reden. Ihren Sohn hatte sie zu einem Missionär ausgebildet. — 1806 ereilte sie der Tod in den Armen ihrer Tochter und an der Seite ihres Freundes Overberg, der an ihrem Krankenbette die Messe las. —

Zur Chronik der Gegenwart.

— Leipzig prangt heute im patriotischen Festesschmuck. Die deutschen Fahnen flattern an den Thürmen, die Bürgerwehr ist bereit den Reichsverweser Johann von Östreich, den man gegen Mittag erwartet, zu empfangen. — In Wien war die Begegnung zwischen dem Erzherzog und der Gesandtschaft die ihm die Kunde von der Wahl der Nation brachte, eben so einfach wie herzlich. Es gibt aus dem Munde Johanns, den Raveaux den „edelsten Biedermann Deutschlands" nannte, gewisse simple Schlagwörter die nicht prahlen, aber wohlthuend ergreifen. Nach gegenseitigem Austausch sagte er traulich zu den Frankfurter Abgesandten, sie bei der Hand ergreifend: Nun sind wir Alle Brüder! — Unter den Abgesandten machte Raveaux aus Köln den lebhaftesten Eindruck. Unerschöpflich war der Jubel als der Erzherzog mit den deutschen Gesandten auf den Balcon vor die versammelte Menge trat; hinreißend der Tumult der Freude, als Raveaux sagte: Wir haben so lange das Lied gesungen „Was ist des Deutschen Vaterland?" Jetzt wollen wir das Lied zur That werden lassen!

— Die Republikaner, sagt Pelz, wachsen am Rhein wie der Spargel aus dem Boden. Er wollte nicht sagen: wie die Pilze, denn unter den Pilzen sind auch giftige. — In den preußischen Rheinlanden, namentlich in Trier und Köln, wird von neuem für das Heckersche Corps geworben. Mainz scheint eine Hauptniederlage der Werber zu sein, dorthin werden am Rheine viele Päſſe verlangt, geradezu unter dem Vorgeben in die Dienste Heckers zu treten, der 20 Fl. Handgeld zahlt. — In Straßburg ist unter den Republikanern Zwiespalt ausgebrochen. Eine Anzahl deutscher republikanischer Flüchtlinge — nur 63 haben der Eile wegen unterzeichnet, — sagen sich von Hrn. Heinzen und Consorten in einem öffentlichen Schreiben förmlich los. Karl Heinzen hatte sich in Straßburg beklagt daß der Ausschuß durch die im Gasthof zum Rebstock eingelaufenen Gelder sich nur „nothdürftig durchschleppen" könne. Die Unterzeichneten rühmen dagegen Corvin, seinen Eifer, seine Hingebung an die Sache der Republik. Corvin v. Wiersbitzki war früher ein Genosse des Berliner Held. Beide dienten als Lieutenants in demselben preußischen Regimente, bevor Held Schauspieler wurde, Stücke à la Räuber Moor schrieb und dann in Leipzig die Locomotive schrieb, ein Blättchen das zuerst mit ungeheurem Erfolge den Weg der Colportirung durch Handels-, namentlich durch Weinreisende wählte. Corvin legte sich in Leipzig ohne Erfolg auf die Glyphographie, gewann dann in Gotha Unterstützung und Gunst für diese neue schwarze Kunst, verschwand aber plötzlich um unter der Heckerschen Bande wieder aufzutauchen, und zwar als designirter Kriegsminister der zukünftigen Republik. Herwegh nahm unseres Wissens kein Portefeuille an, er begnügte sich der Tyrtäus der Republik zu sein. Der Trompeter hält sich seiner Function nach hinter der Fronte. Von unserm Tyrtäus aber sagt man böslicher Weise daß er sich auch hinter dem Kutschleder seiner Frau versteckt gehalten als das Heer der Republikaner zersprengt und flüchtig wurde. — Es ist zu verwundern daß Held in Berlin, statt in Straßburg ist. Er schien schon vor Jahr und Tag in Plan zu haben, aus Deutschland à la Räuber Moor eine Republik zu machen, gegen die Sparta und Rom wahre Nonnenklöster.

— Berlin braucht Militär. Das leidet keine Frage. Die schamlose Plünderung des Zeughauses beweist es nicht allein; Berlin fühlt auch daß es der Truppen bedarf. Die Klubbs wehren sich principiell dagegen, weil sie sonst bald kein Princip hätten um darauf herumzureiten. Die Bürgerwehr

wird gern mit dem Militär fraternisiren das den schweren Dienst mit ihr theilt. Sie ist nur verletzt daß der Magistrat nicht bei ihr angefragt ob es ihr Wunsch sei, neue Regimenter aufzunehmen. — Übrigens haben Magistrat und Stadtverordnete in Berlin den Entschluß gefaßt, fernerhin dem Prädicat „hochweise“ und „hochedel“ zu entsagen. — In Folge der letzten Spannung gegen den Magistrat wächst die Placatenliteratur wieder aus dem Boden wie die Regenwürmer nach dem Regen. — Held, der Berliner Volksmann, hat jetzt einen Verein gestiftet zur „Radicalreform der Erwerbsverhältnisse.“ Auf Politik speculirt dieser Verein nicht; Held erklärt jetzt dem Volke, man müsse „primär für den Magen sorgen.“ —

— Die Zahl der Arbeiter in den Nationalwerkstätten zu Paris belief sich auf 106,000; 50,000 fochten beim letzten Aufstande unter der rothen Fahne. Der Grund zum Aufstande war ein bloßer Fehler der Regierung, der Fehler mit den Arbeitern schöngethan, ihnen Versprechungen gemacht zu haben die keine Regierung, kein Staat, erfüllen kann. Man lasse die Regierung von Frankreich große Fehler begehen, und der Aufstand kann bei stärkerem Beweggrunde noch jeden Tag über dieselben Mittel gebieten. Paris hat den Kampf des Bürgerthums und des Eigenthums gegen das Proletariat im Namen und im Interesse von ganz Frankreich durchgefochten. Lyon, Bordeaux, alle großen Handels- und Fabrikstädte der Provinzen werden jetzt fühlen daß Paris hierin Frankreich vertreten habe. Allein Paris hat sich fast schon daran gewöhnt nicht anders mehr als durch Barricadenkampf jede politische Frage zu entscheiden. Die Discussion ist ganz und gar vom Straßengefecht verdrängt. Dazu gehört eine politische Liederlichkeit. Freilich hat der Franzose auch, was dem Deutschen fehlt, den elastischen Schwung, um in dieser leichtsinnigen Liederlichkeit nicht zu Grunde zu gehen. Deutschland würde dabei moralisch und politisch untergehen.

— Der Belagerungszustand in Paris soll aufgehoben werden. Ob auch die Preßfreiheit wieder eintritt? Bleibt die Presse von Soldaten noch gefesselt, so wird sich Paris auch darüber trösten und sagen, das gehöre zur militärischen Organisation. Der Franzose weiß sich leicht zu trösten über den Verfall der heiligsten Errungenschaften. — Chateaubriand's Mémoires d'outre tombe wird jetzt niemand mehr lesen, obschon der alte Romantiker endlich todt ist; der Schauder über die Gräuel des letzten Bürgerkrieges hat ihn entseelt. — Girardin soll sich in seinen Papieren als einen der thätigsten Agenten Rußlands erweisen. — Die Theater sind noch geschlossen in Paris. Sie sind in fliegende Spitäler verwandelt. Die Schauspielerinnen machen die barmherzigen Schwestern. — Von den 15 Bureaux der Nationalversammlung sind auffällig mehrere dynastische Männer gewählt, nicht blos Thiers, dessen Rede über den Unsinn die Arbeit zu garantiren Allen die Augen aufriß; auch Düpin der Ältere; von alten Republikanern lediglich François Arago. Wunderbares Zeichen!

— Hume sagte neulich im Unterhause, das Amt eines Oberjägermeisters bei Hofe trage soviel ein als in Nordamerika die Stelle des Präsidenten. Die Königin will diese Sinecure eingehen lassen. Lord John aber sagt: Nein! John Bull jubelt über seine Königin und läßt Lord Russel noch eine Zeit lang die müßige mittelalterliche Stelle an alte verdiente Knaben vertheilen. Zu den alten verdienten Knaben in Altengland gehört auch Lord Brougham. Er war neulich auf einem Spaziergange so munter daß er vor Wohlgefuhl und Übermuth seine Mütze in die Höhe warf. Die Radicalen werden noch lange zusehen müssen wie Lord Brougham die 5000 Pfd. St. jährlich verzehrt.

— Bei der Einweihung der Kirche des h. Georg erlebte London ein katholisches Fest. Unter den 2 Erzbischöfen, 11 Bischöfen, 360 Geistlichen die am Zuge theilnahmen, waren mehrere Deutsche, unter andern der Bischof von Trier, auch der von Lüttich. Der Erzbischof Dr. Wisemann imponirte besonders durch seinen Aufzug, eine hohe lange Gestalt, lang genug — sagt die Times — um die Insel aus ihrer protestantischen Ruhe aufzuschrecken.

— Die Mennoniten in Hamburg und Altona, nach ihrem kirchlichen Gesetz von der Führung der Waffen abgehalten, haben jetzt, „wo thatenloses Stillleben dem Verrath am Vaterlande gleichkomme“, diese alte Satzung unter sich aufgehoben; sie sind in Altona in die Bürgerwehr getreten.

— Die Gazeta Polska spricht von dem „neu erwachten Nationalleben der Polen in Schlesien.“

Die stenographischen Berichte der constituirenden Nationalversammlung betr.

In wenigen Tagen wird der erste Band der stenographischen Berichte über die Verhandlungen der constituirenden Nationalversammlung von 100 Bogen geschlossen sein, und es beginnt damit ein zweites Abonnement auf weitere 100 Bogen zu 1 fl. 12 kr. rhein. = 1 fl. Conv.-Münz. = ⅔ Thlr. Preuß. Cour.

Man abonnirt bei dem nächsten Postamte. —

Es wird dringend gebeten, die Bestellungen auf diesen zweiten Band **möglichst bald** zu machen, damit die Größe der Auflage darnach bestimmt werden könne und nicht bei späteren Nachbestellungen eine Verzögerung der Ablieferung eintrete, wie dies leider beim ersten Bande der Fall war.

Frankfurt a. M., 28. Juni 1848.

Im Namen der Nationalversammlung:
Die Redactions-Commission.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr.	Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet.	№ 9. 11. Juli.

Die Musen auf der Flucht!

So weit hätten wir es denn: die Poeten sind zur Gewalt gelangt. Anstatt ahnungsvoller, morgenröthiger Zukunftslieder schaffen sie die tageshelle Gegenwart. Die Verwandlung der Dinge ist vollkommen. Nicht „mit" dem Könige geht der Sänger, sondern er selbst ein König steht heute auf der Menschheit Höhen. Seine Feder ist ihm Schwert und Scepter zugleich geworden. Aus dem stillen Studierzimmer sind sie herausgeschritten, die Vertreter der Literatur, und an's Ruder der öffentlichen Angelegenheiten. Ihre Worte erschallen im Ständesaal, sie halten in ihren Händen das Heft der Regierung; aus der einsamen Zurückgezogenheit der Muße, aus der heimathlosen Verbannung rief sie das Volk an seine Spitze, zu der triumphirenden Versammlung, von der das Reich Form und Gesetze empfangen will. Ihr, die ihr unsere leitende Seele gewesen, während wir gefesselt träumten, sollt unser leitender Gedanke sein, jetzt wo wir in der Freiheit wachen und handeln. Wohlan an's Werk! Eure Saat ist reif zur Ärnte! So sprach das Volk und die erwählten Männer setzten sich zum Gericht.

Aber o Unglück des Glücks! der Purpur des Dichters hat sich mit dem Hermelin der Herrschaft verbrämt, indeß die Poesie selbst ihres Purpurs verlustig ging. „Es leben die Schriftsteller!" hieß es, aber was man dabei verschwieg und was doch geschah, war: „Nieder mit der Literatur!" Die Aristokratie haben wir gestürzt, das Regiment der Willkür vertilgt sammt dem Pfaffenthum und der Censur. Mußten wir deshalb auch die Literatur vernichten und alle schönen Künste, deren zauberischer Reiz bis daher allmächtig schien? Konnten die Schriftsteller nur emporsteigen über den Ruin ihrer eignen Werke? Die Freiheit ist mit fliegenden Fahnen in eine Welt eingezogen aus welcher sie die Musen entflohen findet.

Wohin ist plötzlich ihre Spur? Aus einer so mannichfachen, so glänzenden Literatur hat sich nichts gerettet als das hastige Zeitungsblatt. Der Dichter gilt nur noch in dem, was er als Staatsmann verrichtet, der Schriftsteller hat auf keine Aufmerksamkeit zu rechnen, außer wenn er sich als Redner zeigt, oder als Berichterstatter. Die drängende Thatsache gibt ihm dann den Stoff, der leidenschaftliche Augenblick die ungefeilte Form. Die Theater stehen verlassen, wo sie noch nicht geschlossen sind. Vor dem wechselnden Gemälde, welches sich auf dem ungeheuern Welttheater ausbreitet, erblassen auch die dramatischen Gebilde der Meister zu farblosen Schattenspielen. Versammelt ja noch ein Stück einige schüchterne Verehrer um sich, so tönt plötzlich die Sturmglocke auf die Scene und anstatt des nachgeahmten der wirkliche Waffenlärmen in's Haus, damit es vor der Stunde veröde. In der Musik übertäubt die Kriegstrompete, die zum Angriff bläst, alle andern Stimmen. Als die brotlosesten unter den brotlosen Arbeitern wandern die Virtuosen ungehört von Stadt zu Stadt. Die Maler flüchten zum Porträt um einen Reisezehrpfennig zu verdienen, und nach England, der einzig übrigen Friedensinsel im tobenden Europa. Wo Alles am Niederreißen ist, denkt Niemand an's Bauen. Die Künste sind verbannt, die Literatur hat ihre Stätte in der Gegenwart verloren.

Eins ist dabei die Frage. Es dient nämlich zu wissen, ob die Musen mit uns schmollen daß sie uns den Rücken wendeten, oder ob unser Zeitalter, durchweg in seinen Bestrebungen aufs Nützliche und Nothwendige gerichtet, sich der Musen entledigt hat, wie etwas kostspielig Überflüssigen, wie sich der Staat einer Gesandtschaft entschlägt, deren hoher Aufwand der Mühe nicht lohnt, oder wie die Reichen ihre Equipagen abschaffen, um fortan in der Miethkutsche zu fahren. Da begegnet mir wahrlich eine der himmlischen Schwestern. Sie ist noch einmal umgekehrt auf die Erde, weil sie ihren Strickstrumpf und die Bonbonière vergessen hatte bei A. v. Sternberg oder ihre Cigarrentasche bei George Sand.

„Mein schönes Fräulein, darf ich's wagen?"

Sie will von unserem Arm, von unserer Begleitung, ja von unserer ganzen werthen Person beleidigend wenig wissen. Indessen endlich verlockt sie der Regenschirm, den ich an der Schulter trage. Es ist ein rauhnasser Tag, an welchem selbst eine Muse die Darstellung im feuchten Gewande zu scheuen hat. Und wie wir so dahin schlendern, Ellbogen an Ellbogen, Hüfte an Hüfte vertraulich gelehnt unter dem Wetter, wird die edle Dame etwas freundlicher und läßt sich plaudernd also zu mir herab: „Dem blutigsten Kampfe

wichen wir nicht, aber wir weichen dem fahlen Tumulte, denn wir lieben das Große; das Kleinliche widert uns an, deshalb nennt Ihr uns Aristokraten. Wir sind auch Aristokraten und von Uralters her. Was ein gemeiner Kerl ist, den halten wir nun und immerdar für eine unerträgliche Gesellschaft, nur daß wir den Adel in keinem Geburtspergamente suchen und eben so wenig in einem dummen Titel. Als ob sich die Freiheit nicht mit der Aristokratie vertrüge und beide trefflich mit den Künsten! Du hättest nur unsere lieben Hellenen sehen sollen, wie sie Freiheit und Kunst und Leben zu einer Blüthe zu verbinden wußten! Die alten Hellenen mein' ich, ein Volk von Künstlern und Helden, nicht die neuen, denn das sind ranzige Krämer oder freche Klephten. Wenn sie zu unseren Altären kamen, mit Lorbeer das Haupt bekränzt geschah's, oder mit Rosen. Niemals in der phrygischen Mütze, und hätte doch das griechische Antlitz eines Arion ganz anders dazu gestanden, als Hermann Rollets dünne Gestalt zum demokratischen Kraftriemen. Es waren höhere Menschen damals, die über die Erde schritten; d'rum faßten sie auch das Irdische höher auf. Denkst du etwa, unser Pindaros sei ausgestoßen worden vom Vaterlandsklubb in Theben, weil er des Hieron Sieg gefeiert? Im Vertrauen sei dir's gestanden, König Hieron von Syrakus war ein Stückchen Louis Philipp und auf ganz Sicilien nannten sie ihn einen Tyrannen. Selbst bei den Römern durfte Horaz noch seinen Mäcenas besingen der des Cäsars Freund und ein stärkerer Sklavenhalter war, als Esterhazy ein Schafzüchter. Aber ihr Heutigen stellt den Poeten unter die Polizei der Gesinnung und Heinrich Heine muß sein Augenlicht auf die häßlichen Anklagen Eurer retrospectiven Revuen richten, das Augenlicht dessen Sehkraft erblindet ist, weil es zu geschäftig war, für euch die verlornen Linien der Schönheit wieder zu entdecken." — „Aber wär' er bestochen gewesen —" fiel ich ein, — „Bestochen", unterbrach mich die Muse zürnend, „bestochen ein Dichter von dem Golde eines Königs? Wozu ward dem Könige sein Gold verliehen, als um es in den Schooß der Kunst zu schütten? Sonne, die klagende Flamme, wird ihren gekränkten Sohn rächen, so wahr Apollon Musagetes noch immer Helios und der Gott der Sonne ist." — „Was die Welt an dem einen Sänger verbrach", war meine Bemerkung, „das sühnt sie bereits und reichlich an vielen Andern." — „Weil der Poet Lamartine Decrete schrieb auf dem Stadthause in Paris und Ludwig Uhland Gesandtschaftsberichte in Frankfurt?" fragte mit höhnischem Lächeln die Muse. „Das wollt Ihr für ein Emporkommen der Dichter ausgeben, was ihre gewisse Abnutzung, ihr sicherer Sturz ist! Mußte Auersperg erst die Wachtzettel der Wiener Nationalgarde unterzeichnen, ehe du einen der Hochwächter der neuen Zeit in ihm erkanntest? Auch der ewige Wolfgang Goethe zwar war Minister, aber er würdigte sein Staatsamt so nach Verdienst daß es seinem himmlischen Berufe niemals die glückliche Minute entzog. Da sieh auf den Herwegh, wie's ihm ergangen mit der praktischen Politik. Er hat sich rettungslos blamirt mit seinem hübschen Freiheitstalente, der arme Junge! Nicht Alle können wie Sophokles die Schiffe der Perser zugleich mit überwältigendem Liede und mörderischem Beile ersteigen. Dem Krieger verliehen die Götter die Tapferkeit des Arms, dem Poeten die Kühnheit des Gedankens. Er soll Die fechten und regieren lassen, deren Handwerk es ist, und sich begnügen dem Kampfe und der Herrschaft seinen Geist einzuhauchen. Dazu bedarf's weder Lungen von Stahl noch Nerven von Hanf." — „Verehrte Muse", entgegnete ich, „du thust unrecht, uns zu verlassen. Deine Rathschläge will ich beherzigen, ich will sie sogar der Welt in einem zierlichen Aufsatze zur Beachtung vorlegen. So bilden wir mitten im Lärmen eine friedliche Gemeinde und sammeln die Gleichgesinnten zu deinem Dienst." Kopfschüttelnd stand die Himmlische: „Die Blumen der Wiese sind gemäht, der Wind geht über die Stoppeln. Aus der Entbehrung aber sollen sie die Blumen schätzen lernen." Dies gesagt war die Göttin verschwunden.

Ich blickte mich bestürzt um nach ihr, ich suchte sie vergebens tagelang in allen Straßen und Journalen. „Die Blumen der Wiesen sind gemäht, der Wind geht über die Stoppeln!" Mit diesem Worte hätte die Muse scheiden können? Sie hätte verkannt daß es der Frühlingssturm ist, der über die Erde geht, und daß trotz aller Regengüsse doch der Lenz in tausend Thaten um uns blüht? Das war die Muse nicht, die so gesprochen. Was hätte sie auch mit mir Ärmsten zu schaffen! Selbst nichts im Zorne. Die Stürme und den Regen haben der Frühling und Herbst gemein mit einander. Aber unter den Wetterschauern des Lenzes sprossen die Keime zum Wonnemonat Mai und ist nur einmal der Mai gewonnen, so sind auch die Musen wieder unter uns. Denn was der April verscheuchte, das und noch viel mehr lockt der Mai hervor. **Rob. Heller.**

Briefwechsel.

Berlin, d. 8. Juli.

[Johann Jacoby's Interpellation; Berliner Witze über Östreich und die Wahl des Reichsverwesers; die Placatenliteratur — ein wahrer Plack; die Königin der Nacht und der Gamin als Cicerone.]

†† In unserm politischen Leben ist für den Augenblick eine Art Waffenstillstand eingetreten, aber ein Waffenstillstand, wie er gewöhnlich großen Schlachten vorherzugehen pflegt, und den beide Parteien benutzen um sich zu rüsten, ihre Waffen zu schärfen, und sich zu stärken. Wir schärfen unsere Waffen, und sind gewiß daß wir sie gebrauchen werden, die Waffen des Geistes sowohl, als die Waffen von blinkendem Stahl. Das Ministerium geht einer Krisis entgegen. Am nächsten Dienstag wird es wenigstens zu einer Wortschlacht kommen, denn am nächsten Dienstag will das Ministerium auf Johann Jacoby's Interpellation antworten, ob Preußen ein Recht haben könne sich mit Vorbehalt über die Frankfurter Be-

schlüsse zu entscheiden? Dies ist eine sehr schwierige Frage, deren Beantwortung dem Bestehen des Ministeriums leicht den Todesstoß geben könnte, da die Regierung in keinem Falle sich entschliessen will, sich so ganz der Souveränitätsrechte zu entäußern, und die Krone Preußens zum Vasall einer andern, imaginären Krone zu machen. Auch unter den verschiedenen politischen Parteien herrschen natürlich hierüber die verschiedensten Ansichten, darin aber stimmen dies Mal hier alle Parteien, die Ultrademokraten und die Ultrareactionäre sogar überein, daß diese Wahl des östreichischen Erzherzogs nicht eine solche sei, wie man sie erwarten und hoffen durfte, und wie sie in der nächsten Geschichte der Vergangenheit begründet erscheint. Daß Östreich, welches sich bis zum März mit einer wahren chinesischen Mauer gegen jedes freie und vorwärtsstrebende Geistesleben umschanzte, und doch ohne alle Frage weit hinter Preußen zurückgeblieben war, daß dieses Östreich plötzlich an die Spitze des freien Deutschlands gestellt werden soll, das will hier Niemand einleuchten *). Sie können daher denken, daß diese Nachricht hier weder mit Jubel, noch mit Kanonenschüssen und Illuminationen, wie anderswo, begrüßt ist, sondern nur mit einem spöttischen Achselzucken; selbst diejenigen, welche principiell in Wuth gerathen über diese Anmaßung Preußens, sich nur mit Vorbehalt den Frankfurter Beschlüssen zu fügen, erklären doch entschieden daß der Östreichische Erzherzog nimmermehr das Oberhaupt Preußens werden könne. Die gerühmte Einheit Deutschlands ist immer noch ein Phantom, und im entscheidenden Moment scheiden sich die verschiedenen Nationalitäten so streng und scharf, wie nur jemals. Wir werden noch lange Preußen und Östreicher, Sachsen und Baiern bleiben, ehe wir anfangen Deutsche zu werden! Ungeheure Sensation erregt hier ein Plact das diese Wahl des Erzherzogs bespricht und mit echtem Berliner Humor und im Berliner Dialekt sie bewitzelt. Sie finden dieses Blatt überall, in jedem Kaffee, am jedem Baum, an jeder Ecke, die Droschkenfuhrleute lesen es einander vor, die Rehberger buchstabiren es sich zusammen, und geben ihre Zustimmung; selbst die Geheimräthe und reactionären Professoren des „patriotischen Vereins“ welche sonst jedes freie Flugblatt beim Staatsanwalt denunciren, freuen sich diesmal des guten Berliner Humors. Ein Berliner Bürger gibt nämlich in diesem Flugblatt sein politisches Räsonnement über die Wahl des Erzherzogs Johann zum Reichsverweser.

Also daderum hab ick mir gemußt von meine Arbeet versäumen und die Wahlmänner vor Frankfurt wählen, daß se da sonne Streeche machen? Een Reichsverweser wird jewählt un noch dazu vont Östreichische Jeblüt und dieser soll über uns herrschen? Nee, Bruder Frankfurter, da irrste ochsig! Ick habe meinen Herrscher, und an diesen Eenen hab ick vollkommen jenug, und noch Eenen laaß ick mir nich ufpuckeln un wenn er mir och eenstimmig uf's Jenicke jehoben wird!“ — Der „jute Preiße“ setzt alsdann aus einander, wie der Mann **Deutschland** gebildet sei. „Preußen is der Kopp von Deutschland, Sachsen der Hals, Hannover der Puckel rc. — Östreich is det Sitzfleisch von Deutschland. Östreich hat so lange stille jesessen, daß et Schmielen jekriecht hat, und deß ihm de Beene anjeschwollen sind. Sein Blut is so dicke jeworden, daß endlich een ekeliger Ausschlag jekommen is. Östreich trägt böhmische Hosen, ungarische Stiebeln, schlewackische Strümpe und eene italjensche Nachtmütze. Aber die Hosen sind jeplatzt, die Stiebeln zerrissen, die Strümpe haben Löcher gekricht, und die Nachtmütze ward ihm um die Ohren jeschlagen, det man Alles so feistert. Un dieset Sitzfleesch soll der Kopp von Deutschland sind? Ne, ne, des is faul! Hier heeßt et: **Preußen oben, oder wir haben man gespaßt.**“

Das Flugschriftenwesen ist überhaupt jetzt eine gefährliche Macht in Berlin. Die Polizei sieht ihm mit scheelem Auge zu, und wagt nicht ernsthaft einzuschreiten, obwohl sie von Zeit zu Zeit Versuche dazu macht, und an das Landrecht erinnert, nach welchem solcher Handel untersagt sei. Aber unsere intelligenten Berliner Jungens welche unter den Linden und am Schloß förmliche Buden mit Flugschriften errichtet haben, wehren sich so tapfer, und die ganze Berliner lesende Bevölkerung ist so entschieden auf ihrer Seite daß die Polizei ihr gutes altes Landrecht nicht anzuwenden wagt. Diese Woche war sehr reich an Flugschriften, und wenn der König einmal den kühnen Einfall hätte nach Berlin zu kommen, so möchte er allerdings einen seltsamen Eindruck haben von dieser neuen Drapirung seines Schlosses. Die freie Presse klebt sich buchstäblich an das Königshaus, und leuchtet von da mit Riesenschrift durch alle Straßen hin. Hier steht zu lesen: „Der Thron ist in Gefahr! Rettet den König!“ Dicht daneben kommt ein Placat: „Auf, auf, nach Sanssouci, und **holt** den König!“ Da ist ein Aufruf des Grafen Pfeil an die Arbeiter: „Arbeiter, man hintergeht Euch!“ in welchem offen Communismus gepredigt wird. Gleich daneben fordert der demokratische Klubb die Hungernden auf, zu ihm zu kommen; „die Demokraten wollten ihnen Brot geben, da der Magistrat es ihnen verweigere!“ Dann ein Plakat des Magistrats welcher erklärt, er werde den demokratischen Klubb verklagen, und er habe Brot, sehr viel Brot! — Dann: „Zwangsanleihe? Ne, so nich!“ — dicht dabei ein Brief an den „Tiger von Rußland.“ — Wie gesagt, die Revolution gährte diese Woche nur in unsern Flugschriften und Karikaturen. Nur einmal hatten wir einen Auflauf. Vor dem Ministerium des Innern, unter den Linden, stand eine schwarze Menschenmasse. Sie können denken daß Alles was Beine hatte, hinstürzte. Bald waren die Linden schwarz besäet von Menschen, Tausende umlagerten fragend und forschend das Haus, und Alles starrte empor zu den Fenstern. Was gab es? Was war es? An einem dieser Fenster stand eine wundervolle Blume. Im Ministerium des Innern blühte — die Königin der Nacht! — „Des is eine Schmeichelei! sagte ein intelligenter Gamin zu mir, es is eine Anspielung auf de Nacht vom achtzehnten März!“ — Die Menge gab ihm Recht, und ging lachend aus einander.

*) Diese Auffassung ist sehr Berlinisch, aber sehr wenig deutsch. Was Humor daran ist, lassen wir gern gelten. D. **Herausg.**

Zur Chronik der Gegenwart.

— Erzherzog Johann war an der Seite des Königs von Sachsen höchst erfreut über den Empfang in Leipzig. In einem reichgeschmückten Zelte auf dem Bahnhof hielt er offene Tafel. Der Jubel des Volks, die Huldigungen der Bürgerwehr, das Geläute der Glocken, der Tusch der Fanfaren wechselte mit den einfachen Worten die Johann von Östreich sprach. Er betrete hier den alten Boden, sprach er, auf welchem die Völker Deutschlands sich die Freiheit vom Feinde erkämpft. Er komme zum Frieden, — wenn's noth thue, zur Wehr, jedenfalls aber jetzt vor allem zur Sühne! Dies ungefähr der Inhalt seiner Worte. Die schlichte Erscheinung des Mannes in der nicht eben kleidsamen östreichischen Generaluniform hatte zugleich den Stempel einfacher Biederkeit und einer unbescholtenen Ehrbarkeit der Gesinnung die Vertrauen einflößt. Sein Äußeres verräth rüstige Kraft; sein Auge blitzt lebendig; der Ausdruck seiner Rede ist gewandt und rasch.

— Nach den Eröffnungen der Wiener Abendzeitung steht Metternich auch nach Zahlenverhältnissen als Hochverräther an Östreich da. Er bezog von Kaiser Alexander für eine Privatcorrespondenz jährlich 50,000 Dukaten. Nikolaus ließ Anfangs dies Verhältniß fallen, nahm es aber nach gänzlicher Erkältung beider Höfe gegen einander plötzlich wieder auf und drang dem Staatskanzler 75,000 Dukaten auf. Diesen Sold, sagt das Wiener Blatt, bezog Metternich bis zum 12. März d. J. Hiermit sei der Schlüssel geliefert zu der östreichisch-russischen Politik in Bezug auf die Donaufürstenthümer, den türkischen Krieg und Frieden, und besonders die verrätherische Preisgebung der Donaumündungen. — Wir sind sehr wohl der Meinung, den Advocaten Friedrich Hecker der mit den Waffen in der Hand wider Deutschland betroffen, als Landesverräther vor Gericht zu ziehen. Nicht minder sind wir aber der Überzeugung, auch der durchlauchtige Sünder müsse aufs Forum der Nation offen geladen werden. Das zukünftige Parlament zu Frankfurt wird es sich zur Pflicht zu machen haben diesen Act der Gerechtigkeit zu vollziehen und den Fürsten Metternich in Anklagestand zu setzen. Hat die Stimme der Nation einen östreichischen Prinzen aus freier Wahl und Neigung zum Obmann des Reiches gemacht, so ziemt es ihr um so mehr einen Staatsmann zur Verantwortung zu ziehen der so lange und nur durch Verrath an Rußland Schuld war daß Östreich nicht zu Deutschland hielt. Die Mündungen des großen deutschen Stromes sind durch Metternichs Verwenden in russischer Hand!

— General v. Radowitz hielt in Frankfurt einen neuen Vortrag über das Bundesheer. Deutschland hält 700,000 Bundestruppen; allein seine 45 Millionen sind im Stande ein Heer von 2 Millionen unter die deutsche Fahne zu stellen.

— Hannover wahrt seine Selbständigkeit, indem es den Reichsverweser anerkennt. Die Persönlichkeit Erzherzog Johanns bestimmt die dortige Regierung über die Form der Frankfurter Beschließung hinwegzusehen. — Ähnliche Nüancen in der Anerkennung der Centralgewalt werden auch anderswo laut werden. Einem verantwortlichen Präsidenten hätten die Höfe ihre Anerkennung verweigert. Mit der Wahl Johann's ist ein deutscher Bürgerkrieg vermieden.

— In der neuen Verfassung von Luxemburg heißt es: „Der Gebrauch der deutschen und französischen Sprache ist frei und darf nicht beschränkt werden." Die Verwaltung spricht nämlich französisch und will sich diese Sprache nicht nehmen lassen, obschon das Volk von Luxemburg seit Abschneidung des scharf abgegrenzten Wallonischen Theiles der Bevölkerung, in Sitte, Gewohnheit und Sprache rein deutsch ist, auf dem Lande die Leute das Französische nicht einmal verstehen. — Deutschland, Du bist erwacht! Auch nicht das geringste Häuflein von Brüdern darfst Du im Stiche lassen!

— Der volkswirthschaftliche Ausschuß der Nationalversammlung zu Frankfurt verhandelte über das östreichische Verbot der Geldausfuhr. Diese Unredlichkeit, für bezogene Waare die Geldzahlung zu verbieten, begeht sonst nur Rußland gegen Deutschland. In Östreich geht diese Unredlichkeit mehr von den betheiligten Privatpersonen als von der Regierung aus. Fast der ganze Buchhandel Östreichs bekennt sich dazu.

— Der Hospodar Fürst Bibesco wurde gradezu als Verräther und Intriguant zum Besten der Russen bezeichnet. Das Verhältniß ist anders. Er bewilligte die liberale Verfassung und die Emancipation der Wallachei von Rußland. Preßfreiheit, Abschaffung der Leibeigenschaft, Emancipation der Juden, Volksbewaffnung, Herabsetzung der Civilliste, und alle fünf Jahre Fürstenwahl — das sind die Hauptartikel der wallachischen Verfassung. Aber die Bewegungspartei stellte, sagt man, weitere Forderungen auf die der Hospodar nicht einging. Er wollte fliehen, die Bojaren zwangen ihn jedoch zuvor zur Abdankung. Nach seiner Entfernung wurde in Bukarest eine provisorische Regierung eingesetzt, an deren Spitze sich der Metropolit der Walachei stellte. Eine Nationalgarde trat zusammen, und die Bojaren schreiten schnell zur Wahl eines neuen Fürsten, um den Russen, deren Einfall noch immer blos droht, jeden Vorwand zum Einrücken und Herstellen der Ordnung zu nehmen. Dies bis heute die Sachlage. — In Lemberg und Krakau will man von dem Plane wissen, Galizien in zwei Gouvernements nach der polnischen und nach der ruthenischen Bevölkerung zu theilen. Nach Östr. Zeitungen vom 1. Juli sollten die Russen in Jassy eingerückt sein.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr. | Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet. | № 10. 12. Juli.

Berühmte deutsche Frauen des achtzehnten Jahrhunderts.

3. Frau v. Krüdener.

Eine noch innigere Durchdringung von Weltdame und Missionärin bietet sich in der Gestalt der Frau von Krüdener. Der Wechsel zweier Jahrhunderte rief in ihr einen entschiedenen Wechsel der Gesinnung auf; eine kokette Frau des Salons, eine Weltdame von Paris, eine in tausend Liebesnetzen verstrickte, gefall- und genußsüchtige Dichterin, härmte sich plötzlich ab an den Füßen des Kreuzes, wurde eine Predigerin in der Wüste, eine Märtyrerin ihres Glaubens, eine gottbegeisterte Mutter und Seelsorgerin des armen Volks. Aber auch in diesem weiblichen Gemüth waren die Übergänge begreiflich, lagen die äußersten Enden des menschlichen Gemüthes dicht neben einander. — Juliane, Baronin von Vietinghoff, war 1766 bei Riga geboren. Auch der Aufenthalt in einem alten Feudalschloß des baltischen Adels in Kurland bietet die grellen Gegensätze von einsamer Öde und glänzendem Luxus. Der Sturm durchheult das menschenleere Land, und hinter dem vergoldeten Gitter eines prachtvollen Kunstgartens sind die Reize der vornehmen Welt versammelt; dicht neben dem Schmutz der Samojeden hat dort die Kunst der Mediceer ihre Heimath. Im glänzenden Ballsaal des Schlosses wiegt sich eine Schaar junger Nymphen, in Gaze und parfümirte Spitzen gehüllt, am Arm ihrer Tänzer, und draußen vor dem Schloßhof jagt ein Rudel hungriger Wölfe vorüber; oben im Saal ertönt eine Melodie von Lulli und unten im Dorfe kreischt ein armes kurisches Weib unter den Schlägen ihres betrunkenen Mannes. — Julianens Vater vertauschte gern dann und wann die nordischen Nächte und die Einöde am baltischen Meere mit den glänzenden Freuden von Paris; das Bedürfniß nach Luxus und Bildung nöthigten gleich stark zu diesen Erholungen, zu diesem Wechsel des Aufenthaltes. Im Salon des Barons zu Paris erschienen Büffon, d'Alembert, Marmontel, Grimm und der Baron Holbach. Bei dem ersten Besuche der Weltstadt war Juliane noch Kind, bei dem zweiten fast schon erwachsenes Mädchen. Sie schien träumerisch; ihre Gedanken hingen noch an der nordischen Heimath, deren Gestalten auf Augenblicke ihr wie Visionen vor die Seele traten. Sie galt den blasirten Philosophen des Salons für eine Merkwürdigkeit. Aber sie faßte auch schnell Fuß auf dem Boden dieser glänzenden Gesellschaft. Baron Krüdener der sie in Paris kennen lernte, scheint sie mehr auf den Wunsch ihrer Familie als aus Neigung geheirathet zu haben. Sie ging mit ihm nach Venedig wo er russischer Gesandter wurde; bald genug aber wurde ihre Ehe getrennt. In heißen Zügen sog Juliane alle Reize der Natur und des Geistes in sich auf; eine glühende Genußsucht durchdrang ihre Adern. Keck und verwegen, und um der Gesellschaft zu zeigen wie eine feurige Seele empfinden müsse, schrieb sie das Buch: Valérie, ou lettres de Gustave de Linar à Ernest de G., einen Roman welchen Frau von Chezy mit Dorothea Schlegel unmittelbar nach der Handschrift der Verfasserin übersetzte. Es ist ein Tagebuch der Liebe mit ästhetischen Landschaftschilderungen, die im Felde des Romans alsbald Mode wurden. Sie hatte das Buch aus Eitelkeit, aus koketter Gefallsucht und aus blasirtem Übermuth geschrieben. Sie hatte Madame Genlis Harfe spielen sehen, und von den beiden Thorheiten durch welche diese Dame sich „lächerlich und berühmt" gemacht, ahmte sie die eine nach, die ihr die leichtere schien. Die deutsche Abkunft verläugnet aber im Buche die Schwärmerei eines weiblichen Herzens nirgends; eine dunkle Gluth die nach den Geheimnissen des Glaubens dürstet, unterscheidet die Valerie von den sonst ähnlichen Romanen der Frau von Staël, von Delphine und Co-

rinne. — Mit dem Erscheinen dieses Buches schloß die Epoche der Weltdame im Leben der Krüdener ab. Bei ihrem Zusammentreffen zu Königsberg mit der Königin Louise (1806) gab sie schon Spuren ihrer Sinnesänderung zu erkennen. Wenige Zeit vorher hatte sie noch im griechischen Kostüm mit hoher ausgeschnittener Taille, mit freien Armen und entblößten Schultern im Salon Recamier zu Paris geglänzt. Jetzt erschien sie nur in enganliegendem, Hals und Arm verhüllendem Gewande, mit glattem Haar, ohne alles Geschmeide, ohne allen Anreiz für das Spiel der Sinne. Der alte Krug in Leipzig schilderte seine Unterhaltung mit ihr. Krug war so wenig ein Theosoph, wie Leipzig eine Stadt der Buße. Gleichwohl verabschiedete sie hier, wo sie krank wurde, ihren letzten weltlichen Freund, um fortan nur ein gottgefälliges Leben zu führen. Wer die vierzigjährige Frau damals unter uns gesehen, beschreibt ihr blasses, sanftes, freundlich ergebenes Angesicht, das aber elastisch wie ihr Geist, rasch in Feuer auflodern konnte, wenn es galt ein Weltkind, gleichviel ob es Sünder oder Philosoph, zu bekehren. Das graue Kleid das sie trug, schmückte noch am Busen ein kleines goldnes Kreuz das aber später auch verschwand. Die vielen Ringe, deren jeder an ihren Fingern ein neues weltliches Freundschaftsbündniß verrieth, hatte sie bereits abgestreift; sie hatte nur noch das himmlische Gelübde zu vollführen, für das Reich Gottes auf Erden zu wirken, alle Sinne dem Geiste unterthan zu machen. Die Großen der Welt vermied sie, die Armen suchte sie auf, in den Hütten, nicht in den Palästen wollte sie das Feuer eines neuen Glaubens an den alten Gott entzünden. Allein sie erschien in dieser veränderten Gestalt doch wieder 1810 in Paris. — Die katholische Büßerin Amalie Galitzin hielt sich still in ihrer Betkapelle; die protestantische Fromme legte sich die Mission auf, die Menschen zu bekehren. Und es war über die Welt die Buße gekommen, die Zeit der Strafe war auf die Zeit des üppigen Hochmuthes gefolgt, Gottes Geißel unter allen Völkern der Erde fühlbar genug. Sie fand Gläubige, ihr Wort beflügelte sich, ihre Macht der Rede stieg mit den Erfahrungen der Wirkung die sie übte. Ihren Overberg hatte sie, sagt man, an einem jungen Geistlichen der reformirten Kirche, Hrn. Empeytas; er betete die Heilige in ihr an und man weiß nicht wie weit er seinerseits zugleich das Weib in ihr liebte. Sie machte ihre Wanderungen durch die Welt, ihren Umzug in den Gefängnissen und den Höhlen der Armuth und des Jammers; den Kranken und Verhungernden, den Verbrechern und geistig Verlorenen predigte sie mit dem ganzen Zauber ihrer Beredsamkeit die Liebe Gottes die zu den Armen am Geist, zu den Kindern und Unmündigen sich herabgelassen. Mit dem Gebetbuch bewaffnet, scheute sie sich nicht selbst die schmutzigen Verließe der Mörder und Diebe zu betreten, um unter den im Laster hartnäckig gewordenen Brüdern vom Licht der Gnade zu predigen. Nach einem solchen Besuche schreibt sie: „Mein Freund, wenn ich Dir sagen sollte, was ich gehört und geschaut in dieser kurzen Viertelstunde, die es mir möglich war in einer so entsetzenvollen Umgebung auszuharren, Du würdest Dein Antlitz verhüllen und mit Zittern mich Gott empfehlen. O mein Geliebter, was ist der Mensch! zu welchem Schreckbilde kann das ursprünglich so reizende Original verkehrt werden, wenn satanische Hände darüber kommen und mit den dunkeln Schatten der Hölle die reinen Farben zudecken! Ich habe unter Verbrechern gesessen, ich habe ihren Hohn über mich und über Den, in dessen Namen ich kam, ausgießen hören müssen, einen Hohn der die Sprache eines bis zur tiefsten Verderbtheit gesunkenen Pöbels führte. Es herrschte in manchen dieser Äußerungen, wie soll ich sagen, ein Luxus des Lasters und doch — o Bruder — was diese unreine Zunge sagte, war nur oft das was ein Herz gefühlt, ein Geist gedacht, der in ganz anderer Hülle, unter Purpur und Seide sich verborgen. Ich erkannte in den Tiefgefallenen nicht allein meine Brüder, sondern auch die Genossen meiner eigenen Sünde und Thorheit. Das war es was mich niederschmetterte, als ich den Kerker verließ, in den ich so hochmüthig und mit so großer Selbstzufriedenheit eingetreten war."

(Schluß folgt.)

Briefwechsel.

München, d. 8. Juli.

[Vereine und Volksversammlungen; die Künstler; das Theater, Frln. Heusser; die Neue Münchner und die Constitutionelle Zeitung.]

ℨ Wir leben dahier in tiefem Frieden und gründen bereits Vereine für Freiheit und Ordnung. So hat sich vor Kurzem hier ein solcher Verein aus Bürgern und Schutzverwandten der Stadt selbst, wie der Vorstadt Au gebildet, der — fest entschlossen jeder Verkümmerung der Volksfreiheiten entschieden entgegenzutreten — doch auch fordert daß sie geschaffen werden im Wege des Gesetzes und der Ordnung, und daher jedes

Streben nach Anarchie, wo und wie es sich immer zeigen möge, mit Entschiedenheit niederhalten und hierin mit allen seinen Mitteln die gesetzliche Gewalt unterstützen will. Neben diesem Vereine existirt hier auch ein demokratischer Verein, der sich jedoch bis jetzt nur auf wenige Mitglieder ausdehnt, da er ohnedies die Aufnahme neuer Mitglieder von einer Abstimmung abhängig gemacht hat; sein Programm selbst ist sehr allgemein abgefaßt, so daß auch ein Duodezdemokrat kaum davor zurückzuschrecken braucht.

Von Zeit zu Zeit und regelmäßig beinahe jede Woche werden von einigen Männern die keinem bestimmten Vereine angehören, Volksversammlungen abgehalten. Es soll durch sie vornehmlich belehrend und anregend auf den Handwerker- und Soldatenstand gewirkt werden. Einigemal waren diese auch sehr zahlreich zugegen. Doch scheint die Theilnahme schon zu erkalten, wie aus der gestrigen Versammlung bereits ersichtlich war. Ruhe und Ordnung wurde übrigens stets aufrecht erhalten, obgleich die Regierung etwas besorglich dareinschaute und sich bis an die Zähne bewaffnete.

Unsere Künstler haben bereits ihre Adresse an die Nationalversammlung eingereicht und in derselben die Kunst unter den Schutz der hohen Versammlung gestellt. Unter den gegenwärtigen Verhältnissen befinden sich sehr viele Künstler, die hier früher vollauf zu thun hatten, übel daran. König Ludwig liebt zwar noch wie früher die Kunst und ihre Jünger, aber die frühern Mittel fehlen, und wer kauft sonst in unsern bewegten Tagen Gemälde?

Die Leitung des Theaters hat wieder der frühere Intendant, Oberst v. Frays, übernommen. Schon längst waren Viele darüber ärgerlich daß der bisherige Intendant, Frh. v. Poißl, diese Stelle noch einnahm, die er doch blos in Folge des damaligen Lolaregiments erhielt. Die Münchener Blätter sprechen daher mit großer Freude über diesen Wechsel. Wir wollen unsere Freude noch etwas mäßigen, und erst sehen was da kommt. Seit einigen Wochen wurden auf unserer Bühne einige Stücke aufgeführt, die wenigstens auch den Gebildetern erfreuen konnten. Dazu kommt noch daß in denselben eine tüchtige Schauspielerin, Frl. Heusser von Darmstadt, ihre Gastrollen gab. Besonders gefiel sie als Julie, Jungfrau von Orleans und Gretchen, als Gretchen wenigstens in den letzten Acten, während ihr die Naivität und das Naturwüchsige weniger gelingen wollte. Ihre Aussprache und Declamation ist immer vortrefflich.

Eine Neue Münchener Zeitung erscheint hier seit dem 1. Juli anstatt der frühern Münchener politischen Zeitung. Sie ist über und über ministeriell; Herr Seuffert tummelt sein Roß darin herum. Den Gegensatz zu ihr mag die deutsche constitutionelle Zeitung bilden, die auch seit Juli hier erscheint (früher in Augsburg). Sie vertritt mit Entschiedenheit die Sache der Freiheit und des Volks, so daß sie manche ängstliche Seele dahier für ein rein demokratisches Blatt hält.

Berlin, d. 9. Juli.

[Julius Cäsar im Theater; Hr. v. Küstner ist kein Brutus.]

†† Bei der Ruhe unseres äußern politischen Lebens konnte das Theater sogar einmal wieder zur Bedeutung kommen, und „Julius Cäsar", nach der Schlegel'schen Übersetzung gegeben, hatte auf das Publikum eine bedeutende Anziehungskraft geübt. Das Haus war sehr besetzt, und lieferte den erfreulichen Beweis daß die jetzige Öde der leeren Häuser nicht am Publikum liegt, sondern an der Intendanz. Das Volk welches so schnell sich eine politische Bildung (?) erworben, und aufgehört hat ein unreifes Kind zu sein, dieses Volk will sich auch im Theater nicht mehr an dem Kinderbrei genügen lassen, welchen man ihm zeither vorgesetzt. Wir sind keine Kinder mehr, wir haben Zähne bekommen, und wollen kräftige Nahrung; nichts mehr von diesem Muß der Birchpfeiferiaden, und den kraftlosen Wassersuppen aller veralteter Ifflandianer! Man gebe uns gute Speise welche den Geist nährt, ohne ihn mit Thränen zu verwässern. Auch „Waldemar" von Gustav Freytag, welcher in voriger Woche neu über unsere Bühne ging, wollte das Publikum nicht mehr goutiren. Die in den letzten Acten zusammengehäuften psychologischen Gräuel widerten es an, und schlugen endlich in das Gegentheil der beabsichtigten Wirkung um; statt zu weinen, lachte man, und amüsirte sich über diese Unnatur, welche sich für Wahrheit ausgeben wollte. Gegen diesen „Waldemar" ist freilich die Birch-Pfeiffer noch ein schuldloses Lamm, das niemals Kulissenblut und Theatergräuel gesehen hat. Bei der Aufführung des Julius Cäsar aber hat es sich gezeigt, wofür die Gegenwart Interesse hat. Mit der größten Aufmerksamkeit folgte man dem ganzen Stück, der Beifall war ein verständiger, gemeinhin aber durchaus tendenziös. Die Rede des Brutus, und namentlich die Stelle welche es als eine edle That hervorhebt, Den welcher die Freiheit unterdrücken und die Republik hindern möchte, zu tödten, ward mit rauschendem, immer sich erneuerndem Beifall aufgenommen. Hr. v. Küstner begreife seine Zeit, und gebe dem Volke, was des Volkes würdig ist, dann wird das Theater die Stelle behaupten können, welche der Kunst zu allen Zeiten gebührt und welche das freie Griechenland ihr niemals bestritten hat*). Aber die Intendanz muß vor allen Dingen den Muth haben, frei zu sein, und der Freiheit auch auf der Bühne eine Gasse zu bahnen. Die Censur muß überall abgeschafft werden, auch von der Bühne! Dazu freilich müßte Hr. v. Küstner sich mit andern kritischen Räthen umgeben, als sie bis jetzt in dieser ominösen Prüfungscomission sitzen. Solche kritische Räthe der Intendanz müssen nicht zugleich die Tagesreferenten unserer Zeitungen sein. Das ist eine schreiende Ungerechtigkeit gegen das Publikum.

---

*) Das freie Griechenland schuf sich aber zugleich die Werke die es auf der Bühne sehen und haben wollte! Ich zweifle nicht daß Hr. v. Küstner sich durch Journalpistolen auch zum Republikaner pressen ließe und das Repertoire demgemäß feststellte; er würde sagen: ich bin constitutionell und unterwerfe mich der Mehrheit, d. h. mache die Mode mit! Allein um das Theater mit dem Geist der Zeit zu erfüllen, erfülle man zugleich schöpferisch die dramatische Literatur mit diesem Geiste. Daß G. Freytag's reizende Satyre gegen die Aristokratie nach den furchtbaren Stürmen unsrer Tage keinen Anklang im Publikum findet, weil das Stück post festum kommt, ist begreiflich. Wenn aber die Kritik keinen Sinn für den Humor dieser Grazie hat, wenn sie nicht berücksichtigt daß eine Geburt vor der Revolution nicht den Stimmungen nach derselben genügen kann, so thut sie wenigstens nichts um die Production an der es fehlt, zu beleben.

D. Herausg.

Zur Chronik der Gegenwart.

— Cavaignac erklärt der Nationalversammlung zu Paris, die 50,000 Mann die man für die Hauptstadt beantrage, habe er, ihrer Einstimmung im voraus gewiß, schon zusammengezogen. Was die Suspension gewisser Journale betrâfe, so sei er in seinem guten Rechte und glaube sich von der öffentlichen Meinung hinlänglich unterstützt, wenn er den jetzigen Zustand der Dinge noch lange beibehalten werde. — Das alte, bereits beseitigte Gesetz der Cautionsleistungen hat der Soldat wieder in Kraft treten lassen. Der Minister fordert zur Leistung der Beiträge bei Androhung gerichtlicher Verfolgungen auf. — Der Kriegsminister schlägt für mögliche Fälle „Barricaden der Ordnung“ vor; die Nationalgarde könne, wenn künftig die Soldaten die Barricaden machten, so bequem wie bisher die Insurgenten aus den Fenstern feuern. — Die plötzliche Abänderung des Leichenzuges beim Todtenfeste in Paris gab zu allerlei argwöhnischen Gerüchten von bezweckten Überfällen Veranlassung. — Die Auswanderung ist von neuem so stark daß in Paris drei neue Paßbüreaux errichtet werden mußten. — Die Zahl der Verhafteten beläuft sich auf 10,000; der Schadenansatz auf 10 Millionen. — Girardin beklagt sich bitter über die ihm zugefügte Ungerechtigkeit. Er werde dem Publikum Rede stehen, sobald er frei.

— In der Breslauer Zeitung finden wir mit gesperrten, fetten Lettern folgende Bemerkung: „Der Ausfall des Kampfes in Paris wird wohl schon dem Frankfurter Parlament einen großen Theil seiner Bedeutung genommen haben: die Reaction wird sich bald in Frankfurt und Berlin geltend machen, und die nationalen Doctrinäre werden nicht die Letzten sein welche ihre Forderungen herabstimmen.“ — Stehen wir wirklich in so jämmerlicher Abhängigkeit daß unsere nationale Senkung und Hebung an Paris ihren Barometer hat?

— Der Zug des Reichsverwesers durch Schlesien glich einem Triumphe. Bei Oderberg hielt ihn in dem Haufen Volkes, durch den er schritt, ein tyroler Weib an, ihm laut zuschreiend: Na grieß' Di God, Johannes, was machschst Du? — Der erlauchte Gemsjäger von den Alpen, nirgend verlegen mit der entschiedenen Rede für Hoch und Niedrig, wußte auch hier in den Ton einzugehen und Beide, der Reichsverweser und das Schnittwaarenweib aus Tyrel, tauschten über ihre verschiedenen Missionen auf der Wanderschaft durch Deutschland gegenseitig ihre Bemerkungen aus. Über solchen Verkehr zwischen Fürst und Volk staunten die Oderberger; ein Privatbrief schildert uns ausführlich das Weitere.

— Die Wahlen in Wien zum östreichischen Reichstag sind überraschend conservativ ausgefallen. Außer Füster, Schwarzer, Purscher, Fischhof kein Radicaler, sondern Männer von schwarzgelber Farbe. Von Ministern sind Pillersdorff, Dobblhof und Wessenberg gewählt. Pillersdorf hat als Minister abgedankt weil er zu schwach war, den frechen Aufforderungen, Windischgrätz abzusetzen, entschieden entgegenzutreten. Erzherzog Johann beauftragte Dobblhof ein neues Ministerium zu bilden, verließ jedoch Wien ohne daß ein solches ernannt war. Wessenberg, der Minister des Auswärtigen, begleitete den Reichsverweser nach Frankfurt, um die Beziehungen Östreichs zu Deutschland sofort ordnen zu können.

— Das constitutionelle Blatt aus Böhmen bringt vom 5. Juli eine Erklärung der Tschechomanen Palazki, Schaffarik und Neuberg, worin sie eingestehen den Plan zur Gründung eines Slawenreiches nicht aufgeben zu wollen. Eine eigenthümliche Entschließung, während Rußland an die Pforten Östreichs klopft! — Eine Erklärung des Fürsten Windischgrätz in der Prager Zeitung gibt zu verstehen, das Ereigniß des 12. Juni sei kein blos zufälliges Zusammenstoßen des Volks mit dem Militär, sondern die beabsichtigte Folge einer vorausgegangenen, verzweigten Verschwörung gewesen, welche eigentlich nur einige Zeit später hätte ausbrechen sollen, jedoch durch den vom Volke zuerst ausgegangenen thätlichen Angriff auf die Truppen früher herbeigeführt worden.

— In Potsdam wurde der Geburtstag des Kaisers von Rußland bei Hofe gefeiert. Der König und die Prinzen erschienen in russischer Uniform. — Der Prinz von Preußen geht nach Stettin; ein Blatt sagt, er könne der Sehnsucht, die Pommern einmal wiederzusehen, nicht länger widerstehen.

— Am 6. Juli stellte die Akademie der Wissenschaften zu Berlin bei Veranlassung des jährlichen Leibnitzfestes als nächste Preisaufgabe: Chemisch-physiologische Untersuchung und Vergleichung von Früchten in reifem und unreifem Zustande. Einige ultrawitzige Doctoren der Philosophie meinten, man sollte der Akademie diese Frage über reife und unreife Früchte politisch beantworten. — Professor Lachmann in Berlin, der Altdeutsche, scheint sich nicht recht ins Neudeutsche finden zu können. In orthodoxem Schulmeisterdünkel verwies er dem freisinnigen Professor Franz das Proömium das derselbe für den Lectionskatalog der Universität geschrieben. Das an Lachmann gerichtete Schreiben der Studenten, vom Stud. Dehnicke verfaßt, verdient unter den Annalen Berlins aufgeführt zu werden.

— Nicht blos Hannover, sondern auch Mecklenburg, sagt man, wollte so thun als könnte es die Anerkennung des Reichsverwesers verweigern.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr. | Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet. | № 11. 13. Juli.

Berühmte deutsche Frauen des achtzehnten Jahrhunderts.

3. Frau v. Krüdener.

(Beschluß.)

Der Brand Moskau's gab der schwühlen Welt das Signal zum Losbruch des Gewitters das die Völker über den Tyrannen brachten. So nahm Frau v. Krüdener das Ereigniß, nicht wie ein Naturereigniß, vielmehr für ein sichtlich Eingreifen des lebendigen persönlichen Gottes. Und den Liebling Gottes sah sie im Kaiser Alexander. Er schien jedenfalls ein Liebling der Welt die auf ihn als einen Hort gesetzmäßiger Völkerfreiheit ihre Hoffnung setzte. In Frau von Krüdener sprach die begeisterte Liebe zugleich die Sprache der trauten Landsmannschaft; sie fühlte sich in dieser Flamme wieder als deutsche Russin, als ein Kind der baltischen Küste. Als die russischen Heere in den Ebenen von Chalons das Dankfest feierten, war sie gefolgt und schilderte das Fest in ihrem: Le camp de Vertus, das zu Paris erschien. „Ich spreche zu Euch und meine Stimme tönet durch Euer Herz! Sagt selbst, waren wir nicht noch vor wenig Monden Alle in der Hoffnung einig, daß eine Umwandlung stattfinden müsse? Sie ist erfolgt. Auf den Feldern und Ebenen, die einst Attila's Sturz sahen, stürzte der Koloß in Trümmer: ein zweiter Attila, eine noch grausamere Geißel Gottes. Er ist nicht mehr. Von seinem Sturze widerhallen die Wüsten Asiens. Der Ewige hat ihn geschlagen. Wie ein Nebel im Gebirge, der am Morgen vor dem Blicke des Wanderers hinzieht und beim Steigen der Sonne schwindet, so schwand er. Sein Gang war furchtbar; er schritt durch Leichen wie die Schnitter durch Saatgarben. Wen wählte Gott, um den Sieger zu besiegen? Fragt ihr mich, so sag' ich Euch: er wählte ein Volk, einfach und schlicht in seinen Sitten und Gebräuchen; ein Volk, noch nicht angesteckt von dem giftigen Hauch einer Alles ergrübelnden und unterwühlenden Zweifellehre; ein Volk das noch nicht aus dem Becher aller Ausschweifungen getrunken; ein Volk das von seinem Heile noch nicht verlassen worden: Dieses Volk wählte Gott. An ihrer Spitze ging ein Held hoher Bestimmung daher, ein Mann, auf dessen Haupt der uralte Segen Jehovah's niederträufelte. Dieser jugendliche Held verbindet mit der Stärke Alexanders und Cäsars die Demuth und die Kindlichkeit der Apostel. Solcher Art sind die Männer die Gott auserwählt, die in Verwirrung treibende Welt in die rechte Bahn zurückzuleiten!"

So erging sie sich in der Feier Alexanders; sie machte ihn zum Völkerliebling, sie verschwendete an ihn den Weihrauch der Bibelsprache, süße Myrrhen des alten Testaments, vielverkündende Verheißungen des neuen Bundes. Und Alexander blieb nicht taub vor solchen Opferklängen. Die Frau die ihn so prophetisch begrüßte, übte Wunder auf ihn oder ließ ihn mindestens auf Wunder hoffen. Man will wissen — Sternberg erwähnt nichts davon, — Alexander sei in Paris Nachts zu ihr geschlichen um an ihren Gebeten, Visionen und Gesichten die ihm die Zukunft öffnen sollten, theilzunehmen. Sein weiches, glattgefügtes Herz hat sich solchem Zauber wohl hingeben können, um ihn alsbald, getäuscht oder nicht befriedigt, zu verläugnen. Frau v. Krüdener hatte sich schlechten Dank vom schönen Zaren erworben; der Kaiser gab sie bald darauf, als man ihren Aufruf der Völker zur Strafe gottloser Könige unbequem fand, der ganz gemeinen Polizeimaßregel preis, die gegen Wunderthätige, gegen Propheten und unbefugte Prediger wie gegen Volksaufwiegler einschritt. Die drei Monarchen welche die heilige Alliance gestiftet, hatten es gern gesehen wenn man Gott zuschrieb was die Völker sich selbst zuschreiben mußten. Nun das Ziel erreicht war, fürchteten sie die weitern Übergriffe der gottbegeisterten

Extase. Die Polizei ernüchterte auch schnell genug die verzückte Welt. Frau v. Krüdener wurde nach einem Verkehr mit Jung-Stilling, mit Theosophen, Schwärmern und Volksmännern in Deutschland, im Elsaß und in der Schweiz, mit Gendarmen von Ort zu Ort geschleppt. Überall als Volksaufwieglerin verschrieen und ausgewiesen, fand sie, nach Verzichtleistung auf ihr öffentliches Predigtamt, in ihrer Heimath bei Riga im Hause ihres Schwiegersohnes Hrn. v. Berkheim, die einzige Zuflucht*). Die überall von Tausenden Gefeierte war bald eine von Allen Verstoßene. Noch einmal erregte sie, von neuem in Petersburg für den griechischen Freiheitskampf auftretend, Anstoß und Ärgerniß; dann starb sie 1824 in der Krimm an einem dort herrschenden Fieber.

*) Über ihren Verkehr mit Jung Stilling und ihre beargwöhnte Theilnahme an einer frommen Propaganda sagt Sternberg: „Es kam unter ihnen das unerschöpfliche Thema der Geistererscheinungen zur Sprache und die aufmerksame Schülerin ließ sich von dem aberwitzigen Meister die Einrichtung des tausendjährigen Reiches erklären. Es wurde gebetet und Geister wurden citirt. Wir haben keinen Grund, anzunehmen daß Herr Jung ein Betrüger war, aber um den schwachen Mann der die Eitelkeit und den geistlichen Hochmuth hatte, zu glauben daß er in unmittelbarem Verkehr mit Gott stände, sammelten sich die falschen Propheten und die mystischen Wundermänner jener Zeit. Die Schweiz, der Elsaß, Franken und Baiern boten den Schauplatz für die Bestrebungen einer besondern Propaganda, die mit den Wundern und dem mystischen Wesen oder Unwesen Wucher trieb. Es ist nicht unwahrscheinlich daß Frau von Krüdener, sich in dem Zweck und den Mitteln, ihre Aufgabe zu erreichen, auf eine kurze Zeit irrend, diesem Treiben sich anschloß und namentlich in Paris bei einigen, damals großes Aufsehen machenden Gaukelspielen unwissentlich wirksam war; allein eine böswillige Verläumdung ist's, wenn das Buch: „Zwei Jahre in Petersburg, aus den Papieren eines alten Diplomaten," ausspricht daß sie an die Person Kaiser Alexanders sich gedrängt habe, um diesen Fürsten, der damals in düstern Seelenzuständen befangen war, durch Überredungskünste und frommen Betrug in ihre Gewalt zu bringen." — Wir zweifeln ob man in der angezogenen Schrift von Fanny Tarnow eine Verläumdung sehen kann. Die Absicht, den Kaiser zu gewinnen, lag der Frau v. Krüdener bei ihrem Bekehrungseifer wohl nicht fern. Eine Getäuschte aber täuscht unabsichtlich. Ein Schwärmer der an sich und sein Heil glaubt, ist noch kein Betrüger. D. Herausg.

Schöne neue deutsche Lieder von der Republik und vom jüngsten Gericht.

— Friedrich Glitza besang 1843 das tausendjährige deutsche Reich. Jetzt bringt er (Hamburg, Hoffmann und Campe) diesen gereimten Bardit von neuem, mit einem Anhange: „Die deutsche Republik." Was der Dichter damals in seinem ziemlich unbestimmten Freiheitstraume nicht zu ahnen vermocht, das will er jetzt in Wahrheit und Wirklichkeit vor Augen haben, mit Ohren hören: den Posaunenstoß vom jüngsten Tage, „das Wort von jenseits — Republik!" — Ich möchte wissen was dem Diesseits ein solcher hohler Grabesruf nutzen sollte!

Auch Hermann Rollett, der sanfte Frühlingssäuseler, singt mit aufgeblasenen Backen einige blutrünstige Lieder vom jüngsten Tag. Er hat ein Republikanisches Liederbuch (Leipzig, Naumburg) zusammengestellt. Da heißt es:

> Vom Westen klang's den Völkern all
> Wie Weltgerichtsposaunenschall —
> Nun wird er alle richten
> Der jüngste Tag!

Liegt die Lyrik in den letzten Zügen? Wie mattherzig ist dann dieser ihr letzter Athemzug. Bei fliegender Hitze auf den Wangen wie engherzig ist es ihr um die Brust! Früher gefiel sich die Lyrik darin, in der Freiheit einen neuen Frühling für die Welt zu begrüßen. Es war auch nur ein Bild, nur ein Traum, aber ein schöner. Die langerwartete Freiheit sollte freilich mehr als ein Frühling, sie sollte ein Herbst für die Völker sein, denn die Zeit ist alt und reif geworden. Zur Ernte gehört aber vor dem Genuß der Früchte die harte schwere Arbeit des Einsammelns. Jetzt soll uns nun die Freiheit das jüngste Gericht bringen, und im Westen geht, wie Rollet singt, dieser neue letzte Tag für uns auf. Sonst ging die Sonne der Freiheit golden auf, jetzt roth in Blut. Ein seidengelockter Poet treibt damit blos sein poetisch Farbenspiel. Wäre Rollett wirklich ein Republikaner, wie er sich einbildet, so zerbräche er zuerst das Spielzeug seiner Verse. Es ist im Grunde von ihm gar nicht so böse gemeint. Er singt:

> „Es sei ein Bund des Volkes
> Und nicht ein Fürstenbund."

Lieber Himmel, das wissen wir von Frankfurt her noch viel genauer. Aus dem alten Bund erwuchs ein neuer; die Völker, nicht die Fürsten machen jetzt den Gedanken der Einheit zur That. Muß man deshalb schon Republikaner sein, in Frankreich la républiqe rougue und in Deutschland die Republik Ruge aufpflanzen?

> „Und Alles was des Volkes,
> Das wird des Volkes sein!"

Wie gutmüthig ist solch ein Ausspruch! So gutmüthig daß er sich mit mäßigem Gedankengehalt begnügt. Rollett sollte in der Buschhecke sein lyrisches Grasmückchen ruhig weiter zirpen lassen. Aber selbst dieser Knabe Hermann fängt an mir fürcherlich zu werden. Und doch ist er ein sanfter weicher Prinz dessen Herz in der Irre ist und dessen Geist einen Posa höchstens lieben

und anbeten, wie Carlos, aber nicht begreifen kann. — Rollett hat sehr alte werthe Lieder zu seinen Frischlingen von heute gesellt. Klopstock's Ode vom „kühnen Reichstag" der Franken steht in der Sammlung. Selbst der alte sanfte Fabeldichter Pfeffel hat die Geschichte vom undankbaren Löwen und dem getreuen Hunde der für ihn stirbt beigesteuert. Schubert's Fürstengruft fehlt nicht; Schiller tritt in die Reihe dieser lyrischen Republikaner mit seinem Reiterliede: „Wohl auf, Kameraden!" und Rollett hebt mit gesperrter Schrift den Refrain heraus:

„Es steht keine Krone so fest und so hoch,
Der muthige Springer erreicht sie doch!"

Auch der elegische Hölty muß seinen Beitrag zur „Republik in Gedanken" liefern, Seume mit einem Trinkliede herhalten. Im Rausche ist mancher schon Republikaner gewesen, und wenn er nüchtern wurde, kroch er dafür um so eifriger im Staube. Uhland wird die Stirn runzeln, sieht er hier seine Gedichte die er für Recht und Vortrag, die er den Volksvertretern sang, zum gefährlichen Spielwerk eines jugendlichen Gelüstes verwendet; sein keusches Lied von der „versunkenen Krone" könnten wohl roth werden in dieser rothen Genossenschaft, aber aus Scham, nicht aus Hang nach Blut, womit diese Lyriker coquettiren. Fühlten sie doch für sich selbst am Halse den gerechten Kitzel! Ich zweifle ob diese Lyriker von der Republik der Gorgo in's Antlitz schauen würden. — Von neueren Versen finden wir einige der bekannten körnigen Strophen von Freiligrath, der jetzt mit Pfarrer Ronge im demokratischen Congreß zu Frankfurt die Republik in Prosa zu übersetzen sucht. Herwegh, der erhabene Spartaner, sang im Anblick der glühenden Alpen ein stolzes Hoch der Republik, duckte sich aber im Gefecht unter's Kutschleder, während seine Gattin die flüchtigen Rosse muthig peitschte. Ich hielt seine Gedichte immer nur für Declamationen, aber doch für den Ausdruck kraftvoller Mannheit, nicht für charakterlose Paradestücke eines blos eingebildeten Tyrtäus. — Neu war mir ein Gedicht von Alfred Meißner: An Friedrich Wilhelm IV. Dieser Sänger nennt den preußischen König einen Nero im Norden.

Mit solchen Thaten wie sie Dein,
Kann Sklaven man zu Helden peitschen:
Es muß von Millionen Deutschen
Doch ein Aristogiton sein!

Er aber, der Sänger, hält sich weder für einen Sklaven, noch für einen Helden.

Ich aber zieh' in andre Zonen
Um nicht bei einem Volk zu wohnen,
Das bald im Mund der Nationen
Des Volk der Schande heißen wird.

So ehrlos singt jetzt die deutsche Lyrik! Schimpfen ist leicht, fortlaufen noch leichter.

Zur Chronik der Gegenwart.

— Vom Erzherzog Johann hat man Briefe aus dem J. 1801. In einem derselben heißt es: „Östreich und Preußen sind geographische Mittelmächte zwischen Frankreich und Rußland, und dadurch von Natur zu Dämmen gegen eine Universalmonarchie bestimmt, möge diese von Frankreich oder von Rußland ausgehen. Zwischen Preußen und Östreich muß gegenwärtig eine Verbindung geschlossen werden, bei deren Eingehen man nicht die alte Politik der heimlichen Rückhalte und Hinterlifte walten lassen darf, sondern man muß eine Rechtlichkeit, Offenheit und Aufrichtigkeit beobachten, die beider Staaten würdig und die allein fähig sind dieser Verbindung Dauer zu geben. — Bei einer engen Vereinigung zwischen Östreich und Preußen kann man die Franzosen lehren, was die vereinigte deutsche Nation ist wenn sie will!"

— Die Gemahlin des Erzherzogs Johann ist bekanntlich die Postmeisterstochter zu Aussee, einem Marktflecken in Steiermark. Metternich hintertrieb es als der Hof den Erstgebornen dieser Ehe zum Herzog von Mödling machen wollte; der junge Sohn mußte sich mit dem Titel eines Grafen v. Meran begnügen. Erst nach langer Zeit legte sich die Spannung zwischen dem Prinzen und dem Hofe. Die aufopfernde Treue mit der ihn seine Gattin in einer schweren Krankheit gepflegt, rührte endlich selbst den Kaiser Franz und man versuchte Ausgleichungen und Annäherungen auf die jedoch Johann wenig einging; er blieb der freie Bauer in der Steiermark. — Die Freifrau von Brandhof, die ehemalige „Postmeister-Nanni" zu Aussee, wurde erst nach Kaiser Franzens Tode die rechtmäßige Frau des Erzherzogs. Aussee, ein Marktflecken, liegt in der obern Steiermark in einem tiefen Thalkessel am Fuße der Pötschen deren Wasserscheide die Grenze macht zwischen den steierschen Landen und Östreich ob der Enns.

— Thiers, Republikaner von neuem Datum, wie er sich nannte, hielt eine lange Rede zum Besten des Zweikammersystems. Er gab zu, das Zweikammersystem sei einfach; aber, sagte er, wissen Sie was das einfachste Regierungssystem ist? Die Despotie. Einer besiehlt, die Andern gehorchen, das ist einfach. In der Mechanik sei Einfachheit Barbarei; auch der politische Mechanismus, wie der physische, werde mit der Zeit immer complicirter, aber dadurch vollendeter. Mit Einer Kammer werde die Republik despotisiren; die Eine Kammer werde der Despot sein wenn der Präsident schwach; wenn Dieser stark, ein Liebling des Volks, werde er der natürliche Despot sein trotz der Einen Kammer und durch diese Eine Kammer, der alles Gegengewicht im Staate, alle versöhnende, vermittelnde, den Zusammenstoß mildernde Behörde fehle. Das Volk sei nicht immer weise, auch das Volk könne, wie die Könige, sich Thorheiten zu Schulden kommen lassen, auch das Volk müsse, wie die Könige, gewarnt und zu ruhiger Überlegung genöthigt werden. (Nach den Gräueln des letzten Blutvergießens hört das souveräne Volk der Franzosen dies an ohne mit Pflastersteinen darauf zu antworten! Vor acht Tagen durfte Thiers weder dies, noch irgend etwas sagen!) Thiers sagte, Napoleon, Karl X., Louis Philippe hätten zwar auch zwei Kammern ge-

habt und seien doch gestürzt; aber sie hätten eben im Senat und der Pairskammer zu wenig Hindernisse für die Despotie ihres Willens gefunden. Und nicht blos die Monarchien, auch die Republiken bedürften ein Gegengewicht der Gewalten. Thiers wies auf den Senat von Nordamerika hin; der Staat Washington's habe sich gehütet vor der Tyrannei eines Einkammersystems.

— Die alte französische Revolution hatte ihre Poissarden; die heutige ihre Ouvrières, doch sind sie zahmer geworden. Auch die Nationalwerkstätten für Frauen sind aufgelöst, 25,000 Weiber sind ohne Beschäftigung und da die ihnen zugesagten 2 Pfund Brot für den Kopf nicht mehr von den Maires ausgetheilt werden, so bestürmen sie den Arbeitsminister. Die Franzosen wollen diesmal die Galanterie über die launenhafte Doctrin siegen lassen; man wird die Nationalwerkstätten für das schöne Geschlecht wieder eröffnen. — Cabet wünscht mit seinen Anhängern nach Texas gebracht zu werden, um dort eine „ikarische Colonie" zu gründen. Die Regierung wird ihn sehr gern transportiren. —

— Claussen aus Kiel hielt in der Paulskirche einen Vortrag über Abschluß eines Friedens zwischen Deutschland und Dänemark. Die angeblich englischen Friedensvorschläge, sagte er, würden die Holsteiner sich nie gefallen lassen. Der Herzog von Schleswig-Holstein habe seine Regierungsansprüche durch Hochverrath am Lande verwirkt. Claussen las aus dänischen Zeitungen Stellen vor, in welchen Deutschland und das Parlament mit Schmach überhäuft worden. Dagegen ließ sich Claussen zu dem Ausdruck verleiten, der König von Dänemark stehe in moralischer und intellectueller Hinsicht auf sehr niedriger Stufe, ein persönlicher Ausfall den der Präsident rügen mußte. Vogt aus Gießen äußerte anderseits eben so leidenschaftlich, der preußische Waffenruhm habe sich durch Zaudern und Verrath zu Gunsten des Königs von Dänemark befleckt. Auch hier mußte der Präsident verweisend einschreiten. Vogt's Äußerung, hört man, hatte außerdem Folgen die einen persönlichen Ausgleich außerhalb der Paulskirche nöthig machen. — Fürst Lichnowsky, diesmal ohne Rage für Preußen, sprach der preußischen Regierung das Recht ab, ohne Zustimmung aus Frankfurt mit Dänemark Frieden zu schließen.

— Venedig hatte sich bis jetzt am italienischen Freiheitskampfe nur durch Prahlereien und Schimpfreden gegen die Deutschen betheiligt, höchstens auch durch treulosen Bruch von Privatverpflichtungen im kaufmännischen Verkehr. Die Republik von San Marco hielt sich feig und still in den Lagunen; sie stellte aus der alten glorreichen Zeit das geheime Polizei- und Denunciantensystem wieder her, erbrach alle Briefe u. s. w. Das Letztere hatte man freilich auch unter Metternichs Herrschaft nicht verlernt. Jetzt zittert die alte Dogenstadt vor den Weißröcken; der Jude Manin, der Dalmatier Tommaseo die das Ruder führen, haben den Kopf verloren. Venezia la dominante schreit nach Frankreich um Hülfe. Was wird das nun die Folge haben daß der jesuitische Freiheitskönig Karl Albert rasch mit Östreich Friede macht?

— Die Times predigt plötzlich Sparsamkeit. Sie freut sich daß der Schatzkanzler die Aussicht gibt, der Ausfall in den Finanzen Englands werde nur eine halbe Million betragen. „Jeder Schritt zum Bankerotte, sagt sie, ist ein Schritt zur Revolution. Frankreichs politische Mystiker wollen durchaus das Lebenselixir für die Staaten auffinden. Es gibt indeß eine hausbackene Lehre welche groß eingeschrieben ist in die Jahrbücher der Geschichte; diese hausbackene Lehre ist: Habe keine Schulden! Louis Philippe's Regiment mußte zu Ende kommen, weil er Frankreich jährlich um 2 Mill. Pfd. Sterl. tiefer in Schulden stürzte." — Was sagt zu dieser Mäßigkeitspredigt der Times auf der Bank unserer Stadtverordneten zu Leipzig jener wohlehrbare Schwärmer der da bei der Theaterunterstützungsfrage ausrief: Je mehr Schulden ein Staat hat, desto mächtiger ist er!

— Die Tyroler bleiben, der allgemeinen Versöhnung und Gleichstellung der Religion gegenüber, bei ihrer römischen Ausschließlichkeit. Wenigstens haben sie in ihrem Verfassungsentwurf bestimmt, es gehöre zur Aufgabe der Stände durch alle gesetzlichen Mittel dahin zu wirken daß der römisch-katholischen Religion allein die öffentliche Ausübung des Gottesdienstes gesichert bliebe.

— Der Kölner Dombau taucht jetzt wieder hervor aus der Vergessenheit. Man erinnert sich daß bei seiner Grundsteinlegung Johann von Östreich jene Worte sprach die jetzt in Erfüllung gehen. Die 600jährige Feier der ersten Grundsteinlegung (1248 unter dem Hohenstaufen Friedrich II.) könnte am 14., 15. und 16. August stattfinden, falls der Reichsverweser die Sache Kölns zu der seinigen oder zur allgemein deutschen Sache machen würde.

— Hume's Antrag auf Reform des Wahlgesetzes fand an Cobden einen warmen Anwalt. O'Connor erklärte sich eifrig gegen einjährige Parlamente. Hume's Reform fand nur 84 Stimmen für sich; 351 dagegen. Die großen Wahlbezirke waren sämmtlich dafür.

— In München wimmelt es jetzt von brotlosen Künstlern, wie anderwärts von brotlosen Arbeitern.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr.	Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet.	№ 12. 14. Juli.



Heinrich von Gagern.

— Die Familie Gagern ist ein Geschlecht von Helden. Während der General den meuchlerischen Kugeln der Landesverräther erliegt, steht sein Bruder in der Paulskirche wie ein Fels in der brandenden Woge der streitenden Leidenschaften, ein Hort zugleich für die Freiheit des Volkes wie für die Ehre des Fürstenthums.

Die Fürsten aus dem selbstverschuldeten Schiffbruch gerettet zu haben, ohne die junge Freiheit des Volkes zu gefährden: dies ist der Triumph Heinrich v. Gagerns. Er hat der deutschen Einheit einen Fürsten zum Obmann gegeben, nicht weil Derselbe Fürst, sondern obschon. Er hat in diesem Reichsverweser vielleicht den künftigen Wahlkaiser angebahnt; aber weil dieser Stellvertreter der Majestät der Nation der Mann der freien Wahl des Volkes ist, so hat sich damit der Nationalwille seiner Souveränität nicht begeben. Unverantwortlich, ist Johann v. Östreich doch lediglich durch den Willen des Volkes das ihn durch seine Vertreter erwählte, getragen und gehalten. Das haben die Männer der Linken in ihrem unwirschen Eifer nicht bedacht. Daß mit der Wahl eines Fürsten, mithin eines Unverantwortlichen, die alte Knechtschaft in neuer Form geboten sei, ist die Sprache eines engherzigen Argwohns der da nicht weiß daß die Freiheit in der Vereinbarung Aller ihre Stütze hat, daß sie ein Kind jener göttlichen Zuversicht ist die auf der Kraft des guten Geistes, auf dem Glauben an die nationale Gemeinsamkeit beruht. Auch der Präsident der Freistaaten von Nordamerika ist für die Zeit seines Regiments unverantwortlich; der deutsche Reichsverweser kann so wenig wie jener seinen Willen anders bekunden als durch verantwortliche Minister. Und in Zeiten der Gefahr, in Zeiten inneren Zwiespaltes und äußerer Bedrohung ist schon viel, ist alles gerettet, wird die Einheit festgestellt. Mit Johann von Östreich ist für die Einheit Deutschlands die Persönlichkeit gefunden. Und weil ihn die Nation gewählt ohne ihn persönlich verantwortlich zu machen, so muß sie doppelt wachsam sein ihre Rechte die sie selbst festgestellt, handhaben zu lernen. Dieser Wachsamkeit würden wir nicht enthoben sein, hätten wir einen verantwortlichen Präsidenten gewählt. Ob Reichsverweser, ob Präsident, ob unverantwortlich oder verantwortlich: die Majestät die der Obmann des Reiches in seiner Person vertritt, beruht im Willen der Nation die ihn dazu berief. Möglich daß Johann von Östreich auf diese Unverantwortlichkeit verzichtet. Sie ist nur persönlich, nur formell. Möglich daß der Reichsverweser sich auch der Form nach, wie er es der Sache nach ist, der Nation verantwortlich macht. Das wäre dann kein Sieg der Linken weiter; wenigstens nicht eben mehr als der Rechten die darauf besteht daß auch die Fürsten zum Volke gehören, daß auch sie betheiligt seien an der deutschen Einheit und Neugestalt.

Dies unser Glaubensbekenntniß über die Wahl des Reichsverwesers. Wir legten es ab um Heinrich v. Gagerns Wirken damit zu bezeichnen. Sein genialer Griff hat in die Wirren der Meinungen Halt und Ziel gebracht, den Leidenschaften der Parteiung eine Sühne geboten. —

Gagern's Familie gehört zu jenen rheinhessischen Geschlechtern die vom Berge Taunus die Kraft, vom Rhein den Schwung besitzen. Jene Kraft macht sie ächt deutsch und patriotisch, dieser Schwung erhält sie offen für den freien Sinn eines neuen Jahrhunderts. Gagern's Vater, Hans Christoph Ernst, war ein offener Gegner der Politik Napoleons. Als der Kaiser der Franzosen auf dem Gipfel seiner Macht stand, ging er nach Wien um den Plan zur Erhebung Tirols zu befördern. Bei den Friedensverhandlungen zu Paris bestand er auf Herausgabe des Elsasses, auf dem Wiener Congresse sprach er den Rechten des Volks das Wort, in der ersten Kammer Rheinhessens kämpfte er gegen die verwitterten Vorrechte des Adels und eiferte für Öffentlichkeit der Gerichte. Erst 1830 erschrak er vor den Bewegungen der Zeit die sich überstürzen wollte. In seinen „Resultaten der Sittengeschichte"*) liegen in Aphorismen die Grundzüge seines freisinnigen, aber ernst und streng gehaltenen Denkens. Diese Freisinnigkeit war so gut des Sohnes Erbe wie der Hang zum strengen Zusammenhalt der für die Nation ein Centrum ihrer Kräfte sucht. Heinrich Freiherr v. Gagern ist 1799 am 20. August geboren. In der Militärschule zu München erzogen, trat er in das Nassauische Heer; ein sechzehnjähriger Soldat focht er und ward verwundet bei Waterloo. Er studirte dann in Heidelberg, Göttingen, Genf und Jena. Er war ein eifriges Mitglied der Burschenschaft und gehörte zu den Abgeordneten welche in Jena die Grundlinien zu einer allgemeinen deutschen Burschenschaft entwarfen. 1821 ward er Assessor beim Landgericht zu Lorsch in Rheinhessen, 1829 Regierungsrath. Eine glückliche Ehe die er geschlossen, trennte ein rascher Tod. Der Sturm der mit dem Juli 1830 die Gemüther durchschüttelte, riß ihn auf aus dem persönlichen Leid das ihn niedergedrückt. Er schrieb „über Verlängerung der Finanzperioden und Gesetzgebungslandtage." Es erregte allgemeine Verwunderung daß ein Beamter so entschieden für das Wohl des Volkes den offenen Kampf gegen heimliche Regierungskünste in Hessen-Darmstadt begann. Vom Wahlbezirk Lorsch in die Kammer gewählt, erlangte er die Zurücknahme von zwölf ministeriellen Verordnungen als nicht zu Recht beständigen;

*) Leipzig, F. A. Brockhaus. Civilisation. Erster Theil. 1847.

er erhob in dem Verfahren gegen den Pfarrer Weidig Beschwerde wegen Mißbrauch der Amtsgewalt und Verletzung der Verfassung. Die Kammer die ihm beipflichtete, ward 1833 aufgelöst. In Folge dessen ward er nebst allen Staatsdienern der Kammermehrheit seines Amtes entsetzt und mit kargem Ruhegehalt beseitigt. Er verzichtete auf das Gnadenbrot; aber er dankte auch für die freiwillige Gabe die ihm seine Mitbürger zur Entschädigung boten. Er zog sich zurück und ward eifriger Landmann. Seine freie Unabhängigkeit befähigte ihn doppelt für das Wohl des Volks zu arbeiten. Abermals in die Kammer gewählt, nahm er den Kampf von neuem auf. Er focht für die Unabhängigkeit der Richter; er erklärte 1837, „die Partei die gegenwärtig die Geschäfte des Staates führe, verstehe das constitutionelle Princip nicht und scheine in ihren einzelnen Mitgliedern auch vergessen zu haben was Recht sei.“ Die Kammer ward Gagerns wegen zum zweiten Male, sie ward unter gleicher Veranlassung zum dritten Male aufgelöst. Der Verfassungsstaat in Hessen bestand nur noch dem Namen, nicht der Sache nach; die Minister hatten endlich die Minderheit der Kammer zu ihrer Mehrheit erhoben. Wie die Würtembergische, begab sich auch die Rheinhessische Opposition des weiteren Kampfes. Gagern lebte still bei Worms auf dem Lande. Erst 1847, nach elfjähriger Pause, erschien er als Vertreter von Worms wieder auf dem Landtage; es galt das Kleinod der rheinischen Rechtspflege zu schirmen, ein Kleinod das bei dem Drucke heimischer Gewaltherrschaft den Männern des Rheinlandes werth und theuer blieb, ob es schon das Geschenk des fremdländischen Unterdrückers war. Gagern siegte nicht, aber er wirkte. Ein Mann des lebendigen mündlichen Wortes, griff er zugleich von neuem zur Feder. In jenem Jahre erschienen seine „Rechtlichen Erörterungen über den Inhalt und Bestand der der Provinz Rheinhessen landesherrlich verliehenen Garantie ihrer Rechtsverfassung.“ Trotz der gemäßigten Schreibart, dachte man auf eine Hochverrathsklage. Ein Skandal kam den Regierenden gegen Gagern zu Hülfe. Georgi, der bekannte Untersuchungsrichter der, wie das Land sagte, im Säuferwahnsinn den Pfarrer Weidig im Kerker zum Selbstmord getrieben, fand sich beleidigt und forderte auf Bedingungen die ein wilder Blutdurst dictirte, Genugthuung im Zweikampf. Weidig's Brüder hatten den blutsüchtigen Richter des Mordes angeklagt; das Gesetz sprach die Angeklagten frei. Aber das Gesetz war zu ohnmächtig um den Richter zu richten. Welcker, Wilhelm Schulz schrieben gegen Georgi, eine ganze Literatur war unfähig in Hessen-Darmstadt unschuldig vergossenes Blut zu sühnen. Gagern erst hatte den so lange Unantastbaren getroffen. Das Duell unterblieb. Gagern stellte Gegenbedingungen wie sie Usus und Ehre forderten. Damit schien das tigerhafte Gelüst des Gegners nicht zufriedengestellt und Georgi konnte dem Polizeistaate den Dienst nicht leisten, einen Mann wie Gagern fortzuschaffen.

Es sind andere Zeiten über Hessen-Darmstadt, über Deutschland heraufgezogen. Gagern ward im Sturm der Bewegungen als der Tell erkannt der am besten das Steuer führte. Er ward in Rheinhessen Minister; der junge Regent des Landes ward sein Freund. Aber zu Höherem berufen, legte er sein Heft in der Heimath nieder und steht in Frankfurt als Deutschlands zukünftiger Reichskanzler da.

Soll ich sein Äußeres bezeichnen. Das Bild gibt die oft besprochene buschige Braue, hinter der ein kraftvoll starkes, und doch mild gewinnendes Auge blitzt und leuchtet. Mit der imponirenden Kraft gesellt sich wie in seinem Wesen, sowie seiner Erscheinung die warme trauliche herzenbewegende Gewalt des Mannes. In seiner Haltung liegt ein Adel der Gewohnheit und Sitte, aber mehr als das, ein Adel des Gemüthes. Seine Rede wirkt wohlthuend indem er aufregt, er begeistert indem er Beweise führt, er gewinnt selbst wenn er widerlegt. Sein Rechtskunde eröffnet ihm die Bahn wenn er im Parlamente spricht, die biedermännische Kraft und Fülle erwirbt ihm das Vertrauen, der Schwung seiner Begeisterung bei soviel Ehrlichkeit der Gesinnung führt zu Triumphen wie nur Gagern sie in der Paulskirche feiert.

Literatur und Kunst.

— Eine neue Ergänzung zur neunten Auflage des Brockhaus'schen Conversationslexikons tritt unter dem Titel: Die Gegenwart (Leipzig, F. A. Brockhaus) ins Leben. Zwei Hefte liegen uns bereits vor. Dies Werk will die Ergebnisse der jüngsten Zeitstimme Europa's übersichtlich und im geschichtlichen Zusammenhange feststellen. Wer den Ereignissen nicht gefolgt ist, kann sie hier in geordneten Massen und in ihrer Genesis getreu in's Auge fassen; wer sich ihnen mit der Leidenschaft die der Tag brachte, hingab, wird sie hier in ihren Ursachen und Folgen begreifen lernen. Im Vorworte spricht sich der Standpunkt der Herausgeber eben so klar als mit warmer Theilnahme aus. Das erste Heft wird, wie billig, mit einer umfassenden Darstellung der französischen Februarereignisse dieses Jahres eröffnet. Dies

sem Artikel folgt ein Blick auf das deutsche Volk in seiner Verbreitung über die Erde. Die socialen Bewegungen der Gegenwart werden sodann einleitungsweise besprochen; die großen Fragen der Gesellschaftswelt finden dann später mit Bezug der drei europäischen Hauptvölker ihre Erledigung. Das Planetensystem der Sonne wird nach den neuesten Entdeckungen vorgeführt. Die preußischen Ostseeprovinzen und ihre Weltstellung schließen das zweite Heft ab und erhalten im nächsten ihre vollständige Erledigung. Wir kommen einzeln auf die einzelnen Artikel zurück.

— Der von Nieritz herausgegebene Sächsische Volkskalender für 1849 (Leipzig. Georg Wigand, ⅓ Thlr.) bringt wieder einen frischen Bilderschatz von 3 Kupferstichen und 20 Holzschnitten; unter jenen Bendemann's Frescobild im Dresdner Thronsaal: die vier Stände die sich mit dem Spruche: Durch Einigkeit stark! die Hände reichen. Unter den Holzschnitten ist eine reiche Auswahl humoristischer Scenen aus dem Volksleben der Gegenwart. Unter den Erzählungen: vom Herausgeber ein ergötzliches Bild aus dem Leben und Treiben der Puppenspieler und Quacksalber aus dem vorigen Jahrhundert. Venedey's Novelle: der taubstumme Mörder, ist eine glückliche Apologie auf das Geschworenengericht; der Scharfrichterknecht, erzählt von G. Sand, ist ebenfalls von kriminalistischem Interesse. Hermann Kurtz liefert eine ganze Reihe kleiner pikanter Skizzen aus dem Volksleben, E. Pelz Miscellen aus der Industrie, Mises „der sinnreiche Poet und humoristische Philosoph (Prof. Fechner) gibt Räthsel und Charaden, Karl Simrock eine Anzahl kleiner deutscher Sagen und Mährchen. Von Letzterem finden wir auch eine Nachlese zur Sammlung deutscher Sprichwörter. Folgende unter den hier gebotenen waren uns neu; wir theilen einige der treffendsten von diesen Sinnsprüchen mit:

> Wer wohl thut ist wohlgeboren,
> Ohne Tugend ist der Adel verloren.

Advokaten reden ein Loch durch einen Brief, daran sieben Siegel hangen.

Wer bleibt, dem darf man den Rock nicht zerreißen.

> Wenn Bauern anfangen zu wüthen,
> So hilft an ihnen kein Güten.

Jedem das Seine sagte der Bauer; da aß er dem Kinde seinen Brei auf.

Man muß sich nicht ausziehen als bis man zu Bette geht.

Deutschland ist ein schöner weiblicher Hengst, der Futter und Alles genug hat, und fehlt ihm nur an einem guten Reiter.

Es kaufe keiner einen Vogel, er wisse denn einen Bauer, darein er ihn setze.

— Vor einigen Wochen stellten wir in unsrem Blatte übersichtlich die Leistungen der deutschen Theater zusammen. Wir rühmten unter anderem die Thätigkeit des Hamburger Stadttheaters in Vorführung dramatischer Neuigkeiten, nannten es freilich ein verzweifeltes Mittel so spät erst der Literatur ihr Recht zu geben, nachdem man so lange ihr gegenüber eine Sonderstellung behauptet ohne sich die Aufgabe zu machen, Literatur und Publikum zu vermitteln. Jetzt kann die Literatur für die Bühnen die sich gegen sie gesperrt, wenig mehr thun. Die Hamburger Bühne brachte: Gustav den Dritten von Schloenbach, Shakspeare von Beas, Raffael Sanzio von Wollheim. Wir bedauerten daß die Hamburger Bühne endlich erst in Zeiten der Noth und der beseitigten Theaterinteressen diese rege Thätigkeit entwickelt. — Ein Hamburger Theaterfreund hat uns das übel gedeutet. In einem Briefe rügt er wenigstens daß wir Wollheim's Raffael Sanzio zu den verzweifelten Mitteln gezählt; dies Stück habe einen enthusiastischen Beifall gefunden und werde nächstens auch in Wien erscheinen. Wir kennen das Stück nicht und es lag eben so wenig in unserer Absicht ihm den Weg zu weiteren Erfolgen zu versperren.

— Ein Richter-Album, veranstaltet von Georg Wigand und gedruckt bei Breitkopf und Härtel in Leipzig, bringt uns eine Auswahl des Besten was nach Ludwig Richters Zeichnungen in Holzschnitten erschienen ist. Der Dresdner Künstler arbeitete seit Jahren an verschiedenen Unternehmungen, er zerstreute seine Kraft. Sein Ideenreichthum scheint unerschöpflich, aber seine lustigen Eingebungen flattern in vielen tausend Blättchen im Volke umher ohne daß man, wie bei Liedern die Eigenthum Aller geworden sind, seinen Namen kennt oder beachtet. Die Illustrirte Zeitung für die Jugend, ein illustrirtes Vater Unser, die Ammenuhr, Musäus' Volksmährchen, Hofrath Keil's Mährchenbuch, Wander's Fabeln, Studentenlieder und viele andere Gaben für die Jugend und für's Volk brachten Holzschnitte nach Richter's Zeichnungen. G. Wigand hat jetzt das Gelungenste zu einem Album zusammengestellt; die verschiedenen Verleger jener Werke steuerten willig bei, dem Künstler zur Sammlung seiner Gestaltungen, zu diesem „Richter-Album" zu verhelfen.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr.	Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet.	№ 13. 15. Juli.

Der Pirat und die Amazone.

Eine Scene auf offener See, von **Friedrich Gerstäcker***).

„Kapitän, sagte der Steuermann, als er an die Larbordseite des Schiffes nicht weit von den, am Steuerrad stehenden Matrosen trat, — dort ist jener Schooner wieder der uns schon früher eine Zeit lang gefolgt ist!"

„Johnson, ich will Euch etwas sagen, lachte der Kapitän, indem er seine Hand dem Steuermann auf die Schulter legte, erzählt mir einmal aufrichtig, was Euch seit kurzer Zeit in den Kopf gestiegen ist. Ihr seid wie verwandelt, phantasirt in Einem fort von Schoonern und Seeräubern. Ihr träumt mit wachenden Augen, oder —"

„Sie haben recht, unterbrach ihn leise flüsternd der Steuermann. — Kapitän Barring, fuhr er dann ernst aber schnell fort, lassen Sie uns auf Vertheidigung denken! Jenes Fahrzeug ist der gefährlichste Piratenschooner der je diese Küsten bestrichen hat, und das will beim ewigen Gott viel sagen!"

„Ihr kennt ihn?" fragte der Kapitän überrascht, aber immer noch halb ungläubig.

„Ja, sagte der Steuermann zögernd — leider nur zu gut! Ich kenne jeden Lappen den er aufhat, jeden Block an seinem Bord, — es ist der „Skorpion."

„Aber Ihr erzähltet ja selbst daß Der von einem englischen Schiffe übersegelt sei!" erwiederte ihm mißtrauisch Jener.

„That ich das? sagte der Steuermann der kaum die Bemerkung zu hören schien, sondern jetzt mit der gespanntesten Aufmerksamkeit die Bewegungen des fremden Segels betrachtete, — ja ich erinnere mich, es wurde ein Schooner übersegelt; doch wie dem auch sei, Kapitän, der Name thut hier Nichts zur Sache; — das ist der Skorpion, und es leidet leider keinen Zweifel mehr: wir müssen uns rüsten!"

„Aber mit der Amazone nimmt es sonst wahrlich kein Fahrzeug so leicht auf!" meinte der Kapitän, dem es doch jetzt anfing ein wenig unheimlich zu werden; der Steuermann sprach gar zu ernst.

„Ich glaube selbst, antwortete dieser, daß es vor dem Wind eine lange Jagd werden müßte, und die Rettung bleibt immer noch; es kreuzen ja hier auch fortwährend englische Schiffe, in deren Schutz wir uns begeben könnten, bei dem Winde aber, wie wir jetzt liegen, hat er uns in vier Stunden, wenn es ja so lange dauert."

„Ihr waret an Bord?" fragte der Kapitän und sah seinen Steuermann scharf an.

„Gefangen —" erwiederte dieser, dem Blick begegnend.

„Und ihr Kapitän heißt?"

„Den Namen hörte ich nie, ich weiß nur —"

„Ruhig jetzt, Steuermann — die Damen kommen herauf, die dürfen wir um Gotteswillen nichts ahnen lassen, sonst ist der Teufel los. Trefft Ihr aber alle Vorbereitungen die Euch nöthig scheinen, ich will Euch den Obersteuermann gleich schicken. Thut jedoch Alles so ruhig und unbemerkt wie möglich — wenn Madame Wegmeier —"

*) Aus Fr. Gerstäcker's Reise um die Welt (Leipzig bei Georg Wigand). Von diesem Familienbuch das die beliebten, aber jetzt veralteten „Richter's Reisen zu Land und zu Wasser" ersetzen wird, sind bereits 6 Bände erschienen. (4 Thlr. 24 Gr.) Der Verfasser gedenkt, um sein Buch fertig zu machen, vorerst seinen Zug um die Welt von neuem wieder anzutreten. — Wir geben aus seinen Schilderungen eine der anziehendsten Scen[illegible]n Kampf eines listigen Kauffahrers mit einem S[illegible]f. Wir werden, falls wir eine Flotte herstelle[illegible] auf der See heimisch sein müssen. Und w[illegible] ju eben Cooper, Marryat und Sue unsere eigenen Darsteller nicht entbehren können. D. Herausg.

„Bester Herr Kapitän, sagte diese würdige Dame jetzt, die sich von ihrem Eheherrn unterstützt, die Kajütentreppe heraufbalancirte — was haben Sie denn schon wieder? Sie flüstern ja alle so miteinander; es ist doch nichts —"

„Nicht das Mindeste, unterbrach sie lachend Kapitän Barring — mehrere Seefahrer behaupten nur hier in der Nähe eine über die Oberfläche des Wassers vortagende Klippe entdeckt zu haben und wir können sie nun nicht finden."

„Hier? in welcher Nähe? fragte Herr Wegmeier, ich sehe ja gar Nichts. Was nennen Sie denn da „hier in der Nähe?"

„Ja, mein bester Herr Wegmeier, erwiederte ihm der Kapitän lächelnd, um Ihnen das auseinanderzusetzen, müßte ich mich erst auf eine weitläufige Erklärung von Vermessungen, Octanten und Quadranten" —

„Was sind denn Quadranten?" unterbrach ihn Herr Wegmeier.

„— Quadranten einlassen, fuhr der Kapitän fort, ohne die Unterbrechung weiter zu beachten, — und dazu haben wir jetzt wahrhaftig keine Zeit. Aber ich glaube der Steward rief zum Mittagessen; wollen Sie sich nicht hinunter bemühen?"

„O es ist erst halb Zwölf", bemerkte Herr Wegmeier, nach einer ungeheueren Taschenuhr sehend, die er mit gewaltiger Anstrengung aus der Westentasche herausarbeitete.

„Wie wär's, Kapitän, wenn wir ein Bischen mehr abfielen?" meinte der Steuermann der jetzt zu diesem trat.

„Nachher müssen wir aber dem Winde gerade in die Zähne hineinsegeln!"

„Es wird das Einzige sein was uns zu thun übrig bleibt, erwiederte jener achselzuckend — nehmen Sie das Glas und überzeugen Sie sich."

„Was haben Sie denn? Gibts wieder was Gefährliches?" fuhr Madame erschreckt auf.

„Nichts, gar nichts! rief jetzt auch der Kapitän ungeduldig. Ich muß Sie ohnedies wirklich ersuchen, beste Madame, ein wenig in die Kajüte zu gehen; wir werden gleich wenden, und da möchten Sie, — möchten vielleicht von den Tauen beschädigt werden."

„Komm, Edelgunde, sagte Herr Wegmeier, der den Wink verstand, wir wollen hinuntergehen; Herr Kaffalt hat uns ja so noch nicht einmal die Geschichte von gestern Abend auserzählt."

Edelgunde Wegmeier hätte nun zwar so gern vorher erfahren um was es sich eigentlich handele, da sie aber nach der Richtung wohinaus jene so eifrig blickten, auch nicht das Geringste erkennen konnte, als ein Paar ungewöhnlich helle Wolken, die in eigener Formation am Himmel standen und langsam und schwerfällig seitab glitten, so beruhigte sie sich endlich damit daß diese es aller Wahrscheinlichkeit nach sein die von den Seeleuten so genau beobachtet wurden, und da der Himmel sonst ziemlich blau, ein Sturm also auch, ihrer Meinung nach, nicht zu fürchten war, so stieg sie, von ihrem Eheherrn gern und willig gefolgt, wieder in die stille Tiefe der Kajüte hinab.

„Nun, der Wind wird besser? sagte der Rittmeister, der in diesem Augenblick von Günther begleitet auf dem Verdeck erschien, ich sehe, Sie brassen an, das ist prächtig; ich hatte mich schon darauf gefaßt gemacht auf dieser Tour mit widrigem Wind kämpfen zu müssen."

„Der Wind ist schlechter geworden," meinte der Kapitän, indem er sich halb abwandte und einen scheuen Seitenblick nach dem Schooner hinüberwarf, dessen Segel jetzt deutlich in der auf sie scheinenden Sonne sichtbar wurden.

„Schlechter geworden? aber wie ist denn das möglich? fragte Jener erstaunt, die Segel stehen ja besser."

„Trotz dem!"

„So steuern Sie einen andern Cours? und weshalb?"

„Ach bester Herr Kapitän, sagte Madame Wegmeier, deren Kopf in diesem Augenblick wieder über der Kajütentreppe erschien, wollten Sie wohl einmal einen Augenblick herunterkommen, ich muß mich hier bitter über 'was beklagen."

„Ja wohl Madame, sagte der Kapitän, in der Minute! — Bitte, lieber Rittmeister, lassen Sie sich das Ganze von dem Steuermann erzählen — die Frau bringt mich noch um! — Ich muß nur hinuntergehen, sonst haben wir keine Ruhe vor ihr!"

Er sprang schnell die Treppe hinab, und der Rittmeister ging indessen mit dem Untersteuermann ein Paar Minuten auf dem Deck auf und ab, dann blieb der Erstere plötzlich stehen und sagte, während er die Augen fest auf den immer deutlicher werdenden Schooner gerichtet hielt:

„Was für Waffen haben wir an Bord?"

„An Geschütz wenig Erhebliches, meinte der Steuermann, zwei Sechspfünder, die aber wohl schlechte Dienste, außer in großer Nähe, leisten würden; sonst Nichts als was die Passagiere und der Kapitän zufällig bei sich führen. Ich selbst bin vielleicht am besten versehen, und könnte noch einigen Andern aushelfen. Aber, bester Herr Rittmeister, — wenn's erst einmal so weit

kommt, dann fürchte ich das Schlimmste. Es ist eine verzweifelte Mannschaft dort an Bord und an Erbarmen brauchen wir nicht zu denken. Sie dürfen schon kein Erbarmen haben; ihre eigene Sicherheit fordert das."

„Aber was ist denn Ihr Rath?"

„Abfallen — noch mehr abfallen! Die Amazone ist ein wackeres Boot, sie soll sich nicht leicht von einem andern übersegeln lassen."

„Aber wir wollen in Sierra Leone landen, und wird sich jener — Pirat, wenn es denn doch einmal so sein muß, mit einem Paar Stunden Jagd begnügen? Wer weiß wo er uns hintreibt, so daß wir nachher wochen-, monatelang gegen Winde und Strömungen anzukämpfen haben, um das wieder einzubringen was wir dadurch verlieren würden."

„Wahr — wahr, und doch immer noch das Beste! sagte der Steuermann, auf's neue den Schooner durch das Glas beobachtend. Er gewinnt fabelhaft schnell an uns; bei dem Wind segelt der Skorpion jedes andere Schiff todt; ich wußte das vorher."

„So erklären Sie mir aber nur —"

„Später, lieber Herr Rittmeister, später Alles. Jetzt gilt es handeln; jede Minute ist kostbar."

(Fortsetzung folgt.)

Zur deutschen Sprache.

— In Heidelberg, hören wir, besteht jetzt ein Verein „für deutsche Reinsprache", wie er sich nennt. — Die Sprachmengerei unter uns ist allerdings noch immer sehr stark. Diejenigen unter den Deutschen die keine Deutschen sein wollen, die Schweizer, haben die besten Deutschwörter wo wir noch ausländern. Die Schweizer sagen Auszug für Contingent, Landjäger für Gendarmen; sie gebrauchen sogar die bei uns verschollenen Monatsnamen Hornung, Brachmonat, Heumonat, Weinmonat, Erntemonat. Hätten wir in Deutschland einen Sonderbund: wir machten gewiß eine Separatallianz daraus. Ein Frankfurter Briefsteller der Deutschen Zeitung machte vor langer Zeit aufmerksam daß die freien Städte die meisten Deutschwörter beibehalten haben, während unsere Monarchien groß und klein in Sitte und Sprache dem Franzosenthum verfielen. So gibt es in Frankfurt ein Recheneiamt, Gegenschreiber, Amtsstuben, wo in Sachsen: Calculatoren, Controleurs, Büreaux. Dagegen hat man doch in Frankfurt Senioren wo man in Berlin Älteste der Kaufmannschaft hat. Für Cabinetsordre mag Preußen nicht gern Befehl sagen, obschon in Berlin zur Tafel wie zur Audienz befohlen wird. Der preußische Orden pour le mérite konnte sich nie in einen Verdienstorden verwandeln, obschon doch Weimar seinen Orden de la vigilance, Baden den de la fidélité, Kurhessen den de la vertu militaire in Orden der Wachsamkeit, der Treue und des Kriegsverdienstes übersetzten. Im militärischen Brauche herrscht noch die meiste sprachliche Barbarei unter uns. Nach den Befreiungskriegen las man im Frankfurter Staatskalender von Bannern, Fähnlein, Rottmeistern, jetzt nur wieder von Regimentern, Compagnien, Corporalen. Für das erbärmliche Wort Lieutenant hat die sächsische Bürgerwehr, die sich freilich Communalgarde nennt, das Wort Zugführer, sowie sie auch Rottmeister sagt. In Baiern sollen jetzt die Epauletts Achselbänder heißen; aber die Chevaurlegers sind dort noch immer keine leichte Reiterei. — Für Chaussée wird hier und da gesagt Hochstraße. Für Gasthäuser, die sich am Rheine Höfe nennen, sagt man im Norden und Osten Deutschlands noch immer Hotels; besonders in Leipzig statt Baierischer Hof, Polnischer Hof: Hôtel de Bavière, Hôtel de Pologne.

Zur Chronik der Gegenwart.

— Am 11. Juli zwischen 6 und 7 Uhr Abends hielt der Reichsverweser seinen Einzug in der alten Krönungsstadt unserer Kaiser. Frankfurt faßte in diesem Sinne die Erscheinung des Erzherzogs in seinen Mauern. Die Küferinnung, unter anderem, überreichte ihm auf der Allerheiligengasse alter Sitte gemäß den Ehrentrunk in einem silbernen Becher mit den ausdrücklichen Worten, es sei derselbe Pokal aus welchem des Reichsverwesers Vater, Kaiser Leopold II., und des Reichsverwesers Bruder, Franz II., den Willkommentrunk gethan. (Man erinnerte sich daß just vor 42 Jahren Kaiser Franz nach Stiftung des Rheinbundes abdankte.) Erzherzog Johann leerte den Becher auf Frankfurts, auf Deutschlands Wohl. Im schwarzen Frack, ein dreifarbig Band im Knopfloch, erschien er am 12. Vormittags 11 Uhr in der Paulskirche und gab auf Gagerns Anrede die Entschließung kund, ganz und ungetheilt sich seinem hohen Amte zu widmen. (Östreich wird ihn seiner bisherigen Stellung dort und der Function zur Eröffnung des Wiener Reichstags entheben.) Zu Gagern sagte der Erzherzog in der Paulskirche noch besonders, ihm die Hand drückend: Ich habe das Amt übernommen, und will ihm ganz angehören; diesen Händedruck der ganzen Nation! — Auf dem Balkon vor dem Volke am Abend zuvor hatte er, umgeben von dem Ausschuß der Abgeordneten, das Wort gesprochen: Unter Leitung dieser meiner Brüder will ich zum Besten Deutschlands

das hohe Amt verwalten! — Nun bin ich ganz der Eurige! hatte er gesagt, als er die Abgesandten der Versammlung bei der Bewillkommnung um sich sah und traulich in ihre Mitte trat. — Von seiner Reise verdient noch ein Zug aus Halle Erwähnung. Ein Privatmann, Lithograph Stein, war an den Wagen getreten und hatte die Frage an ihn gerichtet, ob er die Reichsverweserschaft mit oder ohne Verantwortlichkeit übernommen. Ruhig und fest erwiederte Johann von Östreich, es sei ungegründet daß er die Verantworlichkeit zur Bedingung gemacht; übrigens stehe ja auch er unter dem Gesetz und werde nach dem Willen der Nationalversammlung handeln. — Die erste Regierungshandlung war die Auflösung des Bundestages, zu welchem Behufe der Reichsverweser ebenfalls zu Fuße, schlicht im schwarzen Frack, sich nach der Eschenheimergasse in das Bundespalais begab. Es war Punkt 12 Uhr Mittags den 12. Juli als der Bundestag den Reichsverweser begrüßend seine Endschaft selbst verkündete und an die provisorische Centralgewalt seine bisherigen, schlecht genug vollzogenen Functionen förmlich überwies. Seine 71ste Sitzung war seine letzte.

— Gagern scheint entschlossen zu sein, nicht in das Reichsministerium zu treten. Man meldet aus Frankfurt nach Leipzig folgende Ministerliste, welche wahrscheinlich auf den ausdrücklichen Wunsch des Reichsverwesers demselben in Vorschlag gebracht werden soll: Camphausen als Präsident und als Minister des Auswärtigen, v. Schmerling aus Östreich für das Innere, v. Schreckenstein für den Krieg; für die Finanzen (und für die Justiz?) v. Molitor aus Baiern, für den Handel (und die Marine?) Duckwitz aus Bremen.

— Die Demokraten in Wien bestehen auf: directe Wahlen ohne Census, keine Kammer von Privilegirten, Absetzung des Grafen Leo Thun in Prag, und binnen achtundvierzig Stunden ein Programm der künftigen ministeriellen Farbe. Einer der Redner in der Aula sagte kürzlich: Unser Ministerium ist reactionär wenn es die Bajonette des Militärs hinter sich hat, liberal wenn ihm die Bajonette der Nationalgarde entgegenstarren; es erklärt Alles und Jedes für provisorisch was von der öffentlichen Meinung und vom Volkswillen verworfen wird, Preßgesetz, Verfassungsurkunde, Geschäftsordnung für die gesetzgebende Nationalversammlung.

— In Östreich, sagt die Allg. Östr. Zeitung, ward das Volk gradezu nur vom Sturm der Zeit ergriffen; seine Bewegung stürzte die Träger des alten Systems, aber vermochte nicht es zu entwurzeln. Die Verwaltung Östreichs liegt durchaus noch in den Händen der Zöglinge aus der Schule Metternich's.

— Bei der ersten Vorbesprechung der Abgeordneten zur Wiener gesetzgebenden Nationalversammlung erhoben sich einige polnische, einige italienische Zungen. Man mußte ihnen dollmetschen; Dr. Kudler, der Alterspräsident, hielt eine Rede zur Feststellung der deutschen Sprache als Parlamentssprache. Dr. Mannheimer, jüdischer Prediger, übernahm nur auf dringliche Bitten der Versammlung, namentlich einiger katholischen Geistlichen, die Stelle eines Vicepräsidenten. Die Versammlung war nicht beschlußfähig; von den 383 Abgeordneten war nicht die nöthige Mehrheit von 192, sondern nur eine Anzahl von 190 gegenwärtig. Man beschloß die Formen streng festzuhalten.

— Hr. v. Kamptz in Berlin hat den Nachweis geliefert daß er die Honorare die er für wissenschaftliche Arbeiten vom Staate in Empfang genommen, nie für sich behalten habe. Für die Redaction der 65 Bände Jahrbücher für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft bezog er von 1812—1845 ein Honorar von 40,000 Thlr. das er ganz und gar an die Wittwenkasse der Rechtsbeamten ablieferte.

— Mit der ganzen Schärfe seiner Ein- und Umsicht verbreitete sich Hansemann in der Berliner Versammlung über den Stand der preußischen Finanzen. Aus seinen Nachweisungen ergab sich daß die Staatsschuld, die sich 1820 auf 206 Mill. belief, in 17 Jahren um 81 Mill. verringert wurde, zu Anfang 1847 nur noch 126 Mill. betrug. Kein Staat in Europa von größrer Bedeutung, welche Staatsform er auch gehabt, sagte Hansemann, habe in dieser Beziehung besser Haus gehalten als der preußische. Die alte Zeit der Verwaltung habe jedenfalls gut gewirthschaftet, wenn man auch nicht alle ihre Grundsätze zu billigen vermöge. Aber sie habe uns die Mittel überliefert, um durch die schwere Zeit in der wir uns befänden, ruhmvoll hindurchzukommen. Wir dürften das Vertrauen zu dem Genius unsres Volks haben daß wir auch die Schwierigkeit der jetzigen Lage überwinden würden, und daß Preußen, ausgestattet mit so vielen Hülfsmitteln, nicht untergehen, sondern ein glanzvoller Punkt in der deutschen Freiheit bleiben werde.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr.	Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet.	№ 14. 17. Juli.

Der Pirat und die Amazone.

Eine Scene auf offener See, von **Friedrich Gerstäcker.**

(Fortsetzung.)

„Und was wollen Sie thun?“ fragte der Rittmeister.

„Was kann ich thun! Wäre ich Kapitän dieses Schiffes, ich setzte alle Leesegel bei und schlüge gerade Richtung nach dem Südpole ein, selbst wenn ich mir mit dem Bugspriet eine Bahn durch die Eisberge jener Regionen brechen müßte, nur um dem Skorpion nicht in die Hände zu fallen. Jetzt kann ich nichts weiter thun als das Schiff in Vertheidigungszustand setzen, und das ist wahrhaftig wenig genug. Entweder bohren sie uns aus der Entfernung mit ihrem langen Tom*) in den Grund, oder sie entern und dann — gute Nacht! Der Skorpion hat fünfundsechzig Männer an Bord, denen das Mittagessen nicht schmeckt, wenn sie nicht vorher Blut gesehen. Sie können sich denken welche Hoffnungen wir dabei mit unserer geringen, und noch dazu schlecht bewaffneten Mannschaft haben.“

„Hallo, Sir! erwiederte ihm der alte Soldat, so gefährlich ist's auch noch nicht! Die hohen Seiten unseres Schiffs geben uns den Vortheil den eine Festung gegen angreifende Feinde gewährt; sie müssen doch heraufklettern, wenn sie zu uns wollen, und da werden genug von unsern Burschen bei der Hand sein sie immer ein wenig auf die Köpfe zu klopfen.“

„Sie haben wohl noch nie einem Seegefecht beigewohnt?“ fragte der Steuermann.

„Nie, antwortete der Rittmeister, das soll mich aber nicht hindern, wacker mit zuzuschlagen.“

„Dann wissen Sie auch nicht daß ein solcher Pirat klug genug ist die Köpfe seiner Leute nie einer solchen Gefahr preiszugeben. Ist sein Schooner nahe genug an das Schiff herangekommen, so trägt er die halbe Mannschaft oben im Takelwerk, und kaum berührt dies die Wanten und Raaen des zur Beute ausersehenen Fahrzeugs als sich auch die wilden Freibeuter, mit dem Cutlassen*) zwischen den Zähnen, in die Taue desselben hineinwerfen, und nun von allen Seiten, von oben, von unten, von da, von dort, auf die erschreckte und überraschte Mannschaft einströmen, die gewöhnlich, wenn auch Einzelne den Kopf nicht verlieren und sich zur Wehr stellen, niedergehauen oder übermannt ist, ehe die Hälfte eigentlich recht begriffen hat was vorging. Gnade dann Gott den Unglücklichen! Auf Erbarmen dürfen sie nicht hoffen, denn jeder Überlebende könnte nur später als Zeuge gegen die Räuber auftreten. Ja daß das Schiff gar nichts bei sich führt was die Raubluft reizen könnte, ist vielleicht noch schlimmer für die Unglücklichen, denn dadurch erbittert, üben sie desto weniger Erbarmen aus. Ich weiß dagegen daß sie einst bei einer unerwartet reichen Prise der Mannschaft das Leben geschenkt haben.“

„Sie wissen das?“ fragte der Rittmeister erstaunt.

„Nun ja, erwiederte der Steuermann, während er schnell das Glas wieder an's Auge hob, und sich gegen den verdächtigen Schooner wendete. — Die Sache kam später in Westindien vor Gericht — fuhr er nach kurzer Pause fort — und dort wurde der ganze Zusammenhang bekannt.“

„Mein Bruder, den ich jetzt besuche, sagte der Rittmeister, war auf jenem Schiff — er schrieb mir damals genau die einzelnen Umstände und schwor, er und

*) Langer Tom wird gewöhnlich das mitten auf dem Deck auf einem Dreher befestigte lange Geschützstück genannt, das nach allen Seiten gerichtet werden kann und die Kugel ungemein weit trägt. Jeder Pirat führt eine solche Swivel, wie sie auch heißt.

*) Ein breiter kurzer Schiffssäbel.

die sämmtliche Mannschaft des Kauffahrers hätten ihr Leben nur dem Kapitän des Piratenschiffs zu verdanken gehabt. Das war doch nicht jener Schooner?"

Der Steuermann schwieg und setzte seine Beobachtung fort. In diesem Augenblick trat der Obersteuermann zu ihnen, der von dem Kapitän schon über das unterrichtet was sie zu befürchten hätten, zwar immer noch nicht recht an das Dasein eines Piraten glauben wollte, aber doch auch wieder keinen bestimmten Grund für seine Zweifel angeben konnte. Er ertheilte also schnell die nöthigen Befehle, die zwei Geschützstücke „klar zu machen", das heißt von dem Tauwerk und dem übrigen was auf ihnen lag zu befreien. Sie waren überhaupt eigentlich mehr zu Nothschüssen, wenn dieser Fall wirklich einmal eintreten sollte, als zum Kriegsgebrauch mitgenommen worden. Pulver und Kugeln wurden dann ebenfalls herbeigeschafft, und der englische Matrose der sich auf dem Schiff befand, meinte lachend in seinem gebrochenen Deutsch, „jetzt sollten's die Lumpe einmal probiren zu entern; mit den Stücken, richtig mit Kartätschen geladen, könnte man Larbord und Starbordseite reinfegen, und dann gedächte die Mannschaft auch noch ein Wort drein zu reden — und wenn's nur mit Handspeichen wäre!"

„An das habe ich auch schon gedacht, Tom! sagte Johnson, es wird vielleicht unsere letzte Zuflucht bleiben; aber lieber sterben, als lebendig in Jener Hände fallen!"

„Höre, Jakob, sagte Bleede zu seinem Nachbar, einem kräftigen breitschultrigen Hamburger der sich eben unter den Handspeichen die schwerste aussuchte, und ziemlich gleichgültig zu sein schien, wann die Sache losginge, so er nur eine Hand dabei mit im Spiele hätte, — höre! unser Steuermann kommt mir ganz wunderlich vor. Erstlich erkennt er ein Fahrzeug von dem wir kaum die obersten Stengen sehen konnten, augenblicklich, und weiß sogar wie es heißt, und dann ist er mit Allem was dazu gehört so genau bekannt! Jakob, die Sache kommt mir verdächtig vor; der Mann ist mir unheimlich. Man sagt daß alle fünfhundert Jahr" —

„Verdächtig? unterbrach ihn der Hamburger. Was ist denn da weiter Verdächtiges, thut er nicht Alles was er kann, von dem Schooner fortzukommen? Darin liegt nichts Verdächtiges; es ist ja auch leicht möglich daß er einmal eine sehr unfreiwillige Bekanntschaft mit dem Burschen dahinten gemacht, die wir vielleicht in dieser Nacht oder morgen früh ebenfalls machen. Laß Dir deshalb keine grauen Haare wachsen!"

Bleede schüttelte sehr bedenklich mit dem Kopf, folgte aber deshalb nicht minder schnell dem Ruf des Obersteuermanns, der die Leute alle zusammenrief, sie mit der nahenden und so unerwarteten Gefahr bekannt zu machen, und aufzufordern sich wacker und brav zu benehmen, da sie ja überdies auch fast alle wüßten was ihnen drohe, wenn sie in die Hände solcher unbarmherzigen Hallunken fielen. Die Mannschaft antwortete rasch und freudig daß der Kapitän seine Freude an ihnen erleben solle; sie wollten dem schwarzflaggigen Burschen schon zeigen mit wem er es zu thun habe, und Alles ging dann noch einmal so freudig an die Arbeit, die nöthigen Vorbereitungen zu treffen und an Waffen zu mustern, was überhaupt herbeizuschaffen war.

Indessen rückte der Abend heran und ein kleiner Gewitterschauer der eine ganze Wolke auf das Verdeck ausschüttete, hatte sämmtliche Passagiere in die Kajüte hinunter getrieben, wo Herr Raffalt, ebenfalls mit der Gefahr bekannt gemacht, von dem Kapitän dringend ersucht ward Alles aufzubieten was in seinen Kräften stünde, die Damen durch seine Erzählungen zu unterhalten und zu beschäftigen, damit diese nicht etwa eine Ahnung von dem bekämen was im Werke sei; der Frieden und die Ruhe sämmtlicher Mannschaft wäre sonst rettungslos untergraben gewesen. Jener versprach das auch und der Rittmeister sowohl wie Günther, nachdem ersterer seine Waffen vorgeholt und auch Günther mit einer Doppelflinte und Munition versehen hatte, gingen ebenfalls hinunter, um jeden Verdacht der edlen Braunschweiger zu beseitigen.

„Kapitän, sagte der Steuermann, als die drei Officiere des Schiffs neben dem Steuerrad standen und die Annäherung des Schooners beobachteten, dessen Rumpf sie jetzt schon erkennen konnten. Kapitän, jenes Segel gewinnt mit jeder Stunde mehr Bahn! Auf diese Art ist es nicht möglich daß wir ihm entgehen. Entweder müssen wir ganz abfallen und vor dem Winde zu entkommen suchen — und dann bleibt es noch zweifelhaft ob der Skorpion nicht dennoch —"

„Ihr kennt das Boot?" fragte der Obersteuermann verwundert. — Der Steuermann nickte einfach mit dem Kopf und fuhr dann fort: —

— „Oder wir fallen blos jetzt ab, bis es dunkel wird und suchen dann, wenn uns die Nacht ihm verbirgt, dem Winde gerade in die Zähne zu steuern. Entgehen wir dann seinem Scharfblick, was allerdings schwer fallen wird, dann sind wir gerettet. Er segelt in der Nacht an uns vorbei, und während wir in einem rechten Winkel von einander abschießen, muß bis mor-

gen früh die Entfernung so beträchtlich sein daß er, sollte er dann wirklich seinen Irrthum merken, doch keine Hoffnung hat uns wieder einzuholen."

Der Plan war trefflich, und wurde augenblicklich vom Obersteuermann sowohl wie vom Kapitän gebilligt. — Die Amazone fiel noch mehrere Striche vom Winde ab und zwar so, daß Leesegel gesetzt werden konnten, was denn auch augenblicklich geschah. Diese List schien übrigens vollständig zu glücken, denn durch ihre Fernröhre bemerkten sie, wie sie, ehe es vollkommen dunkel geworden war, bedeutend in der Entfernung gewonnen hätten. Der Schooner veränderte seinen Lauf aber trotzdem nicht, und blieb auf dem vorhergenommenen Gang; was den Kapitän in einer Hinsicht beunruhigte, denn er mußte fürchten ihm gerade vor den Bug zu laufen wenn er später bei dem Wind wieder der Küste zusegeln wollte; auf der anderen Seite schöpfte er jedoch auch wieder neue Hoffnung daß sich der Steuermann dennoch in dem Fahrzeug geirrt haben könne, und dieses vielleicht nur ein friedlicher Sklavenhändler sei, der ebensogern vermiede einem andern Schiff in die Bahn zu laufen, als sie jetzt Willens waren von ihm fortzukommen. Der Steuermann schüttelte zu dieser Bemerkung den Kopf, und sagte nur, er wolle wünschen daß er sich geirrt habe, glaube es aber nicht. —

(Fortsetzung folgt.)

Briefwechsel.

Berlin, d. 11. Juli.

[Der Berliner Wirrwar.]

✱ Die hiesigen Zustände erscheinen noch fortwährend sehr unheimlich. Das ist nicht zu verwundern, — denn sie erschienen schon seit langer Zeit dem Fremden dort stets sehr unerquicklich. Berlin war unter den andern Hauptstädten eine Parvenüstadt, und als solche nicht nur von den andern Preußen, sondern auch von Fremden wenig geliebt, da hier der Sitz der preußischen Wichtigthuerei, Großthuerei und des Militärstolzes war. Hier war stets der größte Hochmuth mit der größten Kriecherei gepaart. Wer früher die Berliner darauf aufmerksam machte, dem ward entgegnet: man liebt uns nicht, weil man uns beneidet, da man wohl einsieht daß wir auf der Spitze der Civilisation stehen! — Hochmuth kommt vor dem Fall; darum mußte es so kommen! Wer noch vor einem halben Jahre hier gesagt hätte: ein Kaufmann werde Minister werden, den hätte man als Demagogen verfolgt, oder als Verrückten ausgelacht. Jetzt trauerten sogar die Aristokraten darüber daß Camphausen nicht länger Minister bleiben wollte! Daher kommt es daß man sich in den neuen Zustand der Dinge auch gar nicht finden kann. Daher die Meisten welche sonst Alles gründlich zu erwägen pflegten, und sorgsam alle Verhältnisse beachteten, jetzt, wo es rasch zu handeln gilt, den Kopf sogleich verloren haben, und Andere die rasch handeln sollten, jetzt über Principienfragen nicht fortkommen, und Fragen stellen, wie sonst die unentschlossenen Gerichtscollegien an den Justizminister lächerliche Anfragen stellten, und dann über die gegebenen Antworten klügelten. Daher jetzt die unzähligen Inconsequenzen in beiden Beziehungen.

Derselbe Oberpolizeimeister welcher einige Wochen vor der Berliner Katastrophe einer Gräfin den Aufenthalt in Berlin verweigerte, weil sie in schlechtem Rufe — ein sehr relativer Begriff! — stehe; derselbe läßt ganz sorglos das Zeughaus mit den ruhmwürdigsten historischen Erinnerungen plündern! Damals fand die Frömmigkeit des Hofes anstößig daß eine schöne Gräfin in derselben Stadt gefiel, deren Schwester zu der exclusiven Gesellschaft gehörte; ein Beamter gab sich dazu her, was dem moralischen Gefühl hätte überlassen werden müssen. Jetzt sieht er den Pöbel das Eigenthum auf eine freche Weise plündern; er dessen Beruf ihn bei jeder kleinen Feuersbrunst nöthigte zu Pferde an Ort und Stelle zu erscheinen, läßt sich nicht sehen, als der Pöbel zusammenläuft, und erwägt von wem der Befehl ausgehen müsse, ob der Befehl befolgt werde, ob er gutgeheißen werde; er hält sich zurück und der Frevel wird verübt. Er mußte anwesend sein, mußte, wenn kein anderer Befehlshaber anwesend war, jeden wohlmeinenden Bürger auffordern zum Schutze des Eigenthums sich den Plünderern entgegenzuwerfen, und wenn er schwach unterstützt worden wäre, nur über seine Leiche den Eintritt in das Zeughaus gestatten. Wäre er dort todt geblieben, so hätte er den Bürgermuth bewiesen den eine so große Zeit erfordert, den jetzt in Paris viele Abgeordnete der Nationalversammlung bewiesen haben. Wenn ein Mann der dazu erzogen worden ein solches Beispiel zu geben, der hohe Ehrenbezeugungen für frühere Dienste erhalten hat, — wenn ein solcher Mann — **nichts thut**: ist es dann zu verwundern wenn die preußischen Abgeordneten ganz ruhig zusahen, statt sich dem Pöbel entgegenzusetzen? Doch wenn man auch an diese nicht eine solche Anforderung machen will, wo blieben die Männer welche sonst so viel Einfluß auf die Masse haben? Wo blieben die Herren **Held** und Genossen? Warum eilten sie nicht herbel zum Schutz des Eigenthums? Warum hielten sie nicht ihre begeisternden Reden zur Einführung der Ordnung? Es läßt sich denken daß sie als Ehrenmänner gewiß Gesetz und Ordnung wollen? Warum schwiegen sie damals? Es ist ein geringes Verdienst den großen Haufen durch Worte, die er gern hört, aufzureizen; aber ihn auf dem Wege des Gesetzes zu halten, dazu gehört ein O'Conell. Leider haben wir keinen solchen Volksmann; so wie auch die Nationalversammlung sich noch sehr unbeholfen benimmt. Statt Tag und Nacht daran zu arbeiten daß das Verfassungsgesetz sobald als möglich festgestellt und von dem Könige, den Prinzen und dem Heere beschworen werde, wird diese Versammlung durch unglaublich schülerhafte Anträge hingehalten, so daß es beinahe scheint als wolle man gar keine Verfassung; sondern einen Zustand wie in Paris, wo auf der Fahne die verschwiegene Inschrift stand: Plünderung und Rachsucht! Solchem Gebahren kommt die deutsche Gründlichkeit zu Hülfe welche Alles auf einmal recht vollkommen machen will, worüber wir zu gar nichts kommen. Man ersieht zugleich welch schlechtes Vertrauen die Abgeordneten in sich selbst

setzen. Ist eine Nationalversammlung einig daß sie constitutionell regiert sein will, so kann keine Macht der Erde ihr diese Constitution wieder nehmen. Wie viel Zeit hat die Frage gekostet, ob eine Adresse abgefaßt werden soll? ob eine Revolution stattgefunden? Der Eigensinn war so groß daß man sich lieber die Folgen derselben hätte nehmen lassen! Wenn man aber gar die Klage führt daß die Mehrheit tyrannisire! — so weiß man wahrlich nicht ob man träumt. Das souveräne Volk kann seinen Willen nur durch die Mehrheit äußern; wer sich dieser widersetzt, erkennt den Gesellschaftsvertrag nicht an, ist ein Landesverräther!

Zur Chronik der Gegenwart.

— Aus des Reichsverwesers erster Ansprache an die Nation heben wir folgende Stelle als die bezeichnendste hervor welche Deutschland's Neuzeit anerkennt und sicherstellt: „Deutsche! nach Jahren des Druckes wird Euch die Freiheit voll und unverkürzt. Ihr verdient sie, denn Ihr habt sie muthig und beharrlich erstrebt. Sie wird Euch nimmer entzogen, Ihr werdet wissen sie zu wahren!" — Anton v. Schmerling aus Wien ist Minister des Innern, Generalmajor v. Peucker aus Schmiedeberg, bisher preußischer Bevollmächtigter der Militärcommission des Bundes, Kriegsminister. Dr. Heckscher aus Hamburg, der Justizminister des Reiches, wird dem Reichsverweser bei seiner letzten Anwesenheit in Wien als verantwortlicher Begleiter zur Seite stehen. Des Erzherzogs nochmaliges Auftreten in Wien zur Eröffnung des dortigen Landtags ist nothwendig: es gilt die Deutschen und die Slawen Östreichs, die Magyaren mit den Kroaten und siebenbürgischen Sachsen zu verständigen; es gilt die Pforten des Reiches im Osten, an welche Rußland pocht, stark zu machen.

— Die 22 hannöverschen Abgeordneten der Nationalversammlung in Frankfurt (2 andere waren nicht zugegen) haben den Vorbehalt des Königs von Hannover, ein Bedenken gegen die Wahl des Reichsverwesers blos für dies Mal nicht erheben zu wollen, für unzulässig und wirkungslos erklärt. Für die Abgeordneten selbst sei das königliche Bedenken nichts weniger als bindend. Der Abgeordnete Lang äußerte zu allgemeiner Heiterkeit, die Drohung des Königs, die Krone niederzulegen, werde der Nationalversammlung keine Besorgniß erregen. Wydenbrugk meinte, wenn es dem Könige zu deutsch in Deutschland werde, so solle er hingehen von wannen er gekommen, in's Land der Ultratories. — Die Centralgewalt wird aufgefordert der hannöverschen Regierung die Frage zu stellen, ob sie die Centralgewalt anerkenne oder nicht. — Der König von Würtemberg und der Herzog von Nassau wohnten dieser Sitzung der Nationalversammlung bei. Gagern war nicht anwesend; Soiron leitete die Verhandlung.

— Die Soldatenherrschaft in Paris will dem Staate mit Gewalt wieder zum Credit verhelfen. Sie hat mit dem vorigen Systeme, dem System der Ideologen und Phraseurs, dem System der schönthuenden Versprechungen und Vorspiegelungen gebrochen; sie übernimmt nur Verpflichtungen die sie halten kann. Sie wird mit der Partei der Schulen und mit der Partei der Leidenschaften zu kämpfen haben; schlimm ist es immer, wenn der Soldat der Letzte ist der die Gesundheit des Staates wiederherstellen soll. Es ist erklärlich und nicht zu tadeln wenn die Republik des General Cavaignac die Klubbs juristisch streng überwacht; es mag provisorisch bei der Gährung feindlicher Elemente begründet sein daß diese Klubbs durch Anwesenheit eines Beamten dem ein officieller Platz freibehalten bleibt, fast unter Censur gestellt, jedes dort gesprochene Wort bestraft wird als sei es sonst an einem öffentlichen Orte laut geworden, die Verbindung der Klubbs unter einander durch Absendung von Abgeordneten untersagt ist. Die Herrschaft des Soldaten scheint aber auch mit dem Princip der Humanität und der freien Meinung brechen zu wollen. Auch Proudhon's Blatt le Représentant du peuple, das dreizehnte bereits, ist unterdrückt. Lamennais' Journal le Peuple constituant ist zum letzten Mal mit einem Trauerrande erschienen; es zeigt an daß es aufhört zu existiren, da die Caution der Journale wieder in Wirksamkeit tritt. Flocon erhob in der Nationalversammlung vergeblich seine Stimme zum Widerruf dieses Gesetzes. Der Minister Senard beklagte sich bitter über die heftigen Angriffe der Zeitungen gegen die sociale Ordnung, über gedruckte Beleidigungen und Infamien gegen die Nationalversammlung. (Wozu sind die Gesetze als um die Beleidigungen zu strafen?) Die Gesellschaft, der Staat dürfe nicht wehrlos sein, durch rasche Unterdrückung müsse den Skandalen vorgebeugt werden! (Das glorreiche Frankreich, die Republik der Freiheit, wandelt den Weg zur Censur!) Die Energie der Vertheidigung, sagte der Minister, müsse der Heftigkeit der Angriffe entsprechen! — Ein Bravoruf folgte seiner Rede; die Cautionen werden eincassirt. — Wir bezweifeln gar nicht daß die Phrase in Frankreich tyrannisirt, die Eitelkeit der Theorien das öffentliche Vertrauen unterwühlt, die freie Presse bei soviel Leichtsinn in eine freche ausgeartet ist. Aber wir fragen ob es einer großen, freien Nation würdig ist, lediglich durch Strafgelder die öffentliche Meinung zu erziehen, d. h. einzuschüchtern, und der raschen Bequemlichkeit wegen bei jedem Journal durch die Cautionssumme gleich den Strafsatz in Händen zu haben! Wir fragen nur ob das die Nation ist die den andern die Freiheit bringen darf!

— In Paris arbeiten jetzt zwei große Parteien neben und gegen einander. Der Klubb de la rue de Poitiers will eine constitutionelle Republik mit zwei Kammern und Thiers zum Präsidenten. General Baraguay, O. Barrot und die Mitglieder der ehemaligen Linken gehören zu ihm. Der Klubb des Palais National will die nordamerikanische Republik mit Cavaignac als Präsidenten. Marast leitet ihn. Zwischen diesen beiden großen Parteien suchen sich etwa 40 Mitglieder der äußersten Linken unter Flocon, Caussidière, L. Blanc, Lagrange und A. festzustellen und die Indifferenten für sich zu gewinnen.

— Die Ereignisse in Triest erweisen wiederholt die Jämmerlichkeit der östreichischen Flotte.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr.	Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet.	№ 15. 18. Juli.

Der Pirat und die Amazone.

Eine Scene auf offener See, von **Friedrich Gerstäcker.**

(Fortsetzung.)

Die Nacht war wundervoll. Der Himmel glühte von Millionen Sternen, und die wogenden, schäumenden Wellen spiegelten sie tausend und tausendmal wieder, denn jede krystallene Woge erschien wie ein von funkelnden Lichtern durchwogtes Festzelt der kleinen geschäftigen Wassergeister, das spielend und neckend hier untertauchte in ein dunkelgähnendes Thal, um dort in der nächsten Sekunde dicht daneben nur soviel schöner und herrlicher zu erstehen.

Den Kapitän kümmerte diese schon tausendmal bewunderte Pracht sehr wenig. Sein Auge schweifte durch die dunkle Nacht nach der Richtung hinüber, wo er — des veränderten Laufes wegen den sie jetzt steuerten, — den fremden Schooner vermuthen mußte. Alle Lichter an Bord der Amazone waren entweder ausgelöscht, oder doch so verdeckt worden daß sie von außen auf keinerlei Art und von keiner Seite gesehen werden konnten; selbst das Licht am Compaß, das nothwendigste auf dem ganzen Schiff, war verhangen, daß der Steuernde diesen nicht einmal sehen konnte, sondern erst von einem anderen die jedesmalige Richtung erfahren mußte. Der Kapitän vermochte aber nichts zu erkennen, die Finsterniß war zu dicht, und nur die Sterne gossen ihren matten Schein herab, so daß selbst ein kaum eine halbe Meile entferntes Fahrzeug dem forschenden Auge entgangen wäre. Jetzt schien auch alle Aussicht vorhanden die List glücklich durchzuführen, und der Kapitän trat zum Untersteuermann, klopfte diesem lachend auf die Achsel und sagte:

„Nun, Johnson, nun haben wir Eurem Raubschooner ein Schnippchen geschlagen! Ist es wirklich unser wacker Fahrzeug gewesen dem er nachwollte, — was ich aber jetzt fast zu bezweifeln anfange, — nun dann mag er uns anderswo, in der Nähe des Südpols oder an dem antarktischen Festlande suchen; — finden wird er uns aber schwerlich." —

„Ein Segel in Luv!" sagte der wachthabende Matrose, der in den Marsen des Besanmastes saß.

„Wo?" riefen Beide, der Steuermann und der Kapitän zu gleicher Zeit.

„Nordwest zu Ost!" lautete die lakonische Antwort.

Der Steuermann sprang mit schnellen Sätzen die ihm zunächst stehenden Wanten hinauf und schaute spähend hinüber nach der Gegend die der Matrose bezeichnet hatte. Wenn er aber auch dort einen etwas helleren Punkt entdeckte den er ebenfalls für ein Segel hielt, so ließ sich doch weiter Nichts darüber bestimmen, denn die Nacht war zu dunkel, und überhaupt schienen sie das Fahrzeug, was es auch sei, zurückzulassen, denn es verschwamm immer mehr in den Schatten der Nacht und war endlich ganz den nach ihm spähenden Blicken entschwunden.

„Nun, Johnson? fragte der Kapitän, was war's? konntet Ihr's ausmachen?"

„Nein, sagte dieser. War es übrigens der Schooner, — was gar nicht unwahrscheinlich ist, da wir ja durch unsere veränderte Richtung fast näher an ihm vorbeisegeln müssen, — so will ich uns weiter Nichts wünschen als daß er keine bessere Augen an Bord hatte als die unseren waren."

„Bravo, Johnson! lachte Kapitän Barring. Wenn Ihr aber weiter keine Befürchtungen habt, dann will ich mich schlafen legen. Gute Nacht! Sollte etwas der Mühe Werthes vorfallen, weckt mich; sonst nicht. — Gute Nacht!"

Der Kapitän zog sich langsam in seine Koje zurück und überließ das Deck den wachthabenden Matrosen.

Der Steuermann schritt noch lange unruhig auf dem Verdeck auf und nieder und murmelte nur einmal, während er stehen blieb und zu der gegossenen Glasplatte niederschaute, aus welcher das in des Kapitäns Kajüte brennende Licht hervorschimmerte: „Schlafe, schlafe! Kenntest Du aber nur die Hälfte des Entsetzlichen das Dich und die Deinen träfe, wenn Du in die Gewalt jenes Schooners fielest — Du würdest wachen bis Dir die Augenlider erstarrten vor Angst und Sorge!

Noch lag tiefe undurchdringliche Nacht auf der hohlrauschenden See, aber ein kühler Luftzug wehte von Osten herüber und dort ließ sich auch, in noch kaum erkennbarer Helle, ein matter grauschimmernder Streifen entdecken, der das nahende Tageslicht verkündete. Der größte Theil der Wache lag in den verschiedenartigsten Gruppen an Deck umher zerstreut. Wenig kannten jedoch diese rauhen Söhne des Oceans Sorge oder Furcht vor einer noch nicht einmal deutlich hervorgetretenen Gefahr. Der Schlummergott hatte hier den Einen auf einem Wasserfaß in die Arme genommen, dort dem Anderen inmitten eines zusammengelegten Taukoils die müden Augenlider zugedrückt, und nur dreie waren es die den Schlaf nicht kannten, oder sich ihm wenigstens nicht überlassen durften.

Der Eine von diesen war der Mann am Rad, der Lenker des Schiffs, der mit spähenden Blicken zu den Bramsegeln emporschaute und den Lauf des Schiffes ganz nach diesen richtete, denn er segelte bei dem Wind, und hatte einzig und allein darauf zu achten daß die Segel nicht flappten, sondern den Luftzug nur immer so schräg als möglich auf die Larbordseite empfingen. Der Zweite war der Mann am Bugspriet vorn, der ausschauen mußte daß sich dem Schiffe nichts auf seiner Bahn entgegenstellte. Der Dritte aber, der sicherlich nicht am wenigsten Wachsame, war der Steuermann selbst, jetzt hoch oben in der Kreuzbramraae des Besanmastes, wo er auf dieser stehend, und den linken Arm um den Mast geschlungen, das Nachtglas in der Hand, spähend den nordwestlichen und westlichen Horizont überflog.

„Steuermann, sagte da plötzlich der gerade unter ihm, am Rad stehende Matrose — es war Bleede, — Steuermann, steigt doch einmal auf die Kreuzraae herunter und seht nach Süd-West zu Süd hinüber! Da hab' ich schon seit einer Viertelstunde ein Segel bemerkt das immer deutlicher wird."

Der Steuermann folgte schnell dem Ruf, und in die Paarden der Kreuzraae tretend, lehnte er sich mit der linken Schulter an den Mast an und richtete schnell das Fernrohr an die Stelle des Horizonts wo er selbst mit bloßem Auge das schon gar nicht mehr so undeutliche Segelwerk eines Fahrzeugs erkennen konnte. Lange schien er aber nicht mit sich einig zu sein was er aus dem Fremden machen solle, und mehrere Minuten lang beobachtete er ihn sorgfältig und genau.

„Ist's eine Brig oder ein Schooner?" fragte Bleede endlich.

„Ein Schooner", sagte Johnson, das Glas noch immer nicht vom Auge nehmend.

„Dasselbe Takelwerk das der gestrige hatte?" rief der Holländer schnell.

„Nicht ganz, nicht ganz, erwiederte der Steuermann; möglich ist's daß — daß ein anderer —." Er schwieg und setzte seine Beobachtung noch mehrere Secunden fort. Hätte Bleede den Ausdruck seiner Gesichtzüge erkennen können, er wäre in diesem Augenblick sicherlich selbst erschrocken. Johnson wurde leichenblaß, nahm das Glas herunter, holte tief Athem, wischte sich das Auge aus, und warf dann auf's neue einen forschenden Blick hinüber nach dem Schooner. Jetzt aber schien er sich überzeugt zu haben, denn wild zuckte er empor, stieß das Fernrohr zusammen und rief mit seiner Donnerstimme auf das Verdeck hinunter daß die schläfrigen Matrosen in entsetzter Eile emporsprangen: „Alle an Deck! Alle! — Jacob, geh und weck den Kapitän. — Schnell Bursche! Hol' Dich der Teufel, mußt Du da eine halbe Stunde stehen und Deine faulen Glieder rekken? Alle an Deck, weckt die andere Wache!"

Die Matrosen sammelten sich bestürzt auf dem Vorderkastell und erwarteten die weiteren Befehle ihres Offiziers; der Kapitän aber, mit rothen, verschlafenen Augen, die er erst eine ganze Zeitlang reiben mußte, um sie nur öffnen zu können, kam gähnend herauf und warf, nach alter Seemannssitte, den matten, ungewissen Blick erst nach den Segeln empor, und dann zu dem Himmel.

„Halloh, Johnson, was gibts? fragte er endlich, nachdem er sich genugsam davon überzeugt zu haben schien daß er wirklich an Deck stand, — halloh! — ist wieder ein anderer Schooner da, oder haben wir eine andere Partie verborgener Klippen entdeckt? Ist etwa Wellenbruch vorn?"

„Nein, Sir, entgegnete Jener, der nach langer Fahrt mit Engländern immer noch gern die englische kurze Anrede gebrauchte, — nein, aber ein Schooner ist wieder da, über den ich gern einmal Ihre Meinung hören möchte. Er scheint heute anderes Takelwerk zu

führen — und doch, doch muß er es sein, der ganze Schnitt seines Baues ist wenigstens derselbe."

Der Kapitän schüttelte seufzend mit dem Kopfe, nahm dann das Rohr aus der Hand des, wie es ihm vorkam, viel zu eifrigen und ängstlichen Officiers und schaute lange und aufmerksam hindurch. Der helle Streifen im Osten war indessen breiter und größer geworden, ein mattes Dämmerlicht lagerte über der weiten Wasserwüste. Das zwar noch immer ferne Fahrzeug ließ sich dabei schon ziemlich deutlich erkennen. Kapitän Barring nahm das Glas endlich wieder vom Auge, schob es zusammen, reichte es seinem Officier und sagte dann, indem er sich fester in seine weite, blaue Unterjacke einknöpfte: „Und das war Alles, weshalb Ihr mich an Deck gerufen habt?"

„Kapitän, erwiederte der Steuermann, aber so leise daß die Worte nur das Ohr dessen erreichten für den sie bestimmt waren, — es wäre thöricht von mir, noch länger eine Erklärung zu verschweigen, von deren Entdeckung Ihre und die Sicherheit des Schiffes abhängt; — wollen Sie mir einen Augenblick Gehör schenken?"

Der Kapitän trat neugierig zu ihm an die Leeseite des Schiffes, von der aus sie deutlich das fremde Segel erkennen konnten, und der Steuermann sagte zwar halb im Flüstern, aber mit tiefer, fast tonloser Stimme: „Jener Schooner ist der Skorpion, derselbe der uns gestern verfolgte und der sich durch unsere List nicht hat täuschen lassen. Aber mehr noch; — jene kurze Wettfahrt genügte, ihn mit der Schnelle unseres Fahrzeugs bekannt zu machen. Er weiß daß er uns nicht vor dem Wind überholen kann; deshalb liegt er in Lee; wir sind nicht im Stande dorthin zu wenden, ohne an ihm vorbeilaufen zu müssen, und ich fürchte nun, es wird uns nichts anderes zu thun übrig bleiben, als zu kämpfen bis zum letzten Blutstropfen. Hoffnung habe ich keine mehr."

„Aber der Schooner sieht ja ganz anders aus! Das ist gar nicht das Takelwerk von gestern!" rief Kapitän Barring, halb ungläubig noch, aber doch besorgt.

„Sie haben recht, sagte Johnson, nichts desto weniger ist es derselbe Schooner. Eine alte List von ihm, seine Masten und Segel zu maskiren! — ich kenne das."

(Fortsetzung folgt.)

Briefwechsel.

Berlin, d. 14. Juli.

[Die Männer der Linken leben vom Radicalismus, aber der Radicalismus lebt nicht von ihnen; Jacoby, Jung, Behrends, v. Berg; die Klubbs versanden und weichen den Theatern; Kirchmann, Temme, Märcker.]

†† Die Zeit der politischen Stürme scheint für den Augenblick vorüber, die Zustände consolidiren sich mehr und mehr, und die Reactionäre sind die geschickten Minirer, welche den Radicalen täglich mehr Raum abgewinnen. In dieser Woche namentlich hat die radicale Partei eine bedeutende Schlacht verloren. Der in der Nationalversammlung von Johann Jacoby gestellte Antrag, es möge die Nationalversammlung der Frankfurter Versammlung ihre Mißbilligung darüber zu erkennen geben daß man einen unverantwortlichen Reichsverweser gewählt, ward nach zweitägiger Debatte mit 262 Stimmen gegen 52 verworfen. Die Linke selber zeigte sich bei dieser Debatte uneins und zerfallen, und leider muß man gestehen daß sie überhaupt arm ist an Kräften, und Mangel leidet an bedeutenden Talenten. Jung, der beliebte Redner unserer Volksklubbs, beweist durch sein schwaches und machtloses Auftreten in der Nationalversammlung daß es ein großer Unterschied ist, vor einer zusammengewürfelten Volksmenge populär zu sprechen und dort eine gewisse Wirksamkeit zu erlangen, als in einer mehr geschlossenen und sich bewußten Versammlung, wo es mehr darauf ankommt durch die Macht geistiger Überlegenheit fortzureißen, eine Bedeutsamkeit zu gewinnen. Jung wie Behrends zeigen sich aber leider mehr und mehr als hohle Phraseologen, denen das Wort, aber nicht der Geist gegeben ist, und die von den liberalen und demokratischen Ideen zehren und sich groß ziehen lassen, statt diese selber mit neuem geistigen Leben zu durchdringen. Sie leben von dem Radikalismus, aber der Radikalismus lebt nicht durch sie. Auch Jacoby mit der kalten, schneidenden Schärfe seines Verstandes vermag nicht hinreißend zu wirken, es fehlt ihm dieses göttliche Feuer der Begeisterung, welches zum Beispiel Mirabeau eigen war, und ihn zu einem Zauberer machte, der, wo er nicht zu überzeugen vermochte, dennoch sich mit dem glühenden Strom seiner Beredsamkeit in die Seele seiner Zuhörer eindrängte, und den Widerstand besiegte, indem er die Begeisterung weckte. — Wenn unsere Linke sich so schwach an Rednertalenten erweist, hat dagegen die Rechte ihr in dieser Woche einen bedeutenden Redner noch abgewonnen; die Rede des Deputirten v. Berg, der aus dem linken Centrum plötzlich zur Rechten übergegangen, war von außerordentlicher Wirkung, und ihr zumeist ist dieser große Sieg der Rechten zugeschrieben. Man beginnt auf diesen jedenfalls sehr begabten Deputirten der Rheinprovinz mit großen Erwartungen hinzublicken, und es ist wohl nicht unwahrscheinlich daß er vielleicht bald eine bedeutende Stellung in unserer höhern Staatsverwaltung einnehmen wird. — Seit dem Eintritt des neuen Polizeipräsidenten von Bardeleben fängt unsere Polizei an sich energischer und durchgreifender zu zeigen; sie hat es schon gewagt, die Volksversammlungen im Freien von polizeilicher Aufsicht abhängig zu machen, während bis dahin nur eine Anzeige bei der Polizei erforderlich war, und auch diese niemals stattfand. Der demokratische Klubb hielt nichts desto weniger am Montag eine große Volksversammlung unter den Zelten, ohne auf das Polizeigebot Rücksicht zu nehmen. Die Deputirten Jung und Gladbach sprachen in dieser Versammlung und sanctionirten dadurch, bei der Unverletzlichkeit der Deputirten, diese Ungesetz-

lichkeit auf eine nicht ganz zu billigende Weise. Dem Gesetze trotzen, wenn man dabei die Gefahr läuft, von diesem Gesetze gestraft zu werden, ist mindestens ein Zeichen von Muth und Tapferkeit; wenn man aber dem Gesetze trotzt, weil man es ungefährdet und ohne Wagniß kann, so hat dies mehr den Anschein einer hohlen Rodomontade, denn eines kühnen Wagnisses. — Aber unsere Volksversammlungen beginnen im Ganzen leider mehr und mehr zu versanden, auch die Klubbs sterben ab, und machen in allen öffentlichen Lokalen den — Theatern Platz. Die Verwaltung hat, als eine Art Gegengift gegen die politischen Klubbs, viele kleinere Privattheater genehmigt, und zwar grade in solchen Localen, die sonst der Sitz bedeutsamer, politischer Klubbs waren. Die Klubbs müssen den Bühnen weichen, und so ist z. B. der bedeutsame Fabrikarbeiterverein, der über dreitausend Mitglieder hatte, und sich jeden Sonnabend bei Henning versammelte, bereits von dem dort errichteten Sommertheater vertrieben und hat sich in ein entfernteres Local der Vorstadt zurückziehen müssen, während die Schauspieler bei Henning ein zahlreiches Publikum versammeln, das unter dem Schatten der Bäume sitzend und seine „kühle Weiße" trinkend, ungeduldig die mit Blumen bekränzte Bühne betrachtet, bis der Vorhang auffliegt und der Beginn des Stückes alle politischen Wirren und Ängste vergessen läßt. Auch aus andern Localen sind die Klubbs vom Theater verdrängt worden und diejenigen welche sonst aus einer Art Neugierde oder aus Mangel anderer Zerstreuung die politischen Klubbs besuchten, finden es jetzt weil bequemer und angenehmer in das wohlfeile Theater zu gehen, wo man statt zu denken, sich amüsiren, und statt das Wohl des Staats zu berathen, den ganzen Staat vergessen kann. Diese Theater könnten eine sehr bedeutsame Stellung einnehmen, wenn sie wirkliche Volkstheater wären, und die Zeitfragen und politischen Ereignisse in drastischer Wirkung zur Darstellung brächten. In gänzlicher Verkennung ihres Berufes nähren sie sich von den faden und gehaltlosen, verwässerten Quincaillerieen der größern Bühnen, und sind so die wirksamen Werkzeuge in den Händen Derer, welche um jeden Preis die politische Bewegung tödten, und den Gedanken die alten Daumschrauben wieder anlegen möchten. Ja, die Daumschrauben, und die Gendarmen beginnen sich schon wieder zu zeigen, die Gefängnisse öffnen sich, und wir haben schon wieder „Hochverräther" und „Preßvergehen", welche man mit mehrjähriger Festung straft. Die beiden Staatsanwalte von Kirchmann und Temme, welche der Regierung hinsichtlich der Preßvergehen und Hochverrätherprocesse zu milde und schonend waren, sind bereits von diesen Ämtern entbunden, indem man sie zu höhern Chargen in kleinen abgelegenen, wenigstens dem politischen Leben fern stehenden Städten befördert hat. Unser neuer Justizminister Maercker hat mit dieser „Beförderung" welche sehr einer Verbannung gleicht, sein neues Amt angetreten, und dadurch das Mißtrauen und die Unzufriedenheit der liberalsten Partei schnell genug wider sich wach gerufen.

Zur Chronik der Gegenwart.

— In Prag sind die Wahlen für Wien vollendet. Der Ultratschechе Palazki gehört zu den Abgeordneten; die Andern sind eben so sehr gegen den Anschluß Östreichs an Deutschland. Die Deutschen in Prag sind noch immer in Allem lässig wo es die Wahrung ihrer Sache betrifft. — Graf Friedrich Deym, nicht zu verwechseln mit dem tschechischen Albert Deym, erklärt öffentlich daß er durch Intriguen des k. k. Gubernialpräsidenten Grafen Leo Thun seine Erwählung in Hohenelbe zum Abgeordneten für Frankfurt zu spät erfahren habe um diese Wahl anzunehmen oder seinen Ersatzmann zu stellen. — Es darf nicht vergessen werden daß derselbe Leo Thun in Wien die deutschen Farben an der Kleidung der deutschen Abgesandten aus Böhmen verhöhnte. Fürst Windischgrätz der jetzt auch vom Kaiser Nikolaus belobt wurde weil der von ihm niedergeworfene Aufruhr ein polnischer gewesen sei, hat mit dem Grafen Leo Thun freiwillig in Prag das Regiment getheilt. — Heinrich Laube ist im Elbogener Kreise (Karlsbad) nach Frankfurt gewählt.

— Von der slawonischen Militärgrenze erscholl in der Agramer Zeitung ein Hülferuf gegen die Magyaren an den Thron des Kaisers von Östreich. „Kaiser! heißt es darin, wisse daß uns die russische Knute sogar lieber ist als der magyarische Übermuth! Kaiser, bedenke daß unsere Grenze nur den 35. Theil Deiner Monarchie ausmacht, und dennoch ein Drittel Deines Fußvolks herstellt!" — Aus Hermannstadt bringt der „Siebenbürgische Bote" eine Erklärung der Sachsennation, wonach dieselbe fest entschlossen ist allen dreisten Übergriffen der Magyaren Widerstand zu leisten. Die Sachsen in Siebenbürgen beklagen sich daß die Deutschen in Ungarn sich nicht regen, gar nicht zu fühlen scheinen, es gelte jetzt das Deutschthum in Ungarn zu retten. Sie erklären die Freundschaftsversicherungen der Magyaren für „leere Spiegelfechtereien."

— Friedrich Hecker in Muttenz thut kund, eine lügnerische Reaction streue aus daß er Truppen werbe, selbst das Handgeld das er gebe werde öffentlich genannt. Weil es nicht glückt, wird es abgeläugnet. Glückte ein neuer Putsch, Hecker und Struve hätten Stirn genug die Sache zuzugeben; für seine Partei, für die Partei der Wahrheit und Freiheit sei alles erlaubt. „Revolutionen, sagt Hecker in der neuen Erklärung, werden nicht außen angeworben und in ein Volk hineingetragen, sie müssen sich aus einem Volke selbst als politisches Gesetz, als Nothwendigkeit entwickeln." Sehr wahr, verirrter Advokat! Eben deshalb nennen wir es einfach niederträchtig wenn Herwegh die Schaaren aus Frankreich herüberführte, eben deshalb seid Ihr Landesverräther!

— Welch verzwickten Antrag stellte Johann Jacoby der Berliner Versammlung! Sie sollte erklären die Frankfurter Versammlung habe einen schlechten Beschluß gefaßt, aber sie dürfe schlechte Beschlüsse fassen die für ganz Deutschland bindend seien! Von der moralischen Absurdität hierbei abgesehen, wie unparlamentarisch, eine solche Doppelfalle zu stellen! In der That wußten die aufgescheuchten Mäuse nicht in welches Loch sie kriechen sollten. Man verwarf die ganze müssige Untersuchung.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr.	Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet.	№ 16. 19. Juli.

Der Pirat und die Amazone.

Eine Scene auf offener See, von **Friedrich Gerstäcker.**

(Fortsetzung.)

„Johnson, Ihr waret selbst auf jenem Schooner, Ihr waret selbst Pirat!" rief Kapitän Barring jetzt plötzlich, und wandte sich gegen den Steuermann.

„Ja, sagte dieser, dem Blick fest begegnend, ja — aber ich bin es nicht mehr. Wollen Sie mich verrathen, Kapitän, weil ich mich Ihnen entdecke um Sie zu retten?"

„Verrathen? Unsinn! Werd' ich Jemanden verrathen! — Aber Johnson, warum habt Ihr mir das nicht schon früher gesagt?"

„Weil ich nicht ein Vorurtheil gegen mich erwecken wollte, das mir nur schaden und niemand nützen konnte. Ich bereue mein früheres Leben, und wie sehr ich wünsche, nicht mehr zurückgerissen zu werden, mag Ihnen die Angst — die wirkliche Angst bezeugen, die meine Seele jetzt vor jenem Schooner erfüllt. — Das Wort Angst war sonst ihr fremd."

„Ihr fürchtet Eure früheren Kameraden?"

„Ich fürchte ihre — Freundschaft, nicht ihre Waffen."

„Ihre Freundschaft?"

„Enterten sie dies Schiff und sähen mich — ich würde mit Jubel empfangen und müßte wieder der Ihrige sein. Fürchterliche Schwüre binden mich und ich habe sie schon gebrochen, als ich sie verließ. Ich konnte nicht länger der Mitwisser, der Mithelfer von Thaten sein, denen mein Herz, meine ganze Seele widerstand. Toller Übermuth hatte mich dazu verleitet ein Leben zu beginnen, dessen Folgen, dessen qualvolles Dasein ich damals wahrlich nicht ahnte. Mein guter Stern siegte, und gab mir Kraft, mit Gewalt Banden zu sprengen die ich auf keine andere Art hätte lösen können. Wollen Sie mich jetzt zurückstoßen, Kapitän Barring, so thun Sie es, ich habe es vielleicht verdient, — aber —"

„Mag dem sein, wie ihm wolle, Johnson, unterbrach ihn Barring, indem er seine Hand ergriff und herzlich drückte, — mögt Ihr früher auch meinetwegen Pirat gewesen sein; Ihr habt Euch jetzt wenigstens treu und redlich benommen. Ich will und werde Euch nie hinderlich in den Weg treten ein ehrlicher Mann zu bleiben. So lange ich ein Schiff führe, behalte ich Euch bei mir. Freilich wird das nicht lange mehr sein, wenn uns jener Bursche einholt, und es hat leider allen Anschein. Was meint Ihr?"

Der Steuermann sah dem Kapitän fest in's Auge, erwiederte dann treuherzig den Handdruck und sagte: „Kapitän, ich hoffe, Ihre Freundlichkeit soll Sie nie gereuen! Sie haben sich keinen Undankbaren verpflichtet. Aber jetzt ist keine Zeit zu leeren Worten; hier gilt es zu handeln. In zwei Stunden ist der Skorpion an unserer Seite, wenn nicht indessen ein anderes Schiff zu unserer Hülfe erscheint. Könnte ich nur herausbekommen weshalb er seine Takellage verändert hat! Zum Schnellersegeln doch kaum! Er muß irgend eine List im Schilde führen, denn daß sich an diesem Bord Jemand befindet der ihn so genau kennt, konnte er allerdings nicht ahnen."

„Sind die Waffen alle an Deck?" fragte der Kapitän.

„Alle, auch die beiden Kanonen, aber zu diesen kaum ein Dutzend Kugeln! Wenn es zu einem wirklichen Kampf kömmt, dann sei uns Gott gnädig. Meine einzige Hoffnung bleibt noch die daß wir durch ein fingirtes Flaggenstreichen an seine Leeseite zu kommen suchen und dann, alle Segel gesetzt, entfliehen. Mag er uns ein Paar Kugeln aus seinem langen Tom nachsenden: einholen soll er uns vor dem Winde nicht. Ich weiß freilich nicht, wer jetzt ihr Kapitän ist."

„Ihr wart der Kapitän des Skorpion?" rief Kapitän Barring schnell.

Johnson barg das Gesicht in den Händen, fuhr aber auch in demselben Augenblick erschreckt empor, denn dicht an seiner Schulter sagte eine fremde schneidende Stimme: „Bitte, lassen Sie sich nicht stören, meine Herren, sollte mir sehr leid thun Ihr interessantes Gespräch unterbrochen zu haben. — Sie unterhielten sich von jenem Schooner, — nicht so?"

Es war Herr Kaffalt, der mit seinem kalthöhnischen Blick jetzt zwischen sie trat, während ein leichtes, halbspöttisches Lächeln um seine dünnen Lippen spielte. Johnson, der den Mann nie hatte leiden können, wandte ihm kurz den Rücken und schritt vor, zu den Matrosen, während der Kapitän ebenfalls den ihm jetzt gerade höchst Unwillkommenen mit wenigen Worten abfertigte und dann auf's neue den näher und näher kommenden Schooner mit seinem Fernrohr beobachtete. Als ihn Herr Kaffalt verlassen hatte, schloß sich ihm Johnson wieder an.

„Kapitän, sagte dieser, uns bleiben nur noch wenige Viertelstunden. Der Schooner kommt rasend schnell näher, und fielen wir auch weiter ab, so brächte uns das nur noch immer mehr in seine Bahn. Wir dürfen die Sache nicht lange mehr geheim halten. Dort kommt der Obersteuermann! Theilen Sie Dem Alles mit und versammeln Sie den männlichen Theil der Passagiere an Deck; ich will indessen mit den Matrosen reden. Es sind ja auch schon Wunder geschehen! Warum sollten wir nicht ebensogut den Skorpion zurückschlagen können? Sind wir nur im Stande uns wenige Stunden zu halten, so habe ich Hoffnung daß uns irgend ein in der Nähe kreuzendes englisches Kriegsschiff hört, und zu unserer Rettung herbeieilt! Weiter weiß ich Nichts, was uns retten könnte."

Alle nöthigen Vorbereitungen wurden jetzt getroffen, die beiden Kanonen auf das Hinterdeck geschafft. Johnson hatte sich indessen aus den Leuten den Holländer herausgesucht, der schon früher ein Geschützstück bedient haben wollte. Den stellte er an das eine, während er selbst die Bedienung des andern übernahm, und die Matrosen, mit Flinten, Pistolen, Messern, Säbeln oder Handspeichen bewaffnet, wie nur solche gerade aufgetrieben werden konnten, schaarten sich ebenfalls an Deck, den Feind so gut es gehen wollte zu empfangen.

Zum Heil der Mannschaft war es noch früh am Tage und Madame Wegmeier noch nicht an Deck erschienen, nur Jonas und Herr Wegmeier standen, jeder mit einem ungeheuren Küchenmesser bewaffnet, unfern der Kajütentreppe und schienen hier blos den ersten Schuß zu erwarten, um hinzusinken in Angst und fürchterlichem Entsetzen. Anders benahmen sich dabei der Tischler und der junge Zimmermann, welcher letzterer überdies schon ein halber Matrose geworden war. Mit einem Paar Flinten bewaffnet, der Eine ein Beil, der Andere eine Spitzhacke neben sich, standen sie fest wie die Mauern auf ihrem Posten, sie schienen sich aus den nahenden Piraten wenig oder gar nichts zu machen. Herr Kaffalt hatte eine feine Lütticher Doppelflinte aus ihrem Futteral genommen und sorgfältig geladen. Der Rittmeister stand neben Günther am Steuerruder und hielt die Kugelbüchse fest im Anschlag.

Der Schooner war indessen in Schußnähe gekommen. Zu Johnson's Erstaunen ließen sich aber gar keine feindseligen Anstalten auf ihm bemerken, friedlich glitt er wie ein unscheinbares Handelsfahrzeug herbei, und die Mannschaft der Amazone konnte schon mit bloßen Augen sein Deck übersliegen.

„Beim Himmel, Johnson, Ihr habt Euch geirrt! rief lachend der Kapitän Barring, — Der denkt gar nicht dran Seeräuberei zu treiben!"

„Sehn Sie jenes über Deck geworfene Wachstuch? fragte Johnson mit leiser, heiserer Stimme, wissen Sie was es verdeckt? Eine lange Kanone wie die Welt keine zweite aufzuweisen hat, und zwar fertig geladen und gestellt. Mit jedem Augenblick können sie diese für uns fürchterliche Batterie demaskiren, und schon jetzt wären sie im Stande unsere Masten damit zu erreichen. Gott weiß was sie beabsichtigen; aber so viel sehe ich, alle Vorbereitungen zum Entern sind getroffen. Ha, was ist das? die amerikanische Flagge — was soll das heißen?"

In der That hatte der Steuermann recht. Von den sieben oder acht Männern die nachlässig an Deck herumlehnten, und allerdings genau wie Matrosen auf gewöhnlichen Handelsfahrzeugen aussahen, war Einer langsam an das Giekfegel getreten und hißte jetzt mit dem Flaggenfall die amerikanischen „Streifen und Sterne" auf. In demselben Augenblick entdeckte aber auch des Kapitäns scharfes Auge am vordern Mast ein über irgend einen Gegenstand ausgebreitetes Segeltuch, das durch die Unvorsichtigkeit des Kajütenjungen der darüber hinstieg, verschoben wurde. Zwar sah es in demselben Augenblick Einer der Männer und zog es wieder zurecht; der Augenblick war aber auch genügend gewesen, dem Kapitän eine Reihe dort, wie es schien, schußfertiger Büchsen oder Musketen zu verrathen.

Der Untersteuermann hatte einige schnelle Worte mit Bleede gewechselt und ohne daß die am Schooner jedoch das Geringste davon bemerken konnten, richteten die beiden Männer ihre Geschützstücke; nur ein vorge-

hangenes schwarzbemaltes Segeltuch verdeckte die Mündungen noch von außen.

„Was wollt Ihr thun, Johnson? fragte Kapitän Barring bestürzt, wollt Ihr selbst die Feindseligkeiten beginnen?“

„Ich ahne seinen Plan! lächelte der frühere Pirat. Er glaubt uns durch die Veränderung seines Takelwerks, wenn wir früher wirklich Verdacht geschöpft, völlig getäuscht zu haben, und will nun, ohne seine Leute einer Salve von dem hohen Deck unseres Fahrzeugs auszusetzen, unser Schiff durch List entern! Wohl weiß er, wie lähmend ein solch plötzlicher Übergriff auch auf den Stärksten und Besonnensten wirkt, und glaubt das „Krämerschiff“ leicht überlisten zu können; er soll sich aber diesmal in seiner Rechnung geirrt haben. Warte, Bleede, bis Du ihn auf funfzig Schritt hast, und dann ziele gut und sicher auf den Vormast, hörst Du! — aber fehle ihn nicht — bei Deinem Leben! Du hast doch den Kugelsack geladen?“,

„Ay — ay“, lächelte der Alte, habt nur keine Angst! Den Mast fehl' ich auf die Entfernung nicht! Habe siebenzehn Jahr neben meinem Stück gestanden, wo es galt, und Schüsse gethan von denen die Mannschaft noch lange gesprochen hat. Einmal —“

Bleede war im Zuge und würde, trotz der immer drohenderen Gefahr, sicherlich eine seiner langen Geschichten begonnen, wenn auch diesmal wohl schwerlich beendet haben; der Steuermann unterbrach ihn aber kurz und flüsterte — „Hab Acht! Jener Bursche dort will mit uns sprechen, ziele, wenn ich das Zeichen gebe, gut, aber schnell!“

„Halloh das Schiff!“ rief jetzt ein Mann vom Bord des Schooners aus, der auf den niedern Rand desselben getreten war und, während er mit der Linken eine der Pardunen umfaßte, mit der Rechten ein kurzes Sprachrohr an die Lippen hielt.

„Was für ein Fahrzeug ist das?“ fragte Kapitän Barring auch seinerseits, nach der gewöhnlichen Seemannsart.

„Schooner Connecticut, von Boston! antwortete der Mann englisch, mit ächtem Yankeedialekt, — nach Liberia, zu unserer Colonie mit amerikanischen Waaren! Und Ihr?“

An Deck des Schooners waren drei der Leute an das Segeltuch getreten das ihren langen Tom verdeckte; die übrigen standen dicht geschaart vor dem ersten Mast, wo, wie Kapitän Barring gesehen hatte, die Waffen lagen. Der nächste Augenblick mußte ihr Schicksal entscheiden.

(Fortsetzung folgt.)

Briefwechsel.

Berlin, d. 14. Juli.

[Auerswald, Ladenberg. — Bakunin, Arago.]

✝✝ Im Ganzen gewinnt das Auerswald'sche Ministerium mehr und mehr Boden in der öffentlichen Meinung; zu dem Ministerpräsidenten von Auerswald, zu seiner Redlichkeit hat man mehr und mehr Vertrauen gewonnen. Man weiß daß derselbe mehr aus persönlicher Freundschaft für den König, als aus Ehrgeiz oder Egoismus sich seinem schweren und undankbaren Amte unterzogen hat, und daß er von jeher ein offener und kühner Opponent des Prinzen von Preußen gewesen ist. Schon bei der Huldigung in Königsberg 1840, wo Auerswald damals als Oberbürgermeister an der Spitze der liberalen Partei stand, erregte er das allerhöchste Mißfallen des Prinzen, der sich sogar damals in sehr heftiger und despotischer Weise über ihn äußerte, und seine Versetzung nach Trier, welche man als eine Art Verbannung erachtete, bewirkte. Auch nach dieser Zeit haben sich die Ansichten Auerswald's niemals den prinzlichen Meinungen fügen wollen, und es erscheint daher sehr bedeutsam daß dieser offene und kühne Opponent des königlichen Bruders der erste und gewichtigste Rath des Königs geworden ist. Indessen scheint er noch nicht ganz an die Haltbarkeit seiner Stellung zu glauben; seine Familie ist daher in Königsberg zurück geblieben, und er lebt hier ganz allein auf wenige Zimmer beschränkt in seinem großen und weitläuftigen Hotel, so überhäuft von Arbeit daß er kaum drei Stunden nächtlicher Ruhe sich abzumüßigen vermag. Er will deshalb das von ihm bisher verwaltete Ministerium des Auswärtigen abgeben, sobald er einen geeigneten Stellvertreter gefunden. Aber woher diesen nehmen! Es ist eine sehr ministerarme Zeit und unser Ministerium des Unterrichts ist derzeit auch noch unbesetzt. Wahrscheinlich indessen wird der bisherige Director des Unterrichtsministeriums, Herr von Ladenberg, dies Ministerium übernehmen, welches in sofern erfreulich sein möchte, als derselbe sich stets als ein wohlwollender und freisinniger Charakter bewährt hat und dieser Verworrenheit und Unordnung gegenüber, welche bei der Geschäftsunkenntniß der Minister in allen Ministerien herrscht, die größte und umfassendere Geschäftskenntniß in seinem Fache für sich hat. —

Der bekannte Russe Bakunin, welcher in Prag tapfer mitgefochten in den Reihen der Tschechen, befindet sich seit gestern hier, obwohl russischer Seits seine Auslieferung gefordert wird, weil er angeblich zwei Russen soll nach Petersburg geschickt haben, um den Kaiser zu ermorden. Dagegen denuncirt ihn die Rheinische Zeitung als einen russischen Agenten, und behauptet, von George Sand, mit welcher Bakunin sehr befreundet ist, darüber authentische Nachrichten zu haben. Sie hätte, behauptet Herr Marx, einen Brief Bakunin's ihren Freunden mitgetheilt, und dieser beweise unzweideutig daß Bakunin ein Agent Rußland's sei. Bakunin, der von Rußland verfolgte, auf Lebenslang zu den Bergwerken verurtheilte Sträfling, den Guizot auf Ansuchen Ruß-

lands aus Frankreich verbannte, der seit manchem Jahr mit Entbehrungen, Sorgen und Todesgefahr seine politische Gesinnung bewährt, und noch zuletzt in seiner begeisterten und schwungvollen Rede auf dem Polencongreß zu Paris seine völlige Hingabe an die Idee der Freiheit und Völkerrechte bewährt, dieser Bakunin wird jetzt von den Liberalen verdächtigt! Dies ist eine Ungerechtigkeit, gegen die er sich vertheidigen wird; weshalb er auch schon an George Sand geschrieben, um sie zu einer offenen Erklärung aufzufordern. —

Der französische Gesandte, Arago, ist noch immer hier und nimmt den lebhaftesten Antheil an der politischen Entwickelung Deutschlands. In einer neulichen Unterredung mit ihm meinte er: trotz der anscheinenden Niederlage Jacoby's habe die deutsche Sache doch bei dieser Gelegenheit einen glänzenden Sieg gefeiert, denn nicht Eine Stimme habe es gewagt, gegen das Aufgehen Preußens in Deutschland sich zu erheben, und so sei zu erwarten daß Deutschland vielleicht bald das mächtigste und imposanteste Reich Europa's sein werde, wenn es sich stärke in seiner Einheit und Größe. — Herr Arago wird noch längere Zeit hier verweilen, und die von dem frühern Gesandten der Republik, Herrn Circourt, etwas verwirrten diplomatischen Beziehungen, namentlich in Bezug auf Polen, wieder in Ordnung bringen. „Je suis ici, pour défaire tout ce que Monsieur Circourt a fait", äußerte er.

Zur Chronik der Gegenwart.

— Der Reichsverweser wird spätestens binnen 14 Tagen wieder in Frankfurt sein. Heckscher begleitet ihn. Die Vervollständigung des Reichsministeriums hat für den Handel Schwierigkeiten; Duckwitz aus Lübeck ist entschiedener Freihandelsmann. Welcher Ausgleich wird hier für Nord- und Süddeutschland möglich sein? — Der Palast Thurn und Taxis in der Eschenheimer Gasse ist Sitz der Centralgewalt geblieben. In Cassa beim Bundestage fanden sich nur 300,000 Fl. Das Haus Bethmann soll jetzt, statt Rothschild, Bankier des Bundes werden.

— So hat denn der alte deusche Bundestag sein mühsam und träg hingeschlepptes Dasein doch noch auf Welcker's Betrieb durch eine gute That beschlossen. Welcker erschien als Bundestagsgesandter in Lauenburg und stellte dies Land, solange der Krieg zwischen Deutschland und Dänemark dauern werde, feierlich und förmlich unter deutsche Administration.

— Das Osnabrücker Tageblatt faßt die Möglichkeit einer Ausführung der königlichen Drohung ganz einfach in's Auge. Es sagt: „Würde die ausgesprochene Drohung ausgeführt, so geht unsere Ansicht dahin: das hannöversche Volk setze dem Allerhöchsten Willen Sr. Majestät keinen Widerstand entgegen, begleite vielmehr die Reise mit den heißesten Segenswünschen und übertrage sofort die Regierungsgewalt dem Reichsverweser und seinen dem Parlament verantwortlichen Ministern. Es werden durch diesen Schritt die Kosten einer doppelten, durchaus unnöthigen Regierung gespart, und es wird zur Begründung der festeste Grundstein gelegt, indem der Widerspruch der einzelnen Regierungen gegenüber der Gesammtregierung des deutschen souveränen Volks in dieser einfachen Verschmelzung seine naturgemäße Lösung findet."

— Beim Entwurf einer Ansprache an das hannöverische Volk welche der Deutsche Verein zu Leipzig beschloß, beleuchtete Professor Moritz Haupt den zweideutigen Ursprung der Souveränitätsrechte der deutschen Fürsten. Unsere Fürsten, die ehedem unter Kaiser und Reich gestanden, sind seit dem Lüneviller Frieden in der That mehr Souveräne von Napoleon's Gnaden als von Gottes Gnaden.

— Prinz Adalbert von Preußen, seit langer Zeit dem Seewesen zugewendet, hat in einer Druckschrift die Bedürfnisse einer deutschen Flotte erläutert. Er warnt vor halben Maßregeln und entwirft im großen Styl den Plan zur deutschen Marine. Um der russischen Flotte mit 27 Linienschiffen gewachsen zu sein, hält er 20 Linienschiffe, 10 Fregatten und 30 Dampfer für das Minimum; damit aber würden wir die vierte Seemacht der Erde sein. Als Kriegshafen in der Nordsee empfiehlt er Glückstadt, für die Ostsee aus strategischen Gründen Danzig.

— Dem König Oskar war von den Danske die Aussicht auf die dänische Krone und auf eine neue Kalmarische Union eröffnet, um ihn zur Erneuerung des Krieges gegen Deutschland zu bestimmen. Gleichwohl fürchtete Oscar zu sehr den Unwillen der Schweden, namentlich der Norweger die ungern für die Eiderdänen kämpften. Er ist bereits nach Schweden zurückgekehrt. — Es nimmt uns Wunder, wie hartnäckig die Times für die Danske gegen die angebliche „Kriegslust" der Deutschen eifert. Bunsen machte vergebliche Gegenerklärungen in London. Will man in England blind dagegen sein daß die Dänen die englischen Friedensvorschläge verwarfen, wir zahm genug waren von England überhaupt Bedingungen stellen zu lassen? — Nur Daily News sieht die schleswigsche Frage vernünftig an und spricht den Deutschen das Wort.

— König Leopold hat einen außerordentlichen Landtag in Belgien mit den Worten eröffnet: „Meine Herren, ich bin glücklich mich wieder in der Mitte der Vertreter der Nation zu sehen. Angesichts der Europa tief aufregenden Bewegungen ist Belgien ruhig, vertrauend und stark geblieben." — Ein seltnes Land das sich stark und ruhig, ein seltner Fürst der sich „glücklich fühlt" inmitten der Vertreter des Volkes. Worauf beruht das Glück in der Haltung und Stimmung Belgiens? Der Gründe sind viele; aber der Hauptgrund scheint uns dieser. Belgien hat weder eine äußerste Linke von eigensinnigen Ideologen, noch eine äußerste Rechte von starren Royalisten.

— Der Hallische Löwe, Heinrich Leo, ist noch immer verschollen. In welchem Winkel mag er brüllen? Sein letztes Wort in Halle war kurz nach der Verjagung Louis Philippe's: Nun geht die ganze S — rei zu Schande! — Man kennt Leo's groteske Ausdrücke aus der Schule des Pantagruel und Gargantua.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr.

Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet.

№ 17. 20. Juli.

Der Pirat und die Amazone.

Eine Scene auf offener See, von **Friedrich Gerstäcker.**

(Fortsetzung.)

Von der Gaffel der Amazone wehte indessen das Hamburger Wappen, und Jacob der es eben aufgezogen hatte, trat jetzt nach Johnson's Anordnung zwischen die beiden Geschützstücke und erfaßte das vor ihnen hängende Segeltuch. Mit einem plötzlichen Ruck sollte er dieses, bei dem gegebenen Befehl „Feuer!" fortreißen, und klopfenden Herzens standen selbst die stärksten, unerschrockensten der Männer, und erwarteten den Ausgang der über Leben und Tod entscheiden mußte.

„Was für ein Schiff ist das?" rief jetzt der Wortführer des Schooners, Kapitän Barring's Frage zurückgebend. Er war ein grobknochiger, breitschultriger Gesell, mit einem flachen, boshaften Gesicht, dem der Verlust des einen Auges, über das er eine schwarze Binde trug, nur noch etwas Wilderes, Tückischeres verlieh; der niedere schmahlrandige Wachstuchhut hing ihm auf dem Kopf als ob er da nicht hingehöre, und die blaue mit dichtbesetzten Knöpfen verzierte Matrosenjacke sah ebenfalls aus, als schäme sie sich dem ganzen Äußern dieses Menschen etwas Seemännisches zu geben.

Kapitän Barring blickte unschlüssig auf seinen Steuermann. Die übermäßige Aufregung in der er sich befand, benahm ihm fast die Sprache; der Obersteuermann aber fiel schnell ein und rief: „Amazone, von Hamburg nach dem Kap!"

„Compagniegeschäft, eh? lächelte der Schoonermann, — was für Ladung?"

Der Skorpion war indessen mit peinlicher Langsamkeit näher gerückt, da er sich bis jetzt fast in gleichem Cours mit der Amazone gehalten hatte, wobei aber dieser allmälig, indem er mit seinen Schoonersegeln natürlich besser bei dem Wind blieb, immer näher rückte. Noch zehn Minuten mußten sie zusammenbringen: — da durchschoß ein neuer Gedanke Johnson's Hirn. Er schien aber auch in diesem Augenblick der Kapitän des stattlichen Schiffes zu sein, dessen einzige Rettung in seiner Hülfe lag. Schnell trat er zum Obersteuermann und flüsterte diesem ein Paar Worte zu.

„Gut! rief Der, beim ewigen Gott gut!" und mit zwei Sätzen stand er am Steuerrad.

„Was für Ladung? Zum Henker könnt Ihr denn nicht antworten?" rief der Einäugige und hob in diesem Augenblick den linken Arm; ein schriller Pfiff schallte über das Wasser hin. War das aber das Zeichen für die Mannschaft des Piraten gewesen sich fertig zu halten, so wußte Johnson der bis jetzt sein Antlitz noch nicht über Bord gezeigt hatte, kaum weniger was ihm zu thun übrig blieb. Sein Adlerblick glitt über Bleede's Kanone hin, nach dem feindlichen Fahrzeug hinüber. „Höher! flüsterte er schnell, — höher! — Du triffst die Mannschaft."

„Das will ich ja gerade, grinste der alte Matrose mit einem breiten Lächeln, — es muß eine Wonne sein." —

„Höher! rief Johnson, ingrimmig mit dem Fuße stampfend. — Tod und Teufel! höher, sag' ich! —"

Bleede warf ihm einen stechenden Blick zu, gehorchte aber in fast mechanischer Subordination dem Befehl eines Vorgesetzten.

„Damnation!" sagte der Einäugige und richtete sich hoch auf; seine Neugierde sollte aber nicht lange unbefriedigt bleiben.

„Los! schrie Johnson mit seiner Donnerstimme, los und Feuer! Port, Sir! Port, hart an Port, wenn Euch Euer Leben lieb ist!"

Der Ruf galt dem Obersteuermann, der der Ordre schnell gehorchte. In demselben Moment krachten die beiden Schüsse. Am Vordermast flogen an zwei verschiedenen Stellen breite Splittern ab, ein dumpfes Prasseln folgte und mit schwerem Falle schlug er nach Leewärts über Bord.

„Pest und Gift!„ rief der jetzt wüthende Pirat, sprang jedoch auch mit einem gewissen Instinkt nach einem nicht fern liegenden Enterbeil, die Taue zu kappen daß sein Fahrzeug nicht umschlage; seinem Beispiel folgten fast alle an Deck Befindliche. Aus den Luken schwärmte es jetzt in bunter Schaar hervor, die erlittene Schmach zu rächen, und während in diesem Augenblick die Amazone so dicht an dem, nun die Zähne zeigenden Raubschiff vorbeistrich daß der am Steuerrad Stehende den Schooner erschreckt abfallen ließ, so rasch sich das mit dem noch allein stehenden Mast thun ließ, sprang ein Theil der Mannschaft nach den Musketen, und ein anderer befreite den „langen Tom“ von dem darauf gestürzten Takelwerk. Die Büchsenkugeln pfiffen nun durch die Luft, und einzelne schlugen noch in den Rumpf des Schiffes, wenn sie auch weiter keinen Schaden anrichteten. Jetzt aber hatten sie auf dem Skorpion auch ihr Geschützstück frei gemacht und gerichtet: — ein Blitz zischte vom Bord aus und als noch der Steuermann ängstlich zu den Masten der Amazone hinaufsah, schmetterte der eiserne Todesbote gegen die Larbordseite des großen Mastes, riß einen langen, aber glücklicher Weise nicht starken Spahn ab, und zerschnitt dann, von diesem seitwärts abprallend, eine der Larbordpardunen des Fock's.

Die Amazone lief aber nun wieder vor dem Wind und mit beträchtlicher Schnelle durch die Fluth, so daß das wackere Fahrzeug, wenn der Pirat auch mit fabelhafter Schnelle lud und eine zweite Kugel nachsandte, doch schon indessen eine lange Strecke durchzogen hatte. Diese zweite Kugel, wieder mit fürchterlicher Sicherheit gezielt, traf denselben Mast auf der andern Seite, riß jedoch nur ein Paar Holzfasern ab. Die dritte Kugel fiel kurz, denn der Seeräuber war nicht im Stande gewesen sein Schiff mit dem über Bord hängenden Mast so schnell zu regieren. Kaum aber fand Johnson daß sie außer dem Bereich des gefährlichen Metalls waren, als er selbst zu dem Steuerrad trat und nun wieder scharf gegen den Wind anluvte.

„Jetzt muß er zurückbleiben, rief er dabei mit einem unheimlichen Lächeln, und bis er den erlittenen Schaden ausgebessert hat, sind wir der afrikanischen Küste und den englischen Besitzungen so nah daß jener nicht wagen darf, uns dahin zu folgen. Hoho! mit welchem Ingrimm er die Überzeugung mitnehmen wird, von einem Kauffahrer überlistet zu sein! Wenn er nur ahnen könnte daß ich“, — er brach plötzlich ab und neben ihm stand Herr Raffalt der mit seinem gewöhnlichen kalten Lächeln fortfuhr; — „hier an Bord wäre — nicht wahr? Ja, es geht oft wunderlich in der Welt zu.“

Der Steuermann übergab das Ruder dem neben ihm stehenden Matrosen und stieg, die Hand, wie von einem plötzlichen Schmerz ergriffen, fest gegen die Stirn gedrückt, in die Kajüte hinunter.

Hier aber schrie und tobte Alles wild durch einander und war in entsetzlicher Aufregung, denn die eine Hälfte der Familie Wegmeier lag in Krämpfen, weil sie nicht hinauf an Deck, die andere tobte und fluchte, weil sie nicht hinunter in die Kajüte gekonnt. Mit dem ersten Kanonenschuß hatte sich nämlich Vater und Sohn, wie verabredet und mit wahrer Todesverachtung die Treppe hinabgestürzt, wahrscheinlich um die Ihrigen zu beruhigen; diese aber vernahmen kaum den einen entsetzlichen Schlag, da beide Kanonen in einem Moment abgefeuert wurden, als sämmtliche Damen einen solchen Schrei ausstießen daß sich später der Steward, ein dickes, pausbäckiges Hamburger Kind, verschwor, es hätte seine Nerven angegriffen. Dann nahm das Trifolium einen Anlauf gegen die Thür und wäre natürlich im nächsten Augenblick, von Madame angeführt, in ihrer Morgentoilette an Deck erschienen, hätte Kapitän Varring das nicht vorausgesehen und vorsichtiger Weise die Kajütenthüre abgeschlossen.

Das aber füllte Madame mit neuem Entsetzen. Ihr erster Gedanke waren „Seeräuber“, ihr zweiter daß das Schiff schon in deren Händen wäre und man sie nur hier eingesperrt hätte, um sie einzeln vorzuholen und abzuschlachten. Sie donnerte in wilder Angst mit beiden, nicht unansehnlichen Fäusten gegen die Thür, und Florian Wegmeier, den die Angst taub gemacht haben mochte, der wenigstens diesen entsetzlichen Lärm, wenn er ihn wirklich hörte, gar nicht beachtete, accompagnirte draußen auf demselben Instrument, so daß sich dieses sicherlich nur durch den gleichmäßigen Gegendruck an Ort und Stelle und unzersplittert erhalten konnte.

So schnell aber auch die Gefahr gekommen schien, so schnell war sie vorübergegangen. Weit hinter ihnen lag das Wrack des Skorpions und nur noch durch die Fernröhre konnten sie erkennen, wie die Mannschaft — einige achtzig stark — gar geschäftig hin- und herlief und augenscheinlich hart daran arbeitete den erlittenen

Schaden wieder auszubessern. Es galt ja auch das Leben der Leute, denn traf sie das Kriegsschiff irgend einer Nation in diesem Zustande, so wären sie verloren gewesen. Aber kein Segel war am weiten Horizont zu sehen und der Schooner hielt, als sie ihn nach etwa einer Stunde zum letzten Mal beobachteten, gen Westen in die offene See hinaus.

(Schluß folgt.)

Briefwechsel.

Stuttgart, im Juli.

[Hofer's Pferdegruppen, die Kronprinzessin Olga reist nach Petersburg; Just. Kerner, H. Kurtz, L. Seeger, Strauß und seine Frau; somnambule Prophetinnen.]

= Nachdem wir im Lande Militärexcesse gehabt haben nach beiden politischen Polhöhen hin, der republikanischen und der monarchischen, nachdem der hiesige demokratische Verein durch Hinzutreten conservativer Elemente des Bürgerthums zersprengt worden ist, jedoch nicht ohne alle Aussicht, in anderer Gestalt wieder zu erstehen, scheint sich die vibrirende Unruhe unserer Zustände zu beschwichtigen und friedlich wölbt sich der tiefblaue Juliushimmel über unser Thal. Da freut man sich denn auch wieder den Geist auf die Spiegelung des Lebens in der Kunst richten zu dürfen. Der an das königliche Schloß grenzende Park mit seinen reichen Baumgruppen erwartet einen neuen Schmuck durch die von Hofer, einem Ludwigsburger, aus cararischem Marmor in Italien gearbeiteten zwei Pferdegruppen, zu deren hier vom Künstler verfertigten Modellen derselbe, abweichend von den herkömmlichen Studien nach den wenigen und unvollkommenen antiken Vorbildern, die edlen Araberracen des hiesigen Marstalls benützte. Schon sind die riesigen Verschläge, die nicht auf der Axe transportirt werden konnten, diesen Winter in Holland eingefroren lagen und im Frühling auf dem Rheine und Neckar nach Cannstadt gingen, auf ihre Postamente gehoben und bald wird man die geistvolle Auffassung und technische Vollendung dieses Werkes bewundern dürfen. — Es hat einen schmerzlichen Eindruck erregen müssen daß durch Diebe welche in der Kapelle vom Rothenberg eingebrochen sind, die sacra vasa des griechischen Altardienstes entwendet und die Ruhestätte einer Frau entweiht worden, welche in schweren Jahren dem Lande wirklich Wohlthäterin und von einem großen edlen Wollen durchdrungen war. Indessen kam man den geraubten Kostbarkeiten bald wieder auf die Spur. Das Andenken der Königin Katharina, welche auf jener Rebenkuppe schläft, leitet mich zu ihrer Nichte. Man spricht von einer bevorstehenden Reise der Kronprinzessin Olga nach Petersburg, wobei ein Paragraph des Ehekontrakts in Erwähnung kommt, nach welchem alle 2 Jahre ein Besuch bei dem kaiserlichen Vater stattzufinden hätte.

Während die Gegend von Heilbronn die Zeitungsspalten mit ziemlich tumultuarischen Nachrichten füllte, verließ uns Justinus Kerner um in sein Haus am Fuß der Weibertreu zurückzukehren, nachdem er die Freunde seiner Poesie mit einigen neuen Gesängen beschenkt hat z. B. auf den Tod des General Gagern; ferner an die loyalen Weingärtner der Umgegend von Stuttgart. Zwei andere begabte Dichter wollten in so verhängnißvoller Zeit dem Vaterlande nicht länger fern sein und sind aus der Fremde zu uns heimgezogen, Hermann Kurtz, der treffliche Verfasser von Schillers Heimathjahren, einem Roman der auch im Norden einen guten Klang hat, und Ludwig Seeger, durch manches alpenkräftige Lied, am meisten durch die Gedichtsammlung „der Sohn der Zeit" bekannt. Seeger war seither als Professor in Bern angestellt. Ferner besitzt Stuttgart seit dem letzten Mai eine Künstlerin wieder, deren dramatische Bedeutung und liebenswürdige Persönlichkeit in Deutschland noch nicht vergessen sein kann. Schlagen nicht manche Herzen, weibliche beinahe mehr noch als männliche, wärmer wenn ich an die Darstellung des Romeo von Agnes Schebest erinnere? Sie lebt nun, nachdem ihre Ehe mit Dr. Strauß getrennt ist, in häuslicher Stille ganz nur der Erziehung ihrer lieblichen Kinder, eines Knaben und eines Mädchens, — jener dem Vater ähnlich und schon ernst wie ein kleiner Philosoph, dieses der Mutter gleich, voll Lebendigkeit und Naturgrazie. — Ein anderer Liebling der Theaterwelt, unsere kleine hübsche Primadonna Walbhauser, ist in den letzten Tagen, unter Blüthen eine früh geknickte Blume, eingesenkt worden. Sie starb nach kurzem Krankenlager; ein zahlreiches Gefolge begleitete sie zur Friedensstätte. Dingelstedt hielt auf dem Grabe eine Rede. — Auch eine Somnambule sei nicht vergessen, die in jüngster Zeit von sich reden machte. Sie wohnt in der Altstadt in einer der an den Markt grenzenden Gassen; der Zudrang von Wißbegierigen welche nach dem Orakel verlangten, soll nicht unbedeutend gewesen sein. Man versichert daß die Schlafwache, über die Zukunft Deutschlands befragt, von einer großen Übermacht sprach, welche die Polen über uns gewännen, die in Osten ein großes Reich gründen würden! Ein Ausspruch der freilich in nicht wohlthuender Weise mit den neusten slavischen Bewegungen harmonirt. Eine zweite Anekdote läßt die nämliche Seherin in ihren geistigen Pilgerungen bis zu den Pforten der Hölle hinabsteigen. Unsere Sibylle wundert sich diese grauenvollen Räume ganz verödet zu finden, worauf dem weiblichen Dante die einfache Erklärung wird, daß gegenwärtig alle Teufel auf der Erdoberfläche beschäftigt d. h. losgelassen seien. Ich vermuthe also daß die Leseart unter allen Parteien Teufel einräumt, absolute wie radikale.— Eine zweite Somnambule — denn die Praxis in diesem Zweige geht bei uns nicht aus — hat erweislich schon im vorigen Frühlinge prophezeit: Im Jahre 1847 werde es den Obstbäumen sehr schlecht gehen (weil sie so viel zu tragen!) im Jahre 48 den Beamten, und im Jahre 49 den Soldaten. Von den Fürsten hat sie nichts gesagt. Das Gerücht behauptet schließlich von einem würtembergischen Geistlichen, daß er magnetischen Zuständen verfallen, die seltsamsten Visionen gehabt, die er aufzeichnete, nach denen er alle die Erschütterungen dieser letzten Monde vorhersagte, aber auch für den kommenden Oktober mit schrecklichen Weltbegebenheiten droht. Wir wollen uns nicht zu sehr davor ängstigen, sondern erwägen daß die retrospektive Weissagung leichter ist als die andere. —

Berlin, d. 18. Juli.

[Der Waffenstillstand mit Dänemark; Rosenkranz.]

⁑ Man versichert auf das bestimmteste daß die Ratification des Waffenstillstands mit Dänemark dem Reichsverweser und dem Parlament in Frankfurt völlig anheimgestellt sei. Doch kann ich Ihnen sub rosa mittheilen daß die sogenannte Frankfurter Ratification reine Formsache ist: Factisch wird der Waffenstillstand mit Hamlets tückischen Landsleuten von Preußen auf eigne Faust ausgeführt. Wrangel hat nur deshalb erklärt lediglich einem Mandat aus Frankfurt nachzukommen, weil er sich seine Stelle als künftiger Oberbefehlshaber der Reichsarmee wahren wollte. Ebenso sprach sich die hannöversche Regierung dahin aus, sie betrachte die Sache, was Hannover beträfe, für beendigt. Sehn Sie, das ist die deutsche Einheit! O, ihr armen vorlauten Glocken und Kanonen, die ihr euch eine ganze Woche lang vor übergroßer Freude heiser geschrieen habt! „Habemus papam!“ kritzeln tausend und tausend Gänsekiele auf's geduldige Papier, habemus papam! zirpen die Lyriker in Morgen- und Abendblättern, aber die Fürsten sind leider starr geworden in ihren Sondergelüsten. Wer lacht sich in's Fäustchen? Ich weiß es. Rußland lacht, die Anarchisten lachen wo möglich noch lauter und herzlicher. Auch Friedrich Hecker wird bald eine gellende Lache aufschlagen. Und dann? Dann wird Jemand weinen müssen, dessen Schicksal Weinen gewesen ist seit dreiunddreißig Jahren. —

Vorgestern sagte mir Minister Gierke, man habe die gegründetste Hoffnung, den hierher berufenen Rosenkranz aus Königsberg für das Ministerium des Unterrichts zu gewinnen.

Zur Chronik der Gegenwart.

— Die Republik Frankreich will die Privatdomänen Louis Philippe's zum Staatseigenthum schlagen; sie verauctionirt sogar die Pferde und Equipagen der Herzogin von Orleans und des kleinen Grafen von Paris. — Sehr großartig und großmüthig! Thiers erhob sich gegen den Vorschlag in der Nationalversammlung. Er hält das Volk für ermächtigt jede Regierung abzusetzen, die Regierungsform zu ändern; allein zu einer Beraubung des Privatvermögens sei kein Staat berechtigt, die Republik Frankreich solle diese Schmach nicht auf sich laden!

— In der Schweizer Tagsatzung wurde behauptet, die deutschen Flüchtlinge verhielten sich ruhig. Hecker erklärt es für eine Lüge daß er Werber aussende. Die Baseler Zeitung sagt aber: „Vor uns liegt ein, wie es heißt, in unserer Nähe gedruckter „Plan zur Revolutionirung und Republikanisirung Deutschlands von G. Struve und K. Heinzen.“ In demselben wird zum Riesenkampfe aufgefordert, durch energische Handhabung der Gewalt und schonungslose Behandlung der Gegner, namentlich Confiscation des Vermögens aller Derer die sich im Dienst der Fürstenpartei hervorgethan. Ein Aufruf an das deutsche Volk verspricht demselben alle möglichen Herrlichkeiten; es folgt sodann eine Organisation des Aufstandes, Organisation der republikanischen Behörden und allgemeine Verhaltungsmaßregeln für die Beamten der Revolution und die Officiere des Volksheeres, alles im Sinne des revolutionären Terrorismus.“ — Rührt das mit von Heinzen her, so verstehen wir wieder nicht den offen zwischen Heinzen und Hecker ausgebrochenen Zwiespalt. Es geschehen im Feldlager der Republikaner seltsame Dinge. Graf Orindur, wer löst diesen trockenen Zwieback der Natur?

— Frau Luise Aston hat in Schleswig die Lazarethe der verwundeten Freischärler verlassen und wohnt wieder vorläufig in Magdeburg; in der Nähe, im Städtchen Burg, ist ihr geschiedner Mann, der Fabrikant Aston, geborner Engländer, ansässig. Ihr patriotischer Eifer, schnell verraucht, macht dem republikanischen Platz. Luise Aston ist jetzt Republikanerin. Sie hat geschwankt ob sie sich für die Republik Ruge oder für die Republik Hecker oder für die Republik „die zu schmutziger Gesinnung“ führt, entscheiden soll. Die Republik Ruge ist die Republik der uneingeschränkten Vernunft die ihre Kanonen mit abstracten Einfällen ladet. Die Republik Hecker hält es lieber mit dem Dreschflegel als mit der Logik der Philosophen, greift aber freilich mitunter auch zu den praktischen Hülfsmitteln der Wilddiebe und Gauner. Die Republik „die zu schmutziger Gesinnung führt“, wie jemand im deutschen Verein zu Leipzig sagte, existirt bis dato weniger als Partei denn als Fluidum in der Atmosphäre. Frau Luise Aston hat sich vorläufig für die Republik Hecker erklärt, sammelt in Magdeburg für den Guerillachef der Republik und will mit einem Trupp blutjunger Menschen nach Muttenz wallfahren, wo sie sich dann zugleich wieder zum Lazarethdienst für die Republikaner erbietet. Sicherlich wird sie die Wunden heilen die Herwegh unter dem Kutschleder seiner Frau empfing. Sie wird die Magdalene der Republik sein. Durch Hosentragen und Cigarrenrauchen hat sie sich dazu schon in Hamburg hinlänglich vorbereitet. — Zuvor beschenkt sie jedoch das unwürdige, weil noch nicht republikanische Deutschland mit einem Roman, „Lydia“, der das Berliner Salonleben schildert. Sie wird sich mit dem Roman beeilen müssen, denn wenn die Republik in Deutschland proclamirt ist, hört alles ancien régime und natürlich auch alle erbärmliche Romanlectüre auf.

— Die Heidelberger Deutsche Zeitung macht auf den Jahde-Meerbusen aufmerksam, der zwischen Ems und Weser den Mittelpunkt bildet. Ein deutscher Kriegshafen im Jahdebusen würde zugleich jene beiden Flüsse schützen. Die Ems mit der Jahde durch Canäle in Verbindung zu setzen, war ein Plan der schon zu Napoleons Zeit zur Ausführung kommen sollte.

— Von Moskau hat ein dort lebender Deutscher zur deutschen Flotte 100 Fl. eingesandt.

— Die verschollene Lola Montez taucht am Genfer See wieder auf. Sie wohnt dort am nördlichen Ufer im chateau de l'Impératrice, nach Josephine also benannt. Sie hat sich wieder hübsch eingerichtet und scheint hohe Gäste empfangen zu wollen.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr.	Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet.	№ 18. 21. Juli.

Der Pirat und die Amazone.

Eine Scene auf offener See, von **Friedrich Gerstäcker.**

(Beschluß.)

Weniger thätig sah's dagegen auf dem Deck der Amazone aus. Die Waffen waren schnell beseitigt worden, die abgeschossene Pardune durch ein Hülfstau befestigt, um über Tag wieder geschließt zu werden und die Matrosen standen jetzt, in ernster Unterredung begriffen, auf dem Vorderkastell.

Die Sache betraf aber nichts Geringeres als ihren Untersteuermann, denn war den Matrosen auch keine directe Mittheilung über das Vorgefallene gemacht worden, so hatte ihnen doch nicht entgehen können daß Johnson mit diesem Raubschiff entweder früher in Verbindung gestanden, oder noch stehe. Das Letztere schien freilich unwahrscheinlich, wenn man bedachte was er Alles gethan hatte die Amazone zu retten, und Bleede, der hier das Wort führte, meinte: es sei seine feste Überzeugung daß jetzt, wenn Johnson nicht bei ihnen gewesen wäre, die Piratenflagge an ihrer Gaffel wehte. Dann aber war ihm freilich auch nicht entgangen, wie der Untersteuermann die Schufte selbst schonen wollte, als er es doch in seiner Gewalt hatte, mit dem Mast zugleich einem Paar von ihnen das Räuberhandwerk für immer zu legen, und sie kamen endlich zu dem Resultat daß Johnson — ein ganz gefährlicher Mensch sei, der noch dazu durch sein stetes, gotteslästerliches Fluchen und Wettern den Zorn des Himmels über kurz oder lang auf sie herabziehen mußte. Das Abbrechen des Bugspriets, meinte Bleede, sei nur das Vorspiel dazu gewesen.

Besser dachte dagegen Kapitän Barring von dem Mann der, wie er gut genug wußte, ihn und sein Schiff gerettet hatte; er konnte ihm nicht genug dafür danken. Der Untersteuermann lehnte aber alle diese freundlichen Worte ab, versicherte nicht mehr als seine Schuldigkeit gethan zu haben und begann seine Beschäftigung nach wie vor. Es konnte ihm aber nicht entgehen, wie ihn die Matrosen von der Zeit an mißtrauisch betrachteten, und auch Herr Kaffalt faßte ihn, wo er nur seiner habhaft werden konnte, scharf in's Auge, so daß Johnson bald fand, er suche eine Ähnlichkeit mit ihm und einem Abwesenden, oder besinne sich, wo er diese Züge vielleicht schon einmal gesehen. Da ihm beides gleich unangenehm war, vermied er den Mann, wo es nur immer der enge, beschränkte Raum des Schiffes gestattete. Wohin er sich jedoch wenden mochte, immer fand er den scharfen forschenden Blick auf sich geheftet, und er wollte schon selbst den Knoten durchhauen und den Zudringlichen fragen was er von ihm verlange, als dieser seiner Absicht zuvorkam, auf ihn zutrat und ihn plötzlich fragte: „Mr. Johnson, befehligten Sie nicht im Jahre 17 eine kleine Brig, die zu Zeiten unter amerikanischer Flagge segelte?"

„Wie so: zu Zeiten, Herr? fragte Johnson dagegen, mit finsterem Blick, — was soll die Frage?"

„Je nun, ich meine nur! — Sie wissen ja, in unruhigen Zeiten nehmen's die Herren manchmal nicht so genau mit ihren Flaggen — und — passen sich vielleicht den Umständen an; Sklavenschiffe zum Beispiel."

„Ich habe nie ein Sklavenschiff oder eine Brig befehligt," sagte Johnson kurz, drehte ihm den Rücken und schritt in die Kajüte hinunter. Herr Kaffalt aber blieb noch lange sinnend auf dem Deck am Gangspill stehen, und trommelte, starr vor sich nieder auf den Wachstuchüberzug blickend, mit den Fingern einen alten Marsch, von dem er selbst die Melodie nicht mehr kannte. Endlich verließ er kopfschüttelnd seinen Platz

und stieg, leise einige Worte vor sich hinmurmelnd, ebenfalls in die Kajüte hinab.

Vor dem Schooner waren sie jetzt, wie überhaupt vor jedem anderen Raubschiff sicher, denn sie näherten sich mehr und mehr der afrikanischen Küste und mit ihr den englischen Besitzungen von Sierra Leone, wo sie mit jedem Augenblick hoffen durften englischen Kriegsschiffen zu begegnen, da solche in dieser Gegend fortwährend kreuzen, um den von der Westküste Afrika's kommenden Sklavenschiffen aufzulauern und ihnen ihre Beute abzujagen. Gegen Abend erblickten sie auch am östlichen Horizont ein Segel und bald darauf wurden die schlanken, gefälligen Umrisse einer Kriegscorvette sichtbar, wie sie mit vollen Segeln herankam und, den Gruß des Kauffahrers nicht einmal erwiedernd, stolz vorübersegeln wollte; Kapitän Barring aber sprang auf die Brustwehr des Hinterdecks und rief mit dem Sprachrohr die jetzt nur wenige hundert Schritt entfernte an.

Wenig würde nun wohl der englische Kapitän auf eine Frage, Länge und Breite betreffend wo sie sich befanden, geantwortet haben, und der Obersteuermann hatte das vorausgesehen, ließ daher schnell die Flagge nieder, schlug einen Knoten hinein, und zog sie rasch wieder auf. Dieses Nothzeichen war kaum von den Engländern bemerkt, als auch fast in demselben Augenblick, als ob das schlanke herrliche Fahrzeug eigene Willenskraft gehabt, die Segel zurück gegen den Mast schlugen; der Bug glitt herum und wenige Sekunden später flog die Corvette, ebenfalls bei dem Winde zu dem Kauffahrer heran, der jetzt seine Marssegel backgebraßt hatte, um gegen den Wind zu fassen und den Engländer zu erwarten.

„Was wollen Sie thun?“ rief Johnson bestürzt, der in diesem Augenblick an Deck kam und auch gleich ahnte weshalb Kapitän Barring den Engländer zu sprechen wünsche, — „wenn Sie je glauben mir durch etwas zum Dank verpflichtet zu sein, so verrathen Sie jenes Fahrzeug nicht, das, durch meine Hand ein Wrack, einhertreibt!“

„Seid Ihr wahnsinnig, Johnson? Mit dem Piratenschiff soll ich Mitleid haben?“ rief Kapitän Barring.

„Kapitän!“

„Schweigt um Gotteswillen daß das meine Leute nicht hören! Überdies wäre es zu spät; da ist der Engländer schon!“

„Geben Sie eine andere Richtung an!“

„Ich will verdammt sein, wenn ich's thue! sagte Jener, wir sollen Gott danken, wenn die See von einem solchen Ungeheuer befreit wird.“

In demselben Augenblick kam die Corvette „Roderick Dhu“ in Ruf's Nähe und Kapitän Barring machte jetzt seine Mittheilung, den Schooner betreffend, gab an, in welchem Zustand er ihn verlassen habe und sagte, er wäre überzeugt, sie würden ihn mit leichter Mühe finden und überholen können. Der Engländer that nun noch mehrere Fragen, jenen Schooner betreffend, dem er, wie er herüberrief, seit drei Monate vergeblich nachstelle; dann wandte sich das stattliche Fahrzeug, Segel auf Segel erschien, wie durch ein Zauberwort hervorgerufen, an den Raaen und Spieren, und ein lauter Hurrahruf vom Deck des Roderick Dhu verkündete, wie die Mannschaft eben mit dem bevorstehenden Kampf bekannt gemacht sei, und nun der langersehnten Thätigkeit jubelnd entgegen jauchze.

Eine Stunde später verschmolzen die Umrisse des kampfesmuthigen Fahrzeugs am fernen Horizont und die Amazone schwamm wieder allein auf der ungeheuern Wasserwüste.

Ein neues Lied vom Hecker, dem Guerillachef der Republik.

Seht, da steht der große Hecker,
Eine Feder auf dem Hut,
Seht, da steht der Volkserwecker,
Lechzend nach Tyrannenblut!
Wasserstiefeln, dicke Sohlen,
Säbel trägt er und Pistolen,
Und zum Peter sagte er:
Peter, sei Du Statthalter!

Peter, sprach er, Du regiere
Constanz und den Bodensee.
Ich zieh aus und commandire
Unsre tapfere Armee.
Mit Polacken und Franzosen
Wird der Herwegh zu mir stoßen,
Und der stirbt lebendig eh'r,
Als daß er ein Hundsfott wär'! —

Hecker's Geist und Schimmelpfennig
Machten da den Schwaben warm:
Herwegh sah's, er fuhr einspännig,
Und es fuhr ihm in den Darm.
Unter seinem Spritzenleder
Forcht' er sich vor'm Donnerwetter;
Heiß fiel es dem Herwegh bei
Daß der Hinweg besser sei. u. s. w.

In diesem Tone singt ein guter Bänkelsänger, ein Spielmann bei den Hessen, das neue Lied vom großen Hecker, nach bekannter Melodei mit Drehorgelbegleitung. — In Stuttgart erschien von einem Schwaben, man nennt Gustav Pfizer, eine gar ernst und schwer gehaltene Broschüre: „Die Glorie Hecker's." Der uns auffällige Ernst dieser Wiederlegung eines knabenhaften Dünkels hat vielleicht an Ort und Stelle seine gute Begründung, scheint vielleicht nöthig bei dem fabelhaften Antheil den man da zu Lande einer verbrecherischen Waghalsigkeit schenkt. Der blonde Hekker mit der Hahnenfeder auf dem Sturmhut ist den Bauern im Oberlande zum Popanz geworden, der aber nicht blos schreckt, sondern auch lockt und reizt. Die ursprüngliche Frische eines Jugendmuthes hat noch Reiz auch wenn er in Frechheit umschlug, zu unserem Staunen selbst dann noch wenn er meuchelmörderisch Blut vergoß. Daß Hecker der Retter sein soll, beweist nur für Baden und Würtemberg den langangehäuften Groll des gemeinen Mannes der sich selbst noch ein Räthsel ist. An Friedrich Hecker knüpft der zu Mysterien geneigte Schwabe allerlei Spuk und Geheimniß. Ein somnambuler Schäfer predigt dort von ihm prophetisch und die Bauern die von seinen Schätzen fabeln, reden von Heckethalern nicht anders als von solchen die Hecker vertheilt. Hecker's Zeit ist aber schon um; er hätte zu den Bauern in Odenwalde stoßen müssen um der neue Thomas Münzer und als solcher zeitgemäß todtgeschlagen zu werden.

Gustav Pfizer's Broschüre erläutert die Erscheinung eben so sachgemäß als psychologisch. In letzter Beziehung ist uns dieser Held kein Räthsel. Wir bedauern Hecker's ursprünglich schöne frische Kraft. Seine Partei hat ihn verdorben; die Bewunderung schlechter Köpfe hat ihn schwindeln gemacht. Das ist das Loos dieser Volkshelden. In Sachsen bewahrt die hier herrschende Nüchternheit davor. An übertriebenem betäubendem Weihrauch für die Volksmänner fehlt es sonst auch hier nicht. Schreibt doch in Leipzig ein hohler Parteikopf von einem Helden der Partei: Laßt ihn nur wiederkommen! Dann steht er wie Wallenstein da und darf sagen: Das wagten sie solang sie mich nicht sahen, aber laßt sie nur mein Antlitz sehen, meine Stimme sie hören! — In Deutschland hat die Freiheit noch immer ihre Bedienten und Stiefelputzer. Dem Hecker hätte ich einen ehrlichen, leiblichen Soldatentod gegönnt, obschon er ihn jetzt nicht mehr verdient. Jetzt bleibt nichts übrig als ihn principiell langsam todtzuschlagen.

Zur Literatur.

— Theodor Creizenach, ein sinnender, ein denkender Poet, brachte (Frankfurt a M. literarische Anstalt) einen Band Gedichte. Es sind Ergebnisse eines einsamen, für die Welt der jetzigen Bewegung fast verlorenen Gedankenlebens, eine strenge Selbstschau voll metaphysischer Kraft, voll hartnäckiger Reflexion und voll verhaltener Poesie. Streng, gewissenhaft, orthodox, altbiblisch keusch und herbe, ganz unverholen ein Jude im ehrbarsten und besten Sinne des Wortes, ein Jude der Psalmen und epigrammatischen Sprüche des alten Testamentes: so bezeichnet sich uns in seinen Versen dieser Poet als Mensch. Seine Strenge wird nicht selten bitter strafend, wie etwa gegen Dingelstedt. Ihn selbst hindert sie nicht an einer hohen Steigerung des Selbstbewußtseins. Er feiert den Stolz seiner Einsamkeit, und in der Dachstube des Gelehrten entgeht seinen Versen mitunter der heitere Schwung des sanguinischen Lebens. Bei alledem ist ihm ein Rheingruß geglückt, der zu den schönsten Rheinliedern der deutschen Poesie gehört:

> Dir sei ein Hoch gebracht,
> Wogender Rhein,
> Dir, o Germaniens
> Edler Wardein u. s. w.

Creizenach feiert, trotz seiner deutschen Stimmung, vielfach seinen Stamm und den starken Lebensnerv, der diesem eigen ist. Zu seinen besten Gedichten gehören: Gebet einer jüdischen Mutter, jüdische Auswanderer, an Rießer und: Mose und Christus. Diese tiefsinnige Parallele zwischen Mose und Christus löst harmonisch den großen Streit zwischen Judenthum und Christenthum:

> Durch Mose ward ein Volk gebändigt,
> Durch Jesus eine Welt befreit!

Zur Chronik der Gegenwart.

— Zu den unnützen Quertreibereien der Berliner gesetzgebenden Versammlung gehört auch die Absendung eines Ausschusses nach Posen der untersuchen soll wie die beabsichtigte Reorganisation des Großherzogthums zu solchem Blutvergießen führen konnte. Als ob dies die Frage entscheiden könnte ob Posen zu Deutschland gehörig! ein jämmerlicher Liberalismus je Recht haben könnte, der eine Festung auf welche viele Millionen deutsches Geld verwendet wurde um stark im Osten zu sein, Miene machte den Polen abzutreten! Im Norden des Landes ist die Bevölkerung zum größten Theile deutsch, drei Viertel des Grundbesitzes in den Händen der Deutschen die seit 7 Jahrhunderten hier wohnen, das Land aus einer Wüste herausarbeiteten und weit mehr darauf Ansprüche haben als die eingewanderten Nordamerikaner auf das Land das sie den Rothhäuten nahmen um es der Menschheit zugänglich zu machen. In der Stadt Posen war die deutsche Bevölkerung schon 1284 so bedeutend daß der Bürgermeister und zwei Rathsherrn aus ihr gewählt wurden. Zu Ende des 15. Jahrhunderts besaßen bereits die meisten Städte des Landes deutsches Recht. Das sind Thatsachen die ein schiefer Libera-

lismus mit seiner oberflächlichen Leidenschaft nicht hinwegschilt; davon abgesehen daß unter den Polen die in Posen wohnen, sehr viele nichts weniger wünschen als ein polnisches Reich!

— Ein neuer Redner aus Preußen, Löwe, erhob sich in der Frankfurter Nationalversammlung für volle Gewerbefreiheit und Freizügigkeit. Bis jetzt, sagte er, habe uns nur die Literatur die Nationalität erkämpft; jetzt gelte es auf sachlichem Boden ein Einiges nationales Deutschland festzustellen. Er pries sich glücklich einem Lande anzugehören das schon vor seiner Geburt Gewerbefreiheit gehabt, und dieses in letzter Zeit so oft angefeindete Preußen werde in der Stunde der Gefahr zeigen welche Kraft noch in ihm wohne!

— Ist es nicht tragisch daß in Italien der Vater der Bewegung, Pio Nono, ganz in den Hintergrund gedrängt, fast ganz beseitigt ist? Aus liebevollem Herzen, aus Nothwendigkeiten zum Fortbestehen des Kirchenstaates ging sein Entschluß hervor, für die Italiener ein frisches, fröhlich patriotisches Leben zu beginnen. Mit dem patriotischen Selbstgefühl erwachte, natürlich genug, auch die politische Ehre. Das so lange Zeit kindische und feige Volk der Italiener wurde kriegerisch. Je mehr der Papst jedoch alle Reformen von der Kirche abhielt und sie ganz auf das weltliche Gebiet beschränkte, je weniger blieb er Herr der Bewegung. Er sah sich in die Nothwendigkeit versetzt, sein constitutionelles Ministerium in Sachen über Krieg und Frieden selbständig zu machen, um nicht als Kirchenhaupt, als Verkünder des göttlichen Friedens, den Panzer anzulegen und gegen Östreich zu Felde zu ziehen. Damit hatte er fast schon aufgehört Fürst seines Staates zu sein. Jetzt wird er kaum noch der souveräne Bischof im römischen Lande bleiben können. Der Ruf des Volkes und der Kammern geht dahin die Kirchengüter einzuziehen um die Kriegskosten zu bestreiten. Zunächst stellt man dem Papst die Forderung die Güter der Jesuiten zu verweltlichen. Er hätte das aus eigner Machtvollkommenheit thun müssen um die Bewegung nicht aus der Hand zu geben. Hoffentlich zwingt ihn auch das Volk, oder vielmehr die Übereinstimmung der Nobili, der frei und vernünftig Denkenden, zur Reform der katholischen Kirche!

— Das sogenannte Königreich beider Sicilien bleibt in seiner gänzlichen Auflösung. Der König, auf Neapel beschränkt, macht creditlose Versuche ein von ihm verwüstetes Land und Volk wieder herzustellen. Die provisorische Republik Sicilien ist von Frankreich anerkannt, aber England dringt auf einen Fürsten für die Insel. Man schwankt zwischen einem toscanischen und einem sardinischen Prinzen. Der Klubb der Sechziger in Palermo und Serra di Falco, der Präsident der Pairskammer von Sicilien, ein Verehrer des Zaars, arbeitet für den Herzog von Leuchtenberg.

— In Toscana hat der Fürst sich an der Spitze der Bewegung zu erhalten und sie zu regeln, sie gesetzmäßig und human zu machen gewußt. Bei alle dem ist selbst die Sprache des Senates zu Florenz eine so kühne wie sie bisher in einer Pairskammer nicht gehört wurde. „Wir wollen, heißt es in der Adresse des Senates, eine volksthümliche Monarchie in den weitesten Grundlagen, und das Fürstenthum nur als die nothwendige Grenze der politischen Freiheit und zugleich als deren beständigen Wächter." In Bezug auf den Krieg gegen Östreich heißt es: „Es wäre zu wünschen daß Deutschland, stark im Bewußtsein seiner Nationalität und seiner Rechte, auch die Unverletzlichkeit der unsrigen fühlte und einen seiner würdigen Entschluß faßte." — Haus Habsburg muß die alte Erbschaft Oberitaliens fahren lassen. Allein Triest, Illyrien, Istrien, Südtyrol kann Deutschland nicht aufgeben, den Italienern nicht zum Geschenk machen, obschon vielleicht unsere kosmopolitischen Liberalen ihre ehrlose Generosität auch so weit treiben möchten.

— Die Verschwörung gegen den Hospodar der Wallachei, Bibesko, scheint schon lange im Werke gewesen zu sein; der Aufstand wurde jetzt in Folge der europäischen Ereignisse im liberalen Sinne gezeitigt. Die Russen, nach altem Vertrage zum Einschreiten berechtigt, gingen über den Pruth, machten aber Halt bei der Nachricht von der freiwilligen Abdankung des Hospodaren der von Bukarest nach Kronstadt ging. Oberst Salomon, an der Spitze der Russenpartei, scheint in Bukarest mit dem Versuch einer Gegenrevolution nicht geglückt zu sein. Die Nationalgarde unterdrückte diese Bewegung. Der frühere Hospodar Alex. Ghika, von der türkischen Regierung verbannt, hat Aussicht zum fürstlichen Präsidenten des Landes erwählt zu werden.

— In Petersburg fordert die Cholera ihre Opfer auch schon in höheren Kreisen; der Secretär der Kaiserin, Hr. Chambeau, wurde fortgerafft. Die russische Hauptstadt bietet wie im J. 1831 ein ödes Bild; Alles ist von Angst und Sorge erfüllt, daß hinter der tückischen Naturgewalt die dumpfe Gährung des abergläubigen Volkes von der politischen Leidenschaft benutzt werden könne. Dies bannt die Gemüther, fesselt selbst die etwaigen Pläne des Kabinettes. Man spricht von erneuter Überwachung einiger Adelshäupter in Petersburg und Warschau. Und aus bedrohten Stimmungen dieser Art erwächst was man in Rußland den Fortschritt nennt. Der Kaiser verhängt mehrere gerichtliche Untersuchungen über Civilbeamte; den Juden wird wieder eine allmälige Erweiterung im Gewerbebetrieb, und ausnahmsweise auf speciellen Befehl der Besuch der Moskauer Messe gestattet. Die Entscheidung der dänischen Frage hat Rußland aufgegeben, eben so alle Absichten an der preußisch-polnischen Grenze. Fürst Windischgrätz wurde belobt, weil er im Panslawismus zu Prag einen „polnischen Aufstand" unterdrückt habe, und so wird Rußland auch wohl gegen Östreich nichts wagen. Möchte Östreich nur seiner Stärke und Entschiedenheit verdanken was es jetzt dem zufälligen Unstern Rußlands zu verdanken hat. — Die Deutsche Zeitung in Heidelberg weist die Ohnmacht des russischen Heeres nach. Die Flotte sei noch mehr in einem glänzenden Elend; sie diene nur zum Spielzeuge des Zaren, könne nur Parademanöver bestehen. Eben so täuschend sei der Finanzzustand Rußlands, seine Schuldenlast zu seinen Mitteln in einem gefahrvollen Mißstande, der Credit des Staates vollkommen vernichtet. — Es scheint dem jetzigen Kaiser doch der Geist einer Katharina, und ein durchgreifender großer Plan zu fehlen. Der Moment wo Deutschland in seinen Wirren und seiner Blöße überrascht werden konnte, ist für dies Mal schon vorüber.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr.	Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet.	№ 19. 22. Juli.

Die deutsche Turnertagsatzung zu Hanau,

am 2. und 3. Juli.

Bekanntlich ging der allgemeine deutsche Turnerbund aus der ersten Begeisterung für die Idee der Einheit und Freiheit Deutschlands hervor und hatte sich am 4. April d. J. zu Hanau, welche Stadt zugleich auf Jahn's Vorschlag zum Vorort erwählt wurde, seine ersten Satzungen gegeben, die mannigfach besprochen und theilweise mißdeutet wurden. Namentlich war es der §. 2 dieser Satzungen, der den Zweck und die Aufgabe des Turnerbundes bestimmen sollte; an seiner allgemeinen Fassung nahmen alle Parteien Anstoß, die einen wollten ihn bestimmter auf ein politisches Glaubensbekenntniß ausgedehnt, die andern mehr bestimmt und unzweideutig, aber ohne dieses Glaubensbekenntniß hingestellt wissen. Wie sehr bereits früher die alten Regierungen die Turngemeinden im Auge hatten, den Geist der in denselben sich entwickelte und durch dieselben weiter angeregt wurde, zu überwachen suchten, ja sogar in der letzen Zeit sie wieder für aufgelöst erklärten, das Alles bewies klar daß sie in den Turngemeinden die Pflanzschule eines kräftigen und energischen Geistes erblickten, der ihrem Systeme zuwider war. Wenn also früher schon die Turngemeinden durch Nährung des politischen Geistes, wie durch Stärkung und Kräftigung des Körpers thätig waren; so mußte nothwendig in der gegenwärtigen Zeit, wo geradezu das politische Leben fast alle Bestrebungen des deutschen Volks verschlingt, ihre Bedeutung um so mehr steigen, als erstlich die zerstreuten und vereinzelt wirkenden Turngemeinden durch den Turnbund geeinigt waren, also einen gemeinsamen Mittelpunkt für ihre Bestrebungen erhalten hatten, und als zweitens die Parteien in Deutschland sich zu sondern anfangen, die in dem Turnerbunde ihre Wirksamkeit fortzusetzen, diesen für sie zu gewinnen suchten. Daher kam es auch daß die demokratische Partei alles aufbot, ihre Satzungen als bindend für alle Gemeinden auszusprechen suchte und daß diese Partei vorzugsweise beim Vororte darauf hingewirkt hatte die Tagsatzung einzuberufen. Der Vorort Hanau, der zu dieser Partei seiner größeren Anzahl nach mitzählte, hatte dazu auch die Vertreter der deutschen Demokraten zu Frankfurt K. Th. Bayrhoffer sowie den alten Jahn und das Parlamentsglied Venedey eingeladen. Diese waren erschienen; da man aber am ersten Turntage die Erfahrung gemacht hatte daß durch den damals ausgesprochenen Satz, wonach jeder Anwesende, mochte er Turner oder nicht, Abgeordneter oder nicht sein, das Recht hatte mitzuverhandeln, eine ungemein weitläufige und zerfahrene Debatte entstanden war; so wurde in der vorbereitenden Versammlung der jetzigen Tagsatzung festgesetzt „daß neue Abgeordnete von Turngemeinden das Recht zu stimmen und zu verhandeln haben sollten.“ Auf diese Weise waren selbst die eingeladenen Gäste ausgeschlossen und die Turnertagsatzung hatte sich für selbstständig erklärt. Am schlimmsten nahm der alte Jahn diesen Beschluß auf; er verließ sofort den Saal und die Stadt, wo er vor wenig Wochen noch so friedlich und glanzvoll empfangen war, und wo er jetzt mit sichtbarer Kühle und Gleichgültigkeit aufgenommen wurde, weil man seiner politischen Stellung und seiner Wirksamkeit im Parlamente kein Zutrauen schenkte. In einem sichtbar sehr gereizten Schreiben, das Jahn zurückgelassen, machte der Unmuth über dieses „Mißtrauen“ sich Luft. Die eigentlichen Verhandlungen wurden nun in der Wallonenkirche Nachmittags am 2. Juli eröffnet; der erste Punkt der Tagesordnung war die Durchsicht der Statuten. Hier zeigte es sich sogleich durch die zahlreich eingereichten Amendements zu §. 2 worauf man das meiste Gewicht legte. Zuerst gelangte das von einem Frankfurter Abgeordneten gestellte Amendement zur Besprechung. Da dasselbe so ziemlich der Ausdruck, der in gleichem Sinn eingereichter Anträge war, so will ich dasselbe hier mittheilen. „Der Zweck des Turnerbundes ist den Brudersinn und die körperliche wie geistige Kraft des deutschen Volkes zu heben, und für die Einheit und Freiheit thätig zu sein. Die diesem Zwecke entsprechende Form findet der Bund in dem volksthümlichen Freistaat (demokratische Republik). Dieser Antrag wurde mit großem Feuer, aber auch mit viel leerem Pathos vertheidigt und von manchen Rednern wurde der eigentliche Punkt gar nicht berührt, sondern nur im Allgemeinen über

die Vorzüge der demokratischen Republik gesprochen; die Redner dieser Seite hatten um so leichteres Spiel, als sie einen großen Theil des außerordentlich zahlreichen Auditoriums für sich hatten und auch ihrerseits keine Veranlassung vorübergehen ließen, durch einige Schlagwörter und Zeitphrasen auf die Versammlung zu wirken; auf der andern Seite wurde das demokratische Princip durchaus nicht bekämpft als solches; im Gegentheile, fast alle Redner sprachen sich persönlich sogar dafür aus, aber man hielt es für ungeeignet, dies eine Glaubensbekenntniß an die Spitze zu stellen, weil erstlich dadurch die freien Turngemeinden zu Klubbs gemacht würden, weil man dadurch den Weg sich abschneide, wirksam sein zu können gerade für dieses Princip, indem man ja nur fertige Demokraten aufnehmen könne, weil zweitens ein großer Theil der einzelnen Gemeinden seiner Mehrheit nach noch durchaus nicht sich zu diesem Princip bekenne und man dadurch daß es geradezu an die Spitze gestellt würde, nur eine Trennung herbeiführte. Sodann wurde namentlich von dem Abgeordneten von Braunschweig hervorgehoben daß die Turngemeinden durchaus im Norden noch nicht so verbreitet seien als es zu wünschen wäre; daß man also zunächst darauf hinwirken müsse, daselbst neue Gemeinden nur überhaupt zu gründen; daß dies aber unmöglich sei, wenn man vorher das demokratische Glaubensbekenntniß fordere, weil eben dasselbe nur sehr schwach noch im Norden vertreten sei. Das waren etwa die Gründe Derer die zwar den Turngemeinden durchaus eine politische Wirksamkeit nicht absprechen, im Gegentheile sie geradezu darauf hinleiten wollten, aber den einzelnen Gemeinden die Zwangsjacke eines Glaubensbekenntnisses nicht auflegen wollten. In diesem Sinne sprachen sich Professor Wigard aus Dresden, Advocat Blöde aus Leipzig, Dr. Knies aus Marburg und der Unterzeichnete aus Fulda aus. Anders lauteten die Gründe Derer welche die Turngemeinden von der politischen Bahn fernzuhalten suchten. Aug. Ravenstein von Frankfurt hatte hierüber seine Gedanken in einem vorher gedruckten Schriftchen niedergelegt; seine Ansicht fand namentlich an den Abgeordneten der würtembergischen Turngemeinden, edlen kräftigen Naturen, Unterstützung. Der gemeinsame Zweck, wie diese sich ausdrückten, sollte kein anderer sein, als: in brüderlicher Vereinigung durch gemeinsames Turnen die Gleichmäßigkeit der menschlichen Bildung zu fördern, die verkommene Volkseinheit und Volkskraft wieder zu heben, sittliche Tüchtigkeit, Gemeinsinn und Bildung unter der jungen Mannschaft zu verbreiten und durch Alles dieses dem Vaterlande wackere Bürger zu erziehen. Der Turnerbund sollte also dem Volke gesunde Kräfte bereiten und zuführen, Kräfte deren es zur Behauptung seiner Würde und Freiheit so sehr bedarf. Der Turnerbund sollte aber nicht zur Schau tragen was seines Zeichens nicht ist! Er sollte nicht über sich selbst hinausgehen, er sollte sich nicht selbst untreu werden! Er würde sich aber untreu, wenn er noch andere Zwecke als die oben bezeichneten verfolgte; er verletze die Grundsätze der Freiheit, wenn er seinen Mitgliedern ein staatliches Glaubensbekenntnisses abverlange. Von dem Augenblicke wo er dieses thue, höre er auf ein Turnerbund zu sein, denn es würden durch solches Gebahren seine Glieder getrennt und die Gemeinden welche das Zeichen einer Partei aufsteckten, entzweit werden. — Die Verhandlungen über diesen Punkt dauerten bis Abends 7 Uhr, wo es zur Abstimmung kam. Die Mehrheit sprach sich gegen den Antrag aus, jedoch nur mit einem Unterschiede von 10 — 14 Stimmen. Nach der Versammlung hielten nun die beiden Parteien ihre abgesonderten Berathungen, und es wurden Vermittelungsvorschläge gemacht, durch welche man den Bruch zu heilen suchte; aber es mißlang. Die Mehrheit vereinigte sich endlich, nachdem sie ihre einzelnen Anträge zurückgezogen hatte, zu einer gemeinsamen Fassung des §. 2 und beschloß diese am folgenden Tag in der Wallonenkirche vorzulegen. Die Fassung lautete: Der deutsche Turnerbund hat den Zweck einen Mittelpunkt für die turnerischen Bestrebungen der einzelnen Vereine zu bilden und dadurch für die Weckung des Brudersinns und für die Kräftigung, Einigung und Freiheit des deutschen Volks thätig zu sein. — Ehe es jedoch zu weiteren Verhandlungen kam, schied die Minderheit aus; die Mehrheit blieb in der Kirche zurück, setzte die Durchsicht der Statuten fort und verlegte den Vorort provisorisch nach Marburg, bis Leipzig oder Dresden über die Annahme definitiv sich erklärt habe. Die Minderheit constituirte sich als „demokratischer Turnerbund" mit dem Vororte Hanau. Mittlerweile hat übrigens die Turngemeinde zu Marburg mit Mehrheit sich dafür ausgesprochen daß sie dem demokratischen Bunde beitreten wolle; die Frage über den Vorort ist also jetzt erledigt. Zu diesem Entschlusse scheint namentlich ein gedruckter Umlauf des Professors Bayrhoffer gewirkt zu haben, worin er die Gemeinden auffordert vom Deutschen Turnerbunde zurückzutreten und die Gründe der Mehrheit zu widerlegen sucht. Im Übrigen hatte der eingetretene Bruch auf die geselligen Unterhaltungen keinen Einfluß. Vor allem aber ist die außerordentliche Gastfreundschaft der Hanauer Bürger rühmlichst anzuerkennen, die ebenso groß ist als ihre Hinneigung zur demokratischen Republik. Bezeichnend ist aus der neuesten Zeit der Umstand, daß bei Empfang des Reichsverwesers eine Schaar mit einer schwarzen Fahne ihm entgegenziehen wollte, was nur durch den Anführer der Freischaaren verhindert wurde. Schließlich glaube ich den Wunsch aussprechen zu müssen daß die eingetretene Spaltung nicht zu schlimmen Folgen für uns als Volk werden möge, und daß der wilde fanatische Parteigeist die jugendlichen Gemüther nicht zu unüberlegten Schritten hinleite!

J. Gegenbaur.

Briefwechsel.

Aus dem preußischen Sachsen, d. 15. Juli.
[Florencourt und Prof. Hupfeld im Volksblatt; die Magdeburger Zeitung und ihre Persönlichkeiten.]

✝ Das Hallische „Volksblatt für Stadt und Land", welches Franz von Florencourt von Naumburg aus redigirt, gewinnt einen immer größeren Einfluß. Es hat die Erbschaft aller reactionären Blätter übernommen, welche nach dem Umschwunge der Dinge in Deutschland unmöglich geworden waren. Die Tendenz des Blattes ist eine ausgesprochen monarchisch-aristokratische. Es ist ein eigenthümliches Spiel des Geschickes, daß ein Mann, der freiwillig allen Ansprüchen entsagt hat die ihm Geburt und Herkommen gaben, der seit er als Winzer in dem schönen Saalthale wohnt, fast nur mit Bürgern und Bauern verkehrt hat, nun noch für Theorien in die Schranken treten muß die er durch sein Leben praktisch mit Füßen getreten hat, und wahrscheinlich auch ferner mit Füßen treten wird, obgleich er alles Ernstes zur Bildung eines „aristokratischen Klubbs" auffordert. Man kann sich keine Vorstellung machen von der Leidenschaftlichkeit, mit der das Volksblatt an dem Sturze eines jeden Ministeriums arbeitet, das in irgend einer Weise die „stattgehabte Revolution" anerkennt. In einer der neusten Nummern legt der Herausgeber seinen Lesern eine Petition an den König zur Unterschrift vor, worin dieser ersucht wird, „sofort ein Ministerium zu entlassen welches gewagt hat einem eben so staatsverderblichen als unsittlichen Grundsatze öffentlich seine Zustimmung zu geben, indem es anerkennende Worte über den Aufstand vom 18. und 19. März gesprochen." Die Berliner Nationalversammlung soll aufgelöst und — der Vereinigte Landtag einberufen werden! Die Frankfurter Versammlung, von der wir Patrioten einzig Heil für das theure Vaterland erwarten, wird mit Hohn überschüttet; Heinrich von Gagern heißt im Volksblatte der „Souveränitätsheinrich", weil er sich für die Souveränität der Versammlung entschied; sein greiser Vater wird beklagt, weil er der Welt einen solchen Sohn gegeben! — Florencourt erklärt daß er mit größter Seelenruhe zuschauen würde, wenn man einen aufgeregten „Pöbelhaufen" mit Kartätschen zusammenschösse. Der Standpunkt des Volksblattes ist ganz der altpreußische, dabei läßt es sich nicht läugnen daß zuweilen in demselben wahrhaft ergreifende Stimmen erschallen von Personen welche sich entweder in die Lage der Dinge nicht finden können, oder die das Unrecht das der Revolutionseifer z. B. dem preußischen Heere gethan hat, auf's tiefste empfinden. Bei dem Briefe eines preußischen Soldaten an seine Eltern, worin dieser ihnen von Schleswig aus sein Geschick seit dem 1. März schildert (er war unter Denen welche aus Berlin gleichsam nach Schleswig verwiesen wurden) werden manchem Leser die Thränen in's Auge getreten sein. Die Artikel des Herausgebers sind zum Theil glänzend geschrieben, werden aber leider nur Reactionäre hinreißen können; eine aufrichtige, fast kindliche Begeisterung für eine strenggesetzliche constitutionelle Entwickelung nach englischem Muster kommt weit mehr in den Artikeln des Hauptmitarbeiters Hupfeld, eines früheren Marburgischen Burschenschafters, der jetzt in Halle Professor der Theologie ist, zum Vorschein. Doch ist Florencourt noch immer ein unerbittlicher Feind aller Bureaukratie.

Dies kann man leider von unsern Zeitungen, der Magdeburger und dem Hallischen „Karrier" nicht sagen, und dies ist vermuthlich der Grund weswegen der Oberpräsident von Bonin, ein mehr als zweideutiger Mann, sich noch immer an der Spitze der Provinz Sachsen halten kann. Dagegen läßt die Magdeburger Zeitung den pikantesten Persönlichkeiten freien Lauf, und es finden sich in ihr bereits, und nicht einmal unter den Annoncen schamhaft versteckt, gewisse Stimmen aus dem Volke welche in moralischer Hinsicht sehr bedenklich sind. Aus Quedlinburg wird gestichelt daß gewisse junge Damen mit einigen, eine Zeit lang zwischen Elbe und Weser stationirten Polen zu vertraut geworden sind. Der Einsender verlangt daß die junge Damenwelt von Quedlinburg sich mit den Polen hätte aus Patriotismus auf den Kriegsfuß setzen sollen, und ist schamlos genug, die Vornamen der hochverrätherischen Frauenzimmer der Öffentlichkeit preiszugeben. In einer andern Nummer richtet eine Donna, die mit den Anfangsbuchstaben ihres Namens unterzeichnet und ihren Wohnort hinzufügt, an das Publikum die „bescheidene Anfrage", ob es Sitte sei daß Personen, die „einige uneheliche Kinder hätten", vom Abendmale ausgeschlossen würden, wie ihr jüngst geschehen sei. Ein unbekannter junger Mann endlich, der seinem Namen Hergelius das Prädicat „Literat" hinzufügte, zeigt an daß eine „im Finstern schleichende Partei" ihn allmählig seines ganzen Vermögens beraubt hat und bittet um Subscribenten, um dieselbe durch Veröffentlichung seiner Lebensgeschichte entlarven zu können. Ein herrlicher Gedanke! Wer jemals Gelegenheit gehabt hat die Erfahrung zu machen, wie geschickt die „im Finstern schleichende Partei" der Kellnerinnen, Weinwirthe u. s. w. jungen Leuten das Geld aus der Tasche zu ziehen versteht, wird dem hochherzigen Unternehmen dieses edlen Literaten seine Anerkennung nicht versagen.

Zur Chronik der Gegenwart.

— Cavaignac, sagt die Leipziger Zeitung, ist just das Widerspiel der provisorischen Regierung; er spricht sehr wenig, aber handelt sehr viel. — Inzwischen ist dieser Soldat der sich als Frankreichs Washington ankündigte, doch nicht um Worte verlegen, sobald es gilt seine zukünftige Stellung zur Republik anzudeuten. Auf eine Petition welche ihm noch vor Feststellung der Constitution die Präsidentschaft auf zwei Jahre zuwenden will, erklärt er sich gegen die provisorische Verleihung der höchsten Würde; ein nur von einer gesetzgebenden Versammlung erwählter Regierungschef habe nicht dieselbe Machtvollkommenheit wie ein aus der allgemeinen Wahl des Volkes hervorgegangenes Oberhaupt. Cavaignac besteht auf allgemeine Wahl des Volkes. Will er damit schon den Wahlact gesetzlich andeuten?

Die Fonds an der Pariser Börse fallen. Die Kammer scheint die Regierung ermächtigen zu wollen eine Anleihe

von 150 Mill. zu machen. Paris für sich braucht 45 Mill. 185 Mill. neuer Fonds drücken natürlich die alten herab.

Durch den Austritt des Ministers Bethmont wird der constitutionellen Partei der Republik, der Partei der Straße Poitiers deren Präsident General Baraguay und deren Seele Thiers, neue Aussicht geboten an's Ruder zu kommen. General Cavaignac hat zu dieser Partei noch keine Hinneigung, allein die Regierung scheint dieser großen, immer stärker anwachsenden Partei in der Kammer, jedenfalls auch in den Provinzen, zu bedürfen. Mit Thiers setzt sich das Zweikammersystem in Frankreich wieder fest und die Republik sucht, soweit das in Frankreich möglich, eine aristokratische Grundlage zu gewinnen. Es scheint das doppelt nöthig um die rothe Republik unmöglich zu machen und die Gesellschaft dem Proletariat nicht zur Beute zu überlassen.

Victor Hugo und Felix Pyat haben der Pariser Theater wegen die große Nationalpauke geschlagen. Es fand Widerspruch, die 640,000 Francs Unterstützung aus dem Beutel der Steuerpflichtigen von ganz Frankreich zu nehmen. Die Provinzen wagen noch nicht die Behauptung, Paris solle endlich aufhören vom besten Fett des Landes zu zehren, administrativ, materiell wie geistig die ganze Nation auszusaugen ohne die moralische Macht und Haltung zu haben, die Concentration des Landes ohne Dünkel, ohne Eigensinn und frivolen Eigennutz, ehrenhaft und gewissenhaft sich zur Aufgabe zu machen. Die Opposition der Provinzen äußerte sehr schüchtern, man dürfe doch nicht Alles für das Vergnügen der Hauptstadt verthun; die Theater von Paris seien eine Communal- und Departementalangelegenheit. Pyat behauptete, die Sache der Theater von Paris sei eine nationale; Hugo suchte für die Theater zu gewinnen indem er sie un calmant politique nannte. Es ist in Frankreich neu die Theater als politisches Abführungsmittel zu empfehlen, während sie bisher als der Tummelplatz des begeisterten Fortschritts, als ein Ausdruck des nationalen Aufschwungs der Geister gelten mußten. Pyat sagte, ohne die Theater sei Paris nichts als ein großes Carpentras, eine große Landstadt. Er schrieb sogar der Vernachlässigung der Theater den Sturz Louis Philippes zu. Unter lautem Lachen über diese Übertreibungen ging die Nationalversammlung doch darauf ein, die Unterstützung der Theater zu votiren.

— Die deutschen Volksvereine fangen jetzt an physisch mächtig zu werden. Seit einiger Zeit excellirt besonders der Vaterlandsverein zu Leipzig in Entwickelung physischer Kräfte. Wuttke und Cramer haben ihre Noth den Kampf der Meinungen in keinen Kampf der Fäuste ausarten zu lassen. Es sind kopflose Fechter aus den demokratischen und republikanischen Klubbs welche den Principienstreit dort in die Hand, oder vielmehr in die Fäuste nehmen und mit den Stiefelabsätzen ausfechten möchten. —

In der Volksversammlung zu Ettlingen in Baden waren die Fäuste zugleich mit Stöcken bewaffnet um den Mangel an Vernunftgründen zu ersetzen. Eine rothe Fahne war dort bei der Hand und ein Hoch auf Hecker erscholl, auf Hecker den Volksadvokaten der das Wort ebenfalls mit der bewaffneten Faust, die Feder mit der Furke vertauscht hat. Die geladenen Reichstagsmitglieder Itzstein und Blum hatten wohlgethan in Ettlingen nicht zu erscheinen. — Es bedurfte für uns gute deutsche Nachtreter kaum der Vorgänge in Paris wo die Klubbs jetzt sehr beschränkt werden, um Baden und Würtemberg zur Überwachung der Volksversammlungen und allenfalls zum Verbot der demokratisch-republikanischen Vereine zu treiben. Würtemberg hat das Verbot schon erlassen; Baden zögert noch, wird aber, wie es scheint, folgen. Michel übernimmt sich. Michel pflegt lange zu schlafen; ist er endlich wach, so schämt er sich seines Siebenschlafes und will eiligst in Rage das Versäumte nachholen. Zum Bauernkriege ist Michel dann gar leicht bereit.

Auch die Katzenserenaden fangen in Deutschland an lebensgefährlich zu werden. Die Breslauer Zeitung meldet daß in Grätz Dr. Frankenstein, ein Redacteur, während der zweiten, ihm gespendeten Katzenmusik vom Schlagfluß getroffen wurde und vor Schreck, Angst und Gram gleich todt blieb. —

Das Verbot des bisher nur wenig besuchten demokratisch-republikanischen Vereins in Heidelberg droht der dortigen Hochschule einen Stoß zu geben. Eine Gesandtschaft von Professoren und Studenten welche beim badischen Ministerium die Zurücknahme des Verbotes ermitteln wollten, ist abschlägig beschieden. Darauf hin verließ der größte Theil der Studenten Heidelberg und zog in guter Haltung mit schwarzrothgoldnen Fahnen durch Mannheim nach Neustadt an der Hardt, wo man bleiben will bis die Frankfurter Nationalversammlung in der Sache Recht gesprochen. Die gesetzgebende, aber nicht gesetzvollziehende Nationalversammlung kann sich aber keinen Richterspruch gestatten und wird wie bei der Mainzer Sache zur Tagesordnung übergehen. Auch der Reichsjustizminister Heckscher kann hier noch nicht einschreiten, denn die Grundrechte der deutschen Nation sind noch in Berathung; man debattirt in der Paulskirche und wenn die Welt darüber zu Grunde ginge. Die Academia Ruperto-Carolina am grünen Neckar steht derweil sehr verlassen.

Von gutem Fortgang dagegen ist der im vorigen Sommer zu Hamburg, und jetzt in Frankfurt zusammengetretene Verein von Männern aus dem Gewerbe- und Handwerkerstande. Derselbe setzt sich mit der Nationalversammlung in gutes Vernehmen und bittet, da dieselbe in Sachen der Gewerbe und Gewerke nur wenige Sachkundige zählte, auf ihn und seine Arbeiten und Vorschläge geneigtest eingehen zu wollen.

— Die 1400 jährige Königin Adria's, Venezia la dominante, die vor 50 Jahren nur „durch eine Übereilung" untergegangen, hat sich jetzt constituirt, aber nicht mehr als Republik, sondern als Provinz für Alberto la spada. Vorgestern war noch alles republikanisch in Venedig, heute wird man dort als Republikaner gehängt. Noth bricht nicht Eisen, aber wohl italienische Grundsätze.

— Nach dem Friedensschluß mit Mexico nehmen die Vereinigten Staaten von Nordamerika ihren Plan einer Eisenbahnverbindung des Atlantischen und des Stillen Oceans wieder auf.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr.	Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet.	№ 20. 24. Juli.

Zur Geschichte der polnischen Sache in Posen.

2.

— Major C. v. Voigts-Rhetz lieferte eine aktenmäßige Darstellung des letzten polnischen Aufstandes in Posen. Er zieht die nächstliegenden politischen und militärischen Fragen in seine Beleuchtung. „Das nationale Bewußtsein, sagt er, welches in Deutschland neu belebt zur Einheit strebte, mußte bei einem gerechten und edlen Volke nothwendig auch die Sympathien für die polnische Nationalität erwecken, welche nach lange verlorener politischer Selbständigkeit die große Stunde begrüßte die ihr die selbstverscherzte, aber darum nicht minder schmerzlich vermißte Freiheit anzukündigen schien. Nie gab es einen so günstigen Moment für die unter Preußens Scepter wohnenden Polen als gerade jetzt, um ihre Nationalität frei und verbrüdert mit einem starken, zu ihrem Schutz bereiten Staate entwickelt zu sehen, und nie ist eine so lachende Zukunft schneller mit trübem Gewölk verschleiert, im erwachenden Sturm verweht, als es hier in den verflossenen Tagen geschah. — Wir dürfen mit Überzeugung behaupten daß der polnische Aufstand nicht durch die preußischen Waffen allein besiegt wurde, sondern durch die geschwundene Sympathie der Völker. Ein Jeder frage sich selbst ob es in heutigen Tagen möglich gewesen wäre, einer Nation die auf gesetzlich moralischem Wege ihr Recht suchte, dieses Recht vorzuenthalten, wenn dasselbe durch die Zustimmung der Völker getragen wurde! Gewiß nicht. Aber was hat diese Sympathie so schnell verschwinden lassen, die von allen Seiten und in der Provinz selbst den Polen so warm entgegen kam? Nichts anderes als der unablässige Trug, die Täuschungen, die Gewaltsamkeit und die vollendete Unwahrheit durch welche sich die Polen zu heben suchten. Wer die letztvergangene Zeit hier durchlebte, der weiß daß dies eine traurige Wahrheit ist. Die Völker haben sich von dieser Wahrheit überzeugt, denn das Ächte unterscheidet sich heute wo die Öffentlichkeit und die Presse ein künstliches Verhüllen der wahren Verhältnisse unmöglich machen, in kurzer Frist." — Zuerst mißbilligte man die Ungerechtigkeit mit welcher die Polen ohne Rücksicht auf 500,000 berechtigte Deutsche und 80,000 Juden das ganze Land für sich in Anspruch nahmen. Dann empörten die Mittel welche in Anwendung gebracht wurden. Ferner überzeugte man sich daß neben den Deutschen auch der ganze grundgesessene Bauernstand von einem Abfall von Preußen nichts wissen wollte, weil er unter preußischer Regierung erst wahre Menschenrechte und ein gesichertes Eigenthum erlangt hatte. Endlich sah man ein daß das Großherzogthum Posen, von Preußen getrennt, nur eine Brücke für Rußlands Heere in's Innere von Norddeutschland sein würde. „Es gehört, sagt Major v. Voigts-Rhetz, nur geringe militärische Einsicht dazu, dies zu begreifen. Preußen würde durch ein tief bis gegen die Oder hinreichendes unzuverlässiges Land auseinandergerissen, Schlesien von Westpreußen getrennt sein, wenn man die Festung Posen, diese starke, mit deutschen Kräften erbaute Grenzwarte, aufgeben wollte." Die philanthropische Sentimentalität, die kosmopolitische Schönthuerei würde unserm Vaterlande eine Wunde geschlagen haben, die wahrscheinlich niemals heilte. General v. Willisen, vom Ministerium Camphausen belobt, war von der alten Verblendung erfüllt in einem unabhängigen Polen eine Vormauer gegen Rußland zu sehen. Es scheint daß dieser General, welcher früher schon längere Zeit in der Provinz als Chef des Generalstabes vom fünften Armeecorps eine dienstliche Stellung bekleidete, vielfache Gelegenheit zu persönlichen Beziehungen mit polnischen Familien fand. Eingenommen durch die allgemein anerkannte Liebenswürdigkeit, bestochen durch die geselligen Talente der Polen, ließ er sich verleiten diese Eigen-

schaften des Umgangs mit den Fähigkeiten zu verwechseln, welche eine Tüchtigkeit im Staatsleben fordert. General v. Willisen war blind für den Mangel an Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit unter den Polen, sonst würde er nicht, bevor er die preußischen Behörden in der Provinz zu Rathe zog, mit den polnischen Führern über die Freiheit Polens verhandelt haben. Im Widerspruch mit dem commandirenden General schloß er mit den Polen eine Convention ab, die diese nicht hielten, während er den Abgeordneten zur deutschen Nationalversammlung wegwerfend entgegnete: sie möchten die ihm gemachten Anträge in zweimal vierundzwanzig Stunden erst beschlafen und dann wiederkommen! Die Convention bestimmte ausdrücklich, die militärischen Maßregeln einzustellen. Währenddessen wurde der Aufstand im ganzen Lande organisirt, das Landvolk unter Drohungen bewaffnet, der Landsturm auf Signale eingeübt, der Ausbruch eines religiösen Bürgerkrieges auf alle Weise vorbereitet. Bei jeder Plünderung, bei jeder Schändung der Personen und des Eigenthums erklärte Willisen die Besorgniß erweckende Nähe der preußischen Truppen als den Grund der scheußlichen Barbareien, welche der polnische Fanatismus verübte. Die Führer der Polen waren selbst nicht mehr im Stande die raub- und mordsüchtigen Rotten zu zügeln, und doch hatten diese Führer, Adel und Geistlichkeit, Alles gethan die Sache der Freiheit zur Sache des blinden Fanatismus zu machen. Der Beichtstuhl und die Kanzel wurden von neuem benutzt um blutigen Haß gegen die Deutschen zu einer Forderung der Religion zu machen. „Wie viele, sagt Major v. Voigts-Rhetz, wie viele von den bedauernswerthen Opfern der Verführung, die wir in den polnischen Lazarethen auf ihrem Schmerzenslager um sie zu beruhigen und zu trösten besucht, haben uns unter Thränen versichert daß sie niemals den Edelleuten geglaubt haben würden, weil sie von diesen schon so oft betrogen wären, aber wem sie denn glauben sollten, wenn nicht ihren Geistlichen!" Im Kreise Gnesen und Mogilno hatte man dem Landvolk eingebildet daß das Blüchersche Husarenregiment die rothen Dollmans zum Andenken trage, weil durch dieses Regiment der heilige Adalbert ermordet sei. — Die Geistlichen fuhren fort Polnisch mit Katholisch, Deutsch mit Protestantisch für gleichbedeutend zu erklären und den Bauern die Besorgniß zu erwecken daß sie evangelisch werden sollten wenn sie länger zu Preußen hielten. Zwischen dem Edelmann und dem Könige entschieden sich die Bauern leicht; „wir wollen", sagten sie, „lieber königlich bleiben als wieder adelig werden, denn der Edelmann bringt uns wieder unter die Knute und nimmt uns was uns der König gegeben!" Die Junker tanzten wieder mit den Landmädchen, die gnädigen Fräuleins mit den Bauerburschen; aber die Verheißungen des Adels und die brüderliche Vermischung der Stände konnten das Mißtrauen nicht besiegen, das eine lange Gewaltherrschaft begründete. Der grundgesessene Bauernstand betheiligte sich wenig oder gar nicht an dem Aufstande gegen die Deutschen zum Besten der Edelleute. Nur die Macht der Geistlichen machte Proselyten zum Religionshaß gegen Deutschland. Generallieutenant v. Colomb bat den Erzbischof von Posen den fanatischen Predigten amtlich entgegenzutreten, er machte ihn verantwortlich für jeden Tropfen Blut, er bat ihn inständigst die Gemüther zum Frieden zu bekehren. Statt diesen Brief zu beantworten erließ der Erzbischof Leo Przyluski an die gesammte Geistlichkeit der Diöcese ein Rundschreiben, vor dem deutschen Bunde warnend in welchem „die Interessen der Posener, insbesondere aber ihre religiösen Sachen vielleicht Bedeutung und Schutz verlieren möchten!" — Durch Adel und Geistlichkeit ist Polen abermals untergegangen.

Zur Geschichte der Barricaden.

X Die Barrikaden verdanken ihren Ursprung den Freiheitsideen welche im Mittelalter auftauchten und erschienen zuerst in jener Revolution des 11. Jahrhunderts, welche den dritten Stand schuf indem es ihn vom Joche der Franken, der ächten Söhne Galliens, befreite. Es waren diese Barrikaden in der That die kräftigste Befestigung der bewaffneten Macht gegenüber, welche vom Schloß oder vom Thurme eines weltlichen oder geistlichen Tyrannen die Stadt zu überfluthen drohte.

Es ist nicht möglich alle die Scenen anzuführen bei welchen die Barrikaden in den französischen Provinzen während der Feudalkämpfe eine wichtige Rolle spielten; wir wollen nur zeigen, seit wann sie in Frankreichs Hauptstadt vorkommen. Sie erschienen daselbst sehr spät. Vom großen Thurme des Louvre und durch die Königl. Macht in Respect erhalten, konnte Paris erst in der Mitte des 14. Jahrhunderts es wagen das Gemeindeprivilegium kämpfend zu erringen, welches die Königsherrschaft ihm vorenthielt.

Im Jahre 1358 während der Gefangenschaft des Königs Johann in England, trieb die üble Aufführung der Günstlinge des Dauphin Karl und die Nichtachtung der Rathschläge, welche ihm die Generalstaaten gegeben, das Pariser Volk

zum Aufstand. Etienne Marcel, der Vorsteher der Kaufmannschaft, ließ damals alle Straßen von einer Ecke zur andern mit starken Ketten sperren welche auf der einen Seite in einem fest eingeniethetem Ringe, auf der andern in Haken hingen. Diese Ketten blieben lange sozusagen die Seele der Barrikaden, die sich an sie stützten, und eine doppelte Reihe von Steinen, Kisten rc. bilden halfen. Sie blieben unbeweglich an den Straßenecken seit Zurückkunft des Dauphins bis in's Jahr 1383, zu welcher Zeit die Herzöge von Anjou, Burgund und Berry, Oheime König Karls VI., sie den Parisern wegnehmen ließen, um gegen ihre schrecklichen Erpressungen jeden Widerstand zu verhindern. Mehrere Jahre später ließ Jean-sans-peur die Ketten von Vincennes zurückbringen, wo man sie aufbewahrt hatte, und gab sie den Parisern zurück. Man säumte nicht davon Nutzen zu ziehen. Die Ketten wurden während der Aufstände zwischen den Armagnacs und den Bourgignon's zu verschiedenen Malen vorgezogen.

Im Jahre 1436 erhob sich das Pariser Volk, wüthend über die Tyranei der Engländer, während die Truppen des Connetable von Richmond in die Stadt drangen. Dachziegel, Töpfe, Mobilien regneten aus jedem Fenster auf die Köpfe der Helden des Leoparden herab, auf allen Seiten wurden die Soldaten von Barrikaden eingeschlossen, die sich plötzlich erhoben, und Paris fand, wenn auch nicht die Freiheit, doch wenigstens die nationale Unabhängigkeit wieder. — Jetzt müssen wir einen langen Zeitraum überspringen, um wieder Barrikaden zu finden, sie erscheinen erst nach anderthalb Jahrhunderten wieder, um den Untergang des letzten Valois, Heinrichs III. herbeiführen zu helfen. Dieses große Ereigniß fand am 12. Mai. 1588 statt.

Die Regierung Heinrichs IV. und der Despotismus des Kardinals Richelieu wußten einer Rückkehr von Volksbewegungen zuvorzukommen. Aber nach dem Tode Ludwigs XIII. zogen in Folge der willkürlichen Verwaltung Anna's von Östreich, der unverschämten Erpressungen Mazarins und seiner habgierigen Höflinge, neue Stürme am politischen Horizonte herauf. Hunderttausend Pariser erhoben sich in Waffen hinter 2000 Barrikaden; dieselben waren, wie man berichtet, mit so viel Kunst gebaut daß das ganze Königreich nicht im Stande gewesen wäre sie mit Gewalt zu nehmen. Der Hof demüthigte sich vor den Piken der mit den zahlreichen Massen des Platzes Maubert verbündeten Bürgergarde.

Mit der Regierung Ludwig des XIV. verschwinden die Barrikaden vollständig; selbst die Stürme von 1789 riefen sie nicht herbei, der 14. Juli und der 10. August nahmen keine Zuflucht zu ihnen. Erst im Jahre 1830 erhoben sie sich plötzlich und trieben die Legitimität von Frankreichs Boden. Während der Tage des 5. und. 6. Juni 1832 entfalteten sie sich in ihrem fruheren Glanze und zeigten die ganze Macht der demokratischen Ideen. Im Februar 1848 stieg die Republik triumphirend aus den Barrikaden hervor, die das tapfere Pariser Volk errichtet hatte.

Seit einigen Jahren hat man bemerkenswerthe Vervollkommnungen in der Bauart der Barrikaden angebracht; und man weiß daß sie in den letzten Aufständen von Paris, Wien und Berlin eine große Rolle spielten.

Briefwechsel.

Dresden, im Juli.

[Ein Bild von Gustav Metz.]

4 Bevor es an den Ort seiner Bestimmung, nach London, abging, erfreute uns in öffentlicher Ausstellung ein Gemälde welches in jeder Hinsicht ein vorzügliches Werk genannt werden darf, Rahel's Tod von Gustav Metz. Der Künstler entlehnte seinen Stoff aus dem 1. Buch Mose, Cap. 35. V. 16. Am Wege, auf der Stelle wo später Bethlehem auferbaut wurde, ist auf seinem Zuge nach Kanaan dem Jacob von Rahel ein Sohn geboren, dessen Besitz mit der Mutter Leben erkauft war. Das junge, eben verschiedene Weib liegt mit etwas aufrecht gehaltenem Haupt sanft hingestreckt vor dem Beschauer. Auf dem erbleichten, schönen Angesicht schwebt noch der Kuß des Todesengels, die erloschenen Augen sind zur Hälfte geöffnet, auf den noch nicht geschlossenen Lippen scheint der letzte Lebenshauch zu athmen. Himmlische Verklärung ruht auf dem Angesicht, und diese Verklärung erfüllt die Umgebenden mit jener Heiligung und jenem Frieden, welchen der große Augenblick einer Sterbestunde gewährt. Mit dem Ausdruck des tiefsten Leids blickt Jacob, den kräftig männlichen Kopf zu der Gestorbenen niedergebeugt, auf diese hin. Ihm nahe steht mit verhülltem Gesicht der kleine Joseph, diesem zunächst zwei Frauen von vorzüglicher Schönheit; der Schmerz, der nicht Thränen, nicht Worte hat, ist in ihren Zügen ergreifend ausgesprochen. Auch bei den übrigen Gestalten — es sind einige zwanzig Personen — begegnen wir keinem stürmischen, leidenschaftlichen Ausbruch der Wehklage. In der Malerei dieses gehaltenen stummen Schmerzes hat sich der Künstler eine hohe Aufgabe gestellt und sie würdig gelöst. Aus dem Werke spricht tiefe Empfindung, Natur und Seelenwahrheit; die Gruppirung ist harmonisch, die Farbengebung trefflich. Ein Bedenken gestatte uns der Künstler. Für die Dimensionen des Neugeborenen scheint er einen riesenhaften Maßstab gefunden zu haben; in unserm Zeitalter ist solche Größe und Fülle an einem jungen Weltbürger eine seltene!

Zur Chronik der Gegenwart.

— Sicilien hat in der Wahl seines Wappens und in der Wahl eines Fürsten geschwankt. Den Adler hatte es vom zweiten Friedrich, dem Hohenstaufen. Aber es kehrte zum alten thrinakrischen Wappen zurück, das die dreigestaltete Insel Thrinakria zur griechischen Zeit gehabt. Dies seltsame Wappen besteht in drei nackten, wie in einem Rade geschwungenen Menschenbeinen, deren Mittelpunkt das Haupt der dreigestalteten Hekate macht. — Unter den Throncandidaten, einem Sohne Karl Alberts, einem Sohne Leopolds von Toscana, dem Napoleoniden Fürsten von Canino, und Eugen Leuchtenberg der ebenfalls von Geburt Italiener, hat man jetzt, wie es heißt, dem Ersten den Vorzug gegeben, trotz der

Besorgniß vor Karl Alberts Übergewicht in Italien. Dieser zweite Sohn des Sarderkönigs, Herzog Ferdinand von Genua, ist 26 Jahre alt, noch unvermählt. Ob Karl Alberts Ehrgeiz sich nun damit zufriedenstellt, ist die Frage. Den Italienern thut wie uns Deutschen Einheit noth; aber diese wird für Italien zu demüthigend und zu schmerzlich erkauft, wenn man einem ränkevollen Jesuitenkönig die Krone oder die Hegemonie überträgt. Die Römer und Florentiner sind gegen Alberto la Spada, die Lombarden sind der Kriegssteuern müde, mit der sie die Freiheit von Östreich bezahlen müssen um zugleich die Knechtschaft unter den Sardiniern einzuhandeln. Vor der Hand ist Karl Albert eilig und heimlich nach Turin gereist, um dort einen Aufruhr zu unterdrücken.

— An den Magyaren bewundern wir wieder den patriotischen Schwung und ein nationales Hochgefühl das sie freilich zum Hochmuth gegen die Nebenvölker verführt. Dieser Übermuth ist aber nur denkbar bei der Hinfälligkeit Derer die er trifft. Die Magyaren halten sich in Ungarn für die regierende Nation, ihre Herrschaft gründet sich auf die moralische Schwäche Derer die sich knechten lassen. Die Deutschen in Ungarn sind ohne alles nationale Selbstgefühl, ein kriechendes, geistig aufgelöstes Geschlecht. Aber die Sachsen in Siebenbürgen stehen jetzt mannhaft da und werden ihre Rechte wahren. Die Kroaten und Slawonier wollen jetzt als selbständige Nation gleichberechtigt sein. In der Wallachei stehen die Russen da; die Türken rüsten. — Während diese Stürme über uns heraufziehen, sagt Kossuth auf dem Reichstage, ist England das uns wohlwill, fern, Frankreich mit sich beschäftigt; Magyaren, wir sind auf uns selbst verwiesen! — Unter einem Sturm der Begeisterung und des Hochgefühls beschließen die Ungarn 200,000 Mann neue Truppen auszuheben und bewilligen 42 Mill. — Ich beuge mich vor der Größe meiner Nation! sagt Kossuth, das Vaterland ist gerettet! — Auf das Gerücht hin daß neue ungarische Truppen nach Italien gehen sollten, erhob sich bald darauf im Unterhause zu Pesth ein solcher Sturm daß der Kriegsminister eiligst gerufen werden mußte und das Gelübde leistete, keinen einzigen Sohn Ungarns für jenen Krieg Östreichs gegen Italien herzugeben. Vor der Hand setzte es die Linke noch nicht durch, die jetzt in Italien stehenden Regimenter zurückzuberufen.

— Die Wallachen erklären in einer Adresse an den Kaiser von Rußland, ihre Revolution die den Fürsten Bibesco beseitigt, sei aus dem Willen der Nation mit Bewußtsein hervorgegangen; sie protestiren zugleich gegen die Eingriffe Rußlands und wollen an ganz Europa appelliren, falls die Gewalt der russischen Bajonette dieses ihr Gutachten mißachten will. Die Russen scheinen ohne Zuziehung der Pforte eine Reorganisation des Landes zu bezwecken. Die fremden Consuln haben ihre Pässe verlangt; es fragt sich ob Rußland ernstlich den Krieg will.

— Früher hatte ein guter Rechenmeister ausgerechnet wie theuer dem Publikum jede Note im Munde einer großen Sängerin zu stehen kam. Jetzt hat ein ebenso gewissenhafter Mann ausgerechnet daß jedes in der Paulskirche zu Frankfurt gesprochene Wort 36 Kreuzer kostet. Das hat Humor erregt in der Nationalversammlung, die großen Gernsprecher aber nicht vermocht den Werth der Zeit gegen den Gehalt ihrer Worte abzuwägen. Die Wuth des Antragstellens ist noch immer sehr in Blüthe, viele Redner, langweilig breite von der Rechten, unverwüstlich eigensinnige von der Linken, stehen noch immer mit einem Fuße auf der Rednerbühne, hangen die ganze Sitzung über in der Schwebe zwischen ihrem Platz und der Tribüne. Man hat sich jetzt endlich über ein Schutzmittel gegen die Redekrankheit geeinigt! Jeder selbständige Antrag muß mindestens von zehn Mitgliedern unterzeichnet sein, bevor er auf der Tafel des Vorsitzenden niedergelegt werden darf.

— Die deutsche Nationalversammlung hat jetzt Artikel I. der Grundrechte des Volkes fertig berathen und festgestellt. Für Gagern war es eine herkulische Arbeit das Gewühl der Anträge, Änderungen, Vorschläge und Meinungen zu sondern, zu lichten und die Fragstellung rationell zu machen. Es kann keine Frage mehr sein, wie noth es that daß Gagern noch nicht ins Reichsministerium trat, um der großen Arbeit der gesetzgebenden Versammlung seine volle Kraft zu erhalten.

— Welcker hat bei seiner Anwesenheit in Hamburg die Anfänge zur deutschen Flotte in Augenschein genommen. Der unermüdlichen, aufopfernden Thätigkeit des dortigen Ausschusses zur Herstellung einer Kriegsmarine wird es in wenigen Wochen bereits gelungen sein, eine Fregatte, eine Corvette und drei Dampfer von mehr als 200 Pferdekraft vollständig ausgerüstet und bemannt aufzustellen. — Man fabelte soviel von den Schiffen die der Prinz von Preußen aus London mitbringen und der deutschen Nation zum Geschenk darbringen sollte. In Hamburg haben einige deutsche Bürger binnen drei Monaten den Anfang zur deutschen Marine in ansehnlicher Weise begründet. — Am 15. Juli lief auch in Kiel das erste der dort in Bau begriffenen Kanonenböte unter freudigem Hurrah der zahlreichen Volksmenge vom Stapel.

— Der Congreß der Gewerbtreibenden der zu Frankfurt im Römer versammelt ist, hat einen Sturm zu bestehen gehabt der seine weiteren Arbeiten zu beeinträchtigen droht. Die Gesellen verlangten neben den Meistern gleiche Berechtigung und Stimme. Nach heftigen Kämpfen stellte man als Versuch zum Ausgleich fest daß der Gesellenstand sich bei dem gegenwärtigen Congreß betheiligen, aber sich nur durch Meister vertreten lassen dürfe.

— Minister Milde in Berlin sprach sich über den deutschen Zollverein aus. Der Abgeordnete Bredt hatte die Frage erhoben, was geschehen sei um Östreich, Hannover, Mecklenburg und die Hansestädte zum Beitritt zu vermögen. Hr. Milde sagte, die preußische Regierung befinde sich noch thatsächlich an der Spitze des Zollvereins und beschäftige sich unausgesetzt mit dieser Frage die für die Einheit Deutschlands allerdings mit die allerwichtigste ist. Über Differentialzölle habe Preußen mit Hannover, Oldenburg und Bremen Verhandlungen angeknüpft. Hamburg habe sich entschieden gegen die Differentialzölle erklärt; andere Staaten dafür; die Frage sei also noch offen gelassen.

Berichtigung. Auf der Tagsatzung der Turner zu Hanau wurde bestimmt daß nur Abgeordnete von Turnergemeinden Stimme hätten. Statt nur, steht in Nr. 10 unseres Blattes aus Versehen: neue.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr. | Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet. | № 21. 25. Juli.

Rußlands Novellendichter.

— Die russischen Dichter müssen uns behülflich sein, in Rußlands geistige und moralische Zustände einen heimlichen Blick zu thun.

Vor zwei Jahren brachte Robert Lippert in seinem Nordischen Novellenbuch acht Erzählungen von eben soviel russischen Novellisten*). Zwei von diesen gehören nicht mehr zu den Lebenden; Puschkin fiel im Duell, Bestuschef-Marlinsky, zur Strafe wegen seiner Betheiligung an der letzten Verschwörung, nach Tscherkessien commandirt, blieb im Kampfe gegen die Bergvölker. Von den Andern leben vier, Fürst Odogefsky, Graf Sollogub, Nestor Kukolnik, Wladimir Dahl in Petersburg, sämmtlich im Staatsdienste. Den Ersten dieser Vier nennt Lippert den russischen E. T. A. Hoffmann, Sollogub, der in seinen Novellen die fashionable Welt und den Salon vertritt, den russischen Sternberg, während er den fruchtbaren Kukolnik, der die Geschichte, namentlich die Zeit Peters des Großen, novellisirt, mit unserm Spindler oder Trommlitz parallel stellt. In Nikolai Gogol dessen Bilder aus dem Kosackenleben so viel Anklang in Deutschland fanden, besitzt Rußland einen der originellsten und trefflichsten Humoristen, dessen Darstellungen zugleich die ganze Frische einer fast Homerischen Einfalt athmen. Zu unserer Verwunderung hören wir daß dieser naive Humorist seit einigen Jahren in Rom lebt, den Verirrungen einer düstern Mystik preisgegeben. Alexander Kudriaffzoff, der Achte unter Lipperts Novellisten, lebt als Lehrer in Moskau; die elegische Stimmung seiner Erzählungen erklärt uns der Übersetzer aus seinem fortgesetzten physischen Leiden. Wladimir Dahl gehört zu den russischen Novellisten, deren Darstellungen aus den mittlern und untern Ständen verschiedener Volksstämme des großen Reiches für uns von großem ethnographischem Werthe sind. Die große Mannichfaltigkeit der russischen Völkerfamilie bedingt die starke Eigenthümlichkeit dieser zum Genre gehörigen russischen Novellistik, während man sonst an den russischen Poeten die Originalität bezweifelt, zu Derschawin's Oden als Vorbild Klopstock nennt, Puschkin's epische Lyrik unter Byrons Einflüssen erklärt und deutet. Heinrich Koenigs Mittheilungen eröffneten uns vor Jahr und Tag die erste Bekanntschaft mit dieser Literatur der Russen.

Wilhelm Wolffsohn aus Odessa macht uns nicht blos bekannt, sondern vertraut mit den Novellendichtern Rußlands. Seine Übertragungen sind von künstlerischem Werth; seine biographisch kritischen Einleitungen bezeugen nicht blos seine Liebhabereien, sondern auch sein zartes Verständniß, seinen innigen Umgang mit den Geistern deren Gebilde er uns mit der ganzen wählerischen Sorgsamkeit seiner Feder vorführt. Wir haben unsern Lesern von Nikolaus Pawlow bereits zweimal eine Novelle in Wolffsohn's Übertragung mitgetheilt. Der ganze zweite Band seiner Sammlung*) ist diesem Dichter gewidmet, und wir dürfen für ihn ein besonderes Interesse in Anspruch nehmen. Pawlow's „Namenstag" gab uns ein tragisches Bild der russischen Leibeigenschaft, „die Million" das quälerische Seelengemälde eines hypochondrischen Selbstpeinigers auf dem Parkettboden der raffinirten und blasirten Gesellschaftswelt Rußlands. Die schemenhafte Phantastik des „Maskenballs", die tückische Herrschaft der Knute im „Datayan" machen uns jetzt neben jenen beiden Meisterstücken der Novellistik zugleich die Schwächen Pawlows deutlich. Pawlow

*) Leipzig, J. J. Weber. 2 Bde. Daselbst erschien auch eine Übersetzung des Tarantas, vom Grafen Sollogub.

*) Rußlands Novellendichter, Leipzig, Brockhaus, vor der Hand zwei Bände.

überbietet sich in der coquettirenden Anmuth der Salonwelt, er übertreibt die Wichtigthuerei mit jedem Stäubchen seiner parfümirten Atmosphäre. Nicht blos jeder Zug um den Mundwinkel, jedes Blinzeln der Wimper, sondern auch jedes Flitterchen im Putz der raffinirten Schönheiten erscheint ihm inhaltsschwer beim Kerzenlicht des Salons. Alle die giftigen Kleinigkeiten des Luxus und des Comforts erwachsen in seiner Lebensanschauung zu Lebensmächten von tragischem Gewicht; der Firniß der Kultur überwuchert allen Adel der menschlichen Seele, der Schein gilt für den Inhalt, der Schimmer für den Kern. Pawlow hat den zartesten Sinn für die feinern Schönheiten der weiblichen Natur, aber er hat vom Wermuth eines verlornen Lebens so viel durchkostet daß er vor bitterm Geschmack auf der Zunge von der Süßigkeit eines reinen Gefühls nur noch eine ferne Ahnung besitzt, an die er sich halb ungläubig mit schmerzlichem Lächeln erinnert. Launenhaft, treubrüchig, dem glänzenden Schimmer alles opfernd, Ehe, Liebe und Heiligkeit dem Firniß der Eleganz preisgebend: so sind Pawlow's russische Frauen. Von Männern schildert er Cavaliere und Knechte, am liebsten Soldaten, die beides sind, und zwar Soldaten ohne Heroismus, Maschinen die ohne freien Willen unter dem Gesetz der Fuchtel ein ehernes Schicksal vollziehen. Auch die Tugenden des Soldaten leugnet sein verzweifelter Sarkasmus; Heldenthum und Bravour sind nach dem russischen Katechismus nichts als Maschinendienst; „in der Schlacht, sagt Pawlow im „Datayan", ist die Furcht unmöglich, hört alle Feigheit auf"; — mithin auch aller Muth, alle Ehre des Mannes. Der beste Zug an seinen Männern ist der Lakonismus ihres versteckten Ehrgeizes. In ihrem stolzen Egoismus hüllen sich diese Russen sterbend wie Cäsar in die Toga, oder verbluten stumm als Sklaven unter der Knute. Der Held im „Datayan" ist eine solche Natur. Der Lakonismus ihrer Eigenthümlichkeit geht auf den Dichter der sie schildert über; die Darstellung spielt oft Versteckens mit den Thatsachen und entschädigt sich dann um so ergiebiger an der minutiösen Ausmalerei kleiner Wirkungen. — Wolfsohn ist nicht blind gegen die Schwächen Pawlow's, obwohl er sie mit Vorliebe wiedergibt. Er nimmt seinen Dichter in Schutz, indem er ihn vor dem Vorwurf jener Ausartung zu sichern sucht, in welche französische Novellisten mit der Liebhaberei für die gräuelvollen Scheußlichkeiten des Menschenlebens häufig genug verfallen; Pawlow's Schönsinn, sagt er, bewahrt ihn vor dem kranken und wüsten Gelüst sich am Grausenhaften zu letzen. Allein Pawlow's Schönheitssinn steht unter den nationalen Einflüssen die bei ihm unter Gesetz und Sitte allgemein gültig sind. Das Tragische, dem seine Gestalten verfallen, ist nicht die zermalmende Kraft großer Naturgewalten, nicht die Wucht sittlicher Nothwendigkeiten, sondern die entehrende Tücke eines klügelnden Mechanismus, dem alle Jugend, alle Ehre, alles Naturgefühl geknechtet wird.

Pawlow ist 1805 zu Moskau geboren. Mit dem Einfall der Franzosen erlebte sein Vater, ein vermögender Kaufmann, den Ruin seines Wohlstandes. Aus dieser plötzlichen Verarmung rang sich Pawlow's Talent empor. Zwanzig Jahre alt, noch Student, entschied eine glühende Leidenschaft über sein Schicksal; er heirathete, war aber schon im nächsten Jahre Wittwer. Der rasche Wechsel von glühender Leidenschaft und kalter Trostlosigkeit gab ihm mitten unter drohenden Gefahren jene Gegenwart des Geistes und jenes Selbstvertrauen, das sich nur allzu leicht in einer bittern Lebensverachtung gefällt. 1835 erschienen seine ersten drei Novellen. Kurz darauf verheirathete er sich zum zweiten Male mit Karoline von Jänisch, welche mit einem Bändchen deutscher Gedichte, „das Nordlicht" betitelt, und eine wahre Polyglottendichterin, später auch in französischer wie in russischer Sprache aufgetreten ist. Im J. 1839 erschien Pawlow's zweites Kleeblatt von Novellen. Seitdem vom Generalgouverneur Moskau's im Gefängnißwesen amtlich beschäftigt, ist Pawlow in der Literatur verstummt.

(Schluß folgt.)

Briefwechsel.

Berlin, d. 23. Juli.

[Die einschlafenden Volksversammlungen, Verfolgungen, Verhaftungen und Maßregelungen; Moneke, Beta, Held, Hr. v. Henning und der patriotische Verein.]

†† Die Zeit der Aufregung ist vorüber und allmälig gewinnt die Besonnenheit und Ruhe, zum Theil aber auch leider die Abspannung und Erschlaffung mehr und mehr die Oberhand. Die Volksversammlungen haben fast ganz aufgehört und zwar aus einem sehr triftigen Grunde; — man hat die meisten derjenigen Redner welche man in diesen Volksversammlungen zu hören pflegte, in Anklagestand versetzt und sie zu zwei, Einige sogar zu sechs Jahren Festung verurtheilt. Das Gefängniß ist nach wie vor ein sehr wirksames Mittel die politischen Redner und Schriftsteller verstummen zu machen. Sechs Schriftsteller der beliebten Volksred-

ner und Literaten sind bereits seit der Revolution verurtheilt; man hat sie gerichtet nach dem berüchtigten Paragraphen des Landrechts „wegen des Verbrechens von Erregung von Mißvergnügen, Aufreizung gegen die bestehenden Behörden, Majestätsbeleidigung“ u. s. w. — Dieser sehr dehnbare Paragraph läßt sich bekanntlich wie Gummielasticum ausrecken; mit diesem Paragraphen wird sogar die Preßfreiheit nichts weiter als eine Lüge sein, da man sehr leicht jetzt in jeder politischen Schrift irgend eine „Aufreizung gegen die Behörden, einen unehrerbietigen Tadel“ derselben, oder ähnliche Verbrechen ausfindig machen kann. Der Defensor des Studenten Moneke, welcher wegen des Plakats: „der König an sein Volk“ zur Festung verurtheilt ist, hob es als Unmöglichkeit und Ungerechtigkeit hervor daß man auf unsere völlig neuen und veränderten Zustände dennoch die veralteten Gesetze des Landrechts anwenden wolle, da nach diesen unsere ganze Gegenwart als ein Verbrechen erscheinen müsse. Der Staatsanwalt aber entgegnete, das sei eben „die Majestät der Gesetze, daß sie unabänderlich dieselben blieben, ob auch Alles um sie her zerfiele und sich verwandle!“ Und so ist denn in Folge dieser Majestät des Landrechts der Student Moneke wegen seines Plakats zu sechs Jahren Festung verurtheilt worden.

Bald werden mehrere ähnliche Verurtheilungen und Anklagen folgen, denn das Denunciiren ist jetzt an der Tagesordnung. Man sagt, es bestehe hier ein förmlich organisirter Denunciantenverein, der sich die Aufgabe gestellt, alle die Vorkämpfer und Redner der radicalen Partei möglichst unwirksam zu machen. So viel ist gewiß daß der „Patriotische Verein“ dessen würdiges Comitémitglied der Herr v. Henning ist, es sich angelegen sein läßt, dem Staatsanwalt alle diejenigen Placate und deren Verfasser zu denunciiren, die ihm, um mich eines Ausdrucks des Eichhorn'schen Systems dem dieser Verein anhängt, zu bedienen, „mißliebig“ sind. Auf Vermittelung dieses Vereins ist denn auch der bekannte Schriftsteller Beta gestern angeklagt worden. Am lebhaftesten indessen beschäftigt sich die reaktionäre Partei mit dem Bemühen, den ihnen natürlich durchaus verhaßten Volksschriftsteller Held möglichst schnell zu beseitigen und in's Gefängniß abzuliefern. Es war bereits wegen einiger denunciirten Artikel ein Verhaftsbefehl ausgefertigt, den Herr Held aber, wegen einiger Formfehler die er darin nachweisen konnte, zurückgewiesen. Doch wird sich schwerlich die Gegenpartei dabei beruhigen. — Das natürliche Ergebniß aller dieser Verfolgungen ist daß die Flugschriften mehr und mehr verschwinden, und wenn deren noch erscheinen, sind sie fast immer Schmähartikel gegen die Berliner und ihre Revolution. Diese Schmäh- und Lügenartikel der Reaction aber hat der patriotische Verein noch niemals widerlegt. —

Sie sehen, die „Errungenschaften“ unserer Revolution schrumpfen mehr und mehr zusammen, so daß, wie der Krakehler in seiner neuesten Nummer sagt „wenig übrig bleibt; aber was bleibt, ist — übrig! —

München, d. 18. Juli.

[Baierische Politik und Münchner Bilder.]

♉ Der Reichsverweser hat München weder auf seiner Hin- noch Rückreise besucht; wir hoffen ihn auf seiner nächsten Hinfahrt nach Frankfurt begrüßen zu können. Daß Baiern diesmal Hannover nicht nachahmen, daß es auch keine Erklärung im Sinne Preußens abgeben wird, das glaube ich mit Bestimmtheit sagen zu können. Hat es doch seine Sympathien für Sonderinteressen früher schon theuer genug büßen müssen; die Presse hielt der Regierung monatelang beinahe täglich ihren Fehlschuß vor.

Wir hatten vor mehreren Tagen wieder einen Bierkrawall. Das ist ein stehender Artikel bei uns; wir machen davon kein Aufhebens mehr. Das freilich will uns dabei immer noch nicht recht einleuchten daß die constitutionellen Liniensoldaten ruhig nach Hause gehende Personen zusammenhauen, wie das auch diesmal wieder vorkam. An gegenseitigen Verwundungen durch Waffen und Pflastersteine fehlte es auch nicht.

Gemälde, die sonst um theures Geld angekauft wurden, werden jetzt um ziemlich niedern Preis hier ausgeboten. Das wird auch unser Kunstverein schmerzlich empfinden, in welchem gegenwärtig wieder treffliche Kunstwerke zu sehen sind. Ich nenne unter andern die Bilder von Dietz (Reiherbaize), Schön (Brautscene), Beer (sinnender Mönch), Schneider (sächsischer Prinzenraub), Simon (kartenspielende Bauern), Kirner (verfolgte Republikaner in Baden), ferner die Gemälde von Eberle, Rehr, Stange, Lange, Heinlein, Gail, Lichtenheld u. s. w. Die Schlacht bei Borodino von Albrecht Adam, ein großes meisterhaftes Schlachtgemälde, fesselt zahlreiche Gruppen Beschauender. Auch ein Schnitzwerk aus Elfenbein, ein Pokal, wird vielfach bewundert. Die Kunst wird hoffentlich auch unter den jetzt ungünstigern Verhältnissen bei uns immer noch ihre Blüthen treiben.

Zur Chronik der Gegenwart.

— In Prag ist der Belagerungszustand vorläufig aufgehoben. Die Tschechomanen werden keinen offenen Aufstand von neuem versuchen, aber sie lachen sich heimlich in's Fäustchen. Von den Führern sind nur die compromittirten Narren eingezogen; die eigentlichen Häupter der Partei blieben unangefochten. Diese Parteihäupter tyrannisiren nach wie vor die öffentliche Meinung in Prag. Von den Besitzenden unter den Tschechen hat sich niemand der Partei der Deutschhasser angeschlossen; aber die Parteihäupter gebieten unbedingt über die Proletarier, über die Arbeiter vom Podskal, die kein Wort deutsch sprechen, und zu jedem Attentat bereit stehen. Es wagt in Prag noch immer kein deutsches Blatt die deutsche Sache entschieden zu verfechten; Redacteur und Buchhändler liefen stündlich persönlich Gefahr, die Druckerpressen wären im Augenblick zertrümmert. Die Furcht vor der rohen Gewalt der Tschechomanen regiert die öffentliche Meinung, soweit sie sich an's Licht wagt. Weder die unter den Auspicien des Präsidiums stehende Prager Zeitung, noch das neue Constitutionelle Blatt aus Böhmen hat den Muth sich dem Terrorismus des tschechischen Proletariats entgegenzustellen. Nur Ost und West macht eine ehrenhafte Ausnahme; es erklärt sich offen gegen die Heuchelei, im Baumgarten sich heute die Hand zur Verbrüderung zu reichen und morgen die Presse eines deutschen Blattes mit hundert tobenden, brüllen-

den Proletariern zu umlagern. An offenen Insulten auf der Straße fehlt es nicht. Die Soldatesca des Fürsten Windischgrätz hat nichts als den rohen Ausbruch im Großen und Ganzen unterdrückt. Zugleich ist der Sieg der östreichischen Waffen der deutschen Sache noch keineswegs zu gute gekommen. Die Deutschen stehen vielmehr in ihrer schlaffen Neutralität wie mit Feigheit gebrandmarkt da. Solange dies deutsche Element in Prag sich nicht in sich selbst erkräftigt und ermuthigt, ist an keine bessere Gestaltung der Dinge in Böhmen zu denken. (Wir entnehmen diese Thatsachen und Meinungen brieflichen und mündlichen Mittheilungen aus Prag.)

— Das Programm des unter Wessenberg in Wien zusammengetretenen Ministeriums ist vertrauenerweckend. Es erklärt mit allen gerechten Wünschen und Ansprüchen des Volkes Hand in Hand gehen zu wollen, will sich jedoch auf keine Weise irgend etwas abdringen lassen was seiner Überzeugung nach mit der Freiheit und dem Wohle der Gesammtheit unverträglich wäre. (Es ist schlimm wenn ein Ministerium erst diese Erklärung geben muß; man setzte das sonst voraus; es scheint aber in Wien nöthig zu sein.) Das neue Ministerium will die verfassungsmäßige Freiheit in allen Provinzen gleichzeitig zur Geltung bringen. Eben so ist es von der Überzeugung durchdrungen daß Östreich als Grenzwacht der europäischen Gesittung im Osten groß, stark und einig bleiben müsse. Um aber die Idee der Größe und Einigkeit, mit den vollsten Garantien staatsbürgerlicher und nationaler Freiheit verbunden, zur Wahrheit werden zu lassen, muß das Ministerium nicht allein ein Ministerium der politischen, sondern auch der durchgreifendsten administrativen Reform sein. Redlichste Offenheit solle herrschen zwischen Nation und Regierung, vollkommen unparteiische Öffentlichkeit in allen nationalen Angelegenheiten der Provinzen. Innige Verbindung mit Deutschland stellt sich das Ministerium eben so sehr zum Ziel als volle gleiche Berechtigung aller Nationalitäten im östreichischen Verbande. Es hofft auf die Billigung der Reichsversammlung, will also nur mit der constitutionellen Mehrheit Bestand haben. — Es fragt sich nun, wie bei der starken numerischen Überlegenheit der slawischen Elemente auf dem Reichstag die moralische Mehrheit sich geltend machen werde.

Auf dem Wiener Reichstage gibt es keine Rechte, keine Linke, keine Centren nach hier- und dorthin, es gibt nur Deutsche und Slawen. Diese suchen zunächst den Sprachenkampf der nur vorläufig entschieden wurde, wieder aufzunehmen. Palazky ist ihr Haupt, der Geschichtschreiber Böhmens der seine Bücher nur deutsch schrieb und auf dem Prager Slawencongreß um Gotteswillen bat ihn doch deutsch reden zu lassen, weil er sich in dem babylonischen Gewühl nicht zurechtfinden könne. Palazky spricht selten und wenig; Rieger, Trojan und Borrosch desto häufiger, der Letzte mit einem Fanatismus der oft seine eigne Partei zum Gelächter nöthigt. (Eben so fanatisch, aber weit glücklicher für seine Partei wirkend ist Hawlitschek in Prag, ein kaum Mann gewordner Jüngling der besonders durch seine Flugreisen nach Rußland und zu den Südslawen das Zustandekommen des Prager Slawencongresses betrieb.) Die deutschen Abgeordneten Zimmer und Böhme gründen eine Zeitschrift zur Bekämpfung des slawischen Princips.

Zum Vorsitzenden des Wiener Reichstags ist mit entschiedener Mehrheit Dr. Franz Schmidt, ein ganz junger Mann, gewählt; der Slawe Strobach und ein italienischer Abgeordneter mit deutschem Namen, Hagenau, sind Vicepräsidenten.

Hawlitschek, der einige Tage lang in Prag verhaftet war, ist bereits als Abgeordneter nach Wien gegangen. Er ist der Held der bekannten Devise: Tausendmal lieber die russische Knute als die deutsche Freiheit!

— Die Allgemeine Zeitung sagt aus Wien: „Es erscheinen hier Pamphlete die ihres Gleichen während der zügellosesten Epoche der französischen Presse vergebens gesucht hätten. Das Gegengewicht zu halten wagen die Wenigsten, weil man um jeden Preis den Namen eines „Schwarzgelben“ nicht auf sich laden möchte. Unter diesem Ausdruck bezeichnet man nämlich Alle welche nicht mit in das Geheul gewisser Wüthender einzustimmen gesonnen sind. Männer wie Lamartine, Thiers oder die englischen Staatsmänner wären hier entsetzlich schwarz-gelb.“ — Auf Schubkarren und in rasch aufgeschlagenen Buden wird die Straßenliteratur in Wien colportirt; die Kreuzerblätter drohen alle andere in Wien zu beseitigen. „Dem Ohnehose“, einem völlig jacobinischen Blatte, wurde der Verkauf in wandernden Büreaux untersagt, der doppelt anstößige Titel verboten. Der Ohnehose heißt seitdem Proletarier. Die Schabracke des Gauls der den Karren zieht, ist so blutroth wie die Mütze des Ausrufers und die Farbe des Blattes. Blumberg ist der Name des Literaten der es schreibt.

— In Paris ist der Palast der Deputirtenkammer durch eiserne Gitter vor einer frechen Überrumpelung des Pöbels geschützt. In Berlin sind am königlichen Schlosse die Eisengitter ebenfalls eingehängt. Der Krakehler krakehlt darüber in folgender Weise: „Seitdem die Gitter hängen, ist die Frage über den Volkswillen nicht mehr im Schweben. Eine kurze Zeit hatte die öffentliche Meinung Sitz und Stimme; jetzt hat sie nur noch den Sitz, aber keine Stimme mehr; sie wird durch Sitzen zum Schweigen gebracht. Schlöffel sitzt, Moneke sitzt, Siegrist, Löwinsohn, Korn und Urban sitzen. Die Zeit des Ernstes tritt ein. Das Volk war eine kurze Zeit fröhlich, drum muß es nun gesetzt werden. An die Stelle der Ausgelassenheit tritt nun die Sitzsamkeit. Das Sitzen der Volksmänner ist leider erfolgreicher als die Sitzungen der Volksvertreter.“

— Auch die Abschaffung der Sklaverei war von der Republik Frankreich blos theoretisch, von oberflächlichen Ideologen, beschlossen und in Ausführung genommen. Jetzt scheint die Freiheit der Neger mit der Republik der Soldaten nicht recht zu passen, und General Cavaignac ist nicht abgeneigt die schief angefaßte Sache in den Colonien von Ökonomisten, statt von Philanthropen ordnen zu lassen. — Das vorherrschend materielle England hat diese Sache der Menschheit längst erledigt, nach Grundsätzen der Humanität, aber zugleich mit der praktischen Einsicht der Sachkenner, die ländlich sittlich nach Maßnahme örtlicher Lebensbedingungen die große Angelegenheit behandelten.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr. | Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet. | № 22. 26. Juli.

Rußlands Novellendichter.

(Beschluß.)

Der erste Band der Wolfsohnschen Novellensammlung bringt uns zwei Erzählungen von Helena Hahn: „Dschellaleddin“ und „Utballa.“ — Interessant ist was Wolfsohn zur Einleitung in die Schriften dieser Frau über das Mißverhältniß sagt, das in Rußland zwischen der gesellschaftlichen Bildung und der nationalen Eigenthümlichkeit besteht. Dieses Mißverhältniß, von edlen Geistern schmerzlich empfunden, tritt ganz besonders in der weiblichen Erziehung hervor. Während Rußland erst angefangen hat in seinem ungeheuern Völkerverband den Boden urbar zu machen, besitzt es bereits eine Gesellschaftswelt im allerüppigsten Flor. Aber diese Gesellschaftswelt ist ein eingehegter Kunstgarten, diese feine Bildung der höheren Stände eine Treibhauskultur, mit dem Aufwand außerordentlicher Mittel zu einer ungemeinen Höhe getrieben. Dies Mißverhältniß zwischen Verkümmerung der Naturkräfte und Forcirung der Bildungsreize, das Gemisch dieser Verwirrung von finsterm Aberglauben und nackter Aufklärerei ist eine Folge jener Frühkultur, die der gewaltige Zaar Peter allen Verhältnissen seines Volkes abgewann. Die Frauen hatte Peter im wörtlichsten Sinne emancipirt, indem er sie von der orientalischen Sklaverei erlöste. Diese Emancipation geschah aber in Rußland ohne alle jene Übergänge welche das germanische Mittelalter im Ritterthum der Minne, Schwärmerei und Poesie erlebte; sie geschah in Rußland auf militärisches Kommando. Und den äußeren Firniß der Bildung eigneten sich die Frauen mit einer leidenschaftlichen Hast, mit einer seltenen Beweglichkeit des Geistes an; Gleißnerei und Lüge entsprachen moralisch dem Schein- und Paradeleben eines gebildeten Luxus und einer genußsüchtigen Kultur. Rußland ist das Eldorado der Gouvernanten und ihrer feinen, aber oberflächlichen Erziehungswirthschaft. — Helene Hahn hat ein Bewußtsein von dieser Stellung der Frauen. „Uns Frauen“, ruft sie einmal aus, „errichtet man Throne in der Gesellschaft; unsere Eigenliebe schmückt sie und wir bemerken nicht daß es Glimmerthrone auf drei Füßen sind, daß wir nur ein wenig das Gleichgewicht zu verlieren brauchen um herabzufallen und von der rücksichtslosen Menge zertreten zu werden. Wahrlich, manchmal scheint es als sei die liebe Gotteswelt nur für die Männer geschaffen! Ihnen steht das All mit seinen Geheimnissen offen, ihnen Ruhm, Kunst, Wissenschaft, ihnen Freiheit und alle Freuden des Lebens. Das Weib wird von der Wiege an in die Anstandsfesseln geschmiedet und mit der Frage geschreckt: was werden die Leute dazu sagen? Und wenn nun ihre Hoffnungen auf häusliches Glück nicht in Erfüllung gehen, was bleibt ihr dann außer ihr? Ihre Erziehung erlaubt ihr nicht einmal sich einer ernsten Beschäftigung zu widmen.“ — Frau Helene Hahn war 1815 als die Tochter eines hochgestellten Beamten geboren, der in Südrußland die Angelegenheit der schwäbischen Kolonien leitete. Sechzehn Jahre alt, ward sie an einen edlen Mann verheirathet, dessen Militärdienst zu einem häufigen Wechsel des Aufenthalts in kleinen öden Städten nöthigte. So machte die Dichterin Ausflüge nach der Krimm, nach Astrachan wohin ihr Vater als Inspector der Kalmückenbezirke versetzt wurde, nach dem Kaukasus wo sie die Heilquellen besuchte. Das einförmige Treiben halbwilder Völker, deren Sitten, Gewohnheiten, Sagen und poetische Überlieferungen faßte sie mit einem vorurtheilsfreien Geiste auf. Alles was sie um sich sah, Elend und plumpen Reichthum, Wildniß und unbenutzten Natursegen, nackte Unwissenheit und Fetzen von europäischem Luxus die eine krüppelhafte Bildung bedeckten, — alle diese rohen Stoffe die

so bunt zerstreut um sie herlagen, machte sie rasch ihrer dichterischen Combination dienstbar. Die Ergebnisse ihres Beobachtens und ihres Schaffens hielt sie sehr geheim; die russische Lesewelt kannte sie nur als Seneida R—wa. Schon 1840 machte der Tod zu Odessa ihrem 25jährigen Leben ein Ende. Drei Jahre darauf erschienen ihre gesammelten Novellen in vier Bänden.

Puschkin's Muse nennt Wolfsohn das treueste Abbild des russischen Geistes in reiner typischer Ursprünglichkeit. 1799 geboren, stammt Alexander Puschkin väterlicherseits von einem alten Geschlechte ab als dessen Ahn die Chronisten einen preußischen Auswanderer nennen. Lieber noch gedenkt er selbst des Großvaters seiner Mutter, eines Negers welcher Peters des Großen Pathe und Pflegling war. Seiner Phantasie schwebt gar oft dieser Sprößling des fernen Afrika vor, der auch ein physiognomisches Andenken in den Zügen des Enkels hinterließ. Später wählte Puschkin ihn sogar zum Helden einer freilich unvollendet gebliebenen Erzählung. Die patriotische Richtung in Puschkin und in der ganzen russischen Literatur datirt mit Napoleons Einbruch; Karamsin mit seiner Geschichte, Schukoffsky mit seinen Kriegsliedern weckten den neuen Geist. Die subjective Leidenschaftlichkeit in Puschkins ersten Gesängen verrieth die Einflüsse der Byronschen Poesie, mit welcher jedoch der eigentlich heitere und klare Kern seiner russischen Naivität nichts Verwandtschaftliches hat. Einen sichern Übergang von der subjectiven zur objectiv gestaltenden Poesie machte „Eugen Onägin", ein Roman in Versen. Von der Tragödie „Boris Godunow" sagt Wolfsohn, sie suche an imposanter Kraft und Würde des historischen Styls in allen Literaturen ihres Gleichen! Demnächst gab er im Gedicht „Poltawa" das bedeutendste an lyrisch epischer Malerei. Vom Kaiser erhielt er kurze Zeit vor seinem plötzlichen Tode den Auftrag zu einer Geschichte Peters des Großen. Mit einer besonderen Vorliebe für die Pugadschew'sche Verschwörung schrieb er die Novelle „die Kapitänstochter" welche Wolfsohn mittheilt.

Sechs Volksreden von Strauß.

— Sechsmal hat David Friedrich Strauß über sein politisches Glaubensbekenntniß Rede stehen müssen. „Sechs theologisch-politische Volksreden" nennt er das Büchelchen das ihm daraus erwuchs. (Stuttgart, Cotta). Seine Ansprache an die Wähler ist so einfach, klar, verständig und lauter wie Volksreden sein sollten, aber nur selten sind. Strauß ist ein Volksredner ohne alle Leidenschaft. Ein ausgezeichneter, fast — bedenklicher Fall. Es gibt allerdings unreine Leidenschaften, die bei der Menge Glück machen; eine ansteckende Grippe der Tagesmeinungen, die launische Herrschaft der Mode, der Fanatismus des Augenblicks nimmt entweder die gesunde Vernunft oder auch die patriotische Ehre beim Kragen, steckt beide in den Sack und schlägt mit Fäusten darauf. Das macht in deutschen Volksversammlungen noch immer mitunter Glück. Straußens lautere Natur, seine stille tiefe Wahrhaftigkeit verschmäht das nicht blos, sondern kennt es so wenig wie eine kinderreine Seele. Allein Strauß entbehrt auch im besseren Sinne aller Leidenschaft, alles Schwunges um mit starken Händen nach einem heißersehnten, noch unsicher flatternden Ziel zu greifen. Er ist frei von aller Erbitterung gegen die Hinfälligkeit unserer Zustände, aus der sich die Gegenwart aufrafft, frei von Haß gegen die treulose Schwäche unserer Diplomaten, gegen die jammervolle Saumseligkeit der Fürsten die Deutschland so tief ins Fahrlose gebracht, daß die Helfer die plötzlich aus dem Busch herbeispringen den Wagen zu retten, voll Eifer ins Handgemenge gerathen und gegen einander wüthen. Strauß tritt aus der einsamen Studierstube in die Volksversammlung; er ist wirklich unschuldig wie ein Kind. Er glaubte den jahrhundertlangen Hader der Pharisäer und Schriftgelehrten geschlichtet, aus dem Wust der Verwilderung das reine Christenthum gerettet zu haben; und nun es gilt das Vaterland zu retten, vermeint er eben so schlicht und einfach die Lesarten der verschiedenen Parteien erklären und über den leidenschaftlichen Streit hinaus ein ideales Etwas rein und nüchtern hinstellen zu können. Mit den Einzelstaaten ging es in Deutschland nicht mehr! so sagt er sich. Der Wirrwar so vieler Souveräne nimmt kein Ende; das Vaterland geht darüber verloren. Nun, so begeben sich die Fürsten ihrer Einzelstellung, wählen unter sich einen Kaiser und geloben, sich ihm unterzuordnen. Voilà tout! Sehr einfach und sehr nüchtern. Strauß hat keine Ahnung was für Mächte heraufgestiegen sind die es nebenbei zu bewältigen gilt, Mächte der Finsterniß die keck genug sind mit dem Lichte zu buhlen, Gespenster die die Frechheit haben noch Morgens beim Aufgang der Sonne umzugehen. Auch scheint er nicht zu wissen welch eine tiefe Verschuldung die Fürsten um ihr Recht und ihre Befähigung gebracht Deutschlands Neubau aufzuführen. Hätte vor dreißig Jahren ein wohlweises altes Weib ihnen gesagt, wie es kommen würde: sie hätten sich beeilt selber Hand anzulegen, hätten nachgeholt was sie 1815, mit freudetrunknen, vertrauensvollen Völkern siegreich heimkehrend, schmachvoll versäumt und verschmäht. Aber auch da schon hätte es gegolten dem Volke sein Recht staatlich festzustellen.

Dem Ochsen der da drischt, sollst du's Maul nicht verbinden! heißt's in der Bibel, und die Fürsten fesselten den Völkern die für sie gekämpft und geblutet, Hand und Mund. Der Schrei der jetzt durch die Welt geht, klingt wie Wahnsinn. Aber der Schmerz der bis zum Wahnsinn sich steigern konnte, hat sein gutes Recht. Er hat auch die Macht, die thatsächliche Gewalt. Das Volk hat sich die Souveränität zugesprochen die von den Fürsten schlecht gehandhabt wurde. Das Volk will nicht blos mitrathen, mitthaten; es will selbstbestimmend den Grundbau seines neuen Lebens aufführen. Das ist die demokratische Concentrationskraft die alle Stämme nach Frankfurt treibt, sich nun unter einander zu vereinbaren. Die Fürsten hatten in guter Zeit nicht den Muth, nicht die Klugheit gehabt sich einen Kaiser zu stellen. Jetzt will das Volk sich seinen Obmann selber wählen, der als Schlußpunkt des Ganzen, als Punkt über dem J., die unter den Völkern beschlossene Einheit und Freiheit in sichtbarer Person figürlich darstelle. Macht und Wucht liegt im Parlament, im Parlament regiert sich die Nation.

Das fühlt und meint Strauß nicht. Er wünscht und will all die Errungenschaften der Freiheit, Einheit, Mündigkeit, die das Volk zum Theil erst in Barrikadenkämpfen den Fürsten abgewonnen; aber er will sie von einem Kaiser decretirt haben. Wunderbar! Im Christenthum, auf dem Boden des Glaubens und des ahnungsreichen Gefühls, hat uns Strauß die seligmachende Persönlichkeit fast mit ruhiger Grausamkeit genommen, die Person des Gottmenschen die den Zauber ihrer Macht über die Jahrtausende bethätigte verläugnet. In Sachen des Herzens sollte der Begriff mehr gelten als die lebendige warme wunderwirkende Person, — und in Sachen der Politik soll die Idee ganz wieder drangehen an den Zufall der Persönlichkeit! So will es Strauß.

Strauß mußte sich in seinen Volksreden eifrig gegen den Glauben der guten würtemberger Bauern wehren, er sei ein Stück vom Antichristen. Und die Ludwigsburger, seine vaterstädtischen Landsleute, zogen in der That einen Pietisten vor, der ihnen zu Herzen und zu Maule geredet. — Strauß eifert mithin gegen die directen Wahlen. Er sagte zu den Bauern ehrlich und aufrichtig: Fünf Sechstel von Euch sind unmündig; es thun Euch also Zwischenmänner noth die da wissen wer tüchtig sei zur Übernahme des großen Amtes, für Volk und Vaterland zu reden und zu stimmen. Strauß ist für indirecte Wahlen; und je weniger beschränkt das Wahlrecht, je größer mithin die Masse der Wähler, desto nothwendiger, sagt Strauß, ist der indirecte Wahlmodus. — Wir sind in Sachsen eines Andern belehrt. Jeder, auch der Geringste, kennt Einen dem er sein Vertrauen schenkt. Es wird ihm aber schwer Zwölfe herauszusuchen die für ihn den Einen wählen sollen. Das verdeckte Spiel macht unwillig, stört alle sittliche Einfachheit des Wahlactes und gibt den Parteien die sich auf politische Umtriebe legen, und den Kitzel des Ehrgeizes bis zum krankhaften Fanatismus aufgeblasen haben, zu allen Intriguen und Wahlbestechungen die Möglichkeit und die Veranlassung. Wenn Bauern orthodox fromm sind, so sollen sie auch einen Frommen wählen dürfen. Ihre Erziehung geschehe durch Predigt, Schrift und Lehre. Stellt Ihr ihnen Mittelsmänner für den Act politischer Äußerung, so erklärt Ihr damit ihre dauernde Unmündigkeit.

Briefwechsel.

Berlin, d. 23. Juli.

[Die Konstabler, die schwarze Republik, Preußen und Östreich, F. v. Bülow, Hr. von Arnim in Frankfurt.]

†† Eine der wenigen Errungenschaften unserer Revolution sind die Konstabler, die am heutigen Tage ihre Wirksamkeit antreten. Der Polizeipräsident v. Bardeleben zeigt das in unsern heutigen Zeitungen mit dem Bemerken an, daß diese Konstabler eine aus der Revolution hervorgegangene, durchaus neue Polizeibehörde bilden, die mit der alten gar nicht zu vergleichen sei. Wir werden 2000 Exemplare dieser Revolutionserrungenschaft haben, was unserer guten Stadt täglich 1000 Thaler baares Gehalt kostet. Sie sehen, das ist eine kostbare Errungenschaft, und dem Volke ist sie schon jetzt sehr theuer!

Indeß trotz Denunciationen und Constabler haben wir doch dann und wann noch einen kleinen Auflauf, oder eine bei der Polizei nicht angemeldete Volksversammlung. So ward neulich von mehreren hundert jungen Burschen auf den Gräbern im Friedrichshain die Proclamation der Republik beschlossen. Sie zogen in die Stadt, um ihren Beschluß auszuführen, wurden aber natürlich sogleich von der Bürgerwehr daran verhindert. Da diese jungen Republikaner fast nur aus jungen Schornsteinfegern bestand, so bezeichnet man hier, im Gegensatz zu der französischen rothen Republik, die von ihnen beabsichtigte Republik mit dem Namen der „schwarzen Republik.“ —

Mit dem Aufgehen in Deutschland und mit dem Reichsverweser Johann von Östreich will man sich hier immer noch nicht versöhnen. Die preußischen Patrioten sprechen davon als von einem großen Unglück, und klagen und jammern sehr über diese unverdiente Erniedrigung des großen Vaterlandes Preußen. Unsere heutige Voß'sche Zeitung enthielt in Bezug darauf folgende Notiz: „Preußen hat, indem es mit der früher nicht zu Deutschland gehörigen Provinz Preußen und dem halben Großherzogthum Posen zum deutschen Bunde getreten ist, Deutschland um 1300 Quadratmeilen und 2,600,000 Einwohnern vergrößert. — Östreich hat dagegen Deutschland noch nie ein Dorf von seinen nicht zu Deutschland gehörenden Provinzen einverleibt. — Preußen opfert jetzt Gut und Blut, um Holstein und Schleswig für Deutschland zu erhalten. — Östreich dagegen vergießt jetzt, ohne von dem unverantwortlichen deutschen Oberhaupt daran verhindert zu werden, einen Strom deutschen Blutes, nicht für Deutschland, sondern nur um Italien für sich zu behaupten. Es gibt kein Preu-

fen und kein Deutschland mehr, sondern nur ein einiges Östreich." — Diese Notiz ist deshalb bemerkenswerth weil sie von einem Herrn F. v. Bülow herrührt, der als das Organ einer sehr großen Partei betrachtet wird, und dessen Inserate seit Jahren schon das Orakel des Berliner Weißbierbürgers waren. — Während sich unser jetziges Ministerium hier mehr und mehr befestigt, schwärmt das frühere nach Frankfurt hinüber, um wo möglich ein neues Portefeuille zu erhaschen. Namentlich treibt sich der H. v. Arnim dort herum, und läßt es sich sehr angelegen sein mit seinen Bemühungen um eine deutsche Reichsministerstelle. Er soll indessen wenig Aussicht dafür haben, denn es herrscht in den dortigen und hiesigen höhern Kreisen eine große Mißstimmung gegen ihn, weil man es seinem Einfluß und seiner Überredung zuschreibt daß der König damals jenen vielgerügten Umzug mit der dreifarbigen Fahne gehalten.

Zur Chronik der Gegenwart.

— Arnold Ruge's neuer Einfall in der Nationalversammlung war, man könne eben so gut Abgeordnete aus Norwegen als deutsche Abgeordnete aus Posen zur Berathung über Deutschlands Wohl und Weh zulassen. — In seiner letzten unermüdlichen Rede trug Ruge auf einen Völkercongreß an zur Feststellung des ewigen Friedens. Nach des abstracten Philosophen Meinung sind die Völker nur dazu da um in solchen Experimenten müßige Theorien dieser Art zu constatiren. Nach Ruge ist der Friede nicht zur Wohlfahrt der Nationen da, sondern die Nationen sind dazu da um den allgemeinen Satz und Paragraphen vom ewigen Frieden zu beweisen. Alles Concrete wird nach dieser verdorbenen Hegelei der Abstraction geopfert. Diese Abstraction begreift nicht daß es eine Thorheit wäre, wenn Deutschland seine Truppen entließe, während Frankreich 300 neue Bataillone aufstellt. Sie erklärt stehende Heere für eine Barbarei; Festungen für eine Dummheit. Sie schlägt uns vor Posen preiszugeben, das Bollwerk Deutschlands im Osten, findet es aber natürlich wenn Frankreich es lachend abwiese, wollten wir Straßburg fordern, wie die Polen die mit deutschem Geld erbaute Festung Posen fordern!

— Die Neue Preußische Zeitung schreibt: „Die Versammlung in Berlin dringt auf Abschaffung der Todesstrafe, und die Minister die sich bekanntlich als Diener der Versammlung, nicht des Königs betragen, (diese Zeitung scheint nicht zu wissen daß die Minister weder das Eine, noch das Andere, sondern Diener des Staates sein sollen) kamen diesem Wunsche in der Sitzung des 18. Juli mit der Erklärung entgegen daß vorläufig keine Todesstrafe vollstreckt werden würde. Aufruhr, Landes- und Hochverrath, Königsmord und ähnliche Unternehmungen können sonach jetzt mit hinreichender Sicherheit versucht werden. In der ersten französischen Nationalversammlung war es hauptsächlich Robespierre der auf Abschaffung der Todesstrafe, als eines Überrestes des finstern Mittelalters, nachdrücklich antrug."

Die Neue Preußische Zeitung belobt die Uckermärker als die wahren ächten Preußen; eine Manifestation dieses ächten Preußenthums hätten sie neulich dadurch gegeben daß sie ein Pack schwarzrothgoldne Taschentücher die auf dem Markte feil geboten wurden, ins Feuer warfen. —

Dieselbe Zeitung will wissen daß die Prinzen ihre Residenzen nach verschiednen Provinzstädten zu verlegen bezwecken, der Prinz von Preußen nach Stettin, Prinz Karl nach Königsberg, Prinz Albrecht nach Breslau.

— Karl Rosenkranz soll als Unterrichtsminister in Berlin unmöglich geworden sein, nachdem er sich in einem Ministerrathe bei der Festungsfrage in entschieden deutschem Sinne ausgesprochen. — Die jetzige Bundesregierung unter dem Reichsverweser Johann v. Östreich soll die Anforderung gestellt haben über die Festungen frei verfügen zu dürfen; anders lasse sich eine Einheit in den kriegerischen Anordnungen zum Schutze Deutschlands nicht erzielen.

— Die Berliner sind empört daß mit der Wahl des Erzherzogs zum Reichsverweser Preußen von Östreich in der deutschen Sache überflügelt sei. Begreift Berlin es nicht daß man sich für einen östreichischen Prinzen vorzüglich deshalb entschied, um keinen preußischen zu wählen? Und hat Berlin nicht selbst dazu weidlich beigetragen den persönlichen Credit der Hohenzollern herabzudrücken? — Preußen wird sein Gewicht in deutschen Dingen nicht verlieren; in der Stunde der Gefahr wird es seine Kraft für Deutschland nach wie vor geltend machen. Für jetzt hat es uns keine Persönlichkeit liefern können die so einfach harmlos, treu und fest von der allgemeinen Stimme getragen würde.

---

† Die Türkei verliert — wie der „Bien Public," Lamartine's Blatt, berechnet — durch den Einfall des russischen Heeres in die Donaufürstenthümer einen nicht unbedeutenden Tribut. Das Fürstenthum Serbien umfaßt 500 Q. M. und zählt eine Million Einwohner, Belgrad ist die Hauptstadt. Das Land selbst ist eines der schönsten in der Welt; seine Einkünfte belaufen sich auf 4 Mill. Francs, wovon die Türkei 760,000 Fr. Tribut erhält. Die Walachei enthält 1300 Q. M. und 1,700000 Einwohner; ihre Einkünfte betragen 12 Mill. Francs; aber der an die Türkei zu zahlende Tribut beläuft sich auf 660,000 Francs. Bucharest ist die Hauptstadt. Die Moldau zählt 600 Q. M. und gegen 600,000 Einwohner; Hauptstadt Jassy; der Tribut an die Pforte beträgt 600,000 Francs. Wenn Rußland von diesen reichen Provinzen Besitz genommen hat, braucht es, um auch den Bosporus zu gewinnen, nach welchem es eben so gelüstet wie nach Constantinopel, nur noch einen einzigen Schritt zu thun.

— Der constitutionelle Klubb in Berlin hat das jetzt unvermeidlich gewordene Wort demokratisch in sein Programm aufgenommen. Er will also mit dem Deutschen Vereine in Leipzig eine Monarchie mit breitester demokratischer Grundlage. Um aber die Frechheit communistischer Republikaner die sich ebenfalls Demokraten nennen, zu bekämpfen, wird es noth thun daß der Berliner Verein sich erkläre ob er den constitutionellen Staat für Zweck und Ziel, oder blos für eine Durchgangsform hält.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr.	Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet.	№ 23. 27. Juli.

Berliner Briefe.

1.

♀ Es scheint als müßte das absolute Regiment überall ein Ende nehmen. So haben sich denn auch die allerhöchsten Herrschaften da droben genöthigt gesehn, das längstverheißene, mit Ungeduld erwartete Patent unserer lieben Erde auszufertigen. Warme lebensfrische Tage soll es endlich geben, ohne allen Vorbehalt, ohne alle Verclausulirung. Mit goldenen Lettern verkündet es der blaue Himmel, der streng genommen die Staatszeitung des hohen Lenkers vorstellt, und die glaubwürdigsten Nachrichten aus erster Hand hat. Sämmtliche Blumen sind einberufen, adelige Rosen sind mit bürgerlichen Veilchen und andern namenlosen schulzenhaften Dorfgewächsen in einen Strauß gebunden. Der Klapperstorch als Präsident hat seinen erhabenen Sitz schon längst eingenommen und die andern hundert und aber hundert Abgeordneten einer sonnigen Zeit, sie haben sich, je nach ihren Farben, zur Rechten, zur Linken, singend und sagend vertheilt und schwatzen wie ihnen der Schnabel gewachsen ist.

Großer Gott, wie ist mir denn? Wollte ich Ihnen denn nicht die schönen Julitage beschreiben? Zart und duftig? werth von einem der zehntausend deutschen Componisten in Musik gesetzt zu werden, einem dringenden Bedürfnisse abzuhelfen? Wie kommt es denn daß mein Brief nach Richtungen und Bezügen statt nach Blumen riecht? Klagen Sie meinen Nachbar an, den Tabakskrämer, der mir täglich seine Urwähler- und Deputirtencigarren anpreist, ein gottverlassenes, menschenverscheuchendes Kraut; zürnen Sie meinem Barbier, der mit hochgeschwungener Schneide für's Einkammersystem schwärmt; klagen Sie meinen Bedienten an, dem Vossens Erben nebst andern gemeinfährlichen Schriften aus der Tasche gucken. Nationalversammlung und Verfassungsentwurf bei Thee und Kaffee, Eis und Rheinwein, Bock und kühlen Blonden! Sämmtliche Gehirne Berlins sind unter Reichstag gesetzt. Mich soll's gar nicht wundern wenn ich zu Mittag in der Zerstreuung statt pommerscher Gänsebrust oder Königsberger Klopses einen pommerschen oder Königsberger Deputirten für fünf Silbergroschen zu verspeisen verlange.

Wovon würde denn jetzt hier noch gesprochen, wenn nicht von der Rechten und Linken, wenn nicht von der achtzehnten Märznacht, wenn nicht von Errungenschaften und breitesten Grundlagen? Dieses Aufwiegeln und Abwiegeln, dieses Raufen und Kannegießern geht uns in den Schlaf nach, wir spielen selbst in unsern Träumen noch Politik. Sonst kamen, wie die Ärzte sagen, die Träume aus dem Magen, jetzt kommen sie aus der Kammer, den Klubbs und den Volksversammlungen. Mir selbst hat seit vielen Wochen lediglich von deutscher Einheit, von einem Frankfurter Parlamente, das mehr handelte als redete, von völliger Auflösung der alten Wirthschaft von Gottes Gnaden und einem souveränen alleinseligmachenden Volkswillen — geträumt. Es ist um toll zu werden! Die Stadt der Giesekes und Piesekes, Kulekes und Gubalkes ist wirklich wie ausgewechselt. Der kühne Gedanke: „es ist heute schönes Wetter", der mit Siegesgewißheit über das ganze gebildete Berlin ging, der sich treu, sicher und ergiebig erwiesen hat seit Schulzes und Müllers Gedenken, dieser Geburtshelfer aller Unterhaltung, dieser rettende Schutzgeist der Schüchternen und Verlegenen, er ist klanglos in ein Loch der Geschichte gefallen. Man fragt nicht mehr: „Wie geht es Ihnen?" sondern: „Wie gehts der Welt?" Die patriarchalischen Linden sind mit heulerischen oder wühlerischen Gedichten bekleidet, an allen Straßenecken arbeitet die Historie, — nie, seitdem Berlin steht, ist sie so fleißig gewe-

sen — und früh Morgens und spät Abends gehen wir hin zu sehen und zu hören, wie die Revolution sich befindet! Die alte märkische Marseillaise: „Immer mit dem Hut", oder: „Wenn der Muth in der Brust seine Spannkraft übt", ist abgenutzt und vergessen, kaum taucht sie noch zuweilen im Gehirn eines polternden Schusterjungen auf, — es drängt ihn jetzt schwarzrothgoldne Lieder zu pfeifen. Wo sonst, bei Kranzler, die Lieutnants und die Fähndrichs glänzten, da hausen jetzt kleine baarfüßige Buchhändler, Männchen und Weibchen, gute und schlechte Witze für sechs Dreier ausbietend: „Kladderadatsch", oder „in Berlin ist der Deibel los", oder „Wai geschrieen, die Repüblik werd kümmen, die grauße taitsche Repüblik!" Es ist als ob man in einen Wald voll von Papagaien geriethe. Seit den Concerten à la Misekatze, die kürzlich mit anständiger Virtuosität hier abgeheult wurden, hab' ich die Tage meines Lebens kein Orchester gehört, das den Takt so erbärmlich schön hielte, wie diese wandernde Bande bekladderadatschter Jungfrauen und Jünglinge.

Im Thiergarten, wo sonst noch in später mondbeleuchteter Stunde sinnige Menschenkinder sich hingaben an die Lyrik des Waldes, dort sind die lauschigen Gänge leer und die Nachtigall schlägt ungehört. Denn die Wissenschaft muß Wacht stehen und die Kunst läuft besäbelt in den Straßen umher, und der Bürger, dessen Seele sich tagüber außer Athem gelaufen in der Tretmühle des Geschäfts, harrt des Abends bänglich des drohenden Allarmsignals, das ihn nach den Sammelplätzen rufen könnte. Traurig, doch immer mit Anstand sitzt die Frau Geheimräthin zu Hause im Kreise der sehr reifen Töchter und sie gedenkt hingeschwundener, herrlicher absoluter Jahre. Was sollte sie auch fürder da draußen in der grünen Welt, die nicht mehr allein des Königs ist, die nun mit polizeilicher Bewilligung verpestet wird durch demokratischen Tabak? Wehmüthig horcht sie der singenden Theemaschine; die kühnfliegenden schwiegermütterlichen Träume sind entthront in der Nacht des achtzehnten März, geflüchtet ist der Adel, in Potsdam verblüht er, Stammbaum an Stammbaum, und der reiche Kaufmannssohn kauert zerrüttet auf den Trümmern von Köln-Minden, und ihr zartes, hochtorystisches Hündchen, werth mit einer ebenbürtigen Gefährtin den Trauring zu wechseln, zum ewigen Ruhme des Vollbluts, — ach, in einer seltsamen republikanischen Wallung hat es sich vereinbart mit einer schnöden Hündin aus dem Volke. — Sing' nur immer, Frau Nachtigall, und sing' vergebens! Deine treueste Freundin, die Liebe, sie hat kein Ohr mehr für dich. Die Romeo's und die Julietten horchen in den Klubbs dem erbitterten Wortkampf der Capulets und Montagues; die schlanken Gardisten, die Ammenschaffenden, sie fechten für deutsche Einheit auf schleswig-holsteinschen Buttergefilden; der Handwerker führt Sonntags sein Liebchen nicht mehr in den Bann deiner heiligen Einsamkeit, denn in den Volksversammlungen labt er seine arme Seele an den strotzenden Verheißungen einer neuen Zeit und seinen Leib mit patriotischen Würsten von schwarzrothgoldnen Fähnlein beschattet.

Berlin, mein Berlin, was ist aus dir geworden? Wo sind deine Tractätchenvertheiler hin? Dein Hengstenberg, zehn tausend Fuß tief unter dem gesunden Menschenverstande, ist eingesunken, du merkst es nicht. Dein gutmüthiger Rellstab ist um seinen Purpur, Du weißt nichts davon. Die Eingesandts verpuffen, Herr v. Küstner mit hohen Opernpreisen und sonstigen Gelüsten ist ein überwundener Standpunkt, ja, das Unerhörteste ist geschehen: Eisele und Beisele sind vergessen. Ach und alles dieses hat der achtzehnte März gethan!

„Einen zu bereichern unter Allen,
Mußte diese Götterwelt vergehn!"

Goethe in mündlicher Unterhaltung.

— Eckermann hat noch einen dritten Band Gespräche mit Goethe geliefert. Er gibt uns weniger neue Aufschlüsse über die Natur seines großen Helden, als mannichfache Bestätigungen dessen was wir bereits über Goethe's Stimmungen in den letzten Jahren seines Lebens kannten. Über Napoleon, Byron und Schiller erhalten wir nur Wiederholungen aus Goethes Munde. Seine politische Antipathie tritt bei der Kunde von der Julirevolution des Jahres 1830 einem jungen Schweizer gegenüber hervor, der damals als Erzieher des Erbprinzen von Weimar mit Goethe viel in Berührung kam. Als Soret, dieser Genfer, zu ihm in's Zimmer trat um ihm jene Kunde aus Paris zu bringen, kam ihm der Dichter in freudenvoller Aufregung und mit dem Ausruf entgegen: „Nun, was denken Sie von dieser großen Begebenheit? Der Vulkan ist zum Ausbruch gekommen, Alles steht in Flammen und es ist nicht ferner eine Verhandlung bei verschlossenen Thüren!" Soret erwiederte, die Vertreibung der alten Bourbons sei eine natürliche Folge ihrer Fehler und Schwächen. Goethe aber unterbrach ihn; es ergab sich, daß er gar nicht den politischen

Conflict, sondern einen wissenschaftlichen Streit der Akademie zwischen Cuvier und Geoffroy gemeint habe und erwähnenswerth fand. — Aus Hrn. Soret's Weimarischem Tagebuche finden sich mehrere Bemerkungen von interessantem Gehalt; Eckermann ergänzt damit seine eigenen Aufzeichnungen aus der Zeit des persönlichen Verkehrs mit Goethe. Wir entheben dem Vorwort einen Ausspruch Eckermanns über des Dichters Art und Weise, sich im Gespräche zu geben. „Seine Unterhaltung war mannichfaltig wie seine Werke. Er war immer Derselbige und doch immer ein Anderer. Bald occupirte ihn irgend eine große Idee und seine Worte quollen reich und unerschöpflich. Sie glichen oft einem Garten im Frühling wo Alles in Blüthe stand und man von dem allgemeinen Glanz geblendet nicht daran dachte sich einen Strauß zu pflücken. Zu andern Zeiten dagegen fand man ihn stumm und einsylbig als lagerte ein Nebel auf seiner Seele; ja es konnten Tage kommen wo es war als wäre er voll eisiger Kälte und als striche ein scharfer Wind über Reif und Schneefelder. Und wiederum wenn man ihn sah, war er wie ein lachender Sommertag wo alle Sänger des Waldes uns aus Büschen und Hecken entgegenjubeln; der Kuckuck durch blaue Lüfte ruft und der Bach durch blumige Auen rieselt. Dann war es eine Lust ihn zu hören; seine Nähe war dann beseligend und das Herz erweiterte sich bei seinen Worten. — Seine Selbstbeherrschung war groß, ja sie bildete eine hervorragende Eigenthümlichkeit seines Wesens. Sie war eine Schwester jener hohen Besonnenheit, durch die es ihm gelang immer Herr seines Stoffes zu sein, und seinen einzelnen Werken diejenige Kunstvollendung zu geben die wir an ihnen bewundern. Durch eben jene Eigenschaft aber ward er, wie in manchen seiner Schriften, so auch in manchen mündlichen Äußerungen oft gebunden und voller Rücksicht. Sobald aber in glücklichen Momenten ein mächtigerer Dämon in ihm rege wurde und jene Selbstbeherrschung ihn verließ, dann ward sein Gespräch jugendlich dahinbrausend gleich einem aus der Höhe herabkommenden Bergstrome. In solchen Augenblicken sagte er das Größte und Beste was in seiner reichen Natur lag, und von solchen Augenblicken ist es wohl zu verstehen wenn seine früheren Freunde über ihn geäußert daß sein gesprochenes Wort noch besser sei als sein geschriebenes und gedrucktes." — Wir erinnern dabei daß die Phrenologie an Goethe's Schädel deutlich und scharf ausgesprochen die Organe des Volksredners fand.

Zur deutschen Sprache.

— Der Oldenburger in Sprache und Sprüchwort, von Dr. J. Goldschmidt (Oldenburg, Schulze), mit dem Motto: die Sprache ist das Volk! bringt zu Firmenich's Völkerstämmen Germaniens einen wesentlichen Beitrag. — Der Verfasser hat früher in einer Schrift das Plattdeutsche als ein großes Hemmniß der Bildung im nordwestlichen Deutschland nachgewiesen. Er stimmt darin mit Wienbarg überein. Bei alle dem hat er mit wahrer Liebe die Sprache seiner Kindheit in Sprüchen zusammengetragen. Das Plattdeutsch entspricht allerdings dem niederdeutschen geistesträgen Phlegma, dem wir nicht das Wort reden wollen; aber es hat in seiner schwerfälligen Ruhe eine Kernkraft die nicht verloren gehen darf. Freilich fehlt ihm alle Entwickelung, fast sogar alle Geschichte. Das Plattdeutsch hat keine Bildsamkeit, es ist ein unverwüstlicher Ausdruck des Stillstands. — Das Platt der Nordseeküste hat das Merkwürdige, aller Diminutiva zu entbehren. Es fehlt dem Mann der Küste die Lust sich die Dinge um sich her zu verschönern und annehmlich zu machen, was doch noch selbst der Westfale in seinem Hang zu Verkleinerungswörtern, Hüsken, Jüngsken u. s. w. verräth. Die Oldenburger sind ein gar friedfertig Völkchen. Ihre Sprache ist also arm an Schimpfwörtern; Deew (Dieb), Gaudeew, Dummsnut (dumme Schnauze), Smachtlappen (Hungerleider) Schubbejack, erschöpfen fast ihr Arsenal. Dagegen ist der Oldenburger reich an Wörtern die einen zögernden, zaudernden Menschen bezeichnen: Tündler, Nätler, Drauler, Hibbeler, Damler, Dämelsack, Dreemsteert, Dreepsteert, Dwäler, däsiger Kerl u. s. w.; auch reich an Bezeichnungen des passiven Widerstandes: hartnackt, ballstürig, wedderhaarig u. s. w. Die Menge Familiennamen auf s und sen (Martens, Lüders, Hansen, Janßen) schreibt sich an der deutschen Nordseeküste von der Sitte der Friesen her, dem Sohne den Taufnamen des Vaters mit angehängtem s oder sen zu geben. Charakteristisch sind folgende Sprüchwörter der Oldenburger:

Giwwt use Herr Gott Jungens, giwwt he ook Bäcksen (Hosen).

Wenn Gott will, grünt 'n Besenstiel.

Wer sin Näse schändt, schändt sin Angesicht.

He fragt noch de Koh dat Kalf aww. (Magdeburgisch. He fragt eenem noch 'n Loch in'n Leib.)

Wat se weent, brukt se nich to pissen.

Se weent dröge (trocken) as de Swine.

Bi't Kinnerspill is 't Schreien dat beste.

Wo 'n Hahn is, da kreit kine Henne.

Wo 'n Bäckse (Hose) is, da gelt kin Wenke (Weiberrock).

Allmanns Fründ is mennig Manns Geck.

De Vägels fangen will, moot nich mit Knüppel dana smiten.

Wie löwt (glauben) woll all an eenen Godd, man wie ät doch nich all ut eene Schöttel (Schüssel).

Kort un dick hett keen Geschick; lang und schmal hett keen Gefall.

Pastoren un Hunne verdeent är Geld mit'n Munne.

Wem 't Glück will, dem kalwt 'n Oß (Ochs).
Wat de Buur nich kennt, dat frett he nich.
Wat weet de Buur von Gurkensalat, den frett he mit de Meßforke (Mistgabel).
Is de Brannwin in den Mann, ist de Verstand in de Kann.
Wer sick vor'n Pannkoken (Pfannkuchen) utgiewt, ward dervor upfreten.

Zur Chronik der Gegenwart.

— Das „Aufgehen Preußens in Deutschland" ist ein schmerzlicher Act der Selbstüberwindung. Jene Phrase im königlichen Munde ringt wehmüthig nach Verwirklichung. Der Nationalstolz tritt mit allem Selbstgefühl, aber auch nicht ohne Selbstüberhebung von neuem hervor, und der Witz des Volkes, jeder Zeit gewetzt gegen die eignen Potenzen, unermüdlich gegen Personen des heimischen Herrscherhauses, hat plötzlich ein anderes Ziel. Die Straßenliteratur ergießt sich in Schmähungen gegen den Reichsverweser, gegen Östreich, gegen Frankfurt. Man scheint gar nicht zu fühlen wieviel man durch schnöde Verhöhnung aller Mittel und Zwecke des Staates dazu beigetragen, Preußens Credit herabzudrücken. Bisher ohne allen Patriotismus hält es die radicale Presse plötzlich mit dem specifischen Preußenthum das mit Herstellung seiner Selbständigkeit nichts als Reaction bezweckt. Der Preußenverein predigt in seinem Aufruf an das Volk offene Widersetzlichkeit gegen die Frankfurter Nationalversammlung. Einzelne Bürgerwehrabtheilungen in Berlin sind entschlossen den Eid der Treue gegen den Reichsverweser zu verweigern. Die Deutsche Wehrzeitung, von einer militärischen Fraction der Potsdamer Rückschrittsmänner herausgegeben, sagt gradezu, die preußische Waffenehre ertrage diesen Eid nicht; sie geht aber noch weiter und erklärt, nur dem Könige könne die Armee gehorchen, ein Eid auf die Verfassung sei eine Komödie.

— Im Programm des demokratischen Centralausschusses zu Berlin heißt es: „Ohne Dünkel können wir es behaupten, in theoretischer Bildung sind wir allen Völkern der Erde voraus." In dieser bescheidenen Naivität liegt doch der ganze Stolz jener unfruchtbaren Abstraction an der Berlin leidet. „Wir begreifen alles was da geschieht!" heißt es im Programme; unter wir sollen die Deutschen verstanden sein. „Aber werden wir mit gleicher Sicherheit in die praktische Gestaltung der Welt eingreifen?" heißt es in Form der Frage, die wir nach den Proben dieses demokratischen Ausschusses am wenigsten bejahen können. Diese demokratische Abstraction Berlins ist jetzt im Stande mit dem specifischen Preußenthum Queue zu machen. Dieses glaubt um jeden Preis die preußische Sonderstellung mit dem absoluten König festhalten zu können; es würde im Stande sein mit Hülfe der Russen die Absolutie wiederherzustellen. Die philosophischen Demokraten Berlins halten es mit einem angeblichen Worte Napoleons: Europa wird entweder republikanisch oder kosakisch! Die Berliner Cato's würden, da sie die Republik nicht aufstellen können, aus trotzigem Ärger gegen die deutsche Entwickelung lieber russisch sein als deutsch.

— Als Staatsrath Bekk in der zweiten Kammer zu Karlsruhe die Anerkennung des Reichsverwesers von Seiten Badens erklärte und als die Mitglieder sich erhoben, blieb nur Einer sitzen. Dieser Eine, Namens Richter, darf sich rühmen einstimmig sitzen geblieben zu sein.

— E. Pelz nannte R. Blum einen schreienden Reactionär. Advocat Blöde in Dresden freut sich von der „sogenannten" Nationalversammlung in Frankfurt zurückgewiesen zu sein; es sei eine Versammlung von Aristokraten die das Volk täuschten! — Es hat in der Welt immer Blöde gegeben, sie waren aber nie so dreist.

— Die englischen Staatspapiere standen noch vor kurzem (89½) ein halbes Procent höher als vor der Pariser Revolution. In England ist ein Überfluß von sonst nicht verwendbarem Gelde. Jetzt weichen die Papiere etwas; Irland flößt Besorgnisse ein.

Die Franzosen fangen jetzt an die Tiefe ihres Deficits zu sondiren. Die Financiers sind auf 200 Millionen Einbuße für den Staat gefaßt im Laufe des Jahres. Proudhon will daß alle Besitzenden ein Drittel ihres Einkommens beisteuern. Thiers hatte eine lange Discussion mit ihm. Er wird in seinem Berichte eine kritische Übersicht der socialistischen Systeme geben.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr.	Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet.	№ 24. 28. Juli.

Was haben wir Arbeiter in diesen Zeiten zu thun?

C Minister Oberländer in Sachsen ist bekanntlich von der Aufgabe erfüllt die bisher zu sehr blos als Privatverhältniß betrachtete Stellung der Arbeiter zu den Arbeitgebern principiell und von Seiten des Staates zu organisiren. Möchte sich zu dem guten, edlen Willen auch Festigkeit gesellen, um uns Irrthümern und Illusionen zu ersparen für die uns Frankreich sein schreckendes Beispiel aufgestellt hat. In Frankreich folgt außerdem noch der humanen Phrase jederzeit eine tyrannische Praxis auf dem Fuße. So folgewidrig, so treulos das ist, so heilt doch der Franzose auf diese Weise eben so rasch seine Irrthümer. Wir Deutschen aber bleiben lieber solange wie möglich hartnäckig im Irrthum.

Unter den dem Ministerium in der Arbeiterangelegenheit zugesandten Eingaben, Vorschlägen und Erläuterungen die zu einem Wust angewachsen sind, verdient die unter obigem Titel veröffentlichte, in vielen tausend Exemplaren umlaufende Darstellung der Fabrikarbeiter von Chemnitz besondere Beachtung. Hr. Bernhard Eisenstuck, Fabrikbesitzer daselbst, Mitglied der Nationalversammlung in Frankfurt, hat sie in Gemeinschaft mit seinen Arbeitern, ganz in deren Sinne aufsetzen lassen. Die Arbeiter geben darin ihre eigene Stimme ab, wie dem Mißstande zwischen Besitzern und Arbeitern abzuhelfen sei; von Hrn. Eisenstucks Hand ist nur Formelles hinzugefügt. — Dieser Aufsatz fragt: was haben wir Arbeiter in diesen Zeiten zu thun?

„Überall wird gejubelt über die politische Freiheit, welche die Völker errungen haben. Wir haben Preßfreiheit und Versammlungsrecht. Jeder kann drucken lassen was er will, jeder kann sich versammeln mit wem und wo er will, um sich über gemeinschaftliche Dinge zu besprechen. Das ist gewiß herrlich und nutzbar für Alle ohne Unterschied, denn Jeder, wes Standes er sei, der in einem freien Lande lebt, in einem Lande wo Allen ihr Recht wird, wo öffentlich Alles verhandelt werden soll, und demnach Jeder erfährt wie es verhandelt wird, muß sich nothwendiger Weise besser befinden, als die Bewohner eines Landes das mit Willkür regiert wird, und wo das Volk sich um seine eigenen Angelegenheiten gar nicht bekümmern darf. Aber was haben denn eigentlich wir Arbeiter zunächst davon? Wir armen Arbeiter, die von der Hand in den Mund leben und morgen hungern müssen, wenn wir heute keine Arbeit mehr finden! Überall herrscht jetzt Unordnung und in Folge dessen stocken die Gewerbe, und es wird eine brotlose Zeit kommen, die uns schwer bedroht. Aber sie wird mit Gottes Hülfe überstanden werden, diese böse Zeit, und eine bessere Zukunft wird folgen — wenn Jeder thut was an ihm ist, Jeder sich überlegt und klar macht, wie er die neue Freiheit benutzen muß, um seinen Zustand zu verbessern. Und so laßt auch uns daran denken, was wir thun und wie wir es anfangen müssen, um auch uns zur Geltung zu bringen. Das kann freilich nicht von heute zu morgen geschehen, aber hat es auch dreißig Jahre gedauert, bis die jetzigen Freiheiten erlangt worden sind; sie sind doch erlangt worden, weil Alle einig waren und weil Alle wußten was sie wollten. Darum wollen wir einig sein und uns genau über das verständigen was wir wollen!

Wir wollen Arbeit und ausreichenden Lohn. Die kann aber weder eine Regierung noch irgend ein Anderer zusichern, wenn er keine Arbeit zu vergeben hat. Wir würden also betrogen sein, wenn man sie uns fest verspräche, denn man verspräche Etwas, was man nicht halten kann. Aber es wird an Arbeit von selbst nicht fehlen, wenn unter dem Schutze der neuen Freiheit Ordnung und Gesetz zurückkehrt und dadurch Jeder im Stande ist, wieder ruhig seinem Geschäfte nachzugehen. Darum wirke Jeder mit allen seinen Kräften dahin, daß die Ordnung aufrecht erhalten, daß jede Störung des Verkehrs vermieden wird.

Dagegen gibt es andere Dinge, die man uns gewähren kann, und die mächtig dazu beitragen werden, unser Loos zu verbessern und den Druck der auf uns lastet, zu vermindern. Die Gewährung dieser Dinge liegt in der Hand der Regierung.

In allen deutschen Ländern sind neue Männer in die Regierung getreten, man hat auf Andrängen des Volkes die alten fortgeschickt, weil sich die Völker von

ihnen vernachlässiget sahen, und Leute an deren Stelle genommen, die in und mit dem Volke aufgewachsen sind und von denen man deshalb mit Recht erwarten kann daß sie Freunde des Volkes sind. An diese wollen wir uns wenden und vorbringen, was uns drückt und was wir geändert wünschen, um glücklicher zu werden. Was ist es aber, das wir vorbringen sollen? Das eben ist die Frage, um die es sich handelt, und über welche wir klar und einig sein müssen, um nicht Unmögliches zu verlangen, wodurch wir uns mehr schaden als nützen würden und um doch das zu haben, was noth thut. Darum prüfet und berathet folgende Vorschläge:

1. Die alte Regierung hat sich viel zu wenig um unsere Verhältnisse bekümmert. Selten ist einmal ein Regierungsbeamter in den Fabrikorten erschienen und wenn es geschah, so hat er sich mit uns selbst wenig oder gar nicht befaßt. Dadurch ist Vieles von der Regierung falsch beurtheilt und falsch gemacht worden, weil man es oben nicht besser verstand. Wir wollen also darum bitten daß das anders werde, daß die Regierungsbeamten in Zukunft bei allen schwierigen Fällen und über alle Klagen die erhoben werden, auch uns selbst befragen und sich auch von uns unterrichten lassen über die wahre Lage der Sache. Dadurch wird die Regierung das Wichtige besser erkennen und also auch leichter die Mittel zur Abhülfe finden. Wir müssen aber auch dringend wünschen, daß in die Vertretung des Volkes wir Arbeiter auch solche Männer unserer Wahl an den Landtag senden können, welche unsere Bedürfnisse kennen und als wahre Freunde des Volkes sie zur Geltung bringen.

2. Unsere ersten Lebensbedürfnisse sind jetzt weit höher besteuert, als das was der Reiche vorzugsweise verbraucht. Wer für 100 Thlr. Kaffee ins Land bringt, zahlt 39 Thlr. Steuer, wer für 100 Thlr seidene Zeuge einführt, höchstens 5 Thlr. Das müßte umgekehrt sein, dann würden die Lebensmittel welche vom Auslande kommen, weit billiger werden, und es bringt dem, der sich ein seidenes Kleid kaufen kann, kein Unglück, wenn es auch einige Thaler theurer ist. Dabei würde aber auch viel Arbeit im Lande bleiben, bei welcher wir unser gutes Auskommen fänden, denn es ist mehrmals in Schriften berechnet worden, daß aus dem Zollvereine jährlich zwanzig Millionen Thaler für Arbeit ins Ausland gehen, die eben so gut von uns verdient werden könnten. Darum sprechen wir vor Allem unsern dringenden Wunsch aus, daß diese Verhältniße geändert werden, was recht gut möglich ist, wenn alle deutschen Regierungen es wollen.

3. In allen freien Ländern, z. B. in Frankreich und England, besteht schon lange die Einrichtung, daß für alle Streitigkeiten zwischen den Arbeitern, den Factoren, Verlegern und Fabrikanten besondere Gerichte eintreten, bei welchen Jeder, Arm oder Reich, ohne Kosten sein Recht finden kann. Die Richter bestehen aus Fabrikanten, Factoren und Arbeitern selbst, welche von ihren Kameraden dazu erwählt sind. Sie kennen die Verhältnisse genau, und wissen also schnell und leicht zu beurtheilen, wer Recht hat. Die Einrichtung solcher Gerichte auch bei uns würde gewiß dazu beitragen, uns schnell und ohne Kosten Schutz zu verschaffen, wo wir ihn brauchen; sie würde aber auch dazu beitragen, den Unredlichen unter uns — deren es leider! ja in allen Klassen giebt — ins richtige Licht zu stellen, woran seinen guten und braven Kameraden nur gelegen sein kann, damit sie nicht mit ihm in eine Klasse geworfen werden.

4. Der verlassenste Mensch von der Welt ist der alte, kranke, arbeitsunfähige Arbeiter. Das könnte besser werden, wenn derjenige Arbeiter, welcher Arbeit und Verdienst hat, und der Fabrikant, welcher ihm die Arbeit gibt, jeder nach Verhältniß, eine wöchentliche oder jährliche Steuer in eine allgemeine Landesunterstützungskasse zahlte. Wenn z. B. ein Fabrikant 100 Arbeiter beschäftigte, und diese zahlten jeder ein Ngr. pr. Woche, also zusammen 3 Thlr. 10 Ngr., so müßte der Fabrikant seinerseits allein auch 3 Thlr. 10 Ngr. hinzulegen, und die ganzen 6 Thlr. 20 Ngr. kämen in die Kasse. Diese Kasse würde von der Regierung unter Kontrolle der Arbeiter verwaltet und vertreten und öffentlich Rechnung darüber abgelegt. Sie würde ausschließlich dazu verwendet, Pensionen oder Invalidenhäuser zu unterhalten, in welchen alte, schwache und überhaupt arbeitsunfähige Arbeiter Wartung und Pflege finden. Wenn die Regierung auf unser Ansuchen eine solche Einrichtung in die Hand nähme, so würde sie sich wohl ausführen lassen, denn beim sächsischen Bergbau besteht sie schon. Die dort von Staatswegen eingeführten Unterstützungskassen, in welche jeder Bergmann wöchentlich etwas Gewisses steuert, haben jetzt 180,000 Thlr. Kassenbestand und zahlen jährlich mehr als 48,000 Thlr. an arbeitsunfähige Arbeiter aus.

5. Unser nothwendiges Bedürfniß ist, daß wir Gelegenheit haben, uns in der Jugend ohne große Kosten, weil wir arm sind, für unsern Beruf auszubilden. Alle Schulen demnach, die dazu bestimmt sind, Unterricht in einem gewissen Fache zu geben, als Gewerbschulen, Webereischulen ꝛc. ꝛc. müssen wohlfeil, umfassend und in ausreichender Anzahl vorhanden sein. Wenn wir darum bitten daß dies vorzüglich von der Regierung ins Auge gefaßt werde, so machen wir nur Anspruch auf eine Einrichtung, die Jedem im Staate zukommt, denn der Staat hat allerdings die Verpflichtung, für die Ausbildung aller seiner Angehörigen ohne Unterschied Mittel und Gelegenheit zu bieten.

Das sind die hauptsächlichsten Punkte, die wir darum aufstellen können, weil man sie uns gewähren kann. Thun wir das mit Einigkeit, mit Ruhe und Überlegung, so dürfen wir hoffen daß unsere Wünsche erreicht werden, denn die Regierung wird dann einsehen daß wir Arbeiter so ehrenhaft sind wie jeder andere Bürger des Staates, daß wir weder Unordnung

noch Auflehnung gegen das Gesetz wollen, was uns nur Hunger und Elend bringt, daß wir aber wissen, was wir wollen, und daß wir wie alle Andere erwarten, man werde uns geben, was wir haben müssen, um glücklicher als seither zu sein!"

Lionel Rothschild's Bekenntnisse.

X Der Londoner Rothschild ist der dritte Sohn des zu Frankfurt a. M. 1812 verstorbenen Gründers der berühmten Firma. Wie er nach London gekommen, das erzählte er dem berühmten englischen Staatsmann Burton bei einem großen Diner am 13. Februar 1834 *). „In Frankreich, sagte er höchst launig, war für uns Alle nicht mehr Platz genug. Ich machte mit englischen Waaren Geschäfte, und ein großes englisches Haus hatte beinahe den ganzen Markt inne, es war eine Gnade, wenn es uns etwas abließ. Einmal trat ich dem Engländer zu nahe, und nun schlug er mir es rund ab, seine Proben zu zeigen. Es war Dienstags. — Ich will nach England gehen, sagte ich zu meinem Vater. Donnerstag war ich auf dem Wege. Je näher ich England kam, desto niedriger fand ich die Preise, und wie ich in Manchester war, legte ich mein ganzes Geld an; so niedrig stand Alles! Ich machte guten Gewinn und entdeckte bald, daß ich ihn in dreierlei Weise heben könnte: im rohen Material, im Färben und Verarbeiten. Zum Fabrikanten sagte ich: Ich gebe Euch das rohe Product und die Farbehölzer; Ihr gebt mir die Fabrikate! So hatte ich auf dreierlei Art Profit und konnte wohlfeiler verkaufen als irgend jemand. Meine mitgebrachten 20,000 Pf. wurden bald 60,000 und mein Geschäft drehte sich nur um den einen Grundsatz: Was ein Anderer kann, das kann ich auch; ich will doch einmal dem Manne mit seinen Mustern und allen Seinesgleichen die Waage halten! Jetzt kam noch ein Glücksfall. Ich war stets bei der Hand. Die ostindische Compagnie hatte 800,000 Pf. Gold zu verkaufen. Ich ging in die Auction und brachte es an mich. Der Herzog Wellington hatte Geld vonnöthen, wie ich recht gut wußte, und in meinen Händen hatte ich bereits viele seiner Anweisungen. Die Regierung schickte zu mir und sagte daß sie Gold haben müsse. Sie bekam es; aber wie sollte es nach Portugal kommen? Ich übernahm die Sache und transportirte es mitten durch Frankreich. Ein besseres Geschäft habe ich nie gemacht. Ein anderer meiner Grundsätze war: mich mit keinem Orte, mit keinem Manne einzulassen, der kein Glück hatte. Ich habe manche hübsche Leute gesehen, sehr hübsche Leute, und die doch zuletzt baarfuß gingen. Was sie sagten, klang recht gut, aber sie hatten keinen Glücksstern, und wer nicht für sich vorwärts kommt, wie kann dieser mir Vortheil schaffen? — Mittelst solcher Grundsätze hat Lionell Rothschild, sagt Burton, drei Millionen Pf. St. gewonnen. Ich glaube doch, bemerkte er dem reichen Manne, daß sie es nicht gern sehen würden, wenn Ihre Kinder zu sehr aufs Geld und auf die Geschäfte achteten? — Im Gegentheil; recht sehr gern werde ich es sehen! gab er zur Antwort; ich wünsche nichts mehr als ihnen Sinn und Seele und Herz und Leib und was zum Geschäfte vonnöthen ist, einzuflößen, denn das ist der Weg zum Glück. Es gehört tüchtiger Muth und eben so eine tüchtige Portion Vorsicht dazu, einen großen Schlag zu machen, aber wenn es gelang, ist noch zehnmal mehr vonnöthen, das Gewonnene zu behaupten! Wollte ich auch alle mir gemachten Pläne umgehen, so wäre ich bald ein ruinirter Mann! Wer ein Brauer ist, treibe die Brauerei; will er Brauer, Banquier, Kaufmann und Fabrikant auch sein, so ist er gewiß bald banquerott!" So viel über die Art, wie der reiche Londoner Kauf- und Handelsherr in London gedacht und gehandelt hat, bis auf den heutigen Tag. Was man Glück nennt, hat ihn wunderbar begünstigt, denn kaum war er, seiner eigenen Aussage nach, in London heimisch geworden, als Napoleon (1806) sich über Deutschland ergoß, der Kurfürst von Hessen seine ganzen Baarschaften dem alten Rothschild in Frankfurt anvertraute und dieser sie dem Sohne in London schickte, der ganz unerwartet auf solche Art 600,000 Pf. St. an einem Posttage erhielt und sie bis zur Rückkehr des Kurfürsten 1813 benutzen konnte.

*) Memoirs of Sir F. F. Buxton. London, 1848.

Zur Literatur.

— Während es für die Lyrik schon längst keinen Almanach mehr gibt, von den Taschenbüchern in denen die Erzählungen ihre Ausstellung finden, mehrere wie Penelope, die Perlen, aufhören zu erscheinen, haben Lied und Novelle in Preßburg (bei G. F. Wigand) einen neuen Hafen gefunden. Donauhafen nennt sich das neue von K. Julius und Rupertus herausgegebene Jahrbuch deutscher Dichtungen. Wie der schöne Stahlstich des Titelblattes uns im Hafen der Donau Schiffe mit Flaggen aus allen Gauen Deutschlands zeigt, so finden wir hier aus allen Ecken und Enden des Vaterlandes Gaben der deutschen Muse friedlich beisammen. Wie harmlos, ruheathmend, lagern die Musen hier in der Bucht!

Daumer gibt einen Nachgesang zu seinem Hafis, Frankl erzählt in Versen Serbisches, Simrock im Nibelungenmaße eine thüringische Sage. Hebbel, August Hesse, Karl Mayer, Heinrich Pröhle, Christian Oeser singen Waldlieder; Mörike, Vogl und Schults tauchen in's dunkle Walddikkicht, Menschenherz genannt, A. Grün schlingt sich den Epheu einer alten Burg Rabenstein um die sinnende Stirn. Das klingt uns alles wie Echo aus uralter Zeit. Der frische Sänger in der Schweiz Gottfried Keller singt Weinlieder, feiert den Cyper und den sauern Kantonwein und gibt unversehens den alten Vater Rhein den Preis. Unter den Gaben der Prosa bringt Josef Rank „Töchterleins Reise nach dem Vater", Rupertus, der Verfasser von „Allerlei Rauh", ein artig Mährchen vom Mausöhrlein, vulgo Vergißmeinnicht, von der Forelle und vom Doctor Krebs. Willkommen heißen wir die Arbeiten zwei neuer Prosaisten die uns auf der Scholle der Wirklichkeit von heute Land und Leute schildern. Karl Wilm erzählt uns eine Nacht in den banatischen Alpen, auf der Militärgrenze, wo Slawe, Daco-Romane und Magyar bisher willig dem deutschen Kommando gehorchten um das äußerste Gebiet der abendländischen Kultur gegen die Barbarei des Ostens zu schirmen. Leopold Kompert schildert in „Reiseresteren aus Nord-Ungarn" den Gebirgstheil des Ungarnlandes den der Magyar, weil er kein Freund der Berge ist, gern mit den Donauebenen vertauschte.

— C. O. Sternau hat (in Köln bei Schmitz) unter dem Titel: Den Armen! ein Rheinisches Dichteralbum zusammengestellt, dessen Ertrag den Nothleidenden in Schlesien zu gute kommt. Neben Gedichten von Ernst Moritz Arndt, Niklas Becker, Alex. Kaufmann, Gottfr. Kinkel, Wolfg. Müller, Pfarrius, Simrock (Bruchstück aus „Ruslieb") u. A. finden wir Novellistisches von Roderich Benedix, Ernst Weyden und Sternau. Zur Empfehlung der bedeutsamen Gabe heben wir aus des alten Arndt Versen im Buche zwei seiner Stammbuchblätter hervor:

Wer fest will, fest und unverrückt Dasselbe,
Der sprengt vom festen Himmel das Gewölbe,
Dem müssen alle Geister sich verneigen
Und rufen: Komm und nimm! Du nimmst den Eigen!

Vor Menschen ein Adler, vor Gott ein Wurm,
So stehst du fest im Lebenssturm.
Nur wer vor Gott sich fühlet klein,
Kann vor den Menschen mächtig sein!

Zur Chronik der Gegenwart.

— Das Ministerium Wessenberg-Dobblhoff in Wien besitzt einige junge, in Staatsgeschäften unerfahrene Mitglieder. Der Wiener Seidenwaarenhändler Hornbostl, ein angesehener, allgemein geachteter Mann, wird zweifelsohne zur Hebung des Fabrikwesens praktisch wirksam sein. Der „Vorwurf" der Jugend trifft wesentlich den Minister der Justiz, Dr. Alexander Bach, bisher Advocat in Wien, und den Journalisten E. v. Schwarzer, der durch die demokratische Haltung seiner Allg. Östr. Zeitung populär wurde und nicht übel Lust bezeigte für die arbeitenden Klassen gewisse Zusagen von Seiten des Staates zu fordern. Es ist möglich daß ein Ministerium der Jugend Fehler begeht. Aber das Alter hat lange genug in Östreich tyrannisirt seine Fehler bis zu Verbrechen festgehalten, den ganzen Staat an den Abgrund gedrängt, den Strom des Fortschritts dergestalt gestaut daß er endlich plötzlich alle Uferlande verwüstend durchbrach. Après nous le déluge! war der Wahlspruch dieser alten Herren. Die Sündfluth ist da: schwimme nun wer kann! Die Jugend wird Fehler begehen, aber sie auch wieder mit dem Muth der frischen Lebenskraft begütigen.

Das Ministerium hat in seinem Programm versprochen, in allen Provinzen „gleichzeitig" den Fortschritt festzustellen nach dem Geist der neuen Zeit. Das Ministerium scheint Wort zu halten. In Böhmen ist Leo Thun, der Tschechomane der sich mit zweideutiger Diplomatie zu halten versuchte, beseitigt. In Tyrol nistete im Regiment ein finsterer Pfaffengeist, der sich gegen die Errungenschaften der Neuzeit sperrt. Mit dem frommen Grafen Brandi's, dem Gouverneur in Innsbruck, ist diese Richtung jetzt beseitigt. Bis auf zwei werden jetzt in Östreich sämmtliche Gouverneurstellen neu besetzt sein. Der Schweif Metternichs muß auch auf den Gesandtschaftsposten aufhören Östreich vor Deutschland und Europa zu compromittiren. Graf Dietrichstein hat in London weichen müssen. Wird Graf Kuefstein in Dresden der nach Wien Pässe verweigert, seine Stelle behaupten können?

— Fürst Ludwig Wallerstein hat ein Programm gegeben das ihm für die nächste Zukunft in Baiern eine Stellung eröffnen muß. Er wendet sich mit seinem politischen Glaubensbekenntniß an die Menge. Die Form von Versprechungen und Verheißungen, in der sich dieser Staatsmann in Bezug auf das Loos der niedern Klassen gefällt, ist freilich nicht die welche wir für heilsam halten. Wäre man mir gefolgt, sagt Fürst Wallerstein, Baiern wäre dermalen um 80 — 90 Millionen an Besitz in den untern Klassen reicher! Der Beweis dafür fehlt. Wallerstein spricht sich ferner für directe Wahlen aus, weil sie einfach, natürlich und weil sie — „weit conservativer als die Halbheit der indirecten." In Gemeindesachen und in Dingen des Glaubens ist er für Selbstregierung in weitester Ausdehnung. Rasch und entschieden, — sagt er, — werde der theils schon zusammengebrochne, theils einsturzreife sociale Bau der Neuzeit aufgeführt!

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr.	Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet.	№ 25. 29. Juli.

Generalleutnant v. Bangold's Entwurf

zu Deutschlands Neugestaltung.

— Dr. v. Bangold, würtembergischer Generalleutnant a. D., hat die in der Deutschen Vierteljahrsschrift niedergelegten Vorschläge zu einer Verschmelzung der deutschen Einzelstaaten auch in einer Broschüre veröffentlicht, um sie der Nationalversammlung zu Frankfurt zur Prüfung vorzulegen. Als Soldat sieht er in der staatlichen Zersplitterung der deutschen Kräfte unausbleibliche Gefahren für Deutschland. Die jetzigen Nöthigungen, im Norden und Süden gegen Dänen und Italiener die deutsche Grenze zu wahren, sind Kleinigkeiten. Wenn einmal Frankreich und Rußland besser ihren Vortheil verstehen, so ist Deutschland leicht ihre gemeinsame Beute. Nach Westen und Osten sind unsere länderweit offenen Grenzen den Feinden blosgelegt. Die Westgrenze, soweit der preußische Arm reicht, ist durch eine Reihe fester Plätze, Saarlouis, Luxemburg, Jülich, Wesel, Köln und Coblenz, gedeckt. Durch den Zusammenhang der ungetheilten Masse seiner Rheinprovinz mit Westfalen kann Preußen hier Widerstand leisten. Allein an der preußischen Grenze bis nach Basel rheinaufwärts sollen fünf Staaten und zwei Stäätlein die ganze lange blosgelegte Flanke gegen Frankreich decken. In einer „hektisch schwächlichen Längenausdehnung" liegt Baden schutzlos hingestreckt. Es bildet mit Würtemberg, den beiden winzigen Hohenzollern und mit Rheinhessen ein Armeecorps. Rheinhessen gehört nicht füglich organisch zu diesem Complex, es würde weit besser mit Nassau, Kurhessen und den angrenzenden kleinen Stücken zu einer Gesammtheit zusammentreten können; allein Nassau und Kurhessen müssen ihre Truppenauszüge zu den mitten in Deutschland liegenden sächsischen Soldaten stoßen lassen, bilden mit dem Königreich Sachsen ein Armeecorps das seine Glieder nicht beisammen hat. Diese Gruppirung der Kräfte nennt General v. Bangold im militärischen Sinne höchst zweckwidrig. Geschlossene, organisch entwickelte, selbständige Heerhaufen hält er in Kriegsfällen für die einzige Rettung Deutschlands. Um solche Heerhaufen herzustellen, ist es nöthig daß der Stamm mit seinen Massen zusammentritt, das zu einander Gehörige auch politisch eine Gesammtheit bildet. Aus jenen am Oberrhein und im deutschen Südwesten planlos getrennten sieben Staaten, meint General v. Bangold, müssen zwei geschlossene, organisch selbständige Königreiche gebildet werden, ein Königreich Schwaben aus Würtemberg, Baden und beiden Zollern, ein Königreich Hessen aus sämmtlichen hessischen Ländermassen, Nassau, Wetzlar, Waldeck, Schmalkalden und Schaumburg. In der That gehören diese Stücke geographisch und naturgeschichtlich, provinziell und stammverwandtlich zusammen. Der Soldat will Heerhaufen je aus Einem Gusse. Durch eine Rückkehr zu der alten Eintheilung der Deutschen in Stämme kommen wir zu dieser natürlichen Organisation. Die Interessen der Höfe, der Fürstenfamilien, welche uns eine falsche politische Zertheilung gaben, können in der That jetzt nicht mehr so starke Geltung haben, um die Existenz und Wohlfahrt Deutschlands ferner aufs Spiel zu setzen. Unser Verfasser rechnet naiv und getreu auf das patriotische Hochgefühl unserer Fürsten und Höfe, sich gegen Apanage ihrer Souveränität zu begeben, wo es auf die Rettung und die einzig mögliche Neugestalt Deutschlands ankomme.

General Bangold bleibt freilich mit seinen Vorschlägen nicht bei dem Plane stehen, mit Herstellung der alten Stämme der Schwaben und Hessen zwei Königreiche zu bilden. Er will auch anderweit die will-

kürliche politische Zersplitterung die unser Unheil geworden, durch Verschmelzung des natürlich Zubehörigen aufgehoben sehen. Er will den Stamm der Sachsen auf drei Staaten zurückführen. Neben dem Königreich will er aus sämmtlichen thüringischen Ländermassen das Großherzogthum Weimar bereichert, Coburg zu einem Großherzogthum ausgedehnt und erhoben sehen; Meiningen, Altenburg, die Reuße und die Schwarzburger sollen, als zu keiner politischen Selbständigkeit berechtigt, in dies allgemeine Sachsen aufgehen. Was wir Niedersachsen nennen, soll ebenfalls zu einem geschlossenen Ganzen zusammenwachsen. Hannover soll Braunschweig, Bremen, die Lippischen Länder und was darum und daran hängt, in sich schließen und mit Oldenburg zusammen eine politisch zwei getheilte, militärisch aber einheitliche Masse bilden. Meklenburg ferner soll, wie billig, zu Einem Staate verschmolzen, Holstein-Schleswig-Lauenburg eben so wie Luxemburg seine Selbständigkeit die jetzt noch mit fremden Kronen verknüpft ist, behaupten. Hamburg und Lübeck aber theilt Bangold Preußen zu, gibt diesem auch das ganze Emsgebiet, Ostfriesland mit Emden, wofür Hannover schon anderweit entschädigt wäre. Preußen soll nämlich in der Ost- und Nordsee den Primat der deutschen Seemacht führen. Östreich und Baiern haben nichts weiter auszutauschen; sie treten schon als fertige Glieder in diesen in der That natürlichen Zusammenhang deutscher Stämme und Kreise.

Deutschland wäre mit dieser neuen Gliederung auf seine alte Stammeseintheilung zurückgekehrt. Wir hätten auf diese Weise 7 Königreiche mit 6 an diese stammgemäß vertheilten Herzogthümern. Wir hätten 7 zusammengehörige Völkergemeinden und 7 aus ihnen organisch hervorgehende Heerhaufen. Diese 7 auf provinzieller Gemeinsamkeit beruhenden volksthümlichen Gesammtheiten unter einem Obmann des deutschen Reiches, der zu Frankfurt, einem neutralen Gebiete, seinen Sitz hat, zieht General Bangold jeder Totalverschmelzung zu einem erzwungenen Ganzen vor. Er hält das in dieser Weise auf seine naturgemäße Gliederung zurückgekehrte Deutschland für besser und glücklicher organisirt als jedes Großreich mit einer aussaugenden, unnatürlich gesteigerten, die Kräfte des Landes künstlich gipfelnden Hauptstadt. „Es würde, sagt er, das Übermaß politischer Unklugheit sein, wenn Deutschland durch ein träges Beharren in seiner bedauernswerthen Zersplitterung sich auf ewige Dauer zu seiner gegenwärtigen Inferiorität schmählich verurtheilen wollte, gegenüber von den drei großen compacten Nationen, den Franzosen, Engländern und Russen welche von ihrem Übergewichte in beständiger Steigerung einen drückenderen Gebrauch machen und sich eigensüchtig in die Vortheile des Welthandels theilen." An dem guten Willen der betheiligten Fürstenhäuser, sich mediatisiren zu lassen, zweifelt General Bangold nicht. Er beruft sich auf deren patriotisches Gefühl, er beruft sich auf den Nothstand des Vaterlandes. „Übrigens streng genommen, sagt er, besteht das Regierungsrecht einer Dynastie nur so lange als von Seiten des Volkes ein Bedürfniß, von derselben regiert zu werden, vorhanden ist. Die Vocation zum Regieren erlischt, sobald die specielle Regierungsthätigkeit nicht mehr mit dem Interesse der zu Regierenden und mit dem Gesammtinteresse von Deutschland übereinstimmt." Was bisher für die Entwickelung der deutschen Natur ersprießlich gewesen, in kleineren Abtheilungen unter speciellerer Leitung zu stehen, könne bei erlangter politischer Mündigkeit, bei dem dringenden Bedürfniß größerer Kraftentfaltung nach außen, nur hemmend wirken. Und so sei manche wohlbegründete Gerechtsame der Vergangenheit für die Gegenwart zum Unrecht geworden. Die Mediatisirungen, welche Hr. v. Bangold vorschlägt, würden übrigens jedenfalls auf dem gleichen Rechtsgrunde beruhen wie die vor einigen Jahrzehen bereits vorgenommenen und wie die dermaligen Zwangsablöhnungen der Gefälle und Zehnten, Aufhebung der Jagdrechte und anderer. General Bangold sagt: „Die Voraussetzung einer unwandelbaren Befugniß der Dynastien, auch dann noch fortzuregieren, wenn dies nur zum offenbaren und bleibenden Nachtheile der Staatsmitglieder geschehen kann, würde mit den strengen Grundsätzen der Philosophie im Widerspruche stehen. Bei einem solchen Verhältnisse würde es auch einem edlen Gemüthe unmöglich sein, das Regieren für eine Ehre und ein Vergnügen zu halten."

Diese Sprache ist kühn, um so kühner im Munde eines hochgestellten Mannes. Diese Kühnheit ist aber edel, denn sie entspringt aus drängenden Überzeugungen für das Heil des Vaterlandes.

Briefwechsel.

Aus Karlsruhe, im Juli.

[Das Theater im Sinne der Zeit. Auffenberg. Ein deutsches Herz, Trauerspiel von Gotthold Logan.]

△ Unser Theater hat sich auch in der stürmischen Zeit der letzten Monate bewährt. Es ist nicht erschlafft an der Theilnahmlosigkeit des Publicums, es hat rüstiger gearbeitet denn je. Denn obgleich hier Anfangs der Hauptheerd der politischen Bewegungen der Zeit war, so ist doch der Wille unserer Bühnenmitglieder, der Kunst das Leben zu erhalten, stets frisch geblieben. Die jetzige Umgestaltung der Dinge hat sogar wohlthätig auf unsre Anstalt zurückgewirkt. War es zuvor schon die Absicht des Intendanten und der Regie, dem Publikum stets Neues und Gediegenes zu bieten, trotzdem wir uns mit einem Interimstheater begnügen müssen; so ist es jetzt, seit wir freier uns regen dürfen, die ausgesprochene Tendenz des Bühnenvorstandes, das Theater zu einem Haupthebel freier Ideen und der Reinigung gährender politischer Kräfte zu gestalten. Dieses Ziel kann aber nur dadurch erreicht werden, daß man dem Volke nichts von dem vorenthält was es ein Recht hat von der Bühne zu fordern. War das Theater zuvor nur der Tummelplatz der menus-plaisirs großer Herren, so soll es jetzt ganz dem Volke angehören; das Volk soll seine Leiden und seine Freuden auf den Brettern wiedergespiegelt sehen; es soll sich freuen, seine Ideen, das was in ihm lebt und webt, wofür es leidet und kämpft, in lebendigen Gestalten, an deren Worten und Thaten es sich erfrischt und stärkt, verkörpert zu finden. Fühlt sich das Volk durch das Theater gehoben und frei, dann hat die Bühne ihre Bestimmung erreicht; und dann ist die Bühne auch würdig vom Volk wiederum gehoben und gehegt zu werden. — Der geistvolle Dichter, Baron von Auffenberg, kein Hofmann im gewöhnlichen Sinne, geht von dem Grundsatze aus, daß jetzt nicht mehr die haute-volée die tonangebende Klasse im Theater sein dürfe, sondern daß das Volk zum Theater heranzuziehen sei. Ihm gehöre fortan die Bühne. Diesen Grundsatz spricht deutlich das neugeschaffene Repertoir aus. Mag dieser ehrenwerthe Mann viel darunter zu leiden haben, da das Theater immer noch Hoftheater ist und er in den Reihen der haute-volée doch am Ende seine Heimath hat, so beharrt er ihr zum Trotze streng auf seinem Principe. Das Bewußtsein, für die Bühne ein tüchtig Stück Boden erobert zu haben, und die Theilnahme des Publikums am Theater mag ihm dafür Lohn genug sein!

Unter allen Stücken, die uns das Theater in jüngster Zeit gebracht hat, sprach jedoch keines mehr dieses Princip der Freiheit aus, als das an den beiden letzten Sonntagen gegebene Drama: Ein Deutsches Herz, von Gotthold Logau. Der Held dieses Trauerspiels ist Ulrich von Hutten, der zwar neuerdings von mehreren Dichtern, namentlich von Köster aber nirgends mit solcher Energie, Umsicht, Sicherheit, nirgends namentlich, was mir das höchste Lob dünkt, mit so viel wahrer Popularität behandelt wurde. Die Sprache des Stückes ist einfach, ungesucht, edel; nirgends jene Bilderpracht, jener Bettlerputz, hinter dem die Blöße sich ärmlich versteckt; es handelt sich hier nie um das Bild, immer nur um die Idee, die auch durch das einfachste, wenn nur bezeichnende Wort an den Tag tritt. Die einzelnen Figuren sind lebendig, markvoll und abgerundet. Logau wollte mit dem vorliegenden Drama ein deutsches Herz schildern in seiner Liebe und seinem Leiden, in seinem Hoffen und Fürchten vom ersten Aufkommen ächt deutschen Nationalgefühls bis zu seinem Zusammenbrechen nach so vielen unerfüllten Hoffnungen. Die Handlung ist eine unendlich einfache. Der Zuschauer sieht sich nicht in einem Labyrinthe von Erfindungen herumgequält. Die Kräfte, die im Drama ringend auftreten, sind klar geschieden, die Parteien die sich gegenüberstehen, scharf gesondert, die Gedanken durchsichtig und abgeschlossen. Hutten vertritt die Freiheit des Geistes, die durch die Reformation erobert worden, mit der vollen Energie des Mannes. In ihm vereinigt sich der Gelehrte, der Ritter, der Poet. Diese drei Seiten treten im Drama in ihren Gegensätzen auf; dem Helden stehen Peutinger und Erasmus gegenüber. Diese betrachten die Wissenschaft nur als die Sache der Eingeweihten, während der deutsch schreibende Hutten deren Resultate auch dem Volke zugänglich machen will. Der Rotterdamer ist Manchem zu hart und abstoßend gezeichnet; der Dichter hat die Züge jedoch streng der Historie entnommen, die Eitelkeit und Selbstsucht tritt hier den hohen Forderungen der Zeit in dem schärfsten Contrast thatsächlich gegenüber. Auch die übrigen Figuren, wie Sickingen, Kronberg, die beiden Brüder Schnegg, Oleander u. A. sind dem Dichter trefflich gelungen. Den weiblichen Figuren Constanze Peutinger und Mathilde, Peutingers Nichte, wußte er durch den Gegensatz des Charakters ein besonderes Interesse zu verleihen, während er der Mutter durch die Paraphrase des bekannten Huttenschen Verses:

> Wie wohl mein' fromme Mutter weint,
> Da ich die Sach' hätt' g'fangen an:
> Gott wöll' sie trösten, es muß gahn,
> Und sollt' es brechen auch vor'm End'!

ihre eigenthümliche Bedeutung gibt. Selbst der kleinsten Nebenfigur ist ihr volles Recht als integrirendem Theile des Ganzen geschehen. Was aber das Werk uns so werth macht, sind nicht die Einzelheiten, sondern der Geist der durch das Ganze weht. Wo sich dieser mit der Begeisterung aussprach die in ihm wohnt, da wollte der Jubel des Publikums nicht enden. Wir heben zwei Stellen dieser Art hervor:

Hutten:

> O schmähet nicht die schöne, reiche Zeit,
> In der wir leben. Blicket um Euch her,
> Wie alles rings aus träger Ruh' erwacht,
> Wie sich die Geister emsig regen, wie
> Das Dunkel schwindet, das den Unverstand,
> Die Herrschsucht und das Unrecht lang beschirmte,
> Wie alle Schranken fallen, alle Fesseln
> Zerreißen, die des Geistes Fortschritt hemmten,
> Wie fern am Horizont das Morgenroth
> Der Erde schon den neuen Tag verkündet,
> Den Tag des Rechts, der Freiheit und der Wahr
> Ich zitt're für die Zukunft nicht, mir ist
> Es eine Lust in solcher Zeit zu leben!

Und in der Rede Huttens vor dem Kaiser:

> Schaut um Euch her: so weit die Blicke reichen,
> Seht Ihr den deutschen Geist sein Joch zerbrechen,
> In das ihn fremde Herrschaft eingezwängt,
> Das freudige Bewußtsein eignen Werthes
> Beseelt den letzten Mann im Volke schon.
> So deutlich offenbart der Himmel uns
> Nicht zweimal seine ewig weise Absicht, —

Benutzet diesen Augenblick, mein Kaiser,
Und stellt Euch an die Spitze Eurer Schaaren!
O wählt nicht lang! Des Fürsten Freunde können
Nur auf des Vaterlandes Seite stehen!
Verbannt den fremden Geist auf immerdar,
Beschirmt die fromme, heimathliche Sitte.
Laßt von den Alpen bis in's deutsche Meer
Nur deutschen Geist, nur deutsches Recht regieren,
Daß frei und stark durch Eintracht seiner Glieder
Das deutsche Reich zur ersten Macht der Erde,
Das deutsche Volk zum ersten Volke werde!

Regisseur Fischer, der die Ideen Auffenbergs durch den thätigsten Eifer unterstützt, hatte auch diesem Werke die größte Aufmerksamkeit und Sorgfalt zugewandt. Hutten war in den Händen eines Gastes, des Hrn. Schneider aus Frankfurt. Der Darsteller verlieh dem Charakter Schwung, Leben, Feuer in Wort und Gestalt. Erasmus, Herr Demmer, wußte durch seine Mäßigung seinem Charakter die Herbigkeit zu mildern, ohne ihm die Wahrheit zu nehmen. Unter den übrigen Darstellern zeichneten sich namentlich Meyer j. als Kronberg, Fischer als J. Schnegg, und Hork als Sickingen aus. Die Frauenrollen waren in den Händen der Damen Kaiser, Fürst und Düringer. Letzte, eine talentvolle junge Schauspielerin, ist eine Tochter des geschätzten Regisseurs in Mannheim.

Zur Chronik der Gegenwart.

— In Sachen Posens und Polens boten die letzten Sitzungen in der Paulskirche ein bewegtes Schauspiel. Robert Blum wiederholte den hergebrachten Irrthum, Polen wäre in frühern Jahrhunderten ein Wall zwischen der Barbarei des Ostens und der Kultur des Westens gewesen; wir wären den Polen Dank schuldig für diese Wohlthat aus frühern Jahrhunderten. — Wilhelm Jordan, ein Mann der Linken, hat auf die Gefahr hin mit der Partei seiner politischen Freunde zu brechen, den Muth gehabt ehrlich einzugestehen daß die Polen den Preußen Dank schulden, einen Dank den sie mit der ganzen Tücke ihrer Heuchelei, mit der ganzen Sünde ihres alten Leichtsinns abbezahlt. Jordan sprach von „unbewußten Volksverräthern" die ganz kaltblütig, aus Generosität, eine halbe Million Deutsche an das Schicksal eines polnischen Bojarenthums preisgegeben wissen wollen. Niemand leugnet den begeisterten Schwung des polnischen Heroismus in der Schlacht. Unsere Dichter haben diesen Helden im Trauerspiel der Weltgeschichte ihren Tribut gezollt. Etwas anderes aber ist es, das Rad der Weltgeschichte zurückschrauben zu wollen. Die Theilung Polens, sagte Jordan, war nur die Proclamation einer Thatsache, die Bestattung einer Leiche. Im J. 1772 nannte Rousseau die Forteristenz des polnischen Staates ein Wunder. Das Wunder war denn auch in selbem Jahre zu Ende. Die Reformpartei war zu schwach; ein großer Theil des Adels warf sich Rußland in die Arme, und da blieb nichts übrig als Rußland den Raub ganz zu lassen mit Gefahr für die eignen Provinzen oder ihn zu theilen. Man sagt, die politische Klugheit rathe, die Gerechtigkeit gebiete, die Humanität verlange die Wiederherstellung Polens. Es heißt, Deutschland bedürfe einer Vormauer gegen Rußland, gegen die östliche Barbarei. Es wäre eine Schmach, wenn ein compactes Volk von 45 Millionen gegen ein Volk welches auf so ausgedehntem Raume nur um ⅓ stärker ist, überhaupt einer Vormauer bedürfte. Und von demselben Augenblicke, wo es Polen gelänge, einen definitiven Frieden von Rußland zu erzwingen, würden Polens und Rußlands Interessen Hand in Hand gehen. Man predigt uns Russenhaß. Die welche es thun, wissen nicht was sie thun. Ein Haß gegen ein Volk ist gegen alle Civilisation. Das Äußere der Russen mag verdorben sein durch falschen Schein der Civilisation; der Kern aber ist gesund. Der Haß kann nur gegen das System der Despotie gehen. Der Russenhaß aber kann nur der Despotie eine Waffe geben. Auch in Rußland bereitet sich etwas Anderes vor, und es kann vielleicht in wenig Jahren in die Reihe der freien Völker treten. Polen aber freigeben hieße Rußland bereichern ohne Dank dafür zu ernten. Posen frei geben ist unsinnig. Posen war schon vor Preußens Herrschaft zum Theile deutsch. Die Eroberung des Schwertes kann man herausgeben, die Eroberungen des Pflugschaars, die Eroberungen der Kultur kann man, darf man nicht herausgeben! — Dies der Nerv der Rede Jordan's.

Die Linke hat in der polnischen Sache eine entschiedene Niederlage erlitten. Der beste Vertheidiger Polens war der polnische Priester Janiczewsky; sonst hat die Linke schlecht ihre Sache geführt. Wilhelm Jordan's kraftvolle Wahrheitssprache hat ihr den Stoß versetzt; Venedey's eitle Rede hat ihr nicht aufhelfen können; Ruge durch platte Übereilungen hat ihr selbst einen anständigen Rückzug verdorben. Ruge wollte auch Italien aufgefordert haben, seine Tyrannen zu stürzen, die Radetzky's aus dem Lande zu jagen. Ein furchtbarer Tumult brach in der Paulskirche aus. Gagern ließ den Sturm austoben, dann sagte er: Ich kann den Redner nicht zur Ordnung verweisen, und muß ihm seine Weltanschauung lassen. Zu wünschen aber daß deutsche Streiter geschlagen werden, ist halber Volksverrath. Dies das Ende der deutschen Advocatur für Polen gegen Deutschlands Recht und Ehre. Auf Wilh. Jordan's Wort von „unbewußten" Hochverräthern an der deutschen Nation drückte Gagern den Stempel der Bestätigung.

— Die „ganz neue" Schöpfung Berlins, das Institut der Schutzmänner, — „noch gar nicht dagewesen," — äußert bereits ihre alten Principien. Man hat sich in Berlin die englischen Constablers, aber noch nicht die englische Habeascorpusacte damit zugelegt. Dr. Eichler ist von den neuen Schutzmännern eingesteckt, ohne daß man nach 24 Stunden weiß weshalb. Das ist allerdings schon einmal dagewesen!

— Auf Graf Dyrrhn's Ansprache brachte man in Berlin auf dem constitutionellen Congreß dem Reichsverweser ein Hoch. Allein es naht der 6. August; die preußischen Truppen sollen huldigen. Man besorgt die Weigerung des in seinem Stolz verletzten specifischen Preußenthums. Das alte Preußen ist jetzt durch die undeutschen Sympathien der Radicalen in Preußen verstärkt, äußerste Rechte und äußerste Linke gehen plötzlich dort Hand in Hand, um gegen die deutsche Vereinbarung eine preußische Sonderstellung zu versuchen.

Berichtigung. In Nr. 24, vom 28. Juli S. 95. Spalte 2, Z. 26 u. 27 lies: Wollte ich auf alle mir gemachten Pläne eingehen rc.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr. | Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet. | № 26. 31. Juli.

Das musikalische London.

(Brieflich aus London, im Juli.)

Mitten im politischen Sturme der die Welt durchschüttelt, ist England, die meerumbrauste Felseninsel, ein stolzes, sicheres Asyl für die Kunst geworden. Schaarenweis flüchten die Jünger und die Meister der Kunst hieher, aus Deutschland und Frankreich retten sich die Musen an unsern Strand. Hier steht noch die alte Sitte fest, hier herrscht noch die alte Zuversicht zu dem was für heilig gilt, hier ist es noch möglich das Gemüth aus dem Umsturz der politischen Formen zu jener Höhe zu erheben wo die Wolken des Lebens unter uns schwinden und das Auge die lichte Bläue jener Heiterkeit des Himmels schaut, die der Kunst noththut. Mitten in der physischen Nebelluft der Insel steht diese geistige Sonne fest. Der religiöse Sinn des Engländers sichert ihr diesen festen Stand, sichert dem Geist die Stetigkeit und Ruhe, und den Musen die stille Einkehr des Gemüthes. Damit will ich nicht sagen daß der künstlerische Trieb des Engländers sich selbstthätig erweitert habe; sein Kunstsinn ist nur ein genießender, schöpferisch ist er nur in Sachen des Comforts, in Sachen des Naturgenusses; nur Salon und Park beweisen daß der Engländer nicht blos Geschmack und Schönheitstrieb hat, sondern auch Kunstthätigkeit entfaltet. Das Mäcenat der Künste hat im hiesigen Gesellschaftsboden feste Wurzel; die Aristokratie weiß zu genießen und dehnt ihr Comfort auf alle Künste aus. Wenn auf dem Festlande die Demokratien fertig sein werden, wenn Ihr Eure spartanische Wirthschaft in Ordnung gebracht habt, dann werden die Musen recht eigentlich in England ihre Heimath finden, in Altengland das noch immer eben so sehr das ehrwürdige und ehrbare als das fröhliche und lustige ist.

Ich will damit nicht gesagt haben daß jeder Künstler hier goldne Schätze, oder auch nur seine Rechnung fände. Berlioz hat im Laufe der Season schlechte Geschäfte gemacht. In seinem Abschiedsconcerte wurde rauschenrer Beifall laut; der Saal war gedrängt voll; allein Freibillette sind dankbar mit Gelärme und retten doch nicht vor dem Eingeständniß eines Bankerottes. Bei alledem hat Berlioz in The Musical World nicht blos wie ein gentleman, sondern auch mit der Anstandsmiene der guten Sitte von der Londoner Gesellschaft Abschied genommen. Mit dem geistreichen Styl seiner Feder, der vielleicht noch geistreicher, jedenfalls gefälliger ist als der Styl seiner Compositionen, sagt er den Engländern einige Schmeicheleien und thut so als habe er sich für Gunst und Zuspruch zu bedanken. I love musik much more than my musik, sagt er in seinem Abschiedswort. Das klingt im Munde eines Franzosen wie ideale Resignation, im Munde eines eitlen Mannes halb wie Demüthigung, halb wie Ironie auf sich selbst. Wir zweifeln stark ob Berlioz die Kunst mehr liebt als sich und seinen Compositionsstyl.

Von Pianisten war auch Prudent hier. Er hatte sich in Spanien mit großen Trompeten und Pauken ausschreien lassen als erstes Licht in der Welt der Musik. Das fruchtet hier nicht. Hier denkt man in Musik wie in Politik gleich orthodox und streng. Prudent ist lediglich moderner Spieler; er ist im Philharmonischen Concert so gut wie durchgefallen. — Billett, ein Schüler von Herz, ein „saitenzerreißender, tastenverwüstender Schläger“, ist jedenfalls mehr Fortist und Pianist. Auch er trat mit Prätensionen auf, die hier ein schlechter Pflugschaar sind um den Boden urbar zu machen. Goria ergab sich uns als ein Pianist voll moderner Sentimentalität mit Bravour verbunden. — Ein Hr. Kraus versprach Wunder in seinem Programm und fand keine Gläubigen für seine angeblichen

Zaubereien. — Der Pianist Cohan componirt tolles Zeug und ließ seine Hörer um so kälter. Mehr Glück machten Kuhe, Pianist aus Prag, der Klavierlehrer Noble, der Pianist Brinley-Richards, der mit der Sängerin Steele ein Concert gab. Unser Sterndale-Bennett, Ihnen in Leipzig, der deutschen Hochschule für Instrumentalmusik, sehr wohl bekannt, gab ebenfalls ein Concert, brachte aber nichts Neues. — Ein Schüler Ihres Moscheles, Namens Wylde, trat, zu schönen Erwartungen berechtigend, mit einer Symphonie und dem ersten Theil einer Messe von eigner Composition auf. Von Damen hörten wir auf dem Flügel Miß Clara Loveday, Frau Schwab, Frln. Stöpel, Letzte auch Componistin, in ihrem Spiel nicht ohne Geschmack im ultramodernsten Styl und Vortrag. Frau Dulken gab mit Bernhard Halle ein besuchtes Concert; Beide spielten unter anderem auf zwei Instrumenten Hommage à Händel von Moscheles. B. Halle, ein Westfale, aus Hagen gebürtig, lebte bisher in Paris. Er gehört zu den soliden Pianisten vom besten deutschen Styl.

Glänzende musikalische Ereignisse waren die beiden Matinées welche im Laufe der letzten Wochen Chopin gab, die eine im Hause der Mstrß. Sartoris, der als Sängerin gefeierten Adelaide Kemble, welche in hiesiger Gesellschaft etwa dieselbe Stellung einnimmt wie abwechselnd in mehreren Hauptstädten des Festlandes die Gräfin Rossi, weiland Henriette Sonntag. Die zweite Chopin'sche Matinée, im Hause des Lord Falmouth, war eben so besucht. In beiden Concerten sangen die Viardot und ihre Cousine Sgnra. Mendi spanische Lieder und Chopin'sche Masurken. Sgnra. Mendi, auf dem Festlande noch nicht bekannt, ist für London keine ganz neue Erscheinung in der Gesangswelt; sie trat bereits in der vorigen Saison mit Beifall auf. Mario, der erste Tenor der italienischen Oper, wirkte mit; Vivier, der die Entdeckung gemacht hat auf dem Horn mehrstimmig zu blasen, ließ sich in Chopin's Concerten hören, und dieser Verein von Talenten rechtfertigt es, wenn ich Ihnen diese matinées musicales zu den Ereignissen in der Kunstwelt Londons zähle. Dieselben zeichneten sich außerdem durch ihre Kürze aus, während andere Künstler, wie Julius Benedict, der Stuttgarter, durch die Masse von Leistungen oft vergeblich zu reizen versuchen. Benedict's Programm z. B. hatte nicht weniger als 38 Stücke angekündigt; der erste Theil seiner Matinée die ich besuchte, dauerte von halb zwei bis fünf Uhr. Chopin's Concerte waren in anderthalb Stunden erledigt, und die Guinea für das Billett erschien bei solchem Verein von Geschmack im Arrangement und von Talenten ersten Ranges in der Ausführung weniger hoch als bei Concerten, deren Programm Eulenspiegel's Spruch: Die Menge muß es bringen! als verschwiegenes Motto zu führen scheint. — Chopin, seit längerer Zeit brustleidend, hat sich entschlossen den nächsten Winter an der warmen milden Seeküste von Devonshire zuzubringen.

Es wäre unnütz, Ihnen alle die Sängerinnen vorzuführen welche hier in Extraconcerten sich hören ließen. Müßte ich doch die noch größere Menge Derer verschweigen die hier zur höheren Gesellschaft vergeblich Zutritt zu erlangen suchten, und es für ein Glück erachteten, nur beiläufig in das Programm Anderer mit einer kleinen Leistung aufgenommen zu werden. Signora Anichini verdient jedoch eine Ausnahme zu machen in der Schaar der Priesterinnen des Gesangs. Signora Anichini war Mode in der Saison; die ganze Noblesse und alles was zum high life sich zählt, drängte sich sie mit Aufmerksamkeit und jenem herablassenden Wohlwollen das der Aristokratie Englands eigen ist, zu behandeln. Die Sabatier, Corbari, Castellan, Steffannoni beeiferten sich zur Mitwirkung in ihrem glänzenden Concert. Die Sitte der Londoner vornehmen Welt, einem gefeierten Talente die Salons des eignen Hauses zum Schauplatze zu öffnen, ist eigenthümlich genug. Denken Sie sich daß Hofrath K. in Leipzig die schönen Säle seines Hauses dazu böte, einer Sängerin ein Concert zu machen! Bei dem Eintrittspreis einer Guinea ist man sicher daß die Gesellschaft die sich dazu einfindet, eine auserlesene bleibt. Und die Liebenswürdigkeit des Wirthes bietet, während der Geschäftsführer für die Künstlerin Kassa macht, alles auf, dieser Crème einer haute-volée den Aufenthalt angenehm zu machen, die Pausen durch Erfrischungen zu füllen, das Beste was Bildung und Besitz an Schätzen der Natur und Kunst aufzuweisen hat, in der kurzen Zeit eines zufälligen Beisammenseins zum Genuß Aller zu machen. Ländlich, sittlich! In Berlin feierte man, solange die Kunst dort etwas galt, die Sängerinnen in rasenden metaphysischen Gedichten. In Wien lag man ihnen ganz persönlich zu Füßen und stammelte blumige Phrasen. In München spannte man sich vor ihren Wagen wie die Sperlinge vor den Wagen der Venus; man schien selbst Scepter und Krone für die Gunst einer Priesterin Terspichora's verspielen zu wollen. In Dresden trägt man das Haar à la Emil, oder faltet das Busentuch à la Wilhelmine. In Leipzig heirathet man die Primadonnen von der Bühne. Ländlich, sittlich! In

England öffnet man ihnen die Salons auf einige Stunden um sie Geld machen zu lassen und läßt dann die Schranken der Gesellschaft wieder fallen, weil das festgefugte Leben des Staates und der Sitte diese Scheidemauern fordert. Es fällt mir nicht ein, hier richten, hier loben oder tadeln zu wollen; am wenigsten will ich leugnen daß die lebendigere Durchdringung von Talent und Besitz Deutschlands geselliges Leben mit weit mehr Reizen ausgestattet als es in Frankreich und England der Fall ist. Gleichwohl, sobald es sich um Lebensfragen handelt, fühlt sich Frankreich doch höher gestimmt um für Kunst und Literatur, die gloire der Nation, etwas zu thun. Und England, das musikalisch unschöpferische England, ist in seiner strengen stolzen Haltung doch ein Hort für die Kunst geworden. Schon der Nationalstolz wird es nicht dulden daß Kunst und Literatur hier jemals wie auf dem Festlande Schiffbruch leiden. (Schluß folgt.)

Hr. Held macht Entdeckungen im preußischen Landrecht.

— Held in Berlin hat schon manche überraschende Entdeckungen gemacht, in der Orthographie der deutschen Sprache, in der Moralität der Gesellschaft, in der Religion des Christenthums. Er fand vor nicht langer Zeit daß er zum eigentlichen Führer des Volkes doch wohl nicht recht tauge; es sei noch zu wenig politische Bildung in der Menge! Jetzt gibt er plötzlich über den Stand der Sache in Preußen einen Aufschluß dessen naive Wahrheit merkwürdig zutrifft. Er findet daß wenn ganz Berlin und halb Preußen noch nicht in Anklagestand gesetzt sind, dies lediglich Zufall oder Nachlässigkeit der Behörden ist. Nach dem Allgemeinen Landrecht das noch immer Gültigkeit hat, kann in der That die ganze alte Ordnung der Dinge in Preußen wiederhergestellt, die ganze Bewegung unsrer Tage, nicht blos die revolutionäre, sondern auch die constitutionelle, sogar die deutsch patriotische für ein Verbrechen gegen die bestehenden Gesetze erklärt werden. „Laßt uns einmal sehen, sagt Held in seinem neuesten Aufruf an's Volk, laßt uns einmal sehen was nach dem Landrecht Alles verfolgt, resp. unterdrückt werden kann!“

„Die Mitglieder des Frankfurter Vorparlaments können unter Vernichtung ihrer Beschlüsse als Hochverräther verurtheilt werden; denn die Art. 1 und 2 des Publicationspatents vom 28. Octbr. 1836 sind noch nicht aufgehoben, und dieselben besagen: daß ein gegen den deutschen Bund oder dessen Verfassung gerichtetes Unternehmen als Hochverrath zu betrachten und zu bestrafen sei.

Diejenigen welche die Lösung der socialen Frage in der Auswanderung finden und demgemäß dazu anregen, können verurtheilt werden, weil die Verordnung vom 20. Januar 1820 noch nicht aufgehoben ist, und diese die Verleiter zum Auswandern mit einem Monat bis zu zwei Jahren bestraft.

Diejenigen welche vor schlechten Gesetzen oder Anordnungen im Staate keine Ehrerbietung haben, und dieselben zu tadeln wagen, also auch Diejenigen, welche die amtlichen Handlungen der Minister angreifen, können verurtheilt werden, weil der §. 151 Th. II. Tit. 20 des A. L. R. noch nicht aufgehoben ist, und dieser einen solchen Tadel mit sechs Monaten bis zwei Jahren bestraft.

Die Mitglieder oder Theilnehmer von Klubbs, politischen Vereinen und Volksversammlungen können verurtheilt werden, weil der §. 2 des Publicationspatents vom 25. Septbr. 1832 noch nicht aufgehoben ist, und derselbe dergleichen Vereine mit harten Strafen belegt.

Diejenigen welche bei irgend einer Versammlung Reden politischen Inhalts führen, können verurtheilt werden, weil der §. 3 des Publicationspatents vom 25. Septbr. 1832 noch nicht aufgehoben ist, und dieser solche Reden bei schwerer Strafe verpönt.

Diejenigen welche Abzeichen in Bändern, Kokarden, Fahnen und dergleichen in einer anderen Farbe tragen, als jene des Landes, zu welchem sie als Unterthanen gehören, also auch Diejenigen welche sich mit Schwarzrothgold schmükken, können verurtheilt werden; denn der §. 4 des Publicationspatents vom 25. Septbr. 1832 ist noch nicht aufgehoben, und derselbe belegt jene Farben mit schwerer Buße.

Diejenigen welche einen unehrerbietigen Tadel der Landesgesetze drucken, verlegen, abschreiben oder vertheilen, können verurtheilt werden, denn der §. 154 Th. II. Tit. 20 A. L. R., welcher dergleichen Mitwirkung eines Tadels verpönt, ist noch nicht aufgehoben.

Diejenigen welche Zeitungen beziehen, so in England, Frankreich und Niederland in deutscher Sprache erscheinen, können verurtheilt werden, denn die Kabinettsordre vom 30. Decbr. 1819, welche das Beziehen jener Zeitungen verbietet, ist noch nicht aufgehoben.

Diejenigen Arbeiter welche zur Erzielung höherer Löhne ihre Arbeit aufgeben, können verurtheilt werden, weil das Patent vom 29. Juli 1794, wodurch dies verboten ist, noch nicht aufgehoben wurde.

Diejenigen welche ohne ausdrückliche Erlaubniß der Polizeibehörde eine öffentliche Lustbarkeit veranstalten, können verurtheilt werden, weil der §. 186. Th. II. 20. A. L. R., welcher dies verbietet, noch nicht aufgehoben ist.

Und was können wir nun gegen alle diese furchtbaren Gesetze, mit deren Hülfe in zweimal 24 Stunden die ganze absolute Monarchie wieder auf die Beine gebracht werden kann, als Waffe anführen? Einige königliche Zusicherungen, durch deren Geist jene Gesetze zwar vernichtet werden, deren Geist aber eben von den preußischen Richtern nicht anerkannt wird! — Und was müssen wir deshalb dagegen thun? — Alle Klubbs, Vereine und Volksversammlungen müssen sich sofort daran machen, eine dringende Petition bei der Nationalversammlung einzureichen, damit dieselbe so schnell wie möglich den gesetzlichen Ausspruch bewirke: daß alle Gesetze und Verordnungen, welche mit den Errungenschaften der Märzrevolution, resp. den königlichen Zusicherungen, dem Geiste nach im Widerspruche stehen, aufgehoben und die darauf hin Verurtheilten in Freiheit zu setzen seien. — Und die Moral daraus für

die Zukunft? Daß sich ein Volk nach einer ruhmwürdigen, d. h. erfolgreichen Revolution niemals mit bloßen Zusicherungen begnügen, sondern es zugleich durchsetzen muß, daß alle die Gesetze und Verordnungen, welche mit dem Geiste seiner Errungenschaften im Widerspruche stehen, vernichtet werden. Denn sonst kann auch aus der glorreichsten Revolution niemals etwas Gescheidtes werden."

Briefwechsel.

Hamburg, im Juli.

[Fanny Elsler; Bürgermeister Kellinghusen; Hamburgische Mittel gegen Straßenunfug; die Thorsperre!]

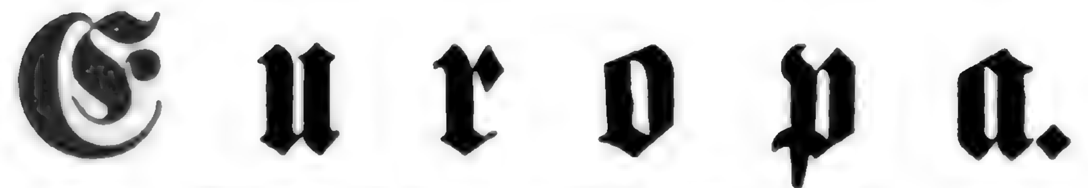
△ Fanny Elsler tanzt jetzt hier. Sie ist wunderbar jung und schön geblieben. Sie ist eine große Tänzerin, aber außerordentlicher noch als ihre Tanzkunst ist ihre Pantomime. In ihren beweglichen Gesichtszügen prägen sich alle Empfindungen, Freude und Schmerz wahrhaft ergreifend ab. Ich habe sie in ihrer Darstellung der „Esmeralda" die seltenste tragische Höhe erreichen sehen. Das Hamburger Publikum jubelte und klatschte bei jedem graziösen Pas der Tänzerin, aber es hatte nicht das kleinste Beifallszeichen für die tragische Künstlerin. Als aber gleich darauf eine beliebte Mondscheindecoration erschien, da applaudirten sie tapfer! — Wundern Sie sich nicht daß ich Ihnen einen so unpolitischen Brief schreibe; wie könnte man aus Hamburg einen andern schreiben! — Was man von den hiesigen Reformbewegungen hin und wieder in den Zeitungen liest, scheint mir in der Nähe besehen, ziemlich idealisirt zu sein. Man concentrirt alle Unzufriedenheit auf den Bürgermeister Kellinghusen, aber man würde nie zugeben daß er abdankt, weil er dann sein bedeutendes Vermögen auswärts verzehren würde. Gegen Emeuten hat man hier ein sehr gutes Mittel in Anwendung gebracht. Das Volk hatte hier einige Fenster eingeworfen. Als Entschädigung dafür hat sich der Senat eine Summe von 13,000 Mark zahlen lassen. Bei einem Straßenlärm haben ein Paar Leute gerufen: „Es lebe die Republik, wir wollen Republik!" worauf andre riefen: „Wir haben schon genug an unserer Republik! Was drüber ist, ist staatsgefährlich!" — Aber der Wohlstand ist hier in Blüthe geblieben; es gibt hier keine Proletarier, wenigstens keine im physischen Sinne. — Am letzten Sonntag war feierliche Illumination zu Ehren des Reichsverwesers. Um den politischen Enthusiasmus zu steigern, war für diesen besondern Tag — die Thorsperre aufgehoben!

Zur Chronik der Gegenwart.

— Rußland begnügt sich jetzt seine bescheidenen Zweifel und Besorgnisse über die Ergebnisse des großen „Versuches" zu äußern, den Deutschland jetzt mache um seiner Nationalität einen größeren Grad von Stärke und Zusammenhang zu geben. Diese Zweifel und diese Besorgnisse, sagt Nesselrode in einem Rundschreiben an die russischen Gesandtschaften in Deutschland, hätten aber nie die Grenzen des besondern Gebietes von „Privatansichten" überschritten. Rußland wünscht nichts anderes als uns darüber beruhigt zu sehen; und „wenn" Deutschland, heißt es in dem Schreiben „wirklich" dahin käme das Problem seiner Organisation zu lösen ohne Nachtheil für seine innere Ruhe und ohne daß die neuen, „seiner Nationalität aufgedrängten Formen" der Art sind daß sie die Ruhe der andern Staaten gefährden, so werde sich Rußland aufrichtig Glück dazu wünschen, aus denselben Gründen die es Deutschland stark und einig wünschen ließ unter seinen vormaligen politischen Formen. Rußland begnügt sich jetzt zu wünschen, wir möchten unser Gebiet nicht ausdehnen; in unsere innern Angelegenheiten, sagt es, will es sich nicht mischen!

— Die polnische Frage zog der Linken in der Paulskirche auch bei der Schlußdebatte wiederholte Niederlagen zu. Verworfen wurde Ruge's Antrag, der der Nationalversammlung die Competenz darüber absprach; verworfen bei namentlicher Abstimmung mit 333 gegen 139 Stimmen Blum's Antrag, nach welchem die Sache aufgeschoben werden sollte. Von der Linken stimmten dagegen: Uhland, Freudentheil, Jordan aus Berlin, Jordan aus Marburg. Verworfen wurden ferner Schuselka's und Schaffrath's Anträge; nach dem letzteren sollte die Theilung Polens (die Linke erklärte auch die jetzige Lösung der Sache für eine neue schnöde Theilung Polens) für eine Schmach und die Wiederherstellung Polens für eine heilige Pflicht anerkannt werden. Gegen diesen Antrag stimmten unter Andern Arndt, Uhland, Mittermaier, Jahn, Bassermann, Leue, Biedermann; der Letzte war, däucht uns, früher der Meinung, in einem wiederhergestellten Polen solle sich Deutschland eine Vormauer bauen. Die Einverleibung Posens in Deutschland, mit Ausschluß derjenigen polnischen Bezirke welche Preußen bereits schied, steht also fest. Die letzte Entscheidung über die Abgrenzung behält sich die hohe Centralgewalt vor.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.



Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr.	Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet.	№ 27. 1. August.

Das musikalische London.

(Beschluß.)

In Hrn. Webster's glänzendem Hause war es, in der schön gelegenen Vorstadt Fulham, wo Signora Anichini ihre große Matinée gab. Wir waren zufällig nicht zugegen, aber wir hörten davon wie von einem Feste sprechen zu welchem sich alle Gottheiten des Lebens, alle Musen und Grazien vereinigten, Ceres ihre Füllhörner ausschüttete, Bacchus für die Herren seine ältesten und besten, für die Damen seine süßesten und lieblichsten Kinder springen ließ. Wir lasen am Samstag darauf den Bericht in The Musical World, und siehe, dem Kritiker lallte noch die Zunge, war das Gedächtniß noch benommen um ordentlich und sachgemäß zu berichten. Mit einer Jules Janin schlecht nachgeahmten Coquetterie suchte er witzig zu sein, spielte den geistreichen Bonvivant, sagte, er habe das Programm verloren, und ergoß sich, statt über die Musik in Hrn. Webster's Hause, über dessen feine Weine, über Sorbett, Eis und Pasteten. Will der jocose Kritiker zu Nachahmungen, zu Wetteifer auffordern? Die Musen trauern; die Mäcene der Kunst nehmen der Kunst allen Lorbeer und Weihrauch fort, und die Sängerinnen müssen sich am Ende nach Protectoren umsehen die mit culinarischen Reizen und mit dem Geist der Tiefe aus den Weinkellern alter Häuser die Kunst der Musen unterstützen.

John Parry, ein Liebling Londons, the glorious John, ist im Laufe der Season abermals bei fast allen Concerten der Unvermeidliche gewesen. Er ist Sänger, Componist, Mimiker, Jongleur in Einer Person. Er beweist daß England noch immer das old merry ist. Niemand ist so sehr des allgemeinen Beifalls gewiß als John; he is uproariously amusing! heißt es unter schallendem Homerischem Gelächter, wenn er in neuen Coupletts seine Satyren auf den Zeitgeist vorträgt. Der Squire vom Lande will sich wälzen vor Vergnügen, wenn John singt, die Damen schmunzeln, die Dandies lernen von ihm neue Bonmots wie die Wiener Cavaliere von Saphir, und der gestrenge Lord selbst legt die steifen Falten seines Gesichts langsam aus einander, um nach der Sitzung auf dem Wollsacke dem schweren Ernst des Lebens einen flüchtigen Reiz des Augenblicks abzugewinnen. In der laufenden Season gab dieser Zögling des englischen Momus und Komus eine dramatische Scene mit vielem Glück zum Besten.

Jullien, ein Franzose, ist der Strauß von London. Er hatte sich verleiten lassen Drurylane-Theater auf eigne Rechnung zu unternehmen. Nachdem er, wie der Engländer sagt, sich „weiß gewaschen", d. h. anständig im Thurme seine Schulden abgesessen, durfte er sich mit um so mehr Erfolg wieder der Volksbelustigung widmen. Er spielt in Surrey-garden unter rauschendem Beifall seine Polka's, seine brittischen „Armee- und Marinequadrillen" mit denen er dem Nationalgeiste zu schmeicheln weiß.

Höheren Styles sind die musikalischen Genüsse in den großen stehenden Concertgesellschaften. Die Gesellschaft der geistlichen Musik in Exeter-Hall brachte Haydn's Schöpfung und Jahreszeiten. Das Ancient-Concert führte Mozart, Beethoven, Cherubini und andere geweihete Helden der Tonkunst vor. Die Reihe im Directorium dieser Anstalt hätte diesmal den Grafen Westmoreland treffen müssen; daran behindert, überließ der ehrenwerthe Graf dem alten Wellington die Herrschaft, dem das Nationalgefühl der Engländer auch in der Musik die Ehrenstellen gern einräumt und der, wie Musical World sagt, nicht blos auf dem Schlachtfelde, sondern auch auf dem Boden der Künste das Kommando gut zu führen weiß. Der Patriotismus

ist hier gläubig, während in Deutschland der Spott selbst über talentvolle Dilettanten wenn sie fürstlicher Abkunft sind, sich ohne alles Nationalgefühl zu ergießen pflegt. Bei alle dem macht sich doch die Meinung in London geltend, es wäre für das Gedeihen jener Anstalt gut, wenn die Präsidentschaft nicht wechselte, und ein Hochgestellter, der zugleich wie Prinz Albert in der Kunst bewandert ist, die obere Leitung dauernd in die Hand nähme.

Die Königin bleibt ihrer Vorliebe zur italienischen Musik getreu. Es war ein Wunder daß sie neulich am letzten Abend an welchem Macready vor seiner Abreise nach Amerika spielte, das englische Theater besuchte, und die Kritiker hoben es ganz besonders hervor daß es just das „Wunder" war das man vor ihr spielte. Macready war seit lange beleidigt über diese königliche Vernachlässigung der vaterländischen Kunst. Er hatte sich geweigert, die Antigone zu Mendelssohn's Musik der Königin zu lesen. Um den Mimen zu begütigen, besuchte the gracious Queen das Theater als er das letzte Mal auftrat. Her Majesty's Theater, die italienische vom englischen Componisten Balfe geleitete Oper in Haymarket, gab Roberto il diavolo mit der Lind als Alice und Gardoni als Robert; jedoch reichten die Kräfte des Ensemble nicht aus für die ganze Oper; man gab nur drei Acte. Belletti sang diesmal den Bertram, den wir in der vorigen Saison von Staudigl hörten. Lucia di Lammermoor, Don Pasquale wechselten mit andern leichten Sachen der italienischen Maestri. Jetzt rüstet man sich zum Don Juan mit der Lind als Zerline. Nach dem Schluß der Season wird die swedish Nightingale wieder eine Rundreise durch's Land antreten.

Die von Costa unternommene zweite italienische Oper, die sich Royal Italian Opera nennt und in Coventgarden spielt, hat den Don Juan im Laufe der Saison dreimal gegeben. Signora Viardot-Garcia glänzte als Anna, obschon sie mit den Eindrücken ihrer Vorgängerin, der Grisi, zu kämpfen hatte. Signora Alboni feierte als Cenerentola Triumphe; Lucile Grahn, die Schwedin, im Ballett. Norma, Capuletti und Gazza ladra wechselten; in jener mit der Garcia, in dieser mit Mario als Gianetto, Marini als Podestà, und unter vorzüglicher Auszeichnung mit Tagliafico als Fabricio. Zu den erfolgreichsten Opern gehörten Lucretia di Borgia mit der Garcia und mit Tamburini.

In welchen Schaaren die französischen Künstler hier ihre Zuflucht suchen, beweist Ihnen der Umstand daß der Buchhändler Mitchell, der Unternehmer des französischen Theaters, in seinem Raume zwei Gesellschaften abwechselnd spielen läßt, die Gesellschaft vom Palais Royal und von Théâtre historique. Die letztere spielte, unter starken Anfeindungen der Kritik, das Monstredrama Monte Christo. Mr. Ravel, der französische Komiker, machte viel Glück, besonders als Friseur in dem neuen Stücke Les secondes Noces. Das Sujet ist sehr heiter. Der arme Friseur, von Schulden belastet, faßt den Entschluß, den Ruf von seinem Selbstmorde zu verbreiten, um seinen Gläubigern zu entgehen; er gilt für todt. Allein seine Frau nimmt diesen für sie erwünschten Umstand wahr, einem reichen Mulatten in Boston ihre Hand zu geben. Der Friseur, von Eifersucht gequält, tritt unerkannt als Bewerber bei seiner Frau auf, sticht den Mulatten aus und heirathet seine Frau zum zweiten Male.

So gern sich England dem Humor hingibt, so wahrt sein guter Genius doch sehr streng die Grenzlinie des sittlich Erlaubten. Deutschland ließ sich die Censur wider Willen von den Machthabern auferlegen. England legt sie sich selbst auf, während Deutschland jetzt vielleicht Mühe hat die Preßfreiheit zu gebrauchen. Das ist der Unterschied zwischen wahrhaft freien und unfreien Völkern. Der Lord Champerlain verbot neulich in Haymarket ein Stück „Lola Montez." Das freie England hält die Sittlichkeit noch höher als die Freiheit. Dies gibt ihm Halt und Kraft. Nur Sklaven, wenn sie in ihren Saturnalien sich entschädigen, treten die Sitte mit Füßen. Freilich würde hier auch kein Hochgestellter, geschweige ein gekröntes Haupt, es wagen, die öffentliche Moral zu kränken!

Briefwechsel.

Stuttgart, d. 25. Juli.

[Feste zu Ehren des Reichsverwesers; der König, der Kronprinz, der demokratische Verein, die Schließung des Theaters.]

= Johannsfeste in allen Theilen Schwabens! Der Hohenstaufen, der Rechberg sind freudig aufgeflammt, der Münster von Ulm blieb nicht zurück. Bei uns fiel die Feier etwas mager aus, troß der Anstalten von Seiten der Bürger, deren Artillerie 50 Kanonenschüsse that, da ihr 101 Schüsse, wie sie für einen Regenten üblich, verboten waren. Unsere drei Farben wehten vom Thurme der Stadtkirche, sonst sah man aber in der ganzen Stadt nur noch Eine Fahne auf einem Privathaus, nicht einmal auf den Zinnen des Schlosses flatterte das Schwarz-

rothgold. Diese Versäumniß erregte viel üble Laune in der Bevölkerung. — Morgen geht der König auf 3 bis 4 Wochen nach Meran, in seinem Gefolge der Oberststallmeister Taubenheim und der Kabinettssecretär Maucler, Sohn des ehemaligen Ministers. Der König hat während der Zeit seiner Abwesenheit dem Kronprinzen sämmtliche Regierungsgeschäfte übertragen, mit Ausnahme der vorbehaltenen Entscheidung in Militärangelegenheiten. Unser Römer war noch kürzlich hier um vor des Königs Abreise mit demselben zu berathen. Das Verbot des hiesigen, faktisch schon hingewelkten demokratischen Vereins, welcher dieses Gnadenstoßes nicht mehr bedurft hätte, soll ohne Wissen des erwähnten Ministers erfolgt sein. — Das Theater ist für die Dauer von 14. Monaten, also bis zum Herbste 1849 aufgehoben. Alles was keinen Contract hatte, z. B. Choristen, Balletttänzer, erhält Entlassung, dagegen eine Aversalsumme als Entschädigung wer einen noch nicht abgelaufenen Contract besitzt. Die lebenslänglich engagirten Mitglieder können sich mit der Regiernng abfinden, welche ihnen nach Übereinkunft eine Summe ein für allemal bezahlt, dann aber zehn Procent zurückbehält. Die Palm-Spatzer und Grunert sollen hierauf eingehen wollen. Die älteren, lebenslänglich engagirten Mitglieder, wie Gnauth, Maurer ꝛc. welche wohl nicht leicht irgendwo anders eine Anstellung finden dürften, werden natürlich hier bleiben und ihren Gehalt ungeschmählert fortbeziehen *). Was in der Folge mit der Bühne geschehen soll, weiß niemand. Auch über das Schicksal des Theaterintendanten v. Gall verlautet noch nichts Näheres. Diese Veränderungen welche ich Ihnen mittheile, mögen als Vorspiel dienen um zu zeigen was aus unsern kleinen deutschen Residenzen zu werden droht, die, wie Stuttgart, Karlsruhe, Darmstadt, keine eigene Lebensquelle in sich tragen, sondern nur ihren Höfen einen künstlichen Glanz verdanken, der mit den Civillisten, Apanagen und Gesandtschaften zusammenbricht.

*) Ein anderes Schreiben aus Stuttgart vom 23. theilte uns die Theaterangelegenheit in folgender Weise mit:

Gestern hat der König ganz unerwartet entschieden daß vorläufig ein Jahr lang keine Theatervorstellung und kein Concert der Hofkapelle gegeben werden soll. Wie weit diese Anordnung auf die Verhältnisse derjenigen Mitglieder des Theaters welche nicht lebenslänglich angestellt sind, von Einfluß sein wird, ist noch unbekannt. Im Schauspiele sind, so viel ich weiß, von den ältern Mitgliedern nur Maurer, Gnauth, Moritz und Frau Schmidt, von den jüngeren Grunert, Löwe und Frln. Bröge lebenslänglich angestellt; in der Oper aber nur Pischek und der Regisseur Pegold. (Laut Frankfurter O.-P.-A.-Zeitung ist der Befehl wegen Aufhebung des Theaters wieder zurückgenommen. D. Herausg.)

Berlin, d. 30. Juli.

[Die Berliner sind plötzlich hohenzollerisch und altpreußisch gesinnt; Berliner Witze und Hrn. v. Griesheims Broschüre; die „Stablers"; Hansemann's Soiréen.]

†† Die vom Reichskriegsminister von Peuker befohlene Huldigung welche die preußische Armee dem Reichsverweser darbringen soll, erregt hier eine immer noch wachsende Mißstimmung, und es macht sich dabei ein Patriotismus und eine Anhänglichkeit an das Preußenthum bemerkbar, wie man sie nach den großen Bewegungen der letzten Monate kaum hätte erwarten können. Dieses alte Preußenthum mit seinem Stolze und seinem Selbstgefühl ist vollständig wieder erwacht, und wo man hinhört und hinsieht, auf Straßen und Plätzen, in Kaffee's und Gesellschaften, überall bildet diese projectirte Huldigung und das projectirte Aufgehen Preußens in Deutschland den Gegenstand der lebhaftesten Unterredung, der feurigsten Entrüstung und Empörung. In der That hätte dem Königshause nichts so erwünscht kommen können, als grade diese Begebenheit, welche die ein wenig unter Schutt und blutigen Erinnerungen verborgene Liebe zu den Hohenzollern wieder neu angefacht, und als das vollkommen versöhnende Element zwischen König und Volk erscheint. Auch das Heer wird in diese Versöhnung mit eingeschlossen, und die Bürger sprechen jetzt mit stolzem Selbstgefühl von der tapfern preußischen Armee, welche den Östreichern so viele Schlachten abgewonnen, und nun und nimmermehr einem östreichischen Erzherzog eine Huldigung darbringen könne, nachdem sie ihrem König gehuldigt. Zwei Flugblätter im Berliner Dialekt, welche in einem sehr patriotischen Sinn diese Begebenheit besprechen, erregen hier die größte Sensation und werden vom Volk mit der größten Begierde gelesen. Ganze Schaaren unserer jungen baarfüßigen Buchhändler durchrennen mit diesen beiden auf Stangen hoch empor gehaltenen Blättern die Straßen. Überall hört man sie schreien: „Der Reichsverweser is also ooch Reichsfeldmarschall? Na nu wird's Dag! Gu'n Nacht Preußen!" — „Wer will huldigen? Ick nich! Wer noch? Ick bin en Preuße! Kennst Du meine Fäuste?" — Diese beiden Flugblätter sind von „Aujust Buddelmeyer, Dagesschriftsteller mit'n jroßen Bart" und enthalten in der That neben dem feurigsten Preußenpatriotismus einige recht gute drastische Witze, die von dem Volk mit großem Jubel aufgenommen werden. Buddelmeyer meint, Deutschland müsse in Preußen aufgehen, das wäre das richtige Verhältniß; Östreich, welches nie etwas für die Freiheit gethan, solle das freie und siegreiche Preußen nicht unterjochen. „Seh mal, des is ja recht hübsch! Herr Johann hat seinen Kaiser Treue geschworen, un sagt zu ihm allerjnädigster Herr und Gebieter, un der Kaiser huldigt ihm widder un sagt zu ihm: allerjnädigster Onkel Verweser, duhn Se mich halt den Jefallen un verwesen Se des Preußen, deß ihm die Ojen überjehn! Ick dank Ihn, Herr Östreicher! Lachen Se man jo nich zu früh!" — „Seit den ollen Fritz seine Zeit is des preuß'sche Milletär des ausländsche Huldjen nich mehr jewohne, un was der Mensch nich jewohne is, des werd ihm sauer, un was ihm sauer werd, des is Essig! Also is des ooch Essig mit des Huldjen! Den Jibbel muß sich des eenige vierunddreißigfältje Deutschland verjehen laaßen! Ick' bitt Ihn um Jottes willen, liebstes Parlamentken, wozu soll denn noch des janze Huldjen vor den provisorischen Reichsverweser? Wenn er doch man erscht Proviser is, denn warten Se doch man ab, bis der Apotheker selber kommen duht! Vor uns braucht der Proviser keene Pille nich zu drehen, wir verschlucken se doch nich un wenn se ooch überzuckert is!"

Eine nicht minder patriotische, aber streng wissenschaftliche Broschüre des Herrn von Griesheim, Director im Kriegsministerium, behandelt gleichfalls dieses Aufgehen Preußens in Deutschland. Sie ward vorgestern publicirt und erlebte in diesen zwei Tagen bereits die dritte Auflage. — Auch die Straßenklubbs nehmen jetzt wieder ihren Anfang, und gestern Abend sah man unter den Linden Tausende versam-

melt, welche lebhaft debattirten gegen dieses Huldigen des preußischen Militärs. Doch fehlte es auch nicht an Gegendemonstrationen, die namentlich von den Studenten und dem demokratischen Klubb auszugehen scheinen. Aus den Fenstern eines großen Kaffee's unter den Linden hatte man eine preußische Fahne ausgehängt, welche aber auf stürmisches Begehren einer großen, immer mehr anwachsenden Menge eingezogen werden mußte. Auch sonst bemerkte man in einigen Straßen, in denen namentlich viele höhere Officiere wohnen, das Aushängen preußischer Fahnen. Doch auch hier verlangte und bewirkte man das Verschwinden derselben. Diese patriotische Demonstration war übrigens entschieden vom Militär ausgegangen; mehrere Stunden lang flatterten aus allen Kasernen ungeheure preußische Fahnen. Indessen auch diese mußten verschwinden, und zwar auf speciellen Befehl des Königs, der gestern nach langer Zögerung einmal wieder Berlin besuchte, nachdem eine Deputation des Magistrats ihn feierlichst darum gebeten. Der Prinz von Preußen hatte gleicherweise dieser Deputation seinen baldigen Besuch Berlin's verheißen, und auch ihn erwartete man gestern, was vielleicht die erste Anregung zu den militärischen patriotischen Demonstrationen gewesen. — So viel scheint gewiß, daß die auf den sechsten August anbefohlene Huldigung schwerlich zu Stande kommt, und es haben die in Berlin garnisonirenden Truppen bereits erklärt daß sie statt Hurrah zu schreien, ein tiefes Stillschweigen beobachten würden!

Ein anderer Gegenstand der allgemeinen Aufregung sind die Konstablers, welche man jetzt zu ganzen Schaaren auf eine wahrhaft belästigende Weise auf allen Straßen, in allen Gegenden der Stadt erblickt, und deren Erstehen in diesem Moment wo Berlin vollkommen ruhig ist, als ein großer Mißgriff erscheint. Man sieht diese Leute daher auch nur vollkommen müßig, langsam schlendernd, immer zu Zweien gemüthlich plaudernd, auf und abgehen und das Volk sieht mit wachsender Erbitterung auf diese neue Polizei, die doch auch keine sein will, und um mich eines beliebten Ausdrucks unserer Zeit zu bedienen, gewissermaßen nur dazu da ist, um eine Vereinbarung zwischen Volk und Polizei darzustellen. Aber diese Vereinbarung ist nicht minder theuer als die Vereinbarungsversammlung in der Singakademie, denn diese Konstablers kosten der Stadt Berlin täglich 1000 Thaler Gehalt, und für die Montirung allein hat man bis jetzt schon 50,000 Thlr. verausgabt. Es fragt sich aber, wer diese Gelder künftig zu zahlen hat und man tadelt allgemein diese etwas voreilige Ausführung einer Maßregel, welche ohne Befragung und Sanctionirung der Nationalversammlung in's Leben getreten ist. Wie verlautet, soll die Nationalversammlung entschlossen sein, die für das Institut der Konstablers geforderte Summe bei Vorlage des Budgets zu streichen, und soll sich die Finanzcommission bereits in diesem Sinne erklärt haben. — So werden wir also wahrscheinlich diese so schnell in's Leben getretenen Konstablers eben so schnell wieder verschwinden sehen und dies wäre vielleicht um so besser, als es schon mehrfach zu bedeutenden Reibungen zwischen dem Volk und den „Stablers" wie der Berliner sagt, gekommen ist und es hat für diese armen Stablers bereits mehrmals blutige Köpfe gegeben, was für sie um so schlimmer ist da ein Vergreifen gegen sie nicht als ein Vergehen gegen Beamte gestraft wird, weil diese Konstablers bis jetzt durch kein Gesetz installirt sind, und daher nicht als Behörde anerkannt werden. —

Auf unsern Straßen herrscht heute ein sehr bewegtes Treiben. Ganze Schaaren fröhlicher, geputzter Menschen eilen den Thoren zu, theils um in die Sommertheater zu gehen, deren wir hier jetzt sechs besitzen, theils um zu den Volksversammlungen sich zu begeben, die heute von mehreren Klubbs ausgeschrieben sind und in denen allen „das Aufgehen Preußens in Deutschland" und das für den Reichsverweser beantragte Huldigen der Armee debattirt werden soll. Unsere 370 Nationalversammelten aber sind heute vom König nach Potsdam zu Spazierfahrt und Souper eingeladen. Sie sehen, die Vereinbarung gewinnt ein immer gemüthlicheres Ansehen!

In den geselligen Kreisen erzählt man sich hier eine ziemlich drollige Geschichte, die in einer der letzten Soiréen des Finanzministers Hansemann vorgekommen ist. Derselbe gibt jeden Donnerstag glänzende und vielbesuchte Soiréen, bei denen besonders die Nationalversammlung und die Deputirten der rechten Seite sehr zahlreich vertreten sind, und wo man Herrn Hansemann sich namentlich sehr freundlich und zuvorkommend gegen die bäuerlichen Deputirten benehmen sieht. Neulich beim Beginn der Soirée sah man einen dieser Bauern mit höchst ernsthafter Miene auf Herrn Hansemann zueilen. „Ach, sagt er, Herr Finanzminister, was waren denn das für wunderschöne Kuchen, die wir hier das vorige Mal aßen!" — Der Finanzminister lächelte: „Ich weiß es nicht mehr genau, aber ich glaube es waren Stachelbeertorteletten!" — „Stachelbeertorteletten! Sie waren prächtig! Ach bitte, lassen Sie uns das nächste Mal wieder solche haben, ich will auch immer mit Ja stimmen!"

Zur Chronik der Gegenwart.

— So hat sich denn der Volksheld Held in Berlin doch richtig abfangen lassen. Wir theilten gestern seine treffenden Entdeckungen im preußischen Landrecht mit; ließen aber den Zusatz fort der jetzt den Staatsanwalt gegen ihn einzuschreiten zwingt. „So eben, lautete Held's Prahlerei, erhalte ich aus glaubwürdiger Quelle die Nachricht daß von Seiten der Reaction mehrere geheime Vereine gebildet worden sind, welche den Zweck haben durch falsche Anklagen und falsche Zeugenaussagen (Meineide) die Stimmführer der liberalen Partei auf die Festung zu bringen. Dies dem Volke zur Kenntnißnahme." Im Verhöre erklärte Held den Ausdruck „aus glaubwürdiger Quelle" für eine Phrase „wie sie bei Zeitungsnachrichten gewöhnlich seien!" Zur eidlichen Bekräftung seiner gerichtlichen Aussagen hat sich Held nicht verstehen wollen, weil er — „keinen Gott anerkenne, sein moralisches Bewußtsein ihm also jede Eidesleistung verbiete." — In solchen Händen liegt das Volksheil! Daß Held sich selbst blamirt, ist zu verschmerzen. Aber daß er seine Sache lächerlich macht, ist ein Verbrechen. Seine Entdeckungen im Landrecht waren gut. — Dr. Eichler ist wieder auf freiem Fuße; die Stablers stecken ihn keiner politischen Beweggründe wegen ein.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr.	Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet.	№ 28. 2. August.

Ein Brief aus Siebenbürgen*).

⁂ Im vergangenen Jahre haben unsere Landstände mit der größten Zähigkeit auf Beibehaltung ihrer gutsherrlichen Rechte bestanden; denn, sagten sie, der Acker des Bauern — die Colonicata — gehört uns, wir dulden den Bauer nur darauf, weil er für uns arbeitet; der Bauer aber befindet sich bei uns sehr wohl, denn sein Herr muß für ihn sorgen! Ein Graf meinte: wenn ich jetzt noch sechs Bauerhöfe habe, und sonst nichts, so kann ich doch jeden Sohn einen Bauerhof geben; wenn der Bauer Eigenthümer würde, müßten meine Söhne Räuber werden! — Die Ereignisse dieses Jahres haben das Unvermeidliche herbeigeführt; die Bauern behalten ihr Eigenthum und dürfen keine Rothen mehr thun.

Hierdurch sieht sich der hiesige Adel pekuniär gänzlich vernichtet. Der Adel ist hier im Ganzen nicht so reich wie in Ungarn, daher steht er jetzt rathlos und entmuthigt da. Er wirthschaftete bisher ganz nach Art der Polen; er bedurfte nämlich zu seinem Ackerbau, der hier sehr einträglich ist, nichts als des Kantschuhes, um den Bauer zur Arbeit anzuhalten. Geld zum Betriebe der Wirthschaft, Aufmerksamkeit, Ordnung bedurfte er nicht, auch hatte er alle Lebensbedürfnisse, selbst den herrlichsten Wein auf seinen Gütern, er konnte sich dem göttlichen Nichtsthun überlassen. Dies Far niente — es ist lobend anzuerkennen — blieb nicht ohne geistige Ausbeute, der Adel ergab sich einer fleißigen Lectüre, und die deutschen Buchhändler werden bezeugen daß der ungarische Edelmann mehr Bücher kauft als verhältnißmäßig der deutsche. Mancher hiesige Adelssitz bot eine angenehme geistige Existenz.

Dies wird nun aufhören. Und ehe hier die Wirthschaft mit eigenen Leuten und eigenem Gespann wird eingerichtet werden können, müssen sehr Viele zu Grunde gehen; denn am meisten laborirt man hier an Ordnungssinn und Thätigkeit. Darum haben sich hier so viel Juden auf dem Lande angesiedelt, — stets ein Beweis von unordentlichen Gutsherren. Man kennt sprüchwörtlich die polnische Wirthschaft. Aber die hiesige ist in der That weit schlimmer, obwohl das Land fruchtbarer ist. Der Pole hat nämlich auf seinen weiten Ebenen für seine Erzeugnisse Absatz auf den östreichischen Flüssen. Das gebirgige Siebenbürgen ist aber rings um von Ländern umgeben, welche denselben Reichthum an Producten haben, und bis zur Donau ist es weit. Zwar ist der Marosch bis beinahe in die Mitte dieses Landes schiffbar; allein die unterhalb liegenden Donauländer können das Getreide noch wohlfeiler absetzen. — Ohne die Juden würden die hiesigen Gutsbesitzer beinahe ganz ohne Geld sein. Diese nehmen ihnen ihren Überfluß ab, wobei aber oft die nächste Saat und der Bedarf bis zur Ernte nicht beachtet wird. Bis jetzt mußte der Bauer anspannen, und den fehlenden Bedarf aus der Ferne von einem andern Gute heranfahren. Jetzt soll alle Wochen der Lohn für Arbeiter vorräthig sein; dazu gehört Berechnung; diese aber erschien dem hiesigen Edelmann kaufmännisch, gemein. Man wird jetzt gewahr daß sich die Meisten der hiesigen Gutsbesitzer auf's äußerste einschränken; sie thun so als wäre Alles verloren, seit sie den Bauern ihre Hufe haben belassen müssen; welches erklärlich ist, wenn noch voriges Jahr ein Graf dieser Eigenthumsverleihung mit jenen Worten widersprach: Wenn ich sechs Söhne habe, kann ich jedem doch noch ein Bauergut hinterlassen; soll ich den Bauern Eigenthum geben, so müssen meine Söhne Räuber werden!

*) Die politischen Einzelnheiten die der werthe Brief des hochgestellten Mannes uns meldet, sind bereits veraltet; wir entheben dem Schreiben nur die allgemeine Betrachtung über die neue Ordnung der Dinge unter Bauern und Gutsbesitzern.
D. Herausg.

Briefwechsel.

Leipzig, Ende Juli.

[Leipzig als Sitz des deutschen Parlaments, als Mittelpunkt für Handel und Musik; das Theater; Hr. Marr.]

— „Leipzig, der Sitz des deutschen Parlamentes“: so benennt sich ein kleines Druckblatt das „von einem Rheinländer“ der hohen deutschen gesetzgebenden Nationalversammlung unterbreitet und hier in zahlreichen Exemplaren vertheilt wurde. Ein Rheinländer drängt uns diese Frage auf, und wir Leipziger verwahren uns dagegen sie selbst erhoben zu haben. Um sie aufzunehmen, wäre vor allem die Äußerung nach einem Bedürfniß zur Verlegung des Reichstages nöthig. Es ist uns nicht bekannt daß in Frankfurt dies Bedürfniß laut wurde. Von andrer Seite ist ganz aufs Ungefähr hin Erfurt vorgeschlagen, weil dieser alte Sitz einer ehedem geistlichen Hoheit, der jetzt lediglich zu einer preußischen Festung geworden, geographisch recht bequem in der Mitte Deutschlands gelegen. Nach der Elle und dem Meilenmaße bestimmt sich aber nicht eine moralische oder staatliche Nöthigung. Dann hieß es, Nürnberg, der Sitz eines alten Bürgerthums von ehedem, trachte danach Sitz des Reichsverwesers zu werden. Die um das Schicksal der deutschen Sache im Osten bekümmerten Gemüther schlugen, zur Zeit als Östreich noch schwankte, Prag vor, den Heerd des Zwiespalts zwischen Deutschthum und Slawenthum. Damit aber war der Rhein mit seinen Gefahren, das lose Demokratenthum Badens ganz sich selbst überlassen; der Abfall des südwestlichen Deutschlands wäre damit angebahnt! Für Frankfurt spricht mehr als die bloße Erinnerung an alte Kaiserzeiten. Nur in Frankfurt, nur in der Nähe der Gefahren war und ist den Gefahren zu begegnen, nur in Frankfurt konnte der heiße Streit zwischen republikanischen Gelüsten und monarchisch constitutionellen Sympathien aufgenommen, zum Conflict gebracht und siegreich durchgefochten werden. Ungebührlich drängte sich schon im Vorparlamente die verwegene Gewalt des badischen Ultraliberalismus in die allgemein deutschen Interessen. Dieser Fanatismus konnte nur an Ort und Stelle überwunden werden. Er wagte eine Stellung außerhalb der Bahnen des Gesetzes, er machte verbrecherische Versuche gegen die deutsche Wohlfahrt und Eintracht, er ward mit gewaffneter Hand zurückgeworfen. Aber es gährt noch immer im ganzen Südwesten Deutschlands und die Centralgewalt mit dem Parlament muß im Angesicht dieser Wetterwolken das große Werk der Organisirung des Vaterlandes vollenden. Für Leipzig als Sitz des Reichsverwesers liegt so wenig Nöthigung vor wie für irgend einen andern Ort. Jener „Rheinländer“ rühmt die Vortheile der Lage Leipzigs. „In Leipzig, sagt er, finden Freiburg und Memel, Wien und Oldenburg, Aachen und Breslau, Triest und Flensburg ihren Mittelpunkt, nach allen Seiten hin sind die schnellsten Verbindungen. Leipzig war mit die erste Stadt des Vaterlandes welche Eisenbahnen ins Leben rief, sie ist jetzt nicht nur einer der wichtigsten Knotenpunkte derselben, sondern es schließen sich auch daran in directer Verbindung die Posten nach allen Himmelsgegenden, und mit Hülfe elektrischer Telegraphen kann Leipzig mit den äußersten Grenzen Deutschlands in wenigen Stunden Mittheilungen wechseln.“ — Es fällt uns nicht ein, die Gunst der Lage zu verkennen welche Leipzigs Bedeutsamkeit als Handelsstadt, als die große Emporie und Karavanenstadt zwischen dem Osten und Westen, Norden und Süden feststellt. Mittelpunkt für jene weitgezogenen Kreise ist Leipzig aber, außer in geographischer, nur in commercieller Hinsicht. Dies kann nicht maßgebend sein, es zum Mittelpunkt unsrer Politik, zum Sitz der deutschen Centralgewalt zu machen. Selbst daß auf unseren Ebenen die große Völkerschlacht die Europa's Schicksal entschied, geschlagen wurde, gibt Leipzig diese Bedeutung nicht. Leipzig war dabei nur der passive Theil, ganz Sachsen, mit Schmerz sagen wir es, war dabei nur leidend bethätigt. Auch hat sich nicht auf den Errungenschaften jener Völkerschlacht die junge Freiheit Deutschlands und eine staatliche Verbrüderung der deutschen Völker auferbaut. Auf dem Monarchenhügel hätten die Fürsten Europa's 1819 mit einer Feier des Schlachttages einen solchen Act der Verbrüderung freier Völker proclamiren sollen! Dann wäre Leipzig ein natürlicher Anknüpfungspunkt gewesen zur Gründung eines Parlaments deutscher Nation. Was die Fürsten versäumt, ist aber jetzt Sache der freien Triebkraft der Völker geworden. Waren die Völker gezwungen von den Thaten ihrer Fürsten abzusehen, waren sie auf sich verwiesen um die deutsche Einheit zur lebendigen Wirklichkeit zu machen, so war es natürlich daß sie in ihren Erinnerungen weiter hineingriffen in ihre Vergangenheit und in Frankfurt den Anknüpfungspunkt fanden, in Frankfurt wo es galt den alten Bund zu stürzen um einen neuen Bund zu schließen.

Leipzig begnügt sich vor der Hand, ein Mittelpunkt für deutschen Binnenhandel und ein Mittelpunkt für deutsche Musik zu sein. — Die brotlosen Arbeiter stellten kürzlich das Verlangen, die hiesigen musikalischen Kräfte möchten etwas thun zu ihrem Besten. Die Mitglieder des hiesigen Orchesters hätten, seitdem vom Anfang Juni bereits die Theaterdirection außer Stande ist Gage zu zahlen, füglich eben so sehr das Recht sich für brotlose Arbeiter zu halten, die freie Kunst geht heutzutage mindestens eben so sehr wie das ehrsame Handwerk vergeblich nach Brot. Allein die Musiker waren willig und bereit. Man soll es dem Gott Apoll und den Musen, selbst wenn sie selber darben, nicht nachsagen daß sie weniger als Gott Merkur für die Noth der Brüder fühlten. Die Musiker gaben ein Concert das sich als ein interessanter Verein unsrer besten heimischen Kräfte bezeichnen ließ. Frau Livia Frege sang mit Behr ein Donizetti'sches Duett. Was aber das Concert besonders charakterisirte, war daß zufällig auch die meisten Stücke sich als heimische Schöpfungen erwiesen. Julius Rietz, der Kapellmeister des Theaters, leitete das Ganze. Moscheles spielte mit der ganzen classischen Würde seines Vortrags eine seiner Compositionen, Advocat Petschke führte mit seinem Männergesangverein einige seiner mehrstimmigen Gesänge auf, die schon gedachte gefeierte Frau, eine Priesterin der Mendelssohnschen Muse, sang Lieder von Rietz, von Schumann.

Wir hatten zugleich Gelegenheit in Hrn. Kontski einen neuen Virtuosen auf der Violine kennen zu lernen. Apollinaire de Kontski, ein Pole von Geburt, verdankt der Pariser Musikwelt seine künstlerische Meisterschaft. Er ist in der Technik ein Geiger ersten Ranges. In der Reinheit des Tones, in der Feinheit der Bogenführung sucht er Seinesgleichen, seine Tril-

ler, sein Flageolett sind bewundernswürdig. Überraschend und neu ist die von ihm erfundene gleichzeitige Doppelwirkung des Bogens und des Pizzicato, — Pizzi-Arco von ihm genannt. Fragen wir nach der tieferen Musik in diesem tönenden Spiel, so gehört freilich Hr Kontski zu Denen deren Musik nicht eigentlich mehr Musik ist, sondern aus klingenden Kunststücken besteht. Nach unserem Gefühl wird mit diesem äußersten Raffinement der Technik das Instrument selbst seiner eigentlichen Musik beraubt, geschweige daß es Gedanken großer Meister damit zur Erscheinung brächte. Schon die Nöthigung, zur Ausführung so gewagter Capricen die Geige sehr dünn zu beziehen, führt zu einer Beeinträchtigung der musikalischen Geltung des Instrumentes, selbst zu einer Schmählerung der vollen, reifen, warmen und tiefen Macht des Tones. Das Instrument ist hier eben Zweck, statt Mittel; allein es erschöpft diese Mittel nicht einmal vollauf. Die einsaitige Kunst des Hrn. Kontski ist sehr groß, allein die Macht und Fülle der Geige, das Bereich der Sphärentöne die sie uns zu eröffnen vermag, ist — noch viel größer. Der Vortrag eines einfachen Stückes voll Gehalt und Gedanken ist, dünkt uns, weit mehr im Stande uns die Geisterwelt der Musik zu erschließen. Hr. v. Kontski ist jedoch auch im Vortrag classischer Stücke bedeutend.

Zur Wiederholung eines Musikercongresses hat es bei obwaltenden Beklemmungen des Zeitgeistes nicht wie im vorigen Jahre kommen können. Dr. Brendel wußte, da sich bei alle dem einige fremde Musiker in diesen Tagen hier eingefunden, eine Zusammenkunft einzuleiten, die sich aber füglich nicht für einen Congreß ausgeben konnte und wollte. Das Wenige was man dort besprach, schien auch nur gelegentliche Anregungen zum Zweck zu haben, die schwerlich zu entscheidenden Entschlüssen führten.

Hr. v. Kontski spielte auch öffentlich im Theater. Dieses unser Theater geht einer völligen Auflösung entgegen. Es wird vorläufig versuchen als Actienunternehmung zu existiren. Man fordert zu Actien für 100 Thlr. auf. Wir bedauern daß dieser neue Versuch nach dem Ausscheiden Hrn. Marr's ohne den Überblick dieses gewiegten Regisseurs unternommen werden muß. Hr. Marr nahm am letzten Juli als Shewa in Cumberlands Juden Abschied vom Leipziger Publikum. Er geht nach Hamburg zum Thaliatheater, wo er sich mit Maurice betheiligt. Mit ihm bezeichnete sich für Leipzig eine bedeutende Periode des Schauspiels.

Heidelberg, d. 26. Juli.

[Die Studenten; die Saison; Fremde.]

= Die schöne Ruperta-Carolina erhielt gestern plötzlich ihre heitere Physiognomie wieder, nachdem sie acht Tage um ihre davongezogenen Musensöhne getrauert. Die Hauptstraße entlang, die sich von einem Thore der Stadt zum andern dehnt, flatterten aus allen Fenstern deutsche Fahnen. In ernstem Schweigen kehrten die Studenten aus der gastlichen Pfalz heim. Sie trauern, wie ein erschienener gedruckter Gruß an die Bürger sagt, daß ihre Wünsche nicht erfüllt, ihre Rechte nicht gewährt sind. Das Auflösungsdecret aller demokratischen Vereine in Baden hat aber den Studenten die Rückkunft möglich gemacht, indem dadurch der Grund ihrer Entfernung aufgehoben wurde, der in der speciellen Beeinträchtigung der Rechte der Akademiker und ihres demokratischen Klubbs bestand. Es vermöge sie nicht zu trösten, setzen sie hinzu, daß auch Andere in ihrer Freiheit gekränkt würden, aber sie fühlen sich dadurch zum Wiederkommen aufgefordert, um gemeinschaftlich mit den Bürgern für die höchsten Volksgüter einzustehen. Vor diesen letzten Ereignissen, also bis zum 16. Juli schien hier tiefe Ruhe zu herrschen, und wenn uns nicht ein Echo von den weltgeschichtlichen Tagen aus dem nahen Frankfurt erklungen wäre, hätte man sich hier am melodisch durch die Felsen rauschenden Neckar schon wieder in idyllische Zeiten zurückträumen mögen. Man hörte wohl klagen über gestörte Geselligkeit, die sonst hier auch im Sommer selbst durch Ballvergnügungen fortgeblüht hatte, jetzt aber schon durch die Abwesenheit so vieler in Frankfurt gefesselten Notabilitäten der Hochschule gehemmt werden mußte. Auch der Zudrang der Fremden, welcher Heidelberg sonst in dieser Saison zu einem großen europäischen Hotel machte, hat fast ganz nachgelassen. Die Gasthöfe, die reizenden Villen und Gärten, stehen verödet, und nur selten sieht man, trotz der günstigsten Witterung, einen fischenden Engländer am Gestade des grünen Flusses, nur selten gleitet ein kleiner Kahn mit naturliebenden Touristen auf den Wellen; selbst das Dampfschiff von Heilbronn trägt nur wenige Wanderer auf seinem Rücken, obschon es Schwaben mit der Parlamentsstadt verbindet; und auch sogar am Bahnhofe, wo doch die Linien nach allen Weltgegenden auslaufen, alles leer, alles unbeschäftigt, so sehr daß die weithin rufende Glocke, bei deren Schalle sich sonst ganze Völkerwanderungen in die Waggons stürzten, jetzt fast einen klösterlich einsamen Anstrich bekommt, wenn sie langsam verhallt über die reiche Blumenzier des nachbarlichen botanischen Gartens. Von den einzelnen ausgezeichneten Fremden die hier länger weilen, nenne ich eine edle Lady, deren Gatte als Gouverneur auf Ceylon starb und in deren Hause sich als Erzieherin eine Nichte des kürzlich verstorbenen Zschokke befindet; ferner eine schöne Polin, die Gräfin Grassinska. Carové nicht zu vergessen, der vorigen Herbst sich von Frankfurt übersiedelte. Er beabsichtigt jetzt eine Reise nach Berlin. Unsere Frauen sind patriotisch; der Sammlung für die deutsche Flotte geht manches goldne Band zu, welches einen schönen Hals, einen schönen Arm umschloß. Viele schöne Hände regen sich emsig zu zierlichen Arbeiten, für einen Bazar bestimmt, dessen Ertrag zur Gründung unserer Marine beisteuern soll. Es ist immerhin wohlthuend zu sehen wie mitten im deutschen Süden, im fernsten Binnenlande, der Gedanke an eine vaterländische Seemacht so viele Herzen und Hände bewegt.

Zur Chronik der Gegenwart.

— Fürst Karl Leiningen, derselbe Mann der in schlimmen Tagen für Baiern den rechten Weg ausfand, theilt seine Betrachtungen über den jetzigen Wendepunkt in der deutschen Einheit mit. Er sagt, das große Ereigniß daß die Nation durch ihre Vertreter die Centralgewalt erwählte, sei jetzt einer Krise entgegengeführt. Es gelte entweder fortzuschreiten und alles Sonderinteresse niederzuwerfen, sei es preußisch, sei es hannoverisch, oder sträube es sich gegen den Zollverband wie bisher die Nordseeküste und Östreich; oder den Centralstaat nicht in der Halbheit zu belassen, vielmehr zu dem bloßen Staa-

tenbund zurückzukehren. — Fürst Leiningen will die Alternative mit Einem Schlage entschieden sehen. Ein Wagniß verhängnißvoller Art! Wir sind für langsame Gewöhnung. Auch zum Zollverein nach der vorherrschend preußischen Linie gehörte Gewöhnung. Auch die große Streitfrage: ob Handelsfreiheit, ob Zollschranken, die große Streitfrage zwischen Handel und Gewerbe, zwischen dem deutschen Norden und Süden ist noch nicht reif zur schließlichen Lösung.

— In Preußen ist der König — der deutscheste Mann! Wir theilten seine mittelalterlichen Sympathien nicht; aber wir wußten daß sie, vom allerhöchsten Willen in dieser Monarchie dictirt, geeignet waren das altpreußische Bureau- und Gamaschensystem zu untergraben. Dies hat Friedrich Wilhem IV. wider Willen gethan und geleistet. Seine eigenthümliche Huldigung des Reichsverwesers überrascht niemand der das preußische Naturell und die jetzt klar zum Vorschein gekommene Sonderstimmung der Bevölkerung Berlins kennt. Der König hat den Übergang gefunden ohne Verletzung der Nationaleitelkeit. Er spricht sich für die Wahl des Prinzen von Östreich aus, nicht nur weil dieser Fürst sein persönlicher Freund, sondern auch weil derselbe in Krieg und Frieden einen glorreichen Namen erworben. Preußen wisse, sagt der König, wie sehr Deutschland der erprobten Tapferkeit der preußischen Truppen vertraue, wie wesentlich auf ihrem treuen Schwerte Deutschlands Geschick beruhe. Borussia la Spada sagt Deutschland den Schutz zu. Mit dieser Wendung, dünkt mich, kann es selbstbewußt der deutschen Centralgewalt huldigen!

— Die undeutsche, specifisch preußische Bewegung in Berlin ging von den Soldaten aus. Ein Berichterstatter der Leipziger Zeitung, ein äußerst wohlunterrichteter, gibt die Mittheilung, die Reiterei besonders, in der das Junkerthum vorherrschend, sei entschieden gegendeutsch, sonderbündlerisch gesinnt. In den Fußtruppen hat das Bürgerthum seine breite Basis. Der König, dessen Verdienst es seit Antritt seiner Regierung war das System des altpreußischen Ladestocks zu brechen, hat den Regimentern die Huldigung am 6. August anbefohlen. Studenten und Bürger Berlins besinnen sich bereits und finden sich hoffentlich im Deutschthum wieder zurecht. Im alten Preußenthum fühlte sich der Bürger als Soldat, unter den deutschen Farben wird der Soldat zum Bürger. Die Soldatesca hört auf in Preußen zu regieren, sobald sich Preußen deutsch fühlt. Versteht Berlin das nicht? — General Wrangel fühlt ganz richtig seine Stellung als Feldmarschall Deutschlands.

— Unser geehrter Hamburger Briefsteller (im vorgestrigen Blatte) sprach von Hamburgs Mangel an politischem Sinn und patriotischem Gefühl. — Am 29. Juli lief in der Vorstadt St. Pauli auf der Werfte des Hrn Marbs das erste Hamburger Kanonenboot vom Stapel. Die junge deutsche Marine that zum ersten Mal in Uniform ihren Dienst. Die jubelnde Theilnahme der versammelten Schaaren machte den Act zu einem Volksfeste. Ist das nicht Patriotismus? Soll er nicht lieber in Thaten, statt in Phrasen gesucht werden? — Das erste Hamburger Kanonenboot ist Sanct Pauli getauft; es ist durch freiwillige Beiträge dieser Vorstadt Hamburgs (10,000 Thlr.) in's Leben getreten.

— Aus Hermannstadt erhalten wir Nr. 58 der „Transsilvania", eines Beiblattes zum „Siebenbürger Boten", mit folgendem Vaterunser für die Sachsen in Siebenbürgen.

Vater unser, der Du bist im Himmel. — Was ist das? — Gott ist auch unser Vater, auch Vater der Deutschen, uns so gnädig als allen Völkern des Osten und Westen; und thronet nicht blos im Himmel über den Wohnsitzen eines dünkelhaften Volkes, sondern auf all seinen Welten.

Geheiliget werde Dein Name. — Was ist das? — Gottes Name ist heilig; selbst die Kraft unzählbarer ungrischer Flüche vermag nicht ihn zu entweihen, und in denselben Landen der Flüche singet man auch fromm und deutsch: Herr Gott Dich loben wir!

Dein Reich komme. — Was ist das? — Gottes Reich; das ist nicht der alte Druck der Pfaffen-, Beamten- und Soldatenherrschaft, mit Preßzwang, Willkür und Knechtschaft; aber auch nicht die neue Flittermacht eines ungrischen Reiches ohne Freiheit, Gleichheit, ohne Brüderlichkeit, unter seinen freien, gleichen, verbrüderten Völkern; das ist ein einiges Österreich, ein freier fester Bund selbständiger Völker.

Dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden. — Was ist das? — Gottes Wille ist, daß jedes seiner Geschöpfe sich frei entwickele, jedes seine Bestimmung erfülle; daß jedem gleiche Rechte gegeben, nicht blos eine Religion, ein Stand, ein Volk begünstigt sei, daß alles blühe in Freiheit und Friede.

Unser tägliches Brot gib uns heute. — Was ist das? — Unser Brot, das ist deutsches Brot, vom deutschen Bauer gebauet, vom deutschen Bürger gebacken, vom deutschen Priester gesegnet, vom deutschen Richter bewacht, vom deutschen Kaiser beschützet. O, daß es uns lange so bliebe!

Und vergib uns unsere Schulden wie wir vergeben unsern Schuldigern. — Was ist das? — Unsere Schulden, das sind die alte deutsche Unschlüssigkeit, Scheelsucht und Zwietracht. Wie anders stände es, wenn deutscher Muth und Eintracht uns Vergebung verdienten. Drum blicken wir in der Reue unseres Herzens auch mitleidig auf die verblendeten Landesbrüder, denen leere Eitelkeit das Grab verdeckt, das sie sich selbst gegraben.

Führe uns nicht in Versuchung. — Was ist das? Gott bewahre uns vor Feigheit, wie vor Übermuth, vor Kriecherei wie vor reizendem Stolze, vor Übereilung, wie vor zaudernder Vorsichtigkeit, vor Haß gegen fremde Völker, wie vor Verachtung des eigenen.

Sondern erlöse uns von dem Übel. — Was ist das? — Gott erlöse uns vor ungrischer Willkür, Ministerherrschaft, Centralisation, Repräsentation, vor ungarischen Steuern, Banknoten, Freiwilligen und Commissären, auf daß wir unter Östreichs Kaiserkrone in Stadt und Land, Schule und Kirche, Gesetz und Gericht uns deutsche Selbständigkeit wahren.

Denn Dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit. — Was ist das? Gottes ist das Reich über alle Völker der Erde und keines darf seinen Arm erheben wider das andere; Gottes ist die Kraft, und sie stützt die Verfolgten und Schwachen; Gottes allein ist die Herrlichkeit, die Pracht und die Macht, und wer sich frech und schamlos erhebet, den zerschmettert die göttliche Gerechtigkeit.

In Ewigkeit, Amen! Gesegnet sei Gottes heiliger Name! Gesegnet Freiheit, Recht, Friede! Heil Östreichs Völkerbunde! Heil unserm Deutschthum!

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr. | Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet. | № 29. 3. August.

Schuster und Schneider.

Eine neue Eintheilung der Menschheit.

Wenn Harro Harring auf seiner beständigen Flucht vor der Polizei einmal zu Athem kam, so schrieb er bekanntlich Bücher. Das Hauptergebniß seiner Werke, die sich übrigens kaum irgendwo fester setzten als ihr Verfasser, war folgendes. Die Menschheit zerfällt in zwei ungleiche Hälften. Die eine davon besteht aus Spionen und das ist die in Europa bei weitem zahlreichere Menge, die andere Halbschied aber ist vorhanden, um ausspionirt zu werden. Fürst Windisch-Grätz soll einen sehr gewissenhaften Unterschied zwischen Leuten und Menschen machen, so daß die Letzteren für ihn erst mit dem Barone anfangen. Die Wiener wenigstens sind von diesem fürstlichen Vorurtheile so gewiß überzeugt daß sie darüber alle Dankbarkeit vergaßen, die sie einem Generale schuldig waren, der ihnen das Vaterland in einem schönen Stücke durch bewundernswürdige Tapferkeit und noch bewundernswürdigere Mäßigung gerettet hat. Die Finanzminister theilten die Menschen von jeher in solche ein, die dem Staate etwas einbringen und in andere, die ihm Geld kosten. Dieser Unterschied aber ist, wie Vieles, durch die Errungenschaften der neuen Zeit in Wegfall und dafür eine andere Eintheilung in allgemeine Aufnahme gekommen, in Volksmänner und Reactionäre. Zu den letzteren zählt Alles, was nicht auf der äußersten Linken steht, was die Freiheit nicht blos für sich sondern auch für die Andern will, was die Mehrheit herrschend sehen und in anarchisch zerrüttete Zustände die Segnungen und die Ordnung der Gesetze hereinführen möchte. Wenden wir uns endlich zu der eigenthümlichen Eintheilung, welche uns veranlaßt hat die Feder in die Hand zu nehmen. Sie rührt von unserem Freund Buffey her und lautet einfach: die Menschen bestehen aus Schustern und Schneidern. Ohne Unterschied des Ranges, des Alters, der Beschäftigung ist jeder Mensch entweder ein Schuster oder ein Schneider. Das ist die große Theilung, die durch die gesammte Menschheit geht. Selbst die Sonderung nach dem Geschlechte, von der Literatur ohnedies längst aufgegeben und durch Hinüber- und Herüberwechseln der Charaktere mannigfach in Verwirrung gebracht, ist unwesentlich und einflußlos neben der tiefen Trennung nach Schustern und Schneidern.

„Aber das ist eine rohe, eine willkürliche und ganz unergiebige Klassification!“ bemerken wir Herrn Buffey. — „Im Gegentheil, versetzt er, eine nothwendige, eine der feinsten Schattirung fähige und sie berührt ein Weltgeheimniß an der Wurzel des Räthsels. Die Perser befanden sich einmal auf dem Punkte es zu lösen. Sie versahen aber den letzten Schritt darin daß sie die Gegensätze zu schroff und als einen feindseligen Zwiespalt auffaßten. Kein Ormudz und Ahriman, nicht die baare Nacht und das nackte Licht, nicht schlechthin Böses und Gutes bekämpfen sich in alle Ewigkeit, sondern es ist die Natur des Schusters und des Schneiders, die bald in Krieg, bald in Frieden, stets aber in nothwendiger Wirkung auf einander treffen. Was ich da sage will zunächst mehr mit dem Gefühle geahnt, als Augenblicks mit dem Verstande ergriffen sein, fährt Buffey mit philosophischer Weisheitsmiene fort. Besinne dich auf irgend einen deiner Bekannten. Er sei was er wolle und dennoch wird dir alsbald deutlich einleuchten, ob er von ursprünglicher Gabe und Bestimmung ein Schuster ist oder ein Schneider. Besinne dich ferner auf irgend eine That der Geschichte. Es kann dir nicht entgehen daß ihr Charakter entweder dem Schusterlichen angehört oder sich dem Schneiderhaften unbedingt beigesellt. Erinnere dich endlich der herrschenden Eigenschaften eines Volks, z. B. der

Franzosen, der Engländer. Sogleich wirst du dir sagen daß die Ersteren eine Nation sind, die von entschiedenen Schneidern gebildet wird, das Volk und die Ereignisse daher hüpfenden Ganges, raschen Zugriffs, anmuthig in der Stellung und selbst im Schmerze von theatralischer Gebehrde. In den Engländern dagegen siehst du die Urschuster Europa's, von stetem, bedächtigem Schritte selbst im verwegensten Unternehmen, unerbittlich im Festhalten des Gewonnenen, arm an Formen und dagegen reich an drängender Handlung."

„Die Deutschen jedoch, wohin rechnest du die Deutschen? Wenn auch kein rechtes Licht, so tagt mir doch ein Schein von Dämmerung aus deinen Behauptungen. Demnach willst du die sprudelnden Elemente, die flackernden Charaktere den Schneidern einräumen und dafür den tüchtigen, mit unverdrossener Festigkeit strebenden Sinn vorzugsweise bei den Schustern finden. Die Einen würden sich in ruckweisen Sprüngen drängelnd und wogend, die Andern, in geschlossener Masse ohne Vorjagen und Anhalten dem Ziele nähern. Der zuverlässige Nachdruck, der endliche Sieg wäre mithin schließlich immer bei der Fahne der Schuster."

„Nicht so ganz, belehrt uns Herr Buffey. Der Unterschied ist allerdings ohngefähr der Art wie bei den Weinen. Der Champagner treibt die Hefe nach oben und mit dem Spunde aus dem Gefäß, während sie sich im Rüdesheimer als stiller Niederschlag zu Boden senkt: Schneiderwein, Schusterwein. Da hast du einen Fall von vielen des ewigen und allgewärtigen Widerspiels. Aber es gibt Aufgaben die dem Schneider allein glücklich erreichbar, und Aufgaben welche nur dem Schuster vorbehalten sind. Laß mich meine Andeutungen aus dem Gebiete der Kunst entlehnen. Mozart und Beethoven haben gewiß Beide eine gleich herrliche Reihe von Siegen erfochten, Mozart der Schneider und Beethoven der Schuster."

„So werden dir Schiller und Goethe, Herder und Wieland, Napoleon und Friedrich II. am Ende auch noch zu Schustern und Schneidern."

„Und zu den ausgeprägtesten Musterschustern und Schneidern! genehmigt Buffey fröhlich. Als ob sich nicht gerade in den höchsten Menschenerscheinungen auch die Eigenthümlichkeit der Gattung am Unverkennbarsten offenbarte: in Schiller und Wieland der Schneider, in Goethe und Herder der Schuster. Auch Napoleon war Schuster und was für Einer! Es stürzte ihn nichts als daß er zu seinem Unglück über eine Nation von Schneidern herrschte. Friedrich II. dagegen ist das seltene Beispiel eines Schneiders, der allenthalben mit der zähen Kraft eines Schusters handelt. Ohne diesen Widerspruch in seinem Wesen wäre er weder so groß noch so unliebenswürdig geworden."

Eine Weile wiegt sich Herr Buffey auf dem Triumphe dieser Aufschlüsse, dann fügt er hinzu: „Die Eintheilung ist von eben so sinnreicher Bedeutung als überraschender Mannigfaltigkeit. In der Regel steht, und oft ist es zum Hervorbringen dauernder Erfolge unumgänglich nöthig, neben dem Schustercharakter eines Luther ein schneidersanfter Melanchthon als ergänzender Mitarbeiter am Werke. So auch in der Ehe begegnen wir fast immer gemischten Parteien: der Schuster heirathet einen Schneider und umgekehrt. Allein zwischen Schneider und Schneider, und Schuster und Schuster haben wie im Leben so auch hier zahlreiche Abstufungen statt, die wir nicht übersehen dürfen. Es ist etwas Anderes um einen Flickschuster, der nur auf Patent arbeitet und Kutschern und Bauern das alte Geschiede in Stand setzt, und einem zunftmäßigen Damenschuhmacher, der das feinste Corduan den schönsten aristokratischen Füßen anpaßt. Der Militärschneider der mit dem Regimente zieht, der Gesell der bei einer Wittwe das Geschäft fortführt, der reiche Kleiderhändler und der armselige Trödler — welch' eine lange Kette von Gliedern und Verhältnissen! Und wie verschiedenartige Anlehnungspunkte des Vergleichs bieten sie uns dar! Unermeßlich endlich ist der praktische Nutzen welchen Feldherrn, Staatsmänner, Regenten aus einer richtigen Einsicht in die Schuster- und Schneidernatur ihrer Umgebung ziehen müßten. Sie würde ihnen bei Ernennungen aller Art, bei der Auswahl der geeigneten Personen für schwierigere Plätze und Aufträge die erstaunlichsten Dienste leisten. Der Irrthum, eine Schusterrolle mit einem Schneider besetzt zu haben, rächt sich nicht blos auf der Bühne. Die Mißstände sind vielmehr in der Wirklichkeit von noch viel größerem Gewicht, als wenn einmal in der Wiener Leopoldstadt Herr Scholz eine Schneiderfigur und Herr Carl wider seinen Sinn und seine Fähigkeit den Schuster darstellen wollte."

Herr Buffey, um seinem Eintheilungssystem allgemeinen Eingang zu verschaffen hat ausführliche Listen angelegt und hat die hervorragenden Persönlichkeiten in allen Hauptfächern menschlicher Thätigkeit je als Schuster oder Schneider gehörig bezeichnet. Werfen wir einen Blick auf die Schauspieler, so führt Emil Devrient als sentimentaler Frauenschneider den Reigen der deutschen Liebhaber und Helden an, die fast sämmtlich zur edlen Kleidermachergilde zählen, während da-

gegen die tragischen Väter und Intriguanten vorzugsweise aus der derberen Klasse der Schuster hervorgehen. An die Spitze der letzteren hat unser Gewährsmann den Charakterdarsteller Karl Grunert in Stuttgart als „bürgerlichen Schuhmacher und Hausbesitzer“ gesetzt. Theodor Döring in Berlin ist eine Ausnahme von der Regel. Er stellt Schusterrollen mit Schneidermitteln dar und deshalb gebietet er mehr über das unterhaltende Element, als über das ergreifende. Die Malibran war Schuster, die Sonntag Schneider. Über Jenny Lind hingegen konnte Buffey mit seinem Urtheile nicht ganz in's Reine kommen. Er hält sie für einen gebornen Schuster, der jedoch das Schneidern aus dem Grunde erlernt hat. Unter den Malern sind Cornelius und Schnorr erklärte Schuster, Schwind dagegen und Kaulbach Schneider. Schneider sind unter den lebenden Musikern: Albert Lortzing, Flotow, Franz Lißt, Richard Wagner, Letzterer ein in Frankreich gebildeter Theaterschneider von dem neuesten Geschmack — Schuster dagegen treffen wir an in Spohr, im Dessauer Schneider, in Marschner, Thalberg und in Meyerbeer, wenn dieser nicht, wie er pflegt, bei fremder Kunst und Erfindung borgen geht. In der Literatur ist Karl Gutzkow als Obermeister und Herbergsvater der Schneider, Heinrich Laube als fanatischer Schuster anzuführen —“

„Aber der politische Charakter unseres Volkes, unterbrechen wir die Durchsicht der Buffey'schen Listen, welcher ist er? Wird die deutsche Zukunft über den Leisten des Schusters geschlagen oder von Schneidern zusammengestückt werden?“

„Das ist eben das Unglück daß ich hierauf keine Antwort weiß, antwortet Buffey betreten. Beide Elemente stehen einander gleich berechtigt und gleich mächtig gegenüber. Auf keiner Seite ist ein gebieterisches Übergewicht ersichtlich, wir sind einmal ein Allerweltsvolk! Daher das haltlose Schwanken in unsern Maßregeln, Beschlüssen, Versammlungen, daher der leidige Zank, die gegenseitigen Verdächtigungen, und das unfruchtbare Vertagen. Die Rechte oder die Linke — wenn nur irgend eine bestimmte Farbe in der Paulskirche zur Geltung gelangte, — sei's der Schuster Blum oder der Schneider Biedermann! Aber das ist unmöglich, denn unter uns sei dir's gesagt, es kommt keine Majorität heraus. Ich mag sie zählen und ordnen wie ich will: in der Paulskirche sitzen bunt durcheinander eben so viel Schuster als Schneider.“

Rob. Heller.

Briefwechsel.

Stuttgart, im Juli.

[Die Vereine; Charakteristik der Schwaben.]

Am 11. Juli früh 6 Uhr tönte die Reveille der Bürgerwache durch die Straßen; um 8 Uhr löste die Bürgerartillerie 50 Kanonenschüße und um 9 Uhr zogen Behörden, Bürgerwehr und Einwohner unter Glockengeläut in die Stiftskirche, um einem Gottesdienste beizuwohnen zu Ehren des Reichsverwesers.

Auch wir hoffen auf erneutes Vertrauen und Arbeit, auf Einheit und Größe. Die Minderheit des hiesigen vaterländischen Hauptvereins (einige Zwanzig gegen Dreihundert) will diese Hoffnung auf anderem Wege verwirklichen. Sie verlangte in ihrem Programm, verfaßt von Rob. Römer, dem Sohne des Ministers, daß die Frage, ob der Verein für constitutionelle Monarchie, ob für Republik, die in gesetzlichen Schranken zu erstreben sei, stimme, eine offene bleiben solle; das Programm der Mehrheit (verfaßt von Gust. Pfizer, dem Bruder des Ministers), sprach dagegen entschieden aus daß der Verein die politische Fortbildung unter der Staatsform der constitutionellen Monarchie auf breitester demokratischer Basis wolle. Die etwa 35 Köpfe zählende Minderheit trat aus und bildete einen neuen „Volksverein“, dem sich seitdem noch einige Dreißig anschlossen. Wie ein Verein der die politische Bewegung des Volkes praktisch führen will, unentschieden lassen kann, wohin er die Messen zu leiten gedenkt, wird Vielen sehr unpraktisch erscheinen. — Um „republikanischen Tendenzen“ entgegenzuwirken, waren nämlich kurz vor der erneuten Ausschußwahl ein Paar hundert Bürger (worunter auch einige Adelige und Hofbeamte) in den Verein getreten, und hatten für einen constitutionell gesinnten Ausschuß ihre Stimmen abgegeben. Die jungen Männer welche bis dahin theilweis zum Ausschuß gehörten und ihm mehr die Färbung der äußersten Linken gegeben hatten, sahen sich plötzlich aus ihrer Wirksamkeit gedrängt; man klagte nun über reactionäre Elemente, die sich eingedrängt und mitgewählt hätten; ein Theil des neuen Ausschusses (von 15 Personen) nahm deshalb die Wahl nicht an; man verlangte zum ersten Male ein politisches Glaubensbekenntniß von den Mitgliedern. R. Römer (der Sohn) trat nun mit seinem Programm hervor; erst dadurch wurde G. Pfizer veranlaßt, ein insofern entgegenstehendes Programm vorzuschlagen, als es die Anerkennung der constitutionellen Staatsform als die unsern Verhältnissen allein entsprechende fordert. Eine imposante M.hrheit nahm Letzteres an. — Faßt man in's Auge daß die vaterländischen Vereine sämmtlich in der Zeit der ersten Aufregung entstanden, so erklärt sich daß gerade die Vertreter der äußersten Linken und des Republikanismus in die Ausschüsse gelangten, und daß diese Ausschüsse der Provinzialvereine nachträglich dem Programm von R. Römer theils beitraten, theils wenigstens ihre Billigung votirten. Wer daraus auf eine vorherrschende Sehnsucht nach Republik schließen wollte, würde sich gleichwohl täuschen. Dreiviertel der Bevölkerung in Würtemberg sind konstitutionell. —

Die zahllosen Raufereien, Messerstiche und andere Aus-

brüche rohester Leidenschaft und thierischer Brutalität werden Diejenigen nicht sehr überraschen, die in den letzten Jahren alle die Merkmale schauderhaft vernachlässigter Volksbildung beobachteten. Verbrechen des Mordes, Brandstiftung — oft aus den geringfügigsten Motiven — häuften sich in einigen Bezirken auf erschreckende Weise. Auf dem Schwarzwald überfallen zwei Bursche ein Mädchen in ihrer Kammer, während die Eltern nebenan ruhig schlafen. Etwas später kommt der „Schatz" des Mädchens auf dem gewohnten Wege durch's Fenster ebenfalls in die Kammer. Es beginnt eine Balgerei, die mit Messerstichen endet. Einer bleibt todt auf dem Platze, der Andere schleppt sich winselnd auf die Hausflur, der Dritte entspringt; das Mädchen aber — bleibt im Bett und schläft wieder ein! — Jedes Land hat seine besondere Bestialität; dieser letzte Zug ist schwäbisch. Und dieser psychologisch merkwürdige Fall steht nicht vereinzelt da; ich könnte Seitenstücke liefern. Wer will sich nun noch wundern, wenn in den letzten Monaten zu Nagold der wohlwollende Amtmann, der versöhnend unter einen Haufen tritt, von hinten niedergeschlagen wird; — wenn die verhungernden Bauern auf Neuhütten (im Hohenloheschen, dem alten Heerde der Bauernkriege) auf den Assessor der zu Gericht sitzt, mit Messern losgehen, um ihm das Rechtsprechen zu ersparen; — wenn der katholische Pöbel zu Rottenburg einen Deutschkatholiken aus der Stadt geprügelt, und von zwei volksthümlichen, hochgestellten Männern die selbst in Gefahr geriethen, kaum abgehalten wird den Verfolgten mit Steinen und Knütteln zu tödten; — wenn (im Widerspiele zu den erstgenannten Fällen) einige dreißig Reiter zu Ulm mit der blanken Waffe, mit scharfen Hieben zornglühend eine Versammlung von Demokraten auseinanderhetzen, die unter dem Vorsitze eines rothen Republikaners über die Mittel, die „beste Zukunft" vorzubereiten, discutirt. Und zu all diesen ekeln Auswüchsen verdummter Geister und verdumpfter Gemüther, zu diesen gräulichen Ausgeburten der verpuppten und verpuppenden Staatskunst Metternichs kommen nun die Wühlereien der republikanischen und communistischen Sendlinge. — Als die Abgeordneten für Frankfurt durch directe Abstimmung gewählt wurden, galt es im Lande umher noch als Bedingung daß die Candidaten ein constitutionell-monarchisches Glaubensbekenntniß ablegten, plötzlich aber — vor vier Wochen — gährte es auch in Würtemberg und man hörte von da und dort das Geschrei nach Republik. Das Fieber wurde heftiger, es ergriff sogar einzelne Abtheilungen der Infanterie, und Minister Römer, der alte, rüstige Führer der Opposition, wurde zu dem Stoßseufzer getrieben: „man möchte versucht werden zu wünschen daß Alles beim Alten geblieben wär'!"*) Jetzt endlich traten die besonnenen Männer in geschlossenen Colonnen zusammen; auch die Umgestaltung des vaterländischen Hauptvereins war eine Folge hiervon. Patriotische Opfer aller Art wurden gebracht. Der König der schon durch das Aufgeben der Jagdrechte rc. gegen 150,000 Fl. einbüßte, verzichtete noch auf 200,000 Fl. seiner Civilliste; die Regierungsräthe gaben 5 Procent ihrer Gehalte ab; zahlreiche Unterzeichnungen zur Unterstützung einer Vorschußbank für die Gewerbtreibenden wurde begonnen; die von der Regierung berufene Organisationscommission für Vereinfachung und Verbesserung aller Zweige der Staatsverwaltung, Hebung der Industrie rc., deren umsichtige Arbeiten den neuen Gesetzesvorlagen und Anordnungen zu Grunde gelegt werden sollen, eröffnete ihre Thätigkeit. Die Minister traten einer unverschämten pöbelhaften Presse*) mit ruhiger Darlegung ihrer Motive, den verbrecherischen Handlungen mit Entschiedenheit und Strenge entgegen; die „demokratischen" Vereine welche gewaltsamen Umsturz predigten, wurden aufgelöst.

Jetzt scheint die Wolke vorübergezogen zu sein; die Wahl des Reichsverwesers, die Reise unseres Königs nach Frankfurt haben die Ordnung gesichert, die Zuversicht gestärkt. — Aber gleichwohl — der zähe Charakter der Schwaben, ihre harten Köpfe die sie ja schon in den blutigen Bürgerfehden des Mittelalters untereinander zerstießen und zerschlugen, ohne etwas anderes als noch größere Halsstarrigkeit zu lernen, werden diesen politischen Parteistreitigkeiten, dieser schroffen Gegnerschaft langen Bestand geben. Der Schwabe entschließt sich schwer zu etwas Neuem; ein Nichtschwabe ist ihm wie ein unverdaulicher Körper, den der Organismus solange weiter schiebt, bis er ihn ausstoßen kann; die Kartoffeln versuchte der schwäbische Landmann erst vor etwa 70 Jahren, nachdem sie schon lang in dem übrigen Deutschland in Gebrauch waren. Gelingt es aber dem Schwaben unvermerkt eine Meinung einzuflößen, so wird er sie auch mit beispielloser Hartnäckigkeit vertheidigen**). Aus dieser zähen, ungelenken Natur erklärt sich auch die starke, provinzielle Färbung, die Sie selbst in der Residenz finden; die Modernität ist zwischen den Rebhügeln des Neckar noch nicht heimisch, der Nordländer der aus dem Postwagen steigt und noch keinen Menschen gesprochen hat, wird das gleich an der Menge häßlicher Pinscherhunde erkennen, die hier auf allen Straßen herumlaufen, wie an der dürftigen, kleinlichen Bauart der Häuser, dem Habitus ihrer männlichen Bewohner (das schöne Geschlecht ist schon moderner — so lang es nicht spricht) und an den verkommenen und unscheinbaren Aushängeschildern der Läden und Werkstätten. (Schluß folgt.)

*) In einer öffentlichen Erklärung, in welcher er den Schreiern vorhält daß sie alle Rechte freier Männer seit dem Monat März im vollsten Maße genossen, und dem Könige das schöne Zeugniß gibt daß er der neuen Regierung nicht das geringste Hinderniß in den Weg lege. „Wenn die Regierung in Würtemberg jetzt nicht so ist, wie sie sein soll, (setzt der liberale Minister hinzu) so tragen nur die Minister die Schuld." —

*) „Die Sonne" nennt den freisinnigen, ruhig klaren, menschenfreundlichen Duvernoy einen wiedergekehrten Metternich!"

**) Es ist bezeichnend daß erst vier Monate nach der badischen Bewegung in Würtemberg republikanische Wühlereien den Boden lockern konnten, daß eben so spät nach dem badischen Soldatenaufstand unter der würtemberger Infanterie Insubordinationen vorkamen, und zwar zunächst unter dem 8. Regiment in Heilbronn, das eine höchst freisinnige, schon mehr pfälzisch-erregbare Einwohnerschaft hat. — Der Generallieutenant von Miller escamotirte das Regiment geschickt nach Ludwigsburg; früh 3 Uhr stand er plötzlich mit zwei Regimentern Fußvolk, mehreren Schwadronen und einer Batterie vor drei Thoren Heilbronns. Als die „Achter" aus der Kaserne marschirten, übernahm ein kecker Signalhornist, der jetzt auf dem Asberg sitzt, das Amt des Obersten und commandirte „Halt!" Dieser Moment war der entscheidende; hätten die vordern Züge gehalten und sich widersetzt, so wäre das Volk, welches die Kaserne dicht umwogte, losgebrochen; die Energie der Officiere erhielt die Colonne in Bewegung, das 4. Regiment, hier das Pinnerregiment genannt, brach überraschend hastig mit den Kolben Bahn durch die Haufen, und man gelangte glücklich in's Freie. — Ein Regiment blieb als Nachhut in Laufen, um den Neckarübergang gegen die Ausreißer zu decken. — In Ludwigsburg brachten neue Wühlereien neue Erregung unter die „Achter". — Ein fanatischer Barbier wird furchtbar durchgeprügelt; — Alles tritt unter die Waffen; — General Miller stürzt mit dem Pferd, ein Soldat des achten Regiments springt auf den Zuruf eines jungen Civilisten: „Reißt ihm die Orden ab!" — mit gezogenem Faschinenmesser auf ihn ein, aber ein Schütz des 7. Regiments rennt dem Achter den Hirschfänger durch den Leib. — Das 8. Regiment wird nun entwaffnet; 80 hartköpfige Rädelsführer kommen auf den Asberg, die Andern bereuen und erhalten Amnestie. — Diese Züge sind in den Zeitungen weniger bekannt geworden.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr.	Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet.	№ 30. 4. August.

Zwei deutsche Reisende auf der pyrenäischen Halbinsel.

Rochau und Moritz Willkomm.

W. Spanien ist noch immer sehr wenig von uns gekannt. Selbst die deutschen Soldaten und Cavaliere die in neuester Zeit an den Bürgerkriegen der Halbinsel sich betheiligten, haben so wenig wie einige flüchtige Touristinnen zu tieferem Eindringen in den spanischen Charakter beigetragen. Das letztvergangene Jahr hat uns endlich zwei Reisewerke*) gebracht, die uns Land und Volk aus seiner Nebelferne näher rücken. Beide Werke, sehr verschieden in Auffassung und Schilderungsweise, stimmen doch im Urtheil über den Gesammtcharakter der Spanier überein; sie bezeichnen denselben als einen durchaus ritterlichen im edelsten Sinne. Rochau, mehr Tourist als Forscher, schildert das Volk im Ganzen und Großen, während Willkomm (ein jüngerer Bruder des Novellisten Ernst Willkomm), den sein Beruf als Botaniker in viel engere Berührung mit allen Volksklassen brachte, mit glücklicher Beobachtungsgabe die feinen Verschiedenheiten der Charakterbildung bei den Bewohnern der einzelnen Provinzen hervorhebt und so nach und nach ein vollständiges Charakterbild des ganzen Volkes vor uns entstehen läßt. Überhaupt ist Willkomm ungleich gründlicher und belehrender als Rochau, während dieser anmuthiger, feiner, gebildeter schreibt. Rochau's Schilderungen erquicken durch ihre Frische, und haben den Reiz naturtreuer Gemälde, in glücklichen Momenten entworfen, für sich. Willkomm gibt mehr die Resultate seiner Forschungen und Beobachtungen, und da er ängstlich gewissenhaft verfährt, so läuft manches Sterile mitunter, wie denn sein Werk weit weniger amusant als das von Rochau ist. Rochau's Reise ist in Briefen an seine in Deutschland und Frankreich zerstreut lebenden Freunde geschrieben und wurde im Jahre 1845 zum Theile bereits in der Augsburger Allgemeinen Zeitung veröffentlicht. Er durchzieht nach einem Besuche Südfrankreichs ganz Spanien die Kreuz und Quer, hält sich überall lange genug auf, um sich ein Bild von Land und Volk einzuprägen und einen anmuthigen Bericht mit nächster Post in die Heimath zu befördern. Willkomm bereist nur das südliche Spanien und einen kleinen Theil Portugals, die Provinz Algarbien; er verweilt aber monatelang an wichtigen Orten und durchstreift von diesen aus, wie seine Beschäftigung es mit sich brachte, die Gebirge des wunderbaren Landes, und verkehrt auf solchen Ausflügen mit den Höchsten und Niedrigsten. Besondere Aufmerksamkeit widmet der Botaniker dem ohne Zweifel interessantesten und großartigsten Gebirge der Halbinsel, der Sierra Nevada. Seine Schilderung dieses Gebirges, die Beschreibung der einzelnen Verzweigungen desselben, seiner Bewohner, seiner Dörfer und Sennhütten ist von hohem Interesse; sie gibt den Geographen ganz neue Aufschlüsse über das wichtige Gebirgssystem welches ganz Südspanien durchzieht. Wir bedauern daß diesem Theile der Reisebeschreibung nicht eine Karte beigegeben ist, die wesentlich zur Erleichterung des Verständnisses der lebhaften Schilderungen beitragen würde. Am längsten hält sich Willkomm in Granada auf. Sevilla, Malaga, Cadiz, Gibraltar, Almeria, Valencia, Cordova sind die übrigen Standorte von denen aus er in das Innere des Landes vordringt, meistentheils zu Pferde, nur von einem erprobten Diener und gutmüthigen Hirten begleitet, deren

---

*) Reiseleben in Südfrankreich und Spanien von Aug. Ludw. v. Rochau. 2 Bde. Stuttgart, Cotta. — Zwei Jahre in Spanien und Portugal. Reiseerinnerungen von Moritz Willkomm. 3 Bde. Dresden und Leipzig, Arnoldsche Buchhandlung.

Hütten oft wochenlang ihm zur Wohnung dienen. Dies lange Zusammenleben mit dem Volke verschiedener Provinzen berechtigt den Reisenden vor Andern zu Urtheilen über das Volk. Seine Urtheile sind immer mild, auch wenn sie die Schwächen des Volkes unparteiisch hervorheben; sie schildern uns durchweg den Spanier als Menschen von großen Eigenschaften. Rochau fällt ein gleiches Urtheil, obwohl seine Art zu reisen ihm weniger Gelegenheit gab den Kern des Volkes kennen zu lernen. Nationalstolz ist der glänzendste und hervorragendste Zug im Charakter des Spaniers, den selbst die verheerendsten Bürgerkriege nicht im mindesten haben schwächen können. Willkomm führt ein schlagendes Beispiel an, wie verhaßt dem Spanier alles Fremdländische ist und wie er die Reinerhaltung seiner Nationalität über Alles hochachtet. „Als einmal ein mir befreundeter Spanier von hohem Adel, erzählt der Reisende, der früher Anhänger Espartero's gewesen war und deshalb in Cadiz als Verbannter lebte, in einer Gesellschaft dieser Stadt, wo außer mir eine Menge Franzosen und Engländer zugegen waren, worunter manche von Rang, gefragt wurde, welchem von den Bewerbern um die Hand der Königin er wohl den Vorzug geben würde, ob dem Grafen von Trapani, dem Herzoge von Montpensier oder einem Coburg; so gab er folgende Antwort: Wenn ich blos zwischen den drei Genannten zu wählen habe, so dürfte ich mich für einen Coburg entscheiden, weil dessen Familie wenig Einfluß auf Spanien haben würde; wenn ich aber zwischen Trapani, Montpensier, Coburg und dem allerniedrigsten spanischen Stiefelputzer zu wählen habe, so wähle ich den Letzten, weil er ein Spanier ist!"

Beide Reisende schildern wiederholt das große Nationalvergnügen der Spanier, die Stiergefechte. Diese Schilderungen gehören zu den gelungensten, die wir kennen und namentlich müssen wir Willkomm's ausführliche Beschreibung des blutigen Stiergefechts in Madrid, dem er beiwohnte, seiner anziehenden Lebendigkeit wegen hervorheben. „Interessant, sagt er, ist es zu sehen wie das zuschauende Volk das Gefecht auffaßt. Dahinter kommt man erst, wenn man mehrere Corrida's gesehen hat. Der Stier wird nämlich ganz wie ein Schauspieler betrachtet; — er ist der Held des Stückes und wird vom Volke applaudirt oder ausgepfiffen, ganz nachdem er sich in seiner Rolle benimmt. Ist er sehr gut, d. h. sehr wild, unwiderstehlich, spießt er Alles was er trifft, Pferde und Menschen: so geschieht es manchmal daß das Volk sein Leben verlangt, der Espada abtreten muß und der Stier in seine Wildniß zurückkehren darf."

Für Leser, die wenig vertraut sind mit der Geschichte der spanischen Vorzeit, entfalten beide Reisewerke sehr schätzenswerthe Notizen. Rochau, der immer auf Mannichfaltigkeit bedacht ist und schon durch die Briefform zu weisem Maßhalten genöthigt wird, erwähnt nur besonders interessante Thatsachen, sofern sie zum Verständniß seiner Schilderungen unerläßlich sind. Willkomm gibt bei jeder Stadt einleitungsweise einen gedrängten Abriß ihrer Geschichte von den frühesten Zeiten bis auf die Gegenwart, was bisweilen Wiederholungen veranlaßt, da mehrere der ältesten spanischen Städte, namentlich zur Zeit der Kriege gegen die Mauren, eine sich sehr ähnelnde Geschichte gehabt haben. Anziehender sind die historischen Notizen über geschichtlich wichtige Gebäude, denen beide Reisende ihre Aufmerksamkeit widmen. Auch hier ist Rochau der geschmackvollere, Willkomm der gründlichere Beschreiber. Bleiben wir beispielsweise bei dem Eskorial stehen, diesem eigenthümlichsten Königsschlosse Spaniens, das Philipp II. am Fuße des Guadaramagebirges in Folge eines Gelübdes erbauen ließ. Willkomm der dieses düstere Schloß „den versteinerten Geist Philipps II." nennt, gibt eine ausführliche Beschreibung aller zugehörigen Baulichkeiten nebst der Geschichte seiner Entstehung. Rochau verweilt nur kurze Zeit beidem Historischen, er nennt den angeblichen Baumeister und wendet sich zur Betrachtung des merkwürdigen Gebäudes. „Wie die eiserne Nothwendigkeit, sagt der Reisende, steht der starre kalte Riesenbau da, als ob er gewiß wäre, das Weltende zu überleben. Und sicherlich, wenn von allen Bauwerken die Spanien seit dem Ende der Römerzeit bis auf den heutigen Tag errichtet hat, wenn von allen seinen Schlössern und Kathedralen einst kein Stein mehr auf dem andern sein wird, dann wird noch immer eine finstere und stolze Klosterruine am Guadarama von der Fabelzeit Philipps II. zeugen, der in wahnsinnigem Hochmuth auf diesem Fußgestell einen Platz einnehmen wollte zwischen der Menschheit und Gott. Der Eskorial ist ein Denkmal der maßlosesten Selbstsucht, die zumal durch die Naivetät Grauen erregt, mit welcher sie sich für lautere Frömmigkeit hält und ausgibt. Ein Grabstein für seinen königlichen Leichnam und eine ununterbrochene Fürbitte für seine königliche Seele: das war der große Zweck Philipps II. bei der Gründung des Lorenzklosters."

In den Prachtbauten der spanischen Könige haben sich trotz der vandalischen Plünderungen, die sich die Franzosen während Napoleons Weltherrschaft zu Schulden kommen ließen, doch reiche Kunstschätze erhalten,

bei deren Beschreibung sich sowohl Rochau als Willkomm längere Zeit aufhalten. Namentlich fesselt Beide die viel zu wenig bekannte und anerkannte spanische Malerschule. Willkomm geht auch hier wieder sehr gewissenhaft zu Werke und wird schwerlich ein Gemälde von irgend einigem Werthe übersehen. Rochau ist wählerischer, verweilt nur bei den hervorragendsten Schöpfungen der spanischen Kunst und sagt dabei manch kluges, gediegene künstlerische Bildung verrathendes Wort.

Um über die politischen Zustände ein festes Urtheil hinzustellen, mußten Ausländer wohl länger in Spanien und vorzugsweise in Madrid leben, als es beiden Reisenden vergönnt war. Rochau's Aufenthalt dauerte nur einige Monate; Willkomm lebte über zwei Jahre in und mit dem Volke, war jedoch von seinen zeitraubenden Berufsgeschäften abgehalten über das politische Getreibe in der Hauptstadt genauere Erkundigungen einzuziehen. Dennoch geben Beide gelegentlich über die damalige politische Stimmung nicht uninteressante Winke die meistentheils übereinstimmend lauten. Willkomm fand auch in den Volksklassen bei mangelnder Schulbildung eine auffallende politische Bildung, ein entschiedenes Vorwärtsstreben zum Bessern, durchgehends politisches Interesse verbunden mit persönlichem Stolz. „Oft habe ich mich höchlichst verwundert, sagt er, wenn zu den ersten Fragen welche gemeine Bauern an mich thaten, die gehörte ob es in meinem Lande auch eine constitutionelle Verfassung gäbe und wie dieselbe beschaffen sei. Nächst diesem regen Sinn für politisches Leben das nur durch die ewige Einmischung fremder Mächte keine gedeihlichen Früchte treiben kann, ist der Sinn für Gastfreiheit, in allen Provinzen Spaniens gleich weit verbreitet, ein Gegenstand des Lobes für unsere Reisende, und die stets damit verbundene große Uneigennützigkeit, dem gemeinsten Spanier eben so gut eigen wie dem Granden, erregt Beider Verwunderung. Willkomm, öfter als Rochau genöthigt die Gastfreundschaft der Spanier in Anspruch zu nehmen, führt viele Züge edelster Gesinnung an, die kaum bei einem andern Volke Europa's in solcher Weise zu finden sein dürften. — Sitten und Gebräuche des Volkes geben unsern Reisenden wiederholt Gelegenheit zu heiteren, bunt belebten Genrebildern. Noch häufig singt das Volk, namentlich in Andalusien, Romanzen zum Klange der Guitarre, die längst vergessene Thaten der Vorzeit verherrlichen und schon durch die Gegenstände welche sie besingen, ihr hohes Alter verrathen. Willkomm gibt als Anfang zu seinem umfassenden Werke eine Auswahl altspanischer und maurischer Romanzen mit den zu ihrem Verständniß nöthigen Anmerkungen, eine höchst schätzenswerthe Gabe. — Allen welche Spanien kennen lernen wollen, seien beide Werke bestens empfohlen, Rochau's Buch zu genußreicher Unterhaltung, Willkomm's Erinnerungen zu belehrender Lectüre.

Briefwechsel.

Stuttgart im Juli.

(Beschluß.)

[Theater, Journalistik, Reformen im Staatsleben.]

⊙ Das Theater brachte in der letzten Zeit wenig Bemerkenswerthes; die Theilnahme war nach den Februartagen ziemlich erloschen; aber sie stieg wieder sichtlich im Mai und Juni. Unter den hervorragenden Vorstellungen waren neu Graf Waldemar, neu einstudirt Wallensteins Lager und Wallensteins Tod, wiederholt der Kaufmann von Venedig. — Grunert entwickelte als Wallenstein die ganze Kraft und Innigkeit seines großartigen Talents*).

Über die künftigen Beschränkungen dieser Kunstanstalt, welche jährlich 250 bis 270,000 Gulden kosten mag, werden viele unnütze Worte gemacht; sie gründen sich alle nur auf Vermuthung, — nach der Behauptung Einiger auf das Bestreben von einer gewissen Seite, die öffentliche Meinung für die Nothwendigkeit einer Neugestaltung der Bühnenverwaltung zu gewinnen, durch welche eine gefallene Notabilität der Stuttgarter Theaterwelt wieder zu Einfluß gelangen könnte.

Einen großen Verlust erlitt die Bühne vor 14 Tagen durch den Tod der neunzehnjährigen talentvollen ersten Sängerin Mathilde Waldhauser, die acht Tage vorher noch die Anna in der „weißen Frau" gesungen hatte. Einen unverhofften Gewinn erhielten wir dagegen durch die Wiedergenesung der Frau Schmidt, die durch Krankheit ein ganzes Jahr lang von der Bühne entfernt war; sie ist unbedingt das erste Talent unter den weiblichen Darstellerinnen. Wäre die Frau vor 15 Jahren hinter ihrem heimathlichen Ofen hervor und in die Wogen der großen Theaterwelt getrieben worden, so würde die Kunstgeschichte eine berechtigte Rivalin der Linde ner in ihr rühmen. Ihre Bauernmädchen möchte man fast unübertrefflich nennen. Am Schluß der Theatervorstellungen wurde dreimal kurz nacheinander Dorf und Stadt gegeben. Es war eine nobele Anordnung der Theaterverwaltung, daß sie Freitags graziöse Arbeit, welche einen ähnlichen Stoff behandelt (ich meine den Grafen Waldemar)

*) Kurz vor den Ferien der Bühne unternahm der Intendant — mit Genehmigung des Königs — eine Veränderung in der Verwaltung. Die Regisseurs erhielten in ästhetischen Angelegenheiten statt der berathenden Stimmen beschließende; einen Einfluß auf das Repertoir konnte diese Einrichtung in der fast beendeten Saison natürlich nicht mehr äußern.

vorher geben ließ. — (Die neuen Bestimmungen über das Theater meldeten wir schon in Nr. 28. D. Herausg.)

Sie hörten bereits daß einige Verbrecher sich nicht scheuten, die Grabkapelle der Königin Katharina, die künftige Ruhestätte unsres Königs, zu bestehlen; daß Paul Pfizer noch immer kränkelt; — daß das Militär die deutsche Kokarde angelegt hat; — daß der Gouverneur unsrer Bundesfestung, Generallieutenant Graf v. Lippe, sich lieber erschoß als durch die Wirren der Gegenwart zu bringen suchte. Der halb constitutionelle, halb republikanische „Beobachter," den man aber doch nicht mit der „Sonne" und der „Bürgerwehr" auf eine Linie stellen sollte*), ist der Meinung, der durch Regierungsbeschluß aufgelöste demokratische Verein sei schon vorher in sich selbst zerfallen und aufgelöst gewesen, und erhalte durch das Verbot eine Geltung, die er gar nicht gehabt habe. Der neue „Volksverein" (die Minderheit des vaterländischen Vereins) hielt sich „innerhalb der gesetzlichen Schranken", hat das Programm der Frankfurt-Berliner Demokraten verworfen, zugleich aber auch gegen den Reichsjustizminister Heckscher protestirt. — Der Ausschuß des vaterländischen Vereins entwickelt eine erfreuliche Thätigkeit, indem er über alle politischen Verhältnisse in freier und würdiger Weise sein Urtheil öffentlich abgibt, und dadurch den Gemeinsinn einer besonnenen und starken Mehrheit bildet und fördert.

*) Er war das frühere Oppositionsorgan der jetzigen Minister, sein Redacteur ist ein talentvoller, gescheidter Mann; „Sonne und Bürgerwehr" sind Schimpfblätter.

Anfang September wird unser Landtag zusammentreten, um die Entwickelung unsrer Verfassung unter dem Sonnenscheine der neuen Freiheit zu fördern. Einige abgestorbene Paragraphen werden fallen; zu der Freiheit der Presse, den Rechten, sich öffentlich zu versammeln und Waffen zu tragen, werden noch Ersparnisse im Staatshaushalt, Öffentlichkeit der Staatsverwaltung, möglichste Selbständigkeit der Gemeinden, Verbesserung der Schul- und Gewerbverfassungen, und gänzliche Beseitigung der Feudallasten, der Adelsvorrechte, der Kammer der Standesherrn und der Ritterbank, des Gemeinderaths, der Administrativjustiz und der Gesandtschaften hinzukommen, kurz ein neuer, so Gott will gedeihlicher Zustand wird sich entwickeln, wenn ihn nicht die Parteiungen im Ländchen oder gewaltsame Zusammenstöße von Außen hemmen und hindern. —

Zur Chronik der Gegenwart.

— Mit dem Siege bei Custozza hat die östreichische Sache in Italien einen Schwung genommen. Der Jesuitenkönig Alberto la Spada der schon die sicilische Krone für seinen zweiten Sohn, für sich selbst die Krone des Vereinigten Italiens für sicher hielt, ist auf der Flucht vor Radetzky; seine Blätter und Creaturen trösten ihn: auch Napoleon habe nicht alle Schlachten gewonnen. Wir sind nicht so patriotisch entartet, um den östreichischen Waffen von diesem Sardenkönig eine schmachvolle Niederlage zu wünschen, wie Arnold Ruge, Abgeordneter von Breslau in der deutschen Nationalversammlung. Diese Radetzky's müssen zum Lande hinausgejagt werden! sagte diese „uneingeschränkte Vernunft", und die Proletarier in Leipzig, die sich Republikaner und Demokraten zu nennen wagen, brachten ihm für diesen neuen Verrath an der deutschen Sache einen Fackelzug. Wir sind der Meinung daß Östreich sich loswickeln muß von der alten erbschaftlich überkommnen Ländermasse in Oberitalien. Wir können aber nicht wünschen daß es mit Schmach und Schande heimgejagt werde. Verschaffen ihm jetzt seine Waffen das Übergewicht über den frechen König von Sardinien, so soll es auch fortan die Lombardei mit Venedig verwalten, bis Oberitalien das jetzt frei sein wollte, zugleich mündig ist um seine Freiheit zu handhaben. Mit Ehren beiderseits muß dieser Handel gelöst werden, nicht zur Schmach des einen Theiles, nicht zur Schmach dessen Theils auf dessen Seite wir unsre Brüder sehen. Man kann keinem Bruder wünschen daß er sich aus einem verschleppten Ehrenhandel feig zurückzieht. Deutschlands Interesse aber fordert daß Östreich uns mit Südtyrol die „Schwelle unsres eignen Hauses" nach Welschland zu behauptet, und mit Triest als deutschem Hafen die Küste des Mittelmeeres uns sichert. Dies zu verlangen fordert unsere Ehre, unser einfaches Rechtsgefühl. Nach Arnold Ruge gehört wahrscheinlich auch diese Forderung zu den „deutschen Niederträchtigkeiten." Ruge hat eben seine „besondere Weltanschauung."

— Die croatischen Abgeordneten sind in Wien vom Ministerium nicht zugelassen. Die Wiener Nationalversammlung soll darüber noch entscheiden. Sie zulassen, hieße Croatiens Unabhängigkeit von Ungarn anerkennen. Ungarn ist selbständig im ganzen östreichischen Völkercomplex; eben so wie es Oberitalien werden müßte, bliebe es vorläufig an Östreich verwiesen. Siebenbürgen hat sich vorläufig für Anschluß an Ungarn erklärt, Croatien wehrt sich mit den Waffen dagegen; es will östreichisch, aber nicht ungarisch sein.

— Der Leipziger Vaterlandsverein der seit längerer Zeit für republikanische und demokratische Klubbs gewaltsam ein Tummelplatz „besonderer Weltanschauungen" geworden war, hat sich aufgelöst und nach Ausscheidung jener Elemente sich von neuem gegründet. Er bleibt im alten Verbande mit den übrigen Vaterlandsvereinen Sachsens, er bleibt bei seinem Programm. Eben jene anarchischen Elemente hatten sich bei ihm eingedrängt um sein Programm zu stürzen. Da ihnen dies nicht gelang, machten sie jede Sitzung zum Schauplatz wüster Tumulte. Die Reorganisation des Vereins geschah gesetzlich nach der Entschließung des Ausschusses in seiner Mehrheit. Plötzlich künden Arnold Ruge und Jäkel, an der Spitze jener Klubbs, öffentlich eine Sitzung des Vaterlandsvereines an; sie usurpiren das Recht dazu und eignen „nach einer besondern Weltanschauung" ihrem Klubb den ihnen nicht gebührenden Namen zu.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr. | Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet. | № 31. 5. August.

Berliner Briefe.

2.

♀ Die Droschke ras'te vor meine Thüre.

Wie? Sie machen große Augen? Auch ich habe sie weit aufgerissen, aber es ist buchstäblich wahr: sie ras'te. Es ist einmal geschehen und muß anerkannt werden! Du lieber Gott, seit den Märztagen ist so mancher wild geworden, der Jahre lang den Kopf hängen ließ und mit offnen Augen schlummert, warum nicht auch ein Droschkenpferd? Servile wurden liberal, die Höflinge der Großen wurden Volkshöflinge, die Lakaien wechselten nur die Livreen, warum soll es nun so ein steifbeiniges großmäuliges Roß nicht auch einmal gelüsten muthig zu trampeln? Eine dunkle Pferdesage von Bucephalus und Babieca geht durch sein Gehirn und die Sorge um einen glänzenden Namen, der prickelnde Ehrgeiz im Gedächtniß der Gassenjugend zu leben, verdrängt den Gedanken an Krippe und Futtersack. Ja ein großes Ereigniß ist über die Bestie hereingebrochen, ein Umschwung der Dinge, eine Umwälzung, eine Transaction hat stattgefunden. Sprechen Sie um Gottes Willen nicht von Revolution, das mögen die Minister, — die Kutscher wollt ich sagen, — nicht hören. Sie sind ja auch halb und halb eine Berliner Pflanze, greifen Sie in Ihren Busen, sagen Sie ehrlich: gab es etwas Melancholischeres als ein Droschkenpferd? Meister Shakspeare spricht von einem kranken Löwen, von einem faulen Sumpf, fügen wir diesen Candidaten der Traurigkeit noch eine leere Geldbörse hinzu oder das Antlitz eines Deputirten der mitten in der Rede stecken bleibt, — es hilft alles nichts, ein Droschkenpferd bleibt die äußerste Linke der Melancholie. Ach, wenn ich in Mondschein sonst so einen geknickten Gaul stehen sah und mir dachte: mager sein und noch dazu vom Mond beschienen werden! — da zuckte etwas durch mein Gemüth wie Young'scher Nachtgedanke, wie Hölty'sche Elegie:

> Angethan mit seinem Zaumgeschmeide,
> Fliegen in dem schlichten Mähnenhaar,
> Schlummert's Pferdchen, so des Kutschers Freude,
> So der Stolz des Wägleins war.

Die achtzehnte Märznacht hat dem Pferdchen Beine gemacht und sein Tyrann, der mit Helm und Federbusch schon sonst wie ein Schiller'scher Räuber aussah, der auf einer Provinzialbühne auftritt, ist jetzt völlig außer Rand und Band. Er will mit seinem Roß keine Verfassung vereinbaren. So viel Peitschenhiebe die Minute einerseits, so viel Schritte und Kopfnicken anderseits, das wäre doch constitutionell, aber er treibt absolut und geißelt von Gottes Gnaden, denn jeden Augenblick fürchtet er das Allarmsignal zu hören, eine Bande Demokraten heranstürzen zu sehen, die seine Droschke zur Barricade avanciren lassen.

Diese tendenziösen Gedanken erfüllten mich, indem ich mich mit wohlriechenden Wässern besprengte, zartes Leder über die Hände zog und in den Spiegel einen zufriedenen Blick warf, der meiner weißen Cravatte galt.

Rasch schlüpfte ich in meinen Leibrock, der wirklich untadelhaft saß, dem mein Schneider schon öfter in stiller Verehrung und Andacht durch mehrere Straßen nachgegangen war. Denn, wissen Sie es nur, außer den gewöhnlichen Leidenschaften, die in jedem Menschenkind wühlen, ist eine Schneiderseele noch zwei anderen unwiderruflich verfallen: der maßlosen Bewunderung Napoleons, der bekanntlich mit genialem Kaiserschnitt so manchen Purpur zertheilte, wobei immer ein gutes Stück unter seinen Tisch fiel, und zweitens dem seligen Drange, den Thaten und Wundern seiner Scheere nachzugehen in heiliger Wallfahrt.

Nach dem Hotel des Finanzministers! rief ich der Droschke zu.

Und der Gefürchtete saß lautlos auf erhabenem Kutschbock!

Das rasselte und prasselte, holperte und stolperte

daß mir auf trockenem Lande zu Muthe ward wie seekrank.

Bald erfuhr ich was meinen Fuhrmann ängstigte. Viele hundert schwarzrothgolden gesinnte Leute tumultuirten unter den Linden, das berühmte Arndt'sche Lied vom lamentoso bis zum fortissimo absingend. Sie schickten sich eben alles Ernstes an, einigen sonderbündlerischen Hausbesitzern, die in ihrem stockpreußischen Haß gegen Johann von Habsburg schwarzweiße Fähnlein ausgesteckt, die Fenster einzuwerfen. Ein ganzes Rudel von Konstablern war aufmarschirt, meist brotlose Tischler die in Staatsdienste getreten, Schürze und Hobel gegen blaue Röcke mit Knebelknöpfen und Hirschfänger vertauschten. Auch die Bürgerwehr stand da mit dem bedeutsamen Kuhfuß, und es schien mir, indem ich an ihr vorübersauste, als sei sie bleich und befangen und der sicheren Überzeugung lebend, deutsche Hiebe liberalster Natur auf den breitesten Grundlagen zu erhalten.

Der Pferdebändiger hielt still. Wir waren vor dem Hannsemann'schen Hotel angelangt.

Du liebe Zeit! Wie war's einem unter dem alten Regiment so candidatenhaft um's Herz, wenn man zu einem Minister die marmorne Treppe aufstieg! Wie klopfte jede Ader! Und dem Schuljungen gleich, der zu seines Mufti Geburtstag eine Rede auswendig gelernt, wiederholte man in Ängsten und Nöthen wohl zehnmal sein Anliegen im Gedächtniß, ehe man mit zitternder Hand an die verhängnißvolle Klingelschnur griff. Man dachte sich den Unnahbaren, den von Seiner Majestät Erkorenen, wie Moses auf den Kupferstichen, mindestens mit zwei goldenen Strahlenhörnern. Nun sieht sich die Sache freilich ganz anders an, denn man trägt sehr scharfe Brillen seit der Revolution. Schulze meint daß es mit den Hörnern wohl seine Richtigkeit habe, aber Schulze meint daß es nicht immer Strahlenhörner sind. Krause hat gar gehört daß man souveränes Volk sei und mit einer Krone, wenn auch mit einer unsichtbaren, zur Welt käme. Lehmann und Tibecke endlich haben sich mit höchsteignen Augen und Ohren überzeugt daß unsre Minister ganz gewöhnliche Menschen seien, ohne Titel und Mittel, die jeder Frage hübsch artig Rede stehen, wenn das auch stotternd geschieht und gar nicht so erhaben klingt, wie's nachher Tante Voß und Muhme Spener erzählen.

Durch einen bescheidenen, engen, fast dunkeln Corridor gelangt man in große, beinahe leere Säle, beinahe so leer — bst, bst! verrathen Sie mich nicht, — wie der Staasschatz den der Herr Minister zu verwalten die Ehre hat.

Man betritt sodann den eigentlichen Salon, der schön, doch nicht gerade prächtig ist.

Grüßen Sie rasch Madame Hansemann mit ein Paar schlichten freundlichen Worten!

Man schlürft wundervollen Thee, man sucht Bekannte, Gleichgesinnte und frägt leise, wer die Fremden sind?

Gruppen bilden sich hier und dort. Sie sehen Bänder und Sterne, weiße und schwarze Cravatten. Herren in geistlicher Gewandung, Herren in blanker Uniform, Herren aus der Wasserpollakei in ungeschlachten Stiefeln.

Die gemäßigte Linke ist vollständig anwesend und die Rechte — ei das versteht sich!

Der spricht, der hört, der beobachtet. Jener spricht, hört und beobachtet zugleich, — nun, dann wirds ein Diplomat sein, raunte ich meinem Nachbar zu.

Sie haben Recht, erwiederte er, es ist der würtembergische Botschafter. Aus Paris und London hat das Stuttgarter Kabinett seine Gesandten abberufen, dort mag der Reichsverweser den seinigen beglaubigen; hier und in Wien hat es sie belassen, ein Beweis daß es Preußen und Östreich nicht als in Deutschland auf- oder untergegangen ansieht.

Man sieht, je nachdem man Augen hat, warf ein Linker hin, ob kurzsichtige, ob weitsichtige, ob gesunde oder schielende.

Der Erzbischof Geißel aus Köln ging mit katholischer Grandezza an uns vorüber.

Camphausen folgte ihm. Er sah leidend aus. Wollte er nicht gesucht sein? Suchte man ihn nicht? Er kam mir so verlassen vor.

Ein langer ältlicher Herr mit vorgebeugtem Oberleib, mit einem gutmüthigen fast albernen Ausdruck des Gesichtes schickte sich an mit uns ein bischen Politik zu spielen. Gott! der Mann mochte sich vortrefflich auf Sämereien, Pferdezucht und Schweinemast verstehen, mochte recht behaglich von seinen Zinsen leben, aber er hatte, das sah ich ihm an, im Jahre auch nicht einen eigenen Gedanken zu verzehren. Mit Gier und ohne Wahl griff er nach Allem und Jedem, was von der Tafel der Unterhaltung abfiel. Alte abgestandene Meinungen und Beweise, ihm schienen sie frisch und warm. Bilder, Witze, pikante Wendungen und ähnliche Confituren mundeten ihm am besten. Diese athemlose Emsigkeit Geist zu naschen, die mein Nachbar spöttisch belächelte, mir schien sie fast tragisch. Denn es ist so rührend, wenn die Armuth sich schmücken will; mit alten und neuen Lappen behängt sie sich, mit erborgten und ertrödelten, und das Bunte hält sie für das Schöne.

Wissen Sie, sagte zu ihm ein junger, feiner Mann mit lauerndem Blick und ehrwürdigem Prophetenbart, wissen Sie daß England unser Provisorium in Frankfurt nicht officiell anerkennen wird? Ich weiß es aus zuverlässiger Quelle, Männer die gut unterrichtet sind versichern es. Mögen die Herren der Paulskirche zusehen daß ihre Beschlüsse eine größere Tragweite erhalten. Man muß endlich die Ehrenrettung Deutschlands entschieden in Angriff nehmen, gegen jede Anmaßung, käme sie woher sie wolle, entschlossen Front machen. Wissen Sie auch daß es in Schleswig wieder zum Klappen kommt? Die Deutschen haben so manches Märchen von Andersen übertragen, wahrlich, dies dänische Stück, Schleswig genannt, wird wohl in Wrangel einen tüchtigen Übersetzer gefunden haben.

Märchen von Andersen, — dänisches Stück, — Wrangel, Übersetzer — ausgezeichnet! schmunzelte der alte Krautjunker.

Mein Nachbar nahm mich unter dem Arm. Er däuchte mir sehr aufgeregt. Haben Sie gehört? knirschte er, „ich weiß es aus zuverlässiger Quelle", „in Angriff nehmen", „Front machen", „Tragweite"! Liebster Mann, was sind das für geschraubte, gekünstelte Zeitungsphrasen! Ja, wenn Alles was spitz auch hoch und Alles was dunkel auch tief wäre! Sehen Sie, das ist ein Journalist! Diese Ritter vom Gänsekiel sind aller Orten, in den Schenken, in den Conditoreien; sie beriechen jedes Blatt und jeden Menschen; sie haben ihren Soufleur in der Kammer, sie prahlen in jedem Salon und die Minister vertragen sich mit ihnen; sie leben vom Unglück der Welt, Mord und Todschlag wird ihnen mit Gold aufgewogen; sie müssen Neues erkunden um jeden Preis, sie erfinden das noch nicht Dagewesene und die Phantasie des Volkes die sich im Ungeheuerlichen gefällt wie die Phantasie jedes Kindes, hält diese rohen Auswüchse einer müßigen Kannegießerei für schön gegliederte Staatsweisheit. Ich hasse diese Federfuchser, die sich lächelnd an der Ehre unbescholtener Männer vergreifen. Die Presse ist zügellos geworden und hohe Zeit ist's ihr zu begegnen.

Plötzlich fiel mir ein daß ein hiesiges Blättchen die telegraphischen Bewegungen dieses fanatischen Deputirten mit harmlosen Witze bestichelte. Also darum Räuber und Mörder? dacht ich. Unbeschränkte Freiheit für dich, nicht wahr? Und Stricke und Maulkörbe für Andere, nicht wahr? Staaten willst du regieren und bist ein Knecht deiner gekränkten Eitelkeit und willenlos unterwürfig deiner Galle? „Gut daß dir der Donner nicht gegeben ward!"

Es wurde mir schwühl. Ich knöpfte den ersten Knopf meines Leibrocks auf.

Um Beckerath, der von großen Dingen redete, schaarte sich eine ansehnliche Gruppe. Da war der Prediger Jonas, ein nüchterner Kartoffelpreuße, der in der Kammer wie ein rostig gewordener Mime mit conservativem Pathos declamirt oder wie ein verbissener Kritiker schulmeistert in seiner Unfehlbarkeit päpstlichem Gefühle. Was will der Kürbißkopf unter den Melonen? fragt' ich mich. Nicht als ob ich die Melone just für ein bevorzugtes Gewächs hielte! Bei Leibe! Die Melonen sind auch nur zum halben Bewußtsein durchgedrungene Kürbisse.

Die preußische Regierung, sagte der Held von Crefeld, sei nach der Revolution vernichtet gewesen, der Sturm auf das Zeughaus zeugte dafür. Preußens Abgeordnete hätten in Frankfurt geknirscht daß die Wühler so keck ihren Trumpf ausspielen durften. Doch das war begründet in der Ohnmacht der Behörden! Wenn nun die Regierung wieder zu Kräften gekommen, so sei dies lediglich den Männern der Paulskirche zu danken. Wir, erhub er seine Stimme, wir haben das monarchische Princip gerettet durch die Wahl eines Unverantwortlichen!

Er ist ein Träumer, flüsterte ein Diplomat mit vornehmem Lächeln. — Die Frankfurter Luft, scheint's, benebelt die klarsten Köpfe, bemerkte ein Kammermitglied der Rechten.

Ich bin gern bereit der Trunkenheit eines erwachten Volksbewußtseins Rechnung zu tragen, eiferte ein Tory reinsten Wassers, indem die Gruppe sich zerstreute, — aber diese Frankfurter sind unleidlich hochmüthig. Die Maßnahme gegen Hannover ist eine unweise, dies ist die glimpflichste Bezeichnung über die ich in meiner gerechten Entrüstung zu gebieten habe. Die Herren halten sich allein für souverän, aber wo bleiben die Fürsten? he? Ich frage. Die Könige haben sich einmal behauptet, oder wie es den Radicalen beliebt: das Volk hat sie in einer großmüthigen Wallung geschont. Nun denn, so war's nicht Umsturz, sondern Umschwung! Es kann also nur von einer Vereinbarung die Rede sein, ein neuer Contract muß geschlossen werden, allein zu einem Contract gehören zwei Betheiligte. Denn was dem Einen recht, ist dem Andern billig.

Ich hab's gleich gesagt, es sitzen zu viel Doctoren in Frankfurt! erhitzte sich ein General. Mit Philosophie und ähnlichem Krimskrams commandirt man keine Armeen. Mohnköpfe sind's, Träumer, die gefühlvolle Reden halten. Mit Reden und Gefühlen commandirt

man Mädchen, nicht Staaten. Geschichte schreiben ist nicht Geschichte machen.

Dann sprach er noch viel von Soldaten und Festungen, Rußland und Dänemark und wie schließlich Deutschland werde in Preußen aufgehen müssen.

(Schluß folgt.)

Spreu.

— Unter diesem Titel und mit dem Motto Honny soit qui mal y pense, gibt ein bescheidner, eben so scharfsinniger als milder Kopf die Ergebnisse seines Denkens in einem hübsch gedruckten Taschenbüchlein (Leipzig, Brockhaus.) Es sind Maximen in Form von Epigrammen, wie sie die ältere französische Literatur mehrfach aufzuweisen hat, zerstreute Waizenkörner, nichts weniger als Spreu, obschon der Verfasser zu Anfang sagt, wenn der Waizen nicht gerathe, müsse man sich mit Spreu begnügen, und wem nicht große Summen zu Gebote stehen, solle Pfennige in die Sparbüchse thun. Klare, umsichtige, bescheidne Köpfe dieser Art thun noth in unsern Kämpfen. Wir geben eine Auswahl seiner Bemerkungen die unsre Zeitwirren besonders treffen.

„Wenn Wenige die Vielen bedrücken, so heißt das nur zu oft Erhaltung der öffentlichen Ordnung; wenn die Vielen den Druck abzuschütteln suchen, so heißt das Aufruhr. Jener Druck hat in der Regel keine vernünftigen Gründe, der Aufruhr aber sehr oft wenigstens erhebliche Gründe. Fast alle Revolutionen beginnen mit dem Unrecht der Herrschenden, und führen durch Rückschlag (nur zu natürlich) bis in das Unrecht der Beherrschten.

Das freie Princip im Staate ist die Politik, das nothwendige ist das Recht. Man hat Unrecht, alle näheren Bestimmungen, Modificationen welche das Recht durch die Politik erhält, für Vorurtheile, Übelstände und Eingriffe anzusehen. Die Politik führt den allgemeinen Begriff immer ins Besondere und Persönliche.

Nur dadurch daß man etwas über sich anerkennt, wird man frei und rettet sich aus der übelsten, der eigenen Sklaverei.

Pöbel gibt es in allen Ständen und Rangverhältnissen.

Es ist ein Hauptunglück in Revolutionen daß auch die Besten nicht wissen was zu thun sei.

Ein Strafgesetz gegen einen König ist thöricht wenn er zu stark und wenn er zu schwach ist. Man muß andere Heilmittel aufsuchen.

Die Stimmung des gemeinen Volkes ist in der Regel für den Gewaltigsten.

Die Wegschaffung eines Tyrannen hilft nichts, wo eine Bürgschaft gegen Erneuung der Tyrannei fehlt.

Es ist ein trauriger Beweis der Stumpfheit des moralischen Sinnes, wenn man die ungezügelte Begier, ohne Arbeit und Anstrengung schnell reich zu werden, offen eingesteht und als Beweis der Weltweisheit betrachtet. Reichthum hat nur sittlichen Werth durch die Kraft und Anstrengung, aus welcher er, als Nebenfrucht, hervorgeht oder durch die, großen Sinn offenbarende Art seiner Verwendung.

Anarchie kann nicht lange dauern. Alle Parteien erliegen zuletzt Einem welcher sich zuerst ihrer Wuth, hierauf ihrer Erschöpfung bedient. In der neuen Knechtschaft heißt es dann: Deus nobis haec otia fecit, und man gibt nun ohne Widerspruch dem Eindringlinge zehnmal so viel, als man vorher dem rechten Herrscher verweigerte.

Die Eiligsten zum Aufstande sind es gewöhnlich auch nachher zur Sklaverei.

Eine Regierung die nicht auf ihre Rechte hält, vernachlässigt ihre Pflichten; und die nicht ihre Pflichten erfüllt, verliert ihre Rechte.

Ein ungebändigtes Streben nach übertriebener Selbstbestimmung macht oft unbemerkt zum Sklaven fremder Ansichten, ja fremder Leidenschaften.

Man muß von Staatswegen bisweilen strafen, soll aber nie sich rächen, oder seiner übeln Laune freien Lauf lassen.

Ehrlichkeit ohne Einsicht kann die wahnsinnig gewordene Kraft niemals bändigen und bezwingen.

Es ist gleich thöricht, das Privateigenthum aufheben zu wollen und dasselbe als ganz unantastbar, dem Staatsrechte unerreichbar, hinzustellen. Wird das letzte nicht zur rechten Zeit Regler des ersten, so kommt es zu entsetzlichem Elend und furchtbaren Freveln, wie in Irland und Galizien.

Es gibt Aristokraten welche nicht eher Lehre annehmen, als bis man sie ausplündert und todt schlägt. Ähnliche Demokraten, die an's Ruder kommen, schlagen sich untereinander todt.

Die heutige Vorliebe und Bewunderung für alles Äußerste ist der vollkommenste Gegensatz zu der Theorie und Praxis der Griechen. Überall dringen diese auf Maß und Mäßigung, Besonnenheit (σωφροσύνη) und nichts zu viel! (μηδὲν ἄγαν)!

Es gibt viele Narren, die Unzufriedenheit für gleichbedeutend mit Weisheit halten.

Wer in allen Verschiedenheiten nichts sieht als Unvollkommenheit, die einem abstrakten Gleichartigen weichen solle, begreift gar nichts vom Wesen und der Würde des Persönlichen und des Volksthümlichen.

Die Menge fühlt in der Regel richtig das Dasein von Übeln und ihre Klagen sind deshalb ernstlich zu berücksichtigen; selten aber erkennt sie den Grund und die Heilmittel.

Nicht blos Der ist revolutionär welcher alle Dämme niederreißt; sondern auch Der welcher sie quer in den Strom hineinbaut."

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr.	Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet.	№ 32. 7. August.

Große und kleine Welt.

Novelle von **A. v. Seebach***).

Zu Leipzig im Erkerstübchen des vierten Stockwerks eines großen Hauses in der kleinen Fleischergasse, diesem wahren Stadtviertel der Studenten, mangelte es im Monat August 1840 keineswegs an einer gewissen studentischen Unordnung. Rapiere, Schlafröcke, Handtücher, Karikaturen und allerhand wohlfeile Bilder waren an den Wänden aufgehängt; ein Tisch in der Mitte zeigte die Überbleibsel mancher genossenen Mahlzeit. An den zwei entgegengesetzten Wänden standen Schreibtische mit Büchergestellen, erfreuliche Zeugen des wissenschaftlichen Fleißes. Dieser Fleiß schien doppelt nöthig, denn die beiden Bewohner des Zimmers studierten bereits im letzten Semester; das Examen war vor der Thür.

Das Examen ist ein furchtbares Gespenst für die akademische Jugend, ein Gespenst das die Aufklärung des neunzehnten Jahrhunderts anstatt es zu bannen, erst herauf beschworen hat. Drohend steht es hinter jeder Lebensfreude, schadenfroh grinzend neben jeder Lust, welche Zerstreuung bietet. In der Stille der Nacht bemächtigt es sich zuerst der Träume, und wenn es erst in die Wirklichkeit tritt, wenn es erst eine Gestalt von Zeit und Raum annimmt, dann ist es ein unerbittlicher Wächter des Paradieses, ein Thürhüter ohne Erbarmen, der sein „Zurück" mit drohender Stimme ruft.

Der Student Alfred sitzt an dem einen Schreibtisch. Er ist ein schöner junger Mann mit dunklem Haar; ganz im Barte verloren; eine tiefe, noch röthliche Narbe spaltet ihm das Angesicht und verleiht ihm ein höheres Interesse. Solch eine Narbe gibt immer zu denken; sie ist wie die Spalte eines zugezogenen Vorhanges, man meint einen Blick hindurch in eine ungestüme, aufbrausende, stolze und empfindliche Seele, zu thun; Trotz und Muth nicken daraus hervor als alte Bekannte.

Des jungen Mannes Schlafrock war phantastisch, im türkischen Geschmack, aber nicht mehr ganz neu; die Pfeife sehr lang, er selbst so vertieft im Studieren daß er seinen Stubenburschen **Karl Schmidt** nicht eintreten hörte.

„Jetzt ist mein Werk vollendet!" jauchzte Alfred im frohen Selbstgespräch, indem er aufsprang und die Pfeife bei Seite legte.

Karl Schmidt war ein Jüngling von jener hellen Gesichtsfarbe die eine geordnete Lebensweise, fleißige Beschäftigung im Zimmer und Enthaltsamkeit von Wetter, Wind und Sonne verräth. Er hatte so eben seinen Rock sorgsam in die Komode gelegt, sodann einen einfachen, philisterhaften, aber reinlichen Schlafrock angezogen und schickte sich an, den Platz an seinem Schreibtisch einzunehmen, als er den Jubel des Gefährten vernahm.

„Du hast ein Werk geschrieben?" fragte er erstaunt.

„Ach Du bist hier? rief Alfred verwundert, Du kommst ja wieder recht zeitig nach Hause!"

„Ja, seufzte Karl, ich wollte arbeiten."

„Ach Herzensjunge! rief der Andere, ich bitte Dich, arbeite heute einmal nicht, ich bedarf jetzt einer theilnehmenden Seele, ich muß irgend jemand mein Opus vorlesen — oder — ich ersticke daran. Ich bitte Dich, höre!"

Eine starke Zumuthung! versetzte der Freund mit seinem trocknen Lächeln, indem er sich in resignirter

*) Von dieser Autorschaft brachten wir vor längerer Zeit die von mehreren Seiten mit großem Beifall aufgenommene Novelle: „Der Weg zur neuen Kirche."

D. Herausgeber.

Gefälligkeit in die Ecke des Sopha's drückte; wie lang ist denn das Gedicht?"

„Gedicht? rief der junge Schriftsteller, meinst Du, ich gäbe mich mit solchen Lapalien ab? Meinst Du, ich wolle immer nur Blumen ziehen, immer nur arbeiten im Garten der Träume? Eichen will ich pflanzen, Bäume welche Schatten geben sollen ganzen Geschlechtern! Menschenwohl liegt mir jetzt mehr denn alles am Herzen, und für Menschenwohl hab' ich hier diese zwanzig enggeschriebenen Bogen Prosa niedergeschmettert."

„Ich glaube, Du hast es auf meinen Tod abgesehen! Willst Du mich vielleicht beerben?" — Karl machte Miene sich von seinem Sitz zu erheben; doch Alfred hielt ihn zurück. So sag' mir wovon Dein Opus handelt! Ich kenne ja Deinen blumenreichen Styl! Gib mir einen gedrängten Vortrag von der Sache; — sei barmherzig, lieber Freund; — ich muß arbeiten, noch zehn Seiten in den Pandekten erledigen. Wenn Du wüßtest, welche schöne Stunde ich darum geopfert habe!"

„Nun wohlan, Du mußt mir aber versprechen, die Sache zu lesen, wenn Du Zeit hast." — Alfred räusperte sich. — „Du weißt, mein lieber Freund, fuhr er fort, wie schwer es jetzt wird sich auszuzeichnen. Alle Fächer sind überfüllt, man muß sich mit Gewalt hervorthun. Und da ist es denn ein wahrer Himmelssegen, wenn einem eine neue Idee zufällt. Ich habe eine welche Sensation machen wird. Höre! Die ganze Welt athmet jetzt Communismus; es ist ein einstimmiger Ruf der Zeit. Hagel-, Feuer-, Lebens- und andere Versicherungsanstalten deuten darauf hin daß jetzt Einer für Alle und Alle für Einen stehen müssen; die gleichmäßige Vertheilung der Güter ist nur der Schlußstein zum großen Gebäude des neuen Organismus. In Amerika hat man schon communistische Gemeinden und in Deutschland spukt es davon in allen Köpfen. — Sei nicht der Pedant, mich zu verlachen! Das Genie greift seiner Zeit voraus. Ich habe den Communismus in einer neuen großartigen Weise aufgefaßt! Ich habe nachgedacht über den jetzigen Krebsschaden der Menschheit, über das Proletariat und dessen wahrscheinliche Folgen. Da offenbarte sich mir die neue, einzig wahre Idee, daß nicht nur die Menge der Armen, sondern auch die geringe Menge der Reichen an diesem Übel schuld ist. Die Zahl der Armen vermehrt sich, die der Reichen nimmt ab durch Vertheilung des Vermögens an die Erben. Die Wohlhabenden werden arm und die Arbeiter sind arbeitslos, weil Niemand sie beschäftigt. In jeder Gemeinde muß es Reiche geben, die die Armen beschäftigen. Wenn keine putzlustige reiche Frau Spitzen kauft, so muß der Communistenverein die Spitzenklöplerinnen ernähren, und so geht es mit Goldschmieden, Teppichfabrikanten und allen möglichen feineren Handwerkern. Das Hauptlaster des Jahrhunderts ist aber der Neid. Wo etwas Großes auftaucht, wird es herabgezogen. Sowie ein Mensch oder eine Sache gefällt, stürzt sich der Tadel darüber her. Auch die Reichen haßt man. Lies einmal die neueren Gedichte. Der Biedermann geht darin immer zu Fuß, und der im Wagen fährt ist ein Schuft. Wer nun gar mit vier Pferden fährt, mit solchem Kerl kann ein honetter Mann gar nicht mehr umgehen! — Und doch ist der Reiche der Sauerteig der das ganze sociale Gebäck in Gährung bringen, alle Maschinen in Bewegung setzen muß. Der Reiche ist die Achse um welche ein ganzer Gesellschaftskörper sich dreht, er ist aus Nothwendigkeiten und nicht zu seinem Vergnügen reich. Deshalb muß der Communismus auch für die Reichen sorgen. Doch müssen sie seine Geschöpfe sein und folglich nicht von seinen Theilnehmern beneidet werden. Wenn nun die Communisten eine gleiche Vertheilung der Güter vornehmen, so müssen sie auf hundert Arme drei bis vier Reiche rechnen, und diese durch das Loos wählen. Die Armen werden auf drei Jahr durch diese Vertheilung in Reichthum versetzt. Sie dürfen aber nicht etwa zurücklegen, nicht etwa auf ihre und ihrer Familie Zukunft bedacht sein, sie müssen ihre ganze Einnahme verthun und vergeuden, gleichviel auf welche Weise."

„Und nach drei Jahren, wenn sie in Armuth zurücksinken, wandte Karl ein, der Arbeit und des Entbehrens entwöhnt, unzähligen Gewohnheiten verfallen, denen sie nicht mehr fröhnen können? Rein unglücklich sind sie dann!"

„Das gilt gleich! versetzte der geniale Gesetzgeber, der Einzelne muß sich dem Ganzen fügen. Auch brauchen sie nicht unglücklich zu sein, wenn sie nur einigermaßen vernünftig sind. Sie müssen nur die Sache philosophisch nehmen! Vielleicht haben sie auch die Schattenseite des Reichthums kennen gelernt, die Langeweile des Überdrusses empfunden und sehnen sich wieder nach dem Reiz der Arbeit zurück. Wer nicht so hoch steht um solchen Wechsel des Schicksals ertragen zu können, der mag eben untergehen!"

„Sehr einfach!" sagte Karl Schmidt und stopfte sich eine Pfeife.

„Was gilt ein Menschenleben, fuhr Alfred fort, wenn vom allgemeinen Menschenwohl die Rede ist! Ja ich sehe die Zeit kommen, wo kein Arbeiter mehr über Mangel an Arbeit klagt, wo niemand mehr friert und niemand mehr darbt. Verschwunden ist dann die Ungerechtigkeit einer ungleichen Vertheilung der Güter, da jeden das Loos der drei Jahre treffen kann. Die ganze Welt wird zufrieden sein und ich — bin der Schöpfer dieses großen Unternehmens."

(Fortsetzung folgt.)

Berliner Briefe.

(Beschluß.)

Ich knöpfte den zweiten Knopf meines Leibrocks auf.

Der General hat Recht, zirpte der *** Gesandtschaftssecretär hinter mir, die Doctoren in Frankfurt übernehmen sich.

Faust fiel mir ein, der seine Studierstube verlassen, den Bart sich abgeschoren und den Verjüngungstrank getrunken.

Preußen und Östreich, fuhr er fort, können nicht in den allgemeinen Mußtopf geworfen werden. Ein Parlament das seine Zeit mit unfruchtbaren Amendements verzettelte und nicht damit anfing die kleinen Fürsten zu mediatisiren und zwar dazumal als die Revolution noch warm war, zeigt nur daß seine Fähigkeiten tief unter unsern Bedürfnissen stehen. Ja, ja, das ist das rechte Wort!

Es ging mir wie ein Mühlrad im Kopfe herum. Ich hatte zu Nacht gegessen mit Gespenstern und war gesättigt vom Entsetzen.

Sieh da, die Hansemannschen Fräuleins! Einfache, liebe Mädchen! Ich näherte mich ihnen, wir plauderten von Aachen, vom grünen Rhein, von Poesie und Musik. Fast wunderte es die Kleinen unter so vielen Larven einer fühlenden Brust zu begegnen.

Der Minister kam zu uns. Es war mir, als trug er eine Wolke auf der Stirne. Später erfuhr ich daß seine projectirte Zwangsanleihe in den Abtheilungen der Kammer auf spröden Widerstand gestoßen.

Allmälig thaute er auf; es war ihm wohl bei seinen Kindern. Sein Wesen ist schlicht, sein Auge klug, sehr klug, beinahe listig. Wohlwollen, hinter dem ein braves Gemüth versteckt ist, ruht auf seinen Zügen. Er machte mir namentlich wenn er lächelte den Eindruck eines Landmanns, der in die Stadt kommt und sich sagt: Ei, ihr spitzbübischen Städter! Möchtet mich übervortheilen, gelt? Nun wartet nur, auch ich weiß wo Barthel den Most holt!

Mit Ernst schritt Nothomb, der belgische Ambassadeur, heran. Rosenkranz und Auerswald begleiteten ihn.

Ade, du schöner, grüner Rhein und du muthwilliger Harry Heine, und du schwermüthiger Mendelssohn Bartholdy! lispelte ich den Fräuleins zu. Die Politik geht auf Raub aus, die Musen flüchten, wie Tauben vor dem Stoßvogel.

Belgien, das Cultusministerium und die auswärtigen Angelegenheiten waren inzwischen bis auf zwei Schritte herangekommen. Nothomb entwickelte die Vortheile des absoluten königlichen Veto.

Ich knöpfte den dritten und letzten Knopf meines Leibrocks auf. Ein Baron Osy, belgischer Deputirter und Financier, gesellte sich zu der Gruppe. Dieser Strichvogel flattert überall, wo was in der Welt vorfällt. Er hat die Revolution von Paris und Wien, und die Transaction von Berlin mitgemacht. Ach, ich wünschte ihn in diesem Augenblicke nach Irland, wo große Ereignisse sich vorbereiten. Denn er sprach von Zöllen, von Wolle und Zwirn, kein Wunder also daß ihm der Faden gar nicht ausgehen wollte. Deutschland würde schon darum nicht eins werden, bewies er, weil der Handelstarif unmöglich arrangirt werden könnte.

Ach, da der Leibrock schon völlig aufgeknöpft war, mußte ein Knopf der Weste dran.

Mein Blick fiel auf die Deputirten aus der Wasserpollakei in ihrer Bauerntracht. Sie waren verlegen und zupften an den Kleidern, sie schienen schläfrig und gelangweilt. Doch selig glänzte ihr Gesicht, da die Schüssel mit Kälberbraten herumging, mit jenem blonden, leidenschaftslosen Fleisch das mir in tiefster Seele verhaßt ist. Es kümmerte sie nicht der Zwist der Könige und der Völker, denn sie aßen.

Thue nur immer, mein Sohn, was du nicht lassen kannst, dann erfüllst du deine Sendung!

Zuweilen fiel ein Stückchen Fleisch auf die gebohnten Dielen. Sie glaubten sich unbemerkt und schleuderten es hastig mit den Fußzehen bei Seite oder traten gar darauf, um sich nicht zu verrathen. Diese unmittelbare Komik ergötzte mich im Innersten. Schlüge sich Adolf Glasbrenner abermals zum Abgeordneten für Frankfurt vor und spräche wiederum über den Ernst der socialen Frage, spielte Rott abermals den Hamlet — herzlicher lachen könnt' ich nicht, auf Seele! Beim Niederschreiben dieser Zeilen faßt mich erschütternder Lachkrampf, und mein Bedienter der mich mutterseelenallein weiß, stürzt erschrocken in meine Stube, im Glauben, ich sei toll geworden. Wenn einst der liebe Gott drüben mir meine Sünden vorrechnet und ich unglücklicherweise der Wasserpollaken gedächte, ich müßte ihm in sein heiliges Antlitz lachen, denn Selbstbeherrschung läge dann jenseits meiner Kräfte.

Schließlich eilten sie auf einen jungen Mann zu, der mit den Töchtern des Ministers auf und nieder ging. Sie hielten ihn wahrscheinlich für den Sohn des Hauses, weil er so ungenirt that, dankten für das Genossene und beurlaubten sich mit vielen Kratzfüßen.

Ich entschlüpfte mit ihnen in's Freie und brach halb froh, halb traurig in einen Monolog aus. War das ein Raufen und Kannegießern, ein Gewirr der Rede und der Gedanken, wie einst beim Thurmbau von Babylon! O, du altes, junges, jüngstes Deutschland, geh

du nur vorwärts, hör' nicht rechts noch links, geh du nur ohne Hast aber ohne Rast! In deine Majestät hast du dich eingesetzt, bewahre sie dir mit Würde! Mit der Freiheit hast du lange in wilder Ehe gelebt; nun bist du ihr öffentlich angetraut, die Barricaden sind deine Altäre gewesen! Aber das Kind, hervorgegangen aus diesem heiligen Bündniß, heg es, pfleg es, behüt es, denn es ist zart und erst wenig Tage alt und das Roth auf seinen Wangen scheint mir ein fliegendes Roth. Schöner konntest du nicht werden als du warst, blauäugiges liederreiches! aber du bist besser geworden!

Die Nacht war so schön, Stern an Stern stand am Himmel, und erquickende Lüfte wehten durch das Kastanienwäldchen. Der Rhein mit seiner Lurlei, die Heine'sche und Mendelsohn'sche Lieder sang, wogte durch mein Gedächtniß und aus den Wellen stiegen muntere Nixen empor und sie ähnelten den Hansemann'schen Fräuleins.

Aber Niemand soll glücklich sein, sagt Zeus!

Die Singakademie, die einst Jenny Linds Triumphe und nun die Niederlage preußischer Volksvertreter gesehen, glotzte mich an.

Es fiel mir ein Beck'sches Gedicht ein, das diesen Volksvertretern gesungen ist. Ich brummte es vor mich hin.

„Und Tag auf Tag und die Woche vergeht,
Ihr träumt und die alte Schmach besteht!
Wacht auf! so tönt es von Haus zu Haus,
Das Vaterland söhnt mit dem Weltgeist aus!

Nun denn, so fühlt des Volkes Leid,
Wenn Ihr des Volkes Seele seid!
Nun denn, so zeigt zu dieser Frist,
Daß sie von Gottes Gnaden ist!

Wir leben von Broten nicht allein,
Auch unser Herz will gespeiset sein:
Drum gebt, was gegeben werden soll,
Das Recht und den Frieden, rasch und voll.

Lang war das Hoffen unsre Schuld,
Wir waren Mörder an Geduld,
So lange Zeit, so theure Zeit,
Verbrecher an Gemüthlichkeit.

Mit dem schüchternen Bitten ist's vorbei,
Wir wollen, wir fordern! Bei Pulver und Blei!
Drum gebt uns voll und in einem Guß,
Was uns doch werden, ja werden muß!

Sonst war die freie Nacht im März,
Ein kurzer Polterabendscherz,
Dann käm die Hochzeit erst heran,
Hilf Gott, und Rothwein strömte dann.

Und was dies Liedlein besagen will?
Lang steht die Mühle der Völker still,
Zwar mahlt sie langsam, doch — merkt es fein —
Doch wenn sie mahlt, dann mahlt sie klein!"

Zu Hause angelangt, fürchtete ich mich beinahe schlafen zu gehen. Denn im Schlafe kommen Träume, ach und da konnten ja auch die Reichsarmee, die ganze Paulskirche, das absolute Veto und die Wollsäcke des Barons Osy über mich hereinbrechen! Am meisten aber graulte ich mich vor der Zwangsanleihe, was mir Niemand übel nehmen kann.

Doch nein! Mir träumte vom Führer der Wasserpollaken. So stand er da in seinen hohen Stiefeln, mit dem Anstand den er hatte! Er gedachte der mächtigen Butterbemme mit Kälbezbraten belegt, und sprach, von Freude und Wehmuth gleich überwältigt: O, süße Vergangenheit, die du einst Gegenwart warst, in der ich besaß was die Menschen Glück nennen auf Erden und genoß was die Frommen jenseits erwarten als Lohn und Vergeltung! Ich habe keine Forderung mehr an den Himmel für dieses und jenes Leben!

Zur Chronik der Gegenwart.

— In Baiern finden viel neue Anklagen wegen Preßvergehen statt. Zugleich sucht man aber manche alte Preßverfolgungen zu begütigen und auszugleichen. Professor Söltl in München, wegen seiner freisinnigen Geschichtschreibung von den Ultramontanen unter König Ludwig von seiner Stellung an einem Gymnasium entfernt, hat jetzt an der Universität eine Honorarprofessur für deutsche Literaturgeschichte und Beredsamkeit erhalten. Behr hat noch in seinen kranken greisen Tagen eine Begütigung früherer königlichen Schmähungen erlebt. Eisenmann, der eifrige Kämpe für Königthum und baierische Nationalität, beschämt mit dieser seiner treuen Schildführung seine alten königlichen Verfolger. Hornthal senior und Widemann, ehedem Redacteur des Volkstribunen, gehörten zu Anfang der dreißiger Jahre zu den Vorkämpfern für Preßfreiheit in Baiern und büßten dafür unter der Willkür König Ludwigs. Widemann, damals noch ein Jüngling, hat nach Beendigung seiner langen Kerkerschmach seine juristische Laufbahn jetzt wieder begonnen. König Maximilian hat ihn auf Antrag des Justizministers mit Überspringung des Assessorats zum Rath befördern lassen.

— Der Centralausschuß der Demokraten in Berlin fordert in einem Aufruf an das polnische Volk à la Ruge zu einem Völkercongreß auf. Während diese abstracten Köpfe die Völkerpersonen negiren, die Berechtigung der Nationen, als solche zu existiren, leugnen, wollen sie dieselben doch mit Sitz und Stimme zu einem Congreß berufen der die Geschicke der Menschheit beschließt! Welche Logik bei diesen philosophischen Thebanern! „Nicht die Deutschen, nicht die Franzosen sind Eure Genossen, sagen die Hrn. Fröbel, Rau, Meyen, Heramer u. A. zu den Polen, wohl aber die Demokraten," d. h. in diesem Sinne die abstracten Philosophen welche alle moralisch und physisch bestehenden Potenzen leugnen. — „Erhebt Euch, sagen sie zu den Polen, wie Ihr nicht anders könnt, als Nation, aber erhebt Euch im Namen der Humanität!" — Heißt das: schreibt die Phrase „Humanität" auf die Fahne, und mordet, senget — als „Nation, wie Ihr nicht anders könnt"? — Anders als mit Nationalhaß hat sich Polen nie erhoben und wird es sich nicht erheben können. Zum Nationalhaß hat Polen sogar seinerseits ein Recht. Die Sache der Humanität ist auf deutscher Seite; davon abgesehen daß uns auch als Nation das Recht zur Existenz zusteht. Ist es nicht komisch das erst noch behaupten zu müssen? Jene Philosophen bestreiten es noch.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr.

Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet.

№ 33. 8. August.

Große und kleine Welt.

Novelle von A. v. Seebach.

(Fortsetzung.)

„Zur Ausstattung der Reichen wirst Du freilich nicht viel beitragen; auch wird von dem Deinigen nicht viel zum Vertheilungsfonds gegeben werden, denn Du bist ungefähr eben so reich wie ich, sagte Karl. Wenn unsere Stipendien wegfallen, — nun Du weißt was uns da bleibt! — Karl seufzte. — Es thut mir indeß leid setzte er hinzu, daß ich nicht in Deine Communistengesellschaft treten kann. Ich habe andere Pläne für meine Zukunft. Heute habe ich einen Entschluß gefaßt und für mein ganzes Leben entschieden.“—

„Nun und wie lautet dieser Entschluß?“ fragte Alfred gespannt.

„Ich trete in den Staatsdienst.“

Dem Freund entfiel das Manuscript aus der Hand. „Du in den Staatsdienst? rief er, Karl, Du scherzest.“

„Ich scherze nicht, es ist mein völliger Ernst.“

„Nun das heißt consequent sein! Nachdem man seit Jahren die größte Freude, den größten Triumph darein gesetzt hat, zu thun was der Staat verboten! Stachst Du nicht im ersten Duell Deinem besten Freund das Auge aus, blos weil der Staat das Duell auf Stich untersagt hatte? Schimmert nicht an Deiner Pfeife die Farbe einer verbotenen Verbindung, und langst Du nicht am eifrigsten nach den verbotenen Büchern? Schäumtest Du nicht ganz kürzlich vor Wuth über die Censuranstalten unseres Staates, und jetzt so zahm? Du willst am Ende gar Geheimer Hofrath werden!“ — Alfred lachte bei diesen Worten bitter auf.

„Lieber Freund, versetzte Karl Schmidt, laß jetzt Deinen Spott aus dem Spiel; wir sind nicht mehr Knaben, sondern Männer, und uns geziemt eine ernstere Lebensanschauung. Wir keuchen den Berg hinauf mit Menschenliebe und Volksbeglückungsprojecten im Herzen, und wenn wir auf dem Gipfel ankommen, dann lagern sich Wolken zwischen uns und die Erde, Nebelschleier umhüllen uns und wir wissen nicht mehr was dem Volk frommt, womit wir es beglücken könnten. Wie die Maulwürfe arbeiteten wir unter der Erde fort, vom Augenblick und vom Drange der Verhältnisse überwältigt, und ahneten nicht, was auf der Oberfläche der Erde unter dem Einfluß der Sonne vorgeht. Ich bin jetzt klar geworden über die allgemeinen Weltverbesserungspläne. Ich erkenne es als einen schönen Beruf, da wo das Herkommen noch mangelhaft ist, es durch humanes und kluges Walten zu mildern, vielleicht auch durch ernstes Denken und Arbeiten die Mängel im Einzelnen zu heben. Mit gutem und humanem Willen vermag ein Staatsdiener nützlich zu sein; kurz, ich habe mich dafür entschieden. Übrigens hat ein mächtiges Motiv diese Entscheidung beschleunigt. Ich bin nämlich seit einer Stunde Bräutigam und hoffe im Staatsdienst meiner Frau eine sichere, ehrenvolle Existenz bieten zu können.“

„Großer Gott, nun das hat nur noch gefehlt! rief Alfred sich mit beiden Händen in die schwarzen Locken fahrend und mit starken Schritten im Zimmer umherlaufend. — Nein das ist zu arg; Bruder! Und ich, der ich nichts davon gemerkt habe! — Großer Gott, ist es denn schon zu spät? Bindet Dich schon — die Ehre?“

„Nicht die Ehre allein, auch die Liebe; ich liebe Rosamunde Schulz. Heute gestand sie mir daß sie meine Liebe erwiedert.“

„Rosamunde ist ein schönes, braves Mädchen, versetzte Alfred, und gegen diese Deine Wahl ist nichts einzuwenden, wenn einmal geheirathet werden mußte.

Aber eben das hätte nicht sein sollen. Rosamunde ist arm — und Du! — für das Heirathen hat niemand Stipendien ausgesetzt, und Anstellungen fallen nicht vom Himmel."

„Wir sind jung und können warten."

„Bis sie verblüht ist!"

„So schnell verblüht die Schönheit nicht! Die wahre Liebe steht ewig in Blüthe. Wir arbeiten zusammen und bedürfen Beide nicht viel, sind Beide gewohnt uns einzuschränken."

„Armuth und Edelsinn! Ja das gibt, wenn auch keine Mißheirath, doch eine schlechte Partie! Nun, an Deinem Hochzeitstage nehme ich ewigen Abschied von Dir, ich mag nicht Zeuge von Deinem moralischen und physischen Elend sein, ich kann einen Freund nicht herunter kommen sehn! Der nicht mehr moussirende Champagner, was ist der noch? — Ich sehe Dich schon wie Du bei einer kleinen Anstellung eine große Familie ernähren mußt mit einer verblühten Frau und unter einem Haufen Kinder; wie Du mit Mühe den äußern Anstand wahrend, heimlich darbst! Leb' wohl, Bruder! Ich sehe schon wie Du zu Grunde gehst!"

„Ich sehe nur das Morgenroth meines Glückes, sagte Karl. Jetzt aber laß mich arbeiten, und sei meinetwegen unbesorgt!"

In der Simionsstraße*) steht ein hübsches Haus, mit einem Gärtchen umgeben. In der Jelängejelieberlaube sitzt ein Liebespärchen, Karl Schmidt und Rosamunde, Beide heiter und glücklich. Rosamunde ist ein liebliches sanftes Kind, mit feinen Zügen, freundlichem Lächeln und schönen blauen Augen. Sie ist eher groß als klein; das blonde, etwas röthliche Haar trägt sie im glatten Scheitel, und zu dem hübschen Kattunkleid ein Schürzchen. Die Händchen sind freilich nicht so weiß wie die eines Hoffräuleins, aber sie ist auch recht fleißig im Hause.

Jetzt kam auch die Wittwe Schulz herbei. Sie ist eine wohlbeleibte ältere Frau mit weißer Mütze, buntem Halstuch und gedruckter Schürze. Sie kleidet sich um eine Stufe geringer als ihre Tochter. Das war auch ganz natürlich, denn sie war eine Krämersfrau und Rosamunde sollte einen Staatsdiener heirathen. Sie verneigte sich schon im Voraus vor der Frau Sekretärin oder Accessistin. Wenn man so ein Titelchen vor dem Namen tragen kann, meinte sie, da hat man gleich eine ganz andere Stellung in der Welt!

Frau Schulz trug eine sauere Milch zum Abendessen auf. „Sieh, Du junges Ding, sagte sie freundlich lächelnd zu Rosamunde, da muß ich Dich noch bedienen anstatt Du mich; Du vergißt ja Alles beim Plaudern mit Deinem Karl!"

„Ach ich bin so froh und glücklich, Mütterchen! sagte Rosamunde, indem sie seufzte als habe sie in ihrem Innern nicht Raum für all das Glück, welches sie empfand."

Nach dem Abendessen nahm Frau Schulz wieder das Wort. „Ich habe Euch eine ernste Mittheilung zu machen, meine Kinder. Der Augenblick ist nun gekommen, wo ein Geheimniß Euch nicht mehr vorenthalten werden darf. Rosamunde ist siebzehn Jahr und darf alles erfahren was ihr Schicksal betrifft, und auch Schmidt hat ein Recht dazu. Rosamunde, Du bist nicht meine wirkliche Tochter."

Rosamunde war bleich geworden; dann fiel sie der Mutter mit einem lauten Schrei um den Hals. „Das ist nicht möglich! rief sie, Du nicht meine Mutter?"

Frau Schulz unterdrückte nur mit Mühe ihre Rührung. „Du gibst mir, sagte sie, damit das Zeugniß, wie mütterlich treu ich an Dir gehandelt habe. Ich glaube, ich ließ Dich nie fühlen daß Du nicht mein Fleisch und Blut. Höre mich an, liebes Kind! — Es sind jetzt ungefähr sechzehn Jahre her als mein seliger Mann und ich in der **Straße ein Häuschen besaßen. Wir lebten von einem kleinen Handel mit Schwefelfäden und Feuersteinen; unser Waarentisch stand vor der Thür. Wir waren aber damals sehr traurig, denn unser einziges Kind, ein Mädchen von zehn Jahren, hatten wir so eben durch den Tod verloren. Es war gar nicht lange krank gewesen, der Verlust kam so schnell! Wie öde es da in dem kleinen Hause war! Die Stunden wo unser Kind aus der Schule gekommen war, wo sie Vesper- und Abendbrot verlangt hatte, zu Mittag, wenn sie das Gebet hersagte, — jeden Augenblick vermißten wir die Kleine. Mein Ladentisch stand gerade der Thurmuhr gegenüber, es war mir als wolle der große und der kleine Zeiger gar nicht mehr vorwärtsrücken. Mein Mann sagte: Ich weiß gar nicht warum ich noch arbeite, und für wen, denn wir haben ja niemand um uns. Da kam eines Tages der Doctor, welcher uns in den traurigen Stunden unseres Verlustes zur Seite gestanden; er kam am Abend wo wir recht betrübt beisammensaßen. Der gute menschenfreundliche Mann las uns unser ganzes Herzeleid an

*) Eine Straße dieses Namens ist uns in Leipzig nicht bekannt. D. Herausg.

den Augen ab. Ihr solltet, sagte er, ein Kind zu Euch nehmen, damit Ihr etwas zu lieben und zu versorgen hättet. Ja, erwiederte ich, lieber Herr Doctor, so etwas ist aber gar nicht so leicht! Wo findet man denn ein Kind dessen Eltern es hergeben wollen, ja selbst bei einem armen Findling ist man nicht sicher, ob die Eltern es nicht wieder abverlangen, wenn man seine Freude an dem kleinen Wesen hat. Nun, meinte der Doctor, ich wüßte wohl ein kleines Mädchen das Euch kein Mensch wieder abverlangen würde. Es ist ein Jahr alt und es wäre ein gutes Werk, wenn Ihr es nähmet! — Wir könnten es wenigstens versuchen! meinte mein Mann, und mir schlug zum ersten Mal nach unserem Verluste das Herz wieder freudig. — Den andern Tag brachte der Doctor Dich in mein Haus. Du warst wie ein kleines Bauernkind angezogen, aber Du warst hübsch und hattest so fromme Züge und so feine Händchen. Die Leute behaupten, feine Hände seien ein Zeichen vornehmer Geburt. — Nun, Du warst ein allerliebstes Ding und wir hatten Dich gar lieb. Ehe aber das Probejahr um war, starb der Doctor, und mit ihm starb auch das Geheimniß Deiner Geburt. Wir hatten uns an Dich gewöhnt und liebten Dich wirklich wie ein eigenes Kind. Es befiel uns die Angst, man möchte Dich eines Tages abholen, wir wollten uns Deinen Besitz bestätigen lassen; niemand sollte mehr ein Recht haben Dich uns zu entreißen! — Wir sprachen lange über die Sache hin und her; endlich wurde ein Advocat zu Rathe gezogen und dieser meinte, man solle in den Allgemeinen Anzeiger setzen lassen daß wer Ansprüche auf Dich habe, sich bei Zeiten melden solle. Das thaten wir; Zeit und Name, Beschreibung Deiner Kleidung und Deiner Person wurden angegeben und ein Termin bestimmt bis zu welchem man sich melden solle. Wir warteten mit bangem Herzklopfen; es kam aber niemand, da adoptirten wir Dich als unser Kind; und von da an trugst Du unsern Namen. — Kurze Zeit darauf kam ein junger Mann zu uns. Er sah elend aus; die Stiefeln waren zerrissen, die Kleider verstäubt und abgetragen; doch hatte sein Ausdruck etwas Edles, Gediegenes, sein Wesen war fein und gebildet; er fragte ob hier nicht Leute wohnten, die ein fremdes Kind angenommen hätten? — Sie werden es mir doch nicht nehmen wollen? fragte ich erschrocken. — Nein, gewiß nicht, antwortete er, ich will die kleine Waise nur sehen! — Als wir Dich ihm zeigten, traten ihm Thränen in's Auge. Ich habe mich nicht geirrt, sagte er. — Du fingst an zutraulich zu werden und sagtest ihm einige freundliche Worte. Er beugte sich über Dich und küßte Dich, dann gab er mir diesen Ring — ein Trauring ist's; — das sei Dein einziges Erbtheil von väterlicher Seite; man möge es Dir aufbewahren bis Du erwachsen. — Der fremde Mann hat sich seitdem nicht wieder sehen lassen. Wir haben uns damals den Kopf zerbrochen wer es wohl möchte gewesen sein. Im Tageblatte standen allerlei Namen, unter keinem einzigen konnten wir uns den fremden Herrn denken. Vielleicht war es Dein Vater gewesen. In der großen Welt mag es zuweilen recht seltsam zugehen! Seitdem haben wir nichts mehr über Dein Schicksal gehört. Wahrscheinlich wirst Du Deine Eltern nie wieder zu sehen bekommen. Aber Du bist versorgt, unser Bischen erbst Du, wir haben unser altes Häuschen sammt dem Handel recht gut verkauft, das Geld liegt in Obligationen sicher. Das hat der Vater noch besorgt, ehe er starb. Freilich darfst Du nicht eher heirathen als bis Schmidt eine Anstellung hat, und das kann sich wohl noch seine fünf bis sechs Jährchen hinziehen!“ Das Pärchen saß recht gedankenvoll da, die halbe Nacht hindurch, während das alte Mütterchen erzählte.

(Fortsetzung folgt.)

Briefwechsel.

München, d. 2. August.

[Ministerielle Äußerungen; Westenrieder's Denktafel; Uriel Acosta; die Jacobidult.]

ƺ Unser Ministerium gibt nur selten ein Zeichen von sich. In den jüngsten Tagen soll jedoch der Minister der Justiz ein Rundschreiben an alle Gerichtshöfe erlassen haben, worin er ihnen eine strenge Beaufsichtigung der Presse und augenblickliches Einschreiten zur Pflicht macht, wo nach dem Gesetze ein Verbrechen oder Vergehen vorliege. Die Blätter demokratischer Tendenz werden hiebei einer strengen Controlle unterstellt. Der Minister des Innern erklärte gestern einigen Abgeordneten der hiesigen Studentenschaft auf ihre Anfrage, wie es sich mit dem Petitionsrechte der Studenten verhalte und ob der Bescheid den die Regierung von Mittelfranken den Erlanger Studenten gab — er lautete: den Studenten stehe das Petitionsrecht gar nicht zu — vom Ministerium gebilligt werde: er wisse von dieser Sache gar nichts, da sie in das Gebiet des Kultusministeriums gehöre. In Betreff der Associationsfrage entgegnete er ziemlich barsch, die Regierung habe wohlweislich noch kein Gesetz hierüber erlassen, da sie hierüber erst die Beschlüsse des Parlaments abwarten wolle. Kann man aber denn nicht auch kurze provisorische Gesetze geben? Auch der Wunsch nach einem Polizeigesetzbuche wird von allen Seiten sehr laut. Man fühlt die Nothwendigkeit eines solchen bei uns, wie wahrscheinlich allenthalben in Deutschland.

Gestern wurde in der Theaterstraße, der Synagoge gegen-

über, die Gedenktafel Westenrieder's aufgestellt. Sie trägt in Marmor die Inschrift: „In diesem Hause wurde Baierns Geschichtschreiber Lorenz Westenrieder am 1. August 1748 geboren." (Westenrieder starb 1829.) Das Haus war festlich geschmückt mit der deutschen und der baierischen Fahne.

Uriel Acosta, bisher vom Repertoir verbannt, ging in kurzem Zwischenraume in diesen Tagen zweimal über unsere Bühne. Die Darstellung mag wohl den größern, nicht aber den gebildetern Theil des Publikums ganz befriedigt haben. Um diesen Vorläufer Spinozas und der modernen Weltanschauung innerlich aufzufassen und wiederzugeben, dazu gehören Studien, innere Erlebnisse, Geisteskämpfe. Welcher von unsern Schauspielern versteht diesen Uriel?

Auf unserer Jacobidult gibt es leider mehr Verkäufer als Käufer, und jene klagen über schlechte Geschäfte trotz günstiger Witterung. Ihre buntscheckige Jacke hat sonst die Messe hier nicht abgelegt trotz dem Ernste der Zeit. Eine große Straße von Häusern und Zelten prangt in phantastischem und burleskem Aufputze; es fehlt nicht an Tänzern und Springern, Wachsfiguren und wilden Thieren. Auch für die Volksbildung ist in altväterlicher Weise gesorgt — durch Absingen und Erklären von „Mordthatengeschichten."

Zur Chronik der Gegenwart.

— Proudhon, der principielle Vertreter des Proletariats, der das Eigenthum abgeschafft haben will, hatte in der französischen Nationalversammlung ein Drittheil des Besitzes als Steuer vorgeschlagen. Der Besitz ist nämlich nach gewissen französischen Theoretikern ein Diebstahl. Abstracte Philosophen sind blind genug in dem Triebe zum Erwerben alle moralische Triebkraft zu verkennen. Proudhon's Rede erregte viel Heiterkeit. Entweder, sagte er, wird die Republik das Eigenthum, oder das Eigenthum die Republik begraben! Auf das Gelächter das dieser Prophezeiung folgte, äußerte er: Ich bedauere, meine Herren, daß meine Worte Sie lachen machen, weil das was ich sage Sie tödten wird!

Thiers' Zeit ist bei alle dem noch nicht in Frankreich gekommen. Er hat den Muth gehabt für Louis Philippe's Privateigenthum zu fechten; allein das lohnt ihm niemand; eben so wenig als Wahrheiten, die Grobheiten sind, und auf die man erröthen mußte. Bei der Wahl der Präsidenten und Secretäre der 15 Bureaux der Nationalversammlung ist Thiers nicht wieder gewählt. Barrot's Partei siegte nur in vier Bureaux.

— Die Selbständigkeit Ungarns ist nicht so entschieden gelungen als es Anfangs nach dem Aufschwung dieser Nation den Anschein hatte. In dem patriotischen Schwung der Ungarn fehlt nie etwas Prahlerei und Selbstüberhebung. Daraus entspringt die vielfache Verletzung ihrer Nebenvölkerschaften, gegen die sie sich stets als regierende Nation verhalten möchten. Ungarn regiert sich selbst, sein Parlament ist getrennt vom allgemein östreichischen. Für diese Zusicherung von Wien stellt Ungarn, wie es scheint, 200,000 Mann Truppen für Östreich. Und zwar werden diese nicht für sich ein ungarisches Heer bilden, sondern nach dem alten System unter die Fahnen und das Kommando Östreichs treten. Die specifisch nationale Partei in Ungarn erhielt damit eine Niederlage.

— Auf Englands und Schwedens Wunsch, die Schleswig-Holsteinische Sache beigelegt zu sehen, hat Dänemark erklärt, nur mit Preußen Frieden schließen zu wollen, einen deutschen Reichsverweser, eine deutsche Centralgewalt, ein gesammtes Deutschland nicht anerkennen zu wollen. Auch jene beiden Mächte glauben es nur mit Preußen zu thun zu haben. Man setzt seine Hoffnungen auf den Particulargeist der einzelnen deutschen Regierungen. Das Gerücht, Preußen habe sich zu einem Separatfrieden bereit erklärt, ist zweifelsohne unrichtig. Preußen hat nicht aus eignem Betriebe, sondern nur im Namen, im Interesse und im Auftrag Deutschlands den Krieg geführt. Das Berliner Kabinett hat allerdings mit dem englischen und dem russischen Kabinett über die Schleswig-Holsteinische Sache Noten gewechselt, was solange es keine deutschen Gesandten an den Höfen gibt, natürlich ist, allein Frieden kann Preußen für sich nicht schließen wo es nicht für sich Krieg geführt hat. Wrangel hatte längst schon erklärt, von Frankfurt Befehle zu erwarten.

— Die deutsche Nationalversammlung hat mit 288 gegen 146 Stimmen die Todesstrafe, mit Ausnahme wo das Kriegsrecht sie fordert, abgeschafft; desgleichen die Strafen des Prangers, der Brandmarkung und der körperlichen Züchtigungen.

Durch die Ernennung des Fürsten v. Leiningen zum Ministerpräsidenten und Verwalter des Auswärtigen, und durch die Ernennung Beckerath's zum Finanzminister ist das Reichsministerium vollständig.

— Dessau hat in Folge eines Landtagsbeschlusses den Adel aufgehoben; Altenburg, sagt man, werde folgen. Ein Land wie Dessau wo der Fürst beinahe der einzige güterbesitzende Edelmann ist, kann das leicht thun. Seit den, nicht selten gewaltsam erpreßten Güterankäufen des alten Dessauers, des Fürsten „Schnurrbart," wie er hieß, gibt es dort nur noch in Zerbst, das erst 1797 an Dessau fiel, einen einzigen adeligen Gutsbesitzer. — Die Zeit fordert, dem Adel die Gerechtsame, Privilegien, Bevorzugungen zu nehmen. Den Adel selbst und mit ihm die Erinnerungen der Familien aufheben zu wollen, ist eine überflüssige Grausamkeit. Haben nicht auch bürgerliche Patricierfamilien ihre gutbegründete Geschichte, ihre ehrenhaften Erinnerungen? Wer tastet Familienehre an? — In der Nationalversammlung zu Frankfurt sprach Beseler für die Abschaffung der Standesprivilegien, aber gegen die Abschaffung des Adels. Jacob Grimm sprach sehr schulmeisterlich über das „von;" er machte grammatikalische Skrupel, er meinte was in der Grammatik nicht Stand halte, sei auch in der Politik nicht haltbar. Beseler's Antrag ging durch. — Wenn die kleinen Staaten fortfahren sollten, durch Landtagsbeschlüsse den Adel abzuschaffen, d. h. ihn zu beleidigen und von sich zu entfernen, so wird das blos eine Auswanderung des Adels zur Folge haben. Wien und Berlin würden sich mit Adel füllen, Östreich und Preußen würden seine großen Heerlager werden. Schlimm genug daß die Fürsten noch immer fortfahren werden ihre Höfe mit Adel bevölkern. Allein hier kann nicht direct eingeschritten werden. Man beschränke die Civillisten dergestalt daß alle müßigen Luxuschargen und Schranzensinecuren von selbst fortfallen!

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr.	Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet.	№ 34. 9. August.

Große und kleine Welt.

Novelle von A. v. Seebach.

(Fortsetzung.)

Das Examen war bestanden; Karl Schmidt hatte trefflich in dieses Prokrustesbett des Staates gepaßt, es war weder zu lang noch zu kurz für ihn gewesen. Alfred's Geist war indeß zu lang und zu breit, er hätte die Fühlhörner seines Geistes einziehen, die Schwingen seines Verstandes zusammenschlagen müssen. „Du wirst also Accessist? fragte er seinen Freund im ironischen Tone. Einige Jahre dienst Du umsonst und erhältst dann von Zeit zu Zeit eine Remuneration von — ich mag die Summe gar nicht nennen, damit ich nicht erröthe über die Kleinigkeit, wofür Du Dich abquälen und Dich bedanken mußt!"

„Laß das, Alfred, versetzte Schmidt, sage mir lieber, was aus Dir wird!"

„Ich werde, was ich schon seit lange war, — ein Freiherr, ein Freiherr von der einzigen Art die in dem jetzigen Jahrhundert noch einen Pfifferling werth ist, — ein freier Mann, — ein Schriftsteller."

„Und die Tyrannei eines unwissenden Publikums, der Übermuth reicher Buchhändler erscheint Dir nicht als Beeinträchtigung Deiner Freiheit?"

„Das Publikum zwinge ich, die Buchhändler unterwerfe ich mir, — mein Buch ist verboten, mit Beschlag belegt; es hat reißenden Absatz!"

„Man wird Dich in Anklagestand setzen!" warnte Karl.

„Desto besser für mein Buch! rief Alfred, — und ich, ich gehe nach Paris!" —

In einer der belebtesten Straßen winkten an jenem Abend wie immer zwei besonders helle Gaslaternen einladend nach einem unscheinbaren Hause. Dennoch blieb das einfache Schild unbeleuchtet, auf welchem man bei Tage einen Namen lies't den mancher junge Mann zu nennen pflegt, wenn er einen Freund zum frohen Verkehr bestellt. Eine Thorfahrt ist der Eingang zu einem dunkeln Haussaal. Doch findet man leicht das vorgesetzte Ziel, das Zimmer links, da dessen Thür im Sommer weit offen zu stehen pflegt. Licht, Lärm und Dampfwolken strömen dem Eintretenden entgegen. — Das Zimmer selbst ist nicht schöner und nicht häßlicher als in gewöhnlichen Bierwirthschaften. An den Wänden sind außer Mützen und Pfeifen Eisenbahntarife, Theaterzettel und ein Rundgemälde von Leipzig aufgehängt. Das Publikum ist ein gemischtes, und unter den Rauchwolken müssen die verschiedensten Individualitäten, die Repräsentanten der verschiedensten Kasten und Berufsthätigkeiten dem Eintretenden auffallen. Der Student mit farbiger Mütze sitzt neben dem Kaufmann und Buchdrucker, und eben so mannigfaltig als die Gesellschaft sind die Motive die sie zusammenführen. Dem Einen ist das Bier ein Zweck, dem Andern nur ein Mittel; der Eine hüllt sich stumm in seine Rauchwolken, ihm gilt es nur die Abendstunden irgendwo zuzubringen, da ihm der häusliche Heerd versagt oder verleidet ist; er bringt alle seine Sorgen mit, seine trüben Stimmungen, die er wahrscheinlich auch wieder nach einigen Stunden nach Hause zurückträgt. Mancher Andere kommt hierher, um hier erst recht aufzuleben, seine Lebensgeister spielen zu lassen, den am Tag gesammelten Stoff der Ideen auszutauschen; er hat gelebt, geliebt, Abenteuer gehabt, Streit und Versöhnung, er hat Bücher gelesen, sich über Journale geärgert, er will all den elektrischen Stoff des Genies entladen, während ein Anderer nur herbeikömmt, um nach dem Knechtsjoch seiner Geschäfte solchen Stoff erst einzu-

nehmen. Dieser hat den ganzen Tag für den Broterwerb gearbeitet; jetzt streift er alles ab was ihn im Dachstübchen, im Comptoir, im Collegium gepeinigt, er will jetzt ausruhen und abschütteln, was er die Ketten des Daseins nennt. Dieser findet manchen Genuß in dem befreundeten Kreise, er ist ein trefflicher Zuhörer und seine Bemerkungen über die Lebensbilder die ihm vorgelegt werden, kommen gleichsam aus der Vogelperspective herab. Das Leben liegt ihm so fern; denn arbeiten nennt man ja nicht leben; nur sich erholen ist leben, und hier lebt der junge Mann auf. Die Unterhaltung pflegt in diesem Wolkenhimmel einer heiteren Jugend sehr belebt zu sein. Zu später Stunde stimmt irgend ein Kreis von Studenten ein Lied an, wo andere Kreise mit einfallen und der Abschied der zuletzt nach Hause Wandelnden ist wie gewöhnlich nicht ohne Taumeln und Lallen.

Soweit war es aber noch nicht, als Alfred eintrat und einen Augenblick in der Thüre weilte, um das Ohr an das allgemeine Summen, das Auge an den dichten Rauch zu gewöhnen und sich über die verschiedenen Kreise zu orientiren, was bei der matten Erleuchtung mit einigen Schwierigkeiten verknüpft war. Über einem Tisch von Communalgardisten und einem andern von Studenten winkte ihm von fern an der Ecke dicht neben dem Fenster ein junger Mann mit röthlichem Kopf- und Barthaar. Er saß umgeben von mehrern bartreichen Jünglingen an einem viereckigen Tisch in einem besonders belebten Kreise. — Nach diesem goldenen Ziele drängte Alfred sich durch unbesetzte Passagen, und es begrüßte ihn ein bekannter Kreis mit lautem Beifallsruf und augenscheinlicher Freude. Es waren junge Literaten und Studenten. Sie hatten ihn nicht gesehen, seit sein Buch erschienen war. Einer hatte es gelesen, und den Bekannten Stellen daraus mitgetheilt. „Der hat Courage gezeigt, sagte die fröhliche Schaar, er soll leben!“ — und sie hoben die schäumenden Biergläser jubelnd ihm entgegen. — Den Gefeierten stimmte dieser freie Zuruf wehmüthig. Den Kreis der ihn hier anerkannte und bewunderte — es war vielleicht der einzige — sollte er verlassen; das Abschiedsweh ergriff ihn, die Lippen erzitterten und die ungewisse Zukunft bedrückte ihm die Seele. „Meine Freunde, sagte er, ich komme Euch Lebewohl zu sagen, noch diese Nacht muß ich Leipzig verlassen. Mein Buch ist verboten, ich soll Stellen daraus vor Gericht erläutern, was ich freilich nicht auf befriedigende Weise vermag. Ihr wißt, wie sehr ich die Freiheit liebe. Für die Freiheit im Allgemeinen bräch' ich Lanzen; aber meine persönliche Freiheit ist bedroht. So wende ich denn meinem Vaterlande den Rücken und finde in Paris ein Asyl.“

Diese Mittheilung ward mit lautem Jubel aufgenommen. Alfred's Schicksal war nichts Unerhörtes in diesem Kreise, man betrachtete es gleichsam als einen Ritterschlag, als eine nicht zu umgehende Nothwendigkeit in der geistig bewegten, vom Staat geknechteten Zeit. Das gescheuchte Wild erhielt vor den Augen dieses Publikums einen gewissen haut-goût, ohne welchen die besten Würzen des Genies nicht anerkannt wurden.

Die Nacht verging im Freundeskreise unter Freiheitshymnen. Als der Morgen tagte, begleitete ihn der frohe Schwarm zur Post.

Karl Schmidt war wirklich jetzt mit einer wohlverdienten kleinen Besoldung fest angestellt. Wie war er auch fleißig gewesen von früh bis spät! Er hatte sich keine Freude gegönnt. Auch Rosamunde hatte nicht gefeiert und ihre Ausstattung mit eigenen Händen Stück für Stück genäht, und Karl mußte Stück für Stück bewundern. Manches von der neuen Garderobe hatte sie freilich schon getragen, z. B. das rothe Umschlagetuch, sogar den seidenen Hut. Sie hätte unmöglich warten können bis nach der Hochzeit! Wie glücklich wandelte sie dann an des Bräutigams Arm durch die Straßen, wie froh war sie, wenn ihre Freundinnen sie grüßten und ihr nachblickten. Die Eine hatte einen Schuhmacher geheirathet, die Andere einen Schneider, eine Dritte war mit einem Gewürzkrämer versprochen. Sie war die einzige die eines Staatsdieners Frau werden sollte; das war ihr gar nicht unangenehm, denn Rosamunde war etwas eitel — so eitel eben wie viele Andere.

Jetzt sollte geheirathet werden. Karl Schmidt sah ein wie unglücklich Frau Schulz in der Einsamkeit sein würde; er beschloß mit ihr zusammenzuziehen. Es fand sich auch im Hause leicht ein Plätzchen für den Zuwachs der Familie. Wie wenig brauchten die jungen Leute zu ihrem bescheidenen Loos? Eine Stube und eine Kammer umschloß ihre Habseligkeiten und ihr Glück; und wieviel war nicht von diesem Glück zu erzählen und von der Einrichtung zu plaudern! Nie war ihnen die Zeit zu lang geworden in den zwei langen Jahren. In vier Wochen sollte nun die Hochzeit sein und das glückliche Dreiblatt war an einem Sonntag Nachmittag beisammen, als ein großer eleganter Reisewagen vor der Thüre hielt und nach Frau Schulz gefragt wurde.

Frau Schulz empfing eine schöne schlanke Dame, in einem Kleid von schwarzem Sammt mit Zobel besetzt; ein schwarzer Hut vollendete die elegante Erscheinung, deren Züge ein feiner Schleier noch theilweis barg. Es war alles so schön an dieser Fremden, ein Hauch der Anmuth und Eleganz umgab sie; solch einen Besuch hatte die einfache Wohnung der guten Bürgersfrau noch nie empfangen.

„Haben Sie nicht vor 18 Jahren ein kleines Mädchen aufgenommen?“ fragte die Dame mit freundlicher Stimme und etwas fremdartigem Accent, indem sie den Schleier zurückschlug und ein noch immer schönes, wenn auch nicht mehr jugendliches Gesicht zeigte, welches eine Fülle blonder, etwas röthlicher Locken umrahmte.

Rosamunde trat bei dieser Frage vor und verneigte sich, indem sie sagte: „Dieses Kind bin ich. Frau Schulz war mir eine gute Mutter, die mich nie die mütterliche Liebe vermissen ließ; eben so wenig ich sie je verlassen werde.“

„Auch dann nicht, wenn Deine wirkliche Mutter Dich ihr abforderte?“

„Nein, auch dann nicht, erwiederte Rosamunde ernst und fest; warum überließ mich meine Mutter dem ungewissen Schicksal als ich der Liebe und Pflege so sehr bedurfte? Ihr Verdienst ist es wahrhaftig nicht daß ich Schutz hier fand. Frau Schulz würde mich schmerzlich vermissen, wenn ich sie jetzt verlassen wollte, während meine Mutter so viele lange Jahre gelebt hat ohne mich; sie wird auch für die Zukunft getrennt von mir existiren können.“

Rosamundens Wangen waren sehr geröthet durch den Eifer mit dem sie sprach; ihr Bräutigam und Frau Schulz blickten einander verwundert an; so viel Muth hatten sie dem Mädchen nicht zugetraut. Sie schien es selbst zu fühlen daß sie etwas Außerordentliches geleistet hatte, denn sie warf sich der Pflegemutter schluchzend um den Hals.

Ein Schleier der Wehmuth lagerte sich bei dieser Scene auf die Züge der Fremden und gestaltete sich nach und nach zu dem Ausdruck der schmerzlichsten Trauer. — „Und wenn nun statt der Armuth Deiner jetzigen Verhältnisse Dich Reichthum erwartete? Wenn Du in glänzende Kreise gebracht würdest? Was würdest Du dann sagen? —“ fragte die fremde Dame nach einer Pause der Verlegenheit mit zitternder Stimme.

„Ich passe nicht für die vornehmen und glänzenden Verhältnisse! antwortete Rosamunde keck, ich bin nicht dafür erzogen worden, und zwar durch die Schuld meiner Mutter. Und wozu brauche ich reich zu sein? So lange ich lebe, ist mir noch nie etwas abgegangen, und das danke ich nicht meinen Eltern!“

„Wenn aber Deine Mutter, sie, die Dich unter dem Herzen getragen, Dich mit Schmerzen geboren hat, deren Blut in Deinen Adern fließt, deren Züge Du trägst, deren Haar sich um Deine Schläfe schmiegt, wenn sie Dir sehnend die Arme entgegenstreckte, wenn sie vor Schmerz um Dich verginge: — würdest Du taub sein für ihre Stimme, für ihren Liebesruf?“

„Ja, auch dann, sagte Rosamunde, denn ich würde meiner Pflegemutter gedenken und an deren Schmerz um mich, wenn sie mich verlöre!“

„Und wenn die Gerichte Dich zwängen Deiner Mutter zu folgen?“

„So etwas thun die Gerichte nicht! fiel Frau Schulz hier ein, vor den Gerichten ist Rosamunde förmlich von mir adoptirt, sie ist mein Kind und wenn sie nicht freiwillig mich verläßt, so kann niemand sie dazu zwingen.“

In die blauen Augen der Fremden traten große Thränen, sie schlug den Blick gen Himmel und rang die Hände in Verzweiflung. „Großer Gott, sagte sie, mit stiller Erschütterung, Deine Hand straft schwer die Verirrungen der Jugend!“ Rasch wendete sie sich der Thüre zu, als sollte niemand Zeuge ihrer Gefühle sein, und verließ das Zimmer. — Kein's von den drei Verwunderten regte sich von der Stelle um sie zu begleiten; die Fremde schritt allein durch Haus und Hof dem Wagen zu.

(Fortsetzung folgt.)

Frankfurter Briefe.

Den 6. August.

1.

R. H. Der heutige Tag, vom Kriegsministerium des Reichs dazu bestimmt daß die Truppen aller Vereinigten Staaten Deutschlands dem Reichsverweser ihre Huldigung erweisen, ist mit stürmischen Regengüssen angebrochen. Es ist zu fürchten daß durch die Ungunst des Wetters auch das Volksfest gestört wird, welches von hier aus auf dem linken Ufer des Mains in einem Walde angesagt war und welches außerdem gewiß viele Tausende von Menschen aus der Nähe und Ferne herbeigezogen hätte. Für morgen steht in der Reichsversammlung die Amnestiefrage, Hecker's Zulassung oder Zurückweisung, und stehen die östreichisch-italienischen Angelegenheiten an der Tagesordnung. Eine heiße Schlacht der Parteien wird erwartet, wenn auch ihr Ausgang unzweifelhaft ist. Benutzen wir die Ruhe die ihr vorangeht, um den Schauplatz flüchtig

zu betrachten, auf welchem sich die Geschicke Deutschlands entscheiden, unternehmen wir indessen eine Wanderung durch die uralte Stadt, die so viele Kaiser krönen sah und die heute ein Parlament mit mehr als kaiserlicher Gewalt ausgerüstet, in ihren Mauern umfängt. Seit Stunden schon läuten von allen Thürmen die Glocken den hohen Festtag ein und stolzer rauscht der Main dazu am Dome, an dem Saalhofe, an allen den Stätten vorüber, die mit so vielen geschichtlichen Erinnerungen als Jahren bezeichnet sind. Die Märchen die der Fluß allnächtlich dem lauschenden Monde erzählte von der prächtigen und mächtigen Vergangenheit unseres Vaterlands, deren Zeuge er war, sie sind zur lebendigen Wirklichkeit, die Sage, die Hoffnung, jeder dämmernde Traum von künftiger Einheit und Größe sind zur gestaltreichen Gegenwart geworden. Wer hätte mit Börne die Wünsche nicht getheilt, die er im Jahre 1832 in seinen Pariser Briefen aussprach, daß anstatt eines geheimen Collegiums von zwingherrlichen Fürstengesandten in Frankfurt ein Parlament von Abgeordneten der freien deutschen Völker öffentlich tagen, daß es Gesetze gebend und richtend das ganze Vaterland zu Einem Gedanken und Einer That umfassen möchte? Wer aber hätte auch mit dem Wunsche Börne's zugleich dessen Kühnheit der Hoffnung zu vereinen gewagt? Und heute ist die Wahrsagung des Propheten wörtlich erfüllt. Der Bundespalast in der Eschenheimer Gasse steht öde, die Paulskirche dagegen ist weitgeöffnet für die Vertreter von Millionen.

Diese Reichsversammlung aber wird nicht zufällig hier abgehalten so daß sie eben so gut an jedem anderen Orte zusammengekommen sein könnte: in Nürnberg oder Leipzig, in Erfurt oder in Wien. Es war vielmehr ein richtiges Gefühl innerer Nothwendigkeit welches Deutschland dazu vermochte, mit seiner Gegenwart an den Boden anzuknüpfen, wo das Gedächtniß seiner kaiserlichen und einheitlichen Vergangenheit die tiefsten Wurzeln hat. Hier auf der Mainbrücke erhebt sich in Stein gehauen Kaiser Karl der Große, und ein nicht minder glorreicher Kaiser ragt in Erz gegossen auf dem Theaterplatze empor: Wolfgang Goethe. Jene Säulenwölbung führt unter dem Römer hin, dem Kapitole Deutschlands, dessen Senatoren scepterträgende Fürsten waren und mitreugeschmückte Bischöfe. Dort aus dem Brunnen sprang aus allen Röhren der weiße und rothe Krönungswein, und Josephs II. Mutter, die junge Maria Theresia, rief aus jenem Fenster drüben dem geliebten Gemahle, als er von den Feierlichkeiten der Salbung aus dem Dome zurückkehrte, zuerst aus allem Volke ihr entzücktes „Vivat Kaiser Franz! Vivat!“ entgegen. Welche Stadt in Deutschland hätte ein näheres Recht darauf, des Reiches Gesetzgeberin zu sein, als Frankfurt welches ihm einst das Person gewordene Gesetz, den Kaiser, kürte? Dazu ist sie von reizender Schönheit, die heitre Hauptstadt Deutschlands, und auf der Wasserscheide des Nordens und Südens unseres Landes so glücklich gelegen, daß sie keinen ihrer Gäste durch ihren ausschließlichen Charakter beleidigt, vielmehr beide Elemente, die des Nordens sowohl als des Südens, vermittelnd in sich verbindet. Laßt ihr daher unbestritten, was ihr ein gutes Schicksal verliehen. Laßt es ihr um so lieber, je mehr sie sich beeifert und bemüht, ihr Glück nicht blos festzuhalten sondern es auch zu verdienen.

Frankfurt ist gegenwärtig die echte Hauptstadt Deutschlands. Nicht blos aus großen Zeichen verräth sich das, auch und noch sichrer aus kleinen Merkmalen. Eins von den letzteren ist die Thatsache daß alles deutsche Geld hier eben so sicher gilt, eben so unweigerlich angenommen wird, selbst bei der geringsten Zahlung an den geringsten Mann, wie zu Hause in der engeren Heimath. Die Dessauer Bankscheine behaupten hier ihren vollen Werth, die großherzoglich sächsischen Thalerbillets und die Anweisungen der Staatskasse von Hannover. Der Frankfurter Verkehr hat sich unglaublich schnell mit seiner Gulden- und Kreuzerrechnung auf alle deutschen Münzsorten eingerichtet. Auch die östreichischen Banknoten würden hier in fröhlichem Umlaufe sein, wären sie nicht durch das Metallausfuhrverbot verdächtigt und gefährdet. Die östreichischen Noten sind daher der einzige deutsche Geldwerth, der hier im gewöhnlichen Leben entweder fehlt oder ein Aufgeld verliert, wenn er erscheint.

Die Sonne ist endlich des feuchten Gewölkes Herrin geworden und der Tag hat sich aufgeklärt. Sei's ein deutsames Zeichen, daß auch die Macht die wir heute feiern, die Stürme und das Wetter siegreich bestehen werde, die ihren jungen Tag zu trüben suchen. Das Volksfest, wenn auch vielleicht in verminderter Ausdehnung, findet also noch statt. Wir dürfen es nicht versäumen, so wahr wir zum Volke gehören.

Zur Chronik der Gegenwart.

— Für Spötter gibt die lückenhafte deutsche Einheit noch immer viel Stoff. Der König von Preußen steckte mit zuerst die deutsche Kokarde auf, ritt mit dreifarbigen Fahnen durch die Straßen Berlins, — und läßt die Truppen jetzt nicht huldigen. Östreich scheint kaum nöthig zu haben die Truppen dem Reichsverweser huldigen zu lassen, denn der Reichsverweser ist ein Erzherzog. Aber die Truppen tragen noch immer nicht die deutschen Farben. Die Minister wollen diese — Frage(!) erst der Nationalversammlung vorlegen, einer Versammlung deren numerisches Übergewicht auf Seiten der Slawen liegt. (Zur Feier des 6. August hat die Wiener Garnison deutsche Schleifen an die Fahnen geheftet.)

— Von der Stärke des Preußenhasses in Süddeutschland gibt Brentano's Wort in der Nationalversammlung abermals ein Zeugniß. Es war der Antrag gestellt, die bei dem Hecker'schen Aufstand in Baden Betheiligten zu begnadigen. Brentano brach in die Worte aus: Meine Herren, Sie werden Diejenigen die in Baden gegen die Bürger zu den Waffen griffen, doch nicht gegen einen Prinzen von Preußen zurücksetzen wollen? — Der Sturm der Aufregung der diesen Worten in der Paulskirche folgte, nöthigte den Präsidenten Soiron die Sitzung aufzuheben.

— Die Ungarn haben in ihrem feurigen Aufschwung abermals einen Entschluß gefaßt dem sie schwerlich ohne Bedingungen Folge leisten werden. Sie haben einstimmig den Anschluß Ungarns an Deutschland beschlossen. Aber unter welchen Bedingungen? — Vielleicht unter der Bedingung, ihnen die Sachsen in Siebenbürgen, die Deutschen in Ungarn sammt Slawen und Croaten zur Knechtschaft zu überlassen?

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr.

Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet.

№ 35. 10. August.

Große und kleine Welt.

Novelle von **A. v. Seebach.**

(Fortsetzung.)

„Welche Ähnlichkeit!" rief Karl, Rosamunde anblickend.

„Das war Deine Mutter selbst!" sagte Frau Schulz.

Da erst zuckte ein Schmerzensstrahl durch des Mädchens Herz. „Meine Mutter! rief sie, das war meine Mutter?" — Mit diesen Worten stürzte sie zur Thür hinaus der Fremden nach. Am Wagen erreichte sie dieselbe. „Mutter! rief sie, die Einsteigende an dem Sammtkleid zurückhaltend, — Verzeihung Mutter, ich konnte nicht anders handeln!" —

Die Fremde reichte ihr die Hand, die Rosamunde mit Küssen und Thränen bedeckte; Thränen glänzten auch in den mütterlichen Augen; die Lippen öffneten sich um zu dem weinenden Mädchen zu sprechen, aber die Stimme versagte den Dienst; sie winkte ihr mit der Hand einen Gruß zu, dann stieg sie in den Wagen welcher dahinrollte. —

Rosamunde war nach diesem Vorfall sehr still und nachdenklich geworden. Das Ereigniß hatte den klaren Spiegel ihrer Seele getrübt. Stillschweigend lauschte sie den Vermuthungen welche Karl und Frau Schulz über ihre geheimnißvolle Geburt aussprachen; keine derselben freilich war ehrenvoll für ihre Mutter. Sowohl der junge Jurist als die Frau Schulz hielten Rosamunde für außer der Ehe geboren. In Beider Augen war sie selbst darum nicht weniger schön, nicht weniger achtungswerth; aber auf die vornehme große Welt fiel manches verdammende Wort.

Mit einbrechender Dunkelheit hatte sich der Bräutigam entfernt. Rosamunde zündete die Lampe an, trug sich ihre Arbeit herbei und begann der Alten, was sie häufig that, vorzulesen. Heute hoffte sie damit die innere Unruhe zu beschwichtigen, deren sie nicht Herr werden konnte. Plötzlich vernahm sie von der Straße ihren Namen. Sie meinte, es sei Karl, sprang auf und eilte zur Thür hinaus. Auch Frau Schulz hatte den Ruf vernommen. „Wahrscheinlich hat Schmidt den Gutenachtkuß noch nicht erhalten!" sagte schmunzelnd die schläfrige Alte. Es befremdete sie auch gar nicht daß eine Viertelstunde verging, ohne daß das Mädchen zurückkehrte. Endlich wurde es ihr doch bange; „sie könnte sich ja erkälten; so leicht gekleidet — die Jugend denkt auch an gar nichts!" schalt die gute Frau. Sie trat hinaus, fand aber Rosamunde nicht vor der Thür, nicht im Hof, nicht auf der Straße; sie rief vergebens ihren Namen in die Nacht hinaus. Es wurde ihr himmelangst. Sie schickte zu allen Hausgenossen, zu allen Nachbarn, endlich auch noch spät in der Nacht zu Hrn. Schmidt. Rosamunde war nicht zu finden, keine Spur von ihr zu entdecken. Das Mädchen mußte gewaltsam entführt worden sein, es war nicht anders möglich. Endlich erzählte ein Nachtwächter, an der Ecke der Gasse habe ein vierspänniger Wagen gehalten. — Die Polizei ward in Bewegung gesetzt; eine polnische Dame mit einem Viergespann hatte in jener Stunde die Stadt verlassen. Sie war die Entführerin, eine Gräfin Lescinska. Doch niemand vermochte anzugeben, nach welcher Richtung Rosamunde entführt sei.

Ungefähr zwanzig Jahre vor diesem Ereigniß wurden auf dem Schlosse M—ki in Polen Anstalten zu einer schleunigen Abreise getroffen. Mitten in der Nacht sah man Koffer und Cartons herbeitragen und packen; ein leichter Wagen stand vor der Thür bereit. Ein junges Weib wurde halb mit Gewalt, halb freiwillig nachge-

bend unter Thränen und Schluchzen in den Wagen gehoben; ein ältliches Frauenzimmer folgte. „Auf ein frohes Wiedersehen!" rief der alte Graf, der Vater der jungen Dame, während die Gräfin, ihre Mutter, sich eine Thräne aus dem Auge trocknete. „Es ist zu ihrem Glück!" schluchzte diese, sich selbst tröstend. — Der Postillon trieb die Pferde an und der Wagen bog um die Ecke. Lodoiska meinte an ihren Thränen zu ersticken, als sie nun nicht mehr für einen Traum halten konnte, was ihr bis jetzt zu hart für die Wirklichkeit erschienen war. Plötzlich riß sie das Tuch von den Augen. „Noch eimal muß ich meine Heimath sehen!" sagte sie und bog sich weit zum Wagenfenster hinaus. Da lag das dunkle Schloß vor ihren Blicken; ein einziges schwaches Licht glänzte noch auf der schwarzen Fläche. „Das ist das Auge der Mutterliebe!" sagte Lodoiska, und sank wieder in den Sitz zurück, von neuem in Thränen ausbrechend. — —

Der Graf hatte beim Eintritt des letzten Winters sein Schloß verlassen, um sich mit seiner Gemahlin in Warschau zu amüsiren. Die funfzehnjährige Tochter nebst ihrem jüngern Bruder war unter Aufsicht der Bonne und eines deutschen Hofmeisters zurückgelassen. Lodoiska hätte gern die Eltern begleitet, sie weinte über die damalige Trennung eben so heiße Zähren vielleicht als über die spätere; es half ihr aber nichts. „Ich bringe Dir ein schönes Geschmeide mit!" hatte die Mutter gesagt — „und ich — ich bringe Dir einen Mann!" hatte tröstend der Vater gescherzt. Das vergnügungslustige Elternpaar gedachte nur sechs Wochen in der Stadt zuzubringen; es wurden jedoch sechs Monate daraus; Theater, Gesellschaften und Spiel waren Fesseln die sich nicht so leicht brechen ließen.

Währenddessen hatte Lodoiska auch keine traurigen Stunden verlebt; Leontine, die Bonne, und der Hofmeister Doctor K. waren bemüht gewesen, ihr das Landleben so freundlich als möglich zu gestalten. Die gemeinschaftlichen Spiele am Abend, die Spaziergänge am Tage, Schlittschuh- und Schlittenfahrten gewährten manches Vergnügen, welches plötzlich einen wunderbaren Reiz erhielt durch das steigende Interesse des Lehrers für die Schülerin, welche dieses mit einer lebhaften Verehrung, mit dankbarem Herzen erwiederte.

Lodoiska theilte den Unterricht des Bruders, welcher indeß nicht an allen Bildungsstunden der Schwester Theil nahm. Die gemeinschaftliche Lectüre brachte Lehrer und Schülerin immer näher. Das Mädchen schien wie durch Zauberei plötzlich der Kindheit entrückt und zur Jungfrau umgewandelt. Ihr sanftes blaues Auge sprach Liebe ohne daß sie es selbst verstand und des jungen Mannes heiße Gefühle schöpften daraus Muth, sich in Worte zu kleiden, ehe er es sich ernstlich hatte überlegen können, ob die Pflichten seiner Stellung solches zulassen möchten. — Nach dem ersten Worte waren die folgenden nicht zurückzuhalten; leichtes Polenblut floß in Lodoiska's Adern, ein geheimer Brautstand hatte etwas Pikantes auf dem Lande im langen Winter. Leontine merkte im Anfange nichts davon; als sie das Geheimniß entdeckte, waren die Schwüre der Liebe und Treue schon ausgetauscht.

In Warschau hatten Graf und Gräfin nicht viel gewissenhafter gehandelt als Tochter und Hofmeister. Die Gräfin hatte viel Geld für Schmuck und Vergnügen verthan und der Graf im Spiel. Er spielte selten glücklich und jetzt wendete Fortuna ihm ganz den Rücken. Seine Verluste wurden so bedeutend daß er, um Ehrenschulden zu tilgen, an den Verkauf seines Stammschlosses denken mußte.

Sein Hauptgläubiger war ein Jugendfreund, Graf Lescinski. Dieser kannte die Verhältnisse des Schuldners sehr genau und wußte daß derselbe ruinirt sei, wenn seinen Forderungen genügt würde. „Ich habe Ihnen einen Vorschlag zu thun, sagte er, indem er in des unglücklichen Spielers Zimmer trat, einen Vorschlag zur Güte."

„Wahrscheinlich das Anerbieten, meine Güter für die Hälfte des Werthes anzunehmen?" erwiederte der Bedrängte nicht ohne Bitterkeit.

„Sie irren, war die Antwort! Geben Sie mir Ihre Tochter zur Gemahlin und ich nehme mit der Hälfte der Schuld fürlieb und beanspruche auch diese nicht während Ihrer Lebzeit."

Dem Grafen M—ki rollte eine Centnerlast vom Herzen; er hatte nichts gegen den Vorschlag einzuwenden, als daß Lodoiska noch ein Kind sei.

„Ein Kind von sechzehn Jahren, meinte der Freiersmann, ist so übel nicht, und Ihre Fräulein Tochter versprach schön zu werden. Übrigens ließe sich die Hochzeit auch noch recht gut auf ein Jahr verschieben!"

Lodoiska war auch wirklich ein schönes Mädchen trotz dem etwas in's Röthliche spielenden Haare. Vater und Mutter waren ihrer Einwilligung gewiß, denn sie war immer sanft und gut, willig und nachgiebig gewesen; es war kein Widerspruch zu erwarten. An Leontine wurde demnach der Heirathsantrag des Grafen Lescinski mitgetheilt, um Lodoiska darauf vorzubereiten. Die Eltern schrieben zwar dabei von ihrer baldigen Rückkehr, doch gefiel es ihnen jetzt, wo sie die

Geldsorgen los waren, so sehr in Warschau daß sie noch zwei Monate weilten, die Abreise von Woche zu Woche hinausschiebend.

Leontine war einst hübsch gewesen und hatte in jener Zeit den Grafen Ledcinski nicht von der besten Seite kennen gelernt. Sie hielt ihn für unsittlich und unrechtlich; sie meinte, er verdiene keine Achtung. Der Gedanke ihren Zögling ihm zu vermählen, war ihr entsetzlich; es schien ihr beinah Pflicht eine verhaßte Zwangsheirath zu hintertreiben. Sie theilte den Brief sogleich Lodoiska und ihrem Geliebten mit. Das Mädchen weinte, der junge Mann sah aus wie das Bild der Verzweiflung, und Leontinen war es weh um's Herz. In dieser Stimmung konnte man auf einen verzweifelten Entschluß rechnen, welcher auch nach wenig Momenten gefaßt wurde. Er bestand in einer raschen Trauung. Den Geistlichen dazu fanden sie leicht. Das junge Ehepaar verlebte einige herrliche Flitterwochen und der Gedanke an der Eltern Rückkehr vermochte kaum ein banges Herzklopfen bei Lodoiska zu erregen; sie lebte ganz dem Momente. Der junge Gatte mochte in seinem Innern wohl nicht so ganz ruhig sein. Als die Eltern den Tag der Ankunft bestimmten, unternahm er auf einige Tage eine Fußreise mit dem Sohne, um dem ersten Sturm aus dem Wege zu gehen. (Fortsetzung folgt.)

Briefwechsel.

Berlin, d. 7. August.

[Der 3. und der 6. August, Hr. Held und sein Atheismus.]

†† Die beiden gefürchteten Augusttage sind glücklich vorüber; trotz der unheilschwangeren Prophezeiungen der Reactionäre, trotz der mystisch prophetischen Reden der Demokraten haben wir diese Woche der Unglücksverheißungen ganz glücklich überstanden. Es ist nirgends zu erheblichen Excessen gekommen, obwohl natürlich die ganze Woche hindurch jeder Abend seine besondern Kravalle hatte, nirgends zu einem blutigen Zusammenstoß, blos zu einigen bedeutenden Kolbenstößen. Das Institut der Schutzmänner gab die erste Veranlassung zu abendlichen Zusammenläufen, und nicht allein unsere stets kampfbereiten und zankfertigen Bummler, sondern sogar die Herren Deputirten haben es nicht verschmäht sich gegen diese vom Polizeipräsidium erfundenen und angepriesenen „Männer der Ordnung und des Gesetzes“ in offener Opposition zu zeigen. Der neue Polizeipräsident hatte es nämlich für gut gefunden, den seit Monaten bestehenden und seit Monaten geduldeten Linden- oder Stänkerklubb, welcher sich jede Nacht an der sogenannten „politischen Ecke“ vor Kranzler unter den Linden versammelte, plötzlich für höchst gefährlich zu erachten, und die Konstabler mit der Auflösung desselben zu beauftragen. Natürlich gewann dieser schon im Absterben begriffene Klubb durch dieses Verbot einen neuen Aufschwung, und aus allen Gegenden der Stadt strömten ihm Abends die Menschen zu, die Einen um dem Gesetz zu trotzen, die Andern um sich den muthmaßlichen Kravall mit anzusehen. Und Kravalle gab es jeden Abend, und jeden Abend widersetzte sich das Publikum den zum Auseinandergehen ermahnenden Konstablern, und jeden Abend kam es alsdann zu Schlägereien zwischen Konstablern und Publikum. Man hielt es bald für eine Ehrensache, diesen Konstablern welche einer der Deputirten neulich in einer „Vereinbarungsrede“ ironisch die „Schmetterlinge des Volksfrühlings“ genannt, zu trotzen, und so waren es namentlich die Deputirten Jung und der Exminister Rodbertus, welche unter dem Schutz ihrer Unverletzbarkeit das Publikum zu offenem Widerstand gegen die Schutzmänner verleiteten. Sie wurden in diesem Unternehmen von einigen andern Deputirten unterstützt, weil man planmäßig darauf ausging einen Deputirten von einem Konstabler verhaftet zu sehen, um alsdann Grund zu einer Beschwerde und zur möglichen Auflösung der Schutzmänner zu haben. Dieser Plan ist allerdings gelungen, und Hr. Robbertus selber soll verhaftet worden sein, aber es erscheint immer als ein wenig würdiges Unternehmen unter dem sichern Schild der Unverletzlichkeit, und ohne irgend mit seiner Person etwas dabei zu riskiren, diesen armen, von allen Seiten schon hinlänglich geschmäheten und bedroheten Mannschaften, die den Herren Deputirten gegenüber natürlich ganz machtlos waren, entgegenzutreten. Weniger glücklich als Herr Robbertus war Herr Jung, der zu keiner Verhaftung aber zu ungeheuern Kolbenstößen gelangte. — Nachdem sich so die Gemüther jeden Abend mehr erhitzt hatten, kam der 3. August heran, den die preußisch Gesinnten sich zu einem Festtag des Patriotismus ausersehen hatten. Indeß beschränkten sich die Äußerungen dieses Patriotismus nur auf Guirlanden und Blumengewinden mit denen man das Palais des verstorbenen Königs geschmückt hatte, und die von der auf- und abwogenden Menge belobt und bewundert wurden. Nirgends sah man preußische Fahnen, nirgends Preußendemonstrationen. In allen Instituten und wissenschaftlichen Anstalten ward natürlich dieser dritte August in altherkömmlicher Weise gefeiert. In der Universität fand die alljährliche Erinnerungsfeier statt, bei der alle Minister gegenwärtig waren; der zeitherige Rector, Herr Müller, hielt dabei eine deutsche Rede, in welcher er belobend und preisend unsere „ruhmvolle Revolution“ anerkannte. Man sollte daher versucht sein, unsern akademischen Senat und unsere ordentlichen Professoren, als deren Organ der Rector doch erscheint, für sehr freisinnig zu halten, und bei ihnen einen warmen Pulsschlag für die vorwärtsdrängenden Bewegungen und Strebungen unserer Zeit zu vermuthen, und doch geben unsere Herren Professoren immer neue schlagende Beweise des Gegentheils. Der berüchtigte Brief Lachmanns war eine Probe davon, und jetzt haben wir eine neue Probe in der Wahl des Rectors für das neue Universitätsjahr. Die Herren Professoren haben sich dazu den Professor Nitzsch erwählt, bekanntlich einen der eifrigsten Pietisten, und von Eichhorn erst kurz vor der Re-

volution an unsere Universität berufen. Diese Wahl erregt hier begreiflicherweise die größte Mißbilligung und wird als ein neuer Beweis angeführt von den schroffen Abschließungsideen unserer gelehrten Herren Professoren welche von ihrem Studierzimmer aus die Zeit weder verstehen noch begreifen wollen und mögen. An der Universität wehte am 3. August zwischen zwei deutschen Fahnen die preußische, die Studenten indessen hatten im Vorhof noch besonders eine deutsche Fahne ausgehangen, mit der Inschrift: „Dies ist die ächte Studentenfahne, die preußische ist höhern Orts befohlen werden." Große Menschenmassen umlagerten diese Fahne, und viel patriotisch deutsche Reden wurden hier gehalten. So hörte ich in einem großen Menschenhaufen, in welchem ein Soldat als Redner stand, denselben seinen Zuhörern den Unterschied zwischen Preußen und Deutschland erklären. Seine Schlußworte erregten allgemeinen Beifall. „Weil wir vierunddreißig Fürsten haben, sagte er, deshalb sind wir Preußen; wenn wir die nicht hätten, so wären wir Deutsche." — Feierlicher als den dritten beging man indeß den sechsten August, obwohl, wie der Kriegsminister, Hr. Roth v. Schreckenstein, der Armee besonders anzeigte „eine Parade an diesem Tage nicht stattfände." — Unruhen befürchtend, hatte man sogar die Soldaten in die Kasernen consignirt, und so waren es nur die Bürger und Civilisten welche an diesem Tage, den der Reichskriegsminister ausdrücklich zu einem Huldigungstag für die Armeen festgesetzt, die Feier der mindestens theoretisch aufgebauten deutschen Einheit begingen. Aber die deutsche Einheit sollte sich auch hier bei dem für sie angesetzten Festzuge als ein schwer zu lösendes Problem erweisen, und es war nicht möglich gewesen die verschiedenen Meinungen zu einem gemeinsamen Beschlusse zu einigen. Die Studentenschaft und das Corps des Handwerkervereins hatten sich über die Festordnung mit den übrigen Theilnehmern des Festzuges nicht verständigen können, und sich deshalb von ihnen zu einem besondern Zuge abgezweigt, der schon Vormittags stattfand, und sich nach dem Thiergarten hinaus begab. Der größere und bedeutsamere Zug aber fand am Nachmittage statt. Der Opernplatz war als Sammelplatz festgesetzt; ein ungeheures Menschengewoge, umrauscht von einem wahren Wald von Fahnen, erfüllte diesen Riesenplatz. Der Zug welcher sein Endziel auf dem Kreuzberg hatte, bestand aus mehr den achttausend Theilnehmern. Ganze Gewerke mit ihren Innungsfahnen und Standarten hatten sich dabei betheiligt, außerdem waren fast alle Bezirke durch Bürgerwehrmänner reichlich vertreten, die Erdarbeiter zu ganzen Tausenden, eben so die Buchdrucker. Auch mehrere Deputirte hatten sich dem Zuge angeschlossen. Am originellsten und seltsamsten war die letzte Abtheilung dieses Zuges. Sie bestand aus ungefähr hundert Barfüßlern, — ich meine nicht die ehrwürdigen Mönche dieses Ordens, sondern die Glieder einer durch die ganze Welt verzweigten Ordensgesellschaft, die Kinder des Proletariats. Ungefähr hundert derselben hatten sich dem Zuge angeschlossen, frische, lachende Buben mit glänzenden Augen und nackten Beinen, mit großen rothen Federbüschen auf den zerlumpten Mützen. Drei stämmige Bursche von zwölf, vierzehn Jahren traten ihnen vor, eine blutrothe Fahne tragend, auf welcher mit goldenen Buchstaben zu lesen war: „Fliegende Buchhändler." Diese Buben waren nämlich von der ehrwürdigen Innung der Straßenbuchhändler, sehr wichtige Emissäre unserer modernen Eintagslectüre. Hinter ihrer rothen Fahne folgte eine Standarte mit der gewichtigen Inschrift: Kladderadatsch. — Noch einige andere tendenziöse Fahnen bemerkte man in dem Zuge, eine blutrothe Fahne mit der Inschrift: „der souveräne Lindenklubb", eine andere mit der Inschrift: der Klubb der politischen Ecke." — Der Zug, wie gesagt, begab sich nach dem Kreuzberg, und man war sehr gespannt auf seine dortigen Schicksale, weil sich dort gestern als preußische Demonstration der sogenannte „patriotische oder Teltower Bauernverein" versammelt hatte, um den deutschen Patrioten ihre derben Fäuste als schlagende Beweismittel gegen die deutsche Einheit entgegenzuhalten. Indessen hatten sich dort nur 300 Mitglieder dieses Vereins eingefunden, und diese hielten es für rathsam den Kreuzberg bei Annäherung der ihnen an Zahl weit überlegenen deutschen Patrioten zu verlassen, und der Übermacht zu weichen. —

Gegen die schon früher erwähnte Broschüre des Hrn. von Griesheim welche von preußischem Patriotismus strotzt, hat unser Deputirter Herr Jung eine sehr scharfe Erwiderung geschrieben unter dem Titel „der Berliner Cavaignac", in welcher er in scharfer und schneidender Weise Hrn. Griesheim widerlegt. Dieser Letztere selber hat indeß wenig Dank und Freude von dem Erfolg seiner Broschüre. Die vielen in derselben enthaltenen Verkleinerungen und Mißachtungen Östreichs veranlaßten Hrn. von Trautmannsdorf, den hiesigen östreichischen Gesandten, zu einer heftigen Beschwerde bei unserer Regierung, und wie man sagt, wird die Folge derselben wahrscheinlich die sein daß Hr. v. Griesheim, der bisherige Director im Kriegsministerium, aus dieser Stellung entlassen wird, um Östreich eine Genugthung zu geben, obwohl man eigentlich höchsten Ortes sehr zufrieden sein soll mit dieser Griesheimschen Broschüre. Man will aber den preußischen Patrioten lieber opfern, als sich auf's Neue mit den deutschen Patrioten in Zwistigkeiten verwickeln. —

Auch die vielbesprochene und lange vorbereitete Wahl des Commandeurs der Bürgerwehr hat in dieser Woche stattgehabt. Hr. Held der bekanntlich vor Gericht eingestanden daß er nicht an Gott glaube, hatte sich viel damit verscherzt. Der Staatsanwalt ließ diese Aussage des Hrn. Held in einem Riesenplacat an allen Ecken anheften, und unsere guten Bürger lasen mit Erstaunen und mit Grauen daß Herr Held nicht an Gott glaube! Dies entzog ihm viele Stimmen bei der Commandeurswahl, aus welcher Herr Rimpler als siegreicher Kandidat hervorging. Am Abend dieses Wahltages indessen brachte man Hrn. Held eine Serenade, und bei seinem Erscheinen auf dem Balkon ward ihm von der Menge, die wie man behauptet aus 10,000 Menschen bestand, ein dreimaliges Vivat gerufen. Hr. Held dankte in einer langen Rede, die mit den Worten schloß: „die Menschen wollten es übel mit mir machen, der Herr aber hat es gut mit mir gemacht!" — Derselbe Herr Held welcher vor dem Kammergericht erklärt, er glaube nicht an Gott, preist jetzt den Herrn, der es gut mit ihm gemacht. Herr Held ist dabei aus der Rolle gefallen. Als ächter Demokrat durfte er an keinen Herrn glauben, aber wohl vor seinem Gott sich beugen! —

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr.	Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet.	№ 36. 11. August.

Große und kleine Welt.

Novelle von **A. v. Seebach.**

(Fortsetzung.)

Lodoiska benutzte einen Augenblick des ruhigen Beisammenseins mit ihren Eltern, um zu erklären daß aus der bezweckten Vermählung nichts werden könne. Der Graf, über den ersten kräftigen Willensausspruch seiner Tochter nicht wenig überrascht, entschloß sich ihr die Lage seiner Verhältnisse auseinanderzusetzen. Er bewies ihr den Ruin seines Vermögens, schilderte ihr das Elend dem er ausgesetzt sei und von welchem allein die Tochter Eltern und Bruder retten könne. Er sprach ihren Edelmuth an, die Mutter weinte und rang die Hände, ja sie umfaßte flehend der Tochter Kniee. Da sank Lodoiska weinend zu der Eltern Füßen und gestand welches unübersteigliche Hinderniß die Erfüllung des elterlichen Willens unmöglich mache.

Es war ein Glück daß der Hofmeister-Schwiegersohn nicht gleich zu erreichen war; auf ihn wäre natürlich die ganze Ladung des Zornes gefallen. Der Vater tobte, die Mutter nicht minder; Lodoiska erhielt Stubenarrest und Leontine den Abschied. —

Solche Maßregeln waren nun zwar für die Zürnenden eine augenblickliche Erleichterung; sie förderten indeß die Sache keineswegs. — Man dachte nun an einen Ausweg aus der Verlegenheit; dieser bestand in einer Ehescheidung. Lodoiska's Einwilligung dazu war nicht schwer zu erringen; sie war ein schwaches nachgiebiges Geschöpf; sie sah ein daß der Eltern Wohl und Weh von ihrem Entschluß abhänge; auch war sie leicht zu überzeugen daß ihr Gatte nicht so gehandelt habe, wie es an seiner Stelle sich geziemt hätte; die Folgerung daraus war daß ihr Schicksal an seiner Seite kein glückliches werden könne. Die Liebe war für Lodoiska nur ein Ergebniß der Gelegenheit und Langenweile gewesen; auf nichts Heiligem basirt, mußte ihr Gefühl so leicht zu stören sein wie die Luftschlösser einer jugendlichen Phantasie. Sie unterschrieb nach wenig Tagen obgleich erst auf vieles Zureden und unter vielen Thränen, die Scheidungsakte. Mit ihrer Namensunterschrift wurde dieselbe nun auch dem Gatten vorgelegt. Dieser weigerte sich standhaft zu unterzeichnen. Bei ihm hatte die Leidenschaft tiefere Wurzeln geschlagen und der Ehrgeiz hatte dieselbe kräftig wuchern lassen. Der Graf ließ ihn in ein vergittertes Zimmer schließen; er besaß die Gerichtsbarkeit seines Gutes. Dort sollte der Schwiegersohn bleiben, bis die Akte unterschrieben war. Während nun der Graf nebst seiner Gemahlin die Scheidung betrieben, sollte Lodoiska auf Reisen gesandt werden, Leontine erhielt Verzeihung unter der Bedingung sie zu begleiten; man sprach von des jungen Mädchens schwankender Gesundheit, von der Nothwendigkeit sie in die Bäder zu schicken.

Wohl hätte Lodoiska gern Abschied genommen von dem Gatten, den sie noch immer zu lieben wähnte. Dies wurde ihr aber nicht vergönnt; Leontine warf einen Abschiedsbrief in seinen Kerker, welcher ihm ein süßes Geheimniß mittheilte, wobei sein Herz erzitterte. Das bestimmte ihn noch länger in seiner Weigerung zu verharren. Sein Starrsinn half ihm indeß zu nichts; bei der Willkür, bei der Leichtigkeit, das Gesetz zu umgehen, welches in Polen herrscht, konnte die Scheidung auch ohne Unterschrift des „protestantischen" Gatten vor sich gehen. Eine Scheidung ist in Polen etwas Alltägliches; niemand beachtet die nähern Umstände derselben. Man hielt es indeß für gut, den jungen Mann bis nach vollzogener Heirath im Gefängniß zu halten; „das sei eine wohlverdiente Strafe!" meinte der Graf.

In Berlin genas die junge Frau einer Tochter. „Das Kind ist todt," sagte Leontine der Wöchnerin, als diese aus einer Ohnmacht erwachte. „Es existirt kein Zeuge mehr Ihres Glückes; jetzt müssen Sie sich auf ein langes Unglück gefaßt machen!"

„Ich bin darauf gefaßt, antwortete Lodoiska, doch werde ich den kurzen schönen Traum nicht vergessen."

Nachdem sie wieder völlig hergestellt, kehrte Lodoiska in ihre Heimath zurück, wurde mit dem alten Wüstling getraut und auf Reisen geschickt. Erst dann ward ihr erster Gatte aus der Haft entlassen. —

Als fünf Jahre später die schöne Gräfin Lesczinska mit dem alternden Gatten in Wien einer Vorstellung des Freischützen beiwohnte, waren aus dem Parterre zwei Augen unverwandt auf sie gerichtet. Diese Blicke übten jenen Magnetismus über sie aus, welcher nöthigt sie zu erwiedern. Sie meinte die Gestalt zu erkennen; es befiel sie eine unendliche Angst. Samiels Erscheinung war ihr nicht so grauenhaft als das ihres ersten Gemahls im Parterre. Es war ihr immer als müsse seine Gestalt zu ihr heraufwachsen; vergebens bemühte sie sich ihre Blicke von ihm abzuwenden.

Im Gedränge beim Herausgehen stand der Gefürchtete dicht neben ihr. Er klammerte sich fest an ihren Mantel, damit sie ihm nicht entrissen werden könne. „Treuloses Weib!" sagte er, „sei eine bessere Mutter als Du Gattin warst; unser Kind lebt, man täuschte Dich, als man es für todt ausgab!" — Lodoiska's Augen umdunkelte Nacht; sie wollte aufschreien, sie wollte mehr erfahren, aber der Peiniger war verschwunden. Er hegte keine Liebe mehr für sie, — sie fühlte daß er sie hasse und verachte. Leontine gestand daß sie auf des Grafen ausdrücklichen Befehl das Kind für todt ausgesagt und es dem Arzt welcher der jungen Wöchnerin beigestanden, übergeben habe; von diesem sei für ein Unterkommen gesorgt worden, und der alte Graf habe sich anheischig gemacht für die kleine Enkelin jährlich eine Summe zu zahlen, unter der Bedingung daß er nie sie zu sehen bekäme. —

Leontine wurde unter irgend einem Vorwand nach Berlin geschickt um sich nach dem Kind zu erkundigen. Der besagte Arzt war nach Leipzig gezogen. Als Leontine nach Leipzig kam, war derselbe gestorben und keine Auskunft zu erhalten. Der alte Graf versicherte die Unterstützung nur zwei Jahre gezahlt zu haben, weil niemand weiteres verlangte. So hatte denn die Mutter ihr Kind verloren. —

Erst als ihr zweiter Gemahl gestorben, gab ihr ein Brief vom ersten, auf dem Sterbebett geschrieben, Aufschluß über der Tochter Aufenthalt.

Rosamunde hatte in jener Nacht zu Leipzig kaum die Schwelle der Hausthür verlassen, als ihr ein Tuch übergeworfen wurde, welches ihr Angstgeschrei erstickte und ihr beinah den Athem raubte. Sie fühlte sich emporgehoben und fortgetragen. Als man ihr die Binde wieder löste, saß sie in dem fortrollenden Wagen und an ihrer Seite erkannte sie beim Schein einer Laterne die fremde Dame, ihre Mutter. „Um Gotteswillen! rief sie, was hat man mit mir vor? was soll aus mir werden? warum entreißt man mich gewaltsam Denen, welche meine verlassene Kindheit pflegten?"

„Ich will Dein Glück, mein Kind!" erwiederte die Fremde.

„Und Sie zerstören es mir durch diese Gewaltthätigkeit. In vier Wochen sollte meine Hochzeit sein; alle meine Wünsche würden erfüllt, und nun? — Was habe ich gethan daß ich für die Sünde meiner Eltern büßen muß? O! wenn Sie wirklich meine Mutter sind und noch ein Fünkchen Liebe haben für das Kind das Sie von sich und zu einem liebeleeren Leben in die Welt hinausstießen, — wenn Sie gut machen wollen was Sie an mir verbrachen, so führen Sie mich zurück zu meiner Pflegemutter, zu dem Mann meiner Liebe, und ich werde Sie dafür segnen."

„Höre mich ruhig an, mein Kind! versetzte die Mutter. Über die traurigen Verhältnisse, welche mich zwangen zwanzig Jahre lang Dich Fremden zu überlassen, will ich jetzt schweigen. Wo Unrecht ist, kannst Du immer auch auf Unglück schließen. Ich habe viel gelitten durch meine und Anderer Schuld. In diesem Augenblick leitet mich aber der Wunsch, die Fehler meiner Jugend wieder gut zu machen. Ich heiße Gräfin Lesczinska, lebe in Paris und habe außer Dir noch eine Tochter. Vor einigen Monaten starb mein Gemahl. Ich habe in freudloser unglücklicher Ehe mit ihm gelebt; er hinterließ mir sein bedeutendes Vermögen, ja er hinterließ es mir — nicht seiner Tochter und ich kann es nach Belieben vererben. Da suchte ich Dich auf, ich wollte an Dir wieder gut machen, was die Verhältnisse zerstört; Du solltest wieder meine Tochter sein, für meines Gatten ältere Tochter und für Jennys Schwester gelten. Reichthum ist zwar nicht immer ein Glück, aber er ist dem Glück denn doch nicht hinderlich. Du kannst das nicht beurthei-

len, Du lebtest zu fern von der Welt; ich mußte Dir die Gelegenheit geben die Welt kennen zu lernen, damit Du die unbeachtete Stellung welche Dein Loos gewesen, mit der glänzenden die ich Dir bieten kann, vergleichen magst. Zwingen werde ich Dich nicht zu einem entscheidenden Schritt, wenn mir auch die Pflicht geböte, Dich in diesem Augenblick zu einer Vereinigung mit mir zu nöthigen. — Ich verlange daß Du ein Jahr bei mir bleibst. Dazu gab mir Gott das Recht. Nach Ablauf dieses Jahres magst Du bleiben oder gehen und heirathen wen Du willst. Von der nächsten Station magst Du solches Deiner Pflegemutter schreiben. Auch werde ich keineswegs Deinen Briefwechsel mit dem Bräutigam stören."

Rosamunde ergab sich in die Nothwendigkeit; sie begriff zwar nicht was die Mutter eigentlich wolle, doch fühlte sie daß sie es gut mit ihr meine. Sie schrieb also ziemlich gefaßt den tröstenden Brief nach der Heimath.

Frau Schulz weinte heiße Thränen, Schmidt hing betrübt den Kopf; doch kehrte sein Muth bald wieder. „In einem Jahre!" sagte er sich tröstend. Sie hatte ihm geschrieben, sie wolle das Jahr über Französisch lernen und an Weltkenntniß reicher wiederkehren. Die alte Frau Schulz dachte an kein Wiedersehen. Zum frohen Hoffen gehört die Elasticität der Jugend; das Alter kann nur fürchten.

Rosamunde hatte in der ersten Stadt ihre einfachen Kleider mit einem eleganten Reiseanzug vertauscht. Die alte Leontine bediente sie und wußte ihr in gebrochenem Deutsch zu verstehen zu geben daß sie die Erste gewesen welche sie als Kind in der Welt begrüßt. „Damals habe sie nicht gedacht daß die kleine Rosamunde so schön werden könne!" Und in der That fand das junge Mädchen im schwarzen, mit Pelzbesatz geschmückten Überrock mit dem schwarzen Sammthut, sich selbst gar nicht übel. In jeder Stadt kaufte die Gräfin Rosamunden neuen Schmuck; es war als wolle sie alle Geburtstage und Weihnachten, die sie versäumt hatte, jetzt auf einmal nachholen.

Eines Abends war Rosamunde tief gerührt von der Mutter Güte. „Du gibst mir so viel, sagte sie, und ich kann Dir gar nichts bieten! Das drückt mich beinah nieder, mein Herz sagt mir indeß daß dieser Ring Dir Freude machen könne. Er soll das einzige Erbtheil meines Vaters sein; so sagte man mir!"

Da brach die Gräfin in krampfhaftes Schluchzen aus, und es war ihr als wolle die Erinnerung an die Vergangenheit ihr die Brust zersprengen. Zwanzig Jahre hatten das Weh ihrer Jugend doch nicht verwischen können.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Chronik der Gegenwart.

— In Leipzig war die Huldigungsfeier am 6. August ein schönes Verbrüderungsfest zwischen Bürgern und Soldaten. Unsere Schützen sind nebst Dresdener Gardereitern mit zum dänischen Feldzug bestimmt. Nach Verordnung des Reichsministeriums stellt Östreich 4 Regimenter und 8 Schwadronen, Baiern eben so viel, Würtemberg die Hälfte dieser Massen u. s. w. Überall wo die Truppen durchziehen, wird man sie mit Jubel begrüßen. Es ist eine allgemeine deutsche Sache, den Brüdern in Schleswig-Holstein zu Hülfe zu ziehen, die deutsche Ehre gegen das kleine freche Dänemark zu rächen, die hohen Mächte die noch daran zweifeln sollten, von der Existenz einer deutschen Centralmacht zu überzeugen. — Preußen hätte im deutschen Interesse den dänischen Feldzug vollenden können und wäre mit Jubel dafür in Deutschland begrüßt. Preußen hatte die Gelegenheit, allen Groll den man irgendwie hegt, zu überwinden. Statt dessen hat Preußen es vorgezogen, seinen ehedem separat Verbündeten, England und Rußland, gegenüber die Sache aufzugeben. Preußen hat seine Truppen nicht huldigen lassen, — man hat aus Stolz und aus Furcht vor der Stimmung der Soldaten nicht gewagt den Befehl zu erlassen, — Preußen macht halbe Miene in einer Sonderstellung zu beharren.

— In Preußen sind plötzlich die Preß- und Majestätsprocesse wieder in Blüthe. Generalmajor Plümicke heißt der Mann der an der Spitze des „Preußenvereins" die Denunciation zu seinem Berufe gemacht hat. — H. v. Griesheim, der die deutsche Huldigungsceremonie in seiner Broschüre zu einer so peinlichen und ehrenrührigen Haupt-, Hals- und Lebensfrage für Preußen emporgeschroben, ist seiner Stelle als Director im Kriegswesen zu Berlin noch nicht enthoben. — Die „Neue Preuß. Zeitung" erklärt, durch eine allzu große Willfährigkeit in Sachen des einigen und gesammten Deutschlands würde sich das preußische Ministerium des „Landesverrathes" schuldig machen!

— Der Reichskriegsminister Peucker hat in einem langen Schreiben auseinandergesetzt, wie man in Preußen ein Hurrah der Truppen das er anbefohlen, fälschlich als einen politischen Huldigungsact, statt als eine gewöhnliche militärische Begrüßung aufgefaßt habe. — Durch den General Below ist jetzt der Reichsverweser eingeladen, bei Gelegenheit des Dombaufestes in Köln die Huldigung der preußischen Truppen persönlich entgegenzunehmen.

— General Wrangel verbittet sich jetzt den Zuzug neuer deutscher Truppen. Es steht überhaupt zu fürchten, man werde, wenn man in Jütland einrückt, gar keine Feinde finden. Die Dänen sind im Stande sich auf ihre Schiffe zurückzuziehen, wie schon einmal in frührer Zeit unter Könich Erich, wo sie rings von Feinden umgeben, wie der Biber sicher im Wasser saßen. Erst im Winter, wenn der Belt gefroren, kann

man sie in ihren Nestern auffinden. Derweil aber setzen sie die Blockade der deutschen Strommündungen fort und stören allen Handel. Ein ohnedies schon ruinirter Staat treibt ein verzweifeltes letztes Spiel, und ohne Schiffe hilft uns hier die Tapferkeit unserer Soldaten nichts. — Es heißt, ohne daß wir es verbürgen wollen, aus Rußland sei eine Million Silberrubel in Kopenhagen angekommen, und Dänemark habe dafür Bornholm verpfändet.

— Eine sehr heitere Episode in der gegenwärtigen deutschen Entwickelnng macht eine allergnädigste Erklärung des kleinen Großherzogs von Mecklenburg-Strelitz. (Der alte Herr ist ein Bruder der Königin Luise von Preußen.) Einige Reformvereine hatten dem Fürsten eine Bittschrift überreicht, in welcher sie gegen die Regierung der Minister Beschwerde führen. Der Großherzog läßt ihnen schriftlich erwiedern, ihre Absicht möchte gut gewesen sein, darum habe er ihre Schrift gelesen, allein um über seine Regierung und seine Minister zu urtheilen, dazu hätten sie wohl nicht Kenntniß genug; „dazu reiche überhaupt bloßer Menschenverstand nicht aus!" — Es ist das ein kleiner Nachtrag zu dem ehedem in Preußen von der Majestät beliebten „beschränkten Unterthanenverstand."

— Venedig, Mailand und Turin haben jetzt gemeinschaftlich um Hülfe bei Frankreich nachgesucht. Die Sardinier werden mit den Östreichern nicht fertig. Karl Albert fürchtet nur den Durchzug französischer Hülfstruppen durch Savoyen und Piemont; er fürchtet sich vor dem Aufstand in seinen Erblanden, während er auswärts schon eine Menge Kronen in die Tasche zu stecken wähnte. Laut Allgemeiner Zeitung hat der König bereits sein Heer verlassen und ist nach Hause geeilt.

— Der östreichische Finanzminister Kraus ließ die Nationalversammlung in Wien einen Blick in seine Pläne thun. Die Staatsschulden Östreichs sind im Augenblick größer als je, weil Ungarn und Italien noch keinen Theil an denselben tragen. Die Ausgaben für die Armee sind auch noch auf übertriebener Höhe. Auf die Grundsteuern, sagte der Minister, könne Östreich stolz sein; kein Staat sei im Stande solche Kataster aufzuweisen. Die Lotterie, die Judensteuer und die Salzsteuer werden aufgehoben; eine Einkommensteuer eingeführt. Einer starken Umänderung werde das sehr mangelhafte Zollsystem unterworfen werden ohne die Industrie zu lähmen und ohne den Anschluß an Deutschland zu beeinträchtigen. Das Münzausfuhrverbot soll in den nächsten Tagen aufgehoben werden.

— Am Niederrhein, in Schlesien und im badischen Freiburg sind die Sitze der katholischen Vereine. In Franken, aus Schwabenried datirt, zog man jetzt ein geheimes Aktenstück des Kapitels Arnstein an's Licht. Dies faßt die Forderungen der katholischen Geistlichkeit zusammen. Sie fordert alle Spiritualia, einschließlich den Unterricht, der „angemaßten" Controle des Staates enthoben zu sehen. Sie fordert, weil das Episcopat unmittelbar von Christo eingesetzt sei, unbeschränktes Besetzungsrecht aller kirchlichen Stellen, die Schulstellen einbegriffen. Sie fordert die Verwaltung der Seminare, Spitäler, Stifte, Gründungen, Wittwen- und Waisengelder frei von der Aufsicht des Staates; — sie fordert ein Staat im Staate zu sein.

— Der Reichstagsabgeordnete Gritzner aus Östreich hat in Frankfurt mit 111 Genossen den Antrag auf Abschaffung des Cölibats gestellt. Drei römische Bischöfe nebst 65 anderen Abgeordneten reichten sofort eine Verwahrung ein gegen diese Einmischung der Nationalversammlung in „innere Verhältnisse" der römischen Kirche. Zu diesen inneren Verhältnissen zählen diese gläubigen Römlinge außer dem Cölibatszwang: die Verstümmelung der Kirchensänger in Rom, Dresden u. s. w., die Überlassung des Unterrichts an die Jesuiten und Jesuitengenossen und mehreres das Staat und Nation in ihrer Gesundheit gefährdet, nicht äußerlich, aber um so sicherer allerdings „innerlich" hinsiechen macht. Zu dem katholischen Proteste bekennen sich außer den Baiern Phillips, Lassaulx, Döllinger, Dieringer, auch Radowitz, Linde, Max v. Gagern, Schmerling, Lichnowsky. — Flottwell gehört zu Denen die Gritzner's Antrag unterstützen, zum Trost einer großen Anzahl römisch-katholischer Geistlichen und aller Freunde der Wahrheit und Freiheit.

— H. B. Oppenheim sagt in der „Reform," es gebe nur zwei denkbare Formen der deutschen Einheit: die monarchische und die republikanische. Bei jener müßte Deutschland in Preußen aufgehen, was durch Krieg möglich würde; bei der andern ginge Preußen in Deutschland auf, im Wege der allseitigen Revolution, Entthronung der Fürsten :c. „Tertium non datur!" sagt das Blatt das sich irrthümlicher Weise „Reform" nennt. „Wie aber, schließt es seine lustige Gaunerrede, wie aber, wenn nun gar nichts aus der deutschen Einheit würde, weder Monarchisches, noch Republikanisches?! Und das ist das Wahrscheinlichste." — Also aut Caesar aut nihil, und dies Nichts ist diesem Berliner Nihilismus das Liebste.

Anzeigen.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr.	Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet.	№ 37. 12. August.

Große und kleine Welt.

Novelle von **A. v. Seebach.**

(Fortsetzung.)

Endlich erreichten die Reisenden Paris. Rosamunda war ganz Auge; die schönen Häuser die schönen Sachen in den Läden, die vielen Menschen, wie war das prächtig! Das Hotel ihrer Mutter war ihr wie ein Feenpalast. Von Marmor war die Vorhalle; die Treppe mit Teppichen belegt, die Zimmer erschienen dem einfachen deutschen Bürgerskinde zauberhaft. Sie traute sich kaum den köstlichen Teppich zu betreten, sich auf die mit Seidenzeug überzogenen Möbel zu setzen. Im Fenster blühlten mitten im Winter die seltensten Blumen. von denen sie nur diejenigen kannte welche sie in der Naturgeschichte beschrieben gefunden hatte.

Ein schönes zartes Mädchen mit schwarzen schwärmerischen Augen kam herbeigeeilt und fiel der Gräfin um den Hals. — „Deine Schwester Jenny!“ sagte die Mutter zu Rosamunden. Die Begrüßung war herzlich. Jenny hatte angefangen Deutsch zu lernen, um sich mit der deutschen Schwester zu verständig. Am Abend sang und spielte sie einige Romanzen vom polnischen Vaterlande.

Rosamundens Kopf brannte von all den Eindrükken, die sie in wenigen Stunden empfangen hatte, als die alte Leontine sie in ihr Zimmer führte. Unter den seidenen Vorhängen und Eiderdaunen, unter all dem schwelgerischen Luxus des Wohllebens den eine Nachtlampe von Alabaster erleuchtete, sollte sie ihr Ruhelager haben. „Ach wenn meine gute Muttter alle die Pracht sähe! dachte sie, — und Karl — was würde Karl dazu sagen, er, der immer meint, alles was das Auge erfreut, wäre nichts! Er will immer daß Alles nützlich sei, stellt das Gute immer höher als das Schöne. Er hat wohl auch recht, aber das Schöne bleibt doch immer schön.“

Am andern Morgen wurde aufgebrochen um Rosamunde als junge Gräfin auszustatten. Die Mutter war äußerst thätig; sie mochte nichts verschieben, es war als wolle sie die verlornen zwanzig Jahre in einem Tage nachholen. Friseure und Schneiderinnen gingen aus und ein, Lehrer wurden angenommen, Tanz, Musik, Sprachen wurden getrieben. Überall wo die Gräfin eine Lücke ahnete, suchte sie nachzuhelfen, „Du mußt es in einem Jahre weit bringen! sagte sie, damit Du für den Trennungsschmerz eine Entschädigung zurückbringst!“

Schon am ersten Abend war Gesellschaft. „Du brauchst nur die Augen niederzuschlagen und Dich zu verneigen! Mehr verlangt man nicht von einem jungen Mädchen; erst nach der Hochzeit wird man liebenswürdig!“ Jenny benahm sich auf die vorgeschriebene Weise; erst wenn sie mit Rosamunden allein war, belebte sie sich. Sie erzählte ihr aus dem Kloster wo sie von frommen Nonnen erzogen worden, von der strengen Priorin, von den munteren Pensionärinnen, welche in den heiligen ernsten Räumen ihre heiteren Kinderspiele getrieben. Die Pension spielt im Leben der Pariserinnen eine große Rolle.

Im Zimmer Jenny's war ein Betaltar aufgestellt; ein Marienbild stand auf demselben. Es war eine wunderthätige Marie, welche noch kürzlich so viele Kranke geheilt hatte. Jenny glaubte an alle ihre Wunder und betete auch am liebsten zu ihr. Sie trug auch das Marienbild auf einer goldenen Münze um den Hals. Dieses pflegte sie Kranken zu schicken, weil sie meinte, es müsse heilen; daß sie selbst so gesund war, schrieb sie ebenfalls dem Bilde zu.

„Komm, bete mit mir! rief sie Rosamunden zu,

damit die Heilige uns morgen gut Wetter gibt und Mama mit uns nach Versailles fährt!"

Rosamunde war verlegen und wollte doch der Schwester gläubiges Gemüth nicht kränken; „ich bete nicht zu den Heiligen, sagte sie, ich bin Protestantin."

„Wie, eine Ketzerin!" rief Jenny mit Abscheu, und die Mutter welche unbemerkt hereingetreten war, erblaßte. Das galt ihr abermals als eine Strafe für das Vergehen ihrer Jugend; die leichtsinnige Frau hatte noch gar nicht daran gedacht, daß ihr Kind in einem andern Glauben heranwachsen könne. „Also auch in jenem Leben getrennt!" sagte sie leise. —

„Wer ist denn eigentlich Karl?" fragte Jenny am andern Tage heimlich, und Rosamunde erzählte ihr von ihrer Liebe, von dem Brautstand, von dem Glück der Liebe und von ihren Plänen für die Zukunft; sie schilderte, wie sie den Studenten zuerst gesehen, wie er oft am Fenster vorübergegangen, was sie immer gewußt habe, sie begriff selbst nicht woher; — wie sie dann immer aufgeschaut, um den Gruß in Empfang zu nehmen; wie die Freundinnen geneckt und gemeint er wolle nur eine Liebelei anknüpfen, „das sei so Studentenart!" wie er aber Ernst gemacht und aus Liebe zu ihr in den Staatsdienst getreten sei, und wie er sie heute schon geheirathet haben würde, wenn die Mama sie nicht entführt hätte. Die ganze kleine Poesie der Liebe malte sie der glühenden Jenny vor und erweckte in deren Seele eine unendliche Sehnsucht nach diesem Glück. Diese hatte davon nie etwas gewußt, sondern ruhig erwartet daß die Mama ihr einen Bräutigam erwähle, wie das der Brauch in den Kreisen war in welchen sie lebte. Viele ihrer Gespielinnen waren auf diese Weise verheirathet worden. Die deutsche Romantik, auf französische Leidenschaftlichkeit gepflanzt, wucherte in ihrem Herzen und trieb immer neue, schönere Blüthen. Ihre Romanzen wurden immer gemüthvoller vorgetragen; man sah, es war ein Funken in ihr erglommen, welcher leicht zur Flamme werden konnte. Mit Leidenschaft las sie jetzt deutsche Bücher, welche ihres Herzens Romantik nur noch mehr förderten; von dem deutschen Lehrer, welcher ein deutscher Dichter war, wußte sie immer heimlich viel zu erzählen. Rosamunde hatte zufällig noch nie der deutschen Stunde beigewohnt; sie pflegte zu dieser Tageszeit gewöhnlich anders beschäftigt zu sein. Eines Tags trat sie indeß ein, als gerade der Lehrer ein schönes um Freiheit klagendes Lied eines jungen Dichters vorlas: — es entfuhr ein Freudenschrei ihren Lippen.

Wer kennt nicht das Vergnügen in einer fremden Stadt, unter lauter fremden Gesichtern einen Landsmann, einen alten Bekannten zu treffen! Selbst der Entfernteste den kaum ein Gruß in der Heimath uns verband, rückt uns dann näher und man fühlt sich vertraut, befreundet, nicht mehr vereinzelt in der Fremde. Seit Rosamunde Leipzig verlassen, hatte sie kein bekanntes Gesicht gesehen. Leute ihres Standes, ihres Kreises pflegen nicht nach Paris zu reisen. Man kann sich also ihre Freude denken, als sie plötzlich Karl Schmidt's früheren Freund und Stubengefährten von Leipzig erblickte. Es war Alfred.

Alfred gab in Paris, um seine Existenz zu fristen, deutschen Unterricht. Die deutsche Nation bezahlt ihre Märtyrer schlecht. Alfred hatte Anfangs in Paris feurige Freiheitsgedichte geschrieben, Novellen à la Sand und Balsac, communistische Aufsätze und Correspondenzartikel. Er hatte auch schon berichtet wie Eugen Sue im Bett liege und wie Alexander Dumas sich im Schlafrock ausnehme; wie George Sand in der strengsten Zurückgezogenheit ihrer Häuslichkeit lebt; zuletzt, um leben zu können, mußte er zum ABC zurückgehen, mußte in den Anfangsgründen der deutschen Sprache Unterricht geben.

Nicht wenig erstaunt war er jetzt, als eine junge Gräfin mit lautem Jubel auf ihn zueilte. Sowohl die Verhältnisse als sie selbst hatten sich verändert, sie sang ihm aber noch ihr Leipziger Deutsch entgegen und im ersten Augenblick der Freude erklärte sie ihm alles ohne daran zu denken, daß die Mama die Mittheilung des Familiengeheimnisses mißbilligen werde. In der That war diese Einweihung eines Fremden in die Verhältnisse der Gräfin sehr indiscret; man sah sich genöthigt den jungen Mann um Verschwiegenheit zu bitten. Damit erhob man ihn vom Lehrer zum Hausfreund, den man täglich in den Kreis zog.

Dieser Kreis konnte dadurch nur gewinnen. — Geistreiche Menschen stehen in ihrer Entwickelung nie still, sie bilden sich immer weiter. Alfred hatte längst sein Communistensystem aufgegeben, sein Wollen und Denken geläutert; er war gereift und hatte mancherlei Erfahrungen gesammelt. Sein Urtheil über deutsche Zustände hatte sich gemildert. Von der großen Entfernung, gleichsam aus der Vogelperspective, sah er Deutschland in besserem Lichte. Sein reiferer Geist wendete sich bald anderen Gegenständen zu. Er studirte in den Archiven von Paris; geschichtliche Studien führten ihn zu einem neuen Werk, und als das bedeutende Werk geschrieben war, als seine äußeren Verhältnisse sich besser gestaltet hatten und er nicht mehr

das mechanische Handwerk eines Lehrers der Sprache zu üben brauchte, besserte sich von Tag zu Tag seine Stellung im Hause der Gräfin. Von ihr eingeführt, fand er Eintritt in manchen Häusern der ersten Gesellschaft. Er wurde sogar in manchen Kreisen gefeiert; man fand seine Gespräche gehaltreich, sein Urtheil über Literatur und Politik galt für ein gediegenes. Für Jenny ward er bald der Repräsentant deutscher Romantik und es erwachte in ihrem Herzen ein Gefühl, welches durch die den französischen Mädchen anerzogene äußere Zurückhaltung verhüllt, sich zu einer stillen Gluth heranbildete, und unter der Firma der Bewunderung zu einer wirklichen Liebe ward. —

Rosamunde machte rasche Fortschritte in der französischen Sprache. Sie gefiel in der großen Welt; was Wunder daß die große Welt auch ihr gefiel! Sie sog mit allen Zügen die ihr ungewohnten Eindrücke ein, sie war beinah berauscht von dem was die Kultur der Gesellschaft an Geist und an Genüssen bot. Ihr war auch Alles neu gewesen, jeder Ball, jedes neue Kleid, der Blumenkranz der der Natur entwendet schien, das bunte Band und der neugefaßte Schmuck. Was Jenny ganz gleichgültig hinnahm, bildete für sie so zu sagen eine neue Lebensepoche. Die Oper mit ihren Zaubertönen, das Ballet mit seinen Feengruppen, das Vaudeville mit seinen Scherzen, der Esprit der Gesellschaft, der Witz der Unterhaltung, das ewig belebte Treiben der Geister, alles bildete einen so gewaltigen Contrast mit ihrem frühern Leben daß sie oft meinte, jene Rosamunde welche einst in der Simionsstraße gewohnt, sei gestorben und auf einem andern Stern wiedergeboren. Die Liebe zu Karl und zur Mutter Schulz lebte zwar noch immer warm in ihrem Herzen; sie schrieb ihnen oft, aber um so weniger befriedigend waren für sie die Briefe welche sie aus Leipzig erhielt. Das Mütterchen schrieb vom Preis der Butter welcher sehr hoch war, von den Nachbarinnen welche sich veruneinigt hatten, von einem neuen Tisch den sie in einer Auction für drei Thaler erstanden, während er sechs Thaler werth sei. Sie schrieb vom Kanarienvogel welcher in der Mauser sei und von der weißen Henne welche brüte; dann wurden einmal Bohnen oder Gurken eingemacht oder Sauerkraut — alles das hatte ehedem für Rosamunde großes Interesse gehabt und jetzt — wie kleinlich erschien es ihr!

Karl schrieb von der Jelängerjelieberlaube in welcher nun niemand mehr sitze, von den Actuargeschäften, — von seiner Liebe. — „Der arme Karl!" seufzte Rosamunde, wenn sie seine Briefe las; sie wußte selbst nicht warum sie ihn bedauerte.

(Fortsetzung folgt.)

Briefwechsel.

Frankfurt, d. 8. August.

[Die Amnestiefrage.]

R. H. Seit gestern leben wir in einer unerhörten Aufregung. Von kleinen Feindseligkeiten ist es zu großen gekommen, vom Risse zum Bruche mit jener Partei in der Reichsversammlung, die gerade so verfährt als ob sie die Revolution verewigen wollte. Gestern stand auf der ersten Nummer der Tagesordnung die Amnestiefrage. Die Stimmung der großen Mehrheit des Hauses war bald eine verbitterte, als nach dem Berichterstatter des Ausschusses, Herrn Wiedemann, ein Redner nach dem Andern von der äußersten Linken auftrat, nicht blos um die Amnestie zu vertheidigen — nein, das konnte nicht befremden, denn eben der Berathung über die Amnestie der politischen Vergehungen wegen saß das Haus beisammen — sondern um dem bewaffneten Aufstande in Baden, um der gewaltthätigen Einführung der Republik und den Häuptern der Schilderhebung eine mehr oder weniger verkappte oder auch eine offene Lobrede zu halten. Nur Herr v. Itzstein, der sich zuerst vernehmen ließ, hielt diesen, jedem Rechtsgefühle Hohn sprechenden Ton nicht ein. Er griff in das rein Menschliche, er bat um Gnade für das Unglück welches so viele unschuldige Frauen, Kinder, Eltern und Verwandte zugleich mittreffe. Auch Karl Hagens Vortrag, des Historikers, war nicht von ungemessenem Ausdruck und beleidigender Neigung zu einer Politik des gewaltsamen Umsturzes. Simon von Trier hingegen und Brentano füllten den Becher bis zum Überlaufen. Als Brentano, der sich gleich als den Busenfreund Heckers, den er hier vertheidigen und dessen Ehre er wahren müsse, ankündigte, nach einer langen und übermüthigen Erörterung seiner republikanischen Grundsätze auf den Punkt kam, die badischen Landfriedensbrecher, als flüchtig, gefangen und verbannt für ein gleichsam dankenswerthes Unternehmen, mit dem zurückgerufenen Prinzen von Preußen zu vergleichen, floß der Becher über. Der Redner hatte etwa gesagt: Warum ist die Reaction begnadigt worden, während man die Republikaner verfolgt? Die Metterniche wohnen ruhig in prächtigen Landhäusern — daß diese Landhäuser denn doch auch in der Verbannung liegen, übersah Hr. Brentano bei seiner für die Gallerien äußerst wirksamen Phrase — aber die Männer die dem Volke die Freiheit bringen wollten, werden geächtet! „Will man denn die badischen Republikaner einem Prinzen von Preußen nachsetzen?"

Auf dies Wort erhob sich ein Sturm der Entrüstung von allen Seiten der Versammlung. Der Sprecher konnte keine Sylbe hinzufügen, so ungeheuer ward der Lärmen. Nicht blos die Preußen errötheten vor Zorn, auch die Vertreter der

übrigen deutschen Stämme fühlten, wenn nicht die Beleidigung mit, so doch die gröbliche Wunde welche eine solche Äußerung der jungen Einheit Deutschlands zu schlagen droht. Der Vicepräsident Soiron suchte vergebens auch nur einige Ruhe wiederherzustellen. Er mußte die Sitzung aufheben, und kaum war dies geschehen und noch hatte sich der Präsident nicht bedeckt, als die Rednerbühne schon umringt war von der Menge der Ergrimmten und von den abwehrenden Freunden Brentano's. Es hing an einem Haare, so kam es zu Thätlichkeiten. Zwei Mitglieder der Versammlung haben Brentano auf die Waffen herausgefordert. Seiner heutigen Erklärung gemäß scheint er nicht gewillt, ein Duell anzunehmen.

Die heutige Sitzung war wo möglich noch tumultuarisch bewegter. Sie ward von 10 bis 11 Uhr aufgehoben, weil durchaus keine Ordnung in die Bewegung der Versammlung zu bringen war, dann wurden die Gallerien geräumt und die erste Sitzung ohne Publikum fand statt, seit die Reichsversammlung in Frankfurt tagt. Nur die Berichterstatter wurden auf ihre Plätze zurückgerufen. Der Abgeordnete Brentano war noch in öffentlicher Sitzung für seine gestrige Äußerung zur Ordnung gerufen worden, und damit scheint die Mehrheit des Hauses befriedigt, die solchem Gebahren der äußersten Linken (etwa 90) gegenüber aus ungefähr 400 Stimmenden besteht. Der Ausschußantrag: „keine Amnestie für jetzt" ward mit 317 von 416 angenommen.

Dresden, im August.

[Die aristokratische Literatur und Gesellschaft; Gräfin Hahn, Frau v. Reinsdorf-Düringsfeld, Karoline v. Göhren; Gustav Freytag; das Theater und seine Reformen; der Pfarrherr auf den Brettern.]

† Der 6. August zeigte unser Elbathen in einem erfreulichen Glanze. Das Gewühl der Menge war bei der patriotischen Festfeier so bewegt wie selten; es war fast stürmisch zu nennen. Nichts störte das deutsche Fest bei uns als nur die Erinnerung an die Bewirthung des Reichsverwesers, bei welcher deutsche Gesandte am Katzentischchen ihr Plätzchen erhalten hatten, so daß die Minister Braun und Oberländer im Unwillen über solchen Faurpas im Hofceremoniell das Schloß verließen. — Dresden wimmelt jetzt wieder von Fremden; besonders ist es aus dem Norden die Zuflucht des Adels der hier in Kunst und parteilosem Frieden aufathmet und sich seines Daseins freut. Statt des Rhaden Saleh, des Prinzen aus Ostindien, haben wir jetzt einen schwarzen Prinzen aus Afrika, der hier Civilisation treibt. — Die Gräfin Hahn-Hahn ist nicht hier, wie Sie vermuthen; sie weilt auf dem Gute eines Bruders im Holsteinischen. Gräfin Ida ist vom Sturm der Zeit im Innersten erschüttert und geknickt; Hr. v. Bistram, mehr durch das Buch „Diogena" erschüttert und geknickt, hat als russischer Unterthan nach Kurland zurückkehren mussen. Nächstens erwarten wir als neue Ankömmlinge die sich hier niederzulassen gedenken, Frau v. Bacharacht und Fanny Lewald. Schon daraus ermessen Sie daß die Gräfin Hahn schwerlich hieher zurückkehrt. Ida Hahn und Fanny Lewald in Einem Zimmer, an Einem Theetisch — welch' eine Begegnung würde das sein! — Einen starken, aber nicht polemisch ausgesprochenen Gegensatz zu einander machten unlängst Thekla, wie sich Frln. v. Düringsfeld, jetzige Baronin Reinsdorf, Anfangs als Schriftstellerin nannte, und Frau v. Zöllner, als Romandichterin Karoline v. Göhren genannt. Jene, an einen jungen schlesischen Cavalier verheirathet, ist eben so emancipirt in enragirten Gefühlen wie Diese orthodox die tugendhaften und cermoniellen Grenzlinien der Gesellschaftssitte bewahrt. Auffällig, auch Männer durch Ausschweifung beleidigend, ist der neue Roman von Thekla Düringsfeld „Margarethe v. Valois"; er überbietet in der That an Obscönität alles Dagewesene. Es fällt diese Ausartung des Geschmackes um so mehr auf, da man an den frühern Romanen dieser sonst so liebenswürdigen Dichterin von Schloß Goczyn und Graf Chala feine Schönheiten und innige Zartheit zu rühmen hatte. — Gustav Freytag der nebst seiner Gattin, der geschiedenen Frau des schlesischen Grafen Dyrhn, seit einiger Zeit hier lebt, wird sich jetzt als neuer Besitzer und Redacteur der „Grenzboten" nach Leipzig übersiedeln.

Gutzkow ist noch hier in seinem alten Verhältniß zur Bühne. Unserem Theater steht, wie es heißt, eine Reform bevor, da der Hof nicht ferner den Zuschuß zahlen, noch der Staat jetzt darauf eingehen will die Anstalt zur seinigen zu machen. Man möchte gern daß Eduard Devrient die Direction übernähme. Solange jedoch Emil Devrient seine ausnahmsweise Stellung behauptet, kann von Übernahme einer selbständigen Leitung der Bühne von keiner Seite die Rede sein. Dem Gerüchte, Emil wolle abgehen und lediglich auf Kunstreisen Gastrollen geben, wird widersprochen. — Wilhelmine Schröder-Devrient, gegenwärtig in Berlin, ist nun auch noch um ihre hiesige Pension betrogen, nachdem sie ihr Vermögen durch einen Unwürdigen eingebüßt. — Kapellmeister Wagner ist noch immer in Wien, halb und halb in Verbannung. Seine republikanischen Äußerungen in Gegenwart des Königs sollen der Beweggrund seiner nicht ganz freiwilligen Reise sein. — Das neue Stück der Frau Birch: „der Pfarrherr", macht volle Häuser, ein seltner Fall in unsern Tagen. In Iffland'scher Rührung findet sich das deutsche Publikum doch immer wieder gern zurecht. Das meisterhafte Spiel der Damen Berg und Bayer sowie Emil Devrient's ist natürlich der stärkste Anreiz dabei. Schon Emil Devrient als Pfarrer zu sehen, versagt sich kein Dresdner.

Im Kreise unseres Hofes geschieht jetzt manches bisher Unerhörte. Die Töchter des Prinzen Johann erhalten den ersten männlichen Lehrer. Bisher war es — ich weiß nicht ob nur Brauch oder Gesetz, daß Prinzessinnen nur weibliche Lehrer haben durften, die Patres ausgenommen die ihnen die römischen Religionsgesetze erläutern. — Eben so unerhört ist daß nächsten Winter zu Hofbällen gar nicht mehr persönlich eingeladen werden soll. Damit entheben sich die Ceremonienmeister der schwierigen Demarcationslinie zwischen Hoffähigkeit und Hofunfähigkeit. Die bürgerlichen Ministerfrauen sind dadurch möglich geworden, die Frauen der Bürgerwehrofficiere neben den Officierdamen von der Garde zulässig. — Die älteste Tochter des Prinzen Johann ist jetzt der Kur des Magnetiseurs Dr. Großmann übergeben. Die zweite ist bekanntlich mit dem Herzog v. Genua, dem jetzt designirten König von Sicilien, verlobt; doch herrscht plötzlich darüber Stillschweigen bei Hofe. — Prinz Albert, unser zukünftiger Thronerbe, hat auch den musikalischen Sinn unseres königlichen Hauses, das Compositionstalent, geerbt.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr. | Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet. | № 38. 14. August.

Große und kleine Welt.

Novelle von A. v. Seebach.

(Fortsetzung.)

Der Luxus ist ein süßes Gift in unserer neueren Bildung. Wo er einmal sich eingeflößt hat, ergreift er immer mehr den ganzen innern Menschen; er bemächtigt sich am Ende der ganzen Seele, er wird ein Theil des Menschen. Die Einen führt der Schönheitssinn, die Andern die Eitelkeit unter sein Scepter, das er über Tausende mit strengem Despotismus schwingt. Der Luxus ist ein unerbittlicher Tyrann, er schließt das Ohr dem Mitleid, das Herz der Liebe; er der bestimmt war das Leben zu schmücken, hat die Sphäre der Nothwendigkeit usurpirt, man braucht den Überfluß jetzt und das Wort brauchen ist die Parole der Luxusfreunde geworden. Sie lügen nicht, denn der Luxus wird zum Bedürfniß der Seele; er ist auch der Cultus des Schönen und es liegt eine Rohheit darin, wenn man das Schöne nicht würdigt, nicht begehrt!

Mächtiger aber noch als der äußere Luxus beherrscht der geistige das menschliche Gemüth. Immer neue Eindrücke, neue Bücher, neue Musik, neue Bilder! Man erwacht nie ohne etwas zu erwarten und es ereignet sich gewiß täglich etwas in der weiten üppigen Welt des geistigen Genusses. Eine große Stadt, großartige Verhältnisse und großer Reichthum öffnen alle Thore dem geistigen Luxus, von welchem die kleinstädtische Bürgerfamilie nichts ahnet. Der Horizont des Armen ist so beschränkt; wo er seine Sonne untergehen sieht, da meint er sei die Welt zu Ende. —

Rosamunde lernte den Luxus in allen seinen manigfaltigen Äußerungen auf Gemüth und Sinne kennen und schätzen. Anfangs bewunderte sie alles. „Wenn Mutter und Karl das sehen könnten!“ sagte sie Anfangs. Nach dem ersten halben Jahr schlürfte sie mit vollen Zügen die Freuden die ihr geboten wurden. „In sechs Monaten ist es doch aus! meinte sie dann, ich will noch alles genießen, was mir der Moment gibt!“ Drei Monate später war ihr Vieles bereits zur Gewohnheit geworden, sie konnte nicht begreifen wie sie je in andern Verhältnissen werde existiren können. „Nur noch drei Monate!“ dachte sie und seufzte. Ihre deutsche Liebe war nur noch ein Ammenmährchen an das sie nicht mehr glaubte.

Da erhielt sie die Nachricht daß Frau Schulz gestorben sei. — Rosamunde schrieb einen sehr herzlichen und innigen Brief an den Bräutigam und unter der Trauer über den Tod der guten Alten rückte die Zeit der Entscheidung heran.

Vier Wochen vor dem abgelaufenen Jahre ließ die Mutter Rosamunde in ihr Zimmer kommen. „Rosamunde, sagte sie, hast Du mich in dieser Zeit unseres Beisammenseins einigermaßen liebgewonnen? — Habe ich Ansprüche auf Deine Dankbarkeit errungen? ist es mir gelungen Dich zu überzeugen daß ich es gut mit Dir meine und Dein Bestes will?“ — Rosamunde sank ihr um den Hals; sie konnte nur unter Thränen bejahen; sie hatte nur Beweise von Liebe erhalten.

„Nun so gewähre mir eine Bitte, fuhr die Gräfin fort. Verlängere die Frist noch um sechs Monate! Durch das Erlernen der Sprachen hast Du viel Zeit verloren, die Du der Gesellschaft hättest widmen sollen; Du kennst noch nicht Alles was ich Dir zu bieten habe, und zur freien Wahl welche ich Dir gewähre, gehört die gleiche Kenntniß von beiden Seiten. Schreib an Deinen Bräutigam, ich werde einige Zeilen beilegen, damit er sieht daß der Wunsch von mir ausgeht. Lebte Mutter Schulz noch, so würde ich nicht diese Anforderung machen!“

Rosamunde gab ihre Zusage schnell und freudig

wie man — Opfer bringen muß. Sie wollte und mußte noch am selben Abend an Karl schreiben.

Wie sie in ihr Zimmer trat, sah sie durch die offne Thür wie Jenny in ihrem Gemach das dicht an jenes stieß, mit verhülltem Haupt auf dem Boden vor dem Sopha kniete. Rosamunde trat näher, Jenny schluchzte und hielt mit beiden Händen ihr krampfhaft bewegtes Gesicht. Sie hatte, wie sie pflegte, halb liegend, halb sitzend auf dem Ruhebett gelesen. Die Kerze war halb heruntergebrannt, das Buch offen auf den Boden geglitten. Rosamunde hob es auf; es war ein deutsches Buch, jene Schmerzensdithyrambe deutscher Seelen, die Leiden des jungen Werther. Ein Gefühl des Unglücks hatte sie schon seit einiger Zeit heimlich an dies Buch gefesselt; in diesem Wiederspiegel unsäglicher Qualen hatte das junge feurige polnische Mädchenherz Trost und Gleichklang gesucht und war nur um so tiefer in all das Elend verschlingender Wehmuth gerathen, die aus der Brandung des Unglücks keine Rettung, kein Ufer und keinen Anker findet.

Rosamunde hatte längst das ganze Ungemach der Schwester geahnet. Wie sie das weinende Mädchen in ihre Arme schloß, erwachte Jenny aus ihrer Betäubung, sprang auf und war verlegen und beschämt. Ihr Gefühl hatte sie übermannt und niedergeworfen.

„Hat das deutsche Buch Dich in so tiefe Trübsal gestürzt?“ fragte Rosamunde theilnehmend und zugleich ausweichend, um nicht geraden Weges an den Quell der Leiden zu treten.

Jenny lächelte blöde durch ihre Thränen hindurch und nickte bejahend mit dem wilden Lockenkopf.

„Wer gab Dir die Lectüre?“ fragte Rosamunde weiter.

„Er selbst!“ war die karge Antwort, auf die keine weitere Erläuterung folgte.

„Alfred! sagte Rosamunde still für sich. — Es ist nicht gut vom deutschen Lehrer, äußerte sie laut, Bücher solcher Art für Dich zu wählen. Du könntest füglich Deutsch auch aus anderen lernen!“

Jenny schwieg und machte sich an ihre Abendtoilette. Rosamunde ging in das anstoßende Gemach, setzte sich an den Schreibtisch und begann ihren Brief an Karl. —

Nach einer Pause stand Jenny hinter ihr. „Du schreibst nach Deutschland! sagte sie zur Schwester als diese sie fragend anblickte. Glückliche Du! Deinem Herzen folgen zu können!“ — Rosamunde sah kühl und ruhig vor sich hin; der Schlag des Herzens stand ihr fast still, wie sie sich glücklich gepriesen hörte, während sie nichts als eine Pflicht vollzog.

Die ganze Gewalt des Schmerzes überfiel Jenny, wie sie den Arm um Rosamunde, um die „glückliche,“ um die beneidete Braut legte.

Rosamunde schwieg, dann sagte sie, nicht mit sich, nur mit der Leidenden beschäftigt: „Hat Alfred kein Gefühl für Deinen Schmerz?“

„Alles, Alles fühlt er mit mir! schluchzte das arme Kind, aber er hat sich, er hat mir das Gebot zu entsagen auferlegt.“

„Und warum?“

„Weil er nicht störend eingreifen will in die Sphäre die mir gezogen ist, und in die seine Lebensstellung nicht gehört!“

„Ein heldenmüthiger Entschluß, heldenmüthig für einen Mann, — aber für ein weibliches Herz — vielleicht ein unmöglicher! —

Unter schmerzlichem Austausch ihrer Gefühle verging den beiden Mädchen die Nacht. Der Brief an Karl ward erst geschlossen als der Morgen durch die Scheiben brach. Jenny die sich ausgeweint hatte, lag auf dem Ruhebett in tiefem Schlafe, als Rosamunde mit kalter Hand, mit kühlem Herzen das heiße Siegel auf den Brief drückte, das dem „Geliebten“ in Deutschland die Kunde brachte, sie werde in sechs Monaten die Seine sein.

Der Gräfin Lescinska ward am andern Morgen Herr Amont gemeldet, der Banquier welcher die Geschäfte mehrerer vornehmen Familien führte und zwar immer zu Aller Zufriedenheit. Es war ein kleines Männchen von ungefähr 60 Jahren, mit schön schwarzgefärbtem Haar, glänzenden falschen Zähnen und außerordentlich sorgfältiger Toilette. — Das Jabot hielt eine große Diamantennadel; die Weste ebenfalls diamantene Knöpfe; eine goldene Kette schlängelte sich zu verschiedenen Malen über die in allen Farben strotzende Sammetweste; einige prächtige Petschafte klapperten bei jedem Schritt. Der Stock war mit einem kostbaren Knopf geschmückt, an der Hand die den Handschuh abstreifte, glänzten eine Menge Ringe. — Hr. Amont kam um der Gräfin Rechnung vorzulegen über eingegangene und ausgegebene Gelder. Sie hatte bedeutende Überschüsse und freute sich dieser Entdeckung. „Ohne Ihren Beistand, Herr Amont, würde es lange nicht so gut mit mir stehen!“ sagte sie schmeichelnd. Amont holte eine goldene Dose heraus und nahm höchst zufrieden eine Prise.

„Bei einem solchen Vermögen läßt sich wohl leicht Beistand leisten und Geschäftsmann sein! sagte er lächelnd; man braucht nur Ordnung hineinzubringen, wo die Revenüen so pünktlich eingehen, die Ausgaben so weise eingetheilt sind. — Apropos, Frau Gräfin, wollen Sie Ihre Töchter nicht verheirathen? Beide sind im rechten Alter und bei so großem Vermögen können sie große Ansprüche machen. Man spricht überall gern von der schönen Mutter mit den schönen Töchtern und auf meinem Schicksalsregister führe ich mehrere junge reiche Männer, welche nur zu glücklich wären, wenn sie sich auf die Liste der Bewerber stellen dürften."

„Nun, versetzte die Gräfin, die Eine meiner Töchter ist halb und halb versagt; doch kann das wohl zurückgeben, und es wäre mir lieb, wenn ich Ihre Vorschläge hören dürfte ohne mich darauf einzulassen."

(Fortsetzung folgt.)

Briefwechsel.

Wien, d. 9. August.

[Der Kaiser und die „kaiserlose, die schreckliche" Zeit; der Reichstag, das Ministerium; Latour's und Doblhoff's Erklärungen über den italienischen Krieg.]

⊙ Ich will den Augenblick benutzen, wo ein Moment der Ruhe auf der so heftig stürmischen See unseres Lebens eingetreten ist. „Der Kaiser kommt!" ist der Ruf der durch ganz Wien tönt und in den Provinzen wiederhallt. Der Mensch bleibt immer Mensch; die Zeiten der Wunder wo jemand 40 Tage und 40 Nächte nichts gegessen, oder wo von Einem Laibe Brot Tausende gespeist worden sind, haben aufgehört und die Bedürfnisse des Magens dringen schneller auf Befriedigung als die des Geistes. Handel und Verkehr liegen darnieder: so glaubte man nun, der Kaiser werde diesem Übel abhelfen! Die Antwort des Kaisers auf die „Forderung" des Reichstages hat Viele überrascht. Aber der Trieb der Selbsterhaltung ist denn doch sehr groß, und zu Insbruck hat man die Überzeugung gewonnen daß sich Wien daran gewöhnt fortzuleben, ohne den goldenen Wagen mit sechs Pferden vor sich zu sehen. Die Camarilla hat sich geirrt! Wien ist seit dem 13. März darauf hingewiesen worden, sich selbst zu regieren und hat diese Pflicht mit allem Eifer, wenn auch nicht mit aller Würde erfüllt. Verschwunden ist die Gloria, die die Majestät umschwebte, zerrissen der Heiligenkranz der sie umgeben; nur die Sympathie für die Person ist geblieben, die man steter Kränklichkeit halber nicht für Alles was geschieht verantwortlich machen kann. Der Kaiser wird mit aller Herzlichkeit, die dem Wiener eigen ist, empfangen werden. Das Gewehr hat seit dem vielen Wachestehen unsere Hand härter gemacht; der Nationalgardendienst hat unserem Gesichte einen gewissen soldatischen Trotz gegeben, aber unsere Gemüthlichkeit ist doch die Alte geblieben; was der Wiener nicht mehr für den „Kaiser" fühlt, wird er doch seinem „guten Ferdinand" nicht abbrechen.

Über unsern Reichstag läßt sich wohl in Kürze folgendes Urtheil fällen. Er hat keine ausgezeichnete Capacitäten. Dies Kind der Revolution ist nicht besonders von der Natur begabt; aber seine Mutter ist immer eine Löwin. Es gibt sich bei den Verhandlungen kein besonderes Rednertalent kund, keine Persönlichkeit, die die Debatte auf den wissenschaftlichen, oder auch nur übersichtlichen Standpunkt erhöhe; und doch sind die Resultate größtentheils wie man sie nur wünschen kann. So sehr man sich auch über manche galizische Deputirte lustig machen mag, sie vertreten doch ein Princip, das die größte Errungenschaft unserer Maitage ist: die Demokratie.

Das Ministerium Doblhoff wird beinahe von der ganzen hiesigen Presse gestützt. Seine Handlungen, so weit sie bis jetzt bekannt sind, waren alle ehrlich. Doblhoff hat nicht die Gabe der Rede, sein Organ ist sehr schwach, — ein Übelstand bei den vielen Interpellationen; aber man strengt sich an, ihn zu hören, weil das was er spricht ehrlich ist, und die Ehrlichkeit ist für uns — weil sie neu ist — eine Macht! — Gestern hat er in der Kammer einen neuen Sieg errungen über eine Interpellation wegen des Verhältnisses zwischen Ungarn und Croatien. — Der ungarische Finanzminister Kossuth hat in einer Rede das östreichische Ministerium heftig angegriffen, weil es nicht die Hand bietet die Croaten zu unterjochen. Hier gilt aber der Grundsatz: gleiche Berechtigung aller Nationalitäten! Unter anderm sagte Doblhoff: „Gesetze werden nicht mehr von der Ministerbank decretirt, auch nicht von den Kabinetten der Fürsten, der Weltengeist macht sie, und diese Gesetze lauten: Gleichheit und Brüderlichkeit." Ferner: „Wir sind Deutsche, deutsch durch und durch, weil wir ehrlich sind." — Unserer Ansicht nach hat das Ministerium die Elemente in sich die zu seiner Erhaltung beitragen, Glieder aus der alten Schule und den vorwärtsstrebenden Geist der neuen Zeit. Östreich kann nur auf die Dauer fortbestehen unter demokratischer Regierung, und das hat man eingesehen. Der Abgeordnete von der Weichsel wird nur dann dem Abgeordneten von dem adriatischen Meere die Hand reichen, wenn sie vor der Mutter Regierung als gleichberechtigte Kinder angesehen werden. Wo jetzt bei den Verhandlungen der Geist der Zwietracht durch das Nationalitätsgefühl heraufbeschworen wird, ist stets die Nennung des Zauberwortes: Demokratie hinreichend, um die bösen Geister zu bannen.

In der heutigen Reichstagssitzung wurden die eingelaufenen Petitionen verlesen, worunter ich Ihnen zwei namentlich anführen will: Vom Abgeordneten Förster, wegen Aufhebung der Klöster; und vom Abgeordneten Löhner wegen Einziehung des Klostervermögens. — Ferner fand eine Interpellation statt, wo der Abgeordnete Tochko auf die Stelle in der Thronrede hinweist „daß der Krieg in Italien nur geführt wird, um einen ehrenhaften Frieden herbeizuführen", und in einem Berichte der „Wiener Zeitung" heißt es daß unsere Truppen ein ganzes Dorf der Erde gleich gemacht haben; ferner da jetzt Radetzky vor Mailand stehe, ob das Ministerium ihm die Weisung gegeben daß er mit Mailand nicht so verfahre! Worauf Minister Latour antwortete daß der Feldmarschall alle Mittel der friedfertigen Schlichtung anbieten werde; sollte jedoch Mailand nicht capituliren wollen, so würde wohl der Feldmarschall gezwungen sein mit Strenge zu verfahren. Das Volk sehe die östreichischen Soldaten als ihre Befreier an! Doblhoff fügte hinzu: „Ich hoffe daß unsere Truppen ihre wirklichen Befreier sein werden!" — Heute

ist zugleich der Antrag wegen Aufhebung der Unterthänigkeitspflichten an der Tagesordnung.

Nächsten Donnerstag, als am 10., ist die erste Versammlung der Deutschkatholiken. Die neue Zeit muß auch die Kirche von Spinnengeweben reinigen!

Unsere Presse, in der bis jetzt alle Kräfte und Leidenschaften sich tummelten, scheint sich mälig ordnen und regeln zu wollen.

Frankfurt, d. 9. August.

[Die Überschwenglichen in der Nationalversammlung.]

R. H. Am Montag nach der ersten Sturmsitzung in der Amnestiefrage ward den Rednern der äußersten Linken ein Ständchen von einem hiesigen Singevereine gebracht. Gestern aber, wo doch durch die Räumung der Gallerien das Publikum erst eigentlich selbst mit in die Debatte gezogen worden war, erfolgte keine ähnliche Beifallsbezeugung. Wenn aber das Sprichwort Stich hält, daß wir jemanden aus seinem Umgange und aus der Beschaffenheit seiner Freunde erkennen sollen, so fällt der Anhang befremdlich auf, der hinter den Überschwenglichkeitsmännern der Paulskirche auftritt. Als nach der Abstimmung, daß die Sitzung ohne Wiedereinlaß der Zuhörer fortgesetzt werden solle, eine große Anzahl der Überschwenglichen die Plätze verließ, weil sie sich nicht weiter mit einer „geheimen Berathung" — vor Stenographen und in der Gegenwart der Berichterstatter aller Zeitungen, freilich aber ohne den Bravoruf der Gallerien! — befassen wollten, verlas draußen auf der Freitreppe ein Herr Wagner aus Offenbach eine Berufung an das deutsche Volk, welches er zu einer Nichtigkeitserklärung alles dessen aufforderte, was etwa indessen in der Paulskirche ohne die Ausgeschiedenen beschlossen würde. Von solchen Rechtsbegriffen sind sie! Von der Rednerbühne verkündigte Brentano vorher daß er an das deutsche Volk appelliren werde, wenn der Präsident seinen Ordnungsruf wider ihn nicht zurücknähme. Aber das deutsche Volk tagt ja eben in Frankfurt! Oder wo ist sonst sein gesetzlicher Ausdruck zu suchen? Wenn Hr. Brentano nicht Genugthuung in der Reichsversammlung selbst findet, wer soll sie ihm dann geben? Von der Linken stürzten auch Mehrere gegen den Präsidentenstuhl mit dem athemlosen Rufe: „die Berathung ist nicht mehr frei, wir sind von Bayonetten umzingelt!" um dadurch eine abermalige Unterbrechung der Sitzung zu bewirken. Hr. v. Soiron erklärte, er wisse zwar nicht welche Anstalten die Stadtbehörde getroffen habe, um nach der Räumung der Gallerien die Ordnung auf dem menschenerfüllten Platze zu handhaben, glaube aber versichern zu können daß die Bayonette nicht gegen die Brust der Mitglieder gerichtet seien. Es waren Bürgertruppen herbeigeholt, die später durch die Schutzmannschaft abgelöst wurden, um den Raum um die Paulskirche frei zu halten, da sich die Menge in störendem Geschrei und Singen erging. Von dem aufgeregten Verhalten der Linken hat man überhaupt keine Vorstellung, bis man dies heftige Dreinrufen, Aufspringen, ihr ganzes wüthendes Gebehrdenspiel selbst gesehen hat, womit sie jedes Unterliegen begleitet. Und die Überschwenglichen unterliegen immer: daher ihr Getöse der Ohnmacht. Es ist zu viel schöpferischer, ordnender, wohlgemessener Sinn in der Versammlung, als daß die öde Phrase an ihr verfinge und als daß die Mehrheit anders als mit Unwillen auf Bewegungen blicken könnte, die Heinrich v. Gagern sehr treffend bezeichnet hat, da er von „einer unwürdigen Aufführung" sprach, welche Bezeichnung er allerdings später nicht allein von einem Theile des Hauses gebraucht haben wollte und die er förmlich zurücknahm. Von unseren Sachsen gehören leider mehrere zu den Ärgsten. Ich bin weit entfernt ihnen böse Gründe für ihr Verhalten unterzuschieben, vielmehr glaube ich, sie meinen es ganz redlich aber kurzsichtig mit der Sache des Vaterlandes, so daß ihr jähes Gebahren daher rührt, daß sie eben nur in einer Ordnung nach ihren Grundsätzen das Glück des deutschen Volkes für erreichbar erkennen. Aber so wie sie zu Werke gehen, würden sie, falls sie die Mehrheit hätten, wieder in Stücke zerreißen was mühsam zusammengebracht ist, und einen Zustand heraufbeschwören, der mit der Soldatenherrschaft endigte, wie in Frankreich. Und wenn nur noch mit deutscher Soldatenherrschaft! Als Herr Ludwig Simon sagte, indem er von dem Aufstande in Baden wie von einem ergötzlichen Kirmeßkravalle sprach: „Wir haben auch in Trier unsere Barricaden gehabt; allerdings ohne Noth, nur durch ein Mißverständniß entstanden; aber es war doch ein nützliches Volksexercitium!" — da jubelten die Überschwenglichen den Gallerien voran und mit eben diesem Herrn Simon fanden sie in Heckers Schilderhebung, wie edle Opfer sie auch gekostet, wie viele Menschenexistenzen sie erschüttert hat, nur einen Rechnungsfehler. So humoristisch beurtheilt freilich die ernste Mehrheit des Hauses die Geschicke unseres Vaterlandes nicht. Blut gilt ihr für Blut, mag es durch „verthierte Söldlinge" vergossen werden, oder durch „falsch berechnende" Volksmänner. Auch macht sie nicht den feinen Unterschied Brentano's zwischen „Privatmann" und „Staatsbürger", der des Staatsbürgers Fickler unerhörte Verhaftung durch einen „Privatmann" als die Veranlassung zum Aufstande bezeichnete. Denn was sei von da an in Baden gegen die Freiheit noch unmöglich gewesen! Eine Unterwerfung unter den Willen der geltenden Staatsordnung will Hr. Brentano von den republikanischen Gefangenen und Verbannten ebenfalls nicht verlangen. Wir hätten genug der politischen Renegaten, als daß sie durch abtrünnige Republikaner vermehrt werden dürften! Freilich stieß die Zusammenstellung des Prinzen von Preußen mit den badischen Angeschuldigten das überströmende Gefäß um und die Debatte verwandelte sich in ein Chaos von Stimmen, welches nur durch die Aufhebung der Sitzung zu trennen war. Auf dem Casino, wohin man sich aus der Paulskirche begab, ward sofort den Preußen gegenüber erklärt daß die Angelegenheit nicht blos als eine preußische, sondern als eine deutsche betrachtet werden solle und eine Zusammenkunft in der Loge zum Sokrates für 5 Uhr, zur Verabredung weiterer Maßregeln, angesagt. Deshalb rief die Linke des andern Tags, bei der Zurechtweisung Brentano's, gegen den Präsidentensitz empor: „Das kommt aus der Sokratesloge! Der Vorsitzende ist Partei. Wir dulden keinen Ordnungsruf von ihm!" rc. Der ganze Dienstag war eigentlich nur eine verstärkte Fortsetzung der Montagsversammlung und jedenfalls hat das Experiment der Linken dem deutschen Volke ein Paar kostbare Parlamentstage geraubt. Denn daß wenigstens die Amnestiefrage noch erledigt ward, das lag keineswegs an den Überschwenglichen, die bis auf's Äußerste um Vertagung kämpften.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr. | Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet. | № 39. 15. August.

Große und kleine Welt.

Novelle von A. v. Seebach.

(Fortsetzung.)

Herr Amont öffnete eine Brieftasche. „Auf dieser Seite, sagte er, sind die jungen Leute großer vornehmer Familien aufgezeichnet, deren Vermögen an den Vorurtheilen ihrer Voreltern scheiterte. Sie haben so lange vornehm gelebt, bis sie nichts mehr besaßen — als den schönen Namen, welcher allerdings auch einigen Reiz für Kaufleute, Fabrikanten, Banquiers, — für Alle hat die durch eigene Thätigkeit reich geworden sind. Hier finden Sie zwei arme Herzöge — und daneben reiche getaufte Jüdinnen oder, gleichviel! uralt christliche Kaufmannstöchter aufgezeichnet. Dieses andere Blatt enthält reiche Bürgerssöhne welche in adelige Familien wollen; an armen Fräuleins ist bei Gott! kein Mangel. Während der liebe Gott in die Herzen sieht, sehe ich in die Geldkisten, und was der liebe Gott nicht ganz gescheidt gemacht hat, helfe ich in Ordnung bringen, damit was zusammen gehört auch zusammen komme, alter Adel und frisches Geld! „So habe ich hier einen jungen Mann, — kennen Sie den Grafen Belleville? — Ein ganz schöner Herr, manche Wittwe hat ihm schon die Cour gemacht, manche schöne Tänzerin hätte ihn gern umgarnt. Er lebt bei seinen Eltern, welche, um ihn aus den Schlingen der Versuchung zu ziehen, ihm eine junge hübsche, einigermaßen wohlhabende Frau geben möchten. Das wäre eine Partie für Fräulein Jenny. Für Fräulein Rosa habe ich einen ganz originellen Vorschlag zu machen. Ein Mann der, was so selten in Paris geschieht, die Dummheit begangen hat sich zu verlieben; er ist ganz verrückt über Fräulein Rosa — er ist ungeheuer reich, sein Haus in der Rue des Mathurins ist ein Palast, und die Einrichtung — erst in diesem Jahr ganz neu. — Er ist in den Funfzigern, doch — kräftig und wohlerhalten; es ist der Herzog von D."

„Sollte dieser nicht zu alt sein!" fragte die Gräfin zögernd. —

„Ich dächte nicht, er ist ja ganz in meinem Alter!" versetzte Amont selbstgefällig, und die Gräfin sagte: „Sie haben recht, das ist ja eigentlich das rechte Alter um zu heirathen; freilich muß man dann, wenn man eine sehr junge Frau sucht, sehr reich sein."

Herr Amont reichte der Gräfin die Tafel, worauf des Herzogs von D. Einkünfte auf Heller und Pfennig angegeben waren.

„Wir wollen es weiter erwägen, versetzte sie; gönnen Sie mir nur Bedenkzeit, vielleicht ließe sich die erste Verlobung meiner Tochter lösen."

In Amont's Schicksalsbuch las die Gräfin auf dem Register der Wittwen ihren eigenen Namen. „Ei, ei, Amont! sagte sie, da stehe ich ja auch selbst darauf! Wer gab Ihnen dazu die Erlaubniß?"

Amont zuckte die Achseln: „Verzeihung, Frau Gräfin, warum sollten Sie sich nicht eben so gut wieder vermählen als Andere?"

„Weil ich — zwei erwachsene Töchter habe und meine Selbständigkeit nicht aufgeben will," versetzte die Gräfin nicht ohne Verlegenheit.

„Ich verstehe, erwiederte der freundliche gefällige Mann, Frau Gräfin wollen frei bleiben."

Die Gräfin unterdrückte einen Seufzer. — Amont empfahl sich. Der gute Amont! Er war sehr wohl in alle Gehimnisse der Börsen und Chatoullen eingeweiht, doch weniger in die Herzensgeschichten. So ahnete er nicht daß der Graf von Belleville den er als Bräutigam der Tochter vorgeschlagen, der Geliebte der Mutter war, und zwar schon seit mehrern Jahren. Schon während der Lebzeit des Mannes hatte die Gräfin sich dies Verhältniß mit dem jungen Cavalier erlaubt und spann dasselbe jetzt noch fort, geheim und

mit Umsicht, das Decorum wahrend. Sie hatte einige Zimmer in einer entfernten Straße gemiethet; dorthin begab sie sich von Zeit zu Zeit, wenn sie Belleville. ihren Zögling, wie sie ihn nannte, sehen wollte. Wie gern wäre sie in diesem Augenblick dorthin geeilt, um ihn zu fragen, wie er auf die Vermählungsliste des gar zu gütigen Amont gekommen! Daß sie selbst ohne ihr Zuthun darauf stand, hatte sie vergessen, sie gedachte nur an seine Vernachlässigung, und daß er noch nie ein Wort vom Heirathen gesprochen, obgleich sie frei war. Er hatte es gar nicht einmal versucht ihre Abneigung gegen eine neue Ehe zu überwinden. „Wie schwer ist es doch zu fesseln! dachte sie, die Männer sind wirklich zu Sklaven geboren, ohne Ketten sind sie gar nicht zu halten! — Ich muß wirklich daran denken meine Töchter zu verheirathen."

Mit ihren beiden Töchtern begab sie sich nach dem Hotel des Herzogs von D. Rosamunde war weiß gekleidet mit blauen Blumen und Bändern, sie war frisch und jung wie eine Blume welche in ihrem Morgenthau die Sonne küßt. Sie hatte ja noch sechs Monate erobert, sechs Monate von diesem Leben der Freude und des Glanzes, sechs Monate in dieser Atmosphäre des Luxus, worin sie so hell aufflatterte wie das Licht im Sauerstoffgas; sechs Monate in diesem Gottesdienst des Schönen, diesem Venustempel, in welchem sie alle die Götzen anbetete, die der Luxus darin aufgestellt hatte. Die Mutter schritt voraus; sie hatte ein schwarzes Sammtkleid angelegt, nebst einem schwarzen Sammtbaret, von welchem prächtige Federn herabwallten; Diamanten blitzten in den goldenen seidenartigen Locken, um Hals und Gürtel. Ein leichter Anflug von Schminke ersetzte das Roth der Jugend; in der That, sie war noch schön zu nennen. Sie blickte triumphirend auf Jenny, welche so einfach und anspruchslos angethan war, und ernst und theilnahmslos ihr folgte. Die Gräfin vermochte eine heftig aufwallende Eifersucht nicht zu unterdrücken, wenn sie dachte daß Belleville selbst auf den Gedanken gekommen ihre Tochter zu heirathen. Rosamunde bewegte sich mit wahrem Entzücken in dem prächtigen Palast des Herzogs. Das untere Haus war mit Marmorsäulen geziert, mit den herrlichsten Gaslampen erleuchtet, mit Statuen und Kunstwerken geschmückt. Die Stufen waren mit rothem Tuch beschlagen, die herrlichsten Blumen standen an den Geländern und in den Wendungen der Treppe gruppirt unter Lampen und Lichtern. — Die Säle waren blendend, die Decken mit schönen Malereien und Stuckarbeiten geschmückt, die Wände mit Ölgemälden, die Nischen mit Statuen. Wo der Luxus der Kunst die Hand zum Schwesterbunde reicht, da wird Außerordentliches geleistet. Rosamundens Seele durchzuckte ein heißer Strahl, als sie hörte, mehrere Dichter und Musiker, Männer von europäischem Ruf, der Stolz Frankreichs, seien in der Gesellschaft.

Der Herzog selbst stand am Eingange des Saales. Er war ein Funfziger, ein großer schlanker Mann mit dem Wesen der großen Welt, mit der allgemeinen Höflichkeit, den ewig lächelnden Lippen der feinern Bildung und dem aufmerksamen Blick des heitern geistvollen Wirthes. Amont stand neben ihm, und als die Damen eintraten, flüsterte er ihm zu: „hier ist sie, die mit den blauen Blumen!"

Der Herzog begrüßte die Frauen mit außerordentlicher Zuvorkommenheit. Er spielte nicht den jungen Mann, weder in Kleidung noch im Wesen; er stimmte den freundlichen Ton der Herablassung eines ältern Freundes mit den jungen Mädchen an, besonders mit Rosamunde, der er ein schönes Bouquett überreichte als eben ein junger Mann sie zum Contretanz führte. Der Herzog stellte sich ihr gegenüber und sah Rosamunden tanzen. Sie hüpfte etwas mehr als die Pariserinnen. Das gefiel ihm; er meinte, das sei jugendlich; er ahnete nicht daß sie auf den Bürgerbällen in Leipzig so getanzt habe. Als sie einmal seinem Blick begegnete, nickte sie ihm freundlich zu über ihr Bouquett. Das war für französische Sitte ein unerhörter Fall. Daß der alte Mann sie heirathen wolle, dachte die Fahrlose nicht; in ihm aber stand jetzt der Gedanke fest. „Amont, flüsterte er dem Vermittler zu, das wäre für eine erste Liebe ein herrliches Geschöpf, — für eine letzte aber, — nein, dazu ist sie viel zu gut, viel zu schön! Ich kann nicht mehr Ansprüche darauf machen." —

„Nur Geduld, Herzog, sagte Amont, mit einem solchen Palast und solchen Festen hat man Ansprüche auf die Schönste und Jüngste!"

Graf Belleville tanzte mit Jenny und empfing dafür einen strafenden Blick von der Mutter. Die Gräfin war vor Eifersucht blind. Sie begann ihre Tochter zu hassen, weil sie dieselbe für geneigt hielt auf Belleville's Bewerbungen einzugehen. Sie hatte keine Ahnung daß Jenny's Herz in ganz andern Banden lag.

(Fortsetzung folgt.)

Briefwechsel.

Frankfurt, d. 9. August.

[Fürst Leiningen's Rede; Hecker's Wahl verworfen.]

R. H. Der Präsident des nun vollständig besetzten Reichsministeriums, Fürst Karl Leiningen erschien zum ersten Male in der Nationalversammlung, der er als Mitglied nicht angehörte. Er ist ein Mann im kräftigsten Alter und von jugendlich chevalereskem Ansehen. Seine Erscheinung war von freier, aber anspruchsloser Form. „Ich bringe dem Werke des Vaterlands, sagte er, nur geringe Kräfte und ein geringes Talent zu in meiner Person; aber Etwas bring' ich ihm zu, groß und voll — ein deutsches Herz!“ Ein lebhaftes Bravo begrüßte den Schluß seiner kurzen Antrittsrede. —

Gagern meldete die Einladung zum Kölner Dombaufeste, an welchem der Reichsverweser und der König von Preußen Antheil nehmen werden. Die Paulskirche wird durch einen Ausschuß und durch zahlreiche Mitglieder bei der sechshundertjährigen Jubelfeier vertreten sein.

Es folgte dann der weitläufige Angriff der Linken auf den Vicepräsidenten von Soiron und dessen Geschäftsführung am 7. und 8. August. Ihre Anträge habe er unerledigt gelassen, ihnen die Rede abgeschnitten, eine Erkläaung von ihrer Seite der Versammlung vorenthalten u. s. w. Durch diesen Antrag schon gelingt es den Überschwenglichen einen guten Theil der heutigen Sitzung für die Fortsetzung der frühern Streitigkeiten in Anspruch zu nehmen. Aber auch den Rest des Tages lassen sie sich nicht rauben. Als endlich auf die Wahl Hecker's in Thiengen übergegangen werden soll, macht Wilhelm Jordan (unser ehemaliger Leipziger) den Versuch, die unerquickliche Verhandlung auf eine mehr fruchtreiche und ergiebige Bahn zu lenken. Er meint, über Hecker's Zulassung sei seit Montag genug gesprochen worden und durch die Abstimmung in der Amnestiefrage bereits entschieden. Das solle man einfach anerkennen und über den Punkt hin zum nächsten Ansatze der Tagesordnung verschreiten. Allein um keinen Preis hätten sich die Überschwenglichen das Fest stören lassen, welches sie sich von einer dritten Verhandlung über ihren Lieblingshelden erwarten durften. Herr Schaffrath bewies sogleich von der Rednerbühne herab daß Hecker zwar nicht amnestirt, seine Wahl aber dennoch vollkommen giltig sein könne! Habe ihn nicht der souveräne Kreis von Thiengen zu seinem Abgeordneten ernannt? Kein Gesetz stehe seinem Eintritt entgegen! Es hilft kein Sträuben, die Angelegenheit muß in aller Form vorgenommen werden und von Itzstein, Wiesner aus Wien und Vogt aus Gießen erheben sich zur Aufrechthaltung der Heckerschen Wahl. Sie nennen unsern Zustand und das Parlament eine einfache Fortsetzung der Revolution, worauf ihnen später trefflich entgegnet wird: so sei ihnen wohl auch der Arzt am Krankenbette nichts als eine Fortsetzung der Krankheit! Wiesner behauptet, wer Hecker verurtheile, verurtheile zugleich 13 Millionen Östreicher. Ob man den Wienern etwa ihren 15. und 26. Mai nehmen wolle, weil damals das Parlament schon beisammen gewesen? Am eifrigsten aber zeigt sich Vogt beflissen, in Hecker einen durchaus schuldlosen Mann zu finden. Oder welches Gericht habe ihn denn verurtheilt? Schließe das Parlament einmal aus materiellen Gründen ein Mitglied aus, so sei Gefahr für Alle! Endlich führt Vogt's irrlichterirendes Umherschweifen zur Verherrlichung der revolutionären Charaktere und Ereignisse, seine Angriffe auf die badische Regierung zu einer Berufung an den Präsidentensitz: Ob nicht der in der Minorität gebliebene Herr Buhl, mit der Regierungslegitimation für den Sitz für Thiengen „im Sacke“ in Frankfurt angelangt sei? — Ich sah den Präsidenten von Gagern bei dieser Gelegenheit zum ersten Male in seinem Zorne. Er hat eine olympische Würde in seiner Entrüstung, seine Blicke werden zu Blitzen, seine Worte zu Donnerkeilen. Buhl ist Gagern's Freund und hatte niemals die Absicht auf die Thienger Minderheitswahl fußend in's Parlament zu kommen. Für den Ausschußantrag, der bekanntlich die Ernennung Heckers verwarf und anderweite Wahlen fordert, sprach zuerst Plathner aus Schlesien mit unangenehm zerdehntem und zerhacktem Accent aber mit geistreichen Mitteln. Souverän ist das Volk nur im Ganzen, behauptete er, aber nicht im Einzelnen; deshalb gibt es keine souveränen Wähler von Thiengen, eben so wenig als es souveräne Parlamentsmitglieder gibt. Nur die Gesammtheit besitzt diese Eigenschaft! Allerdings anerkennen wir die Revolution, das heißt die Geltendmachung des Volkswillens mit gewaltsamen Mitteln, wenn die friedlichen erschöpft sind. Allein Hecker's That war Rebellion; das Volk im Ganzen hat sich nicht daran betheiligt. — Auch Simson's Vortrag zu Gunsten des Ausschußantrags war reich an bedeutenden Bemerkungen und erschien in glücklicher Ausführung. Das Ergebniß der Abstimmung, die bis gegen 3 Uhr hingezogen und selbst dann noch durch allerlei peinliche Bedenken über die Fragstellung hingehalten ward, konnte niemanden zweifelhaft sein: 350 verwarfen die Wahl Hecker's gegen 116 Stimmen.

Morgen ist die dänische und italienische Frage an der Reihe! Die Gallerien sind seit dem Lärmen am 8ten etwas beschnitten worden, indem ein Paar Conferenzzimmer in den Räumen errichtet werden, die bisher dem Publikum offen standen. 1500 Zuhörer sind ein Mißverhältniß bei einer Versammlung von 500 bis 600 Personen. Sie beherrschen den moralischen Eindruck des Hauses, sie können eine Versammlung förmlich tyrannisiren durch beifällige und mißfällige Zeichen. Kleine Geister aber besitzen häufig die Gunst des Augenblicks und das Lob der urtheilslosen Massen, während ein ernster Sinn und ein höher gehendes Streben sich mit der Anerkenntniß eines minder lauten Publikums, oft nur mit seinem besseren Bewußtsein begnügt.

Frankfurt, d. 13. August.

[Die Frage über Südtyrol und Italien.]

R. H. Die vorgestrige und gestrige Sitzung der Nationalversammlung waren, bis auf den Beschluß über die Entschädigung des Präsidenten mit 2000 Fl. Rh. monatlich, den auswärtigen Angelegenheiten Deutschlands, seinem Verhältnisse zum dänischen Kriege und zu Italien gewidmet. Sollte man es glauben daß die Überschwenglichen auch zu unsern auswärtigen Fragen auf dem utopistischen Humanitätsboden stehen, für den sie stundenlang müßige Redekämpfe erheben, wenn auch, wie Herr Nauwerck aus Berlin, vor leeren Bänken? oder vielmehr vor Bänken, die sich unter solchen Auseinandersetzungen leeren! Die Überschwenglichen sagen ganz einfach, die Gerechtigkeit fordere von Deutschland daß es die wälschen Bezirke Trient und Roveredo sofort aus seinem Staatsverbande loslasse! Nur die Abstimmung dieser Kreise selbst: ob zu Deutschland, ob zu Italien, könne hier das Entscheidende sein! Ein

gestriger Redner (Kohlparzer) bemerkte, in Rußland würde man auf einen Lostrennungsantrag der baltischen Provinzen mit der Knute antworten, in Frankreich einen Kammerredner für die Herausgabe des Elsaß in's Tollhaus sperren und aus der deutschen Paulskirche solle man so undeutsche Charaktere geradezu ausschließen. Das war allerdings ein etwas stärkeres Verlangen als zulässig. Allein so lange sich Europa in seinen Hauptmächten noch nicht rein nach den Nationalitäten, sondern nur nach Staaten mit Hauptnationalitäten sammelt, unter gleicher Berechtigung der beigemischten Völkerstämme, werden wir uns hoffentlich nicht die Thüre vom Hause abreißen, indem wir die Engpässe der Alpen in fremde Hände geben.

Die gestrige Verhandlung hatte zwei Lichtpunkte, vor denen Alles in tiefen Schatten fällt, was uns von den Anmuthungen der Überschwenglichen empören mußte: die Rede des Herrn Flir aus Landeck für die Untheilbarkeit Süd- und Nordtyrols, die uns unter der Unterstützung der Überschwenglichen von den Abgeordneten von Roveredo und Trient angesonnen wird, und den Vortrag des Hrn. v. Radowitz über das Verhältniß Deutschlands zur italienischen Friedensfrage. Die Rede Flirs erregte durch ihren schwungvollen Patriotismus, durch belebte Darstellungsweise und herzliche Tapferkeit der Meinung einen solchen Beifall im Hause daß sie allein das Absonderungsgelüste der Südtyroler aus dem Felde geschlagen hätte, wäre ein Zweifel über die Abstimmung in dieser Frage denkbar gewesen. Flir sprach mit süddeutscher Unbefangenheit und mit einem Humor, der sofort auch von dem edelsten Ernste sein konnte, je nachdem es sich um Widerlegung oder Behauptung handelte. Dazu plätscherte seine Rede natürlich, rasch und unaufhaltsam, wie ein frischer Alpenbach von der Höhe, um im Schooße der Versammlung das Ziel gewiß nicht zu verfehlen. Den Beschluß der Versammlung kennen Sie aus den Zeitungen. Keine Trennung, und was die gesonderte Verwaltung, Rechtspflege rc. der wälschen Tyroler anlangt, so werden sie mit diesem Verlangen auf den die Nationalitätsrechte gewährleistenden Beschluß des Hauses und zur Ausführung desselben an den östreichischen Reichstag verwiesen.

Hr. von Radowitz ergriff das Wort in der italienischen Kriegs- und Friedensfrage. Die Paulskirche, unter Herrn Nauwercks Vortrage fast verödet, füllte sich sofort als Radowitz an die Reihe gelangte und die gespannte Aufmerksamkeit, die sich in allen Bewegungen der Anwesenden und auf allen Gesichtern kund gab, zeigte deutlich an daß die Versammlung Bedeutendes zu hören erwartete von einem bedeutenden Manne. Diese Voraussetzung traf vollkommen zu, und ich gestehe daß ich niemals mit so wenig Worten die schwierigsten Verhältnisse genauer bezeichnen und den Standpunkt zu denselben schärfer darthun hörte. Nach dem breiten Geschwätze des Herrn Nauwerck und seinen zerfahrnen Phrasen „für Freiheit und Recht" erschien Radowitz, gedrungene Sprache wie der geistige Auszug einer geistreichen Abhandlung, worin Satz für Satz entweder einen richtigen Aufschluß gibt oder einen weiten Gedankenkreis zu weiterer Betrachtnahme heranzieht. Er begann damit daß er mit Bewunderung die östreichischen Siege in Italien begrüßte, indem er sagte, jener Heldenmuth habe auch für unsere Sache gestritten, jenes tapfere Blut sei auch für uns vergossen worden. „Diese Siege", fuhr er fort, haben theils die Möglichkeit eines baldigen Friedens herbeigeführt, theils stellen sie eine gefährliche Intervention in Aussicht. Ohne festen Fuß in Oberitalien ist aber bei einem Kriege ein Drittheil des deutschen Reichs verloren, sind die Festungen des Oberrheins umgangen, Ulm und Rastadt vergebens errichtet." Seine Meinung erklärt er dahin, daß auch die Etsch als Grenzmarke nicht genüge, der Mincio müsse behauptet und in Italien die schwierige Aufgabe von Östreich gelöst werden, die Nationalitäten zu vermitteln. Die Erwähnung der Siege der östreichischen Waffen und der Schluß der Rede wurde mit so begeistertem Beifall aufgenommen, daß das Zischen der Überschwenglichen ohnmächtig verklang. — Der Reichsminister des Auswärtigen, Herr Heckscher, der sodann die Tribüne bestieg, hatte leichtes Spiel nach solcher Einleitung. Indem er mittheilte daß das Reichsministerium entschlossen sei, dahin zu wirken daß die italienische Frage einer friedlichen, aber auch Deutschlands würdigen Lösung zugeführt werde, ersuchte er die Versammlung, auf eine weitere Debatte im Interesse der Sache für jetzt zu verzichten und alle desfallsigen Anträge sammt der ganzen Angelegenheit der Reichsgewalt anheimzugeben. Dies geschah. Die Abstimmung ward sogleich gefordert, nur Hr. v. Raumer als Berichterstatter nahm noch das Wort; dann erfolgte mit großer Mehrheit die Entscheidung im Sinne des Ausschusses und Herrn Heckschers.

Heidelberg, im August.

[Das Heckerlied und die Parodie darauf; die Studenten, die Professoren; Kapitän Medwin.]

= Die letzte Volksversammlung hier, am 30. Juli, war nicht halb so zahlreich wie die im März, wehmüthigen Andenkens, welche der traurigen Schilderhebung der Republikaner voranging. Damals mag mancher noch lustig von der stolzen Pfalzgrafenzinne in die blaue Haardtferne hinausgeschaut haben, Mancher der jetzt hinter den festen neuen Mauern zu Bruchsal seufzt, indeß die Frage seiner Befreiung wie ein Sturm durch die Paulskirche braust. Dort vor dem Parlamentshause wie hier singen sie das Heckerlied. Eben so zahlreich verbreitet ist jedoch die witzige, im glücklichen Volkston, gesungene Parodie des Republikanerkriegs, in Knittelversen mit Karrikaturen illustrirt, von dem hiesigen Advocaten Nadler der schon öfter für Verse in der Pfälzermundart sein glänzendes Talent bewährte. Wenn ich nicht irre, hat er die Anekdote nicht erfunden, sondern erlebt, die Anekdote von dem armen Burschen, der im letzten Frühling einen Meister ganz zerlumpt um Almosen anspricht: „Warum betteist du denn? Geh zum Hecker (nicht Henker)!" sagt der Meister. — „Ich war ja schon bei ihm!" heult der Junge.

Auch hier ziehen badische Soldaten durch, die nach Holstein bestimmt sind. Die Studenten kehrten so nahe der Ferienzeit von Neustadt heim, daß sie es nicht mehr der Mühe werth fanden die Collegien wieder zu beginnen; sie verlassen allmälig die akademische Stadt, die jetzt ihrer saison morte entgegengeht, da natürlich nun auch die Professoren — die neuesten Parlamentsbeschlüsse haben auch den hiesigen Adreßkalender sehr vereinfacht und vielen Hof- und geheimen Räthen das Lebenslicht ausgeblasen — zu den Thoren ausfliegen um sich Erholung zu gönnen. Doch sieht man jetzt etwas mehr Sommervögel als im vorigen Monat, Deutsche und Britten, die um Sonnenuntergang durch das alte Schloß schweifen. Unter den Ausländern welche sich seit Jahren hier angesiedelt haben, darf der Kapitän Medwin genannt werden, durch seine Conversationen mit Byron und sein Werk über Shelley bekannt das merkwürdige und neue Aufschlüsse über Leben und Charakter dieses Dichters gibt. Mit Shelley, wie mit Byron und Lamartine hat Kapitän Medwin längere Zeit in Italien befreundet gelebt.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr.	Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet.	№ 40. 16. August.

Große und kleine Welt.

Novelle von **A. v. Seebach.**

(Fortsezung.)

Die sechs Monate waren vergangen und abermals ward Rosamunde zur Gräfin gerufen.

„Meine Tochter, sagte Diese, die Zeit der Entscheidung eilt heran, Du mußt jetzt wählen und Dein Schicksal bestimmen. Das Vermögen welches mir durch meinen Gemahl zufiel, ist bedeutend; es besteht theils in liegenden Gründen, theils in Capitalien. Auch ist der Familienschmuck sehr werthvoll; Du hast ihn wohl gesehen? — Rosamunde verneinte. — Nun ich zeig' ihn Dir nächstens. Ich habe das Recht, Dir die Hälfte von alledem zuzuwenden. Selbst wenn Jenny einen Proceß darum anfangen wollte, was ihr nicht zuzutrauen ist: es würde ihr nichts helfen. Das Vermögen ist mir durch meinen Ehekontract gesichert worden. Mein Vater hatte denselben aufgesetzt; das nannte er für mein Glück sorgen, und ich habe durch eine zwanzigjährige unglückliche Ehe meinen Reichthum schwer genug errungen. Für die Erbin meines halben Vermögens wofür Du hier gilst, haben sich auch schon bedeutende Partien gefunden; unter Andern der Herzog von D., welcher Dich ausgezeichnet. Er ist ein braver Mann und sehr reich. Auch der Graf L. wirbt um Deine Hand; er ist der Sohn einer Freundin von mir und bietet Dir ein glänzendes Loos. — Ist Dir indeß Karl theurer als Alles, glaubst Du noch immer glücklicher zu werden in den beschränkten Verhältnissen, welche Dir in Deiner Kindheit so lieb waren, so steht es bei Dir wieder nach Leipzig zurückzukehren. Die hier verlebte Zeit wird Dir bald als ein bloßer Traum erscheinen und Deinem an äußeren Ereignissen dann armen Leben vielleicht einen Schatz von Erinnerungen gewähren die doch auch etwas werth sind. Daß ich Dir in diesem Fall nicht das bedeutende Vermögen zuwende, versteht sich von selbst; Du bedarfst dann dessen nicht. Ich gebe Dir 20,000 Thlr.; das ist viel für Deine künftigen Verhältnisse. Wollte ich Dir mehr geben, so würdest Du aus diesen Verhältnissen herausstreben, Du würdest in einen andern Kreis aufgenommen sein wollen, in den die Bildung Deines Mannes nicht hineinpaßte. Diese Dir bestimmte Summe werde ich Dir am Hochzeitstage auszahlen lassen; nach der Trauung, welche in der Stille vor sich gehen soll, reisest Du ab. Ich möchte nicht daß man in Paris von Deiner Vermählung etwas erfahre, da man, wie Du weißt, in unsern Kreisen nicht frei von Vorurtheilen ist und die Lebensidylle die Du Dir erwählst, belächeln würde. Du wirst mir öfters schreiben und meine mütterliche Liebe wird Dir stets treu bleiben. Jetzt wähle, mein Kind, Du hast noch vier Wochen Bedenkzeit.“

Welche Qualen hatte diese kalte, nüchterne Mittheilung in Rosamundens Seele angefacht! Sie sollte wählen zwischen Reichthum und Liebe. Der Reichthum war ihr nichts werth, aber die geistreichen Genüsse die er bot, waren ihr theuer, waren ihr ein Bedürfniß der Seele geworden. Das Leben außerhalb dieses Lichtglanzes erschien ihr plötzlich todt. Was sie Liebe nannte, war ihr nur noch eine blasse Blume im fernen Winkel ihres früheren Edens. Karl hatte sie heiß geliebt, und sie ihn auch, aber jetzt — wie sollte sie jenes lauwarme zaghafte Gefühl nennen, welches noch für ihn in ihrem Herzen sprach? „Armer Karl, sagte sie, wenn Du wüßtest, wie es in meinem Innern Deinetwegen kämpft! Wahrlich, dieser Kampf ist ein schlechter Dank für Deine Liebe. Um meinetwillen suchtest Du ein Amt welches Dir nicht zusagte, um meinetwillen kettetest Du Dich an Verhältnisse die Dich drückten, in-

dem sie Deine weitere Ausbildung hemmten. Du wärest gern gereist, Du hättest gern gelebt und mußtest vegetiren wie die Pflanze, festgewurzelt am Boden. Du wärest wie Alfred geworden ohne mich, nur noch besser, noch größer, denn Du warst fleißiger und weniger eitel. Alles gabst Du für mich auf, was die Welt Dir damals bieten konnte, und ich besinne mich noch Dir ein Opfer zu bringen? — Aber wird dieses Opfer ihn auch beglücken? Und werde ich ihm bergen können daß ich entbehre? Wird er nicht fühlen daß ich ein Opfer gebracht? Wird er nicht immer denken, wie viel ich aufgegeben habe um seinetwillen, und wird dieser Gedanke seine Seele nicht bedrücken?" —

Bei solcher Gedankenreihe pflegte Rosamunde zu erröthen. „Schäme Dich! sagte sie dann zu dem rebellischen Herzen, das sind Sophistereien Deines wankelmüthigen Sinnes! Du gabst Dein Wort, und Karl rechnet auf Dich. Du darfst ihm nicht wort- und treubrüchig werden, unter den Rosen des Reichthums würden die Schlangen des Vorwurfs nicht ausbleiben. Nein, man muß ehrlich handeln, das ist immer das Rechte! so sagte Frau Schulz!"

Für diesen Entschluß bestärkte sie auch noch ein Brief von Karl, welcher voll von liebender Ungeduld dem Wiedersehen und der Wiedervereinigung entgegen jauchzte. Hätte Karl ein großes Loos gewonnen, Rosamunde wäre ihm dennoch die Liebste geblieben; er hätte sie unter jedem Wechsel des Geschicks zu seiner Frau erkoren! Nein, ihm durfte sie nicht untreu werden!

Sie versetzte sich nun in ihr früheres Leben zurück, in die Jelängerjelieberlaube, in die erste Zeit ihrer Liebe, und als nun ein wärmeres Gefühl, durch die Erinnerung in ihr erwacht, einem Glück sich entgegensehnte, da griff sie zur Feder und schrieb — einen Brief voll alter Zärtlichkeit und alter Liebe. —

Rosamunde hatte mehrere Nächte nicht geschlafen, jetzt als der Brief fort war, wurde sie ruhiger. Wie sie in's Zimmer der Mutter trat, um ihr den Entschluß mitzutheilen, fand sie dieselbe mit ihrem Schmuck beschäftigt. Die Gräfin wollte den Töchtern einen frohen Nachmittag bereiten und ihnen alle die Herrlichkeiten zeigen. — Sie legte Rosamunden den Türkisenschmuck an, an welchem Brillanten blitzten. Jenny sollte sich mit Rubinen schmücken. „Das Alles wird einmal Euer, sagte die Mutter, es gehört zu Eurem Vermögen!" Sie blickte dabei nicht etwa Rosamunden an, o nein sie verrieth keine Absicht; Rosamunde sollte die ganze Qual der Wahl haben, die Verantwortung ihres Schicksals ganz allein tragen. Heute konnte Diese unmöglich ihren Entschluß äußern, die Lippen weigerten sich ihn auszusprechen; abermals hatte sie mehrere unruhige Nächte.

Am letzten Tage der Entscheidungszeit trat Rosamunde bleich von innerem Kampfe zur Mutter und verkündigte ihr den Entschluß, dem großen Vermögen zu entsagen und ihrem Karl treu zu bleiben. Die Gräfin blickte sie erstaunt an; sie begriff diese Entsagung nicht, sie hatte dieselbe nicht erwartet. Jenny fiel der Schwester im höchsten Entzücken lachend und weinend um den Hals. „Das ist brav von Dir, Rosamunde! sagte sie, ich danke Dir im Namen des ganzen Frauengeschlechts, Du machst unsern Gesinnungen Ehre. Treu bis in den Tod! ist das schönste Motto, das wir führen können, — ja treu bis in den Tod!" —

Die Gräfin blickte Jenny verwundert an, sie bezog das Entzücken der Tochter auf den Reichthum, welcher ihr jetzt ungetheilt zufiel. Aber Jenny jubelte daß die Liebe gesiegt habe; die Liebe schien ihr ja das Höchste auf der Welt. Für den Wechsel von Trauer und Entzücken in Jenny's Äußerungen hatte die Mutter gar kein Verständniß.

Jetzt wurde an Karl geschrieben, daß er nach Paris kommen solle. Wie glücklich war der Arme! Er schüttelte rasch den Aktenstaub von seiner Seele; er reiste Tag und Nacht, gönnte sich nirgends Ruhe. In Paris angekommen, konnte er es gar nicht erwarten, seine Braut zu sehen. Aus dem Postwagen warf er sich in einen Fiacre und fuhr nach dem Hotel der Gräfin. Daß der Portier ihn nicht gleich einließ, ihn erst melden wollte, schien ihm eine entsetzliche Grausamkeit. Hätte er gewußt mit welcher verächtlichen Miene man den im Fiacre Vorgefahrnen meldete, er wäre vielleicht schon aus seinem Traum von Glück erwacht.

„Gräfin Rosamunde werde gleich erscheinen!" sagte man ihm und führte ihn in den Salon, dessen Pracht Rosamunden im Anfange so viel Entzücken eingeflößt. Karl Schmidt empfand nichts dergleichen bei diesem ungewohnten Anblick; ihm war es ganz einerlei, wie Stuhl und Tisch geformt sei, er hatte kein Auge für solche Dinge, der Teppich schien ihm ein Überfluß; im Winter, meinte er, könne man Filzsocken anziehen und im Sommer sei die Diele ganz angenehm. Und hätte Karl auch den Luxus der Umgebung zu würdigen gewußt, so würde er doch in diesem Augenblick alles vergessen haben über das Herzklopfen der Erwartung.

Endlich nahten Schritte und Rosamunde lag in

seinen Armen. — Sie weinte, denn sie dachte an den Tod der guten Pflegemutter.

Schmidt hatte geglaubt spät am Nachmittag einzutreffen. Es war aber Mittagszeit. Die Gräfin war zwar noch bei der Toilette, doch hatte sie von seiner Ankunft gehört und lud ihn ein zu Tische zu bleiben; „er könne in Reisekleidern erscheinen, denn sie speis't en en famille," ließ sie sagen. Diese Mahnung wäre gar nicht nöthig gewesen, denn Karl hätte es gar nicht für möglich gehalten für den vertrauten Kreis der künftigen Schwiegermutter sich erst noch umzukleiden; er nahm die Einladung gern an und ahnete nicht, welch großes Motiv dieses Diner in der Veränderung seines Lebens abgeben sollte!

Als die Gräfin aus dem Innern des eleganten Boudoirs, umduftet von Odeurs und allen Ingredienzen eines Pariser Luxuslebens, dem Ankömmling die Reisetoilette bei Tisch gestattete, dachte sie an jene modischen Reiseanzüge ihrer Bekannten und Freunde, den kurzen knappsitzenden Überrock, die nachlässig um den Hals geschlungene Cravatte, die dunkele schließende Weste, den Mangel an Frack und Schmuck. Die Reisetoilette eines unbemittelten Deutschen, Gelehrten, eines sächsischen Accessisten welcher nicht zum Vergnügen reist, sondern nur so bald als möglich zum erwünschten Ziel zu kommen sucht, besteht in alten Kleidungsstücken, die vom Staub der Landstraße, von der Reibung des Reisewagens nichts mehr verlieren können. Schmidt legte nie viel Werth auf die Mode und trug wie mancher deutsche Ehrenmann seine Kleider ordentlich auf. Er war in allen Dingen vernünftig und seit den letzten Jahren hatte er um so mehr seine Röcke geschont, da er für die Einrichtung seiner Häuslichkeit sparen mußte. Das Reisekostüm war also um einige Jahre in der Mode zurück. Das war freilich nur eine Kleinigkeit, und der geringste Verstoß. Das Leben in der großen Welt verleiht ein gewisses Etwas welches die damit Vertrauten nicht gern vermissen. Die Leichtigkeit der Bewegung, das Abgerundete in Allem was gethan und unterlassen wird, die Art zu essen, zu sprechen, zu sitzen, zu stehen, sich zu verneigen, alle diese Nichtigkeiten welche an dem wahren Werth des Menschen keinen Theil haben, aber doch seine Erscheinung ausmachen, geben ein Ensemble das das Urtheil der Welt bedingt.

Die Gräfin begrüßte indeß den Angekommenen mit großer Freundlichkeit und Niemand hätte an ihrem Betragen merken können daß er ihr ein unwillkommener Schwiegersohn sei. Rosamunde aber ward bald blaß, bald roth, je nachdem der Bräutigam größere oder kleinere Verstöße gegen die Gewohnheiten ihrer jetzigen Sphäre beging. Es kam noch dazu daß Karl, um sie zu überraschen, während des letzten Jahres französischen Unterricht genossen hatte, wahrscheinlich bei dem billigsten Lehrer an der Pleiße. Er sprach das schleppendste sächsische Französisch, das man je gehört; und doch war er so stolz auf die mühsam erworbene Kenntniß daß er, obgleich die Damen die Unterhaltung deutsch zu führen suchten, immer mit seinem Französisch zu triumphiren strebte. Ja selbst sein Deutsch war wirkungslos geworden. Wie süß hatte es Rosamunden in der Jelängerjelieberlaube geklungen! Jetzt schien es ihr gemein und breit. Wie lieb war es ihr in seinen Briefen gewesen, und jetzt schnitt es ihr in die Ohren, seine Anwesenheit versetzte sie in Verlegenheit. Schmidt seinerseits war durchaus nicht verlegen; er war zu glücklich! Er konnte sich gar nicht satt sehen an seiner Braut, die sich so sehr verändert hatte. „Was doch ein Jahr nicht thut!" sagte er laut und lachte in seinem Gott vergnügt. Von Zeit zu Zeit suchte er unter dem Tisch ihre Hand zu berühren, beim Dessert legte er sogar seinen Arm um ihren Nacken und drückte sie so kräftig an sich daß Jenny und ihre Mutter erschrocken auffuhren und sich eines spöttischen Lächelns nicht erwehren konnten. Die natürlichsten, die heiligsten Gefühle unter dem Schleier einer gewissen Gleichgültigkeit zu bergen, das ist die Aufgabe der großen Welt, und diese Aufgabe wird oft mit Grausamkeit gelöst. Wer ihr nicht gewachsen ist, wird leicht durch ein „Ridicüle" gebrandmarkt. Rosamunde duldete Alles still, aber Thränen traten ihr in's Auge. Schmidt hielt das für Freudenthränen.

Nach Tische kam Alfred und befreite die gepeinigte Braut von dem Zwang, den sie sich anthun mußte; sie eilte auf ihr Zimmer, wo sie sich einschloß.

(Fortsetzung folgt.)

Briefwechsel.

Berlin, d. 14. August.

[Der Prinz von Preußen und das Preußenthum, Buddelmeier als Sprecher dieser Richtung.]

†† Preußens Verhältniß zu Deutschland und die Stellung des Königs zum deutschen Reichsverweser beschäftigt die Gemüther dergestalt daß selbst die Konstablerangelegenheit mit den abendlichen Zusammenrottungen und Prügeleien bei Seite geschoben wurde. Die große Bürgerwehrparade zur Ehre des Reichsverwesers fand am Dienstag unter Zulauf einer ungeheuern Menschenmenge unter den Linden statt. Unsere wohl-

disciplinirten und einexercirten Bürger, deren Zahl sich über zweiundzwanzigtausend beläuft, defilirten vor dem Ministerpräsidenten, welcher auf die Einladung der Bürgerwehr die Parade abnahm, während die Soldaten in den Kasernen consignirt blieben und weder der König, noch irgend ein Prinz des königlichen Hauses der Feier beiwohnte. — Der Prinz von Preußen empfing an demselben Tage in Stettin die Huldigungen der vielgeliebten, treuen Pommern. Unter Kanonendonner und Jubelgeschrei zog er in die Stadt, verbat sich aber das Arndt'sche Lied „Was ist des Deutschen Vaterland", oder, wie die Vossische Zeitung sehr vorsichtig bemerkte „enthob die Liedertafel von der Absingung dieses Liedes." — Man würde das dem Prinzen nicht so leicht verziehen haben, hätte nicht Brentano in Frankfurt zur selben Zeit durch seine unlogische und ungerechte Äußerung über den Prinzen von Preußen gerade im Gegensatz seiner beabsichtigten Wirkung die lebhaftesten Sympathien für den Prinzen erweckt. Der Prinz von Preußen hat Brentano Dank zu sagen, denn sein Angriff hat ihm mehr genützt als die glühendste Vertheidigung seiner Freunde; er hat einen Rückschlag der öffentlichen Meinung bewirkt, der für den Prinzen durchaus günstig ist. In Flugblättern und Placaten werden jetzt der Anfeindung der Frankfurter Nationalversammlung gegenuber, die Verdienste des Prinzen gefeiert und auf allen Straßen schreien und brüllen unsere Fliegenden Buchhändler: „Nu jrade en Hurrah für den Prinzen von Preußen!" Da ist ein neues Placat von dem vielbeliebten Buddelmeier, dem „Dageschriftsteller mit 'n jroßen Bart", es findet reißenden Abgang, und ist schon nach wenig Tagen in der zweiten Auflage erschienen. Es beginnt mit den Worten: „Brentano, Lümmel, stoß dir nich! Een Wink mit 'n Laternenpfahl!" Der gute patriotische Buddelmeier, der die Kunst versteht seiner reactionären und nach altem Preußenthum duftenden Gesinnung den dreifarbigen Mantel des Radicalismus umzuhängen, schimpft auf gut Berlinisch auf die Frankfurter Versammlung, auf Brentano, welcher den Prinzen angegriffen, da doch „jeder Mensch (plötzlich!) weeß, deß der Prinz von Preußen nischt verschuldt hat, un deß wir ihm widder jut sind, weil er 'n ehrlichen Sinn und ein ehrliches Jemüthe hat un nach seinen Vater schlacht't." Aber, sagt Herr Buddelmeier, „des is die pure helle Angst. Ihr Jewissen in Frankfurt sagt es ihnen mit so ne stille Ahnung daß sie über kurz oder lang doch Alle uns innen Rachen loofen, und dadrum zappeln sie jetzt schon. So steht et, Jevatter Süddeutsch, det hilft dir alles nischt, du mußt Preuß'sch werren. Weeßte wie 't jehen wird? Seeh mal, die Weltjeschichte macht aus Deutschland eenen Kuchen. Würtemberg un Hannover, des is der Deeg; der werd von nen Bäcker ordentlich zusammen jerührt; Östreich is de Bärme, die wird zujedahn deß der Deeg ordentlich ufjeht un nen jehörigen Umfang kriegt; Baiern sind die Eier, die machen den Deegklumpen feste, und halten des nord- und süddeutsche Mehl zusammen, Mecklenburg is de Butter, des versteht sich von selbst, die macht den Deeg fett; Sachsen is der Zucker, denn des werd uns sehre süße schmecken; Kurhessen des sind die bittern Mandeln, die müssen ooch drin sind, alleene schmeckt et eklich, aber mang Alles mang is et jut vor die Delikatesse. Die andern Fürschtenthümer sind die kleenen Rosinen, die werren jehörig abjewaschen von den Feudaldreck, der noch dran sitzt, und dann injeknet't, un die freien Reichsstädte sind der Zuckerjuß, die jeben den Kuchen auswendig en schönet Ansehen. Is nu der Deeg jut, dann werd er inne Form jedahn, in den Kriegsbackofen jeschoben, und wenn er jahr is, *dann zieht sich Preußen den Kuchen zu Jemüthe.*" — Diese letztere Idee findet bei unsern preußischen Patrioten ungemeinen Anklang und soll besonders bei den in Charlottenburg lagernden Garden ein wahres Entzücken erregt haben. Wie man sagt, soll sogar eine Art Verschwörung unter der Garde bestehen, welche darauf hinausgeht, den Prinzen von Preußen an die Spitze des deutschen Kriegswesens zu stellen, und den König zu veranlassen ihn zum Reichsfeldmarschall zu ernennen, oder vielmehr, wie diese ehrlichen Patrioten sagen, „daß er den sogenannten Reichsverweser *zwingt*, ihn dazu zu ernennen." Der Prinz von Preußen ist das Feldgeschrei der Garden und der Husaren, von denen neulich ein Rittmeister vor der Fronte zu seinen Soldaten sagte: „so lange der Husar eine Spitzkugel in der Tasche, und einen Säbel an der Seite trägt, ist an keine Verbrüderung mit der Berliner Canaille zu denken!" — Sie sehen, man kann sich noch gar nicht zu der Überzeugung bekehren daß weder Spitzkugeln noch Säbel ein Volk unterjochen können, welches frei sein will, weil es zum Bewußtsein seiner Stärke gelangt ist, oder vielleicht auch nur zum Bewußtsein seines Unglücks und seines Elends. — Denn das Elend vermehrt sich immer noch trotz der Freiheit und dem deutschen Patriotismus; vielleicht zum Theil durch ihn. Dieser deutsche Patriotismus hat uns zum Mindesten diesen Krieg mit Dänemark aufgedrungen, welcher unsern Handel ruinirt, viel Tausende unglücklich und brotlos gemacht, und von dem der König neulich sehr witzig gesagt hat, „es sei ein Krieg in der Art, wie ihn ein Fisch mit einem Hunde führen könnte."

Zur Chronik der Gegenwart.

— Der Reichsminister *Heckscher* sprach in der Paulskirche von der Schwierigkeit den *Sundzoll* aufzuheben. Die betheiligten Staaten hätten schon seit Jahrhunderten vergeblich daran gearbeitet. Der Sundzoll trägt jährlich 2 Millionen, und das verarmte Dänemark klammert sich daran mit Verzweiflung.

— Der starre Zopf der Republik *Hamburg* scheint endlich zu wackeln; vielleicht fällt er jetzt, obschon es noch nicht die rechten Friseure sind die Hand und Scheere an ihn legen. In der Tonhalle ging aus einer Volksversammlung eine provisorische Regierung hervor die Hamburgs Staatsform neugestalten zu wollen beschloß. Das starre Regiment der alten Senatsherrn, hieß es, sei nicht anders als durch Gewalt zu stürzen. Wilhelm Marr, Gallois (Schriftsteller) und Advocat Trittau waren die Heerführer der Bewegung. Sie wurden von der Behörde eingesteckt, aber alsbald wieder freigelassen. — Jungfrau Hammonia, Du bist reif daß Dich ein Freier holt, wenn Du nicht bald von freien Stücken Deinen Isolirschemel verlassen willst! — Es heißt, es werde in Hamburg eine *constituirende Nationalversammlung* berufen werden.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr.

Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet.

№ 41. 17. August.

Große und kleine Welt.

Novelle von **A. v. Seebach.**

(Fortsetzung.)

Alfred, welcher nun schon mehrere Jahre in Paris gelebt hatte, war mit allen Eigenheiten der Pariser Welt bekannt. Da seine Existenz nicht gesichert war und von Jahr zu Jahr begründet werden mußte, waren alle seine Fähigkeiten in Anregung geblieben; er hatte sich nach allen Seiten hin entwickelt. Er hatte viel Geschmack an der feinen Gesellschaft gefunden, denn sie war für ihn ein erobertes Gebiet, sie konnte Grundstein und Baumaterial zum Gebäude seines künftigen Glücks liefern. Er wußte daß man in der Welt nichts mehr als das Lächerliche zu scheuen habe, daß man vermeiden müsse aufzufallen. Gut gekleiget sein war für ihn jetzt wo nicht mehr eine Sache von Wichtigkeit, doch eine Nothwendigkeit geworden; die jungen Diplomaten mit denen er umging, waren seine Vorbilder. Er wollte jetzt viel lieber vornehm als schön aussehen. Früher, in Deutschland, war ihm ungebundene Genialität, jetzt war ihm die Form, Herkommen und Sitte die Gottheit der er huldigte.

Das Wiedersehn der beiden Freunde und Stubenkameraden war sehr herzlich. „Wie Teufel siehst Du aber aus! rief Karl Schmidt, indem er Alfred, dem er zuletzt im altdeutschen Rock und mit fliegendem Haar gesehen hatte, näher betrachtete, und ihn an den Schultern packend einigemal herumdrehte; Du bist ja ein echter Pariser geworden, — mein Seel, ein gewaltiger Sprung von einem Altdeutschen!“

Alfred war blaß und ernst. Er hatte nicht Lust über den guten Kamerad und sein jämmerliches Auftreten zu spotten. Er fragte blos mit unterdrückter Ironie, ob er die Damen schon begrüßt?

„Ob, ob! rief Schmidt lachend, hier im Hause meiner Braut, meiner Schwiegermutter! Du denkst vielleicht, ich hätte à quatre épingles auftreten sollen!“

„Es kommt nicht darauf an, sagte Alfred; — wenn die Gemüther sonst einig sind“ — setzte er mit einiger Kälte hinzu.

„Wenn!„ betonte Karl fast beleidigt über den bescheidenen Zweifel.

„Ich weiß zu wenig von Eurem fortgesetzten gegenseitigen Verständniß, sagte Alfred, um Deine Stellung zu kennen. Ich weiß nur soviel daß Gräfin Rosamunde nicht mehr das Röschen in der Leipziger Jelängerjelieberlaube ist.“

„Ihr Herz ist dasselbe geblieben — !“ stürmte Karl, ihr Entschluß ist nicht wankend geworden.“

„Sie denkt jedenfalls zu edel um den Entschluß ihrerseits zu ändern, sagte Alfred nicht ohne Bitterkeit. Etwas anderes wär' es, wenn Du Deinerseits fühltest“ —

„Was fühltest? brauste Karl auf, — daß wir nicht mehr für einander paßten? Sind Gefühle, Neigungen, Gesinnungen so an- und abzulegen wie man Kleider wechselt? Ist das Herz des Menschen so wandelbar?“

„Das Herz eines Mädchens, sagte Alfred achselzuckend, ist nicht mehr dasselbe, wenn es gestern im geblümten Kattunkleide mit Schürzchen auftrat und heute in Sammet und Seide einherrauscht.“

„Du scheinst Erfahrungen gemacht zu haben in Kattun und Seide!“ spottete Karl.

„Im Menschenherzen! sagte Alfred fest und ernst. Ich habe erkannt daß der Bau dieser Welt nicht von gestern ist, daß Jahrhunderte gewisse Nothwendigkeiten zusammenfügten um das größte Gebäude der Gesellschaft aufzuführen. Der Mensch ist kein Geschöpf seiner freien Wahl, er ist ein Product von Bedingungen die ihm gestellt werden. Er ist ein Anderer, hat er seine Existenz in der Hütte, ein Anderer, hat ihn der Palast geboren. Wenn sich Prinz und Schäferin

heirathen, so ist das sehr lustig in der Komödie, gibt aber in der Wirklichkeit entweder ein larmoyantes Trauerspiel oder eine Fratze. Noch schlimmer ist es, wenn sich Bauer und Prinzessin" —

„Ich bin der Bauer nicht!" schäumte Karl Schmidt.

Alfred lenkte ein; er sah mit Bedauern wie persönlich gereizt der Freund dies nahm. „Nun und Rosamunde ist nicht just eine Prinzessin, sagte er begütigend; ich sprach nur im Allgemeinen von der Disharmonie verschiedener Lebensstellungen. Ich halte sie für unüberwindlich, für eine unerschöpfliche Quelle von bittern Enttäuschungen, ist man blind genug gewesen ein Bündniß von widerstreitenden Elementen zu schließen."

„Alfred, Du bist in Paris ein blasirter Mensch geworden! schalt Karl Schmidt. Wo ist Deine Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit geblieben? Was ist aus Deinen hochfliegenden Plänen geworden die die Welt auf eine neue Grundlage stellen wollten? Wie? Alle Grundsätze untergegangen in Frack und Glacéhandschuh? Und wie steht es denn mit Deinem Communismus, Freundchen? mit Deinen Weltverbesserungsplänen aus dem Leipziger Hinterstübchen? Hier in Paris ist ja doch wohl erst der rechte Boden für sociale Umwälzungen! Ich — der ich in die Enge der Verhältnisse kroch, ich wurde Pedant gescholten, und Du — Du mit den hochfliegenden Freiheitsgedanken warst ein Genie! Nun, mein Herr, wie steht es denn mit Deiner großen Schrift über Ausgleich der zufälligen Unbill zwischen Reichthum und Anmuth? Wie steht es denn mit der glorreichen Vertheilung der Güter? Wie?"

„Thorheit!" sagte Alfred beschämt.

„Wie? Hast Du's aufgegeben den Reichthum, diesen zufälligen, willkürlich hingeworfenen Plunder von Lebensglück, auf drei Jahre durch's Loos ziehen zu lassen, damit auch der Arme, jeder Arme an der Berechtigung zum Glück Theil habe? Nun, wie steht's mit diesem Plänchen pour corriger la fortune?"

„Lächerlichkeit! Knabenhafter Einfall!" sagte Alfred.

„Ah! aber mit der Gleichheit der Menschen vor Gott und Natur ist's doch wohl nicht anders geworden in Deinen Überzeugungen! Ich müßte sonst an Deinem Verstande zweifeln, oder an der Gesundheit Deines Herzens irre werden! Bist Du der Demokratie untreu geworden, Du ein alter Burschenschaftler? Hoho!"

Karl Schmidt lief polternd durch's Zimmer. Aber er schien Recht zu haben. Der Pedant war ein besserer Demokrat geblieben als das hochfliegende Genie. Alfred hatte den Eigensinn seiner Phantastik auf dem größeren Schauplatz des Lebens aufgeopfert; ohnedies nagte die unglückliche Neigung an seinem Herzen. Wie der Freund davon sprach, er müsse an der Gesundheit seines Herzens zweifeln, griff Alfred rasch mit der Hand nach seiner Brust als wollte er den fieberhaften Schlag der dort laut wurde hemmen. Er saß im Lehnstuhl und verdeckte mit der Hand beide Augen, während Karl Schmidt, der lächerlich glückliche Demokrat, im Zimmer auf und niederfuhr. Dieser blieb endlich vor ihm stehen, nahm ihm die Hand vom Gesicht und sagte treuherzig: „Bist Du krank, Alfred?"

„Ich glaube, nein!" erwiederte der Freund.

„Was sagst Du? Rede! Deine Grundsätze schmekken nicht nach gesunder frischer Kraft."

„Ich habe eingesehen, Freund, sagte Alfred ruhig und sicher, daß Besitz und Eigenthum keine Zufälligkeiten sind, daß sie den Menschen wesentlich mit machen helfen, daß Rahel, die Berliner Sibylle, Recht hatte wenn sie sagte, der Besitz sei nur eine Ausdehnung unserer Persönlichkeit. Wir wachsen also mit dem was wir unsern Besitz nennen. Möglich daß wir verflachen, uns allzu sehr ins Breite mit dem Reichthum verlieren; aber Andere sind wir als Reiche, Andere als Proletarier. Himmelweite Bedürfnisse trennen Armuth und Reichthum."

Alfred schwieg. Karl sagte nach einer Pause: „Aber Dich quält etwas persönlich. Hast Du Gram?"

„Privatsache! entgegnete Alfred. Ich liebe wie Du ein Mädchen von gleich hohem Range. Ich weiß daß ich mich nicht in ihre Sphäre drängen kann ohne meinen Boden zu verlieren. Ich weiß eben so gut daß ich sie unglücklich machen würde, zöge ich sie herunter in die meinige. Das Geschöpf von tausend Bedürfnissen, die am Sonnenstrahl des üppigen Glücks genährte Blume würde an meiner Seite langsam welken. Ich verzichte somit auf ihren Besitz. Ich verlasse Paris."

„Und sie, das Mädchen?"

„Sie wird es begreifen lernen daß wir nicht zu einander gehören."

„Begreifen lernen? fragte Karl. Wer will es sie lehren? Das Schicksal?

„Ich selbst, ich ihr Freund und Lehrer!"

Alfred hatte Hut und Stock genommen und ging. — „Wunderlicher Mensch! sagte Karl Schmidt in Gedanken und sah ihm verwundert nach. — Und wer mag das Mädchen sein auf dessen Herz und Besitz er so ohne Noth verzichtet?" dachte er still bei sich.

Seines eignen Glückes gewiß, beschäftigte ihn nur das Unglück des Andern. Er saß noch immer da mit unterschlagenen Armen, als ein Diener eintrat und

ihm ein Billett von der Comtesse Rosamunde überbrachte. Karl öffnete und las: „Verzeihung, lieber Karl, schrieb seine Braut, wenn ich Dich bitte mich für heute Abend zu entschuldigen. Ich bin leidend, ich fühle das Bedürfniß mit mir allein zu sein."

Das Wort „Bedürfniß" fiel ihm auf die Seele. Alfred hatte von dem System der Bedürfnisse gesprochen das die große Welt von der kleinen scheidet. War das eines jener Bedürfnisse, die trennend eingreifen und das Herz gefangen halten, und es anders gestalten in der Fülle des äußern Glückes? „Ein Bedürfniß, allein zu sein!" wiederholte er ängstlich.

Der Bediente war zugleich angewiesen, ihm die Zimmer anzubieten die ihm als Gast des Hauses zu Gebote standen. Karl Schmidt folgte dem Kammerdiener mechanisch. Er hatte nicht den Muth, Rosamundens Brief zu erwiedern. Die Müdigkeit übermannte ihn bald und er überließ sich der Ruhe. —

Rosamunde hatte nach dem Diner einige schmerzliche Stunden verlebt. Nachdem sie sich ausgeweint, war Leontine gekommen, um sie zur Soirée umzukleiden. Der Zofe war das Herz sehr voll, sie kannte und theilte die Ansichten der Gräfin über die Partie welche die Tochter schließen wollte; sie trug ihren ganzen Zorn über die ungünstige Wendung von Rosamundens Geschick auf den Bräutigam über. „Ich will doch hoffen daß der Herr Bräutigam sich wenigstens für diesen Abend ordentlich kleiden wird! Beim Diner sah er doch wirklich aus wie ein Handwerksbursch. Jean sagte es auch, als er den zweiten Gang auftrug. Ein Vorhemdchen von Batistmusselin, — fi donc! solch einen Mann wird Comtesse Rose doch nicht nehmen? Und nun die Hände — wieviel Handschuh mag er wohl das Jahr lang brauchen? — Ich wette, gar keine! — O daß die Deutschen so wenig comme il faut sind!"

Rosamunde fühlte das Erbärmliche dieser Bemerkung der alten Zofe, und konnte doch im Augenblick nicht das rechte strafende Wort finden. „Wenn er erst mein Mann ist, sagte sie, da soll Alles besser werden!" Das Wort „mein Mann" über die Lippen zu bringen wurde ihr aber sehr schwer.

Als die Zofe sie verlassen, hörte sie im Nebengemach eine fremde Stimme. Es war das Zimmer in welchem die Lehrer den Unterricht zu ertheilen pflegten. Jetzt aber war nicht die gewohnte Stundenzeit. Rosamunde, im Begriff Jenny zur Mutter die sie erwartete abzuholen, blieb stehen. Es war Alfreds Stimme; die Schwester sprach leise dazwischen. Rosamunde mußte wissen wie Beide zu einander standen; sie trat näher und lauschte. „Comtesse, sagte Alfred laut und vernehmlich, Sie werden meine Muttersprache nicht vergessen, Sie haben sie liebgewonnen; Sie werden meiner gedenken, auch wenn ich fern bin. Mein Entschluß, Paris zu verlassen, steht unwiederruflich fest." Jenny sprach etwas dazwischen, was nicht hörbar wurde.

In dem Augenblick kam die Zofe, die Comtesse zur Mutter zu rufen. „O mein Gott, sagte Rosamunde still für sich, er entsagt, er verzichtet, er reißt sich von ihr los! — Ich werde sogleich erscheinen! — Hier muß geholfen werden! Noch heute muß es Licht werden in der armen umdüsterten Seele! — Ich muß den heutigen Abend benutzen."

Sie hatte über das Unglück der Schwester ihr eignes Bedrängniß fast vergessen. Sie wußte noch kaum wie sehr es auch sie zur Entscheidung über ihr Schicksal drängte. Sie setzte sich und schrieb die Zeilen an Karl. Dann eilte sie zur Mutter die sie schon längst erwartete.

(Schluß folgt.)

Zur Chronik der Gegenwart.

— Deutschland hat eine interessante Gefängnißliteratur. Trotz der dreißig Jahre Constitutionsleben stecken unsre Kerker voll Opfer der fürstlichen und ministeriellen Willkür. Einen kleinen bescheidnen Beitrag dazu liefert folgende Mittheilung. In Sachsen fand man unter den mit Beschlag belegten Papieren eines Beamten folgendes, wie es damals schien, höchst staatsgefährliche Aktenstück. Der Mann hatte einen liberalen Traum gehabt, und ihn dem Papiere vertraut. Er gehört jetzt nicht mehr zu den Lebenden; er starb, wie wir hören, bald nach seiner Befreiung aus dem Gefängniß. Besondrer Vergünstigung verdanken wir diesen Aufschluß über seine Verhaftung. Man fand unter seinen Papieren folgenden Traum aus einer Andreasnacht des Jahres 1840.

„Andreasnachttraum 1840.

Das Jahr 1940 in 10 Geboten.

1stes Gebot. Alle Aristokratie in Europa hört von nun an auf.

2tes Gebot. Es gilt völlige Glaubens- und Gewissensfreiheit.

3tes Gebot. Alle Privilegien, Monopole, Regalien u. s. w. mögen sie verjährt oder unverjährt sein, gelten von nun an nicht mehr.

4tes Gebot. Das Volk gibt die Gesetze und die Regierung handhabt sie.

5tes Gebot. Es bleibt sich gleich, ob ein erblicher König,

ein König auf Lebenszeit, ein Fürst, ein Präsident, oder wer es sei, die Regierung bilde.

6tes Gebot. Alle indirekten Auflagen hören auf, blos direkte Grundsteuern bestehen zur Bestreitung der Staatsbedürfnisse und des Kultus.

7tes Gebot. Alle stehenden Heere in Europa gehen auseinander; sämmtliche Kanonen und Waffen werden eingeschmolzen, zu Eisenbahnen, Luftbahnen, zu Schiffahrt und Wegebesserung verwendet.

8tes Gebot. Alle Zoll und Mauthlinien in Europa stürzen nieder und der Verkehr ist völlig frei.

9tes Gebot. Alle Gerechtigkeit ist öffentlich und die Herrschaft des Rechts ist unbeschränkt.

10tes Gebot. Die Presse ist völlig frei.

Nur immer langsam voran, auf daß die östreichische Landwehr nachkommen kann.

Dieses Traumes halber bin ich zu 6 Monat Gefängniß verurtheilt worden, welche Strafe ich seit dem 4ten November 1842 verbüße.

Friedrich Wilhelm Müller,
Landesgefangener in Hubertusburg."

Es ist noch nicht alles Wirklichkeit geworden was hier geträumt wurde; aber die Zeit hat aufgehört wo man eines solchen patriotisch liberalen Traumes wegen eingesperrt wurde.

— In der Paulskirche war neulich wieder ein sehr dreistes Wort des Preußenhasses gesprochen. Andrerseits fehlt es auf preußischer Seite nicht an beleidigenden Ausfällen gegen Deutschland. Man sendet uns das Programm eines angeblich aus dem schlesischen Adel hervorgegangenen Preußenbundes zu, der bereits seit dem Juni dieses Jahres besteht und sich einer brutalen Geringschätzung der allgemein deutschen Verbrüderung schuldig macht. Nach Art des Tugendbundes vom J. 1811, legt dieser Preußenbund jedem, durch drei einfache Zeichen (bei Tage, im Gedränge und in der Nacht) zu erkennenden Verbündeten die Pflicht auf, eine Zehnmannschaft anzuwerben; er zählt, laut Programm, bereits 100,000 Mitglieder. (!) Dieser Bund bestreitet dem Könige das Recht, Preußen mit Deutschland zu verbrüdern, denn „Aufgehen in Deutschland" wäre „Preußens Untergang als europäische Großmacht", und der Fürst habe die Pflicht, das preußische Staatsgebiet seinem Nachfolger so frei und unabhängig wie er es übernommen, zu überliefern, und nie „der Willkür eines Deutschlands" anheimzugeben, „eines Deutschlands das eigentlich nur in den Köpfen verderbener, für das wahrhafte staatbürgerliche Leben unbrauchbarer, feiler, nicht selten feiger und selbst wahnsinniger Literaten" bestehe, eines Deutschlands „welches in den preußischen Schlachten gegen Napoleon seine deutschen Mitbrüder für französisches Geld im Stiche ließ, bis es bei Leipzig auch den Rheinbundsprotector treulos verrieth", eines Deutschlands „welches seit 1815 thatsächlich bewiesen daß es, gleich Polen, nie einig sein kann", eines Deutschlands „welches sich durch wahnsinnige, dummtrunkene Literaten, sogar durch angebliche Dichtungen (Was ist des Deutschen Vaterland? Holstein-Schleswig meerumschlungen! Herwegh'sche Dummheiten u. s. w.) verleiten ließ, Holstein-Schleswig zu einem Aufstande gegen den rechtmäßigen Besitzer aufzuwiegeln", eines Deutschlands „dessen freche, nur von Selbstsucht und Sonderinteressen erfüllte und übermüthige Literaten innere Unruhen und Bürgerkrieg durch sogenannte Volksrednerei anfachen, fast gänzliche Gesetzlosigkeit herbeiführen und es noch dahin bringen werden daß Franzosen und Russen nochmals Deutschland rein auffressen, was nach dem Stande der Gegenwart unfehlbar schon in wenigen Monaten der Fall sein wird, woran nur noch deutsche Kurzsichtigkeit und deutsches Michelthum zweifeln kann", eines „übermüthigen Deutschlands das gegenwärtig durch seine sogenannten Vertreter in Frankfurt das Preußenvolk fast verhöhnt, in Mainz selbst mordet, während eigentlich Preußen allein Deutschland von seinem Zwingherrn Napoleon befreite." In diesem Tone geht es fort. 9 Millionen Deutsche, heißt es, sollen und wollen jetzt 16 Millionen Preußen knechten und beschimpfen! — Trotz der Versicherung des Übersenders, es bestehe ein solcher Preußenbund und mache Propaganda, sind wir versucht, diese wahnsinnige Übertreibung des preußischen Selbstgefühls für eine bloße Erfindung, für eine Parodie zu halten.

— General v. Radowitz' Schrift über Deutschland und Friedrich Wilhelm IV. hat bereits die 4te Auflage erlebt. Der Verfasser beweist darin wie deutsch der König in seiner Stimmung die freilich nach dem katholischen Mittelalter neigt, und wie sehr er das Wort vom Aufgehen Preußens in Deutschland zur Wahrheit zu machen bemüht gewesen; nichts aber in Sachen einer Bundesreform ohne Theilnahme und ohne Vorgang Östreichs habe unternehmen wollen.

— Die Reußischen Lande hießen eine Zeitlang scherzweise, ich weiß nicht warum, die Raubstaaten. Sie könnten füglich erst jetzt so titulirt werden wegen des dortigen, aus allen Ecken und Enden zusammengehäuften Gesindels. Hat die Regierung in Gera vielleicht Arbeit versprochen, und haben sich auf dies Zugpflaster schlechte Säfte dort hingezogen? Vom Königreich Sachsen sind jetzt Truppen eingerückt um die Ordnung herzustellen. Minister Oberländer hat von der Centralgewalt Vollmacht in Sachen der Reuß'schen und Altenburgischen Lande. Auch diese Alarmisten nennen sich Republikaner, Demokraten mindestens. Gott verzeih' ihnen, sie wissen nicht was sie thun! Wie verbraucht die Wörter werden! „Republik", ehedem der Inbegriff der höchsten bürgerlichen Tugenden, ist ein heruntergekommener zerfetzter Mantel mit dem sich die sinnlose Blöße decken möchte. Demokratisch sein, heißt jetzt nach Blum's Privatbrief an Jäkel: eine halbe Million Deutsche in Posen an die Nichtswürdigkeit eines polnischen Bojarenthums preisgeben. Nach Arnold Ruge heißt Demokrat sein, dem feigen ehrlosen Jesuitenkönig Karl Albert wünschen daß er die deutschen Radetzky's zum Teufel jage.

— Antidemokratisch, also reactionär sein heißt nach Robert Blum's jetziger Erläuterung, 700,000 deutsche Brüder in Posen dem Vaterlande retten und erhalten. Polen frei! ist das Losungswort der Alarmisten, gleichviel ob auf Kosten Deutschlands! — Mit demselben Rechte könnten sie auch gegen den Eifer wüthen der den deutschen Brüdern in Schleswig zu Hülfe eilt. Schleswig ist Mischland wie Posen. Allein der Zug gegen die Dänen ist populär. Alles geben die Alarmisten preis, nur nicht die Herrschaft über die Menge, und die Menge beherrscht man, indem man ihren Launen fröhnt.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr.	Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet.	№ 42. 18. August.

Große und kleine Welt.

Novelle von A. v. Seebach.

(Beschluß.)

Die Gräfin war schon zur Abendgesellschaft gekleidet. Sie hatte der Tochter noch eine Eröffnung zu machen. „Mein Kind, begann sie, ich habe Alles was in meiner Macht steht gethan, um mein Unrecht von früher gegen Dich wieder gut zu machen. Ich habe Dir ganz Deinen freien Willen gelassen, und Du hast entschieden. Über Deinen Bräutigam enthalte ich mich alles Urtheils, er ist brav und gut, er wird Dich gewiß glücklich machen, wenn Dir das was eigentlich die Hauptsache im Leben ist, eine brave Gesinnung, genügt. Du wirst indeß leicht begreifen daß ich ihn in unserm Kreise nicht gern als meinen künftigen Schwiegersohn vorstelle. Ich gebe zu daß das eine Schwäche, ja eine beinah unverzeihliche Schwäche von mir ist. Aber thu' mir die Liebe, mein Kind, und bleibe mit Deinem Bräutigam heute Abend auf Deinem Zimmer. Es kann Dir kein Opfer sein, es ist gewiß Euch Beiden Bedürfniß mit einander allein zu plaudern. — Wenn man sich liebt, kann man freilich wohl die ganze Welt entbehren. Ich erkläre Dich für leidend; Du hütest während einiger Tage das Zimmer; Deine Trauung geht ganz in der Stille vor sich, dann reisest Du ab. — Dein Vermögen wird Dir in Deutschland ausgezahlt; es wäre Thorheit Dir eine Ausstattung in Paris zu besorgen, sie würde für Deine Verhältnisse zu elegant ausfallen. So gehst Du dann rasch Deinem Glück entgegen, mein liebes Kind, und ich habe die Beruhigung, nicht stiefmütterlich an Dir gehandelt zu haben."

Rosamunde zitterte als sie die Hand der Mutter küßte, so heftig daß die Gräfin fragte was ihr fehle. Sie hielt es für Rührung im Gedanken an die baldige Trennung. „Beruhige Dich, mein Kind, laß den Schmerz nicht Herr über uns werden!" sagte die Mutter.

„Und ich lasse Sie allein hier! sagte Rosamunde, — wenn ich irgend wüßte daß ich Ihnen unentbehrlich wäre" —

„Ich lebe nach wie vor, liebe Tochter, sagte die Gräfin, Jenny bleibt bei mir."

„Jenny wird Ihnen nicht lange mehr etwas sein!" erwiederte Rosamunde.

„Hat Graf Belleville sich ihr erklärt?" fragte die Mutter scharf dazwischen.

„Jenny's Herz ist nicht mehr frei, sagte Rosamunde. Sie würde nur ein Opfer bringen, wenn sie dem Grafen auf Ihren Befehl die Hand reichen müßte."

„Wie? Jenny — eine Neigung?"

„Heimlich, entsagend, verzichtend. Wollen Sie mir folgen, Mutter, es gilt ein Geheimniß zu schonen."

Rosamunde zog die Gräfin halb willenlos durch die Zimmerreihe, bis sie an der Tapetenthür des kleinen Salons standen, in welchem Alfred und Jenny — wie es schien — Abschied von einander nahmen. Es war noch nicht zu spät. Alfred sprach mit seiner schönen weichen Stimme. Er sagte, es sei ihr und ihm heilsam, wenn er Paris verließe. Seine Sphäre sei nicht die ihrige; er dürfe keine Hoffnung hegen sich ihr zur Seite zu stellen, sein Stolz verbiete ihm sich der Mutter zu entdecken. Jenny's schluchzende Stimme unterbrach ihn; sie flüsterte verzagt und scheu; er sprach dazwischen, sie zu trösten, ihr Muth und Zuversicht einzuflößen, aber auch seine Worte wurden immer aufgelöster; das Unglück vermählte hier zwei Seelen die sich ihre Liebe in dem Entschluß gestanden sich von einander zu trennen.

„O mein Gott!" sagte die Gräfin und drückte

krampfhaft Rosamundens Hand an ihren Busen. — Sie traten von der Thür zurück. Die Gräfin war so erschüttert daß sie im anstoßenden Zimmer auf den nächsten Sessel sank. Die Erlebnisse ihres Jugendlebens drängten sich mit dem ganzen Gewicht ihrer Bedeutung für sie in ihre Seele. Ein deutscher Hofmeister war der Mann gewesen der sich ihres Herzens leichtfertig bemächtigt hatte; ein Deutscher liebte ihre Tochter und war edel und voll Achtung für deren Schicksal! „Wie gut, Rosamunde, flüsterte sie der Tochter zu, daß wir diese Entdeckung machten, daß Du sie mir verriethest!"

Rosamunde kniete vor der Mutter nieder: „Sie zwingen die Arme nicht zu einem Bündniß mit Belleville?" bat sie mit schmeichelnder Stimme. — Rosamunde ahnte nicht wie entfernt die Gräfin war von solchem Zwange!

„Alfred ist ein Gelehrter, sagte die Gräfin, aber ein Cavalier, ein Mann von Geist, den ich immer ausgezeichnet, den ich zu unserm Hausfreund gemacht!"

„Sie verdammen nicht Jenny's Neigung?" triumphirte Rosamunde.

Die Gräfin war plötzlich weich; Thränen erstickten ihre Stimme; sie fühlte welch' ein Fluch darauf haftete, eine Neigung dieser Art zu verdammen.

„Sie billigen Jenny's Herzenswahl?" drängte Rosamunde.

„Mein Gott, sagte die Gräfin, plötzlich aufstehend und sich ermannend, — meine beiden Töchter — zwei Mesalliancen! wie verantworte ich das vor" —

„Vor Gott können Sie es verantworten! sagte Rosamunde, — aber vor der Welt — vor der Welt nicht, meinen Sie!"

Durch Rosamundens Seele fuhr ein leuchtender Gedanke. „Mutter! rief sie laut mit Entzücken, überlassen Sie Jenny ihrem Loose: dann bleibe ich Ihnen treu zur Seite!"

Die Gräfin sah sie fragend an. „Ich kehre nicht nach Deutschland zurück. Karl wird fühlen daß ich nicht die Seinige werden kann."

Ganz betäubt und verwirrt überließ sich die Gräfin den Liebkosungen der Tochter. Diese zog sie wieder zu der heimlichen Thür des Kabinetts in welchem die schmerzlich verzichtende Liebe Abschied nahm. „Wir wollen sie überraschen! flüsterte Rosamunde, sie müssen noch heute glücklich sein!"

Sie stieß rasch die Thür auf. Das Paar fuhr erschreckt auseinander. Hand in Hand hatten sie stumm dagesessen, und noch am letzten Wermuthstropfen der selbstauferlegten Trennung gezehrt. Alfred war aufgestanden und suchte rasch seine Fassung zu gewinnen. „Jenny! rief Rosamunde im ausgelassenen Übermuth, Ihr seid belauscht, verrathen und verkauft! Ich habe die Verrätherei geübt und Euch angeklagt. Zur Strafe für geheimes Einverständniß sollt Ihr ganz einander gehören. Alfred, seien Sie mir ein Bruder; hier ist Ihre gütige Mutter!"

Die bestürzten, von ihrem Glück überwältigten Menschen waren ihrer Sinne nicht mächtig, als die Gräfin zu ihnen trat, Jenny auf die Stirn küßte und deren Hand in Alfred's zusammenlegte. Die Mutter war fast bürgerlich sentimental in diesem Act der Bestätigung des heimlichen Liebesbundes; es kam auf Rechnung ihres Jugendgeschicks um das die Töchter nicht wußten.

Rosamunde hatte sich ohne daß die Glücklichen es bemerkten und die Schöpferin ihres Glückes vermißten, auf ihr Zimmer zurückgezogen. Sie arbeitete die Nacht über an der Lösung ihres eigenen Geschickes. Eine zweite Penelope trennte sie das Gewebe auf, an welchem sie jahrelang gesponnen.

„Lieber Karl, Gott zum Gruß, und Gott zum Zeuge dessen was ich Dir zum Geständniß bringen muß. Ich kann nicht die Deinige sein. Du wirst mich der Wankelmüthigkeit bezüchtigen, Du wirst über die Schwachheit des weiblichen Herzens klagen. Karl, mein Herz ist nicht schwach, es ist nicht anders geworden; aber ich glaube es ist mit der Zeit und auf dem neuen größern Boden gewachsen. Ich bin nicht Französin geworden, ich werde nicht aufhören als ein deutsches Mädchen zu fühlen, aber ich kann nicht zurück in die Leipziger Welt, ich kann Groß-Paris nicht mit Klein-Paris vertauschen. Ich könnte sagen: ich sei der Mutter nöthig, da Jenny mit Alfred, Deinem Freunde, verlobt ist und Beide für die nächsten Jahre Paris verlassen. Aber ich würde lügen, und ich will wahr sein. Beschwöre mich nicht bei dem Geiste der Verblichenen. Ich habe zu der Edlen die unsern Bund segnete, gebetet und diese Nacht schien sie mir im Traum meinen Entschluß zu billigen. Karl, lieber Karl, ich werde Dich ewig und ewig wie einen Bruder lieben, aber ich kann nicht Deine Gattin sein!"

Dies war Rosamundens Brief, den Karl Schmidt am andern Morgen vor seinem Bette fand. Die Erklärung war einfach; Karl konnte seine Sachen packen und war auch damit ziemlich bald fertig. Die Gräfin sprach ihm noch versöhnlich zu. Er hielt sich Anfangs

für verspottet, zumal die Kunde von Jenny's Verlobung mit Alfred, der den Ständeunterschied für so unübersteiglich gehalten, ihn ganz verblüffte. Nach und nach fand er sich in seine Aufgabe. Karl bezog ein Hotel in der Nähe wo ihm die Gräfin ein Zimmer einrichten ließ. Er ergab sich dem Studium der Merkwürdigkeiten von Paris. Er hatte sich auch einen Frack machen lassen und erschien in solchem dann und wann bei der Gräfin. Er hatte den Bitten der Damen nicht widerstehen können. Rosamunde fand ihn etwas verlegen, aber doch nicht unversöhnlich. Beim Scheiden umarmte sie ihn mit der offenen Traulichkeit einer Schwester; sie war auch unermüdlich, ihm nach Leipzig zu schreiben. Karl Schmidt wurde im nächsten Jahre Rath und fand ein Weib das sich glücklich schätzte Frau Räthin zu sein und Karls ganze Zärtlichkeit erwiederte.

Alfred und Jenny lebten in Italien. Dem Herzog von D. gab Rosamunde feierlich einen Korb. Ihr Herz schien frei bleiben zu wollen.

Zur Chronik der Gegenwart.

Leipzig, d. 17. August.

— **Robert Blum** war gestern bei uns der Mann des Tages. Er legte vor einer zahlreichen Volksversammlung über seine Stellung in der Paulskirche Rechenschaft ab. Abends ward ihm von der Partei seiner Freunde ein solenner Fackelzug gebracht. Seit dem Fackelzug für Arnold Ruge sind freilich Fackeln in Leipzig wohlfeil geworden; Herbergen und Gilden erhalten sie gratis oder das Geld dafür zugeschickt. Der Zug für Ruge war lediglich Demonstration einer Clique. Für Robert Blum fühlt lebhaft und aufrichtig die ganze große Menge der Proletarier, Lehrburschen, Gesellen, Handwerker und Bürger aller Art, die ganze große Menge die sich vorzugsweise gern das Volk nennt. Blum ist ein Volksmann im guten Sinne des Wortes, er sucht wenigstens als solcher möglichst seine Stellung zu begreifen. Dies hebt ihn aus der gewöhnlichen Cliquensphäre heraus. Aber er steht bei alle dem unter der Herrschaft der Phrase, unter der Botmäßigkeit dessen was bei der Menge gilt die ihm zujubelt. Er sagte in seiner Rede im Schützenhause, er sei derselbe geblieben. Wir bedauern das, wir würden es beklagen, sollte in ihm kein Fortschritt, keine Entwickelung mehr möglich sein. In der Nationalitätsfrage hat Blum nichts gelernt. Hier huldigt er der leeren Phrase: Polen müsse frei werden um jeden Preis. Die Freimachung Polens wird aber für den Deutschen eine ehrlose Sache, gibt er zugleich eine halbe Million seiner Brüder dem ungewissen Schicksal und dem Fluch einer *polnischen* Freiheit preis. Wird Blum künftig Abgeordneter für den Dresdener Landtag, dann werden die Fragen der Judenemancipation und der Gewerbefreiheit für Leipzig und Sachsen neue Prüfsteine für ihn sein, Prüfsteine, ob er der Wahrheit die Ehre gibt oder der Mehrheit seiner Committenten. Für jetzt gibt ihm sein leidenschaftliches Auftreten gegen Preußen für Sachsen noch eine sichere Popularität. Und Blum hat Verdienst um die Wendung der Dinge in Sachsen. An ihn und seinen Aufruf an's Volk knüpft sich der Sturz eines Hofjunkerministeriums. Nicht Biedermann's und der Stadtverordneten Bittschrift und Botschaft; Blum's Verkündigung vom Söller des Rathhauses: Diese Minister müssen gestürzt werden! rief zu dem großen Riesenzug nach Dresden auf, und aus Furcht vor dieser „Wallfahrt des Volkes“ traten in Dresden die Hofjunker ab vom Regiment. Dies steht in den Annalen der Geschichte unserer Tage fest; nur die Beschämung die sich das nicht eingestehen mag, kann diese Thatsache leugnen. Dies ehrliche Eingeständniß hindert uns freilich nicht in andern Dingen gegen Blum zu stimmen. Er hält die Centralgewalt mit einem Fürsten als Reichsverweser an der Spitze für ein Unglück. Wir unsrerseits sehen darin nicht blos die einzige Möglichkeit, sondern auch das einzige Heil eines centralen Deutschlands. Nach Blum's Meinung wäre Vater Itzstein der richtige Präsident der Centralgewalt geworden, Hecker, der Landesverräther, in's Parlament, Männer wie Brentano vielleicht in's Reichsministerium berufen. Wir sehen, wie der Gang der deutschen Entwickelung sich gestaltet, in solcher republikanischen Centralgewalt keine Möglichkeit, keine organische Fortbildung, kein Heil Deutschlands, selbst wenn Vater Itzstein Robert Blum zum Kriegsminister oder zum Minister der Arbeit gemacht hätte. Eben so wünschen wir in der Nationalitätsfrage die deutsche Ehre anders gewahrt zu sehen als es nach Ruge und Blum möglich ist.

Über den gestrigen Act der Feier Blums in Leipzig, über diese rein locale Stadtsache, kann die Literatur ganz parteilos sein. Wenn der Besitz, die Bildung und Intelligenz von Leipzig in Blum nicht den geeigneten Vertreter sieht, so muß es sehr schwächlich mit dieser Bildung und Intelligenz bestellt sein, wenn sie zu ohnmächtig war gegen diesen Mann des Volkes keinen Candidaten aufzubringen. Seine Wahl für unter terorristischen Einflüssen vollzogen zu erklären, wäre ein neues Eingeständniß der Furcht und Schwäche. Blum war und ist der gesetzmäßige Vertreter Leipzigs beim Parlament. Er kam, um seinen Wahlmännern Rechenschaft abzulegen. Seine Partei hatte ihm sein Auftreten erschwert. Laßt ihn nur kommen! rief einer ihrer Sprecher, die Mißgunst wagt nur hinter seinem Rücken laut zu werden! Laßt ihn nur kommen, laßt sie seine Stimme nur hören, sein Antlitz schauen! Das war wie vom Wallenstein gesagt. Dr. Lippert sen. kündigte Blum an im Schützenhause. 28 Wahlmänner, die Mehrzahl der Wahlmänner Leipzigs, erklärten diese Versammlung nicht besuchen zu wollen, denn dieser Act einer Rechenschaftsablegung sei zur Parteisache gemacht. Es mochten 5000 Menschen sein die Blum zu hören im Garten des Schützenhauses versammelt waren; 500 unter ihnen waren mit Jubel dicht um die Rednerbühne geschaart. Blum faßte dort seine Stellung sogleich richtig auf; nicht vor die Wähler, sondern vor's Volk gehöre was er zu sagen habe! Er sprach mit seiner Stentorstimme und mit der ihm eignen Klugheit, Ruhe, Sicherheit und Wärme fünf Viertel Stunden lang über die Lage Deutsch-

lands, über seine Betheiligung an dem Gang der Dinge in der Nationalversammlung. Die Punkte wo sein Glaubensbekenntniß schwach und löcherig ist, haben wir schon angedeutet, und werden sie literarisch weiter bekämpfen. Wir zweifelten bei Robert Blum nie an der Stärke seines Rechtsgefühls, aber wir wünschten, sein Gesichtskreis sei weniger eng, weniger eng als die Phrase und der Instinct seiner Partei. In sein Rechtsgefühl mischt sich auch mehr Argwohn als statthaft. Er sprach im Schützenhause ohne Leidenschaft und Übereilung; er entschuldigte sogar sehr gemüthlich seine Stellung auf der Linken in der Paulskirche; aber er flößte doch der Menge gegen die Rechte das Mißtrauen ein, als gehe diese damit um, die Linke aus der Versammlung zu drängen. Gagerns Führung der Sache sichert uns vor gewaltsamen Acten solcher Art. Die Versuche, das kaum begonnene Heil der Centralisirung Deutschlands zu stören, die Versuche, die Nationalversammlung auseinanderzusprengen, liegen uns weit mehr auf Seiten Derer vor Augen die zum kindischen Eigensinn der brutalen Willkür die ganze Leidenschaft der Verzweiflung an ihrer gescheiterten Sache gesellen. — Blum's Aufruf an die Menge, ruhig zu bleiben, erschien uns überflüssig. Leipzig ist sehr ruhig.

Die Wahlmänner Leipzigs wollen den Abgeordneten der Stadt noch besonders einladen ihnen Bericht über seine Stellung abzulegen, und freie Discussion darüber zu eröffnen. — Über die Spaltung im Leipziger Vaterlandsverein hat sich Blum vor der Hand noch parteilos erhalten. Die von ihm mitunterzeichnete Erklärung der sächsischen Reichstagsmitglieder, die darüber ohne Kenntniß der Sache abgeurtelt, war also eine übereilte.

— In der Wiener Nationalversammlung sagte der Minister Doblhoff, er denke, die östreichischen Soldaten würden für die Lombardei die wahren Befreier sein! Dies Wort scheint eingetroffen zu sein. Nach dem schimpflichen Abzug des Sarderkönigs der in Mailand seinen Schnurrbart im Stiche ließ, aber dafür die 8 Millionen aus der Stadtkasse mitnahm, begann der Pöbel die Paläste zu zerstören. Der Podesta schrieb wiederholte Bittbriefe an Radetzky, einzuziehen und die Stadt zu schützen. Just am 6. August, am Tage der Huldigung des Erzherzogs Johann als Reichsverweser in Deutschland, zogen die Östreicher mit klingendem Spiel in Mailand ein.

— Wer ist die jetzige Berliner Ninon, in deren Cirkel Mitglieder des Landtags und Minister des neuen Regiments „in traulicher Gemeinsamkeit mit illustren Staatsmännern der überwundenen Zeit" ihre Mußestunden hinbringen? Die Schlesische Zeitung schreibt aus Berlin, ein geistreicher junger Kleriker habe jetzt plötzlich seine Bewerbungen um die Gunst dieser Ninon eingestellt, und die Verlassene, die auch Dichterin ist, hat dieses Ereigniß als Sujet zu einem Lustspiel: „der galante Abbé und die Emancipirte" benutzt, welches sich bereits unter der Presse befindet. Es spielen dabei versetzte Juwelen und Pfandscheine mit. Das eingeweihte Publikum ist sehr gespannt auf diese Komödie.

— In einigen Abtheilungen der Berliner Nationalversammlung ist der Antrag auf Abschaffung des Zeitungsstempels durchgegangen, obgleich der Finanzminister sehr dagegen sprach und zuletzt den Satz von 1/2 Thlr. (bis jetzt 1 Thlr.) verlangt haben soll.

— In Berlin hatten die Arbeiter die ganz besondere schwarzrothgoldne Idee, das eiserne Denkmal auf dem Kreuzberge mit den drei Farben von oben bis unten bestreichen zu wollen. Mit Farbentöpfen, Stangen, Pinseln und Bottichen zogen sie in hellen Haufen die lange Friedrichstraße hinunter vor's Thor; allein Konstabler und Uhlanen hielten das Denkmal besetzt und zerstreuten diese „Humoristen aus dem Volke."

— Frankreich ermäßigt die Gehalte und die Zahl der hohen Geistlichen; die Erzbischöfe werden von 15 auf 10 zurückgeführt. — Während in der Nationalversammlung zu Frankfurt sich Stimmen erhoben welche die Abschaffung des Cölibatszwanges fordern, fühlt auch Östreich endlich das Gelüst, von Rom frei zu werden. In der Wiener Nationalversammlung laufen eine Menge Bittschriften von Klostergeistlichen ein um: Aufhebung der Klöster, Religionsfreiheit, Aufhebung der kirchlichen Verbindung mit Rom, und Organisation einer Staatskirche für Östreich. Die Brünner Geistlichkeit liefert die Stimmführer in dieser Sache.

— Elf unterdrückte Pariser Journale dürfen jetzt wieder erscheinen. Girardin's „Presse" ist mit dem Motto aus einem Decret der provisorischen Regierung vom 2. Mai wieder erschienen: „Die Preßfreiheit ist das erste Bedürfniß eines freien Landes." — Ohne Grund unterdrückt, erscheint die Presse wieder ohne Bedingungen. Das Interdict dauerte vom 25. Juni bis 6. August, 42 Tage. Die Suspension geschah ohne Richterspruch, ohne Verurtheilung. Sie erscheint wieder ohne Gnade nachgesucht zu haben, wie sie behauptet, und ohne eine Verpflichtung eingegangen zu sein, gegen Cavaignac nämlich. Die ersten Nummern des Journals enthalten Girardin's Petition an die Nationalversammlung, seine Bitte um Recht in Sachen der willkürlichen Suspension, die Protestation des Eigenthümers und Auszüge aus Girardin's Gefängnißtagebuch.

— In der franz. Nationalversammlung sprach Louis Blanc über die Cautionen. Die umfassendste Preßfreiheit, sagte er, ohne Cautionen, ohne Schranken, Allen zugänglich, sei das nothwendige Gegengewicht des allgemeinen Stimmrechts. Man begehre die Cautionen als Garantie. Aber gerade aus diesem Gesichtspunkte müsse man sie verwerfen, denn die Caution die aus der Presse eine kaufmännische Industrie mache, könne einzelne wenige Journale mit einer furchtbaren Gewalt ausrüsten. Auf Decentralisation der Presse müsse man hinarbeiten; Cautionen seien eine Censur von Seiten der brutalsten Gewalt, des Geldsacks.

— Proudhon ist in der französischen Nationalversammlung mit seinem Antrag, den Gläubigern 33 1/3 Proc. ihrer Zinsen auf 3 Jahre zu entziehen, fast einstimmig zurückgewiesen. Die Pariser Journale sind gegen Proudhon so entrüstet daß sie ihn als Franzosen verleugnen und zum — Deutschen stempeln.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr.	Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet.	№ 43. 19. August.

Die Friedensfrage in Schleswig-Holstein.

Von **M. Norden.**

Und ob wilde Stürme wüthen,
Drohend sich der Nord erhebt,
Schütze Gott die zarten Blüthen,
Die ein milder Süd belebt.
Schleswig-Holstein stammverwandt
Harre aus, mein Vaterland!

„Dänemark weiß weder etwas vom deutschen Parlament noch vom Reichsverweser; es erkennt nur die früheren, ihren Sonderinteressen nachgehenden, deutschen Einzelstaaten an!“ So lautet die letzte Kunde die über die Ostsee herüber an die Küste Schleswig-Holsteins schallt. — Es ist bekannt daß jene Feuersäule welche im Februar in Paris emporloderte und zur weithin leuchtenden Brandfackel in Europa wurde, auch im kleinen Dänemark auf einen vulkanischen, lange unterhöhlten Boden traf. Die Volksaufregung in Kopenhagen steigerte sich in den ersten Wochen des März in's Ungeheure; die Partei der Ultradänen, welche Freiheit für Dänemark, aber Unterjochung für Schleswig-Holstein predigte, trat immer kecker in ihren Organen, den Tagesblättern, hervor; die demokratischen Redner ließen ihre weithin schallende Stimme in unzähligen Klubbs vernehmen, welche den Jacobinervereinen des vorigen Jahrhunderts in der Ausartung ihrer Grundsätze nichts nachgaben. Es hatten sich in der dänischen Residenz Verhältnisse gestaltet welche denjenigen von 1793 in Paris sehr ähnlich waren. Die Aufregung stieg dergestalt daß man täglich die Proclamirung der dänischen Republik erwartete. Doch erhielt diese Bewegung einstweilen ihren Schlußstein durch eine Volksdemonstration, indem 15 bis 20,000 Menschen vor das Schloß zogen und Lehmann und seine Freunde, die Heerführer der Partei der Ultradänen, als Minister verlangten. Der König Friedrich der Siebente rettete seine wankende Krone, indem er ohne Zögern in freundlicher Rede sich bereit erklärte, allen Forderungen nachzugeben. Die Stimmung der Kopenhagener gab sich dann unverholen dahin kund: „Diesen König wolle man noch behalten, da man mit ihm machen könne was man wolle; nach ihm aber solle Keiner mehr die Krone tragen!“

Mittlerweile aber hatte jene ewig glorreiche Stunde geschlagen, welche die Auferstehung Deutschlands verkündete, und Ereignisse, staunenswerther, ungeheurer als die kühnste Phantasie sie hatte träumen können, folgten sich mit vielfachem, weithin schallendem Echo. Hoch auf loderte das so lange unterdrückte, nur in der innersten Herzenskammer treu gepflegte Gefühl der Vaterlandsliebe in der deutschen Brust. Von nah und fern zog es nach Frankfurt, um das große, theure Heimathland von der jahrhundertelangen Schmach der ohnmächtigen Zerrissenheit zu erretten. Rund umher erhoben sich die Völker und sandten ihre Vertreter, als das Werk der blutigen „Errungenschaften“ vollbracht war, nach der alten Reichsstadt, auf daß sie die lange, schwere Schuld der Regierungen tilgen und feste Steine zu dem erhabenen Bauwerk legen sollten, dessen Grundsäulen die Freiheit und das unveräußerliche Menschenrecht bilden sollten, damit es herrlich und groß, ein neu verjüngter Phönix, aus der Asche der morsch unter gewaltigem Flügelschlage zerfallenden Trümmer einer trostlosen Vergangenheit sich erhöbe! —

Aber die mißgünstige Stimme des Neides ertönt von nah und fern unter den scheelsüchtigen Nachbarn Germaniens und obgleich wir keineswegs der Ansicht sind daß diese Nichtbeachtung der Dänen oder richtiger der herrschenden dänischen Gewalthaber, die Vollendung der Wiedergeburt Deutschlands auch nur im geringsten verzögern oder verkümmern wird, so spricht

sich doch in der oben angeführten Phrase die ängstlich festgehaltene Stütze und Hoffnung des gegenwärtigen Kabinetts der Ultradänen am schlagendsten aus. Die Koryphäen dieser Letztern suchen jedes erlaubte oder unerlaubte Mittel auf, um ihre durch langjähriges, rastloses Bemühen erlangten Ministerposten zu behaupten. Ihr erster und hauptsächlichster Grundsatz seit 1830 war: „Die Einverleibung Schleswigs in Dänemark, auf daß dies bis zur Eider und nicht wie bisher an die Grenze Jütlands bis zur Königsau ginge; an dies eigentliche dänische Gebiet sollten sich dann die deutschen Herzogthümer Holstein und Lauenburg als Vervollständigung der Gesammtmonarchie knüpfen." — Da nach der Dänemark verheißenen Verfassung das im März ernannte Ministerium zum ersten Male ein verantwortliches ist, so hängt sein Bestehen natürlich von der Durchführung dieses seines ausgesprochenen Programms ab. Würde ein Friede geschlossen werden, welcher die Selbständigkeit Schleswig-Holsteins garantirte, die Aufnahme Schleswigs in den deutschen Bund, die Anerkennung der provisorischen Landesregierung, die Gestattung des eignen Heerwesens der Herzogthümer, welches zu ihrem Schutze gewaffnet im Felde bleiben müsse, bestätigte, so würde das verantwortliche Ministerium Orla Lehmann, in diesem Falle seine Grundsätze verleugnend, abtreten und der gemäßigten Partei das Feld räumen müssen. Um aber diesen äußersten Schritt des gezwungenen Nachgebens zu vermeiden, um dies so hartnäckig und mühsam erstrebte Feld des Ehrgeizes zu behaupten, soll der Krieg von dänischer Seite auch gegen alle Wahrscheinlichkeit eines glücklichen Erfolges fortgeführt werden. Wie allen Feinden Deutschlands ist die sich gestaltende Einheit des großen, germanischen Staatenbundes auch den Dänen ein Gräuel und Ärger, da sie mit Recht das Übergewicht dieser — wenn sie einig ist — größten und mächtigsten Nation Europa's fürchten. Man hofft daher im dänischen Kabinette noch immer auf die alten und mächtigsten Verbündeten der Gegner des deutschen Reichs, auf die Zerstückelung und innere Zerwürfniß des herrlichen Landes und lauert im Hinterhalte, um im Trüben zu fischen. Die dänischen Blätter machen sich täglich mit frechem Spott über das große, so glücklich begonnene Werk der Einheit und des Ruhmes unseres Vaterlandes lustig; den Gemäßigten entgegnen die Ultradänen: es sei ein Volksaufstand zu fürchten, wenn man den Frieden auf die vom General Wrangel im Namen Deutschlands gestellten Forderungen bewilligen wolle! — Die Gemäßigten fordern bei der überhandnehmenden, unbeschreiblichen Noth des Landes immer lauter und dringender die Beendigung des Krieges, indem die schreckliche Aussicht unfehlbar vor ihren Augen liegt daß Dänemark, wenn der gegenwärtige Zwangszustand noch lange dauert, seinem völligen Ruin entgegengeht, und wenn es der reichen Einkünfte seiner deutschen Lande beraubt ist, die den Wohlstand des ganzen Staatshaushalts trotz aller seit dem Beginne dieses Jahrhunderts verfolgten Regierungsmaßregeln dennoch in dem letzten Jahrzehend wieder auf eine sehr günstige Stufe brachten. Es verschweigen aber die dänischen verantwortlichen Minister wohlweislich daß sie selbst durch ihre Parteigenossen in Rede und Schrift, durch mündliche Aufreizung in Klubbs und Volksversammlungen, oder durch ihre Organe, die Tagesblätter, es sind, welche das Volk künstlich fanatisiren, es nach ihrem Willen lenken und es auf's Äußerste treiben. Der dänische Obergeneral Hedemann hat vernünftig zum Frieden gerathen, da bei der gänzlichen Demoralisation des dänischen Heeres, bei dem dort stattfindenden Mangel an den ersten Nothwendigkeiten, so wie bei der sehr lau und gegen den Willen des größten Theils der Bevölkerung Schwedens und Norwegens von dort geleisteten Hülfe, längerer Widerstand Thorheit sei. Die Beantwortung dieser Erklärung bestand darin daß Hedemann den Oberbefehl an den General von Krogh abtreten mußte. Man denkt die Deutschen abermals nach Jütland zu locken und dann hinter ihrem Rücken das wehrlose Schweswig mit den Kriegsschiffen zu überfallen, zu berauben und zu verwüsten; man verkündet hochtönend, von der Mitte des August an würden die Elbe, die Weser und die Jahde wieder blockirt sein. Aber Wrangel verhält sich ruhig und erwartet die geforderte Hülfe der Truppen vom siebenten, achten und neunten deutschen Armeecorps, welche nach ihrer Ankunft die Küsten Schleswigs gegen diese Raubüberfälle decken und vertheidigen sollen, während das jetzt dort befindliche zehnte Armeecorps sammt der früher gesandten Hülfe Preußens und den schon auf 10,000 Mann gebrachten Schleswig-Holsteinern, alsdann weiter vordringen wird. Nach der ausgesprochenen Erhebung Schleswig-Holsteins wurden die in der Eile zusammengerafften, regelmäßigen Truppen auf 7000 Mann vermehrt, denen jedoch, da sie früher von Dänen befehligt wurden, fast alle Officiere fehlten. Um diesem Mangel soviel wie möglich abzuhelfen, stellte man bald verschiedene deutsche Officiere, besonders Baiern und Preußen in ihren Reihen an. Gegenwärtig hat

man zur Bildung der zu vervollständigenden schleswig-holsteinischen Armee abermals zwanzig preußische Officiere ihr zugesellt, und da der Etat noch in diesem Jahr auf 15,000, im nächsten auf 25,000 Mann gebracht werden soll, so beabsichtigt man, für's Erste wenigstens noch vierundfunfzig fremde Officiere in ihre Reihen aufzunehmen. Die gegenwärtig in Schleswig anwesende, vereinigte deutsche Macht beträgt schon die imposante Zahl von 40,000 Mann und wird hoffentlich alsdann in wenigen großen Schlägen die Sache zu Ende bringen und Dänemark wohl oder übel einen Frieden dictiren, der die Ehre und den Ruhm Deutschlands auch an seiner fernsten Nordgrenze als sein festestes Bollwerk auf unauslöschlicher Gendenktafel in den Herzen seiner Söhne aufrichten wird. Der kleine Belt ist bei Middelforth nur eine Viertelstunde breit und es wird also auch bei dem so schmerzlich gefühlten Mangel einer deutschen Flotte die Besetzung Fühnens gleichfalls möglich sein, da sich die Überfahrt über dies Gewässer in Böten und sonstigen kleinen Fahrzeugen bewerkstelligen läßt.

(Fortsetzung folgt.)

Kleine Romane aus Wien, Ungarn und Böhmen.

— 1. Kleine Romane aus Wien. Von Sigmund Kolisch. (Leipzig, Volckmar, 2 Bde.) Der Verfasser war uns in Witthauers Zeitung als Kritiker und Feuilletonist bekannt. Die alte Wiener Tageswelt hatte in ihm einen guten Beobachter, einen in den Stichwörtern der dortigen Bildung geschulten und gewitzigten Berichterstatter, voll Kenntniß und Gewandtheit besonders in musikalischen Interessen. Wir lernen ihn hier zuerst als Novellisten kennen. — Kolisch ist ein Mähre von Geburt. Ein starkblütiges Herz, ein gutartiger Kopf verräth sich in seinem persönlichen Auftreten. Die zuthuliche Bravheit des Gemüthes offenbart sich auch in seiner Erzählungsweise; er hat Erfindung im Stoffe, aber kein bildnerisches Talent ihn zu ordnen. Dieser Kraft im Erfinden und Zusammenstellen fehlt noch fast alle Feinheit des Gestaltens. Kolisch arbeitet seine Romanstoffe oft kaum aus der rohen Anekdote heraus. Zutappende Biederkeit kann Kraft verrathen; aber die wirkliche Kraft bedarf so gut wie die halbe, sorgsamer Pflege und gewissenhafter Erziehung. Diese Selbsterziehung fehlt den Prosaisten in Wien. Grillparzer allein, der Mann stiller tiefer Einsamkeit, hat uns eine Prosa geliefert die ein überraschendes Zeugniß starker fester Selbstüberwindung ist.

---

2. Allerlei Rau nennt sich eine interessante Sammlung von Novellen und Erzählungen (3 Bde. Pesth, Heckenast) deren Verfasser, R. v. Beyer, unter dem Namen Rupertus der östreichischen Lesewelt bekannt sein mag. Wir sind ihm in Frankl's Sonntagsblättern begegnet; er lieferte dort Skizzen „Berliner Celebritäten," die etwas in Callot-Hoffmann's Manier aufgeputzt zu sein schienen, zugleich aber eine ungewöhnliche Vertrautheit mit der Berliner Tageswelt aus älterer Zeit verriethen. In der That weiß Rupertus auf dem Pflaster jener Residenz recht gut Bescheid, hat unter dem ancien régime dort studirt, kennt die „Lindenläufer" von ehedem, hat mit Ludwig Devrient bei Lutter und Wagener gebechert, schildert dessen Begegnung mit der famosen Frau Dutitre und spricht den Berliner Jargon so gut wie den Wiener. Eine Parallele beider Mundarten, eine Controverse zwischen Berliner und Wiener Stadtkindern macht den Hauptreiz aus in seiner Erzählung „die Blutnelken", welche den ganzen ersten Band der Sammlung füllt. Eine bunte Manichfaltigkeit von Scenen aus der preußischen, östreichischen und ungarischen Welt bietet sich regellos durcheinander gewürfelt in den zwei andern Bänden. Berliner Skizzen wechseln mit Schilderungen der ungarischen Pusten, Märchen von Rübezahl mit Scenen auf einem Schloß im Comitate. Diese Vertrautheit mit so verschiednen Idiomen ist als sehr erfreulich zu begrüßen. Diese buntscheckige Mischung so entgegengesetzter Elemente hat auch wohl zu dem Titel der Sammlung geführt. Man kennt das Märchen von jener Prinzessin die aus dem väterlichen Schloß verstoßen, in der Wildniß des Waldes aus allerlei Fetzen verschiedner Thierfelle sich ein Kleid zusammenfügt und danach „Allerlei Rauh" heißt.

---

3. Mit Zeichnungen von Karl Raimund Frühauf ist (in Wien bei Ignaz Klang) eine „neueste Novellenbibliothek" eröffnet die wahrscheinlich nur Östreichisches vorführen will. Der Titel „Zeichnungen", den Frühauf seinen Novellenbildern gibt, ist vielleicht wie Stifter's „Studien" bescheiden gemeint. Diese Bilder sollen für keine Gemälde in Farben gelten. Sollen wir aber aufrichtig sein, so fehlt diesen Wiener Gestaltungen in Prosa eher die Contur. An Farben sind die Östreicher reich; aber zur Zeichnung gehört was sie nicht haben, Schärfe der Linien, Logik des Gedankens, Ebenmaß des richtigen Blicks. Von welcher Art Frühauf's Charakterzeichnungen sind, nehme man an kleinen Crayonstrichen wahr! Die erste seiner Schilderungen beginnt: „Schon was den Körper betrifft, durfte Heinrich M. sich zu den Günstlingen der Natur rechnen; sein Wuchs war schlank und vortrefflich" u. s. w. Das klingt mehr wie Anpreisung als wie Schilderung. „Ein tiefes, reiches Seelenleben hatte seinem Angesicht ein höchst charaktervolles Gepräge verliehen." Sagt man das seiner eignen Figur in's Gesicht? Man entwickelt ihr Seelenleben, aber findet dies nicht mit der Behauptung ab, es sei tief und reich! „Er ragte — heißt es weiter von Heinrich — berghoch und bergeinsam unter den andern jungen Männern hervor. Er war blühend schön, adelvoll, noch nicht gewaschen mit den hundert künstlichen, süßduftenden Wässern unsers verfeinerten Lebens wie unsere Männer und Damen, und trug eine ganz eigenthümliche Welt in der Brust." Die Eigenthümlichkeit auszuposaunen statt sie ungesagt fühlen zu lassen, ist fast naive Marktschreierei. — Bei Frühauf gesellt sich auch noch, um die Geschmacklosigkeit zu vollenden, die alte literarische Erbsünde

der Östreicher: der Gallimathias der Bilderhäufung. „Kaiser Leopold in seiner letzten Stunde“ heißt eine der Zeichnungen. Der Kaiser schläft unter Musik ein. Sowie „der flötende Strom“ aufhört, die Töne schweigen und die Kaiserin auf den todten Gemahl hinstürzt, sagt Frühauf: „Der Zauberschwan der Schlummermusik lag im Cypressenschatten stumm und verblutet — das Kaiserherz war entschlafen.“ (!)

---

4. Unter dem allgemeinen Titel „Geschichten des Ostens“ tritt uns in drei Bänden (Pesth, Heckenast) ein Roman von Joseph Marlin entgegen der die Geißel Gottes, den Hunnenkönig Attila, zum Helden hat. Wir betreten hier, 1000 Jahre vor unserer Zeit, die Steppe Ungarns, die ungeheure Fläche zwischen der Donau und Theiß, noch heute auf Meilen ein ödes Gefilde, so schaurig als ob die Geister der Hunnenschlachten ihre Gräber dort hüteten. Der Dichter macht uns sehr heimisch dort. Das Land ist sein Mutterland. Die heißen Farben seines Gemäldes verrathen ungarisch Blut in seinen Adern; aber die Tollköpfigkeit und der Schwindel im Styl werden auf die Länge lästig, die Bilderwuth ohne Logik ist geschmacklos, Marlin ist ein wahrer Levitschnigg in Prosa. Das Gemälde schließt mit der großen Schlacht die dem König Etzel und dem Hunnenreiche ein Ende machte. — In Band 5 und 6 dieser „Geschichten des Ostens“, Sulamith betitelt, betreten wir mit all den Schauern die uns die Wildniß einflößt, die Ufer des todten Meeres. Der Windstoß der Darstellung und der Sprache Marlin's fährt wie ein Samum über uns her.

---

5. Uffo Horn's: Böhmische Dörfer (Novellen, 2 Bde. Leipzig, Herbig) sind weder bildlich noch wörtlich zu verstehen. Zu dem Leben auf dem Lande kommt auch ein gut Theil hauptstädtisches und Universitätsleben. Der „unglückliche Hofmeister“ ist ein Prager Student den eine Doppelliebe zur Frau Baronin und zur Kammerzofe verzehrt. Im „Bauernesel“ haben wir ein Bild jener Parteikämpfe unter Maria Theresia, in denen Aufhebung der Robotdienste (die Forderung der Kaiserin die sie den Ständen vorlegen ließ) und Aufhebung der Jesuiten (in welche sie nicht willigte) die Losungsworte waren. Der „Paschhampel“ gibt eine Charakteristik des böhmischen Schmugglers. Für alle diese Schilderungen könnten wir dem Verfasser sehr dankbar sein, da es sich um die Kenntnißnahme Böhmens und um die Frage handelt, ob dies Land und Volk die Vortheile seines Zusammenhangs mit Deutschland nicht wird begreifen lernen. Es gibt Tschechen die einsichtsvoll genug sind dies friedliche Nebeneinander beider Stämme zu wünschen und die Hegemonie der Bildung den Deutschen einzugestehen. Es gibt aber auch Tschechen die nicht aus den Augen gucken können und das Heil dieses Zusammenhangs leugnen. Es sind das die Tschechomanen die aus raffinirter gelehrter Tendenz nach alten Handschriften und mit Hülfe künstlicher Retorten ein Slawenthum aus dem Schooß der Vergangenheit heraufconstruiren wollen. Die Schlaffheit der Deutschen in Prag ließ diese Bestrebungen bis zum Übermuth und bis zu Gräueln ausarten, wogegen endlich die Kanonen des Soldaten das letzte Mittel waren. Die Soldatesca Östreichs hat den Aufruhr der Slawen unterdrückt. Die Deutschen in Prag, 40,000 Seelen, waren indifferent dabei; sie sahen ruhig und feig seit Jahren dem Ausbruch dieses Vesuvs entgegen und glaubten sich neben dem Krater ihr Plätzchen sichern zu können. Die Frechheit der Tschechomanen war über alle Grenzen gestiegen und die Deutschen rührten sich nicht. Kein Wort durfte in den Prager Blättern über Deutschland gesagt werden; Alfred Meißner und Kuranda kamen nach Leipzig und erzählten, man würde todtgeschlagen, wenn man deutsch auf der Straße spräche. Östreich hatte freilich seit Jahrzehenten dafür gesorgt alles deutsche Element in seinen Ländern niederzudrücken, zu entmuthigen, physisch zu lähmen und geistig abzutödten. Mit den tschechischen Liebhabereien des Adels that die Regierung schön, und an die Hebung des deutschen Bürgerthums, die einzige und sicherste Stütze des Regimentes, war nicht zu denken. Die Kanonen mußten endlich unterdrücken, was neben dem Bewußtsein eines deutschen Bürgerthums nie bis zu frechen Übergriffen hätte aufschießen können. — Und Uffo Horn? Zu welcher Partei hat er sich in jenen Kampfestagen gehalten? Er coquettirte früher mit dem Tschechenthum, sagt in diesen seinen böhmischen Dörfern, der Böhme spreche nur deutsch wo er muß. Ich weiß nun nicht warum Horn deutsch schreibt. Vielleicht weil er das Böhmische erst nachträglich und künstlich gelernt hat? Hat er vielleicht auch wie Palazki auf dem Slawencongreß geschrieen: Ich bitte um Gotteswillen, sprecht ein Wort deutsch in diesem Babylon, damit ich weiß was Ihr wollt! Er hatte ja doch die Frankfurter Gesandten in der Versammlung Böhmisch begrüßt! — In den Tagen der Gefahr hatte sich Horn bereits still zurückgezogen. — Uns sind das „böhmische Dörfer.“

---

6. Man muß bei Büchern von 1848 fragen, ob sie wirklich Erzeugnisse des Jahres sind dessen Zahl sie auf der Stirn tragen. Sie sind fast sämmtlich wie antideluvianische Gebilde, wenn sie vor der Katastrophe entstanden, die den großen Umschwung im deutschen Leben festgestellt. — Josef Rank bringt: Weißdornblüthen aus dem Böhmerwälder und dem Wiener Volksleben (Leipzig, Hinrichssche Buchh.); er bringt: Eine Mutter vom Lande, Erzählung (Leipzig, Brockhaus). — Josef Rank kommt mir vor wie das Hühnchen in einem Gedicht vom alten Hagedorn, das einen Fund machte, den es nicht fortschleppen kann; es pickt daran herum und läßt ihn liegen, kommt aber immer wieder und pickt und gluckt und trippelt, ach Gott!

„und wie es endlich Abschied nahm,
und dennoch immer wiederkam!“

Das Hoofer Käthchen ist der Fund und Josef Rank das Hühnchen dazu. Immer noch dieselben Geschichten von der Herzensmutter und dem Peter in der Fremde, immer wieder dieselben Gestalten, die vor unsagbarer Wehmuth schluchzen, vor Rührung hin und her trippeln, Kerle die für naive Naturmenschen gelten sollen, weil sie mit Gewalt bornirt sind, blonde junge Bursche die gut thäten sich im Mondschein aufzuhängen um nur zum Ende zu kommen. Die Dorfgeschichtenpoesie nimmt mit Rank kläglich Abschied. Selten ist ein Poet so günstig bewillkommnet, weil er ein Stück frisches Erdreich an seinen Schuhsohlen, und einen Athemzug frischer Luft in seiner Stimmung mitbrachte, das geheimnißvolle Sumsen in der Abendstille und das Unsagbare in der beklommenen Menschenbrust zu verstehen schien. Selten aber ist ein Autor so sehr in spielerischer Manierirtheit festgerannt. 1848, und immer noch derselbe kindisch süße Brei!

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr.	Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet.	№ 44. 21. August.

Die Friedensfrage in Schleswig-Holstein.

Von **M. Norden.**

(Fortsetzung.)

Zu dem erfreulichen Anfange, welchen das so lebhaft gefühlte Bedürfniß einer deutschen Flotte genommen hat, liefern auch die Schleswig-Holsteiner ihren Beitrag, der indessen nach und nach bedeutend vermehrt wird. Die Corporation der Gutsbesitzer von Schleswig hat sich anheischig gemacht, vier Kanonenböte zu bauen, deren eins bereits auf der Schiffswerfte zu Kiel beendigt und dort vom Stapel gelaufen ist. Auch Hamburg hat, wie bekannt, in dieser Hinsicht Außerordentliches geleistet. Das krämerische Sonderinteresse dieses Handelsstaates veranlaßte den Senat, die Auslieferung der gleich nach dem Ausbruche des Kampfes so dringend von der provisorischen Regierung Schleswig-Holsteins als Hülfsleistung erbotenen, ganz unbenutzt dastehenden Kanonen, nächst den Kriegsschiffen der größte Mangel des um sein Bestehen kämpfenden Landes, zu verweigern. Ebenso wurde es der dringenden, öffentlich gestellten Bitte des Hamburger Militärs abgeschlagen, hinaus vor das Weichbild der Stadt geführt zu werden und den bedrängten Schleswig-Holsteinern zu Hülfe ziehen zu dürfen, als schon die Preußen und übrigen deutschen Völker dort eintrafen. Hamburg wollte, obgleich ein deutscher Staat, neutral bleiben und im Trüben fischen; man vergaß dort daß Dänemark seit Jahrhunderten der immer wache oder heimlich lauernde Erzfeind gewesen, daß seine Regenten bei ihrer jedesmaligen Thronbesteigung die Erbhuldigung der Reichsstadt in Anspruch nahmen, welche sie für eine holsteinische Stadt erklärten und gar zu gern mit List oder Gewalt als ihr Eigenthum in Anspruch genommen hätten. Man brachte plötzlich in Erinnerung daß der dänische König Christian der Achte es war, der nach dem großen Brandunglück im Jahr 1842 als der Erste der auswärtigen Regenten allen übrigen mit der großartigen Spende von 100,000 Reichsbankthalern voranging, erwähnte aber nicht daß die Bestimmung dieses königlichen Geschenks von den Ultradänen übel vermerkt und bitter getadelt wurde, und diese es dahin brachten daß im ganzen Lande Dänemark auch nicht eine einzige freiwillige Gabe für das augenblicklich so bedrängte Hamburg geleistet ward, während von der ganzen übrigen Welt Beisteuern einliefen. Aus Haß gegen Deutschland decretirten die Ultradänen daß in Kopenhagen keine derartigen Sammlungen stattfinden sollten. Die übrigen Dänen waren thöricht und beschränkt genug, diesem grimmigen Verbote Folge zu leisten, welches indessen die Schleswig-Holsteiner nicht beachteten, indem sie an Geld und Victualien aus allen Ortschaften und Städten nach ihren besten Kräften hergaben was sie irgend vermochten.

Als die angeführten Gefälligkeiten gegen das dänische Kabinett nichts halfen, Hamburg trotzdem als Feind behandelt, die Elbe blockirt, die hamburgischen Schiffe als gutes Raubgut nach Dänemark geführt wurden, da endlich erwachte der Patriotismus der Reichsstädter und die Erbitterung gegen das übermüthige Dänemark vermochte sie zu der raschen, großartigen Beisteuer für die deutsche Flotte, welche zugleich mit den übrigen auf den Schiffswerften Norddeutschlands unternommenen Bauten hoffentlich bald zum erwünschten Ziele führen werden. Die Söhne der Hansa gedachten endlich des Ruhms der Vergangenheit, als ihre Urväter den Völkern der Ostsee Gesetze vorschrieben, als ihre sieggewohnten Kiele die fernsten Küsten beschifften, jede große oder kleine Schmach, jede kecke Verhöhnung blutig rächten, als die Flagge des Städtebundes den Handelsschiffen Achtung sicherte, dem über-

müthig sich blähenden Segel des frechen Korsaren Furcht einflößte. —

Die Begünstigungen welche die immer bedenklicher hervortretenden Anmaßungen der Ultra = und Eiderdänen von der Regierung Christians des Achten erhielten, veranlaßten die schleswigsche und die holsteinische Ständeversammlung von 1842 zu kräftigerem Auftreten für die obschwebenden Zeitfragen. Die Regierung wollte sich die Erinnerung auf die gestellten Bedenken und Vorschläge wie gewöhnlich bis zum geeigneten Zeitpunkt vorbehalten, doch verlangte als eine Beantwortung derselben die für die Provinz Jütland in Wiborg 1844 tagende Ständeversammlung eine bestimmte Entscheidung des Königs über die spätere Erbfolge in dem vereinigten Königreich. Der königliche Commissär Oersted antwortete als das Organ der Regierung, es könne diese Frage durch eine königliche Entscheidung nicht gelöst werden, da selbst der absoluteste Monarch die Erbfolge in dem von ihm regierten Reiche nicht nach seinem Willen allein bestimmen könne.

Im October des nämlichen Jahres war die zweite, für die sämmtlichen Inseln des Königreichs mit Einschluß von Seeland und Fühnen, provinzielle dänische Ständeversammlung in Rothschild zusammengetreten. Hier zeigte sich ein abermaliger, merkwürdiger Beweis von dem System der Halbheit und furchtsamen Unentschlossenheit, welches die Regierung Christians des Achten in Hinsicht auf die Zeitfragen charakterisirte. Um die demokratischen Wortführer augenblicklich zu versöhnen, zeigte sich die Regierung bald bereit, dänisch = nationale Gewaltmaßregeln in Vollzug zu setzen, dafern dies ohne Gefahr geschehen könne; bald fürchtete sie wieder, die Unzufriedenheit in den deutschen Landen zu sehr aufzustacheln und sich die laute, thätliche Mißbilligung einiger fremden Großmächte zuzuziehen, wenn sie entscheidende Schritte gegen die deutsche Nationalität unternähme. Nun aber unterstützte dieser nämliche Oersted den Vorschlag des Bürgermeisters von Kopenhagen, Algreen Ussing: es sei der König zu bitten, zur nothwendig gewordenen Beruhigung seiner Unterthanen diesen eröffnen zu wollen daß daß eigentliche Dänemark, mit Schleswig, Holstein und Lauenburg unzertrennlich vereinigt, nach den in Dänemark geltenden Gesetzen ein untrennbares Erbe sei, und jedes Unternehmen mithin verhindert werden solle welches eine Auflösung der Vereinigung der einzelnen Staatstheile beabsichtige. Dieser Kundgebung solle die Majestät das Gebot hinzufügen, es dürfe die Erbfolge nicht ferner zum Gegenstand mündlicher oder schriftlicher Erörterungen irgend einer Art gemacht werden, aber sich wohlgeneigt erklären, die Wünsche der Rothschilder Ständeversammlung anzuhören. — Es wurde also in der Zeit von einigen Monaten ein ganz verschieden lautender königlicher Meinungsausspruch über den nämlichen hochwichtigen Gegenstand den Unterthanen eröffnet.

Zur selben Zeit waren die holsteinischen Stände in Itzehoe versammelt und es wurden dieser von dem Volke der Herzogthümer mehr als hundert Petitionen und Vorstellungen als kräftige Äußerungen des Volkswillens zugesandt, die Nationalität der Schleswig = Holsteiner durch alle ihr zu Gebote stehenden, gesetzlichen Mittel zu wahren. Auf den Antrag des Grafen Fritz Reventlow von Preetz, späteren Mitglieds der provisorischen Regierung, erließ der holsteinische Landtag eine Vorstellung an den König, in welcher eine Rechtsverwahrung gegen jeden Eingriff in die staatsrechtliche Stellung der Herzogthümer niedergelegt wurde und es wird in den folgenden Sätzen der Inhalt dieser Verwahrung kurz ausgesprochen:

„Die Herzogthümer Schleswig und Holstein sind selbständige, unzertrennlich miteinander verbundene Staaten.“

„Es regiert in ihnen der Mannesstamm.“ —

Die in den letzten dänischen Ständeversammlungen stattgefundenen Vorfälle hatten während dessen die Aufmerksamkeit Deutschlands erregt. In Baiern, Sachsen, Würtemberg, Baden, Hannover und Braunschweig sprachen die Mitglieder der Landtage kräftig zum Besten der bedrohten Nordgrenze Deutschlands und es wurde daher die Sache Schleswig = Holsteins eine deutsche Angelegenheit. Die fröhliche Sitte der bei den Versammlungen deutscher Liedertafeln stattfindenden Volksfeste wurde auch in Schleswig = Holstein eingeführt. Begeisterte Lieder für das vereinigte deutsche Vaterland erklangen bei diesen sehr zahlreich besuchten Sängerfesten und Manche der hauptsächlichsten Vertreter des Deutschthums unter den schleswigholsteinischen Ständen, z. B. der große Rechenkünstler Tiedemann, bestiegen die im Freien errichteten, mit Kränzen und Laub, mit deutschen und schleswigholsteinischen Fahnen und Farben geschmückten Tribunen und redeten von diesen herab zu den unten harrenden Tausenden. Dann auch mischten sie sich unter sie und belehrten sie über viele erduldete und schmerzlich gefühlte Unbilden, die ihren Grund in den Übergriffen der Dänen hatten, ohne jedoch irgend jemals eine Auf-

lehnung gegen die Person des Herrschers selbst anzurathen. Unter die in den letzten Jahren von oben erlassenen, die Danisirungsprojecte fördernden Gebote gehörte auch das mehrfältig fortgeführte Bestreben, die dänischen Münzsorten in den Herzogthümern einzuführen, welche diesen, wegen ihres vielfältigen Verkehrs mit Hamburg und dem übrigen Norddeutschland durchaus unbequem und unzusagend waren. Um die Bequemlichkeit des Papiergeldes auch den Schleswig-Holsteinern zu verschaffen, errichtete Tiedemann eine schleswig-holsteinische Landesbank, deren sehr bedeutender Fond schnell durch freiwillige Beiträge von allen Begüterten des Landes herbeigeschafft wurde. Die nachgesuchte, königliche Bewilligung, aus diesem auf die zweckmäßigste Weise eingerichteten Institut Papiergeld ausgeben zu dürfen, wurde allerhöchst abgeschlagen und es blieb also dieser Landesbank nur der jedem Privatmann freistehende Weg des Umsatzes durch Wechsel übrig. Trotz dieser Widerwärtigkeit hatte das erwähnte, schleswig-holsteinische Institut einen raschen, sehr gewinnreichen Fortgang. Einige dänisch gesinnte Kaufleute dagegen errichteten in Flensburg unverzüglich eine dänische Zettelbank, die sie eine Filialbank der dänischen Staatsbank in Kopenhagen nannten und welche dänische Zettel in den Herzogthümern ausgab. Diese erhielt sogleich die Concessionirung und jeden möglichen Vorschub von der Regierung. Dann auch wurde eine sehr kleine, dänische Kupfermünze, deren fast 200 auf einen Reichsbankthaler gingen, geschlagen, den Beamten befohlen, diese in Umlauf zu setzen, und Sendungen von Hunderttausenden zu diesem Endzweck nach Schleswig-Holstein gemacht. Die einfache, gelassene Erwiderung dieser die Aufzwingung des dänischen Geldes bezweckenden Gebote war die bestimmte Übereinkunft aller größern und kleinern Geschäftsleute, weder die dänischen Zettel noch das dänische Kupfergeld auf irgend einem Wege des Verkehrs annehmen zu wollen; es wurden also diese königlichen Verordnungen in der Praxis durch thätliche aber ganz ruhige Auflehnung der Bevölkerung sogleich außer Kraft und Wirksamkeit gesetzt. Die kleine Reichsbankmünze wurde in den Herzogthümern als ausländische Rarität zu Rechenpfennigen und sonstigem scherzhaften Gebrauch verwandt.

(Fortsetzung folgt.)

Briefwechsel.

Wien, im August.

[Das schwarzgelbe Blatt und der politische Esel; Italien.]

△ Unsere hiesige Presse ist noch in einem traurigen Zustande und es scheint wirklich vor der Hand nach Hinwegräumung des Hindernisses der Censur nur der angesammelte Unrath abzufließen. Und doch kommen jeden Tag neue Blätter zum Vorschein, erst heute wieder eines, nämlich „die Schwarzgelbe", welche auch wirklich auf gelbes Papier gedruckt ist. — Da hat es Preußen schon besser! Dort sind alle Blätter, sie mögen wollen oder nicht, „schwarzweiß", und viele der demokratischen sogar erst recht! —

Das hiesige Blatt „der politische Esel" hat sich nun auch wirklich einen Esel angeschafft, der damit beladen und ganz mit allerlei satyrischen Bildern und Karikaturen beklebt, herumgeführt wird. — Sie würden Wien überhaupt kaum mehr erkennen, und es muß auf einen Fremden der es früher sah, diese enorme Veränderung einen eigenthümlichen Eindruck machen. — Das zehnte Haus enthält beinahe ein Redactionsbureau, der dritte Mensch der einem begegnet ist ein Colporteur oder ein Fratschlerweib mit dem Ruf: „Das Allerneueste was mer erscht kriagt haom!" — oder „das neue Blatt — und das Andere derf i net sogn!" — Durch diese Austräger und Austrägerinnen wurde nämlich schon zu verschiedenen Malen die Republik ausgerufen, was zu allerlei Störungen und Prügeleien Anlaß gab. Es wurde ihnen daher aufgetragen nur den Titel des Blattes, nicht aber die Aufschrift einzelner Artikel auszurufen. Um sich nun aber doch interessant zu machen, schreien sie nun: „Und das Andere derf i net sogn!" —

Nach so durchschrienen Tagen bringt man die Abende angenehm mit Katzenmusiken zu, deren jede Nacht mehrere aus Privatrücksichten mißliebigen Bäckern, Fleischern, Hausherren ꝛc. dargebracht werden. — Sie können sich denken daß unter solchen Umständen die Nationalgarde (die noch obendrein alle Wachen außer den rein militärischen versehen muß) genug zu thun hat. — Und dann diese Menge Paraden und Festlichkeiten während der Anwesenheit des Reichsverwesers und der Frankfurter Deputirten, diese Fackelzüge ꝛc. Man kommt fast gar nicht mehr zum Schlafen. Erst am 6. und 7. hatten wir zwei große Paraden hintereinander. — Am 6. erhielten alle Fahnen der deutschen Truppen und der Nationalgarde die deutschen Bänder, unter Abhaltung einer Feldmesse auf dem Josephstädter Glacis. Am Schluß wurde ein jubelndes Hoch gebracht, 1) dem deutschen Vaterlande, 2) dem Reichsverweser und 3) dem Kaiser. Also in einer vernünftigeren Ordnung wie in München, wo der König zuerst kam und das deutsche Vaterland ganz zuletzt. — Am 7. war auf demselben Platze die Feier der Siege in Italien. — Haben da einmal unsere Soldaten gefochten! Und was mich am meisten freut, die deutschen Truppen am tapfersten. — Obenan stehen die Jäger aus Unter- und Oberöstreich und die Wiener Freiwilligen, von welchen aber freilich leider auch zwei Drittel geblieben sind, und also nur ein Drittel ihren Ruhm lebendig genießen können. Italien wurde sozusagen mit dem Bayonette erobert, denn wenn sie einmal geschossen hatten, nahmen sie sich keine Zeit mehr zum Laden, sondern gingen und stürmten mit Heldenmuth durch den feindlichen Kugelregen, um Mann gegen Mann zu kämpfen. Der Geist der jungen Freiheit mußte ihnen in den Gliedern stecken und sie aufrecht erhalten bei diesen fast über-

menschlichen Anstrengungen. — Freilich sagen unsere Ultra's sie hätten eigentlich gegen die Freiheit gekämpft. Das kommt aber erst noch darauf an. — Als Unterthanen des Carlo Alberto würden die Lombarden, wenn er Sieger geblieben wäre, wohl kaum so frei geworden sein, wie sie es wahrscheinlich jetzt werden können; denn wir werden nicht darauf ausgehen ihre Nationalität zu unterdrücken und sie in ihrer Selbstregierung zu beschränken, aber bestraft mußten sie werden für die Beschimpfung und Schmähung des deutschen Namens und der deutschen Nation. Die angethane Schmach mußte gerächt werden, sonst hätten sie die Deutschen nie geachtet, und ich kann den deutschen Patrioten nicht begreifen, der sich über jeden Vortheil den die Italiener über uns Anfangs errangen ehrlos freute, und sich nun beinahe über die Siege der Deutschen grämt! — Dieser Krieg hätte uns verderben können; wir standen am Abgrund eines Staatsbankerotts, der namenloses Unglück über Tausende gebracht haben würde. Hätten wir dies feig über uns ergehen lassen sollen? Die Siege in Italien haben uns gerettet, haben dem deutschen Gesammtvaterlande einen starken Bestandtheil erhalten, nicht nur der östreichische, sondern der deutsche Name hat sich gegenüber den andern Großmächten Europa's in Respect gesetzt, man wird Deutschland mit ganz andern Augen ansehen, wenn es siegreich und frei aus allen diesen Kämpfen hervorgeht. Nun kann es großmüthig sein, es mag Italien gegen angemessene Entschädigung aus eigenem Antriebe freigeben, und sein Name wird dann einen besseren Klang in Italien selbst haben, als wenn es gezwungen nachgegeben hätte. — Und da soll man sich über solche Siege nicht freuen? — Am besten wäre es, den Italienern frei zu stellen ob sie bei uns bleiben wollen oder nicht, in letzterm Falle sollen sie einen Theil der Staatsschuld übernehmen und dann zum Teufel gehen.

Frankfurt, d. 18. August.

[Die Grundrechte und die deutsche Gründlichkeit; die Fahrt nach Köln; Gagern der Unerschrockene; das Theater.]

R. H. Von Artikel II. hat der achte Paragraph der Grundrechte: über die Sicherheit der Wohnung gegen willkürliche Durchsuchung und gerichtliche Verfolgung die ganze gestrige Sitzung der Nationalversammlung eingenommen. Und diese Berathung soll noch sehr glücklich von statten gegangen sein, da wenigstens der Paragraph mit einigen Zusätzen endlich zur Abstimmung und zur Annahme gelangte! Nach diesem Beispiele kann ich mir allerdings den Eindruck hinlänglich erklären, den die Berathung der Grundrechte hervorbringt, wenn sie auf die Tagesordnung gesetzt wird. Das hiesige Publikum hütet sich alsdann vor dem Besuche der Paulskirche wie vor einem Unfalle und nur einige der tapfersten Anhänger bleiben der Sitzung getreu, sowie die Fremden, die ein ergiebigeres Thema leider nicht abwarten können. Alles Andere flieht eine Verhandlung voll peinlicher Sylbenstecherei, voll zudringlicher Wohlweisheit und gründlicher Docentenlangeweile. Die Deutschen stellen sich zu mancherlei Dingen höchst ungeschickt an, am ungeschicktesten aber zum Gesetzgeben. Anstatt die einfachen Sätze, über welche die Versammlung vollkommen einig ist, einfach auszusprechen und dieselben entweder der Gesetzgebung der Einzelstaaten als Richtschnur hinzustellen, oder sie einer zu erwählenden Redaction zur Ausarbeitung anheimzugeben, debattirt, ordinirt und redigirt der ganze Reichstag zugleich und jedes Pünktchen über dem I ist ein Gegenstand tiefsinniger und gewissenhafter Erörterung. Paragraph 8 lautet wie er schließlich angenommen worden: „Die Wohnung ist unverletzlich. Eine Haussuchung darf nicht stattfinden außer bei der Verfolgung eines Verbrechers auf frischer That, oder auf richterlichen Befehl. Dieser Befehl muß sofort oder binnen 24 Stunden dem Betheiligten vorgewiesen werden." Sollte jemand glauben daß diese kleine Bestimmung eine große Versammlung für einen ganzen Tag ausreichend beschäftigen könnte?

Die heutige Fortsetzung wird die Gewährleistung des Briefgeheimnisses zum Gegenstande haben, §. 9 des Artikels II. der Grundrechte. Schon wimmeln die gedruckten Vorlagen von Verbesserungs-, Unter- und Zusatzanträgen, von denen dann ein jeder seinen Redner erhält, „zur Begründung des Antrags." Kein Rufen nach Schluß der ungeduldigen Versammlung hilft dagegen, die Geschäftsordnung verlangt einmal daß ein Antrag entweder zurückgezogen oder besprochen werden muß. Werden dann so viele alte Geschichten in Bezug auf erbrochene oder vorenthaltene Briefe erzählt, als Hr. Schlöffel gestern zum Besten gab in Betreff der Haussuchungen, so ist die Sitzungszeit vollständig gedeckt und nachdrücklich dafür gesorgt daß dem deutschen Volke nicht der eine oder andere Paragraph seiner Grundrechte zu billig zu stehen komme.

Aber von etwas Ersprießlicherem! Die Kölner Fahrt zum Dombaufeste ist nicht ohne Ergebniß gewesen. Das preußische Sonderthum und die allgemeine deutsche Einigung standen sich endlich persönlich, Auge in Auge, Stirn gegen Stirn gegenüber. Die preußische Majestät war von einem überaus glänzenden militärischen Hofstaate umringt, in welchem sich alle Waffengattungen des Heeres vertraten sahen, und als Gagern an der Spitze der Frankfurter Reichstagsabgeordneten in seiner Begrüßungsrede gesagt hatte, die Nation wolle die Einheit des Vaterlandes und werde sie durchsetzen, so erklärte der König mit spitziger Betonung: „die Nationalversammlung werde hoffentlich nicht vergessen daß es in Deutschland Fürsten gebe und daß er (der König) zu ihnen gehöre." Diese Einleitung schien nicht glücklich. Aber das Bankett auf dem Gürzenich am andern Tage und die Tapferkeit Gagerns stellten die Sache in ihr gehöriges Gleichgewicht. Nachdem der König den Reichsverweser hatte leben lassen und dieser den König, ergriff Gagern das Wort indem er unter dem unendlichen Beifalle der Versammlung wiederholte, was gestern zum Anstoß gedient hatte, nämlich die Feier „der Einheit, welche die Nation nicht mehr entbehren kann." Ein Toast des Königs auf die Werkleute der deutschen Zukunft, auf die anwesenden und abwesenden Mitglieder der Frankfurter Nationalversammlung war die Antwort darauf.

Das hiesige Theater beginnt sich wieder zu füllen. Die Oper ist gut und im Besitze eines sehr mannigfachen Repertoires. Wir wohnten einer trefflichen Aufführung des „Titus" bei und gestern der zweiten Vorstellung des „Pfarrherrn" von Charlotte Birchpfeiffer. Bis auf den letzten Akt und bis auf eine überlebte Sentimentalität ist „der Pfarrherr" ein gutes Stück. Jedenfalls aber ist's, wie auch die hiesige Aufnahme beweist, eine wirksame und für das Publikum anziehende Neuigkeit.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr.	Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet.	№ 45. 22. August.

Die Friedensfrage in Schleswig-Holstein.

Von M. Norden.

(Fortsetzung.)

Das genannte Gebot war um so auffallender, da der von dem Prinzen Friedrich von Augustenburg, späterem Obergeneral der Schleswig-Holsteiner, in der deutschen Ständeversammlung gestellte Antrag von dieser fast einmüthig angenommen war: „Es werde Se. Majestät gebeten, die sehr beschwerliche Berechnung der üblichen Landesmünze in Reichsbankgeld für die Kassenbeamten der Herzogthümer aufhören zu lassen und zu verordnen daß die im Verkehr stets gebrauchteu preußischen Thaler, die den Sympathien der Bevölkerung nur zusagten, auch als Zahlungsmünze in den königlichen Kassen der Herzogthümer genommen würden.“ — Der Gebrauch der schleswig-holsteinischen dreifarbigen Fahne wurde streng verboten und diese, wenn sie dennoch gesehen wurde, von den Allerhöchst dazu unweigerlich befehligten Polizeibeamten herabgerissen und confiscirt. Um die durch dies letzte Machtgebot über alle Maßen empörten Gemüther etwas wieder zu besänftigen, da man fürchtete, es möge die Unzufriedenheit denn doch gar zu groß werden, erschien von der Insel Föhr, wo Christian der Achte sich zur Benutzung des Nordseebades einen Sommermonat hindurch alljährlich aufzuhalten pflegte, später ein königlicher Erlaß. „Es solle den Schleswig-Holsteinern dennoch aus Allerhöchster Gnade erlaubt sein ihre Landesfahnen zu entfalten, doch solle man die schleswig-holsteinischen Farben nicht vereinigt auf einer Fahne tragen, sondern eine schleswigsche Fahne mit den Farben dieses Herzogthums und eine holsteinische mit den Farben Holsteins besonders entfalten.“ — Es versteht sich von selbst daß diese halbe Maßregel sich als gänzlich ungenügend und ihren Zweck verfehlend darstellte, wie dies das gewöhnliche Schicksal unentschiedener Schritte ist.

Die Hoffnung daß die lebendig ausgesprochene Theilnahme des übrigen Deutschlands fernere Gewaltschritte der Dänen verhindern würde, erschien ganz trügerisch, da am 6. Juli 1846 der offene Brief Christians des Achten erlassen wurde, durch dessen Inhalt die Vorschläge des rothschilder Landtags von 1844 angenommen, die Beschwerden des holsteinischen dagegen abgewiesen wurden und verboten ward, in der beginnenden holsteinischen Ständeversammlung die Stellung Schleswig-Holsteins zu Dänemark und die Frage der Erbfolge zu besprechen. Die holsteinischen Stände ließen sich durch dies despotische Gebot nicht irre machen, sondern sprachen die Stimmung des Volkes und eine Verwahrung der Landesrechte deutlich und ungesäumt in der als Antwort auf die Thronrede erlassenen Adresse an den König aus. Der königliche Kommissär, der Regierungspräsident Kammerherr von Scheel, verweigerte die Annahme dieser dem König zuzustellenden Adresse, „da Se. Majestät die Kundgebung der darin ausgesprochenen Gesinnungen verboten habe.“ In Folge dieser Erwiederung ging die Versammlung sogleich auseinander, indem sie erklärte: „Da ihre Stimme als der Dollmetsch der Stimme des Landes nicht mehr gehört werde, da das von Friedrich dem Sechsten verliehene Petitionsrecht also geschmählert und aufgehoben sei, so sei das Zusammentreten der holsteinischen Stände nutzlos und sie lösten sich hiemit auf, da sie ihre dem Volke gegenüber übernommenen Verpflichtungen zu erfüllen sich außer Stande sähen.“ — Vor dieser Auflösung aber wandten sie sich mit einer Beschwerde über die verletzten Landesrechte Schleswig-Holsteins an den deutschen Bund.

Das Präsidium der schleswig-holstein-lauenburgischen Kanzlei in Kopenhagen, der obersten Justizbehörde für die Herzogthümer, hatte jetzt der Graf

Karl von Moltke, das des Regierungscollegiums in Schleswig sein Freund und Verbündeter, der Kammerherr von Scheel, erhalten. Beide sind von Geburt Schleswig-Holsteiner und es war die Rechtlichkeit des Privatcharakters bei dem Ersten dieser Beamten eine Thatsache die selbst dessen Feinde anerkannten. Arbeitstüchtigkeit und Geistesschärfe war ihm gleichfalls nicht abzusprechen, dagegen vereinigte er eine kein Hinderniß achtende Hartnäckigkeit mit einem despotischen Willen und es war der Ehrgeiz der Dänen, der ihn zu seiner jahrelang verfolgten Handlungsweise stachelte. Um die höchste Staffel eines dänischen Staatsministers zu erreichen, gab es kein anderes Mittel als sich den Absichten der Regierung durchaus gefällig, mithin den Wünschen seiner Landsleute feindlich zu zeigen. Mehrere im dänischen Sinne erlassene, der Bevölkerung durchaus widerwärtige Gebote schrieb man dem Einflusse Moltke's zu, dessen Stimme sich gleich nach seiner Versetzung von Schleswig-Holstein nach Kopenhagen in die dortige Rentenkammer bedeutend bemerklich machte. Diese war ein Administrativcollegium wo, wie fast in allen übrigen in der Residenz für die deutschen Lande befindlichen Collegien, einige Deutsche mit vielen Dänen unter einem dänischen Präsidenten vereinigt waren. In dem offenen Brief erkannte man abermals die Stimme Moltke's und es verstärkte sich die lange gegen ihn gehegte Abneigung der deutschen Bevölkerung aufs heftigste. Die Moltke nicht abzusprechende Rechtlichkeit des Privatcharakters wurde hingegen bei Scheel sehr in Zweifel gezogen. Man hatte ihn seit Jahren wie einen Spion der dänischen Regierung mit argwöhnischen Augen angesehen; zugleich wurde er beschuldigt, in einem gegen den Volksmann Tiedemann von dieser anhängig gemachten Proceß verschiedene, zu Gunsten des Angeklagten lautende Aktenstücke unterschlagen zu haben. Es wurde nämlich Tiedemann hauptsächlich wegen eines in einer öffentlichen Rede gesprochenen Satzes in Anspruch genommen, der, in plattdeutscher Sprache an das schleswig-holsteinische Volk gerichtet, also lautete: „Ich muß Euch die Augen öffnen über die Quellen so vieler Übelstände, denn Ihr seht aus meinem Vorigen daß die Dänen uns von je her betrogen und übertölpelt haben!" — Das Obergericht für das Herzogthum Schleswig, welchem die endliche Entscheidung dieses Processes oblag, welches sich jedoch stets in allen seinen Aussprüchen vollkommen mit der Sache des Landes sympathisirend gezeigt hatte, sprach Tiedemann von der ihm zugeschriebenen Schuld frei. Die Folge davon war daß diese Behörde die allerhöchste Ungnade schwer empfinden mußte und keinem ihrer Mitglieder eine Beförderung oder Auszeichnung sonstiger Art jemals wieder zu Theil wurde.

Bald nach der Auflösung des Landtags fand bei dem unfern der Stadt Rendsburg gelegenen Neumünster eine von vielen Tausenden besuchte Versammlung des schleswig-holsteinischen Volks statt, in welcher die schon von der Ständeversammlung aufgestellten, von je her behaupteten Landesrechte nochmals unumstößlich angenommen, anerkannt und die Klausel hinzugefügt wurde: „Es könne der Wille des regierenden Königs an dem Bestande dieser Rechte durchaus nichts ändern, da sie zwischen Ihm und dem Volk aufgerichtet worden, also trotz aller spätern königlichen Aussprüche immer unverändert zu Recht beständig bleiben." — Obgleich die ganze Versammlung die größte Ruhe und Ordnung beobachtete und keine gewaltthätige Kundgebung irgend einer Art stattfand, ritt doch plötzlich unter der Anführung des Rittmeisters von Torp eine Abtheilung dänischer Reiterei heran und hieb auf das ganz ruhig dastehende, wehrlose, unbewaffnete Volk ein. Dieses stob nach allen Seiten auseinander. Dieser Militär gab auch später fortgesetzte Beweise seiner wenig ehrenhaften Gesinnung, indem er, als dänischer Officier nach dem Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen Schleswig-Holstein und Dänemark auf sein Ehrenwort in sehr gelinder Gefangenschaft gehalten, sich durch dies nicht gebunden hielt, sondern heimlich von der an der schleswigschen Küste gelegenen Insel Fehmarn auf einem Boote nach den dänischen Inseln entkam.

Die schärfsten Polizeimaßregeln wurden nun vom Könige befohlen und durch das schleswigsche Regierungscollegium, welches die Oberpolizei in den Herzogthümern zu seinen Befugnissen zählte, unter dem Präsidium des Kammerherrn Scheel in Vollzug gesetzt. Die Abfassung von Petitionen wurde hintertrieben und der Amtmann von Neumünster, Baron von Brakdorf, in dessen Bezirk die Volksversammlung bei Neumünster gehalten worden war, ohne Urtheil und Recht durch einen königlichen Kabinetsbefehl abgesetzt, aus dem Grunde, weil er die stattgefundene, aufrührerische Versammlung der Schleswig-Holsteiner nicht verhindert. Dies Absetzen oder Entlassen von Ober- und Unterbeamten, auch wenn ihre frühere, langjährige Dienstleistung tadellos gewesen war, ohne daß ihnen die den Gesetzen nach zustehende, von der Gnade Sr. Majestät dringend und wieder-

holt erflehte, rechtliche Vertheidigung gewährt wurde, war ein Act der unter Christian dem Achten schon mehrfältig vorgekommen war. Sobald ein solcher Beamter verdächtig erschien, in seiner amtlichen Handlungsweise mehr deutschen als dänischen Sympathien nachzuleben, wurde, wenn er auch die Pflicht gegen den Landesherrn nicht im mindesten verletzt hatte, in den Blättern der dänischen Propaganda ein furchtbarer Lärm geschlagen, die Thatsache entstellt oder in hohem Grade übertrieben und auf die rebellische Ruchlosigkeit der schleswig-holsteinischen Beamten gescholten, welche exemplarisch bestraft werden müsse. Die königliche Macht wandte sodann sehr oft ihre vernichtende Gewalt gegen den Einzelnen, gegen den ihr gegenüber Schwachen, und verhängte die bittersten Kränkungen über ihn, um sich dadurch der starken, dänisch-demagogischen Partei gefällig zu zeigen und ihre scharfen Ausfälle gegen sonstige Regierungsmaßregeln für eine kurze Weile aufzuhalten. Es gab Fälle, wo schwere Krankheit und baldiger Tod die Folge solcher Kränkungen war, welche deutsche, sonst vorwurfsfreie Beamte durch die terroristische Verfahrungsart der Dänen von oben herab erlitten. —

Theodor Olshausen, einer der Leiter der neumünsterschen Versammlung, späteres Mitglied der schleswig-holsteinischen provisorischen Regierung, wurde diesen nämlichen dänisch-terroristischen Regierungsgrundsätzen gemäß, gefangen nach Rendsburg geschleppt und die Anklage wegen aufrührerischer Bestrebungen gegen ihn erhoben. Hier indessen gab das Oberappellationsgericht zu Kiel — das höchste Justizcollegium für die Herzogthümer — unter dem Vorsitze des durch seine schleswig-holsteinische Gesinnung, durch seine selten gefundene Arbeitstüchtigkeit, Geistesschärfe und Gesetzeskunde ausgezeichneten Präsidenten, des Geheimenraths Höpp, der bald darauf seinem Vaterlande viel zu früh durch plötzliche Krankheit entrissen wurde, einen großen Beweis seiner furchtlosen Vaterlandsliebe und seines wahren, unerschrockenen Gerechtigkeitssinnes, indem es in so kurzer Zeit wie dies irgend mit dem richterlichen Verfahren vereinbar war, die Untersuchung gegen Olshausen beendete, ihn alsdann lossprach und unverzüglich ihm seine Freiheit zurückgab. Die Allerhöchste Ungnade des Königs, Moltke's, Scheel's und der Dänen gegen das Oberappellationsgericht war die natürliche, jedoch sehr gelassen getragene Folge dieser deutschen Vermessenheit.

Der König hatte die Aufsässigkeit der holsteinischen Ständemitglieder so übel vermerkt daß er während seines damaligen Aufenthalts in den Herzogthümern durchaus keins derselben sich vor Augen kommen lassen wollte, vielleicht auch aus dem Grunde, weil er fernere, von einigen furchtlosen Männern zu erwartende Erörterungen über den unangenehmen Gegenstand der deutschen Abneigung gegen die dänischen Gewaltmaßregeln vermeiden wollte. Das schweigende Resultat aller dieser gegenseitigen Aufgeregtheit war, daß hinführo nur sehr wenige Mitglieder der schleswig-holsteinischen Ritterschaft und Beamtenklasse — und unter diesen mit einigen seltenen Ausnahmen nur diejenigen, die durch ihre Stellung dem Landesherrn gegenüber unvermeidlich dazu gezwungen waren — dem Könige bei seinem Aufenthalte in den deutschen Herzogthümern ihre Aufwartung machten, wie dies sonst als hergekommener Gebrauch von den Meisten beobachtet wurde. Kaum aber hatte der Monarch, den Weg von Kopenhagen zu Schiffe wählend, in Flensburg den Fuß auf den Boden Schleswig-Holsteins gesetzt, als ihm daselbst die Deputationen von zwei und zwanzig Städten aus den Herzogthümern entgegentraten, welche abgeschickt waren die bekannten Bitten des Volkes dem Landesherrn darzulegen, da er ja den andern gesetzmäßigen Organen der Landeswünsche die Äußerungen verboten hatte. Es wurde diese Kundgebung abermals so übel vermerkt daß der König anfänglich sich gänzlich weigerte diese Deputationen zu empfangen, dann wieder, halb nachgebend, sich dazu bereit erklärte; doch sollten Alle zugleich auf einmal vor ihm erscheinen und durch einen einzigen Sprecher ihr Begehren kund thun. Mit dieser Bewilligung mußte man natürlich zufrieden sein.

(Schluß folgt.)

Briefwechsel.

Frankfurt, d. 17. August.

[Der Reichsverweser in seiner häuslichen Einrichtung.]

= Der Reichsverweser hatte es am Sonntag vermieden einen für ihn bestimmten Extrazug der Eisenbahn nach Mainz zu benutzen, und vorgezogen in der Stille um 9 Uhr abzufahren, denn er macht nicht gern Aufsehn; die Leute laufen ihm gleich nach wo er sich blicken läßt, und das liebt er nicht. So kam er auch am ersten Sonntag nach seiner Rückkunft von Wien nicht in den festlich für ihn geschmückten Dom, sondern ging in die Liebfrauenkirche, während man in der Metropolitane den Chor mit rothem Tuch ausgeschlagen hatte wie am Frohnleichnamstag — weniger konnte doch der Dom von Frankfurt nicht thun für einen Habsburg! — und einen rothüberzogenen Stuhl hingesetzt auf der rechten Seite vom Altar,

wie für den Bischof, und noch zwei Sessel dazu, etwa für Gemahlin und Sohn des Reichsverwesers. Vielleicht ist er zu bescheiden und liebenswürdig bürgerlich um den historischen Moment in seiner ganzen Größe zu benutzen, wo die von Karolus erbauten Mauern der alten Krönungskirche sich für das neue Reichshaupt schmücken. — Man erzählt sich eine Anekdote von der patriarchalischen Einfachheit der Frau Reichsverweserin. Sie soll sich zwei Mägde selbst gedungen und ihnen gesagt haben, sie bekämen jede 30 Fl. Lohn und einen neuen „Joppen,“ ein neues Hemd und ein Paar Strümpfe und Schuhe. Vermuthlich die Sitte von Steiermark. Der Erzherzog Johann hat das Hotel de Russie auf der Zeil verlassen und eine mehr ländliche Wohnung vor dem Bockenheimer Thor bezogen. Er scheint sich für den Winter das elterliche Haus der Frau von Wessenberg, der Freundin von Frau von Brandhof, in der Eschenheimer Straße, das sehr schön von Paris montirt ist, gewählt zu haben, es aber ausschließend nur für die Repräsentation bestimmen, für das Familienleben sich aber die kleine Villa vorbehalten zu wollen. Er beabsichtigt nämlich im Winter alle Abgeordneten, alle Frankfurter, kurz wer Lust hat sich bei ihm einführen zu lassen, in anspruchloser Weise zu empfangen. Für seinen Stall läßt er sich 24 Pferde kommen. Es dürfte im Winter, obschon manche großen Häuser des alten Systems weggefallen sind und manche Gesandtschaftshotels einsam stehen, an reger Geselligkeit hier nicht fehlen, nur wahrscheinlich mit minder übertriebenem und man darf wohl sagen den geistigen Verkehr störendem Luxus als bisher. Denn auch der Präsident von Gagern gedenkt Empfangstage zu halten und seine Gemahlin wird nächstens von Darmstadt erwartet. — Gestern früh ist ein Regiment Hessen ausmarschirt, aber bereits durch ein anderes ersetzt. Was wohl der alte Goethe auf seinem Piedestal dazu sagt daß sich die Bürgerwehr jeden Mittag zu seinen Füßen versammelt und mit klingendem Spiel ihre Übungen hält? — Die tummultuarischen Scenen auf den Gallerien und vor den Thoren der Paulskirche in vergangener Woche, wo das Volk mit seinen Sympathien für Hecker so stürmisch in die Amnestiefragen hineinbrauste, haben eigentlich für's Erste wenigstens einen Sieg der Bourgeoisie über die republikanischen Elemente herbeigeführt, deren Mißvergnügen sich gestern vorläufig in einigen poetischen Straßenplacaten, welche die Bürgerwehr bespötteln, Luft machte.

Stuttgart, Mitte August.

[Der König und das Gerücht von seiner Abdankung.]

= Seit der Abreise des Königs nach Meran wurde hier Anfangs leise und jetzt laut in allen Schichten der Bevölkerung von seiner Abdankung gesprochen. Man bezeichnet die Herren v. Taubenheim, Maucler und Franz Dingelstedt als bestimmt in der Nähe des Königs zu bleiben. Wenn der Kronprinz aus der geselligen Camarilla heraustritt, mit der er sich früher umgab, und wenn ein Mann des Volksvertrauens wie Römer mit kräftiger Hand ihn einführt in das staatliche Leben, so möchte kein Grund zu Befürchtungen vorliegen. Eine große Partei im Lande hat der Prinz Friedrich, Neffe und Schwiegersohn des Königs, auf dessen Haus, wenn der Kronprinz ohne Kinder bliebe, die Erbfolge überginge, die dann bereits durch einen kräftigen, in den letzten verhängnißvollen Februartagen gebornen Knaben gesichert wäre. Prinz Friedrich ist Aristokrat im besten Sinne, wie er auch nicht anders sein konnte; und weil er es immer war und Redlichkeit und fester Sinn die Grundzüge seines Charakters sind, so wird er wohl nicht mit der Zeit zu markten wissen. Statt weiter auszuführen, welche Gefühle die Gemüther im Einzelnen und Allgemeinen beim Zurücktreten einer so edeln Erscheinung wie unser König ist, ergreifen möchten, eines Mannes, in dessen schöner Jugend so viel warme Wünsche für die wahre Größe Deutschlands lagen, die nur an dem kleinen Umfang des engern Vaterlandes scheiterten: theile ich das Eine von zwei trefflichen Gedichten mit, welche hier umlaufen. Als deren Verfasser nennt man Dingelstedt.

Er ritt aus seinem Schlosse
Zu später Abendstund
Auf weißem Lieblingsrosse,
Allein mit seinem Hund.

Vor ihm erhob sich mächtig
In vollem Mondenstrahl
Mit Bildern treu und prächtig
Sein Jubiläumsmal.

Vorn steht zum Angedenken,
Wie Fürst und Volk vereint
Ein großes Blatt sich schenken,
Das heute — welk erscheint.

Und auf den andern Seiten
Da gehn in eh'rnem Hauf
Die alten Heldenzeiten
Lebendig vor ihm auf.

Ein Raum von dreißig Jahren,
Ein Menschenalter kaum;
Doch was er d'rin erfahren,
Es dünkt ihm schier ein Traum.

Den Siegen und den Festen
Von damals sinnt er nach,
Wie alles nur vom besten,
Vom liebsten König sprach.

Man küßte ihm die Bügel
Und fiel — wie jüngst im Mai! —
In seines Schimmels Zügel, —
Doch nicht aus Meuterei.

Das ihm sein Land votirte,
Dies selbe Monument
Beschmutzte und beschmierte
Ein höhnischer Scribent.

Von Königs-Undank kündet
Ein Sprichwort alt und gut;
Das hat noch keins ergründet,
Wie Dank der Völker thut! —

An Säul' und Platz vorüber
Das rasche Roß er lenkt;
Sein Auge wird nicht trüber,
Sein Haupt wird nicht gesenkt.

Die Nachtluft hört ihn sprechen,
Wie man im Traume spricht:
Ihr könnt dies Erz zerbrechen,
Mein Herz zerbrecht ihr nicht!

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr.	Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet.	№ 46. 23. August.

Das parlamentarische Deutschland.

(Aus Theodor Mundt's: Staatsberedsamkeit der neueren Völker.)

1. Das politische Talent der Deutschen.

Der neue Umschwung des geschichtlichen und politischen Lebens in Deutschland, welcher das Jahr 1848 im Zusammenhang mit den Umwälzungen aller Staatsformen Europa's und zugleich als endliche Frucht langer innerer Kämpfe hat hervortreten lassen, wird mit den Rechten zugleich auch die Kräfte unserer Nation, die sich so lange in den zweideutigsten Verhältnissen haben zerreiben und verbrauchen lassen müssen, zu ihrem gesunden Gedeihen bringen. Das Verhältniß des deutschen Geistes zum Staat ist Jahrhunderte lang die unwürdigste Spiegelfechterei gewesen, die je mit den Fähigkeiten und Berechtigungen einer Nation getrieben worden, und je mehr sich in den letzten Jahren die geistigen und wissenschaftlichen Kräfte der Deutschen steigerten, je mehr selbst ihre Bedürfnisse nach einem politischen Nationalleben sich zu bewußten Forderungen feststellten, desto unrettbarer schienen sie nur in dem kunstvoll gehegten Schlamm des christlichen Polizei- und Beamtenstaats unterzusinken. Die geistige Bedeutung und Productionsmacht der deutschen Nation stand immer in einem umgekehrten Verhältniß zu ihrer politischen Gestaltungskraft, die jedem künstlichen Hinderniß, das sie um ihr Ziel betrügen wollte, sich willig gefangen gab, wodurch aber allmälig der ganze innere und äußere Nationalorganismus sich zerlöste, und auch der endliche geistige Untergang unseres Volkes sicher bevorstand.

Das politische Talent der Deutschen, das so oft an sich selbst bezweifelt worden ist, machte sich gleichwohl der Unfreiheit der allgemeinen Nationalverhältnisse vielfach dienstbar, indem es sich zum wirksamen Organ aller zweideutigen Staats- und Verwaltungskünsteleien hergab, und dadurch wenigstens sein Vorhandensein oft in sehr starken Kraftproben an den Tag legte. Wenn das politische Talent in Deutschland bisher mehr der Unfreiheit als der Freiheit diente, so bezeichnete sich damit grell genug die ganze Überworfenheit und Zerklüftung des deutschen Staats- und Nationallebens, wie sie namentlich seit den Wiener Tractaten von 1815 bis zu den Revolutionen von 1848 in sich steigerndem Maße alle Organe und Kräfte der deutschen Nationalität angefressen und abgeschwächt hatte. Das Talent, das in freien Zuständen seine politische und nationale Organisationskraft zum Heil des Ganzen kundgegeben hätte, nahm oft, um sich nicht für gänzlich unwirksam und aller seiner Kräfte verlustig zu erklären, seine Zuflucht zur Unfreiheit und zur regierenden Staatsmachination, auf deren Seite allein noch der Weg offen gelassen war, zu einem freien und äußerlich lohnenden Gebrauch der Kräfte zu gelangen. Die unfreien und ränkevollen Staatsmaschinen, wie sie in Deutschland aller Orten ausgespannt waren, betrogen daher das Volk nicht blos um seine natürlichen Rechte und um seine gesetzlichen Organisationen, sondern sie demoralisirten auch die geistigen Kräfte und Fähigkeiten, die Charaktere und die Talente der Nation. Wo die göttliche Natur Propheten für das Volk angelegt hatte, machten sie schwarzkünstlerische Creaturen für das Kabinett daraus. So wurden in unserer Nation herrliche Kräfte entblättert und zerpflückt, abgesehen von der bei weitem größeren und unendlichen Anzahl Derjenigen, welche, zu stolz auf die innere Unabhängigkeit und Würde des Geistes, der Dienstbarkeit der Gewalt widerstanden haben, dadurch aber den Boden unter ihren Füßen und die Möglichkeit jeder That verloren. Zu beklagen bleibt aber auch der großartige Sturz solcher Geister, die mit ungeheuern schaffenden Kräften für das Reich der Freiheit und für den organischen Staat ausgerüstet, den Verlockungen der herr-

schenden Gewalt sich hingaben, und mit ihrem mächtigen, zu andern Dingen geschaffenen Arm an dem Webstuhl des Despotismus arbeiteten. Unter diesen wird Friedrich von Gentz immer als der größte Heros der destillirenden Unfreiheit in Deutschland genannt werden. Er begann, wie jedes ächte Talent, mit der Freiheit, und suchte die Normen derselben den deutschen Kabinetten zu empfehlen, wie er Friedrich Wilhelm III. bei seiner Thronbesteigung besonders die Preßfreiheit an's Herz legte. Aber er war nicht der Mann dazu, um Jahre lang in Knechtsgestalt und für Knechtslohn um die verhüllte Braut, die Freiheit, zu werben. Sein auf den Genuß basirtes Naturell forderte den baaren Lohn, und diesen konnte er in Deutschland noch nicht bei der Freiheit, wohl aber an der üppigen und immer vollauf versehenen Tafel der Unfreiheit finden. Er wurde darum mit seinem großen Talent der eigentliche Verarbeiter und Durcheinanderwühler aller Zweideutigkeiten des Wiener Congresses, und was auf demselben noch etwa im ehrlichen Bewußtsein des drängenden Moments festgestellt und verbürgt worden war, half er nachher noch mit seiner außerordentlichen Kunst des Schreibens und Demarirens zweideutig machen, wenn es im Interesse der Gewalten lag.

Eine andere Corruption des Talents war an Görres nicht durch die Verlockungsmittel der Gewalt, sondern durch die falsche und trügerische Stellung der Principien in Deutschland vollzogen worden. Auch Görres war, wie Gentz, von dem Kultus der politischen Freiheit ausgegangen, den er sogar im mächtigsten Schwunge der Zeit und mit allen Dithyramben der Revolution mitbegangen. Sein Haß gegen Preußen, an welches er seine erste politische Jugendkraft nutzlos verloren hatte, machte ihn zuerst zu einem Reactionär, und er zog der Reaction das heilige Gewand der katholischen Kirche an, um in dieser Rüstung Preußen als vorzugsweise protestantische Macht zu erlegen, indem er mit diesem preußischen Protestantismus zugleich das polizeiliche und bureaukratische Staatswesen identificirte und zu vernichten strebte. Diese nur in Deutschland mögliche fanatische Durcheinandermischung der Principien ließ die herrlichste und großartigste Kraft in ihm verpuffen ohne daß dieselbe der Wiedererhebung der deutschen Nation, wozu sie wesentlich angelegt und bestimmt war, wahrhaft gedient hätte. —

Die Friedensfrage in Schleswig-Holstein.

Von M. Norden.

(Beschluß.)

Eine abermals von den Schleswig-Holsteinern beabsichtigte Versammlung zu Nortorf wurde dictatorisch verboten, und als sie dennoch zusammentreten wollte, mit der Gewalt der Waffen auseinandergetrieben. Mehrere hohe Staatsbeamte legten unter diesen Umständen ihre Posten nieder, unter ihnen der bisherige Statthalter der Herzogthümer, Prinz Friedrich von Augustenburg, nachheriger Obergeneral der Schleswig-Holsteiner, Bruder des Herzogs von Augustenburg. Von der Bundesversammlung erschien als Bescheid auf die an sie von den holsteinischen Ständen erlassene Beschwerde der Beschluß, „es seien durch das der holsteinischen Ständeversammlung entzogene Petitionsrecht die Gesetze des Landes Holstein verletzt.“ — Der Druck dieses Erlasses wurde in dem Altonaer Merkur, der officiellen Zeitung der Herzogthümer, so wie in allen übrigen im Lande herauskommenden Blättern nicht gestattet, dagegen in der genannten Zeitung ein uralter, längst vergessener Beschluß des Bundes veröffentlicht, durch welchen alle Volkversammlungen in den deutschen Landen verboten waren. Es wurde überhaupt die Censur in allen schleswig-holsteinischen Blättern und Flugschriften mit schärfster Strenge von dem mit der Obercensur beauftragten Regierungscollegium in Schleswig gehandhabt. Beamte, die freisinnige, der königlich dänischen Gewalt mißfällige Artikel passiren ließen, erhielten scharfe Verweise oder es wurden ihnen sogar ihre amtlichen Funktionen genommen, unter dem Beifügen, „sie hätten auf Weiterbeförderung niemals zu rechnen, da sie so wenig das königliche Interesse wahrzunehmen wüßten.“ Alles was Dänemark günstig war, durfte gedruckt werden; was aber für die Herzogthümer sprach, war streng untersagt.

Die Folge dieser vereinigten Gewaltmaßregeln war daß, als der König auf seiner Heimreise in die Residenz mehrere schleswig-holsteinische Städte berührte, der Unwille des Volks sich durch verschiedene starke Demonstrationen Luft machte. Bei der Anwesenheit des Landesherrn in Schleswig rottete sich Abends das Volk zusammen, sang laut das dem königlichen Ohr so mißfällige! „Schleswig-Holstein meerumschlungen,“ und zog mit Geschrei, Toben und Pereatrufen vor die Wohnung des verhaßten Scheel. Dieser trat endlich aus seiner Behausung heraus und suchte die Zornigen zu beruhigen, indem er darauf hinwies daß bei der zeitweiligen Anwesenheit des Königs diese mißgünstige

Kundgebung sehr unpassend sei. Die Aufgeregten zogen unter Absingung patriotischer, antidänischer Lieder weiter, ohne jedoch irgend gewaltthätige Excesse zu begehen. Der König wurde durch dies Benehmen „seines treuen Volkes" so sehr entrüstet daß er dem provisorischen Polizeimeister der Stadt persönlich äußerte, ein Polizeimeister der solche Excesse nicht einmal während der Anwesenheit des Landesherrn verhüten könne, dürfe nicht länger in seinem Dienste bleiben. — Als die Majestät durch Rendsburg kam, erhob sich gleichfalls arger Tumult; „Schleswig-Holstein meerumschlungen" tönte von allen Seiten, die königliche Kutsche wurde bei der Abfahrt umringt und vom Pöbel mit Steinen beworfen. In der schleswigschen Stadt Tondern, wo gleichfalls die Aufregung zum Ausbruch kam, schleuderte man unter andern die kleine dänische Kupfermünze, die man den Herzogthümern hatte aufdringen wollen, in den königlichen Wagen.

Der Bürgermeister Balemann von Kiel gab um diese Zeit ein würdiges Beispiel seiner unerschrockenen Vaterlandsliebe. Es reiste nämlich die regierende Königin Karoline Amalie, Schwester der Fürsten von Augustenburg, eine Dame, deren Sanftmuth, Herzensgüte und Wohlthätigkeitsinn allenthalben bekannt war, durch Kiel. Hier trat ihr Balemann entgegen und sprach in seiner Anrede: „Königliche Majestät, Tochter unseres Landes, deutsche Frau, die sich unter den Stürmen der Zeit, unter dem Einflusse fremder Umgebung ein deutsches Herz bewahrt hat! Es erscheint der Senat der Stadt Kiel vor Ew. Majestät, um Sie anzuflehen, den Ruf der hohen Tugenden, der Ihrem Namen vorangeht, auch diesmal zu bewahrheiten und allen Einfluß den Sie auf Ihren königlichen Gemahl besitzen, anzuwenden daß das Herz Sr. Majestät sich zur Milde und Versöhnung neige, damit die Aufregung der Gemüther, die die unglücklichen Zeitverhältnisse geboren haben, sich nicht zu offener Feindseligkeit gestalte. Es hat das Volk von Schleswig-Holstein seine Treue für den Stamm der Oldenburger in schweren, drangsalvollen Zeiten mit Gut und Blut bethätigt. So möge denn Ew. Majestät sich dahin verwenden daß der König sich den Wünschen seines deutschen Volkes mehr als bisher geneigt zeige, damit diese Treue der Schleswig-Holsteiner gegen das Königsgeschlecht nicht härtere Proben zu erleiden habe als sie zu überdauern fähig sei, und damit das kostbare, völkerbeglückende Geschenk des Friedens den deutschen Unterthanen Christians des Achten erhalten bleibe!" — Die Königin versprach, wie dies von ihrer liebenswürdigen Gemüthsart zu erwarten war, Alles was ihr irgend möglich sei beim Könige anwenden zu wollen, um Frieden und Versöhnung herzustellen. Doch gaben die von uns erzählten Regierungsacte Christians des Achten wenig Zeugniß daß er der menschenfreundlichen Stimme seiner erhabenen Gemahlin ein wohlgeneigtes Ohr geliehen habe. Zwar wünschte auch er den Frieden vermöge des seinem Charakter eignen Mangels an Unerschrockenheit, doch wollte er die der deutschen Hälfte seiner Unterthanen so mißfälligen Regierungsschritte nicht einstellen. Zeigten sich die Majestäten auf ihrer fernern Reise zusammen, so wurde der Wagen der Königin mit Jubelruf umringt, während der König spurlos seines Weges zog.

Im October 1846 trat die Ständeversammlung des Herzogthums Schleswig in der Stadt Schleswig zusammen. Hier führte Beseler das Präsidium mit Kraft, Unerschrockenheit und Gewandtheit. Die Annahme der dem Sinne nach mit derjenigen der holsteinischen Stände gänzlich übereinstimmenden Adresse an den König wurde abermals von dem Kammerherrn von Scheel als Commissär der Regierung — diesmal unter dem Vorwande eines vorgefundenen Formfehlers — abgelehnt. Es wurde darauf eine Abschrift dieser Adresse als bleibendes Dokument in der Geschichte Schleswig-Holsteins im Archiv der Ständeversammlung, eine zweite im Archiv des Augustenburgischen Hauses und eine dritte in demjenigen der schleswigholsteinischen Ritterschaft niedergelegt, mithin durch diese dreifache Deponirung Fälschung oder Unterschlagung unmöglich gemacht. Es wurden darauf von den ausgezeichnetsten Mitgliedern die nämlichen, an den König zu richtenden Propositionen gestellt, welche die Deputation der Herzogthümer anderthalb Jahre später noch einmal als Wünsche des Volkes vor dem Throne zu Kopenhagen aussprach. Der Kammerherr von Scheel verweigerte abermals die Annahme dieser Anträge unter dem Vorgeben, Se. Majestät habe befohlen daß die von der Regierung den Ständen zu machenden Vorschläge erst gehört und berathen würden und nach deren Beseitigung erst die Vornahme der von den Ständen beabsichtigten Vorschläge stattfinden sollte. Es verstand sich von selbst daß nach der Erledigung der königlichen Propositionen, die unter den gegenwärtigen, dringenden Verhältnissen nur von untergeordnetem Interesse sein konnten, keine Zeit mehr zu den von den Ständen gestellten Anträgen sich finden würde, oder daß, wenn dies dennoch sein sollte, die Regierung lieber die Versammlung aufheben, als ihr mißfällige Wünsche sich vorlegen lassen würde. Da also die Stimme der schleswig-holsteinischen Kammer am Throne abermals kein Gehör fand, so löste sie sich auf, wie dies einige Monate früher von der holsteinischen Ständeversammlung geschehen war. Beseler, der Präsident der Versammlung, war erbötig, sein schon längst für die Rechte Schleswig-Holsteins geschickt geführtes Verfahren auf jede irgend von den Gesetzen erlaubte Weise fortzusetzen. Bei der entschiedenen Opposition gegen die königliche Gewalt, die dies bedingte, so wie bei den von dieser verfolgten Gewaltmaßregeln gegen die widerspenstigen Schleswig-Holsteiner war zu erwarten daß auf die Häupter der Deutschen alle nur erdenklichen Bedrückungen gehäuft werden würden. Es war demzufolge anzunehmen daß Beseler sehr bald der ihm vor Zeiten verliehenen Advokatenbestattung enthoben werde, er alsdann, da er kein Privatvermögen besaß, gänzlich der bisherigen Erwerbsquellen beraubt sein würde. Um ihm seine für Schleswig-Holstein so kostbare Zukunft zu sichern, vereinigten sich die Patrio-

ten in ganz Deutschland zu dem Beselerfonds, dessen Ertrag den Kämpfer Schleswig-Holsteins in den Stand setzte seinem hochherzigen Wirken für das Vaterland keinen Einhalt zu thun. Daß das Vertrauen Deutschlands keinem Unwürdigen geschenkt wurde, hat der hochherzige Mann durch die Ereignisse der neusten Zeit nicht minder als durch sein früheres Wirken bewiesen. —

Es erging bald nach diesen Ereignissen eine Aufforderung an alle Behörden der Herzogthümer, Nachforschungen anzustellen, um die sämmtlichen in ihren Districten angestellten Individuen auszumitteln, die der neumünsterschen und der später beabsichtigten nortorfer Versammlung beigewohnt. Es sollten ihre Namen eingeschickt werden, „da man sie sich Allerhöchsten Orts bemerken wollte.“ Man hörte daß kein Student, der ihr beigewohnt, zum Amtsexamen zugelassen, kein Beamter befördert, Keiner der in irgend einem Abhängigkeitsverhältnisse zur dänischen Regierung stand, auf irgend eine Verwilligung oder Vergünstigung von oben zu rechnen haben würde. Immer drohender sammelte sich das schwarze Gewölk am Zeitenhimmel der Schleswig-Holsteiner, dessen weitrollende Donner, bald von einem grellen Feuerstrahl begleitet, zum Ausbruche kommen mußten.

Briefwechsel.

Berlin, d. 20. August.

[Die neue Ninon und die Pfandscheingeschichte mit dem Abbé.]

†† Eine allerliebste Geschichte läuft hier um seit einigen Tagen in unsern politischen und unpolitischen Salons; sie erheitert, der stirnrunzelnden Cholera zum Trotz, die ängstlichsten Gemüther. Unsere sogenannte Ninon, die vielbekannte, vielgenannte und vielgeliebte größte Emancipirte ihrer Zeit, hat den Stoff dazu geliefert. Wer in Berlin kennte sie nicht, die Freundin der äußersten Linken! Wer hätte sie nicht schon zu bewundern Gelegenheit gehabt, wenn sie am Dienstag und Freitag in der Nationalversammlung auf der Zuhörertribune unmittelbar hinter der äußersten Linken sitzt und hier die Huldigungen der renommirtesten Mitglieder dieser Partei empfängt! Wer hat nicht gehört von ihren Heldenthaten in Schleswig-Holstein, von ihren frühern Kämpfen mit unserm Polizeiminister Bodelschwingh, die sie damals in einer Broschüre zur Darstellung gebracht, und endlich von ihren eigenen Herzenskämpfen, welche sie in den „wilden Rosen“ mit wahrer Meisterschaft geschildert! Sie hat viel geliebt und viel gelitten, das sagt sie selber. Eines Tages hat sie sich aus dem Fenster gestürzt, um der Eifersucht eines jähzornigen Gemahls und der glühenden Liebe von sechs leidenschaftlichen Stiefsöhnen zu entgehen, ein anderes Mal erklärte sie laut, dieses elenden Europa so überdrüssig zu sein daß sie entweder mit dem Fürsten P..... nach Abyssinien gehen, oder sich das Leben nehmen wolle. Aber der Fürst ging nicht nach Abyssinien, und Frau A... nicht in's Grab. — Jetzt ist sie, wie gesagt, die Aspasia der äußersten Linken, und ihr Salon deren Vereinigungspunkt. Zuweilen verirren sich sogar Mitglieder des linken Centrums, ja selbst der Rechten in diesen demokratischen Salon, und Frau A... weiß sie zu fesseln mit ihrem bezaubernden Lächeln, weiß mit ihren lockenden Blicken die Abgründe welche zwischen der Rechten und Linken gähnen, zu harmonischer Eintracht zu versöhnen. Getreu dem biblischen Worte: „die Linke nicht wissen zu lassen, was die Rechte thue“, ist unsere Aspasia die Vertraute Beider, von Beiden Geständnisse und Offenbarungen empfangend, und keine an die andere verrathend. Wenn diese nämlich sich selber nicht verrathen! Das aber kommt hier auch zuweilen vor, und die Linke freute und ergötzte sich an den Huldigungen und Brandopfern welche das ehrenwerthe Mitglied der rechten Seite, der sprachgewandte Abbé ***, unserer Aspasia darbrachte. Unsere politischen Zeitungen haben es nicht unter ihrer Würde gehalten von den Huldigungen dieses ehrenwerthen Mitgliedes der rechten Seite Notiz zu nehmen, und aus ihnen werden Sie erfahren haben daß der Abbé endlich, von Aspasia's Grausamkeit zur Verzweiflung gebracht, die Nähe dieser Zauberin flieht, und zum homerischen Ergötzen der Linken, nicht mehr in ihrem Salon erscheint, daß ferner Aspasia, im Verein mit den literarischen Kräften der Linken, in einem Lustspiel: „der getäuschte Abbé“ benannt, die Abenteuer des Entflohenen schildern wird. Eine Episode dieses Lustspiels muß sehr interessant werden, die Episode mit dem Pfandschein nämlich. — Eines Tages, während er die Geistesraketen, mit welchen Aspasia und die Linke den demokratischen Salon beleuchten, schweigend anstaunte, blätterte der verliebte Kaplan oder Abbé in einem Buche welches vor ihm lag. Gott weiß, ob der Himmel oder Aspasia es so fügte daß dieses Buch gerade vor ihm lag! Genug, er fand in diesem Buche einen Pfandschein, welcher ihm verrieth daß Aspasia einen Theil ihres Schmuckes für 25 Thlr. in das k. Leihhaus abgeliefert. Der Herr Kaplan verstand den Wink des Schicksals als würdiger Sohn der Kirche. Er warf einen bedeutungsvollen Blick hinüber nach Aspasia — sie schien ihm ermuthigend zuzulächeln, und er steckte den Pfandschein in seinen Busen! — Aspasia fand dieses Betragen des geistlichen Herrn eben so zart als angenehm, und geduldig wartete sie einige Tage auf die weitere Entwickelung dieser kleinen graziösen Aventüre. Aber, — sie entwickelte sich nicht weiter, — und weder der Schmuck, noch der Pfandschein, noch der Kaplan kamen wieder in Aspasia's Salon. Jetzt erinnerte sie sich zitternd daß solch ein Pfandschein von Jedem eingelöst werden kann, und daß der Vorzeiger desselben die Valuta dafür empfängt. Sie schrieb an den Kaplan, bat um ihre wahrscheinlich eingelösten Pfandsachen, und dankte für diese ruhmvolle Aufmerksamkeit. Aber sie erhielt keine Antwort. Sie schrieb zum zweiten Mal, und begehrte dringend zu wissen was aus ihrem Pfandschein geworden. — Jetzt kam ihr Bote zurück mit einem versiegelten Briefe. Erwartungsvoll öffnet sie ihn. — Er enthält nichts als ihren uneingelösten Pfandschein. — Das war das Ende der Huldigungen welche der Herr Deputirte und Kaplan der schönen Aspasia dargebracht! —

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr.	Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet.	№ 47. 24. August.

Das parlamentarische Deutschland.

(Aus Theodor Mundt's: Staatsberedsamkeit der neueren Völker.)

2. Die deutschen Constitutionen.

Die constitutionellen Staatsverfassungen Deutschlands, die entweder aus uralten volksrechtlichen Grundlagen, wie die würtembergische, oder aus den diplomatischen Versprechungen und Abkartungen in der Zeit der Wiener Tractate hervorgingen, sind in ihrem an sich so zweifelhaften und zweideutigen Leben doch eine sehr schätzbare Vorschule des parlamentarischen Talents gewesen. Die constitutionellen Berühmtheiten Süddeutschlands sind vielfach gewürdigt worden, und wir verdankten ihrem Einfluß, wie sehr er auch durch unsere allgemeinen Nationalverhältnisse zerrieben und preisgegeben wurde, doch stets die Aufrechterhaltung unsrer politischen Hoffnungen oder wenigstens eine mit vielem Talent und Patriotismus ausgeführte Offenhaltung der Wunden Deutschlands. Diese constitutionellen Leistungen Süddeutschlands waren das Fontanell, welches die Eiterung unseres politischen Körpers unterhielt, und demselben die Wiedererlangung seiner Gesundheit vermittelte. Wir werden diesem constitutionellen Durchgangsproceß, wie er vornehmlich von süddeutschen Talenten und Charakteren durchgearbeitet wurde, unter unsern unglücklichen Nationalerinnerungen stets ein dankbares Gedächtniß bewahren müssen.

Unsere constitutionellen Verfassungen in Deutschland waren von 1815 bis 1848 ein Scheinvertrag und ein scheinbarer Waffenstillstand zwischen dem demokratischen und absolutistisch-monarchischen Staatsprincip. Dieser sogenannte Waffenstillstand der Principien wurde aber für die politische Freiheit wie für unsere ganze Nationalgesittung um deswillen von den unglückseligsten und niederschlagendsten Folgen, weil dies nur ein Vertrag zur Entfesselung aller offenen und geheimen Intriguen der Staatsgewalt und zu einer Ausbeutung der Volkskraft durch allerhand Regierungskünste wurde. Die Bundestagsbeschlüsse von 1832 bildeten den Höhepunkt der Intriguen dieser alten, nichts lernenden und nichts vergessenden Gewalt, indem sie die constitutionellen Verfassungen unter polizeiliche Bundesaufsicht und Controle stellten, und selbst der Androhung äußeren Zwanges gegen mißliebige Beschlüsse der frei gewählten Volksvertreter sich nicht entblödeten. —

Daß das parlamentarische Talent der Deutschen unter so hindernden und zweideutigen Umständen überhaupt zu einer Blüthe und zu einer energischen Bethätigung gelangen konnte, liefert den stärksten Beweis dafür, daß die politische Fähigkeit in unserer Nation, so gut wie bei den andern die blos politisch glücklicher gewesen, auf einem durchaus natürlichen Fonds und auf einer originalen Anlage beruht, nicht aber, wie Absolutismus und Reaction oft geltend zu machen suchten, auf dem Wege einer blos künstlichen Aneignung nach dem Muster fremder Naionalitäten zurechtgemacht worden ist. Die Unfreiheit hat es am liebsten auch mit der Unfähigkeit zu thun, und sie will lieber in der todten und leblosen Masse kneten, als auf der Grundlage selbständiger und seelenvoller Wesen sich erhöhn!

Unter den Heerführern und Begründern des constitutionellen Lebens in Deutschland wird immer Karl von Rotteck ein ruhmvolles Nationalgedächtniß in Anspruch zu nehmen haben. Das constitutionelle Talent wie das constitutionelle Staatsrecht empfingen von ihm eine lebendige und gesinnungsvolle Anregung, die für das politische Leben Deutschlands manche Frucht getragen hat. Rotteck trug sich mit manchen Ideen, welche die politische Feuerprobe der Gegenwart nicht mehr bestehen würden, wozu namentlich die vernunftrechtlichen Theorieen gehören, durch welche er alle Ge-

staltungen des Staats bedingen und begründen wollte. Das wirksamste Element aber, wodurch er für die deutsche Politik wahrhaft schöpferisch wirkte, war sein Charakter, dem sich bei aller Gesinnungsentschiedenheit, mit welcher er kraftvoll alle Consequenzen des constitutionellen Standpunkts verfolgte, auch ein gewisses diplomatisches Talent zugesellte, welches er besonders nach derjenigen Seite hin geltend zu machen verstand, wo es darauf ankam, die Beweisgründe der Gegenpartei zu entkräften und zu seinem eigenen Vortheil zu verwenden. Die persönlichen Mittel seiner Beredsamkeit waren nicht die glänzendsten, doch ersetzte er stets durch die innere lebendige Springkraft seiner Rede, was ihm das ungünstige und oft undeutliche Organ versagte, welches letztere ihn in der Kammer, wo man seinen leisen und doch mächtigen Worten stets mit der größten Aufmerksamkeit zu lauschen pflegte, niemals an seinem Einfluß gehindert hat. Merkwürdig waren seine Hinneigungen zu einem gewissen katholischen Liberalismus, den er schon im Jahre 1819, auf der ersten Kammerversammlung nach der neugegründeten Verfassung Badens, in seiner Motion zur Emancipation der katholischen Kirche ausbrachte, indem er damit zugleich den Gedanken von der Gründung einer deutschen Nationalkirche, die unabhängig bestehe von den Umtrieben römischer Hierarchie, in Bewegung setzte. Der katholicisirende Liberalismus Rottecks war in seinen Entstehungsgründen gewissermaßen ein Wahlverwandter des Görres'schen Katholicismus, indem beide damit von dem Haß gegen Preußen ausgingen und denselben in einer Zeit, wo die politischen Ideen im deutschen Volksbewußtsein noch lose Wurzeln hatten, zu einer religiösen und kirchlichen Glaubenssache maskirten. Der Umstand, daß Rotteck von Geburt ein Östreicher gewesen, und dann daß er eine Französin zur Mutter hatte, bewirkte vielleicht die eigne Mischung der Richtungen, die man an ihm so charakteristisch wahrnahm. Namentlich war der Östreicher in ihm nie ohne Einfluß geblieben, und hat sich blos von dem Vernunftrecht durchdringen lassen müssen, wodurch denn diese Temperatur von Östreicher und Radicalen in ihm als Niederschlag geblieben. —

Neben Rotteck ist sein Freund Welcker als einer der Hauptbeförderer des constitutionellen und volkspolitischen Lebens in Deutschland zu nennen. Ihm war es vergönnt, mit seinem Wirken in die neueste politische und nationale Verjüngungszeit des deutschen Staatenlebens hinüberzutreten, und in dieser allgemeinen Entfesselung und Wiedergeburt aller Kräfte wird er auch manche Elemente von sich abgestreift haben, die früher seine Stellung im Liberalismus wesentlich färbten und mit doctrinären Bestandtheilen versetzten. Dies waren vornehmlich die Elemente des christlich germanischen Staatsrechts, von denen Welcker als Theoretiker ausgegangen, und wodurch in ihm eine Mischung von modernen Gedanken mit alten Traditionen, von neumodischer constitutioneller Praxis und von einer durch das Christenthum eingefriedigten Lebenseinheit des Mittelalters entstanden war. Wenn Welcker von solchen Bedingungen seines politischen Charakters ausgegangen war, so ist er doch in seiner politischen Wirksamkeit zugleich von Tag zu Tag praktischer geworden und hat seine leidenschaftliche Hingebung an das Volksinteresse mehr zu dem ungemischtesten constitutionell demokratischen Standpunkt ausgebildet. Welcker erschien zuerst als ständischer Deputirter auf dem merkwürdigen Landtag von 1831, der, nach langer Verdunkelung alles Verfassungslebens und nach einer Periode der Niederdrückung des öffentlichen Geistes überhaupt, zum ersten Mal wieder aus volksthümlichen Wahlen hervorgegangen war und sein Dasein dem Regierungsantritt des constitutionell gesinnten Großherzogs Leopold verdankte. Welckers Beredsamkeit in der Kammer zeichnete sich besonders durch die Gründlichkeit und Ausführlichkeit der Erörterung aus, und wenn er darin zuweilen ein Übermaß that, so scheint auch dies nicht selten dazu beigetragen zu haben, daß er seinen Gegnern den Raum zur Ausführung ihrer Schlachtreihen benahm.

Jener Landtag aber vom Jahre 1831, auf welchem Welcker besonders seine berühmten Motionen auf vollständige Preßfreiheit und auf eine den Nationalrechten gemäße Entwickelung der organischen Einrichtung des deutschen Bundes ausbrachte, war eine kurze Blüthe und ein kurzer Rausch des deutschen constitutionellen Liberalismus. Diese Bewegungen hatten die bekannten Bundesbeschlüsse vom Juni und Juli 1832 in ihrem Gefolge, und die späteren Landtage gestalteten sich immer mehr unter dem Einfluß dieser Reaction gegen das constitutionelle Leben, bis dasselbe endlich nur noch wie eine von allen Seiten zerfetzte und durchlöcherte Scheingestalt in Deutschland dastand. Die bedeutenden Charaktere und Talente, welche in den deutschen constitutionellen Kammern sich an dieser zweifelhaften Aufgabe abarbeiteten, sind dadurch mit doppeltem Anrecht Ehrennamen der deutschen Nation geworden, unter Itzstein, Hecker, Mathy, Sander,

Winter, Behr, Gagern, Todt, Jordan, Merk, Mittermaier, u. A. wird stets das mächtigste und heißeste Ringen des deutschen Geistes nach politischer Freiheit und staatlicher Erlösung bezeichnet werden. —

In **Preußen** war durch das ständische Patent vom 3. Februar 1847 zuerst ein entscheidendes Zusammenstoßen zwischen der alten und neuen Zeit dieses Staats erfolgt. Obwohl diese preußischen Stände nur im uneigentlichen Sinne Nationalvertreter genannt werden konnten, da sie lediglich als Repräsentanten ihrer Standesinteressen und Besitzesvorrechte hervorgingen, so war doch schon der hinreißende Moment der damaligen preußischen Staatsbewegung von innen heraus so mächtig daß er auf dem Vereinigten Landtage das Bewußtsein von der nationalen Einheit aller Stände wie mit einem Schlage zeitigte, und selbst in den Repräsentanten der Standesbevorrechtung die Vertretung nach getrennten Standesinteressen zurückwies, an die Stelle der Stände aber unwillkürlich den Begriff des Volkes selbst setzte. Auf dieser verschwimmenden Grenzlinie zwischen dem volksrepräsentativen und ständischen Element haben diese Stände auf dem Vereinigten Landtag allerdings höchst Anerkennenswerthes geleistet, und eine tüchtige Vorschule der Volksvertretung für Preußen abgegeben. Die hervorragendsten und glänzendsten Erscheinungen dieser unserer politischen Übergangsperiode wurden **Vincke, Beckerath, Hansemann, Camphausen, Auerswald, Bardeleben,** Graf **Schwerin, Saucken-Tarputschen** u. A. Diese Schule war vortrefflich dazu geeignet, der neuen constitutionell-demokratischen Periode Preußens, für welche durch die Ereignisse des 18. und 19. März der nicht mehr zu verrückende Boden errungen wurde, **Minister**talente zuzubilden, welche in den Kämpfen mit dem alten System stark geworden und gegen die entsittlichenden Wirkungen desselben den Widerstand des Charakters aus sich selbst entwickelt hatten. Man hielt das preußische Volk unter allen deutschen Stämmen bisher für den unfähigsten, eine freie Volkspolitik aus eigener Kraft der Gesinnung und des Naturells zu entwickeln. Aber das neue politische Volksleben Preußens entfaltet bereits in den verschiedensten Schichten der Gesellschaft eine Fülle von Talenten und Charakteren für den Staat, wie man sie hier in der eigenen Mitte nicht geahnt hatte; und selbst aus den bisher von der Idee des Staats am wenigsten berührten Kreisen, namentlich der Handwerker und Arbeiter, treten in Auffassung wie in Rede die entschiedensten politischen Begabungen hervor. —

Das Talent der Deutschen für Staatsberedsamkeit und öffentliche Rede konnte unter dem früheren Zwangs- und Lügensystem entweder nur in gebrochenen und gedämpften Lichtstrahlen sich zeigen, oder es hatte der allgemeinen Corruption der Verhältnisse erliegen müssen. Die deutsche Sprache war dadurch für den öffentlichen Gebrauch ein schwerer und wenig beweglicher Organismus geworden, der dem gekünstelten und verzwickten Staatsleben, auf das er sich zu beziehen hatte, auch darin glich daß er in seiner Ausdrucksweise in demselben krummgebogenen Verhältniß zur Natur und Wahrheit sich darstellte, und durch Weitschweifigkeiten, Verschleppungen und Verschleierungen zu wirken suchte, wo es nur auf die unmittelbaren Entscheidungen durch die einfache Identität von Wort und Sache ankommen konnte. Die Actensprache und der Predigtstyl haben in Deutschland lange durch ihre eigenthümlichen Einflüsse die öffentliche Rede bestimmt, und die Formen wie den Gedankengang derselben in einer Weise gemodelt, welche den Inhalt in eine gewisse nebelhafte Schwebe stellte und die natürlichen Anforderungen desselben nach einem traditionellen, außerhalb der Sache liegenden Maßstab behandelte. Die politische Beredsamkeit, je mehr sie ihrem einzigen Ziel, dem thatsächlichen Erfolg, nachstrebte, desto entschiedener hat sie auch bei uns ihre eigenen Wege zu gehen versucht, und dabei von den traditionellen Elementen des Bureau und der Kanzel sich mehr und mehr frei zu machen gestrebt. Für die Kunst der Staatsberedsamkeit ist aber in Deutschland erst jetzt die Zeit ihrer höheren Ausbildung und ihrer wahren Vollendung gekommen. Diese Kunst hat auf ihrer schönsten und wirksamsten Stufe den mit dem Volksbewußtsein völlig einsgewordenen Staat zu ihrer Voraussetzung, und dieser Standpunkt weist ihr auch ein durchaus neues und unmittelbares Gebiet der Rede an, auf welchem Ursachen und Wirkungen in dem genauesten und einfachsten Zusammenhang mit einander stehen, und auf dem das Wort nur als das maßgebende Bewußtsein der That selbst erscheint. Im Besitz der politischen Freiheit erstehen auch die Geisteskräfte des Volkes nach allen Seiten hin neu, und die Wiedergeburt des Staats ist auch immer eine der Geister und Talente! —

Briefwechsel.

Baden-Baden, d. 15. August.

[Der heurige Sommer; Frau Herwegh soll spuken.]

= Ich würde sagen, Baden habe in der zweiten Hälfte der Saison sehr gewonnen, wenn es überhaupt eine erste gehabt hätte. Die Tannen sahen wie sonst in's Thal herab, die Burgtrümmer rötheten sich im Abendschein, die Matten grünten, die Klosterglocken sangen im friedlichen weißen Lichtenthal, geöffnet war die Reihe der Säle, Musik erklang, die Lampen entzündeten sich wie durch Zauberschlag, Nacht in Tag verwandelnd; aber alles wie in einem Gespensterhause, wie in einem gefeiten Schlosse. Die Gäste fehlten, die glänzenden Menschen um über die weichen Teppiche zu wandeln, auf den Divans zu ruhen, an die gedeckten Tafeln sich zu setzen. Kaum ein Paar Schatten von Menschen, ein Paar Nachtfalter, huschten durch die weiten Räume. Man spielte wohl an der Bank, aber nur so hindämmernd Rouge et noir. Die Roulette war ganz eingegangen. Alle Hotels hatten herabgelassene Fenster und Vorhänge, und wehe dem verirrten Wanderer den sie in ihre eingesperrte Stickluft aufnahmen! — Erst mit diesem Monat stellten sich die Zugvögel ein; mehrere Familien, zuerst Britten, auch Schotten, dann und in ziemlicher Anzahl Russen; die Letzten tiefgebeugt durch die Cholera in Petersburg. Kein Brief von da, der nicht ein schwarzes Siegel, eine neue Trauerkunde brächte. — Jüngst hatte sich hier das Gerücht verbreitet daß Frau Herwegh im Oosthale spuke; es scheint aber ein blinder Lärm oder ein neckischer Schwarzwaldelf gewesen zu sein, denn die Polizei vermochte keine Spur von der Dame zu entdecken. — Vielleicht bekommen wir einen schönen Herbst, eine gute Nachsaison, wie im vorigen Jahre der Fall war, wo unsere Besucher erst nach der gefürchteten und dann so segensreichen Ernte flügge wurden. Vielleicht geht es jetzt mit der Ernte auf den Feldern der Politik eben so. Übrigens konnte man zu Baden schon in den letzten Jahren gleichsam im Vorausblicke den Gang der Historie errathen, ihrer Entwicklung im Kleinbilde folgen. Mehr und mehr wurde die exclusive Gesellschaft von dem Volke zurückgedrängt, der Glacéhandschuh und das Privilegium verschwanden und die goldnen Säle füllten sich mit Massen vom Proletariat, mit welchem die rastlose Sonntagslocomotive in das Thal schnaubte. In der Gesellschaft hier war die Eroberung schon vollzogen, welche in diesem Jahre in der Politik erst stattfinden sollte. Es gehen immer kleine aber untrügliche Vorboten den mächtigen weltbewegenden Ereignissen voraus, und nicht umsonst hatten die hocharistokratischen Damen zu Paris, in den letzten Monden vor der Februarrevolution, aus Raffinement der Laune die Mode adoptirt, in Ton, Haltung und Toilette die Grisetten zu affectiren. Es gibt krankhafte Gelüste welche dem Moralisten viel Stoff zum Denken bieten.

Mannheim, Mitte August *).

[Der heurige Sommer; Hecker.]

† Was soll ich von Mannheim erzählen? Wenn man durch die heiße Stadt voll schöner Häuser mit geschlossenen Läden fährt, meint man sie halte Siesta. Nur an den bärtigen trotzenden Gesichtern denen man hie und da in Straßen und auf Plätzen begegnet, sieht man daß auch Leute da sind, die noch wachen. „Das sind die Schlimmsten!" raunte mir mein Begleiter, ein Conservativer, zu, „die rechten Republikaner, die Eckensteher! Wäre es nicht Schade um alle diese schönen Gebäude wenn sie beschossen würden?" — Da lag das prächtige aber leere Hotel de l'Europe, das in seinem jetzt verschmähten Luxus allen Zeiten Hohn bieten zu wollen schien. Da lag der stolze Freihafen in seiner Atmosphäre von Kaffee, wo man Kaffee ordentlich in der Luft trinkt wie im Schlaraffenland. Da lagen die Dampfschiffe in träger Ruhe, und beinahe furchtsam schien sich das Schloß hinter sein grünes Dickicht zurückzuziehen. Bäume und Büsche welken vor der Zeit und sind jetzt schon herbstlich anzuschauen wie sonst kaum im October, gleichsam als altere die Natur früher in einem Jahre, das schon so viel erlebt hat! Wie sehnsüchtig starren die Wirthe in die vorüberfahrenden leeren Droschken, ein Bild der Enttäuschung! Der Unterschied ist schlagend wenn man im früheren Jahre das Gedränge in den badischen Waggons kannte. Nirgends elegante oder gar vornehme Reisende, Reisende von Profession. Nur das Volk reis't jetzt, nur Güter und Soldaten werden transportirt. — Man hat es als letzte Bestätigung von Hecker's Entschluß, über das Weltmeer zu gehen, betrachtet daß sein Vater kürzlich in Heidelberg war um einem dortigen angesehenen Manne, einer der wissenschaftlichen Notabilitäten, seinen Grundbesitz zum Verkauf anzubieten. Es frägt sich ob die welche Hecker's Entfernung so eifrig wünschen, sich nicht in der Erfüllung getäuscht sehen werden, es frägt sich ob Hecker in Amerika ihnen nicht erst ganz anders gefährlich ist als in der Heimath. Er kann der Mittelpunkt werden für die deutschen Ansiedler in den Freistaaten und wer weiß was einst von dort noch für Einflüsse ausgehen auf die vaterländischen Geschicke. (Wer weiß! sagt unser geehrter Briefsteller. Wir unsererseits hoffen daß Hecker in Amerika seinen Hochverrath am deutschen Volke bereuen lerne. Das Gerücht über seine Auswanderung hatte Hecker für eine „reactionäre Lüge" erklärt, und jetzt macht er es doch wahr! D. Herausg.)

*) Von einem Durchreisenden.

Anzeigen.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr.	Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet.	№ 48. 25. August.

Von Kronstadt nach Travemünde.

Von **Philipp Löbenstein.**

> If it was? If it was not? what should follow? If the French should beat the English? If the sun go out of the Zodiac? Sterne.

1.

Unweit Petersburg hielt ein Soldat vor einem Garten Wache. Wem gehört dieser Garten? fragte Maximilian Heine, der in russischen Diensten stehende Bruder Heinrich Heine's. Es ist ein öffentlicher Garten, erwiederte die Schildwache. — Wird er viel besucht? — Durchaus nicht, es wird niemand eingelassen! war die naive Antwort. Ich erinnerte mich dieser Anekdote, als ich ein Viertelstündchen vor dem Abgange des Dampfschiffes nach Kronstadt die Runde um die Reiterstatue des Zaren Peter machte. Ein Soldat der zum Schutze des meersüchtigen Kaisers aufgestellt war, verfolgte mich einige Minuten mit den Augen. Endlich wurde es ihm doch zu bunt. Er näherte sich und kündigte mir an, das zu lange Beschauen sei streng verboten. Ich zog mich bescheiden zurück, seelenfroh daß weder diese unschuldige Schildwache, noch der feinste Polizeispion den Revolutionsheerd in meinem Innern entdecken konnten.

Die Fahrt nach Kronstatt war etwas stürmisch; die Newa schien sich ordentlich zu ärgern der deutschen See zuzufließen, ob aus slawischen oder scandinavischen Gesinnungen, hat mir keine ihrer Najaden zugeflüstert. Ich verschmähte es einen Blick auf meine Reisegenossen zu werfen. Dazu bleibt ja noch Zeit genug übrig, wenn wir auf offener See sind! dachte ich. Mir ging noch der Abschied von meinen wenigen deutschen Freunden in Petersburg im Kopfe herum. Das Wort der Trennung von einem mir theuern Wesen, das ich wahrscheinlich zum letzten Male gesehen, hallte noch mit unendlichem Weh in meinem Herzen wieder. Die Isaakskirche selbst, trotz ihrer Geschmacklosigkeit, zwang mir kein mitleidiges Lächeln ab. Ich blickte ganz gleichgültig auf ihre vergoldete Kuppel mit den vier barocken Thürmchen, die wie Wächter dastanden, damit die herrlichen Marmormassen, bitterböse über den ungeschickten Baumeister und den grauen Himmel, „über diesen Menschenkehricht und dieses Wetter", nicht durch die Luft in ihr schönes Vaterland zurückkehrten.

Von mannigfachen Gefühlen bewegt, zog ich mich in ein Winkelchen des Schiffes zurück, um, während die langgestreckten Straßen des nordischen Babel nach und nach in die Ferne verschwanden, die Bilder meiner russischen Vergangenheit an mir vorbeipassiren zu lassen. Ich freute mich dieses Stück Leben hinter mir zu haben. Nun hatte ich die östreichischen Reclamationen wie die russischen Fleischtöpfe überwunden. Endlich trete ich aus dem Zauberkreise, in dem die russische Circe den Geist systematisch niederdrückt und ihr Reich mit Thiergestalten bevölkert, die im Schlamme der Sinnenlust, mit bunten Halsbändern (décorations au cou) geschmückt, sich glücklich preisen. Ich dachte mit einem erhebenden Gefühle an meine Zukunft, malte sie mit den schönsten Farben aus, schwarzrothgolden strahlte sie mir entgegen. Vogue la galère! rief ich halblaut aus; doch war es kein Schrei der Verzweiflung, denn ich band im Geiste meinen leichten Kahn an das großmächtige deutsche Staatsschiff. Schon war ich im schönsten Zuge, und die Bilder drängten sich bunter wie in einem Berliner Guckkasten, da wurde ich plötzlich durch die Worte aufgeschreckt:

— Vous allez à l'étranger ou seulement à Cronstadt, Monsieur?

Ich blickte auf, ein russischer Officier stand vor mir. Verdrießlich über die Störung, faßte ich die

Frage absichtlich als eine polizeiliche auf, zog ruhig meinen Reisepaß aus der Tasche, entfaltete ihn und hielt ihm die Reisebewilligung des Selbstherrschers aller Reußen fast vor die Nase.

— Ich freue mich daß wir die Reise zusammen machen, erwiederte er etwas verlegen, nachdem er einen flüchtigen Blick auf mein Document geworfen; ich gehe nach Hamburg.

— Nach Hamburg? fragte ich verwundert. Er bringt doch kein Programm der russischen Regierung für die etwaige Hamburger Universität, dachte ich bei mir. Doch die Zeiten sind längst in's graue Alterthum versunken! — Ich hörte, fügte ich laut hinzu, die russische Regierung erlaube jetzt aus wahrhaft väterlichen Gründen ihren geliebten Unterthanen nicht in's Ausland zu reisen. Sie fürchtet wahrscheinlich, sie möchten für Cholera und russisches Gold — an dem der saure Schweiß der armen Bauern klebt, dachte ich en parenthèse — liberale Ideen eintauschen. Als Beschützerin des Handels sucht sie nun ein so schlechtes Geschäft zu verhüten.

Er schien mich nur zur Hälfte verstanden zu haben, und erwiederte blos, er bringe russische Depeschen nach Hamburg. Der Mann wurde mir interessant. Ich zog unwillkürlich den Athem an, um wo möglich etwas Diplomatie von dem Kourier und seinen Depeschen zu erspüren. Blos ein starker Branntweingeruch und der eigenthümliche Duft des Schtschi, der nationalen Krautsuppe, schlugen mir an die Nase. Sollte denn wirklich darin das Geheimniß der russischen Diplomatie liegen? —

Ich wollte eben meine Fühlfäden mehr strecken, als wir an der Alexandra anlegten, dem Dampfschiffe, das uns nach Travemünde bringen sollte. Die erste Person die mir am Bord entgegenkam, war ein wirklicher russischer Polizeibeamter. Ich bedauerte ordentlich daß der finnische Meerbusen nicht eine eigene Amphibiengattung erzeuge, die wie der Ichneumon auf Krokodilleneier, auf Polizeigeziefer Jagd machte. Und jetzt war ich vollkommen berechtigt, ungehalten zu sein, denn es war wirklich auf mich und einen französischen Republikaner gemünzt, der auf dem Newski-Prospecte eine Modehandlung hatte. Wir hatten es nämlich aus unverzeihlicher, höchst sträflicher Unwissenheit mit dem neuesten Ukase Sr. selbstherrschenden Majestät unterlassen auf dem Petersburger Zollamte die Summe unserer russischen Goldstücke anzugeben. Es dürfen nur 58 Halbimperiale ausgeführt werden, auch diese werden plombirt und über dieselben ein Zollbillet ausgestellt. Wir mußten also beide in Begleitung des Polizeibeamten eine mit 12 kaiserlichen Matrosen bemannte kaiserliche Schaluppe besteigen, um die hochwichtigen Formalitäten in Kronstadt nachzuholen.

Als wir der Stadt und den Forts näher kamen, entfaltete sich der wirklich imposante Anblick des Kronstädter Hafens mit seinem Walde von Masten und den abgetakelten Kriegsschiffen, die wie Riesen mit abgehauenen Armen da standen, aber ihre zahlreichen Kanonenöffnungen wie aufgesperrte Rachen uns drohend entgegengähnten. Jetzt begriff ich die hohe Weisheit der durch ihr schlaues Kabinett so berühmten Regierung. Die Angabe der Goldstücke war nur ein feiner Vorwand gewesen, uns durch das Schauspiel der russischen Docks und durch die großen Schiffsmassen zu imponiren und vielleicht auch den Liberalismus damit etwas einzuschüchtern. Sie übernimmt gar zu gerne die Schulmeisterrolle, und hat eine besondere Vorliebe für's Berichtigen und Belehren. Die letzte russische Note die mir damals noch nicht bekannt sein konnte, von deren baldiger Gebahrung aber man schon in den höhern Kreisen munkelte, kann als Beispiel jener russischen Belehrungsmanie gelten, welcher Deutschland — d. h. das deutsche Volk — nach Gebühr zu begegnen wissen wird. Mein französischer Begleiter ging in die Falle.

— Sacre nom de Dieu! rief er aus, hier ist ja Material für eine ganze Flotte, und vier und zwanzig Kriegsschiffe sollen ja noch in der Ostsee kreuzen!

— Was Sie hier sehen, ist so faul, wie das russische System, erwiederte ich ruhig. Mich überwältigt in Rußland nichts mehr durch die Form. Das Äußere ist immer glänzend übertüncht. Doch bei näherem Beschauen wittern wir hinter diesem blinkenden Firniß die innere Fäulniß.

Der französische Republikaner, der vielleicht in dieser Bemerkung eine versteckte Anspielung auf sein Modemagazin am Newski-Prospect vermuthete, schwieg still und wir legten unsern Weg durch die vielen Handelsschiffe aller Nationen, die zu beiden Seiten Spalier bildeten, in einigen Minuten zurück. Im Kronstädter Zollamte ging's nun an's Zählen der Geldsäcke, an's Einregistriren derselben, an's Ausstellen der Zollbillete. Ein kleines, dickes, bebändertes Männchen, das einer geschmückten Meerkatze gar zu ähnlich sah, aber nicht mehr und nicht weniger als ein k. k. russischer Hofrath war, leitete die langweiligen Formalitäten. Er hatte sich dabei in die Brust geworfen und

perorirte eine erbauliche Predigt über die Pflicht des Ausländers sich mit den Vorschriften des Landes, in dem man sich befinde, bekannt zu machen. Ich ersah aus dem ganzen Wesen des kleinen Mannes daß er zu jener Klasse gehöre, die ohne irgend welche Bildung sich ein warmes Plätzchen erschwingt, durch eine hübsche Handschrift, durch das Talent zierliche Couverte zu schneiden, ein völlig tadelloses, rundes Siegel aufzudrücken, und besonders durch den feinen Takt nicht durch zu vieles Fragen und Belästigen mit Geschäften ihre Chefs in dem viel wichtigern Verdauungsgeschäfte zu stören. Solche Leute sind gewöhnlich keiner fremden Sprache mächtig. Ich stellte mich also, als ob ich kein Wort verstanden hätte und fragte ganz naiv:

— Plait-il, Monsieur?

Diese Frage brachte ihn ganz aus dem Concepte; die jüngern Beamten, die ihren Noël und Chapsal durchgemacht, lächelten verstohlen und die bebänderte Meerkatze gab endlich die Erlaubniß uns wieder nach unserm Dampfschiffe zu bringen, das auch bald darauf in die See stach. Ich begab mich, nachdem ich eine Tasse Thee getrunken, da es schon dunkelte, in die Kajüte, um am andern Morgen frühzeitig die Freuden einer Seereise zu genießen.

Aber ich hatte bei meiner Berechnung, wie die Schleswig-Holsteiner bei ihrer Freiheitserklärung, nicht See und Schiff in Betracht gezogen. Die See ging die Nacht hindurch sehr hoch, unsere Alexandra, schon etwas alt und abgelebt, wackelte und schwankte, und schien das Gleichgewicht verlieren zu wollen, wie eine andere uns wohlbekannte ältliche Dame. In der Kajüte war es gar unheimlich, die Bretter krachten und knarrten, wie ministerielle Journale die viel Lärm um nichts machen; das Schnarren der Maschinen klang wie das Ächzen von mitternächtlichen Gästen, und ich erwartete jeden Augenblick einen Besuch vom fliegenden Holländer. Das Heulen und Pfeifen des Windes im Takelwerke erschien mir als Signal. Ich suchte meine ganze moderne Philosophie zusammen, um den Geist mit Ruhe zu empfangen, und es ihm klar zu machen daß wir alle Überlieferungen des Mittelalters in die historische Rumpelkammer geworfen, er also als ein Product jener Zeit, als ein bloßes Hirngespinnst keine Anerkennung finden könne. Ich beabsichtigte übrigens ihn höflichst zu ersuchen, sich zu Professor Heinrich Leo nach Halle zu begeben, wo er auf eine freundliche Aufnahme rechnen dürfe. Es stehe ihm auch frei sich an dem Kölner Dombau zu betheiligen, oder wenn er Neigung zur Politik habe, eine Reise nach Innsbruck zu unternehmen, wo Wesen seiner Abkunft noch einen guten Kurs hätten. Wahrscheinlich ahnte er meinen skeptischen Empfang, denn er blieb unsichtbar; ich schlief endlich ein und erwachte erst als man die Schiffsmannschaft zum Frühstück läutete.

Auf dem Verdecke fand ich noch keinen einzigen Reisegenossen. Der Sturm hatte sich gelegt, das Meer war ruhig, nur hie und da sah man noch weißschäumende Wogen, die wie die Nachzügler eines Aufstandes sich schnell entfernten. Die Sonne war in aller ihrer Pracht aufgegangen, ich wollte Kleist und Matthisson zu Hülfe rufen, um ein schönes Naturgemälde zu schaffen. Da spielte mir die Politik einen Possen. Die Himmelskönigin erschien mir in ihrer blendenden Glorie mit ihrem weiten Purpurmantel wie ein absoluter Monarch, vor dem sich alles niederwirft und die lieben Sternlein erbleichen, während nur die hochmüthigen Adler, diese auf hohen Felsburgen hausenden Raubvögel, sich ihm nahen dürfen. Die lustig in den Lüften kreisenden Lerchen dachte ich mir als Hofdichter, als bürgerliche Hofschranzen, die in der modernen Zeit die Schellenkappe mit einem Hofrathstitel vertauscht hatten. Ich wurde in meinem politischen Eifer ordentlich ärgerlich über die goldene Sonne, und ich wünschte den sanften Mond herbei, diesen constitutionellen König, der sich immer mit seiner Sternkammer umgibt und in stürmischen Nächten mit ihr in die Wolkenburg zurückzieht.

Briefwechsel.

Berlin, d. 21. August.

[Die Cholera; medicinische Warnungen vor politischer Aufregung; die Rehberger champagnern; das reactionäre Charlottenburg und die Presse gegen Dr. Bauer.]

†† Morgen findet wieder eine Huldigung statt, aber nicht zu Ehren der schönen Aspasia, sondern des Kommandanten der Bürgerwehr, Hrn. Rimpler. Man wird dessen Neuwahl mit einem solennen Festmahl in den Riesensälen des Kroll'schen Etablissements feiern; über 2000 Auserwählte der Bürgerwehr haben sich zu diesem Zweck geeinigt. Sehr lebhafte Debatten haben dabei stattgefunden über die Frage, ob man beim Beginn des Festes die Reihe der Toaste mit dem üblichen Hoch auf den König beginnen müsse; das Für und Wider hat die Herren Festgeber Tage lang beschäftigt. Wahrscheinlich wird man diese hergebrachte Formel beibehalten, von der Ansicht ausgehend daß in constitutionellen Ländern die unantastbare Person des Königs so hoch über allen Parteikämpfen steht daß sie als Begriff von jeder politischen Fraction anerkannt und respectirt werden muß. Diese Ansicht hat namentlich in England immer gegolten, und selbst die Repealer haben es nicht

verschmäht bei ihren solennen politischen Diners die Reihe der Toaste mit einem Hoch auf die Königin zu beginnen. Auch das constitutionelle Frankreich hatte diese Sitte angenommen, so viel ich weiß, und erst bei den Reformbankettс des vorigen Jahres beschloß die demokratische Partei den Toast auf den König fortzulassen, welcher Beschluß aber zur Folge hatte daß die Hälfte der bei diesem Bankett Betheiligten sich von demselben zurückzog. —

Die Cholera tritt bei uns noch immer in sehr milder und schonender Weise auf; man sollte kaum glauben daß sie aus Rußland kommt! Indeß hat man es doch schon für nöthig erachtet polizeilich dagegen einzuschreiten, und einen amtlichen Steckbrief mit Signalement dieser gefährlichen Person zu erlassen. In demselben kommt unter den Schutzmitteln gegen die Cholera der seltsamliche Passus vor, man solle sich vor Ärger und Aufregung möglichst hüten, vor allen Dingen aber vor dem Zusammensein mit vielen unbekannten Personen, von denen man ja nicht wissen könne, ob sie nicht schon den gefährlichen Cholerastoff in sich tragen; es sei deshalb rathsam sich nicht unter größere Menschenmassen zu mischen, und besonders keine Volksversammlungen zu besuchen. Dagegen ist von mehreren hiesigen Ärzten beschlossen worden, ein Flugblatt erscheinen zu lassen, in welchem als bestes Mittel gegen die Cholera anempfohlen wird, sich seinen gewohnten Vergnügungen und Zerstreuungen sorglos zu überlassen, sich viel in frischer Luft zu bewegen, und keineswegs die erheiternden und geistanregenden Volksversammlungen zu vermeiden. — Aber diese Sache wird leider auf eine andere Weise erledigt werden, denn unsere Volksversammlungen sind im Absterben begriffen, das Interesse dafür ist erloschen. Eine gestern vom Centralbüreau des Arbeitervereins ausgeschriebene Volksversammlung fand schon wenig oder gar keine Theilnahme. Kaum 300 Menschen hatten sich dazu eingefunden. Das Volk, die vergnügungslustige Menge, kehrt zurück zu den gewohnten Freuden und Erlustigungen. Die Sommertheater, die Gartenconcerte sind überfüllt. Ein Monsterconcert welches neulich im Thiergarten zum Besten der deutschen Flotte vom Vereine der Pommern veranstaltet wurde, hatte eine wahre Völkerwanderung verursacht; zu ganzen Schaaren strömten die guten Berliner hinaus, und man rechnet daß über 100,000 Menschen an diesem Abend den Thiergarten besuchten. Die Einnahme für die deutsche Flotte hat 1200 Thaler betragen. — Auch unsere guten Rehberger und Fabrikarbeiter veranstalten, den so viel beseufzten schlechten Zeiten zum Trotz, Feste und Vergnügungen der verschiedensten Art. Vor einigen Tagen brachten die Letztern dem hiesigen Fabrikbesitzer Borsigk einen glänzenden Fackelzug und vereinigten sich alsdann in Moabit zu einem glänzenden Ball. Tags vorher hatten die Rehberger und Erdarbeiter sich dort einen Ball gegeben, bei welchem nur Champagner getrunken ward, und der diesen armen vielbeklagten Proletariern, diesen Schooßkindern unserer Philanthropen, siebenhundert Thaler baares Geld gekostet hat. Diese Arbeiter sind wie die Spieler, sie genießen das Glück des Augenblicks; die Zukunft kümmert sie nicht. Aber wenn diese Zukunft Gegenwart wird, wenn der Winter kommt mit seiner Kälte, seiner Nahrungslosigkeit und seinem Arbeitsmangel, dann werden wir wieder den Noth- und Hülfeschrei dieser Menschen vernehmen, und sie werden es der Gesellschaft zum Verbrechen anrechnen daß sie darben und entbehren müssen, und niemand wird sie daran erinnern mögen daß sie in guten Zeiten weislich hätten sparen können für die schlechten Zeiten!

Charlottenburg ist gestern wieder der Schauplatz für eine Scene des politischen Parteihasses und der rohesten Brutalität gewesen, und hat auf's neue den Beweis gegeben von der allem Fortschritt entgegenstrebenden, reactionären Gesinnung der dortigen Bevölkerung, welche sich jetzt unter dem Schutz der dort garnisonirenden Garderegimenter dem ungezügelten Ausbruch ihrer gehässigen Gesinnungen gegen das liberale Berlin überläßt. Bruno und Edgar Bauer hatten in Charlottenburg einen „politischen Verein“ gestiftet, der gestern seine erste Sitzung halten wollte. Die hierüber ergrimmten Charlottenburger drangen in die Wohnung Bruno Bauer's, der in Charlottenburg bei seinem Bruder wohnt, und mißhandelten ihn auf die roheste und entsetzlichste Weise. Sie schlugen ihn bis er blutend und betäubt zusammensank, und schleppten ihn dann bei den Haaren unter den wildesten Flüchen und Verwünschungen durch die Straßen. Da sie bei Bruno Bauer ein Namensverzeichniß der sonstigen Mitglieder des politischen Vereins gefunden, begab sich diese wüthende Reactionspartei, nachdem sie ihre Wuth gegen Bruno Bauer ausgetobt, zu jedem Einzelnen dieser Mitglieder, um sie mit Schlägen und Schimpfreden anzufallen. Und die Bürgerwehr sowohl wie die Soldaten sahen, wie man behauptet, diesen rohen Ausbrüchen der künstlich angeschürten Pöbelwuth ruhig zu! Hoffentlich wird in der Nationalversammlung eine Interpellation über diese schmerzvolle Angelegenheit an das Ministerium gerichtet werden.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr.	Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet.	№ 49. 26. August.

Vivat Academia!

„Wahrlich, die Hand müsse verdorren, welche zuerst die Axt an diesen fröhlich grünenden Stamm des akademischen Lebens anlegt."

Börne.

Hätten die Wiener Studenten, welche in diesem Jahre am Stiftungstage der Burschenschaft mit den Commilitonen anderer Universitäten auf der Wartung zusammen waren, eine Ahnung davon gehabt, was diese für die nichtöstreichischen Universitäten zu bedeuten, wie viel die deutsche Jugend um ihretwillen gelitten hat, so würden sie schwerlich haben verhindern wollen daß der zu Pfingsten gehaltenen Wartburgversammlung, wenn auch nicht ausschließlich, doch einigermaßen der Charakter eines akademischen Erinnerungsfestes gegeben werde. Doch wäre es thöricht, hierüber klagen zu wollen, da gerade das was die Burschenschaft Vernünftiges je gewollt hat, in jener Versammlung erreicht ist. So ist denn jetzt auch wohl der Augenblick gekommen, um wieder einmal das Augenmerk auf die Universitäten hinzulenken, was ich, so weit es das Leben der Studenten betrifft, im Folgenden versuchen werde.

Noch besteht auf den deutschen Universitäten der Gegensatz von Corps und Burschenschaften. Dieser Gegensatz hat innerhalb der akademischen Sphäre genau das politische Leben in Deutschland wiedergespiegelt. Die Corps repräsentiren die Zerstückelung, oder, wenn man lieber will, die Gliederung Deutschlands in verschiedene Staaten, die Burschenschaften oder vielmehr die Burschenschaft das Streben nach der Einheit im Vaterlande.

Neben diesem Gegensatze hat sich in neuerer Zeit ein anderer auf den deutschen Universitäten bemerklich gemacht, der sich ebenfalls im Wesentlichen keineswegs auf die Universitäten beschränkt. Es ist der Gegensatz von Romantik und — Classicität? Doch nein, zwischen Romantik und Verstandesthum. Sämmtliche Verbindungen, Corps und Burschenschaften, bilden die Eine Partei; die andere Partei bilden diejenigen Studenten, welche theoretisch vom Studentenleben nichts wissen wollen.

Es ist nun eine schöne Sache um den gesunden Menschenverstand, wenn er der Tyrannei, der Unduldsamkeit, wenn er den Bedrückern der Menschheit entgegentritt und in seiner schlichten Weise sie zurechtweist. Wenn er sich indessen unter die Gruppen fröhlicher Zecher mischt und ihnen räth, wie einst die Struve'sche Studentenzeitung, Wasser zu trinken statt Wein; wenn er nicht begreift, wie Jemand sich mit der Klinge in der Hand amüsiren kann, weil sie ihm nicht wie ein Butterbrot aussieht, so wird er in der That sehr lächerlich. Und warum denn? Aus dem einfachen Grunde, weil die Heiterkeit des menschlichen Daseins eben darin besteht daß hier der Verstand nichts drein zu reden hat. Der Verstand und der Humor herrschen in zwei verschiedenen Reichen, deshalb kann der Verstand dem Humor nicht füglich gebieten seine Sprünge einzustellen. Übrigens glaube man nicht daß ich akademische Rohheiten in Schutz nehmen will. Ich bin eben so gut als die akademischen Gesetze zu Kiel davon überzeugt daß es durchaus als Mord zu betrachten ist, wenn ein Student einen Nachtwächter todtschlägt. Aber wo existirt denn jetzt überhaupt noch jenes alte Studentenleben, welches Nachtwächter todtschlägt, bei Schlägereien mit den Gesellen die Dächer abdeckt und das Recht, in den Straßen auf dem breiten Steine zu gehen, für sich allein in Anspruch nimmt? Die Wahrheit ist daß das Studententhum sich von dem Verwerflichen größtentheils gereinigt hat, das ihm etwa noch anklebte, so daß man, so weit wir von außerhalb es beurtheilen können, sich mit gutem Gewissen desselben gegen die Philister annehmen kann, welche diese „glücklich gefundene Ausnahme" des akademischen Lebens, wie Jakob Grimm es nannte, überhaupt nicht wollen gelten lassen.

Wer diese Rechtfertigung gründlich übernehmen wollte, der müßte damit anfangen, die Existenz der Universitäten für unsere Zeit überhaupt zu rechtfertigen, welche bereits ernsthaft in Frage gestellt wird. Wahr ist es, Deutschland hat unter seinen Universitätsprofessoren jetzt nicht eine einzige(?) Persönlichkeit aufzuweisen, der man gleichzeitig einen entschiedenen Einfluß auf die Wissenschaft und die studirende Jugend zuschreiben könnte. Nur indem man der freien Richtung in der Wissenschaft, welche bis jetzt von den Universitäten

ausgeschlossen war, die Flügelthüren der Hörsäle weit öffnet, ist die Rettung der Universitäten möglich. Für nöthig halten wir sie unbedingt: denn wie ließen sich durch einsames, verkümmertes Studium die gewaltigen Bildungselemente ersetzen, welche ohnehin schon in dem brüderlichen Zusammenleben so vieler jungen Leute liegen, die in ihrer äußeren Stellung einander ganz gleich, an Bildung unter einander, bei der Gemeinsamkeit eines tüchtigen Strebens, wieder so verschieden sind daß in der That immer der Eine der Lehrer des Andern wird.

Um nun die Erscheinungen des akademischen Lebens selbst in's Auge zu fassen, müssen wir zunächst ein Wort über die akademischen Verbindungen sagen. Wir brauchen dabei auf den Gegensatz von Corps und Burschenschaften gar keine Rücksicht mehr zu nehmen: denn im freien Staate können sich die Corps nicht mehr gegen das politische Leben hin abschließen, und die Burschenschaften können ebendaselbst noch weniger daran denken, sich als Studenten an die Spitze der politischen Bewegung zu stellen. Sah man doch auch in Eisenach auf dem zweiten Wartburgfeste Burschenschaften und Corps, und zwar auf Einer Seite! Die Studentenverbindungen sind erlaubte, und damit fällt Alles hinweg was sich mit einigem Grunde gegen sie sagen ließ, denn von allen Theorieen welche gegen sie aufgestellt wurden, waren doch die Protestationen der Familie, welche den Herrn Sohn nicht allzufrüh mit den Staatsgesetzen wollte in Conflict gerathen sehen, noch die gewichtigsten. Und in der That, es war das Zeichen einer am Polizeistaate kranken Zeit daß die Jugend diesem frühzeitigen Conflicte nicht entgehen konnte, wenn sie nicht zum Duckmäuser werden wollte. Seit dieser widernatürliche Conflict wegfällt, wüßten wir nicht, in wie fern es noch einer Rechtfertigung bedürfte, wenn junge Leute sich zu Gesellschaften vereinigen, und sich mit bunten Bändern und farbigen Mützen schmücken. — Das Schlimmste ist daß schon der Polizeistaat sehr gut wußte, wie unrecht er den Studenten that. Eichhorn sagte in einer zu Königsberg gehaltenen Rede: „Der Trieb der Studenten sich zu associiren ist ein natürlicher; auch fürchten sich die Regierungen vor Studentenverbindungen nicht(!) als der Sicherheit des Staates besondre Gefahr bringend. Es ist daher auch keineswegs diese Furcht und ein dadurch wach gehaltenes Mißtrauen, welches die akademische Disciplin in Form der Polizei soll entgegen treten lassen: nichts als unmittelbare Liebe (!) zur Jugend, der Hoffnung des Vaterlandes, soll die akademische Disciplin beseelen. Entschließen sich Lehrer, welche die akademische Jugend gern verehrt, dazu, auch außerhalb des Kathedervortrages in ein näheres Verhältniß mit derselben zu treten, lassen sie es ihr bei Befriedigung des Associationstriebes (!) nicht an Leitung und fortgesetzten Rathschlägen fehlen, nehmen sie selbst in geeigneter Weise Theil an Gemeinschaften welche Kunstgenuß und unschuldiges Vergnügen(!) zum Zweck haben, so werden Verbindungen die ohnedies leicht ausarten, und denen ich daher, als sie neuerlich entstehen wollten, meine Zustimmung versagen mußte, heilsam und wohlthätig wirken können." O, Unnatur! Man denke sich „Verbindungen für Kunstgenuß und unschuldiges Vergnügen unter fortgesetzten Rathschlägen" akademischer Lehrer. Es geht hier wie überall mit den von Eichhorn beabsichtigten Universitätsreformen: fast immer liegt ihnen ein wahrer Gedanke zu Grunde; aber das Bestreben, Alles mechanisch abzuändern, um nicht einer freien organischen Entwickelung Raum geben zu müssen, tritt überall so kindisch, und das Bestreben die deutschen Universitäten zu Schulen herabzudrücken, überall auf eine so hassenswerthe Weise hervor daß man in Versuch kommen würde, Börne's Fluch auf ihn zu beziehen, wenn es nicht grausam wäre denselben auf eine einzelne Person und auf eine bestimmte Hand von Fleisch und Blut anzuwenden.

Nächst dem Verbindungswesen ist die Hauptfrage in Betreff des Studentenlebens das Duell. Hier liegt es nun in der Natur der Sache, daß das Duell auf Universitäten weit weniger zur Ausgleichung von Ehrenhändeln dient, als daß es eben die Spitze der dortigen gymnastischen Übungen bildet. Man muß daher nicht glauben daß man das Duell auf Universitäten dadurch vernichten kann, wenn man nachweist daß es in Ehrensachen seinen Zweck nicht erfüllt. Die Landsmannschaften und Corps haben sich von jeher nur aus einem gewissen „künstlerischen Drange" duellirt. Der Ehrenpunkt war ihnen dabei nur Vorwand, denn sie versammelten sich — oder versammeln sich noch jetzt — um sich auf eine anständige und geschickte Weise zu beleidigen und zu fordern. Man feierte zunächst einen Commerce, den sog. „Allgemeinen;" nachdem die Feierlichkeiten absolvirt waren, bildeten sich Gruppen, wo diejenigen welche sich später auf der „Mensur" zu treffen wünschten, zunächst mit „Malicen" gegeneinander kämpften. Es galt für unanständig, sogleich mit der Thür in's Haus zu fallen, und die unvermeidliche Redensart „Du bist ein dummer Junge," worauf dann die Forderung erfolgte, wurde sorgsam vorbereitet. — Die Burschenschaft hat dem Duell auf Universitäten eine größere Bedeutung zu geben gesucht, indem sie ihm die Ehrengerichte vorausschickte. Vielleicht aber konnten dieselben eben deshalb nicht festeren Fuß fassen, weil in den allermeisten Fällen, wo man sich duelliren wollte, gar keine wirklichen Ehrenkränkungen vorhanden waren. Als Mordversuche u. s. w. sind die Duelle auf Universitäten nun vollends nicht zu betrachten, denn es fließt dabei sehr selten Blut, und durch die üblichen Waffen können eben höchstens jene Wunden erzeugt werden, welche, sorgsam genäht und geheilt, als „Röslein der Ehren" den Burschen auf seinem Pilgerpfade durch's Leben begleiten. Es sind daher die Duelle auf Universitäten meist Scheingefechte, wie die jener italienischen Söldlinge, welche sich Tage lang bekriegten, Schlachten gegeneinander gewannen und verloren, ohne daß am Abende Ein Mann gefallen war. Alles dies deutet darauf hin, daß die Duelle auf Universitäten im Wesentlichen nur

als gymnastische Übungen betrachtet werden können. Bei einer Reorganisation der Universitäten würde vielleicht dahin zu sehen sein daß diese nicht, wie bisher, fast ausschließlich auf das Fechten beschränkt bleiben. Hier öffnet sich sogar ein weites Feld für die Verwirklichung der ästhetischen Träumereien, welche Vischer in seiner Universitätsrede angedeutet hat. Doch wird es schwer sein, andre körperliche Übungen aufzufinden, welche gleich edel wären wie das Fechten. Unser deutsches Turnen, welches ich gewiß am wenigsten herabsetzen will, dient allerdings dazu den Körper zu stärken, zu schmeidigen und überhaupt diesen in die Gewalt des Menschen zu geben; aber es lehrt diesen nicht, sich dieser Gewalt auf eine schöne Weise zu bedienen. Es ist daher, aufrichtig gesagt, recht eigentlich eine Übung für Schüler, während wir das — freilich oft viel zu früh — erwachte Selbstgefühl sich regelmäßig davon abwenden sehen. Das Ringen, diese edle Kunst der griechischen Jugend, ist jetzt im Grunde gar nicht mehr möglich, es wird durch die nicht zu beseitigende Kleidung zum Zerren und Balgen. — Ihr Turnväter also, Jahn, Maßmann, Lübeck, Grimme, Beddern, Euler, Dieter, Freier, Kretschmann, Max Kayser und wie Ihr Alle heißt, die Ihr Euch die Frage vorlegt: „Was muß geschehen, damit das Turnen allgemein verbreitet werde?" — denkt einmal nach, wie es zu machen ist daß der Mensch sich bei den modernen gymnastischen Übungen nicht so viel zu überschlagen braucht, daß sein Blick immer zwischen dem Himmel und der Erde die ihm von der göttlichen Weltregierung so weislich angewiesene rechte Mitte halte, daß seinem Selbstgefühle nicht allzu viele Katzenbuckel zugemuthet werden u. s. w. Auch führet statt des hölzernen Pferdes das majestätische Thier mit dem prächtigen Schweife lebendig auf den Schauplatz Eurer Thaten: Alles dies wird zwar hoffentlich nicht dazu dienen das Fechten ganz von den Universitäten zu verdrängen, aber doch diesen verlornen Sohn den gymnastischen Übungen wieder zu gewinnen. Was das eigentliche Duell betrifft, so enthalte man sich da jeder Einmischung und jedes Machenwollens, da es wohl fest steht daß der Duellzwang auf keiner Universität mehr besteht.

In Betreff der akademischen Gerichtsbarkeit geht, wenn ich nicht irre, die Absicht dahin, den Disciplinarsenat beizubehalten, im übrigen sich aber unter die gewöhnliche bürgerliche Gerichtsbarkeit zu stellen. Dieser Beschluß, so gefaßt, wäre ohne Zweifel zu billigen. — Den Studenten aber, welche durchaus für sich von keiner andern Gerichtsbarkeit als der bürgerlichen etwas wissen wollen, möchten wir die mündliche Äußerung eines Justizbeamten zu Gemüthe führen, welcher lachend sagte: „Das mögen sich die Studenten nur nicht einbilden, wenn sie mit ihren Händeln hier vor unsre bürgerlichen Gerichte kommen, daß man sie eben so beurtheilen soll wie Gevatter Schneider und Handschuhmacher. Man ist doch auch einmal jung gewesen, und wird bei solchen Gelegenheiten immer schon einmal ein Auge zudrücken." Schwerlich würde im Falle der lang ersehnten Einrichtung von Geschwornengerichten der gesunde Menschenverstand schlichter Bürger im Wesentlichen anders denken. Ich dächte, Themis brauchte nicht mehr blind zu sein, sie soll sehen mit hellen Augen, sie mag sehen wie schön die Welt ist, wird sie doch auch für das Elend unsrer Brüder den Blick nicht mehr verschließen können. Fiat justitia et floreat mundus!

Bei alle dem machen wir uns keine Illusionen darüber, daß auch die Schichten dieses süßen Wahnes, wie er dem akademischen Leben zu Grunde liegt, von Jahr zu Jahr dünner werden:

„Was soll aus der Welt denn noch werden,
Wenn Niemand mehr trinken will?"

So sangen wir ja schon, als ich selbst noch in dem kühlen Keller an der Saale saß. Aber es kann die Heiterkeit des akademischen Daseins, welche sich durch das Zusammenleben dieser Jugend immer wieder auf's Neue erzeugt, und die schon durch die reizende Lage der meisten Universitätsstädte bedingt sein mag, so lange die Universitäten selbst dauern, nicht untergehen, wie auch die bisherigen Formen dieses Zusammenlebens zerbröckeln mögen. Und wenn sie mit diesem Stück prächtigen Lebens untergingen, was bis jetzt freilich nur der Unverstand gewollt hat: nun, so bliebe ja doch der Welt Jugend, Liebe, Freude, Frohsinn und Lebenslust.

Die Kunst aber, bei einer Pfeife Toback vergnügt zu sein, rothe Mützen zu tragen und in Hemdsärmeln Reden zu halten, würde mit dem deutschen Studenten zu Grabe gehen. Darum möge der Himmel — ich meine den schönen blauen über mir, der ebenso heiter in meine Gartenlaube hereinschaut — ihn uns noch lange erhalten! — Laß mich, freundlicher Leser, zum Schlusse noch ein Paar Worte aus einem Studentenliede anführen, die mir eben in's Gedächtniß kommen. Darin jubeln die deutschen Studenten:

„Wir sitzen hoch zu Pferde, und reiten durch die Welt,
Wie der allerschönste Siegesheld."

Mögen sie noch lange so jubeln!

Heinrich Pröhle.

Briefwechsel.

Wien, d. 22. August.

[Die Arbeiter; die Robot und Unterthänigkeit; die Interpellationen an die Minister; die religiösen Bewegungen; die Universität geschlossen.]

⊙ Wieder haben wir eine kleine Revolution überstanden; sie war diesmal zur Abwechselung eine sociale. — Man gebrauchte hier wie überall Palliative, um das Arbeiterübel zu heben; man veranstaltete Bauten für Tagelohn. Nun stellten sich aber von der einen Seite zwei Übel heraus: Das Geld wurde weniger, ohne daß die Bauten in dem Verhältnisse gewachsen wären. Was aber wohl noch das größte Übel ist: die

Arbeiter haben durch den Taglohn alles Arbeiten verlernt, und stehen stundenlang müßig, sich mit Stadtgesprächen unterhaltend. Dies steigert die Demoralisation. Dem wollte man ein Ende machen, und wartete damit bis man ein Ende machen *mußte*. Das Geld war zu Ende in der Cassa. Es ward daher den Arbeitern angekündigt daß die weiblichen unter ihnen statt täglich 20 Kr. von nun an 15 Kr., Kinder bis 15 Jahren nur 10 Kr. C.-M. bekommen sollten. Das machte monatlich eine Ersparniß von 24,000 Fl. Die Arbeiter zogen gestern schaarenweise in die Stadt, ganz unbewaffnet, und zwar wie sie sich ausdrückten nicht um zu *fordern*, sondern um zu *bitten*; sie haben doch schnell etwas vom Reichstage gelernt! Zudem glaubten sie sich unterstützt von der akademischen Legion, da eine Petition, bereits von einigen Tausenden gefertigt, im Umlaufe sein sollte, um das Ministerium anzugehen die akademische Legion aufzulösen. Sie hielten sich also stark genug der Nationalgarde gegenüber. Von Seiten des Sicherheitsausschusses, der gestern wieder ganz an seinem Platze war, weil sonst *keine* Behörde hier Vertrauen besitzt, wurden ihnen Vorstellungen gemacht daß auch der Bürger jetzt kümmerlich leben müsse, der Staat ohnedies so viel Schulden habe; doch sie wendeten ein: warum man bei ihnen zu sparen anfangen, warum man nicht lieber die Güter der Klöster einziehen, den Bischöfen und Prälaten, Ministern und Hofräthen ein geringeres Einkommen anweisen wolle! — Man sendete zu Minister *Schwarzer* eine Deputation; doch Dieser behauptete, er lasse sich nichts abdringen, und hat auf solche Weise das *Princip* gerettet. — Die Frage ist freilich bei weitem noch nicht gelöst; bald dürfte auch der Vorrath für diesen Taglohn zusammengeschmolzen sein, und dann beginnt die Frage wieder von neuem. Dem Finanzminister geht auch der Athem aus; er dringt auf die Verhandlungen über seinen Finanzentwurf beim Reichstage; aber bei unserem Reichstage geht es sehr langsam her. Der *Kudlich*'sche Antrag über Aufhebung des Unterthänigkeitsverhältnisses kostet bereits eine Masse Geld, der Reichstag täglich an 3000 Fl., und doch ist noch nicht abzusehen, wann er enden wird. Die Leute hören nicht auf vom *historischen Rechte* zu sprechen, und vergessen ganz daß eben darum Revolutionen nöthig werden um ein historisches Recht, das ein Unrecht geworden ist, aufzuheben. Als wenn der Kaiser nicht ein historisches Recht auf seinen Absolutismus gehabt hätte! Entweder die Robot ist ein Recht, so muß sie fortgeleistet werden; oder sie ist ein Unrecht, dann kann von Entschädigung keine Rede sein. Daß auf solche Weise viele dabei unrechtmäßiger Weise leiden werden, versteht sich von selbst; aber wo ist je etwas für das Allgemeine geschehen, wo der Einzelne nicht gelitten hätte? Kann Gott in seiner Allgüte Rücksicht nehmen daß Donner und Blitz aufhöre, weil sie hin und wieder ein Haus in Brand stecken? *) — Doch der Finanzminister hat vor der Hand 20,000,000 Fl. Kredit erhalten und kann 6,000,000 sogleich von der Bank erheben. Ein Palliativ für die Noth des Augenblicks! Was hernach geschehen wird, ist freilich eine andere Frage. Vielleicht daß man sich dann herbeilassen wird die Schätze in den Klöstern zu lüften!

*) In ähnlicher Weise äußerte sich allerdings in der Nationalversammlung ein Graf Alex. Borkowski aus Galizien. D. Herausg.

Die heutige Reichstagssitzung war wieder sehr ergiebig an Interpellationen. Zuerst ward eine erhoben über französische und englische Intervention in Italien von der die Zeitungen sprechen. Hr. *Doblhoff* zeigte an daß diese nur im friedlichen Wege stattfinden werde, da von Seiten des östreichischen Ministeriums Alles geschehen werde um Italien *wahrhaft* frei zu machen. Zugleich zeigte er an daß gestern der Minister des Äußern, Hr. v. *Wessenberg*, angekommen sei. Somit wäre die Zahl vollständig, und wir wollen hoffen daß das Ministerium unsere so sehr verworrenen Verhältnisse ordnen werde. An allen Seiten und Ecken ist der Boden untergraben, und uns steht entweder offener Kampf bevor oder Anarchie. Gestern bedurfte es nur eines kleinen Impulses und Blut wäre geflossen. Ferner entnahmen wir daß die französische Republik von Östreich anerkannt werde, und zwar will, wie sich der Justizminister *Bach* ausdrückt, das östreichische Ministerium nicht auf die innern Verhältnisse eines andern Landes Einfluß nehmen.

Minister *Schwarzer* der auf die gestrigen Vorgänge interpellirt wurde, antwortete: Nachdem das Ministerium diesen Schritt für eine Nothwendigkeit angesehen, glaubte es dieser Nothwendigkeit Geltung verschaffen zu müssen. Es wäre dies seit Monaten die erste Handlung eines Ministeriums, wo es sich nichts hat abdringen lassen, und das Ministerium gedenkt dem Princip auch in Zukunft treu zu bleiben. Die Rechte und das Centrum so wie ein großer Theil der Linken nahmen diese Äußerung mit besonderem Beifalle auf. Minister Schwarzer hat sich dadurch um etwas populärer gemacht. — Der radicalen Presse hat man Großmuth angedeihen lassen, indem auf Anrathen des Ministeriums diejenigen Preßprocesse welche die Person des Kaisers betreffen, aufgehoben wurden.

In den Commissionen zur Verfassung des Constitutionsentwurfs wird das *Zweikammersystem* beibehalten, und zwar ohne Census mit Ausnahme des Alters, und so daß die obere Kammer aus der gewählten Einen hervorgehen soll, wie solches in Norwegen der Modus ist *).

Wenden wir uns weg von der Politik auf das religiöse Gebiet, so finden wir auch hier in neuester Zeit Parteien aus der Erde wachsen. Die katholische *Kirche* hat hundertjähriges Unrecht auf sich, und doch hat sie die Zeit nicht weiser gemacht. Auch ihr wird ein donnerndes „Zu spät!" erschallen; nur wollen wir hoffen daß diesmal die Himmelstochter Religion nicht das Schwert zur Hand nehme. Unsere Zeit wirkt mit der Kraft des Geistes und nicht mit der des Eisens. Die Mitglieder der *Deutschkatholiken* wachsen mit jedem Tage mehr an, und die alleinseligmachende Kirche weiß hierüber nichts als Ach und Weh zu rufen über die Verräther, und einen Geistlichen der für Reformen gesprochen zu excommuniciren.

Die Kunst hat sich ganz von uns geflüchtet. Buchhändler wissen von Wunder zu sagen, wenn sie ein Buch verkaufen. Wir leben nur von dem was der Tag bringt. — Von heute an bleibt die Universität geschlossen und nur für Plenarversammlungen geöffnet.

*) Und in Sachsen von den Ministern erzielt wird.

D. Herausg.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

// Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr. | Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet. | № 50. 28. August.

Das Haus Wittelsbach und die Gefahren der Bewegung in Baiern.

München, d. 22. August.

△ Hier wechseln Tumult mit Tumult, Katzenmusik mit Eigenthumsverletzung unaufhörlich. Gestern wurde durch Anschläge wieder zu einer Versammlung auf dem Rathshause eingeladen, wo man berieth, wie man es anzufassen habe, um sich über das Dasein des k. Hausschatzes zu vergewissern, der gesetzlich zwar unveräußerlich, aber nicht Eigenthum der Nation ist. Die Gassen füllten sich, Toben, Schreien, Pfeifen, Zusammenrottungen, Auseinandertreibungen, Verwundungen wechselten bis tief in die Nacht. Der Magistrat erklärte zwar daß der Hausschatz dasei, aber man lachte dazu, denn gesetzliche Controlle über Staatseigenthum, oder vielmehr über Nicht-Staatseigenthum, lag nicht im Sinne derjenigen welche die Sache aufgriffen. Dies erhellt schon aus den Angaben, auf welche man das Untersuchungsrecht stützte. So sollen von König Ludwig einige Kisten an die Montez gesandt und von König Maximilian in Lindau mit Beschlag belegt worden sein. Die natürlichste Folgerung wäre nun — gesetzt daß die Kisten etwas vom Hausschatz enthielten — die gewesen, daß der jetzige König das Gut festhalten und bewahren will. Aber man scheint das Gegentheil gefolgert zu haben.

Es knüpfen sich an diese unaufhörliche Masse tumultuarischer Auftritte in verschiedenen Kreisen verschiedene Betrachtungen. Man versteigt sich soweit an der Lebensfähigkeit der Dynastie Wittelsbach zu zweifeln und die Mittel zu überschlagen, welche ihrem Bestande zu Gebote stehen. — Man kann nicht läugnen daß König Maximilian eine böse Erbschaft angetreten. Es wäre ein großes Meisterstück der Staatskunst gewesen, Baiern seit 1806 an das Haus Wittelsbach zu fesseln. Der altbairische Stock war von den übrigen Stämmen wegen seines rohen Dialekts, seiner relativ ungeschliffenen Sitten, seiner geringen religiösen, wissenschaftlichen und politischen Bildung wenig geachtet. Der Augsburger und der Nürnberger hatten ungern ihren Reichsadler herabgenommen; der Anspacher blickte mit mehr Vertrauen nach Preußen, als auf eine Dynastie welche allein die in Baiern so wohlgefällig aufgenommene Reformation hintertrieben hatte. Die Geschichte, alle erhebenden Erinnerungen (die jetzt den preußischen Thron gegen so viele feindliche Elemente halten) gingen für die einverleibten nicht-bairischen Provinzen dem Kerne nach verloren. Sie hatten nichts hinter und nichts vor sich, als ein neues Gouvernement. Man ehrte an Maximilian I. seine unerschöpfliche Herzensgüte, seine Bereitwilligkeit, eine Verfassung zu geben und die Bodenkultur wie die wissenschaftlichen Anstalten nach dem Rathe Einsichtiger zu heben. Die bairische Akademie, die bairischen Universitäten nahmen unter ihm einen weit höhern Rang ein als jetzt. Unter dem Sohne sollte es anders werden. Seine außerordentlich erregbare Natur, sein poetisches Kinderauge lenkten ihn nicht auf stille Größe, auf jene unverwelklichen Kränze, die aus treuer Pflege des Berufs von selbst sprießen. Das Auffahrende, das Rasche, das in die Augen Springende fesselte ihn. Sollte es nicht poetisch sein, plötzlich eine Stadt von Tempeln und Palästen, einen Kanal, an dem Karl der Große erlegen, eine Walhalla ꝛc. zu bauen? Sollte es nicht poetisch sein, als ein zweiter Max im modernen dreißigjährigen Kriege vorzukämpfen und einige hundert Klosterhallen aus der Unterwelt zu beschwören? nicht poetisch, dem alten Hellas einen König zu geben? — Das Volk hat aber in seiner Gesammtheit einen sehr richtigen sittlichen Instinkt. Und in dem größten Theil der Bauten sah man nur durcheinandergewürfelte Copieen verschiedener Zeiten und Style. Man vermißte den Geist welcher harmonisch zusammenfügt, ausgleicht, Originelles und Selbstlebendes hervorruft. Man vermißte den Verstand, dem nie das Bauen Zweck, sondern nur Mittel ist. Man fühlte die Zeugungsunfähigkeit und das Haschen nach greifbarer Unsterblichkeit heraus, und wandte sich von einem Bestreben ab das für die Kunstgeschichte kein Muster, sondern bloße Anregung zu Besserem sein kann. Das griechische Königthum war für das Land eine eitle kostspielige Sache, und bei dem Benehmen der Griechen zuletzt ein Gegenstand der Entrüstung. Der Kanal schrumpfte in eine phantastische Unternehmung zusammen, wenn man damit die Kosten und Vortheile einer Eisenbahn verglich. In der opernmäßigen Hervorzau-

berung so vieler Klöster fand man nichts Poetisches, sondern die Aussicht auf schlechtern Unterricht und einen Haufen Staatspensionäre. Der Vorkampf für den Katholicismus, dessen Symbole (Tilly, Maximilian, Bischof Julius) auch die Künstler aufstellen mußten, wurde von der akatholischen Bevölkerung mit Unwillen und von der katholischen ohne großen Dank, als eine im überwiegend katholischen Staate sich von selbst verstehende Sache hingenommen. Dazu hatte die Staatsschuldentilgung keine erheblichen Fortschritte gemacht, war die Wissenschaft höchst geringschätzig behandelt, an Verfassungsbestimmungen gemäkelt worden rc.

Solche Erscheinungen wirkten um so einschneidender, je empfindlicher die Gemüther in Friedenszeiten werden, — wie schon Goethe bemerkt. In Zeiten des Kriegs läßt man sich Vieles gefallen, was man in Friedensjahren als Kränkung der Rechte und Ehre betrachtet.

Wo ist also Liebe und Zuneigung zum Throne zu finden, wenn auch der gegenwärtige König noch keinen Tadel auf sich gezogen? wo sind die Stützen des wankenden Zustandes? Das sind die wohlbegründeten Fragen, zu welchen in allen Gassen aufgefordert wird. Mit dem Wahlspruche Talleyrands „La pluspart des choses se font en ne les faisant pas" ist es fortan nicht gethan. Und man muß gestehen daß die Ministerien in keiner Weise die Initiative mit Kraft und Würde bisher ergriffen haben. Den allgemeiner werdenden Haß verdienen sie freilich noch keineswegs. Einer der angefeindetsten, Kriegsminister Weishaupt, ist z. B. ein gerader und liebenswürdiger Charakter. Ich weiß selbst daß er in Augsburg einen armen Studenten, der pfeifend und wohlgemuth sein Wasserkrüglein füllte, ohne besondere Veranlassung ansprach, ihn zu sich kommen ließ und für den ordentlichen und fleißigen Jüngling auf die väterlichste und edelmüthigste Weise sorgte. Solche Züge lassen nicht bezweifeln daß er, wie Heinrich IV., jedem Unterthan ein Huhn in den Topf wünschte, wenn er auch aufrichtig genug ist, Bürgern ihren Übermuth und ihr Wohlleben vorzuhalten, sie zu zeitgemäßer Einschränkung zu ermahnen. Aber außerordentliche Zeiten fordern in den Ministerien nicht nur gleiche Güte des Herzens, sondern auch einstimmige große Energie zu Fassung und Durchführung außerordentlicher Maßregeln. Man sieht nicht daß solche den drei leitenden Ideen der gegenwärtigen Revolution gegenüber ergriffen worden wären oder würden.

Der Idee der Nationalität gegenüber hat man z. B. nicht einmal in der holsteinischen Sache irgend eine das gewöhnliche Maß überragende Raschheit oder Energie gezeigt, beweist man keine Lust, die kostspieligen, ärgerlichen und zum Theil lächerlichen Gesandtschaftsposten einzuziehen. Es scheint, man warte zu, um dann ohne Dank und Ehre das Unvermeidliche nicht zu unterlassen. Ein freiwilliger und rascher Schritt hat aber in gewissen Umständen einen doppelten Werth und ein doppeltes Gewicht, theils zur Beruhigung Gutgesinnter, theils zur Niederschlagung übelwollender Zuflüsterungen.

Der Staatsidee gegenüber hat man zwar Versprechungen gemacht und zum Theil vollständig erfüllt. Aber man erschreckte dadurch die Leute alten Schlags, ohne die Modernsten zu befriedigen. Die Letztern betrachteten die Concessionen als erzwungene, für die man keinen Dank schulde. Man verfuhr Seitens der Regierung rein empirisch, gestattete ohne Theorie, ohne Vorberechnung und Plan dasjenige, was durch das lauteste Geschrei begehrt wurde. Es scheint durchaus der Gedanke, was nach der Constitution von 1818, was nach diesem politischen Organismus auf schlimme Fälle für eine neue durch alle Staatszweige sich gleichmäßig ziehende Form gegeben werden müsse, nicht durchdacht worden zu sein. Aber auch der Empirismus, welchen der Sturm der Zeit entschuldigen mag, ist nur ein halber gewesen. Die Staatsidee, als revolutionäres Princip, ist nämlich diesmal hauptsächlich im städtischen Gewande herausgetreten. Nun gleichen aber die Bewegungen unserer Städte, wenigstens in Baiern, dem Sturme im Topf, so lange Baiern vorwiegend ackerbautreibendes Land ist. Es scheint zwar daß das Landvolk, nach seiner Passivität beim Beginne der Revolution zu schließen, indifferent sei. Aber die Führer haben doch nur halb getraut, sonst hätten sie sich nicht beeilt, die Ablösung der Zehnten zu betreiben. Dadurch ist das Landvolk allerdings befriedigt, es ist aber auch noch mehr gereizt worden, die indifferente Stellung aufzugeben, und seine Aufmerksamkeit, oder vielmehr das ihm inwohnende Mißtrauen, müssen Abgaben ungewohnter und unwillkommener Art, wie die Einkommensteuer, noch steigern. Zudem führt die neue politische Laufbahn nothwendig eine starke Agitation des Landklerus mit sich, weil der Landmann an diesen zunächst, als seinen geistigen Führer, gewiesen ist. Ich erinnere an Art und Zahl der baierischen Abgeordneten in Frankfurt, und bin überzeugt daß die nächste Ständeversammlung überwiegend aus Geistlichen besteht. Der Gegensatz von Land und Stadt wird noch schroffer werden, wenn die Bürger sich und ihre Forderungen nicht mäßigen können. Dazu scheinen sie aber keine Lust zu haben. Man hat z. B. den hiesigen Gewerbtreibenden aus Staatsmitteln 27,000 Fl. zugewiesen. Darauf hatten sie Lust, zu fragen ob man dies alle Jahre thun wolle? München ist aber keine handel- und gewerbtreibende Stadt, welche für Deutschland je eine Bedeutung gehabt hat, oder haben wird. Und auch in politischer und wissenschaftlicher Beziehung ist das Sein oder Nichtsein Münchens nicht nur für Deutschland, sondern selbst für Baiern eine gleichgültige Sache. Was hinderte den jetzigen König die Erfahrungen seines Vaters zu benutzen, aus dem wohlverstandnen Interesse seines Hauses etwa Nürnberg zur Residenzstadt zu erklären und die bisherigen Hauptstädter ihrem Eigendünkel und ihren Tummulten zu überlassen? Das Land würde um so weniger Theilnahme für die Münchener zeigen, als ein solcher Zusammenfluß aufreizender Umstände wie im März nicht so bald wieder allgemeinere

2 vide 190

Bedeutung und größern Beifall sichert. Was berechtigt also zu besonderer Begünstigung dieser Stadt, was berechtigt diese Stadt, sich an die Spitze steter Opposition zu stellen und heute die Visitation des Hausschatzes, morgen der Kriegskasse zu fordern und das ihr Wohlgefällige decretiren zu lassen? Diese Fragen werden von unserm Landvolke ebenso ernstlich vorgebracht, als ähnliche von den französischen Departements gegenüber der Hauptstadt. Unter diesen, von der Ungleichheit der Interessen und der politischen Aufregbarkeit und Aufgeregtheit hergenommenen Gesichtspunkten hatten die Ministerien im März ihre Concessionen wenigstens empirisch abzuwägen und jetzt einen festen Gang einzuschlagen. Ich bin weit entfernt, gegen verliehene liberale Institutionen zu sprechen. Man muß aber irgend einen Punkt fixiren, wo man still steht und die neuen Institutionen auf gesetzlichem Wege wirken und sich entfalten läßt. Forderungen ins Unendliche, Forderungen die durch kein Gesetz sanctionirt sind, muß ein Ziel gesteckt werden, wenn nicht der Staat einem gebrechlichen Fahrzeuge auf hoher See gleichen soll, das jeden Augenblick von der Anarchie verschlungen werden kann. Benützt das Ministerium seine Mittel nicht besser, zeigt es nicht größere Energie, so langen wir bei der Ochlokratie an, gegen die Jeder so lange kämpfen muß, als der Geist zum Herrschen berufen und die Aristokratie, gegen jene gehalten, eine göttliche Ordnung ist. Wenn aber am 21. August auf einem Maueranschlag zu lesen war: „Im Namen des ganzen bairischen Volkes fordern mehrere Bürger Münchens sämmtliche hiesige Staatsbürger auf, sich zu überzeugen, ob der Staatsschatz hier ist"; wenn es in einem andern Anschlag heißt: „Wir (Münchner) sind als die Nächsten unserem ganzen Vaterlande für den Staatsschatz verantwortlich", so leuchtet daraus, abgesehen von der Unkenntniß der Gesetze, der gute Wille hervor, den Haufen der Hauptstadt zum Herrscher zu machen. Wenn Thon-Dittmer heute anschlagen ließ, man werde Se. Majestät bitten, daß man künftig den Hausschatz wieder sehen dürfe, so frägt es sich, ob dies die rechte Antwort war.

Ich komme nun zur dritten, unsere Bewegungen leitenden Idee, der religiös-wissenschaftlichen. Man hat bisher in Baiern und Östreich den katholischen Klerus ganz besonders gehoben und den Laien gegenüber bei allen Fragen und möglichen Anstellungen bevorzugt. Man hat ihm seinen Willen gethan, wenn es galt irgend eine geistige Erscheinung zu heben oder zu drükken. An dem Klerus hoffte man eine Stütze für den Thron zu haben. Man betrog sich hierin offenbar. Es findet sich bei dem katholischen Klerus häufig jene uralte Indifferenz gegen das Politische. „Geistliche braucht man immer, ob dieser oder jener herrscht, ob die Form monarchisch oder republikanisch ist!" So lautet die Devise. Wurde auf einer Seite hierdurch nichts gewonnen, so reizte man auf der andern Seite viele junge Talente von Bildung und schuf sich so bedeutende Gegner von nicht indifferenter Art. Zudem kennt man das in neuerer Zeit hervortretende Coquettiren der katholischen Presse mit dem Fortschritte und ihren Widerwillen gegen alle protestantischen deutschen Fürsten, insbesondere gegen den preußischen König, an dem sie ewig schon dies unverzeihlich finden werden daß er ein mächtiger Fürst ist. Wer aber einen Fürsten angreift, verletzt das ganze monarchische Princip. Nicht nur im einzelnen Staate, sondern auch im Gesammtvaterlande ist von dieser Partei nichts für den Bestand zu erwarten. Sie hat ein anderes Princip, als den Staatsbegriff und die Nationalität. Ich erinnere z. B., wie Döllinger in einer Antrittsrede auf Gervinus, als Repräsentanten der Nationalliteratur, und Phillips in den historisch-politischen Blättern auf das nationale Streben zu sprechen gekommen sind. Es ist unbegreiflich daß Protestanten die Reformen des jetzigen Papstes betonen mochten und daß die Frankfurter Versammlung gewisse Agentien in ihrer Mitte nicht schärfer faßt. Ich schelte Niemand wegen seiner Überzeugung, der Klerus soll geachtet und geehrt bleiben nach Verdienst und Recht. Aber unsere Ministerien hatten nöthig, durch ein Zeichen anzudeuten daß sie ferner den verletzenden Gang verlassen wollen, wenn es ihnen um Erhaltung zu thun ist. Man muß z. B. nicht Kandidaten halb verhungern lassen, um einem minder befähigten Geistlichen ein Amt nachzuwerfen, das er gar nicht nöthig hat 2c. Hatten endlich die wissenschaftlichen Anstalten Baierns eine große Hebung nöthig, sollte der Geist wieder in sein Recht eingesetzt werden, das er zum Schaden des Thrones verloren, so finden wir daß auch hier das Ministerium nichts Größeres unternimmt und sich selbst um die Initiative bringt. Es sind zwar einige Anstellungen erfolgt. Und es ist z. B. erfreulich, daß Söltl hier über deutsche Literaturgeschichte lesen wird. Aber man sucht hauptsächlich durch die bestehenden Anstalten zu helfen. Und doch nimmt derjenige welcher eine Strecke Weges einzubringen hat, kein hinkendes Pferd. Der Nepotismus, die Sucht, Söhne und Töchter zu versorgen, die Überschätzung seiner selbst, die Brutalität und Verachtung gegen junge Talente ist bei unsern Anstalten zu sehr eingewurzelt, als daß von hier aus etwas Ersprießliches zu erwarten wäre. Das Ministerium muß sich entschließen, wenn es kein Liebhaber solcher Hahnenkämpfe ist, wie sie jüngst nach Art des Gassenvolks in unsern Tagesblättern geführt worden, Talente selbst aufzusuchen und ohne Umstände anzustellen, sonst wird Baiern die wissenschaftliche Achtung nicht wieder gewinnen und der höchsten Stelle diejenige Weihe fehlen, welche aus der Pflege der Wissenschaften entspringt und zur Sicherung des Bestandes wesentlich beiträgt, weil sie eine Opposition der gefährlichsten Art abschneidet. Wer die Liebe will, darf den Haß nicht scheuen, und wer liberal sein will, muß despotisch sein, und wer leben und bestehen will muß untergraben. Dies sind die Lehren der Geschichte, die unsere Ministerien beherzigen mögen.

Deutsche Romane.

— A. v. Sternberg's gelbe Gräfin (2 Thle. Berlin, Alex. Duncker) ist nächst der Diana und Paul der umfassendste Roman dieses Verfassers, und vielleicht das Interessanteste aus seiner fruchtbaren, graziösen, aber leichtfertigen Feder. Sternberg stößt hier — was er bisher mit sorgsamer Scheu vermieden — auf einen ihm heimischen Stoff. — Eine natürliche Tochter der Kaiserin Elisabeth von Rußland ist die Heldin des Romans. Ihre kaiserliche Mutter kam den Nachstellungen des Kindes zuvor; sie ließ die Tochter in Deutschland erziehen. Eine Art von weiblichem Kaspar Hauser, wächst die unglückliche heimliche Prinzessin in der Fremde heran, um für spätere mögliche Verhältnisse des Petersburger Hofes aufgespart zu bleiben. Aber in der „gelben Gräfin" wird ihr eine Pseudotochter zur Seite gestellt. Ein Rudel cassirter französischer Officiere faßt den Plan, eine cretinartige Gärtnerstochter für das rechte Kind der Kaiserin auszugeben, nachdem die Prinzessin selbst verschwunden ist. Dies schöne, aber halb blödsinnige Mädchen in dem gelben Brokatstoff den man der Garderobe eines alten Schlosses entlehnte, wird von den wüsten Abenteurern zur Prätendentin der kaiserlichen Erbschaft gemacht; die Papiere der ächten Prinzessin unterstützen den Betrug, und am kurfürstlichen Hofe zu Trier huldigt man dem glänzend aufgenommenen Bauernkinde dessen wilde Natürlichkeit man respectvoll für moskowitische Erhabenheit nimmt. Das Naturkind in den Händen der blasirten Cavaliere gibt Veranlassung zu vortrefflichen Scenen, für welche A. v. Sternberg auf seiner Palette die richtigen Farben hat. Das Doppelschicksal der ächten und der falschen Tochter der Kaiserin steigert sich zum Gipfel der Entscheidung als beide Mädchen nach Petersburg geführt werden, um dort die Probe zu bestehen. Eine alte Kammerfrau entscheidet sich für die rechte; aber diese rechte und ächte Kaiserstochter büßt ihre Ächtheit mit dem Kerker. Peter's Thron schwankt und Katharina reißt mit Hülfe Orlows die Herrschaft an sich. Elisabeths Tochter soll als Opfer der Machinationen fallen. Es gelingt jedoch den Gegenbestrebungen, sie im Gefängniß mit der „gelben Gräfin" zu vertauschen, und so stirbt diese auf Orlows Geheiß den Tod der „heißen Badestube." Die Scene wo die Unglückliche, vom Qualm der heißen Dämpfe betäubt, traumhafte Visionen hat, ist mit einer fesselnden Gewalt, wenn auch mit grausamer Wollust ausgeführt.

— Ein Brautkuß. Irische Novelle von Ernst Willkomm (2 Bde. Leipzig, Friedrich Fleischer). Eine buntbewegte, wilddurchstürmte Geschichte von Padd's glühendem Herzen. Sir Edward ist ein Tollkopf erster Art; fast streift seine Art zu lieben an's Tollhäuslerische. Züge aus seiner Entwicklung, aus seiner ersten Jugend hätten uns vielleicht seine Natur näher gerückt; der Ausbruch seiner Empfindungen, seiner Einfälle und Streiche überspringt fast die Grenze wo die Phantastik ihre Berechtigung hat. Willkomm hat sein irländisches Gemälde mit ächt irländischen Farben ausstatten wollen; dergestalt daß er fast sein deutsches Bewußtsein darüber verliert. Das Psychologische kann uns aber nicht auf Kosten des Nationalen erspart werden. — Edward's Geliebte theilt seine Empfindungen: allein sie will den Wildfang reformiren. Sie ist im Nothfall coquett genug ihn zu quälen, in der Absicht ihn zu erziehen. Der Versuch aber mißlingt; der Tollkopf wird zur wüthendsten Eifersucht gestachelt. Eine eigenthümliche Figur — dem tollen Padd gegenüber — ist ein sanfter, blonder Spanier. Dieser ist der Schwager Miß Anna's. Ihn zieht sie zu Rathe um Edward zu entwildern. Das lebhafte Mädchen geht in den Ausdrücken eines Briefes an den Spanier zu weit, sie spricht scherzhaft von dem Lohn der seiner harre, wenn er komme. Dies steigert Padd's Argwohn zur jähen Verzweiflung. Ein schwesterlich gemeinter Kuß den Anna beim Schluß ihres Stelldicheins dem Schwager gewährt, ist das Signal zu grauser Unthat. Edward wird der Mörder dessen den er für seinen beglückten Nebenbuhler hält. Jetzt erst beginnt die Wendung der Dinge, wie sie der Verfasser aus der Überlieferung der geschichtlichen Thatsache entnommen haben mag. Edward ist so sehr der Liebling des Volkes daß sich niemand findet ihn zu richten. Sein eigener Vater ist der Richter von Galway; dessen Spruch verdammt den Mörder zum Tode, aber es stellt sich kein Henkersknecht, und das Volk welches das Schaffott zertrümmert, hat sich verschworen, Edward's Tod zu hintertreiben. Diese Volksscenen sind mit all dem Leben und Feuer geschildert, welche Willkomm's phantasiereiche Gemälde solcher Art auszeichnen. Auch der Kampf des alten Richters, sein Kampf zwischen den Nöthigungen seines Amtes und seinen Gefühlen als Vater ist ergreifend wahr entwickelt. Das Volk steht tobend vor dem Gefängnißthurm; Edward irrt in den dunkeln Gängen herum, der Vater tappt ihm nach, ergreift ihn endlich und stürzt ihn vor den Augen des Volks eigenhändig in die Tiefe.

— C. Reinhold (Köstlin, Professor der Rechte in Tübingen) hat in zwei Bänden (Bremen, Schlodtmann) Novellen und Erzählungen zusammengestellt. „Die Kinder der Fremde" nennt sich die eine, ein buntes Durcheinander vielfacher Gruppirungen; „Real und Ideal" die des zweiten Bandes, eben so phantasiereich wie jene phantastisch, beide voll Schwung, voll Kraft, und jenen Faustischen deutschen Geist der Forschung nach den Geheimnissen der Menschenseele verrathend, der auch im bunten Gewühl der Gesellschaftswelt die Maske des Don Juan plötzlich vom Gesicht nimmt und uns die Miene des blassen, unerbittlichen Ernstes zeigt. C. Reinhold gefällt sich im Roman an moralischen Wagnissen; dies Gelüst in ihm hat mitunter einen Anstrich von dämonischer Laune. Sein Dichter in „Real und Ideal", mit welchem uns die Gestalt Heinrich v. Kleist's vorschwebte, hat starken Beisatz vom Geiste Byrons. Der ächte Dichtergeist ist aber mehr als Dämon, er ist Genius. Er bewältigt zugleich die elementaren Götter der Leidenschaft die er heraufbeschwört. Indem der ächte Dichter aus der Verirrung der Sinne eine Tragödie gestaltet, sühnt er zugleich die finstern Gewalten des Menschenherzens. Er hütet sich die Verirrung der Sinne in sittliche Verwirrung umschlagen zu lassen; er gefällt sich nicht in Problemen, die uns erschrecken solange dem Poeten ihre Lösung nicht gelingt.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr.	Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet.	№ 51. 29. August.

Von Kronstadt nach Travemünde.

Von **Philipp Löbenstein.**

2.

Das Bild vom constitutionellen Mond mit seiner Sternenkammer am nächtlichen Himmel fing an mir zu gefallen und ich wollte es noch weiter ausmalen. Ich suchte in der Natur recht schnell nach einer äußersten Linken, aber es wollte mir nicht gelingen, ein recht analoges Bild zu finden. Es fiel mir freilich, wenn ich an Robert Blum dachte, ein langschweifiger, flammender Komet ein, und als ich eine Möve, die sich verspätet zu haben schien, ängstlich davon flattern sah, glaubte ich Arnold Ruge vor mir zu sehen. Doch mit Schrecken dachte ich daran, welche Unzahl von Vereinen ich mir auf den Hals laden, und welches furchtbaren Verbrechens man mich zeihen würde, wenn ich den Führer der äußersten Linken mit dem nach dem Volksglauben Unheil verkündenden Gestirn, und den Vertreter einer eigenthümlichen Weltanschauung mit einem Sturmpropheten vergliche. Die Angst mit der ich in die weite Ferne blickte, war gewiß auf meinem Gesichte zu lesen, denn es richtete jemand, der mich mir unbewußt beobachtet hatte, an mich die Worte:

Il n'y a rien à craindre, il fera beau temps aujourd'hui, Monsieur.

Ich wendete mich um und sah in das selbstzufriedene, volle Mondscheingesicht eines behäbigen Bourgeois, der gewiß zu jeder Zeit ein Huhn im Topfe hatte, und jetzt sicherlich ein fanatischer Anhänger Cavaignac's ist. Ich hatte mich nicht geirrt. Der gute Alte war früher Küchenmeister auf indischen Kauffahrteischiffen gewesen, und trieb jetzt einen einträglichen Handel mit Papageien und Südfrüchten nach Petersburg. Wir wurden bald recht vertraut; ich ließ ihn ganz ruhig la canaille zu Paaren treiben, die Herrschaft Cavaignac's befestigen und eine ganze Menge neuer Gesetze von der Nationalversammlung annehmen um einer dauernden Ruhe und Ordnung zu genießen. Zuletzt fragte ich ihn blos ganz bescheiden, wozu sie denn eigentlich die Februarrevolution gebraucht, da ähnliche Resultate sich mit geringern Unkosten, blos mit einer neuen Ministercombination, Thiers-Odillon-Barrot zum Beispiele, hätten herbeiführen lassen. Diese Bemerkung verdutzte ihn Anfangs, aber der Anhänger Cavaignac's antwortete bald ganz gelassen:

Mais, Monsieur, je ne suis pas du tout pour la République. Sie finden in ganz Frankreich kaum 300 Republikaner!

Nun war es an mir überrascht zu sein. Ich ließ es aber nicht merken, da es mir um die Freundschaft dieses interessanten Kautzes zu thun war. Wirklich hatte ich es ihm zu verdanken daß er mich mit allen Passagieren, deren Bekanntschaft er schon einen Tag zuvor gemacht hatte, in Berührung brachte, nachdem er mir vorher in seiner Manier ein kurzes Bild von jedem entwarf. Die Cholera in Rußland und die nach den Begriffen des russischen Kabinetts noch furchtbarere Geißel der Freiheit im übrigen Europa haben den Verkehr mit dem Norden fast zum Stillstande gebracht. Nur einzelnen russischen Kaufleuten erlaubt der väterliche Zar sich der vergifteten Luft des Auslandes auszusetzen und nur besonders gut angeschriebenen ausländischen Kaufleuten, von der Art des früheren Rührlöffelhandhabers und des jetzigen Papageienhändlers, wird es gestattet den geweiheten Boden des rechtgläubigen Landes zu betreten. Ein Hofmeister den sich ein russischer Großer aus Deutschland als Erzieher seines Sohnes verschrieben, und eine Musikbande die ein Petersburger Deutscher auf Speculation kommen ließ, wurden trotz aller Vorstellungen und Bitten der Ge-

sandten von Sr. kais. Majestät aus sehr begreiflicher Furcht vor deutscher Bildung und deutscher Musik nicht eingelassen. So hatte also auch unser Dampfschiff das sonst von Reisenden wimmelte, jetzt nur 12 Passagiere und gar keine Waaren am Bord.

Die Insel Hochland, ein fast kahler, unfruchtbarer Fels, dessen wenige Bewohner sich nur vom Fischfange ernähren, wurde jetzt sichtbar. Nun kam alles aus den Kajüten, um sich am Anblicke des Landes zu weiden. England, Amerika und Frankreich waren repräsentirt. Mit Hülfe des Küchenmeisters der meine physiognomischen Studien unterstützte und berichtigte, war ich bald mit allen Reisegenossen im Reinen. Ein gutmüthiger, wie gewöhnlich etwas schweigsamer Engländer, un negociant qui vaut 300,000 francs, wie mir mein Freund zuflüsterte, erschien, eine den dreißiger Jahren sich mit starken Schritten nähernde, holdlächelnde kleine Brünette, seine Erbin, am Arme führend. Die Tochter Albions nahm eigentlich während der Fahrt sehr wenig an der allgemeinen Conversation Theil; sie verausgabte jedoch eine Masse freundlich lächelnder Blicke und ein schönes, rundes Sümmchen von yes, konsumirte dagegen nichts weiter als einige Dutzend Tassen Bouillon. Die Vereinigten Staaten hatten ihrer praktischen Richtung getreu zwei junge Ingenieure am Bord, zwei ungebändigte Söhne des Landes der Freiheit, die mit einer Geringschätzung auf unsere Zustände herabblickten — gleichsam wie der reife Mann lächelnd dem Soldatenspiele der Knaben zusieht. Der französische Contigent war durch ein Paar rührige, kokette Französinnen completirt. Die Eine, die Frau des Modehändlers, glich vom Scheitel bis zur Zehe einer Hochländerin aus einem Romane des bekannten großen Unbekannten. Hut und Kleid und Mantel, Handschuhe und Stiefelchen waren quadrillirt. Doch trotz ihrer kleinen Natur — wie ein unhöflicher östreichischer Reisepaß sagen würde, — bewegte sie sich in ihrem Anzuge so feierlich, ohne ihre französische Quecksilbernatur verläugnen zu können, daß mir unwillkürlich die französische Republik einfiel die in eine römische Toga gehüllt, doch den Pariser Gamin nicht zu verstecken vermag. Die zweite Französin, auch eine Modehändlerin und nebstbei die Frau eines Zahnarztes, hatte bereits das Alter erreicht, das sie befähigte die Heldin eines Balzac'schen Romans zu spielen, war aber unglücklicherweise fast immer seekrank, so daß ich nun um einen schönen Romanstoff ärmer bin.

— Ist denn gar kein Deutscher auf dem Schiffe? fragte ich meinen gesprächigen Cicerone. Ich erschrak vor dem Gedanken, auf diesem ehrbaren Völkercongresse ganz allein das Germanenthum repräsentiren zu müssen.

— Da kommt eben ein Herr, der ein Landsmann von Ihnen zu sein scheint, ob er gleich einem sibirischen Bären ähnlicher ist! antwortete der Franzose.

Wirklich näherte sich uns jetzt ein Wesen, das durchaus kein Recht zu einem Injurienprozesse beanspruchen konnte, wenn man es, in einen großen Pelz gehüllt, in der Pudelmütze vermummt und bei seinem langen Schnurrbarte der einer Schnauze täuschend ähnlich sah, für keinen Menschen anerkennen wollte. Und doch war es ein Mensch von echtem Schrot und Korn, ein thüringischer Bergmann der am Ural und Altai für die russischen Prasser Gold und Silber gewonnen, selbst aber in den sibirischen Wäldern zu einem halben Wilden geworden war. Seit einer Reihe von Jahren aus seinem Vaterlande abwesend, kehrte er jetzt zurück, weil die russische Regierung in einem neuen Ukase den Bergwerksbesitzern streng untersagt ausländische Bergleute anzustellen, außer denn sie träten in den russischen Unterthanverband. Also auch das tief in den Schachten ruhende Metall könnte eine entwerthende chemische Analyse erleiden, wenn es von unwürdigen, nach Freiheit dürstenden Armen gehoben würde! Es wäre höchst wünschenswerth daß Berzelius, Liebig und Orfila dieses Thema einer gründlichen Forschung unterwürfen, da zweifelsohne die Wissenschaft dem naturkundigen Zaren für diese Entdeckung sich zum innigsten Danke verpflichtet fühlt.

Das Gespräch wurde nun allgemein. Die jetzigen politischen Zustände sind das herrlichste Vehikel, eine Conversation in Gang zu bringen. Die ellenlange Times, die der englische Kaufmann noch aus Petersburg mitgebracht und jetzt aus der Tasche zog, um seinen Thee genießbarer zu machen, versetzte uns sogleich in das Gewirre und Getreibe der Journalistik und der Zeitereignisse. Es bildete sich natürlich eine Rechte und eine Linke; es fehlte auch nicht an äußersten Extremen und so war der von Ruge gewünschte Völkercongreß, von den Wogen der Ostsee umspühlt, von innerm Zwiespalte zerrissen, eine Wahrheit geworden. Nur unser neuer Thüringer spielte eine gar traurige Rolle, da halb französisch, halb englisch diskutirt wurde, und er von diesen Sprachen eben so wenig als von den verhandelten Gegenständen verstand. Von den neuesten Umwälzungen hatte er nur verworrene, aus aufgefangenen Neuigkeiten gebildete Begriffe; er glich in dieser Beziehung einem östreichischen Reichstagsdeputirten, der seinen Nachbar beim Rock zupft, um zu

erfahren, was an der Tagesordnung ist, und ob er aufstehen oder sitzen bleiben sollte.

Die Irländer waren grade auf dem Tapete, und der Anhänger Cavaignacs, der alle aufrührerischen Ouvriers deportiren wollte, nahm natürlich Partei gegen die Engländer und verlangte für die Kinder des grünen Erin die übertriebensten Vorrechte. Seine Landsleute unterstützten ihn eifrig, die Söhne of Uncle Sam hielten es kaum der Mühe werth für eine Sache die sich von selbst verstehe, ein Wort zu verlieren; der alte Engländer vertheidigte sich schwach. Ich blieb neutral, und warf nur hie und da obenhin eine Bemerkung als Zündstoff unter die streitenden Parteien, wie der russische Kaiser, der sich durchaus nicht in die innern Angelegenheiten der Staaten mischen will, sondern blos durch wohlmeinende Noten seine Privatansichten ausspricht. Albion lag in den letzten Zügen, O'Brien und Meagher triumphirten auf einem deutschen Dampfschiffe unter russischer Flagge, als plötzlich ein englischer Desaix den Franzosen ein Marengo verlieren ließ. Es mischte sich nämlich ein seiner äussern Erscheinung nach irreprochabler englischer Gentleman in's Gespräch, der bis jetzt noch unsichtbar gewesen. Als geschickter Feldherr griff er den Feind bei seiner schwachen Seite an, und unterwarf ohne das Verfahren Englands in Bezug auf Irland gar zu sehr in Schutz zu nehmen, die letzten Akte der französischen Regierung einer ruhigen, mit englischer Medisance verstärkten Kritik. Die Amerikaner ließen nun ein Paar Kernworte über die französirte Republik fallen, die Damen zog die Persönlichkeit des englischen Ritters an, und der Erkoch und gegenwärtige Papageienhändler war total geschlagen.

Ich erkundigte mich sehr gespannt, nach diesem Deus ex machina und erfuhr daß er ein wirklicher — englischer Kourrier sei. Es überraschte mich ein wenig daß die englische Diplomatie hier so energisch aufgetreten und dachte ob dies nicht eine Veränderung der Palmerstonschen Politik andeute. Ich betrachtete nun diesen ruhmgekrönten Sieger etwas genauer, und indem ich seinen höchst modernen Anzug, seinen zierlichen, ein wahres Torygesicht einrahmenden Backenbart und sein kleines Schnurrbärtchen bewunderte, fiel mir der russische Kourier ein, der noch nicht zum Vorscheine gekommen war. Ich erfuhr durch den Kellner daß er eben in der Kajüte sein drittes Glas Thee mit Rum zu sich nehme, und wahrscheinlich ungestört seinen Privatansichten nachhänge.

Zur Chronik der Gegenwart.

— Seit dem letzten Reichstage Maximilians I. und den Tagen Kaiser Kars V. hatte der alte Gürzenich in Köln kein solch Bankett gesehen wie es jetzt am 15. August gefeiert worden. Kein Östreich, kein Preußen, ein einiges Deutschland! Dieser Toast Johanns von Östreich, beim Dombaufest zu Köln an selbiger Stelle gesprochen, ist seitdem in der Person des Sprechers zur leibhaften Wahrheit und Wirklichkeit geworden, und Östreich und Preußen feierten zu Köln ihre Verbrüderung als beide Fürsten sich vor der jubelnden Menge umarmten, der König den Reichsverweser zur Rechten nahm, ihm die Ehre zuerkennend die Dieser dem Regierenden zuzuwenden gewillt. Dieser scheinbar gleichgültige, scheinbar complaisante Act war doch das Signal zur Feststellung des Verhältnisses. — Des Königs Schlußwort an Gagern: Vergessen Sie nicht daß es noch Fürsten in Deutschland gibt und Ich Einer von ihnen bin! war wie eine absolute Bombe in das Freudenfest der Verbrüderung gefallen. Allein die Bombe war nicht gefüllt. Des Königs Toast auf den Reichsverweser: Er gebe uns einige und freie Völker, er gebe uns einige und freie Fürsten! war eine neue, mit donnerndem Jubel aufgenommene Besiegelung des großen Actes daß Preußen welches ohne Deutschland groß geworden, gleichwohl fortan nur deutsches Leben in seinen Adern fühlen wolle. —

Die Consecration des Domes geschah dem katholischen Brauche nach bei geschlossenen Thüren; dan folgte vor dem Reichsverweser und dem Könige die nationale Einweihung der Kirche. Am 15. August 1248 geschah die erste Grundsteinlegung unter dem zweiten Friedrich von Hohenstaufen; nur das Chor war im Laufe der Jahrhunderte fertig geworden, der übrige Bau Stückwerk geblieben. Jetzt faßt das Schiff der Kirche 10,000 Menschen. Die letzten 6 Baujahre wiegen fast eben soviel Jahrhunderte auf.

— Senator Duckwitz von Bremen, jetzt Reichsminister des Handels, hat in einem „Memorandum über die Zoll- und Handelsverhältnisse von Deutschland" sein Programm gegeben. Vollständigste Einheit in Zoll- und Handelssachen ist der Grundsatz seiner Überzeugungen; sowie gleiche Berechtigung aller Staaten bei der Steuerentrichtung und Benutzung der Transportmittel. Um die Forderung gleicher Berechtigung deutscher Schiffe mit Schiffen fremder Völker durchzusetzen, dazu gehört dem Auslande gegenüber eine commercielle Wehrhaftigkeit, und eine Organisirung der Landesgrenzen namentlich gegen Holland, Belgien, Frankreich, Italien. Zu den gewöhnlichen Tarifsätzen dürfen über nichtdeutsche Häfen nach Deutschland nur solche Waaren zugelassen werden, durch deren consularisch beglaubigte Papiere nachgewiesen ist daß sie schon vom Absendungsorte nach einem deutschen Platz bestimmt waren. So nur bekommt es Deutschland in seine Hand, die Erzeugnisse und Schiffe eines fremden Landes bei der Einfuhr über fremde Häfen mit der gleichen Steuerfreiheit zu treffen welche auf indirecte Einfuhren aus den holländischen,

belgischen und französischen Häfen gelegt wird. Dies ist der Weg, durch Repressalien die Gleichheit der Besteuerung zu erlangen. Für die Rheinstädte soll daraus nur für die Übergangszeit Unbequemlichkeit erwachsen, später aber nach Feststellung der neuen Ordnung werde ihnen, wie Duckwitz behauptet, der ganze Umsatzmarkt von Amsterdam, Rotterdam und Antwerpen zufallen. Zum Besten der Seestädte bringt Duckwitz auf ein beschränktes Freihafensystem mit Entrepot für Erzeugnisse die bei der Einfuhr vom Auslande einer Steuer unterworfen sind.

— Je mehr sich Wien durch Arbeiterkrawalle und literarische Alarmisten den Anstrich gibt, der „Brennpunkt der europäischen Demokratie“ zu sein, desto conservativer scheint sich die Stimmung des Wiener Reichstags in seiner Mehrheit zu gestalten. In der Ablösung der Robotpflichtigkeit hat sich jetzt das Ministerium durch den Unterstaatssecretär Mayer und die Justiz- und Finanzminister für Entschädigung ausgesprochen. Der Ausgleich der Ablösung soll auf den Provinziallandtagen geschehen. (Kudlich, der Antragsteller, hatte sich für die Entschädigung nur als Ausnahme, nicht als Regel erklärt.) „Recht, Billigkeit, Ehre, Politik fordern die Entschädigung“, sagte Hr. Bach. Damit steht und fällt nun das Ministerium Doblhoff.

— Das Ministerium Doblhoff zieht die beiden böhmischen Herrschaften Metternichs, Plaß und Königswart, als Staatsgut ein. Metternich hat jedoch eine halbe Million Schulden darauf haften lassen. Eben so auf dem Johannisberg, wo er die Steuern an Nassau seit Besitznahme des „Geschenkes“ schuldig geblieben ist. Die Nassauische Regierung ließ, wie es scheint, aus Discretion die Schuldensumme stehen und anwachsen. Jetzt hat sie sich natürlich ein Herz gefaßt und den Johannisberg mit Beschlag belegt.

Während Metternich, nicht blos moralisch, sondern auch im wirklichen Sinne des Wortes, Grund und Boden in Deutschland verliert, sucht Louis Philipp, der jetzige Graf von Neuilly, durch Ankauf eines Landgutes bei Worms Grund und Boden unter uns zu gewinnen.

— Nach den Geständnissen der Sibyllinischen Blätter aus Östreich, deren Verfasser der östr. Artilleriehauptmann und Parlamentsabgeordneter Möring, ist die Seegeltung der östr. Flotte im Mittelmeer so gut als Null gewesen. An den norddeutschen Ufern mußte der Gedanke einer deutschen Seemacht in's Leben treten. Der Marinecongreß, aus sachkundigen Männern der deutschen Nordseestädte zusammengesetzt, stellt in seinem Berichte nach seinem Gutachten als Minimum einer deutschen Flotte 12 Segelfregatten mit 40 bis 60 Kanonen, 6 Dampfschraubenfregatten und 6 Dampfschaufelräderscorvetten. Die Kosten zu deren Einrichtung werden auf 10 Mill. Thlr., zur Erhaltung ohne die Marinecollegien, Seeschulen, Arsenale und Docks jährlich auf 3,600,000 Thlr. angesetzt. Sieben Jahre reichen hin sie herzustellen. Mit 9000 Mann etwa wird die Flotte bemannt. Der Congreß ist der Meinung daß eine geringere Marine für Deutschland nutzlos wäre. Das vorgeschlagene Minimum aber sei auch ausreichend den Sund zu reguliren.

— Eine der Berliner Zeitungen beschäftigte sich mit den Kostensätzen der deutschen Centralgewalt. Dieselbe hat sich in Frankfurt bei Rothschild einen Credit von 2 Mill. Gulden eröffnet, um ihre laufenden Ausgaben zu bestreiten. Die Taggelder der 712 Abgeordneten betragen im Durchschnitt täglich 2400 Thlr. Für den Präsidenten sind 24,000 Gulden jährlich bewilligt; die Vicepräsidenten sollen 10,000 Gulden, die Secretäre 6000 Gulden erhalten. Die Bureaukosten, einbegriffen der Druck der stenographischen Berichte, werden auf 80,000 Gulden berechnet. Als Ministergehalt will man 12,000 Gulden in Vorschlag bringen, als Repräsentationsgelder für den Präsidenten des Kabinetts noch außerdem 50,000 Gulden. Die einzelnen Staaten können bei dem Wegfall ihrer Gesandten im Auslande füglich dazu beitragen die allgemein deutschen Gesandtschaftsposten um so würdiger auszustatten. Freilich denkt jetzt jeder einzelne Staat auf Ersparnisse und die Höfe sehen dies ein. Bis jetzt hat Preußen, das von Süddeutschland vielgeschmähte Preußen, das zur Führung des dänischen Krieges seine Millionen hergab, auch den Aufwand der deutschen Centralgewalt bestritten. Östreich hat die Ehre, Preußen die Kosten davon: so war bis jetzt die Vertheilung der Functionen in der deutschen Vereinbarung. Es hat so kommen müssen, und wir klagen nicht darüber. Man wolle nur billig sein und dem preußischen Selbstgefühl Rechnung tragen, theilen wir auch keineswegs das brüske Sondergelüst, zu welchem das an sich berechtigte Selbstbewußtsein des preußischen Nationalgefühls sich gern versteigt.

— Der Reichsminister der Finanzen, v. Beckerath, machte unlängst in der Nationalversammlung die Mittheilung daß die von Frankreich gezahlte Entschädigungssumme im Betrage von mehr als 20 Mill. Gulden seiner Zeit dem Hause Rothschild zu 3½ Proc. überlassen wurde, womit das berühmte Haus allerdings ein schönes Geschäft machen konnte. Für die neuern Festungsbauten wurden verausgabt: für Ulm 10,560,000, für Rastadt 8,800,000 Gulden. Am 10. August betrug die Gesammtsumme aller Reichskassen 2,880,000 Gulden; doch waren einzelne Staaten noch im Rückstande.

— Der vorige Vereinigte Landtag in Preußen hatte bekanntlich 15 Mill. bewilligt. Hansemann eröffnete eine freiwillige Anleihe zu fünf Procent. Noth und Argwohn hielten den Patriotismus gebannt; die freiwilligen Gelder wollten nicht flüssig werden; nach Verlauf von mehr als zwei Monaten waren nur 1½ Mill. zusammengekommen. Da erklärte der Finanzminister den 10. August als den Schlußtermin der freiwilligen Beisteuer und setzte mit diesem Tage die Eröffnung einer Zwangsanleihe an, welche nur mit 3½ Proc. verzinst werden sollte. Diese Zwangsanleihe war eine Art Vermögenssteuer; von 4000 Thlr. aufwärts sollte das Capital, von 400 Thlrn. aufwärts das Einkommen besteuert werden. Hansemann's Speculation war die richtige. Die Aussicht auf bessere Verzinsung durch freiwilliges Darlehen brachte nun rasch vor der Eröffnung der Zwangsanleihe die gewünschte Summe zusammen. — Die Mark, Pommern und der protestantische Theil Westfalens steuerten am meisten bei; sie erwiesen sich auch hierbei als die getreuesten Stützen der Monarchie Preußen.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr.	Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet.	№ 52. 30. August.

Die Kirchenfrage in der Reichsversammlung.

Von Rob. Heller.

Ich theile Ihnen einige Einzelheiten über die Reden in der Kirchenfrage mit, welche die letzten drei Sitzungen der Reichsversammlung ausfüllten und bis jetzt gegen vierzig Sprecher von den verschiedensten religiösen und politischen Glaubensbekenntnissen in Bewegung setzten. Nur wenige davon haben blos für die stenographischen Mittheilungen gesprochen, denn im Allgemeinen war die Aufmerksamkeit des Hauses so gespannt daß selbst Mitglieder wie Herr Nauwerck und Herr Wedekind nicht „den fortlaufenden Beifall" erregten, an den ihre Beredsamkeit sonst gewöhnt ist, das heißt die Reihen ihrer Zuhörer sich diesmal nicht immer mehr lichten sahen. Obschon grade bei der Ankündigung des Herrn Nauwerck der Präsident von Gagern mit der olympischen Ruhe, die sein Wesen ausgezeichnet, eine äußerst verfängliche Anstalt traf, nämlich vor allem die Gänge zwischen den Bankabtheilungen räumen ließ! Ein großer Theil der Abgeordneten stand noch von der Sepp'schen, eines Münchner Ultramontanen, Rede her und versperrte damit die Wege. Herr von Gagern, als wolle er Jedermann in Zeiten den nöthigen Rückzug sichern, forderte also, bevor noch Herr Nauwerck zu sprechen begonnen hatte, die aufgestandnen Mitglieder auf, aus den Gängen und auf ihre Plätze zu treten, damit die erforderliche Communication wiederhergestellt würde. Nur Gagern selbst vermag dergleichen jeden Augenblick mit einer Gelassenheit anzuordnen, als dürfte kein Mensch darin eine befremdliche und für den Redner wenig schmeichelhafte Fürsorge erkennen. Stünde ein etwas abschreckender Sprecher auf der Tribüne und Herr v. Soiron z. B. verlangte die Öffnung der Aus- und Zugänge, so bräche die Versammlung unfehlbar in jenes homerische Gelächter aus, welches die Rhapsoden der Paulskirche mit „anhaltender Heiterkeit" anzudeuten pflegen. Also was nur irgend so viel Stimme aufzutreiben hatte, als dazu erforderlich ist, um verstanden zu werden in dem großen und beständig geräuschvollen Raume, das ward auch gehört in der Kirchenfrage. Am feinsten aber ward auf die Redner der klerikalischen Partei hingehorcht, sei's aus Achtung vor ihrem Verstande, oder aus Neugierde, was sie denn vorbringen könnten zur Rechtfertigung einer moralisch verurtheilten Sache.

Auch ich will diesmal von ihnen erzählen. Herr Phillips und Herr von Laussaulx täuschten die auf sie gesetzten Erwartungen, der Zweite indem er nicht, und Herr Phillips dadurch wie er sprach. Wie Herr Phillips redete, so hätte überhaupt jeder aufgeklärte Patriot sprechen können; es war durchaus kein ultramontaner Zug in der glatten Physiognomie seines Vortrags. „Nicht die Verschiedenheit der confessionellen Parteien in Deutschland", beklagte er, „sondern daß diese Verschiedenheit zu politischen Zwecken ausgebeutet worden sei." Er kritisirte den westphälischen Frieden ziemlich hart, aber nicht ungerecht, und schloß mit der Hoffnung, in Frankfurt werde ein länger dauernder Friede von den Völkern gestiftet werden als jener fürstliche Friede von Münster gewesen, und auf die kirchliche Unabhängigkeit werde der neue Vertrag gegründet sein.

Der zweite Redner eben dieser Partei war Herr Dieringer aus Bonn, ein Professor mit dem strengen Antlitze eines Priesters und mit dem festen Tone eines solchen. Bekanntlich läßt der Entwurf der Grundrechte, so wie ihn die Mehrheit des Ausschusses hingestellt hat, die Absicht deutlich erkennen daß zwar allen neuen Religionsgesellschaften jeder Vorschub freier Bildung und ungehinderter Selbstverwaltung

geleistet, daß dagegen die ältern der Oberobhut des Staates keineswegs entzogen werden sollen. Herr Dieringer faßte diese Folgeunrichtigkeit mit Schärfe an. „Also nur für die Kirche soll der alte Polizeistaat übrig bleiben? Dann wird sie eine Kirche des Zufalls und der Bureaukratie!"

Um Herrn Döllinger's wohlgezahnte Polemik zu würdigen, ist es nöthig, zuvor der Rede des Herrn von Beisler zu gedenken, welche den zweiten Kampfstag eröffnete. Beisler steht an der Spitze des königl. bairischen Kultusministeriums, und er sprach nicht grade dafür daß der Staat für immer der Vormund der Kirche bleiben müßte, sondern er verlangte von derselben eine gründliche demokratische Umgestaltung nach dem Vorbilde des Staates. Ihr die Freiheit des Vereinsrechts, ihr alle Unabhängigkeit zu geben ehe diese Umwandlung geschehen sei, das heiße die Priesterherrschaft in die Gewalt einsetzen. Zur Kirchengemeinde rechne er aber auch die Laien. Mit ihrer Zuziehung sei eine Reichssynode aller Confessionen einzuberufen, darin das Gemeinschaftliche gemeinsam zu berathen, das ist die Stellung der Kirche zum Staate, und das besonders Confessionelle besonders. Daß Herr Döllinger einem solchen Verlangen nicht beipflichten konnte, daß es ihn entsetzen mußte, dergleichen radicale Forderungen aus dem Munde des Kultusministers seines Heimathstandes zu vernehmen, war begreiflich. Seine ganze Rede war daher in der Hauptsache auf die Widerlegung von Beisler's gerichtet und sie kann als ein dialektisches Muster betrachtet werden, die Persönlichkeit in einer Debatte zu umspannen, sie in allen ihren Äußerungen zu zerlegen und dennoch nirgend gröblich oder schlechthin „persönlich" zu werden. Ein Shylok würde mit dem Talente Herrn Döllingers das Fleisch Antonio's unter allen Bedingungen des Gerichts zunächst am Herzen ablösen, ohne einen Tropfen Blut dabei zu vergießen und nicht mehr noch weniger als ein Pfund!

Herr Döllinger ist ein Mann von mittler Gestalt, mit dickem Haarwuchs, der wie eine Perücke aussieht, von hagerem Gliederbau und einer scharf aus dem bräunlichen, mit glänzendem Gebiß ausgerüsteten Gesicht hervortretenden Nase. Sein Alter würde schwer zu bestimmen sein, wäre es nicht aus seiner 25jährigen öffentlichen Wirksamkeit abzunehmen. Alles verkündigt an ihm den zähen Charakter und einen starken Willen, der jede Regung des Körpers und Gemüthes unterjocht hat. Seine Stimme ist nicht klanglos, von einer trocknen Deutlichkeit und darin geübt, das Schärfste im gelassensten Tone zu sagen. Sein Vortrag wendete sich sofort auf eine Reihe von Einzelheiten, die eigentlich zusammenhangslos waren, und zu deren Abspinnung die meisten Redner eines schriftlichen Anhalts bedürfen würden. Herr Döllinger braucht diese Unterstützung nicht, ihn zerstreut und beirrt nichts, er begegnet auch dem zufälligen Einwande der ihm aus der Versammlung entgegengeworfen wird als hätte er darauf gerechnet und fährt dann ruhig fort seinen Weg weiter zu verfolgen. So leitete er eben aus Beislers Beispiel die handgreiflichste Gefahr der Kirche ab, unter einem Minister zu stehen, der ihr Umgestaltungen zumuthe, welche wider ihr Wesen seien. So berichtigte er dessen Urtheil über den Papst und das Papstthum; so gab er dem Staate den Vorwurf der versäumten Synoden zurück, deren Abhaltung nur eben dieser Staat selbst verhindert habe; so kam er schließlich auf den einfachen Abschluß seiner Rede. Die neuen Kirchengesellschaften sollten fortan volle Freiheit und Unabhängigkeit haben, die alten aber bevormundet sein? Ein solcher Zustand ist unhaltbar.

Gäbe es nicht eine Überzeugung, die höher steht als alle Klugheit des feinsten Verstandes, so würde Herr Döllinger vollständig obgesiegt haben. Diese Überzeugung aber ist er nicht im Stande hervorzubringen. Er führt den Beweis seines Rechts wie ein unerschütterlicher Sachwalter, der wider jeden Einwand den Beleg in der Tasche trägt, nur daß er den Verdacht gegen seine Person und Sache überhaupt durch keine formelle Beweiskraft zu heben vermag, selbst nicht durch den Gewinn des Processes.

Den Bischof von Ermeland, Herrn Geritz aus Frauenburg in Preußen, übergehe ich. Er sprach im Geiste eines Würdenträgers seiner Kirche. Seines Alters wegen und weil seine gemessenen Worte von einem Bischofsstuhle kamen, ward sein Vortrog mit Interesse angehört, trotz der undeutlichen Stimme des Redners. Herr Sepp von München dagegen wäre geeignet gewesen durch seine weitgreifenden und übertreibenden Behauptungen die Sache des Klerus zu verderben, wenn ihr Gelingen nicht auf Voraussetzungen tieferer Art beruhte. Diese Voraussetzungen sind die Consequenzen der Freiheit, nach welchen nicht blos das Ungefährliche seiner polizeilichen Bande ledig wird, sondern auch das Gefährliche. Die Versammlung fühlt sehr wohl, in welch einen Fall sie das Vaterland setzt, wenn sie plötzlich Gewalten entfesselt, die bis jetzt hinter dem Siegel des Staates mehr oder weniger gefesselt lagen, und dennoch aller Augenblicke die bit-

terste Zwietracht im Volke heraufbeschworen. Allein sie weiß auch daß sie den beginnenden Kampf kaum vertagen, vielweniger daß sie ihn verhindern könnte. Herr Sepp ist offenbar einer der ehrlichsten Vertreter der katholischen Kirche, sonst hätte er nicht zur großen Genugthuung der Versammlung eingeräumt daß die Synoden allerdings wohl dem Staate, aber durchaus nicht der Kirche von Nutzen wären. Aber seine Debatte hätte eben durch diese dreiste Kundgebung seiner innersten Gesinnung für die Angelegenheit verderblich werden müssen, der er das Wort reden wollte.

Auch Hr. v. Radowitz zählt zu den Rednern der klerikalischen Partei — um die gehässige Bezeichnung „Ultramontane“ zu vermeiden — und er war der geschicktesten Einer. Hr. Domkapitular Förster aus Breslau kam zu spät mit seinen Erörterungen und es fehlte ihm die Fähigkeit neue Lichter über den vielfach betrachteten Gegenstand zu streuen. Endlich am dritten Tage trat noch in Hrn. Thinnes ein wohlgenährter Kleriker auf, dessen biederes Wesen und verzeihliche Neigung, einigen der ärgsten am gestrigen Tage gefallenen Vorwürfen zu begegnen, ein besseres Schicksal verdiente, als einfach und wiederholt vom Präsidenten auf die Behandlung des Paragraphen verwiesen zu werden. Hr. Thinnes sprach aber dennoch von den Synoden, die besonders durch die katholischen Pfarrer selbst der liberalen Seite des Hauses dringend beansprucht werden. Die Bischöfe dürften keine bloßen Vollziehungsbeamten und die Pfarrer nicht so sehr die Diener ihrer Gemeinden werden, daß sie auf Widerruf angestellt würden. — Die hervorragendsten Redner protestantischer Seits waren Biedermann, Zittel, Bauer (von Bamberg) und Zimmermann (von Stuttgart), der bekannte Verfasser der Geschichte des Bauernkriegs von 1525. Über sie, wenn nicht drängende Ereignisse zu Schilderungen anderer Art auffordern, in einem besonderen Aufsatze.

B r i e f w e ch s e l.

U l m, im August.

[Stimmung der Würtemberger; die Journalistik und der Festungsbau; die Pietisten in Würtemberg.]

ꝸ Ich kam am 6. August, jenem denkwürdigen Tage Deutschlands, in U l m an. Schon von ferne sah ich an der Spitze des alten Münsterthurmes die schwarzrothgoldene Fahne flaggen; ebenso zierten auch die Festungswälle und Vorwerke in der Ebene und auf den Anhöhen, auf dem Michelsberge, die deutschen Farben; dasselbe nahm ich in der Stadt selbst wahr. Die Bürgerwehr betheiligte sich theilweise bei dem Huldigungsacte; doch nicht so, wie es hätte geschehen sollen, denn es erging den Ulmern wie den Nürnbergern: sie kamen erst hintennach darauf was sie hätten thun sollen, und bereuten zu spät was sie unterließen. Das Militär, würtembergisches, bairisches und östreichisches, sowie die preußischen Officiere die des Festungsbau eswegen sich hier befinden — huldigten in vorgeschriebener Weise dem Reichsverweser; nur ein hannöverscher Officier schloß sich auf Befehl von Oben (d.h. von Hannover) davon aus.

Die Bevölkerung dahier spaltet sich, wie überall in Deutschland, in Demokraten und Monarchisten. Man hat übrigens Vertrauen auf die Nationalversammlung und wartet der Dinge die da kommen sollen. Vereine gibt es hier zwei: einen politischen und einen Arbeiterverein. Der letztere ward besonders durch den Redacteur des Erzählers an der Donau, S ch i f t e r l i n g, zu einem rein demokratischen gemacht. Nach der Verhaftung desselben — er sitzt, angeklagt der Majestätsbeleidigung, im Kriminalgefängniß — scheint der Verein mehr die speciellen Arbeiterverhältnisse in Vordergrund zu stellen, während in dem politischen Vereine sich die verschiedenen politischen Parteien Geltung zu verschaffen suchen. Das Blatt Schifterlings hat sich nun in die „D o n a u z e i t u n g“ verwandelt, die seit Anfang August C. B e y s ch l a g redigirt. Die Tendenz dieses Blattes geht auf baldige Herstellung der Einheit und Stärke Deutschlands — als dringende Forderung äußern Feinden gegenüber — auf Unterordnung der einzelnen Staaten und Fürsten unter die Centralgewalt. Auf Besprechung socialer Fragen, die unabweisbar sich herandrängen, geht sie lebhaft ein. Soweit aus den bisherigen Nummern zu ersehen ist, entspricht das Blatt dieser Tendenz, und die Redaction läßt es sich allem Anscheine nach angelegen sein, dem Blatte eine in jeder Art würdige Haltung zu geben. Außerdem erscheinen hier noch zwei Blätter, die in weiten Umkreisen verbreitet sind, nämlich die „Ulmer S ch n e l l p o s t“ und die „Ulmer C h r o n i k.“ Das erstere Blatt geht mit den Strebungen der Zeit, ohne jedoch leitend auf dieselben einwirken zu wollen, und hat sich früher besonders auch der Sache der Deutschkatholiken stets mit warmem Eifer angenommen. Das zweite Blatt ist eine Zuflucht für die Aristokraten, Bureaukraten und Pfaffen Würtembergs, und fast nur von diesen gehalten. Es lebt wo möglich vom Skandal. Redigirt wird es von Dr. H. E l s n e r.

Das Militär steht dahier, seit jenem schmälichen Reiterüberfall im Schiff, immer noch ziemlich schroff den Bürgern gegenüber. Ein Resultat der Untersuchung in Betreff jener Vorfälle ist noch nicht bekannt. Der F e s t u n g s b a u — die Werke legen sich schon rings um die Stadt und sind an einigen Stellen schon der Vollendung nahe — beschäftigt hier bei 6000 Menschen, — ächte Proletarier, die wöchentlich einige bedeutende Raufereien zum Besten geben, und die Gewerbe in einiges Leben versetzen, besonders was Bäcker und Metzger betrifft. Der Donaustrom ist dem Handel, besonders dem Holzhandel, sehr förderlich und neben Last- und Transportschiffen trägt er Kähne mit fröhlichen Menschen, die nach den benachbarten Ortschaften häufig mit schwarzrothgoldnen Fahnen unter Sang und Klang hinziehen.

Die Pietisten Würtembergs sind wegen der Trennung der

Schule von der Kirche in Aufregung. Die pietistischen Pfarrer predigen dem Volke daß man ihnen die Bibel und das Christenthum nehmen wolle, und daß der Antichrist im Anzuge sei. Die würtembergische Presse bekämpft diesen Unsinn, diese Lügen und Irrthümer mit Nachdruck.

Der Landtag wird nach dem heutigen Schwäb. Merkur auf den 20. September einberufen. Außerdem beschäftigten die Theaterangelegenheit und die Vorfälle in Betreff eines Polizeispions, der sich in Cannstadt für einen Republikaner ausgab und so die Leute ausholte, seit längerer Zeit die Presse. Über das Vereinswesen in Würtemberg nächstens mehr.

Zur Chronik der Gegenwart.

— „Joinville soll den Herzog von Bordeaux als König in Frankreich einführen, Dieser aber dem Grafen von Paris die Nachfolge zusichern!" — So künstlich diese Combination erscheint, so liegt in dieser Ausgleichung und Tilgung aller Prätendentengelüste soviel Pikantes daß wir den Franzosen, sobald sie die Republik satt haben, diesen Wandel der Dinge zutrauen. Der Franzose gibt sich damit sogar den „Schwung" zu einem großen patriotischen Verbrüderungsfest aller Parteien! Denn die Republik meint er vielleicht als Demokratie der Gesinnung, zu der ihm aber nicht weniger als alles fehlt, auch unter der neuen monarchischen Spitze festzuhalten! England ist mit seinem Königthume allerdings eine bessere Republik als Frankreich. — Cavaignac ist Ehrenmann genug um zu wissen und auszuführen was noth thut. Sein Ministerconseil, in welchem man sich über den Bestand der Republik berieth, beweist uns das von neuem. Jedenfalls steht Cavaignac's Entschluß fest, die rothe Republik, die Herrschaft der Alarmisten und Proletarier, mit allen Mitteln zu unterdrücken.

— Louis Napoleon, der abenteuernde Prinz, ist auch Schriftsteller. Er sucht jetzt durch eine Sammlung seiner Schriften in Paris zu — wirken! Ein Berichterstatter der Allg. Zeitung ist so gefällig auch deutschen Lesern die Galerie dieser Schriftwerke vorzuführen. Rêveries politiques, ein Verfassungsvorschlag zu Gunsten des damals (1831) noch lebenden Sohnes des Kaisers, erklärt der Autor selbst für eine Jugendarbeit. Seine Considérations politiques et militaires sur la Suisse erwarben ihm das Ehrenbürgerrecht in der Schweiz. Von der Regierung dort zum Artilleriehauptmann ernannt, schrieb er sein Manuel d'artillerie das auch von Kennern gerühmt wurde. Von 1833 bis 39 feierte seine Feder; das Straßburger Attentat, die Übersiedelung nach Amerika und Rückkehr nach Europa nahmen den Prinzen in Anspruch; erst in London gewann er wieder Muße und schrieb sein bekanntestes Buch: Idées Napoléoniennes, Studien über das Kaiserreich. Im Gefängniß zu Hamm machte er neue geschichtliche, fragmentarische Studien. In seiner „Analyse der Zuckerfrage" suchte er als praktischer Ökonom die Nation zu gewinnen; in seiner Extinction du paupérisme schlägt er Ackerbaukolonien als die einzige Rettung gegen den Pauperismus vor. Jetzt arbeitet er wieder an einem Werke über das Geschützwesen. In seinen Mélanges dilettirt er in allerlei Fächern, übersetzt aus dem Italienischen und Deutschen &c. Schiller, heißt es, ist sein Lieblingsschriftsteller.

— Seit einiger Zeit weilt Julius Mosen in Leipzig. Zur Trauer seiner Freunde ist er schon mehrere Jahre lang durch einen Nervendruck gelähmt. Selbst unter den stärksten Kuren in Seebädern und Kaltwasserheilanstalten hat sein eigenthümlicher Zustand, für die Ärzte ein Räthsel, sich nicht lindern wollen. Dr. Schröder in Leipzig, Gründer einer orthopädischen Anstalt, hat ihn jetzt in Pflege genommen. Bereits anderthalb Jahre ist Mosen von Oldenburg entfernt, wohin er nun nach einiger Zeit zurückzukehren gedenkt, weil sein Amt am Theater ihm keinen längern Urlaub gestatten dürfte. Geistig ist Mosen frisch, körnig und kräftig geblieben. Es schmerzt ihn nur, bei den geistigen Kämpfen der Gegenwart sich auf passive Theilnahme beschränkt zu sehen.

— Theodor Mundt tritt zum October seine Professur der deutschen Literatur in Breslau an. Von ihm erschienen kürzlich: „Die Staatsberedsamkeit der neuern Völker, nach der Entwicklung ihrer Staatsformen" (Berlin, A. v. Schröter), und „Dramaturgie, Theorie und Geschichte der dramatischen Kunst" (2 Thle. Berlin, Simion). Wir vermissen an der Dramaturgie einen dritten Band, wenigstens einen Anhang der eine Kritik der neuesten dramatischen Epoche in deutscher Literatur lieferte. Diese laufende Epoche ist freilich noch nicht Geschichte geworden, und Mundt's Dramaturgie, ein Ertrag akademischer Vorlesungen in Berlin, behandelt blos die Entwickelungen der Kunst über welche die Akten bereits als geschlossen anzusehen sind.

— Einer unserer geschätzten Briefsteller in Stuttgart lieferte uns vor einiger Zeit einen sehr günstigen Bericht über die neue Tragödie eines neuen Dramendichters, „der Verheißene", von Julius Eduard Hartmann. Wir bezeichneten mit einem Fragezeichen die uns angekündigte Leipziger Herkunft des Autors. Allein man bestätigt sie uns; der Verfasser, in Stuttgart wohnhaft, ist ein Sohn des früher in Leipzig lebenden ehemaligen Buchhändlers Hartmann. — Die Gunst welche dies Stück von Seiten unseres Stuttgarter Berichterstatters erhielt, wurde demselben in Dresden, wo es ebenfalls über die Bühne ging, von Hrn. Bank weniger zu Theil.

— Kuranda, welcher Eigenthum und Leitung der Grenzboten an Gustav Freytag und Julian Schmidt abgetreten hat, wird zum October in Wien ein politisches Blatt (bei Gerold) eröffnen: „Ostdeutsche Post."

— Robert Schumann, jetzt in Dresden, hat eine Oper „Genoveva" vollendet. Man wollte wissen, zum Text habe der Componist Hebbel's Drama benutzt.

— Franz Lißt, gegenwärtig in Weimar, vermählt sich dort mit einer russischen Fürstin Wittgenstein.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr. | Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet. | № 53. 31. August.

Von Kronstadt nach Travemünde.

Von Philipp Löbenstein.

3.

Nach Tische zerstreute sich die Gesellschaft und bildete einzelne Gruppen. Die Frauen zogen ihre Bücher aus den Beuteln hervor, manche Herren spielten Schach oder Dame, einige gaben sich einem dolce far niente hin. Zu Diesen gehörte auch ich. In einem Hängestuhle dem Schaukeln des Schiffes nachgebend, blickte ich bald auf die ruhige Meeresfläche, bald auf die in geringer Entfernung sich unterhaltenden und zerstreuenden Reisegenossen. Trotz den unschuldigen Beschäftigungen zuckte dann und wann auf den Gesichtern die Lust oder der Ärger, die Spannung oder der Unwille, befriedigte Eitelkeit oder nagender Neid. Das Meer rollte in majestätischer Ruhe seine Wogen, und die nah und fern fast fortwährend sichtbaren Segelschiffe glitten über dasselbe hin, ohne daß es diese Last zu beachten schien. Selbst die tiefen Furchen der Dampfschiffräder schlossen sich rasch und die See glättete ihre Runzeln. Wie anders ist's in der Menschenbrust, wo die Leidenschaft tiefe Wurzeln schlägt und die Krallen des Schmerzes sich so festhaken daß die Wunden nun und nimmermehr heilen. Und doch jagen und haschen diese ohnmächtigen Herren der Schöpfung, diese Spielzeuge des Augenblicks nach Idealen von Staatsformen und Gesellschaftsproblemen, die ihrer innern Natur widerstreben und sie nur in unabsehbare Conflicte verwickeln müßten. Fehlt ihnen ja selbst die Befähigung, einem heilsamen Ziele fest und ohne auf Abwege zu gerathen entgegenzugehen. Es ist die große Aufgabe unserer Zeit, das Unrecht von Jahrhunderten wieder gut zu machen und dem Länder- und Völkerschacher durch eine freie, ungehemmte Entwicklung der Nationalitäten ein Ziel zu setzen. Wie viel Schlechtigkeit, Kleinigkeitskrämerei und Extravaganz treten von allen Seiten hindernd in den Weg! Welches europäische Volk kann ruhig seine vorgezeichnete Bahn verfolgen, ohne erst früher einen innern Krebsschaden ausrotten, oder eine äußere Bürde über Bord werfen zu müssen? Frankreich wird noch lange an der Arbeiterfrage und an den communistischen Gelüsten zu bluten haben. England wird seine Aristokratie und die irische Last noch gar viel zu schaffen geben. Italien, das in seiner Entwickelungsstufe noch ganz in der Periode der Welfen und Ghibellinen steht, wird erst nach einer furchtbaren Krisis dem Blutlaufe der neuen Zeit sich vermählen können. Spanien liegt noch immer an den politischen Fehlern wie an den historischen Sünden seiner katholischen Könige danieder und bedarf einer kräftigen Transfusion, um zu neuer Stärke zu erwachen. Polen ist durch die Tartüffenatur seiner Magnaten, die durch das Kämpfen für ihre persönliche Freiheit die allgemeine dem Volke nur als eine trügerische Lockspeise vorhalten, für lange noch, wer weiß ob nicht für immer, von dem Völkerbunde ausgeschlossen. Rußland, das Reich der Knute, die vom großen Zaren bis zum kleinen Polizeidiener durch alle Regionen der Gesellschaft geschwungen wird, ist noch für Jahrhunderte vielleicht der Barbarei verfallen. Seine Stunde der Erlösung kann erst dann schlagen, wenn einzelne Provinzen, die der europäischen Gesittung näher stehen, sich vom vielgegliederten Staatskörper losreißen, und dieser wieder wird, was er eigentlich gewesen, eine asiatische Macht. Böhmen soll und muß der deutschen Bewegung sich anschließen, es muß dem Stamme treu bleiben, der ihn genährt und gepflegt in der Stunde der Gefahr, mit dem er durch historische Erinnerungen, durch gemeinsam erfochtene Siege verbrüdert wurde. Aber Deutschland selbst, wie viele innere Kämpfe wird es noch bestehen, wie viele Fehlge-

burten seiner feurigsten Anhänger wird es noch zu Grabe tragen, wie viele Extravaganzen unreifer Optimisten wird es noch überwinden müssen, ehe es seine bisherige Zersplitterung verschmerzt und zu einem einigen Reiche, zu einem starken unerschütterlichen Ganzen erwächst!

Diese allgemeinen Betrachtungen führten mich zu den Hauptereignissen der Gegenwart und ich ereiferte mich innerlich immer mehr und mehr. Mit jedem Rucke meines Hängestuhles war eine Verfassung fix und fertig. Bald hatte ich alles erledigt, die überflüssigen Debatten und die langweiligen Reden der Abgeordneten, die am Klange ihrer eigenen Stimme so viel Wohlgefallen finden, warf ich, dem Meere so nahe, als unnützen Ballast über Bord. Nur Eins lag mir schwer am Herzen, die deutsche Flotte, die trotz der Klingelbeutel, deren Nachhall ich noch aus allen Zeitungen zu vernehmen glaubte, doch bei mir nicht vom Stapel laufen wollte. Wir haben ein deutsches Meer, das tapfere deutsche Volk wird auch tapfere deutsche Matrosen besitzen, deutsche Forste sind überreich an Schiffsbauholz, die deutsche Art hat nie gefeiert, und doch haben wir keine deutsche Flotte. Aber dafür sind wir auf dem Lande gesegnet mit vielen Fürsten, vielen Regierungen, vielen Gesandten an allen auswärtigen Höfen. Ich wollte, von bittern Gefühlen übermannt, durch einen Blick auf's Meer mir Linderung schaffen, schob meinen Stuhl fort und umkreis'te mit meinen Augen den Horizont. War's ein Traum, hatte ich meine Phantasiegebilde noch nicht abgeschüttelt: eine große Stadt mit Thürmen gothischer Bauart war in der Ferne sichtbar, vom Abendrothe beleuchtet, und zwölf stattliche Linienschiffe und Fregatten, darunter mancher stolze Dreidecker, wiegten sich ruhig auf der Meeresfläche.

— Zaubert die Fata Morgana mir das Bild der deutschen Flotte aus der Zukunft in die Gegenwart herüber? fragte ich leise.

— C'est la flotte russe, qui croise près de Réval, sagte der Exkoch, der plötzlich wie ein böser Dämon mir zur Seite stand. —

— Man sagt, die russische Regierung habe von Dänemark die Insel Bornholm für eine Million Silberrubel gekauft! fragte einer der Amerikaner mit einem hämischen Lächeln den russischen Kourier.

Der gute Mann der von dem Inhalte der Depeschen, die er nach allen Weltgegenden brachte, eben so wenig wußte als der russische Bauer von den Leckerbissen, die er seinem Gutsbesitzer im bittern Schweiße seines Angesichts erarbeitet, war etwas verblüfft und zog sich endlich durch ein geheimnißvolles, vielsagendes und vielverschweigendes Kopfschütteln aus der Verlegenheit.

— Ich glaube nicht daß die europäischen Regierungen einen solchen Schacher gutheißen würden! meinte ich. Nebstbei ist die russische Regierung nicht sehr bei Gelde, so gerne sie auch eine so gut gelegene Insel in der Ostsee in ihre Adlerfänge zu bekommen Lust hätte!

Die russischen Finanzen sind freilich nicht so brillant, als die Anleihen an fremden Banken, die öftern prinzlichen Reisen und mitwandernden Kisten voller Geschenke und Orden uns weismachen sollen. Auch nimmt das Papiergeld stark überhand und ich erinnere mich noch recht gut einer furchtbar verpönten Karikatur, die den Kaiser als Wechsler darstellte, wie er alles Gold und Silber mit einer Hand zusammenscharrte und dafür Papierschnitzel mit der andern Hand an das etwas mißmuthige Volk vertheilte. Doch was Sie von Menschenschacher sagen, fügte der stolze Amerikaner hinzu, so leben noch bei uns vielleicht die Nachkommen Ihrer Landsleute, die ein deutscher Fürst gegen blanke Dollars verschacherte!

Die Schamröthe stieg mir in's Gesicht; ich wills nur gestehen, ich war so rokoko gesinnt mich für die deutschen Fürsten zu schämen. Doch bald ermannte ich mich.

— Die letzten Monate haben die Schmach jener Zeiten ausgelöscht und möge sie rechtfertigen, wer sich der schweren Aufgabe unterziehen will eine Apologie unserer Fürsten zu schreiben!

Ihre Landsleute haben sich auch jetzt bei uns rehabilitirt, sagte mir der Amerikaner, meine Hand ergreifend. Wir nehmen alle den herzlichsten Antheil an dem Geschicke des deutschen Volkes und wünschen auch daß es bald einen vortheilhaften Frieden mit Dänemark abschließe. Die jetzige Blockade richtet den Handel der deutschen Seestädte zu Grunde.

Es ist ein Opfer, das unsere deutschen Brüder mit frohem Herzen auf dem Altare des Vaterlands niederlegen! erwiederte ich etwas emphatisch, um dadurch meine inneren Zweifel an dem resignirenden Patriotismus unserer Börsenmänner zu betäuben.

Wir werden bald wieder eine Flotille zu sehen bekommen! sagte der ältliche Engländer, durchs Fernrohr blickend.

Sollten dänische Schiffe in der Ostsee kreuzen? fragte man erstaunt.

Da hissen sie die Flaggen auf! Es sind wieder russische Kriegsschiffe, eins, zwei, drei . . . . acht, . . . elf Schiffe, in der Mitte das Admiralschiff. —

Also zwanzig Meilen von Travemünde ungefähr legt sich die russische Flotte vor Anker, der dänischen Küste so nahe, um dem treuen Verbündeten am Sunde, sollte es noth thun, hülfreiche Hand leisten zu können! Es ist doch eine schöne Sache um die Neutralität. —

Ob wohl der Großfürst Konstantin, der Großadmiral, sich auf seinem Schiffe befindet? fragte einer unter uns.

Nein, er ist in Petersburg; im September heirathet er eine Altenburgische Prinzessin, die jetzt Unterricht in der russischen Sprache nimmt. Die Revolutionen und die Cholera haben die Hochzeit so weit hinausgeschoben, und der junge Seeheld soll über Beide höchst ungehalten sein.

Seeheld? Welche Siege hat er denn auf der See gefeiert?

Siege brauchen gewöhnliche Menschen wie Nelson und dergleichen. Prinzen werden als Seehelden geboren. Wir haben in unserm glücklichen Zeitalter drei, den Großfürsten Konstantin, den Prinzen Adalbert, den künftigen Großadmiral unserer deutschen Flotte, und den Herzog von Joinville, der übrigens, da sein Vater die Krone verloren, aus der Reihe der Seehelden austreten wird. Nun, da tritt ein östreichischer Erzherzog an seine Stelle, um die Trias zu kompletiren! —

So verstrich ein Tag nach dem andern und die Annehmlichkeiten einer Seereise schienen mir am Ende doch etwas zweifelhaft. Die politischen Gespräche waren eben so monoton wie der immer gleiche Anblick von Himmel und Meer, nur dann und wann von einem Landstreifen, oder einigen Handelsschiffen begränzt. Endlich schlug die Stunde der Erlösung.

Bald sind wir in Travemünde, doch wir werden noch zwölf Stunden am Bord bleiben müssen! sagte der Kapitän, da die fünf Tage Quarantäne erst heute Abend zu Ende sind.

Die Republik Lübeck hatte nämlich auf das ausdrückliche Begehren der schwedischen Regierung für die aus Rußland kommenden Dampfschiffe eine fünftägige Contumaz mit Einschluß der Fahrt festsetzen müssen, um das Einschleppen der Cholera zu verhüten.

Ungefähr eine Viertelstunde von der Brücke, im Angesichte des freundlichen Städtchens, mußten wir ankern. Bald langte ein Boot mit der Sanitätscommission an. Es blieb natürlich in einiger Entfernung von dem Schiffe, um von der Cholera, die wir hunderte von Meilen hinter uns gelassen, nicht inficirt zu werden. Alle Passagiere und die Schiffsmannschaft erschienen, und erklärten sich für völlig gesund. Nun wurde ein schmutziger Leinwandlappen auf dem höchsten Mast aufgehißt als Zeichen, sich unserm verpesteten Schiffe nicht zu nähern und wir mußten geduldig den Abend erwarten, an dem man uns erst erlaubte ans Land zu gehen. —

Das Städtchen Travemünde besteht aus wenigen Häusern, die in Gärtchen versteckt mit der Aussicht aufs Meer und die Trave höchst lieblich gelegen sind und einen gar komischen Contrast bilden mit den zehn bis zwölf Kanonen, die auf dem nicht sehr hohen Fort aufgepflanzt sind. Doch was mich elektrisch durchzuckte, was mich, aus dem Knutenlande angekommen, gar seltsam ergriff, es war die schwarzrothgoldne Fahne, die ich zum ersten Male unter Gottes freiem Himmel auf deutschem Boden lustig flattern sah. Es schien mir ein Mährchen aus meiner Kindheit, als ich noch fürs Ritterthum und das heilige deutsche Reich geschwärmt. Dann war es mir wieder die Trikolore der Empörung und ich dachte an die armen Burschenschafter, die ich als wohlgeschulter Wiener Student nur dem Namen nachgekannt, und deren trauriges Loos ich damals mit Freuden getheilt hätte. Doch es war kein Traumgebild, es war auch keine Revolte, sondern eine ächte Umgestaltung gewesen, der wir dieses Sinnbild deutscher Freiheit zu verdanken haben, und es weht nicht nur hier auf dem bescheidenen Fort von Travemünde, es weht auch auf dem stolzen Dome vom Sanct Stephan in der alten Kaiserstadt, wo man auf dem Fürstencongresse 1815 die Fesseln geschmiedet, die das mündige Volk erst nach 33 Jahren in den ewig denkwürdigen Märztagen zerrissen und unsern Unterdrückern vor die Füße geworfen. Ich jubelte, daß ich nun den Boden der Freiheit betreten, ich schüttelte den Staub von meinen Füßen, damit ja kein Stäubchen vom Lande der Knechtschaft an ihnen haften bleibe, und betete lange und still daß die Errungenschaften der heiligen Tage uns nicht wieder entrissen würden, und das deutsche Volk fest und unbeirrt von dem Gekläffe der Reaktionäre die betretene Bahn fortwandeln und das hohe Ziel, die Einheit Deutschlands, nicht aus den Augen verlieren möge!

Briefwechsel.

Berlin, d. 29. August.

[Der vorige blaue Montag; man hat praktisch Gewaltmaßregeln nöthig und beräth theoretisch die Habeascorpusakte; die Handarbeiter und die Kopfarbeiter.]

†† Die ganze Stadt in Bewegung, Gewitterschwühle in der Luft und in den Gemüthern, eben so viel Wolken am natürlichen als am politischen Himmel, — das ist der Barometerstand der letztverflossenen Tage und des heutigen. Seit der Affäre am vorigen Montag, wo eine Masse von einigen Tausenden vor die Ministerhotels zog, um die Minister durch Schreien und Pfeifen und Steinwürfe zu zwingen abzudanken, seit diesem Tage haben wir immer neue Unruhen und Krawalle. Die demokratische Partei ist empört daß in Folge jener Montagstumulte die Minister der Nationalversammlung ein Aufruhrgesetz vorgelegt haben, um damit endlich diese ewigen Tumulte zu besiegen. Aber wir sind jetzt hier so weit daß von diesen Ultrademokraten jedes neue Gesetz als ein neuer Angriff auf die Freiheiten des souveränen Volkes verdammt wird. Man will uns glauben machen, die Freiheit sei Eins mit der Gesetzlosigkeit, und ein souveränes Volk habe kein anderes Recht als das seines freien, ungezügelten Willens anzuerkennen. Deshalb finden diese neuen Volksbeglücker es ganz in der Ordnung und ganz gesetzlich, wenn sie, wie am Montag und Dienstag in großen Placaten, an allen Straßenecken ganz unumwunden zu neuer Erhebung und neuem Aufruhr auffordern, und finden es ganz unerhört frech und tyrannisch, wenn die Regierung durch energische Gesetze sich gegen die offenbare blanke Gemeinheit schützen will. Unsere Demokraten und Republikaner wollen nicht sehen daß *sie* gerade es sind, welche unsere Freiheiten und unsere Errungenschaften gefährden, indem sie durch freche Übergriffe die Regierung zu Gewaltmaßregeln zwingen. Eine solche Gewaltmaßregel, und zwar eine sehr beklagenswerthe, war die gestrige nächtliche Durchsuchung des Lokals des Handwerkervereins, welche heute durch die darüber ergangenen Veröffentlichungen des Handwerkervereins und des fliegenden Corps der Kaufmannschaft alle Gemüther in Aufruhr versetzt hat. Dieses letztere Corps war nämlich dazu beordert worden, vor das Lokal des Handwerkervereins zu ziehen, ohne daß man ihm den Zweck und die Ursache sagte. Sie zogen demgemäß dorthin, auf dem Marsch schlossen sich ihnen mehrere hundert Konstabler an, das Lokal ward umstellt, und erst dann erfuhr das Corps der Kaufmannschaft zufällig daß es auf eine Durchsuchung des Lokals abgesehen sei, weil man dort eine bedeutende Anhäufung von Pulver und Blei vermuthete. Indeß hat man nichts gefunden trotz der gründlichsten Untersuchung, die sogar so weit ging, kranke Frauen und schlafende Kinder aus den Betten aufzuscheuchen, um diese Betten zu untersuchen. Der Handwerkerverein klagt natürlich heute in einem Placate über diesen nächtlichen Überfall, und den gewaltsamen Eingriff in das Hausrecht, der um so bemerkenswerther erscheine, als gerade am Tage zuvor in der Nationalversammlung die *Habeascorpusakte* berathen und angenommen worden, welche das Hausrecht heilige, und jedes nächtliche Eindringen in die Wohnungen als ungesetzlich verbiete. — Das Corps der jungen Kaufmannschaft klagt in seinem Placat über den Mißbrauch daß man es zum Schutz der Polizei verwendet habe, ohne ihm vorherige Anzeige zu machen, es also gewissermaßen zum Polizeidienste überrumpelt habe. Herr Rimpler, der Commandeur der Bürgerwehr, gibt in einem dritten Placat dem Corps der jungen Kaufmannschaft eine Art Ehrenerklärung, beklagt aber zugleich daß es gegen die Subordination gefehlt, und seinen Posten vor dem Lokal des Handwerkerveins verlassen habe. Das Volk steht schaarenweise in tiefem Schweigen vor diesen drei Placaten, und liest sie mit gerunzelter Stirn und zusammengezogenen Augenbrauen. Ich hörte zwei Rehberger und einige Arbeiter sich darüber unterhalten. Sie meinten, die Polizei sei ganz verrückt und aufsässig geworden. „Et is die höchste Zeit deß wir sie widder in Ordnung bringen. Wir Leute von 't Schurzfell müssen de jute Polezei mal widder den Kopp waschen. *Dat Schurzfell und de Hacke, des is noch des Eenzige, wovor de Polezei und de Minister Respect haben!*" — Sie sehen, unsere Arbeiter sind zum vollen Bewußtsein ihrer Bedeutsamkeit und Gefährlichkeit gekommen; sie trotzen auf ihre materielle Kraft. Bewußtlos haben sie lange, wie der Stier in den Pflug gespannt, sich lenken lassen. Wüßte der Stier wie stark er ist, so würde er die Bande zerreißen, und den Pflug zertreten, und statt dienstbar zu sein, würde er verwüsten. Das Volk weiß jetzt daß es stark ist, man hat ihm dies gefährliche Wort gesagt; es hat die Bande gesprengt, und den Pflug zertreten, es will nicht mehr arbeiten, sondern genießen, es trotzt auf seine Kraft und seine Wildheit, und auf die Furcht welche man vor ihm hat. Mit Steinwürfen und Fenstereinwerfen will es das Gesetz vernichten und es sich unterwerfen; die Freiheit soll auf der materiellen rohen Stärke beruhen. Dieser gegenüber hat der Geist seine Bedeutsamkeit und Würdigung verloren; man schätzt ihn gering, und wenn man ihn nicht verachtet, verwünscht man ihn, als den anfänglichen Hebel dieser Zeitbewegungen. Man haßt die Schriftsteller, und vergöttert die Arbeiter, man schmäht die Männer des Geistes, und preis't die Männer der rohen Arbeit. Ist es doch schon dahin gekommen daß neulich der Verfasser eines an die Arbeiter gerichteten Straßenplakats, sich als „*Kopfarbeiter*" unterzeichnete, um damit den Arbeitern zu huldigen und sich bei ihnen einzuschmeicheln.

Man erwartet in diesen Tagen einen großartigen Putsch und Krawall, der von der ultrademokratischen Partei ausgehen wird. In Folge dessen hatte eben auch die Haussuchung beim Handwerkerverein stattgefunden, weil man durch Denunciation benachrichtigt worden, derselbe habe sich mit sehr bedeutenden Munitionsvorräthen versehen. Man hat wie gesagt nichts gefunden, doch ist eben so gewiß daß die Regierung von einer ungeheuren Pulver- und Bleisendung, die von auswärts an den demokratischen Verein gelangen sollte, begründete Nachricht hatte. Man hat diese Sendung bis hieher verfolgt und ausspionirt, aber hier in Berlin ihre Spur verloren. Es ist gewiß daß mehrere Fässer Pulver für den demokratischen Klubb die Stadtmauern passirt haben, eben so gewiß daß man sehr vielfach mit Kugelgießen und Waffenschmieden beschäftigt ist.

(Schluß folgt.)

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr.	Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet.	№ 54. 1. Septbr.

Die politische Beredsamkeit.

— Jahrhunderte lang hat das geschriebene und das gesungene Wort die Welt regiert. Solange die Könige die Gesetze vorschrieben, gab es Dichter welche aus der Stille ihres Innern sangen und von der Höhe ihres Geistes herab die Menschheit erziehen halfen. Jetzt hat das gesprochene Wort seine Herrschaft auch unter den Deutschen begonnen, die bisher nur Fürsten, Dichter und Männer der Wissenschaft gehabt. Auch bei uns dictiren nicht mehr die Könige die Gesetze, das Volk tritt zusammen und stellt sie selbstredend fest. Mit dem Parlament beginnt die Nation ihre Selbstregierung und sie regiert sich durch die Macht des Wortes. Möchte nur was wir Wort und Rede nennen (parler, Parlament), stets in dem tiefen Sinne sich bekunden, wie in Luther's Bibeldeutsch das „Wort" zugleich der Logos, die Vernunft bedeutet, und wie es in der Schöpfung hieß: Gott sprach und also ward's!

Das schöne Ebenmaß in der classischen Bildung der Griechen bestand in der gleich starken Pflege des geflügelten, lebendigen, mündlichen Wortes, das schöpferisch blieb für Staat und Gesellschaft selbst neben der Tyrannis der Herrscher, und Hand in Hand mit der Dithyrambe der Dichtung seine demokratische Macht behauptete. Erst unter den Imperatoren Roms verlor das gesprochne Wort seine unmittelbare Kraft und Aufgabe, das Volk aus sich selbst gestalten zu helfen. Uns Deutschen, den Spätlingen politischer Freiheit, ist erst in unsern Tagen die Zunge gelöst; die Despotie des absoluten Staates bestand eben in der stummen Geheimregierung, die in ihrer Bevormund. ng dem Volke das Wort, d. h. die Entwickelung der freien Selbstbestimmung versagte.

Wir haben kürzlich in unserem Blatte aus Theodor Mundt's neuer Schrift: Die Staatsberedsamkeit der neuern Völker (Berlin, Schröter; ein Band von 387 S.) das Schlußwort über das parlamentarische Deutschland mitg.theilt. Wir holen es nach auf dies Werk hinzuweisen, das die politische Beredsamkeit der Völker an der Gestaltung ihrer Staatsformen entwickelt und erläutert. Das Buch war, laut Vorwort, in seinen Hauptpartien bereits vollendet als die großen Katastrophen unsrer Tage mit so entscheidendem Gewicht für unsere ganze Lebensgestaltung hereinbrache . Es hat sich im Verlauf den überwältigenden Eindrücken des Moments nicht entziehen, es hat schwer seinen genügenden Abschluß finden können; es hat aber doch dem jungen politischen Genius des deutschen Volkes gebührende Rechnung getragen. Italien, England und Frankreich treten in Mundt's Darstellung mit all dem Glanz ihrer weltbezwingenden Macht der Rede hervor. Das noch immer halb unklar, halb ohnmächtig in sich versunkene Italien war der Heerd der reformatorischen Gedanken der modernen Welt gewesen, seine Dichter wurden die Begründer der europäischen Publicistik und Diplomatie. Die italienische Freiheit unter den Medici und Macchiavelli's Politik sind Felder, auf denen Mundt sich nach dem Anlaß besondrer Studien vorzüglich ergeht. — Ging in Italien die Eloquenz aus der Poesie hervor, so entsprang sie beim Engländer, kann man sagen, aus der gesunden Physis der sachlichen Entwicklung seines Staats- und Volkslebens. Mundt gibt eine Charakteristik der großen englischen Parlamentsredner. — In Frankreich erwuchs die Beredsamkeit aus der oppositionellen Gewalt plötzlich entfesselter Leidenschaften. Mirabeau steht mit der Action der Heldenstücke des ancien régime als das oratorische Genie der Revolution da; er eröffnet die ganze Reihe der Talente französischer Macht der Rede.

Von Prof. O. L. B. Wolff in Jena erschien (Leipzig, bei Lorck) ein Handbuch der weltlichen Beredsamkeit, ein starker Band von 567 S. mit Mirabeau's Porträt. Wolff macht die Abtheilungen: Politische Rede, gerichtliche Rede, und Convenienzrede, nebst einem Anhang humoristischer Reden. Den ersten Abschnitt eröffnen Isokrates, Demosthenes, Aeschines. Ihnen folgt mit seinem Wort an alle Stände deutscher Nation Ulrich v. Hutten. Wir machen dann natürlich einen großen Sprung in die Neunziger des vorigen Jahrhunderts, hören Posselt den vierhundert Bürgern von Pforzheim eine Rede halten, Friedrich v. Gentz an Friedrich Wilhelm den Dritten von Preußen bei dessen Thronbesteigung sein Wort richten. Die dritte von Fichte's Reden an die Nation versetzt uns dann in die Bewegung unseres Jahrhunderts, und das Jahr 1819 bringt uns zwei Kammerreden badischer Abgeordneten; Frhr. v. Türkheim spricht über eine allgemeine deutsche Gesetzgebung, v. Liebenstein über Preßfreiheit. 1831 gibt Sylvester Jordan seine Erläuterung der kurhessischen Verfassung. Ihm folgen wieder zwei badische Abgeordnete, Welcker über den Untersuchungsarrest, J. Merk über die Emancipation der Juden. Ludwig von Baiern und Friedrich Wilhelm IV. liefern ihre charakteristischen Proben königlicher Eloquenz und — Consequenz. Dann hören wir Stephani in Mainz über gerichtliche Öffentlichkeit und Mündlichkeit, Klinger in der sächsischen Kammer über dasselbe Thema, Oberländer, den jetzigen Minister in Sachsen, über Preßfreiheit, Christ in Baden über Landwehr. Wolff's Sammlung wird, falls sie neue Auflagen erlebt, zweifelsohne Fortsetzungen aus der Paulskirche bringen; für jetzt hätten wir schon vom preußischen Allgemeinen Landtag einen Beitrag gewünscht. — Die gerichtliche Rede hat der Sammler nur mit antiker Eloquenz bedacht. Unter dem was er „Convenienzrede" nennt, befaßt er die gelehrten, die literarischen, culturgeschichtlichen Vorträge. Wir finden hier Goethe über Wieland, Schiller beim Antritt seiner akademischen Thätigkeit, F. Jacobs über die Erziehung der Griechen zur Sittlichkeit, Ammon über das sittliche Verhältniß des Menschen zu den Thieren, Schleiermacher über Friedrich den Großen, Varnhagen über Fr. A. Wolf u. s. w. Von humoristischen Rednern finden wir Leisewitz, Tiecks Eulenböck und Saphir.

Es erscheint von Belang an die Bibliothek politischer Reden aus dem 18. und 19. Jahrhundert zu erinnern, welche in 6 Bdn. vor einigen Jahren (Berlin, Vossische Buchh. 1845) eine neue Ausgabe erlebte. Die Beschränkung auf die neue Zeit machte hier eine sachlich um so mehr zusammengehörige Reihe von gewichtigen Beiträgen der weltlichen Beredsamkeit möglich. Wir wissen nicht was Prof. Wolff dabei leitete, mit Mirabeau's Porträt sein Handbuch zu schmücken und weder von diesem Stern der Eloquenz, noch von irgend einem Mann der französischen Revolutionen und Reformen seiner Sammlung einen Beitrag einzuverleiben. Die Bibliothek führt uns Mirabeau vor über die Constituirung der ersten Nationalversammlung, Robespierre über Religionsfreiheit, über das Eigenthum der Geistlichen, über die Ausübung der bürgerlichen Rechte, Louvet gegen Robespierre, Barnave über das Recht des Friedens und des Krieges, Vergniaud über den Krieg im J. 1792, Isnard über die innere Lage Frankreichs zu Anfang desselben Jahres, Sieyes über Religionsfreiheit, Pastoret über die Civilakte, Gensonné über Religionsstreitigkeiten, Barère über die französische Sprache, Duport über Kriminaljustiz, Lameth über die Organisation der Armee, St. Just gegen Danton, Danton zu seiner Vertheidigung, Lafayette über die Nationalgarde, Royer-Collard über die Preßfreiheit (1817), Serre über persönliche Freiheit (1817), Lamartine über ein neues politisches System Frankreichs (vom Januar 1843), und über sein politisches Glaubensbekenntniß (vom Juni desselben Jahres), Guizot und Dupin über den Durchsuchungsvertrag, Thiers und O. Barrot über die Regentschaft, Mauguin zur Vertheidigung Lamennais', Garnier-Pagès am Grabe Laffitte's (1844). — Von Engländern finden wir Chesterfield über Bestechung durch geheime Pensionen (1740), Walpole zu seiner Vertheidigung (1740), den ältern Pitt (Chatam) über die amerikanischen Colonien (1766), und über die Verletzung der englischen Verfassung (1770), Grenville über Wilkes' Ausschließung vom Parlament (1769), Wilkes über den Krieg mit den amerikanischen Colonien (1778), Grattan über das Verhältniß Irlands zu England (1780), Fox über die Verschwendung in der Verwaltung (1780), Burke über Reform der Verwaltung (1780), Canning über die Union Irlands mit England (1799) und über Portugal (1826), William Pitt (den Jüngeren) über die östreichischen Hülfsgelder (1800), Brougham über Volkserziehung (1818), Peel über die Emancipation der Katholiken (1829), Macauley über die Emancipation der Juden (1833). Diese Heldenstücke der Beredsamkeit wollen freilich in

ihrer Sprache verstanden und genossen sein. Sie dürfen aber nicht fehlen, wo es gilt die Thaten der Eloquenz vorzuführen. Die Bibliothek gibt dann auch eine reiche Ausbeute der deutschen Kammerberedsamkeit. Unser glänzendster Redner von heute, Gagern, hatte in den constitutionellen Kämpfen von Darmstadt seine Schule gemacht. — Wir müssen der Bibliothek ebenfalls eine neue Auflage wünschen zur Ergänzung der Leistungen deutscher Redekunst im Weißen Saale zu Berlin und in der Paulskirche zu Frankfurt.

Briefwechsel.

Berlin, d. 29. August.

(Beschluß.)

[Das Aufruhrgesetz; Hr. Held als der Mann der Zukunft.]

Die Regierung ist gut unterrichtet und bereitet sich vor. Die Bürgerwehr ist mit scharfen Patronen versehen, das Militär muß sich in den Kasernen bereit halten; — vielleicht habe ich Ihnen schon in den nächsten Tagen von einem neuen blutigen Straßenkampf zu melden, der leider um so entsetzlicher sein wird, als er leicht alle unsere Errungenschaften vernichten kann. Die demokratische Partei ist noch immer zu schwach, um zu siegen; sie wird unterliegen, und damit die reaktionäre Partei erst recht zum Bewußtsein ihrer Überlegenheit und Stärke bringen. Diese Überlegenheit ist in der That vorhanden, und wenn man betrachtet, welche Führer jetzt an der Spitze der demokratischen Partei stehen, so kann man freilich nicht allzu große Hoffnungen auf sie setzen. Heruntergekommene Kaufleute, ein extravaganter Handlungsdiener, eine Art Schriftsteller dessen Name nur durch den Namen eines berühmten Bruders bekannt ist, ein Conditor, ein Kornhändler, — das sind die Männer, welche uns das neue Heil bringen wollten, und von denen wir den neuen Völkerfrühling empfangen sollten. So eben erfahre ich, daß sie in dieser Nacht verhaftet wurden; Edgar Bauer ist entflohen. Die bessern Köpfe, die bedeutsamern Namen halten sich fern von dieser Partei und sehen mit schmerzvoller Trauer zu, wie man edle und große Ideen zu der Standarte niedriger und kleinlicher Parteiinteressen entweiht, und die großartigen und keuschen Ideen welche die Geister erheben sollten, in den Staub tritt, um daraus sich ein Fußgestell zur Selbsterhöhung und zum Erheben der rohen Masse zu machen. Wir gehen trüben und schlimmen Tagen entgegen; welche von beiden sich bekämpfenden Parteien auch siegen möge, keine wird uns das Glück bringen, und keine wird uns die Freiheit geben, — unsere Demokraten würden als Sieger die größten Tyrannen sein! —

Inmitten dieser trüben Äußerungen hat aber der Berliner Humor sich immer noch seine Frische bewahrt, und macht sich in heitern und witzigen Flugblättern geltend. Eins derselben, welches an dem Tage erschien, an welchem der Ministerpräsident der Nationalversammlung das Aufruhrgesetz vorlegte, zeigt als Vignette drei Männer aus dem Volke mit gerungenen Händen und weinerlichen Gesichtern. Der Titel dieses Plakats ist: „Ach Jotte doch, Ach Jotte doch, jutester Herr Minister, laßen Se uns doch unser bisken Freiheit.“ — Ein anderes Plakat enthält in ganz spaßhafter Weise die ganz ernsthafte Drohung daß, wenn dies Aufruhrgesetz angenommen würde, man die Nationalversammlung und die Minister wegjagen würde. Übrigens bedecken die Straßenecken schon die verschiedensten Proteste der einzelnen Bezirke gegen dieses Aufruhrgesetz, welches die Minister bekanntlich zu einer Kabinetsfrage gemacht haben. Am Donnerstag wird es zur Berathung kommen, und bei der großen ministeriellen Mehrheit wahrscheinlich angenommen werden. Das wird das Losungswort zum Kampf der Parteien sein! Die Demokraten rüsten sich; am bedrohlichsten erscheinen die Maschinenbauer, ein fliegendes Corps von mehreren tausend Bewaffneten, die den Herrn Held, wie man sagt, zu ihrem Commandeur und Major erwählen wollen. Herr Held selbst rechnet mit Bestimmtheit darauf, und sieht sich dadurch schon an der Spitze der siegenden demokratischen Partei. Als neulich ein von ihm als Mitglied des patriotischen Vereins, folglich als Reaktionär in der „Locomotive“ bezeichneter Mann, zu ihm kam, und in sehr dringender und heftiger Weise verlangte daß Held diese Angabe als eine unwahre zurücknehme, antwortete ihm Herr Held, dieser Mann welcher nach seinem eigenen Ausspruch seiner Zeit um ein Jahrhundert voraus geeilt ist: „Wie können Sie es wagen, mit solcher Heftigkeit etwas von mir zu fordern? Sein Sie klug und bedenken Sie wohl daß Sie und alle Andern bald zu mir kommen, und von mir eine Gnade werden erflehen müssen!“ —

Berlin, d. 29. August.

[Ludwig Tieck, Held, E. Bauer, Temme, Kühlwetter, Rosenkranz, Mundt, die letzte Soirée beim Ministerpräsidenten.]

Λ. Ludwig Tieck, der den 31. Mai 75 Jahre alt geworden, ist wieder auf der Besserung von einem heftigen Krankheitsanfall. Den stillen Sommer in Sanssouci benutzte er seine zum ersten Male (in 2 Thln. Leipzig bei Brockhaus) gesammelten kritischen Schriften erscheinen zu lassen. Er ist seit längerer Zeit schon damit beschäftigt seine Briefschätze zu ordnen. Er gedenkt zunächst seine Correspondenz mit verstorbenen Freunden, meist aus seiner Jugendzeit, in Druck zu geben. Dieser Briefwechsel wird der Vorläufer seiner Denkwürdigkeiten sein.

Held und Edgar Bauer — Verzeihung, daß ich an den gefeierten Heros deutscher Romantik diese nüchternen Proletarier des Geistes so dicht anreihe, indeß das Leben hier ist einmal so bunt! — beide sogenannte Volksmänner sind vorige Nacht eingesteckt.

Temme, der in der Nationalversammlung mit lebhaftem Beifall wieder Eingetretene, hat Aussicht bei nächster Vacanz Minister zu werden. Hr. Kühlwetter, ein Mann von großem Talent im Regieren und von eben so großer Rednergabe, hat sich doch zu üppig gewiegt im Bewußtsein seines Übergewichts, um sich lange ohne Anfechtung halten zu können. Eine gewisse trunkene Zuversicht zu sich selbst und seinem eignen Stern will uns immer der Vorbote eines nahen Sturzes oder Wandels erscheinen. Doch will ich gern diesen meinen Aberglauben als nichtig eingestehen, hab' ich mich diesmal getäuscht! — In mehreren Kreisen nennt man Bunsen als

Candidaten für das Unterrichtsministerium. Danach würde man ermessen können, wie richtig oder unrichtig der gute Glaube, der König sei von früheren Sympathien geheilt. Ich sage geheilt, denn gesund war diese Neigung nicht.

Rosenkranz, Ihr specieller Landsmann als Magdeburger, allerdings hieher berufen um Minister zu werden, ist lediglich durch offenen Widerspruch und geheime Kabalen der katholischen Hierarchie als solcher unmöglich geworden. Um seine Herberufung zu benutzen, machte man ihn zum vortragenden Rath im Staatsministerium. Seine Stelle, mit einem Gehalt von 3000 Thlr. verbunden, ist nur eine persönlich freundschaftliche Stellung zum Ministerpräsidenten Auerswald. Beim ersten Ministerwechsel tritt er möglicher Weise wieder in seine Königsberger Professur zurück, die er sich offen hielt.

Theodor Mundt's Ernennung zum Professor, nach langer Ausdauer in demokratischer Opposition, hat dem Könige persönlich einige Überwindung gekostet. Der König ist allem jüngern Literaturgeist abgeneigter als es wünschenswerth und heilsam ist. Er kann sich z. B. nicht entschließen, Gutzkow zur dramaturgischen Leitung des Theaters berufen zu lassen, obschon dem Theater eine literarische Potenz von jüngerer Kraft noth thut. Eben so werth thäte die Berufung journalistischer und publicistischer Federn, um die Tagespresse der Hauptstadt nicht ganz dem Proletariat des Geistes in die Hände zu geben. Die jüngere Literatur haßte der König, und jetzt stehen die Dinge hier so daß die öffentliche Meinung dem sanculotten Radicalismus für immer anheimzufallen droht.

Bei der letzten Montagssoirée des Ministerpräsidenten sah man ungewöhnlich viel bleiche Gesichter und schlotternde Kniee, als Janhagel die Steine durch die Fenster warf. Die Herren standen in langer Linie an den Spiegelwänden oder suchten stumm die Ecken. Klirrend fiel Stein auf Stein durch die Scheiben. Endlich hatte Dr. *** den guten Gedanken, die Läden zu schließen. Die Frau Ministerin erschien bald darauf im Kreise der Männer und belobte den jungen Professor für seinen praktischen Einfall. Hinter den geschlossenen Läden hatte sie selbst jetzt Muth bekommen. Außer dem französischen Gesandten hatten sich aber schon die Diplomaten geflüchtet, mehrere Abgeordnete der Nationalversammlung mit ihnen. Als das Steingerassel von neuem begann, raffte Hr. v. Auerswald einige Papiere zusammen und schlug der Gesellschaft vor, gemeinsam zu flüchten. Die Gefahr war aber schon vorüber, der Pöbel (pardon, das Volk!) war verjagt. Unten auf dem Flur des Hotels lagen die 18 verwundeten Konstabler mit ihren klaffenden Wunden. Wir mußten über diese Wächter der Ordnung hinwegklettern als wir das Haus verließen.

Zur Chronik der Gegenwart.

— In Siebenbürgen hausen 300,000 Sachsen und 600,000 Magyaren neben einer Million Wallachen. Die Letzten wollen ein selbständig dacisches Reich gründen, um sich gegen die anmaßenden Unionsgelüste der Ungarn sicherzustellen. Die Sachsen protestiren und wahren feierlich ihre Rechte, wie sie in der Denkschrift dargethan, die durch den Leipziger Ostmarkenverein der Nationalversammlung zu Frankfurt übersendet wurde. (S. Grenzboten Nr. 32). Sie sind entschlossen, dem Hochmuth der Ungarn, ihnen ihre Sprache für Schule und Gericht aufzudrängen, einen festen Widerstand zu bieten. Die Frankfurter Nationalversammlung wird diesen Entschluß der fernen Brüder besiegeln. Haben sich die Ungarn durch eine Gesandtschaft mit uns in Vernehmen gesetzt, so sende jetzt die Centralgewalt nach Pest Botschaft und Gruß, und thue ihre entschiedene Willensmeinung kund daß die Sache der gekränkten Sachsen in Siebenbürgen die Sache von ganz Deutschland ist.

— Auch in Ungarn selbst bedarf die Sache der Deutschen unserer Hülfe. Unter 5 Millionen Slawen, unter 4—5 Millionen Magyaren und 3 Millionen Walachen hausen dort 2 Millionen Deutsche. Bildung, Gewerbfleiß, Handel sind in ihrer Hand, aber zerstreut und versprengt fehlt ihnen Muth und Bewußtsein nationalen Zusammenhanges. Selbst Kossuth, als er vom Anschluß Ungarns an den deutschen Zollverband sprach, gestand ein daß die ungarischen Städte trotz aller gewaltsamen Magyarisirung dem größten Theil nach deutsch sind. Es gilt auch hier dem treuen Fleiße des schüchternen deutschen Bürgerthums sein Recht zu geben, die übermüthige Adelsherrschaft der Ungarn zu stürzen. Die Croaten mit Jellachich scheinen das im Stande zu sein. Wir sind noch von Alters her seit den rührenden Romanen der Frau Karoline Pichler, geb. v. Greiner, gewohnt von „edlen, hochherzigen" Ungarn zu sprechen. Diese Hochherzigkeit ist zugleich ein Hochmuth der durch den Kleinmuth der Mitvölker verwöhnt und verzogen wurde. Kossuth hat mit 200,000 Mann geprahlt, Millionen von Kassenscheinen in die Welt geschleudert die niemand anerkennen will, und durch ein Verbot der Silberausfuhr der Willkür die Krone aufgesetzt. Selbst mit der Pforte haben sich die Ungarn überworfen; in ihrer Anmaßung stehen sie ohne Bundesgenossen und vereinzelt da. Östreich muß jetzt den Croaten und ihrem Banus Jellachich Spielraum gönnen, um die nationale Adelsherrschaft in Ungarn zu brechen. Freilich ist dieser Nationalkampf ein Kampf roher Naturkräfte. Um so mehr thut aber das deutsche Element als schiedsrichterliches Amt in der Hand Östreichs noth. Altöstreich hat die Mission des germanischen Geistes im Völkergewühl des Ostens nicht begriffen. Auch in Sachen der Moldau und Wallachei hat Östreich neben Rußland und der Pforte die Stimme und Geltung verloren. Das verjüngte, das neugeborene Östreich wird seine Aufgaben in den Donau- und Karpathenländern begreifen lernen. Metternich hat verrätherischer Weise die Donaumündungen den Russen preisgegeben. Deutschland ist aber auf diesen Strom und auf die Ebenen an seinen Ufern wesentlich angewiesen.

Eine Denkschrift des Hrn. Golesco, Mitglied der provisorischen Regierung der Walachei, „über die politische Stellung der Rumänen", weist die Unrechtmäßigkeit des seit dem Frieden von Adrianopel usurpirten russischen Einflusses nach, und ruft offen die deutsche Intervention an.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr.	Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet.	№ 55. 2. Septbr.

Die Kirchenfrage in der Reichsversammlung.

Von **Rob. Heller.**

2.

Herr von Lassaulx hat inzwischen seine Schuld abgetragen und sich in der Kirchenfrage vernehmen lassen. Das ist ein in's Katholische übersetzter Altlutheraner, und sein Glaube geht in straffer Orthodoxie nicht blos mit seinem Verstande, er geht tief und entschieden auch mit seinem Herzen. Von allen Rednern seiner Schattirung hat er am vollsten den Ton inniger Überzeugung. Er sieht auch aus wie ein Altlutheraner mit seinem dunkelblonden, in den Nacken herniedergekämmten Haare, von welchem das rothe Junggesellengesicht — wenn Sie höflich sein wollen, so malen Sie es mit der Farbe des Burgunders, trotz dem daß Lassaulx ein Baier ist, — umschattet wird. Sein Vortrag wuchs unterwegs zu immer muthigerem Ausdrucke an, bis Hr. v. Lassaulx endlich mit verschränkten Armen und mit einer nicht weniger herzhaft abgeschlossenen Miene den Atheisten auf der Linken die zornigen Worte zuschleuderte: „wenn im Drange der Noth Gottlosigkeit und Armuth sich verbinden, so heben sie das Leben aus den Wurzeln!" Ich bleibe bei meinem Vergleiche stehen. Herr v. Lassaulx ist der katholische Hoffmann von Ludwigsburg. Sie sitzen auch in der Paulskirche in guter Nähe beisammen. Nur ist der Münchner Pietist kühner, deutlicher, geistreicher in seinem Wesen, als der Würtemberger. Hatte Hoffmann die Gerichte der Apokalypse im Sinne, und bedauerte er daß der Staat nicht mehr „von Gottes Gnaden" sei, so beklagte dafür Lassaulx den Mangel jedes Gedankens an Gott, jeder Erwähnung des Christenthums im Entwurfe der Grundrechte und zog eine Parallele zwischen der Lebensgeschichte Jesu nnd der Geschichte seiner Kirche. „Nur die religiöse Wiedergeburt kann Deutschland zur politischen führen! Wer die Freiheit des Staates und nicht auch der Kirche will, begeht einen Verrath!" Herr v. Lassaulx trägt auf namentliche Abstimmung an, worin ihm die Versammlung am Schlusse der Debatte nicht entgegen sein wird.

Herr Biedermann war ein trefflicher Redner in einer Frage, die vor allem feine Auffassung und folgerichtigen Schluß verlangt. Wo es Standpunkte zu erörtern, die verschiedenen Meinungen gegeneinander zu halten, sie gewissenhaft abzuwägen und von dem Möglichen das Nothwendige auszuwählen gilt, besitzt Biedermann die Fähigkeit der klarsten Erkenntniß und Mittheilung. Seine Anträge fielen mit dem zusammen, was auch die klerikalische Partei fordert, nämlich die Unabhängigkeit der Kirche. Sie waren also der Zustimmung eines Theiles des Hauses gewiß, erhielten aber auch den wiederholten Applaus der andern Seite in den Gründen, aus welchen Biedermann auf voller religiöser Freiheit besteht. Es sind dies die Gründe jenes wahrhaften Liberalismus, der vor seinen Consequenzen nicht zurückschrickt.

Was Biedermanns Rede bei Seite ließ, das ergänzte einige Tage später Herr Zimmermann von Stuttgart. Er wendete sich von der Form auf den Inhalt des Glaubens. Mit hinreißendem Feuer verkündigte er den Anzug einer Religion des Geistes, das Zeitalter eines rein innerlichen Gottesreiches. „Und eine Religion des Geistes braucht sehr nothwendig das deutsche Volk, und die Freiheit selbst bedarf noch einer anderen Begeisterung als diejenige die sie für sich selber erweckt, einer Begeisterung die bereit ist das Theuerste selbst aufzuopfern, die im Stande ist für Freiheit und Vaterland die Todeswunde zu empfangen, weil das Auge über sich den Himmel offen sieht." Aus der Bewegung und dem Kampfe sieht Hr. Zimmermann eine

olche Kirche hervorgehen und im Interesse dieses Kampfes und der Bewegung stimmt er für die Freiheit der Kirche. Die äußerste Linke, auf welcher Hr. Zimmermann Platz hat, besitzt in ihm ihren tüchtigsten Redner, der nicht blos mit dem Witze der Partei an die Sache herangeht, sondern mit dem ernsten Charakter und mit dem durchgebildeten Verständnisse eines Mannes von eben so großer als schöner Weltanschauung. Es schadete dem Eindrucke seiner Rede durchaus nicht daß Hr. Zimmermann den breiten schwäbischen Dialekt auch auf der Tribune nicht ablegt; vielmehr verlieh das seinen Worten nur ein um so aufrichtigeres und volksthümlicheres Gepräge.

Auch Herr Zittel ist hier zu erwähnen als ein edler Kämpfer für die kirchliche Freiheit, obschon er sich nicht einen Augenblick verhehlt hat daß die Revolution ein Sieg des Katholicismus sei.(!) Seine Stimme klingt stark und schön, aber sein Vortrag ist von der gedehnten Form des Kanzelstyles, der überhaupt in der Kirchenfrage eine bedeutende Rolle spielt. Etwas mehr von dem tönenden Klange des Predigers wäre hingegen Hrn. Jürgens, einem braunschweigischen Geistlichen, zu wünschen, der überdies seinen Gegenstand zu fein für die große Versammlung zuspitzte und zu speciell für eine Debatte die sich noch völlig im Gebiete des Allgemeinen bewegte. Hr. Jürgens ist ein Mann von bedeutendem Wissen und einer der Herausgeber der „Flugblätter", welche alle Fragen des Reichstags mit Geschicklichkeit und Bildung beleuchten. Er ist von ziemlich kleiner Gestalt; sein lebendiger Geist verräth sich durch ein Paar kluge braune Augen, die aus einem gar nicht schönen, aber sanften Antlitze freundlich hervorschauen.

Ich würde in denselben Fehler gerathen, den ich an den Rednern in der Kirchenfrage zu tadeln habe, in peinliche Wiederholungen, wenn ich die Aufzählung der hauptsächlichsten Sprecher mit Gewissenhaftigkeit fortsetzen und zu Ende führen wollte. Ich beschränke mich daher auf die Mittheilung zweier komischer Episoden. Die erste davon verursachte Hr. Kotschy, ein breitschultriger, sehr ökonomisch aussehender protestantischer Pastor aus Mähren, der eine aus wunderlich hochtönenden Phrasen, wahrhaftem Gefühl und tüchtigem Verstande gemischte Rede hielt, sie plötzlich abbrach und mit Thränen in den Augen die Rednerbühne verließ, ohne daß ihn die Versammlung eigentlich verstanden hatte; wenigstens in der Schlußwendung. Er spielte nämlich auf Huß und auf Lessings Bild im Städelschen Museum an. Für einen protestantischen Geistlichen Mährens, für einen halbbürtigen Abkömmling der Hussiten gewiß eine nahe liegende natürliche und wirksame Wendung. Nun hatte aber Herr Kotschy nur von einem Manne gesprochen, dem er in Frankfurt begegnet und dessen höchstes Ziel Gewissensfreiheit gewesen sei. An Huß dachte noch niemand, sondern jeder an eine lebendige und leibhafte Begegnung. Außerdem hat Herr Kotschy äußerst verdächtige Aufregungen namentlich um die Frühstückszeit und ganz unparlamentarische Manieren. Ohne seinen Helden zu benennen schloß er auf einmal mit halberstickter Stimme und thränenden Augen: „diesen Mann hat man lebendig verbrannt!" Zum Glück ging der befremdende Eindruck eben nur bis an die Grenze des Lächerlichen.

Die zweite Episode schalkhafter Art verdanken wir dem bekannten Abgeordneten in hellem Nanking, welcher in Folge einer Karikatur des Herrn von Boddien allgemein und ich glaube auch von sich selbst der „Reichscanarienvogel" genannt wird. Es ist ein Herr Rösler aus Oels in Schlesien, und die anhaltend heiße Witterung dieses Sommers scheint seine Mauser in's Dunkle noch auf sehr lange hinausschieben zu wollen. Der Reichscanarienvogel also schlug in der letzten Sitzung. Etwas bedrängt durch die ironisch lächelnden Mienen und das Gemurmel der Versammlung, die erstaunt den Gelben auf die Rednerbühne flattern sah, aber mit tapferem Anlauf begann er seinen Gesang. Mißtönig allerdings nicht blos für die Geistlichkeit auf der äußersten Rechten, und in der unverfälschten Mundart Schlesiens! Allein Herr Rösler hatte zwei Einfälle, wofür ihm das Haus eine gewisse Dankbarkeit nicht versagte. Als ihm von der Versammlung das Ablesen eines Citats verweigert werden sollte, sagte er nicht ohne Laune: „Aber ich kann doch die bairischen Concordate mit dem Papste nicht auswendig lernen!" Ferner interpellirte er mit Glück den Herrn v. Radowitz. Dieser hatte nämlich in einer früheren Sitzung erklärt, die Jesuiten würden nicht nach Deutschland kommen und die kirchliche Partei denke nicht daran, sie zu rufen. Darauf hin richtete Hr. Rösler die Frage an den edeln General: „ob die Nachricht wegen der Jesuiten als eine officielle zu betrachten sei." Herr v. Radowitz hatte gerade ein Papier unter den Augen. Er that als höre und sehe er auf der Welt nichts als dies Papier.

Fürst Pückler's Rückkehr.

— Der dritte Theil der Rückkehr, der Syrien und Kleinasien umfaßt, schließt das letzte Werk des „Verstorbenen“*). Wir müssen uns nach den Ereignissen in Deutschland förmlich die Stirn reiben, wollen wir uns auf unsere aristokratische Literatur besinnen. So antediluvianisch sind uns Erscheinungen wie die Gräfin Ida, der Verstorbene u. A. geworden. Fürst Pückler ist erst jetzt ein Verstorbener; der geist- und launenvolle Tourist kann sich schwerlich im neuen Deutschland zurechtfinden; wir müssen Semilasso's europamüde Gestalt aus den Ruinen von Balbek heraussuchen. Diese schildert er in seinem Reisewerke mit dem ganzen Reiz seiner zerstreuten, bequemen und doch pikanten Gentlemanslaune. Unter den Cedern des Libanon wird der große Gartenzüchter von Muskau warm. Die einzelne Ceder des Jardin des plantes in Paris hat ihm mehr imponirt, England besitzt in seinen Parks, sagt er, wohl hundertmal mehr Cedern als jetzt der Libanon; und doch fesselt ihn hier der Glanz des alten botanischen Ruhmes den der geweihte Ort behauptet. Ein felsiger feuchter Hügel trägt etwa 4 bis 500 jüngere Cedern meist im Alter von 60 bis 80 Jahren; den jungen Zuwachs lassen die Ziegen des nahen Dorfes nicht aufkommen, und nur mit Mühe fand die Reisegesellschaft des Fürsten einige eben aufgeschossene Pflänzchen, um sie in einem Blumentopf nach dem Occident überzusiedeln. Von den uralten, vielleicht mehr als tausendjährigen Königen des Waldes gibt es nur noch zwölf Kolosse. Mehrere davon sind abgestorben, von den sieben größten nur noch wenige ganz frisch. So soll denn auch in ihnen ein altes Leben mit seinem Glanz und seiner weltberühmten Herrlichkeit zu Grunde gehen! — und den jungen Zuwachs fressen, wie gesagt, die Ziegen. Den krankhaften Zustand der Bäume verschuldeten hauptsächlich unverschämte Besucher, die die Rinde ablösten, um ihre Namen bequemer in den Stamm zu schneiden. Fürst Pückler findet zu seinem gerechten Ärger auf einem der größten dieser Schandflecke Hrn. v. Lamartine's Namen. Und Lamartine war nicht einmal in Person zur Stelle gewesen; er hatte sich durch die wichtige Inschrift im Libanon, wie Hr. v. Chateaubriand einst auf der großen Pyramide von Dschisch, par procuration verewigen lassen. Der damit beauftragte Baumschänder und Rindeabdecker, vielleicht ein Bewundrer großer Lamartinescher Phrasen über den Orient, war indiscreter als sein Auftraggeber, und meinte einen großen Namen nicht anders als mit unverschämt großen Buchstaben verewigen zu können. Wir dachten an Kiselak, den Hofkanzelisten aus Wien, und an dessen Manie sich einen großen Namen in der Welt zu machen. Kiselak scheint nicht unter den Cedern am Libanon gewesen zu sein. Semilasso hat ihn auf seinen weiten Weltgängen wohl überhaupt nicht entdeckt oder diesen plebejen Felsen- und Wandbeschmierer mit gerechter Vornehmigkeit ignorirt. — Eine einzige von den Hauptcedern grünt noch in ungestörter Fülle der Gesundheit; sie steht von der Gruppe der andern entfernt. Ihr Wuchs und ihre Stellung ist gleich sehr pittoresk; sie steht am Saum des kleinen Waldes über einem jähen Abhang. Ihr Stamm hat etwas über 40 Fuß Umfang; die Ausbreitung ihrer Äste erstreckt sich bis auf 160 Fuß. Der kenntnißreiche Botaniker und geniale Baumfreund von Muskau pflegt förmlich verliebten Umgang mit diesem Kaiser unter den Königen des Libanon.

Eben so stark wie für die vegetative Welt ist Fürst Pückler's fast künstlerisch gepflegter Sinn für die Pferdezucht. Pomologen und Hippologen finden die reichste Ausbeute in seinen Weltfahrten. Unser Reisende ist ein Landmann im großartigsten Styl; er ist im Stande gewesen ganz Kleinasien zu durchstreifen blos seinen Park zu Muskau den er aus der Lausitzer Kiefernsandwüste hervorgezaubert, mit einigen Baumgruppen zu bereichern. Leider ist diese Kunstschöpfung eines Gartens jetzt in Händen die allerdings mehr Geld, aber weniger Geschmack und Schöpferlaune hineinzuverwenden haben. Fürst Pückler legt schließlich in seinen Büchern seine Liebhabereien nieder; seine Reisen sind praktische Beispielsammluugen zu seinem Werk über Gartenbaukunst. — Er interessirt sich unterweges auch für Menschen; er nimmt sie gelegentlich als Pflanzen mit. Einzelne scharfsinnige Blicke verdankt ihm auch der Menschen- und der Racenkenner. An den syrischen Arabern, den wilden wie den zahmen, macht er die Entdeckung ihrer großen Ähnlichkeit in Aussehen, Charakter und Maximen mit den modernen Juden, die freilich auch von ihnen abstammen. „Dieselbe Geschwätzigkeit, sagt er, mit dem schreienden Wesen bei allem Streit und doch promptester Unterwerfung bei überwiegender Gewalt, dieselbe Lust am Gelde und Übervortheilung Anderer, dieselbe List, Gewandtheit und Anstelligkeit zu Allem, dieselbe Zuläßigkeit wo sie einmal ihr Wort verpfändet, dieselbe Ausdauer und dasselbe leidenschaftliche Hängen am Alten und Hergebrachten. Viel edler, oder wenigstens vornehmer in der Würde und Ruhe ihrer äußern Erscheinung fand ich die Araber der Barbarei sowie die wenigen die ich aus Yemen gesehen habe.“

Fürst Pückler hält sich nicht für befugt die Archäologie zu bereichern. Dennoch durchstreift er Kleinasien, das Land das er für das schönste soweit er die Welt kennt erklärt, mit dem Herodot, mit dem Strabo in der Hand. Bei den zertrümmerten Wunderbauten der classischen Kunst bedauert er den Vitruv nicht mitgenommen zu haben; ein Architekt, ein lebendiges Buch, zur Seite wäre ihm vielleicht noch erwünschter und nützlicher gewesen. — Kleinasiens Ruinen lassen alles in Griechenland und Italien Bewunderte weit hinter sich, an Größe, Pracht und vollständiger Erhaltung. Bei dem heutigen Karpuslik, nach Strabo's Berechnung 68 Stadien (3 Stunden) von Mylasso entfernt, findet er die weit hingestreckten, kostbaren Ruinen des alten, einst so üppigen und freudenreichen Alabanda,

*) Berlin, Alexander Duncker. 1848. 455 S.

jetzt einer Stadt der Sarkophage und der reichsten Tempel- und Theatertrümmer. Das umfangreichste unter den griechischen Theatern im Peloponnes mißt im Durchmesser am Proscenium nur 70 Schritt, das dortige 120. Fürst Pückler entnimmt aus einer Unterredung mit dem Aga der Landschaft, daß man das Thal von Karpuslik mit einem beliebigen Bezirk von Bergen und Wäldern die dort für nichts geachtet werden, von der türkischen Regierung sehr leicht für etwa hunderttausend Gulden kaufen könnte. Was ließe sich dort ausführen! ruft der Schöpfer Muskaus. Schon die Restaurirung des Theaters, so leicht, da nur wenig Eingestürztes herzustellen ist, würde etwas Unvergleichliches in's Leben rufen. Eine feenhafte Landschaft ließe sich rundum aus dieser reizenden Wildniß schaffen; nur zu ordnen hätte hier die europäische Hand, nur zu benutzen was todt daliegt, aber wuchern würde, wenn man es belebte. In all der Pracht einer blühenden, aber wilden Naturüppigkeit und versunkner Kunstschöpfungen ließe sich ein königlicher Wohnsitz aufführen, wie ihn in gleicher Schönheit kein Fürst Europa's von gleicher Umgebung aufweisen kann. — Fürst Pückler bedauerte auf jener Stelle schmerzlich, kein Jude Rothschild oder Monte Christo zu sein.

Der Wiener Kasperl auf der Leipziger Bühne.

— Hr. Nestroy hat als Rhapsode der Wiener Freiheit einen Triumphzug über die deutschen Bühnen angetreten. „Freiheit in Krähwinkel“ heißt der Gesang dieses mimischen Rhapsoden der die Heldenthaten einer Revolution besingt, die Errungenschaften eines politischen Umsturzes in Knittelreime brachte. — Es kann uns, auch ohne allzu starker Hypochonder zu sein, bedenklich scheinen daß die Freiheit in Wien so schnell zu einem bloßen Jux werden kann! Unter den Opfern eines Märtyrthums hatten die Lyriker Östreichs in edelster Begeisterung die Freiheit besungen, solange diese Freiheit ein Bild der Zukunft, eine Gestalt der Sehnsucht war. Nun die Freiheit Form gewinnen will und muß auf dem Boden der Wirklichkeit, hat sich noch kein Sänger dort für sie gefunden. Vielleicht ist sie dort ganz in den Händen praktischer Organisationsköpfe, vielleicht braucht sie nicht mehr Sang und Klang. Vielleicht, — in Reime bringt sie jetzt der Wiener Jocus. Nicht der alte Humor der Kaiserstadt; dieser gemüthliche Freund ist längst vor der Freiheit gestorben und mit ihr nicht erwacht. Ein grotesker Wildfang, ein Wüstling aus der Taverne, der noch die Hacke in der Hand mit seinen Barrikadenthaten prahlt, ein tollgewordner Hausknecht der sich nicht mehr mit schlechten Wirthsherren, sondern mit betrügerischen Fürsten und Staatskanzlern herumzankt: so springt Herr Nestroy, der Liebling des Wiener Komus, vor uns auf die Bretter. Man kennt den starken und dicken Strom seiner Laune; sie ergießt sich nun jetzt fessellos über Kirche und Staat. Der Wiener Jocus hat Scharfsinn genug, seine Einfälle sind oft so treffend und schlagend daß man fortgerissen für den Augenblick gern in das wiehernde Gelächter einstimmt, das seinen colossalen Witzen folgt. Hinterher erst befällt es uns, auf welchem verwüsteten Boden der tollgewordene Kasperl sein Wesen treibt!

Eberhard Ultra — unter diesem Namen führt sich Nestroy selbst im Stücke ein, geboren — im deutschen Bunde linker Hand zwei Treppen; alt — fünf Monate, denn was vor den Märztagen war, zählt nicht; Nase — freiheitschnüffelnd; Mund — ein Schwert; Statur — mittlere Barrikadenhöhe; Charakter — polizeiwidrig! Dies das Signalement seines Passes wie er ihn sich selbst ausstellt. Er ist Schriftsteller, dieser Ultra, und zum Mitarbeiter eines Blattes berufen, kommt er nach Krähwinkel und findet hier, wo Alles en miniture ist, auch Zündstoff genug zu einem Revolutionerl, aus dem sich ein Freiheiterl und ein Constitutionerl entwickeln dürfte. Zu den Bürgern in der Schenke die dem Amtsdiener den Haselstock zerbrechen, sagt er: Seid Ihr mit dieser Errungenschaft zufrieden? — Wir sind mit nichts mehr zufrieden! schreien die Bürger. — Ha! sagt Eberhard Ultra, das ist die rechte Stimmung wo ich meine Wirksamkeit eröffnen muß! — Er steigt auf den Schemel und beginnt: Meine Herrn! — Bravo! donnert der Haufe. Er beginnt zum zweiten, zum dritten Mal mit der Anrede: der Beifall steigt bis zum Tumult. Bei solchem Enthusiasmus, sagt Eberhard Ultra, kann ich meine Rede und meine Vernunftgründe sparen! — Es kommt dann zu einer Katzenmusik. Eberhard Ultra ist entzückt über Krähwinkel; Katzenmusik! sagt er, o du erster Lerchenschlag der Freiheit! — Der Bürgermeister flieht, und als er ermattet einschläft, steigen die Bilder unsrer Tage in den Hauptstätten der Revolution als Träume vor ihm auf. (Der Barrikadenkampf und die Beschlagnahme eines Palastes als Nationaleigenthum waren sehr gut ausgeführte Tableaux auf unsrer Bühne.) — Die Schlagkraft der witzigen Einfälle ist jedoch mit dem ersten Acte des Stückes ziemlich erschöpft. Eberhard Ultra tritt als Jesuit auf, um ein Testament zu erschleichen, als moskowitischer Fürst, und ungenannt, aber kenntlich genug als Fürst Metternich, um in Krähwinkel zu interveniren. Die Polemik wird immer wohlfeiler und platter, obwohl der Hanswurst sich in seiner Tollheit des Höchsten vermißt. Mit dem Strom seiner colossalen Stentorstimme singt er noch in einem Gassenhauer den ganzen europäischen Stand der Weltgeschichte ab, setzt aber doch der Aufregung den Dämpfer auf: daß Deutschland sich nun beruhigen könne, es habe alles was es wolle, es gebe keine Reaction! Diese Moral aus dem Munde Kasperls könnte fast schon in den Dienst eines neuen Metternich treten. Das „Zopfensystem“ ist gestürzt, aber die Freiheit damit noch nicht auferbaut. Die Personen des Metternichschen Regimentes werden dem tollen Volkshumor zum Gelächter preisgegeben, aber im verjüngten Maßstabe könnte das alte Princip in dem losgelassenen Wirrwar, wie es scheint, sehr gut wieder seine Stelle finden. Wir schelten nicht den Zorn des Volkswitzes der sich hier bene thut. Aber wahrhaft freie Männer rächen sich nicht durch fanatische Saturnalien; freigelassne Sklaven feiern so ihr Bacchanal. — Wir finden die Stimmen gerechtfertigt, die sich zum Schluß des Stückes zwischen dem Beifall hindurch mit Zischen laut machten.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr. | Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet. | № 56. 4. Septbr.

Klagelieder über die Schweiz und Italien.

(Aus dem Tagebuche eines Frommen bald nach dem Tode des vorigen Papstes.)

✱ Von den Quellen der Donau eilte ich fort nach den Ufern des jungen Rhein, bei den herrlichen Ruinen der alten Burgen auf den Felsenkegeln von Hohentwyl und andern jener Berge vorüber, welche von der Natur dazu geschaffen scheinen, um dem Adel zu erhabenen Sitzen zu dienen. Doch fand ich von dem schwäbischen Adel nicht mehr viel Tröstliches vor, und in Schaffhausen nur Spießbürger und die neue Aristokratie der Industrie. Die Schweiz ist für den Adel verloren! Hoffentlich führt Hurter dieselbe wieder ganz der alleinseligmachenden Kirche zu, und dann wird sie schon für ihren treuen Bundesgenossen, den Adel, sorgen.

Unzufrieden mit dem Zeitgeist, schien der Rheinfall denselben übertäuben zu wollen; doch er braust umsonst. Welle auf Welle stürzt dem Zeitgeiste nach, — die Zeit will nicht zurückkehren! In Baden an der Limath sah ich die herrliche Ritterburg verfallen, dagegen die Wohnungen der Kaufleute und Gewerbtreibenden sich lustig erheben.

Eine ernste Mahnung für die aus den alten Burgen vertriebenen Söhne erlauchter Ahnen: sich wieder eng zu verbinden mit der Geistlichkeit, welche allein es vermag den Zeitgeist zu bannen, und die Zeiten herbeizuführen wo Burgen, Kirchen und Klöster aus dem Schutt auferstehen. Wo nur Kasernen, Festungen und Eisenbahnen gebaut werden, kann lediglich das Volk und die Monarchie gedeihen; der Adel geht dabei zu Grunde, der Bürger wird reich und kann sich unterrichten lassen. Dann aber glaubt er nicht mehr an die Wunder der Heiligen, nicht mehr an die Allmacht des Papstes, nicht mehr an die Macht des Beichtvaters und an seine Heiligkeit.

In noch höherem Grade fühlte ich mich in dem ketzerischen Zürich gedrängt zu solchen ernsten Betrachtungen. Hier ist der Bürgerstand zu einem beunruhigenden Wohlstande, verbunden mit der Verfeinerung einer guten Erziehung, emporgestiegen, die eigentlich nur dem Adel zukommt. Nur die freundliche Natur am Züricher See, die herrliche Aussicht von der Bastion, die Katze genannt, und das melancholische Grabmal Geßner's konnten mich einigermaßen beruhigen, bis ich auf dem Albis den großen Anblick der Hochalpen zum ersten Mal genoß.

Über den Zuger See fuhr ich mit einem holländischen Staatsrath, einem feinen Mann, aus dessen Namen ich aber leider nicht ersehen konnte, ob er von Adel war oder nicht; denn dort ist das Wörtchen von oder van nicht das Kennzeichen des Adels; so wie man in Polen und in Rußland die adeligen Namen eben so wenig unterscheiden kann. Mit diesem Holländer hatte ich den Genuß des herrlichen Anblicks vom Righi. Ich half ihm, da er der deutschen Sprache nicht ganz mächtig war, nach seinem Berliner Handbuche für Reisende in der Schweiz seinen Reiseplan entwerfen. Er hatte jenem Guide vor allen französischen und englischen den Vorzug gegeben, weil er sich früher eines deutschen Handbuchs durch Italien mit Nutzen bediente. Der Geograph Baron v. Fezenzack hatte ihn auf Neigebaur's Italien aufmerksam gemacht und ihm die Überzeugung ausgesprochen daß die Franzosen für ihr schönes Frankreich noch kein solches Reisehandbuch geliefert hätten. Um deswillen hatte der gute Holländer nun auch für die Schweiz zu einem deutschen, und zwar zu einem Berliner Handbuch gegriffen.

Auf Righi-Kulm verließ ich den Holländer. Ich machte an ihm wieder die Bemerkung daß seine Landsleute wahrscheinlich deshalb im Auslande viel geselliger

sind als zu Hause, um für ihr Geld, wenn sie einmal reisen, so viel als möglich zu haben. Über Goldau folgte ich dem Lowertzer See nach Brunnen, Schwyz links liegen lassend; da mich ein solcher Bauerncanton nicht ansprechen konnte. Dagegen sah ich mit schwerem Herzen den schwyzer Haken sich in rosigem Glanze über das alte Kloster von Einsiedeln erheben, wohin ich gern gegangen wäre, wenn ich nicht schon vorher meinen Leuten mit meinem Wagen eine andere Tour angesetzt hatte.

Bei dem Übergang über den Vierwaldstätter See, bei der Tellenplatte, dem Rütli und allen Erinnerungen an die alten Schweizer hatte ich nur zu bedauern daß von hier aus die Macht des Adels gebrochen worden war. Denn die Urcantone waren dem Kaiser stets treu geblieben, während die Statthalter desselben in seinen Provinzen, die Herzöge oder die Heerführer, Grafen und Richter, sich nach und nach zu unumschränkten Herren machten. Nicht gegen ihren Kaiser hatten die Schweizer sich erhoben, sondern gegen die Macht der großen Vasallen des Kaisers, die eigentlich alle unumschränkte Herren geworden waren, da sie sich ihren Monarchen selbst wählten. Die Rebellion der Schweizer war hauptsächlich gegen den Grafen von Habsburg gerichtet, dem der Kaiser eben nicht sehr gewogen war, und so erscheinen die Schweizer eigentlich als Bundesgenossen ihres Landesherrn, des Kaisers, gegen den Grafen der sie zu seinen Unterthanen machen wollte, um sich ihrer zur Bekämpfung der Monarchie zu bedienen. Später ward der Graf v. Habsburg selbst Kaiser und da hatten freilich die Schweizer wieder einen härtern Stand. Doch blieben sie ihm als Kaiser treu, mehr als die Grafen von Würtemberg und von Nassau, die Herren von der Pfalz, die Rheingrafen und andere welche sich in der Folge oft gegen Kaiser und Reich mit den Franzosen verbanden.

Auf dem Wege von Altdorf nach der Teufelsbrücke gewahrte ich noch viele alte Zwingburgen, jetzt in Ruinen. Sie erinnern an die frühere Macht und Herrlichkeit des helvetischen Adels. Jetzt stehen ihre Nachkommen auf gleichem Fuße mit den Nachkommen jener Bauern, die bei Sempach die Blüthe des östreichischen Adels brachen, und die Söhne der berühmten Freiherrn v. Erlach haben keinen Vorzug mehr vor dem Professor Müller aus Schaffhausen, den man jetzt nur unter dem Namen des Historikers Johannes von Müller kennt.

Durch all diese Eindrücke sehr ernst gestimmt, kam ich durch das Urner Loch und erstieg den St. Gotthardt, von wo ich mit dem schäumenden Tessin Italien zueilte, und über Airolo und Bellinzona den Langen See erreichte. Von diesem berühmten Lago Maggiore, von dem von Lugano, den ich wegen seiner rings steil sich in die Wolken erhebenden Felsenufern dem erstern vorziehe, von dem Lago di Como — kein Wort! Darüber haben die deutschen Gelehrten schon genug Federn verdorben!

Dagegen muß ich in Mailand des Glanzes erwähnen, in welchem der Adel dort lebt. Er ist zahlreich, denn auf 342 Seelen kommt eine adelige Seele. Auch gibt es unter dem Adel viele sehr reiche Familien, von denen ich nur die Grafen Sommariva, Visconti und Strassolda nennen will. So glänzend ich die hiesigen Gesellschaften des Adels gefunden habe, so schien mir dieselbe doch nicht so exclusiv zu sein wie im Allgemeinen in Deutschland. Man fragte mehr nach einem gebildeten Professor, einem gewandten Künstler als nach dem Alter des Adels unter den in dieser Gesellschaft zugelassenen Personen. Im Theater della Scala aber gibt es dem Adel ein bedeutendes Ansehen daß beinah alle Logen sein Eigenthum sind. Doch auch hier mußte ich bemerken daß die eine Loge einem reichen Banquier gehörte. Also nirgends findet man einen reinen Vorbehalt mehr!

Der Corso bildet den Tummelplatz der vornehmen Welt bis zum Friedensbogen und der Arena, die an Napoleon erinnert. So hatte auch der herrliche Dom von Mailand Jahrhunderte lang unvollendet gestanden, bis jener Corse endlich die Vollendung dieses Marmorbaues anordnete. Dieser Gewaltige hat eigentlich erst den Monarchen gezeigt daß man nur ein Herrscher sein könne, wenn man unumschränkt regiert. Seit Napoleons Zeit haben alle Vorrechte des hiesigen Adels aufgehört; auch hier ist dem Adel eigentlich nichts anderes als der Name geblieben. Alle die alten Burgen in den benachbarten Bergen gehören jetzt jedem der sie kauft, und auch die Abkömmlinge der alten Erbauer haben jetzt keine andern Rechte über die benachbarten Bauern und Bürger als jeder andere Käufer. Darum so viel Lobredner Napoleon's! Denn das Volk hält es stets lieber mit den Monarchen als mit dem Adel, wenn dieser nicht die Macht hat das Volk in strenger Anhänglichkeit zu halten.

Solche alte Festen fand ich jenseits des freundlichen Lodi und Piacenza, nämlich: Fierenzola, Borgo, S. Donino und Castel Guelfo, wo sonst der italienische Adel in Verbindung mit dem Papst sich seiner Unabhängigkeit freute und sich den Kaisern gegenüber in

Respect zu setzen wußte. Jetzt hört man nichts mehr von diesem Respect; kein Mensch nimmt hier von dem ältesten Edelmann Notiz, wenn er nicht Geld hat; und selten konnte mir jemand über die adeligen Familien der Gegend Auskunft geben, die ich durchreiste. Dagegen konnte man kein Ende finden, Napoleon zu rühmen. Er hat allerdings eine Brücke über den Taro gebaut, der sonst oftmals gar nicht zu passiren war. Desto weniger wußte man mir in Parma von der Wittwe Napoleons und ihrem Hofe zu erzählen; obwohl die Tochter der Cäsaren, das Opfer der Politik, unzählige Ahnen hat.

In Modena hielt ich mich nicht auf, weil man sich auch hier am Hofe aus fremden Edelleuten wenig zu machen scheint und betrat zu Castel-Franco zum ersten Male den geheiligten Boden des Kirchenstaates. In Bologna hatte ich Gelegenheit mich mit mehreren Häuptern der letzten Revolution zu unterhalten. Der hiesige Adel hatte nämlich sonst bedeutende Vorrechte; nach der Vertreibung der Franzosen und der Wiederherstellung des Kirchenstaats führte aber der Cardinal Consalvi ein ganz anderes System ein. Er wollte von der französischen Nivellirung Vortheil ziehen; der Papst sollte allein regieren und der Adel nichts sein als Unterthan, obwohl Herr Assessor v. Geisler gelehrt hat daß der Adel zum Herrschen geboren ist, und die Monarchen nur durch den Adel herrschen, eigentlich nur so weit die Herrschaft ausüben dürfen, als ihnen vom Adel übrig gelassen wird. Darum steht der Adel in Italien überall an der Spitze der Carbonari.

Von solchen Verschwörungen hört man jedoch nichts in dem Großherzogthum Toscana, das ich unfern Pietramala erreichte. Hier, wo leider die Herzöge aus dem Handelsstande hervorgingen, scheint sich dennoch alles wohl zu befinden. Meine erste Nacht in diesem Lande war nicht angenehm; ich war nämlich am Abend überfallen worden, und mußte in einem kleinen Orte, Covillajo, bleiben. Allein die drei schönen Töchter der Wirthin unterhielten mich auf das freundlichste, so daß ich gern auf ein Paar Stunden allen ernsten Betrachtungen entsagte.

Hier erst fühlte ich mich ganz in Hesperiens lachende Gefilde versetzt, besonders jenseits Tagliaferro übersah ich die reiche Landschaft mit ihren Ölbäumen und Cypressen. Hier sah ich die reinlichen Landmädchen im Filzhut mit Blumen geschmückt, emsig an den Strohhüten flechten, welche ungeheure Summen in das Land bringen.

In Florenz sieht man wahrhaft großartige Paläste. Wenn auch die in Rom, Genua und Venedig meist zierlicher sind; so sah ich doch nirgends mächtigere Bauten aus größeren Steinblöcken zusammengefügt, als bei den Palästen Strozi und Pitti. Schade daß ihr Adel sich in dem Handelsstande der Vorgänger der Medicäer verliert!

Jenseits Arezzo näherte ich mich wieder der päpstlichen Grenze und die toscanische Reinlichkeit hatte ein Ende, obwohl die herrliche Lage des Sees von Perugia einigermaßen mit dem Lande wieder aussöhnt. Ich hatte mich nach den herrlichen Inseln rudern lassen, und war genöthigt in einem abscheulichen kleinen päpstlichen Städtchen, Riva-della-Fonte, zu übernachten. So gründlichen Schmutz als dort habe ich selten irgendwo gefunden. Auf dem Wege nach Perugia bewunderte ich noch die herrliche Lage des Schlosses von Passignano. In dieser Vaterstadt des Pietro Perugino bewunderte ich mehrere seiner Gemälde und einen trefflichen Sassoferrato. Doch ich schweige von allen Kunstgenüssen, damit sind wir längst übersättigt, jetzt verlangt man Thatsachen, Politik, Geschichte.

Zu verwundern ist es übrigens nicht daß alle Reisenden in Italien so viel von Kunst sprechen. Auch hier ward ich zu einem Künstler geführt, der ein sehr angenehmes Haus macht. Wie in Bologna bei dem Bildhauer Barucci stets eine sehr gewählte Gesellschaft war, so machte hier die eben so schöne als geistreiche Frau vergessen daß man sich nur bei einem Künstler befand. Von hier aus sah ich die Tiber, sah das Grab des heiligen Franciscus zu Assisi und die herrliche Kirche desselben über seiner Einsiedelei. In Fuligno fand ich zwar große, aber eben keine guten Hotels, um mich für meine bisherigen schlechten Nachtlager zu entschädigen. Eines Übelbefindens wegen konnte ich leider nur kurze Tagereisen machen.

Seit ich die Grenze von Modena betrat, führte mich die Straße bald auf den Gipfel der Apenninen, bald wieder in die tiefsten Schluchten. So erstieg ich wieder die Berge von Spoleto, wo ich das Thor Hannibals, und die großartige Wasserleitung bewunderte, die man einem Herzog von Spoleto zuschreibt. So ging es fort, Berg auf Berg ab durch die schauerlichsten Schluchten bei herrlichen Ruinen vorbei bis ich bei Terni die Nera überschritt, dann wieder nach Narni wo ich mich durch vorgespannte Ochsen mit prachtvoll geschweiften Hörnern hinaufziehn ließ, und bei Otricoli wieder die Tiber erreichte. Von dieser schmutzigen Stadt herab bewunderte ich das freundliche Thal, durch das sich dieser Fluß windet. Auf dem Ponte-Felice überschritt ich ihn. Bei Borgaccio bewunderte ich die mächtigen Reste alter Städte. Unvergeßlich wird mir die Einfahrt über das Felsenthal nach Civita Castellana bleiben, wo sonst so viele Mitglieder des römischen Adels im Kerker schmachteten, die an den Verschwörungen der Corbonari Theil genommen hatten.

Der Monte Soracte und die classische Wasserleitung zu Nepi gaben mir die letzten freundlichen Eindrücke vor dem Eintritt in die Campagna di Roma, bis ich bei La Storta, unweit des alten Veji, St. Peters Dom mit frommer Andacht in weiter Ferne begrüßte.

Hier hat jetzt ein neuer Papst die Statthalterschaft Christi auf Erden angetreten. Man fürchtet daß auch er dem Zeitgeist huldigt. Wir wollen einen Schleier darüberziehen, was dies für Staat und Kirche für schreckliche Folge haben wird!

Wir haben glücklicher Weise ein felsenfestes Vertrauen auf unsern großen Staatsmann der gleich den

Pferdebändigern am Schlosse zu Berlin, die Ruhe im Innern eben so aufrecht erhalten hat, wie Louis Philipp sie nach außen sichert. Er, dessen Pläne in Lissabon, Madrid, Griechenland, Frankreich, Belgien stets durchgeführt wurden, muß seine tief liegenden Pläne verfolgt haben, indem er die Wahl dieses Papstes zuließ; so wie damals bei der Besetzung Ancona's, dem Frieden von Adrianopel und bei der Beseitigung von Milosch. Wir können fest auf ihn bauen, werden daher die jetzt so verdächtig aussehenden Maßregeln des neuen Papstes nicht weiter erwähnen*).

*) Die Fortsetzung des Tagebuches fand sich nicht. Ist der Fromme in seinen weiteren naiven Betrachtungen gestört?
D. Herausgeber.

Berlin par excellence.

Friedrich Harkort, Fabrikbesitzer zu Wetter in Westfalen, Mitglied der Berliner Nationalversammlung, liefert seit längerer Zeit schon in der Elberfelder Zeitung aus Berlin „Briefe an die Provinzen." Der neueste, der sechste dieser Briefe schwingt über die Hauptstadt der Monarchie eine wohlverdiente Geißel.

Berlin, den 23. August. Rheinland und Westfalen haben den Provinzen im Osten ein treffliches Beispiel gestellt durch die Art und Weise wie des Königs Majestät empfangen worden ist. Das war Wermuth in den Freudenkelch unserer hiesigen Jacobiner. — Man bedurfte durchaus einer Demonstration zur Verherrlichung der Errungenschaften und der neuen Freiheit von Seiten jener Leute auf deren Häuptern die Lorbeeren des Zeughaussturmes bereits zu welken drohten!

O glorreiches Berlin! Der 21. August darf wohl als die patriotische Vorfeier des Sieges von Dennewitz betrachtet werden? Hiermit geben wir einige schwache Umrisse von den Heldenthaten desjenigen Theils des Publikums, welchen englische Blätter so ungerechter Weise den brutalsten Pöbel irgend einer europäischen Hauptstadt nennen!

Berlin par excellence! — Dinge, welche man in Paris unerhört finden würde, geschehen hier mit einer Art Meisterschaft, zu deren richtiger Würdigung der Civilisation ein Maßstab fehlt.

Am Morgen wurde bereits die Wohnung des Handelsministers von einem Haufen jener Schmarotzer belagert, welche unter dem Titel Arbeiter aus öffentlichen Kassen leben. Der demokratische Klubb erließ einen Maueranschlag, dessen aufreizender Schluß selbst in England für Hochverrath gelten würde, während die Nationalversammlung eine Habeascorpusakte berieth! Diese Lycurge sinnen Tag und Nacht auf Mittel, die Polizei unschädlich zu machen. Das goldne Zeitalter naht für alle unrechtfertige Gesellen. Abends versammelte sich das souveräne Volk auf dem Platze vor dem Opernhause, um die Orakelsprüche seiner Tribunen zu empfangen. Der niederträchtigen Reden kurzer Sinn war: „es sei an der Zeit der kecken Bourgeoisie auf den Kopf zu treten; die Minister müsse man ohne Weiteres zur Abdankung zwingen!" und andere treffliche Dinge mehr.

Während dieser Vandalensturm mit seinen Gänserichen an der Spitze das Ministerium des Innern demolirte und wie wahnsinnig Sitze, Pfeiler und Geländer des Spazierganges unter den Linden verwüstete, saßen sämmtliche Offiziere der tapfern Bürgergarde an einem Festmahle bei Kroll und sangen das so glücklich travestirte Preußenlied:

„Hoch lebe, Bruder, gleich ob Jud', ob Christ,
Ein Hoch, weil du ein Theil der Menschheit bist!"

Da hätte man nun denken sollen, ein preuß. Minister sei auch ein Theil der Menschheit und der Nationalversammlung, allein fort mit solchen spießbürgerlichen Begriffen; wir wollen die breiteste Grundlage der viehischen Gewalt! Der Sturm auf das Hotel des Ministerpräsidenten begann; Thüren, Fenster, Rampe, Geländer, Laternen, alles nieder zu den Füßen der jungen Athener!

Um ein neues Völkerrecht zu schreiben, steinigte man Gesandte, Deputirte, Fremde, Gäste, und Fama wird nicht ermangeln diesen neuen Sinn der Brüderlichkeit rühmend nach allen Winden zu tragen und ein neues Gewicht für Preußen in die Schaale zu legen. — Als obligate Begleitung fielen einige Schüsse aus dem Haufen, Konstabler wurden fast erschlagen und Friedrich der Große würde sicher den Hut ziehen und sagen: „vor solchen Leuten muß man Respekt haben!"

Genug von den heroischen Thaten unserer Demokraten. Das Kind ist ertrunken. Der Bürgergeneral ruft dreimal Wehe und deckt mit einer pathetischen Proklamation den Brunnen zu.

Die Presse, so schon seit geraumer Zeit nicht mehr erröthet, übertüncht den schwierigen Casus mit einem Charlottenburger Pflaster und bedauert daß die Gerichte kürzlich gegen so viele Vaterlandsfreunde erkannt haben.

Held wird wahrscheinlich den Segen sprechen über die jüngsten Triebe der Freiheitseiche und die Provinzen zahlen die Zeche. Die Minister repariren. O! hätten sie doch den stolzen Sinn des eisernen Herzogs Wellington, welcher seine verwüstete Wohnung unbewohnt stehen ließ als Schimpfsäule für die Bevölkerung Londons! Wahrlich! Berlin wäre bereits reich an solchen Denkmalen die wahrhaftigeres Zeugniß geben als das geduldige Papier.

Ein verbranntes Artilleriedepot, eine den Flammen geopferte königl. Gießerei, ein spolirtes Zeughaus, zerrissene Fahnen und Trophäen, zertrümmerte Ministerwohnungen, ausgebrochene Schloßthore, verwüstete Spaziergänge, mißhandelte unverletzliche Abgeordnete und Minister u. s. w.: das wäre immerhin schon ein Anfang zur Geschichte des Berliner Patriotismus! Dagegen schwindet der Kölner Dom. Preußens Civilisation soll aufgehen in Berlin und der demokratische Verein dessen Verdienste ich schon früher beschrieben, macht den Todtengräber.

Die Provinzen werden zürnend fragen: vertreten uns die Straßensouveräne oder die Nationalversammlung?

Wenn nicht bald ein kühner Griff geschieht, so ist die Frage sicher eine zweifelhafte! So viel ist heute schon entschieden, daß Berlin ungemein arm ist an praktisch-politischem Verstande.

Friedrich Harkort.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

// Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr.	Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet.	№ 57. 5. Septbr.

Italienische Charaktere.

1. Durando.

✻ Im Piemontesischen geboren, war Durando im Jahre 1830 als junger Mann Officier in seiner vaterländischen Armee, mußte sie aber bei den damaligen politischen Bewegungen in Italien verlassen und versuchte sein Glück in Spanien. Bei den Kriegen der Königin Isabelle gegen den Prätendenten Don Carlos zeichnete er sich im Dienste der Ersteren ruhmvoll aus, während deutsche Aristokraten im Dienste des Absolutismus und Fanatismus die Constitution jenseits der Pyrenäen vergeblich zu bekämpfen suchten. Als Pius IX. den verbannten Italienern ein Asyl im Kirchenstaat eröffnete, und Italien hoffen konnte an dem Lichte der Neuzeit Theil zu nehmen, da fand sich auch Durando in Rom ein. Er hatte es, obwohl ein Fremder, durch seine Tapferkeit und militärischen Talente bis zum General des spanischen Heeres gebracht, und wenn man in Italien stets für jeden Verbannten Sympathie hatte, so ward Durando um so mehr mit größter Theilnahme empfangen. Er blieb den vergangenen Winter fortwährend in Verbindung mit den bedeutendsten Männern der vom Papst berufenen Consulta, mit diesem ersten Anfange einer Volksvertretung, wozu Passolini, Mignetti, Stembinetti gehörten, sowie mit den andern Häuptern der Bewegung, welche jetzt als Vaterlandsfreunde hervortreten durften. Besonders stand er in freundschaftlichen Beziehungen zum Fürsten Gaetano-Theano, dem Präsidenten des Circulo Romano, dem Professor Orioli, der als Verbannter seit 1830 den öffentlichen Unterricht in der Republik der sieben ionischen Inseln geleitet hatte, mit dem Fürsten Canino und seinem Secretär Sterbini, dem berühmten Improvisator und Zeitungsredacteur, sowie mit dem Doctor Pantaleone, bei dem sich alle Donnerstage Abends die bedeutendsten Männer Roms versammelten. Als man in Rom an Reorganisation des Heeres dachte, ward Durando sofort genannt, und als die Lombarden aufgestanden waren, die Römer ihnen zu Hülfe eilten, ward Durando an die Spitze gestellt. Zum Chef seines Generalstabes wählte er sich den berühmten Massimo d'Azeglio, der Major in piemontesischen Diensten gewesen war, und von andern piemontesischen Officieren den Grafen Casanova. Durando hatte lange mit der Zurückhaltung des Papstes zu kämpfen, der ihm nicht erlaubte den Po zu überschreiten. Dies machte wieder seine Freiwilligen mißmuthig. Als endlich dieser brave General einen großen Theil des Venezianischen erobert hatte, und er den rechten Flügel der Streitmächte Karl Alberts befehligte, der den General Radetzki bei Goito zurückgewiesen hatte; da warf sich Dieser auf Vicenza. Dies sollte durch die neapolitanische Armee unter Pepe, der dann den Po überschritt, gedeckt werden, und Durando hatte auf eine Unterstützung von 14,000 Mann zu rechnen. Da fiel Ferdinand II. von Neapel von dem italienischen Bündniß ab; die Neapolitaner, statt in die Linie einzutreten, gingen über den Po zurück nach Neapel, und unser Durando sah sich zu der Capitulation von Vicenza genöthigt; womit für's Erste seine militärische Wirksamkeit ein Ende hatte.

2. Ferretti.

✻ Graf Peter Ferretti aus Sinigaglia wurde unter Georg XVI. verdächtig, wie alle rechtlichen Leute, welche dahin zu wirken suchten die Erbärmlichkeit der Verwaltung des Kirchenstaates mit allen Mißbräuchen zu beseitigen. Er gehörte zu den Vielen welche einsahen daß die besten Gesetze nichts helfen ohne Öffentlichkeit der Besprechung. Alle Bemühungen, die Verwaltung des Kirchenstaats zu verbessern, scheiterten an dem Mangel an Preßfreiheit. In Italien sind die Vor-

nehmsten und Reichsten gewöhnlich die gebildetsten; deshalb unter ihnen schon früher die meisten Unzufriedenen und Carbonari. Ferretti sah sich daher genöthigt, sein Vaterland zu verlassen; er ging nach Neapel, ward Associé des reichen Handlungshauses Lorenzo, dessen großartige Geschäfte durch seine Umsicht und Thätigkeit bedeutend wuchsen, während sein Bruder und ein Vetter von ihm Kardinäle wurden. Der Letztere ward als Pius IX. zum Papst gewählt, der Erstere Minister-Staatssecretär. Als der König von Neapel diese Papstwahl erfuhr, rief er aus: Schlimmer konnte es nicht kommen, die Mastai-Ferretti waren stets die ärgsten Carbonari! Der Papst sah die Nothwendigkeit der Reformen ein. Sein Vetter aber, der Staatssecretär, in der süßen Gewohnheit der alten Mißbräuche aufgewachsen, ein geistig unbedeutender Mensch, glaubte durch Zuziehung seines geistreichen Bruders, unseres Banquier gewordenen Ferretti, die öffentlichen Angelegenheiten in eine neue Bahn lenken zu können. Graf Peter Ferretti kam daher nach Rom, doch alle seine Bemühungen scheiterten an der gänzlichen Unfähigkeit des Staatssecretärs, der einen solchen Eigensinn bewies daß er sich von seinem Bruder nicht wollte leiten lassen. Der Staatssecretär mußte als allgemein verhaßt entlassen werden; sein Bruder Peter ging nach Neapel zurück, wo er bald in das Ministerium Troja als Finanzminister trat. Man hatte die besten Hoffnungen; als sein College Dragonetti mit dem Republikaner Salicetti sich so weit einließ daß die letzte blutige Katastrophe in Neapel herbeigeführt ward, in deren Folge unser Ferretti für jetzt seine öffentliche Wirksamkeit verlor.

3. Guglielmo Pepe.

— Dem Namen der calabresischen Familie Pepe begegneten wir in den politischen Blättern häufig genug. Bei der furchtbaren Katastrophe in Neapel war unter den Todten ein General Florestan Pepe, Befehlshaber der Nationalgarden; ein zweiter Pepe, Gabriel, war unter den Gefangenen. Ein dritter Pepe führte die neapolitanischen Truppen nach der Lombardei. — Die von Pipitz und Fink (in Zürich bei Schultheß) herausgegebene Bibliothek ausgewählter Memoiren des 18. und 19. Jahrhunderts brachte uns kürzlich in Band 5 und 6 die ersten beiden Theile von Wilhelm Pepe's Denkwürdigkeiten. Das Vorwort des Buches ist vom Verfasser mit „London, im December 1846" unterzeichnet. Die Herausgeber geben uns keinen Aufschluß unter welchen Verhältnissen das Werk entstand und erschien; sie bringen aber in den Noten Ergänzungen aus einer unter Pepe's Leitung herausgegebenen italienischen Übersetzung desselben und werden die verheißene Übersicht der italienischen Literatur nachträglich zum dritten Bande des Buches liefern.

Die Literatur besitzt Vittorio Alfieri's Denkwürdigkeiten aus dem 18., Silvio Pellico's Selbstschau aus dem 19. Jahrhundert. Die kriegerischen Bewegungen des großen Zeitraums von 1792 bis 1814 sind noch von keiner italienischen Feder aufgezeichnet; um so wichtiger sind General Pepe's Mittheilungen, dessen Erlebnisse jedoch auch bei getreuester Gewissenhaftigkeit in der Darstellung den Anschein romanhafter Erfindungen an sich tragen. Guglielmo Pepe, 1783 geboren, erlebt als junger Mensch die Epoche, wo Neapel, wo ganz Italien nach der Freiheit schmachtete welche die französische Republik der Welt zu bringen Hoffnung gab. Auch seine Bekenntnisse gehören zur italienischen Kerkerliteratur. Ein neunzehnjähriger Jüngling wurde er, am mißlungenen Versuche in Catalonien den Aufstand allgemein zu machen betheiligt, mit Ketten beladen. 1800 ward er nach der Fossa del Maritimo gebracht; eine Cisterne, zu der man mit Leitern hinabstieg, ward sein Aufenthalt, ein enger, 9 Fuß breiter Raum, finster, zum Ersticken dunstig, voll Insekten und giftigem Gewürm. Das Kastell Catarina auf einer kleinen Insel, wo er später mit Mördern gemeinsam hauste, war nach jenem Purgatorio eine Staffel zum Paradiese, eine Stufe zur Freiheit die ihm 1806 zu Theil ward. Wir erleben hier neapolitanische Kriminaljustiz die der alten venezianischen um so wenig er etwas nachgibt als das königliche Paar auf dem Throne das Princip der Gnade nur geltend machte um mit Mördern und Mordbrennern, sobald man sie für taugliche Mittel hielt, gemeinsam das Volk zu unterjochen. Michael Pezza war der Name jenes Fra Diavolo den uns die Oper so gefällig vorführt und der in der politisch socialen Geschichte Neapels seine Wirklichkeit hat. Das Gewebe der Niederträchtigkeiten der königlichen Bourbons von Neapel enthüllt sich uns in Pepe's Memoiren auf entsetzenerregende Weise. Und jenem Ferdinand IV. stand eine Schwester des edlen Joseph von Östreich, Königin Carolina, zur Seite! — Pepe trat in Murat's Dienste. Man kann nicht sagen daß er bedeutend wurde. Neunundzwanzig Jahre alt, ward er General, brachte es aber nicht zu entscheidendem Einfluß; man weiß daß Napoleon nicht leicht einem Italiener traute. Pepe hatte die von der Republik Frank-

reich gebrachte Freiheit heiß herbeigesehnt und begrüßt; bei alle dem haßte er eben so gründlich und ehrlich die Franzosen wie die Östreicher. Nur Murat feiert er mit der ganzen Überschwenglichkeit der blinden Hingebung. Er sah in ihm einen Karl XII., er hoffte von ihm Italiens Wiedergeburt.

Die Konstabler, Kühl Wetter und die Cholera in Berlin.

„Die Konstabler bleiben; Kühl Wetter bleibt: nu noch die Cholera, denn is de Pulle voll!" Unter dieser Überschrift gibt „Aujust Buddelmeier, der jroße Berliner Dageschrift-steller mit'n jroßen Bart" in Gesprächsform folgendes neueste Erzeugniß seiner Publicistik.

Neumann. Na die jestrige Sitzung von de Vertretersch in de Singeakademie is nich bitter jewesen.

Piesecke. Se haben ja woll jestern die Ministersch wegen die Konstäpler echtig affair' genommen?

Neumann. Propper. Man hat ihnen gemeiert, un ick dachte schonst des Ministerium würde fallen; aberscht nich rühr' an.

Brennicke. Hast du'n jestern ausjehalten bis zu letzt?

Neumann. Oh! Ick war zwarscht nahe dran, an de Luft je-setzt zu werden, weil ick geklatscht hatte bei den eenen Red-ner; alleene aberscht der Präsident ließ noch mal fünf jrade sind.

Piesecke. Na, wie war denn die Jeschichte?

Neumann. Heiter; sehre heiter! Der eene Deppendirte, ick behalte man den Namen nich, aberscht watt schad't, — der meente: die statistischen Belustigungen von de Constäpler, — da meente er des Fensterscheibenzählen damit, — käme doch des Volk zu ville Jeld, als deß man's so ruhig mit an-sehen solle, un denn wäre ja och vor de Constäpler weit mehr Ruhe in Berlin jewesen, wie jetzund, wo diese Poli-zisten, diese Jensdarmen mit den bürjerlichen Rock, nischt wie Ufflöse machen dähten.

Brennicke. Ei kriegst du die Motten! Des scheint keen Freind von de Ministersch zu sind.

Neumann. Ne. Jo nich. Der zweete war aberscht fast noch eekliger wie der erste, der nahm den Minister des Innern unbändig vor's Messer.

Piesecke. Un watt sagte denn der Minister derzu?

Neumann. Nu, der suchte sich so gut wie't jink 'raus zu bei-ßen, un meente jar: deß der Staat der freieste wäre, der die merschte Polizei hätte.

Brennecke. Och nich übel. Woll jar uf jeden Mann eenen Constäpler?

Neumann. Eenmal lachten se unjeheier, och der Präsidente, da soll eener von de Deppendirten en Witz jemacht haben...

Brennicke. Nu, wie war'n der?

Neumann. Er soll jesagt haben: wenn des Ministerium, watt uns des freie Albion, — des soll England heeßen, so sehr gerühmt hat, die uff englischen Fuß injerichten Con-stäpler geben will, da möchte ett uns och nur erscht die eng-lischen Freiheeten geben; aberscht ett wäre sehr schief gewickelt, wenn ett globte: deß es uns mit diese Cou-lör zu England een machen könnte.

Brennicke. Englisiren möchten sie uns unsere Freiheet jar zu jerne, aberscht des wird Ihnen nich jelingen, un wenn sie noch 2000 Constäpler mehr machen, un wenn die janze Bür-jerwehr Constäpler wird.

Piesecke. Sprach denn Keener von de Rechte vor die Minister un die Constäpler?

Neumann. O ja; der war och sehr verbissen un malizióös; aberscht den mangelten se nachher gehörig.

Brennecke. Un watt sagte denn Hansemann derzu?

Neumann. Der dachte, se würden ihm jleich des Geld vor de Constäpler geben, aberscht Kuchen!

Piesecke. Wenn aberscht alle jejen des Ministerium gewesen sind, wie is et denn möglich, deß denn de Constäpler durch-gehen konnten?

Neumann. Wenn de Constäpler man durchjejangen wären, da wären se weck! So aberscht sind se selber nich durchjejangen, aberscht ihre Jeschichte is durchjejangen.

Brennecke. Da muß de Rechte hellisch bearbeet't jewesen sind.

Neumann. Na die kann mir jestohlen werden. Die brüllte immer jleich: „zur Ordnung", wenn mal een Redner ekelig wurde, wie der Eene wegen den Herrn Polizeiminister.

Piesecke. Watt führte denn der Minister vor Gründe vor de Constäpler an?

Neumann. Jrinde? Sehr ville. Erschtens wären se en sehr nützliches Institut, weil se ihm een sehr dringendes Bedürf-niß abjeholfen hätten; zweetens wären se vor de Herstel-lung der Ruhe un Ordnung; drittens wären se zur Erleich-terung des Dienstes der Bürgerwehr, un endlich wären se zur Erhaltung der Freiheit...

Brennecke. O, ho!

Piesecke. (zugleich) Vor de Erhaltung der Freiheet?

Neumann. Ja laß't mir doch erscht ausreden. Ick wunderte mir och, wie ick dieses hörte, alleene der Herr Minister meente des och nich so; er meente neemlich die Freiheit der Passage.

Brennecke. Da is der Minister sehr falsch bericht't. Er sollte manst mal selber nach de Linden hingehen, da wirde er se-hen, deß de Constäpler un de Bürgerwehr die Passage sperren duhn.

Piesecke. Du dummer Kerl. Da derzu hat en preuß'scher Mi-nister keene Zeit nich.

Brennecke. Na, denn muß er och so watt nich behaupten.

Piesecke. Brennecke, du zeigst, deß du nischt von de Verwal-tung verstehen dhust. Vor diese Angaben sind ja eben de Constäpler, un die werden doch, hol's der Deibel, nich anjeben, deß se selber de Störenfriede sind.

Brennecke. So ist ett? Ja denn freilich kann er nich anderscht.

Neumann. Die Deppendirten wollen mit Gewalt wegen de Constäpler en Gesetz vorgelegt haben, alleene der Minister meente: er könnte des nich insehen, warum er über Con-stäpler en Gesetz vorlegen solle, da des Ministerium doch des Recht hätte, die Diener der executiven Gewalt alleene un nach Belieben anzustellen; und er kenne sich doch nich denken: deß de Volksvertreter die Constäpler anstellen wollten.

Brennecke. Ick denke die haben och en Wort mit drein zu reden?

Neumann. Un ob! Een Deppendirter meente och: de Herren Minister dächten immer erscht an de Vertreter wenn se Geld brauchten, sonst machten se was se wollten; aberscht bei's Geld, da wären se denn jut genug, um ett zu bewilligen.

Piesecke. Des nennt man durch die Blume sprechen.

Brennecke. Se müssen sich fürchterlich 'rumgebissen haben.

Neumann. Ick dachte jeden Ogenblick, nu is't alle! Aberscht wie der vorige Minister des Innern gesprochen hatte, da wurde denn balde druff abgestimmt: ob en Gesetz über die Constäpler sofort vorzulegen sei, un siehe da, der Antrag fiel durch mit ungefähr 50 Stimmen die des Ministerium mehr hatte. Des Ministerium hatte aus die Schmetterlinge des Freiheits-Frühlings eene Cabinetsfrage gemacht, un dadrum wurden ville Rechte ängstlich un stimmten gegen ihre Ansicht für des Ministerium, weil se dachten deß sonst Anarchie würde.

Brennecke. Des dachten se damals bei Camphausen och, un die Welt is nich untergegangen, wie Camphausen abjing.

Piesecke. Ick weeß nich, ett is jetzt immer Abends so kühle, ick gloobe immer, des is en Anzeechen von de Cholera.

Neumann. Sehr natirlich! So lange de Constäpler bleiben, werden wir och kühl' Wetter behalten, un mit dieses werden wir die Cholera kriegen.

Brennecke. Die Cholera kriegen? Ne Herzchen! die is schonst da!

Piesecke. De Cholera schonst da? Na, denn is de Pulle voll!

Neumann. Denn Atje Paris!

Zur Chronik der Gegenwart.

— Der Sieg der Östreicher in Italien schadet uns mehr als es ihre Niederlage gekonnt hätte. Wären Ungarn und Italien selbständig geworden, so hätte Östreich, dieser großen Hülfsquellen beraubt, sich unbedingt Deutschland in die Arme werfen, wenigstens uns die Hand zum innigen Bruderbande bieten müssen. Ungarn wird von den Croaten bedrängt, es muß sich Östreich verbindlich machen. Radetzky hat Oberitalien in Händen, und mit der Tapferkeit des alten Östreichs ist auch die Schlauheit des alten Princips wieder erwacht. Noch vor kurzem sagte das Ministerium: die östreichischen Soldaten werden in Italien die wahren Befreier sein! Man kann auch nicht leugnen daß der ehrenwerthe Marschall in Mailand außerordentlich klug und brav organisirt, sogar zum Wohlgefallen der untern Volksklassen. Allein Östreich gibt die alte, neugewonnene Beute nicht wieder heraus, wie es scheint, und es irrt sich, wenn es auf die innern Verlegenheiten Frankreichs rechnet, um gegen dessen Widerspruch die Lombardei zu behaupten. Die Republik hat sich zu weit eingelassen, ihre Ehre verpfändet, und die scheinbar gerechtfertigte Veranlassung zum Losschlagen muß General Cavaignac willkommen heißen, um dem innern Gährungsstoff nach außen den Strom zu geben.

— In Wien hilft den Ultraradicalen das Geschrei über Reaction zu nichts. Im Gegentheil sehnt man sich den fanatischen Wuthausbrüchen dieser Partei gegenüber nach Verständigung mit dem verjüngten Princip der alten Herrschaft. Das Wort Reaction fängt an seine Schrecken zu verlieren; man will sich arangiren und ordnen, und alles neigt sich, wie es scheint, einem Ministerium Stadion zu. Graf Stadion schreibt inzwischen in dem Journal „die Presse“ in Wien die satyrisch feinen Artikel gegen die Ultra's. Deren Geschrei und kindischer Fanatismus verschuldet es, kommt der Bürger mit seiner gesunden Vernunft so bald darauf, sich mit einem Manne des alten Systems zu — verständigen. Daß der Kaiser im Schloßhofe zu Schönbrunn unter den versammelten Nationalgarden herumgeht, und persönlich die Versicherung gibt, es solle den Bürgern von den neuen Freiheiten nichts entzogen werden, beweist nur daß es solcher Versicherungen bedarf und ein Ministerium im Anzuge ist das solcher kaiserlichen Vorrede benöthigt zu sein.

— Der letzten Versammlung deutscher Flüchtlinge in der Schweiz wohnte Hecker nicht bei; Struve führte den Vorsitz. Die Versammlung gestand sich ein daß gegenwärtig, namentlich seit Radetzky's Siegen, „nichts mit Deutschland zu machen“ sei! Ehe nicht in Frankreich eine neue Umwälzung beginne, müsse man die Bestrebungen in Deutschland aufgeben; bis dahin könne aus Deutschland nichts werden! — Herwegh ist wieder in Paris; Ruge's Reform brachte sein neuestes Gedicht: „Huldigung“, eine Verhöhnung der Deutschen daß sie einen Fürsten, und nun gar einen Tyroler, zum Reichsverweser gewählt. — Nachdem die Thaten kläglich abgelaufen, greift Herwegh wieder zu stolzen Versen; der Säbel wollte dem Tyrtäus nicht stehen; jetzt ist der Declamator wieder in vollem Zuge. — Hecker wollte trotz seiner Gegenerklärung zu Anfang September nach Texas gehen, hat sich aber einstweilen nach Genf gewendet.

— In Paris ist man jetzt im Begriff, alle von der provisorischen Regierung erlassenen Dekrete nach und nach zu widerrufen. Die Fleischsteuer ist gestern abgeschafft, heute erhöht man die auf zehn ermäßigten Arbeitsstunden auf elf, morgen soll die Schuldenhaft wiederhergestellt werden. In vier Wochen wird von den Thaten der provisorischen Regierung keine Spur mehr übrig sein.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr.	Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet.	№ 58. 6. Septbr.

Goethe und Eckermann.

„Der lebendige Goethe war wieder da; ich hörte wieder den besondern lieben Klang seiner Stimme, die mit keines Andern zu vergleichen. Ich sah ihn wieder Abends im schwarzen Frack und Stern bei heller Erleuchtung seiner Zimmer im geselligen Kreise scherzen und lachen und heiteres Gespräch führen. Dann andern Tages bei schönem Wetter war er im Wagen neben mir, im braunen Oberrock und blauer Tuchmütze, den hellgrauen Mantel über seine Kniee gelegt. Seine Gesichtsfarbe braun, gesund wie die frische Luft; sein Gespräch geistreich in die freie Welt hinein, das Geräusch des Wagens übertönend. Oder ich sah mich Abends bei stillem Kerzenlichte wieder in sein Studierzimmer versetzt, wo er im weißen flanellenen Schlafrock am Tische mir gegenüber saß, milde, wie die Stimmung eines gut verlebten Tages. Wir sprachen über große und gute Dinge, er kehrte das Edelste, was in seiner Natur lag, mir entgegen; mein Geist entzündete sich an dem seinigen. Es war zwischen uns die innigste Harmonie; er reichte mir über den Tisch herüber seine Hand, die ich drückte. Dann ergriff ich wohl ein neben mir stehendes gefülltes Glas, das ich, ohne etwas zu sagen, ihm zutrank, indem meine Blicke über den Wein hin in seinen Augen ruhten!"

So Eckermann in der Vorrede seines dritten Bandes der „Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens"*). Es liegt in der That in diesen wenigen Worten schon sein ganzes Verhältniß zu dem großen Meister ausgesprochen, welches offenbar auf der Unbefangenheit und Harmlosigkeit im Charakter Eckermanns beruhte. Dieser nennt sein Verhältniß zu Goethe ein Verhältniß des Sohnes zum Vater, des Bildungsreichen zum Bildungsbedürftigen, und rühmt von ihm, daß er ihn an den geistigen und leiblichen Genüssen eines höheren Daseins habe Theil nehmen lassen. Es ist leicht gesagt daß schon die vollkommne Hingebung, die Pietät gegen Goethe, welche Eckerman so sehr eigen ist daß man sie für den Hauptzug seines Wesens halten möchte, Goethe's Stellung zu ihm herbeiführte; nur muß man diese Pietät auch ganz verstehen. Eckermann war für Goethe ein Mann ohne alle Vorurtheile. Er war, wenn wir nicht irren, Autodidakt und stand mit der jüngern Literatur seiner Zeit von Anfang an nicht in Verbindung. Es that dem alten Goethe offenbar wohl, einmal ein unbefangenes Gemüth vor sich zu haben, das, selbst von der Hofluft noch keineswegs inficirt, zwischen dem Dichter und dem Minister Goethe nicht so streng unterschied wie die übrigen Zeitgenossen, und das sich noch jetzt an seinen „schwarzen Frack und Stern" eben so freundlich erinnert als an den hellgrauen Mantel, die blaue Tuchmütze, die braune gesunde Gesichtsfarbe und den „besondern lieben Klang seiner Stimme." Goethe hatte einst lachend zu Eckermann gesagt: wenn er in England geboren wäre, so würde er manche Mißbräuche gelobt haben und gern ein Bischof mit 30,000 Pf. Sterling jährlicher Rente geworden sein. So wollte er auch die stolze aristokratische Seite seines Wesens gelegentlich anerkannt sehen. Seine Natur hatte in der That etwas von einem englischen Lord, oder verlangte von denen die ihm näher standen, daß sie diese vollständig gelten ließen, ohne daran zu mäkeln.

Eckermann hat sich in seinen Goethe-Schriften sichtlich bemüht, die volle Natur des Meisters auf das Publikum wirken zu lassen. Und wenn nun überhaupt eine Persönlichkeit, welche ihr ganzes Leben in die Erinnerung an einen einzigen großen Menschen versenken kann, in unserer Zeit schon einen schweren Stand haben muß, so mag es gar Manchem wohl als eine un-

*) Magdeburg, Heinrichshofen. 1848.

begreifliche Naivität erscheinen, jetzt noch Goethe ganz so darzustellen wie er von Gott geschaffen war, ohne den stolzen Gliederbau dieses Heroen auf das Prokrustesbette irgend welcher Principien zu strecken. Nun, die Kunst, Goethe vom sogenannten reinmenschlichen Standpunkte aus aufzufassen, kann Eckermann immerhin Andern überlassen. In anderer Hinsicht jedoch hat er auf seine Gespräche mehr Kunst verwendet, als der oberflächliche Leser ihnen ansehen mag. Schwerlich sind diese berühmten Gespräche ganz in derselben Weise gehalten, wie sie jetzt vorliegen. Die wirklichen Unterredungen scheinen aber nur zu einer künstlerischen Bearbeitung das Material geliefert zu haben, bei der es Eckermann keineswegs darum zu thun war, sich selbst reden zu hören, sondern in der er Goethe ruhig vor uns auf und ab spazieren läßt, mehr mit einem Monolog beschäftigt als an einem Dialoge sich betheiligend. Eckermann gleicht dabei dem Maler, welcher sich selbst zwar im Hintergrunde seines Gemäldes ein bescheidenes Plätzchen anweist, um seinen eignen Standpunkt anzudeuten, übrigens seine ganze Kunst nur auf den Mittelpunkt desselben richtet. Er hat sich selbst in den gedruckten Gesprächen in der Regel nur die formelle Leitung der Unterredung zugeschrieben, welche in einem wirklichen Gespräche wohl schwerlich einer der Sprecher allein übernehmen möchte, und er hat dadurch ein großes Opfer gebracht, indem er sich selbst für immer der Geringschätzung und dem Hohne eines gedankenlosen Publikums aussetzte.

Glücklicher Weise aber finden sich in diesem dritten Bande mehrere Kapitel, in denen Eckermann den Aufwand des Gespräches selbst bestreitet und zwar in so schöner und charakteristischer Weise, daß das, was er ausnahmsweise hier zuweilen dem Meister vorträgt, eine Reihe gar lieblicher Episoden in dem Buche bildet. Wenn Goethe's Worte meist Urtheile enthalten, deren Wahrheit, wie gelegentlich sie auch hingeworfen sind, doch niemals nur eine einseitige ist, oder Erinnerungen aus der Fülle eines reichen Menschenlebens, so gibt Eckermann hin und wieder etwas von der Art zum Besten, was die Maler in ihrem Fache eine Studie nennen würden, und was mit vollem Rechte stets den hohen Beifall seines Meisters erhält. Reizend ist die Schilderung in dem Gespräche (vom 1. Mai 1825), wo Goethe auf die Frage: aber sagen Sie mir, mein Allerbester, was treiben Sie denn die schönen langen Nachmittage mit Ihrem Doolan im freien Felde? die Antwort erhält: „Wir suchen irgend ein einsames Thal und schießen mit Pfeil und Bogen.“ Goethe läßt sich sehr ernst über die Construction und über den Gebrauch von Pfeil und Bogen unterrichten und wünscht daß „einige hübsche wohlgewachsene junge Turner“ nach Brabant geschickt werden, wo Eckermann das Bogenschießen lernte, um später diese Kunst nach Deutschland zu verpflanzen. Er holt endlich einen Baschkirenbogen hervor, den er in seinem Gartenhause aufbewahrt und versucht zuletzt selbst, wie ein Apoll dastehend, ein Paar Schüsse. — „Du Großer und Lieber, der Du die ganze Natur wie Wenige durchforscht hast, in der Ornithologie scheinst Du ein Kind zu sein!“ ruft Eckermann im Herzen aus, als Goethe eine Schaar von Ammern und Sperlingen für Lerchen hält, und es folgt ein Gespräch über die Waldvögel, das kaum weniger anmuthig ist als das über Pfeil und Bogen. — Mehr als blos interessant sind einige Träume welche Eckermann wieder erzählt und von deren einem Goethe (S. 245) sagt: „Man sieht daß die Musen Sie auch im Schlaf besuchen, und zwar mit besonderer Gunst; denn Sie werden gestehen daß es Ihnen im wachen Zustande schwer werden würde, etwas so Eigenthümliches und Hübsches zu erfinden.“

Die Aufzeichnungen über Goethe in diesem dritten Bande der Gespräche beginnen mit dem 21. Sept. 1822, wo Eckermann die Bemerkung macht, er sei groß und wohlgebaut und von so rüstigem Aussehen „daß man nicht wohl begreift, wie er sich schon seit Jahren hat für zu alt erklären können, um noch in Gesellschaft und an Hof zu gehen.“ Wir begreifen das sehr gut, und zwar nach der Mittheilung vom 22. März 1825. Wie er dort nach dem weimarischen Theaterbrande Eckermann ganz behaglich und heiterer Seele im Krankenbette empfängt, und wie dieses im Betteliegen überhaupt eine alte Kriegslist war, die er bei jedem außerordentlichen Ereignisse anwendete, wo er den Zudrang vieler Besuche fürchtete: so hatte ihm auch bei völliger Gesundheit das herannahende Alter gegen die Anforderungen des ceremoniellen Hoflebens zu einer Kriegslist dienen müssen. In der That sehen wir Goethe hier noch ganz jugendkräftig vor uns. In heiterer Gesellschaft verlacht er einen seiner Gäste, welcher sich an dem beschränkten Verstande einer schönen jungen Dame aus der weimarischen Gesellschaft stößt, und erklärt daß er an einem jungen Frauenzimmer ganz andere Dinge als den Verstand liebe; er führt auf: das Schöne, das Jugendliche, das Zutrauliche, die Capricen, das Neckische und andere exquisite Tugenden, und die Gesellschaft findet darin „viel Wahres und Überzeugendes“ und ist „sehr bereit, den Gegenstand ebenfalls von dieser Seite zu betrachten.“

Sehr bedeutend ist Alles was Goethe hier aus seinem Leben erzählt. Wie köstlich und in seiner Art unübertrefflich ist nicht die Anekdote welche er gelegentlich beim Anblicke von Gotha zum Besten gibt. „Was habe ich nicht drüben in den Bergen von Ilmenau Alles durchgemacht! ruft er aus, als er sich nach einer Spazierfahrt mit Eckermann, bei Weißbrot und Wein gelagert hat. Dann dort unten im lieben Erfurt, wie manches gute Abenteuer erlebt! Auch in Gotha war ich in frühester Zeit oft und gerne; doch seit langen Jahren so gut als gar nicht.“ Als die Mutter des regierenden Herzogs von Gotha noch in „hübscher Jugend“ war, befand sich Goethe oft dort. Er sitzt eines Abends bei ihr allein am Theetische, als die beiden zehn- bis zwölfjährigen Prinzen, zwei hübsche blondlockige Knaben, hereinspringen und an den Tisch kommen. Er fährt den beiden Prinzen mit den Händen in die Haare und ruft vergnügt: Nun, Ihr Semmelköpfe, was macht Ihr? „Die Buben sahen mich mit großen Augen an, im höchsten Erstaunen über meine Kühnheit, — und haben es mir später nie vergessen!“ — Indem Goethe dies erzählt, erwacht in ihm das Selbstgefühl eines Frankfurter Patriciers; die übermüthigen Betrachtungen, die er in heiterer Weinlaune an den Vorfall knüpft (S. 189) sind höchst ergötzlich.

(Schluß folgt.)

Briefwechsel.

Wien, d. 1. Septbr.

[Die Spannung zwischen Arbeitern und Bürgern; die literarischen Proletarier.]

△ Also Nestroy in Leipzig, der große, baumlange Parodeur des „Zopfensystems“, der satyrische Kritiker der Freiheit in Krähwinkel, der hinten mit nagelbeschlagenen Stiefeln ausschlägt und vorn mit der Patsche wieder klein beigibt, mit der Linken demokratische Ohrfeigen gibt, und mit der Rechten doch wieder Küß d' Hand macht. Na — „pfirt Ihna God da draußen im Reich!“

Hier und da mögen bei uns allerdings noch zopfige Überreste genug hervorgucken ohne daß die Betreffenden nur die leiseste Ahnung davon haben. Ja es gibt bei uns noch vollkommene Prachtexemplare von Allongenperrücken. Aber im Einzelnen zu beurtheilen was zum Zopfe gehört, was nicht: das ist jetzt hier schwerer als je, ist auswärts nach Berichten gar nicht zu enträthseln. Radicaler Kahlkopf und toupirte Perrücke sind in hundertfältigen Nüancen in einander aufgegangen; die Begriffe sind hier schwankender geworden wie sonst wo; Demokrat, Radicaler, Deutschthümler, Slawomane, Kaiserlicher, Parlamenter, Royalist, Republikaner — das alles schwimmt bei uns so durch einander, daß nur die Bosheit oder die Bornirtheit sich einbilden kann Farbe und Styl festzuhalten, Bosheit und Bornirtheit auch wirklich allein entschieden consequent sind. Ein und derselbe Mensch wird von der einen Partei Wühler, von der andern Orthodoxer gescholten, dem Einen gilt schon höchst schwarzgelb-aristokratisch-reactionär, was dem Andern noch ultraliberal erscheint. Es gibt ultraradicale Deutschthümler, vor denen man sich aus Ekel und Anstandsgefühl zu den kaiserlichen Slawomanen flüchten möchte, ob man schon von denen nicht weiß ob ihnen die schwarzgelben Farben nur ein Aushängeschild sind für geheimes Tschechenthum, das dereinst, ist das neu centralisirte Östreich fertig, dreister hervortreten will mit seinem Deutschhaß. Was hier vom furor teutonicus ergriffen ist, möchte nicht alles vor Deutschland mit Ehren bestehen. Außer am Rhein und in Berlin dürfte es jetzt schwerlich irgendwo einen stärkeren Radicalismus geben als hier. Eine schundhafte Presse verhunzt damit den deutschen Namen; freigelassene Sklaven stürzen sich mit Wuth durch das ihnen lange verschlossen gewesene Luftloch und hauchen nun altgenährten Haß und Geifer aus. Wenn der Liberalismus hier jetzt mehr als je anfängt wieder schwarzgelb zu werden, so geschieht es hauptsächlich um aus dem bodenlosen Jacobinismus der hier unter dem Panier der deutschen Farben sein Wesen treibt, loszukommen. Eine, man weiß noch immer nicht von welcher Seite bezahlte Rotte verschuldet es, wenn wir endlich der alten Partei zur Versöhnung die Hand bieten, um nur nicht der Anarchie und der Pöbelherrschaft in die Hände zu gerathen. Daß es meist Juden sind die hier die Ultrademokraten spielen, ist Thatsache, und erklärbar, weil Juden unter dem alten System am schärfsten und bittersten den Stachel der Knechtschaft empfanden und nun am heftigsten den ersten Schmerzensschrei der Rache ausstoßen. Diese Berserkerwuth wird sich legen; die Demokratie von innerem Halt und Charakter wird in ihrer Erscheinung nicht den Anstand verleugnen können der ehedem das Erbtheil der Aristokratie und der Bildung war.

Vor der Hand scheuen jene die sich für radicale Demokraten halten, kein Mittel um zwischen den Arbeitern und der Bürgerwehr die Drachenzähne des Zwiespalts zu säen. Die Saat ist schon mehrmals aufgegangen, Arbeiter und Nationalgarde sind wiederholt handgemein geworden, und Jene, nach dem Parteigeschrei Männer der Zukunft, Demokraten vom reinsten Wasser, schelten Diese Spießbürger, volksfeindliche Philister, reactionäre Bluthunde. So haben literarische Proletarier sie verschrieen, um den Bruch herbeizuführen, und je mehr der Arbeiter in die Hände sogenannter Demokraten geräth, desto mehr sieht sich die Nationalgarde genöthigt sich dem Militär zu nähern und conservativer zu werden. Die Bürgerwehr ist] monatelang förmlich systematisch gehetzt um volks- und freiheits-feindlich zu werden. Ein Wunder, ist sie's noch nicht! Alle Augenblicke Volksaufläufe wo sie erscheinen muß und beschimpft wird, weil sie den Straßenscandal beseitigt und die Ordnung herstellt. Die Spannung war gegenseitig aufs Höchste gestiegen, da beschließt Hr. Schwarzer plötzlich eine Verminderung des Arbeitslohnes. Es war just am 21. an demselben Tage wo in Paris und Berlin Unruhen stattfanden. Auf thätliche Insultirung erfolgte das Einschreiten der Bürgerwehr, doch ohne bedeutende Verletzung

auf Seiten des Volkes. Einige Municipalgarden wurden seitdem vermißt, als am 23. eine neue verabredete Zusammenrottung der Arbeiter erfolgte welche haufenweis in die Stadt ziehen wollten. Mit scharfgeschliffenen Werkzeugen, Hacken und Spaten, griffen sie die Municipal- und Nationalgarden an, und sammelten sich, mehrmals auseinandergejagt, von neuem. Endlich fielen an der Nordbahn, aus dem Bahnhofe, Schüsse auf die Bürger. Jetzt erst gaben diese Feuer und im Gebüsch, aus welchem die Schüsse fielen, blieben mehrere Arbeiter todt zurück, viele wurden verwundet. Auch an der Taborlinie, in der Brigittenau war der Zusammenstoß heftig. In der letzten hatten die Arbeiter bereits am Tage zuvor Gräben aufgeworfen für die Todten. Auch hier wurde erst nach wiederholtem thätlichem Angriff, und nicht ohne wiederholte Aufforderung zum Auseinandergehen, von der scharfen Waffe Gebrauch gemacht. Was scheint natürlicher als daß der bewaffnete Bürger sich wehrt! Aber die sogenannte freisinnige Presse nennt uns Bürger blutgierige Henker und Hunde, ich meine die Sudelblätter die auf dem Hundskarren mit Esel oder Mähre auf den Straßen ihren Trödel- und Tandelmarkt haben. Man verkauft Bilder, wo reitende Nationalgardisten flehende Weiber, knieende Kinder niedermetzeln, und doch ist es Thatsache daß niemand unter 15 Jahren verwundet wurde. Auf andern Illustrationen schießt die Bürgerwehr auf fliehende Weiber und Kinder. Der Witz literarischer Gauner und die bodenlose Demoralisation des flanirenden Esprit entwirft diese Bilder um den Haß der untern Klassen gegen die Bourgeoisie à la Paris in die Höhe zu treiben. Weil es in Paris so war, muß auch bei uns die Freiheit rothe Hosen anziehen oder gar keine. Das ist allerdings zum Schwarzgelbwerden! Die Erbitterung gegen die Haupträdelsführer dieser Sudelliteratur ist freilich auch beim kleinen Bürger groß genug. Aber dies Opfer bringen sie schon, gelingt es ihnen, den Liberalismus zu zwingen zur Reaction und zur Militärherrschaft seine Zuflucht zu nehmen. Das Volk selbst wird enttäuscht und fängt immer wieder an gegen die Wühler zu wüthen. Die Nationalgarde war es die sie am 18. Mai aus den Händen der Massen befreite. Man wird gewisse satyrische Schöngeister schwerlich noch einmal aus den Fäusten des Volkes retten, selbst wenn man es wollte. — Ich schließe, womit ich anfing: Pfirt Ihna God! Von alter Gewohnheit kommt man nicht so leicht los; es wird uns immer ein gewisser orthodoxer Ufus ankleben. Möchte uns auch etwas Humor bleiben!

Zur Chronik der Gegenwart.

— Held Wrangel war schon nahe daran gewesen die Dänen in Jütland zu brandschatzen. Noch acht Tage Zeit, und er hätte die Summen zusammengebracht welche der Wegnahme deutscher Kaufmannsgüter entsprachen. Da kommt die russische Note, und Wrangel muß mit langer Nase und leerem Beutel, unter Verhöhnung der Dänen, abziehen. Nun legten sich England und Frankreich drein; die Kaufleute von Hamburg, Bremen, Stettin jammerten, der Nothstand blieb, der Handel stockte, Dänemark kaperte nach wie vor deutsche Schiffe. Preußen hatte seine tapfern Soldaten und seine Millionen zur Führung des Krieges hergegeben, und war der Sache müde. Preußen überließ sie der Centralgewalt, und Wrangel hielt sich für den Feldmarschall des Reiches, Heckscher, Welcker und Max v. Gagern schienen die tüchtigsten Führer in der diplomatischen Leitung der Sache, und neue deutsche Truppen rückten von allen Seiten, selbst aus dem deutschen Süden schleunigst nach Schleswig heran. Allein die Centralgewalt mochte doch fühlen daß Preußen die Sache die es bisher geführt, am schicklichsten beenden müsse. Außerdem war Preußen über die Huldigungsformen, über Peucker's vorlaute Forderung die Festungen an die Centralgewalt zu überliefern, im letzten Punkt mit Recht, schwierig und unwirsch geworden. Genug, die Centralgewalt ging auf den Stand der Sache ein, wie ihn Preußen eingeleitet, wollte Preußen, weil es den Krieg geführt, dessen Abschluß nicht aus der Hand nehmen. Und so sehen wir den unglücklichsten Waffenstillstand ins Leben treten der je geschlossen werden konnte! Der König von Preußen sagte ärgerlich, der Krieg mit Dänemark komme ihm vor als wenn ein Hund mit einem Fische Krieg führen wolle. Der Witz war gut, aber die Sache damit nicht erledigt. Ist der Belt zugefroren, dann kann die Dogge so gut wie zu Lande hinüber und den Biber in seinem Bau packen. Die wetterklugen Dänen haben einen siebenmonatlichen Waffenstillstand gewollt. Warum? Weil, sind sie über den Winter hinaus, der Seekrieg ihrerseits mit Glück wieder eröffnet werden kann, wir dann wieder das leere Land besetzen ohne die Küsten schützen, ohne über den Belt gehen zu können. Preußen, selten oder nie glücklich mit seinen Diplomaten, hat sich abermals überlisten, überrumpeln, übervortheilen lassen, und diesmal zum Schaden und im Namen von ganz Deutschland. Vergeblich hat Preußen seine tapfern Soldaten verwendet, vergeblich Millionen zur Führung des Krieges hergegeben: um dem augenblicklichen Nothschrei der Kaufmannschaften zu Hamburg, Bremen, Stettin abzuhelfen, geht es auf einen Waffenstillstand ein den Dänemark nicht schlauer ersinnen konnte, um sich über den Winter, wo es allein angreifbar war, hinwegzuhelfen und zum Frühjahr uns jeden Frieden zu dictiren, stehen ihm Rußland, England, Frankreich nach wie vor zur Seite. — Diese erste Handlung der Centralgewalt nach außen müssen wir als eine entschieden verunglückte bezeichnen. Fern sei es von uns, mit der Linken ein Hohngeschrei darüber zu erheben. Wäre es nach der Linken gegangen, so hätten wir mit dem Bürger Itzstein als Präsidenten der Centralgewalt nicht blos dies einzelne Mißgeschick, sondern in allen Gauen Deutschlands einen blutigen Bürgerkrieg zu beklagen. Jetzt gilt es die noch ohnmächtige Kraft der Centralgewalt zu stärken. Preußen gebührt der Ruhm den Krieg gut geführt zu haben, aber es hat durch seine Diplomatie verdorben was es durch die Tapferkeit seines Armes errungen. Die Herzogthümer sind in Aufruhr; sie fühlen die Schmach und die Thorheit dieses Waffenstillstands.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr. | Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet. | № 59. 7. Septbr.

Die Badesaison von 1848.

✻ Die deutschen Bäder sind seit vielen Jahren nicht so schlecht besucht gewesen als diesen Sommer. Die hohen, höchsten und allerhöchsten Herrschaften welche sonst gewöhnlich einen ausgezeichneten Raum in den Badelisten einnahmen, fehlten beinah gänzlich; natürlich auch alle die welche sich sonst in solchem Glanze sonnen wollten, was besonders in Mitteldeutschland der Fall war. Brückenau war so leer daß der kolossale Kursaal beinah stets verschlossen blieb. Kissingen, sonst der Sammelplatz der ersten preußischen Staatshämorrhoidarien, war ebenfalls sehr leer. Franzensbad erhielt erst spät einigen Zuwachs, man meint aus Furcht vor der Cholera. Übrigens erfreute man sich in den böhmischen Bädern einer Ruhe welche gegen dies Treiben der in zwei Lagern gespaltenen Hauptstadt um so auffallender war. Graf Leo Thun hatte sich ruhig hierher zurückziehen können. In Marienbad merkt man gar sehr daß das benachbarte Königswarth nicht mehr von dem Staatsmanne bewohnt war, der so lange Europa im Schlepptau geführt hatte, wenigstens denjenigen Theil desselben, der nicht merkte daß die Metternichsche Politik seit 1820 stets Niederlagen erlitt, denn gegen seinen Willen entstanden Griechenland, Belgien rc. bis zu dem neuen Königreiche Sicilien. Wie verderblich Metternich den Dynastien war, zeigte die Vertreibung vieler Fürsten von Dom Miguel bis zu dem Fürsten von Monaco.

Karlsbad hatte sich zuletzt einigermaßen gefüllt, aber es fehlten die reichen Russen und Moldauwalachen; in Töplitz alle Ungarn. Hier zeichnete sich die Herzogin von Sagan aus, immer noch schön und eingeweiht in die Politik eines ganz andern Staatsmannes, in die Politik Talleyrands. Töplitz hat durch den diesjährigen Congreß der deutschböhmischen constitutionellen Vereine eine Art von Wichtigkeit erhalten. Einer der Festredner sagte sehr richtig daß sonst Fürsten, jetzt Völker hier Congresse hielten. Pyrmont, Nenndorf und selbst Reme waren ganz verwaist, obgleich das letzte durch seine aus einem 2600 F. tiefen Bohrloche*) aufsteigende Salzquelle mit 28 Grad Wärme vom Centralfeuer bedeutend zu werden verspricht. Am Rhein waren in Ems mehrere vornehme Franzosen, in Wiesbaden einige Engländer, in Soden und Homburg mehrere Mitglieder des deutschen Parlaments. Einige Ausländer ergötzten sich sehr an den Karikaturen welche man in Frankfurt auf die Reichs-Saalbader macht. Von Nordernei und Helgoland sind die Gäste durch die dänischen Kriegsschiffe abgeschreckt worden. Doberan war durch den Geist welchen die haute-volée des mecklenburgischen Adels mitbrachte, eben nicht sehr belebt worden, und Swinemünde mit Heeringsdorf zählte trotz der dortigen Neubauten und der Anwesenheit einer jungen Prinzessin nicht so viel hundert Badegäste als sonst tausende.

*) Nach dem Brunnen von Grenelle das tiefste in Europa.

Goethe und Eckermann.

(Beschluß.)

Sehr charakteristisch sind auch die im Wesentlichen bereits bekannten Conflicte, in welche der Dichter mit den Professoren von Jena und mit der dortigen Stadtverwaltung wegen der Bibliothek gerieth. Als Goethe, um die Feuchtigkeit der Bibliothek zu verhindern, „eroberungsweise“ einen Theil der alten Stadtmauer hinwegräumen ließ, wozu die Stadtverwaltung ihre Ein-

willigung versagt hatte, bat diese den Großherzog um Schutz gegen das „gewaltsame Einreißen ihrer alten ehrwürdigen Stadtmauer." Ich mische mich nicht in Goethe's Angelegenheiten, sagte der Großherzog, geht doch hin und sagt es ihm selbst wenn Ihr die Courage habt. Es ließ sich aber niemand bei mir blicken! setzt der Dichter triumphirend hinzu. — Ein höheres Interesse als diese Anekdoten nimmt (in der Aufzeichnung vom 7. Oct. 1827) eine Erzählung aus Goethe's Liebesleben in Anspruch, welche dieser eines Abends vor dem Schlafengehen im Gasthofe zu Jena erzählt, zum Beweise daß den Liebenden eine magnetische Kraft innewohne, welche die nach einander Verlangenden oft an Orten einander entgegenführe, wo sie es im Grunde am wenigsten hätten erwarten können. Das sei ihm öfter begegnet, und: „es wurde mir in meinem Stübchen unruhig, ich konnte mir nicht helfen, ich mußte hierher!" habe dann das geliebte Wesen gesagt. Mehr können wir von dem anmuthigen und beglückenden Abenteuer das hier erzählt wird, nicht verrathen.

Bei Gelegenheit dieses überhaupt für Eckermanns Tagebuch sehr fruchtbaren Besuches in Jena war es auch, wo Goethe sich besonders lebhaft an Schiller erinnerte. — Schon früher (6. Mai 1827) hatte er einer Tischgesellschaft Interessantes mitgetheilt über seinen Plan, die Sage vom Tell als episches Gedicht in Hexametern zu behandeln, welchen er bekanntlich an Schiller abgetreten hatte, der aus dem Stoffe sein Drama machte. Dem Tell würde Goethe im Wesentlichen dieselben Eigenschaften beigelegt haben, wie später Schiller es gethan, nur daß sein Tell als Lastträger die Cantone durchwandern sollte, wodurch er dann freilich in seiner Art von vorn herein eine öffentliche Person gewesen wäre, auf welche, wenn ihr das gehörige Maß von körperlicher Kraft nicht fehlte, das Volk sehr gut von Anfang an hätte seine Hoffnung setzen können; außerdem machen wir darauf aufmerksam, auf eine wie natürliche Weise durch die wandernde Lebensart des Helden eben sowohl der Zusammenhang, in dem er mit der öffentlichen Meinung des Gebirges stehen mußte, als seine Nichttheilnahme an verständigen Berathungen motivirt sein würde. Der wandernde Tell hätte dann eben nur der Mann der That sein können, seine in poetischer Hinsicht so wirksame Indifferenz in politischen Dingen bliebe dieselbe, nur erschiene sie weniger träumerisch und capriciös. Um diesen Lastträger Tell ganz zu verstehen, muß man sich vergegenwärtigen, was Goethe in seiner Nausikaa aus dem Odysseus, und was er in einem andern projectirten Epos aus dem ewigen Juden zu machen gedachte. Diesen wollte er als einen sehr verständigen Schuhmacher darstellen, mit dem sich der Herr gern in seiner Werkstätte unterhielt, der ihm in seiner Beschränktheit oft Vorstellungen machte über seine unstäte Lebensweise und der sich, obgleich von Haus aus gutmüthig, nach Art gemeiner Leute, als der Herr mit dem Kreuze vor seiner Thür vorbeiging, doch nicht enthalten konnte ihn daran zu erinnern, daß er ihn längst gewarnt habe. Man muß gestehen, diese gedrungenen, untersetzten Goethe'schen Helden welche als wahre Menschen von Fleisch und Blut, ohne jeden Anflug von Sentimentalität, die naiven Träger der Ideen sein sollten, wären, wenn der Genius des Dichters sie wirklich fertig vor uns hingestellt hätte, ein großer Gewinn für unsere Literatur gewesen. Und wenn es nun auch wohl nicht ein reiner Zufall ist daß Goethe keines dieser projectirten Epen zu Stande brachte, so sehen wir doch schon aus seinem mit idyllischem Luisenkram versetzten „Hermann und Dorothea", daß er wohl der Mann des modernen Epos gewesen wäre, wenn die Zeit nur gestattet hätte es zu sein. — Auch den Geßler dachte Goethe sich anders als Schiller, „zwar als einen Tyrannen, aber als einen von der behaglichen Sorte, der gelegentlich Gutes thut, wenn es ihm Spaß macht, und gelegentlich Schlechtes thut, wenn es ihm Spaß macht, und dem übrigens das Volk und dessen Wohl und Wehe so völlig gleichgültige Dinge sind, als ob sie gar nicht existirten." Ein weiterer Vergleich des Goethe'schen Planes mit dem Schillerschen Drama würde hier nicht an seiner Stelle sein. Indessen erinnern wir nach den Aufschlüssen welche wir jetzt über das Entstehen des Schillerschen Tell durch Eckermann erhalten, daran daß schon Gervinus, und nach ihm Karl Grün in seinem Buche über Schiller, den Tell ein „dramatisches Epos" nannte, um ihn vor manchem Tadel zu schützen, wohingegen Richard Morning *) die Ansicht entwickelte, daß gerade diese Bezeichnung den härtesten Tadel einschließe.

Über die Verschiedenheit der Naturen Goethe's und Schillers, welche sich bis auf das rein animalische Leben erstreckt zu haben scheint, erzählt Goethe bei jenem Besuche in Jena eine sehr komische Anekdote, welche wir allerdings lieber von jedem Andern als von einem so genauen Freunde Goethe's veröffentlicht gesehen haben würden, wenn gleich wir auf der andern Seite Eckermann ihre Verheimlichung wenig Dank hätte wissen können. Übrigens wird uns das schöne Verhältniß,

*) S. Bl. f. lit. Unt. von 1847, Nr. 99.

das zwischen unsern beiden größten Dichtern bestand, auch durch dieses Buch auf's Neue wieder lebendig und werth.

Auch an Voß erinnert sich Goethe in Jena mit vieler Liebe. An diesem sei alles gesund und derb gewesen, weshalb er auch zu den Griechen kein künstliches, sondern ein rein natürliches Verhältniß gehabt habe. Bedenkt man nun daß W. v. Humboldt in seinen unlängst veröffentlichten Briefen an Fr. A. Wolf von Voß sagt: dieser habe wohl nie mit großem Antheil und Studium die Attiker gelesen, er sei bei den Joniern sitzen geblieben, und habe oft dann noch Jonien mit Holstein verwechselt, so scheinen die Acten über Voß noch keineswegs geschlossen zu sein. — Von den Urtheilen über andre Landsleute des Dichters, so weit es literarische Persönlichkeiten angeht, heben wir das über A. W. v. Schlegel hervor. Seine Kritik, sagt Goethe im Wesentlichen, ist durchaus einseitig, indem er fast bei allen Theaterstücken blos das Skelett der Fabel und die Anordnung vor Augen hat, und immer nur kleine Ähnlichkeiten mit großen Vorgängern nachweiset, ohne sich im Mindesten darum zu kümmern, was der Autor uns von dem anmuthigen Leben und der Bildung einer hohen Seele entgegenbringt. Insbesondre wird Molière gegen Schlegels Kritik in Schutz genommen. Außerdem aber sehen wir Goethe in Bezug auf fremde Literaturen besonders mit Liebe verweilen bei Béranger, Burns und W. Scott. Von diesem sehen wir ein gar behagliches Schreiben in Weimar einlaufen, welches Eckermann mittheilt und das uns von den Verhältnissen des englischen Dichters ein zu der Behaglichkeit des Goethe'schen Daseins sehr wohl passendes Bild entwirft. Der alte schottische Barde rühmt sich, daß er ein stattliches altes Schloß bewohne, dessen Vorhalle mit Rüstungen angefüllt sei, die selbst für Jarthausen gepaßt haben würden. Ein großer Schweißhund bewache den Eingang. Sein ältester Sohn commandirt eine Schwadron Husaren. Er will sich nicht beklagen daß seine Jugendkraft ihn allmällig verlassen hat, da er seine Kinder die theuern Jagdvergnügungen treiben sieht, seitdem er selbst sie hat aufgeben müssen.

H. Pr.

Briefwechsel.

Berlin, d. 4. Septbr.

[Die bevorstehende Krisis zwischen dem Ministerium und der Linken; „Fief la Repoplik!"; Karbe läßt sich nicht erwischen; eine neue constitutionelle Zeitung; die Zeitungshalle; der Pfarrherr auf der Bühne.]

†† Die Unruhen und Krawalle die wir in den letzten Wochen täglich erwarteten, und deren wahrscheinlicher Ausbruch schon in der Idee die Bürger zittern machte, diese Krawalle haben sich noch auf einige Tage weiter verschoben. Wir werden sie erst am Donnerstag zu erwarten haben, denn dieser Donnerstag wird uns die wichtigste Entscheidung bringen. Er wird entweder den Sturz des Ministeriums oder die Auflösung und das Ausscheiden der äußersten Linken aus der Nationalversammlung bringen. Die Linke verlangt daß das Ministerium den bekannten Erlaß der Nationalversammlung an die Armee zur Ausführung bringe; das Staatsministerium verweigert dies, und am Donnerstag kommt diese wichtige Streitfrage zur Discussion. Die ganze Stadt sieht diesen Verhandlungen mit den gespanntesten Erwartungen entgegen. Wenn das Ministerium die Mehrheit für sich hat, was wahrscheinlich ist, dann ist die Linke entschlossen auszutreten, entweder um sich für permanent zu erklären, und als eigene Nationalversammlung zu constituiren, oder um — nach Hause zu gehen. Dies Letztere erscheint in sofern als das Rathsamere, als die Sympathien für die Linke und deren eben nicht sehr glänzende Vertreter mehr und mehr schwinden, die Mehrzahl des Volks sich ihnen abgewendet hat. Die spitzfindigen, schneidend scharfen, ätzend zersetzende Reden der Mitglieder dieser Partei haben vielleicht den Verstand, niemals aber das Herz des Volkes getroffen, und um das Volk zu fassen und zu begeistern, muß man sein Herz treffen. Dieses Herz ist leicht entzündlich, aber nicht leicht auf die Länge zu täuschen; es verlangt vor allen Dingen Wahrheit und Treue, es verlangt eine völlige Hingabe an die Sache, eine völlige Entäußerung von allem Egoismus. Und das ist es eben was man bei diesen Vertretern der Linken vermißt; sie sind eine Partei und dienen einer Partei, sie verfolgen Sonderzwecke, Sonderinteressen; es ist ihnen nicht um das Wohl des Ganzen, des Allgemeinen zu thun, sondern nur um die Durchführung und Feststellung ihrer Pläne und Ideen, und nicht das Volk wollen sie an die Spitze stellen, sondern nur s i c h s e l b s t, als einzigen Ausfluß dieses souveränen Volkes. Glauben Sie mir, diese Herrn welche jetzt mit hochtönenden Phrasen von der Freiheit sprechen, und welche sie geben wollten, diese Herrn würden wenn sie regierten die größten Tyrannen sein, Jeder mit rigoristischer Strenge d a s unterdrücken, was s e i n e r Ansicht widerspricht, und nur deshalb verbrecherisch ist. Das ist es, was das Volk mit richtigem Tact an unserer Linken erkannt hat, und deshalb hat es wenig Sympathien für die Herrn Jung, Behrends, Reichenbach und deren Anhänger. Auch die ultrademokratische Partei zerfällt mehr und mehr; das liegt an der Schwäche, an der Geistesarmuth ihrer Führer, die sich ausschmücken mit dem Bischen Flittertand moderner Phrasen und republikanischer Redensarten, aber keine Ideen, keine neuen Gedanken hineintragen in dieses Luftschloß ihrer

utopischen Träume. Lauter junge unbekannte, ungenannte Männer stehen an der Spitze dieser Demokraten, Jünglinge die noch nichts geleistet haben, und vielleicht niemals etwas leisten werden, denen es aber mittelst einer guten Kehle, eines guten Gedächtnisses für die Schlagwörter des Tages, und einer gewissen Unverschämtheit gelungen ist, sich zu Eintagsfliegen des Ruhms emporzuwirbeln. Augenblicklich haben sie es freilich weit genug gebracht, und ihr Name geht von Mund zu Munde, wird sogar in Gesängen und Gedichten verherrlicht. Ein Volkslied das man von unsern fliegenden Buchhändlern für einen Sechser kauft, schließt: Fief la Repoblik!

> Ick wollt', et wäre schonst so weit,
> Et is wahrhaftig nu balde Zeit!
> Ach Held! Ach Karbe! Ach Edgar Bauer,
> Det Leben wird uns doch jar zu sauer!
> Verhelft uns doch balde zu des Glück
> Un schafft uns die goldne Repoplik!

Einer dieser Volkshelden, der Conditor Karbe, spielt seit einer Woche zum Ergötzen des Publikums öffentlich Versteckens mit der Polizei. Diese fahndet auf ihn, und soll ihn zum Arrest bringen, der Verhaftsbefehl ist lange ausgefertigt, aber die Verhaftung kann nicht stattfinden, obwohl sich Herr Karbe täglich auf der Straße zeigt, und sogar in den Volksversammlungen ungestört lange Reden hält. Aber er ist immer dermaßen von einer starken, entschlossenen und kampflustigen Leibgarde umgeben, daß die Polizei sich wohl hütet ihn derselben zu entreißen. Vor einigen Tagen zog er, aus den Zeltversammlungen heimkehrend, eskortirt von mehreren tausend Menschen, die ihn in ihre Mitte nahmen, nach dem Polizeipräsidium, und ließ diesem melden, er sei jetzt da; wenn man ihn verhaften wolle, solle man ihn nur holen! Die Polizei erwiederte, sie werde ihn holen, wenn sie seiner bedürfe, und das jubelnde Volk begleitete darauf Herrn Karbe im Triumph nach seiner Wohnung. Er selber macht jetzt in den Zeitungen bekannt daß der Polizei bis jetzt seine Verhaftung noch nicht gelungen sei, und daß er seinen Freunden danke für die Beschützung seiner Freiheit. Eine ähnliche Anzeige erläßt Herr Held in seiner Locomotive, mit dem Hinzufügen daß, wenn er jemals verhaftet würde, er sich sogleich um Hülfe und Beistand an das Volk wenden würde, da seine Verhaftung immer nur eine gesetzwidrige und ungerechte sein könne, weil er nie etwas thun könne, was den Gesetzen und der Gerechtigkeit widerstreite!

Aus unserem Ministerium des Innern wird mit Nächstem eine Zeitung hervorgehen, unter dem Titel: Neue constitutionelle Zeitung. An der Spitze des Unternehmens steht Herr v. Hasencamp, der schon seither im Ministerium des Innern sehr thätig war, und die „berichtigenden" Regierungsartikel für die Zeitungen schrieb. Mit der „Zeitungshalle" sieht es dagegen sehr übel aus; sie wird wahrscheinlich mit dem Ablauf des Quartals zu Ende gehen. Der Drucker will nicht mehr unentgeldlich drucken, und die Demokraten wollen nicht mehr zahlen. — Im Theater sahen wir gestern endlich einmal wieder eine Neuigkeit. Was konnte dies anderes sein als ein neues Stück von der ruhmwürdigen Charlotte Birch-Pfeiffer. Der Pfarrherr ging über die Bühne. Charlotte Birch-Pfeiffer, welche gefunden hatte daß ihr Raub, den sie an den Dorfgeschichten verübt, ihre Kasse so gut gefüllt, beschloß eine Fortsetzung solcher Idyllen, und zwar wählte sie diesmal eine welche ihrem eigenen Kopf entsprungen war. Die Idylle besteht darin daß die Leute schwäbisch sprechen, und Dorfkleider tragen. Warum sprechen die Leute schwäbisch? Nun, weil das Stück im Schwarzwald spielt, und weil das Schwäbische so gut klingt, und so viel Glück macht beim Publikum. Der Inhalt des Stückes ist dieser: Der Herr Pfarrherr hat die Tochter des Gutsherrn erzogen; diese ist darauf mit ihrem Vater, welcher Chef des Consistoriums ist, nach der Residenz gereist. Jetzt, nach vierjähriger Abwesenheit vom Gute, kehrt sie dahin mit ihrem Vater zurück. Sie liebt den Pfarrherrn und er liebt sie! Man denke, welch entsetzliches Unglück, welch namenlose Qual! Das adelige Fräulein liebt den bürgerlichen Pfarrherrn! Das ist ein Händeringen und ein Verzweifeln! Der Pfarrherr selbst nennt seine Liebe „eine verbrecherische", und das Fräulein spricht schaudernd und händeringend „von dem tiefen Abgrund, der sie auf ewig von dem Manne ihrer Liebe trennt." Sie nimmt daher auch gebrochenen Herzens von ihm Abschied, und verweist ihn auf den Himmel, da sie sich auf Erden natürlich nie besitzen können! Weshalb sie sich nicht besitzen können? Nun, weil sie eben Gräfin und er Pfarrer ist. Das mochte im Mittelalter freilich ein Unglück sein, aber dieses Stück spielt in unserer Zeit, es spielt sogar so sehr in unserer Zeit daß eine Revolution die Katastrophe herbeiführt. Der Gutsherr welcher Chef des Consistoriums in der Residenz ist, und dahin mit seiner Tochter zurückgekehrt war, kommt plötzlich wieder, und zwar auf der Flucht. Man hat ihn gezwungen seinen Abschied zu nehmen. Weshalb, was er gethan und verbrochen, weiß man nicht. Er selbst erklärt nur, er wolle durchaus kein Volksfreund sein und deshalb zöge er es vor, nach Amerika zu wandern. Seine Tochter aber läßt er zurück, und segnet ihren Bund mit dem Pfarrer. Das ist die ganze Geschichte. Ich sage absichtlich Geschichte, denn ein Drama ist es nicht; es fehlt dieser Geschichte sowohl die dramatische Handlung als die dramatische Intrigue, es ist eine dialogisirte Erzählung, aufgeputzt mit rothen Lappen und Fetzen von der Freiheitsfahne der Mode, weiter nichts. Vier Akte hindurch liebt der Pfarrer die Gutsherrntochter, darüber wird geheult und gewimmert in thatenlosem Jammer; im fünften Akt heirathen sie sich, Dank der Revolution, die in der fernen Residenz vorgegangen ist! Aber es ist bewunderungswürdig, mit welchem Geschick Frau Birch-Pfeiffer den dünnen Faden ihrer Geschichte zu fünf Akten auszuspinnen weiß! Die Liebe des Pfarrherrn allein hätte freilich dazu nicht ausgereicht, deshalb mußte noch allerlei Beiwerk hinzugethan werden, einige kleine Liebesgeschichten, die ohne allen Zusammenhang mit der großen Liebesgeschichte so nebenher laufen, und die Akte ganz niedlich ausfüllen helfen, aber auch eben so gut wegbleiben könnten. Es ist in diesem Stück Alles überflüssig und gekünstelt, aber es wollte einmal existiren, und es existirt, und das Publikum amüsirt sich!

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr.	Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet.	№ 60. 8. Septbr.

Der protestantische Bauernkrieg in Östreich.

† Wir hörten aus Östreich vielfach von reagirenden Versuchen der Geistlichkeit. Schon das Pillersdorf'sche Ministerium gab Erlasse gegen Priester welche die Grenzen ihres Berufes überschritten und gegen die neue Ordnung der Dinge von der Kanzel herab politische Reden hielten; der Erzbischof von Wien war geneigt gegen aufwieglerische Pfarrer einzuschreiten. Zugleich liefen immer zahlreichere Bittschriften von Geistlichen beim Reichstage ein, welche die Freiheit des Glaubens, die Freiheit von Rom, die Freiheit vom Cölibatszwang forderten. Die Geistlichkeit von Brünn ging darin voran. In Tirol aber lebt noch die alte Pfaffenherrschaft. Man protestirt dort gegen die Freiheit der Presse, gegen die Freiheit des Glaubens, gegen die gleiche religiöse Berechtigung Aller die sich Kinder Eines Vaters nennen. Ohne Aufhebung der Klöster, ohne eine gänzliche Säuberung von der Pfaffenwirthschaft ist in Östreich kein Heil zu erwarten. Noch vor kurzem meinte man, das Volk wolle beim altrömischen Glauben beharren. Ja, nachdem Ihr es jahrhundertelang an's Dunkel gewöhnt, konnte es nicht so leicht zum freien Lichte aufschauen. Und doch waren die Lande des Erzherzogthums fast sämmtlich schon dem Glauben Luthers zugethan gewesen, wie Böhmen, wie Baiern. Fluch dem Jesuitismus Eurer Priester und Eurer Staatsmänner, sollte am guten Kern des Volks alles verloren gegangen sein, was es zum einfachen männlich starken Christenglauben ohne Priestervormundschaft befähigt! Aber das Volk will auch im Glauben jetzt frei sein, und klare Priesterköpfe fordern die Entfesselung vom alten Joch.

Ein geschichtliches Gemälde aus der Zeit des obderennsischen Bauernkriegs: Die Wiellinger, von Friedrich Wilhelm Arming (3 Bde. Leipzig, J. J. Weber), verdient jetzt die Beachtung die vielleicht sonst mit Recht müßigen Romanen entzogen wird. Wir erinnern hier an dies unlängst erschienene Buch, das zur Aufhellung des Protestantismus in Östreich einige Beiträge liefert.

Die baierische Besatzung in Oberöstreich und hauptsächlich ihr Statthalter Herbersdorf, der in Linz residirte, hatte durch Grausamkeit und Bedrückungen aller Art den Bauernstand (1626) wiederholt empört. Kaum zurückgeschlagen, sammelte sich von neuem ein Heer, um mit Gewalt die Rechte freier Christen zu erzwingen. Ihre Forderungen waren freie Übung der protestantischen Religion, Zurückziehung der baierischen Besatzung und Anerkennung der Privilegien ihrer Stände. Den ersten Anstoß zu erneuertem Aufstand schildert uns der Verf. in einer Wirthshausscene auf der Leiter. Ein protestantischer Prediger, oder Prädikant, der bis dahin in strengster Verborgenheit leben mußte, taucht in der Scene auf. Er stellt sich jetzt an die Spitze der Bauern und spornt sie nicht nur durch seine begeisterten Reden, sondern auch durch persönliche Regsamkeit zum Kampfe für ihren Glauben an. Anführer eines zweiten Heeres ist Achaz von Wiellingen, einer der obderennsischen Edlen, der sich in seinem festen Schlosse mit seinen Getreuen verschanzt hielt, und nun zum offenen Kampfe losbrach. Er befehligte die sogenannten schwarzen Bauern, die wildesten und entschlossensten. Zu seinem Beistand bei der Heerführung rief er seinen Sohn Hans aus Italien zurück; dieser weigerte sich aber ein Commando zu übernehmen; es sei gegen seine Überzeugung sich der Regierung mit den Waffen in der Hand gegenüberzustellen; er hofft Alles durch Verträge und Vergleiche zu erreichen. Sein Vater hatte in Linz viele befreundete Edle die heimlich ihre Rebellionspläne verfolgten. Zu diesen sendet er den Sohn, in der Hoffnung ihn dort bekehrt zu sehen.

Hans von Wiellingen wird auf seiner Reise von bairischen Dragonern aufgegriffen, die ihn, sobald sie seinen Namen hören, nach dem festen Lambach in's Gefängniß führen. Nach wenig Tagen rückt Achaz mit seinem Regiment vor, um Lambach zu nehmen. Der Kommandant droht seinen Sohn zu erschießen; Achaz weicht aber nicht. Aus dieser dringenden Lebensgefahr entkommt Hans glücklich durch Hülfe der Annemie und Fräulein Elisabeths; er flieht nach Linz. (Die List der Annemie, um ihren einstigen Retter zu befreien, ist sehr anmuthig geschildert.) Lambach mit Sturm zu nehmen, ist indessen nicht möglich, man beschließt also im Kriegsrath der Bauern es mit einem Drittheil der Armee auszuhungern, die andern Drittheile des Heeres sollen nach Linz aufbrechen, um dieses zu belagern. Hans von Wiellingen kommt unterdessen nach Linz zu den Freunden seines Vaters, deren Oberhaupt, Riediser von Riedesheim, auf dem Auhofe lebt, dem Anschein nach ganz mit Landwirthschaft beschäftigt. Bei ihm als Knecht verkleidet war Jörgen, Freiherr zu Tolleth, und in einem Thurmgemach verborgen der Ritter von Wenz, die beiden schlimmsten Rebellen aus früheren Jahren, vom Kaiser geächtet und verbannt. Riediser hatte den Plan mit offnem Aufstand seinen Freund Achaz zu unterstützen. Er lud die Edlen, auf deren Hülfe er hierbei rechnete, zu einer nächtlichen Zusammenkunft und geheimen Berathung zu sich ein. Hans von Wiellingen hatte schon die Bekanntschaft des alten Ritter von Wenz gemacht und in ihm den Vater seiner Geliebten, Elisabeth, erkannt. Der Ritter hatte im Lauf der Jahre seine frühern stürmischen und revolutionären Ansichten geändert und wünschte nichts sehnlicher als Aussöhnung sowohl seinerseits als des Volks mit dem Kaiser. Riediser fand in der Berathung mit seinen Rebellionsplänen wenig Anklang, die meisten Edlen wagten keinen offenen Aufstand, da sie die Schlauheit und unerbittliche Grausamkeit des Statthalters kannten. Nur einige wenige waren bereit ihr gutes Recht mit dem Schwerte zu erkämpfen. Während ihrer heftigsten Berathungen öffnete sich die Thüre und der gefürchtete Herberstorf trat ein. Nach dem ersten Schreck gestehen die Ritter daß sie zwar in ernster Berathung gesessen, jedoch nichts gegen den Kaiser beschlossen. Der Statthalter läßt einstweilen die Sache auf sich beruhen, als er aber Hans von Wiellingen und den alten Wenz erblickt, läßt er sie verhaften; er ergreift somit gerade die beiden Unschuldigsten. Die Übrigen werden unter Drohungen und Warnungen von ihm entlassen. Um die Bauern die nach einigen erfochtenen Siegen immer kecker werden, mit einem Schlag zu vernichten, beruft der Statthalter seinen Stiefsohn Pappenheim nach Linz und übergibt ihm die Führung der östreichischen und baierischen Truppen. Hans von Wiellingen wird nach mehrwöchentlicher Gefangenschaft verhört, Pappenheim erkennt in ihm einen italienischen Kriegskameraden und verbürgt sich für ihn. Pappenheim zieht mit Heeresmacht gegen die Bauern und schlägt sie nach verzweifeltem Kampf am 13. November auf's Haupt. Ihre beiden Hauptanführer, Achaz von Wiellingen und der Prädikant, werden gefangen genommen und mit einer großen Anzahl Anderer im Triumphzug nach Linz geführt. Hans sieht von seinem Gefängniß aus seinen Vater als Schwerverhafteten vorbeiziehn. Hierauf wurde er freigelassen mit dem Befehl, Östreich auf mehrere Jahre zu verlassen. Die gefangenen Oberhäupter der Rebellen wurden nach vorheriger Bekehrung enthauptet. Ausgenommen der Prädikant, den die Jesuiten (er war ihr ehemaliger Schüler) retten, nachdem sie dem Statthalter Briefe gebracht, die bewiesen daß der Prädikant sein Sohn sei. Auf diese Nachricht hin läßt er es geschehen daß die Jesuiten ihn in Beschlag nehmen, wahrscheinlich um ihn zu bekehren. Dem Publikum sagt man, der Gefangene sei, nachdem er zur alleinseligmachenden Kirche zurückgekehrt, selig verstorben, und läßt einen Sarg mit katholischem Ritus beerdigen. Hans von Wiellinger kehrt nach einigen Jahren zurück, um sich mit Elisabeth zu verbinden. — Nach dem unglücklichen Ende dieses Krieges verschwand die protestantische Religion in Oberöstreich und es blieb seit der Zeit ohne Widerrede katholisch. — Die Romanfäden im Buche sind sehr dünn und interesselos. Die pragmatische Darstellung eines so interessanten Abschnittes des dreißigjährigen Krieges ist lebendig und anschaulich, aber sie läßt doch kalt, weil der Verfasser nur berichtet, anstatt seinen Stoff poetisch zu gestalten und zu reproduciren. Charaktere wie Achaz und der Prädikant sind nur schwach gezeichnet; recht anmuthig hingegen ist das naive Bauernmädchen Annemie und ihr Vater, der Wirth, geschildert, wie überhaupt die Volksscenen gelungen sind.

Briefwechsel.

Wien, d. 3. Septbr.

[Das Pillersdorfsche System der kleinen Concessionen; man hat das Volk auf die Faust verwiesen; das schwankende Ministerium; ist die Nationalversammlung eine constituirende, oder eine constituirte? der Trauerzug.]

⊙ Schiller sang: „Der Segen kömmt von Oben!“ Wir konnten und können das nicht sagen. Was seit den Märztagen an Übergriffen geschehen, war immer durch die Eingriffe von Oben hervorgerufen. Pillersdorf war nichts als ein Diener des Hofes, und zwar in einem Maße wie es an ihm bis jetzt noch nicht gewürdigt worden ist. Alle seine Verordnungen waren im Interesse der Krone, und nur wenn das Volk sich mit aller Kraft dagegen stemmte, so daß das Interesse der Krone gefährdet schien bei Aufrechthaltung solcher Maßregeln, dann nahm er im Interesse der Krone diese Maßregeln zurück. Doch was das Ärgste ist: er hat das Volk gelehrt auf seine Kraft vertrauen, und zwar nicht auf die geistige, sondern auf die physische. Der 15. und 26. Mai sind dessen Zeugniß. Ich möchte all das Ungemach das uns betreffen, auf Maßregeln die angeblich im Interesse der Krone waren, zurückführen. Der spätere Geschichtsschreiber wird das Alles zu ordnen und zu sichten wissen; für uns drängen die gegenwärtigen Ereignisse die vergangenen in den Hintergrund. Als Beweis aber will ich nur eines der wichtigsten Ereignisse anführen. Die Bombardirung von Prag hat man eben den kleinen Concessionen zu verdanken, die im Interesse der Krone den Tschechen gemacht wurden; Pillersdorf sagte der tschechischen Partei eben so freundliche Worte wie der deutschen; die Erzherzogin Sophie trug bei Anwesenheit der tschechischen Deputation eine Haube mit tschechischen Farben. — Diese an und für sich unbedeutenden Ereignisse bestärkten die Tschechen in ihrem Vorhaben und führten die unglückseligen Juniereignisse herbei.

Am 15. und 26. Mai hatte man das Volk gelehrt daß nicht im Geiste die Kraft ruhe, sondern in den Fäusten. Diese Lehre mußte bei dem gemeinen Haufen bald Wurzel fassen und Früchte tragen. Die Arbeiterleiden fingen an wehe zu thun; dazu kam daß man eben die Fäuste dieser Arbeiter für die Barrikadenschöpfer hielt; man wollte ihnen deshalb nicht gram sein, man verzieh ihnen so manches; doch mit der Nachsicht wuchs auch die Fahrlässigkeit. Dem mußte abgeholfen werden. Die socialen Ideen, zu denen sich Herr Arbeitsminister Schwarzer früher bekannte, gab er, als er das Portefeuille in die Hand nahm, auf; er hatte es plötzlich von dem alten Régime gelernt den Meinungen durch Kugeln und Kanonen Achtung zu verschaffen. Das Ministerium führte dabei den Sturz des „Sicherheitsausschusses“ im Schilde. Zwar sank von Tag zu Tag das Ansehen dieses Ausschusses; doch war er den „Gutgesinnten“ ein Dorn im Auge. Man wollte jede Spur vom 26. Mai getilgt wissen; und das Ministerium, so sehr es damals vom Volke getragen wurde, mußte diesen Ausschuß als Controlle fürchten. Man führte daher ein „Mißverständniß“ herbei; man wendete sich bei der Arbeiterangelegenheit statt an den „Sicherheitsausschuß“ an den allgemein verhaßten „Gemeindeausschuß;“ der „Sicherheitsausschuß“ in jugendlicher Selbstgefälligkeit sah sich dadurch beleidigt und forderte seine Auflösung, welche auch das Ministerium bewilligte. — Das Regieren ist allerdings sehr schwer, jetzt schwerer als je. Unser Ministerium welches man Anfangs ein Ministerium der Linken nannte, hat, wenn es ehrlich sein will, eine sehr schwere Aufgabe. Das Volk will auf Windesflügeln seinem Ziele zulaufen, es will aus allen Wörterbüchern Purpur, Scepter und Krone gestrichen wissen, und dafür Volkssouveränität gesetzt sehen. Man vergißt ganz daß unser Volk nicht zum Souverän erzogen worden ist, und „wehe!“ ruft ein alter Redner, „wenn der Sclave zur Herrschaft gelangt!“ Wenn nun ein constitutioneller Staat im Ganzen, wie der Kaiser von Rußland sagt, eine Lüge ist, so muß sich diese Lüge bei uns um so mehr herausstellen. Die Minister sind Diener der Krone; die Wünsche der Krone sind nicht die des Volkes; Kaiser und Könige glauben von Gott das Privilegium zum Regieren zu haben, und wollen sich von niemanden dieses Privilegium entwinden lassen. Welche Rolle sollen nun Minister im Staate spielen? — Rechnen wir dann hinzu daß der demokratischen Partei eine andere, wenn auch kleinere, aber mächtigere, die der Privilegirten, gegenübersteht, so können wir die Größe der Aufgabe eines Ministeriums ermessen. Es gibt da nur zwei Wege: Im Sturmesschritt eilen wir einer Cavaignac'schen Dictatur entgegen; im gemessenen Schritte werden uns wenigstens Prügel in den Weg geworfen, die uns den Weg erschweren oder zuletzt absperren. Welchen Weg nun unser Ministerium geht? — Den Weg alles Fleisches, es hat sein Auge nach oben gerichtet, und hat dadurch jetzt das Centrum für sich. Und wer könnte es auch einem Staatsmanne verargen, wenn er sieht daß der größte Theil keine Ahnung hat von dem was das J. 1848 lösen soll! Die Radicalen sagen, es sei seinen Grundsätzen untreu geworden; Minister Bach hat früher in der Kammer gesagt: Wir stehen auf demokratischem Boden, und in letzter Zeit steht er: auf constitutionell-monarchischem. Die reactionäre Partei kann dem Ministerium nicht vergeben daß es früher ein Ministerium der Linken war. — Die Zeit wird uns bald lehren, wie das Ministerium seine Aufgabe gelöst, es hat zwei Proben wie sie lange kein Ministerium zu bestehen hatte, nämlich die Lösung der italienischen und der ungarisch-croatischen Frage. In ersterer Beziehung sind letzte Woche vom Ministerpräsidenten Wessenberg ganz im Metternich'schen Style Noten erlassen und wer weiß noch wie der Satz in der Thronrede wird gedeutet werden: „der Krieg in Italien ist nicht gegen die Freiheitsbestrebungen gerichtet.“ Noch schwieriger ist die ungarisch-croatische Frage, die durch Hofkabale gegen Croatien herbeigeführt worden ist. Wohl wahr ist es, Ungarn hat sich versündigt, ein Volk das die Freiheit versteht, darf keine Suprematie ausüben wollen; aber es ist das kein Kampf wo ein Volk für seine eigenen Rechte streitet. Die Croaten kämpfen für Östreich, daß es Ungarn wieder bekomme; und Östreich „in seiner Unschuld“ stellt zwar nicht diese Forderung an Ungarn, aber es wartet bis Ungarn reumüthig und zerknirscht sein Portefeuille wieder an Östreich abgibt. Grauenhaft sind die Erzählungen von diesem Kampfe; in den rohesten Zeiten ist nicht roher gekämpft worden. Möge das Blut auf das Haupt Derer zurückfallen die dieses herbeigeführt. — Die nächste Kammersitzung dürfte auch sehr stürmisch werden. Nachdem es entschieden wurde, daß der Bauer nicht mehr Unterthan ist, — doch soll für Robot rc. Ablösung stattfinden, —

so wollte man dieses durch Proclamation bekannt machen. Da erhob sich Herr Minister Bach und erklärte daß dieses Gesetz erst Sr. Majestät vorgelegt werden müsse. Es erhob sich von der Linken ein Sturm und Dr. Violand legte dagegen Protest ein. — Nach meiner Ansicht dreht sich das Ganze um die Beantwortung der Frage: was „Constitution“ bedeute. Heißt Constitution der Vertrag den ein Volk mit seinem Fürsten macht, so müssen allerdings beide Parteien zufriedengestellt werden. Constitution kann aber auch blos „Verfassung“ heißen, und jeder Staat, auch der russische, hat eine Verfassung; wenn hier also erst die Verfassung von dem constituirenden Reichstage festgestellt werden soll, so sollen zugleich erst die Rechte der Krone festgesetzt werden; und dann fragt es sich ob man dem Kaiser mehr Rechte gestatten will als „für einen Erben zu sorgen und einen Premierminister einzusetzen.“ Dann wäre das Ministerium im Unrechte. — Wir wollen sehen wie die Versammlung diesen Begriff auffassen wird. Im ersten Falle bliebe freilich nur ein sehr geringer Unterschied zwischen einer „constituirten“ und einer „constituirenden“ Reichsversammlung.

Die Verfassung wie sie in den Commissionen ausgearbeitet wird, ist sehr liberal. Es hätte demzufolge der ganze Kudlich'sche Antrag wegbleiben können, denn es heißt: „Jeder Staatsbürger ist frei.“

Heute Nachmittag war auf Veranstaltung des demokratischen Vereins ein Trauerzug für die gefallenen Arbeiter. Es sollte das eine Versöhnungsfeier sein. Um keine Aufregung hervorzubringen, ging der Zug von der Alservorstadt aus nach dem Gottesacker. Es betheiligte sich dabei der demokratische Klubb, der liberale Verein, der Frauenverein, sämmtlich in Trauerkleidern, der Arbeiterverein mit einer Fahne auf deren einer Seite „26. Mai“, auf der andern „23. August“ stand. Viele Studenten, mehrere Garden, denen Arbeiter und Räuber nicht synonyme Begriffe sind, und eine große Menge Volkes in einer Zahl von 30 — 40,000 Menschen begleiteten den Zug. Am Gottesacker angelangt, hielten Studenten und einige Geistliche (evangelische und deutschkatholische) Reden, sämmtlich im versöhnenden Sinne. Es war im Grunde nichts anderes als eine friedliche Demonstration gegen Minister Schwarzer und zum Theil auch gegen das Gesammtministerium. Das Militär war consignirt, um Spectakel zu vermeiden; es ging alles ruhig vorüber.

Die Minister Deak und Batthiany sind bereits abgereist. Die Politik wird nach wie vor im Kabinette der Minister heimlich gemacht; das Volk weiß nach wie vor nicht was über seine Brüder beschlossen wurde.

Heute ist der dritte Preßproceß verhandelt worden, er betraf die Redacteure des „Charivari, Wiener Katzenmusik“ Sigmund Engländer und Willi Beck. Die Herren Minister ärgern sich zwar in der gestrigen Wiener Zeitung über den „Charivari“; nichts desto weniger, wer in dieser ernsten Zeit sich auf Augenblicke zerstreuen will, nehme das Blatt zur Hand!

Zur Chronik der Gegenwart.

— Das Vertrauen das die Centralgewalt in Preußen gesetzt, indem sie ihm den Waffenstillstand mit Dänemark abzuschließen übertrug, ist bitter getäuscht. Preußen hat die Gelegenheit nicht wahrgenommen, die Centralgewalt vor den Augen Europa's zur Geltung zu bringen. Es hat einen Waffenstillstand geschlossen, der die Wohlfahrt der Herzogthümer beeinträchtigt, die verpfändete Ehre Deutschlands kränkt. Dahlmann's Entrüstung in der Nationalversammlung war das Signal, dem Gefühl der Empörung Worte zu geben. Die Nationalversammlung hat den Waffenstillstand verworfen, das Reichsministerium ist (am 5. d.) abgetreten.

— Was den Stand der italienischen Sache betrifft, so können wir Frankreich und England kein anderes Einschreitungsrecht einräumen als die Wiederstellung des Status quo ante bellum zu fordern. Danach würde Östreich das Recht haben die Lombardei zu behalten. Allein wir fordern von dem verjüngten Östreich daß es die Italiener frei über sich selbst verfügen lasse. Wird ihm die Entschädigung der Kriegskosten und eine theilweise Übernahme der Staatsschuld zugestanden, so muß es, will es vor den Augen Deutschlands mit Ehren bestehen, die Lombarden über ihr Schicksal selbst bestimmen lassen. Sonst steht es schlecht mit dem neuen Lebensprincip in Altöstreich. Von den italienischen Provinzen kann und darf es nur soviel behalten als zur Deckung seiner und Deutschlands Grenzen nöthig ist. Wälschtyrol kann als die Schwelle des deutschen Hauses nimmermehr abgetreten werden. Triest ist deutsche Hafenstadt; darüber kann eben so wenig Streit sein. Allein es fragt sich, ob Venedig östreichisch sein müsse, wenn Deutschland gedeckt sein soll. Dieser schwierige Punkt muß mit Ehrlichkeit erledigt werden.

— Die Sitzung des englischen Parlamentes naht ihrem Ende. D'Israeli beklagte daß die geschichtlichen Traditionen im Hause verschwinden, die Parteien der Tendenzen ganz und gar dem praktischen Nothbehelfe weichen. Das Whigthum, sagt die Times, hat für bestimmte politische Zwecke aufgehört zu existiren, und die Whigs fühlen das noch nicht. Daher ihre Mißgriffe und ihre Unfähigkeit, das Haus zu leiten. Sie hatten Freunde, welche sie nicht ermuthigten, und Majoritäten, welche sie nicht zu benutzen wußten. Eine Folge der Neuheit des Parlaments ist die Redewuth. Sie kam in das Haus mit der Reformbill, und ist der große Übelstand einer Repräsentation auf demokratischer Grundlage. Jeder denkt, er müsse über alles Mögliche etwas sagen. Niemand denkt daran, Jemanden zu überzeugen oder einen neuen Grund anzuführen. Eine unzusammenhängende, hin- und herfahrende, conventionelle Plauderei, die weder Würde der Redekunst noch Gründlichkeit der Beweisführung besitzt, ersetzt die schnelle Handlung und echte Beredsamkeit, welche dem „alten, verfaulten, mit Wahlflecken schachernden Hause“ in den Augen Europas zum Ansehen verholfen. Das Parlament wird ein Redeübungsverein mit den schlechtesten Copisten der schlechtesten Muster. — Tout comme chez nous! könnte man sagen.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr.	Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet.	№ 61. 9. Septbr.

Die deutsche Sprachgrenze nach Belgien, Frankreich und Italien*).

Deutschland reicht so weit die deutsche Zunge klingt. Beginnen wir von der Küste des deutschen Meeres ab die Sprachgrenze zu ziehen, so finden wir gleich Brüssel als Hauptort mit 68,000 flämischen Einwohnern der untern Stadt, während 42,000 der obern Stadt theils wallonisch, theils flämisch sind. Obgleich fast Dreiviertel der belgischen Bevölkerung aus Niederdeutschen besteht, so hat doch die vielbesprochene flämische Bewegung zur Beseitigung der Alleinherrschaft der französischen Sprache noch wenig oder gar keinen Erfolg gehabt; alle politischen und wissenschaftlichen Zeitungen, die herausgegebenen Verhandlungen der königlichen Akademie der Wissenschaften und der gelehrten Gesellschaften sind französisch geblieben und die Wortführer jener Richtung klagen selbst daß die provinziellen und örtlichen Angelegenheiten noch immer nicht in deutscher Sprache verhandelt werden, die Beamten mit den Flammländern nur französisch sprechen, die flämischen Angeklagten ihre Sache vor Gericht nicht in ihrer Muttersprache führen dürfen. Mit Ausnahme von Löwen hat das Niederdeutsche auf den belgischen Hochschulen noch keine Stätte gefunden, es wird sogar aus den mittleren Lehranstalten verdrängt. Nach der belgischen Verfassung sind Französisch, Niederdeutsch und Hochdeutsch gleich berechtigt; bei Abfassung öffentlicher Urkunden ist jedoch noch nicht einmal das Flämische, geschweige das Hochdeutsche zur Geltung gelangt, welches letztere etwa 30,000 Bewohner des Bezirks Arlon in belgisch Luxemburg sprechen. Die Bekanntmachungen der Behörden werden durch einen des Deutschen ganz unkundigen Übersetzer mit Hülfe des Wörterbuchs aus dem Französischen übertragen, so daß völliger Unsinn entsteht. Die Trennung der flämischen Bestrebungen von Deutschland mag der Hauptgrund sein, warum das von seinem Stamm getrennte Reis der flämischen Sprache bisher so kümmerlich vegetirt. Statt sich an die verwandten germanischen Mundarten anzuschließen, lehren die Flamländer das Deutsche in den flämischen Schulen nicht direct, sondern erst durch das Medium der französischen Sprache. Mit ähnlicher Ungunst gegen das Deutsche verfährt die Regierung auch in holländisch Luxemburg; der deutsche Bundestag hatte sich darum so wenig bekümmert wie um die dänischen Befehlsworte der Bürgerwehr in Altona.

Deutsch Lothringen ist zu einem Drittheil französirt. Fabrikanten, Gutsbesitzer und Beamte sind entweder Franzosen geworden oder als solche geboren; nur in den Städten hält sich noch ein deutscher Bürgerstamm, aber seine Sprache und Sitte ist nicht angesehen. In Tull und Nanzig sind noch viele Deutsche; Metz könnte man fast ganz deutsch nennen, aber im dortigen Dome wird nur noch dann und wann deutsch gepredigt. In den Thälern der Vogesen, in den sogenannten Breiten an der obern Saar und Mosel hat sich der Landmann mehr in seiner deutschen Weise gehalten. Nach den Ardennen zu und am südlichen Vogesenabhang, bei Verdün, erstirbt der deutsche Laut gänzlich. In Burgund findet man nur noch in der Freigrafschaft Reste deutscher Bevölkerung.

Über den Elsaß macht ein Franzose, der als ein eifriger Vorkämpfer für die Französirung dieses Landes gilt, folgendes Bekenntniß: „Das Deutsche ist auf dem platten Lande fast die einzige Sprache; die Anzeigen, Zeitungen und Verhandlungen der Behörden haben stets die deutsche Übersetzung zur Seite, sonst würde man sie nicht verstehen. In deutscher Sprache berathschlagen die Stadträthe; die gerichtlichen Verhandlun-

*) Im 1. und 2. Hefte der Gegenwart, einer neuen Ergänzung zum Brockhaus'schen Conversationslexikon finden wir einen umfassenden Artikel: Das deutsche Volk in seiner Verbreitung über die Erde, dem wir hier auszüglich die Ergebnisse und Thatsachen entlehnen.

gen müssen fast immer in's Deutsche übersetzt werden, und selbst den Katholiken wird deutscher Religionsunterricht ertheilt, den Protestanten aber, welche mehr als ein Drittheil der Bevölkerung ausmachen, ist die deutsche Sprache als die Sprache Luthers besonders theuer. Die Bibel ist ihre Grammatik. Bis jetzt haben die Bestrebungen, die französische Sprache im Elsaß zu verbreiten, nur sehr wenig bemerkbare Ergebnisse gehabt. Ein Drittheil der Schultheißen (Maires) des Elsasses kann nicht französisch schreiben und ein Sechstel versteht die Sprache nicht einmal. Welchen Einfluß aber die Sprache auf die Nationalität ausübt, davon nur ein Beispiel. Als der Pariser Friede 1815 von dem Weißenburger Bezirk 6 Cantone ablöste, um sie mit Baiern zu vereinigen, bewirkte die Gemeinschaft der Sprache eine so schnelle Verschmelzung daß nach einigen Jahren die Löthung nicht mehr zu bemerken war, und daß Bevölkerungen welche seit 150 Jahren zu Frankreich gehört hatten, die Erinnerung daran völlig verloren haben. Ursachen der beharrlichen Dauer der deutschen Sprache in Elsaß sind: daß der Elsaß weniger durch den Rhein von Deutschland als durch die Vogesen von Frankreich geschieden ist, daß es an das deutsche Sprachgebiet von drei Seiten, Rheinbaiern, Baden, Schweiz, angrenzt. Vergebens hat man im Elsaß Elementar- und Bürgerschulen (écoles normales) errichtet, und Mittel bewilligt um französische Bücher zu verbreiten. Die Lehrer selbst sind größtentheils Elsasser, die das Französische mit Mühe gelernt haben und es mühsam lehren. Es ist für sie eine todte Sprache wie das Lateinische. Andrerseits werden die Schulen zu wenig von Mädchen besucht, und diese müßten wegen des großen Einflusses der Frau auf die Familie ganz besonders das Französische lernen. Der Knabe wird Mann, er lernt ein Gewerbe und wandert über die Vogesen, tritt in den Staatsdienst oder in's Heer. So lernt er Französisch, aber an seinen heimathlichen Heerd zurückgekehrt, findet er die deutsche Sprache als die alleinherrschende vor und vergißt was er gewußt." Im Elsaß ist erst ein Siebentel der Bevölkerung französisch; das ganze Landvolk ist in Kirche und Schule wie in der Umgangssprache deutsch, in den Städten sind die protestantische Kirche, die Friedens- und Handelsgerichte ebenfalls deutsch. Straßburg hat für seine sieben Kirchen vom Augsburgischen Bekenntniß 27 Pfarrer von denen nur Einer in französischer Sprache predigt. In Colmar sind vier Pfarrer, von denen Einer in beiden Sprachen, die andern Drei nur deutsch predigen; in Mühlhausen sind vier Prediger, drei an der deutschen Kirche und einer an der französischen. Nur in den höhern Schichten der Gesellschaft wird fast ausschließlich französisch gesprochen; die Bürgerklasse versteht beide Sprachen und spricht unter sich deutsch. Die Zeitungen, mit Ausnahme des französischen Industriel von Mühlhausen, sind in beiden Sprachen abgefaßt; an Volkskalendern erscheinen sechs deutsche und zwei französische.

In Piemont bilden die deutschen Gemeinden eine Sprachinsel; es sind das die deutschredenden sette communi am Monterosa. Aber auch südlich und östlich vom Rosaberg gibt es ursprünglich deutsche Orte in welchen das germanische Element noch mehr oder weniger vorwaltend ist. Albert Schott erklärt die 7000 Bewohner dieser Gemeinden für Burgunder welche ursprünglich als Bergleute hierhergewandert. — Graubündten ist so zwischen Deutsch und Wälsch getheilt daß 38 von 100 seiner Bevölkerung auf die deutsche, fast die Hälfte derselben auf die romanische, und die übrigen auf die italienische Zunge fallen. Das Thal des Vorderrheins und das der Albula ist wälsch und beide trennen das deutsche Thal des Hinterrheins von dem deutschen Festland in Graubündten, so daß eine dreieckige Sprachinsel entsteht, deren Mittelpunkt der Splügen bildet. Dieses Eiland verdankt wahrscheinlich den Hohenstaufen sein Dasein, indem diese zur Sicherung der Pässe nach Italien auf dem Splügen eine zuverlässige Schaar schwäbischer Krieger ansiedelten. — In Tyrol geht die Sprachgrenze südöstlich bis zum Inn, dann nordöstlich, indem das Innthal bis Martinsbruck romanisch ist. Vom Inn aus folgt die Sprachgrenze immer weiter dem höchsten Grath des Gebirges, durch Tyrol hin bis zur Etsch, die sie oberhalb Trient erreicht. Sie bildet dort einen zweiten, größeren, südlichen Vorsprung. Die politische Grenze des zu Deutschland gerechneten Tyrol geht jedoch noch südlicher, und da wo sie sich bei Verona nördlich wendet, liegen wieder zwei sehr anziehende Spracheilande. An zwei Nebenflüssen der Etsch finden sich Reste deutscher Bevölkerung unter dem Namen der dreizehn veronesischen und der sieben vicentinischen Gemeinden. Diese deutschen Einwanderer, wahrscheinlich aus der Zeit der Völkerwanderung, erhielten sich in dieser Einsamkeit unverändert, während im übrigen Lande seit dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert deutsche Sprache und Sitte gänzlich vor der italienischen zurückwichen. Später mögen sie durch Holzhauer und Bergleute, welche die Bischöfe von Trient in's Land zogen, verstärkt worden sein; die

Umwohner erklären diese Deutschen für Nachkommen der Canopi, d. h. Knappen, Bergknappen. Etwa um dieselbe Zeit im zwölften und dreizehnten Jahrhundert mag ihr Verkehr mit Oberdeutschland aufgehört haben, da ihre Mundart der Sprache dieser Zeit entspricht und dem bairisch tyrolischen Oberdeutsch ähnelt. Die dreizehn Gemeinden, ein armes Völkchen von 9000 Hirten und Kohlenbrennern, haben die deutsche Sprache nur noch in zwei höchstgelegenen, sehr unfruchtbaren Orten für den häuslichen Gebrauch beibehalten. Dagegen beträgt die Bevölkerung der sieben vicentinischen Gemeinden eine Anzahl von 30,000 Menschen von denen nur die äußern Orte den Gebrauch der deutschen Sprache gänzlich aufgegeben haben, während in den innern Ortschaften der Seelsorger besonders zum Besten der Weiber und Kinder in und außer der Kirche auch noch deutsch spricht. Beide Sprachellande bildeten unter der Herrschaft Venedigs, jedes für sich eine kleine mannichfach bevorrechtete Republik; bei diesen „Cimbern", wie man sie nannte, wurde kein Beamter angestellt, der nicht ihre Mundart verstand. Jetzt sprechen die Männer alle nebenbei italienisch. In Tyrol weicht die Sprachgrenze, nach M. Koch, zum Nachtheil Deutschland's immer mehr zurück. Die Italiener sind fleißiger, mäßiger, geschickter als die deutschen Südtyroler; sie siedeln sich an, machen Land urbar und nehmen nach und nach ganze Ortschaften im deutschen Tyrol ein; ihre Schriftsteller sind geistreicher und thätiger als die deutschen im nördlichen Tyrol. Die im Lande allmächtigen geistlichen Behörden gehen überall darauf aus, wo nur eine Spur des Italienischen ist, das Deutsche aus Kirche und Schule ganz zu verbannen. So sind selbst in den Ortschaften von Botzen auswärts bis Meran, wo erst in Folge der jüngsten Ansiedelungen italienischer Familien eine gemischte Bevölkerung entstanden ist, die Volksschulen aus deutschen in gemischte umgewandelt worden. Im Ganzen gab es 1846 in Tyrol 1779 Schulen, davon 964 italienische, 12 gemischte, 783 deutsche. — Der junge Graf von Meran ist, wie wir wissen, der Sohn des deutschen Reichsverwesers. General von Radowitz sagte in der Nationalversammlung zu Frankfurt: Wälschtyrol von Deutschland trennen, hieße vom Hause die Schwelle abtreten!

Mahnung.

Ein weltdurchhallend wilder Chor,
Er rechnet den Despoten vor,
Mit racheburstigem Verlangen,
Die Frevel all, die sie begangen.
Von tausend Herzen, haßbewegt
Wird des Gerichtes Spruch verkündigt:
Mit ew'gem Fluche sei belegt
Wer an der Freiheit sich versündigt.

So sei's! Doch irrt ihr, wenn ihr glaubt
Daß einzig Jene, deren Haupt
Den goldnen Kronenreif getragen,
Mit solchem Fluch und Bann zu schlagen.
Der Freiheit ärgster Feind ist nicht
Wer plump vernichtet ihre Saaten,
Viel größre Schuld an ihr verbricht
Wer sie entweiht durch dunkle Thaten.

Denn in des Kerkers enger Haft
Erglühet sie zu neuer Kraft,
Und jedes opferfrohe Sterben
Wird neue Jünger für sie werben.
Doch zeigst du sie entstellt dem Blick,
Im Bund mit Frevel und Gemeinheit,
Da bebt der Geist entsetzt zurück
Und zweifelt an der Göttin Reinheit!

Drum, ist dein Herz für sie entbraunt,
Beflecke nicht ihr Lichtgewand:
Beweise daß was dich entflammet
Aus ächtem Sonnenquelle stammet!
Hast du dich ihrer Schaar geeint,
So trachte daß dein Dienst sie ehre,
Und stemple nicht, ihr schlimmster Feind,
Die Himmelstochter zur Hetäre!

Betty Paoli.

Briefwechsel.

Berlin, d. 4. Septbr.

[Der originale Pfarrherr von Ch. Birch-Pfeiffer.]

♀ Zum ersten Male nach langer Pause lockten uns gestern wieder einmal die Musen, in Apollo's Tempel zu treten und auf den Brettern die Welt im Kleinen zu betrachten, nachdem so viel Großes und Kleines auf der Bühne des Lebens sich vor unsern Augen entwickelt. Es war im Grunde, was uns zog, nur die Neugierde; einmal ein Originalwerk der Frau Birch-Pfeiffer zu sehen. Wir opferten also den schönen Abend die Zeitungslectüre, den souveränen Lindenklubb und die demo-

kratischen Concerte, und ergaben uns der Frau Charlotte, still hoffend, die speculative Dichterin werde es im Stücke doch nicht ganz an dem nervus rerum in jetziger Zeit, an Politik, fehlen lassen. Wir täuschten uns darin nicht. „Der Pfarrherr", ein schwaches Pendant zu: „Dorf und Stadt", jener geplünderten Idylle Auerbachs, ist voll Politik. Der Pfarrherr ist Original, d. h. einem Poeten weder gestohlen noch abgeborgt. Sollte hier ein Diebstahl begangen sein, so ist's ein Raub am Genius des Zeitalters. Ja, insofern ist das Stück entlehnt, nämlich — dem Zeitgeist? nein, aber dem Zeitungsgeist, speciell: der Tante Voß. Gesinnungen und Charaktere wie die des reactionären Regierungspräsidenten v. Warbeck, und des durch beruhigende Phrasen seine Pfarrkinder zurückhaltenden Pastors Bernhard Mertens finden wir seit dem 18. März in den täglichen Vossischen Spalten. Auch an Zeitideen fehlt es nicht, als da sind ein Aufruhr im Dorfe, Sturmläuten, Vorboten von Barricaden, ja auch die jetzt hier in aller Munde schwebende Frage drängt sich im Stücke auf, die große Frage: Wann geht es denn los? Die zeit- und zeitungskundige Erzeugerin hat es an nichts fehlen lassen, was hier auf die Tagestafel gehört. Und dennoch versetzt sie uns bei aller Ähnlichkeit hiesiger Zustände, — genial genug! — mitten in den Schwarzwald. Schon dagewesen. Aber daß diese Dorfgeschichte trotzdem eigenes Product ist, wird sicher niemand bezweifeln, der Birch-Pfeiffersche Komödien kennt; wir sehen hier keinen Grund, eine Anklage auf literarischen Diebstahl zu erheben, es ist dies, wie gesagt, durch und durch ein eigenes Werk. Reminiscenzen sind erlaubt: Autoren bestehlen sich selbst wie italienische Opernsetzer. Während in „Dorf und Stadt" die conventionelle Mesalliance im conventionellen Sinne von Seiten des Mannes, des Künstlers und Professors, geschlossen wird, ist es hier das adelige Fräulein, das Hand und Herz einem Dorfpastor schenkt, obgleich ihr Vater Excellenz dagegen eifrigst protestirt, intriguirt, und erst spät, vom radicalen Wechsel der Zeit selbst getroffen, d. h. von seinem staatsmännischen Posten fortgejagt, erst seinen Segen ertheilt. Dies die große Hauptzeitidee des Stückes und der ungefähre ganze Inhalt der Geschichte die, nebenbei gesagt, durch das immerwährende Schwäbeln uns unangenehm berührt. Von den Nebendingen schien uns nur eines der Beachtung werth. Jedermann weiß, mit welchem Fug und Recht Auerbach über die Beraubung seines literarischen Geistesproduktes sich beklagte, wie jene wahrhaft poetische Novelle, in mißgestalter Form als Schaustück über die Bretter gespannt, den Schöpfer jener zarten poetischen Idee im Innersten empören mußte. Seine Freunde hatten ihn bewogen, den Prozeß gegen diese Beraubung einzuleiten. Welch' edle Rache nimmt nun hier die Verfasserin! — Rache! schreit Shylock, ein Jude des Mittelalters. Rache übte die wahrscheinlich sehr christliche Frau Birch in einem Jahrhunderte, das alles Gehässige zwischen Glaubensbekennern verschiedner Art Gott anheimzugeben im Begriffe ist. Auerbach ist Jude; sein Heimathland, der Heerd seines Wirkens der Schwarzwald. In eben diesem Schwarzwalde, dem Lieblingsaufenthalte unseres Dichters, der ihn in Poesie hat groß werden sehen, läßt Madame Birch-Pfeiffer einen Handelsjuden umherziehen, dessen Lebensberuf darin besteht die braven biedern Bauersleute bis auf's Blut auszusaugen und einem bedrängten Schulmeister die schweren Sorgen zu vermehren. Eine derartige Figur, ausgestattet mit dem gehässigsten Dialekt und Wesen, wie es kaum noch hie und dort in der Wirklichkeit zu finden ist, wirft die Verfasserin dem Publikum Berlins zur Erregung seiner Lachmuskeln hin. Ist das nicht auch zeitgemäß, wenigstens auf den Leisten des Augenblicks berechnet? Bei der Unwichtigkeit der eingeflochtenen Stelle leuchtet die Absicht nur allzu deutlich hervor. Und sie irrt sich gar sehr, die edle christliche Rächerin. Durchwandere Madame Birch-Pfeiffer einmal die Thäler des Schwarzwaldes, höre sie vom schlichten altlutherisch orthodoxen Landmann das Lob über den Juden Auerbach, mit dessen Geistesprodukt sie Geschäfte macht! Und bei Gott, wer ist hier der eigentliche Jude? Beschämt wird sie zurückkehren, und vielleicht Toleranz von einem Bauer des Jahres 1848 gelernt haben.

Wir harrten geduldig aus bis zum Ende. Man klatschte, rief hervor. Die bekannten Resultate von Knalleffecten blieben hier wie sonst nicht aus. Eine kleine gesinnungsvolle Opposition von der Linken blieb in der Minderheit. Dennoch glauben wir diesem Originalschauspiel nicht dieselbe glänzende Zukunft eines mit „freier Benutzung" einer Auerbachschen Novelle bearbeiteten Drama's prophezeien zu dürfen.

Zur Chronik der Gegenwart.

— Französische Blätter sprechen von einem Vertrage zwischen Östreich und Sardinien. Die Lombardei soll an Sardinien abgetreten, Venedig zu einer freien Stadt wie Hamburg und Lübeck erklärt, das venezianische Gebiet nebst Friaul als unabhängiges Fürstenthum einem Sohne des Erzherzogs Rainer überlassen, Östreich von Italien als Betheiligung an der Staatsschuld mit 400 Millionen entschädigt werden.

— Cavaignac hat im Gesetzgebungscomité erklärt daß die Regierung die Journale an der freien Besprechung des Verfassungsentwurfs nicht hindern werde; das beabsichtigte Verbot des Constitutionnel sei eine Fabel. „Blos aus Nothwendigkeit und im Interesse des Staatswohles habe man einige Journale unterdrückt!" — Wie naiv! Als ob Censur und Unterdrückung der Presse in Deutschland in andrer als eben so gutgemeinter Absicht geschahen! — „Die Republik, sagt Cavaignac, sei noch in der Kindheit (ja wohl!); die ausübende Gewalt könne keine Blätter dulden, welche die Republik im Princip angriffen." Er will also die Prätendentengelüste in der Presse unterdrücken. Das ist ganz erklärlich, so lange der Degen regiert und Frankreich im Belagerungszustande bleibt. Allein welche Logik in der Versicherung, die Presse solle in freier Besprechung des Verfassungswerkes unbehindert sein!

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr. | Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet. | № 62. 11. Septbr.

Blätter aus Thüringen.

1.

Weimar und die thüringischen Bewegungen.

S. Meine Geschäfte führten mich von Zeit zu Zeit nach Weimar; ich hatte Gelegenheit dieser geliebten Musenstadt bei verschiedenen Zuständen, so zu sagen, an den Puls zu fühlen, und ich meine, es werde Sie interessiren diese Pulsschläge mit mir zu beobachten. Weimar hat auch seine Paroxismen und Fieberschauer durchmachen müssen.

Vormals — es ist kaum ein Jahr her, — erkannte der hier angelangte Reisende daß er sich in einer kleinen Stadt mit einem großen Hof befand. Equipagen rollten, man sprach von Hoffesten, Hoffräuleins, Hofereignissen, Hofplänen und Hofgeheimnissen! Fürst Pückler äußerte, wenn man irgend einen berühmten Mann Deutschlands sprechen wolle, müsse man nach Weimar gehen, denn sicher werde derselbe hier durchreisen und sich am Hofe präsentiren. Wer nur einen einigermaßen ehrenvollen Namen führte, als Staatsmann, Gelehrter, Dichter oder Künstler, konnte sicher sein der großherzoglichen Familie vorgestellt zu werden, und wenn man auch häufig klagen hörte daß Weimar nicht mehr das Alte sei, so konnte man doch nicht das Fürstenhaus dieser Veränderung wegen anklagen. Hätte es noch Goethes und Schillers in Deutschland gegeben, so würden sie wahrscheinlich abermals hier Aufnahme gefunden haben.

Jetzt ist es nun anders! Nach einer Wiese im Stern strömte die Menge. „Es ist der constitutionelle Staatsbürgerverein welcher sich dort versammelt!“ Ich schloß mich natürlich dem Menschenstrome an. Ein buntes Gemisch von Leuten umgab mich. Bürger, Arbeiter, Soldaten, Angestellte und Kammerherrn standen dicht gedrängt, am äußersten Saume dieser Masse die Frauen und Kinder. Hunde fehlten eben so wenig als das Bier, diese unentbehrliche Zuthat deutscher Volksversammlungen. — Unter einem großen Weidenbaume stand die Bühne, welche verschiedene Redner bestiegen. Ein junger Mann sprach begeistert gegen die Republik, auf die neuesten Pariser Ereignisse sich beziehend. Das Publikum spendete ihm Lob; Kammerherren und Proletarier ließen das Gewurmel des Beifalls vernehmen. — Der Staatsbürgerklub hatte sich damals — es war vor mehreren Wochen — erst neuerdings gebildet, im Bewußtsein daß man endlich der republikanischen Partei die Zähne weisen müsse. Den Wühlern sollten Gegenwühler gestellt werden! — Dieser Verein erschien mir als ein gesundes zeitgemäßes Institut dem man indeß keine lange Dauer verheißen kann. Zu verschiedenartig ist die Bildungsstufe der Mitglieder und es ist eine große Aufgabe für den Redner, Allen zu genügen, den Einen verständlich zu werden ohne die Andern zu langweilen.

Bei einem andern Aufenthalt in Weimar ward ich zum politischen Klub geführt welcher sich im russischen Hof versammelt. Junge Leute voller Eifer und Fähigkeit führten auch hier das Wort; die Märztage haben wie das Pfingstfest in der Kirche Christi, alle Zungen gelöst. Das Auditorium bestand aus Staatsdienern, Kaufleuten, Handwerkern; es war augenscheinlich ein sehr gebildetes Publikum, welches auch lebhaften Antheil an den Verhandlungen nahm. Der politische Klub hat sich auch eine Besprechung der Tagesfragen zur besondern Aufgabe gestellt. Was im Volk sich regt, die noch unausgesprochenen, nur dunkel empfundenen Bedürfnisse, werden aufgenommen und an's Licht gezogen. Wir leben in der Zeit der Theorien, wo auch die verrücktesten, die unpraktischsten Ideen Flügel erhalten

und ein Recht haben in der Welt umherzuflattern. Entstehen nun solche Gedanken in den jugendlichen Mitgliedern, so fehlt es im politischen Verein nicht an praktischen, erfahrenen Männern, die sie widerlegen und ihnen den bunten schillernden Schmetterlingsstaub abstreifen.

Die thüringische Einheit ist eine solche unausführbare Idee welche eine geraume Zeit viele Köpfe bewegte und manche Herzen mit Sorgen erfüllte. Sie wurde zuerst von Frankfurt aus angeregt. Sodann bemächtigte sich ihrer die republikanische Partei, indem sie durch den Umsturz der Dynastien das einzige Hemmniß der thüringischen Einheit und des thüringischen Gedeihens hinwegzuräumen meinte. — Der politische Klub suchte nun die Frage jener Partei zu entreißen, um bei etwaiger Umgestaltung das monarchische System aufrecht zu erhalten. Es war ein großartiges Ballspiel mit Ländern und Kronen, welches man kühn unter den Augen der Fürsten und der Regierungen trieb, ohne die Ergebnisse zu bedenken. Selbst die eifrigsten Redner schienen das Bewußtsein zu haben nur ein Spiel zu treiben. Daß die guten Weimaraner nicht ganz ohne Ehrgeiz dabei waren, und gern ihren Großherzog als Oberhaupt Thüringens gesehen hätten, läßt sich leicht vermuthen.

Wäre jedoch die Idee der Einheit Thüringens blos ein müßiger Einfall gewesen, so würde sie wohl schnell wieder untergegangen sein; sie war aber mehr als das, sie war ein Bedürfniß. — Es hatte sich schon bei verschiedenen Gelegenheiten der Mangel dieser Einheit fühlbar gemacht, die kleinen aneinandergrenzenden Staaten hatten bei gemeinschaftlichen Unternehmungen, als Wegebauten rc. Nebenbuhlerschaft und Nachbarneid gezeigt; oft waren zweckmäßige, ja nothwendige Maßregeln durch Anfragen bei den verschiedenen Regierungen verzögert, durch Lauheit oder Trägheit der einzelnen Behörden gehemmt; man könnte unzählige Mißstände anführen welche die Einheit Thüringens als wünschenswerth erscheinen ließen. Das erkannten denn auch die Regierungen, und es war weise daß sie sich der Bewegung bemächtigten, um statt der Einheit doch wenigstens eine Einigkeit herzustellen, wodurch ohne Zweifel Thüringen erstarken und trotz der verschiedenen Dynastien sich zu einem kräftigen Gesammtstaat erheben werde. So eben versammeln sich die Bevollmächtigten der verschiedenen Länder in Jena, um ein gemeinschaftliches Kriminalverfahren mit zeitgemäßer Öffentlichkeit und Mündlichkeit zu berathen und zu constituiren. — Die Agitation des Klubs hat aber schon einen guten Erfolg gehabt, indem die Anhänglichkeit des thüringischen Volks an seine Fürstenhäuser dadurch wieder zum Bewußtsein kam, wozu die Belebung der Sonderinteressen, die Furcht der Residenzen vor Gewerbestockung vielleicht eben so viel als das dynastische Gefühl für die fürstlichen Familien beitragen mochte. Die Gothaner, welche sich übrigens von jeher durch Zufriedenheit mit dem Bestehenden auszeichneten und sich gern den politischen Bewegungen fern hielten, waren vorzüglich gegen das Einheitsproject aufgebracht; schon weil es von Weimar ausging, von Weimar dem man bisher nicht gerade mit nachbarlicher Liebe zugethan war. Auch hängen die Gothaner an ihrem Herzog, welcher seit kurzem sehr populär geworden ist und die neue Zeit mit ihren Ansprüchen zu verstehen scheint. In Weimar ist der Großherzog geliebt und verehrt; sein humanes Wesen, seine wohlwollende Freundlichkeit, seine Höflichkeit die aus einer wahren tiefen Herzensgüte entspringt, gewinnen ihm alle Herzen. Er hat der Zeit große Opfer gebracht, indem er seine Domänen hingab und sich die Civilliste gefallen ließ. Er hat die ihm von den Landständen gebotene Civilliste noch freiwillig um 30,000 Thlr. vermindert. Die dadurch nöthig gemachte Einschränkung der Hofhaltung kann ihm nicht hoch genug angerechnet werden; sie fällt ihm schwer, da er doch sehen muß, wie zunächst auch seine Weimaraner darunter leiden. Das ganze Leben und Erwerben der Bürger war ja um das Hofleben krystallisirt und alle Gewerbtreibenden klagen jetzt und hängen die Köpfe. Die Weimarischen Handwerker mögen es wohl bitter bereuen daß sie es waren welche zuerst die Frage der Civilliste anregten, daß von ihrer Mitte die Aufforderung zur Sturmpetition ausging und daß ein stiller Neid gegen den hoffähigen Adel und dessen Hofvergnügungen, sowie gegen den in der socialen Stellung bevorzugten Beamtenstand nun hart genug gestraft wird. Sie liefern abermals einen Beweis wie leicht der Mensch zum Werkzeug wird in den Händen Anderer und wie blind er sich leiten läßt gerade wenn er am hellsehendsten zu sein meint. Der ursprüngliche Bürgerverein war klein und ließ sich gern als Böttcherhöfchen bezeichnen. Dort wurden Unzufriedenheiten ausgesprochen und genährt, die Mängel der Verwaltung und des Bestehenden gerügt und die Bürger reif gemacht für die neue Zeit. Die wenig intelligenten Leiter dieser Versammlung mußten bald erleben daß die intelligenteren Mitglieder nicht mehr erschienen und den Verein ungehindert die republikanische Richtung einschlagen ließen. Das sehr

geringe Proletariat von Weimar nebst einigen halbbankerotten Bürgern ist ihnen geblieben und man vernimmt dann und wann aus einem obscuren Gasthof von trunkenen Stimmen in später Abendstunde ein Lebehoch auf Hecker!

Gefährlicher erscheint das demokratische Treiben auf dem Lande, wo die Bauern aufgewiegelt werden zur Republik, indem man ihnen unter dieser Regierungsform Befreiung von Abgaben zusagt. Die armen Bauern werden wohl auch die Erfahrung der Bürger machen und erst wenn sie ihre Lage verschlimmert haben, einsehen daß sie verleitet wurden. Die Weltgeschichte verbraucht zu ihren Umgestaltungen eine große Masse von Menschenleben und Menschenglück.

Was aus Weimar's sonst so glänzender, immer zur Gastfreundschaft bereiten Hofgesellschaft geworden ist? werden Sie fragen. Im Sommer ist diese Frage nicht zu beantworten, da die Fremden abgereist sind, die Einheimischen eingezogen leben. Von Zeit zu Zeit sieht man einzelne Mitglieder dieser sonst gesellig bevorzugten Kaste sich auf der Bürgerwiese unter Bratwurstdampf und Bierjubel ergehen, oder den Übungen der Bürgerwehr zuschauen. Wer etwas zu verlieren hat an Vorrechten oder an Vermögen, dem ist es nicht zu verdenken wenn er besorgt in die nächste Zukunft blickt und ernst erwägt, ob die zu bringenden Opfer auch wirklich der Menschheit zu Nutzen und Frommen gereichen werden. Die jetzige Hofgesellschaft von Weimar konnte nie der Vorwurf der Frivolität treffen; der Einfluß der edlen Großherzogin und deren zwei Vorgängerinnen konnte nicht verfehlen eine ernste, sittliche Richtung festzustellen. Zwar hat der Luxus auch in den letzten Jahren in diesen Gesellschaftskreisen überhand genommen, jedoch ohne zum Bedürfniß zu werden; jeder Einzelne sträubte sich dagegen. So steht denn zu vermuthen daß eine gewisse Geselligkeit unter den einfachsten Formen, gewürzt durch geistige Interessen und freundlichen Austausch, auch die stürmischen Zeiten einer Revolution überleben wird. So hofft wenigstens Frau Amalie Winter, welche ich hierüber sprach. Sie stellte mir das Beispiel der Französinnen auf, welche sogar während der Schrecknisse der Guillotinenzeit ihre geistreichen witzigen Theegesellschaften hielten. — So kann man hoffen daß Weimar auch nächsten Winter den Fremden, welche vielleicht die Straßenunruhen aus Wien und Berlin, der Bauernübermuth von ihren Gütern vertrieben, ein friedliches heiteres Asyl bieten wird.

Der neue deutsche Philister.

— Wo im Berliner Gewühl und Gehetze ist denn der blonde Adolf Brennglas-Glasbrenner hingekommen? Aus seinem Mecklenburger Strelitz, wo dieser Berliner Ovid sich selber hin verbannt, kam er nach der Märzrevolte wieder heran und steckte, nicht mehr wie billig, die deutschen Farben auf. Aber der Sturm der Bewegung überstürzte auch ihn: der Vater der Eckensteherliteratur wollte mit Gewalt Frankfurter Nationalversammelter werden. Es war sehr komisch, dieser Einfall des Komus und Jocus. Tragisch aber wäre es, wenn die Zeit ihn verdrängt hätte, tragisch, wenn den Gründer der Literatur an der Ecke der Stänkerklubb an der Linden- und Friedrichstraßenecke nicht anerkennen wollte, die neueste Plakatenliteratur Berlins die Eckensteherliteratur überholt hätte. O dann, blonder Adolf, go in a nunnery, in ein Nonnenkloster! — Glasbrenner eröffnete ein Journal „Freie Blätter," mit vortrefflichen Illustrationen von Hosemann. In welchen Wind sind diese freien Blätter zerstreut? Existiren sie nicht mehr? War Glasbrenner nicht mehr frei genug, er der sonst allzufreie? „Was ist des Freien freieste Freiheit?" fragt Herzog Alba im Goethischen Egmont. Der Gamin antwortet: Lustig zu sein! Welcher Sturm hat uns nun den blonden Jocus und seine freien Blätter fortgeweht? — Eines derselben fliegt uns wieder in die Hände. Wir geben daraus folgenden jocosen Artikel mit der Überschrift: der neue deutsche Philister. Hosemann zeichnete dazu das Bild: Ein Berliner Weißbierbürger sitzt mit Schlafmütze und Pfeife, in Tante Voß vertieft, bei der schäumenden Stange.

„Diese Species der großen Menschenmenagerie des Vaterlandes ist noch immer ungemein verbreitet. Man findet sie in allen Städten zu Hunderten, oft zu Tausenden. Der eine Philister ist immer dummer als der andre: dies ist ihr merkwürdiges Hauptkennzeichen. Außer diesem sind aber noch folgende:

a) Der Philister ist entweder von Adel und thut sich auf diese Alfanzerei noch etwas zu Gute, oder Beamter, oder er hat ein Geschäft, welches ihn anständig ernährt.
   aa. Auch hat er mehrere Jungen, von deren Klugheit er gern und oft erzählt.
b) Der Philister ist zufrieden und sieht deshalb nicht ein, wozu Neuerungen sind.
   bb. Der Philister sagt sehr deutlich „Gesegnete Mahlzeit!"
c) Der Philister hat früher bei dem Worte Freiheit etwas Angenehmes empfunden; er hat sogar verbotene Bücher gelesen und sich heimlich gefreut, wenn die Despotie verdammt und verhöhnt wurde. Nachdem die Freiheit aber angebrochen, ist sie ihm viel zu unruhig.
d) Im innersten Herzen wünscht sich der neue deutsche Philister wieder unter den Soldaten-, Beamten- und Polizeischutz der absoluten Monarchie zurück. Er spricht dies aber, wie ein Ehrenmann, nicht offen aus, sondern fürchtet sich daß man ihm in's Gesicht lache.
e) Der Philister lebt bereits in einem freien Staate, sieht sich aber bei dem Worte Freiheit noch immer um, ob es Niemand gehört hat.

ee. Unter Jemand versteht der Philister die Polizei, weshalb er sich immer umsieht, ob es Niemand gehört hat.

f) Da der neue deutsche Philister zu leben hat, so hat er kein Herz für das Elend der Arbeiter, Landleute und kleinen Bürger.

ff. Trotzdem gibt er alle Monat zwei Groschen an die Armen.

g) Der Philister hält dieselbe Zeitung, welche sein Vater gehalten hat.

h) Unter Republik versteht der Philister Mord und Todtschlag.

i) Wenn der Philister von einer Volksversammlung hört, so vergräbt er sein Geld.

ii. Er hätte übrigens, wie er zu seiner Frau äußert, nichts dagegen, wenn seinem reichen Concurrenten einmal die Fenster eingeworfen würden.

k) Er nennt Jeden Ausländer, der nicht „im Orte" geboren ist.

l) Falls der neue deutsche Philister gegen seinen Willen in ein politisches Gespräch geräth, so entscheidet er sich bei allen höheren Staatsfragen durch die einfachen Worte: „Nur keine Aufregung!"

m) Der Philister ist immer sicher. Sobald ihm Gegengründe fehlen, greift er zu seiner ausgebildeten Fähigkeit: grob und roh werden zu können.

n) Wenn der Philister irgend eine Satyre liest, so fühlt er immer sich getroffen.

nn. In Folge dieser Empfindung schimpft er.

o) Unter Freiheit der Presse versteht der Philister, daß Jeder so denken soll, wie Er.

oo. Daß er gar nicht denkt, daran denkt er nicht.

p) Er kann noch immer nicht die Juden für gleichberechtigt halten.

q) Unter Ordnung versteht der Philister die ganze volle Nichtswürdigkeit der alten Zustände.

qq. Seine Frau ist ganz derselben Meinung.

r) Wenn der Philister mit seinem Vetter allein ist, so leugnet er Diesem nicht, daß in der Regierung und in der Kommune noch viele Übelstände sind.

s) In der Haushaltung des Philisters hat es der Hund viel besser als die Dienstboten.

t) Er ist immer sehr glücklich, wenn er vom „Pöbel" sprechen kann. Diesen sucht er unter sich.

u) Am widerwärtigsten ist dem Philister das Geniale, Poetische; dagegen ißt er Erbsen und Sauerkohl sehr gern.

v) Als Wähler ist er nur im Zweifel, welchen hochgestellten Beamten er wählen soll.

w) Der Staat ist dem Philister etwas Auswendiges. Er gilt ihm als Frack, den er nur bei feierlichen Gelegenheiten anzieht.

ww. Trotzdem fällt ihm nicht ein daß ein alter Frack ausgeklopft und gebürstet werden und man zuletzt einen neuen haben muß.

x) Aus Besorgniß vor einer Unruhe macht der Philister Unruhen.

y) Der Philister ist gewöhnlich so trocken ernst daß man in seiner Nähe nach Luft schnappt. Oder er lacht über Rohheiten.

yy. Thränen kennt er nicht.

z) Das Hauptkennzeichen bleibt aber: Ein Philister ist immer dummer als der andre.

zz. So ist es! **A. G.**

Zur Chronik der Gegenwart.

— Die Welt ist aus den Fugen! Aber unsere Volksvertreter sind nicht die säumigen, träumerischen Hamlete, die da wehklagen daß sie zur Welt gekommen sie wieder einzurichten! Es scheint wenigstens daß sie den Begriff der Souveränität des Volkes zu verstehen und zu verwirklichen anfangen. Die Frankfurter Nationalversammlung hat den Waffenstillstand verworfen, den Preußen im Namen Deutschlands abgeschlossen haben wollte. Es läßt sich noch nicht ermessen, zu welchen Folgerungen dies bei dem heraufsteigenden europäischen Gewitter führen könne. Wir leugnen auch nicht die Nothwendigkeit eines Friedens mit Dänemark; der Nothschrei unsrer Küstenstädte, unsrer Handelswelt soll gehört werden, falls wir nicht noch die Träumer sind, über einem Gedankending die Dinge dieser Wirklichkeit zu vergessen. Hat man nicht Preußen, und mit Recht, jeder Zeit den Vorwurf gemacht, es nehme das Heil der bürgerlichen Welt nur als Mittel zum Staatszwecke, während umgekehrt die Staatsmaximen nur der Wohlfahrt jener dienen müßten? Es war auch gerechtfertigt daß die Centralgewalt in Preußen die Einleitung zur Schlichtung der deutsch-dänischen Sache übertrug. Die Centralgewalt gab bestimmte Vollmachten; sie hegte ohne Zweifel zugleich das Vertrauen, Preußen werde, da Dänemark an der Stelle des alten Bundestages die neue Staatsform des vereinten Deutschlands nicht anerkennen wollte, die Gelegenheit wahrnehmen, der Oberhoheit der deutschen Centralgewalt vor den Augen Europa's die Ehre zu geben, und damit deren staatliche Anerkennung in der Politik der Mächte feststellen helfen. Diese Gelegenheit hat Preußen nicht wahrgenommen, dieses Vertrauen hat es nicht gerechtfertigt. Es hat einen Vertrag mit Dänemark geschlossen, auf dessen Bedingungen hin die Herzogthümer im Aufstand sind, einen Vertrag der die Centralgewalt nicht zur Anerkennung bringt, die Ehre Deutschlands beeinträchtigt. Nicht die Linke in Frankfurt: der loyale schweigsame Dahlmann brachte die Entscheidung hervor, indem er seiner Entrüstung Worte und damit das Signal zu einem Beschlusse gab, der verhängnißvoll, aber von der Ehre geboten ist. Nicht die Linke die oft ihr bestes Feuer verpufft und nicht zu organisiren versteht, das Centrum in der Paulskirche rief den allgemeinen Aufschwung der Nationalversammlung in's Leben.

Wird diese Aufraffung nationalen Gemeingeistes elektrisch wirken auf die constituirenden Versammlungen in Berlin und Wien, die bisher an gehässigen Kleinigkeiten ihre Schule gemacht? — Fast gleichzeitig ist jetzt in Berlin eine Capitalfrage erledigt, die Frage ob der Kriegsminister sich weigern könne das Heer auf die constitutionelle Haltung in gleicher Weise zu verpflichten wie die Minister der Justiz und des Unterrichts ihrerseits an die Beamtenschaft Erlasse gegeben. Mit der Wichtigkeit des Interesses wachsen auch die Organe. Wir haben die Linke in der Singakademie vielfach tadeln müssen. Männer wie Temme geben der Versammlung jetzt einen entschiedenen und gediegenen Ausdruck.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr.	Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet.	№ 63. 12. Septbr.

Blätter aus Thüringen.

2.

Die Fürsten Thüringens.

S. Die neue Zeit mit ihren Stürmen hat die Fürstenkronen in Dornenkronen verwandelt. Die Nemesis hat die Sünden der Jahrhunderte an den Thronen heimgesucht und dabei blind getroffen die Gerechten und Ungerechten; die besten, dem Volke väterlich gesinnten Monarchen mußten eben so gut wie die tyrannischen und launenhaften Despoten Sturmpetitionen erleben und gewähren. Die Weltgeschichte in ihrer Umgestaltung vermochte in dem Weltgerichte das die Völker verhängen, keine Auszeichnungen zu gestatten. Wollte der Geist der Freiheit alle Ketten zerbrechen, die der Tyrannei wie die der Liebe? — Wie viel des Schmerzlichen und Beängstigenden die Fürstenfamilien Deutschlands seit der Pariser Februarrevolution empfanden, wer kann das ermessen! An das Schicksal der edlen Herzogin von Orleans mochten sich wohl die traurigsten Möglichkeiten für deutsche Fürsten reihen; wie Mancher mußte nicht einen Augenblick für sich selbst und die Seinigen, und mit weit mehr Grund, ein ähnliches Loos ahnen und fürchten! Und mußten nicht die thüringischen Fürsten in unzähligen Reden und Druckschriften ganz nach Gutdünken über ihre Staaten schalten und walten sehen, indem solche bald als reif für die Republik erklärt, bald zu einem Königreich oder einer Gesammtgrafschaft vereinigt werden sollten!

Während nun in den thüringer Landen diese vielbewegte und bewegende Frage alle Kreise beschäftigte, war es natürlich daß auch die Fürsten der verschiedenen Länder eifrig besprochen wurden, indem ein Jeder sich bemühte Denjenigen herauszufinden, welcher am meisten geeignet sei das Scepter über einen thüringischen Gesammtstaat zu führen. Man schien zu meinen daß, hätte man den Besten gefunden, die Andern sich gutwillig zurückziehen würden; man vergaß daß ein Fürst auf dem Throne sich wie der Soldat auf seinem Posten betrachtet, den er trotz aller Gefahren bis auf den letzten Augenblick behauptet.

Der Herzog von Meiningen.

Im schönen Liebenstein sah ich ihn meist. Sein Erscheinen ist edel, sein Ausdruck bedeutend; er spricht wenig aber man erwartet immer daß er etwas sage, das man nicht wieder vergißt. Er ist von seinen Unterthanen sehr geliebt, denn sie fühlen daß er ein treues Herz für sie hat. Er hat ihnen auch große Opfer gebracht. War es nicht ein Opfer als er vor Jahren statt des schönen Gotha das verarmte Hildburghausen annahm, blos um niemals in Versuchung zu kommen, seine Residenz aus der ihm so werthen Geburtsstadt in das größere und schönere Gotha zu verlegen? Daß er ein wahrer Volksfreund ist, hat er bei jeder Gelegenheit bewiesen. Zum Pathen des Erbprinzen wählte er sein Volk, repräsentirt durch die Landstände, und die Prinzessin wurde von den Jungfrauen des meiningischen Landes aus der Taufe gehoben, während andere Fürstenhäuser gern die vornehmsten Potentaten zu Pathen wählten. Er gab keine glänzenden Hoffeste, doch die Volksfeste auf Altenstein sind in der ganzen Gegend berühmt und die Leutseligkeit des Herzogs bei diesen Gelegenheiten erwirbt ihm stets von neuem die Liebe aller Welt. Auch gibt der Herzog das Beispiel eines schönen Familienlebens, die Herzogin trägt in ihrer Erscheinung, in ihrem ganzen Wesen eben so sehr das Gepräge der deutschen Hausfrau und Familienmutter als das der Fürstin. Bei alle dem müssen wir behaupten daß der Herzog sich schwer in die neue Zeit wird finden können. Er liebt es nämlich *selbst* zu

regieren, und während andere Fürsten die Geschäfte gern Ministern und Staatsräthen übertrugen, um mit Vermeidung der Dornen blos die Rosen ihrer Stellung zu genießen, hat der Herzog von Meiningen die Dornen nie gescheut; er gilt anerkannt für einen der tüchtigsten und eifrigsten Arbeiter. Von allem Vorgängnissen will er unterrichtet sein, Alles gründlich gethan sehen, alle Regierungsgeschäfte gehen durch seine Hände. Daher auch der häufige Wechsel der Minister. Keiner genügte ihm lange; er strebte nach Idealen, glaubte an Ideale, und wenn er sich getäuscht sah, besaß er den moralischen Muth, dem Tadel der Welt trotzend, lieber das Verhältniß zu lösen als eine nach seiner Ansicht mangelhafte Geschäftsführung zu dulden. Wie kann dem Herzoge die neue Zeit zusagen, die neue Zeit in welcher die Völker, ohne daß sie es schon vermöchten, sich selbst regieren wollen?

Der Herzog von Gotha.

Im Gothaischen Land und in den nahen thüringischen Städten vernimmt man nur sein Lob. Er, den das Publikum früher nur in Musik, in Jagd- und Reisevergnügungen aufgegangen wähnte, hat plötzlich sich ermannt und der neuen Zeit kühn in's Auge geschaut. Von allen thüringer Fürsten wäre er vielleicht derjenige welcher am leichtesten der Krone entsagen möchte. Mit dem großen, selbständigen Vermögen verbindet er die Gewohnheiten und den Geschmack eines Privatmannes. Er lebt eingezogen, im innigen Familienleben mit seiner Gemahlin. Das schöne Reinhardtsbrunnen entzückt die Fremden durch die herrliche Natur, während das Schlößchen mit Geschmack, doch ohne Luxus eingerichtet, dem jungen Fürstenpaar zu genügen scheint. Er hat nie durch Bevorzugung der höhern Stände den Neid der Bürger erregt; Hoffeste und Hofleben schien er absichtlich zu vermeiden, es schien als wolle er sich so frei machen als man nur frei sein kann auf dem Throne. Er wollte sich nicht unnöthige Pflichten aufbürden, und die Pflichten der Geselligkeit schienen ihm unnöthig. Er bedarf dieser Geselligkeit nicht als Unterhaltung, da er in der Musik und in wissenschaftlichen Aufgaben seine Beschätigung und seine Erholung findet. — Er würde demnach leicht in den Privatstand zurücktreten und nöthigenfalls in England ein glückliches Asyl finden; das hat er selbst bei einer ernsten Gelegenheit ausgesprochen; — „doch so lange er noch Herzog sei, fügte er damals hinzu, wolle er Gesetz und Ordnung aufrecht erhalten.“ Er besitzt den Charakter und die Kraft dazu. Auch ward ihm die Gabe des Wortes zu Theil; zu verschiedenen Malen hat er zum Volk geredet und sich überhaupt bemüht populär zu werden. Das ist ihm auch gelungen, vorzüglich in Gotha. In Koburg wo die Gemüther weniger ruhig, die Bürger weniger wohlhabend als in Gotha sind, wird es einem Fürsten allerdings schwieriger, sich die Volksgunst zu erwerben.

Der Erbgroßherzog von Weimar.

Dieser junge reichbegabte Fürst theilte in den Märztagen und den darauffolgenden Monaten das Schicksal sämmtlicher Thronfolger Deutschlands; die Partei der Revolutionirenden suchte ihn vor dem Volke herabzusetzen und unmöglich zu machen. Man bezeichnete ihn als denjenigen dessen Einfluß die Wohlthaten der Civilliste dem Lande am längsten streitig gemacht habe. Man legte ihm Worte in den Mund die er nie gesprochen, und mißdeutete die gesagten. Sein jugendlicher heiterer Sinn, sein bewegtes Leben wurden ihm zum Vorwurf gemacht. Im Jahre 1847 war eine Hungersnoth im weimarischen Oberlande ausgebrochen, das Fürstenhaus hatte zur Linderung der Noth reiche Spenden dahin geschickt. Trotzdem nahm man es dem Prinzen sehr übel daß er im darauffolgenden Sommer vom Haag aus eine Reise nach England machte; ja „mit Empörung“ las man in dem Court-Journal von der „eleganten“ Toilette der Frau Großherzogin. So philisterhaft und ein so schlechter Rechner ist der deutsche Michel. Man vergaß daß die holländischen Einkünfte gar wohl zu einem Reisevergnügen ausreichen konnten, ohne daß der armen, schwer heimgesuchten weimarischen Provinz etwas entzogen ward. — Um den Haß der Bürger gegen ihn zu erwecken, suchte man den Prinzen als Anhänger des alten Systems zu verdächtigen, und es dauerte lange ehe es gelang die erfundenen Anklagen zu beseitigen. In früheren Jahren hatte ihm die Hofpartei seine Zugänglichkeit für liberale Einflüsse zum Vorwurf gemacht. Wurde er doch sonst oft ernst getadelt, wenn er sich dem Schlendrian der Hofetiquette entzog und im jugenlichen Drang den neuen Ideen allzu rasch entgegenzueilen schien. Freisinnige Männer hatten Tage lang mit ihm verkehrt und bei ihm ein aufmerksames Ohr für ihre Ansichten gefunden. Dichter der neuen Richtung, politische Schriftsteller hatten mit ihrem liberalen Glaubensbekenntnisse Zutritt zu ihm erhalten und waren mit Begierde, mit Neigung gehört worden. Der Prinz von Weimar ist mit einer lebendigen Phantasie begabt; weit entfernt sich hinter dem Alten, Bestehenden zu verschanzen, ist er gern der neuern Zeit entgegengeeilt, so daß seine Umgebungen oft fürchteten, er möchte zu weit gehen und sich den

Rückzug nicht frei erhalten, den er dereinst als regierender Fürst nöthig hätte. Auch versichert man daß er oft genug gegen das Ministerium Schweitzer Opposition gemacht und sich dessen Mißbilligung zugezogen habe.

Sein Benehmen in der schweren Zeit der letzten Ereignisse war ein durchaus würdiges, und jetzt wo die Lügendünste weichen, kommt die Liebe des Volks ihm von neuem entgegen. Man fühlt daß das ihm bei Volksfesten gebrachte Hoch vom Herzen kommt.

Ich sah den Prinzen auf der Bürgerwiese in Weimar, bei Gelegenheit der Fahnenweihe. Er hat etwas Gewinnendes in seinem Wesen und man merkte es den von ihm Angeredeten an daß seine Ansprache erfreute. — Von Denen die ihn näher kennen, wird er gerühmt als treuer Freund, als liebenswürdiger Gesellschafter, als brav und voll edlen Willens. Er wird gewiß einst das Wohl Weimars und Deutschlands im Auge haben. Er will das Gute und liebt das Schöne. Das Streben nach Luxus, diese Monomanie des letzten Jahrzehnds, ward für ihn zu einem Kultus des Schönen. Ohne selbst durch angestrengte Studien sich in die Tiefen des Wissens zu versteigen, wird er doch stets ein Beschützer der Wissenschaft sein; ohne selbst nach Künstlerruhm zu streben, ist er Kenner und Verehrer der Künste; von vielseitigem Interesse beseelt, mit lebhaftem Geist sich jeder Richtung leicht zuwendend, überall anregend und anerkennend, stets den Strebenden ermuthigend, indem er immer das Erreichte zu würdigen versteht. — Das schöne, waldumsäumte Ettersburg ist seine Schöpfung. Dort feierte man in vergangenen Jahren poetische Abende und gründete ein Ettersburger Journal. Unter des Prinzen Leitung erhebt sich allmälig die Wartburg neu aus ihren Trümmern. Er schafft und wirkt, und was er schafft und wirkt ist bis jetzt gerathen. Sollte ihm nicht einst auch das größere Werk gelingen eine Krone würdig zu tragen und zugleich den neuen Ansprüchen der Zeit und der Völker zu genügen?

Die Waffenstillstandsfrage.

Frankfurt, a. M. d. 9. Septbr.

So gewiß der Schatten einer Sache nicht die Sache selbst ist, so unverkennbar steht die deutsche Reichsversammlung der dänischen Frage gegenüber an der Entscheidung über ihr Sein und Nichtsein. Wir tasten nicht mehr im Dunkeln hinsichtlich dieser Angelegenheit. Seit heute Vormittag sind die vollständigen Aktenstücke des betreffenden diplomatischen Verkehrs, 21 Bogen stark, im Abdrucke vertheilt, und der Gang der Verhandlungen sowie das Verfahren der preußischen Regierung kann genau überblickt werden. Das Ergebniß der Betrachtung ist kürzlich folgendes: die preußische Regierung hat die Centralgewalt bei diesem Geschäft formell verleugnet und materiell deren Auftrage gradehin zuwidergehandelt. Das Geschäft ist seiner Natur nach ein nichtiges.

Daß man aber dennoch zweifelhaft sein kann, ob die deutsche Reichsversammlung den abgeschlossenen und größtentheils schon ausgeführten Vertrag genehmigen oder verwerfen wird, das ist dazu angethan, um an der deutschen Einheit überhaupt zu verzweifeln. Was bedeutet diese ganze verfassunggebende Versammlung der deutschen Völker, wie schwer wiegt die Souveränität, die sie sich ohne Widerspruch der Regierungen und unter dem Beifalle von Millionen zugeschrieben hat, wenn über deutsche Lebens- und Ehrenfragen verhandelt wird nicht allein ohne, sondern vielmehr trotz dieser Versammlung? wenn ihr und ihrem Producte, der Centralgewalt, mit den Attributen zugleich die Gewalt thatsächlich abgesprochen wird vor dem Auslande und vor allen Angehörigen Deutschlands! Heute hat Preußen über Frankfurt stolz hinausgesehen, morgen wird es Östreich thun, übermorgen Hannover oder Baiern. Wenn von der deutschen Einheit, nach der wir in so viel glühenden Liedern und kalten Kerkernächten gerungen, ein modificirter Bundestag übrig bleibt, so müssen wir am Ende noch sehr froh sein, daß doch nicht mit dem alten alle Bande überhaupt zerrissen! Um Rahel haben wir gedient nicht sieben, sondern 37 Jahre und des fürstlichen Laban Schafe gehütet, wir selber die Hirten, gar nicht zu unterscheiden von der Heerde! Der Verlobungstag kommt, nach Frankfurt führen wir die verhüllte Braut, der Schleier zerreißt — und die häßliche Lea, die wir aus der Eschenheimer Gasse kennen, steht vor uns. Werden wir in Demuth neue 37 Jahre dienen der Rahel wegen, oder Lea verstoßen und die Rahel mit Gewalt lösen aus der Kammer, in der sie uns der betrügerische Schwiegervater verschlossen hält?

Die Reichsversammlung war zu dieser Gewalt entschlossen. Der alte Dahlmann sprach sein Urtheil am 5. September und es war eine Verurtheilung des Vertrags. Kennt Ihr die furchtbare Richterstimme des Komthurs in der Oper, wenn er vom Kirchhofe zur fröhlichen Mahlzeit kommt, zu welcher ihn Don Juan geladen? Dann kennt Ihr auch die Wirkung, welche Dahlmann auf die Reichsversammlung hervorbrachte. Er sang den steinernen Gast, die Noten in steinerne Berichterstattungssätze übertragen, so vortrefflich in der Paulskirche daß seine Musik das Requiem eines ganzen Ministeriums ward mit fürstlichem Vorsitz und einem Dutzend Unterstaatssecretären. Sein Lied gellt mir noch immer in den Ohren und die Versammlung hätte kühn unter dem Klange desselben die Rück-

zugsschiffe Augenblicks verbrannt, wenn nicht der todte Don Juan, viel einflußreicher nach seinem Abscheiden zur Hölle als je vorher im Leben, Alles aufgeboten hätte, den Vollzug des Versammlungsbeschlusses zu verhindern. Natürlich daß das Einhalten der Truppenrückmärsche ein Bruch des Waffenstillstands und je nach den Umständen eine Kriegserklärung an Preußen, an Europa gewesen wäre. Die Versammlung glaubte sich jedoch verpflichtet im äußersten Falle, auch die äußersten Mittel nicht zu scheuen, sie glaubte sich in ihrem Verfahren auf das deutsche Volk berufen zu dürfen, zu welchem ja auch das preußische gehört, und sie fürchtet nicht recht einen europäischen Hader mit welchem die Kabinette drohen, während die Nationen den Frieden verlangen. Aber das abgetretene Ministerium weigerte sich selbst der einfachen Anzeige des Beschlusses nach Schleswig-Holstein, an Wrangel und an den Hof von Berlin. Die Versammlung ward plötzlich zu einem Kopfe ohne Hand und so ist sie bis heute noch ein Wille ohne That. Das alte Ministerium zu ersetzen hat sich bis jetzt noch kein neues gefunden.

Indessen verwittert der muthige Wille, und es greift dafür eine feigherzige Bedachtsamkeit auch in beherzteren Seelen Platz, die Mutter jener halben Bequemlichkeitsmaßregeln, die niemals etwas wagte obschon sie doch eigentlich alles in Voraus verloren gibt. Von ohngefähr 80 abwesenden Mitgliedern kommen 60 auf die rechte Seite des Hauses. Nach ihnen sind dringende Briefe ausgeflogen, ein halbes hundert Stimmen wird die ministeriell „besonnene" Halbschied der Paulskirche verstärken und ihr die Mehrheit zurückgeben. Dann wird man der Centralgewalt die vereitelte Sistirung der Truppenrückmärsche Dank wissen, denn der Waffenstillstand wird feierlichst gebilligt werden, und alle die unermeßlichen Verluste der Küstenstädte, aller Enthusiasmus und alles Blut der deutschen Jugend wird geopfert sein — für einen schmählichen Frieden.

Daß es das Ausland so ausgezeichnet versteht, uns an unserer Achillesferse zu packen, an der eingerosteten Entzweiung! Und daß wir selbst es so schlecht verstehen, diese unsere Schwäche zu verbergen! Mit jedem Beispiel überführen wir Europa von neuem, wenn es das je vergäße, daß wir ein Volk von mehr als dreißig übel verbundenen Staaten sind und mit solcher charakterlosen Schwäche heften wir die verlockendsten casus belli an alle unsere Grenzpfähle. Als Straßburg an Frankreich verloren ging, tagten die deutschen Philister in Regensburg; jetzt sitzen sie in Frankfurt. Das ist aber nicht der einzige Unterschied. Der Reichsfeind der Straßburg nahm, war doch ein König von Frankreich, ein Ludwig XIV., mächtig an überlegenen Feldherrn und an gesammelter Macht. Wie heißt aber der jetzige Claudius von Dänemark, mit dem wir, jenem Hamlet gleich, die Mausefalle aufführen wollten, und sind selber darüber zu thatenlosen, schwindsüchtigen, schönrednerischen Hamlets geworden, — und wie groß zählt des Dänen ganze Macht? „Groß genug," kann er antworten „daß mich das alte Deutschland nicht besiegen konnte, ohne Flotte und ohne Eintracht wie es war. Das neue aber? Ich kenne kein neues Deutschland. Und Euer Preußen kennt auch keins. Da les't die Artikel die ich mit Preußen und dem „deutschen Bunde" verabredete!"

In der Frankfurter Versammlung sitzen bekanntlich auch die Abgeordneten von Schleswig und Holstein. Nach den Bestimmungen des Waffenstillstands vom 26. Aug. ist ihre Wahl eine ungesetzliche geworden. Der König Herzog kann demnach seine Unterthanen sofort aus der Paulskirche abrufen, in die Heimath, und um sie vor ein Hochverrathsgericht zu stellen. Thörichte Besorgniß! Wie sollte ein siegreicher König-Herzog — oder wer es sonst innerhalb und außerhalb Deutschland sei — sich um die harmlose Versammlung in Frankfurt bekümmern, die Niemanden auf der Welt genirt als die zwanzig Mann Bürgergarde, die täglich ihretwegen die Wache an der Paulskirche beziehen muß! Zwanzig Mann Bürgergarde und sie thun es gern, denn was sie versäumen, das kommt an der Miethe der möblirten Zimmer allein wieder heraus.

Rob. Heller.

Zur Literatur.

— Wir hatten bei Vorführung der Sternbergschen Bildnisse berühmter Frauen an **Aurora Gräfin Königsmark** erinnert. Der Schwede Palmblad schrieb die Familienmemoiren des ganzen Hauses Königsmark, und in zwei Bdn. (Leipzig, Brockhaus) erhalten wir jetzt diese Zeitbilder aus dem 17. und 18. Jahrhundert in deutscher Übersetzung unter dem Titel: **Aurora Königsmark und ihre Verwandten.** Die Erlebnisse der weitverstreuten und verzweigten Familie führen uns aus Stockholm bald nach Celle, bald nach Madrid. Das Buch ist zu Vorstudien der Geschichte jener Jahrhunderte sehr zweckdienlich.

— Vor Jahren erschien verdeutscht eine Biographie der jungen amerikanischen Dichterin **Margaret M. Davidson**, aus dem Englischen des Washington Irving. Jetzt erhalten wir nach der Schilderung der Miß **Sedgwick** auch das Leben der **Lucretia Maria Davidson** (Leipzig, Brockhaus). Es ist ein frommes, stilles, schwind- und sehnsüchtiges Jungfernleben, wie es sich in seiner ätherischen Unberührtheit von der materiellen Wirklichkeit nur in Nordamerika als Gegensatz gestalten kann. Fromme Lieder, wohl übersetzt, sind in der Erzählung dieses sehr einfach häuslichen Lebensverlaufes vielfach zwischengestreut. Hervorstechenden Werth haben sie nicht.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr. | Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet. | № 64. 13. Septbr.

Katharina die Zweite und Maria Theresia.

Porträtirt von A. v. Sternberg.

— Im zweiten Bande der Sternberg'schen Bildnisse*) finden wir jene beiden Fürstinnen porträtirt, wie uns scheint wohlgetroffen, obschon der in Curland geborene Deutsche der ehedem Lieutenant in der Petersburger Garde war, die russische Semiramis in allzu günstiges Licht setzt, die Farben für die kaiserliche Hausfrau von Wien etwas zu stark abdämpft. Suchen wir die Grundzüge beider Frauen festzustellen. Die Eine Friedrichs des Zweiten Schülerin, die Andere seine Gegnerin, waren Beide zwei grundverschiedene, polartig entgegengesetzte Naturen. So mächtig war der Geist jenes Friedrich für sein Zeitalter daß man die zwei bedeutendsten Frauen gleich in ihrer Stellung zu ihm bezeichnen muß.

Aus der preußischen Fürstenschule hervorgegangen; hat Katharina ihrem Meister bald Ruhm, bald Schrecken bereitet. Als deutsche Kaiserin wäre sie vielleicht Deutschlands Unglück, Friedrichs Besiegerin geworden; dem russischen Reiche das seit dem großen Peter in Nacht versunken war, gab sie Glanz und Schwung, Glück und Ruhm, Frieden und Ordnung.

In Stettin 1729 geboren, wo ihr Vater, Fürst von Anhalt-Zerbst, als preußischer Gouverneur und Feldmarschall residirte, wuchs Sophie Auguste, wie Katharina als deutsche Prinzessin hieß, ganz unter den Formen jenes Preußenthums auf, zu dessen geschlossener Energie das geniale Weib auf dem Thron der Zaren den ganzen Schwung eines fessellosen Geistes gesellte, der aber seine Herrschaft damit begann sich selbst zu regieren. Man erzählte sich von Kränkungen des Ehrgeizes welche das junge Mädchen bei einem Hoffeste in Berlin erlebt, von Zurücksetzungen die sie erlitten; die Kraft ihrer Seele blieb auch in Rußland lange Zeit eine zurückgehaltene; erst der Drang der Ereignisse, erst die Größe und Gefahr ihrer Stellung, Verzweiflung und Kampf um Leben und Ehre, nöthigte sie zur Entfaltung einer entschiedenen, üppig aufschießenden Größe des Geistes. Auf jenem Fest am Berliner Soldatenhofe führte ihr der Zufall einen preußischen Lieutenant, jenen Prinzen von Holstein-Gottorp zu, der als Peter der Dritte den russischen Thron bestieg und für seine Gattin recht eigentlich nur das Fußgestell ihrer Erhebung wurde. Elisabeth von Rußland, des großen Peter Tochter, welche 1741 den Thron der Zaren bestiegen, adoptirte diesen jungen Prinzen als ihren Nachfolger und wählte für ihn die kleine Prinzessin von Zerbst zur Gemahlin. Zur griechischen Kirche in Petersburg übergetreten, hieß die junge Fürstin seit 1745 Katharina. Ihr Leben am Petersburger Hofe war eine Reihe von Prüfungen und Demüthigungen. Man rechnete der Braut als Standhaftigkeit an, daß sie dem Großfürsten, den plötzlich die Blattern befielen und entstellten, mit der Treue eines deutschen Herzens zur Seite blieb. — Peter war ein ächter Lieutenant aus der Soldatenschule von Potsdam. In Oranienbaum, einem Lustschlosse in der Nähe von Petersburg, wurde jetzt das Ideal einer Lieutenantsseele, ein Mustercorps, das er seine holsteinische Garde nannte, verwirklicht. Aber aus dem engen Paradedienst plötzlich in so große Verhältnisse versetzt, ward Peter üppig und schwelgerisch; von Tafelfreuden ging er über zu Ausschweifungen aller Art, wie sie dem Mißbrauch einer colossalen Fürstengewalt nahe genug liegen. Dabei blieb sein Geist in der Enge des angelernten Gamaschendienstes, während Katharina in der Schule all dieser Unbilden langsam in sich stark wurde,

*) Berühmte deutsche Frauen des achtzehnten Jahrhunderts. Leipzig, Brockhaus.

unter dem Druck peinvoller Verhältnisse jene Kraft der Enthaltsamkeit und Entsagung gewann, welche ihre volle Entwickelung zu großen Momenten aufspart. Katharina hatte Anfangs an den soldatischen Liebhabereien, selbst an den Tafelfreuden ihres Gatten Theil genommen, um überhaupt an ihm Theil und auf ihn Einfluß zu haben. Die rohen Günstlinge Peters schmiedeten aber bald Verläumdungen; die Kaiserin selbst gab ihnen Gehör, und Katharina litt unter dem brüsken Übermuth eines Hofes der sich gegen sie verschwor solange sie, in ehrbarer Zucht und Sitte erwachsen, von der asiatischen Schwelgerei eines wilden Sinnenrausches sich fern und rein erhielt. Als später auch ihre Natur sich, wie man sich erzählt, fessellos Bahn brach im Bereich sinnlicher Genüsse, hatte ihr Geist bereits Besitz genommen von all den großen Aufgaben die sie in Schwung erhielten. Neben Peter, unter Elisabeth, erlag sie fast den Verdächtigungen eines üppig verwilderten Schwarmes von Günstlingen die sie haßten, weil sie keinen Theil hatte an deren Versündigungen. Standen die Verleumder entlarvt da, so kehrte Peter in Reue zu ihren Füßen, in ihre Arme zurück. Wenn sie in ihrer Verzweiflung auf heimliche Flucht sann, überhäufte sie die alte Kaiserin mit plötzlichen Liebkosungen, um sie bald neuen Anschwärzungen preiszugeben. Der Wankelmuth und die Schwäche Derer die ihr die Nächsten und Liebsten hätten sein sollen, hat ihrer duldenden Seele jenen Ekel gegen die menschliche Erbärmlichkeit eingeflößt, der es ihr später möglich machte mit entschiedener Kälte alle die ihr dienten nur als Mittel zu ihrem Zwecke zu gebrauchen und abzunutzen.

Graf Panin, der Erzieher ihres Sohnes, des jungen Paul, war damals der Einzige in Rußland, der sie verstand und ihr eine Zukunft verkündigte. Panin hatte im Auslande Studien gemacht, die ihn zu der Nöthigung führten der unumschränkten Fürstengewalt ein Institut zur Seite zu setzen, das sie bestätigte und kontrollirte. Panin war so zu sagen der erste constitutionelle Russe, indem er, ein logischer Denker, ein muthiger Reformator und ein rechtlicher Mann, im Senat die Keime eines Areopags, einer gesetzgebenden Versammlung der Alten, sah. In ihren letzten Augenblicken hatte die Kaiserin Elisabeth die Thronfolge wieder unsicher gemacht. Panin gewann den Großfürsten Peter dafür sich vom Senat bestätigen zu lassen. Die Garden, fast immer beim Thronwechsel von entscheidendem Gewicht, spielten zum ersten Mal eine Nebenrolle; der Senat, bisher nichts als eine Akademie der Wissenschaften, vollzog zum ersten Mal die Functionen eines Parlaments; jedenfalls ward mit diesem Ceremoniell eine blutige Revolution durch die Klugheit Panins vermieden. Peter's erste Handlungen als Regent bekundeten sein gutes Herz, das nur zu schwach war um den Gelüsten einer unumschränkten Stellung gewachsen zu sein. Unter den Verbannten die er aus Sibirien zurückberief, war auch der alte Feldmarschall Münnich, der treueste Kumpan des Kaisers. Daß Peter, der sich noch immer den Obersten Friedrich's nannte, sich plötzlich mit Preußen verbündete, war natürlich. Um so bedauernswerther wurde die sonstige Haltung des Kaisers. Zur Wollust gesellt sich leicht die Grausamkeit, und der Tyrann der aller Menschenwürde Hohn spricht, ist fertig. Peter ging in der Mißhandlung seiner Gattin so weit sie öffentlich neben seiner Maitresse zurückzusetzen, und in Katharinen war jetzt nicht blos das fühlende Weib, sondern auch die Fürstin beleidigt. In seinem vertrauten Gespräche mit Segür verkannte Friedrich der Große diese Frau, indem er sie für ein willenloses Werkzeug der beiden Orloffs hielt. Außer diesen beiden Brüdern, Gregor und Alexei, gehörten nach Bestuscheff, der ehemalige Reichskanzler, eine junge Fürstin Daschkoff, Schwester der kaiserlichen Maitresse, und der Hetmann der Kosaken zu den Verschworenen. Katharine gab dem Plane Panin's Gehör, für ihren Sohn die Regentschaft zu übernehmen, hatte aber Zurückhaltung genug um alle Theilnehmer ruhig zu überwachen, leidenschaftslos zu prüfen: sie ließ geschehen was um sie her vorging und hielt sich still. So kam die für Rußland denkwürdige Nacht des 9. Juli 1762 heran. Die Abwesenheit des Kaisers ward benutzt um Katharine auf den Thron zu erheben. Alexei Orloff entführt sie wie eine Flüchtige aus Peterhoff; früh Morgens zwischen 7 und 8 Uhr trifft Katharine in Petersburg ein und hat kaum noch Zeit sich in Uniform zu werfen, sich aufs Pferd zu schwingen um von den Soldaten sich huldigen zu lassen. Der Erzbischof empfängt sie mit dem Kreuz in der Hand an den Stufen der Kirche. Die Pforten schließen sich hinter ihr, im Innern suchen die Verschworenen sich von neuem über ihren Plan erst zu verständigen. Der loyale Panin dringt auf bloße Vormundschaft und Regentschaft. Katharina läßt duldsam und schweigend Alles mit sich geschehen; als aber die Pforten der Kirche sich wieder öffnen und das versammelte Volk erwartungsvoll herandrängt, proklamirt sie sich im Einverständniß mit den beiden Orloffs als machtvollkommene Kai-

serin. Damit entwand sie sich aller Bevormundung, emancipirte sie sich und war Herrin ihrer selbst und Rußlands. Um 10 Uhr Morgens war die Revolution beendet. Die demüthigen Briefe des enthronten Kaisers blieben von ihr unbeantwortet, er fühlte plötzlich das ganze Gewicht der langsam, aber entschieden zur Herscherin herangewachsenen Gattin; er schrieb die Entsagungsacte und starb im Gefühl seiner Beschämung und seiner Ohnmacht als Gefangener seiner Frau.

Katharine beseitigte rasch die Spielereien des Kaisers; kalt und fest, wie sie war, nüchtern und ohne Illusionen, fühlte sie sich plötzlich als Russin, wies die Deutschen, selbst wenn sie ihr blutsverwandt waren, von sich und überließ nur den Engländern die Heranbildung einer Flotte. Auf nationalem Grund und Boden wollte sie ihre Größe errichten, so oft sie auch mit den Werkzeugen ihrer Macht wechseln mußte. Bei alledem verharrte, als sie in Moskau einzog, das alte Russenthum in seinem starren Trotz. Vergebens ließ sie alle Minen der fürstlichen Koketterie springen; nur der Glanz ihrer Feldzüge begütigte die alte nationale Partei, und die Priesterschaft huldigte nur langsam ihrer weisen Mäßigung, hinter der sich die ganze Folgerichtigkeit einer beharrlichen Kraft versteckt hielt. Panin, den sie überrascht und überflügelt hatte, blieb ihr zugethan weil sie in seinem Sinne auf die Reformen des innern Staatslebens einging. Das Soldatenthum hatte sie zur Kaiserin gemacht, und wenn die beiden Orloffs, tollkühn und trunken von ihren Erfolgen, einem neuen Günstling, dem ruhmdürstigen Potemkin, weichen mußten, so blieb der Ruhm Rußlands in glänzenden Thaten nach außen hin das Ziel und die Stütze ihres Regimentes. Ein großes, halb wüstes, barbarisches Reich war in die Hände eines Weibes gegeben, das aber in der harten Schule der Duldung geprüft, im Stillen aus den ächten Geistesquellen des Jahrhunderts Muth, Kraft und Einsicht gesammelt hatte. Unablässig waren die Vorarbeiten zu ihrem großen Werk betrieben; eben so unermüdlich blieb sie Tag für Tag in der harten, strengen Ausführung ihrer Entwürfe. Rußland groß zu machen war ihr Ziel; in sich selbst aber sah sie den absoluten Mittelpunkt dieser Schöpfung, weil sie in den zerworfenen Elementen um sich her keinen andern Mittelpunkt für den Zusammenhalt fand als diese Concentration in der Person des Fürsten. Ganz einfach und schlicht saß sie am frühen Morgen, sich selbst ihr Zimmer heizend, am Arbeitstisch um sich zu den Vorlagen ihrer Räthe vorzubereiten. Auf mehrere Stunden unermüdlicher Thätigkeit folgte ein einfaches Mittagsmahl, und während zur Gründung von Hospitälern und Lehranstalten, zur Ausführung großer Fabriken und Kolonien, zur Entwickelung der Volkskraft bis in die entferntesten Theile des großen Reiches ihre Befehle drangen, feierte sie allabends in Petersburg glänzende Feste um auch in Schaustellungen den Hang der Russen zu befriedigen.

(Schluß folgt.)

Briefwechsel.

Breslau, Anfangs September.

[Die Demokraten, Friedensburgianer und Auerbachianer; Ruge und Julius werben und sammeln Abonnenten.]

♂ Das hiesige Vereinswesen fängt an in weiteren Kreisen Interesse zu erregen. Der demokratische Klub, dem bereits von früher her ein demokratisch-constitutioneller zur Seite steht, ist in zwei Fractionen zerfallen. An der Spitze des einen steht der Literat Friedensburg, an der der andern Berthold Auerbach, welcher aus dem bisherigen demokratischen Klub ausscheidet. Die Friedensburgianer wollen sociale Republik, die Auerbachianer einfache Republik und begnügen sich auch nach Umständen mit demokratischer Monarchie, — wie derjenige welcher à tout prix eine reiche Frau heirathen will, unter Umständen auch mit einer häßlichen zufrieden sein muß. Dieses Bildes bedient sich wenigstens ein Anwalt dieser Partei*) in den Grenzboten. In einer Zeit wie die unsere, welche nur auf den Nutzen sieht, nicht auf die Ästhetik, kann einem eifrigen Parteigänger ein solches Bild gar leicht entschlüpfen, die Wahrheit aber ist daß eben so wenig eine Staatsform absolut schön als absolut gut ist. — Mit einem Auerbachschen Republikanismus kann man sich übrigens schon einverstanden erklären. Er läßt die Majorität in der gesetzlichen Volksvertretung unbedingt gelten und bringt dem Reichsverweser ein Hoch über das andere. Daß in der Zukunft ein Punkt liegen möge, auf dem angekommen die Menschheit sich allmälig aus den Armen aller Monarchen losgewunden haben könnte, ohne in einem gewaltsamen Kampfe gegen das geschichtliche Herkommen ihre eigenen Glieder zerfleischt zu haben, — wer träumte nicht davon? Vor der Hand wird es zum Heile der Menschheit noch manches Lamartine bedürfen, der die aufgeregten Volksmassen beschwört die blutrothen Fahnen zu senken. Solche Augenblicke, wo die Macht des Geistes ihre Macht über die brutale Gewalt geltend macht, sind wahrhaft schöne Augenblicke im politischen Leben der Völker.

Breslau ist der Ort, wo für die radicale Partei die Fleischtöpfe Ägyptens stehen. Hieher kam jüngst auch Arnold Ruge, um in eigner Person Subscribenten zu sammeln für seine „Reform." (Wie gefällt ihnen das, Herr Redacteur?) Hieher kam Gustav Julius, um persönlich zur Actienzeichnung für die „Zeitungshalle" aufzufordern. Er wolle die Zeitungshalle nicht schlecht machen, sagte Herr Ruge im demokratischen

*) Gisecke.

Klubb; aber das könne er wohl sagen, es sei ein nichtswürdiges Blatt, Julius habe seine Meinung so und so oft geändert, das Geld das man in Actien für sie stecke, sei so gut als weggeworfen! u. s. w. Während dessen saß Herr Julius ganz gelassen auf der Gallerie und sah sich die Leute an, welchen er etwa den Kauf einer Actie zutraute. Auch Herr Friedensburg, der Mann der socialen Republik, trat auf und machte sich anheischig einen Plan — zu einer großartigen Subscription auf die Reform auszuarbeiten und vorzulegen. Später habe ich mich nicht mehr darum bekümmert, ob der Geldbeutel der Breslauer Demokraten auf Commando des Hrn. Friedensburg gezogen ist, oder ohne dasselbe. Gott segne ihre studia!

Auch geschrieben werden sollte nach dem, was man in Breslau verabredete, von Partei wegen für die Reform. Man stimmt ab, wer für die Reform correspondiren soll, und damit gut. „Wozu das Geld für die Correspondenzen wegwerfen?" sprach der Literat Friedensburg. — Man glaubt sich in der That in die Zeit zurückversetzt, wo Gellert für seine Fabeln eine Weste bekam. Aufrichtig gesagt, scheint mir denn doch die Julius'sche Manier seine Zeitung „auf den Strumpf zu bringen" noch besser als die Ruge'sche, welcher eben so auch in Wien, Paris, London ꝛc. den Absatz seiner Reform organisiren wollte, — Breslau sollte nur vorangehn! Bei Hrn. Julius handelt es sich doch um ein ordentliches Geschäft mit möglichem Gewinn und Verlust, bei der Reform aber um eine unnatürliche Steigerung des Absatzes einer Zeitung ohne Rücksicht auf deren Werth.

Frankfurt, im Septbr.

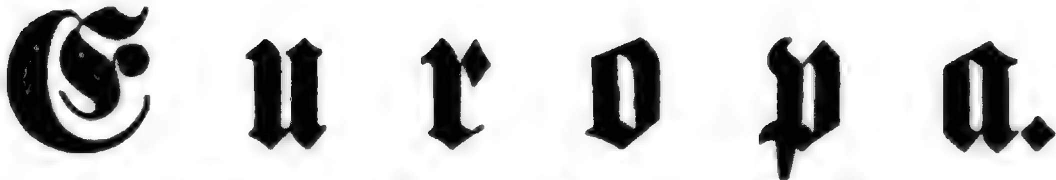
[Der Reichsverweser; Zusammenfluß von Fremden; Pecht's Goethebild; Gesellschaftsleben.]

N. In geschichtlicher Beziehung haben wir in dieser Woche die vielleicht tief bedeutsamste Sitzung im Parlamente gehabt. Am Morgen, nachdem das Reichsministerium zurückgetreten war, sprach man von Abdankung des Reichsverwesers, was sich jedoch als ungegründet erwies. Daß seine Stimmung unter solchen Umständen, wo seine Hingebung für die deutsche Sache so wenig erkannt wird, keine freudige und hoffnungsreiche sein kann, mag sich Jeder vorstellen. Der Erzherzog soll Heimweh nach seinen Bergen haben. Das Gemüth herrscht bei ihm vor, und so dürften alle diese Erschütterungen nicht ohne Einfluß auf seine Gesundheit sein. Seit zwei Wochen ist er hereingezogen aus der Villa vor dem Bockenheimer Thore, die dem ehemaligen sächsischen Gesandten Nostiz gehört. Dort waren doch freie Luft, Blumen und in der Ferne blaue Taunusberge. Jetzt wohnt der Reichsverweser in der dunkeln Eschenheimer Straße, in dem ehemaligen Mühlen'schen, jetzt Bethmann'schen Hause, das ziemlich palastartig aussieht, von zwei Schildwachen — Hessen mit silbergezierten Helmen — bewacht. Auf dem geschmackvoll mit Schnitzwerk gezierten Thor gewahrt man zwei moderne Genien mit Füllhörnern, die sie aber (wohlgemerkt!) nicht umstürzen und ergießen, sondern aufrecht tragen, was ich jedenfalls gewiß nicht als böses Omen für den Willen, sondern höchstens nur für die That nehme. Das Haus hat keinen Garten. Auf der einen Seite liegt es ganz nah der altersbraunen, mit einem Epheuteppiche behängten Eschenheimer Warte, auf der andern kaum neun Häuser von dem rothen, in schwerfälligem Rokokostyl erbauten Bundespalast, auf dessen Portal wie auf einem Grabe die deutsche Fahne aufgepflanzt ist. Gras wächst im verödeten Hofe des Bundestags. Im Korridor des Hauptflügels kehrte ein Diener aus. Ich dachte an den Waffenstillstand von Malmoe, der im Namen des Bundes geschlossen ist, indeß ich in eine geöffnete Zimmerreihe voll verjährter Pracht und gespenstiger Leere blickte.

Man kann sich das Gedränge, den Zusammenfluß der Gäste in Frankfurt von nah und fern, nicht lebendig genug denken. Alle Hotels sind überfüllt. Während das Parlament über das Verhältniß von Kirche und Staat berieth, während ein Meer von deutscher Gelehrsamkeit und deutscher Gründlichkeit sich über die Paulskirche ergoß, strömten von allen Seiten Männer der Wissenschaft zu einem Congreß herbei, im Gasthof zum Landsberg die Gründung einer freien Akademie zu berathen. Und nun lärmt auch noch die Messe durch die Gassen und dringt mit ihren Musikchören und Leierkasten bis an die Schwelle des Parlaments, dergestalt daß wohl gar die Melodie eines Heckerliedes in die Worte des Redners auf der Tribune von fern dreinzuschallen wagt. — Das Theater füllt sich um Pischek zu bewundern. Im Städel'schen Institut, das neben seiner gewählten Sammlung auch eine tägliche Kunstausstellung bietet, ist ein heiteres angenehmes Genrebild zu sehen, von Friedrich Pecht: Goethe nach der ersten Aufführung seiner Iphigenie, gekrönt von Corona Schröter, deren griechisches Gewand mit der französischen Hoftracht ringsum contrastirt. Wir freuen uns der edlen befreundeten Gestalten die wir ringsum entdecken. Hier im Vorgrund Goethe's Mutter, dort Schiller, weiter zurück Wieland in seinem Käppchen, und versuchen nicht den Künstler über manche Anachronismen zur Rechenschaft zu ziehen.

Bis jetzt fehlt es an einem wirklichen geselligen Centralpunkt in der Centralstadt, trotz den vielen hier vereinten geistigen Elementen Deutschlands. Die Parteien sind ziemlich schroff geschieden, was sich selbst bis in die Waggons der Eisenbahnen erstreckt. Doch verspricht man sich vorzugsweise einen glänzenden Winter, vielleicht die einzige wahrhaft lebendige Saison im Vaterlande. Der Reichsverweser wird einmal in der Woche, der Präsident Gagern zweimal empfangen, eben so der preußische und brittische Gesandte, der Feste nicht zu gedenken, welche von Frankfurter Notabilitäten gegeben werden. Auch jetzt funkeln manche Gärten und Villen bis in die tiefe Nacht feenhaft von bunten Lampen, und Tanzmusik tönt weithin durch die südlich warmen, von Blüthenhauch erfüllten Lüfte. Freut Euch auch mitten im Ernst der parlamentarischen Kämpfe an dem rings wogenden Leben, an der Lust des Augenblicks, an den bald welkenden Blumen der späten Jahreszeit, und fragt nicht wie lang die Herrlichkeit dauere! Wer weiß was die nächste Stunde Inhaltsschweres und Verhängnißvolles bringt? Ob das Parlament ruhig fortbestehe und sein Werk vollende, ob nicht der Sturm der Zeiten alle Pforten der Paulskirche weit aufreißt — wer kann es sagen? Das Äußerste stand uns in diesen Tagen ziemlich nahe. Schon hörten wir die Windsbraut welche alles auseinander sprengen konnte. Laßt uns hoffen, das Ungewitter sei auf lange vorbeigezogen!

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.



Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr.	Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet.	**№ 65.** 14. Septbr.

Katharina die Zweite und Maria Theresia.

Porträtirt von A. v. Sternberg.

(Beschluß.)

Jahrelang hatte sie im Stillen mit Diderot und Voltaire gebriefwechselt, und plötzlich wurde die gebildete Welt überrascht die Principien der neuen Aufklärung mit Glanz und Energie im hohen Norden zu Thaten heranreifen zu sehen. Eine Schülerin Montesquieu's auf dem Throne, erregte Katharina die Bewunderung der Welt und den Neid des preußischen Friedrich, der aus Eifersucht d'Alembert abhielt wie Diderot an ihrem Hofe aufzutreten. Ein neues Gesetzbuch, auf den Segnungen der Aufklärung und Menschenwürde begründet, sollte den hundert Völkerschaften ihres Reiches zu Theil werden. Zur Begutachtung desselben rief sie aus allen Provinzen Rußlands nach Moskau den großen Congreß zusammen. Auf einer geschlossenen Tribüne sitzend, hörte sie ungesehen die Meinung des Volkes, die sich in den Berathungen der Abgeordneten kundgab. Es war der erste Versuch zu einem russischen Landtag. In die Lobpreisungen ihrer Weisheit und Großsinnigkeit mischte sich auch der wilde Ungestüm barbarischer Völkerschaften und die naive Unfähigkeit der Samojeden, die Grundsätze der Freiheit und Menschenwürde jemals zu verstehen. Die Schmeichelei huldigte ihren Entwürfen, und die treueste Anhängerschaft des Zarenthums drohte in Empörung auszubrechen gegen die Dictatur, die zu Gunsten der Humanität und Menschenliebe die alten Gewohnheitsrechte der Völker verdrängen wollte! Die Kaiserin löste die Versammlung auf; die Handschrift des neuen Code wurde, in einem prachtvollen Kästchen verschlossen, in der Akademie zu Petersburg niedergelegt. War ihr Plan, Rußland zu civilisiren, gescheitert, so war doch ihr Ruhm und mit ihm Rußland's Größe vor ganz Europa gesichert. Und was sie im Ganzen und mit Einem Wurf auszuführen nicht im Stande war, daran arbeitete nun im Einzelnen ihre Emsigkeit im Innern des Reiches, während die Waffenthaten ihrer Heere alle Parteien im Lande entzückten, ganz Europa zur Bewunderung hinrissen. Die Verbrennung der türkischen Flotte bei Tschesmé war so sehr ein europäisches Gespräch des Tages, daß selbst in Goethe's Denkwürdigkeiten die Wirkungen dieses Ereignisses ihren starken Widerhall fanden. Die Empörung und die endliche Besiegung eines kühnen Abenteuers, des Kosaken Pugatscheff, den die Ähnlichkeit in den Gesichtszügen mit Peter antrieb den Kaiser zu spielen, steigerte nur den Ruhm Katharinens, obschon die Verwüstung von mehr als 200 Städten und Dörfern der Preis dieser Siege war. Potemkin war den Orloffs gefolgt, und der Cultus der schwärmerischen Verehrung, den dieser kühne, schwelgerische Russe mit der Person seiner Kaiserin trieb, führte zu mährchenhaften Thaten, die aus Tausend-und-einer-Nacht zu stammen schienen. Der Thronerbe Preußens besuchte Petersburg und es ward für die Prinzen Europa's Mode am Hofe Katharinens den Gipfelpunkt fürstlicher Macht zu bewundern. Auch Joseph der Zweite stellte sich bei dem großen Prachtzug in der Krimm und in Taurien ein, um auf dieser Triumphreise von der Allgewalt und Machtvollkommenheit eines europäischen Fürstenthums auf asiatischem Grund und Boden Zeuge zu sein. Potemkin hatte die Krimm bezwungen und bereitete seiner Herrscherin jene Lustfahrt mit einer Reihe von Schaustellungen deren Wunder auf Täuschungen beruhten, seine Fürstin aber vor den Augen Europa's einer Semiramis zur Seite stellten. Ein Schwarm von Fürsten und Gesandten begleitete den Zug, der ganz darauf berechnet war Rußlands Macht in einem unerschöpflichen Glanze zu zeigen.

Der witzige Fürst von Ligne erhöhte die Feste durch den Geist seiner Einfälle, Segür machte Madrigale, schrieb hundert Correspondenzen und war die **trompette de la renommée**. Achtzig Fahrzeuge stark, die Galeeren mit asiatischem Luxus und Pariser Raffinement geschmückt, schiffte sich der Festzug auf dem Dniepr ein. Links und rechts erschienen Städte und Dörfer in wunderbarer Perspective, täuschende Transparents, die für den Augenblick die Wüste in ein Paradies glückberauschter Völkerschaften verwandelten; Kosakenschwärme jagten in militärischen Manövern über die Ebenen hin, andächtige Schaaren mit Priestern an der Spitze wechselten mit tanzenden Gruppen von Landleuten im Kostüm hundertfacher Völker; Tartarenfürsten beeiferten sich mit Stanislaus August von Polen zu huldigen, und Kaiser Joseph war in einer ärmlichen Kosakenhütte überrascht als ein Prinz von Nassau und der Tartarensieger Potemkin ihm und der Kaiserin mitten in der Wüste eigenhändig ein ländliches Mahl bereiteten. Der heilige Hain Dianens am Ufer der Krimm war das Ziel des Triumphzuges. Wie Iphigenia stand die Herrscherin Rußlands trauernd am Felsengestade Tauriens, den Blick sehnsüchtig nach Griechenland — oder vielmehr nach Constantinopel, dem Ziel ihrer Herrschbegier, gerichtet. In dem neugegründeten Sebastopol wechselten Feuerwerke am Lande mit glänzenden Gefechten zur See, der Harem des vertriebenen Chans lieferte der russischen Iphigenia das Pfühl zum Nachtlager.

Diesen äußersten, glanz- und täuschungsvollen Gipfelpunkt bestieg 1787 die fürstliche Macht in Rußland, und zwei Jahre darauf zog das Volk von Frankreich das fürstliche Haupt vor Gericht. — Und während Katharina der Welt mit dem ganzen Gewichte ihres Ernstes diese Schauspiele gab, schrieb sie an Voltaire seitenlange Briefe, in denen sie mit einem reizenden Anflug von Persiflage sich und die Welt bespöttelt. — Es ist zu bedauern daß von diesen Briefen Katharinens keine Sammlung vorhanden ist. Sie sind das Beste aus ihrer Feder, wenn auch nicht der getreueste Ausdruck ihres Geistes und ihrer Thatkraft; jedenfalls sind sie werthvoller als der raffinirte Patriotismus ihrer Schauspiele, die sie für die Petersburger Bühne schrieb um mit kalter Berechnung das Vaterlandsgefühl der Russen zu erwecken. Die kürzlich in London erschienenen Denkwürdigkeiten ihrer Gespielin und Freundin, der Prinzessin Daschkoff, tragen, wie Sternberg behauptet, nicht den Stempel der Ächtheit an sich. —

Maria Theresia war ganz das Gegenstück eines deutschen Weibes auf dem Throne. Was Friedrich Wilhelm I. für Preußen als Mann war, ein deutscher Hausvater, das war sie für Östreich als Frau, eine gute deutsche Hausmutter. Jenen nannte das Zeitalter den Corporal, Diese **la bonne menagère**. War Katharine groß als Herrscherin, so war Maria Theresia nur groß in ihren Frauengemächern. Damit soll nicht gesagt sein daß in Maria Theresiens Natur mehr Poesie zu finden sei; sie war so kalt berechnend und so nüchtern wie Katharine. In Katharinens Aufschwung war viel Theaterprunk, obschon auch hierbei die Stärke ihres Geistes und die Gewalt ihrer Energie unverkennbar blieb. Maria Theresia hatte als Herrscherin nur ein einziges Mal einen Aufschwung ihrer Lebensgeister, der sich als poetischer Moment bezeichnen läßt. Die Gefahr, die Krone zu verlieren, führte sie zu dem genialen Entschluß sich den wankenden Thron in den Herzen der Völker von neuem zu erobern. Mit dem Säugling Joseph auf dem Arme eilte sie nach Preßburg in die Versammlung der Ungarn, den Magnaten ihre Person und ihr Schicksal anvertrauend. Mit Begeisterung für das schöne duldende und sich hingebende Weib, rissen diese die Schwerter aus der Scheide, stürzten sich vor ihr nieder und riefen: „Wir wollen sterben für unsern König Maria Theresia!“ An diesem großen Moment hat die Habsburgerin lange gezehrt; ihre ganze weitere Entwicklung erledigte sich in mühsamen und beschränkten Haustugenden. Eine treue Gattin, eine Mutter von sechzehn Kindern, gab sie 1765, als ihr Gatte starb, dem Volke die so oft gepriesenen Schaustellungen ihrer Witwentrauer zum Besten. Das Schloß zu Innspruk wurde in eine Kapelle verwandelt und Maria Theresia stiftete dort das adelige Damenkapitel, dessen Äbtissin sie werden wollte, der Krone und der Welt entsagend. Bis jetzt aber hat noch kein Habsburger abgedankt. Länder zu erwerben, die Unterthanen als gute Bediente zu beglücken und die eigenen vielen Kinder zugleich mit ihren Völkern gut unterzubringen, war ausschließlich der Inbegriff der östreichischen Politik unter Maria Theresia. In der Führung ihres Regimentes drängte sich überall der Familientrödel hervor. Van Suiten, ihr Arzt, wurde ihr wichtigster Diplomat. Kaunitz, ein schlauer Kopf mit französischen Sympathien, schaltete in der Politik wie ein Majordomus der Familie Habsburg. Maria Theresia zerrte lange an seinen Entschlüssen herum bis sie selbst die Theilung Polens und die Verweisung der Jesuiten geschehen ließ. Am hartnäckigsten war ihr nationaler Haß gegen Friedrich von Preußen; aber diese östreichische Standhaftigkeit und Z higkeit

war doch bei ihr zu gleicher Zeit nur ein weibischer Eigensinn, da sie immer wieder erobern zu wollen versuchte was sie aus Mangel an Kräften und Talenten eingebüßt. Bei ihrer Unkenntniß der Weltlage war sie als Herrscherin sehr unbedeutend. Unter dem Begriff einer Mutter des Volkes wurde sie angebetet. — In ihrer Erscheinung war sie weit edler und hoheitsvoller als Katharina von Rußland. Die tugendhafte Ehrbarkeit, welche Katharine in der heißen Aufwallung politischer Leidenschaften auch als Weib verlor, hatte sich in Maria Theresiens Wesen mit einer spanischen Grandezza festgesetzt. Die leuchtende Wärme ihrer grauen Augen war wohlthuend und gewinnend; die gebogene Nase der Habsburger, der liebliche Mund, ohne die aufgeworfene burgundische Lippe, wirkten zu gleichen Theilen imponirend und vertrauenerweckend. — Auf Katharinens Antlitz, wie es uns Bildnisse von Zeitgenossen überliefern, hatte sich gewaltsam eine erhabene Ruhe gelagert, aber diese Ruhe hatte sich zugleich mit jenem kalten stolzen Lächeln gewaffnet, das den frechen Feind mit Überlegenheit zurückwirft. Das schöne Blau ihres deutschen Auges konnte den Günstling auffordern für sie in den Tod zu gehen, und hatte zugleich strafende Blicke die den Mörder wehrlos machten. — Maria Theresia half sich, wo sie nicht imponiren konnte, mit der schwächlichen Schlauheit des Machiavellismus. Diese Beimischung fehlte nicht im Regimente dieser deutschen Hausfrau auf dem Throne. Machiavellistisch war sie selbst gegen ihren Sohn Joseph, dem sie den Oberbefehl über ein Heer gab, um zugleich durch Gegenbefehle seinen unternehmenden Geist zu lähmen. — Unglücklich in der Herrschaft über Staaten und Völker, beschäftigte sich Maria Theresia um so mehr mit den Sitten ihrer Hauptstadt. Eine Tugendheldin steht sie sittlich rein und glänzend da; aber in der Vormundschaft über Andere wurde ihr tugendhafter Eigensinn pedantisch und grausam. Sie unterhielt die drückendste Spionage um sich in alle, selbst die keuschesten Ehegeheimnisse des Familienlebens genauen Einblick zu verschaffen. Sie errichtete in Wien eine „Keuschheitscommission“; sie entzog auf deren Angaben selbst edle Frauen dem Schooß ihrer Familien um sie gewaltsam in ein Kloster zu sperren. Die patriarchalische Despotie der Kaiserin ging so weit, die Kinder angesehener Häuser gegen den Willen ihrer Eltern zu verheirathen. Dagegen bestätigte sich in zahlreichen Wohlthätigkeitsanstalten der edle Sinn dieser kaiserlichen Hausmutter. — Katharine erlebte zu ihrem Schrecken den Sturz der Fürstenhoheit in Frankreich; sie starb 1796 nachdem sie die Bewunderung der Welt überlebt hatte. Maria Theresia erlebte blos in ihrer Prüderie den Schmerz, auf den Rath des schlauen Kaunitz an die Pompadour schreiben zu müssen: „ma chère cousine“, eine Sünde, die sie Zeitlebens nicht wieder abbeten zu können vermeinte. Sie starb 1780, beweint von den Armen ihrer Hauptstadt denen sie eine wahrhafte Mutter war.

Briefwechsel.

Berlin, d. 11. Septbr.

[Die Entscheidung des vorigen Donnerstags.]

†† Der so sehnsuchtsvoll und bang erwartete Donnerstag ist vorüber gegangen, und es ist kein Blut geflossen. Aber gerüstet war man auf beiden Seiten, die Demokraten hatten scharfe Patronen zu sich gesteckt und die Sammelplätze und Angriffspunkte bestimmt; die Regierung hatte in aller Stille ganz Berlin mit Soldaten umlagert und die Artillerie bis nach Charlottenburg vorgeschoben. Jeder wußte von diesen kriegerischen Vorbereitungen, Jeder war auf das Äußerste gefaßt. So kam der Donnerstag herbei. Schon in der Frühe des Morgens zogen Schaaren die Linden hinauf nach dem Sitzungssaale. Im Kastanienwäldchen vor der Akademie stand es Kopf an Kopf in dichtem Knäuel. Aber niemals hat man Tausende in so ernster, gemessener Haltung bei einander gesehen. Nirgends hörte man ein überlautes Wort, nirgends Geräusch oder tobende Bewegung. Man stand in großen Gruppen bei einander, man unterhielt sich leise, fast flüsternd, man lachte nicht und scherzte nicht wie sonst, Jeder war ernst, denn er war entschlossen, und wußte daß dieser Tag von ernster Bedeutung sei, daß er uns entweder die anerkannte Souveränität des Volkes, oder den erneuerten Straßenkampf bringen mußte. Um neun Uhr strömten neue Schaaren nach der Singakademie. Das waren die Deputirten, die sich in den Sitzungssaal begaben, und die Glücklichen und Bevorzugten, denen es gelungen war heute ein Billett zu den Tribunen zu erhalten. Niemals waren diese Tribunen so überfüllt. Dicht an einander gedrängt saßen Hunderte auf den Bänken und Stühlen, hinter ihnen wie eine feste Mauer standen die Unglücklichen welche nicht mehr zu Sitzen gelangen konnten. Aber man fühlte an diesem Tage weder Ermattung, noch Abspannung; selbst Damen sah ich sechs Stunden hintereinander im dichtesten Gedränge, in einer wahrhaft afrikanischen Hitze stehend den Verhandlungen zuhören. Es ist wahr, hier und da sah man Einige ohnmächtig werden, aber dies machte nur insofern Sensation, als dadurch ein Platz leer ward, und ein Anderer sich eindrängen konnte. Endlich begann die Debatte. Auf den Tribunen herrschte athemloses Schweigen. In gespanntester Erwartung folgte man jedem Redner. Die Linke hatte sich heute einer musterhaften Haltung zu rühmen. Durchdrungen von der tiefen Bedeutung dieses Tages der für sie eine Lebensfrage entscheiden sollte, saß sie ernst und schweigend da; selbst die heftigsten Angriffe der Rechten

ließ sie kalt und stumm, ohne Zischen, ohne Murren vorübergehen. Wie sehr auch Herr Baumstark sich bemühte, zu beweisen daß der Stein'sche Antrag unausführbar sei, daß das Ministerium Recht habe ihn nicht auszuführen, obwohl die Nationalversammlung ihn mit Mehrheit angenommen; wie leidenschaftlich auch Herr Reichensperger und Genossen auseinandersetzten daß es eine Inquisition, ein Gewissenszwang sein würde, wenn man, dem Stein'schen Amendement zufolge, den Armeebefehl ertheile, welcher gleichsam das Gewissen des Soldaten bevormunden wolle: ihre Reden blieben eindruckslos. Schlagender, überzeugender, weil getragen von innerer Begeisterung, wußten die Redner der Linken für ihre Sache, für das Princip der Souveränität der Nationalversammlung zu sprechen. Nach Temme's feuriger Rede, in welcher er erklärte daß die Linke, wenn man heute für das Ministerium entschiede, sofort die Versammlung für immer verlassen und ausscheiden würde, brachen die Zuhörer auf den Gallerien in lautes Beifalljauchzen aus, was den Präsidenten veranlaßte mit der Räumung der Gallerien zu drohen. Fast alle Minister betheiligten sich an der Debatte. Herr Hansemann suchte in einer langen Rede zu beweisen daß, wenn man heute gegen das Ministerium entschiede, die Nationalversammlung sich zu einem Convent, zu einem souveränen, gesetzgebenden Körper, und damit die Revolution für permanent erkläre. Er schloß mit einer Prophezeiung des Elends welches alsdann über Preußen hereinbrechen würde, dessen Stern und Glück dann auf ewig versinken müsse. — Das Pathos in welchem Hansemann sprach, klang fast dumpf und schauerlich. — Herr Milde krächzte mit seiner zirpenden Stimme wie ein Unglücksrabe drein. Herr Kühlwetter donnerte uns entgegen daß, wenn die Linke heute siege, ganz Preußen, ganz Deutschland, ganz Europa einem furchtbaren Unglück, wo nicht seinem Untergang entgegeneile, weil es dann keinen König, kein Ministerium mehr geben könne, sondern nur noch den gesetzgebenden Convent, dessen Vollziehungsausschuß das Ministerium sein würde. Herr Roth von Schreckenstein brummte wie eine verrostete Kanone von der Gefahr, mit welcher man die edle, die große preußische Armee bedrohe. — So vergingen die Stunden, die Hitze ward afrikanischer, aber man hielt aus auf den Tribunen sowohl, wie drunten im Kastanienwäldchen. Dort stand man unter der Gluth der brennendsten Sonne, schweißtriefend, zitternd vor Ermattung, aber Niemand dachte daran, nach Hause zu gehen. Alle Gesichter waren dem bedeutungsvollen Hause zugewandt, in welchem heute das Schicksal des Volkes entschieden werden sollte. Immer größer wurden die Schaaren, Tausende umlagerten das Gebäude, man drängte endlich hinein, und füllte den Flur und die Corridore, und wo Jemand aus dem Saal oder von der Tribüne herab kam, da ward er von Fragenden umstürmt, da mußte er berichten von den Reden, die da drinnen gehalten wurden und von ihrem Erfolg. Endlich verbreitete sich die Nachricht, die vermittelnden Amendements seien beide gefallen. Jetzt erreichte die Spannung ihren höchsten Grad. Der Stein'sche Antrag selber kam nun zur namentlichen Abstimmung, das wußte man. In schweigender Erwartung, athemlos, zitternd vor Ungeduld umstanden diese Tausende das Haus und starrten hin auf die geschlossene Thüre. Endlich öffnete sich diese, ein Mann erschien auf der Schwelle; mit lauter Stimme rief er: Der Stein'sche Antrag ist angenommen! die Linke hat gesiegt! Ein donnernder, ein unermeßlicher Jubel brach jetzt los. Diese allgemeine Freude hatte etwas Ergreifendes, Leute die sich niemals gesehen, nickten sich zu, und drückten sich die Hände, Bekannte sah man sich mit Thränen in den Augen umarmen und Glück wünschen zu diesem Siege des Volkes. Es war ein schöner und erhebender Moment. Der Mann welcher den Sieg der Linken verkündet, fragte jetzt die Menge, ob man die Rechte und die Minister ruhig und unangefochten wolle passiren lassen? Man versprach es mit einem freudigen Ja, und ließ sie in der That schweigend und ohne Hohn durch die Reihen gehen. Die Minister hatten schon vorher sich aus der Hinterthür des Hauses entfernt. Als aber die Mitglieder der Linken erschienen, wurden sie mit lautem Hoch und Hurrahruf empfangen, besonders wollte der Jubel kein Ende nehmen, als der Deputirte Stein erschien. Man trug ihn auf den Schultern bis zum Wagen, spannte die Pferde aus, und zog ihn unter dem freudigen Beifallsjauchzen einer zahllosen Zuschauermenge durch die Straßen. Der Abend verlief ruhig, nur in freudiger Aufregung bildeten sich Gruppen auf den Straßen, hier und da zogen Schaaren junger Leute unter Absingung patriotischer Lieder umher; den Mitgliedern der Linken, welche im Mylius'schen Hotel versammelt waren, wurde ein Ständchen gebracht; nirgends fielen Excesse vor. Man war so freudig bewegt daß man im Herzen keinen Raum fand zu Groll und Rachegedanken. Nur in einigen Karikaturen machte sich die gereizte Stimmung nicht ohne Bosheit Luft. Eine derselben zeigt sieben Galgen, an denen sieben Menschen mit wohlgetroffenen Zügen hängen. Darunter steht: „Und so hing er, eine Leiche, eines Morgens da.“ — Ein anderes Bild bezieht sich auf eine der letzten Versammlungen, wo ein ehrenwerther Minister bei der Frage über die Runkelrübensteuer ganz ernsthaft sagte, von dieser Frage hinge die Einheit Deutschlands ab. Man sieht auf dieser Karikatur in der Mitte eine ungeheure Runkelrübe mit dem Kopf des Ministers, links steht der Reichsverweser, rechts ein deutscher Bürgerwehrmann, darunter steht: „Meine Herren, von der Rübe hängt das Schicksal Deutschlands ab.“ —

Ostende, im September.

[Belgische Schiffe zu Verkauf ausgeboten.]

|| Die Zahl der Gäste beläuft sich dies Jahr auf das Drittheil der vorigen Saison. Sehr geschäftig kreuzten hier in letzter Zeit zwischen London, Paris und Brüssel Besuchende die den geraden Weg vermieden und einen neutralen Punkt suchten sich harmlos zu besprechen. Napoleoniden kamen und gingen; Guizot war hier und ging nach Brüssel zur Königin. Man wollte am Rhein auch wissen von Botschaften nach Eisenach.

Belgien hat sich entschlossen seine Kriegsschiffe zu verkaufen. Es sieht ein daß eine Flotille im kleinen Umfang nutzlos ist. Es stellt seine schöne Kriegsbrigg von 20 Kanonen, seinen prächtigen Schooner von 12 Kanonen nebst Zubehör von Kanonenböten und Schaluppen zu Verkauf. Warum geht man in Frankfurt, Hamburg und Berlin nicht darauf ein? Ich stelle diese Frage an die öffentliche Meinung, da ich nach jenen Orten hin tauben Ohren gepredigt zu haben schien.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr.	Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet.	№ 66. 15. Septbr.

Skizzen deutscher Städte. Von F. Gustav Kühne.

Wien.

Wie lieb' ich sie, die germanischen Städte mit dem mittelalterlichen Bau ihrer engen, hohen, düster ernsten Gassen, mit dem Ruß ihrer Hallen, mit dem Moos ihrer Schwibbögen und Klosterhöfe, mit der ganzen, ehedem in Kraft strotzenden, jetzt mürbe zusammengebröckelten Pracht eines aristokratischen Bürgerthums! Wohl sind viele dieser mittelalterlichen Städte zu Beinhäusern ihres ehedem so frischen thatkräftigen Lebens geworden; Städte wie Nürnberg, Kostnitz, Goslar sind von kleinen fleißigen profanen, ganz modern gebauten Städtchen überholt. Wohl mußte Altdeutschland eine steinerne Ruine werden, weil dem Geschlecht in diesen Räumen der Lebenstrieb versiegte. Aber was da noch sitzen blieb im Versteck des alten Mauerwerks, noch aus den Gräbern zu uns spricht, von den Zinnen herab wo Bruderkrieg die Losung war, von den Kanzeln hernieder wo der Zwiespalt des Gedankens verkündigt und nicht ausgefochten ward, — was mitten aus dem Trotz und widerspenstigen Hader der alten Zeit uns noch wie eine gute Mahnung aus den Grüften erklingt: das ist das Gefühl der unbewußten, offen geleugneten, aber geheim still festgehaltenen Zusammengehörigkeit. Im häuslichen Zwiste haben sich die Deutschen jahrhundertelang entwickelt, entfremdet, entzweiet; Brüder die sich hassen, hassen sehr gründlich. Daß das Wohl Aller bedroht war, wenn Einer unterlag, das haben sie in langer schwerer Schule erst lernen und theuer büßen müssen. Die Altäre des Hauses ließen sie sich eher beschimpfen, die gemeinsame Familienehre mit Füßen treten, ehe der Bruder dem Bruder die Hand gereicht. Und die Religion, jene Trösterin vom Himmel, trug die meiste Schuld an Deutschlands Selbstzerfleischung. Daß der Protestantismus nicht allgemein deutsch ward, sich nicht mit dem alten Glauben ausgleichen konnte, diesen erfrischend, sich selbst vor Zerwürfniß bewahrend, — das war unser tiefstes Unglück.

Es sind zurückgekommene Größen, jene vorprotestantischen Städte wie Köln und Hildesheim, Speier und Worms, Nürnberg und Augsburg, und Lübeck zumeist. Flach und profan gebaute Residenzen haben die alten Bürgerstädte überflügelt. In Hamburg und Bremen, in Frankfurt und München hat sich neues Leben dicht neben dem alten seine Hütten und seine Paläste gegründet; Altes und Junges kreuzt sich dort im seltsamen Zwiespalt leiblich wie geistig durcheinander. In Östreich war soviel Mittelalter sitzen geblieben, soviel Grandezza der Kaiserzeit, soviel Reichsfreiherrliches und Kanzleistylartiges, soviel Reichskämmerliches und Reichskümmerliches, — und siehe! seine Hauptstadt erhielt ein ganz lachendes, modern glänzendes Antlitz, ein Leben in Lust und Laune, während in der Hofburg die alte spanische Grandezza, in der Staatsmaschine der alte Bocksbeutel, in der Diplomatie die alte wälsche Kunst, im Aberglauben der Priester die alte Wolkenperrücke voll Staub und Motten sitzen blieb. O du heiter lachendes Wien! Ehedem Bollwerk gegen Türken und Mongolen, hast Du längst Deine Bastionen geschleift, Deine Gräben, gegen die Feinde der Christenheit aufgeworfen, sind ein breiter Tummelplatz der Lustbarkeit geworden bei Tag und Nacht. Ewig freudeberauscht, hat diese Stadt in ihren Gassen und Plätzen fast all ihr deutsches Mittelalter getilgt. Wien hatte sogar aufgehört deutsch zu scheinen. Hier waren längst alle Erinnerungen die den Sitz der deutschen Majestät von ehedem verriethen, äußerlich ganz beseitigt. Hatten sie sich nach Innen zurückgezogen und nisteten dort um so

tiefer und unausrottbar im Geist der Kirche, im Feudalwesen des Adels? Ein Gemisch von allerlei Wälschem und Slawischem, ein Gipfelpunkt vieler zersprengter und aufgelöster Völkerschaften, ein weltliches Mekka für das bunte Gewühl der Donauvölker, ein Paris für Magyaren und Kroaten, Wallachen und Panduren, Cumanen und Rumänen, Hannaken und Tolpatschen, — so stand und steht Wien da in seinem lachenden Glanz, eine Schöne für Alle, aber zugleich eine Metropole für ein ganzes Völkergewühl! Es gibt nur Eine Kaiserstadt! Ja, es gibt keinen zweiten Sammelpunkt so vieler Völkerbruchstücke, keinen zweiten Brennpunkt so üppiger Freuden des Augenblicks, keine zweite deutsche Stadt die gleich Wien ihre deutschen Ahnen vergaß, um die Capitale für habsburgische Italiener, habsburgische Magyaren, Kroaten und Slawonier zu sein. Im Gewühl des Marktes, im Gedränge der Höker, im Gewirr der Karossen, im Glanz prangender Kaufhallen, im Sonntagstrubel des Volkes, in Butiken wie in Theatern, im Prater wie im Lerchenfeld, — welch ein Glück des Genusses, welch eine Hast den Augenblick beim Zipfel zu fassen, welch ein Aufruhr bacchantischer Geister, welch ein Gewetz und Gezisch in allerlei Zungen, welch ein Babylon voll Lust und Lärm! Und wo die Zunge des Volkes deutsch: wie aller Deutschheit entartet ist da erst recht dies große bunte Heerlager der Allerweltsfreuden. — Ich war zweimal in Wien, zog einmal als Preuße, einmal als Sachse hier ein, und fühlte mich als arme deutsche Seele äußerst fremd. Ich gab mich dem Treiben des üppigen Müßiggangs hin, dem Geplärr der Dandies und Spazierbrüder, dem Geplausche des Salons, dem genießlichen Gekose auf dem Divan. Welch ein wälsches Behagen in all diesem Dolcefarniente! Ich saß mit Denkern, mit Diplomaten und Männern des Staats auf der Ottomane. Bei Moccasaft und türkischem Dampf welch eine orientalische Fatalistik in diesen sorglosen Gedanken! Ich war erstaunt über diese Welt! Mich schreckte fast dies Vergessen aller Aufgaben des deutschen Lebens in diesem schönen wollüstigen „Capua der Geister.“ Aber siehe! in all dem Geplausche, Gelärme und Gedränge des buntvergnügten Lebens, aus all dem glänzenden Gewühl dieses Babels, aus all dem bacchischen Reigentanz chaotisch zusammengewürfelter Völkermassen — ragt groß, aber verlassen, wunderbar ehrsam, keusch und fest, der einzige Zeuge germanischen Sinnes von ehedem, — Sanct Stephan einsam in die Wolken. Was Spanier und Italiener, Magyaren und Türken hier hinterließen, das alles ist im weichen üppigen Schooß von Wien haften geblieben; vom deutschen Wesen blieb nichts als Sanct Stephan zurück. Östreich hat in dem letzten Jahrhundert alle Niederlagen, alle Schicksale Deutschlands miterlebt, aber blos weil es zu schwach war ihnen die Spitze zu bieten. Von den besten Errungenschaften des deutschen Geistes hatte es längst kein Erbtheil mehr mitbekommen. Spurlos ging für Wien Luthers Ehrlichkeit vorüber, die römische Kirche von ihrer Versinnlichung zu retten. Spurlos blieb für die Melodien der lyrischen Emphase die Zucht der classischen Schule, die Zucht eines Lessing, des zweiten Luther im deutschen Denken, Glauben und Sprechen. Ein Calderonisch Musiciren blieb hier das beste Dichten, türkisch fatalistisch wie der Divanluxus im Opiumrausch des Empfindens! Hätte Wien jahrhundertelang unter einem Paschah von vielen Roßschweifen gestanden, seine Weiber und Töchter für einen Harem liefern und dem Fatalismus huldigen müssen, es könnte nicht ärmer geworden sein an deutschem Gefühl als es im Laufe der Jahrhunderte unter Römlingen der Kirche und Machiavellisten wälscher Politik geworden. Hier hielt kein Paschah par ordre du Mufti seinen Harem. Aber eine seidne Schnur lief, unsichtbar oder handgreiflich, heimlich oder offen, wie's kam, durch die ganze Welt um alle Nacken und Hälse, und Metternichs Hand h i e l t moralisch die Schlinge. Gleichviel ob er sie selten oder niemals ganz à la Paschah zuzog; das Gefühl am Halse, der Kitzel am Nacken war Allen fühlbar; der Eine fluchte still darüber und grämte sich ab, der Andere betäubte sich in allerlei Rausch und Lustigkeit; jeden aber traf die allgemeine Entehrung öffentlicher und geheimer Sklaverei. Und das Unglück der Knechtschaft war allgemein; es dachte niemand mehr nach, wieviel Theil Jeder daran hatte, wie sehr für Jeden dies Schicksal ein selbstverschuldetes war. Fatalismus war der Glaube Aller. Die Witzigen bespöttelten ihn, die Ernsten bejammerten, die Pedanten bewiesen ihn; Alle aber waren getreue Sklaven und trugen ihn: fatalistisch-orientalisch war fast die ganze Geisteswelt von Wien. Und dies hindämmernde Leben, diese Hingebung in's blinde Schicksal, diese Selbstbetäubung, eine täuschungsvolle Phantasie, eine Flucht vor dem eigenen Bewußtsein, eine Furcht vor dem strengen Dienst der Arbeit des Geistes bei den Edelsten und Besten — was kann, was konnte undeutscher sein als das! Streng ehrbar, eine Kraft spartanischen Wollens, eine That germanischer Erhabenheit stand in Wien nur Sanct Stephan da.

(Schluß folgt.)

Briefwechsel.

Berlin, d. 11. Septbr.

[Varnhagens Broschüre; der König in Sanssouci; die erste christlich-jüdische Ehe; Held brät sich im eignen Fett; Hr. v. Beckerath; die Königl. und die Königst. Bühne; die hohen Gagen.]

†† Einiges Aufsehen erregte in diesen Tagen eine eben erschienene Broschüre: „Schlichter Vertrag an die Deutschen über die Aufgabe des Tages“, die in sehr klarer und folgerichtiger, zugleich scharfer Entwickelung die politischen Zustände Deutschlands, namentlich Preußens entwickelt. An dem harmonischen, reinen Styl, der feinen, saubern Manier erkennt man sogleich den Verfasser, obwohl er sich nicht genannt hat. Es ist Varnhagen von Ense. Er hält namentlich dem Könige von Preußen in dieser Broschüre eine warme Lobrede, und sucht zu beweisen daß von seiner Persönlichkeit das Wohl und die Größe (!) Preußens abhängig sei, und daß er es sei der seinem Volke und dessen Freiheiten sein ganzes Herz entgegentrage. Der König mag sich dieser Anerkennung freuen, die ihm von diesem, als Charakter und als Autor gleich hochgeachteten Manne zu Theil wird!

Der König weilt noch immer in Potsdam und führt dort inmitten der Stürme und Ungewitter der Politik ein behagliches Leben, das sogar seine kleinen Idyllen und Gemüthlichkeiten hat. So beabsichtigte er, einem um die Gartenkultur vielverdienten Manne, dem Gartendirector Lenné, eine ächt königliche Freude und Überraschung zu bereiten. Er beauftragte nämlich Rauch, ohne Wissen Lenné's eine Marmorbüste desselben anzufertigen. Rauch war geschickt genug, Lenné förmlich sein Gesicht und seine Züge wegzustehlen, und ohne sich zu verrathen die sprechend ähnliche Büste des Mannes zu vollenden. Der König befahl diese Büste auf einem Marmorpiedestal unter den Büsten berühmter Männer im Garten zu Sanssouci, der zum Theil Lenné's Werk ist, aufzustellen. Diese Aufstellung sollte zu dessen Geburtstag stattfinden, dann wollte ihn der König selber in den Garten und zu den Statuen führen, unter denen er zu seiner eigenen Überraschung sein eigenes Bild finden sollte. Der König freute sich sehr auf das Erstaunen und die Freude des guten Mannes, aber irgend ein geschwätziger Freund hinterbrachte demselben schon vor der festgesetzten Stunde die überraschende Nachricht. Lenné war außer sich vor Rührung. Mit Thränen in den Augen eilte er zum König, um ihm für diese ehrenvolle Freude zu danken. Der König sagte ganz betrübt: „Also auch diesen kleinen Spaß hat man mir verdorben! Man gönnt mir auch nicht die kleinste Freude mehr!“ — Ich weiß nicht, für mich liegt etwas Ergreifendes in dieser Klage eines Königs. Es ist ein so rein menschlicher gemüthlicher Zug, der, so klein er ist, doch die tieferen Leiden des Königs unwillkürlich andeutet und verräth. Diese Gemüthlichkeit des Königs ist aber leider zum Theil sein und unser Aller Unglück gewesen. In diesen schweren und ernsten Zeiten bedürfen wir mehr eines festen Kopfes, als eines bewegten Herzens und einer beweglichen Phantasie. Gemüth und Phantasie führen leicht zu Abwegen, und umdunkeln den hellen Verstand den sie eigentlich erwärmen und beflügeln sollten. Wäre der König nicht so gemüthlich, so wäre Eichhorn niemals „der Mann nach seinem Herzen gewesen“, und viel Unglück möchte verhütet sein, wäre Eichhorn uns erspart gewesen.

Bei Eichhorn fällt mir ein daß sein altes gestürztes System hier in diesen Tagen wieder eine neue Niederlage erfahren hat. Es hat nämlich hier die erste Trauung zwischen einem Juden und einer Christin stattgefunden. Der jüdische Bräutigam, ein Herr Fischer, hatte sich seit mehreren Jahren schon vergeblich bemüht, von dem Kultusministerium Eichhorn die Erlaubniß zu einer Verheirathung mit seiner christlichen Braut zu erlangen; dieselbe war ihm aber immer abgeschlagen worden. Jetzt hat er sein Ziel erreicht. Der deutsch-katholische Pfarrer Schell, Mitglied der preußischen Nationalversammlung, segnete die Ehe ein, nicht im Namen der Kirche und Religion, sondern „im Namen Gottes, der Natur und der Liebe.“ Johann Jacoby war als Zeuge zugegen.

Gestern, als am Sonntag, hatte Held einmal wieder eine Volksversammlung unter den Zelten ausgeschrieben, um sich vor dem Volke zu rechtfertigen wegen eines Placats, das er am Mittwoch an alle Straßenecken hatte heften lassen. In demselben ermahnte er das Volk von Berlin, sich nicht von seiner Leidenschaft hinreißen zu lassen, und nicht, wenn der morgende Beschluß in der Nationalversammlung ungünstig ausfalle, zu den Waffen zu greifen, sondern mindestens noch ein Paar Tage(!) zu warten und auszuharren, weil die Reaction auf den Donnerstag sich vorbereitet, und mehr denn 50,000 Mann um Berlin concentrirt habe. Wegen dieses beruhigenden und „abwiegelnden“ Placats hatten die hiesigen demokratischen Zeitungen den Helden Held verhöhnt, und gesagt daß er alle Mal, wenn der Moment der That gekommen sei, zur Ruhe ermahne und zur Besonnenheit, und vor der Entscheidung feig zurückbebe. Um diese Anschuldigungen zu widerlegen hatte Held eine Volksversammlung angekündigt. Dieselbe war in der That von mehreren Tausenden besucht. So demüthigend es in gewissem Betracht auch ist: Herr Held, dieser Mann der Phrase und des hohlen Demokratismus, dieser Commis voyageur seines eigenen Ruhmes, ist noch immer der Mann des Volkes. Es jauchzte ihm entgegen als er auftrat, es folgte mit lauten Beifallsbezeugungen seiner hohlen, von Eigendünkel und Selbstlob strotzenden Rede, in welcher er sich selber immer als den „Führer des Volkes“ bezeichnete, und von seinem heiligen Märtyrerthum für die Wahrheit und Freiheit sprach. Er erklärte, es werde von dem heutigen Benehmen der Versammlung abhängen, ob er noch länger Führer des Volkes sein könne, sonst wolle er traurigen Herzens in die Dunkelheit zurückkehren, aus der ihn seine schriftstellerischen Arbeiten und das Vertrauen des Volkes empor gehoben! — Die Versammlung benahm sich natürlich so daß Herr Held zufrieden sein konnte. Es jauchzte ihm zu, und begrüßte jede seiner Phrasen mit Jubelruf. Herr Held wird sich also wohl entschließen, noch länger der Mann des Tages zu bleiben, und mit Goethe zu singen:

> Es ist eine von den großen Thaten
> Sich in seinem eignen Fett zu braten*).

*) Neuesten Nachrichten zufolge hat der fabelhafte Held in einer öffentlichen Versammlung feierlich von Berlin Abschied

Ein anderer unserer großen Volksredner, Herr Karbe, ist nun doch nach langem vergeblichen Bemühen der Polizei zur Haft gebracht worden; dagegen wird Edgar Bauer in unsern hiesigen Zeitungen steckbrieflich verfolgt, nachdem man irrthümlich einen andern, ihm sehr ähnlich sehenden jungen Mann der sich für ihn ausgegeben, mehrere Tage in Haft gehalten. — Unsere fliegenden Buchhändler machen jetzt glänzende Geschäfte mit Freiligrath's Gedicht: „Die Todten an die Lebenden." Auf allen Straßen wird es, als einzelnes Blatt gedruckt, ausgeschrieen, und ich hörte ein Paar dieser Jungens sich erzählen daß sie es immer dutzendweise verkauften. Der Verkauf dieses Gedichts beweist mindestens daß die Preßfreiheit bei uns in ihrem ausgedehntesten Sinne existirt. In der französischen Republik würde ein solcher Ausfall gegen die bestehende Gewalt und den Präsidenten schwerlich geduldet werden, wie es hier in schneidendster Weise gegen die Regierung und den König geschieht. Das Gedicht ist mit hinreißendem Schwung geschrieben, so krankhaft auch die Verherrlichung der rothen Republik ist.

Neueste Nachricht ist, daß heute Morgen die Minister in feierlichem Zuge in der Nationalversammlung erschienen, und ihre Plätze einnahmen. Sodann erhob sich Herr von Auerswald, um zu erklären daß das Ministerium in Folge der neulichen Abstimmung über den Stein'schen Antrag sich bewogen gefühlt habe, den König um seine Entlassung zu bitten, da nach der Meinung des Staatsministeriums der Beschluß der Nationalversammlung nicht mit den Bedingungen eines constitutionellen Staates übereinstimme. Hr. v. Auerswald theilte sodann das Antwortschreiben des Königs mit. Er sagt darin, er theile vollkommen die Ansicht des Ministeriums und finde gleichfalls den Beschluß der Nationalversammlung nicht einem constitutionellen Staate angemessen. Indessen bewillige er dem Staatsministerium die nachgesuchte Entlassung. — Der Ministerpräsident theilte ferner mit daß Herr von Beckerath in Frankfurt mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragt worden, und daß das jetzige Ministerium, bis dies gelungen, die Geschäfte verwalten würde. Alsdann erhoben sich sämmtliche Minister und verließen unter dem tiefen Schweigen der Versammlung den Saal, in welchem die jetzt souveräne Nationalversammlung zurückblieb, um sich über ihre Vertagung zu berathen. Dieselbe ward bis zum Donnerstag festgesetzt. Schwerlich wird es aber bis dahin Herr v. Beckerath gelungen sein, ein neues Ministerium zusammenzubringen. Jedenfalls aber hatte jenes Placat Buddelmeier's Recht, welches mit den Worten beginnt: „Sie seind gepurzelt, mein jutstes Ministerium!"

In unserm Theaterwesen herrscht immer noch der alte Geist, der alte Schlendrian. Charlotte Birch-Pfeiffer wechselt gemüthlich mit Iffland und Kotzebue, Schiller und Goethe. Die Dramen neuerer Dichter, die jungen aufstrebenden Talente werden nach wie vor von einem unverantwortlichen Commité zurückgewiesen*); von diesem Commité, dem nur das behagt, was in den althergebrachten Formen sich bewegt. Doch daß ich nicht verläumde! Etwas Neues ist geschehen! Das Königl. Theater hat sich mit dem Königstädtschen, mit dem es in langem Kampfe über dessen Privilegien lag, geeinigt. Das Königstädtsche Theater darf von jetzt ab in der Aufführung des Schauspiels, Lustspiels und der Posse mit dem Königlichen Theater concurriren. Dagegen ist ihm die Aufführung der Oper und des Balletts, ferner die Darstellung der Tragödien, selbst wenn diese zu Melodramen umgearbeitet werden, nicht erlaubt. Die Tragödie, das Ballett und die Oper bleiben also das ausschließliche Vorrecht der Königlichen Bühne. Die Bühnenzustände haben natürlich hier wie überall einen gewaltigen Stoß erfahren. Wie man sagt, hat das Königl. Theater im ersten Semester dieses Jahres über 50,000 Thaler weniger als in derselben Zeit 1847 eingenommen! Dabei aber behalten unsere Schauspieler ihre unsinnig hohen Gagen. So bekommt Döring z. B. ein Gehalt von beinahe fünftausend Thalern, also mehr wie der Generalintendant, der für all seinen Ärger, für all seine Mühseligkeiten mit den verwöhnten Bühnengrößen, für die Leitung des Schauspiels, der Oper, des Balletts und des französischen Theaters nur ein Gehalt von 4000 Thalern bezieht. — Alle Achtung vor Dörings eminentem Talent, namentlich in der Darstellung komischer Charaktere, so erscheint doch in unserer demokratischen und geldarmen Zeit ein Gehalt von 5000 Thalern als ein übertriebener Luxusartikel, der wohl einer Verringerung bedürfte. Und diese 5000 Thaler sind auf Lebenszeit bewilligt! Ebenso ist Frau Birch-Pfeiffer, jedenfalls doch auf der Bühne eine schwer zu ertragende Erscheinung, mit 2500 Thalern Gehalt auf Lebenslang angestellt. Sollte es nicht endlich, da man ja jetzt allen Ernstes den wichtigsten Theil des Staatshaushaltes beschränkt, an der Zeit sein diesem Luxus zu steuern? Während der schaffende Dichter für sein Drama ein jammervolles Honorar empfängt, erhält der doch nur reproducirende Schauspieler außer seinem hohen Gehalt noch 8 — 10 Thaler Spielgeld für den Abend wo er spielt, blos dafür daß er seine Schuldigkeit thut!**)

---

genommen, mit den Worten: durch das Institut der Konstabler werde jeder Ehrenmann genöthigt Berlin zu verlassen!

D. Herausg.

*) Hat die Berliner Kritik wohl noch das Recht über den Mangel an Pflege der Poesie und Kunst in Berlin zu klagen? Sie hat ihn mit verschuldet. — Wie kommt es daß Laube's Prinz Friedrich nur auf dem kleinen Concordiatheater in Berlin aufgeführt wird?

D. Herausg.

**) Wir geben die heilsame Anregung zu diesem Thema wie sie uns von unserem geehrten Briefsteller mitgetheilt wird, und empfehlen den weiteren Verfolg und die nähere Erwägung der Sache. Alte feste Contracte können nicht umgestoßen werden, in Berlin so wenig wie selbst in Stuttgart wo man die Buhne auf ein Jahr schließen will. Oder wollen die Berliner eigens Revolution und Barrikadenkampf machen zur Reform des Theaters? — Die Aufhebung lebenslänglicher Engagements wird für neue Verbindungen eintreten können. Eine Reform der Theater im Großen und Ganzen wird nur möglich sein, wenn sie aufhören Hoftheater zu sein und Staatsanstalten werden.

D. Herausg.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr.	Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet.	№ 67. 16. Septbr.

Skizzen deutscher Städte. Von F. Gustav Kühne.

Wien.

(Schluß.)

Sie sind eitel auf ihren Stephan, eitel, aber nicht stolz. Wenn man auf der Landstraße nach Wien heranrückt, zeigt ihn uns der Wiener lachend aus der Ferne. „Dös Wian liagt Ihne doa wie ein großes Tafel, reich besetzt mit allerlei Torten und Schüsseln, und Sanct Stephan, dös is auf der Tafeln der Aufsatz in der Mitten!“ — So wie der Berliner einen großen zackigen Baumkuchen in die Mitte der Tafel setzt, die er zum Diner bereitet. — Und wenn Du hineintrittst in den Dom: siehe, die Höker brauchen ihn als Gasse für's Marktgeschäft; ein breiter Strom von Menschen läuft hindurch, beknirt sich en passant und geht schwätzend des Weges weiter. Täglich dient der Tempel auch hundertfach zum Stelldichein, und die Dandies schwänzeln in seinen heiligen Hallen um all die „bettenden“ Stubenmadl, und der Zeuge des ehemaligen Germanenthums von Wien ist Zeuge von all dem Trödel in Handel und Wandel, Zeuge all der kleinen Vergnüglichkeit des g'spoßigen Lebens. An seiner Religion hat der Wiener nie gerüttelt, heimlich wohl mit skeptischem Gelüst, mit dem Kitzel Voltaire'schen Unglaubens, aber an eine ernste, starke, thatsächliche Reform der Kirche ging er nie, wenigstens nicht seit der Zeit wo das halb schon protestantisch gewordene Östreich durch List und Gewalt wieder römisch gemacht wurde. Gutes, liebes Wien, Deinen Stephan hast Du, und einen Josef hattest Du! Dieser war Dir zum Traum für Deine Wünsche geworden, und jener steht da eine stumme, unverstandne Hieroglyphe.

Und den Josef haben sie sich auch als schweigendes Denkmal bei Seite gesetzt. Zwischen kaiserlicher Bibliothek und kaiserlicher Porzellanniederlage hält die Reitergestalt von Erz, in fremder, für das Volk fabelhafter, römischer Tracht, die Hand ausgestreckt, man weiß nicht ob zum Befehlen, oder zum Segnen. Als sie lebendig war, diese Hand, als er sie wie ein wunderthätiger Magus über sein Volk ausstreckte, da gehorchten sie ihm nicht, und was segnend wirken sollte, wandelten sie sich selber in Fluch! — Wie gespensterhaft ragt das metallene Kaiserbild über die lustberauschten Menschen hinweg, die an keine Gespenster, aber leider auch an keine Geister mehr glauben. Das Geschlecht das hier an Josefs Fußgestell herumschwärmt, ist es nicht ein Hause frivoler Don Juans die am Morde des Comthurs schuld sind und mit ihren Leporello's spottend und scherzend auf sein Standbild losgehen? Manche sind keck genug den Geist anzureden, ihn aufzufordern doch noch einmal herabzusteigen vom hohen Pferde, — und auf gut Wienerisch laden sie ihn ein bei ihnen zu speisen. Das Gericht von heute widert ihn aber an; er ist nicht mehr unter ihnen erschienen und die Don Juans dieser Epigonen brauchten auch nicht zur Hölle zu fahren, denn sie hatten ja alle Zeit soviel gute Patres die ihnen, Sünder wie sie, die Sünde vergeben. — Es gibt ein gutes Sprichwort hier unter'm Volk. Wenn ein Liguorianer über den Platz geht, so wird dem Kaiser Josef übel! Ach, mein Gott, welche Grausamkeit in diesem Kinderglauben, dem guten Kaiser im Lande Jenseits so viele Jahre hindurch so viele Übelkeiten zu erregen! — Unter den Bauern in Böhmen, weiß man, war lange Zeit, vielleicht ein ganzes Jahrzehend hindurch, noch immer die Sage umgegangen, Kaiser Josef sei noch gar nicht gestorben. Sie konnten und wollten es nicht glauben daß der Himmel den Wohlthäter der Menschheit so schnell wieder heimgerufen. Sie meinten, er habe, des Treibens der Welt die er gern umgestaltet hätte überdrüssig und müde, sich auf einige Zeit irgendwo in die Stille zurückgezogen, und werde schon einmal wieder auftreten, sein Werk von neuem zu beginnen. Gedan-

ken, sagt man, sterben nicht. Wird vielleicht des kaiserlichen Reformators Werk jetzt von neuem begonnen? — Dann freilich steht zu bedauern daß der Zeit von heute der Josef fehlt. — Jene Sage vom heimlich noch existirenden Kaiser Josef lebte noch bis in unser Jahrhundert hinein. Hielten die böhmischen Bauern vielleicht den Kaiser Franz für einen so guten Kerkermeister daß er im Stande gewesen den Josef in Banden zu halten? Er hielt allerdings dessen Geist gefangen. Und um ihn im Leben der Menschen recht sicher zu tödten, um dem Andenken an Josef ein für alle Mal ein Genüge und einen Abschluß zu geben, setzte ihm Franz das eherne Monument. Seit 1808 steht es auf dem stillen Josefsplatz. Fünf Jahre lang wurde an der Bildsäule gegossen, von 1800 bis 1805. Eigenthümliche Jahre für Östreich! Man dachte, der Geist des jungen Jahrhunderts werde die alte Sammlung ererbter Königreiche ganz und gar zersprengen. Kaiser Josef war zu früh in die Welt gekommen; er hätte, lebte er zur Zeit des französischen Umsturzes, Deutschland die Segnungen der Revolution gebracht, zu heilsamer Nutznießung die Neugestalt der Welt vollendet, an der jetzt nun die Völker arbeiten, nachdem die Fürsten sich zum Neubau unfähig erwiesen. — Damals als Kaiser Franz, feig, aber schlau, eine italienisch berechnende Mäklerseele, nicht mehr wußte wo aus noch ein, als er in Angst die deutsche Kaiserkrone niederlegte, ohne damit der großen Noth und der großen Verpflichtungen ledig zu werden, damals als ihm der Gedanke an sein letztes Stündchen über die elende Gänsehaut lief, da nahm er zu Josef seine Zuflucht, rief zu ihm in der Noth, ihn beschwörend doch noch einmal wieder zu erscheinen und ihm die confuse Welt zusammenzuhalten. Kaiser Franz machte einen Augenblick die Miene als wollte er Josefs Zeit für die Völker heraufführen, und — beschloß ihm das eherne Bild zu setzen. Er betrieb, erzählt mir ein Zeitgenosse, selbsteigen das Werk, lief täglich in die Gießerei und setzte, zum Fabrikanten, wenigstens zum Siegelfabrikanten wie geschaffen, seine ganze Freude, seine ganze Hoffnung auf den Guß. Es ward ihm selbst heiß bei der Arbeit, es war ihm sauer geworden dem edlen kaiserlichen Märtyrer, diesem Freund der Wahrheit, diesem Priester des Lichtes und Liebling der Menschheit, die letzte kostbare Ehre zu geben. Der Entschluß, seinen Geist hereinzurufen in das neue Jahrhundert, war aber nur ein Stoßgebet gewesen. Als die Zeit der Noth vorüber war, ließ Kaiser Franz zwar die Bildsäule stehen, aber Josefs Pläne ließ er l i e g e n.

Ihr betrachtet Euch das Basrelief am Werke. Es stellt Josefs Geburt vor, wie er, ein kleiner Herkules, die zwei gegen ihn abgeschickten Schlangen zerdrückt. Wißt Ihr aber wohl, wer und was diese Schlangen sind? Soll ich sie Euch nennen? — Der Jesuitismus der Priester und der Jesuitismus der Fürsten. Hat Josef's Liberalismus diese Schlangen mit autokratischer Kraft erdrückt? — Nicht ein Knabe Herkules, ein Mann mit der ganzen Schlagkraft des entschiedenen Wollens, der edelste Mensch auf dem Throne erlahmte an dem Werk, und die Schlangen nisten Euch nach wie vor im Busen, nähren sich an Eures Herzens bestem Mark.

Edler Kaiser! Sie haben recht daran gethan Dich in ein römisches Kleid zu stecken. An Titus kann das gemahnen, von dem es ja hieß, er habe jeden Tag seines Lebens an welchem er nicht wenigstens Eine Seele glücklich gemacht, für einen verlornen gehalten. Oder an Septimius Severus. Wie weiland die Römer von diesem ihrem Imperator, so kann Östreich von seinem Josef sagen: Er hätte niemals regieren sollen, oder — ewig! *)

*) Die W i e n e r S k i z z e n welche diesem einleitenden Artikel folgen sollen, werden wir nach und nach einzeln bringen.
D. H e r a u s g.

Rheinisches Leben und Treiben.

K ö l n, im September.

[Der Dom; Kunst und Politik; die Neue Rheinische Zeitung, der Wächter am Rhein, die Wühler, die Heuler und die Wimmerer.]

Die östreichischen Eisenbahnen, obwohl sonst noch mannichfach ungeschult, haben doch selbst vor den schon längere Zeit betriebenen norddeutschen Bahnen ihre Vorzüge. Auf jenen wird durch den Conducteur jede Station angerufen und die Anhaltezeit bemerkt. Auf den hannöverschen Bahnen z. B. fällt es dem guten Phlegma der Bahnbeamten viel zu schwer, Anzeigen der Art zu machen. Wie gefällig und liebenswürdig sind die östreichischen Menschen, und welche Wohlthat erweisen uns im heißen Sommer die armen kleinen Buben zwischen Wien und Prag, die überall auf den Stationen „a frieschés Wosser" ausschreien! In dieser nahrungslosen Zeit sollten die Betteljungen solchen täglichen Erwerb von einigen Groschen nicht versäumen; sie behielten, wenn sie auf den Stationen die Bahnzüge abwarteten und bedienten, Zeit genug zu ihrem Schulbesuch. Für den Ärmsten selbst müßte die Erwerbung eines Krugs und eines Glases eine Kleinigkeit sein. Zwei bis drei Tage würden ihm denselben bezahlt machen.

Ich reise, wie Sie wissen, mit einem Begleiter. In Minden erhielt ich für jedes Billett einen eigenen Gepäckzettel; obgleich ich bei weitem nicht 150 Pf. führte, mußte ich doch 7 Sgr. Nebenfracht bezahlen, weil einer meiner Koffer 54 Pf. wog. Das ist wenigstens nicht human und mir bis jetzt auf keiner Bahn begegnet. Man versicherte mir aber, das sei so in der Ordnung, und erst in Köln hörte ich daß ich nicht nöthig gehabt es mir gefallen zu lassen. Wo aber bei so karg zugemessener Zeit die Gelegenheit wahrnehmen sich zu beschwerden und zu opponiren! Ich wollte, dergleichen würde häufiger veröffentlicht; das Publikum das diese Anstalten bezahlt und erhält, hat doch wohl das Recht alle möglichen Bequemlichkeiten zu fordern! Wenn aber Niemand es der Mühe werth findet Übelstände zu rügen, so kann denselben auch nicht abgeholfen werden.

Mein erster Besuch in Köln galt dem Dom. Welch ein herrlich Werk ist da vollendet! Ich sage vollendet, weil der zunächst in Angriff genommene Theil für fertig gelten kann. Man erhält jetzt schon den Eindruck der fünf herrlichen Schiffe. Die Höhe ist bis zur Dachwölbung erreicht und das Interimsdach, von Holz sehr schön ausgeführt, kann durchaus für keine Unzierde gelten und genügt vollkommen, bis die Kreuzbogen sich darüber wölben und es entbehrlich machen werden. Sie erinnern sich daß mehrere berühmte italienische Kirchen, auch einige von Michelangelo erbaute, nie eine andere Decke erhalten haben als eine hölzerne, die man dann mit Malerei und Vergoldungen schmückte. Für den Kölner Dom wäre es freilich zu bedauern, wenn er nicht ganz in Stein fertig werden sollte. — Die Fenster welche der bairische Ludwig schenkte, sind sehr schön, die Compositionen reich und geschmackvoll, die Farben flüssig und leuchtend. Das Colorit hat noch etwas Unruhiges; Zeit und Witterung werden vielleicht erst die nöthigen Dämpfer bringen und dann den Fenstern die stille Würde und die ganze Harmonie der in künstlerischer Hinsicht lange nicht so vollkommenen alten Glasmalereien geben. Was mich hier auf das wohlthuendste überraschte und was ich in der Glasmalerei noch nirgends fand, ist die Vollendung des landschaftlichen Hintergrundes. Bethlehem und Golgatha, dort die Verehrung der Hirten und morgenländischen Weisen, hier die Grablegung Christi, sind die beiden Gegenstände der Hauptstücke. Luft und Himmel bei der ersten dieser Landschaften sind so klar, das Grün so von der Sonne durchleuchtet daß man wirklich eine Landschaft in Natur zu sehen vermeint. Einige Köpfe sind sehr schön und ausdrucksvoll. Im Allgemeinen mögen aber die Fleischtöne in diesen Schmelzfarben am schwersten zu berechnen und zu behandeln sein; daher denn auch das dunklere Colorit in den Gesichtern leicht etwas lederartig wird. Die Carton's sind von Hellweger und Joseph Fischer; bei der Ausführung waren Feustner, Eggert, Böhm, Schön und Daric beschäftigt; die technischen Arbeiten leitete der Inspektor Ainmüller.

Auf dem Wege hieher fiel es uns auf, so wenig von Politik zu hören, nur hie und da summte ein ingrimmiges Wort über den schmachvollen Waffenstillstand an unsern Ohren vorüber. Dafür haben wir nun hier Politik vollauf. Wer aus dem zahmen Sachsen und aus dem trägen Hannover hierher kommt, muß staunen, wie hier Alle, Junge und Alte, Frauen und Männer in politischer Aufregung leben und weben und es sich zur unauslöschlichen Schande anrechnen würden, sich nicht an Allem was vorgeht mit einer entschiedenen Meinung zu betheiligen. Mehr Regsamkeit könnte den Gebildeten in jenen beiden Ländern zu wünschen sein, um sich nicht von den Ereignissen und der Macht der Meinungen überraschen zu lassen! Hier wagen selbst Frauen ein freies Wort, und gestehen es offen daß sie für die theuersten Angelegenheiten des gemeinsamen Vaterlandes fühlen, an die junge Zeit glauben und ihr zutrauen, sie werde die großen Aufgaben zu lösen im Stande sein.

Man kennt Sie als ein Freund jener alten Städte deren Gassen sich wie ein Gedärm und Gekröse durcheinanderschlingen. Ich wünsche Ihnen das Entzücken, hier in einer der schauderhaftesten engsten Gassen zu sitzen, die man hier Straßen nennt und deren Rinnsteine pestilenzialisch duften. Gewiß besticht Johann Maria Farina sämmtliche Köchinnen Kölns, allen Unrath auf die Gasse zu schütten, damit die Leute desto mehr eau de Cologne verbrauchen müssen.

Der Bildhauer Hoffmann der viele Jahre in Rom war, ist jetzt hier für den Dom beschäftigt. Seine Statuen zeichnen sich durch schöne Gestaltung und Gewandung aus; die Köpfe dagegen sind meist kalt und ausdruckslos, eine Hagar ausgenommen, die den verschmachtenden Ismael unterstützend, in Verzweiflung gen Himmel blickt. — Das bedeutendste Bild auf der hiesigen Kunstausstellung ist von Begas, Adam und Eva, den erschlagenen Abel findend. Außer Landschaften von Achenbach ist nichts von Bedeutung hier. Auffallend ist der Mangel an historischen Bildern. Alle Düsseldorfer haben sich mit Leidenschaft auf das Genre geworfen; eben kein Fortschritt, wenigstens kein Aufschwung! Überschwemmt ist die Ausstellung von Müttern, Vätern, Großvätern, Tanten und Muhmen welche Kindlein laufen, tanzen, lesen oder spielen lassen. Auch Mädchen die kokett genug sind, sich Strümpfe anzuziehen, oder sonst mit Toilette beschäftigte, erblickt man schaarenweise. Betende sind rar. Doch hat man eine unvermeidliche Kleopatra mit der Schlange. Sie gibt sich viel Mühe mit dem von Schmerz verzogenen Gesicht noch schön zu sein.

Seit dem 1. Juni erscheint hier auf Actien die „Neue Rheinische Zeitung, Organ der Demokratie" unter drei Geranten, was wohl soviel heißen soll als Redacteur oder Geschäftsführer. Deren Hauptleiter ist Marx, der jetzt in Wien ist und dort demokratische Vorträge hält. Das Blatt scheint eine Ultrafärbung zu haben, aber Geist und Feuer zu athmen, und Abnormitäten wie die Rugesche Weltanschauung unerbittlich zu verfolgen.

Der „Wächter am Rhein" ist ein neues Lokal-

blatt für Köln. Die Titelvignette zeigt den deutschen Michel mit einem Schwerte umgürtet und mit der Devise: „Bleibe wach." Das Blatt kündigt sich als Dutzendwaare an, da es seine Nummern nach Dutzenden zählt und man dutzendweise abonniren muß. Jede Nummer hat zum Motto einen Wächterruf z. B. „Halt, wer da? — Advocat-Anwalt Esser II.: Ich meine, du ständest in der Berliner Kammer auf Posten? — Ja aber ich leide wieder an meinem periodischen Kopfschmerz und da habe ich mich zurückziehen müssen. — Hm, hm, es muß in Berlin wieder schlimm aussehen! — Halt, wer da? — Advocat-Anwalt Esser I.: Wie? der Vicepräsident? wie konnte der seinen Posten in Berlin verlassen? — Ja, meine Frau ist wieder krank geworden. — Sagte ich's nicht! es sieht gewiß wieder sehr bös in Berlin aus!" — Die Wächterrufe sind mitunter auch länger, z. B.

„Hör Kölner Bürgerwehr und laß dir sagen,
Es hat der Entscheidung Stunde geschlagen,
Ob Deutschlands Einheit eine Täuschung sei,
Ob wahrhaft wir Deutsche, ob wahrhaft wir frei!
Drum will man des Reiches Einheit wahren,
So greif' zu den Waffen und führ' sie mit Ehren,
Un fall et söß, of fall et soor,
Holt fast am Rich, du kölschen Boor!"

Oder: „Hört Ihr Leute und laßt Euch sagen,
Die Kölnische Domuhr hat Eins zwar geschlagen,
Der Einheit Deutschlands galt das Fest
Drauf aßen und tranken viel tausend Gäst,
Doch sah der Wächter darunter Zwei
Wußt' Keiner, wer Koch oder Kellner sei.
Sie ließen sich freundlich einander leben,
Der Deutschen Einheit galt es daneben,
Der Eine dacht' leise: bist widerwärtig,
Der Andere: mit Dir da werd' ich fertig!"

„Köln in Deutschland" ist mit Recht die Überschrift dieses demokratischen Localblattes, das von jeder hiesigen demokratischen Gesellschaft Bericht erstattet und sonst vor allen Dingen Kölner Zu- und Übelstände beleuchtet. Dem Ministerium Camphausen trat es radical genug entgegen. Es eifert gegen die rothe Republik in Paris, verfolgt aber in Deutschland die Heuler energischer noch als die Wühler. Es liefert eine Naturgeschichte der Kölnischen Heuler welche es in drei Klassen theilt: 1) Bangemacher; 2) Bangegemachte und 3) von Haus aus Bange. Seitdem, sagt es, haben Naturforscher in Berlin wichtige Fortschritte in der Naturgeschichte der Heuler gemacht, ohne welche wir bei Klassificirung der Kölnischen Heuler bei einzelnen Exemplaren in die größte Verlegenheit gerathen wären. Sie entdeckten nämlich eine neue Abart welche sie mit dem Namen Wimmerer belegen. Die Wimmerer sind nämlich Heuler welche es aus Furcht vor den Wühlern nicht wagen laut zu heulen und wie jener Soldat der inwendig räsonnirte, nur inwendig heulen. Die Klasse der Wimmerer ist in Köln stark vertreten und hat ein weit verbreitetes Organ zu ihrer Verfügung nämlich die Kölnische Zeitung, in den Händen des Hauptwimmerers Dumont. **August Frole.**

Briefwechsel.

Stuttgart, im September.

[Die Theaterfrage]

— Aus Meran ging uns die Kunde zu, der König sei jetzt milder gegen seine Residenz gesinnt, er trage Verlangen bald zurückzukehren. Dennoch zweifeln wir daß seine Rückkehr vor dem October geschieht. Am 20. September werden die Kammern eröffnet, und da der König sie nicht eröffnen will, so würde es auffällig erscheinen, träfe er gleichwohl die nächsten Tage darauf schon wieder hier ein. Mit seiner Rückkehr erledigt sich dann auch wohl die Theaterfrage. Die Hofkammer und die eigens dazu niedergesetzte Commission haben erklärt daß der Hofkasse nur Nachtheil erwachsen könne, bliebe das Theater ein Jahr lang geschlossen. Davon abgesehen daß Stuttgarts Ruin damit decretirt würde, wenn ihm das Theater auf lange entzogen bliebe, so sind die Ablösungs- und Abfindungssummen so bedeutend daß man am Ende vorziehen wird zu spielen. Könnte man nicht auch ohne Unterbrechung die Anstalt, die mehr als 200,000 G. jährlich kostet, ökonomisch reformiren? Sie steht auf einem allzu hohen Fuße, und Hr. v. Gall, seiner Stellung nicht gewachsen, hat nur dazu beigetragen die ökonomischen Schwierigkeiten zu vermehren. (Er selbst ist, wenigstens was seine Gehaltauszahlung anbetrifft, unvermeidlich.) — Vor der Hand steht noch der Befehl fest, die Bühne ein Jahr lang geschlossen zu lassen. Will der König den Ministern beweisen, was aus der Beschränkung der Civilliste für Stuttgart erwächst? — Römer hatte hartnäckig und eigensinnig darauf bestanden, 200,000 Fl. zu streichen. Anders hatte er vor der öffentlichen Meinung als Minister nicht bestehen zu können gemeint.

Vom Main, im Septbr.

[Ein Besuch in den Bädern.]

= Es ist eine angenehme Fahrt auf der neueröffneten Bahnstrecke von Frankfurt nach Hanau. Man sieht sich gern in dem hübschen Orte um. Von hier besuchten wir eine benachbarte Rieseneiche, einen der ehrwürdigsten Waldgreise Germaniens, der wohl sicher bis auf die Zeit des großen Karolus zurückreicht, aber seit dem mächtigen Kaiser keine rechte deutsche Einheit mehr erleben konnte, selbst noch nicht im Jahre 1848. Es ist ein Stamm von erstaunlichem Umfang, kerngesund, von entsprechender Höhe, obschon Eichen nie so überkühn in den Himmel wachsen, und jeder der kräftigen Äste hat selbst die Stärke eines Baumes. Der Wald ringsum ist etwas ausgehauen, um diesem seltnen Forstheiligthum gehörigen Raum zu gönnen, denn schon der verstorbene Kurfürst hatte eine Vorliebe für diese merkwürdige Eiche. — Auch die schönen Anlagen von Wilhelmsbad locken den Wanderer in ihr grünes Helldunkel. Die Säle stehen verödet und an den leeren Spielbänken lauerten die Croupiers wie Spinnen. Ist es nicht empörend daß diese schmählichen Pachtverträge, welche die Bevölkerungen gewöhnlich an fremde Gauner verkaufen, zur Stunde noch vor ganz Deutschland bestehen? — Homburg war mitunter ein glücklicher Nebenbuhler von Baden; doch auch sein Glanz ist erbleicht. Noch stiller als sonst findet man das nahe, ohnehin immer ruhige Soden, wo es an einem geselligen Vereinigungspunkt mangelt, da noch an dem Kurhause gebaut wird. Die Hauptzerstreuung der Badegäste besteht in dem täglichen Spaziergang nach der Eisenbahn um die Ankunft der vorbeiziehenden Fremden zu erwarten, welche die nachbarliche Reichsstadt auf Augenblicke aus die ländliche Einsamkeit entläßt.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr. | Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet. | **№ 68.** 18. Septbr.

In den schlesischen Bergen und Bädern*).

Von **M. Pechold.**

Welch' ein Glanz liegt über der Landschaft! „Sie werden die Farben viel schöner als die Formen finden", hatte uns ein Maler auf der Reise gesagt, als zuerst die matte Gebirgslinie am Horizont sichtbar wurde. Sie war sanft geschwungen, und eine Kuppe nach der andern trat deutlicher hervor in scharfer Kontur und färbte sich tiefer. Da sah man die berühmte Schneekoppe, die Sturmhaube, das hohe Rad, den Reifträger, — lauter bekannte Namen aus den Erzählungen der schlesischen Freunde, deren Träger wir nun selbst begrüßen wollten. Der Maler hatte ganz recht. Ein magischer Farbenglanz breitete sich über diese Höhen als wir näher kamen. Er hauchte die dunkeln Tannenwälder, oder bloßgelegenes Steingerölle an, wo im Zickzack die granitnen Wege an schroffen Abhängen hinlaufen. Unten im Thal leuchteten die hellen Ackerstreifen, die saftig grünen Wiesen; und das Gold der Sonne schmolz sie zusammen mit dem Violett und Purpur der Berge und dem Blau des Himmels. —

Oft saßen wir Abends auf einer der kleinen Anhöhen oder unter den zierlichen Hallen des Landhauses und blickten beim Spiel der Harfen und Flöten in die prächtige Landschaft. Dann kam mir Alles so himmlisch harmonisch vor, lauter Friede, Liebe und Freude, und ich dachte, wenn hier in diesem Paradiese die Kranken nicht genesen, wo warme Brunnenquellen ihre Körper erquicken, und ein anderer Brunnen der Schönheit täglich ihre matte Seele labt, — dann beut die Erde wenig Hoffnung mehr! —

Das Hirschberger Thal ist weit und sonnig, und liegt eigentlich nicht im Gebirge, sondern zu Füßen desselben. Im Mittag hebt sich die stolze Bergwand, und von Abend und Morgen schließen sanftere Höhen den Bogen, während die eigentliche Bergkette nordwestlich im Iserkamm und der Tafelfichte weiterzieht, östlich das Glatzergebirge fortsetzt. Wenn man droben ist und mit scharfem Blick in die Ferne späht und die Höhenzüge verfolgt, wenn man im stillen Gedankenspiel von Land zu Land mitgeht, durch das blaudämmernde Böhmen, von den Sudeten zu den Karpathen, immer weiter und weiter, — dann pocht ordentlich das Herz vor Eifer in die Ferne und es beschleicht uns träumerische Sehnsucht und Unruhe. Bald aber kehrt das Auge gern zurück von dem weiten Horizont und überblickt dies freundliche Thal, das in glücklicher Befriedigung daliegt. Dieser Ausdruck wirkt auf den Beschauer zurück; man vergißt bald was hinauslockt, man fühlt sich hier drinnen wohl.

Dort liegen Dörfer am Bergeshang und spiegeln sich in dem Wasser des Bergflusses, dessen glitzernde Windungen oftmals aus dem Grunde auftauchen. Oder sie breiten sich idyllisch auf hellem Wiesenplan aus. Schlösser winken herüber mit ihren stattlichen Zinnen. Da ist Erdmannsdorf mit seinem schönen Park und der neuen Kirche, sowie der Villa der Fürstin Liegnitz. Weiterhin Fischbach mit seinem fürstlichen Schloß. Und in jenem dunkeln Hain, wo unzählige Teiche im Verborgenen die Augen aufschlagen, in dem melancholischen Buchwald, liegt das alte Herrenhaus der Grafen v. Reden. — Die Zillerthaler Colonie zeigt uns ein malerisches Tyrolerdorf, wo der vorige König von Preußen den armen bedrängten Glaubensbrüdern ein ruhiges Asyl verliehen hat. — Überall sieht man die Ansiedlungen geselliger Menschen, die dem Thal ein so munteres und belebtes Ansehen geben. — Dazwischen

*) Aus einem größern Ganzen. Mit dieser Probe mag M. Pechold sich und seine interessante Darstellung selbstredend den Lesern vorführen. D. Herausg.

liegen nun unzählige einzelne Berge verstreut, große und kleine, ein wahres Gewimmel von Bergen welche in ihrer romantischen Schönheit sich müßig in der Sonne strecken, und gegen die Betriebsamkeit der Menschen gar vornehm contrastiren. Sie bieten kein Feld zum Ackerbau dar; die alten Tannen breiten sich ungenirt aus und die moosigen Felsblöcke behaupten ihr angebornes Recht. Ich mußte bei dem Anblick des Thals zuweilen an ein grünes Meer denken, wo die berghohen Wogen stillstehen, und die Ortschaften dazwischen festgesegelten Schiffen gleichen. Es wandelt uns täglich die Lust an, aus der Kajüte zu steigen und auf den grünen Wellen umherzuspazieren. Viele sehen ganz einsam aus. Da ist nicht Weg noch Steg in der grünen Wildniß. Die Vögel theilen sich mit den Eichhörnchen in die Herrschaft und werden von niemand gestört, bis einmal ein Bauer kommt, dem der Berg gehört und der nachsieht, ob die alten morschen Bäume noch nicht reif zum Fällen sind. Auf andern steht wohl eine kleine Kapelle, nach der eine Schaar frommer Katholiken am Tage ihres Heiligen pilgert und eine fröhliche Andacht hält. — Wo aber auf einem Gipfel ein Sommerzelt aufgeschlagen, oder gar ein hübsches Landhaus mit Speisezimmer und Tanzplatz erbaut ist, da geht der allgemeine Zug hin, da gibt's Musik und würziges Bier und es herrscht ein lustiges Leben alle Tage. So ist das Schicksal der Berge verschieden wie das der Menschen. Der Eine ist stets allein und muß mit sich selber scherzen, wenn er Lust dazu hat; der Andere kann sich vor Huldigungen nicht retten.

Hirschberg ist der bedeutendste Ort in dem weiten Thale und der Mittelpunkt des Verkehrs. Von dort führen Chausseen landein und aus. Man sieht, die Stadt hat Verbindungen; ja, sie war sonst sehr reich durch den Leinenhandel und manche Fabriken. Jetzt ist das vorbei. Doch hat sie den reichen Zuschnitt bewahrt; das elegante Äußere und der Zusammenfluß von Fremden gibt ihrem Leben manche neue Anregung. Die nächste Umgebung ist wunderschön. Hier kommen die beiden Flüsse aus dem Gebirge zusammen, der Zacken und Bober, und das Thal des Letzteren ist so wild und düster daß man eine Stelle desselben das „Ende der Welt" genannt hat. — Hierhin mögen die Weltschmerzler wandern, deren Inneres so zerrissen sein soll wie diese zerklüfteten Felsen; deren Schmerz tobt, wie die in die Enge gedrängten Wasserstrudel. Wer aber die Heiterkeit der Welt liebt, der wende sich einer andern Richtung zu, der fahre die Straße welche nach Warmbrunn führt, und thue einen Zug aus dem Becher des Schönen mit Aug' und Herz! — Wenn ich auf diesem Wege fuhr, mußte ich im Stillen immer dem Engländer Recht geben, der einst im Streit mit Franzosen und Deutschen meinte: Die besten Gedanken kämen, wenn man in offenem Wagen, mit raschen Pferden durch eine schöne Gegend rollte. Mag er nun unter den „besten" die weisesten oder die glücklichsten Gedanken verstanden haben, — er hat den rein angenehmen Eindrücken nicht zu viel zugemuthet. Sie schmeicheln dem Gefühl, sie wecken die Lebenslust, und wo die Lust sich regt, kommt auch die Kraft, der Aufschwung zum Höhern, und die erwachte Sehnsucht findet in solchen Momenten in der harmonischen Außenwelt ungesucht die Lösung mancher ihrer Fragen. Wenn ich in solchen Betrachtungen schwelgte, dünkte es mich ein Wunder daß die Gelehrten in ihren Studierstuben noch einen gescheuten Gedanken haben konnten, und alle Reisende denen wir begegneten, betrachtete ich mit dem erhöhten Interesse welches eine muthmaßliche Sympathie hervorruft. Wenigstens wünschte ich ihnen diese Sympathie mit mir, besonders wenn ich so manches nüchterne, blasirte Gesicht in glänzender Carrosse sah, dergleichen man in Bädern freilich wohl öfters antrifft. Ich folgte ihnen nachsinnend, aber indem Alles rasch vorüberflog, wandten sich meine Gedanken schon wieder andern Gegenständen zu, denn die Straße ist immer belebt und bietet eine mannichfaltige Staffage dar. — Da kamen die eleganten Journalieren, welche hier fast zu jeder Stunde nach einer der beliebten Partieen fahren und sehr wohlfeil sind. Sie waren immer voll besetzt, denn die Schlesier sind gesellige Menschen, welche sich gern jeden Tag vergnügen. Auch die kleinen, leichten Planwägelchen geben davon Zeugniß, deren sich die niedern Klassen bedienen. Man sieht sie unaufhörlich vorüberrollen, in jedem Gewimmel läuft behende das kleine Gefährt hindurch mit seinen geputzten Insassen. Es gleicht dem zufriedenen Sinn, der überall leicht durch die Welt kommt. — In den schwerbepackten Reisewagen saß wohl mancher Kranke, dessen Blick über die Schönheit der Welt hinglitt, ohne daß er sie recht empfinden konnte. Aber die Güte Gottes welche daraus redete, senkte doch vielleicht auf's neue einen Hoffnungsstrahl in das seufzende Herz. — Nur die Jugend vermag am fröhlichsten zu hoffen! Da wehten grüne Schleier gleich winkenden Grüßen, und drunter strahlten glückliche Augen. Ziehet dahin, ihr lieblichen Wesen, und es möge die lachende Nähe, die zauberische Ferne eures Lebens Abbild sein! — (Fortsetzung folgt.)

Briefwechsel.

Stuttgart, im September.

[Die politischen Vereine; die Kammer: Heer und Bürgerwehr; der König; Uhland; die Weinernte.]

E. H. Der dänisch-deutsche Waffenstillstand hat vielleicht nirgends so rasch auf Umgestaltung der Dinge gewirkt, als bei uns. Die politischen Parteien, die noch gesten einander auf's schrefffte gegenüberstanden, sind heute in Eins zusammengeschmolzen, weil sie sich in einem Gedanken begegneten: in der nahe bevorstehenden Gefahr und der Sorge für die kräftige Abwehr derselben. Der Volksverein und der vaterländische Verein, jener demokratisch, dieser constitutionell-monarchisch, hielten an einem Tage ihre Sitzungen und verließen wie vom gleichen Instinkt getrieben ihre Tagesordnung, um zu berathen was in der Sache des Vaterlandes zu thun sei. Der vaterländische Verein ordnete einige Mitglieder an den Volksverein ab, um zu gemeinschaftlichem Handeln in dieser Sache aufzufordern, und die Deputation ward mit Jubel empfangen. Sogleich traten beide Klubbs zusammen und beschlossen eine energische Adresse an die Nationalversammlung und an die Wähler der Bezirke, welche die Herren Mathy und Fallati zum Parlament abgeordnet hatten. Diese beiden sollten aufgefordert werden, ihre Mandate in die Hände der Wähler zurückzugeben, da sie sich in der Sache des Waffenstillstandes durch ihre Stimmgebung undeutsch benommen hätten. — Der Landesausschuß der politischen Vereine Würtembergs bietet im Namen des Vaterlandes Gut und Blut an und fordert auf, nicht mehr mit Worten sondern mit der That die Aufopferung für's deutsche Vaterland zu bethätigen. Wir sind begierig von welcher Ansicht die beiden Abgeordneten ausgehen werden, ob sie mit dem Mandate auch die Pflicht über sich zu nehmen glauben, stets nur nach dem Willen der Wähler sprechen zu müssen, oder ob sie der subjectiven Meinung auch ein Recht beanspruchen. — Der Waffenstillstand selbst scheint im Süden mit weit fanatischern Augen angesehen zu werden als im Norden, wohl weil der Norden unter dem dänischen Kriege bisher schwer zu leiden hatte*), während der Süden die Folgen desselben nur spät und dann nur mittelbar durch die mit dem Truppenzuzug vermehrter Steuern fühlen wird. Wir Schwaben namentlich wollen, wenn wir einmal begeistert sind, nicht so bald wieder abgekühlt werden, und die Nachricht von dem Abschluß des Waffenstillstandes hat wie ein Regenschauer an einem heißen Sommertage gewirkt. Wir ertragen lieber eine große Glühhitze als eine rasch eintretende Kälte, die die Cholera zur Folge hat.

Die Ständekammer wird manche bittere Steuerpille zu schlucken haben, denn die Kriegskasse allein hat in der letzten Zeit 800,000 Fl. verlangt. Freilich geschieht auch wieder alles Mögliche, um den Staat zu erleichtern, namentlich in diesem Departement. Auch die innere Verwaltung soll vereinfacht, das Vielschreiben und Vielregieren, der alte Wurm der an unserem Staatswesen nagt, getilgt werden. — Der Bürgerwehr, die kaum erst ihre Fahnenweihe gefeiert, steht bereits eine Änderung bevor. Das Heer wird nämlich auf 35,000 Mann vermehrt, welche, in vier Altersklassen eingetheilt, das stehende Heer und drei Aufgebote bilden werden. Diejenigen welche das 35. Jahr überschritten haben, sollen der Bürgerwehr zugetheilt werden.— So stehen in allen Theilen des Staatshaushaltes Reformen bevor und man ist deshalb auf die Kammer und die Stellung der neuen Minister begierig; dann erst werden wir auch erfahren was die Letzteren gethan, da man jetzt nur wenig von dem gehört, was aus ihren Büreaux hervorgegangen. Der König wird den Landtag selbst eröffnen (?) und dann noch eine kurze Reise nach dem Haag zu der Prinzessin von Oranien antreten. — Das Kultusministerium ist noch nicht besetzt. Uhland soll es ausgeschlagen haben. — Die Witterung ist so heiter, die Luft so warm wie noch selten im September, und Würtemberg, das Land des Weines, trieft von Segen. Ob wir uns des herrlichen Traubensaftes wahrhaft erfreuen können, wer weiß es? Die Zukunft liegt dunkel vor unsern Blicken.

Prag, im September.

[Das herannahende Universitätsjubiläum; die demokratischen Bürger und die deutschgesinnten Juden.]

— Mit dem 28. 29. und 30. September nahen die Tage des Universitätsjubiläums. In welcher Farbe wird sich uns jetzt das Fest darstellen! Die erste deutsche Hochschule feiert ihre halbtausendjährige Existenz mit tschechischer Gesinnung! Palazky, unser bedeutendster Gelehrter, schreibt seine Bücher deutsch, erklärte aber, und zwar ebenfalls in deutscher Sprache, von der Gründung des großen Slawenreiches nicht abzulassen. Der blinde Nationalhaß, die bethörte Eifersucht der Stämme gegen einander steckt hinter allen Fragen. Die Bildung ist deutsch, aber hält sich passiv, denn Altöstreich hat dafür gesorgt daß sie impotent blieb. Die Naturkraft, activ genug, ist tschechisch und übertölpelt alles im unwirschen Eifer. Die Parteien können nicht aus den Augen gucken und verstecken sich, weil sie offene Blicke und entschiedene Beleuchtung scheuen, hinter falschen Parteinamen. Hie Welf, hie Waiblingen! war ein ehrlicher Parteiruf. Hie Tschech, hie Deutschland! sollte hier der Wettruf sein, wenn man ehrlich fechten wollte. Aber da gibt es jetzt Demokraten und Royalisten, Radicale und Liberale, Föderalisten u. s. w. Man spielt nur mit diesen Namen. Fragen Sie die Demokraten nach ihren Grundsätzen, so sagt man ihnen daß die Prager Stadtverordneten nur von Hausbesitzern und von den tschechisch gesinnten Inhabern der kleineren Gewerbe gewählt werden. Fragen Sie nach der menschlichen Gleichheit und Brüderlichkeit dieser Demokraten, so hören Sie daß der Prager Magistrat Anfangs nebst den Inquisiten auch die Juden von der Wahl ausschloß, dann von 300 jüdischen Hausbesitzern 12 zuließ. Als das Landespräsidium am Abend vor der Wahl den Juden actives

*) Preußen hat 3 Millionen Thaler auf den dänischen Krieg verwendet und seine Küstenstädte fühlen mit Hamburg und Bremen den Ruin des Handels!

und passives Wahlrecht zugestand, legten die „demokratischen" Bürger Prags Protest dagegen ein und schoben bei der Wahl die Stimmzettel der Juden bei Seite. Und das alles nicht sowohl aus altem Vorurtheil gegen die Juden, sondern aus frischem Haß gegen sie, weil sie deutschgesinnt sind.

Die 40,000 Deutsche die hier in Prag leben, sind noch nicht im Stande eine compacte deutsche Partei zu machen. Um so eifriger regt sich jetzt in den nördlichen Kreisen deutscher Sinn. Die böhmisch-sächsischen Versammlungen wirken vortrefflich, der Patriotismus gewinnt dort Muth und Kraft, das Deutschthum hat dort plötzlich Haare auf den Zähnen. Man ist dort im Stande sich Sachsen anzuschließen, wenn die Tschechomanen in ihrer Frechheit weitergreifen. Reichenberg ist der Mittelpunkt dieser deutschen Bewegung.

In Wien sind die Tschechomanen plötzlich schwarzgelb und kaiserlich; nur gegen Windischgrätz glaubten sie hier Demokraten sein zu müssen. Palazky hält sich jetzt sehr still; er schweigt und arbeitet eifrig an seinen Plänen.

München, im September.

[Religion und Kirche.]

△ Während die politischen Erscheinungen und Meinungen, auf welche ich im letzten Briefe zu sprechen kam, in bunter Fülle bei uns wechseln, steht auch die Bewegung auf dem religiösen Gebiete nicht still.

Es war für Niemand zweifelhaft daß mit dem Thronwechsel von oben eine Änderung des Systems eintreten werde. Nachdem das heiße Gebet jener Münchner Frauen daß die protestantische Landesfürstin ohne männliche Nachkommen bleiben möchte, von dem indifferenten Himmel nicht erhört worden war, betrachtete man dessenungeachtet des Prinzen Luitpold Gattin stets mit besonderer Vorliebe und munkelte besonders in den Märztagen von Übertragung der Krone. Man traute dem damaligen Kronprinzen nicht die rechte Bereitwilligkeit zu, gewisse Pläne zu unterstützen, oder wie Beisler sich ausdrücken würde, Religion zu machen. Damals wie jetzt suchte man zu verdächtigen und Mißtrauen gegen den Fürsten zu säen, ihn und seine Räthe zu schrecken. Fand man keine gehörigen und deutlichen Haltpunkte zur Anklage, so verdrehte man die Sachen. Ein Beispiel von dieser Taktik der Ultramontanen bietet die „Postzeitung" vom 5. September.. Beisler hatte in seiner Rede gesagt: „Ich spreche von einer Reichssynode, obgleich Deutschland mehrere christliche Confessionen hat, weil einige Gegenstände allen Confessionen gemein sind, nämlich die Stellung der Kirche zum Staate. Handelt es sich dann um confessionelle Gegenstände, dann trennt sich die Reichssynode in confessionelle Synoden und verhandelt und beschließt unabhängig, eine jede für sich." Die Postzeitung sagt: „Beisler beantragte die Auflösung aller Confessionen in eine durch eine von Protestanten und Katholiken, Geistlichen wie Laien besendete Reichssynode herzustellende Union." Ist dies nicht eine perfide Darstellung? Und wenn der Correspondent der Postzeitung dann fortfährt: „Hätte Beisler im Sinn und Auftrage seines Königs gesprochen, so hätte der Monarch mit seinem Volke in den heiligsten Beziehungen gebrochen; das baierische Volk versteht diesen Angriff seines Kultusministers auf die bestehende Volksreligion als ein Attentat" — so erkennt man leicht, wie auf eine lügenhafte Darstellung absichtlich eine Drehung gepfropft wird, welche vom Zaun gebrochen ist. Ist jene Partei das Volk? Ist der Monarch für jedes Wort eines constitutionellen Ministers verantwortlich?

Wenden wir uns ferner nach unten, so zeigt sich auch hier der Keim zu Neuem. Es fehlt nicht an Übelständen als Gährung treibenden Elementen. So lief unlängst an den hiesigen Erzbischof eine Petition von einer bedeutenden Anzahl Kleriker ein, welche um Abstellung des Einflusses der Pfarrköchinnen auf die Pastoration, um würdigere Stellung der Hülfspriester rc. baten. Der Umstand daß hier die Pfarrer nur vom Rathe aufwärts bei Ehen, Taufen, Spendung der Sterbesacramente sich einfinden, was allerdings gegen die Gleichheit vor dem Christenthum zu streiten scheint, veranlaßte einen gewissen Weingärtner am vorigen Sonntage zu jener Rüge dieser Übelstände von der Kanzel der Domkirche herab. Abgesehen von Mißbräuchen, treibt jetzt aber auch der in der Luft befindliche Hang der Selbstgeltendmachung zu Versuchen. Ein gewisser Egger ließ in der Augsburger Diöcese eine Petition um Diöcesansynoden umlaufen und fand noch mehr versteckten als offenen Anklang bei den Klerikern. Die Laien gefallen sich theils in einer der Zeit entsprechenden Überspannung, wie die vom Augsburger Bischofe desavouirte Wundergeschichte von Mauerbach zeigt, theils in Nachahmung des Modernen, nach den Anfängen des Deutschkatholicismus in München zu schließen.

Die Stellung der Bischöfe allen diesen Erscheinungen gegenüber ist eine ziemlich unhaltbare. So wurden die zwei erwähnten Petitionen nicht gut aufgenommen, obgleich die Bischöfe, zwischen die wogenden Massen und widerstreitenden Interessen gestellt, Gewicht und Hinterhalt nur bei Synoden finden können, auf welche der Ausdruck: vox populi vox Dei! weit anwendbarer ist als auf die Haufen Ungebildeter und Unberufener, und bei welchen auch der Staat, wie ich in einem Artikel des vorigen Jahrgangs der „Europa" angedeutet, den Ausdruck der gesunden und gutgesinnten Mitte suchen muß. In andern Beziehungen scheinen die Bischöfe bei uns noch zu schwanken. Für die Kirchenfreiheit sollen z. B., dem Vernehmen nach, lediglich die Bischöfe von Passau, Regensburg und Speier stimmen. Wir gratuliren den Herren zu ihrer Freiheit von dem Ansehen welches der Geistliche bisher als Staatsbeamter genossen, zu der Freiheit von der weltlichen executiven Gewalt im Verhältnisse zu Schülern, Katechumenen, Kirchenbesuchern, Schismatikern rc. Man schickt jetzt bei solchen Fragen überall den modernen Staat seit Joseph II. als Sündenbock in die Wüste. Möchte nicht auch einmal Einer die Gefälligkeit haben, uns ein Bild der kirchlichen Freiheit, Glückseligkeit und Macht unter den souveränen geistlichen Fürsten des vorigen und jetzigen Jahrhunderts zu entwerfen?

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr.	Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet.	№ 69. 19. Septbr.

In den schlesischen Bergen und Bädern.

Von M. Pechold.

(Fortsetzung.)

An dieser stets belebten Straße haben reiche Hirschberger und Breslauer sich schöne Landhäuser gebaut und mit Parkanlagen umgeben. Dahinter rauscht zur Rechten das helle klare Wasser des Zacken und am jenseitigen Ufer liegen die hübschgruppirten Gebirgshäuser von Kunersdorf, die Bleichen und Fabriken den Berg entlang, der die Aussicht auf dieser Seite abschließt. Links aber blickt man weiter über das blühende Thal hin, und grade aus, durch die Allee schimmert hell das freundliche Warmbrunn. — Das Schönste ist nun eben die Riesenwand des Gebirges das sich dahinter erhebt, und mit dem blaulichen Duft seiner Kuppen majestätisch auf die Idylle zu seinen Füßen herabschaut. Man hat das Hochgebirge hier in seiner ganzen Ausdehnung vor sich, da die lange Kette ohne bedeutende Vorberge daliegt und so in ihrer vollen Größe in's Auge fällt. Dies ist grade das Charakteristische des Riesengebirges auf der schlesischen Seite. Es steigt steil aus der Tiefe empor und bietet einen ungemein malerischen Anblick dar. Von welchem Standpunkt man auch hier dasselbe erblicken mag, überall bringen die kolossalen Massen, die wilden, grotesken Formen uns Staunen ab.

Es lag damals, trotz der Hitze, hier und da noch Schnee, der weit in die Ferne leuchtete und mir die Vorstellung von Riesenvögeln erweckte, die mit ausgebreiteten Schwingen über den Felsen schwebten. Nach diesen Schnee- und andern Punkten, Bauden und Kapellen, die durch eine günstige Beleuchtung sichtbar und von der großen Masse abgelöst wurden, — nach den Felsgruppen und seltsamen Formen konnte man sich leicht orientiren, so daß ich schon ganz bekannt war, als wir unsere Wanderung antraten.

Wir betrachteten vom Ottilienberge am ersten Abend die neue Gegend. Da sah man bei dem hellen Wetter einen Lichtstrahl über die Wasserfläche der Teiche blitzen, die wunderbar hoch oben die starren Felsen umfließen. Die Hampelsbaude, die letzte Station auf der Tour nach der Schneekoppe, glänzte wie ein Sternchen, wenn die Sonne in ihre Fenster schien. Die Schneegruben dräueten mit ihren zackigen, finstern Granitwänden, und Rübezahls Kanzel schnitt sich scharf gegen den Himmel ab. Ich folgte mit Sehnsucht dem freundlichen Wegweiser, der unsre Augen von Ort zu Ort geleitete, und empfand im Voraus den Zauber, den diese großartige Gebirgsnatur auf meine Seele ausüben würde. —

Und noch ein besonderer Reiz ruhte auf der uns umgebenden Welt. Er war die poetische Herrschaft des alten Berggeistes Rübezahl, die sich über dies ganze romantische Reich erstreckte. Sie klang aus alten Sagen von unserer Kinderzeit wieder herauf, und wurde hier auf ihrem geschichtlichen Boden aufs neue belebt. Musäus hat uns viel witzige Geschichten von seiner Schreckens- und Gnadenherrschaft erzählt und die Spuren seines Aufenthalts finden sich vielfach. Da ist Rübezahls Küche, sein Lustgarten, seine Kanzel, aber auch sein Grab, womit also sein Dasein beschlossen scheint. Er hat sich, müde seines Kampfes mit den Menschen, müde der Herrschaft des Geistes über die rohe Naturkraft, zur Ruhe begeben. Aber dennoch lebt immer eine heimliche Furcht mit seinem Andenken fort, und das geheimnißvolle Walten der Natur, ihre noch nicht enträthselten Erscheinungen werden noch oft für Launen des mächtigen Bergriesen gehalten.

„Wird er uns gnädig sein?“ rief Einer aus unsrer Gesellschaft, „und keine Tücken auf uns loslassen

hier in seinem Revier? Laßt uns ihm dies erste Glas opfern!" Und er goß feierlich den dunkeln Ungarwein aus, und der moosige Felsboden empfing die Libation für den Gefürchteten.

Man lachte und scherzte über die verschiedenen Huldigungen welche man ihm darbringen wollte. Zuerst war allgemein der Glaube und Respekt vorherrschend, und in diesem Sinne erfolgte das Aufsuchen seiner Fußtapfen im Gebirge. Dann wollte ein Schmeichler seine verschiedenen Gebilde sammeln, wie sie hier vielfach in Holz, in Glas, in Pappe oder Erz zum Kauf ausstehen, und diese sollten mit der Devotion eines Unterthanen im Zimmer aufgestellt werden Die Phantasie entzündete sich an verschiedenen Plänen. Das Beste aber war eine poetische Anrede, die zuletzt von einer jungen Dame improvisirt wurde. Sie war von der muthwilligen Schwärmerei hingerissen, und da man ihr Talent so gut wie Rübezahls vorherrschende Schwachheit gegen die Damenwelt kannte, so wurde sie gebeten denselben mit lieblichen Worten zu einer günstigen Stimmung zu bereden. — Eben stiegen Wolken über der Schneekoppe auf, die bis dahin in ruhigen Massen am Horizont lagerten. Der Abendwind rührte sie an, und es formten sich kolossale Gestalten. Es war, als hätten unsre Reden den Schatten des Berggeistes heraufbeschworen, denn dort erhob er sich drohend im fernen Wetterleuchten und Donnergrollen. Das gab den Gedanken unsrer Sappho einen lebendigern Schwung, und sie begann mit bittenden Worten.

Fürst Rübezahl, du blickst gar stolz
Von deinem Wolkensitz,
In deinem Mantel spielt der Sturm,
Und um dein Haupt der Blitz;

Laß doch die Riesenlaunen ruhn
Und zeig dich mild gesinnt,
Es fleht darum ganz demuthsvoll
Ein harmlos Menschenkind,

Das weit her aus der Fremde kam
Um hier dein Reich zu schaun,
Doch mehr die heitre Schönheit liebt
Als Wetternacht und Graun.

Auf frischen Matten wandl' ich gern
Und träum' im dunkeln Hain,
Gewiegt vom fernen Wassersturz
Und Waldesmelodein.

Doch lockt mich auch der Felsenkamm,
Der fernen Kuppen Blau,
Wo weithin noch der Schnee erglänzt
Gleich einer Silberau.

Ach, steh' ich droben erst einmal
Und schau' in alle Welt,
Dann gib nur daß kein Nebelmeer
Sie mir verschleiert hält!

Wo ich auch wandle meinen Pfad,
Sieh mich als deinen Gast,
Und laß ein Gnomchen mit mir gehn
Geheim durch den Palast;

Das schließt mir alle Schätze auf,
Und macht die Augen hell,
Damit ich Alles sehen kann
Was Schönes ist zur Stell'!

O Geist der Berge, gnädig hör'
Auf dieses Stoßgebet,
Ich glaub' dann auch mein Leben lang
An deine Majestät!

Dieser Anrede konnte der alte Held nicht lange widerstehen; es sträubte sich seine graue Natur noch eine Weile, aber endlich zerfloß er in rosigen Abendschein und wir nahmen das als einen Beweis seiner Huld, deren Voraussetzung uns in der Folge auch nicht betrog.

Warmbrunn ist ein kleines offnes Städtchen, das unter der Obhut der alten Berghäupter fröhlich die schönen Sommertage hinlebt und in dem Getümmel und Gewimmel nicht viel daran denken mag, wie einsam und stille es im Winter ist, wenn alle Zugvögel wieder abgezogen sind, die jetzt hier umherflattern. Man lebt ja in unsern Tagen meistens nur für und in der Gegenwart. —

Die Häuser sind zierlich und nett; viele mit Balkonen und hübsch umgrünter Veranda. Bei manchen sieht man ganze Wände mit Schlingpflanzen umwachsen, besonders mit dem großen, rothblühenden Convolvulus, mit Lobelien u. d. gl. was den Wohnungen schon einen südlichen Charakter verleiht. Auch gibt es den Schönheitssinn der Schlesier kund, der sich hier wie aller Orten zeigt, nicht nur bei den gebildeten Ständen, sondern oft bis in das niedrigste, ärmlichste Leben hinein. Wie oft sah ich Landmädchen bei ihrer Arbeit mit Blumen im Haar, den Rock zierlich aufgeschürzt, mit anmuthiger Handhabung ihres Geräths; oder kleine Bildnereien in Holz oder Knochen geschnitzt, Flechtwerke die der arme Gebirgsbewohner im einsamen Winter verfertigt, welche in ihrer Einfalt die Gesetze der Kunst an sich tragen. — Und diese Hütten im Gebirge, aus dem geringsten Material roh zusammengefügt, sie haben immer etwas Malerisches, Ro-

mantisches; mag's nun der Platz sein der ihnen Reiz verleiht, der dunkle Tannenbaum, in dessen Schatten sie sich bergen; oder ein moosiger Brunnen auf dem weiße Tauben sitzen, ein Heiligenbild in der Wand unter dem die Ruhebank steht, oder das Bienenhaus mit Waldgewächs umrankt, — man möchte solch' ein Häuschen gleich heraus nehmen mit der nächsten Umgebung, und den Lieben zu Haus als das Hübschеste mitbringen. — Auch jedes Wirthshaus, und möcht' es die hölzerne Laube im kleinsten Dörfchen sein, ist sicherlich an der besten Stelle auferbaut, um den Besuchern neben der leiblichen Erquickung, noch eine zweite in der Aussicht zu bieten. Dergleichen macht hier im Hirschberger Thal den besten Eindruck, zumal auf den Fremden welcher von Norden kommt.

Einen Glanz der Vornehmheit wirft das große, stattliche Schloß über den Ort, welches dem Grafen Schafgotsch gehört. Dort drüben von dem Kynast blicken die berühmten Ruinen seines Stammschlosses her von welchem die Familie nach der Zerstörung desselben hinunter ins Thal stieg. Der Graf ist einer der reichsten Standesherrn in Schlesien, und erinnerte uns oftmals an den Marquis v. Carabas. Es fehlte zwar der gestiefelte Kater wenn wir durch seine Besitzungen fuhren, aber alle Waldungen, Hüttenwerke, Ortschaften, wonach man fragte, rühmten uns andre gestiefelte Leute als ihrem gnädigen Herrn, dem Grafen, gehörig. —

Das Schloß ist mit vielen Ornamenten und Wappenschildern verziert, und sieht recht aristokratisch auf die Beweglichkeit der Menge herab, die grade hier ihre Hauptpassage hat. Daneben ist ein schöner Park den Besuchern geöffnet, und die übrigen vornehmen Anlagen, Theater, Gallerie, Kolonnaden u. s. w. halten sich gleich Hofleuten ebenfalls in der Nähe ihres Herrn. Mit Vergnügen wandelt man durch die Alleen, wo Alles sich bunt durch einander treibt und Musik die Luft und die Sinne bezaubert. —

(Schluß folgt.)

Briefwechsel.

Berlin, d. 12. Septbr.

[Eine Schrift von Varnhagen von Ense.]

P. Es ist hier ein Schriftchen erschienen unter dem Titel „Schlichter Vortrag an die Deutschen über die Aufgabe des Tages“, das man Varnhagen von Ense zuschreibt. Die Buchhändler fügen sogar an ihren Schaufenstern diesen Namen der anonymen Broschüre hinzu, wenn gleich die Bemerkung am Schluße, daß der Verfasser des Werkchens dem Könige, „den er aus aufrichtigem Herzen preist“, ganz unbekannt sei, dem allerdings widerspricht(?). Jedenfalls sehen Sie aus dem Angeführten, daß man auf diese Flugschrift Gewicht legt, und ich beeile mich, Sie in der Kürze mit derselben bekannt zu machen. — „Die politische Aufgabe — so heißt es in der kurzen Einleitung — bedarf keines Adlerfluges, ihr genügt ein freies und nahes Schweben über den vorhandenen Thatsachen, ein gewißenhaftes Zusammenfassen der zerstreut umherliegenden Wahrheiten.“ Der Verfaßer entwirft dann zunächst ein ziemlich trübes Bild von den deutschen Verhältnißen, und es handelt sich nach seiner Meinung schon weit weniger um das Maß der Freiheit und um die Formen der Verfaßung, durch welche der künftige Zustand geordnet und gesichert werden soll, als um das politische Dasein der Deutschen als einer Gesammtheit, welches neuerdings in Frage gestellt sei, um die Bundeseinheit, von welcher Freiheit und Verfaßung ihre besten Kräfte empfangen müßen. Die Nationalität sei von jeher bei uns schwer festzuhalten, sie sei von den frühesten Zeiten in stetem Fluße und von der Nation selbst oft gar nicht beachtet gewesen. Aber die Nationalität ist nach des Verfaßers Meinung auch keineswegs die alleinige Grundlage des Staats, nicht die alleinige und nicht die wesentlichste! Gesetzgenossenschaft und Freiheitsgenossenschaft stehen ihm höher als Stammesverwandtschaft, besonders wenn diese noch vielfach gebrochen und verdunkelt ist. Hieraus erklärt er es sich daß wir die Stammeseinheit ganze Zeiträume hindurch so vernachläßigt haben. Indessen freut er sich daß sie nie **ganz** verschwunden ist und tadelt es daß man den Bundestag „früher nur schlecht verwaltet und gebraucht, in neuester Zeit aber unbedacht und fahrläßig fallen lassen.“ An die Stelle des Bundestages setzte die Nationalversammlung einen provisorischen Reichsverweser mit verantwortlichen Ministern. „Die getroffene Wahl erfreute sich, was die Person betrifft, gerechten Beifalls; die Vergangenheit gab volles Vertrauen in die Gesinnung des Mannes, seine Ehrenhaftigkeit und Selbstwürde fanden auch auf gegnerischer Seite, wo man ein solches Amt überhaupt nicht wollte, bereitwilliges Anerkenntniß.“ Doch in Staatssachen seien guter Wille und Redlichkeit, wenn auch unerläßliche Erfordernisse, doch nicht allein entscheidende Mächte. „In den allgemeinen Zuständen, in der bestimmten Lage der Dinge macht sich eine Gewalt geltend, die von dem Willen und Talent der Menschen unabhängig nach eigenen Gesetzen verfährt. Nicht der Reichsverweser mit seinen Ministern, noch die Nationalversammlung, nicht die Fürsten, noch die Völker vermögen die thatsächlichen Verhältniße zu leugnen oder zu beseitigen, die der Gegenwart aus der Geschichte überkommen sind und auf deren Grund und aus deren Stoff das neue Volks- und Staatsleben der Deutschen zu errichten ist.“ Es wird nun ein Widerspruch aufgewiesen, der allerdings darin liegt daß der Reichsverweser seine namentliche Macht von der Nationalversammlung, seine wirkliche dagegen von der immerfort zu erneuernden Zustimmung und Willfährigkeit der einzelnen Staaten empfängt. — Die Macht des Reichsverwesers steht demnach in den Augen des Verfaßers völlig in der Luft. Der Fall daß die Verwal-

tung der Reichsmacht nicht unbedingtes Zutrauen einflößt, daß die Schritte der Reichsminister mißbilligt oder bedingt und beaufsichtigt werden, liege schon jetzt vor Augen; er werde häufiger eintreten und immer größer, jemehr sich die Wirksamkeit der Reichsmacht ausbilde, je mehr die Reichsmacht selbständiger und kräftiger die äußern Verhältnisse gegen fremde Staaten oder die innern gegen die eignen Bundesglieder zu ordnen unternehme. „Wer soll diese Lücke ausfüllen, wer das Band zwischen den Einzelstaaten und der Einheitsvertretung so knüpfen daß es fest und tauglich und ohne zu beschädigen das Gesonderte zusammenhalte? Die Nationalversammlung? Fragt sie, ob sie sich dessen getraue! Sie könnte es vielleicht, aber unter Bedingungen, die sie in ihrer jetzigen Zusammensetzung nie wollen wird." Durch alle diese Umstände sei nun das bewirkt daß die Einheit Deutschlands nur noch mehr als früher in die Ferne gerückt sei. Der Verfasser sieht hier nur einen einzigen Ausweg: eine preußische Hegemonie. Um diese zu empfehlen schildert er die Person des Königs und die Ansichten Preußens. „Allen Anzeichen nach — sagt er — erhält Preußen die freisinnigste Verfassung, ja die Grundlagen derselben sind ihm schon ein zugesicherter Besitz. Die Gabe wird um so reicher und vollständiger sein, als sie die Verzugszinsen einer dreißigjährigen Wartezeit in sich trägt, während die früher entstandenen deutschen Verfassungen meist nur den knappen Betrag des damals Unversagbaren und auch diesen nicht ohne starke Abzüge geliefert haben. Preußen bringt daher dem großen Gemeinwesen nicht allein den Beitrag der Macht, sondern auch der Freiheit" *).

*) Wir fühlen uns gedrungen, ein Wort hinzuzufügen. Der Verfasser jener Schrift verkennt in der deutschen Natur die Macht der Gewöhnung. Daß der Reichsverweser seine Function von der Nationalversammlung erhalten und dazu in jedem einzelnen Fall die Zustimmung und die Willfährigkeit der einzelnen Staaten zu erzielen hat, ist für seine Stellung ein Zwiespalt den die Macht der Zeit und Übung zu verwinden haben wird. Fürsten und Staaten werden sich mählig an die Ausübungen der Macht des centralen Deutschlands gewöhnen. Ein Bürgerpräsident an der Spitze dieser Centralgewalt wäre dieser Vermittelung ohne blutigen Bürger- und Bruderkrieg nicht gewachsen gewesen; deshalb sahen wir in dem „Griff" Gagerns der einen Fürsten dazu bestimmte, das Heil Deutschlands. Über den östreichischen Prinzen vereinigte sich die Nationalversammlung schon aus Antipathie gegen Preußen. Diese Antipathie rechtfertige ich nicht, aber sie ist eine deutsche Thatsache. Der Verfasser jener Schrift scheint sie nicht zu kennen. Wie weit das Maß der Freiheit gehe, zu welchem Preußen sich willig versteht, das zeigte uns ja wohl erst jetzt wieder der Bruch zwischen der Berliner Nationalversammlung und dem Ministerium Auerswald. Preußen hat in den Formen noch manches nachzuholen, eh' es die ihm gebührende Hegemonie antreten kann. Dann aber ist sie unbezweifelt. Vielleicht ist schon der nächste Reichsverweser ein preußischer Prinz vom heutigen Geschlecht. Wir bezeichnen als solchen den Prinzen Adalbert, den Verfasser des Buches über die deutsche Flotte.

D. Herausg.

Zur Chronik der Gegenwart.

— Das Zünglein zur Abwägung der Sache nach Stimmenmehrheit hat in der Paulskirche hinüber und herüber geschwankt. Waitz stimmte erst gegen, dann für den Waffenstillstand. Waitz, Professor in Göttingen, ist Holsteiner. Ich weiß nicht ob er den Ausschlag geben half; nur soviel steht fest daß der Aufruhr gegen die beeinträchtigte Ehre Deutschlands ein edler, für Preußen ein warnender war, daß bei alle dem der patriotische Enthusiasmus, selbst wenn ihm ein Dahlmann den Ausdruck und Nachdruck gibt, nicht immer ausreicht in verworrenen Fällen. Preußens Diplomaten haben verdorben was seine Krieger gewonnen. Diese Schmach steht fest in der Geschichte, und sie steht nicht einzeln da. — In der Debatte erschienen uns Wilhelm Jordan's und des Gießner Vogt Reden die eingreifendsten, wenn sie auch nicht entscheidend zu nennen sind. Des Preußen Jordan Worte waren schon früher in der Sache Posens von starkem Gewicht; ein Mann der Linken, hatte er den Muth, auf die Gefahr hin mit den politischen Freunden seiner Partei zu brechen, der Wahrheit die Ehre zu geben. Seine Stellung in der dänischen Sache war dieselbe. Kühnheit bezeichnet sein Talent; seine entschlossene folgerechte Festigkeit macht ihn zu einem Charakter. Er machte den Scherz, Dahlmanns Winterfeldzug gehe nur darauf hin, die Deutschen auf's Eis zu führen. Sonst fand er den Waffenstillstand allen Ernstes gar nicht besonders ruhmvoll, aber doch auch nicht unehrenhaft. Wenn man ihn verwerfe, so sei die deutsche Ehre im Auslande zum Kindermährchen geworden. Jordan legte die Überzeugung in die Wagschaale daß in Preußen die ganze Nation für den Waffenstillstand sei; Temme und Waldeck hätten dem König versichert, in dieser Frage dürfe die Regierung auf den einstimmigen Beifall der Berliner Nationalversammlung rechnen. (In der That hatte Auerswald in der Singakademie den Waffenstillstand verkündigt ohne irgend eine Aufregung zu wecken.) Von 16 Millionen Preußen würden 10 Millionen sich gegen Deutschland erklären, verwerfe man den Pact den Preußen geschlossen. Preußen sei nicht so deutsch um vom Kaiser Rothbart zu reden und zu wissen; aber es sei sonst nach Sitte und Gewohnheit, es sei unbewußt deutsch. Für den großen Friedrich schlage noch jedes Herz in der Hütte wie im Palast, dieser Zauber sei in Preußen noch mächtig, und an ihn knüpfe sich das Bewußtsein daß Preußen der Welt allein gegenüber gestanden, und allein stark und groß geworden sei. Solch Selbstgefühl bringe man nicht ohne Weiteres zum Opfer. Lächerlich sei die Schwäche der Centralminister gewesen, Huldigungen und Komplimente zu verlangen, um zu renommiren. Auf Thaten werde der Respect Preußens vor der Centralgewalt von selbst folgen.

Vogt warf nicht ohne Glück manchen ironischen Brocken gegen Jordan hin. Preußens Selbständigkeitsgefühl habe es soweit gebracht, als fünfte Großmacht das fünfte Rad am europäischen Wagen zu sein. Und bisher sei Preußen von Rußland in's Schlepptau genommen trotz allem Selbstgefühl. Wenn Jordan gesagt, Preußen besitze von dem was man in der Paulskirche als deutsches Grundrecht feststellen wolle, bereits seit 33 Jahren den größten Theil, so erinnerte Vogt daran daß Preßfreiheit und Vereinsrecht keine preußischen Gaben seien.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr.	Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet.	№ 70. 20. Septbr.

In den schlesischen Bergen und Bädern.

Von M. Pechold.

(Schluß.)

Da sieht man in langen Budenreihen die Erzeugnisse der schlesischen Industrie darbieten, und bleibt gern stehen, den Glasschleifern Steinschneidern zuzusehen, die dabei zugleich ihre Werkstatt haben und den ganzen Tag vor den Augen der Leute arbeiten. Die Bestellungen in Namen, Wappen und andern künstlichen Arbeiten werden sehr gut, sauber und höchst preiswürdig ausgeführt. Es gibt hier ausgezeichnet schöne Glassachen, die aus den Glashüten des Gebirges kommen. Ganze Dorfschaften nähren sich vom Handel und Transport derselben. Steinsammler durchsuchen Boden, und Gewässer mit unverdrosner Geduld und bringen ihre Ausbeute hieher. Die böhmischen Edelsteine zumal sind halb berüchtigt, halb berühmt. Da sieht man eine Sorte in reichster Pracht aus den Läden blitzen, die gleich in Massen verwendet sind. Sie sind vom reinsten Wasser, und wenn man sie in der Nähe betrachtet, hat man nur vielfach geschliffne Bleisternchen, in deren Vertiefungen das Licht wunderbar spielt. Die Holzschneider verfertigen aus dem Knieholz unzählige Dinge, welche in Jedermanns Händen sind, aber auch reizende Figuren und Bildwerke liefern sie, die manchen Wunsch rege machen. In den Bilderbuden sieht man besonders viel Reliefbilder von Pappe, Holz oder Kork, welche der Menge sehr in's Auge fallen und beliebt sind, aber am wenigsten künstlerischen Werth haben.

Von der Geschicklichkeit, mit welcher hier große und kleine Thiere aus Holz gemacht, ausgestopft und mit natürlichen Fellen überzogen werden, hatte ich einmal einen artigen Beweis. Ich ging an einer niedrigen Gartenwand hin, und sah darüber weg in den Garten, wo eine ganze Reihe solcher Thiere zum Trocknen in der Sonne stand. Ein kleiner Hund lief um sie her, und bellte die ernsthafte Gesellschaft lebhaft an; er wollte gern spielen, und keines rührte sich. Er schien sehr ärgerlich auf seine Kameraden, und ich dachte an manche andere Gesellschaft, die auch nichts weiter als hölzern ist, ausgestopft und mit hübschen Kleidern behangen; der muntre Geist der da hineingeräth, findet auch keinen Genossen, so sehr er sich bemüht!

Wenn man in das bunte Treiben auf der Promenade schaut, und meistens heitre Bilder wahrnimmt, da ahnt man kaum daß hier eigentlich der Sammelplatz für Kranke sein soll, für welche die Natur liebend und helfend ihre besondern Heilkräfte darbietet; man sieht deren sehr wenige. Sie mögen freilich wohl mehr in der Stille weilen, obgleich es eigentliche Schwerkranke hier wenige gibt. Die gehen eher nach Salzbrunn, vorzüglich Brustleidende, die dort ein geschützteres, wärmeres Thal und eine heilsamere Quelle finden. Hieher kommen die vom Rheumatismus Geplagten, die armen Gicht- oder Hautkranken, welche in dem warmen Brunnen einen Teich Bethesda hoffen, und täglich in seine Fluthen hinabstürzen.

Viele Leute besuchen Warmbrunn zu ihrem Vergnügen, welches man hier mit wenigen Kosten eben so reichlich findet als in andern Bädern, deren Ruhme man einen eben so bedeutenden Geldtribut opfern muß. Da ist besonders der schlesische Adel der sich hier sammelt, und dann die geplagte Beamtenwelt, welche gern einmal ihre Studier- und Arbeitsmaschine ein Weilchen ruhen läßt, und sich hier, wie einst Chamisso sagte, von dem müffigen Schimmel lüftet, der sich zu Haus, im alltäglichen Leben gar zu leicht ansetzt. Da genießt denn Jeder seine kürzere oder längere Frist in glücklicher Vergessenheit, oder mit wahrem Heißhunger nach Luft, Licht und schöner Natur. Deßhalb ist auch stets die ganze Bevölkerung auf den Beinen, und überall begegnet man vergnügten Seelen.

Übrigens wurde hier so gut wie in andern Bädern über Kastengeist geklagt und über die nicht zu vereinigenden Schichten der Gesellschaft. „Es fehlt das rechte Feuer," sagte unser guter Professor, der Alles nach seiner Lieblingswissenschaft, der Geologie auslegte, „das Feuer, welches die Grundstoffe miteinander vermählt, und die verschiedenen Menschen, gleich Steinsorten, gleich Schiefer, Quarz, Glimmer u. s. w. zu einem festen Granit verbindet. Hier schwemmt nur

das Wasser die verschiedenen Massen an, und sie bleiben schichtweiß liegen.“ Diese Erklärung nahm aber den Ausgeschlossenen nichts von ihrem Kummer, wenn der hohe Adel, stolz und abgeschlossen, vielleicht einmal ein Fest für sich allein feierte. Dann sah man die Staatskarossen die Auffahrt der Gallerie sich hinaufbewegen, glänzende Uniformen und feine, verschleierte Damen entstiegen daraus, die einen Augenblick der schaulustigen Menge sichtbar wurden, und dann in dem aristokratischen Festsaale verschwanden.

Während sie dort bei Musik und Tanz die lästige Hitze der diesjährigen Sommernächte überstanden, saßen wir draußen auf dem weiten, kühlen Rasenplatz und speis'ten zu Abend. Dorthin drang die Musik, aber nicht der lästige Zwang, und wir ergötzten uns an den Freuden der Natur und unsrer guten Laune, bis wiederum ein schöner Tag zu Ende war, und ein Jeder zu Haus im stillen Besinnen den Inhalt desselben noch einmal für sich genoß. —

Freilich war unser kleiner Kreis auch abgeschlossen, so gut als der eben getadelte, und litt wenig fremde Elemente in sich. Aber das war nicht Stolz, sondern weise Beschränkung. Unser herzliches Freundschaftsleben hätte unter einer größern Menge zusammengewürfelter Fremden leicht gestört werden können. Man weiß schon wie das geht mit den Badebekanntschaften; ihr Schwarm wächst wie eine Lavine und da gibts eine immer schwerfälligere Bewegung. —

Der Gartensaal unsers Professors war zum Versammlungsplatz für jeden Abend bestimmt, den wir nicht auswärts zubrachten. Hier wurden die gemeinschaftlichen Partieen verabredet, die humoristischen Mittheilungen über den Verlauf des Tages oder andre Erlebnisse gemacht. Hier wurde musicirt, botanisirt, kritisirt, auch politisirt, Alles nach Liebhaberei. Man wollte sein Gewissen frei von Vorwürfen erhalten, die ein lieblicher, genußsüchtiger Müßigang doch wohl am Ende hervorrufen konnte. Darum lag Jeder in ruhigen Stunden dem Lernen oder Lehren ob, soweit seine Neigung reichte, Anfangs nur spielend, aber aus dem Scherz wuchsen nach und nach Interessen die Ernst wurden und Wurzeln in der Seele schlugen. Sie bereiteten uns viel Freude, und es knüpft sich an das erworbene Wissen oder Können jetzt das liebe dankbare Erinnern an die einstmaligen Gefährten.

Die tiefe, bewegende Kraft, welche die Menschen einander näher bringt, liegt ja in dem Geben und Empfangen. Je geistiger und edler nun die Gabe ist, desto mehr wird unser Herz davon gerührt und hingezogen, und empfindet im Austausch sein schönstes Glück. Man gibt wieder sein Bestes, und wäre es auch nur ein offner Sinn, eine Seele, zur Aufnahme bereit. Was da hineingelegt wird, wächst weiter wenn wir es pflegen, und ein wechselndes Leben läßt uns oftmals den vollen Werth des Gewonnenen erkennen. Da gedenken wir dann wieder und wieder mit Sehnsucht der fernen Freunde, und es geht zu ihnen ein Zug dankbarer Liebe, ach, von dem ich wohl wünschen möchte daß er sich ihnen kundgebe! Ewig bleiben sie uns theuer!

Wie gern gedenke ich unsres harmlosen Botanikers, wenn er wie ein wandelnder Blumengarten heimkehrte und still selig die gefundenen Schätze vor unsern Augen ordnete und rühmte. Da war Alles wichtig von der Wurzel bis zum Blüthenkrönchen des oft winzigen Gebirgskrautes, und die gefahrvollen Wege, auf denen es erobert wurde, machten seinen Besitz noch viel theurer. — Wie ein seliges Eiland schwebte vor seiner Phantasie der Lustgarten Rübezahls, der hoch im Gebirge lag, rings von Felsen eingeschlossen. Von ihm ging die Sage, er hätte die köstlichsten, seltensten Pflanzen; aber die Wege waren durch Klippen und Moore unzugänglich, und überdem bewachten Geister und Kobolde drohend seinen Eingang. — Aber er wollte dennoch hin und wir stärkten uns an seinem Muthe; wir Alle wollten ihn begleiten und mit Drachen und Unholden kämpfen. — Er versprach uns auch kleine, hübsche Herbarien zum Andenken an das Riesengebirge und unsre Studien; denn er legte so reizend die Pflanzen ein daß die Farben frisch blieben und kein Blättchen zerknickt wurde. Aber es ist weder aus dem Einen noch aus dem Andern etwas geworden, nur daß wir uns darauf gefreut haben, und viel Scherz hatten beim Besprechen. Unsre Sophie allein erhielt das versprochene Geschenk, und war nicht wenig stolz auf diese Auszeichnung. Sie war auch seine liebste Schülerin, voll jugendlicher Frische und Ausdauer. Sie kroch mit ihm umher in dem thaufeuchten Moose, über Wurzelgestrüpp in unbekannte Schlupfwinkel; scheute nicht die öden Flächen, wo der Wind scharf drüber strich, und die mühseligen Felsenwege, während wir Andern an lieblicher Stelle ruhten und die schöne Welt überschauten. — Einmal trafen wir einen Botaniker, der trieb es noch eifriger als der unsrige. Der suchte nach seltnen Moosen, und rutschte auf dem Bauche von einer Fundgrube zur andern. Dabei hielt er ein Mikroskop vor das Auge, und weil das nur auf eine bestimmte Entfernung trägt, so mußte sein edles Haupt sich beständig in dieser gezwungenen Entfernung vom Boden halten. Welche Anstrengung! welche Qual! ruft der nüchterne Beobachter, und doch ist damit oft das reinste Glück verbunden, welches die Seele des Forschers hoch über seine kriechende Lage erhebt. —

Unsere Beiden hatten ein Bündniß gemacht, sich gegenseitig einander zu dienen; denn für alle botanische Weisheit, welche der Eine ausströmte, widmete ihm die Andere ihre Kunstfertigkeit im Zeichnen und Malen bei solchen Dingen die sich nicht aufbewahren ließen. Ganz besonders bei den Schwämmen, die hier und da in seltenen Exemplaren das Auge des Kenners entzückten, und oft nur ein Ephemerenleben hatten. Erst trauete er ihrer Genauigkeit nicht recht; aber als er die feingezeichneten Lamellen sah, Wurzelform und Farbe prüfend richtig befand, da stieg sein Respect gleich seinem Wohlgefallen, und wir Übrigen lernten bei dieser Gelegenheit wenigstens Unschuld oder Tücke

bei den einzelnen Gliedern der Pilzfamilien unterscheiden. Wehe aber, wenn ein gewisser Phantast, der zwar wohlgeprüfter und bestandener Doctor der Philosophie war, aber noch wenig von den Segnungen dieser Wissenschaft in sich trug, über solche Malereien gerieth, denn er spielte solchen Pedanterien, wie er sie nannte, gar zu gern einen Streich, und machte, ebenfalls mit kunstgeübter Hand, seine Glossen dazu. Da wuchs dem seltnen Ziegenbart ein Korpus in Zwerggestalt an, die Morchel verwandelte sich in eine umgekehrte Nachtmütze, und unter dem breiten Zeltdache des Champignon saßen kleine Eiderchen wie Prinzessinnen, angethan mit goldnen Krönchen und silbernen Schwänzen und gaben Gesellschaft. Solche losen Geschichten mußte der Botaniker zwischen seine ehrsamen Sammlungen legen. Und er that's mit Lächeln, schüttelte freilich auch das Haupt ein wenig und sagte nachdenklich: „Nichts als Laune, nirgend Zweck und Ziel, wie schade darum!" Ich bat ihn dann: „Gönnen wir unserm armen Doctor dies Fünkchen Übermuth, es währt ja leider nicht lange; gleich schleicht die Melancholie hinterher wie heimlicher Zugwind und löscht es wieder aus!" —

Ein seltsamer Mensch war derselbe, reich begabt, aber wenig glücklich. Seine Seele strebte immer nach dem Vollkommensten, aber in dem Ringen nach Idealen hatte ihn die elendeste Unvollkommenheit dieser Welt überwunden, und er war krank hierher gekommen. Ich kannte niemand der einen so feingebildeten Sinn für alles Schöne besaß, aber deshalb auch die Gegensätze um so schärfer und tiefer auffaßte. Liebenswürdig in der Freude, war er nicht unliebenswürdig im Schmerz, und Keiner konnte ihm gram sein, wenn er auch oft allen Umgang floh um einsam in den Bergen zu wandern. Er sagte: „In der Natur allein herrscht keine Kluft zwischen der Wirklichkeit und dem Ideal, sie ist Eins mit demselben!" Leidend und in sich verschlossen ging er fort, die düstern Schönheiten des Gebirges stimmten zu seinem düstern Innern. Aber gerade diese überwältigenden Schauer regten wieder ein menschlich Sehnen in ihm an nach befreundeten Seelen, und er kam zurück, lieb und herzlich, auch wohl begeistert. Wir freuten uns auf seine neuen Entdeckungen, die gewöhnlich seltsam waren, z. B. eine Echowiese die kein Führer weit und breit kannte; oder einsame Teiche, wo die kleinen verzauberten Unken wie Kirchenglocken läuten und den einsamen Wanderer berücken in einer Mondnacht auf dem Kynast. Gewöhnlich verleitete er uns dann zu solchen Ausflügen, bei denen die Poetischen schwärmten, aber die Nüchternen nicht selten murrten, indem seine Phantasie mehr vorgespiegelt hatte als sie in der Wirklichkeit fanden.

Ich gedenke noch mit Lachen, aber auch mit innigem Vergnügen eines Unkenconcerts, durch welches er bei Manchem in großen Mißcredit gerathen war. Zu solchem machte sich einst nach einem feuchten Tage, der für die Unkennatur am anregendsten sein soll, Abends eine ganze Gesellschaft auf, um die gerühmten Wunderklänge zu vernehmen. Der Weg war weit und beschwerlich und die Sonne ging bereits unter, als wir an Ort und Stelle gelangten. Man hörte nichts als das Zirpen der Grillen, und da die Unken sehr scheu sind, schlich man leise, leise dem versteckten Orchester im Schilf zu. In keinem Concertsaal konnte es ehrerbietiger zugehen. Man flüsterte höchstens und horchte gespannt, und alsbald regten sich auch die Töne. Erst einfach, dann in Terzen rhythmisch steigend und fallend, klang es in Moll tief und nachhallend. Der Chor verstärkte sich hier und dort. Es schwebte über dem Wasser hin wie Geisterreigen; ein melodischer Tropfen nach dem andern fiel, und bei dem Verfallen mußte ich immer an die Kreise denken, die im Wasser entstehen und weiter und weiter werden.

Wie ich so still auf dem Grasrain saß, kam mir diese Abendscene recht traumhaft vor. Die Welt schien ganz fernab zu liegen, kein Ton drang aus ihr herab; nun wurden die Naturstimmen vernehmlich. Der Wind ruschelte zärtlich mit dem Schilf, und das Wasser gluckste zwischendurch; — was mochten sie sich vertrauen? Drüben im Nachbarsteich, wo die stolzen Vettern der Unken, die Rülinge wohnten, begann auch Leben. Da klang's wie kurze Trompetenstöße gegen jene zärtlichen Sehnsuchtslaute, welche sie wahrscheinlich auf sich bezogen, und nun eine Unterhaltung versuchten. Die Berge nahmen ihren Schattenmantel um, und der Mond wob sanft seinen Silberschein um die Häupter der Riesen. „Wallest leise, lieber Mond, droben wo der gute Vater wohnt!" so sang's in mir nach einer alten Lieblingsweise, und die Gedanken der Sehnsucht welche mein träumendes Herz in die weite Welt aussandte, sammelten sich zu einem stummen Gebet an diesen guten Vater droben.

Ja, es war lieblich und schön, dies Hinhorchen, Hinschauen in das geheimnißvolle Reich der Natur, und Manche mochten es mit mir empfinden. Aber die Andern waren nicht gesonnen auf der Tonleiter der Nacht gen Himmel zu steigen, und hatten die einförmigen Mollklänge bald satt. Man stritt darüber, ob es mehr wie Kirchenglocken oder Menschengestöhn klänge, und Manchen kam bei dieser letzten Vergleichung ein Grausen an. — Es schleuderte Jeder keck seine schnarrende, brummende, schreiende oder lachende Stimme durch die Stille. „Hören Sie dies ohrzerreißende Geschwirr aus den kunstvollen Kehlen der ersten Geschöpfe dieser Welt, sagte leise der Doctor zu mir, was mögen die kleinen Unken davon denken?"

„Wir wollen sie nächstens in unsern Salon einladen wenn musicirt wird, dann bekommen sie vielleicht ein besseres Urtheil", erwiederte ich ihm zum Trost. —

Der Professor fing eine der kleinen Sängerinnen, und sie wurde zappelnd auf einem zarten Battisttuch herumgereicht. Viele erstaunten, denn sie hatten sich eine häßliche, große, dicke Kröte vorgestellt und sahen nun ein kleines, zierlich geschwänztes, schwarzes Fröschchen. Es war nicht an öffentliche Aufmerksamkeiten gewöhnt, wie seine schönen Kolleginnen im Opernhaus, und ver-

ließ gern die improvisirte Bühne, um sich in seine Verborgenheit zurückzuziehn. Dies war der Schlußact, ganz wie in andern Concerten. Man fragte nachdem feierlichst den Herrn Entrepreneur, ob noch etwas Besonderes zu erwarten wäre, und machte sich nach dessen ehrerbietiger Verneinung auf den Rückweg. Es war bald um die Geisterstunde als wir noch draußen wanderten. In einer Steinschurre strauchelte mancher Fuß, den das neckende Mondlicht irrte. Süß ruhte sich's darauf, und es mischten sich im Einschlafen die Glockentöne der Unken mit denen welche vom Thurm herab die Mitternacht verkündeten. —

Briefwechsel.

Frankfurt, a. M. d. 17. Septbr.

[Der Waffenstillstand angenommen. Stürmische Bewegung in Frankf.]

R. H. Wenn sich die Nationalversammlung nicht zu der Größe des Gedankens erheben konnte, den Malmoer Waffenstillstand mit einer Mehrheit zu verwerfen, die an Einstimmigkeit gegränzt hätte, so müssen wir es als ein Glück betrachten daß der vermittelnde Vorschlag der Holsteiner Francke, Droysen, Michelsen, Neergaard Annahme gefunden *). Denn ein einträchtiger Reichstag vermöchte heute noch Alles durchzusetzen, trotz Preußens Regierung, ja trotz Europa, wenn dies wirklich auf den fabelhaften und durch keinen geschichtlichen Vorgang gerechtfertigten Kriegsentschluß gegen Deutschland käme. Ist Deutschland noch immer nicht recht einig, so glaube ich nämlich noch viel weniger an eine Einigkeit Europa's wider uns, die denn doch auf sehr widerstrebende Interessen der Großmächte treffen dürfte. Allein eine kärgliche Mehrheit, eine Mehrheit von zwanzig, dreißig Stimmen war den Schwierigkeiten auch nicht entfernt gewachsen, die mit der Verwerfung des Malmoer Vertrags auf die Reichsgewalt hereingebrochen wären. Die einmüthige Paulskirche hinter sich, hätte das künftige Ministerium die Mittel zur Fortsetzung des dänischen Kriegs sofort in den Händen gehabt und auch die Mittel, Preußen zu einem Verfahren zu bestimmen, wie es der Lage der Sachen entsprach. Das Kläglichste hingegen war zu erwarten, wenn die getheilte Nationalversammlung in ihrer größern Hälfte zwar, aber doch nur in einer Hälfte auf der Verwerfung des Waffenstillstands beharrte. Zum Glück haben die Thatsachen indessen verbessert, was die preußischen Unterhändler verdorben hatten, und zum Glück sind die Entschiedenen in der Nationalversammlung mit 258 gegen 237 Stimmen in der Beschlußfassung aus dem Felde geschlagen worden. Denn wozu die vereinten Kräfte Aller gehören, um es zu einem heilsamen Ziele zu bringen, das wäre Deutschlands Verderben geworden in einem bruchstückhaften Streben. Mit 257 nur gegen 236 Stimmen ist auch der Francksche Versöhnungsantrag durchgegangen, denn nachdem die den Waffenstillstand Verwerfenden ihre Minderheit erkannt, ist dennoch ein Einziger von ihnen seiner Überzeugung untreu geworden, und Viele unter Rob. Blums Anführung verließen nach dieser zweiten Entscheidung das Haus. Dennoch möchte wohl kein Einsichtsvoller das Verhältniß umgekehrt erlebt zu haben wünschen. Eine geringfügige Mehrheit hätte, wie gesagt, gerade ausgereicht Alles in Frage zu stellen, und nichts zu lösen.

Die äußerste Linke hat in ihrem gestrigen Klub an einen Austritt in Masse gedacht und die Nacht war eine so unruhig bewegte für Frankfurt daß Generalmarsch geschlagen ward und wir heute die Vorfälle derselben noch nicht genau überblicken können. Drei Sitzungen hatte die Waffenstillstandsfrage in Anspruch genommen. Die gestrige letzte währte ununterbrovon 9 Uhr früh bis 8 Abends. Nach 6 Uhr dunkelte es in der leidenschaftlich erregten Kirche. Das Präsidium, die Stenographen und die Journalistenplätze erhielten Lichter zugetragen, welche den großen Raum nur dürftig erhellten und flackernd brannten. Indessen schleppte sich die Abstimmung unter allerlei heftigen Hindernissen von Minute zu Minute hin und als es durch Namensaufruf endlich entschieden war, der Antrag der Mehrheit der vereinigten Ausschüsse, von Arndt, Blum, Claussen, Cucumus, Dahlmann, Esmarch, Höfken, Raumer, Stenzel, Trützschler, Wippermann und Wurm, dahin gestellt daß die Nationalversammlung den Malmoer Waffenstillstand vom 26. August nicht genehmige, und das Reichsministerium aufforderе, die zur Fortsetzung des Krieges erforderlichen Maßregeln zu ergreifen, sofern die dänische Regierung sich nicht bereitwillig finden sollte, die Friedensunterhandlungen mit der Centralgewalt des deutschen Bundesstaates sogleich zu eröffnen: nachdem dieser Antrag mit der oben erwähnten Majorität abgelehnt war, erscholl Zischen und Pfeifen von den Gallerien, die um so lauter toben konnten, je tiefer im Dunkeln sie saßen. Auch die Annahme des Frankschen Antrags ward in ähnlicher Weise begrüßt, und mit der Versammlung zerstreuten sich sodann die Zuhörer, um alsbald in der Stadt allerlei Ruhestörungen zu beginnen. In den ersten Stunden zogen nur singende Haufen durch die Gassen. Dann fingen sie an, mißliebigen Rednern die Fenster einzuwerfen. Um Mitternacht ward Generalmarsch getrommelt und es soll sogar zum blutigen Zusammenstoße mit den Sicherheitswachen gekommen sein. Namentlich wird vom Bethmannschen Hause erzählt, wo der Exminister Heckscher wohnt und von der Westendhalle daß sie angegriffen worden seien. Herrn Heckscher, seit 14 Tagen allen Scheltworten und Verdächtigungen preisgegeben, riß sein tief beleidigtes Gefühl als er vor der gestrigen Abstimmung nochmals zur Vertheidigung das Wort erhielt, zu einigen bittern Rückanschuldigungen hin, die ihm von der äußersten Linken mit furchtbarem Lärmen abgeschnitten wurden und sogar zu der Frage an die Versammlung führten, ob es Hrn. Heckscher überhaupt noch weiter zu sprechen gestattet sein solle. Die Frage ward bejaht und der Redner zwar zur Mäßigung genöthigt, aber doch nicht dahin gebracht, allen seinen Groll nun gänzlich zu unterdrücken. — Die Westendhalle ist ein Vereinigungsort für einen Klub, dessen gestrige Abstimmung der Menge mißfallen hat.

*) Danach wird bekanntlich die Vollziehung des Waffenstillstandes, soweit solche noch ausführbar, nicht länger gehindert, die Centralgewalt jedoch aufgefordert über Modificationen eine Verständigung und schleunig die Friedensverhandlungen einzuleiten.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr.	Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet.	№ 71. 21. Septbr.

Mährchen aus der Gegenwart und Ernste Geschichten.

— 1. Eine frische freie Kraft, gesinnungsstark, voll Schwung, Phantasie und Erkenntnißdrang war in Theodor Althaus der Literatur erwachsen, scheint aber ihr auch eben so rasch wieder entzogen und der politischen Bewegung überlassen, obschon noch nicht abgenützt zu sein für die Stichwörter des Tages, für die eigensinnigen Zwecke der Partei. Wir lasen lyrische Gedichte von Theodor Althaus im neuen Ruge'schen poetischen Taschenbuch. Es waren das weniger Dichtungen als vielmehr Bekenntnisse, Passagen, Gedankengänge, mit der Musik der Sprache in Reime gesetzt. Wir lesen ferner von ihm einen Band in Prosa, Mährchen aus der Gegenwart (Leipig, Jurany). — Aus der Schule jener akademischen Jugend deren Gedankenwelt sich in germanischer Kraft und Freiheit gewiegt, aus der Speculation der philosophischen Erkenntniß die Gott und Welt in ihr Bewußtsein aufnimmt, tritt hier eine freie Kraft an die Kämpfe, Wirren und Aufgaben der Gegenwart heran. Gab diese harte, streitsüchtige Gegenwart Stoff zu Mährchen? — Jede Wahrheit, bevor sie Wirklichkeit geworden, ist immer ein Mährchen gewesen. Insofern lagen manche Überzeugungen unsers Zeitalters im Gebiet dieser Dämmerungen. Und die Satyre kann auch absichtlich Thatsachen des Tages in diesen Nebel hüllen um dem allgemein Menschlichen darin auf die Spur zu kommen, in fremder Schaale den Kern der Sache unbefangner zum Genuß und Verständniß darzubieten. Da bringt die vierte Skizze, Ein Freiheitstanz überschrieben, ein reelles Ereigniß unsrer Tage das einem spätern Geschlecht vielleicht als Mährchen erscheinen wird, während es uns zu unserer Schmach als eine harte, derbe, wenn auch psychologisch räthselhafte Wirklichkeit vor Augen trat. Ein alter Herr — so wird uns der Fürst des Landes vorgeführt — hat ein gutes Herz, ist Dichter und Kunstgenüßling; er will das Beste des Volkes, weil es zu seinen poetischen Träumen gehört, aber sein Blick ist umflort von den Nebeln die eine ultramontane Camarilla zwischen ihm und der Welt aufschichtete. In seinem ästhetischen Gelüst will er seinem Volke die Freiheit geben, aber die Freiheit soll ihm nicht anders als in der Form der Schönheit erscheinen. Er hat in seinem poetischen Drange Sehnsucht nach einem Menschen, aber er findet keinen Posa der ihm die Freiheit als einen Sieg des Lichts über die Finsterniß deutete. Die Freiheit die unser Zeitalter will, ist eigentlich nichts weiter als die bloße Ehrlichkeit. In der göttlichen Carambola, einer Grazie der Terpsichore, erscheint aber dem alten Herrn die Freiheit der „Bewegung" in persönlicher, wenn auch für uns in sehr zweifelhafter Gestalt. Die Reformen des Staates hangen vom Muskelspiel ihrer Beine ab, die Freiheit eines Volkes wird das Geschenk einer reizenden Gauklerin. Das ist freilich alles sehr mährchenhaft. Dem Mährchen von Althaus fehlt es nicht an Satyre, wohl aber an Erfindung um uns die Motive zwischem dem alten Herrn und der Tänzerin menschlich annehmbar zu machen. Die Darstellung ist reich an treffenden Bemerkungen, aber der Witz wird nicht zum flüssigen, schöpferischen Humor; Thatsachen unter Menschen, in so herber Trockenheit vorgeführt, werden nicht menschenmöglich, geschweige menschlich wahr. Was aber anderes soll oder will das Mährchen und die Poesie als uns die Wirklichkeit als eine menschliche Möglichkeit hinstellen? — In der sechsten Skizze des Buches: Aus der Einsamkeit betittelt, wird uns eine andre Priesterin der Kunst, eine Sängerin unserer Tage, in ihrer Beziehung zu einem jungen, nach Wahrheit ringenden Gedankenmenschen unsrer Zeit geschildert. Beide Figuren tau-

schen sehr schön ihre Reflexionen über Gott und Welt, Kunst und Leben aus. Aber es fehlt auch hier der Conflict zwischen Menschen von Blut und Lebensfülle, und den Schluß der Begegnung, alles was diese zum Ereigniß, zu einer erlebten Geschichte macht, bleibt der Verfasser schuldig. Althaus leidet in seinem Gedankenleben nicht an der Abstraction; in mehreren Gestalten seines Buches, wie in jenem Rudolf, wird ihm seine eigne Natur sogar fertig gegenständlich. Wem die Principien in Fleisch und Blut übergegangen sind, kann ein poetisches Individuum sein, ist aber nicht deshalb schon ein Poet. Wie wenig der neue Geist unsrer Zeit schon Gestalt gewonnen, wird hier sehr fühlbar. Die Monologe im Buche, namentlich im letzten Stücke: Zwei Freunde überschrieben, das eine Gesellschaft deutscher Auswandrer in ihren Empfindungen schildert, sind treffliche Bekenntnisse einer starken schwungvollen Natur. In so feurigem Strom der Seele wurden uns selten Bekenntnisse geboten. Das Buch strotzt von Geist. Um so mehr vielleicht wird die fehlende Gestaltungskraft fühlbar. Es wird in dieser Bekenntnißschrift viel schöner Stolz eines freien Selbstbewußtseins lebendig, er macht sich nicht blos laut, er setzt sich auch in Scene. Sich den geistigen Stoffen des Lebens gegenüber wissen, macht frei von ihnen, heißt aber noch nicht sie bewältigen und bezwingen. Sie aus sich selbst sich gestalten lassen, sie als ein fertiges Menschenleben selbständig hinstellen, macht den Poeten. Man weiß freilich nicht ob die Welt je wieder Poeten braucht.

---

2. Vom Verfasser der „Polengräber" sind Ernste Geschichten (2 Bde. Leipzig, Thomas) erschienen. Wenzeslav March, bisher östreichischer Officier im Regiment Deutschmeister zu Wien, das eine Zeitlang in Lemberg stand, erzählte in jenen Polengräbern die sicilianischen Vespern unserer Tage in Galizien. Der „Ernst" seiner neuen „Geschichten" ist haarsträubend. Der Verfasser spricht es unverholen aus, es sei seine Absicht die Gemüther „mit heilsamem Entsetzen zu erfüllen," nicht um romantisch zu kitzeln à la weiland Spieß und Cramer, sondern „um Entschlüsse von Besonnenheit, Rechtsgefühl und Hochherzigkeit hervorzurufen." Bei alle dem schmeckt etwas Spieß durch. „Die schauerliche Erhabenheit des starren Absolutismus, sagt March, seine auf Erniedrigung der Geister, auf gänzliche Mißachtung des Glückes hienieden, für die Kleinen und Armen gebaute Herrschaft sind an zwei großen Beispielen gezeigt worden. Der Genius der Poesie hat durch die unerbittlichen Augen der Geschichte gesehen, Recht und Unrecht auf beiden Seiten hin abgewogen, und mit der Feuerzunge unauslöschlicher Entrüstung das Urtheil gesprochen!" Der erste Band: „Ein asiatischer König und seine Nächte" gibt uns eine großartige Auffassung Rußlands. Ein Günstling des Kaisers träumt seinen Traum eines Königs von Asien wie ihn nur der wirkliche Gebieter selbst hätte träumen können. Es ist ein großer Blick der uns hier über Rußland aufgeht, alle Schauer der Erhabenheit überwältigen uns, wir fühlen die Möglichkeit solcher Entwickelungen, ob wir uns schon sagen müssen daß es die Phantasien eines Fieberkranken sind die uns quälen und die in Wahnsinn enden. — Im zweiten Bande finden wir „die Schaffotte", die Geschichte jener merkwürdigen Gräfin Lucy von Carlisle, welche den unglücklichen Strafford unter Karl Stuart liebte. Aus Haß gegen den König ergibt sie sich nach Straffords Tode der Partei der Puritaner. King Pym wird ihr Idol; blos um ihrem Rachegefühl zu genügen, thut das stolze Aristokratenweib alle Hoheit, allen Luxus des Lebens von sich und hüllt sich in härene Gewänder, geht ganz auf in die puritanische Wirthschaft. Und doch ist es nur Schein bei ihr, nur Mittel zum Zweck; nach Pym's Tode wirft sie die Maske ab und ist wieder die Dame des Ahensaales.

Briefwechsel.

Berlin, d. 18. Septbr.

[Der Potsdamer Krawall; die Verschwörung des Hrn. Held und v. Katte mit Frau Aston; Held Wrangel sagt Ordnung zu; neue Rüstung der Parteien; die todten Gardisten; ein Brief von Fr. v. Raumer aus Paris.]

†† Die Revolution ist contagiös! Wie die Cholera fliegt sie von Ort zu Ort, überall Gräber öffnend, Schrecken verbreitend, und das Altbestehende unterwühlend. Die Revolution hat ihren Weg von Berlin nach Potsdam genommen, nach Potsdam, diesem Asyl der flüchtenden Berliner, diesem Eldorado der Aristokratie, diesem Stückchen Himmel, von welchem aus die Garde in unnahbarer Sicherheit auf die Hölle Berlin schelten und schimpfen konnte! Die Revolution ist in Potsdam zur Erscheinung gekommen, freilich nur in einem kleinen Zwergexemplar, aber die Demokraten verstanden es dasselbe zu einem Riesen emporzurecken. Kaum verbreitete sich die Kunde von dieser Potsdamer Revolution hier in Berlin, als man auch die Straßenecken bedeckt sah von Riesenplacaten, in denen die Demokraten das Militär als Brüder anredeten, und sie er-

mahnten, hinüberzutreten zum Volk, die Bande der Knechtschaft zu zerreißen und nur der Freiheit sich dienstbar zu machen. Die Soldaten standen haufenweise vor diesen Placaten und studierten sie mit ernsten Mienen und gewichtiger Haltung. Die Demokraten waren emsig bemüht, die Nachricht zu verbreiten, die Garden würden in Potsdam von den übrigen Regimentern geschlagen und besiegt: da kam aus Potsdam mit der Eisenbahn die unerwartete Kunde daß dort die Revolution schon beendigt, die Ruhe wiederhergestellt, das Ganze nur ein wenig bedeutsamer Krawall gewesen. Nur einige wenige Soldaten sollen sich, von dem Branntwein erhitzt den ihnen die Demokraten eingeschenkt, zu einigen Excessen haben verleiten lassen. So sagen nämlich die Reactionäre die jetzt diese Militärexcesse, die sie heimlich verwünschen, laut sehr milde und schonend beurtheilen, und sie möglichst ganz und gar mit einem nichts verrathenden Mantel der Liebe bedecken möchten. So frißt die Lüge auf beiden Seiten sich immer tiefer ein, und macht jedes Verständniß, jede Vereinigung in der Wahrheit immer unmöglicher. Intriguen, Verleumdungen, Machinationen aller Art werden von beiden Parteien angewandt, um sich gegenseitig zu verdächtigen und zu stürzen. Eine dieser Intriguen, und zwar die verzweigteste und ausgesponnenste ist die Geschichte Held's und des Herrn v. Katte, dieses Präsidenten des berüchtigten Preußenvereins und bekannten Führers der reactionären Partei. Es ist Herrn Held am vorigen Sonntag nicht gelungen, sich vor dem Volk von dem auf ihm lastenden Verdachte zu reinigen. Er mußte eingestehen daß er sich bei dem Fräulein v. Haak allerdings mit Herrn v. Katte zusammengefunden und dort mit ihm über unsere politische Zukunft gesprochen habe. Frl. v. Haak aber sprach von bestimmten Plänen und Verabredungen die dort getroffen, und sie wußte auf's genaueste diese Pläne zu detailliren, welche dahin gingen daß Held es übernommen das Volk und namentlich die Maschinenbauer dem Prinzen von Preußen zu gewinnen, alsdann bei einem wohldurchdachten Zusammenstoß zwischen Volk und Militär, mit den Maschinenbauern zum Militär zu halten, den Prinzen von Preußen zum König auszurufen, und die Nationalversammlung auseinanderzujagen. Gegen diese Verschwörung welche nach Frl. Haak's Angabe Held bei ihr mit Katte verabredet, vertheidigt sich Held auf sehr ungenügende und läppische Weise, indem er dies einfach für eine Lüge erklärt, schon aus dem Grunde, weil, wenn zwei Männer solche großartige Plane beim Theetisch in Gegenwart von zwei Damen besprechen könnten, diese beiden Männer ohne alle Frage „große Schafsköpfe" sein müßten, was man doch weder von ihm noch von Herrn v. Katte behaupten könne. Hr. Held hat sich durch solche Vertheidigungen nur noch verdächtiger gemacht, das Volk hat den Glauben an ihn verloren und er hat es deshalb selber für gerathen erachtet, freiwillig zurückzutreten, und vor der Hand jeder weitern politischen Wirksamkeit zu entsagen. Man lacht spöttisch über diese Resignation, die, wie man behauptet, ihm in einer Glorie von Gold und Silber sehr trostreich erleichtert worden sein soll. — Auch die Frau Aston, die Aspasia der Linken, ist in diese Heldsche Intrigue verwickelt gewesen. Sie war es welche von Held an den Prinzen von Preußen gesandt ward, und soll dort, obwohl erst nach einigen Schwierigkeiten, dennoch wirklich Zutritt gefunden haben. Frau Aston leugnet übrigens auch keineswegs ihre Verbindung mit beiden Parteien. Als neulich einer ihrer Anbeter von der Linken zu ihr kam, fand er sie vor dem Schreibtisch mit dem Ordnen ihrer Briefe beschäftigt. Sie legte diese in zwei Haufen, und sagte: „Sehen Sie, mit diesen Briefen hier halte ich die Fäden der Reaction, und mit denen dort die Fäden der Demokratie in Händen!" Indessen hat ihr sinniger Kopf sich einen neuen Beglückungsplan erdacht. Frau Aston will eine Lesehalle in Berlin anlegen, eine Art englischen Klubbs, der nur den Geweiheten und Aufgenommenen zugänglich ist, diesen aber allen möglichen Comfort des Lebens darbietet. Sie sucht zu diesem Zwecke ein großartiges Local von Sälen und Zimmern, aber ihre offen ausgesprochene erste Bedingung dabei ist daß der Wirth sich keine Miethe bezahlen lasse! —

Vom Bürgerwehrklubb war gestern eine Volksversammlung ausgeschrieben, welche gewissermaßen ein Verbrüderungsfest zwischen Bürgern und Soldaten sein sollte, und deshalb namentlich die Letztern zur zahlreichen Betheiligung einlud. Indeß wußte man andrerseits auch seine Vorkehrungen zu treffen, und es waren von den Militärbehörden gestern in den Kasernen Bälle und Tanzvergnügungen arrangirt, um die Soldaten dadurch von der Volksversammlung fern zu halten und an die Kaserne zu fesseln. Auch hatte man außerdem den Soldaten den gestrigen Sonntag zu einem Festtag gemacht, indem man jedem Mann außer seinem Mittagstisch extra ein Pfund Schweinefleisch gewährte. Dies geschah zur Feier der Wiederkehr des „beinahe die Dänen besiegt habenden" Helden Wrangel, der vorgestern unter Sang und Klang, unter Kanonendonner und Hurrahgeschrei seinen Einzug in Potsdam hielt an der Spitze des Alexander-Garderegiments. Man überschüttete Held Wrangel mit Blumen und Kränzen, und indem er den zujauchzenden Bürgern für diesen herrlichen Empfang dankte, fügte er hinzu, er werde mit aller Kraft der neuen Ordnung der Dinge sich anschließen, verspreche aber zugleich daß es ihm gelingen werde, zum Winter Ruhe und Ordnung, Handel und Wandel wiederherzustellen! So erscheint Held Wrangel in der Komödie unserer Revolution plötzlich als der Deus ex machina der das Unmögliche möglich macht, und Licht bringen will in unsere trüben und umdüsterten Zustände. Ob es ihm gelingt, das bleibt dennoch eine wohlaufzuwerfende Frage, die selbst der „Vater Drauf" nicht wohl zu beantworten vermöchte, er müßte denn allerdings im Ernst „der Vater Drauf" sein wollen. Dazu freilich könnte sich ihm jetzt in den nächsten Tagen Gelegenheit bieten, und es ist wohl möglich daß diese Woche uns eine neue und blutigere zweite Auflage der Märzrevolution bringt. Wir sehen daher dem Freitag mit allgemeiner Spannung entgegen, und es steht zu erwarten daß dieser Tag uns die große Frage beantworten wird, die große Frage, ob die Nationalversammlung souverän und daher die unbedingte Ausführung ihrer Beschlüsse beanspruchen könne, oder ob sie nur in Übereinstimmung mit der Regierung des Königs zu handeln habe! Wenn es bis zum Freitag Herrn von Beckerath gelungen ist, ein Ministerium zu Stande zu bringen, so wird dies damit beginnen sich zu einer theilweisen Ausführung des Stein'schen Amendements bereit zu erklären, zugleich aber alle daraus zu ziehenden Consequenzen von sich abzuwehren und sich dahin auszusprechen daß die Nationalversammlung keine souveräne, sondern nur eine berathende Stimme habe. Auf diesen Fall aber ist die Linke fest entschlossen, sofort die Ver-

sammlung zu verlassen und auszuscheiden, um, mit dem Beistand der demokratischen Partei, sich als souveräne Macht zu constituiren und zum gesetzgebenden Convent zu erklären. Auf diese Weise ist ein Kampf, ein Zusammenstoß der beiden feindlichen Parteien unvermeidlich. Schon rüstet man sich zu beiden Seiten, und ist gefaßt auf blutige Tage. Die Demokraten haben sich vollständig organisirt, die Sammelplätze, die Parole, die Angriffspunkte, Alles ist bestimmt. Ebenso hat sich die andere Partei gerüstet, Soldaten umlagern auf den nahen Dörfern die Stadt, die Artillerie ist näher herbeigeholt, und die Garden sind ja aus Schleswig zurückgekehrt. Die überwiegende Macht ist freilich auf Seiten der Reaction; wir werden nun sehen, ob Enthusiasmus und Begeisterung auf Seiten der Demokratie die mangelnden Kanonen zu ersetzen vermag. Die Demokraten halten sich indeß des Sieges gewiß, sie rechnen auf das Volk, und wollen nicht wissen daß das Volk wie ein leichtsinniges Kind herüber und hinüberschwankt, und stets Dem huldigt, welcher der Stärkere ist; sie rechnen auf die Lockerung der Disciplin in der Armee, sie rechnen auf die angestrebte Verbrüderung zwischen Bürgern und Militär! Diese ist in der That vorhanden, aber freilich nur in dem hier in Berlin stationirenden Regimentern. Diese Soldaten hier haben getrunken aus dem Becher der Erkenntniß, sie haben es vernommen, das erlösende Wort der Freiheit, es leuchtet ihnen ein daß der Mensch zu allererst Mensch sein muß, ehe er Soldat wird, und daß er als Soldat immer ein Theil des Volkes bleibt, und daß gegen dies Volk zu kämpfen ein brudermörderischer Kampf ist! In Merseburg, in Frankfurt a. der Oder, in Nauen haben sich in diesen Tagen die Soldaten geweigert, dem Kommando zu gehorchen, und auf das Volk einzuhauen, und in Berlin werden sie es eben so machen. Aber es gibt außer diesen in Berlin stationirenden Regimentern so viele Andere, welche nicht in Berlin ihre politische Schule durchgemacht; es gibt außerdem jene aus Schleswig zurückgekehrte Garde welche dort ihre Todten begraben hat, die sie in den Märztagen in Berlin verloren und verleugnet! Dieser Satz klingt dunkel, enthält aber Wahrheit. Die Berliner Todten sind in Schleswig begraben. Sie erinnern sich daß officiell das Militär in der Märzrevolution nur 17 Todte zählte, während man doch wußte daß ganze Kähne voll Leichen in der Nacht nach Spandau gebracht wurden. Wo sind diese Leichen geblieben? Sie sind bei Düppel in Schleswig gefallen! Bei Düppel und in andern Schlachten hat die Garde officiell gegen 600 Todte verloren, und doch ist die Garde dort eigentlich gar nicht in den Kampf gekommen. Aber es war ehrenvoller vor den Verschanzungen der Dänen, als vor den Barricaden der Berliner zu fallen; deshalb fielen die Garden bei Düppel! — Daran knüpft sich eine lustige Geschichte. Ein Soldat vom Kaiser-Franz-Regiment, welcher sich am 18. März nicht entschließen konnte auf das Volk zu schießen, desertirte von seinem Regiment. Er wußte sich Civilkleider zu verschaffen und entfloh zu seinen Eltern welche in der Nähe von Prenzlau auf dem Lande wohnen. Dort lebte er bis jetzt in Verborgenheit, um nicht als Deserteur ergriffen zu werden. Neulich sitzt er ruhig im Zimmer mit seinen Eltern zu Tische, als der Postbote ein großes amtliches Schreiben an seinen Vater bringt. Dieses Schreiben enthielt die von der Militärbehörde angezeigte Nachricht von dem Tode seines Sohnes, welcher bei Düppel in ehrenvollem Kampf gefallen. Der Todtenschein war beigefügt, und wohl beglaubigt! Weil man geglaubt, der Soldat sei in Berlin gefallen, wollte man ihn bei Düppel begraben! Das ist sehr einfach! —

Von Friedrich von Raumer, diesem Unglücklichen, welcher in Frankfurt als Deputirter nicht zu Wort, und in Paris als Gesandter lange Zeit nicht zur Anerkennung kommen konnte, ist hier in diesen Tagen ein Brief eingetroffen. Er schreibt von einem Gespräch, welches er mit Cavaignac gehabt. Dieser tapfere General welcher die Republik im Namen der Freiheit in Fesseln geschlagen, soll geäußert haben, er sehe jetzt ein daß keine Regierung bestehen könne, so lange das Volk das Versammlungsrecht und die Preßfreiheit habe!

S p r e u.*)

Die Dialektik (Erkenntnißlehre) führt uns zu einem allweisen Gott, die Physik zu einem allmächtigen, die Ethik zu einem allgütigen, — auch eine Dreieinheit.

Warum hat sich so heftiger Widerspruch gegen die tiefsinnigen Geheimnisse des Christenthums gefunden? — Weil man sie den Unvorbereiteten mit Gewalt aufzwingen wollte, und obenein so zerstückelt auf dem Boden des Verstandes zurechtgelegt, daß sie wie baarer Unsinn erschienen. Nun mögen die, welche geduldig crude und nude Alles verzehrten, sich nicht einbilden daß sie höher stehen als jene Widersprechenden. Die höchste Erkenntniß versöhnt erst mit dem Geheimnisse und bedarf desselben.

Wer nur seine eigene Partei begreift, ist auf einem Auge blind und auf einem Ohre taub.

*) Aus dem schon von uns angeführten Taschenbuch sinnreicher Einfälle eines einsiedlerischen Kopfes (Leipzig, Brockhaus).

Offenbarung Gottes sehe ich überall, von den Infusorien bis zu den Sonnensystemen. Auch in der Menschengeschichte erkenne ich Sterne der verschiedensten Größe. Christus, die Centralsonne, ist von solchem Glanze, daß man es kaum ertragen könnte hineinzublicken; weshalb dann die Theologen gar dienstfertig mit Kohlendampf geschwärzte Gläser darbieten, damit jeder seine Augen schone.

Christus brachte die geistige Freiheit; die angeblich sachverständigen Theologen brachten den Glaubenszwang.

Das wahre Wesen des Christenthums besteht nicht vorzugsweise in dem, worüber die Sekten uneinig, als worüber sie einig sind.

Sonst gingen viele Frauen zu Grunde an äußerlicher Philisterei, jetzt an den heimlichen Sünden der Phantasterei.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr. | Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet. | № 72. 22. Septbr.

Eine Mainacht.

Aus Gogol's kleinrussischen Volksgeschichten.

Deutsch von **Wilhelm Wolfsohn.**

1.

Hanna.

Heller, strömender Gesang schallte durch die Straßen des Dorfes. Es war die Stunde, wo Bursche und Mädchen, von der Tagesarbeit müde, sich lärmend im Kreis versammelten, und bei strahlender Abendsonne ihre Heiterkeit in Lieder ergossen, die stets eine gewisse Wehmuth durchzieht. Und der Abend umfing sinnend und träumerisch den blauen Himmel, und wandelte Alles in Unbestimmtes und Fernes. Schon brach die Dämmerung herein, und der Gesang verstummte noch immer nicht.

Mit der Pandura im Arm schlüpfte des Dorfschulzen Sohn, der junge Kosak Lewko, von den Sängern fort. Der Kosak hatte eine schmucke Mütze auf. Er wandelte die Straße entlang, strich mit der Hand über die Saiten, und hüpfte dazu. Jetzt hielt er vor der Thür eines Häuschens still, das niedrige Kirschbäume umstanden. Wessen Haus war das? Wessen Thüre? Nach einigem Schweigen begann er zu spielen und zu singen:

Sonne geht nieder, Abend ist wieder,
Herzliebchen, o komm! Herzliebchen, o komm!

„Nein, meine helläugige Schöne muß fest eingeschlafen sein!" sagte der Kosak, nachdem er das Lied beendet, und trat an's Fenster. „Hannchen! Hannchen! schläfst du oder willst du nicht zu nicht zu mir herauskommen? Du fürchtest wohl, daß uns Jemand sehe, oder willst mit deinem weißen Gesichtchen nicht an die kalte Luft? Fürchte nichts: es ist Niemand da. Der Abend ist warm. Und wenn auch Jemand käme, so umhülle ich dich mit meinem Kittel, umwickle dich mit meinem Gürtel, bedecke dich mit meinen Händen, und es sieht uns Keiner. Und wenn auch ein kühles Lüftchen wehte, so drücke ich dich fester an meine Brust, erwärme dich mit Küssen, ziehe meine Mütze über deine weißen Füßchen. O mein Herzchen, mein Fischchen, mein Schätzchen, sieh doch nur auf ein Augenblickchen her, strecke doch nur dein weißes Händchen 'mal zum Fenster heraus.... Nein, du schläfst nicht, du stolzes Mädel!" rief er laut und im Tone eines Menschen, der sich schämt, daß er einen Augenblick sich erniedrigt. „Dir beliebt's, mich zum Besten zu haben!" Hier wandte er sich ab, schob seine Mütze über's Ohr und trat stolz vom Fenster zurück, während er leise die Saiten seiner Pandura anschlug. Jetzt drehte sich der hölzerne Griff an der Thür: die Thüre ging knarrend auf und ein Mädchen im siebzehnten Lebenslenz trat, von der Dämmerung umhüllt, über die Schwelle. Sie sah sich schüchtern um, ohne den hölzernen Griff loszulassen. Durch das Zwielicht strahlten ihre hellen Augen freundlich wie Sternlein, funkelte ihre krystallene Halsschnur, und dem Adlerblick des Burschen entging selbst die Röthe der Scham nicht, die auf ihren Wangen loderte. „Was du doch ungeduldig bist! sagte sie zu ihm halblaut. Gleich wird er böse! Warum hast du auch solche Stunde gewählt? eine Menge Leute schlendern auf den Straßen ... Ich zittre und bebe"....

„O bebe nicht, mein rothes Röslein du! schmiege dich fester an mich!" sagte der Bursche, sie umarmend, warf die Pandura von sich, die an langem Riemen um seinen Hals hing, und setzte sich neben das Mädchen an die Thür. „Du weißt wie schmerzlich es mir ist, dich nur ein Stündchen nicht zu sehen."

„Weißt du wohl, was ich denke?" fiel das Mädchen ein, und heftete sinnend ihre Augen auf ihn. „Mir ist es immer als raunte mir etwas in's Ohr, daß wir

uns fernerhin nicht so oft sehen werden. Es sind böse Leute bei Euch: die Mädchen blicken alle so neidisch drein, und die Bursche .... Ich bemerke sogar, daß meine Mutter mich seit einiger Zeit finstrer ansieht. Ich gestehe dir, es war mir wohler bei Fremden." Ein gewisser Ausdruck von Bangigkeit überzog bei den letzten Worten ihr Gesicht.

„Zwei Monate bist du erst wieder in der Heimath, und schon sehnst du dich fort! Am Ende bist du auch meiner überdrüssig!"

„O, deiner gewiß nicht!" sagte sie lächelnd. „Dich liebe ich, mein schwarzlockiger Kosak! Ich liebe dich, weil du so dunkle Augen hast: bei ihren Blicken lacht mir das Herz, da ist mir so wohl und so froh zu Muthe; ich liebe dich, weil du so freundlich mit deinem schwarzen Schnurrbart zuckst, weil du über die Straße hinwandelnd, die Pandura spielst und singst, daß es eine Lust ist dich zu hören."

„O, mein trautes Mädchen!" rief der Bursche, sie küssend, und preßte sie heftig an seine Brust.

„Halt, laß mich, Lewko! sage mir doch erst, hast du mit deinem Vater gesprochen?"

„Was?" rief er, wie erwachend. „Ja wohl, daß ich heirathen will und daß du mich gern zum Mann nimmst — ich sprach davon." Aber diese Worte: „ich sprach davon" klangen gar schwermüthig in seinem Munde.

„Nun?"

„Was ist mit ihm anzufangen! Der alte Graubart stellte sich seiner Gewohnheit nach taub, wollte nichts hören, und schalt mich noch, daß ich Gott weiß wo umherschwärme, tolle Streiche mache und mit den Burschen auf der Straße Muthwillen treibe! Aber gräme dich nicht, mein Hannchen, ich gebe dir mein Kosakenwort, ich bring' ihn schon dazu."

„Ach Lewko, dir kostet's ja nur ein Wörtchen, so ist Alles nach deinem Willen. Ich weiß das an mir: manchmal möcht' ich gar nicht auf dich hören, aber kaum sprichst du ein Wort, so thu' ich unwillkürlich, was du willst. Sieh doch, sieh doch!" fuhr sie fort, ihr Haupt auf seine Schulter legend, und hob die Blicke empor zu dem endlos hinblauenden warmen Himmel der Ukraine, den unten die vor ihnen stehenden breitastigen Kirschbäume fast verhängten. „Sieh, dort in der Ferne blitzten Sternlein auf, eins, zwei, drei, vier, fünf .... nicht wahr, das sind doch die Engel Gottes, welche die Fensterlein ihrer hellen Häuschen am Himmel geöffnet und auf uns herabblicken? Ist's nicht so, Lewko? sind sie's nicht, die auf unsre Erde sehen? O wenn doch die Menschen Flügel hätten, wie die Vögelein — wer doch hinfliegen könnte, hoch, hoch empor! .... Welch schreckliche Höhe! Von unsern Eichen reicht keine bis an den Himmel. Aber es soll doch irgend wo, in einem entfernten Lande einen Baum geben, dessen Wipfel im Himmel selbst rauscht; an dem, sagt man, steigt Gott in der Osternacht zur Erde herab."

„Nein, Hannchen; Gott hat eine lange Leiter, vom Himmel bis zur Erde. Vor dem Ostersonntag stellen sie die heiligen Erzengel auf, und so wie Gott auf die erste Sprosse tritt, stürzen alle bösen Geister haufenweise und kopfüber in die Hölle; darum gibt es auch an Christi Auferstehungstage keinen einzigen bösen Geist auf Erden."

„Wie sanft sich das Wasser bewegt, gleich einem Kind in der Wiege!" fuhr Hanna fort, auf den Teich deutend, welchen ein dunkler Ahornwald finster umgab, und in den Weiden traurig ihre Äste senkten. Wie ein kraftloser Greis hielt er in seiner kalten Umarmung den fernen dunkelnden Himmel, und überschüttete mit eisigen Küssen die glühenden Sterne, die trübe in der lauen Abendluft schwammen, als ahnten sie das baldige Erscheinen des glänzenden Königs der Nacht. Am Wald, auf dem Berge stand ein altes hölzernes Haus mit geschlossenen Läden, wie in Schlaf versunken; Moos und Unkraut bedeckten das Dach, dichtbelaubte Apfelbäume ragten vor den Fenstern; der Wald der es mit seinem Schatten umfing, gab demselben ein düster wildes Ansehen. Unten zog sich Haselgebüsch bis hart an den Teich.

„Ich erinnere mich, wie aus einem Traum", sagte Hanna, ohne ihre Augen davon zu verwenden: „es ist lange, lange her, ich war noch ganz klein und bei meiner Mutter, da hört' ich etwas Schreckliches von diesem Hause erzählen. Du weißt es gewiß auch Lewko; erzähl's doch!" ....

„Laß gut sein, holdes Kind! Was wird nicht Alles von alten Weibern und dem dummen Volk erzählt! Es wird dich nur ängstigen, du wirst dich fürchten und nicht ruhig einschlafen können."

— „Bitte, bitte, erzähle mir's, mein herzlieber Junge!" sagte sie, ihn umarmend, und schmiegte ihr Gesicht an seine Wange. „Nicht? Da hast du mich gewiß nicht lieb, hast ein anderes Mädchen! Ich will mich ja gar nicht fürchten, ich werde die Nacht ruhig schlafen. So aber schlaf' ich erst recht nicht ein, wenn du mir's nicht erzählst: ich werde in einem fort dran denken und mich quälen. Bitte, bitte, Lewko!" ....

„Es muß doch wahr sein, was die Leute sagen, daß in den Mädchen ein Teufel sitzt, der ihre Neugier stachelt. Nun so höre: Vor langer Zeit, mein Herzenskind, lebte in diesem Hause ein Hauptmann. Er hatte eine Tochter, ein herrlich Fräulein, schneeweiß, wie dein Gesichtchen. Des Hauptmanns Weib war längst gestorben; dem Alten fiel es ein, sich wieder zu vermählen. „Vater, wirst du mich denn aber auch wie zuvor lieb haben, wenn du wieder ein Weib nimmst?" — „Wohl, meine Tochter, fester noch als zuvor werd' ich dich an mein Herz drücken! Wohl, meine Tochter; will dir noch glänzendere Ohrringe und Halsketten schenken." Der Hauptmann führte sein junges Weib heim. Das junge Weib war schön, das junge Weib war roth und weiß: aber sie warf einen so schrecklichen Blick auf ihre Stieftochter, daß diese aufschrie. Den ganzen Tag sprach die finstere Stiefmutter kein Wort. Die Nacht brach herein, der Hauptman ging mit dem jungen Weib in sein Schlafgemach; auch das weiße Fräulein schloß sich in ihr Zimmer ein. Ihr wurde bitter weh, sie begann zu weinen. Siehe, da schleicht sich eine schwarze Katze zu ihr, mit brennendem Fell, mit klirrenden Eisenkrallen. Erschrocken springt sie auf die Bank, die Katze ihr nach; sie springt auf den Ofen, die Katze folgt ihr und wirft sich ihr plötzlich an den Hals und würgt sie. Schreiend riß sie sie von sich weg, und schleuderte sie zu Boden: aber die schreckliche Katze schleicht wieder heran. Da überwältigte sie die Angst. An der Wand hing des Vaters Säbel, den ergriff sie, und hieb auf den Boden hin — eine Pfote mit eisernen Krallen fiel ab, und die Katze verschwand heulend in einer finstern Ecke. Den ganzen Tag kam das junge Weib nicht aus ihrem Gemach; am dritten Tag erschien sie mit verbundenem Arm. Das weiße Fräulein errieth nun, daß ihre Stifmutter eine Hexe und daß sie ihr die Hand abgehauen. Am vierten Tage befahl der Vater seiner Tochter Wasser zu tragen, die Stube zu kehren wie eine gemeine Bäuerin, und in den herrschaftlichen Gemächern durfte sie sich nicht zeigen. Das fiel der Ärmsten schwer, aber da war nichts zu thun, sie mußte des Vaters Geheiß erfüllen. Am fünften Tage jagte der Hauptmann seine Tochter barfuß aus dem Hause und gab ihr kein Stück Brot auf den Weg. Da erst fing das Fräulein zu schluchzen an, und bedeckte mit den Händen ihr weißes Gesicht: „Vater, hast deine leibliche Tochter umgebracht! eine Hexe hat deine sündige Seele in's Verderben gestürzt! Verzeihe dir's Gott! Ich Unglückliche aber darf wohl nicht länger auf der lichten Welt bleiben!" . . . Siehst Du dort, (hier wandte sich Lewko zu Hanna, und deutete mit dem Finger auf das Haus) sieh, dort weiterhin vom Hause die höchste Stelle des Ufers — von da stürzte das Fräulein sich in's Wasser und seit jener Stunde ist sie nicht mehr auf der Welt."

„Und die Hexe?" fiel Hanna ängstlich ein, und sah ihn mit thränenvollen Augen an.

(Fortsetzung folgt.)

Briefwechsel.

Stuttgart, Mitte Sept.

[Patriotische Phantasien in Sachen der Waffenstillstandsfrage.]

X Ein milder wolkenloser Himmel lächelt in unser Thal herab, die grünen Berge bücken sich unter dem reichen Segen des Herbstes, Alles athmet Ruhe und Zufriedenheit; nur die Menschen, die undankbaren, die blinden, sitzen über saftlosen Zeitungsblättern und trinken sich voll von dem unklaren, unreifen Most der Politik. Einst war es anders! Da lebte Alles so gemüthlich, gleichgültig, philisterhaft in den Tag hinein und trieb Liberalismus nur als eine angenehme Abendunterhaltung zur bessern Verdauung. Von dem verhängnißvollen Februarmorgen an, da der Schwäbische Merkur sein erstes Extrablatt mit dem Bilde der französischen Revolution unter die auf der Königsstraße sich drängende Menge schleuderte, wie einen Feuerfunken in einen Haufen Stroh, bis heute, da ein neues Extrablatt die beschlossene Sistirung der Truppenzüge aus Schleswig verkündet, lebt alles in jener ängstlichen fieberischen Aufregung, wie sie der Krisis einer Krankheit gewöhnlich vorangeht. „Wenn es nur endlich einmal zum Bruche käme!" seufzte man, und Manchem fiel ein Stein vom Herzen, als die erste Nachricht von dem siebenmonatlichen Waffenstillstande mit Dänemark kam. Das Eis schien gebrochen, aber vielleicht hat es kaum einen Sprung! „Schmählich! schmählich!" hieß es da von allen Seiten, aus allen Parteien, „das ist die alte preußiische Perfidie! Nun wissen wir doch, woran wir sind! Die stolze Monarchie wird nun auseinanderfallen, denn das Band das ihre Glieder hielt, die Ehre ist zerrissen!" — Zugleich fiel es auf daß ein Beschluß, dem doch jedes deutsche Herz ohne Bedenken und voll Begeisterung hätte zufliegen sollen, nur eine so geringe Mehrheit hatte gewinnen können. — Ein paar Stunden später dachten Viele nicht eben anders, aber besonnener. Nun erschien doch die Hast mit welcher ein Beschluß gefaßt wurde, der doch eigentlich nur eine Andeutung, aber noch kein Entschluß, noch keine That war, die Hast welche nicht einmal die Darlegung der Aktenstücke, nicht einmal die Berathung über die eigentliche Frage abwarten konnte — diese Hast erschien nun gar Vielen kleinlich, fast kindisch, jedenfalls der Vertreter eines

großen Volkes nicht sehr würdig. „Wie?“ fragten sich jene „traute man seinem guten Muthe, seinem Ehrgefühl, seiner Willenskraft nicht so viel zu, um ein paar Tage zu warten, und dann nicht nur einen entschiedenen, unwiderruflichen Entschluß zu fassen, sondern ihn auch mit Energie durchzuführen? Wohl ist die Leidenschaft, die Thaten zeugt, etwas Großartiges, wenn sie aber in Redensarten, die „Sensation“ machen, ihre Befriedigung findet, wenn sie das Wohl des Vaterlandes zu kleinlichen Parteizwecken mißbraucht und endlich scheu vor der eigenen Impotenz zurückbebt, dann wird sie jämmerlich, ekelhaft. Wird denn nie ein reiner, allmächtig schaffender Geist über diesem Chaos von Licht und Dunkel, dieser Nationalversammlung, schweben? Ist denn das Genie ausgestorben in Deutschland oder untergegangen in der Intelligenz, in der modernen Bildung? Ach einen Mann, einen Mann, ein Kaiserreich für einen einzigen Mann!“ — So dachten Viele, aber auf die Masse wirkte und wirkt noch der erste Eindruck ungeschwächt fort. Die erste Folge davon war daß ein unwillkürliches Gefühl unsern vaterländischen (constitutionellen) und unsern Volksverein (ein constitutionell-republikanisches Amphibium) zu einem gemeinsamen Thun zusammentrieb. Diese beiden waren früher Eins gewesen, hatten sich aber über die Frage entzweit, ob es für die Verdauung des hungrigen Michels besser sei, wenn er das Brot in runden oder in langen Laiben erhalte. Runde Laibe! schrieen die Republikaner; lange Laibe! die Constitutionellen — einstweilen hungert Michel, denn das Mehl ist noch nicht einmal gekauft! — Diese Patrioten par Excellence verfaßten eine gemeinschaftliche Adresse an die Nationalversammlung, worin sie ihr die Ehre Deutschlands ans Herz legten und dabei den Entschluß aussprachen, mit Gut und Blut zu ihr zu stehen. Ohne Zweifel war das sehr schön, und sie hatten ganz Recht, wenn sie sagten daß der größte Theil Würtembergs hinter ihnen stehe. Aber Manche hätten es doch auch für passend gehalten, wenn sie die Nationalversammlung zugleich ausdrücklich darum angegangen hätten, die großen Verluste ihrer norddeutschen Brüder zu gleichen Theilen mittragen zu dürfen, damit diese keinerlei Vorwand mehr gehabt hätten, sich über die Rolle des Affen zu beklagen, der die Kastanien aus dem Feuer holt und noch dafür verhöhnt wird. Doch der Adressenpatriotismus ist wohlfeiler, und solche Narren wie unter den alten Griechen, wo Mancher sein ganzes Vermögen auf den Altar des Vaterlandes legte, wenn es galt Schiffe zu bauen und Städte zu befestigen, solche Narren gibt es nicht mehr. Mein Gott! man könnte ja keine Cigarren mehr kaufen, diese schönen Sinnbilder unseres modernen, schnell verrauchenden Patriotismus!

Die zweite Folge war eine große demokratische Volksversammlung in Heilbronn, wobei verschiedene grimmige Reden von alten und jungen Dilettanten im republikanischen Komödienspiel, im passenden Kostüm gehalten wurden. Wenn man auch derlei Versammlungen nur als moderne Volksbelustigungen, wozu man das Entrée mit seinem Charakter oder wenigstens mit Kopfschmerzen zahlen muß, gelten lassen will, wenn man die namentlich hier sehr zahlreich und sehr ungenirt ausgebrachten Hochs auf Hecker und die Republik noch nicht für das Grablied der Monarchie halten darf, so ist doch soviel unumstößlich wahr daß dieser, gelinde gesagt, unkluge Waffenstillstand Tausende vollends ganz zu Republikanern gemacht hat, die vor einigen Wochen noch halbe Constitutionelle waren, und daß er in tausend felsenfesten Constitutionellen fatale Bedenken hervorgerufen hat. Ja, es läßt sich fast mit Gewißheit behaupten daß noch einige ähnliche diplomatische Kunststücke die Einführung der Republik in Schwaben möglich machen würden. Nicht als ob man sich hier zu Lande von dieser Staatsform alles Heil verspräche, oder als ob auch nur der Hundertste mit dem Worte Republik irgend einen entsprechenden Begriff verbände — Gott bewahre! — nur der gegenwärtige Zustand ist Jedermann zur Last, und dieser Empfindung macht man Luft, wenn man die Republik leben läßt. Dazu kommt die fortdauernde Noth in den mittlern und untern Klassen, nicht etwa aus Mangel an Lebensmitteln, — diese sind bei uns Gottlob! in reicher Fülle vorhanden, — sondern aus Mangel an Absatz und Verkehr, der wieder aus dem Mangel an Vertrauen in die Lenker des Volkes entspringt. Ein energischer Aufruf an die Handwerker zur Verfassung einer Riesenpetition, welcher von dem Nagelschmid Wacker ausging, behandelt diese Sache. Der wackere Nagelschmid hat den Nagel wohl auf den Kopf getroffen, wenn er sagt daß all die politischen Salbadereien, wobei die Herren Gelehrten ihre Steckenpferdchen kapriolen lassen, wenig Anklang im Volke finden, daß die materiellen Fragen zuerst erledigt werden müssen, daß die große Mehrzahl des Volkes zunächst nur diese im Auge gehabt habe, als sie die Nationalversammlung mit ihrem Vertrauen beschenkte — daß mit Einem Worte ein gesättigter Magen das erste Grundrecht sei. — Die Enttäuschung hierüber, die Sehnsucht nach einem bessern Zustande ist es, welche Hunderten und Tausenden den Ruf nach Republik über die Lippen jagt. Sie ist ihr Feldgeschrei, ihr Gebet, ihre letzte Hoffnung — was sie eigentlich bedeute, wissen sie nicht. — Selbst manche unserer eingefleischten Aristokraten machen sich nach und nach mit dem Gedanken einer Möglichkeit der Republik vertraut. „Sie dauert doch nur ein paar Monate“, meinen sie, „dann wird sich herausstellen daß das Elend eher zu- als abgenommen hat und dann“ ... Dann? Wer weiß was dann geschieht? — Einige dumme Teufel meinen freilich, die Regeneration dieser Zeit müsse an dem Einzelnen beginnen, alle politischen und socialen Einrichtungen können nichts helfen, wenn nicht ein Jeder in sich selbst neue Einrichtungen treffe, man müsse vor Allem gegen Irreligiosität, gegen Müßiggang und Genußsucht Revolution, und Propaganda für Rechtschaffenheit, Fleiß und Mäßigkeit machen — aber das ist altväterisches bornirtes Geschwätz! Diese Leute begreifen ihre Zeit nicht! Wahrhaftig, sie begreifen sie nicht! — Einstweilen zwitschern noch die Vögel, der blaue Himmel lächelt nach wie vor, und die Natur feiert in majestätischer Ruhe ihre schönen Herbsttage — ein stummes Parlament, aber es erquickt sein Anblick Aug' und Herz.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr.

Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet.

№ 73. 23. Septbr.

Eine Mainacht.

Aus Gogol's kleinrussischen Volksgeschichten.

Deutsch von **Wilhelm Wolfsohn.**

(Fortsetzung.)

„Die Hexe? Die alten Weiber geben vor, seit der Zeit tauchten in Mondnächten alle ertrunkenen Mägdelein herauf um in dem herschaftlichen Garten sich im Mondschein zu wärmen, und des Hauptmanns Tochter sei ihre Führerin geworden; in einer Nacht habe sie ihre Stiefmutter am Teiche erblickt, sei über sie hergefallen und habe sie in's Wasser geschleppt. Aber die Hexe fand sich auch da zurecht: unter dem Wasser verwandelte sie sich in eine Ertrunkene und entging dadurch den Händen der Mädchen, die sie mit dem grünen Schilf peitschen wollten. Glaub' Einer den alten Weibern! Sie erzählen auch noch, daß das Fräulein jede Nacht die Ertrunkenen um sich versammle, und jeder Einzelnen in's Gesicht sehe und zu erkennen suche, welche von ihnen die Hexe sei: bis jetzt aber habe sie sie nicht erkannt, und näherte sich irgend ein Mensch, so heiße sie ihn gleich rathen, wo nicht, drohe sie ihn im Wasser zu ertränken. Das ist Alles, mein Hannchen, was die alten Leute erzählen!.... Der jetzige Gutsherr will auf derselben Stelle eine Branntweinbrennereierbauen lassen, und hat eigens dazu einen Branntweinbrenner hergeschickt.... Aber ich höre Stimmen. Das sind unsre heimkehrenden Sänger. Gute Nacht, Hannchen, schlaf' ruhig, und denke nicht an all die Weibermährchen!" Mit diesen Worten umarmte er sie lebhaft, küßte sie und ging.

„Gute Nacht, Lewko!" sagte Hanna, und heftete ihre Augen sinnend auf den dunkeln Wald.

Der große feurige Mond stieg jetzt majestätisch herauf. Die eine Hälfte war noch verdeckt, und schon breitete sich über die ganze Welt ein feierliches Licht. Der Teich funkelte. Der Schatten der Bäume zeichnete sich deutlich auf dem dunkeln Grün ab. „Gute Nacht, Hanna!" erscholl es hinter ihr, und diesen Ruf begleitete ein Kuß. „Bist du wieder da?" sagte sie, sich umsehend, wandte sich aber rasch weg, als sie einen fremden Burschen vor sich sah. „Gute Nacht, Hanna!" erscholl es von Neuem, und abermals küßte sie Jemand auf die Wange. „Hat doch der Gott sei bei uns schon wieder Einen hergebracht!" sprach sie erzürnt. „Gute Nacht, liebe Hanna!„ — „Ha, noch Einer!" „Gute Nacht, gute Nacht, gute Nacht, Hanna!„ und von allen Seiten wurde sie mit Küssen überschüttet. „Das ist ja ein ganzer Schwarm!" rief Hanna, sich aus der Menge der Burschen losreißend, die sich um die Wette beeilten, sie zu umarmen. „Wie sie doch des ewigen Küssens nicht satt werden! Bei Gott, bald wird man sich nicht mehr auf der Straße zeigen dürfen!" Mit diesen Worten warf sie die Thüre zu. Man hörte nur noch wie der eiserne Riegel klirrte.

2.

Der Schulze.

Wißt Ihr, was eine Ukrainer Nacht ist? O, Ihr kennt keine Ukrainer Nacht. Sehet hin: mitten am Himmel blickt der Mond herab; die unermeßliche Himmelswölbung hat sich noch weiter, noch endloser ausgedehnt, sie glüht, sie athmet; die ganze Erde strahlt im Silberlicht, und die wunderbare Luft ist kühl-schwül, ist wollüstig weich und in ihr wogt ein Meer von Wohlgedüft. O göttliche, zauberhafte Nacht! Regungslos, begeistert stehen die Wälder voller Dunkel und werfen riesige Schatten von sich. Still und ruhig sind die Teiche; ihre kalten, dunklen Gewässer sind von tief

grünen Gärten wie von einer Wand umschlossen. Die jungfräulichen Kirschbäume strecken furchtsam ihre Wurzeln in die kühle Quelle, und dann und wann flüstert ihr Laub gleichsam unwillig und zürnend, wenn das laue Lüftchen der Nacht sich einen Augenblick herbeischleicht, und sie küßt. Die ganze Landschaft schläft; über ihr weht Alles so wunderbar und feierlich, und auch durch die Seele zieht ein wundersames unermeßliches Gefühl und eine Reihe silberner Gebilde steigt harmonisch aus ihren Tiefen. O du göttliche, du zauberhafte Nacht! Auf einmal wird Alles lebendig: die Wälder, die Teiche, die Wiesen. Majestätisch rollt der Schlag der Ukrainer Nachtigall und selbst der Mond mitten am Himmel scheint ihr zu lauschen. Wie verzaubert liegt auf der Anhöhe das Dorf in Schlummer. noch weißer, noch schöner glänzen im Mondenstrahl die Reihen der Häuschen, noch blendender stechen aus dem Dunkel ihre niedern Mauern hervor. Die Lieder sind verstummt, Alles ist still, die frommen Leute schlafen schon; nur hie und da ist noch Licht in den schmalen Fenstern; nur noch an der Schwelle weniger Häuschen nimmt eine Familie, die sich verspätet, ihr Nachtmal zu sich.

„Aber so wird der Hopser gar nicht getanzt! Seh' ich's doch, daß ich immer nicht hineinkomme! Was spricht denn nur der Gevatter? Nun aber: hopp trala, hopp trala, hopp, hopp, hopp!“ So sprach mit sich selbst ein angetrunkener Bauer von mittlerm Alter, über die Straße hintanzend. „Bei Gott, so geht der Hopser nicht! Was soll ich mir da vorlügen? es ist bei Gott nicht so, aber nun . . hopp trala, hopp trala, hopp, hopp, hopp!“

„Der Mensch ist närrisch geworden! Wär' es noch ein junger Bursch, aber daß so ein alter Bär sich zum Kindergespött macht und Nachts auf der Straße herumtanzt!“ rief ein vorbeikommendes bejahrtes Weib, das Stroh in der Hand trug. „Geh nach Hause, es ist längst Zeit zum Schlafen!“

„Ich gehe schon“, sagte der Bauer, stehen bleibend. „Ich gehe schon! Ich mache mir aus keinem Schulzen was. Was denkt er, hol mich der Teufel, weil er Schulze ist, weil er den Leuten das Fell vom Leibe abzieht, darum trägt er die Nase hoch! Schulze hin, Schulze her, ich bin mir selber Schulze. Gott straf mich, da schlag' doch das Donnerwetter drein! ich bin mir selber Schulze. Ja, ja, und nicht etwan...“ fuhr er fort, trat an's erste beste Haus, auf das er stieß, stellte sich vor's Fenster hin, und strich mit den Fingern über die Scheiben, indem er den hölzernen Griff der Thüre suchte. „Mach auf, Weib, flink Alte! Aufgemacht, sag' ich dir! Der Kosak will schlafen.“

Wohin, Kalenik? Du bist in ein fremdes Haus gerathen!“ riefen lachend hinter ihm die Mädchen, die vom fröhlichen Gesang heimkehrten. „Sollen wir dir dein Haus zeigen?“

„Thut's, meine lieben Jungfräulein.“

„Hört Ihr's? „lieben Jungfräulein!“ rief die Eine: „wie artig Kalenik ist! Dafür müssen wir ihm sein Haus zeigen . . . doch nein, erst muß er tanzen.“

„Tanzen? o ihr losen Mädel!“ sprach Kalenik gedehnt, wobei er lachend und mit dem Finger drohend fehltrat, da er sich kaum auf den Füßen halten konnte. „Werdet ihr euch küssen lassen? Ich küsse euch Alle, Alle!“ Und mit schrägen Schritten eilte er ihnen nach. Die Mädchen schrieen auf und geriethen in Verwirrung, faßten sich aber bald ein Herz und liefen auf die andre Seite, als sie sahen, daß Kalenik nicht gut fort konnte.

„Hier ist deine Wohnung!“ riefen sie ihm zu, indem sie sich entfernten, und zeigten auf ein Haus, das, weit größer als alle andern, dem Dorfschulzen gehörte. Kalenik wankte gehorsam nach jener Seite hin, wobei er von Neuem auf den Schulzen zu schimpfen anfing.

Aber wer ist denn nur dieser Schulze, der so unvortheilhafte Äußerungen und Reden hervorrief? O, dieser Schulze ist eine wichtige Person im Dorfe. Bis Kalenik seinen Weg zurücklegt, haben wir ohne Zweifel noch Zeit, etwas über ihn zu sagen. Das ganze Dorf, wenn es ihn erblickt, greift an die Mützen, und die Mädchen, selbst die allerjüngsten, sagen ihm „guten Tag.“ Welcher Bursch möchte nicht Schulze sein? Der Schulze hat freien Zutrit in alle Tabaksdosen, und der stämmige Bauer steht ehrerbietig mit entblößtem Haupte, so lange der Schulze mit seinen dicken rauhen Fingern in dessen hölzerner Dose wühlt. Bei Berathungen, in Gemeindesachen gewinnt der Schulze, trotzdem daß seine Macht durch einige Stimmen beschränkt ist, doch immer die Oberhand, und läßt fast eigenmächtig wen er will die Straßen ebnen oder an den Gräben arbeiten. Der Schulze hat ein finsteres mürrisches Aussehen, und spricht nicht gern viel. Vor langer, langer Zeit, als die Kaiserin Katharina hochseligen Andenkens nach der Krim reiste, war er zum Führer gewählt worden. Zwei ganze Tage bekleidete er dies Amt und hatte sogar die Ehre neben dem kaiserlichen Kutscher auf dem Bock zu sitzen. Von jener Zeit an lernte der Schulze ernst und würdevoll den Kopf neigen, den langen gedrehten Schnurrbart streichen und

einen scharfen finstern Blick umherwerfen. Seitdem mochte man mit dem Schulzen sprechen, wovon man wollte, er wußte die Rede immer darauf zu bringen, wie er die Kaiserin geführt und auf dem Bock der kaiserlichen Kutsche gesessen. Der Schulze stellt sich bisweilen gern taub, besonders wenn er etwas hört, was er nicht hören möchte. Der Schulze ist Feind aller Eleganz: er trägt beständig einen Kittel von schwarzem gemeinem Tuch, bindet einen wollenen bunten Gürtel um, und noch nie hat ihn Jemand in anderm Kostüm gesehen — jene Zeit der kaiserlichen Reise nach der Krim abgerechnet, wo er ein blaues Kosakenwamms anhatte. Aber im ganzen Dorfe lebte wohl kaum noch Einer, der sich jener Zeit erinnern konnte, und das Wamms hielt er im Kasten verschlossen. Der Schulze ist Wittwer: aber bei ihm im Hause wohnt seine Schwägerin, die das Mittag- und Abendessen kocht, die Bänke scheuert, die Wände weißt, ihn mit Wäsche versorgt und das ganze Haus versieht. Im Dorfe wird gemunkelt, daß sie gar nicht mit ihm verwandt sei: allein wir haben schon gesehen, daß der Schulze Feinde hatte; die mochten allerhand Verleumdungen aussprengen. Übrigens gab vielleicht der Umstand zu diesem Gerede Anlaß, daß es die Schwägerin nicht gern sah, wenn der Schulze zu den Schnitterinnen auf's Feld ging, oder zu einem Kosaken, der eine junge Tochter hatte. Der Schulze ist einäugig, aber dies eine Auge ist schelmisch genug, und kann in größter Entfernung eine hübsche Bäuerin sehen. Nicht eher aber richtete er's auf ein nettes Gesichtchen, als bis er sich recht umgeschaut, ob ihn nicht die Schwägerin sehe. Doch nun haben wir fast alles Nöthige über den Schulzen gesagt — und der betrunkene Kalenik hat noch nicht einmal die Hälfte des Weges erreicht. Er tractirte noch lange den Schulzen mit den ausgesuchtesten Worten, die ihm nur irgend auf die träge, stammelnde Zunge kommen wollten.

(Fortsetzung folgt.)

Drei deutsche Frauenromane.

— 1. **Una**, Novelle von *** (Leipzig, J. J. Weber.) Ein weibliches Seelenleiden, warm gefühlt, aber nicht selten sehr geschmacklos im Ausdruck. Wie die sentimentale Heldin Musik hört, „da schwoll ihr das Herz, als wolle es all sein Blut ausströmen, da setzte ihre Seele Schwingen an und stieg aufwärts, immer höher, zu schwindelnden Gipfeln der Begeisterung; da tauchte ihr Genius das **Senkblei des Anticipationsvermögens** hinunter in die unergründliche Tiefe der Seele u. s. w. Der Unsinn Una's ist nicht immer so kräftig, aber ein gelinder Taumel geht doch durch all ihr krankhaftes Hangen und Bangen. Von ihrer Krankhaftigkeit macht sie gar kein Hehl. Schwindsüchtig wie sie ist, wirft sie Blut aus — und taucht die Feder in dies Blut um dem Geliebten einen Brief zu schreiben. Derlei ist in **Frauenseelenleidenromanen** noch nicht da gewesen; man würde es in guter Gesellschaft auch nicht für möglich halten, hätte man es in diesen Herzens- und Blutergießungen einer dilettirenden Noblesse nicht Schwarz auf Weiß.

— 2. **Karoline von Göhren** (soviel wir wissen, Frau von Zöllner in Dresden) schildert in ihrem Roman **Robert** (2 Bde. Stuttgart, Hellberger) vornehmes Weltleben mit jener Stimmung, halb Moquerie, halb Sentimentalität, wie sie dem Dilettantismus der feinern Gesellschaft eigen ist. Ich sage halb und halb; denn als Satyre ist diese Entfaltung vornehmer Weltsünden nicht gemeint, das Wohlgefallen daran läßt auch keine Geißel zu, und die gutmüthige Ehrlichkeit der Gesinnung macht doch zugleich auch die Beschönigung unmöglich. — Einige Züge im Buche sind hervorstechend. Ein Leutnant macht dem andern, dem Helden Robert, den Vorschlag ihm seine Geliebte zu erwerben, da er ja doch in den Stand der Ehe treten müsse und die Ehe der Tod der Freiheit sei. Robert heirathet, setzt aber doch fort was er Freiheit nennt, und sein Weib stirbt darüber vor Gram. Eine herumziehende Gräfin schreibt ihm plötzlich daß ihr Kind das seinige sei. Schließlich heftet seine herumflatternde Leidenschaft sich an das Herz eines jungen unbescholtenen Mädchens. Er entdeckt daß dies Mädchen seine — Tochter ist. Darüber stirbt der Don Juan der Geschichte. — Für den schriftstellernden weiblichen Dilettantismus unserer Tage findet sich ein bezeichnender Zug im Buche. Eine „schreibende" Frau von Wigandt räth einer trauernden, gebeugten Freundin: ebenfalls zu schriftstellern; sie habe sich **gesund geschrieben**. Sonst empfahl man nervös leidenden Damen Zerstreuung, Reisen, Bäder. Sie empfehlen sich jetzt das Schreiben.

— 3. **Eine dänische Geschichte**, Roman von **Adele Schopenhauer**, (Braunschweig, Westermann). Der Titel dieser reizend geschriebenen Erzählung kann die Vermuthung oder das Verlangen erwecken Bezüge, auf die politischen Verhältnisse Dänemarks darin zu finden. Der Roman ist aber ganz privater Art, Familengeschichte eines dänischen Grafenhauses dessen Vergangenheit voll Schauer, dessen Gegenwart voller Seltsamkeit und Grille ist. Mißheirathen sind der Fluch des Geschlechtes, ein Hang der altadeligen Herzen zu Kindern des Bürgerthums oder gar zu Schäferinnen der dörflichen Flur ist das Verhängniß des Hauses. Zwei Söhne waren bereits unadlig verheirathet; der dritte vermählt sich mit einer Bäuerin. Das Glück zieht aber nicht mit diesem Kinde der Natur ins alte Schloß: die Ehe ist tief unglücklich, der Zwiespalt der Abkunft in Gewohnheit, Lebensansicht, Sitte, Moral, und geistiger Haltung wird durch keine Leidenschaft des Blutes., durch keine Aufwallung des Herzens ausgeglichen. Zu dem Stolz des Adels gesellt sich der Stolz des Bauern um die Spannung entschieden zu machen. Die Sippe der zur Gräfin gewordenen Bäuerin ist voll Respect vor dem hohen Stande dem diese jetzt angehört, setzt ihr jedoch den ganzen Trotz der Selbständigkeit entgegen, scheidet sie von

sich aus, behandelt sie kalt und förmlich hält sie für verloren. Aristokratenstolz und Bauernstolz ist namentlich in einer Besuchsscene vortrefflich geschildert. Der Verfasserin, war sie nicht selbst in Dänemark, mußten die lebendigsten Quellen zu Gebote stehen, um diese Elemente so meisterhaft behandeln zu können. Und nicht blos diese einzelnen Scenen, der ganze Verlauf der „dänischen Geschichte" ist reizend gehalten. Christian, der gräfliche Gemahl der Bäuerin, ist als einziger männlicher Sproß am Stamm des Hauses übrig geblieben. Er erlebt es daß seine Schwester ebenfalls vom unseligen Hang der Familie, sich außerhalb Standes zu verbinden, erfaßt wird. Helene liebt mit der ganzen zähen Hartnäckigkeit eines aristokratischen Herzens einen Künstler. Die Kluft ist hier nicht so groß, aber sie ist nach den Gesetzen der Ebenbürtigkeit in der Erbfolge eben so hindernd. Christian, als Haupt der Familie, versagt der Schwester die Einwilligung zum Bündniß mit dem Maler. So steht das Unglück des Hauses in jedem Falle fest; keine Sühne, kein Ausgleich ist zu gewärtigen. Dänische Herzen sind einfältig wie Kinder; sie sind aber auch trotzhaft wie Riesen. Endlich bietet sich ein Ziel für die Liebenden. Thorald malt die Königin Juliane; er schmeichelt ihr so fein und sinnig daß er deren Gunst gewinnt. Was der Herr der Familie versagt, kann dort zu Lande die Majestät gewähren; die Königin gestattet die Heirath der Gräfin mit dem Maler. Dies bringt endlich Frieden in die aufgeregten Gemüther; das Schicksal des Hauses das einmal unvermeidlich ist, nimm die wildeste Gestaltung an und sänftigt sich in der Klarheit eines ruhig gewordenen Bewußtseins.

Briefwechsel.

Frankfurt a. M., d. 19. Septbr.

[Sieg der Ordnung.]

|| Wenn nicht alle Zeichen trügen, so ist der Sturm vorüber, den man so frevelhafter Weise gegen die Vertreter des deutschen Volkes und ihr mühevolles Werk heraufbeschworen. Noch vermögen wir freilich in diesem Augenblicke nicht, uns dem tröstlichen Gefühle hinzugeben, zu dem uns die Gewißheit des Sieges stimmt. Die Spuren der Zerstörung, welche der eben so sinnlose als verbrecherische Aufstand zurückläßt, sind zu frisch, als daß der Abscheu gegen die Wühler, die ihm vorgearbeitet, gegen ein Treiben, dem die schändlichsten Mittel recht sind, nicht jede andere Stimmung zurückdrängte. Eines ist vor allen Dingen entschieden. Die Umsturzmänner, die sich bis jetzt als die alleinige Partei der Bewegung und des Fortschrittes gerirten, die sich so pathetisch mit dem Tugendschein der Volksbeglücker umgaben, erleiden nicht nur eine materielle, sondern auch eine vollständige moralische Niederlage. Der gleißende Schein, der noch so Viele blendete, ist geschwunden; sie stehen unter der Last all der Schmach, welche der durch sie fanatisirte Haufen auf sich geladen, und nicht einmal den Kranz eines eingebildeten Märtyrerthums haben sie erhascht, wenn man überhaupt annehmen soll daß sie Muth genug hatten, danach zu haschen. Sie ist heil, die ganze Körperschaft; sie **lebt**, um in allen ihren Gliedern ihren moralischen **Tod** zu fühlen. So gewissenhaft waren diese Herren auf deutsche Ehre bedacht, daß sie den ruhigen Sinn deutscher Bürger bis zu kannibalischer Grausamkeit aufgereizt: so trefflich haben sie für deutsche Einigkeit gewirkt, zu deren Aufbau sie ja berufen waren, daß sie den heillosen Particularismus, die provincielle Eifersucht bis zur rohesten Leidenschaft zu steigern wußten! Denn Auerswald und Lichnowsky, die gräßlich Hingemordeten, waren von der politischen Meinung ihrer Gegner nur **verurtheilt** — ihr **Henker** aber war der Preußenhaß! Lichnowsky soll das Schrecklichste gelitten haben; man erzählt sich Verschiedenes davon. Gestern Abends um elf Uhr ist er an seinen Wunden gestorben. Seine Geistesgegenwart bis zum letzten Augenblick, sein unerschütterter Muth wird von Freund und Feind anerkannt. Tollkühn nennen Viele diesen Muth, und bezeichnen Lichnowsky geradezu als ein Opfer seiner Verwegenheit. Wohl möglich. Was er zu viel, sollen dagegen Andere zu wenig an den Tag gelegt haben. Es ist hier ein Gerücht verbreitet, für dessen Begründung ich nicht einstehen will, daß **Simon** aus Trier, als man ihr aufgefordert, zu seinen Freunden zu eilen, die in Kampf und Gefahr stünden, durchaus keine Lust dazu bezeigt und erklärt habe, er könne nicht hin, es werde dort gar zu arg auf die Leute geschossen.

Die Stadt hat jetzt vollkommen das Ansehen eines Kriegsschauplatzes; das Standrecht ist verkündigt, und die Proclamation desselben von den Gutgesinnten mit Freude aufgenommen. Denn wiewohl es den Aufrührern an Sympathien, ja selbst an thätiger Beihilfe unter den Frankfurter Bürgern nicht gefehlt hat, so gibt sich doch in weit überwiegendem Maße der unzweideutigste Sinn für die Sache der Ordnung und des Rechtes kund. Den Truppen verschiedener deutscher Staaten, die diesmal in Eintracht wirklich für die Freiheit Deutschlands gekämpft, indem sie die Nationalversammlung schützten, kommt die lebhafteste Theilnahme entgegen. Man beeilt sich die Ermatteten und Hungernden zu erquicken, schnell ist da und dort Geld zusammengebracht, sie mit allem Nöthigen zu versehen. — Ich komme eben von einem Gang nach der Mainlust zurück. Überall Militär, überall Wachen. Wer die Thore passiren will, sei es hinaus oder herein, muß sich bei dem Officier legitimiren können. Beim Gallenthor liefen eine Menge Leute zusammen; dann zog Cavallerie auf — die Gefangenen der letzten Nacht wurden nach Mainz escortirt. Die Zahl derselben soll sehr beträchtlich sein.

Wir wiederholen es, wir halten den sinnlosen Aufstand sogar in seinen Folgen für beendet, insofern es Folgen der Zerstörung sind. Die Arbeit unserer Vertreter ist nicht allein nicht **zerstört**, sie ist kaum ein paar Tage **gestört** worden. Zwar spricht man von einem Austritt der äußersten Linken, und ihre Freunde setzen natürlich hinzu, daß dann der Nationalversammlung die rechte Hand fehlen wird; man spricht von einer Verlegung des Parlaments von Frankfurt weg — kurz, Eigensüchtige jeder Farbe, jeder Partei begegnen sich in der Hoffnung, daß der Aufruhr jedenfalls eine Unterbrechung des bis jetzt Begonnenen zur Folge haben wird, die sie dann in ihrem Sonderinteresse benutzen wollen. Hie und da hörte ich gestern rufen: „Auf jeden Fall ist die Nationalversammlung als gesprengt zu erachten!" — ein Ruf, der in dem Augenblick, wo ich dies schreibe, vielleicht schon die Runde durch die Zeitungen macht. Unterdeß aber hat die hohe Versammlung sich bereits wieder gesammelt, die Sitzungen beginnen wieder, und die Vertrauensmänner des deutschen Volkes werden das Vertrauen, das man in sie gesetzt, rechtfertigen, wenn sie unerschrocken und mit ungeschwächtem Muth den Weg verfolgen, der zur Freiheit und zum Frieden, zur Eintracht und zur **Ordnung** führt.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr.	Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet.	№ 74. 25. Septbr.

Eine Mainacht.

Aus Gogol's kleinrussischen Volksgeschichten.

Deutsch von **Wilhelm Wolfsohn.**

(Fortsetzung.)

3.

Ein unerwarteter Nebenbuhler. Das Complot.

„Nein, Bursche, nein, ich will nicht! Was ist das nur für eine Ausgelassenheit! Wie werdet Ihr nicht müde in einem fort Muthwillen zu treiben? Ohnehin gelten wir schon für Gott weiß welch unbändige Kerle. Geht doch lieber schlafen!“ So sprach Lewko zu seinen ausgelassenen Kameraden, die ihn durchaus zu neuen Streichen bereden wollten. „Gute Nacht Brüder, angenehme Ruhe!“ Und mit raschen Schritten entfernte er sich von ihnen. „Ob meine helläugige Hanna wohl schon schläft?“ dachte er, sich dem uns bekannten Häuschen mit den Kirschbäumen nähernd. In der Stille ließ sich ein leises Gespräch hören; Lewko blieb stehen. Zwischen den Bäumen schimmerte ein weißes Hemd. „Was soll das sein?“ dachte er, schlich näher und versteckte sich hinter einen Baum. Das Mondlicht fiel hell auf das Gesicht des vor ihm stehenden Mädchens . . . es war Hanna! Aber wer ist denn der langgewachsene Mann, der ihm den Rücken kehrt? Vergebens sah er hin; die Dunkelheit bedeckte Jenen vom Kopf bis zu den Füßen. Nur von vorn war er ein wenig beleuchtet: aber der kleinste Schritt den Lewko vorwärt that, setzte ihn der Unannehmlichkeit aus, entdeckt zu werden. Still lehnte er sich an den Baum, und beschloß stehen zu bleiben. Das Mädchen nannte deutlich seinen Namen.

„Lewko? Lewko ist noch ein Milchbart!“ sagte der lange Mann mit heiserer Stimme und halblaut. „Wenn ich ihn jemals bei dir treffe, will ich ihn tüchtig am Schopfe zerren. . .“

„Den Schuft möcht' ich kennen, der sich vermißt mich am Schopfe zu zerren!“ sprach Lewko leise vor sich hin und bog sich lauschend vor, damit ihm ja kein einzig Wort entginge. Aber der Unbekannte sprach so still weiter, daß sich nichts hören ließ. „Wie schämst du dich nicht!“ sagte Hanna, als er seine Rede beendet. „Du lügst, du hintergehst mich, du liebst mich nicht; ich werde niemals glauben, daß du mich lieb hast.“

„Ich weiß“ versetzte der lange Mann, „Lewko hat dir viel albernes Zeug vorgeschwatzt und den Kopf verdreht. (Jetzt kam's dem Burschen vor, als sei die Stimme des Unbekannten ihm durchaus nicht unbekannt, als habe er sie schon irgend wo gehört.) Aber der Lewko soll mich kennen lernen!“ fuhr der Unbekannte in demselben Tone fort. „Er denkt, daß ich alle seine Streiche nicht sehe; erfahren soll er, der Hundskerl, was ich für Fäuste habe.“ Bei diesem Wort konnte Lewko seinen Grimm nicht mehr bemeistern; er that ein paar Schritte auf den Mann zu, und holte mit aller Kraft aus um ihm einen Backenstreich zu geben, der den Unbekannten trotz seiner sichtlichen Stärke vielleicht umgeworfen hätte: aber in diesem Augenblick fiel ein Strahl auf des Mannes Gesicht, und Lewko erstarrte; denn er sah, daß sein Vater vor ihm stand. Nur ein unwillkürliches Kopfschütteln und ein leises Pfeifen zwischen den Zähnen drückten sein Erstaunen aus. Da ließ sich ein Geräusch hören, und Hanna floh eilends in's Haus, die Thür hinter sich zuschlagend.

„Gute Nacht, Hanna!“ rief jetzt einer der Burschen, der sich herangeschlichen, und wollte den Schulzen küssen. Entsetzt sprang er zurück, als er den harten Schnurrbart fühlte. „Gute Nacht, meine Holde!“ rief ein Anderer: aber Dem gab der Schulze einen so heftigen

Stoß, daß er kopfüber zu Boden flog. „Gute Nacht, gute Nacht, Hanna!“ riefen mehrere Burschen, und hingen sich ihm um den Hals. „Daß Euch das Donnerwetter! Ihr verfluchten Bengel!“ schrie der Schulze, sich von ihnen losmachend und sie mit den Füßen stoßend. „Was bin ich denn für eine Hanna? Hol' Euch sammt Euern Vätern der Henker, Ihr Teufelsbrut! Sind über mich hergefallen wie Fliegen über den Honig! Euch will ich gleich! . . .“

Der Schulze! der Schulze! es ist der Schulze!“ schrieen die Burschen auf und liefen nach allen Seiten auseinander.

„Ei, ei, Vater!“ sagte Lewko, sich von seinem Staunen erholend und blickte dem Schulzen nach, der schimpfend fortging. „Das sind schöne Streiche! herrlich! Und ich habe mich immer gewundert und mir den Kopf zerbrochen, was das nur bedeuten mag, daß er sich taub stellt, wenn man mit ihm von was Ordentlichem spricht. Warte du alter Graubart, dir soll es theuer zu stehen kommen, daß du vor den Fenstern junger Mädchen herumschlenderst um Andern ihre Bräute abspenstig zu machen! He da, Jungen, kommt her!“ rief er, mit der Hand den Burschen winkend, die sich auf's Neue schaarenweise um ihn sammelten. „Tretet her! Ich habe Euch zugeredet schlafen zu gehen; jetzt bin ich andern Sinnes und gern bereit, die ganze Nacht mit Euch zu schwärmen.“

„So recht!“ sagte ein breitschulteriger und stämmiger Bursch, der für den ersten Bruder Liederlich und Thunichtgut im ganzen Dorfe galt. „Mir ist's immer so flau, wenn ich nicht ordentlich schwärmen und meine Stücklein ausführen kann; gerad wie wenn mir was fehlte, wie wenn ich meine Mütze oder Pfeife verloren — mit einem Wort, ich fühle mich da gar nicht als Kosak.“

„Wollen wir heut einmal den Schulzen recht ärgern?“

„Den Schulzen!“

„Ja wohl, den Schulzen. Meiner Seel', was denkt er nur? Er nimmt sich bei uns heraus wie ein Hetman. Nicht genug, daß er uns herumschickt, wie seine Knechte, er schleicht auch noch zu unsern Mädchen. Ich glaube wahrlich, es gibt im ganzen Dorf kein nettes Mädel, dem der Schulze nicht nachgelaufen.“

„Ei freilich, freilich!“ riefen alle Bursche einstimmig.

„Nun Kinder, sind wir denn seine Knechte? was? Sind wir nicht von solcher Herkunft, wie er? Gottlob, wir sind freie Kosaken! Zeigen wir ihm, Bursche, daß wir freie Kosaken sind!“

„Des wollen wir!“ riefen die Burschen. „Und wenn's einmal an den Schulzen geht, so soll auch der Schreiber dran!“

„Auch der. Mir ist zufällig ein prächtig Spottlied auf den Schulzen eingefallen. Kommt, ich will es Euch lehren,“ fuhr Lewko fort, die Saiten seiner Bandura anschlagend. „Jetzt hört, verkleidet Euch wie Ihr könnt!“

„Juchhe Kosakenherz!“ rief der stämmige Bruder Liederlich händeklatschend und die Absätze aneinanderschlagend. „Das ist prächtig, das ist eine Lust! Wenn man einmal so recht tollen kann, ist's Einem wie in früheren Jahren. Um's Herze ist's so frei, so leicht, die Seele ist wie im Paradiese. Juchhe, Brüder, juchhe!“

Und der Haufe flog lärmend über die Straßen hin. Die ehrbaren Mütterchen, vom Geschrei aufgeweckt, zogen die Fenster auf und bekreuzten sich schlaftrunken mit den Worten: „Na, jetzt sind die Bursche 'mal lustig.“

4.

Die Bursche sind lustig.

Nur in einem Hause an der Ecke der Straße war noch Licht. Das war des Schulzen Wohnung. Der Schulze war längst mit seinem Abendessen fertig, und hätte ohne Zweifel auch längst schon geschlafen, aber bei ihm war der Branntweinbrenner zu Besuch, welchen der Gutsherr, der im freien Kosakendorf einen kleinen Antheil Land besaß, hergeschickt, eine Branntweinbrennerei zu errichten. Der Gast saß auf dem Ehrenplatz dicht unter den Heiligenbildern: es war ein kurzes dickes Männlein mit kleinen ewig lachenden Augen, in welchen sich das Vergnügen zu malen schien, mit dem er aus seiner kurzen Pfeife rauchte, wobei er jeden Augenblick spuckte und und mit den Fingern die Tabaksasche zudrückte. Rauchwolken breiteten sich rasch über ihn aus und hüllten ihn in blauen Nebel. Man hätte denken mögen, es habe die breite Esse irgend einer Branntweinbrennerei, müde auf dem Dache zu sitzen, einen Spaziergang gemacht und sich in des Schulzen Hause anstandsvoll am Tische niedergelassen. Unter seiner Nase starrte ein kurzer dichter Schnurrbart, der aber durch die Tabaksatmosphäre so undeutlich durchschimmerte, daß es aussah, als habe der Branntweinbrenner eine Maus gefangen, und hielte sie, das Monopol der Hauskatze verletzend, in seinem Munde. Der

Schulze, als Wirth, saß in bloßem Hemd und leinenen Pluderhosen. Sein Adlerauge begann, der Abendsonne gleich, nach und nach zu sinken und zu blinzeln. An der Ecke des Tisches rauchte einer von den Dorfwächtern, welche des Schulzen Regiment bildeten, seine Pfeife. Dieser hatte aus Achtung gegen den Wirth einen Kittel an.

„Gedenken Sie denn bald Ihre Branntweinbrennerei zu errichten?" sagte der Schulze zu dem Brenner, und machte über seinen gähnenden Mund ein Zeichen des Kreuzes.

„Mit Gottes Hülfe fangen wir vielleicht schon in diesem Herbst zu brennen an. Ich setze meinen Hals dran, wenn bis Mariä Geburt der Herr Schulze nicht im Gehen deutsche Brezeln mit den Füßen zeichnet." Bei diesen Worten waren die Augen des Brenners wie verschwunden; statt ihrer zogen sich förmliche Strahlen bis an die Ohren; die ganze Gestalt erzitterte vor Lachen, und die frischen Lippen ließen auf einen Augenblick die dampfende Pfeife los.

„Gott geb's!" sagte der Schulze, auf dessen Gesicht sich etwas wie ein Lächeln zeigte. „Jetzt haben wir Gott sei Dank doch schon mehrere Branntweinbrennereien. Ehedem aber, als ich die Kaiserin auf dem Perejaslaw'schen Wege führte, da hat noch der selige Besborodko . . ."

„Na, Gevatter, von welcher Zeit sprecht Ihr! Da gab's von Krementschug bis Romen nicht zwei Brennereien, und jetzt . . . Habt Ihr gehört, was die verwünschten Deutschen ausgedacht? Bald, heißt es, werden sie nicht mehr mit Holz brennen, wie alle guten Christen, sondern mit irgend einem verteufelten Dampf." Bei diesen Worten blickte der Brenner nachdenkend auf den Tisch und seine auf demselben ausgebreiteten Hände. „Mit Dampf — wie sie das machen, weiß der Himmel!"

„Gott verzeih mir's, diese Deutschen sind doch wahre Narren!" sagte der Schulze. „Auspeitschen möcht' ich sie, die Hundskerle! Ist's erhört, daß man etwas mit Dampf zum Kochen bringt! Danach kann man also einen Löffel Sauersuppe nicht an die Lippen bringen, ohne sie zu braten, wie'n junges Ferkel . . ."

„Und Ihr, Gevatter", ließ sich des Schulzen Schwägerin hören, die mit untergeschlagenen Beinen auf dem Ofen saß — „Ihr wollt die ganze Zeit ohne Eure Frau bei uns leben?"

„Was soll sie mir? Ja, wenn's was Rechtes wär'!"

„Ist sie denn nicht hübsch?" fragte der Schulze, sein Auge auf ihn heftend.

„Wo denkt Ihr hin? Uralt ist sie, und die Fratze voller Runzeln, wie ein leerer Geldbeutel." Dabei wankte wieder die kleine Gestalt des Brenners von schallendem Gelächter.

In diesem Augenblick scharrte etwas an der Thür, sie ging auf — und ein Bauer trat, ohne die Mütze abzunehmen, über die Schwelle, blieb wie in Gedanken mitten in der Stube stehen, mit aufgesperrtem Munde und nach der Decke blickend. Das war unser Bekannter, Kalenik. „Da wär' ich denn zu Hause!" sagte er, sich auf die Bank an der Thüre setzend, ohne auf die Anwesenden die geringste Aufmerksamkeit zu wenden. „Wie doch der Satan den Weg weit gemacht hat! Ich gehe und gehe, und kein Ende! Die Füße sind mir wie abgeschlagen. Alte, reich' mir doch meinen Pelz, ich will ihn mir hier unterbreiten. Zu dir auf den Ofen komme ich bei Gott nicht, nein, ich komme nicht: die Füße thun mir weh! Gieb ihn mir schnell her, er liegt dort in der Ecke. Sieh nur, daß du den Napf mit geriebenem Tabak nicht umwirfst. Doch nein, rühre du lieber nichts an! Du bist heute vielleicht betrunken... Ich will ihn mir selber holen." Kalenik richtete sich ein wenig auf, aber eine unbezwingbare Gewalt fesselte ihn an die Bank.

„Das lass' ich mir gefallen", sagte der Schulze: „kommt in ein fremdes Haus und schaltet wie in seinem eigenen! Dem will ich hübsch das Geleit geben...."

(Fortsetzung folgt.)

Die Bestattung der Opfer in Frankfurt a. M.

Zwischen dem Friedberger und Eschenheimer Thore vor der Stadt Frankfurt liegt ein schöner neuer Kirchhof. Obschon ich viel Nothwendigeres zu erzählen habe, so kann ich doch die Bemerkung nicht unterdrücken, daß die drei deutschen Binnenstädte Frankfurt, Nürnberg, Leipzig, bei mancher andern Ähnlichkeit ihrer geschichtlichen Verhältnisse und ihrer bürgerlichen Bedeutung auch darin mit einander übereinstimmen, daß sie ihren Todten eine gleich liebende und schmückende Theilnahme widmen. Die Johanniskirchhöfe — zufällig trifft hier selbst der Name überein — von Leipzig und Nürnberg repräsentiren die Vergangenheit ihrer Städte: der Nürnberger in ehrenen Denkmälern und mittelalterlichen Grabdenksteinen, der Leipziger in Rococogrüften und blühenden Blumenüberkleidungen. Der Frankfurter Kirchhof zeigt ebenfalls auf eine der schönsten Eigenthümlichkeiten der Stadt hin, auf ihre Umgebung. Außer mit vielerlei kleineren, von Trauerweiden und Hängebirken überschatteten Grabmälern ist er mit dem Prachtmausoleum verziert, welches der vorige Kurfürst von Hessen

dem Bürgermädchen Ortlepp, seiner nachmals zur Gräfin Reichenbach erhobenen Gemahlin errichten ließ. Als wir heute am 21. Sept. mit Tausenden hinaus gingen, um die Gefallenen des 18. zu ihrer letzten Ruhestätte zu geleiten, duftete und blaute das Taunusgebirge in wunderbarer Herrlichkeit zu unserer Linken. Einer der reizendsten Aussichtspunkte um das reizende Frankfurt ist der neue Kirchhof, und der klarste Herbsttag begünstigte mit seinem warmen und glänzenden Lichte die erhabene Trauerfeier.

Auf dem Roßmarkte sammelte und ordnete sich der Zug. Seit den Kaiserkrönungen hat die alte Stadt kein Begängniß erlebt, worin das deutsche Vaterland mit so viel Würde und Mannigfaltigkeit vertreten war als bei diesem Leichenzuge. Würtembergische Lanzenreiter eröffneten ihn, an der Spitze einen östreichischen General mit seinen Adjutanten. Dann kam Fußvolk von Preußen oder Kurhessen mit einem Musikchore, welches Trauermärsche abwechselnd mit gedämpftem Trommelschlage spielte, und folgten Kanonen. Den acht Särgen ging eine zahlreiche Geistlichkeit, Katholiken und Protestanten, mit umflortem Kreuze voran, welches ein Unteroffizier, von zwei Wachsfackelträgern begleitet, trug. Kriegerische Fackelträger umgaben auch die Särge auf beiden Seiten. Zuerst General v. Auerswalds Sarg neben dem Sarge eines preußischen im Kampfe gefallenen Soldaten, dann Lichnowsky neben einem östreichischen Füselier aufgebahrt in einem purpursammtenen mit Gold geränderten Sarkophage, seinen tapfern Degen, seinen Fürstenhut und gegen dreißig Orden darauf, worunter vielleicht zehn große Dekorationen, wie z. B. der Stern des preußischen rothen Adlers. Dann auf zwei Bahren vier Officiersleichen, alle Särge mit Blumen und Lorbeer bedeckt. An sie schloß sich der Vorstand der Reichsversammlung als Leidtragende an, die drei Präsidenten und eine von Gold strotzende Generalität mit Officieren aller deutschen Heere. Die Mitglieder des Parlaments erschienen im einfachen bürgerlichen Kleid. Dann bairische Jäger, ein Bataillon des östreichischen Regiments Erzherzog Rainer, großherzoglich hessische Infanterie, Preußen, Geschütze und endlich wieder eine Abtheilung würtembergischer Reiter. Denkt man sich diesen Zug eingefaßt bald von Frankfurter Bürgertruppen, bald von östreichischen Piquets, bald von großherz. hessischen leichten Reitern, denkt man sich ihn umgeben von der zahlreichen Bevölkerung einer reichen Stadt, deren vergebaute Häuser ernst und vertraulich auf die Straße überhängen, und denkt man sich allen diesen kriegerischen Schimmer und alle diese parlamentarische Hoheit beleuchtet von einem azurblauen im reinsten Sonnenlichte flammenden Himmel, so ist das Bild eines Leichenzugs gegeben bei welchem der Zuschauer alle deutsche Waffengattungen, Stände und Stämme mustern konnte. Wie das vordere Musikchor mit den Trommeln, so wechselte das hintere mit dem melancholischen Klange der bairischen Waldhörner. Was sich weiter anfügte, von Lord Cowleys rother Britenuniform, deren Schnitt so unabänderlich fest stehend erscheint als der Charakter des großen Volkes, welches der edle Lord bei der deutschen Reichsgewalt vertritt, bis auf den leeren Wagen des Erzherzogs, ferner des Bürgermeisters und sonstiger Patricier von Frankfurt herab, das aufzuzählen bleibe einem Katalog überlassen, oder der illustrirten Zeitung.

Auf dem Kirchhofe war ein geräumiger Platz nahe am Eingange ausgewählt worden, um die Särge niederzusetzen, sie mit dem Leichengefolge zu umringen, und die Reden nebst dem kirchlichen Segen über sie zu sprechen, bevor sie unter dem tausendfachen Donner des großen und kleinen Gewehrs in die abseit gegrabnen Gräber gesenkt würden. Zuerst sprach und zugleich am Nachdrücklichsten von Seiten der katholischen Priesterschaft Herr v. Ketteler, ein Abgeordneter aus Westphalen. Er griff dabei der Linken tief in die Brust und zeigte ihr falsches Herz, indem er ihre gleißnerischen Reden von Bruderliebe, Humanität und Allerweltseintracht mit dem Hasse verglich, der zwei Vertreter des Volkes mit kannibalischer Grausamkeit hingeschlachtet. Nicht die verführte Menge beschuldigte er der niederträchtigsten That, womit sich die deutsche Geschichte seit Jahrhunderten zum ersten Mal befleckte, sondern die geistigen Urheber des Verbrechens klagte er an als die Verführer des Volkes und er wies somit deutlich darauf hin, daß hier die Ermordeten — von ihren Mördern zu Grabe begleitet würden. Denn mehrere Mitglieder derselben äußersten Linken, die vorgestern dem Vertrauensvotum für das Ministerium und selbst einer ausdrücklichen Mißbilligung des Aufruhrs durch die Nationalversammlung ihre Zustimmung zu versagen den Muth gehabt, hatten dennoch die erstaunliche Selbstüberwindung besessen, im Gefolge der Leichenbestattung zu erscheinen. Nach Herrn v. Ketteler sprach Herr Zittel, ein protestantischer Pfarrer. Der Ausgang der Rede des Erstern war Christus gewesen, als das Vorbild aller neuen, brüderlichen, socialen Umgestaltung. Herrn Zittel's Vortrag bewegte sich um den Satz, daß nur das Evangelium den Weg des Segens zeige und in diesem Sinne rief er allen Parteien bei dem erschütterndsten Ereignisse der Gegenwart zu: „Steht still und seht, ob Euer Weg der rechte sei." Den dritten Platz nahm Präsident von Gagern ein. Er rief den Gefallenen Worte des Dankes, den Ermordeten den Abschied des hohen Kreises zu, dem sie ein grauenvoller Tod entrissen. Aber in dem Tode erblickte er die Auferstehung und über den Gräbern der Gefallenen pflanzte er die Fahne des Vaterlandes und der Hoffnung auf. Der letzte Redner, nachdem der Stadtpfarrer Herr Friedrich seinen Segen über die Särge gesprochen, war Herr Wilhelm Jordan, der noch graderer Bahn als Ketteler auf die Veranlasser der That hinschritt, welche den Namen der Demokratie mißbrauchen und darunter die Herrschaft der niedrigsten Leidenschaften, so wie ihre eigne Verherrlichung verstehen. Ich sehe in Bezug auf Lichnowsky, dessen abenteuerliches, schön bewegtes Leben ein so würdiger Ausgang und ein so tragisches Ende geadelt hat, daß er der edelsten Thränen Deutschlands werth geworden, die Verse Shakespeares bei, mit denen Mark Anton den erdolchten Cäsar beweint, und nur in der Schlußzeile habe ich mir eine Abänderung erlaubt. Sie lauten:

Du edler Hirsch,
Hier wurdest du erjagt, hier fielest du;
Hier stehen deine Jäger, mit den Zeichen
Des Mordes und von deinem Blut bepurpurt.
O Welt, du warst der Wald für diesen Hirsch,
Und er, o Welt, war dieses Waldes Stolz.
Wie ähnlich einem Wild von vielen Hunden
Zerfleischet liegst du hier! — (Jul. Cäs. III, 1.)

Rob. Heller.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von
F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr. | Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet. | № 75. 26. Septbr.

Eine Mainacht.

Aus Gogol's kleinrussischen Volksgeschichten.

Deutsch von **Wilhelm Wolfsohn.**

(Fortsetzung.)

„Laßt ihn ausruhen, Gevatter!“ sagte der Brenner, ihn am Arm zurückhaltend. „Das ist ein nützlicher Mensch: noch mehr solche Leute, und wir machen mit unserer Brennerei die besten Geschäfte.“ Übrigens rief nicht bloße Gutmüthigkeit diese Worte hervor. Der Brenner glaubte an alle Vorbedeutungen, und es hieß ihm ein Unglück heraufbeschwören, wenn man einen Menschen, der schon Platz genommen, fortjagte.

„So ist's, wenn das Alter über Einen kommt!...“ murrte Kalenik sich auf die Bank legend. „Ja, wenn ich noch betrunken wär: aber nein, das bin ich nicht, ich bin bei Gott nicht betrunken! Was sollt' ich lügen? Ich sag's dem Schulzen selber in's Gesicht. Was geht mich der Schulze an? Mag er doch verrecken, der Hundsfott, der einäugige Teufel! Denkt er etwa, weil er den Leuten das Fell vom Leibe abzieht. . . .“

„Ei, ei! kaum ist das Schwein in die Stube, und gleich mit allen Vieren auf'm Tisch!“ sagte der Schulze, zornig von seinem Platz aufstehend — aber in diesem Moment flog ein schwerer Stein, der die ganze Scheibe zersplitterte, ihm vor die Füße. Der Schulze stutzte. „Wüßt' ich“, sagte er, den Stein aufhebend, „welcher Galgenstrick das hereingeworfen, dem wollt' ich 'nen Denkzettel geben. Was das für Streiche sind!“ fuhr er fort, den Stein in seiner Hand mit loderndem Blick betrachtend. Möcht' er doch an diesem Stein ersticken. . . .“

„Haltet ein! Gott bewahre Euch Gevatter!“ fiel ihm der Brenner bleich in die Rede. „Gott bewahre Euch in der und jener Welt, Jemand mit solchem Scheltwort zu gesegnen!“

„Was nehmt Ihr Euch denn seiner an! Hol' ihn der Teufel!“ . . . .

„Laßt das gut sein, Gevatter! Ihr wißt wohl nicht, was meiner seligen Schwiegermutter widerfahren?“

„Eurer Schwiegermutter?“

„Ja wohl. Eines Abends, etwas früher als um diese Stunde setzten sie sich zum Essen: meine selige Schwiegermutter, mein seliger Schwiegervater, die Pflegetochter, der Pflegesohn und noch fünf Stück Kinder. Meine Schwiegermutter that einige Mehlklöße aus der großen Schüssel auf einen Teller, damit sie nicht zu heiß blieben. Nach der Arbeit waren Alle hungrig geworden und wollten nicht so lange warten bis die Klöße abkühlten. Sie steckten sie denn auf lange Hölzchen, und fingen zu essen an. Plötzlich erschien, Gott weiß woher, ein Mann, und bat, man möchte ihn zur Tafel lassen. Wie sollte man einem Hungrigen nicht zu essen geben! Es wurde auch ihm ein Hölzchen mit einem Kloß gereicht. Aber der Fremde strich die Klöße ein, wie die Kuh das Heu. Kaum hatten die Übrigen einen gegessen und langten nach den andern, so war der Teller rein wie 'ne blanke Diele. Meine Schwiegermutter that noch welche hinein; sie dachte, der Fremde hätte sich nun satt gegessen, und würde weniger zu sich nehmen. Weit gefehlt! Er sprach noch besser zu, und leerte auch den zweiten Teller. Möcht'st du doch an diesen Klößen ersticken! dachte meine hungrige Schwiegermutter; plötzlich wankte der Fremde und fiel um. Man stürzte auf ihn zu — er war ohne Leben. Er war erstickt.“

„Recht geschah ihm, dem verdammten Schlecker!“ sagte der Schulze.“

„Ja, damit war's nicht aus. Von der Zeit an hatte meine Schwiegermutter keine Ruhe. Kaum wurde es Nacht, so kommt auch schon der Todte herge-

wackelt, setzt sich reitend auf den Schornstein, der Verdammte, und hält einen Kloß zwischen den Zähnen. Am Tage blieb Alles ruhig, da hörte man nichts von ihm: kaum aber begann es zu dämmern, und man sah nach dem Dache, so ritt auch schon der Hundskerl auf dem Schornstein. . . ."

„Immer mit dem Kloß im Munde?"

„Immer mit dem Kloß."

„Das ist wunderbar, Gevatter! Ich hörte so was noch bei Lebzeiten der Seligen. . . ." Hier hielt der Schulze inne. Unter dem Fenster ließ sich Geräusch und Getrappel von Tanzenden hören. Erst klangen die Saiten der Pandura leise, dann sang eine Stimme dazu; die Saiten ertönten stärker, noch mehrere Stimmen erschollen, und im Chor rauschte folgendes Lied:

Hört Ihr Bursche, wißt Ihr was?
Sollte man's wohl glauben?
Unserm Schulz, dem dicken Faß,
Springen alle Dauben.
Böttcher, ei, so schlag' ihn doch
Fest mit Eisenreifen!
Böttcher, ei, so laß ihn doch
Mit dem Prügel streifen!
Unser Schulz, der alte Gaul,
Hat Ein Aug' im Schädel,
Und noch wässert ihm das Maul
Doch nach jedem Mädel!
Schleichst zu Dirnen, alter Tropf?
Sollt'st zu Grabe schleichen!
Und dir müßt' man Kopf und Schopf
Und die Backen streichen!

„Ein köstlich Lied, Gevatter!" sagte der Brenner, den Kopf ein wenig auf die Seite neigend, und wandte sich zum Schulzen, der vor Staunen über solche Dreistigkeit wie versteinert dastand. „Köstlich! nur das ist garstig, daß des Schulzen nicht in sehr schicklichen Ausdrücken Erwähnung geschieht." Und abermals legte er die Hände auf den Tisch mit einer süßlichen Rührung in den Augen, und schickte sich an weiter zu hören; denn unter dem Fenster schallte Gelächter, und der Ruf: noch ein Mal! noch ein Mal! Allein ein durchdringender Blick hätte sogleich erkannt, daß den Schulzen nicht Staunen so lang auf einem Flecke zurückhielt: so pflegt nur eine alte erfahrene Katze es bisweilen zuzulassen, daß eine unerfahrene Maus um ihren Schwanz herumlaufe; sie hat unterdeß schon den Plan entworfen, wie sie zu rechter Zeit ihr den Weg abschneide. Noch war das einzige Auge des Schulzen auf das Fenster gerichtet, und schon hatte die Hand dem Wächter ein Zeichen gegeben, und hielt am hölzernen Griff der Thüre, worauf plötzlich auf der Straße sich ein Geschrei erhob. . . . Der Branntweinbrenner, der mit seinen vielen Tugenden auch die Neugier verband, stopfte sich schnell seine Pfeife voll Tabak, und eilte hinaus. Aber die muthwilligen Bursche waren bereits davongelaufen.

„Nein, du entschlüpfst mir nicht!" rief der Schulze, einen Mann am Arm schleppend, der einen mit dem Fell nach außen gewendeten schwarzen Schafpelz umhatte. Der Branntweinbrenner benutzte den Augenblick und eilte herbei, um diesem Ruhestörer in's Gesicht zu sehen, prallte aber ängstlich zurück, als er einen langen Bart und eine schauderhaft bemalte Fratze erblickte. „Nein, du entschlüpfst mir nicht!" rief der Schulze, und schleppte seinen Gefangenen geradeswegs in die Hausflur; derselbe leistete durchaus keinen Widerstand und folgte ruhig, als ging's in sein eignes Haus. „Karpo, mache die Kammer auf!" sagte der Schulze zum Wächter. „Wir sperren ihn in die dunkle Kammer, dann wecken wir den Schreiber, rufen die Wächter zusammen, fangen diese Raufbolde sämmtlich ein, und wollen noch heut ein Urtel über sie fällen!" Der Wächter klirrte mit einem kleinen Hängeschloß in der Hausflur, und öffnete die Kammer. Im selben Augenblick benutzte der Gefangene die Dunkelheit der Hausflur und riß sich plötzlich mit ungewöhnlicher Kraft aus dessen Händen los. „Wohin?" rief der Schulze, und packte ihn noch fester am Kragen.

„Laß mich doch, das bin ich!" ließ sich eine feine Stimme hören.

„Hilft dir nichts, hilft dir Alles nichts, Junge! Quieke meinetwegen wie der Teufel, und nicht blos wie'n Weib, mich führst du nicht an!" Und damit stieß er ihn so heftig in die dunkle Kammer, daß der arme Gefangene stöhnend zu Boden fiel. Er selbst begab sich, vom Wächter begleitet, nach dem Hause des Schreibers, und ihnen folgte, wie ein Dampfboot, der rauchende Branntweinbrenner.

Sie gingen alle Drei nachdenklich und ließen die Köpfe hängen, als sie plötzlich, in ein dunkles Quergäßchen einbiegend, allesammt einen heftigen Schlag an die Stirn erhielten und laut aufschrieen. Ein gleicher Schrei antwortete ihnen. Der Schulze blinzelte mit seinem Auge, und gewahrte erstaunt den Schreiber nebst zwei Wächtern.

„Ich gehe zu Euch, Herr Schreiber."

„Und ich zu Euer Gnaden, Herr Schulze."

„Wunderdinge gehen vor, Herr Schreiber."

„Merkwürdige Sachen, Herr Schulze."

„Was denn nun?"

„Die Bursche rasen und treiben haufenweis allen Unfug auf den Straßen. Euer Gnaden werden mit

solchen Worten titulirt . . . . kurz, 's ist eine Schande, es zu sagen! Ein betrunkener Moskowit würde sich scheuen, dergleichen auf seine gottlose Junge zu bringen." (Diese ganze Rede begleitete der Schreiber, der Zwillichhosen und eine hefenfarbene Weste anhatte, mit einem Vorrecken des Halses, den er sofort wieder in seinen frühern Zustand brachte). „Ich war kaum ein wenig eingeschlummert, da trieben mich die verwünschten Bengel aus dem Bette mit ihren schmählichen Liedern und ihrem Gepolter! Ich wollte ihnen gehörig aufspielen, aber während ich Hosen und Weste anzog, waren sie nach allen Seiten davon gelaufen. Der Rädelsführer indessen ist uns doch nicht entwischt; der singt jetzt im Stockhause. Mir brannte das Herz vor Begierde diesen saubern Zeisig zu erkennen: aber er hat sich die Fratze mit Rus angestrichen, wie der Teufel der in der Hölle die Nägel schmiedet für die Sünder."

„Wie ist er denn gekleidet, Herr Schreiber?"

„Der Hundskerl hat einen umgewendeten schwarzen Schafpelz an, Herr Schulze."

„Ihr lügt doch nicht, Herr Schreiber? Wie nun, wenn dieser Bengel jetzt bei mir in der Kammer säße?"

„Nein, Herr Schulze. Ihr selbst, nehmt's nicht übel, seid ein wenig irre."

„Licht her! Ihr sollt ihn gleich sehen." Es wurde Licht gebracht, man öffnete die Thür — und der Schulze ächzte vor Staunen, als er seine Schwägerin vor sich erblickte.

„Sage mir doch nur", sprach diese, an ihn herantretend: „Du bist wohl ganz und gar von Sinnen? In deinem einäugigen Strohkopf muß doch auch nicht ein Tropfen Hirn gewesen sein, als du mich in die dunkle Kammer stießest! Ein Glück noch, daß ich nicht mit dem Kopfe an den eisernen Haken anschlug. Habe ich dir nicht zugerufen, daß ich es bin? Verdammter Bär! packt mich mit seinen eisernen Tatzen und stößt mich hinein! Daß dich in jener Welt die Teufel so stoßen! . . ."

Die letztern Worte sprach sie schon draußen auf der Straße, wo sie irgend was vorhatte.

„Ja, ich sehe nun, daß du's bist!" sagte der Schulze, sich erholend. „Was meint Ihr, Herr Schreiber, ist dieser verdammte Störenfried nicht ein wahrer Erzschelm?"

„Meiner Seel', ein Erzschelm, Herr Schulze."

„Wär's nicht Zeit, daß wir alle diese Schlingel tüchtig in die Schule nehmen, und ihnen was Ordentliches zu schaffen geben?"

„Ja, Herr Schulze, es wär' die höchste Zeit."

„Die dummen Jungen bilden sich ein . . . was Teufel, mir war's, als hörte ich meine Schwägerin draußen schreien. . . . die dummen Jungen bilden sich ein, ich sei ihres Gleichen, so ein ordinärer Kosak, wie sie!" . . . .

Das Räuspern, das hierauf folgte, und der ernste Blick, den der Schulze dabei um sich warf, ließen die Umstehenden errathen, daß er sich anschickte von etwas Wichtigem zu sprechen. „Im Jahr tausend . . . . tausend . . . . diese verfluchten Jahreszahlen . . . man schlage mich todt, ich weiß es nicht! Nun meinetwegen, im Jahr tausend so und so viel, wurde dem damaligen Commissär der Befehl gegeben, den Gescheitesten aller Kosaken auszusuchen. Jaja! (dieses „Jaja!" sprach der Schulze mit in die Höhe gehobenem Zeigefinger) den Gescheitesten von Allen, zum Führer der Zarin zu wählen. Ich war damals . . ."

„Das braucht Ihr uns nicht mehr zu sagen, das weiß schon Jeder, Herr Schulze. Alle Welt weiß, wie Ihr die kaiserliche Gnade erworben. Aber gesteht's nur selbst, hatt' ich nicht Recht? Ihr habt Euch doch ein wenig vergriffen als Ihr meintet, daß Ihr den Bengel im umgewendeten Pelz aufgefangen!"

(Fortsetzung folgt.)

Moldau und Walachei.

Bei der Wichtigkeit welche die jetzigen Verhältnisse der Moldau und Walachei behaupten, ist ein Buch vom Geh. Rath Neigebaur: die Beschreibung der Moldau und Walachei (Leipzig, Tauchnitz 1848. 386 S.) von dem größten Interesse. Der gelehrte Verfasser sagt im Vorwort: „Ein mehrjähriger Aufenthalt in den Donaufürstenthümern hat dem Verfasser Gelegenheit gegeben, die Moldau und Walachei näher kennen zu lernen als den Reisenden gewöhnlich vergönnt ist. Diese Länder sind in der That weniger bekannt als man von europäischen Staaten erwarten sollte, die zwar zur Türkei gehören, doch die christlichen Elemente bewahrten, und nicht so unzugänglich waren, wie die unmittelbar der muselmännischen Gewalt unterworfenen Gebiete. Allein abgesehen von der Schwierigkeit des Reisens in der Moldau und Walachei, liegen diese Fürstenthümer so ganz außerhalb des Weges daß sie gewöhnlich umgangen werden, wenn Europäer den

Orient besuchen, obwohl gerade diese Gegenden die Brücke zwischen Morgenland und Abendland zu bilden scheinen. Der Süden Europas bedient sich des mittelländischen Meeres als Straße nach dem Orient, England und Frankreich gewöhnlich ebenfalls. Die Deutschen und Alle die von Dänemark und Schweden nach dem Orient gehen, bedienten sich früher der sehr gut eingerichteten Dampfschiffe aus dem Hafen von Triest, und später der Donaudampfschifffahrt von Wien aus, welche die Reisenden zwar gegen 70 Meilen weit an den Küsten dieser Länder hinführt, aber gerade bei der Regelmäßigkeit der Fahrt keine Veranlassung zum Aufenthalt und keine Gelegenheit gibt sie näher kennen zu lernen. Wer aus Rußland oder Polen nach dem Orient reist, zieht den trefflichen Hafen von Odessa und die großen Dampfschiffe der russischen Marine vor, welche das sonst so gefährliche schwarze Meer in wenigen Tagen durchschneiden. Selbst die Polen gehen lieber von Warschau über Kiew und von Lemberg über Brody nach Odessa als durch die Moldau und Walachei nach dem Orient. Der Verfasser, von dem berühmten Statistiker Moreau de Jannès ermuntert, suchte über diese Länder zu sammeln was ihm möglich war, und theilt hier das Ergebniß seiner Bemühungen mit. Der Verfasser fühlt selbst, wie mangelhaft diese Nachrichten sind, erlaubt sich jedoch darauf aufmerksam zu machen, daß es in diesen Ländern sehr schwer hält sichere Nachrichten zu erhalten. Es fehlt an Vorarbeiten, es fehlt an Personen, welche Theil an solchen Forschungen nehmen, es fehlt an literarischen Hülfsmitteln. — Desto mehr ist es die Pflicht des Verfassers, denjenigen Personen, welche ihn bei seiner Sammlung unterstützt haben, hier öffentlich seine Dankbarkeit auszudrücken; namentlich dem regierenden Fürsten der Moldau, dem Herrn Paul v. Baltsch, dem Herrn Konstantin v. Hormusaki, dem Herrn Obristen Dr. v. Czihak, dem Herrn Dr. Winkler und dem Herrn Professor Stamati. — Wenn bis jetzt gewöhnlich nur die Schattenseiten der hiesigen Verhältnisse mitgetheilt worden sind, so hat der Verfasser sich gefreut, des Guten Manches zu finden, und desselben zu erwähnen nicht verfehlt. Dabei benutzt derselbe diese Gelegenheit, den Moldau-Walachen für die wohlwollende Aufnahme zu danken welche er fand, als er unter ihnen einige Jahre lebte, ein Aufenthalt, den er benutzte, um diese Nachrichten zu sammeln; er wünscht ihnen die besten Erfolge bei ihrem Streben, in die Reihe der civilisirten Staaten wieder einzutreten, und hofft daß der Rumäne einer schönen Zukunft entgegen gehe."

Das Werk verhandelt in vierzehn Abschnitten die Geschichte der Moldau und Walachei, deren geographische und ethnographische Verhältnisse, politische Formen, bürgerlichen Verkehr, Handel und Wandel, Leben und Gesellschaft, Literatur, Wissenschaft und Kunst. Ein besondrer Abschnitt ist den Fremden unter den Consulaten gewidmet. Über den Hospodaren und seine Stellung gibt uns Geh. Rath Neigebaur folgende wichtige und interessante Mittheilungen. „Die Regentenwürde in beiden Fürstenthümern wurde durch die Wahl der Aristokratie ertheilt; dieses Recht verloren die Bojaren durch die Schuld des Egoismus, der sie stets in Parteiungen entzweite und ihre Vereinigung zum Wohle des Vaterlandes hinderte. Die Türken ernannten nach eigener Willkür Phanarioten zu Fürsten dieser Länder, die Würde ward käuflich und dem hingegeben, der das meiste bot. Um diese Quelle des Gewinns sich offen zu erhalten, vergaben die Türken die Würde der Hospodaren nur auf wenige Jahre. Diese Fürsten hatten früher das Recht über Leben und Tod ihrer Bojaren, wenn dies auch nicht immer in Anwendung kam. Die vornehmsten Bojaren ließen es nicht an Zeichen der tiefsten Unterwürfigkeit fehlen. Nur wenigen war es vergönnt dem Hospodaren die Hand zu küssen, die meisten küßten ihm die Füße oder einen Zipfel seines Kleides. Dagegen ist oft vorgekommen daß Bojaren in ein Kloster gesperrt wurden, oder einen Schlag mit dem Tepouse erhielten, dem Stab oder Scepter welcher zu den Insignien der alten Woiwoden gehörte. Mit Fremden ward es so genau nicht genommen. Konstantin Rakowitz, der als Fürst der Walachei 1763 starb, ließ einem deutschen Arzt, den man der Hexerei anklagte, so lange die Bastonade geben, bis er der Züchtigung unterlag. Im Jahre 1775 ward ein walachischer Bojar zum Bauer degradirt und erhielt auf Befehl des Fürsten die Bastonade.

Die Pforte gibt dem Fürsten der Moldau und Walachei den Titel Woiwoda; die Türken nennen denselben im Allgemeinen Bey oder Giauer-Effendi, d. h. Fürst der Ungläubigen. Das russische Kabinett gibt ihm den Titel Hospodar; er selbst aber schreibt: Wir, von Gottes Gnaden regierender Fürst der Moldau u. s. w.

Durch das Règlement organique welches die Verfassung dieser Länder feststellt, ist auch die Art der jetzt lebenslänglichen Wahl der Fürsten dieser Länder vorgeschrieben. Die ersten Fürsten nach der Vollziehung dieses Staatsgrundgesetzes wurden aber nicht gewählt, sondern von den Souveränen und der Schutzmacht ernannt. Der eine derselben, der Fürst der Walachei, Alexander Ghika, hatte der Generalversammlung Anlaß zu Beschwerden gegeben. Diese waren für so bedeutend gehalten worden, daß die Absetzung des Regenten erfolgte, ein böses Beispiel, ein verhängnißvoller Akt für diese Länder. Hätten nämlich die Walachen ihren Vortheil nicht verkannt, so würden sie bei ihren Beschwerden Mäßigung gezeigt, dieselben unter sich und durch Verhandlungen mit ihrem Fürsten zu erledigen gesucht haben, um alle fremde Einmischungen nach Möglichkeit fern zu halten. Ghika's Entlassung hatte die erste Ausübung des Wahlrechtes der Nation zur Folge; und so regiert jetzt in der Walachei der erste wirklich in Folge des Staatsgrundgesetzes gewählte Fürst."

Mehrere Abschnitte des Buches theilte der Verfasser bereits früher in Zeitschriften mit: über die Rechtspflege, Gesetzgebung und Rechtsgeschichte in der Mittermaier'schen Zeitschrift für die Rechtswissenschaft des Auslands; über das kanonische Recht und dessen Geschichte in den Jahrbüchern von Pölitz-Bülau in Leipzig; über die Verhältnisse der Bojaren oder des Adels in Weil's constitutionellen Jahrbüchern, u.s.w. Da der Verfasser längere Zeit selbst in diesen Ländern gelebt hat, und früher noch kein ähnliches Werk darüber erschienen ist, so sei ihm hier für seine wichtige Arbeit der Dank ausgesprochen.

Dr. **Friedrich Otto.**

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr.	Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet.	№ 76. 27. Septbr.

Eine Mainacht.

Aus Gogol's kleinrussischen Volksgeschichten.

Deutsch von **Wilhelm Wolfsohn.**

(Fortsetzung.)

„Was diesen Teufelskerl im umgewendeten Pelz betrifft, so soll derselbe den Andern zum Exempel in Ketten gelegt und exemplarisch bestraft werden. Sie sollen's wissen, was Obrigkeit bedeutet. Von wem anders ist denn der Schulze eingesetzt, als vom Zaren? Dann nehmen wir auch die übrigen Bursche vor. Ich hab's nicht vergessen, wie die verfluchten Bengel eine Masse Schweine in meinen Gemüsegarten trieben, die mir den Kohl und die Gurken auffraßen; ich habe nicht vergessen, wie diese Teufelsbrut sich weigerte mein Korn zu dreschen; ich habe nichts vergessen.... Aber da schlag' ein Donnerwetter drein, ich muß durchaus wissen, wer dieser Schlingel in dem umgewendeten Schafpelz ist!"

„Ein flinker Kerl muß es sein!" sagte der Branntweinbrenner, dessen Backen sich während dieses ganzen Gespräches unaufhörlich mit Dampf luden, wie eine Kanone, indeß die Lippen, die kurze Pfeife loslassend, einen förmlichen Feuersprudel ausstießen. „Es wäre nicht übel, diesen Menschen auf jeden Fall bei der Branntweinbrennerei zu gebrauchen; noch besser wär's, ihn an den Wipfel einer Eiche statt einer Laterne aufzuhängen." Das sollte ein Witz sein, welchen der Branntweinbrenner gar nicht übel fand. Er beschloß denn auch sofort, ohne den Beifall der Andern abzuwarten, sich mit seinem heisen Gelächter zu belohnen.

Jetzt näherten sie sich einem kleinen fast eingefallenen Häuschen. Die Neugier unserer Gesellschaft stieg; Alles drängte sich an die Thür. Der Schreiber zog einen Schlüssel hervor, und klirrte damit am Schloß: aber es war der Schlüssel von seinem Koffer. Die Ungeduld wuchs. Er griff mit der Hand in die Taschen und suchte und wühlte darin herum, wobei er in einem fort schimpfte. „Ich hab' ihn!" rief er endlich, sich bückend, indem er ihn aus der Tiefe seiner weiten Hosentasche zog. Bei diesen Worten schienen die Herzen unserer Helden in eines zusammenzufließen und dieses großmächtige Herz schlug so heftig, daß selbst das Klirren des Schlosses die ungleichmäßigen Schläge desselben nicht übertäuben konnte. Die Thür ging auf, und ... der Schulze ward bleich wie die Wand; den Brenner überlief's kalt, und seine Haare stiegen so hoch, als wollten sie in den Himmel fliegen; auf dem Gesichte des Schreibers malte sich Entsetzen; die Wächter waren festgewurzelt und außer Stande ihre einmüthig aufgesperrten Mäuler wieder zu schließen. Vor ihnen stand des Schulzen Schwägerin.

Sie war nicht weniger erstaunt, faßte sich aber einigermaßen und wollte auf die Herren zuschreiten. „Halt!" rief der Schulze mit wilder Stimme und warf ihr die Thür vor der Nase zu. „Meine Herren, das ist der leibhaftige Gottseibeiuns!" sagte er. „Feuer her! Legt Feuer an! Mich soll das Kroneigenthum nicht dauern. Verbrennt sie, daß nicht 'mal ihr Teufelsgebein auf der Erde bleibe!"

Die Schwägerin schrie entsetzt auf, als sie drinnen den schrecklichen Beschluß vernahm.

„Was fällt Euch ein!" rief der Branntweinbrenner: „Ihr habt doch Gottlob schon graue Haare, und seid noch immer nicht klug geworden! In gewöhnlichem Feuer verbrennt keine Hexe: nur Feuer aus der Pfeife kann einen Währwolf verbrennen. Wartet, ich will es gleich machen." Mit diesen Worten schüttete er die glühende Asche aus seiner Pfeife auf ein Bündel Stroh, und blies sie auf. Jetzt gab die Verzweiflung

der armen Schwägerin Muth: sie begann laut zu bitten und sie ihres Irrthums zu versichern.

„Haltet ein!“ sagte der Schreiber. „Warum sollten wir uns ohne Noth versündigen? Vielleicht ist es wirklich nicht der Teufel. Wenn das Ding da, ich meine das Ding, was drinnen sitzt, es über sich gewinnt sich zu bekreuzen, so haben wir den sichersten Beweis, daß es nicht der Teufel ist.“ Der Vorschlag wurde gut geheißen. „Aufgepaßt Satan!“ fuhr der Schreiber fort, die Lippen an die Thürspalte anlegend: wenn du dich nicht vom Flecke rührst, so machen wir auf!“

Die Thür wurde geöffnet.

„Bekreuze dich!“ sagte der Schulze, sich umsehend, als nähme er für den Fall nothwendigen Rückzugs eine gefahrlose Stelle wahr.

Die Schwägerin bekreuzte sich.

„Was Teufel! Wahrhaftig, es ist meine Schwägerin!“

„Welche böse Macht hat Euch in dieses Loch geschleppt, Gevatterin?“

Das Weib erzählte schluchzend, wie die Bursche auf der Straße sie in die Arme gefaßt und trotz ihres Widerstandes sie durch das breite Fenster hineingelassen, das sie mit dem Laden zuschlugen. Der Schreiber sah hin: die Haken des Ladens waren abgerissen, und derselbe nur oben mit einem Holzkeil angenagelt.

„Du treibst's schön, du einäugiger Satan!“ rief des Schulzen Schwägerin, auf ihn zutretend, während er zurückprallte und sie noch immer mit seinem Auge maß. „Ich kenne deine Anschläge: du hast mich gern aus dem Wege räumen wollen, damit du ungehinderter den Dirnen nachlaufen kannst, damit es Niemand sehe, wie der alte Graubart närrische Streiche macht. Du meinst wohl, ich weiß nicht, was du diesen Abend mit Hanna gesprochen hast? O, ich weiß Alles. Mich führt auch kein solcher Dummkopf, wie du, nicht so leicht an. Ich dulde lange, aber dann nimm's nicht übel...“

Mit diesen Worten wies sie ihm die Faust, und entfernte sich rasch, den Schulzen versteinert zurücklassend. „Nein, hier hat der Teufel ernstlich seine Hand im Spiel“, dachte er und rieb sich heftig die Stirn.

„Wir haben ihn!“ riefen in diesem Augenblick die eintretenden Wächter.

„Wen denn?“ fragte der Schulze.

„Den Teufelskerl im umgewendeten Schafspelz.“

„Her mit ihm!“ rief der Schulze, den herbeigeführten Gefangenen am Arm ergreifend. „Ihr seid nicht bei Troste; das ist ja der betrunkene Kalenik.“

„Potz schwere Noth! Aber er war in unsern Händen, Herr Schulze. Im Quergäßchen umringten uns die verfluchten Bursche, und fingen an zu tanzen, zu höhnen, uns die Zunge zu weisen, uns zu zerren.... Hol' sie der Teufel! Wie wir aber nur auf diese Dohle stießen, weiß der Himmel!“

„Kraft meines Amtes befehl' ich hiermit, augenblicklich jenen Räuber einzufangen und gleichermaßen Alle die Ihr auf der Straße findet, und selbige anher zu mir an Gerichtsstelle zu schaffen.“

„Um Himmels Willen, Herr Schulze!“ riefen Einige, sich tief bückend. „Wenn Ihr nur sähet, was das für eine Larve ist! Gott straf' uns, seit wir zur Welt gekommen und getauft worden, haben wir so scheußliche Fratzen nicht gesehen. Wie bald, Herr Schulze, kann da ein ehrlicher Mensch sich einen solchen Schreck holen, daß hernach kein altes Weib es übernimmt, ihn gesund zu machen!“

„Euch will ich gleich, Ihr Memmen! ... Ihr gehorcht nicht? Ihr steckt wohl mit denen unter einer Decke? Ihr Aufwiegler! Was ist das? ... was ist das? ... Ihr wollt hier Mord und Todtschlag anstiften! ... Das bericht' ich dem Commissär. Gleich folgt Ihr, gleich! Hört Ihr's? ... Macht schnell, schnell! Daß Ihr mir ... daß ich Euch“ ...

Alle liefen davon.

5.

Die Ertrunkene.

Unterdeß näherte sich der Urheber dieses ganzen Aufruhrs sorglos und ohne sich um seine Verfolger zu kümmern, mit langsamen Schritten dem alten Hause und dem Teich. Es braucht wohl kaum gesagt zu werden, denk' ich, daß dies Lewko war. Er hatte den schwarzen Pelz zurückgeschlagen, und hielt die Mütze in der Hand; der Schweiß rann in Strömen von ihm.

Düster und majestätisch ragte der Ahornwald, nur am äußersten Rande wo er dem Mond zugekehrt war, mit feinem Silberstaub bestreut. Der regungslose Teich wehte den Ermüdeten kühl an, und lockte ihn, am Ufer auszuruhen. Alles war still; nur tief im Dickicht des Waldes hörte man die Triller der Nachtigall. Ein nicht zu bewältigender Schlaf schloß ihm bald die Augen; die müden Glieder erschlafften und wollten hinsinken; sein Kopf neigte sich... „Nein, so kann ich hier nach einschlafen!“ sagte er, und richtete sich auf.

Er sah sich um: die Nacht erschien ihm noch glänzender. Ein seltsamer, zauberhafter Schein verband sich mit dem Mondlicht. Noch nie hatte er Ähnliches gesehen. Ein silberner Nebel sank auf die Umgegend, der Duft der blühenden Apfelbäume und der Nachtblumen ergoß sich über die ganze Erde. Mit Staunen sah er in die regungslose Fluth des Teiches: das alte Herrenhaus das sich verkehrt abspiegelte, zeigte sich darin in eigenthümlicher Helle und Majestät. Statt der dunkeln Läden schimmerten blanke Glasfenster und Thüren; durch die klaren Scheiben glänzte es goldig. Und jetzt schien es ihm, als öffnete sich ein Fenster. Er hielt den Athem an, ohne zu beben, ohne ein Auge von dem Teiche zu verwenden, er war ganz wie in dessen Tiefe versetzt. Erst streckte sich ein weißer Arm zum Fenster heraus, dann ließ sich ein freundliches Köpfchen sehen, mit strahlenden Augen, die sanft zwischen den dunkelbraunen Haarwellen leuchteten, und stützte sich auf den Arm. Siehe, jetzt schüttelt sie leise den Kopf, sie winkt, sie lächelt .... Ihm schlug das Herz auf einmal so hoch.... Die Fluth erzitterte, und das Fenster schloß sich wieder. Langsam trat er vom Teich zurück, und sah nach dem Hause hin: die dunkeln Läden waren geöffnet, die Fensterscheiben glänzten im Mondlicht. „Wie wenig man doch auf das Gerede der Leute geben darf!“ dachte unser Held. „Es ist ja ein ganz neues Haus, die Farben dran so frisch, wie wenn es erst heute angestrichen worden. Es wohnt wohl Jemand drin.“ Schweigend trat er näher, aber im Hause blieb Alles still. Die Nachtigallen wechselten laut und klangvoll ihre herrlichen Lieder, und wenn sie hinschmelzend und schmachtend auszuhallen schienen, hörte man das Zirpen der Heimchen oder das Plätschern des Sumpfvogels der mit seinem glatten Schnabel auf den breiten Wasserspiegel schlug. Lewko empfand im Herzen süßen Frieden und stille Lust. Er stimmte die Pandura, und begann zu spielen und zu singen:

> O du Mond, mein lieber Mond,
> Wunderheller Schein!
> Leuchtest, wo das Mägdlein wohnt,
> Das die Liebste mein!

Leise öffnete sich das Fenster, und dasselbe Köpfchen, dessen Bild er im Teiche gesehen, guckte heraus und horchte aufmerksam auf das Lied. Ihre langen Wimpern waren halb über die Augen gesenkt; sie war ganz weiß und so bleich wie der Mondschein, aber wunderbar schön! Sie lachte auf... Lewko erbebte. „Singe mir noch irgend ein Lied, junger Kosak!“ sprach sie leise, und neigte ihr Haupt seitwärts, wobei ihre dichten Wimpern sich ganz senkten.

(Schluß folgt.)

Neue Alpenrosen.

So nennt J. J. Reithard ein von ihm herausgegebenes Taschenbuch (Zürich und Frauenfeld, Ch. Beyel 1848, 464 S.), poetische Spenden von Schweizer Dichtern, der Mehrzahl noch wenig oder gar nicht bekannten. Neues ist im Inhalte des Buches kaum mehr als im Titel. Zum so und so vielten Mal ein gutklingender Blumennamen für Blätter, bei deren Poesie der Duft und die Schönheit der Blumenwelt Pathenstelle vertreten haben sollen — zum so und so vielten Mal Erzählungen und Gedichte, die weder in idealer noch in künstlerischer Hinsicht etwas Ursprüngliches, Selbsteigenes in sich tragen! Es kommen allenfalls auch Tendenzen der Neuzeit hier zur Sprache; das Leben, die Stimmung, die Weltanschauung, die hier entweder in novellistischem und idyllischem Rahmen sich darstellen, oder in einer Menge lyrischer Variationen sich aussprechen, gehen sogar großentheils aus den Zuständen der Gegenwart hervor: aber wie sollte das anders sein? Es ist ja kein Taschenbuch auf das Jahr 1748! Mehr noch: es knüpfen an die Gegenwart in diesem Buche sich manche gute Gedanken, manche warme Gefühle — und gedacht und gefühlt wird hier überhaupt weit besser, als erzählt und gesungen — aber so wenig nach Schiller auf einem gelungenen Vers in einer Sprache, die da „dichtet und denkt“ die Weihe des Dichters ruht, so wenig liegt in einer denkenden und fühlenden Zeit die Weihe des Zeitgeistes auf einer glücklichen Reflexion.

A. E. Fröhlich eröffnet die Reihe der Beiträge mit einer Erzählung: „Der Teufel als Prediger.“ Sein Beitrag ist unstreitig von bedeutenderm Ideengehalt als alle die andern. Eine Fabel die, wie er selbst bemerkt, von italienischen und spanischen Novellisten und Dramatikern mehrfach benutzt worden, theilt er uns mit, „unabhängig von einer frühern Bearbeitung.“ Das sieht man auf den ersten Blick. Denn die Fabel löst sich so ganz in Entwickelung religiöser und philosophischer Principien auf, ist so sehr in Raisonnement über den modernsten Gegensatz zwischen Glauben und Wissen verarbeitet, daß der Kern der Erzählung „unabhängig“ von der ganzen Fabel erscheint. An der Schale aber ist hier nichts zu halten. Der edle, volksthümliche Fröhlich ist bekanntermaßen auf dem Gebiete der Fabel, des Apologs, zu Hause, und somit gewohnt, zwischen Bild und Lehre zu stehen: hier aber ist, wie in keinem seiner Producte, nicht sowohl die Moral verbildlicht, als vielmehr das Bild ganz und gar zur Moral geworden, die er denn, wie gesagt, der neuern Philosophie weidlich liest. — Fröhlich bindet in den Strauß der „neuen Alpenrosen“ auch einige frische, sinnige Reiselieder

(S. 113), die er in der Stimmung Walters von der Vogelweide beginnt, als dieser sang:

Tiuschiu zuht gat vor in allen.

Der zweite Beitrag in Prosa ist vom Herausgeber: „Eine schweizerische Dorfgeschichte." Reiner Sinn, tiefreligiöses Gefühl, bisweilen lyrischer Aufschwung, aber auch nicht die leiseste Spur von Gestaltungstalent. Glaubt der Dichter wirklich Auerbach's eben so seelenvoller als durch und durch künstlerischer Darstellung des Dorflebens nur irgendwie nahe gekommen zu sein, daß er für sein Gemälde eine Bezeichnung wählt, die uns an Auerbach erinnert? Dorfgeschichte! Eben so gut könnt' es eine Stadtgeschichte sein, eben so gut brauchte es gar keine Geschichte zu sein. Kaum ist mir, was das Technische in einer Erzählung betrifft, so viel Unbeholfenheit vorgekommen wie hier. Die Art wie die guten und bösen Eigenschaften der Personen beleuchtet sind, könnte von der geschwätzigsten weiblichen Feder nicht überboten werden. Der Humor sinkt zur spießbürgerlichsten Plattheit, jeder Sarkasmus wird todtgehetzt. Der Erzähler ist so wenig einer lebendigen Darstellung fähig, daß ihm der Dialog meist unbequem erscheint, und er das Gesprochene lieber selbst referirt, wie ein Zeitungscorrespondent, in indirecter Rede. Er kann das selbst an Stellen nicht lassen, wo ihn das einfachste Gefühl belehren müßte, daß alle Wirkung dadurch geradezu vernichtet wird. Ein frommer Knabe rechtfertigt sich gegen die Vorwürfe der Mutter. Wie gern hörten wir das Kind selbst sprechen! Herr Reithard aber ergreift die Gelegenheit, darüber Bericht zu erstatten. „Es sei aber denn doch, meinte er" u. s. w. Und so geht's fort Seiten lang. Ich glaube, in sämmtlichen deutschen Grammatiken finden sich nicht so viele Beispiele für den Conjunctiv in allen nur möglichen Anwendungen, in allen Zeitwörtern und Zeiten, wie in dieser Dorfgeschichte! Ungleich werthvoller sind die lyrischen Stücke Reithard's: „Alpenlieder" und „Meeresbilder." — Von Gottfried Keller bringt die Sammlung einige Gedichte, die zwar nicht zu seinen besten gehören, in denen aber doch auch seine schöne Begabung nicht zu verkennen ist. Auch findet sich hier sonst noch manch frommes, herzliches Lied. Noch muß ich auf eine kostbare Reliquie hinweisen, die das Buch enthält: zwei kleinere Gedichte von Heinrich Zschokke, eines zu Frankfurt a. M. 1794, das andere im März 1819 geschrieben:

„So schweige denn mein Trauern hier;
Es ist nicht Alles aus.
Ich bin in Gott, Gott ist in mir,
Sein Weltall ist mein Haus!"

singt die liebreiche, andachtsvolle Seele Zschokkes. — Dem Taschenbuche ist das Portrait des ehrwürdigen Componisten und Dichters Xaver Schnyder von Wartensee beigegeben.

W. W.

Briefwechsel.

Mannheim, den 23. Sept.

[Struve's Einfall in Baden; Stimmung der Mannheimer.]

△ Schon hat Struve von Neuem die Fackel des Aufruhrs erhoben! Er ist bei Lörrach in's Badische gefallen; von dort zog die eine Colonne mit 600 Mann nach Schliengen zur Besetzung des Bahnhofes, die andere mit 1500 Mann und 3 Geschützen unter Struve nach Kandern, wahrscheinlich um sich hier zu verschanzen, bis der Aufstand allgemeiner würde. Diesmal haben die Helden der Republik italienische Flüchtlinge, namentlich Piemontesen geworben, um Deutschlands Freiheit zu erstreiten. Sicherlich nur, um diesen edlen Helfern den Sold auszahlen zu können, wurde eine Amtskasse geplündert. Daß ein solcher Zug, ein solcher räuberischer Einfall nicht geeignet sei Sympathien zu erwecken, muß Struve wohl gedacht haben; denn er erließ ein Standrecht, wonach Alle, die sich dem Zuge nicht anschließen, erschossen werden. Auf diese Art will Struve dem Volke die Freiheit erringen, auf diese Art es nöthigen, seine Pläne auszuführen und das Vaterland in Unglück und Verderben zu stürzen. Der Streit wird diesmal schnell, aber etwas blutiger vorübergehen. Von Karlsruhe sind bereits Truppen abgesendet, welche, wenn der Feind Stand halten sollte, schon heute mit ihm zusammentreffen können. Aus Würtemberg ist wenig Hülfe zu erwarten, da hier das Land selbst sehr unruhig ist; allein wir dürfen annehmen, daß dieses Mal sich die Bevölkerung nicht so betheiligen wird. Hecker wurde allerdings überall vergöttert; allein der Name Struve's wird nicht mit besonderer Verehrung genannt, er ist Allen zu ränkevoll, nicht offen genug.

Hier hat, wie Sie sich leicht denken können, die Nachricht von Struve's Einfall große Sensation erregt: indeß zu wirklichem Aufruhr oder zu Unruhen ist es nicht gekommen, da die Gemüther der Mannheimer sehr umgewandelt sind; der freie Geist sogar ist bedeutend herabgedämpft — nur der Proletarier ist sich gleich geblieben. Hier griff die unabweisbare Macht des Geschäftslebens ein, und zwang sich dem Stärkern anzuschließen. Der Handel stockt gänzlich und der Arbeiter ist ohne Arbeit, was den Besitzenden mit großer Besorgniß erfüllt, da ein Mannheimer Arbeiter — hauptsächlich vom Neckar — bei einem Umsturz der Verhältnisse sich gleich dem Communismus zuneigen würde. Wenn Sie sonst freisinnige Männer jetzt reden hörten, Sie würden kaum glauben, daß es dieselben Männer sind, die einst so begeistert für die Freiheiten des Volkes sprachen. Ihren Einfluß auf das Volk haben sie denn auch ganz verloren, und Mannheim würde ohne Militär der Tummelplatz der größten Unordnungen werden. Nur die Furcht vor „Bajonetten" hat das Volk — resp. die Proletarier, denn diese allein nennt man jetzt das Volk — abgehalten, das Zeughaus zu stürmen, obschon der Sturm dreimal als „ganz gewiß" verkündigt war. Das Militär, weit entfernt, sich mit dieser Klasse zu befreunden, ist sehr aufgebracht über ihr Treiben, und das dreimalige Consigniren hat dessen Erbitterung nur gesteigert. Es ist daher kaum daran zu denken, daß Struve's Unternehmen hier von erheblichen Folgen sei.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr.	Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet.	№ 77. 28. Septbr.

Eine Mainacht.

Aus Gogol's kleinrussischen Volksgeschichten.

Deutsch von **Wilhelm Wolfsohn.**

(Schluß.)

„Welches Lied soll ich dir denn singen, meine holde Herrin?"

Still rannen die Thränen über ihr bleiches Gesicht: „Bursche" sagte sie, und in ihren Worten lag etwas unaussprechlich Rührendes: „Bursche, finde mir meine Stiefmutter! Es soll mir nichts für dich zu theuer sein; ich will dich belohnen, reich und glänzend belohnen! Ich habe seidengestickte Tücher, Korallen, Geschmeide; ich schenke dir einen Gürtel, mit Perlen besetzt, ich habe Gold . . . Bursche, finde mir meine Stiefmutter! Sie ist eine fürchterliche Hexe; sie ließ mir keine Ruhe auf der Gotteswelt. Sie quälte mich, zwang mich zu arbeiten wie eine niedere Bäuerin. Sieh mir in's Gesicht: sie hat mit ihrem bösen Zauber die Röthe von meinen Wangen gestreift. Sieh auf meinen weißen Hals: sie sind nicht abzuwaschen, nun und nimmer abzuwaschen, diese blauen Flecken von ihren eisernen Krallen. Sieh auf meine weißen Füße: sie sind viel gegangen; doch nicht über Teppiche — über brennenden Sand, über feuchte Erde, über stechende Dornen gingen sie. O sieh in meine Augen, meine Augen: sie sind blind von Thränen . . . . Bursche, finde mir meine Stiefmutter! . . . ."

Ihre Stimme, die sich auf einmal gehoben hatte, stockte; Thränen rollten stromweis über ihr blasses Antlitz. Ein drückendes Gefühl von Wehmuth und Mitleid preßte dem Burschen das Herz zusammen.

„Ich will Alles für dich thun, holde Herrin!" sagte er in innerster Aufregung: „aber wie, wo soll ich sie finden?"

„Sieh her, sieh her!" sprach sie rasch: „sie tanzt am Ufer den Reigen mit meinen Mädchen, und wärmt sich im Mondenstrahl. Aber sie ist listig und schlau. Sie hat die Gestalt einer Ertrunkenen angenommen: doch weiß ich, doch fühle ich, daß sie hier ist. Mir ist so schwer, mir ist so schwül in ihrer Nähe. Durch sie kann ich nicht leicht und frei schwimmen wie ein Fisch; ich sinke und falle auf den Grund wie Eisen. Suche sie heraus, Bursche!"

Lewko sah nach dem Ufer hin: im feinen silbernen Nebel schimmerten Mädchen, leicht wie Schatten, in weißen Hemden, wie eine mit Maiblümchen geschmückte Wiese; goldenes Geschmeide, Ducatenschnüre glänzten an ihrem Halse: aber sie waren so bleich, ihr Leib war wie aus dünnen Wolken gewebt und leuchtete durchsichtig im Silber des Mondes. Der Reigen kam ihm näher. Man hörte Stimmen: „Laßt uns spielen! laßt uns Rabe spielen!" rauschten Alle, wie Schilf am Strom, das in stiller Dämmerstunde von den luftigen Lippen des Windes berührt wird. „Wer soll denn Rabe sein?" Es wurde geloost, und ein Mädchen trat aus der Schaar. Lewko betrachtete sie. Ihr Gesicht, ihre Kleidung, Alles an ihr war ganz wie bei den Andern. Man merkte nur, daß sie ungern diese Rolle spielte. Die Schaar bildete eine lange Reihe, und floh rasch von den Anfällen des raubgierigen Feindes. „Nein, ich will nicht länger Rabe sein!" sagte das Mädchen, von Müdigkeit erschöpft: „es dauert mich, die Küchlein der armen Mutter zu rauben!"

„Du bist keine Hexe!" dachte Lewko.

„Wer will denn nun Rabe sein?" Die Mädchen schickten sich an wieder zu loosen. „Ich will es sein!" erbot sich Eine aus der Mitte der Schaar. Lewko faßte sie scharf in's Auge. Schnell und dreist jagte sie der Reihe der Mädchen nach und warf sich nach allen Seiten, um ihr Opfer zu fangen. Jetzt bemerkte Lewko, daß ihr Körper nicht so leuchtete, wie bei den Andern:

innerlich, zeigte sich etwas Schwarzes. Plötzlich erscholl ein Schrei; der Rabe hatte sich auf Eine aus der Reihe gestürzt und ergriff sie. Da schien es Lewko, als strecke sie Krallen aus, und als funkle auf ihrem Gesicht eine boshafte Freude. „Die Hexe!“ sagte er, und zeigte plötzlich mit dem Finger auf sie, sich dem Hause zuwendend. Das Fräulein lachte auf, und die Mädchen führten schreiend Diejenige fort, die den Raben vorgestellt.

„Womit soll ich dich belohnen, Bursch? Ich weiß, du brauchst kein Gold: du liebst Hanna, aber dein strenger Vater hindert dich sie zu heirathen. Jetzt wird er's nicht mehr; da, nimm dies Schreiben, und übergib es ihm. . . .“ Sie streckte das weiße Händchen hin, ihr Antlitz leuchtete und strahlte wunderbar.... Mit unerklärlichem Beben und peinlichem Herzklopfen griff er nach dem Blatt und . . . erwachte.

6.

Das Erwachen.

„Hab' ich denn wirklich geschlafen?“ sagte Lewko, sich von der kleinen Anhöhe erhebend. „Das sah ich Alles so lebhaft wie im Wachen! . . . Wunderbar, wunderbar!“ rief er wiederholt und blickte umher. Der Mond, über seinem Haupte stehend, zeigte Mitternacht; vom Teich wehte es kühl; vor ihm stand traurig das alte Haus mit den geschlossenen Läden: Moos und wilde Ranken zeigten, daß es längst unbewohnt war. Jetzt öffnete er seine Hand, welche er die ganze Zeit krampfhaft zusammengepreßt, und schrie vor Staunen auf als er in derselben ein Blatt Papier fühlte. „Ach, wenn ich lesen könnte!“ dachte er, dasselbe von allen Seiten umwendend. In diesem Augenblick hörte er Geräusch hinter sich.

„Fürchtet Euch nicht, greift ihn! Was zagt Ihr? wir sind unser zehn. Ich wette, es ist ein Mensch und kein Teufel!“ So rief der Schulze seinen Begleitern zu, und Lewko sah sich von mehreren Händen gepackt, von denen einige vor Schrecken zitterten. „Thu 'mal deine schreckliche Larve ab, Gesell! Hast die Leute genug genarrt!“ sagte der Schulze, ihn am Kragen packend, und blieb wie versteinert stehen, als er ihn in's Auge gefaßt. „Lewko! mein Sohn!“ rief er, verwundert zurücktretend und ließ die Arme sinken. „Du bist es, du Hundskerl? Seht einmal das Satansgezücht! Dacht' ich doch, was das für ein Schlingel sein muß, was für ein verkleideter Teufel, der diese Stückchen macht — und hinterher kommt's heraus, daß Alles dein Werk ist! Stiftest Balgereien auf der Straße an, dichtest Spottlieder auf deinen Vater! . . . . Ei, ei, ei, Lewko! Was ist das? Dir juckt wohl der Rücken? Bindet ihn!“

„Halt, Vater! Es ist mir befohlen worden, dir dieses Schreiben zu überreichen“, sagte Lewko.

„Kerl, dazu ist jetzt keine Zeit! Bindet ihn!“

„Halt, Herr Schulze!“ sagte der Schreiber, das Blatt entfaltend: „das ist des Commissärs Handschrift.“

„Des Commissärs?“

„Des Commissärs?“ wiederholten mechanisch die Wächter.

„Des Commissärs? merkwürdig! noch unbegreiflicher!“ dachte Lewko.

„Leset, leset“, sagte der Schulze: „was schreibt da der Commissär?“

„Laßt hören, was der Commissär schreibt!“ sprach der Brenner, während er sein Pfeifchen zwischen den Zähnen hielt und Feuer anschlug.

Der Schreiber räusperte sich und begann vorzulesen:

Befehl an den Schulzen Eustach Makohonenko.

Es ist uns kund geworden, daß Ihr alter Narr statt die rückständigen Gefälle einzutreiben und Ordnung im Dorfe zu halten, ganz närrisch seid geworden und Unfug treibet...

„Bei Gott, ich höre nichts!“ unterbrach ihn der Schulze.

Der Schreiber fing wieder an:

Befehl an den Schulzen Eustach Makohonenko. Es ist uns kund geworden, daß Ihr alter Narr . . . .

„Halt, halt!“ rief der Schulze: „braucht nicht noch einmal zu lesen! Ich hab's zwar nicht gehört, so viel aber weiß ich, daß das noch nicht die Hauptsache ist. Leset weiter.“

In Folge dessen befehl' ich Euch Euern Sohn Lewko Makohonenko sofort mit der Kosakin Eures Dorfes Hanna Petritschenka zu verheirathen, ferner die Brücken auf der Landstraße ausbessern zu lassen, und ohne mein Wissen den Kanzelleiherrchen keine Postpferde zu geben, und kämen sie direct aus der Finanzkammer. Wenn ich bei meiner Ankunft diesen meinen Befehl nicht vollständig in Ausführung gebracht finde, so werde ich Euch allein zur Verantwortung ziehen.

Der Commissär
Kosma Derkatsch-Drispanowsky.

„Da haben wir's!“ sagte der Schulze den Mund aufsperrend. „Hört Ihr's wohl? Der Schulze ist für Alles verantwortlich; darum gehorchet ja, gehorchet ohne Widerrede, sonst... sonst... nehmt mir's nicht übel .... Nun“, wandt er sich zu Lewko: „da es einmal der Commissär befiehlt, muß ich dich verheirathen, obgleich ich nicht begreifen kann, wie er das erfahren hat; aber zuvor sollst du die Gerte kosten, weißt du, die in meiner Stube an der Wand hängt. Wo hast du das Schreiben her?“

Lewko war trotz des Staunens, das eine so uner-

wartete Wendung seiner Angelegenheit in ihm hervorgerufen, klug genug, den wahren Hergang der Sache zu verschweigen und gab folgende Antwort: „Ich war noch gestern Abend in der Stadt, und da traf ich den Commissär, wie er eben aus seinem Wagen stieg. Als er hörte, ich sei aus unserm Dorf, gab er mir dies Schreiben und befahl mir dir mündlich zu sagen, Vater, daß er auf dem Rückwege bei uns zu Tische sein wolle."

„Hat er das gesagt?"

„Ja wohl."

„Hört Ihr's?" sprach der Schulze und wandte sich mit imponirender Miene zu seinen Begleitern: „Der Commissär in eigener Person, wird bei unser einem, d. h. bei mir, zu Tische sein. Ja, ja!" Hier reckte der Schulze den Zeigefinger in die Höhe und gab dem Kopf eine solche Haltung, daß es schien, als horchte derselbe auf etwas. „Der Commissär, hört Ihr's, will zu mir zu Tische kommen! Was meint Ihr, Herr Schreiber, und Ihr, Gevatter, das ist keine geringe Ehre, nicht wahr?"

„So lange ich denken kann", fiel der Schreiber ein, „hat noch kein Schulze den Commissär bei sich zu Gaste gehabt."

„Ein Schulze ist nicht wie der andere!" entgegnete der Alte selbstgefällig. Sein Mund verzog sich und etwas wie dumpfes heiseres Lachen, das mehr dem Rollen fernen Donners glich, ertönte in seinem Munde. „Was meint Ihr, Herr Schreiber, wär's nicht recht, um des verehrten Gastes willen einen Befehl zu geben, daß jeder Bauer wenigstens ein Huhn bringe, und das und jenes noch... Was?"...

„Es wäre sehr nöthig, Herr Schulze."

„Und wann ist denn meine Hochzeit, Vater?" fragte Lewko.

„Hochzeit? Damit wärst du bei mir schön angekommen!... Nun aber, um des verehrten Gastes willen ... morgen schon soll Euch der Pope trauen. Hol' Euch der Teufel! Mag der Commissär sehen, was Pünktlichkeit ist. Jetzt Kinder, gute Nacht! Geht nach Hause. Der heutige Vorfall erinnert mich an die Zeit, wo ich..."

Bei diesen Worten blickte der Schulze gewohnter Maßen ernst und bedeutsam umher.

„Na, jetzt wird der Alte erzählen, wie er die Zarin geführt!" sagte Lewko, und hocherfreut eilte er raschen Schrittes dem bekannten Häuschen zu, das niedrige Kirschbäume umstanden. „Gott habe dich selig, edle, holde Herrin!" dachte er. „Möge dir's in jener Welt ewiglich wonnig sein unter den heiligen Engeln! Niemanden erzähl ich das Wunder dieser Nacht; nur dir allein, Hannchen, theil' ich's mit; nur du allein wirst mir glauben und mit mir für das Seelenheil der unglücklichen Ertrunkenen beten!"

Jetzt näherte er sich dem Häuschen: das Fenster stand offen, die Strahlen des Mondes drangen hinein und beleuchteten die vor ihm schlafende Hanna; sie hatte das Haupt auf die Hand gestützt, ihre Wangen glühten sanft, ihre Lippen bewegten sich und sprachen kaum vernehmlich seinen Namen aus.

„Schlummre, meine Holde! Träume das Schönste in der Welt; aber nichts kann schöner sein als unser Erwachen." Er machte das Zeichen des Kreuzes über sie, schloß das Fenster und entfernte sich leise.

Nach einigen Minuten schlief das ganze Dorf. Nur der Mond schwamm noch wunderbar leuchtend am unermeßlich weiten, prachtvollen Himmel der Ukraine; noch wehte Alles feierlich in der Höhe und die Nacht, die göttliche Nacht verglomm majestätisch. Noch war die Erde so schön in ihrem wunderbaren Silberglanz: aber Keiner ergötzte sich mehr daran, Alles war in Schlaf versunken. Nur bisweilen wurde die Stille durch Hundegebell unterbrochen, und der betrunkene Kalenik schlenderte noch lange durch die Gassen, seine Hütte suchend.

Briefwechsel.

Frankfurt a. M., d. 25. Septbr.

[Frankfurt unter dem Kriegsgesetz; die Niederlagen der Linken.]

K. Frankfurt im Belagerungszustande bietet einen seltsamen Anblick! Die Stadt des Geldwechsels, der Papierkurse, der Diplomaten und des eleganten Comforts, die Stadt friedlicher Börsenspeculationen unter'm Martialgesetz, wo nicht als Heerd, doch als Zielpunkt der aufrührerischen Bewegungen des deutschen Südwestens proclamirt! Der „Frankforter Borjer" nimmt es sehr übel daß ihm sein „Sontagsblasier" gestört wird, noch übler daß ihm der Krawall seine Messe verdarb. Waren die großen Geschäfte beendet, so war der Kleinhandel doch eben erst im Zuge als die Kartätschen in die Barrikaden und gelegentlich in die Meßbuden und Läden fuhren. Daß Frankfurt sich gegen Straßenlärm nicht zu helfen weiß, daß seine Bürgerwehr, ich weiß nicht ob sorglos, bequem oder feig genug ist auf Generalmarsch nicht unter die Waffen zu treten, ist freilich eine traurige Thatsache für dies reiche, elegante, üppige Korinth. Die Spartaner sind hier also sehr nöthig, und Gagern that denn auch den deutschen Spartanern, den Preußen, in seiner Rede die Ehre an, ihnen einzuräumen auch hier wieder mit ihrem Blut eingestanden zu sein. Die Linke müht sich noch immer ab den Aufruhr als die Übereilung unzurechnungsfähiger junger Buben hinzustellen; in der Forderung, die Truppen zu entfernen, trifft sie wieder mit den Sympathien der Philister zusammen. Die an Lichnowski und Auerswald mit virtuoser Grausamkeit verübten Banditenthaten rühren aber von einer organisirten Bande her, welche mit andern Haufen zur Schandthat fertiger Gesellen weit und breit im Land herum in Verbindung steht. Zur Bekämpfung derselben ist eine so imposante Entwickelung von Soldatenkraft wie sie hier stattfindet, nicht nöthig, allein Struve's Einfall mit deutschen, französischen und piemontesischen Flüchtlingen beweist daß Frankfurt das Ziel und der entscheidende Punkt zur Ausführung von Streichen ist die der Bürger mit Indifferenz geschehen läßt, das Landvolk mit tollköpfiger Schadenfreude gar begrüßt. Die Auseinandersprengung der Nationalversammlung würde das Ende eines neuen Anfangs, oder das Ende vom Anfang der jungen deutschen Nationaleinheit sein. Die Linke wünscht vielleicht nichts sehnlicher als auseinandergesprengt zu werden. Sie wäre dann

im Stande sich für permanent zu erklären, als Fortsetzung des Vorparlamentes, vielleicht wenn's Glück gut ist, als Convent sich festzusetzen. Ging es nach der Linken, so säße Hecker im Parlament, und daß Hecker der Mann der Sympathien des Volkes war um den vereinzelten Ausbruch üppiger Tollkühnheit und ruchlose Einzelnheiten in Verbindung zu bringen, daß er der Mann war den Aufruhr gegen die Nationalversammlung zu organisiren, leidet kaum Zweifel. Hecker war aber aufrichtig genug, einzusehen daß er von seiner Partei getäuscht wurde, daß er Haufen gemeiner Soldiener fand, wo er die Nation für seine Sache unter den Waffen zu finden glaubte. Die Bewunderung schlechter Köpfe hat diese ursprünglich tüchtige Kraft verdorben, die Partei demagogischer Jesuiten hat ihn irre geführt. Hecker geht nicht mit aufrichtiger Reue, aber mit aufrichtigen Überzeugungen nach Amerika. Leute wie Struve werden noch immer Banditen für das was sie Freiheit nennen. Leute wie Vogt aus Gießen, keck, verwegen und zum Äußersten entschlossen, obschon ohne Zusammenhang mit den Empörern, erklären sich der Mehrheit augenblicklich beugen, aber nie ihre Überzeugungen aufopfern zu wollen. Leute wie Blum tragen jetzt Glacee und erscheinen in der Paulskirche und auf der Promenade im Frack, um sich möglich zu machen, falls ein Ministerium der Linken zusammengesetzt werden müßte. (Bei der Leichenfeier folgte Blum sowohl der Bahre Lichnowski's als den Überresten seiner Mörder; offenbar aus aufrichtigem Gefühl daß hier wo Blut geflossen auf beiden Seiten Thränen fließen durften.) Mit Ausnahme Heckscher's ist jedoch das alte Ministerium jetzt wieder definitiv festgestellt; nur das Auswärtige wird noch provisorisch verwaltet. Heckscher, in Höchst nur mit genauer Noth gerettet, in Soden selbst von fanatischen Frauen insultirt, konnte hier nicht wieder auftreten; er ging als Botschafter nach Turin. Beckerath ist aus Berlin unverrichteter Sache hierher zurückgekehrt, zunächst als Mitglied der Nationalversammlung, um jedoch seit gestern wieder als Finanzminister einzutreten. Beckerath stellte dem Könige von Preußen zur Bildung eines Ministeriums Bedingungen welche Frankfurt und Berlin, Deutschland und Preußen in ein schönes Einverständniß gebracht hätten. Zu den kleineren Bedingungen gehörte Abschaffung der Titel und Orden. Damit war dem Zeitgeist in der Sphäre des gutmüthigen, verständigen Philisterthums ein ganz richtiges Zugeständniß gemacht. Beckerath forderte Unterordnung unter die Centralgewalt. Nicht als Finanzminister des Reiches, als Mann deutscher Überzeugungen stellte er diese Bedingung. Aber er forderte zugleich eine vollständige Reorganisation des preußischen Heerwesens. Darauf glaubte man unter den jetzt drohenden Verhältnissen nicht eingehen zu können. Dies darf der König nicht wagen, will er nicht offenbar den Bruch mit der Soldateska und dem militärischen Junkerthum herausfordern; der Staat Preußen kann jetzt an eine Schmälerung oder Kränkung des stehenden Heeres nicht denken. Während Dänemark droht den Grafen Moltke mit bewaffneter Hand in Holstein herzustellen, Preußen gewärtig sein muß auch seinen Separatfriedenschluß, Waffenstillstand genannt, verletzt zu sehen und ein schlagfertig Heer nöthig zu haben; während die Wühlereien der Partei der Linken die Frankfurter Barrikaden und den räuberischen Einfall der Struveschen Republik zur Folge haben, kann Preußen, das Schwert und der Schild Deutschlands, an der festen und preußisch national gewordenen Ordnung seines Heerwesens nicht rütteln. Preußen wird das schwer tief im Frieden thun; nimmermehr aber im Blokadezustand Deutschlands, unter den Kanonen der Feinde von außen und unter den Messern und Sensen im Innern.

Weit mehr als die Nationalversammlung bieten jetzt die hier versammelten Reichstruppen ein Bild der Einheit und Eintracht Deutschlands. Wallensteins Lager kann freilich nicht bunter zusammengesetzt sein als die Heerestheile deutscher Volksstämme die hier auf Plätzen und Straßen campiren. „Nur nit mit dene Preiße!“ schrie der Frankfurter Bürger als er hülfesuchend gegen die Bockenheimer Barrikadenblousen seine Blicke nach Mainz richtete. Und die Preußen haben doch wieder den besten Dienst geleistet. Diese Infanterie ist nach ihrer ganzen Erscheinung, Haltung und Organisation classisch. Nur renommiren jetzt die märkischen Junker zu laut mit der Bravour ihrer Truppen und der Teufelei der Empörer. Ihr näselnder, schnarrender, gespreizter Ton sticht unerfreulich ab gegen die passive Bravheit und biedermännische Gutmüthigkeit der östreichischen Officiere die in ihren schwarzgrauen Interimsröcken wie in Schlafröcken herumwandeln, während die Weißröcke, Regiment Erzherzog Rainer, auf dem Roßmarkte bei hellen Wachfeuern lagern und ihre böhmischen Lieder singen. Nord- und Süddeutschland kann nicht entschiedener vertreten sein als in preußischen Helmträgern aus den Marken und östreichischen Weißröcken mit „Komod'kappen“ auf dem Kopf. Am meisten nähern sich die Kurhessen den Preußen; bis auf die neue Ordnung im Riemzeug und den hessischen Löwen statt des Adlers auf dem Helme sind sie den brandenburgischen Truppen ganz gleich in der äußern Erscheinung. Baiern lieferte dem Reichsverweser seine hellblauen Jäger, lauter junge frische Bursche, und einige grüne leichte Reiterei mit Kaskets, noch immer lächerlich genug Chevauxlegers betitelt. Würtembergische Uhlanen mit schwarzrothen Fähnlein an den Lanzen, wie Landsturm einfach, schlicht und salopp, halten auf der Allee. Der Genius Goethe's steckt nicht in der Bildsäule die dort schwer und plump den Dichterheros Deutschlands verherrlichen soll; und doch hätte auch dieser ehrene Goethe wie er dasteht mit dem Lorbeerkranz in der Hand es sich noch vor kurzem nicht träumen lassen daß die schwäbischen Reiter ihm hier dicht vor der Nase Pferdeställe aufschlagen, ihre Schabraken auf dem Postament seines Ruhmes aufhängen würden. Das dichterische Deutschland ist vom nationalen verdrängt, und das Parlament der deutschen Einheit muß jetzt unter dem Schutz der Kanonen seine Sitzungen halten und den deutschen Zwiespalt zu vereinbaren suchen.

In der heutigen, der 85. Sitzung stürmte die Linke abermals einher den Belagerungszustand aufzuheben. Es waren von 600 Mitgliedern nur 410 Stimmende zugegen. Die Reihen der Rechten haben sich außerordentlich gelichtet; dennoch herrscht in den Centren soviel entschiedener Unwille gegen die Beschönigung des Aufruhrs wie sie die Linke wiederholt versucht, daß deren Antrag ruhig beseitigt wurde. Die Linke erlebt eine Niederlage nach der andern, und mit jeder Niederlage sinkt ihr Kredit. Verzweiflung ist ihr letzter Schritt und der wird bei dem Gleichmuth des Widerstandes fruchtlos sein. Es herrscht Ermattung vor im Parlament. Die Linke hat sich verworfen und ihr ewiges Aufrütteln zu neuen Versuchen die Wendung der Dinge in ihre Hand zu bekommen, hat die Stimmung getrübt, erbittert. Der Patriotismus der hier die Normen für die deutsche Einheit feststellen soll, hat nicht mehr den feurigen Schwung der mit Lust selbst ins Feuer geht. Es ist Blut geflossen, und hat es selbst der Zufall verschuldet, so ist Blut doch „ein besondrer Saft.“ Aber Blut war noch überall das beste Cement zum Bau der Freiheit, und was nicht mehr Sache des patriotischen Aufschwungs ist, muß das patriotische Pflichtgefühl zu Ende führen.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr.	Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet.	№ 78. 29. Septbr.

Wiener Skizzen, von F. Gustav Kühne.

1.

[Das Volk der Phäaken in alter Zeit, Wien als Minnehof und unter dem Stammvater der Habsburger.]

Wir wollen uns den besten Führer wählen, um uns in Wien zurechtzufinden. Sanct Stephan soll uns leiten; auf seinen Mauern steht die Geschichte der Kaiserstadt geschrieben, jeden Pfeiler, jeden Schwibbogen, jeden Stein fügte ein Ereigniß ein das Stadt und Land gestalten, den Charakter des Volkes bestimmen half.

Wir wollen den großen Bau des heiligen Stephan von unten auf durch die Jahrhunderte in die Höhe führen. Am Gründer der Kirche haben wir zugleich den Gründer des Herzogthums Östreich im Namen der Babenberger. Den Grundstein legte (1144) Herzog Heinrich Jasomirgott. Das war zur Zeit Kaiser Friedrich Barbarossa's und Heinrich's des Löwen. Beide hat Jasomirgott in Wien einmal zu Gaste gehabt, und dies Gastmahl war der Anfang der großen Hochzeiten, Schmausereien und Gelage, deren Reihenfolge den besten Faden in der Geschichte Wiens abgibt. Gastfrei, fröhlich, üppig, so war der Wiener von Anbeginn geartet; strotzend vom Segen, den Mutter Natur ihm gab, ist sein Gemüth wie sein Land ein Füllhorn schöner Gaben, goldglänzend im Licht der Sonne, waldgrün im traulichen Schatten, ein behaglich Gelände am rauschenden Strom. Wollt Ihr sie ein Volk der Phäaken nennen, so bedenket daß in diesem Schlaraffenland Odysseus nackt an's Ufer tritt, Nausikaa mit den Töchtern des Landes ihn weiblich empfängt, König Alkinoos ihn gastlich bewirthet und dem edlen Dulder hier zuerst wieder liebevoll warm und wohl zu Muthe wird. Das Land des Gastmahls und der Gesänge schalten nur böse Spötter das Land der Dunkelmänner. — Schon unter Heinrich Jasomirgott galt Östreich für ein Land da Milch und Honig innen fließet, Manna vom Himmel niederthaut. Wir wissen das vom Walther von der Vogelweide, dessen Lieder zu Kaiser Rothbart's Zeiten in Aller Munde waren „bei Hof und auf der Gassen." Haben sie den Sänger „von der Vogelweide" genannt, weil er aus dem Lande Östreich kam? Jedenfalls war Walther ein Östreicher; sein Dialekt verräth ihn, sein Fremdgefühl in Deutschland und seine Sehnsucht nach Wien als nach seiner Heime. Bis zu seinem dreißigsten Lebensjahre war er am Hofe zu Wien, wo er Herzog Friedrichs Gunst genoß. Da gab's ein Laufen, Tanzen und Singen — Turnieren und Springen. Rosse mit güldenen Decken reimen sich gut mit stolzen männiglichen Recken, viel schöne Frau'n und viel Gefahr der Minne, — doch alle Freud' in Ehren — und tugendlichen Lehren. Walther kam aus Kärnthen her und fand zu Wienne einen minniglichen Hof als wie um König Artus' Tafel. Die Würde der Fürsten aus Österreich — kam ihm dem süßen Regen gleich, —

> Selig der Wald, selig auch die Haide,
> Aller Augen liebste Weide.

Prinz Friedrich aber starb jung in Palästina, heimkehrend von einem Kreuzzuge, und Walther sang:

> Da ging ich schleichend wie ein Pfau; wohin ich ging,
> Das Haupt mir kummervoll nach meinen Knieen hing.

Jasomirgott's zweiter, jüngerer Sohn folgte, das war der Leupold, zubenamt der Glorreiche. Der schien dem Sänger Anfangs nicht so hold zu sein, und nach Dichterart gab Walther alsogleich statt honigliche Süßigkeiten stachelige Bitterkeiten. Er klagte über die Ungastfreundschaft des Hofes und betrauert dessen Verfall:

> Mein Dach ist faul, es stürzen meine Wände,
> Nicht zieren Schmuck und Kranz noch meine Hände.

Walther ging, da ihm zu Wienne Ehr' und Gut entzogen ward, an König Philipps des Schwaben Hof.

Der lohnsüchtige Poet der vielleicht ein Leben begehrte, mit Muße sein Leben und seine Kunst zu fristen, fand sich aber auch in König Philipp getäuscht und machte deß kein Hehl. Er zog fürder, nach Eisenach, an den Hof des Landgrafen Hermann. Hier ward glänzendes lustiges Heerlager gehalten. Poetische Wettkämpfe führten zu dem Sängerkriege auf der Wartburg; da wurden die deutschen Fürsten besungen, jeder Sänger überbot den andern im Lob des seinigen. Und Herzog Leopold steht eben als der „Glorreiche" da, weil der Mund schmeichelhafter Sänger mit soviel Glorie sein Haupt umsäumte.

Leupold Herre zweyer, zu Österreich und Steyer,
Niemand lebt den ich zu ihm geleiche!
Sein Lob ist nicht ein Loblein, er m a g, er h a t, er t h u t!
Er ist als wie sein Vetter, der milde Welf gemuth,
Deß Lob war groß im Leben und nach dem Tode gut.

Heinrich von Osterdingen war es der den Herzog Östreichs gleich der Sonne pries, ihn noch über den Thüringer Landgrafen erhebend. Das ergrimmte schier die Andern. Im Streit ward endlich ausgemacht, Meister Klinsor im Lande Siebenbürgen beim König Andreas von Ungarn solle entscheiden. Und darob zog Osterdingen hin in's weltferne Land.

In Östreich — ach, wie ist da alles friedlich, heiter, glänzend! König Etzel hielt just da Hof und feierte mit der schönen Chriemhild sein fürstlich Beilager.

Da ritten sie von Tulne zu Wienne in die Stadt,
Da funden sie gezieret viel mancher Frawen Leib.

Wien gab also wieder ein Freuden- und Gastgelage, das zweite große in der Geschichte der Wiener Küche. Wien war in der That zur Zeit des zweiten Friedrich von Hohenstaufen nach Köln die erste, fürnehmste Stadt in deutschen Landen. Wien lag auf dem großen Kreuzwege zwischen dem Norden und dem Süden Europa's, zwischen dem Morgen- und Abendlande. Regensburg und Köln waren westwärts die Punkte die Wien mit Konstantinopel, die mächtige Venezia der südliche Punkt den es mit dem kalten, rauhen, nebeltrüben Norden in Verbindung hielt. Was Wunder daß es reich und üppig, in Blüthen wie in Früchten schwelgend, mit seinem Glanz weit bis in ferne Lande schimmerte. Von Natur jeglicher Gaben voll, war Wien, solange Abend- und Morgenland sich hier berührten und bekreuzten, ein Bett aller Freuden, verwöhnt von der Gunst glücklicher Umstände, verhätschelt vom Lob seiner schmeichlerischen Sänger. —

So war Wien unter den Babenbergern. Mit Friedrich dem Streitbaren, der eben so streitbar in Liebeskämpfen gewesen als dem Feind gegenüber, erlosch der Fürstenstamm.

Mit Ottokar von Böhmen wurde für den Stephan wie für ganz Wien eine zweite Epoche eröffnet. Feuersbrünste hatten den Dom zerstört. Ottokar ließ ihn wiederherstellen — nicht aber sich zu Nutz und Frommen, sondern um seinem Gegner zum festlichen Einzug und zur Feier des Sieges über ihn die Stätte zu bereiten. Tragisch genug! Ottokar baute den Tempel wieder auf, und wie die Halle von neuem steht, zieht der Habsburger ein „in daz Mynster daz Sant Stephan ist geweiht ze ern, mit großer Menig geistlicher Orden und weltlicher Pfafhayt und dancket do unserem Herrn." Also ein Chronikschreiber.

Welch ein dramatischer Gegensatz in diesen beiden Gestalten, Ottokar und Rudolf, welch eine Tragödie im Untergang des stolzen böhmischen Heldengeistes, der der zahmen, geschmeidig frommen Seele des schweizer Grafen erliegt! Uffo Horn hat in einem wenig bekannt gewordenen Drama den Böhmenkönig geschildert, dessen Kampf und Fall aber auch in Grillparzer's Schauspiel nicht ganz zur Geltung gekommen ist. Mich dünkt, der große Confliet zwischen Böhmen und Habsburg sei in jenem Streit um das Land Östreich weder geschichtlich, noch dichterisch erledigt. Mit Ottokar gipfelte sich Böhmen zu einer europäischen Großmacht. Mit Rudolf der aus der Hütte zur Kaiserpfalz berufen wurde, entwickelte sich dem slawischen Heldenthum gegenüber ein zähes, emsig fleißiges, still betriebsames Element das auf bürgerliches Glück, auf kluge Einfalt und gottvergnügte Zuversicht sein Heil setzte. Der böhmische Löwe hatte das Donauland sich erobert und gefiel sich auf dem weichen Pfühl das sich hier die Babenberger für ihren Liebeshof bereitet. Ottokar's Hochzeitsgelager zu Wien erinnerte, wie es alte Geschichtschreiber erzählen, an Chriemhildens Fest. Das böhmische Scepter reichte bis an's Ufer zweier Meere, die Ostsee und die Adria huldigten ihm. Ottokar war gern in Wien; ein Nordlandsrecke aus den rauhen Bergen, behagte ihm die südliche Luft von Wien; aber seine heißblutige wilde Natur ward hier nicht gezähmt, nur auf Momente lässig und erschlafft. Ottokar war eben so trotzig, übermüthig, gewaltsam, selbstvertrauend bis zum frevelhaften Dünkel, als Rudolf einfach und schlicht, klug und mäßig, nachgiebig und auf Gott, d. h. auf die Umstände vertrauend. Ottokar's üppiger Stolz ward von Rudolfs kluger Demuth besiegt. Der heißblutige Schwelger verlor in eitel Völlerei Haltung und Verstand. Man schalt ihn einen Ehrenräuber an

Frauen und Männern; und so ward er, nach seiner Art ganz ein König der Aristokraten, selbst von Diesen verlassen, während auf Rudolf's Seite die Städte, das Bürgerthum und die Kirche traten. Gibt es nicht eine alte Ballade wo Ottokar die Unschuld die ihm ein edles Mädchen zum Opfer bringt, willig annimmt und dann über die Bedingung die sie ihm gestellt, die Rettung ihres Vaters vom Tode, spottet! Der Tyrann war der Meinung, ihm in Liebe ergeben zu sein, sei schon Hochgenuß, Glück und Triumph genug; das Mädchen aber das bethört ihm ihr Heiligstes dargebracht, endet in wildem Wahnsinn. — Und Flüche sind wirksam. Man weiß von der wilden Liebesgewalt im Hause der Rosenberge. Und ein Rosenberg, ein Zawisch, des Königs Nebenbuhler und Kunigundens Liebling, wurde sein Verderber; Zawisch verließ den Ottokar im Kampf auf dem Marchfelde. Ottokar war ein machtvollkommener, bis zur Trunkenheit selbstbewußter Tyrann der sich von Gottes Gnaden dünkte. Der Habsburger Graf bettelte zwar nicht bei Bürgern mit dem Regenschirm in der Hand, aber doch bei Klosterbrüdern mit Kuß und Hand um Gottes Gnade. Er ward ein Liebling Gottes und der Menschen, weil er auf der Jagd vor dem geschwollenen Waldbach dem wandernden Priester demuthsvoll sein Roß anbot und sich für unwürdig hielt das Thier je wieder zu besteigen das seinen „Schöpfer" getragen. In Rudolfs Frömmigkeit steckte schon ganz die kluge Berechnungsgabe die den Habsburgern eignet. Als bei seiner Kaiserkrönung das Scepter fehlte, ein Aufschub seinen Gegnern ein gar erwünschter Vorwand werden konnte, rief er rasch, dem Priester das Crucifix aus der Hand nehmend: Sehet hier das beste Scepter! — In hoc signo hat er denn auch gesiegt, das Crucifix haben die Habsburger oft genug zu ihrem Scepter verwendet. —

(Schluß folgt.)

Briefwechsel.

Berlin, d. 26. Septbr.

[Wrangel; drohende Aufregung und Kampflust; Sieg der Linken; Held; Verbrüderungsfest; Frau Aston; ein verkappter Reactionär.]

†† Einige denkwürdige und bedeutungsreiche Tage liegen hinter uns, Tage der höchsten Aufregung, der höchsten Spannung und Gefahr. Die ganze Stadt lag wie in einem Fieberschauer, alle Gesichter waren bedenklich und trübe. Die streitfertigen Männer gossen Kugeln, selbst die Deputirten der Nationalversammlung verschmähten es nicht, hinaus zu gehen in die Hasenheide um sich dort im Schießen zu üben, und zu erforschen, ob trotz ihrer starken Vorliebe zur Linken ihre Rechte doch noch stark und sicher sei. Die Weiber klagten im Voraus über ihre Männer und Brüder, die sie verlieren müßten im vergeblichen Kampf. Denn daß dieser Kampf vergeblich sei, daß die Demokratie diesmal nicht siegen könne, daran zweifelte Niemand, das mußte Jedem einleuchten, der mit ruhigem, ungetrübten Auge die Streitkräfte der beiden Parteien prüfte und überschaute. Die Vorbereitungen der Regierung waren ungeheuer. Gegen 50,000 Mann Soldaten umlagern Berlin, Kanonen und Geschütze drohen von allen Seiten, das Zeughaus ist vollgepfropft mit Soldaten, daß Schloß voll Bürgerwehr, und in Charlottenburg, diesem bei der Demokratie so übelberüchtigten Orte, liegt General Wrangel mit seinem Generalstab und seinen Regimentern, welche, wie er in seiner bombastischen Rede sagte, „die Kugeln im Lauf, das scharf geschliffene Schwert an der Seite trügen, um damit, wenn die Kräfte der guten Bürger nicht ausreichten, Ruhe und Ordnung herzustellen." — Held Wrangel war es, der zuerst beim Beginn der Woche Unruhe und Schrecken in Berlin verbreitete. Sein Armeebefehl, in dem kein Wort von der Verfassung oder der Bürgerwehr zu lesen war, hatte schon hinlängliche Unzufriedenheit und Aufregung erzeugt, die noch durch die Rede vergrößert ward, welche er bei Gelegenheit der Parade hielt, die er am Montag hier in Berlin den Truppen abnahm. Seit dem 18. März sahen wir an diesem Tage wieder zum ersten Male hier in Berlin den Glanz der Uniformen, die luxuriöse Pracht des Militärs sich entfalten. Herr Wrangel schien es darauf angelegt zu haben, uns eine Art Musterkarte der verschiedensten Truppengattungen, die Berlin umlagerten, zu geben, um vielleicht ein wenig Schrecken und Scheu zu verbreiten. Allein darin hat er sich in dem Volk von Berlin verrechnet. Weder seine prahlerischen Worte, noch seine glänzenden Truppen mit der Kugel im Lauf und dem geschliffenen Schwert an der Seite schrecken das Volk von Berlin. Es weiß was es will, und ist bereit dies mit seinem Blut und seinem Leben zu vertheidigen. Wrangel hatte ein wenig vergessen, daß er nicht in ein erobertes Land kam, sondern in ein freigewordenes und seine Gelüste, den Cavaignac von Berlin spielen zu wollen, werden ihm schon vergehen müssen. Sein Moment ist schon vorüber, er war am Freitag und am gestrigen Montag; wäre es an diesen beiden Tagen, wie es die Reaktion hoffte und wünschte, zum Kampf gekommen, dann freilich möchte Herr Wrangel jetzt Sieger sein, und sein Wort wahr machen können, „Berlin Ruhe und Friede zu geben." Auf einem Kirchhof findet sich Ruhe und Friede von selber! — Der Andrang zu der Nationalversammlung am Freitag war ungeheuer. Der ganze Riesenplatz des Gensdarmenmarktes war gedrängt voll Menschen, hier und da auf den Treppen der Kirchen und des Schauspielhauses (dem jetzigen Sitz der Nationalversammlung) standen Redner, welche in fanatischen Worten das Volk zur That und zum Kampf aufriefen; viele Hunderte standen dicht gedrängt vor zwei Plakaten des demokratischen Vereins, welche offen und ohne Scheu zum Kampf und Aufruhr aufforderten, wiederum Hunderte umlagerten die Thüre, durch welche die Deputirten sich in die Versammlung begaben. Die Billets zu den Zuschauertribünen wurden zu zwei bis drei Thalern ausgeboten, und mit Begierde gekauft; denn Jeder wußte, daß heute da drin

nen eine entscheidende Schlacht geschlagen werden sollte, daß es heute sich entscheiden müsse, ob wir dem Militärsysteme mit seinen Schrecknissen verfallen seien und Wrangel als Dictator zu begrüßen hätten, ob die Linke, wie sie versichert, alsdann in der That aus der Versammlung ausscheiden und dadurch dem Volke das Signal zum Kampf geben würde. Als der neue Kriegsminister und Ministerpräsident sein Programm vorlas herrschte auf den Zuhörertribünen eine athemlose Spannung, und als er alsdann auf die Kirchmann'schen Interpellationen wegen der Stellung des Generals Wrangel Antwort ertheilte, sah man alle Gesichter sich aufklären und zu einem befriedigten Lächeln erhellen. Denn diese Antworten, welche Herrn Wrangel gewissermassen desavouirten und ihn, den Befehlenden zu einem dem Kriegsministerium Gehorchenden zurückdrängten, waren eine Art vorläufiger Zusicherung, daß es für heute wenigstens noch nicht zum Kampf kommen würde. Es blieb nur noch eine Interpellation wegen des Stein'schen Antrags. Auf diese erklärte der Ministerpräsident am Montag antworten zu wollen, und damit war denn die Spannung und Aufregung bis zum Montag verlängert, der Kampf bis dahin aufgeschoben. Auf beiden Seiten hatte man wieder einige Tage Zeit gewonnen, um sich noch mehr zu kräftigen, noch mehr zu bewaffnen. Aber der gestrige Tag, der gefürchtete Montag hat entschieden, wir werden keinen Kampf, sondern vielleicht sogar einige Wochen des Friedens haben. Das Ministerium hat den Stein'schen Antrag angenommen, und somit hat die Linke einen Sieg erfochten über die Reaktionäre, einen Sieg, dem das ganze Volk jubelnd entgegen jauchzt. Die Aufregung hatte aber auch gestern den höchsten Grad erreicht; wiederum war der ganze Gensd'armenmarkt gedrängt voll Menschen, wiederum wurden Reden gehalten, das Volk zum Kampf aufgefordert. Besonders war es das Freiligrath'sche Gedicht „die Todten an die Lebenden," welches gestern wieder als Aufreizungsmittel benutzt ward. Überall ward es ausgeschrieen und gekauft. Ein Konstabler indeß ließ sich einfallen einem unserer fliegenden Buchhändler die Exemplare, welche er bei sich führte, confisciren, und einem Bürger ein von ihm gekauftes Exemplar entreißen zu wollen. Das erregte einen entsetzlichen Sturm. Man hörte nichts als Wuthgeschrei und Drohungen gegen den Constabler, der geschlagen, fast zertreten, die Flucht ergriff. Jetzt schwang sich ein Mann auf eine Droschke und las mit weitschallender, mächtiger Stimme das ganze Gedicht vor. Das Volk stand in athemlosem Schweigen umher und lauschte, und bei der Stelle „ein Eisen meine Zuversicht" brach die enthusiasmirte Menge in ein lautes kampflustiges Hurrahgeschrei aus. Und zwischen diese Vorlesung hindurch hörte man dann und wann die kreischende Stimme irgend eines fliegenden Buchhändlers das vielgekaufte Plakat ausschreien: „Ach jutester Herr Wrangel, duhn Se uns nichts, denn duhn wir Ihnen ooch nichts, schicken Se uns keene Kartätschen, denn schicken wir Ihnen keene Pflastersteene," oder das andere: „Der jroße Held hat geweint," oder „die ewige Lampe mit der Armeepauke des Herrn Wrangel." Und während dies Alles da draußen im buntesten Gewirre sich begab, saß da drinn die Nationalversammlung, um heute wahrhaft über Krieg und Frieden zu entscheiden! — Sie gab uns vorläufig den Frieden, selbst Herr Stein erklärte sich befriedigt mit der ministeriellen Ausführung seines Antrags. Weniger befriedigt war das Volk. Man war so kampfesmuthig gewesen, man hatte sich so ganz vorbereitet auf einen Tag des Blutes und des Kampfes, daß diese Botschaft des Friedens nur mit Schweigen und Murren, mit Stirnrunzeln und Achselzucken aufgenommen ward. Der Kampf liegt der Demokratie in den Gliedern, es ist wie ein Krankheitsstoff, den sie ausstoßen müssen, um gesunden zu können, und über kurz oder lang wird es auch dahin kommen. Es ist eine moralische Nothwendigkeit, die sich nicht für immer mit glatten Worten und versöhnlichen Ausgleichungen zurückweisen läßt. Wenn der Vulkan lange genug gegohren und im Innern Unheil gebraut hat, muß er endlich die glühende Lava ausströmen zu seiner eigenen Genugthuung und Erleichterung. — Selbst Herr Held sieht einen solchen Kampf als eine unausbleibliche Nothwendigkeit an. Ein Riesenplakat verkündigte uns gestern, daß er, obwohl er schon von Berlin Abschied genommen, jetzt sich dennoch entschlossen habe zu bleiben, da ein Kampf unvermeidlich sei, und er dem Volke durch sein Kämpfen seine Treue und Liebe bethätigen wolle. Aber trotz dieser neuen Demonstration ist doch Held's Rolle zu Ende gespielt, man hat den Glauben an ihn verloren, und wenn das Volk diesen verloren hat, dann ist es durch keine noch so gewandte Schmeichelreden und Betheuerungen wieder zu gewinnen. Herr Held kann sich daher ruhig, wie er beabsichtigte nach Kynau zurückziehen und Weltgeschichte schreiben. Niemand wird ihn zurückrufen! Er hat seinen Lohn dahin! —

Am Sonntag fand auf dem Exercierplatz ein großartiges „Verbrüderungsfest" statt, an welchem mehrere tausend Menschen Theil nahmen, und das den Zweck hatte, die Verbrüderung zwischen Militär und Civil immer mehr zu verfestigen. Der Präsident des Linden- und Stänkerklubbs, Herr Müller, küßte unter dem Zujauchzen der Menge einen Soldaten von der Garde, und ein Soldat vom 24. Regiment bestieg die Rednerbühne, um im Namen seiner Kameraden zu erklären daß, wenn es am Montag zum Kampf käme, sie nicht auf das Volk schießen, und dem Feuercommando ihrer Officiere nicht gehorsamen würden. Das strenge Band der Disciplin in der Armee ist zerrissen, und wenn es zum Kampf kommt, werden die Officiere Mühe haben, ihre Soldaten zusammenzuhalten. Die Soldaten haben es jetzt begriffen daß sie Söhne des Volkes und nicht Marionetten ihrer Obern sind. — Frau Aston ist sehr unzufrieden daß der gestrige Tag so ruhig vorübergegangen. Sie hatte bereits funfzehn Betten in ihrer Wohnung hergerichtet, zur Aufnahme Verwundeter, und nun hat sie ihre leeren Betten, keine interessante Leidende darin, denen sie als helfende Göttin erscheinen könnte! — In Folge der Aufregungen des gestrigen Tages fanden Abends doch noch mehrfache Zusammenrottungen statt, namentlich bei der Stadtvogtei, wo man die politischen Gefangenen befreien wollte. Ein Individuum, welches dort das Volk auf alle Weise aufhetzte und zum Barrikadenbau ermahnte, ward von der Bürgerwehr arretirt. Heute ergibt sich, daß dies ein Graf B.... ein bekannter Reaktionär und Freund Bülow-Cummerow's ist. Sie sehen zu welchen Mitteln unsere Reaktionäre ihr Zuflucht nehmen, und mit welcher Perfidie sie das Volk gegen das Volk zu gebrauchen trachten!

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr.	Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet.	№ 79. 30. Septbr.

Wiener Skizzen, von F. Gustav Kühne.

(Schluß.)

Die persönliche Begegnung zwischen Ottokar und Rudolf ward ein Grund bittern Hasses. Der Kaiser gewordene Graf verlangte Huldigung. Der stolze Böhmenkönig der es verachtet hatte Kaiser zu werden, gab endlich herablassend die Begrüßung zu, doch nur unter vier Augen wolle er dem Ceremoniell der Huldigung, weil es einmal üblich, sein Genüge thun. Es bestand im Senken des Knies. Ottokar war und glaubte sich allein im Zelt des Kaisers; das war die Bedingung. Rudolf hielt die Bedingung und betrog ihn doch. Wie Ottokar das Knie vor ihm beugt, wird auf ein heimlich Zeichen der Zeltvorhang weit aufgeschlagen, und Ottokar's Heerschaaren die draußen in langer Linie halten, sind Zeuge von ihres Fürsten Demüthigung. Das hat den Böhmen ergrimmt, und wie ihn sein ehrgeizig Weib darob geschmäht, zog er in Wuth zum Theil das Schwert, zum Theil in Lebensverachtung, denn auch Kunigunde hatte ihn betrogen; und ihr Buhle daheim ward sein dritter Verräther.

Die Geschichte aber nennt Rudolf einen Wohlthäter sondergleichen. Den Adelslaunen, der Anmaßung der Ritter und der Verwilderung der heroischen Faust gegenüber, war er auch in seiner simplen Ruhe, Heiterkeit und zuvorkommenden Güte des klugen Herzens den Städten ein segensreicher Bürgerkönig, ein Rächer anarchischer Gräuel, ein Hort der Schwachen und Gedrückten, ein Wiederhersteller des zerrissenen, verwüsteten Reiches. Wie als Graf in der Schweiz, so ward er auch in Östreich ein Schirmvogt der Kirche, der Bürger und Bauern, gab ihnen Handfesten gegen die Adelsbündnisse und half städtischen Innungen zur Entwickelung. So ist er der Gründer einer neuen Zeit geworden. Mit Wenigem hat er viel erreicht, wie sein Gegner mit Vielem wenig oder nichts. Denn der Tod, auch der Heldentod ist wenig oder nichts, wenn er den Lebenden keinen Segen bringt und das nachfolgende Geschlecht ihm keine Denksäule setzt.

Der böhmische Löwe hatte seine Mission nicht verstanden. Er hielt in seinen Tatzen schon zwei Gestade, der Ostsee und der Adria. Des brittischen Dichters geographischer Schnitzer, in dem bergumgürteten Böhmerlande Schiffe landen zu lassen, war nur ein Anachronismus; daß Böhmens Scepter über Meere gebot, war für ihn aus der Geschichte freilich schon in eine sagenhafte Mährchenwelt zurückgetreten. Ottokar genügte sich; dieser Dünkel stürzte ihn; wer nicht strebt, verliert. Mit der deutschrömischen Kaiserkrone die er verschmähte, hätte er Böhmen zur europäischen Großmacht, Prag zu einem Mittelpunkt der germanischen Welt machen müssen. Ein anderer Löwe, der venezianische, setzte sich Flügel an, der böhmische war blöde genug, sich statt zwei Köpfe, nur zwei Schwänze zuzulegen, an denen man ihn halten konnte. Ein Vogel mit zwei Köpfen überwand ihn, und die zwei Köpfe des kaiserlichen Adlers von Deutschland deutete sich der Habsburger Rudolf als Bürgerthum und Geistlichkeit. Gegen die adelige Wildheit des Thieres aus den böhmischen Wäldern halfen ihm diese beiden Mächte siegen. Im Tyrannen Ottokar ging das wilde Slawenthum zu Grunde, um später noch einmal in den Hussiten mit religiösem Fanatismus aufzutauchen.

Ottokar hatte den Stephan wieder auferbaut, und die Welt lobte Gott in diesen Hallen für den Sieg des klugen, frommen, sanften Habsburg. Man zählt nur fünf Jahre die Rudolf in Wien zugebracht. Gewisse Züge seines Naturells blieben aber den Habsburgern eigen. Jedes Princip ist in seinem Ausgangspunkt immer am reinsten: Rudolf war der Abraham, der patriarchalische Erzvater des Hauses Habsburg. Später

kam burgundisches, lothringisches und wälsches Blut zum Urelement des Geschlechtes. Rudolf war großer und schlanker Gestalt, blauäugig, blonde Locken fielen in den Nacken zurück, während sein Vorderkopf schon früh in Sorgen kahl ward. Unter der hohen gewölbten Stirn saß die Adlernase die bis auf Maximilians burgundische Heirath ein Erbtheil der Familie blieb. Sie brachte in die leutselige, gewandte und verschlagene Freundlichkeit eine gewisse Würde. Stets bemüht Alles zu thun, immer bereit Ungemach zu tragen und Leid zu verwinden, allezeit gleich treu und zäh in der Sorge, Hab und Gut zu erwerben, und das Erbe zu sichern und zu wahren, — das blieb ein Familienzug des Hauses. Wir haben halt klein angefangen! sagte Kaiser Franz, als er sich in der Schweiz die Stammburg der Familie betrachtete.

Blätter aus Thüringen.

3.

Die Großherzogin von Weimar.

S. In jetziger Zeit wo das gemüthliche Verhältniß des bevormundenden Landesvaters zu seinen verehrenden Kindern so vielfach Anfechtung erlitten hat, könnte man es leicht als Reaction betrachten, wenn man von einer Landesmutter spricht und schreibt. Und doch wüßte ich keine charakteristischere Bezeichnung für die oben genannte edle Fürstin. Ja sie verdient diesen Ehrentitel im eigentlichen Sinne des Wortes, denn sie hat stets ihren hohen Beruf in seiner ganzen politischen, socialen und christlichen Bedeutung aufgefaßt; sie hat sich selbst Pflichten auferlegt und solche mit unendlicher Treue erfüllt. Vor einigen Wochen enthielt das Gemeindeverhandlungsblatt und Volksorgan, eine in der Stadt Weimar vielgelesene Wochenschrift, einen Aufsatz über die Verdienste der Großherzogin um das Land. Ein Bürger hatte denselben geschrieben und er wurde von den Bürgern aufmerksam gelesen. — Wie mancher mußte beschämt gestehen daß er oft undankbar gewesen und die zahlreichen Wohlthaten nicht anerkannt hatte! Wie oft hatten die Weimaraner in ihrem blinden Russenhaß vergessen daß die Vermählung des damaligen Erbprinzen mit einer reichen Großfürstin für das kleine und arme Weimar ein großes Glück sei. 120,000 Thlr. jährliche Einkünfte sind seit 44 Jahren in's Land geflossen, und die edle Fürstin hat freigebig damit gewaltet und jedes nützliche Unternehmen gefördert und unterstützt.

Der wohlmeinende Bürger hat indeß in seinem Aufsatz nur unvollständig die Verdienste der Großherzogin aufgezählt — so sagten mir wenigstens Viele welche über jenen Artikel sprachen, und von ihnen erhielt ich Notizen, die ich zu folgender Darstellung eines edlen Wirkens benutze.

Als vor 44 Jahren die junge Erbprinzessin ihren Einzug in Weimar hielt, da sollen die Russen ihres Gefolges sehr verwundert gewesen sein über die kleine unansehnliche Residenz — sie erschien ihnen als ein Dorf, — welche der Kaiserstochter angewiesen wurde. Sie selbst aber schien keine Vergleiche anzustellen, sondern zufrieden sich einzuwohnen in die kleinen Verhältnisse, in die luxusarmen Umgebungen. Bald begann sie auch ihr segensreiches Wirken, indem sie zahlreiche Wohlthaten spendete und den Grund zum Frauenverein legte, ein Institut das sich später durch das ganze Land verzweigte. Durch diesen Frauenverein findet nun jede Art von Bedürftigen Unterstützung. Wöchnerinnen werden mit Kinderzeug versehen, Kranke mit Arznei und Pflege, Holz und Speisen werden verabreicht. Verschämte Armeerhalten unter Verschweigung ihres Namens Arbeit; altersschwache Frauen werden mit Spinnen beschäftigt. — Eine Kleinkinderverwahranstalt erleichtert den Müttern ihren Erwerb durch Feldarbeit, und in den Städten und Dörfern findet man Strick- und Nähschulen, wo die Kinder der Armen unentgeltlich unterrichtet werden. Jetzt kann im ganzen weimarischen Land jeder Tagelöhner von seiner Frau erwarten daß sie seine und seiner Kinder Wäsche in Ordnung hält, was früher nicht der Fall war. — Die Schulkinder erhalten eine Weihnachtsbescheerung. Im Frauenverein werden auch die Dienstmädchen gebildet und Prämien ertheilt denen, welche drei Jahre bei der ersten Herrschaft bleiben. — Unter den gebildeten Frauen des Landes hat die Großherzogin die Werkzeuge zur Ausführung ihrer Pläne gefunden; ihr Beispiel mußte Nacheiferung erwecken; sie hat Vorurtheile und Hindernisse aller Art überwunden, sie hat Undank erfahren und verschmerzt; nichts konnte sie hemmen in ihrem edlen Streben, nichts ihrer Thätigkeit Einhalt thun. Von dem weitverzweigten Frauenverein hat sie alle Fäden in ihrer Hand. Sie empfängt täglich Berichte, die sie auch sogleich beantwortet. Sie ist thätig wie ein Geschäftsmann; sie benutzt die frühen Morgenstunden, und nie bleibt ein Schreiben, sei es die geringste Bittschrift, uneröffnet und unberücksichtigt.

Die Großherzogin war es auch welche die Sparkasse gründete, und mit ihrem Vermögen gut sagte, um dem neuen Institute das Vertrauen des Publikums zuzuwenden. Mancher wackere Handwerksmann, dem es zum Beginn seines Geschäftes an dem nöthigen Capital mangelte, erhielt ein Darlehen von der Sparkasse, indem die Landesmutter für ihn Bürgschaft leistete.

Auch Suppenanstalten wurden auf ihre Veranlassung errichtet und in theuern Jahren brachte sie große Geldopfer, damit die Armuth nicht darbe. — Die Hospitäler stehen unter ihrem ganz besondern Schutz

und jede Wohlthätigkeitsanstalt im ganzen Lande wird von ihr unterstützt, von ihrem fürsorgenden Interesse geleitet.

Die Verschönerung von Stadt und Land lag ihr sehr am Herzen; auf ihre Anordnung und durch ihre Mittel geschahen Anpflanzungen und wurden Baumschulenerrichtet, welche ein Segen sind für das ganze Land. — Bei Hagelschlag, Überschwemmung, Feuersbrunst und Hungersnoth fehlte es niemals an ihren reichlichen Spenden. Alles dieses that die Landesmutter für das Volk, obgleich es damals noch nicht das souveräne Volk war.

Aber auch noch in anderer Hinsicht hat die Großherzogin für Weimar gewirkt. Sie hielt einen königlichen Hof der die benachbarten Höfe überstrahlte. Fremde wurden dadurch herbeigezogen und wohlhabende Familien ließen sich hier nieder. Vom Hofstaat leben viele Menschen, Weimar und die benachbarten Dörfer ziehen großen Nutzen davon; Handwerker wurden reich und wer arbeiten wollte und gut arbeitete, fand immer Verdienst. Daher kommt es auch daß in Weimar das Proletariat im Vergleich zu anderen Städten sehr gering ist.

Weit entfernt den Ruhm ihres Hofes bloß in äußerm Glanz zu suchen und die Gesellschaft zu Luxus anzutreiben, war sie, die Kaiserstochter, immer bemüht die Verhälnisse der Staatsdiener und des armen Adels zu berücksichtigen und Einfachheit in Kleidung und Lebensweise zu ermuntern und zu fördern. Dagegen fanden Kunst und Wissenschaft in ihr eine eifrige Beschützerin. In Erinnerung der Glanzperiode Weimars, ließ sie Zimmer im Schloß mit darauf bezughabenden Fresken verzieren welche mehrere Jahre hindurch Künstler beschäftigten. Manches schöne Gemälde, von ihr angekrauft schmückt das Schloß. Die berühmtesten Virtuosen werden am Hofe gehört und richten gern ihre Reiseroute über Weimar, so daß die kleine Stadt auf diese Weise die Privilegien der großen Städte genießt. Daß Liszt in Weimar Kapellmeister wurde, ist ebenfalls das Werk der Großherzogin. Ihre und des Großherzog reiche Beiträge ermöglichen ein gutes Theater, welches das Publikum allein nicht erhalten könnte. —

Nach einem solchen 44 jährigne Wirken ist nun auch für diese hohe Frau die neue Zeit hereingebrochen. Die Ereignisse kamen ihr überraschend. Sie hatte die Unterthanen des Großherzogs für glücklich gehalten, man hatte ihr stets die Zustände als befriedigend geschildert. Sie ahnte nichts von dem Druck und Jammer, von den mittelalterlichen Abgaben und den harten Erpressungen, sie kannte nicht die Mißstände des alten Systems; die vielfachen und meist gerechten Klagen erreichten nicht ihr Ohr; die schlechte Finanzverwaltung war für sie ein Geheimniß. In den Märztagen wurden ihr plötzlich die Augen geöffnet und manche Thräne mag seitdem dieselben verdunkelt haben. Sie und ihre Tochter, die edle Prinzessin von Preußen, hatten nichts verschuldet an dem Strafgericht des Volkes.

Ich fragte wie die Großherzogin die Ereignisse aufgenommen hätte? und man antwortete mir: „Wie eine Schickung von Oben." —

Die beschränkte Civilliste erheischte auch eine beschränkte Hofhaltung und die Kaiserstochter fügte sich willig dem kleinern Zuschnitt; von ihren Dienern aber wollte sie keinen entlassen — Keiner soll darben, der ihr gedient hat! sie lohnt die überzähligen aus ihrer Schatulle.

Ich sah sie im Vorüberfahren zu verschiedenen Malen; sie besucht noch häufig die Wohlthätigkeitsanstalten, und bei Gelegenheit einer solchen Fahrt sah ich sie. Sie grüßte freundlich — doch lag ein tiefer Ernst in ihren Zügen: sie hat die Zeit in ihrer ganzen Bedeutung erfaßt. Möchte sie doch noch die friedliche Lösung aller Wirren erleben! Eine Fürstin wie die Großherzogin von Weimar muß jedem Jahrhundert zum Stolz und zur Zierde gereichen.

Deutsche Romane.

— Was jetzt im Felde der deutschen Romanliteratur erscheint, unterliegt in seinen Erfolgen den Wehen der neuern Zeit, hat nach seiner Entstehung noch keinen Theil an deren Segnungen, gehört nach Richtung und Sinnesart meist noch ganz der alten Zeit an, die mit den Februartagen dieses Jahres plötzlich morsch zusammensank. Bei alle dem müssen wir den Erzeugnissen dieser Art Rechnung tragen, sie in das Bereich unserer Kenntnißnahme ziehen.

Der Einsiedler von St. Johannes, so nannte sich schon vor Jahren eine Autorschaft die in drei überstarken Bänden (Leipzig, Brockhaus) unter dem Titel „die Wiederkehr" eine angebliche Novelle brachte. Es war in Form einer Lebensgeschichte mehr eine geistreiche pietistische Bekenntnißschrift. Die Ereignisse der großen französischen Revolution waren nach Selbsterlebnissen aufgefaßt, namentlich die damaligen Zustände der Schweiz, wo uns unter den Gestalten auch Lavater, der alte Prophet und Gesichtslinienschauer, entgegentrat. In gewissen höheren Kreisen Berlins wurde das Buch eifrig gelesen; man konnte in den Vermuthungen über den Verfasser desselben bei Bunsen stehen bleibrn. — Derselbe „Einsiedler von St. Johannes" lieferte im Laufe dieses Jahres (ebenfalls bei Brockhaus) das starke Romanwerk: Eine Woche. Finden wir uns mit dem verlorenen Posten dieses geistreichen protestantischen Pietismus ab! — Es wird uns die letzte Lebenswoche einer frommen Predigerfamilie Tag für Tag in ganz schwelgerischer Breite vorgeführt. Wir staunen mit Recht über die Lethargie dieser Gottseligkeit welche sich vom Antlitz der sturm- und freudebewegten Welt abwendet. Sonntag Morgens hält der greise Pfarrer seiner Gemeinde die Abschiedsrede, da er fühlt daß sein Ende naht. Mittags werden erbauliche Tischgespräche geführt, nach dem Essen besucht man das jüngste Enkelchen das selbigen Tages

geboren wurde. Die Mutter wählt drei Namen: Karl Friedrich Anton, lauter Namen von sehr frommen, gottseligen Leuten. Die Großmutter Pfarrerin aber sagt zu ihrem Sohne: Drei Taufnamen, Adolf! Das ist des Guten fast zu viel! Ich möchte Dich einen Verschwender nennen daß Du auf Deinen Erstgeborenen gleich soviel von dem ererbten Vorrath verwendest! Du mußt Haushalten lernen!" Der Pfarrer meint auch, drei Namen seien freilich eine fast fürstliche Mitgabe und zu vornehm für eine bürgerliche Familie. So geht der Sonntag hin. Montags stirbt die fromme greise Schwester Anna; sie hat alle Armen weit und breit beglückt. An diesem Tage wird viel geweint und gebetet. Am Nachmittag erhält Marie die Tochter des Hauses einen Brief von ihrem frühern Geliebten, der auf Wunsch der Eltern ihr entsagte, nun aber, da seine Frau todt, von neuem um ihre Hand bittet. Sie geht in ihr Kämmerlein und beräth sich mit dem Herrn. Der greise Pfarrer hat unterdessen ein erbauliches Gespräch mit einem jüngern Diener der Kirche. Sie tauschen ihre Gedanken über die Erbsünde aus. Dieser ist nicht ganz der Meinung daß der Mensch von Grund aus verderbt sei; Jener beweist es ihm eben haarklein. Ganz zerknirscht über die Sündhaftigkeit der Menschen, zieht der jüngere Hierarch von dannen. Der christliche Wandel dieser frommen Familie hindert sie nicht alttestamentarisch an Träume zu glauben, so daß sie denn auch am Dienstag Morgen noch ganz betäubt von ihren inhaltschweren Träumen zum Frühstück kommen und sich diese gegenseitig so gut als möglich allen Ernstes auslegen. Darauf liest der Pfarrer mit „erhöhter Andacht" den 32. Psalm. Am selben Tage kommt einer seiner ehemaligen Schüler und erzählt ihm in einer langen Lebensgeschichte, wie er nach vielen Vergehungen und Irrthümern endlich zur Gotterkenntniß gelangt sei. Bei dieser Erzählung mag dem Verfasser Schiller's Leben eines Ehrgeizigen dunkel vorgeschwebt haben. Mittwoch wird Schwester Anna begraben. Dann bereitet der Pfarrer einen Kranken zum Tode vor. Darauf wird der kleine Enkel getauft; alles mit großer Rührung. Nach diesem tauft der alte Pfarrherr eine Jüdin, die einer seiner Söhne liebt und zum Christenthum bekehrt. Zu diesem Feste kommt die ganze zahlreiche Familie zusammen und wir lernen eine Menge Kinder und Kindeskinder und deren kurze oder lange Lebensgeschichten kennen. Donnerstag wird Klara, eine Enkelin, getraut. Nach der Trauung ist man leidlich lustig, bleibt aber immer fein fromm dabei, und führt meistentheils religiöse Gespräche. Am Freitag stirbt die Frau Pfarrerin. „An einem Freitag! am Todestage des Herrn! starb sie; an einem Freitag ward sie geboren, an einem Freitag gerieth sie einst in Lebensgefahr, an einem Freitag starb ihr Vater, nachdem er eines Freitags vom Pferde gestürzt war. An einem Freitag begegneten wir uns zum ersten Mal, an einem Freitag warb ich um ihre Hand, an einem Freitag gebar sie ihren ersten Sohn, ꝛc.," so erzählt der alte Pfarrer. Den ganzen Tag ist Todtenfeier. Von nah und fern kommen Leute und preisen die Geschiedene und ihren frommen Sinn. Aber nicht nur fromm, fleißig und treu war sie, sondern auch muthig! Also erzählt der Pfarrer; sie hat sogar einmal einen Spitzbuben eingefangen. Am Sonnabend stirbt denn endlich der greise Pfarrer, nachdem er von seinen Lieben, vom ganzen Dorfe rührend Abschied genommen, seine Beichtkinder dem Sohne empfohlen. — Damit schließt das Buch, diese „Idylle." Wieviel in der nächsten Woche getauft, getraut und gestorben, wollen wir unerörtert lassen. „Das heißt eine Welt! das ist eine Welt!" Oder vielmehr so war sie gestaltet, und in gewissen Kreisen hielt man auch bei viel Geist das Leben der Menschen in diesem beschränkten Bann. Was Wunder, wenn sich das frische freie Leben gegen solche Gottseligkeit ungebührlicher als man wünschen sollte, empört!

— Romantische Dichtungen (Leipzig, Klemm) nennt August Bürck zwei Bändchen Romanbruchstücke die er aus früheren zerstreuten Arbeiten neu zusammenstellte. Romantik! seufzt er im Vorwort, deine Zeit ist vorüber! — Der Verfasser hat diese Bilder aus dem Leben unseres Mittelalters vor der Zeit der Eisenbahnen und Zollvereine geschrieben. Aus dem Entwurfe eines großen Heldengedichtes von König Arthur und der Tafelrunde ward jedoch nur ein episodisches Mährchen „Marlins Liebe und Zauber", und ein abenteuerliches Drama von dem er einige Scenen vorlegt. Heinrich von Ofterdingen sollte der Held eines großen Romans werden. In alle Bewegungen des damaligen Lebens wollte Bürck den Dichter des Nibelungenliedes verwickeln, das Leben auf der Wartburg und den Sängerkrieg schildern; am Hofe der Hohenstaufen sollte der Minnesänger glänzen, sich mit den Kreuzzügen nach dem Morgenlande verirren, dann aus dem Strudel der Welt sich in die Einsamkeit flüchten, um dort das große namenlose Lied zu dichten und seinen eignen Namen in die Nacht des Wahnsinns zu begraben; eine Apotheose des Dichters sollte das Werk schließen. Ein erster Theil dieses Romans „der Sängerkrieg auf Wartburg" erschien; der Verfasser fügt ihm jetzt noch einzelne Stücke aus der Fortsetzung des Bruchstück gebliebenen Romans hinzu. — Der Verfasser thut als müsse er sich aus der Romantik das Testament machen. Er hat aber unrecht den Begriff der Romantik in dieser Beschränkung auf das Mittelalter zu fassen. Davon abgesehen daß in der Zeit der Eisenbahnen doch Männer der Wissenschaft anfingen sich als Germanisten zu versammeln die neues Recht aus altem Recht bereiten wollten, davon abgesehen daß mitten unter der politischen Debatte sogar die Mauern des alten Kleinods germanischer Kunst am Rhein sich erhoben: wer heißt uns die Romantik in Tieck und der romantischen Schule abgeschlossen sehen? Wer hindert uns sie eben so stark im classischen Goethe zu finden? Sind Wilhelm Meister, Faust nicht romantisch? Romantisch sind die tiefsten Fasern der deutschen Natur. Und wenn endlich ein Volk aufsteht, und weil kein andres Mittel mehr verfangen will, seine Rechte sich vom Himmel holt die droben hangen unveräußerlich, — soll das nicht romantisch heißen? Dann würden wir es classisch nennen müssen. Aber zum Classischen fehlt der Völkerbewegung von heute noch die spartanische Tüchtigkeit und das attische Ebenmaß der schönen Form. Es läuft, dünkt mich, in unsern Nationalversammlungen noch soviel verworrene Kopflosigkeit, in unsern Volksklubbs soviel burleske Tollheit mit unter daß wir um Romantik dabei nicht verlegen sind. — Doch diese Bücher sind unschuldig wie die Lämmer; antediluvianisch erscheinen sie uns denn die Nation ist vorgeschritten und die Literatur ist entweder todt oder lahm; sie kann nicht Schritt halten.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr.	Die Europa erscheint wochentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet	№ 80. 2. October.

Bilder aus Schleswig-Holstein.

Von J. v. W.

Da liegt Apenrade, das Hauptquartier des Generals der Reichsarmee; wir sind mitten auf dem Schauplatz des vorläufig beendigten Krieges. Freundlich streckt die kleine, hübsch gebaute Stadt sich an dem Ufer hin. Das Meer bildet hier einen tiefen Busen in's Land hinein; die Umgebungen gewähren einen wahrhaft idyllischen Anblick. Sanfte Hügel, reich mit schönem Laubholz bewachsen, laufen bis dicht an's Meer, ihr Fuß wird von den schäumenden Wellen umspielt; üppig grüne Wiesen, von hohen Hecken umfaßt, von Kornfeldern durchzogen, liegen dazwischen; die weißen Gemäuer und die rothen Ziegeldächer der vielen Gehöfte bezeugen wie wohl sich's hier hausen läßt. So eint sich hier Anmuth der Gegend mit Fruchtbarkeit des Bodens. Ein Blick rechts, und man hat eine sanfte, ruhige holsteinische Landschaft mit all den Reizen wie Voß sie in seiner „Luise" schilderte. Ein Blick links, und auf den blauen Wogen schaukelt sich dicht vor uns ein stattlicher Ostindienfahrer. Hier blökendes Vieh, vom Hirten in die Stallung getrieben, jubelnde Mäher die ihre Binderinnen unter'm Arme, mit frohem Gesang von der Arbeit heimkehren; ein silberhaariger Pfarrer der seine Predigt für morgen memorirend, unter dem Schatten der hohen Bäume wandelt; dort der Gesang der Matrosen die zur Fahrt in ferne Welttheile die Anker lichten, oder netzeziehende Fischer. Und nun plötzlich neue Gestalten für die, ob auch abwechselnde, doch immer friedliche Scenerie! Soldaten aller Waffengattungen tummeln sich bunt durch einander; der Gott des Krieges hat den des Ackerbaues und Handels verdrängt. Adjutanten und Ordonnanzen sprengen heran und fliegen fort; mit dem Klang schmetternder Trompeten, mit dem dumpfen Rasseln der Trommeln rücken Kolonnen hin und her. Man hatte hier Gelegenheit, mit Ausnahme der östreichischen, baierischen und sächsischen, Uniformen aller Contingente Deutschlands in bunter Mischung zu sehen, deutsche Reichstruppen die noch vor wenigen Monden schwerlich daran gedacht, hier unter einem Kommando zu stehen. Da geht ein würtembergischer Officier Arm in Arm mit einem Oldenburger, ein badischer Infanterist bittet einen mecklenburgischen Dragoner um Feuer für die Cigarre, ein Nassauer aus dem Rheingau streitet mit einem Pommer ob Wein oder Schnapps ein besseres Soldatengetränk; Keiner will dem Andern Recht einräumen, Jeder kämpft für das Erzeugniß seiner heimathlichen Fluren, das der Pommer in seiner kleinen grünen Schnappsflasche bei sich trägt, der Nassauer aber schmerzlich entbehren muß, denn sein geringer Sold reicht nicht aus, sich hier im Norden, eine Flasche auch nur des wohlfeilsten Rheinweines zu kaufen. Und wozu sind alle diese Truppen hier versammelt gewesen, warum mußte der Schwabe seine stillen Thäler, der Nassauer seinen grünen Rhein verlassen, um über hundert Meilen weit hieher zu eilen, wenn man die preußischen Diplomaten einen Waffenstillstand abschließen lassen wollte! Dazu hätte es dieser Anstrengungen in der That nicht bedurft, bessere Bedingungen hätten auch die Schleswig-Holsteiner allein sich erkämpfen können! Ein schönes Angebinde das Preußen damit der deutschen Einheit gemacht hat! Wir wissen nicht welche hohen dänischen oder russischen Orden dem General Below dieser Abschluß eintragen wird, aber so viel wissen wir, der Dank des deutschen Volkes wird sich nicht an seinen Namen knüpfen. Da er einmal geschlossen war, mußte die Nationalversammlung zu Frankfurt diesen Waffenstillstand annehmen, denn es hieß hier unter zwei Übeln das kleinere wählen; eine

Nichtanerkennung desselben wäre in diesem Fall das größere gewesen. Aber vorher hätte man vorsichtiger sein sollen. Wird man für die Zukunft gewitzigt sein?

Der größte Theil der Apenrader Besatzung bestand aus Abtheilungen der preußischen Regimenter, durch und durch schöne Truppen, wohl dazu geeignet das Hauptquartier der deutschen Reichsarmee zu bilden. Schönere Infanterie wie die preußischen Regimenter die hier in Schleswig-Holstein lagen, sieht man nirgend. Und mit welcher Tapferkeit haben dieselben bei den Schanzen des Dannevirke und bei Schleswig gefochten! Es war förmlich ein Wettlauf unter Officieren und Gemeinen, wer zuerst die Wälle erklimmen sollte. Alles drängte sich nach den gefährlichsten Stellen. Und wieder wie gutmüthig, wie zufrieden, und genügsam mit Allem waren in ihren Quartieren dieselben Soldaten die im Feuer so heldenmüthig! Über preußische Einquartierung ist hier nie die mindeste Klage erhoben; alle Dorfschaften freuten sich immer dieser Gäste und beklagten es wenn sie die Preußen mit anderen Truppen vertauschen mußten. Wie oft haben wir preußische Grenadiere ihren Wirthen beim Mähen, Pflügen, Jäten, Dreschen helfen sehen, wie oft wandelte ein baumlanger Musketier mit trotzigem Schnurrbart umher, ein kleines Kind auf dem Arm tragend oder an der Hand führend, eine provisorische Kindermuhme mit Helm und Waffenrock. Wahrlich, kein übler Stoff für einen Pinsel! Und welche Ausdauer in diesen Spartanern! Wie blieben sie trotz des viermonatlichen Feldzuges der sie oft in schlechte Quartiere führte, oft tagelang in Bivouaks bei strömenden Regen festhielt, oder zu weiten Märschen in fast grundlosen Wegen trieb, stets sorgfältig, ja selbst elegant gekleidet, als sollte es im prächtigen Berlin zur Parade gehen! Die schleswigschen Schönen sind auch nicht unempfindlich gegen alle diese Vorzüge gewesen. Besonders die großen schlanken Rheinländer von der Garde, die ein so eigenthümlich klingendes Deutsch sprechen, waren ihre Lieblinge. Nicht allein daß mehrere preußische Officiere sich hier mit blühenden und angesehenen Töchtern des Landes verlobten, auch gar manches Mädchen der niederen Stände trägt wenigstens im Herzen ein Angedenken von preußischen Soldaten. In Arrangirung von Bällen und Tanzbelustigungen aller Art zeichnete sich diese Soldatesca vorzüglich aus. Wo Preußen in Quartier lagen, da ertönte auch allabendlich wenn nur irgend möglich Tanzmusik. War der Marsch an dem selbigen Tage auch noch so lang und beschwerlich, mochte morgen ein ähnlicher oder auch ein blutiger Angriff bevorstehen, der Abend mußte wo möglich dem Tanze gewidmet sein. Waren nur Tänzerinnen aufzutreiben, an Tänzern fehlte es nicht.

Was sonst allen Ernstes die preußischen Krieger auszeichnet, ist das innige Verhältniß zwischen Officieren und Soldaten, eine musterhafte Einigkeit im Befehlen und Gehorchen. Subordinationsvergehen kannte man hier fast nicht, Strafen der Art sind während des ganzen Feldzuges beinahe niemals vorgekommen. Und welch stattlicher Anblick, ein Regiment preußischer Grenadiere mit rauschender Feldmusik! Ausgesucht große Menschen aus allen Provinzen des Königreiches im kleidsamen blauen Waffenrock und mit der blitzenden Pickelhaube, auch festen Trittes einherziehend, ob die Sonne noch so heiß brannte, oder der Regen in Strömen goß! — Auch hannöversche Dragoner lagen längere Zeit in Apenrade und der Umgegend. Wie die preußische Infanterie, so sucht an stattlichem Anblick die hannöversche Reiterei ihresgleichen. An Trefflichkeit des Materials, an ruhiger, sicherer Pferdeführung ist sie der preußischen überlegen. Lauter freiwillige Bauernsöhne dienen in derselben; Leute die aus reiner Neigung sich zur Reiterei meldeten, und zehn Jahre Dienstzeit können schon einen bessern Kavalleristen liefern. Geht in Hannover der Kavallerist auf Urlaub, und dies geschieht in der Regel während der Hälfte des Jahres, so nimmt er sein Roß mit daheim; daher denn auch die treue Fürsorge und große Anhänglichkeit zwischen Mann und Pferd. In Uniformirung und sonstiger Equipirung hat die hannöversche Kavallerie ganz die preußische zum Vorbild genommen und auch bei der Infanterie wird dies allmälig ausgeführt. Sehr gebildete, angenehme und sich allgemeine Liebe und Achtung erwerbende Officiere traf man bei den Hannoveranern, die sich besonders auch durch einen wahrhaft deutschen Sinn auszeichneten. Unter den älteren Officieren waren noch viele, die in den Napoleonischen Kriegen im englischen Dienst auf der pyrenäischen Halbinsel gefochten haben, wie man denn überhaupt noch manche Anklänge an England in der hannöverschen Armee antrifft.

(Schluß folgt.)

Etwas über Rußland und seine Bewohner.

B. Der preußische Geh. Regierungsrath Frhr. v. Harthausen hat seit vielen Jahren sich dem Studium der ländlichen Gemeindeverfassungen und der Bauernzustände in allen ihren Beziehungen gewidmet. Er fand für seine wissenschaftlichen Bestrebungen Zeit, Gelegenheit und Unterstützung, als die preußische Regierung ihn beauftragte, in allen Provinzen der Monarchie an Ort und Stelle die Verhältnisse des Bauernstandes gründlich zu untersuchen und in historischer Entwickelung ausführliche Darstellungen derselben zu geben. Die von ihm gesammelten Materialien sollten dann einer künftigen Gesetzgebung die nöthigen Grundlagen gewähren. Er hat zu diesem Behuf von 1830 bis 1838 die preußische Monarchie nach allen Richtungen hin so wie auch einen großen Theil angrenzender Länder durchreist. Auf diesen Reisen traf er in allen westlichen Theilen Deutschlands räthselhafte Verhältnisse, die sich auf die Grundbedingungen des rein germanischen Volkslebens durchaus nicht zurückführen ließen. Da nun in diesen, wenn auch ursprünglich germanischen Ländern etwa vom 6. bis zum 12. Jahrhundert slavische Volksstämme ansässig gewesen, welche später allmälig verschwunden sind oder germanisirt worden, so schloß er, daß jene Verfassungsverhältnisse im dort untergegangenen slavischen Volksleben wurzeln mußten. So ward es ihm denn für seine historischen Studien zur Nothwendigkeit, auch das Leben und die Verfassung der slavischen Völker einer genauen und ins Einzelne gehenden Beobachtung zu unterwerfen. Er richtete daher seinen Blick dahin wo die echt slavischen Elemente der ländlichen Verfassung sich ungestört und rein hatten entwickeln können; und da faßte er denn zunächst Rußland ins Auge. Nachdem er sich in Petersburg zu seinem wichtigen Unternehmen vorbereitet, trat er im Frühjahr 1843 von Moskau aus seine Beobachtungsreise an, auf welcher er das ungeheuere Reich in all seinen verschiedenen Regionen durchzog. Den Reichthum seiner Beobachtungen und Erfahrungen hat Hr. v. Harthausen in einem zweibändigen Werke unter dem Titel: „Studien über die innern Zustände, das Volksleben und insbesondere die ländlichen Einrichtungen Rußlands. (Hannover 1847)" niedergelegt. Wir entnehmen folgende Mittheilungen aus diesem interessanten Werke, das in Thatsachen wie in der Auffassung viel Neues für uns enthält, und einen klaren, ruhigen, zum Theil möchten wir fast sagen tröstlichen Blick in die Elemente einer staatlichen Organisation thun läßt, die uns nur faule, wunde Flecke zeigt, lauter Zustände, die eine leidenschaftslose Beobachtung kaum zulassen. — Die westeuropäische Cultur, deren sich Rußland seit dem 16. Jahrhundert, seit Abwerfung des Mongalenjoches zu bemächtigen sucht, deren Charakter und Formen in allen Staatseinrichtungen nachgebildet sind, hat ihre Wirkung im Allgemeinen nur bei den oberen Schichten des Volkes geäußert. In die unteren Schichten, in die Sitten und Gewohnheiten derselben, in die Familienverfassung, in die der Gemeinden, des Ackerbaues, überhaupt in die ganze ländliche Verfassung ist die fremde Cultur nicht eingedrungen, hat selbst durch die Gesetzgebung sie fast gar nicht, durch die Verwaltung sie nur wenig berührt. Während die übrigen Staaten Europa's in ihrem Ursprunge und in ihrer Fortbildung als Feudalstaaten zu bezeichnen waren, muß man Rußland einen Patriarchalstaat nennen. Die russische Familie ist der Mikrokosmos des russischen Volksstaates. In der russischen Familie herrscht vollkommene Gleichheit der Rechte; so lange sie aber ungetheilt zusammen ist, hat sie ein Haupt im Vater, oder nach dessen Tode im erstgeborenen Bruder, dem allein die unbeschränkte Disposition über alles Vermögen zusteht, und der jedem in der Gemeinschaft stehenden Familiengliede das Nöthige nach eigenem Ermessen zutheilt. Die erweiterte Familie ist die russische Gemeinde. Der Grund und Boden gehört der Familie oder Gemeinde, der Einzelne hat nur Nutzungsrechte, und zwar auch in der Gemeinde Jeder ganz gleiche mit allen übrigen Gemeindegliedern. Der Grund und Boden wird somit unter alle Lebende gleichmäßig zur jeweiligen Nutzung getheilt. Ein Erbrecht der Kinder auf den Antheil des Vaters existirt daher nicht. Die Söhne fordern vielmehr von der Gemeinde aus eigenem Recht als Gemeindeglieder ihren, allen übrigen gleichen, Antheil. Auch die Gemeinde hat ihren fingirten Vater, den Alten, den Starosta dem sie unbedingt gehorcht. Rußland gehört nach traditioneller Volksüberzeugung dem in Gemeinden abgetheilten russischen Volke, als einer einzigen großen Familie unter ihren Haupte, ihrem Vater, dem Zar, dem daher auch allein die Disposition über Alles zusteht und dem unbedingt gehorcht wird. Eine Einschränkung des Zars ist dem russischen Volke undenkbar. „Wie kann ein Vater anders als durch göttliche Gesetze eingeschränkt werden?" sagt der eigentliche Kern des Volkes noch jetzt, wie bei der Erhebung der Romanows vor 230 Jahren. Alle damals wie später versuchten Einschränkungen der Machtvollkommenheit der Zarsgewalt gingen spurlos an jener tiefen traditionellen Überzeugung, jenem politischen Glauben des Volkes unter! — Die staatsrechtliche Stellung des russischen Zaren ist daher verschieden von der die jedes andern Herrschers dem eigentlichen russischen Volke gegenüber, während er als europäischer Monarch eine den andern gleiche Stellung einnimmt. — Da jeder Russe einer Gemeinde angehört und als Gemeindeglied zu einem gleichmäßigen Antheil am Grund und Boden berechtigt ist, so gibt es in Rußland keinen geborenen Proletarier. In allen übrigen Ländern Europa's wühlt die sociale Revolution gegen Reichthum und Eigenthum. Aufhebung des Erbrechts, gleichmäßige Theilung des Gewinns und Bodens ist ihr Schiboleth! In Rußland ist eine solche Revolution unmöglich, da jenes Utopien der europäischen Revolutionäre dort im Volksleben völlig begründet, vorhanden ist! — Der Liberalismus Europa's strebt jeden organischen Unterschied zwischen Staat und Land zu verwischen, die mittelalterlichen Institute der Gilden, Zünfte rc. überall zu vernichten, allgemeine Gewerbefreiheit zu verbreiten. Dieser sociale Zustand war seit uralter Zeit in Rußland vorhanden, aber die Regierung glaubte allen innern Fortschritt dadurch gehemmt, und hat durch die Gesetzgebung entgegenzuwirken gesucht, Städte privelegirt und angelegt, Gilden und Zünfte geschaffen und bis jetzt noch wenig gelungene Anstrengungen gemacht, einen wirklichen Bürgerstand zu schaffen. Der Adel, ein vielleicht dem slavischen Volksstamme ursprünglich fehlendes Element, war vor Peter I. verhältnißmäßig wenig zahlreich. Er verdankte in allen Geschichtsepochen seinen Einfluß mehr dem Zutrauen der Fürsten als seiner Stellung im Volke. Peter I. hat einen Verdienstadel geschaffen, der den

alten Erbadel fast ganz in den Hintergrund gedrängt hat *). Die Laufbahn steht Jedem offen, und Jeder aus dem Volke kann unter gewissen Bedingungen durch Verdienst den persönlichen und demnächst den erblichen Adel erwerben. Dies zeigt sich aber in der Erfahrung keineswegs als etwas Vortreffliches, und das Bedürfniß eines tüchtigen Landadels ist in Rußland unverkennbar. — In neuerer Zeit hat Rußland sehr große Fortschritte im modernen Fabrikwesen gemacht. Ein großer Theil des Adels ist Fabrikunternehmer geworden. Moskau, der Mittelpunkt der Fabrikthätigkeit, ist aus einer Adelstadt eine Fabrikstadt geworden. Es ist sehr zweifelhaft, ob die Folgen hiervon durchgängig als günstige zu preisen sind. Zum Theil dadurch ist der Tagelohn in Rußland unermeßlich gestiegen. Im Vergleich und mit Berücksichtigung aller Umstände steht er in keinem Lande so hoch wie dort. Die Rohproducte des Landbaues stehen im Innern Rußlands entfernt von den europäischen Kornmärkten und der nothwendigen Communicationsmittel entbehrend, sehr niedrig im Preise. Da nun der Tagelohn so hoch, überhaupt alle Arbeit sehr theuer ist, so ist es klar daß der Landbau das am wenigsten lohnende Gewerbe ist. Die Bodenrente ist auch wirklich, wenn der Ackerbau mit gemietheten Leuten betrieben werden sollte, völlig illusorisch. Die Folge ist daß der Landbau in allen Zweigen ohne Energie und Fleiß betrieben wird und zurückgeht, statt Fortschritte zu machen. Er würde noch mehr zurückschreiten wenn in vielen Gegenden die Leibeigenschaft mit ihren Frohnden ihn nicht aufrecht erhielte. Die Fabrikthätigkeit ist daher eins der mächtigsten Hemmnisse gegen die Auflösung der Leibeigenschaft, die auch in Rußland zur unabweislichen Nothwendigkeit wird. — Seit uralten Zeiten existirt in vielen Theilen Rußlands eine Gewerbthätigkeit, die, auf die russische Gemeindeverfassung begründet, eine Art von nationalen Associationsfabriken bildet. Diese stellen in der That dar, was die saintsimonistischen Theorien als zur socialen Reform Europa's gehörig ausgegrübelt und als Muster aufgestellt haben. Das Gouvernement hat aus Vorliebe für das moderne Fabrikwesen diese nationalen Associationsfabriken bis jetzt viel zu wenig beachtet — Rußland geht in seiner innern Entwicklung einer großen Zukunft entgegen. Seine staatliche Einheit ist eine Naturnothwendigkeit; das Land hat von Natur vier kolossale Abtheilungen die jede für sich, sobald sie einmal angemessen bevölkert sind, die Bedingungen einer wahren Selbständigkeit n i ch t haben, sondern nur in ihrer Vereinigung einen mächtigen und unabhängigen Staat bilden. Der Norden hat nur Wälder, darunter z. B. einen zusammenhängenden Wald, so groß als das Königreich Spanien! Dann kommt ein Landstrich von geringer oder mittelmäßiger Fruchtbarkeit vom Ural bis Smolensk, 18,000 □Meilen groß, mit mehr als 16 Mill. Menschen, voll der ausgedehntesten und verschiedenartigsten Gewerbthätigkeit, der aber ohne die darüber liegenden Wälder des Nordens und den darunter liegenden überaus fruchtbaren Landstrich gar nicht existiren könnte. Dieser letztere, die sogenannte schwarze Erde, möchte an Fruchtbarkeit seines Gleichen kaum auf dem Erdboden haben. Er ist zweimal so groß als ganz Frankreich! Hier wächst der Waizen hundert Jahre hintereinander auf demselben ungedüngten Acker. Fast nirgends ist da zu düngen, an manchen Stellen nicht einmal zu pflügen, sondern die Erde nur leicht zur Saat aufzuritzen! Stroh und Dünger dienen nur zur Feuerung; Wälder gibt es nicht. — Südlich und südöstlich beginnen die ungeheuern Steppen, welche die Nomaden seit Jahrtausenden mit ihren Heerden durchziehen, die aber größtentheils fruchtbar, jetzt allmälig von einer sich überall oasenartig ansiedelnden Colonisation aus dem Innern immer mehr cultivirt werden. Gelingt es einst, diese am schwarzen Meer gelegenen Länder zu bewalden und dann angemessen zu bevölkern, so möchten sie zu den blühendsten Europa's zu zählen sein. — Dieses ungeheure, dem übrigen Europa an Größe nicht nachstehende, zwischen vier Meeren gelegene Land wird von einem völlig gleichartigen kerngesunden und kräftigen Volke bewohnt. — Die Russen theilen sich in zwei Stämme, Großrussen und Kleinrussen, die aber im Dialekt nicht so fern auseinanderstehen, als Niederdeutsche und Oberdeutsche. Die 34 Millionen Großrussen bilden die zahlreichste und compacteste homogene Nationalmasse, die es in Europa gibt. In der Gesinnung des Volks ist nicht eine Spur von Eifersüchtelei, Absonderungs- und Trennungssucht, vielmehr ein Gesammtgefühl der Einheit des Volks und der Kirche, wie in keinem andern Volke. Nur die Kleinrussen, sinniger und geistig begabter, bilden eine leichte Schattirung der Absonderung und des Gegensatzes zu den Großrussen, jedoch mit aller Festhaltung der Einheit Rußlands. Die obern Schichten dieses Volks haben seit einem Jahrhundert eine europäische, aber nicht nationale, nicht aus der Entwickelung des eigenen Volks hervorgegangene Bildung erhalten. In Bezug auf Bildung findet man daher in Rußland zwei nebeneinander stehende Völker. Aber gegenwärtig regt sich bei den untern Klassen, geweckt und gefördert durch die unermeßlich zunehmende Gewerbthätigkeit, ebenfalls ein mächtiger Trieb nach intellectueller Ausbildung, und es wird eine der wichtigsten Aufgaben der Regierung werden, diesem Triebe und mächtigen Bedürfnisse die richtige Leitung zu gewähren. Diese Leitung könnte am besten die Nationalkirche übernehmen, aber der Klerus bedarf selbst zuvörderst einer Ausbildung, die ihn hierzu befähigt! — Wenn wir die staatliche Einheit und Untheilbarkeit Rußlands als eine Naturnothwendigkeit erklären, so müssen wir von der andern Seite aber auch behaupten daß es keine erobernde Macht sein kann und darf. Es hat erobert und mußte erobern, so lange es sich um den Gewinn einer innern Einheit und Unabhängigkeit und einer äußern soliden Stellung handelte. Es konnte nun einmal ohne die Küsten des baltischen und schwarzen Meeres niemals ein compacter, in sich geschlossener und äußerlich mächtiger Staat werden! Aber jede fernere Eroberung ist ihm schon gegenwärtig mehr eine Last als ein Vortheil und Zuwachs der Macht geworden. Es thäte besser, alle lästigen Eroberungen wieder aufzugeben. — Rußland hat mit der Eroberung seines Innern noch länger als ein Jahrhundert zu thun! Was helfen ihm Millionen unzuverläßiger Unterthanen in einem eroberten Lande, die es durch eine zahlreiche Armee bewachen lassen muß, während es durch Eroberung seines Innern in wenigen Jahren 10 Millionen zuverlässiger und mit dem Ganzen übereinstimmender Unterthanen gewinnen kann! —

*) In allen Ländern ward der Adel durch die Gnade der Fürsten und nach deren Willkur erworben, selbst in den constitutionellen. Im aristokratischen Rußland verleiht nicht der Kaiser willkürlich den Adel, sondern das Verdienst und das Gesetz! Und dennoch gibt es im Allgemeinen keinen schlechtern Adel als diesen Verdienstadel.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

// Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr.	Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet.	№ 81. 3. October.

Bilder aus Schleswig-Holstein.

Von J. v. W.

(Schluß.)

Das dumpfe Rasseln der Räder, das Getrappel von Pferden verkündet den Durchmarsch von Artillerie. Eine mecklenburgische leichte Batterie, von Dragonern escortirt, rückt heran. **Welch treffliche Rosse, ausgesucht an Stärke und tüchtigen Eigenschaften. Sie ziehen die blanken Geschütze die im Gefechte im Sundewitt den Dänen so verderblich wurden. Auch die Dragoner, den preußischen in Uniformirung ganz gleich, sind ausgezeichnet beritten, der weit und breit berühmten Pferdezucht Mecklenburgs in allen Ehren entsprechend, eine Reitertruppe die es mit jeder in Europa an Tüchtigkeit aufnehmen kann. — Man sollte bei der künftigen Bildung des deutschen Reichsheeres auf die lokale Beschaffenheit der einzelnen deutschen Länder und Bewohner mehr Rücksicht nehmen. Die norddeutschen Staaten, die in der Pferdezucht ausgezeichnet sind und deren Landsbevölkerung von Jugend auf mit Pferden mehr umgeht und im Reiten geübt ist, sollten vorherrschend Kavallerie, die andern Länder mehr Infanterie stellen. Die Ausbildung der Waffengattungen würde dadurch bedeutend gewinnen.**

General Wrangel, oder wie seine Soldaten ihn nannten, der alte „Drauf", gab, von seinem Stabe umgeben, ein prächtiges Bild. Da trat das alte Lied wie von selbst uns auf die Lippe: „Was schmettern die Trompeten, Husaren heraus! Es reitet der Feldmarschall mit fliegendem Braus!" Trotz seiner Sechzig ist General Wrangel der muthigste, ausdauerndste Reiter dem kein Ritt zu weit, kein Bivouac zu beschwerlich erschien. Bald musterte er einige Meilen südwärts von Apenrade neu angekommene Bataillone. Langsam und mit scharfem Blick das kleinste Detail prüfend, ritt er die Front entlang, ließ hier und da einen Soldaten aus dem Gliede treten, stieg vom Pferde ab und untersuchte Gewehr, Patronen, Putzzeug, alles einzeln. Nichts entging seiner Aufmerksamkeit; sein Auge war unermüdlich überall. War die gründliche **Musterung beendet, so richtete er gewöhnlich eine kurze Anrede an die Soldaten. Wenige einfache Worte, aber kräftigen Inhalts, und daher gerade dem Geschmack der Leute angemessen. Oft wollten diese durch ein Lebehoch auf den Führer danken, aber beschwichtigend winkte er dann mit der Hand und rief: „Nicht doch, nicht doch! Ihr kennt mich ja noch nicht und ich Euch noch nicht. Sind wir erst zusammen im feindlichen Feuer gewesen, und haben unsere Schuldigkeit gethan, dann wollen wir uns gegenseitig ein Hurrah bringen!" Und dann ging es im sausenden Galopp weiter, so daß die Begleiter ihm kaum folgen konnten, einem andern, mehrere Meilen weit entfernten Truppentheile zu. Unterwegs stieß er vielleicht auf ein Bataillon, das von den ewigen Kreuz- und Quermärschen in den oft grundlos tiefen Wegen verdrießlich und mürrisch den Kopf senkte. „Lustig drauf, Kinder!" war des Generals Zuruf, der Alles wieder belebte, „sobald die Dänen uns Stand halten, sollt Ihr auch in's Feuer kommen!" Wie der Blitz aus heiterem Himmel erschien er dann unerwartet bei den äußersten Vorposten, jagte an der Linie hin und prüfte, ein Überall-und-nirgend, Jedes und Alles. Er konnte sehr heftig und strenge sein und nahm in solchen Fällen wenig Rücksicht ob er die Epaulette des Stabsofficiers oder nur die Tresse des Corporals vor sich hatte. Nach solchem Ritt mit mehrmals gewechselten Pferden im Hauptquartier wieder angekommen, setzte er sich ohne alle Ermüdung an seinen Schreibtisch, expedirte ein halb Dutzend Briefe an die verschiedenen Regierungen, deren Contingente un-**

ter seinem Befehle standen, empfing. Ordonnanzen, Officiere, Kuriere aus ganz Deutschland und besuchte am späten Abend noch auf eine Stunde den kleinen Ball im Städtchen. Die Natur dieses Spartaners ist wahrhaft eisern zu nennen; er beschämte die Mehrzahl seiner jungen Officiere. Es mag sein daß es gelehrtere, feinere Strategen gibt, aber einen zweiten Heerführer zu dem die Truppen mehr Vertrauen haben, und der mehr dazu geeignet wäre eine so bunt zusammengesetzte Armee, wie unser Reichsheer ist, zu regieren, wird man schwerlich unter allen Generälen Deutschlands finden. Hoffentlich werden in dem nächsten Kriege den wir führen müssen, und wir glauben wir sind nicht allzu weit von demselben entfernt, die Ränke der Diplomaten nicht wieder seine Erfolge vernichten und ein preußischer General als Unterhändler uns das nicht wieder verderben was ein preußischer General als Feldherr mit deutschen Waffen gutgemacht! Die Namen **Wrangel** und **Below** haben sich in diesem Kriege eine ganz verschiedene Bedeutung errungen.

Einen trübseligen Anblick boten die eingefangenen Spione, die auf Bauerwagen an Händen und Füßen geschlossen, und von reitenden schleswig-holsteinischen Dragonern escortirt, bleich und zitternd dasaßen, ein Bild des bösen Gewissens, da man ihnen gesagt in Apenrade würden sie vor's Kriegsgericht gestellt und dann erschossen werden. Mit dem Erschießen hatte es nichts zu sagen, so strenge sind unsere Sitten nicht mehr, und es hielt auch schwer die Schuldigen zu überführen. Man steckte sie so lange der Krieg dauerte in ein Gefängniß und läßt sie jetzt wieder laufen; an solchen, theils freiwilligen, theils bezahlten Spionen fehlte es den Dänen in ganz Nordschleswig nicht. Eine fortlaufende Spionirkette war hier eingerichtet, gegen welche selbst die strengste Aufmerksamkeit der Truppen nichts fruchtete. Auf ungesattelten Pferden, als wollten sie dieselben zur Weide bringen, ritten kleine Buben aus dem Dorfe hinaus, die Zettel mit den nöthigen Nachrichten unter dem Hemde. Auf dem Felde nähert sich ihnen gleichsam spielend ein anderer Knabe aus dem nächsten Dorfe, der dort hütet, empfängt den Zettel und befördert ihn dann auf die eben angegebene Weise. Und so ging es von Dorf zu Dorf; die Dänen wurden auf das schnellste bedient. Den deutschen Officieren ward es dagegen in Nordschleswig ungemein schwer, nur die mindeste Nachricht von dem Feinde zu erhalten; die Bewohner der Dorfschaften täuschten sie oft absichtlich durch falsche Angaben, die sie sorglos machten. Auf diese Weise waren den Dänen manche Überfälle geglückt. Namentlich wurde noch gegen Ende des Feldzuges ein Posten preußischer Kürassiere überfallen und 36 Mann desselben nach verzweifelter Gegenwehr auf ungesattelten Pferden von der dänischen Übermacht gefangen genommen. Der eigene Wirth des Gehöftes auf dem die Kürassiere einquartirt waren, hatte die Dänen in diesem Überfall angeführt. — Überall in diesen Bezirken Nordschleswigs, von der Stadt Schleswig an, ist die dänische Sprache vorherrschend; man trifft oft in ganz großen Dörfern keinen einzigen Bauer der deutsch sprechen kann oder will. Dänisch ist die allgemeine Sprache des Verkehrs. Sie wird auch in den Schulen vorzugsweise gelehrt und erfuhr von der Kopenhagener Regierung alle mögliche Begünstigung. Dazu war die dänische Propaganda hier seit Jahren ungemein thätig und scheute kein Mittel den Fanatismus anzustacheln. Besonders der Volkspresse bediente man sich hierbei auf alle Weise und die kleinen dänischen Zeitungen die hier in Menge erschienen, unter dem Landvolk verbreitet waren und von der Regierung alle mögliche Unterstützung erfuhren, predigten unaufhörlich Haß gegen das Deutschthum. Da nun die deutsche Presse, auf alle Art unterdrückt und gefesselt, nicht mit gleichen Waffen ankämpfen konnte, so war der Erfolg um so größer und die große Mehrzahl der ländlichen Bevölkerung von Nordschleswig wurde nach und nach so durch und durch dänisch gesinnt, wie die Kopenhagener Partei es nur immer wünschen kann. Sonst sind die Bauern dieser nördlichen Bezirke von Schleswig gutmüthige, fleißige und wohlhabende Leute, einfach in Sitte und Lebensweise, in Bildung und geistigen Fähigkeiten nicht gerade sehr ausgezeichnet. Ihr Hauptgewerbe ist die Viehzucht, besonders Rindviehzucht. Was als „Hamburger Rauchfleisch“ in alle Welttheile wandert, ist meist schleswiger Mast. Auf Hamburg ist der ganze hiesige Verkehr berechnet, und sollte Nordschleswig wirklich dem Willen seiner dänisch gesinnten Bevölkerung gemäß, von dem übrigen Schleswig getrennt und zu Dänemark geschlagen werden, so würde die hiesige Bevölkerung gar bald den ungeheuern Nachtheil den die Zolllinie des deutschen Zollvereins ihnen brächte, sehr merklich fühlen. So weit geht aber die politische Voraussicht der hiesigen Landbevölkerung nicht, an eine Zukunft reichen noch nicht ihre Gedanken. Frägt man die Bauern hier: „Was wollt Ihr werden, dänisch oder deutsch?“ stets wird die Antwort lauten: „wir wollen bleiben was wir sind, **Schleswig'sch.**“ Sagt man nun weiter: „ja, das geht aber nicht, entweder müßt Ihr ab von Schleswig und kommt zu Jütland“, so heißt es wieder: „Nein

das wollen wir nicht, Jütländisch mögen wir nicht werden, dann doch lieber mit dem andern Lande zusammen unter unserm alten König!" Bisweilen bekommt man wohl die Antwort: „Ach was, uns ist es gleich ob dänisch, ob deutsch, wenn wir nur weniger Abgaben zu zahlen haben und der Krieg bald zu Ende ist!" — Von Deutschland haben die Dänen den hiesigen Bewohnern ganz eigenthümliche Vorstellungen gemacht, und ihnen dasselbe als ein wahres Hungerland verschrieen. Besonders haben sie ihnen eine große Scheu vor den deutschen Soldaten beigebracht und durch ihre Agenten das Gerücht verbreiten lassen, alle Schleswiger welche in schleswig-holsteinische Dienste kämen, würden unter das preußische Militär gesteckt und müßten dann gegen die Russen kämpfen. Danach verlangt aber dies im Ganzen friedlich gesinnte Landvolk nicht im Mindesten, und aus Furcht davor sind die jungen Burschen ganzer Dorfschaften, die sich als Rekruten jetzt stellen sollten, heimlich nach Jütland geflohen.

Ganz anders aber wie die Gesinnung des Landvolkes, ist fast durchgängig die der Bürger in den kleineren Städten, in Tondern, Hadersleben und gar Apenrade. Hier herrscht die glühendste Anhänglichkeit an Deutschland, der tiefste Haß gegen Dänemark und gar gegen die dänische Propaganda. Hier findet man lauter wackere ehrenwerthe Männer, voll der wärmsten Vaterlandsliebe, zu den größten Opfern bereit, wenn sie damit eine innige Verbindung mit Deutschland bewirken könnten. Und welchen Nachfolgungen sind dieselben von Seiten der Dänen ausgesetzt gewesen, wie hat man keine Mittel unversucht gelassen ihren deutschen Sinn zu beugen! Nach den fluchwürdigen Kniffen und Ränken unserer Diplomaten die General Wrangel zum Rückzug nöthigten, rückten die Dänen in das nördliche Schleswig wieder ein, schleppten Alle welche ihnen durch ihre Agenten als Hauptförderer der deutschen Sache bekannt waren, als Gefangene fort und behandelten sie auf eine schandbare, wirklich unserer Zeit unwürdige Weise. Gleich gemeinen Verbrechern wurden sie in den dänischen Städten von Jütland und Fühnen öffentlich ausgestellt, und den Beschimpfungen des rohsten Pöbels, der sie mit Koth und Steinen warf, preisgegeben. Ja Einen dieser Gefangenen, den Bürgermeister von Apenrade, einen ungemein geachteten Mann, fetteten die Dänen mehrere Tage an eine Hundehütte und seine Wärter überboten sich förmlich in der niederträchtigsten Behandlung gegen ihn. Dennoch vermochten alle diese Qualen seine Standhaftigkeit nicht zu beugen und gleich einem Märtyrer der alten Zeit, duldete er standhaft für die Idee, daß auch seine Stadt dem großen einigen Deutschland angehören möge. Ehre dem Heldenmann und seinen wackeren Genossen! Mögen ihre Wünsche erfüllt werden und das deutsche Banner fortan auf immer von den Thürmen Apenrades wehen! Hat der Waffenstillstand zwar die gerechten Hoffnungen aller deutschgesinnten Bewohner Schleswig-Holsteins nicht erfüllt: der feste Friedensabschluß wird dies hoffentlich thun, Deutschland wird jetzt wieder aufs neue belehrt sein, seine Ehre besser zu wahren wissen und einen sicheren und genaueren Unterhändler absenden als den düpirten und düpirenden General von Below. Laßt sie nur Kopf für Kopf in ganz Schleswig darüber abstimmen ob sie ungetheilt deutsch oder dänisch werden wollen; bei weitem die Mehrzahl wird für Deutschland sein und auch die dänischen Bauern der Grenzbezirke werden sich bald in dies Loos finden und in wenigen Jahren es preisen.

Der Apenrader Hafen ist so geräumig und tief um die ganze Flotte Englands aufzunehmen. Die Apenrader Schiffe sind ihrer Trefflichkeit wegen weit und breit in allen europäischen und außereuropäischen Häfen berühmt und machen oft für fremde Rechnung so viele Fahrten daß sie in 4 bis 5 Jahren und noch länger die Heimath nicht sehen. Besonders nach Ostindien gehen Viele für Hamburger Kaufleute, und den hiesigen Kapitänen sind die dortigen Meere so bekannt wie die Ostsee. Gebildete wackere Männer trifft man unter ihnen; welterfahren und weltkundig, sind sie zugleich anspruchslos und zuvorkommend gegen Jeden, besonders gegen Fremde die ihr Schiff besichtigen. Lobt man dasselbe und bezeigt man wirkliches Interesse, nicht blos oberflächliche Neugier, dann sind sie doppelt freundlich und geben sich alle Mühe uns gründlich zu unterrichten. Gewöhnlich wird man bei solchem Besuche mit einem Glase Portwein oder Madeira der oft schon mehrmals die Linie passirte, bewirthet. — In der That, die Apenrader Marine wird unserer deutschen Flagge alle Ehre machen, und ihre stattlichen Schiffe werden unter dem schwarzrothgoldnen Banner zu unserem Stolze segeln. Die dreifarbigen Flaggen hängen schon fertig in den Häusern manches Kapitäns. Möge bald ein günstiger Wind dieselben an den Masten der stolzen Dreimaster entfalten!

Miscellen, von Moritz Beyer.

(Aus dem Naturreiche, für Handel und Gewerbe.)

Prohibitivsystem.

In einem benachbarten Lande, worin viel Leinsamen gebaut wird, kam in einer Gesellschaft die Frage vor: ob es nicht rathsam sein würde, die Ausfuhr desselben zu verbieten, um den Gewinn des Flachsbaues, welchen sonst nur die Nachbarn ziehen würden, selbst zu behalten? — Der Eine sagte, es würde besser sein, die Ausfuhr des Samens, weil man dessen mehr hätte als im Lande erforderlich sei, frei zu lassen und dagegen die Ausfuhr des Flachses zu verbieten, um die inländischen Spinnereien emporzubringen. — Der Andere meinte, es würde nicht genug sein, wenn man den Nachbarn das Garn zukommen ließe, um diesen den Vortheil des Webens zu gönnen; man müsse daher auch, um die einheimische Linnen- und Bandweberei zu heben, die Ausfuhr des Garns verbieten, oder doch wenigstens den Bleicherlohn daran zu verdienen. — Ein Dritter behauptete, die Sache wäre damit noch nicht abgethan, sondern man müsse auch die Ausfuhr des Linnens nicht gestatten, indem die Nachbarn immer noch zu viel daran gewännen, wenn sie davon allerlei Sachen verfertigten und diese hernach verkauften; man thue besser, den Handlohn, welcher dadurch gewonnen würde, im Lande verdienen zu lassen, und das Linnenzeug nicht anders als in fertigen Hemden, Tisch-, Hand- und Betttüchern u. dgl. außer Land gehen zu lassen. — Ein Vierter befürchtete, die Lumpen würden zu theuer werden und vielleicht gar nicht mehr zu haben sein, woher ein Mangel an inländischem Papier entstehen würde, wenn man den Vertrieb des Leinwandzeugs in fremde Länder zu sehr beförderte.

Gesteinsbildung durch Thiere.

— Durch die Lebensthätigkeit der Thiere oder durch die Anhäufung ihrer festen Schaalen oder anderen Theile entstanden und entstehen nicht nur die Korallenriffe und gewisse, fast nur aus Muschelschaalen oder Knochenstücken zusammengesetzte Gesteine, sondern auch die in neuerer Zeit zahlreich aufgefundenen Infusorienlager und Infusoriengesteine. Zu diesen gehören namentlich: Kieselguhr, Polirschiefer, Trippel, vieler Raseneisenstein, Feuerstein und Halbopal und sogar ein großer Theil der Kreide. Es sind vorzugsweise die aus Kieselerde bestehenden Schaalen oder Panzer gewisser Infusorienarten, welche durch ihre Anhäufung und lockere oder feste Verbindung zur Bildung solcher Gesteine beitragen. — Besonders Ehrenberg ist es, welcher viele Untersuchungen über die Zusammensetzung und Entstehung von Gesteinen aus Infusorienresten angestellt und in einer aus den Acten der Berliner Akademie besonders abgedruckten Abhandlung über die fossilen Infusorien und die lebendige Dammerde, so wie in seinem großen Werke über die Infusorien niedergelegt hat. — Er beobachtete Teichschlamm, welcher zu ⅔ aus Infusorien bestand, er sah im Berliner Thiergarten auf dem stillstehenden Wasser händehohe Schichten dieser Thiere in kurzer Zeit entstehen, ja es gelang ihm sogar, den natürlichen Trippel, welcher nach seinen Untersuchungen aus lauter Kieselpanzern von Infusorien besteht, durch Ausglühen lebender Infusorien täuschend nachzuahmen. Ein Kubikzoll dieses Trippels enthält nach seiner Berechnung die festen Schaalen von 41 Millionen Individuen dennoch dürfte nur kurze Zeit nöthig sein, um diese Masse aus einem einzigen Individuum entstehen zu lassen, da diese Thierchen sich so außerordentlich vermehren, daß in 48 Stunden aus einem Individuum ungefähr 8 Millionen entstehen können. Die Stein- und Schichtenbildung durch diese Thierchen, deren man verschiedene Gattungen kennt, kann theils in Sümpfen und Landseen, theils auf dem Meeresboden erfolgen. Die Gesteine, welche bis jetzt als zum Theil oder ganz aus Infusorien bestehend erkannt wurden, sind namentlich das Bergmehl von Santafiore, Dagernfors und aus der Lüneburger Heide, der Polirschiefer von Cassel, Bilin, Riom in Auvergne &c., die Kieselguhr von Isle de France, Franzensbad &c., der Saugschiefer von Menilmontant, viele Feuersteine der Kreide, die Kreide selbst, welche zugleich auch rein mineralische regelmäßige Kügelchen enthält, vieler Opal, einiges Steinmark, Gelberde oder einiger Raseneisenstein, welcher wie jene größtentheils aus einem eigenthümlichen eisenhaltigen Thierchen, der Galionella ferruginea zusammengesetzt ist.

Aus Lützschena bei Leipzig.

— Seit der Ablösung und Zusammenlegung der Felder als servitutfreies Eigenthum haben die Bauern fast noch einmal so viel geerntet als ehedem. Moralität und Ordnung haben zugenommen, was stets der Fall ist, wenn der Mensch ganz Herr seines Eigenthumes und seiner Wirthschaft ist und von Zwangdiensten befreit wird. Haben die abgelösten Bauern und Häusler nicht Arbeit genug für sich, so finden sie solche bei Accordfuhren oder im Tagelohn bei der großen Gutswirthschaft. Es ist überall wünschenswerth daß in größern Landgütern die Erzeugnisse größtentheils selbst verarbeitet oder consumirt werden, wodurch nicht nur Grund und Boden verbessert, auf eine höhere einträglichere Kulturstufe gehoben, sondern auch bei der Zunahme der Bevölkerung der ärmern Volksklassen denselben mehr Arbeit und Erwerb verschafft wird. Es werden dadurch sehr viele Menschen in Thätigkeit gesetzt, welche sich sonst dem Müßigang, dem Betteln und Stehlen ergeben. Fabriken und Manufakturen allein können auf die Dauer den Unterhalt zahlreicher Volksklassen nicht gewährleisten, da sie einem großen Wechsel in ihren Verhältnissen unterworfen sind, und von finanziellen und commerziellen Krisen, von der Mode und dem Zufall, von einem wechselnden Zollsystem und dergleichen abhängen. Der Boden dieser Gewerbsamkeit ist sehr schwankend und unsicher. Durch Verbesserung und Hebung der Bodennutzung können in einem Kreise leicht noch einmal so viele Menschen gut leben als bisher. Diese Wahrheit liegt auch in Lützschena am Tage, wo durch Ablösung der Frohndienste, Zusammenlegung der Felder, Hopfenbauanlagen und Einführung mehrerer landwirthschaftlichen Gewerbe sich der Bodenertrag außerordentlich gehoben hat und mehr als noch einmal so viel Menschen gegen früher beschäftigt werden; selbst Kinder und bejahrte Leute erhalten je nach ihren Kräften Arbeit. Auch hat der Gutsherr (v. Speck-Sternburg) zehn Familienhäuser erbaut, worin die besten Arbeiter mit ihren Familien gesunde und reinliche Wohnungen finden, wobei jede Familie etwas Land zu ihrem Gemüsebau erhält.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von
F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr.	Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet.	№ 82. 4. October.

Zur Geschichte des alten Dessauer.

Reges Leben waltete in dem Schlosse zu Dessau, denn „der Alte“ war angekommen, wie die Bedienten und mehrere Einwohner den Fürsten Leopold nannten, der als königl. preuß. Generalfeldmarschall sich öfters bei seinem Regiment in Halle aufhielt und Alles in Allarm setzte, wenn er einmal in sein gesegnetes Ländchen kam.

Der alte Dessauer war ein Mann von felsenfestem Charakter und in der Schule des Krieges emporgewachsen. Sein Gesicht, roth und von Pulverdampf gebräunt, hatte ein Paar Augen aufzuweisen, die mehr Schreck als Ehrfurcht geboten. Was seine militärischen Kenntnisse anbelangte, so war er Meister; mißlich stand es bei ihm mit der Kenntniß anderer Wissenschaften. Er hatte seine guten Seiten, und wo er einem alten gedienten Soldaten helfen konnte, that er es gern, vorzüglich wenn derselbe eine hübsche Leibeslänge hatte. Leute von großer Statur waren ihm eine wahre Augenweide, und wenn er so eine Hopfenstange sah, die zum Gamaschendienste paßte, so mußten die Werber Alles aufbieten ihn unter die Muskete zu bringen.

Als er in Begleitung seines Adjutanten Geisau in Dessau angekommen, wo er sich an diesem Tage nur einige Stunden aufhielt, indem er nach Bernburg reisen wollte, mußte augenblicklich sein Hausmeister herbei und von Allem Rapport erstatten, was während seiner Abwesenheit in der Stadt und im Hause geschehen.

Wiewohl nun der alte Leopold, so zu sagen, immer gestiefelt und gespornt war, so hatte er sich's doch heute bequem gemacht, d. h. er ging im bloßen blanken Hemde im Zimmer herum, was sich gar sonderbar ausnahm, wenn man bedenkt daß der Adjutant und der Schloßmeister steif wie ein Paar alte Haarzöpfe vor ihm standen und jede Frage mit einer gewissen Kürze und Pünktlichkeit beantworteten.

Nachdem so manche Frage erledigt worden, nachdem der Alte so manches „Kreuzsakerment!“ hervorgemurmelt, als er vernahm daß Viele über die Jagdfrohndienste gemurrt und über Wildschäden geklagt, brachte der Schloßmeister eine Bitte an, welche darin bestand daß Durchlaucht bei Besetzung der Stubenheizerstelle hochgeneigtest und in Gnaden auf einen armen ehrlichen Mann Rücksicht nehmen möge, der Zeit seines Lebens immer fein ehrbar und gottesfürchtig gewesen.

„Wie lange hat er gedient?“ raunte ihn der alte Kriegsheld an.

„Gedient? Durchlaucht —?“

„Himmeldonnerwetter! ich frage, wie lange der Kerl Soldat gewesen.“

„Halten zu Gnaden! er hat nicht das Glück gehabt dem Militär anzugehören.“

„Nicht? dann mag er sich zum Teufel scheeren!“

„Ich bitte nochmals, Durchlaucht, der Mann hat vier Kinder; die kleine Stelle würde den Armen von mancher Nahrungssorge befreien.“

„Damit Er sieht daß der alte Leopold für die Armuth noch ein Herz hat und es gern sieht, wenn es seinen Unterthanen wohl geht, so kann Er den Kerl einmal herbestellen; ich will sehen was sich thun läßt.“

„Der Mann ist hier, wenn er noch heute Gewißheit haben könnte —“

„Soll er! Aber erst muß ich ihn sehen. Herein mit ihm!“

Der Schloßmeister ging eilig zur Thür hinaus, und der Fürst unterhielt sich mit seinem Adjutanten über militärische Angelegenheiten. Das war nun freilich ein Kapitel, auf welchem er gern herumritt, denn das Militär ging ihm über Alles und in seinem Herzen wohnte die Armee. Während nun über neue Ein-

richtungen gesprochen wurde und der alte Haudegen mit Begeisterung von seinem erhabenen Freunde und König sprach, den Gott segnen wolle, war der Schloßmeister unbemerkt mit dem Bittsteller zur Thür hereingetreten.

Plötzlich drehte sich der Fürst um. Mit den Worten: „Wer ist Er?“ donnerte er den Supplicanten an, daß der Arme in allen seinen Grundfesten erschüttert wurde und kaum fähig war seinen Namen zu stammeln.

„Er will Stubenheizer werden und hat nicht gedient? Er kann den Dienst nicht kriegen und damit Punktum. Abgemacht! Sela! Arm an Leib, links um, kehrt! vorwärts, Marsch!“

Zerknirscht wie ein böses Gewissen, und mit möglichster Geschwindigkeit stolperte der Bittsteller zur Thür hinaus, denn einen solchen Empfang, eine solche Resolution hatte er nicht erwartet.

Der Schloßmeister, dessen Wort sonst immer etwas galt, versuchte jetzt den Fürsten an sein Versprechen zu erinnern.

„Einen Quark hab' ich versprochen!“ brüllte der Alte, indem er seinen Schnurrbart durch die Hand zog. „Wie kann ich so einen Knirps anstellen, der kaum drei Käse hoch ist. Selbst ein Stubenheizer muß eine stattliche Figur haben! 'S geht nicht, so gern ich dem Kerl dienen will, er mag's wo anders versuchen, denn Ihr wißt daß ich gern große Leute sehe und nicht solchen Mißwachs, den der liebe Herrgott leider so tausendfältig in die Welt setzt.“

Da öffnete sich die Thür, ein Kammerdiener trat herein und überbrachte dem Fürsten ein Schreiben.

„Les't einmal den Wisch!“ rief der Fürst seinem Adjutanten zu, „'s ist doch wieder so eine Bettelei, ich seh's dem Dinge gleich vorn und hinten an.“

Der Adjutant gehorchte. Es war ein Schreiben der gesammten Bäckerinnung, welche, wie sich aus den ersten Zeilen ergab, den durchlauchtigsten Herrn um ein Privilegium ersuchte.

„Nichts damit!“ entgegnete der Fürst nach Anhörung der ersten Zeilen, ohne das Petitum abzuwarten, „eher Alles in der Welt als so ein Privilegium, denn es bietet zu allem Schlechten die Hand. Arbeite Jeder wie es ihm gut dünkt; wer die besten Semmeln macht und das beste Brot, der wird den meisten Zulauf haben. Es läuft mir überhaupt der Wurm über die Leber, wenn ich diese Mehlsäcke sehe, die sich da große Häuser bauen und mit Nichts angefangen haben. Neulich hat so ein Schmeerbauch eine Kindtaufe gehalten, wo sie gefressen und geschlampet bis zum hellen Morgen. Apropos! wie sehen denn jetzt die Semmeln aus? Möchte doch einmal wieder Revue halten und ein Feuer dahinter machen, denn wenn man den Kerls nicht auf dem Dache sitzt, so kommen sie wieder in den alten Schlendrian. Also ein Paar Semmeln zur Stelle!“

Der Schloßmeister ging, um dem Befehle Folge zu leisten. Der Fürst wendete sich wieder zu seinem Adjutanten und donnerte nun gegen die Müller, denen er auch nicht grün war, denn einige derselben hatten mit der Regierung Proceß wegen streitiger Gewässer angefangen.

„Sollen mir aber nicht kommen!“ ließ sich Leopold vernehmen. „Wenn einmal ein kleines Wasser ist, schlagen sie mit dem Preise auf und wollen das Volk drükken, da soll ein Donnerwetter drein fahren, und wenn es noch einmal geschieht, so soll ihnen der Teufel die Stange halten!“

Die Thür ging auf und der Schloßmeister brachte auf einem porzellanenen Teller vier Semmeln von verschiedenen Bäckern.

„Na! daran verdirbt sich auch Keiner den Magen“, sprach der Fürst, als er das Backwerk sah. „Man könnte wahrhaftig die Brille auf die Nase setzen, um die Dinger zu erkennen.“

Jetzt brach er eine derselben von einander; Geisau und der Schloßmeister mußten mit davon essen, um dann ihr Urtheil abzugeben, was sich natürlich nach dem des Fürsten richtete, welches nicht absonderlich ausfiel, denn er hob die Zähne gewaltig hoch.

„Zäh und zach!“ murmelte er mehr als einmal, „darum soll mich die ganze Innung auch zach finden. Nichts mit Privilegien, denn reicht man den kleinen Finger, so nehmen sie gleich die ganze Hand. Privilegien sind der Krebsschaden des Handels und der Gewerbe, und wenn ich einmal so einen dummen Streich machte, so bin ich nicht sicher daß den andern Tag wohl gar noch die Juden kämen und ein Gleiches verlangten. Diese müssen besonders im Zaume gehalten werden, denn sonst tauchen die Kinder Israels gar zu sehr empor und tanzen uns zuletzt auf dem Kopfe herum. — Hinweg mit diesen Semmelresten, könnt Sperlinge damit füttern! Werde Befehl geben daß künftig scharfe Controle über die Bäcker geführt wird, und wenn sich die Müller unterfangen, wiederum einen Wasserkrakehl anzufangen, so sollen sie den alten Dessauer kennen lernen. Blind gehorcht und nicht gemuckst, so will ich's haben in allen Ständen, denn unser einer ist nicht statt des Teufels da. Kann das verdammte Räsonniren nicht leiden, darum sollen die Mäuler gestopft werden, gleich-

viel, ob Groß und Klein. Hab' schon Manchem die Nase geputzt und denke auch noch mit diesem Pack fertig zu werden. Darum hübsch aufgepaßt und mir Nichts verschwiegen. Wurst wieder Wurst. Hast du gefehlt, so erwarte ein Gleiches. Dabei bleibt's, und wer über die Schnur haut und dann noch Spähne machen will, dem soll ein Kreuzschock-Millionen-Hagel-Donnerwetter auf den Pelz fahren!"

Als er so seinem Herzen Luft gemacht, gab er Befehl seine Sachen herbeizubringen und die Pferde anzuspannen. Die Diener flogen mit Blitzesschnelle, und mehr denn zwanzig Finger waren bereit, die Knöpfe an den langen Gamaschen zuzuknöpfen. Seine Uniform mit dem schwarzen Adlerorden, so wie ein alter Mantel der eher einer Mönchskutte ähnlich sah, wurde herbeigebracht. Er setzte eine schwarze Sammetmütze auf sein Haupt und ergriff seinen gewaltigen Rohrstock, aus dessen Ende ein großer Eisenstachel ragte.

Der Wagen hielt unten am Schlosse, und begleitet von seinem Adjutanten, stieg der Alte hinein, um nach Bernburg zu fahren, wo sich seine Gemahlin und seine Kinder aufhielten.

Als sie so die Straße hinabfuhren, sah sein Falkenauge schon von Weitem einen Bäcker vor seinem Hause stehen, in Hemdärmeln, baarfuß und nur mit Pantoffeln bekleidet. Damals arbeiteten die Meister noch selbst mit und legten Hand an, denn das Schlaraffenleben war noch nicht eingerissen, wie es jetzt die großartigen Bäckermeister in Leipzig oder Dresden führen, welche auf schwellendem Divan ihren Schmeerbauch pflegen und so wie der Sultan in Konstantinopel vom Divan aus regieren.

Als der Wagen sich an dem Bäckerhause befand, donnerte der Fürst dem Kutscher ein Mark und Bein erschütterndes „Halt!" zu. Der Wagen hielt und mit den Worten: „Komm Er ein Bischen zu mir herein!" redete der alte Leopold den verblüfften Bäcker an, der bei dem Anblick des Martialischen fast zusammensank und vom Scheitel bis zur Sohle sich in ein stereotypes Compliment verwandelte. Er faßte sich jedoch ein Herz und rief: „Durchlaucht! baarfuß und in Hemdärmeln, ich will erst meinen Rock —"

„Nichts da! herein in den Karren und keine Fissematenten gemacht!" — Damit schwang er seinen Stock und der Bäckermeister kroch zum Entsetzen aller Umstehenden in den fürstlichen Wagen.

Jetzt ging es fort im Galopp. Des Bäckers Gesicht war blaß wie Mittelmehl, seine Beine hatte er heraufgezogen wie ein Laubfrosch, damit der Stachel des großen Stockes sie nicht berühre, den der Alte hin und her stampfte.

Als sie die Stadt hinterm Rücken hatten, lenkte der Fürst das Gespräch auf die Bittschrift und erklärte dem Baarfüßler, daß er diesen Antrag rundweg abschlagen müsse, zumal er ungnädig vermerket, wie die Bäkker in letzter Zeit gar so kleines Brot gebacken und so mancher sich ein Vermögen zusammengescharrt, während andere Handwerker zu thun hätten um sich ehrlich durchzuschlagen.

Der Bäcker wollte den Durchlauchtigsten mit philosophischen Gründen schlagen, aber da kam er schön an.

„Hand vor's Maul!" rief er ihm schon nach den ersten Worten zu. „Mir soll Er keine Kinkerlitzchen vormachen. Wie ich gehört, ist Er mir gerade der Rechte. Will sein Haus noch um ein Paar Stockwerke erhöhen und dem Nachbar die Aussicht versperren. Daraus wird Nichts, so wahr ich Leopold heiße. Hübsch in den Schranken geblieben und nicht gleich zur Feueresse hinausgefahren, wenn ein Paar harte Thaler im Sacke klimpern. Hochmuth kommt vor'm Fall, und Wohlgeschmäcke macht Bettelsäcke. Sage Er dies auch den Bäckerweibsen, die sich brüsten wie ein Pfau und einhergehen wie die Hofdamen. Diable m'emporte! sie brauchen keine Edelsteine in's Ohrläppchen zu bammeln und in Reifröcken einherzugehen. Immer hübsch bedacht, wo man herstammt, rückwärts und nicht vorwärts gesehen, damit der Hochmuthsteufel nicht zu sehr in die Wirthschaft guckt und am Ende noch den Küchenmeister Schmahlhaus in's Haus führt."

Eine solche Lection hatte sich der Bäcker nicht träumen lassen. Er mußte still sitzen und durfte bei all' den bitteren Pillen nicht mucksen. Er wünschte sich tausend Meilen hinweg, denn der alte Dessauer hatte ihm in seinem Innern eingeheizt, als wenn er ganze Kiepen voll Hollundersaft ausgelöffelt hätte.

„Dann habe ich auch noch mit den Müllern ein Ei zu schälen," begann der Fürst. „Da ich weiß daß Ihr immer mit diesen unter einer Decke steckt, so könnt Ihr's ihnen bei nächster Gelegenheit mit beibringen. Sagt diesen Wasserpolaken, sie sollen sich nicht wieder unterstehen und mir den Kopf warm machen mit Processen und anderen verdammten Streitigkeiten, bei denen weiter Niemand fett wird, als die Advokaten. Sie denken, es kommt Jeder so gut weg wie die in Jeßnitz und Ragune, aber da backen sie Schliff. Die denken: Geld regiert die Welt! Prost Mahlzeit! da sind wir auch noch da und hier der Bakel, wenn sie die Schnauzen nicht halten können. Jetzt also wißt Ihr, wie ich's halte. Wonach zu achten! Wenn ich auch manchmal mit einem Juden oder einem Bauer eine Raupe mache, mit Euch spaße ich nicht, und wenn's einmal losbricht, so kommt's hahnebüchen. Steigt aus und merkt Euch das!"

Der Bäcker stieg rückwärts zum Wagen hinaus, und der Fürst fuhr im Galopp davon. Da stand denn der Schmeerbauch auf öder Haide, zwei Stunden von Dessau entfernt. Der Wind blies in seine Hemdärmel, und der Regen fiel herab. Er stand da wie ein Peter in der Fremde. Es half nichts, er mußte in den sauern Apfel beißen, und erst spät in tiefster Dunkelheit langte er in Dessau an.

Die Geschichte ging von Mund zu Mund. Das hochfahrende Wesen des Bäckers und seiner Collegen war trefflich curirt, nur Etwas wurde größer und vollwichtiger, — das Brot und die Semmeln.

Briefwechsel.

Dessau, d. 1. October.

[Nachrichten aus Berlin; radicale und komische Experimente in Dessau; Mendelssohn's Paulus.]

† Die Nachrichten aus Berlin erhalten wir hier aus erster Hand. Die dortigen Ereignisse berühren uns um so directer, da wir ohne Zweifel preußisch werden müssen, falls Fürst und Landtag sich hier nicht mehr einigen können. Vernehmen Sie also was uns von dorther aus guter Quelle zuging. Die preußische Hofcamarilla ist äußerst thätig gewesen den König zur Abdankung zu bewegen. Er hatte sich den Vater Drauf, dem General Wrangel, in die Arme geworfen; deshalb die eigenthümliche Färbung des Wrangelschen Armeebefehls, den aber Preußens guter Stern, General v. Pfuel, durch kluges Vermitteln und gerechte Vereinbarung mit der gesetzgebenden Nationalversammlung unschädlich gemacht hat. Die altpreußischen Ultra's glaubten ihres Sieges schon gewiß sein zu können; und der König erschien den Gutgesinnten welche den Fortschritt der Volksentwickelung mit dem Königthum im Bunde für möglich halten, als der letzte und einzige Hort der neuen Errungenschaften.

Hier in Dessau werden von unsichtbaren Händen die Versuche geleitet zur Ausführung von allerlei nur erdenklichen ultraliberalen Plänen. Man denkt, unser Staatlein ist gut genug zu Experimenten. Man übt sich darin, macht sein radicales Abc, probirt in Duodez, um zunächst zu sehen wie es im Kleinen wirkt. Unsere Preßfreiheit wird zu wahrhaft nichtswürdigen Infamien benutzt. Lesen Sie nur das in Leipzig gedruckte Flugblatt: „Wie man Minister wird!“ Es ist voll der schändlichsten Lügen; unsre Herzogin, eine der edelsten Frauen, in jeder Hinsicht eine Zierde ihres Geschlechts, ein Vorbild der zartesten, reinsten Weiblichkeit, ist auf die empörendste Weise darin gelästert.

Unser Landtag könnte nun füglich an eine Anstalt abgeliefert werden wo man sich seine fünf Sinne wiederherstellen läßt. Die Linke experimentirt für ihre unsinnigsten Forderungen, die in's Kindische gehen. Auf die Abschaffung des Adels, auf die Abschaffung des Militärs, auf die Forderung, dem Herzog nur ein einmaliges Veto einzuräumen, folgte das Verlangen den ganzen Hofstaat fortzujagen und alle Stellen bei Hofe, auch die der Hofdamen die doch nur Klatschschwestern wären, mit gesinnungstüchtigen Männern zu besetzen. Wahrscheinlich soll den pot-de-chambre auch nur ein gesinnungstüchtiger Republikaner halten! — Die Geduld der Bessern ist erschöpft. Die alte Liebe zum Fürstenhause, die sich lange verdrängen ließ und beschämt bei Seite stand weil der Zeitgeist sie mit Fäusten stieß, tritt wieder hervor, faßt sich ein Herz und fühlt sich in ihrem alten Rechte. Das ehrenwerthe Bürgerthum rüstet sich, um den frechen Wühlern das Handwerk zu legen. Viele fürchten einen blutigen Conflict; allein zu ernstlichem Widerstande hat der frech gewordne Übermuth doch nicht Stoff genug in sich.

Es gilt jetzt doppelt muthig und glaubensstark zu bleiben. Nicht um Verherrlichung fürstlicher Personen handelt es sich, sondern um die Wahrung der eignen Ehre.

Im vorigen Monat hatten wir in unsrer kunstarmen Zeit einen Kunstgenuß hoher Art. Mendelssohn's Paulus wurde in der Kirche aufgeführt. Der alte Schneider dirigirte mit alter Grandezza und altem Schwung das große Tonwerk. Man hat sich über Mendelssohn gestritten, ob er mehr Talent, ob er mehr virtuoser Doctrinär gewesen. Er war mehr als beides, dünkt mich. Solch ein Werk hat nicht das bloße Talent schaffen können. Wäre Mendelssohn nicht wahrhaft und tief innerlich fromm gewesen, er hätte den Paulus nicht componirt. Das alttestamentliche Prophetenthum in diesem Werk ist wie ein Heimathsklang aus dem Lande und dem Glauben seiner Väter.

Zur Chronik der Gegenwart.

— Lamartine, den man für beseitigt, für ermüdet, sogar für europamüde hielt, ist wieder mit dem hinreißenden Schwung seiner Rede wirksam hervorgetreten. Er sprach in der Nationalversammlung für das Einkammersystem. Odilon Barrot, der die Herrschaft Einer Kammer als eine Schreckensherrschaft des Convents schilderte, eine solche nur in Zeiten der Kriegsgefahr für heilsam und räthlich erklärte, vermochte die Wirkungen der Lamartineschen Rede nicht zu entkräften. Die französische Nationalversammlung hat mit 530 gegen 289 Stimmen das Zweikammersystem verworfen. — Gleichzeitig beriethen in Deutschland die Abgeordneten des sächsischen Volkes die Wahlreform und die Neugestaltung der zwei Kammern, für welche die Mehrheit der Stimmgeber sich entscheiden zu wollen scheint. Über diese Reform des sächsischen Zweikammersystems behalten wir unser Urtheil uns in diesen Blättern vor.

— Der Abgeordnete von Leipzig beim Frankfurter Parlament erklärte unlängst, die Frankfurter Ereignisse deren Opfer zwei Mitglieder der Nationalversammlung geworden, könne niemand mehr verabscheuen als die Linke. In sächsischen Blättern wird dagegen die Frage erhoben, in welchem Zusammenhang diese Erklärung mit der absichtlichen Beschönigung stehe, welche die Lynchjustiz des Volkes bei der Linken in der Paulskirche fortgesetzt erlebt. Als Gagern die beiden Mordthaten des Pöbels eine Niederträchtigkeit nannte, tobte, lärmte und trommelte die Linke als dürfe sie das gerechte Wort für diese Schandthat des souveränen Volkes nicht dulden. In welchem Zusammenhang steht ferner obige Erklärung mit den fast täglich wiederholten Versuchen der Linken, das Reichsministerium zu zwingen den Belagerungszustand Frankfurts aufzuheben? — Wenn die Linke, wie Robert Blum erklärt, „in drangvollen Zeiten mehr als je Eins ist in Wollen und Streben, Eins in Mitteln und Zwecken, Eins in Gesinnung und treuer Liebe zur Freiheit und zum Volke, Eins in Grundsätzen und Abstimmungen“, — wenn sie somit gleichsam solidarisch verpflichtet ist, so wird sie diesen Widerspruch zwischen ihren Erklärungen und ihrem thatsächlichen Verhalten in der Paulskirche auch zu deuten wissen.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr.	Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet.	№ 83. 5. October.

Christian Albert Cruciger in Altenburg.

Dieser Name, der vor Zeiten schon an eine Revolution erinnerte, an die große religiöse Revolution Europa's, möchte jetzt in Deutschland der einzige Ministername sein, der unter einer „Barricadenordnung" gestanden. So tief aus dem Strudel der neueren Bewegungen ist er emporgetaucht in die Regierungsgeschichte Altenburgs, wo er, hoffen wir, mit bleibenderen Zügen stehen wird als die Unterschrift des „Landesgerichtsassessors", oder wie es noch hätte kommen können, des Justizrathes, des geheimen Justizrathes auf Actenstößen der alten guten Zeit! Viele Jahre bevor ihn noch irgend ein Zeitungsblatt genannt, kam dieser Name gar oft und gern über meine Lippen! Nicht nur mit aller Innigkeit jugendlicher Freundschaft, mit dem Gefühle ganzer Hochachtung für eine reine Seele, für einen kraftvollen, männlich edeln Geist sprach ich ihn aus! Fern, wie ich mich von der politischen Debatte halte, nahe wie ich dem Manne stehe, bin ich gerade auf dem rechten Standpunkt, mit unparteiischer und treuer Hand sein Bild zeichnen zu können.

Ob er dem alten Mitkämpfer Luther's wirklich verwandt ist, weiß er selbst nicht, so viel ich mich erinnere. Aber den einfachen unverdorbenen Sinn, die Ausdauer und Entschiedenheit des Charakters, die Fülle und Freudigkeit eines frischen, kerngesunden Wesens, welches das Lutherthum und dessen Mitbegründer im deutschen Volke mehr und mehr entwickeln halfen — alles das hat Cruciger, es sei nun von wem es wolle, in einem Maße geerbt, wie sich Wenige dessen erfreuen. In Eisenberg, wo er geboren ist, und in Altenburg hat er die Jahre zugebracht, deren Eindrücke keinerlei Lebensverhältnisse ganz verwischen: die Zeit der ersten Erziehung, der frühesten Bildungsmomente. Offenbar haben da Einflüsse auf ihn gewirkt, die ein so kostbares Erbe ihm sicherten für alle Wandlungen der Umstände. Was man so zunächst unter äußeren Umständen versteht, so lebte er in seiner ganzen Jugend, während der ganzen Dauer seiner Lehrjahre (auch der akademischen) unter solchen, an denen nichts Goldenes war als die wahrhaft goldene Mitte, in der sie ihn erzogen. Er war arm, doch nur so weit daß ihm gar keine unnatürlichen Bedürfnisse beikommen konnten — allein nicht so, daß er unnatürliche Entbehrungen hätte tragen müssen. Ich fasse das Unnatürliche im strengsten Sinne, ich bezeichne damit auch alles, was nur irgendwie die sogenannte zweite Natur, die Gewohnheit, hervorruft oder möglich macht. Cruciger blieb eben in jeder Beziehung unverwöhnt. Er hatte keinen Genuß der verweichlicht, und keinen Mangel der abstumpft und verhärtet. Wir legen so großes Gewicht darauf, denn es ist das Bezeichnendste in dem ganzen Fühlen, Denken und Handeln des Mannes. Schon auf der Schule erregte sein klarer, offener Kopf ungemeine Erwartungen; sein eben so offenes und klares Gemüth flößte in gleichem Grade Vertrauen ein. Harmonisch wie sein Geist und sein Herz, jedes für sich, so war auch das Verhältniß des einen zum andern. Urkräftig, keusch, gleichmäßig — so zeigten sich überall die Elemente seiner Natur. Aus solchen Elementen entwickeln sich leicht Eigenschaften, welche die segensreichsten sind in jedem Wirken und namentlich im politischen: Wärme der Überzeugung, Selbständigkeit, aber auch Besonnenheit und Vorurtheilslosigkeit — Eigenschaften, die leider selbst mit dem größten politischen Talent so selten im Verein sind! In Cruciger ließen sie sich, schon als er auf die Hochschule kam, nicht allein ahnen und erwarten, sie waren in ihm schon entwickelt. Der vollblühende, für das Ideal so empfängliche und begeisterte Jüngling stand auch schon fest auf positivem Grund und Boden, hatte schon allen Ernst und die Gelassenheit des Mannes. Von Jena, wo er seine akademischen Studien begonnen, ging Cruciger nach Leipzig. Hier lernte ich ihn kennen. In Jena war Cruciger Burschenschafter, und auch in Leipzig hätte ihn kein damals sogenannter „Bandwurm" über die Achsel angesehen. Er war bei allem Fleiß kein Auditorienhocker und übte sich für's Jus nicht als akademischer Copist ein, um getrost nach Hause zu tragen, was er schwarz auf weiß besaß. Er that sich munter um in dem heitern, freien Universitätsleben, im trauten Verkehr mit gleichstimmigen Freunden. Aber wiewohl die Lebenslust auf seinen Wangen in üppigster Farbe glühte und seine ganze Gestalt das Vollgefühl der

Kraft athmete, so war doch Cruciger weder in Jena noch in Leipzig in studentischem Sinne burschikos. Nie schminkte er das derbe, flotte Wesen, das am Studenten gefallen mag, zur Renommage auf. Er hatte den Muth, aber nicht den Muthwillen der Jugend. Er war kindlich genug, daß ihm die Studentenspielereien ein theilnehmendes Lächeln abgewannen, aber nicht kindisch genug, ihnen seinen Ernst zuzuwenden. Cruciger schäumte nicht, aber darum hat er sich auch nicht verflüchtigt. Den Geist der Universitätsjahre verpuffte er nicht als Student, und behielt daher genug übrig, auch als Philister das schale Philisterthum von sich abzuhalten. Was man Beschleunigung des Lebens nennt, die, wie schon Hufeland's Makrobiotik versichert, so schnell zum Greise macht, das hat Cruciger in keiner Hinsicht gekannt. So rasch er Ideen in sich aufnahm und verarbeitete, so rasch in ihm das Mitgefühl für jede moralische und künstlerische Schönheit pulsirte, so überstürzte er sich doch nie, und wußte hübsch Haus zu halten mit der Speculation sowohl wie mit der Empfindung.

Über die Fortschritte die Cruciger auf der Universität in seiner Wissenschaft machte, werde ich Laie ihm kein Zeugniß ausstellen; sie dürften aber auch über die Grenzen eines professorlichen Testimonii hinausgehen. Etwas Ungewöhnliches lag schon in der universellen Bildung des strengen und gewissenhaften Fachstudenten. Ein ausgezeichneter und geschmackvoller Kenner der Alten, machte er sich auch mit dem Besten was die neueren Literaturen aufzuweisen haben, innig vertraut. Mit welcher Sicherheit er jene Gesetze und Rechte überschaute, die sich „wie eine ewige Krankheit forterben", das gab er, um polizeilich zu reden, Allen kund und zu wissen, denen daran gelegen. Wie er aber das Recht verstand, das mit uns geboren ist, wußten wir, seine Freunde, deren schönen Träumen von Humanität er in seiner scharfen, klaren Auseinandersetzung so oft Leben und Gestalt gab. Wie freudig hörten wir ihm zu! Und da man gern glaubt, was man wünscht, sagten wir mehr als einmal zu ihm: Du mußt, Du wirst Minister werden! Jahre vergingen seitdem, und als wir uns eben so weit abgekühlt daß wir jenen Wunsch, wie so viele, als einen frommen Wunsch betrachteten — siehe, da geht er plötzlich in Erfüllung, und was wir in jugendlicher Erregtheit ausriefen, hatte uns ein Geist der Weissagung eingegeben!

Bis zu dieser plötzlichen Umgestaltung der Dinge war Cruciger's äußeres Leben nicht reich an Wechselfällen. Das Schicksal hatte den Einklang desselben mit seinem innern Leben nicht stören wollen. In geradem, gemessenen Gange schritt beides vorwärts. Fest und ruhig nach innen, bedachtsam und sicher nach außen trat Cruciger in jeden Wirkungskreis, der sich ihm öffnete. Gegen das Ende seiner Studienzeit wurde ihm vielfache Gelegenheit geboten, sein Lehrtalent zu entfalten, und später ward ihm in einem vornehmen Hause Dresdens die Erziehung des Sohnes anvertraut. Ein Paar Jahre darauf trat er in den Staatsdienst seines Vaterlandes, wurde Landesgerichtsregistrator und zuletzt Assessor. Das sind die wenigen Übergangsstufen, auf denen wir ihn bis zu seiner jetzigen Stellung erblicken. Obenhin betrachtet, erscheint der Sprung außerordentlich: kennt man aber Cruciger's persönliche Beziehungen, persönliche Geltung in Altenburg noch vor dem Eintritt der überraschenden Weltereignisse, so ergibt sich der Übergang als ziemlich naheliegend.

Der junge Mann, der jetzt noch nicht an der Schwelle der dreißiger Jahre steht, war nicht sobald in amtlicher Thätigkeit, als sich auch schon in manchen schwierigen Fällen der kleinen Landesjustiz die Überlegenheit seines Geistes wie seine umfassende Gesetzkunde erprobte. Es wurde denn gleich allermänniglich bekannt daß der Herr Registrator weit, weit mehr als zu registriren verstünde. Er wurde im Amte nach Kräften benutzt, in Privatkreisen gesucht, im öffentlichen Leben ausgezeichnet. Die gesellschaftliche Stellung, die er einnahm, ist unerhört in einer Miniaturresidenz. Er stand den Vornehmen, den Hocharistokraten gleich nahe wie dem Klein- und Spießbürger, dem behäbigen Kramerherrn wie dem armen Handwerker, und genoß in den verschiedensten Kreisen gleiches Ansehen. Das ließ sich hier nicht aus den Diplomatenkünsten der sogenannten „Liebenswürdigkeit" erklären, nicht aus dem Hocuspocus eines gewandten und, was sehr oft damit gepaart ist, wetterwendischen Charakters — noch war es begreiflicher Weise einzig und allein die Folge seiner Kenntnisse und seines Talents: es hatte vor allen Dingen einen tiefsittlichen Grund. Cruciger ist nicht der Mann, der es mit keiner Partei verdirbt: aber er ist der Mann, mit dem es keine Partei verdirbt — und zwar nicht aus Furcht, sondern aus Achtung. Könnte hier von Furcht die Rede sein, so wäre es höchstens jene, die aus Verehrung hervorgeht, und welche denn auch die Sprache so treffend als Ehrfurcht bezeichnet. Allein ein solches Wort ziemt sich noch nicht vor dem frischbraunen Haar meines Freundes, und ich spreche daher nur von Achtung. Achtung aber ist der festeste Halt, der sicherste Anker unter den Menschen. Ein weit dauerhafterer und verläßlicherer als die Liebe! Liebe ist ein Geschenk, Achtung ist eine Schuld; Liebe bringt oft die Laune, sie kommt und geht mit ihr — Achtung bringt die Gerechtigkeit, sie ist unerschütterlich wie diese!

So entschieden und unzweideutig Cruciger seine Gesinnung stets offenbarte, so stand er doch von gewissem Gesichtspunkte über den Parteien. Er beherrschte die Gemüther, die er nicht gewinnen konnte. So wenig die Aristokraten sich versprechen durften, daß er je ihren Geschmack und ihre Gewohnheiten hätscheln würde, so wenig konnte das Volk annehmen daß er demselben zu Gefallen sich nur ein Haarbreit von seinen Rechtsbegriffen würde abziehen lassen. Er war daher kein eigentlicher Günstling der Vornehmen, deren glattes Parquett nicht für ein Auftreten wie das seinige erfunden ist: er ist auch nie das gewesen, was man einen Liebling des Volkes nennt, dem er nun

und nimmer schmeicheln, dessen Leidenschaften er nicht aufkitzeln kann und mag. Aber Vertrauen, aber die ehrendste Würdigung seines Geistes und Charakters wendete ihm beide Parteien zu, und er wurde von beiden getragen. In der Lauterkeit seines Sinnes und seinem Zartgefühl sahen Alle, welche die von keiner Pietät gezügelte Wuth des Radicalismus fürchteten, eine Bürgschaft sowohl gegen den Mißbrauch seiner eigenen Gaben als gegen die Übergriffe der Volkspartei. Diese hinwiederum fand in seiner Unbestechlichkeit und seinem gediegnen Wissen die Sicherheit daß er ihre unveräußerlichen Rechte immer und überall erkennen und nie verrathen würde. So ward ihm denn von beiden Parteien geradezu der Weg in's Ministerium angebahnt, nur daß die Männer der strengen Observanz ihm gern noch etliche Justiz- und Geheimeräthe hätten vorangehen lassen und ihn vorerst more consueto durch die ganze Laufbahn des Staatsdienstes, wenn auch möglichst schnell geführt hätten. Aber ist die Frucht einmal reif, so schüttelt sie der erste Windstoß ab.

Cruciger hatte, wie gesagt, nie seine demokratischen, ich meine volksfreundlichen, Ansichten und Principien verhehlt. Als bei der allgemeinen Bewegung die Deutschland ergriff, auch in Altenburg sich das Vereinswesen gestaltete, trat er in den Verein, der am entschiedensten sich zu diesen Principien bekannte — in den Vaterlandsverein, dessen Mitglied, ich glaube sogar Vorstand er eine Zeit lang war. Dennoch blieb ihm das Vertrauen der Aristokraten. Erst als die Mehrheit in dem Verein einen Bruch mit den constitutionellen Mitgliedern herbeiführte, als sie die äußersten Consequenzen des demokratischen Princips fest hielt, und mit demselben ohne Scheu das gefürchtete Wort Republik verband — als Cruciger auf Seiten dieser Mehrheit, also der Republikaner stand, da ließen die Aristokratischgesinnten seine Hand los, die sie ihm noch immer non parce que mais quoique freundlich gedrückt. Man wird sich wundern daß der besonnene, gemäßigte Cruciger so plötzlich als Ultra erscheint. Daraus entnehme ich eben nur, daß in Altenburg die Unzufriedenheit mit allem Bestehenden in ganz speciellen Verhältnissen wurzeln mußte, daß es da mit der Abneigung gegen alle, selbst die beschränkte Fürstenherrschaft ein eigenes Bewenden hatte. Doch das sind Dinge, auf die ich nicht eingehe; ich habe einmal erklärt daß ich von der politischen Debatte mich fern halte. Genug, Cruciger hatte es bei den Herzoglichen und den „Constitutionellen" auf einmal verschüttet, und jetzt erhoben sich Gegner wider ihn, was meines Wissens bis dahin nie geschehen war. Leider zeigten sich diese Gegner nicht als die würdigsten. Sie rüttelten an seinem amtlichen Gewissen, sie warfen dem herzoglichen Beamten Eidbruch vor, dem Diener des herzoglichen Gerichtes, der laut die Volksherrschaft pries! Cruciger wies diesen Vorwurf nicht allein mit seinem rechtlichen Gewissen zurück, sondern auch mit der imponirenden Gewalt seines rechtlichen Wissens, das im Urtheil der Juristenfacultät zu Jena volle Bestätigung fand. Aber es war ihm nun ein Amt verleidet worden, dem er mehr gewesen, als es ihm je hätte sein können — er gab es hin, ohne sich um seine ferneren Existenzmittel zu kümmern. Cruciger war nicht mehr Landesgerichtsassessor, aber er war der Mann der Theilnahme und freudigen Anerkennung des Volkes, des Volkes, das am Abend mit Musik und Fackeln sich an die Wohnung des Entlassenen drängte, des Volkes, das beim ersten Anlaß zu seiner Beruhigung verlangt hatte, in Crucigers Händen ein Portefeuille zu sehen. Noch stand man aber an, das Volk zu beruhigen, und bald darauf ging überhaupt erst die rechte Unruhe los. Die Regierungspartei verlor den Kopf und holte zu einem Schlage aus, der sich unmittelbar in eine Schlacht verwandelt hätte; die Demokraten läuteten nicht blos Sturm, sie machten ihn — einen Sturm, der unberechenbare Zerstörung angerichtet hätte. Zum Glück besannen sich beide Parteien, es kam zu einem Ausgleich, und sie reichten sich über den Barricaden die Hände. Nun aber wollte das Volk Gewährleistung im Antheil Crucigers an der ministeriellen Leitung. Es stellte das als eine der Friedensbedingungen hin. Und mit dem Abzug der Truppen und Crucigers Einzug ins Ministerium zog denn auch wirklich Friede ins Land ein — zwar nicht der „tiefste Friede," wie neulich der Altenburger Landtag in seinem Protest an die Nationalversammlung versicherte, aber doch Ruhe, der Anfang einer gesetzlichen Weiterentwickelung. Cruciger hilft sie fördern mit seiner besten Kraft. Irren wir nicht, so ist ihm auch das Zutrauen Derer zurückgekehrt, die sich von ihm abgewendet hatten. Er war in seiner Besonnenheit und Mäßigung sich unwandelbar gleich geblieben. Im Republikanerklub so wenig wie im Burgkeller zu Jena hat er je renommirt und sich vorgedrängt. Auch daß er thatsächlich „Barricadenordner" gewesen glaube ich nicht. Sein Name stand einmal auf allen Erlassen und Maueranschlägen der Partei der er angehörte. Ihm aber war ein anderes „Ordnen" vorbehalten. Als es galt, die aufgeregte Masse zu dämpfen, da hat er seinen Sinn gezeigt für Ordnung. Ich habe ihn gesehen, wie er den Sturm beschwichtigte — in schlaflosen Nächten, mit höchster Geistesanstrengung, aber immer mit schlichter Würde, nie mit pomphaften Beschwörungsreden, sondern nur mit der sittlichen Macht des Willens und der Überzeugung.

Leider ziehen sich neue Wolken über Altenburg zusammen. Die Einen sagen, das geschieht, weil so viel militärische Blitzableiter, sogenannte Bajonette, hinverpflanzt werden, und zu viel Blitzableiter ziehen bekanntlich Gewitter aus weiter Ferne herbei. Die Andern sagen, es werden eben die militärischen Blitzableiter hinverpflanzt, weil sich Wolken zusammenziehen. — Wenn dieser Streit um Ursache und Wirkung nur nicht zum blutigen Streit führt! Wie es kommen mag, Cruciger wird sich bewähren. Er wird fest bleiben, wenn auch nicht auf der Ministerbank, doch in der Wahrheit und Treue seines Charakters, in der Klarheit und Schärfe seiner Einsicht.

Solche Männer braucht das Vaterland — das

große deutsche Vaterland, dem ich hier einen seiner besten Söhne näher geschildert. Möge es ihm dereinst einen weitern Spielraum geben, als er in den Sonderinteressen des kleinen Ländchens finden kann!

W. W.

Zur Chronik der Gegenwart.

— Ungarn erliegt dem Andrang der slavischen Bewegung, deren kriegerischer Häuptling, der Banus von Kroatien Jellachich, die Gewalt der Überzeugung gleicher Volksberechtigung und die siegreiche Gewalt der Waffen für sich hat. Verliert Ungarn seine Selbständigkeit, tritt es in die Reihe der Völker die sich neben einander zur neuen Centralisation eines kaiserlichen Östreichs vereinbaren zu wollen scheinen, so fällt mit dieser vereinzelten Ausnahmestellung der Magyaren mitten im Völkerverbande Östreichs eine Schwierigkeit hinweg. Allein mit diesem Verbande so verschiedenartiger Stämme vermehren sich auch von neuem die Schwierigkeiten für die Existenz eines neu centralisirten Östreichs, will dasselbe eine deutsche Stellung behaupten. Welche Zusammengehörigkeit mit Deutschland sollen die deutschen Länder Östreichs in Anspruch nehmen? Kann Deutschland diese aufgeben! Kann Östreich sie trennen vom Verbande mit Slaven, Kroaten, Magyaren, Galiziern und Italienern? — Das jetzige Ministerium in Wien scheint bereits auf einen Anschluß an den deutschen Zollverein verzichten zu wollen, namentlich aus dem Grunde daß der „unabweisliche" Beibehalt der Salz- und Tabaksmonopole mit einem Ertragniß von 24 Millionen sich demselben entgegenstellt. Doch will man das bisherige Prohibitivsystem in ein Schutzzollsystem verwandeln. Dagegen erhoben jedoch die östreichischen Industriellen ein Zetergeschrei. Ihre schlechten Fabrikate würden allerdings trotz Schutzzöllen die Concurrenz mit deutschen Waaren nicht aushalten.

— Graf Auerswald, das eine der Opfer des 18. Septembers in Frankfurt, gehörte jenem zahlreichen Geschlechte der Provinz Preußen an, welches jahrhundertelang in Treue, Vaterlandsliebe, preußischer Kraft und deutscher Gesinnung sich ausgezeichnet. Der durch die Hand der Meuchelmörder Gefallene war der älteste von drei Brüdern, welche in den Unglückstagen Preußens die Gespielen des jetzigen Königs waren. Einer der Brüder war der vorige Ministerpräsident. Der Gefallene war General seinem Range nach.

Felix Lichnowsky war der Sohn des durch seine ausführliche Geschichte des Hauses Habsburg bekannt gewordnen Fürsten. Der Sohn war eben so preußisch, wie der Vater östreichisch gesinnt gewesen war. 1814 geboren, verließ Felix im J. 1837 Deutschland, weil sein jugendlich bewegter Sinn im Zwang der damaligen Zustände unsrer Heimath keinen Spielraum fand. Sein romantischer Hang führte ihn wie Friedrich Schwarzenberg nach Spanien. Auf Seiten des Don Carlos glaubte er das Nationalinteresse Altspaniens vertheidigen zu müssen. Seine Kriegslust ging Hand in Hand mit der Sucht nach Abenteuern. Wilhelm Jordan feierte ihn in seiner Grabrede als einen Antinous an Schönheit und ritterlicher Bravour. Manche hatten bei aller Anerkennung seiner Tugenden als Cavalier, Zweifel an seinem höheren sittlichen Werth. Er war unter Don Carlos Brigadegeneral und schrieb seine „Erinnerungen aus den Jahren 1837, 1838 und 1839" in zwei Theilen. Ist es nicht ewig denkwürdig daß ein mit 20 bis 30 Orden decorirter Cavalier, ein General der für die Sache der Absolutisten in Spanien gefochten, in mehreren Staaten unseres damaligen Deutschlands noch für zu freisinnig gelten konnte um ihn zu dulden? Fürst Lichnowsky wurde aus mehreren deutschen Vaterländern ausgewiesen. Er ging nochmals nach der pyrenäischen Halbinsel, nahm portugiesische Dienste und beschrieb auch seine diesfallsigen Kriegs- und Polizeiabenteuer. Seit 1842 lebte er in Schlesien und widmete sich den Interessen seiner Landschaft. Als Mitglied der Herrenkurie auf dem vereinigten Landtag Preußens gehörte er der Linken an. In Frankfurt war es nicht Mangel an Freisinnigkeit was ihm den Haß des Pöbels auf der Gasse und auf der Linken zuzog, sondern seine zum Kampf herausfordernde, verwegene Vertretung Preußens.

— Handbüchlein für Wühler, oder kurzgefaßte Anleitung in wenigen Tagen ein Volksmann zu werden, nennt sich ein neues Schriftchen des Frankfurter Struwwelpeter (Dr. Heinrich Hoffmann). Ein Freischärler mit zottigem Bart steht als Vignette auf dem Titelblatt, wie er das Scepter zerbricht um es mit dem Knotenstock zu vertauschen; eine Krone nimmt er zum Schemel seiner Füße und seiner Erhöhung; die Unterschrift: se ipse fecit, bezeugt ihn als selbsteignes Fabrikat. Man habe, sagt der Verfasser, Complimentirbücher aller Art, auch für Hofschranzen; derlei müßte es jetzt auch für Volksschranzen geben. Das ergötzliche Buch gibt dem gründlichen Wühler unter den Verhaltungsregeln auch Diätvorschriften. Ein redlicher Wühler, heißt es, soll Lieblingsgerichte haben, z. B. Wildpret, weil dessen Vertilgung eine Wohlthat für den Landmann ist. Um seine Sehnsucht nach der République rouge zu bewahrheiten, soll er sein Beefsteak „recht blutig" verlangen, rothe Rüben, Blutwurst, Rothwein verzehren, nur Rothwein trinken. Auch Trüffeln sind sehr gut, weil sie herausgewühlt werden. Die wichtigste Toilettenfrage betrifft den Bart. Ein ächter Wühler muß möglichst auf den Zähnen oder auch um die Zähne herum Haare haben. Die Charakteristik der Bartgattungen stellt sich dann in folgender Weise auf.

„1) Kein Bart: Philister, Epicier, Bourgeois. Ist der Mensch sehr elegant gekleidet, trägt er gar Glacéhandschuhe, so gehört er unter die diplomatischen Reactionäre; kann aber grob behandelt werden.
2) Kleiner, sorgfältig gewichster Schnurrbart; Kinn glatt: Aristokratischer Reactionär. Schießt zuweilen gern mit Pistolen; deshalb mit Vorsicht zu behandeln.
3) Schnurrbart mit kleinem Zwickelbart an der Unterlippe: Dürfte mitunter der Polizei angehören, deshalb gleichfalls mit der nöthigen Vorsicht zu behandeln; es sei denn daß man viele gute Freunde bei sich hat.
4) Schnurr- und starker Knebelbart ohne Backenbart: Gehört dem linken Centrum an. Keine entschiedne politische Farbe. Durch etwas Rasiren: Übergang zur Reaction. Muß wo möglich gewonnen werden, man darf ihm aber nicht zu viel trauen.
5) Gar nicht rasirt, Bart von einem Ohr zum andern: a) mit der Scheere gleichmäßig abgeschnitten, steife Haare, mehr in's Borstenreich spielend: Entschiedener Volksfreund. Mehr in der Praxis als in der Theorie zu verwenden. b) Naturwuchs, unberührter Haarurwald; nie nahete ihm ein schneidendes Werkzeug; herabwallend, meist mehrfarbig: Edler Volksfreund, communistischer Traumer, radicaler Verbesserer ohne allen historischen Boden, aber zuweilen doch mit praktischer Selbstbestimmung. Messias des vierten Standes, verspricht Wunder zu thun — nächstens."

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr.	Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet.	№ 84. 6. October.

Wilhelm Jordan's Rede am Grabe Auerswald's und Lichnowsky's.

— Blut, von Mörderhänden vergossenes Blut hat auch für den Aufbau der deutschen Freiheit und Einheit Kitt und Cement sein sollen! Am 18. September fielen die beiden Opfer, am 21. begrub man sie in Frankfurt. Die Geistlichen von Kitteler und Zittel, Beide Mitglieder der Nationalversammlung, der Präsident v. Gagern und der Abgeordnete von Berlin, Wilhelm Jordan, sprachen am Grabe. Die Worte des Letztern verdienen die weiteste Verbreitung. Wir geben sie wieder wie man sie uns in Frankfurt mittheilte.

„Wenn die Blätter fallen
In des Jahres Kreise,
Wenn zum Grabe wallen
Entnervte Greise,
Da gehorcht die Natur
Ruhig nur
Ihrem alten Gesetze
Ihrem ewigen Brauch:
Da ist nichts, was den Menschen entsetze.
Aber das Ungeheure auch
Lerne erwarten im menschlichen Leben!
In sein stygisches Boot
Raffet der Tod
Auch der Jugend blühendes Leben;
Mit gewaltsamer Hand
Löset der Mord auch das heiligste Band.

Ja, auch die heilige Weihe durch das Volk zum Sprecher des Volks hat nicht vermocht, von ihren Trägern fern zu halten die Hand fanatischer Meuchler. Mit zerrissenem Herzen sehen wir zwei unserer Genossen im Ehrenamt, deren warmen Händedruck wir noch gefühlt vor wenigen Tagen, deren letzte Worte kaum verklungen sind in unseren Ohren, hingeschlachtet von verruchten Frevlern, und starren hin auf ihre Särge, die uns sagen daß das Unglaubliche dennoch wahr ist. Mit ohnmächtigen Gedanken tasten wir umher nach Trost und finden keinen. Denn daß dieser Gipfel des Gräßlichsten möglich gewesen, in Deutschland möglich gewesen; daß dies Äußerste der Schmach die Geschichte des deutschen Volkes, des treueberühmten deutschen Volkes, das stets zurückgeschaudert vor dem Gedanken, sich zu beflecken mit politischem Meuchelmord, unauslöschlich brandmarken konnte, das ist ein Ereigniß, für welches kein Trost zu finden ist, ja, nicht einmal gesucht werden darf.

Darum kein Trosteswort, darum kein Versuch zu versöhnen mit diesem Ereigniß! Mögen der Menschheit, der eben alle Dinge zum Besten dienen müssen, auch aus dieser Blutsaat Ernten des Segens erblühen: wir sind nicht die Menschheit und darum sind wir verpflichtet, den Trost von uns zu weisen und diesen Schmerz als einen dauernden in uns zu hegen und frisch zu erhalten.

Nur ein Wort von unserer Pflicht, von der Pflicht treuen Gedenkens, das wir schulden den uns entrissenen Freunden, und ein Wort von der Pflicht gegen das Vaterland, an welche wir durch diese unschuldigen Opfer einer geistigen Seuche mit erschütternder Gewalt uns gemahnt fühlen müssen.

Unsere Liebespflicht ist es, die Gestalten dieser Todten, entäußert von den Schlacken ihrer menschlichen Schwächen und geläutert zu dem, was der edelste Kern ihres Wesens war, als verklärte Bilder, verklärt wie die Wirklichkeit von der Kunst zum Ideale verklärt wird, zu bleibendem Gedächtniß aufzustellen auf dem Ehrenplatz im Tempel unserer Erinnerung. In diesem Sinne lassen Sie uns festhalten, unvergeßlich festhalten das Bild des bejahrten Ehrenmannes, der in den Freiheitskriegen so manche Schlacht tapfer mitgefochten und den wir noch jüngst in unserm Kreise mit geradem Sinne eifrig bemüht gesehen, auch in dieser verhängnißvollen Zeit nach bestem Wissen und Gewissen zu sorgen für die

Wehrhaftigkeit unseres Vaterlandes. Nachdem im ehrlichen Kampfe so manche Kugel an ihm vorübergepfiffen, nachdem er sich manche Ehrennarbe geholt, mußte er hier, weil seine Überzeugung ihn bewog anders zu stimmen als ein Theil des Volkes wünschte, und weil er in ritterlicher Selbstvergessenheit den ihm noch offenen Weg der Rettung verschmähte, um das Loos seines Freundes zu theilen, wehrlos niedergemeuchelt werden! In diesem Sinne wollen wir uns einprägen, unauslöschlich einprägen das anmuthsvolle, freundliche Bild seines jugendlichen Schicksalsgenossen. Das Glück schien seinen Namen bewahrheitet und das vollste Füllhorn alles dessen, was ein Menschendasein zur vollendeten Harmonie gestaltet, über seinem Haupte ausgegossen zu haben. Ein Antinous an männlicher Schönheit; eine Rittergestalt voll kecker, feuriger Energie; ein Geist von heller Klarheit und blendender Leuchtkraft; ein Mund, dessen Lippen übersprudelten von glänzender Beredsamkeit; ein rasch pulsirendes heißes Herz, ein leichter freudiger Sinn, der ihm gleichsam alle Poren aufschloß, um die Süße des Lebens einströmen zu lassen und die Lust am Dasein zu schlürfen in vollen, berauschenden Zügen, und dennoch in ernster Sache fähig des tiefsten, heiligsten Ernstes; ein Typus der Liebenswürdigkeit und auch wahrhaft geliebt von allen, denen ein vertrauterer Umgang Gelegenheit bot, jene zuweilen befrembende Hülle fallen zu sehen, welche sich um alle verwöhnten Schooßkinder des Glückes herumlegt, und darunter seine durch und durch edle Natur ungetrübt zu erkennen, wie es mir, seinem politischen Gegner, leider erst in den letzten Tagen seines Lebens vergönnt war, als die drohende Gefahr des Vaterlandes uns zu gleichem Streben vereinte; mit einem Wort ein Meisterstück, an dem die Natur sich zusammengenommen zu haben schien, um einmal zu zeigen was sie vermöchte: das war der Mann, den wir hier begraben und mit dem uns aus dem Kranze parlamentarischer Talente eine der herrlichsten Blüthen entrissen ist.

Wie aber war es möglich daß solche Gaben und solcher Gaben Bethätigung nichts zu erwecken vermochten, als wüthenden Parteihaß? Wie war es möglich daß einem solchen Manne gegenüber die Rachsucht nicht beschämt ihre Erbärmlichkeit fühlte und ohnmächtig die Waffen sinken ließ? Wie ist es möglich geworden daß deutsche Erde ein menschliches Giftgewürm erzeugte, fähig, diesen Mann, nicht etwa in aufloderndem Zorne rasch niederzustrecken, nein, mit kalter Henkerwollust wahrhaft kannibalisch zu Tode zu martern?

Wie angedonnert, wie zermalmt in innerster Seele bleiben wir mit starrem Grauen stehen vor dieser Frage. Und doch will der schauerliche Abgrund durchleuchtet sein, denn nur auf seinem Boden erkennen wir unsere Pflicht gegen das Vaterland.

Nehmen Sie jene Schandblätter, die wir noch vor wenigen Tagen mit verächtlichem Lächeln von uns warfen, heute noch einmal zur Hand, und Sie werden nicht lachen, Sie werden sich entsetzen. In einer rheinischen Zeitung finden Sie eine Erzählung, welche alle Mittel der niederträchtigsten Entstellung und Verleumdung aufgeboten hat, um ein Zerrbild unseres Freundes zu Stande zu bringen, so scheußlich daß ich gestehe, sein Schicksal wäre kaum zu beklagen, wenn er demselben geglichen hätte. In diesen Blättern, ich sage es offen heraus, liegt Fürst Lichnowsky moralisch ermordet. Nicht die thätlichen Mörder, nicht der rohe, unwissende Theil des Volkes, der an die unverhoffte Göttlichkeit, mit der man ihn urplötzlich gekrönt hat, ebenso leicht glaubt als er sich früher leicht und geduldig ergab in die Lehre vom beschränkten Unterthanenverstand, tragen die größere Schuld dieser That und des wahnsinnigen Aufstandes dessen Episode sie war, sondern jene verblendeten Schwärmer die in einer bloßen Verneinung, in einem bloßen Gegensatz der aus der Revolution übrig gebliebenen Staatsform alles Heil erblicken oder zu erblicken vorgeben, und auch vor den grassesten Bübereien nicht zurückbeben, wenn sie ihnen geeignet scheinen, diese Verneinung zur That zu erheben. Ein schrecklicher Wahn der tausende und aber tausende von Köpfen ergriffen hat und als Würgengel umgeht diesseits wie jenseits des Rheines, hat auch die eben erlebten Schrecknisse geboren. Er ist eine wahre Blasphemie gegen den großen erhabenen Gedanken der Demokratie, und dennoch wird er gerade von denen gehegt und geschürt, die den Namen Demokraten für sich ausschließlich in Anspruch nehmen. Ihnen ist die Demokratie nicht jene allseitig vollendete, vollkommenste Organisation des Staatslebens, welche jedem denjenigen Einfluß auf den Gesammtwillen gesetzlich sichert, den er vermöge seiner Bildung und Kraft thatsächlich hat und erlangen kann, sondern einfach die ausschließlich privilegirte Herrschaft der zahlreichsten Klasse, der Mindestbegüterten, das heißt ihrer Führer. Dieser Wahn ist der Moloch dem diese Todten geopfert wurden, und wer sich hier im Volke umthut, dem wird die schreckliche Thatsache nicht entgeben daß die sittliche Entrüstung über diesen Frevel eine sehr laue ist, ja daß es viele gibt die in diesem Morde noch jetzt nichts anderes sehen als ein allerdings unkluges und etwas starkes

Mittel zur Erreichung jenes negativen Ideals. Das Schicksal unserer Freunde mahnt uns daher gewaltig jenen Wahn zu zerstören und dem Umsichgreifen dieser Seuche der Entsittlichung entgegenzutreten mit aller Kraft. An's Werk denn! Aber ohne Rache, ohne uns von dem gerechten Ingrimm unserer Herzen hinreißen zu lassen zu entgegengesetzter Verblendung, zu dem Fanatismus welcher der Ordnung auch die Freiheit zu opfern bereit ist. Also fest, aber mild! Und wenn es uns schwer ankommt, in unserer zerrissenen Seele die Milde wieder heimisch zu machen, dann lassen Sie uns gedenken der bedeutsamen, ahnungsvollen Worte unseres Freundes, welcher, sonst einer der heftigsten Angreifer in unsern parlamentarischen Gedankenschlachten, doch jüngst, als das Heil des Vaterlandes auf dem Spiele stand und sein beredtes Wort zum letzten Male unter uns ertönte, die Palme des Friedens emporhielt. Dann lassen Sie uns denken an sein allerletztes Wort das er unter namenlosen Schmerzen kurz vor seinem Verscheiden aussprach: „Ich bitte Alle um Vergebung die ich gekränkt, wie ich Allen vergebe, auch meinen Mördern!"

Hoffen wir daß das Schicksal dieser Todten dem Volke allerwärts den Staar stechen und daß es nun mit Entsetzen den Abgrund erblicken werde, dem man es geradewegs entgegenführte. Wenigstens nicht vergebens werden diese Opfer gefallen sein, wenn wir unsere Pflicht thun und schleunig und kräftig sorgen daß Europa von dem schwindelnden Gipfel seiner Kultur nicht jäh hinunterstürze in die Barbarei, die bereits mit blutigem Finger an unsere Pforten gepocht hat, in eine Barbarei, schlimmer als die ursprüngliche Rohheit des Urwalds, in die Barbarei welche die Verderbniß der Civilisation zur Grundlage hat. Wir haben die Mittel in Händen, jenes umgehende Mordgespenst zu bannen: das Trugbild verschwindet stets vor seiner Wahrheit; die Wahnrepublik der gewaltsamen Gleichheit wird verschwinden aus den Köpfen, wenn wir schnell und fest die wahre Demokratie in's Leben führen. Errichten wir also diesen Todten das schönste Monument, überwölben wir ihre Gräber mit dem Tempel der Einheit und Freiheit des deutschen Vaterlandes."

Briefwechsel.

Berlin, d. 3. October.

[Umschwung in der öffentlichen Stimmung; das Volk mißtraut der Linken; Frau Aston und die politischen Blaustrümpfe; der demokratische Frauenklub; Pfuel v. Höllenstein und Schreckenstein]

†† Seit dem vorigen Montag hat die politische Stimmung in unsern Klubs und in den Plakaten einen bedeutenden Umschwung erfahren. Die Linke hat in der öffentlichen Meinung verloren; man verargt es ihr daß sie, die so groß und kühn gethan mit Worten, im Augenblick der That sich so leicht genügsam und kleinlaut gezeigt hat. Trotzdem Herr Waldeck am 7. September in der berühmten Sitzung erklärte daß er und seine Freunde „nicht eine einzige Minute länger in der Nationalversammlung sitzen könnten," wenn der Stein'sche Antrag mit dem Schulze'schen Amendement nicht genau und pünktlich von dem Ministerium ausgeführt werde, ist doch Herr Waldeck mit seinen Freunden ruhig sitzen geblieben, obwohl man in der That nicht behaupten kann daß der Stein'sche Antrag „genau und pünktlich" ausgeführt sei. Die Linke hatte im entscheidenden Moment den Muth verloren, oder sie war vielleicht zum Bewußtsein des materiellen Übergewichtes ihrer Gegner gekommen, und vermied den Kampf, weil eine Niederlage vorauszusehen war. Aber diese Niederlage war schon früher vorauszusehen, und es wäre daher besser gewesen bei Zeiten zu überlegen, und nicht erst durch prunkende Worte und bombastische Reden die Sache so hoch zu schnellen daß sie wie eine Kugel auf der Spitze des Schwertes balancirte. Das Volk war bereit für die Linke in den Kampf zu gehen, und murrend sieht es jetzt daß die Linke nicht das nöthige Feldherrntalent hat, und den Zungenkampf mehr liebt als den Schwertertanz. Wie viele und vergebliche Zungenkämpfe sind bereits in unserer Nationalversammlung gekämpft worden, aber von den Siegen, welche dort gewonnen werden, hat noch Niemand Vortheil gehabt, Niemand als die Sieger selbst durch das beglückende Bewußtsein ihrer Rednergröße. Das Volk fängt an, gegen diese Zungensiege gleichgiltiger zu werden, diese parlamentarischen Turnübungen unserer Linken zu beachselzucken. Niemand dankt es Herrn Stein daß er sich zufrieden und froh erklärt hat über die matte Ausführung seines energischen Antrages, Niemand dankt es Herrn Waldeck, daß er sitzen geblieben ist, wo er entschieden hätte gehen müssen. Die Linke hat ihren Credit verloren, das zeigt sich bereits in den Maueranschlägen und Plakaten, deren eines, von dem hiesigen demokratischen Volksverein ausgehend, erklärte, der Verein würde es recht gern sehen, wenn nach wie vor Mitglieder der Linken zu den Versammlungen kämen; nicht als ob man es sich zur Ehre rechnete, die Linke an den Versammlungen des Vereins theilnehmen zu sehen, sondern damit diese Herrn von dem Vereine lernen möchten, wie das Volk das was es wolle zu behaupten und durchzuführen verstände. Ein anderes Plakat macht den Vorschlag die Nationalversammlung wie ein Conclave zu behandeln und die Herren so lange im Zellengefängniß einzusperren, ohne Diäten, mit freier Beköstigung, bis sie die Verfassung vollendet hätten, wie man die Cardinäle einsperre bis sie den Papst gewählt. In den Zeitungen aber empfiehlt sich ein Fuhrherr mit billigen Triumphwagen für die Linke. Er habe mehrere ausrangirte Droschken, die er zu Triumphwagen und so eingerichtet habe daß sie von Menschen statt von Pferden gezogen würden. Es beständen verschiedene Triumphwagenpreise, je nach der Zahl der Blumenkränze und der Hurrah-Mannschaft, welche man bestelle. — Sie sehen, man macht seinem Unmuth gegen die Linke mindestens in dem specifischen Berliner Witze Luft, und wenn der Berliner erst seinen Witz als Wundpflaster auf eine Sache legt, dann hat er den Ernst für dieselbe verloren. Die Linke selbst ist kleinlaut und trübe gestimmt, sie weiß daß sie sich blamirt hat, und sucht jetzt durch allerhand krampfhafte Anstrengungen sich ihre alte Stellung in der Volksgunst wieder zu erobern, aber es wird ihr nicht mehr gelingen. Den Kopf des Volkes kann man leicht und lange täuschen, aber nicht das Herz des Volkes, und dieses Herz ist ein tapferes und muth-

volkes, das die Tapferkeit verehrt, und den Mangel an Muth niemals verzeiht! *) —

Frau Aston hat jetzt in der That Jemand gefunden der ihr ein Lokal ohne Miethszins zu ihrer Lesehalle herrichtet. Mehrere reiche Deputirte der Linken, namentlich einige Polen, haben sich zu diesem Zwecke vereint, und der Frau Aston das nöthige Local gemiethet. Unter ihrem Beistand wird diese geniale Dame nicht blos eine Lesehalle, sondern auch ein Journal gründen, das in Wochenlieferungen erscheinen soll, und dessen Redactrice sie selber sein würde. Bei diesem journalistischen Unternehmen stehen ihr die Deputirten D'Ester, Reichenbach, Nees von Esenbeck u. A. als Berather und Helfer zur Seite. Die emancipirten Frauen fangen überhaupt an, nach einer politischen Rolle zu streben. Nicht genug daß sie, wie Frau Aston, Frl. v. Haak, Frl. Lenz u. A. in genauer Verbindung mit der Linken sind, und gelegentlich auch einige Vermittelungsversuche zwischen den Demokraten und Reactionären fördern, so haben wir hier schon einen „demokratischen Frauenklub." Aber es geht damit wie mit dem Mädchen aus der Fremde. Niemand kennt ihn, Jeder ahnt ihn, doch „schnell war seine Spur verloren" sobald man ihn zu fassen glaubte. Ich kenne Niemand der wirklich als Augen- oder Ohrenzeuge von diesem Klub zu berichten wüßte; dennoch existirt er, aber er hüllt sich in ein mystisches Dunkel das aus der Ferne lockt und reizt. Man weiß wohl den Ort, wo dieser Frauenklub sich vereinigt, man kennt Tag und Stunde der Zusammenkünfte, aber kommt man und begehrt Einlaß, so wird die ganze Thatsache abgeleugnet. Es bedarf einer besondern Parole, eines eigenen Stichwortes um Zutritt zu erhalten. Die Männer natürlich beeifern sich sehr, diesen zu erhalten, dagegen bringen unsere Zeitungen täglich Berichtigungen und Erklärungen von hiesigen Damen, die jede durch Namensgleichheit zu vermuthende Betheiligung an dem demokratischen Frauenklub ablehnen. So zeigte unser berühmter Physiker Ries gestern an, die Frau Dr. Ries, welche neulich im demokratischen Frauenklub gesprochen, sei nicht seine Frau, und heute verkündigt die Voß'sche Zeitung, die Frau Dr. Marheinicke, die man als Mitglied des Klubs nenne, sei nicht etwa die Wittwe des berühmten Theologen, sondern die Frau eines Thierarztes. Da ich von Zeitungen spreche, fällt mir ein allerliebstes Mißverständniß ein, zu dem die französischen Zeitungen gekommen sind in aller Unschuld ihres Herzens. Unser jetziger Ministerpräsident, General von Pfuel, war bekanntlich vorher mit der Mission nach Posen gesandt, dort Ruhe und Frieden wiederherzustellen. Eins seiner Beruhigungsmittel bestand darin, daß er die mit den Waffen in der Hand gefangenen Polen mit Höllenstein an der Wange und Hand zeichnen ließ, ehe er sie wieder frei gab. Diese schwer zu rechtfertigende That hat ihm von der neuen Rheinischen Zeitung den Beinamen „von Höllenstein" zugezogen. Sie bezeichnete ihn bei jeder Erwähnung immer nur mit dem Namen „Pfuel (von Höllenstein)." Das Journal des Débats, eben so der Constitutionell scheinen ihre Nachrichten über Deutschland diesem Blatte zu entnehmen, und so enthielten beide Zeitungen neulich die neue Ministerliste, wo denn ganz ernsthaft zu lesen ist: Ministre de la guerre: Monsieur Pfuel (de Höllenstein). Auch verfehlen die Débats nie, wenn von dem preußischen Kriegsminister die Rede ist, ihn ernsthaft Pfuel de Höllenstein zu nennen. Der kleine Übergang von „Schreckenstein" zu „Höllenstein" scheint ihnen ganz in der Ordnung, und sie halten es vielleicht ganz für nothwendig daß unsere Kriegsminister, seit das Volk sich mit Steinen seine Freiheit erkämpft, irgend einen Stein in Namen führen.

*) Wir können wohl das hier ausgesprochene allgemeine Mißtrauen gegen die Linke, aber nicht als Vorwurf unterschreiben daß sich dieselbe mit Pfuel's Programm begnüge. Geht der Vorwurf den unser Berichterstatter der Linken macht, ernstlich darauf hin, es tadelhaft zu finden daß sich dieselbe der That enthalten, der That, d. h. hier des Straßenkampfes? Ist unser Berichterstatter allen Ernstes der Meinung daß der geistige Kampf nicht mit der Macht des Wortes, sondern durch die Faust, sei's mit dem Degen, sei's mit dem Knittel, zu erledigen sei? D. Herausg.

Zur Literatur.

— Wolfgang Müller aus Düsseldorf, der Sänger der Rheinfahrt, hat in einem satyrischen Mährchen „Germania" die verschiedenen Racenunterschiede und Mischgattungen im deutschen Blut und im deutschen Charakter humoristisch gedeutet. Jungfrau Germania saß in alten Tagen im Eichenhain; sich selbst überlassen sehnte sie sich nach Gefährten. Und siehe, sie kamen mit der Völkerwanderung epochenweis. Zuerst ein ritterlicher Held, Gothe genannt. Kräftig schön, blond und nobel war an ihm Gestalt und Wesen; Jungfrau Germania bei der er im Quartier lag, fühlte Leidenschaften, erlebte Eindrücke, spürte Wirkungen, und ein Büblein das diesem Liebesbunde entsprang, ward, seinem Vater ganz ähnlich, Aristokratikus getauft. Aus Rom kam dann ein zweiter Besuch. Schwarz angethan, mit scheu gesenkten Augen trat der Schleicher auf, that sehr loyal, Einige nannten sein Benehmen sogar loyolal. Auch mit ihm ließ sich Germania in ein Bündniß ein; und das Kind zweiter Ehe nannte sie Pietistikus. Ein gelehrter Bücherwurm aus Byzanz kam dann und freite um die Wittib. Der Sohn dieser Ehe ward Bureaukratikus benamset. Banknotikus taufte sie ein viertes Kind von einem Manne des Orients, der aus Palästina nach Deutschland gewandert war sich in Germania's Reich anzusiedeln. Ein fünftes Mal, als weitere Freier ausblieben, verehelicht sich Frau Germania, beschämend genug, mit — ihrem Kutscher Jehann, und das Letztgeborene im langen Proceß dieser Entwickelungen heißt Michel. Zärtlich sorgt nun die liebende Mutter für all diese verschiedenartigen Söhne, die Stammväter verschiedener Racen auf deutschem Boden. Dem Einen erbaut sie eine hohe stolze Burg, dem Andern ein Kloster rc. Und die Söhne blicken unter den Töchtern des Landes um sich und führen der Mutter ihre Weibchen zu. Aristokratikus freit ein Fräulein Adelgunde, Freiin von Hochhinaus; sie trägt die Nase hoch bis in die Wolken und stolpert uber irdische Hindernisse; das Feigenblatt im Wappen deutet auf die alte Zeit im Paradiese. Pietistikus heirathet eine Magdalena Mucker, Tochter eines Königsbergers und einer Wupperthälerin, „also in einer heiligen Gegend geboren wo es mehr Krummacher als Grademacher gibt, wo die Menschen die Augen verdrehen wenn sie beten, und blöken wenn sie gerührt sind." Bureaukratikus freit eine geborene Justinian aus dem Hause Code; Banknotikus ein Dukatche Rothschild genanntes Magdelein, Verwandte eines reichen Mannes aus dem Orient, dem man wegen seiner Schätze den Spitznamen eines Königs der Juden oder eines Juden der Könige gegeben. Das schlichteste Paar war Michel und sein Weib, Anne Marie Thorheit, genannt Weisheit, Tochter eines Mannes Namens Recht, und einer Frau Namens Wahrheit, deren Familie aber in letzter Zeit etwas heruntergekommen. Michel trägt aber mit seinem Weibe schließlich den Sieg davon, denn er hat die meiste Geduld und Dauerbarkeit. — Etwas mehr Kürze würde den Humor Wolfgang Müller's noch anmuthiger gemacht haben.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr.	Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet.	№ 85. 7. October.

Wiener Skizzen, von F. Gustav Kühne.

2.

[Die Wiener in ihrer ersten Revolution, die Romanze von der Treue und die lustigen Brüder in Wien.]

In einem ganz andern Bilde, aber in keinem erfreulichen, stellt sich uns Wien unter Rudolfs Nachfolger dar. Unter dem heimischen Geschlecht der Babenberger war Wien ein romantisch ritterlicher Liebeshof gewesen. Unter Ottokar büßte es sein eigenthümliches Leben ein. Der Kaiser gewordene Schweizergraf hatte in Wien ein deutsches Bürgerthum gegründet. Allein dies Bürgerthum schien auf dem Boden, auf welchem ritterliche Fürsten in Turnieren ihre Romanzen erlebt, keine selbständige Wurzel zu schlagen. Rudolfs Sohn, in allem des Vaters Gegenstück, hatte mit den Wienern leichtes Spiel. Kaiser Albrecht war ein stolzer absoluter Herr. Er liebte, so sagt ein Chronist, allzu sehr die Schwaben, wie man ja noch jetzt in Ungarn die Deutschen als Schwaben bezeichnet. Seiner gräflichen Familienherkunft aus der Schweiz war Albrecht nur soweit eingedenk als er die Deutschen die mit ihm in's Land gezogen, den Östreichern vorzog. Rudolf hatte mit kluger Demuth in der Liebe des Volkes seine Macht gegründet. Sein Erbe brauchte nicht mehr um die Herrschaft zu werben, er ertrotzte sie mit Gewalt, wo er sie nicht weit genug fand. Und die Wiener hatten Talent zu Bedienten. Wien war eine gewerbfleißige, handelsgeschäftige Stadt geworden. Die Handwerker waren tüchtig und rührig in ihrem Thun und Treiben, im Gefühl eines vergnüglichen Wohlbehagens galten sie sogar für unruhige Köpfe, wenigstens was die geschwätzige Zunge betraf. Albrecht, eben so hart und verschlossen wie sein Vater leutselig und hingebend, verrammelte sich in der Hofburg und blieb allen Leuten in der Stadt unzugänglich. Darob verschworen sich die Gewerke; die Schuster besonders wurden Wühler und radicale Stürmer. Wie weit verstieg sich damals dieser Geist des Wienerischen Auflaufs? — Die Schuster rotteten sich vor der Hofburg zusammen und schrieen: „Wann er nit bald die Zugbrucken niederlaßt, so woll'n wir den Burggrab'n mit unsern Leisten ausfüllen und uns Zugang machen!" — Audienz war also das Ziel der ersten Revolutionsideen der Wiener Schuster; und nicht über ihre Leichen, über ihre Leisten sollte der Weg zum Tyrannen gehen! Es war der erste Wiener Witz der zwischen dem Fürsten und dem Volk hier vorfiel. — Das Stück der Empörung spielte mit einigen Schusterabsätzen noch eine Zeit lang weiter. Von einem Zuge aus dem Reiche heimkehrend, fand Albrecht die Stadt verschlossen. Er zog auf den Kahlenberg, umzingelte und hungerte Wien aus. Dös war indischkret! Das hält kein Wiener aus! Laßt den Wiener im Paradies auf sein Backhändl warten, so macht er links um und stürzt sich zur Linken, und wär's die Hölle, wo er wenigstens Feuer und einen Heerd für's Rostbrail findet. Alles erträgt eine Wiener Seele, nur nicht „wann ihr der Magen eed' wird!" Für diesen Zustand der Leere gebraucht er hochtrabend das Wort „Öde", — wie man Einöde sagt, — spricht es aber sehr platt und trivial. — Kaiser Albrecht ließ die Wiener hungern. Kanonen, sagt man, sind die ultima ratio der Könige, aber ein Volk hungern lassen ist nach Wiener Begriffen des grausamsten Tyrannen boshafteste Malice. Wien mußte hungern unter Kaiser Albrecht, und der Wütherich stand mit verschränkten Armen auf dem Kahlenberg und sah von oben herab auf sein verzweifelndes Volk. Es ward den Wienern grausam eed' zu Muthe. — Nach Boerhave ist das Thier eine Pflanze welche ihre Wurzeln im Bauche hat. Der Wiener ist ein Mensch, also ein denkendes Thier, aber ein Thier das all sein Denkvermögen im Magen

hat. Und die Wiener Mägen wurden grabatim eeder. Zuerst mußten die Armen hungern, eh' es an die Reichen kam. Mägen empörten sich in der Stadt gegen Mägen, die eederen gegen die eeden, und gegen die eederen die eedesten. Es war eine schauderhafte Öde in Wien. Zu Blutvergießen kam es nicht, denn Blut löscht blos den Durst, nicht den Hunger. Was aber geschah in Wien? — Die Armen trieben die Reichen hinauf auf den Kahlenberg zum Albrecht, um Abbitte zu thun im Namen der Stadt und Küß d'Hand zu machen im Namen des Volks. Seit der Zeit hat der Gruß „Küß d' Hand!“ immer etwas Hundedemüthiges behalten. Und Albrecht behandelte sie demgemäß. Er ließ sie alle ihre Privilegien, Handfesten und verbrieften Ehrenrechte herbeibringen und zerriß sie Stück für Stück. Wien verlor damit alle seine Diplome, alle seine Gerechtsame aus den Zeiten der Babenberger und Rudolfs. Die Wiener erboten sich urkundlich, dem Kaiser „williglich zu dienen, sei's auch mit ihrer Gefahr und Schaden.“ Sie verloren das Recht Waffen zu tragen; kein Bürger Wiens durfte mehr gerüstet in der Stadt erscheinen. Darauf hin begnadigte sie Albrecht. Daß sie keine Spartaner waren, beweisen auch seine Gesetze gegen Luxus und Sybaritismus aller Art. Das „Capua“ war schon sehr früh so fertig ausgebildet. Eines der neuen kaiserlichen Gesetze traf die Schlemmerei der Scholaren. Ein Schüler durfte fortan in den Tavernen nur sein Geld, nicht mehr seinen Rock, noch seine Bücher verspielen.

Und so ward Wien, sagt Hormayr in seiner Geschichte der Stadt (Bd. 3. S. 106), — und so ward Wien Haupt und Säule des neuen Fürstenthums. Dieser Geschichtschreiber meinte das damals nicht ironisch, sondern ganz ehrbar ernst; damals war dieser tyroler Freiherr noch nicht in baierischen Diensten.

Von der Wiener Treue zu ihren Fürsten gibt es Scenen voll Knechtssinn, aber auch Scenen in denen sich der germanische Trieb der Hörigkeit in Liebe und Hingebung mit rührendem Glanze verherrlicht. Zwischen Leopold dem Glorreichen und Friedrich dem Schönen lag ein volles Jahrhundert (1230—1330). Welch ein Bild von edler, liebreicher Fürstenmilde gibt uns Friedrich der Schöne an der Seite seines Bruders Leopold, der eine Blume der Ritterschaft hieß! Die spanische Romanze hat kaum schönere Züge von Liebe zwischen Fürsten und Volk aufgezeichnet als die Geschichte sie von diesem Friedrich mit seiner blinden Gattin Isabella, dem Wunderbild der Anmuth, aufbewahrt. Wie die Trautmannsdorfe, uralte Bürger Wiens auf der Herrengasse, auf dem Marchfelde in der Schlacht für Rudolf gegen Ottokar Habsburgs neue Größe mit dem Blut von vierzehn tapfern Heldenherzen unterschrieben, so fielen bei Mühldorf desselben Geschlechts ihrer Zwanzig auf ihren Schilden für Friedrich und für die halb rothe, halb weiße Rose, drei andere von ihnen wurden gefangen. Friedrichs Einzug in Wien war ein Fest von unermeßlichem Jubel für das Volk. Nirgends hat das Fürstenthum, falls es volksthümlich war, eine so feste Basis wie in Wien gefunden, nirgends gleich große Triumphe gefeiert; nirgends aber auch hat die Landeshoheit so tief auf diese Treue des Volkes eine gemüthliche Despotie gegründet. — Unter Friedrich dem Schönen waren Fürst und Volk Eine Familie in Liebe, Aufopferung und Hingebung. Und dieses Friedrichs Herzensbund mit Ludwig dem Baier hat Uhland in seinem Drama glorreich gefeiert. Beide Fürsten, streitig in der Wahl zum Kaiserthum, schlichteten den Zwist, indem sie mitsammen wie Zwillingsbrüder, wie Ein Mann, das Reich besaßen, die Krone trugen, dasselbe Siegel führten, selbst das Bett theilten. Diese Romanze vom deutschen Gemüth und von der deutschen Bruderliebe steht in Uhlands Gedicht mit ewigen Lettern lebendig geschrieben. — Nur Einen Schmerz hatte dieser Friedrich von Östreich; Einer seiner leiblichen Brüder machte ihm Schande. Das war Otto der Fröhliche, ächtes Wiener Blut in germanischer Gemüthlichkeit, eine Abart die zur Ausart wurde. Sein Verbrechen bestand aber blos darin daß er Fastnacht und Weinlese allzu üppig beging. Von diesem lustigen Wiener Bruder schreibt sich das Veilchenfest her, das freilich nach anderer Sage schon seit Leopold dem Glorreichen gefeiert wurde und am ersten Mai im Augarten zu Wien noch jetzt, wie man sagt, Gelegenheit zum heitern Volksfest bietet. Wer das erste Veilchen fand, brachte es nach der alten Sitte dem Herzog, und dieser zog dann mit Jung und Alt in hellen Haufen hinaus den ersten Frühlingsboten zu begrüßen. Man kennt Hans Sachsens Fastnachtspiel: „der Neidhard mit dem Feygel.“ Otto der Fröhliche, Friedrichs Bruder, feierte vielleicht das Fest mit allzu tollen Bacchanalien. Wie er sich denn allezeit mit sogenannten lustigen Räthen umgab, die auf Kosten anderer Leute allerlei Schwank und Kurzweil trieben. — Zu diesen lustigen Hofräthen gehörte auch Wigand von Theben, der Pfaff vom Kahlenberge, den Anastasius Grün einmal in einem komischen Epos besingen wollte, ohne seinen Plan zur Ausführung zu bringen. Von diesem Pfaffen kennt man allerhand schlüpfrige und schmutzige Späße in Reimen, an die

aber Martin Luther, der orthodoxe Freund lustiger Tischreden, beifällig erinnerte; mit Holzschnitten mannichfach gedruckt, blieben sie wiederholt Eigenthum des Volkes. — Auch ein Franke, Otto Fuchs der Neidhard geheißen, und wegen seiner Neckereien und Prügeleien mit den Bauern der Bauernfeind genannt, war unter den lustigen Räthen des fröhlichen Otto, derselbe dessen Lieder die Manessische Sammlung der Minnesänger aufbewahrt. — Die Wiener die den schweren Ernst gern vergessen und Beethovens Grab nicht aufzuweisen wissen, hatten dem Neidhard Fuchs in ihrem Sanct Stephan gar willig und dankbaren Herzens voll, ein Plätzchen des Angedenkens gewidmet und gesichert. Dem Kurhause gegenüber, an der langen Seite der Kirche, da zeigen Dir die Wiener Lohnbedienten das Grabdenkmal und sind noch auf den längst modernden Gebeinen dieses Humoristen gar redselig über dessen Verdienst. Wer hier unsterblich sein will, muß lustig sein. Nur der Ernst des Lebens ist hier sehr sterblich.

Und so ständen wir denn wieder beim Stephan still! Herzog Rudolf, der Vierte nach seiner Zahl, der Stifter mit seinem Beinamen, hat den Wiener Münster fertig gebaut, so wie wir ihn jetzt vor uns haben mit den 18 Pfeilern die majestätisch über einer heitern Welt das Gewölbe tragen. Jakob Bock ist der Name des Meisters der den Hochaltar errichtete. Der eine fertig ausgebaute Thurm ward 1433 unter Kaiser Albrecht dem Zweiten von Anton Pilgram vollendet. Der Thurm des Stephan sucht, nicht an Höhe, aber an Stärke seinesgleichen in der Christenheit.

Im Frühlinge 1816, von Friedrich Laun*).

1.

Das Echo, das in eisumstarrten Klüften
Traurig verstummt war, ob des Winters Stille,
Tritt neu hervor mit seiner Töne Hülle,
Gerufen von des Lenzes süßen Düften.
Gesänge flattern freundlich in den Lüften
Um jedes Baumes weiße Blüthenhülle,
Und daß des Lebens Brunnen muth'ger quille,
Flammt grün die Hoffnung selbst aus öden Grüften.
So lag Europa lang' in dumpfer Schlacht,
Ein Spiel des Sturmwinds, den die Zeit erhoben,
Und lechzte schwer erseufzend nach Erneuung;
Da lenkte es ein hoher Wink von oben,
Die Kette reißet heldenkühn der Sklave
Und fühlt sich stolz im Schooße der Befreiung.

2.

Nicht allzu stolz, mein trauter, kühner Degen!
Vergiß im Rausche muntrer Siegeslieder
Des hohen Zweckes Deiner That nicht wieder,
Manch Ungeheuer tritt Dir noch entgegen.
Sieh Ritterthum und Bonzengeist, wie regen
Vereint sie schon die neugestärkten Glieder,
Wie winken sie das Nachtgewölk hernieder,
Von neuem Dich in Fesseln gar zu legen!
O Völker, seht die Thürme, die zu bauen
Man wohlbedächtig wühlt in tiefem Grunde,
Vernehmt im Geiste schon der Zukunft Wimmern;
O gute Fürsten, wollet vorwärts schauen!
Mit Eurem Heile scheinet man im Bunde
Nur um Euch Eure Throne zu zertrümmern.

3.

Der Ritter prangt, bewehrt mit blankem Stahle;
Eisern und kühn, wie seines Schlosses Zinnen,
Weiß er vom Tode Leben zu gewinnen;
Deß zeugen herrlich seine Siegesmahle.
Hell klingt sein Becher in der Ahnen Saale
Und zart wie er weiß keiner mehr zu minnen.
Wer möcht' im Glanz' es wohl mit ihm beginnen,
Steht er verklärt von hoher Dichtung Strahle?
Doch wirft die Unschuld er in ehrne Bande,
Zahlt er an Rechtes statt mit Schwert' und Schilde,
Wollt Ihr dann noch für seine Herrschaft sprechen?
Ein schöner Wahn schuf einst die Rittergilde,
Erneut sie wünschen, ist gemeine Schande,
Sie herzustellen trachten ist Verbrechen.

4.

Du fromme Zeit, wo noch der heil'gen Schaaren
Unsterblich Licht den Sterblichen begrüßte,
Den Schwachen mahnte stets, daß er sich rüste,
Um vor dem Feind der Seele Heil zu wahren!
Da trotzte man den irdischen Gefahren,
Trat für den Glauben gern auf's Blutgerüste;
Stand doch die Welt wie eine leere Wüste
Um die, so einzig nur des Himmels waren.
Mit dieser Zeit floß unser Herz zusammen,
Der Glaube sprach: Mag hier Dein Glück auch schwinden,
Verherrlicht wird es dorten wiederkehren;
Doch will man an der Scheiterhaufen Flammen
Erloschnen Glauben neu der Welt entzünden,
So laßt uns dem auf Tod und Leben wehren.

---

*) Ein Veteran der Literatur, der alte Romandichter Friedrich Laun, (Commercienrath Schulze in Dresden) schrieb diese Sonette vor mehr als dreißig Jahren. Sie erschienen damals anonym im Morgenblatte; in die Sammlungen seiner lyrischen Verse nahm der Verfasser sie nicht auf. Er ist der Meinung, seine begeisterte Warnung vor Umsturz und vor Reaction könne auch heute noch in unsern Kämpfen um Feststellung der heiligsten Lebensgüter willige Ohren und eine Stätte finden. Wir gewähren ihm diese mit gebührender Pietät. D. Herausg.

5.

Verkündet Eure Deutschheit nicht durch Lappen
An Eurem Leib aus alter Zeit gewonnen,
Ihr seid der Wallfisch, der an diesen Tonnen
Sein kräft'ges Dasein soll zu Tode schnappen.
Bald werdet Ihr im dicksten Dunkel tappen,
Zieht Ihr, vom falschen Gaunergarn umsponnen,
Statt Euch im Quell des ew'gen Lichts zu sonnen,
Tief über Euer Haupt die Schellenkappen.
Laßt uns vereint nach deutschem Sinne dürsten,
Und fliehn die Schmach des Unsinns, der Bethörung
Durch alten Wust und lächerliche Neuheit.
Vertraut und rathet ehrlich Euren Fürsten,
Denn an den blut'gen Hebel der Empörung
Erglomm nur selten noch der Strahl der Freiheit.

6.

Franzosen, Deutsche, und wie sonst sie heißen,
Die diese Erd' Ameisen gleich bebauen,
Laßt uns auf solche Namen nicht mehr schauen,
Gemacht allein uns selber zu zerreißen.
Die Zeit ist da, dem Haß die Thür zu weisen
Und einzulassen Weisheit und Vertrauen,
Brüder zu grüßen, die in allen Gauen
Der Welt der Menschheit würdig sich erweisen.
Nur deren Brandmal laßt uns stets erneuern,
Die Recht und Freiheit, statt sie treu zu hüten,
Ersticken bis zum tröstenden Gedanken;
Doch huldigt nie formlosen Ungeheuern,
So unter'm Namen „Recht und Freiheit“ wüthen,
Denn alles Gute ruht auf Maß und Schranken.

Briefwechsel.

Berlin, d. 3. October.

[Das deutsche Herz auf dem Theater.]

†† In unserm Theater fängt es jetzt an, etwas lebendiger und ruhiger herzugehen. Herr von Küstner hat den besten Willen mit der Zeit fortzugehen, und ihr zu genügen. Sicher würde er noch Mehreres und Größeres leisten, wenn ihm bessere Räthe zur Seite ständen, wenn er in einem guten und passend gewählten Dramaturgen der die neue Zeit und ihre Anforderungen nicht allein versteht, sondern auch übersieht und überschaut, ein vorwärts treibendes Princip sich zugesellte, statt daß er in diesem unverantwortlichen Prüfungscommité sich einen rückwärts treibenden Hemmschuh angelegt, der ihm jeden Schritt erschwert. Diese Herren vom Prüfungscomité haben sich lange überlebt, ihr ganzer Ideengang wurzelt in einer alten verdorrten Zeit. Unsere Zeit bedarf der Jugend und des Jugendmuthes, aber das griesgrämliche Alter versteht die Jugend nicht, und weil es dieselbe nicht mehr verstehen und begreifen kann, gibt es sich das Ansehen, sie achselzuckend verachten zu wollen. Man ist nicht immer klug und weise, wenn man grau und weiß geworden! Die modernen Dramen, welche Herrn Gubitz, (den Blick rückwärts gewandt auf die Iffland'schen Dramen, die seine Ideale sein mögen, weil sie Reminiscenzen aus seiner Jugend sind) schlecht erscheinen, diese modernen Dramen haben nur den Fehler daß sie den alten Herrn überflügelten, und er leider doch die Macht (ich meine nicht die geistige, sondern die materielle Macht) hat, ihren Flug zu hemmen. Herr Gubitz klagte neulich in der Voß'schen, daß unter den vielen Dramen, die dem Lesecommité zur Prüfung vorlägen nicht ein einziges gutes sei, daß man sich freue, wenn man nur etwas Erträgliches darunter fände! Aber Herr Gubitz vergißt daß seine individuelle Ansicht durchaus keine maßgebende sein kann, daß es vielleicht an ihm liegt, wenn sein trüber Blick das gute Drama für ein schlechtes hält. Was weiß denn der Winter vom Frühling! Er verachtet ihn, und hält ihn für schlecht, weil er durch ihn vernichtet und verdrängt wird, und weil er zu Eis erstarrt ist, so wird es ihm unheimlich, wenn er von der Gluth der Frühlingssonne hört! Herr Gubitz leitete mit dieser Klage über den Mangel guter Dramen seine Recension über ein neues Stück ein, welches wir hier kürzlich sahen, und das natürlich von den Herrn Gubitz, Spiker und Consorten ausgewählt worden. Dieses neue Stück ist: „Ein deutsches Herz“ von Logau. Es ward mit großem Pomp in Scene gesetzt, und sogar im Opernhause gegeben. Dieses „deutsche Herz“ ist ganz ein solches gefühlschwabbelndes, theaterplapperndes, markloses Ding wie irgend eins des großen Iffland. Die Zeit solcher deutschen Herzen ist bei uns Gott sei Dank vorüber; mit einem solchen Rührbrei thatenloser Worte ist es nicht gethan. Ulrich von Hutten war ein Held, und nicht ein solcher gefühlsseliger Knabe, wie er hier erscheint. Ulrich von Hutten war nicht blos „ein deutsches Herz“ sondern er war ein deutscher Mann, er hatte eben so viel Kopf als Herz, wußte ebenso gewandt das Schwert zu führen als die Leier. Ulrich von Hutten war nicht ein so hektischer Doctrinär, wie ihn Herr Logau zeichnet, und nimmermehr würde es Ulrich von Hutten eingefallen sein, auf offnem Markt, vor allem Volk, als Dank für Ritterschlag und Lorbeerkranz eine solche schwülstige Rede an den Kaiser zu richten, und auf der Gasse mit Karl V. das zu versuchen, was Marquis Posa nur im verschwiegenen Kabinett mit König Philipp wagte. Auch erscheint es nicht wohl zu rechtfertigen, daß Erasmus von Rotterdam als ein so abgefeimter Schurke und schlechter Kerl geschildert wird, der gegen „das deutsche Herz“ überall mit Lug und Trug und ganz gemeiner Bosheit intriguirt und kabalirt. Erasmus war allerdings bekannt als neidisch und auch seine kleinen Bosheiten mochte er haben, aber zu solchen ganz gemeinen Bosheiten und Intriguen, die dazu so überaus grob gezeichnet sind, war er ein zu schlauer und feiner Kopf. — Was aber diesem Drama des Herrn Logau zu allermeist fehlt, ist die dramatische Intrigue, die fortlaufende Handlung, welche eine Scene aus der andern als nothwendige Folge entwickelt, einen Act aus dem andern als folgerichtigen Entwickelungsproceß gewissermaßen herausblühen läßt. Von dramatischer Handlung, von fortlaufender Intrigue ist hier gar nicht die Rede. Das Ganze sind nur locker an einander gereihte Scenen, eine oberflächliche dramatisirte Biographie ist aber kein Drama. — Das Opernhaus war ganz gefüllt, der Beifall war Anfangs ein lebhafter und tendenziöser, ward aber nach und nach flauer, je weniger sich die großen Erwartungen, mit denen man gekommen war, erfüllten.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr.	Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet.	№ 86. 9. October.

Aus modernen Jesuitenpapieren.

1.

Die geschlossene Kaste.

(Von einem Actionär der Oderzeitung zur Zeit von deren Stiftung.)

In Schlesien fand ich den Adel noch wie er sein muß; daher auch hier die Adelsreunion so sichtbar gedeihen konnte. Fest an seinem angebornen Recht hangend, d. h. nichts von allem anerkennend, was der leidige Zeitgeist jetzt aus der Gesellschaft gemacht hat, hält er sich noch rein von aller Vermischung mit bürgerlichem Volk. Daß in der neuesten Zeit besonders in Deutschland so viele bloße Gutsbesitzer nobilitirt werden, hat hier nicht gefallen, wogegen man nichts dagegen hat daß ausnahmsweise manche Präsidenten und geheime Räthe geadelt werden. Es wird dadurch gezeigt daß diese Leute bis jetzt weniger waren als der jüngste Edelmann. Solche einzelne Standeserhöhungen schaden nichts, sie zeigen daß der in den Adelstand Erhobene bisher noch in der Niedrigkeit seiner Geburt war. Nur eine systematische Adelsertheilung schadet dem Interesse desselben. Man hat vielmehr Vorschläge dazu gemacht und glaubt durch solche Projecte die alte und neue Zeit zu vermitteln, von denen wir folgende, die von dem alten Grafen Burghauß schon im Jahre 1788 gemacht sind, hier mittheilen: Gesetzentwurf zur Restauration des Adels nach der bereits von dem Reichsgrafen von Burghauß auf Laasan im Jahre 1788 aufgestellten Grundansicht, die nach den jetzigen Verhältnissen modificirt worden ist.

„Um dem Adel eine dem Zeitbedürfniß angemessene Stellung zu geben, und das historisch wohlbegründete Recht desselben wiederherzustellen, sich durch die Verdienstvollen im Volke neuen Glanz zu erwerben, haben wir verordnet wie folgt:

1) Der älteste Feldmarschall und der älteste Minister werden für ihre Person in den Fürstenstand erhoben.

2) Die sämmtlichen Staatsminister und Generale der Infanterie und Cavallerie, die Generallieutenants so wie die wirklichen Geheimen Räthe treten ebenso durch diese Stellen in den Grafenstand.

3) Die sämmtlichen Oberpräsidenten, Chefpräsidenten, die mit ihnen gleichen Rang habenden Ministerialräthe erster und zweiter Klasse, so wie die Generalmajors treten auf gleiche Weise in den Freiherrnstand.

4) Die Vicepräsidenten und Geheimenräthe, so wie die Obristen erhalten durch ihre Ernennung unmittelbar den Adel.

5) Jeder Ritter eines vaterländischen Ordens gehört ebenfalls dadurch an und für sich selbst zum Adelstande.

6) Inwiefern dieser persönliche Adel durch Stiftung von Majoraten in Grundstücken auch auf die Erben übertragen werden kann, und ob eine solche Standeserhöhung auch auf große Grundbesitzer auszudehnen, darüber haben die Provinzialstände binnen 5 Jahren gutachtliche Vorschläge zu machen.

7) Es bleibt Jedem, bei dem sonach eine Standeserhöhung stattgefunden hat, überlassen: seinem Namen die Bezeichnung Fürst, Graf, Freiherr oder von vorzusetzen, oder seinen Amtstitel beizufügen, indem Beides ganz gleich die betreffende Adelsstufe bezeichnet.

8) Auch bleibt jedem auf diese Weise Beförderten überlassen, wenn er bereits ein Familienwappen geführt hat, dasselbe beizubehalten, oder falls dies noch nicht der Fall gewesen, ein solches zu wählen, und den Schild mit der Fürsten-, Grafen-

und Freiherrnkrone oder in Ermangelung einer höheren Adelsstufe mit dem Helm zu bedecken.

9) Sowie jeder Inhaber eines angestammten Wappens ohne Rücksicht auf den Adel bei dem ausschließlichen Besitz desselben geschützt werden soll; so wird dies auch für neu gewählte Wappen verordnet, was Jedem freisteht; zu welchem Ende Jeder der es für räthlich erachtet, sein Wappen an das Provinzialarchiv einsenden kann.

10) Zur Erinnerung an die Verdienste ihres Vorfahren können sich auch die Nachkommen der blos für ihre Person Beförderten ihrer Wappen bedienen; jedoch alles nur mit dem Helm versehen."

Gott wolle uns vor einem solchen Adel behüten, denn das würde einen russischen Dienstadel geben. Nur Einzelne dürfen als eine ganz besondere Auszeichnung geadelt werden. Die Idee von einem mit dem Grundbesitz verbundene Adel ist glücklicher Weise bereits wieder aufgegeben worden; denn dadurch würde der Adel um sein höchstes Gut gebracht worden sein, nämlich: daß er lediglich in der Idee beruht. Sobald der Adel aufhörte eine geschlossene Kaste zu machen, würde er mit dem Volke verschmelzen und dies darf er nicht; stets muß er gegen das Volk in Opposition stehen. Wenn man aber sagen muß daß der Adel zu der erforderlichen Gliederung nothwendig sei, um die Monarchie zu vermitteln, um Schutz gegen sie zu gewähren, so klingt das recht gut, beide Theile glauben es, wie dies bei Bülow-Cummerow geschehen, und der Zweck, die Monarchie zu beschränken, wird erreicht.

Die Nachbarn Schlesiens, die Polen, fangen jetzt an sich ganz auf die Seite der Liberalen zu schlagen. Ich meine den polnischen Adel; denn von den andern Ständen ist in Polen ohnehin nie die Rede. Es ist sehr verwerflich, sich wie die Polen, deren ich in Breslau mehrere fand, den Bürgerlichen, besonders den Professoren, anschließen. Sie wollen durch Aufklärung auf die Erziehung ihrer Nation zu wirken suchen, und sind durch die Befragung des Posener Erzbischofs jetzt aus dem fatalen Dilemma glücklich erlöst, in dem sie längere Zeit waren. Sie mußten nämlich gegen ihren Willen und ihre Überzeugung fromm sein, weil sie hofften: durch die Kirche zur Revolution geführt zu werden. Seit diese Aussicht verschwunden, sprechen sie wieder viel von ihren Bemühungen für Aufklärung, und die bedeutendsten Männer lassen es sich große Opfer kosten, dahin zu wirken. Darum sind auch in der neuesten Zeit in dem Großherzogthum Posen bedeutende literarische Unternehmungen entstanden.

In der Provinzialhauptstadt Posen kommt das literarische Wochenblatt (Tygodnik literacki) und eine Art von literarischem Magazin heraus, das sich in zwanglosen Heften mit Mancherlei befaßt; dann wird jetzt ein Tagblatt für's Haus (Dziennik domowy), von Kaminski redigirt, herausgegeben. Auch beabsichtigen zwei der bis vor kurzem thätigsten Mitarbeiter des literarischen Wochenblatts, die sich mit dessen Redacteur Woykowski überworfen haben, ein neues literarisches Blatt zu begründen. Alle übrigen polnischen Journale der Provinz erscheinen in der kleinen Stadt Lissa, die kaum 5000 Einwohner zählt, und zwar, bezeichnend genug, aus keinem andern Grunde, als weil hier die Beamten weniger stören und geniren, als in der weit volkreicheren, auch an literarischen Hülfsquellen ungleich reicheren Stadt Posen. Sie sind: 1) eine Zeitschrift für Theologie und kirchliche Gegenstände; 2) der Führer für Wirthschaft und Gewerbe, przewodnik rólniczo-przemysłowy), ein sehr gemeinnütziges, dem Gewerbfleiß dienendes Blatt, das viele Mitarbeiter zählt; 3) die Sonntagsschule für Bauern (Szkółka Niedzielna), ebenfalls ein sehr nützliches Blatt; 4) der Volksfreund (przyjaciel ludu), eine Art von mit Steindrükken reichlich ausgestattetem Pfennigmagazin. Außer diesen periodischen Schriften tritt im Großherzogthum eine immer größere Menge von Büchern, gelehrten, historischen, wissenschaftlichen Inhalts oder zu populärer Belehrung und für gewerbliche Interessen an's Licht.

Der Pole hält auf Erziehung, nicht um Beamter zu werden, sondern um sich vorzubereiten, um zu seiner Zeit eine bedeutende Rolle zu spielen. So gibt es auch einige unter den vornehmsten Polen, welche ihre Söhne in deutschen Heeren Officiere werden lassen, um den Waffendienst so zu kennen daß sie einst recht wirksam gegen die Deutschen auftreten können, wie Kosciuszko, der auch im Auslande die Kriegskunst erlernt hatte, und mancher mag sich schon in aller Stille auf die Rolle Wallenrodts von Mieczkiewicz vorbereiten. Ein solcher junger reicher Pole gab während des Ministeriums Thiers den deutschen Kriegsdienst auf, weil er glaubte: in jedem Augenblick werde der Krieg ausbrechen, und dann sein Austritt Schwierigkeiten finden. Doch jetzt bedauert er zu vorschnell gewesen zu sein. So hat die allzu sanguinische Hoffnung den Polen auch jetzt wieder geschadet, wie schon so oft.

Übrigens ist der Haß der Polen gegen die Deutschen noch so groß daß es schwer hält, dies im ganzen Umfange zu glauben. Eine vornehme Polin erzählte ihrer Freundin in einer Gesellschaft, wo ich meinen Freund

wieder fand, bei dessen Hochzeit ich gewesen, daß ihr verwundeter Mann nach der Schlacht von Grochow sehr gut von einem Gutsbesitzer und seiner Familie aufgenommen worden wäre, und bedauerte nur daß dies ein Deutscher gewesen.

Mein Freund fragte nach dem Namen, und erfuhr daß es auch ein Pole war; allein er gehörte zu den evangelischen Familien, deren es leider unter den vornehmen Häusern Polens sehr viele gibt; Deutscher und Ketzer ist in Polen gleichbedeutend.

Diese Dame drückte daher mit einem Wort ihren Haß gegen die Ketzer und ihre Verachtung gegen die Deutschen recht prägnant aus.

Zu diesem Haß gegen die Deutschen gehört natürlich auch der Haß der Polen gegen die Beamten, da diese meistens Ketzer sind. Mein polnischer Freund sagte mir darüber viel Beachtenswerthes, besonders in Vergleich mit der Lage Galiciens. Dort, meinte er, läßt die Lage der Eingebornen wenig zu wünschen übrig. Es herrscht redliches Einverständniß zwischen Regierung und Volk. Der Galizier sagt: wir bezahlen unsere Abgaben und thun und lassen sonst was wir wollen. Unsere Bauern sind auch unsere Unterthanen, während sie sich anderwärts haben ablösen können. — Überhaupt sind die Polen Östreich zugeneigt; die Geschichte erinnert sie an viele freundschaftliche Berührungen und gemeinsame Kämpfe mit demselben. Östreich hat ihnen im Unglück oftmals eine freundliche Hand gereicht und bis auf den heutigen Tag will man nicht glauben daß Maria Theresia zuerst daran dachte: Polen nicht ganz unter russischem Einfluß zu lassen. Auch Religion und Kirche veranlassen keine Störung der Eintracht; knüpfen das Band vielmehr um so fester, je mehr anderwärts daran gerüttelt wird. Östreichisch Polen ist also der ruhigste Sitz, die Hauptstütze der Erhaltung polnischer Nationalität. Dies entspricht auch völlig dem Charakter des östreichischen Kaisers, der im Herzen Europas, wo sich die deutschen, slavischen und griechisch-romanischen Völker berühren, den hohen Beruf hat, diesen die freie selbständige Entwickelung und Europa das Gleichgewicht zu erhalten. — Wie sich ein Unterschied zwischen dem Norden und Süden von Deutschland gestaltet hat, so tritt zwischen Posen und Galizien ein ähnlicher Gegensatz hervor. Ihr Eifer für ihre Nationalität ist gleich stark, äußert sich verschieden. Der Posener überlegt und schreibt für sie; der Galizier lebt für sie. Jener ist nachdenklicher, begrifflicher; dieser derber, frischer, feuriger. Am merkwürdigsten tritt dies in der Stellung hervor welche der polnische Edelmann zum Bauern eingenommen hat. Der posensche Edelmann schreibt, arbeitet, opfert für den Bauer, aber er bleibt Edelmann. Der galizische Edelmann wird selbst Bauer. Worüber mir mein Freund Folgendes erzählte. „Ich war in der Stadt — im Hause eines Advocaten — als zwei junge Bauern zu diesem eintraten und mit der ausgezeichnetsten Höflichkeit von ihm empfangen wurden. Mein Erstaunen darüber wuchs, da die beiden Landleute in einem kurzen Gespräche eine ungewöhnliche Schulbildung verriethen. Als sie wieder fortgegangen waren, erkundigte ich mich nach ihnen. Der Advocat antwortete: die beiden Bauern welche Sie sahen, sind Söhne aus den vornehmsten und reichsten Familien unseres Landes; unsere jungen Herren hat nämlich die Manie ergriffen, Bauern zu werden; sie tragen die alte Landestracht, verkehren mit den Bauern und sind Ein Herz und Eine Seele mit ihnen. — In der That geht zweierlei daraus hervor. Einmal daß französische Sprache und Literatur, der französische Geist den für Polen so verderblichen Einfluß auf den dortigen Adel verloren hat. Sodann aber auch daß dieser die historisch begründete Idee von einer altpolnischen Adelsrepublik aufgegeben, und zugleich begriffen hat daß seine Nationalität nur in dem frischen Aufblühen des zahlreichen und unverdorbenen Bauernstandes eine sichere Stütze, eine feste Gewähr finden kann. Diese Überzeugung hat sich der Polen ziemlich allgemein bemächtigt, und wie wichtig sie ist, wie sehr sie gewürdigt, wie sie von der entgegengesetzten Seite gefürchtet wird, geht schon daraus hervor daß die polnischen Bauern in Rußland zu russischen, in Preußen zu deutschen Bauern werden. Kaiser Nikolaus wollte in Polen eine gleiche Ablösung der Bauern einführen, wie in Preußen, und einen freien Bauernstand aus Unterthanen des Adels schaffen. Allein es fanden sich auch einflußreiche Magnaten, welche dergestalt auf die vom Kaiser dazu niedergesetzte Commission zu wirken wußten, daß diese dahin berichtete: die Absicht des Kaisers sei unausführbar. Er hat dies in Rußland versucht; allein man hat die Bauern zu Schritten zu verleiten gewußt die beweisen daß sie die Absichten des Kaisers mißverstanden. Die Bauern aber würden bald dem Zaaren ein ungeheures Übergewicht über den Adel geben.

Davor behüte uns der heilige Ignatius Metternich!

Miscellen, von M. B.

(Aus dem Naturreiche, für Handel und Gewerbe.)

Schwarz, die schlechteste Farbe zum Anstreichen des in freier Luft befindlichen Holzwerks.

Das kann man nicht auffallender wahrnehmen, als an den schwarzen Strichen hellfarbiger Schiffe in einem tropischen Klima. Während das schwarz angestrichene Holz um die am Schiffe eingeschlagenen, zur Befestigung dienenden Haken morsch geworden, ist das meiste Holzwerk noch vollkommen gesund und widerständig. Die schwarz gefärbten Planken findet man in allen Richtungen aufgerissen, wogegen die weißen noch einmal so lange zusammenhalten. Man sagt daß die schwarze Farbe nicht zum Anstrich des Holzes tauge, weil sie keine Decke gebe, die das Wetter abhalten könnte; aber sicherlich geht das Übel bei dem Gebrauche der schwarzen Farbe hauptsächlich aus deren Eigenschaft hervor, einen hohen Hitzgrad anzunehmen, viel Wärme zu absorbiren. Eine schwarze, ungeglättete Fläche absorbirt mehr Wärme als alles Andere, wogegen eine weiße Fläche am wenigsten absorbirt und ausstrahlt. Holz mit einer schwarzen Oberfläche nimmt daher bei gleicher Temperatur bedeutend mehr Hitze auf, und weil dadurch die Poren desselben natürlich mehr auseinandergetrieben werden, so erfolgt eben sein Aufreißen in allen Richtungen, wenn es den Wirkungen heißer Sonnenstrahlen ausgesetzt wird. In die Risse dringt dann leicht das Wasser ein, und so kann es nicht fehlen daß das Verderben des Holzes mit jedem Witterungswechsel größer wird. — Es würde daher die Holzverwüstung beträchtlich verringert werden, wenn man das Holzwerk im Freien nicht, wie so oft schwarz, überhaupt nicht dunkelfarbig anstreichen wollte.

Zur Chronik der Gegenwart.

— Ruge wühlt seit einiger Zeit specifisch und systematisch. Als Maulwurf ein Überall- und -nirgend, wirft er bald hier, bald da auf, in Halle, Dresden, Wien, Berlin. Die Centralgewalt nennt er eine „Centralgendarmerie," die Popularität Johann's von Östreich hält er für das „größte Malheur" das der Freiheit (d. h. der Ruge'schen Weltordnung) passiren konnte, überall herum in Volksversammlungen flucht er auf die „Frankfurter Wirthschaft;" und das alles ohne eigentliche Leidenschaft, ohne Erhitzung, ohne Wärme, nüchtern, kalt, blos „aus abstracter, uneingeschränkter Vernunft." Der Fanatiker der da wild wird und wüthet, ist mir noch ehrenwerth; seine Leidenschaft, auch wenn sie blind ist, verräth Wärme, flößt Achtung selbst vor dem Irrthum ein. — Ruge hat im demokratischen Klub zu Berlin erklärt, Frankfurt sei ein hinter der Weltbewegung zurückgebliebenes Dorf. Von Wien und Berlin müsse das Heil kommen. Warum das? Weil die Freiheit nur gedeihen könne, wo ein für sie glühendes Volk hinter der Nationalversammlung stehe. Das heißt: weil Wien und Berlin den meisten Pöbel haben, die meisten Arbeiterfäuste bewaffnen und bezahlen, so sei dort, also an den beiden größten Heerden der Anarchie, die einzige Geburtsstätte der Freiheit. Von der Mehrheit des Volkes will die Republik Ruge nichts mehr wissen, seitdem sie diese gegen sich wittert. Auch die Dresdner Linke hat sich von dem kahlen Philosophen beschwatzen lassen, wenn sie die Erklärung unterzeichnete, wonach das „alte deutsche Parlament in Frankfurt der Lächerlichkeit anheimzugeben sei," und aus der Linken aller deutschen Nationalversammlungen in Berlin ein neues deutsches Vorparlament zusammentreten müsse. Dies Vorparlament wird wie vor Adams Sündenfall ohne Hosen auftreten, in der Farbe der nackten république rouge, ganz in naturalibus und in uneingeschränkter Vernunft.

— Das bröselnde Wasser der Zeit treibt alte und neue Blasen. Die alten wie die neuen müssen platzen, und es wird dafür gesorgt daß die einen die andern ausgleichen. — Die erste sächsische Kammer entwickelt zu guter Letzt noch in starken Zügen ein starres, zopfig steifes, bis zur brutalen Verblendung hartnäckiges Junkerthum. Es war in der neulichen Verhandlung über das Vereins- und Versammlungsrecht. Da sprach ein Hr. v. Zehmen dagegen, weil das Recht des Volkes der Regierung zu wenig Recht verleihe. Hr. v. Welck bezweifelte ob es der sächsischen Regierung gelingen werde, mit Preßfreiheit und freiem Versammlungsrecht zu regieren. Der Hr. v. Thielau hielt alle Wechselbeziehung, allen Zusammenhang zwischen der Regierung und der Meinung im Schooß der Gesellschaft für unnütz. Der Hr. v. Friesen (von Rötha), der das Bürgerthum par distance nicht riechen kann, vermeinte, das Volk habe ja das Versammlungsrecht von Alters her gehabt, z. B. bei Jahrmärkten, bei Volksfesten, beim Einzug gekrönter Häupter; der Mißbrauch habe zu seiner Aufhebung geführt; „die Ruhigen und Besonnenen treten nicht in Vereine, nur die Exaltirten; keine Wechselwirkung mit ihnen!" — Minister v. d. Pfordten hielt diesen geschmäheten Exaltirten in ehrenhafter Weise Rechnung, indem er daran gemahnte daß ihnen die Eroberungen der Zeit, Preßfreiheit u. s. w. zu danken seien. England und Nordamerika bewiesen daß die Kraft der Regierung bei freiem Versammlungsrechte möglich sei. Ohne Wechselwirkung mit dem politischen Gefühle des Volkes dessen Organe die Presse und die Vereine, sei eine Regierung nicht mehr denkbar. Partei nehmen müsse jetzt jeder gute Bürger; und er für sich sei der Meinung daß eine dreißigjährige Sehnsucht nach Freiheit die Deutschen doch wohl endlich hinlänglich vorbereitet haben müsse zur Handhabung derselben. Wenn die alten Regierungen nicht auf hohlem Boden gestanden hätten, würde sie nicht ein einziger Sturm von vierzehn Tagen gestürzt haben. Den Zeitgeist in die alte Zwangsjacke stecken, würde einen neuen größern Sturm hervorrufen. — Graf von Hohenthal-Püchau fragte keck: ob der Minister mit einer Revolution drohen wolle. Hr. v. Schönberg-Bibran spottete der „kindlichen" Lehren des Ministers. Pfordten erwiederte, wenn seine Ansichten so einfach wären daß sie ein Kind begreifen könne, so nähme er das als ein Lob des Ministeriums auf. — Es ist, wie gesagt, das Schwanenlied des Junkerthums. Und dabei wundern sich diese Herren noch, wenn sie bei einem Zusammenstoß in's Gedränge kommen!

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr.	Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet.	№ 87. 10. October.

Frankfurter Scenen.

[Die Frankfurter Linke und die deutsche Einheit.]

Frankfurt im Belagerungsstande, ein ganz ungewohntes Bild! Das eben so ehrwürdig alte, wie elegant moderne Frankfurt, die Stadt der Erinnerungen aus der Zeit unserer Kaiser, wenigstens deren Krönungs-, Schau-, Theater- und Paradeplatz, und der Sitz der Geldsäcke, der christlichen Wechsler und jüdischen Couponschneider, das alte warme Nest unserer schleichenden Diplomatie von gestern und das Centrum unserer zwieträchtigen Einheit von heute, — plötzlich unter der Herrschaft der Bomben und Granaten! Das in seinem Parlamente zwiespältige Deutschland — plötzlich einig unter der Gewalt des Säbels! George Dandin, tu l'as voulu.

Ich fand die Gemüther theils von Sorgen, theils noch von den Schrecken der blutigen Tage, von der Trauer um die meuchlerisch gemordeten Opfer erfüllt. In der Paulskirche müde Kämpfer, bleiche Mienen, ermattete Gesichter, die edelsten Kräfte abgehetzt, die Gemüther von der Gewalt der Ereignisse gebeugt, selbst Gagerns großartig starke Natur von der Tücke des täglichen Muthwillens auf Momente gepeinigt und getrübt. Die Reihen der Rechten waren stark gelichtet. Die beiden Centren, in denen der Halt der gesunden Vernunft, der Mittelpunkt der guten Gesinnung, der Kern der Nation Platz haben sollten, waren zahlreich beisammen, aber schwankend, uneinig, selbst wo die Funken des Vaterlandsgefühls zu Einer Flamme aufschlagen mußten. Die Linke ersetzt an wüstem Tumult, was ihr an fester Kraft gebricht. Die Linke hat sich verworfen. Ich fand einen Schwarm von Wühlern und Wieglern, von Ränkern und Stänkern, wie der alte Jahn zu sagen beliebte; ich glaubte im anfänglichen Schreck, die Tribünen hätten ihr Proletariat in den Schooß des Paralments entledigt.

In gewissen sächsischen Blättern deren Parteilosigkeit an Ehrlosigkeit grenzt, hat man es abgeleugnet daß die Frankfurter Linke, als Gagern einfach von der „Niederträchtigkeit" des Meuchelmordes sprach, mit dem Gebrüll eines tobenden Widerspruchs geantwortet. Aber das Hohngelächter der Linken gellt mir noch in den Ohren, als am Montag vor acht Tagen im Namen des Reichsverwesers die Feststellung des Ministeriums verkündet wurde. Hohngelächter, Brüllen, Pfeifen, Scharren, Stampfen sind die Äußerungen dieser parlamentarischen Opposition. Doch nein, sie hat auch noch andere Mittel und Werkzeuge. Der sächsische Schaffrath reitet tagtäglich auf dem Steckenpferde der Geschäftsordnung herum. Ruge, mit der verkehrten Weltanschauung, den Kopf zwischen die Beine gesteckt, zieht frostig lächelnd die Guillotine aus der Tasche, das einfach abstrahirende Gedankending. Venedey, eine ursprünglich feine, jedenfalls ehrliche Natur, verkündet von der Tribüne: Nicht in einem Polizeistaat stecken wir mehr, sondern in einem Bajonettenstaat! — Ja wohl hat uns so weit die Linke gebracht, und noch weiter; der deutsche Bürger vertraut sich lieber der Faust mit dem Säbel als dem nüchternen Gedankenbeil der „uneingeschränkten Vernunft" an. — Blum erklärt, er und seine Freunde wollten den Ministern auch nicht einen Groschen anvertraun. Er und Günther klagen in ihrer Reichstagszeitung das Ministerium der Schuld des Blutvergießens an. Von dem ordentlichen Richter vorgefordert, darüber Rede zu stehen, verweigern sie zu erscheinen und hüllen sich und ihre journalistischen Injurien in den Mantel der Unantastbarkeit des Volksvertreters! Daß das Oberhaupt des centralen Deutschlands, dem Streit der Parteien entzogen und unverantwortlich sei, ist ihnen ein Verrath an der Sache

des Volkes; unverantwortlich soll nur der Volksvertreter sein, nur ein Volksmann, sagt der Jurist Schaffrath, braucht nicht was er sage zu beweisen. Der Vogt von Gießen schreit sich heiser nach einem Convent. Man muß die Wuthblicke der aufgeplusterten Kampfhähne sehen; Gesten und Geberdenspiel stehen so wenig wie das wilde Getümmel der Schreier und Stampfer im Protokoll der Sitzungen. Die Beschönigung der Meuchelthaten des Pöbels hat aber die Chronik des Zeitalters Schwarz auf Weiß. Der unablässige Versuch die Versammlung zu ermüden, der fast täglich wiederholte Antrag zur Aufhebung des Belagerungsstandes mit stundenraubender Namensabstimmung, sind Thatsachen in den Annalen unserer politischen Entwikkelung zur Eintracht und Einheit. Der Klub des deutschen Hofes ist Jesuit genug dem Volke zu erklären wie sehr er bemüht gewesen, die Feststellung der Grundrechte der Nation zu beschleunigen. Täglich straft er durch sein Thun und Gebahren sein Wort Lügen. — Der Reichsminister Schmerling besteigt die Tribüne. Er beginnt: bei der Nothwendigkeit des Belagerungsstandes, hervorgegangen aus dem dringenden Gesuch der Stadt Frankfurt die sich außer Stande gefühlt die Nationalversammlung zu schirmen, sei es natürlich und gerecht daß auch Reichstagsmitglieder in Untersuchung zu ziehen, wenn und sofern — Das Wenn und Sofern schneidet ihm die Linke mit einem Halloh des wilden Aufruhrs ab. Das ist eine Schmach! schreit der Volks-Vogt aus Gießen. Niederträchtig! donnern Andere, das beliebte Epitheton der Linken das sie nur im Munde des Präsidenten über Meuchelmord verpönt. Die Linke ist aufgesprungen, die äußerste Linke, die gern „Minister des Äußersten“ wäre. Der Reichsminister läßt den Sturm vorüber und setzt seine Periode, deren Komma man ihm abgebrochen, ruhig fort. So schülerhaft in der deutschen Sprache und Satzbildung sind diese Männer von der äußersten Linken daß sie bei einem Komma die Periode zu Ende glauben. „Gefänglich einzuziehen sind während des Kriegsstandes auch Reichstagsmitglieder, wenn und sofern die Nationalversammlung selber dazu die Beschließung faßt.“ — Ah so! ruft die Linke, und wälzt sich vor Vergnügen über den Triumph. Ein knabenhafter Triumph über sich selber, ein Triumph über die eigene schlechte Syntax und Grammatik, die ein Komma von einem Punktum nicht zu unterscheiden weiß. — Man wollte wissen, Hr. Schmerling, ein trockener Satyriker, ein wortkarger Redner, aber nicht thatarmer Kopf, habe seine Widersacher auf's Glatteis führen wollen. Vielleicht hat er in seiner Periode ein Semikolon gemacht, wo ein Komma, oder besser noch ein Kolon laut werden sollte! Was folgt? — Daß wir Deutschen in der Rechtschreibung und in der Interpunction noch sehr uneins und große Kinder sind. —

Wir sind, wie es scheint, weit einiger in der Entwickelung einer Reichsarmee. — Auf dem Roßmarkt tummelt sich bunt gemischt wie in Wallensteins Lager allerlei deutsches Kriegsvolk aus Nord und Süd. Preußische Helmträger, Allen voran, classisch geschult, Musterbilder in Erscheinung, Haltung und Führung, mehrstimmige, fast kunstfertig eingeübte Lieder die halbe Nacht hindurch beim Bivouac singend. Es ist schlesisch und rheinisch Blut was hier aus Preußen beisammen ist; ich weiß nicht, singen sie vom Rübezahl und der Lorleinire? Sie wechseln ab, hüben und drüben, wie Echo von der Oder und vom Rhein; dann greifen die Stimmen beider Regimenter zusammen und es tönt allerseits „Schleswig-Holstein, meerumschlungen,“ — das freilich noch immer nicht von Deutschland umschlungen ist. Einige Leutnants aus der Mark näseln und schnarren dazwischen. Sonst sind die „Frankforter Vorjer“ ganz erstaunt daß die „Leit von dene Preiße“ so „civil“ sind, so bescheiden und anspruchslos brav. „Nur nit mit dene Preiße!“ schrieen die Bürger, als man nach Mainz hülfesuchende Blicke wandte. „Habbe Se scho Preiße kriegt?“ flüsterte der Eine dem Andern zu, als wirklich die behelmten Blauröcke einrückten. Hieß es zur Antwort: „noi, noi! bei Loibe nit!“ so sagte sich der Spießbürger tröstend: „Honette Leit' kriege auch nimmer Preiße!“ Die Barrikadenhelden, Bockenheimer Tölpel und Odenwälder Teufel, stellten, als man mit ihnen parlamentiren wollte, die Bedingungen: Amnestie und die Preußen fort! Und doch waren es Hessen gewesen welche die ersten Barrikaden nahmen, Darmstädter Kartätschen streckten die frechen Straßendämme nieder, welche ein toll gewordener Pöbelschwarm der sich souveränes Volk dünkte, aufgerichtet. Die Zeche beim Blutbad haben freilich auch hier vornämlich die Preußen zahlen müssen. Sind sie brav hinterher, so wird sich das Vorurtheil gegen sie legen, Deutschland sich an die „bärbeißigen“ Macedonier des Nordens gewöhnen! — Baiern hat hellblaue Jäger geschickt, frische Bursche mit keck leuchtenden Gesichtern aus dem Rheingau. Die östreichischen Weißröcke vom Regiment Erzherzog Rainer lagern um die Wachfeuer und singen grause Lieder vom König Tschech und von Libuscha's eben so grausen Reizen; die Officiere schlendern nobel bequem herum in ihren schwarzgrauen In-

terims-Schlafröcken und den Komodkappen auf dem linken Ohr. Das rossebändigende Schwabenland hat Lanzenreiter geschickt, alte Knebelbärte, zehn Jahre im Dienst, bequem, aber fest im Sattel, mit dem Roß verwachsen von Kindes Beinen an. Sie haben die schwarzrothen Fähnlein zu bunten Pyramiden zusammengestellt, hocken, wie die Schwaben, auch die Nationalvertreter, immer thun, im räucherigen stillen Winkel, und wälzen sich leise knurrend, aber still vergnügt im Stroh herum. Auf dem Postament des ehernen Goethe hangen Schabracken und Striegeln, der Dampf der Pferdeställe steigt dem hohen Olympier in die Nase, und er blickt verwundert herab auf all das lärmende Kriegsvolk des unter dem Säbel einig gewordenen Deutschlands. Das dichterische, das ätherische Deutschland ist vom nationalen, vom „reellen" verdrängt, und die Vertreter des Volkes müssen unter dem Schutz der Kanonen die Einheit des Vaterlandes berathen. Eine Stadt der Musen, ein Athen, ist Frankfurt nie gewesen, eher ein reiches, bequemes deutsches Korinth, trotz dem schelmischen Witz seiner Juden, trotz der tölpenhaften Naturkraft seiner Sachsenhäuser. — Die Kameradschaft der bunt zusammengewürfelten deutschen Soldatesca mag nicht allzu stark unter einander gewesen sein, wenigstens nicht so lebhaft wie in Schleswig-Holstein. Dort ging es gegen einen offenbaren, Allen gemeinsamen Reichsfeind. Hier gilt es einem geheimen, unsichtbaren inneren Feind, dem Geist des unklar wühlerischen Aufruhrs, der die alte morsche Ordnung stürzte, um auch jede Neugestalt der Dinge zu hintertreiben. Man weiß nicht wieviel Unverstand und wieviel Bosheit hier im Spiele. Wohl war er hier und dort offenbar und handgreiflich geworden, der wühlende Überall-und-nirgend, der Maulwurf der hier Barrikaden aufstieß, dort weitergreifende Minen grub. Mit Struve's Einfall sollte das ganze Rheinthal von Basel bis Bingen aufstehen, die Paulskirche gesprengt werden, die rothe Fahne von den Thürmen flattern, der rothe Hahn von den Dächern flammen. In Thüringen, in Nassau weigern sich Soldaten zu marschiren, in Köln hauen sie auf wehrlose Bürger ein, in Würtemberg arbeitet — höchst gefahrvoll — ein fromm thuender, ein puritanischer Radicalismus, in Baden proclamirt offen und frank eine Räuberbande das Ideal der Republik, verkündet feierlich die Freiheit Aller, schlägt aber zunächst die Royalisten todt, hebt die Steuern auf und brandschatzt vor der Hand die Bauern, verkündet: heilig sei das Eigenthum! und plündert naiv und dreist die Kassen. Bei alle dem läuft das Heckerlied, das Lied von der Republik als dem wohlfeilsten Staat, von Lippe zu Lippe, sinnbethörned, vielverkündend; selbst den still besonnenen Bürger der solange der Knecht der Gewohnheit war, selbst ihn am Heerd der Seinen erfaßt der Wahn wie ein Schwindel. Der Soldat, der Sohn des Bürgers und des Bauern, wird irre. Bleibt er dorten, so schilt man ihn einen verthierten Söldling, hier nennt man ihn Bruder, Mensch, Bürger in Waffen, Hort und Schirm des Vaterlandes. Was wunder daß seine Begriffe schwanken, die Bande des alten Gehorsams sich lösen, wenn die Fahne des Soldaten, auf den Ruf der Fürsten bisher entfaltet, sich vor der Majestät der Nation jetzt senken soll! Man wußte in Frankfurt nicht, wie weit die geheimen Minen reichten, als die Barrikaden sich erhoben, der Bürger ruhig zusah und ein Haufe wilder Freibeuter, mit dem man sogar parlamentiren wollte, sein tolles Spiel trieb. Die Soldaten standen verdutzt. Preußische Kolben warfen die Meuterer nieder, welche die Paulskirche stürmten. Aber aus der Paulskirche selber, so schien es, liefen Emissäre keuchend in Geschäftseile zwischen dem Reichsverweser und den Klubs hin und her, um mit dem souveränen Volk auf der Gasse einen „ehrenhaften" Waffenstillstand abzuschließen. Zitz hatte auf der Pfingstwiese theoretisch Barrikaden gebaut, einige rheinische und frankfurter Blätter meuchelmordeten in abstracto, aber systematisch schon seit geraumer Zeit. Es fehlte nicht viel, und die Fragen der Nationalversammlung wurden auf der Gasse mit der Faust, mit der Sense, mit der Büchse, mit Kanonenkugeln entschieden. Das Heckerlied schallte in Süddeutschland von tausend Lippen, der wahnsinnige Kitzel der rothen Republik lief im ganzen Lande um. Ich sage, es fehlte nicht viel. Nur Hecker fehlte, und der Aufruhr war organisirt. Wenn es aber nach der Linken ging, so ward die Wahl von Thiengen, wie der Klub im deutschen Hofe sagt: ein einfach bürgerlicher, formell richtiger Act der unabhängigen Wähler, einfach vollzogen; der schöne blonde Hecker saß im Parlament und die Linke war sein Convent, der blonde Hallische Philosoph sein Arzt Guillotin und der blonde dicke Volksmann sein salbungsvoller Fastenprediger; drei harmlose germanische Blondins machten ein hübsches Triumvirat! —

(Fortsetzung folgt.)

Briefwechsel.

Berlin, d. 6. October.

[Das Jagdrecht in der Nationalversammlung; Badekuren von Puttlitz; eine Aufgabe für die Akademie.]

L. Nach langer Zeit war ich gestern, von der Reise zurück, zuerst wieder in der Nationalversammlung. — Wie graue, verwitterte Bildsäulen der Vergangenheit saßen unsere neuen Minister um den Ministertisch; lauter alte Herren mit wenig Vertrauen erweckendem Aussehen. — Man verhandelte über die Aufhebung des **Jagdrechts**. Die Rechte machte in langen, langweiligen Reden alle nur erdenklichen Schlangenwindungen um die alte Ungerechtigkeit, wenn nicht beizubehalten, doch wenigstens sich entschädigen zu lassen. **Elsner** machte dagegen geltend daß wenn von Entschädigung die Rede sein solle, so müßten nicht diejenigen die jahrelanges Unrecht ausgeübt, entschädigt werden, sondern diejenigen die es erlitten, die Bauern. Auch **Waldeck**, dieser muthige Löwe der Linken, sprach mit seiner tiefen, tonvollen Stimme in ähnlichem Sinne.

General Pfuel hat **Varnhagen v. Ense** ein Portefeuille angeboten, das Dieser jedoch abgelehnt.

Neulich wurde hier im Schauspielhause mit überaus günstigem Erfolge ein Lustspiel in einem Akt von Gustav zu **Putlitz**, dem Verfasser der „blauen Schleife“ und des „Hausmittels“ gegeben. Der Beifall der den „**Badekuren**“ zu Theil geworden, ist uns um so erfreulicher, da dies Stück einem höheren, feineren Genre angehört als die hundertmal dagewesenen Possen, die uns, um die Zeit auszufüllen, immer wieder aufgetischt werden, und das gebildete Publikum vom Theater entwöhnen. Putlitz besitzt einen fließenden Dialog, ein anmuthiges Darstellungstalent, und einen heitern, gutmüthigen Humor, der an den Menschen wie an den Situationen immer die komische Seite herauszufinden weiß. Vortrefflich ist ihm sein Student Reinhold gelungen; unsere akademische Jugend im Parterre bezeigte lebhaft ihre Sympathien für ihn, und ältere Männer erinnerten sich ihrer Vergangenheit. — Möchte dieses gelungene Lustspiel doch auch bald in Leipzig zur Aufführung kommen; so abweichend sich auch sonst oft der Leipziger Theatergeschmack von dem Berliner gezeigt hat, so möchte er hierbei im günstigen Urtheil doch wohl übereinstimmen, umsomehr da beide Orte Universitätsstädte sind. —

Die „**Reform**“ meinte neulich unter dem Titel „Aufgabe“, die Berliner Akademie der Wissenschaften sollte einmal etwas recht Nützliches thun und sich um das Land verdient machen, nämlich einen Preis setzen auf die Darlegung des Unterschiedes zwischen den verschiedenen Ministerien, mit denen man uns bisher „**regalirt**“ hat. Dieser „parlamentarische“ Ausdruck rührt von Hansemann her. Allerdings gehören dazu, um die politischen Unterschiede von Camphausen, Auerswald, Hansemann und Pfuel zu entdecken, mikroskopische Untersuchungen, aber die Akademie hat ja Leute in ihrer Mitte, die mit Infusionsthierchen Bescheid wissen!

Miscellen, von M. B.

(Aus dem Naturreiche, für Handel und Gewerbe.)

Erstaunliche Wirkungen des Kampfers auf Vegetabilien.

Die Reizeffekte des Kampfers auf menschliche und andere animalische Körper sind wohl bekannt, aber die auf Pflanzen sind eine ganz neue, überraschende Erscheinung. Ein Stück holziger Stengel von einem Tulpenbaume mit einer Blume und zwei Blättern ward aus einem Topfe mit Wasser genommen, der noch mehrere andere solcher Tulpen enthielt, die dem Anschein nach alle in gleichem Zustande waren, und in acht Unzen (½ Nösel) Wasser gestellt, welches eine Zeit lang mit einem Scrupel guten Kampfers umgerührt worden war. Nach einem Weilchen ward an der im Kampferwasser befindlichen Blume ein ungemein lebhaftes Aussehen bemerklich, während die übrigen Blumen, obschon es ihnen nicht an reichlichem Wasser fehlte, mehr und mehr verwelkten. Die beiden Blätter erhoben sich zuerst bedeutend auf ihren Stielen; die Blume dehnte sich mehr als natürlich aus, die Staubfäden entfernten sich vom Pistell, die drei Kelchblätter bogen sich bedeutend zurück und wurden außerordentlich steif und elastisch. Die innere Fläche der Blumenblätter duftete stark, während die übrigen Tulpen in demselben Zimmer und in derselben Temperatur geruchlos blieben. Die gekampferte Blume verharrte zwei Tage lang in solchem gekräftigten Zustande; dann erst welkte sie; die Blätter welkten früher als die Blüthe. Ungeachtet dieser erstaunlichen Wirkung des Kampfers ward doch in keinem Theile der Pflanze der Kampfergeruch wahrgenommen, nur das Wasser hauchte ihn aus. Dies macht es wahrscheinlich, daß der Kampfer nicht von der Pflanze absorbirt ward, sondern seinen Einfluß unmittelbar äußerte. Die Erscheinung war frappant und möchte mit den Wirkungen verglichen werden, welche das Opium auf den Menschen ausübt. — Noch bei mehreren andern Versuchen ward Kampfer auf Pflanzen in Anwendung gebracht, und bei allen erwies sich derselbe als ein mächtiges und wohlthätig wirkendes Reizmittel. So ward ein Stengel von der gelben Iris mit einer Blume aus einer Phiole genommen, in der sie schon länger als einen Tag gestanden und zu welken angefangen hatte, und in ein anderes gleich großes Gefäß gethan, in welchem sich einige Gran Kampfer befanden. Sofort lebte die Iris frisch und kräftig wieder auf und blieb viele Stunden in dieser Kräftigung. Da Kampfer sich nur in ganz kleinen Dosen im Wasser auflöst, so muß man schließen daß der Reizeffect von einem sehr geringen Theile des im Wasser befindlichen Kampfers erzeugt werde. — Fast möchte uns diese Entdeckung veranlassen, Versuche mit Kampfer als Düngungsmittel anzustellen, wären nur die Kosten seiner Anwendung im Großen nicht überschwenglich. Indeß können wir doch den Kampfer in der angegebenen Weise vielfach anwenden. Wenige Gran Kampfer erneuern und erhöhen das Leben einer schon welkenden Pflanze und verlängern die Gegenwart ihrer erfreuenden Schönheit. In den Augen des Blumenfreundes ein sehr erheblicher Gewinn.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr. | Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet. | № 88. 11. October.

Frankfurter Scenen.

[Die Frankfurter Linke und die deutsche Einheit.]

(Fortsetzung.)

Die Soldaten standen lange unthätig in den Frankfurter Gassen den Barrikaden gegenüber, nicht wie vom Donner gerührt, sondern wie auf den Donner wartend. Erst als man auf sie schoß, wußten sie wer hier Herr sein müsse. Die ganze Stadt war schon voll Fußvolk und Reiterei. Man schickte sich bereits an, die Barrikaden zu stürmen, weder Mann noch Pferd wollte man schonen. Da rückte aus dem nahen Darmstadt Geschütz heran. Als die erste hessische Kanone über den Roßmarkt rasselte, brachen sämmtliche Truppen, Fußvolk und Reiter, Preußen und Östreicher, Baiern und Würtemberger, in ein jubelndes Hurrah aus. Man hatte schon einige Barrikaden in der Schnurgasse mit dem Bajonett genommen, und das Menschenleben nicht gespart. Jetzt genügten einige wenige Kartätschen, die losen Werke eines liederlichen Fanatismus niederzuwerfen. Das einstimmige Hurrah der Soldaten womit sie die Stückschützen begrüßten, klang wie ein Ruf zu deutscher Einheit im Handeln, wo die Zwietracht der Meinungen den Knäuel der Verwirrung unlösbar zusammenzog. Der gordische Knoten der sich nicht lösen läßt, muß jederzeit zerhauen werden. Zwiespältig in den Parlamenten, einig unter den Kanonen! So steht's mit dem jungen neugebornen Deutschland. Fluch Denen die wissend und unwissend diese ultima ratio heraufbeschworen!

Wären nicht aus der Nationalversammlung die zwei Opfer gefallen, Opfer die der tückische Zufall in den Rachen des Verderbens geführt, es wäre vielleicht ein Straßenkrawall gewesen wie andere mehr. Freilich spricht man von Proscriptionslisten die systematisch vollstreckt werden sollten. Auch dem Reichsminister des Äußern der den Waffenstillstand mit Dänemark gutgeheißen, hatte man zu Leibe gewollt; nach Höchst und Soden entflohen, entging Heckscher auch dort nur durch die Bravheit eines klugen Ehrenmanns den Mißhandlungen der Buben und Weiber. Wilde Kerle in Blousen mit Freischaarhüten und Äxten, welche die Thüren zur Paulskirche stürmten, hatten es auf Soiron gemünzt, weil Hecker Diesen einen Baron gescholten. Der alte Jahn sollte vom Dache der Westendhalle gestürzt werden und hielt sich noch tagelang im Versteck. Wilhelm Jordan stand vor Allen auf der Liste der Verfehmten, derselbe Jordan der auf die Gefahr hin, mit der Partei seiner politischen Freunde zu brechen, in der Sache Deutschlands gegen Polen und gegen Dänemark der Wahrheit die Ehre gab. Die Gefahr scheute er auch in der Leichenrede nicht; ihm war zunächst und noch immer, so hieß es, der Tod geschworen, und in der Nacht nach dem Begängniß traten zwei sachsenhäuser Bursche, mit krummen Säbeln bewaffnet, auf ihn ein, er aber, logisch sattelfest, bewies ihnen mit zwei Pistolenläufen daß der gerade Weg der beste, ein Terzerol directer als ein kummer Säbel sein Ziel zu finden wissen würde; worauf die Freibeuter der Freiheit vor dem „Gottesleugner von ehedem" entwichen. — Das alles waren vielleicht nur vereinzelte Banditenstreiche. Aber die rothe Ruhr der Republik ging ansteckend um; das war Thatsache in Baden, Schwaben, den Rhein hinunter. Frankfurt war nicht der Heerd, nicht der Quell des Aufruhrs, aber sein Ziel. Thatsache war ferner das Eingeständniß, die Stadt könne weder sich, noch die Versammlung der Gesetzgeber Deutschland's schirmen. Auf entschiedenen Antrag der regierenden Stadtbehörden erklärte die Centralgewalt den Belagerungsstand. Die Empörung der Linken darob warf einen starken Verdacht auf sie. Tag-

täglich eiferte sie lärmend, tobend, blind wüthend, gegen diesen Stand der Dinge den die einfache Nothwendigkeit gebot. Ihr Gebahren erweckte ihr den Schein der Betheiligung. Sie hat sich verworfen, sie hat ihre Aufgabe verloren.

Welches war ihre Aufgabe? — Müde von all dem Lärm der Gasse und dem Gebraus der Debatte in der Versammlung, saß ich in meinem Hinterstübchen auf dem Roßmarkt, all den Knäuel der Verwickelung durchdenkend, ihn in Gedanken der Möglichkeit entwirrend. — Die Aufgabe der Linken war gewesen, durch Kraft, Maß, Haltung, Sicherheit und Würde beide Centren in der Paulskirche für sich und ihre Sache zu gewinnen; sie mußte die Mehrheit in der Versammlung werden. Sie hat im Gegentheil bewirkt daß die Rechte sich jetzt der Sache der Entwicklung und des Fortschritts bemächtigt; sie hat die Sache sich aus der Hand winden lassen. — Das ist mein Glaubensbekenntniß; ich bin der Mann der Vermittelung.

Und solches bei mir denkend, schlief ich ein. Der stößige Frankfurter Äppelwein, der bei Andern aufreizend wirkt, machte mich schläfrig. Der schurkische Saft war vielleicht an Allem in Frankfurt Schuld! Heuer gibt's Krakehl im Land, der Äppelwein ist zu gut gerathen dies Jahr! so sagte mir ein alter grauer und weiser Frankfurter Bürger. Und das gilt vom ganzen Weinland am Rhein, Main und Neckar. Hätte Hecker's Republik nicht die Taufe des Siebenunddreißigers empfangen, so wäre sie vielleicht ein blasses Gedankending geblieben, hätte nicht das rothe Blut den frischen Burschen in die Wangen getrieben. Die Backen waren ihnen so prall geschwollen daß man ihnen, wie der Irländer sagt, mit einer Binse die Blutstropfen aus der Haut kitzeln konnte.

Wie ich einschlief, stieg ein Genius der Vermittelung in fragwürdiger Gestalt vor mir auf, ein dicker, gemächlich salbungsvoller Freund vom Gevatter Handschuhmacher und all den werthen Bierbrüdern daheim, die sich, wenn sie plötzlich Wein trinken, souveränes Volk dünken. Der Äppelwein färbte mir das Traumbild etwas qualvoll und blutrünstig. Ganz Frankfurt stand in Rauch und Flammen vor mir, und wie ein Windstoß von oben den Dampf niedertrieb, streckten riesenhafte Barrikaden frech und furchtbar ihre breite Stirn in die Höhe. Die Luft war schwühl, eine schwebend bange Stille lag wie ein Samum über der Stätte, auf der hüben und drüben die Kämpfer ruhten. Aber siehe! über die steile Wand der nächsten Barrikade wälzte sich ein zusammengewickeltes lebendiges persönliches Etwas, langte wohlbehalten oben an und kletterte behend und geschickt herunter. Wie es aufrecht stand, erkannt' ich in ihm den runden blonden Volksmann, den gefeierten Liebling der guten Gevattern daheim. Über den breiten Buckel, — breit geworden weil er die Lasten des Volkes trug, — hatte er einen Frack, über die fleischigen souveränen Fäuste Glacéleder gezogen. Er schwitzte zum Wohl des Volkes, aber es bekam ihm gut; wohlgenährt wie sonst, bleichte keine Handelsschwermuth das gut ausgepolsterte Bacchusgesicht. Er sah vergnügt rundum, winkte noch um die Barrikadenecke traulich brüderlich, wickelte kräuselnd mit der Hand das Apollogelock, das schön toupirte aus der Theaterbude, und lief dann keuchend die Zeil hinunter, Straßen auf, Straßen ab, immer weiter zur Stadt hinein zur Residenz des Reichsverwesers. Ein Abgeordneter des Volkes, trat er rasch ein; das Vaterland war in Noth. Die Thüre ließ bei der Hast eine Lücke frei, und als ich hinter ihm her die Treppe hinan, durch die Spalte lugte, standen sie sich schon gegenüber, die beiden Unverantwortlichen, das „leider" unverantwortliche Oberhaupt und der „natürlich" und „versteht sich!" unverantwortliche Volksvertreter. Ich hörte noch den Schluß der Rede. Frieden! Frieden! rief der dicke Freund des Volkes, sonst werden Sie das himmlische Auge der Freiheit sich brechen, mein gekräuselt Haar sich sträuben sehen! Frieden mit dem souveränen Volk, Sie, des Reiches nicht souveräner bloßer Verweser!

Der milde greise Sohn Östreichs, trotz seiner Besonnenheit stiller Würde, hob erschreckt das Haupt in die Höhe; sein sanftes blaues Auge musterte den theatralischen Deklamator, von dem man ihm so wunderbare Dinge gesagt. Frieden? fragte Johann, das Reich hat keinen Krieg mit dem Volke. Das souveräne Volk tagt durch seine Vertreter in der Paulskirche!

Das Volk steht in Waffen! Es fordert laut wie der Donner Gottes sein Recht! sagte der Liebling populi.

Das Volk? sagte der Erzherzog, welches Volk?

Der Mann aus dem bocksfüßigen Bacchustempel flüsterte ihm heimlich zu: Die Bockenheimer!

Diese Vertraulichkeit überhörte diplomatisch fein der Reichsverweser. Das Volk will sein Recht? fragte er. Ihm soll und wird sein Recht werden!

Nein, kein Recht! schrie der Volksredner, es ist zu spät zum Recht: Gnade, Gnade!

Gnade? fragte der milde Greis, ich bin kein Souverän, obschon „leider!" unverantwortlich. Ich bin nur des Reichs Verweser, und Der verleiht nicht Gnade, nur Recht.

Verfluchte Geschichte! flüsterte der Volkstribun, der hat Dialektik im Leibe, hier scheitern alle Monologe! — Unmündige Knaben, begann er laut, schmelzend und flötend, — unmündige Knaben bauten versuchsweise, gleichsam zum Spielzeug, Kartenhäuserbarrikaden. Verführte Jungfrauen trugen die Steine herbei, Säuglinge klammern sich daran wie an der Mutter Brust und wimmern von der rothen Milch der Republik. Aber noch ist es Zeit! Noch können die Verirrten durch Milde, durch Vatermilde zurückgeführt werden zum Pfade des Heils. Mein Kopf zum Pfande, es wird noch Alles gut, wenn wir Gnade verkünden, Vergeben und Vergessen! Meinen Kopf zum Pfande!

(Schluß folgt.)

Briefwechsel.

Berlin, d. 8. October.

[Die Eseldemonstration; der Bürgerwehrklubb; Krakehler und Kladderadatsch; das Freischärlerconcert; Lustigkeit und Tollheit, aber — kein politischer Verstand.]

†† Alles muß jetzt politisch werden, Alles muß Demonstrationen machen. — Selbst unsere Esel, — ich spreche von den veritablen, vierbeinigen, — werden aus dem bescheidenen Dunkel selbstgenügsamer Existenz hervorgezogen, um politisch zu wirken, und gegen die Rechte ihr Votum abzugeben. Ein Esel alarmirte neulich die ganze Stadt. — Es war ein liebes, bescheidenes Thier, aus seinen Augen sprach ein stiller Schmerz über die Gewalt die man ihm anthat; er, welcher für Disteln schwärmt, sollte das Bürgerwehrgesetz verschlucken, er, welcher sich stets in aristokratischer Isolirtheit gehalten, mußte jetzt fraternisiren mit unsern Demokraten und dem Willen der Mehrheit sich fügend, das Bürgerwehrgesetz auf seinen edlen Buckel nehmen. Es war ein erhabener Anblick, ihn so daherschreiten zu sehen mit dieser entsetzlichen Last auf dem Rücken! Ihm voran schritten zwei fliegende Buchhändler mit großen Standarten, auf denen zu lesen war: „Bürgerwehrgesetz.“ Zu seinen beiden Seiten gingen sechs Marschälle mit vergoldeten Stäben in der Hand, hinter ihm her trug man die preußische Fahne. Einige unserer größten und beliebtesten Volksredner eröffneten den langen Zug der Demokraten, die den Fußstapfen des Esels folgten. Zwischen seinen edlen Ohren und am Schwanze trug er eine Tafel mit der Inschrift: „Bürgerwehrgesetz.“ Die Königstraße entlang über den Schloßplatz begab sich der Zug nach dem Gendarmenmarkt. Dort ward ein Feuer angezündet, und das Bürgerwehrgesetz feierlichst verbrannt. Die alarmirte Bürgerwehr stand umher und schaute zu, das Volk jauchzte und brüllte vor Vergnügen, nur der Esel vergoß eine stille Thräne, als das edle Bürgerwehrgesetz in den Flammen verglühte, er allein fühlte Sympathie für dasselbe! Als man im Enthusiasmus des heiligen Momentes auch die preußische Fahne in das Feuer schleudern wollte, schrie der Esel laut auf vor entrüstetem Schmerz; das rührte den Präsidenten des souveränen Lindenklubbs, Herrn Müller, und er entriß die Fahne den deutschen Enthusiasten um sie unter seinem Mantel zu bergen, und vor aller Unbill zu retten. — Diese großartige Demonstration war ausgegangen von dem demokratischen Klubb. Aber sie steht nicht vereinzelt da, denn auch der Bürgerklubb legt in einem Maueranschlag Protest ein gegen dieses Bürgerwehrgesetz, das in der That ganz dazu geeignet ist, die Gemüther aufzuregen, durch alles das nämlich was ihm fehlt, und was man mit Recht von ihm verlangen kann. Nach diesem Bürgerwehrgesetz würde die Volksbewaffnung eine Chimäre werden, indem nur derjenige zur Bürgerwehr gehören könnte, der sich selber uniformirt, oder als arm und unvermögend von der Gemeinde ausgerüstet wird. Der Bürgerwehrmann soll der Verfassung und dem Könige Treue schwören, während Beide doch oft sehr verschiedene Wege wandeln, und dem einen folgen so viel heißt als dem andern untreu werden. Auch die fliegenden Corps werden beseitigt, und nur auf Antrag der Behörden darf der Oberst die Bürgerwehr handeln lassen. Dadurch würde die Bürgerwehr aufhören, ein freies und selbständiges Institut zu sein, und zu einer Art soldatischer Polizei herabsinken. — Man ist sehr gespannt, ob die Nationalversammlung morgen, wo über die Annahme dieses in den einzelnen Paragraphen berathenen Gesetzes abgestimmt wird, dasselbe ablehnen, und damit dem Willen und der Stimme des Volks genügen, zugleich aber ihre eigene Arbeit mehrerer Monate desavouiren wird, oder ob sie den Muth hat, dasselbe anzunehmen und dadurch das größte Mißbehagen gegen sich selber zu erregen.

Der Bürgerwehrklubb fängt überhaupt an eine sehr bedeutsame Stellung einzunehmen, und hat in diesen Tagen eine energische Adresse an die Nationalversammlung gerichtet, in welcher dieselbe gebeten wird „das Staatsministerium aufzufordern, den General von Wrangel sofort aus der, wie er selbst angibt, durch königlichen Kabinettsbefehl vom 15. ihm übertragenen Stelle eines Oberbefehlshabers der sämmtlichen in den Marken stehenden Truppen abzurufen und zu entfernen.“ Der Bürgerwehrklubb klagt in dieser Adresse den General sogar des Verstoßes gegen die bestehenden Gesetze des Strafrechtes an, indem er die Soldaten gegen die Bürger aufgeregt „und ihnen Worte zugerufen, welche unzweifelhaft den Keim zum Bürgerkriege in sich tragen.“ — Der Herr General hat entschieden Fiasco gemacht mit seinen hochtönenden Reden, er hat damit nur Erbitterung erregt, oder die Spottlust aufgereizt.

Während der Bürgerwehrklubb und eine Fraction der Linken die Dienstentlassung des Generals beantragt, schöpfen der „Krakehler“ und der „Kladderadatsch“ aus den Reden des Generals noch immer Stoff zu ihrem Humor und ihren Witzen. In Bezug auf das Gras welches Herr Wrangel auf den Straßen Berlins bemerkt haben will, brachte der Krakehler in seiner letzten Nummer eine allerliebste Caricatur. Man sieht da Held Wrangel durch die Straßen Berlins reiten, aber in einem Wald von Gras, das dem großen Feldherrn bis an die Nase emporreicht, und von der Suite die ihn umgibt, nichts als die Pickelhauben sichtbar werden läßt. Im Kladderadatsch aber bietet der Magistrat von Berlin das Wrangel'sche Gras an den Meistbietenden zur Ochsenfütterung aus, und beantragt beim Ministerium die Zurückziehung der 2000 Konstabler, weil diese durch ihr vieles Wandern durch die Straßen

das Wrangel'sche Gras beschädigen, und die Heuernte verderben würden. — Auch sehr ergötzliche Facsimile's unserer großen demokratischen Volksredner bringt dies Journal, eins von dem vielgewandten großen Redner Kaufmann Ottensosser, eine Quittung für verkauftes Seidenzeug, dann ein Handbillet von Eichler: „Lieber Meister! Zum Donner schicken Sie mir doch meine Stiefel, sonst kann ich nicht ausgehen, und das wäre für das Volkswohl ein unermeßlicher Verlust.“ Ein drittes Facsimile von dem großen Dulder Urban, der den Sturm auf das Zeughaus geleitet, und seit drei Monaten im Gefängniß schmachtet, ist eine Rechnung über einen unterbundenen Pferdeschwanz. Alle unsere großen Volksmänner und Redner haben vor dem 18. März sich dergleichen materiellen Geschäften ergeben und wenig mit den geistigen und wissenschaftlichen Beschäftigungen zu thun gehabt. Aber unsere Revolution ist das heilige Pfingstfest dieser Jünger der Freiheit gewesen, der heilige Geist der Erkenntniß ist über sie gekommen, und sie, die sonst von nichts gewußt, wissen, verstehen und begreifen jetzt Alles. Das große Gebäude des Staates, wie sehr es auch aus den Fugen sein mag, wieder einzurenken, ist ihnen eine Kleinigkeit, und sie rufen dabei nicht einmal überwältigt von ihrer großen Mission, wie Hamlet, aus: „O Schmach und Gram daß ich zur Welt sie einzurichten kam!“ sondern sie thun es mit Lachen und Scherzen und mit tändelnder Hand, wie etwa ein Kind in die Flammen greift, weil es nicht weiß daß sie brennen!

Vor einigen Tagen fand hier ein Concert statt zum Besten heimgekehrter verwundeter Freischärler aus dem schleswigholstein'schen Kriege. Frau Aston hatte dasselbe veranstaltet. Sie selber saß an der Kasse, die zu einem allerliebsten phantastischen Zelt ausgeschmückt war, und verkaufte, wie Einige behaupten im Kostüm der Jungfrau von Orleans, die Billets zum Concert. Held Wrangel kam auch und zahlte, wie es einem Befehlshaber in den Marken geziemt, 4 Louisd'or für sein Billet, und amusirte sich in dem Concert so prächtig daß er beim Hinausgehen der Frau Aston noch einen Louisd'or einhändigte, mit der Bitte, es möchten sich die edlen Veranstalter des Concerts und die Freischärler dafür einen vergnügten Abend machen. Und einen vergnügten Abend machten sie sich. Jagor lieferte für den Wrangel'schen Louisd'or zwanzig Flaschen des edelsten Weines, Frau Aston spendete großmüthig einen Bowle, einige Deputirte der Linken folgten ihrem Beispiel — es war eine herrliche Nacht, und am andern Morgen ließ man Droschken kommen, um ohne Schwanken in seine Wohnung zu gelangen, und von dem großmüthigen Helden Wrangel zu träumen. —

Der König verweilt noch immer in Potsdam, und man ist sehr gespannt, wann und ob er sein Winterquartier im Berliner Königschlosse beziehen wird. Zu seinem Geburtstage wird es an Demonstrationen der verschiedensten Art nicht fehlen. Der Teltower Bauernverein, eben so der patriotische und der Preußenverein werden große Feste veranstalten, die Bürgerwehr beräth noch, was sie thun, und ob sie überhaupt feiern will. Das Militär wird große Parade haben, dann einen Trauergottesdienst zur Ehre der in Schleswig-Holstein Gefallenen und endlich Tanz und Ball in den Kasernen. Es wird sehr viel gefeiert, sehr viel gejubelt werden, aber es wird Alles nur sein wie das Jubeln und Freudejauchzen eines Kranken, der lacht und glücklich ist, weil er so überaus krank ist daß die Fieberphantasieen ihm das Bewußtsein geraubt. Ganz Deutschland ist krank, und liegt im Fieber. Wer wird ihm der Arzt sein, um es gesund zu machen? — Ich muß lachen, denn indem ich dies schreibe, ruft unter meinem Fenster ein fliegender Buchhändler ein Plakat aus: „Reichsverweserken, wrangle nicht, sonst mußt du purzeln!“

Miscellen, von M. B.

(Aus dem Naturreiche, für Handel und Gewerbe.)

Straßenalleen.

Herr Joseph Sintzel empfiehlt in der Allgemeinen Forst- und Jagdzeitung das Verfahren, Straßenalleen so anzulegen, daß man, anstatt Löcher in den oft sehr unfruchtbaren Boden zu graben und sie mit etwas besserer Erde auszufüllen, tüchtige Hügel von guter Erde aufwerfe und die Bäume in solche pflanze. Er bemerkt daß die in Löcher gepflanzten Bäume nur so lange gut gedeihen, als die Wurzeln in dem Bereich des gegrabenen Loches genug Raum haben; sobald sie diesen aber überschreiten und in den unfruchtbaren Boden dringen, gehe die Freude über das Wachsthum des Baumes in Traurigkeit über; Flechten und Moose finden sich ein. Die Hügel dagegen könne man nicht nur nach und nach an Umfang vergrößern, sondern die Baumwurzeln bedürften auch des wilden oder unfruchtbaren Bodens nicht, wenn es ihnen im Hügel an Raum zur Ausbreitung fehle, weil sie in der Dammerdeschicht, welche diesen umgebe, fortstreichen könnten. Der gute Erfolg solcher Hügelpflanzungen ist an den ausgedehnten Obstbaumpflanzungen auf den Gräflich Giech'schen Besitzungen und auf S's Dienstwiese zu Forst bei Limmersdorf im Großh. Hessischen zu sehen. Das Voraneilen im Wachsthum der auf Hügeln stehenden Bäume gegen die in Löcher gepflanzten ist auffallend.

Vor- oder Doppelfenster

werden noch lange nicht so allgemein als Mittel der Holzersparniß angewendet, als es bei den überall steigenden Holzpreisen rathsam ist. Je wärmer ein Zimmer erhalten wird, und je kälter es im Freien ist, desto größer ist, wie sich von selbst versteht, der Wärmeverlust; er steht im Verhältniß des Unterschiedes zwischen der Temperatur des Zimmers und der im Freien. Durchschnittlich kann man diesen Unterschied während der Winterzeit auf 16° R. annehmen. Die Glasfläche eines Fensters mag zu 12 Quadratfuß angenommen werden. Durch diese Glasfläche geht bei 16° Temperaturunterschied während 12 Stunden so viel Wärme verloren, daß 60 Pfund eiskaltes Wasser damit zum Kochen gebracht werden könnten. Nun wurden, um dieses Quantum Wasser zum Kochen zu bringen, 4 Pfund Holz erforderlich sein und so groß ist also der Wärmeverlust anzuschlagen. Wenige Familien werden sich während des Winters unter weniger als den Bereich von 5 Fenstern zurückziehen können, und es müssen daher auf eine Familie wenigstens 20 Pfund Holz täglich gerechnet werden, welche durch die Abkühlung der Fenster verloren gehen. Sind Vorfenster angebracht, so vermindert sich dieser Holzaufwand auf 10 Pfund täglich, wodurch in drei Monaten ein beträchtliches Maß Holz erspart ist.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr. | Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet. | № 89. 12. October.

Frankfurter Scenen.

[Die Frankfurter Linke und die deutsche Einheit.]

(Schluß.)

Der Reichsverweser besah sich den Kopf der sich ihm hier zum Pfande bot. Es war ein hübscher runder fleischiger Kopf. Der Reichsverweser ist kein Phrenolog; aber wie der Volksmann vor ihm den Scheitel senkte, betastete er dennoch mit feiner Kennermiene die Hornhaut dieser Stirne. Er fand knotenvolle Beulen, talentversprechende, die Vorsprünge links und rechts nicht unbedeutend, links durch Gewohnheit mehr ausgebildet, rechts aber sehr viel hinter den Ohren. Besonders überraschend war die ungewöhnliche Stärke der wiederkäulichen Backenknochen und Unterkiefern. Napoleon weiland hatte keine stärkeren Kinnladen aufzuweisen; doch milderten beim Volksmann Suovis — so ist sein mythischer Name — gemüthliche Hamsterbeutelsäcke zu beiden Seiten der Wangen dieser zermalmenden Verdauungswerkzeuge strenge Unerbittlichkeit.

Wie der Reichsverweser den betasteten Kopf des Volksmanns in die Höhe schob, und zweifelnd drein blickte, ungläubig, der sonst so kindlich Gläubige: da stellte der Abgesandte sich wieder in Positur und sein flötendes Redewerk begann von neuem. Ich bin der Minister des Äußersten, sagte er, ich bin die Capacität von allem Möglichen, der Mann der Zukunft. Ja, und die Zukunft Deutschlands sitzt auf den Barrikaden Frankfurts. Morden wir nicht durch verthierte Söldlinge die Zukunft Deutschlands, die auf den Barrikaden sitzt, hoffend, harrend, bangend in schwebender Pein!

Ein höllischer Chor der Rache stand unsichtbar im Hintergrund der Scene und schlug eine gellende Lache auf. Reichsverweser und Volksvertreter sahen sich verdutzt und furchtsam an.

Wer lachte da? fragte der Erzherzog.

Ich nicht! flötete der Volksmann, mein Herz ist in beiden Säcken voll Schmerz und Trauer, ich weine den Opfern die da fallen werden auf beiden Seiten, mein Herz hat zwei Kammern, ich weine rechts und links ihnen nach.

Ihr Herz in Ehren, aber Thränen, mein Lieber, helfen hier nicht mehr! sagte Östreichs alter Sohn des Krieges; — Worte konnten helfen, und Ihr sprachet sie nicht; jetzt müssen Männer handeln!

Ich möchte auch gern handeln, — unterhandeln! entgegnete des Volkes dicker Freund, das Volk stellt Bedingungen, es parlamentirt.

Es parlamentirt in der Paulskirche, unterbrach ihn der Reichsverweser, es parlamentirt nicht auf den Mauern des aufgerissenen Pflasters!

O Pflaster, Pflaster! heulte der Favorit der Menge wehmuthsvoll, es sind ja nur Heft- und Heilpflaster für die Wunden des Volkes!

Quod medicamenta non sanant, sanat ferrum, sagte Johann.

O ferrum, terrum, o coena, coenum! O Erd' und Himmel! klagte schmerzlich der Autodidakt aus dem Volk; Reue, schrie er, die Hände ringend, Reue rief schon Karl Moor, Reue und keine Vergebung!

Wenn die Aufwiegler bereuen, sagte der Erzherzog, so werden sie milde Richter finden.

Ach, es thut noth, rief der Volksmann, es thut noth, Säuglinge im Kampfe mit verthierten Söldlingen —

Da erscholl von neuem der unsichtbare Chor höllisch lachender Geister. Diesmal klang es aber zweifellos als Gebrüll von der Straße herauf. Der Reichs-

verweser eilte an's Fenster. Drunten stand ein Hause Fradiavolo's aus dem Odenwalde, wilde Kerle mit Sturmhüten und Freischaarenkutten, Stutzen ladend, Keulen schwingend, Sensen wetzend.

Das sind die Säuglinge? fragte ruhig mild der Erzherzog. —

In dem Augenblicke donnerte eine Kanonensalve welche die Barrikaden in der Schnurgasse niederschmetterte.

Und das — sagte der Reichsverweser, — das sind die verthierten Söldlinge! wollte er sagen; — die hessischen Kanonen sind es! Gehaben Sie sich wohl, mein Freund, falls Sie mein und des Volkes Freund sein können.

O ja, o ja! rief der Volkstribun, aber nur parlamentiren, parlamentiren!

Der Soldat, sagte der Erzherzog, parlamentirt nur mit ehrlichen Feinden! —

Man hatte wirklich parlamentiren wollen. Amnestie für Mörder und Räuber, und die „Preiße 'nausgeschmisse!" — so lauteten die Bedingungen. — Der Erzherzog winkte mit der Hand; die Audienz war zu Ende. Am Arm eines Kammerhusaren wankte der Volksmann die Treppe hinunter. Unten standen die baumstarken Kerle, die Säuglinge der Zukunft. — Nu was isch? was isch mit ihm? schnaubten die Odenwäldler, Sachsenhäuser, Bockenheimer.

Er hat sich verantwortet, der Unverantwortliche! sagte der Freund dieses souveränen Volkes.

Solle die Preiße 'naus?

Der Apollolockige mit dem Bocksfuß schüttelte das Haupt.

Noi? noi? — Nu, dann widder hinoi in's Gefecht!

In's Gefecht, in's Feuer? flötete der Volkstribun; — na, Kinder verbrennt Euch nur die Fingern nicht!

Sprach's und zog das Kalbsfell vom eignen, den Frack vom Leibe; im Fracke spricht, in Hemdsärmeln handelt sich's besser! Mir'ne Wurscht! Das Leben ist bunt. Jacke wie Hose! Mir einerlei! Alles versucht, alles vergebens! Ich wasche meine Hände in —

Der Volksfreund stolperte und stürzte mit beiden Händen voran in den Rinnstein. Wasche meine Hände in Unschuld! führte er sein Selbstgespräch zu Ende. —

Um die Straßenecke aber guckte Samiel mit dem Sturmhut und der schrillen rothen Feder.

Ätzbilder aus Frankfurt a. M.

(Frankfurter Scenen in anderer Manier.)

— Komus und Jocus haben sich auch schon in den Ernst unsrer „Frankfurter Scenen" eingeschlichen. Sie drängen sich noch weit mehr dem Charaktermaler auf, der mit dem Stift die Gestalten der Gegenwart schildert. In Frankfurt wimmelt es von Karikaturen aus der Paulskirche. Sie sind oft wohlfeil erfunden, nicht immer glücklich aufgefaßt, eben so häufig plump ausgeführt. Jetzt bringt uns ein feinerer Kopf Ätzbilder aus Frankfurt a. M.*). — Wir sind ungewiß ob man uns nicht des Leichtsinns verdächtigen werde, sprechen wir, nach so ernsten Ereignissen die Blut gekostet, in so bedrängten Momenten und Krisen welche den Zusammenhalt der Versammlung in der Paulskirche zu lösen drohen, dem Hang zur Satyre, der Karikatur, das Wort. Ein witziger Kopf hat bemerkt, die jetzigen Sitzungen der deutschen Nationalversammlung seien parlamentarische Katzenmusiken die sich die Parteien gegenseitig bringen. Und doch thut der Ernst so noth, die deutsche Einheit hat ihre hochnothpeinliche Krisis. — Jedenfalls dürfen wir den Künstler jener Ätzbilder bei soviel Geschmack und Feinheit, bei soviel „glücklichen Griffen" seiner Phantasie und seiner Zeichnung von aller Anklage der Frivolität freisprechen. Wenn jene vielen, von Frankfurt aus verbreiteten Pasquillzeichnungen den Vorwurf erleiden, den Sinn des Ungebildeten in seinem ohnedies schon nur halben Glauben an deutsche Einheit und Eintracht zu stören, nicht selten sogar der Gemeinheit Vorschub, der Trivialität Recht zu geben, so wendet sich unser Künstler an die Bildung, und die Bildung, das Rechtsgefühl und der Ordnungssinn unter uns ist, dünkt mich, bereits so weit, an der Nothwendigkeit deutscher Einheit auf Grund und Boden der Freiheit nicht zu zweifeln, in ihr vielmehr das einzige Heil der Wohlfahrt unseres Jahrhunderts zu sehen. Diese Sicherheit der Überzeugung als Voraussetzung genommen, dürfen wir dem Humor um so lieber den freien Spielraum gönnen, stellt er sich uns in künstlerischen Leistungen dar. Anmuth und Grazie sind sein Geleit, selbst der Übermuth der eine satyrische Rache übt, gewinnt uns durch das wohlgefügte Maß seiner Linien, durch die erfinderische Kraft seiner Einfälle.

Das erste Blatt zeigt uns das Frankfurter Theater, aus dem Personal der Paulskirche besetzt. „Durch die

*) In einem ersten Heft, vier Blätter enthaltend, Leipzig bei Louis Rocca, ⅔ Thlr.

auf einander folgenden Todesfälle der Hrrn. Malß und Guhr, heißt es im Texte, schien das Fortbestehen der Frankfurter Bühne in Frage gestellt. Es soll deshalb im Werke gewesen sein daß die Nationalversammlung das Theater übernehme," und sie liefert in der That hier mit Vorführung ihrer hervorstechendsten Mitglieder den Nachweis reicher und mannichfaltiger Schauspielerkräfte. Der Entwurf zur Besetzung der verschiedenen Rollenfächer lautet nach der Einbildungskraft unseres zeichnenden Humoristen also: Heinrich v. Gagern, als Director und Dramaturg obenan, sitzt am Schreibtische, calculirt und simulirt. Er ist auf diesem Posten als Impresario älter geworden als wir ihn in den Actionen des Staatslebens kennen; sein Haar noch gesträubter, seine buschige Braue noch struppiger. Gleich hinter ihm steht mit Helm und Schwert als erster Held und Liebhaber der Hr. v. Boddien. Moritz Hartmann mit der Bezeichnung: „Keine Helden, aber zweite Liebhaber," folgt ihm mit der Zitter im Arme; der sichere Lorbeerkranz guckt ihm aus der Sammtrocktasche. General v. Radowitz ist für edle Väter und heroische Greise engagirt; Welcker, im beblümten Schlafrock mit der Brummbaßgeige, für polternde Alte. Naturburschen gibt Vogt von Gießen, mit geballter Linken, die Knallpeitsche in der Rechten. In das Fach der Intriguanten theilen sich brüderlich einträchtig Blum und v. Itzstein, jener in der Bettelmönchskutte mit Hängesack, dieser in der Tracht der Söhne Loyola's mit weißen Bäffchen auf der schwarzen Robe. Die Function der zärtlichen Mütter hat Mittermeier, wie in der Paulskirche so bei der Truppe für den Thespiskarren, mit gleich viel zärtlicher Sorgfalt und liebevoller Versöhnlichkeit übernommen. Für komische Gestalten, Provinzial- und Dialektrollen hat der muthwillige Jocus des Pinsels die Hrrn. v. Vinke, Roßmäßler und Zimmermann aus Stuttgart herangezogen. Ruge steht im Fache der „gelehrten Hanswürste," trotz all seinem Radicalismus mit papierner Nachtmütze und gewundenem Zopfe auf dem Katheder und docirt hartnäckig steif: Da tritt der Philosoph herein, und beweist Euch: so müßt's sein! Biedermann ist Anstandsdame, Graf Schwerin eben so ganz in jedem Zoll biderber Pachter. Ein Schrecken der Paulskirche, ein Redner von bekanntlich „fortlaufender" Wirkung, steigt Nauwerck im Todtenhemd aus einer offenen Gruft der Bretterwelt vor uns auf; Gespenstererscheinungen, Stimmen aus dem Grabe sind ihm vom Theaterdirector anvertraut. Für Hausknechtsrollen ist Schlöffel wie gemacht. Wurm, Tanzpas einübend, ist Ballettmeister. Logenschließer im Hause Apoll's sind die Hrrn. v. Möring und Jucho. Der reichtoupirte, haarsträubende Moritz Mohl ist Theaterfriseur, und Soiron, in der Gestalt des wohlhäbigen und sein Kellerrecht gut wahrnehmenden Küpers, hat die Besorgung des Büffetts übernommen.

Ein zweites Blatt gibt uns in einem Doppelbilde den wohlgenährten runden Volksliebling aus Sachsen. Eine Lärmstange, mit einem martialischen Gliedermann mit Windfangmantel auf der Spitze, trennt das Bild in zwei Scenen. Links spricht der Volksmann zum wild jubelnden Schwarm des Volkes von der Festbaltung der constitutionellen Monarchie; rechts droht er der Paulskirche mit den Schrecken der Republick. Links gewinnt er liebevoll verheißend und lockend, rechts sucht er durch den Fanatismus eines heranrückenden Chaos niederzudonnern. Die Gruppen des verschiedenen Publikums sind eben so charakteristisch wie die Wirkungen dieses „Unverantwortlichen" aus dem Volke.

Ein drittes Blatt bringt uns den Schwebeproceß in Abwägung der Schwerkraft der Rechten und der Linken in der Nationalversammlung. Die Parteien sitzen zu beiden Enden eines Brettes, das Gagern über dem Holzbock hin und her balancirt, die Karte Deutschlands hinter ihm an der Wand mit mehreren Fetzen nach Frankreich und Rußland zu, die beiden Vicepräsidenten ihm zur Seite, Soiron zutraulich auf Posen hinweisend, Hermann mit beiden spannenden Händen über das breite Vaterland tastend. Alte, nach ihrer Richtung, nach ihren Grundsätzen und ihrem Glaubensbekenntniß scharf ausgeprägte Gesichter, sind es doch lauter Knabengestalten die hier als Rechte und Linke ihr Spiel treiben und durch Abwippen das Geschick Deutschlands entscheiden. Die Linke, hier besonders zahlreich vertreten, drückt stark nach unten; auf beiden Seiten aber klammern sich die Häuptlinge verzweifelt fest, denn Gagern balancirt gewissenhaft streng, ohne Ansehen der Person; links und rechts stürzen Haltungslose vom Brett hinunter in die bodenlose Tiefe. Der Text legt Gagern einige Verse in den Mund:

Heisa, juchheisa, dudeldumdei!
Der Teufel hole die Schaukelei.
Wo bleibt da die parlamentarische Sitte?
Hieher noch ein Dutzend, zu mir, in die Mitte!
Glaub's wohl, so herauf und herab Euch zu schwenken,
Das behagt Euch besser als fein zu bedenken
Ob nicht über all' dem Gedrück und Gehocke
Wir zum Gukuk gehen mit Brett und mit Bocke.
So stattliche Bursche von Leib und an Jahren,
Und so toll und wild auseinanderzufahren,
Daß vor lauter Eifer Ihr wahrlich zuletzt
In die blauen Lüfte den Hintern setzt!
Oder gar, zu schwer an den Enden bepackt,
In der Mitte das Brett auseinanderknackt!
Dann ist's mit dem ganzen Gerutsche vorbei.
Der Teufel hole die Schaukelei!

Das vierte Blatt bringt das Gefühl des Patriotismus in zornige Wallung; doch mildert sich deren Ausbruch durch das glückliche Zutreffen des Humors; der patriotische Zorn dämpft sich ab zu künstlerischem Wohlbehagen. Einen solchen Wandel der Empfindung und des Eindrucks gibt uns dies Blatt. — Der „blonde Pommer" von der Insel Rügen steht vor uns als Pastetenbäcker mit aufgestreiften Hemdsärmeln,

mit Schürze und Schlappantoffeln; eine Nachtmütze ziert sein abstractes Haupt, am Zopf des spröden Blondkopfs flattern lustig schelmische Bandschleifen. Er steht vor einem Tisch, um den sich Käufer drängen. Russe, Pole, Italiener, Franzose, Engländer kaufen ein. Die Pastete „Deutschland“ ist längst zerlegt und zerschnitten, zwei Buben am Tische haben Stücke fortgerafft, wie's scheint ohne Zahlgeld; Limburg, Lauenburg, Schleswig heißen die Pastetenschnitte die die Brut so eben zu verspeisen im Begriff ist. Der Franzos, ein militärischer Geck der die Gruppe lorgnettirt, hat Lothringen und Elsaß längst sicher in der Tasche, ihn gelüstet aber nach mehr, ob er sich schon im Hintergrunde hält und sich für den Augenblick nicht vordrängt. Auch John Bull besieht sich den Handel durch den Augenkniffer von fern. Der Russe hat seine Tatze dem Polen auf die Schulter gelegt, dieser aber empfängt vom Pastetenbäcker Michel so eben seine Portion. Der Italiener zeigt gierig auf Wälschtyrol als auf das Ziel seines Gelüstes. Michel-Ruge schneidet frisch weiter und treibt den Vaterlandsverrath sehr generös. Die Frage in der Unterschrift lautet: Aber Gevatter Michel, was bleibt denn übrig von Eurer deutschen Pastete, wenn Ihr so fortmacht? — Antwort: Nu, die Philosophie werden sie mir wohl lassen!

Das Leipziger Theater.

Leipzig, d. 12. October.

— Wir setzen groß und breit, mit fetten Lettern die Überschrift hin, und müssen doch einen kleinen Ton anstimmen, denn das Leipziger Theater steht jetzt auf sehr schmahlen Füßen und auf magerer Kost. Aber welche Bühne wäre vom Sturm unberührt geblieben? Es gehört das zu unsern Errungenschaften. Möchte sich aus der Verwüstung der Bude Apell's eine Neugestalt für das deutsche Theater entwickeln! Vor der Hand steht blos fest daß es heruntergekommen ist. Zum bloßen Luxus, als Anstalten zur Vertreibung des Müßiggangs, als Reizmittel des Amüsements können die Bühnen nicht ferner den Credit für eine ehrenhafte Existenz behaupten. Wenn der Geist der neuen Zeit sie als Sturmwind hingestreckt hätte, ohne ihrem Boden neue Saatkörner einzustreuen, so stände es schlimm mit diesem Geist der Zeit. Sein angeblicher Spartanismus würde nichts als Barbarei sein, seine Revolution bloße Verwüstung, statt Umschwung mit Neugestalt; sein Freiheitsgelüst wäre blos ein Kitzel der die Verderbniß einer verfaulten Civilisation plötzlich überschlich. Neben Volksversammlungen, Vereinen und Klubbs thut unserer Zeit das Theater als Bildungsmittel des Geschmacks und Schönheitssinnes doppelt noth. Bei den Griechen hatte das Theater in ihrer Freiheitszeit die Epoche seiner Blüthe. Soll bei den Deutschen die Kultur, weil sie lange Zeit krank, schwächlich und verderbt war, ausgeschlossen sein von der Erneuerung unseres besten Lebens?

Wir sind der Überzeugung, jetzt sei die Zeit gekommen, die Bühnen, diese wesentlichen und hochwichtigen Anstalten der Volksbildung, diese Pflanzstätten des Geschmacks, des öffentlichen Anstandes und schöner Sittlichkeit, zu Staatsanstalten zu erklären. Nationaleigenthum! hat man an Fürstenwohnungen geschrieben. Die Theater sind es die der Nation gehören und die aufhören müssen, einerseits das gefällige Amüsement der Höfe zu sein, andererseits dem zufälligen Calcül städtischer Kassen anheimzufallen. Für Städte mittleren und dritten Ranges werden rein private Schauspielergesellschaften mit wechselndem Aufenthalt immer bestehen können. Städte aber wie Hamburg, Frankfurt, Leipzig brauchen Theater, deren Würde und Haltung nicht den Schicksalen von Privatunternehmern unterliegen darf. Der Bevölkerung solcher Städte thut eine sorgfältige, unaufhörliche Kunstpflege noth. Gibt es noch Politiker, denen diese Einsicht fehlt, so bedauere ich, daß Alter und Jugend gleich sehr blind geworden vor dem Glanz unserer sogenannten Errungenschaften, blind und gefangen in dem Wahne, die Freiheit bedürfe nicht einer ästhetischen wie einer sittlichen Pflege. Die Theater großer Städte müssen Staatsanstalten sein; denn sie haben die Bedeutung von öffentlichen Schulen, die Wichtigkeit von Universitäten. Verzichten andererseits die Fürsten darauf sich Hoftheater zu halten, wie der König von Würtemberg nach Maßnahme seiner beschränkten Civilliste diese einfache und natürliche Nöthigung zuerst ganz richtig gefühlt, so müssen die Bühnen der Residenzen aufhören, einzig und allein die außerordentlich unterstützten und bevorzugten zu sein. Leipzig z. B. braucht als Handels- und Universitätsstadt noch weit dringlicher ein gutes Theater als Dresden. Dort spielt man vor dem Hofe, vor dem kleinen Luxus einer Residenzbevölkerung zweiten Ranges und vor einer zufällig zusammengewürfelten Schaar von Fremden. Hier gilt es eine Handelsstadt ersten Ranges zu beschäftigen, eine zahlreiche, starke, aufgeweckte, für Geistespflege empfängliche und ihrer benöthigte Jugend für Schönheit, Wahrheit und öffentlichen Anstand heranzubilden. Es kann kaum zweifelhaft sein, wo das in seinen Wirkungen wichtigere Theater zu suchen sei. Erklärt man die Dresdner und die Leipziger Bühne für Staatsanstalten, so hat man in Sachsen zwei gute Theater, statt daß man jetzt blos ein glänzendes und ein — zweifelhaftes hat. Möglich daß ein Minister im Gedräng der Zeitfragen dieses Thema noch nicht aufnehmen darf, noch nicht aufzunehmen wagt. Möchte es, wenn es geschieht, nicht zu spät sein!

(Schluß folgt.)

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.
Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von
F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr.

Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet.

№ 90. 13. October.

Wiener Skizzen, von F. Gustav Kühne.

3.

A. E. I. O. V.
Austria Eius Juste Omnia Vincet?
Alles Erdreich Ist Oestreich Unterthan?
Aller Ehren Ist Oestreich Voll?
Austria Erit In Orbe Ultima?

Hochzeit, Hochzeit! Danach lechzte allezeit der Genius Östreichs, nach neuen Gelagen, bei welchen die Völker sich zu Ehren ihrer Fürsten berauschten, die Fürsten das Blut frischer Länder in ihre trocken gewordenen Adern schlürften! Hochzeit, Schmauserei, Bacchanal! Danach gestaltete sich hier die Entwickelung, daran hat die Geschichte Östreichs stufenweis ihre Momente.

Des zweiten Albrechts Hochzeitsfeier, in Sanct Stephan mit allem Pomp Himmels und der Erde vollzogen, brachte zwei Kronen an das hungerige Haus Habsburg; Sigismunds einzige Tochter, Elisabeth, brachte zur Mitgift Ungarn und Böhmen. Erheirathet sind die Länder; mit Gewalt erobert wäre nicht rechtmäßiger, aber mit mehr Verdienst erworben. Das deutsche Östreich hat für diesen Erwerb zu büßen gehabt, es war den Schicksalen jener Länder, den verwüstenden Einfällen wilder barbarischer Horden mitpreisgegeben. Jene Erbschaften brachten wenig Segen, machten viel Noth und Sorge. Um dann die lockern Bande zu festigen, erfand man eine Maschinerie geheimer Zwangsmittel; Haus Habsburg verfiel bei Nöthigungen solcher Art nach und nach auf wälsche Mittel, auf machiavellistische Praktiken.

Kaiser Friedrich der Dritte, — in Östreich, wo Friedrich der Schöne als voller Kaiser zählt, der Vierte, — war ganz der Mann danach, um das Erbe zu vergrößern und allezeit Mehrer des Hauses zu sein. Diese Erb- und Erwerbgier streift bei ihm an jüdischen Wucher. Man kann sich diesen schlauen und feigen Friedrich kaum anders denken als mit dem Bettelsack in der Welt herumschleichend, Menschen und Länder sammelnd. Er war das Gegenstück eines Helden. Er winselte wo ihn Unglück traf, er that gemüthlich und rührte, wenn er landflüchtig umherirrte, er kroch wo er Vortheile erlisten konnte. Die Gewaltthat haßte er, weil er alle Kraftentwickelung fürchtete; er scheute aber nicht Betrug und Verrath, ging es im Stillen ab. Trotz seiner Schwäche wurde er durch die Ausdauer seiner zähen Seele doch endlich mächtig. Seit seinem neunten Jahre stand er Feinden gegenüber und hat die lange Zeit seines Lebens hindurch, 69 Jahre lang, keinen einzigen seiner Feinde überwunden, aber sie alle überlebt und überdauert. Die Kämpfer die um ein Erbe mit ihm stritten, verzweifelten schließlich vor der unermüdlichen Langmuth des kaiserlichen Geizhalses der es verwaltete. Sein ewiges Zaudern rettete ihn aus den drohendsten Gefahren. Diese Staatsmaxime Östreichs hat in der Natur dieses Habsburgers ihre Wurzel. Er eroberte sich nichts durch Achtung; aber weil ihn niemand fürchtete, vereinigten sich nicht selten die Parteien über ihn, ließen sich die Kurfürsten bewegen seinem Sohne die Krone zuzusprechen, verlangten Könige und Herzöge ihn zum Erben, trugen selbst die freiheitsstolzen Flammänder ihm Karls des Kühnen Tochter und Burgund zur Mitgift an. Friedrich gründete die gesammelte Erbschaftsmonarchie des Hauses Östreich. Er wollte auch eine Römerfahrt machen, blos aus geschäftlicher Rücksicht, um die Krone Karls des Großen verwertheter aus des Papstes Händen in Empfang zu nehmen, und gelegentlich beim Durchzug durch Mailand nach dem Erlöschen der Visconti auch das fette Stück der Lombardei „an's Reich", wie er sagte, zu bringen (1447). Er hatte auch in hohem Grade die Leutseligkeit der Habsburger, er

konnte — wo es ihm von Nutzen schien — sehr gemüthlich sein. Als er von einem Zuge nach Wien heimkehrte und die Wiener ihm die Stadt versperrten, drückte er den Boten die Hand und sagte, es sei doch halt sehr unrecht und sehr hart ihn von seiner Frau zu trennen. Es steckt in den Habsburgern patriarchalischer Familiensinn; es ist nur schlimm wenn sie damit werben. Sie sind klein im Großen, und groß im Kleinen. Friedrich war friedfertig selbst auf Kosten der Ehre. In Wien aber hatte sich im Drang der Kampfesnoth ein mannhaftes und wehrhaftes Bürgerthum herausgearbeitet. Die ewigen verheerenden Einfälle der Ungarn und Barbaren aus dem Osten hatten die Wiener aus ihrer gemächlichen Genußlust aufgetrieben; aus der Noth hatten sie eine Tugend gemacht, aus dem romantischen Liebessitze ihrer Fürsten von ehedem war ein starkes Bollwerk gegen die Feinde der Christenheit und gegen die Horden des Ostens geworden. Wien wurde in diesen Kämpfen die bedeutendste Festung Europa's, welcher die Aufgabe zufiel dem Westen eine Schutzmauer zu sein. Dieser Aufgabe waren die Wiener tapferen Sinnes gewachsen, solange der Spieß in ihrer Hand nothgedrungen eine Waffe gegen Mongolen und Osmanen blieb; erst mit der Noth schwand auch wieder ihre Wehrhaftigkeit und in der sorglosen Ruhe des Genusses ward ihnen der Speer in ihrer Hand dann auch bald wieder zum Bratspieß am Feuerheerd. An zäher Ausdauer in der Vertheidigung, an passiver Tapferkeit ist der Genius des östreichischen Heeres allezeit stark geblieben. Wien hat zum Heil der Christenheit manche Belagerung ruhmwürdig ausgehalten; selbst dem Helden Mathias Hunyad Korvinus leistete die Stadt einen hartnäckigen Widerstand eh' sie erlag. Der Sieger gefiel sich dann fünf Jahre lang im üppigen Glanze des schönen Wiens. — Kaiser Friedrich besaß weder Muth, noch Truppen und Geld, seine Hauptstadt sich wieder zu erobern; er saß in Linz und wartete auf das Eintreffen der Prophezeiung seiner Astrologen; und als ihm endlich ohne sein Zuthun und Verdienst der Besitz der Stadt zufiel, hielt er seinen Einzug dort, blos um sich im Stephan das große Monument zu setzen. Wien hatte genug gethan, den Untergang der habsburgischen Macht im Lande Östreich zu hindern. Friedrich aber hat den Wienern diese Treue wenig gelohnt. Von Heerhaufen eingeschlossen, die den geizigen Vormund zur Herausgabe des Ladislaus Posthumus zwingen wollten, war er nur durch die Heldenthaten seiner Wiener gerettet worden. Da war der Andreas Baumkircher der den Zugang zum Kaiser wie ein Horatius Cocles an der sublicischen Brücke schirmte. An Gestalt und Kraft ein Riese, hielt er den offenen Paß zur Hofburg besetzt, wehrte die stürmenden Haufen der Feinde zurück und hielt, schon mit dreizehn Wunden bedeckt, so lange Stand bis das Schutzgitter der Brücke fiel und der Kaiser gerettet war. Und welchen Ausgang nahm, welchen Lohn erhielt der Baumkircher vom Habsburger Kaiser? Er hatte Forderungen an ihn, für die Söldlinge die er ihm geworben. Er forderte trotzig nach Art jener Landsknechtsführer, deren Freischaaren nicht ohne reichen Gewinn ihre Haut verkauften. Ein Parteigänger, war er zuvor in gegnerischen Diensten, aber seit lange dem Kaiser treu zu Lehen gewesen, hatte Schulden in kaiserlichen Diensten gemacht, und da seine Gläubiger drängten, drängte er seinerseits den Kaiser. Statt ihn zu befriedigen, wollte man über sein Verhalten erst in's Gericht mit ihm gehen, stellte die Frage auf ob er allezeit als Unterthan sich treu bewährt. Er hatte wahrscheinlich auch in Kaisers Namen, aber zu dessen Bestem, nach Kriegsgebrauch gesengt und geplündert. Endlich wollte sich Friedrich mit ihm vergleichen, Lohn und Strafe nach der Schaale des Rechtes abwägen. Baumkircher stellte sich in Gratz; es war ihm dort auf einen Tag lang freies Geleit förmlich zugesichert. Er sollte mit dem Kaiser speisen, über einem Backhähnl wollten sie auf gut Östreichisch ihren Handel schlichten. Der Baumkircher harrte und harrte, das Mahl zog sich in die Länge, die Spätglocke schlug und mit dem letzten Glockenschlage war die Frist des freien Geleites vorüber. Da sprang Baumkircher auf, warf sich auf's Pferd und wollte fort solang er noch frei. Aber der Tag war just um, der Waffenstillstand mit der Abendstunde zu Ende; noch am Thor ward er des schlauen Kaisers Gefangener. So ward ein Wiener Horatius Cocles belohnt! Und Wien lieferte damals der Helden mehrere. Da war der Wolfgang Holzer, ein wahrer Volkstribun seiner Zeit, Ochsenhändler seines Zeichens, zum Bürgermeister der Stadt erhoben kraft seines Ansehens beim Volk. Kaiser Friedrich hatte Haushändel gehabt gegen Mitglieder seiner Familie. In den Wirren für und wider hatte Holzer Anfangs für Herzog Albrecht gegen Friedrich Partei genommen; wußte doch damals ein Biedermann am wenigsten wer Koch und wer Kellner im Lande war. Das Heil der Stadt war Holzer's Ziel gewesen. Erfinderisch, stark, der Rede und der Faust gleich mächtig, aber ein hochmüthiger Plebejer der sich durch Arglist gewinnen ließ, trat Holzer durch des Kaisers Unterhändler, durch Zusagen und Gewährnisse aller Art verleitet, zur Fahne

des Kaisers über. Herzog Albrecht war ein Henker gewesen und die Rückkehr zum Kaiser schien im Sinne des Rechts und der Wohlfahrt Wiens das Richtige. Aber das Volk hielt das für Verrätherei und schleppte seinen Liebling zur Folter. Wolfgang Holzer, der bürgerliche Held von Wien, ward als Judas auf dem Hof geviertheilt. Als der Henker ihm das Herz aus dem Leibe gerissen, richtete der kraftvolle Mensch sich noch in die Höhe und verlangte sein Herz zu sehen. Sein Kopf prangte dann auf dem Stubenthor, seine Glieder in der Herrengasse. — Wie Friedrich die Volksmänner seiner Zeit, so hat in unsern Tagen Kaiser Franz, gleich leutselig und patriarchalisch, gleich schwach und feige, gleich kalt, nüchtern und ruhig, die Männer Tyrols für sein Haus sich opfern, den Helden Hofer in Feindes Hand zu Mantua sein Blut vergießen lassen! Erbeigenthümliche Familienzüge sterben nicht, auch wenn die Macht der Zeiten sie schwächt und mildert.

Die Inschrift die sich Friedrich setzte, die Vocale A. E. I. O. U., haben Einige verstehen wollen: Aller Ehren Ist Oestreich Voll. Andere deuteten sie: Austria Ejus Juste Omnia Vincet, Alles Erdreich Ist Oestreich Unterthan! Noch Andere meinten verhängnißschwer: Austria Erit In Orbe Ultima.

Auf Spielereien der Gelehrten ist nichts zu geben, so wenig als für die Hohenzollern auf die Prophezeiungen des Klostermönchs von Lehnin. Aber auf die Liebhabereien der Fürsten selbst muß man achtsam sein, denn auch in ihren Spielen verräth sich ihr Schicksal wie ihre Geistesart, denn jenes beruht in dieser. Auf Kaiser Friedrich des Dritten Verordnung und Hausgesetz werden die Habsburger sehr eigenthümlich mit ihren sterblichen Überresten bestattet. In kupfernen Urnen kommen ihre Eingeweide in die Fürstengruft, in eines der 30 großen Gewölbe unter der Stephanskirche; ihr Herz wird von den Augustinern beigesetzt, und ihre Gebeine, ihr sonstiger Leib, ruht bei den Kapuzinern. So wohlvertheilt schlummern sie, eine Saat, zu reifen der ewigen Ernte. Sie scheinen kein Arg zu haben, ob die frommen Väter dereinst das ihnen Anvertraute ohne streitige Händel wieder herausgeben werden, kein Arg, ob aus den erbärmlich zerstückelten Resten jenseits ein himmlisches Ganzes werde. — Kaiser Franz in unseren Tagen hinterließ sein Geld seiner Familie, seine Liebe seinen Völkern. Ich weiß nicht, ob die Völker bei seinem Tode lachende Erben waren, ob sie das Vermächtniß gern angetreten haben und ihm und seinem Hause die Liebe mit gleicher Münze zahlen wollen.

(Schluß folgt.)

Das Leipziger Theater.

(Schluß.)

Seit Marr's Abgang nach Hamburg gastirten Jerrmann und Wohlbrück. Es war Hoffnung gegeben, Grunert für das Jahr zu gewinnen das ihn von Stuttgart frei ließ. Er hätte durch Herbeiziehung junger vacanter Kräfte aus Stuttgart uns ein gutes Schauspiel geben können, getragen durch die Gediegenheit seiner eignen Leistungen. Ich weiß nicht, machte man ihm absichtlich Bedingungen auf die er nicht eingehen konnte, oder war man außer Stande ihm auch nur leidliche zu stellen? Ohnedies mußte Grunert jede Verbindung abweisen, da ihn die Verwaltung von Stuttgart wieder berief.

Das Leipziger Theater scheint sich auf Lustspiel und Oper beschränken zu wollen. Die Aufführung des „Pfarrherrn“ ließen wir unbesprochen vorüber, nachdem wir zweien unsrer Berliner Berichterstattern bereits das Wort darüber gegönnt. Gestern spielte man „Heirath durch Revolution“, in zwei Acten von A. Schrader, der eine Anekdote aus Garrick's Leben zu einem hübschen Stückchen, „Doctor Robin,“ verarbeitete. Die neue Arbeit ist freilich salopp und schwach. Es ist nicht neu daß die französische Komödie eine widerwillige oder gleichgültige Ehe schließen läßt und beide widerstrebend oder durch Zufall Verbundete nach dem conventionellen Acte Geschmack und Neigung zu einander gewinnen. Hier im Stücke sind Nobili auf der Festung zu Parma als politische Verbrecher beisammen. Der Eine der frei wird, liebt eine Jüdin, aber die Verwandten geben das Bündniß nicht zu. Sein Freund, Graf Pallavicini, der den Tod sucht, weil er das Vaterland nicht zum Leben erwecken konnte, entschließt sich das Mädchen kurz vor seinem Tode heirathen zu wollen, ihr seinen Namen und sein Vermögen zu hinterlassen und sie ihm auf diese Weise — mundrecht, d. h. ebenbürtig zu machen. Sie soll ihm heilig bleiben auch während der zwei Stunden wo sie scheinbar sein ist. Rahel hat ihn aber schon lange seit seinem politischen Martyrthum geliebt. Sie willigt in das Bündniß das er zum Schein eingeht, und verräth nur wider Willen ihre still glühende Neigung zu ihm. Er glaubt dem Freunde Rahel's Herz bewahren zu müssen, auch als er frei, und durch die Gunst einer Volksbewegung sogar Minister ist. Nach und nach gewinnt er sie lieb; schon hat der Bischof die Heirath für nichtig erklärt, da schließen Beide den scheinbaren Bund von neuem und in gegenseitiger aufrichtiger Liebe. Daß Rahel schon längst aus Passion zu ihm Christin geworden, klappt denn auch noch dazu, ist freilich, wie vieles im Stücke, schlecht angebracht und falsch verschmolzen. Eine interessante Anekdote ist hier ein schlechtes Stück geworden. Gespielt wurde ziemlich eben so salopp als die Waare gearbeitet ist, bis auf Hrn. Gultmann der immer alert und schlagfertig, Frau Günther-Bachmann mit ihrem unverwüstlich graziösen Humor und Hrn. Ballmann der immer frisch und munter ist.

Wir nehmen hier im Interesse theatralischer Dinge die Gelegenheit wahr, einen Irrthum zu berichtigen zu welchem

uns unlängst eine Verwechselung führte. Nicht des Leipziger Hartmann Drama: „der Verheißene", sondern G. Logau's „Ein deutsches Herz" (Ulrich Hutten) wurde in Dresden aufgeführt, dasselbe Stück welches zuerst in Karlsruhe und jetzt in Berlin über die Bretter ging und von unsern Berichterstatter da und dort so verschieden beurtheilt wurde. Wir hielten uns für verpflichtet beiden Ergüssen freien Spielraum zu gönnen, um so mehr da uns das in Rede stehende Drama gänzlich fremd ist.

Briefwechsel.

Kassel, im October.

[Schelling auf der „Höhe;" Heinrich Koenig als „Reactionär;" Koenig's Reden in der Kammer.]

♁ Seit einigen Wochen hat sich Schelling hier auf Wilhelmshöhe angesiedelt. Er will von diesem Sinai aus seine Philosophie der Offenbarung offenbaren. Er kam von Pyrmont; der dortige Badearzt, Dr. Harnier hierselbst, hat ihn zu diesem stillen Aufenthalt beredet, da er den großen Philosophen an einer heftigen, zum Theil freilich sehr gerechten Wuth auf Berlin leiden sah. Einige Männer der Literatur die hier leben oder durch den Landtag hier versammelt sind, wollten ihm vorgestellt sein, allein Dr. Harnier erklärte, Schelling, der Patient, wolle niemand sehen, am wenigsten z. B. Heinrich Koenig, den Verfasser der Klubbisten von Mainz. — Hört, hört! wie sich die Geister berühren! Heinrich Koenig, den die hiesigen Lärmmacher, weil er der Wahrheit die Ehre gibt, für einen Reactionär verschreien, wird von Schelling als Ultraliberaler verworfen und verschmähet! Muß denn das alte Jahrhundert in und an Kopflosigkeit hinsiechen und untergehen?

Um Ihnen Heinrich Koenig's politische Stellung zu den Parteien klar zu machen, brauche ich blos mit seinen eignen Worten zu reden. Seine Rede gegen die Ruhestörer ist als Beilage zu den Landtagsakten gedruckt. Ich hebe folgende Stelle daraus hervor. Koenig unterscheidet die Bewegungen des Märzes von den heutigen Stänkereien gesetzloser Alarmisten.

„Wenn Mancher bisher der Ansicht war daß die hohe Staatsregierung im Vorschreiten gegen die Aufstände im Land etwas zu bedenklich erscheine, so liegt das vielleicht darin daß man diesen Unruhen zu viel von jener Macht zutrauen dürfte, die sich bei den politischen Bewegungen im Monat März so unwiderstehlich für die ohnmächtigen deutschen Regierungen erwiesen hat. Allein, ich finde einen großen Unterschied zwischen jener Erhebung des Volkes und diesen Aufständen des Pöbels. Dort galt es altverkümmerte oder entzogene Rechte zurückzufordern, einen öffentlichen Zustand zu begründen, entsprechend der fortschreitenden Entwicklung der Zeit und unseren socialen wie nationalen Bedürfnissen. Hiermit war jeder Rechtliche, jeder Wohldenkende, jeder Edle im Volk einverstanden, und dieses begeisterte Einverständniß war es eben, was jene Erhebung so unwiderstehlich machte. — Es liegt in der Natur der Sache und war nicht anders zu erwarten, als daß eine so tiefgreifende Bewegung auch den Bodensatz des Volkes aufregen mußte, wie ein hoher Gewittersturm den Staub der Straße aufwirbelt. Dies ist nun wirklich erfolgt. Wie früher die edelste Begeisterung, so sind jetzt die niedrigsten Leidenschaften im Spiel, — Rachsucht gegen übermüthige Beamte und wucherische Juden, Habsucht gegen Wohlhabende, Zerstörungslust und jener Übermuth der Rohheit, der sich jenen Leidenschaften so leicht zugesellt. Diese Dämonen, meine Herrn! können schrecklich, können entsetzlich sein, aber zu fürchten sind sie nicht auf die Dauer; denn sie finden keine Sympathien im eigentlichen Volk und schwinden wie Gespenster der Nacht, sobald nur das Gesetz sein ernstes Angesicht zeigt. — Und dies muß jetzt geschehen! Die Regierung muß sich stark und entschlossen zeigen, Unrecht nicht länger zu dulden. Und Jeder der eine Familie hat, der einer Familie angehört, der ein kleines Eigenthum besitzt, an einem wenn auch nur halb grünen Erwerbszweige festhält, der einigen Anspruch an die Bildung der Zeit, an die Hoffnung unserer Zukunft macht, wird sich der Regierung anschließen, es mit ihr halten. Und eben dadurch wird eine Regierung mächtig daß sie die Kräfte des Volkes zu einem Zwecke zu erwecken und zu verbinden wisse, worin beide, Volk und Regierung, einig sind, — zur Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung, zum Schutze der Familien und der Güter des Lebens. Wohlan! fordern wir die Regierung auf, diesen Bund der Guten und Rechtlichen zu knüpfen, stark und entschlossen zu handeln! — Ich stelle den Antrag, der hohen Staatsregierung zu erklären: „die Abgeordneten des Landes hätten mit lebhafter Mißbilligung die fortwährende Aufregung und gesetzlose Unordnung wahrgenommen, die im Lande immer mehr um sich greife; sie fordere hohe Staatsregierung auf, dieser Gesetzlosigkeit mit allem Nachdruck entgegenzutreten, und indem die Stände dem Ministerium des Innern und des Krieges volles Vertrauen in ihre Absichten und Mittel aussprächen, seien sie bereit, die Regierung zu diesem Zwecke mit allem Nachdruck zu unterstützen." Meine Herrn! Indem wir der Staatsregierung mit diesem Vertrauensvotum entgegenkommen, fürchtet wohl Keiner von uns der so oft besprochenen Reaction eine Hand zu bieten. Ich, für meine Person, glaube wenigstens, daß bei der jetzigen Stimmung und Spannung in Deutschland eine Reaction von oben viel weniger als von unten zu fürchten sei. Daher erscheint es auch sehr beklagenswerth, daß in den Provinzialstädten eine übertriebene Besorgniß vor Reaction oft genug zu manchen, nicht immer würdigen Aufregungen hinreißt. Ich verkenne nicht daß Wachsamkeit einem freien Manne, zumal in Zeiten wie die jetzigen, wohl ansteht: aber es gibt auch eine Wachsamkeit der Ruhe, der würdigen Haltung und des Vertrauens, — des Vertrauens, wenn nicht einmal in die Regierungen, doch in die eigene bewaffnete Kraft und Entschlossenheit."

(Fortsetzung folgt.)

Berichtigung. In Fr. Laun's Sonetten (Nr. 88) lies in Sonett 1: Fülle für Hülle; dumpfem Schlafe statt dumpfer Schlacht; in Sonett 5: der blutigen Fackel st. blut'gen Hebel.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr.

Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet.

№ 91. 14. October.

Wiener Skizzen, von F. Gustav Kühne.

(Schluß.)

Im Sanct Stephan hat sich Kaiser Friedrich vor dem Passionsaltar noch bei seinen Lebzeiten den prachtvollen marmornen Sarkophag setzen lassen, ein Meisterwerk jener Epoche von der Hand eines Strasburger Bildhauers. — Der Zufall treibt oft ein sinnreiches Spiel. Vor dem Eingange bei den Stufen des Denkmals, ihm zu Füßen, ruhen platt auf der Erde drei Männer Wiens, der Bürger Konrad Vorlauf, und zwei Rathsherren, Kunz Rumpersdorfer und Hans Rock, welche weiland Herzog Leopold der Vierte wegen eines zu Gunsten seines Bruders Ernst wider ihn erregten Aufruhrs (1408) enthaupten ließ. — Im vollen Kaiserornat mit Mantel, Krone, Apfel, Scepter, liegt Friedrich auf der Fläche des Sargdeckels in Marmor ausgehauen, umgeben von dreißig Wappenschildern des Hauses Habsburg, des Landes Östreich und des deutschen Reiches. Ihm zur Rechten sieht man das Monogramm, womit er zu unterzeichnen pflegte, zur Linken auf einem fliegenden Zettel die viel gedeuteten Vokale A. E. I. O. U. Die Gallerie rings herum zählt 20 Bogen, in deren Zwischenräumen der Erlöser und die Apostel sammt 40 andern kleinen Heiligen Wache halten. Von soviel Trabanten des ewigen Lebens umzingelt, hielt sich der auf Erden so furchtsame Kaiser für wohlbewacht und sicher um jenseits der Etikette gemäß richtig anzukommen und seiner Würde entsprechend aufzutreten. Um kein Feld am Denkmal leer zu lassen, ist eine Menge der seltsamsten Gethiere angebracht, die sich verfolgen, sich um den Besitz des Todtenschädels reißen. Man staunt über den zärtlichen Fleiß der Künstlerhand in all den Zierden und Attributen. Überreich beladen liegt diese Majestät von Habsburg da, wie ein ängstlicher Geizhalz der sich auch noch im Tode mit Allem behängt was ihm werthvoll schien und um dessen Verlust er die ewige Seligkeit nicht möchte.

Ein Bild von Wien aus jener Zeit lieferte Kaiser Friedrichs Geschichtschreiber und Minister, sein wärmster, vielleicht sein einziger Freund, der alte Äneas Sylvius, ein Mann aus uraltem, heruntergekommenem italienischem Geschlechte. Er hatte als Dorfpfarrer in Tyrol begonnen, um auf dem Stuhl Petri als Pius der Zweite zu enden. Dieser Schriftsteller schildert als Italiener Klima und Sitte in Wien übertrieben als rauh und nordisch. Merkwürdig ist daß ihm der Mangel eines alten, eingesessenen Bürgerstandes auffällt. Die Wiener nennt er sanguinisch wild, ja blutdürstig. Sie vertheidigen sich, sagt er, sehr gut. Die Häuser der Stadt, sagt er, sind stark und geräumig, gut und fest gebaut, durchaus von Stein, meist mit Schindeln, einige wenige mit Ziegeln bedacht; hochgiebelig nennt er sie, mit Pracht verziert, außen und innen bemalt; überall sehe man Fenster von Glas und Thüren mit eisernen Gittern. Mächtig große Zimmer, Stuben genannt, findest Du im innern Raume, und diese Stuben heizen sie, denn der Winter ist rauh. Aber sie machen sich den Winter zum Frühling drinnen, halten sich allerlei Singvögel die täuschend wie im freien Walde singen. Zahlreich kostbares Geräth haben sie in den Stuben aufgestellt, und „wo Du zu einem Bürger gehst, meinst Du in eines Fürsten Haus zu treten." Die Keller sind so tief und weit daß das allgemeine Sprichwort geht, es gäbe ein oberirdisch und ein unterirdisches Wien*). Die Häuser der Prä-

*) Auch Bonfin's Schilderung von Wien aus jener Zeit ist ein denkwürdiges Zeugniß. Der gelehrte Ascolitaner Anton de Bonfinis, aus der latinisirenden Schule der Mediceer, nennt Wien eine der schönsten Städte der Barbaren.

laten und des hohen Adels sind frei, und hat der Stadtmagistrat keinerlei Gerichtsbarkeit über selbige. Die Geistlichkeit ist gar reich gestiftet. Vier Bettlerorden gibt's allhier, sind aber vom Betteln weit entfernt. Die Hochschule, sagt Aeneas Sylvius, hat das sehrgroße Gebrechen daß sie allzu viel Zeit und Mühe auf die Spitzfindigkeiten der Dialektik und auf ander unfruchtbares Nebenwerk versplittert. Die Studenten ergeben sich übrigens den Lüsten mehr als der Gelehrsamkeit, werden mit zu wenig Strenge gezügelt, laufen Tag und Nacht herum, üben an den Bürgern allerlei Muthwillen und werden meist durch die argen Zungen und durch der Weiber Leichtsinn verführt. — Ungeheuer nennt der Geschichtschreiber die Masse an Lebensmitteln die tagtäglich in die Stadt geführt wird und — wunderbar! — schon um die Vesperglocke, zur Zeit der Jause, verschwunden ist. „Zu Wien ist es keine Unehre, in seinem Hause einen Weinschank zu halten. Fast alle Bürger halten Tabernen, halten gute Küche, heizen ihre Stuben, laden leichtes Volk zu sich und geben ihm die Speisen umsonst, damit es desto mehr trinke. Dafür aber auch verkürzen sie die Leute in Maß und Gewicht! Das Volk hält gar sehr viel auf Speis und Trank. Was es die Woche lang verdient hat, jagt es am nächsten Sonntag durch Kehl' und Schlund. Überhaupt ist es schier unbändig und ausgelassen. Die Zahl der freien Dirnen ist sehr groß, und auch den Weibern scheint es eben nicht das Liebste zu sein, nur einen einzigen Mann zu haben. Die Ritter besuchen häufig die Bürgerfrauen. Die Männer lassen ihnen Wein aufsetzen und ziehen dann aus dem Hause. Viele Mägdlein schreiten zur Ehe ohne Zustimmung der Väter, und die Wittwen zu Wien halten sich nicht an das Trauerjahr gebunden. Von wenig Geschlechtern sind die Ureltern bekannt, und alte Bürgerfamilien sind selten, meist alles Fremde oder Emporkömmlinge. Die alten reichen Kaufleute heirathen gewöhnlich ihre jungen Mägde und hinterlassen sie bald als Wittwen, worauf sich diese meist ihren frühern Lieblingen vermählen, so daß man hier viele steinreiche Leute findet die gestern noch blutarm gewesen. Erbschleicherei ist ziemlich häufig. — Überhaupt leben die Wiener ohne alle geschriebene Gesetze (?), nach Sitte, Herkommen und Gewohnheit, die sie oft nach Belieben drehen und deuten. Das Recht ist sehr käuflich. Der Mächtige bleibt immer straflos, während die Hand der Gerechtigkeit auf Diejenigen fällt die weder Geld noch Freunde haben. — Die Feiertage ehren sie wenig; an jedem Fasttag ist öffentlicher Fleischmarkt." — Die Spielwuth rügt Aeneas Sylvius in löblichem Eifer. Eine uralte Satzung schon verbot den Wienern auf öffentlicher Straße Weib und Kinder, oder ein Glied zu verspielen, so Gott an ihrem Leib erschaffen.

Und doch fehlt in diesem Gemälde sinnlichen Muthwillens und lebensfroher Fahrlässigkeit auch nicht der Gegensatz des Ernstes. Täglich sieht Aeneas am Hof bei den Karmelitern diese üppigen Wiener zu Haufen von 20 bis 30,000 Menschen mit tiefer Zerknirschung auf ein kleines, fünfundsechzigjähriges, bis auf Haut und Knochen vertrocknetes Männlein horchen, dessen Stimme sie wie mit Donnerkeilen, dessen Auge sie wie mit Blitzen niederwirft. Johann Capistran, Apostel des Papstes, als Fastenprediger zu Venedig bekannt, predigt Buße und das Kreuz wider den Großtürken. Er war als Großinquisitor der Wikleffitisch-Hussitischen Irrlehren nach Deutschland geschickt. Vor ihm her ging der Ruf seiner Zeichen und Wunder; ganz Östreich war auf den Beinen ihn zu empfangen. Hochschule und Magistrat begrüßten ihn vor dem Thore. Am Sanct Stephan, gegen dem Zwettelhof über, steht noch seine steinerne Kanzel. Dort hielt der heilige Capistran (1451) seine erste Predigt über die ächt Wiene-

---

„Betritt man die Stadt, sagt er, so glaubt man zwischen den Gebäuden einer ungeheuern Königsburg hin und herzuwandeln. Wie ein Palast liegt die Stadt inmitten der sie umgebenden Vorstädte, deren mehrere an Schönheit und Größe mit ihr wetteifern. Jede Wohnung hat ihr Sehenswerthes, ihr Denkwürdiges; der Schaulustige kommt gar nicht weiter. Fast jedes Haus hat seinen Vor- und seinen Hinterhof, weite Säle, aber auch gute Winterstuben; denn von den nahen Bergen blasen gar rauhe Winde. Die Gastzimmer sind besonders schön getäfelt, herrlich eingerichtet, und haben Öfen statt der Sommerlauben. In alle Fenster sind Gläser eingeschnitten, viele sehr schön bemalt, durch Eisenstäbe gegen Diebe beschirmt. Unter der Erde sind viele Weinkeller, heimliche Gewölbe und viel Raum für die Vorräthe der Handelsleute. Die Gewölbe über der Erde sind zu Apotheken, Niederlagen, Kramläden und Miethwohnungen für Fremde und Heimische bestimmt. Die verschwenderische Pracht in Fenstern und Spiegeln übertrifft jene der Alten. In den Sälen und Sommerstuben halten sie soviel Vögel daß Der so durch die Straße zieht, wohl wähnen möchte, er sei inmitten eines grünen lustigen Waldes. — Sieht man Sanct Stephan, die Schottenabtei, die Kirchen und Paläste, so mag man glauben, der Stolz der Römer sei zu den Nordländern gewandert. — Wiens ganzes Gebiet ist ein ungeheuer großer herrlicher Garten mit anmuthigen lustigen Vorbergen voll Jagdbarkeit, voller Burgen und Edelsitze, blühend und reizend. Das Wiener Land ist schier dem südlichen Himmel verzuziehen." — In der That, Bonfin hat lieber in Östreich als in Italien leben wollen. Ein außerordentliches Zugeständniß von einem Wälschen.

rischen Worte Jeremiä: Mein Herr und Gott, ich kann nicht reden, denn ich bin nur ein Kind! Er seinerseits freilich konnte reden, denn ob er schon nur lateinisch sprach, war er doch von solcher Wirkung daß der Leute Schreck und Angst vor den Türken sich in Wuth und Kampflust verwandelte. 28 Tage lang hat Capistran in Wien gepredigt; er brachte ein ansehnlich Kreuzheer auf die Beine.

Sind die Redner Wien's von heute eben so mächtig? Würden sie im Nothfall gegen den Großtürken von heute, gegen den finstern Geist des Slawenthums, ein deutsches Kreuzheer zusammenbringen? Und würde der Christus der deutschen Freiheit den sie predigen, standhaft bis zum Tode am Kreuze sein, wie jener Christus der die Welt vom leibhaften Bösen befreite und doch nicht mächtig genug war sie aus den Händen der Pharisäer zu erlösen!

Briefwechsel.

Kassel, im October.

(Fortsetzung.)

Der Antrag ward seiner Zeit einstimmig angenommen. — Vom 28. September datirt Koenig's Bericht im Namen des Verfassungsausschusses, betreffend die Aufhebung eines kurhessischen Ministeriums des Auswärtigen. Koenig weist nach wie ein Ministerium des Auswärtigen, bisher überflüssiger Schmuck und Luxus, jetzt erst seine wesentliche Aufgabe erhalten habe. Er sagt: „Nachdem die zur Besorgung der großen und allgemeinen Angelegenheiten der deutschen Nation bestellte Centralgewalt bereits die Vertretung Deutschlands bei den auswärtigen Mächten übernommen, und dem gemäß die Landtagscommission schon in einer früheren Ständesitzung sich über die Vorkehrungen der hohen Staatsregierung zur Einziehung unserer seitherigen particularen diplomatischen Vertretung bei auswärtigen Höfen erklärt hatte, konnte freilich, bei flüchtiger Betrachtung, ein kurhessisches Ministerium des Auswärtigen, vielleicht schon um dieses Namens willen, für erloschen oder bald erlöschend angesehen werden. Man übersah dabei aber, wie es scheint daß neben den allerdings schon seit längerer Zeit sehr bedeutungslosen Bezügen unserer Regierung zu außerdeutschen Höfen, so wie neben den Verhältnissen Kurhessens zu den übrigen souveränen deutschen Staaten, unser Departement der auswärtigen Angelegenheiten sich doch auch mit dem Verhältniß des Kurstaates zum deutschen Bunde zu befassen hatte. Man übersah es, und wenn je ein Übersehen zu entschuldigen ist, so dürfte es wohl die Unachtsamkeit des deutschen Volkes auf den abgelebten Bundestag sein, dessen man, bei seiner beharrlichen Unthätigkeit für das nationale Wohl und bei seiner durch eigene Incompetenz-Erklärung so oft wiederholten Selbstentmannung, allerwenigstens doch vergessen durfte. Um so mehr aber möchte man sich nun zu erinnern haben, wie höchst wichtig für die Zukunft Deutschlands die an die Stelle des Bundestages getretene Centralgewalt dasteht, und von welcher Bedeutung es für Kurhessen ist, bei der Umwandlung und Umgestaltung der großen politischen Verhältnisse Deutschlands sich zu bethätigen und einen angemessenen Einfluß zu behaupten. Ein neuer deutscher Bund will und muß zu Stande kommen, und wenn früher im deutschen Staatenbunde unsere Regierung Selbständigkeit genug und oft vielleicht zum Wohl des Volkes nur allzuviel Unabhängigkeit hatte: so ist die Frage, wieviel davon zu einem Bundesstaate abzutreten sei, eine politische Lebensfrage. Gegenüber den großen deutschen Staaten, denen es so schwer wird, in einem einheitlichen deutschen Reiche aufzugehen, kömmt jetzt alles darauf an, daß die kleineren und die mittleren Staaten Deutschlands sich desto rascher und inniger an die Centralgewalt anschließen, um eine Macht zu bilden, die eine hinreichende Anziehungskraft gegen widerstrebende Sonderstaaten zu bethätigen vermöge. — Noch mehr! Die dermalige Centralgewalt ist bekanntlich noch keine definitive, sondern nur, bis die neue Reichsverfassung eine bestimmte, bleibende Regierungsgewalt zu Stande gebracht haben wird, provisorisch bestellt.

Werfen wir nun auch blos einen flüchtigen Blick auf den bisherigen Gang der Verhandlungen in der Frankfurter Nationalversammlung: so können wir durch solche Widersprüche und Kämpfe entgegengesetzter Meinungen und der hinter denselben sich verbergenden Absichten im Hinblick auf die nahende Zukunft uns nur auf das Ernsthafteste gestimmt finden. Oder dürften wir so leicht hoffen daß man sich über eine Reichsverfassung und über die Attribute der Reichsgewalt eher als über die Grundrechte des Volkes einigen werde? Gewiß! Die Einheit Deutschlands ist ein allgemein empfundenes, lebhaft erkanntes Bedürfniß der Nation, das um jeden Preis befriedigt werden muß; allein, gestehen wir uns nur immerhin, daß es unter den obwaltenden Umständen noch schwere Kämpfe kosten oder ein großes Ereigniß erfordern wird, ehe wir an dies hohe, gesegnete Ziel gelangen.

Unter solchen Erwartungen ist es nicht gleichgültig, welche Stellung eine Regierung wie die kurhessische einnehme: ob sie passiv den Wechselfällen der Zeit sich überlassen — oder mit Entschlossenheit den Bewegungen der Politik folgen und sie mitlenken wolle. Gewiß ziemt ihr das Letztere. Dann aber, wenn wir all die spannenden Eventualitäten der nächsten Zukunft, wenn wir die mit jedem Tag anwachsenden Thatsachen und Fragen, aber auch die bedeutenden Arbeiten, welche durch die Theilnahme der Einzelregierungen an dem von Innen und Außen angefochtenen Aufbau eines deutschen Reiches herbeigeführt werden, ernst und ehrlich in's Auge fassen: so müssen wir uns fragen, ob es denn auch wohl überlegt sei, ein Ministerium aufzulösen, dessen ausschließende Aufgabe es ist, diese deutschen Bewegungen und Bestrebungen im Auge und seinen eignen Einfluß auf dieselben in der Hand zu behalten; oder ob nicht vielmehr ein solches Ministerium, wenn es bis

jetzt noch nicht besonders vorhanden gewesen, gerade für so hohe Zwecke hergestellt werden müßte? Wenn daher der Abgeordnete Victor in seinem Antrage meint, das Ministerium des Äußern habe seinen Gegenstand verloren: so ließe sich im Gegentheil mit noch mehr Fug behaupten, dasselbe habe jetzt erst einen würdigen und fruchtbaren Gegenstand gewonnen oder eingetauscht. Und wenn der Abgeordnete Henkel in seiner Interpellation nicht mit Unrecht sagt, die bisherigen Gesandtschaften an deutschen und ausländischen Höfen seien mehr als Ornamente, als Schmuck und Zierde des Thrones zu betrachten gewesen: so hat dies Ministerium jetzt, statt jener abgelegten Verzierungen, die nächsten Aufgaben der Zeit und die wesentlichsten Anliegen des Volkes auf sich zu nehmen. Man darf sich nur nicht an die hergebrachte Bezeichnung: Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten stoßen, und weil diese hinweggefallen sind, das Ministerium selbst für abkömmlich halten. Die Beziehungen desselben haben sich blos von dem Umkreise seiner früheren Thätigkeit in das Centrum derselben zurückgezogen, und sind hier schwerer und schwieriger geworden. Käme es auf die Nebensache des Namens an: so könnte es etwa, seiner jetzigen Bestimmung nach, Ministerium der Centralangelegenheiten heißen.

Allerdings liegt aber gerade in diesen Beziehungen, in dieser Bestimmung des Ministeriums auch dessen zukunftiger Tod. Denn seine Aufgabe ist es, die Einheit Deutschlands, die Macht und Oberherrlichkeit eines deutschen Reiches ausbilden zu helfen, und in dieser hohen Bestimmung sich selbst aufzuzehren, in der Lösung dieser Aufgabe sich zu erschöpfen. Aus diesem Gesichtspunkte haben auch die süddeutschen Staaten Würtemberg, Baden und Hessen-Darmstadt ihr Ministerium des Äußern nicht aufgelöst, sondern für dessen neue Bestimmung frisch besetzt. —

Es läßt sich also durchaus nicht behaupten daß unsere Regierung, wie der Abgeordnete Victor meint, — „die Stellung Kurhessens zur Reichsgewalt nicht gehörig gewürdigt habe.“ Die Mehrheit des Ausschusses hat sich vom Gegentheil überzeugt. Denn wenn auch der Antragsteller darin nicht Unrecht hat, daß die Verhältnisse des hessischen Staates zur Reichsgewalt stets eines oder mehrere der übrigen Ministerien berühren würden: so behält doch, vor oder neben diesen Beziehungen, die Feststellung des eigentlichen Grundverhältnisses der Partikularregierungen zur Centralgewalt überhaupt, und noch mehr die Mitwirkung dieser Regierungen zur Ausbildung der künftigen Reichsverfassung eine politische und diplomatische Natur für ein eigenes Ministerium. Jene Feststellung und Mitwirkung führt denn auch Fragen des höheren Staatsrechts und der Politik mit sich, — schwer und folgenreich genug ein besonderes Ministerium angemessen zu beschäftigen. Was daher dem Antragsteller als eine Sinecur erscheint, möchte vielmehr ein Posten der gewichtigsten Sorgen oder doch Besorgungen sein; wobei es unter den bekannten Spaltungen und Bewegungen in Deutschland selbst nicht an Besorgnissen fehlen kann.

In Betracht dieser Lage der Dinge hat sich der Ausschuß in seiner Mehrheit überzeugt, daß der Verkehr unserer Regierung mit der Reichsgewalt kein „leichter Verkehr“ sei, wie ihn der Antragsteller bezeichnet, und kein „Verkehr, der durch einen bloßen Bevollmächtigten bei der Reichsgewalt zu vermitteln“ wäre. Selbst wenn solch' ein Bevollmächtigter nicht blos Berichte erstatten, sondern auch Gutachten und Rathschläge ertheilen könnte: so müßten doch dergleichen Arbeiten im Schooße des Ministeriums geprüft, es müßten von diesem selbst so folgenreiche Verhältnisse erwogen, bearbeitet und zu Beschlüssen gebracht werden.

Hierbei hat indeß der Ausschuß sich dennoch die Frage gestellt, ob all' diese Obliegenheiten eines fünften Ministeriums sich etwa mit einem der übrigen Ministerien verbinden ließen. Hatte es doch die Interpellation des Abgeordneten Henkel hauptsächlich auch auf Erleichterung des Budgets abgesehen, — eine Frage, die mithin eben wohl geprüft werden mußte.

Erwägen wir aber daß dermalen und noch für längere Zeit, da fast alles Alte eingerissen ist und ganz neu aufgerichtet werden soll, in allen Departements, in der Justiz, der Verwaltung und in den Finanzen eine außerordentliche Masse von Arbeit vorliegt, und daß selbst das Kriegsministerium, auch abgesehen davon daß es ein ganz besonderes und abweichendes Fachwissen erfordert, bei der Umgestaltung der ganzen Wehrverfassung, bei der zunächst bevorstehenden Vermehrung des Heeres und der beabsichtigten Verschmelzung desselben zu einer wahren Volkswehr eine bei weitem größere Thätigkeit und finanzielle Besonnenheit als jemals vorher zu übernehmen haben wird: so scheint die Verbindung mehrerer Departements in Einer Hand gar schwer zu bewerkstelligen. Und die erforderlichen Arbeiten kommen hierbei nicht allein in Betracht: die damit verbundene Verantwortlichkeit wiegt oft vielleicht noch schwerer, und kein anderer Minister kann bei den jetzigen, so leicht nicht zu befriedigenden Anforderungen die Verantwortlichkeit für mehr als Ein Fach übernehmen. Hier kann es daher auf ein Paar tausend Thaler die sich noch auf einige Zeit in's Budget drängen, unmöglich ankommen. Wie wünschenswerth es auch sein mag, Ersparnisse für die Staatskasse herbeizuführen: so folgt doch daraus noch keineswegs daß man auch jede, irgend vermeidliche Ausgabe unterlasse, selbst wenn sie sich durch das höhere Interesse des Staates und der Verwaltung rechtfertigte.

Eines kömmt dazu, das hier freilich nur angedeutet zu werden braucht. Bei der noch nicht vollendeten Umgestaltung im Innern unseres eigenen Staates und bei so manchen Opfern, welche die bisherige Fürstengewalt in Deutschland der künftigen Oberherrlichkeit des Reiches, zur Ausstattung der Majestät unserer Nation, darzubringen hat, können sich Bedenken und Anstände erheben, die bekämpft und beseitigt werden müssen. Wie leicht dürften hierbei Fälle eintreten, in denen es nicht gleichgültig wäre, ob in dem, zwischen Fürst und Volk gestellten Ministerium ein gesinnungstüchtiger Mann mehr oder weniger den harten Forderungen der Nothwendigkeit seine Stimme und seinen Nachdruck liehe; wenn es zumal ein Mann wäre, dem das unbedingte Vertrauen des Regenten entgegengekommen ist.

(Schluß folgt.)

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr.	Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet.	№ 92. 16. October.

Goethe's Briefe an Frau von Stein.

— Schöll in Weimar hatte vor einiger Zeit von Goethe Briefe und Aufsätze aus den Jahren 1766—1786 zusammengestellt. Jetzt bringt er uns des Dichters Briefe an Frau v. Stein*). Der briefliche Verkehr zwischen Beiden, der nur als Lückenbuße des persönlichen Umgangs zu nehmen ist, hat eine lange Dauer von 50 Jahren gehabt; die ersten Zettelchen an diese Freundin sind aus dem Winter 1775, das letzte vom August 1826. Aber nur das erste Jahrzehen ist von wesentlichem Belang für die Kenntnißnahme der Goethe'schen Dichtung und Natur. Mit Goethe's Reise nach Italien die einer Flucht aus Weimar glich, hörte die innigste Beziehung zur Freundin auf, erhielt wenigstens das Verhältniß wirklicher Neigung und stürmisch naiver Liebe einen Abschluß. Das Beste von dem was er aus Italien ihr schrieb, ging in seine Darstellung der italienischen Reise über; nach seiner Rückkehr war das Band, wo nicht gelöst, doch conventionell geordnet; freundschaftliche Verbindlichkeit trat an die Stelle der überströmenden Innigkeit. — Schöll gibt uns zunächst in einem ersten starken Bande die Briefe und Blättchen bis zum J. 1780. Er hat davon nichts zurückhalten mögen, und commentirt uns das Geringfügigste das der Augenblick gebracht und genommen, mit sehr orthodoxer philologischer Gewissenhaftigkeit. Lange Zeit waren diese Briefschaften in Berlin, auch nach dem Tode Friedrich Stein's im ängstlichen Verwahrsam der Familie. Dieser Sohn Charlottens lebte in Schlesien, als Kriegsrath in preußischen Diensten. August Kahlert gab eine Auswahl seiner Papiere heraus.

Charlotte von Schardt war 1742 geboren, mithin sieben Jahre jünger als Goethe. Sie war als Hofdame der verwittweten Herzogin Amalie eine der anmuthigsten Gestalten im Kreise des ältern Hofes zu Weimar. Sie ward 1764 mit dem herzoglichen Stallmeister, Baron v. Stein, verbunden, lebte den Sommer über meist ziemlich einsam auf dem Gute Kochberg, den Winter über in der Stadt. Ihre Verbindungen mit dem Hofe blieben ungeschmälert; aber ihr Gatte ward ihr vielfach, anfänglich durch seinen Dienst beim Herzog, später durch Geisteskrankheit entzogen. Ihr blieb dann die Sorge für Erziehung ihrer Söhne mit doppeltem Gewicht zurück. Man sagt, sie habe den Dichter an ihren häuslichen Mühen Theil nehmen lassen, wie sie ja ihrerseits an seinem besten Thun und Streben, an seiner Person als Mensch wie an den damals heranreifenden Dichtungen Egmont, Iphigenia, Tasso, Meister, sich liebevoll begeistert und hingebend betheiligt fühlte. Sollen wir mit Eins ihre Bedeutsamkeit für Goethe bezeichnen, so haben wir an ihr die Gestalt der Wirklichkeit, in deren Atmosphäre die idealen Gebilde einer Iphigenia, einer Prinzessin im Tasso geschaffen, erlebt und durchempfunden wurden. — Ihr Bildniß das uns das Titelblatt bringt, zeigt uns einen feinen Kopf mit dunkel sinnendem Auge, beredsamer Lippe und all jenen Attributen einer schlanken, sich selbst gewissen, freien, aber unerbittlichen, nicht zu erobernden blonden Schönheit, die mehr Grazie als Leidenschaft verräth, mehr Anziehungskraft übt als Hingebungsfülle besitzt. Charlotte Stein sänftigte die leidenschaftlich drängende Neigung des Dichters, führte seine Wallungen und Empfindungsweisen die nicht selten noch das Blut der Sturm- und Drangperiode verriethen, in das Ebenmaß harmonischer Fügung zurück. Sie schien im Besitz jener classischen Harmonie zu sein, die wir als ein göttlich Erbtheil hellenischer Gestalten kennen. In der Natur des Dichters

*) Weimar, Landesindustriecomptoir 1848. Bd. I. 382 S.

diesen Proceß der Verklärung, diesen Gleichtakt zwischen Geist und Sinnlichkeit zur Vollendung zu bringen, das scheint, vielleicht nur unbewußt, der Triumph dieser Weiblichkeit gewesen zu sein. Und so tritt sie denn in der That als die wichtigste Frauengestalt in jene Epoche seines Lebens, wo sich aus dem Werther der Tasso in ihm entwickelte, aus dem Frankfurter Jüngling voll Sturm und Drang der Apoll von Weimar wurde, ein Apoll der nach und nach in seiner Geisteswelt wie ein Jupiter allmächtig herrschte, alle Elemente sich unterwerfend, um dem hohen Drang zur Vollendung seiner Natur als Mensch und Dichter genugzuthun. Diesen Übergang documentiren uns Goethe's Briefe an Charlotte v. Stein. Sentimental und naiv, stürmisch sinnlich und kindlich rein: so ist der Wechsel seiner Empfindungen in diesen Brieschen und Blättchen, von denen viele freilich so nichtssagend sind als ein „Prosit Mahlzeit!“ das er ihr schriftlich hinüberwirft. Sie ergänzen blos den persönlichen Verkehr, lassen den Austausch der Gegenseitigkeit im Genuß des Umgangs mehr ahnen als daß sie ihn selbständig entwickelten. Was er der niegesehenen Auguste, der Gräfin Stollberg, geschrieben im reizenden Gemisch der sentimental-naiven Wertherstimmung, ist meist von größerem Gehalt. Charlotte Stein war leiblich und in nächster Nähe das Idol seines Denkens und Empfindens; mithin ist hier die reichste Hingebung dem Schriftausdruck entzogen und bleibt verschlungen vom Glück des persönlich lebendigen Verkehrs. „Wir können einander nichts sein, und sind einander zuviel!“ schreibt er im ersten Jahre, und dies Wort das ihm entschlüpfte, drückt den sichersten Stempel auf ihr Verhalten zu einander. Daran schließen sich die hingeworfenen Strophen:

> „Warum gabst Du uns die tiefen Blicke,
> Unsere Zukunft ahnungsvoll zu schauen etc.

„Lauteres Gold!“ nennt er sie am liebsten, um die Reinheit ihrer Seele zu bezeichnen. Und doch will man uns einflüstern, dies Gold sei nicht ganz rein von den Schlacken weiblicher Empfindung gewesen; Argwohn und Eifersucht habe sich ihren späteren Gefühlen stark beigemischt. Daraus erklärte man sich wenigstens ihr Wort über Goethe: Es sind zwei Naturen in ihm! — Aus der von Kahlert herausgegebenen Briefsammlung Friedrich Stein's geht sogar ihr weit innigeres Verhältniß zur Schillerschen Familie hervor. Sie scheint von Schillers Frau und Schwiegermutter die vertrauteste Freundin gewesen zu sein, wie sich denn auch bestätigt was Hoffmeister in des Dichters Leben andeutete, daß die Berufung Schillers zur Professur in Jena ihr Werk gewesen. Sie tadelte später an Goethe daß er seine Briefe fast alle dictire, mithin „doch nie ganz offen“ sein könne. Ihre Äußerungen über Goethe's Stella verrathen in ihr eine sehr strenge, ruhig kritische Beobachterin; ihre Bemerkungen über seine späteren Mittwochsgesellschaften zeugen sogar von gänzlicher Entfremdung. — Alles das gehört jedoch nicht der Zeit der Blüthe im Verkehr Beider an. In die siebziger Jahren versetzen uns die von Schöll mitgetheilten Briefe des Dichters, und hier ist ungetrübter Reiz und eine harmlose Hingebung beider Naturen für einander, von seiner Seite tiefe Leidenschaft, von ihrer Seite vestalische Behütung der Flamme ersichtlich.

1776 ist er unter anderm in Leipzig. Er schreibt von der Corona Schröter die hier neben der Mara sang und von Goethe, sagt man, schon als er in Leipzig studierte, gekannt und besungen wurde; einige Zeit darauf ward sie Kammersängerin in Weimar, ging zum Schauspiel über und gab dann in Tiefurt die Iphigenia, wie uns das ein Bild unserer Zeit, das Goethebild von Friedrich Pecht, mit soviel Grazie vorgeführt. Damals schrieb Goethe an die Freundin: „Die Schröter ist ein Engel. Wenn mir doch Gott so ein Weib bescheeren wollte, daß ich Euch könnt' in Frieden lassen! Doch sie sieht Dir nicht ähnlich genug.“ Der Wechsel zwischen Sie und Du ist in all den Brieschen an Charlotte Stein sehr charakteristisch. Einmal schreibt er ihr: „Ihre Weste trage ich bei jeder Feierlichkeit. Ich möcht' ein ganz Gewand haben das Sie gesponnen und gewürkt hätten, um mich dreinzuwickeln.“ Die Vertraulichkeiten zwischen Beiden erstrecken sich oft genug bis auf Küche und Keller. Sie schickt ihm Frühstück hinüber in sein Gartenhaus, wo er, der junggesellige Geheimerath, sich von aller Welt abgeschlossen; nicht selten zanken sie sich um ein Stück Rehbraten das er nur annehmen will, falls er es mit ihr verspeisen dürfe. Dem tieferen und heißeren Sturm seiner Gefühle setzt sie allezeit die schöne Festigkeit einer in sich behüteten vestalischen Seele entgegen.

In das Jahr 1777 fällt Goethe's phantastische Harzreise. Auch eine Flucht vom Hofe, wo er Conseil halten oder figuriren muß. Sonst ist er viel auch mit dem Herzog auf Reisen; man schleppt ihn herum von Hof zu Hof und zeigt ihn der fürstlichen Welt. Es ist dem Dichter des Werther gräulich genug, für eine Merkwürdigkeit zu gelten. Einmal schreibt er, ich glaube aus Gotha, ganz verstimmt von Wetter und Hofluft; mit sechs Herzögen immerfort in Einem

Zimmer zu sein, sei auch tödtend. Unbekannt in der Welt herumzustreifen, ist ihm ein Hochgenuß. Und im Harze macht er entzückt die Entdeckung daß das Volk unendlich mehr werth sei als vornehme Welt. „Wie sehr, schreibt er, hab' ich wieder Liebe gekriegt zu der Klasse von Menschen, die man die niedere nennt, die aber gewiß für Gott die höchste ist. Da sind noch alle Tugenden beisammen, Beschränktheit, Genügsamkeit, gerader Sinn, Treue, Freude über das leidlichste Gute, Harmlosigkeit, Dulden und Ausharren!" —

(Schluß folgt.)

Nante als Nationalversammelter.

— Der unsterbliche Nante, der Vertreter des Berliner Nationalgeistes auf dem Soccus, ist mit Sack und Pack, mit Kümmelflasche, Nachtmütze, Kopfkissen und Fußsack in's Schauspielhaus gezogen. An den Stufen zum Tempel Apollo's stößt er auf Brenneke. Dieser Unsterbliche ist inzwischen Konstabler geworden. Es entspinnt sich zwischen Beiden folgendes Gespräch. Nicht Buddelmeier, sondern A. Hopf nennt sich jetzt der Genius dieser Gaminliteratur Berlins. Folgendes Zwiegespräch halten jene beiden „Männer aus dem Volke."

Brenneke, (erstaunt:) Ist es möglich! Nante! Du hast woll Dein Geschäft als Deportirter ufgegeben, un bist zu Dein altet Metier zurückgekehrt? — Na ick sage! —

Nante (hochfahrend:) Entschulgen Sie! Mitten Bettelvoigt duze ick mir nich; darunter würde mein Kurakter leiden.

Brenneke (verletzt:) Ick bin keen Bettelvoigt, ick bin Konstabler. Is doch'n Bisken mehr wie'n Eckensteher, Musje Nante! (Er wirft sich in die Brust:) Man is Executiv-Beamter, wenn't noch nich weeßt. Übergens muß ick Dir gestehn, hat mir blos der Hunger dazu getrieben.

Nante (besänftigt:) Denn bist Du entschuldigt. Ick kenne Leute, die aus Hunger ihre Gesinnung verkooft, un Minister gewor'n sind. Da kann ick Dir't als Proletarier nich verdenken, wenn Du aus Hunger Bett — Konstabler gewor'n bist. — Aber halte mir nich uf, ick zieh eben.

Brenneke (verwundert:) Du ziehst? Wo denn hin?

Nante. Nachen Concertsaal. Ick habe mir gesput't, des ick der Erste bin von meine Collegen, damit ick 'ne gute Ecke kriege, wo ick mir vor'n Winter gleich vollständig einrichten werde.

Brenneke. Na bleibt ihr denn nich in de Singeakademie?

Nante. Nee. — Wir sind jetzt erst dahinter gekommen, woran et liegt, des wir da nischt fertig kriegen. Wenn Du nämlich die Kastanien-Wald's-Geographie kennst, so wirst Duooch wissen, daß bei de Singeakademie een Graben fließt, der im Grund faul is.

Brenneke. Richtig.

Nante. Na siehste, des hat uf die Depentirten eingewirkt: se haben woll fließende Reden gehalten, aber im Grund war Alles faul. — Des macht der Graben, und dadrum ziehn wir. Och will des deutsche Vaterland nich mehr die hohe Miethe bezahlen. —

Brenneke. Wat willst Du denn aber mit die Utensilien anfangen, die Du da bei Dir hast?

Nante. Dir, als Konstabler, verzeih ick ooch die dummste Frage. — Det Koppkissen un die Schlafmütze sind Attribute von'n Depentirten, wie beim Jupiter der Donner un Blitz, beim Bacchus det Schnappsglas un die Weintraube. Wie Minerva, wohlgerüstet aus Jupitern seinen dicken Schädel rausgesprungen is, so stehe ick hier vor Dir als fix un fertiger Abgeordneter, rausgesprungen ausset neue Wahlgesetz. —

Brenneke (voll Respekt:) Aha! — Wat willst Du'n aber mitten Fußsack? —

Nante. Den brauch ick im Winter, weil ick zu die Linke gehöre; die Rechte trampelt sich die Beene warm.

Brenneke. Nu sage mal, issen des wahr, daß ihr'n Gesetz macht, wonach die Volksversammlungen verboten wer'n?

Nante. So is es. — Ick hoffe, des Gesetz wird vollständig durchgehn. —

Brenneke. Des hoffst Du, als link'scher Abgeordneter? — Pfui! Ick als Konstabler schäme mir des zu hoffen.

Nante. Wenn ick sage: et wird durchgehn, so meen' ick det so, als wenn zum Beispiel Eener mitten Staatsschatz durchgeht, un nich wieder zum Vorschein kommt. — Begriffen? —

Brenneke. Des is wat anders. — Du mußt et aber nich übel nehmen, Bürger, wenn ick mir noch mehr belehren lasse durch Dir. Man sagt ja, det souveräne Volk von de politische Ecke will die jetzige Ministers nich mehr haben? Ick bitte Dir, Nante, wo soll'n wir alle Ministers herkriegen, wenn det Ministerium alle Woche gewechselt wird.

Nante. Du bist een Eenfallspinsel! um mir parlamentarisch auszudrücken. Die Villa Colonna liefert uns die Ministers scheffelweise, un wat vor welche! Hurjehs!! — Der Präsident wird aber jedesmal aus Charlottenburg gewählt. Denn im Ministerrath gibt bei Stimmengleichheit der Präsident den Ausschlag, und det Ausschlagen versteht Keener besser als die Charlottenburger. Frage mal den Demokraten Otto Jacobi, der hier in't Clinikum liegt; der wird et Dir sagen — wenn er noch jabsen kann. —

Brenneke. Ja so, weil Du uf Charlottenburg zu reden kommst. Wat wer'n denn die vor Strafe kriegen, die in die Häuser ingebrochen sind, und friedliche Menschen zu Krüppel geschlagen haben?

Nante. Sie wer'n acht Dage bei Kuchen und Braten ingesperrt, un müssen den ältesten Wein trinken, der in'n Charlottenburger Schloßkeller zu finden is.

Brenneke (mitleidig die Achseln zuckend): Det is aber doch hart! —

Nante. Ja freilich; aber't is nich anders; Strafe muß sind, obgleich et man blos eene „edle patriotische Idee" war, wodurch den Demokraten die Knochen anzwee geschlagen wurden, wie der Burgemeester Bullrig sagt. Hätten die De-

mokraten sich zu so 'ne „edle Idee" hinreißen lassen, die wären vielleicht mit sieben Jährekens gelinde Zuchthausstrafe davongekommen, denn bei die Demokraten drückt der Staatsanwalt immer een Oge zu.

Brennecke. Ja, ick habe mir aber sagen lassen, det Oge wat er zudrückt, is grade dasjenige, womit er die Milderungsgründe sehn sollte; davor soll er aber des andre, womit er die „Verbrechen" sieht, noch mal so weit ufreißen.

Nante (schlau): Schad't nischt; Stieber schmiert ihm doch Fett uf de Brille. Nu muß ick Dir aber fragen: warst Du'n dabei, wie die Pollezei die 148 Millionen Centner Pulver bei'ne Wöchnern in't Bette gesucht hat?

Brennecke. Ach Du meenst die furchtbare Verschwörung von'n Handwerkerverein?

Nante. Ja die meen' ick.

Brennecke. Ach det war ja man Spaß. Die Pollezei wollte man blos bei neue Gesetz probiren, wo et heeßt: „Die Wohnung is unverletzlich." Übrigens haben die Handwerker die Gewehre blos zum Spielen gekriegt. Wat woll'n sie'n also mit Pulver?

Nante (eilig): Adjeu Brennecke! Ick wer Dir geschwinde zum Bürgergeneral vorschlagen; Du hast Ansichten wie Rimpler.

Brennecke. Wollen wir nich erst Eenen drinken, eh'r die Branntweinsteuer erhöht wird?

Nante. Gegen den Pargrafen hab' ick nischt zu erinnern. Prost! — Nu loof, un mach' Deine Kreidestriche uf die Ufwiegler-Puckels; nimm aber Deinen dabei in Acht! — Bettelvoigt! (Er verschwindet.)

Brennecke (für sich:) Du kommst mir mal unter de Fingern! Mit Dir mach' ick et wie mit Rodbertuffen. (Er geht bummeln.)

Briefwechsel.

Kassel, im October.

(Schluß.)

So finden wir uns denn zur Frage nach der Persönlichkeit des zum Vorstande unseres fünften Ministeriums berufenen Mannes hingeführt. Ganz unberührt kann der Ausschuß, im Hinblick auf die in öffentlicher Sitzung vorgebrachte Interpellation des Hrn. Henkel, diese Frage nicht lassen. Die Interpellation hält es bei dem Überflusse von Staatsdienern, den wir hätten, nicht für angemessen, noch andere aus dem Auslande hereinzuziehen. Sie stellt ihren Antrag ausdrücklich auch auf die Prüfung der Nothwendigkeit einer solchen Berufung.

Bei aller Hochachtung vor dem kurhessischen Beamtenstande im Allgemeinen, kann man sich darüber nicht täuschen daß die Bewegungen des letzten Frühlings eine traurige Probe über das Rechnungsexempel des vorhinnigen Regierungssystems, in Betreff der Ausbildung der Beamten, geliefert hat. Dies einschüchternde, moralisch herabwürdigende System, das die höheren und niederen Staatsdiener nöthigte seine politische Orthodoxie anzunehmen oder zu heucheln, nie nach eigenem Urtheile, sondern stets nach allgemeinen oder auch geheimen Instructionen zu handeln, in jedem irgend abweichenden Falle anzufragen und sich fast nur durch Berichten nach oben, durch Ausführen hoher Beschlüsse nach unten zu bethätigen, — diese Obervormundschaft war nicht geeignet, selbständige, freimüthige und entschlossene Verwaltungsbeamte zu bilden. Wie wenige derselben wußten daher, jenen anarchischen Bewegungen mit Umsicht, Verstand und Entschlossenheit zu begegnen! Selbst die höheren Verwaltungscollegien haben sich im Ganzen nicht bewährt. Die lange gebückten Träger des Absolutismus waren steif und ungelenk für die unerwartete Freiheit des Volkes geworden. Die bevorstehende neue Organisation der inneren Verwaltung wird jenen eigenthümlichen Mangel mitten im Überflusse der Staatsdiener höchst wahrscheinlich noch mehr enthüllen.

Aber abgesehen hiervon bleibt die Stelle eines Ministers oder Ministerialvorstandes immer ein Posten höhern Vertrauens, ein Posten, für welchen man im untergeordneten Dienste keinen Anspruch amtlicher Succession erwirbt. Der an die Spitze des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten dermal gestellte Beamte muß indeß als wirklicher Kurhesse betrachtet werden. Aus einer alten, im Lande begüterten Familie entstammt, hat er in Kurhessen seine Vorbildung erworben und bereits in kurhessischem Staatsdienste gestanden. Daß er dann eine Reihe von Jahren auf einem höhern Posten eines andern deutschen Staates gedient, kann nur zu seinen Gunsten in Betracht gezogen werden. Er hat nämlich nicht blos auf dem höchsten Beamtenplatze eines wenn auch kleinen Staates, unter eigenthümlichen Schwierigkeiten dortiger Stellung, seine Übung und Erfahrung in höhern Geschäften gemacht: selbst seine Entfernung in der unglücklichsten Zeit Kurhessens bringt eigenthümliche Vortheile mit sich. Jenes unglückliche Regierungssystem, das in seinen Anfängen den freisinnigen Mann aus Hessen vertrieb, hat also nicht auf ihm gelastet; er braucht sich aus keiner gedrückten Vergangenheit verlegen aufzurichten, und keine Theilnahme an jenem System, kein Mißtrauen aus jener Zeit haftet an seinem Charakter. Er darf seine Einberufung nicht blos als Anerkennung seiner Tüchtigkeit, sondern auch als eine Genugthuung für früher erlittenes Unrecht ansehen. So stellt er sich auch in letzterem Betracht als zugehörig und gesinnungsverwandt an die Seite der Mitglieder des Ministeriums, mit dessen vollem Einverständniß er seinen Posten angetreten hat.

Schließlich erwähnen wir noch daß der Herr Ministerialvorstand in dem politischen Glaubensbekenntnisse, das er in der Sitzung am 22. d. M. vor der Ständeversammlung abgelegt hat, sich auch, in Übereinstimmung mit der vom Ausschusse gefaßten Grundansicht, zu der neuen und eigentlichen Aufgabe seines Ministeriums bekennt, nämlich „die provisorische Centralgewalt zu unterstützen, dafür zu sorgen daß die definitive Centralgewalt so schnell wie möglich eingeführt und die Reichsverfassung durchgeführt werde;" wobei er zugleich die Bereitwilligkeit erklärt hat, „wenn die hohen Zwecke erreicht seien, die er für das Ministerium als nothwendig bezeichnet habe, gern zurückzutreten, und sich dahin verwenden zu lassen, wo das Vaterland ihn hinrufe." —

Für ein anderes Mal sei mir gestattet, Ihnen des Freundes Bericht über Gestattung der Ehe zwischen Christen und Juden zur Mittheilung zu bringen.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr.	Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet.	№ 93. 17. October.

Goethe's Briefe an Frau von Stein.

(Schluß.)

Vom 9. December 1777 schreibt Goethe: „Was die Unruhe ist, die in mir stickt, mag ich nicht untersuchen, auch nicht untersucht haben. Wenn ich so allein bin, erkenn' ich mich recht wieder wie ich in meiner ersten Jugend war, da ich so ganz allein so unter der Welt umhertrieb. Die Menschen kommen mir noch eben so vor, nur macht' ich heut eine Betrachtung. So lang ich im Druck lebte, so lang niemand für das was in mir auf und abstieg einig Gefühl hatte, vielmehr wie's geschieht, die Menschen erst mich nicht achteten, dann wegen einiger widerrennender Sonderbarkeiten scheel ansahen, hatte ich mit aller Lauterkeit meines Herzens eine Menge falscher, schiefer Prätensionen. — Es läßt sich nicht so sagen, ich müßte in's Detail gehen. — Da war ich elend, genagt, gedrückt, verstümmelt, wie Sie wollen. Jetzt ist's kurios, besonders die Tage her in der freiwilligen Entfernung, was da für Lieblichkeit, für Glück drin steckt. Die Menschen streichen sich recht auf mir auf, wie auf einem Probirstein, ihre Gefälligkeit, Gleichgültigkeit, Hartleibigkeit und Grobheit, eins mit dem andern macht mir Spaß — Summa Summarum, es ist die Prätension aller Prätensionen, keine zu haben. Liebes Gold! Ich hab' an keinem Orte Ruh. Ich habe mich tiefer in's Gebirg gesenkt, und will morgen von da in seltsame Gegenden streifen, wenn ich einen Führer durch den Schnee finde. Um halb 4 fängt's schon hier an Nacht zu sein und das ist nach der Uhr des platten Lands gewiß erst drei. — Ich denke des Tags hundertmal an den Herzog und wünsche ihm den Mitgenuß so eines Lebens. Aber den rechten leckern Geschmack davon kann er noch nicht haben; er gefällt sich noch zu sehr, das Natürliche zu was Abenteuerlichem zu machen, statt daß es einem erst wohlthut, wenn das Abenteuerliche natürlich wird."

In Berlin, 1778, fühlt er sich beengt von der größern, ihm aber nicht entsprechenden Welt. Er spricht flüchtig von der Schönheit der Stadt, von der regelmäßigen Bewegung der Puppen, hat aber keine Sympathie für irgend ein Eingehen in einen größern staatlichen Zusammenhang. „Je größer die Welt, schreibt er, desto garstiger die Farce, und ich schwöre, keine Zote und Eselei der Hanswurstiaden ist so ekelhaft als das Wesen der Großen, Mittleren und Kleineren durch einander."

Im nächsten Jahr ist er mit dem Herzog auf jener Reise wo er in Stuttgart der bekannten Feier der Karlsakademie beiwohnt und die Schweiz besucht. Dahin gehört denn sein Besuch in Sesenheim und in Straßburg, die schönste Partie in seinen Bekenntnissen an die Freundin. Wir geben sie hier wieder als Beleg des schönen Wechselspiels der lauteren Empfindungen seiner einfach großen Natur.

„Selz. Mittags. Ein ungemein schöner Tag, eine glückliche Gegend, noch alles grün, kaum hie und da ein Buchen- oder Eichenblatt gelb. Die Weiden noch in ihrer silbernen Schönheit, ein milder, willkommener Athem durch's ganze Land. Trauben mit jedem Schritt und Tage besser. Jedes Bauerhaus mit Reben bis unter's Dach, jeder Hof mit einer großen, vollhangenden Laube. Himmelsluft weich, warm, feuchtlich, man wird auch wie die Trauben reif und süß in der Seele. Wollte Gott, wir wohnten hier zusammen, Mancher würde nicht so schnell im Winter einfrieren und im Sommer austrocknen. Der Rhein und die klaren Gebirge in der Nähe, die abwechselnden Wälder, Wiesen und gartenmäßigen Felder machen dem Menschen wohl und geben mir eine Art Behagens, das ich lange entbehre."

„Emmedingen, den 28. September. Ich kann nur zuerst die himmlischen Wolken preisen und verherr-

lichen, die bisher noch wie ein Baldachin am Feiertage über uns schwebten und sich als Freunde und Führer unseres Unternehmens bekannten. In Demuth hoffe ich, daß es so weiter gehen wird, Luft und Wetterglas geben Hoffnung. Nachts die klarsten Himmel, früh mit Sonnenaufgang leicht auf- und absteigende Nebel, die erhabensten Lufterscheinungen. Regen wenn wir in's Quartier kommen rc. — Ich fahre in meiner Erzählung fort. Den 25sten, Abends, ritt ich etwas seitwärts nach Sessenheim, indem die Andern ihre Reise gerad fortsetzten, und fand daselbst eine Familie wie ich sie vor 8 Jahren verlassen hatte, beisammen und wurde gar freundlich und gut aufgenommen. Da ich jetzt so rein und still bin wie die Luft, so ist mir der Athem guter und stiller Menschen sehr willkommen. Die zweite Tochter vom Hause hatte mich ehemals geliebt, schöner als ich's verdiente und mehr als Andere, an die ich viel Leidenschaft und Treue verwendet habe; ich mußte sie in einem Augenblick verlassen wo es ihr fast das Leben kostete. Sie ging leise drüber weg mir zu sagen was ihr von einer Krankheit jener Zeit noch überbliebe, betrug sich allerliebst mit so viel herzlicher Freundschaft vom ersten Augenblick, da ich ihr unerwartet auf der Schwelle in's Gesicht trat und wir mit den Nasen aneinanderstießen daß mir's ganz wohl wurde. Nachsagen muß ich ihr, daß sie auch nicht durch die leiseste Berührung irgend ein altes Gefühl in meiner Seele zu wecken unternahm. Sie führte mich in jede Laube, und da mußt' ich sitzen, und so war's gut. Wir hatten den schönsten Vollmond; ich erkundigte mich nach Allem. Ein Nachbar der uns sonst hatte künsteln helfen, wurde herbeigerufen, und bezeugt daß er noch vor acht Tagen nach mir gefragt hatte, der Barbier mußte auch kommen, ich fand alte Lieder die ich gestiftet hatte, eine Kutsche die ich gemalt hatte, wir erinnerten uns an manche Streiche jener guten Zeit und ich fand mein Andenken so lebhaft unter ihnen als ob ich kaum ein halb Jahr weg wäre. Die Alten waren treuherzig, man fand ich war jünger geworden. Ich blieb die Nacht und schied den andern Morgen bei Sonnenaufgang von freundlichen Gesichtern verabschiedet daß ich nun auch wieder mit Zufriedenheit an das Eckchen der Welt hindenken und in Frieden mit den Geistern dieser Ausgesöhnten in mir leben kann."

„Den 26sten, Sonntags, traf ich wieder mit der Gesellschaft zusammen und gegen Mittag waren wir in Straßburg. Ich ging zu Lilli (Lilli Schönmann) und fand den schönen Grasaffen mit einer Puppe von sieben Wochen spielen und ihre Mutter bei ihr. Auch da wurde ich mit Verwunderung und Freude empfangen, erkundigte mich nach allem, und sah in alle Ecken. Da ich denn zu meinem Ergötzen fand daß die gute Creatur recht glücklich verheirathet ist. Ihr Mann, aus allem was ich höre, scheint brav, vernünftig und beschäftigt zu sein, er ist wohlhabend, ein schönes Haus, ansehnliche Familie, einen stattlichen bürgerlichen Rang rc., alles was sie brauchte rc. Er war abwesend. Ich blieb zu Tisch. Ging nach Tisch mit dem Herzog auf den Münster, Abends sahen wir eine Stunde l'infante di Zamora mit ganz trefflicher Musik von Paesiello. Dann aß ich wieder bei Lilli und ging in schönem Mondschein weg. Die schöne Empfindung die mich begleitet, kann ich nicht sagen. So prosaisch als ich nun mit diesen Menschen bin, so ist doch in dem Gefühl von durchgehendem, reinem Wohlwollen, und wie ich diesen Weg her gleichsam einen Rosenkranz der treuesten, bewährtesten, unauslöschlichsten Freundschaft abgebetet habe, eine recht ätherische Wollust. Ungetrübt von einer beschränkten Leidenschaft treten nun in meine Seele die Verhältnisse zu den Menschen die bleibend sind, meine entfernten Freunde und ihr Schicksal liegen nun vor mir wie ein Land in dessen Gegenden man von einem hohen Berge oder im Vogelflug sieht."

Aus Genf schreibt er: „Daß man bei den Franzosen auch von meinem Werther bezaubert ist, hätt' ich mir nicht vermuthet. Man macht mir viel Complimente, und ich versichere dagegen daß es mir unerwartet ist. Man fragt mich ob ich nicht mehr dergleichen schreibe, und ich sage: Gott möge mich behüten daß ich je wieder in den Fall komme, einen zu schreiben und schreiben zu können! Indeß gibt mir dieses Echo aus der Ferne doch einiges Interesse an meinen Sachen. Vielleicht bin ich künftig fleißiger und verpasse nicht wie bisher die guten Stunden. Ade."

Lavater erlebt in jener Zeit von ihm eine schöne Verherrlichung. Was uns aber das sicherste Zeugniß von Goethe's eigenthümlicher Natur gibt, ist das Gefühl seiner Sicherheit, das reine Bewußtsein des Glücks wie es großen Naturen eigen. Er bleibt dabei im Contact, weniger mit der Menschenwelt, als mit dem Weltall, wie er denn dem Naturreich sich lieber hingab als den qualvollen Wirren menschlicher Bestrebungen. Er schreibt einmal an Charlotte: „Die Erde bebt immer fort. Auf Candia sind viele Orte versunken. Wir aber auf dem uralten Meeresgrund wollen unbeweglich bleiben wie dieser!" — Wir schließen mit seinen Versen an Charlotte v. Stein, vom December 1780:

„Sag' ich euch, geliebte Bäume,
Die ich ahndevoll gepflanzt,
Als die wunderbarsten Träume
Morgenröthlich mich umtanzt.
Ach ihr wißt es wie ich liebe
Die so schön mich wieder liebt,
Die den reinsten meiner Triebe
Mir noch reiner wiedergibt.

Wachset wie aus meinem Herzen,
Treibet in die Luft hinein,
Denn ich grub viel Freud' und Schmerzen
Unter Eure Wurzeln ein.
Bringet Schatten, traget Früchte,
Neue Freude jeden Tag,
Nur daß ich sie dichte, dichte —
Dicht bei ihr genießen mag!"

Lorenz Frei über den deutschen Kaiser.

— Wenn unsre Poeten über die Republik verzücken, so werden unsre Prosaisten über einen deutschen Kaiser schwärmen müssen. Es ist mit dem Einen so wenig gethan und gefruchtet als mit dem Andern. Es kommt darauf an wie die Nation ihre Rechte selbst feststellt und sie parlamentarisch handhabt. Wie die äußerste Spitze, das Pünktchen über dem I, sich nennt, gilt dabei gleich. Wir berichten hier, nachdem wir früher einige Lyriker von der Republik vorgeführt, eben so getreulich von der Ekstase eines Prosaisten, Lorenz Frei, über das Kaiserthum. „Der deutsche Kaiser" nennt der gedachte Verfasser eine kleine Broschüre voll „Zeitgedanken" die schon im März (Dresden und Leipzig, Arnold) erschien. Wir entheben ihr folgende gutgemeinte Stelle: „Wäre ich ein Dichter, dann wollte ich den Frühlingsmorgen schildern, an dem ein heiliges Flüstern durch die deutschen Wälder zieht, feierlicher die deutschen Ströme rauschen, die alten Kathedralen ihre Glockentöne durch die Lüfte senden und Himmel und Erde sonnig und geschmückt sich lächelnd begrüßen, an dem deutsche Flaggen von Thoren und Schiffen wehen, eine festlich frohe Menge alle Straßen belebt, deutsche Gesänge durch die Fluren schallen und deutsche Herzen sich aneinanderschließen, sich begegnend im Rufe: Heil dem Kaiser!"

„Große Erinnerungen und große Hoffnungen umleuchten den Namen, diese geboren und geheiligt durch jene. Bilder ruft er empor, die mit stolzer Wonne das Herz jedes Deutschen erfüllen, der nicht blos den Augenblick erfaßt, der sich eingewebt fühlt in das ganze Leben seines Volkes, der lebt in dessen ferner Zukunft und grauer Vergangenheit. An welches Werden, Blühen und Wachsen, an welches frische Jugendleben eines großen Volkes erinnert er uns! Wir sehen Wälder sich lichten, Sümpfe blühende Fluren werden, wir sehen wilde Fremdlinge aus dem Herzen und von den Grenzen des Landes zurückgetrieben in ihre fernen Steppen, wir sehen die Städte erstehen und Gewerbe und Kunst in ihrer Mitte erblühen und den Ackerbau goldnen Segen um ihre schützenden Mauern breiten, wir sehen die frommen Gedanken des Volkes im Steine verkörpert gen Himmel steigen, die mächtigen Dome entstehen, die in hehrer Erhabenheit fernen Jahrhunderten die Gottesliebe und Himmelssehnsucht einer ganzen Nation verkünden. Wir sehen deutsche Flaggen auf den Meeren wehen und deutschen Handel die Früchte ferner Zonen pflücken, wir sehen deutsche Waffen siegreich in der Ferne glänzen und deutsche Tapferkeit das Reichspanier auf Italiens Städte pflanzen und unter heiligem Banner im fernen Osten für die frommen Ideeen des Jahrhunderts fechten. Wir sehen den schönen Begriff des Ritterstandes in mancher edlen That verwirklicht und kräftig das Bürgerthum emporblühen und sich in fester Treue um die Fürsten schließen. Wir sehen die Poesie mit goldnem Flügelschlage über das Land ziehen und tausend Lieder aus dem vielbewegten Herzen der jungen Nation erwecken, die diesen Blüthenmorgen mit seinen Hoffnungen und süßen Empfindungen, seinen großen Gedanken und frischen Thaten festhalten als zweite, nicht mit dem ehernen Griffel des Verstandes, sondern mit den zarten Engelsfingern des Herzens geschriebene Geschichte. Wir sehen die ganze Nation sich festlich versammeln, um die Sprache des Genius zu hören, und seine Worte nicht der Druckerpresse bedürfen, sondern in jugendlicher Freiheit von Mund zu Mund durch alle Gaue fliegen; wir sehen sie nicht gehemmt von irdischer Fessel, sondern kühn die Wahrheit verkünden, der selbst die Fürsten, wenn ihre Strenge sie traf, sich schweigend beugen. Wir sehen den armen Sänger aus dem Volke mit dem Ritter und dem Kaiser selbst wetteifernd nach Siegen ringen im Reiche der Poesie, in dem Rang und Geburt vor der Weihe des Genius verschwinden. Wir sehen Gesetze weise erdacht und treu befolgt — sehen Gerechtigkeit und Milde, Treue, Festigkeit und Muth sich in tausend herrlichen Thaten und Ereignissen offenbaren und Kaiser und Volk eine Seele werden in der Liebe zum Vaterlande, das leuchtend emporragt aus der Staatenmenge Europa's, das alle Fernen rühmend nennen."

„Diese und tausend andre Bilder ruft das eine Wort aus der Vergangenheit empor, und jedes wiederum läßt eines aus dem Nebel der Zukunft auftauchen. Herrlich sind auch sie und doch so neu und anders: Jahrhunderte sind vergangen; viel ist entschlummert, viel gewelkt und veraltet; viel ist in Staub zerfallen, und viel hat die Gluth der letzten Zeit zu Asche gebrannt. Eine neue Sonne tagt über der neugewordnen Erde, und aus der Asche erhebt sich ein Phönix verjüngt der alte — der

neue deutsche Kaiser.

— Er ist der alte, denn die heiligsten Güter, die besten Eigenschaften des Volkes, sind nicht verloren, in neuem Lichte treten sie hervor; nicht blos einzelne Klassen wollen sie offenbaren; jedes Glied des Volkes empfindet ihren Besitz und will sie bethätigen, und Alle suchen vereint ihren Ausdruck. Die alten Deutschen sind noch da! — so klingt's in tausend Tönen durch das Land, und der eine Klang, in dem sie alle sich vereinen — der alte Kaiser — ruft die Kunde der ganzen Welt zu. Und wiederum ist es der — neue Kaiser: das Beste der Nation ist geblieben; aber es ist emporgewachsen und hat sich herrlich allüberall entfaltet; nicht unbewußt wie ehedem besitzt es die Menge; das ganze Volk ist mündig geworden und erkennt seinen Werth und das Recht, das dieser fordert."

Zur Chronik der Gegenwart.

— In der zweiten sächsischen Kammer hat man bei Berathung eines Gesetzentwurfes, die Zollzuschläge bei einigen ausländischen Waaren betreffend, die große Streitfrage über Freihandel- und Schutzzollsystem berührt. Diese Kammerdebatte war ein kleines Vorspiel zu der großen Entscheidung, welche uns zum Ausgleich der widerstrebenden Interessen des deutschen Nordens und des deutschen Südens bevorsteht. Im vorliegenden Falle kam es nur darauf an, zu entscheiden ob sich Sachsen allein einer Maßregel widersetzen könne, welche von den andern Zollvereinsstaaten bereits angenommen. Bei der Abstimmung wurde der Zollzuschlag auf einige französische Waaren als Retorsion gegen 9 Stimmen genehmigt. Bei alle dem ist das Minderheits- und Separatgutachten des Abgeordneten Harkort von Leipzig ganz geeignet, fortgesetzt Gegenstand der gründlichsten Erwägung zu werden. Wird der deutschen Industrie, um sie zu heben, Schutz und auf Schutz zugestanden, so verirren wir uns stufenweise in ein Prohibitivsystem, und wir wissen daß Östreich damit in sich selbst auf eine Weise verstrickt wurde, bei der alle Bewegung, aller freie Zuzug, alle Wechselwirkung mit dem Auslande erstickte. Graf Cancrin, der Schöpfer des Abschlußsystems für Rußland, erklärte die Schutzzölle für eine „Finanzschinderei," und gestand damit ein daß die russische Regierung hinter dieser Handelssperre eigentlich nur die Gedankensperre mit dem Auslande sucht und will. Ein solche hätte Deutschland nicht zu fürchten, käme es darauf an, dem deutschen Gewerbsfleiße zum Aufathmen erst Spielraum zu schaffen, bevor das dem Princip nach von fast allen Seiten als richtig eingestandne Freihandelssystem allgemein europäisch festgestellt würde. Der genannte Abgeordnete machte als Freihandelsmann in seinem Vortrage besonders geltend daß eine richtig geleitete Industrie eines künstlichen Schutzes nie bedürfe. Er erinnerte daran daß die schlesische Linnenfabrikation nicht durch Mangel an Schutzzöllen, sondern dadurch heruntergekommen sei daß man das Erzeugniß selbst vernachlässigte, unreell verfuhr, Baumwolle in die Linnen mischte, überhaupt den Anforderungen der Zeit nicht zur rechten Zeit nachzukommen verstand. (Den zweiten Grund gestand der Gegner in der Kammer, der Schutzzöllner Evans, zwar als Thatsache, aber nur als Nothbehelf und Act der Verzweiflung zu). Der Abgeordnete Leipzigs brachte bei seiner Warnung vor dem Prohibitivsystem zur Kenntniß daß die Schweiz bereits mit dem 15. October auf preußische und sächsische Tuche einen Zoll von 50 Procent zu legen bezweckt habe; das sei der Anfang einer Retorsion die man provocirt habe. Er machte darauf aufmerksam wie hohe Zölle den Todfeind alles ehrlichen Verkehrs, den Schmuggel, in's Leben rufen. Wenn sich Deutschland mit einem Schutzzollsystem abschließe und nur die Hansestädte als Freistätten belasse, so bleibe dem Handel nichts übrig als dorthin auszuwandern. Leipzig berührte der Gesetzentwurf wegen plötzlicher Zollzulage französischer Waaren ganz bedrohlich; die laufende Messe schien damit untergraben, zumal das Staatsministerium die Geheimhaltung der Maßregel für gut befunden, Hr. Georgi den Leipziger Handelstand nicht um sein Gutachten befragt, während Preußen, dem man sonst einen Überfluß an Öffentlichkeit in ministeriellen Maßnahmen nicht vorwerfen kann, über vorliegenden Fall alle seine Handelskammern zu Rathe gezogen. Die Einwendungen hatten zur Folge daß die Zollerhöhung bis zum 1. October ausgesetzt blieb, zum theilweisen Nutzen des dermaligen Meßverkehrs.

— Friedrich Hecker's Abschiedswort an Deutschland ist ein Document in der Zeitgeschichte. Es bestätigt nur unsere Überzeugung von seiner grundehrlichen Natur, zugleich freilich von seiner eben so erhitzten wie bornirten Selbsttäuschung, sich und seine Überzeugung mit der Sache der Nation zu verwechseln. Hecker hat die deutsche Entwickelung für jetzt aufgegeben, weil er sie auch in ihrer Fortsetzung und Vollendung nur durch Revolution für möglich hält; die Revolution ist aber nach seiner Meinung verdorben, weil sie nicht vollständig, nicht permanent wurde. „Jede Revolution, sagt er, welche vom Gebiete der That hinübergleitet auf den Boden der Discussion, zehrt sich auf und wird von derjenigen Macht, welche durch die Revolution gestürzt werden sollte, mit den Mitteln der Intrigue, der Bestechung, des Zögerns und Hinhaltens, mit einem Wort: durch das Spiel politischer Betrügerei ausgebeutet und zu Grunde gerichtet." — Das ist offen gesprochen, und straft Alle die der Heuchelei welche Sitz und Stimme im Parlamente behalten, mithin an der friedlichen Vereinbarung mitarbeiten zu wollen sich den Schein geben, und gleichwohl auf die Erfolge des Straßenaufruhrs harren und hoffen. — „Ihr klagt über Reaction! sagt Hecker. Was ist Reaction? Reaction ist nichts anderes als die Entfaltung der Thätigkeit der friedlichen politischen Partei." — Mit dieser Erklärung im Munde Hecker's wird das verpönte Wort „Reaction" fast gesühnt; friedlichen Ausgleich in Feststellung heiliger Rechte will das Volk, mithin will es eine in dieser Weise gesühnte und gerechtfertigte Reaction. Wer auf die Faust rechnete, wird an der Faust und am Faustrecht verzweifeln müssen, wie Hecker. Er sah sich mit heißem Ingrimm, mit berstendem Groll, wie er selbst sagt, im Stiche gelassen. Er hatte ein Volk in Waffen zu finden gedacht, — Struve und Consorten hatten ihm das vorgespiegelt, — und er fand einen Haufen Meuterer und Freibeuter. Das Volk will aber nicht im Faustkampf sein heilig Menschenrecht erkämpfen. „Ist eine Reaction, sagt Hecker, möglich wenn das Volk wachsam und thätig ist? Nimmermehr! Wer über Reaction klagt, der klagt nur über seine eigene Feigheit und Unthätigkeit, stellt sich selbst ein Armuthszeugniß aus."

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr. | Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet. | №. 94. 18. October.

Wiener Skizzen, von F. Gustav Kühne.

4.

[Kaiser Max; Wien als Handelsstadt und als „Capua der Geister" in alter Zeit.]

Kaiser Friedrich, der erbsüchtige Habsburger, hatte Wien nicht behaupten können und dreiunddreißig Jahre nach seinem Tode trugen seine Großenkel Karl und Ferdinand die Kronen des Kaiserthums, Spaniens, Siciliens, Ungarns, Böhmens, besaßen Afrika's Nordküste und die Goldgruben von Mexiko und Peru. Und das ward weniger erworben durch die Eroberungen der Faust und des kampflustigen Muthes, nicht durch die Macht des Geistes der mit noch mehr Recht seine friedlichen Eroberungen vollbringt. Das alles brachte meist der habsburgische Kuppelpelz zusammen. „Wir haben halt klein angefangen!" sagte Kaiser Franz, und sein ihm ähnlicher Ahnherr Friedrich war groß im Kleinen, erwarb, geizte, handelte, feilschte und wucherte Länder und Völker zusammen. Haus Habsburg legte mit ihm den Grundstein zu einer Universalmonarchie, und dieser Weltherrschaftsgedanke stützte sich lediglich auf's Heirathen. Der alte Kaiser mit dem hungerigen Gesicht machte zunächst mit seinem glänzenden Prinzen im Burgunder ein gutes Geschäft. Die kurze Ehe Maximilians mit der burgundischen Maria gründete die große europäische Fürstenfamilie die ihre Verwandtschaftskreise immer weiter zog. Der blühende Fürstenstamm des Hauses Burgund mußte in seinem Übermuth gegen die Bauern der Schweiz zu Grunde gehen, und aus der Blume auf diesem Grabe sproßte der große Baum welcher Europa überschatten sollte.

Mit Kaiser Max hatte Wien den Anschein, ständige Residenz zu werden; allein dieser vielgeschäftige Allerweltsbeglücker reiste fast immerwährend, hatte als Colporteur seiner Herrschaftsgedanken doch meist eine ambulante Hofhaltung. Die Stadt hat wenig von ihm aufzuweisen. Erst mit Ferdinand I. wurde Wien dauernder Fürstensitz und zugleich für Böhmen und Ungarn Hauptstadt. Kaiser Max hatte viel in seiner Natur was ihn auch für die Männer Östreichs zu einem Liebling machte. Er war wie weiland die Babenberger reisig und ritterlich; seine Jagdabenteuer wurden zu Balladen die das Volk sang. Er war patriarchalisch, ein volksthümlicher Familienvater, mehr freilich noch für sein Haus als für sein Volk. Near is my shirt, but nearer is my skin. Er zog vor Rudolfs Bildniß jedesmal den Hut ab, hatte jederzeit Thränen im Auge, wenn die Rede auf Friedrich den Schönen kam. Ein Ritter war Max, — er dünkte sich der Letzte, — aber kein Feldherr. Liebevoller Großvater war er hauptsächlich und durch und durch. Die große Doppelheirath seiner Enkel war sein folgereichster Gedanke. Maria und Anna waren die beiden Bräute, deren reiche Mitgift zu Habsburg's Selbständigkeit gegen Deutschland und zu Östreichs Großmacht in Europa den Grund gelegt. 1522 feierte Ferdinand in Linz sein glänzendes Beilager mit der Jagellonischen Prinzessin. Wien ward dermalen nicht für würdig befunden. Ein wilder, kopfloser Zwiespalt hatte dort ein Interregnum herbeigeführt; nach dessen Beilegung ward über die Empörer strenges Gericht gehalten. Die Wirren in Ungarn, die Einfälle der Barbaren machten Wien noch nicht zur Residenz geeignet; Wien war damals wesentlich Grenzfeste gegen Osten. Suleiman der Großtürke lag bald darauf vor den Thoren der Stadt, fand aber an ihren Mauern für seine Macht die Grenze. Neunzehn große und kleine Stürme wurden von den Bürgern zurückgeschlagen; der alte Graf Niklas Salm, oberster Feldhauptmann der östreichischen Lande, führte den Befehl in der Stadt. 20,000 Türken fielen durch die Seuche, eben soviel durch die Speere der Wiener; der Kern der Janitscha-

ren füllte die Gräben; des Sultans Stolz scheiterte an den starken Wällen Wiens. Sengend und mordend zogen seine Schaaren ab (1529), um bald wieder in Streifzügen das Land zu verwüsten. Wien hatte sich als Vormauer gegen die Türken bewährt, es wurde von neuem befestigt, die Burg war noch immer die Citadelle. Ein großes Tedeum im Stephan feierte den Sieg der Christenheit; Europa verdankte den Wienern damals seine Rettung.

Kaiser Max war kein Kriegsmann im großen Styl; er hoffte die Welt mit Friedensplänen zu erobern. Im Sanct Stephan, am Grabe seines Vaters, hatte er sich mit dem großen Kaiserornat eigenhändig bekleidet. Die Fugger hatten es ihm geschenkt; es ward auf eine Million geschätzt. Auf dem neuen Markt hielt er dann eines jener Turniere, in denen er stark war. Ritter und Minnesänger vereint zu sein, dünkte ihm das Allerhöchste. Celtes, Cuspinian, Treitzsquerwein, dem er den „Weißkhunig" dictirte, Probst Pfinzing, der seines Herrn Abenteuer im „Theuerdank" beschrieb, haben mehr als die Geschichte Kaiser Marens Glorie verbreitet. Es lebte in ihm ein letzter Widerschein der alten Romantik, aber kein Schöpferdrang der einem neuen Jahrhundert Bahn bricht, dessen Nöthigungen zur Neugestalt begreifend, dessen Entwickelung an seine Person fesselnd. Wie er vereint Ritter und Minnesänger sein wollte, so faßte er auch, ein abenteuerlicher Dilettant, den Plan, Kaiser und Papst in Einer Gestalt zu werden. Der Idealismus seines romantischen Hochgefühls konnte nicht Fuß auf dem Boden der Wirklichkeit fassen. Auch die Wiederherstellung des alten wahren Kaiserthums wie Kaiser Karol der Große es gehandhabt, blieb in Maximilians Versuchen ein abstracter Dünkel, eine ästhetische Liebhaberei. Fast an alle Throne der Welt erhob er phantastische Ansprüche als Nachfolger seines „Eltervatter, des heilig khayser Karol, der da was der erst sunnenspiegel des reichs." Englands, Frankreichs, Portugalls Schilder führte er in seinem Wappen, weil er mütterlicherseits ein Abkömmling der Königsstämme von Portugall und Lancaster war. Auch den türkischen Orient hoffte er wieder an sein Scepter zu bringen. Denn nach seinem Glauben war d..s Kaiserthum des Aufgangs nur durch „übermut der griechischen kirchen getrennet, darumb sy Gott gestrafft und den hayden underworffen: das hofft khunig Max — oder seine nachchomen in kurzer czeit wieder zu erlangen!"

Und so war denn der große universale Gedanke von der Wiederherstellung eines Kaiserthums der Christenheit in dem vielgefeierten Max nichts als ein habsburgisches Erbschaftsgelüst. Hormayr spricht von der erhabenen Ruhe und Geduld einer wahrhaften Herrscherseele. Es gehörte dazu nur das Gelegenheitmachen und das ruhige Zuwarten der diplomatischen Östreicher.

Wien war damals ohne die Speculation seiner Fürsten groß und mächtig geworden; weder Friedrich, noch Max, noch Karl der Fünfte hielten dauernd ihr Hoflager dort. Wien's Bedeutsamkeit gründete sich auf bürgerlichen Handel und Wandel. Nicht sowohl durch Kunstfleiß wie Augsburg und Nürnberg, noch durch Fabrikthätigkeit anderer Art wie die belgischen Städte: durch seinen Durchzugs- und Zwischenhandel erreichte Wien einen gewissen Gipfel bürgerlicher Macht. Wie Köln in London seine Gildehalle gehabt, so hatte Wien in Venedig sein deutsches Kaufhaus; und je mehr Venedig seit der Eroberung Konstantinopels (1453) sank, desto weitgreifender wurden landeinwärts die merkantilen Fäden zur Vermittelung der Bedürfnisse aus dem Orient. Für den Nordwesten war Regensburg, für den Nordosten Breslau der Zwischenplatz; seine Lage machte Wien zum Knotenpunkt dieser commerciellen Verbindungslinie, seine Lage zwischen Ländern und Völkern die in sich selbst kein festes Centrum erzeugen konnten. Böhmen, Ungarn, Slawonien, Croatien, Istrien, das ganze untere Donaugebiet fanden in Wien für die europäische Welt ihren natürlichen Markt und den Mittelpunkt einer Kultur für die sie den sinnlichen Reiz der Empfänglichkeit ohne die schöpferische Befähigung hatten. Wien ist zuerst als Bürgerstadt bedeutsam geworden. Als Festung erkaufte es sich gegen barbarische Horden mit seinem Blut die Selbständigkeit. War die Zeit der Noth vorüber, so ward es durch seine Handelsthätigkeit ein Bedürfniß der Welt. Deshalb jahrhundertelang in Wien der Kaufmannsgeist vorherrschend! Und was eine Handelsstadt bei wachsendem Reichthum in Wohlleben, Üppigkeit, Schwelgerei und Übermuth steigert, fand sich hier alles beisammen in überschwänglichem Maße. Die Genüsse des Südens, wälscher Luxus und orientalische Freuden schlugen hier um so tiefere Wurzeln als das deutsche Naturell eine starke Saugkraft, der gesunde Wiener Magen robuste Verdauungswerkzeuge dafür aufzubieten hatte. Schwelgerei und Schlemmerei, der ganze Sybaritismus des Genießens, fanden hier ihr prächtig Lotterbett; das „Capua der Geister" war in Wien schon damals fertig. Und mit der Genußsucht des Südens und des Morgenlandes wurden auch die Gifte fremder Zonen heimisch. 1611 schrieb Ulrich von Hutten hier in Wien

seine Elegie an den Kaiser und wider die „Venediger Verweichlichung der Deutschen“, einen Klagebrief und Weheruf über all das Gift neuer Krankheit das von dort über alle Geschlechter der Erde komme; ein Gift dem er selbst erlag, als er sich schamvoll der Gesellschaft der Menschen entzog und in die Schatten der stillen Insel Ufnau im Genfer See sich barg.

In der Wiederherstellung einer starken Furcht Gottes unter den Menschen lag allein die Rettung jenes Zeitalters, die Möglichkeit einer Verjüngung des Geschlechtes. Aus den hussitischen Wirren waren in Böhmen blutige Bürgerkriege, aber keine Reformen des Christenthums hervorgegangen. Der deutsche sächsische Norden erhielt die große Sendung zur Herstellung eines einfach starken Gottesglaubens. Im Südosten herrschte noch der Schrecken der böhmischen Gräuel im Angedenken der Menschen. Die Geistlichkeit zitterte vor Luthers kühner Ehrlichkeit, sie zitterte vor der Aufdeckung ihrer sittenlosen Zucht, sie wehrte sich aus Verzweiflung daß die Freiheit des Fleisches von einer Freiheit des Geistes bekämpft werden sollte, sie waffnete sich mit der ganzen Tücke der hartnäckigen Versunkenheit in Genußsucht und Lüsten. Die Zucht die Luther predigte, seine eherne Gottesfurcht, sein Feuereifer für Wahrheit, sein Vernichtungskrieg gegen alles was Menschenwerk an der Kirche Gottes geworden, — das alles war für den Süden zu hart und herbe, zu spartanisch und norddeutsch. Die Prälaten sahen im neuen Glauben ihren weltlichen Untergang, die Fürsten Östreichs im Angedenken an die böhmischen Wirren den Keim eines neuen Bruderkrieges. Sie witterten in der Reform des Glaubens eine neue Krankheit, statt in ihr die Arznei dagegen zu suchen.

(Schluß folgt.)

Briefwechsel.

Berlin, d. 16. October.

[Der königliche Geburtstag; des Königs Worte an die Deputation der Bürgerwehr und der Nationalversammlung; im Theater Prolog und der Prinz von Homburg; Sternberg's Royalisten; ein Buch vom Grafen Arnim.]

†† Ganz Berlin hat eine Nacht der Schlaflosigkeit, des Seufzens und der Unruhe hingebracht; auf der Straße sieht man heute nur verdrießliche Gesichter, lange Nasen, verschlafene Augen, und Einer fragt den Andern mit essigsauerm Lächeln: „Nun, wie hat Ihnen diese unsere Errungenschaft gefallen?“ — Diese unsere Errungenschaft nämlich ist das seit dem 18. März erkämpfte Vergnügen, auf der Straße schießen zu können, nicht blos im Ernst wie an jenem großen Tage, sondern auch zum Spaß, als Witz, als ungeheure Ausströmung der innern Freudigkeit! Und aus diesem Grunde war es daß gestern Berlin wiederhallte von Böllerschüssen und Kanonenschlägen, denn es war gestern des Königs Geburtstag, und das Volk benutzte diese Gelegenheit, um ganz Berlin mit Freudenschüssen zu alarmiren. Es waren dieselben Laute, dasselbe Donnern und Knattern, wie wir es am 18. März zu so blutigem Ernste, und am 19. zu so heiliger Freude vernahmen. Am 18. feuerte man diese Schüsse ab über dem Grabe der alten Zeit, am 19. begrüßte das im Lichterglanz strahlende Berlin damit die aufsteigende Sonne der neuen Zeit. Mir scheint, es war nicht ganz dem Zartgefühl und der Wohlanständigkeit angemessen, den König an seinem Geburtstag mit solchem Erinnerungsdonner aufzuschrecken. Übrigens haben gestern Festlichkeiten aller Art stattgefunden. Von den Zweckessen und Verbrüderungsfesten die bei Kroll und in andern Localen stattfanden, schweige ich; ihre Zahl ist Legion, wie die dabei ausgebrachten patriotischen Toaste. Der König welcher mit einem wohlbegreiflichen Widerwillen sein Königschloß in Berlin zu meiden scheint, kam von Bellevue herein, um dem Gottesdienst im Dom beizuwohnen. Am Schlosse hielten die Wagen, da stieg der König aus, um sich sofort in den Dom zu begeben. Er trug ein dreifarbiges Band im Knopfloch. Das zu vielen Tausenden versammelte Volk empfing ihn und das dreifarbige Band mit lautem Hurrah und Jubelruf; es freute sich daß der König dafür mit freundlichem Lächeln und Kopfnicken dankte. Neben dem König aber ging der Prinz von Preußen mit einem schwarzweißen Band im Knopfloch; er sah sehr ernst aus, und nicht ein einziges Mal neigte er sein Haupt zur Begrüßung der Menge. Darüber freute das Volk sich durchaus nicht, und die Folge davon war, daß als der Prinz am Nachmittag von Bellevue nach Potsdam fuhr, er beim Einsteigen vor dem Schloß von Bellevue eine große Menschenmasse fand, welche ein schauerliches, seltsam klingendes Lied sang, das mit den Worten begann: „Wir wollen ihn nicht haben!“ — In Bellevue empfing der König die beglückwünschenden Deputationen, darunter auch eine von der Bürgerwehr, und eine von der Nationalversammlung. Beiden aber zeigte er nicht das gnädige Lächeln, mit welchem er zuvor das Volk begrüßt. Der Bürgerwehr sagte er mit ernstem Ton, sie möchten nie vergessen daß er es gewesen der ihnen die Waffen in die Hand gegeben. Die Deputirten der Nationalversammlung, welche, wie Sie wissen, vor einigen Tagen bei der begonnenen Berathung über die Verfassung die Titulatur „von Gottes Gnaden“ gestrichen hatte, sagte der König: „Danken Sie Gott, meine Herrn, daß Sie noch einen angestammten König von Gottes Gnaden haben!“ — Als er in Köln die Deputirten der Nationalversammlung empfing, ermahnte er sie bekanntlich, nicht zu vergessen daß es in Deutschland noch Fürsten gebe, und daß er einer von Diesen sei. Jetzt ermahnte er die Deputirten Gott zu danken für das Dasein der Fürsten. — Das ist ein großer Schritt vorwärts, vielleicht ein zu großer, den das Volk und die Nationalversammlung nur mit gerunzelter Stirn aufnehmen wird. —

Auch das Theater feierte, wie sich gebührt, das Geburtsfest des Königs. Es hatte sogar im übervollen Herzen nicht an Einem Tage genug, sondern bedurfte zweier Tage für die

Huldigung. Am Sonnabend gab es daher eine Vorfeier, und wir sahen Kleist's Prinzen von Homburg, womit denn das alte, drückende Theatergesetz aufgehoben ist, welches verbot irgend ein Mitglied des königlichen Hauses auf der Bühne erscheinen zu lassen. Der große Kurfürst mit Gemahlin schritt über die Bretter. Aber wir müssen gestehen daß das Stück nicht den Eindruck machte, den man vielleicht damit bezweckte. Man führte uns einen der größten Hohenzollern'schen Fürsten vor, man zeigte ihn uns in der Fülle seines Glanzes, seiner Kraft, seiner königlichen Souveränität und Gewaltherrschaft, wie ihn uns Kleist in diesem trefflichen und markigen Stück gezeichnet hat. Aber Kleist gehört mit seiner Anschauungsweise und seinem ganzen Ideengang einer alten, überwundenen Zeit an, und dieser Kurfürst machte auf uns nur den Eindruck eines hölzernen Herrgotts; unsere Zeit verwirft diese Fürsten und Könige, welche sich vermessen mit ihrem Willen und ihrer Anschauungsweise sich als das absolute Gesetz gebahren, und die allein maßgebende und entscheidende Willensausströmung eines ganzen Volkes sein zu wollen. Dieser große Kurfürst ist ein ächter starrer, absoluter Hohenzoller, welcher sich einbildet, der Gott und das Gesetz seines Volkes zu sein, die ganze Hohenzollern'sche Starrheit ist in diesem Charakter ausgeprägt, und wenn wir jetzt diesen „Prinzen von Homburg" sehen, so verletzt uns darin nicht mehr blos wie früher, die Starrheit des Gesetzes den Anforderungen und Bedingnissen des Geistes und Herzens gegenüber, sondern mehr noch der Anblick dieses absoluten Herrschers, dessen individueller Meinung und dessen despotischem Willen die Edelsten und Besten sich fügen sollen. In diesem Sinne sagt die Kurfürstin zum Prinzen, als er zu ihr kommt sie um sein Leben zu bitten, „wenn er doch zuletzt auf den Befehl des Kurfürsten sterben müsse, so solle er sich damit trösten, daß es so Gottes Wille gewesen." Diese unwillkürliche Verwechselung des göttlichen Willens mit dem des Fürsten ist sehr charakteristisch, aber unsere Zeit hat nichts mehr gemein damit. — Dem Schauspiel voraus ging ein Prolog, von Herrn Hendrichs vortrefflich gesprochen. Er begann mit einer Anknüpfung an das Stück selber, das uns in ernste Kampfeszeit zurückführe, und daher sich wohl schicke für unsere ernste Zeit, die auch von Kampf und Blut bezeichnet sei. Es folgte alsdann eine Schilderung unserer Tage, und ihrer Verworrenheit, die mit einem prophetischen Hinblick auf die kommende Zeit endete, eine Zeit, in welcher Deutschland groß und glücklich sei, und in welchem Preußen „neidlos, und beneidet" an der Spitze Deutschlands stehen werde. Dieses Voranschreiten Preußens bildete überhaupt den Kern des Prologs, und ward vom Publikum mit beistimmendem Jubel aufgenommen, der sich noch vermehrte bei den Schlußworten: „ein freier König eines freien Volks." — Dann aber beging das allzeit kindische Publikum die Taktlosigkeit den Sprecher des Prologs, Herrn Hendrichs, zu rufen und damit hörte der Beifall auf ein politischer zu sein, und sank zu einem individuellen für den Schauspieler herab. —

Gestern, als am Tage der Feier selber, erschien derselbe Prolog mit einer etwas veränderten Gewandung im Opernhaus wieder. Man hatte ihm jetzt die Kleider von Gluck's Alceste, welche ihm folgte, angepaßt, und verglich jetzt unsre Zeit mit der von des Orkus Furien umheulten Alceste; der Herkules aber, welcher sie befreie, sei die Freiheit! Diese Bezugnahme erschien etwas gezwungen, und die furchtbare Schilderung der hereinbrechenden „Anarchie" war ein wenig allzusehr weißbierbürgerlich. Doch war in diesem Prolog, wie viel sich auch gegen denselben sagen läßt, ein erfreulicher Fortschritt gegen unsere Huldigungspoesie in früheren Tagen unverkennbar. Sonst war in diesen Festtagsprologen nichts als überfließender Honig für das Königshaus, eine überschwengliche Liebeseligkeit der Unterthanen zu finden; heute zum ersten Male war die Rede von einem freien Volke. Das mindestens ist eine sichere Errungenschaft; der liebeselige Unterthan ist ein freier Mensch geworden. —

Viel Aufsehen macht hier Sternberg's neuestes Buch: die Royalisten. Herr v. Sternberg, der Schriftsteller des Rococo und des ancien régime, der von dem politischen Leben unserer Tage nichts weiß und nichts wissen mag, und von den glorwürdigen Tagen des März nur grade das erfuhr was er Abends am Theetisch nicht überhören konnte, hat es dennoch unternommen, eine Schilderung der Revolution zu schreiben! Es ist ihm ergangen wie Jean Paul mit der Insel Ischia; er hat geschildert was er niemals gesehen, — oder vielmehr Sternberg hat gesehen mit den Augen eines Poeten, und gehört mit den Ohren eines Gardeleutnants, und weder der Poet noch der Gardeleutnant haben die Wahrheit gesehen und gehört. Herr Sternberg hat in diesem Buch bewiesen daß kein einziger deutscher Herzschlag in seinem Busen klopft, er ist mit diesem Buch wieder zu einem Russen geworden, und der Kaiser wird sein Wohlgefallen an ihm haben. —

Vom Grafen Arnim erwartet man in diesen Tagen eine Broschüre, welche eine geschichtliche Darstellung der Märztage enthalten wird, und namentlich dessen, was im Innern des Schlosses vorging; worüber freilich Niemand genauere und bessere Auskunft geben kann, als eben Graf Arnim. Wenn er den Muth hat die ganze und volle Wahrheit zu sagen, so wird dies ein sehr interessantes Buch werden, das nach manchen Seiten hin die wichtigsten Aufschlüsse geben kann. —

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr. | Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet. | № 95. 19. October.

Wiener Skizzen, von F. Gustav Kühne.

(Schluß.)

Unter Kaiser Max hatte noch mit der alten Harmlosigkeit die Zuversicht die ihm eigen war gegolten. Seine mediceäische Großmuth und sein Sinn für Wissenschaft und Kunst hatte dem Forschungsgeist freien Spielraum gelassen. Wien war sogar ein Hauptsitz des damals überaus regen Buchhandels gewesen; führte doch damals jeder unruhige Kopf wie Hutten seine Druckerei mit sich. Diese Blüthe war aber nur von kurzer Dauer; schon Ferdinand gab gegen die Einfuhr fremder Bücher scharfe Gesetze. In Innsbruck, am Hofe jenes Erzherzogs Ferdinand der die schöne Philippine Welserin zur Gattin nahm, waren die Künste gepflegt; die Ambraser Kunstkammer in Wien war seine Stiftung. Baiern und Tyrol blieben nach kurzer, rasch unterdrückter Regung katholisch, beide Völker hießen alsbald zu Rom die treuen Stämme Juda und Benjamin. Der freie Geist der Wiener Hochschule ward bald gedämpft, den östreichischen Baronen schon unter Ferdinand verboten auf auswärtigen deutschen Universitäten, zumal in Wittenberg, zu studieren; nur Ingolstadt und Freiburg im Breisgau blieben ausgenommen. Dennoch hielten Adel und Hochschule zu Wien eine Zeitlang treu und fest am deutschen Geiste, und mit Kaiser Karl dem Fünften arbeitete Ferdinand an einer Reform der Kirche im Ganzen und Großen. Genuß des Abendmahls in beiderlei Gestalt und Priesterehe wären Errungenschaften für die Völker gewesen, mit denen sich der Geist der Aufregung zufriedenstellen ließ; die Fürsten mußten beim Papst die Anwalte für die Völker sein. Ferdinand hatte diese Forderungen gestellt; sie erschienen als die richtigen Staatsmaximen. Das Oberhaupt der Kirche hat sie eine Zeit lang gewährt, und noch im vorigen Jahrhundert zeigte man im Tabernakel des Speisealtars zu Sanct Stephan zwei Ciborien die zum Abendmahl in beiderlei Formen eingerichtet waren; man zeigte sie als Denkmal der wenigen Jahre in denen der Stuhl Petri sich dazu verstanden. Die Fürsten verstanden es nicht, zum Heil der Völker die Kirche zu reformiren. Und doch schienen auch die Völker Östreichs zur Neugestalt im Glauben reif. Bis zum Passauer Vertrage war in Wien der evangelische Gottesdienst heimlich gar weit verbreitet. Die 1556 dort erschienene Postille in Bibelsprüchen, „von einem christlichen Prädicanten zu Wien in Östreich gemacht", war ganz evangelisch. Der Adel hatte sich auf seinen Schlössern die Religionsfreiheit als Privilegium ertrotzt. Es stand ihnen sogar frei, von ihren Edelsitzen, wenn sie nach Wien kamen, ihre Prediger mitzubringen und Gottesdienst zu halten so daß jedermann daran Theil nehmen durfte. Auch ward im Landhause eine beständige evangelische Kirche eingerichtet; die Propaganda des neuen Glaubens griff unter den Bürgern immer weiter, fast die ganze Hochschule zu Wien ward protestantisch*) und vierzehn Jahre nach dem Tode Ferdinands, der zu Wien starb, seine Gebeine aber nach Böhmen bringen ließ, war ein Evangelischer, Johann Schwarzenthaler, Rector.

Ehrlich, offen, dem Geist der neuen Zeit vertrauend, hat kein Fürst Östreichs zur Reform des Glaubens die Hand geboten. Nur im Anzuge herandrohender Gefahren vom Osten, nur in der Furcht vor den Türken und Barbaren gestattete man das Menschenrecht des freien Glaubens; Östreich konnte so damals wie heute immer nur von der Noth getrieben, immer nur gezwungen Entschlüsse fassen, für deren freies Zugeständniß allein das Volk Dankbarkeit fühlt und die Geschlechter verbindlich sind. —

*) Siehe Hormayr, Geschichte Wiens, Band 4. Hft. 3. S. 34.

Ferdinand's Nachfolger herrschten von Prag aus über die östreichischen Lande. Dort, wo am frühesten das neue Licht angebrochen, aber blutroth untergegangen war, dort sollte die Nacht des Geistes von neuem ihren Schleier weben. Wien fühlte sich noch eine Zeit lang als starke mächtige Bürgerstadt. Ein Auflauf des Volkes in den Gassen wollte Religionsfreiheit und Gleichstellung mit den Römischen erzwingen. 5000 Mann zogen bewaffnet zum Erzherzog Ernst. Er versprach, dem Kaiser das Begehren vorzutragen, und der tolle Schwarm zerstob. Heimlich aber wurden die Rädelsführer auskundschaftet, in peinliche Untersuchung gezogen, zum Tode verurtheilt, vom Kaiser Rudolf aber dann auf ewige Zeit des Landes verwiesen. Kaiser Rudolf, der Alchymist und Astrolog, verfiel in seiner Gemüthskrankheit den finstern Mächten die alles Licht des Verstandes löschten. Der Adel Östreichs gab sein gutes Recht zum freien Glauben, sein gutes Recht Proselyten zu machen, freiwillig auf. Über die Wiener Welt kam jene Reue, jene feige Zuflucht und Sehnsucht nach der alten Gemüthlichkeit die in der menschlichen Natur nach der Aufregung sich als Rückwirkung geltend macht. Der mystische Rudolf hatte das Signal dazu gegeben; Adel und Hochschule waren zu den Fleischtöpfen Ägyptens, das Bürgerthum Östreichs in den alten, warmen, weichen Schooß der Mutterkirche zurückgekehrt; es bedurfte kaum noch jenes zweiten Ferdinand der mit allen Schrecken der Inquisition in den dreißigjährigen deutschen Bruderkrieg die entsetzenvolle Wendung brachte.

Dieser Ferdinand war aus der Schule spanischer Jesuiten. — Schon in der Mitte des 16. Jahrhunderts waren die Schüler Loyola's nach Wien gekommen. Die frommen Väter wohnten Anfangs bescheiden bei den Dominikanern, gaben in Privathäusern Unterricht, machten sich nützlich in schweren Zeiten, halfen in der Noth mit Rath und That, waren liebevolle Seelsorger, geschickte Ärzte, heilten in der Pest mit Chinarinde die lange Zeit in Östreich das Jesuitenpulver hieß. Sie waren aufopfernd und hingebend, schlossen Bündnisse mit Kunst und Wissenschaft und kauften, leutselig und gemüthlich, ohne Zwang, meist freiwillig und zum Lohn für wahrhaft gute Dienste, eine Seele nach der andern ein. Das Karmeliterkloster war in Wien ihre erste ganz gelegentliche Erwerbschaft; die ganze geistige Welt Östreichs eben so ungezwungen und rechtmäßig ihre Beute. Wien hatte seine Religionswehen wie eine Kinderkrankheit überstanden; es fühlte sich physisch wie geistig nach solcher Störniß um so wohler in der alten „süßen Gewohnheit des Daseins“ die mit ihren Netzen Geist und Herz umspann. —

Wolfgang Schmelzel's Lobreim auf Wien athmet das ganze Wohlbehagen dieser vergnüglichen Glückseligkeit. Der Mann war aus dem deutschen Norden, kam von Leipzigs Hochschule, und gab sich doch ganz gefangen an die süße Wollust der Wiener Idylle.

> Der Schmölzel kein besser schmalzgrueb fandt,
> Ich lob dies ort für alle landt.
> Hier seind vil singer, saitenspiel,
> Allerley gsellschaft, freuden viel,
> Mehr musikos vnd instrument
> Findt man gewieß an keinem endt.

Alle Nationen findet er in ihrer Tracht und Kleidung hier beisammen:

> Ich dacht, ich wär gen Babel khumen,
> Wo alle sprach ein Anfang gnumen.
> Hebräisch, griechisch und lateinisch
> Deutsch, französisch, türkisch, spanisch,
> Böheimisch, windisch, italianisch,
> Hungerisch, guet niederländisch,
> Natürlich syrisch vnd chrabatisch,
> Raizisch, polnisch vnd chaldäisch —
> Vnd wie ich bsicht die stat mit fleiß,
> Meint ich, ich wer im paradeiß,
> Wie gwaltig höf vnd häwser ich fandt,
> Wie kaum in einem andern landt,
> An häwsern außen vnd innen gmål
> Als wärens eitel fürstensål,
> Mit thürmen, festen gibelmaurn
> Für feint vnd fewer wol förtaurn.
> Die ganze stad ist gar durchgraben,
> So weit vnd tiefe Keller haben,
> Voll angesteckt mit kühlem wein,
> Möchten gar nit besser sein.
> Alls gmäuer von gutem zeug vnd stein,
> Die fenster gittert mit eysen zain,
> Der vögel gsang so schön erschallt
> Als gieng ich durch den grünen waldt! —

Soviel Menschenglück zu schirmen und zu behüten, ist ja wohl des Schweißes der Edlen werth! Und wo der Jesuitismus der Priester zur Einfriedigung dieser in sich vergnügten Welt nicht ausreichte, da half der Macchiavellismus der Fürsten und der Staatskünstler weidlich nach!

Einladung zu einem Congresse

von Abgeordneten der landwirthschaftlichen Vereine aus ganz Deutschland.

B. Die theils bereits vollzogenen, theils noch in Aussicht stehenden Reformen der politischen und socialen Zustände, welche unser ganzes Vaterland in der gegenwärtigen Zeit in Anspruch nehmen, können keinen Stand mehr berühren und angehen, als den Stand welcher mit der gesammten Bodenproduction sich beschäftigt und den wir nicht erst als den zahlreichsten und wichtigsten im Staate zu bezeichnen brauchen. Bei der Nationalversammlung und namentlich bei deren volkswirthschaftlichem Ausschusse stehen Verhandlungen und Beschlüsse bevor, welche für den Grundbesitz von der höchsten Wichtigkeit sind. Es wird genügen, zur Anerkenntniß des eben Gesagten das Zoll- und Handelssystem und den Zolltarif, sowie denjenigen Theil der Grundrechte des Volks zu nennen, welche sich auf den Grundbesitz beziehen. Die Wichtigkeit einer richtigen und rechtzeitigen Wahrung seiner Interessen begreifend, hat sich der Gewerbe- und Handelstand schon seit Monaten thätig gezeigt. Überall bildeten sich nicht nur Vereine und Versammlungen, in Frankfurt trat auch ein Gewerbe- und Handwerkercongreß zusammen, der sich mit dem volkswirthschaftlichen Ausschusse der Nationalversammlung in Verbindung setzte. — Dies wird genügen, um daran zu mahnen daß es auch für die ländlichen Grundbesitzer, für den gesammten Stand welcher sich mit der Bodenproduction beschäftigt, hohe Zeit sei seine Interessen zu wahren, zu fördern und geltend zu machen. Wir glauben daß es nur einer Anregung bedarf, um einem Bedürfnisse der Zeit zu genügen, und in dem eigenen Interesse zugleich eine Pflicht für das Wohl der Nation zu erfüllen. Denn durch jedes Versehen, durch jeden Mißgriff, welche in den Grundrechten, in der Gesetzgebung (eingeschlossen die Zollgesetzgebung) zum Nachtheile der Bodenproduction einwirken, leidet auch das Nationalwohl Schaden; es gibt überhaupt keine volkswirthschaftliche Frage von Wichtigkeit, welche nicht auch die Bodenproduction berührt und angeht.

Dagegen müssen wir, um Mißverständnissen im Voraus zu begegnen, zugleich hinzufügen daß wir keineswegs in einer feindseligen Stellung der Gewerbeindustrie gegenüber stehen; wir erkennen deren ganze Wichtigkeit für Staat und Volk und insbesondere für die Bodenproduction selbst an, wir erachten das Schicksal der gewerblichen und der Bodenindustrie als innig mit einander verbunden.

Die Unterzeichneten haben sich durch die angegebenen Motive zu einer Besprechung veranlaßt gesehen, wie die Anregung zu einer möglichst gründlichen Berathung der im gegenwärtigen Augenblick wichtigsten Interessen des Landbaues zu geben sei, überzeugt daß eine solche Anregung der großen Mehrzahl der Betheiligten nur erwünscht sein könne. Die Unterzeichneten sind übrigens zu der Ansicht gelangt daß das Zusammenkommen von Theilnehmern an einer solchen Berathung nicht dem Zufall überlassen bleiben dürfe, welcher bei einem in's Ganze hin veröffentlichten Aufruf zur Theilnahme immer walten wird. Wir vereinigen uns vielmehr zu der Ansicht daß die landwirthschaftlichen Provinzial- und Hauptvereine Deutschlands, resp. deren Centralbehörden, die Organe seien, an die wir uns vor Allem zu wenden hätten. Es ist nun an die Directorien der landwirthschaftlichen Vereine die Aufforderung gerichtet worden, den am 6. November zu eröffnenden, und auf eine Woche bemessenen Congreß mit Abgeordneten zu beschicken. Als Anhaltepunkte für die Berathungen sind in einem gedruckten Umlaufe in 12 Nummern Fragen und Anträge vorgeschlagen, unter andern in Betreff der Errichtung eines statistischen Reichsbureau, Einheit in Maß, Münze und Gewicht, Berücksichtigung der Bodenproduction beim künftigen Handels- und Zollsystem Deutschlands, Auswanderung als Angelegenheit der deutschen Centralgewalt, Errichtung von Landwirthschaftskammern ähnlich den Handelskammern u. s. w. Es wird vorausgesetzt daß die Ergebnisse der beabsichtigten Berathung der Nationalversammlung zur geeigneten Berücksichtigung, sei es bei dem Verfassungswerke oder der künftigen Gesetzgebung vorgelegt werden und daß sich die Versammlung auch mit dem volkswirthschaftlichen Ausschusse in Verbindung setzen wird.

Unterzeichnet ist die am 17. Sept. in Frankfurt verfaßte Einladung von: Bähr, Kleingutsbesitzer aus Sachsen. Beisler, Reichstagsabg. und baierischer Minister. Frh. v. Cotta, aus Würtemberg. Dr. Crusius, Vorst. des Directoriums des landw. Hauptvereins in Sachsen. Klebs, Präsident der Ablösungscommission in Posen. Lette, R. A., Präsident des Revisionshofs für die Ablösungen in Berlin. Pabst, Director der Akademie Hohenheim. Pogge, R. A., Gutsbesitzer aus Mecklenburg. Renning, Ökonomierath aus Dresden. Frh. v. Rotenhan, R. A., aus Baiern. Graf v. Schwerin, R. A., aus Pommern. Dr. Zeller, Ökonomierath aus Darmstadt. (Pabst, Pogge, Renning und Zeller haben übernommen, die Anmeldungen zur Theilnahme anzunehmen und für die erforderlichen Vorkehrungen zu sorgen.)

Der Berliner Nante als Minister.

— Wir können, was A. Hopf, der fortgesetzte Buddelmeier, als Geschicht- und Memoirenschreiber Berlins über Nante's neueste Phase seines Lebens der Welt mittheilt, unsern Lesern nicht vorenthalten. Nante ist Premier geworden, und hat Brennecke zu seinem Staatssekretär erhoben. Er liegt im Staatsrocke, die Cigarre im Munde, im Armsessel vor uns. Des Tages Last und Sorge hat ihn hingestreckt; entstöpselte Champagnerflaschen bezeugen seine morgendliche Frühstücksthätigkeit. Einige Mitglieder der Linken stehen im Hintergrunde, Lakaien hinter seinem Sessel, Brenneke, die Feder hinter'm Ohr, vor ihm.

Nante. Nachdem wir also gefrühstückt haben, nehmen wir unsere Geschäfte wieder uf. Staatssekretär Brenneke, an Deinen Posten!

Brenneke. Ick kann mir bei Lachen nich ufhalten, wenn ick dran denke, deß ick aussen Konstabler een Staatssekeltär gewor'n bin.

Nante (mit Würde:) Des Lachen in meiner Gegenwart

muß ick Dir als unziemlich verweisen. Übrigens is der Unterschied nich so groß, wie Du denkst. — Jetzt schreibst Du an die hohe Nationalversammlung daß ick Endesunterschriebener mir der schwierigen Ufgabe unterzogen habe, een neues Kabinet zu bilden; ick kann aber die Portefölger nich los wer'n. — So isset richtig. Kontrasingirt: Nante.

Brenneke. Wenn ick mir erlauben darf zu bemerken daß man uf's Musikantenchor in die Zelten gewiß die nöthigen Mannschaften zur Ergänzung des Minist —

Nante (unterbricht ihn:) Uf die Frage näher einzugehen, halte ick nich vor zweckmäßig. Ick fühle mir stark genug, alle Minister selbst zu ersetzen, un werde mir blos acht Kommissarien miethen, die mir bei die Nationalversammlung verwesen.. Die Konsumtien der Gehalter von alle Minister behalte ick mir selber vor. Gehn wir jetzt an die Petitionen. Wo sind wir'n stehn geblieben, Staatssekertär?

Brenneke. Bei die Petition um die Freilassung von die politische Gefangene un von die Preßvergeber.

Nante. Wird hierdurch seinen ganzen Umfang genehmigt. Zugleich bestimme ick hierdurch, deß Preßvergehen künftig blos durch Geschworne abgeurtheilt werden dürfen, welche Geschworne der Präsident des demokratischen Klubbes zu ernennen hat. — Jean!

Bedienter (vorspringend:) Zu Befehl, Exzellenz!

Nante. Plump mal Eenen in! Da ick alle acht Ministerien übernommen habe, werde ick ooch für alle achte drinken.

Bedienter. Befehlen Exzellenz vielleicht Nierensteiner?

Nante. Nee, Schreckensteiner, in't Kriegsministerial-Glas. Ick nehme jetzt seinen Ressort vor. Staatssekertär! die Flottenangelegenheit. Drage mal vor! —

Brenneke (lies't:) Beiträge zu die deitsche Flotte: Aus Stettin fünf Silbergroschen, aus Danzig sieben eenen halben Silbergroschen, „wenig aber gern" drei Silbergroschen, „mit Gott für König un Vaterland" sechs Dreier.

Naute. Is die Rubrik noch lang?

Brenneke. Drei Bogen.

Nante. Der Herr Staatssekertär wird ersucht, die ganze Summe anzugeben.

Brenneke. Macht Summa Summarum: sieben Dhaler, acht Silbergroschen, neun Pfennge. Zugleich is 'ne bescheid'ne Anfrage aus de Ostseeprovinzen angehängt: wenn ehr die Flotte fertig wird, da et doch bei den reichlichen Zuflussen von allen Seiten an Mitteln dazu nich mehr fehlen kann.

Nante. Schreibe mal an die Fragesteller: daß der Saame bereits gelegt is zu die Bööme, aus deren Holz die Flotte gezimmert wer'n soll. Um jedoch die Seestädte nich ganz schutzlos zu lassen, werde ick, mit Genehmigung der Paulskirche in Frankfurt, een Regiment ausrüsten lassen, zum Wasserkrieg. Jeder Soldat von des Regiment kriegt Proppenstiebeln zum Wassertreten, un eenen schweinsblasernen Anzug zum Schwemmen. Desgleichen sollen een Paar Batterien Kanonen mit Floßfedern versehen wer'n, un vor den kommandirenden General issen Luftballon zu beschaffen.

Brenneke (in hober Bewunderung:) Du hast doch eenen exzellenten Kopp, Exzellenz Nante! — Nu freu Dir Dänemark! — Wenn ick mir noch eenen Vorschlag erlauben dürfte vor de Kavallerie —

Nante (nickt gnädig:) Is erlaubt.

Brenneke. Man könnte ja die Pferde Bretter unter die Beene nageln, wie des zum Beispiel bei die Bleisoldaten gemacht is.

Nante. Da muß ick erst die Paulskirche in Frankfurt fragen. — Damit wären wir alsofertig. — Jean! Een Glas Wasser! Die kirchliche Angelegenheiten kommen jetzt.

Jean. Eine Deputation aus der Nationalversammlung bittet um Audienz bei Ew. Exzellenz.

Nante. Laß sie man noch een Bisken warten in's Vorzimmer. Ick muß mir in Respekt setzen. Un Du Brenneke, nimm eine Deiner Würde angemessene Haltung an, un gib Dir 'ne pfiffige Miene, so ungefähr wie ick. Du siehst als Staatssecretär doch beinah zu dumm aus. Jean! die Herren können eintreten. (Drei Deputirte treten ein. Gegenseitige Verbeugungen. Brenneke tritt hinter Nante und macht Alles nach, was er von diesem sieht.)

Erster Deputirter. Herr Minister, wir kommen Ihnen Glück zu wünschen zu der hohen Stellung, zu welcher Sie durch das Vertrauen des Volkes berufen wurden.

Nante. Sehr obligirt! Bitte, nehmen Se Platz! — Da ick Ihnen seh, fällt mir'n großer Stein vom Herzen.

Zweiter Deputirter. Wir hoffen, Ew. Excellenz werden sich stets bereit finden lassen, die Beschlüsse der hohen Nationalversammlung ohne Weiteres auszuführen.

Nante. Gewiß, gewiß! Alle Officiere die nich uf de Republik schwören, sind Reactionärs un müssen abdanken. (Die Deputirten sehen sich erstaunt an.)

Dritter Deputirter. Der Herr Minister scheinen den Antrag vom 7. August falsch verstanden zu haben. Nur diejenigen Offiziere, die dem Geiste der Zeit nicht huldigen können—

Nante. Lassen Se mir man machen. Der Geist der Zeit, det is die Republik. Wenn wir det ooch in die Singeakademie nich gradezu aussprechen; unter uns brauchen wir keene Umstände zu machen.

Alle Deputirte (reichen ihm die Hände:) Wir haben uns verstanden.

Nante (schlau:) O ick kenne meine Reichenbacher — Wittelsbacher wollt' ick sagen. Jean! Jean! drei Gläser. — Sie drinken doch? —

Erster Deputirter Wenn Sie was Gut's haben?

Nante. Et is Ihre Sorte, von Hippeln. — Apropos, da Sie grade hier sind, möcht' ick mir Ihren unmaßgeblichen Rath ausbitten über eene gewisse Angelegenheit. In Dänemark haben sich unsre Truppen, wie Sie wissen, eenen unvergänglichen Ruhm geholt. Wegen Limburg steht ähnlicher Ruhm noch in Aussicht. Nu is da noch een Dorf in China, wo blos Deutsche wohnen, un die möchten sich gerne ooch frei machen lassen. Wäre et nich zweckmäßig, wenn wir da 'ne kleene Armee hinschickten? — Die Paulskirche is gewiß damit einverstanden.

Die Deputirten (sehen sich wieder groß an).

Brenneke. Ick erlaube mir ooch, een Wort mitzureden, wenn et erlaubt is. — Nämlich da Herr Held doch auswandern will, so könnte er ja die Expedition leiten. Vielleicht gelingt et ihm da, die Aristokratie mit's Pulletariat zu verbinden, um die Burgerasse zu stürzen! —

Erster Deputirter. Wir können hierzu nichts weiter sagen, als daß der Herr Minister diese Anträge einer besondern Commission der Nationalversammlung zur Begutachtung übergebe. Unsre Zeit erlaubt uns nicht länger hier zu weilen, da das Volk vor der Thür eines Berichtes von unsrer Seite harrt. — Wir empfehlen uns! (Alle drei verbeugen sich und gehen).

Nante. (bedenklich:) Ick gloobe, Staatssecretär, wir haben uns 'ne ötliche Suppe ingebrockt. Du häddest Dein Maul ooch woll halten können; denn Deine Rede zeigte von Unkenntniß der staatsrechtlichen Elemente.

Brenneke. Ick wollte mir blos mit Dir vereinbaren. — Wat issen det vor'n Spittakel auf die Straße?

Stimmen (von der Straße:) Abtreten! Abtreten! (Ein großer Stein fliegt in's Zimmer).

Nante (hebt den Stein auf und zeigt ihn Brenneken:) Du, es geht uns, wie des vor'ge Ministerium: wir fallen durchen Stein.

Brenneke. Wat steht denn da druf? — (Er lies't:) „Das Ministerium Nante hat das Vertrauen des Volkes verloren. Der Präsident des souveränen Lindenklubbs, Herr Müller, wird seine Stelle ersetzen." — Doch jut! Ick wer' wieder Konstabler.

Nante. Ick züge mir ganz zurück von det politische Metier, aber ick kann die drei Dhaler däglich nich missen. — Ick werde wieder Depentirter! — Erst laß uns aber die Neegen ausdrinken. — Prost, Ex-Staatssecretär!

Brenneke. Schön Dank, Ex-Minister!

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr. | Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet. | № 96. 20. October.

Wiener Skizzen, von F. Gustav Kühne.

5.

[Sanct Stephan läutet Sturm. Wien als Kaiserstadt unter Karl VI.]

Bereits zum dritten Mal in unsern Tagen läutet die große Glocke im Sanct Stephan Sturm. — Es ist die dreifarbige Fahne die wie auf unsern Zinnen so auf dem Thurm der Kaiserstadt flattert; es ist ein Nothschrei der Freiheit, und der Ruf nach Hülfe hallt in Liebe und Sorge zitternd nach in unsern Herzen. Aber wo wir helfend eingreifen sollen, müssen wir auch streng in's Gericht gehen dürfen.

Als man jetzt in Wien zum ersten Mal den Strang der Glocke zog, da war's nach einem raschen Stück Arbeit ein ziemlich leicht errungener Siegesjubel. Nur wenige Armbewegungen, nur einige blutige Elbogenstöße; das Auftreten einiger ehrlicher und beherzter Männer genügte, und die lange, allzu treu getragene, und durch diese Länge und diese Treue beinahe wohlverdiente ehrlose Knechtschaft unter Metternich war beseitigt. Aber Sklaven nach so langer Verwahrlosung ihrer heiligsten nicht blos, sondern auch ihrer einfachsten Ehrenrechte sind nach Abwerfung des Joches noch nicht freie Männer die sich selbst regieren. Um so weniger wenn sie ihre Freiheitsthat in Saturnalien feiern. — Der zweite Zusammenstoß war zwischen Bürgern und Proletariern, zwischen solchen die in der Freiheit eine neue Ordnung der Dinge suchen, und solchen die hinter der Freiheit die zügellose Frechheit sansculotter Begierden wollen. Wien lieferte eine Tagesliteratur die alles an geistloser Frechheit je Geleistete überbot. Sie war der langverhaltene Giftschaum der nachträglich den gebundenen, mit kalter Grausamkeit gekitzelten Seelen über die Lippe trat. Daß sie so lange die Bande getragen, erklärt das Phänomen der Wuth, entschuldigt aber nicht die lange, feige, ehrlose Duldsamkeit. Was so lange Dauer hatte, mußte fast seine moralische Begründung haben. Nehmen wir den Zornausbruch einiger Dichter und freiwillig Verbannter aus, so war Östreich sehr glücklich unter Metternichs Pascharegiment; man gefiel sich im üppigen Wohlergehen, der Sybaritismus dieser Schlampampe blühte unter der seidenen Schnur, im Sumpf gedieh der Laich dieser halb vegetabilen Glückseligkeit. War die plötzliche Wuth über das gestürzte System vielleicht ein Schamgefühl das man gern in sich übertäubt? Im haltlosen Taumel suchte man sich zu überbieten, im maßlosen Dünkel sich und der Welt vorzuspiegeln, Wien sei der wahre Heerd der Freiheit, von Wien müsse die Rettung Deutschlands ausgehen. Von dem Schwarzrothgold der deutschen Farben trat das Roth immer greller hervor, die andern übertünchend; und doch schien mir die Jacobinermütze in Wien nur eine neue Narrenkappe für den Karnevalspaß. Daß es auch blutige Karnevalspäße gibt, wenn der politische Verstand fehlt, ist begreiflich. Es war schwer für Wien, zwischen der alten Schreibstuben und Adelsherrschaft die neben sich nur Bediente zuließ, und der plötzlich ausgebrochenen Proletariatswirthschaft die kindisch nach französischem Jacobinismus lechzte, mittenzwischendurch das im Lauf der Jahrhunderte verlorengegangene deutsche Bürgerthum in Kraft, Maß und selbstbewußter Haltung wiederaufzurufen. Es entwickelte sich aus dem Kern des dritten Standes eine Bürgerwehr, einem liederlichen Fanatismus der rothen Mütze gegenüber. Aber wer mit der Freiheit zugleich die Ordnung wollte, fing bereits an zu den schwarzgelben Farben zu greifen, je mehr die dreifarbige Fahne zum Banner der Zügellosigkeit zu werden drohte. Und siehe, wie das Parlament in Wien zusammentrat, war die Sache deutscher Freiheit nach dem numerischen Übergewicht schon wieder in den Händen der Slawen, den-

selben Slawen die um nur nicht deutsch zu werden, lieber von neuem Habsburgisch sein wollten und Metternich zurückzurufen im Stande wären, wenn sie nicht vorzögen mit Kroatengesindel Wien zu blokiren. Für die Freiheit gibt es in Wien keine andere Rettung als wenn sich die deutsche Sache von der slawischen trennt. Statt dessen gefiel sie sich in den anarchischen Gelüsten einer zügellosen Presse und feierte Bachanale, wo es galt den ganzen strengen Dienst schwerer Gedankenarbeit auf sich zu nehmen. Die Regierenden wurden irre, ob bei der Neugestalt der Dinge das Heil auf Seiten der deutschen Sache zu suchen sei. Das ist der Fluch der das neue Chaos verschuldet hat. Mit dem allgemeinen Reichstage war die neue Centralisation Östreichs schon angebahnt, nach den Siegen Radetzky's machte sie sich schon als Reaction geltend. Jetzt sollte die nationale Wiedergeburt der einzelnen Völker nur noch so weit Geltung haben, als sich das mit einem neuen centralen Östreich vertrug. Und an der deutschen Sache irre geworden, griffen die Regierenden zu dem alten Gewebe von Trug und Täuschung. Es war ein Act der Gerechtigkeit gewesen, die Ungarn frei zu geben; ein Act der Verzweiflung aber war es, den als Hochverräther gestempelten Jellachich für den Hort des Kaiserhauses zu erklären, um sich vor der Ausartung der Demokratie der Hauptstadt zu retten. Die deutsche Sache in Wien steht auf schwachen Füßen, wenn sie der Hülfe der Ungarn bedarf; sie steht in unehrlichem Solde, wenn sie mit ungarischem Gelde möglich wird. Das Deutschthum ist in Wien nur zu retten, wenn es Halt und Maß in sich selber gewinnt und mit der Arbeit die Freiheit fordert, auch alle Buße auf sich nimmt, auf den falschen Schimmer eines Glanzes verzichtend der sich nur auf die Unterjochung fremder Völker stützt. Fühlt sich Wien zu einer deutschen Existenz berechtigt, so werfe es die eitele Anmaßung von sich, Capital- und Congreßstadt von Nationen zu sein, die es verachtet und aus deren Tributen es sich doch seine Größe erbaut. Statt die Aufgabe einer Erziehung jener Völker zu lösen, ist es unter deren Einflüssen vielmehr jenes „Capua der Geister", jenes Gemisch von Knechtschaft und Genußsucht geworden. Will es frei sein, so sei es zuerst frei vom Slaventhum. Auf den Trümmern jener Völker läßt sich die Freiheit nicht errichten, denn jene Völker haben ihr gutes Recht zur nationalen Wiedergeburt. Will es deutsch sein, so gehe es mit Demuth und Selbsterkenntniß in sich. Das kostet Enthaltsamkeit, Entsagen und Verzichten. Aber dieser Spartanismus der Selbstbeschränkung und Selbstbeherrschung war noch immer und allerwegen die erste Bedingniß einer dauerbaren Freiheit. Stellt man den freiheitstrunkenen Wienern diese nüchterne Entscheidung, so schwör' ich nicht darauf, ob sie nicht nach der alten Knechtschaft und nach den Fleischtöpfen Ägyptens wieder lüstern sind. Man kann nicht über Nacht frei werden, man kann nicht in drei Tagen deutsch sein, nachdem man sich eben soviele Jahrhunderte hindurch verwälschen ließ.

Ich fahre fort Euch den Spiegel Eurer Vergangenheit vorzuhalten. Sein Herkommen wird niemand los, auch wenn er es verleugnen wollte.

Der Stephan ist der einzige Zeuge daß Ihr deutsch gewesen. Alles andere was sich um ihn herumgelegt um Eure Existenz zu gestalten, war mit Ausnahme Kaiser Josefs wälsch. Deutsch waret Ihr, so lange Euer Bürgerthum stark und kräftig blieb. Seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts seid Ihr moralisch faul geworden und sittlich entnervt. Und just seit dieser Mitte des sechzehnten Jahrhunderts hat sich der Jesuitismus bei Euch eingenistet. Das, sagt Ihr, haben unsere Fürsten und Priester verschuldet, wir zählen unter unsern Kaisern selbst einen Leopold, der ein weltlicher Sodale der Gesellschaft Jesu war! — Aber Euer tapferer Adel hatte sich den freien Glauben als sein Burgrecht erobert. Wo blieb sein gutes Recht? Ich glaube wohl daß Aristokratie und Hierarchie sich immer gern die Hände reichen werden um vereint das Volk zu knechten, falls das Volk in seinem Bürgerthum sein Bollwerk aufgibt. Seitdem Ihr den Spieß den Ihr nicht mehr gegen die Türken brauchtet, in den Bratspieß verwandeltet, seitdem ist Euer ehedem tapferes Bürgerthum zu Grabe gegangen. Ihr gingt aller Segnungen die der protestantische Glaube über Deutschland brachte, verlustig. Ein Volk das katholisch bleiben will, bedarf sehr freier Institutionen, bedarf vielleicht trotz ihrer auch noch von Zeit zu Zeit der Revolutionen. Politisch muß es doppelt wachsam sein, will es sich das süße „schlampete" Wohlleben des alten Glaubens erhalten. Ihr seid erschlafft nach allen Seiten und im weichen Sumpf der Glückseligkeit war Euch wohl und warm. —

Wer im Thurm des Stephan die 753 Stufen besteigt, der thut es um die große Glocke zu sehen mit der sie jetzt gegen die Kroaten Sturm geläutet. Sie ist aus erbeutetem türkischem Geschütz gegossen. Links und rechts sieht man auch noch türkische Kugeln eingemauert, und auf dem Gang der Thurmwinde den Stuhl von welchem aus Rüdiger v. Stahremberg, der alte Ver-

theidiger Wiens, das Lager der Osmanen beobachtete. Auf der Spitze des Thurmes sitzt jetzt der kaiserliche Adler mit dem Doppelhalse; er muß den Stephan wie jede Tabaksbude, jeden privilegirten Winkel verzieren helfen. Noch lange bis in unsere Zeit hinein saß droben von dieser letzten Belagerung her der vergoldete Halbmond der Türken. Es war eine List der Wiener gewesen, statt des Kreuzes Christi das Symbol des Propheten aufzupflanzen um den Thurm zu schützen. Die List gelang, nach dem Halbmond schoß kein Türke und Sanct Stephan war durch den glücklichen Einfall gerettet. Der Tapferkeit der Bürger konnte er nicht mehr sein Dasein verdanken; es gab schon damals (1683) nicht mehr das alte kriegsfertige Volk von Wien. Die Sorglosigkeit, der böse Geist Wiens, hatte überhand genommen, die ehedem tapfere Grenzfeste gegen den Osten war eine ohnmächtige, wehrlose Beute geworden. Wie die Türken heranrückten, sagt ein alter Schriftsteller, war die Contrescarpe nicht mehr verpallisadirt, wenig Schanzkörbe, nur zehn Stück Geschütz auf den Basteien, die Gräben trocken, hier und da übersteiglich, die Besatzung kaum 1000 Mann stark. Nur ein Stahremberg, von den Hausherren in der Herrengasse und bei den Minoriten, zum ältesten in der Stadt verburgrechtetem Adel gehörig, war Manns genug bei alle dem die Vertheidigung zu übernehmen. Streng, ein eisenfester Soldat, gelang es diesem Spartaner ein ausgeartet Geschlecht zur Tapferkeit und Wachsamkeit zu zwingen. Die Türken führten gegen die Stadt jenen merkwürdigen Minenkrieg, ihre unterirdischen Gräben gingen bis in den Ring der Stadt hinein; nur dem Einfalle eines Bäckerjungen, sagt man, verdankte man die Entdeckung der Überrumpelung an der Stelle des Hauses das man den Haidenschuß nennt. Sonst verdankt Wien seine Rettung dem Polenkönig Johann Sobiesky; er kam und entsetzte die Stadt im Verein mit den deutschen Heeren unter Karl von Lothringen. Wien war nicht mehr das Bollwerk das sich selber schützte, das alte kriegerische Bürgerthum war dahin. Sie prahlen im bürgerlichen Zeughaus mit Kara Mustapha's Kopf und Todtenhemd; aber es war nicht ihr Verdienst daß die Blutfahne des Propheten nicht auf dem Stephan wehte, Östreich, wozu es sonst Beruf zu haben schien, nicht ein Paschalik des Sultans wurde. Als die 20.000 Polen die den Türken die Schlacht geliefert, ihren Einzug hielten, waren die Wiener wieder groß im Siegesjubel und Festestaumel. Sie zerrissen sich fast, dem Sieger Johann die Füße zu küssen, sein Kleid, sein Pferd zu berühren. Sie hatten Grund ihn zu feiern, und ein Prediger nahm zum Text im Stephan die Bibelstelle: Es ward ein Mensch von Gott gesandt, der hieß Johannes.

(Schluß folgt.)

B r i e f w e c h s e l.

München, im October.

[Sieg der demokratischen Partei; Cinqmars, Drama von K. May. Schriftstellerverein; der demokratische Minister.]

☊ In München sollte die rothe Republik eingeführt werden! Die Guillotine (im Modell), dann über zweihundert Namen deren Träger unter derselben verbluten sollten, waren schon vorhanden, und gerade zu rechter Zeit — brachte es die Bornirtheit einiger untergeordneter Köpfe dahin daß unsere Minister, unser Appellations- und Stadtgericht sich furchtbar blamirten. —

Am Morgen des 27. Septembers wurde die gute Stadt München aus ihrem neu beginnenden Einschlafen (Dusel sagt man bei uns) durch die Kunde: „die Führer der demokratischen Partei seien vergangene Nacht wie Straßenräuber in ihren Wohnungen verhaftet worden,“ in etwas aufgerüttelt. — Plakate des Demokratenklubbs, welche zur Ruhe ermahnten, wurden von den Rückwärtswühlern oder „Wühlern des alten Bundes“ wie sie Dr. Herrmann nannte, abgerissen und dafür ein Aufruf angeschlagen, welcher alle Schrecken der rothen Republik in Aussicht stellte, wenn nicht alle guten Bürger die Demokraten niederschlagen und in das Hoch miteinstimmen würden, welches am Ende des Plakates dem König und dem angestammten Herrscherhause gebracht wurde. Daß diese Anschläge nicht lange die freie Luft genießen konnten, ist leicht denkbar. Auch sie verschwanden, aber nicht die Aufregung welche sich der Gemüther bemächtigt hatte. „Sind wir denn noch im alten, guten Polizeistaate, oder in einem neuen Rechtsstaate, der aber ungleich schlechter ist?“ fragte Eines das Andere. — Die vagsten Gerüchte über den Grund dieser ungerecht strengen Maßregel drängten sich. — Der „Bürgerverein für Freiheit und Ordnung,“ sonst etwas zur Ruhe um jeden Preis gestimmt, ermannte sich, und schickte im Vereine mit dem Demokratenklubb, wie dem der Arbeiter, allsogleich eine Deputation an die Minister. — Diese wollten erschreckliche Thatsachen wissen, gaben aber die gnädige Versicherung, es solle Alles den Weg Rechtens gehen. Als ob sich das nicht von selbst verstünde! — Endlich am 30. September erfuhr man, die Gefangenen sollten schnell freigegeben werden, und zu gleicher Zeit bekam man auch Kunde von den erschrecklichen Thatsachen, welche die Herren Minister gehört hatten. Die Grundursache der Geschichte wäre unendlich spaßhaft, wenn nicht die Nachwehen so ernst gewesen wären. —

Ein fideler Fuchs von einem Studenten hielt einen alten Künstler der ihm als freiheitsscheues Individuum bekannt war tüchtig zum Narren, indem er ihm eine Einladung zu einer

Volksversammlung schickte, in der er aufgefordert wird, sein glänzendes Rednertalent (der alte Knabe hat kaum mehr einen Zahn im Munde) zu Gunsten der einzuführenden Republik leuchten zu lassen. — Die Angst dieses Mannes überstieg seine wahrscheinlich geringe Besonnenheit, und er gab den Brief einem Freunde, dem ultramontanen Antiquar Zipperer. Dieser, welcher den Staat um jeden Preis retten wollte, theilte das Schreiben zweien guten Bürgern mit, welche dasselbe in hohe geweihte Hände gelangen ließen, von welchen es wieder in die unrechten Hände des Herrn Ministers Thon-Dittmar gelangte, welcher Herr die auf den ersten Blick erkennbare Mystification für Ernst hielt, oder halten wollte, und das Weitere angeordnet haben soll. — Neuesten Nachrichten zufolge soll das Kreis- und Stadtgericht allein die Schuld tragen, indem dasselbe blos aufgefordert wurde in der Sache Nachforschung zu halten, aber allsogleich, wahrscheinlich um hohen Ortes angenehm zu sein, die Verhaftungen veranlaßte. Dazu kam die alte Frau Base die „Neue Münchner Zeitung," welche in ihr ministerielles Horn stieß und im Prophetentone verkündete: „Nun ist's aus mit den Demokraten!" — Am 30. Abends 6 Uhr aber wurden die Gefangenen freigegeben. Ihre Namen sind, Dr. Herrmann, C. H. Schmolze, von Naundorf, Stuntz, Dr. Rimpler, Dr. Riedl, C. Roller. Personen aus allen Ständen, welche zu Tausenden vor dem Orte der Haft, der Frohnfeste, versammelt waren, empfingen dieselben mit nicht enden wollenden „Hochs," und ihre Freunde geleiteten sie im Triumphe in das Hotel „zum baierischen Hof," woselbst sie ein Mahl im trauten Kreise erwartete. —

Noch blieb aber der Redacteur des radicalen Blattes „Vorwärts", Hr. Sensburg, verhaftet, und die Menge vor dem Gefängnisse, wahrscheinlich durch trübe, reactionäre Einflüsterungen und Ermuthigungen aufgereizt, wollte die Frohnfeste stürmen, aber an der Besonnenheit der anwesenden Demokraten und eines Redners, welcher die Versammlung ermahnte ihre Ehre zu wahren, scheiterte der Plan, welcher Wasser auf die Mühle einer gewissen Partei gewesen wäre, die dann mit den Waffen ihrer Kriegsknechte das bedrohte Vaterland hätte retten können! — Gegen 9 Uhr erschien vor dem baierischen Hofe ein imposanter Fackelzug, bei welchem sich Künstler, Bürger, Gelehrte, Arbeiter, Turner, selbst Soldaten betheiligten. — In der Mitte des Zuges befand sich ein vereinigter Chor der verschiednen Liedertafeln, welche unter Leitung des Hofkapellmeisters Stuntz deutsche Vaterlandslieder zu Ehren der Gefeierten vortrugen. — Eine ungeheuere Menschenmenge (es befinden sich hier sehr viele Fremde dermalen wegen des Octoberfestes) hatte sich zugleich versammelt, welche auf das Freudigste in die von Rednern aus dem Volke gebrachten Toaste einstimmte. Einige der gefangen gewesenen Demokraten dankten mit tiefgefühlten Worten, und die friedliche, aber großartige Demonstration ging ohne die geringste Störung vorüber. Das Ganze hatte einen tiefernsten, schweigsamen Charakter, indem der Fackelzug ohne Musik sich in der größten Stille durch die ganze Stadt bewegte, und die liebe Polizei mag wieder einmal sehr in Angst gewesen sein, was am besten daraus hervorgeht daß diese hochlöbliche Behörde an den demokratischen Verein die Bitte gestellt hat, er möge diese Nacht für die Ruhe sorgen. —

Wir wollen von diesem Drama aus der wirklichen Welt zu einem andern übergehen, welches dieser Tage über die Bretter unserer Bühne ging, welche die Welt bedeuten sollen. — Cinqmars, Drama in 5 Akten von A. May, beurkundet eine Frische und für ein Erstlingswerk so bedeutende Abrundung daß dasselbe wohl einer tiefer gehenden Beurtheilung werth ist, welche demnächst, wenn das Drama zum zweiten Male vorgeführt ist, folgen soll. — A. May hat unter dem Namen Richard Franke früher ein Drama „Assur" erscheinen lassen, betitelt „eine vorsündfluthliche Episode," welche wahrhafte Genialität verräth, so wie auch ein Lustspiel „der Mann von Welt" welches demnächst dahier gegeben werden soll. —

Endlich geben auch unsere hiesigen Schriftsteller, gerade durch die gegenwärtigen für die Poesie wahrlich nicht günstigen Zeitverhältnisse aufgereizt, ein Lebenszeichen von sich. — Es hat sich nämlich ein Verein schönwissenschaftlicher Schriftsteller unter dem Namen „Verein für deutsche Dichtkunst" gebildet. Seine Hauptaufgabe ist: Wahrung der schriftstellerischen Interessen, und bestmöglichste Förderung und Veredlung des Geschmackes in Sachen der Poesie im eigenen Kreise, wie im Allgemeinen. Als den Zwecken des Vereines nicht förderND bleibt all' und jeder Dilettantismus davon ausgeschlossen. — Zur Zeit Vorsitzender ist, Dr. H. Schmidt, Verfasser der Dramen: Camoens, Bretislav u. a.; Schriftführer: C. Schultes. Es wurde der Beschluß gefaßt, demnächst eine Vereinigung mit schon bestehenden Schriftstellervereinen anzubahnen. —

Noch ein Wunder geschah dahier: der Herr Minister der Justiz soll Demokrat geworden sein. Wenigstens sagte er zu jener Deputation, welche der Verhafteten wegen an ihn abgesendet wurde, er sei jeden Augenblick bereit, das Programm des Vereines für Volksrechte, welcher sich mit dem Demokratenklubb verband, zu unterzeichnen. —

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr. | Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet. | № 97. 21. October.

Wiener Skizzen, von F. Gustav Kühne.

(Schluß.)

Wien war durch fremde Hülfe dem Schicksal entgangen, Sitz eines Paschahs zu werden; es ward seitdem die eben so reiche, üppig wohllebige Residenz seiner heimischen Fürsten; es blühte wieder auf, aber es ward nie wieder der Sitz eines starken deutschen Bürgerthums. Karl VI. baute die Stadt aus, er gab ihr den Charakter den sie noch heute architektonisch zur Schau trägt. Nach dem Testamente des Vaters hatte dieser Karl noch alle Kronen Karls V. auf seinem Habsburger Haupte vereinigen sollen. Es war ihm Anfangs Spanien zuerkannt. In Wien zum König jenes Erbtheils ausgerufen, ward er hingeschickt diesen Zweig des großen Erbschaftsbaumes von Gottes Gnaden abzuernten. Er machte dort den Franzosen gegenüber schlechte Geschäfte. Habsburg hat nichts erobern, nur alles wie leergewordene Wittwensitze erwerben können. Wo es galt das alte Recht durch neue Thatkraft zu erhärten, da hatten die Habsburger verloren Spiel; sie haben keinen Helden unter sich aufbringen können. Karl gab Spanien auf; er ward Kaiser des heiligen römisch deutschen Reichs. Der Friede der den spanischen Erbfolgekrieg beendete, sicherte ihm noch die spanischen Erbschaften in Italien, Neapel, Mailand, Sardinien; auch die Niederlande blieben ihm zugesprochen. An sich selbst unfähig, diese Länder zu erhalten, hatte er das Glück in Eugen einen Feldherrn zu besitzen, der ihm seine Siege erfocht. Haß gegen Frankreich trieb diesen Savoyer in den Dienst des Kaisers, und seine glorreichen Feldzüge gegen die Türken erwarben dem Hause Habsburg Belgrad, Nordserbien, einen Theil Slawoniens, Bosniens und der Wallachei. Damit begannen Östreichs große Aufgaben für den Osten Europa's, Aufgaben die es jeder Zeit so schlecht gelöst daß erst noch in unsern Tagen durch Metternichs Verrath die Mündungen der Donau russisch wurden. Die Aufgaben die Östreich mit dem Besitz jener Ländermassen für deren Entwickelung und Gesittung übernahm, kümmerten jenen sechsten Karl gar wenig; er begnügte sich allzeit Mehrer des Reichs zu sein, nicht aber des deutschen Reiches, dessen Krone er trug, sondern lediglich seiner Haus- und Familienmacht. Als ihm der Sohn starb, war all sein Thun darauf gerichtet, der Tochter durch eine pragmatische Sanction das Erbe zu sichern. Damit eröffnete sich der östreichischen Diplomatie in Berechnungen, Bestechungen, Verheißungen und Gegenseitigkeit kluger Hofdienste der erste große europäische Tummelplatz. Es war ihr erster Triumph, jenes Hausgesetz nach und nach bei allen einzelnen Höfen zur Geltung zu bringen. Die ganze Regierung eines langen Herscherlebens erledigte sich mit dieser Familiensache. Um zum Ziele zu kommen, mußte Karl Neapel und Sicilien aufgeben, vom Reiche Lothringen losreißen lassen. Wie im wucherischen dritten Friedrich aus dem Charakter des Stammes, so entsprang in Karl VI. aus seiner Diplomatie die Wurzel des Übels das in der Conglomeration so verschiedener Völker- und Ländermassen für Östreich, für Deutschland zu suchen ist. Was der Vorfahr zusammengegeizt, suchten die Nachfolger durch List zusammenzuhalten. Karl hatte sonst all die Privattugenden seines Hauses, das milde, wohlwollende Habsburgische Herz, das aber doch in seiner Zähigkeit aller Schlangenränke fähig ist. Auch die altererbte Vorliebe für Mönchthum und Adelspflege theilte Karl. Diese vielgerühmte Milde des leutseligen Gemüthes der Habsburger beruht auf Furcht und Schwäche; schmiegsam nachgebend durch alle Hindernisse zum Ziel zu kommen, ist der Grundzug im Charakter dieser Dynastie. Ein entschiedener ehrlicher Tyrann hätte das widerhaarig

und widerwillig Verschmolzene zur Spaltung, die Emancipation der Völker Östreichs zum heilsamen, wenn auch schmerzhaften Durchbruch gebracht. Der einzige Tyrann unter den Habsburgern war — der edelste Mensch auf dem Throne. Josefs Schwärmerei für Ideale, seine Großsinnigkeit und das feurige Wollen des edelsten Herzens mußten für Despotie in einer Welt gelten die nur durch feige Vertünchung der Widersprüche zusammenhing.

Karl VI. war kunst- und prachtliebend. Der kaiserliche Luxus in Wien ward mit ihm Mittel zum Zweck; durch Prunk und Glanz wurden alle die Völker der Barbaren die dazu steuerten, geblendet und gewöhnt, in Wien den unerhörten Mittelpunkt ihrer Kraft, die centrale Sonne ihrer Existenz zu sehen. Mit den hohen Besoldungen die der Bestechung gleich kamen, mit der Betrügerei der Hof- und Staatsdiener verpflanzte sich das Regierungssystem für welches Östreich bekannt ist, von Wien aus durch alle Theile der großen Völkergemeinschaft, aus deren Chaos kein Fürst des Hauses ein organisches Staatsleben zu gestalten wußte. (Kaiser Josef erlag an den Versuchen.) Bei all dem Reichthum des Hauses stand Maria Theresia arm und verlassen, auf den Titel einer Großherzogin von Toscana beschränkt, am Todtenbett des Vaters. Dem Bankerott ihres Hauses nahe, ermannte sie sich zu einem Heldenschritt; sie warf sich, ein gebeugtes duldendes Weib, den sechs Monat alten Säugling am Busen, jener Nation in die Arme die nach den Tyrolern bisher für die treueste galt. Es war ihre einzige große That, eine That an deren Früchten sie Zeit Lebens zehrte; auf der freiwilligen Huldigung und Liebe einer Nation erbaute sie von neuem den Thron ihrer Väter.

Wien war unter Karl zur Zeit seines Glückes ein glänzender Fürstensitz geworden, aber nicht als Mittelpunkt Deutschlands, nicht als Sitz des deutschen Kaisers, sondern als Residenz eines wälschen Herrschers. Diesen Charakter erhielt von ihm Wien in seinen Bauten, wie im Sinne und in der Gewohnheitssitte seiner Bewohner. — Reiche Vorstädte erstanden; denn ursprünglich darauf verwiesen Festung gegen den Norden zu sein, bedurfte die Stadt der breiten Glacis um seine Mauern und Gräben. Die Burg ward ausgebaut als Palast mit dem Schweizerhof für die damalige Garde. Ihr zur Seite und gegenüber die Bibliothek und die ehemalige Reichskanzlei, diese wie die Reitschule Werke jenes Fischer von Erlach der auch in Prag dem Adel die großen Häuser in florentinischem Styl erbaute. Die Peterskirche erstand 1702, und nach dem Muster des Sanct Peter zu Rom im Kleinen die Karlskirche, die 1737 vollendet wurde und auf ihrem Portalgiebel in weißem Marmor die Rettung Wiens von der Pest verherrlicht. Und wie in Wien, so war auch in den Abteien des Landes, in allen Klöstern und Bücherstuben zur Feier Habsburgs aus dem alten Staube reges Leben aufgestöbert. Deutsch war wenig oder nichts in diesen Gelehrtenstudien. Karl gefiel sich ein Mediciäer genannt zu werden. Für die Bibliothek, die Sternwarte, die Medicinalanstalten berief er Italiener; Muratori, der Geschichtschreiber des Hauses Este, ward sein Historiograph, Apostolo Zeno und der gefeierte Metastasio wurden seine Hofdichter. Wem sogar die Pest zur Folie seines Ruhmes diente, der konnte um Hoffeste nicht verlegen sein, da ihm Eugen die glänzenden Siege erfocht. 1712 ward zu Wien das erste Fest des goldnen Vließes gefeiert. Mit allen Rittern in Ordenstracht zu Pferde zog Karl nach dem Stephansdom, in seinem Gefolge alle die Stammhalter großer Häuser, ehedem freie Männer auf ihren Burgen, jetzt nichts weiter als Paladine im Hofedienst, jene Liechtenstein, Schwarzenberg, Waldstein, Palffy, Paar, Stahremberg, Traun, Thurn, Diedrichstein und Windischgrätz. Der Mann des Volkes, der Held an den die Nation ihre Triumphe heftete, war unter all diesen deutschen Großen des Reiches keiner als der Italiener Prinz Eugen, der im deutschen Lied gefeierte Sieger von Belgrad und Peterwardein. Prinz Eugen, der tapfere Ritter, ward damals mit Recht der Schöpfer, der Wiederhersteller Östreichs genannt, Schöpfer und Wiederhersteller des Hauses Habsburg auf Kosten des deutschen Reichs. Eugen war auch damals der Einzige unter den Granden Wiens, in dessen Kopf größere Gedanken aufstiegen. Seine Bücherschätze, seine Galerie, sein Palast in der Himmelpfortgasse, Belvedere wo er wohnte, und sein Grab in der Kreuzkapelle zu Sanct Stephan sind Zierden Wiens geblieben. Wie er der Abgott des Heeres, so war er auch ein Kenner der Wissenschaften; ein Römer auf dem Schlachtfelde, ein Athener in Kunst und Gelehrsamkeit. Was weiland Kaiser Karl der Fünfte seinen Soldaten gewünscht: einen italienischen Kopf, französische Beine und ein deutsches Herz, das schien in diesem Savoyer vereint zu sein. Seine Freundschaft mit Leibnitz stellt ihn in die Reihe der großen Mäcene deutscher Wissenschaft. Der Briefwechsel Beider hatte den Entwurf zur Errichtung einer Akademie in Wien zum Inhalt. Bei Gelegenheit des Übertritts der Kaiserin zur römischen Kirche erwogen Beide die Ausführbarkeit des großen Planes zu einer allgemeinen

Sühne und Ausgleichung der getrennten Confessionen. Held Eugen mochte fühlen daß ein Leibnitz für Wien und Östreich noth that, zur Erweckung eines idealen Gedankenlebens, zur Emancipation der Geister und als Gegengewicht zur entehrenden Herrschaft der Söhne Loyola's. An den Betrieben der Jesuiten scheiterten Leibnitzens Studienpläne für Wien, scheiterte die Hoffnung zu einer Wiederbelebung der erstorbenen Geister. Wie früher zur Zeit der Kirchenreform, wie später bei der Frage über die Berufung Lessings nach Wien, so ward mit Leibnitz der Moment versäumt, in Östreich eine Erfrischung und Neugestalt des geistigen Lebens zu ermöglichen. Prinz Eugen, der Held der Soldaten, der Liebling des Volkes, der Italiener, der Ausländer, fühlte für Östreich diese Nöthigung; vom Gehirn eines Habsburgers blieb ein nationaler Gedanke solcher Art sehr fern. Das Wiener Zeughaus weist von Prinz Eugen ein Büschel Haare auf und seinen armseligen, vom Pulverrauch der kaiserlichen Schlachten geschwärzten Überrock. Darauf ist Wien stolz; weiter besitzt es nichts von ihm als seine Hinterlassenschaft und sein sterblich Theil im Sanct Stephan. — Eugen war unansehnlich in seiner Erscheinung, klein von Gestalt, dürftig von Person; bei alle dem liebenswürdig durch die gewandte Feinheit seines Geistes, unwiderstehlich im Felde durch die Energie seines Willens. Als er todt war (1736) begrub man ihn wie einen Erzherzog. Er ward dessen für werth befunden; er hatte sich beim Entsatze Wiens von den Türken seine ersten Sporen, seine letzten durch den Sturm von Belgrad verdient. Vierzehn Feldmarschälle trugen den Sieger von vierzehn Schlachten zu Grabe. Nächst Kaiser Josef war Prinz Eugen der bedeutendste Östreicher. Er war freilich italienisch Blut, und von Josef sagten die Jesuiten, es sei ein falscher Tropfen in ihm gewesen.

Zur Charakteristik des deutschen Landmanns,

im Allgemeinen und auf dem linken Rheinufer insbesondere.

B. Christian Garve, den selbst Kant einen echten Philosophen nennt, — Kant, der nicht verschwenderisch mit diesem auszeichnenden Prädicate war, — hat schon vor mehr als funfzig Jahren über den „Charakter der Bauern" eine Abhandlung herausgegeben. Ich kenne davon nur diese Überschrift. Ich weiß aber aus andern Werken dieses tiefen Denkers daß er jeden Stoff, den er zur Beachtung ergriffen hatte, in seinen innern Attributen zergliedert und in seinen äußeren Beziehungseigenschaften rundum beleuchtet hat. Ich würde daher Anstand nehmen, mich in gleichem Gegenstande zu versuchen; aber der Philosoph von Breslau hatte wohl nur schlesische Bauern, wie sie ehedem waren, vor Augen. Garve zeichnete den Charakter von Erbunterthanen, von Menschen die dem Boden angehören, den sie mit ihrem Schweiße bethauen, — eine sehr niedere Klasse in der Ordnung der bürgerlichen Gesellschaft. So eine niedere Menschenklasse kennt man am linken Rheinufer, z. B. in Rheinhessen, nicht; die Existenz des dasigen Landbewohners klebt an keinem Boden; er ist in vielem sogar freier als mancher schlesische Grundherr. So gering auch der Grundbesitz eines solchen Rheinländers sein mag, es ist sein volles Eigenthum, ohne seine Bewilligung kann es niemand betreten. Das öffentlich promulgirte und allgemein bekannte Ruralgesetz nimmt gegen die geringste Verletzung seine ländlichen Erzeugnisse in Schutz. Keine durch den Zufall der Geburt unübersteigliche Schranke sperrt ihm den Weg zu jeder Ministerstelle, wenn ihm bis dahin ein eminentes Verdienst die Bahn ebenet.

Diese feste Überzeugung von der Gleichheit der Rechte und Pflichten, dieses unberechenbare Gut eines klar geschriebenen Gesetzbuches, verbunden mit der Öffentlichkeit in den Tribunalen und dem Rechte der Selbstvertheidigung, macht den rheinischen Bauer so beherzt, als die Entbehrung dieser politischen Güter den anderwärtigen Bauer, der sie nicht gekannt, scheu, muthlos und kriechend machte. Es ist gut daß anderwärts man erfahre, welches Gut Öffentlichkeit und Selbstvertheidigung für Jedermann sei.

So groß indessen immer der Abstand der Landleute nach der Verschiedenheit ihrer politischen Verhältnisse sein mag, sie gleichen sich doch wieder in anderen Merkmalen, welche aus ihren gemeinschaftlichen Einflüssen herrühren, und ihnen einen gemeinsamen Charakter, das heißt feste und bleibende Persönlichkeiten ausdrücken.

Zuvörderst wollen wir die den Bauern aller deutschen Gauen gemeinsamen Einwirkungen auf ihren Charakter angeben, und hernach die jenen rheinländischen Landmann eigenthümlichen Schattirungen bezeichnen.

Die Werkstätte aller landwirthschaftlichen Producenten ist der freie Himmel, sie leiden darum wenig von einer dunstigen mephitischen Stubenluft. Gewöhnt an den Wechsel des Wetters, dem sie öfters blosstehen, ist ihre Gesundheit fester als die der Stadtbewohner. Das Wetter hat weniger Einfluß auf ihr Gemüth, sie werden nicht so leicht launisch, und so ist auch bei ihnen das gesunde Blut einem gesunden Urtheile über die Dinge förderlich. In engerem Umgange mit der Natur bei einer größeren Abgeschiedenheit von einer städtischen Verbildung bleiben sie der altväterlichen Sitteneinfalt treuer.

Sie sind fast beständig im Tempel der Natur, dieser Gottesverkünderin, und die Unverbrüchlichkeit eines gegebenen Wortes, so wie der religiöse Glaube schützen ihren frommen Sinn gegen etwaige Verdunkelung; sie sehen den persönlichen Weltbeherrscher und Allvater in der allgemeinen Zweckverbindung der Dinge zur Einheit; sie hören ihn in den großen Accorden und Harmonien des Universums. Ihre christliche Hoffnung auf die Unsterblichkeit der Seele stärkt sich in jeder Grablegung der Gesäme und deren Wiedererstehung zum Se-

gen einer früchtereichen Zukunft. Unglaube und Zweifel sind trübselige Zustände, die ihnen fremd bleiben.

Die Nahrungsmittel der Landleute sind einfacher als die der Städter; ihr Gaumen ist weniger verwöhnt und verreizt. Darum munden ihnen derbe, sogar rohe Speisen mehr als künstliche Gerichte. Man sieht daher öfter unter ihren Kranken solche, denen eine zusammengesetzte Arznei, vor welcher dem Städter weniger ekelt, so zuwider ist daß sie lieber sterben wollen, als die Mixtur einnehmen. Der Landmann, auch der vermögendere, vertrauet mehr der Heilkraft der Natur als der ärztlichen Kunst und Weisheit, die er zuweilen zu spät, z. B. bei Lungenentzündungen anruft. Auch darin ist der Städter, selbst aus der ärmeren Klasse, das Widerspiel. Die Landleute sind auch weniger ängstlich gegen die Gefahr der Ansteckung; man sieht sie öfters die Stube ihres kranken Nachbars mit Besuchen überfüllen. Die Furchtlosigkeit läßt ihre körperliche Lebensthätigkeit ungehemmt, und sogar die unmittelbare Berührung theilt ihnen eine ansteckende Krankheit weniger mit, oder das eingesogene Gift wird wieder in der freien Transspiration durch die Lunge und die Hautporen ausgestoßen.

Die meisten Gemeinden auf dem platten Lande haben für ihre Armen und ihre dürftigen Kranken keine öffentlichen Anstalten; diese finden in der Sympathie ihres Nächsten gegen das Übermaß der Noth eine Bürgschaft, ja zuweilen werden den kranken Armen nur zu viele Kraftsuppen zugetragen, und den Hausarmen wird die Rumfordische Suppenküche durch die täglich abwechselnden Freitische bei wohlhabenden Häusern ersetzt. Die Mildthätigkeit kostet allerwärts weniger Opfer, wo man das, was man geben soll, vorräthig hat und nicht zu kaufen braucht. Dieses sind, glaube ich, die allen Landleuten aller Länder mit geringen Modificationen gemeinsamen Grundzüge. Es sollen nun, um der Aufgabe zu genügen, die Schattirungen beigefügt werden, welche den westrheinischen Landbewohner besonders bezeichnen.

Es ist da das französische Gesetzbuch eingeführt, die Feudalrechte sind längst abgeschafft und die öffentliche Selbstvertheidigung in Kraft. Selbst die Sprache, welche bei uns Deutschen eine gewisse Feudal-Aristokratie festgestellt hat, hat sich danach gemodelt. Z. B. wer seine 80 oder mehr Morgen eigenen Feldes mit wenigstens zwei Pferden bestellt, heißt ein Gutsbesitzer, und wird von Jedermann, selbst seinen Oberen, mit „Sie" begrüßt. Ackersmann heißt der, welcher für seinen zureichenden Unterhalt ein Gut von 30—40 Morgen mit einem Pferde, Ochsen oder ein Paar Kühen bebauet; auch er wird mit „Sie" angeredet, besonders wenn er zugleich ein Ehrenamt als Gemeinderath, Mitglied eines Kirchen- oder Schulvorstandes, Rechners rc. bekleidet. Nur das männliche Gesinde, der Hausknecht, der Tagelöhner nehmen die Anrede mit „Er" nicht übel, jeder andere dortige Staatsbürger fühlt es, welche Entwürdigung einer angeredeten Person darin liegt, wenn im mündlichen Verkehre keine Notiz von ihrer persönlichen Gegenwart genommen wird.

Dieser separatistische Spracharistokratismus verliert dort mit jedem Jahre mehr Gebiet, Gebrauch und Geltung seiner Ansprüche; dagegen erweitert mehr und mehr das vertrauliche „Du" seinen freundlichen Verbindungskreis. Es verbrüdert Greise und jüngere Leute, Beamte und Verwaltete in eine demokratisch gleiche Gesellschaft. Das „Du" und die Benennung „Bauer" werden mit jedem Ringe, der sich am Stamme der Volksbildung ansetzt, enger beschränkt. Dieses dem besagten rheinländischen Landmanne Eigenthümliche erhält von zwei Einflüssen diese Schattirungen; durch einen moralischen Einfluß mittels des Gesetzbuches in der Hand, und einen physischen Einfluß mittels seines selbstgezogenen Weines im Keller; jenes Recht und Gut macht ihn dreist, d. h. vertrauend auf sich, dieser Weingenuß macht ihn leichtgesinnt, gastfrei, in der Denkart liberal und frohgemuthet. Er tritt unbefangen bei voller Amtsstube vor seinen Friedensrichter, vertheidigt sein vermeintes Recht, und dieser muß Artikel zu Artikel die gesetzlichen Gründe anführen, auf denen sein gefälltes Urtheil ruht.

Einen physischen Einfluß auf den Charakter jenes Landmannes hat der öftere Genuß des Weines. Dieses mäßig reizende und belebende Getränk mischt seine Nervengeister zu einer Temperatur, in welcher Gutmüthigkeit, wechselseitige Gastfreundschaft und Frohsinn leichter aufsprossen. Die meisten Familien dort erziehen ihren Wein, die Mühe der Erbauung wird nicht gerechnet, und ein Jeder ist einer gleichen hospitalen Gegenspende bei seinem Nachbar gewärtig. Sogar bei einem Übermaße dieses Genusses bleiben die heiteren und humanen Affecte vorherrschend; so wie im Gegentheile aus der narkotischen Betäubung mit Branntwein oder Bier sich ein ungeselliges Raufprincip zu entwickeln scheint, das nur durch eintretende Schläfrigkeit gemildert wird.

Leider artet der einmal angewöhnte und genährte Leichtsinn oft in Liederlichkeit und Leichtfertigkeit bis zur völligen Gutsverschwendung aus; Geisteskrankheiten, die in Branntwein- und Bierländern seltener grassiren, geben in dem heiteren Bilde die düstere Kehrseite, die wir aber hier nur andeuten, nicht ausmalen wollen.

Miscellen von M. B.

Artesische Brunnen.

Wie sich das Nützlichste oft sehr langsam verbreitet, hat man auch an den artesischen Brunnen gesehen. Seit den letzten 25 Jahren sind tausende solcher Brunnen in Europa und Amerika gebohrt worden und leisten die erwünschtesten Dienste, während diese schon über tausend Jahre alte Erfindung früher im Allgemeinen fast ganz unbeachtet blieb. Die Provinz Ou-Tong-Kiao in China soll 10,000 solcher Brunnen haben, mehrere davon sind 2000, ja 3000 Fuß tief. Einige liefern Salzwasser, andere brennbare Luft, die man zum Verdunsten des Salzwassers benutzt. Cassini beschrieb 1671 gebohrte Brunnen in Unteröstreich, Modena und Bologna; Belidor vor hundert Jahren den gebohrten oder artesischen Brunnen von Andre bei Amiens; 1717 wurden zu Königsborn bei Unna in Westfalen solche Brunnen gebohrt, die hinlänglich Wasser zum Treiben mehrerer Mühlräder lieferten. Rußland besitzt in seinen Salzwerken am Ural auch seit Jahrhunderten dergleichen Brunnen, welche das Salzwasser aus der Tiefe zu Tage fördern. Aber alle diese bleiben vereinzelt, bis nun erst neuerdings diese Art Brunnen zu bauen allgemein geworden ist. (Ihren Namen haben sie von der alten französischen Provinz Artois, wo sie besonders um die Mitte des 18. Jahrhunderts zahlreich gebohrt worden.) — Der wasserreichste ist wohl der in Grenelle bei Paris 1841 vollendete artesische Brunnen, welcher 3000 Cubikmetres warmes Wasser stündlich heraussprudelt.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr.	Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet.	№ 98. 23. October.

Ludwig Tieck's kritische Schriften.

— Der alte Phantasus hat in Sanssouci seine kritischen Schriften gesammelt*). Immer im genialen Widerspruch und Widerspiel mit Dem zu stehen was um ihn her die Welt bewegt, dazu trieb ihn stets der innere Dämon, wir mögen diesen Dämon Laune der Ironie nennen oder jene Ataraxie des Geistes in ihm sehen, die dem hohen Dichter und Denker ziemt. Als die Welt der Bildung der nüchternsten Dürre einer mechanischen und philiströsen Verständigkeit preisgegeben war, stachelte ihn der Reiz des Gegensatzes zu den wunderbar üppigen Gebilden einer Phantasie die im Überreiz des Dranges oft genug in Phantastik umschlug. Der Humor stürzte sich mit ihm in's Barocke, die geistige Welt stellte sich ironisch auf den Kopf, der Luxus eines schwelgerischen Gefühls wurde lieber frivol, als daß sich die Muse den prüden Gesetzen einer geschulten Pedanterie in der bürgerlichen Weltordnung unterwarf. Im Mährchen fand Tieck die sicherste Heimath für seine Schöpferkraft; in der Sage, im Volksliede, in der mittelalterlichen Romantik Shakspeare's, in der Musik der Calderonschen Poesie fand die romantische Schule als Opposition alle dem gegenüber ihren Halt, was sich in der deutschen Entwickelung mit und seit Lessing als classisches Element gestaltet hatte. Auch als Tieck's Novelle aus der Mährchenwelt auf den gesellschaftlichen, und von diesem auf den Boden der Geschichte überging, wurde diese Poesie der Romantik nur reicher an Form und Inhalt, hielt sich aber in derselben Atmosphäre; das Wunder blieb ihr des Geistes liebstes Kind und mit ihrem besten Inhalt stand sie der modernen geschichtlichen Entwickelung bald als ein Widerspruch, bald aber auch als berechtigte, als nothwendige Ergänzung im thatsächlichen Werden der nationalen Dinge gegenüber. In Tieck's Natur, in dem großen schöpferischen Genius dieser Richtung, ward dies Widerspiel nur um so entschiedener, als er, ein Sohn der Mark, mit seinem besten Denken und Dichten ganz südlich artete, ganz in Romantik und Mittelalter aufzugeben schien. Er schien es; der Drang des Geistes in ihm war ein gewaltiger, war ein göttlich schaffender Instinct der sich selbst Gesetze gibt. Aber es blieb auch bei allem Rausch katholischer Verzücktheit der Seele doch allezeit in seiner Natur ein Rest jener ruhig forschenden Spürkraft des Verstandes, die ihn zur Kritik, zur wachen und hellen Erkenntniß eines sachlich erklärbaren Zusammenhangs trieb. Ich mag die Voraussetzung nicht gelten lassen, daß die dichterische Function außerhalb aller verständigen Reflexion liege. Im Gegentheil, wer will in der meisterhaften Combination eines Aufruhrs in den Cevennen, eines Dichterlebens, nicht den waltenden Verstand sehen, der ordnend und waltend jedem großen Künstlergeiste bei seinem Schaffen still und verschwiegen zur Seite steht! Aber kritische Erkenntniß bleibt immer der Gegenpol jeder poetischen Empfängniß. Und wenn der Norden Deutschlands vorherrschend stark in jener war, so faßte er sich dort zur poetischen Function in seltenen Naturen um so feuriger und fast gewaltsam zusammen; Tieck, Kleist, Hoffmann, Arnim sind wie exotische Kaktuspflanzen auf Grund und Boden ihres heimischen Gebietes.

In Tieck nun hat sich ein langes, weitverzweigtes, tiefgefurchtes Dichterleben mit allen seinen Anläßen, Gegensätzen und Spannungen vollständig und allerseits ausgelebt. Somit sind auch, was bei Andern als Rest unorganisch sitzen geblieben, Antriebe und Regungen die nur zwischenlaufende Geltung gewinnen konnten, vollständig bei ihm zur Entwickelung gediehen. Tieck

*) Leipzig, F. A. Brockhaus. Zwei Bände, von 388 und 424 S. Ein selbständiger Band wird neu umgearbeitet Tieck's „dramaturgische Blätter" bringen.

überblickt ein langes Thun und Wirken, und es ergibt sich schon aus den neunziger Jahren bis auf den heutigen Tag in all seinem geistigen Schaffen auch ein durchgehender Faden kritischer Forschungen, hier und da von ihm selbst abgerissen, dort verzogen, verkräuselt, durch widerstreitende Anfechtungen gekreuzt, aber auch in diesen Fragmenten hoch beachtenswerth, voll Kraft, Macht und Dauer.

Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle. Dieser Goethe'sche Spruch hat sich auch in Tieck's äußerer Schickung bewahrheiten wollen. Ein König den sie den Romantiker auf dem Thron der preußischen Cäsaren nannten, berief den Vater Phantasus an seinen Hof. Dort ist Tieck's Thätigkeit aller Romantik entgegen gewesen. Daß man den Sommernachtstraum und den Blaubart in Scene brachte, war nicht eigentlich sein Bemühen und Streben; an der Zurichtung des Sturmes für die Bühne hatte er sich schon früher erschöpft. Für die Aufführbarkeit der classischen Tragödien der Alten vielmehr wurde seine dramaturgische Erfahrung in Anspruch genommen, wie denn auch der zweite Band seiner kritischen Schriften mit einem Briefe an den Übersetzer der Elektra, Franz Fritze, schließt, und sich über die Verdeutschung und Inscenesetzung des alten Tragödienkothurns verbreitet. (Tieck ist gegen den Reim in der Reproduction der Chorgesänge, hat sich aber durch Fritze's fünffüßigen Jambus bestimmen lassen vom Maß des alten Trimeter und seinem Vollklang abzusehen.) Mit dieser Mühwaltung für's Classische schloß der romantische Ludwig Tieck seine dramaturgische Thätigkeit. Mitten an einem, vom Sinne des Königs romantisch belebten und beseelten Hofe sammelt er nun seine kritischen Arbeiten; er stellt auch seine und seiner Freunde Briefschaften zusammen; er ist im Stande, jetzt wo die Welt brausend und gährend an den Fundamenten der ganzen Existenz rüttelt, ruhig und friedfertig mit sich abzuschließen und sein Leben zu schreiben. Er wird seine Vergangenheit kritisch klar auffassen, der Romantiker wird mit einem classischen Selbstbekenntniß endigen. Wir freuen uns dieser harmonischen Einkehr in sich selbst, wir gönnen ihm diesen friedlichen Abschluß eines vieldurchstürmten, oft leidenschaftlich wild bewegten innern Lebens.

Es liegen reiche Schätze des Wissens, weite Schichten der deutschen Geistesentwickelung, tiefe Fundgruben der Tieck'schen Natur vor uns ausgebreitet in dieser Sammlung kritischer Schriften. Daß Tieck einen hohen, einen richtigen Begriff von der Kritik hatte, beweist sein Wort an Jean Paul der mit ihm eine Bücherschau, eine „Literaturzeitung ohne Gründe", wie Dieser es nennen wollte, bezweckte. (Tieck schrieb davon vor zwanzig Jahren seine Aufsätze über Ulrich Hegner und Henrik Steffens für die damalige „Dresdner Morgenzeitung.") Ein blos subjectives Gutachten, von der Höhe einer in sich festgewordenen Persönlichkeit herab, nennt er unwirksam. „Sehen wir doch, sagt er, wie selbst Goethe's zu mildes Lob und dringendes Empfehlen einiger Autoren sich und Diesen keinen Eingang hat verschaffen können. Jene Anstalt die Jean Paul beabsichtigte, würde also mehr zu den Selbstgeständnissen eines bekannten und beliebten Autors gerechnet werden müssen als daß sich die Literatur irgend einen heilsamen Einfluß von ihr versprechen könnte." Tieck gibt mehr als blos subjectives Belieben, er geht in die Sache ein, er entwickelt mit der ganzen pragmatischen Innigkeit seiner Hingebung die geschichtliche Genesis seines Gegenstandes. So namentlich in den größeren, höchst werthvollen Beiträgen die meist für Vorreden und Einleitungen zu fremden und eignen Arbeiten verwendet wurden. Tieck gibt uns hier seine Aufsätze über das altenglische Theater (Vorreden zum „Altenglischen Theater" und zur „Vorschule zu Shakspeare) über die Anfänge des deutschen Theaters (Vorrede zum „Deutschen Theater"), über die geschichtliche Entwickelung der neuern Bühne und Friedrich Ludwig Schröder (Einleitung zu den von E. v. Bülow herausgegebenen Werken Schröder's), zur Geschichte der Novelle (Vorwort zu Bülow's Novellenbuch). Shakspeare war von Anfang an und blieb für immer der Gegenstand seiner sorgsamsten Studien. Mit Briefen über Kupferstiche nach der Shakspearegallerie in London wird die Reihe der Aufsätze eröffnet. Diese Briefe erschienen damals in der „Bibliothek der schönen Wissenschaften" und gehören dem J. 1793, mithin schon dem zwanzigsten Lebensjahre des Verfassers an. „Shakspeare's Behandlung des Wunderbaren", eine Einleitung zur Übersetzung des Sturmes, zu dessen Darstellung er damals viel Zugeständnisse an die Bühne machte, erschien ebenfalls so früh; kleine launige Kritiken damaliger Musenalmanache und Taschenbücher einige Jahre später in dem „Archiv der Zeit." 1800 gab Tieck in seinem „Poetischen Journal" die Briefe über Shakspeare welche die ganze Gewalt seiner Hingebung an die Weltanschauung des britischen Dichters enthüllten, freilich auch, wie Goethe äußerte, so weit ausholten daß sie nicht fertig wurden. Sie blieben Bruchstück, wie selbst leider Tieck's großes kritisches Werk über Shakspeare. Der Aufsatz über die altdeutschen Minnelieder, die Vorreden zu Dietrich's „Bra-

ga", zu Afzelius' schwedischen und Asbjörnsen's norwegischen Volksmährchen beschreiben uns den zweiten Kreis der Tieckschen Interessen. Der dritte Kreis umschließt die spanische Dichtung, wie denn zumeist Calderon's Weltanschauung unbewußt Tieck's eigene wurde, während der britische Dichterheros als Gegenstand der Bewunderung und des Studiums doch eigentlich mehr ihm gegenüber blieb. In seiner Novelle „Tod des Dichters" hat er Camoens gefeiert mit jenem süßen, schmelzenden Reiz der Elegie, der nur da walten kann wo der Zauber eines südlich gearteten Geistes vorherrschend ist. Tieck übersetzte außer dem Don Quixote auch „Leben und Begebenheiten des Marcos Obregon", und schrieb dazu einen Aufsatz über dessen Verfasser, Vicente Espinel. — Goethe und seine Zeit zum Gegenstande eines umfänglichen Bildes zu machen und in diesem Bilde den ganzen Entwickelungsgang der deutschen modernen Bildung und Natur zusammenzufassen, war von früh an ein Lieblingsplan Tieck's gewesen. Was von solcher Arbeit sich als fertig zur Hingabe an's Publikum eignet, hat er zur Sammlung der Schriften von Lenz beigesteuert. So innig und liebevoll die Feier ist, die hier dem Goethe'schen Genius zu Theil wird, so bleibt hier doch aller falsche Weihrauch fern der mit seinem Dampf das Auge des Opfernden blind macht. Und so steht denn hier von Tieck's klarem, tiefem kritischen Geist das Wort über Goethe erhärtet: Ihm fehlte der Geschichtssinn, er war nicht das historische Genie das die Entwickelung seiner Nation in irgend einer ihrer Epochen zu seinem poetischen Gewebe verbrauchen konnte. Schon im Götz, sagt Tieck, verrieth sich dieser Mangel. Die Reformation welche die Welt anders stellte, der Bauernkrieg, Maximilian und die neuere Zeit Karls des Fünften, ja selbst Sickingens merkwürdige Händel erscheinen in diesem Drama nicht als die hervordrängenden, die unabweisbar großen Momente; die Hauptgruppen des Gedichtes drängen sich um einen glücklichen und ehrenwerthen Freibeuter und um einen nach des Dichters Bedürfniß ersonnenen Charakter (Weislingen), dessen schwankend weiches Gemüth dem Gedichte den Faden zu seiner Entwickelung und das eigentliche Interesse gibt. Auch im Egmont mit seinem lyrischen Ausgang vermißt Tieck die dramatische Haltung und Gestaltung. Der Streit um Freiheit, der Kampf des Volkes mit der Despotie, die Gegensätze zwischen Denen die herrschen sollen und wollen, die Verherrlichung der Helden in dem begeisterten Liebesrausche Clärchens, das alles tritt in wunderherrlichen Bildern tief bewegend vor uns auf und ab; aber das Drama bleibt stille stehen, die Handlung wird nur unsicher, nur als Begebenheit fortgeschoben; was uns in der Ausmalerei des Einzelnen entzückt, das Volk und sein Schicksal, tritt schweigend und ohne Ergebniß, ohne Erfolg von der Bühne ab. Das ächte Drama erledigt das Thema aber als That, nicht in der Schilderung des Zuständlichen, und wäre diese Schilderung in Gruppen, Scenen und Bildern die feinste, schärfste, tiefste die je einem dichterischen Pinsel gelungen. — Tieck sieht eben so wenig mit Schiller dem deutschen Volke in festem, normalem Style ein Theater gegeben. In Schiller's lyrischer Deklamation gerieth, nach Tieck, selbst die deutsche Schauspielkunst auf dramatische Abwege. Tieck für sich selbst blieb der Nation die Kaisertragödien schuldig, mit denen er sich in der besten Kraft seiner Jahre trug. Somit kehren wir denn mit ihm zu der Überzeugung zurück daß Griechenland in der Antike und England in der Romantik die einzigen großen Normen für die dramatische Poesie im hohen Styl gefunden. Uns dünkt jedoch daß Tieck es übersah, wie der deutsche Genius der allerdings hundertfache Fehlversuche gemacht in Auffindung eines festen dramatischen Styles, doch in einzelnen großen Griffen Geburten schuf welche ganze dramatische Literaturen andrer Völker überbot; ein einziges Drama wie Lessings Emilia Galotti wiegt für das Theater eine ganze gesegnete Theaterepoche bei einem unserer Nachbarvölker auf.

Auf ein Gespräch, „Kritik und deutsches Bücherwesen" überschrieben, als Einleitung zur alten „Insel Felsenburg" zuerst veröffentlicht, legt der Verfasser in der jetzigen Vorrede selbst sehr viel Gewicht. Uns ist dies Gespräch auch noch in anderer Weise von Werth. Es führt uns gleichsam persönlich wieder in die Nähe des alten hohen Meisters deutscher Romantik. Wir glauben uns hier noch einmal um ihn geschaart, wie es ehedem im rothen Hause auf dem Altmarkt in Dresden einem andächtig versammelten Kreise seiner Freunde vergönnt gewesen. Vertreter der Bildung aller Nationen sitzen um ihn her, von der feinen Freundlichkeit des milden Greises überrascht, von der zwischenlaufenden Schärfe seines Grolles über eine mißgestaltete Welt plötzlich bitter getroffen, bald dann wieder von dem Schwung seiner flammenden Begeisterung für das Unsterbliche mitten im zerfallenden Menschenleben wunderbar fortgerissen, von der dunkeln Tiefe seines leuchtenden Auges magisch beseelt, durchrieselt, durchwärmt. — Auch in andern kleineren kritischen Ergüssen meint man seine Stimme zu hören, wie sie hier eine früh verstorbene Dichternatur, Adelheid Reinbold, als Franz Berthold dem Publikum vorführt, dort einem alten Kumpan, Friedrich Laun, die gesammelten Schriften befürwortet. In der Einleitung zu Heinrich Kleist's Werken lieferte aber Tieck zugleich in der Entwickelung einer tragischen Natur ein psychologisches Meisterstück der Kritik.

Miscellen, von Moritz Beyer.

Holländische Reinlichkeit.

Ich hatte schon so viel von holländischer Reinlichkeit, von der Nettigkeit der niederländischen Dörfer, von dem in den kleinsten Dingen sich aussprechenden Ordnungssinn der Holländer und der Wohnlichkeit ihrer Häuser gehört, und ich halte so viel auf diese Vorzüge daß ich voll Neugierde meinen Fuß auf holländischen Boden setzte. Meine Erwartungen wurden nicht getäuscht, sie wurden sogar übertroffen und ich lernte bald begreifen, warum es dem Holländer in seinem feuchten niedrigen Nebellande doch so wohl und behaglich zu Muthe sei. Es ist nicht möglich, sich ein ruhigeres, friedlicheres, wohlhäbigeres, ich möchte sagen — pastoraleres Aussehen zu denken, als das eines holländischen Dorfes. Selbst das kleinste Häuschen trägt den Charakter hoher Ordnungsliebe und vollendeter Sauberkeit, und nichts wird daran bemerkt was das verwöhnteste Auge beleidigen könnte. Ich konnte mich nicht enthalten in eine kleine Wohnung einzutreten; ich fand das Innere in vollkommenstem Einklang mit dem Äußeren. Wie Hausthür und Schloß, Fenster und Vorhänge geleckt, glänzend, krystallhell und schneeweiß von Außen dem Auge sich darstellen, so durchaus reinlich erweist sich das Innere. Alles zeigt eine Frische, eine Staub- und Fleckenlosigkeit, als ob es in Holland dasjenige gar nicht gäbe was man in andern Ländern Schmutz nennt, und selbst Dinge die täglich für sehr gewöhnliche Zwecke gebraucht werden, sehen aus als berührte sie nie eine Hand, als wären sie blos zur Schau, zur Zierde aufgestellt. Besonders die Küche, die bisweilen auch als Wohnstube dient, gewährte mir einen sehr vergnüglichen Anblick. Wie steht da alles in Parade, wie glitzern und funkeln auf den Schäften herum die Pfannen und Kannen und was sonst von Metall an diesem Orte gebraucht wird. — Leute die so sehr darauf bedacht sind in ihrem Hauswesen, in ihren Umgebungen die Reinlichkeit und Pünktlichkeit auf's Höchste zu treiben, können unmöglich nachlässig und schmutzig an ihrem eigenen Körper sein. In der That ist mir auch an Niemand ein ungewaschenes Aussehen, unreine Wäsche und schmutzige Kleidung aufgefallen. Selbst das Vieh stellt sich in Holland zierlicher und reinlicher vor und scheint sich einer höchst regelmäßigen und geordneten Aufführung zu befleißigen. — Unter den abendländischen Völkern gilt das germanische wohl nicht mit Unrecht für das welches am meisten Werth auf Ordnung im Allgemeinen und auf Behaglichkeit und Heimseligkeit in seiner häuslichen Einrichtung setzt. Jedenfalls können die Gallier, welche die bescheidene Meinung von sich hegen, in jeder Beziehung die erste Nation der Erde, das Mustervolk für die ganze Welt zu sein, auf diesen Vorzug keinen Anspruch machen, denn wer einmal ihr Land, ihre Städte und Dörfer und das unvergleichliche Paris gesehen hat, der kann mit gutem Gewissen großen Reinlichkeitssinn den Franzosen nicht nachrühmen. Man gehe nur auf den Kaien der Hauptstadt spazieren und werfe einen Blick hinab an die Ufer der Seine; man gehe am Louvre den Fluß entlang; man besichtige die unmittelbare Umgebung des Pantheons und der Magdalenenkirche, — von gewissen Orten des Innern der Privathäuser gar nicht zu reden! und man wird die stärksten Beweise für die Richtigkeit der Behauptung antreffen daß das gebildetste und zierlichste Volk Europa's von den allerersten Vorschriften des natürlichen Anstandes entweder keine Ahnung hat oder deren Verbindlichkeit nicht anerkennt. Ebensowenig haben diese Lehrmeister der Welt einen Sinn für das, was der Engländer finish nennt. An den prachtvollsten öffentlichen Gebäuden, wie an Privathäusern und Anlagen, wird immer etwas noch nicht fertig sein, irgend etwas noch fehlen, wird man die deutlichsten Spuren von Fahr- und Nachlässigkeit bemerken, wird das Ganze oder werden einzelne Theile den Stempel der Sudelei tragen. Und wie sehen erst französische Bauern und deren Häuser, wie ihre Felder und ihr Vieh aus! Welcher Deutsche hat einmal ein ächt französisches Fuhrwerk gesehen und nicht darüber gelacht oder sich geärgert? Es kann nichts Schmutzigeres, Liederlicheres, Lumpigeres und dabei Pferdeplagenderes geben als gallisches Fuhrwerk und seine Treiber. Alles wird von Staub und Schmutz zerfressen; der reinigende Gebrauch des Wassers für Menschen und Vieh scheint gänzlich unbekannt zu sein. Noch ließe sich manche Andeutung geben, die übel in Einklang steht mit dem Hochmuth der Gallier, mit der prahlenden Ruhmrede ihrer Schriftsteller daß ihre Nation an der Spitze der Civilisation stehe, daß ihre Einrichtungen die vortrefflichsten in der Welt, daß la belle France das schönste Land der Erde sei. — Kommen wir aber wieder auf unsere Germanen zurück! Das Lob, die reinlichsten Menschen Europa's zu sein, kann nicht allen ihren Stämmen gleichmäßig ertheilt werden. Holländer und Engländer nehmen unstreitig in dieser Beziehung den obersten Rang ein. In dem jetzigen Germanien trifft man häufig Ausnahmen von der Regel: es gibt Theile, wo man sich jener deutschen Cardinaltugend keineswegs besonders befleißigt. Wie schmutzig sieht es noch in einer großen Anzahl süddeutscher Städte und Dörfer aus; wie häufig leben deren Bewohner in der unmittelbaren Umgebung von Pfützen und Düngerhaufen; wie wenig sehen sie auf Wohnlichkeit und Nettigkeit ihrer Häuser; wie sehr vernachlässigen sie sich selbst, ihre Kinder, ihr Vieh; wie wenig Sinn für Ordnung und Reinlichkeit zeigen sie in Bezug auf ihre Geräthschaften! Für höchst wichtig und äußerst verdienstlich halte ich das Bestreben derer welche unter ihren Mitmenschen durch eigenes Beispiel den Schönheitssinn, die Ordnungsliebe und das Bedürfniß nach Reinlichkeit zu erwecken und zu verbreiten suchen; denn auf eine innigere Weise als man sich dies gewöhnlich denkt, stehen dieselben im Bunde mit dem Glück, der Wohlhabenheit, dem sittlichen Wohlsein eines Volkes. Die meisten Landleute die unser Tadel trifft, hegen die Meinung, sie seien zu sehr mit Arbeiten überhäuft, als daß sie viel Zeit auf Reinhaltung ihrer Kleidung, Häuser, Ställe rc. verwenden könnten. Würde man diese Leute, ich will nicht sagen, nach Holland oder England versetzen, sondern nur nach dem Emmenthal in der Schweiz, und sie dort ein Bauernhaus mit allem was dazu gehört besichtigen lassen, so müßten sie wohl von ihrem Irrthum zurückkommen und überzeugt werden daß Bauern in ihrer Weise ebenso reinlich und geordnet leben können als vornehme Leute. (Aus einem Reisetagebuch.)

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr.	Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet.	№ 99. 24. October.

Der melirte Rock.

Eine Erinnerung, von H. Koenig.

Ich war ein kleiner, armer Student, als unter der oranischen Regierung ein berühmter Mann nach Fulda berufen ward, von dem ich aber noch gar nichts wußte. Wir wurden nämlich auf dem katholischen Gymnasium das mit lauter geistlichen Lehrern besetzt war, mit dem Leben und den Werken der Heiligen sehr genau bekannt gemacht; dafür erfuhren wir aber auch gar nichts von dem Leben und den Werken der deutschen Schriftsteller. Ich hätte damals nicht ahnen können daß deutsche Schriftsteller und römische Heilige sich nicht zum Besten vertragen. Jener berühmte Mann aber war August Gottlieb Meißner, und kam von Prag, wo er zwanzig Jahre lang als Professor der Ästhetik und classischen Literatur gestanden hatte. Er war damals ein angehender Funfziger, fein gekleidet, von angenehmer, geistreicher Gesichtsbildung und nachlässiger Haltung. In dieser Haltung lag vielleicht etwas vom Bewußtsein schriftstellerischen Ruhmes; gewiß aber noch mehr körperliche Hinfälligkeit. Das Beinkleid schlotterte, der feine Rock faltete sich über dem gebeugten Rücken. Der liebenswürdige Mann hatte wohl seinem Dichterleben manches geopfert, und seine Schriften sind noch etwas warm von jener Opferglut. Diese Schriften machten sich jetzt durch ihren Autor in Fulda bekannt. Seine Skizzen, nach denen er oft kurzweg „Skizzen-Meißner" genannt wird, seine Romane Alkibiades und Bianka Capello gehörten zur gesuchten Lectüre jener Zeit, und hatten ihm einen poetischen Namen verschafft. Man rühmte die blühende Einbildungskraft, die glänzende Darstellung voll Anmuth und Witz. Eine gezierte Ausdrucksweise, geschraubte Wendungen entsprachen vielleicht dem Geschmacke seines damaligen Leserkreises mehr als ein reiner Styl. Auch seine historischen Gemälde, — sein Masaniello, Spartakus, Epaminondas und Cäsar's Leben, wurden geschätzt. Doch davon hörten wir Studentchen viel später und erst als wir die vielen Heiligen hinter uns hatten. Jetzt staken wir noch zu tief in unserm mühseligen Latein und in dem dicken Katechismus des alten Jesuiten Canisius, dessen trockner Ziemer mit lateinischen Sprüchen aus den Kirchenvätern gespickt wurde; das tägliche Meßglöckchen summte uns in den Ohren; die lateinischen Psalmen mußten Sonn- und Feiertags gevespert werden, und in kurzen Zwischenräumen ängstigte uns die vorgeschriebene Beichte.

So sahen wir blos mit etwas einfältigem Befremden den Mann an, der so berühmte Bücher geschrieben hatte; der so süß sprach, so bequem that und den das geistliche Fulda so ungern an der Spitze der höhern Schulen erblickte. Viel Wohlwollen fand daher auch der gute Meißner nicht, wohl aber manche Hemmnisse und kleinliche Neckereien. Die Jahre des Krieges und der Kränklichkeit, die er in Fulda verlebte, waren gewiß seine besten nicht, sondern nur seine letzten. Er bewohnte im rechten Flügel des Gymnasialgebäudes das Erdgeschoß, und wenn wir Studenten zuweilen seiner Töchter Eine über die Hausflur schweben sahen, hatten wir die Empfindung wie vom Anblick einer Fee. Solchen Gang, solche Kleidung, solche Sprache waren wir an unsern Fulderinnen nicht gewohnt. Es waren neue Offenbarungen für uns, in denen sich der erste Flaum idealer Geschlechtsneigung regte. Der Name Bianka, den die eine Tochter führte, verbreitete zugleich etwas von dem romantischen Dufte der väterlichen Dichtung. Meißner zog sich übrigens in der engen Stadt und vor den engherzigen Menschen in den Kreis seiner Familie und weniger Freunde zurück, wo der

poetische und lebenserfahrne Mann die Kosten geistreicher und gemüthlicher Abende bestritt, unbeneidet von denen, die im einheimischen Geschmack einen derberen Aufwand der Geselligkeit liebten. —

Wie bänglich war mir blödem Knaben um's Herz, als ich eines herbstlichen Nachmittags zum Director beschieden ward! Ich gehörte nämlich zu den Studenten, die einer Unterstützung bedurften und derselben für würdig galten. Milde Fonds waren vorhanden, aus denen solchen Schülern nicht nur die nothwendigsten Schulbücher, sondern auch Kleidungsstücke beschafft wurden. Diesmal sollte ich mit einem neuen Überrocke bedacht werden.

Das zu keiner Zeit reiche Fulda stand damals noch auf dem einfachen Fuße des Kleiderluxus, daß man die Gegenwart in der Zukunft aufgehen ließ. Das heißt, man sah auf die Dauer, nicht auf die Nettigkeit des Anzugs. Heute hält man's umgekehrt, und läßt die Zukunft sich der Gegenwart opfern, indem man die rasch wechselnde Mode auf Borg befriedigt. — In jenem altfuldischen Sinne mahnten auf jene Vorladung die Meinigen: „So geh doch nur, und vergiß nicht, wenn der Schneider das Maß nimmt, dich „brav" zu strecken, damit der Rock recht lang und weit werde, und du hineinwachsen kannst!"

Unser niedres Häuschen war nicht entfernt von dem stattlichen Bau, worin Meißner wohnte, und ich langte noch mit dem ersten Herzklopfen in dem eleganten und wohlriechenden Zimmer an. Dieser feine Duft, diese Bilder an den Wänden, diese Bücher und Schriften auf den Tischen gaben mir eine feierliche Ahnung von der würdigen Einkehr schöner Anschauungen und edler Empfindungen bei einem Manne der zu dichten und zu denken berufen war. — Doch nicht lange, so trat der Schneider ein, und ich mußte darauf bedacht sein, mich zu strecken. Es war der erste Meister der Stadt, unter dessen Hände zu fallen ich jetzt das Glück hatte. Herr Mahlmann zog seinen Papierstreif aus der Tasche, um ihn den Rücken hinab und um den Leib des lateinischen Schützen zu legen, und die Maße mit dem Scheerchen einzukerben. Ob Meißner, der dabei stand, wahrnahm wie sehr ich Brust und Schulter empor hob, und zusehends ein beträchtlicher Mensch wurde, weiß ich nicht. Eines aber ahnete er gewiß nicht: daß dieser blöde Knabe einst auch Romane dichten werde, die unter dem papiernen Maße seines Alkibiades und seiner Bianka Capello sich strecken würden.

Und während ich so gestreckt dastand, kam — ohne Zweifel eben durch dies Strecken über mein natürliches Maß hinaus — ein neuer, unsäglicher Muth über mich. Denn als Meißner in seiner feinen und sanften Mundart fragte: „Was werden wir denn für eine Farbe nehmen?" — wendete ich sehr freimüthig den rauhhaarigen Kopf halb links, und versetzte im besten Fuldaischen Deutsch: „Ich denke blau." Doch in demselben Augenblicke fiel auch die Antwort Meister Mahlmanns: „So ein derbes melirtes Tuch wird wohl das beste sein."

So ward ich urplötzlich meiner ganzen gymnasialen Albernheit inne, mich für den Befragten gehalten zu haben. Meine Wange brannte, ich knickte wie ein Mensch der in sich selbst vergehen möchte zusammen, und vergaß gänzlich die diplomatische Haltung die ich für die Zukunft meines Rockes genommen hatte. Glücklicherweise war Meister Mahlmann eben fertig, schlug das papierne Maß um die linke Hand, und steckte es ein. Ich war froh mit wenigen Schritten mich auf der Straße zu fühlen.

Meine brennende Verlegenheit abzuschütteln, die meinem Blut so fremde Unbescheidenheit auszuathmen, rannte ich erst durch ein Paar Gassen. Welche bedeutsame Viertelstunde war eben an mir vorüber gegangen! Zum ersten Mal, wenn auch nur in dunkelster Seele, hatte ich empfunden daß ein geringer Mensch sich strecken und etwas aus sich machen könne. Wenn ich aber dennoch in dieser, heute so cultivirten Kunst für mein übriges Leben kein Meister geworden bin: so war gewiß nur Schuld daß es mir beim ersten Versuche so unglücklich umschlug und ich zu früh — blau gedacht hatte.

Zu Hause ward ich mit der lebhaftesten Neubegierde empfangen. — Wißt Ihr denn, was ein melirtes Tuch ist? fragte ich.

Melirt — ? — —

Niemand im Hause und in der Nachbarschaft konnte sagen, was melirt für eine Farbe sei, und ein schweres Räthsel lag uns im Sinne. Wir waren sonst in den Farben nicht so unbekannt mit der Welt. Wir kannten vor allem das Blau in seiner adeligen Feinheit und bürgerlichen Derbheit, und wußten daß ein achtbarer Handwerksmann von einem neuen Rocke wenigstens doch vier Wochen lang blaue Hände bekommen mußte, wenn die Farbe gut war. Der Zuschnitt eines solchen bürgerlichen Rockes rührte von einem jener geschickten Meister her die, was sie an Falten im Rücken und um die Rippen verschwenden, doch an den beiden Seitenschößen wieder zu ersparen verstanden. Diese beiden Seitentheile schlugen im Gehen taktmäßig

auseinander, und gewährten so einen geheimnißvollen Einblick nach dem kurzledernen Beinkleid und den beiden strotzenden und hüpfenden Rocktaschen von ungebleichtem Leinen. — Schwarz galt uns nun vollends für die heilige Farbe der Priesterschaft außer Amte, so wie der Hof- und Kammerräthe, wenn sie im Amte mit Stahldegen in weißer Scheide nach dem Schlosse schritten. — Auch hechtgrau und himmelblau kam damals viel an Müllern und Mühlknappen vor, weil diese Farbe sich wahrscheinlich am besten mit dem Mehlstaube vertrug. — Grün machte uns viel Freude an der Hofjägerei, und wenn es bei feierlichen Schießen als Hutschleife an der Kopfbedeckung selbst der Prälaten prangte. — Neben all' diesen Farben blieb aber das Braun, wenigstens an den Kutten der Frauenberger Franziskaner, bei uns gläubigen Leuten fortwährend im besten Geruche. Doch fehlte es uns dabei durchaus nicht am höchsten Respecte vor dem leuchtenden Scharlachroth mit Goldstickerei, wie wir es bei öftern Gelegenheiten an vornehmen Herrn vom Hofe erblicken konnten.

Aber melirt? —

Wir mußten uns endlich in das Geheimniß ergeben, und hatten glücklicherweise als gute Katholiken schon einige Übung in der Hingebung an Geheimnisse. Dem erwarteten Rocke ging es daher nicht besser, als manchem großen Manne, der sich selbst erklären muß wenn er verstanden sein will.

Der Rock kam. Es war eine aus grau und grün gemischte Farbe, die uns nicht übel gefiel. Der Rock, von des ersten Meisters Hand, hatte etwas recht Vornehmes im Zuschnitt; auch hielten die Rockschöße unter'm Rücken eine für uns geringe Leute ungewöhnliche Verschlossenheit. — Dabei übte er gleich ein gewisses Protectorat über die bescheidnen Unterkleider des zufriednen Gymnasiasten, gleichsam über seine Untergebenen, und setzte dabei dem aufwachsenden Menschen ein nächstes Ziel: die melirten Räume nämlich nach und nach auszufüllen. Wieviel Jahre ich aber in den Rock hineingewachsen bin, wüßte ich mich doch nicht mehr zu erinnern. —

Nur Eines steht mir noch vor: In demselben Rocke folgte ich anderthalb Jahre später der Leiche Meißners. Es war ein stiller, trüber Frühmorgen, als der hingeschiedne Poet, nur von seinen Vertrautesten geleitet, sich aus der ungünstigen Stadt zurückzog. Ich war der einzige Student der sich dem trauernden Zuge anschloß.

Seine Freunde besorgten einen Grabstein von schwarzem Marmor mit goldnen Sinnbildern der Weisheit und der Ewigkeit. Später sank der Stein um. Es war vielleicht am Tage als Alfred Meißner, der Ziskadichter, geboren ward, dessen poetisches Gefieder über den Großvater hinausträgt. Nun wurde jener Marmor an der Außenwand der nahen, kleinen Kapelle aufgerichtet. Dort las ich noch, als auch ich im Lenze dieses Jahres die ungünstige Stadt verließ, die goldne Inschrift: August Gottlieb Meißner.

Zur Chronik der Gegenwart.

[Das Parlament aller Linken in Berlin.]

— Berlin ist für würdig befunden zum Sitz des neuen Vorparlaments. Es bereitet sich schon vor zum Congreß der linkischesten Linken aus allen Ecken und Enden der deutschen Welt. Der Abstracteste aller Abstracten, der kahle Philosoph mit der besondern Weltanschauung, ist von dem Rollenfach „gelehrter Hanswürste" in Frankfurt zurückgetreten und widmet sich lediglich dem abstracten neuen Vorparlament. Das Frankfurter Vorparlament war ein Kind der Revolution. Das Kind ist aber durch die Erziehung falsch aufgepeppelt, sagt der Philosoph, Frankfurt ist ein hinter der Bewegung der Zeit zurückgebliebenes Dorf geworden. Auf dem Dorfe ist das Kind der Freiheit vernachlässigt; das Kind muß noch einmal mit städtischen Hülfsmitteln, mit Hülfe der Arbeiter und Proletarier, erzeugt werden, aber ganz rein in Gedanken, ganz in abstracter Luft und in „uneingeschränkter Vernunft." Der philosophische Quacksalber aus dem Faust wird den „Menschen an sich," das Vorparlament, mit Retorten präpariren. — Es ist bereits Aussicht vorhanden daß dieser Congreß aller Linken mannichfaltig wird. Berlin an sich ist reich an Hamlets die mit Ruge den Kopf durch die Beine stecken um den Herrgott von unten auf und gründlich zu verachten, reich an Denkern die sich auf den Kopf stellen und dann meinen, die ganze Welt stehe auf dem Kopfe. Ruge hat jedoch schon erklärt, er werde im Berliner Vorparlament auf der äußersten Rechten erscheinen, blos aus Rücksichten des europäischen Gleichgewichts, damit die Balance noch möglich sei. Wenn nun sogar schon verlauten will, das Vorparlament wolle aus dem demokratischen Frauenklubb in Berlin keine Abgesandte zulassen, so thut es uns leid diesen Congreß aller Linken im voraus der inhumansten Intriguen, ja der schwärzesten Reactionsversuche anklagen zu müssen. Falls, wie wir nicht bezweifeln, in emancipirten Damen das lange gesuchte „freie Weib" gefunden ist, so wäre es eine Rückwärtswühlerei sondergleichen das freie Weib vom freien Manne zu scheiden. Es ist jedoch noch Hoffnung vorhanden daß Frau Aston, Frln. v. Haak und Frln. Lenz Sitz und Stimme im Vorparlament erhalten. Sie werden im Congreß aller Linken auf der äußersten und linkischesten Linken ihren Platz nehmen. Hr. Held, ein Held von Gottes Gnaden, da er nicht für seinen Namen

kann, — erklärte sich Frln. von Haak gegenüber für's Centrum. Von Leipzig aus wird ein Dr. Mertens als Abgesandter auftreten. Vom Deutschen Vereine daselbst einstimmig ausgeschlossen, trat derselbe zum Vertling'schen Vaterlandsverein über, erklärte demselben jedoch alsbald, sein Standpunkt sei noch nicht der rechte, d. h. noch nicht links genug; nur das Jäkelsche Vaterland könne die Heimath seiner Gedanken sein. Bei alle dem wird Dr. Mertens im Berliner Vorparlament sich für's Centrum erklären, um Halt in die Sache zu bringen. — Wir werden nun gut thun uns bei Zeiten an die verschiedenen Kategorien die dort auftauchen werden, zu gewöhnen, und wär' es auch blos um die feineren Fractionen der Partei zu begreifen. Wir werden im Parlament aller Linken zunächst Männer haben, die von Hause aus links sind; sie sind ohne daß sie's wissen von Gottes Gnaden links. Diese werden auf der Rechten erscheinen. Einige aber sind links aus Princip; diese werden das rechte Centrum bilden. Andere aber müssen ein linkes Centrum machen. Dies werden Die sein die noch linkser sind als links, denn sie sind immer links, sie mögen vorwärtseln oder rückwärtseln. Etwas Kamäleonsschillerei wird dabei unterfließen, aber nur zur Erhöhung des Farbenspiels beitragen. Nur entschiedene und absolute Linke, nur solche die noch linkser sind als die Linkseren, mit Einem Worte die Superlative aller Linkse und Sphinxe, werden die wahre Linke im Parlament aller Linken machen. Und auf dieser äußersten Seite der Linkischen werden wir vorzugsweise eine Gallerie weiblicher Porträts zu schildern haben.

[Aus Wien.]

— Man schreibt uns aus Wien: „Die Wühlerdeputation ist angekommen: Berthold Auerbach gehörte zu Denen die sie begrüßten; er hat sie gestern in der Stadt herumgeführt, heute flieht er sie schon wie die Pest. Der Lyriker darunter (zweiter Liebhaber) kann die Zeit nicht erwarten wo er den Reichsminister Schmerling mit eigenen Händen aufhängen kann. Ist diese Renommage vielleicht nur das verwöhnte Kind einer ungezogenen Phantasie? — Kindisch aber sind die Wiener, zu verlangen, Windischgrätz solle fort, aber der Kaiser wiederkommen! Während Latour's Mörder noch immer hier, ebenfalls mit Renommage, frei herumgehen, und niemand sich an sie wagt, jeder vielmehr nur froh ist nicht selbst halb todt geprügelt zu werden, hat er eine Ansicht die nicht auf jedem Punkte blutroth ist. Kuranda's Ostdeutsche Post war Anfangs sehr neutral und farblos; niemand las sie im Getrümmel der Leidenschaften. Sie ließ die Frage offen wie sich Östreich zu Deutschland zu stellen habe; die Bildung nur müsse jedenfalls deutsch bleiben. — Jetzt gibt sich Kuranda einige Farbe. Er schilt auf das Frankfurter Parlament daß es nicht entschiedener mit Östreich umgeht. „Also nur gegen Hannover, gegen Altenburg habt Ihr Muth!" ruft er aus. Auch nur Renommage. — Die Commissare thaten recht sich hier nicht aufzuhalten und gleich nach Ollmütz zum Kaiser zu gehen. Hier hilft nichts weiter als daß Windischgrätz einrückt und den kindischen Fanatismus aufhören macht."

[Jellachich.]

— Das achte Heft der Gegenwart (Ergänzung des Brockhaus'schen Conversationslexikons) bringt einen enthusiastischen Artikel über den Banus von Kroatien, Joseph Freiherrn Jellachich. Er wird nicht blos als der Abgott der Soldaten und aller gegen die Ungarn erbitterten Südslawen geschildert; ihm wird eine große Zukunft zugesprochen. Seine Reden hatten den Hof zu Insbruck dergestalt begeistert daß das von den Ungarn betriebene Manifest des Kaisers, das ihn als Hochverräther aller seiner Würden entkleidete, schnell zurückgenommen wurde. „Mein lieber Banus," schrieb Erzherzog Johann an Jellachich; die Erzherzogin floß brieflich in Schmeicheleien über. Als er im Juli in Wien auftrat, riß er die ganze Stadt zur Begeistrung hin. Ein einiges starkes Östreich, ein großes einiges Deutschland! tönte durch seine Balkonrede die das Volk mit Jubel aufnahm. Und nun? — Die große Zukunft die ihm der enthusiastische Biograph zuspricht, hat er sich als Pandurenführer mit seinen Räuberhorden noch nicht eröffnet. Er hat weder die Ungarn besiegt, noch in Wien triumphirt. (In den ältern Zeiten des ungarischen Reiches gab es in dessen Süden und Westen mehrere Banate (d. h. Grenzprovinzen, Marken), von welchen sich jedoch nur das Banat des vereinigten Königreichs von Kroatien, Slawonien und Dalmatien erhalten hat. Der Ban (deutsch: Herr) ist der dritte der ungarischen Reichsbarone, hat in seinen Landen die Stellung des Palatin und präsidirt die Banattafel zu Agram, wie Jener die königliche zu Pesth. Die ungarische Geschichte ist reich an berühmten Namen welche diese Würde zierten; vor Allen glänzen die beiden Niklas Zrinyi, der Leonidas von Szigeth und dessen Urenkel.)

Miscellen, von M. B.

Gegen Feuchtigkeit in Gebäuden.

In Nordamerika sind mehrere Städte auf nassem Grunde erbaut, ohne daß über feuchte Wohnungen rc. zu klagen wäre. Man verdankt dies folgendem Verfahren. Wenn das Fundament des Gebäudes ein oder zwei Fuß über dem äußeren Boden aufgeführt ist, wird die Mauer mit dünnen Bleiplatten belegt, die eben so breit sind als die Grundmauer; auf diesen Platten wird dann weiter fortgebaut. Obschon die Mauer unter den Platten von der Bodenfeuchtigkeit so durchwässert wird, daß oft schon nach einigen Jahren Steine die dadurch leiden, weggenommen und durch andere ersetzt werden müssen, so erhält sich doch das Gebäude über den Bleiplatten trocken, weil diese kein Wasser aufnehmen.

Spiritus in Weinen.

Als ein sicheres Mittel, den Spirituszusatz in Weinen zu entdecken, empfiehlt das Journ. de Chem. med. den Wein in einem offenen Schälchen zu erwärmen, während man dicht über der Fläche der Flüssigkeit eine kleine Öllampe mit mehreren Dochten brennend aufhängt. Hat der Wein Spirituszusatz, so entzündet er sich schon bei mäßiger Erwärmung an der Lampe, hat er nur seinen natürlichen Weingeistgehalt, so findet diese Entzündung erst statt, wenn der Wein in vollem Kochen ist.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr.	Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet.	№ 100. 25. October.

Der heilige Walther.

Deutsche Heldensage von **Alexander Kaufmann.**

Wenn mit dem Glöckchen silberfein
Der Klosterwagen fährt,
Gleich stellt das fromme Volk sich ein,
Das ihn mit Gut beschwert;

Lastwagen schließen bald sich an,
So wird ein reicher Zug,
Der schon dem dürft'gen Klostenbann
Viel gold'nen Segen trug;

Und wo ein wilder Reitersknecht
Auf die Gefähre stößt,
Vergißt er seiner Fäuste Recht,
Hält fromm sein Haupt entblößt.

So war es einst, so blieb es nicht,
Die Botschaft flog umher:
„Der König selbst vergaß der Pflicht,
Weh, König Desider!

Weh, seine Diener halten fern
Die vollen Wagen auf,
Und schwelgen wie die großen Herrn —
Gewaltig ist der Hauf!

Des Königs Diener, Räubern gleich
Durchstreifen sie den Wald!" —
Der Abt wird roth, der Abt wird bleich,
Wird warm und wieder kalt.

„Vielleicht daß doch ein freundlich Wort
Bei den Verwegnen nützt!
Schickt Einen von den Brüdern fort;
Die heil'ge Glatze schützt!"

Der Abt blickt scheu umher im Kreis,
Kein Pater reget sich;
Im Erker hält ein starker Greis,
Der spricht: „Dann sendet mich!

In Worten leist' ich zwar nicht viel,
Doch meine Faust, die fährt —"
„„O Walther, denkst du noch an's Spiel
Mit Panzer, Schild und Schwert?

Noch immer träumt von Sieg und Schlacht
Dein ungestümer Sinn?""
Der Alte senkt der Blicke Pracht
Beschämt zu Boden hin.

„„Doch weil du dich erboten hast,
Dein Wort schenk ich dir nicht;
So oft warst du der Räuber Gast,
Sei's nun in beff'rer Pflicht!""—

„Doch wenn man mir die Kutte stiehlt,
Herr Abt, wie thu' ich dann?" —
„„So thu getrost, wie man befiehlt,
Demüth'ger Gottesmann!"" —

„Doch reißt man mir die Schuhe fort,
Sagt, leid' ich's ohne Strauß?" —
„„So lass' auch deine Schuhe dort
Und komm baarfuß nach Haus!""

„Doch wenn ich auch das letzte Stück,
Die Hose, lassen soll,
Käm' ich ja hosenlos zurück?" —
„„Nein das, das wär' zu toll!

Die Hose läßt kein braver Mann,
Die hält der schnödste Wicht,
So lang er sie nur halten kann —
Die Hose lasse nicht!

Nun, Bruder Walther, unverweilt!
Sonst schwinden Wein und Korn.""
Der Alte zu den Ställen eilt,
Er spricht in vollem Zorn:

„Der Teufel, wenn das Rosse sind!
Gleich nehm' ich dort die Kuh!
Das Eine lahm, das Andre blind
Und taub und stumm dazu.

Sagt an, wo ist der alte Gaul,
Den ich einst mitgebracht?
Hat freilich keinen Zahn im Maul,
Und oft gar schlimm gekracht.

Ja so, der hat ein Ämtchen fein?
Muß euch die Mühle dreh'n?
Der mag mir ein Beamter sein!
Doch laßt die Mähre seh'n!"

Dem Walther fast die Thräne kam,
Als ihn das Thier anblickt,
Rasch trinkt er weg den flücht'gen Gram,
Hat sich zum Ritt geschickt.

Erst langsam, langsam auf und ab,
Allmälig geht es flott,
Zuletzt wird es ein frischer Trab:
„Jetzt still, da liegt die Rott!"

Und wieder schleicht das kluge Thier;
Der Reiter hängt den Kopf. —
„Ei, Herr, die Kutte schenkt Ihr mir?
Sie wärmt wohl gut den Schopf?"

„„Ei, Herr, Ihr habt ein trefflich Paar
Von Schuh'n, mit Nägeln fein,
Man geht mit Schuh'n nicht zum Altar —
Die Schuhe sind wohl mein?""

„Herr Pater, nhemt nicht für ungut,
Ich rück' Euch vor den Latz,
Ihr wißt nicht, wie die Kälte thut,
Die Hos' ist mir ein Schatz."

Da wird mit Einem riesenhaft
Der Mönch in zorn'ger Lust,
In diesen Armen welche Kraft!
Von Narben blüht die Brust.

Und gleich dem ersten Räuber schwirrt
Der Bügel in's Gesicht,
Gott, wie der Kerl zusammenklirrt!
Nun folgt ein schwer Gericht.

Dem Zweiten rasch der Held entreißt
Ein scharf geschliffen Schwert —
Wer sah den Blitz, der also gleißt?
Den Strahl, der also fährt?

Nun Stoß auf Stoß, nun Schlag auf Schlag,
Gewitternd dröhnt die Schlucht;
Wo Einer todt zusammenbrach,
Ergreifen Sechs die Flucht.

„Ihr meint, hier schmaustet Ihr auf Borg?
Eu'r Blut bezahlt es jetzt!"
Mit: „Sankt Denys!" mit: „Sankt Georg!"
Wird Hieb auf Hieb versetzt. —

Die übrig blieben, sind so weit,
Gerettet liegt das Gut;
Dem Alten graust vor Einsamkeit,
Er wirft das Schwert in's Blut:

„Geh', Herr, mit mir nicht zu Gericht!
Mein Mönchssinn ist noch klein,
Ich zög' viel lieber grad' und schlicht
In's Kriegsgetümmel ein."

Zur Leipziger Chronik.

[Politische Windstille in Sachsen; Musik in Leipzig, Kontski und David; Theater, Wohlbrück und Zwengjahn.]

— Mitten im Sturm und Wogengebraus der deutschen Bewegung gleicht Sachsen jetzt einem stillen Eiland hinter der tosenden Brandung. Ein preußischer Starkgeist in den „Grenzboten" rief den Leipzigern unlängst nicht ohne Renommage zu: Ihr seid ja auch gar nicht fähig eine Revolution zu machen! Es war das kein aufrichtiger Tadel im Munde jenes Publicisten, der ja dem politischen Verstande überall das Wort spricht. Es war vielleicht Spott in jenem Ausrufe, Verspottung des politischen Kitzels, liberaler scheinen zu wollen als man nach Natur und Bedürfniß dazu den Beruf hat. — Im Ernst, Sachsen hat im Kleinen manche gute politische Schule hinter sich. Gleichwohl hat es sich in gewissen wichtigen Momenten überraschen lassen. Es wird jetzt anfangen müssen, sich von Denen die Sturm im Wasserglase machen, weniger schrecken zu lassen. — Der Ruf nach einer constituirenden Versammlung fand schwachen Nachklang im Lande. Der Schrei einiger Ultraklubbisten: Alle Minister sollen abtreten bis auf Einen! verhallte spurlos. Diese Ultra's vergaßen anzugeben, wie lange sie diesem Einen seine Ministerexistenz noch belassen wollen. „Denket an das Einkammersystem!" schloß eine Zeit lang jede Nummer der Leipziger „Vaterlandsblätter." Auch dieser Cato mit seinem „das Zweikammersystem esse delendum", ist verstummt. Das Ministerium, aus Männern zusammengesetzt welche von Alters her für Freiheit und Fortschritt gekämpft, schien den Schritt nicht wagen zu wollen, an's Volk zu appelliren; es hat vorgezogen mit den nach altem Wahlmodus zusammenberufenen Kammern sich zu verständigen. Es begnügt sich die erste Kammer umzugestalten, statt sie aufzuheben, hat damit der Partei der Besitzenden und Mäßiggesinnten genugzuthun und zugleich die Linke durch die Feststellung der directen Wahl zu gewinnen geglaubt. Sollte und mußte einmal der entschiedene Schritt zur gänzlichen Neugestalt vermieden werden, so ist mit dem neuen Wahlgesetz und einer Reform des Zweikammersystems vielleicht alles Mögliche geschehen, um

eine fügsame Vereinbarung widerstrebender Interessen zu erzielen. Der Gesetzentwurf liegt jetzt der ersten Kammer vor, und siehe! die sächsischen Granden geben klein bei, von der Furcht erfüllt, die Minister würden mit der Verwerfung dieser Reformbill abtreten und dann ein Ministerium der Linken für Oberländer's ursprüngliche radicale Umgestalt der Verfassung das Volk berufen. Offenbar ist der Wille des Monarchen der sich entschieden gegen das Einkammersystem ausgesprochen, mitwirkend gewesen bei der Zurücknahme des ersten Entwurfes; eingestandner Maßen unterwarfen die Minister ihre Überzeugungen und Entschlüsse der Mehrheit der zweiten Kammer, obschon sie dieselbe nicht für die absolute Mehrheit der Nation zu halten scheinen. Sie nennen deshalb ihren neuen Entwurf einen provisorischen. Über dies Provisorium einer leidlichen Reform scheinen sich nun die Parteien verständigen zu wollen, eine allseitige Vereinbarung im besten Gange zu sein. — Ist das nun der gerühmte politische Verstand? — Oder ist es vielmehr nur eine politische Klugheit, das Geschwisterkind jener Schwäche die sich aus Furcht vor entschiedenem Kampf mit einem vorläufigen Ausgleich drohender Widersprüche begnügt? Die Hocharistokraten in der ersten sächsischen Kammer gestehen ganz einfach und naiv, sie gäben ihre Zustimmung nur „unter einem moralischen Zwange." In Leipzig sagt man sich ganz offen und frank, Blums Wahl für Frankfurt sei nur unter gewissen drohenden Bewegungen einer Partei möglich gewesen. Ich glaube das nicht; es wäre schlimm wenn das wäre; noch schlimmer aber jenes Eingeständniß, das Eingeständniß der Furcht und Schwäche. Einer Klugheit dieser Art wird man nirgends das Wort reden können. Zum wahren politischen Verstande gehört eine unerschütterliche Kraft der Überzeugung wie sie Englands Bürgerthum besitzt, eine Kraft des Willens die sich im Fall der Noth und Gefahr lieber in Hartköpfigkeit bornirt als daß sie den Umständen nachgibt und sich gefällig erweist nach links oder rechts. Ich verkenne nicht die oft gefeierte Fügsamkeit im sächsischen Naturell; aber was im Privatcharakter liebenswürdig scheint, ist oft nur Schwachheit wo es das Wohl des Ganzen, die Festhaltung heiliger Überzeugungen gilt. Möglich daß es für Sachsen ein zu harter und gewagter Schritt wäre, sich zum Einkammersystem zu bekennen, möglich sogar daß was jetzt als Provisorium festgestellt wird, auf die Dauer den Bedürfnissen des Landes entspricht. Dann aber thut es doppelt noth, daß fester Grundsatz werde was jetzt offenbar nur Klugheit und Fügsamkeit, zur Hinhaltung und zu oberflächlicher Ausgleichung der Gegensätze ausgesonnen. Ein Volk soll auch den Muth haben, vor der Welt nicht liberaler und freiheitsdürstender scheinen zu wollen als es ist. Mit den ultraliberalen Gelüsten welche Sachsen gern zur Schau trägt, steht sein in der That blos liberales, d. h. gesundes und natürliches Bedürfniß im Widerspruch. Mit zahmen Adressen nach Frankfurt macht man aber nicht wieder gut, hat man sich im Lande durch die Partei der Ultra's in den Wahlen überraschen lassen.

Wir liegen jetzt wie gesagt in der Windstille gegen die Wogen die in Wien, Berlin und Frankfurt übereinanderschlagen. Daß ein tollgewordener Ultra durchgeprügelt, oder von einem Vereine der auf Ordnung und Anstand hält, ausgestoßen wird, ist jetzt fast unser einziges politisches Ereigniß. Hoffentlich versinken wir nicht in Sorglosigkeit und bleiben wachsam gegen die Vorwärts- und Rückwärtswühler.

In dieser augenblicklichen Windstille macht unsre Lindenstadt schon wieder nach wie vor Musik. Sie ist vielleicht jetzt die einzige Stelle in Deutschland wo die Concertmusik, diese blasse zarte körperlose Pflanze, blüht.

Der Pole Kontski, dessen virtuoses Geigenspiel wir schon im Sommer besprachen, gab nochmals ein Concert und ließ sich wiederholt hören. Wir hatten in einem Privatcirkel Gelegenheit gehabt Hrn. Apollinary de Kontski im soliden Vortrag eines Stückes von Beethoven zu bewundern. Öffentlich spielte er blos Kunststückchen, Capricen und Mätzchen. Auch seine Cascade und sein Pizzi-arco gehört dazu. Hr. v. Kontski ist übel berathen gewesen. Man kann höchstens im politischen Leipzig mit Kunststückchen und Wippchen Glück machen; das musikalische Leipzig ist dafür desto gediegener und orthodoxer.

Unser Concertmeister David führte uns im Gewandhause seine neue, seine zweite Symphonie vor. „Verschiedene Empfindungen auf einem Platze" nennt sich das Tongemälde das Goethe's bekanntes Gedicht ausmalt. Die vier Sätze des Gedichtes contrastiren aber nicht genug, noch weniger führen sie zu einem Abschluß und Ausgleich. Fehlt somit schon der Dichtung Gliederung und Mittelpunkt, Gegensatz der Charaktere und Zusammengriff des Thema's, so ging dies, wie uns scheint, auf die Composition über, da sie sich ohne eigne selbständige Schöpferlaune dem Gedanken des Dichters allzu genau anschließt. — Das fleißige, technisch werthvolle Musikstück wurde nicht ohne Beifall aufgenommen.

Das Theater eröffnete sein Winterhalbjahr nicht ohne Aussicht auf guten äußern Erfolg. Die Oper hat in Frln. Würst einen bedeutenden Erwerb gemacht und besitzt noch den Verein ihrer guten Kräfte in Frln. Mayer, Hrn. Behr, Salomo, Widemann, Henry u. A. Das Schauspiel hat an Hrn. Wohlbrück einen Regisseur, das Lustspiel an ihm einen Charakterdarsteller gewonnen, der uns ergötzliche Abende verspricht. Mit den alten englischen, von Vogel bearbeiteten „Witzigungen, oder so fesselt man die Gefangenen," ward der Cyclus eröffnet. Hr. Wohlbrück spielte hier wieder eine jener Judenrollen in denen er seine Force hat, und deren Gallerie fast übermäßig reich ist. Das Stück wurde rasch und prompt gespielt. Nur sind unsre drei Damen Kanow, Gey und Günther nicht im Stande uns glauben zu machen, wir seien hier in der Welt des guten Tones und der feinen Gesellschaft. Gutmüthige Hast, vorzeitige Hitze, schlenkrige Fahrigkeit in Kopf-, Hand- und Fußbewegung zeigen wohl Eifer im Spiele, verrathen aber keine Repräsentation im Salon. Das Stück spielt aber im Salon, nicht am Heerde des Bürgers. Eben so muß Hr. Richter, ein auch für joviale Bonvivants wohlbegabter Schauspieler, mehr Halt, mehr geistigen in sein Spiel, und mehr körperlichen Halt in seine Figur bringen. — Die Holteische Posse „Dreiunddreißig Minuten in Grüneberg" schloß den Abend. Wohlbrück gab uns als Breslauer Klempner Klagesanft ein hinreißend wirkendes Meister- und Paradestück seines Komus und Jocus.

Tiphonia, Tragödie von Carl Zwengsahn, ging zum Besten der Pensionskasse und zum Leidwesen der gesunden Vernunft über die Leipziger Bretter. Sie ging über die Bretter, sag' ich, und die hölzernen Bretter erdröhnten vom klappernden Stelzengang dieses Hochkothurns. Dies Stück gleicht einem Sängerspiel auf Wartburg, von lauter eitelen Phrasen-

drehern angezettelt um sich in aufgeputztem Nonsens zu überbieten. Es gleicht einem Ringelstechen, einem Karussellspiel das mehrere Improvisatoren im Kostüm verschiedener Figuren mit einander aufführen. Daß die Agirenden die Drehkrankheit kriegen, Publicus schwindelig wird, beweist die ansteckende Macht der Krankheit. Ein Arzt thut hier noth, um den Taumelnden den Puls zu befühlen, das Wasser zu besehen. Diese Emphase ist nicht ohne politische Tollheit, und insofern ist das Stück ein Zeitphänomen; Polonius als Kritiker würde „Methode" darin finden. Das Stück ist natürlich in Versen; in nüchterner Prosa wäre es gar nicht denkbar. Der Improvisator verkleidet den sachlichen Unsinn mit Reimen die ihm zu bunten Lappen dienen, und die Reime sind das einzig Gereimte an der Sache. Tiphonia ist ein Gemengsel von Goneril und Regan in Einer Figur und in potencirter Force. Weiland Schröder strich bekanntlich in seiner Bearbeitung des Lear die Theilungsscene, die Introduction. Er schnitt damit dem Drama des Britten den Kopf ab. Hier bestiehlt Einer nicht blos den großen Dichter, verstümmelt ihn nicht blos; er schneidet dem Stücke erst den Kopf ab und stellt es dann doch noch auf den Kopf, als ob ein Stück das geköpft ist, noch einen Kopf hätte. Daß jemand aus Lear das Verhältniß des Alten zu den Töchtern rein weg als schon gemacht annimmt, und dies für seinen Einfall ausgibt, ist neu. Daß er den alten gefangenen Löwen im Kasten zeigt, ohne uns zu sagen wie er ihn gebunden und gefangen, ist ein Thierwärterkunststück. Daß er seinen Kopf in den Kopf des Britten steckt und nun so gräßlich brüllt daß wir nicht mehr wissen wer brüllt, ob er, ob der Löwe, das macht ihm kein van Aken nach. Das ganze Stück ist unnachahmlich. — Wie war es möglich daß sich Berlin nur einen Augenblick täuschen ließ von einem Esel der hier in einer Löwenhaut brüllt?

Zur politischen Literatur.

„Die Centralgewalt und ihre Folgen. Eine kritische Beleuchtung der neuesten Zeitverhältnisse in Deutschland, von Wilhelm Bürger. Heiligenstadt, Fr. Delion 1848.

Nach den Ansichten des Verfassers sollte nur Friedrich Wilhelm IV. an der Spitze von Deutschland stehen. Daß die Zurücksetzung, welche Derselbe erfahren habe, nicht einen durchaus unüberwindlichen Widerstand von Seiten Preußens hervorgerufen, weiß er dem Könige nicht genug zu danken. „Ja, Friedrich Wilhelm IV. — ruft er aus — Du, nur Du allein hast das Vaterland gerettet, das Dir seine Rettung nicht dankt. Aber es lebt ein Gott im Himmel, der Dir reichen Ersatz gibt für all' die Unbilden die Du erlitten, in dem Bewußtsein Deiner Selbstaufopferung zum Wohl des Ganzen. Ein größerer Lohn aber wartet Deiner, wenn die herrliche Saat der Freiheit, die Du gelegt, aufgehen wird und grünen und blühen in allen deutschen Gauen!" (S. 12.) — „Da erwacht das Preußenvolk! ruft der Verfasser an einer andern Stelle, den neusten Entwicklungsgang der öffentlichen Meinung schildernd, in seiner enthusiastischen Weise, — „da erwacht das Preußenvolk! Aus den Sternen herüber winken die Geister seiner Ahnen, die auf den Schlachtfeldern bluteten, oder den geistigen Kampf der Freiheit kämpften. Sei deutsch, aber bleibe Preußen! rufen sie ihm zu, Preußen bis in alle Ewigkeit. Siehe, auch Du bist von Gottes Gnaden, das auserwählte Volk, dem der Schutz der evangelischen Freiheit vor der Gluth einer trüben Phantasie wie vor der Kälte eines schaalen Verstandes in beiden Kirchen anvertraut ist. Dies ist Deine tiefe, geschichtliche Bedeutung, wirf sie nicht von Dir, und Du wirst bleiben, was Du bist, Preußen, das historische, freie, ruhmgekrönte echt deutsche Preußen!"

Wir wollen diese Schrift nicht kritisiren. Es knüpft sich jedoch an dieselbe außer dem politischen Interesse noch ein Interesse anderer Art, das wir den Lesern der Europa nicht erlassen. Der Verfasser dieses im blühendsten Style abgefaßten Schriftchens ist ein Verwandter des Dichters Gottfried August Bürger. Sein eignes Leben ist eben so reich als in diesem Augenblick still. Ein naher Universitätsfreund Karl Gutzkows, bekleidet er nach langjährigen und großen Reisen das Amt eines Actuars zu Wahlhausen bei Heiligenstadt, — eine fast noch bescheidnere Stellung als die des gefeierten Sängers der Lenore zu Altengleichen. Möge der Genius des Bürgerschen Hauses in Wahlhausen freundlicher walten als dort!

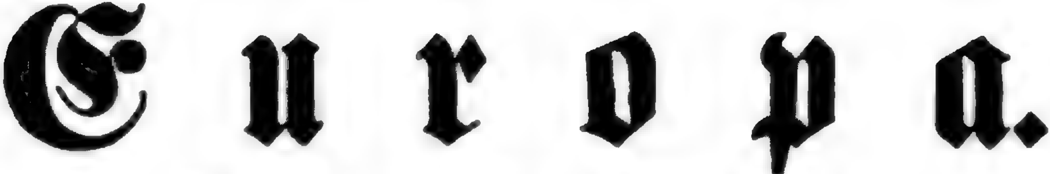
H. Pröhle.

Miscellen, von M. B.

Französische Salatbereitung.

Die Art der Zubereitung des Salats in Frankreich weicht sehr von unserer gewöhnlichen ab, und wer einmal französischen Salat genossen hat, wird ihn dem unserigen weit vorziehen. Die Franzosen nehmen zu einer Portion für einige Personen ebensoviel Löffel feines Baumöl, mischen dieses mit dem Salat so gut als möglich, nehmen dann ein Paar Löffel guten Weinessig, dem sie das nöthige Salz und nach Belieben Pfeffer beifügen, und geben dieses Gemisch dem geölten Salat, an dem es völlig haftet, so daß man keinen Tropfen Fettigkeit auf dem Boden der Schüssel findet. Durch die Ölung des Salats vor Beibringung des Essigs wird jener viel zarter und fettiger; auch wird ihm dadurch der ganze Geschmack erhalten. Es weicht diese Salatbereitung sehr von der ab, wo man so viel dünnen Essig nebst einem wenig, oft schlecht schmeckendem Öl zuthut, daß man oft mit Mühe die Blätter aus der Flüssigkeit herausfischen muß. — Die Franzosen und die Deutschen bereiten sich ihren Salat — wie ihre Politik.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.



Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr.	Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet.	№ 101. 26. October.

Über Frauenbildung, von einer deutschen Frau.

1.

Das Wort „Bildung" wird in der Gegenwart so häufig ausgesprochen und doch seinem Wesen nach so wenig verstanden, daß nicht nur Verbildung und Überbildung mit ihm verwechselt, sondern die Ausbildung einiger Talente, die Kunst, eine gute Toilette zu machen, oder einige Romane zu kritisiren, für wahre Bildung gehalten wird.

Die Grundlage der wahren und vorzugsweise der weiblichen Bildung ist das frühgeweckte sittliche und religiöse Gefühl, welches Liebe zu dem Guten, Abscheu gegen das Böse einflößt und dem geistigen Auge jenen klaren, freien Blick gewährt, wodurch wir unsern Beruf, unsre Bestimmung und unsre Pflichten erkennen. Die wahre Bildung des Herzens und des Gemüths erzeugt nicht nur die ächte Weiblichkeit, sondern auch alle unsere häuslichen und weltbürgerlichen Tugenden.

Um diese Bildung uns anzueignen, um jenen klaren, freien Blick zu gewinnen der immer das Rechte sucht und findet, bedürfen wir weder der Gelehrsamkeit, noch eines männlichen Geistes, noch umfassender Weltkenntniß, wohl aber als Mittel zum Zweck die Kenntniß unserer selbst. Denn wenn die sorgenlose Kindheit hinter uns liegt, wenn die Lebensprüfungen den Schulprüfungen folgen, dann nehmen häusliche oder fremde Verhältnisse unsre Thätigkeit, unsere Fähigkeiten in Anspruch, denn jedes Verhältniß in welchem wir leben, sei es als Tochter, Schwester, Braut, Gattin, Mutter, sei es als Freundin, Herrin, Erzieherin, sei es daß wir uns irgend einer Kunst oder der Fürsorge der eignen oder einer fremden Häuslichkeit, der Pflege des hinfälligen Alters oder der hülfsbedürftigen Kindheit widmen, jedes Verhältniß legt uns Pflichten für uns selbst oder gegen Andre auf, und wie wir diese erfüllen, macht uns zu dem was wir sind. —

Wahre weibliche Bildung ist an kein Verhältniß gebunden. Reichthum, hohe Geburt, Gelehrsamkeit und Talente verleihen ihr nicht den Inhalt, sondern geben ihr nur einen besondern Stempel, machen nicht ihr eigentliches Wesen aus, wenn sie auch zur Verschönerung beitragen. Sonst würde die Unbegüterte, die Niedriggeborne, die Talentlose, die Ungelehrte nie der Frauen höchsten Schmuck: ächte Weiblichkeit, erringen können. Und doch gehört dies Kleinod Allen an, die Welt ist nur die Muschel welche diese edle Perle umschließt, der feste Wille aber, das Gute zu vollbringen, ist dem Taucher gleich der sie an das Licht bringt. Der angeborne Drang jedes Menschen nach innerer und äußerer Glückseligkeit, der unwiderstehliche Trieb, nicht nur zu leben, sondern auch zu genießen, die tausendfältigen Bedürfnisse deren Befriedigung das alltägliche Leben fordert, müssen natürlich unsere geistigen wie körperlichen Kräfte in Bewegung setzen. Aber diesen Drang, diesen Trieb und diese Kräfte nicht nur von unserm freien Willen, sondern auch von unsern sittlichen wie religiösen Gefühlen beherrschen zu lassen, damit jene mit der weiblichen Würde, mit den Geboten der Moral und den weltbürgerlichen Gesetzen in Einklang stehen: darin beruht das wahre Wesen der Bildung, die wahre Emancipation in unserer innern Welt, durch welche wir auch der Emancipation in der äußern Welt entgegenreifen. Wir dürfen nie vergessen daß nicht Gelehrsamkeit, nicht männlicher Geist, nicht kecke Zuversicht ein Weib groß machen. Des Weibes Größe, die ächte Weiblichkeit ist und bleibt: ein frommes Herz, ein reines Gemüth, eine gefühlvolle Seele. Diese adeln das Weib auf welcher Stufe des Alters, des Ranges oder der Verhältnisse es auch stehen mag.

Der alte Satz: „l'esprit n'a pas de sexe“, ist nicht wahr, oder schief, eine bloße Renommage.

2.

Warum gehen oft auch die achtbarsten Mädchen eine eheliche Verbindung ein, die weder durch ihre Neigung, noch durch den Werth des Gegenstandes gerechtfertigt wird? — Nach der gewöhnlichen Redensart: um sich zu versorgen. — Wenn aber die zum Glück und Segen der Menschheit bestehende und von der Religion geheiligte Verbindung lediglich materiell angesehen wird, so muß das wahre Glück derselben immer mehr und mehr verschwinden, eben weil sie dann aufhört das zu sein was sie in Bezug auf Liebe, Natur und bestehende Gesetze sein soll, weil, wenn sie der Liebe entbehrt, aufhört für das ganze Leben ein Bund der innigsten Zuneigung zu sein, aus welchem die Poesie der Jugend, die treueste Freundschaft des reifern, die süße Gewohnheit des spätern, die treue Stütze des greisen Alters hervorgeht. Keine wichtige Verbindung des Lebens, sie möge sein welche sie wolle, kann ohne Liebe, ohne Vertrauen und Übereinstimmung bestehen; wie wäre es daher möglich daß die engste Verbindung des Lebens, die Ehe, ohne Liebe in Frieden, in Freude und Eintracht gesegnet sein könnte! — Ein Mädchen das eine Verbindung eingeht die sie als Versorgung ansieht, deren Brautschatz weder Liebe noch Vertrauen schmückt, kann nie wahrhaft beglücken, auch wenn ihr die Dankbarkeit gebietet alle übernommenen Pflichten treu zu erfüllen. Noch weniger vermag eine Leichtsinnige, die dem Bewerber den sie weder achtet noch liebt, vom Gefühl des Augenblicks bestimmt, ihre Hand gibt, das Glück der Ehe gründen oder sichern. Ohne von einem sittlichen Gefühl geleitet zu sein, sucht sie, vom Egoismus beherrscht, in der Ehe nur einen größern freiern Spielraum für Eitelkeit und Genußsucht. Die Heiligkeit der Verbindung die sie eingegangen, des Eides den sie geleistet, kennt sie so wenig als ihre Pflichten. Sie hat sich als Weib erniedrigt, sobald nicht Liebe diese enge Verbindung weihte; und wenn Vertrauen und gegenseitige Achtung ihre Handlungsweise nicht rechtfertigen, wird sie auch ihres Mannes Ehre so wenig achten als ihre eigne.

Die große Zahl der unglücklichen Ehen ist ein trauriger Beweis des eben Gesagten, das die Menge der Scheidungen noch mehr bestätigt. Man hört behaupten, die kirchliche Weihe sei eine den jetzigen aufgeklärten Zeitverhältnissen nicht mehr anpassende Ceremonie, nur eine Civilehe sei der Wandelbarkeit der menschlichen Neigungen angemessen. — Wir behaupten nur soviel daß keine Verbindung des Lebens so sehr das Heiligste profanirt als eine Ehe welche der Segnungen der Liebe und damit aller sittlichen Grundlagen entbehrt und sie wird leider beider entbehren, so lange sie als Speculation der Eltern, als Versorgung der Töchter, als gute Partie kluger Berechnung angesehen wird, oder gar einer Waare gleich, von einem jungen, oder in besten Jahren stehenden Manne von angenehmem Äußern, „der Geld oder Verbesserung seiner Verhältnisse wünscht“, „aus Mangel an Bekanntschaft“ oder irgendwie in öffentlichen Blättern gesucht oder angeboten wird.

Wenn jetzt hochherzige Jünglinge und Männer mit allen Waffen des Geistes und der Beredsamkeit den großen Kampf der Freiheit kämpfen, sollten sie nicht im Hinblick auf ihre unversorgten Töchter und Schwestern wünschen auch ihnen ein freies Asyl zu erkämpfen, worin ihnen in zweckmäßiger Thätigkeit vergönnt sein würde, sich und der Welt zu nützen, ohne in dem trostlosen Verhältniß einer blos speculativen Ehe physisch und moralisch untergehen zu müssen? Sollten nicht ebenfalls hochherzige Frauen die der Himmel mit irdischen Gütern gesegnet hat, mitwirken an einem solchen großen Werk und ihr eignes Geschlecht vor Erniedrigung schützen helfen?

Es gibt in unserm gesegneten Vaterlande vorzüglich Eine Stiftung die, wenn ihre Einkünfte nur zur Hälfte für diesen Zweck verwendet würden, auf ihren Besitzungen kleine Kolonien jener Unversorgten gründen könnte, die dann nicht im Müßiggange, sondern in nützlicher Arbeitsamkeit einer neuen Aera ihres Lebens entgegensehen würden. —

3.

Niemals ist wohl mehr die Hinfälligkeit aller irdischen Güter im Einzelnen und Allgemeinen so klar bewiesen als in unserer jüngsten Vergangenheit und Gegenwart! Throne stürzen, Kronen wanken und alle Herrlichkeit der Erde geht unter im reißenden Strome der Zeit. Tagesbegebenheiten, politische und religiöse Wirren, die sonst nur einzeln auftauchten und nur Männern Interesse einflößten, treten jetzt zu einem Ganzen zusammen, das sich als eine neue Ordnung der Dinge gestalten soll.

Es ist allerdings eine der wichtigsten Lebensaufgaben, daß der arbeitenden Klasse und den Armen die

nöthigsten Bedürfnisse und mit der Arbeit Obdach, Kleidung und Nahrung gesichert werden; alle Hochstehenden, Reichen und Wohlhabenden werden, selbst ohne moralische Aufforderung, schon wenn sie die Zeit politisch verstehen, dazu beitragen jene Frage zu lösen. Wenn aber dieser edle Zweck erfüllt, dieses große Ziel erreicht, wenn die ernste Lehre, die dringende Mahnung welche Vergangenheit und Gegenwart geben, verstanden werden soll, so müssen Genußsucht und Verschwendung, die Gebrechen welche Müßiggang, Brotlosigkeit und Armuth in ihrem Gefolge haben, in ihren Wurzeln ausgerodet werden. — Sparen heißt verdienen. Ohne Sparsamkeit kann die Fürstin ebensowenig als die Bettlerin mehr ihre Existenz sichern. Und die Genußsucht, der Luxus, die Verschwendung haben sich aus den höhern Ständen den niedern mitgetheilt, das Beispiel jener hat diese zur Nachahmung, zu gleichem Genuß des Lebens veranlaßt. Ist nun dies in seinen Folgen so verderblich gewesene Beispiel so mächtig gewesen: könnte dann im umgekehrten Falle ein Beispiel das zu der heilbringenden Genügsamkeit zurückführt, von oben herab nicht eben so mächtig wirken? Wenn auch jene patriarchalische Einfachheit unserer Eltermütter in dem Grade nie wieder zurückkehren kann, daß Ein Feierkleid hinreichte für alle hohen Festtage des Lebens vom Altar der Trauung bis zum Tauffeste der Enkelin zum Schmuck zu dienen, so bleibt es doch gewiß daß in weiser Eintheilung der Zeit und des Geldes die sicherste Quelle des Wohlstandes liegt. — Welche Hand ist aber wohl geschickter aus dieser lebendigen Quelle zu schöpfen und sie zu dem wahren Gesundbrunnen der leidenden Menschheit zu machen, als die Hand der Frauen? — Bete und arbeite! ist die alte Zauberformel die ich nicht antasten will, aber Genügsamkeit und Sparsamkeit, zweckmäßige Eintheilung der Zeit und des Geldes sind eben so wirksame, sind jedenfalls weit zuverlässigere Mittel zur Erledigung aller unserer Bedürfnisse als Größe, Macht und Reichthum, deren Vergänglichkeit unser Zeitalter lehrt. Mäßigkeit und Sparsamkeit sind die Kardinaltugenden einer freien weltbürgerlichen Seele. Würden sie im Leben der gebildeten Stände Fuß fassen, dann würden die Rückwirkungen auch unter den gewerbtreibenden, arbeitenden und dienenden Klassen bald sichtbar werden. Sollte die Dienerin es wagen, sich mit nutzlosem Plunder zu schmücken, wenn die Herrin sie nicht durch thörichte Putzsucht dazu verleitete und reizte? — Würden die Arbeitenden die Arbeit für eine Last ansehen, wenn nicht der Müßiggang der Reichen einen so grellen Contrast bildete? Nicht blos in den Schulen, im Verkehr mit den Arbeitgebenden selber müßte ihnen klar werden daß nur im Wechsel zwischen Arbeit und erlaubter Erholung, nicht in eiteln sinnlichen Genüssen und im Müßiggang der wahre Werth des Lebens, die Freude am Dasein, der Friede mit uns und der Welt bestehe. Und eine Sitte die Fuß fassen soll im Volke, muß vom häuslichen Heerde der Hütte wie des Palastes, muß von der ersten Erziehung die den Frauen anheimfällt, ausgehen und in That und Beispiel von dort aus als Saame der Zukunft ausgestreut werden. Die Besseren meines Geschlechtes haben die Zukunft des ganzen Geschlechts in Händen.

Briefwechsel.

Berlin, d. 24. October.

[Reaction und Anarchie im Kampfe; die Maschinenbauer; der Demokratencongreß; Frau Aston und der galante Abbé; der Hof feiert Feste; Hr. Arago; Frln. Frommann.]

†† Nach den stürmischen Tagen der letzten Woche herrscht jetzt wieder eine scheinbare Ruhe unter uns. Ich sage eine scheinbare, denn jedes kleine Ungefähr, jeder unberechenbare Zufall kann diese momentane Ruhe welche eigentlich nur ein Stillstand der Unruhe ist, wieder aufheben und uns von neuem die ganze Stadt in der höchsten Gährung und Aufregung zeigen. Diese Gährung erstreckt sich auf alle Klassen der Bevölkerung, sie ist der ihr innewohnende Lebensstoff für die Reaction sowohl wie für die Demokratie, und wenn man mit ruhigem Blick alle diese verschiedenen Symptome einer nicht mehr abzuleugnenden Krankheit prüft und überschaut, so muß man sich eingestehen daß diese Symptome alle hindeuten auf das schrecklichste der Übel, auf einen Bürgerkrieg. Immer schroffer und feindlicher haben sich die Parteien einander gegenübergestellt, immer drohender werden die Worte mit denen man sich gegenseitig herausfordert. Die Demokratie wirft der Reaction vor daß sie es sei, welche Aufruhr und Unruhe anstifte, um dadurch die Soldaten wieder in die Stadt zu ziehen. Die Reaction erhebt immer mächtiger ihr Zetergeschrei über die von den Demokraten erzeugte Anarchie! Daß die Reaction es gewesen, welche den letzten Arbeiteraufstand veranlaßt, scheint (?) unzweifelhaft. Man war endlich dieses Zwischenregiments überdrüssig, man wollte einen Zusammenstoß um jeden Preis, — ich sage, um jeden Preis, denn dieser Aufstand soll in der That sehr viel Geld gekostet haben. Man suchte die Arbeiter zu blenden durch glänzende Zweithalerstücke,

die man ihnen in die Hand drückte; man suchte sie zu exaltiren, indem man ihnen gefüllte Flaschen darreichte, die sie auf das Wohl des Vaterlandes leeren sollten; man gab ihnen Geld, um dafür — eine preußische Fahne zu kaufen! Die Arbeiter nahmen das Geld und tranken den Branntwein, aber statt der schwarzweißen kauften sie sich eine rothe Fahne. Herr Jung hat in der Nationalversammlung ganz bestimmt versichert daß man einen namhaften preußischen General unter den Arbeitern Geld vertheilend und sie zum Aufruhr anreizend gesehen habe. Die Zeitungen fordern ihn jetzt auf, diese seine Angabe zu beweisen. Es wäre sehr wichtig, wenn Jung dies könnte, damit endlich einmal diesen Männern der Reaction gezeigt werde daß sie, welche immer über Anarchie schreien, die echten Anarchisten und Wühler sind *). Diesmal wenigstens waren sie es, und die Demokraten waren es welche durch begütigende Ansprache und beschwichtigendes Zureden die aufgeregte, tobende Arbeitermasse zur Ruhe und Besonnenheit zurückführten.

Einer der ergreifendsten Momente des Arbeiterdrama's war als die Arbeiter an dem nächsten, tiefdunkeln Abend, der dem blutrothen Tage folgte, die Leichen ihrer gefallenen Brüder beim Schein der Fackeln, und unter Absingung eines Chorals durch die Straßen trugen. Es konnte der verhängnißvolle Beginn eines neuen Aufruhrs werden. Diese Leichen sollten gewissermaßen die Standarte sein, welche man der neuen Revolution voraustragen wollte. Die Arbeiter des Köpnicker Feldes zogen mit diesen Leichen nämlich hinaus in die großen Fabriken vor dem Oranienburger Thor. Sie legten vor den dort versammelten Maschinenbauarbeitern ihre gefallenen Brüder nieder, und indem sie die klaffenden Wunden der Todten aufdeckten, forderten sie die Lebenden auf, mit ihnen gemeinschaftliche Sache zu machen und den Kampf zu beginnen. Aber diese kräftigen bewaffneten Schaaren standen ihnen ruhig und schweigend gegenüber, ohne sich fortreißen zu lassen von der Leidenschaft dieser wilden Scene. Unsre Maschinenbauer sind politisch gebildet genug, um einzusehen daß es sich an jenem Tage durchaus nicht um politische Ideen handelte, sondern daß man von einer Seite her nur bemüht war einen einfachen Krawall zu einem politischen Aufstand auszubeuten, um alsdann Held Wrangel mit dem geschliffenen Schwert und der Kugel in der Büchse nach Berlin zu berufen. Diese Maschinenbauer gehören zu dem wahrhaft tüchtigen, treuen Kern unserer Bevölkerung, es ist eine muthvolle kräftige Kämpferschaar der Freiheit und ebensowenig wie sie sich von den Arbeitern des Köpnicker Feldes bestechen ließen, ebenso wenig würden die Zweithalerstücke der Reaction Eindruck auf sie machen. —

Sehr gespannt ist man hier auf den Demokratencongreß, der den Donnerstag hier zusammentreten wird, und zu welchem in allen hiesigen demokratischen Klubbs bereits die Wahlen stattgefunden haben. Die großen Männer Held, Arnold Ruge und Ottensosser sind vom demokratischen Klubb gewählt worden, und werden auf diesem Congreß die demokratische Partei Berlins vertreten. Eine gewisse demokratische Clique von heute hat es sich bequem gemacht. Sie zehrt von den Ideen, welche die großdenkenden freisinnigen Schriftsteller unserer nächsten Vergangenheit mit Gefahr und Aufopferung und unter vielfacher Anfeindung gelehrt und verbreitet haben, sie zehrt von einer Nahrung, die sie jetzt dem Volk als ein von ihr selber gebackenes Brot darreicht. Sie sind die Marktschreier, welche eine Waare feil bieten, die sie nicht gemacht, von der ihnen aber der Profit zufällt! Ständen andre und bedeutendere Führer an ihrer Spitze, so würde die demokratische Partei hier viel mächtiger und bedeutsamer erscheinen, aber diese Großsprecher und Schreier, die die erhabenen und großen Ideen der Demokratie zu den Zwecken ihrer persönlichen Eitelkeit ausbeuten, eben diese sind es, welche die Edleren und Bedeutenderen von der Betheiligung an diesen Klubbs zurückschrecken. —

*) Hr. Jung hat nicht für gut befunden den Namen des Generals zu nennen. D. Herausg.

Frau Aston hat jetzt ihr Lustspiel „der galante Abbé" vollendet; dasselbe soll nächstens auf dem Königstädt'schen Theater zur Aufführung kommen. Dieses Stück, in welchem außer dem Abbé noch einige andere Deputirte der Linken charakterisirt sind, soll zugleich ein Act edler Rache der Frau Aston gegen einen vielgenannten katholischen Deputirten unserer Nationalversammlung sein. Dieser galante Herr welcher, wie ich Ihnen früher berichtete, den Pfandschein welchen er bei Frau Aston fand, an sich nahm, und ihr denselben dann später uneingelöst wieder zurücksandte, dieser galante Herr beabsichtigt noch einen andern Pfandschein, welchen die Natur ihm selber ausgestellt, nicht einzulösen. Ein von ihm — verlassenes junges Mädchen, das ihn vergeblich um Brot für sich und ihr Kind angefleht und die er grausam zurückgestoßen, hat sich endlich um Hülfe und Beistand an Frau Aston gewandt, und diese hat großmüthig den Ertrag ihres Lustspiels für diese unglücklich Verlassene bestimmt. —

Der Hof verweilt noch immer in Potsdam, und die hohe Aristokratie hält sich noch immer in strengster Abgeschlossenheit von allen freisinnigen oder gar demokratischen Elementen. Der französische Gesandte, Herr Arago, ist ihnen daher ein Dorn im Auge, und wird von ihnen möglichst gemieden. Dies geht sehr weit! Als Herr Arago in diesen Tagen in einem hiesigen Casino, einem Verein aller hiesigen Aristokraten und Diplomaten, aufgenommen zu werden wünschte, ertheilte man ihm unter der Hand den Rath sich nicht vorschlagen zu lassen, weil er wahrscheinlich nicht aufgenommen werden würde. — Bei Hofe ist man inzwischen getrosten und fröhlichen Muthes, und feiert Feste und Verlobungen. Man wird die Prinzessin Charlotte, Tochter des Prinzen Albrecht, an den regierenden Großherzog von Schwerin vermählen. Dadurch wird das Band welches Mecklenburg an Preußen knüpft, noch fester geschlungen. Auch ein anderes großes Familienfest steht dem Hofe bevor. Im nächsten Monat feiert der König seine silberne Hochzeit. Hof und Aristokratie sinnen jetzt schon nach über alle möglichen, zu diesem Tage zu veranstaltenden Festlichkeiten. Der König läßt dazu für seine Gemahlin von hiesigen namhaften Künstlern ein Album verfertigen, zwanzig Blätter mit Sinnsprüchen und Versen, die von Arabesken eingefaßt werden. Die talentvolle Malerin in Aquarell Alwine Frommann aus Jena, die Schwester des dortigen Buchhändlers, wird einige dieser Blätter malen. —

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr.	Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet.	№ 102. 27. October.

Bassermann's Rede über alte und neue Freiheit,

über alte und neue Tyrannei.

— Es ist die Aufgabe unserer Zeitschrift, den Kreisen der Gesellschaft die Gestaltungen der Politik vorzuführen. Wir folgen der Entwickelung nicht Schritt für Schritt, aber wir heben die wichtigsten Momente heraus und überliefern die wesentlichen Anhaltpunkte zur nachträglichen Betrachtung. Von dauerndem Gewicht war in den parlamentarischen Kämpfen der Paulskirche Gagern's Rede im Vorparlament, mit welcher der alte Bund begraben, der neue Bund zwischen Fürsten und Völkern gegründet wurde; von gleicher, festgehaltener Wirkung war sein entscheidendes Wort, nach welchem Johann von Östreich der Obmann des Reiches wurde. Wir brachten Wilhelm Jordan's Rede am Grabe der gefallenen Opfer. Wir dürfen jetzt unserer „Chronik der Gegenwart" Bassermann's Worte nicht entziehen, die ganz wesentlich die in Deutschland irre gewordenen Begriffe von Freiheit und Tyrannei ordnen und feststellen helfen. Wir geben Bassermann's Rede in der Sitzung des 16. Octobers nach den stenographischen Berichten.

Meine Herren! Ich werde dem Wunsche und der Aufforderung des ersten Redners entsprechen, ich werde weder verdächtigen, noch anklagen, noch aufregen, obschon weder er, noch sein politischer Freund, der eben diese Stelle verließ, dieser Aufforderung genügt hat. Denn eine Verdächtigung ist es, wenn hier gegen die Organe der Presse ausgesprochen wird, sie seien erkauft. Ja, es ist mehr, es ist eine Anschuldigung. Ist es keine Verdächtigung, wenn man hier wagt, einem Gerichtshof vorzuwerfen, er handle nicht aus juristischen, er handle aus politischen Gründen? Ist es etwa keine Verdächtigung, wenn man, wie neulich erst geschehen, von derselben Seite der Centralgewalt vorwirft, sie habe absichtlich die Barricaden am 18. September erstehen lassen, um sie nachher niederschießen lassen zu können, und ich frage, dient es etwa nicht zur Aufregung, wenn der Abgeordnete Vogt gleichsam höhnisch und mitleidig von dieser Versammlung sagt, sie werde keinen Convent abgeben können? (Gelächter auf der Linken.) Wahrlich, meine Herren, daß Sie hierüber lachen können, ist mir für Sie ein trauriger Beweis. Dient es nicht zur Aufregung, wenn hier, da man von Waffengewalt sprach, der gefährlichste aller Grundsätze aufgestellt ward, „was Einem recht sei, sei dem Anderen billig!" *Eines* muß recht sein im Staate, und der Widerstand dagegen unrecht, sonst könnte mit demselben Recht der Mörder auf der Landstraße sagen: Ich stoße mit gleichem Recht den Dolch in die Brust, mit dem der Landjäger daherkommt, das Gesetz mit seiner Waffe zu schützen. (Einige Stimmen: Sehr gut! Unruhe auf der Linken.)

Das ist aber eben der Fehler unserer Zeit, unserer unmittelbaren Gegenwart, daß man an Worte sich hält, und die Dinge nicht unterscheidet, daß man zwischen Revolution und Revolution, zwischen Aufregung und Aufregung keinen Unterschied macht, und nicht fragt, gegen was der Widerstand, gegen was die Aufregung, woher der Sturm, und wohin er bläst. Weil im Frühjahr 1848 ein System von 33 Jahren gestürzt wurde, deshalb glaubt man nun Alles stürzen zu sollen, was besteht; weil die Waffengewalt oder die Aussicht darauf und die Furcht davor uns die Freiheit gebracht, glaubt man nun *jede* Anwendung der Waffen, *jede* Gewaltthat sei gerechtfertigt. Ich frage Sie, wenn ein Gewalthaber in früherer Zeit, wenn er, ich will beim Kleinsten beginnen, seine Banden geschickt hätte vor die Wohnung eines Bürgers, dessen Gesinnung ihm unlieb, wenn er dessen Wohnung bedroht und verletzt hätte, wenn dies systematisch geschehen wäre gegen Bürger einer und derselben Gesinnung, die dem Gewalthaber mißfällt, was würden wir Alle gethan haben? Wir würden Alle geklagt haben über die Verletzung der Freiheit. Und geschieht nicht jetzt dasselbe, wenn auch im Namen der Freiheit? Wenn aber die Person, die dem Machthaber im Wege stand, ein Vertreter des Volks, wenn gar gegen einen Abgeordneten in einer gesetzgebenden Versammlung Drohungen ausgesprochen und Gewaltthaten verübt worden wären, meine Herren, hätten wir nicht Alle gerufen: Hier ist die ärgste Tyrannei, sie muß vernichtet und beseitigt werden, im Nothfalle durch Gewalt? Und wenn diese Verfolgungen straflos geblieben wären, hätten wir nicht

überall ausgesprochen, überall, wo das Wort vergönnt ist, und haben wir es nicht früher Alle gethan, daß dann keine Freiheit besteht, daß Unterdrückung waltet, und die Tyrannei triumphirt? Und jetzt, wo Dasselbe geschieht, wo es fast täglich zu lesen ist, wie hier die Wohnung eines Abgeordneten zertrümmert, wie er verfolgt wird, wo man bis zur Gewalt gegen die Majorität der Volksvertreter sich erfrecht, um die Minorität zur Herrschaft zu bringen, jetzt sollen diese Frevel im Namen der Freiheit geschehen? jetzt soll die Tyrannei nicht mehr Tyrannei sein, weil sie von anderer Seite kommt? Jetzt soll das Reaction sein, was man früher als Wahrung der Freiheit betrachtet und gepriesen hat? Meine Herren! Wir lassen uns nicht irre machen durch das Wort Reaction. Wenn die Action darin besteht, daß man die Freiheit der Meinung durch Gewaltthaten einschüchtern und vernichten will, wenn die Action dahin treibt, wo man vor eilf Jahren in Hannover unter Herrn v. Scheele war, der auch mit Minoritätswahlen regieren wollte, oder unter Herrn v. Abel, oder unter dem alten nassauischen Regimente, das durch fünf Abgeordnete Steuern bewilligen ließ, wenn die Action, sage ich, darin besteht, daß man zu demselben alten Mittel der alten Tyrannei zurückgreift, und die Minderheit als den Willen des Volkes proclamirt, dann, meine Herren, ist die Re-Action gegen diese Action das größte Verdienst, und wenn ich in diesem Sinne den Namen Reactionär verdienen sollte, werde ich ihn mir zur Ehre rechnen. (Beifall.) Und nun, nachdem diese Erscheinungen von Niemand geleugnet werden können, nachdem es so weit gekommen, daß Justizbeamte an ihre Regierungen berichten mußten, sie könnten dem Gesetze keine Achtung mehr verschaffen, das Verbrechen sei frei und die Freiheit werde von der Masse so verstanden, daß man thun könne was man wolle, auch das Entsetzlichste, wie der Mörder des Latour in Wien vielleicht auch geglaubt hat, er habe der Freiheit gedient, als er in den Saal der Studenten trat mit der blutigen Eisenstange und zweimal fragte: „Habe ich nicht recht gethan?" Meine Herren! Ich frage, ist Das die Freiheit, ist Das das Symptom eines gesunden Zustandes, daß unter den jungen Leuten kein Einziger es wagte, mit Entrüstung „Nein" zu sagen, daß der Mörder frei den Saal verlassen durfte? Meine Herren! Wenn wir die Freiheit so meinen daß das Verbrechen frei sei, dann freilich gehen, wie Herr Vogt sagt, die Wellen hoch, dann freilich ist es Zeit, die Segel einzuziehen, dann allerdings bleibt nichts mehr übrig, als wie Wrangel die Flinten zu laden und die Schwerter zu schärfen, um die Freiheit zu schützen vor dem Untergange in Tyrannei mit neuem Namen. (Lebhaftes Bravo rechts und in der Mitte.) Darum habe ich auch neulich im Stillen dem Herrn Vogt Recht gegeben, als er von der Tribüne sagte: „Ich sehe die Freiheit nicht." Jawohl, meine Herren, so weit ist es beinahe gekommen daß man die Freiheit nicht mehr zu sehen vermag. Die Bürger sind eingeschüchtert, Keiner wagt gegen einen Verbrecher Zeugniß zu geben, und wer Zeugniß gibt, verfällt einem geheimen Vehmgericht, an welches zu glauben ich alle Ursache habe. — Die Festung der Freiheit bleibt aber dieselbe, ob sie von Süd oder Nord angegriffen wird, und die Männer, welche sie vertheidigen, bleiben dieselben, ob sie auch von dem nördlichen Walle nach dem südlichen hineilen, um die Mauern zu vertheidigen. Und wenn der Feind anlangt in falscher Uniform, was in der politischen, wie in der soldatischen Kriegsgeschichte häufig als Strategie geübt worden, und wenn er sich meldet als ein Angehöriger der Besatzung, so ist es Pflicht des Befehlshabers der Festung, zu schauen, ob auch der anrückende sogenannte Freund wirklich ein Freund sei, und wenn er entdeckt, es stecke unter dem befreundeten Tuch ein feindlicher Geist, so muß er seine Waffen brauchen gegen diesen anrückenden falschen Freund, wie wir die Waffen gegen Diejenigen, welche jetzt unter dem Namen der Freiheit anrücken gegen die Festung der wahren Freiheit. Mögen sie nicht zu viel vertrauen darauf daß der Name die That heiligt! Ich wiederhole, die alte Tyrannei ist wieder im Anzuge, wenn auch unter neuem Namen, und wer die Freiheit vertheidigen will, der stehe mit uns zusammen gegen diese moderne Tyrannei! (Bravo.) — Auf das Materielle der vorliegenden Sache gehe ich nicht ein. Ich glaube, es ist durchaus nicht Sache der Versammlung, die Gründe eines Gerichtshofes zu prüfen, das ist Sache des Gerichts allein, und wir würden allerdings ein „Urtheil" fällen, wie dieser Ausdruck Herrn Vogt entschlüpft ist, wenn wir auf diese Gründe eingingen. Wir haben aber kein Urtheil zu fällen, wir haben nur zu erklären, hier solle kein Privilegium gelten. Wenn ein Mitglied dieses Hauses die schweren Verbrechen begangen hat, wegen welcher es jetzt angeklagt ist, so soll es vor demselben Richter stehen und in demselben Maße, wie der geringste seiner Mitbürger. Diese Gleichheit vor dem Gesetze müssen Sie selbst wollen, und wahrhaftig, als ich heute Morgen in diesen Saal trat und mich als Redner einschreiben ließ, habe ich gestaunt, daß Mitglieder von dieser Seite (links) gegen den Antrag auf Untersuchung sich einschreiben ließen. Sie, die selbst bei der Debatte über die Centralgewalt den Reichsverweser nicht unverantwortlich haben wollten, Sie wollen jetzt selbst unverantwortlich sein? Sie wollen dem Richter nicht Rede stehen? Sie sind doppelt verantwortlich, denn wenn ein gewöhnlicher Mann auf die Pfingstweide tritt, und reizt zu Verbrechen an, wie sie am 18. September erlebt worden, so haben seine Worte das Gewicht nicht, als wenn ein Mitglied dieses Hauses vor die Menge tritt, welche in den Mitgliedern dieses Hauses Leute von politisch höherer Bildung erwartet. Um so weniger darf dieses Haus die Mitglieder aus seiner Mitte, welche solcher Verbrechen bezüchtigt werden, dem Richter entziehen. — Zum Schlusse noch ein Wort auf die Äußerung des Herrn Zimmermann, auf seine Verwahrung, man solle die Linke nicht in Verbindung bringen mit dem Morde, der hier begangen worden. Meine Herrn! Ich bin weit entfernt davon, gegen Jemand eine Anschuldigung auszusprechen, das ist Sache des Gerichts; aber eine Thatsache darf ich aussprechen, und es ist

eine Thatsache, meine Herren daß die Banden, die hierher gezogen mit den Waffen in der Hand; daß Die, welche einen Aufruhr erhoben, nicht gegen eine tyrannische Gewalt, sondern gegen die frei Gewählten des Volks, also gegen die Souveränität des Volkes selbst, daß diese Banden, die gegen die Paulskirche gezogen, nicht um das Gesetz zu handhaben, sondern um den souveränen Willen dieser Versammlung zu beugen und zu vernichten, daß diese Banden, sage ich, die da gemordet haben unsere Collegen Lichnowsky und Auerswald, und jene, welche zu Worringen Hurrah schrieen den Mördern, es ist Thatsache, sage ich, daß diese Banden Niemand anders zur Herrschaft bringen wollten, als die linke Seite dieses Hauses. (Links Aufregung). Ja, in derselben Volksversammlung, wo man den Mördern ein Hurrah rief, rief man ein Hoch der linken Seite dieses Hauses. (Links eine Stimme: Wer kann dafür?) Das ist eine Thatsache, meine Herren, diese ist nicht zu leugnen. (Links: Nein! Eine Stimme: Ruhe, laßt den Redner sprechen!) und nun muß ich gestehen, daß wenn ich, ein politischer Mann, stehend auf der Stelle, wohin ich berufen bin, um das Vaterland zu retten aus der Gefahr, in der es schwebt, sähe, daß Rohheit und Mordlust mich zur Herrschaft bringen wollen, wenn ich auf solcher Seite Sympathieen fände, wahrlich, ich würde mich bergen in den entferntesten Winkel des Vaterlandes, und würde mit mir zu Rathe gehen, ob ich auf dem rechten Wege sei, und ich glaube, ich würde zur Erkenntniß kommen, daß ich nicht auf dem rechten Wege sein könne, denn der rechte Weg kann nur der sein, auf dem ich die Sympathien ernte von sittlicher, von patriotischer und vaterländischer Gesinnung; denn was ist die Freiheit Anderes, was wollen wir Anderes für unser Vaterland erringen, als den Zustand, wo die Besten, wo die Edelsten herrschen! Das ist die beste Verfassung, die die Besten an's Ruder bringt. Wenn aber die dämonische Gewalt der Rohheit und Blutgier hervordringt, um zu herrschen, wenn das Symbol dieser neuen, sogenannten Freiheit die Farbe des Blutes ist, meine Herren, dann möchte ich, von solchen Sympathieen begleitet, nicht mehr auf dieser Stelle stehen. Jetzt muß es selbst dem Fanatisirtesten klar werden, wohin der eine Weg führt, und wohin der andere. Jetzt gilt es endlich, zu unterscheiden zwischen Recht und Unrecht. Jetzt ist es Zeit, nicht länger zu entschuldigen die Brutalität, wie dies hier von Herrn Vogt geschehen, entschuldigen, sage ich, mit einer Brutalität, die von Oben nach Unten sich filtrire. Wenn der alte Bundestag, wenn die alte Metternich'sche Politik Brutalität zu ihrem Grundsatze gemacht, da war allerdings die Anwendung der gleichen Waffe, da war eine gewisse Brutalität, aber eine heldenmüthige, keine meuchelmörderische, gerechtfertigt gegen das alte System, um es zu stürzen; aber jetzt wendet sich die neue Brutalität gegen diese Versammlung, gegen ihre Beschlüsse, und darum hat eine solche Brutalität keine Rechtfertigung. Mit Heuchelei schreibt freilich diese Partei auf ihre Fahne: „Heilig ist das Eigenthum." Wir, lasen es hier an den Kaufläden mit Kreide geschrieben von den Verblendeten des 18. September. Bedenken sie denn nicht daß das Leben auch ein Eigenthum, bedenken sie nicht daß die Überzeugung, die Freiheit der Überzeugung das höchste Eigenthum ist? Und dieses höchste Eigenthum wollten sie uns rauben; sie wollten die freie Überzeugung dieser Versammlung beugen unter die Gewalt, und somit war ihnen das Heiligste nicht heilig. Und so schließe ich denn damit, daß ich sage: Die Freiheit vertheidigt jetzt Derjenige welcher die Gesetze stärkt, damit die Besinnung zurückkehre bei der verführten Masse, welche nicht unterscheiden kann zwischen Aufregung und Aufregung, welche, weil eine Revolution nothwendig und gerechtfertigt war, nun die zweite, und eine immer fortwährende Revolution für berechtigt hält. So wäre denn nach Ihrer Theorie nichts begreiflicher, als daß, wenn Ihre Grundsätze an das Ruder kämen, sofort jede Revolution gegen die neue Herrschaft wieder ihre Berechtigung hätte. (Mehrere Stimmen auf der Linken: Ja freilich!) Glaubten wir denn nicht dieses Frühjahr eine Revolution zu machen, um dem Vaterlande eine feste, sichere, dauernde Gestalt zu geben, glaubten wir nicht, die Bewegung dazu benutzen zu sollen, um einen dauerhaften, stolzen und großen Bau aufzuführen, unter welchem wir Alle sicher und friedlich wohnen, unter welchem alle schönen Kräfte des Vaterlandes sich entfalten könnten; oder glaubten wir etwa eine Revolution zu machen, nur um ihr wieder eine neue folgen zu lassen? Soll auf Erschütterung immer wieder Erschütterung folgen? Wissen Sie, wer sich darüber dann am Meisten freut? Darüber freuen sich am Meisten Diejenigen welche da voraussehen, die Masse des Volkes werde dieser ewigen Revolution überdrüssig werden, man werde am Ende den früheren Zustand vergleichen mit dem jetzigen und sich fragen: Haben wir denn unter dem alten Regiment fürchten müssen daß man uns in den Häusern aufsuche; haben wir fürchten müssen daß man uns „vor die Leiber rücke?" Meine Herren! Ich habe in kritischen knechtischen Zeiten auf der politischen Tribüne gestanden, und ein freimüthiges Wort gesprochen, aber ich hatte doch wahrlich Das nicht zu fürchten, wessen man sich jetzt in der gerühmten Freiheit versehen muß; und ich warne Sie daß man solche Vergleichungen nicht bald laut anstellt. Als ich am 18. September in Mannheim war, und leider hier nicht anwesend sein konnte um meine Collegen zu unterstützen, da war auch in Mannheim eine Volksversammlung; da ließ man auch dort die Linke hoch leben, und erklärte alle Diejenigen, die für den Malmöer Waffenstillstand gestimmt hatten, den doch selbst Herr Vogt für ganz passabel hielt, wenn nur nicht Preußen ihn abgeschlossen hätte... (Vogt vom Platze aus: Nein)! Das haben Sie auf der Tribüne gesagt. (Vogt: „Vielleicht" habe ich gesagt; citiren Sie recht)! Also meinetwegen „vielleicht!" — Da auf jener Volksversammlung erklärte man auch auf dem Markte uns Alle für Volksverräther, und in einer der Gruppen sagte man sich: „Was brauchen wir nach Frankfurt zu ziehen? Einen von

dieser Majorität haben wir ja unter uns." — So war ich gewarnt; allein ich konnte nicht glauben daß der politische Fanatismus in Deutschland, daß die Entsittlichung in meiner Vaterstadt soweit gedeihen könnte. Nächtlicherweile aber schlugen die Mörderhände an meine Thüre. Vielleicht waren diese Männer sonst ehrliche Leute; aber es ist ja der Wind, der sie treibt, es sind die Wogen die sie tragen, und die jetzt von Herrn Vogt gelobt und gepriesen worden als solche, die nur noch weiter führen müssen, und immer weiter. Ich warne Sie, und ich meine, es sollten die Sympathieen, die Sie in diesen Schichten des Verbrechens finden, wahrlich jeden ehrlichen Mann von selbst genugsam warnen. Es ist Zeit zur Umkehr, es ist hohe Zeit. Aber Nichts schlimmer, als jetzt die Gerichte verdächtigen, weil sie endlich dem Gesetze wieder zum Schutze der Freiheit ihre Gewalt leihen. Es ist jetzt hohe Zeit, zurückzukehren und die verwirrten Begriffe in den Massen von Dem, was Freiheit, was Tyrannei, wieder an heilsame Stellen zu setzen. Möchten wir Alle dazu beitragen! Wenn wir aber nicht Alle dazu beitragen, wenn fort und fort neue Erschütterungen auf Erschütterungen, neue Revolutionen auf Revolutionen folgen, dann verlangen Sie nicht daß die Centralgewalt Deutschland's stark sei und ihren schützenden Arm ausstrecke, selbst, wie Sie wollen, bis an die Moldau und Wallachei. Erwarten Sie vielmehr daß die ausländischen Feinde Deutschland's sich heimlich die Hände reiben und frohlocken über Ihre Bemühungen, weil sie im Voraus sehen, was so mancher trüber Blick auch unter uns erblickt, aus dieser Revolution, die so glorreich begonnen und zu dem schönsten Ziele schon berechtigt war, werde am Ende nichts hervorgehen, als ein zertrümmertes, armes Vaterland. (Rauschender, anhaltender Beifall von der Versammlung.)

Briefwechsel.

Berlin, im October.

[In Sachen der Königlichen Bühne.]

♁ Der doppelt gekreuzte Berliner Berichterstatter (++) hat sich in Nr. 66 der Europa (vom 15. September) außer einigen Ungerechtigkeiten gegen Hrn. v. Küstner auch einige Unwahrheiten zu Schulden kommen lassen. Ich urgire nicht darin was verleumderisch ist, ich berichtige nur was sachlich falsch ist. Sie sehen in mir einen alten Theaterfreund und einen Menschen aus der alten Lebensschule. Ich weiß nicht welche Berechtigung sich in Dingen der Politik die Leidenschaft erobern darf; ich weiß nur daß in Sachen der Kunst die Wahrheit allein geltend bleiben muß, und jeder der noch für Kunst fühlt die Pflicht hat, Ungerechtigkeiten zu strafen, Unwahrheiten zu verfolgen. Das beigefügte Repertoir der Monate Juli, August, September und October ergibt nicht die mindeste Zurucksetzung neuerer Geisteserzeugnisse. Die alten Säulen des deutschen Theaters, Shakspeare, Lessing, Schiller, Goethe, Kleist, werden doch wohl unerschutterlich stehen bleiben müssen, soll der Tempel nicht zusammenbrechen! Unter den neueren Genien finden Sie neben Laube, Gutzkow, Feldmann auch die neuesten, unter Anderen: Puttlitz, Zwengsahn, Logau, (die Verfasser von Tiphonia und Ein deutsches Herz). Von Iffland kein einziges Stuck in vier Monaten, von Kotzebue nur die Kleinstädter (die in Deutschland leider noch immer gültig und zutreffend sind) und den Verschwiegenen wider Willen, den Dörings geniale Ergötzlichkeit fast zu einem Lieblingsstücke gemacht hat. Die Birchpfeifferschen Stücke werden hier später als an andern Theatern gegeben; es ergibt sich daraus keine besondere Vergünstigung. Sie ganz vom Repertoir zu verbannen, wäre eben so ungerecht als dies Verlangen zu stellen. — Ferner sachlich falsch ist die Angabe des doppelt gekreuzten Correspondenten in Sachen der Gagen. Döring erhält nicht „beinahe 5000 Thlr.", wie dort angeführt wurde. Er hat 3000 Thlr. Gehalt und 8 Thlr. Spielhonorar, das nach Maßgabe von Krankheit, Urlaub u. s. w. als jährliche Summe sehr verschieden ausfällt, sich aber höchstens auf 8 bis 900 Thlr. beläuft. Döring erhält also noch nicht 4000 Thlr. Eben so unwahr ist daß Frau Birch 2500 Thlr. erhalte und lebenslänglich angestellt sei; sie bezieht nur 1600 Thlr. Spricht der geehrte Correspondent von „jammervoller" Honorirung der Dichter, so scheint er nicht zu wissen daß die hiesige Tantième von Stücken welche den Abend füllen, 10 pr. Ct. beträgt, wie in Paris, und bei häufigen Wiederholungen dem Dichter in der That ansehnliche Summen zuführt. — Soviel zum Beweise der Wahrheitsliebe oder der Sachkenntniß jenes Berichterstatters!

Zur Chronik der Gegenwart.

[Wien und Ungarn.]

— Windischgrätz bombardirt also Wien um Ordnung zu schaffen. Schlimm genug daß nichts anderes übrig bleibt, der Soldat auch hier den Sabel als Scepter nehmen muß; wer sich nicht selbst regieren kann, muß regiert werden. Die Wiener werden sich unterwerfen und — witzig sein. Sonst war ihr Wort: Na, dös is indischkret! Jetzt können sie beim Einzug des Generalissimus sagen: Na, dös ist windischkrät! —

Kuranda in der Ostdeutschen Post schilt jetzt auch auf die Ungarn. Vielleicht weil er sich furchtete: gelatourt zu werden. (Lieblingsausdruck der Wiener.) — Wir stehen der Sache zu fern um das Einzelne richtig zu erkennen, sowie wer zu nah steht, den Überblick verliert. An Eines aber möchten wir erinnern um das Ausbleiben der Ungarn zu erklaren. Wir halten sie für egoistisch; ein Thor, wer seine Freiheit auf sie baut! Allein wir glauben daß das ungarische Ministerium ehrlich Willens gewesen das Heer gegen Jellachich und den Wienern zu Hulfe zu schicken. Es gehörte aber zur alten östreichischen Schlangenpolitik, ungarischen Regimentern deutsche Officiere, italienischen böhmische u. s. f. zu geben. Diese Überlistung und Gangelung der Volkskraft, dies Ineinanderschachteln der verschiedenen Nationalitäten unter einander bewies sich jetzt probat. Die Regimenter über die das ungarische Ministerium verfügen wollte, waren vielleicht Ungarn, aber mit deutschen Officieren. Diese erklärten gegen Jellachich, aber nicht gegen Auersperg zu ziehen, oder waren heimlich einverstanden gegen Kamaraden nicht zu fechten. Das ungarische Ministerium hatte also vielleicht eine völlig desorganisirte Armee, und mit den wilden Schaaren des Landsturms durfte man nicht wagen nach Wien vorzurücken. Man hatte damit der Stadt eine Hulfe gebracht, die nicht besser war als Jelachich's Rothmäntel, Hannaken und Panduren.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr.	Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet.	№ 103. 28. October.

Gedanken eines Kapuziners von heute.

Zu Dir, ewige Mutter, zu Dir, göttliche Natur, laßt mich die Schritte lenken und aus Deinem Borne das Wasser des Lebens schöpfen, das Alles erfrischt und stärkt! Zu Dir laßt mich alle diejenigen hinweisen die in Sandwüsten irren oder mitten im Genusse Tantalische Qualen leiden! Bist Du mir nahe, so ist mir die Gottheit nicht fern! —

Das Vollendetste und Vollkommenste ist auch das am wenigsten Bedürftige. Die Natur hat nichts Vollkommneres aufzuweisen als den im Mannesalter stehenden Menschen. Er ist das Nonplusultra. Als solches aber ist er auch das am wenigsten bedürftige Geschöpf. Selbst im Besitze der höchsten Kräfte und Fähigkeiten die in der Schöpfung bewußtlos zerstreut und mannigfach vertheilt ruhen, bedarf er zur Erhaltung seines Lebens, zur Sicherung seiner Gesundheit und seines leiblichen Wohlseins im Verhältniß zu den übrigen Geschöpfen am wenigsten. Und welches Geschöpf hat diese Mannigfaltigkeit der Auswahl in Bezug auf Speis' und Trank? An der großen Tafel der Natur sitzt er, und von tausend Gerichten ist ihm zu kosten gestattet, während das Thier nur auf wenige Schüsseln angewiesen ist. Dagegen ist auch wiederum eine Speise hinreichend, den Herrn der Schöpfung jahrelang zu nähren, und der frische Quell, der dem Felsen entsprudelt, reicht aus als Ersatz für die köstlichsten Getränke. Einige Maße und Pfunde flüssiger und fester Stoffe reichen hin, ihn tagelang zu sättigen. Nur die Unnatur hat Alles anders gemacht, und maßlos zu sein, ist uns zur andern Natur geworden. Das Zuviel nur für einen Tag, nur für eine Stadt müßte ungeheure Zahlen geben; um wieviel mehr für ein ganzes Land, einen ganzen Erdtheil, die ganze Welt! Diejenigen die der übermäßige Genuß nur eines Tages krank und untüchtig macht, würden wohl die Häuser einer mittelmäßigen Stadt ausfüllen, und die in Folge derselben Gestorbenen wohl deren Kirchhöfe. Mit dem täglichen Übermaße wären tausend Hungernde zu sättigen, zu erquicken, zu laben. Wie viel Zeit, wie viel Kraft wird mit der Zuviel-Bereitung und Verzehrung (Production und Consumtion) vergeudet, was alles auf wirklich fördernde, nützliche, dem schönen Lebensgenusse dienliche Gegenstände verwendet werden könnte! Unsere Feste der mannigfaltigsten Art bei Hoch und Niedrig sind gewöhnlich mit offenbarer Völlerei verbunden. Was aber dem Leibe schadet, ist auch schädlich für den Geist, jedes Unmaß im Leiblichen rächt sich am Geiste. Wie viel Gemüthsruhe wird zerstört, wie viel geistige Frische und Kraft welk gemacht und gelähmt, wie viel böse Neigungen werden geweckt und genährt, wie viel Tollheit und Unsinn wird gefördert, wie viel Glück verscheucht, wie viel Unglück und Verbrechen heraufbeschworen — alles durch Unmaß und Völlerei. Die ascetischen Republikaner erkannten mit scharfem Blicke darin die stärksten Bollwerke der Tyrannei, die Kriminalisten den fruchtbarsten Boden des Verbrechens. Die Stoiker und die Theosophen, die urkräftigen und reformatorischen Naturen aller Völker und aller Zeiten haben das: „Seid mäßig, seid nüchtern!" immer als ihr Schiboleth vorangetragen; durch Enthaltsamkeit stählten sie sich zu ihrem ernsten Berufe und ihrer hohen Sendung. Den Kindern ähnlich holten sie ihre Bedürfnisse an der Brust der Mutter Natur und verschmähten die hunderterlei Ragouts der künstlichen Köche. An Deinen keuschen Busen, Mutter Natur, flüchteten sie sich aus der Schaar der trunkenen Silene, der schwerleibigen Philister und jener sinnlosen Weltverbesserer die hinter'm vollen Becher ihre ehr- und eigensüchtigen Pläne schmieden. Nüchternheit gibt Besonnenheit,

Stärke und Kraft. Wenn die Menschheit mäßig wird, wird sie auch barmherzig; wenn sie barmherzig ist, wird sie weise, gerecht und billig sein; die Noth und der Mangel, das blasse, fahle, gespenstige Schattenbild unserer Zeit, wird uns fortan nicht mehr ängstigen, sobald wir gerecht und billig sind.

Oft, wenn ich den Menschen die mich umgeben in's Antlitz sehe, mein' ich, es seien nicht Menschengesichter, sondern Masken. So sehr haben sie sich von der Natur entfernt daß dem gesunden Blicke Alles nur gemacht und erkünstelt erscheint. Wahrlich, Eure Bazars und Modeetablissements sind nichts als große Maskengarderoben. Die menschliche Gestalt in ihrer Einfachheit und Schönheit, wie verunstaltet und verderbt Ihr sie durch Eure Fetzen und Flitter, mit denen Ihr sie umhüllt und überhäuft! Wo ist die Tracht und Kleidung die der menschlichen Gestalt so entsprechend wäre, daß sie mit ihr wie verwachsen erschiene? Wo ist sie beim Weibe und beim Manne? Und welches Unmaß von Aufwand fordern Eure Umhüllungen? Ich bin kein Mucker der da sagt: Ihr sollt Euch in einen Wald von Feigenblättern hüllen, Euch in einen Sack stecken! Ich rufe kein Anathem über Gold und Purpur und Seide! O wie schön zieret das Weib Gold und Seide; wie glänzet sie darin so lieblich und freundlich, ein in Gold gefaßter Edelstein! Aber Eure Mode karikirt Euch, und Euer falsches Schönheitsgefühl macht Euch zu Masken. Euer Hin- und Herflattern, dem Schmetterlinge ähnlich, von einer Mode zur andern, hat Euern gesunden Geschmack verderbt und vor lauter schönen Sächelchen habt Ihr Frauen fast den Schönheitssinn verloren. Warum, wenn etwas schön ist, es nicht in derselben Form schön finden und die Tracht zum dauernden, charakteristischen, nationalen Typus machen? Warum, wenn Ihr gefunden habt was Euch gut kleidet, es am nächsten Tage wieder von Euch werfen, wie Kinder denen man neues Spielwerk bietet? Sehet die Natur an, die an Schönheit reiche! Seit tausend und abermal tausend Jahren trägt sie ein und dasselbe Kleid, das jeden Frühling, jeden Sommer Augen und Herzen ergötzet. Eine Tracht, die schön ist, laßt uns festhalten. Ihr Künstler, helfet uns sie finden, für Mann und Weib, für Jüngling und Jungfrau, für Knabe und Mädchen *eine* Tracht. Unsere Flitter und unsere Fetzen, diese üppigen Umhüllungen und diesen bettelhaften Reichthum lasset uns abwerfen und aus dieser Maskengarderobe eine Menschenkleidung schaffen, die Schönheit mit Angemessenheit und Bequemlichkeit vereinigt. Herbei, Ihr Künstler groß und klein: schaffet der Menschheit ein neues Gewand! Sie will aus der Verkünstelung und Modesucht zur Einfachheit und Schönheit der Natur zurückkehren!

Einen „naturwüchsigen" Menschen nennt Ihr mich vielleicht? Weg mit Schulausdrücken! Das Leben birgt die wahre Tiefe der Wissenschaft in sich, die wahre Wissenschaft ist Leben. Wie reich, wie schön, wie göttlich ist es, wenn Du es erfassen willst, wenn Du die Schaale durchbrichst und Dich des Kernes bemächtigst! Wenn Du Dich ihm hingibst ohne Engherzigkeit, ohne Selbstsucht, ohne Künstelei, ohne Genußsucht: Du findest, wie Saul, ein Königreich, wo Du etwas ganz Geringes suchtest. Laß es Dir am natürlichsten, nächstgelegenen Beispiele klar machen. Die Liebe der Geschlechter ist so tief begründet daß noch keine Macht stark genug war sie aufzuheben. Der Jesuitismus und der Despotismus haben gegen die Freiheit erfolgreich gekämpft und konnten sich manches Sieges rühmen; gegen die geschlechtliche Liebe aber nur in Bezug auf Einzelne, nur auf eine Kaste welche Gott mit Finsterniß strafte, weil sie die Natur verdammten. Weder eine wahnwitzige Vergeistigung, noch eine thierische Verfleischlichung vermag das zu vernichten, was eine Blüthe am Baum der Menschheit ist. Die Unnatur der Verhältnisse kann diese Blüthe zu einem Handelsartikel, zu einem Kaufgegenstande, zu einem Erwerbszweige machen, ihr Farbe und Duft abstreifen: aber sie wird doch immer und ewig wieder in ihrer wahren Gestalt zum Vorschein kommen. Das Raffinement und der niedrige Trieb kann sie um Gold kaufen wollen, aber sie werden sie nie darum erhalten, und wenn sie sie erfaßt zu haben glauben, halten sie statt der göttlichen Gestalt der Liebe nur deren Karikatur in den Händen. Kaufet, verkaufet, feilschet nur; werfet mit Gold und Perlen um Euch und verschwendet Königreiche: Ihr erhaltet trotz alle dem das nicht was die Natur dem beut der einfach ihrem schönen Winke folgt. Doch sie heißt mich schweigen! Sie legt mir den Finger auf den liebeswarmen Mund. Ich verstehe Dich, ewige Jungfrau! Jedes laute Wort, selbst das keuscheste, könnte Dich entweihen!

Diese Modebildung, wie widert sie mich an! Sind diese aufgeputzten Gestalten nicht jenen Bäumen ähnlich die man zu Weihnachten der Kinder wegen so bunt schmückt, mit Süßigkeiten und Rauschgold umhängt und mit Lichtlein erhellt? Der arme Baum!

Wie ganz anders steht er unter Gottes blauem Himmelszelte zur Zeit seiner Blüthe, weithin die Luft mit stärkenden, erquickenden Düften erfüllend. — Eine gesunde Bildung, der Sprache der Natur abgelauscht ist eines Menschen schönste Zierde; denn sie macht ihn frei von allem Schlechten, Dummen und Gemeinen; sie adelt seinen Geist und sein Gemüth. Aber Eure Dressur ist nur Schaumgold, das leicht darüber liegt und das der leiseste Windhauch von Euch streift. Wie entblößt und armselig steht Ihr dann da! — Doch man fühlt ja nur was noth thut. Man führt die Jugend wieder in's Freie und läßt sie ihre Kräfte üben. Kühne Turner erstehen. Ein schönes, frisches Zeichen unserer Zeit! Daß aber nur die jungen Bäume nicht zu kühn zur Sonne emporstreben und ihre Wipfel zu hoch wiegen! Achtet ja darauf, Ihr mit Scheeren und Bandagen versehenen Gärtner und Pfleger! — Doch die Natur wird selbst ihr Maß finden, sich selbst das Gesetz sein. Ein Hoch unserer Zeit! Seht, wie sie die Augen aufschlägt, die großen, schönen, wie sie kühn, dem jungen Aar gleich, den Blick zur Sonne richtet, wie sie sich aus den Banden die sie noch umgeben, zu lösen und zu befreien, wie sie den alten Wust und die geschmacklose Mode so hastig, als schämte sie sich ihrer aus dem innersten Herzen, von sich zu werfen, und sich in ihrer ursprünglichen Kraft und Schönheit aufzurichten sucht! — Die Natur ist stärker als die Unnatur, das Licht überwältigt die Finsterniß, die Sonnenstrahlen durchbrechen die winterliche Eisdecke des alten Lebens. Die Verbildung wird der Bildung, die Verkünstelung der Kunst weichen. Kunst und Bildung sind mit der Natur nicht in Widerstreit, sondern verklären und vergeistigen sie, überall und allenthalben, im Leiblichen wie im Geistigen. — Ein Hoch unserer Zeit! — Wir wollen uns schmücken und den Päan singen!

C. Beyschlag.

Briefwechsel.

Wien, im October.

[Der Kampf der Parteien; die Lösung der Wirren.]

△ Es würde schwierig sein, Ihnen jetzt schon volle Aufklärung über die Wiener Ereignisse zu geben, und aus Zeitungen und andern Correspondenzen werden Sie vor der Hand auch noch keine Wahrheit erfahren. Die Zeit wird aber wohl bald alles aufklären, und die Geschichte wird richten. Wer die Gewalt hat, dem wird geschmeichelt. Diese Niederträchtigkeit scheint unvertilgbar, und dieselben Knechte die es früher thaten, thun es auch noch jetzt. Es scheint nun einmal das Schicksal der Souveräne zu sein, durch Trug, Lüge und Schmeichelei verdorben zu werden, und da jetzt das Volk zur Souveränität gelangt ist, so fanden sich auch gleich Höflinge, es zu demoralisiren. Wer hätte solche Gräuel wie Wien jetzt aufzuweisen hat, von dem gemüthlichen Östreich je gedacht! Wie sehnlich wünschten wir den Tag herbei als es noch Nacht war, und wie einig war im März das Volk! Es war noch unverdorben. Leider zog sich die Verwirklichung unsrer Hoffnungen in die Länge. Die Selbstsucht der mit uns zusammengeketteten Nationen vereinte sich mit denjenigen Elementen welche, weil sie kein Interesse an dem eigentlichen Wohl des östreichischen Volkes haben, die gewaltsame Auflösung unsres Staates anstrebten, und gemeinsam an der Lockerung unsrer Verhältnisse arbeiteten, um den Zerfall zu ertrotzen, während doch nur ein allmäliges Auflösen, mit der Neugestaltung eines einigen Deutschlands Schritt haltend, segensreich für Alle sein konnte. Dieser eigentliche Endzweck wurde natürlich dem Volke nicht auf die Nase gebunden, denn damit hätte man es nicht fördern können. Verdächtigungen, Verleumdungen aller Art mußten dazu dienen es in ewiger Aufregung zu erhalten. Alle welche dem Zerfall unseres Staates entgegenarbeiteten, wurden als Reactionäre, als Knechte der Camarilla verschrieen, und der Haß und die Rache des Volkes gegen sie heraufbeschworen, und dieses nach und nach in eine fanatische Wuth gehetzt, welche es zu keiner klaren Besinnung kommen ließ. Nur hierdurch wurde ein 6. October in Wien möglich. Die Bewegung dieses Tages war so offenkundig nur zu Gunsten Ungarns hervorgerufen, daß das noch jetzt nicht von den Ultra's geleugnet wird. Wie es nun jetzt werden soll, das wissen die Götter! Das Zeughaus ist geplündert, die Waffen sind an alle Waffenfähige ohne Unterschied vertheilt. Wie soll jetzt das Bürgerthum gegen das bewaffnete Proletariat die Sicherheit gewährleisten? Konnten der Reichstag, die Behörden unter solchen Umständen freie Beschlüße fassen? Wien ist ganz umschlossen, und macht dem Kaiser noch immer Bedingungen, ohne dagegen etwas versprechen zu können. Zöge man alles Militär zurück, so käme der Reichstag in die Gewalt der Hefe des Volkes und würde zu Beschlüßen gezwungen die für 30 Millionen gültig sein sollten. Da der Kaiser öffentlich erklärt hat die zugestandenen Freiheiten nicht beschränken zu wollen, sondern nur Wien vor der Anarchie zu retten, so hat Wien wenig Sympathien auf dem Lande; der Landsturm wurde vergeblich aufgeboten. Es hat also die herrschende Volkspartei von dieser Seite so wenig wie von den Ungarn Hülfe zu erwarten*).

*) Wir brechen hier die Betrachtungen unsres geehrten Berichterstatters ab, unsere eigene Ansicht hinzufügend. — Man berufe einen Congreß sämmtlicher Erzherzöge Östreichs, man hebe mit Bestätigung des Kaisers die pragmatische Sanction auf oder beschließe diese Aufhebung nach seinem Tode! Dann

ist der Knoten gelöst. Wer in Wien deutsch und frei sein will, und gleichwohl an einer neuen Centralisation der gesammten östreichischen Erbschaftsmasse arbeitet, ist blind und im Widerspruch mit seinem besten Wollen, im Widerspruch mit seinen heiligsten Überzeugungen. Auch in der Frankfurter Paulskirche weiß man es sich noch nicht klar zu machen, ob Östreich blos unser Bundesgenosse sein oder wirklich zu Deutschland gehören könne. Freilich darf Deutschland ohne Noth kein Stück deutschen Bodens aufgeben; aber sollen die deutschen Erbländer Östreichs zu Deutschland gehören, so muß das furchtbare Bleigewicht an den Fußen der Monerchie fallen. Erz-Östreich, Böhmen, Mähren, Tyrol, Kärnthen und Krain machen einen deutschen Gesammtstaat der stark genug zu Frankfurt in die Wagschaale fällt. Könnt Ihr aber nicht den Gedanken ertragen daß alles Andere abgetrennt werden müsse, um die deutsche Sache und die deutsche Freiheit in Östreich zu retten, so steht es schlecht mit Eurem Deutschthum, schlecht mit Eurer Freiheitslust, denn die Freiheit muß auch stark im Entsagen sein und von der schmeichelnden und falschen Höhe einer Metternichschen Großmacht herabsteigen. Centralisirt sich Östreich von neuem, so kann es immer nur wieder in die Fußstapfen des Metternichschen Machiavellismus zurücktreten, eines Machiavellismus der darin bestand die verschiedensten Nationalitäten durch List und Trug dergestalt durch einander zu wirren und in einander zu verflechten daß ihre Kraft erlahmt, ihr Selbstbewußtsein schwindet, bis es sich durch Thaten der Barbarei gewaltsam aus dem verworrenen und verstrickenden Netze befreit.

D. Heraucg.

Leipzig, d. 27. October.

— Im letzten Gewandhausconcert hörten wir eine bisher hier noch unbekannte Ouvertüre Mendelssohn's, zu einem Liederspiele: „Aus der Fremde" gehörig, das sich in seinem Nachlaß fand. Die heitere Operette hat die Bühnenbretter nie betreten, wurde in Berlin nur in einem Freundeskreise aufgeführt. Mendelssohn legte sie zurück, weil sie Anklänge aus der Meeresstille enthielt.

Die hiesige Singakademie führt morgen unter Leitung des Musikdirector Riez in der Pauliner Kirche Händels Judas Makkabäus auf.

Seit einigen Tagen ist hier Kaulbach's Carton zum Thurmbau von Babylon ausgestellt, zur Vorhalle des neuen Berliner Museums bestimmt.

In unserer Oper gastiren Tichatschek aus Dresden, im Schauspiel Reger aus Frankfurt.

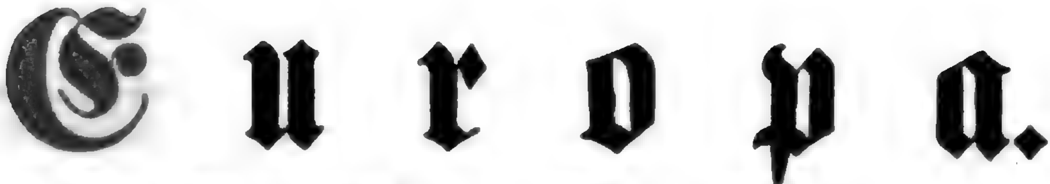
Zur Chronik der Gegenwart.

[Heinrich v. Gagern.]

— Einen kurzen Überblick über Gagern's Entwickelung gaben wir in Nr. 12 unseres Blattes im laufenden Halbjahr. Wir finden in der ausführlichen Schrift: Heinrich von Gagern, ein öffentlicher Charakter (Stuttgart, Cotta) die früheren Momente seines Lebens mit den wichtigsten Reden seiner parlamentarischen Thätigkeit in Darmstadt zusammengestellt. Seine Stellung in der Paulskirche ist im Buche nur angedeutet, und die wichtigste seiner Reden, diejenige welche aus der Revolution Deutschland's eine Sache der Reform machte, fehlt. Es ist dies Gagern's Rede im Vorparlament, wo es zur Feststellung und Bethätigung der Volkssouveränität galt, freiwillig einen Bund zwischen Fürsten und Völkern neu zu stiften, den alten Bundestag zu begraben, um sofort den neuen Bund zu gründen. Der Bund ist todt, es lebe der Bund! Damit war der negirenden Macht des Umsturzes ihr Recht gegeben, aber auch ihr Ziel gesteckt. Es galt beim Niederreißen zugleich aufzubauen. Gagern, ein Mann der Opposition in der alten Ordnung der Dinge, ist ein Schöpfer der neuen Ordnung. Daß die Frankfurter Linke mit ihrem vollständigen Mangel an Organisationstalent bankerott wird, ist mit Gagerns Werk. Die Wahl Johanns von Östreich zum Obmann des Reiches war ein Act der Sühne zwischen Fürstenthum und Volksthum, den wir ebenfalls wesentlich Heinrich v. Gagern verdanken. (Die Linke hatte den Bürger Itzstein zum Reichsverweser machen wollen; damit wäre die Revolution im Bürgerkriege permanent geworden.) — Auf diese wesentlichen Momente in Gagerns Wirken geht die Schrift nicht ein. Sie gibt blos die Actenstücke seines parlamentarischen Lebens bis zu dem Moment wo er das Portefeuille als Darmstädter Minister niederlegt, um sich ganz der allgemeinen Sache Deutschlands widmen zu können. — Neu waren uns in der Schrift nur zwei kleine, nicht eben bedeutsame Züge. Wir wußten daß Gagern, funfzehn Jahre alt, in der Schlacht von Waterloo mitkämpfte und verwundet wurde. Die Schrift citirt zugleich eine Stelle aus dem Buche seines Vaters: „Mein Antheil an der Politik", wonach der Jüngling Gagern die Compagnie seines hessischen Regimentes, nachdem deren Officiere sämmtlich gefallen waren, in's Feuer führte. — Wir erfahren ferner daß der vor einigen Jahren in Darmstadt verstorbene Dichter Kekule, Advokat daselbst, ein Busenfreund Heinrich Gagerns war. Kekule's sinnige Gedichte erschienen unlängst gesammelt. Auch in der eignen Familie Gagerns fehlten die Kränze nicht, mit denen die Musen die Stirn der Sterblichen schmücken. Sein Bruder Friedrich, derselbe der in Madagascar dem Tode entging um ihn im Vaterlande von Meuchelmörders Hand zu finden, der General Gagern, war Dichter. Seine an Heinrich gerichteten Verse sind dem Buche als Vorwort beigefügt. Als Motto aber auf dem Titelblatte steht Goethe's Spruch:

Er steht männlich an dem Steuer.
Mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen,
Wind und Wellen nicht mit seinem Herzen.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.



Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr.

Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet.

№ 104. 30. October.

Die englische Tagespresse.

Von Dr. W. Seyffarth.

Wenn unter Tagespresse vorzugsweise Zeitungen verstanden werden und hier ausschließend gemeint sein sollen, so läßt sich wohl behaupten daß von allen Combinationen des Geldbetriebs und der Intelligenz keine zu wundervolleren Resultaten geführt hat als die englische Zeitungspresse. Über ganz Europa mögen die Tagesblätter sich zu einer der ersten Gewalten im Völkerleben erhoben haben, in keinem Staate zu einer mächtigern als in England, dort zu einer die in jede andere eingreift, sie beaufsichtigt und deshalb ebenso bedeutungsvoll als wahr der vierte Stand geheißen wird. Ihrer Allgegenwart steht nichts zu hoch — sie faßt darnach; nichts zu niedrig — sie beachtet es. Wie alle Angelegenheiten des Staats, so bespricht die englische Tagespresse alle Angelegenheiten der Einzelnen, dafern ein öffentliches Interesse sich daran knüpft. In dem großen Mechanismus des socialen Lebens ist sie es, deren Einfluß sich von Jahr zu Jahr steigert, die schlagend darthut, wie viel und immer mehr Reichthum, Industrie und Geist vermögen, wo kein Druck den Verein niederhält.

Eine Londoner Morgen- oder Abendzeitung, ganz abgesehen von Politik, gewährt dem Leser eine vollständige Schau sämmtlicher Londoner Tagesbegebenheiten und erspart ihm die Mühe und den Aufwand persönlicher Anwesenheit. Nach gethanem Tagewerke die Zeitung in der Hand, bequem am Kamine sitzend, erlangt der Londoner von dem Werthe oder Unwerthe der letzten neuen Komödie oder Tragödie, Oper oder Posse genauere Kenntniß als wenn er sich die Unbequemlichkeit gemacht hätte, der Vorstellung beizuwohnen. Hat es Aufzüge oder andere Feierlichkeiten gegeben, so rückt auf dem breiten und langen Bogen Alles in derselben Folge an ihm vorüber, in welcher der Ceremonienmeister es geordnet. Die vielen guten Sachen welche beim Lord-Mayors-Bankett gegessen und getrunken, auch die vielen besseren oder minder guten Dinge die dabei gesprochen worden sind, erzählt ihm die Zeitung ausführlicher, als er durch eigenes Forschen und Fragen sie erfahren könnte. Welche Fashionables im Westen Londons den Almaksball verherrlicht oder im Osten den Schornsteinfegerunterstützungsball besucht, verzeichnet die Zeitung diplomatisch treu. Zu des Lesers besonderer Ergötzlichkeit benachrichtigt sie ihn von den häuslichen und finanziellen Verlegenheiten seiner Nachbarn mittelst der Polizei- und Proßreferate. Länder wechseln ihre Herren, Throne werden errichtet und zerfallen, Dynastien sterben aus, Schlachten werden geschlagen und lange Listen der Todten und Verwundeten bekannt gemacht, anscheinend blos um dem Leser die Zeit zu verkürzen. Die Schwelgereien in einem herzoglichen Palaste erregen seinen Neid, aber daß in Irland der Hungertod wüthet, versöhnt ihn mit seinem Geschick. Unglücksfälle, Schlägereien, Bankerotte, Entführungen, Einbrüche und Mordthaten erhalten ihn in steter Spannung, bis er zu seiner Beruhigung den leitenden Artikel liest und dieser ihn zu tiefsinnigen Betrachtungen über den Geist der Zeit einwiegt. Am folgenden Morgen erscheint ihm beim Frühstück die Welt aufs Neue mit ihren Sorgen und Mühen, ihren Geschäften und Vergnügungen im Mikrokosmus eines naß aus der Druckerei kommenden Zeitungsblattes.

So ist es mehr oder weniger in ganz England, war aber nicht so vor Jahren, auch in London nicht. Die erste politische Zeitung erschien daselbst unter dem Titel: „der englische Merkur,“ im Jahre 1588. Burleigh, der Minister Elisabeths, gab sie heraus, Anfangs

geschrieben, später gedruckt, und es soll davon keine frühere Nummer sich erhalten haben als die im britischen Museum aufbewahrte Nummer 50 vom 23. Juli 1588. Was den Minister zu diesem Unternehmen bestimmte, war die von Spanien durch seine Armada beabsichtigte Eroberung Englands und die deshalb im Volke verbreitete Besorgniß, also eine dem Volke gemachte Concession, ein ihm zugestandenes Recht auf amtliche Bekanntmachung seine Interessen berührender Nachrichten. Demgemäß erschien die Zeitung nur, wenn etwas von Wichtigkeit sich ereignet, und schlummerte nach Zerstreuung der Armada ein. Indessen war die Concession gemacht, das Bedürfniß im Volke geweckt, und beim Ausbruche des Bürgerkriegs unter Karl dem Ersten entstand das „Neuigkeitsblatt" und berichtete die Tagesvorfälle *). Als es 1665 wegen der in London herrschenden Pest seine Thätigkeit einstellte und Karl der Zweite aus derselben Ursache mit dem Parlamente nach Oxford ging, fühlte die dasige Universität sich berufen, eine Oxforder Hofzeitung herauszugeben, welche in London auf zwei Seiten klein Folio nachgedruckt wurde. Mit des Königs Rückkehr nach London hörte sie natürlich als Hofzeitung auf, hatte jedoch soviel Beifall gefunden, daß sie nicht allein von einer andern Redaktion unter anderm Titel fortgesetzt, sondern auch in mehreren Städten nachgeahmt wurde und England im Jahre 1668 bereits an siebzig Zeitungen besaß. Der Impuls wirkte weiter. London druckte 1696, aber vorzugsweise für die Kaffeehäuser, neun Zeitungen, einige dreimal wöchentlich, die anderen in längeren, unbestimmten Zwischenräumen. Bis 1709 hatte sich die Zahl verdoppelt, doch nur eine — „Daily Courant" — erschien täglich, Sonntags ausgenommen. 1724 erschienen drei täglich, sieben dreimal, die London Gazette zweimal, sechs einmal die Woche und drei alle vierzehn Tage. 1792 hatte London 33 Zeitungen, von welchen 13 täglich, die übrigen 20 mindestens einmal wöchentlich ausgegeben wurden. Die seit 1842 fast unverändert gebliebene Zahl sämmtlicher Zeitungen in den drei Königreichen beträgt für London 125, für das übrige England 221, für Wales 12, für Schottland 76, für Irland 87. Von Englands vierzig Grafschaften ist Rutland, wie die kleinste, so die einzige welche keine eigene Zeitung besitzt. Von Wales' 12 Grafschaften ist dies bei 6, von Schottlands 32 bei 16, und von Irlands 33 bei 7 der Fall, dagegen London die einzige Stadt in England, welche tägliche Zeitungen herausgibt.

Was schon im siebzehnten Jahrhunderte während der politischen Kämpfe geschah daß die Parteien zur Verfechtung und Verbreitung ihrer Grundsätze sich der Tagespresse bedienten, hat zu jener riesenhaften Entwickelung des englischen Zeitungswesens eben so sehr beigewirkt als das Aufheben des Verbots, die Parlamentsverhandlungen zu veröffentlichen. An Letzteres knüpfte sich eine Freiheit der Erörterung, welche in den, einigermaßen den Charakter eines Tagesblattes tragenden „Briefen des Junius" 1769 einen Höhegrad erreichte, auf dem die englischen Zeitungen sich ohne Wanken erhalten haben. Sie sind insgesammt Organe der öffentlichen Meinung, d. h. der verschiedenen Richtungen, nach welchen diese ausläuft. Fast jede pflegt bei ihrem Auftreten die sich gewählte Richtung zu bezeichnen, zu einem festen politischen Systeme, zu einer entschiedenen Farbe sich zu bekennen. Dadurch übernimmt sie eine Verpflichtung gegen ihre Leser, ohne deshalb ihre Freiheit zu opfern, sich des Rechtes zu begeben, ihre Farbe zu wechseln, und wenn sie das thut, sich an den Lesern zu vergehen. Sie steht mit ihnen in täglicher Abrechnung; der Tag des Farbenwechsels kann das Verhältniß lösen. Daß kein Abonnement stattfindet, sondern jede Zeitungsnummer einzeln verkauft wird, beseitigt die Rücksicht auf pekuniäres Interesse und stützt die Freiheit des Lesers wie des Eigenthümers. Je mehr demnach ein Blatt wagt das von einer Partei zur andern übertritt, desto seltener geschieht es. Doch hat die „Times" wiederholt bewiesen daß es möglich ist das System zu ändern und sich an der Spitze der Tagespresse zu behaupten. Auch die öffentliche Meinung unterliegt dem Wandel. Vor 50 oder 60 Jahren verhielten sich in London die Käufer der Whigjournale zu denen der toryistischen wie neunzehn zu zwei. Von den Provinzialblättern waren vier Fünftel liberal. Jetzt hat London ebenso viele conservative als liberale Blätter, deren gesammter Absatz sich ziemlich gleicht, und in den Provinzen stehen Letztere Ersteren mit zwei Dritteln gegenüber, während in Irland und Schottland beinah das Londoner Verhältniß Platz greift. Aber selbst von den liberalen Zeitungen sind die meisten und geachtetsten für die bestehende Verfassung und es ist Thatsache daß die starke Partei der Radikalen lange

*) Drei außerdem erschienene Blätter: „Das wöchentliche Rathspacket aus Rom," „Der lachende Heraklius" und „Der beobachtende Dialog," das Erste für die Whigs, die zwei Anderen für die Tories, waren mehr Parteischriften als Zeitungen und können daher diesen, obwohl es unbedingt geschieht, nur bedingt beigezählt werden.

suchen und werben mußte, ehe sie ein bedeutendes Organ für sich gewann. Von Beengung der Freimüthigkeit durch gesetzliche Fesseln kann im Lande der Preßfreiheit nicht die Rede sein, denn gibt auch das Gesetz der Regierung das Recht, den Drucker einer Zeitung — nur diesen, nicht den Redacteur oder Eigenthümer, von welchem der Drucker sich für Preßstrafen sicher stellen läßt — wegen Beleidigung vor eine Jury zu fordern, so denkt doch kein englisches Kabinett, kein englischer Minister daran, das Recht in Ausübung zu bringen. Wenn nichts Anderes, so hält sie schon die Gewißheit ab daß Witz und Spott und die Allmacht der Karikatur es ihnen nie vergessen und verzeihen, sie schwerer treffen würden als das Gesetz durch den Mund des Richters den Drucker.

Die englischen Zeitungen im Allgemeinen und die Londoner insbesondere scheiden sich in tägliche und wöchentliche. Erscheinen Letztere blos einmal, ist es regelmäßig Sonnabends oder Sonntags, und sie werden demgemäß genannt, Letztere jedoch am Abend vorher gedruckt. Die Tages- oder großen Blätter feiern Sonntags und theilen sich in Morgen- und Abendblätter. Jene pflegen bis acht Uhr Morgens, diese zwischen drei und vier Uhr Nachmittags ausgegeben zu werden. Wichtige, während des Drucks einlaufende Nachrichten bringt eine oder zwei Stunden später eine zweite, dritte, wohl auch vierte Auflage. Im Range stehen die Morgenblätter über den Abendblättern, diese über den Wochenzeitungen.

Schon wegen des Verkaufs jeder einzelnen Nummer läßt der Absatz einer Zeitung sich nie genau bestimmen. Er steigt und fällt oft von einem Tage zum andern mit dem Interesse der Tagesgeschichte, und mag auch der Herausgeber in der Schule der Erfahrung die Kunst gelernt haben, die Stärke der Auflage nach dem muthmaßlichen Begehr abzumessen, er wird Bedenken tragen, seinen Irrthum oder seine Weisheit der Welt zu verkünden. Es sind daher im glücklichsten Falle Durchschnittszahlen, wenn die Auflage der „Times" zu 14,000 bis 20,000, die des „Morning Chronicle" zu 4000 bis 6000 und die jedes andern Blattes in ähnlich runder Summe geschätzt wird. Den einzigen, aber immer nur annähernd zuverlässigen Anhalt bietet die Zahl der mit dem Namen jeder Zeitung abgestempelten Bogen, denn obschon zu vermuthen daß kein Herausgeber sich mehr Bogen abstempeln lassen werde, als er zu bedrucken meint, indem der reine Bogen zur Abstempelung kommt und der Betrag beim Rückempfange erlegt werden muß, so ist doch theils auch das geschehen, theils die Abstempelung einer gewissen Zahl Bogen im Jahre kein Beweis daß dieselbe Zahl im Laufe des Jahres gedruckt und verkauft worden, keine davon unverkauft oder zur Verwendung für nächstes Jahr geblieben sind. Solange indessen kein anderer Weg sich zur Ermittelung anbahnt, muß die Statistik auf diesem wandeln.

Bis 1836 betrug die Stempelgebühr jedes einzelnen Bogens eine Kleinigkeit unter drei und einem Viertel Penny oder 26 Pfennige, nämlich 4 Pence oder 32 Pfennige mit zwanzig Procent Abzug für verdorbene Bogen, und einschließlich dieser Gebühr der Preis jeder Nummer selten über, nie unter 6 Pence oder 5 Neugroschen. Das war ein hoher Preis für das Volk, für seine unbemittelte Klasse, ihr aber klar daß ohne Ermäßigung des Stempels der Preis nicht niedriger sein konnte. Dagegen hatte die politische Bewegung während der vom jetzigen Premierminister, Lord John Russel, 1830 eingebrachten und 1832 vom Parlament angenommenen Reformbill, des Gesetzes zur Verbesserung der Volksrepräsentation, das Verlangen des Volks nach gedruckten Mittheilungen über den Gang dieser hochwichtigen Angelegenheit in's Unglaubliche gesteigert und die Entbehrung doppelt fühlbar gemacht. Dem Bedürfnisse abzuhelfen und Gewinn daraus zu ziehen, tauchten eine Masse ungestempelter Zeitungen auf, leicht veränderter Nachdruck der gestempelten, deren einziger Aufwand schlechtes Papier und schlechter Druck waren und die daher von ihrem einen Penny für jede Nummer dem Unternehmer mehr erübrigten als die gestempelten von ihren sechs Pence. Diese gegen die Eindringlinge, die Staatskasse gegen Verlust zu schützen, wurde den Übertreten des Gesetzes, ob Herausgeber, Redacteur, Drucker oder Verkäufer, eifrigst nachgestellt, und wo es gelang, einen zu fassen, er dem Gerichte überliefert und, wenn schuldig befunden, nach Vorschrift gestraft — mit 100 Pfd. Sterling oder 700 Thlr. für jedes Exemplar oder verhältnißmäßigem Gefängniß. Einer wurde gefaßt, Hunderte nicht, und kam es zur Widersetzlichkeit, sprang das Volk dem Verfolgten bei und erkämpfte Manchem die Freiheit. Daraus erwuchs ein Oppositionsgeist welcher die Aufmerksamkeit der Regierung um so dringender beanspruchte, weil er Opposition war wider das Gesetz, und Achtung des Gesetzes das er sich selbst gegeben, dem Engländer in der innersten Brust wohnt. Aber das Volk fühlte sich gekränkt in einem seiner heiligsten Rechte und für dieses Recht stand es auf gegen ein fiskalisches Gesetz. Die Unternehmer und Verbreiter der unerlaubten Zeitungen schürten

das Feuer das ihren Fleischtopf kochte, und fuhren fort es zu nähren, als die erste Veranlassung durch Annahme der Reformbill sich erledigt. Verfolgung auf der einen, Widerstand auf der andern Seite dauerten bis 1836, wo das klügste Mittel zur Vernichtung der unerlaubten Zeitungen durch Herabsetzung der Stempelgebühr auf einen Penny für den Bogen und die Hälfte für Beilage die Sanction des Parlaments und der Krone erhielt. Die gestempelten Blätter ermäßigten ihre Preise; das Volk sah hierin einen Sieg der ihm genügte, und ließ die Letzten der verbotenen Blätter fallen, die nun von selbst zur Ruhe gingen. (Fortsetzung folgt.)

Miscellen, von Moritz Beyer.

Bevölkerung und Landwirthschaft in Preußen.

Nach den statistischen Angaben wächst jetzt die Bevölkerung des preußischen Staats jährlich um mindestens 160,000 Personen. Diese bedürfen an Bodenerzeugnissen und anderen Producten der Landwirthschaft in geringster Annahme:

1)	160,000 Berl. Scheffel Weizen im Werthe (zu 2 Thlr.)	320,000 Thlr.
2)	480,000 Scheffel Roggen (zu 1⅓ Thlr.)	640,000 „
3)	160,000 Scheffel Gerste (zu 1 Thlr.)	160,000 „
4)	1,600,000 Scheffel Kartoffeln (zu ⅓ Thlr.)	533,333⅓ „
5)	32,000,000 Quart Milch (zu 9 Pf.)	800,000 „
6)	5,600,000 Pfund Fleisch (zu 2 Sgr.)	373,333⅓ „
7)	320,000 Pfund Wolle (zu 20 Sgr.)	213,333⅓ „
8)	20,000 Stück Pferde (zu 50 Thlr.)	1,000,000 „
9)	an Nahrung für die jährlich um 279,500 Stück wachsende Zahl der erforderlichen Thierarten, ferner an Obst-, Garten- und Feldfrüchten, Holz, Lein und Hanf, Leder, Taback, Branntwein und anderen Produkten des heimischen Landbaues für die um 160,000 Seelen sich vermehrende Bevölkerung, mindestens im Werthe von	1,960,000 „

Für diese ganze jährliche Mehrerzeugung zusammen im Werthe von . . . . . 6,000,000 Thlr.

zu sorgen ist die Aufgabe des preußischen Landbaues. Sechs Millionen Thaler repräsentiren aber zu 4 Procent ein Kapital von 150 Millionen Thalern. Um diese hohe Summe muß also der Werth des productiven Grund und Bodens jährlich steigen, wenn die Erzeugung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse im Verhältniß bleiben soll zu der steigenden Bevölkerung. — Wie beunruhigend aber auch diese Berechnung auf den ersten Anblick erscheinen mag: man darf die Überzeugung hegen daß der Landbau in Preußen diese Aufgabe wie der Landbau anderer Staaten die ähnlichen Aufgaben zu lösen noch auf lange Zeit im Stande ist. In Preußen dienen mindestens 90 Millionen Morgen als Äcker, Wiesen, Weiden, Gärten oder Wald der Production. Es bedarf also nur eines gesteigerten Ertrages von jährlich zwei Silbergroschen, und zwar eines gesteigerten Rohertrages für jeden Morgen Landes, um die Summe von 6 Millionen zu beschaffen. Zu einer solchen Rohertragsvermehrung sind selbst die in guter Kultur stehenden Ländereien noch viele Jahre fähig. Wenn man aber bedenkt, wie große Strecken in den Provinzen noch fast ertraglos sind, und welch ein bedeutender Theil des Grundeigenthums sich in den Händen solcher Wirthe befindet, welche ihren Boden unverhältnißmäßig gering nutzen, so kann es keinem Zweifel unterliegen daß noch lange kein Anlaß zu der Besorgniß vorhanden ist, als stehe die Ertragsfähigkeit des Bodens in Mißverhältniß zu den Bedürfnissen der steigenden Bevölkerung. Allerdings muß diese Tragbarkeit mit Einsicht und Geschick in Anspruch genommen werden. Dahin zielen aber auch alle die Einrichtungen und Mittel welche jetzt von Staatswegen und in Vereinen zur Beförderung der Landwirthschaft getroffen und in Anwendung gebracht werden, besonders auch die welche die Berufsbildung der Landwirthe zum Zweck haben. Von der Wirksamkeit dieser Institute und namentlich der Ackerbauschulen ist man berechtigt, im Laufe der Zeit die wohlthätigsten Erfolge zu erwarten. Die für diese Zwecke verwendeten Summen sind gewiß auf die reichlichsten Zinsen angelegt. (Vrgl. die Verhandlungen des Königl. Preuß. Landesökonomiecollegiums.)

Heizung durch Steinkohle.

Durch die hohen Preise des Holzes und die Unannehmlichkeiten bei dem Gebrauche anderer Brennmaterialien mindert sich der in Deutschland fast allgemein gewesene Widerwille gegen die Heizung der Stubenöfen durch Steinkohle; es kommt die Benutzung derselben zu diesem Behuf täglich mehr in Aufnahme. Eine richtige Construction der Öfen, verbunden mit geschickter Behandlung der Kohle, beseitigt die gefürchteten Widerwärtigkeiten. Die Öfen müssen mit einem Roste versehen sein, dessen Weite sich nach der Art der zu verwendenden Kohle richtet. Für Back- oder Schmiedekohlen welche schnell Flamme und Hitze geben, den Rost aber leicht verstopfen, muß er am weitesten sein. Man lege nicht zu viel Kohle und nicht zu kleine Stücke auf einmal an, schüre das Feuer nicht auf, wenn es frisch angelegt ist, halte den Rost möglichst frei und gebe dem Feuer überhaupt eine solche Anordnung, daß die Wärmestrahlen in's Zimmer gerichtet werden, was man erlangt wenn die aufsteigenden Wände des Ofens mit der Heerdsohle einen Winkel von ungefähr 135° bilden. — Man beginnt auch hin und wieder an freiem Steinkohlenfeuer auf Feuerheerden zu kochen, was bei richtiger Leitung des Feuers ohne Nachtheil für die Speisen geschehen kann. — Die Steinkohlen theilt man in technischer Beziehung und nach ihrem Verhalten im Feuer 1. in Back- oder Schmiedekohlen, dunkelschwarz, leicht entzündlich, mit weißer Flamme brennend; sie werden beim Erhitzen weich, blähen auf, backen zusammen und hinterlassen aufgeschwollene, zusammengeschmolzene Coaks. 2. Sinterkohlen (fette Kohlen) mehr grau, oft stark glänzend, schwerer entzündlich, mit mehr bläulicher Flamme brennend; sie schwellen nicht auf, schwinden nicht, riechen stark schwefelig und sinken in Klumpen zusammen. 3. Sandkohlen (trockene Steinkohlen) grauschwarz, schwerer entzündlich; sie schwinden am wenigsten in der Hitze und verändern beim Verkohlen ihre Form nicht. Die erste Klasse hat viel, die letzte fast gar kein Bitumen.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr. | Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet. | **№ 105.** 31. October.

Die englische Tagespresse.

Von Dr. W. Seyffarth.

(Fortsetzung.)

Was vorausgesagt worden war, daß Ermäßigung des Stempels den Zeitungsabsatz vermehren werde, hat sich vollkommen bestätigt. Im letzten Jahre des hohen Stempelsatzes 1836 wurden für sämmtliche Zeitungen des vereinten Königreichs 35,576,056 Bogen gestempelt; im folgenden, dem ersten des erniedrigten Satzes, bereits 53,496,207; seitdem 1838, 53,347,231; — 1839, 55,891,003; — 1840, 60,922,151; — 1841, 59,936,897; — 1842, 61,495,503; — 1843, 65,767,035; — 1844, 71,222,498. Daß von dieser Bogenzahl mehr als die Hälfte auf die Londoner Zeitungen trifft, beweist eine Zusammenstellung aus den Jahren 1839—42, obwohl während derselben die Londoner Zeitungen kaum ein Viertel der Gesammtzahl ausmachten. Es wurden nämlich gestempelt: 1839 für 96 Londoner Zeitungen 28,719,271 Bogen; für die anderen 398 von England, Wales, Schottland und Irland 27,171,732; 1840 für 153 Londoner 30,705,340; für 425 andere 30,216,811; 1841 für 134 Londoner 31,075,332; für 407 andere 28,861,565; 1842 für 125 Londoner 32,166,474; für 306 andere 29,329,029.

Die 1844 gegen 1836 eingetretene Verdoppelung der Zeitungsnummern konnte natürlich bei einer Stempelverminderung von über zwei Drittel nicht den Ertrag von 1836 gewähren, welcher sich netto auf 359,826 Pfd. Sterl. oder 2,518,782 Thlr. belaufen hatte und 1844 auf 287,829 Pfd. Sterl. oder 2,014,803 Thlr. belief. Abgesehen jedoch von der in staatsökonomischer Beziehung nicht werthlosen Folge, daß die für die Staatskasse ausgefallenen 71,997 Pfd. Sterl. oder 503,979 Thlr. in den Taschen der Bürger geblieben waren, vergütete sich auch der Ausfall für jene durch Verbrauch einer doppelten Quantität mit 10 Schillingen oder 3 Thlr. 10 Ngr. das Rieß besteuerten Papiers.

Eine andere Steuerermäßigung traf die Ankündigungen. Während sonst der Staat für jede drei und einen halben Schilling erhob, sollte er nun ohne Rücksicht auf Zeilenzahl blos anderthalb Schilling erhalten. Statt einen Ausfall hat die Staatskasse dabei Gewinn gehabt, denn so bedeutend haben die Inserate sich vermehrt daß sie, die dem Staate früher im Jahresdurchschnitte kaum 100,000 Pfd. Sterl. brachten, ihm 1845 aus England und Schottland netto 146,363 und aus Irland 10,911 Pfd. Sterl. eintrugen. Wie viel hiervon auf Zeitungen und auf Beilagen zu Büchern und Journalen kommt. läßt sich nicht ermitteln. Eine wohl zu niedrige Annahme rechnet den Zeitungen vier Fünftel zu. Ebenso fehlt der Nachweis über die Summe der Einrückungsgebühren, und eine Schätzung ist um so schwieriger und muß um so unzuverlässiger sein, weil fast bei jeder Zeitung ein nicht blos im Allgemeinen, sondern auch für die Zeilenzahl verschiedener Satz besteht. Wenn demungeachtet sämmtliche Insertionsgebühren 1845 einschließlich der Steuer, welche monatlich an die Staatskasse abgeführt wird und wofür der Drucker sammt zwei Bürgen haftet, zu 340,000 Pfd. Sterl. angeschlagen worden sind, hiervon also vier Fünftel der genannten Steuerquota mit ungefähr 125,000 Pfd. Sterl. zu kürzen wären, so dürfte gegen die Richtigkeit der verbleibenden 215,000 Pf. St. oder 1,505,000 Thlr., wie ansehnlich die Summe auch sei, sich unter Anderm das herausstellen daß die „Times" allein häufig an einem Tage tausend Ankündigungen enthält, selbst zugestanden daß sie deren mehr hat als ein halbes oder ganzes Dutzend anderer Zeitungen.

Die in England überall eingreifende Arbeitstheilung zeigt sich auch beim Zeitungsvertrieb. Er hat eine eigene Handelsklasse geschaffen, die Zeitungsverkäufer, Mittelspersonen zwischen den Büreaux und den Lesern oder Käufern. Wie kein Abonnement, so findet auf den Büreaux in der Regel und auf denen der großen Londoner Blätter schlechterdings kein Einzelverkauf statt. Die Händler entnehmen die Zeitungen in sogenannten Büchern jedes zu 27 Exemplaren. Kostet ein solches Exemplar, wie bei der Mehrzahl der Londoner Blätter, fünf Pence, so würde das Buch elf Schillinge drei Pence kosten. Damit aber der Händler seinen Kunden netto den aufgedruckten Preis berechnen kann, erhält er, jedoch nur gegen Baarzahlung, das Buch für acht Schillinge neun Pence, so daß er an 27 Exemplaren zwei Schillinge sechs Pence verdient, wofür er freilich die Chancen des Vertriebs und die Gefahr des Kreditgebens übernimmt. Blos wenn er durch Post versendet oder die Beförderung ihm besondere Mühe macht, bringt er für jede Nummer einen halben Penny in Zusatz — so lange der Kunde es sich gefallen läßt. Hört das auf, so verzichtet er, von Concurrenz gedrückt und mit der den Engländern eigenen Handelsgeschmeidigkeit lieber auf den größern Gewinn als daß er den kleinern verlöre.

Die über Post versendenden Londoner Händler wurden in Betreff der Abendblätter noch vor kurzem durch ein postalisches Ungebührniß beeinträchtigt, dessen Abschaffung das Werk Rowland Hill's ist, Urheber des einförmigen Briefportosatzes. In jeder Stadt nimmt der Postmeister Bestellung auf Londoner Zeitungen an, welche er an die sogenannten Poststraßen-Sekretäre des dortigen Oberpostamtes einschickt, die dann die erforderlichen Zeitungen aus den Druckereien holen lassen, couvertiren und versenden. Da die Zeitungen im Innern des Landes portofrei gehen, muß derselbe Diskonto welchen die Händler beziehen, die Mühe der Postbesorgung vergüten. Insofern stehen die Händler mit der Post auf gleicher Fläche und die Kunden der Ersteren, wenn sie den halben Penny verweigern, gegen die Kunden der Letztern in keinem Nachtheil. Insofern hat daher auch die Einrichtung des Beziehens durch die Post keinen Wechsel erfahren. Das in Frage befangene Ungebührniß entwickelte sich daraus, daß der von den Zeitungsbüreaux gewährte Diskonto nicht der Postkasse, sondern den Sekretären als Accidenz oder Theil der Besoldung zufiel, es folglich in ihrem Interesse lag Bestellungen zu erhalten. Ihr Amt bot dazu ein Mittel, durch welches sie, weil es den Händlern fehlte, diese bei den Abendblättern überflügelten. Letztere werden zwischen 3 und 4 Uhr Nachmittags ausgegeben und das ist die späteste Zeit für den Händler, sie abholen zu lassen, zu couvertiren und vor 6 Uhr auf das Generalpostamt zu bringen. Nun geschieht es aber häufig daß die Abendblätter um 5, 6, sogar um 7 Uhr wegen inzwischen eingetroffener wichtiger Nachrichten eine zweite Auflage geben, die aus angeführtem Grunde den Händlern zur Benutzung für ihre Kunden entweder ganz entgeht, oder nach 5 Uhr und bis kurz vor 8 von der Post nur gegen Entrichtung eines Betrags angenommen wird, von welchem es zweifelhaft, ob der Adressat sich zur Erstattung bequemen werde. Während daher der Händler sich der Möglichkeit eines Verlustes nicht aussetzen will, benutzt der Postsekretär seine Stellung um das späteste Abendblatt portofrei abzusenden, und der auswärtige Abnehmer der das weiß, findet gerathener, sein Exemplar durch die Post als durch den Händler zu beziehen. Solchem in Benutzung einer Staatsanstalt zu Privatinteressen, in der einem Staatsbeamten gestatteten Gelegenheit zur Beeinträchtigung eines Staatsbürges liegendem Ungebührnisse ist Rowland Hill einfach mit der Verordnung begegnet, daß der Zeitungsdiskonto der Postkasse zufließen, die Sekretäre im Verhältniß entschädigt und Abendblätter nach Schluß der gewöhnlichen Postzeit von den Sekretären blos gegen die übliche Gebühr befördert werden sollen. Mehr ließ zur Ausgleichung sich nicht thun, ohne durch Verbot des Postvertriebs die Postanstalt in ihrem Rechte und Einkommen zu verletzen.

Daß die englischen und wieder besonders die Londoner Zeitungen bei kolossaler Einnahme auch kolossalen Aufwand haben, begreift sich ebenso leicht als daß wenigstens die seit Jahren bestehenden und gelesensten Blätter ihren Eigenthümern oder Actionären Zinsen und Dividenden gewähren. Dagegen begreift sich nicht minder leicht, daß und warum die einschlagenden Einzelnheiten zu den Handelsgeheimnissen gehören und die betreffenden Einnahme- und Ausgabebücher gleich denen anderer Leute dem Publikum versiegelt und verschlossen sind. Dennoch fehlt es in der Literatur keineswegs an diesfalsigen Mittheilungen. Der tägliche Gewinn sämmtlicher Londoner Zeitungseigenthümer wird bis auf den Pfennig zu 722 Pfund, 16 Schillinge, 8 Pence, das in den Morgenblättern steckende Kapital auf 250,000, das der Abendblätter zu 150,000 Pf. St. berechnet, „so daß die ganze Tagespresse ein Kapital von 400,000 Pfund und mit Einschluß der

Wochenblätter und derjenigen, welche zwei und drei Mal die Woche erscheinen, ein Kapital von wenigstens einer halben Million darstellt." Einigermaßen hiermit unvereinbar sollen die 24 Actien, in welchen, jede zu 100 Pfund, eine Gesellschaft die „Times" begründete, „schon vor längerer Zeit jede 12,000 Pfd. Sterl. werth gewesen sein und die gemeinsame Jahresdividende 24,000 Pfund, sowie beim Globe und Courier 14,000 Pfund betragen haben." Jemand weiß genau daß der bei den Tagesblättern beschäftigten Personen über 600 sind, und der bei den Wochenblättern mit Einschluß der zwei und drei Mal wöchentlich erscheinenden mehr als 500, zusammen also über eilfhundert. Rechnen wir dazu die Personen, heißt es ferner, welche an den englischen Provinzialblättern und den in Schottland und Irland erscheinenden Blättern arbeiten, so können wir füglich im Ganzen 2700 annehmen. Bei jeder Morgenzeitung sind angestellt: ein Redacteur, ein Unterredacteur, 10—14 regelmäßige Referenten mit einem Wochengehalt von 4—6 Guineen; 30—45 Setzer, von denen die den ganzen Tag arbeitenden wöchentlich 2 Pfund 8 Shilling, die Aushelfer 1 Pfd. 3 Shill. 5 Pence erhalten; ein oder zwei Correctoren, von denen jeder $2^1/_2$ bis $3^1/_2$ Guineen wöchentlich verdient; ein Leseburſche, welcher das Original laut lesen muß, während der Corrector seine Berichtigungen macht; ein Drucker, welcher 4—6 oder selbst 8 Guineen in der Woche hat; und eine Anzahl Männer und Knaben, welche die Druckmaschine bedienen und das Papier wegnehmen, wenn es vom Cylinder fällt; ein Verleger und ein Unterverleger, zwei oder mehrere Schreiber in der Druckerei, welche die Inserate besorgen und die Rechnungen führen, Thürhüter, Laufjungen ꝛc. Der Gehalt des Redacteurs beträgt 600—1000 Pfund jährlich, des Unterredacteurs 4—600 Pfund, sämmtliche Gehalte für Redacteure, regelmäßige Referenten und sonstige Angestellte wöchentlich nicht weniger als 180 Pfund. Nimmt man hierzu die Auslagen für gelegentliche Berichte, fremde Blätter, Privatcorrespondenz, so ergibt sich eine wöchentliche Ausgabe von 250 Pfund. Die „Times" macht die großartigsten Anstrengungen für ihre Correspondenzen. Sie sendet ihre eigenen Berichterstatter jahrelang auf die wichtigsten Schauplätze, empfängt dringendere Nachrichten durch besondere Couriere, oft aus den entlegensten Orten. Zwischen London und Ostindien unterhält sie eine Briefbestellung nur für ihre Zeitungsberichte, die ihr jährlich auf 100,000 Thaler zu stehen kommt. — Die bei einem Abendblatte angestellten Personen sind: der Oberredacteur, der Unterredacteur; vier oder fünf regelmäßige Parlamentsreferenten, ein Drucker, 15—18 Setzer, ein Corrector, ein Leseburſche, ein Factor, ein Buchhalter, ein Thürhüter, drei oder vier Männer bei der Druckmaschine, zwei Jungen, die das Papier von den Cylindern nehmen, und drei oder vier Laufjungen, welche die Mittheilungen von den Gerichtshöfen holen und die Zeitungen auf das Postamt und an die Zeitungshändler in der Stadt überbringen. Der erste Redacteur hat 4—600 Pfund jährlich und der zweite 250—450 Pfund, der Drucker wöchentlich 3—4 Guineen, der Corrector 1 Pfd. 11 Shill. 6 Pence bis 2 Pfd. 2 Shill., die sogenannten Vollhandsetzer 2 Pfd. 3 Sh. 6 Pence, die Aushelfer 1 Pfd. 3 Shill. 6 Pence. Die Parlamentsreferenten haben selten mehr als 3 Guineen in der Woche, der Factor außer einem Wochengehalt von 3 Guineen einige Accidenzen, der Schreiber oder Buchhalter jährlich 150—200 Pfund." (Schluß folgt.)

Miscellen, von Moritz Beyer.

Das bairische Bockbier.

Dieses berühmte Getränk, dessen Ursprungsort München ist und das auch gegenwärtig fast ausschließlich nur in dieser Stadt gebraut wird, verdankt seinen eigenthümlichen Namen der Stärke (Alkoholreichthum und Hopfenmenge) durch die es sich auszeichnet. Durch diese wird der Trinker leicht von einem so heftigen Rausche überrascht, daß er sich dabei nicht aufrecht zu erhalten vermag, hin und hertaumelt und bisweilen plötzlich hinstürzt. Einen solchen Trunkenen verglich man mit einem vom Bock gestoßenen, und legte daher dem Biere zu Ehren dieser Wirkung seit dem Jahre 1810, in welchem es in München zum ersten Male gebraut worden ist, den Namen „Bock" bei. In dem Schenklokale (Bockkeller) in München wurden gleich in der ersten Woche seines Daseins mehrere Tausend Maß getrunken, woraus zu schließen, welchen großen Beifall dies gewaltige Getränk sogleich unter den Münchnern fand. In den Monaten von Mai bis Juli jedes Jahres wird es in München von allen Klassen, selbst von Damen, in bedeutender Menge genossen, und es darf zu dieser Zeit dort auf keiner wohlbesetzten Tafel fehlen. — Dieses Bier hat aber auch wirklich einen ganz vorzüglich angenehmen, lieblichen, süßen, dem englischen Ale ähnlichen Geschmack, ein kräftiges Malzarom und einen hohen Grad solider Stärke. An Farbe ist es etwas dunkler als das gewöhnliche bairische Lagerbier, was jedoch mehr von einem längeren Kochen der Würze herrührt als von stärker gedarrtem Malze; doch ist es klar und glänzend. Das Bockbier ist eigentlich nichts anderes als ein an Malzextract ungewöhnlich reiches Doppelbier, erzeugt nach

der altbairischen Methode des Brauens von Lagerbier. Es enthält 6 Proc. Alkohol und 8 Proc. Malzextract, das bairische Lagerbier dagegen etwa nur 4 Proc. Weingeist und 5 Proc. Malzextract. Hieraus erhellet daß zur Erzeugung einer gleichen Menge Bockbieres eine größere Menge Malz erforderlich ist als zum Lagerbiere, und daß hierauf die Kunst des Bockbierbrauens vornehmlich beruht. (Wer über alle Angelegenheiten der Braukunst, für die das Interesse sich zur Zeit allgemein erhöht hat, eine lichtvolle und gründliche, naturwissenschaftliche und technische Unterweisung wünscht; dem empfehlen wir Dr. Jul. Ludw. Gumbinner's „Handbuch der praktischen Bierbrauerei" Berlin 1846. Stuhr'sche Buchhdlg.)

Verfall der dienenden Volksklasse in Deutschland.

In der Versammlung der deutschen Land- und Forstwirthe zu Kiel, im September 1847, fand auch eine Besprechung der Frage statt: Ist die Klage über den Verfall der dienenden Volksklasse in Deutschland als eine allgemein begründete zu betrachten, und welche Mittel sind bereits in den einzelnen deutschen Ländern mit Erfolg angewendet worden, um den nachtheiligen Einfluß, welchen eine fortschreitende Entartung des Dienstbotenwesens auf die Landwirthschaft ausübt, zu beseitigen? — Freiherr von Seckendorf aus Altenburg erklärte, man glaube in seiner Heimath durchaus nicht berechtigt zu sein, von einer fortschreitenden Entartung der ländlichen Dienstboten zu reden. Man halte im Gegentheil dafür daß in der fraglichen Beziehung die Sachen sich eher gebessert als verschlimmert hätten. Zwar seien in den letzten funfzig Jahren manche Tugenden und Vorzüge der frühern Zeit in den Hintergrund getreten; die Verhältnisse hätten sich geändert, die Stellung der Dienstboten zu den Herrschaften sei eine andere geworden; aber nicht auf die eine Seite sei alles Licht, auf die andere aller Schatten zu werfen. Zwar sei der Luxus der Dienstboten gestiegen, aber nicht mehr als der der Herrschaften; und wenn zugleich der Lohn sich verdoppelt, so haben sich auch Geldwerth- und Preisverhältnisse demgemäß geändert, und fast nur bei einzelnen weiblichen Dienstboten könne man von unverhältnißmäßigem Luxus reden. An den meisten Gebrechen der Dienstboten trügen die Herrschaften selbst die größte Schuld. Wider die Ehrlichkeit und Treue der ländlichen Dienstboten (im Altenburgischen) habe er nichts einzuwenden. Besonders zeigten dieselben ihre Sorge für den Vortheil des Herrn durch gutes Halten des Viehes. Die frühere wärmere Theilnahme des Gesindes an dem Herrn und seiner Familie habe zwar abgenommen in Folge der größeren Abschließung jener von diesen; doch finden sich noch immer Beispiele besonderer treuer Ergebenheit, die in zweckmäßiger Weise belohnt würden. Der Fleiß leiste heutigen Tages gewiß so viel als früher; die Sparsamkeit zeige sich an den Einzahlungen in den Sparkassen; die Mäßigkeit des Gesindes sei lobend anzuerkennen; nur die Sittenlosigkeit im Verhältniß beider Geschlechter zu einander gebe auch jetzt noch wie von alten Zeiten her Grund zu gerechter Klage. Die Aufgabe der Gesetzgebung sei es, durch Erleichterung der Ansiedlung diesem Übelstande abzuhelfen; hauptsächlich aber müsse die Herrschaft selbst hier bessernd eingreifen, wie es überhaupt die Hauptsache sei daß die Herrschaften dem Gesinde vorangingen mit einem guten Beispiele. — Ökonomiecommissar Glaß aus Berna fügte dem Gesagten noch Einiges hinzu. Nur zwei Mittel, sagte er unter anderem, gibt es, hier zu bessern: Hören wir selbst auf, Knechte zu sein, und geben wir dem Antheile des Knechts einen größern Antheil am Lohne. Versäumen wir dies, so haben wir die Revolution des Proletariats zu fürchten, bei der unsere Sklaven unsere Herren sein werden. Mit einem Worte, trachten wir dahin daß es statt knechtischer Edlen edle Knechte gebe, und es wird besser werden. — Freiherr von Closen aus Baiern ließ sich in ähnlichem Sinne vernehmen. — Der Geh. Rath von Balling aus Schlesien hielt den Äußerungen des Ökonomiecommissars Glaß gegenüber eine Apologie des christlich-germanischen Staates in dieser Beziehung, dessen schöne, gefällige, überraschende Wendungen wiederholt die Menge der Zuhörer zu lautem und anhaltendem Beifall hinrissen.

Die Hängebrücke über den Niagarafällen.

Diese Brücke wurde am 4. Juli, dem Jahrestage der nordamerikanischen Unabhängigkeitserklärung, dem Gebrauche übergeben. Das Alland Journal nennt sie das erhabenste Kunstwerk Amerika's. Bei ihrem Anblick wird man schwindlig, und doch geht man so sicher hinüber wie über eine andere Brücke. Wir sahen die Bauleute die Planken über den furchtbaren Abgrund legen. Ein entsetzlicher Anblick! Aber von dem Moment an, als der erste Drahtstrang am Schweife eines Drachen über den Strom geschafft wurde, bis zur Vollendung des Baues ereignete sich kein einziger Unglücksfall. Von der Großartigkeit des Werkes können wir dem Leser nur ein mangelhaftes Bild entwerfen. Man denke sich eine 800 Fuß lange Gehbrücke, 250 Fuß hoch in der Luft schwebend, über einer ungeheuren, grauenhaften Wassermasse, die mit einer Schnelligkeit von 30 englischen Meilen in der Stunde durch die enge Schlucht stürzt. Steht man unten, so erscheint die Brücke wie ein an einem Spinngewebe hängender Papierstreifen. Weht der Wind, so schwankt der dünne sommerfadenähnliche Bau hin und her als müßte er aus seiner Verbindung reißen und unter dem Tritt des Fußgängers erzittert er vom äußersten Ende bis zur Mitte. An Gefahr ist nicht zu denken. Die Menschen schreiten sicher darüber hinweg, während den furchtsamen Zuschauer Angst und Schwindel ergreift. Der Baumeister, Ellet, war der Erste der hinüberschritt; ihm folgte sein muthiges Weib. — Die Brücke allein ist einen Ausflug nach den gigantischen Stromfällen werth, obwohl unter Zwanzigen kaum Einer beherzt genug ist den Übergang zu wagen, und wie unglaublich das auch klingen mag, Mancher der an einem einzigen Drahtstreifen in einem Korbe sitzend über den Abgrund zu gleiten wagte, ist jetzt nicht zu bewegen, über die sichere Brücke zu gehen. Und doch liegt in dieser Luftfahrt über dem 250 Fuß tief unten brausenden Niagara eine schauerliche Aufregung. Ein anderer neuer Anziehungspunkt an den Stromfällen ist das kleine Dampfboot „Maid of the mist" (Nebelfräulein) in welchem man von der Kettenbrücke aus bis auf wenige Ruthen von den weltbekannten Hufeisenfällen (horseshoe-falls) fährt. Auf keine andere Weise kann man den Anblick des Kataraktes in seiner ganzen Großartigkeit genießen.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr.	Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet.	№ 106. 1. Novbr.

Die englische Tagespresse.

Von Dr. W. Seyffarth.

(Schluß.)

Eine nicht oberflächliche Bekanntschaft mit der innern Ökonomie einiger großen Londoner Blätter berechtigt zu der Versicherung daß in obiger Darstellung zwar die Personenangaben mehr Wahrheit enthalten als die Ziffern, im Ganzen jedoch nur minder unrichtig sind als diese. Anstatt daher Zahlen auf Zahlen zu häufen, deren Richtigkeit vielleicht nicht den Raum der nächsten acht Tage überdauert, aus Einzelnem, was man weiß, Schlüsse zu ziehen auf das Allgemeine, wovon vermuthlich kaum der kleinste Theil jenem Einzelnen entspricht, blind nachzuschreiben, was blind vorgesagt worden ist: begnügen wir uns mit dem unzweifelhaften Resultate daß besonders die Londoner Tagespresse nach dem beschränkenden Maße menschlicher Kräfte der Vollkommenheit ziemlich nahe steht. Es heißt Wunderbares leisten, daß eine sechs- und mehrstündige Parlamentsdebatte mit ihren langen, langen Reden in kürzerer Frist aus der Feder in die Druckerei, aus der Druckerei an die Händler, von den Händlern in's Publikum kommt. Es heißt Wunderbares verwirklichen, die Begebenheiten einer Stadt, die nur eben geschehen, neben den Begebenheiten einer Welt, die jung und frisch sind, auf demselben Blatte zu vereinigen, ungezählte Räder so zu ordnen und zu leiten daß sie thätig in einander greifen, keines den Gang des andern stört, alle dem Meister das befohlene Werk nach Wunsch abliefern. Es gehört wunderbare Gewandtheit dazu, Tag für Tag die wichtigsten schwebenden Fragen geistreich aufzufassen, scharfsinnig zu durchdringen, mit weiter Kenntniß zu erörtern, und ohne Zeit zur Wahl der Worte rein und klassisch zu schreiben. Es gehört auch wunderbare Ehrlichkeit oder wunderbares Glück dazu, daß nicht Ein beglaubigter Fall die Bestechung einer Redaction dargethan hat, um eine gute Sache zu verlassen oder eine unrühmliche zu verfechten, und es ist das Wunder aller Wunder, daß selbst Hasser Englands seiner Zeitungspresse das Zeugniß der Ehrenhaftigkeit geben.

In ihrem Gefolge befinden sich die oben unerwähnt gebliebenen Pennyzeilenschreiber und deren Unterabtheilung, die Ereignißfabrikanten. Sie sind zu merkwürdig und eigenthümlich, um unerwähnt zu bleiben. Sie sind die Nachzügler der Londoner Tagespresse, Sammler zerstreuter Neuigkeiten, Erzähler der Feuersbrünste, Straßenkrawalle, Selbstentleibungen und vielerlei anderer Dinge, mit denen jene die großen und kleinen Lücken ihrer Riesenspalten ausfüllt, und durch alles dies die unterhaltendsten Mitarbeiter für eine Masse Leser und Leserinnen. Ihr Name entstand aus dem üblichen Honorarsatze von einem Penny für die Druckzeile und dauert fort, obschon Letzterer gegenwärtig die Hälfte mehr beträgt — zwölf Pfennige die Zeile. Die Träger dieses Namens stehen mit der Presse in keiner unmittelbaren Verbindung, sind wohl den meisten Redactionen persönlich unbekannt. Sie verkaufen was sie aufgegriffen haben, an wen es sei, und nur weil es in ihrem Vortheile liegt, Worte nicht zu sparen und kurze Fäden möglichst lang zu spinnen, jede Redaction aber das Recht übt zu streichen und zu kürzen, bieten sie ihre Waare am liebsten da zum Kauf, wo solches am wenigsten geschieht. Es soll ihrer gegen sechzig geben.

Abgerechnet die Ungewißheit des Erwerbs hat die Beschäftigung manches Angenehme. Ganz stumpf wird vielleicht Keiner gegen den Kitzel, seine Mittheilung die Runde durch alle Blätter machen zu sehen und sich als der Erste zu empfinden, dem Tausende nacherzählen. Jedenfalls hält ihn sein Zweck in steter Bewegung,

bringt Wechsel auf Wechsel vor seine Augen, schützt ihn vor dem Stagniren, dieser Pest des Geistes. Er hört von einer ungewöhnlichen Mordthat und forscht augenblicklich nach. Der leiseste Wink bringt ihn auf die Spur der Einzelheiten, und mit einem Eifer, einer Ausdauer und einem Scharfsinne, die in gleichem Grade selten zusammentreffen, durchstöbert er meilenweit die Umgegend, einschlagende Nachrichten zu erlangen. Er erregt heute eine Neugier, deren Befriedigung er für morgen schon im Kopfe hat und die ihn heute und morgen ernährt. Von der Verhaftung des Mörders bis zu dessen Hinrichtung hängt er sich an seine Fersen. Er wohnt der Todtenschau bei und dem ersten Verhöre, schildert jene und beschreibt dieses; er verschafft sich Eintritt in den Kerker und meldet, wer den Gefangenen besucht, was er ißt und trinkt, wie er schläft, welche Bücher er liest, von welcher Farbe seine Kleidung, wie sein Haar geschnitten, wie der Ausdruck seines Gefühls, welches der Inhalt seiner Gespräche ist; er geht zu den Assisen und berichtet die Zeugenaussagen, die Reden, das Verdikt der Geschworenen, den Todesspruch des Richters und das Benehmen des Verurtheilten, er sieht die Hinrichtung und erzählt das grause Schauspiel, er gibt den Todten erst auf, wenn er mit den Anekdoten zu Ende ist, die er über ihn gesammelt. Dasselbe thut er in veränderter Form bei romantischen Selbstmorden, beim Gegeneinanderfahren von Dampfschiffen, bei Eisenbahnunglücksfällen, bei Feuersbrünsten, bei Einbrüchen, bei Entführungen, bei mißlichen Ehestandsgeschichten.

Einige haben bestimmte Landestheile, welche sie, wenn nicht anderweit beschäftigt, zum Behuf des Aufsuchens von Neuigkeiten durchwandern, also Neuigkeitsreisende, und was ihnen für das Lesepublikum Brauchbares vorkommt, das wird zu einem Aufsatze zugerichtet. Dahin gehören Gemeindestreitigkeiten, Magistratswahlen, der Zustand der Saaten, politische Aufregung, Arbeitslosigkeit und Ähnliches. Ist einer längere Zeit ein solcher Provinzreisender gewesen und sorgt er dafür, als solcher erkannt zu werden, so gewinnt er eine gewisse Geltung. Gast- und Speisewirthe beeilen sich ihn zechfrei aufzunehmen, und er bezahlt mit einem das Haus lobenden Briefe an den Herausgeber eines der gelesensten Blätter. Die Polizeiinspectoren verhelfen ihm bei öffentlichen Versammlungen zu einem guten Platze und er nennt sie in seinem Berichte unermüdet eifrige Männer. Die Redner wechseln mit ihm über das Gesprochene etliche Worte, und kann er das auch nicht durch den vollständigen Abdruck ihrer Rede vergelten, so erwähnt er doch daß sie vortrefflich gesprochen und wiederholt beklatscht worden. Minder gut steht er vielleicht mit einzelnen Einwohnern.

Wie nämlich der Zwölfpfennigzeilenschreiber nicht anders als weitschweifig sein kann, so ist er auch aus Nothwendigkeit zudringlich, muß mitunter unverschämt sein und hält Privathäuser für öffentliche. Das trägt zu Zeiten bittere Früchte. Es ist geschehen daß er für seine Neugier mit einem unfreiwilligen Bade unter der Pumpe bedient wurde und verwandte Unbill erlitt. Dagegen trägt es bisweilen auch süße Frucht. Er stellt sich bei Gelegenheit eines Gastmahls vor und Wirth und Wirthin, gewiß weit entfernt von Stolz und Prahlsucht, mögen es doch nicht ungern daß eine Zeitung ihre Gastlichkeit rühmt, und gewähren vollständig die Mittel, den Glanz und Reichthum der Tafel in Augenschein zu nehmen, die Namen der Gäste zu erfahren und von der Güte der Speisen und Weine sich zu überzeugen. Eine ergiebige Fundgrube sind in dieser Hinsicht die kleinen Seefahrten der Königin Victoria und ihre daran geknüpften Besuche von Städten und Landsitzen.

Die Mehrzahl der fraglichen Herren beschränkt sich indessen auf London und es ist wohl minder bekannt, daß sie dasselbe nicht blos gewissermaßen unter sich zerstückelt haben, sondern auch meist ehrlich genug sind, sich in den eigenen Grenzen zu halten. Dies ist der Grund, warum derjenige, in dessen Sprengel ein Polizeigericht liegt, nachdem er, von keinem Kollegen beeinträchtigt, die dortigen Verhandlungen eine Zeitlang für die Presse berichtet hat, im Gerichtshofe selbst eine Art Beachtung genießt. Je vortheilhafter dies für ihn ist, desto seltener soll es sein daß er durch falsche oder parteiische Berichte den Vortheil auf's Spiel setzt. Dagegen haben Letztere schon manches Gute gewirkt. Es geschah daß sie öffentlichen Unwillen gegen einen Polizeirichter erregten, der Lord Kanzler dadurch zu einer Untersuchung bewogen und in deren Folge der Richter seines Amtes entsetzt wurde. Nicht lange darauf vermerkte ein Anderer es übel daß er sich nicht im Geringsten versehen oder übereilen durfte, ohne daß der Berichterstatter es in seiner Darstellung rügte. Sich des unbequemen Menschen zu entledigen, ließ er ihm den Eintritt verweigern, und da jener sich nicht fügte, ihn mit Gewalt entfernen. Dazu hatte er kein Recht; ein englischer Gerichtshof muß Jeden dulden, der sich ruhig verhält und in keiner Weise die Rechtspflege stört. Was den Richter am Scribenten verdroß, war Privatsache, worüber er ihn gehörigen Orts belangen konnte. Das

wußte der in seinem bürgerlichen Rechte und Erwerb Gekränkte, erhob Klage und würde muthmaßlich gewonnen haben, wenn nicht die Zurücknahme der Klage und sein Wiedererscheinen in demselben Gerichtshofe und in der frühern Eigenschaft hinlänglich bewiesen hätten daß der Verklagte es vorgezogen, sich mit ihm zu einigen.

Da der Zwölfpfennigzeilenschreiber sein Gewerbe freiwillig treibt und keinerlei Verpflichtigung hat, jedes Polizeiverhör der Öffentlichkeit zu übergeben, so ist es denkbar und verträgt sich mit der unbescholtensten Ehrlichkeit, daß Verschweigen ihm bisweilen mehr Gewinn bringt als Veröffentlichen. Ein Herr Jones, ein Herr Smith, ein Herr Tomkins hat sich zufällig betrunken und in diesem Zustande eine Polizeiwidrigkeit gesündigt, welche ihn vor den Richter und in Geldstrafe gebracht. Selbst die nächsten Freunde des Sünders erführen davon keine Sylbe, wäre nicht zu befürchten daß sie es schon am folgenden Morgen in einer Zeitung läsen. Also erkauft sich Herr Jones oder Smith das Schweigen des Berichterstatters, und das kann keine Erpressung heißen. Ein Wortbruch würde dem Empfänger durch Untergrabung seines Kredits mehr schaden als nützen, und mag deshalb selten vorkommen. Das aber soll nicht selten sein daß besonders pikante Fälle, obgleich die Betroffenen sich mit dem Gefährlichen abgefunden, unter anderem Namen und Angabe anderer Straßen in's Publikum gelangen, was übrigens in dem weiten London nicht leicht zur Entdeckung der richtigen Namen führt und den Zweck der Erkaufung vereitelt.

Die erwähnte Unterabtheilung der Zwölfpfennigzeilenschreiber, die Ereignißfabrikanten, erscheinen wie jene als die Historiker, so ihrer Seits als die Romantiker der Presse, erdichten was wahr sein könnte, und geben es für Wahrheit, erwecken Sympathien für Unglückliche die nicht existiren, für Gräuelthaten die nicht geschehen, für Edelthaten, deren Väter sie sind. Dazu gehört Phantasie und Geschick, vor Allem aber die Kunst, es so einzurichten daß die Täuschung früher bezahlt als entdeckt werde. Mancherlei mögen die Mittel sein, diese Klippe zu umschiffen, und wer weiß, ob selbst einer von der Brüderschaft sie alle nennen könnte. Es genüge, die zwei gewöhnlichsten anzugeben. Sonnabends ist in den Büreaux der Londoner Zeitungen Zahltag. Gebt daher Tags vorher ein solches Fabrikat ein, welches dem Herausgeber glaubwürdig dünkt, so nimmt er es in die Sonnabendsnummer auf, und es ist gedruckt und bezahlt, ehe diejenigen von welchen es handelt, oder Andere die um das Ereigniß wissen müßten, das betreffende Blatt gelesen haben und widersprechen können. Oder ein Artikel wird von Mehreren geschmiedet, aber nur im wesentlichen Inhalte gleichlautend dem Herausgeber von verschiedenen Seiten gebracht und desto unbedenklicher als Bericht eines wirklichen Ereignisses angenommen. Wer das Honorar empfängt, theilt es mit seinen Kollegen. Verstellung der Handschrift und falsche Namen sind die Klappern des Handwerks.

Wie hoch der jährliche Verdienst eines Zwölfpfennigzeilenschreibers sich beläuft, kann nur einigermaßen daraus gefolgert werden, daß von den zehn großen Blättern ungefähr fünf dem angeblich sechzig starken Corps jedes im Jahresdurchschnitte tausend Pfund bezahlt, während das Gesammthonorar der übrigen und der Sonntagsblätter ziemlich das Doppelte betragen soll. Hiezu ebenso viel als Summe der gedachten freiwillig-gezwungenen Bußopfer und anderer Accidenzen, und das Jahresverdienst des Einzelnen wird kaum über hundert Pfund Sterling oder siebenhundert Thaler steigen.

Zur Chronik der Gegenwart.

[Fürst Heinrich Reuß der 72.]

— Ein kleiner Fürst hat ein großes Wort gesprochen. Derselbe der wegen seines Kabinettstyles und als „Principienreiter“ vielfach gescholten und jetzt das Regiment über Lobenstein-Ebersdorf an seinen Vetter abgetreten, spricht in einem Erlaß aus der Lausitz das glorreiche Wort: „Teutschland soll eine Einheit sein und die kleinen Herrscher sind eine Unmöglichkeit.“ Fürst Heinrich klagt bitter über Verkennung; sein Bestreben sei schon freisinnig gewesen, als es noch gefährlich war dies zu scheinen. Die Wühler im Lande hätten seine besten Pläne gekreuzt. Eine „infame Sturmpetition“ hat ihm besonders das Regieren verleidet; die Bürgerwehr, 1200 Mann stark, ließ ihn im Stich. Da war sein Bleiben nicht mehr möglich, weil er, wie er sagt, nichts halb sein wolle. — Auch König Ludwig v. Baiern hat bekanntlich aus gleichem Beweggrunde, weil er nichts halb sein wolle, abgedankt. — Möchte nur das Eine Wort des Fürsten Reuß seine Stätte finden! Wie man auch über ihn denken mag, das Wort: die kleinen Herrscher sind in Deutschland eine Unmöglichkeit! hat ihn mit diesem ehrlichen Selbstbekenntniß verewigt. — In Dessau langte vor einigen Tagen aus Frankfurt die „Schreckenskunde“ an, Anhalt solle meditiasirt werden. Als Beschluß der Centralgewalt — eine „Schreckenskunde;“ als freiwilliger Act — eine glorreiche That der Selbsterkenntniß und der guten Gesinnung für das Wohl Deutschlands!

[Germanien — oder Deutschland?]

— Welcher Gestaltung geht nun unser Vaterland aus all den Wirren entgegen? In welcher Form und in welchem Abschluß sollen die heißen Wünsche nach Einheit und Neugestalt Deutschlands ihre Verwirklichung finden? — Diese große Haupt- und Lebensfrage stellt sich ihrer Entscheidung immer näher. Sie hängt von der Lösung der östreichischen Wirren ab. Es hat noch niemand dafür das rechte Wort der Lösung gefunden; der Gewalt der Ereignisse bleibt die Entscheidung überlassen. Klarheit und Sicherheit herrscht so wenig darüber in Wien wie in Frankfurt. Auch Gagern's Wort über Östreich erledigte nichts. — Er will, haben wir ihn recht verstanden, mit dem Bestande des centralen Östreichs als europäischer Großmacht für Deutschland die Herrschaft des deutschen Geistes im Osten weit offen gelassen wissen. Diese Aufgabe hat aber das centrale Östreich schon immer gehabt und schlecht

genug gelöst. Deutsche Sitte, deutsche Bildung in's Gewühl der Donauvölker zu bringen, konnte mit einem Metternichschen System nicht als verträglich gelten. In die Fußstapfen des Metternichschen Machiavellismus wird aber Östreich immer wieder verfallen, sobald es seine Centralisation festhält. Aus einer geknechteten Erbschaftsmasse kann kein Bund freier Völker unter Haus Habsburg werden: es müßte denn der Bürgerkrieg erst noch Jahrzehnte hindurch wüthen und die blind verworrenen Elemente durch solch scharfen Scheideproceß lichten und klären. Die Wiener Märzrevolution war ein schöner, edler Act. Nur daß man so leichten Kaufes davonzukommen glaubte! Es war ein Irrthum der sich jetzt bitter genug rächt. Wenn Wien *frei* werden wollte, so mußte es nicht blos von der Tyrannei und der dynastischen Intrigue, es mußte auch frei von Anarchie sein. Wenn Wien *deutsch* sein wollte, so mußte es einen Schritt weiter gehen und mit Entsagung auf den Glanz verzichten, Hauptstadt über Länder und Völker zu sein die es verachtet und doch an sich gebunden hält. Wien hat den Gedanken nicht fassen können, daß es um deutsch zu sein, Östreichs neue Centralisation nicht fördern dürfe, denn mit dieser neuen Centralisation wird Östreich ein Slawenstaat, nicht aus Laune seiner Herrscher, sondern aus dem Drang der Nothwendigkeit. Löst die Erbschaftsmasse mit der pragmatischen Sanction! Dann kann sich scheiden was deutsch und slawisch ist. Böhmen und Mähren mit einem Erzherzog, Deutsch-Östreich, Kärnthen, Krain und Tyrol mit einem Erzherzog, wären zwei schöne deutsche Kronen die in die Wagschaale zu Frankfurt schwer genug fallen würden, um, wenn dies noth thäte, Preußen das Gegengewicht zu halten. Dann wird Deutschland vollständig, dann tritt der Einheitsgedanke mit allen Sympathien und Reminiscenzen des alten *Germaniens* in's Leben. Ob Stephan die böhmisch-mährische Krone erhält, Ferdinand oder Johann die östreichisch-kärnthen-krain-tyrolische, gilt uns gleich; um die Völker handelt es sich wesentlich, um Deutschland fest aufzubauen. Zweifelsohne ließen sich die Ungarn noch immer mit einem Habsburgischen Prinzen als König vereinbaren, ein südslawisches Königreich sich eben so gut aus Slawonien, Kroatien und der Militärgrenze mit einem Erzherzog construiren. Wollen jene Völker doch kaiserlich, d. h. Habsburgisch sein und bleiben! Für Siebenbürgen und Galizien kann eine Personalunion mit einem dieser Habsburgsstaaten ausfindig gemacht werden, alle diese Staatencomplexe zu einem Staatenbunde zusammentreten um für den Fall der Noth gegen Polen oder Rußland Ein Interesse zu handhaben. Ein Hausgesetz könnte das ordnen, aber ohne Theilung der unnatürlich zusammengeschleppten Monarchie Östreich ist die proclamirte Völkerfreiheit ein leerer Wahn, ihr Verhältniß zu Deutschland eine Täuschung. — Diesem entgegen stellt sich nun noch immer der Glaube an die Nothwendigkeit des Zusammengehörens; nicht blos durch die gemeinsame Staatsschuld, auch sonst seien die östreichischen Erbschaftsmassen dergestalt materiell verwachsen daß Östreich nie aufhören könne ein Gesammtstaat zu sein. Seine Stellung als europäische Großmacht sei Rußland gegenüber nothwendig! Dahin geht diese Ansicht. Wir theilen sie nicht. Macht sie sich aber für jetzt noch einmal geltend, verlieren wir an dies centrale Östreich die deutschen Länder Östreichs, so ist der Gedanke eines Germaniens dahin. Und dann muß *ein modernes Deutschland* construirt werden. Dies ist *dann* die Nothwendigkeit. Für *dieses* Deutschland ist dann der Zollverein die materielle Grundlage und was Preußen angebahnt hat, muß zu Preußens Ehre und zu Deutschlands Wohlfahrt fertig in's Leben treten. Mit Preußen wird dann Deutschland die europäische Großmacht werden, einem centralisirten Östreich zur Seite. Auf diese Entscheidung drängt jetzt Alles. In Wien muß die Frage praktisch gelöst werden, in Frankfurt hat man mit der Feststellung bloßer Personalunion die theoretische Grundlage dazu gegeben.

[Der Berliner Demokratencongreß.]

— Aus einem neuen *Vorparlament* aller *Linken* hat in Berlin nichts *Rechtes* werden wollen. Auch als Congreß der deutschen Demokratie ist die Versammlung ziemlich dürftig ausgefallen. Das Frankfurter Nationalparlament und den dortigen Aufbau deutscher Einheit in Verruf zu erklären, blieb eben so wohl ein „*frommer* Wunsch , als die Bemühung, die zersprengten Bruchstücke der Opposition zu einem Gegenparlament in Berlin zu sammeln. Die Demokratie ist sogar naiv genug ihre Blamage offen darzulegen. Der Bürger Kriege sagte, die demokratische Republik habe sich auf ein „ideales Proletariat“ stützen wollen, allein weil sie nur ungebildete Massen vorgefunden, vorläufig das Bürgerthum heranziehen müssen. Auch an fremde Völker habe man sich gewendet, besonders nach Amerika um Geld geschrieben, allein bis Dato keines bekommen! Bürger Heramer rügte diese Offenheit des Geständnisses, allein sein Bericht über den Stand der Kasse war eben so naiv; daraus ergaben sich 4 Thlr. 4 3/4 Sgr. als Ergebniß der Demokratenkräfte in Deutschland. Mehrere Redner traten für die rothe Republik auf. Das sei leeres Gerede, sagte Ruge, ob für rothe, ob für blaue Republik, das sei gleichviel, es handle sich um Thaten. Und die That, zu der Ruge aufforderte, war eben auch nichts als eine — Phrase und ein „guter“ Wille. Alle schworen Wien retten zu wollen. Über das *Wie* spaltete sich der Congreß. Die Berliner, Sachsen, Mecklenburger u. A. erklärten sich für die „honette Republik“, für die Republik welche nicht mit dem Kopf durch die Wand rennen wolle. Sie machten gleichsam die Rechte im Congreß aller Linken. Diejenigen die am weitesten links unter den Linkischen, wollten mit den 4 Thlr. 4 3/4 Sgr. und allen ihren moralischen und physischen Kräften Wien retten. Männer des Centrums, wie Held, erklärten den Arbeitern, das Berliner Volk habe lediglich zu Hause auf die „reine Anarchie“ ihre Hoffnung zu setzen. Den Beweis für die Reinheit dieser reinen Anarchie blieb er schuldig. Der Bürger Sennin aus Dresden ging im Schwung seiner extremen Freiheitsbegriffe so weit, in der Versammlung den Hut auf dem Kopfe zu behalten. Er sagte heroisch genug: nur vor Gott und vor dem Gesetze (?) nehme er den Hut ab, und höchstens um den aristokratischen Staub herauszuklopfen. Bürger Braklow, Führer eines Freicorps von Schleswig-Holstein, sagte in der Volksversammlung unter den Zelten, die Soldaten dürften nicht länger dazu gebraucht werden, gekrönten Puppen zu Liebe die Völker in den Staub zu treten. Diese Volksversammlung leitete Bayrhoffer aus Marburg. Die Nacht darauf sollte Braklow's Verhaftung erfolgen; er war jedoch entflohen. Die Bürger Sennin und Silberstein, sagt man, sind eingesteckt. Dies das Ende vom Liede.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr.	Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet.	№ 107. 2. Novbr.

Heinrich v. Kleist über Paris und die Franzosen.

— Während wir erfaßt und erfüllt sind unsere Gegenwart zu bewältigen und zu ordnen, treten noch unausgesetzt auch Gestalten unserer Vergangenheit zu uns heran und verlangen Gehör. Wir dürfen es ihnen nicht versagen, denn auch die Todten sollen leben, um so mehr, bringen sie uns eine Kunde die uns für das Werk des Augenblicks fördern kann. Heinrich Kleist, der bleiche Schatten eines großen Dichters, gehört zu Denen die sich zu uns herandrängen. Die Briefe welche Tieck's Händen anvertraut waren, sind jetzt durch E. v. Bülow zusammengestellt. Es sind besonders die wichtigen Briefe an des Dichters Verlobte Wilhelmine, welche Aufschluß über seine Natur geben. Wir werden die an Deutschland verzweifelte und verunglückte Gestalt Kleist's ausführlich in's Auge fassen, denn die Acten sind jetzt endlich über ihn geschlossen. Als Einleitung dazu geben wir einen seiner Pariser Briefe.

Paris, d. 16. August 1801.

„Empfangen Sie, goldne Schwester, zum Lohne für Ihre lieben, in Karls Schreiben eingeschlossenen Worte, diesen Brief aus Paris. Sie beneiden mich, wie es scheint, um meinen Aufenthalt und wünschen an meiner Stelle zu sein. Wenn Sie mir folgen wollen, will ich Ihren Geist in die Nähe der Coulissen führen, die, aus der Ferne betrachtet, so reizend scheinen. Aber erschrecken müssen sie nicht, wenn Sie die Gestalten ein wenig mit Farben überladen und ein wenig grob gezeichnet finden.

Denken Sie sich in der Mitte von drei Hügeln, auf einem Flächenraum von ungefähr einer Quadratmeile, einen Haufen von übereinandergeschobenen Häusern, welche schmahl in die Höhe wachsen, gleichsam den Boden zu vervielfachen, denken Sie sich alle diese Häuser durchgängig von jener blassen, matten Modefarbe, welche man weder gelb noch grau nennen kann, und unter ihnen einige schöne, edle, aber einzeln in der Stadt zerstreut, denken Sie sich enge, krumme, stinkende Straßen, in welchen oft an einem Tage Koth mit Staub und Staub mit Koth abwechseln, denken Sie sich endlich einen Strom, der, wie mancher fremde Jüngling, rein und klar in diese Stadt tritt, aber schmutzig und mit tausend Unrath geschwängert sie verläßt, und der fast in gerader Linie sie durchschneidet, als wollte er den ekelhaften Ort in welchen er sich verirrte, schnell auf dem kürzesten Wege durcheilen, — denken Sie sich alle diese Züge in einem Bilde, und Sie haben ohngefähr das Bild von einer Stadt deren Aufenthalt Ihnen so reizend scheint.

Verrath, Mord und Diebstahl sind hier ganz unbedeutende Dinge, deren Nachricht Niemand afficirt. Ein Verbrechen des Vaters mit der Tochter, des Sohnes mit der Mutter, ein Todtschlag unter Freunden und Anverwandten sind Dinge, die täglich vorkommen, und die der Nachbar kaum des Anhörens würdigt. Kürzlich wurden einer Frau 50,000 Thaler gestohlen, fast täglich fallen Mordthaten vor, ja vor einigen Tagen starb eine ganze Familie an der Vergiftung; aber das Alles ist das langweiligste Ding von der Welt, bei dessen Erzählung sich Jedermann ennuyirt. Auch ist es etwas ganz Gewöhnliches, einen todten Körper in der Seine oder auf der Straße zu finden. Ein solcher wird dann in ein an dem Pont St. Michel dazu bestimmtes Gewölbe geworfen, wo immer ein ganzer Haufe übereinanderliegt, damit die Anverwandten, wenn ein Mitglied aus ihrer Mitte fehlt, hinkommen, und es finden mögen. Jedes Nationalfest kostet im Durchschnitt zehn Menschen das Leben. Das sieht man oft mit Gewißheit vorher, ohne darum dem Unglück vorzubeugen. Bei dem Friedensfest am 14. Juli stieg in der Nacht

ein Ballon mit einem eisernen Reifen in die Höhe, an welchem ein Feuerwerk befestigt war, das in der Luft abbrennen, und dann den Ballon entzünden sollte. Das Schauspiel war schön; aber es war vorauszusehen daß, wenn der Ballon in Feuer aufgegangen war, der Reifen auf ein Feld fallen würde, das vollgepfropft von Menschen war. Aber ein Menschenleben ist hier ein Ding, von welchem man 800,000 Exemplare hat. Der Ballon stieg, der Reifen fiel, ein Paar schlug er todt, weiter war es nichts.

Zwei Antipoden können einander nicht fremder und unbekannter sein, als zwei Nachbarn von Paris, und ein armer Fremdling kann sich gar an niemand knüpfen, niemand knüpft sich an ihn. Zuweilen gehe ich durch die langen, krummen, engen, schmutzigen, stinkenden Straßen, ich winde mich durch einen Haufen Menschen, welche schreien, laufen, keuchen, einander schieben, stoßen, umdrehen, ohne es übel zu nehmen, ich sehe Einen fragend an, er sieht mich wieder an, ich frage ihn ein Paar Worte, er antwortet mir höflich, ich werde warm, er ennuyirt sich, wir sind einander herzlich satt, er empfiehlt sich, ich verbeuge mich, und wir haben einander vergessen, so bald wir um die Ecke sind. Geschwind laufe ich nach dem Louvre und erwärme mich an dem Marmor, an dem Apoll von Belvedere, an der mediceischen Venus, oder trete unter die italienischen Tableaux, wo Menschen auf Leinwand gemalt sind. — Übrigens muß man gestehen daß es vielleicht nirgends Unterhaltung gibt, als unter den Franzosen. Man nenne einem Deutschen ein Wort, oder zeige ihm ein Ding, darauf wird er kleben bleiben, er wird es tausendmal mit seinem Geiste anfassen, drehen und wenden, bis er es von allen Seiten kennt, und Alles was sich davon sagen läßt, erschöpft hat. Dagegen ist der zweite Gedanke über ein und dasselbe Ding dem Franzosen langweilig. Er springt von dem Wetter auf die Mode, von der Mode auf das Herz, von dem Herzen auf die Kunst, gewinnt jedem Dinge die interessante Seite ab, spricht mit Ernst von dem Lächerlichen, lachend von dem Ernsthaften, und wenn man dann eine Viertelstunde zugehört hat, ist es als ob man in einen Guckkasten gesehen hätte. Man versucht es, seinen Geist zwei Minuten lang an einen heiligen Gegenstand zu fesseln: er wird das Gespräch kurzweg mit einem ah bah! abbrechen. Der Deutsche spricht mit Verstand, der Franzose mit Witz. Das Gespräch des Ersteren ist mir eine Reise zum Nutzen, das Gespräch des Anderen wie ein Spaziergang zum Vergnügen. Der Deutsche geht um das Ding herum, der Franzose fängt den Lichtstrahl auf, den es ihm zuwirft, und geht vorüber.

Zwei Reisende, die zu zwei verschiedenen Zeiten nach Paris kommen, sehen zwei ganz verschiedene Menschenarten. Ein Aprilmonat kann kaum so schnell mit der Witterung wechseln, als die Franzosen mit der Kleidung. Bald ist ein Rock zu eng für Einen, bald ist er groß genug für zwei, und ein Kleid, das sie heute einen Schlafrock nennen, tragen sie morgen zum Tanze, und umgekehrt. Dabei sitzt ihnen der Hintere bald unter dem Kopfe, bald über den Hacken, bald haben sie kurze Arme, bald keine Hände, die Füße scheinen bald einem Hottentotten, bald einem Sinesen anzugehören, und die Philosophen mögen uns von der Menschengattung erzählen was sie wollen, in Frankreich gleicht jede Generation weder der von welcher sie abstammt, noch der welche ihr folgt. — —

Eine ganz rasende Sucht nach Vergnügungen verfolgt die Franzosen und treibt sie von einem Orte zum andern. Sie ziehen den ganzen Tag mit allen ihren Sinnen auf die Jagd, den Genuß zu fangen, und kehren nicht eher wieder heim, als bis die Jagdtasche bis zum Ekel angefüllt ist. Ganze Haufen von Affischen laden überall den Einwohner und den Fremdling zu Festen ein. An allen Ecken und Straßen und auf allen öffentlichen Plätzen schreit irgend ein Possenreißer seine Künste aus, und ladet die Vorübergehenden vor seinen Guckkasten, oder fesselt sie wenigstens auf ein Paar Minuten durch seine Sprünge und Faxen. Selbst mit dem Schauspiele oder mit der Oper, die um 11 Uhr schließt, ist die Jagd noch nicht beendigt. Alles strömt nun nach öffentlichen Orten, der gemeinere Theil in das Palais Royal und in die Kaffeehäuser, wo entweder ein Concert von Blinden oder ein Bauchredner, oder irgend ein anderer Harlekin die Gesellschaft auf Kosten des Wirthes vergnügt, der vornehmere Theil nach Frascati, oder dem Pavillon d'Hannovre, zwei fürstlichen Hotels, welche seit der Emigration ihrer Besitzer das Eigenthum ihrer Köche geworden sind. Da wird denn der letzte Tropfen aus dem Becher der Freude wollüstig eingeschlürft: eine prächtige Gruppe, ein schöner Garten, eine Illumination und ein Feuerwerk, — denn nichts hat der Franzose lieber, als wenn man ihm die Augen verblendet.

Das sind die Vergnügungen dieser Stadt. Ist es nicht entzückend, ist es nicht beneidenswürdig, so viel zu genießen? Ach, zuweilen, wenn ich dem Fluge einer Rakete nachsehe, oder in den Schein einer Lampe blicke, oder ein künstliches Eis auf meiner Zunge zergehen lasse, und mich frage: genießest Du —? fühle ich mich so leer, so arm, bewegen sich die Wünsche so unruhig, treibt es mich fort aus dem Getümmel unter

den Himmel der Nacht, wo die Milchstraße und die Nebelflecken dämmern. —

Ja, zuweilen, wenn ich einmal einen Tag dem widmete, mit dem Haufen auf diese Jagd zu ziehen, die man doch auch kennen lernen muß, wenn ich dann, ohne Beute, ermüdet zurückkehre, und still stehe auf dem Pont-Neuf, über dem Seinestrom, diesem einzigen schmahlen Streifen Natur, der sich in die unnatürliche Stadt verirrte, habe ich eine unaussprechliche Sehnsucht hinzufliegen nach jener Höhe, welche bläulich in der Ferne dämmert, und alle diese Dächer und Schornsteine aus dem Auge zu verlieren, und nichts zu sehen als rundum den Himmel. Aber gibt es einen Ort, in der Gegend dieser Stadt, wo man ihrer nicht gewahr würde? —

Überdrüssig aller dieser Feuerwerke und Illuminationen, und Schauspiele und Possenreißereien hat ein Franzose den Einfall gehabt, den Einwohnern von Paris ein Vergnügen ganz neuer Art zu bereiten, nämlich das Vergnügen an der Natur. Der Landgraf von Hessen-Kassel hat sich auf der Wilhelmshöhe eine gothische Ritterburg und der Kurfürst von der Pfalz in Schwetzingen eine türkische Moschee erbaut. Sie besuchen zuweilen diese Orte, beobachten die fremden Gebräuche und versetzen sich so in Verhältnisse, von welchen sie durch Zeit und Raum getrennt sind. Auf eine ähnliche Art hat man hier in Paris die Natur nachgeahmt, von welcher die Franzosen weiter als der Landgraf von der Ritterzeit und der Kurfürst von der Türkei entfernt sind. Von Zeit zu Zeit verläßt man die matte, fade, stinkende Stadt und geht in die — Vorstadt, die große einfältige, rührende Natur zu genießen. Man bezahlt im hameau de Chantilly, am Eingange 20 Sols für die Erlaubniß, einen Tag in patriarchalischer Simplicität zu durchleben. Arm in Arm wandert man, so natürlich wie möglich, über Wiesen, an dem Ufer der Seen, unter dem Schatten der Erlen, hundert Schritte lang, bis an die Mauern, wo die Unnatur anfängt, — dann kehrt man wieder um. Gegen die Mittagszeit, das heißt um 5 Uhr, sucht jeder sich eine Hütte, der Eine die Hütte eines Fischers, der Andere die eines Jägers, Schiffers, Schäfers ꝛc., jede mit den Insignien der Arbeit und einem Namen bezeichnet, welchen der Bewohner führt, so lange er sich darin aufhält. Funfzig Lakaien, aber ganz natürlich gekleidet, springen umher, die Schäfer- oder die Schifferfamilien zu bedienen. Die raffinirtesten Speisen und die feinsten Weine werden aufgetragen; aber in hölzernen Näpfen und in irdenen Gefäßen, und damit nichts der Täuschungen fehle, ißt man mit Löffeln von Zinn. Gegen Abend schifft man sich zu zwei und zwei ein, und fährt, unter ländlicher Musik, eine Stunde lang spazieren, auf einem See welcher zwanzig Schritte zum Durchmesser hat. Dann ist es Nacht, ein Bett unter freiem Himmel beschließt das romantische Fest, und jeder eilt aus der Natur wieder in die Unnatur hinein. — Große, stille, feierliche Natur, du, die Kathedrale der Gottheit, deren Gewölbe der Himmel, deren Säulen die Alpen, deren Kronleuchter die Sterne, deren Chorknaben die Jahreszeiten sind, welche Düfte schwingen, in den Rauchfässern der Blumen, gegen die Altäre der Felder, an welchen Gott Messe liest und Freuden austheilt, zum Abendmahl unter Kirchenmusik, welche die Ströme und die Gewitter rauschen, indessen die Seelen entzückt ihre Genüsse an dem Rosenkranze der Erinnerung zählen; — so spielt man mit Dir! —

Zwei waren doch an diesem Abend in dem hameau de Chantilly, welche genossen, nämlich ein Jüngling und ein Mädchen, welche, ohne zu tanzen, dem Spiele in einiger Entfernung zusahen. Sie saßen unter dem Dunkel der Bäume, nur matt von den Lampen des Tanzplatzes erleuchtet, — neben einander, versteht sich; und ob sie gleich niemals lachten, schienen sie doch so vergnügt daß ich mich selbst an ihrer Freude erfreute, und mich hinter sie setzte in der Ferne, wo sie mich nicht sahen. Sie hatten beide die nachbarlichen Arme auf das Geländer gelehnt, das ihren Rücken halb deckte. Das geschah aber blos, um sich zu stützen. Die Kante war schmahl; und die warmen Hände mußten einander zuweilen berühren. Das geschah aber so unmerklich, daß es Niemand sah. Sie sahen sich meist an, und sprachen wenig, oder viel, wie man will. Wenn sie mit eigentlichen Worten sprachen, war es ein Laut, wie wenn eine Silberpappel im Winde zittert. Dabei neigten sie einander mehr die Wangen, als das Ohr zu, und es schien, als ob es ihnen mehr um den Athen als um den Laut zu thun wäre. Ihr Antlitz glühte wie ein Wunsch. — Zuweilen sahen sie mit feuchten Blicken, träumend in den Schein der Lampen. — Es schien, als folgten sie der Musik in ein unbekanntes Land, — dann schüchtern mit einem Male, zählten sie die Menschen und wogen ihre Mienen. — Als sie mich erblickten, warfen sie ihre Augen auf den Boden, als ob sie ihn suchten, — da stand ich auf, und ging weg." —

Ist die Gruppe dieser beiden Gestalten nicht schon ein Vorbild seines eignen Duo's mit jener Henriette die dem Dichter das Versprechen abgenommen sie zu tödten, ein Versprechen das er nur halten konnte durch einen Doppelmord!

Briefwechsel.

Berlin, d. 31. October.

[Der Demokratencongreß und die wahre Demokratie; der demokratische Frauenklubb und Lucie Lenz.]

⊙ Diese ganze verflossene Woche hat der Demokratencongreß getagt, aber es ist nicht Tag geworden bei ihm, sondern Alles blieb eingehüllt in ein verworrenes undeutliches Chaos. Das einzige Licht welches uns und ihm aufging, war daß die Demokratie sehr arm ist an irdischen Gütern, und daß ihr Baarvermögen sich in diesem Augenblick auf zwei Thaler neun Silbergroschen beschränkt. Das ist das einzige Positive, Unumstößliche in den Berathungen der Demokraten. Die Demokratie hat kein Geld! Und diese blutende Wunde hat sie selber mit schonungsloser Offenherzigkeit der ganzen hohnlachenden Reaction blosgelegt! Das war aber eben so taktlos als unbesonnen, denn mit diesem Mangel an Geld verrieth die Demokratie zugleich dem Feinde ihre geringen Streitkräfte und ihre Schwäche. Denn die Stärke beruht heutzutage nicht blos im Geiste, sondern auch in den materiellen Mitteln, und nie und nimmermehr wird der Geist Revolutionen hervorzubringen in Stande sein, wenn nicht das Geld ihm dabei zu Hülfe kommt. Der Geist ist das Schwert, das Geld aber der Arm welcher das Schwert führt, und dem Schwerte die Kraft verleiht. Unsre Demokraten haben es dahin gebracht daß man die Demokratie mit dem Proletariat verwechselt. Sie haben es verschuldet daß die Reaction sie mit den Sanscülotten zusammenwirft. Die wahre Demokratie ist in ihrem geistigen Wesen das lebengebende, den ganzen Organismus durchströmende Blut der Freiheit. Unsre Demokraten von heute sind nicht die echten Söhne ihrer Mutter, es sind angenommene Kinder, die sich die Mutter Demokratie als einen Nothbehelf angenommen, damit bis die wahren und echten Söhne kommen, das Haus nicht leer stehe und veröde! Man kann der Demokratie aus ganzem Herzen sich zugehörig und ihr sich mit dem innersten Wesen ergeben fühlen ohne deshalb mit diesem Congresse der Linken gemeinsames Spiel machen zu wollen! Denn nur ein Spiel ist ihr ganzes Gebahren; ihre Thaten sind leere Worte. Sie haben den heiligen, alle Völker verbrüdernden, alle Menschen in Liebe verbindenden Begriff der Demokratie heruntergebracht. Sie haben sich in ihrer ganzen Schwäche und Gehaltlosigkeit gezeigt, nicht blos an irdischen Gütern sondern auch an Geist arm erwiesen. Statt sich erwärmt und durchdrungen zu fühlen von dieser großen gemeinsamen Idee welche, wie man glaubte, sie zusammengeführt, begannen sie damit uns ein klägliches Bild ihrer ganzen Misère zu entwerfen. Der Eine erzählte daß er Vorlesungen habe halten müssen, um nicht zu verhungern, der Andere jammerte daß die Kasse nur zwei Thaler enthalte. Man stellte die materielle Misère allen übrigen Dingen voran, und als man zur Besprechung der geistigen Interessen kam, entstand ein wirres, chaotisches Durcheinander, das sich noch bis heute zur Ruhe und Klarheit nicht hat läutern wollen. Das Volk welches diesem Congreß mit vieler Spannung entgegengesehen, und große Dinge von ihm erhofft hatte, sieht sich schmerzlich enttäuscht und hat bei diesen kleinlichen Zänkereien und Plänkeleien der Demokraten unter einander allen Glauben und alle Zuversicht an die Demokratie verloren. „Lassen Se man erst die Demokraten und die Linken von janz Deutschland zusammenkommen!“ sagte mir neulich ein Apfelweib auf dem Gendarmenmarkt, „lassen Se man erst diese beiden Congresser zusammenkommen, denn werd et alles besser werden! Wenn jetzt Generalmarsch geblasen wird, jeht mein Mann jar nich mehr hin, er rührt seinen Kuhfuß jar nich an. Aber wenn die Congresser zusammen sind, und 't wird denn geblasen, und et heeßt, Bürger kommt, die Rechte soll runtergebracht und abgemuckst werden, denn nimmt mein Mann seinen Kuhfuß und geht hin! Eher kann et allens nischt helfen, als bis die Rechte gestürzt is! Die Rechte muß runter, sie muß runter, sage ick!“ Und während sie das sagte, wühlte die Frau in ihren Äpfeln herum, als wären es die heruntergesäbelten Köpfe der „Rechten,“ von welcher das Volk meint daß sie die unrechte ist. — Der Congreß aller Linken ist eigentlich gar nicht zu Stande gekommen; nur zehn bis zwölf Deputirte anderer Nationalversammlungen sind hier. Man berieth gestern die Art, wie man den Wienern zu Hülfe kommen wollte. Einige waren dafür, ihnen mit bewaffneter Hand helfen zu wollen, und einen Zug nach Wien zu veranstalten, aber diese wurden überstimmt von der besonneneren Mehrheit, welche diesen Plan durch die Erklärung niederschlug daß zu solchem Unternehmen das Nothwendigste fehlte, nämlich — das Geld! Endlich begnügte man sich mit einer weniger kostspieligen Hülfe, und beschloß eine Addresse an die Wiener. Und das die einzige große That des Demokratencongresses!

Unser demokratischer Frauenverein hat gestern wieder eine öffentliche Sitzung gehalten, zu der die Vorsteherinnen alle Frauen der hier zum Congreß versammelten Demokraten eingeladen. Da aber die Männer von dieser Sitzung ausgeschlossen waren, kann ich Ihnen von derselben nichts weiter berichten. Lucie Lenz ist noch immer Vorsteherin dieses Vereins; man ist erstaunt, die ehemalige Kirschenverkäuferin des Werder'schen Marktes hier in so zusammenhängender und fließender Rede sich über die großen Fragen des Tages äußern zu hören. Die Berühmtheiten unserer Tage haben oft eine wunderbare Carrière hinter sich! Wer weiß ob nicht grade dieser tägliche Umgang mit Kirschen Lucie Lenz zu der berühmten Demokratin gemacht hat, welche sie jetzt ist! „Mit großen Herrn ist nicht gut Kirschen essen!“ Dieses bekannte Sprichwort welches ihr von jeder Kirsche vergegenwärtigt ward, erzeugte bei ihr vielleicht die demokratischen Ideen, diese Verachtung der „großen Herrn,“ mit denen nicht gut Kirschen essen ist, und die der Kirschenverkäuferin Lucie Lenz daher ein Dorn im Auge sein mußten! —

Übrigens ist die demokratische Partei in Deutschland jetzt schon ungeheuer angewachsen! Der demokratische Congreß hat darüber die merkwürdigsten Aufschlüsse gegeben! Jeder Deputirte eines Klubbs und Vereins hat nämlich die Summe der durch ihn vertretenen, und in seinem Kreise befindlichen Demokraten angegeben, und man hat jetzt nachgerechnet, daß wenn diese Summen alle richtig sind, unter den 45 Millionen Menschen welche Deutschland bewohnen, sich 90 Millionen Demokraten befinden! Darnach scheint also ein halber Mensch zu genügen, um einen ganzen Demokraten abzugeben! —

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr.

Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet.

№ 108. 3. Novbr.

Kraft oder Schwäche?

Novelle von **W. v. L.**

Nahe bei der Stadt C. war ein Selbstmord vorgefallen. Da der Fall einen durch Geist und dichterische Gaben ausgezeichneten Mann betraf, und die Motive dieses unglücklichen Schrittes im Dunkeln blieben, so war es natürlich daß in den gebildeten Kreisen der Stadt viel über das Ereigniß gesprochen wurde. Man vernahm die verschiedensten Meinungen über Ursache und Anlaß; von allen Seiten wurde die alte und schwer zu entscheidende Streitfrage, ob der Selbstmord als ein Product geistiger Kraft oder vielmehr als die Frucht moralischer Schwäche zu betrachten sei, in hundert verschiedenen Formen wieder und wieder durchgesprochen. Die meisten Stimmen waren geneigt, den Selbstmord für eine Schwäche zu erklären. Einige, die religiös Gestimmten, waren einig, einen Mangel an Glauben, so wie dies Wort eben von den Verständigen begriffen wird, das heißt: einen Mangel an Gottvertrauen als den Urquell einer That anzusehen, die unser Dichter die größte Schuld nennt, weil sie die einzige sei die wir nicht bereuen können. Die Mehrzahl blieb dabei daß solcher Schritt eine moralische und physische Schwäche voraussetze, die einem gesunden Geist gar nicht zustoßen könne, und erklärte es daher geradezu für unmöglich, in eine ähnliche Versuchung zu fallen. — Diese Meinung bestritt Theobald, ein junger Gelehrter und Dichter, im Kreise gebildeter Freunde und Freundinnen mit einer ungewöhnlichen Heftigkeit. Er stützte sich auf die kleine Zahl Derer welche mit skeptischem Sinne bezweifeln, ob es überhaupt eine positive Wahrheit in der Welt des Realen geben könne, und welche Bedenken tragen, ob nicht am Ende alle Wahrheit nur Negation der Lüge sei, so daß wir wohl das Falsche und Vernunftwidrige erkennen, aber das durchaus Rechte und absolut Wahre nicht hinstellen könnten, zufrieden damit, eine Annäherung gefunden zu haben.

Der Streit hierüber war lebhaft geworden, und hatte selbst den harmonischen Klang der Theetassen, welche in diesem Kreise, einem der feinsten und gebildetsten dieser ansehnlichen Stadt, umhergereicht wurden, zum Schweigen gebracht.

„Stärke oder Schwäche! rief Theobald aus. Ei, ei, meine Freunde, wie schnell wir doch mit hohlen Begriffen und bedeutungsleeren Worten bei der Hand sind, wenn es sich darum handelt eine Menschenseele zu wägen! Wer von uns weiß denn diese beiden Worte recht zu definiren und in ihrer Bedeutung abzugrenzen? Wer weiß in irgend einem Fall so recht eigentlich, wo das Gebiet des Einen endet und das des Andern anfängt? Wir sehen die Sternschnuppe fallen, — aber ob sie ursprünglich vom Himmel herabkam oder von der Erde hinaufstieg, ob sie Masse war oder Licht, ob sie in unsern Dunstkreis niedersank oder nicht — wer weiß das mit Zuversicht zu sagen? Ebenso verhält es sich auch mit der Mehrzahl der menschlichen Handlungen. Wer will zwischen Himmel und Erde, Schuld und Unschuld, ja zwischen Tugend und Sünde nach dem Buchstaben unterscheiden? — Mir wenigstens scheint unsere ganze moralische Gesetzgebung oft noch so verworren, so in Widerspruch mit sich selbst, ja geradezu so unanwendbar und chimärisch, daß ich zuweilen gar nicht daran glauben kann, wir seien bereits wirklich bis an's Ende dieser Wissenschaft gelangt. Die alte Welt mit ihren theoretisch unvollkommeneren, aber praktisch weit anwendbareren moralischen Satzungen, sie wußte was sie wollte; mehr wenigstens als wir mit unseren heutigen Begriffen. Wer von uns sagt mir, wie viel wir unserer Kraft vertrauen dürfen und sollen?

Es ist doch bekannt daß jeder Bogen bricht, den man überspannt, und jede Kraft zerschellt, die sich selbst überbietet. Wo aber ist die erkennbare Grenze des Zuviel und Zuwenig, die doch allein über Kraft oder Schwäche bei einer bestimmten Handlung entscheiden könnte?"

„In dem Satz, fiel Rosenberg emphatisch ein: Thue das Rechte für den Augenblick und bekümmere Dich nicht um die Folgen! in diesem Satze liegt der Maßstab für die Moralität einer Handlung."

„Sehr schön gesagt, entgegnete Theobald, und unstreitig auch sehr weise! Nur schade daß wir damit auch nicht einen Schritt weiter kommen. Thue das Rechte für den Augenblick! Also sei völlig sorglos, blind, taub, stockblöde gegen die Folgen, gegen die Zukunft! Das wäre es? Lehrt uns denn unsere Moral nicht auch zugleich klug sein? Oder besser, weist sie uns nicht an, die Folgen unserer Thaten zu erwägen? Wird es uns denn nicht zur Schuld angerechnet, wenn die natürlichen Wirkungen unserer Thaten Verderben bringen? Und doch sollen wir sie nicht in Anschlag bringen, wenn es sich darum handelt Entschlüsse zu fassen? Nein, Freund, aus diesem Dilemma weiß ich keinen Ausweg. Klippen, Untiefen, Strudel, — Scylla und Charybdis umringen uns. Wer nicht verschlungen wird, der rühme sein Glück und damit Punktum! Seht, schon als Kind belehrt man uns hier: Vergib Deinem Feinde! dort: Halte auf Ehre, entwürdige Dich niemals; — mit andern Worten: sei schwach und stark zugleich! Als Mann, sagt man uns hier, thue recht; — dort: als Christ sei demüthig; hier: halte an dem erkannten Guten; dort: sei nachgiebig! Als wenn das Eine nicht das Andere aufhöbe! Hier ruft man uns: Glaube! zu; dort: Gebrauche Deine Vernunft, sie ist Gottes Erbe! Und niemand bezeichnet uns zwischen Gebrauch und Nichtgebrauch die Grenze! Hier heißt es: Wuchere mit Deinem Pfunde! — dort: Ziehe die ewigen Güter den zeitlichen vor! Ja man will, wir sollen zu gleicher Zeit schuldlos wie die Tauben und klug wie die Schlangen sein; als wenn dies möglich wäre! Kurz, Freunde, unter allen diesen Widersprüchen habe ich mein Lebenlang mich nicht herauszufinden gewußt. Ihr aber, weise Herren, die Ihr alle Wege und Stege in diesem moralischen Walde haargenau und zuversichtlich kennt, belehret mich doch, ich bitte Euch! Ich will Euch einen Fall erzählen. Ich meines Theils bin ein armer schwacher Kopf, und zu meinen Mißgeschicken gehört daß mir immer gerade das als das Unbegreiflichste, Schwierigste und Verwickeltste erscheinen muß, was aller Welt leicht und natürlich dünkt, und worüber Jedermann sogleich aburtheilt und fertig ist; — während mir wieder das Meiste von dem was die Welt gemeinhin unauflöslich findet, gerade äußerst einfach und leicht lösbar erscheint. Es ist dies unstreitig eine Folge meines schwachen Denkvermögens. Aber sei es! Ich will Euch einen Fall erzählen, und wenn Ihr mich angehört habt, so sagt mir, ich bitte, was Kraft darin ist und was Schwäche. Sprecht es aus, was und wie der Mensch seiner eigenen Kraft vertrauen soll, wie nicht, und wie sich die ethische Forderung: Handle immer recht! in der Anwendung gestaltet. Ihr sollt entscheiden, und Ihr werdet es um so leichter, als meine Geschichte ganz aus dem wirklichen Leben geschöpft ist, mit dem Ihr stets so schnell im Reinen seid, während ich Ärmster nie damit fertig werden kann. Es ist ein Fall, wie er hundertmal in einem Menschenalter vorkommt, nur daß wir nicht immer darauf achten; ein Fall, der so wirklich ist daß er gar nichts Poetisches an sich hat."

„Genug der Vorrede! Laß hören!" rief Rosenberg.

„Bitte, erzählen Sie!" fiel Lucinde, seine schöne Schwester, ein.

„Ich hatte einen Freund, einen armen, unglücklichen Freund" — begann Theobald.

„Aha! also eine Tragödie, eine rührende Geschichte," riefen Friedrich und der Tribunalrath aus Einem Munde.

„Ja, eine Tragödie, sagte Theobald, und zwar eine der angreifendsten, die mir das an Trauerspielen reiche Leben jemals aufgeführt hat. Doch nach unsern jetzigen Kunstgesichtspunkten könnte man sie auch eben so gut eine Komödie nennen."

„Desto besser, so braucht es keines Besinnens! sprach Rosenberg neckend. Tragische Stoffe aber haften lange in unserem Gedächtnisse."

„Dieser — ewig! sagte Theobald sehr ernst und düster. — Ich hatte also einen Freund, fuhr er fort. Bemerken Sie, es war vor meiner Reise und vor meinem längeren Aufenthalte in Italien, wohin mich der Kummer über diese Geschichte trieb."

„Wie hieß denn Ihr Freund?" fragte Lucinde.

„Namen thun nichts zur Sache, sagte Theobald ausweichend; — und doch — warten Sie — er hieß Gottwald. Wir hatten uns auf der Universität kennen und lieben gelernt. Gottwald war ein sanfter Mensch, etwas schwärmerisch, aber nur so viel als sich mit einem natürlich heitern Sinn verträgt, und was mit diesen Charakteren nicht oft zusammenpaßt, er war

voll Entschlossenheit und Kraft im Guten, dabei von kräftiger Gestalt, als ein gewandter Fechter in den Landsmannschaften sehr angesehen, ein dienstfertiger Freund, kurz, ein Mensch, dem es mit allem was er unternahm, Ernst war. Er hatte die Hochschule vernachlässigt bezogen, binnen Jahresfrist jedoch übertraf er uns Alle an wissenschaftlicher Bildung; Niemand wußte daß er die Nächte hindurch studierte. Er war Theologe, eines unbemittelten Predigers Sohn. Das Triennium ging zu Ende. Gottwald bestand seine Prüfungen mit glänzendem Erfolge, aber seine Mittel waren nun erschöpft. Graf Czerny, ein östreichischer Magnat, der zu diesem Zweck ausdrücklich nach der Universitätsstadt gekommen war, suchte einen Hauslehrer unter ungewöhnlich glänzenden Bedingungen. Gottwald's Beschützer und ihre Empfehlung erwarben dem jungen Theologen diese beneidete Stelle. Er stieg mit dem Grafen in den Wagen und reiste mit ihm auf seine niederöstreichischen Güter ab. Wir Alle nahmen einen herzlichen Abschied von Gottwald. Graf Czerny war Protestant, wie seine Söhne; die Mutter und ihre sechzehnjährige Tochter Cäcilie, waren im Schooße der katholischen Kirche erwachsen. Gottwald aber war zum Lehrer der beiden jungen protestantischen Grafen bestimmt. Man kam in Neuhöfen, dem ländlichen Wohnsitze des Grafen und seiner Familie an. Gottwald blieb mit mir in ununterbrochenem Briefwechsel, und aus seinen Briefen eben erzähle ich den größten Theil meiner Geschichte. —

Er fand an den beiden jungen Grafen zwei gelehrige und liebenswürdige Zöglinge, an der Gräfin eine kalte, etwas stolze, aber achtbare und religiöse Hausfrau, an dem Grafen einen wohlwollenden, vorurtheilsfreien Gönner, an Cäcilien einen zarten, blonden, geistvollen, neckenden und etwas eigensinnigen Engel, der durch Laune und Eigenwillen das ganze Hauswesen bald erheiterte, bald sehr verstimmte. Mutter und Tochter schienen den jungen Protestanten mehr zu dulden, als ihn gern zu sehen; doch hatte Gottwald, für dessen Bedürfnisse auf das Freigebigste gesorgt wurde, über nichts zu klagen. Vielmehr rühmte er mir und pries schon in seinen ersten Briefen sein Glück, das Wohlwollen des gräflichen Hauses gegen ihn und besonders manche kleine Aufmerksamkeit, welche Cäcilie die ebenso gutmüthig als launenhaft war, ihm erwiesen, gleichsam um damit kleine Neckereien wieder gutzumachen, die sie sich ganz ohne Arg, wie es schien, gegen ihn erlaubte. Hatte sie ihm heute einmal ein Buch versteckt, von dem sie wußte daß er es brauchen würde, oder ihn plötzlich zur Gesellschaft herabrufen lassen, wenn Niemand da war, so fand er morgen gewiß ein kleines Geschenk, einige Saiten für seine Guitarre, ein Bouquet oder dergleichen auf seinem Schreibtische. Cäcilie wußte dann stets erröthend einen ihrer Brüder als Geber vorzuschieben, um den Erkenntlichen mit seinem Danke zu verlachen. — Ihre Brüder machten unter Gottwalds Leitung in Einem Jahre überraschende Fortschritte. Der Graf war entzückt, und überhäufte Gottwald mit Beweisen seiner Erkenntlichkeit. Alle Hausgenossen hatten ihn liebgewonnen, und selbst die Gäste, wenn er in das Gesellschaftszimmer trat, begegneten ihm mit ungewohnter Achtung. Das Verhältniß mit der Gräfin war besser geworden, sie zeigte dem jungen Lehrer ihrer Söhne jetzt Vertrauen und Neigung, — kurz, Gottwald galt im Hause des Grafen Czerny mehr für einen geachteten Hausfreund, als für einen abhängigen Diener, er genoß alle Vorrechte des ersten. Nur mit Cäcilien war sozusagen nicht mehr auszukommen. Gottwald, der mir alle ihre kleinen Neckereien erzählte, schrieb mir mitten in den Belobungen der gräflichen Familie, daß er auf eine Veränderung seiner Lage sinne, ohne sie zu wünschen. So fern von seinem Vaterlande, was könne er aber thun als bleiben bis man ihn entlassen und versprochener Maßen zurücksenden würde! Dies fiel mir auf, und machte mich verlegen. Eine Zeitlang blieb ich ohne Briefe. Ich ward besorgt. Dann erklärte sich mir sein Schweigen. (Fortsetzung folgt.)

Briefwechsel.

Berlin, d. 31. October.

[Plakate und Flugblätter; Signora Cruvelli in der Oper; Hr. v. Küstner und Frau Birchpfeiffer; Graf Brandenburg.]

⊙ Diese letzte Woche war wieder fruchtbar an Plakaten, und unsere fliegenden Buchhändler hatten wieder Gelegenheit sich heiser zu schreien mit ihren anlockenden Titeln. „Olle Kluckhenne in Frankfurt, wat haste nu widder ausgebrütt! — Koofen Sie, Herr Abgeordneter koofen Sie!“ schrie mich einer der Fliegenden an. Diese Buben, welche sonst als höchsten Ausdruck ihrer Achtung jeden Vorübergehenden „Herr Graf“ anredeten, beehren ihn jetzt mit dem zeitgemäßen Titel: Herr Abgeordneter. Sie sehen, der Adel muß überall der Nationalversammlung weichen! — Ein anderes Plakat führt den Titel: „Sie fragen mir, wat is denn des, der demokratische Congreß? Die Reaction wird lahm geritten, sie läßt um stilles Beileid bitten! Eene spaßhaftige Unterhaltung zwischen eenen reaktionären Esel un den demokratischen Bohmhammel.“ — Herr Bohmhammel macht mit dem

reactionären Esel einen Ritt durch Berlin, und gibt ihm dabei allerlei weisen humoristischen Rath. „Hop, hop, stolpere nich über des Gras in die Straßen! Wo willste hin? In deinen Stall? Olles döselichte Vieh! det is ja der Concertsaal, Mäusebach'sche Seite! Du willst woll oock noch J—a schreien, wenn de Frage vorkommt: Soll der Bauer noch länger jeschunden wern? Nimm dir in Acht, hier jiebt et lange Waschleinen un hohe Laternen! — Halt, hier seh dir mal det Schloß an! Ne, rin kommste nich, oller Krippenbeißer! Kannst Dir höchstens an de eisernen Gitter den Kopp inrennen! Verstehste? Na, nu, schlage doch nich so mit den haarscharfen Schwanz um Dir. Du wirst Dir selber die Ohren ausschlagen! Halt! Det is de Fontaine! Wo die ihren Namen her hat? — Von Fontaineblo, wo Boneparte abdanken mußte," u. s. w. (Im weitern Verfolg etwas schmutzig.) Die Polizei hat übrigens an diesem Plakat weniger Spaß gefunden, als das Volk von Berlin; und diese ehrbare Polizei hat die Sache vielmehr ganz ernsthaft genommen, und die ganze Auflage dieses Plakats mit Beschlag belegt, wie der Verleger desselben, Louis Hirschfeld, heute als „Curiosum" in den Zeitungen bekannt macht. Die Polizei macht überhaupt in diesen Tagen ein sehr ernsthaftes Gesicht, und hat gestern auch einige Mitglieder des demokratischen Congresses verhaftet, welche in der Volksversammlung unter den Zelten erklärt hatten daß man den Besitzenden ihren Besitz nehmen, und ihn unter die Besitzlosen vertheilen müsse. Ähnlich spricht sich auch der Demokratencongreß in seinem gedruckten Programm aus, worin es als erste Pflicht bezeichnet wird, Jedem seine Existenz zu sichern, und damit dies geschehen könne, den Besitzenden von ihrem Überfluß zu nehmen! —

In der Königl. Oper hörten wir eine bedeutende, namentlich auch im Spiel vortreffliche Sängerin, Signora Cruvelli. Sie hat etwas von den großen Vorzügen der Lind und der Garcia in sich vereinigt, von jener die Grazie, von dieser das Feuer; sie ist eine glückliche Mischung Beider, aber freilich nur eine Nachahmung, kein Original! — Großes Aufsehen macht hier ein Theaterartikel in der Vossischen Zeitung, welcher in höchst gehässiger und ungerechter Weise die Theaterverwaltung des Herrn von Küstner bespricht, und ihn gewissermaßen als den überlegten Vernichter und Mörder alles Edlen und Schönen hinstellt. Die Beweismittel dafür sind aber eben so schwach als unhaltbar, und beruhen nur auf Oberflächlichkeiten, statt in die Tiefe einzudringen, und die Schwierigkeiten zu erörtern, mit denen Küstner nach vielen Seiten hin zu kämpfen hat, Schwierigkeiten die seine Stellung mit sich bringt, und die oft sein bestes Wollen paralysiren. Hr. v. Küstner hat sich stets in ehrenvoller Opposition gegen die intriguirende Camarilla gezeigt; dieser ist er deshalb ein Dorn im Auge. Das aber gereicht ihm in unsern Tagen zur Ehre! — Der ganze Artikel ist oberflächlich und gehaltlos. Einen guten Witz aber enthält er. Es ist darin auch von der Birch-Pfeiffer die Rede, und ihre darstellenden Leistungen werden kurz so charakterisirt: „Wo sie hinspielt, da wächst kein Gras!"

Nachschrift, vom 1. November. Die Ereignisse in Wien wirken mit ihren Schrecken auch auf uns. Die Ernennung des General Grafen Brandenburg zum Chef des neuen Kabinetts wird für das Signal einer energischen Entscheidung gehalten. (Graf Brandenburg, eine schneeweiße Greisengestalt, ist bekanntlich ein natürlicher Sohn Friedrich Wilhelms II. mit der Gräfin Ingelheim.)

Zur Chronik der Gegenwart.

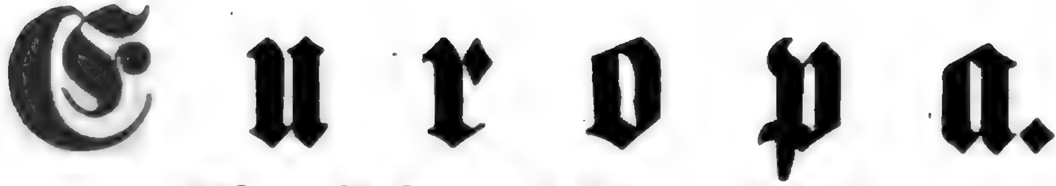
[Ein dreieiniges Deutschland.]

— Im vorigen Jahre tauchte über Baierns Stellung zu Deutschland eine Denkschrift auf, welche jetzt von neuem zu München in Druck erschien. Östreich und Preußen, letzteres mit seinen Enclaven in den Ostprovinzen, sollen danach europäische Großmächte bleiben. Preußen soll aber den „unnatürlichen" Besitz seines Rheinlandes aufgeben, und dies mit dem ganzen Westen Deutschlands unter Baierns Protectorat und Hegemonie ein gesammtes, und zwar das eigentliche Deutschland abgeben. — So wird von allen Seiten daran gezettelt und gezerrt, um den Gedanken der Einheit Deutschlands zu entkräften. Die Gewalt der Thatsachen aber wird alle Theorien überflügeln!

[Die deutschen Cölibatäre.]

— Die deutschen Bischöfe sind jetzt in Würzburg beisammen. Sie berathen eine Ansprache an die Nation und eine Erklärung ihrer Unterwerfung unter Rom. Denken sie nicht daran, eine germanisch katholische Kirche hinzustellen wie Frankreich seine gallicanische Kirche von Rom frei machte? Wird man nicht in Würzburg über Aufhebung katholischer Mißbräuche berathen? Nicht den Cölibatzwang abschaffen als mit den Forderungen Gottes und der Natur unvereinbar? — In Wien hat Füster, der bekannte Demokratenführer und Kaplan, vor etwa vierzehn Tagen von der Kanzel herab über das Cölibat gepredigt. Es mischt sich in Wien immer etwas vom Kasperle mit ein; Kasperle im Frack, Kasperle in der Kutte, Kasperle als Bürgerwehrcommandant. Füster eiferte gegen die Verblendung seiner Amtsbrüder die sich noch immer für die Ehelosigkeit der Geistlichen erklärten. Er begriffe seine Collegen nicht! sagte Füster auf der Kanzel zu den versammelten Andächtigen. Er seinerseits schlösse jetzt mit hoher stolzer Vaterfreude einen wohlgerathenen, hoffnungsvollen, sechzehnjährigen Sohn in seine Arme! (Man schrieb uns das privatim aus Wien.)

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.



Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr. | Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet. | № 109. 4. Novbr.

Kraft oder Schwäche?

Novelle von W. v. L.

(Fortsetzung.)

Das Verhältniß mit Cäcilien hatte sich geändert. Der neckende Engel war zu einem sinnenden geworden, Gottwald's schüchterne Dankbarkeit zu — Gott weiß welcher Empfindung. Sollen wir sie Liebe nennen? Sie war es gewiß. Wie sich Beide einander genähert hatten, erfuhr ich erst später. — Cäciliens Neckereien hatten ungeachtet mancher mütterlichen Verweise, welche sie ihr wohl zugezogen haben mochten, fortgedauert. Gottwald durch Laune und Naivität in Verlegenheit zu setzen, besonders wenn vornehme Gäste im Hause waren, schien zu den Ergötzlichkeiten des kleinen, reizenden, muthwilligen Wesens zu gehören, und nicht leicht wurde eine Gelegenheit die sich dazu günstig zeigte, von dem lebhaften Kinde versäumt; man hatte sich von allen Seiten fast schon daran gewöhnt, ihr Manches dieser Art ungerügt durchgehen zu lassen. Cäcilie war der Liebling der Mutter, und die mütterliche Liebe mochte die denkende und ernst gestimmte Gräfin gegen diesen Fehler, nicht des Herzens, sondern des Geistes ihrer Tochter verblendet haben.

Zu den Spielereien, mit denen die mütterliche Gunst Cäcilien stets versorgte, gehörte auch ein Papagei, dem sie beständig vorzuplaudern liebte. Das gelehrige Thier hatte schon oft die ganze Familie durch einzelne Worte überrascht, welche kaum Cäcilie selbst ihn gelehrt zu haben sich erinnerte. In ihrer Heiterkeit liebte sie das Thier um solcher Späße willen doppelt. Eines Tages entfloh das unbewachte Thier aus der Laube, in welcher Cäcilie sich gern mit ihm zu beschäftigen pflegte. Der Ring um die Sprosse, auf dem er saß, hatte sich geöffnet, als Cäcilie abgerufen ward. Der Vogel wollte ihr folgen, flatterte zu dem nächsten Baume im Garten empor, prüfte hier die Kraft seines Fittichs und war schon tief in den Garten hinein, ehe bei Cäciliens Rückkehr seine Flucht entdeckt wurde. Ihr Wehruf, ihre Klagen riefen das Gesinde herbei. Man verfolgte den Flüchtling mit Stangen, Leitern und Spritzen. Umsonst! Der freigewordene Gefangene schien wenig Lust zu fühlen, in seinen sanften Kerker zurückzukehren; Thier und Mensch lieben ja die Freiheit, auch wenn sie bitter schmeckt! Vergeblich lockte Cäciliens holde Stimme, ihr Liebling blieb starrsinnig, und sei es nun daß man die Jagd verkehrt anfing oder daß der Papagei wirklich plötzlich alle Wohlthaten und Zuckerbissen vergessen hatte und so undankbar geworden war wie sonst nur Menschen zu sein pflegen, genug, er flatterte von Baum zu Baum, immer tiefer in den unermeßlichen Park hinein. Jetzt wurde Cäcilie ernstlich um ihren Flüchtling besorgt. Aus dem Schlosse rief sie nun zur Rettung ihres verwünschten Prinzen, wie sie das Thier zu nennen pflegte, herbei, was Hände und Füße zu dieser Jagd besaß. Auch Gottwald erschien, und erkannte auf der Stelle den Fehler, den man bei der Verfolgung begangen hatte. Der Anblick fremder Menschen, das Geräusch, das Drohen und Rufen hatten das sanfte Thier scheu gemacht. Er entließ daher die verfolgende Schaar, sandte sie zur Umstellung des Platzes aus und blieb mit Cäcilien allein in seiner Nähe. Während diese lockte, näherte er sich der schlanken Buche, auf welcher der verwünschte Prinz seine Residenz aufgeschlagen hatte. Jetzt ward der Vogel zutraulich, er schaute klug und verständig herab, er lüftete die Schwingen in der offenbaren Absicht, zu Gottwald den er wohl leiden mochte, herabzustiegen; ja er hob sich schon flatternd von seinem Platze, stürzte aber plötzlich kopfüber herunter und hing in seiner eigenen Schlinge. Der Reif welcher am Fuße des Vogels nach-

schleppte, hatte sich um einen Zweig des Baumes geschlungen, und hielt das Thier in der gefahrdrohenden Schwebe. Cäcilie stieß bei dem Anblick des herabhängenden, kreischenden und gequälten Vogels einen Schreckensruf aus. Gottwald's Entschluß war schnell gefaßt. Ehe eine Leiter bei der Hand sein konnte, erstieg er mit behender Kraft den Stamm und hob sich nun von Ast zu Ast, um den gefesselten Prinzen zu befreien und vom augenscheinlichen Tode zu retten. Cäcilie zitterte, als der schwankende Baum krachte und mit seiner Last zusammenzubrechen drohte. Aber ein kühner Griff und der Vogel war frei, und Gottwald stieg mit ihm im Triumph eben so behend als glücklich von seinem gefährlichen Gipfel herab. Cäcilie jubelte; sie küßte, sie liebkoste unter kleinen Züchtigungen den undankbaren Flüchtling. Sie dankte dem Retter des verwünschten Prinzen mit Worten, deren Werth für ihn sie nicht fühlte. Man war ziemlich weit vom Schlosse entfernt, und suchte jetzt den Rückweg, Anfangs rasch, dann langsamer. Gottwald trug den Prinzen, und Cäcilie, um den Ungetreuen zugleich streicheln und strafen zu können, hatte ihren Arm durch den seinigen geschlungen. Plötzlich blieben Beide stehen. Cäcilie legte ihre Hand auf Gottwald's Schulter; vom Vogel ging ihre Zärtlichkeit auf den Befreier über. Gottwald blickte in das still und freudig erglühende Antlitz des Mädchens. Ihm ward wunderbar zu Muthe, die Welt verschwand für ihn, er fühlte nur das ungeheure Pochen in seinem Herzen, er sah nur ihr leuchtendes, liebesuchendes Auge.

„Gräfin Cäcilie, sagte er mit zitterndem Tone, — werden Sie mich nun nicht mehr, wenn ich unbeholfen bin, beschämen und necken, wie gestern erst, wo ich auf Ihre Veranstaltung den wilden Ungar Hektor besteigen mußte, statt meines gewohnten, ruhigen Thiers?" Er sah ihr dabei tief in's Auge.

„Nein, nein, nein! sagte Cäcilie heftig und ihre Stimme ward dann plötzlich weich. — Ach, wenn Sie wüßten, was Ihr Ritt mir nachher für Kummer machte!"

„Wie! rief Gottwald, Sie waren besorgt?"

„Kaum waren Sie zum Hofe hinaus, schluchzte Cäcilie, als ich mich auf mein Bett warf und wohl eine Stunde lang weinte. Als ich Sie wiederkehren sah — —"

„Cäcilie! rief Gottwald und küßte ihre Hand, die sie ihm nicht entzog, — als ich wiederkehrte, was thaten Sie da?"

„Ich sank auf meine Kniee", sagte das Mädchen heimlich, aber unbefangen.

„O mein Gott!" rief Gottwald und wandte sich ab.

„Und betete, pries und dankte dem Himmel, der meine Unbesonnenheit nicht zu einem Verbrechen hatte werden lassen, das mir den Tod gegeben hätte."

„Den Tod? rief Gottwald außer sich. Ihnen, Cäcilie, den Tod? Süßes Herz!"

„Ich wäre nie wieder gesund geworden!" sagte das Mädchen, und neigte seine Wange gegen Gottwald's Brust. Er fühlte ihre klopfenden Pulse, ihren heißen Athem, er zog sie sanft an sich empor.

„Um Gottes willen, was thun Sie?" rief Cäcilie, und sprang von ihm hinweg. Gottwald stand wie angewurzelt. Er streckte ihr seine Hand entgegen, stumm, wie eine Bildsäule. Aber Cäcilie floh mit gesenktem Auge, bis sie ihre Leute im Park ersichtig wurde. Dann erst hatte sie Muth und Besonnenheit wieder. Lächelnd kehrte sie zu Gottwald zurück, legte ihren Arm unbefangen wieder in den seinigen und blickte ihn wieder mit dem ganzen Zauber ihres schelmischen Wesens an. „Nicht wahr, sagte sie schäkernd, ich habe Nichts gesagt? Und warum sollte man auch nicht aufrichtig bereuen, wenn man durch eine Unbesonnenheit einen guten Freund in Gefahr gebracht hat? Aber verzeihen müssen Sie mir, setzte sie ernst hinzu, wenn ich Ruhe haben soll." —

„Verzeihen?" fragte Gottwald und das Übrige erstickte auf seiner Lippe. Nach einer Pause setzte er leise hinzu: „Verzeihen, — wenn ich selig bin?"

Verwalter und Amtmann traten herbei, Cäcilie hatte ihren Arm aus dem seinigen schnell zurückgezogen; man trat in's Schloß. —

Von dieser Stunde an war die Welt für Gottwald verwandelt. Das Schloß war nicht mehr das Schloß des Grafen Czerny, die Gräfin nicht mehr die Gräfin, Cäcilie war nicht mehr deren Tochter, — ein Himmel war ihm diese Welt geworden und alles trug das Gepräge der Zauberin die diese Verwandlung hervorgerufen. War sie abwesend, so war Alles finster. Die Erde und ihr Reichthum lag in ihrem blauen Auge, auf ihrer Wange spielten allein die Farben, die die Welt färbten, ihre Lippe war sein Heiligthum, auf ihr Wort lauschte seine Seele wie auf die Stimme des Seraphs. Die ganze Gluth einer ersten hoffnungslosen und hoffnungsreichen Liebe, die ganze Wonne eines entzückten, selig berauschten und liebestrunkenen Herzens war über ihn gekommen. Ja, er hatte sie immer geliebt, ohne es zu ahnen, sie vergöttert, selbst

wenn er sie zu hassen meinte; er hatte stets entzückt an ihrem Worte gehangen, selbst wenn es ihn verwundete; das war ihm jetzt klar.

Während so Alles in ihm und um ihn her verwandelt war, schien Cäcilie dieselbe, ganz so heiter, gesprächig, launig, neckend wie sonst; Gottwald erschrak nicht darüber daß keine Veränderung an Cäcilien wahrzunehmen war. Seine Gedanken taumelten, er blieb ohne Besinnung. Das Einzige was Werth für ihn hatte, war noch ein solcher Blick wie der im Garten gewesen war. Es war ihm noch nicht gelungen, diesen zweiten Moment zu erleben. Was dann weiter werden sollte, wie er sein Geschick wenden wollte, das bedachte er nicht. Er fühlte sich wie von unsichtbaren Schwingen erhoben, auf unsichtbaren Händen, auf wonnigen, rosigen Gewölken getragen. Er fühlte eine Entschlossenheit, eine Stärke des Willens in sich, mit der er die Welt bekämpft hätte, eine Eroberungssucht, ein Verlangen nach Glück, Ruhm, Ehre, selbst nach Glanz, wie er es nie gefühlt. Er besann sich daß ihm nichts unmöglich sei, und eine Grafenkrone zu gewinnen, ja, ein Prinz zu werden, wahre Kleinigkeit sei, wenn ihr Besitz daran hinge. Er vergaß daß auch der Papagei ihr Prinz hieß.

Es waren Gäste im Schlosse, die mehrere Wochen bleiben sollten; unter ihnen Graf Resag, ein bejahrter, aber sehr reicher Verwandter der Gräfin Mutter. Gottwald hatte früher von Hoffnungen und Plänen sprechen hören, die er damals fast unbeachtet gelassen hatte. Jetzt dachte er erglühend an jedes dieser Worte. Er setzte daraus leicht zusammen daß Graf Resag in Neuhöfen für einen höchst wünschenswerthen Werber galt. Mit Argusaugen heftete sich von nun an sein Blick auf ihn und Cäcilien, und so wie er beobachtete, glaubte er sich selbst beobachtet.

Und bei alle dem war Cäcilie wie sonst: heiter, unbefangen, neckend, in einer Seelenstimmung die unsern Freund zur Verzweiflung brachte. Sie redete ihn an wie ehemals, sie blickte in seine Augen, lud ihn ein an ihrer Seite Platz zu nehmen, sang und scherzte mit ihm wie immer. Ja, sie vergaß sogar ihre alten Neckereien nicht, und sei es nun daß sie nichts fühlte, oder daß sie ihrer Gefühle so Meisterin war daß selbst das Mutterauge keine Veränderung an ihr wahrnahm: sie gab den Flammen Gottwald's auch nicht die mindeste Nahrung; halbe Tage lang saß er ihr nun sinnend und stumm in der Gesellschaft gegenüber.

Seit der Flucht war ihr Liebling ihr doppelt theuer geworden, sie beschäftigte sich stundenlang mit ihrem Prinzen allein. Nur gegen ihn schien sie verändert, zärtlicher als sonst. Man neckte sie damit, und Graf Resag war trotz seiner Würde als Landmarschall der Provinz, trotz seiner Ordenskreuze und seines gewohnten Ernstes nicht der Letzte, seinen geringen Vorrath von Witz bei solchen Gelegenheiten zur Schau zu stellen. Eines Morgens saß der ganze Kreis im Gartensaale heiter beisammen. Graf Resag scherzte, wie ein Mann der seinen Werth fühlt, mit Cäcilien; die Gräfin unterhielt die übrigen Gäste; nur Gottwald, sein Auge in Cäciliens Reizen berauschend, saß stumm, kalt und glühend zugleich, ihr gegenüber, halb zornig, halb entzückt über die unbefangene Anmuth seiner Fee, welche des Grafen Scherze leicht erwiederte.

„Nach dem zu urtheilen, sagte Resag, wie Sie, holde Comtesse, Die verwöhnen die Ihnen ungetreu werden, müssen Sie die Treuen geradezu in Ihr schönes Herz einschließen.“

„Nun, und wer sagt Ihnen, erwiederte das Mädchen, daß ich dies nicht thue! Aber haben Sie schon einen treuen Mann gesehen? — Blicken Sie hier auf diesen Herrn, auf unsern Freund Gottwald. Ist er nicht der Retter meines verwünschten Prinzen? Und nun sehen Sie, — bekümmert er sich wohl im geringsten um dessen Existenz? Könnte mein Prinz für ihn nicht täglich wieder sterben?“ — Das Wort, mit einem scharfen Ton ausgesprochen, regte Gottwald aus seiner schmerzlich süßen Erinnerung auf.

„Gräfin“, begann er.

„O nur keine Entschuldigung! rief Cäcilie lachend. Wer meinen Prinzen nicht liebt, der hat auch mir nichts zu sagen. Nicht wahr, Papchen?“ — sprach sie, zu dem Vogel gewandt, der auf seiner Sprosse hinter ihrem Stuhle saß. — Dieser, der diese Anrede für ein Zeichen hielt seine neuesten Künste zu zeigen, öffnete kreischend den Schnabel. Si, si! rief er. Si, si, io t'adoro! — Cäcilie sprang empor, und wollte ihm wehren. Aber der Vogel rief jetzt: Gottwald, Gottwald! mit so deutlicher Stimme daß Jedermann, und unser Freund selbst, heftig erschrak. Ohne Unterbrechung fuhr das Papchen in Einem Athem fort: Gottwald, ben mio, si, si, io t'adoro! Weder auf Cäciliens Angst, noch auf Gottwald's glühende Röthe im Antlitz achtend, kreischte er seine Lection so hell, so anhaltend daß das ganze Haus davon wiedertönte. Cäcilie versuchte zu lachen, aber unter dem Lachen erbleichten ihre Wangen. Sie wankte, sie mußte die Lehne ihres Stuhles ergreifen um nicht zu sinken.

Gottwald, das Auge auf sie gerichtet, sprang mit dem Ausrufe: Um Gottes willen! empor, ergriff ihren Arm und hielt sie aufrecht. — Die ganze Gesellschaft blieb in einer starren Bestürzung.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen, von Moritz Beyer.

Die Weinkultur im Rheingau.

Der Himmel hat auf dieses Stück Erde das Füllhorn seines Segens ausgeschüttet und ihm die lieblichsten Reize gewährt. Aber die Menschen haben auch ihre Hände nicht in den Schooß gelegt, sondern sich rastlos bemüht, dem Boden die größte Ergiebigkeit abzugewinnen. Verstimmt und betrübt wird der Beobachter, daß auch auf der Mehrzahl der Bewohner dieser herrlichen Gegenden nicht allein der alte Erbfluch: „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen," sondern auch der viel härtere ruht und sie niederdrückt, daß sie das durch ihre Mühe erzeugte köstliche Gut selten genießen, sondern sich glücklich schätzen müssen, wenn nur das Schlechteste ihnen verbleibt. — Der Ruhm der trefflichsten Weinerzeugung mehrerer Rheingauer konnte nur erworben werden durch seltenen Fleiß, durch Liebe zur Sache, durch Ausdauer in der Arbeit und durch Benutzung vielseitiger, eigener und fremder Beobachtungen und Erfahrungen. Durch ununterbrochenes Nachdenken und Studium hat man es dahin gebracht daß der Rheingau das Muster der Weinkultur für viele andere Weingegenden geworden ist. Das ganze Bestreben der Weinbauern dort geht dahin, in einem kältern Erdtheile ein Product zu gewinnen, das den köstlichen Weinen des heißen Südens an Gewürzhaftigkeit, Süße und Stärke die Wage hält. Die Natur begünstigte dieses Streben; der Rhein hat, ehe er die engen Schluchten bei Bingen erweiterte, in der jenseitigen, geraden Strömung von Mainz nach Bingen, seinen unfruchtbaren Sand in Hügeln angehäuft und in das tiefere Becken des Rheingaues die feineren nahrungshaltigen Erdtheile abgelagert. Dabei hält nach Norden ein waldgekröntes Gebirge die rauhen Winde ab, während der breite Wasserspiegel die abgleitenden Sonnenstrahlen zu diesen Weingefilden hinübersendet. — Der verstorbene Reeb, ein geistreicher Landwirth des Rheinlandes, stellte in einem Aufsatze folgende Eigenthümlichkeiten des Rheingauer Weinbaues auf: 1) Bevor ein Weinberg frisch angerodet und bepflanzt wird, wird seine Neigung ausgeglichen oder planirt. Dadurch wird nicht nur der abgebaute Grund wieder auf die Höhe geschafft, sondern es werden auch alle Theile des Grundstücks gleichmäßig der Sonne zugewendet. 2) Die Reihen der gepflanzten Reben sind so viel wie möglich nach der Mittagslinie gezogen. 3) Die Höhe der Weinstöcke und die Entfernung ihres Standes ist nach dem Erforderniß der möglich geringsten Beschattung berechnet. 4) Da die Sonnenwärme nahe dem Boden die stärkste ist, so wird die Rebe nicht an den Pfahl a) an den sie angeheftet ist, zugleich angebogen, sondern an den Pfahl b) u. s. f. — Dadurch wird es thunlich, die Bogreben zu schleifen und die Bogen platter zur Erde zu drücken. 5) Je mehr aufgelockert der Boden ist, desto mehr dringt die nahrungshaltige Luft und die Wärme in ihn; daher ist ein wenigstens dreimaliges Aufrühren des Weinberglandes üblich. 6) Die Unkräuter verschließen dem Boden den sie zugleich ausmagern, die Wärme; daher ist ihre Zerstörung sobald als möglich: Grundsatz der Rheingauer. 7) Keine Ausgabe für Dünger wird gespart. Der Stalldünger behält vor andern Treibmitteln den Vorzug. Erfahrung und Gebrauch hat die Wiederholung der Düngung je nach drei Jahren zur Regel gemacht. 8) Die Erfahrung hat gelehrt daß der Spätsommer das Versäumniß eines kalten Sommers nachholt. Die Rheingauer bestimmen daher die Weinlese nicht wie ihre Eltern nach dem Kalender, sondern nach der Witterung und dem Reifegrade der Trauben. 9) Die Erfahrung, daß nicht alle Trauben eines Stockes und nicht alle Beeren einer Traube zugleich blühen und zeitigen, hat eine sehr belohnende Auslese veranlaßt, die sogar, bei sorgfältiger Scheidung der unreifen Beeren, ein alle Erwartungen übertreffendes Product zur Folge hat. 10) Auch die Beobachtung ging nicht ungenutzt vorüber, daß das Blumige und Gewürzige des Rießlings erst mit der zeitigen Fäulniß der Hülse sich entwickelt; man will daher diese Periode entweder am Stocke abwarten, oder wo es der Mühe lohnt, an den abgeschnittenen, auf Bretter gelegten Trauben.

Glasröhren zu Wasserleitungen.

Hr. Bremond, Glashüttenbesitzer in Semsales (Canton Freiburg) kam auf den Gedanken, die gebräuchlichen Deicheln oder Röhren von Holz, Thon oder Eisen durch gläserne zu ersetzen. Er fertigte Röhren von 2 Fuß Länge und 2 Zoll Durchmesser; die Glasmasse selbst hat eine Dicke von ¼ Zoll. An dem einen Ende der Röhre erweitert sich die Öffnung mittels eines Absatzes um so viel daß das andere Ende der anzupassenden folgenden Röhre hineingeht und fest schließt. Hr. Bremond machte die Anwendung zuerst auf seinem Eigenthum, und als sich seine Erfindung in jeder Beziehung als eine sehr zweckmäßige bewährte, trug er sie zu anderweiter Benutzung an. Der Stadt Basel hat er mehrere tausend Fuß solcher Röhren geliefert und zwar unter der sehr wohlfeilen Bedingung, 10 Fuß für 35 Batzen einzulegen. Bedenkt man nun daß hölzerne Röhren für gleiche Räume eben so viel, ja in mancher Gegend noch mehr kosten, und daß diese durchschnittlich nach 15 Jahren verfault sind, so findet man dort die Anlage gläserner Röhren, auch den eisernen und irdenen gegenüber, bei weitem die wohlfeilste, so wie es die reinlichste und solideste ist. In Deutschland, wo man sich in vielen Glashütten der Steinkohlen bedient, der Arbeitslohn billiger ist, sollte man wohl diese Glasdeicheln noch billiger zu liefern vermögen und damit über die Concurrenz der eisernen, irdenen und hölzernen hinauskommen. Haben sich die Römer bei ihren Wasserleitungen der gebrannten Erde bedient und haben deren Rückstände bis auf die heutige Zeit vorgehalten, so können wir unterirdische Glaswerke noch rühmlicher auf die Nachwelt bringen.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr.	Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet.	№ 110. 6. Novbr.

Kraft oder Schwäche?

Novelle von **W. v. L.**

(Fortsetzung.)

„Bei Gott, was fällt dem Vogel ein?" rief Graf Czerny plötzlich, auf die Gruppe zueilend.

Die Mutter, bleich und zitternd, war ebenfalls herangetreten. Gottwald, keines Wortes mächtig, ließ das ohnmächtige Mädchen in den Arm ihrer Mutter sinken. Einige Mitglieder der Gesellschaft entfernten sich; heimlich zuckte ein spottendes Lächeln über Resag's kalte Miene.

Cäcilie ermannte sich. „Plauderer!" rief sie und warf mit einer Bewegung der man den Zwang ansah, ihren Shawl über den Käfig. Sie suchte von neuem zu lächeln, aber es mißlang. „Nun glaube ich wahrhaftig an seine Verzauberung!" sagte sie, aber ihre Lippe zitterte, indem sie Gottwald zum Zeugen aufrief, ob auch er nicht ihrer Meinung sei. In der ganzen Gesellschaft war niemand der sich ihrer durch eine verständige und zweckmäßige Antwort annahm. Graf Resag, an den Cäcilie sich jetzt wendete, verbeugte sich höflich als einverstanden mit ihrer Meinung: der Vater blickte ernst bald auf Gottwald, bald auf die Tochter; der Mutter war als sei sie aus einem langen Traum aufgewacht. Ihr waren plötzlich die Augen geöffnet; sie begriff nur ihre lange Blindheit nicht. Die Geistesgegenwart war von Allen gewichen, Cäcilie war die Einzige die sich jetzt behauptete. Sie machte Miene, den Vogel zu strafen; dann verzieh sie ihm großmüthig und eilte zu ihrem Flügel hin, um durch ihr Spiel die Gesellschaft auf andere Gedanken zu bringen. Umsonst! Gottwald glich noch immer einer Bildsäule; kalter Schweiß trat auf seine Stirne. Er sollte Cäciliens Gesang begleiten; er vermochte es nicht; ein plötzliches Unwohlsein mußte ihn entschuldigen. Von den Übrigen folgte jeder seinen heimlichen Gedanken, während Cäcilie verwirrte Phantasien ertönen ließ, die sie selbst abscheulich fand und ohne Auflösung endete. Man ging endlich verstimmt aus einander; jeder in dem Bewußtsein, hier sei ein Geheimniß offenbar geworden.

Als die Gäste sich entfernt hatten, verabschiedete sich auch Gottwald. Zorn, Wuth und der Schmerz der Beschämung tobten in ihm. Er ging in den Hof, bestieg den wilden Ungar, jagte durch den Wald. Es wurde dunkel, es wurde Nacht; Gottwald wurde im Schlosse vergeblich zurückerwartet. — Ein unglücklicher Sturz im Walde hatte ihn gegen einen Baum geschleudert, er blutete stark aus zwei tiefen Stirnwunden, die ihn einige Stunden lang der Besinnung beraubten; mitleidige Landleute fanden und trugen ihn in ihre Hütte. —

Unterdeß wurde im gräflichen Hause hoher Rath gehalten. Der Graf und die Gräfin hatten sich in ihrem Kabinett verschlossen. Cäcilien ließ man lange unbeachtet. Endlich trat die Mutter hervor. Sie rief ihr Kind zu sich. Zum ersten Male in ihrem Leben zitterte Cäcilie im Arme ihrer Mutter. „Mein Kind, sprach diese mit einer Stimme, welche Cäcilien rauher klang als je; Du wirst nicht leugnen daß uns der heutige Tag gewisse Dinge entdeckt hat, die schnell geändert werden müssen, wenn sie uns nicht verderben sollen. Es ist eine Verirrung Deines jungen, erfahrungslosen Herzens, die mich weiter nicht besorgt macht, weil Deine Folgsamkeit, die Liebe zu Deinen Eltern sie ungesäumt wieder gut machen wird. Dein Vater und ich, wir sind darüber einig daß Du Dich von heute an für die erklärte Braut des würdigen Grafen Resag ansiehst. Der junge Mann wird reich beschenkt und belohnt unser Haus noch vor Anbruch des neuen Tages verlassen, und meine Cäcilie wird der Stolz und die Freude ihrer

Familie bleiben. — Nicht so, mein Kind?“ — Die Mutter fragte mit ernstem Tone.

Cäcilie antwortete nicht; aber sie hob ihr holdes Auge zu der Mutter empor und nickte; ein Wort kam nicht über ihre Lippe.

Die Mutter zog sie an ihr Herz. „Ja, so ist es, sagte sie. Unsere Cäcilie kann irren, aber Kummer macht sie ihren Eltern nicht. Nicht wahr, Du weißt es längst, wie diese Verbindung von uns, von dem guten Vetter selbst gewünscht wird; Du bist darauf vorbereitet daß dieser Bund, der unser Haus aus mancher Bedrängniß zu dem ersten und reichsten der Provinz erhebt, bald und ohne Aufschub geschlossen werde?“

Cäcilie nickte wieder mit dem Kopfe. Alle diese Fragen waren ihr so gänzlich unverständlich daß es ein Wunder gewesen wäre, wenn sie ein Wort darauf zu entgegnen gehabt hätte. Die Mutter fuhr fort, indem sie ihr Kind fester in ihren Arm zog: — „Dein Vater wünscht die jetzige Anwesenheit des Grafen noch zur feierlichen Verlobung zu benutzen. Wirst Du in den nächsten Tagen, morgen oder übermorgen, dazu bereit sein? Du weißt wie schwer Deine Mutter diese Stunde drücken wird. Der Liebling meiner Seele, meine ganze Lebensfreude soll sich von mir trennen! Heiße Thränen werden fließen, aber das Glück meiner Cäcilie fordert dies Opfer; — ich werde es bringen. Und mein Kind wird auch stark sein!“ Die Mutter küßte sie unter Thränen, Cäcilie weinte nicht, widersprach nicht; man war einig, ohne daß das Opfer seine Einwilligung zum Verbluten mit einem einzigen Worte erklärt hätte.

Der Graf trat hinzu; die Gräfin berichtete den Ausgang der Verhandlung, und der Vater lobte sein starkes Kind. Ein Theil der Nacht war über diesen Gesprächen hingegangen; unter den nun folgenden Verabredungen dämmerte der frühe Morgen herauf. Auf einmal erfüllte ein heller Glanz den Vorhof des Schlosses. Das konnte das Morgenlicht nicht sein. Man trat zum Fenster. Es waren Leute mit Fackeln; eine Bahre welche das Getümmel nur halb sichtbar werden ließ, wurde herbeigetragen.

„Was ist das?“ sagte Graf Czerny und rief den Diener.

„Mein Gott, — mein Gott!“ schrie Cäcilie auf und stürzte jählings aus dem Gemach. Vater und Mutter konnten ihr so rasch nicht folgen. Der Zug war nah am Thore. Als sie ihn erreichten, sahen sie ihr Kind sich über die Bahre werfen und hörten Cäciliens verzweifelnde Stimme: „Wach auf, mein Geliebter! wach auf!“ Die Träger suchten ihr zu wehren; sie versicherten, es sei nichts als eine Betäubung. Der Graf, die Gräfin traten hinzu. Der Anblick des von Blut beschütteten, ohnmächtigen Jünglings machte auch sie erstarren.

Cäcilie lag über seinem blassen Antlitze; sie sah niemand als ihn, sie gab sich ihrem Gefühl ohne Rücksicht hin. „Ich Unselige! rief sie, mein Spott, meine Unbesonnenheit hat ihn in den Tod gejagt. Ich bin die Ursache daß er stirbt. O Hülfe! zu Hülfe!„

Dem Grafen, den dieser Auftritt mehr erzürnte als rührte, blieb endlich nichts übrig als Gewalt anzuwenden. Er faßte sein Kind mit starkem Arme; in dem Augenblicke schlug Gottwald die Augen auf und hauchte „Cäcilie!“

Das Mädchen hatte dies Wort gehört und ließ sich nun geduldig wie ein Lamm hinwegführen. Man übergab sie ihrer Zofe und schloß das Zimmer hinter ihnen ab. Unterdeß ward Gottwald gebettet, untersucht, verbunden. Graf und Gräfin ließen es an keiner Sorgfalt fehlen. Der Wundarzt erklärte die Verletzung für unbedeutend. Von Lebensgefahr war nicht die Rede; in wenigen Wochen, sagte der Medicus, solle er hergestellt sein. Aber freilich konnte an eine sofortige Abreise Gottwald's nicht gedacht werden.

Welche Verlegenheit für die gräfliche Familie! Den geachteten Hausfreund rücksichtslos verstoßen zu wollen, konnte in diesem Kreise niemand in den Sinn kommen; ein solcher Entschluß hätte ohnedies Cäcilien zur Verzweiflung bringen können. Doch was beschließen? Graf Resag hatte unter der Bedingung augenblicklicher Entscheidung die Vorschläge zur Verbindung angenommen. Zeigte sich ihm mehr als eine kindische Neigung, wofür er bis jetzt Alles hielt, so trat er, das war gewiß, sogleich zurück. Mit Gewalt war keine Lösung der Wirren zu ermöglichen; man mußte versuchen, was die Überredung vermochte.

Nachdem Gottwald's Wunden verbunden waren, sank er in Schlaf. Nach einigen Stunden erquickender Ruhe waren Bewußtsein und Sprache zurückgekehrt. Er verlangte jetzt nach dem Grafen, und bat, als dieser erschien, mit rührenden Worten um Vergebung für den Schrecken und die Bestürzung, welche er durch eine strafwürdige Unbesonnenheit über sein Haus gebracht habe. Czerny wußte nicht, wovon der Kranke rede, ob von seinem nächtlichen Ritt oder von seinem Verhältniß zu Cäcilien; er beschwor den Kranken ernst und dringend, sich für jetzt in völliger Ruhe zu verhalten. Diese Bitte war schwer zu erfüllen; indeß trug Gottwald's Jugendstärke doch den Sieg über die Ungunst

der Umstände davon, am dritten Tage war er nach Aussage des Wundarztes entschieden auf dem Wege der Besserung. In eben so vielen Tagen war eine Reise wenigstens möglich, wenn auch keineswegs wünschenswerth. Diese kurze Zeit mußte benutzt werden. Man hatte Cäcilien durch mütterliche Thränen und väterliche Beschwörungen endlich in den Wagen gebracht. Sie ward zu einer nahen Verwandten in der Nähe von Neuhöfen geführt. Gottwald erfuhr dieß nicht eher als bis sie schon an dem Orte ihrer kurzen Verbannung angekommen war. Man hatte ihr kein Versprechen weiter abgenommen als Gottwald nicht eher wiederzusehen, bis er völlig genesen. Da der Arzt ihr vorstellen mußte daß Gottwald's Heilung an der Erfüllung dieses Versprechens hinge, so hatte sie eingewilligt.

Jetzt schloß sich der Graf mit Gottwald, der seiner Genesung mit starken Schritten entgegen ging, ein. In dem langen Gespräch das sie mit einander pflogen, stellte er dem Leidenden, den er seinen werthen jungen Freund nannte, vor, wie er für seine Person keineswegs an veralteten Vorurtheilen hinge. Wer die Zeit verstehe und seinen eigenen Glauben geprüft habe, könne die Vorurtheile des Standes und der Kirche unmöglich stützen. Allein die Sicherheit und der Bestand seines Hauses in einer von Alters her vererbten Würde hinge, wie er Gottwald vertrauensvoll eröffnen wolle, an der Verbindung mit dem reichen und würdigen Grafen Resag ab. Er könne nicht leugnen daß die geheime Beziehung, in welche Gottwald mit seiner Tochter getreten sei, der Achtung die er vor ihm gehabt, einigen Eintrag gethan habe. Dennoch sei er aufrichtig sein Freund, und gewiß würde er allem Geschehenen zum Trotz die Wünsche seines Kindes seinen eigenen vorziehen, wenn er nur nicht voraussehen müßte daß eine so ungleiche Verbindung, bei welcher Erziehung, Religion, Geburt, kurz fast Alles auf Zwiespalt hindeute, endlich doch zum Unglück beider Theile ausschlagen würde. Der Rausch sei kurz, das lehre die Erfahrung und „Freie bei Deines Gleichen!" sei ein Satz voll innerer Wahrheit. Unter diesen Umständen und da ihm selbst jede Unabhängigkeit fehle, müsse er Gottwald um seines eigenen Glückes willen beschwören, nicht blos auf seine etwaigen Hoffnungen Verzicht zu leisten, sondern auch sein durch ihn zerrüttetes Haus sobald als möglich zu verlassen; überdies bat er ihn aber, Alles was an ihm läge, dazu beizutragen daß sein Kind die Nothwendigkeit dieses Opfers begreife.

Gottwald war unter dieser Anrede zusammengesunken, aber er war weich und fügsam. Kopf und Herz brannten ihm; er versprach was der Graf wünschte. Dieser umarmte ihn mit sichtbarer Rührung, gelobte seiner nie zu vergessen, für seine behagliche Heimreise, für seine Zukunft zu sorgen, wie er es verdiene. Er schied erleichtert und zufriedengestellt.

Kaum hatte er Abschied genommen, so klopfte es leise an Gottwald's Thüre. Ein Bote erschien, brachte einen Brief und verschwand aufs schnellste. Gottwald erkannte die Hand der Aufschrift, drückte einen heißen Kuß auf das Blatt und verbarg es an seinem Busen, da, wie ihm gemeldet war, auch die Gräfin erscheinen würde, ihm für seinen würdigen und männlichen Entschluß zu danken, und ihr zu versichern, wie unglücklich sie selbst und Alle ohne diesen freiwilligen Entschluß geworden sein würden, wobei sie aus zarter Schonung auf nichts als auf die trennenden Religionsverhältnisse hinwies.

Als die Nacht hereinbrach und jedes Geräusch im Hause erstarb, zog Gottwald Cäciliens süßes Geschenk hervor. „Sie wird Abschied nehmen von Dir! dachte er still bei sich, einen ewigen Abschied! Und den liest mein Auge immer noch zu früh." — Er öffnete das Blatt, es war italienisch geschrieben. Aber gleich die ersten Zeilen die er las, regten ihn so auf, daß er von seinem Lager in die Höhe fuhr.

„Ich bin D e i n, Geliebter, — auf ewig Dein! schrieb Cäcilie. Wenn Du K r a f t hast, mich zu gewinnen, — A u s d a u e r, Dich nicht vor scheinbaren Schrecken zu fürchten, — L i e b e, um mich zu verdienen, so bin ich Dein, und nichts reißt mich von Deiner Seite. Prüfe Dich selbst! Cäcilie verlangt nichts in der Welt als Deine Liebe, aber diese ganz, stark, allmächtig. Bist Du Der für den ich Dich halte, der Mann der des starken Mädchens w ü r d i g ist, so beuge Dich nicht, wie mich n i c h t s beugt. Komm, rette, führe mich, wohin Du willst! Cäcilie liebt ihre Eltern wie sich selbst, aber sie liebt Dich mehr als sich selbst! Führe mich, ich folge Dir, wohin Du willst. Ich will wirken, arbeiten, entbehren und selig sein. Meine Mutter wird verzeihen, wenn sie ihr Kind glücklich weiß, — mein Vater wird uns segnen, wenn kaum ein Jahr verflossen ist, — wir werden glücklich sein! Liebst Du mich nicht, wie ich geliebt sein will, um glücklich zu werden, so antworte nicht und komme nicht. Liebst Du mich — so — —"

„Deine Cäcilie."

Dieser Brief war Öl in Gluth. Gottwald war vom Lager aufgesprungen. Gedankenlos, ohne Bewußtsein, taumelte er im Zimmer auf und nieder. Er rang mit

Vorstellungen die ihn wie Gespenster bewältigten. Kaum war ein halber Sieg errungen, so begann der Kampf von neuem, erhitzter, schmerzlicher, verzweifelter als zuvor. Wo war hier Licht, Rath, Halt zu finden? Er mißtraute seinem Herzen, er mißtraute seinem Verstande. Die Liebe trieb ihn vorwärts, und eben dieselbe Liebe hielt ihn zurück einen Schritt zu thun, der Cäciliens und der Familie Schicksal preisgab. Sein Wort, die Freundschaft, das Gefühl des Dankes, herzliche Achtung gegen den Grafen kamen dazu. Was sollte er beschließen? —

(Fortsetzung folgt.)

Zur Chronik der Gegenwart.

[Ein Brief aus Wien.]

— In Wien ist die Pöbelherrschaft einer Kroatenherrschaft gewichen. Wir theilen folgenden Privatbrief mit.

Wien, d. 1. November.

♃ Seit gestern Abend stehen wir denn richtig unter dem Regimente des Sabuls. Die Freiheit hat der Teufel geholt und die Kroaten haben sie gefressen. „Deine Mütze mir wohlgefällt!" sagen sie zu den Studenten und schlagen sie in ihren Kalabreserhüten zu Boden. Das ist heute geschehen auf offner Straße, und sogar von einem Officier. Ich sah die Blutlache vor dem Café Français, Angesichts des Stephansthurmes. Wie frei man ist unter dem Regimente des Sabuls, davon noch eine andre Probe. Ich komme am heutigen Nachmittage auf einer Promenade an einem Trupp Soldaten vorbei, von deren einem ich geschimpft werde. Ich entferne mich so rasch als möglich, bleibe aber in einiger Entfernung stehen. Jetzt kommt der Unterofficier zu mir und ersucht mich fortzugehen, es sei Beschwerde gegen mich eingelaufen: ich hätte einen seiner Soldaten (eben jenen welcher mich beleidigte) geschimpft; es sei ihm das nun zwar gar nicht wahrscheinlich, allein sein Herr Soldat sei etwas betrunken und deswegen — solle ich mich fortpacken! Dies die Logik der Kroatenwirthschaft.

Es darf indessen auch nicht geläugnet werden, daß wir am gestrigen Tage unter einer vollständigen Pöbelherrschaft gestanden haben. Vorgestern Abend schon hatte der Gemeinderath im Namen der Stadt capitulirt, und gestern noch zogen bewaffnete Haufen in der Stadt umher, welche jeden Unbewaffneten zum Dienste preßten. Die Vernünftigen hatten die Waffen bereits niedergelegt, nur die Unvernünftigen sie noch in der Hand; jene mußten sich daher verstecken und diese ihrem Schicksale überlassen bleiben. Wir wünschen einen solchen Zustand, durch welchen alle Errungenschaften menschlicher Kultur in Frage gestellt erscheinen, wo möglich nicht wieder zu erleben.

[Beiträge zum deutschen Patriotismus.]

— In der Politik treten wir Deutsche noch die Kinderschuhe, auch jetzt noch wo der Boden der Freiheit mit Blut gedüngt wird. In unserem Liberalismus steckt von Alters her viel Phrase, in unserem Patriotismus viel Maulheldenthum. In einer guten Bürgerstadt die wir nicht nennen, weil sie uns sonst lieb und werth ist, steht das liberale Maulheldenthum in Blüthe. Auf dem Museum — einer allgemeinen Lesranstalt die aber durch Begünstigung der Lügenzeitungen zu einem radicalen Klubb heruntergedrückt wird, — stand mit großen Buchstaben angeschlagen: Noch ist Wien, noch ist die deutsche Freiheit nicht verloren! Der Redacteur einer großen Zeitung steht mit gespreizten Beinen auf der Straße und declamirt: Eine Nation die da nicht mit allen Fäusten dreinschlägt, ist der Knechtschaft würdig. Ein gewitzigter Jude schlägt einem Vereine eine höhnische Dankadresse an das Reichsministerium vor, für die Hülfe die es Wien mit Reichstruppen geleistet. Ein Andrer meint, es sei überhaupt nichts mit der deutschen Einheit, die Freiheit müsse Jeder auf seinem Miste bauen. An allen Ecken der Stadt steht die Adresse eines Vereins an das Reichsministerium. Sie will gründlicher sein; sie ist von einem Professor entworfen, der so lange radical sein will als man ihn zurücksetzt und übergeht. Als die Stimme des besten und gesundesten Theils der deutschen Nation, so beginnt die Adresse, könne ein Hohes Reichsministerium es ansehen, wenn der unterzeichnete Verein ihm versichert, es habe sich sehr unmännlich und schwach in seinen Maßregeln erwiesen. Aber das deutsche Volk sei mündig geworden und durchschaue die Truggebilde der Lüge mit Leichtigkeit. (Wird eben nicht mit dieser Adresse bewiesen.) „Als Wiens Heldenmuth allen Deutschen ein großes Beispiel gegeben, als feindliche Schaaren in großer Zahl herangezogen wurden, um Wien für seinen freien und deutschen Sinn zu züchtigen, da — sagt der Professor — erwarteten wir daß selbst in Denen welche kühne Entschlossenheit noch niemals, deutschen Geist aber selten bewährten, große Entschlüsse, Entschlüsse, wie die inhaltschwere Zeit sie begehrte, zu schneller Reife gedeihen würden. Dem Reichsministerium wird durch die Erhebung Wiens eine große Aufgabe gestellt, die Aufgabe, die Freiheit und das Deutschthum unter seinen Schutz zu nehmen. (Ein zurückgesetzter Professor hält die Freiheit noch immer für so schwach daß sie der ministeriellen Unterstützung bedürftig ist.) Wäre das Reichsministerium aufgetreten und hätte es aller Welt verkündet daß es keine Reaction, keine Aristokratie dulden (der historische Professor vergißt daß die Frankfurter Nationalversammlung den Adel nicht abgeschafft hat), daß es nicht zugeben werde daß das deutsche Östreich von Slaven bedrängt und bekämpft werde, so würde ein einmüthiger Jubel sich durch alle Gauen Deutschlands erhoben haben. (Der Professor verlangt also vom Reichsministerium Phrasen in seinem Style.) Das Reichsministerium hätte kaum nöthig gehabt zu sorgen, woher die Mittel zu einem solchen Kampfe kommen sollten. Hunderttausend Schwerter würden sich freiwillig zum Dienste der Centralgewalt gestellt haben. (Da lob' ich mir fast Hrn. Held's guten Rath an die Arbeiter in Berlin, sie sollten sich mit nichts befassen als mit der reinen Anarchie zu Hause.) Ein deutsches Heer, sagt der Professor, mußte sofort an die Ufer der Donau und nach Wien gesendet werden. (Der Professor meint wahrscheinlich Preußen, dieselben Preußen, von denen Vogt, Blum und Zitz im Parlamente sagten, sie hätten die deutsche Ehre in Holstein und Mainz geschändet.) — Mit der Offenheit und Geradheit welche deutschen Männern geziemt, müssen wir dem hohen Reichsministerium sagen daß wir ihm stets nur ein sehr geringes Vertrauen gewidmet haben. (Blum vertraut ihm sogar nicht Einen Groschen an.) Daß aber die Sache Deutschlands von ihm so vollständig preisgegeben werden würde als es in dem vorliegenden hochwichtigen Falle geschehen, hätten wir doch weder geglaubt, noch für möglich gehalten!" (Der Professor meint die Pöbelherrschaft in Wien, die freilich jetzt einer Kroatenherrschaft weichen mußte.)

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr.	Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet.	№ 111. 7. Novbr.

Die Manöver der deutschen Linken.

— Die deutsche Linke hat in ihren Bewegungen etwas Schlangenhaftes. Erst schreit sie nach der Einheit Deutschlands und spottet der 34 kleinen Vaterländer. Kaum faßt die Centralgewalt Fuß, so erklärt sie der Einheit den Krieg, um die Sonderinteressen zu unterstützen. — Betrachten wir genauer diese Schlangenwindungen und Schlangenhäutungen.

Als ein patriotischer Nothschrei das Frankfurter Vorparlament zusammentrieb, da theilten wir die Sympathien der Linken. Sie wollte deutsche Einheit auf den Grundsäulen eines allgemeinen deutschen Bürgerthums. Der deutsche Bürger sollte sich selbst regieren, die Bevormundung mußte aufhören: wir stimmten für directe Wahlen, denn die indirecte Wahl ist ein Argwohn gegen die gute Gesinnung und gesunde Vernunft des Bürgers. Der alte Bundestag ward begraben, ein neuer Bund zwischen Fürsten und Völkern trat in's Leben. Wir hatten für die Permanenz des Vorparlaments gestimmt, aber nicht für die badische Fraction welche austrat und mit Bürgerkrieg drohte. Der Bürgerkrieg brach einseitig aus, in Aussicht vorläufig auf eine badische Republik. Die Gewalt der Waffen ward zum ersten Mal nöthig um Deutschlands Einheit zu retten. Aber der Kitzel zur Republik griff weiter, und der Bürgerkrieg wäre allgemein geworden, hätte die Linke der Frankfurter Nationalversammlung ihren Plan durchgesetzt, den Bürger Itzstein zum Präsidenten, zum Obmann des Reichs zu machen. Wir pflichteten der Mehrheit bei, die auf Gagerns Betrieb einen Fürsten zum Reichsverweser wählte. Alter Erinnerungen eingedenk, und in der freilich jetzt getäuschten Hoffnung, Östreich werde deutsch sein können, fiel die Wahl auf Johann von Habsburg; die Antipathie gegen Hohenzollernsche Persönlichkeiten wollte ihr Recht. — Bis dahin ist die Opposition der Linken, konnten wir ihr auch nicht mehr beistimmen, doch eine organische, eine gesetzmäßige und gesetzwollende gewesen. Die fehlgeschlagene Hoffnung, mit einem oppositionellen Parteihäuptling zur Herrschaft zu kommen, hat die Linke erbittert, und in dieser Erbitterung ging sie bis an die Grenze verrätherischer Ehrlosigkeit. Sie hörte auf patriotisch zu fühlen. Sie wollte jetzt um jeden Preis populär sein. Nicht Deutschland's Neubau war jetzt noch ihr Ziel, die Freiheit aller Völker, selbst auf Kosten des eignen Vaterlandes, ward ihr kosmopolitisches Feldgeschrei. Die Linke wollte 700,000 Deutsche in Posen, gleichviel ob dem polnischen Bojarenthum oder dem russischen Zarenthum, preisgegeben wissen. Sie forderte für einen Landesverräther Sitz und Stimme im Parlament, für Hecker der die Fackel des Bürgerkriegs in die Hütten geschleudert. Sie forderte die Beschränkung der stehenden Heere in einem Augenblicke wo Frankreich, Dänemark, Italien und Rußland drohend an unsere Pforten klopften. Seit Wilhelm Jordans Zurücktritt von der Linken ward die deutsche Ehre nicht mehr auf jener Seite gewahrt; mit Radowitz' sachlicher Darlegung der Nothwendigkeit unserer Grenzen zur Existenz gewann in Frankfurt sogar die Rechte den Glauben des Patriotismus für sich. Die Maximen der Linken durften ungescheut und gelind gesagt als unbewußte Verräthereien bezeichnet werden. Sie fühlte das; sie fühlte zugleich daß sie eines neuen patriotischen Credits bedurfte, wollte sie in ihrer Schmach nicht klanglos untergehen. Der Waffenstillstand mit Dänemark gab ihr diesen neuen Aufschwung. Selbst Dahlmann, ein Danebrog und ein Mann der historischen Fürstenrechte, trat gegen die Willkür der preußischen Diplomatie zur Wahrung deutscher Ehre in die Schranken. Dahlmann wies jedes Lob einer schmähsüchtigen Reichstagszeitung mit Verachtung von sich, aber es war doch im Feuer des Dranges eine Möglichkeit erzielt wo Linke und Centrum Eins sein konnten. Die Gewalt der Umstände war jedoch stärker als der gute patriotische Wille. Die Centralgewalt hatte Preußen in Sachen Schleswig-Holsteins ein Vorrecht eingeräumt; die Nationalversammlung willigte ein, und nachträglich erkennt es Holstein selbst für ein Heil, den Waffenstillstand festgehalten zu haben. Östreich war in Italien beschäftigt; man mußte Preußen willfahren; die deutsche Centralmacht fühlte sich noch nicht stark genug; der deutsche Patriotismus hatte sich mit seinen frommen Wünschen übernommen. Stand Deutschland in Flammen gegen Dänemark, gegen

Rußland, gegen Italien und Frankreich, so war nicht abzusehen wie wir unsere Existenz nach außen retten konnten, während wir zunächst unsern innern Bau zu vollführen hatten. Ist es der Linken Ernst mit der Organisation deutscher Einheit und Freiheit, so trifft sie der Vorwurf gänzlicher Unfähigkeit, aus der Revolution eine Reform, aus der Negation eine positive Gestaltung zu gewinnen. Will sie um jeden Preis, auch auf Kosten der Ehre, die Freiheit feststellen, so trifft sie der Argwohn, die Anarchie scheine ihr der beste und der geradeste Weg zu dem was sie Freiheit nennt. Die Linke hat seit dem Waffenstillstand mit Dänemark den Haß gegen Preußen in Süddeutschland in jeder Weise ausgebeutet, noch immer jedoch unter dem Deckmantel der nationalen Einheit. Das Frankfurter Attentat war ein Versuch zur Anarchie unter diesem Deckmantel patriotischer Ehrverletzung. Diesen mörderischen Versuch hat die Linke beschönigt, die Nothwendigkeit kriegerischer Mittel zur Unterdrückung des wüsten Fanatismus hat sie als Verrätherei am Volke bezeichnet. Hinter dem Aufruhr in Baden und Thüringen steckte entweder planloses anarchisches Gelüst, oder planmäßig die Republik. In jedem Falle gab die Entwickelung kriegerischer Kräfte der Centralgewalt jetzt Hand und Fuß, sie gab der deutschen Einheit selbst bei Denen Glauben und Zuversicht die bisher diese Einheit für den Traum der Phantasten oder für die Grille der Doctrinäre gehalten. Preußen das dem Reichsverweser nicht unbedingt und allgemein huldigen ließ, stellte jetzt sein gesammtes Heer als Reichstruppen zur Verfügung. Damit ist der fromme Wunsch der deutschen Einheit zur historischen Thatsache geworden. Das war der Linken zu arg! So mächtig hatte sie die Einheit nicht gewollt! Sie hatte sie nur angestrebt, solange sie noch versagt blieb und durch Versagung Stoff gab zur Schürung des Unwillens. Ganz kurz zuvor erst hatte sie die Reichsminister verhöhnt wegen der versagten Huldigung. Der Widerstand der Souveräne hat sich gelegt, die kleinen Herrscher machen sogar Miene abzudanken, sei's zum Besten des großen Ganzen, sei's weil sie im eignen Hause das gefräßige Gezänk nicht mehr bewältigen. Die Centralgewalt wird Herr der Intriguen, ist endlich im Stande die Grundrechte deutscher Nation, die Grundrechte der äußern nationalen und der innern bürgerlichen Freiheit mit Nachdruck festzustellen und in's Leben zu führen. Der Gedanke der deutschen Einheit ist endlich Thatsache geworden; Anfangs Sache der Linken, wird er jetzt Sache beider Centren; noch ein Zusammenfassen gemeinsamer Kraft und Deutschland steht da einig, mächtig, frei. Da springt die Linke plötzlich ab. Die deutsche Einheit wird ihr zu mächtig! Will sie keinen Organismus der zugleich mit der Freiheit die Ehre und die Ordnung verbürgt? Sie protestirt gegen die umsichgreifende Macht der Eintracht und Einheit; sie drängt den Liberalismus wieder auf die Seite der Sonderinteressen, sie, die Feindin aller Sonderbündlerei, ist plötzlich im Stande die „kleinen Tyrannen" gegen das nationale Ganze zu hetzen, ist mit dem sächsischen Schaffrath naiv genug von der Tribüne zu erklären, jetzt wolle sie lieber die particularen Staaten unterstützen, läuft mit Ruge im Land herum und nennt die Centralgewalt eine nationale Gendarmerie. So hetzt sie die Kräfte durch einander, wirrt die Interessen zusammen, stört die organische Entwickelung. Nur daß sie ihr Ziel nicht erreicht, den deutschen Einheitsgedanken nur rascher, und wenn es sein muß mit Hülfe des Soldatensäbels, jetzt zur Verwirklichung zwingt!

Das war die letzte Stellung der Linken bis vor kurzem; gegen die Einheit die sie angestrebt, wollte sie plötzlich wieder den Particularismus fördern. Da bricht die Wiener Katastrophe herein. Reaction und Anarchie haben sich dort in zwei großen Massen aufgestaut. Zwei Revolutionen waren im deutschen Sinne sanctionirt, und dennoch erlag Östreich, wie es schien, dem Gewicht seiner Nothwendigkeiten, und begann sich von neuem zu centralisiren; es trat damit schon halb und halb aus dem Bereich des deutschen Verbandes. Wien macht seine dritte Revolution. Wir verkennen nicht den Trieb der sittlichen Empörung gegen die Intrigue der Camarilla, gegen die Kopflosigkeit des Regimentes, gegen die Tücke der slawischen Partei die lieber absolut kaiserlich sein will, um nur nicht deutsch zu werden. Wien will deutsch sein. Aber es denkt nicht daran daß es dann aufhören muß über Slawen zu herrschen. Es will die Freiheit wie ein Bacchanal genießen; es hatte lange keine Ahnung daß die Freiheit eine Arbeit ist. Metternich war rasch beseitigt, und Wien glaubte frei zu sein. Es steckte dreifarbige Schärpen an, und glaubte deutsch zu sein. Wiens Presse aber besudelte diese Farben; freigelassene Sklaven wüthen so mit Schaum auf den Lippen aus Scham- und Rachegefühl nach langer Knechtschaft. Ein Bürgerkrieg der Meinungen, ein Kampf des Bürgerthums gegen den Pöbel der Presse und der Arbeit war die zweite Revolution. Die Regierung war irre geworden am Wiener Deutschthume, sie warf sich schwach und haltlos den Ungarn, sie warf sich verzweifelnd den Slawen in die Arme. Wien griff gegen solche rathlose Perfidie zum dritten Male zu den Waffen. Aber es war nicht mehr das Bürgerthum das opponirte, der Pöbel hängte Latour für ungarisches Geld. Als die Kroatenschwärme herbeizogen, der feige Hof geflohen war und aus der Ferne seine Acht auf Wien schleuderte, trat der Bürger mit dem Proletarier nothgedrungen zur gemeinsamen Sache zusammen. Aber der Anarchie wurden sie nicht Herr. Die Aula herrschte, die Mörder Latour's gingen frei herum, der fanatische Pöbel triumphirte; als Windischgrätz einrückte, stand die Bürgerwehr in erster Reihe, aber die Proletarier mit gespannten Büchsen hinter ihnen. Der Verzweiflung ist viel zu gute zu halten, tritt ihr das Schwert des Gesetzes mit der Miene der Wuth und Rache entgegen. Aber was deutsch an dem Aufstande war, ist zweifelhaft. Unser Patriotismus soll sich nicht täuschen! Nicht Deutschland rief Wien zu Hülfe, an den Erzherzog, nicht an den Reichsverweser ging die

Deputation nach Frankfurt; die Reichscommissare wurden verhöhnt, auf die Ungarn setzte man seine Hoffnung und die Ungarn, die stolz eine Handvoll Geld hingeworfen hatten, ließen Wien im Stich.

Das deutsche Gefühl blutet beim Anblick der Verwüstung Wiens. Ein Schreck des Unwillens befiel uns, sobald sich die Sache der Freiheit in Wien als Gewaltherrschaft des Pöbels gestaltete. Ein Schrei der Entrüstung lief durch ganz Deutschland, als ein verblendeter Hof durch fanatische Alba's das Verbrechen Einzelner zum Verbrechen Aller machte, die Verzweiflung einer Stadt zur Todeslust steigerte. Die Linke hatte das rasch wahrgenommen, sie warf sich plötzlich wieder auf die Seite der deutschen Einheit, sie beutete das nationale Brudergefühl aus und war schnell bei der Hand ein neues patriotisches Feuer zu schüren. Sie lief hin und ließ sich von der Aula beklatschen, von derselben Aula die den Mördern Latour's das Wort gegönnt, oder sie saß im Demokratencongreß zu Berlin, schrie Fluch den Königen und predigte einen Kreuzzug für Wien. Für uns war die Hoffnung längst nicht mehr vorhanden, den Kampf zwischen Slawen und Deutschen in Wien sich rechtlich lösen zu sehen. Sobald sich Östreich von neuem centralisirte, hörte Östreich auf deutsch zu sein. Es muß ein freier Act rechtlicher Vereinbarung sein, soll sich Deutschöstreich von der Gesammtheit der Erbschaftsmasse lösen. Die Frage schwebte in Frankfurt und man ließ sie offen. In Wien aber kämpften Reaction und Anarchie, und hier konnte nur Blut die Wirren lösen; die Wuth sinnloser Leidenschaft ist auf beiden Seiten gleich groß. Die Centralgewalt schickte Vermittler, und Ihr spottet daß man vermitteln wollte, wo gegenseitig die blinde Leidenschaft nach Blut lechzte. Die Centralgewalt hätte 100,000 Mann Reichstruppen nach Wien senden sollen! So verlangt Ihr jetzt. Nur gegen Altenburg hat sie Muth! so schrien Eure Adressen. Die Preußen, die Ihr noch in Mainz als die verthierten Söldlinge des Absolutismus verschrieet, die Ihr verwünschtet wo sie in den kleinen Jammerländern Recht und Ordnung herstellten, die waren Euch plötzlich gut genug den schwarzgelben Fanatismus zu bekämpfen! Die 100,000 Preußen die Ihr verlangt, würden in Wien allerdings für die deutschen Farben, aber nicht für die Anarchie des Pöbels der sich hinter sie flüchtete, geknüpft haben. Weder als Preußen, noch als Reichstruppen hätten die 100,000 Mann in Wien anders als in Baden die Ordnung hergestellt, um die freche Gewaltherrschaft zu stürzen und der Reichsvermittlung den friedlichen Spielraum zu öffnen. Für uns war der Kampf in Wien ein particularer, Östreich centralisirt sich und will und kann nicht deutsch sein. Nach den Ungarn rufen die Wiener. Am 30. schon haben sie capitulirt. Da heißt es: die Magyaren, um deretwillen sie Latour erschlugen, ziehen heran! Im Augenblick beginnt der Kampf gegen Windischgrätz von neuem. Hier war kein deutscher Aufruhr gegen fremde Unterdrücker, hier war ein Völkerkrieg der verworrensten Art im vollen Gange, hier war der Fanatismus mit seinem Blutdurst losgebrochen zwischen Camarilla und Rebellen. Die Vermittelung des Reiches ist verhöhnt worden, und Reichstruppen hätten nur im Namen des Kaisers die Anarchie in Wien beendigen können, um sodann der deutschen Sache zu ihrem Recht zu verhelfen, falls und wie weit sie deutsch war und werden will und kann. Wir bedauern daß die deutsche Einheit noch nicht so stark war, um den östreichischen Gräueln vorzubeugen; wir bedauern daß die Centralgewalt noch nicht Fuß genug faßte, um auch die Wirren brüderlich verbündeter Völker zu schlichten. Ihr aber, die Ihr diese Centralgewalt untergrabt, die Ihr den Particularismus erst von neuem wieder aufgerufen, um die deutsche Einheit machtlos zu machen, Ihr habt nicht das Recht dies zu fordern. Ihr spielt wie mit allen Phrasen so auch mit dem Worte des Dichters: „Untergang der Lügenbrut!“ Ihr treibt ein Spiel mit Euch selber.

Zur Chronik der Gegenwart.

[Ein Brief aus Wien.]

— Die Laterne, ein neues Stuttgarter Wochenblatt mit Beiträgen von Dingelstedt und Hackländer, bringt in Nr. 11. folgende Mittheilungen über und aus Wien.

„Das Schicksal der „Kaiserstadt“ ist eine furchtbare Lehre für alle diejenigen, welche an fremdem Beispiel noch lernen können und lernen wollen, so wie ein Experiment, woran die Theorien unserer revolutionären Doctrinäre in ganzer Tollheit oder Ruchlosigkeit auf das Allerdeutlichste sich darthun. Diese erbarmungswerthen Affen Dantons, Marats, Robespierre's schwatzen und drucken nun seit acht Monaten ihren Urbildern nach, daß das einzige Heil für Deutschland in der Permanenz der Revolution liege, daß ihr Argwohn, ihre Wachsamkeit, ihre Reactionsriecherei eben ihre Kraft und Stärke sei, daß die Zukunft des Volkes nur durch einen Convent gegen das Säbelregiment gesichert werden könne. Wien ist der Ort gewesen und geworden, in dem seit dem 13. März die Revolution permanent war. Das östreichische Ministerium stand von allen europäischen auf der höchsten demokratischen Spitze; so hoch, daß sein Chef im Reichstag selbst erklärte, nicht auf der Ministerbank, sondern durch den Volksgeist werde heut zu Tage die Politik gemacht. Wien hat trotzdem zu dreien Malen die unendliche Wohlthat eines „Sicherheitsausschusses“ genossen, als worin die herrlichste Offenbarung des Sieges der Revolution sich ausspricht. Und wohin ist Wien, wohin Östreich mit allen diesen Siegen der Revolution, mit ihrer glorreichen Permanenz, mit dem triumphirenden Übersturz aus der Kabinettspolitik in die Gassenpolitik gelangt? Wohin?! Wir erhalten Privatnachrichten von da, welche die traurigen Schilderungen der öffentlichen Blätter nicht bestätigen, nein, weit, weit hin-

ter sich lassen. Es sind nicht zitternde „Geldsäcke", welche uns schreiben, nicht furchtsame „Familienväter" oder „Flüchtlinge" im Nationalgardenrock, nicht endlich „Emigranten" aus der „guten alten Zeit"; Führer sind es der neuen Epoche, Volkshelden des Märzmonates, Männer von entschiedenem Freimuth und erprobter Gesinnung. Und welches Bild entwerfen sie von der „einzigen" Kaiserstadt! — Daß alle, aber auch alle und jede gewerbliche Thätigkeit seit Monden aufgehört hat, daß von der geselligen Bewegung, die sonst in Wien ihre reizendste und heiterste Seite entfaltete, nur schamlose Orgien auf öffentlichem Markte und an hellem lichtem Tage übrig geblieben sind; daß die furchtbar angeschwollene Sittenlosigkeit alle Spitäler gefüllt hat, davon wollen wir, als von etwas Natürlichem, keine Erwähnung thun. Aber daß sogar die politischen „Errungenschaften," Preßfreiheit, Vereinigungsrecht und Wehrhaftigkeit an der Spitze, nicht durch die Reaction — kein vernünftiger Mensch fürchtet oder wünscht sie, — sondern durch die Revolution ganz und gar illusorisch gemacht worden sind, was werden dazu unsere Revolutionäre von Profession sagen?"

In dem Privatbriefe vom 22. October der darauf folgt heißt es unter anderem: „Wie es mit den Zeitungen steht, siehst Du aus denen, die hinauskommen. Es traut sich Keiner, die Wahrheit, nichts wie die Wahrheit, die ganze Wahrheit zu schreiben. Die Journalisten so gut wie die Reichstägler sind förmlich terrorisirt. Die Augsburgerin haben sie in fast allen Caffee's verboten, sie darf nimmer aufliegen, weil sie Briefe von.... gebracht hat. Woher der Verfasser so bald erkannt wurde? Wer wird so unschuldig fragen? — Auf den Gassen ist alle Tag Sonntag. Kein Gewölb ist offen, oder wenn hie und da eins aufgesperrt wird, so geschieht's auf Befehl, aus Furcht. Ein Fiacrepferd ist ein Menageriestück an Rarität geworden. Unser alter Peppi in der Singerstraße versicherte mir, er hätte seinen ganzen Stall geflüchtet, weil er seine Gäule nicht von den.... gefressen sehen wollte. So arg ist's nun mit uns noch nicht; wir machen in der Stadt Frankfurt noch dann und wann ein hübsches Diner, freilich kein Schatten von denen vom letzten Winter und so einem früheren. Eduard (Bauernfeld) hat uns neulich zu einem „Girondisten-Banquet" eingeladen. Wir sangen das mourir pour la patrie etc., während unten auf dem Mehlmarkte die Marseillaise gebrüllt wurde, dazwischen, wie eine scheußliche Ironie: Gott erhalte unsren Kaiser! Von solchen Auftritten hast Du denn doch keinen Begriff. Einen Zwanziger hab' ich seit mindestens vierzehn Tagen nicht gesehen. Die Guldennoten werden in zwei, drei Theile geschnitten, und diese stellen Silber vor; uns ist das nichts Neues, aber wenn's ein Fremder zum ersten Male sieht, macht er wunderliche Augen. Davon, daß an der Börse Geschäfte gemacht würden, andere wie scheinbare Notirungen, habe ich seit dem 6. nichts gehört. Die meisten großen Häuser sind geschlossen, die Herren auf und davon. Ischl, woher Dessauer geschrieben hat, Linz, Gmunden am See, die ganze Salzkammergutgegend wimmelt von Flüchtigen. Auch Theodor (der ehemalige Minister Hornbostl) hat sich dort herum wieder aufgefunden, nachdem wir seinetwegen lange in der größten Angst geschwebt. Es hieß, er habe sich selbst umgebracht; was Helene (Frau Hornbostl) dabei ausgestanden, könnt Ihr Euch denken. Vor einigen Tagen, so lang die Passage noch frei war, fuhr die Eisenbahn nach Prag nicht unter 60 Waggons. Sie brauchten oft 24 Stunden und druber, eh' sie hinkamen. Unterwegs nichts zu beißen, nichts zu brechen. Wie man ging und stand, ohne Wäsche und Kleider, stürzte Alles fort. Gepäck wurde nicht mehr hinausgelassen. Eine Menge Leute sind wider Willen dageblieben, weil sie keine Pferde bis zur nächsten Station bekamen. Dies „Rennen, Retten, Flüchten" hat mich nach altem Wiener Ausdruck gegiftet; mit jedem ehrlichen Manne, der draußen ist, steigt die Gefahr der Zurückgebliebenen. Den Windischgrätz, den Jellachich, den Auersperg fürchte ich lang nicht so für Wien, wie die Vorstädte. Die akademische Legion ist ihrer Auflösung nahe. Studenten waren schon lang keine mehr drin; die meisten sind gleich um Ostern von ihren Alten heimgerufen. Was blieb, waren Barbiere, die meisten davon Ungarn, Techniker, und so allerlei Volk, das über Nacht kam und jetzt bei Tag verschwindet. Ein Paar von den Vorstädten sind gut, die Leopoldstadt z. B., auch Landstraße; aber Wieden, Leimgrube, Lerchenfeld rc. desto schlechter. Käm's zum Treffen, was ich übrigens nicht glaube, so würde ich mehr gegen das Bajonett meines Hintermanns auf der Hut sein, als gegen die Kartätschen der Soldaten. Von dem Lager bei Belvedere erzählt man sich das Unglaublichste. Es schmilzt mit jeder Stunde zusammen, theils durch Desertion, theils durch Transport in das nahe Krankenhaus. Hr. v. Messenhauser, unser Lafayette (ohne Schimmel) ist seines eigenen Lebens nimmer gewiß. Eine solche Unzucht sei seit Sodom nicht mehr zu sehen gewesen. Ich mag nicht hinaus, mich widert's an. Die Auersperger haben's arg genug droben getrieben, wenn's wahr ist; aber ihre Nachfolger übertreffen sie bei weitem."

[Reactionär.]

— Die Stuttgarter „Laterne," die wir schon eben citirten, illustrirt mitunter das politische Leben der Deutschen. Sie brachte folgende neue Bilder über den bürgerlichen Gebrauch des Wortes „Reactionär." — Ein Bürgerwehrmann steht am Fenster während es in vollen Strömen vom Himmel gießt. Zeit zum Ausrücken und es gießt wie mit Kübeln! brummt er in den Bart; sollte man da nicht an die schnödeste Reaction von oben denken? — Zwei Schulbuben verhöhnen einen dritten der gewissenhaft in die Stunde geht. Laß Den da gehen, schreit der Eine dem Andern zu, Der kommt jeden Tag zur rechten Zeit und macht immer sein Pensum; das ist ein Reactionär! — Ein Mann des Fortschritts beräth sich mit seinem Schneider über Tuch zur Livree. Der Zwickelbärtige hat ihm gut gerathen, nur fürchtet der Vorwärtsler daß bei der Wahl von Russischgrün der Reaction Thor und Thür geöffnet ist. — Eine Alte hat einen frischen Wittwer geheirathet. Er steht abgewendet, in Verlegenheit; sie keift: Vor noch nicht vier Wochen hab' ich Dich geheirathet, Dich, einen geschiednen Mann, und muß Dich gestern auf offener Straße schon mit Deiner ersten Frau sprechen sehen? Pfui, Du Reactionär!

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr.	Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet.	№ 112. 8. Novbr.

Kraft oder Schwäche?

Novelle von W. v. L.

(Fortsetzung.)

Der Tag brach an; Gottwald war noch immer ohne Entschluß. Er stammte aus einer altadeligen Familie, die nur den Umständen gehorchend ihren Adel einstweilen niedergelegt hatte. Nichts war leichter als ein altes, nicht aufgegebenes Recht zu erneuern. Dann war er Cäcilien fast ebenbürtig. Gottwald war arm und mittellos; aber eines reichen und kinderlosen Oheims Erbschaft im Vaterlande konnte ihm einst nicht entgehen. Wenn er die Zeit wirken ließ, so war er reich. Auch von dieser Seite fand sein Entschluß Rechtfertigung vor seinem eigenen Verstande. Sein Wort war dem Grafen, aber seine Ehre nicht verpfändet. Die Liebe sprach ihn vollends frei. Sollte er zu ihr? Leben und Tod hing an diesem Schritt; Cäcilien wiedersehen und sich ihrer Seele auf ewig verloben, war untrennbar Eins.

Der Morgen war schon vorgerückt, da trat Graf Resag in sein Zimmer. „Ich komme, um meinen Abschied von Ihnen zu nehmen, lieber Gottwald, sprach er, und Sie unter Versicherung meiner Theilnahme wegen des Antheils um Verzeihung zu bitten, den ich an Ihrem Unfall habe.“ — Gottwald dankte. — „Zugleich ist hier meine Verlobungsanzeige, fuhr der Graf fort. Nach dem Wunsche des Grafen Czerny soll dieser Brief von mir an Comtesse Cäcilie durch Ihre Hand gehen, damit die Enttäuschung des armen Kindes vollständig sei. Wollen Sie so gut sein, ihn zu convertiren?“

Gottwald war wie erstarrt. Unstreitig hatte der Graf diese Form in der Absicht einer zarten Schonung gewählt, aber die Wahl war unglücklich. Noch hatte nichts sein wundes Herz so zerrissen wie eben diese zudringliche Schonung. Er wollte überlegen; — er erklärte sich unfähig, den von ihm geforderten Schritt sogleich und auf der Stelle zu thun. Da lächelte der Graf mit seiner gewohnten verletzenden Art und zog sich zurück. Gottwald's Gedanken fielen in einen Strudel von verworrenen Gedanken zurück. Seine Wunden brannten, er wollte sinnen, nachdenken, er vermochte es nicht; sein Kopf verließ ihn, und man gönnte ihm nicht die Zeit, die auseinanderfallenden Elemente seiner Gedanken zu sammeln.

Kaum war Resag verschwunden, so erschien die Gräfin von neuem. Sie maß Gottwald lange mit einem thränenden Auge, vor dem er den Blick niederschlagen mußte. „Gottwald, sprach sie dann, indem sie seine Hand ergriff. Ich beschwöre Sie bei Allem was Ihnen heilig ist, seien Sie stark, wie Sie es waren! Wollen Sie eine Mutter vernichten, eine Familie die Sie liebt, und die Ihnen wohlgethan hat, in's Elend stürzen? Ich bin die Einzige meines alten Geschlechtes, — ich bin die Einzige in diesem Hause, die unsere ganze Lage übersieht. Resag ist unser Retter, wir sind verloren ohne ihn! Ich bitte Sie, bei Gott und seinen Heiligen, um den Brief!“

Gottwald neigte sich auf ihre dargebotene Hand, ein Strom von heißen Thränen entstürzte unaufhaltsam seinen Augen. Die Gräfin weinte mit ihm. Jetzt fühlte er sich plötzlich erleichtert, die Gluth seines Kopfes hatte abgenommen, er fühlte auf einmal eine Kraft in seiner Brust, sich zu opfern, wie nie zuvor. Er ergriff den Brief; — er küßte ihn, er schlug rasch das Couvert um das Blatt, er schrieb die Aufschrift, übergab ihn der mütterlichen Hand und sank erschöpft auf sein Lager zurück.

Die Gräfin erfaßte seine beiden Hände; sie machte Miene, sie an ihren Busen zu drücken. Gottwald hatte

kaum die Kraft das zu hindern. Die Gräfin nahm den Brief und ließ den Unglücklichen im Streit mit unnennbaren Gefühlen allein. — Der Brief ging ab. Gottwald's Aufschrift war also die kurze Antwort auf Cäcilien's Brief. —

Jetzt duldete es ihn nicht länger im Hause des Grafen. Er selbst übereilte seine Genesung; er zwang sich gesund zu scheinen, und bestimmte den Tag seiner Abreise. Resag sah er nicht wieder; er war seinem Schreiben gefolgt. Mit der größten Sorgfalt packte die Gräfin selbst Gottwald's Koffer. Er nahm einen wortarmen, aber thränenreichen Abschied von diesem Hause in welchem sein junges Leben sich schnell von der Idylle zur Tragödie umgestaltet hatte. Er stieg in den Wagen der ihn auf die Hauptstraße nach Norddeutschland bringen sollte. In der Wagentasche fand er ein kostbares Geschenk der Gräfin, ein Etui; er öffnete es, zwei hundert Kaiserdukaten lagen darin, neben ihnen ein verbindliches Dankschreiben des Grafen, und in diesem, was ihm das unschätzbarste war, ein kleines Miniaturbild das die Geliebte als Kind darstellte. So weit hatte man Zartsinn, Dankbarkeit und Wohlwollen getrieben. Das Bild ruhte fortan auf seinem Herzen. Er war elend, unglücklich, wie ein Mensch nur werden kann; aber er war mit sich zufrieden. Das Bewußtsein, einen Kreis edler Menschen gerettet zu haben, schmeichelte seinem Stolze.

So durcheilte er Deutschland, er selbst sah kaum auf welchen Wegen; Auge und Ohr, alle Sinne waren in Neuhöfen zurückgeblieben. Auf jeder Station kämpfte er mit sich, ob er an Cäcilien schreiben solle, sich zu vertheidigen, einen besseren Abschied von ihr zu nehmen. Er blieb stark, bezwang sich und that es nicht. Er allein wollte das Opfer sein; Cäcilie selbst kannte er als zu stark und zu fest, um gänzlich unglücklich zu sein. Sie würde ihn vergessen und wo nicht glücklich, doch zufrieden werden, denn Resag war, wenn auch eines solchen Engels nicht würdig, doch kein unwürdiger Mann. In diesem Traume von Entschlüssen, Träumen und Ideen erreichte Gottwald C. Er stürzte in meine Arme. Was ich geahnet hatte, wies sich nun als Thatsache aus. — Der Arme war jedes Trostes bedürftig. Und nun —" Theobald schwieg.

„Und nun ist Deine Geschichte aus! rief Rosenberg. Und nun sollen wir ein Tribunal bilden, und entscheiden was Kraft und Schwäche sei?"

„Ei, laß Theobald doch wenigstens enden", fiel die schöne Lucinde ihrem Bruder in die Rede.

„Die Acten sind ja noch nicht vollständig", sprach Rosenberg's Vater.

„Sie sind für jetzt geschlossen, nahm Theobald das Wort. Wenn die Geschichte meines armen Freundes auch hier erst in ihrem ersten Aufzuge endet (und sie hat deren drei), so habe ich dieser weisen Versammlung doch alle Documente vorgelegt, welche zu einem tüchtigen Richterspruche nöthig erscheinen. In den meisten Fällen fordert die Gesellschaft, die Welt zur Feststellung eines Urtheils nicht halb so viel Kenntniß des Thatbestandes als hier vorliegt. Ich trage also darauf an, zum Spruche zu kommen, ja, ich bitte darum, weil ich sonst meine Geschichte nicht fortsetzen kann."

Bei diesen Worten erhob sich in dem befreundeten Kreise ein wildes Durcheinander von Worten, Meinungen und streitenden Stimmen.

„Es ist klar und wahr, rief Rosenberg; Dein Gottwald ist ein Riese an Kraft. Welche Stärke! Welche Festigkeit! Wie leicht konnte er sich von seinen künftigen Aussichten auf Ehre und Vermögen verleiten lassen, den Wünschen der Geliebten nachzugeben, und eine Familie elend machen, die ihn mit Wohlthaten überhäufte."

„Ganz recht, rief Lucinde, die Energie seines Entschlusses ist zu bewundern, wenn ich gleich glaube daß ich ihn darum hassen könnte, wenn er mir je im Leben begegnete."

„Das hat nicht Noth!" sprach Theobald ernst.

Fast die ganze Gesellschaft pflichtete dem Urtheil der schönen Lucinde bei. Gottwald's Seelenstärke war der Gegenstand der allgemeinen Bewunderung.

„Nun, sagte der Vater, indem er, um die verschiedenen Urtheile zusammenzufassen, das Wort nahm, — das ganze Tribunal scheint darüber einig zu sein daß Ihrem Gottwald, lieber Freund, Dispens und das Diplom eines äußerst kräftigen Charakters zukommt, der sich in der schwersten und reizendsten Versuchung bewährt hat. Da ich selbst gegen dies Urtheil nichts einzuwenden wüßte, so wird es wohl dabei bleiben."

„Beim Himmel, nein! rief Theobald mit sichtbarem Eifer. Im Namen der ewigen Gerechtigkeit protestire ich gegen dies Erkenntniß. Wie, meine Freunde, ist diese scheinbare Kraft über welche Sie einig zu sein scheinen, nicht näher betrachtet die schwächlichste, kraftloseste, unverzeihlichste Schwäche? Ist Der nicht mit Recht ein Feiger, ein Schwächling zu nennen, der irgend einen schönen Sieg, ein köstliches Besitzthum um äußerer Hindernisse und Widerwärtigkeiten willen aufgibt? Wie nun, wenn Cäcilie, dieser starke Engel, zu gut und treu für diese Welt, dahinschmachtet, gleich

einer Blume, deren Wurzel man zertrat, — wie sie denn wirklich dahingeschmachtet ist! Wie nun, wenn Gottwald selbst zum Elendesten der Menschen herabsinkt, durch einen Schritt, der nur ihm Ruhe erkaufen sollte? Wie, wenn wir ihn ruhelos, gemartert von dieser Erinnerung, dem Verderben entgegenstürzen sehen? Konnte er denn voraussehen und wissen wie sein Entschluß wirken, Alles enden würde? Stellte er seine Afterweisheit nicht höher, als die Liebe, über der nichts steht, auch die Tugend nicht, die mit der Liebe auf gleicher Rangstufe schwebt? — Wie endlich? Ist es nicht die heilloseste Schwäche, um dem Kampfe mit äußeren Feinden und äußeren Widerwärtigkeiten zu entgehen, eine Seele zu opfern, wie diese Cäcilie war? Besäße er Kraft, mußte er diese nicht vielmehr aufbieten sie glücklich zu machen, nicht aber sie dazu anwenden, sie feig, elend und selbstsüchtig zu verlassen? Was ist Kraft — was ist Schwäche? Ich wiederhole die Frage. Wenn das nicht Kraft ist, die ich gebrauche, um einen Andern zu beglücken, so gibt es keine. Nichtgebrauch unserer Mittel, unseres Vermögens, muß eben Schwäche heißen, so lange Worte einen Sinn haben sollen!"

Theobald hatte mit großem Eifer gesprochen. Die Zuhörer waren überrascht. Niemand wußte etwas Geltendes zu entgegnen; denn der Redner blieb dabei stehen daß Verzichtleistung auf unsere Mittel, solange ein Sieg denkbar sei, niemals und an keinem Orte Kraft heißen könne. Der Streit wurde endlich ohne Entscheidung von der Neugier Lucindens geendet. Theobald hatte von einer Fortsetzung der Geschichte Gottwald's gesprochen, und sie bot nun Bitten, Schmeicheleien und Beruhigungen, kurz Alles auf, um die Streiter wenigstens zu einem Waffenstillstand bis nach beendigter Erzählung zu vermögen. Die Sache war nicht leicht, denn die deutsche Gesellschaft liebt nichts so sehr als Streit über principielle Fragen. Da die Mutter die friedenstiftenden Bemühungen redlich unterstützte und da der diplomatischen Ausdauer Alles gelingt, so erlangte auch Lucinde endlich soviel daß man Theobald wenigstens erlaubte seine Geschichte weiter zu führen, immer jedoch mit lauter Opposition und heimlichem Spotte von Seiten seines Freundes Rosenberg.

„Diese fast allzuheftige Discussion, begann Theobald, kann uns wenigstens lehren daß es im ganzen Gebiete der angewandten Philosophie kaum eine schwierigere und verwickeltere Aufgabe gibt, als die, über diese beiden Begriffe in ihrer Anwendung zu entscheiden, über welche wir im Streit liegen. Ich habe den Wortkampf jetzt abgebrochen, weil ich voraussehe daß er im Laufe meiner Erzählung noch einmal und mit erneuter Heftigkeit beginnen wird. Meine besten Entscheidungsgründe habe ich daher auch, wie ein guter Advokat, bis dahin aufgespart."

„Gut, gut, vortrefflich, aber nur weiter, ich bitte!" riefen Lucinde und ihre, sonst sehr schweigsame, heute beredte Mutter.

„Nun denn, Gottwald stürzte also in meine Arme um Trost zu finden, fuhr Theobald zu erzählen fort. Sein Vater war gestorben, er hatte auf der weiten Erde niemand als mich, dem er seinen Schmerz anvertrauen konnte. Ich wohnte damals mit meiner Mutter und ihrer Nichte Sophie in dem Ihnen Allen bekannten kleinen Hause in der Neustadt. Was ich im ersten Augenblick der Überraschung zu sagen vermochte, das hörte Gottwald geduldig an; aber ich sah, es machte keinen oder wenig Eindruck. Ich sprach mit ihm von der Macht der Zeit, von der Linderung des Schmerzes im Schooße der Wissenschaft. Gottwald hörte mich an, aber er blieb trübsinnig; er schien sich sogar von mir abzuwenden als wenn ich ihn nicht verstände. Wenn in uns ein großer und schöner Schmerz waltet, so scheint uns die ganze Welt eiseskalt zu sein. Ich bewog Gottwald, seine Wohnung bei uns zu nehmen und auf sein theologisches Amt mit aller Kraft hinzuarbeiten. Er bedurfte zu seiner Laufbahn noch einer Prüfung. Gottwald war den Tag über fleißig, suchte auch am Abend die Einsamkeit und ward von mir nur mit Gewalt in unsern Familienkreis gezogen. Ich zweifelte jedoch um so weniger an seiner baldigen Wiederherstellung, als ihn Nichts an seine Vergangenheit unmittelbar erinnerte. Von Neuhöfen kam weder ein Brief, noch irgend eine Nachricht, und Cäcilie war, bis auf ihr Bild, für ihn völlig verschwunden. In unsrem Kreise bewies ihm Jedermann die äußerste Sorgfalt, eine zarte Schonung und eine innige Theilnahme. Unstreitig that diese dem Kranken wohl; und herzlicher und liebevoller konnte man ihm nicht begegnet als meine Cousine Sophie. Sophie war ein ausgezeichnetes Wesen, wiewohl von ganz entgegengesetzter Art als Cäcilie. Die höchste Sanftmuth, eine Milde des Gemüths, die engelhaft zu nennen war, und welche von jedem rauhen Wort aufs tiefste verletzt ward, eine Seele die nur am Beglücken und Erheitern Freude fand, der jeder Scherz zuwider war, welcher im Entferntesten nur irgend eine Seelenstimmung verletzen konnte, eine Natur die Alles liebte was gut schien, und deren Urtheil über das Böse selbst ein Spruch der Vergebung war. Gefühl war ihr Element, — etwas

empfinden, lieben, verehren, war ihr in jedem Augenblick Bedürfniß. Sie war die Pflegerin meiner stets kränkelnden Mutter, und dieser Umgang hatte ihre von Natur weiche Seele nur noch zarter und empfindlicher, ihre süße Stimme nur noch milder, ihr ganzes Benehmen nur noch leiser und geistiger gemacht. Sie war nicht schön, aber ein lebendiges schwarzes Auge, ein tiefbraunes, reiches seidenes Haar und ein angenehmer Wuchs gab ihrem ganzen Wesen, das in Grazie und Anmuth athmete, etwas so Bezeichnendes daß niemand in ihrer Nähe ohne Rührung und Wohlwollen blieb. Der einzige entschiedene Mangel an ihr war eine von Geburt verunstaltete Hand, und sie hatte nicht Eitelkeit oder Selbsterkenntniß genug, diesen Mangel zu verbergen, vielmehr, da sie die Guitarre meisterhaft spielte, fand sie Gefallen daran, ihn Jedermann sehen zu lassen.

Gottwald fand in unserem Hause den Trost, die Beruhigung, deren er zu seiner Genesung bedurfte. Mit inniger Freude sah ich ihn von Tag zu Tage heiterer werden. Zwar blieb ihm ein unverkennbarer Zug von Schwermuth und Selbstvertiefung; aber er entstellte ihn nicht. Vielmehr schien er so ganz zu seinem übrigen Wesen zu passen, daß er dadurch zu einer um so anziehenderen Erscheinung unter den Männern wurde, welche um diese Zeit ihre rauhe Seite nach Außen zu kehren meistens für gut fanden. Gottwald dagegen war nie heftig in Gegenwart von Frauen, er war achtsam auf die Gesellschaft, und seine Vorliebe für Gespräche, die Gefühl und Empfindung berührten, seine schöne und innige Art sich auszudrücken, sein feines Verhalten, gemildert und in seiner Bedeutung erhöht durch jenen Zug der Selbstvertiefung, gewann ihm unter den Frauen die unser Haus besuchten, fast alle Herzen, wie denn überhaupt echte Frauen meistens mehr durch das Gefühl der Männer als durch ihren Geist bestochen werden. Den Geist achten sie; die Natur des Mannes, seine Art zu empfinden lieben sie; sie haben zu dieser Vertrauen, zu jenem nur Respect. Ich beobachtete meinen Freund genug, um in seiner innersten Seele eine Hinneigung zu Sophien aufkeimen zu sehen. Ich jubelte. Denn war irgend etwas geschickt, den Armen gänzlich wiederherzustellen, — war irgend ein Wesen geeignet, ihm noch einst das Glück, auf das er schon verzichtet zu haben schien, dennoch zu gewähren, so war es die Sanftmuth, die Liebe selbst, in der Person Sophiens. Ich sprach mit Gottwald darüber. Er zuckte die Achseln und verwies mich auf sein verödetes Herz. Dennoch sah ich deutlich, wie er sich dem holden Kinde täglich mit entschiedenerem Wohlwollen zuneigte. Was Sophien betraf so war ich meiner Sache längst gewiß. Sie liebte ihn seit den ersten Tagen seines Erscheinens, und es wäre ein Wunder gewesen, wenn ein Herz wie das ihrige einen Mann wie Gottwald nicht hätte lieben sollen. (Fortsetzung folgt.)

Zur Chronik der Gegenwart.

[Vogt's Rede über Östreich.]

— Die unendlichen Bravi welche die Linke in der Paulskirche Hrn. Vogt zujubelte, können niemand betäuben als wer die Betäubung und die blinde Aufregung wünscht und sucht. Vogt's Rede läuft in Deutschland um, wird als Gegenstück zu Bassermann's Rede den Zeitungen beigelegt; mithin ist sie nicht zu übersehen. Befassen wir uns damit. — Vogt ist das entschiedne Talent der Frankfurter Linken. Er hat mehr als die Blum'sche salbungsvolle Breite welche die deutsche Gutmüthigkeit in Masse schmeichlerisch besticht; er hat in seiner Beredsamkeit jenen Stachel der Heftigkeit, der epigrammatisch wirkt. Er schlägt weniger mit Keulen drein; er handhabt seine Stoßwaffe mit feinerem Geschick. Bei alle dem kann ihn die Ehrlichkeit der Gesinnung leicht entwaffnen. Seine Rede zu widerlegen, ist kaum nöthig; die Thatsachen haben bereits alle seine Gründe entkräftet. Er concentrirte seinen Angriff auf das Ministerium in den Sätzen: Es regiere nicht, sondern spiele nur Polizei; es habe in Thüringen aus strategischen Rücksichten die Anarchie der Allarmisten unterdrückt, und die Kroaten gegen Wien agiren lassen. — Jellachich hat mit Recht erklärt, er kenne und führe nur kaiserliche Soldaten. Daß Östreich Kroaten, Hannaken, Panduren und Rothmäntel gegen Deutsche ins Feld stellt, sollte uns freilich der Erledigung der Frage näher führen, wie weit deutsch Östreich überhaupt ist und ob dasselbe zu dem großen Act sich anschicke, deutsche und undeutsche Erbschaftsmassen zu trennen, falls es die Völkerfreiheit ernstlich will. Wer Reichstruppen in Östreich einrücken lassen wollte, vergißt daß die Landesregierung zuvor dazu auffordern oder die Genehmigung dazu ertheilen mußte. Wir würden über Tyrannei der Centralgewalt klagen, ließe sie Reichstruppen nach eignem einseitigem Entschluß heranziehen; davon abgesehen daß Reichstruppen, seien es bairische, seien es preußische, in Wien zunächst die Anarchie der Pöbelsherrschaft beseitigen mußten. Über die Wiener Volkswirthschaft sind wir nun schon aufgeklärt; daß hier die deutsche Freiheit hülflos gelassen sei, darüber haben sich auch bessere Männer getäuscht, irre geführt von patriotischen Gefühlen die sie blind gemacht daß in Wien hinter den deutschen Farben die wilde Gemeinheit des Pöbels ihr Spiel getrieben. Es wäre unnütz Hrn. Vogt davon überzeugen zu wollen, der ja aufrichtig genug ist, zu bedauern daß preußische Bajonette so rasch die Frankfurter Barrikaden erstürmt. Zu streiten ist mit einem Volksmanne nicht der sich auf der Rednerbühne der Nationalversammlung erdreistet, das Certificat mit welchem das Oberhaupt der Nation einen Minister decretirt, einen „Wisch“ zu nennen. Vogt schloß seine Rede mit dem Verslein:

„Es ist in Deutschland keine Stadt,
Kein Dörflein, dessen stille Huth
Nicht einen alten Kirchhof hat,
Darin ein Freiheitsmärt'rer ruht.“

Die Linke hätte ihr Bravo in Dacapo verwandeln sollen, Bravo! singen Sie uns diese Arie doch noch einmal! — Auf wen aber, fragen wir allen Ernstes, fällt der Fluch der neuen Gräber, unter denen Opfer der Freiheit ruhen?

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr.	Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet.	№ 113. 9. Novbr.

Kraft oder Schwäche?

Novelle von W. v. L.

(Fortsetzung.)

So war ein Jahr verflossen. Gottwald hatte seine Candidatur erledigt. Der Ruf zu einer bestimmten Predigerstelle in unserer Nähe ward täglich erwartet.

Von Neuhöfen verlautete nichts, und nach Allem zu schließen, was ich sah, hatte Gottwald diese Erinnerung eben auch zu den Erinnerungen einer selig-unseligen Zeit zurückgeworfen. Cäcilien's Miniaturbild hing zwar noch in seinem Zimmer, er blickte auch wohl zuweilen wehmüthig darauf hin, und eine Thräne trat ein- oder zweimal in sein Auge. Aber im Herzen trug er das Bild offenbar nicht mehr, denn er konnte jetzt von seiner „östreichischen Zeit" sprechen, ohne eben eine besondere Bewegung zu verrathen.

Endlich, nach einem Jahre rastlosen Fleißes und männlichen Strebens kam Gottwald's Name zur Wahl; er hatte mit Beifall und Glück im Amte fungirt und seine Ernennung zum Pfarrer von Stillleben war so gut wie gewiß. Er zeigte uns dies glückliche Ereigniß an, mit dem seine Prüfungszeit für immer zu enden schien. Wir saßen in unserem gewohnten Abendkreise. Meine Mutter drückte Gottwald ihre Freude darüber mit herzlicher Beredsamkeit aus, ihn endlich am Ziele seiner langen und beschwerlichen Pilgerfahrt zu sehen. Er dankte ihr und mir mit gerührten Worten. Da blickte er auf Sophien hin. Sie hatte bis jetzt kein Wort gesprochen. Aber er sah aus ihrem großen schwarzen Auge Perle an Perle niedersinken, während sie sich tiefer auf die Stickerei beugte, bemüht, ihre Thränen die sie nicht zurückzudrängen vermochte, wenigstens zu verbergen. Gottwald sprang bei diesem Anblicke vom Sitze empor, und ging aufgeregt und unruhig mehrere Male im Zimmer umher. Wir wußten nicht was ihn bewegte, und ich glaubte an eine plötzlich erwachende Erinnerung. Dasselbe war schon oft geschehen; wir achteten daher wenig auf ihn. Allein plötzlich hemmte er seinen Schritt und blieb vor Sophien stehen, die nun ihr Auge zu ihm erheben mußte. Er blickte sie starr an; sie ward verlegen und erröthete tiefer und tiefer. Da Gottwald schwieg, so glaubte sie ihn etwas fragen zu müssen.

„Und wann verlassen Sie uns denn, Herr Gottwald?" begann sie.

Gottwald schwieg noch immer, aber der Kampf seiner Seele trat auf sein Antlitz. Sophie, in qualvoller Verlegenheit, wiederholte die Frage; eine Fluth von Thränen entstürzte ihren Augen.

„Niemals, — nie!" rief Gottwald, und ergriff ihre Hand, die er jedoch schnell wieder fahren ließ.

Meine Mutter und ich wußten nicht was wir zu dieser Scene sagen sollten. Ich versuchte es, sie durch einen Scherz zu enden. „Wenn Du erst Pfarrer bist, sprach ich, so besuche ich Dich mit Sophien in Stillleben!" Allein das klang nicht an. Gottwald stürmte aus dem Gemach und ließ uns Drei in der seltsamsten Verlegenheit zurück. Ich folgte ihm auf sein Zimmer, allein ich fand die Thüre verschlossen; mein Ruf ward nicht beantwortet. Man mußte den Ausgang erwarten.

Dieser blieb nicht lange aus. Am andern Morgen, als Sophie sich früh erhob, fand sie auf ihrem Arbeitstische einen Brief von Gottwald, der ihr sagte, was meine Zuhörer sich denken können. Er betheuerte, in ihr das Wesen gefunden zu haben, das ihn mit dem Leben versöhnen, die Sehnsucht seines Herzens stillen und ihn glücklich machen könne. Er fragte ob ihr Herz das Wagniß bestehen, ob sie ihn lieben könne, ob ihre Hand frei sei. Er berief sich auf ihre Kenntniß seines Schicksals, und fragte, ob sie keinen Zweifel hege, an

seiner Seite glücklich durch das Leben gehen zu können. In diesem Falle lege er sein Glück in ihre Hand, — er wie sie sei verwaist, aber seine Aussichten verstatteten ihm einen solchen Antrag und die Hinweisung auf eine behagliche Zukunft. — Die Mutter las diesen Brief und blickte Sophien fragend an. Diese sank in ihre Arme und betheuerte daß das ersehnte Glück ihres Lebens plötzlich und unerwartet vor sie hingetreten sei. Sie schied, um dem Himmel im Gebet zu danken und um seinen Segen anzuflehen, und Gottwald empfing den Besuch meiner frommen Mutter.

Von dem an waren Sophie und Gottwald ein verlobtes Paar. Glückliche Stunden ohne Zahl reihten sich wie Blumenkränze voll Sterne und Perlen festlich an einander. Sophie war ganz Liebe, Gottwald ganz Glück. Die Anstalten zur feierlichen Verlobung wurden schleunigst getroffen, der Tag der ewigen Verbindung verabredet, ja sogar die gemeinschaftliche Abreise des jungen glücklichen Paares vorläufig schon bestimmt. Ich selbst war an meines glücklichen Freundes Arm und in seiner Seele ganz glücklich.

Gottwald mußte häufig nach Stillleben hinaus; er hatte die förmliche Vocation erhalten und richtete jetzt das Pfarrhaus ein, welches zur Aufnahme einer Familie in seinem jetzigen Zustande wenig geeignet war. Tagelange Abwesenheiten erhöhten den Reiz des Wiedersehens und ich zweifle in der That, ob allem Anscheine nach je ein Brautpaar eines höheren Glückes genossen als Gottwald und Sophie.

Wir hatten etwa vierzehn Tage bis zu dem bestimmten Hochzeitstage. Gottwald war abwesend; da wurde unter seiner Adresse ein Packet Briefe an meine Mutter abgegeben. Er hatte die Veranstaltung getroffen daß ankommende Briefe ihm nach Stillleben hinausgesendet wurden, wenn er nicht am Abend selbst zurückkehrte. Meine Mutter befolgte seine allgemeine Vorschrift auch für dies Packet. Sie theilte uns dies mit ohne Arg. Ich hörte es gleichgültig an. Allein Sophie ward bei der Erwähnung dieser Briefe von einer heftigen und unnennbaren Unruhe ergriffen. Erst am dritten Tage darauf erwarteten wir Gottwald zurück. Die arme Sophie war von einem drückenden Vorgefühle des Unglücks fast krank geworden. Sie zählte die Minuten bis zu Gottwald's Erscheinen, und ihre Angst, die sie mir und der Mutter zu verbergen strebte, spannte und beunruhigte uns Alle. Wir sprachen wenig. Der Abend des dritten Tages kam heran. — Gottwald erschien nicht. Die Nacht ward ängstlich durchwacht. „Es ist ihm ein Unglück geschehen!“ rief Sophie einmal über das Andere. Wir hatten Mühe sie zu beruhigen, sie erbleichte, wankte, und mußte endlich vor Ermattung das Lager suchen. Es war Morgen, kein Wagen rasselte vor unserer Thüre, so oft wir ihn auch zu hören glaubten. Die Besorgniß Sophien's duldete keinen längeren Aufschub, ich selbst war von ihrer Angst angesteckt.

Ein Pferd ward gesattelt. Ich jagte nach Stillleben hinaus. Nie im Leben ist mir ein Weg länger erschienen. Ich kam endlich an. Ich hielt vor dem Pfarrhause still. Alles schien öde und verlassen, die Thüre war verschlossen. „Wo ist der Pfarrer?“ rief ich.

„Abgereist, — vorgestern Abend, mit Post — in aller Eile!“ — lautete die Antwort der Leute. Ich war fast außer mir vor Schrecken. Es schien entschieden. Mit Gewalt stieß ich die Thüre auf. Ich trat in sein Zimmer. Das Erste was meinem Blicke begegnete, war auf seinem Tische ein Brief an Sophien, daneben ihre Geschenke, Stickereien, Musikalien und einige Billette ihrer Hand. Ich riß das unselige Blatt auf und las: —

„Beklage einen Unglücklichen, Sophie. Das Packet brachte mir die Hinterlassenschaft eines Engels, den ich opferte. Ich hätte für ihn leben sollen, jetzt muß ich wenigstens für ihn sterben. Forsche mir nicht nach; ich bin Dir, — Euch, — der Welt für immer verloren. Sie hat mir Minute für Minute ihr Hinscheiden beschrieben und ausgemalt, ihre Leiden waren ohne Gleichen, und so will auch ich enden. Beklage den Todten, Sophie! Was in meiner Nähe lebt, ist vergiftet — ich fliehe Dich — um Dich zu retten. Gedenke mein ohne mich zu verdammen! Oder besser, vergiß den Todten!“ „Gottwald.“

Ich war vernichtet. Welche Nachricht! Welche Verirrung! Ich wollte ihm nach, — es war zu spät. Niemand wußte den Weg den er genommen. Meine Erkundigungen brachten nichts heraus, als daß er am Abend des Empfangs jenes unheilvollen Packets sich eingeschlossen, die ganze Nacht mit Lesen zugebracht, am Morgen niemand eingelassen habe. Die Lauschenden hörten ihn stöhnen, seufzen, schreien. Er schien in Fieberhitze und rief die Namen Cäcilie — Sophie — wild vor sich hin. Am folgenden Morgen, erzählte man, habe sich seine Thüre geöffnet, er sei bleich, entstellt hervorgetreten, er habe einen Boten gefordert, den er mit fester Stimme nach Postpferden absendete. Genießen wollte er nichts. In der Nacht sah man ihn abreisen. Er hielt das Tuch vor das Auge, und sah mit Thränen nach dem im Vollmond daliegenden stillen Pfarrhause zurück. Er rief mehreren Einwohnern ein dumpfes Lebewohl zu; man wußte sich nichts zu

erklären. So war er auf dem Wege nach Süden zu verschwunden.

Man denke sich meine Stimmung! Ich hatte noch so viel Besonnenheit, an meine Mutter zu schreiben daß sie Sophien auf das Schrecklichste vorbereite, zugleich aber auch einen Brief an die Gräfin Czerny abgehen zu lassen, mit der Bitte, mich sogleich zu benachrichtigen, wenn unser Freund in ihrer Gegend etwa sichtbar werden sollte. Dann eilte ich zur Stadt zurück. Ich fand Sophien, wie ich es erwartete, im Fieber. Sie hatte Alles auf das erste tröstende Wort meiner Mutter, ja bei ihrem bloßen Anblicke errathen. Ohne eine einzige Klage gegen den Ungetreuen auszustoßen, ward sie plötzlich krank. Sie genas zwar, aber acht Monate später war sie todt. In frommer Ergebung war sie mit dem Namen Gottwald, und dem Worte: Vergebung! verschieden. Meine Mutter war trostlos; ich selbst schlich wie ein Träumender umher. Der Wechsel von Hoffnung, Entsetzen und Schrecken war zu gewaltig, und drohte uns Alle zugleich zu vernichten.

Lange empfing ich keine Antwort von Neuhöfen. Endlich erschien ein Brief von der Hand der Gräfin selbst. Er war sichtbar von Thränen angefeuchtet. Gottwald war nicht gesehen worden, wiewohl man in einer dunkeln Decembernacht an Cäcilien's Grabe eine finstere Gestalt knieend wollte gesehen haben. Am andern Morgen war jede Spur dieser Erscheinung verschwunden. Das Übrige des Briefes enthielt die uns fehlenden Aufklärungen. Cäcilie, stets anscheinend heiter und in ihr Schicksal ergeben, hatte sich nach ihrer Verlobung mit Resag ein Jahr als Brautfrist bedungen, das man ihr bei ihrer Jugend von allen Seiten bewilligt hatte. In dieser Zeit schrieb sie viel, und man sah das gern, da das Schreiben sie Anfangs sichtbar erheiterte. Sie war stets die beste Gesellschafterin. Nach Verlauf der halben Frist fing sie an merklich blaß und abgespannt zu erscheinen. Sie ward endlich krank; mühsam schleppte ihre schlanke Gestalt sich durch die Gemächer des Schlosses. Je näher der Jahrestag herankam, je bedenklicher wurde ihr Zustand. Dennoch schrieb sie fort, selbst noch in ihrem Bette. Endlich, acht Tage vor Ablauf der bestimmten Frist, fand man sie eines Morgens in tödtlichen Krämpfen. Die Mutter stürzte herbei. Cäcilie lächelte und bat um die Erfüllung ihrer letzten Bitte. Die Gräfin erschrak heftig und versprach bei allen Heiligen, alles was sie auch bitte, treu zu erfüllen. Cäcilie übergab ihr ein Packet, und beschwor sie, dies uneröffnet nach ihrem Tode an Gottwald zu senden. Sie habe ihn nie vergessen, setzte sie schmerzlich lächelnd hinzu, und schulde ihm diese Erbschaft. Sie zeigte noch mit dem Finger auf die vollständige Adresse, sank dann zurück und verschied, ohne weiter ein Wort zu sprechen, mit einem Händedruck." —

Theobald schwieg, und eine stumme Pause folgte. Niemand in der Gesellschaft schien Lust zu haben das Wort zu nehmen.

„Nun?" begann Rosenberg endlich; die Frauen nickten ihm zu. — „Schelmischer Sachführer! rief der heitere Mensch zu Theobald hinüber, Du willst uns durch Rührung bestechen!"

„Ich erwarte den Spruch des Tribunals über die streitige Frage, sprach Theobald. Ohne allen Versuch zur Bestechung habe ich sogar absichtlich so schlecht und schlicht als möglich erzählt. Ich habe actentreu berichtet. Entscheiden Sie nun, meine Herren Richter. Wie ist es? Stärke oder Schwäche?"

„Schwäche, ganz grenzenlose, ganz unerlaubte Schwäche! rief Rosenberg, und richtete sich empor. Eine verlobte Braut verlassen um einer Erinnerung willen, — Gott steh' mir bei! ist das erlaubt? Sein Glück, seine ganze Zukunft mit Füßen von sich stoßen, eine treue Liebe mit Undank lohnen, — und Alles dies um an einem Grabe zu weinen! Um einiger Briefe willen, die man verbrennen kann! Nein, nein, es ist unerhört! Ich, an Gottwald's Stelle, hätte diese Papierschnitzel meiner Braut zu Füßen gelegt, um sich Lockenwickeln davon zu machen. Ja, es scheint wahrhaftig, bester Freund, als habe Dein lieber Gottwald durch jene Stirnwunden am Verstande Schaden gelitten, da er mit solcher Blindheit Ruhe, Glück, Zufriedenheit für immer von seiner Seite hinwegtrieb."

„Nicht daß ich wüßte!" rief Theobald, und fuhr mit seiner Hand unwillkürlich über seine Stirn hin.

„Gottloser Mensch! sagte Lucinde, welche geweint hatte, zu Rosenberg. Pfui über Deine ketzerischen Gesinnungen! Briefe von einer Cäcilie, um Lockenwickeln davon zu drehen! Schweige nur — Du bist mit Deinem Leichtsinne und Deinem Weltsinne ganz und gar nicht auf der Höhe des Thema's. Ich kann mir auch gar nichts Absurderes und Unpassenderes denken, als wenn solche Weltseelen wie Du und Deines Gleichen über Fragen der Liebe und des Gemüthes aburtheilen wollen! Allerdings scheint auch mir Gottwald's Schwäche jetzt entschieden, und sein Benehmen gegen Sophien offenbar kraftlos und matt, — aber" —

„Freilich, freilich!" fiel der Tribunalrath ihr in die Rede. Es ist sogar in rechtlicher Beziehung nicht zu entschuldigen, noch wäre er frei zu sprechen gewesen,

wenn Sophie etwa auf böslicher Verlassung beim Gericht geklagt hätte. Das Gelöbniß war da, ein guter Advocat" —

„Ohne Bedenken, sagte die Mutter, finde auch ich ihn jetzt ebenso durchaus schwach, als er mir bei der Verzichtleistung auf Cäcilien stark und männlich erschien."

(Schluß folgt.)

Briefwechsel.

Berlin, d. 7. November.

[Der König, Pfuel und Jacoby.]

⊙ Wieder einmal eine Ministerkrisis! Die fünfte seit dem achtzehnten März, und diesmal eine welche in ihren Folgen uns einen zweiten, noch schlimmeren achtzehnten März bringen konnte. „Es wird losgehen!" das ist jetzt der allgemeine Stoßseufzer, aber daß es „losgeht" betrachtet fast Jeder als etwas Unvermeidliches, Unabwendbares. Der Bruch zwischen der Nationalversammlung und dem König ist so tief und schneidend, daß an eine gütliche Ausgleichung wohl kaum mehr zu denken ist. Ich sage — der Bruch mit dem König; — denn wie die Dinge sich jetzt gewandt haben, ist es kein Principienkampf mehr zwischen den Volksvertretern und der Krone, sondern ein rein persönliches Zerwürfniß zwischen den Deputirten und dem König. Der König hat beleidigt und ist beleidigt, und was zwischen beiden Parteien versöhnend einwirken könnte, das Ministerium, das ist grade das feindliche Element, der Erisapfel welchen der König der Nationalversammlung hingeworfen. Das Ministerium Pfuel ist gestürzt, und zwar nicht durch die Mehrheit der Kammer, sondern durch den Willen des Königs, grade in einer Zeit wo dasselbe mit der Nationalversammlung in Einklang zu kommen schien, in eine Harmonie welche dem Lande endlich Ruhe und Frieden zu geben versprach. Die Kammer hatte sich mit dem Ministerium Pfuel ausgesöhnt, Herr Jung selber, der Abgott der äußersten Linken, welcher das Ministerium Pfuel Anfangs „das Ministerium der bewaffneten Reaction" genannt, Herr Jung selber gab diesem Ministerium eine Art Ehrenerklärung, und fand es seiner Achtung würdig. Dennoch mußte Herr von Pfuel sein Portefeuille niederlegen, weil der König, wie man sagt, Anforderungen an ihn stellte, die sich nicht mit den Principien vertrugen, zu welchen das Ministerprogramm sich bekannte. Man raunt sich heimlich eine Geschichte in's Ohr, eine Geschichte von einem Dintenfaß, das aus hohen Händen flog, und zwar nicht, wie bei Luther an die Wand, sondern an einen ministeriellen Kopf, weil dieser allzu freisinnige Gedanken gehegt. Luther warf mit dem Dintenfaß nach dem Teufel. Hier sollte das Dintenfaß den Teufel des Liberalismus treffen. Von diesem Teufel freilich hat Pfuel's projectirter Nachfolger, der Graf Brandenburg, gar nichts in sich, er ist in diesem Punkt engelrein; schon das Halbblut welches durch seine Adern fließt, bewahrt ihn davor. Graf Brandenburg ist ein natürlicher Bruder des verstorbenen Königs, ein Sohn Friedrich Wilhelms II. und der Gräfin Ingelheim, ein alter ergrauter Krieger, dem die Glorie des Königthums mehr am Herzen liegt als die Glorie der Volkssouveränität. Wäre er vielleicht im Stande, der Windischgrätz für Berlin zu sein? Das wenigstens fürchtet die Nationalversammlung, und deshalb ging eine Deputation nach Potsdam zum König um Protest gegen ein Ministerium Brandenburg einzulegen. Der König hörte schweigend die Vorlesung der Addresse an, empfing sie schweigend aus den Händen des Präsidenten, und wandte sich schweigend ab, um zu gehen. In diesem beharrlichen Schweigen lag allerdings eine Mißachtung, die wohl geeignet war, eine Kränkung zu erregen. „Wir sind gekommen, Majestät, nicht blos um diese Addresse vorzulesen, sondern um Ew. Majestät über das Wohl des Landes aufzuklären!" rief Johann Jacoby voll Entrüstung über dies beharrliche Schweigen, „wollen Sie uns nicht anhören, Majestät?" — „Nein!" sagte der König, indem er weiter ging. „Das ist das Unglück der Könige, daß sie die Wahrheit nicht hören wollen!" — rief ihm Jacoby nach. Der König ging schweigend weiter und verließ den Saal. In einer nachherigen Privatunterredung mit einigen Mitgliedern der Deputation äußerte der König, er habe geschwiegen, weil keiner der Minister gegenwärtig gewesen. „Ich habe constitutionell gehandelt, ja, ich möchte fast sagen, pedantisch constitutionell," sagte er. — Diese Scene erregte in der Stadt eine ungeheure Sensation. Die Worte Jacoby's gingen von Mund zu Munde; man lobte sie, man tadelte sie, je nach dem Standpunkt der Parteien. Die demokratische Partei natürlich findet sie vortrefflich, und der demokratische Klubb veranstaltete gestern Abend den Fackelzug. Johann Jacoby empfing ihn im Hotel Mylius, wo mit ihm die äußerste Linke versammelt war. Er dankte in einer langen, begeisterten Rede für diese Anerkennung seiner Bestrebungen. Dem Fackelzug voraus trug man eine weiße Standarte, auf welcher die Worte Jacoby's, welche er warnend dem König nachgerufen, mit blutrothen Lettern zu lesen waren. Eine Art Schauder überschlich mich, als ich diesen Zug am Schlosse des Königs vorübergehen sah. Die weiße Standarte mit der ominösen Inschrift flatterte hoch voran, die Fackeln warfen einen blutrothen Schein auf das Schloß. Dies Königsschloß sah trübe und unheilsvoll drein, ein ernster Riese der Vergangenheit, der vor der Fackel- und Flammenschrift der neuen Zeit die Stirn runzelt. Dazu diese trotzigen Gesichter der Fackelträger, die wilden Blicke auf die verriegelten Schloßgitter, hinter denen die Bürgerwehr wie Thiere im Käfig, auf und abpatrouillirte! Dieser Fackelzug hat dem König die Rückkehr nach Berlin von neuem erschwert, Königthum und Residenz sind von neuem mit einander zerfallen, das alte Schloß trägt an seinen Mauern Inschriften und Zeichen der neuen Zeit, welche zugleich die Grabschrift der alten ist. Die größten Verhöhnungen des Königthums, die giftigsten Schmähungen gegen Friedrich Wilhelm IV. finden Sie an den Mauern dieses Schlosses zu lesen und nie und nirgends ein Wort der Liebe, der Anerkennung für ihn! Daß ihm die Nationalversammlung den Titel „von Gottes Gnaden" gestrichen, das ist es, was den König außer sich gebracht hat, ihn allen gütlichen Vermittelungsversuchen abgeneigt erscheinen läßt!

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr. | Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet. | № 114. 10. Novbr.

Kraft oder Schwäche?

Novelle von W. v. L.

(Schluß.)

Theobald lächelte. „Diese werthe Gesellschaft sprach er, wird mich unstreitig für einen Erz-Opponenten halten, wenn ich es wage, ihrem gemeinsamen Ausspruche von neuem zu widersprechen. Ich sollte das um soweniger thun, als Sophie meine Verwandte war. Allein ich bitte um das Wort. Wohin das Tribunal sich auch neige, aus der Discussion wird wenigstens das hervorgehen, wie schwer es uns geworden sei, ein Urtheil zu fällen. Ich bitte, hören Sie mich an, meine weisen Herren Richter.“ —

Gut, gut, reden Sie! sagte der Tribunalrath. —

Wohl! sprach Theobald. Vorhin fanden wir, daß einen Sieg aufgeben, auf ein Gut Verzicht leisten um äußerer Hemmungen willen, Schwäche heißen müsse. Jetzt steht die Frage nun anders. Kein äußeres Hinderniß steht Gottwald's Glück mehr entgegen. Er darf nur vergessen, — und seine Bahn ist völlig eben, er wird ein glücklicher Pfarrer. Da erwacht mit aller Macht, allem Zauber Cäciliens Bild in ihm, um so unabweislicher, um so mächtiger als sie aus dem Grabe vor ihm ersteht. Er vernimmt ihre letzten Todesseufzer. Alle Hoffnung, glücklich zu werden oder glücklich zu machen, ist auf ewig verloren. Vergessen kann er nimmermehr! Es handelt sich um den Umsturz seines ganzen inneren Wesens. Kann er noch lieben mit diesen Briefen in der Hand? Nein! Was wird er thun? Soll er ein zweites weibliches Herz durch geheuchelte Liebe elend machen? Er kann es, er kann es selbst zu seinem äußeren Glück. Hier war ein kräftiger Entschluß nöthig, Alles lockte zu einem feigen Verrathe gegen Sophien. Er hätte ihn begehen können, — man hätte ihn kaum getadelt. Aber nein! Mein Freund war ein Mann. Er schüttelte das Glück wie Staub von seinen Füßen, um lieber unglücklich zu sein als unglücklich zu machen. Das nenne ich Kraft. Er weicht keinem äußern, er weicht einem innern Feinde, an dem er sich doch nur ohnmächtig und todt gerungen haben würde. Es wäre Vermessenheit, Raserei, Frevel gewesen, diesem Widersacher in einem langen Leben Trotz bieten zu wollen. Kurz und gut, wie die Sache einmal stand, war es ein Zeichen höchster Seelenkraft, zu fliehen, — und daß Gottwald diese Kraft besaß, beweist auch sein merkwürdiges Ende.“

„Sein Ende — sein Ende? rief Lucinde, bitte, erzählen Sie!“

„Also noch ein Act?“ fragte Rosenberg lächelnd.

„Lassen Sie uns hören! fiel die Mutter ein.“

„Ich wollte Ihnen diesen ersparen, sagte Theobald und hier schließen. Allein ein so schöner Mund, fuhr er mit einer Verbeugung gegen Lucinden fort, macht auch die besten Entschlüsse wankend. Und so mag es denn sein. — Sophie war todt, hub Theobald nach einer Pause an, in der die Gesellschaft eine seltsame Spannung verrieth. Auch meine gute Mutter verließ mich.“ —

„Ei, mein Gott, sie lebt ja noch!“ fuhr Lucinde auf.

„Versprochen, versprochen! rief Theobald. Ich wollte sagen: ich verließ meine gute Mutter, um in Italien Trost zu suchen. In der That bedurfte ich meiner Gesundheit wegen einer solchen Reise. Aber ich läugne nicht, eine geheime Ahnung, noch mehr als diese Rücksicht, trieb mich fort. In Italien, sprach eine Stimme in mir, wirst du den Flüchtigen wiederfin-

den. Eile dahin, ehe er Dir für immer entrinnt. — Meine Geschäfte waren bald abgethan. Ich reiste ab. In der Schweiz, in Tirol, in Oberitalien, nirgend fand ich Ruhe, oder eine Spur von dem, den mein Auge suchte. Ich war zufrieden, wenn ich wieder im Postwagen saß, um mich dem Süden zu nähern. Mit jedem Schritte näher zum Apennin ward meine Seele freier und die Stimme welche mir unablässig zurief: „Dort wirst Du ihn finden!" lauter und vernehmlicher. Ich erreichte Florenz. Diese schönste Stadt sagte mir nichts; aber mitten auf dem Ponte di Trinità ward es mir einst plötzlich zur Gewißheit, ich sei in seiner Nähe. Ich lauschte auf den innern Genius der mich so weit geführt hat. „Vallombrosa!" rief es in mir. Am andern Morgen saß ich zu Maulthier, auf dem Wege nach dem berühmten Benedictinerkloster. Ich ließ das Geräusch der Stadt hinter mir; ich verließ die gesegneten Ufer des Arno, ich verlor mich in die grünen Schluchten des Gebirges. Am Abend, in einer Landschaft, deren Reiz mich noch jetzt mit seligem Entzücken erfüllt, bei einer Biegung um eine dunkle Thalecke rief mein Führer plötzlich: „Dort ist Vallombrosa!" Ich blickte auf. Der Vollmond strahlte am wolkenlosen Himmel mit nie gesehenem Glanze. Weit vor mir in der Höhe dehnte sich das schloßartige Kloster hin. Wir kamen am Fuße des Hügels an, auf dem das unermeßliche Gebäude wie eine Erscheinung aus der Fabelwelt thronte. Ein dunkler schmahler Pfad führte aufwärts. Wir betraten ihn, mein Herz schlug heftig, denn nie war ich bei mir selbst gewisser gewesen als eben jetzt daß Gottwald selbst oder sein Schatten mir nahe sei. Auf halbem Wege begegneten wir einem stillen, dunklen Zuge den einige Fakkeln seltsam beleuchteten. Eine furchtbare Ahnung zitterte durch mein Herz. Ich mußte still halten; der Zug kam näher. Ein Knabe trug ein Glöcklein voraus, das er von Zeit zu Zeit erschallen ließ. Ein Priester mit einem Crucifix folgte. Hinter ihm trugen vier Mönche einen Sarg. Den Beschluß machte die ganze Einwohnerschaft des Klosters. Ich war abgestiegen, ich schauderte. Unwillkürlich riß mich der Zug hin, ich folgte. „Wer ist es? fragte ich den letzten der nachschleichenden Mönche, wer ist es den ihr um Mitternacht begrabt?" — „Bruder Seraphius!" — „Woher?" — „Ich weiß nicht; wir kümmern uns nicht um Irdisches." — „Aber weshalb um Mitternacht?" fragte ich, aufs Äußerste aufgeregt. — Der Mönch gab keine Antwort. Einer von den Laienbrüdern, die meine Frage gehört hatten, ging eben an mir vorüber. „Selbstmörder!" raunte er mir in's Ohr. Ich war nahe daran, umzusinken: denn meine Ahnung schien mir nun Gewißheit. Dennoch folgte ich dem Zuge bis auf die Begräbnißstelle des Dorfes, welche unten am Fuße des Hügels lag. Hier bog der Zug ein. Der Klosterkirchhof war dem Armen versagt worden. Der Sarg ward an der Gruft niedergelassen. Der Deckel sank und alle Mönche traten hinzu, dem verstorbenen Bruder den letzten Abschiedskuß auf die Stirne zu drücken.

Besinnungslos, außer mir, drängte ich mich hindurch. Der Mond schien taghell, — ich warf einen Blick in den Sarg: „Heiliger Gott!" rief ich aus, und sank zu Boden. Ich hatte ihn gesehen; seine weiße Stirn, sein dunkles Haar, seine bleiche Lippe. Er war abgezehrt, einem Skelette gleich; aber unverkennbar. — Am andern Morgen fand ich mich in der Gastzelle des Klosters wieder. Ich erwachte, und wußte mich dessen, was geschehen war, nur wie aus einem dunkeln Traume zu erinnern. Die nächtliche Scene erfüllte mich noch jetzt mit Schauder. Ich blieb einige Tage der Pflege bedürftig. In dieser Zeit erfuhr ich Alles, ja mehr, als ich zu wissen wünschte, oder zu erfahren hoffte. Vor etwa fünf Monaten war Bruder Seraphius in das Kloster eingetreten. Er brachte Empfehlungsbriefe vom Cardinal-Legaten aus Bologna an den ehrwürdigen Abt, und Zeugnisse mit, daß er in die Hände eben jenes Prälaten seinen ererbten ketzerischen Glaubenab geschworen habe. Der Legat empfahl ihn zum Noviziat im Kloster und Bruder Seraphius blieb.

Sein Trübsinn wich vor den Bemühungen der Brüder um ihn. Er ward sichtbar heiterer, wiewohl er stets ernst blieb und strenge Bußübungen ihn ganz erfüllten. Plötzlich, als wenn er sich ein Gewissen machte, breitete der Trübsinn wieder seine schwersten Wolken über ihn aus. Er floh dann die Brüder. Er sprach tagelang nicht ein Wort. Man achtete wenig darauf daß er sich mit jedem Tage etwas von seiner Mundportion abkürzte; man schrieb es körperlichen Leiden zu. Erst nach Verlauf mehrerer Wochen fiel es auf daß Seraphius fast nichts mehr als Wasser genoß. Täglich ward er bleicher, hagerer, täglich verzog sich sein Mund zu einem schmerzvolleren Lächeln. Keine Überredung, keine Bitte, keine Drohung vermochte ihn zu bewegen, die mindeste Speise zu nehmen. Der Abt hatte alle Mittel der Disciplin versucht,

Seraphius ertrug sie geduldig, keine Klage kam über seinen Mund, aber eben so wenig irgend etwas das einer Speise glich. Man sah seinen Tod vor Augen, aber was wollte man thun?

Mit einer Seelenstärke ohne Gleichen ertrug Seraphius die Marter, zu der er sich selbst verurtheilt hatte. Es war ein Tod, eine Selbstqual, die ohne eine unerhörte Kraft der Seele nicht denkbar war.

Seraphius blieb bei seiner Selbstverdammung. Einundsechzig Tage lang setzte er diese Grausamkeit gegen sich selbst fort; er starb täglich; kein irdisches Tribunal, auch nicht das grausamste, hätte einen qualvolleren Todesspruch gegen ihn verhängen können. Acht Tage vor seinem Tode mußte er sich niederlegen. Er stand nicht wieder auf. Seine letzte Stunde kam, er blieb seinem Urtheile gegen sich selbst treu; er verschied ohne einen Seufzer.

Der Abt aber sprach das Anathem des Selbstmordes über ihn aus, er versagte ihm die Ehre der Bestattung in den Ringmauern des Klosters.“ — —

Theobald schwieg, die Gesellschaft blieb lange Zeit tiefbewegt und stumm.

„Schrecklich, schrecklich!“ sagte Lucinde und trocknete ihre Thränen.

„Kraft! sagte Rosenberg ernster als zuvor, — ich gestehe, das war Kraft.“

Der Tribunalrath stimmte in dies Urtheil ein, und niemand opponirte. Eine Pause folgte.

„Nun, rief Theobald lächelnd, dies Zugeständniß habe ich erwartet. Ich danke Ihnen im Namen meines armen Freundes. Es bleibt mir nur noch übrig Ihnen eine Überraschung zu bereiten, Ihnen ein Geständniß zu machen.“

„Was ist?“ fragten die Frauen unter einander, fast unwillig in ihrer Stimmung gestört zu werden. Theobald lachte und sein Lachen war fast beleidigend, nachdem er die Gesellschaft gerührt hatte.

„Ich bitte!“ sagte die Mutter, welche Theobald ruhig, aber dringend anblickte. Alles drängte sich näher zu ihm hin, seine geheimnißvolle Miene zog Aller Blicke auf sich.

„Wohl, sagte Theobald, — so erfahren Sie denn, meine weisen Richter und Zuhörer, — dieser verstorbene Benedictinermönch von Vallombrosa, dieser dreifache Mörder —“

„Nun? riefen Einige zugleich, lebt er noch?“

„Dieser gestorbene Mönch, sagte Theobald, dieser dreifache Mörder — bin ich!“

„Bei Gott, Sie scherzen!“ rief der Tribunalrath und fuhr entsetzt empor.

„Um's Himmels willen!“ rief Lucinde und verbarg ihr Gesicht mit beiden Händen. Selbst die Mutter rückte auf dem Sopha zusammen und Rosenberg sprang vom Stuhle auf.

„Nicht anders! wiederholte Theobald. Dieser Selbstmörder, dieser Gottwald bin ich selbst, der Theobald in meiner Geschichte ist niemand anders als Herr Gottwald Lange, Ihr Hausarzt, Herr Tribunalrath.“

„Wie? was?“ rief man von allen Seiten. Alles war erstaunt, peinlich überrascht, wo nicht empört und beleidigt. — „Was ich von mir erzählte, sagte Theobald ruhig, gehört diesem meinem Jugendfreunde an, und was Gottwald verbrochen, ist meine Sünde. Aber fürchten Sie sich bei Leibe! nicht vor mir, werthe Damen und Herren. Ich bin, wie Sie mich hier sehen, ganz und gar kein thatsächlicher Mörder, sondern eben Ihr gehorsamer Diener Theobald. Dabei ist jedoch Alles ideell wahr an meiner Geschichte.“

„Aber wie ist das möglich?“ rief Lucinde.

„Factisch wahr ist alles mit Ausnahme der Ausgänge, fuhr Theobald lachend fort. Einmal nämlich bin ich, wie Sie sehen, keineswegs in Vallombrosa begraben, zweitens ist Cäcilie auch nicht gestorben, und drittens ist eben jene Cousine Sophie meine vielgeliebte Braut, mit welcher ihr glücklicher Theobald in künftiger Woche zum Altare treten wird. Comtesse Cäcilie aber hat die Geschichte mit dem Papagei und dem Hauslehrer total vergessen, und ist seit Jahr und Tag eine glückliche Gräfin Resag!„

„Also betrogen — abscheulich betrogen!“ rief Lucinde ärgerlich.

„Gott sei Dank! rief Theobald, für diesmal, meine Gnädige, ist es so. Aber denken Sie selbst, wie sehr leicht Alles wirklich so hätte kommen können, wie meine Phantasie es mir in schweren Träumen wohl hundert Mal vorgegaukelt hatte. Cäcilie war wirklich vier Wochen lang trostlos, als ihr unbesonnener Liebhaber Neuhöfen verließ, und wenn sie ohne Trost geblieben wäre, so wette ich, Alles wäre so gekommen wie ich die Ehre gehabt habe Ihnen zu erzählen.“

„Aber, Lieber, was sollen wir denn nun aus der

ganzen Geschichte entnehmen?" fragte Lucinden's Mutter.

„Nichts, sagte Theobald ernst, als daß es doch nicht so leicht sei über menschliche Thaten zu urtheilen, als Sie der Meinung waren, und daß die Frage über menschliche Kraft oder Schwäche in einem bestimmten Falle stets zu den schwierigsten und verwikkeltsten gehört, die uns zur Entscheidung vorgelegt werden können."

„Sehr wahr!" sagte Lucinde halblaut und trocknete still eine Thräne die noch in ihrem Augenwinkel saß. Die Mutter erhob sich jetzt von ihrem Sitze, um die Gesellschaft in herkömmlicher Ordnung an den wohlgedeckten Tisch zu führen. Einige von den Frauen schmollten dem Erzähler noch lange heimlich nach. Die Männer ärgerten sich daß sie sich täuschen ließen. Der Tribunalrath gestand endlich zur Begütigung der Andern ein, es sei nicht das einzige Mal daß er sich in Kriminalfällen, sei's durch Zeugenverhör, sei's durch Aktenstücke habe täuschen lassen. — Theobald schien mit seiner poetischen Gabe zufrieden zu sein, wenn man ihm einräumte, daß man an seine Geschichte geglaubt habe, die Täuschung bis auf wenige Züge eine vollständige gewesen sei.

Kaulbach's Thurmbau zu Babel.

Leipzig, im November.

— Der große Karton, zur Ausführung für das Treppenhaus im neuen Berliner Museum bestimmt, hat uns anhaltend beschäftigt. Die Farben in Fresco werden die ganze malerische Größe dieses Werkes erst zur Geltung bringen, denn auf die Lichtwerfung der Erscheinung Gottes und der Engel und auf Abstufung der mittleren und unteren Gruppen ist das Ganze berechnet. Seine geistige Bedeutsamkeit läßt sich aber schon im Karton fassen. Sie ergreift uns wider Willen fast symbolisch für unsere Gegenwert, so wenig der Künstler sie gewollt und bezweckt hat. Wir bauen heut am Werk der deutschen Einheit. Es ist kein eiteler Bau, um „uns einen Namen zu machen", wie die Bibel sagt. Und dennoch könnten wir beten, Gott wolle unsere Sprache nicht verwirren, also daß wir uns nicht mehr verstehen und die Parteien, statt gemeinsam die Arbeit zu vollenden, sich in alle Lande verstreuen und dem Fluch der Zwietracht unterliegen! — Kaulbach hat die Bibel frei benutzt. Er hat z. B. den Noachiden Nimrod, der ein gewaltiger Jäger „vor dem Herrn" hieß, als Walsdiener aufgefaßt. Sein Nimrod hat ein Werk menschlicher Ruhmsucht in dem Thurm zu vollführen, es mit einem Belustempel abzuschließen gestrebt. Er macht mit seiner Umgebung die mittlere Gruppe. Wie Gott aber mit den Engeln oben hinter ihnen erscheint, zerbrechen seine Götzenbilder links und rechts, und er sitzt im wilden Grimm da, ein Hohn seiner eigenen Diener. — Unten, wo sich die eigentliche Schöpferkraft des Bildes entfaltet, scheidet sich die Menschheit die sich in der Parteiung entfremdet und flieht, als Genossen der drei Welttheile von einander. Asien erscheint links, ganz patriarchalisch, in Unschuld und Liebe familienhaft verbunden durch Bande der Natur und durch den Zug des Geistes; das erhabene ideale Prophetenthum in der Gestalt des gläubigen Vaters gipfelt und schließt die Gruppe. Wie das Ganze pyramidalisch geordnet ist, so hat auch diese Gruppe dieselbe Gliederung; sie ist für sich ein Meisterstück das in der Malerei unserer Zeit seines Gleichen sucht. Afrika daneben zeigt sich uns in Gestalten die ihre allmälige Vernegerung verrathen. Priester, Weiber und Kinder flüchten vor der Erscheinung des lichten Gottes, und aus ihren Zügen spricht schon die halbe Verthierung die sie ihren Götzenbildern auf erschreckende Weise ähnlich macht. Wie sein Gott, so der Mensch! Und umgekehrt eben so; denn den Menschen erscheint Gott nur so wie deren Gedanke ihn gestaltet, ihn erreicht. — Die Gruppe rechts, eine eben so hastig fliehende Gruppe, aber zu Roß, nicht zu Stiere, und voll edler schmächtig bildsamer Jünglingsgestalten, ist der kaukasischgermanische Stamm, der seine Mission noch nicht kennt und der den Gott noch flieht, zu welchem Asiens Prophetenauge sich gläubig aufwärtswendet. — Ganz unten am Rande des Bildes steinigt das enttäuschte Volk den Werkmeister des Babelthurmes mit den Backsteinen seines eigenen Werkes. Auch hier schleicht sich dem Betrachter unversehens ein symbolischer Gedanke ein. Möchte in unserer Zeit die Faust des Volkes, wenn es enttäuscht ist, nicht also seine Verführer treffen! Der Rückschlag eines zornigen Aufruhrs gegen die jetzigen Volkslieblinge ist leicht genug!

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr. | Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet. | № 115. 11. Novbr.

Das Trauerspiel in Wien.

Wien, d. 6. November.

Das unaufhörliche Knattern der Büchsen, das Rollen der Kanonen, das Prasseln der Kartätschen und das dumpfe Brüllen der Bomben ist verstummt, das Wirbeln der Allarmtrommel und das Sturmgeläute ist verklungen. Noch sind die Steine auf dem Boden kaum zusammengefugt und eine Völkerwanderung zieht darüber hin, fremde Horden mit rohen Gesichtern und bettelnder Zudringlichkeit; dazwischen die Einheimischen die mit ihrer geretteten Habe wieder einziehen in die alte Behausung, und dann wieder ein geschlossener Trupp Soldaten, der einen Gefangenen in seiner Mitte führt. In diesen Tagen ist es dem Dichterherzen nicht gegeben, still aus sich eine Welt zu schaffen und sie hinauszustellen, selber kaum ahnend und erfassend, von wannen das Alles gekommen und wie es geworden. Des Dichters Herz blutet mit dem Kampfe da draußen und in ihm tönt ein Grabgesang für Alle die jetzt hinsinken im Kampfe für die Freiheit, und für jene die von Verblendung und Herrschsucht geführt, willenlos tödten und willenlos sterben. Der gewaltige Strom, der so lange unter der Oberfläche dieses Lebens rauschte, von den Machthabern ungeahnt und verhöhnt, ist allüberall zu Tage gesprungen. Noch zieht er verwüstend über Länder und Völker, und wer ist's der ihm sein Bette anweist? Des Dichters Auge kann den Windungen nur folgen, und wer kann es ihm verargen, wenn er die Strömung, die in einer Bucht angelangt, für jetzt als einen beruhigten See erkennt?

Jetzt ist's nicht Zeit, einzelne Menschenschicksale im dichterischen Spiegelbilde zu fassen und zu halten. Der Demos ist aufgestanden, er selber vollendet sein Schicksal und seine Sprache ist das blitzende Eisen und die sausende Kugel. Dennoch kann es dem Dichter nicht mißdeutet werden, die rollenden Bilder des Tages in künstlerischer Abrundung zusammenzufassen und die dunkle Macht der Ereignisse in ihrem innersten Leben, das nur seinem eignen Gesetze folgt, zu erkunden. Die thatvollen Tage des Octobers lassen sich darum schon jetzt aus der Perspective des poetischen Dachstübchens in dramatischer Abrundung erkennen.

Erster Act. Erste Scene. Die Exposition beginnt am Tabor. Dort die meuterischen Truppen, eingeschlossen von andern, von Bürgern und Studenten zur Hälfte, um die zur Bekämpfung der Ungarn bestimmten deutschen Soldaten zu befreien. Parlamentäre fliegen hin und her, um die Rücknahme des Marschbefehls von Latour zu erwirken. Vergebens. Die deutschen Soldaten werden befreit.

Zweite Scene. Am Hofe vor dem Kriegsgebäude. Rasendes Volk sucht und den Kriegsminister Latour, findet ihn. Vergebens wollen ihn allbeliebte Volksmänner aus dem Reichstage schützen; er wird an den Gaskandelaber gehängt. (Hiermit ist der tragische Ausgangspunkt als unwillkürliche Spitze des vorhergegangenen Ereignisses gegeben.)

Dritte Scene. Sturm auf das Zeughaus. Hartnäckiger Kampf und endliche Übergabe. Allgemeine Bewaffnung.

Vierte Scene. In Schönbrunn. Der Kaiser, der da versprochen hatte, ein neues volksthümliches Ministerium zu bilden, flüchtet, von der Camarilla umgeben, in der Nacht. (Hiermit ist auf dieser Seite der Grund zur Tragödie gelegt. Drinnen in der Stadt ein ganzes Volk in Waffen, draußen ein zitternd flüchtender Monarch. Der Vorhang rauscht vor der gespanntesten Erwartung nieder.)

Zweiter Act. Minder stürmische, aber mit dämonischer Unbeugsamkeit sich entwickelnde Folgen des Gethanen.

Erste Scene. Lager im Belvedère. Dort hat sich Auersperg in gefahrdrohender Stellung der Stadt gegenüber gesammelt. Abgesandte des Reichstags langen an; Auersperg behauptet, nichts Feindliches im Schilde zu führen.

Zweite Scene. Im Reichstage. Erfolglose Verhandlungen desselben mit Auersperg und dem Kaiser. (Der Reichstag erscheint als der antike Chorus in dieser Tragödie. Indem er, ohne thatsächlich in die Handlung einzugreifen, die Stimmungen und Empfindungen in einem festen Rhythmus, mit erhabener Ruhe ausdrückt und anhält; indem er die Streitenden mit sich selbst klar zu machen sucht und so die Vermittelung herbeiführen könnte. Diese letztere Stellung des Reichstages hebt ihn aber andererseits wieder aus der blos betrachtenden und reflectirenden Stellung heraus und verwickelt ihn im Fortgang der Ereignisse mit in die Handlung. Der Reichstag hat weder die Revolution hervorgerufen, noch ist er mit dem Kaiser geflüchtet. Dies gibt ihm seine Doppelstellung.)

Dritte Scene. In der Aula. Der Jugendmuth hat sich zum ersten Male im Feuer erprobt. Helle Siegeslust. Da kommt die Nachricht daß Jellachich, von den Ungarn geschlagen, sich nach Östreich geflüchtet und gen Wien ziehe. Freudige Kampfslust.

Dritter Act. Erste Scene. Im Lager Jellachichs. Nacht. Auersperg vereinigt sich nächtlicher Weile mit Jellachich.

Zweite Scene. Im Reichstage. Das Haus protestirt gegen den Einfall der Kroaten in das Land. Jellachichs Antwort lautet diplomatisch. Die Ungarn schicken Adressen voll Bruderliebe und hochheiliger Versicherungen. Sie wollen ihren Kampf vor den Thoren Wiens zur Entscheidung führen, verlangen aber um ihren Dank zu beweisen, gerufen zu werden. Der Reichstag, der gegen Jellachich protestirte, konnte den Einmarsch der Ungarn nicht anrufen, aber geschehen lassen.

Dritte Scene. Vor der Aula. Man bringt den gräßlich verstümmelten Leichnam eines Studenten, den die Soldaten im Belvedère zurückgelassen. Allgemeiner, bis zur Heiserkeit gesteigerter Ruf nach Rache.

Vierte Scene. In Ollmütz. Abgesandte des Reichstags und des Gemeinderathes erscheinen bei dem Kaiser. Er tritt ein, zieht einen Zettel aus der Brusttasche, liest die ausweichende und abschlägliche Antwort zur gütlichen Beilegung und zieht sich dann selber wieder zurück.

Fünfte Scene. An allen Straßenecken. Die Schatten der Frankfurter Reichscommissäre erscheinen in Wien in Placaten. (Dennoch erwartet und hofft man noch daß sich Alles zum Guten wende, wie dies mit dem Schlusse des dritten Actes fast immer der Fall ist. Dabei die glänzendsten Zeiten der Rüstung.)

Vierter Act. Erste Scene. Alfred, Fürst zu Windisch-Grätz, der Herr der Kanonen, erscheint vor Wien. Die Ungarn erscheinen in Placaten und Gerüchten — heute, morgen und gestern, vor Bruck, hinter Bruck, an der Grenze, über der Grenze. Die Ungarn werden zu einem Mythus, der allgemein — nicht geglaubt wird.

Zweite Scene. Im Reichstage. Die Zumuthungen von Windisch-Grätz werden mit dem Anathema „ungesetzlich und feindlich" beantwortet. Der „Privatmensch" Messenhauser Obercommandant. Allgemeine Rüstung auf Leben und Tod.

Fünfter Act. Zustand des höchsten verzweifelten Kampfes. Erste Scene. Im Gemeinderath. Dieser, der sich bisher tapfer gehalten, willigt nach der heißen Schlacht voll Todesmuth in die Ergebung auf Windisch-Grätzische Bedingungen.

Zweite Scene. Bei Schwechat, nahe der Stadt. Die erlogenen Ungarn erscheinen endlich und die Schlacht beginnt.

Dritte Scene. Auf dem Stephansthurme. Der observirende Obercommandant wird gezwungen wieder Privatmensch zu werden. Nochmals schürzt sich der tragische Knoten; nochmals hebt sich die Hoffnung. Man gibt trotz der Convention vielfach die Waffen nicht her. Die Ungarn werden geschlagen. Windisch-Grätz nimmt die Stadt mit Brandraketen, Bomben und Kartätschen. Die Kaiserburg brennt.

Das Parlament zu Frankfurt beschließt die Paragraphe Zwei und Drei des Verfassungsentwurfes anzunehmen. Indeß zieht Jellachich, hoch zu Rosse, gefolgt von seinem Generalstabe und seinen Rothmänteln, den Sereschanen, in die Stadt ein, wo überall weiße Fahnen flattern. Von der Spitze des Stephansthurms weht die schwarzgelbe Fahne.

Die einziehenden Truppen kennen auf alle Anreden nur Eine Antwort: „Nix deitsch!"

Die Tragödie ist aus. — Ist sie zu Ende?

Herbstlied 1848.

Von Gottfried Keller.

Laßt uns auf alle Berge gehen,
Wo jetzt der Wein in Strömen fließt,
Und überall am nächsten stehen,
Wo sich der Freude Quell ergießt!
Uns tief in allen Augen spiegeln,
Die durch das Rebenlaub erglüh'n,
Laßt uns das letzte Lied entriegeln,
Wo noch zwei rothe Lippen blüh'n!

Seht, wie des Mondes Antlitz glühend
Im Rosenscheine aufersteht,
Indem die Sonne, freudesprühend,
Den Leib im Westmeer baden geht!
Und an der Jungfrau'n einer Wange
Bricht sich die silbermilde Gluth,
Indeß erhöht vom Niedergange
Erglänzt der andern Purpurblut.

O preiset schnell die Himmelszeichen,
Eh' sich verdunkelt die Natur,
Mag dann der Abglanz auch erbleichen —
Im Herzen glimmt die schöne Spur!

Mag sich, wer zu dem süßen Leben
Der Lieb' im Lenz das Wort nicht fand,
Der holden Thorheit nun ergeben,
Den Brausebecher in der Hand!

Wohl wird man edler durch das Leiden,
Gestrenger durch die herbe Qual;
Doch hoch erglüh'n in heißen Freuden,
Das adelt Seel' und Leib zumal!
Und liebt die Gottheit ihre Kinder,
Wo Thränen sie durch Leid erpreßt:
So liebt sie Jene drum nicht minder,
Die sie vor Freude weinen läßt.

Und sehnen bleiche Gramgenossen
Sich nach dem Grab in ihrer Noth:
Wem hell des Lebens Born geflossen,
Der scheut noch weniger den Tod!
Taucht euch in's Bad der Lust, das klare,
Das euch die kurze Stunde gönnt,
Auf daß für alles heilig Wahre
Ihr jede Stunde sterben könnt!

Briefwechsel.

Berlin, d. 8. November.

[Die Stürme im Concertsaal, der Aufruhr auf dem Gendarmenmarkt.]

⊙ Eben so feindlich wie auf der Gasse ist die Stimmung in der Nationalversammlung, wenigstens in den Reihen der Linken. Jacoby sagte beim Fackelzuge: „Worte helfen nicht bei Königen, es ist daher Zeit zu Thaten! Wollen wir uns unserer großen Märzhelden erinnern und Derer welche auf den Barrikaden für unsere Freiheiten den Heldentod gestorben sind!" Die Menge antwortete ihm mit einem dreimaligen Hurrah. — Auch unter den Maschinenbauern, diesem wichtigen Theil unserer Bevölkerung, ist die Stimmung jetzt heftiger und erbitterter; sie haben ihre früher beschlossene und publicirte Stellung, eine Art Vermittelungsorgan zwischen der Partei des Volks und der Bürgerwehr sein zu wollen, aufgegeben. Seit jener ominösen Abendsitzung der Nationalversammlung, wo die Deputirten unter den wilden Drohungen der draußen versammelten Menge darüber beriethen ob man nicht Wien zu Hülfe eilen wolle, seit jenem Abend haben diese „ehernen Stützen der Freiheit" ihre friedliche Stellung aufgegeben, und sich bewaffnet dem Volke angereiht. Das Volk belagerte an jenem Abend die Thüren des Schauspielhauses, einige derselben vernagelnd, die andern mit Fackeln bewachend, unter wilden Flüchen schwörend, daß sie Niemand heraus lassen würden, bis die Frage wegen Wien entschieden sei, und alle Deputirten der Rechten, welche sich gegen ein schleuniges hülfreiches Einschreiten entschieden, aufhängen würden. — Es war ein malerischer Anblick, welchen die Volksgruppen an jenem Abend darboten. Eine tiefdunkle Nacht, durchleuchtet von dem rothen Schein der Fackeln, die hier und da ein grelles Licht auf die Menschengruppen warfen, die amphitheatralisch auf der Treppe der Kirche und des Schauspielhauses aufgestellt waren, und hier und da aus den dunklen Massen ein wildes, trotziges Gesicht in grellster Beleuchtung hervorhoben. Und inmitten dieser dunklen Volksmassen und dieses dunkelrothen Fackellichts das strahlend erleuchtete Schauspielhaus, das wie zu einem Feste erleuchtet erschien, und hinter dessen glänzenden Fenstern doch eine düstre Frage entschieden werden sollte. Dann das Anrücken der Bürgerwehr, die unter dumpfem Trommelwirbel ernst geschlossen herankam, das gellende Pfeifen und Hohnlachen des Volkes, das wilde Schwingen der Fackeln, die einen Feuerregen durch das Dunkel sprühten. Endlich erschienen die Maschinenbauer, die unter Vortragung einer weißen Fahne sich unbewaffnet zwischen Bürger und Volk stellen wollten. Plötzlich das Aufblitzen des Gewehrs eines Bürgerwehrmanns, dann das Wuthgeschrei der rasend gewordenen Menge, das Heulen des Volkes, endlich das plötzliche Verlöschen der Fackeln und in der nun entstandenen tiefen Dunkelheit der entbrennende Kampf, und immer in der Mitte aller dieser Scenen und Bilder das strahlend erleuchtete Schauspielhaus mit den glänzenden Fenstern! In der That, die Bilder und Scenen dieses Abends waren höchst pittoresk. Eben so stürmisch aber, wie draußen, ging es drinnen im Sitzungssaale zu. Während man draußen einem armen Beamten, der in treuer Pflichterfüllung kam, um dem Minister Dönhoff eine so eben angelangte Depesche aus Wien zu bringen, gewaltsam anhielt, ihm seine Depesche entriß, ihn mißhandelte, und endlich ihm den Strick um den Hals legte um ihn aufzuhängen, welchem Schicksal er nur durch eine Art Wunder entging; während die Bürger auf die Maschinenbauer einhieben, und zwar so gründlich daß man am andern Morgen wenigstens noch — einen Daumen und einen Vorderfinger auf dem Gendarmenmarkt fand, während dieses Alles draußen vorging, war auch drinnen ein heftiger Kampf entstanden, wenn er auch grade keine Däume kostete, und kein Blut dabei floß. Der Kampf

der Principien ist ebenfalls ein Kampf der Leidenschaften geworden, und ein solcher Kampf wüthete diesen Abend im Concertsaale des Schauspielhauses. Wenn auf einen Augenblick das Lärmen und Pfeifen, das wüthende Durcheinanderschreien der Deputirten verstummte, drang das Heulen und Brüllen, das Toben und Rasen der Menge von dem Platz heran, gewissermaßen als Accompagnement zu dem Stück, welches die Linke da drinnen sang. Endlich um elf Uhr war die Sitzung aufgehoben. Auf der Gasse hörte man noch immer das Heulen des Volks, — Herr Jung wandte sich an den Staatssecretär Brandt, und fragte ihn um Rath, ob er dem Minister Pfuel seinen Schutz anbieten, und ihn vorläufig nach seiner eignen nahegelegenen Wohnung begleiten dürfe. Herr Brandt aber sagte pathetisch: „Ein Minister nimmt keine Protection an, ein Minister stirbt auf seinem Posten." Nichts destoweniger folgten aber Jung und Jacoby dem greisen Ministerpräsidenten als er das Haus verließ. Sie sahen, wie ihn die Menge insultirte, wie sich drohende Fäuste gegen ihn erhoben, sie hörten wie man ihn mit den gemeinsten Schimpfworten empfing, und jetzt wagte es Jung Herrn von Pfuel seine Begleitung anzubieten. Der Kriegsminister, weniger pathetisch als Herr Brandt, folgte Herrn Jung gerne in dessen Wohnung, und blieb, erschöpft und bis zum Tode matt, die Nacht über dort.

Es gab auch noch andre bunte Scenen im Schauspielhause. Es sollte an jenem Abend Hamlet gegeben werden. Kurz vor dem Beginn ward indeß die Vorstellung abgesagt, und statt des dänischen Prinzen und der weiland Majestät als Geist erschien eine Abtheilung Bürgerwehr auf der Bühne und im Zuschauerraum. Und o Trauerspiel! Einer dieser Wehrmänner bekam auf der Bühne die Cholera. Man denke sich das allgemeine Entsetzen, und dann die Unmöglichkeit ihm zu helfen, denn Niemand ward hinausgelassen; die Fackelträger wehrten Jedem den Ausgang. Einer der Bürger wagte es dennoch, sich an eine Thüre zu begeben, um durch Bitten und Vorstellungen sich den Ausgang zu verschaffen. „Laßt mich hindurch, nur um nach der Apotheke zu gehen! nur um einem schwer Erkrankten Arzenei zu holen!" — „Wozu das? brüllte man ihm entgegen. Sterben muß er doch, Ihr sollt Alle heut Nacht braten; wir wollen das Schauspielhaus in Brand stekken! Dann könnt Ihr oben zum Dach hinausfliegen, wie die Tauben aus dem Taubenschlag!" — Zu dem Cholerakranken hatte man indeß Johann Jacoby aus dem Sitzungssaale geholt, der in edeler Sorgfalt sich um den Kranken bemühte. —

Welche Stürme erlebt jetzt nicht das Haus Apollo's! Auch gestern Abend wieder, aber diesmal war es ein Sturm anderer Art. Ein Lustspiel von Benedix: Die Sündenböcke ward zum ersten Male gegeben, und unter Pfeifen und Trommeln zu Grabe getragen. Es war ein wohlverdienter Tod, und das Prüfungscommitté bewies durch die Wahl dieses faden und seichten, locker zusammengehefteten Machwerks auf's Neue, wie wenig es seiner Aufgabe gewachsen ist, und wie wenig es den Anforderungen der Zeit Genüge zu leisten vermag!

Stuttgart, Anfang November.

[Die Reise der Kronprinzessin; die Gräfin Mühlenfels.]

= Ich verschone Sie mit allen politischen Glossen, welche die Reise unserer Kronprinzessin in den Klubbs aller Farben hervorgerufen. Es klingt seltsam daß man, wie wohl sonst nach Italien, nach Petersburg reist um die rauhe Jahreszeit hindurch die Gesundheit zu behüten. Und doch ist es eine Wahrheit, denn der Kaiser hat die Ansicht ausgesprochen daß der „weiche" Winter in Stuttgarts Bergkessel die Nerven der schönen, von der Wiege her an schärfere Luftzüge gewöhnten Großfürstin Olga auf eine bedenkliche Art abspanne. Ihr näherer kleiner Kreis sieht durch ihre Entfernung einem sehr stillen Karnaval entgegen, und auch in den andern Salons ward ihr Scheiden mit Theilnahme besprochen. Die Kronprinzessin trennte sich sehr schwer von ihrem Gemahl und soll versichert haben, wenn er es wünsche, schon im December gern zu ihm zurückzukehren. — Einen reichhaltigen zerstreuenden Stoff des Gesprächs fanden die weiblichen Theekreise an der glänzenden Ausrüstung von Toiletten, welche die begleitenden zwei Hofdamen für die Feste an der Neva vorbereiteten, wodurch unwillkürlich, im schroffen Gegensatze zu den uns umringenden Bildern aus Deutschland, auf harmlose Weise das absolute Princip des Zarenthrones charakterisirt wurde, wenn schon manche Vorkehrungen und das summarische Verzeichniß gerechtfertigt sein mögen durch die hohen Preise der russischen Hauptstadt, besonders bei Modisten, da ein Paar Handschuhe, eine einfache künstliche Blume mehrere Gulden kosten. Der Kaiser hat jeder von den Hofdamen einen Zobelpelz mit blauem Atlas überzogen, sammt Mütze, für die Reise gesandt. Ein solches Geschenk, zu welchem sich später noch ein türkischer Shawl, persischer Seidenstoff, und ein Schmuck von Brillanten oder Perlen gesellt, soll Styl sein am Hofe von Petersburg gegenüber jeder Ehrendame einer fremden besuchenden Herrschaft.

Weil wir nun doch gerade von Hofdamen reden, so muß ich einer gedenken, die nicht nur ein Vorbild für alle Hofdamen, sondern für alle Frauen überhaupt genannt werden durfte, und deren Tod, vor wenig Monden erfolgt, von Stadt und Land beweint ward. Die Armen haben eine Mutter, alle Stände eine theilnehmende Freundin an ihr verloren. Es war die Gräfin von Mühlenfels, geborene Gräfin von Antlau. Sie hatte die mit dem damaligen Kronprinzen von Würtemberg vermählte Prinzessin von Baiern in das Land als Oberhofmeisterin begleitet, und diese hing, als sie die Krone Östreichs trug, bis an's Ende mit kindlicher Liebe an der Gräfin. Die Kammerfrau der Letzteren erhielt noch jüngst ein eigenhändiges Schreiben der Wittwe Kaiserin aus Salzburg, worin der Wunsch ausgesprochen wurde, jene möge die Vermächtnisse der Entschlafenen selbst überbringen. Dazu gehört ein Schmuck von Perlen, auf 12,000 Fl. geschätzt, eine Morgengabe welche die Dame bei ihrer Vermählung mit dem längst verstorbenen Reisemarschall des Königs Friedrich von ihrer Prinzessin erhielt. Ferner einige Geldsummen für die milden Stiftungen der Kaiserin. — Wären alle Standesgenossen der Gräfin ähnlich gewesen, wahrlich, der Sturm, welcher jetzt Europa durchzieht, würde nicht durch die Länder brausen. Sie war wirklich vornehm und doch so demuthig, fromm und doch so duldsam, mild und einfach. Am meisten rührte mich die Kindlichkeit, die sie sich mitten im Leben an den Höfen bis in's späte Alter bewahrt hatte. Vor Jahrhunderten wäre sie heilig gesprochen worden. Das Jahr 1848 kann sich freilich mit Kanonisirung nicht befassen. —

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr.	Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet.	№ 116. 13. Novbr.

Auerbach's neue Dorfgeschichte.

— Eine neue Folge der Schwarzwälder Dorfgeschichten (Manheim, Bassermann) bringt uns in einem stämmigen Bande aus der Urania die Sträflinge sammt der Frau Professorin, und als drittes neues Stück den Lucifer.

Wir sitzen hier wieder im warmen saftigen fruchtgequollenen Schwabenwinkel, wo uns schon oft wohl und heimisch wurde; diesmal im katholischen Oberland. Der schwäbische Sprichwörterschatz wird uns um ein gut Theil bereichert. Besonders neu ist uns ein „lummeliger Trallewatsch", ein „frühbiriger Katzenmelker." Die Täppigkeit der Liebesleute ist sprachlich eben so ergötzlich wie in der Redeweise der Alten die Taciti-sche verdrossene Kürze dieser schwäbischen Bauern, in denen sich der Kern eines germanischen Urvolks fortpflanzt. Euer Hund ist mager, sagt dem Lucian Einer. Er frißt nicht, gibt er zur Antwort. — Warum? — Ich geb' ihm nichts. — Warum? — Ich hab nichts. — Die Erzählung ist wieder wie Mosaik gearbeitet; sehr viel komisch kleiner Plunder wird uns saumselig Stein für Stein aneinandergereiht, aber in dem müßigen Schlendrian eines breitspurigen Phlegma's steckt die ganze defensive Tapferkeit einer nachhaltigen Kraft. Unter dem Pinsel eines Teniers, eines Sachtleven, wird auch der blank gescheuerte Kessel im Gerüll der Schüsseln und Pfannen ein künstlich lebendiger Stoff. Und allmälig erwächst uns das Stillleben zu einer menschlich großen Bedeutsamkeit. Gar schön ist die Scene zwischen Bäbi und ihrem Vater dem der Argwohn gekommen, sie sei nicht mehr rein vor Gott und ihrem Gewissen. Die Sühne zwischen Beiden, die Abbitte des Alten, seine Demüthigung vor dem Kinde das unsträflich ist wie frisch gefallener Schnee, und das nur der Gedanke des Mißtrauens schwärzen konnte; das tritt so sicher und herzlich wahr vor uns hin als hätten wir es unter lebendigen Menschen in ihrem Haus und Hof erlebt. Manches in Auerbach's Schwabengeschichten ist so keusch gedacht, so vollendet in der Naivität wie wir es sonst nur in Ulrich Hegner's Schweizergeschichten, in dessen Revolutionstagen Saly's, kennen. Auerbach's Gruppen sind nicht überall plastisch fertig herausgearbeitet, dergestalt daß sie sich als poetische Gestalten frei und selbständig bewegten; sie sitzen auf der Wand ihres Lebens fest wie halberhabene Arbeit in der Skulptur. Was aber jederzeit in seinen Gebilden als vollendet erscheint, ist die Stimmung in der sie erdacht, empfunden und getragen sind. Man rühmt im Kunstgebiete sonst nur an Landschaftsbildern was wir Stimmung nennen. Hier gilt das Wort auch für Menschengruppen in ihrem Verhalten, in ihren Situationen. Wie läßt sich gleich diese Stimmung der Auerbachschen landschaftlichen Menschenbilder bezeichnen? — Es ist jene salbungsvolle Menschenseligkeit, jene Frömmigkeit die die Mütze vom Haupte nimmt, wenn auf's dürstende Kartoffelfeld plötzlich Segen vom Himmel niederträufelt. Es ist jene menschliche Rührung die Sonntags in der Frühe, wenn die Dorfglocken läuten, die Hände faltet, und nicht fragt ob's katholisch christlich oder lutherisch christlich läutet. Ein Urmensch wird hier religiös, ein Mensch der, wie Rahel sagte, das Kind in sich entdeckt. Das bezeichnet Auerbach's Dichtungen, seine Beschreibungen will ich sagen, denn er dichtet nur, insofern was einer vom verworrenen und verschlossenen Menschenleben mit reiner Seelenkunde berichtet, Dichtung heißen kann und will. Auerbach ist nicht bedeutend in der Composition. Vielleicht hätte er sonst aus dem Bereich der Dorfgeschichten in den schwäbischen Bauernkrieg einen kühnen Schritt weiter gethan, er hätte Spindler auf diesem Gebiet weit überflügelt. Er hält sich in der Idylle, und hier ist er

Meister im Fach. Und er gibt mehr als Teniers, als Sachtleven, sowie ja die Poesie auch in der Beschränkung der Niederländerei mehr geistigen Werth behaupten darf als die Kunst des Pinsels. Auerbach ist schon als Denker nicht ohne speculative Tendenz. Er gibt mehr als Bilder der pragmatischen Wirklichkeit. Mitten in seiner neuen Menschengruppe, getreu conterfeit wie sie ist, steht gleich eine Gestalt die da erzählt wie sie ganz allein den Weg zum Herrgott gefunden, ganz allein, ohne Pfaff. Das ist die Gestalt des Lucian. Es gibt eine gewisse Dickthuerei des Naturgefühls. Das ist die Emancipation des Bauernbewußtseins. Auerbach's Polemik gegen „das falsche Pfaffethum“ ist hier das Thema der Dorfgeschichte. Der Skeptiker taucht auf unter den Naturmenschen des katholischen Schwabenlandes. Er beginnt betend: Vater unser der du bist im Himmel! Aber da hält er inne. Was Himmel! sagt er. Sitzt Gott da droben auf dem blauen Deckel? Gott ist überall! Und so betet er nicht mehr zu Gott, sondern ist händefaltend still und läßt „die ewigen Mächte walten.“ Damit ist ein moderner Spinocist im schwäbischen Bauer fertig. Und der Lucian gilt bei den Leuten im Dorfe für gottloser denn Heid und Jud. Er hat gar keine Religion! schreien die Zeloten. Ich sag' aber, spricht sein Anwalt, seine Gutthaten sind seine Religion, und das ist die best'! — Lucian geht nicht mehr zur Kirche, denn er kann's Maul nicht halten, wenn der Pfarrer Dinge sagt, gegen welche sich sein einfältig naturwahrer Menschenglaube sträubt. Belauschen wir „den Kämpfer in seinen Gedanken allein“, wie er sich in der folgenden Scene entwickelt. —

„Lucian weilte indeß einsam im Garten. Wie das Blut durch das Zuströmen der eingeathmeten Luft neu belebt zurückfließt in's Herz, so auch erstarken die Gedanken, wenn sie ausgesprochen wieder einkehren in die Seele.

Lucian fühlte sich befreit, hopfenleicht, als er in den Grasgarten hinter der Scheune trat.

Wie war hier Alles so friedsam. Baum und Gras wußten nichts von den Kämpfen des Menschen, das wuchs still fort im brütenden Sonnenschein. Die kleinen und großen Heuschrecken sprangen so lustig wie selbstbewegte Grasgelenke, in den Bäumen zwitscherten und sangen die Vögel so hell, und die Bienen summten so emsig von Blume zu Blume. Halm und Blatt und Blüthenkelch mag den schweren Thieren zum Futter verbleiben, die Biene holt sich vorab ihren süßen Saft. Wer weiß, wie manches Blumenherz in sich verkäme, wenn nicht die Bienenlippen es berührten. Wer weiß, was es zur Entwicklung der Blume beiträgt, daß die Biene den Honig aus ihr aufsaugt, wie manche Triebkraft dadurch gelöst wird; und der Blüthenkelch des Menschengemüthes, wer kann bestimmen, welche gebundene Mächte frei aufschießen, indem die Welt den still bereiteten Honigseim innerer Selbstvergessenheit daraus entzieht.

Durch den Garten hin wandelt gackernd eine weiße Henne, sie wirft den Kopf mit dem rothen Kamm oft hin und her, sie geht den Weg nach ihrem heimlichen Neste dort im Zaune bei den Brombeeren, wo die Grille so laut schrillt. Die undankbare Henne! Sie läßt sich füttern im Hause und verschleppt die Eier. Lucian verfolgte ihren Weg mit festem Auge, er wollte seine Frau mit dem Funde überraschen und wartete nur, um den warmen Brütling von heute gleich mitzubringen.

Nun ist Lucian doch wieder in der kleinen sichern Welt. Er weiß es selbst kaum mehr, daß er derselbe, der heute vor wenigen Stunden einer uralten Macht sich entgegenwarf und dessen ganzes Wesen die höchste Erschütterung erfaßt und gehoben hatte. Als er sich jetzt nach dem Bienenhause wandte, bemerkte er dort einen seltsamen Schmuck. Es ist ein alter Glaube, daß wie nur in einer friedlichen Familie die Bienen gedeihen, man diese auch von Allem was im Hause vorgeht, benachrichtigen muß. Stirbt Jemand im Hause, so müssen die Stöcke von ihrer Stelle gerückt werden und schwarzer Flor wird über die Lucke geheftet. Ist Freude, ein Hochzeitfest im Hause, so sehen wir hier die Zeichen, hochrothe Läppchen über die Lucken gesteckt.

Lächelnd dachte Lucian: „Das Bäbi hat's nicht vergessen wollen, den Bienen zu sagen daß Hochzeit im Hause ist, aber die Bienen verstehen dich nicht, armer Mensch, und du verstehst auch nicht was unter dir ist. Um eine Biene, ein Schaf zu verstehen, wie's ihnen zu Muthe ist, und von ihnen verstanden zu werden, wie ihnen und dir, müßtest du dich in solch ein Thierlein verwandeln. Und Gott der nur Geist ist, und Mensch der nicht blos Geist ist, können einander auch nicht verstehen, wenn Jedes bleibt was es ist. Darum ist Gott Mensch geworden . . . Aber die Mutter Maria, die Wunder und der Teufelsglaube — “

Schwer wiegte Lucian das Haupt und hier ist er nun wieder mitten in den Wirren des Tages. Sein Geist war ein langer ausgeruhter Boden. Wie soll er nun die schwellende wogende Saat gewältigen?

Müde setzte er sich auf das Bänkchen vor dem Bienenhaus.

Die Bienen kennen ihren Herrn und umschwärmen

ihn ohne Beunruhigung. Nicht so der Schwarm von Gedanken, der umherschwirrt.

Dieser Immenstock! Es ist wie wenn die hundert und aber hundert Thierchen nur ein einzig Geschöpf wären, so fest gehören sie zusammen und können nicht auseinander. Je größer die Thiere werden, um so mehr hat ein Jedes seinen Willen und kann für sich hinlaufen und machen, was es mag. Mensch, wo läufst du hin? Du kannst übers Meer schwimmen, aber Einmal mußt doch bleiben, da ist dein Feld, das kannst nicht mitnehmen, du hast's nicht wie die Imme, die überall offene Blumen, wie die Schwalbe, die überall Mücken und Wasser findet', du hast deinen Acker, du mußt säen und ernten . . . Aber der erste Samen ist wild von ihm selber gewachsen . . . Du triffst überall Menschen. Halt dich zum Nachbar. Ihm ist die Liebe ins Herz gepflanzt wie dir. Sie ist auch einmal wild gewachsen, jetzt muß sie säen und ernten und da gibts tausendfach mehr aus . . . . Gewiß, gewiß, die heilligen Menschen, die die Liebe gepredigt, haben Recht gehabt. Wenn die Liebe uns nicht zusammenhält, sind wir ja dümmer dran als so ein Immenstock, der bleibt von selbst bei einander. Wozu braucht man aber das Buch? Ja heilig und wahr ist's! Gott ist die Liebe! Das nehm' ich 'raus und das Andere verbrenn' ich; den Teufeln und Hexen drin schadet ja das Feuer nichts . . . Ich möcht' nur wissen, warum die Geistlichen den Menschen die Wahrheit nicht sagen. Was haben sie denn davon? . . . Herr Gott! Herr Gott! Was geht an so einem Sonntag vor in deiner Welt . . . Jetzt läuten sie drüben in Hengstfeld und droben in Eibingen aus der Kirch. Was habt ihr denn kriegt? . . . Freilich wohl, es gibt viele Geistliche, die selber den alten Glauben für gewiß und wahr halten und treulich dran hangen, und ist ihnen auch Manches nicht eben, meinen sie doch, das Volk kann nicht ohne das sein. Aber die viele Tausend Andere? O! der Herrsch- und Regierteufel, der ist's. Mein Victor ist schon ganz glücklich, wenn er seine Buben auf der Straße kommandiren kann . . . .

Lucian gedachte jetzt des alten Pfarrers, der zuletzt an der Spitze der Gemeinde eine Eingabe an den Bischof eingereicht hatte, daß eine Synode aus Laien und Geistlichen berufen würde zur Abschaffung der Mißbräuche. Der gute alte Mann folgte der Aufforderung seines Obern, stellte sich zur Verantwortung im Franziskaner-Kloster ein und das Gerücht ging, daß er dieser Tage reumüthig gestorben sei. „Wär es ihm nicht wohler gewesen als armer Tagelöhner? Was hat er zu Stande gebracht?" Das überdachte Lucian und er saß auf dem Bänkchen in tiefer Trauer. Er hatte die Hände gefaltet zwischen die Knie gedrückt; in allen Fingern klopften Pulse.

So trafen ihn die Männer aus dem Dorfe. Er richtete sich auf, seine Lippen waren bleich und bebten."

Lucian schenkt den Gevattern reinen Wein ein, er verschüttet aber das Kind mit dem Bade. Er verwirft die Bibel, das Wort Gottes, wie sie's heißen. Gott habe nie geschrieben und gesprochen, sagt er, die Pfarrer seien nur Bauchredner und machen wie wenn die Stimm' von oben käm'. Auch Doctor Luther, meint er, habe dem Teufel nur das Tintenfaß an den Kopf geschmissen und der sei doch schon vorher schwarz genug gewesen. Es ist ihm mit dem Christenthum wie wenn man bei einem alten Hause eine Wand einreißt, dann fällt's auf der andern Seite von selber ein. Darob entsetzen sich nun die Gevattern vor ihm, denn sie haben ja nicht wie er den Herrgott selbst gefunden, ganz allein und ohne Pfaff. Der Eine meint, man solle auch schmutzig Wasser nicht eher fortgießen bis man reines hat. — Wie aber der Pfarrer den Sohn des Ketzers in's Gebet nimmt, um ihn vor dem Unglauben des Vaters zu behüten, da bricht Lucian, der das Gespräch vernommen das die heiligsten Bande der Familie lösen will, aus dem Versteck hervor, über den Pfarrer her, und würgt und prügelt ihn weidlich durch. Lucian erscheint nun als der Geächtete. Das Bäbi hält treu an ihm, sie nennt ihn den heiligsten aller Menschen. Wie aber die Ahne im Hause sterben will, muß Lucian hin zum Pfarrer, ihn bitten zur letzten Stunde zu kommen. Der Pfarrer weist ihn schnöde von dannen. — Lucian muß vor Gericht. Der Oberamtmann aber ist ein Mann vom Tübinger Stift. Er beruft den Ketzer freundschaftlich zu sich und will ihm beweisen, es sei noch gar wenig, blos nicht rechtgläubig zu sein. Sie scheinen zu sympathisiren, der Studirte und der Mensch der Natur. Ja, sagt Lucian, man möcht oft unserem Herrgott böse werden daß er die Wirthschaft da so mit ansieht. — Der Oberamtmann sieht ihm staunend in's Gesicht, faßt seine Hand und sagt: Glaubt Ihr denn noch wirklich an ihn? — Lucian zuckt und entgegnet betroffen: Ich verstehe Sie nicht! — Ernst lächelnd sagt der Oberamtmann: Ich meine Gott. — Lucian sieht auf, ob nicht die Decke einfalle. Der Gelehrte glaubt gar nicht mehr an einen persönlichen Gott, alles sei nur Nothwendigkeit, unter der der freie Wille sich

beuge. Da wird der als Ketzer Verklagte wild und warm; er glaubt an einen persönlichen Gott, er hat ihn in sich selbst gefunden, im Leben gar oft erkannt. Beredt wie das Herz, widerlegt er den klügelnden Verstand des Studirten, der Falschgläubige widerlegt den an nichts mehr Gläubigen. — Diese Scene gibt Auerbach's ganzes religiöses Bekenntniß. — Die Geschichte endet damit daß Lucian seine bürgerliche Strafe absitzt, dann aber seine Sachen packt, Hab und Gut verkauft und nach Amerika auswandert.

Zur Chronik der Gegenwart.

[Berlin.]

— In Wien also ein Trauerspiel, und in Berlin eine Komödie, wenngleich eine sehr ernsthafte! Berlin bleibt diesmal seinem Charakter getreuer, alles in abstracto, auf dem Felde der reinen Idee, eine Revolution — in Gedanken durchzumachen. Die Bürgerwehr gibt sich das Wort dem Militär keinen Widerstand entgegenzusetzen. Wrangel reicht dem Rimpler auf dem Gendarmenmarkt die Hand, der Bürgerwehrmann sagt zum Soldaten: Du wrangelst mir nich, und ich rimplere dir nich, also jut Freund! Die Nationalversammlung weicht der Gewalt und legt feierlich Protest ein gegen das Anrücken der Truppen, gegen die Vertagung und Verlegung des Reichstags, wie gegen die Auflösung der Bürgerwehr. Allein sie beschließt damit nicht ihre Abstraction, sie wiederholt ihre Maxime, setzt ihren passiven Widerstand fort, zieht vom Concertsaal nach dem Hotel de Russie, vom Hotel de Russie in's Schützenhaus. Damit schwächt sie die moralische Wirkung ihres Entschlusses, und um die Komödie vollständig zu machen, fehlte nur noch daß Wrangel ihr überall nachliefe, von Stadtviertel zu Stadtviertel, und sie überall cernirte bis sie vor Hunger und Müdigkeit auseinandergeht. Es ist die gelindeste Gewalt die ihr angethan wird; während sie ihrerseits auch die gelindeste oppositionelle Haltung behauptet.

Fassen wir den Ernst der Sache in's Auge! Der absolute Herrscher ist im König nochmals zum Durchbruch gekommen. Factisch besteht noch in Preußen die Absolutie; ohne fertige, gegenseitig vereinbarte Verfassung existirt noch kein fertig constitutioneller König, obschon er so thut als sei er sogar mehr als constitutionell, als verhalte er sich pedantisch constitutionell. Dies sein eigner Ausdruck in Bezug auf den Empfang der Deputation, bei der Johann Jacoby ziemlich plump und unverschämt war. Auf solche Weise erzieht man nicht einen absoluten Herrscher zu einem constitutionellen Fürsten. Es hätte nur noch gefehlt daß der Volksmann die Majestät beim Schlafittchen genommen und festgehalten. Darauf hat ein König noch immer seine Bajonette. Und die noch immer siegestrunkenen Berliner vergaßen daß nur die aufgelöste Weichheit des Königs in den Märztagen Ursach wurde, wenn er nicht halb Berlin in einen Schutthaufen verwandeln und seine Garde auf den Trümmern triumphiren ließ. An Windischgrätzen fehlt es in Preußen am wenigsten, falls die Natur des Monarchen danach ist, sie sich entwickeln zu lassen.

Es ist manches geschehen von Seiten des Königs um die Parteiung gegen seine Person von neuem in Leidenschaft zu bringen. Dazu gehört sein Wort, man solle froh sein noch Obrigkeiten von Gottes Gnaden zu haben. Ich weiß nicht ob man nöthig hatte, die religiösen Sympathien des Königs zu schonen. Ein selbstbewußtes Volk das fest seine Freiheit aufbaut, kann und darf großmüthig sein. Auf der andern Seite ist eben so viel gefehlt. Eine Nationalversammlung die sich nicht damit begnügt den Adel politisch unberechtigt zu machen, die es den Dessauern nachmacht, ihm seine gesellschaftliche Geltung zu nehmen, ist übermüthig und unnütz grausam. Daß man dem Ordensunwesen Schranken zieht, ist billig; aber wenn eine preußische Nationalversammlung nicht eingedenk ist daß Preußen einen Orden, den Orden des eisernen Kreuzes, aufzuweisen hat, an dem die Ehre der Nation haftet, so sündigt sie gegen patriotische Gefühle. Eine Versammlung von Volksvertretern, die nicht blos am Jagdgesetze die Feudallasten, sondern auch alle, noch gestern persönlich geschlossenen Verträge vernichtet, hat keinen Sinn und Begriff vom Eigenthum. Thatsache ist ohnedies daß sie in ihren Beschlüssen seit einiger Zeit unter dem Terrorismus des Pöbels stand. Die nächtlichen Scenen am und im Schauspielhause beweisen gleich sehr die Demoralisation des Volkswillens wie die Confusion der Volksvertreter. Die Krone hatte Fug und Recht diesen Zustand der Desorganisation aufzuheben. Allein sie war ihrerseits leidenschaftlich. Sie will das Ministerium Brandenburg gegen den Willen der Mehrheit behaupten, und muß sich von Juristen hinterher sagen lassen daß ihr Recht, die constituirende Versammlung zu verlegen, zweifelhaft sei. Der „pedantisch constitutionelle" König fühlt sich der Sache nach noch als absoluter, und hat seit des würdigen und klugen Pfuel Entlassung nicht die Rathgeber um für den Conflict der Übergänge die richtigen Formen zu finden. Die Krone hat sich ohnedies verrechnet, denn 250 Mitglieder der Nationalversammlung stehen ihr in Opposition gegenüber. Diese aber besinnt sich jetzt erst auf gesetzliche Schritte; erst beim Heranziehen der militärischen Kräfte, erst bei diesem ernsthaften Aufgebot der absoluten Monarchie unterdrückt sie die Gelüste, einen Convent zu spielen. Ihre Haltung unter Unruh's Leitung ist würdig, aber wirkungslos; sie hätte ihre Würde dem Andrange des Pöbels gegenüber besser behaupten sollen. Ihre jetzige Erklärung, alles zu vermeiden was ihr den Anschein eines Convents geben könnte, ist ein Eingeständniß daß sie dieser Regungen nicht ganz Meister gewesen. Es fehlt ihr aber der Beruf und die moralische Macht, zum Äußersten zu greifen, denn das Volk läßt sie im äußersten Conflict im Stich.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr.	Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet.	№ 117. 14. Novbr.

Die Reform der sächsischen Kammern.

— Die französische Nationalversammlung hat mit 530 gegen 289 Stimmen das Zweikammersystem verworfen. Frankreich scheint genug Revolutionen hinter sich zu haben, um jetzt einfach und organisch das Einkammersystem zu seinem Grundgesetz machen zu können. Wer nicht dieselben Erfahrungen hat, kann auch nicht dieselben Bedürfnisse haben. Behüte uns ein guter Gott daß Frankreich uns Muster sei! Wir können nicht England, nicht Amerika, nicht die glänzendsten Beispiele, geschweige Frankreich, als Muster brauchen. Aus der Lage der heimischen Dinge selber muß die Neugestalt unseres Lebens, soll sie gesund und natürlich sein, hervorgehen. Und Frankreich gegenüber hält Deutschland an dem Glauben fest, nicht den Revolutionen seine Gestaltung verdanken zu wollen. Die Stürme des März waren nur ein starker Durchbruch für die Eröffnung unseres politischen Lebens. Aus der Revolution die Reform zu gewinnen, bleibt Deutschlands Aufgabe.

Bei einem Blick auf die heimischen Zustände sehen wir von Östreich, von Preußen ab. Da wogt es in der Gestaltung der Dinge noch gar sehr chaotisch, weil dort die Begriffe noch wenig geläutert sind, was man will und was man kann, Freiheit und Nothwendigkeit, noch einen harten unausgefochtenen Kampf führen. Die mittleren deutschen Staaten wollen sich nicht überheben, wenn sie eine Summe von Erfahrungen unter sich für erledigt halten. Das constitutionelle Deutschland hat seit den dreißiger Jahren eine Schule durchgemacht, die es in vielen einfachen Dingen der Freiheit und Nothwendigkeit als ein gereifteres erscheinen läßt. Sachsen hätte den mittleren Staaten Deutschlands glänzend vorangehen können, wenn es einfach, gesund und kräftig das Einkammersystem als die Grundlage der neuen Gestaltung des bürgerlichen Lebens aufstellte. Es hätte dazu eines kühnen Griffes, es hätte dazu der Zusammenberufung einer constitutionellen Versammlung bedurft. Dieser kühne, gewagte Schritt ist nicht gethan; das Ministerium hat seinen ersten Entwurf zur Reform der Kammer zurückgenommen, es hat vorgezogen sich mit der Krone und den bestehenden Kammern über eine Wahlreform zu vereinbaren. Es fällt uns nicht bei, das Bessere zu schmähen, weil wir das Beste noch nicht erreichen können. Im Gegentheil; aber prüfen wir ehrlich das uns Gebotene, das ja ohnedies vom Ministerium nur als eine provisorische Gabe angesehen wird. Dies Eingeständniß, nur etwas Vorläufiges zu bieten, ist wenig politisch; es beweist das Schwanken in welchem man befangen ist, es erregt neue Wünsche und befriedigt nicht die schon rege gewordenen. Es verräth eine innere Schwäche, mit der radicalen Partei liebäugeln zu wollen, ohne doch den entschlossenen Muth zu haben, dieser Partei zum gesetzlichen Siege zu verhelfen. Dies Schwanken bezeichnet wesentlich die Haltung des Ministers Oberländer. Das Ministerium hat seinen Wahlgesetzentwurf zur Reform des Zweikammersystems als einen vorläufigen bezeichnet. Es überläßt die definitive Entscheidung der Frage: ob die Vertretung Sachsens künftig in Einer oder zwei Kammern in's Leben treten solle, einer volksthümlicher zusammengesetzten Kammer als die jetzigen beiden Kammern sind. Dies sein eignes Geständniß. Was man uns also jetzt bietet, ist nur als eine Stufe zur weitern Entwickelung anzusehen. Oder der Zeitgeist, der Bewegung müde, müßte sich denn ein für alle Mal damit befriedigen!

Als ein Hauptgrundsatz des neuen Entwurfs ergibt sich entschieden die Überzeugung, von einer Zusammensetzung der ersten Kammer nach ihrer gegenwärtigen Gestalt sei vollständig abzusehen. Es ist dies dieselbe erste Kammer die nur nothgedrungen, nur unter dem

ausdrücklichen Eingeständniß eines ihr auferlegten moralischen Zwanges ihre Zustimmung abgab; dieselbe Kammer, deren Junkerthum Minister v. d. Pfordten durch kräftigen Hinweis auf den Geist der Zeit stürzte; aber auch dieselbe Kammer die ihm einhelligen Dank votirte als er, der sonst freie deutsche Mann, die Beschlüsse des Frankfurter Nationalparlaments der Discussion aller einzelnen kleinen Kammern in Deutschland unterbreitet wissen wollte*). Laut Entwurf geht nun die erste Kammer gleich der zweiten aus der unmittelbaren Wahl des Volks hervor, sie erscheint fortan nicht mehr als Vertreterin eines bevorzugten Standes oder einzelner Klassen. Directe Wahlen rufen beide sächsischen Kammern zusammen. Das Land wird in 76 Wahlbezirke getheilt; jeder volljährige, unbescholtene Sachse wählt, jeder Dreißigjährige ist wählbar für die zweite, für die Volkskammer. Dagegen ist nun, um doch eine erste Kammer zu ermöglichen, dem Grundsatz Raum gegeben daß der Besitz zur Betheiligung am Staatswohle eine besondere Befähigung und Berechtigung gewähre. Nicht aber soll die Quantität, sondern die Qualität des Besitzes diese besondere Betheiligung begründen. Die erste sächsische Kammer tritt künftig zusammen, indem der Grundbesitzer Einen erwählt der jährlich mindestens 10 Thlr. an directer Steuer zahlt. Und zwar wählen von den 76 Wahlbezirken je zwei einen Abgeordneten zur ersten Kammer. Daraus erwachsen 38 Mitglieder für unser kleines Oberhaus; zu ihnen treten dann von der Hochschule ein Abgesandter, von der Geistlichkeit 3, von den Gymnasien und höhern technischen Anstalten des Landes 3, von den Volksschullehrern ebenfalls 3 Abgeordnete. Zu den 38 Zehnthalermännern gesellen sich also, die volljährigen Prinzen des Hauses ungerechnet, 10 Geistliche und Lehrer.

Wir sehen aus solcher Composition eines sächsischen Oberhauses daß die Prärogative noch besteht, allein sie ist mit Beseitigung der Sonderinteressen herabgesetzt, allgemeiner gemacht, zugänglicher geworden für die Kräfte des Bürgerthums. Dem Grundbesitze, heißt es im Entwurf, ist „nach tiefwurzelnder germanischer Anschauungsweise" ohne Unterschied ob er städtischer oder ländlicher sei, eine Prärogative eingeräumt, jedoch nur bei dem activen Wahlrechte zur ersten Kammer, und für die passive Wahlfähigkeit ist nur ein geringer Census bedingt; daneben aber der Hochschule und den andern höhern Bildungsanstalten, der Geistlichkeit und den Lehrern der Volksschule Antheil an der ersten Kammer gegeben. Besitz und Wissenschaft, die beiden Haupthebel des bürgerlichen Lebens, machen somit die erste sächsische Kammer. Und da nun auch für sie durch keinerlei Beschränkung auf Stand oder Bezirk den Wählern die freie Bewegung versagt wird, so hofft das Ministerium, einer so zusammengesetzten Kammer werde die wesentlichste Bedingung für Kraft und Thätigkeit, die Volksthümlichkeit und das allgemeine Vertrauen, nicht fehlen. — Wir bezweifeln das nicht. Aber wir fragen, warum es glaublich sei daß die so zu einer ersten Kammer gewählten Mitglieder nicht schon zur zweiten, zur Volkskammer, erwählt sein werden! Ist der Zustand im Volke gesund, — und nur auf die Annahme einer gesunden Stimmung und Gesinnung im Volke kann sich das Vertrauenswerk einer neuen Verfassung gründen! — ist der Zustand im Volke gesund, so werden diese 38 Zehnthalersteuerpflichtigen sammt den 10 Geistlichen und Lehrern schon für die zweite Kammer gewählt. Sie würden nur dann von der Volkswahl ausgeschlossen bleiben, wenn sie nach Richtung, Haltung und Gesinnung als unvolksthümliche Männer bekannt und gezeichnet wären. Dann aber ist etwas faul in den Zu-

*) Auch Todt hat dem Particularismus, der jetzt wieder neu ausbricht, in Sachsen das Wort geredet. Er wolle, sagte er, lieber ein freier Sachse als ein deutscher Sklave sein! Das klingt außerordentlich gewuchtig, und hat doch nur den Schein von Energie und Selbstbewußtsein. Es ist damit nur ein neuer Beitrag zur politischen Winkelwirthschaft geleistet. Die Deutschen Blätter (herausgegeben vom Ausschuß des Deutschen Vereins zu Leipzig und in dessen Auftrag von Alexander Göschen, Moritz Haupt und Julius Klee) sagen darüber in Nr. 41. „Hr. Todt wünscht daß die Sachsen frei sein sollen auf ihre eigne Hand. Daß jemand auf seine eigne Hand ein Narr sein kann, hat schon Goethe bemerkt; aber frei können wir nicht werden hier in Sachsen auf unsre eigne Hand, frei werden wir nur in und mit ganz Deutschland. Wir können zwar die ganze Summe der obligaten Freiheitsgesetze für unser Land erlassen und die nagelneuesten, blankgeputztesten Freiheiten uns zulegen; allein alles das macht uns blos zu einer freien Kommune. Damit die Kommune zum Staat werde, müssen wir uns auch als Nation fühlen, und wer kann das in Nassau oder Anhalt, in Baden oder in Sachsen? Wer kann sich begeistern, sich aufopfern für eine dieser specifischen Nationalitäten?" Ein freier Staat ist etwas mehr noch als ein Land mit freier Verfassung; ein freier Staat ist nur der, dessen Bürger das Gefühl haben, einer Nation anzugehören die auf sich selber steht und in ihren festen Grenzen keinen Feind auf Erden fürchtet. Nur in einem solchen Lande stehen Alle für Einen und Einer für Alle. Sachsen hat es erfahren welche Freiheit in Europa die Staaten zweiten und dritten Ranges besitzen. So ist nun wer ein „freier Sachse" sein zu wollen prahlt, in der That nichts als ein arger sächsischer Philister, der nicht begriffen hat daß alle kleine Staaten nothwendig unfrei sind, der, weil er individuelle und Kommunalfreiheiten erhalten hat, in dem Wahne steht, politisch frei zu sein."

ständen. Dann suchen Diejenigen die Besitz und Bildung vertreten, krankhaft ängstlich nach Winkelstützen die einen morschen Bau halten sollen; oder aber das Volk ist von dem krankhaften Gelüst befallen, lauter Proletarier in die zweite Kammer zu wählen.

Und hier stoßen wir, glaub' ich, auf die schadhafte Stelle im neuen Reformentwurf. Man beseitigt eine erste aristokratische Kammer, weil sie in der That hinter den Begriffen der Zeit zurückgeblieben; aber man setzt an deren Stelle eine Kammer der Bourgeoisie. An der zweiten Kammer betheiligt man Alle, um eine Volkskammer zu haben. Käme hier aber lauter Proletariat zusammen, so hätte man an der ersten Kammer, an Besitzenden und Intelligenten, ein Bollwerk gegen Umsturz und sinnlose Zerstörungssucht. Bisher hatte man eine Kammer der Aristokratie und eine Kammer des Bürgerthums. Die Aristokratie sollte bisher das Bürgerthum zügeln. Nun soll das Bürgerthum die Stelle der Aristokratie einnehmen, das Bürgerthum, hofft man, werde das Proletariat zügeln. Das beruht Alles auf Furcht und Angst. Solange es sich um bloße Zügelung des Zeitgeistes handelt, solange beruht das Staatsgebäude nicht auf gutem Glauben, starker Zuversicht und Vertrauen. Eine neue Staatsform soll aber nicht aus Furcht zusammengelöthet, sie darf nicht das schwächliche Kind der Angst und Sorge, sie soll eine freie Geburt des Zutrauens sein, soll aus der Zuversicht zu der Gesundheit in der Stimme des Volks erwachsen. Nichts als ein Nothbehelf ist die neu zu construirende erste Kammer, ein Nothbehelf für den schlimmen Fall daß das Volk lauter rasende Kopfüber in die zweite Kammer wählt. Unsere Wahlen für Frankfurt haben allerdings bewiesen daß wir uns überraschen ließen von der allezeit betriebsamen Partei der Linken. Sachsen hat mitunter gewählt daß man an seiner gerühmten politischen Gewissenhaftigkeit stark zweifeln kann. Sind nun die Staatsmänner welche uns den neuen Entwurf geliefert, der Meinung, Sachsen bedürfe ein für alle Mal und für alle Zeiten einer Verfassungsform, die Staat und Volk gegen anarchische Gelüste des Proletariats sicherstelle, so verlange ich blos das Eingeständniß daß das Volk zum Einkammersystem nicht reif, und das Zweikammersystem lediglich dasjenige sei welches gegen unmündige Handhabung der Freiheit Gewährschaft leiste. Dies Glaubensbekenntniß über alleinige Heilsamkeit und Statthaftigkeit des Zweikammersystems gab das Ministerium nicht. Im Gegentheil, es schlägt vor, nach dem neuen Entwurf versuchsweise zwei Kammern zu berufen, um dann durch diese nochmals und definitiv berathen zu lassen ob das Einkammersystem für Sachsen die natürliche und absolut richtige Vertretungsform des Volkes sei. Für Fälle, sagt der Entwurf in seinen Erläuterungen, wo beide Kammern sich nicht einigten, könnten sie zusammentreten und Eine Versammlung bilden. Bei wichtigen Fragen hätten wir dann doch also Eine Kammer! Warum nun nicht umgekehrt? Warum nicht anerkennen, es könne, weil es nur Einen Volkswillen gäbe, durch die Mehrheit der Vertreter zum Ausspruch gebracht, auch nur Eine Kammer geben? Warum dies Princip der neuen Zeit nicht als Grundsatz aufstellen, wo es sich darum handelt der Monarchie die demokratische Basis zu geben? — Außerdem läßt der Entwurf einen Hinblick auf die Bestimmungen der Frankfurter Nationalversammlung fallen. Man müsse doch abwarten ob sie nicht etwas beschließe was für die einzelnen Staaten maßgebend sei! Aus den letzten Dresdner Kammerverhandlungen wissen wir nun schon daß es den Ministern doch nicht Ernst damit ist, indem sie ja die Beschlüsse von Frankfurt jedenfalls den einzelnen Kammern zur Begutachtung unterbreitet wissen wollen. Sachsen konnte, hatte es dazu Muth, Kraft und Entschlossenheit, mit Feststellung des Einkammersystems in Deutschland vorangehen und stand damit glorreich da in der politischen Entwickelung des Zeitalters. Möglich daß sich das Land bei der jetzigen Reform seines Zweikammersystems befriedigt, möglich daß Sachsen innerhalb dieser Formen seinen schönen Beruf zur bürgerlichen Wohlfahrt erfüllt. Aber dem ministeriellen Entwurfe in seiner Halbheit, dem schielenden Hinblick auf das Einkammersystem der den Entwurf zum bloßen provisorischen Nothbehelf macht, verdanken wir diesen Glauben an das Glück und die Wohlfahrt des Landes nicht.

Zur Literatur.

W. W. Obgleich so viele Pressen feiern, so viele Setzer ohne Beschäftigung sind, kommen doch eine Menge Eintagsbüchlein in Prosa und Versen zu Markte. Die meisten haben einen so kurzen Tag, daß jedes Wort, welches die Kritik über sie sagt, und wär's noch so rasch, schon ein Nachruf ist. Wir legen drei Büchlein zusammen, denen wir hier die Ehre eines solchen Nachrufs erweisen: 1) Der Lichtfreund, ein romantisches Epos von Dr. Gollenperger. Leipzig Gebhardt und Reisland. 2) Der Königin Sieglinde Rheinfahrt, eine nordische Sage nach der jüngern Edda. Brüssel, Vogler. 3) „Fährmann hol' über!" Bilder in festen Umrissen. Berlin Besser.

Gern würden wir von den dreien sagen, daß sie von ungleichem Werthe sind, weil die literarische Werthschätzung der Verfasser offenbar eine ganz ungleiche sein muß: allein der Werth einer Schrift läßt sich heutzutage einmal nicht anders als nach ihrem Gewicht bestimmen — und die vorliegenden sind von gleichem Gewicht, oder richtiger, von gleichem Mangel an Gewicht. Auch das haben sie mit einander gemein, daß sie die Spannung der Zeitideen und Zeitereignisse, mit denen sie sich beschäftigen, in einem gewissen Humor zu lösen suchen in der Stufe und Tonart dieses Humors aber sind sie ganz verschieden.

Dr. Gollenperger hat, wie wir aus dem Titel seines „Epos" ersehen, bereits eine Sammlung „radicaler Lieder veröffentlicht, als deren Fortsetzung dieser „Lichtfreund" bezeichnet wird. Der Dichter scheint sich demnach zur Aufgabe gemacht zu haben, den politischen und religiösen Radicalismus in harmloser Weise zu parodiren. Hier wenigstens thut er nichts Anderes. Das Wesen der Parodie an sich ist uralt: es ist die heitere Laune der Satyre, die Dinge von ihrer Kehrseite zu betrachten, es ist eine Eigenschaft des natürlichen Humors, der die pathetische Hyperbel auf den Kopf stellt, der im Verkleinern übertreibt, wie das Pathos im Vergrößern. Die Parodie ist etwas Ursprüngliches, eines der poetischen Elemente und, wie alle diese, tief im Leben begründet. Ihre Ausbildung zur Travestie aber gehört einer schriftthümlichen, gelehrten Zeit und Richtung. Die Travestie ist kein Naturgewächs, sie ist eine Culturpflanze. Daher finden wir sie zuerst in den humoristischen Perioden unserer Literatur, und in bedeutender Entwickelung zeigt sie sich in der vorletzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, wo Meister Blumauer durch sie zu Ruf und Ehren gelangte. Damals gab es im geistigen Leben kaum höhere Interessen als die der geschriebenen, formellen Poesie. Ja, man übertrug die Bücherpoesie in's Leben, statt dieses in die Schriftpoesie zu übertragen; eine neue, freie Nachdichtung des Horaz oder Virgil war ein die Gesellschaft bewegendes Ereigniß, wie jetzt ein neuer, freier Verfassungsentwurf auf breitester demokratischer Grundlage; die Frage: ob Epos ob Drama, war eine Lebensfrage, wie jetzt: ob Monarchie ob Republik? — Das änderte sich freilich bald. Die poetische Lebensfrage war schon durch Lessing entschieden worden, Horaz und Virgil traten in die angemessene Ferne zurück, die Dichtung wurde lebendig, sie trug wirklich die höchsten Interessen des Lebens in sich; aber bis in unsere Tage währte die Zeit des Schriftthums κατ' ἐξοχήν. und so lange hallte auch noch die Travestie nach. Seit sechzig Jahren ist kaum ein Epoche machendes Werk erschienen, woran sich nicht travestirender Spott oder gutmüthiger travestirender Witz versucht hätte — von Werthers Leiden und Schiller's Glocke bis herab auf Becker's Rheinlied und den Participialstyl des Walhallagründers, der sich fast selbst zu travestiren scheint. Jean Paul nennt Blumauer ein „Marschland voll Salz, aber auch voll Schlamm:" bis heute zieht sich noch jene Spur von Salz und Schlamm, wobei indeß nicht zu verwundern ist, daß das Salz sich vermindert hat, der Schlamm dagegen breiter und ausgefahrner ist. Einem Genius, wie Platen, war es noch einmal vorbehalten, die reine Parodie auch innerhalb der schriftthümlichen und Kunstinteressen in künstlerischer Größe und Gediegenheit herzustellen, und zugleich der Aristophanes einer bestimmten Literaturepoche zu werden. Platens „verhängnißvolle Gabel" und „romantischer Ödipus" sind als Kunstwerke unvergänglich, wenn auch das Interesse für sie vergangen und verloren ist, wie die Literaturepoche auf die sie Bezug haben. — In dem Maße nun als die geschriebene Poesie der geschehenden weicht, als die Zeit der „Thaten in Worten" vor der der Gedanken in Thaten zurücktritt, muß auch die Travestie verschwinden, es muß sich eine neue Art des Parodirens wie überhaupt der poetischen Satyre bilden. Heine hat sie mit allem Aufwand seines Geistes im „Atta Troll" und großentheils im „Wintermährchen" begonnen. Auch über ihn läßt sich das Jean Paul'sche Wort wiederholen. Dr. Gollenperger ist ein treuer, aber in keiner Hinsicht ausgezeichneter Schüler Heine's. Er hat wenig Schlamm von Heine, aber auch wenig Salz. Im ersten Gesang, „des Lichtfreundes Fleischwerdung," wo Schneider Magnus die Zukunft seines eben geborenen Söhnleins verkündigt, das eine neue weltbeglückende Theorie aus sich selbst entwickeln werde, heißt es zum Schluß:

> Als er drauf das edle Kind
> In die saubern Windeln zwickelt,
> Sieht er schon auf seiner Hand,
> Wie der Geist sich selbst entwickelt.
> Leibideen, warm und hell,
> Sind im Bettlein aufgeschichtet,
> Und es hat das große Kind
> Seine erste That verrichtet.

Kaum sollte man glauben, daß nach Blumauers Nachtstuhlode und jenem Kapitel in Heine's „Wintermährchen", das eine ganze Cloake von Schmutz ist, sich noch Jemand findet, der an dergleichen seinen Witz übt! Sonst erhält sich Herr Gollenperger ziemlich rein und frei von „Leibideen", aber auch ziemlich leicht von Geistideen. In all den zwölf Gesängen zeigt sich weder eine reiche komische Ader noch irgend ein anmuthiges Spiel der Laune, das zur Heiterkeit mitstimmt und fortreißt; nicht einmal jene Beweglichkeit der Darstellung und herzliche Mitbetheiligung am Spaß, durch die seiner Zeit Zachariä mit seinem „Renommisten" soviel Anklang gefunden. Der Verf. beutet für seine Parodie alle Consequenzen aus, die sich aus dem Namen und Begriff des „Lichtfreundes" ziehen lassen, und die natürlicher Weise sehr nahe liegen. Im Anfange nimmt sich das gar nicht übel aus, und jene Verse nöthigen wohl ein Lächeln ab, in denen erzählt wird, wie der Held schon in seiner Kindheit für Licht aller Sorten wahrhaft passionirt ist, wie die Mutter Abends mit ihm spielen muß: „Stirbt der Fuchs so gilt der Balg", wie er die „Mäßer" seines Vaters stiehlt und als Fidibus verbrennt, wie er vor dem großen Ofenloch angezaubert dasteht, wie ihm endlich der Vater ein Häuschen von lauter Fensterglas bauen läßt:

> „Gläsern sind die Wände alle,
> Gläsern jegliches Gemach,
> Gläsern selber ist der Boden,
> Gläsern Alles, Dach und Fach." ꝛc.

Aber weiter geht's auch nicht! Damit ist der ohnehin seichte Witz fast erschöpft und fernere Wiederholungen werden langweilig. Im Übrigen ist der Vortrag fließend, man liest das Büchlein nicht ungern, und legt es mit der Gewißheit aus der Hand daß Herr Gollenperger jedenfalls ein Mann von Bildung und Geschmack ist.

(Schluß folgt.)

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr.	Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet.	№ 118. 15. Novbr.

Ein versöhnendes Wortspiel.

Von H. König.

Die wachen Erinnerungen eines Menschen durchdringen nicht, sondern nähern sich nur mehr oder weniger den Morgennebeln, die auf den ersten Jahren unserer träumenden Seele ruhen. Bis auf welches Jahr zurück man sich des Erlebten erinnere, hängt von der Eigenthümlichkeit eines Menschen, aber auch von den Begegnissen des Lebens selber ab. Es gibt wachere, auf die Außenwelt gespannte, und gibt träumerische, in sich gekehrte Kinder, von denen die letzteren oft die begabteren sind. Dann aber bleiben auch erschütternde Ereignisse in der Seele eines Kindes eher haften, als die leicht gewohnten Erscheinungen still dahinfließender Tage. Manches von Dem, was man aus seinen ersten Jahren weiß, ist daher oft auch keine eigne Erinnerung, sondern eine Auffrischung des Ereignisses durch spätere Erzählung der Mütter, die ja so gern Alles, auch das Geringfügigste, von ihren Lieblingen in treuer Seele bewahren.

So ruht in meiner Erinnerung, ich weiß nicht ob das ursprüngliche oder das mütterlich nachgetragene Bild eines schönen, schlanken, freundlichen Studenten, der auf unserer Nachbarschaft eine Stube hatte. So oft er aus den Schulen kam, lief ich ihm mit Kindsschritten entgegen, und trug ihm die Bücher nach, die er mir unter den kleinen Arm steckte. Ob sich in diesem Triebe nach Büchern der erste Instinkt des künftigen Schriftstellers regte, verstand wenigstens meine Mutter nicht, die es gewiß lächelnd beobachtete und darin vielleicht nur meine Bestimmung zum geistlichen Herrn oder Mönch mit froher Seele ahnete. Hierin irrte sie; doch traf ihre Ahnung, wenn sie eine solche hatte, desto richtiger die damals noch verborgene Zukunft des schönen Studenten, dem ich die Bücher nachtrug. Es war jener Bäckerssohn aus Hünfeld, zwischen dessen Jugend und Mannesalter die Säcularisation trat, die Inful vom Fürstenhute trennte, und für Leonhard Pfaff, den Bürgersohn, bewahrte. Wie hätte die gute, gläubige Frau damals denken können daß ihr theurer kleiner Läufling, der sich so früh mit fremden Büchern schleppte, einst selbst Bücher schreiben, und daß eben dieser freundliche Student sie verdammen werde! Wer schaute denn auch je voraus, was die Zukunft zwischen lachend aufwachsenden Menschenkindern aus den Fäden der Herzen und durch den Einschlag der Welt spinnend und webend zu Stande bringt?

So mir weit und rasch vorausschreitend, wuchs der schöne Student zum Priester, zum geistlichen Rath, zum Domkapitular und Inquisitor her, der dann in spätern Jahren auf mich und meine nachwachsenden Schriften den Bannstrahl zwar nicht schleuderte, doch schmiedete.

Auf einen zündenden Wetterstrahl pflegt die Luft leicht wieder beruhigt, der Himmel wieder heiter zu werden. So hofft' ich es auch auf meinen Kirchenbann und nach darüber hingegangenen Jahren von der Fuldaischen Kirche. Das Mitra-Wölkchen, aus dem es auf mich geblitzt und gedonnert, hatte sich mit schönem Abendrothe um das alternde Haupt Leonhard Pfaff's gelegt, und goß seinen Segen auf Alle nieder, die daran glaubten. Da führte eine mächtige Ungunst mich unerwartet, unerwünscht nach Fulda, an den Sitz der geistlichen Gewalt der hessischen Kirche, zurück. Warum hätte ich aber nicht, wie so manchem minder ausgezeichneten Manne dieser Stadt, der bedeutenden Persönlichkeit jenes schönen Studenten, dem ich einst die Bücher, die ersten Keimblätter seiner jetzt prangenden Würde nachgetragen, meine Ehrerbietung bezeugen sollen? Wie viel hatte nicht Leonhard Pfaff außer seiner

Inful noch an sich, woran ich gern glaubte! — Wäre ich nur mehr Diplomat, und mißtrauischen Voraussetzungen zugänglicher gewesen: dann hätte ich erst durch irgend einen Bekannten, der zu den Eingeweihten der Kurie, zum Schnitzwerke des bischöflichen Stuhls gehörte, anfragen lassen, ob man mich auch annehmen wolle. Statt dessen ging ich eines heitern Morgens geradezu nach dem Michelsberge, und ließ mich anmelden. Es dauerte eine schöne Weile, ehe der Kammerdiener zurückkehrte, und mit verlegner Miene, aus scheuer Ferne mir den Bescheid brachte: Seine Hochwürden-Excellenz könnten mich vorerst nicht annehmen.

Vorerst? — — —

Das Wort fiel mir auf, und erinnert an eine bekannte Geschichte, an die Geschichte von König Heinrich der zu Canossa im Winter barfuß um Gregor's Erlösung aus dem Bann bettelt, und den Bescheid erhält, er solle warten oder wiederkommen. Warum sollte auch Heinrich König nicht an König Heinrich, und bei Bischof Pfaff nicht an Gregor den Großpfaffen denken dürfen? Ich gestehe, es wurmte mir im ersten Augenblicke. Ich, der ich nur eine gesellschaftliche Schicklichkeit abtragen will, werde vielleicht für einen reumüthigen Gebannten angesehen, dem man die hohe Gunst der Vergebung etwas zu erschweren sucht. — Wie? dachte ich, soll hier der alte, unselige Zwist der deutschen Nation zwischen Königthum und Pfaffenthum auf kindische Weise, um unserer zufälligen Namen willen, nachgespielt werden? Dann ziehe ich offenbar den Kürzeren: denn ich bin doch nicht, was ich heiße, während Pfaff — — —

Doch nein, dieser schwere Ernst verlor sich schnell, als ich neben dem Hausgarten hinwandelte, in welchem ein dünnes, schwaches Wasserstrählchen aus einer Eisenröhre emporzuspringen versucht. Die alte Erinnerung an den schönen Studenten, dem ich die Bücher nachgetragen, ward auf einmal wach und lebendig in mir, und ich rief halb laut: Ach der liebe Mann, der eine so freundliche Wiedervergeltung übt! Er trägt dir eben auch deine Bücher nach! — —

Chateaubriand*).

Das Leben und die Abenteuer des Vicomte de Chateaubriand haben in der Politik, in der Literatur und der Gesellschaft Frankreichs innerhalb der ersten dreißig Jahre dieses Jahrhunderts einen so bedeutenden Raum gefüllt und sein Name ist in der Periode, welche der gegenwärtigen Zeit unmittelbar vorherging, von soviel romantischem Interesse oder conventioneller Schmeichelei getragen worden daß uns schon sein Tod veranlassen konnte, unsere Aufmerksamkeit auf einen Augenblick von den lebendigen Ereignissen einer Zeit abzulenken, die nicht minder bewegt ist als jene, in welcher ihn das Schicksal seine Rolle spielen ließ. Kaum hat ein anderer Mensch selbst in den schnellen Veränderungen mächtiger Revolutionen ein wechselvolleres Leben geführt; aber während Chateaubriand an vielen der wichtigsten Vorgänge seiner Zeit einen thätigen Antheil hatte, in schnellem Wechsel aus Dunkelheit und Dürftigkeit zu Macht und Reichthum emporstieg und dann wieder für den Rest seines Lebens nichts übrig behielt als die Erinnerung an die einstige Größe, möchte es schwer sein, ein zweites Beispiel von so hohem und dennoch so hohlem Ruhme oder von einer an wirklichem Nutzen für die Menschheit so unfruchtbaren staatsmännischen oder literarischen Lebensthätigkeit aufzufinden.

François Auguste Vicomte de Chateaubriand wurde im Jahre 1769 zu Combourg in der Bretagne geboren, und wir finden auf der langen Liste seiner unmittelbaren Zeitgenossen die großen Feldherrn, die Staatsmänner und Dichter welche dem 19. Jahrhundert auf den Trümmern, welche die französische Revolution zurückgelassen hat, die Weihe geben sollten. Sie lösten auf ihren verschiedenen Wegen ihre Aufgabe, aber während sie Völker besiegten, die Menschheit beherrschten oder ihre Zeit verherrlichten, blieb Chateaubriand seinem Berufe getreu, und dieser Beruf läßt sich mit einem Worte bezeichnen — er war der fahrende Ritter des modernen Europa's, der mit den Trophäen, die er gewann, sich selber schmückte. Eine glühende Phantasie, ein Styl der in Vergleich mit den frostigen Modellen Frankreichs leidenschaftlich erschien, ein Geist, mehr ritterlich und verwegen als besonnen und entschlossen, eine rege Sympathie für die Verbesserung seiner Zeit, verbunden mit einer hohen Verehrung für die majestätischen Überlieferungen der Vergangenheit, geben Chateaubriand in einigen der merkwürdigsten Momente der Geschichte einen mächtigen Einfluß auf die Gemüther der Menschen. Als der Sturm der französischen Revolution vorübergezogen war, kehrte der junge Emigrant, der sich nach der Belagerung von Thionville von Condé's Armee in die Wildnisse Kentucky's und dann in ein Londoner Dachstübchen zurückgezogen hatte, in sein Vaterland heim und Frankreich begrüßte nach einer zehnjährigen Herrschaft lästernder Jocobinerklubs und revolutionärer Journale mit Entzücken die neue Ader von Poesie im „Attala“ und den alten Glauben im „Geist des

*) Seine Mémoires d'outre tombe erscheinen jetzt im Feuilleton der „Presse.“

Christenthums**). Die Verdienste dieser Werke mögen dem Fremden und der Nachwelt sehr zweifelhaft erscheinen, aber wenn der Autor nicht die Gabe besaß, sich ein unvergängliches Denkmal literarischen Ruhmes zu setzen, so besaß er wenigstens die Kunst, den Geschmack seiner Zeit zu befriedigen und zuweilen auch zu leiten, obgleich von den zahlreichen Kränzen, die er im Sommer seines Lebens erwarb, nur wenige Blumen als Schmuck für sein Grab zurückgeblieben sind.

Bonaparte erkannte schnell, wie er eine so glückliche und populäre Feder benutzen könnte. Nichts konnte der Wiederherstellung der Literatur, der religiösen Gebräuche und der gesellschaftlichen Ordnung förderlicher sein als solche Werke; aber diese Erzeugnisse waren wie der meiste andere Schmuck der consularischen oder kaiserlichen Herrschaft nur Flittergold — kein echtes gediegenes Metall, und man schätzte sie fernerhin mehr ihres ursprünglichen Eindrucks wegen, nicht aber weil sie einen frischen dauernden Reiz besaßen. Chateaubriand war jedoch ein zu unabhängiger Charakter, um sich allen Bedingungen der neuen Herrschaft zu unterwerfen, zumal als sie durch Verrath entehrt und durch Blut befleckt wurde. Nach der Ermordung des Herzogs von Enghien entsagte er augenblicklich seiner Stelle als bevollmächtigter Minister und verließ Napoleons Dienste, denn wenn man auch den jungen Dichter und angehenden Staatsmann einen Glücksritter nennen konnte, so war er doch wenigstens kein Miethling. Nachdem seine politische Laufbahn auf diese Weise ein Ende gefunden hatte, trat er seine Pilgerfahrt nach dem heiligen Grabe an und beschrieb mit glühenden Farben seine Wanderung von Paris nach Jerusalem und seine Rückkehr durch Ägypten, die Berberei und Spanien, wo er verweilte, um in den Hallen von Granada den letzten Abenceragen zu betrauern. Erst im Jahre 1814 begann Chateaubriand's eigentliche politische Laufbahn, und er spielte während der nächsten zehn Jahre eine wichtige Rolle in den Ereignissen Frankreichs und Europa's. Die Eitelkeit und die Ansprüche, die bei einem literarischen Glücksritter harmlos oder komisch gewesen waren, wurden bei einem Minister, dem die schwierige Aufgabe geworden, eine alte Dynastie auf einer neuen Basis herzustellen, gefährlich und unerträglich, und dieser Abschnitt seines Lebens ist der ganzen Strenge der Kritik verfallen. Sein Debüt in der Sache der wiederhergestellten Monarchie lag jedoch ganz im Bereiche seiner Fähigkeit und war in hohem Grade erfolgreich. Das Pamphlet „Napoleon und die Bourbons***) vollbrachte, wie Ludwig XVIII. sich ausdrückte, die Thaten eines Heeres; es wurden mit ungeheurer Schnelligkeit hunderttausend Exemplare abgesetzt, und während die Verbündeten Frankreichs Hauptstadt belagerten und den Abkömmling des heiligen Ludwig zurückbrachten, war es einiger Ersatz, daß der größte Meister der französischen Sprache, der in seinen Neigungen und seinen Fehlern so ganz nationell war, im Angesicht des Volkes die Sache der Bourbons verfocht. Chateaubriand's Anhänglichkeit an die Monarchie der älteren Linie war hauptsächlich romantischer Natur. Er nannte sich einst „einen Royalisten aus Vernunft, einen Legitimisten aus Pflicht und einen Republikaner aus Neigung" und seine politischen Dienste scheinen von einem seltsamen Conflict dieser widerstrebenden Motive geleitet worden zu sein. Er suchte den Hof Ludwigs XVIII. anscheinend vor rückgängigen Bestrebungen zu warnen, aber er stürzte ihn, selbst gegen die Absicht des Königs, in den schmählichen und unpolitischen Krieg von 1823, und während er die Würde und Stabilität des französischen Thrones wieder herzustellen suchte, ließ er sich die abscheulichste Undankbarkeit gegen diejenigen zu Schulden kommen, die diesen Thron wieder aufgebaut hatten. Die Geschichte des Congresses von Verona, wie sie seine eigene Feder gibt, ist hinreichend, über sein officielles Wirken den Stab zu brechen. Gegen England und Canning, mit welchem er in einem anscheinend vertrauten Briefwechsel stand, war er falsch und feindselig, obgleich ihn England in der Dürftigkeit genährt und dann als den Repräsentanten eines Fürsten geehrt hatte, dem es zum Throne seiner Vorfahren verholfen. Gegen Rußland war er kriechend und unterthänig. Er war es, welcher der Regierung der Restauration den verderblichen Plan eingab, die Grenze des Rheines zu gewinnen und den Orient aufzugeben. Gegen Spanien ersann und übte er eine Politik, die eben so gewaltsam war als die Ludwig's XIV. und der Einfall in die Halbinsel im Jahre 1823 hörte nur auf gefährlich zu sein, indem er zur Ungereimtheit wurde. Trocadero sollte die schmerzlichen Erinnerungen an Waterloo verwischen und der Dauphin glänzendere Thaten vollbringen als Napoleon. Der Dauphin verhielt sich zu Napoleon wie Chateaubriand zu einem großen Staatsmann. Aber die Folgen dieser strafbaren Unbesonnenheit fielen auf ihn selbst zurück. Vilèle erklärte, Chateaubriand sei im Cabinett gefährlicher als er es in der Opposition sein könnte, und der Minister wurde aufs schnellste entlassen. Er nahm seine Zuflucht zu den Spalten des Journal des Débats und richtete von hier aus ein furchtbares Feuer gegen die zunehmende Bigoterie und Intoleranz jener Partei, welche durch Karl's X. Thronbesteigung einen entschiedenen und gefährlichen Einfluß gewann. Von dieser Zeit an zog er sich jedoch in's Privatleben zurück und erhob nur noch seine Stimme gegen die Verstöße der Regierung, welche die Katastrophe von 1830 herbeiführten. In dieser Revolution wurde er in der einen Stunde von den Barricadenmännern im Triumph herumgetragen und in der andern hielt er in der Pairskammer seine letzte Rede zu Gunsten des Herzogs von Bordeaux. Seine an die Herzogin von Berri gerichteten Worte: „Madame, votre fils est mon roi" und sein Pamphlet gegen die Verbannung der ältern Linie der königlichen Familie bezeichneten ihn als den Anführer oder wenigstens den Kämpen der Legitimisten; aber sein Kriegsdienst war beendigt und sein Verhältniß zu

**) „Genie du Christianisme" (London 1802), wovon „Attala" einen Theil bildet.

***) De Buonaparte et des Bourbons, Paris 1814.

dem Prätendenten schmolz bald zu einem harmlosen Gemisch von Loyalität, Artigkeit und Ergebenheit zusammen. Ein Jahrgeld von 30,000 Francs, das er durch den Verkauf seiner Memoiren gewann, schützte ihn vor Mangel und er starb fast in demselben Augenblick, als sich die furchtbarsten Ereignisse, die er in seiner Jugend erlebt, in den Straßen von Paris erneuerten.

M. B. Lindau.

Zur Literatur.

(Schluß.)

W. W. Ein durch und durch gemeines Product dagegen, dem wir mit unserm Nachruf wirklich eine unverdiente Ehre erweisen, ist diese „Rheinfahrt", die sogenannte „nordische Sage." Der Titel verräth durchaus nicht daß der Verfasser die Absicht hat, die Weise der altnordischen Sagendichtung zu parodiren: das ganze Machwerk aber zeigt, daß er eine solche Absicht beim besten Willen nicht auszuführen vermag. Denn er hat von Geist und Form der Poesie überhaupt weder Kenntniß noch Ahnung, geschweige jener Dichtung, die er zu parodiren Miene macht. Ein abgeschmacktes Pasquill in Reimen und Trivialitäten, obendrein illustrirt, das ist alles, was hier vorliegt. Die zum politischen Gassenhauer gewordene Anspielung auf des Königs von Preußen mittelalterliche Sympathien einerseits und der Königin Victoria Reise nach Deutschland anderseits haben dem Verfasser die geniale Idee eingegeben, die er von Brüssel aus schwarz auf weiß in die Welt schickt. Der König wird mit Allem tractirt, was als Pasquillliteratur der neuesten Zeit bereits tausendfältig abgeklascht ist; für die Königin zeigt der Verfasser in seiner Art Vorliebe, sie wird ihm aber schlechten Dank wissen für seine Discretion, da er ihre eheliche Zärtlichkeit troß dem besten französischen Journalisten preisgibt. Hier einige Pröbchen von des Verf. Laconismus S. 35 enthält nichts weiter als Folgendes.

XVII.

Was der Prinz in seinem Erstaunen über die burgundische Etikette äußerte.

? ? — — — — —
Aber — — — — — ?!

Seite 42: XXI.

Abschied.

„Adieu, Prinz ohne Land!"

„Adieu, Fürst ohne Kopf!"

Seite 43 antwortet hierauf Frau Siegelind!

Dein Gruß: „Adieu, Prinz ohne Land!"
Soll uns nicht zornentfachen,
Wird mein Gemahl nicht Fürst genannt,
Kann er doch — — — —

Schade, daß der Verf. sich nicht genannt hat! Das Ding wäre dann wenigstens als kritisches Signalement eines gewissen schreibenden Individuums zu gebrauchen.

Die „Bilder in festen Umrissen" sind keine Parodieen. Der Verf. gibt Lebenszeichnungen, mit denen er es nicht nur bitterernst, sondern tragisch sogar meint; wenn es gleichwohl Carricaturen sind, so will und weiß er das nicht. Er witzelt zwar in einem fort, und das mit dem ganzen Selbstbewußtsein eines Berliner Esprit, zumal eines solchen, der alle Gaukeleien des feinen Theezirkeltones mit einer an „Hexerei" grenzenden „Geschwindigkeit" zu handhaben denkt; und aufrichtig gesagt, muß man es ihm erst absehen, daß das, womit er spielt, was aus den Abfällseln der alltäglichsten Laune zusammengeleimt oder aus Journalmaculatur zusammengepappt ist — daß das Witz sein soll. Aber man sieht es ihm auch wirklich ab, wie ehrlich er in dem Glauben befangen ist, sein Witz sei glänzend und scharf wie Stahl, er sei kein Spielzeug in seiner Hand, sondern ein herzschneidendes bluttriefendes Schwert. Was thun! Der Glaube macht selig, aber zum guten Schriftsteller macht er doch nicht. Der Verf. glaubt an sein Talent, an seine feine Beobachtungsgabe, an seinen Geschmack bis zum Aberglauben, und besitzt doch nichts von alle dem. Der Humor ist ihm Ernst, aber dieser Ernst ist der Humor an der ganzen Sache. Er wollte seine Darstellung mit jenem tiefen, sühnenden Humor durchdringen, der aus den Gegensätzen des Lebens hervorgeht, der bekanntlich Weinen und Lachen verbindet — und hat es dann zu nichts weiter gebracht, als daß sein Weinen, sein sentimentales Pathos äußerst lächerlich, sein Lachen, sein Witzeln aber zum Erbarmen kläglich und traurig ist. Das kommt nun vor Allem daher, daß er nicht nur seinen Gegenstand carrikirt, sondern auch sich selbst. Er sagt nichts ohne Grimasse. In den schaalsten Bemerkungen, über die er nicht schnell genug hinweg könnte, findet er Gelegenheit sich mit langem, langweiligem Geschwätz von Reflexion oder der sogenannten humoristischen Subjectivität über sein Gemälde hinzubreiten, wobei er mit dieser Subjectivität die unbedeutendsten und widerlichsten Künsteleien versucht. Und seine Geschichten! „Für die Vornehmen" schreibt er groß und breit darüber, als könnte er diesen wirklich zumuthen, sie sollten die Fratzen, die er dem Hohn und Abscheu der Welt preisgibt, für ihre treuen Spiegelbilder nehmen! Wahrscheinlich um troß der Plumpheit seiner Darstellung zu beweisen, daß er in der vornehmen Welt zu Hause sei, hat er sich irgend eines französischen Gesprächbuches bedient; denn er bringt mitunter ganze Sätze Französisch in den Dialog, wonach übrigens den Franzosen nicht in Aussicht zu stellen ist, daß sie bald von derselben geistreichen Feder französische „Bilder in festen Umrissen" zu erwarten haben. — Einen treuen Gehilfen, Verbündeten und Bewunderer hat der Verf. an seinem Setzer. Er will z. B. die Geschichte der armen Fanny recht kurz geben, und zwar in „achtundzwanzig Zeilen": man zähle nach — und siehe, es sind auch im Druck genau 28 Zeilen. Diese Übereinstimmung konnte nur ein Werk des Setzers sein. Aber das ist noch das Geringste. Es geschieht hier, was Börne einmal von einer Schrift mittheilt: „Die Gedanken, welche der Übervölkerung wegen im Texte keinen Raum finden, wandern aus und bilden Notencolonieen." Diese Colonieen sind hier fast sämmtlich „Anmerkungen des Setzers." Mit einem Worte, der Setzer dieses Buches war keiner von den wenig Beschäftigten, er thut hier noch weit mehr als seines Amtes ist. Zum Schluß findet sich sogar ein langer Epilog des Setzers, herzliche Liebesworte desselben an den Autor. „Wer bist Du denn aber?" ruft er aus. „Offen gestanden, ich zerbreche mir gar sehr den Kopf darüber." Der Verf. legt es nun seinem Setzer in den Mund, daß man ihn nach seiner „Kenntniß der höhern Kreise" für einen berühmten Arzt halten könnte, am Ende gar selbst für einen Prinzen oder Grafen (!!), aber seine „Liebe zum Volk," seine „Einfachheit" (?!) lasse doch auf einen Mann aus dem Volke schließen. Warum denn nicht? Er kann Alles sein. Es kann überall „solche Käuze geben." Offen gestanden — die Leser dürften sich schwerlich darüber den Kopf zerbrechen, wer der Verf. ist.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von
F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr. | Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet. | № 119. 16. Novbr.

Bußpsalmen,

dem jungen Geschlecht gewidmet.

Von **Roderich***).

Ich komme nicht, Vergangnes aufzufrischen;
Was ich erlebt, ich weiß es selber kaum;
Verloren gab ich längst den bunten Traum
Des stillen Herzens, meine träumerischen
Madonnenbilder stürzten aus den Nischen
In der Vergessenheit uralten Raum.
Schon tagt herauf ein neuer goldner Saum
Und neue Farben will der Himmel mischen.
Drum komm' ich wieder muthig und gefaßt,
Versöhnung Dir von Herzen anzutragen;
Ich habe abgewälzt die bange Last
Und will nun Alles aus dem Sinn mir schlagen.
Was Du dem kranken Freund geboten hast,
Du wirst es dem gesunden nicht versagen.

Nur einmal noch will ich die bange Zeit,
Die ich durchkämpft in Lieben und in Hassen,
Vor Deinem Blick vorübergleiten lassen.
O fürchte Nichts! Jetzt ist sie ewig weit,
Des Herzens wilde Leidenschaftlichkeit;
Ich strebe nun ein fest'res Ziel zu fassen,
Hineinzugreifen in des Lebens Massen
Und mitzuwirken an der Zukunft Kleid.
O zürne nicht, daß ich verloren gab
Was für den höchsten Zweck ich einst gehalten!
Er ist gebrochen einmal nun, der Stab,
Ein tiefer Abgrund trennt mich von dem Alten,
Und liegt die Liebe auch im tiefen Grab,
So hab' ich ja die Freiheit doch behalten.

Als Knabe hab' ich manchen Vers geschrieben.
Der von dem Herzen Kunde sollte geben;
Versunken ist das goldne Knabenleben,
Kaum das Gedächtniß dran ist mir geblieben.
Der Freiheit galt des Jünglings stürmisch Lieben;
Das Wälderrauschen und die Gluth der Reben,
Sturmnächte konnten nur das Herz erheben,
Mit Liebeln hab' ich nie die Zeit vertrieben.
Wie sind des Jünglings Pläne nun gebrochen!
Er wagt nicht mehr, die Freiheit zu genießen,
Für die er noch gekämpft vor wenig Wochen;
Den Strom der Rede läßt er still verfließen,
Der Sturm des Herzens wird ein ängstlich Pochen
Und ächt romantisch soll die Fabel schließen.

Wie glaubte ich, man könne mir Nichts rauben,
Mein Herz sei kalt für alle Ewigkeit,
Verschlossen für die schöne Frühlingszeit
Und für des Sommers monddurchglänzte Lauben!
Jetzt tönt das Evangelium dem Tauben,
Dem Blinden sichtbar wird die Herrlichkeit,
Ich muß nun an die ew'ge Seligkeit,
An Gott und seine Engel wieder glauben.
Mir scheint, der Himmel, dem man sich vertrauen,
Die Welt, mit der man sich versöhnen soll,
Man kann sie einzig in sich selber bauen.
Das Friedensreich erkämpft kein finstrer Groll;
So ist mein Herz der Liebe ewig voll
Und sieht des Himmels Tiefen ewig blauen.

Ich sehe gern den bunten Frühling schweifen,
Und schaue gern in's dunkelblaue Meer,
Mein Herz ist nicht mehr kalt und liebeleer,
Oft möcht' es träumend nach den Wolken greifen.
Ich löse gern der Vorzeit bunte Schleifen
Und träume gern von Ritterschild und Speer,
Von heißer Sehnsucht wird das Herz mir schwer,
Wenn Welten so an mir vorüberstreifen.
Da steh' ich nun hoch auf des Lebens Höhn,
Auftaucht im stillen Herzen manch Gesichte
Von alter und von neuer Weltgeschichte,

---

*) Im April, Nr. 14 des vorigen Halbjahrs, brachten wir von demselben Dichter die Terzinen: „Dante in Ravenna." In Nr. 16 des vorigen Halbjahrs besprachen wir des Verfassers politisches Trauerspiel: „Es ist zu spät!"
D. Herausgeber.

Von altem und von neuem Kampfgebröhn
Hör' ich die Völker singen im Gedichte; —
O ew'ger Gott! Das Leben ist doch schön!

Blau fließt der Strom, die Wälder rauschen drüben,
Mein Herz muß über Strom und Wälder gehn;
Die Wolken wandern, ich allein soll stehn,
Weit in die Ferne schweifst mein herzlich Lieben.
Schon viel und weit hab' ich mich umgetrieben
Auf hohen Bergen und auf großen See'n,
Doch, die ich suche, lieblichste der Fee'n,
Du bist mir unerreichbar stets geblieben.
Vernahmst Du der Romantik Waldgesang,
Du Wunderblume Tausendschön im Thale?
Ich sagte Dir im Lied den tiefsten Dank
Und grüßte Dich im Lied viel tausend Male; —
Der Abendwind strich durch den Laubengang,
Bergleute musicirten in dem Saale.

Ich schweife finster durch die hellen Gassen;
Woher im Herzen dieser finstre Groll?
Ich war doch gestern noch so hoffnungsvoll,
Und heut so einsam, finster, gottverlassen?
Ich kann nicht lieben mehr, ich kann nur hassen.
Fluch dieser Thräne, die dem Aug' entquoll!
Ich will nicht lieben, wo ich hassen soll; —
Wer kann den Widerspruch des Herzens fassen.
Es ist ein niemals ausgesungnes Lied
Vom Liebesleid und vom zerrissnen Herzen;
Unglücklich ist, dem solch ein Leid geschieht.
Doch nein! Mich soll die Kleinigkeit nicht schmerzen,
Leicht wie der Wind, der über Stoppeln zieht,
Will ich darüber spotten, lachen, scherzen.

Die Liebe ist gestorben. Gute Nacht!
Ja gute ew'ge Nacht im stillen Grabe!
Das ist's, was ich ihr nachzurufen habe.
Ihr, die ihr stets noch an dem Grabe wacht
Und wachend weint, das habt ihr nicht gedacht,
Daß ich verkaufen würde meine Habe
Und nun ein unglückkündend finstrer Rabe
Verdammen würde die gewes'ne Pracht.
O nicht verdammen, nur verloren geben
Will ich, was doch einmal verloren ist;
Ich mag nicht mehr in solchen Träumen schweben,
Die ihr euch stets noch vorzumalen wißt.
O täuscht euch nicht mit dieser Galgenfrist!
Nicht Liebe mehr, die Zeit will freies Streben.

Geharnischt trat ich einer Welt entgegen,
Die viel zu roh war, um mir zu behagen,
Und viel zu schwach, um frei und groß zu wagen;
Was ich gethan, war edel, doch verwegen.
Wohl bringt die Wahrheit großen, reichen Segen,
Doch wird sie von dem Troß an's Kreuz geschlagen. —
Du stolzes Herz, was willst Du fürder klagen!
Was ist an Deinem Schicksal denn gelegen!
Mein Herz, ob Du versinkst, was liegt daran!
Manch größ'res Herz ist vor Dir schon zerstoben,
Weil es der Wuth des Haufens nicht entrann.
Doch laß die Rohheit und die Wuth nur toben,
Laß sie nur schleudern ihren großen Bann,
Das Kleid der Wahrheit wird ja doch gewoben.

Woher? Wohin? Kennst Du die beiden Fragen?
Hast Du sie Dir im Herzen schon bedacht?
Woher, mein Freund? Nimm Deinen Weg in Acht!
Wohin, wohin soll Dich Dein Leichtsinn tragen?
Willst Du denn nie der Schwäche Dich entschlagen?
Willst Du aus Nacht vorwärts in neue Nacht?
Du hast schon längst gerüstet Dich zur Schlacht;
Soll's endlich nicht zu festem Handeln tagen?
Wie? Schon so alt und noch nicht Eine That,
Und noch nicht Ein Sieg über Deine Schwäche!
Wohin soll führen Dich der Schlangenpfad?
Ich weiß gar wohl, was für ein Wort ich spreche:
Willst Du auf's Neue träumen, Apostat?
Bald zahlst dem Leben Du die theure Zeche.

So gehst auch Du, der Letzte der Genossen,
Der unsern Umgang auseinanderbricht; —
Warum fließt mir die Thräne in's Gesicht?
Ich glaube gar, sie ist um Dich geflossen.
Wie? Hätte mich Dein Abschied so verdrossen?
Ich will's nicht glauben, nein, ich glaub' es nicht.
Ich thu' auf Deinen Umgang gern Verzicht,
Ich habe ja des Glücks genug genossen.
Begrabt nun auch die Freundschaft! Immerhin!
An Stammbuchversen hab' ich Nichts verloren;
Nach geistiger Gemeinschaft stand mein Sinn
Und todten Floskeln hab' ich Nichts geschworen.
Verdammt mich, weil ich hart und ehern bin!
Kalt ist die Zeit, mein Herz ist zugefroren.

So ist es recht, man wirft mich zu den Todten,
Weil ich mein Fühlen in die Gruft gesenkt,
Weil ich der Freundschaft hab' die Bank gesprengt
Und meiner Lieb' ein letztes Schach geboten.
Ja wohl, es war ein Spiel nach schlimmen Noten;
So komme denn, was das Geschick verhängt,
Ich will erwarten, ob es mich verdrängt
Und sondert aus dem Reich der Lebensrothen.
Doch nein, ich weiß, es muß ein neues Sinnen
Aufgehn in meiner Seele frisch und frei,
Die Freiheit muß in mir ein Reich gewinnen;
Die Liebe stürzt, mir ist es einerlei.
In's Leben drängt es mich hinaus von Innen,
„Das Leben lehret Jedem, was er sei."

Tief in den Tod haſſ' ich die Liebsgeſchichten,
In Weiberaugen liegt nicht meine Welt;
Den Himmel, dran ſich all mein Glauben hält,
Kann keine Weiberlaune mir vernichten.
Auch ohne Liebe kann der Geiſt ſich lichten,
Auch ohne Liebe wird das Herz erhellt;
Wer auf des Lebens Gipfel ſich geſtellt,
Kann frohen Sinn's auf Weibergunſt verzichten.
Wohl ruht im Weibe göttlich ein Gedanke,
Und ich verehr' ihn, wo er rein ſich zeigt,
Doch meine Liebe überſchweiſt die Schranke;
Sie geht hinaus in's reiche volle Leben,
In's Menſchenleben hat ſie ſich verzweigt
Und ihm nur gilt mein Schaffen, Wirken, Streben.

Was ich verlor, ich mag's nicht mehr beklagen,
Was ich gewann, iſt wohl des Liedes werth;
In eignem Leid hat ſich mein Herz bewehrt,
Um für des Volkes Leiden nun zu ſchlagen.
Ich bin geprüft, ich kann nicht mehr verzagen;
Die Wünſche nicht, die einſt mein Herz genährt,
Nein, was des Volkes Schmerzensruf begehrt,
Das muß ich offen ſingen nun und ſagen.
O ſchilt mich nicht, es ſei nicht wohl gethan,
Vergangnes in Vergeſſenheit zu hüllen!
Vergeſſen iſt der Jugend dunkler Wahn,
Doch ihre Wahrheit wahrt das Herz im Stillen;
Vergeiſtigt gönn ich Allem ſeine Bahn,
Doch Allem nur um meines Volkes Willen.

So brecht denn wieder auf, ihr alten Wunden!
Du Schmerz troſtloſer Liebe, quill empor!
Du Sturm des Herzens, den ich längſt beſchwor,
Du tiefes Leiden, das ich längſt verwunden,
Jetzt taucht herauf! Jetzt nahen eure Stunden,
Schon ſteht die Zukunft pochend vor dem Thor.
Mag fahren hin, was ich voreinſt verlor!
Jetzt hab' ich meiner Liebe Ziel gefunden.
Wer nie ein Weib geliebt in tiefer Pein,
Wer nie geweint einſam und troſtverlaſſen,
Kann keines Volkes Bannerträger ſein,
Kann meines Volkes Schmerzen auch nicht faſſen.
Jetzt gilt nur Kampf um Weſen oder Schein;
Wer nie geliebt, verſteht auch nie zu haſſen.

Briefwechſel.

Berlin, d. 13. November.

[Berlin hüllt ſich in ſeine Tugend und ſchweigt; der König: Entweder kommt Brandenburg in die Nationalverſammlung, oder die Nationalverſammlung nach Brandenburg.]

⊙ Die Geſchichte hat kein ähnliches Beiſpiel aufzuweiſen als uns Berlin in dieſen Tagen lieferte. Eine Armee von dreißigtauſend Mann mit 160 Kanonen, machtlos geworden durch den paſſiven Widerſtand des trotzig ſchweigenden, ſtolz ſich unterwerfenden Volkes! Eine Regierung, in Verzweiflung gebracht daß das Volk keinen Aufſtand macht, und jeder Verſuchung dazu widerſteht; eine Armee mit der Kugel im Lauf und dem ſcharfgeſchliffenen Schwert an der Seite — und kein Feind da, auf welchen ſie die Kugel abdrücken, das Schwert zücken könnte! — Als am Freitag Wrangel mit ſeiner Armee einrückte hatte er den Befehl, alle Barrikaden einzunehmen und zu erobern. Aber nirgends zeigte ſich eine Barrikade, nirgends der geringſte Widerſtand! Die Soldaten, welchen ihre Officiere geſagt, ſie würden in Berlin aus jedem Hauſe mit Steinwürfen empfangen werden, waren erſtaunt eine ganz ruhige, ſtille Bevölkerung zu finden, Bürger zu ſehen, welche ſie freundlich begrüßten, ihnen die Hand reichten, und ſie als Brüder willkommen hießen. Mit klingendem Spiel zog die Armee durch die Straßen, Niemand wehrte ihnen, und ſie, welche man auf einen mörderiſchen Kampf vorbereitet, gelangten ruhig bis zum Gendarmenmarkt. Dort umſtanden die Bürger bewaffnet das Schauſpielhaus, in welchem die Nationalverſammlung tagte. Viel tauſend Menſchen erfüllten den Platz, und dennoch herrſchte überall die größte Ruhe und Stille. Kein Laut ertönte, als Wrangel mit ſeinem ganzen Generalſtab auf den Platz ritt. Schweigend wich man zurück, nur hier und da begegnete man ſpöttiſch lächelnden Geſichtern, ein Paar luſtige Schuſterbuben riefen: „Ne, über Wrangel könnte ick mir todt lachen!“ — „Jetzt werd det Gras theuer werden!“ ſagte ein Anderer, im Hinblick auf das Gras welches Wrangel früher auf unſern Straßen entdeckt. Indeß war Held Wrangel unſchlüſſig, was er thun ſolle, denn da er keine Barrikaden und keinen Widerſtand gefunden, war er ohne Inſtructionen; auf dieſe großartige Ruhe der Berliner Bevölkerung war er nicht vorbereitet. Indeß ſollte er bald erfahren daß das Volk nicht immer ſo ſtill ſei, wie bei ſeinem Erſcheinen. Denn als der Bürgerkommandeur Rimpler aus dem Sitzungsgebäude trat, erſchallte ein einſtimmiges donnerndes Hurrah, das gar nicht enden wollte, und erſt dann verſtummte, als Rimpler um Ruhe bat, zu ſeiner Unterredung mit Wrangel. Dieſer hatte ſich indeß entſchloſſen, da er keine andere Barrikaden gefunden, das Schauſpielhaus mit der Nationalverſammlung als Barrikade zu betrachten, und er erklärte, er würde nicht eher vom Platz weichen, als bis er dieſe Barrikade eingenommen, und wenn es auch acht Tage dauerte, das Bivouakiren ſei er gewohnt. — Die Nationalverſammlung, entſchloſſen nur paſſiven Widerſtand zu leiſten, verließ das Haus, die Bürgerwehr bildete über den ganzen Platz bis zur Jägerſtraße hin Spalier und durch daſſelbe hindurch begab ſich die Nationalverſammlung aus dem Hauſe. Donnerndes einſtimmiges Hoch aus viel tauſend Kehlen begleitete ſie auf ihrem Wege. Es war gewiſſermaßen eine Abſchiedsfeier zwiſchen dem Volk und ſeinen Vertretern, denn Jeder wußte, daß man dieſen den Eintritt in den Saal nicht mehr geſtatten, und ihre Verſammlungen nicht mehr dulden würde. Kaum auch hatten die Deputirten und die Bürgerwehr den Platz verlaſſen, als die Soldaten denſelben ringsum beſetzten, Jeden hinaus, Niemand aber mehr hineinlaſſend in das Quarré, mit welchem ſie das Schauſpielhaus umzogen. Als aber die Nationalverſammlung am andern Morgen in feierlichem Zuge

kam, um sich in den Saal zu begeben, waren die Thüren des Hauses verschlossen und eine Stimme von innen erklärte, sie habe jetzt „von dem Platz" Besitz genommen, und Niemand dürfe hinein. Geleitet von Bürgerwehr und dem zujauchzenden Volk gingen die Deputirten jetzt in das Hotel de Russie, in dessen Saal sie Sitzung hielten. Drunten vor dem Hause stand das Volk, ruhig und schweigend der weitern Entscheidung ihrer Vertreter harrend. Ruhe und Stille herrschte. Da hörte man plötzlich einen Officier, der sich keck unter die Menge begeben, mit der bekannten näselnden, schnarrenden Leutnantsstimme sagen: da drin, das ist keine Nationalversammlung, sondern eine „ — — (ein Schimpfwort, weder parlamentarisch, noch druckgerecht.) Ein Schrei der Wuth ertönte von der Menge. Dann hörte man den laut schallenden Schlag einer Ohrfeige, welche ein neben dem Officier stehender Arbeiter demselben auf höchst geschickte Weise applicirte. Diese Ohrfeige war das Signal für die Menge. Mit Wuthgeschrei fiel sie über den Leutnant her, und würde ihn zerrissen haben, wenn nicht eine Abtheilung Bürgerwehr ihn unter ihren Schutz gestellt. — Die gestrige und wahrscheinlich wohl die letzte Sitzung der Nationalversammlung fand im Schützenhause statt. Obwohl dasselbe am äußersten Ende Berlin's liegt, hatte sich doch eine bedeutende Menge dort eingefunden, und obwohl seit Sonnabend 4 Uhr der Befehl gegeben, die Bürgerwehr solle binnen 24 Stunden ihre Waffen abliefern, waren doch Schaaren Bewaffneter gekommen, um die Nationalversammlung zu schützen. Eine freudig erhobene Stimmung herrschte unter dem Volk. Jeder war überzeugt daß es jetzt zu Ende sein müsse mit diesem passiven, friedlichen Widerstand, Jeder fühlte daß jetzt diese vielgepriesene sittliche ruhige Größe der leidenschaftlichen Energie, dem glühenden Kampfe weichen müsse. Wer eine Waffe hatte, drückte sie an sein Herz und schwur, sie nur mit seinem Leben zu lassen; hier und da sah man sogar noch Waffen austheilen. Alle Gesichter waren freudig, stolz und muthig. Jeder Deputirte, welcher kam sich in den Sitzungssaal zu begeben, ward mit freudigem Hurrah begrüßt. Dies wäre der Moment gewesen, um zur That zu schreiten, Jeder hoffte, die Nationalversammlung werde sich heute energisch erheben, und eine allgemeine Steuerverweigerung ausschreiben. Aber sie hat sich leider nicht groß gezeigt in diesem großen Moment. Sie hatte den Muth verloren, und obwohl sie es gewagt, eine drohende Stellung einzunehmen, fehlte ihr jetzt die Energie einen Schritt weiterzugehen, und eine kriegerische Stellung einzunehmen. Sie war unentschlossen, schwankend, und während unten Bürger und Volk entschlossen, dem Befehl zu trotzen, unter's Gewehr getreten waren um die Volksvertreter in ihrer wichtigen Berathung und Sitzung zu schützen, verbrachte und verschwendete diese die Zeit damit durch Namensaufruf sich einen Präsidenten und die Vicepräsidenten zu wählen, da die Befugniß derselben — am andern Tage, also Montag ablaufen würde. Dies war ein unverzeihliches Schwanken, ein nicht wieder gut zu machender Fehler, denn Jeder mußte wissen, daß dies heute die letzte Sitzung sei, und daß — diese verloren Alles verlieren hieße! Und so war es. Nachdem das Scrutinium ergeben daß Unruh fast mit Einstimmigkeit wieder zum Präsidenten gewählt worden, erklärte derselbe die Sitzung für aufgehoben; man verließ den Saal, und eilte hinunter auf die Straße. Die bewaffneten Bürger standen noch vor dem Hause, das Volk stand noch friedlich und ruhig und jauchzte den abgehenden Deputirten zu. Niemand ahnte daß das Gefürchtete schon geschehen, daß mitten in eine friedliche, ruhige Bevölkerung hinein der Krieg eine vernichtende Bombe geschleudert, daß über eine Stadt, welche sich widerstandlos unterworfen, dennoch der Belagerungszustand verhängt sei. Und doch ist es so! Berlin ist in Belagerungszustand erklärt, Gott und Wrangel, der mit der Ausführung betraut ist, wissen allein weshalb. Berlin war ruhig und ist ruhig, aber die Bürger haben ihre Waffen nicht abgegeben. Herr Wrangel wird wenigstens einige Mühe haben, sie zu finden, denn die Listen sind zerstört, verloren gegangen, gestohlen sagt man, genug sie existiren nicht mehr, und wer kann daher wissen, bei wem eine Waffe ist! Übrigens hat man diesen Belagerungszustand bis jetzt nur mit lächelndem Humor aufgenommen; die Berliner halten es noch für einen Spaß des humoristischen Helden Wrangel, sie wollen noch nicht an den Ernst glauben, obwohl bereits die Zeitungen der Polizeicensur unterwerfen, die Klubbs aufgehoben, die Zusammenrottungen verboten sind. Berlin überwindet mit Humor sein Unglück und seine Niederlage, und ohne Schwertstreich hat es sich ergeben. Wir trösten uns mit unserer „sittlichen Größe" und um unsere Schmach nicht zu sehen, hüllen wir uns in den Mantel unserer Tugend ein. Die großartigen Schreier der demokratischen Partei sind verstummt, ihnen ist der Athem und der Muth ausgegangen, sie sind verschwunden, und wir — wir hoffen auf die Provinzen! Von allen Seiten sind zustimmende Adressen an die Nationalversammlung eingegangen; gestern in der Sitzung wurden deren allein 38 angezeigt, darunter eine von dem schlesischen Rusticalverein, welcher erklärt, so lange alle Steuern verweigern zu wollen, bis die Regierung nachgegeben, und die Nationalversammlung gesiegt habe. Die wichtigste bedeutungsvollste Adresse aber war die, welche die zum Landtag versammelten Stände der beiden Herzogthümer Mecklenburg gesandt. Sie beloben darin die vorzügliche Haltung der preußischen Nationalversammlung und bieten ihnen jeden Schutz und jede Hülfe an, welche sie mit ihren Civil- und Militärbehörden zu leisten im Stande wären. Sie können denken daß diese Adresse mit lautem Beifall aufgenommen ward. Außerdem haben sich noch einige große Berliner Banquierhäuser erboten, da die Regierung keine Diäten mehr zahle, der Nationalversammlung einen unbedingten Credit zu eröffnen. Sie sehen, in so großen Momenten vergessen selbst unsre Banquiers das Rechnen und folgen den Eingebungen und der edlen Regung ihres Gemüthes. — Gestern war auch Grabow, der frühere Präsident der Nationalversammlung, auf Urlaub abwesend, trotz seiner nicht unbedeutenden Krankheit, hieher zurückgekehrt, und nach Sanssouci geeilt, um beim König einen Fußfall zu thun, und ihn anzuflehen, nicht weiter zu gehen! Der König hat ihn gar nicht angenommen, eben so wenig eine Deputation des Berliner Magistrates, die ihn bitten wollte, die Nationalversammlung in Berlin zu belassen. Der König nimmt Niemand an, oder darf Niemand annehmen, der nicht von Brandenburg empfohlen wird. Aber witzig ist der König noch immer. „Entweder kommt Brandenburg in die Nationalversammlung, soll er gesagt haben, oder die Nationalversammlung kommt nach Brandenburg!"

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr.	Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet.	№ 120. 17. Novbr.

Robert Blum's Hinrichtung und Östreichs Deutschthum.

— So hat denn Östreich mit Blut bewiesen und besiegelt, *wie deutsch es* ist und fühlt! Hat Östreich sich mit den drei Kugeln in der Brigittenau, welche Blum's Brust durchbohrten, von Deutschland losgesagt? Metternich hatte Deutschland nur hingehalten, durch falsche halbe Freundschaft uns hinter's Licht geführt, Deutschland um seine Berechtigungen betrogen, durch die Vorspiegelungen seiner moderigen Politik und Weisheit deutsche Fürsten und Völker im Garne gehalten. Durch die halbe Genossenschaft hing Östreich sein Bleigewicht an unsere Füße. Jetzt ist die wälsche Maxime des Metternichschen Machiavellismus mit Windischgrätz martial geworden; *das* der Neubau Östreichs, *das* der Geist der neuen Centralisation des Kaiserstaates! Die schleichende Tücke des alten heimlich wuchernden Princips hat sich in die offene Brutalität verwandelt, die kein Volksrecht anerkennt, die deutsche Brüderlichkeit mit Gewalt unter sich erstickt, die Gelegenheit wahrnimmt Deutschland ungescheut zu verhöhnen. — Wir haben nicht allzu viel auf die neue, noch sehr junge Deutschheit Wiens gegeben. In Sklaven denen man plötzlich die Ketten abnahm, steigert sich das Schamgefühl über die alte Schmach leicht in Wuth. Hinter den deutschen Farben in Wien steckte die ganze Anarchie losgelassener Heloten. Um so mehr that es noth daß die alte Herrschaft die doch jetzt die Völkerfreiheit ausgesprochen, in Herstellung des Regiments nicht die ganze Rohheit der Rachegelüste zu Hülfe nahm um zu triumphiren. War die Freiheit in Wien zu gesetzloser Willkür geartet, so that es doppelt noth die Herrschaft der Gesetze ohne die Willkür der tyrannischen Gewalt aufzurichten; doppelt that das noth, damit die Welt nicht zu dem Glauben käme, gegen die Willkür der Tyrannei stehe der Freiheit kein ander Mittel zu als ihrerseits Willkür, Anarchie und Entfesselung der Leidenschaften. Nachdem die Hand des Kaisers die deutsche Fahne in Schönbrunn aufgepflanzt, durfte kein Kroatenhäuptling im Dienst desselben Kaisers diese Fahne herunterreißen. Vom Stephansthurm ist das Signal, daß Wien deutsch sein wollte, heruntergestürzt, und Windischgrätz nimmt rasch mit Pulver und Blei die Gelegenheit wahr, der Welt zu beweisen daß er kein Deutschland kennt. Mit dem Kriegsstandrecht war es ihm, schon weil er Herr des Erfolges war, gestattet, über Blum das Urtheil *auszusprechen*. Blum hatte offenbaren Aufruhr gepredigt; man hatte ihn in der Tracht der Arbeiter in den Schanzen kämpfen gesehen, man wies Zettel auf von seiner Hand, in denen er Pulver und Kugeln vom Kommandanten der Bürgerwehr forderte. Er war fast so gut wie mit den Waffen in der Hand ergriffen. Er hatte dessen kein Hehl, denn nach seiner Überzeugung mußte in Wien die Freiheit mit Gewalt entweder siegen oder untergehen. Das Urtheil zu vollstrecken, nachdem er sich als Mitglied des Parlaments von Deutschland unter dessen Schutz gestellt, es zu *vollstrecken* nachdem das Reichsministerium die Mahnung gegen die Verhaftung erlassen, ist ein Spott gegen das Parlament, eine Tücke gegen die deutsche Einheit, eine Verhöhnung der deutschen Nationalehre. Das Urtheil wurde um so rascher vollstreckt, um keine Geltung solcher Art aufkommen zu lassen. Daß Blum noch nach dem Waffenstillstand zum neuen Kampf aufgefordert, ist nur ein täuschender Grund, der ihn stärker graviren konnte; Messenhauser ist nicht erschossen, Fröbel ist rasch auf Befehl aus Ollmütz entlassen. Für Fröbel, heißt es, sprach sein Buch über die Nothwendigkeit der Centralisation Östreichs. Blum theilte diese Überzeugung nicht; er ward also für seine politische Überzeugung erschossen. Messenhauser hat nach dem Waffenstillstande zum Kampf kommandirt, aber

er hat sich auf Gnade ergeben und Aufschlüsse, wie es heißt, zu geben versprochen. Blum legte ehrlich sein Glaubensbekenntniß ab. Überall wäre man über solche Ehrlichkeit stutzig geworden, hätte gezögert, sich besonnen. Mit Blum's Hinrichtung hat man sich principiell beeilt; aus Östreich selbst wird uns zugestanden, hier habe nicht die Leidenschaft des Augenblicks, hier habe die Berechnung der Politik gewaltet. Es ist derselbe Windischgrätz der nach der Besiegung der Tschechen in Prag die deutschen Adressen mit der Beschränktheit des Soldknechtes abweist: er kenne keine deutsche Sache! derselbe Windischgrätz der den Sendboten des Reichsverwesers erklärt, er sei blos ein Diener seines Kaisers, er wisse von einem Deutschland nichts! Metternich leugnete Deutschland nicht offen, er lähmte es im Geheimen, schmiedete die heimliche Klammer die uns band und niederdrückte; unter der Wucht Östreichs lag der deutsche Fortschritt so lange darnieder daß er jetzt mit der Gewalt plötzlich losgelassener Wuth sein Bett zu überschreiten droht und verwüstend umsichgreift. Die heimliche Diplomatie Altöstreichs ist jetzt zum offenen Martialgesetz geworden. Mit Windischgrätz sind wir nun über Östreich's Deutschheit klar. Der Machiavellismus des alten Systems hat uns lange genug getäuscht; auf ihm ruht der Fluch daß Deutschlands Freiheit so lange begraben blieb, auf ihm ruht der Fluch daß das langsam im Stillen kohlende Feuer plötzlich in jähe Gluth ausbricht. Wir sollten jetzt endlich in Frankfurt begreifen daß Deutschland seinen Bau nur vollenden kann, wenn es Östreich zwingt sich aufzulösen oder sich ganz von uns zu scheiden. Die Halbheit des Zugehörens von neuem feststellen, hieße Deutschlands Gedeihen für immer unmöglich machen, halbe Maßregeln wären jetzt lächerlich, wo uns in der Abweisung der Reichscommissare der ganze Hohn, in der Hinrichtung eines Parlamentsmitgliedes mit Pulver und Blei die ganze Verspottung der deutschen Einheit geboten ist.

Es gibt der Wege zwei, auf welchen Östreich und Deutschland ihr verworrenes Verhalten zu einander ordnen können. Entweder wird trotz Feuer und Schwert die Stimme der Völker Östreichs so mächtig, deren Bewußtsein über sich selbst so klar daß sie sich von nun an die Hände bieten, statt sich im Bruderkrieg zu zerfleischen und dem Moloch der Centralisation durch ihren eignen Willen zum Opfer verfallen. Seit der Erstürmung Wiens haben sich die Tschechen in Böhmen bereits besonnen daß es ihr Vortheil nicht sein könne, wenn die Soldatesca überall die einzelnen Stämme niederwirft. Die Soldatesca kämpft für das alte Staatsprincip; sie ist im Stande auf den Trümmern alles Bürgerthums und aller einzelnen Völkerstämme den weisen Staatskünstler Metternich zurückzuberufen. Windischgrätz, Jellachich, Radetzky sind die Satelliten des Metternichschen Systems. Die Krone aber hat, gleichviel ob im Drange der Noth, ob im Gefühl einer wohlfeilen Gutmüthigkeit, die Völkerfreiheit ausgesprochen. So sollten die Völker, die durch Bande des Blutes zusammengehören, nicht fürder sich bekämpfen, sie sollten in der soldatischen und diplomatischen Camarilla, in der alten Erbschaft des östreichischen Jesuitismus von nun an ihren gemeinsamen Feind erkennen. Die Tschechen müssen aufhören, deutschfeindlich zu sein. Wie Prag unter den slawischen, so ist jetzt Wien unter den deutschen Farben dem Fußtritt des Soldaten verfallen. Gebt Euch die Hand als Brüder: nur dann seid Ihr mächtig gegen den Absolutismus! Böhmen höre auf, gegen das Deutschthum zu stehen; es erkenne sich in seiner Gemischtheit mit deutschem Blute als zum Verbande mit Deutschland gehörig. Böhmen und Mähren machen eine schöne Krone; sie verbleibe einem Sohne Östreichs, aber sie stehe als zu Deutschland gehörig fest. Das Frankfurter Parlament hat die gleiche Berechtigung des Slawen auf deutscher Erde zu seinen Grundrechten gezählt. Warum die alte eingestandene Erinnerung, daß Böhmen in seiner deutschen Epoche unter den Luxemburgern seine goldne Zeit gehabt, mit Gewalt in Euch tilgen, weil die Inquisition der spanisch gearteten Ferdinande Östreichs Euch das Deutschthum verleidete? Ist Böhmen ein deutsches Reichsland unter einem östreichischen Erzherzog, so bezwingt es mit Hülfe Deutschlands die Absolutie des Habsburgerthums. So und nicht anders könnt Ihr frei sein! Deutsch-Östreich mit Kärnthen, Krain und Tyrol bis zur Adria, bildet ebenso eine schöne Krone, hat eine glorreiche Zukunft, knüpft es diese Krone an die Gemeinsamkeit mit Deutschlands Geschick.

Ist dies ein Traum, d. h. reicht das Bewußtsein dieser deutschen Länder Östreichs noch nicht so weit, ihre Bürgerfreiheit nicht anders als in diesem ihrem Deutschthum gesichert zu sehen, ist die Zusammgehörigkeit der östreichischen Erbschaftsmassen noch immer ein zwingendes Fatum das sich von neuem über die Häupter so vieler Völker zusammenzieht: nun dann vollziehe sich noch einmal dies Geschick! Was bisher die Ränke der jesuitischen Diplomatie verwebt hielten, binde jetzt der Strang und der Arm des Soldaten noch einmal zusammen! Dann aber, täuscht Euch nicht!

dann ist es mit der feierlich verkündeten Freiheit der Völker aus, dann werden auch Italiener und Ungarn von neuem unter dem centralen Scepter geknechtet, und unter der Zuchtruthe Altöstreichs nach dem alten System mit neuen Mitteln für die Glorie Habsburgs ausgebeutet. Dann aber, Ihr Herrscher des centralen Östreichs, seid wenigstens so weit klar und folgerecht, die östreichischen Abgeordneten aus der Paulskirche abzuberufen. Thuet dann nicht ferner schön mit deutschen Sympathien! Euer Soldatenregiment spricht ja deutlich aus daß Ihr kein Deutschland wollt und anerkennt; Eure Soldaten sind wenigstens ehrlich, gegen Eure Staatskünstler gehalten. Ohne tyrannische Gewaltherrschaft kann ein centrales Östreich nicht bestehen.

Kommt endlich Klarheit in die Sache, wie wir zu Östreich stehen und Östreich zu uns, so hat das Blut des kriegsstandrechtlich Hingerichteten, wenn auch keine Sühne, doch seine Frucht. — Der Schrei der Entrüstung über Blums Tod geht durch ganz Deutschland. Diese Entrüstung hat einen doppelten Ausdruck. Wo Blum für den Parteihäuptling in der Sache des Volkes galt, ist das Gefühl der Empörung bis zur Wuth gesteigert. Wir rechtfertigen es nicht, die Sache des Volkes blind an die Person ihres Führers geknüpft zu sehen, wir rechtfertigen weder die Beschlüsse in der Thomaskirche, noch das Attentat gegen das Haus und die Insignien des östreichischen Consuls zu Leipzig *). Volkswuth ist immer blind; und sie traf in der Irre nach einem Ziel zum gerechten Ausbruch diesmal zugleich das Haus eines ehrenwerthen Patrioten der Stadt, der für Volkswohl und Linderung des Elends sich vielfach Verdienst erworben. Wo das Gefühl der Rache aufgereizt wird, werden immer unschuldige Opfer fallen. Nicht selten fallen auch Die als Opfer der Wuth des Volkes, die eine Zeitlang für dessen Lieblinge galten.

Die Entrüstung über Blums Hinrichtung hat für die Patrioten diesen zweiten Ausdruck: Genugthuung von Östreich zu fordern, das bisher in der Paulskirche am Bau Deutschlands scheinbar mitarbeiten half und in der Hinrichtung eines deutschen Parlamentsmitglieds eine offenbare Verhöhnung alles Völkerrechtes und der nationalen Einheit Deutschlands an den Tag legte. Will Östreich sich für sich centralisiren, so hört für seine Vertreter in Frankfurt alle fernere Berechtigung auf. Behalten sie Sitz und Stimme, will dennoch Östreich zu Deutschland gehören, so ziehe die Nationalversammlung Denjenigen der mit der Hinrichtung ihres Mitgliedes ihr und der deutschen Nation offen Hohn sprach, öffentlich zu Gericht!

Es ist noch immer ungewiß ob Blut das beste Mittel ist, den Boden der Freiheit zu düngen. Daß aber Blut der Tyrannei nicht zum Segen gereichen soll, das steht fest.

---

*) In der Thomaskirche, in welcher eine Volksversammlung über Blums Hinrichtung tagte, war der Antrag zur Demolirung der Consulatswohnung entschieden und formell als unwürdig abgeworfen. Allein schon Mittags hatte der Attaché des Consuls in dessen Abwesenheit seine Wohnung unter den Schutz des Rathes der Stadt Leipzig gestellt. Der Rath schien nicht Miene zu machen auf die Volksbewegung zu achten. Oder wollte Hr. Bürgermeister Klinger dem Volke den Schmerz um den Todten nicht schmählern? Der Kommandant der Bürgerwehr, Dr. Neumeister, übersah sehr wohl die Dringlichkeit, ein Bataillon in der Stille zusammenzuziehen. Bürgermeister Klinger aber wollte dem Volk das Todtenfest nicht stören. Und so hatte denn ein loser Haufe der von 50 Mann auseinanderzusprengen war, vollen Spielraum, das Haus des Buchhändlers Michelsen, in welchem das Consulat sein Bureau hat, und die Wohnung des Bürgers Felsche zu verwüsten. Das Personal des Herrn von Grüner hatte sich geflüchtet. Gehängt, wie die bekreuzte Preußische Zeitung aus Potsdam meldet, ist weder der Consul noch sonst jemand; wohl aber lag es im Plane des wilden Schwarmes, und den getroffenen Maßregeln verdankt man es weiter nicht, wenn es nicht zum Hängen kam. Bürgermeister Klinger hatte den Schmerz, am andern Morgen in einem Placate dem Volke zuzurufen: So ehrt man den Todten nicht! — Es ist sonst nicht unsres Amtes, die Chronik des Tages im Einzelnen zu geben. Allein unsere beiden politischen Zeitungen sammt den Localblättern scheinen es absichtlich vermieden zu haben das Detail zu liefern. Und im vorliegenden Falle ist das Detail bezeichnend für die Stimmung des Tages. Um dem Volke seine Empfindung nicht zu schmählern, gibt man dem Pöbel den Spielraum frei!

Miscellen, von Moritz Beyer.

Die Juden in Frankreich.

Bekanntlich sind die Juden in Frankreich seit der ersten französischen Revolution vollberechtigte Staatsbürger. Nimmt man hierzu daß bei der allgemeinen lebhaften Liebe der Franzosen zum Grundbesitz der Boden dort viel mehr als in andern Ländern zerstückelt wurde, so ist es auffallend daß die Juden dort bis auf den heutigen Tag fast ohne alles Grundeigenthum sind, in einem Lande, wo gerade seit der den Juden im Jahre 1791 gewährten Gleichstellung die Hälfte des gesammten Bodenareals aus den Händen der ursprünglichen Eigenthümer in andere übergegangen ist, und ein großer Theil der Besitzer bereits drei- und viermal gewechselt hat, wo also auch dem

Juden, dem es sicherlich nicht an Mitteln zum Ankauf sogenannter Nationalguter fehlte, eine in der Geschichte fast beispiellose Leichtigkeit des Erwerbes von Grundeigenthum dargeboten war. Wohl ist im Elsaß der größte Theil des Grundeigenthums in die Hände der Juden gekommen, aber er ist nur durch ihre Hände hindurchgegangen, sie haben nichts davon für sich behalten. Sie sind auch dort die thätigsten Beförderer und Agenten der Güterzertheilung; sie kaufen die Güter nur um sie in kleine Parcellen zerstückelt mit großem Gewinn an die Bauern zu verkaufen. Vergeblich erließ das jüdische Centralconsistorium zu Paris im Jahre 1818 Rundschreiben an die jüdischen Consistorien und Gemeinden mit der Aufforderung, die Juden möchten sich dem Betriebe des Ackerbaues und der Gewerbe widmen. Der gute Rath ist wenigstens von der Masse der elsäßischen Juden nicht befolgt worden, so wenig als die frühere Auffoderung des französischen Sanhedrins im Jahre 1807: die Juden sollten doch Grundeigenthum erwerben, um dadurch anhänglicher an das Vaterland zu werden, und jener Beschäftigung, welche sie in den Augen ihrer Mitbürger abwürdige, mehr entsagen. Es ist damit auf den Schacher gedeutet. Ebenso wenig beschäftigen sich die Juden in Frankreich mit städtischen Gewerben, obschon sie dort keineswegs, wie in Deutschland und Ungarn, durch das Zunftwesen beschränkt sind. — Elsaß hat 90,000 deutsche Juden, die größtentheils auf dem Lande, in den Flecken und Dörfern ansässig sind. Die übrigen Juden in Frankreich, meist portugiesischer Herkunft, zählen etwa 20,000 Köpfe, sind in den südlichen Provinzen ansässig, leben in den Städten zerstreut und sind fast nirgends in größere Gemeinden vereinigt. (Nach der Darstellung der jüdischen Zustände in Frankreich, von dem Pariser Advokaten Gallez, einem competenten Manne, der seine Angaben aus Archiven entnahm und gegen die Juden durchaus wohlwollend gesinnt ist, und nach Prof. Döllinger's Rede über die Judenfrage in der bairischen Ständeversammlung im J. 1846. Letztere erschien nebst seinen übrigen in derselben gehaltenen Reden in Druck, Regensburg in der Manz'schen Buchhandlung.)

Zur Verbesserung der Feldfrüchte.

Der beste Weizen, der nach Danzig kommt, wird in der Woiwodschaft Sendomir bei Lublin gebaut; er zeichnet sich aus durch seine Weiße, durch sein volles und schönes Korn und durch seine Schwere. Die Verkäufer erhalten dafür einen beträchtlich höhern Preis als für andere Weizengattungen. Auch in England ist er am gesuchtesten. Oft hat man in der Danziger Gegend versucht, Sendomirschen Weizen zu säen, um eine gleich schöne Frucht zu gewinnen, aber immer war er schon im nächsten Jahre ausgeartet; die Körner zeigten sich gelb, bunt und mager. Der Gutsbesitzer Logan in der Gegend von Kulm hatte bemerkt daß sich unter dem einheimischen Weizen einzelne ebenso weiße und volle Körner befinden, wie sie der Sendomirsche durchgehends liefert; er schloß daraus daß es möglich sei, einen eben so schönen Weizen zu erzielen. In einem Winter beschäftigte er sich und seine Familie in den langen Abenden damit, aus einer Quantität Weizen die weißen Körner, welche sich darunter befanden, sorgfältig auszusuchen. Im Jahre darauf säete er sie aus, pflegte diese Saat besonders, hielt sie von Unkraut rein und hatte die Freude, von derselben ein dem Sendomir'schen Weizen nichts nachgebendes Erzeugniß zu gewinnen. Dieser Ertrag wurde wieder gesäet, und um schneller mit der Verbesserung des Saatweizens vorzuschreiten, ward in den nächsten langen Winterabenden mit dem Aussuchen der schönsten weißen Weizenkörner fortgefahren. Jetzt ist der Mann so weit daß er sich eine constante weiße Weizenart gebildet hat und nur dies vorzügliche Getreide baut. Sein Weizen wird in Danzig auf dem Markte dem aus Sendomir ganz gleich geachtet und gleich theuer bezahlt; seine Bemühungen haben sich schon reichlich belohnt. — Die Versuche mit der Aussaat des Sendomir'schen Weizens scheiterten, weil sich die Vorzüge desselben nicht acclimatisirten, wogegen jene angesammelten weißen Weizenkörner völlig einheimisch waren. — Der Erfolg jenes Verfahrens gibt einen neuen starken Beweis daß man, um die vorzüglichsten Früchte zu bauen, für die Auswahl des bestbeschaffenen Saamens besorgt sein müsse.

Der größte Rosenbaum.

Über diesen findet sich in den Annalen der Gartengesellschaft von Paris eine interessante Notiz. Dieser Rosenbaum, Rosa Banksia, als Pflänzling von Bonpland eingesendet, ist jetzt über 30 Jahr alt und befindet sich zu Toulon im Marinegarten in freiem Land. Im Jahre 1833 hatte dieser Rosenbaum oder Strauch an der Basis seines Hauptstammes 1 Fuß und 3 Zoll im Umkreis, zu Ende des Jahres 1843 aber schon 2 Fuß 4 Zoll. Mit allen seinen Zweigen bedeckt er die Oberfläche einer 75 Fuß breiten und 15 — 18 Fuß hohen Mauer. Je mehr man diesen Baum zurückschneidet, desto stärker werden seine Schösse oder Austriebe, und jedes Jahr macht er deren 12 — 15 Fuß lange, die daumdick sind. Um die Mitte des April fängt er an zu blühen. Wenn die Mehrzahl seiner weißen Blumen entfaltet ist, bietet er deren nicht weniger als etwa 50,000 dar! Man kann sich vorstellen, welchen wunderschönen Anblick das gewährt. — Selbst im November und December, obwohl dann selten, bringt er noch einige Blumen.

Weinleder.

In Grusien (im russischen Kaukasus) wird der Traubensaft dick gekocht, mittels eines großen Pinsels warm auf Leinwand zwei bis drei Linien dick aufgetragen und an der Luft im Schatten getrocknet, dann von der Leinwand abgezogen und gerollt in den Handel gebracht. Dieses Weinleder hält sich Jahre lang und wird als Zuthat zu Speisen verkocht. Nach langem Liegen überzieht sich das gerollte Süßleder in den Zwischenräumen mit einem weißen Beschlage, welches der herauskrystallisirte reine Traubenzucker ist.

Reinigung von Glasgefäßen.

Häufig legt sich in Glasgefäßen ein weißgrauer, erdiger, widerlicher Bodensatz an, der durch Scheuern schwer zu entfernen ist. Man darf aber nur ein wenig Salzsäure mit Wasser verdünnt hineingießen, so wird der Kalkansatz gänzlich aufgelöst und das Gefäß, mit reinem Wasser ausgespült, vollkommen rein und glänzend.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr.	Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet.	№ 121. 18. Novbr.

Der preußische Verfassungsentwurf.

♁ Von verschiedenen Seiten her hatte sich nicht allein durch die Presse sondern in directen Forderungen, in Adressen und Petitionen an die Nationalversammlung, der lebhafte Wunsch des Landes zu erkennen gegeben, endlich nach langem Provisorium von seinen Vertretern Gesetze zu erhalten, die das Vertrauen und die Ordnung, wodurch allein das Gedeihen des Wohlstandes begründet wird, wiederherstellen und dauernd befestigen mögen. Inwieweit die Linke der Tadel trifft, leichtsinnig das Verfassungswerk erschwert zu haben, sei in diesem Augenblick nicht erörtert. Von der conservativen, sogenannten „gut constitutionellen Partei“ wurde der ganze Angriff in diesem Sinne gegen die Linke der Kammer gerichtet, welche allerdings bei jeder nur möglichen Gelegenheit auf die Regierung eindrang, und in ihrer Eitelkeit den Sturz eines Kabinetts als ihren glänzendsten Sieg zu betrachten schien. Die hierzu angewendete Waffe wird fast ausschließlich in den häufigen, die Wirksamkeit der Versammlung störenden Interpellationen gefunden. Dem unbefangenen Beurtheiler gibt indeß gerade dieser Vorwurf eine geeignete Gelegenheit selbst zu prüfen, um die Gründe zu ermitteln. Eine Versammlung wie die unsere glich jenem Wallenstein'schen Lager das aus den buntesten Elementen von allen Enden des Landes her zusammenberufen war. Um für e i n e und dieselbe heilige Sache zu kämpfen, mußten sich soviele Rekruten erst einexerciren, ehe sie einen Schlachtenplan entwerfen konnten, mußten inne werden welche Mittel zu Gebote ständen, mit welchen Gegnern sie zu thun hätten, innerhalb welcher Grenzen, oder ob sie sich frei bewegen könnten. Die ersten Folgen dieser Ungewißheit waren lange Discussionen über den Spielraum, ihrer Wirksamkeit, die Erörterung, ob die Nationalversammlung aus der Revolution als eine Assemblée constituante gleich der französischen von 1789 hervorgegangen, oder eine mit der Regierung gemeinschaftlich zur Vereinbarung berufene Versammlung wäre. Endlich nach langen Debatten zu einem gewissen Resultate gelangt, war ihr Streben verzeihlich: die Souveränität durch möglichste Betheiligung an der Verwaltung zu bewahren, und als Consequenz hiervon die Wachsamkeit der Linken; auf jeden nur halb zweideutigen Schritt der Regierung mit Argusaugen zu blicken, und ihn zur Verantwortung zu ziehen. In einem provisorischen Zustande, in dem weder die Rechte des Volkes noch der Krone durch Gesetze festgestellt waren, schien es keinem Zweifel zu unterliegen daß den Vertretern des Volkes, als erstes Lebenszeichen der demokratisch-constitutionellen Errungenschaften, nicht nur ein wesentlicher, sondern ein vollkommener Antheil an der Verwaltung des Staats zustehe. Von diesem Gesichtspunkt aus halten wir das Recht der Interpellation für ein höchst wichtiges, ja wir möchten sagen: heiliges, durch welches allein ein kräftiges Mitwirken der Versammlung an den Regierungsgeschäften erzielt werden kann. Auf keine Weise darf dies Recht geschmählert werden. Dennoch verletzte uns nicht selten dessen Benutzung und der damit getriebene Mißbrauch auf's Höchste; indem nicht allein ein Mangel an parlamentarischem, sondern auch selbst an politischem Takt sich nur zu oft fühlbar machte. Durch einen derartigen Mißbrauch kann die Interpellation gerade d i e j e n i g e n Interessen auf's Höchste gefährden, für die man sie wirksam zu nützen hoffte. Wir erinnern nur an die, in der ersten Zeit der Sitzungen an den Kriegsminister gestellte Interpellation eines Mitglieds der Linken, betreffend: eine zu ertheilende Auskunft über die Befestigung, Besetzung und Ausrüstung unserer östlichen Grenzfestungen. Dem damals allgemein gefürchteten Auslande gegenüber ein unver-

zeihlicher Fehler! Zur Beseitigung derartiger Mängel erscheint uns daher nichts angemessener als auch hier ein Verfahren nach dem Muster der amerikanischen und belgischen Verfassungen. In ersterer heißt es §. 3: „Jedes Haus soll ein Tagebuch seiner Verhandlungen führen, und dieselben von Zeit veröffentlichen, mit Ausnahme solcher Theile welche es geheim zu halten für nöthig findet." — In letzterer nach §. 33: „Die Sitzungen der Kammer sind öffentlich, jedoch bildet auf den Antrag ihres Präsidenten, oder auf den von 10 Mitgliedern, jede Kammer einen Ausschuß zu geheimer Berathung." Diese geheime Berathung, auf betreffende Interpellationen angewendet, würde der Versammlung ihr wohlerworbenes Recht wahren, ohne in besonders wichtigen Fällen eine Gefahr für das Land befürchten zu lassen. —

Wer die Unfruchtbarkeit und namentlich die Verzögerung der Verfassungsarbeit rügt, bedenke wiederholt die schleunige und bunte Zusammensetzung unserer Nationalversammlung. Diese Verschiedenheit der Individualitäten, denen die Neuheit des parlamentarischen Zusammenwirkens auf der Stirn geschrieben stand, mußte nothwendig sich erst aus einem Chaos entwirren, um auch nur in einem gewissen Grade productiv sein zu können. Bietet uns doch des französischen Volkes Geschichte in seiner ersten Revolution kein erfreulicheres Bild der Volksvertretung, und doch barg die Assemblée constituante Männer in ihrem Schooße, wie Mirabeau, Duport, Barnave, Lameth. — Unwürdig der errungenen Freiheit wäre das Volk, dessen Vertreter, aus seiner eigenen Urwahl hervorgegangen, sich unfähig zeigten, diese junge Freiheit zu pflegen, und zu herrlicher Entfaltung zu bringen. Auch in unserer Versammlung finden wir Namen, die uns für die Ächtheit ihrer Gesinnungen bürgen, und die unsere Erwartungen nicht täuschen werden, wenn sie nur den Zweck im Auge behalten, nicht gegen Gegner, sondern für Ideen zu kämpfen, und so auch den Indifferenten mit Ausdauer und Beharrlichkeit den rechten Weg zu weisen. Zu dieser Erkenntniß war aber Zeit erforderlich. Wir würden die Überstürzung eines so hochwichtigen Lebenswerkes, wie es der Verfassungsentwurf ist, für ein Unglück, ja für einen Hohn auf unsere Revolution gehalten haben; auf eine Revolution, die doch wohl nicht blos gegen Kanonen und Bajonette, sondern gegen alle Mißbräuche, Leidenschaften und Vorurtheile des alten Lebens gerichtet war. Diese letzteren aus dem Grunde zu vernichten, war die Aufgabe einer neuen Verfassung für Preußen.

Der Entwurf selbst, aus der Verfassungscommission durch die Centralabtheilung gegangen, und von dieser in der neuesten Zeit zur Berathung der Plenarsitzungen gelangt, ist dem von der Regierung überreichten mit Bezeichnung der analogen Titel und Paragraphen gegenüber, gedruckt. Gestatte man uns daher zur Unterstützung unserer obigen Ansichten eine Parallele zwischen beiden, mit gewissenhafter Benutzung der Motive und einem Seitenblick auf andere Verfassungen freier Länder anzustellen.

Der Regierungsentwurf spricht in der Einführungsformel von einem „Verfassungsgesetz", der Commissionsentwurf von einer „Verfassungsurkunde."

Eine Verfassung ist keine gewöhnliche legislative Arbeit, sondern sie ist die Basis, auf welcher alle übrigen Theile der Gesetzgebung harmonisch aufgeführt werden sollen. Da constituirende und legislative Versammlungen wesentlich von einander unterschieden sind, und Veränderungen der Verfassung überall nach andern Grundsätzen, als Veränderungen der sonstigen Gesetzgebung vorgenommen werden, so erscheint eine formelle Unterscheidung zwischen den Arbeiten einer constituirenden und einer legislativen Versammlung auch principiell gerechtfertigt; woher denn auch gleich im Eingang der von der Commission gebrauchte Ausdruck vor dem der Regierung den Vorzug verdient. In Belgien ist die Constitution mit dem Ausdruck: „Staatsverfassung Belgiens", in Norwegen mit der Bezeichnung: „Grundsatz des Reiches Norwegen", in Frankreich im Jahre 1814 mit der Überschrift: „Constitutionelle Charte" und im Jahre 1830 mit der Überschrift: „Constitutionelle Charte der Franzosen" eingeführt worden. —

In der Einleitung ist ferner in beiden Entwürfen das Prädicat „von Gottes Gnaden" beibehalten, gab jedoch nach den Motiven der Commission auch im Plenum gleich zu interessanten Discussionen Anlaß. Es wurde die hochwichtige Principienfrage hier nicht verkannt. Führt nämlich der König noch ferner jenes Prädicat, so ist damit das Legitimitätsprincip anerkannt; fällt dagegen dies Prädicat fort, so wird dadurch die Volkssouveränität verkündet. Daß es im Willen des deutschen Volkes gelegen, seine Machtvollkommenheit nach jahrhundertelangem Entbehren wieder zur Geltung und zur Anerkennung gebracht zu sehen, beweisen genugsam seine Revolutionen, seine fast gleichzeitige Waffenerhebung. Diesem Willen haben denn auch die Vertreter der preußischen Nation durch ihren Plenarbeschluß: „Von Gottes Gnaden

fortan aus dem Titel des Königs zu verbannen," die Sanction ertheilt. Dies war der erste Beweis der Selbständigkeit im preußischen Verfassungsentwurfe, da sowohl die französische Charte vom 4. Juli 1814, als auch die Magna Charta der Engländer dem Könige jenes Prädicat vindiciren.

Der Ausdruck „König von Preußen" hat nach den Motiven der Commission ebenfalls zu lebhaften Debatten darüber Anlaß gegeben: ob nicht an dessen Stelle der Ausdruck „König der Preußen" gesetzt werden solle. Die Bezeichnung „König von Preußen" ist feudaler Natur, und schließt gewissermaßen ein Oberhoheitsrecht auch über das Territorium des Staates in sich, während der Ausdruck „König der Preußen" nur seine Stellung zum Volke, zu den Einwohnern des Staats andeutet. So weit bekannt, sind Louis Philipp und der belgische Leopold (Rußland gehört nicht hierher) die einzigen Fürsten, welche bis jetzt nicht als Könige des Landes, sondern nur des Volkes bezeichnet werden. Bis auf Friedrich den Großen führten übrigens die früheren preußischen Könige den Titel: „König in Preußen" — eine Bezeichnung, welche damals durch ihre Stellung zum deutschen Reiche, wozu die Provinz Preußen nicht gehörte, hervorgerufen ward. — Die Centralabtheilung hatte den Passus „König v. Preußen" beibehalten, und die Plenarversammlung sich ebenfalls dafür entschieden. Den Grund hierzu glauben wir zu finden, wenn wir die Sache vom praktischen Standpunkte beleuchten. Die Erfahrung lehrt, wie die Machthaber eher geneigt sind, wesentliche Rechte als Formen und Titel aufzugeben, und es mithin klug ist, nicht etwa durch zu starres Festhalten an Formalien das Zustandekommen des Verfassungswerkes zu erschweren. Wie gegründet diese Ansicht, beweisen die Worte des Königs bei Gelegenheit der zu seiner Beglückwünschung am 15. October empfangenen Deputation der Nationalversammlung. —

Derselbe Grund, um einer solchen Förmlichkeit willen Differenzen mit der Krone zu vermeiden, leitete die Versammlung auch bei der Abstimmung über die Worte: „zu einer Vereinbarung mit der von der Krone zusammenberufenen Vertreter des preußischen Volkes" zur Annahme desselben.

Das in dem Regierungsentwurfe hinter dem Titel „König v. Preußen" befindliche Etcaetera ist in dem Entwurf der Commission fortgelassen. Es führten die Motive der Letzteren dafür an: dieses Etcaetera solle die einzelnen Herzogthümer, Fürstenthümer, Herrschaften u. s. w. andeuten, welche in dem vollständigen Königlichen Titel aufgeführt werden. Da das ganze Land eine Verfassung erhält, so erscheint die Andeutung dieser einzelnen Titel im Eingange der Gesetze nicht mehr angemessen. Sie könnten nur das Bedenken erregen, als ob ein Particularismus dieser Art noch Bedeutung habe. — Wenngleich die Ansicht der Commission principiell begründet erschien, so walteten doch auch bei dieser Frage die schon oben angeführten praktischen Bedenken ob. Der Regierungsentwurf bezog sich auf die zum deutschen Bunde gehörigen Lande. Der Commissionsentwurf hat diese Einschränkung fortgelassen, und zwar weil der Deutsche Bund als solcher nicht mehr bestehe, und weil die nationale Reorganisation des Großherzogthums Posen kein Grund sei, um diesem Theile des preußischen Staatsgebietes eine besondere Verfassung zu geben. Die Frage ist von der höchsten Wichtigkeit, und eben deshalb nur sehr schwer zu lösen. Denn erhalten die Polen keine abgesonderte Verfassung, so werden sie stets einen faulen Pfahl in unserm Fleische bilden, und die ganze Reorganisation wird keine durchgreifende sein können. Außerdem wird hierdurch das Verhältniß Preußens zu Deutschland verwickelter. Denn die Frankfurter Versammlung hat bereits den einen Theil Posens als zu Deutschland gehörig erklärt, und dadurch also ausgesprochen, daß der zu reorganisirende Theil nicht zu Deutschland gehöre. Senden mithin auch die nicht deutschen Theile ihre Vertreter nach Berlin, so haben dieselben auch das Recht, bei hier vorkommenden deutschen Fragen ihr Votum mitabzugeben. Welche Übelstände aber hiermit verbunden sein können, bedarf wohl keiner Erörterung. Je nach der Annahme des einen oder andern der Entwürfe muß das Benehmen der hiesigen polnischen Abgeordneten ein verschiedenes sein. Wäre der Regierungsentwurf angenommen worden, so hätten die polnischen Abgeordneten nach Berathung des Art. 1. der Verfassung aus der Berliner Nationalversammlung ausscheiden, und die Regierung eine abgesonderte Verfassung für die rein polnischen Theile der im Großherzogthum zu versammelnden Abgeordneten vorlegen lassen müssen. Da sich indeß das Plenum für die Annahme des Commissionsentwurfs entschieden hat, so bleiben die polnischen Abgeorneten in der Versammlung. Beachtenswerth ist bei dieser Frage der natürliche Widerwille, den die Polen gegen eine theilweise Reorganisation des Großherzogthums hegen. Nicht wurde von ihnen die Bedeutung des Augenblikkes verkannt, mit wahrhaft rührender Begeisterung suchten sie von der Tribune aus eine Hoffnung mehr ihrem unglücklichen Vaterlande zu retten. Ihre Bemühungen brachten es zur Annahme des Phillipsschen Amendements*).

*) Dieser Punkt wird jetzt thatsächlich erledigt, indem der von der Centralgewalt ernannte Commissar, General Schäfer, im Einvernehmen mit dem preußischen Major v. Rheeß in Posen die Demarcationslinie feststellt. D. Herausg.

(Schluß folgt.)

Zur Chronik der Gegenwart.

[Wuttke über Wien.]

— In der gestrigen Sitzung des Deutschen Vereins zu Leipzig gab Heinrich Wuttke ein ausführliches, klares und anschauliches Bild von der Wiener Katastrophe. Seine Anschauungen und Ansichten stützten sich auf dreiwöchentlichen Aufenthalt daselbst. Frei von der Leidenschaft der Parteien, nur mit dem heißen Wunsche des Patrioten beseelt, es möchte der deutschen Sache Gewinn aus dem Unheil erwachsen, machte Wuttke den Beobachter. Leider fand er daß nur in ihrer ersten Aufwallung die Erhebung eine deutsche, im rechten Sinne eine antislawische zu nennen war. Polnische und italienische Emissäre, ungarische Werber und ungarisches Geld gaben der Bewegung bald eine Farbe die sie trübte und verwirrte. Die Herrschaft der Aula war doch nur in einem Zustande völliger Confusion, beim Bankerott aller Männer der Bewegung die zu regieren verstanden, möglich und denkbar. Der Impuls der Bewegung gehörte allerdings der Jugend, allein in seiner Fahrlässigkeit nahm das gereiftere, bewußtere Alter die Sache nicht in die Hand. Die alte Saumseligkeit, das alte träge Zuwarten befiel die Wiener selbst mitten in der Revolution wo es für die heiligsten Güter zu kämpfen galt; Rausch und alte schlaffe Gutmüthigkeit wechselten und führten zur unbegrenzten Rathlosigkeit. Bei soviel Kampflust gegen die Kroaten war die Kopflosigkeit in den Maßregeln zur Vertheidigung der Stadt um so beklagenswerther. Die waghalsigsten Entwürfe wechselten mit der Karnevalslust in der sich das Freiheitsgefühl erging. — Professor Wuttke erzählte unter anderem daß um die Stadt herum jede Anhöhe, auch die bei Döbling, dem Feinde zur Besetzung überlassen blieb. Mit Recht trifft sein hauptsächlicher Tadel den Reichstag. Daß 40 tschechische Abgeordnete ihn verließen, mit der Angabe, in Wien sei Anarchie, war eine feige Niederträchtigkeit. Desorganisation war in Wien, weil Keiner den Muth und die Befähigung zeigte die Zügel zu ergreifen. Aus einer stürmischen kräftigen Anarchie wäre vielleicht ein Dictator hervorgegangen. Paris erzeugt in jedem Umsturz naturgemäß ein Talent das dictatorisch zum Steuer greift. Daß Wien, daß Berlin rathlos ohne Centrum bleiben, daß die Revolution in beiden Städten jedesmal wie ein Brei auseinandergeht, beweist daß sie gar nicht den Beruf haben, durch gewaltsame Umschüttelung ihrer Elemente, d. h. durch Revolution, sich einen neuen Organismus zu geben. Dies unsere Ansicht, nicht Wuttke's. — Mit großem Recht fällt Wuttke's Tadel auf den Reichstag. Dieser war die Behörde die im Aufstande entschieden heraustreten mußte. Entweder mußte der Reichstag den Mord Latour's auf das entschiedenste ahnden, um zu zeigen daß er die Anarchie und Gesetzlosigkeit zu bannen wisse; oder aber an die Spitze der Bewegung treten und den Aufstand organisiren und gesetzlich machen; aus einem Aufstande Wiens mußte ein Aufstand ganz Östreichs werden. Der Reichstag that keines von beiden und so ging das große Ereigniß wesentlich an seiner Saumseligkeit und Charakterlosigkeit zu Grunde. Jetzt aber tauchen wieder, wie Wuttke schilderte, alle schlechten, kleinlich despotischen Maximen der alten Wirthschaft auf.

[Die politische Stimmung in Preußen.]

Man schreibt uns aus Breslau den 15. Novbr.: „Mit der größten Spannung wird jetzt jeder Bahnzug von Berlin erwartet; mächtig ist der Zauber, der von dort hier einwirkt. Alle die Elemente der rohen Gewalt, welche sonst jeden Augenblick herbeisehnten um Spektakel zu machen, verhalten sich auf eine bewundernswürdige Weise ruhig, so daß man hier überzeugt ist, die Klubbs werden nicht Veranlassung zu einem Zusammenstoß geben. Manche sehen darin die Nachwirkung von dem energischen Einschreiten in Wien; allein diese Ruhe ist hier kein Ergebniß der Furcht; sondern ein Beweis von der Macht der Volksführer, welchen unbedingter Gehorsam geleistet wird, um den passiven Widerstand festzuhalten.

Wenn nach dem Wunsche der besonnenen Männer des Fortschritts das Verfassungswerk dergestalt beschleunigt worden wäre daß — was sehr leicht möglich gewesen, — der König und das Heer seit ein Paar Monaten die Verfassung beeidet hätten, so würde die Vertagung der Nationalversammlung und deren Verlegung nicht möglich gewesen sein. Allein es läßt sich nicht leugnen daß dies absichtlich von den Radicalen verhindert worden ist. Endlich sieht man den gemachten Fehler ein. Dieser Fehler ist jetzt nur durch ruhige und würdige Haltung wieder gut zu machen."

[Frankreich.]

Cavaignac's Progamm ist edel, einfach, würdig. Der General spricht sich entschieden gegen die communistischen Doctrinen aus, die gegen Eigenthum und Familie gerichtet, Staat und Gesellschaft zu untergraben drohen. Auf das allgemeine Wahlrecht setzt er seine Hoffnung, und sein Vertrauen geht auf den gesunden, vielgeprüften Sinn des französischen Bürgers. Er fordert zum Frieden und zur Versöhnung auf; keine Partei solle Siegerin, keine Besiegte sein. Allen Bürgern ohne Ausnahme steht der Weg zu Allem offen; man solle niemand fragen woher er komme, sondern nur ob er der Republik ehrlich und treu dienen wolle. „Im Innern, heißt es wörtlich, Bekämpfung der Anarchie und der blos auf Zerstörung gerichteten Bestrebungen; politische und sociale Reformen, Fortschritt und Verbesserung durch die mächtige Waffe des allgemeinen Wahlrechts, Vergessenheit des Vergangenen, Versöhnung und Verschmelzung aller Parteien, — nach außen: Erhaltung des Friedens mit Wahrung der Ehre und der Interessen des Landes." — Das Programm macht im Lande den besten Eindruck; Cavaignac gewinnt damit fast die Gewißheit der Präsidentur. Dies republikanische Programm mag die deutschen Demokraten beschämen! Frankreich, die Republik aus Noth, macht aus der Noth eine Tugend. Der Republikaner Cavaignac beendet die Revolution.

Erklärung.

In Nr. 99 dieser Blätter vom 24. Oct. enthält eine Correspondenz aus Wien folgendes: „Die Wühlerdeputation ist angekommen. Berthold Auerbach gehört zu Denen, die sie begrüßten; er hat sie gestern in der Stadt herumgeführt, heute flieht er sie schon wie die Pest."

Alles das ist durch und durch pure Lüge.

Wien, d. 7. Nov. 1848 **Berthold Auerbach.**

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr. | Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet. | № 122. 20. Novbr.

Der preußische Verfassungsentwurf.

(Schluß.)

♃ Der Art. 2. in Tit. 1. des Commissionsentwurfes ist fast gleichlautend mit dem Regierungsentwurf. Die Fassung desselben wäre indeß genauer, wenn es hieße: die Grenze „des“ Staatsgebiets statt „dieses“ Staatsgebietes; denn jedenfalls soll sich Art. 2. doch auf etwanige zukünftige Ländererwerbungen beziehen.

Im Tit. II. lautet der Regierungsentwurf von den Rechten der preußischen Staatsbürger; der Commissionsentwurf: von den Rechten der Preußen. — Der Commissionsentwurf ist umfassender, da unter „Preußen“ alle Einwohner des Staates zu verstehen sind. Diese Bezeichnung entspricht der Charte Frankreichs von 1814, wie der von 1830, die vom Staatsrechte der Franzosen handelt.

Der Regierungsentwurf gedenkt der Bedingungen für die Erwerbung und den Verlust des preußischen Staatsbürgerrechts. Der Commissionsentwurf gedenkt der Bedingungen für die Eigenschaften des Preußen, und der Ausübung der staatsbürgerlichen Rechte. Dieser Unterschied ist begründet, denn die Mehrzahl aller Preußen wird nicht Staatsbürger sein, sich nichtsdestoweniger aber doch der Rechte aller Einwohner erfreuen. — In §. 4. der belgischen Verfassung ist ebenfalls der Unterschied zwischen den Eigenschaften eines Belgiers und der Ausübung des staatsbürgerlichen Rechtes gemacht.

Der Regierungsentwurf spricht ferner aus, daß die obigen Bedigungen durch das „Gesetz“ bestimmt werden sollen; der Commissionsentwurf sagt, es solle dies durch die „Verfassung“ und „besondere Gesetze“ geschehen. — Es entstehen hiebei folgende Fragen: 1) Gehören die obigen Bestimmungen überhaupt in die Verfassung, oder gehören sie besondern Gesetzen an, oder können sie, wie hier geschehen, gleichzeitig Gegenstand der Verfassung und der Legislation sein? Die Beantwortung dieser Fragen ist äußerst schwierig. Wenn nämlich eine Verfassung die Grundrechte eines Volkes enthalten soll, so gehören obige Bestimmungen schon deshalb in die Verfassung, damit sie nicht auf gewöhnlichem legislativen Wege jeden Augenblick umgeändert werden können. Wenn es dagegen wünschenswerth sein kann, namentlich die Erwerbung der Eigenschaften eines Preußen nicht zu stabil zu bestimmen, so gehören diese Bestimmungen in das bürgerliche Gesetz, wohin sie schon deshalb zu verweisen sein dürften, damit das Grundgesetz nicht zu voluminös wird. — Der französischen Constitution von 1791 ist eine Erklärung der Menschen- und Staatsbürgerrechte vorausgeschickt. In diesen Erklärungen repräsentiren die Menschenrechte: die Rechte der Franzosen, und in dem weitern Texte der Constitution ist nur angegeben, unter welchen Bedingungen man französischer Bürger wird. Die constitutionelle Charte und die Charte von 1830 sprechen nur von den Staatsrechten der Franzosen.

2) In den Motiven der Commission heißt es: daß weil das Gesetz vom 31. Decbr. 1842 nicht mehr den Verhältnissen entspreche, die Commission ein neues vorlegen werde. Es fragt sich nun, ob dies Gesetz ein integrirender Theil der Verfassung sein wird, und nur auf dieselbe Weise wie diese modificirt werden kann, oder nicht. Bei Entwerfung der hierher gehörenden Gesetze müssen jedenfalls die §. §. 1—3 der Grundrechte des Deutschen Volkes zu berücksichtigen sein. Consequenter und richtiger wäre etwa folgende Fassung des Artikel 7: „Die Bedingungen für die Erwerbung und den Verlust der Eigenschaften eines Preußen werden durch besondere Gesetze; die Bedingungen für die Erwerbung, den Verlust und die Ausübung der staatsbürgerlichen Rechte werden durch die Verfassung und die übrigen auf die staatsbürgerlichen Rechte bezüglichen Gesetze bestimmt.“

Der Regierungsentwurf sprach in Art. 4 nur von der Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetze; der Commissionsentwurf sagt richtiger und umfassender: alle Preußen sind vor dem Gesetze gleich. Außerdem setzt der Commissionsentwurf noch fest: 1) Es gibt im Staate weder Standesunterschiede, noch Standesvorrechte. Dieser Zusatz ist umfassender als der Regierungsentwurf, der nur die Gleichheit vor dem Richter andeutet, nicht aber die bürgerliche und politische Gleichheit. Es ist dies dem Sinne nach übereinstimmend mit der französischen Constitution von 1791, sogar mit der Charte von 1814, worin es also heißt: Art. 1. Die Franzosen sind vor dem Gesetze gleich; ihr Titel und Rang sei übrigens welcher er wolle. Art. 2. Sie tragen ohne Unterschied nach Verhältniß ihres Vermögens zu den Lasten des Staates bei. Art. 3. Sie können alle ohne Unterschied zu den Civil- und Militärämtern gelangen. Ganz gleichlautend mit diesen Artikeln ist die Charte von 1830. Die belgische Verfassung lautet dagegen §. 6: „Es gibt in dem Staate keinen Standesunterschied. Die Belgier sind vor dem Gesetze gleich; sie allein können bürgerliche und militärische Ämter bekleiden, vorbehaltlich der Ausnahmen welche in besonderen Fällen durch ein Gesetz angeordnet werden können." — Diese Ausnahmen beziehen sich nicht auf Standesunterschiede der Belgier, sondern auf die Zulässigkeit der Ausländer. — Die norwegische Verfassung spricht nichts von Standesunterschieden; dagegen ordnet sie Einiges wegen der Besetzung von Ämtern durch Ausländer an; was wohl nur in Bezug auf Schweden geschah. — Die Frankfurter Grundrechte sagen in §. 6: „Alle Deutschen sind gleich vor dem Gesetze; Standesprivilegien finden nicht statt. Die öffentlichen Ämter sind für alle dazu Befähigten gleich zugänglich." — Die Fassung des Commissionsentwurfes ist daher den Frankfurter Beschlüssen nicht widersprechend.

2) Der Adel ist abgeschafft. Die Meinung über die Abschaffung des Adels ist, wie im Allgemeinen, so auch in der Commission vielfach getheilt gewesen. Die Mehrheit wollte den durch obige Bestimmungen bedeutungslos gewordenen Adel schon deshalb abgeschafft haben, „damit nicht trotz der Gleichheit und Aufhebung Bevorzugung eintrete, und damit zugleich eine Menge Gesetze (?) von selbst wegfallen." — Eine Strafe wegen Gebrauch des Adelstitels soll übrigens, dies wird vorausgesetzt, nicht stattfinden. Dieser Beschluß ist unter folgenden Gesichtspunkten zu betrachten.

Alle Monarchien, mit Ausnahme der französischen von 1791, haben den Adel beibehalten; er genießt aber natürlich in Belgien ebensowenig Vorrechte wie er sie in Frankreich genossen hat. In Frankfurt hat man den Adel beibehalten. Nur in Anhalt ist er abgeschafft.

Vom Standpunkte des Rechts wird von vielen Seiten das Prädicat des Adels als zum Namen gehörig betrachtet. Man hält daher die Abschaffung des Adels für einen nicht gerechtfertigten Eingriff in die Privatrechte.

Vom Standpunkt der Nützlichkeit und Ausführbarkeit ist folgendes einzuwenden: Wenn der Adel keine Rechte mehr hat, so wird er unschädlich. Eine gänzliche Abschaffung würde aber viele, die noch eher die Sache als die Form aufgeben, schwer verletzen, und zu Gegnern der neuen Verhältnisse machen. Außerdem würde hierdurch die Mißstimmung der Mediatisirten erhöht werden. Da keine Strafe auf den Gebrauch des Adelstitels gesetzt ist, so werden ihn diejenigen die einen besondern Werth darauf legen, doch jedenfalls fortführen. Der Adel ist also gesellschaftlich damit nicht abgeschafft und es wäre lächerlich, weil unmöglich, dies terroristisch zu erzwingen.

Vom Standpunkte der Monarchie erklärt Montesquieu im „Esprit des lois" den Adel für durchaus nothwendig, da der Herrscher sonst auf eine zu steile Höhe gestellt, der Verbindungsglieder mit dem Volke entbehren würde, und die Monarchie ohne Adel entweder in eine Despotie oder in eine Republik umschlüge.

Halten wir den Blick auf den Frankfurter Reichstag fest. Die allgemeine deutsche Nationalversammlung hat den Adel nicht abgeschafft, im Gegentheil ist dort ein solcher Antrag durchgefallen. Es fragt sich nun, wie eine derartige Einschränkung in Preußen und Anhalt mit den Frankfurter Beschlüssen auszugleichen ist.

Als Literatur über diesen Punkt ist besonders zu empfehlen: Mohl's Rede für die Aufhebung (Stenograph. Bericht S. 1294), Arndt's Rede für die Beibehaltung (Stenogr. Ber. S. 1299), Jacob Grimm (S. 1310).

Der Schluß des Artikels „Adel" im Staatslexikon dürfte stark für die Abschaffung sprechen. Eine Widerlegung der Ansichten daß die Führung des Adelstitels nur den noch jetzt lebenden Inhabern desselben freistehen soll, findet sich in Mohl's Rede. —

Aus sicherer Quelle wissen wir daß der König die Abschaffung des Adels in der Weise wie ihn die preußische Nationalversammlung beschlossen, nicht sanctioniren wird. Der König hat Fug und Grund, sich mit seiner Entscheidung auf die allgemeine deutsche Nationalversammlung zu stützen. Während das Frankfurter

Parlament die Haltung der preußischen Nationalversammlung in ihrem passiven Widerstande anerkannte, hatte zugleich Bassermann in Sanssouci eine Audienz von nachhaltiger Wirkung; Beckerath wurde berufen.

Der preußische Verfassungsentwurf ist Bruchstück geblieben. Erwarten wir die weitere Entwickelung und Lösung des Conflictes in Preußen, um unser Urtheil darüber sprechen zu können.

C. Reinhold's Karfreitagschristen.

— Man denke sich in einer kleinen schwäbischen Stadt eine Gruppe Menschen die alter orthodoxer Sitte getreu zum Karfreitag gern recht fromm wären, die sorgsamsten Anstrengungen dazu machen, aber bei allem guten Willen doch im Grunde so wenig ideal christlich und so stark materiell menschlich sind daß über allerlei weltlichem Streben keine Feier des geheiligten Festtages zu Stande kommt! Sie wollen alle fromm sein, machen Anstalten dazu und ertappen sich gegenseitig auf sehr unfrommen, heidnischen Wegen! Das wäre ein gutes Lustspielthema. C. Reinhold hat es zu einer Novelle verarbeitet*). Seine Menschen sind Leute von der gebildeten Schicht der Gesellschaft, allein es sind doch zugleich Schwaben, es sind gleichsam geborne Theologen, bei denen das christlich gläubige Herkommen noch sehr viel Geltung hat, noch nationale, wenigstens städtische Sitte ist. Diese Voraussetzung macht es schwer sich in die Interessen der Novelle zu verlieren. Der Verfasser macht diese Vorannahme, ohne uns schwäbischen Grund und Boden, ohne uns schwäbische Decorationen mit entschiedener Genremalerei zu geben. Wenn wenigstens die gemeinen Leute in der Novelle in der Mundart schwäbelten, dann wäre sein Lebensbild, mein' ich, fester eingerahmt. Der Erzähler gibt es allzu sehr als allgemein deutsch. Dies thut seiner Dichtung starken Eintrag. Romane wie die Wahlverwandtschaften, Dichtungen mit hochgestelltem, allgemein menschlichem Thema, mögen sich frei erhalten von aller nationaler oder provinzieller Färbung; allein Auerbachsche Genrebilder bedürfen der Reizmittel der localen Charakteristik. Nun liegt eine Reinholdsche Novelle allerdings zwischen beiden Sphären, aber weil sie komische Wirkungen macht und bezweckt, hätte sie, wie jede Komik, durch stärkere, gröbere Schatten und Tinten nur gewinnen können. Da ist im Städtchen ein Landrath der gern befördert sein will und sich dazu der Gunst seines hochgestellten pietistischen Bruders in der Residenz versichern möchte. Dieser, der Oberkirchenrath, wird zum Karfreitag angekündigt um Gottesdienst im Städtchen zu halten. Der Landrath wäre nach unserem Zuschnitt besser Stadtrichter, und der Oberkirchenrath Generalsuperintendent. In die Titulatur findet man sich aber nach und nach, um die amtliche Stellung der Leute richtig zu fassen. Der Landrath macht in seiner Wohnung allerlei Vorbereitungen, um dem geistlichen Bruder einen angemessenen Empfang zu bereiten; er entfernt alles scheinbar Anstößige, selbst Bilder aus der nackten Götterwelt der Griechen werden bei Seite geräumt, nur Adam und Eva, ebenfalls unbekleidete Gestalten wie Gott sie schuf, bleiben geduldet; er aber für seine Person strapazirt sich auf alle Art um am Gründonnerstag sich würdig zum Feste vorzubereiten. Der Küster im Orte benutzt die Gelegenheit, sich zum Schmuck für die Kanzel schwarzes Tuch zum Karfreitag zu verschaffen; ein abgelegter Frack des Landraths wird sorgsam dazu verwendet. Hannemann aber, eine sehr komisch erdachte Figur, meint nicht anders als im Rausche seinen harten starren Sinn vor Gott beugen zu können; nur wenn er etwas in der Krone hat, sagt er, wird er weich und kann er den alten sündhaften Adam in sich kreuzigen. So bereitet sich jeder auf seine Weise zum Empfang des hohen Gastes und zum Feste vor. — Alles das ist mit Geist und Humor erfunden und geschildert. Eine sehr unklar gebliebene Figur dagegen ist der Sohn des Landraths, der für genial geltende Gottlieb, der sich nur Theofil genannt wissen will. Er hatt Neigung zum Theater gehabt, ist aber Vicar im Orte; seine Genialität erstreckt sich jedoch blos auf Abfassung schwülstiger Verse. Bald häufen sich auch Gestalten und Situationen die für müßig gelten können. Die Tochter des Landraths flieht vor dem Oberkirchenrath und zieht zu einer Schauspielerin die unglücklicher Weise just zum Karfreitag in die Wochen kommt. Felix, ein heiterer Bonvivant, macht aus Humor den Geistlichen beim Kinde, da der gestrenge Oberkirchenrath solche Dienstleistung am Feiertage ablehnt. Ein Freund des Landrathes, Advocat seines Zeichens, gesellt sich zum Kreise. Er hat die geflüchtete Dorothea im Auge, wird aber durch des Oberkirchenraths reizende Tochter rasch gefesselt. Diese Natalie und der Advocat sind die Geistreichen im Roman. Ihr neckender Verkehr ist höchst anmuthig geschildert; die Scenen zwischen Beiden würden mit dem witzigen Austausch ihrer Einfälle Zierden eines Lustspiels sein, wie denn Reinhold offenbar Glück machen müßte, fände er sich in dieser Form auf der Bühne zurecht. Die Intrigue des Stücks besteht darin daß der Oberkirchenrath, vor dem Alle auf der Flucht sind, vor dessen orthodoxer Strenge sich Alle fürchten, trotz Karfreitag und hoher Salbung ganz menschlichen, wo nicht weltlichen Gelüsten nachgeht. Er kömmt um seinem Herzen privatim ein Genüge zu thun und der Nichte Dorothea, die früher schon bei ihm in der Stadt gehaust, seine Hand anzutragen. Umdeswillen floh das gute Kind bei der Ankunft des Ohms. Der würdige Geistliche wird denn auch dupirt, und Felix, der Bonvivant, wird Dorotheens Galan und Verlobter, während das neckende Paar, der Advocat und Natalie, sich zu einander finden, der Prälat aber als Mensch mit langer Nase abzieht. Das sind ganz menschlich wahre, ganz harmlos natürliche Zustände, und die

*) Gesammelte Novellen und Erzählungen von C. Reinhold. Dritter Band. Die Karfreiheitschristen. Bremen, Franz Schlodtmann, 1848.

hohe Kirchenfeier, zu der sich Alle vorbereiteten, findet lauter Menschen auf dem Soccus, während sie Büßer und Einsiedler verlangt. — Das Ganze wäre, weniger gehäuft und einfach klarer herausgearbeitet, ein außerordentlich glückliches Product unserer nicht eben sehr reichen komischen Literatur geworden. Reinhold hat als Novellist nicht bloß Geist, sondern auch reiche Erfindungsgabe. Allein sein Geist ist speculativer Art, sein Humor ein Erzeugniß der Reflexion. Deshalb fehlt ihm die pragmatische Poesie, die einfach naive Darstellung des Stoffes. Wir haben Erzähler die mit weit weniger Geist glücklichere Wirkungen machen, weil sie weniger künsteln und ungeschminkter die Objecte sich selbst vertreten lassen. Zum Lustspiel, wiederholen wir, verräth Reinhold außerordentlich gute Elemente. Wir heben dies um so mehr hervor, als dies bei deutschen Köpfen eine seltene Begabung ist.

Zur Chronik der Gegenwart.

[Fröbel und Blum in Wien. Das deutsche Gesandschaftswesen.]

— Man schreibt uns aus Wien: „Fröbel, wie Blum zum Strange verurtheilt, ist durch die kräftige Einsprache des schweizerischen Gesandten gerettet worden. Fröbel, ein Deutscher, aus Rudolstadt gebürtig, war glücklicher Weise Bürger von Zürich. Der Profoß der ihm das Todesurtheil und die Begnadigung verkündete, die Soldaten die unter Trommelwirbel dieser Verkündigung beiwohnten, umarmten Fröbel mit lauten, stürmischen Freudenthränen. Von Blum hatten die Officiere den standhaften Muth zu rühmen. Leider war Blum — kein Bürger eines Schweizer Kanton. Er war Bürger von Leipzig, und Hr. v. Könneritz, der Bruder des gestürzten Ministers, verwendete sich — zufällig! — erst zwei Stunden nach der Hinrichtung für den sächsischen Mitbürger. Er erfuhr dann daß sein Bemühen zu spät!" — Wir fügen hinzu daß die Stimme des Volks und der Gerechtigkeit es fordert, Hrn. v. Könneritz sofort nach Dresden zu berufen um sich zu rechtfertigen. Wir fügen hinzu wie hoch noth es ist, unser Gesandtschaftswesen der Centralgewalt zu übergeben, damit wir Bürger und Geschäftsleute auf jenen Posten erhalten, wo es gilt, sachlich unterrichtet zu sein und die Ehre der Nation zu vertreten. Unsere kleinen Staaten wählen Kavaliere dazu, und vornehme Herren dieser Art glauben lediglich ihre Höfe vertreten zu müssen. Wir erinnern daran wie ebenfalls ein Hr. v. Könneritz, ein Vetter der beiden ebengedachten Herren, vor einiger Zeit in Paris den damaligen Privatdocenten Heinrich Wuttke von Leipzig so gut wie preisgab und ihm ein Certificat zur Benutzung der Bibliotheken verweigerte. Wir erinnern wie vor Jahren der badische Gesandte in Berlin die badischen Mitbürger Itzstein und Hecker der Polizei preisgab. Wir könnten hunderte von Beispielen aufzählen, bedürfte es noch der Beweise wie wenig die Ehre und Wohlfahrt des Deutschen bisher durch unsere Gesandtschaftscavaliere gewahrt wurde.

[Aus Wien.]

— Man schreibt uns aus Wien: „Ich will Sie mit den Gräueln welche die Soldaten des Windischgrätz verübten, nicht ermüden. Nur Einiges ergänze ich in dem was vielleicht politische Zeitungen schon geschildert. In der Mackschen Zuckerfabrik ermordeten die Kroaten alle daselbst befindlichen Arbeiter, den Director warfen sie lebendig in das von ihnen angezündete Gebäude. Daß die Wiener Proletarier die verschiedenen Brände veranlaßt, ist eine schändliche Lüge, denn die Vertheidiger hatten weder Granaten, noch Congrevesche Raketen. Es ist jetzt amtlich bestätigt daß die Burg von außen angezündet worden; auf dem Dach der Augustiner Kirche ist die zinnerne Hülle einer Brandrakete gefunden und liegt jetzt als Beweis beim Gemeinderath. Dessenungeachtet proclamirte der Fürst Alfred Windischgrätz, das Proletariat habe die Burg in Brand gesteckt. (Wir erinnern nur daß die Studenten mit dem Brande der Burg oder des Thronsessels renommirten.) Fürst Windischgrätz hat gut proclamiren, da keine hiesige Zeitung widersprechen darf. Eine wahrhaft kannibalische Grausamkeit war die sechstägige Absperrung der innern Stadt von den Vorstädten. Wohl 20,000 Menschen hatten sich beim Beginn des Bombardements am 28. October aus den Vorstädten in die innere Stadt geflüchtet. Die Absperrung bezweckte blos die Habhaftwerdung der einzelnen Führer. Tausende lagen in den Wirthshäusern oder ohne Obdach herum auf den Gassen, oder wurden in die schmutzigsten Löcher und Kasematten gesteckt bis sie sich ausgewiesen daß sie die Gesuchten nicht seien. Die officielle Zeitung spricht von 1600 Gefangenen, von denen nach 12 Tagen erst 1000 entlassen wurden. Dabei ist die Masse von Proletariern und jungen Leuten nicht gerechnet, die in's Hauptquartier nach Hetzendorf geschleppt wurden, und über deren Schicksal nichts weiter verlautet als daß eine Menge unter das Ruthenische Militär gesteckt wurden. Nach welchem Gesetzbuch in der Welt kann man deutsche Jünglinge und Männer unter galizische Rußniaken stecken? Ihr Verbrechen war daß sie auf Befehl ihrer gesetzlichen Behörde für die Vertheidigung ihrer Vaterstadt gegen die Räuberhorden des Jellachich die Waffen ergriffen. Die Demokraten und Republikaner freuen sich über die brutale Wuth der aristokratisch soldatischen Camarilla. Die angestammte Treue an das Haus Habsburg wird damit ausgerodet in den gutmüthig leichtsinnigen und leichtgläubigen Herzen der Östreicher. Die gedankenlose Genußsucht der Wiener wird sich damit in spartanischen Ernst verwandeln. Auch die versteinerten Seelen in den Provinzen sind damit zum Leben erweckt. Die zur Hülfe Wiens herbeigezogenen Nationalgarden von Brünn, Grätz und Linz, wurden von den Siegern entsetzlich behandelt. Sie ziehen jetzt als revolutionäre Sendboten nach Hause. — Eine andere Folge ist der unheilbare Bruch zwischen dem deutschen und dem slawischen Element. Das mehr noch perfide als feige Benehmen der tschechischen Abgeordneten welche den Reichstag verließen, die schadenfrohe Stimmung Böhmens, die Grausamkeit der slawischen Soldaten, alles das hat das ehedem gutmüthig kosmopolitische Wien zu einer deutschen Stadt gemacht. Jeder (?), auch der geringste Mann sieht ein daß sich die deutschen Länder von den nichtdeutschen trennen müssen, soll nicht ferner deutscher Sinn durch barbarische Horden unterdrückt werden."

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr.	Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet.	№ 123. 21. Novbr.

Die Glücksblume.

Ein Symbolum von **Julius Hammer.**

Es war einmal ein Vater, der hatte drei Söhne von verschiedener Art. Als diese zu Jünglingen herangewachsen waren, sprach er eines Tages zu ihnen: „Irgendwo wächst die Blume des Glücks, meine Kinder; macht euch reisefertig und zieht hinaus in die Welt, um sie zu suchen!“

Da versetzte Marcell, der Älteste: „Wie schwer es auch sein mag, der Blume auf die Spur zu kommen, so will ich doch weder Mühe noch Scharfsinn scheuen, sie ausfindig zu machen und sie als mein wohlerworbenes Eigenthum heimzubringen.“ Der zweite Sohn, Catull, entgegnete: „Ich hörte schon von solch' einer Wunderblume; sie soll in einem Zauberwalde blühn, und pflücken darf sie nur der welcher die Geister, von denen sie bewacht wird, für sich zu gewinnen weiß. Da ich ein Sonntagskind bin, so hoff' ich, das Werk werde mir gelingen.“ Der Dritte aber, Perill, rief mit lebhafter Freude: „Nichts könnte mir willkommener sein als der Auftrag, Vater! Ich habe mir schon längst gewünscht die Welt am Wanderstabe zu durchschweifen und fremde Länder und Sitten zu sehn. Find' ich die Blume, wohl mir — find' ich sie nicht, nun, so kehr' ich doch wenigstens nicht ohne Gewinn zurück.“

Am andern Morgen in der Frühe zogen die drei Brüder, vom Segen des Vaters begleitet, auf verschiedenen Wegen dahin, nachdem sie einander gelobt hatten, nach Jahresfrist an demselben Tage wieder zusammenzutreffen.

Marcell beschäftigte sich auf seinen Kreuz- und Querzügen angelegentlich mit Philosophie, vermöge welcher er seinen Geist zur Auffindung der Glücksblume geschickt zu machen hoffte. Während seiner tiefsinnigen Studien kam der Winter heran, und alles Leben in der Natur erstarb allmälig. Ein Unterkommen suchend, gelangte er in ein tiefes verborgenes Thal, wo ihn ein uralter Einsiedler gastfreundlich aufnahm. Als er diesem den Grund seiner Reise entdeckt hatte, brachte der Greis ein großes Buch mit hieroglyphischer Schrift herbei und sagte zu dem Jünglinge mit geheimnißvoller Miene, daß hierin der rechte Weg zum Glücke angegeben sei. Marcell studirte nun eifrig in dem Buche den ganzen Winter hindurch, und wie der Frühling wieder die ersten Knospen trieb, meinte er dem ersehnten Aufschluß nahe zu sein. Es schwebte seinem Geist dunkel die Stätte vor, die zu suchen er ausgezogen; er nahm also von dem Alten Abschied und pilgerte, durch das lange Sitzen etwas steif geworden, weiter. Aber was er suchte, wollte sich nirgends zeigen, ja, es war ihm als ob er sich immer mehr von dem rechten Pfade verirrte, je ängstlicher er seinen Geist anstrengte, um zur Offenbarung zu gelangen. Trostlos und entmuthigt, trat er endlich den Rückweg nach Hause an, denn der zur Wiederkehr festgesetzte Tag war bereits so nah daß er keinen Augenblick mehr säumen durfte.

Sein Bruder Catull hatte indessen der geheimnißvollen Blume auf ganz andere Weise nachgestrebt. Nach manchem vergeblichen Versuche war er in einen großen, viele Meilen weiten Wald gekommen, von dem die Sage ging daß er von Geistern bewohnt werde, weshalb sich auch nur selten ein Wanderer in sein Inneres wagte. Hier, dachte Catull, hier werd' ich unmöglich fehl gehn, und so drang er, wenn auch mit leichten Schauern, doch mit zuversichtlicher Entschlossenheit immer tiefer in den Zauberwald hinein. Am hellen Tage bemühte er sich wenig oder gar nicht um sein eigentliches Vorhaben, vielmehr gönnte er sich da meistens Ruhe und träumte von schönen Feen und Elfen, die ihm gewiß — daran zweifelte er nicht — bald

erscheinen und ihm das Glück, so zu sagen, im Schlafe bringen würden; oder er schrieb zärtliche Gedichte auf Blätter aus seiner Brieftasche, die er an die Bäume heftete, damit sie von den bis jetzt noch unsichtbaren Bewohnern des Waldes bequem gelesen werden könnten. Des Nachts aber, vorzüglich bei Mondschein, schweifte er umher und war gewärtig daß ihm plötzlich einmal ein reizendes Waldfräulein oder wenigstens ein gutmüthiger Zwerg entgegentreten und ihn einladen werde zu folgen. Aber zu seinem nicht geringen Verdrusse wechselte der Mond öfter und öfter, ohne daß ihm etwas Abenteuerliches begegnen wollte. Schon fing es an herbstlich durch die gelben Blätter der Bäume zu rauschen, und unter solchen Umständen ward ihm allmälig um den Erfolg seiner Sendung bange, ja bisweilen konnte er sich nicht enthalten, sich laut über die treulosen Geister zu beklagen, die er erst so vertrauungsvoll besungen, und die ihn nun so undankbar im Stiche ließen. Da traf sich's eines Abends daß unser irrender Ritter auf eine Höhle stieß, in welche einzutreten er auf einmal ein unbezwingliches Gelüst verspürte. Auch schien der klare Quell welcher daneben murmelnd aus dem Felsen hervorsprudelte, ihn ordentlich dazu aufzufordern. Als er aber seinen Fuß über die Schwelle setzen wollte, wehrte ihm eine rauhe Stimme den Eingang, so daß er erschrocken mehrere Schritte zurückprallte. Aus der Höhle trat darauf eine kleine Waidmannsgestalt, die ein lautes Gelächter aufschlug.

„Ei, warum fürchtest Du Dich so sehr? sprach sie. Ist Dein Muth schon zu Ende? Du sollst nach Belieben Dich in diesem Raume umsehn dürfen; doch zu Deinem eignen Vortheil rath' ich Dir, zuvor einen Trunk aus dieser Heilquelle zu thun."

Bei diesen Worten füllte der kleine Waidgesell sein Trinkhorn, das er an der Seite trug, und reichte es dem noch immer sehr Verdutzten. Catull nahm sich indessen zusammen und leerte es auf einen Zug, denkend, mit diesem Trank im Leibe werde er nun wohl ungefährdet die Blume des Glücks finden und pflücken können. Ein Regenguß der eben losbrach, ließ ihm keine Zeit zu Bedenklichkeiten; eilig flüchtete er sich in die bergende Höhle und achtete wenig des wiederholten Gelächters welches hinter ihm her erschallte.

Der Raum in dem er sich jetzt befand, war ziemlich finster, doch da er im Hintergrunde einen leisen Lichtschimmer bemerkte, so schritt, oder besser gesagt, wankte er muthig weiter und — war es der Trank der ihm den Kopf eingenommen? — gelangte auf einem Seitengange in eine mäßig große Halle, welche durch eine von oben herabhängende Ampel angenehm erhellt war, sonst aber nichts enthielt als ein, wie es schien, frisch aufgeschichtetes, weiches Mooslager, das ihn um so freundlicher anlachte, je entschiedener er jetzt den Trank aus der Quelle auf sich wirken fühlte. Er konnte nicht umhin sich niederzulassen, und ehe er dreimal Athem geholt, fiel er in einen tiefen, betäubenden Schlaf.

Als er erwachte konnte, er sich lange nicht besinnen, wo er sei. Er raffte sich auf, und da es völlig dunkel um ihn war, so tappte er mühsam vorwärts, bis er abermals einen leisen Lichtschimmer gewahrte. Kaum war er jedoch einige Schritte weiter gegangen, so drang ihm plötzlich eine blendende Helligkeit entgegen, und eh' er sich's versah, stand er — wieder vor der Höhle im Freien. Verwundert rieb er sich die Augen und schaute sich um. Alles schien ihm verändert — die Sonne glänzte klar vom blauen Himmel hernieder, die Luft wehte ihn warm an, der Rasen duftete und schimmerte, die Bäume waren mit frisch grünem Laub geschmückt, und in den Zweigen sangen lustige Vöglein. Wie schwer sich Catull auch von seinem Staunen erholte: endlich blieb ihm kein Zweifel mehr daß der Frühling gekommen sei, und daß er Herbst und Winter in der Höhle verschlafen habe.

Was sollte er thun? Die verführerischen Geister und sein Schicksal verwünschend, suchte er so schnell als möglich den Ausgang aus dem Walde zu gewinnen und eilte, um dem seinen Brüdern gegebenen Versprechen nicht untreu zu werden, auf geradestem Wege seiner Heimath zu. Unfern vom väterlichen Hause am Kreuzwege, wo er sich vor einem Jahre von seinen Brüdern getrennt hatte, langte er fast in demselben Augenblicke an, als eben auch Marcell eintraf.

Sie umarmten sich schweigend; in ihrem Schweigen verstanden sie sich. Nachdem sie eine Zeitlang trüb und stumm auf einer Ruhebank neben einander gesessen, begann Catull: „Der Vater hat uns die Lehre geben wollen, daß die Blume des Glücks nirgends auf dieser Erde zu finden sei!" Marcell neigte düster das Haupt und wiederholte: „Nirgends!" Gleich darauf ertönte eine heitere Musik; ein festlich geschmückter Zug von Landleuten nahte; und voraus mit bekränztem Haar und froher Miene schritt Perill zur Seite einer lieblich blühenden Jungfrau die sich hold verschämt an ihn schmiegte.

„Brüder!" rief er, auf jene Beiden zueilend, und drückte sie freudig an seine Brust. Schon schwebte ihm die Frage, wo der Vater sei, auf den Lippen, da be-

grüßte dieser mit lautem Willkommen die Wiederkehrenden. Aus ihren Gesichtern las er sogleich, welcher von ihnen auf der Reise der Glückliche gewesen. Er schloß einen nach dem andern in seine Arme; dann faßte er nochmals den jüngsten bei der Hand, küßte ihn auf die Stirn und sprach: „Heil dir, mein Sohn, deine gute Natur, dein froher Sinn hat dich auf die rechte Bahn geführt; das sagt mir dein Blick, ehe du ein Wort gesprochen.“

„Ja, mein theurer Vater, ja, meine lieben Brüder, antwortete Perill, mein Auszug ist gesegnet gewesen! Frohen Muths wanderte ich fort, und er blieb mir treu, wohin ich auch kam und was mir auch begegnete! Freilich ging mirs nicht immer nach Wunsch; heitere Tage wechselten mit trüben, Gelingen mit Mißlingen, Genüsse mit Entbehrungen; manche Gefahr hatt' ich zu bekämpfen, in mancher schwierigen Lage geduldig auszuharren, manche bittre Täuschung erfuhr ich; aber, dacht' ich da, so ist einmal das Leben, und es ist gut daß es so ist; hab' ich nicht Kraft in mir, mich zu rühren? Die Welt ist groß, und überall gibt es tüchtige Menschen. Und die Natur, die rastlos schlafende, immer harmonische, ist sie nicht in allen ihren Erscheinungen uns eine liebevolle Lehrmeisterin, wenn man sie wieder liebt? — Ich durchpilgerte unser schönes Vaterland nach allen Richtungen, ich sah den Rhein und den Belt, die Alpen und die Nordsee — wie schlug mir das Herz! Jede Blume zu der ich mich niederbückte, um sie zu pflücken, lachte mich glückverkündend an, so daß ich nach und nach fast ganz vergaß Die zu suchen, um deretwillen ich zum Wanderstab gegriffen; — schien mir doch das Glück an allen Wegen zu blühn! Unterdessen aber erwachte mehr und mehr ein unbeschreiblich drängendes Verlangen in mir, und statt des bisherigen harmlosen Genügens empfand meine Seele eine süße, ahnungsvolle Unruhe. Es gab Stimmungen, in denen ich sogar fürchtete, zu früh frohlockt zu haben um dafür nun büßen zu müssen. Allein solcher Stimmungen schämte ich mich immer bald wieder und überwand sie schnell. Eines Tags kam ich an einem großen Garten vorüber, dessen herrlicher Blüthenreichthum mir auffiel. Wie ich nun voll Bewunderung am Eingange stehn blieb, — was erblickte da mein Auge! Aus dem Gebüsche tritt eine wunderliebliche Fee, unter leisem Gesange Blumen zu einem Kranze sammelnd, den sie halbvollendet in der Hand trägt. Einige Augenblicke stand ich regungslos, gefangen von ihrem Liebreiz; doch rasch besann ich mich, trat ein, auf sie zu und grüßte sie bescheidentlich. Jetzt war mir mein dunkles Verlangen kein Räthsel mehr, die Holde war keine Fee, sondern die Tochter des Gärtners, der mich freundlich willkommen hieß, und da ich im Laufe des Gesprächs mit ihm erfuhr, daß er vor wenigen Tagen einen seiner Gehülfen entlassen habe und einen neuen brauche, so bot ich ihm meine Dienste an. Er nahm mich bei sich auf, was Flora auch nicht ungern zu sehn schien, und ich — o mein Vater, wie preis' ich mein Geschick, das mich hierher geführt! Fest entschlossen, sie zu erringen, ihren Besitz mir zu verdienen, widmete ich meinem Dienste die angestrengteste Thätigkeit. Vor Sonnenaufgang schon ging ich täglich an mein Geschäft, von dem ich mich erst spät Abends trennte; nur die allernothwendigste Ruhe gönnte ich mir, aber wenn mich ein Blick aus Flora's Augen für meinen Fleiß belohnte, so meint' ich immer noch nicht genug gethan zu haben, und spornte meine Kräfte zu gesteigerter Wirksamkeit. Der Segen fehlte nicht; was ich unternahm, gelang, was ich pflanzte und pflegte, gedieh, Floras Vater war mit mir zufrieden und gewann mich lieb wie einen Sohn. Als der Frühling wieder erschienen war, da faßt' ich mir ein Herz, entdeckte der Holden meine heiße, redliche Liebe und fragte sie, ob sie mein Weib werden und mich glücklich machen wolle? Indem ich so sprach, standen wir zufällig an derselben Stelle, wo ich sie zum ersten Male gesehn, und sie hatte wieder einen frischgrünenden Kranz in der Hand. Diesen reichte sie mir mit lächelndem Erröthen statt der Antwort, und ich drückte sie freudig an mein Herz und küßte sie auf den blühenden Mund. Segne sie als deine Tochter, Vater! — sie und keine andre ist die Blume des Glücks, welche zu suchen du mich ausgesendet; nimmer werd' ich eine schönere finden!“

Bei diesen Worten führte Perill dem Vater seine Braut entgegen, und während dieser sie, Freudenthränen vergießend, herzte und küßte, trat auch ihr Vater aus dem Kreise der ländlichen Begleiter und vollendete die rührende Gruppe.

Und Marcell und Catull? — Sie wiederholten nicht noch einmal, daß die Blume des Glücks nirgends zu finden sei; vielmehr bereuten sie auf's Innigste so viel kostbare Zeit mit Grübeln und Schwärmen verloren zu haben. Am Beispiele ihres jüngern Bruders lernten sie, daß nur ein frischer offner Sinn und eine freie, freudige Thätigkeit zum Heile führe, und glücklicher Weise war es noch nicht zu spät für sie, das Versäumte nachzuholen.

Zur Chronik der Gegenwart.

[Die grose Krisis für Deutschland.]

— Die Berliner Wirren zwischen Reaction und Fortschritt und der Sieg der martialen Reaction in Wien müssen uns jetzt gleichzeitig zur Entscheidung in Sachen Deutschlands führen. — Beckerath ist jetzt in Preußen der Mann des Augenblicks. Was er vor nicht langer Zeit als seine ministerielle Bedingung stellte, Unterwerfung unter die Centralgewalt, und was noch vor kurzem in Preußen für unerhört galt, ist jetzt die Rettung geworden, um den Conflict zwischen der Krone und der Volksvertretung zu lösen. Man sieht jetzt endlich in Berlin ein daß die Mehrheit in der Paulskirche den politischen und nationalen Takt hat, um aus den Quertreibereien der Leidenschaften, aus den Strudeln revolutionärer Gelüste gründlich und stetig die Bahn der Reform und Neugestalt für Einheit und Freiheit zu finden. Die Ansicht der Mehrheit des Frankfurter Parlaments ging dahin, die Krone habe in Preußen höchstens den constitutionellen Buchstaben für sich, aber den constitutionellen Geist gegen sich. Flüchtet sich das reactionäre Gelüst hinter jenen constitutionellen Schein, so wird dieser Schein um so trüglicher, gleichviel ob er in seinen Folgen gefahrdrohend oder, wie er sich jetzt erweist, ganz ohnmächtig ist. Ein Ministerium Beckerath löst die preußischen Wirren für den jetzigen Stand der Dinge; Dank sei es der guten Haltung der Bevölkerung, welche gute Haltung nicht wenig durch die Schrecken] die Wien verbreitete, unterstützt wurde. — In Wien ist kein Ende der Wirren abzusehen. Der jetzige Durchbruch der alten Reaction ist nur der Anfang vom Ende. Ob Ungarn unterworfen wird, ob Italien sich von neuem erhebt, ob Östreich in seiner neuen martialen Centralisation den Schein deutschen Wesens sich erhält oder ehrlich und entschieden sich jetzt als slawischer Staat construiren wird: für die hereingebrochenen Kämpfe dort ist kein Ziel, kaum eine Richtung abzusehen. Der Reichsminister Schmerling sagte in der Paulskirche, in Wien sei es nach östreichischem Usus unter Windischgrätz „nicht ungesetzlich" hergegangen, es bestehe noch das alte Gesetz das dazu berechtige. Aber Schmerling gestand ein daß nach den Märztagen in Wien ein Gesetz nicht habe in Anwendung kommen sollen, wonach „die Armee zu einer Strafanstalt herabsinke"! Das verurtheilt den jetzigen Zustand in Östreich, erledigt aber noch nicht den thatsächlich eingetretenen Ab- und Ausschluß Östreichs von Deutschland. Wenn das Blut des gegen deutsches Recht Hingerichteten noch nicht genügt, so muß der Schrei des Volkes und ein Beschluß das deutschen Parlaments diese Ausscheidung feststellen. — Man spricht bereits davon daß Schmerling abtreten werde; seine Sendung nach Berlin wird als seine letzte Aufgabe bezeichnet. Und diese Botschaft hat nichts Geringeres zum Inhalt als die Ankündigung daß der Reichsverweser sein Amt niederlegen werde. Eine Maßnahme mit Preußen über diesen Schritt ist die transitorische Einleitung dieses Actes, mit welchem das centrale Deutschland seinen provisorischen Zustand abschließt. Bestätigt sich dies, so lebt im Erzherzog Johann die Überzeugung von der Nothwendigkeit einer Centralisation Östreichs. Mit ihm scheiden dann zugleich die östreichischen Abgeordneten aus der Paulskirche. Nach dem Zurücktritt Östreichs ist dann Preußen der natürliche und berechtigte Vorort Deutschlands. Damit kommt Einfachheit und Halt in die Sache. Auf Grund und Boden des zollvereinigten Deutschlands muß sich dann das centrale Deutschland politisch organisiren.

[Aus Wien; Messenhauser, Blum, Chassé.]

♀ So ist denn auch Messenhauser erschossen, d. h. als ehrlicher Mann gestorben, ohne Verrath zu üben, ohne durch Denunciation sich Frist oder Milderung zu verschaffen. Der Verrath tritt in andern Gestalten auf, vielfältig, vorzugsweise aber in Gestalt eines Mephisto. Messenhauser starb ehrlich, heiter, mit lachender Miene; er commandirte selbst Feuer und wies auf die Stelle wo die Schützen treffen sollten. — Blum's Hinrichtung empört ganz Deutschland. Auch hier fühlt man die Tücke mit der sich Östreich von Deutschland dadurch lossagte. Für den Gang der Dinge hier war Blum völlig unbedeutend gewesen. Seine Beredsamkeit wirkte wenig; sie war zu ruhig, zu farblos; man war hier an stärkere Tinten und Leidenschaften gewöhnt. Fühlte er das, und trieb ihn das über seine Natur hinaus? Wirken wollte er in jedem Falle. Oder war es ein böser Dämon in Gestalt jenes Chassé (Chaisé) der sein Ohr mit Schmeicheleien belagerte, ihm zuraunte, er sei der Mann zur Präsidentschaft? Dieser galizische Jude hat ihn die Zustände hier in einem falschen Lichte erblicken lassen. Blum sprach hier plötzlich von der Republik an die niemand dachte. Blum war leichtgläubig wie ein Kind. Seine Stellung als Führer einer Elitenschaar war untergeordnet, die Vertheidigung einer Brücke war ihm anvertraut. Man rühmt die entschiedene Kaltblütigkeit mit der er stand und focht. Auch seine Standhaftigkeit im Tode war rühmenswerth; er glaubte bis auf den letzten Augenblick an seine Unverletzbarkeit, an die Unmöglichkeit daß man Hand an ihn legte. Vor Gericht hat er sich offen zur Republik erkannt, obschon man ihm Antworten nahe legte, die ihn gerettet hätten.

[Die Ultra's in Frankreich.]

— Unter den Auspicien des Berges der Nationalversammlung hat sich in Paris la Solidarité républicaine, eine Genossenschaft der Ultrarepublikaner gebildet, welche in jedem Departement, Arrondissement und Kanton ihren Zweigverein hat. Der Generalrath von 60 jährlich neu zu wählenden Personen, zu denen Ledru-Rollin und Lamennais gehören, hat in Paris seinen Sitz. Die Organisation dieses Klubbs kann den gemäßigten Vereinen, die wie in Deutschland so auch in Frankreich allzu wenig solidarische Parteigenossenschaft haben, zum Muster aufgestellt werden! Das Vereinsorgan ist la Révolution démocratique et sociale. Der nächste praktische Zweck des Vereins ist, die Candidatur Ledru-Rollins zur Präsidentschaft durchzusetzen. Man sieht in ihm das beste Werkzeug, Frankreich auf dem von der Revolution angebahnten Wege zu leiten, und verpflichtet ihn, falls er zur Gewalt gekommen, auf die Abschaffung der Präsidentschaft. Er soll also nur Präsident werden, um die Präsidentschaft abzuschaffen! — Die Mörder Lichnowsky's und Auerswald's, welche in Straßburg verhaftet und nach Verdun gebracht wurden um dort auf freien Fuß gesetzt zu werden, erklärt dieser Verein für politische Flüchtlinge. Meuchelmord also ist blos politischer Irrthum!

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr.	Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet.	№ 124. 22. Novbr.

Ein Tagebuch aus Berlin.

⊙ **Montag d. 13. November.** Berlin schlägt die Augen auf vom Schlaf, und schlägt sie rasch wieder nieder; es erinnert sich daß ihm eine große Schmach angethan, daß es trotz seiner würdevollen, friedlichen Haltung in Belagerungszustand erklärt ist. Es ist ein trüber, grauer Tag, dieser dreizehnte November, — welcher zugleich der Geburtstag der Königin ist. Niemand denkt daran; nur Herr Rellstab, der unermüdliche Besinger aller königlichen Geburtstage, hatte, wie immer, auch heute ein Gedicht fabricirt. Es war schon in die Druckerei gewandert, um die Vossische Zeitung zu schmücken; indeß haben die übrigen Mitredacteure des Blattes sich so entschieden dagegen erklärt daß Rellstab es zurückziehen mußte. In der That, es ist schrecklich; Berlin kann nicht an königliche Geburtstage denken, an einem Tage an dem es entwaffnet werden soll! Auf den Straßen ist es lebendig, das Berliner Volk kann sich noch nicht daran gewöhnen daß es seiner liebsten Gewohnheit, an den Straßenecken zu politisiren, entsagen soll. Überall stehen große Gruppen zusammen, und debattiren über dieses unerhörte Ereigniß: Berlin in Belagerungszustand! Zugleich gehen überall Patrouillen umher welche das zusammengerottete Volk auseinandertreiben sollen. Das Militär hat sich schon mehrfach geweigert, das Volk mit dem Bajonett anzugreifen. Auf dem Hausvoigteiplatz kommandirte ein Officier beim Angriff auf das Volk: Feuer! Die Soldaten setzten Gewehr an Fuß. Die Officiere waren blaß und bestürzt, erzählten aber nachher, um ihre Niederlage zu beschönigen, es sei so unter ihnen und den Soldaten verabredet worden, weil die Königin den König beschworen, an diesem Tage kein Blut zu vergießen. Auch an andern Orten weigerte sich das Militär auf das Volk zu gehen. — Auf den Straßen ward heute, da die Regierung die Diäten nicht mehr an die hier verweilenden Deputirten auszahlt, eine Sammlung für diese begonnen. Es kam ziemlich viel Geld zusammen, selbst arme Leute, Wittwen und Kinder kamen, ihr Schärflein beizusteuern. Fast ganz Berlin nimmt Partei für die Nationalversammlung, aber es zeigt sich ernst und besonnen, und ganz in würdiger Haltung. Wird Berlin der Regierung imponiren durch sein Schweigen? „Das Schweigen der Völker ist eine Lehre für die Könige!“ sagte Mirabeau. Wird der König, welcher Jacoby nicht hören wollte, dieses Schweigen seines Volkes verstehen? — Heute ist der Deputirte Schramm verhaftet worden, weil er ein aufrührerisches Placat an die Soldaten vertheilt. Seine junge schöne Frau kam selber in Mylius' Hotel, wo eine Abtheilung der Nationalversammlung gerade Parteisitzung hielt, um es dem Präsidenten von Unruh anzuzeigen. — Man war bis jetzt in Zweifel, ob noch die Post die Briefe an die Deputirten portofrei befördern würde, heute aber hat der Generalpostmeister v. Schaper dem Präsidenten Unruh angezeigt, er werde seine Pflicht thun und die Briefe portofrei befördern! — Von allen Seiten kommen noch fortwährend Deputationen bei der Nationalversammlung hier an, um die Sympathien des Landes auszudrücken; es wurden deren in der heutigen Sitzung der Nationalversammlung 38 vorgelesen. — Im Schauspielhaus wird nicht gespielt, weil dasselbe in eine Festung umgewandelt, und ganz militärisch besetzt ist. Es liegen über 400 Soldaten darin, die Fenster sind von innen mit Wollsäcken ausgefüllt, und die Soldaten sind auf acht Tage verproviantirt. Im Schlosse aber liegen mehrere Regimenter, alle Höfe sind mit Heu bedeckt, und dort müssen die armen Soldaten trotz dieses fürchterlichen Wetters bivouakiren. Das Volk steht hinter den geschlossenen Gittern, und beklagt und bejammert die armen Soldaten.

Dienstag d. 14. Heute ist wieder Sturm und Regen. Die Demokraten sind dessen froh, und bitten den Himmel immer heftiger regnen zu lassen, denn bei solchem Wetter bleibt das Volk ruhig, und Alles kommt darauf an, es noch einige Tage ruhig zu halten, bis die Provinzen gerüstet sind. „Außerdem, sagen sie, gewinnt uns jede Stunde Aufschub hundert Soldaten, und wenn es gar schlechtes Wetter ist, zweihundert, denn alsdann sind die Soldaten wüthend, so nutzlos von ihren Officieren umhergetrieben und gemartert zu werden!“ — Ich wünschte diese Zuversicht theilen zu können, aber ich glaube kaum an diese Hülfe der Provinzen. Worte, Worte, nichts als Worte! Der Augenblick der That ist vorüber, wir haben mit unserer

sogenannten „sittlichen Größe“ unsern Muth schon abgetödtet, und unsere Energie gelähmt, wir haben zu lange überlegt, ob es vernünftig sei, zu kämpfen, und darüber ist das Schwert unsern Händen entsunken; wir werden keinen Kampf mehr wagen, und die Provinzen werden viel schreien und gar nichts thun! Nichtsdestoweniger wird aber die Sache des Volkes siegen, wenn auch jetzt die Reaction einen momentanen Sieg erringen mag. Diese letzten Tage, diese ungerechten und gewaltsamen Schritte der Regierung werden vom Volke niemals vergessen werden, denn das Volk welches sehr leicht das Gute vergißt, das man ihm gethan, das Volk vergißt niemals das Böse und die Ungerechtigkeiten die man es hat erdulden lassen. Eines Tages kommt die Stunde der Abrechnung! Die Regierung steht trotz ihres momentanen Sieges an einem Abgrund; sie sieht ihn nicht und schreitet vorwärts. Ich muß dabei an die Worte des Euripides denken: „Wenn aber der Dämon dem Menschen etwas Böses bereiten will, so beschädigt er ihn erst an seinem Verstande!“ — Erbärmlich und kleinlich aber zeigen sich in diesen Tagen die Volksführer. Sie haben den Muth verloren, sie, welche sonst so überaus muthig und voll Heldentrotzes schienen, so lange keine Gefahr da war; die demokratischen Schreier sind jetzt ganz kleinlaut. Sie haben zur unrechten Zeit geschrieen, jetzt schweigen sie zur unrechten Zeit! Als es darauf ankam, klug und besonnen zu sein, und das eben Errungene gedeihen und reifen zu lassen, damit es groß werde und stark, da kannten sie keine Mäßigung, und jetzt wo Alles darauf ankommt einen tapfern und entschlossenen Sinn zu haben, und selbst den Tod nicht zu scheuen, jetzt sind sie plötzlich „sehr vernünftige“ Leute, voll überlegender Mäßigung und besonnener Zurückhaltung. In den verflossenen Monaten aber bedurfte es in der That keines besondern Muthes, um das Bestehende zu verhöhnen, die Regierung anzugreifen und ein schreiender, Alles verachtender, Alles besser wissender Demokrat zu sein. Das hieß nur mit dem Strome schwimmen, und das Fahrwasser für sich benutzen. Ich habe gewisse Parteiführer wegen ihres Muthes und ihrer freien Meinungsäußerung niemals bewundern können, weil es eben nichts Gefahrloseres gab als eben diese ihre freie Meinungsäußerung, mit der die gefürchtete Menge übereinstimmte. Mehr Muth gehörte dazu, dieser Meinung entgegenzutreten, und den Haß des Volkes, die Schmähungen der Demokraten nicht zu scheuen um die Wahrheit zu sagen. — Aber nicht blos die großen Volksschreier und demokratischen Redner sind es welche sich jetzt plötzlich umgewandelt haben. Man kennt auch manche andere Verpuppungsgeschichte, manchen andern diplomatischen Verwandelungsproceß! Ich kenne einen Diplomaten, der vor den Tagen des achtzehnten März sehr liberal sprach mit den Literaten und sehr schön that mit der Aristokratie. Als aber dann die Demokratie siegte, da ließ er das diplomatische Mäntelchen schnell nach dieser Seite hinwehen, und fing den demokratischen Wind mit vollen Backen auf. Da waren die alten Freunde vergessen, und statt der sonstigen Grafen und Barone ward jetzt geliebäugelt mit den Rednern des Volkes. Und wieder jetzt bläst ein anderer Wind, und rasch wieder wendet sich das diplomatische Mäntelchen nach der andern Seite hin, und die Grafen und Barone sind wieder recht wakkere Leute, und Herr Waldeck und Jung wahre Terroristen! — Solcher Umwandlungen kenne ich viele, und das Herz thut Einem weh dabei! Die Einzelnen haben sich umgewandelt, das ganze Volk hat sich umgewandelt. Die Extravanzen, die maßlosen Ausschreitungen der Demokraten haben uns dieses maßlose Ausschreiten der Regierung bewirkt, und jetzt, wo das Unglück da ist, haben die Demokraten den Muth verloren. O jammervolle Welt! — Die Vossische Zeitung ist heute liberal, und dies deshalb, weil sämmtliche Mitredacteure Herrn Lessing den Dienst gekündigt hatten, wenn er nicht endlich den Muth finde, die Wahrheit zu sagen. Aus Desperation erlaubte Herr Lessing seiner Zeitung liberal zu sein, und das Ministerium und Herrn Wrangel anzugreifen.

Mittwoch d. 15. Nach gerade bemächtigt sich eine allgemeine Verzweiflung aller Gemüther, und wir fühlen daß unsere „sittliche Größe“ bald einer „moralischen Entmuthigung“ zum Verwechseln ähnlich sehen wird. Jetzt ist es bald an der Zeit, daß das Volk diesen passiven Widerstand aufgibt, wenn es überhaupt noch daran denkt, siegen und gewinnen zu wollen! Die Demokraten hoffen auf die Maschinenbauer, welche geschworen haben sich nicht entwaffnen zu lassen, und auf 1600 Kanalarbeiter, die man gestern noch bewaffnet hat. — Jetzt, gegen Abend ist es sehr unruhig auf den Straßen, namentlich unter den Linden und in der Königstraße, am meisten in der Jägerstraße. Der verlängerte Termin zur freiwilligen Ablieferung der Waffen ist abgelaufen, und die Waffen werden jetzt den Bürgern abgenommen. Aber unsere Bürger, unsere wehrfähigen Männer, haben sie nicht Alle geschworen, die Waffen nicht abzuliefern? Sie werden, denk' ich, Wort halten, wie Männer! — Heute ist der Vossischen Zeitung wegen ihrer Freisinnigkeit von gestern mit dem Verbot gedroht, wenn sie nicht einen andern Ton anschlage! Herr Lessing selber ist am meisten über seinen Radicalismus entsetzt. Er sitzt mit seiner Zeitung in der Hand unbeweglich da, starrt auf einen Fleck, und seufzt zuweilen: wie konnte mir das geschehen! — Herr Wrangel, der wie ein Zauberer im Königschloß sich eingenistet hat, und für die gewöhnliche Welt ganz unsichtbar ist, Herr Wrangel hat ihn, so wie auch Herrn Spiker, den Redacteur der guten Spener'schen, und Herrn Oldenberg (von der Deutschen Reform) einen nach dem andern mittelst eines Husaren zu sich entbieten lassen, und ihnen moralische Strafpredigten gehalten. Da nämlich der Polizeipräsident Bardeleben sich geweigert, Herrn Wrangel's Befehle zu vollstrecken und einen Censor für die Zeitungen zu stellen, so hat der pfiffige Mann, welcher das Gras wachsen hört, wenn er es nicht sieht, sich ausgesonnen, die Zeitungen sollten sich selber censiren. — Zu Herrn Spiker sagte er: „Aber wie ist es möglich, mein Herr, daß auch Sie sich in die Opposition begeben konnten? Sie, der

schon von Friedrich dem Zweiten sein Privilegium empfangen hat, Sie sollten doch wenigstens dankbar sein für diese königliche Wohlthat, und es den Hohenzollern durch treue Liebe in diesen schweren Zeiten lohnen!“ — Ja, sagte Herr Spiker, ich muß doch auch an meine Abonennten denken. Ich würde deren sehr Viele verlieren, wenn ich so handelte, wie Sie wünschen! — „Wie, sagte Herr Wrangel in edler Entrüstung, also nur des Geldes und Vortheils willen handeln Sie so? Ich, mein Herr, denke anders! Ich setze mein Blut und mein Leben ein, um meinem König zu dienen, bin in jeder Stunde bereit, meinen Kopf für seine Sache hinzugeben!“ — Dabei muß man freilich wissen daß Herr Wrangel hier im Schlosse hinter verschlossenen Gittern haust, mehrere Regimenter im Hofe liegen, und vierzehn Kanonen auf das Dach gewunden sind. Man muß ferner bedenken daß Hr. Wrangel niemals allein ausgeht, sich nur sehr selten, und dann nur in der Mitte seines Generalstabes auf der Straße sehen läßt, die Zeitungen aber welche ihn angegriffen, unterdrückt, die Journale welche ihn mit beißenden Witzen gegeißelt, verbietet, und die Entwaffnung der Bürger befohlen hat! — Auf diese Weise setzt Herr Wrangel Blut und Leben ein! — Heute fand die entscheidende Sitzung in der Nationalversammlung statt. Sie war so geheim gehalten, daß die Regierung wenigstens den Beginn derselben nicht gewußt, und sie daher ohne Störung begann. Die Abgeordneten waren in entsetzlicher Aufregung, stritten und zankten sich, und zwischen Rodbertus und Zachariä kam es sogar zu Thätlichkeiten. — Es ward nach Eröffnung der Sitzung über die Steuerverweigerung verhandelt. Herr von Kirchmann hielt eine fulminante Rede, in der er sagte daß er wohl wisse, wie man mit der Steuerverweigerung die Anarchie in das Land schleudere daß es aber kein anderes Mittel des friedlichen Widerstandes mehr gäbe! — Endlich im Moment der Abstimmung erfolgte die Scene mit dem Militär und dem Hauptmann v. Herwardt. Während der Präsident noch mit ihm unterhandelte, begaben sich einige der Deputirten hinaus zu den draußen postirten Soldaten, um durch Rede und Wort auf sie zu wirken. Ich stand neben einem dieser Deputirten, dem edlen und gesinnungstüchtigen Sch..... Dieser sprach mit wahrhaft ergreifenden Worten zu den Soldaten: „Menschen, Kinder unseres Volks, bedenkt Ihr denn nicht, was Ihr thut? Ihr wollt die Abgeordneten vertreiben, welche Eure Väter hieher gesandt, damit sie für ihr und Euer Wohl hier berathen. Ihr wollt die Hand aufheben gegen Eure Freunde! Wißt Ihr denn nicht daß Eure Väter Euch fluchen, Eure Mütter über Euch weinen werden, wenn Ihr Euch vergreift an uns! Wenn Ihr es thut, dann wird Niemand in Eurer Heimath Euch freundlich ansehen, wenn Ihr heimkehrt, und die Hand wird Euch verdorren, welche Ihr freventlich an die Abgeordneten Eures Volkes gelegt!“ — Thränen eines edlen Zorns standen in seinen Augen, als er so sprach; auch die Soldaten weinten, traten näher zu ihm heran, und sagten flehend: „Ach lieber Herr, lassen Sie es doch nur gut sein! Es ist schlimm genug daß es so ist, aber wir können nichts dafür. Wir wollen Ihnen auch gewiß nichts zu Leide thun!“ — Inzwischen hatte man drinnen den Hauptmann von Herwardt zu bewegen gesucht, den Saal nur noch auf wenige Augenblicke zu verlassen, weil man gleich fertig sei, und dann gutwillig von dannen gehen werde. Herwardt, mit fortgerissen von der tiefen und tragischen Bedeutung dieses Momentes, verließ mit seinen Soldaten den Saal, — und die Abstimmung konnte ungehindert stattfinden. Die Steuerverweigerung ward einstimmig von den anwesenden 226 Deputirten, mit einer Mehrheit also von 22 Stimmen, angenommen. Damit wäre also die Brandfackel in's Land geschleudert! —

Donnerstag d. 16. Es wird immer stiller und trüber in unserer armen Stadt, eine allgemeine Entmuthigung tritt ein, die Straßen sind öde und leer, von der Nationalversammlung hört man nichts mehr. Noch glaubt man daß Leben in die Massen kommen soll, wenn die gewaltsame Abnahme der Waffen stattfindet. Einzelne Bezirke wenigstens sind fest entschlossen, die Waffen zu verweigern. Einzelne Vereine erklären durch ihren Vorstand jedes Mitglied des Vereins, welches der getroffenen Übereinkunft zuwider die Waffen abliefert, für einen Schurken! Doch hört man schon von andern Stadtheilen daß dort die Ablieferung ruhig von Statten geht. Wir treiben es zu weit mit unserer „sittlichen Größe!“ Der amerikanische Gesandte sagte, bis jetzt habe er die Amerikaner für das edelste und größte Volk gehalten, seit er aber Berlin in diesen Tagen gesehen, könne er auch diesem edlen Volke seine Bewunderung nicht versagen! Als aber Präsident von Unruh, vielleicht fußend auf diesen Ausspruch, den amerikanischen Gesandten für die Nationalversammlung um Aufnahme in sein weitläufiges Hotel bat, damit die Sitzungen unter dem Schutz des amerikanischen Wappens ständen, — wurde doch dieser Schutz verweigert! Die Demokraten sammt und sonders sind in Verzweiflung über diese thatenlose Ruhe, welche in der Stadt herrscht. Auf den Straßen ist eine wahre Grabesstille, alle Thatkraft ist gelähmt, und weil die Abgeordneten und die Demokratenführer nichts Besseres thun können, suchen sie sich zu zerstreuen, und gehen in's Ballett um sich dort von den phantastischen Traumbildern, welche die große Tanzkünstlerin Lucilie Grahn uns vorgaukelt, in Ruhe schaukeln zu lassen. Sie tanzt auch in der That sehr schön. Herr v. Berg, der tapfere Kaplan, der sich jetzt ganz zur Linken geschlagen, hatte daher ganz Recht daß er heute die Linke und die Rechte (nämlich seine Hände) tapfer zusammenschlug zum Applaudiren dieser kunstgewandten Füße, während Herr Held Brava! Brava! schrie. Ja, ja, die Linke und die Demokraten gehen in's Theater, und lassen sich Mährchen vortanzen, um die harte Wirklichkeit zu vergessen! Alle Welt geht in's Theater. Nie, in den acht Monaten unserer Freiheit, war das Haus so besetzt wie in diesen Tagen, und niemals ward mehr gejauchzt und applaudirt. — Dumpfe Gerüchte durchliefen heute die

Stadt von einem Aufstand in Potsdam! — Der König hat mit der Königin Sanssouci verlassen, und ist unter starker militärischer Bedeckung in das Stadtschloß gezogen. Dort wohnt jetzt die ganze königliche Familie sammt allen Prinzen und Prinzessinnen. Hier in Berlin sind auf dem Platz vor dem Schlosse Kanonen aufgefahren, die Höfe sind zu einem Feldlager eingerichtet, beim Bivouacfeuer lagern Soldaten und singen patriotische Lieder! Auf dem Gendarmenmarkt hat heute Einer den Andern mit einem Dolche tödtlich verwundet, aus Zorn darüber, ein Reactionär gescholten zu sein. — Die Zeitungen sind heute entsetzlich anzusehen; man muß zwischen den Zeilen lesen, um sie zu verstehen, sie verschweigen Alles was sie sagen möchten. Nur in einem Regierungsartikel wird die Nationalversammlung genannt. — In der Hasenhaide hat heute Herr Wrangel einen Soldaten kriegsrechtlich erschießen lassen, weil er seinen Posten verlassen, sich in Civilkleidung gehüllt und sich so in den demokratischen Klubb begeben hat! Dieser Klubb hielt Sitzung trotz Wrangel. Eine Abtheilung Soldaten kam den Klubb aufzuheben. „Was thun Sie hier?" fragte der Officier den Mann welcher noch auf der Tribune stand, und eben eine politische Rede beendet hatte. „Wir halten Betstunde!" war die Antwort. — „So bitte ich mir den Prediger aus!" — Voilà tout.

Sonnabend d. 18. Es ist zu Ende, das große Drama ist für den Augenblick hier in Berlin abgespielt! Die Waffen werden abgeliefert, ja selbst die Maschinenbauer welche geschworen, die Waffen nur mit ihrem Leben sich entreißen zu lassen, selbst diese haben sich ruhig entwaffnen lassen. In der ganzen Stadt hört man nur den dumpfen Trommelwirbel, der da befiehlt daß die Bürger fein demüthig ihre Waffen auf den Hausflur tragen. Eben wirbelt und heult diese Trommel in meiner Straße. Alle Quergassen sind mit Militär besetzt. Überall liefern die Bürger die Waffen ab. Die Männer heucheln ganz vergnügte, harmlose Gesichter, die Weiber weinen vor Schmerz; sie scheinen die Schmach der Männer zu fühlen. Wie der Wagen mit den abgelieferten Waffen langsam und feierlich unter starker militärischer Bedeckung beim Trommelwirbel durch die Straßen fuhr, kam es mir vor wie ein großer Leichenzug. Berlin's Mannheit wird zu Grabe getragen. Das Drama ist für den Augenblick zu Ende.

Miscellen, von M. B.

Der Serre'sche Backofen.

Seit zwei Jahren haben öffentliche Blätter eine patentirte Erfindung des Major Serre auf Maxen bei Dresden angekündigt; es ist eine neue Art Backofen, von Außen mit Steinkohlen heizbar. Die zeitherigen Erfahrungen, welche an mehreren Orten in Preußen und Sachsen, namentlich in der Comunbäckerei des Magistrats zu Dresden und bei dem Bäkkermeister Cramer zu Leipzig gemacht worden sind, haben die außerordentliche Zweckmäßigkeit dieser Ofenconstruction und die auffallend große Ersparniß an Brennmaterial bei Steinkohlenfeuerung dargethan, wie dieses auch durch eine von Seiten des königl. sächsischen Ministeriums des Innern angeordnete Prüfung bestätigt worden ist. Es ist Folgendes bewährt: 1) Ein einfacher, mittelgroßer Ofen, welcher auf jedes Gebäck 80 sechspfündige Roggenbrote = 480 Pfd. faßt, gestattet bis 16 Gebäcke binnen 24 Stunden. 2) Bei einem täglichen Betriebe von 3—5 Gebäcken stellte sich für jede 100 Pfd. Brot ein Feuerungsaufwand an Steinkohlen von noch nicht $\frac{1}{3}$ Sgr. ($1\frac{1}{4}$ Kreuzer rh.) heraus. 3) Das Gebäck in diesem Ofen, sei es Schwarz- oder Weißgebäck, ist ganz vollkommen; der Ofen bäckt an allen Stellen gleich gut, an keiner findet ein Sengen oder Brennen des Brotes statt. 4) Die Erbauungskosten eines solchen Ofens sind im Verhältniß zu dem durch die jährlichen Ersparnisse herbeigeführten Nutzen, welcher schon im ersten Jahre die für Überlassung der Erfindung zu zahlende Gebühr drei- bis vierfach, bei stärkerem Betriebe sieben- bis achtfach deckt, äußerst gering. — Außer dem erwähnten Ministerium des Innern, dem Magistrat zu Dresden und dem Bäkkermeister Cramer zu Leipzig bestätigen auch der Rittmeister v. Wallenrodt zu Königsberg i. Pr. und Landesältester v. Liers auf Willkau bei Schweidnitz, welche solche Öfen seither benutzten, die großen Vortheile derselben. Es wird dafür von dem Erfinder Garantie gegeben. Im Auftrage desselben gibt Dr. Hartmann in Berlin (Oranienburger Straße Nr. 4) nähere Auskunft wegen der praktischen Ausführung dieser gemeinnützigen Erfindung.

Luther über Tanzen und Komödie.

Nichts ist in den Augen unserer Pietisten ein größerer Gräuel als das Tanzen und das Theater. Diese Leute sollen einmal den Dr. Luther hören, den sie sonst so gern als ihren Gewährsmann nennen. Er spricht also: „Es fragt sich, ob das Tanzen unter die Sünden zu rechnen? Weil es bei uns gebräuchlich ist, Gäste zu bitten, sich zu putzen, zu essen und fröhlich zu sein, also auch zu tanzen, so sehe ich nicht auf was Weise diese Gewohnheit könne verworfen werden. Doch muß man den Mißbrauch meiden. Daß Sünde und Böses begangen wird, ist nicht dem Tanzen beizumessen. Wenn Alles ehrlich zugeht, wirst du mit den Gästen wohl tanzen können. Glaube und Liebe wird durch das Tanzen nicht vertrieben." — „Komödie zu spielen, soll man nicht wehren; es wird darin fürgehalten und für Augen gestellt aller Dignitäten Grade, Aemter und Gebühr, wie ein Jeglicher sich in seinem Stande halten soll im äußerlichen Wandel, als in einem Spiegel. Item werden darin beschrieben und angezeigt die listigen Anschläge und Betrug der bösen Bälge, desgleichen was der Eltern und Knaben Amt sei. Solches wird in Komödien fürgehalten, was denn sehr nütz und wohl zu wissen ist, und Christen sollen Komödie nicht ganz und gar fliehen, darum daß bisweilen grobe Bubereien darin sind, da man doch um derselben willen auch die Bibel nicht dürfte lesen. Darum ist nichts daß sie solches fürwenden, auch um der Ursach verbieten wollen, daß ein Christ nicht sollte Komödie spielen und lesen."

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr.

Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet.

№ 125. 23. Novbr.

Die Wirren in der Walachei.

(Aus Bukarest, Ende October.)

✲ Über unsere Ereignisse sind so unwahre Berichte verbreitet daß ich mich veranlaßt sehe, Ihnen die Wahrheit zu schreiben. Als die türkische Armee unter Omer Pascha den türkischen Commissär Fuad-Effendi von Giurgevo nach Bukarest begleitete, ertönte überall die Sturmglocke und gegen 30,000 Mann, meist aus den benachbarten Dörfern, stellten sich in und vor der Stadt auf, die aber von den Häuptern der Bewegung, den jungen in Paris erzogenen Bojaren, nicht organisirt waren, während deren Väter mit Fuad-Effendi und dem russischen Consul für das alte System in Verbindung geblieben waren. Als dieser Fuad-Effendi am 25. September den Metropoliten, der gesetzlich bei erledigtem Fürstenthrone Chef der provisorischen Verwaltung ist, aufforderte die vornehmsten Bojaren und die Corporationen der Stadt zu versammeln und in das Lager zu senden, um die Befehle des Sultans zu vernehmen, widersetzten sich die jungen Bojaren der Zuziehung der alten Großbojaren, der Repräsentanten des alten Systems. Dennoch bewirkte der alte Bojar Alexander Philipesko eine Versammlung derjenigen Großbojaren welche früher stets als die eigentlichen Notabeln des Landes angesehen worden waren; wogegen die jungen Bojaren, die Partei der Bewegung, Dreißig ihrer Großen als Abgeordnete an Fuad-Effendi absendeten. Diesen folgten die Abgeordneten des alten Systems; so daß der Commissär der Pforte in die Verlegenheit kam beide Parteien gegeneinander stehend vor sich zu sehen. Er las ihnen den Pforten-Befehl vor, gegen welchen die Großbojaren nichts einzuwenden hatten, gegen den aber die jungen Leute mit der größten Heftigkeit zu toben anfingen. Fuad-Effendi gab sich viele Mühe die Reaction mit der Reform auszusöhnen, allein wie in solchen Fällen gewöhnlich, kam er damit nicht zu Stande. Er hatte eine große Verantwortlichkeit auf sich, denn der Bürgerkrieg drohte unter seinen Augen auszubrechen, da die Gemüther der großen in und um Bukarest versammelten Menge sich immer mehr erhitzten. Ihm blieb nichts anderes übrig als von den beiden Parteien der der Alten den Vorzug zu geben, die für die Aufrechthaltung der bestehenden Verträge war, wogegen die Hinneigung zu der Partei der Jugend einen Krieg mit Rußland herbeigeführt haben würde. Er ließ daher die dreißig jungen Leute mit Übereinstimmung der Alten verhaften und rückte in Bukarest ein; wodurch ein großes Blutbad verhindert wurde. Daß dennoch die erhitzten jungen Leute in der Stadt das Walachische Militär aus der Kaserne auf die Türken Feuer geben ließen, war von solchem unüberlegten Eifer zu erwarten, der natürlich zu nichts führen konnte. Daß die Truppen im Gefecht ebenfalls erbittert wurden, ist nicht zu verwundern; dennoch hat Omer Pascha ein Paar Plünderer todtschießen lassen. Überhaupt halten die Türken bessere Mannszucht als die Russen. Zu bedauern ist der gute Wille der Männer der Bewegung; allein er war nicht gehörig vorbereitet. Sie hätten sich an die Pforte halten müssen, ohne diese in den Fall zu setzen, sich mit Rußland über den Frieden von Adrianopel zu überwerfen. Damals hatte die östreichische Politik zum letzten Male versäumt, sich der Romunen anzunehmen; darum war es auch unklug von dem Consul dieser Macht und denen die sich von ihm ins Schlepptau hatten nehmen lassen, daß sie gegen den tractatmäßigen Einmarsch der Russen protestirten; — stets ein Beweis der Ohnmacht.

Ein Brief aus Wien.

Wien, d. 17. November.

♁ Messenhauser ist das siebente Opfer des Kriegsgerichtes. Man behauptet zwar daß in dem Hauptquartier zu Hetzendorf mit einer Menge der in den ersten Tagen der Eroberung dahin geschleppten Personen kurzer Proceß gemacht wurde; die officielle Zeitung versichert jedoch daß außer den veröffentlichten Hinrichtungen keine andern kriegsgerichtlichen Opfer gefallen wären.

Der Auditor des Kriegsgerichtes Wolfram ist seit vorgestern von stillem Wahnsinn befallen. Seine fixe Idee ist, es sei „ein Individuum" ungerechterweise verurtheilt worden. Er ist auch bereits in seiner Funktion durch einen andern, weniger weichmüthigen Beamten ersetzt. Wie oft das Kriegsgericht noch orakeln wird, das weiß der Himmel. Wenn man den Kampf gegen die belagernde Armee als Grundlage für die Todesurtheile nimmt, müßte man die Hälfte der Bevölkerung erschießen. Überdies sind die Mörder Latours noch zu hängen, oder vielleicht zu viertheilen, aber sie sind wahrscheinlich nicht herauszufinden. Etwa dreißig namenlose Proletarier haben die unselige That begangen, und wenn sie sich nicht selbst angeben, dürfte sie der beste Spürhund nicht ausfindig machen.

Könnte man nur einen höheren politischen Gedanken hinter all diesen Grausamkeiten entdecken! Aber man sieht mit dem schärfsten Späherauge nichts als eine Mischung von Bornirtheit und Rachsucht. Bei Messenhausers Tod ist der Hof selbst mitschuldig; das Urtheil ist erst drei Tage nach dem Spruch vollzogen worden und die Krone hatte Zeit genug zu interveniren. Der gemeinste Wiener hat sich das ausgerechnet, und unter den Flüchen welche seit der Hinrichtung des beliebten Kommandanten von wenigstens hunderttausend Lippen ausgestoßen wurden, dürften sich drei Viertel auf Personen beziehen, die mehr zu verlieren haben als der Windischgrätz. Der arme Kaiser! Ist es seine Schuld daß ihm das Geschick eine glühende Krone aufgesetzt? Wahrhaftig, der kranke Mann hat am wenigsten in Östreich zu befehlen. Der aristokratische Adel terrorisirt ihn eben so wie früher das Volk. Er wagt jetzt nicht mehr der militärischen Mordlust entgegenzutreten, wie er früher gegen das anarchische Treiben des Volkes sich nicht zu stemmen wagte! Alles was jetzt in Wien geschieht, wird wohl im Namen, aber nicht für den Kaiser gethan; der Adel und das Soldatenthum ringt mit dem Volk um seine Existenz. Einige Worte des Fürsten Windischgrätz, die ich aus verläßlicher Quelle weiß, charakterisiren am besten unsre Zustände. Als sich eine Person die vom Fürsten persönlich geschätzt wird, für Messenhauser verwandte, sagte der Marschall: „Die Armee fordert seinen Tod und ich kann nicht wegen eines Individuums die Armee unzufrieden machen!" Der Fürst ahnt wohl nicht, welche unheilvolle Zukunft in diesen Worten liegt. Diese Armee ist also nicht mehr die gedanken- und willenlose Masse die Kaiser Franz nach Belieben hin und her schieben konnte; diese Armee hat Wünsche, und wer kann bestimmen was sie morgen wünschen wird. Und was noch gefährlicher: diese Wünsche werden getheilt sein; das adelige und bürgerliche Element in der Armee wird sich scheiden wie Essig und Öl, sobald die mechanische Gewalt die Alles durcheinanderrührte, gelähmt ist und der Naturtrieb die Wahlverwandtschaft geltend machen kann. Der Bürgerkrieg wird diesen chemischen Proceß reißend schnell begünstigen. Schon mußte man bei dem Zug gegen Wien zu lügenhaften Darstellungen greifen. Man verbreitete in der Armee die Gerüchte, in Wien sei die Republik proclamirt, der Pöbel terrorisire die Wohlgesinnten; die böhmischen und ruthenischen Regimenter fanatisirte man durch die als unterdrückt dargestellte slawische Nationalität. Zugleich griff man zu materiellen Bestechungen, indem man eine Menge Unterofficiere zu Leutnants beförderte. Die Ermordung des Kriegsministers wurde als eine Schmach für das ganze Heer dargestellt. — Aber wie lange wird das Alles Stich halten? Schon macht der Kampf gegen Ungarn die deutschen Soldaten nachdenklich, die fortwährenden Bombardements der eigenen Städte führen eine Sprache welche Tiger zahm, Lämmer aber wild macht. Außer Lemberg soll nun auch Linz vor einigen Tagen bombardirt worden sein; in kurzem kommt vielleicht auch Prag an die Reihe, denn die dortigen Zeitungen fangen an eben so heftig zu sprechen wie früher die Wiener Blätter. Ist aber einmal die Armee gebrochen, dann gute Nacht, Östreich! Die verschiedenen Nationalitäten beginnen schon einzusehen daß man sie gegen einander hetzt, um eine durch die andere zu unterjochen, die Maßnahmen gegen Wien und die unnütz fortgesetzten Grausamkeiten sprechen deutlich wie wenig ernst es der Regierung mit dem constitutionellen System sei. Der Adel der sich durch die Armee wiederhergestellt glaubt, wird unfehlbar weitere Übergriffe machen, er wird Entschädigung für die verlorne Robot und eine Pairskammer verlangen, er wird gegen die Abschaffung seiner Titel und Orden ein Veto einlegen, er wird seine Oberhoheit über die Bauern nicht aufgeben wollen; — welcher Sauerteig zu neuen und umfassendern Revolutionen! Tritt nun die geringste europäische Verwicklung hinzu, fällt es dem künftigen französischen Präsidenten ein, den Napoleon zu spielen, oder sieht er sich genöthigt die Socialisten durch kriegerische Glorie zu beseitigen, so müßte die östreichische Regierung Rußland zu Hülfe rufen. Mehr aber brauchte es nicht um Deutschland frei und einig zu machen.

Ich habe Ihnen gestern geschrieben daß der Geist in der Armee nicht mehr verläßlich sei. Die heutige officielle Zeitung verkündet deutlich genug daß Fürst Windischgrätz derselben Ansicht ist. Es wird nämlich kund gemacht daß jeder Soldat, der ein Individuum verhaftet, das zum Treubruch verleitete, 25 Fl. C. M. Belohnung erhält. Offener konnte man die eigne Schwäche nicht eingestehen. Dieser Erlaß erinnert an

die 10 Fl. welche in Gallizien jeder Bauer bekam, der einen Edelmann erschlagen. Nach dieser Kundmachung wird übrigens in Wien nicht mehr zu leben sein, man wird jedem Soldaten auf hundert Schritt weit aus dem Wege gehen müssen. Der erste beste Soldat der 25 Fl. erwerben will, braucht nur einen harmlos Vorübergehenden beim Kragen zu fassen und als Aufwiegler vor's Militärgericht zu schleppen, und man liegt den nächsten Morgen von drei Kugeln durchbohrt im Stadtgraben unter einem nassen Sandhügel! Daß dieses kein Spaß ist, hat man erst diesen Morgen erfahren können. Da ist ein gewisser Bogini, der in einem Gasthause kecke Reden über unsre dermaligen Zustände geführt, um 8 Uhr „mittelst Pulver und Blei" in die andre Welt befördert worden. Das Urtheil das erst gestern über dieses „Individuum" gefällt worden, lautet: „durch Stimmenmehrheit zum Strang verurtheilt." Das Kriegsgericht verurtheilte bisher stets zum Strang, nur aus Mangel eines Henkers ist man genöthigt die bürgerliche Canaille so ehrenvoll sterben zu lassen. Das geht so tagtäglich und die erste Frage, wenn man sich im Kaffeehaus begegnet, lautet: „Wer ist heute erschossen worden?" Vielleicht begegnen Sie in einer der nächsten Nummern der Wiener Zeitung dem Namen Ihres Freundes auf der „Schußlinie", wie man hier die Rubrik nennt, welche die Hinrichtungsberichte enthält. Dieser Brief kann vom schwarzen Kabinett geöffnet, der Inhalt als Verstoß gegen einen der 12 Punkte der Windischgrätzigen Proclamation betrachtet werden, und die Freiheit hat — einen Mitarbeiter weniger. Was ist zu thun? Man muß den Sturm über sich hintoben lassen, man kann das Vaterland nicht an den Sohlen mitnehmen. Überdies bekommt man eine Art tragischer Todesverachtung unter dem Sausen der Kugeln.

Groß ist die Spannung über das Schicksal Berlins und Preußens; wir haben wenig Hoffnung daß das Volk im Falle eines Kampfes den Sieg davonträgt. Darin unterscheiden sich unsere Revolutionen von denen der neunziger Jahre in Frankreich, daß damals der Hof nur eine kleine stehende Armee zur Verfügung hatte, und diese war an den Grenzen beschäftigt. Zu der ungeheuern stehenden Armee kommen heutzutage unseren Machthabern noch die Telegraphen und Schienenwege zu Gute, wodurch in wenigen Tagen hunderttausend Mann gegen die Hauptstädte zusammengezogen werden können. Wie will das Volk gegen solche letzten und äußersten Vernunftgründe (ultim aratio) der Gewalthaber aufkommen? Schmerzlich ist es daß wir alle Nachrichten aus der Welt jetzt so spät erhalten, Zeitungen und Briefe werden um drei Tage später als gewöhnlich ausgegeben. Heute lasen wir erst Berliner Nachrichten vom 13. Selbst die Wiener Zeitung erhält ihre Sendungen nicht früher. Im Hauptquartier ist eine förmliche Censur eingerichtet, an deren Spitze der Bruder Heinrich Heine's steht. Es handelt sich nicht blos darum, Angriffe auf das hiesige Regiment dem Leser zu entziehen, sondern auch den Lauf der Ereignisse in der Welt für uns zu verspäten, damit wir nicht handelnd eingreifen, wenn vielleicht eine günstige Gelegenheit eintritt. Das ist russische Politik.

In Ollmütz zögert man mit der Bekanntmachung des bereits gebildeten Ministeriums, da dieses genöthigt wäre dem Windischgrätz die Vollmacht zu nehmen und die freiere constitutionelle Atmosphäre über Wien hereinströmen zu lassen. Das wagt man aber nicht, so lange Ungarn nicht unterjocht ist.

Aus Italien vernimmt man, es hätten fünf ungarische Regimenter und die dort befindlichen Wiener Freiwilligen sich gegen Radetzky empört und in Masse ihren Marsch nach Ungarn angetreten. Die Folgen eines solchen Ereignisses wären unabsehlich. Die Vaterlandsliebe der Ungarn macht eine solche kühne That wohl möglich. Haben sich doch aus Saatz in Böhmen etwa 150 Husaren durch Böhmen und Mähren in ihre Heimath durchgeschlagen. Der Homer des Jahres 1848 wird diese schöne Episode nicht unbesungen lassen dürfen.

In sechs Tagen beginnt der östreichische Reichstag seine Sitzungen in Kremsier; man darf gewaltige parlamentarische Kämpfe dort erwarten. Von den demokratischen Grundrechten deren Entwurf schon lange veröffentlicht ist, wird das Volk kein Jota lassen wollen. Unter den Punkten ist Abschaffung des Adels, die vollkommenste Freiheit der Presse nach dem Wortlaut des Frankfurter Beschlusses. Was wird der Hof dazu sagen? Gespannt ist man auf die Wahl des Präsidenten. Strohbach hat sich in deutschen Landen verhaßt gemacht und ist überhaupt durch die Flucht von seinem Posten am verhängnißvollen 6. October unmöglich geworden. Smolka dürfte als Präsident während der Revolution von der eingeschüchterten Majorität zurückgewiesen werden. Letzteres wäre zu bedauern, denn Smolka ist nicht blos ein freisinniger, sondern ein charakterfester, entschiedener Mann. Er hat dem Tod schon in's Auge geblickt. Im Jahre 1840 wurde er bei den damaligen galizischen Untersuchungen zum Strange verurtheilt, und zum lebenslänglichen Kerker begnadigt. 1844 kam er durch Amnestie aus der Haft. Selbst jetzt unter der Militärherrschaft weiß er die Würde seiner Stellung zu behaupten. Das Kriegsgericht hat ihm nämlich diese Woche in barschem Ton die Weisung zukommen lassen, nebst drei andern namentlich Angeführten, vor dem Gericht zu erscheinen, um als Zeugen bei der Ermordung Latours, den sie gegen die Volkswuth bekanntlich zu schützen versuchten, Auskunft zu geben. Die Zuschrift war adressirt an den Vicepräsidenten, da Smolka, früher Vicepräsident, erst in den Sitzungen während der Revolution zum Präsidenten erwählt worden. Smolka antwortete lakonisch: „Er kenne keinen Vicepräsidenten dieses Namens, er als Präsident könne sich nicht herablassen vor dem Kriegsgericht zu erscheinen, habe auch nicht die Zeit dazu. Über die andern Deputirten habe er jetzt während der Prorogation des Reichstages nicht zu verfügen." Diese Haltung imponirte; er erhielt eine sehr höfliche, an den Präsidenten Smolka adressirte Zuschrift, worin gemeldet ward daß der Auditor und einige Beisitzer

des Kriegsgerichtes zu einer bestimmten Stunde in seinem Büreau erscheinen und um die nöthige Auskunft bitten würden.

Morgen Vormittag wird die Leiche Latours mit großem militärischen Gepränge und vielem Kanoniren zur Erde bestattet werden. Daß man über seinem Grabe einige seiner aufgefundenen Mörder erschießen werde, wie ein Gerücht sagt, glaube ich nicht. Wie sehr Windischgrätz auch zum Machthaber in unserer Zeit paßt, er hat zu viel aristokratische Manier, um sich derartig zum gemeinen Barbaren zu brandmarken.

Miscellen, von M. B.

Weinveredlung.

Wenn in vielen Gegenden die Spätlese der Trauben als Regel nicht anzurathen ist, so scheint begüterten Weinbauern, welche ihr Erzeugniß veredeln wollen, ein viel sichreres Mittel auf die Art zu Gebot zu stehen, daß sie die mechanische Verdichtung des Zuckerstoffes sowie die Nachreife der Trauben in geschlossenen und gedeckten Räumen zu bewirken suchen, indem sie die Trauben auf Horden, 8 bis 14 Tage lang, der Zugluft aussetzen, ein Verfahren, das bei der Bereitung des sogenannten Strohweines schon lange gäng und gebe ist, also bei der Ausführung keine unüberwindlichen Schwierigkeiten darbietet. Denn jeder wohleingerichtete Weinerzeuger hat Speicher, auf welchen sich leicht Trockengerüste für Horden, nach Art der Seidenzuchtanstalten, anbringen lassen, worauf die Horden nur einen halben Fuß von einander entfernt zu sein brauchen, um den aufgelegten Trauben die gehörige Zugluft zu lassen. Ist diese Einrichtung einmal angeschafft, so hält sie aus für lange Zeit; die Zinsen davon sind geringer als das Wagniß, das bei der Spätlese anzuschlagen ist. Und hierzu kommt noch die Ersparniß kostspieliger Arbeit, die bei der Spätlese wegen der immer kürzer werdenden Tage und mit der steigenden Schwierigkeit, falls Nässe oder Kälte eintritt, sich vermehrt und daher ziemlich hoch anzuschlagen ist. Bietet aber, bei fast gar keinem Risico, das Auflegen der Trauben auf Horden große Vortheile gegen die Spätlese, bei der man, abgesehen von allem andern Mißlichen, allen Unbilden der Witterung ausgesetzt bleibt: so ist es auffallend daß man noch nicht von bedeutenden Versuchen des angegebenen Verfahrens gehört hat, und es wäre zu wünschen daß solche, in etwas großem Maße an verschiedenen Orten angestellt, den zweckmäßigen Erfolg bewährten. — Der auf die besagte Art gewonnene Wein ist mit dem Strohweine nicht zu verwechseln. Dieser gehört zu den Liqueurweinen, der Zuckerstoff wird da durch langes Liegenlassen eingetrocknet und mit gutem Weine später aufgeweicht, während hier von einer solchen Procedur nicht die Rede ist, sondern nur die Entziehung überflüssiger Wässerigkeit und ein Nachreifen bezweckt wird, wodurch die Qualität des Weines, keinesweges aber dessen Natur, so verändert werden soll, daß er in eine andere Klasse von Weinen zu bringen ist, obschon, wenn man einmal die Einrichtung hat, auch die Verfertigung von Weinen aus Trockenbeeren, so wie jene des Strohweines, leicht damit verbunden werden kann. (Nach den Verhandlungen deutscher Wein- und Obstproducenten zu Heidelberg.)

Weinwitze.

Geringere Weinsorten müssen sich mancherlei nachsagen lassen. Man erzählt von Wendewein, dessen Trinker sich Nachts einigemal umwenden müssen, damit die Säure den Magen nicht durchfresse; von Schülerwein, der den Schülern statt der Körperstrafe zu trinken gegeben wird; von Dreimännerwein, weil zum Trinken drei Personen gehören, der Trinker, der Eingießer und ein den Trinkenden Haltender. Man spricht von Raschenputzer, Magenkratzer 2c. Irgendwo hieß es, der Grüneberger werde künftig nicht mehr Dreimännerwein, sondern Fünfmännerwein heißen, denn einer muß trinken, einer einschutten, zwei müssen den ersten halten und einer spielt die Violine, damit man sein Jammergeschrei nicht höre. — Als neue Weine wurden angekündigt: Fahnenweine. Wenn man davon ein Achtel über die Fahne gießt, so zieht sich das ganze Regiment zusammen. — Schulwein. Ein sicheres Mittel, die nicht lernbegierigen Kinder in die Schule zu jagen, indem man ihnen die Alternative stellt, entweder ihre Pflicht zu thun oder zu trinken. — Maskenwein. Trefflich, bevor man in die Redoute geht, da man solche Gesichter danach schneidet, daß man der Maske nicht bedarf. — Telegraphenwein. Wenn man von diesem Weine einen Tropfen auf das Pflaster der Dorotheenstraße in Berlin gießt, so schlägt der Telegraph die Hände über dem Kopfe zusammen und drückt die Worte: Jott, wie wird mich! bis Köln aus.

Pflege des Obstbaues im Nassauischen.

Im Nassauer Lande steht der Obstbau in schönster Blüthe. Wohl kaum anderswo hat man denselben so volksthümlich, so allgemein zu gleichen Erfolgen gehoben. Viel hat zu diesem die Vorschrift beigetragen, wonach in den Schullehrerseminarien gediegener Unterricht in der Obstbaumzucht ertheilt wird. (Auch in einigen andern Provinzen Deutschlands, in Rheinpreußen, ist dies ruhmlich der Fall). Die Seminarzöglinge, wenn sie als Lehrer in den Dörfern angestellt werden, nehmen da besondere Baumschulen unter ihre Leitung und unterrichten praktisch ihre Schüler in der Behandlung und Erziehung des Obstes. Diese Einrichtung, die Anwendung wissenschaftlicher Intelligenz auf den schönen Kulturzweig, ist in Nassau durchgängig, und dem ohne Zweifel hat man den überaus großen Obstsegen in jenem Lande zu verdanken. Alle Chausséen, alle Flurwege sind mit gedeihlichen Obstbäumen besetzt, und außerdem stehen noch hunderttausende in angemessenen Entfernungen auf den Äckern. Im Jahre 1847 war der Obstertrag so überschwenglich groß, daß allein aus dem einen Forst 32,800 Stützen für die Obstbäume geschlagen wurden. — Um die Einführung der Lehre des Obstbaues in den Seminarien und die Pflege dieser ebenso nützlichen als anmuthigen, Länder verschönernden und Menschen gemüthlich bildenden Industrie, hat sich der verehrungswürdige Regierungsrath W. Albrecht, wie um andere Anstalten zur Beförderung der Volkswohlfahrt, vorzüglich verdient gemacht.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Zur Nachricht. Morgen, als am Bußtage, erscheint die Europa nicht.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr.	Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet.	№ 126. 25. Novbr.

Die Bewegung auf den Jonischen Inseln.

Bei den Erschütterungen welche wir jetzt im Vaterlande selbst erleiden, konnten wir nur wenig Theil nehmen an den Bewegungen in diesem kleinen Staate, dem größten Freistaate Europa's nach der Schweiz und der neu entstandenen französischen Republik. — Die Jonischen Inseln, obwohl unter englischem Schutz stehend, bilden nach dem Staatsvertrage vom 5. Nov. 1815, der zu Paris unter den europäischen Großmächten abgeschlossen worden, einen selbständigen Freistaat, der seit der Befreiung Griechenland's in die unangenehme Lage gesetzt ist, seine Stammgenossen in der Nähe in die Reihe der europäischen Staaten getreten zu sehen, während die Jonier die Hoffnung verloren haben, sich mit ihnen zu verbinden. Dies Verhältniß hat eine gewisse Bitterkeit gegen die Schutzmacht hervorgerufen, die Anfangs sehr geliebt war, indem man schon seit 1811 den Engländern behülflich gewesen war, einige dieser damals zu Frankreich gehörigen Inseln zu besitzen. Die erste Veranlassung zu den Mißhelligkeiten zwischen den Joniern und den Engländern gab Parga, auf dem festen Lande von Epirus gelegen, das früher zu dem venetianischen Korfu gehört hatte, aber nach dem Vertrage mit Rußland 1800 an die Pforte abgetreten, jedoch wegen der Verhältnisse mit dem rebellischen Pascha von Janina noch nicht in Besitz genommen worden war. England hatte allerdings Parga nicht mit als Bestandtheil der Republik der Sieben Inseln in Besitz genommen, wie der oben angeführte Vertrag von 1815 ausweist; allein England übergab diese Stadt 1819 den Türken zur allgemeinen Betrübniß der Bewohner Parga's sowohl als der Jonischen Inseln, wo die Meisten als Auswanderer aufgenommen wurden. Man fand in diesem Aufgeben der dortigen griechischen Bevölkerung einen Mangel an Sympathie Englands für seine Schützlinge und für die Sache der unterdrückten Griechen überhaupt, für deren Vorkämpfer damals noch Rußland gehalten ward.

Als Griechenland endlich aufstand, erhielt es die erste Hülfe von den Sieben Inseln, und Kolokotroni, Major des früheren Heeres dieses Freistaates, ging in sein Vaterland Arkadien zurück, und trug nicht wenig zur Befreiung der Hellenen bei. England hatte aber kein großes Interesse, ein so handelsthätiges Volk wie die Griechen in ihrer Nähe zu unterstützen, erschwerte daher die Theilnahme der Jonier an dem Kampfe ihrer Landsleute auf dem benachbarten festen Lande, wenn auch Codrington bei Navarin die Wiederherstellung Griechenlands gründete, und England sich stets weniger feindselig in jenem Befreiungskampfe benahm als Östreich. Auch nachdem Griechenland in die Reihe der europäischen Staaten eingetreten war, zeigte das Verfahren des englischen Gesandten einen nicht zu verkennenden bösen Willen gegen diesen jungen Staat. Dies alles machte die Stimmung der griechischen Bevölkerung auf den Sieben Inseln immer feindseliger gegen England und den englischen Obercommissar zu Korfu.

Dazu kamen noch die Übergriffe welche sich diese Beamten gegen die Jonische Constitution vom Jahre 1817 erlaubten. Wir müssen in dieser Beziehung auf die umständliche Darstellung dieser Verhältnisse verweisen, welche die 1839 in Leipzig erschienene Schrift: „Die Verfassung der Jonischen Inseln und die neuesten Bemühungen eine Reform derselben herbeizuführen", vom Geheimenrathe Neigebaur, enthält. Die damaligen Beschwerden gegen den englischen Obercommissar Howard Douglas wurden durch den ausgezeichneten Gelehrten Joniens, den Senator Mustoridis, dem englischen Ministerium vorgetragen, und im Parlament von dem edlen Fitzroi unterstützt; auch wurde der verhaßte Douglas abgerufen. Allein eine bald darauf

eintretende Ministerialveränderung verhinderte jede Berücksichtigung der Beschwerden dieser Insel. Die Engländer welche Maltha so ausgezeichnet regieren daß diese unfruchtbare Insel sich im größten Wohlstande befindet, behandeln die Republik der Jonischen Sieben Inseln mit einer Härte, die man sich nur aus der Eifersucht gegen Griechenland erklären kann. Die Malthesер haben völlige Preßfreiheit, während hier die einzige Druckerei des ganzen Staates in den Händen des englischen Obercommissärs ist. Besonders ist es der Vergleich mit den Malthesern, welcher die Jonier in so hohem Grade erbittert daß fortwährend Reibungen stattfinden, welche man sich am besten aus der Stellung des benachbarten Griechenlands zu England erklären kann, die aber der freien Entwickelung des Jonischen Freistaates sehr schaden, was um so mehr zu bedauern ist, da die Jonier ein eben so liebenswürdiges als aufgeklärtes Volk sind. D. F.

Die politische Reife Berlin's *).

Seit dem Falle Wiens ist Berlin der Brunnen jeglicher politischer Weisheit; vom rothen Republikaner bis zum Absolutisten sind alle guten und bösen Geister hier versammelt, um das Wohl des Vaterlandes in die Kur zu nehmen! — Vielleicht erscheint es belehrend diese Quelle und ihre Elemente einer Analyse zu unterwerfen.

Im Jahre 1847 bestand die Bevölkerung Berlins aus einem Gemisch von Hofleuten, Beamten, Militärs, Gelehrten, Schreibern, Studenten, Börsenmännern, lebenslustigen Bürgern, Philistern und Leuten ohne Hab' und Gut mit Gefolge. Die politische Sonne hatte diese verschiedenartigen Massen weder erleuchtet noch verschmolzen. Berlin entbehrte jeder politischen Gesinnung und Einwirkung auf die Provinzen.

Der Vereinigte Landtag und der Polenproceß verursachten einige Regungen, und namentlich ließ der Letztere jene Sturmvögel zurück, welche wir auf allen Barrikaden Europa's sich einnisten sehen!

Plötzlich blitzte die französische Revolution auf und in der Märznacht fielen die Errungenschaften gleich einem Meteor inmitten des Berliner Philisterthums nieder und richteten eine babylonische Verwirrung an. Die Zerstörung eines Arsenals, wo 2 Millionen Thaler in Flammen aufgingen, der Triumphzug Mieroslawski's und die Bewegung im Großherzogthume waren die ersten Früchte dieser allerdings sehr unerwarteten Freiheit. Die jungen Heißsporne der Universität steckten in der Aula die Hahnenfeder auf und lasen Collegium über Staatsverfassung; die Kinder Israels und die Presse verbündeten sich und bliesen Feuerlärm, Klubs und Bummler schossen auf gleich Pilzen, und die Demosthene Held, Müller und Karbe übernahmen die Straßenbildung unter Beistand der fliegenden Buchhändler. Der jungen Demokratie erging es wie jenem Kinde in der Fabel, so drei Ammen hatte und krumm und schief gewickelt wurde; solcher geistigen Märzkrüppel haben diese Erzieher in Masse geliefert. — Die Proletarier, hohe Löhne verlangend ohne zu arbeiten, bildeten die Garde und das Auditorium jener Tribunen, die gegen bestehendes Gesetz und Ordnung an jeder Straßenecke eiferten und das souveräne Volk priesen. Rechnen wir die fliegenden Corps aller Art, bewaffnete Maschinenbauer und eine Bürgerwehr ohne taugliches Commando hinzu, unter sich uneinig, berathend, beschließend, stets pünktlich nach geschehener That eintreffend, so haben wir das Bild einer Anarchie, unter welcher die Stadt Berlin einzig durch die Gemüthlichkeit des Volkes dem Schicksale Ninive's entging. Unter dieser politischen Sturmfluth wurde die Nationalversammlung einberufen.

Unter ihren Gliedern waren zwei Hauptstände, die Armee und die großen Grundbesitzer, nicht vertreten; die Versammlung war deshalb demokratischer als die Nation selbst.

Die Männer der äußersten Linken verbündeten sich mit den gährenden Volkselementen; unter den Zelten, in den Klubs erhoben sie ihre Stimme und von der Tribune herab erschollen die maßlosesten Angriffe.

Unter den Mitgliedern der Versammlung befanden sich Viele, welche die Unbilde so sie vom alten Regiment erlitten, an dem neuen rächen wollten. Die Fractionen neigten sich stets mehr zur Linken. Anstatt sich rasch zu verständigen und die neue Freiheit vor dem Eintritt der Reaction, welche jeder großen politischen Bewegung folgt, gesetzlich zu befestigen, machte man die Karikatur der ersten französischen Revolution, und

*) Wir theilten schon früher einen jener „Briefe an die Provinzen" mit, welche der preußische Abgeordnete der Stadt Hagen zur Charakteristik Berlin's lieferte. Unter der obigen Überschrift erhalten wir durch die dritte Hand den neuesten, vom 18. November datirten Brief, den wir unsern Lesern nicht vorenthalten dürfen. D. Herausg.

übersah daß nicht allein der Stoff, sondern auch Geister wie Mirabeau und Danton fehlten. Anstatt eine Bastille zu stürmen, zerstörte man die Trophäen des Zeughauses.

Berlin's politischer Horizont war also ohne Stern erster Größe.

Das Wort „Pietät“ war verbannt, das Hohe zog man in den Staub, die Presse selbst übte eine despotische Censur, indem sie Partei nach einer Seite nahm und entgegenstehenden Artikeln die Aufnahme verweigerte. Die Klubs übten schweren Druck und jene systematische Verläumdung, vor welcher bereits Washington seine Landsleute so dringend gewarnt hat.

Endlich erschien der große Demokratencongreß, welcher der eigenen Thorheit die Narrenkappe aufsetzte und vor der ganzen Nation ein Zeugniß von seiner totalen Unfähigkeit ablegte. — Wie konnte sich in der Hauptstadt aus solchem Hexenkessel eine gesunde öffentliche Meinung bilden, fähig die Provinzen zu leiten! —

Der 31. October brach den Stab über Berlin und rief den 9. November und den gefürchteten Wrangel herbei.

Die Städte bilden nur ein Drittheil der Nation; ihre Demokratenvereine rufen Wehe! über Israel, allein der Kern der Bevölkerung im Lande hat sich längst von Berlin gewendet und sieht durch die fortdauernde Aufregung der Hauptstadt Ordnung, Erwerb und Besitz gefährdet.

Man freut sich selbst in den Rheinlanden, daß die Regierung mit Macht der Anarchie entgegentrat, obschon das Volk nirgends gesonnen ist sich irgend eine jener Freiheiten rauben zu lassen, welche der März verheißen hat.

Wenn je Besonnenheit und aufrichtige constitutionelle Gesinnung noth that, so ist es in dem jetzigen kritischen Augenblicke. Die Räthe der Krone mögen achten auf die Zeichen der Zeit! — F. H.

Spindler's Vergißmeinnicht. 1849.

— Von Taschenbüchern geht uns das Spindlersche zu (Stuttgart, Frankh). Die würtembergische Kronprinzessin Olga ziert das Titelblatt, eine ganze Reihe von Illustrationen gibt uns Gestalten und Gruppen aus dem Stuttgarter Festturnier, wo Abendland und Morgenland zur Feier der hohen Vermählung wo nicht Hälse, doch Lanzen brachen. Anderweitige xylographische Leistungen und zwei Musikbeilagen führen wir an ohne ein Wort des Urtheils, das der geringe Preis eines „Taschenbuchs für das Volk“ allerdings bedingen müßte. Wir meinen, man könnte dem Volke weniger, aber dies Wenigere dann zur Pflege des Schönheitssinnes besser liefern.

Vier neue Erzählungen von Spindler fordern uns auf, über die unverwüstliche Schöpferlaune dieses Autors unsere Freude an den Tag zu legen. Das Volk will panem, aber auch circenses, und der Romantiker thut wohl seine Quellen nicht zu schließen. Und er spendet für's Volk nahrhaftes Getränk, Landwein und Bier, wie's kommt. Das führt uns gleich zum Inhalt der ersten Novelle: „Der Sechsundvierziger.“

Spindler führt uns in das Wirthshausleben eines kleinen Städtchens nicht weit von der Schweizergrenze. „Der Baselstab“ ist Sammelplatz der Honoratioren, als da sind der Amtmann, der Apotheker, der Krämer &c. Selbige thun sich allabendlich ein Gütchen beim Gläschen Wein, wobei denn manches Späßchen getrieben wird. Eines Abends kommen mehrere befremdlich aussehende Herren, um im Baselstab zu übernachten. Der Eine verlangt Bier, das der Wirth nicht schenkt, und ist sehr verdrießlich eine abschlägige Antwort zu bekommen; er muß ein „Malzfabrikant“ sein. Die beiden Andern, ein Junger und ein Alter, sitzen beisammen im Extrastübchen und sprechen leidenschaftlich über den Wein. Der Erste wüthet über das jetzige elende Menschengeschlecht das kein gut Glas Wein werth sei. „Sie besaufen sich in meinem Nektar, aber sie freuen sich nicht dessen vom poetischen Standpunkt aus!“ sagt er, und wir erkennen in ihm zu unserm Erstaunen Gott Bacchus, der sich auf die Erde begab um die Menschheit, die sich jetzt ganz dem heillosen Biertrinken ergibt, ernstlich zu prüfen, ob sie noch ferner seiner Gottesgabe werth sei. Sein hochbejahrter Freund, niemand anders als Vater Noah, redet ihm gütlich zu, aber Bacchus bleibt verdrießlich. „Und die vielen europäischen Narren, so man Hydropathen nennt! eifert er; aber all das ist nichts, gar nichts; Wassertrinker können immerdar noch Weintrinker werden. Aber nimmermehr bekehrt sich ein Bierfaß zu unserm heitern Dienst! Vielmehr macht der Bierschlauch Proselyten allerwege zu aller Zeit, an jedem Tage, und unser Reich mindert sich, und an Denen die noch zu uns halten, hab' ich keine Freude. Was hat z. B. der göttervolle Sechsundvierziger geholfen, den wir wachsen ließen? Ich frage. Diese Deutschen haben sich daran toll und voll getrunken, aber — wo ist der Gott geblieben, he? Darum halt ich dafür, es sei zu Strafe und Noth dieser Wahnsinnigen pro 47 ein ächter Rachenputzer zu produciren.“ Bacchus macht auf Noah's Zureden noch einen Versuch die Menschen zum edlen Rebensaft zu bekehren, und schenkt dem Baselwirth mehrere Flaschen des köstlichsten Weines. Dieser tractirt damit seine

Gäste, schenkt eine Flasche einem jungen Korporal, der bis dahin vergebens um seine Tochter freite, und läuft mit einer andern Flasche zum Rikele, das er selbst zu freien wünscht. Er schenkt dem Rikele tapfer ein; das hilft, und sie verspricht die Seine zu werden. Unterdessen haben die Stammgäste im Baselstab eben so tapfer getrunken, werden freimüthig und sagen sich einander die schönsten Grobheiten; sie gerathen sich so eben in die Haare als sie von heftigem Sturmläuten zur Besinnung kommen. Es brennt in des Apothekers Hause; Rikele, seine Schwester, ist, süßen Weines voll, eingeschlafen, und das Licht hat umherliegende Wäsche angezündet. Der Korporal, bis dahin ein sehr schüchterner junger Mann, hat sich im Wein Courage getrunken, steigt hinauf und rettet das Rikele. Aus Dankbarkeit gibt ihm der Baselwirth seine Tochter, auch der Sohn darf seine Liebste heimführen, er selbst heirathet das Rikele, die Stammgäste reichen sich versöhnlich die Hände, Alle aber erkennen daß die ganze Verwirrung nur vom Wein herkam, und geloben einander hoch und heilig nie wieder welchen über die Lippen zu bringen. Bier sei doch ein solideres Getränk! Wüthend über den Erfolg der Weinprobe ziehen Bacchus und Noah ab. Von dem Tage an wurde das Wetter regnicht und kalt, die Trauben geriethen schlecht; Gambrinus aber (denn er war der vermeintliche Malzfabrikant) lacht sich in's Fäustchen und hinterläßt dem entzückten Baselwirth ein Fäßchen „von herrlicher Natur, Stärke und Klarheit, ein Wunder von Märzgebräu!“ Alle Gäste stimmen ein: „Allen Trunknen soll vergeben und kein Katzenjammer sein!“ — Dies die Geschichte des geheimen Weincongresses im Baselstab. — Wir meinen, die Erzählung hätte anziehender werden können, wenn sie mährchen- oder spukhafter gehalten wäre. So aber geht außer dem Weintrinken Alles sehr nüchtern her; und Vater Noah und Bacchus sind unter diesem ganz gewöhnlichen Leben und Treiben wie hereingeschneit.

Wer den kräftigen Pinselstrich Spindler's lieber auf dem breiten Boden der Historie will als im Gebiet der Phantastik, findet in der zweiten Erzählung: „das Strafgericht der Eidgenossen“ ein Bild der Schweizer Wirren aus dem J. 1587. — „Trottl-Nazi“, eine Geschichte aus dem Gebirg, führt uns dann einen jener Cretins vor, welche z. B. am Hallstädter See. nicht ohne schaudernde Regung die Aufmerksamkeit der Reisenden auf sich ziehen. Sie flößen Ekel ein, und doch erkennen wir in ihnen Genossen unseres Geschlechtes. Ihre Häßlichkeit schreckt uns, und ihre oft bewährte prophetische Gabe läßt uns doch einen geheimen Zusammenhang ahnen, in welchem diese Menschenabart mit den Elementen der Natur verkehrt. — Das Hanni hat den unglücklichen Bruder von der Mutter auf dem Sterbebett als Vermächtniß überkommen. Ihr Gelübde, dem Verwahrlosten sich zu widmen, treibt sogar ihren Friedl in Verzweiflung fort unter die Soldaten. Andere Freier kommen und stellen ihr nach. Der Trottl-Nazi bleibt das Hinderniß, und man will sie mit Gewalt von der Creatur befreien. Der Nazi wird aber mehrmals Hanni's Retter. Er wittert das Feuer das man auf ihr Dach schleudert; der Instinct ersetzt in ihm die sonst fehlende Berechtigung zum verständigen Menschendasein. Er schläft ihr zur Seite im Bett am Fenster. Der verhöhnte Freier schleicht mit der Büchse heran, um das Mädchen das ihn verspottete, zu erschießen. Er weiß daß sie rechts im Bette zu ruhen pflegt. Nazi hat aber just in der Nacht, von geheimnißvoller Ahnung gequält, sich links gebettet; der Schuß tödtet ihn statt Hanni. Friedl kehrt endlich zurück und findet das getreue Herz des Mädchens ihm geneigt. Das Lied vom ungetreuen Mädel könnten die wandernden Meßtyroler lernen, falls es nicht schon ihr Eigenthum ist:

> Der April is nit z'gut,
> Schneibt dem Jäger auf 'n Hut,
> 's Deandl hat mich verlassen,
> So viel falsch is ihr Blut.
>
> Weil mich's Deandl verlassen,
> Liegt mir gar nir mehr dran,
> Such dir n' Andern zum Stimmen,
> Ich schau dich nit mehr an.
>
> Steife Bubn hab'n brav Hunger,
> Können Schuhzweck vertrag'n,
> Hab' dich lieb g'habt zum Fressen,
> Liegst mir jetzt noch im Mag'n.
>
> A bissl sikrisch, a bissl sakrisch,
> A bissl hoch hast du's g'geb'n,
> Ohne dich, du falsches Deandl
> Kann ich hundert Jahr leb'n.

Auch andere eingestreute Lieder sind artig, wie:

> Spiegelheiter, spiegelheiter,
> Wie glanzen die Stern',
> Wie geh' ich zum herzliebsten
> Deandl so gern!

Die vierte Erzählung: „Die kleine Offka“ gibt die anmuthige Beschreibung eines böhmischen Bauerhauses, ist aber sonst sehr leicht, flüchtig und liederlich hingeworfen. (Offka ist Abkürzung für Sophie. Auch andre böhmische Namen bereichern hier unser Wörterbuch: Manka und Marianka für Maria, Lituschka für Ludmilla, Kunka für Kunigunde, Juscho für Joseph). Das böhmische Bauernleben hat niemand so tief und ergreifend mit dichterischer Kraft geschildert als Isidor Heller in seiner Novelle: Ein böhmischer Bauer, welche die Europa brachte. Ist Isidor Heller ganz an die politische Bewegung in Östreich draufgegangen? Er verließ Leipzig um nach Pesth zurückzukehren, blieb in Wien, ist aber in den dortigen Wirren nicht wieder aufgetaucht. Ist der Cyclus von Novellen: Aus dem Leben der Märtyrer, zu denen auch die meisterhafte Erzählung „der Liguorianer“ gehörte, im Sturm der Zeiten untergegangen, oder im Winkel des Poetenherzens verschüchtert sitzen geblieben?

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr.	Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet.	№ 127. 27. Novbr.

Aus Wien.

♁ Wien d. 22. November. Seit der Beerdigung Latours, bei welcher 72 Geschütze donnerten, schienen die kriegsrechtlichen Ermordungen auf Augenblicke sistirt zu werden. Die Alten schlachteten Hekatomben über den Gräbern; bei uns ließ man die Opfer der Beerdigung vorausgehen. Das Kriegsgericht schleudert zwar noch täglich Todesurtheile, aber Parze Windischgrätz hemmt auf Befehl von Ollmütz die tödtliche Scheere und verwandelt die Dosis „Pulver und Blei" in mehrjährige „Schanzenarbeit in Eisen." Der Soldat hat sich schon hinreichend geletzt an rebellischem Bürgerblut, jetzt wüthet nur noch die Abschreckungstheorie des Staatsmannes. Das ist die Politik der Furcht und sie wird ihre Früchte tragen; der Schreck erzeugt Erbitterung. Das nur zu gerechte Mißtrauen gegen eine Regierung, die es nie ehrlich mit Freiheit und Constitution gemeint, ist nun zum wildesten Haß gesteigert. So thöricht und verderblich auch die verschiedenen Emeuten und Revolutionen Wiens seit dem 15. Mai gewesen, sie lagen in der Natur der Verhältnisse, sie waren Folgen des unvergeßlichen Druckes, der seit Jahrhunderten auf dem östreichischen Volk gelastet, und der ewigen Reactionsgelüste der Camarilla. Durch offenes ehrliches Walten hätte man von diesem wackern Volk jede Unterstützung erlangen können, keine selbstsüchtige aus der Fremde genährte Wühlerei hätte gegen die überwiegende Majorität des ruheliebenden und gut kaiserlich gesinnten Bürgerthums aufkommen können. Aber die Flucht des Hofes nach Innspruck, das Aufhetzen der Nationalitäten um eine durch die andere niederzuwerfen, das Verweilen des Kaisers in Schönbrunn, umgeben von einer kleinen Armee deren Officiere durch alle Mittel gegen den Bürger gewonnen wurden, der Zug des Banus, der offenbar mehr gegen Wien als gegen Pesth gerichtet war, und endlich jener Staatsstreich gegen Ungarn, der ähnliche Absichten gegen Wien zu erkennen gab, alles das mußte nothwendig den 6. October veranlassen. Das Volk ergriff die Offensive, bevor der Hof stark genug war freiheitsmörderischen Manifesten Nachdruck zu geben. Wien irrte nur darin daß es die Kraft Ungarns und die Einsicht der Provinzen überschätzte. Hätten die Ungarn in den ersten Tagen nach der Revolution vom 6. bis Wien vordringen können, so wäre Deutschlands Einheit und der Sieg demokratischer Institutionen entschieden gewesen. Die jetzige Eroberung Wiens würde diesen schönen Traum auf lange vernichtet haben, wenn nicht die Sieger selbst in ihrer Rohheit und Ungeschicklichkeit an dessen Verwirklichung arbeiteten. Ein milder Sieger hätte das Gemüth, welches bei unserer politischen Kindheit nur zu sehr überwiegend ist, gewonnen. Die Milde des Siegers hätte die Revolution vom 6. in den Augen der Provinzen und der Mitwelt zu einer Barbarei, die Vertheidigung Wiens zu einer Thorheit, zum Verbrechen gestempelt; die frechen Übergriffe, die soldatische Brutalität des gegenwärtigen Machthabers geben unserer Revolution den Schein richtiger Voraussicht, klugen Zuvorkommens. Überdies führt das Unglück eine mächtige Sprache und die Sympathien die dem trotzigen Wien fehlten, strömen gewaltig der gedemüthigten Hauptstadt zu. Die verbreitete Ansicht, Wien sei von einer kleinen Faction terrorisirt, bewährt sich jetzt schlagend als eine lügenhafte Erfindung; zur Überwindung einer kleinen Faction hätte man nicht eines vierwöchentlichen Kampfes und einer Armee von hunderttausend Mann mit 270 Geschützen bedurft. Und wo bleiben denn die Ergebenheitsadressen der Mehrheit an den Kaiser, jetzt wo man von einer ungeheuern Garnison beschützt seine Gefühle von „angestammter Treue", seinen Abscheu gegen das „demokratische Wühlen" ungehemmt strömen lassen

könnte? Das Ausbleiben solcher Adressen ist es auch was den Hof so zornig macht und zur Fortsetzung der Maßregeln für Herstellung der Ordnung und Gesetzlichkeit veranlaßt. Man möchte gerne Wien in die Knie sinken und sich reuig an die Brust klopfen sehen. Aber Wien will nicht mehr das gute Kind spielen; trotzig zeigt es die Zähne, oder kehrt grob den Rücken. Selbst aus den Provinzen kommen keine allerunterthänigsten Zusicherungen nach Ollmütz. Die Tschechen haben mit Vergnügen Wien fallen sehen, aber statt dem Sieger reichen sie nun den Deutschen in Böhmen die Hand zum Bunde gegen die gemeinsame Reaction. Einsam und gemieden haust der einst allmächtige Kaiser in der mährischen Festung, ein Gefangener der Aristokratie, die mit seinem Namen für die eignen Privilegien gegen das Bürgerthum kämpft. Welcher Abstand gegen 1809, wo der geschlagene, vom äußern Feind tief gedemüthigte Kaiser von dem blutenden, seiner Kinder und seines Eigenthums beraubten Bürger jubelnd in die vom Feind verlassene Hauptstadt zog! Und doch sind seitdem kaum 40 Jahre verflossen. Welche furchtbare Lehre für die Fürsten, welche nichts lernen und nichts vergessen wollen!

Die Sprache der Zeitungen die bis jetzt hier erscheinen dürfen, stimmt ganz zu dem rohen Gebahren der Zwingherren und nährt noch mehr als dieses die Besorgniß vor der Rückkehr des Absolutismus in scheinheiliger constitutioneller Form. Der wildeste und roheste Schrei des weiland demokratischen Federpöbels war Staatsweisheit gegenüber diesen Eselstritten. Bäuerle's „östreichischer Courier", ehemals „Theaterzeitung", denuncirt namentlich und mit durchschossenen Lettern die früheren demokratischen Schriftsteller. „Die Revolution, sagt er unter Anderm, ist vorläufig besiegt oder besser zerhauen, man hat ihr mehrere lebende Glieder abgeschnitten; ich frage jedoch: hat man sie für alle Zeit unmöglich gemacht, indem man ihr 20 bis 30 Köpfe und Hände geraubt? Werden nicht die berüchtigten . . . . in der Folge wieder ihre fluchwürdigen Lehren ausstreuen?" Bäuerle besorgt nämlich die wieder eintretende Concurrenz die sein literärisches Gewerbe bereits vernichtet hätte, wenn ihm nicht von wohlgesinnten Gönnern Subvention zugeflossen wäre. — Der „Loyd", Eigenthum eines Abenteurers „Waares", der amerikanische Consul in Triest sein soll, spricht der Contrerevolution mit maßloser Brutalität das Wort. — Perfider ist „die Presse", redigirt von Landsteiner, dem Sohn eines bekannten Polizeispions, der das Geschäft seines Vaters fortsetzt. „Die Presse" ist das leibliche Organ Stadion's, mit dessen Geldmitteln schreibkundige Federn gewonnen wurden. Dieses Blatt ist entschieden gegen den Anschluß an Deutschland, beschönigt die Hinrichtung Blum's, stachelt zu Mißtrauensvoten gegen Mitglieder der Linken auf und gibt zu verstehen daß man den Reichstag auflösen würde, falls er unartig sein sollte. Ihre Reflexionen über Berlin könnten füglich in der Neuen Preußischen Zeitung stehen, der sie auch die Berichte aus Preußen entnimmt. Der glatzköpfige Jesuitismus, der durch dieses Blatt geht, macht es zu einem gefährlichen Diener der Reaction, zumal jetzt, wo der Gegenpartei das Wort genommen ist. Zudem ist dieses Blatt nicht blos feil, sondern auch sehr billig, wodurch es große Verbreitung findet, zumal es die ausländischen reactionären und gemäßigten Blätter wiederholt citiren und empfehlen. Der heutige leitende Artikel unter der Überschrift „Gefahren für die Einheit Östreichs" ist gegen die Demokratie als „politischer Idealismus" und gegen die Selbständigkeit der Nationalitäten als „Sondergelüste welche der Donner der Kanonen zum Schweigen bringen müßte", gerichtet. Der Artikel ist der personificirte Stadion mit seiner alleinseligmachenden büreaukratischen Idee. Die andern concessionirten Blätter: „die Geißel", „die goldne Mittelstraße", „Schild und Schwert" sind gar zu schmutziger blutsaufender Natur um ihrer breiter zu gedenken. Sie erfinden tagtäglich die schändlichsten Anekdoten von den „Demokraten." Die „Wiener Zeitung" war sogar genöthigt eine schändliche Verleumdung der „Geißel" über den verhafteten Redacteur des Radicalen, Dr. Becher, Lügen zu strafen. Die Geißel hatte nämlich behauptet, man habe in der Wohnung des Verhafteten Beweise seiner Conspiration mit Kossuth und eine Maschine zur Fabrication falscher Banknoten gefunden. Diese Verleumdung wurde officiell mit der Bemerkung widerlegt, man möchte sich doch hüten die Schuld ohnehin gravirter Personen zu vergrößern. Vor Gericht hat man jedoch die brave absolutistische Geißel nicht gezogen. (Dr. Becher ist seitdem erschossen.)

Zu rühmen ist es daß die Wiener Zeitung bisher noch keinen leitenden Artikel über die Octoberrevolution und die gegenwärtigen Zustände gebracht. Der Redacteur, Dr. Eitelberger, war trotz aller dringenden Aufforderung nicht dazu zu bewegen, so lange der Belagerungsstand ihm nicht Freiheit des Wortes und der Meinung gewähre. Was thut nun das allmächtige Obercommando? — Es versieht die Zeitung selbst mit Räsonnements. Ich habe eine Zuschrift des Platzcom-

mandanten, Generalmajor Frank, an die Redaction gesehen, welche für die Geschichte unserer Zustände nicht ohne Belang ist. Sie lautet: „In der Gratzer Zeitung vom 15. Novbr. befindet sich ein Artikel, „Genesis der Octoberrevolution“ überschrieben, der zur Verbreitung geeignet ist. Die Redaction wird daher beauftragt selben in der nächsten Nummer erscheinen zu lassen.“ — In der That stellte sich dieser Artikel in Nr. 311, 19. Novbr. den Lesern des officiellen Blattes gehorsamst vor. Er ist einer der erbämlichsten und rohesten Ausbrüche eines rücksichtslosen Siegers. So wird jetzt bei uns Weltgeschichte gemacht! Wenn Sie in der Wiener Zeitung vom 20. Novbr. die reumüthigen Bekenntnisse eines Studenten lesen, der alles Unheil der Revolution und seine eigne nothgedrungene Theilnahme an der Vertheidigung der Hauptstadt dem Reichstag und den Demokraten, namentlich den journalistischen Juden, zur Last legt, so klagen Sie darum den armen Redacteur nicht an, der Brief wurde ihm durch gewaltige Machthaber, die ihn mit Entzücken lasen, zur Aufnahme — empfohlen. Man weiß aber was eine Empfehlung von Personen bedeutet, deren Athemzug „Pulver und Blei“ ist.

Mittlerweile sieht es in Wien sehr düster aus. Der dritte Mann dem man begegnet, ist ein Soldat; man sieht hier Officiere in einer Menge, als wäre die Garnison von Wien eine halbe Million stark. Das ist in Wien schon darum unerträglich, weil man es nie gewohnt war. Früher hatten sich Officiere, im Dienst ausgenommen, nie in Uniform blicken lassen; jetzt dürfen sie nicht im Civilanzug ausgehen. In dem prachtvollen unbewohnten Palast des Prinzen Coburg, Schwiegersohnes Ludwig Philipps, hausen einige tausend Kroaten. Man fühlt sich sehr unästhetisch ergriffen, sieht man die kannibalischen Gesichter durch die herrlichen Spiegelscheiben der Noble-Etage blicken. Diese holden Kinder der Natur thun sich in der Residenz gar keinen Zwang an. Da sitzt einer auf der Fensterbrüstung und flickt sich ein Hemd, dessen Farbe mit der weißen Mauer wundersam contrastirt. Ein anderer hockt auf dem Balkon und sucht der Durchsichtigkeit seiner „Unaussprechlichen“ abzuhelfen. Und solche Leute sind die Stützen des zerfallenden Östreichs.

Von den neuen Ministern ist Stadion der verhaßteste, Thienfeld der unfähigste. Von diesem Letztern soll nun die Reform des Unterrichts besorgt werden. Der Himmel erbarme sich unsrer Wissenschaft! Man scheint mit dieser Wahl den Ausspruch des Kaiser Franz bewahrheiten zu wollen: Ich brauche in meinen Staaten keine Gelehrten!

Was ist der Friede werth im Lande?*)

Berlin, d. 21. November.

Alle Jahre predigt der Pfarrer über dieselben Evangelien und man kann stets Gutes daraus lernen; so möge denn auch mir erlaubt sein auf die goldenen Worte: „Bete und arbeite!“ zurückzukommen. Wenn Manche von denen die da laut schreien auf den Straßen, still in ihr Kämmerlein schlichen und mit Gott rechneten, es möchte wahrlich besser stehen mit dem Könige und dem Vaterlande! Der rothe Hahn würde nicht auf dem Dache sitzen, kein Blut fließen und Leben und Eigenthum gesichert sein. Hier gilt nicht viele Worte machen; jeder greife in sein Gewissen und denke an das Stündlein wo Gott ihn heimruft und Rechenschaft fordert von seinem Pfunde.

„Vertröste uns nicht auf den Himmel, das Volk will Brot!“ hör' ich unheimliche Stimmen rufen. — Antwort: Sehr gut, davon wollte ich eben reden!

Gibt die Revolution Brot? — Nein, sage ich, nur die Arbeit sättigt. Die Revolution gleicht einem reichen Narren der Geld ausstreut unter das Volk; Wenn die Taschen leer sind, macht er das Fenster zu; die Bummler werfen ihm die Scheiben ein und schleichen murrend wieder an die Arbeit. Ruhe und Arbeit sind die Brotherren für die Arbeiter, und ein Narr ist der sich durch Aufwiegler bestechen läßt sie zu verhöhnen. Wenn Ihr heute Tumult und Todtschlag auf dem Markte begeht, glaubt Ihr denn morgen der Arbeit mit dem Brotkorbe zu begegnen? Habt Ihr wohl auf dem Jahrmarkt dem Puppenspiel zugesehen? Der Mann im Kasten steckt's Geld ein und die Puppen geben sich die Ohrfeigen!

Ist Jemand in Preußen geboren und erzogen, und haben Vater und Mutter ihre Schuldigkeit gethan, dann ist er fertig mit Lesen und Schreiben; mit solchen Leuten kann man rechnen ohne an den Fingern zu zählen. Hört zu, ich werde das Exempel kurz fassen.

Gesetzt, alle Arbeiter in Preußen bildeten eine große Familie; laßt uns sehen was diese erwirbt im Jahre,

*) Sechster Brief an die Provinzen, vom Abgeordneten aus Hagen.

wenn jedes Mitglied hübsch fleißig und ruhig an seinem Tagewerk steht!

Es gibt im Lande 840,000 Künstler und Handwerker, welche durchschnittlich (à 15 Sgr. täglich) 126 Millionen aufbringen. Ferner 500,000 Fabrikarbeiter à 10 Sgr. liefern 50 Millionen Thaler und 1,500,000 Handwerker à 8 Sgr., 100 Millionen Thaler. An Gesinde zählen wir 1,300,000, so zu 6 Sgr. 80 Millonen Thaler verdienen.

Schaut! das macht 376 Millionen Thaler Arbeitslohn, eine so ungeheure Summe, wie nie ein König oder Kaiser besessen hat.

Nun kommt der Freiheitsmann und spielt mit Euch ein Jahr Revolution; da laufen die Kinder von der Arbeit, zerschlagen die Töpfe, tanzen auf Stühlen und Bänken und stoßen sich die Köpfe wund. Beim Jahresschluß macht der Hausvater die Rechnung. Da findet sich daß anstatt 6 Tage in der Woche nur 4 Tage mit wüsten Köpfen gearbeitet ist; es fehlen also 126 Millionen Thaler in der Kasse; jeder Tag Müßiggang kostet 1 Million Thaler. Das ganze Königreich Preußen bringt im Jahr nur 65 Millonen auf und es ist ja rein unmöglich, daß irgend ein politischer Taschenspieler Euch diesen Verlust ersetzen könnte. So wird man durch Schaden klug, Friede ernährt, Unruh verzehrt! Könnt Ihr Gottes Weltordnung nicht umdrehen, so sucht Euer Brot durch Arbeit zu erwerben, wie es seit den Tagen des Paradieses gewesen ist!

„Ja, ja! entgegnet Ihr, wir wollen gerne arbeiten, allein der Lohn muß höher sein!“

Sehr wohl! Laßt uns der Sache auf den Grund sehen, um zu untersuchen, wo wir zu solchen Bedingungen den Arbeitgeber finden. — Die Weber und Spinner verlangen höhern Lohn; allein wenn dem Kaufmann die Leinwand zu theuer kommt und andere Leute billiger verkaufen, wo bleibt da der Absatz? In Danzig verlangten die Sackträger trotz der schlechten Zeit höhern Lohn. Nun tragen die Handelsherrn mit ihren Gehülfen, Gesinde und Schiffern das Getreide selbst aus; wer hat da den Schaden? Es ist lächerlich einen höhern Preis für die Schuhe zu fordern, wenn die Leute baarfuß laufen. In Berlin sind die Buchdrucker große Herrn geworden; jetzt druckt man in Brüssel die deutschen Bücher tausendfältig und versendet sie über die ganze Welt. Vergeßt nie daß auch hinter dem Berge noch Leute wohnen.

Wir haben gesehen daß die Gesindezahl in Preußen, 1,300,000 beträgt. Gesetzt, diese verlangen ein Viertel mehr Lohn; dann sagt der Hausherr, ich muß mich einschränken und schickt von Dreien Einen weg, und Frau nnd Kinder arbeiten um so mehr. Dann hätten 900,000 höhern Lohn; allein 400,000 gingen umher ohne Arbeit; wer würde dann diese ernähren, da kein Manna mehr vom Himmel fällt? Fehlt das Geld zum Hausbau, so wird man schwerlich dem Zimmermann 5 Sgr. zusetzen.

Merkt wohl auf! Im Wörtchen „Vertrauen“ liegt der Schlüssel zum Brotschrank.

Vertraut auf Gott, vertraut dem Gesetz und der Obrigkeit, vertraut Euch selbst in der guten Sache, dann seid Ihr reif für jene edlere Freiheit, die nicht mit der Faust sondern mit der Kraft des Geistes den Feind zu Boden schlägt. Je mehr Vertrauen, um so mehr Arbeit, um so höher der Lohn und der Wohlstand aller Bürger! Das lehrt Euch die Geschichte seit 2000 Jahren. Als König David das Haus des Herrn erbaute, da blühten Handel und Wandel, da herrschte Vertrauen und guter Muth. Und als zu Josephus' Zeiten die Mütter ihre Kinder schlachteten, da wüthete der Bürgerkrieg!

Lieben Freunde, so weit meine bescheidene Meinung. Wer ein besseres Mittel weiß, der theile es mit; wir Alle wollen es ihm Dank wissen!

F. H.

Zur Chronik der Gegenwart.

[Der Congreß der Landwirthe.]

— Der landwirthschaftliche Congreß in Frankfurt ist bestrebt, Deutschland in Münze, Maß und Gewicht zu vereinbaren. Er beantragt nach Art der Handelskammern und Handelsgerichte für die agrarischen Verhältnisse ähnliche Kammern und Gerichte. — In seiner dritten, am 8. Nov. gehaltenen Sitzung erschien der Reichsverweser, wurde mit Jubel begrüßt und wohnte den Verhandlungen bis zu Ende bei. Der Congreß stellt bei der Nationalversammlung den Antrag, über die Ausrodung der Wälder zur Vermehrung des fruchttragenden Bodens kein allgemeines Gesetz zu stellen, sondern dies Bodenverhältniß den Bedürfnissen der Einzelstaaten anheimzugeben. Der Grundsatz der unbeschränkten Theilbarkeit des Grundbesitzes wurde ebenfalls vom Congreß beanstandet, sofern danach den Bedingungen zum Gedeihen des Landbaues nicht die nöthige partielle Rücksicht zugewendet werde.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr.	Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet.	№ 128. 28. Novbr.

Ein Besuch in der Dresdener Blindenanstalt.

Freund H.... führte uns in die hiesige Blindenanstalt. Er ist mit der Familie des Directors Georgi befreundet; und wie er stets die Absonderheiten in der Natur gern beachtete, so hat er von je den Blinden selbst und ihren abnormen Zuständen seine Aufmerksamkeit zugewendet.

Wir fanden den Director nicht zu Hause; ein Lehrer der Anstalt führte uns. Im Waarenlager der Anstalt war ein ziemlicher Vorrath an Seiler- und Korbmacherarbeiten so wie an Strickereien aufgehäuft. — Diese Waaren zeichnen sich durch Genauigkeit und Solidität der Arbeit aus, sind dabei äußerst billig und finden deshalb leicht Abnehmer. Die dadurch beeinträchtigten Gewerke haben verschiedentlich Beschwerde dagegen geführt, sich aber doch bedeuten lassen daß den armen Blinden nur so äußerst wenig Wege zum Erwerb möglich sind; natürlich müssen die Blindenanstalten ihre Erzeugnisse billiger geben als dergleichen Dinge überall zu haben sind, weil sie sonst niemand hier suchen würde. Der Gewinn fließt in eine besondere Kasse und bildet einen Unterstützungsfond für die aus der Anstalt Entlassenen.

Die Zöglinge bleiben oft 6, 8 oder mehr Jahre in der Anstalt, sie bleiben so lange bis sie den Grad der sittlichen Ausbildung und die Fertigkeiten erlangt haben, für welche man sie befähigt fand; ihrer Familie oder ihrer Kommune zurückgegeben, verlieren sie doch immer nicht ganz die Verbindung mit der Anstalt und stehen auch dann noch in gewisser Weise unter dem Schutz derselben. Denn der Blinde bleibt immer hülfsbedürftig, vorzüglich weibliche Blinde. Der Director behält die Seinen, auch die bereits Ausgetretenen, immer im Auge, und man darf den herrlichen Mann wohl mit Recht die irdische Vorsehung dieser Armen nennen, denen er wirklich mehr als Vater ist. — Unglücklich sind übrigens die Blinden in der Anstalt wenigstens nicht. Ein heiteres, singendes Völkchen treiben sie sich in Haus und Garten umher, fast immer Paarweise oder in Gruppen, nicht weil es ihnen nöthig wäre sich zu führen oder zu halten, sondern weil ihnen die Nähe eines wohlwollenden Wesens erfreulich ist. Dieser Beziehung zu einem wohlwollenden Wesen und seiner Nähe müssen sie körperlich gewiß sein, da ihnen jener Sinn fehlt der sich Fernes vergegenwärtigt. Wie wenig sie übrigens in bekannten Umgebungen irgend eines Führers bedürfen, sah ich deutlich als wir später in den Betsaal geführt wurden, wo auch der Flügel steht und wo man uns durch Gesang ein Fest bereitete. — Ein junger Bursch ergriff eine lange freistehende Bank und trug sie sicher zu dem bereits versammelten Chore, wo es an Sitzen fehlte. Und wie ausgebildet bei ihnen der Gefühlssinn, die Witterung ist, wie ich's nennen möchte, — davon gab H. uns ein Beispiel. Er habe unendlich oft gesehen, sagte er, daß wenn die Blinden im Garten lustwandeln, und Jemand sich heimlich in den Weg stellt, ohne sich ihnen durch irgend etwas Lautbares merkbar zu machen, so gehen sie bis auf wenige Schritte zu ihm heran, bleiben dann stehen und geben zu erkennen daß sie fühlen, es stehe jemand vor ihnen im Wege. — H. meint, die Blinden hätten die uns Sehenden verlorengegangene deutliche Wahrnehmung des elektrischen Fluidums welches jedes lebendige Wesen umgibt und bis auf gewisse Entfernung reicht und sich dann verflüchtigt.

In einem der Schulzimmer fanden wir von Director Georgi selbst gearbeitete Landcharten, und überzeugten uns von der Sicherheit mit welcher die Schüler sich darauf zurechtfanden. Der Unterricht der Blinden, z. B. eben bei der Geographie, wird dadurch unendlich erschwert, daß es oft nicht möglich ist, mehr

als einen Schüler auf einmal zu beschäftigen. Man läßt dann die Vorgerückteren mit den Anfängern üben und repetiren. Überhaupt findet die Methode des wechselseitigen Unterrichts hier häufig Anwendung. Einige Kinder declamirten mit sichtlichem Vergnügen und guter, beinah feiner Betonung. Dann ging es hinauf in den Betsaal der auch eine kleine Orgel hat. — Ein blinder Musiklehrer accompagnirte kleine drei- und vierstimmige, sehr hübsche Gesänge seiner Composition auf dem Flügel. — Der Director war unterdessen nach Hause gekommen. Er ließ den ganzen Chor sich versammeln und wir hörten nun noch einige kirchliche Gesangstücke von Morlacchi, von Hasse, ein vierstimmiges Lied von Mendelssohn und anderes dessen Ausführung kaum etwas zu wünschen übrig ließ. Man pflegt den Gesang vorzugsweise, weil man die betrübende Erfahrung gemacht hat daß die von Blinden leicht zu erwerbende Virtuosität auf Instrumenten zu deren Demoralisation geführt hat, indem sie damit der Bettelei verfielen.

Die Dresdner Blindenanstalt ist die bedeutendste in Deutschland. Sie nimmt nur Solche auf, die unheilbar blind sind und zählt dennoch etwa 84 Zöglinge, während die Wiener 40 und etliche, die Berliner aber wenig über zwanzig zählt. Sie wird hauptsächlich aus Staatsmitteln unterhalten, besitzt aber auch schon ein nicht unbeträchtliches eignes Vermögen, aus Schenkungen und Vermächtnissen bestehend. Unter andern hat ihr ein Russe — — welcher vier hiesige Wohlthätigkeitsanstalten als Universalerben einsetzte, vor mehreren Jahren 18,000 Thlr. vermacht. Diesem Wohlthäter weihet die Anstalt alljährlich am 25. Juni ein Erinnerungsfest. Es beginnt Vormittags mit einer ernsten Feier, mit Gesang und Festreden, und dauert mit Schmausen, worauf der Blinde viel Werth legt, mit Spielen, Illumination und Tanz bis Morgens drei Uhr. Brillantes Feuerwerk macht ihnen große Freude. Wenige sind so vollkommen ertödtet für den Eindruck des Lichts daß sie nicht doch einen Schein davon wahrnehmen; gibt man ihnen bengalisches Feuer, so jauchzen sie laut vor Vergnügen. Auch den Tanz lieben sie leidenschaftlich. Und warum sollten sie auch nicht tanzen können; turnen sie doch! Der Turnlehrer ging eben als wir kamen, zu unserm Bedauern fort. Er versicherte uns, sie machten ihre Turnübungen recht gut; freilich müßte er ganz anders unterrichten als für Sehende.

Die Anstalt braucht ein großes Dienerpersonal — Es muß den Blinden fast alles geleistet werden und sie leisten für die Ökonomie der Anstalt beinah nichts. Man kann die vielen weiblichen Blinden fast zu gar nichts gebrauchen. Betten, kehren, waschen, von alle dem kann man ihnen nichts anvertrauen da sie die erforderliche Reinlichkeit nicht bemessen können. So ist es denn auch erklärlich daß sie überhaupt und für sich selbst nur wenig Reinlichkeitsbedürfniß haben und fast wie kleine Kinder gewartet werden müssen. Eben so fehlt ihnen mit dem Augenlicht auch der Schönheitssinn, und es ist auffallend wie das an ihrer eignen Gesichtsbildung merkbar wird. Die Meisten haben häßliche stumpfe Züge, und selbst den wenigen Schönen fehlt der Adel, die Beseelung, ich möchte sagen Veräußerlichung der Schönheit. Bei alle dem liegt eine gewisse Sinnigkeit in den etwas schlaffen Zügen der meisten Blinden. Anfangs hatte das unablässige Umherfingern etwas Unheimliches für mich, aber ich gewöhnte mich bald daran da ich es mir leicht erklären konnte. Die Fingerspitzen müssen ja den Armen in gar Vielem nicht nur die Augen ersetzen, sie dienen ihnen auch statt der Fühlfäden die sie überall zur Wahrnehmung des Gefahrdrohenden sowohl als des Erfreulichen leiten. — Eine Freundin des Hauses, eine Schülerin und große Verehrerinen des trefflichen Fröbel*), führte vor einigen Tagen einige der Fröbelschen Spiele in der Blindenanstalt ein und erregte damit großen Jubel. Es waren, man sollte es kaum glauben, auch Ballspiele darunter, welche freilich nur mit Auswahl sich für Blinde eignen. Die Dame versicherte, sie wären dort sichrer und besser ausgeführt worden als meist von Sehenden, und der Ball niemals hingefallen. —

Ist es nicht schön daß der erfinderische Mensch auf alle Weise die Nacht der Blinden erhellt und belebt? — Wie ich das Haus verließ, hörte ich wieder aus dem Bereich der Politik des Tages, wie die sehenden, die vernünftigen Menschen blind gegen einander wüthen!

*) Fröbel, der Gründer der „Kindergärten“ (ein Onkel des Reichstagsabgeordneten Julius Fröbel) hält jetzt in der Frankenberg'schen Anstalt dieser Art Vorlesungen über seine Methode der Erziehung.

Robert Blum's Todtenfeier zu Leipzig.

Leipzig, d. 27. November.

— Leipzig hat dem Opfer des schwarzgelben Martialgesetzes am gestrigen Sonntag die letzte Ehre erwiesen. Es war ein Volksfest, diese Todtenfeier, wie sie unsere Stadt, unser Land, vielleicht selbst ganz Deutschland noch nie den Manen eines Gestorbenen in gleichem Umfang zu Theil werden ließ. Keinem Helden der auf dem Felde der Ehre fiel, keinem Dichter, keinem Genius irgendwelcher Art, der für Deutschlands Ruhm still verblutete, geschweige einem Könige und Fürsten, hat noch je deutsches Volk so im Tode gehuldigt. Erkenne man daraus die Macht des Volkswillens, der jetzt im Stande wäre, seinem erkorenen Lieblinge diese höchste aller Ehrbezeigungen, wollte man sie ihm streitig machen, mit Gewalt zu ertrotzen. Am 7. November des vorigen Jahres gab Leipzig einem Liebling der Musen das letzte Geleit. Er war dahingegangen, nachdem er den jugendlichen Geist in Tönen ausgeströmt, die Welt der Bildung mit seinen Gebeten und mit dem Zauber seiner kindlich reinen und tiefen Kunst erfüllt. Am gestrigen Tage bestatteten wir in Gedanken ein Opfer der Politik, einen eben so rasch Dahingeschiedenen, auf dessen Thaten das Volk mit der ganzen Macht einer fanatischen Liebe den Stempel der Weihe gedrückt. Welch ein Umschwung der Dinge im Laufe eines Jahres! Die Kamönen sind verstummt; der wilde Zwist der politischen Meinungen ist über Deutschland hereingebrochen. Was die Fürsten in ihrer thörichten Weisheit der Welt solange vorenthalten, die Freiheit der Selbstregierung, ist jetzt dem Hader der Parteien im Volke preisgegeben; im blutigen Bürgerkrieg will sich jetzt das Panier der Freiheit festpflanzen, und was im raschen Aufschwung der Geister errungen war, droht jetzt im permanenten Aufruhr der Erbitterung wieder zu Grunde zu gehen. In Robert Blum glaubte das Volk weit und breit einen Hort gefunden zu haben für alle Nothwendigkeiten einer neuen Ordnung der Dinge. Der Glaube ist es der selig macht, und in der Zuversicht auf Blum's Wort und Meinung lag die ganze Gewalt einer blinden Liebe, die eben weil sie blind, um so mächtiger ist. *Wirklich* freie Völker sind stolz auf alte Errungenschaften, auf Institute die ihnen diese sichern. Ein Volk das frei *werden* will, wirft mit einer eigensinnigen Eifersucht seine ganze Leidenschaft der Liebe auf die Führer der großen Sache, die für das noch ungelöste Räthsel das Wort das da aufruft, beschwört und bannt, gefunden zu haben scheinen. Blum hatte für die Menge das Wort gefunden, das aufzurufen und zu beschwichtigen wußte. Sein Zorn gegen alles was er als Tyrannei bezeichnete, war eben so stark und aufrichtig, wie ihn das angeborene Phlegma seines Naturells immer wieder antrieb das Maß der Besonnenheit festzuhalten. Er war Volksredner im seltenen Grade. Der untersten Klasse der Gesellschaft entsprungen, kannte er deren Bedürfnisse und Triebe, und besaß Bewußtsein genug, diese Bedürfnisse zu wecken wo sie schlummerten, diese Triebe wo sie wach waren, zu regieren. Er hatte als Redner die salbungsvolle Breite die langsam aber sicher die Haut durchdringt; er hatte just soviel Biederkeit als das Volk sie für eine gute Sache voraussetzt, er hatte just soviel Klugheit als beim gemeinen Mann der Argwohn gibt, ein Argwohn der jetzt nach so langer Knechtschaft ein ganzes Volk ergriff. Blum's Einsicht ging eben nur soweit als der Gedankenkreis des großen Haufens reicht. Wo sie weiter reichte, beschränkte er sich absichtlich, und hatte Selbstüberwindung genug, kaltblütig über die hitzigen Wallungen der Menge zu gebieten. In dieser Berechnung war er Meister, während ihn nur der Instinct zu treiben schien. Er hatte die Macht die er übte, noch nicht überschätzt, noch irgend mißbraucht. Ob etwas Positives in ihm für die Zukunft dämmerte, ist ungewiß; für jetzt hatte er nur vor Augen gehabt, die Empörung gegen Knechtschaft und Tyrannei allgemein zu machen. Vielleicht schwamm er nur so auf dem Strom der Aufregung hin ohne bewußtes Ziel. Das Gute das er hatte, der Mangel an Erkenntniß der ihm beiwohnte, waren Tugenden und Fehler des großen Haufens, er theilte alles mit dem Volke und war nicht besser und nicht schlechter wie dieses. Auf die großen Gegenstände kam es ihm weniger an als auf die Art, wie sie auf die Menge wirkten. Schiller war ihm gut genug um an ihm soviel gesunde Vernunft als sie der Bürger braucht, nachzuweisen. Er zog alles in sein Bereich und machte es der Menge mundrecht. In seiner letzten Schillerrede setzte er stundenlang aus einander wie der große Dichter hungern und darben mußte. In der Religion geißelte er die alten morschen Gebrechen und setzte voraus, der Mensch würde die Wahrheit erkennen, wenn er frei von Irrthümern wäre. Mit dem Deutschkatholicismus wollte er keinen neuen Protestantismus, sondern nur eine Opposition gegen Satzungen aller Art. Er wollte in der Politik keine Republik, weil er dafür noch keine Republikaner fand. Negation des Schlechten ist noch kein positiv Gutes, aber in einer Welt der Mißbräuche, der Erschlaffung, der eingewohnten Knechtschaft und der künstlichen Hemmungen für die Freiheit, mußte der Zorn gegen das Bestehende, selbst wenn er unfähig blieb Neues zu schaffen, eine Macht werden die sich als eine unwiderstehliche bekundete. Blum hatte und wußte nichts, als was der gemeine Mann hat und weiß, den sittlichen Instinct der sich gegen das Unrecht empört. Für Sachsen hatte er den richtigen Moment zu erfassen verstanden, wo dies Gefühl der Empörung reif war zum Ausbruch. Als Blum vom Rathhaussöller zu Leipzig das Wort sprach: Das Ministerium der Dresdener Junker muß fallen! da stand er auf dem Gipfel den er erreichen konnte. Und er wirkte auch da noch beschwichtigend; die bloße Furcht vor dem Riesenzuge nach Dresden genügte um die alte Ordnung der Dinge zu stürzen. Im Zorn gegen altes Unrecht war er stark, wie das Volk

im unbestimmten Gefühl gegen Unbill stark ist. Um Neues aufzubauen reichte seine Einsicht so wenig aus wie das Volk sich darin Rath weiß. Hat Blum in Frankfurt schon die Endschaft seiner Mission gefühlt? Dort galt es zu bauen, und er war nur stark in der Wegräumung des Alten. Trieb ihn dies Gefühl schon über seine Sphäre hinaus? Oder stachelte ihn der Eifer der Partei, das Unmögliche zu wollen? In Frankfurt war der Boden für ihn unsicher geworden, in Wien schwand er ihm unter den Füßen; er kannte dort nicht mehr die Bedingungen zum Wirken, verfehlte Richtung und Ziel. Er wäre, hätte er sich erhalten, für das deutsche Proletariat eine Art O'Connell geworden. Die schwärmerische Liebe des Volks hätte ihn nie aufgegeben, das Proletariat wäre mit ihm zu einer sittlichen Macht herangewachsen, für seine Fehler hatte es wie für seine Tugenden nur dieselbe Sympathie und setzte bereits den Stempel der Unfehlbarkeit auf alle seine Worte. Jetzt hat nun der Tod, der Tod aus der Hand der Tyrannei, die Weihe auf ihn gedrückt, und im Schrei der Empörung sind alle Parteien dahin einig daß sein Tod, für seine Partei vielleicht ein unwiederbringlicher Verlust, jedenfalls den Feinden der Freiheit nicht zum Segen werden dürfe.

Die Todtenfeier in Leipzig erfolgte ziemlich spät. Andere Städte waren schon vorausgegangen. Der Grund der Verspätigung war darin zu suchen daß man hier eine erste Feier schon über Hals und Kopf begangen hatte. In der Thomaskirche hatte unter starken Zuzügen aus der Nachbarschaft bereits eine Volksversammlung getagt und unter Gebet und Chorälen Entschlüsse gefaßt die, wie ein hiesiges Blatt sagte, mehr dem Gefühl der Entrüstung als der Besonnenheit entsprangen. Sachsen, forderte man, solle dem östreichischen Gesandten in Dresden die Pässe zustellen, d. h. an Östreich den Krieg erklären. Man glaubte durch Werbungen von Freischaaren gegen das Ministerium Brandenburg im Sinne des Todten zu handeln. Im rathlosen Schmerz wollte man die in Wien gemordete Freiheit wenigstens in Berlin retten. Sachsen sollte also den Landfrieden brechen und auch an Preußen den Krieg erklären. Sachsen sollte, so schien es, sich sogar von Deutschland lossagen, wenigstens vom Parlament, und seine Abgeordneten aus der Paulskirche zurückrufen. Dem östreichischen Consul das Haus zu demoliren, ward als unwürdig in der Thomaskirche verworfen; aber die aufgestörte Menge vollzog gleichwohl diesen Act der Rache. Das östreichische Wappen ist an solchen Ausbruch der Volksjustiz fast schon gewöhnt, seine Triumphe in der Diplomatie müssen immer wieder begütigen wo Östreich in der öffentlichen Meinung von ganz Europa gerechte Niederlagen und verdiente Schmähungen erwirbt. Aber die Wuth des Volkes griff in Leipzig weiter; sie traf auch Bürger die für Gegner der Blumschen Partei galten, und die Behörden glaubten dem Volke diesen Spielraum gönnen zu müssen. Der Begriff der Volkshumanität will sich in Deutschland also als Pöbelherrschaft realisiren. Man hat dem Todten damit wenig Ehre erwiesen.

Um so würdiger war die Feier des gestrigen Tages. Beide Hauptkirchen waren dazu hergerichtet. Unter dem Geläute der Glocken hielt der unabsehbare Zug aller Gewerke, Vereine, Körperschaften und Behörden seinen Um- und Einzug, um dem in Wien wider deutsches Gefühl, wider deutsches Recht Gemordeten die letzte Ehre zu erweisen. In der Thomaskirche sprach Pastor Zille, in Sanct Nicolai der deutschkatholische Rauch von der Kanzel; der Reichstagsabgeordnete Joseph gab dort, hier Professor Flathe den Nekrolog.

> In Finsternissen irrt hinnieden
> Des schwachen Sterblichen Verstand!

erklang es in dem einen Liede, das für die Feier gedichtet war.

> Der Mord hat ihn bezwungen
> Im heilgen Freiheitsstreit! —

heißt es im andern. — Dem Volke, kann man sagen, ist sein Recht geschehen; es hat seinem Lieblinge die höchste Ehre zugewendet. Möchte nun die Sache des Volkes in Deutschland reifen auf der blutgedüngten Erde, möchte es einen Bau der Eintracht vollenden lernen, an welchem die Tyrannei ihre Stirn zerbricht! Bis jetzt haben die Männer des Volkes nur immer erst recht die Männer der Tyrannei gewaffnet. Wien ist gefallen, sagte Pfarrer Rauch, weil es uneinig war; die Kroaten siegten, weil sie unter dem Gesetz der Zucht einträchtig handelten. Sollen wir von wilden Horden lernen, worin die Stärke zu suchen ist?

Zur Chronik der Gegenwart.

(Östreich, Deutschland, Gagern.)

— Im Stadtgraben zu Wien hat die aristokratische Militärdespotie ohne alles Bedenken und ohne allen parlamentarischen Einspruch des in Kremsier eröffneten Reichstags von neuem die Schußlinie aufgestellt. Man kann nicht Alle niederschießen die in Aufforderung der damals rechtmäßigen Behörden zum Schutz der Stadt die Waffen gegen Kroatenhorden ergriffen. Auch hat man nur exempli gratia herausgegriffen nach Lust und Laune. Jetzt geht man von Denen welche die Flinte trugen, zu Denen über welche blos die Feder führten. Auch hier greift man heraus und decimirt. Becher und Jellinek, Herausgeber und Mitarbeiter des „Radicalen", traf zunächst Kugel und Blei. Jenen schützte selbst nicht daß seine Geburt ihn zum englischen Bürger machte; er war in Manchester geboren, in Bonn erzogen, schrieb eine Zeit lang musikalische Kritiken, bis ihn die Ereignisse der Zeit erfaßten. Hermann Jellinek war uns in Leipzig aus der Zeit des Redeübungsvereines als ein confuser, aber harmloser Kopf bekannt.

Während all der Wirren in Preußen, während all der Barbarei mit welcher Östreich aus dem Verbande mit Deutschland scheidet, sehen wir Gagern nach Berlin ziehen, mit der Vollmacht ausgerüstet, für Deutschland diejenige Wendung für die es jetzt reif ist, einzuleiten.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr.	Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet.	№ 129. 29. Novbr.

Belgien und sein Verhältniß zu Frankreich und Deutschland.

— Belgien ist in seiner festen, besonnenen Haltung, in der ungestörten Sicherheit seiner innern Entwickelung der Gegenstand des Neides und des Grolls geworden. Die Feinde der Völkereigenthümlichkeiten, die abstracten Philosophen, finden es lächerlich daß diese kleine Nationalität so gut ihre Existenz begreift. Diejenigen welche die Republik als eine reife Frucht vom Baume pflücken möchten, und die nicht merken daß diese Frucht in ihren Händen schon faul geworden, finden es empörend daß in Belgien das Königthum von neuem den besten Schlußstein der Nationalität macht. Die Royalisten endlich beneiden Belgien ohne sich eingestehen zu wollen daß dem Königthume just soviel Enthaltsamkeit nöthig ist, will es im Staate den fertigen Schlußstein bilden. In England, in Belgien gouvernirt das Königthum nicht; die Nation regiert sich selbst in ihrem Parlamente, hat ihre Entwickelung im Proceß ihrer Parteien; die Krone ist nach den Verfassungen in beiden Ländern der Punkt über dem J. Der Fürst repräsentirt dort die Majestät im Interesse, im Namen und im Auftrage des Volks, und indem er das Princip der Vermittelung und der Gnade vertritt, hat er als versöhnendes Princip die schöne Mission, harmonisch zu wirken. — Wenn man gesagt hat, König Leopold habe eine fast automatenartige Nachgiebigkeit gegen die Mehrheit der Kammern, so liegt das nicht im Wesen des constitutionellen Königthums, sondern in dem zufälligen Umstande daß er sich als Fremder nicht fest genug gewurzelt fühlt, um seine Persönlichkeit in wärmeren Einklang zu seiner parteilosen, aber stets klugen und humanen Haltung zu bringen.

Auf die Nachricht von den Februarereignissen in Paris überlief die streitenden Parteien in Belgien eine nationale Bestürzung. Die Furcht, Frankreich werde sofort mit schallender Trommel über den Quiévrain schreiten, brachte eine patriotische Eintracht hervor die ein interessantes Zeichen der nationalen Besonnenheit war. König Leopold stellte der Nation anheim sich als Republik zu organisiren; er war bereit zur Abdankung. Allein in den Ohren der Belgier tönte noch die Mordglocke von 1793. Der Rückschlag der französischen Revolution der in Belgien Alles erschüttern sollte, befestigte vielmehr Alles. Der belgische Königsthron wurde der neue Schlußpunkt der nationalen Einheit und die Zusammenfassung dieser Einheit in einer Person. Rogier, der Vertreter jenes Liberalismus der seit dem Juni 1847 die hierarchische Partei überflügelte, benutzte den Moment für sein Reformproject; er setzte die Wahlquote auf 20 Fl. herab; er befriedigte damit die Liberalen von der entschiedensten Farbe und das Häuflein Republikaner stand nackt und bodenlos da mit ihren nüchternen Gedanken und eigensinnigen Gelüsten.

Eine kleine Broschüre die den Titel „Enthüllungen“ führt (Stuttgart, Neff) gibt uns richtige Blicke in die belgischen Zustände. Sie schildert den Sturz der katholischen Partei, erläutert die Gründe warum Belgien nicht nöthig habe Republik zu sein, und gibt Aufschlüsse über sein Verhältniß zum Zollverein. Der Verfasser weist nebenbei nach daß die Wallonen, nicht die Flamänder, Deutschlands Freunde in Belgien sind. „Es ist, heißt es in der Schrift, ein bemerkenswerther Umstand daß die in Belgien wahrnehmbare Abneigung gegen Frankreich sich bei den Belgiern von französischem Stamme, bei den Wallonen, am ausgesprochensten findet. Muß man darin ein neues Beispiel von dem seltsamen und geheimnißvollen Instinct erblicken, der am andern Ende Frankreichs unübersteigliche Antipathien zwischen den französischen und den

spanischen Catalanen, zwischen den französischen und spanischen Basken, erzeugt hat? Wohl nicht, denn die Erinnerungen an das Kaiserreich sind in Belgien nochfrisch, das Geschlecht lebt noch, welches am Ruhme dieser Zeit Antheil hatte, und kein Grenzstreit ist in der Zwischenzeit zwischen beiden Ländern vorgefallen. Der einzige feindliche Zusammenstoß mit Frankreich hatte vielmehr Belgiens Unabhängigkeit zur Folge. Der wahre Beweggrund erklärt sich aus Folgendem: Ermuthigt durch das geistige und politische Übergewicht welches ihnen die französische Sprache über die Flamänder gab, hatten es die Wallonen für ihre Aufgabe gehalten in der Revolution von 1830 die Hauptrolle zu übernehmen und diese Stellung haben sie fortwährend behauptet. Der größere Theil der belgischen Redner und der belgischen Diplomaten sind Wallonen. Alle gegenwärtigen Minister und fast alle früheren sind und waren Wallonen. Auch die Beamtenstellen sind größtentheils mit Wallonen besetzt, und belgische Beamte werden besser bezahlt als die französischen von derselben Kategorie. Daraus begreift sich der Fanatismus der Wallonen für ihre Nationalität. Sie lieben diese Nationalität mit der Liebe eines Vaters und der Liebe eines Eigenthümers. Wenn sich ihr Mißtrauen hauptsächlich gegen Frankreich kehrt, so ist es darum, weil sie einsehen daß auf der Seite Frankreichs die meiste moralische und materielle Verwandtschaft stattfindet. Daher die Bemühungen der ersten belgischen Staatsmänner, beide Völker commerciell zu isoliren. Es ist ferner lohnender, Minister in Belgien als Präfect in Frankreich zu sein; auch würde im Sinne dieser Herren, wie sie es oft in der Kammer aussprachen, die commercielle Gemeinschaft Belgiens und Frankreichs beim ersten Aufflammen eines europäischen Krieges in politische Gemeinschaft und Territorialeinheit umschlagen. Der gefürchtete Fall ist sogar eingetreten, wie sie sagen. Die neue französische Republik wird, nach ihrer Meinung, die Bahn ihrer älteren Schwester wieder betreten. Darum ihr Declamiren und Schreiben zu Gunsten einer Neutralität, die Niemand anficht. Man könnte daraus auf den Hintergedanken einer eventuellen Allianz mit Europa gegen Frankreich schließen; mit Europa, d. h. mit Deutschland, welches auf die untere Schelde als natürliche Grenze speculirt, und mit Holland, welches Restitutionen erwartet!"

Über Flandern erhalten wir folgenden Aufschluß: „Es war nicht der belgische Radicalismus, der zuerst auf den Gedanken kam, die vlämische Sprache auszubeuten. Die Ehre dieser Erfindung gebührt ganz allein der Geistlichkeit. Die Verwechslung mag davon hergekommen sein, weil die Geistlichkeit in den Jahren 1830 und 31, um die Regierung zu schwächen und den ihr ergebenen Landbewohnern bei den Wahlen ein Übergewicht zu verschaffen, ihre Plane mit einem radicalen Firniß angestrichen hatte. Erst später als die Masken abgenommen wurden und der theokratische Absolutismus sich über die republikanischen Theorien allein emporhob, ließ sich der specifische Radicalismus auf diesem Gebiete erblicken, allein seine Rolle war nur sehr kurz und unbedeutend. Die Liedchen des Volksdichters Jakob Kats sind fast die einzig übrig gebliebenen Spuren seiner Anwesenheit. Die praktischen Männer des Liberalismus hatten bald gemerkt daß Flandern, so lange es eine Mundart behält, in welche die Elementarbegriffe des Jahrhunderts noch zu übersetzen sind, der Geistlichkeit überlassen werden müsse. So ist die kleine Anzahl von Büchern und Zeitungen, die in Flandern erschienen sind, fast ausschließlich aus den Pressen der Geistlichkeit hervorgegangen. Im Jahre 1839 schien ein junger vlämischer Schriftsteller, Herr Conscience, in seinen vlämischen Erzählungen unter wissenschaftlicherer Form die demagogische Schriftstellerei von Jakob Kats fortsetzen zu wollen; allein der Klerus hatte ihn bald umstrickt und die purgirten und revidirten vlämischen Erzählungen sind gegenwärtig ein Lieblingsbuch der bischöflichen Empfehlungen. Die vlämische Propaganda war daher von Anfang an wesentlich katholisch, und so feindselig gegen Preußen wie gegen Frankreich und Holland. Einige Liberale mögen zu Anfang der Revolution von allgemeiner Verbrüderung geträumt, andere in Deutschland ein Gegengewicht gegen den französischen Einfluß gesucht haben: was der Klerus wollte, war die hermetische Abschließung Belgiens gegen das Ausland. Die vlämische Sprache, die von drei Viertheilen der Bevölkerung gesprochen wird, war trotz ihrer Verwandtschaft mit der niederländischen und deutschen dazu bestimmt, eine Wüste um das neue Paraguay zu bilden, und diese Verwandtschaften selbst boten dazu die Hand, indem sie die bitterste aller Eifersüchteleien, die Familieneifersüchtelei, hervorriefen. Flandern ergibt sich darein, das Französische nicht zu verstehen, aber es verwünscht das Holländische, wovon der neuerliche Streit zwischen dem belgischen ae und dem holländischen aa, welches einige unvorsichtige Bürgermeister in amtliche Actenstücke eingeschmuggelt hatten, Zeuge war. Deutschland wäre noch weniger gern gesehen, wenn es für sein noch weit ketzerischeres Idiom Verwandtschaftsrechte geltend machen wollte. Aus dem

Kriege über Wortsylben, den Flandern Holland erklärte, hätte man ohne Zweifel keine Mühe, die Spur ernsthafterer Beschwerden herauszufinden, aber ähnliche Beschwerden hat man gegen Preußen, als einer deutschen Macht, noch vom Aufstand von 1788 her, und als einer protestantischen. Es gab selbst eine Zeit, wo Preußen sich die Aufgabe zu setzen schien, diesen doppelten Streit neu anzufachen. Die belgische Nationalität hatte bis zum Augenblick wo politische und commercielle aus dem Zollverein entstandene Nöthigungen Preußen in den friedlichen Besitz des Hafens von Antwerpen brachte, keinen mißtrauischeren Widersacher als diese Macht. Von zwei Seiten betrachtet, als Ausdruck der Racenvorurtheile und als Kunstgriff einer Partei, enthält folglich die vlämische Bewegung Tendenzen, die ganz und gar gegen Preußen gerichtet sind, und welche im Laufe der Zeit eher stärker als schwächer wurden. Der Widerwille Flanderns gegen Holland ist schon zum Theil durch das commercielle Interesse gerechtfertigt worden, und das gleiche Interesse hat die Scheidewand zwischen den Flamändern und Preußen erhöht. Die flandrischen Küstendistricte haben mehr als je den Preußen vorzuwerfen daß sie die belgischen Häfen beherrschen wollen, und die Linnendistricte sind verstimmt durch den Nachtheil, den ihnen seit zehn Jahren die Hindernisse verursacht haben, welche das Berliner Kabinett der Vermehrung ihres Absatzes nach Frankreich in den Weg gelegt hat, und durch die Concurrenz der schlesischen Linnen, die den belgischen Markt überschwemmen. Die katholischen Staatsmänner ihrerseits verzeihen dem Berliner Kabinett nicht daß es im Jahre 1844 binnen vierzehn Tagen in Bezug auf Handel und Seewesen die beiden Grundlagen des Isolirungssystems zerstört hat, woran sie seit dreizehn Jahren so emsig gebaut hatten. Wenn auch späterhin vielleicht diplomatische Tactik sie veranlaßte, auf die Zuvorkommenheiten Preußens einzugehen, so hätten sie keine Aussicht den vlämischen Geist mit sich fortzureißen, denn dieser neigt sich jetzt entschieden auf die liberale Seite. In dieser Beziehung trug sich erst kürzlich ein bedeutsamer Vorfall zu. Die ansehnlichste vlämische Gesellschaft, der Olyftak zu Antwerpen, schloß, als dem Liberalismus feindselig, drei seiner bedeutendsten Mitglieder aus, darunter auch Hrn. Conscience. So ist es klar daß die deutsch-vlämische Propaganda zwei Interessen zu Stützpunkten genommen hat, welche sie abstoßen und die sich unter einander abstoßen, und die einzige Hülfsmacht, die der Zollverein in Belgien hatte, den wallonischen Liberalismus, entfremdet sich derselbe. — Die wallonischen Liberalen haben sich seit siebenzehn Jahren gegen die französische Allianz gestemmt, und eine entschiedene Vorliebe zu einer Verbindung mit Preußen gezeigt. Die bedeutendsten wallonischen Industriezweige, die Metallgewerbe und die Steinkohlengruben, gründeten auf den rheinischen Markt gewisse Hoffnungen. Aus Rücksicht für erstere wurde der belgisch-preußische Vertrag von 1844 geschlossen. Preußen hätte sich hierdurch eine günstige Diversion für seine Absicht offen lassen können; allein es mißverstand die Verhältnisse. Indem es gegen das neue Kabinett aus dem Wörterbuch der vlämischen katholischen Partei Injurien schöpfte, hat es die Wallonen in ihren politischen und ihren Stammesempfindlichkeiten verletzt und dem Ganzen durch eine Zollerhöhung auf die Steinkohlen die Krone aufgesetzt. Diese beiden Täuschungen möchten die Wallonen von ihrer Hinneigung zu Deutschland zurückbringen."

Preußen hat, wie es scheint, weder die richtigen Staatsmänner gehabt um das wahre Verhältniß zwischen Deutschland und Belgien zu verstehen, noch die richtigen Diplomaten um die nöthigen Anknüpfungen dazu einzuleiten.

Briefwechsel.

Berlin, d. 27. November.

[Berlin in seiner Metamorphose; die Demokraten und die Polizei; Hr. Wrangel und die Tante Voß.]

⊙ „Als ich wieder nach Berlin kam, fand ich Alles verändert. Wrangel war in Berlin eingezogen, der Belagerungszustand war erklärt, und Alles athmete auf im Gefühl der Sicherheit!" So hat Herr Bassermann in der Frankfurter Nationalversammlung bei seiner ominösen Schilderung der Berliner Zustände gesagt. Gott möge es ihm verzeihen daß er die stille und schweigende Wuth der Berliner ein „Aufathmen im Gefühl der Sicherheit" nennt, und daß er die allzu heftigen Zuckungen, mit denen die Freiheit bei uns in die Geburt trat, so übermäßig grell und philisterhaft beurtheilt hat. Gott möge es ihm verzeihen, die Nationalversammlung aber wird es niemals, und der Präsident derselben, Herr v. Unruh, hat bereits eine schlagende Gegenerklärung gegen Bassermann in den hiesigen Zeitungen veröffentlicht. — Darin aber hat Herr Bassermann recht, verändert ist Alles seit Wrangel und dem Belagerungszustand, so vollkommen verändert, daß wer Berlin vor drei Wochen sah und jetzt dahin zurückkehrt, Mühe hat es wieder zu erkennen. — Es verlohnt sich wohl der Mühe einen kleinen Spaziergang durch die Straßen zu machen, um sich von dieser merkwürdigen Veränderung zu überzeugen. Wir sind unter den Linden, am Brandenburger Thor. Da sind die beiden Wachhäuser, wo sonst die Bürgerwehrmänner in traulichem Gespräch bei einander standen, während ihre Kuhfüße in eben so traulicher Gemeinschaft zusammengestellt waren. Ernst ritt der König hier um den Platz herum, Aschoff war

neben ihm, der große Bürgercommandant, und Wöniger, den manche für einen Bedienten des Generals hielten, während er doch sein Adjutant war. Sie trugen Alle dreifarbige Kokarden, die Bürgerwehr welche zu beiden Seiten der Linden aufgestellt war, paradirte das Gewehr, und Aschoff winkte immerfort links und rechts mit dem Degen, zum Zeichen daß die guten Bürger Vivat schreien sollten. Aber sie thaten es nicht, die guten Bürger, sie standen mit ernsten Gesichtern unterm Gewehr, und mit ernstem Gesicht, in wüthendem Galopp ritt der König durch ihre Reihen hindurch. Sein Pferd ging rascher, als es an den fliegenden Corps vorüberkam, welche mit ihren phantastischen Kostümen das Thier vielleicht scheu machten; es bäumte sich vor diesem Corps mit den schwarzen Calabreser Hüten und der blutrothen Feder! Grade vor der Artillerieschule stand dies fliegende Corps. Die Fenster dieses stattlichen Gebäudes waren verhangen und öde, das Haus war einsam und verlassen. Neulich aber, am 9. November, als die Armee wieder einzog durch das Brandenburger Thor, und unter klingendem Spiel eben diese Linden hinaufzog, wo einst die Bürgerwehr paradirte, da waren alle Fenster dieses Gebäudes geöffnet, überall schauten Soldaten heraus, und sie schrieen und brüllten Hurrah, — aber es waren die einzigen Hurrahschreier; das Volk stand mit finstern Gesichtern, wie damals die Bürgerwehr, und schwieg. Aber die Militärmusik spielte lustige, schmetternde Weisen. Grade als sie an der Ecke der Friedrichstraße anlangten, fing ein neues Musikchor an, es spielte die Melodie des Liedes: „Ich hab' dir's oft gesagt, wenn du mich arg geplagt, du wirst noch oftmals um mich weinen!“ War das Hohn oder Zufall? Es war just auf derselben Stelle, wo sonst der souveräne Lindenklubb seine allabendlichen Zusammenkünfte feierte, und wo der „Stänkerklubb“ seine gewichtigen Beschlüsse faßte. Mir hatten bis dahin Thränen der Wuth in den Augen gestanden, jetzt mußte ich lachen über das seltsame Lied an der seltsamen Stelle. Ja, ja, diese Friedrichstraßenecke hat sich sehr verändert seitdem. Die Buden in der Mitte der Linden sind verschwunden, diese Buden in welchen man immer die neuesten Plakate und Flugschriften, die neuesten Werke des großen Buddelmeier und des noch größern „Hersch“ mit Entzücken gelesen. Nirgend mehr ein fliegender Buchhändler der mit schrillender Stimme „die demokratische Reform“, die „Zeitungshalle“, die „Nationalzeitung“ ausschrie. Die fliegenden Buchhändler sind verschwunden, sammt den drei radicalen Zeitungen, den Placaten und den hundert Lesern. Die Ecke ist öde und leer, — doch nein, einige polizeiliche Bekanntmachungen und Verbote sind da zu lesen, auch einige Bälle in öffentlichen Localen findet man angezeigt, denn Herr Wrangel hat in einem Anflug ironischer Bosheit erlaubt daß man „Vergnügungen“ anzeigen dürfe. Kein Lindenklubb, kein Stänkerklubb mehr; Herr Wrangel welcher die Vergnügungen erlaubt, hat verboten was uns Vergnügen macht. Und wo sind die Helden dieser Klubbs, wo ist Linden-Müller und Karbe, und Eichler, und Held? Wo sind sie Alle, die großen Helden der vergangenen Tage? Sie sind Alle verschwunden, Alle fein stille geworden und bescheiden, sie haben ihren Bart verschnitten, den phantastischen Sturmhut abgelegt, und wieder den schwarzen runden Hut aufgesetzt. Nicht eine einzige dieser romantischen Gestalten von sonst begegnet uns heute unter den Linden. Die schwarzen Calabreser mit der rothen Feder, die grauen breitkrämpigen Hüte mit der schwarzen Feder, die großen Rehberger Strohhüte mit den tellergroßen Kokarden, die schwarzen Hüte mit den Bürgerwehr- und Handwerkervereinszeichen, — Alles verschwunden, weggeweht vom Wrangelsturm. Oh, ich kann Ihnen darüber eine tragikomische Geschichte erzählen! Ein Freund von mir war eingetreten in das fliegende Corps der Handwerker. Er stand mit ihnen auf Wache, er exercirte mit ihnen, er beschützte mit ihnen die Nationalversammlung, als sie im Schützenhaus tagte. Er war der Tapfersten Einer, und martialisch sah er aus mit dem Gewehr auf der Schulter und dem grauen schwarzbefederten Hut auf dem Kopf, so martialisch daß er seinen Freunden und sich selber sehr wohl gefiel in diesem phantastischen Heldencostüm, besonders in diesem schwarzbefederten Hut, dem stolzen Abzeichen der Demokratie. Er beschloß dieses Bild seiner Selbst sich abkonterfeien zu lassen. Ein Maler warf es auf die Leinwand hin, und beinahe war das Bild fertig, da kam Herr Wrangel und der Belagerungszustand. Aber das Bild mußte doch vollendet werden, und gestern ging mein Freund zu dem Maler zur letzten Sitzung hin. Aber er hatte auf dem Kopf einen runden Philisterhut, den grauen Hut mit der schwarzen Feder dran, diesen Hut der gestern sein Stolz und seine Freude gewesen, hatte er sich heute unterm Rocke eingeknöpft, und trug ihn ganz verstohlen zum Maler! — Ja, ja, so geht es uns hier, und so machen es alle diese Demokraten par excellence! Sie haben ihre Demokratie unterm Rocke eingeknöpft, und tragen sie im Schillerformat in der Westentasche bei sich! — Den demokratischen Hüten aber ist eine andere Niederlage widerfahren! Die Polizei welche neulich in der Ansprache des neuen Polizeipräsidenten Hinkeldey einen wahrhaft gemüthlichen Ton anstimmte, wird jetzt sogar witzig, und hat ihre neue Mannschaft der berittenen Konstabler mit demokratischen Calabresern ausgerüstet! Was die Demokraten nicht mehr wagen, das wagt die Polizei, sie trägt Calabreserhüte! Ja, die Polizei wagt hier jetzt Alles, und die Demokratie — nichts! Die Polizei verhaftet wen sie mag, ohne Umstände, ohne Entschuldigung, nur so zu ihrem bon plaisir! Neulich hat sie den Redacteur des „Publicisten“, Hrn. Thiele, verhaftet, auf Befehl Wrangels, versteht sich. Man schleppte ihn hierhin und dorthin, von Wache zu Wache; wenn er sprechen wollte, befahl man ihm zu schweigen, wenn er schlafen wollte, weckte man ihn, und transportirte ihn weiter. Das dauerte achtundvierzig Stunden, und dann ließ man ihn wieder frei, ohne ihn angeklagt, oder verhört zu haben, ohne daß er erfahren hat weshalb man ihn arretirte! Und so wie ihm ist es noch Manchem ergangen, und wird es noch Manchem ergehen, denn Herr Wrangel hat unbeschränkte Macht über uns! Deshalb rathe ich Ihnen, gehen Sie ganz still und schweigend die Linden hinauf und wenn Sie vor der neuen Wache einen tiefen Graben aufgeworfen sehen, so wundern Sie sich nicht. Es wird nur einfach ein hohes Gitter um diese Wache angebracht, und dahinter sollen Kanonen aufgestellt werden. So hat es Herr Wrangel sich ausgesonnen, und die Vossische Zeitung sagt: „In Paris sind alle Militärwachen mit solchen Gittern versehen.“ Aber Sie müssen wissen daß der Redacteur der Vossischen neulich bei Herrn Wrangel zu Mittag eingeladen war, und daß der Held „Vater Drauf“ ihn zum Nachtisch mit einer freundschaftlichen Chokolade beehrte.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr. | Die Europa erscheint wöchentlich sechsmal. Halbjähriger Vorausbezahlungspreis 4 Thlr. — Ankündigungen aller Art werden angenommen und der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet. | № 130. 30. Novbr.

Lord Ashley's Rede in der City-Missionsgesellschaft zu London.

—Seit alter Zeit hatten wir Missionsgesellschaften für die Heiden, brachten den Kannibalen in der Wildniß das Kreuz und mit dem Kreuze Christi zugleich die Civilisation Europa's. Wir glaubten selbst den naiven Kindern der Natur das Heil predigen zu müssen, und vergaßen all die Millionen von Kindern der Verwilderung, Entartung und Entsittlichung, die mitten unter uns im Schooß der Christenheit geistig und leiblich darbend und schmachtend dem sichern Elend preisgegeben sind. Dicht neben den Pflanzstätten der Bildung blieben unter uns die Höhlen des Jammers so stark bevölkert, daß wir nun plötzlich erschrecken, wenn jetzt, wo das Proletariat politisch berechtigt auftritt, über unsere ganze Gesellschaftswelt eine entschiedene Barbarei der Gesinnung einzubrechen droht. Unsere Kultur ist so lange träge, weichlich und selbstgenügsam gewesen, unsere politischen Gestaltungen wurden so lange künstlich und gewaltsam zurückgedrängt, daß jetzt wo diese ihren plötzlichen Durchbruch erleben, der Segen der Kultur fast seine Mitwirkung verliert. Es würde uns wenigstens nicht überraschen, bliebe dieser Segen jetzt aus, wo wir für die Freiheit die neuen Formen zu finden glauben. Wien und Berlin haben uns während der kurzen Epoche ihrer Entzügelung in Literatur und Leben Erscheinungen geboten, welche die Triumphe der Freiheit darin zu suchen scheinen daß sie die Errungenschaften der Kultur zu Grabe tragen.

In England ist es anders. In England hat die Freiheit bei allem Widerstande den die alte Sitte, alte Gewohnheit und altes Vorurtheil leisten, eine stetige Entwickelung. England hat seine Revolutionen weit hinter sich, und die Pietät der Gesellschaften der Menschenliebe arbeitet dort seit langen Jahren an der sittlichen Erziehung des Proletariats. England hat Missionen für die Höhlen des Jammers, für die Spelunken in denen sich die Armuth und das Verbrechen gemeinsam fortpflanzen. In dem letzten Jahre hat sich die Zahl solcher Stadtmissionare in London allein von 186 auf 201 vermehrt; die Einnahme der Londoner Anstalt steigt von Jahr zu Jahr und betrug von 1847 bis 1848 nicht weniger als 16,147 Pfund Sterling. Lord Ashley hielt in dieser London-City-Mission die Rede zur dreizehnten Jahresfeier der Gesellschaft.

„Ich würde hier nicht aufgetreten sein, sagte der ehrenwerthe Lord, um blos eine Lobrede auf diese Gesellschaft zu halten; aber weil ich aufgefordert bin hier zu reden, und weil ich von den Arbeiten dieser Gesellschaft aus eigner Erfahrung reden kann, so hab' ich es für meine Pflicht gehalten hier mit meinem Zeugniß von dem hervorzutreten, was ich gesehen und gehört auf meinen vielfachen Wanderungen in Begleitung Ihrer vortrefflichen und frommen Missionare in die Gänge und Winkel unserer Hauptstadt. — Ich will hier nur mein Zeugniß ablegen, wie großen Dank das Publikum Ihnen und Ihren Missionaren dafür schuldig ist daß Sie einen Zustand der Dinge vor aller Welt offenbar gemacht haben, von dem $^{19}/_{20}$ der gebildeten und wohlhabenden Bewohner unserer großen Metropole bis dahin gerade soviel gewußt haben wie davon was auf der andern Seite des Mondes geschieht. Erzählen Sie etwas von einer Reise nach Tumbuktu oder in das Innere von Neuholland: ich behaupte, Ihre Missionare haben eben so wunderbare und zehnfach wichtigere Entdeckungen gemacht als alle Reisenden die je beide Hemisphären durchwanderten. Sie haben nachgewiesen daß in den Höfen und Gängen dieser großen Stadt Tausende und Zehntausende von lebendigen Menschen sich in einer Lage befinden, die jedem Gefühl Abscheu einflößt, und die noch zehnmal so schauerlich wird, wenn man sie mit einem geistlichen Blick betrachtet. Jahre auf Jahre haben diese Menschen fortgelebt und sich vermehrt; und doch war ihre Existenz gerade so unbekannt, wie die der Bewohner mancher unentdeckten Insel es in diesem Augenblick ist, und ich glaube, hier in dieser Versammlung sind Viele gegenwärtig, die nicht wissen daß weniger als eine halbe Stunde von ihren bequemen Wohnungen Tausende und aber Tausende von menschlichen Wesen

sich befinden, welche ihnen ein zehnfach größeres Feld für all ihre Wißbegierde, für ihre ganze Einsicht, für all ihre Bemühungen und für all ihre Gebete geben würden, als sie auf allen Steppen der Tartarei und auf allen Prärien und Llanos in Nord- und Südamerika jemals entdecken könnten. Diese Menschenklasse haben die Arbeiten der Stadtmissionare zu Ihrer Kenntniß gebracht. Sie haben uns das Elend geoffenbaret, sie haben uns die Gefahr gezeigt, sie haben uns zum großen Theil die Mittel zur Hülfe erkennen lassen. Nun ist es unsre eigne Schuld, und es wird unsere unverzeihliche Sünde sein, wenn wir nicht mit Gottes Hülfe im Kampfe dawider weiter gehen."

„Sehen Sie auf ein anderes Feld ihrer Arbeit hin; ich wenigstens muß davon mit besonderer Dankbarkeit reden: sehen Sie was die Missionare für die Ragged-Schools (Lumpen-Kinderschulen) gethan haben. Wir brauchen nicht nach dem Ursprung derselben zu forschen; so viel ist gewiß: sie stehen jetzt in so hohem Ansehen daß Menschen und Städte darum streiten wie einst um die Geburt des Homer. Wir können nicht sagen wo sie entstanden sind, durch Gottes Gnade sind sie da und durch Gottes Gnade werden sie noch wachsen. Aber so oft Sie in eine Ragged-School treten, bedenken Sie: $^9/_{10}$ davon verdanken wir den demüthigen frommen ernsten Stadtmissionaren. Im Bericht ist Plumtree-Court genannt. Ich kenne Plumtree-Court, ich habe es gesehen, ich habe es gerochen. Niemand der einmal da gewesen ist, kann Plumtree-Court vergessen. Dort ist eine Ragged-School eröffnet; ich werde die Ehre haben bei ihrer ersten Jahresfeier zu präsidiren. Ich wollte, Sie gingen Alle nach Plumtree-Court; Sie würden da die Hauptquelle von $^{19}/_{20}$ all' dieses Elends sehen. Sie würden sehen, in welchem Schmutz Tausende aufwachsen, Sie würden eine Ragged-School finden an einem Orte, der an Unreinlichkeit so reich ist daß Sie auf dem nächsten Düngerhaufen sich an einem reinlichen und wohlriechenden Orte dünken würden im Vergleich mit der Stelle wo diese Kinder erzogen werden. Aber die Sache ist so wichtig daß ich lieber möchte, wir Alle wären an diesem Werke thätig, als daß wir hier auf damastnen Sophas und Stühlen von Gillow und Dowbiggin sitzen."

„Ihre Arbeiter sind auch ganz besonders geeignet für das Werk zu dem sie berufen sind. Wenn Politiker von Pitt sagen durften, er sei ein geborner Minister gewesen, so können wir von Ihren Agenten sagen daß sie geborne Missionare sind. Die Tüchtigkeit und Befähigung dieser Männer hat mehr und mehr meine Bewunderung erregt. Der Bericht zeigt wie sie die Sache angegriffen haben, er beweist daß es Männer von ungewöhnlichem Geist und Eifer, von ungewöhnlichen Fähigkeiten sind. Aber zu diesen ihren Eigenschaften kommt noch eine persönliche praktische genaue Kenntniß der Gewohnheiten, Sitten, und so zu sagen der Naturgeschichte der Leute mit denen sie zu thun haben. Denn es darf doch nicht vergessen werden: obwohl dies Volk von Natur ist wie wir, obwohl sie dieselben Hoffnungen haben und zu demselben Ziel bestimmt sind, so hat eine lange Gewohnheit und lange Vernachlässigung einen solchen Einfluß auf ihren Charakter, auf ihre Sitten und ihre Neigungen ausgeübt daß man ihre Eigenthümlichkeiten durchaus kennen und verstehen muß, ehe man versucht heilsam auf sie einzuwirken, oder nur irgend einen Verkehr mit ihnen zu eröffnen. Gerade in dieser Beziehung sind die Arbeiter der Londoner Stadtmission ganz besonders tüchtig, und es hat mein Erstaunen erregt daß der Ausschuß eine so große Anzahl solcher Männer hat ausfindig machen können. Ich kann es nur als ein besonderes Zeichen des göttlichen Segens betrachten, der auf diesem Unternehmen ruht, daß man 201 solche Männer gefunden hat, während ich in der That vor ein Paar Jahren glaubte daß es in der Hauptstadt nicht einen einzigen Menschen gebe, der für solche Wirksamkeit geeignet wäre. Denken Sie nur an den einen Missionar, der in seinem Hause Besuche empfängt von so vielen Dieben und gefallenen Frauenzimmern! Kein gewöhnlicher Mann kann solchen Plan fassen, solches System verfolgen, solche Ergebnisse hervorbringen. Ich bedaure nur daß der Bericht den Namen dieses Mannes nicht nennt; aber ich denke, man wird mir verstatten es zu thun, denn ich erkannte augenblicklich den bewunderungswürdigen Mann, den Missionar von Good-Man's-Fields."

„Ich hoffe, Sie werden sich bemühen die Zahl der Agenten zu vermehren. Denn was dem Volke vor Allem noth thut, das ist nicht Geld, das sind nicht alte Kleidungsstücke; sondern es sind lebendige Arbeiter. Wir bedürfen Männer die sich unter das Volk begeben, die ein Wort der Theilnahme reden, einen guten Rath ertheilen können; die mit den Weinenden weinen, mit den Lachenden lachen, die in die geringsten Interessen der Leute eingehen; die über das Wichtigste reden können, die es aber auch nicht verschmähen die kleinen häuslichen Angelegenheiten zu berühren. Und was ist das Ergebniß solcher Bestrebungen? — Ihre Missionare haben einen solchen Einfluß auf die Massen des Volks gewonnen, daß Tausende aus der Nacht des Schmutzes und der Unwissenheit hervorgegangen sind und im Lichte und in der Freiheit des Evangeliums wandeln, oder wenigstens Gelegenheit haben, dahin zu gelangen." —

„Soviel über die innere Wirksamkeit; aber auch in Bezug auf die äußere haben Sie Ursache sich zu freuen. Es ist meine feste Überzeugung daß die Londoner Stadtmission so wie andere Vereine derselben Art wesentlich dazu beigetragen haben, die Gefahren und Verwirrungen die neulich hereinzubrechen drohten, abzuwenden und die Ruhe der Hauptstadt zu sichern. Große Massen des Volks haben erfahren daß man an sie denkt, daß es Leute gibt, denen ihr zeitliches und ewiges Wohl eine Herzens- und Lebenssache geworden ist. Ich glaube nicht daß diese Stadt vor zehn Jahren dem gewaltigen Stoße hätte wiederstehen können

der von dem Continente ausgegangen ist. Aber wenn auch, was ich nicht bezweifle, andere Stöße kommen sollten, und Sie Alle nur nicht ermüden in Ihrem Werke, und Jeder in seinem Beruf und Amt für das Wohl der arbeitenden Klassen thut was seine Schuldigkeit ist: so mag der ganze Continent umgewälzt und wie durch Erdbeben von einem Ende zum andern zerstört werden: es wird mich betrüben für die Betheiligten, aber nicht für unser Land*)". —

*) Wir geben hiermit nur einen Auszug aus Lord Ashley's Rede. Die „Fliegenden Blätter aus dem Rauhen Hause zu Horn bei Hamburg" bringen sie in Nr. 21. vollständig.

Briefwechsel.

Berlin, d. 27. November.

[Das verödete Schloß, das gefüllte Theater; die Geschichte der rothen Bänke.]

⊙ Wenn Sie die Linden hinaufgehen über die große Brücke, so stehen Sie vor der Residenz Wrangels, welche man sonst das Königsschloß nannte. Sonst wogten Tausende hier auf und ab, mit Flugschriften waren die Mauern des alten Schlosses der Hohenzollern bedeckt, und wer vorüberging, der stand und las und lachte über den frischen Humor dieser Plakate, oder ging schweigend weiter, stirnrunzelnd über die Dreistigkeit der Demokratie! Jetzt sind die Wände des Königsschlosses rein und gesäubert, Alles ist wieder Grau in Grau, farblos und öde, das Königsschloß ist seines unpassenden Schmuckes beraubt, aber es ist deshalb nicht heiterer geworden, es sieht nur noch wüster und trauriger aus und das Volk meidet es, denn drin hauset der Mann mit dem geschliffenen Schwert und der Kugel im Lauf, drin hauset Herr Wrangel der willkürlich zu entscheiden hat über Leben und Sterben. Die Gitter des Schlosses sind verriegelt, Soldaten erfüllen die Königssäle und vom Dache blicken die Läufe von vierzehn Kanonen auf das arme schweigende Berlin hernieder. Deshalb sieht man auch die Menschen nur scheu vorüber gehen an diesem Schloß mit Wrangel drin und den Kanonen drauf. Kein freundlicher Blick hebt sich zu den Fenstern empor, und keine Hand grüßt mehr hinauf zu dem Erker dort, wo einst der König wohnte. Der Schloßplatz ist ganz öde und leer, und die Menschen gehen vorüber am Schloß, als wäre es des Geßler's aufgesteckter Hut den der geknechtete Schweizer grüßen soll! —

Fort von diesem Königsschloß mit den erhabenen Erinnerungen und der traurigen Gegenwart! Ich kehre wieder zurück über die große Brücke. Wie dort die Menschen in das Opernhaus strömen, schaarenweise, sich drängend und schiebend, ganz angstvoll besorgt, keine Plätze mehr zu bekommen! Seit dem Belagerungszustand ist das Theater beständig übervoll. In den kurzen Monaten unserer Freiheit war es stets leer, wir hatten da draußen etwas Besseres zu thun, wir hatten zu leben, zu wirken, zu bilden und zu schaffen! Was kümmerten uns die Bretter welche die Welt bedeuten, da die Welt selber unser Schauplatz war! Jetzt ist das anders. Wir gehen in's Theater um uns zu zerstreuen, zu betäuben, es ist gewissermaßen ein Opiumtrank, der uns unserer Sorgen vergessen macht. War doch Waldeck selber einen ganzen Abend dort, und schaute dem Ballet zu. Er wäre hergegangen, sagte er mir, um seinem Kummer und der Politik zu entfliehen. Armer Waldeck! Die Politik war mit Dir gegangen, und schaute Dir über die Achsel auf die Bühne hin. Als Lucilie Grahn dieses reizende Genrebild, die Tarantella, in herrlichster, ursprünglichster Natürlichkeit tanzte, da seufzte Waldeck: „Ja, ja in Neapel fing es an!" — Was fing an? fragte ich. — „In Neapel fing die Reaction zuerst ihre mörderischen Thaten an!" seufzte er. Armer Waldeck, Du wolltest der Politik entgehen, und sie vergiftet Dir selbst Lucilie Grahn's reizende Tarantella! —

Neulich ward der Prinz von Homburg im Opernhause gegeben, und als darin die Stelle kam: „Den Wrangel wollen wir schon über die Grenze jagen!" da entstand ein bedeutender Applaus. Weiter nichts! — Dem Opernhaus gegenüber steht die Universität! Ich senke mein Haupt und schweige! Die Professoren, oder wenigstens ein Theil derselben, haben gestern eine Loyalitätsadresse an den König geschickt, worin sie der Nationalversammlung mit bitterstem Tadel gedenken, und sich ganz auf die Seite des Königs stellen! Siebenzig Männer der Wissenschaft haben diese Adresse unterzeichnet, darunter Boeckh, der das ganze Jahr hindurch den Studenten die Republik der Alten deducirt, — die Feder ist ihm nicht aus der Hand gefallen, — er hat unterzeichnet! — Ich enteile diesem Orte, und wende mich rasch durch die Straßen dem Schauspielhause zu! Wie öde das hier ist, welch eine Stille auf dem ganzen Platz. Die Thüren sind geschlossen, die Fenster mit Wollsäcken zugesetzt, das Schauspielhaus ist in eine Festung verwandelt, drinnen hausen die Soldaten; — nur an dieser einen Thüre hier ist es lebendig. Da stehen drei große Eisenbahnwagen, und werden beladen mit dem Ameublement der Nationalversammlung. Da bringen sie die rothen Bänke herbei! Es wäre interessant, einmal die Geschichte dieser rothen Bänke zu schreiben; was haben die nicht Alles erlebt und erfahren! Sie wurden gemacht zu dem ersten Vereinigten Landtag den der König zusammenberief. Damals standen sie im Weißen Saal des Königlichen Schlosses, und als die Einrichtung fertig war, führte der König den grade hier anwesenden Großherzog von Mecklenburg-Strelitz in den Weißen Saal, um ihm denselben in seiner neuen Decorirung zu zeigen. „Aber diese Bänke sind etwas sehr schmahl!" — sagte der Großherzog. — „Ich lasse die Deputirten auch nicht hierher kommen, damit sie sich breit machen sollen!" erwiederte der König. — Doch machte sich damals schon Herr v. Vincke sehr breit auf diesen schmahlen rothen Bänken, so breit daß der König einst zu ihm sagte: „Sie machen mir viel Kummer; ich kenne Ihren Vater sehr genau und schätze ihn sehr. Wer hätte mir früher gesagt daß der Sohn eines solchen Vaters mir so gegenüber stehen würde!" — „Ja, sagte Vincke lachend, die Söhne halten sehr oft nicht, was die Väter versprochen haben!" — Jetzt sitzt Herr von Vincke zu Frankfurt auf der rechten Seite, und Andere sind seitdem gekommen sich auf den schmahlen rothen Bänken breit zu machen. Und die rothen Bänke wanderten fort aus dem Königsschloß und gingen in die Sing-

akademie. Das war ihr erster Übergangsschritt zur Demokratie, ihr Zwischenstadium zwischen Aristokratie und Demokratie. Als sie aber drauf in's Schauspielhaus kamen, da gehörten sie ganz der Demokratie. Die rothen Bänke von Rechts waren leer, die von Links waren überfüllt. Da hatte Wrangel ein Einsehen, und trieb die Deputirten von ihren rothen Bänken fort, und sie mußten wandern von Haus zu Haus. Die rothen Bänke aber blieben im Schauspielhaus, und sie wurden das Feldlager von 250 Mann Soldaten, die statt der Nationalversammlung im Concertsaal tagten. — Jetzt wanderten die rothen Bänke nach Brandenburg aus, und dort werden die von Rechts besetzt sein, die Bänke von Links aber leer, ganz leer. — Niemand von der hier anwesenden Mehrheit der Nationalversammlung ist hinübergegangen, Alle sind sie treu geblieben ihrem Wort, und so wird drüben keine beschlußfähige Versammlung sein. Alsdann wird die Regierung die Stellvertreter einberufen, und es ist zu vermuthen daß diese in genügender Anzahl kommen werden. — Gestern passirte hier eine drollige Geschichte. Zwei Herrn begegneten sich auf der Straße, und blieben erstaunt vor einander stehen. — Mein Gott, wo kommen Sie her? fragten sie sich Beide. — Nun, wie Sie, aus unserer gemeinschaftlichen Vaterstadt! — Und wo wollen Sie hin? — Ich bleibe hier in Berlin! — Und ich gehe nach Brandenburg, sagte der Andere, und wandte ihm den Rücken. — Der Letztere war ein ehrwürdiger Deputirter von der Rechten, der Erstere war sein Stellvertreter. — Beide zugleich hatten sie sich aufgemacht, der Eine um dem Ruf des Königs, der Andere um dem Ruf der Nationalversammlung zu folgen!

Zur Chronik der Gegenwart.

[Die deutsche Flotte.]

— Bis Anfang September waren folgende deutsche Kriegsschiffe ausgerüstet: An Segelschiffen die Fregatte „Deutschland" mit 34 Kanonen, die Corvetten „Amazone" und „Franklin", jede mit 12 Kanonen, der Schoner „Elbe" mit 8 Kanonen; an bewaffneten Dampfbooten: „Hamburg", „Lübeck" und „Bremen", jedes mit 160 Pferdekraft, „Königin Elisabeth", „Kiel" und „Eider", jedes mit 50—60 Pferdekraft. Wir zählen somit 4 Segelschiffe mit 70 Geschützen, 6 Dampfboote mit 31 Geschützen, die Kanonenboote, Jollen und Schaluppen nicht gerechnet, deren Anzahl von 10 mit je 2 Geschützen sich bald verdoppelt hat, da der Bau in Holstein und Preußen unausgesetzt betrieben wird.

In der lithographirten Parlamentscorrespondenz welche die Rechte der Berliner Nationalversammlung herausgibt, finden wir über den Bau der deutschen Marine einen Artikel voll nachdrücklicher Warnungen. Wir theilen ihn in unsrer nächsten Nummer mit.

Druckfehler. In Nr. 128 S. 812 Sp. 2 Z. 14 v. o. lies: Volkssouveränität, st. Volkshumanität.

An unsere Leser und Mitarbeiter.

Mit dem Beginn des laufenden Halbjahrs glaubten wir es bei dem plötzlichen Drange der Ereignisse, bei dem raschen Umschwung der Interessen, dem Bedürfnisse der Zeit schuldig zu sein, unser Blatt täglich erscheinen zu lassen. Von mehreren Seiten ist uns jedoch der Wunsch zu erkennen gegeben, die Europa wieder in Wochenheften zu beziehen, wie denn die Form des wöchentlichen Erscheinens dem Vertriebe durch den Buchhandel entsprechender bleibt. Wir haben beschlossen, diesem wiederholten Wunsche der Mehrzahl unserer Leser nachzukommen. Mit Beseitigung dessen was der Tag bringt und nimmt, wird sich in Wochenlieferungen der Stoff der Zeitinteressen gesammelter und übersichtlicher vorführen lassen, ohne daß uns damit Mannichfaltigkeit und rascher Wechsel entgehen soll. Die dauernden Interessen der Bildung und Gesellschaft sollen in unserem Blatte vorherrschend vertreten bleiben. Zugleich werden wir Kunstblätter beifügen, welche mit Humor und Satyre die Entwickelung der Zeitgeschichte begleiten. Es gereicht uns zu besonderer Freude, unsern Lesern ankündigen zu können daß wir dazu den Zeichner der Frankfurter Ätzbilder gewonnen haben.

Um davon sofort Proben zu liefern, tritt unser Blatt bereits mit dem December in der Gestalt auf, in welcher es für 1849 erscheinen wird.

Der Preis des Blattes bei wöchentlicher Lieferung von 2 Bogen Text nebst einem Kunstblatt ist nach wie vor ganzjährlich 8 Thlr. Zu Ankündigungen wird der Raum einer zweimal gespaltenen Zeile mit 1 Ngr. berechnet.

Herausgeber und Verleger.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr. | № 131. 7. Decbr.

Heinrich von Kleist.

Ein deutsches Dichterleben.

1.

Wenn Einer beim Zwielicht in den Wald ging, bei Nacht und Nebel sich verlor und beim hellen Morgen nicht wiederkehrte, so bleibt es uns gleich geheimnißvoll, ob wir, seinen Spuren im Dickicht folgend, die Stelle finden wo ihn der Sumpf verschlang, oder wo er in der Irre seiner Gedanken am Baum sich freiwillig den Knoten schürzte. War es blos ein Ereigniß, daß er unterging, so klagen wir über die tückische Macht des blöden blinden Zufalls der eine planvolle Weltregierung kreuzt und ein heilig Menschenleben sinnlos knickt. Ist der Untergang eine That, die That des freien Willens, so müssen wir doch den tausend kleinen mitwirkenden Übeln Rechnung halten, die sich eben auch nur wie Schickungen, bindend, lähmend und dunkel treibend, zusammengehäuft um die helle Lauterkeit des freien Bewußtseins zu trüben. Was That daran ist, erscheint dann doch eben auch nur als ein Gewebe unfreiwilliger Nöthigungen, und wie vor jedem großen Unglück verstummt auch vor dem Selbstmord unsere Anklage, oder sie greift über die Person hinaus, nicht bis an's Firmament und die Sterne, denn dort regieren Zufall und Natur, sondern mitten hinein in den Knäuel des seltsam verstrickten Menschenlebens, denn in ihm tief drinnen waltet, vielleicht freilich sich selbst nicht minder ein Geheimniß, Gott. — Es ist Mancher freiwillig hingegangen aus bloßem Ekel über die ewige Wiederkehr des schlechten Processes, sich täglich an- und auszuziehen. Es ist wenig Verlust, wenn eine leere Existenz sich selbst aufgibt. Wenn aber lebendiger Reichthum sich plötzlich bankerott erklärt, so stellt sich uns dieser vielgerühmte Reichthum des Lebens selbst in Frage. Wenn Held Simson in seiner Kraft unter der Hand einer Delila erliegt, so ist das Trauerspiel fertig und in sich vollendet. Der die Philister schlug, die Welt in Trümmer stürzte, wird von einer listigen, weichen Schlange in der Gestalt eines kleinen Mädchenarms bezwungen; die Schönheit des Weibes weiß um die Achillesferse des Mannes; und selbst an Tyrannen wie König Philipp ist ja die Stelle bekannt wo Helden und Männer sterblich sind. Aber jenes Weib dem Heinrich Kleist das Gelübde gethan, sie zu tödten, ein Gelübde das er nur lösen konnte, indem er sich selbst mit ihr vernichtete, — jenes Weib, sagt man uns, sei gar nicht eine Delila für ihn gewesen, die ihn im Rausch der Liebe bezwungen, die Kraft seines Geistes überlistend. Ludwig Tieck widersprach zuerst daß hier eine Verirrung der Leidenschaft im Spiele gewesen, als Kleist sich und die Frau die seine Freundin war, erschoß. Die Frau hatte sich für den Raub einer unheilbaren Krankheit gehalten, und als sie todt war, ergab sich auch das als ein Irrthum; nur in ihrem Gehirn, nur in ihren Gedanken war sie krank gewesen, ihr physischer Organismus ward gesund befunden. Hat Kleist sie nicht geliebt, so fehlte mit den Illusionen einer unbezwinglichen Liebe auch all der Zauber einer süßen Betäubung die sinnverwirrend die freie Kraft seines Bewußtseins gelähmt. Nackt und nüchtern stellt sich dann das Furchtbare vor uns hin, der Giftbecher des freiwilligen Todes war nicht einmal mit Rosen bekränzt, und das Ungeheure der That, das Unbezwingliche des Ereignisses fällt mit der fertigen Verzweiflung an sich selbst, mit dem kalten Überdruß an allen Schätzen und Heiligthümern des Lebens, um so schwerer mit seiner ganzen Wucht auf dies Leben selber, auf das Wirrsal der Menschen unter einander, auf eine rettungslos entartete Welt die der Kraft des Mannes keinen Spielraum mehr gab

sich zu entwickeln, seinem Muth keine Lust mehr machte sich zu wagen. Kleist's Selbstmord fällt dann der Welt zur Last, die einem Herkules keine Aufgabe mehr stellte, ihn blos zwang statt des Löwen sich selbst zu erlegen. Daß ein sentimentales Weib in ihrem krankhaften Irrsinn ihn beim Wort nahm, war dann nur der letzte Tropfen der das schon volle Gefäß überfließen machte. Ohne die Frau, sagt man, wäre Kleist leben geblieben. Das wäre dann wieder nur die tückische Macht eines kleinen Ungefährs, was ihm den Tod gegeben. Aber Kleist ist nicht an diesem Zufall, er ist an der Verzweiflung über Deutschland gestorben! Sein Gemüth war schon längst tödtlich krank vor Scham über die Entehrung der Nation. Was Feige ertragen, erträgt ein Römer nicht; mit der Ehre ist auch sein Stolz dahin, und so stürzt er sich in sein Schwert. So gefaßt, wäre die That dieses Selbstmordes ein erhabener Act, der heroische Irrthum einer großen männlichen Seele. Aber so steht sie nicht da; wenigstens nicht ganz so einfach, schlicht und groß. Der Ekel, die nationale Schmach zu tragen, setzte sich in Kleist erst fest, nachdem er seine Kraft vergeblich verschwendet um die ehrlos gewordene Welt zur Besinnung aufzurufen. Was in seiner Macht lag, hatte er redlich gethan zum Aufgebot der Geister. Aber vergeblich blieb sein Thun, wirkungslos sein bestes dichterisches Schaffen, klanglos war seine Stimme verhallt. Niemals ist Deutschland so taub und todt für einen seiner besten Söhne gewesen. Und dies Gefühl, nichts zu sein, nicht helfen, nicht wirken zu können, spurlos im Sand zu zerrinnen: diese Demüthigung hat ihn in den Tod getrieben. Er war schon todt mit der Verzweiflung an seinem heiligsten Wollen. Äußere Noth, wirklicher bitterer Mangel, gesellte sich zu der innern Unfähigkeit, all die Niederlagen seiner höchsten Empfindungen zu überleben. Das ist das Peinliche in der Selbstzerstörung dieses edlen Geistes. Wenn es groß war, einen starken Menschen das Unglück des Vaterlandes nicht ertragen zu sehen, wenn uns die Größe solches Irrthums mit einem rührenden Schauer der Erhabenheit erfüllt, so befällt uns mit der ganzen Niedergeschlagenheit trostloser Scham der Gedanke daß die Nation einen ihrer großen Dichter, um es ohne Umschweif zu sagen, verhungern ließ. Und diese Überzeugung steht nun fest. Wer Heinrich Kleist vom Hungertode rettete, hätte ihn der Welt erhalten. Gleich nach seinem Tode rief Rahel, die Herzenskündigerin: Alle die ihn jetzt beweinen oder anklagen, hätten ihm nicht das Stück Brot gereicht, wenn er es über sich vermocht darum zu betteln! — Wer zwischen den Zeilen zu lesen versteht, dem kann das jetzt aus den fertig vorliegenden Acten nicht mehr undeutlich sein. Solche Beschämung kann der Nation nicht erspart werden, falls sie wissen will, weshalb sie so lange und so oft hingesiecht. Ihr tiefstes Unglück ging immer Hand in Hand mit der Verkennung ihrer besten Geister, ihr größtes Verbrechen war immer nur jener stumpfe blöde Sinn der Menge bei Hoch und Niedrig. Keine Nation hat reichere Quellen gehabt, und keine hat mehr gedarbt mitten in der Fülle ihres Besitzes. Nie hat eine Mutter so viele ihrer Söhne verleugnet; an Selbstverkennung, Selbstentzweiung, Selbstzerfleischung hat kein Volk so sehr gelitten; die blassen Gestalten der verkümmerten Geister steigen ruhelos, eine ewig nagende Mahnung, aus ihren Gräbern vor uns auf. Nicht blos der Bruderzwist und Bürgerkrieg, nicht blos das Wüthen gegen die eignen Glieder, vornämlich jene blöde Gleichgültigkeit die sich über blühende Gefilde wie ein Hauch des Todes lagert, hat uns jahrhundertelang so brach gelegt, elend und siech gemacht.

Will man in Bezug auf Kleist Trost für diesen Gedanken suchen, so gibt freilich seine Natur auch viel Stoff, einen in sich fertigen Proceß der Selbstzerstörung zu verfolgen. Er trug genug Keime zum Tode in sich selber, in der Art seiner seltsamen Begabung, in dem zerstückelten Gebrauch seiner an sich wunderbaren Kräfte. Was hierbei Trost sein soll, daß Kleist sich in sich selber aufgelöst, bereitet freilich nur neue Trübsal, aber es schließt doch die Beruhigung in sich daß hier, nachdem alles Geheimniß darüber verschwunden, ein unentrinnbares Unglück waltete. Fassen wir es jetzt in allen seinen Theilen zusammen, um uns die Gestalt dieses seltenen Geistes zu vergegenwärtigen. —

Vor zwei Jahren stellte Ludwig Tieck der des Dichters poetischen Nachlaß herausgegeben, wiederholt eine Auswahl von Kleist's Schriften zusammen*). Er verwies dabei im Vorwort auf eine Lebensbeschreibung, die sich auf viele vertrauliche merkwürdige Briefe stützen sollte. Diese Briefe, vor langer Zeit schon Tieck's Händen übergeben, sind jetzt von Eduard v. Bülow mit einigen mündlichen Erzählungen von Freunden, mit Traditionen von Zeitgenossen und mit zerstreuten Versen und Aufsätzen des Dichters, zusammengestellt erschienen**).

Heinrich Kleist wurde, ein preußisches Soldaten-

---

*) Heinrich v. Kleist's ausgewählte Schriften. Berlin, G. Reimer. 1846. 4 Bdchen.

**) Heinrich v. Kleist's Leben und Briefe. Mit einem Anhange herausgeg. von E. v. Bülow. Berlin, Wilhelm Besser. 1848. 286 S.

kind, am 10. October 1776 in Frankfurt a. d. Oder geboren, wo sein Vater im Regiment Herzog Leopold von Braunschweig in Garnison stand. Die Kleists sind Alle von Hause aus Soldaten. Mitunter verirrt sich aber Einer zugleich aufs Feld der Musen, auch wenn er auf dem Schlachtfelde seinen Schauplatz und seinen Tod findet. Ewald Kleist's, des Frühlingssängers, Grab lag dem jungen Heinrich von der elterlichen Wohnung aus dicht vor Augen. Er wurde mit einem Vetter, einem jungen Menschen von weichem gedrücktem Gemüth, gemeinsam erzogen. Dieser erschoß sich später. War es derselbe dem das Gewehr versagte, und der mit einer Ohnmacht und Krankheit davonkam; genug, es wiederholten sich seltsamer Weise unter Kleists Freunden Gelüste zum Selbstmord. Aber sie machten auf ihn entschieden den Eindruck von Widerwillen und sittlicher Empörung; Kleist hielt lange Zeit den Selbstmörder für einen Feigling. — Elf Jahre alt verließ Kleist das elterliche Haus und kam nach Berlin zum Prediger Catel der ihn für seinen nächsten Beruf ausbildete. Von da an fehlen alle Berichte über ihn bis zum Jahre 1795. Kleist ward im Regiment Garde zu Fuß Fähnrich und Officier; er machte als solcher den Feldzug an den Rhein mit. Er galt damals für einen lebensfrischen, eleganten Junker, an dem ein nicht unbedeutendes, wenn auch unausgebildetes Talent zur Musik gerühmt ward. Ein abenteuerlich romantischer Streich fällt in jene Zeit. Im Kreise von zwei Freunden und seiner Schwester wird die Frage aufgestellt, wie lange man wohl ohne einen Groschen Geld in der Tasche als Vagabund in der Welt herumlaufen könne. Als Musiker verkleidet, machen sich alle Viere auf den Weg, ziehen von Dorf zu Dorf, sich bei den Bauern ihr Brot verdienend, und trieben das, man weiß nicht, ob acht oder vierzehn Tage lang. Vielleicht verräth sich darin der schelmische Humor seiner Schwester Ulrike die den Dichter später nach Paris begleitete. — Man wollte aus jener frühen Zeit von einem Bündniß Kleist's mit einer jungen Dame wissen, das rückgängig wurde. Seitdem sei er oft mißvergnügt und tiefsinnig erschienen, habe sein Äußeres vernachlässigt, habe angefangen Kant'sche Philosophie zu treiben.

Dies Studium ward epochemachend für ihn. Seinem sinnenden Gemüthe sagte es zu, sich im Reiche des reinen Gedankens zu verlieren. Mathematik war bisher sein Lieblingsstudium gewesen; ein Schritt weiter, und von der Form kam er zum Wesen, von der Formel zum absoluten Inhalt Gottes und der Welt. Das „Ding an sich" zu erkennen, hinter der erscheinenden Welt den geheimen Grund des Zusammenhangs zu finden und die nackte Gestalt der Wahrheit zu fassen: dieser deutsche, Faustische Reiz wandelte auch Heinrich Kleist an mit der ganzen Gewalt einer verzehrenden Innerlichkeit. Er entschloß sich ganz der Wissenschaft zu leben; wie er denn ohnedies schon, sagte er, mehr Student als Soldat in Potsdam gewesen. Er fand in seinem bisherigen Stande etwas durchaus Ungleichartiges mit seinem ganzen Wesen. Alle die größten Wunder militärischer Disciplin, diese Gegenstände des Erstaunens aller Kenner, seien für ihn eben soviel Gegenstände der herzlichsten Verachtung. Officiere — Exerciermeister, Soldaten — Sklaven; wenn das ganze Regiment seine Künste macht, so ist ihm das ein lebendiges Monument der Tyrannei. — Man rieth ihm ab, eine neue Laufbahn einzuschlagen; er sei schon zu alt dazu. Darüber lächelte er, sich bewußt daß er als Schüler sterben werde, auch wenn er mit greisem Haar dereinst in die Grube führe. Verbindungen bei Hofe habe er nicht und suche er nicht, seine Denkart heiße ihn Protectionen verschmähen; sein kleines Vermögen werde ausreichen für seine einfachen Bedürfnisse. Einem Lehrer seiner Jugend setzt er seinem Lebensplan brieflich aus einander, und wir staunen über die gewissenhafte Ehrlichkeit dieser seiner einfachen Geständnisse. Er erhielt seinen Abschied. Jung wie er war, 23 Jahre alt, verzichtete er auf die Freuden der Gesellschaft, auf die Welt der Genüsse, auf das was die Menschen Glück nennen, allem Widerstande der Seinigen zum Trotz. Ein junger Römer war fertig, und in der That, Römergeist spricht aus seinem ersten jugendlichen Philosophiren. In einem Briefe aus dem J. 1799 stellt er Betrachtungen an über den Lohn der Tugend. Wenn das Glück als eine Belohnung der Tugend erscheine, sagte er, so sei die Tugend blos Mittel zum Zwecke, und nicht in ihrer höchsten Würde begriffen. Freilich sei es auch wohl nur wenigen schönen Seelen möglich und eigen, die Tugend um der Tugend willen zu lieben. Es dürfe, wie der Stand der menschlichen Dinge nun einmal sei, nicht für unerlaubt gelten, sich ein heimlich Glück als Ziel und Lohn guten Verhaltens zu stellen. Für ihn aber bestehe das Glück im Anschaun und im Genuß der moralischen Schönheit unseres eignen Wesens. Diese Zufriedenheit mit uns selbst, das Bewußtsein guter Handlungen, „das Gefühl erhaltener und geretteter Würde" sei einzig Glück für ihn. Ein Traum, ein Hirngespinst könne diese Vorstellung nicht sein, die Gottheit selber habe sie tief in uns gepflanzt! — Nein, Traum ist dies Glück nicht, vielmehr die Wahrheit und Wirklichkeit einer großen Seele, aber auch ein Stolz zugleich und ein Selbstgefühl das bei alle dem,

da Zufall und Geschick die Loose seltsam mischen, in die Hypochondrie des vereinsamenden Sonderlings gern auszulaufen Miene macht.

Kleist stand nicht mehr allein in der Welt, als er diesen Schritt that. Er war mit einer jungen Dame in Frankfurt verlobt, und das Bündniß mit ihr gehörte zum Bedürfniß seines Herzens. Der Diogenes in der Tonne war also zu jung, zu sehr Mensch um aus dem Bereich der bedürfnißvollen Menschen zu treten; sein Herz verlangte — diesen Luxus, sich geliebt zu wissen. Das Bündniß ward in Frankfurt geknüpft wo Kleist, ein schon ziemlich alter Student, die Universität bezog. In den Vorkenntnissen der Studien war er zurück, um so mehr Allen voran in Einsicht und Erfahrung. Diesen Zwiespalt suchte sein starker Wille rasch auszugleichen. Er studirte eifrig Mathematik und Logik. Wilhelmine nahm an Vielem Theil, er ließ sich wenigstens sehr angelegen sein, sie aus den Interessen des Gesellschaftslebens in die Kreise seiner Gedankenwelt überzuführen. In Frankfurt selbst, wo er sie täglich sah, war es ihm doch fast stündlich noch Bedürfniß ihr zu schreiben. Auf seinen Wunsch, das Verhältniß geheim zu halten, war sie nicht eingegangen; die Ihrigen wußten darum und erkannten es an, es war ein öffentliches Geheimniß. Nachdem er Frankfurt verlassen, beginnt nun für uns die Reihe seiner Briefe die uns jetzt aus Tiecks Besitz durch E. v. Bülow übergeben sind. Es sind schwere, reiche, volle Ergüsse; wir steigen hier in den tiefen und weiten Schacht einer ungewöhnlichen Menschenseele. Von besonderem Gewicht ist sein Brief aus Würzburg vom September 1800. Sein phantastischer Plan, sich in irgend einem Winkel eine stille Häuslichkeit zu gründen, wo er für die Wissenschaft und Wilhelmine für ihn leben könne, stand vielleicht schon damals in ihm fest und mit dieser Reise in Verbindung. — Er spricht in jenem Briefe abermals über die Zweckbestimmung des Menschen. Er erläutert seiner Braut, wie diese Bestimmung entweder mit Epikur im Genuß einer Glückseligkeit, oder mit Leibnitz in der Erreichung einer Vollkommenheit, oder mit Kant in der Pflichterfüllung zu suchen sei. Er ist mit einer fast peinlichen Dringlichkeit um Wilhelminens Heranbildung bemüht. Wilhelmine scheint nicht blos eine Dame der Gesellschaft, sie scheint auch das Kind religiöser Erziehung oder Gewohnheit gewesen zu sein. Wenigstens warnt er sie einmal, über das Ewige doch nicht zugleich das Zeitliche zu vergessen. Hienieden schon erfülle sich die Zweckbestimmung des Menschen. Erfüllung der Pflichten sei das Ziel das Befriedigung schaffe, und Vervollkommnung sei der wahre, der einzige Genuß. Er für seinen Theil fürchte keine Höllenstrafen, hoffe auf keinen Lohn jenseits; er werde sich schon im Diesseits Alles erwerben, glaube sein Ziel schon hier erreichen zu können. Zweck des Weibes aber sei Mutter zu werden und tugendhafte Bürger zu erziehen. Dies Axiom setzt er einer Braut ohne alle Schmeichelei der Phantasie, mit einer gewissen Erhabenheit aus einander, die zugleich sehr dürr und nüchtern ist. Wohl den Weibern, schreibt er, daß ihre Bestimmung so einfach! Die Natur gebiete über sie; über den Mann gebiete zugleich der Staat, und im Widerstreit beider Forderungen liege für ihn ein unseliges Mißgeschick.

Uns fehlen alle Gegenbriefe Wilhelminens; nur aus seiner Ansprache läßt sich auf ihre Natur und Sinnesart schließen. Kleist liebte in ihr mehr das Bild das er sich von ihrer geistigen Vervollkommnung entwarf, mehr das Bild seiner Vorstellungen als sie selbst in ihrer Person, Wahrheit und Wirklichkeit. Es drängt sich uns zugleich der Zweifel auf, ob ein Stoiker dieser Art ein weibliches Wesen überhaupt beglücken konnte. Ein Frauengemüth das ihn treu und dauerhaft geliebt, hätte jedenfalls ein ungewöhnliches sein müssen. Nicht das Übermaß des Phantasten, nicht die schwelgerische Üppigkeit eines lyrischen Poeten, die dürre Härte des abstracten Doctrinärs wirkt bei Frauen abschreckend. Als hätte Kleist bisweilen ein Gefühl seiner Unzulänglichkeit gehabt, schreibt er seiner Braut, sie solle und werde noch einst mit ihm glücklich sein! Wer Talent zum Glück und zum Beglücken hat, verspricht das nicht. Welches Glück er von ihr erwarte, malt er ihr zugleich sehr nüchtern aus, indem er ihr den Zweck der Ehe demonstrirt. Hier zuerst drängt sich uns der Gedanke auf, Kleist sei ohne allen Beruf zum Glück gewesen. Wer seiner Geliebten den Endzweck einer Gemeinsamkeit in Liebe so unverschleiert darlegt, der streift den Staub von den Schmetterlingsflügeln, so rein und naiv sonst immer seine Gedanken, so sittlich unverfälscht sein Sinn. Stoßen wir hier vielleicht auf einen geheimen Mangel in seiner Natur? Heinrich Kleist, glauben wir, ist in geschlechtlicher Beziehung ein sehr reiner, vielleicht ein völlig abstracter Mensch gewesen. Hatte die Natur ihm versagt was Andern zum Heil wie zum Unheil ausgeschlagen, Mutter Natur ihn zum Cölibatär verdammt gehabt? — Eduard v. Bülow spricht im Vorworte von einem geheimnißvollen Fehler in seinem Organismus, der ewig verschleiert bleiben sollte. Er hat uns damit nur ein Räthsel gestellt, nicht gelöst. Sollte damit angedeutet sein, was uns hier aus der Betrachtung seiner Natur,

seiner liebebedürftigen und ewig unbefriedigten Sehnsucht nach Glück, als eine verhängnißvolle Möglichkeit entgegentreten will? — Lag hier ein organischer Fehler zum Grunde, oder ist die Unfähigkeit zum Glück in seiner Geistesart zu suchen? — Weiland Io fühlte nach der Mythe den persönlich wirkenden Gott aus der ungestalten Wolke hindurch. Kleist umarmte in der Begegnung mit einer Gestalt der leibhaften Wirklichkeit vielleicht nur Nebel und Dunst. — Er liebte in Wilhelminen mehr das Bild das er sich von ihr abstrahirte, als sie selbst.

Ein Brief aus Berlin, ebenfalls vom Jahre 1800, gibt uns über seinen ersten Widerspruch mit der äußern Welt Aufschluß. In einem Gemisch von Demuth und Hochmuth sträubt er sich ein Amt zu nehmen. „Ich soll thun, schreibt er, was der Staat von mir verlangt, und ich soll nicht untersuchen ob was er verlangt gut ist! Zu seinen unbedeutenden Zwecken soll ich ein bloßes Werkzeug sein; — ich kann es nicht. Ein eigner Zweck steht mir vor Augen; nach ihm würde ich handeln müssen, und wenn der Staat es anders will, dem Staate nicht gehorchen dürfen. Meinen Stolz würde ich darin suchen, die Aussprüche meiner Vernunft geltend zu machen gegen den Willen meiner Oberen!“ Also nicht blos der Soldatendienst galt ihm für Sklaverei. Und war vielleicht der ganze bürgerliche Staat damals von der Art, nur Sklaven brauchen zu können? Aber auch der freieste Staat, auch das Ideal einer Republik hätte an Kleist keinen Diener seiner Zwecke haben können. Mit einer Ehrlichkeit die an Selbstquälerei grenzt, spricht er sich Ordnung, Genauigkeit, Geduld, Unverdrossenheit, alle Eigenschaften ab, die zur Führung eines Amtes unentbehrlich sind. Dann erschrickt er wieder vor sich selbst, indem er sich damit aus aller menschlichen Gemeinsamkeit herausrückt. In seiner Gewissenhaftigkeit hält er sich zugleich die Pflicht vor, seinen Mitmenschen nützlich zu werden, während er in seinem schwindelnden Hochmuth die Zwecke des Staats für gemein hält gegen die Zwecke der einzelnen Persönlichkeit. — Er entschließt sich durch seine wissenschaftlichen Arbeiten zu nützen, und entwirft nun einen Plan wie er seine Unabhängigkeit sich wahren und als Bürger im Reiche des Geistes wirksam sein kann. Schon von Würzburg aus machte er seiner Geliebten Vorschläge zu einem ökonomisch einfachen ehelichen Leben. Um mit Gott, der Wissenschaft und Wilhelminen zu leben, bedarf er blos einer Hütte. Reiche sein kleines Vermögen nicht aus, so wolle er in der französischen Schweiz diese Hütte aufschlagen, dort Unterricht in der deutschen Sprache geben und so ausreichenden Unterhalt gewinnen. Entbehren sei ihm Genuß; Entsagung aller Weltfreuden verlange er auch von Der die ihn liebe. Die Last der Vorurtheile einer ganzen Welt will er mit Freuden von sich werfen. Die Reize der Gesellschaft erscheinen ihm nichtig; den Adel mit seinen Ansprüchen und Vorrechten hält er für Thorheit. „Was Adel! schreibt er an Wilhelminen, gute Menschen wollen wir sein und mit einander unserer inneren Vervollkommnung entgegenreifen!“ —

Für ein weibliches Gemüth aus der Gesellschaftswelt konnte der Plan zu so spartanischer Einfalt reizlos genug erscheinen. Und doch schließen wir aus Kleists Briefen daß Wilhelmine auf seine Entwürfe einging. Die weibliche Seele ist fügsam, auch wo es gilt dem Mann für den sie in Liebe oder in Hochachtung schwärmt, harte Zumuthungen einzugestehen oder bittere Opfer zu bringen. — Kleist ist in mehrern seiner Briefe entzückt daß die Geliebte, wie es ihm schien, zu seinen Lebensplänen heranreifte. Aber er forderte zuviel; er verlangte daß sie, falls sie ihn liebe, niemals vor ihm erschrecken solle. Dieser Römergeist hatte unerbittlich strenge, winterlich kalte Gefühlsblicke, vor deren nüchterner Schärfe alle Formen der Welt ihren Reiz verloren, aller Inhalt nackt dalag. Nüchtern, sag' ich hier wiederholt; das Wort drängt sich unabweislich auf, wo es doch einen Dichtergeist zu bezeichnen gilt, den wir zu den Romantikern, zu jenen angeblich Gefühlsseligen zählen, die in Duft und Klang aufgehen. Diesem Romantiker lagen die Gestalten der Welt ganz hart und scharfkantig vor Augen. Und die nüchterne Schärfe seiner philosophischen Anwandlungen war sein größtes Unglück; sie führte ihn zu jener Skepsis in welcher der Verstand zwar aushält, aber dürr wird, und das Gemüth vor dem Skelett erschrickt, in das sich ihm die nackte Natur verwandelt. Kleist wußte um den Fluch seiner nüchternen Hellseherei; „vielleicht, schreibt er an Wilhelmine, vielleicht hat die Natur Dir jene Klarheit zu Deinem Glück versagt, jene traurige Klarheit die mir zu jeder Miene den Gedanken, zu jedem Wort den Sinn, zu jeder Handlung den Grund nennt. Sie zeigt mir Alles was mich umgibt, und mich selbst, in seiner armseligen Blöße; der farbige Nebel verschwindet, alle die gefällig geworfenen Schleier sinken, und dem Herzen ekelt zuletzt vor dieser Nacktheit. O glücklich bist Du, wenn Du das nicht verstehst.“

Sein Wissensdurst war unauslöschlich gewesen. Schon früh hatte er sich die Vorstellung eingeprägt daß von uns nach dem Tode als unsterblich Theil nur die Errungenschaft von Wissen und Bildung die wir mitgebracht, fortleben werde. Mit einem reichen Gewinn

an geistigen Eroberungen war ihm jede Seelenwanderung willkommen. Und bei diesem Erkenntnißdrang, bei diesem zehrenden Durst am Urquell zu trinken, bei diesem Stachel das Absolute zu schauen, überläuft ihn nun plötzlich die Entdeckung der Kantischen Philosophie: Wir wissen nichts vom Allewigen, wir erfahren nichts vom Urgrund des Wahren! — Hätten wir grüne Gläser statt der Augen, so würde uns alles grün erscheinen. Und so ist es mit dem menschlichen Verstande; er denkt sich das Absolute nach dem Maß seiner Begriffe und seiner Fähigkeit zum Begreifen. Unendlicher Werkzeuge bedarf es um das Ewige zu erkennen, und der arme Menschengeist hat nur endliche Instrumente. Somit bleibt ihm die Wahrheit ewig fern, sein Diesseits eine Kette endlicher, in sich zerfallender Bedingungen, das „Ding-an-sich" ist unerfaßbar, bleibt ein fernes Jenseits für den denkenden Menschen; wir sind in dieser Welt trügerischer Vorstellungen dem Schein, dem Nichts verfallen. Dies der Fluch des Wissens: vom Ursein nichts wissen. Und wie diese bittere Entdeckung Goethe's Faust mit Verzweiflung erfüllt, so befällt sie Heinrichs sturmgepeinigte Seele mitten in seiner feurigen Sehnsucht, mitten in seinem brennenden Durst nach Wahrheit. In einem Briefe aus Berlin, vom 22. März 1801, spricht sich das ganze Unglück dieser irren Qual energisch aus. — Man hat oft genug nachgewiesen wie die Kantische Philosophie im Dichter Schiller theils lähmend und abmattend, theils aber auch beflügelnd zum Ideale gewirkt. An Kleist sehen wir die Ergebnisse der Kantischen Abstraction in ihrer ganzen zerstörenden Kraft, und der Ausspruch der Verzweiflung über dies ziellose Ziel des Forschens sucht hier an Energie seinesgleichen; die Verzweiflung am absoluten Erkennen fühlt hier ein starker, römerhaft gearteter Geist, der all sein Heil, all seinen Stolz, sein Streben und sein Glück auf die Errungenschaften des menschlichen Wissens gestellt hatte.

Ein entschiedener Ekel an aller wissenschaftlicher Thätigkeit war plötzlich die nächste Staffel in Kleist's Stimmungen. Ein Schritt weiter, und der Dichter wäre schon damals in ihm fertig gewesen, und hätte, kam seine Thätigkeit zum glücklichen Durchbruch, diesen verhängnißvollen Widerstreit zwischen Himmel und Erde, Jenseits und Diesseits, Inhalt und Form, Ewigkeit und Erscheinung, gesühnt. Man weiß nichts vom damaligen Poeten in Kleist, auch seine dichterischen Entwickelungen sollten Spätgeburten sein, die Musen die ihn später heimsuchten, fanden die Flügel seiner Seele nicht mehr so jugendlich schmiegsam und gelenkig um nach wiederholtem vergeblichem Flugversuch nicht zu erlahmen. Der Zauber erster Jugend blieb seinen dichterischen Arbeiten versagt. Riesenhaft groß treten sie spät hervor, so mächtig an Gehalt wie unbeholfen in der Gestalt, das Gefäß das sie trug fast zerdrückend. Mit einer Gewaltsamkeit die die Bande der Mutter Natur zerreißt, wurden Kleist's Dichtungen geboren, Schmerzenskinder sind sie in ihrem Ursprung wie in ihrer Erscheinung, vulkanische Feuerströme die plötzlich starr und kalt als Lava vor uns liegen. Der Segen eines guten Geistes blieb aus, wo doch die ungeheuerste Kraft Gottes und der Natur einzeln und zertheilt zu walten schien. Er formte aus Erde, wie jeder Erdengeist, und er hatte wie selten Einer des Promotheischen Feuers soviel daß der Lehmkloß den Strahl vom Himmel nicht ertrug und die Form zersprengte.

Die Verzweiflung am positiven Gehalt der Philosophie war in Kleist's innern Schicksalen der erste Wendepunkt. Er verlor damit seinen ersten Lebensgehalt, und die Musen waren nicht rasch genug bei der Hand um sein brennendes Herz zu kühlen. Er entsagte aus Irrthum der Wissenschaft und fand noch nicht sogleich die Poesie. — Er sucht Zerstreuung und zieht in die Welt hinaus; er suchte Betäubung und fand sie nicht. Die Welt reizt ihn, aber nur als Erscheinung; er findet den Zusammenhang nicht auf, er kettet sich nirgend fest, seine Phantasie ist nur dazu da seinen Schwersinn auf Augenblicke mit raschen Illusionen zu berücken. Er unternimmt von Berlin aus eine große Reise und zieht auf Entdeckungen aus. Mit dem Auge des Poeten wirft er einen entzückten Blick auf Dresdens Natur und Kunst, er schildert vom Rheinthal die reizende Scenerie; aber wie eine Phantasmagorie rauschen die Bilder der Welt an ihm vorüber; er findet keine Heimath mehr für seine Gedanken. „Ach, nur ein Tropfen Vergessenheit, schreibt er aus Dresden, und mit Wollust würde ich katholisch werden!" Es glückt ihm nicht diesen Tropfen Vergessenheit auf sein brennendes Gehirn zu träufeln; er wird den bohrenden Gefühlsblick nicht los der ihm jedes Ding im Gerippe zeigt. Wilhelmine bleibt ihm treu, und in den Briefen an sie setzt er seinen ganzen Menschen ab. Lang und tief ausholend sind seine Berichte, immer schwerhaltiger werden seine Geständnisse, fast erdrückend für ein weibliches Herz, auf das er seinen ganzen Tiefsinn wirft. Seine Schwester Ulrike war sein Reisegefährte, ein heiteres Geschöpf mit raschem Flügelschlag und wohl begabt, ihm den nöthigen Gegenhalt zu bieten. Sie hatte sich ihm aufgedrängt, vielleicht in der Ahnung wie nöthig sie ihm sei. Er versteht kaum noch die Nothwendigkeit einer menschlichen

Gegenseitigkeit; er klagt über die Schwester; sie sei achtungswerth, schreibt er, bewunderungswürdig in ihrer Art, aber es lasse „sich nicht an ihrem Busen ruhen." Diese Worte Tasso's die er gebraucht, bezeichnen die vergrabene Einsamkeit seines Grübelns. Der neckische, freundlich tändelnde Liebreiz bot ihm keinen Balsam mehr für sein Herz. Ulrikens Wesen schien ganz geschaffen, ihm einen bunten Wechsel vorzuzaubern. Dieselbe Abenteurerei die zur Musikantenfahrt Veranlassung gab, verließ sie auch auf der Reise nicht. In Männerkleidung geht sie in Leipzig unter die Studenten, hört Platner dociren, theilt die Mühsal der Reise den Rhein entlang, wo sie Sturm bestanden, und schweift in Paris an seiner Seite durch die buntbewegte Menge, wo sie Dulon, der Flötenspieler, nach langem Verkehr in der Verkleidung ertappt und Madame anredet. Ihr Liebreiz ward nicht müde an seiner Seite. Aber wer die Arznei verschmäht, ist unheilbar leidend. Und so tief krank, trotz all seinem Scharfsinn umdunkelt, schreibt er die Briefe aus Paris, diese Zeugnisse eines Tiefsinns der die Welt nur begreift um sie hassen zu lernen. — Der Haß ist berechtigt, solange er warm und voll Leidenschaft bleibt. Schlägt er in Verachtung um, in jene kalte Skepsis deren heimlich grollend Feuer gemach erlischt, so tritt jener Stillstand ein der sich als ein Erkalten der Lebensgeister schon mit dem Worte Tod ohne Selbstmord bezeichnen läßt. — Kleist hat geflissentlich schon früh und wiederholt den Tod gesucht, weil ihn das Gefühl beschlich, er sei mit seinen besten Empfindungen gestorben. Für die Sünde dieses Zerwürfnisses mit sich selbst fehlt der Sprache das Wort. Einen Tod in sich überdauern, ist aber um deswillen noch kein Verdienst, wenn es als Verbrechen gilt ihn gewaltsam zu suchen. Oft ist es eine sichtbare Gnade des guten Gottes, oft nur der Zufall einer gütigen Natur, und es beginnt aus geheimnißvoller Quelle im innern Menschen ein Auferstehungsfest. Den ringenden Geist erlöst oft die Entdeckung eines neuen Gedankens, das Aufgebot aller Kräfte zu einer dichterischen That. — Kleist hatte aber noch einen leisen Wunsch der ihm die Möglichkeit zu einem neuen Leben übrig ließ. Mitten im Grauen und Ekel vor der Welt um ihn her, wie seine Briefe aus Paris diesen Grundzug athmen, trägt er sich noch mit dem Lieblingsgedanken, in die Schweiz zu flüchten, dort ein Bauer zu werden und im Schweiß seines Angesichts sein Brot zu essen. An der Wissenschaft war er verzweifelt, zur That war kein Spielraum in der knechtisch entarteten deutschen Welt; er wollte wie Rousseau zurückflüchten in den Ursprung menschlicher Verhältnisse. Diese Idylle war sein letztes Ideal für seine Existenz als Mensch. Er ließ Wilhelmine noch Theil nehmen an diesem Plan, er hoffte ihn mit ihr auszuführen, er entwarf ihr ohne bestechen zu wollen das ganze Glück eines freien, einfach thätigen, gesund natürlichen Lebens. Aber er verlangte daß sie heimlich, ohne Mitwissenschaft Anderer, ohne Zustimmung der Familie fliehen und ihm folgen solle. Daran scheiterte sein Verhältniß zu ihr. Ulrike eiferte eben so heftig gegen den Plan, und Kleist zerfiel mit der Schwester. Er geleitete sie zurück bis Frankfurt, dann ging er allein nach der Schweiz.

Mit dem Jahre 1801 hört Kleist's Briefwechsel mit Wilhelminen auf. Wir verfolgen seine Entwickelung, die „Geschichte seiner Seele", nicht mehr stetig nach seinen Geständnissen, sondern nur bruchstücklich nach den zerstreuten Mittheilungen Anderer und nach der Combination aus seinen Dichtungen, in denen sein persönlicher Mensch freilich sehr versteckt begraben liegt.

Heinrich Koenig über die Ehe zwischen Christen und Juden.

— Erst mit der gesetzlichen Gestattung der Ehe zwischen Christen und Juden wird die Gleichstellung der Letztern thatsächlich und sittlich herbeigeführt. Das Wichtigste was im Laufe unserer Tage hierüber gesagt wurde, war Heinrich Koenig's Bericht in der hessischen Ständekammer zu Kassel. Er hielt diesen Vortrag im Namen des Kultusausschusses. Er lautet wie folgt.

„Indem Ihr Kultusausschuß, hohe Ständeversammlung, diese Angelegenheit seiner Betrachtung unterzog, sah er sich glücklicher Weise allen Ansichten der Vergangenheit überhoben, aus denen wohl noch vor ganz kurzer Zeit ein solcher Antrag mit „christlich-germanischem" Unwillen wäre aufgenommen worden. Die strengen Verbote der ältesten christlichen Kirche, welche in solcher Verbindung der Christen mit Juden eine Gefahr für das heranwachsende Evangelium erblickte, sind längst von dem siegreichen Christenthume selbst überwunden; der mittelalterliche Haß der in den Juden die verwünschten Abkömmlinge jener Schergen des Heilandes verdammte, durfte als erloschen angesehen werden; die aus dem Talmud geschöpften Gründe gegen alle Emancipation der Juden bedurften keiner gleich gelehrten und spitzfindigen Widerlegung mehr, und die Idee vom christlichen Staate, zu der sich gerade in

letzter Zeit eine exclusive Schule von Philosophen und Staatsmännern bekannte und an einem nach Berlin berufenen Professor „stählte", unterlag über Nacht der neuen Verkündigung einer allgemeinen religiösen Freiheit.

Gerade diese Verkündigung ist es, die den Ausschuß einer Prüfung und Widerlegung aller früheren Einwände gegen die Ehe zwischen Christen und Juden überhob. Denn es ist ja zugleich ausgesprochen daß der Genuß der bürgerlichen Rechte aller Staatseinwohner unabhängig sein soll von ihrem religiösen und kirchlichen Bekenntniß, mithin vom Bann der Priester und von der Polizei der Beamten. In den Zugeständnissen des jüngsten Frühlings liegt daher auch die Statthaftigkeit der Ehe zwischen Christen und Juden bereits anerkannt, und mit diesen Zugeständnissen hat der Staat zugleich die Obliegenheit übernommen, einer in Kurhessen bisher unstatthaften ehelichen Verbindung Luft und Boden, Recht und öffentliche Anerkennung zu gewähren. Es würde daher ohne alle weitere Ausführung von Seiten der Ständeversammlung weiter nichts bedürfen als die hohe Staatsregierung um Vorlage eines Gesetzentwurfes anzugehen, wie solchen der Antragsteller beabsichtiget. Auch wird sich, dem Vernehmen nach, in der Region des Ministeriums bereits mit einem Gesetze beschäftigt, das die staatsbürgerliche Stellung der verschiedenen religiösen Dissidenten anordnen soll, und in diesem Gesetze könnte zugleich auch die Ehe zwischen Christen und Juden ihre geeigneten Paragraphen finden. Da jedoch mit der neuen Verkündigung allgemeiner religiöser Freiheit, auffallend genug, auch in mehreren Gegenden unseres Landes ein alter schlummernder Haß gegen die Juden erwacht und in beklagenswerthe Verfolgung ausgeartet ist: so hat der Kultusausschuß dem Referenten gestattet, von dessen eignem Standpunkte aus einige freie Betrachtungen und Ansichten vorauszuschicken, die den zu stellenden Antrag nicht sowohl begründen, als vielmehr nur begleiten sollen, um zum Nachdenken über einen Gegenstand zu reizen, der so viele Seiten darbietet und über den noch so manche Gefühlsbefangenheit herrscht.

Fassen wir solche Ehe aus dem höchsten, aus dem religiösen Gesichtspunkte, so erscheint sie als Versöhnung des Christentbums mit dem lange verfolgten Judenthume durch natürliche und sittliche Liebe. Die christliche Gesetzgebung hat vieles gut zu machen, und sie bleibt dabei auf echt christlichem Gebiete, indem ja das Christenthum selbst mit seinem Herzschlage von Freiheit und Liebe sich schon in seiner ältesten Zeit als die Erfüllung des Judenthums nicht als dessen Vertilgung angesehen hat. Dieser apostolischen Ansicht ist freilich das christliche Kirchenthum mit seinen exclusiv-beseligenden Lehrsätzen nicht nachgekommen. Allein die Forderungen der Zeit haben sich an diese und andere harte Satzungen nicht gestoßen, als sie darüber hinausschritten, und so sind denn alle kirchlichen Vorurtheile gegen die Ehe mit Juden, wenigstens für das Staatsleben, überwunden. Und entzöge die Kirche solchen Bündnissen ihre segnende Hand: so würde der Staat eine weihende Kraft in den Mund des bürgerlichen Gesetzes legen.

Auch das Judenthum hat in seinen besonnenen Stunden, z. B. durch den von Napoleon berufenen Sanhedrin, die Ehen der Juden mit Christen, sogar unter freigestellter Wahl hinsichtlich der Erziehung der Kinder, für erlaubt und gültig angesehen. Dagegen verlangten schon wieder die im Sommer 1844 zu Braunschweig versammelten Rabbiner zur Anerkennung solcher Ehen die Erziehung der Kinder im Judenthume. Fehlt es nun aber auch einem solchen Verlangen leider! nicht an christlich-kirchlichen Analogien und Vorgängen bei gemischten Ehen: so erscheint dasselbe doch sogleich als geistige Beschränktheit. Denn selbst der gebildete Jude muß einsehen daß das Christenthum die spätere, umfassendere Entwickelung des religiösen Geistes der Menschheit, oder — um es anders auszudrükken — die spätere, erweiterte Offenbarung ist, und zu den zurückgelegten Stadien menschlicher Bildung nicht zurückkehren kann. Dennoch dürfte wohl auch das Gegentheil, die Erziehung der Kinder im Christenthum, als absolute Bedingung der Ehen zwischen Christen und Juden nicht gefordert werden; sondern die Eltern müßten hierin die volle Freiheit der Überzeugung behalten. Die christliche Anschauung und Behandlung des Lebens muß ihre Oberherrschaft durch sich selbst geltend machen. Der strenggläubige Israelit der mit der uralten Engherzigkeit des ursprünglichen Judenthums, in den Wundern und Wunderlichkeiten des Talmud leibt und lebt, und mit den Frankfurter und Hamburger Zeloten gegen alle kirchliche und sociale Reformen eifert, wird sich eben zu keiner Ehe mit einer christlichen Hälfte entschließen. Solche aus dem alten und neuen Bunde zu knüpfenden Ehen werden überhaupt nur in engeren Kreisen der Gesellschaft zu Stande kommen, wo Sympathien der Gesinnung oder doch der Bildung sich berühren. Und diese Bildung, diese herrschende Gesittung ist eben die christliche. Gerade darin wird sich die reinste Wohlthat des gewünschten Ehegesetzes darlegen, daß es den gebildeten Juden,

denen es so schwer wird, sich zu allen Glaubenssatzungen der christlichen Kirchen mit Eid und Überzeugung zu bekennen, eine Gelegenheit darbietet, dennoch in christlicher Gemeinschaft zu leben, und wenn nicht selbst, doch in ihren Kindern zum Christenthum überzugehen. So würde sich das Judenthum, das freilich in manchem Betracht fremdartig genug im modernen Leben daliegt, nach und nach darin auflösen und verschwinden; die christliche Liebe würde das jüdische Gesetz erfüllen, und — so zu sagen — der „ewige Jude“ endlich zur Ruhe kommen.

Im Bereich dieses religiösen Gesichtspunktes liegt nun auch, genauer besehen, jener Judenhaß nicht, dessen vorhin gedacht wurde, wenn er auch ursprünglich dort wurzelte. Die mittelalterliche Abneigung vor den Juden als den Schergen des Kreuzes lebt nur noch im Gedächtniß, nicht mehr in der Empfindung gebildeter Christen. Was sich aber von Zeit zu Zeit als Haß und Verfolgung gegen die Juden regt, muß in zwei andern Lebenskreisen aufgesucht werden, — in den Eigenheiten des jüdischen häuslichen Lebens und in dem bürgerlichen Verkehr.

Zunächst hat freilich das Familienleben der Juden, wie aller altasiatischer Völker, eine religiöse Grundlage. Die Bekleidung und die Ernährung des Körpers, und was damit zusammentrifft, beruhen auf religiösen Vorschriften. Die Kleiderkiste und die Küche stehen noch in Verbindung mit der Synagoge, wie früher die Bundeslade und der Vorhof zum Tempel gehörten. Das sinnliche Völkchen asiatischen Klimas, das bei den Lehmgruben Ägyptens, auf der Wanderung durch die Wüste unreinliche, unordentliche Gewohnheiten angenommen hatte, bedurfte höchster Einschärfungen, seine Waschungen eines religiösen Gebotes zu bürgerlicher und häuslicher Gesittung und Gesundheit. Gerade diese eigens gemischten Töpfe, diese Reinigungsvorschriften, die ganze Lebensweise, soweit sie streng jüdisch bleibt, scheiden so scharf, wie die unvertilgbare asiatische Physiognomie, den Juden von dem deutschen Christen. In niedern Kreisen, wo sich diese physischen Gegensätze noch nicht hinreichend ausgeglichen haben, regt sich leicht eine natürliche Abneigung auf Seiten der Christen und tritt einer Annäherung zum Ehebunde schon aus sinnlichen Antipathien entgegen. Dieser Widerwille muß überwunden werden, wenn sich eine sittliche Zuneigung entwickeln soll, und auch hierin muß der Jude die ersten Schritte der Annäherung an christliche Gewohnheiten thun. Auch hindert ihn eigentlich nichts, jene mosaischen und talmudischen Vorschriften zu verlassen; da die Rabbiner die geistliche Macht haben, einer herrschenden Gesittung anzubequemen was keine Geltung mehr in sich selbst hat, sondern aus entfernten Jahrhunderten, aus einem asiatischen Himmelsstriche seinen Ursprung herleitet.

Diese natürliche Abneigung, die nur den abweichend lebenden, nicht aber den abweichend gläubigen Menschen trifft, wird durch die Theilnahme an christlicher Lebensart und Gesittung versöhnt, und dann läßt sich durch Annäherung gerade so verschiedenartiger Elemente des Blutes und der geistigen Eigenthümlichkeit eine desto lebhaftere Wechselneigung erwarten. Und die Natur begünstigt in allen ihren Gebieten die Vereinigungen gerade weiter auseinander liegender Wesen derselben Gattung. Es ist ein bekanntes Gesetz der physischen und der moralischen Welt, daß alles Leben welches sich in zu engen, verwandten Kreisen bewegt, nach und nach verdirbt und erkrankt, aber durch eine Verbindung entfernterer, verschieden gearteter Individuen sich erfrischt und in neuen, schöneren Bildungen sich fortsetzt.

Es läßt sich hier über diesen zarten und geheimnißvollen Gegenstand nicht umständlicher reden, und Vielen würde er auch nicht eher deutlich werden, als bis sie die Ehen zwischen Christen und Juden durch innigere Wechselneigung der Gatten und durch eigenthümlich schöne und begabte Kinder gesegnet sähen.

Betreten wir endlich den Kreis des bürgerlichen und geschäftlichen Verkehrs zwischen Christen und Juden: so kommen wir auf den eigentlichen Ursprung jenes Judenhasses, der von Zeit zu Zeit wie ein Krankheitsstoff, wie eine Ansteckung unsere Civilisation durchfiebert. Dieser Haß wird um so viel bedrohlicher, als er in den untern Volksschichten zu entspringen pflegt, wo er sich an dem vorerwähnten Widerwillen gegen das jüdische Familienleben verschärft, oder vielleicht gar wieder in die innerste Region des religiösen Glaubens zurückschlägt und sich zu Fanatismus steigert. Ursprünglich aus dieser Region entstanden, verräth sich dieser Haß als alteingewurzelter Krankheitsstoff dadurch, daß er sich gewöhnlich in den Entwicklungsperioden unseres bürgerlichen und politischen Lebens heraussetzt; wie er denn auch jüngst wieder in einzelnen heftigen Zuckungen erschienen ist. Dieser Haß, wie er aus dem Widerspruche des Mein und Dein, aus den heißen Reibungen des Erwerbs, aus den Schwankungen des Reichthums und der Armuth entsteht, wo das gierige Darlehn des Juden oft genug die Frucht des Grundbesitzes, den Gewinn des Gewerbes aufzehrt, kann bei der materiellen Richtung unseres Zeitalters nur wachsen; so daß er die öffentliche Ruhe und Si-

cherheit ernstlich bedroht. Welche Nothrufe gegen Judenwucher, welche Gewaltthätigkeit an jüdischem Eigenthum haben nicht wieder in den letzten Tagen die stolze Erhebung des Volkes für eine edle Freiheit auf so beklagenswerthe Weise begleitet und entstellt!

Es liegt daher im Interesse des Staates, solche Gefahren zu verhüten; indem er die Gegensätze ausgleichen hilft, aus denen dieselben so leicht entspringen. Aus diesem Gesichtspunkte stellt sich die Ehe zwischen Christen und Juden auch als eine Aufgabe der Politik dar. Allerdings würden die Juden auf diesem Wege, wenn auch langsam, endlich einmal nationalisirt werden; nachdem sie durch eine ganz eigne, aller ehelichen Verbindung vorausgehende Scheidung von Tisch und Bett der Christen Jahrhunderte lang ein fremdartiger Bestandtheil im Organismus des Staates geblieben sind, und als ewige Wanderer das ebenfalls umlaufende Geld an sich zu locken gesucht haben. Auf dies Eine mit ungetheilter Seele gerichtet, unverdrossen, unermüdlich, wagend und unternehmend, dabei einfach lebend und einander in die Hände arbeitend, sollen sie, nach einer Berechnung, die sich gerade nicht beschwören läßt, den fünften Theil alles baaren Geldes errungen haben.

Sollte es nun nicht an der Zeit sein, eine Theilung dieser Errungenschaft durch Ehepakten möglich zu machen, einen Communismus der Liebe zu begünstigen, der nicht als eine Ausartung, sondern als eine schöne Mitgift der neugewonnenen Freiheit zu betrachten wäre? —

Wie viel ließe sich nicht noch über einen so viel versprechenden Gegenstand sagen! Freilich auch, wie viel dagegen! Allein dies ist nicht die Aufgabe gegenwärtigen Berichtes. Dieser hat sich blos an die Forderung der Zeit, an die Folgerungen aus der zu verwirklichenden Freiheit aller Religionsbekenntnisse unter allgemeiner Gleichheit der bürgerlichen Rechte zu halten. Alles Übrige bleibt der Prüfung und dem Herzen Derer überlassen, die den Bund der Ehe zu schließen sich veranlaßt finden."

Der Grundbesitz in England, Frankreich, Deutschland und Rußland.

Für Bodenbesitz oder das Grundeigenthum sind in Europa drei verschiedene Systeme gültig. Diese drei Systeme sind in drei großen Ländern scharf ausgeprägt, in den übrigen bestehen sie mit Modificationen und Verschmelzungen.

In England herrscht das Princip: der Boden soll so wenig wie möglich getheilt sein, dem Ackerbau sollen sich nur so viel Hände widmen, als stetig und unumgänglich erforderlich; nur dann wird man ihn mit Kraft fördern und in Wohlstand und Blüthe erhalten. Das ganze Land ist daher nur durch große Gutswirthschaften angebaut. Diese haben das Gute, daß sie allen dabei beschäftigten Leuten das ganze Jahr hindurch Arbeit gewähren. Kein Arbeitscapital von Menschenkräften geht verloren. Nur auf größern Gutswirthschaften können Verbesserungen füglich und vortheilhaft mit Kraft und Nachhalt angelegt und durchgeführt werden. Die Folge dieses Systems ist, daß fast nirgends eine so hohe Kultur herrscht, der Ackerbau so blühet als in England. Nirgends findet sich ein verhältnißmäßig so starker Viehstand, wird in Folge dessen so viel Dünger gewonnen und können die Felder zu solcher Vollkraft gehoben werden als hier. Kaum ein Drittel der Bevölkerung Englands beschäftigt sich direct mit der Landwirthschaft. Nicht der zehnte Theil der Bevölkerung in England hat einen Grundbesitz oder auch nur ein Haus, neun Zehntel der Bevölkerung sind demnach Proletarier, wenn auch sehr reiche Leute unter diesen sein mögen. Die Gefahren welche diese Verhältnisse dem socialen Zustande Englands drohen, wird Niemand verkennen.

Das zweite System wird von Frankreich vertreten und verwirklicht. Es hat sich erst in Folge einer ungeheuren Revolution dort ausgebildet oder festgestellt. Dies System beruht auf dem Grundsatz: der Ackerbau ist ein freies Gewerbe, aller Grund und Boden deshalb theilbar; Jedermann muß ihn frei erwerben können, er muß wie eine bewegliche Waare von Hand zu Hand gehen. Das Land ist demzufolge in unzählige kleine Besitzungen zerschlagen. Wenn man in England ungefähr 400,000 Besitzungen rechnen kann, so müßten nach Verhältniß der geographischen Ausdehnung in Frankreich etwa 1,400,000 stattfinden; es gab deren aber 1831 daselbst nicht weniger als 10,404,121 — also 26 mal mehr! Über zwei Drittel der Bevölkerung beschäftigt sich mit dem Ackerbau. In Hinsicht auf die Folgen hiervon möge eine Anekdote hier stehen, die der Reisende Arthur Young erzählt. Es begegnete ihm in Frankreich auf der Landstraße ein Bauer, der vier Hühner trug; auf die Frage, wohin er wolle, antwortet der Bauer, er wolle nach der vier Lieues entfernten Stadt gehen, um seine Hühner zu

verkaufen. Young fragt nun, wie viel er für die Hühner zu erhalten hoffe? Antwort: Vielleicht 24 Sous. Frage: Wie viel Tagelohn er denn erhalte, wenn er bei Jemandem arbeite? Antwort: Auch 24 Sous. Frage: Warum er denn nicht lieber zu Hause bleibe, wo er doch 24 Sous verdienen und seine 24 Sous Werth habenden Hühner allenfalls selbst verspeisen könne? Antwort: Er erhalte allerdings 24 Sous Tagelohn, wenn er arbeite, allein er finde gewöhnlich keine Arbeit. In seinem Dorfe habe ein Jeder Haus, Garten und einen Streif Ackerland; das beschäftige die Leute kaum den vierten Theil des Jahres; sie hätten nur unbedeutende Nebengewerbe, Niemand habe daher einen Arbeiter zur Hülfe nöthig, noch möge er ein Tagelohn ausgeben. — Diese Anekdote gestattet uns einen Blick in die Verhältnisse Frankreichs. Der zu geringfügige Ackerbau beschäftigt die Menschen lange nicht hinreichend; wenn sie keine Nebengewerbe finden, geht ein großes Arbeitscapital von Menschenkräften verloren. Der Ackerbau in so Kleinem gewährt auch zu wenig Vermögen, um bedeutende und dauernde landwirthschaftliche Verbesserungen zu beschaffen, und ein öfterer Besitzwechsel die Unternehmung und Durchführung solcher noch mehr. Gartenbau, Spatenkultur, kann blühen, die Feldwirthschaft nicht; es fehlt an Vieh, folglich an Dünger, — eine Hauptgrundlage der Entwicklung und Fortschritte. Darum sagt auch Young sehr richtig: In Frankreich bauet man guten Boden vortrefflich, mittelmäßigen selten, schlechten gar nicht. — Vergleicht man Frankreich mit England, so kann es sich trotzdem daß es durchschnittlich bessern Boden hat, in Bezug auf Ackerbau und Bodennutzung im Allgemeinen durchaus nicht mit diesem Lande messen. Wenn in England fast die Hälfte des angebauten Bodens direct dem Unterhalt des Viehes (dadurch aber zugleich, nur noch erfolgreicher dem der Menschen) gewidmet ist, so kommt in Frankreich jenem kaum der zehnte Theil zu gut. Welchen größern Vorschub die um so viel größere Zahl und Masse des Viehes der Bodenkultur leistet, ist einleuchtend. Die ganze Consumtion der Nahrungsmittel besteht daher auch in England zur Hälfte aus Fleisch, in Frankreich kaum zu einem Viertel. Nach dem Ministerialbericht von 1812 konnte man auf die Landbewohner in Frankreich per Kopf kaum 19 Pfund Fleisch für das Jahr rechnen, in England nicht weniger als 200 Pfund. England hat eine viel blühendere Landwirthschaft als Frankreich; allein Frankreich hat weit weniger Proletarier. Bei alle dem sind die Proletarier in Frankreich viel energischer und gefährlicher als in England. In England ist eine feste Schranke zwischen den Besitzenden und Nichtbesitzenden; die letzteren haben, so lange noch ein gesetzlicher Zustand besteht, keinen Anspruch und keine Hoffnung, einen Besitz zu erwerben. Hierbei beruhigen sich die Menschen leichter; nach Unerreichbarem strebt man selten! In Frankreich ist die Bahn, einen Besitz zu erlangen, völlig offen und frei; es ist der Preis von Anstrengung, Kühnheit, Glück; darum drängt sich ein Jeder danach, und es ist dabei ein beständiges Schwanken der Verhältnisse sichtbar. In England stehen Armuth und Reichthum ziemlich ruhig, wenn auch drohend nebeneinander; in Frankreich stehen sie in offenem Kampfe sich gegenüber!

Deutschland steht hinsichtlich dieser Verhältnisse in der Mitte zwischen England und Frankreich. Es hat weder das System der völligen starren Gebundenheit und Untheilbarkeit des Grundbesitzes wie England, noch das der Losheit, Ungebundenheit und völligen Theilbarkeit alles Grund und Bodens wie Frankreich. Die größeren Güter sind hier theils gesetzlich, theils gewohnheitsmäßig meist untheilbar. Mit dem kleinen Grundbesitz verhält es sich nach den Gegenden verschieden. In einigen Gegenden ist er ebenso ungebunden und theilbar als in Frankreich, in andern ist er theilbar, aber nur unter den Gemeindegenossen; wieder in andern ist ein Theil theilbar, ein anderer untheilbar, und in manchen, doch selten, ist alles untheilbar. Uralte Gewohnheiten, die verschiedenen Regierungsgrundsätze in den verschiedenen Theilen Deutschlands, die Beschaffenheit des Bodens, die Verschiedenheit des Anbaues, die natürlichen und allmälig hervorgetretenen Interessen haben diese Zustände hervorgerufen und ausgebildet, und die Landwirthschaft steht dabei nicht auf einer im Allgemeinen so hohen Stufe wie in England, aber meistens viel höher als in Frankreich. Proletarier gibt es meist nur in den Städten, auf dem Lande wenig. —

Das dritte System tritt mit Rußland in's Leben. Frankreich nahm den Grundsatz der Theilbarkeit des Bodens auf; Rußland geht darin viel weiter, es theilt ihn immerwährend. Frankreich stellte das Princip der freien Concurrenz auf; es will allen Grund und Boden als Waare angesehen wissen, die Jeder beliebig erwerben kann. Rußland räumt Jedem seiner Kinder das Recht ein, Theil an der Bodenbenutzung zu nehmen, und zwar in jeder Gemeinde ganz gleichen Theil. In Frankreich ist Grund und Boden reines Privateigenthum des Einzelnen, in Rußland ist er Eigenthum des Volks und dessen Mikrokosmus, der Gemeinde; der Einzelne hat nur ein Recht auf die jeweiligen

Nutzungen gleich jedem Andern. Daß bei diesem System nicht eine so hohe Kultur des Bodens zu erreichen ist wie in England und in Deutschland, ist erklärlich; aber eine höhere Stufe als die, worauf es sich zur Zeit befindet, kann es erreichen, wenn einige andere Bedingungen der socialen Entwicklung erfüllt, gewisse Hindernisse aus dem Wege geräumt würden. (Ich weise hierbei zurück auf ein Referat nach v. Harthausen's: „Studien über die innern Zustände, das Volksleben und die ländlichen Einrichtungen in Rußland" in Nr. 80 dieser Blätter.)

Moritz Beyer.

Gutzkow's politische Phantasien.

— Es will mir vorkommen als würden die Menschen von heute immer klüger, die Bücher von Tag zu Tag immer dümmer. Jene werden vielleicht noch ganz überklug, indem sie mit athemloser Hast die Ereignisse überholen; die Bücher aber die sich auf die Thatsache des Tages stützen, bleiben weit hinten zurück; sie verlieren fast die Berechtigung zur Existenz, denn was der heutige Abend dictirt, stößt der nächste Morgen wieder um. Darin aber sind die Menschen und Bücher von heute einander sehr gleich daß sie alles besser wissen wollen, jede aus dem Schooß der Zeit mit Mühe und Noth herausgerungene Thatsache hinterher immer klüger construiren. Steht nun vielleicht der Journalartikel mitten inne zwischen lebendigen Menschen und todten Büchern, zwischen dem gesprochenen und dem gedruckten Worte, so darf er sich nicht beiden überheben wollen, er kann höchstens das was geschieht mit dem was gemeint wird, die Thatsachen des Tages mit der Doctrin der Denkenden vermitteln. Gutzkow's Buch mit dem stolzen Titel: Deutschland am Vorabend seines Falles oder seiner Größe (Frankfurt a. M. Lit. Anstalt) ist vielleicht, wie das nicht anders sein kann, vor acht Wochen fertig geschrieben, seine Anfänge reichen noch weiter, noch über das Frankfurter Mordattentat hinaus; natürlich sind seine Voraussetzungen in der Stellung von Frankfurt, Wien, Berlin zu einander unrichtig geworden. Was nun Jedermann darin schon besser weiß, ist als Ergebniß der letzten Tage nichts weniger als beneidenswerth. Östreich hat sich seitdem thatsächlich von Deutschland geschieden. Das widerstritte nicht den etwaigen Überzeugungen die Gutzkow hegt, noch den politischen Betrachtungen die er anstellt. Sein norddeutscher Verstand schließt Östreich entschieden aus von dem Zusammenhange mit der innern Entwickelung Deutschlands. In der That, Deutschland hat Wien im Stiche gelassen, weil es die Illusionen der Wiener Revolution für trüglich hielt. Östreich reagirt jetzt mit Hülfe der Soldaten und Diplomaten; es will nichts als das alte System Metternichs constitutionell modernisiren. An dieser Aufgabe haben wir noch weniger Theil; Östreich hat sich heimlich und offen, mit Gewalt und mit Überlegung aus dem Zusammenhang mit Deutschland herausgestellt. Darüber werden noch mehr Herzen brechen, als im Stadtgraben und in der Brigittenau Opfer fielen. Tausend Arme werden sich täglich verzweifelnd zum Himmel heben, und die Thatsache wird doch feststehen. Was aber weiter? Fördert sich damit die deutsche Sache? — Die nächste Folge wäre das Ausscheiden der östreichischen Abgeordneten aus der Paulskirche. Die Centralgewalt hat Östreich gegenüber ihre Ohnmacht eingestanden, dort deutsches Leben zu organisiren. Dies Eingeständniß hat nur Sinn, wenn eben Östreich als von Deutschland geschieden anerkannt wird. Die Paragraphen der Personalunion hat Östreich factisch verworfen, und die Nationalversammlung zu Frankfurt kann noch immer nicht die nächste Schlußfolge ziehen: Östreichs Vertreter nicht länger unter sich tagen zu lassen. Das Ministerium zu Olmütz erklärt Östreich bis auf die Beiträge zur Bundeskasse für losgebunden von Deutschland, und beruft noch immer nicht die Abgeordneten seines Landes zurück. Hierin liegt das Unglück des Augenblicks, das Unglück der zähen Entschliessungslosigkeit der deutschen Natur. Was damit gewonnen wäre, würde dieser Schritt der nächsten logischen Nothwendigkeit beschlossen? — Mit einem Verluste gewinnt man nicht, und ein Verlust, ein schmerzlicher, bleibt es immer daß Deutschland sich ohne die Brüder in Östreich gestalten muß. Liegt aber Nothwendigkeit darin, so muß der Verlust, wird er entschieden anerkannt und überblickt, zu neuem Gewinn führen; die halb eingestandene, nur halb zugegebene und durchgeführte Einbuße schleppt nur neue Täuschungen ohne neuen Gewinn mit sich. Werden wir mit dem centralen Östreich einen Schwerpunkt mit seinem ganzen Bleigewicht los, so bedarf Deutschland eines neuen Schwerpunktes. Und diesen hat es naturgemäß in Preußen. Konnte eine Neugeburt des ganzen Germaniens nicht zu Stande kommen, so thut jetzt die Feststellung eines modernen Deutschlands um so mehr noth. Wir bauen damit nicht in's Bodenlose, noch in die Luft hinaus. Es liegt vielmehr praktisch nichts näher als daß das zollvereinte Deutschland sich mit Preußen als freies politisches Deutschland ausbaue und fertig werde. Schon wiederholte sich das Gerücht vom Entschluß des Reichsverwesers, abzudanken; es wäre damit der Abschluß des provisorischen Zustandes unserer deutschen Einheit gegeben; da geht Gagern nach Berlin und kehrt alsbald ohne Ergebniß zurück! Gagern findet Preußen ganz mit seinen speciellen Wirren in sich verstrickt. In dem Momente wo Deutschland Preußens bedarf, um mit sich abzuschließen, in dem Momente wo Preußen in einer völligen Hingebung an die deutsche Sache zugleich die Lösung seiner eignen Verlegenheiten fände, fehlt abermals die Schwungkraft des schöpferischen Gedankens der uns aus Noth, Wirrsal und Zerrissenheit erlöst. Preußen, mit sich beschäftigt, verkennt abermals seine deutsche Aufgabe. Sie bleibt ihm vorbehal-

ten; der Drang der Noth wird dazu führen, aber segenbringend vollführt sich die Nothwendigkeit nur durch den Aufschwung der freien Entschließung. Daß wir abermals an der Schwelle einer neuen Ordnung der Dinge stehen, und wiederum der gute Genius ausbleibt der zu Deutschlands politischem Abschluß den Moment ergreift: das ist das Niederdrückende im jetzigen Stand der Sache.

Doch wir wollten Gutzkow's Buch beleuchten. Es mußte nur angedeutet werden, was in der Stellung der Elemente schon über dasselbe hinweggeführt. Es bleibt übrig, das Glaubensbekenntniß seines Verfassers zu erledigen. Ein Theil des Buches schildert Gutzkows Miterlebnisse an der Berliner Märzrevolution. Erlebnisse sind immer das Willkommenste was jemand zu bieten hat, sie bezeugen aufrichtige Mitbetheiligung, stehen außer dem Hader der streitenden Meinungen, haben ihre Berechtigung in der Persönlichkeit. Gutzkow hat an der Wiege der Berliner Bürgerwehr gestanden. Volksbewaffnung! war das Zauberwort das er einem unschlüssigen Haufen sagte, der im Trubel der Aufregung weder Ziel und Zweck, noch Mittel fand. Ich glaube, der stürmische Haufe hob ihn auf die Schulter und deputirte ihn zum Schloß hinauf. Gutzkow hätte das ausführlicher schildern sollen; er hätte es bei mehr Naivität gethan. Im festumrahmten Bilde das Einer von seinem Erlebniß gibt, schließt sich ein Stück Zeitgeschichte richtig ab und hindert das Hin- und Herflackern des ruhelosen Räsonnements, das doch immer nur soweit die Thatsachen reichen seine Gültigkeit hat und in jenem Abschluß seine Einfriedigung findet. Erledigt würde freilich damit nichts am großen wogenden Stoff der Zeitfragen. Gutzkow erzählt wie Lichnowsky den geschäftig eiteln Zwischenträger zwischen der Krone und dem Volke hatte machen wollen, vom Schloß herunterkam und bald ein Ministerium Schwerin, bald ein andres der versammelten Menge bei seinem „fürstlichen" Wort verkündete. Volksbewaffnung! war in jenem Momente der Zauberschlüssel. Gutzkow sprach es vor dem Minister aus. Was denken Sie sich unter Volksbewaffnung? entgegnete Arnim, gegen wen, für wen soll sich das Volk bewaffnen? — Diese Frage war damals sehr nüchtern. Die Skepsis des Staatsmanns beleidigte, aber die Frage war richtig gestellt, sie ist noch jetzt nicht gelöst; die Bürgerwehr wartet in Preußen von neuem auf ihre richtige Organisation; sie hat in Berlin nicht gewußt, ob sie sich zu Polizeidiensten verwenden lassen oder sich um einen Convent der Nationalversammlung schaaren sollte.

Gutzkow's politisches Glaubensbekenntniß drückt sich in dem Satze aus: „Man kann die Monarchie hassen und doch nicht für die Republik schwärmen." Gutzkow's Glaube ist also blos ein doppelter Zweifel. Der Kritiker sieht die Schwächen des Dings und mäkelt bei der Wahl, soll er sich entschließen. Nur der wahre Gläubige weiß was er will, es sei mit Bewußtsein oder blind. Gutzkow hält die Republik bei jedem Volke für unmöglich das die republikanische Form nicht für eine ausschließliche Lebensaufgabe benutzt. Karthago, sagt er, war eine Republik, weil Karthago nur handeln wollte, Rom, weil es nur Krieg führen wollte, Genua, Venedig, Holland, Nordamerika, alle diese Republiken wußten daß der Handel ihr einziger Zweck. Die Schweiz weiß daß sie außer Ackerbau und Viehzucht keine andere Mission hat. Die Lombardei müßte eine Republik des Handels und der Industrie werden. Frankreich könnte wie Rom als Republik bestehen, wenn es eroberte oder das Socialproblem löste. Jenes war in der Vergangenheit, dies wird nur in einer sehr fernen Zukunft möglich sein, und eine rein theoretische Republik hält sich schwerlich. Die Republik mit ihren wandelbaren obersten Häuptern, sagt Gutzkow, ist ein Tummelplatz des Ehrgeizes; die Monarchie hat vor ihr den Vorzug daß man wenigstens vom höchsten Stuhl der Macht sagen kann: Der ist besetzt.

Das ist so wahr daß wir kaum eines Hinblicks auf Frankreich bedürfen um es neu bestätigt zu finden. Ganz Frankreich löst sich beim Stillstand aller andern Lebensfunctionen in ein Wespennest ehrgeiziger Ränke auf, bei denen, gleichviel ob es sich um Personen oder Richtungen oder dynastische Reminiscenzen handelt, schließlich doch nur der plumpe Instinct der Masse entscheidet. Frankreich wird auch an diesem großen Hazardspiele nicht untergehen, Frankreich hat seine furchtbaren Erfahrungen hinter sich. Aber der Zustand ist weder wünschens- noch nachahmungswerth. Die Republik in Frankreich ist ein Product der Verlegenheit. Man ist noch kein positiver Republikaner, wenn man das Königthum negirt und zum Lande hinauswirft. Wird Cavaignac Präsident, so ist es seine Aufgabe, die rothe Republik der Communisten niederzuhalten, die einfache, nüchterne Vernunft des gesunden Bürgerthums zu stärken. Aber dies Bürgerthum steht in England weit fester trotz, oder vielmehr mit der Krone, hat dort die festesten Bollwerke seiner Zuversicht, die stärksten Säulen seines Stolzes! Wird Louis Napoleon Präsident, so gibt die Masse des kleinen Bürgers den Ausschlag, der blind nach dem Glanz eines Namens tappt. Wenn ein Königsgeschlecht bankerott ist, steht noch nicht die Befähigung zur Republik fest. Bei dem Bankerott aller Dynastien siegt in Frankreich am Ende doch ein dynastisches Gelüst, in welchem sich die Eitelkeit der Menge geschmeichelt fühlt. Dies Gelüst ist in Frankreich noch mächtiger als die Intriguen der Parteien, und dieser Instinct bekundet nichts weniger als einen Beruf zur Republik, wo der Werth des Bürgers, nicht die Tradition eines Geschlechts herrschen soll.

Gutzkow haßt die Monarchie und kann sich nicht für die Republik entschließen. Er sieht die Trüglichkeit der Wählerei des ersten Bürgers im Staate ein; und doch behauptet er, die erbliche Besetzung des obersten Stuhles könne „vor einer idealen Politik" nicht bestehn. „Es ist so schlimm, sagt er, daß die Völker jetzt einen Fürsten haben den sie lieben, und morgen einen bekommen den sie hassen." Das ist aber nur so lange schlimm als das Königthum noch immer eine Stelle behauptet, wo es dem Hasse erreichbar bleibt. In England steht die Krone und die Person ihres Trägers außerhalb der Schußlinie der Leidenschaften der Parteien. In England regiert sich das Bürgerthum durch sein Parlament;

England ist die einzig gute, die einzig mögliche Republik. Deutschland hat sich in Frankfurt zum Parlament ein Unterhaus gegründet, und Gutzkow schilt die Zusammensetzung der Frankfurter Nationalversammlung eine „mittelmäßige, eine gesinnungslose.“ Wie er als Kritiker über Bücher und Autoren mit seinem Scharfsinn an der Persönlichkeit hangen blieb, so kömmt er als Politiker über die Zerbrechlichkeit des Zufalls nicht hinaus zur Feststellung der Sache. Mittelmäßig nennt er die Zusammensetzung des Parlaments. Das beträfe was Talent an den Betheiligten ist. Und gesinnungslos. Dies Wort ist im Munde des gedankenlosen Radicalismus gemein geworden. Gutzkow will nicht damit schimpfen, er will nur sagen daß er am Parlamente diejenige Gesinnung oder Richtung vermisse, die sein eignes Glaubensbekenntniß fordert. Dies sein Bekenntniß besteht nun aber darin, die Monarchie zu hassen ohne für die Republik schwärmen zu können. Er leugnet mit Recht die staatliche Berechtigung gewisser kleiner Souveräne. Er entwirft durch Verschmelzung der Ländermassen eine Heptarchie, wie sie schon General Pangold fester nach militärischen Nöthigungen entwickelte, und wie sie in den Stammesunterschieden der deutschen Nation ihre tiefere Wurzel findet. Aber er leugnet mit der Erblichkeit der Krone die ganze Möglichkeit der Monarchie; eine constitutionelle Wahlmonarchie schwebt ihm als einziges Heil vor, ohne daß er dies angebliche Heil aus der unglücklichen Schwebe bringt, in welcher er doch Frankreich wie jede Republik mit den Wahlparteiungen des Ehrgeizes einer Auflösung aller Nationalkräfte preisgegeben sieht. Gutzkow scheut und haßt den Kampf der Massen. Masse ist ihm Gattung, und in der Gattung vegetirt die Person als Thier. „So glaubt er; als Einzelner, sagt er, bin ich weise, in der Masse bin ich Thier. Er will das Haupt des Staates gewählt sehen, und ficht doch zugleich die Wahl der Vertreter in der Mehrheit an, nennt einen Act des Nationalwillens der mit der Mehrheit der Vertreter einen Fürsten zum Reichsverweser erhob, einen Act mittelmäßiger und gesinnungsloser Entschließung! „Unverantwortliche, unselige Verblendung, sagt er, auf unsern Überfluß an Fürstenwesen noch eine neue Fürstlichkeit zu pfropfen!“ Gutzkow würde also in der Paulskirche zwischen Vogt und Zitz seinen Sitz einnehmen. Mit Blum nach Wien zu gehen, um für seine Illusion zu kämpfen, zu siegen oder zu sterben, dazu hätte er zuviel Kritik und zu wenig blinde Hingebung. Aber mit Vogt nergeln, mit Zitz zergeln, sieht ihm ähnlich. Gutzkow hätte für den Bürger Itzstein, scheint es, in der Paulskirche gestimmt. Und vor dem Bürger Itzstein, meint Gutzkow, würden die deutschen Souveräne eher ihr Haupt gebeugt, von einem bürgerlichen Präsidenten der „Vereinigten Staaten Deutschlands“ eher und lieber den gemeinsamen Volkswillen entgegengenommen haben. Wer hätte gedacht, den scharfsinnigen Gutzkow auf dem Wege der politischen Phantasien zu ertappen? Man thut jener seiner Behauptung in der That große Ehre an, schlägt man sie in's Bereich der Phantasien. Wer aber aus der Revolution und ihrem unberechenbaren Chaos die Reform gewinnen will, kann auch nicht mit den glänzendsten Phantasien fürlieb nehmen. Im Grunde will auch Gutzkow nicht die Permanenz des Umsturzes, er will die Reform, ob er sie schon sociale Revolution nennt. Die Möglichkeit einer neuen Form unserer Vergesellschaftung soll an und für sich nicht abgeschnitten sein, aber diese innere Umgestaltung unseres bürgerlichen Lebens ist lediglich mit dem Ausbau der Monarchie zu begründen. „Ich glaube, sagt Gutzkow, daß es möglich ist, die communistische Tendenz unserer Zeit durch eine Pflege des Nationalstolzes zu zügeln.“ — Sehr wahr! Nur fragt sich worauf dieser Nationalstolz sich wenden solle, ob auf den eigensinnigen und eigensüchtigen Streit über die politischen Formen, oder auf den Inhalt unseres socialen Lebens. Welcher Pflege sich der Nationalstolz von Gutzkow zu erfreuen habe, beweisen seine Behauptungen im Conflict der deutschen Sache in Posen. Er gehört nicht zu den blinden Polenfreunden, er liebt die Polen nicht, er ist auch hier kein Schwärmer. Er vergißt daß just die Schwärmerei des Herzens unsern Dichter die einzige Berechtigung in ihrem Gefühl für Polen gibt. Er will hier nichts als kalte Gerechtigkeit. Polen, sagt er, ist über seine künftige politische Form blos unschlüssig, und wir hätten kein Recht über die Rathlosigkeit ihrer Wirren den Stab zu brechen. Auch nicht wenn sie die kriegerische Entfaltung versuchen, mit dem Haß gegen Deutschland, statt gegen Rußland ihr neues Werk beginnen? Der Anwalt der deutschen Nationalehre räth uns also, uns aus kosmopolitischem Mitgefühl ruhig in's Gesicht schlagen zu lassen. Im Grunde wird, wie er es will, die Demarcationslinie bereits gezogen; allein die preußische Festung Posen, meint er, solle nur so lange preußisch bleiben bis diese Operation gesetzlich vollzogen sei. Nach jedem Gesetze Himmels und der Erden ist aber Posen als Stadt deutsch, als Festung preußisch. Daß die Vorstädte polnisch ind, kann die Stadt nicht zu einer undeutschen, die Festung nicht zu einer polnischen oder russischen machen. Gewisse Schichten des Volkes, sagt Gutzkow, müssen immer gezwungen werden, nicht durch die Guillotine, nicht durchs Schwert, sondern durch Aufklärung und edle Thaten. Preußen aber gab in Posen diese Aufklärung, leistete diese edlen Thaten. Und das nennt Gutzkow „die künstliche Germanisirung Posens.“ Da Polen jetzt ruhig scheine, meint er, habe Preußens Regierung, wenn sie edel und demokratisch sein wolle, nichts anderes zu thun als in Posen die polnische Nationalität nicht nur im Ernste auszubilden, sondern auch eine allmälige Degermanisirung vorzubereiten. Gutzkow empfiehlt das allen Ernstes. Er leugnet damit nicht blos die ehrlichen Thatsachen in der Politik Preußens, sondern auch die Berechtigungen des deutschen Geistes in seiner seit Jahrhunderten bereits vollzogenen sittlichen und friedlichen Eroberung. Und es geschieht das nicht aus brennender Schwärmerei für Polen, sondern aus nüchternem deutschem Eigensinn. Dieser Eigensinn war in der Entwickelung Deutschlands von je unser schlimmster Feind. Er wirkt aber spaßhaft, wenn er ehrlose Vorschläge macht und zugleich von der Pflege des Nationalstolzes spricht.

Zur Chronik der Gegenwart.

Berlin, d. 4. December.

[Berlin hat wieder Militär und Ballett; die Linke geht nach Brandenburg um sich ihre Diäten zu holen.]

⊙ Es gibt in der That nichts Monotoneres, Langweiligeres und Abgeschmackteres als einen Belagerungszustand. Die Straßen — öde und leer, nur hier und da begegnet man irgend einer militärischen Patrouille die in gemeinsamem Schritt vorübergeht, oder hört man irgend eine Fanfare, mit der das Militär sich seine Zeichen gibt. Das Militär ist hier jetzt Alles, die Axe, um welche Berlin sich dreht; und — ich muß leider hinzufügen daß ein großer Theil Berlin's sehr zufrieden damit ist, das Militär wieder so zum Mittelpunkt der „Bewegung" gemacht zu sehen. Die jungen Damen sind entzückt, im Theater, auf der Promenade, beim Conditor unter den Linden, kurz allüberall diesen schlanken Leutenants mit den nichtssagenden Gesichtern zu begegnen, diesen Leutenants welche so gut tanzen, und mit denen man so angenehme Unterhaltung führen kann, weil sie mit ihrer Bildung und ihrer Anschauungsweise sich nicht über das Niveau eines jungen Mädchens erheben! Die guten Bürger sind nicht minder entzückt über das Militär; es ruft ihnen die gute alte Zeit zurück, als noch der „hochselige König" lebte, und man nichts Höheres kannte als das Soldatenspiel und das Ballett. Ja, in der That, es ist jetzt wieder genau so in Berlin, wie zu Zeiten des Hochseligen, die Uniform ist Alles! Der Soldat ist jetzt der Herr, ihm muß Alles weichen, ihm muß Alles sich unterordnen, die geweiheten Räume der Kunst sogar sind nicht gesichert gewesen vor diesen Gästen. In der Rotunde des Museums haben sie ihr Lager aufgeschlagen, eben so in den prachtvollen Sälen des neuen Museums und des königlichen Schlosses, und überall wo sie gehaust, haben sie es gethan mit dem Vandalismus eines rohen und übermüthigen Siegers, dem das Zerstören eine Lust ist, und das Vernichten ein Vergnügen. In die schönen Säulen, welche die Gallerie der Rotunde tragen, haben sie große Nägel eingeschlagen, um daran ihre Kleider aufzuhängen, ebenso in den Sälen des Schlosses, wo sie diese Nägel durch die herrlichsten Ölgemälde hindurch in die Wand getrieben haben. Trotz dem aber sind die Soldaten hier jetzt die Schooßkinder der Aristokratie, der Reaction und des Philisterthums. Diese drei Parteien wetteifern in Liebkosungen und Hätscheleien für das Militär. Der gute Bürger schickt Morgens Kaffee und Braunbier, die Reactionäre senden Schnaps und Weißbrot, und die Aristokratie spendet Morgens und Abends warme Suppen an die Söhne des Mars. Eine Gräfin Hessenstein empfing sogar neulich in den Zeitungen eine Danksagung der Soldaten für die herrlichen Suppen, die sie ihnen täglich sendet. Auch Geldsammlungen zur bessern Verpflegung der Soldaten werden veranstaltet, und bedeutende Summen sind bereits eingelaufen. Dabei muß man aber bedenken daß alles dies unnöthig wäre, weil die Regierung es sich natürlich sehr angelegen sein läßt, ihre „Stützen des Thrones" gut zu verpflegen, und jedem Soldaten schon eine bedeutende Zulage gewährt ist, so daß der Belagerungszustand von Berlin dem Staate **täglich die Summe von 82,000 Thalern kostet.** Während der Bürger und Handwerker bei diesem gänzlichen Stocken alles Verkehrs zu Grunde geht, saugt die Armee dem Staat das Mark aus und lebt in Fülle und Herrlichkeit! Das ist die Ruhe, welche Herr Wrangel den guten Bürgern Berlin's verheißen hat, — die Ruhe eines Kirchhofes, auf welchem das Militär beim Leichenschmause schwelgt. Die Künste, die Industrie, das öffentliche Leben, die freie Presse, alles ist begraben und mit einem Trauerflor umhüllt, das Militär allein in seinem bunten Rock freut sich des Lebens und genießt der Freiheit. — Wir übrigen armen Menschenkinder, wir knirschen mit den Zähnen und schweigen, oder wir laufen in's Theater, um uns zu zerstreuen! Die Theater sind lange nicht so voll gewesen wie jetzt. Alle Feiglinge haben seit dem Belagerungszustand wieder Muth gefaßt, und wagen sich in's Theater hinein. Die jungen Damen haben ihren Putz wieder hervorgesucht, und ihr reizendes Lächeln, denn die Garde ist wieder da, erheitert die Logen des ersten Ranges, — oh, es ist eine wahre Lust jetzt in's Theater zu gehen! Sogar die Prinzen gehen jetzt wieder hin, die königlichen Prinzen! Als vorgestern auf dem Theaterzettel ein Ballett „auf höchstes Begehren" angezeigt war, drängte und stürzte Alles in's Theater, nicht um das Ballett zu sehen, sondern um sich nach langer Zeit einmal wieder an dem Anblick eines Prinzen zu freuen, denn „auf höchstes Begehren" verkündet den Berlinern daß irgend ein Prinz Lust gehabt in's Theater zu gehen. — Es war diesmal Albrecht, und das Ballett tanzte noch einmal so feurig als sonst! Auch am Mittwoch war das Theater gedrängt voll; man gab dort Gluck's Alceste mit einer Schlußscene in Beziehung auf die silberne Hochzeitsfeier des Königspaares. Das Publikum zeigte an diesem Abend einen wahrhaft enthusiastischen Patriotismus. Schon die Stelle in Alceste's Recitativ „der edle König, der treue Vater seines Volkes" ward mit jubelndem Applaus begrüßt; als aber zum Schluß der Oper der Namenszug des Königspaares im Brillantfeuer erschien, kannte das Entzücken keine Grenzen mehr. Das Orchester spielte „Heil dir im Siegerkranz", das ganze Publikum erhob sich, wie Ein Mann, und sang stehend die preußische Volkshymne welche alsdann mit einem dreimaligen donnernden Hurrah geschlossen ward. Und Berlin hätte gern noch weit mehr gethan zur silbernen Hochzeitsfeier des Königspaares, aber Wrangel wollte es nicht leiden. Ein gutgesinnter Bürger hatte in der Zeitung den Vorschlag gemacht, man solle zur Feier des Tages allgemein illuminiren, aber am nächsten Tage brachten die Zeitungen das strenge Verbot. Es wäre allerdings eine schöne Idee, meinte der Befehlshaber in den Marken, aber zur Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung müsse er doch die schöne Idee einer festlichen Illumination hierdurch streng verbieten! Somit also blieb Berlin dunkel, und konnte nur im Theater seinem Gefühle genugthun.

Das Drama unserer hiesigen Nationalversammlung ist jetzt wahrscheinlich für immer zu Ende gespielt, und das Volk wird diesem Drama zum Schluß kein da Capo entgegenjubeln. Das Volk hat alles politische Interesse verloren, dieser sein höherer Aufschwung ist ihm wieder erstorben in der Misère des täglichen Lebens, und es denkt nur noch an des Lebens Nothdurft, nicht an Politik. Aber nicht allein die Sympathieen des Volkes par excellence hat die Nationalversammlung verloren, sondern auch die Sympathieen der politisch Gebildeten und Befähigten. Die hier tagende Majorität der Versammlung schleuderte den Bannstrahl gegen das Ministerium Brandenburg, klagte die Minister als Hochverräther an, weil sie die Nationalversammlung „ungesetzlicher Weise"

nach Brandenburg verlegten, verbot dem Volk eben wegen dieser ungesetzlichen Verlegung die Steuern an das Ministerium Brandenburg auszuzahlen, — und nach drei Wochen der Zerstörung, des Kampfes, der Aufhetzereien gehen diese Männer, welche die Vertreter des Volkes sein sollen, ebenfalls nach Brandenburg, trotz ihres öffentlich gegebenen Wortes, Berlin nicht zu verlassen, und dem Ministerium nicht das Recht zuzugestehen, sie anders wohin zu berufen! Ja, die Linke ging nach Brandenburg, und trat dort in die Nationalversammlung! Es war aber nur ein kurzes Intermezzo; nach einem heftigen Zank mit der Rechten verließen die achtzig Männer der Linken und der Centren wieder den Saal, und da es zufällig grade der Erste des Monats war, gingen sie hin, und ließen sich die Diäten auszahlen, auf welche sie jetzt, da sie in der Nationalversammlung erschienen waren, ein Recht hatten! — Durch diese That aber haben diese frühern Helden des Tages ein wenig verloren in der allgemeinen Anerkennung! —

„Am Gelde hangt, nach Gelde drangt doch Alles!" —

Das Theater hat auch einen Theil seiner Revenuen verloren. Der König welcher sonst 150,000 Thaler Zuschuß gab, hat diese Summe um 15,000 Thaler verringert. Herr von Küstner hat also jetzt die ehrenvolle Aufgabe diesen Ausfall durch verdoppelte Anziehungskraft zu decken. Wir zweifeln nicht, daß ihm dies gelingen wird, wenigstens zweifeln wir nicht an seinem guten Willen! Möge er den Muth haben, das Schlechte von der Bühne zu verbannen, das Höhere und Bessere aber ins Leben treten zu lassen!

— Die lithographirte Parlamentscorrespondenz der Rechten zu Brandenburg bringt in ihrem Feuilleton folgende Verse:

1. Die Linke.

Links sitzt das Herz, links wohnt der Muth,
So singt und sagt man itzt;
Doch wißt! nicht jedes Herz ist gut,
Doch wißt! nicht jedes Herz hat Muth,
Das auf der Linken sitzt.

2. Der Landesmagen.

„Berlin ist das Herz des Landes." (Mehrere Volksredner)

Des Landes Herz nicht, wie sie sagen,
Ist diese schöne Königsstadt;
Sie ist der große Landesmagen
Der sich verdorben hat.
Man ließ ihn unbesonnen offen,
Er schluckte Gift und Galle ein,
Und von den vielen fremden (?) Stoffen
Wird er wohl nimmer wieder rein.
Wo bleibt der Arzt? Er möge eilen,
Sonst droht Vernichtung der Substanz;
Denn diesen Magen kann nur heilen
Die allerkräftigste Purganz!

Wir wissen nicht, ob „Vater Drauf" für den rechten Arzt gelten kann.

Ätzbilder Nr. 1.

Die politischen Parteien nach dem Charakter ihrer Bärte.

— Wer das „Handbüchlein für Wühler" kennt, wird sich die Unterschrift unseres Bildes selbst erläutern können. Der Verfasser des Struwwelpeter gab in jenem Büchlein eine Anleitung, „in wenig Tagen ein Volksmann zu werden"; wie es Complimentirbücher aller Art, auch für Hofschranzen gebe, so müsse es derlei auch für Volksschranzen geben. Das Büchlein gibt gründlichen Wühlern Verhaltungsregeln, auch Diätvorschriften. Es signalisirt die politischen Parteien nach Art, Schnitt, Haltung, Pflege, kurz nach dem Charakter des Bartwuchses.

Dies ist der Punkt den unser Künstler, der Zeichner der Frankfurter Ätzbilder, aufgefaßt hat. Die Gruppe besteht aus sechs Personen, wie sich diese Zahl der politischen Parteiung ergibt, wenn man zwei Centren, eine Linke, eine Rechte und zwei Extreme dieser beiden Seiten annimmt. Unsere Sechs sind in lebhaftem Disput begriffen. Der uns zur Rechten Sitzende, mit der Oberpostamtszeitung in der Hand, dem Glase Wasser vor sich, dem Courszettel in der Tasche, glotzt über die Brille hinweg nach den Debattirenden hinüber. Er ist Derjenige von dem es im Handbuch heißt: „Kein Bart: Philister, Epicier, Bourgeois." — Die nächste Kategorie des Bartwuchses in aufsteigender Linie repräsentirt der rechts Stehende, eine schmahle magere Gestalt. Von dieser Gattung steht geschrieben: „Kleiner, sorgfältig gewichster Schnurrbart, Kinn glatt: aristokratischer Reactionär. Schießt zuweilen gern mit Pistolen; deshalb mit Vorsicht zu behandeln." — Nr. 3 ist der rechts Sitzende, mit dem Bande im Knopfloch, der Allgemeinen Zeitung vor sich, ganz im Anstrich der „gedienten" Kavaliere, militärischen Diplomaten und jener hoffähigen Beamten die zugleich mitunter gern feinere Polizeiseelen sein dürften. Diese Gattung trägt „Schnurrbart mit kleinem Zwickel an der Unterlippe." Das rechte Centrum ist ihr Tummelplatz. — Im Hintergrunde lehnt im Stuhle ohne entschiedne politische Farbe das linke Centrum mit „Schnurr- und starkem Knebelbart, aber rasirten Backenknochen." Je mehr hier rasirt ist im Gesichte: desto stärker der Übergang zur Reaction! „Muß wo möglich gewonnen werden, man darf ihm aber nicht zuviel trauen!" heißt es im Handbuch für Wühler. — Einen Mann des Volks nennt sich der links Stehende mit dem bohrenden Blick, unrasirt, „Bart von einem Ohr zum andern, aber mit der Scheere gleichmäßig abgeschnitten, steife Haare, ins Borstenreich spielend", ein entschieden activer Mann der Linken. Ihm steht die Reichstagszeitung zu Gebote. — Links im Vordergrunde endlich: absoluter Naturwuchs, „unberührter Haarurwald; nie nahete ihm ein schneidendes Werkzeug; communistischer Träumer, radicaler Weltverbesserer ohne allen historischen Boden, aber zuweilen mit praktischer Selbstbestimmung; Messias des vierten Standes, verspricht Wunder zu thun — nächstens." Ihm dient die Neue Rheinische Zeitung zur Vor- und Grundlage seiner Axiome. —

Es bleibe Jedem überlassen, sich zu dieser Gruppe debattirender Zeitungsleser die entsprechenden Typen und Richtungen aus der Paulskirche specieller herauszusuchen.

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.



Die politischen Parteien nach dem Charakter der Bärte.

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr.

Inhalt: Nur eine Visitenkarte! Novelle von Jeanne Marie. — Bei Gelegenheit des schleswig-holsteinischen Waffenstillstandes, von Fr. Hebbel. — Heinrich von Kleist. Ein deutsches Dichterleben. 2. — Fürst Metternich. — Zur Chronik: Aus Berlin. — Äybilo Nr. 2.

№ 132. 14. Decbr.

Nur eine Visitenkarte!

Novelle von Jeanne Marie.

Es gibt zwei Dinge in der Gesellschaft, von deren Besitz oder Verlust das Glück und Unglück ihrer Glieder abhängt, zwei Begriffe welche ein Leben schmücken und zertrümmern, zwei Gespenster welche es schrecken und verfolgen: die Ehre des Mannes und der Ruf der Frau. Beide sind leicht zerbrechliche Waare, beide können befleckt und untergraben werden ohne Wissen und Zuthun der Gerichteten. Die Ehre des Mannes und der Ruf einer Frau müßten theurer verwahrt, vergittert, verriegelt sein; nicht jede brutale Faust müßte die Thore einreißen können die zu unsern Heiligthümern führen. Es müßte eine Macht geben die zu schützen wüßte, wenn es eine geben darf, die da verdammt. Aber es gibt immer noch zu viel Henker denen das Richtschwert zu ergreifen eine Lust ist, und zu viel Schwächlinge die geduldig ihren Nacken diesem Henkerbeil beugen. Ich kenne unglückliche Weiber die auf den Schein hin verdammt, gleich Aussätzigen in der Welt umherirren; ich kenne Männer die ihre Ehre von einem Nichtswürdigen brandmarken ließen, und von der Gesellschaft verstoßen, nicht die Kraft besaßen der öffentlichen Meinung die Stirn zu bieten, und die sich eine Kugel durch den Kopf brannten, weil sie mit dem Schandfleck an der Stirn nicht weiter leben konnten. Sie waren gezeichnet und man versagte ihnen den Zutritt in die Gesellschaft; sie waren vogelfrei, ein Jeder nahm sich das Recht sie zu schmähen. — Die Ehrbegriffe des Aristokraten und des Officiers bewegen sich zumeist in verrosteten Angeln.

Es konnte dem äußern Schein nach keine glücklichere Ehe geben als die des Grafen G., aber auch keinen Menschen der sein Glück eifriger, sorgfältiger bewachte als eben er. Der Graf gehörte zu jenen Menschen welche die Welt von Ungesitteten und Lasterhaften bevölkert wähnen und in jedem faden Schwätzer einen rohen Wüstling, in jedem plumpen Schmeichler einen frechen Zudringlichen sehen. Vielleicht mochte das nicht ganz sündenreine Leben des Grafen, die mannichfachen Genussesquellen aus denen er in seiner frühesten Jugend geschöpft, die Erfahrungen welche er zu jener Zeit gesammelt, ihn so argwöhnisch und so vorsichtig gemacht haben, daß er seine schöne und tugendhafte Frau gleich einem Vogel im Käfig gefangen hielt, und ihr jedes Vergnügen versagte, nicht aus Laune, Geiz oder Eifersucht versagte, sondern nur aus Besorgniß, um die reine unentweihte Seele seiner Gemahlin vor jeder schädlichen Ansteckung zu sichern, sie vor der Möglichkeit einer giftigen Berührung zu schützen. Des Grafen Einschränkungen grenzten an die Vorschriften eines Kerkermeisters der seinem Gefangenen die Schritte abmißt und ihm seine Erholungen vorschreibt. Es konnte keinen Mann geben der weniger von den Qualen der Eifersucht heimgesucht war, und der mehr den Anschein eines von dieser Leidenschaft Beherrschten hatte. Das verdroß die Gräfin zuweilen, die wenn gleich sie ihren Mann über Alles liebte und keine Opfer kannte, darum auch die Entbehrungen welche er ihr auferlegte, mit rührender Sanftmuth trug, es doch nicht leiden mochte daß man glauben konnte, der Graf hege ein so geringes Vertrauen zu sich selber, während er ein solches doch nur in die seinen Ansichten nach durchaus verdorbene Menschheit setzte.

„Man hält Dich für einen Othello! sagte sie eines Morgens zu ihm, als beide Gatten in froher Laune beim Frühstück saßen, und doch ist es mir noch nicht einmal gelungen Dich zur Eifersucht zu reizen! Freilich

schneidest Du mir alle Gelegenheit dazu ab. Dennoch will ich es nicht ganz aufgegeben haben Dich auch die Foltern der Liebe, nicht allein ihre Süßigkeiten fühlen zu lassen."

„Ich finde nichts thörichter als dergleichen Herausforderungen! erwiederte der Graf, seinen Kaffee ruhig schlürfend, und ich begreife nicht wie es der Eitelkeit eines Weibes schmeicheln kann mit dem Argwohn des Mannes belastet zu werden."

„Aber ich beuge mich unter dieser Last ohne zu wissen warum, ich füge mich allen Einschränkungen ohne sie zu begreifen."

„Weil Du die Welt nicht kennst und hoffentlich nie kennen lernen wirst in ihrer wahren Gestalt, in ihrer ganzen Erbärmlichkeit, Falschheit und Lasterhaftigkeit."

„Denke ich denn daran mich in diesen Pfuhl der Lasterhaftigkeit zu stürzen? Aber was kann mir geschehen, wenn ich an Deinem Arm öffentliche Vergnügungsorte besuche?"

„Das Vergnügen dem man an dergleichen Orten nachjagt, ist wahrhaftig nicht groß genug um sich dafür den Beurtheilungen tausend geschwätziger Zungen preiszugeben. Meine Frau soll kein Modeartikel sein, ich bin nicht eitel in diesem Punkt, ich verlange nicht daß man meinen Geschmack gut heiße, es genügt mir ihn selber so zu finden, und ich denke, auch sie strebt nach keiner andern Auszeichnung."

„Und ohne Streben und Wünschen ein solcher Modeartikel zu werden, konnten wir es beide dennoch nicht verhindern daß in der letzten Kunstausstellung mein Bild ein Gegenstand öffentlicher Kritik und Prüfung war. Daß Philibert die kindische Neigung aus der Schulzeit in das reifere Leben übertrug, und mich durch seinen Pinsel verewigte, während er unserem Hause gegenüber eine Wohnung gemiethet und häufig Gelegenheit hatte mich am Fenster zu beobachten, wer konnte ihn dafür zur Rechenschaft ziehn? Der Katalog enthielt nur die Anzeige: Weibliches Porträt, und doch war die Ähnlichkeit zu frappant, um nicht die Aufmerksamkeit auf mich zu lenken."

„Schlimm genug daß es jedem Sudler gestattet ist, die Züge anderer Menschen zu stehlen, um seinem Ruhmeskranz dadurch ein Lorbeerblatt hinzuzufügen!" sagte der Graf.

„Es bliebe uns also, erwiederte die Gräfin scherzend, um diesem Raube vorzubeugen, nichts anderes übrig als gleich dem Manne mit der eisernen Maske umherzuwandeln; oder die Maske der Gleichgültigkeit und Kälte gegen alle Menschen vorzulegen und in Allen Betrüger zu vermuthen! So weit hast Du mich durch Deine allzu große Peinlichkeit ohnedies gebracht, daß ich mich vor Verlegenheit und Furcht bedrückt fühle, sobald sich mir eine fremde ungewohnte Erscheinung naht. Aus Besorgniß, ich könnte zu dem neuen Emancipationsorden unserer jetzigen kühnen Frauenwelt schwören, hältst Du mich in tyrannischer Sklaverei, während es vernünftiger und praktischer wäre, mich die Welt und ihre Menschen kennen zu lehren, damit ich ihren Angriffen, sollten solche mir jemals drohen, eine würdige Haltung, ein richtiges Benehmen entgegenzusetzen wüßte!"

„Kommt es mir doch vor als sehntest Du Dich nach einem Abenteuer, oder sähest einem solchen entgegen! sagte der Graf. Aber der Maler Philibert ist nach Italien und —"

„Keine Herausforderung! rief die Gräfin lachend. Hast Du meine erste Jugendliebe, Julius Werner, vergessen?"

„Ja dieser Werner ist der Popanz mit welchem Du mein vertrauendes Herz beständig im Schach zu halten suchst! Was mag nur aus dem Menschen geworden sein?"

„Ich habe nie wieder etwas von ihm gehört, seitdem er sein letztes Gedicht mir in die Schulmappe gesteckt."

„Weil Du aus der Zwangsanstalt der Schule sogleich in die der Ehe übertratest, und seitdem andere Cirkel als diejenigen in welchen sich vermuthlich Herr Werner bewegt, besuchtest, — wie?"

„Ich weiß nicht was aus ihm geworden und in welchen Cirkeln er sich bewegt, aber fast möchte ich aus seinen frühern excentrischen Äußerungen schließen daß er jener Verbrüderung von freien Männern angehört welche —"

„In die Politik pfuschen und einen pöbelhaften Lärm um nichts machen! fiel der Graf seiner Frau in's Wort. Ich bitte Dich nur nicht von diesen zur Raserei ausartenden Freiheitsschwindlern falsche, wohl gar erhabene Begriffe zu haben! Diese Menschen die nichts können als räsonniren, und nichts zu Tage fördern als amerikanische Brutalitäten, sind mir die hassenswerthesten Geschöpfe unter der Sonne." —

Die Gräfin kannte die streng royalistisch-aristokratischen Ansichten ihres Gemahls, und wagte nicht mit ihm zu streiten. Ohnedies hätte eine Vertheidigung jener Erben amerikanischer Grundsätze heute fast wie eine Apologie des Jugendfreundes geklungen. Sie sagte darum lachend: „Aber wie sind wir nur eigentlich in dieses politische Gebiet gerathen?"

„Vermittelst unfruchtbarer Combinationen!" erwiederte der Graf. —

Der Bediente brachte einen Brief und das Gespräch wurde unterbrochen.

„Eine Aufforderung zur Hirschjagd! sagte der Graf, die wenigen Zeilen des Billets durchfliegend. Vom Förster H."

„Und Du wirst der Einladung Folge leisten?"

„Noch diesen Abend."

„Wer doch auch ein Mann wäre! seufzte die Gräfin. In freier Ungebundenheit folgt Ihr jedem Rufe des Vergnügens, genießt Ihr jede Gunst des launigen Augenblicks, während Ihr uns arme Frauen indeß an die Kette der Entsagung legt. O über den unverzeihlichen Egoismus!"

Der Graf überhörte diesen Ausbruch. Er war zu leidenschaftlicher Jäger um nicht bereits mit allen seinen Gedanken den Vorbereitungen der Abreise anzugehören. Ein Urlaubsgesuch mußte noch bei dem Commandeur eingereicht, einige Geschäftsangelegenheiten mußten zuvor geordnet werden, und selbst die Gräfin sah sich veranlaßt dieserhalb einen Gang in die weitläuftige Stadt zu unternehmen. Das gräfliche Ehepaar wohnte in einer der neu aufgeführten Vorstädte, und wenn gleich es G. immer ungern sah, sobald seine Gemahlin den ziemlich entfernten Weg allein zurücklegte, denn der Bediente der ihr in vorschriftsmäßiger Entfernung folgte, zählte nicht, — so schwieg er dennoch heute wo es das eigene Interesse galt dazu, als die Gräfin selbst ohne den betreßten Bedienten sich eiligst fortbegab.

Es war am andern Morgen; der Graf war abgereist, die junge Frau allein. Sie hatte ein Buch ergriffen um sich zu zerstreuen, als ihr ein Fremder gemeldet wurde.

„Ein Fremder? fragte sie erstaunt, ein Namenloser? Ich bin nicht zu Hause. — Vielleicht aber ein Hülfsbedürftiger?" fügte sie rasch hinzu.

„Der Fremde wünscht dringend die Frau Gräfin selber zu sprechen; er habe ihr etwas zu übergeben", bemerkte der Bediente.

Es könnte vom Grafen sein! reflectirte die junge Frau; — „sagen Sie dem Fremden daß ich ihn sprechen wolle!" fügte sie gegen den Wartenden gewendet hinzu.

Wenige Secunden darauf trat dieser Fremde in's Zimmer. Ein etwas wüst aussehender junger Mann; seine Blicke fallen forschend und glühend auf die Gräfin.

„Sie haben mich zu sprechen gewünscht?" fragte diese, nicht ganz frei von unheimlicher Angst. — Die Frage ward einfach und schlicht bejaht.

„Sie kennen mich?" fragte die Gräfin.

„Seit längerer Zeit", war die Antwort.

Der jungen Frau schwindelte. „Ihr Name?"

„Julius Werner."

„Und was wünschen Sie von mir, Herr Werner", stotterte Adeline.

„Ich bringe einen Fund. Vermissen Sie nichts unter Ihrem Eigenthum?"

„Nein — doch ja, jetzt fällt mir ein, mein Portefeuille, ich habe es gestern auf dem Wege in die Stadt verloren."

„Hier ist es."

„Aber wie konnten Sie wissen daß es das meine?"

„Eine Visitenkarte die sich darin befand, unterrichtete mich von dem Namen der Besitzerin."

Die Gräfin erinnerte sich jetzt, einige Notizen als Gedankenweiser auf diese Karte gezeichnet zu haben. Das sonderbare Zusammentreffen in Abwesenheit ihres Mannes, das Gespräch mit diesem am Tage zuvor, die veränderte Gestalt des Jugendfreundes, das Feuer in seinen Blicken, das Tiefbewegte seiner Stimme, das Ungewohnte der Situation, Alles kam zusammen die Gräfin zu verwirren. Tief erröthend wollte sie das Souvenir aus Werners Händen empfangen. Dieser aber hielt die zitternde Hand der Gräfin fest in der seinen, führte sie an seine Lippen, und hingerissen, umstrickt von dem Zauber der Erinnerung, stürzte er der jungen Frau zu Füßen. Die Gräfin brach in Thränen aus, sie zürnte dem Unbescheidnen, hatte aber nicht Muth genug ihn zurückzustoßen. Sie bebte aus Furcht, nicht aus Leidenschaft. „Verlassen Sie mich!" stammelte sie endlich halb bewußtlos, und Werner, noch einen flammenden Blick auf die Jugendgeliebte zurückwerfend, war verschwunden.

Die Scene, so gespenstisch, so mährchenhaft, obschon so unvorbereitet und nüchtern, würde der Gräfin ein Traum gedünkt haben, wenn nicht das zurückempfangene Portefeuille sie überzeugte daß keine Vision sie geneckt. Nur etwas fehlte im Portefeuille, die Visitenkarte, die Wegführerin des Finders. Er hatte sie zurückbehalten. Die Gräfin sah indeß keine Gefahr aus diesem Raube erwachsen, sie beschwichtigte sich selber, und schrieb dem Grafen nichts von dem Auftritt. Warum ihn beunruhigen, warum sein Vergnügen stören?

Aber es verging kein Tag an welchem sie Werners dunkelglühenden Blicken nicht begegnete. Trat sie an's Fenster, so stand er vor ihr; fuhr sie aus, so schien er mit ihren Pferden Schritt zu halten, er war überall,

er verfolgte sie, er beängstigte sie, und das währte wohl eine Woche hindurch.

Des Grafen Urlaubszeit war indessen seinem Ende genaht, und Werner in den letzten Tagen unsichtbar geblieben. Die junge Frau hatte begonnen sich zu beruhigen, als eine Nachricht von betäubender, sinnverwirrender Art sie auf's Neue in Aufregung versetzte.

„Es sind auf der Herrschaft H., so erzählte das Tageblatt, in vergangener Nacht neuerdings von den seit langer Zeit dort ungestraft ihr Wesen treibenden Wilddieben die rohesten Verbrechen verübt worden. Ein dort im Revier jagender Officier ist von vier starken Männern überfallen und, wie der herzueilende Förster bemerkt, arg beleidigt worden. Jedenfalls befanden sich die Insultanten in einem Irrthum und glaubten den sie umstellenden und verfolgenden Förster selber vor sich zu haben, an welchem sie ihren Rachedurst zu löschen trachteten. Dieser kam aber noch zu rechter Zeit um den Niedergeworfenen zu Hülfe zu eilen und durch sein Erscheinen die Wilddiebe bei ihrem böswilligen Attentate zu stören. Leider hat man bis jetzt noch keines derselben habhaft werden können; nur ein Taschenbuch welches man am Boden gefunden und das bei der gewaltsamen Körperanstrengung sich aus seinem Versteck hervorgeschoben haben muß, ist als Aktenstück vorläufig niedergelegt worden. Das Buch soll merkwürdige Notizen enthalten, die auf eine genaue Bekanntschaft mit einer der vornehmsten Frauen der nahen Stadt R. deuten. Auch befand sich eine Visitenkarte mit einigen von weiblicher Hand gezeichneten Notizen zwischen den Blättern des Buches. — Der Beleidigte soll sich in einer gefährlichen Verfassung befinden."

So weit hatte Gräfin G. gelesen als sie mit einem dumpfen Schrei das Blatt aus der Hand fallen ließ. Welch grausames Ineinanderspiel der Umstände, welche Schmach, welche Entehrung! Sie sah sich schon verwickelt in den Proceß eines rohen Verbrechers, ihren Namen mit dem seinen in Verbindung öffentlich genannt, und ihr Gemahl — daß dieser selbst der schmählich Beleidigte, gefährlich Verletzte sein könne, das wagte sie gar nicht auszudenken. Ihr schwindelte, ihr grauste, und doch ließ sich für den Augenblick nichts, gar nichts thun als warten, warten in markverzehrender Ungewißheit. —

Wenden wir uns von der gefolterten Frau zu deren Gemahl der in nicht minder elendem Zustande seine Zeit in unruhvollem Zweifel verstreichen sah. Weniger am Körper als in der Seele verletzt, dürstete er nach zwiefacher glühender Rache. Sein Stolz als Mensch, als Mann und als Officier war auf das empfindlichste geknickt. Nicht allein daß er es hatte ertragen müssen von einem Nichtswürdigen entwaffnet und in diesem wehrlosen Zustande geschlagen zu werden, nein zur Erhöhung seiner Pein mußte er hinter diesem Überfall noch ein anderes Motiv als bloße rohe Wuth vermuthen. Man hatte ihm die gefundene Brieftasche mit der Visitenkarte seiner eigenen Frau überbracht. Diese Karte konnte erst vor Kurzen, erst während seiner Abwesenheit bei demjenigen abgegeben worden sein, in dessen Besitz sie sich zuletzt gefunden; die Notizen auf der Rückseite, von der Hand Adelinens geschrieben, bewiesen ihm daß sie noch an jenem Vorabend seiner Abreise sich in ihrem Verwahrsam befunden. Ein großes dämonisches Gespenst der lächelnden Maske der Ironie trat vor seine gepeinigte Seele. Nicht genug daß man in seinem Regiment, in der ganzen Garnison und über diese hinaus von seinem schimpflichen Abenteuer sprechen, nicht mehr mit ihm, dem Geprügelten, dienen werde; auch die geliebte, so sorgfältig gehütete Gattin mußte er mit in dieses Gewirr von Brutalität und Gemeinheit verwickelt sehen! An ihre Mitschuld konnte und durfte er nicht glauben, selbst wenn auch alle Zeichen gegen sie wären, Alles sie anklagte und verdammte. Aber war es nicht genug, selbst wenn sie unschuldig, war es nicht genug daß sie seinen Namen dem Gespötte übergab, war es nicht genug daß der Hohn Böswilliger sie eines Verbrechens fähig halten konnte? Genügte es nicht schon daß sie vor das öffentliche Gericht mit jenen gemeinen Kreaturen im Verein gerufen werden konnte, ihre Vertheidigung zu übernehmen, das Räthsel zu erklären — war dies nicht Alles hinreichender Grund genug für den Grafen sein Leben zu verwünschen, ja es zu einer unerträglichen Last für ihn zu machen?

Die Brieftasche welche nächst der ominösen Karte noch mehrere Tageblätter enthielt, leitete sicher auf die Spur des Entflohenen und brachte diesen binnen Kurzem in sichere Haft und vor das Forum des Gerichts. Der Proceß wurde öffentlich geführt, und die Namen welche darin mitspielten, lockten eine Menge von Zuhörern in die Gerichtssäle. Es herrschte eine lautlose Stille während aller Blicke sich der Thüre zuwandten, als — Julius Werner mit sicherm raschen Tritt durch die für ihn offen gelassene Gasse schritt. Sehr ernst und sehr bleich, ruhte dennoch eine unerschrockene Keckheit in seinen Zügen wie in seiner Haltung. Er war schön, er hatte ein noch schöneres Organ. Die Leidenschaft der Gräfin die man bestritten, für unmöglich gehalten, begann beim Erscheinen dieses Menschen erklärlicher zu werden, ja man glaubte nach Verlauf der

Sitzung mit Entschiedenheit an — ein Verhältniß zwischen ihr und Werner.

Nachdem der Angeklagte mit kaltem Blut die Anschuldigungen und Verbrechen deren man ihn zieh, angehört, nachdem man ihn des frechen Diebstahls, des hinterlistigen, berechneten Mordanfalles beschuldigt, nachdem man alle wüsten und rohen Vergehungen welche sich in die letzten Jahren seines Lebens zusammengedrängt, ihm vorgerechnet, und in ihrer scheußlichsten Gestalt dargestellt, nachdem man ihn endlich zur eigenen Vertheidigung und Rechtfertigung aufgerufen, schüttelte er die langen dunkeln Haare zurück, und öffnete die bis dahin festgeschlossenen Lippen um mit gewinnender Beredsamkeit seine Sache zu führen.

Es war Natur, Wahrheit, Aufrichtigkeit in seinen Worten. Der Maler Werner war ein politischer Schwärmer; er gehörte zu jener Klasse von Communisten die kein Besitzrecht gelten lassen wollen und die da behaupten, das Obst der Bäume, die Fische des Teiches, das Wild des Waldes gehöre dem Hungernden, nicht dem Besitzenden. Ich bin frei! war der Refrain seiner Aussagen, die Welt gehört mir, wie ich der Welt, und ich habe Urrechte in dieser Welt. Was ich liebe, was ich brauche, das suche ich zu erreichen, und was die Naturkraft erzeugt, das gehört mir sowohl wie jedem Andern. Ich darf mit Dem der mir den Genuß der Producte verweigern will, ringen. Die Macht hat das Recht, die Kraft ist Alles, das Gesetz nichts, denn der Wille steht über ihm!

Der Communist hatte seine blendende Doctrin mit Feuer auseinandergesetzt, mit einer naiven Dreistigkeit die an heroische Unerschrockenheit grenzte, dem Volk plausibel gemacht. Eine lautlose Pause trat ein. Endlich nahm der Richter das Wort.

„Man hat auf der Stelle wo Sie den vorsätzlichen Mord an dem Grafen G. zu begehen beabsichtigten, man hat an dieser Stelle welche der Förster Dietrich noch im rechten Augenblick erreichte, um einem schändlichen Verbrechen vorzubeugen, eine Brieftasche gefunden, die uns auf den Weg leitete. Erkennen Sie die darin enthaltenen Papiere als Ihr Eigenthum an?"

Keine Bewegung zitterte in Werners Zügen. „Ja, sagte er, ich habe diese Papiere selber beschrieben."

„So standen Sie, als Sie den Mord zu begehen im Begriffe waren, schon in Verbindung mit der Familie des Grafen G.?"

„Ich habe nicht morden, mich nur vertheidigen wollen. Ich sah einen Bewaffneten auf mich anlegen und vereitelte dessen Vorhaben. Ich habe mich nur geschützt. Selbsterhaltung ist die erste Pflicht des Menschen."

„Antworten Sie auf meine letzte Frage! Wie kam die Visitenkarte der Gräfin G. in Ihre Hände, und was berechtigte Sie zu den Notizen auf den sie einschließenden Blättern?"

„Adeline heißt meine Geliebte! erwiderte Werner mit fester Stimme, eine Gräfin G. kenne ich nicht!"

Der Richter entfaltete jetzt einige Blätter und las mit trockener Stimme, erst das Datum des Tages an welchem die Bekenntnisse geschrieben und dazu Folgendes: „Ich habe sie wieder gesehn, ich habe zu ihren Füßen gelegen, meine Lippen haben auf ihrer Hand geruht. Sie weinte, sie zitterte. Adeline gehört mir, sie ist mein! Was ist die Ehe, wo die freie Liebe herrscht? was ist Gesetz und Pflicht, wo die Natur gebietet!"

Der Richter wendete sich ernst an den Inculpaten. „Sie haben, sagte er, den Grafen auf die eine oder andere Weise zu entfernen, aus dem Wege zu räumen gewünscht, und kein Mittel gescheut Ihre Absicht zu erreichen?"

Werner schüttelte trotzig den Kopf. „Ich habe mich nicht gegen den Grafen G., ich habe mich gegen den Menschen gewehrt, der mich daran hindern wollte von meinen Rechten Gebrauch zu machen!" sagte er kalt.

Der Richter nahm ein zweites Blatt und las: „Ich sehe sie täglich, stündlich. Adeline flüchtet vor mir, weil man ihr Grundsätze aufgenöthigt, die sie verwirren. Sie sieht in mir den Verführer, den Räuber ihrer Ehre, den Zermalmer ihres Rufes. Das thörichte Kind hält noch fest am Buchstaben eines Glaubens zu dem ihr Herz sich nicht mehr bekennt."

„Und was läßt Sie, fuhr der Richter fort, an die Liebe der Gräfin glauben?"

„Die Offenbarung des Naturgeheimnisses, erwiederte Werner ruhig. Adeline liebte mich ehe sie den Grafen kannte; aber ich war arm, ich war bürgerlich, und sie gehörte einer andern Klasse der Gesellschaft an. Sie hatte ein hochwohlgebornes Herz, ich nur ein wohlgebornes, und diese beiden paßten nicht für einander."

Der Richter fragte weiter: „Blieben Sie mit der Gräfin in einer fortgesetzten Verbindung?"

„Gewiß! erwiederte Werner, in einer Verbindung die keinem Menschen möglich aufzulösen." —

Es entstand plötzlich im Gerichtssaal eine Bewegung unter den Versammelten. Eine Gestalt, in einen weiten Mantel gehüllt, der man bis dahin keine Aufmerksamkeit geschenkt, hatte sich rasch erhoben, die ihn umgebende Menge durchbrochen und den Saal verlassen. Ein dumpfes Murmeln lief durch die dicht ge-

drängte Halle. Man glaubte den Grafen G. erkannt zu haben. —

Werner blieb unerschüttert bei seiner Behauptung: Adeline gehöre ihm wie das Wild des Waldes, er habe Urrechte auf sie wie auf Alles wonach die Natur Begierde und Verlangen in die Seele des Menschen gepflanzt; ihre Ehe mit G. sei null und nichtig, sei eine Sünde wider die Natur, und müsse aufgelöst werden, wie alle Ehen, nicht allein die aus ehrlosen Motiven geschlossenen.

Da Werner nichts leugnete, ja mehr gestand als man zu wissen brauchte, um ihn zu verurtheilen, da er versicherte daß sobald man ihn freigebe er dasselbe Leben wie bisher führen, lieben und genießen würde, wo es ihm seine Natur, sein inneres Gesetz, sein ihm angeerbtes Recht geböte und ihn dazu bevollmächtigte, so war man mit ihm fertig. Man führte ihn in seine frühere Haft zurück. Er selber hatte das Schuldig nach den Gesetzen des Staates über sich ausgesprochen.

Adeline hatte indeß Tage der aufreibendsten Marter durchlebt. Während bereits die ganze Stadt von dem Vorgefallenen unterrichtet, über die einzuleitende Untersuchung, in welcher sie selber eine so große Rolle spielte, sprach, hatte sie noch keine Ahnung von dem Vorgefallenen, bis sie eines Morgens nach durchgequälter, schlafloser Nacht durch das Erscheinen einer Gerichtsperson und eine Vorladung vor die Assissen aus ihrer dumpfen Betäubung aufgerüttelt wurde. Sie war angeklagt eines geheimen Einverständnisses mit einem Menschen den sie seit fünf Jahren nicht gesehn und der ihr nur einmal auf ganz unvorbereitete Weise entgegengetreten. Die Worte die sie mit ihm während dieser Zusammenkunft gesprochen, waren zu zählen, — und ihre innersten Gedanken? O daß sie ihr nicht mit deutlichen Lettern an die Stirn geschrieben waren, um ihre Reinheit zu bezeugen! Niemand glaubte an ihre Unschuld. Zitternd vor Furcht, glühend vor Scham ward das arme unglückliche Weib in eine Versammlung von Männern geführt, die da gekommen waren um über sie zu richten.

Sie, die seit Jahren kaum eine andere Stimme als die ihres Gemahls gehört und sich kaum in andern Räumen als denen ihres Hauses bewegt hatte, sie sollte jetzt in einem öffentlichen Gerichtssaal im Angesicht eines fremden ungläubigen Publikums ihre gerechte Sache führen! Ihre Gedanken verwirrten sich, es war zu viel, zu viel für sie. Sie widerlegte sich selber, sie widerrief was sie kurz zuvor behauptet, sie wußte nicht was sie sprach und that, bis sie endlich jammernd in die Worte ausbrach: „Und mein Gemahl, zweifelt auch er an mir? Wo ist er, mich zu vertheidigen, zu schützen wie bisher?“

Diesem aus tiefster Seele sich hervorringenden Klageruf folgte eine Todtenstille von einigen Sekunden. Niemand hatte den Muth hier die Wahrheit auszusprechen, aber Adeline las sie in den Mienen ihrer Ankläger. „Todt? schrie sie, ermordet?“ Sie sank zusammen.

Der Richter schwankte und zögerte die Wahrheit zu gestehen.

„Der Graf gab sich selbst den Tod, sagte er dann mit schmerzlich feierlichem Ton, er konnte die Schande seines Namens nicht überleben.“

Adeline wurde besinnungslos aus dem Gerichtssaal getragen. Aber sie verlor nicht für immer das Bewußtsein. Nach langer schwerer Krankheit genas sie zu einem zweiten Leben, zu einem Leben der Armuth und des Schmerzes. Jetzt erst begriff sie das Gewirr von Umständen die sich vereinigt sie aus der Gesellschaft zu stoßen, jetzt erst ihr namenloses Elend. War sie gleich von den Gerichten freigesprochen worden, so konnte ihr das Verlorne doch niemals ersetzt werden. G. der Mann der ihr die Welt lieb und werth gemacht, er hatte sich selbst getödtet um sie nicht verdammen zu müssen. Von Irrthümern und Zweifeln befangen, war er dahingegangen, und sie, die Urheberin dieses Selbstmordes, sah sich verachtet, gemieden, verstoßen, ebenfalls nur aus Irrthum und falschem elendem Zweifel am Menschenwerth! Aber was ihr die Menschen thaten, das kränkte sie nicht mehr. Sie handelten nach ihren Begriffen von Moralität, indem sie die Mörderin des Gatten, die Geliebte des Wilddiebes mit Verachtung bedeckten. Aber daß G. mit der Überzeugung ihrer Schuld geschieden, das fraß an ihrem Herzen und unterwühlte ihren Verstand. Sie lebt in Stille und Zurückgezogenheit, gemieden und verachtet, und fühlte mit stiller Ergebenheit ihr Leben langsam zerrinnen.

Werner ist seit fünf Jahren Festungsgefangener, und beschäftigt sich im Kerker mit der Erfindung einer Flugmaschine.

Bei Gelegenheit des schleswig-holsteinischen Waffenstillstandes*).

Mein Deutschland, große Dinge sind geschehn:
Der Zwerg am Belt, der Dich so lange neckte,
Hat endlich doch Dein blankes Schwert geseh'n
Und schaudert jetzt darob daß er Dich weckte.

Nun bettelte er links und rechts herum,
Man möchte doch sein gutes Recht beschützen,
Und Deine Nachbarn fanden das nicht dumm,
Da sie sich selbst auf Deine Schwäche stützen.

Statt ihm zu sagen: fremder Riesen Bein
Besitzt man nie mit Recht, und ihn zu höhnen,
Erklärten sie: wir willigen darein,
Wir wollen Euch um jeden Preis versöhnen!

Nun eifert England für das dän'sche Recht,
Das England, das die dän'sche Flotte raubte;
Nun geifert Frankreich, daß man Rußlands Knecht
Nicht auch bei uns den Elsaß-Griff erlaubte.

Da schlägt man einen Waffenstillstand vor,
Wie man ihn nie Besiegten zugemuthet,
Und Preußen neigt in Demuth dem sein Ohr,
Als hätte sich sein Adler schon verblutet.

Frag' Dich, o Deutschland, welchen Frieden kann
Ein maßlos schnöder Waffenstillstand bringen?
Verwirf ihn denn, Dein Holstein ging voran,
Nur überlisten kann man Dich, nicht zwingen.

Der Weltgeschichte fehlt bis jetzt ein Bild,
Ihr fehlt das Bild des toll gewordnen Siegers,
Der seinen Kranz zerpflückt und seinen Schild
Zerhackt: wär' das der Ruhm des deutschen Kriegers?

Deutschland, ein Nachbar der von Dir verlangt,
Zugleich auf Recht und Ehre zu verzichten,
Der zeigt daß ihm vor Deiner Zukunft bangt,
Und daß er darauf sinnt Dich zu vernichten.

Wenn man die Haut Dir abzieh'n will, und spricht:
Halt' still, ich will Dir Stiefel daraus machen!
So schlag' den Gerber gleich in's Angesicht,
Sonst wird der Schuster Dich gewiß verlachen.

Friedrich Hebbel.

*) Diese Verse entstanden nicht nachträglich, sondern im Augenblick der ersten Entrüstung. Die Mahnung die der Dichter hier ausspricht, ist aber auch noch jetzt an ihrer Stelle. D. Herausg.

Heinrich von Kleist.

Ein deutsches Dichterleben.

2.

Kleist's Briefe aus Paris enthalten die beste „Geschichte seiner Seele", wie er unter diesem Titel später seine Bekenntnisse niederschrieb, sie aber mit vielen andern seiner Arbeiten vernichtete. Im October 1801 gab er von dort aus folgenden Aufschluß über sich selbst: „Wenn ich mich umsehe in der Welt und frage: wo gibt es etwas Gutes zu thun? so weiß ich darauf nur eine einzige Antwort. Es scheint allerdings für ein thatenlechzendes Herz zunächst rathsam, sich einen großen Wirkungskreis zu suchen; aber, aber, — Du mußt, was ich Dir auch sagen werde, mich nicht mehr nach dem Maßstabe der Welt beurtheilen. — Eine Reihe von Jahren, in welchen ich über die Welt im Großen frei denken lernte, hat mich dem was die Menschen Welt nennen, sehr unähnlich gemacht. Manches was die Menschen ehrwürdig nennen, ist es mir nicht. Ich trage eine innere Vorschrift in meiner Brust, gegen welche alle äußern, und wenn sie ein König unterschrieben hätte, nichtswürdig sind. Daher fühle ich mich ganz unfähig mich in irgend ein conventionelles Verhältniß zu passen. — Die Wissenschaften habe ich ganz aufgegeben. Ich kann Dir nicht beschreiben, wie ekelhaft mir ein wissender Mensch ist, wenn ich ihn mit einem handelnden vergleiche. Kenntnisse, wenn sie noch einen Werth haben, so ist es nur wenn sie vorbereiten zum Handeln. Aber auch unsere Gelehrten, kommen sie wohl vor allem Vorbereiten zum Zwecke? Sie schleifen unaufhörlich die Klinge, ohne sie zu gebrauchen; sie lernen und lernen, und haben niemals Zeit die Hauptsache zu thun. Unter diesen Umständen in mein Vaterland zurückzukehren, kann unmöglich rathsam sein. Ja, wenn ich mich über alle Urtheile hinwegsetzen könnte, wenn mir ein grünes Häuschen beschеert wäre, das mich und Dich empfinge! — — Nahrungssorgen für mich allein sind es nicht eigentlich die mich ängstigen, denn wenn ich mich an das Bücherschreiben machen wollte, könnte ich mehr als ich bedarf verdienen. Aber Bücherschreiben für Geld? — nichts davon. Ich habe mir, der ich unter den Menschen dieser Stadt so wenig für mein Bedürfniß finde, in einsamer Stunde, denn ich gehe wenig aus, ein Ideal ausgearbeitet. Aber ich begreife nicht wie ein Dichter das Kind seiner Liebe einem so rohen Haufen wie die Menschen sind, übergeben kann. Bastard nennen sie es. Dich wollte ich wohl in das Gewölbe führen, wo ich mein Kind,

wie eine vestalische Priesterin das ihrige, heimlich aufbewahre bei dem Schein der Lampe. Also aus diesem Erwerbszweige wird nichts. Ich verachte ihn aus vielen Gründen, und das ist genug. Nie in meinem Leben, und wenn das Schicksal noch so sehr drängte, werde ich etwas thun das meinen inneren Forderungen, sei es auch noch so leise, widerspräche." — Welch ein Verein von männlichem Stolz und fast weiblicher Zartheit und Prüderie! Nun aber kommt er auf das Erfreuliche, auf die erträumte Idylle, auf das grüne Häuschen; er will mit Wilhelminen nach der Schweiz, will Bauer werden, will im Schweiße seines Angesichts sein Brot essen. — Was Kleist's Prüderie betrifft, so hatte sie für ihn nur persönliche Geltung. Auf dem Gebiet der Kunst und Poesie war für ihn die schrankenloseste Freiheit und Entfaltung sinnlicher Kraft gültig. Die verfänglichsten Probleme in der Beziehung der Geschlechter gab er in seinen Novellen mit einer unerbittlichen Rücksichtlosigkeit, mit der Unbescholtenheit eines Spartaners, mit der Unschuld eines Kindes; Wahrheit und Wirklichkeit war für ihn noch über Shakspeare's Maßstab hinaus ohne Wahrung der Schönheitslinie Gesetz. Er hat damit geschreckt ohne zu überzeugen; er hat, indem er das Crasseste ohne Arg und naiv ganz schleierlos hinstellte, seiner Poesie vielfach den Zugang versperrt. Wie er denn auch die Gesunkenheit des Theaters der öffentlichen Prüderie seines Zeitalters zuschrieb und zur Pflege des deutschen Drama's Bühnen für nöthig hielt, von denen wie bei den Griechen die Frauen ausgeschlossen wären.

Wir greifen jedoch zurück, um den Faden wieder anzuknüpfen. — Mit dem Jahre 1801 hören seine Briefe, hört sein Verhältniß zu Wilhelminen auf. Nach dem Zerfall mit Denen die ihm die Nächsten, ging er allein nach der Schweiz. Er lebte eine Zeitlang in Bern, am Thuner See; er verkehrte dort mit dem jungen Wieland, mit Zschokke; sein Plan, Bauer zu werden, kreuzte sich mit dichterischen Arbeiten. Der Quell der Dichtung sprang endlich aus dem harten Boden seiner Natur; er schrieb die Familie Schroffenstein, er entwarf den zerbrochenen Krug. — Heinrich Zschokke schreibt in seiner „Selbstschau" von Kleist als einem gemüthlichen, zuweilen schwärmerischen, träumerischen Menschen, der „immerdar den reinsten Seelenadel offenbarte." Er nennt in einem Briefe Kleist eine jener schönen Erscheinungen im Leben die man ihres Selbstes wegen liebe. Hinter seiner Stimmung, auch wenn sie fröhlich schien, wohnte, sagt Zschokke, ein heimliches inneres Leiden. Zschokke nahm die Verzweiflung an den höchsten Geistesgütern, wie er sie selbst an sich erfahren, für eine vorübergehende Jugendkrankheit der Seele. Eine wirkliche Krankheit warf Kleist zum ersten Mal plötzlich auf's Krankenbett. Die getreue heitere Ulrike eilte zu ihm, ihn zu pflegen. Physische Erschütterungen waren vielleicht für ihn eben so sehr eine Rettung, als der darauf erfolgende neue Aufschwung seines Geistes zu dichterischer Thätigkeit. Diese Thätigkeit hielt Kleist von nun an fest. Im Herbste 1802 ging er nach Deutschland zurück, lebte in Jena, in Weimar, war zehn Wochen lang des alten Wieland Gast in Osmanstädt. Aus dem philosophischen Skeptiker, aus dem Lebensverächter, aus dem sittlichen Stoiker war endlich der Dichter herausgeboren. Der Garten der Musen war allezeit groß und weit genug, um kranken ringenden Geistern ein Beet zu gewähren. Kleist war ein Tasso, aber ein deutscher, ein nordischer. An Goethe's Urtheil über Kleist aus jener Zeit hat man die abweisende Strenge gerügt. „Bei dem reinsten Vorsatz einer aufrichtigen Theilnahme" hat ihm Kleist „nur Schauder und Abscheu" erregt, „wie ein von der Natur schön intentionirter Körper der von einer unheilbaren Krankheit ergriffen wäre." Für alles Krankhafte, auch wenn es aus der Nacht der tiefsten Seele sich in's helle Licht des Tages drängt, hatte Goethe ein Gefühl des Widerwillens; die absolute Gesundheit duldet eben keine Krankheit um sich, und doch war Kleist ein kranker Tasso mit der Kraft eines Shakspeare. — Wieland's Geständniß über ihn schreibt sich aus dem April des Jahres 1804. Das Räthselhafte, das Geheimnißvolle, schrieb der Alte, schien tiefer in ihm zu liegen als daß ich es für Affectation halten konnte. „Er schien mich wie ein Sohn zu lieben und zu ehren, aber zu einem offenen und vertraulichen Benehmen war er nicht zu bringen. Unter mehreren Sonderlichkeiten die an ihm auffallen mußten, war eine seltsame Art der Zerstreuung, wenn man mit ihm sprach, so daß z. B. ein einziges Wort eine ganze Reihe von Ideen in seinem Gehirn wie ein Glockenspiel anzuziehen schien, und verursachte daß er nichts weiter von dem was man ihm sagte, hörte und also auch mit der Antwort zurückblieb. Eine andere Eigenheit und eine noch fatalere, weil sie zuweilen an Verrücktheit zu grenzen schien, war diese, daß er bei Tische sehr häufig etwas zwischen den Zähnen mit sich selbst murmelte, und dabei das Air eines Menschen hatte, der sich allein glaubt oder mit seinen Gedanken an einem andern Orte und mit ganz anderem Gegenstande beschäftigt ist. Er mußte mir endlich gestehen daß er in solchen Augenblicken von Abwesenheit mit seinem Drama zu schaffen hatte, und dies nöthigte ihn mir gern oder ungern zu entdecken,

daß er an einem Trauerspiele arbeite, aber ein so hohes und vollkommenes Ideal davon seinem Geiste vorschwebe habe, daß es ihm noch immer unmöglich gewesen sei es zu Papier zu bringen. Er habe zwar schon viele Scenen nach und nach aufgeschrieben, vernichte sie aber immer wieder, weil er sich selbst nichts zu Dank machen könne." — Dies Trauerspiel war Robert Guiscard, und nach dem Eindruck der Bruchstücke die Kleist ihm vortrug, schrieb Wieland: „Wenn die Geister des Äschylus, Sophokles und Shakspeare sich vereinigten eine Tragödie zu schaffen: sie würde das sein was Kleist's Tod Guiscards des Normannen, sofern das Ganze demjenigen entspräche was er mich damals hören ließ. Von diesem Augenblick war es bei mir entschieden, Kleist sei dazu geboren die große Lücke in unserer Literatur auszufüllen, die nach meiner Meinung wenigstens, selbst von Schiller und Goethe noch nicht ausgefüllt worden ist; und Sie stellen sich leicht vor wie eifrig ich nunmehr an ihm war, um ihn zur Vollendung des Werks zu bewegen."

Dies Werk blieb als Ganzes ungeschaffen; zum dramatischen Dichter fehlte die dramatische Nation die sich schöpferisch in den Lebensnerven ihrer heiligsten Aufgaben erfaßt. Auch der Mensch Kleist blieb ein Bruchstück das an seiner Vollendung, an seiner Berechtigung zur Existenz irre wird. Die Fürsten Deutschlands hatten damals aufgehört sich der ringenden dichterischen Geister zu bemächtigen. Die Nation, vor deren Augen sich das Talent entwickeln sollte, war knechtisch in sich zerfallen; der gemeinere Anreiz zum Schaffen und Wirken reichte bei Kleist nicht aus oder griff bei ihm fehl, und so blieb dem starken Geiste nur übrig nach vielfachen Versuchen zur Existenz sich für gleichgültig, für überflüssig zu erachten. Lag der Keim des Sterbens so früh in ihm, so staunt man eher über das wiederholte Aufgebot seiner zerschmetterten Kräfte zu Dichtungen die auch als Bruchstücke glorreich dastehen für alle Zeiten. Uns bleibt nichts übrig als ihm nachzuschauen, wie weit er der Grenzlinie des Wahnsinns nahe rückte, bevor sein zerstörtes Leben endlich und entschieden sich gegen sich selbst waffnete. Den Tod der Verzweiflung an den Ergebnissen der Wissenschaft hatte er überdauert; die Verzweiflung am Vaterlande überwand er nicht. Den eignen Wahnsinn hatte er bezwungen; der fremde Wahnsinn kam ihm wie ein Zufall zu Hülfe, da er sich mit seinem besten Wollen reif zur Vernichtung erschien. —

Kleist war 1804 von Weimar nach Dresden gegangen, um seinen dichterischen Arbeiten zu leben. Allein sein Robert Guiscard wurde nicht fertig. Mit seinem Freunde Pfuel, dem preußischen General der in unsern Tagen als Greis an der Vereinbarung zwischen Volk und Krone scheiterte, wie er früher als Mann an dem Aufgebot des Jugendbundes gescheitert war; — mit diesem seinem Freunde ging Kleist nochmals nach der Schweiz und Frankreich. Die krankhafte Seelenstimmung des Dichters trat immer schärfer und drohender hervor. Er schien bereits damals den Tod zu suchen; er machte kein Geheimniß daraus und entlief erbittert dem Freunde der ihm gegen den Wahnsinn eines unmännlichen Gelüstes seinen Abscheu ausgesprochen. Völlig entzweit mit Pfuel in Paris, überkam ihn aber doch von neuem eine Sehnsucht nach dem Vaterlande. In Mainz hielt ihn eine tödtliche Krankheit gebunden, die ihn vielleicht geistig nochmals rettete. Seinen Freunden sechs Monate lang ganz entschwunden, soll er nach seiner Genesung eine Bekanntschaft mit der Günderode und mit der Tochter eines Predigers in Wiesbaden ein zartes Verhältniß angeknüpft haben. Liebedürftig war sein Herz; vielleicht aber weniger liebefähig. Das ist der Fluch der Einsamkeit. — Aus einer Äußerung Wielands geht hervor daß Kleist damals in Koblenz den Einfall gehabt, sich bei einem Tischler zu verdingen. Vielleicht wollte er verschwinden und enden, indem er sich auf diese Weise der Welt entzog. Plötzlich aber steht er Nachts in Potsdam wieder vor dem Bett seines Freundes Pfuel. Die Seinigen stürzen zu ihm; sie arbeiten daran den schon verloren Geglaubten für eine menschliche Existenz in der Heimath zu gewinnen. Er gibt nach, er treibt in Berlin Kameralwissenschaften und geht auf Altensteins Verwendung im Finanzfache nach Königsberg. Wie sein guter Geist stellte sich auch dort Pfuel wieder bei ihm ein. Auf die Versöhnung der Freunde folgten gemeinschaftliche dichterische Arbeiten, deren Ergebniß das Meisterwerk Kleist's, die Novelle Kohlhaas, war. Die Macht und Größe solcher Dichtung schreckte die Zeitgenossen mehr als daß sie den Genius in ihr erkennen und bewundern lernten. Die Erschlaffung der Geister ertrug kaum die Gewalt einer Schöpfung, deren Gestalten, wie aus geschliffenem Granit gearbeitet, einem marklosen Geschlecht unzugänglich blieben. — Seine Stelle in der Finanzkammer gab er auf, und seine Dichtungen nahm das Zeitalter wie todtgeborne Kinder in Empfang *). Die Zeit war für allen Schwung einer höhern Kraftentwickelung blind und taub. Das Vaterland Preußen war erniedrigt, es un-

*) Auch die Marquise v. O. schrieb Kleist in Königsberg, beendete den zerbrochenen Krug, begann die Penthesilea, bearbeitete den Amphitryo des Molière.

terlag von außen, weil es von innen der Schmach einer sittlichen Entnervung anheimgefallen war. —

Daß Kleist in politischen Dingen kein Träumer war, daß er den Drang der Verhältnisse mit scharfem praktischem Blick aufzufassen im Stande, beweist sein Wort an Rühle vom Ende December 1805. „So wie die Dinge (in Preußen) stehen, schreibt er, kann man kaum auf viel mehr rechnen als auf einen schönen Untergang. Was ist das für eine Maßregel, den Krieg mit einem Winterquartiere und der langweiligen Einschließung einer Festung zu beginnen! Bist Du nicht mit mir überzeugt daß die Franzosen uns angreifen werden, in diesem Winter noch angreifen werden, wenn wir noch vier Wochen fortfahren mit den Waffen in der Hand drohend an der Pforte ihres Rückzuges aus Östreich zu stehen? Wie kann man außerordentlichen Kräften mit einer so gemeinen und alltäglichen Reaction begegnen! Warum hat der König nicht gleich bei Gelegenheit des Durchbruchs der Franzosen durch das Fränkische seine Stände zusammenberufen, warum ihnen nicht in einer rührenden Rede — der bloße Schmerz hätte sie rührend gemacht! — seine Lage eröffnet? Wenn er es blos ihrem eigenen Ehrgefühl anheimgestellt hätte, ob sie von einem gemißhandelten Könige regiert sein wollten oder nicht, würde sich nicht etwas von Nationalgeist bei ihnen geregt haben? Und wenn sich diese Regung gezeigt hätte, wäre dies nicht die Gelegenheit gewesen, ihnen zu erklären daß es hier gar nicht auf einen gemeinen Krieg ankommen? Es gelte Sein oder Nichtsein; und wenn er seine Armee nicht um 300,000 Mann vermehren könne, bliebe ihm nichts übrig als ehrenvoll zu sterben. Meinst Du nicht daß eine solche Erschaffung hätte zu Stande kommen können? Wenn er all seine goldenen und silbernen Geschirre prägen, seine Kammerherren und Pferde abgeschafft hätte, seine ganze Familie ihm darin gefolgt wäre, und er, nach diesem Beispiele, gefragt hätte was die Nation zu thun Willens sei?“ u. s. w.

Als nach der Schlacht bei Eilau die Parteigänger auftauchten, wanderte Kleist mit Pfuel und zwei andern Officieren zu Fuß nach Berlin. Hatten sie den Entschluß gefaßt sich den Freischaaren anzuschließen, die den deutschen Guerillakrieg begannen? Hatte Kleist damit einen neuen Lebenszweck, einen Spielraum für seine müßigen Sinne gewonnen? War er, der am Wissen verzweifelt, an der Poesie, an aller Lebensthätigkeit bankerott geworden, nicht recht eigentlich berufen zur That, zur That für's Vaterland, sie mochte zum Siege oder zum Tode führen, der ihm schon ohne Ziel und Zweck als wünschenswerth vorgeschwebt? Wir erfahren nichts davon. Der greise Pfuel könnte hierüber Rede stehen; die Mittheilungen kamen durch E. v. Bülow nur aus der dritten Hand. — Kurz vor Berlin trennte sich Pfuel von den Freunden. Beim Thore angehalten, erwies sich Kleist ohne Paß; er führte nur seinen alten Abschied von ehedem als Leutenant von der Garde in der Tasche. Dies verdächtigt ihn um so mehr; man hält ihn für einen Werber von Schill's Corps und führt ihn nach Frankreich ab, wo er im Fort de Jour, in demselben Gefängniß das seiner Zeit den kühnen Neger Toussaint L'ouvertüre beherbergt hatte, ein halbes Jahr lang Gefangener war. Er soll dort in der Einsamkeit viel gedichtet haben. Schrieb er vielleicht dort „die Verlobung auf Sanct Domingo“, jenes üppig wilde, schicksalschwere Bild vom Negerleben? Das Blut wallt und dampft in dieser Dichtung bis zum Ersticken. In düsterer Gewaltsamkeit will sich die Schwermuth befreien, aber die Luft liegt wie ein Samum über allem Thun der Menschen; ein Wirbelwind regt Alles auf um es wieder zu Boden zu drücken. — Manche von Kleist's Novellen trägt Kerkerspuren an sich. Bei soviel Hast und Qual der Empfängniß so wenig Sonnenschein und Licht zur Geburt! Das Grausenvollste und das tief innig Zarteste gibt er, wie im „Findling“, mit der frostigen Kälte des Zeitungsschreibers. Nur in einzelnen Blitzen beleuchtet er wunderbar groß erdachte Situationen, gespenstisch räthselhafte Gruppen, Gestalten die aus der Hölle steigen um den Himmel zu stürmen, und doch echt menschlich sind in all ihrer furchtbaren Größe. Aber wie Kleist als Mensch kein Talent zum Glück hatte, so fehlte ihm als Dichter auch das Behagen am Schaffen. Er motivirt, aber er entwickelt nicht; er erfindet, aber verschmäht die Combination der Übergänge. Als Mensch ohne Sonnenschein der Liebe, als Dichter ohne jene Lebenswärme die stetig Geist und Leib durchwallt: so durchschauert ihn Frost und Gluth in großen wechselnden Zuckungen. Mächtig in der Erfindung, zerstückelt und gebrochen in der Ausführung: so stehen seine tiefsten Schöpfungen fragmentarisch vor uns. Das Einfachste kann er am wenigsten gestalten, das Gewöhnliche verachtet er selbst wo es zur Verknüpfung des Ungeheuern nöthig wird. Nur was aus den Banden der Regel tritt, es sei Erhabenes oder Verworfenes, reizt, erfüllt und beschäftigt ihn. Und so offenbart dieser Riese an Dichterkraft nicht selten die Unbeholfenheit des Dilettirenden; den Reichthum seiner Stoffe gibt er in starken Farbenaufwürfen ohne alle Vertreibung mit dem Pinsel auf die Leinwand. Dabei ist er in einzelnen Gruppen, wie selten Einer, ein plasti-

scher Meister. Er bespricht nichts, die Gebilde stehen in festen Formen da. Er selbst bleibt fast so tief wie Shakspeare hinter seinen Gestalten versteckt. Angst und Sorge, Gram und Verzweiflung an sich selbst ziehen nur wie stumme Wetterwolken über das Gemälde objectiver Menschenwelt. Sein Glaube an nationale Geistesgröße dämmert nur von fern herüber in eine knechtisch entartete Gegenwart. — Neben seinem Kohlhaas, dem großen Bilde deutschen Mannestrotzes in alter Zeit, steht der „Zweikampf" als eine Feier deutscher Frauenwürde glorreich da. Auch im Kohlhaas ist der Tiefsinn nicht ohne Sonderlingslaune, nicht ohne skizzenhafte Zerrissenheit, nicht ohne die Willkür des visionären Somnambulismus. Aber die Energie die das Alles trägt und bewältigt, sucht ihresgleichen, und im „Zweikampf" hat die Kraft und die Tugend des deutschen Mittelalters in all ihrem Glanz menschlicher Charakterwürde ihr unerreichtes poetisch vollendetes Meisterbild.

Unter dieser Kraft seiner Gemälde erlag der Schöpfer in einer that- und gedankenlosen, kraft- und ehrlosen Gegenwart. Er saß im Gefängniß von Jour und bemalte sich die Wände mit den Träumen seiner gramgequälten Phantasie. Deutschland in Ketten! Der Gedanke machte ihn wild und hielt ihn zugleich gebunden. Seine eigne Haft erschien ihm dagegen gering. Was sind das für Zeiten! ruft er aus Frankreich nach Deutschland hinüber. — Man hatte ihn immer in der Zurückgezogenheit seiner Lebensart für isolirt von der Welt gehalten, und doch war niemand damit inniger verbunden als er. — „Wie trostlos ist die Aussicht die sich uns eröffnet! schreibt er auf einen Brief der ihn trösten sollte. Zerstreuung, und nicht mehr Bewußtsein ist der Zustand der uns wohlthut. Wo ist der Platz den man jetzt in der Welt einzunehmen sich erstreben könnte, im Augenblicke wo Alles seinen Platz in verwirrten Bewegungen verwechselt? Glücklich sein? Wer kann auch nur den Gedanken noch wagen, wenn Alles im Elend darniederliegt? Ich arbeite, wie Sie wohl denken können; jedoch ohne Lust und Liebe zur Sache. Wenn ich die Zeitungen gelesen habe, und jetzt, mit meinem Herzen voll Kummer, die Feder wieder ergreife, so frage ich mich wie Hamlet den Schauspieler: was ist mir Hekuba?" —

Durch gesandtschaftliche Vermittelung ward Kleist wieder frei; ein Freund, der verstorbene Rühle v. Lilienstern, verhalf ihm dazu nach Deutschland zurückkehren zu können. Kleist ließ sich in Dresden nieder, er widmete sich von neuem seinen dichterischen Arbeiten. Im Körnerschen Hause, dem Zufluchtsort bedrängter Poeten, lernte er ein Mädchen kennen, das ihn zu lieben schien. Sein Herz dürstete nach einer Seele die sein eigen wäre. Aber sie sollte ihm angehören wie ein freier Geist dem freien Geiste. Abermals quälte ihn der alte übernächtige Kitzel, ein Frauenherz aus all seinem sonstigen Zusammenhange zu reißen, ohne ihm eine heimische Stätte sichern zu können. Die Geliebte sollte ihm insgeheim angehören ohne Mitwissenschaft der Ihrigen; der gemeine Trödel der fraubasenhaften Zusammengehörigkeit entadelte für ihn das Verständniß der Seelen. Die junge Dame widerstand solchem Bündniß; Kleist's krankhafte Stimmung mochte sie ohnedies schrecken. Er brach das Verhältniß ab und dichtete das Käthchen von Heilbronn, um der Geliebten und der ganzen Welt im dichterischen Bilde zu zeigen wie das Weib lieben müsse, ganz kindlich seelisch, ganz somnambul verloren, ganz reine Magd mit verzückter Engelsmiene und mit dem Seufzerhauch: Mein hoher Herr! Eine Zwischenträgerin, hieß es, habe aus Abneigung gegen ihn auf die Trennung eingewirkt; er zeichnete sie in der Karikatur der Kunigunde. — Kleist war damals in Dresden von neuem reif zum Sterben. Er nahm, wird berichtet, Gift; Rühle fand ihn halb entseelt. Gerettet, schwebte er wiederholt zwischen Wahnsinn und Selbstmord auf der irren Grenzlinie eines zerstörten Lebens das sein Ende sucht und es noch nicht finden konnte. Rühle's Frau erzählte, Kleist habe sich damals eingebildet, Adam Müller's Gattin zu lieben. In wilder Verrücktheit, während er das Geständniß macht, ergreift er den Gatten auf der Brücke um ihn in's Wasser zu stürzen. Spuren förmlicher Tollheit waren also eingetreten. — Und doch war die Macht seines Geistes stärker. Kleist überwand den Irrsinn, um — dem Zufall zu erliegen.

Um jene Zeit (1808) lernte ihn Tieck in Dresden kennen. Er schilderte Kleist von mittlerer Größe, ziemlich starken Gliedern, ernst und schweigsam, ohne alle Spur von vordringender Selbstgefälligkeit, voller Merkmale eines würdigen Stolzes. Kleist schien ihm mit den Bildern die man von Torquato Tasso kennt, Ähnlichkeit zu haben; auch die schwere Zunge, sagt Tieck, war ihm mit Diesem gemein. Aus zwischenlaufenden Bemerkungen anderer Genossen des Dichters entnehmen wir daß er persönlich verlegen war, leicht stotterte, leicht erröthete. Nach einem Miniaturbilde des alten Krüger aus dem J. 1801 gibt uns E. v. Bülow einen Stahlstich zum Titelblatt der Briefe. Ein Kindergesicht blickt uns hier entgegen, ehrlich, edel, treu und gut, mit mächtigen Augen die ihre Brauen wie Schwalbenfittiche über die dunkeln Blicke breiten. Das Lächeln der Lippe, das er in einem Briefe an Wilhelminen für eine

absichtliche Huldigung um ihr zu gefallen erklärt, hat ganz etwas geschlechtlos Kindhaftes und steht mit dem energischen Schwung seines Augenpaars um so entschiedener im Widerstreit. Dieser Widerstreit schien aber geistig wie physisch in seiner ganzen Natur zu liegen. Kleist war und blieb als Mensch eine nicht fertig gewordene Römerseele mit dem Gemisch knabenhafter Gelüste die die Würde des Mannes kreuzten, die stolze Hoheit seines Wesens beeinträchtigten. Steckt hier der von Bülow angedeutete organische Fehler? Soviel tiefes, liebesuchendes Bedürfniß bei soviel Unfähigkeit zum Glücke; soviel Unschuld der Kindernatur blieb hier mit soviel Männergröße und Männerkraft im unausgeglichenen Streite.

Wieviel Energie in ihm war, beweist der wiederholte Aufschwung seiner Natur nach soviel Niederlagen. Er war schon so viele Tode gestorben, und noch immer lebendig! Ein glühender Haß gegen die Unterdrücker des Vaterlandes ward von neuem in ihm ein Lebensquell. Kleist dichtete in Dresden seinen Hermann, ein Gedicht das die Nation aus ihrer Schmach aufrufen sollte; es ging unter dem Siegel des Geheimnisses als Manuscript von Hand zu Hand. Jetzt brach der Krieg des Jahres 1809 gegen Frankreich aus; von den tyroler Bergen flackerten die Wachfeuer der jungen Freiheit. Kleist schrieb die Ode „Germania“; alle seine Hoffnungen waren wieder wach, sein Geist schüttelte die Wolken der Krankheit und des Irrsinns von der Stirne. Der Verkehr mit Adam Müller in Dresden brachte ihn zu dem Entschluß, von Östreich aus für die Sache Deutschlands thätig zu sein. Kleist ging nach Prag; fragmentarische Aufsätze und Gedichte bekunden seinen Plan, die gesammte Nation zum Aufstand gegen den fränkischen Tyrannen aufzurufen. Wir sehen ihn abermals an Pfuel's Seite, mit dem er nach Wien gehen will. Während der Schlacht von Aspern ist er im Hauptquartier des Erzherzogs Karl; mit vorschneller falscher Siegesbotschaft eilt er nach Prag zurück. Mit dem ehrlosen Frieden der auf Östreichs Heldenschlachten folgte, bricht sein Muth für die deutsche Sache zusammen. Er nagt nun wieder an seinem persönlichen Mißgeschick, er nagt am Hungertuche des eignen Grames, und die Nation erkennt in ihm den Dichter nicht an, der die deutsche Ehre aufzurufen im Stande gewesen; sein bestes Dichten verklingt in der Wüste einer fast unerschütterlich versunkenen Zeit. — Seine „goldne Schwester“, wie er die Schwester seiner ehemaligen Braut genannt, sieht ihn in Frankfurt wieder, ganz gebeugt vom Unglück des allgemeinen Leids, eben so geknickt vom eignen Gram. Es waren damals mannichfache Dichtwerke von ihm erschienen. Sie fragt was er arbeite; er sagt ihr Verse her, die der Nation in's Herz geschrieben sein sollten; sie ist entzückt und fragt verwundert, von wem das sei. Da schlägt er die Hände über seine Stirn zusammen und ruft schmerzlich weinend: O mein Gott, warum mache ich denn Gedichte? Kennt mich denn Niemand? —

Man weiß nicht wieder von Momenten wo ihn Wahnsinn beschlichen hätte. Er war zerrüttet, fertig mit sich und der Welt; aber er blieb ruhig, gleichgültig, todeskalt. Trotz dem rafft er sich noch einmal mit all seinen höchsten Kräften zu einer Dichtung auf, zu seinem letzten großen Meisterwerke, dem Prinzen von Homburg. Auch hier feurige Vaterlandsliebe, heldische Kraft die im Ringen nach dem Höchsten unter dem Druck eines Verhängnisses zu erliegen droht, während eine Gnade von oben das Mißgeschick löst und sühnt. Auch hier vollendete Plastik in heroischen Gestalten wie dem brandenburger Kurfürsten; auch hier visionäre Phantastik die aus der Nacht der traumbefangenen Seele sich gespenstisch hereindrängt in die helle Tageswelt, aber bezwungen wird vom guten Ungefähr das als Gottheit waltet. Es galt jetzt brandenburgische Vaterlandsliebe für Deutschland zu erwecken, die Geister von dieser Seite her zu beflügeln bis ein allgemeiner Schwung die Herzen der Deutschen zusammenführte. Die deutschen Herzen wurden erst warm, als das seinige längst in Asche verstäubt war, ein Doppelhügel die That des zweifachen Mörders deckte. — Kleist's Prinz von Homburg ward gleichgültig beseitigt; die Größe darin erfüllte mit Schrecken, die Seltsamkeit mit prüdem Widerwillen; Tieck allein rettete das Stück von der wahrscheinlichen Vernichtung die ihm bei dem Zustand der Zeitgenossen drohte.

Dies war des Dichters letzter Aufschwung, sein letzter Versuch, zu leben und geistig seine Existenz zu bethätigen. Er vegetirte seitdem in Berlin, in den Kreisen Adam Müllers, dessen Sophistik auf ein krankes Gehirn nicht eben heilsam wirken mochte. Adolfine Vogel, oder, wie Kleist sie nach ihrem zweiten Namen, Henriette, nannte, die Frau eines Kaufmanns in Berlin, ward seine Freundin. — Man hat geleugnet daß gegenseitige Neigung sie zu einander geführt. — War Kleist in seiner todesmatten Stille zu einer Leidenschaft nicht mehr fähig, so steht doch die Traulichkeit der Freundschaft zwischen Beiden fest. Sie musicirten zusammen, sie sahen sich täglich, sie wurden einander zum Bedürfniß. Wer will hier sondern und sichten was Freundschaft, was Liebe in solcher Macht der Gewöhnung war? Aus dem Nebel des Trübsinns der beide Seelen deckte, konnte freilich weder das entschiedene

Glück noch das Unglück einer Verirrung der Sinne erwachsen. Die Freundin war krank in ihren Nerven, vielleicht gestört in ihrem physischen Naturell, vielleicht auch nur unerfüllt, unbefriedigt in ihrem ehelichen Verhältniß, ohne doch Grund zu haben, den gesetzlichen Lebensgefährten anzuklagen. Sie hielt sich für das Opfer einer tödtlichen Krankheit in ihrem Organismus, und hat sich auch darin getäuscht. Kleist täuschte sich mit nichts mehr. Er hielt das elend hinsiechende Vaterland für todt auf ewig, sich selbst aber für überflüssig, an der Leiche der deutschen Nationalehre den müßigen Todtenbeschauer zu machen. Man ließ ihn darben, er wußte nicht mehr wie lange er dem drückendsten Mangel sich noch entwinden könne; Keiner aber ahnte daß ein großer Mensch sich gegen den kleinlichen Jammer nur auf eine Zeitlang mit Verachtung waffnet, und dann das Heiligste endlich für gering anschlägt, weil ihn das Geringe, das Gemeine überwältigt. Kleist wäre verhungert, da er als Kavalier auf der Landstraße nicht betteln konnte, als Mann sich zu stolz fühlte für gemeine Dienste, nachdem er mit dem Aufgebot seiner höchsten Kraft an dem Zeitalter gescheitert war. Kurz nach seinem Tode ward im Winkel irgend einer Ministerschreibstube zu Berlin ein Erlaß zu seiner Unterstützung im Entwurfe gefunden; Beweis genug daß sein Mangel Thatsache war. Hierüber ist niemand anzuklagen als der Lauf der Welt; der Dichter Kleist war für sein Zeitalter unbrauchbar, und das Gefühl davon gab ihm schließlich nüchtern und einfach den Todesgedanken. Was er als Gelüst des Wahnsinns, als Geburt krankhafter Aufregung wiederholt in sich bewältigt und beseitigt hatte, reifte endlich als Ergebniß kalter Gleichgültigkeit. Das Versprechen das ein Weib ihm abgelistet, sie zu tödten, weil sie sich für einen Raub des Todes hielt, war ihm nur ein willkommener Vorwand. Möglich daß er den Entschluß dieser Frau als stille Tollheit erkannte, und ihn doch als berechtigtes Motiv gelten ließ. Noch möglicher daß er, wie seine Dichtungen bekunden, die Grenze zwischen Gesundheit und Krankheit der Seele nie fest zu ziehen wußte. Sein lange angebahnter Weg zum freiwilligen Tode führte ihn durch den Zufall der ihm die Frau in die Arme trieb, schließlich an's gesteckte Ziel.

Deutschland verlor in ihm freiwillig einen seiner edelsten Söhne. Deutschland ist reich an ungenutzten Kräften, reich an vergeblichen Opfern, an Opfern die es gleichgültig hinnimmt. Als das Vaterland endlich aufstand aus seiner Schmach, als es die Ketten vom Nacken abschüttelte, als es die Stirn erhob im Gefühl und Vorsatz, wieder ehrlich und frei zu sein, da gedachte es kaum noch seines edlen Dichters der im Gram um den Verlust der nationalen Heiligthümer und im verworrenen Schmerz über sich selbst freiwillig hinsank. Und Deutschland hatte doch nie Überfluß an edlen Kräften, auch nicht als es mit der Faust sich endlich frei gemacht nach außen, um die innere Knechtschaft noch lange eben so duldsam zu tragen.

Unfern der alten Landstraße, eine Meile vor Potsdam, beim Gasthause das nach dem Wirth zum Stimming hieß, dicht am Wansee, der auch der Heilige See genannt wird, fiel Kleist am 21. November 1811 mit seiner Freundin von seiner eignen Hand. — Nach alter märkischer Landessitte waren die beiden Gräber lange Zeit mit Föhrenzweigen bedeckt, zu denen mancher Wandersmann der vorüberging, einen neuen legte. Neben der Eiche an seinem Grabe steht jetzt ein unbehauener Granitwürfel, den ihm nachträglich alte Freunde setzten.

F. Gustav Kühne.

Fürst Metternich.

— Kaiser Franz und Metternich ist der Titel eines „nachgelassenen Fragmentes" aus den Papieren des jüngst verstorbenen Hormayr. Sein letzter Seufzer war — Haß dem Hause Habsburg; zweifelsohne ging noch auf dem Sterbebette dieser sein letzter Wille in sein Testament über, der Welt diese Aufschlüsse nicht zu entziehen.

Hormayr war kein Geschichtschreiber; aber vom Geschichtsforscher hatte er die unermüdlichste Thätigkeit des historischen Akten- und Urkundenwühlers. Er compilirte aus altem Schweinsleder vielleicht hundert Bände voll Andeutungen, und die mephistophelischen Winke die zwischenlaufen, sind voll ätzender Kraft. Hatte er wirklich etwas von jenem Geist der oft das Böse will und stets das Gute schafft? Die tyroler Wahrhaftigkeit und Grobheit stand in seiner Natur in seltsamem Contrast zu seinen diabolischen Gelüsten, sich an den Habsburgern zu rächen; und dies Gemisch als unklar bezeichnend, sind wir doch gezwungen seine unerbittliche Wahrheitsliebe, auch wo sie sich mit Schlaglichtern überbietet, dankbarlichst anzuerkennen.

Wir beginnen mit den Aufschlüssen über Metternich. „Der providentielle Schleicher" unseres Jahrhunderts! Mit diesem Worte steht er von Hormayr gezeichnet da. — 1773 zu Koblenz geboren, rheinischen Sanguinismus in den Adern, bezieht der schöne junge Graf Clemens die Straßburger Hochschule, versieht bei der Krönung Leopolds II. 1790 zu Frankfurt das Amt eines Ceremonienmeisters und setzt in Mainz

seine Studien fort. „Gelernt, oder erlernt hat er eigentlich nie etwas", sagt Hormayr; der Instinct, die Welt und ihre Begebenheiten, der äußere Anstoß, haben ihn erzogen. Nach irgend welcher Gründlichkeit habe er nie gestrebt, nie etwas so sehr gehaßt und geflohen; Hormayr spricht von „feldflüchtiger Feigheit und Verzweiflung." Das Pfund der Schönheit, der Anmuth, Beweglichkeit und Geschmeidigkeit, dieses Pfund war ihm reichlich gegeben, es war ein physisches Erbgut der Familie. „Er war bis an die Schwelle des Greisenalters in Wuchs und Gestalt, in Blick und Bewegung eine regelrechte, anmuthige Erscheinung; Statur vom Mittelschlage, durchgängig Maß und Ziel; die gewölbte hohe Stirn, die hellen blauen Augen voll Milde, die nur mäßig gebogene Nase, die schönfarbigen, sorgfältig geordneten Haare bildeten ein zaubervolles Ganzes. Nur um den höchst einladenden Mund spielte ein halb lächelnder, etwas sybaritischer, zugleich listiger und lüsterner Zug der selbst an jeder Tafel eines schwelgerischen Apicius hätte prunken und niedlich bleiben können an einem Antinous oder an einem Lieblingsfaun des Persius oder Juvenal." — Der Gesandtschaftsposten bei den geistlichen Höfen am Rhein verwickelte den alten Grafen Metternich in die belgischen Händel Östreichs; und so nahm der Vater den Sohn mit hinüber in den Dienst des Hauses Habsburg. Vater und Sohn kamen nach Wien, Beide bewährt als gewandte Schleppträger violetter Prälatenröcke, Beide willkommen an einem Hofe, wo es ebenfalls galt der Kutte wie dem Purpur und dem Cotillon gleich sehr mit Anstand den Saum zu halten. Graf Clemens war ein Zögling der Coudenhoven, der Maitresse des letzten geistlichen Herrn von Mainz, an dessen Hofe Heinse Ardinghello der Abgott poetischer Lüsternheiten war, während dort Georg Forster mit seiner strengen Römerseele den Ekel gegen deutsche Wirthschaft faßte. Vater und Sohn fanden den Boden den sie in Mainz verlassen, in Wien doppelt üppig wieder. Böse Mäuler erzählten sogar von einer belustigenden erotischen Collision von Vater und Sohn Metternich beim sogenannten „grünen Faßl" auf dem Kohlmarkt in Wien; und Mephistopheles Hormayr will wissen, Kotzebue habe darnach seine „beiden Klingsberge" geschrieben. Der Freiherr v. Hormayr-Hortenburg entwickelt uns mit der ganzen pedantischen Gelehrsamkeit des Antiquitätenkrämers die Geschichte der drei Ehen Metternichs. Er eröffnet uns eine ganze Rumpelkammer von exquisiten Raritätenstückchen aus der vornehmen Welt, indem er uns allerlei „eheliche Centrifugalitäten" aufdeckt. Wir halten uns an das was für das Geschick der Völker einflußreich wurde in Metternichs Lebenslauf. Nur freilich gehört leider zu jeder Satrapengeschichte auch manches Histörchen im Boudoir. Durch die Heirath mit der alten, ehedem allmächtigen Kaunitz Enkelin faßte Clemens Metternich Fuß auf dem Wiener Boden. Noch in den Zwanzigen seiner Jahre, ward er Gesandter in Dresden. Die „tändelnde Nullität", wie Hormayr sagt, wurde wichtig durch die Geheimnisse in welche die Gräfin Bagration, „une belle ange nue", den Zögling der diplomatischen Grazien dort einweihte. Paris war dann das nächste Feld für den Helden des Antichambre, und der tölpische Marschall Lannes spottete sehr gröblich über den Geschmack der Dame Caroline Mürat. Aber auch bei Talleyrand ging dort die Weisheit Östreichs in die Schule, und mit Fouché ward später der Briefwechsel Metternichs für Napoleon und für Europa verhängnißvoll. Welch' ein Contrast: Fouché und Metternich! Die kalte Grausamkeit des fanatischen Republikaners und die Weichlichkeit des Sybariten! Und doch berühren sich oft genug die Extreme, mischen sich, ergänzen sich gern. „Metternichs Nervensystem, sagt Hormayr, würde kaum den Anblick einer strengen Militärstrafe ausgehalten haben; aber dem namenlosen Unglück und Leiden, der schmerzvollen Entwürdigung ganzer Nationen und Welttheile, dem Entsetzen der Seele, wie auf Hellas, in den spanischen Colonien, in manchem germanischen Duodezreiche, hat er sich stets gewachsen gefühlt." Es bedurfte vielleicht kaum eines Verkehrs mit Fouché um dem Staatskanzler Östreichs neben der gefälligen Weichheit und Hingebung an den Genuß des Lebens zugleich den Stempel unerbittlich kalter Tyrannengelüste aufzudrükken. Es sind das die beiden Pole zwischen welchen die Axe jenes Systems sich bewegt, zu welchem Altöstreich sich vom Schicksal verdammt glaubte. Sybariten unter der eisernen Ruthe des Polizeistaates: das waren und sind die Söhne Altöstreichs, und wozu die sinnliche Fülle des heißen Blutes sie trieb, das schien nur gebändigt werden zu können durch die Zucht einer consequenten Schulmeisterei und Schreibstubenherrschaft. Das ist der Glaube Altöstreichs, ein Glaube der fast an türkischen Fatalismus streift, jedenfalls mit seinem fanatischen Pedantismus dicht neben aufgelöster Schlemmerei der Seele in der Geschichte der Völker seinesgleichen sucht. Darum in Wien das Bacchanal losgelassener Sklaven, wo wir das Schauspiel freier Männer erwarteten; und darum eben so plötzlich die Rückkehr zum alten Regiment voll kalter schnurgerechter Grausamkeit. — Wer sich zu dem alten System bekannte, — Metternich schuf nichts, er baute den Machiavellismus der altöstreichischen Herrschaft nur aus, — der mußte aufgehen in dessen Elemente; der Person kann nicht lediglich zur Last fallen, was zu den Bedingungen für den Zusammenhalt des Ganzen gehörte. Das alte System trage den Fluch; nicht ausschließlich der Träger! Denn daß Metternichs Schultern von seinem dreiunddreißigsten Jahre an bis hinauf in die Achtziger für geeignet galten zur Atlasarbeit im heuchlerischen Zwangsdienste des alten Staates, daß dies „fluchwürdige Walten", wie Hormayr das Regiment Metternichs nennt, 42 Jahre den Bedingungen der östreichischen Welt entsprechend war, daß man sich glücklich fühlte, nicht blos stellte unter dem Roßschweife dieses abendländischen Paschahs: das ist ein Schicksal an dessen Schuld jeder Sohn Östreichs betheiligt ist, nicht blos und lediglich der Meister des Systems. Mit der Person schon das System der alten Zeit losgeworden zu sein, war der gutmüthige Wahn der ersten Revolution von Wien, ein Wahn den das Volk mit seinen Fürsten und Führern theilte.

Ein Talent gehörte dazu, den Schlüssel der Geheimnisse in der Beherrschung so vieler europäischer Völkermassen zu führen; selbst wenn dies Talent, alles Glaubens an die Gebote Gottes und der Natur baar und quitt, leichtsinnig genug war, jenem Franzosen nachzusprechen: Après nous le déluge! Diese Sündfluth ist nun hereingebrochen über die östreichische Welt, und noch fehlt, soll nicht das Schwert des Henkers für das beste Scepter gelten, das Wort des schöpferischen Geistes der aus einem Chaos eine neue Ordnung der Dinge gestalten könnte.

Metternich war durch den Drang der Verhältnisse zum Inhaber der providentiellen sibyllinischen Weisheit geworden. Es war nur ganz gemeine Logik in seinem System, Östreichs Wohlfahrt im heimlich verdeckten Krieg unter soviel verschieden gearteten Völkermassen schwebend zu erhalten. Der Polizeistaat Altöstreich war, wie Alles dort, überkommene Erbschaft, und Metternich baute den jesuitisch wälschen Geheimstaat Machiavells nur fort wie er ihn fand. Sein System *schien* nur durchdacht, war weit mehr ein Nothbehelf unter gegebenen Verlegenheiten. Daß er für einen Salomo *galt*, war weit schicksalsvoller für die Welt, bleibt aber weit mehr deren als seine Schuld. Solange noch der alte Satz gilt: Mundus vult decipi, sind weit mehr die Sünden der Welt an solcher Täuschung die über sie gebietet, schuld. Allein ein Talent war Metternich; gehört doch immer Klugheit dazu über die Dummheit und mit der Dummheit zu herrschen. „Mit solchen Viechern soll ich regieren!" ist der schmerzliche Witz einer übermüthigen, aber genialen Überlegenheit des Geistes. Wer dem Staatskanzler nicht viel Geist zuschreibt, muß ihm doch die Gabe einräumen, die Geister zu benutzen, zu durchschauen, zu verbrauchen und abzunutzen. Il faut abuser! war und ist der Welt gegenüber noch immer ein gültiges Losungswort, gültig, obschon die Einsicht in die Schwächen der Menschen noch keine Kraft, sondern nur List und Gewandtheit verbürgt. Aber selbst Hormayr der uns nackt den geistigen und moralischen Menschen Metternich vorführt, spricht von gewissen Adlerblicken des Mannes. Die „Jägersgriffe" die er ihm zuschreibt, kommen auf Rechnung seiner Stellung, Übung und materiellen Übermacht. Er spricht aber auch von der „Lootsengabe" die dem Manne innegewohnt, vorzüglich für alle Gebrechen, Schwächen und Fehler der Gegner. Er sagt wörtlich: „Am besten konnte Metternich mit den *Doctrinärs* fertig werden. Er blickte nach ihnen gar gütig, wie nach dummen Vögelein die so freundlich sind gleich vorn auf seinem Kolben aufzusitzen; wie man ihn denn sogar rühren, ja quasi herzensgut stimmen konnte, wenn man sich in gehörigem Ernste von ihm mystificiren oder dupiren ließ." Seine Gabe zu erzählen, die Thatsachen nach seinem Sinn zu ordnen und in ein lebendiges System zu stellen, war außerordentlich, hatte Anflüge von jovialer Genialität. Sein scharfer Raubvogelblick wäre manchem Historiker, sein blitzschnelles Auffassen kleiner menschlicher Züge manchem Biographen, sein Überblick aller Sachlagen in ihrer Schwäche und Hinfälligkeit allen Staatsmännern zu wünschen. „Ewig merkwürdig, sagt Hormayr, bleibt Metternichs Verhältniß zu Fouché; die wunderliche schweigsame Verehrung die der Höllenhund für Metternich als politischen Observateur der Menschen und der Zeit nur für seine, gleichwohl sehr erträgliche, ja höfliche sublime Menschenverachtung hatte; und dann wieder Fouché's Verachtung seiner Weichheit, seines völligen Mangels an wahrhaft grandiosen Conceptionen und altrömischer Beharrlichkeit." Aber zur vollendeten Selbstbeherrschung gehört auch eine geschulte Kraft, und wenn die Männer der Freiheit von heute sie verachten, so geschieht es mehr aus Beschränktheit des Geistes als aus Ehrlichkeit des Willens. Marschall Lannes, der selten nüchterne Held des Kaiserreichs, sah freilich in dieser nüchternen Selbstbeherrschung Metternichs nur den Zug des vollendeten Bedienten und Sklaven. Er hatte ein Gespräch desselben mit Napoleon belauscht und brach hinterher in ein tobendes Gelächter aus. „Hätte ich ihm, rief er, hinten einen Stoß versetzt, Du hättest vorn auch nicht ein Zucken auf seiner schönen Lippe wahrnehmen können!" — Ewig denkwürdig für den Forscher im Buche der Weltgeschichte und gleich wichtig für den Kenner der menschlichen Natur bleibt dagegen die Begegnung Napoleons und Metternichs in Dresden, jene Scene wo der schlaue Cunctator Altöstreichs den Schwiegersohn seines Kaisers nicht mehr würdigte, ihm den Hut vom Boden aufzuheben, weil die Stunde gekommen zu sein schien, wo der Usurpator kaiserlicher Machtvollkommenheit von der Höhe seines Gestirns herabgestürzt und dem gemeinen Lauf der Menschenwelt übergeben werden mußte. Diese Scene bleibt glorreich, wir mögen, wie wir wollen, den moralischen Werth eines Geistes stellen, der in seiner schmiegsam hofmännischen Haltung jede Nüance der Weltgeschichte seiner Zeit zum Ausdruck brachte.

Zur Chronik der Gegenwart.

Berlin, d. 11. December.

[Berliner Royalismus und Weihnachtsfreuden.]

⊙ Ein lustiges Leben beginnt in Berlin! Herr Wrangel hat es erlaubt: wir dürfen uns freuen, Christbuden aufbauen, und den Lustgarten in einen grünen Weihnachtstannenwald verwandeln. Wahrhaftig! Herr Wrangel hat uns das heilige Weihnachtsfest erlaubt; nur politische Anspielungen, die sind natürlich verboten, und bei dem geringsten Auflauf, bei der kleinsten Ruhestörung, da hat er's sich vorbehalten sofort den ganzen Weihnachtsmarkt zu schließen, und den großen wie den kleinen Kindern Berlin's die letzte Freude, die des Gebens und Schenkens, zu vereiteln! Herr Held hatte es dennoch gewagt, eine „politische Weihnachtsstube" anzukündigen; man sollte da in einer Laterna magica allerlei politische Zeitbilder schauen! Aber Herr Wrangel hat sofort das Local schließen lassen; Herr Wrangel weiß daß Kindern nichts schädlicher ist

als Politik! Vielleicht wären die Berliner gar nicht einmal hingegangen, diese „politische Weihnachtsstube Held's“ zu sehen, denn die Berliner haben jetzt eine große Scheu vor Radicalismus. Aus dem passiven Widerstande ist in Berlin eine politische Passivität geworden, und mit der octroyirten Verfassung ist den monarchischen Gemüthern der alte Friede wiedergegeben. Wer eigentlich diese vielgenannte Anarchie erzeugt, darüber ist der Berliner Weißbierbürger gar nicht in Zweifel. Die Demokraten haben's gethan, und den Frieden hat der König gebracht! Deshalb sind sie dem König sehr dankbar, und als neulich im königlichen Theater sehr kluger Weise die „Royalisten“ von Raupach nach langer Zeit wieder einmal zur Aufführung kamen, war das ganze Berliner Philisterthum herbeigeströmt, um diese Verherrlichung des Königthums sich anzuschauen. Dies Stück, welches sonst mit vielem Geschick und großem Talent gearbeitet ist, hat nur den einzigen Fehler daß es der Geschichte geradezu in's Antlitz schlägt*). Dieser König Karl, welcher hier als der Märtyrer einer heiligen und großen Sache erscheint, war in Wahrheit ein ganz erbärmliches kleines Menschenkind, undankbar gegen die welche sich ihm opferten, hochmüthig und stolz, vom Unglück weder weise, noch besonnen gemacht, und es hat daher etwas Schmerzliches und Widerliches diesen König der Libertinage, der Völlerei und Heuchelei als das heilige Symbol gezeichnet zu sehen, um welches die Geschicke einer Nation sich drehen. Gleichviel, die Berliner waren auch nicht gekommen, um Karl II. zu sehen, sondern um dem Drang ihrer eigenen Königsliebe, um ihrem eigenen Royalismus Genüge zu thun, und sich satt zu weinen über das heilige und unverschuldete Unglück der Könige, und sich satt zu ärgern über die Undankbarkeit und Nichtswürdigkeit eines Volkes welches in toller Vermessenheit wähnte, eines Königs nicht zu bedürfen! Die Stelle im dritten Act, wo König Karl sagt: „weil Gott so vieler Menschen Geschicke in unsre Hand gelegt, haben wir wohl das Recht, uns **Könige von Gottes Gnaden zu nennen!**“ ward vom Publikum mit einem wahren Sturm des Beifalls begrüßt, und erregte ein Jauchzen des Entzückens unter den Royalisten von Berlin. —

Aber die Berliner lieben plötzlich nicht blos die Könige, sondern auch die großen Feldherrn, selbst die großen Henker der Könige, welche um der Ruhe und Ordnung willen das Gesetz zum Racheengel machen und mit Pulver und Blei die Meinungen der Welt kritisiren. An allen Bilderläden prangen jetzt die Bildnisse Radetzky's, des Fürsten Windischgrätz, und des Ban Jellachich. Die Porträts unserer Deputirten sind aus allen Schaufenstern verschwunden. Dagegen verkündigen die Kunsthandlungen das Bildniß Wrangel's, nach der Natur gezeichnet, und die berühmte Loeffs'sche Kaffeemaschinenfabrik offerirt als etwas Neues und Vortreffliches „Theekessel à la Cavaignac.“ Die gute Fabrik denkt sich gar nichts Böses dabei, und wenn sie einen Theekessel nach Cavaignac benennt, so ist das in ihren Augen eine Schmeichelei für General Cavaignac.

Auf unsern Straßen wird es auch wieder lebendig. Überall hört man es sausen und brummen, nicht etwa von Menschengewühl und Volksversammlungen, sondern von weihnachtlichen Waldteufeln. Unsere kleinen fliegenden Buchhändler haben sich wieder in Waldteufeljungens verwandelt, und während sie sonst beim Verkauf ihrer blutdürstigen Plakate **rothe** Fahnen schwangen, tragen sie jetzt bemalte Fähnlein, worauf ein Lämmlein steht, mit dem sinnigen Motto: „Ein Lämmlein ist ein sanftes Blut, das niemand was zu Leide thut.“ — Unsre Straßen, wie gesagt, werden wieder lebendiger, denn außer den Waldteufeljungens und den Militärpatrouillen haben wir noch unsere guten Konstabler, die unverdrossen durch die Straßen schlendern, und überall suchen, wo sie Jemand fahnden. Da dies Institut sich übrigens in den Augen der Polizei sehr bewährt hat, so hat man die Zahl der Konstabler von 800 auf 1400 vermehrt. Die Schutzmänner haben übrigens neulich einen Fang gethan, der unserer klugen Polizei dennoch ein Räthsel aufgibt. Sie haben in einem Hause, hinter der Treppe verborgen, einen ausländisch sprechenden Menschen gefunden, der bis zum Tode erschöpft, mit kaum verharschten Wunden bedeckt, dort zusammengesunken war. Auf das Polizeibureau gebracht, weigerte er dort hartnäckig jede Auskunft über sich, und läßt bis heute alle Fragen über sein Woher und Wohin unbeantwortet. Man hat seine zahlreichen Wunden verbunden, und gefunden daß sie alle von scharfschneidenden Instrumenten, vielleicht mit Wrangel zu sprechen, von „haarscharf geschliffenen Schwertern“ herrühren. Gewiß kommt dieser räthselhafte Fremde aus der Schlacht, vielleicht aus Wien, und da er so hartnäckig seine Lebensschicksale verschweigt, werden diese wohl bedeutsam genug sein, um ein solches Geheimhalten zu verdienen. — Gestern war von den Berliner Demokraten eine große Volksversammlung veranstaltet. Da jedoch Berlin und die Umgegend von zwei Meilen in Belagerungszustand erklärt ist, mußte die Volksversammlung drei Meilen von Berlin entfernt stattfinden. Sie wurde im „Erkner“ gehalten, wohin man bequem in einer halben Stunde fährt, und soll sehr stark besucht gewesen sein.

*) Nach unserem besten Wissen und Gewissen sind Raupachs Royalisten die trivialste Feier des Königthums, die nur irgendwie eine Literatur und ein Volk aufzuweisen hat. In ihrer Trivialität grenzt diese Huldigung an eine demoralisirende Parodie. D. Herausg.

Ätzbilder Nr. 2.

Der passive Widerstand.

Leysohn: Was meinen Se, Herr Piesecke, wird nicht Europa mit Bewunderung auf unsern passiven Widerstand blicken? Was werden Se thun, Herr Piesecke? Ich werde beim Belagerungszustande mein Journal nicht erscheinen lassen!

Piesecke: Die Steuern werde ich nicht verweigern, aber ich werde meine Nationalität verleugnen, ich werde keine Kokarde mehr aufstecken!

Leysohn: Bei Gott! ein scheener Gedanke, ich will auch meine Nationalität verleugnen! Wrangeln zum Trotz!

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.



Der passive Widerstand
Lewinsohn und Peseke

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr. | № 133. 21. Decbr.

Zwei Kapitel aus Karl Stuart's II. Leben.

(Aus einem neuen, alsbald im Druck erscheinenden Roman von L. **Mühlbach: Aphra Behn.**)

1. Das Budget.

Einige Monate waren vergangen seit der Rückkehr des Königs. — „Mit der Restauration des Königs, sagt der fromme und gelehrte Bischof Burnet, bemächtigte sich der Nation der Geist einer extravaganten, überfluthenden Freude, die in ihrem Gefolge eine gänzliche Mißachtung der Tugend und Frömmigkeit hatte. Alles ging unter in Festen und Trinkgelagen, die wie ein wilder Strom alle drei Königreiche überflutheten und alle Moral und Sitte untergruben. Unter dem Vorwand, die Gesundheit des Königs zu trinken, überließ man sich überall großen Unordnungen und Schwelgereien, und was die Religion anbetrifft, so gaben einerseits die hypokritischen Frömmler, andrerseits die ehrlichern, aber nicht minder verderblichen Enthusiasten den Spöttern wahrer Frömmigkeit hinlänglichen und wohlbegründeten Stoff zum Gespött und profanem Lachen*).“

Karl Stuart war aber nicht nur ein Wüstling, sondern auch ein Heuchler und Meineidiger, und wenn er Morgens in Westminster gebetet, und dem Bischof mit feierlichem Eide gelobt, treu zu hangen an der englischen Kirche und sie allein zu vertheidigen und zu erheben, so lag er Abends vor seinem katholischen Beichtvater auf den Knieen, um mit noch feierlicherm Eide zu geloben, Alles zu thun zur Unterdrückung der englischen Kirche und zur Erhebung der allein seligmachenden katholischen. König Karl war ein guter Katholik, und es war ihm unendlich bequem, den ganzen Tag hindurch sündigen zu können, und doch gewiß zu sein, Abends dafür Ablaß und Absolution und Erlaubniß zu neuen Sünden zu empfangen. Es ist wahr, diese Erlaubniß kostete Etwas, und Vater Matthews knüpfte daran immer einige Bedingungen, aber glücklicherweise waren diese nicht schwer zu erfüllen, denn sie betrafen gemeinhin nur das Wohl und Wehe, das Leben und Sterben irgend eines Unterthanen, eines aufrührerischen Presbyterianers, oder irgend eines allzutreuen Anhängers von Olivier Cromwell, der vielleicht den Muth gehabt, laut zu äußern, das Volk habe sich entwürdigt, indem es von der Republik zum Königthum zurückgekehrt sei. König Karl hatte freilich versprochen, alle Religionssekten zu schützen und unangefochten zu lassen, aber es war doch so süß zu sündigen, und wenn doch Vater Matthews ihm erlaubte zu sündigen, wenn er dafür in die Anklage gegen irgend einen Rundkopf oder Republikaner willigte, warum sollte er es alsdann nicht thun? Ist doch ein König von Gottes Gnaden immer der Gnade gewiß, und da er über dem Gesetze steht, ist er auch erhaben über den Anforderungen menschlicher Sitte und menschlicher Vorurtheile. Der König willigte also mit frohem Muthe darein, sein feierlich gegebenes Wort zu brechen, und statt der versprochenen Amnestie Untersuchungen einzuleiten gegen alle diejenigen, welche Cromwell gedient und der Republik sich mit freudigem Herzen ergeben hatten.

Einmal solche Befehle gegeben, vergaß sie der König bald wieder und kümmerte sich wenig darum, ob sie ausgeführt wurden. Was kümmerte ihn die Regierung und die Wohlfahrt seines Landes, sein Reich war das Vergnügen, und nur ihm wollte er sich weihen!

Es wäre sonderbar und lächerlich, sagte er zu Buckingham, als er eines Morgens noch ganz erschöpft und ermattet von dem Bacchanal der verflossenen Nacht auf seinem Ruhebette lag, — in der That, George, es

*) Burnet, History of my own time. Vol. I. pag 149.

wäre lächerlich, wenn ich mir die Mühe geben wollte, für dieses alberne heulende und schreiende Volk zu arbeiten. Es hat mir Mühe und Arbeit und Verstellung genug gekostet, wieder zu meiner Krone und zu meinem Rechte zu gelangen, da ich sie aber erlangt habe: wäre ich jetzt nicht ein Thor, noch weiter mich zu bemühen für diesen stinkenden Pöbel, welchen ich mein geliebtes Volk nennen muß?

Und wofür hätten wir denn unsern höchst weisen und höchst bedächtigen Kanzler Hyde, nein, Lord Clarendon wollte ich sagen, da es Ew. Majestät einmal beliebt hat diesen Folianten voll strotzender Gelehrsamkeit zu einem Lord zu machen? fragte George Villiers. Mögen Se. näselnde Lordschaft immerhin im Actenstaub und in Staatsgeschäften wühlen und über dem Neste hocken, in dem er seine volksbeglückenden, kosmopolitischen Eier ausbrütet! Für einen König ist das ein unwürdiges Geschäft, und ein König darf sich niemals so weit herablassen, ein Brüthahn für das Glück seines geliebten Pöbels zu werden!

König Karl lachte. Du hast Recht, sagte er, mag Clarendon brüten, wir werden ihm dann und wann ein Kukuksei in sein Nest legen, das ist Alles! Aber höre, George, laß uns jetzt ernsthaft sein! Wir wollen von Staatsgeschäften reden, und zwar von sehr wichtigen! Ich habe kein Geld!

Clarendon, der Herr Staatskanzler, muß Euch welches verschaffen!

Aber er will nicht, George! Begreifst Du, er verweigert es mir, er hat den frechen Muth mir zu sagen, er wisse nicht, woher er schon wieder neues Geld nehmen solle, wenn die Summen welche das Parlament mir bewilligt, schon wiederum erschöpft wären! Aber dies ist ein unwürdiger und erniedrigender Gebrauch, es ist eine Schmach, den König, den Herrn des Landes, so gewissermaßen von der Gnade und dem Geiz seines Parlamentes abhängig zu machen! Hat es doch fast den Anschein, als sei der König nur ein Diener des Staats, und stehe im Solde seines Volkes!

Es gibt sogar einige freche und gottesleugnerische Individuen welche behaupten, dem sei so! sagte George Villiers mit boshaftem Lächeln. Man wagt es in der That hier und da zu behaupten, der König sei um des Volkes willen da, und nicht das Volk um des Königs willen. Diese tollen Wahnsinnigen gehen so weit, Euch einen Beamten des Volkes zu nennen, welchen das Volk eines Tages eben so gut absetzen könne als es ihn jetzt angestellt habe!

Aber dies muß anders werden! rief der König die Stirne runzelnd. Ich werde eine solche Schmach nicht länger dulden! Nenne mir die Frevler welche es wagen so zu sprechen, und bei meiner mir von Gott allein verliehenen Krone! ich werde diesem aufrührerischen Volke mit ihren fallenden Köpfen beweisen daß ich diejenigen als Hochverräther strafe, welche ihren König den Beamten seines Volkes nennen!

Und wenn diese übermüthigen Hochverräther Euch denn mit ihren unverschämten Mäulern wirklich ihren Beamter nennen, nun so sollten sie mindestens Euch eine anständige, jährliche Besoldung, und nicht dann und wann eine beliebige Gratification geben!

Ja, Du hast wahrhaftig Recht, sagte der König, mögen sie mich immerhin vorläufig mit diesem schmählichen und entwürdigenden Spottnamen benennen, vorausgesetzt daß sie mich in ihrem Sinne also anständig besoldeten!

George Villiers war einen Augenblick nachdenklich und ernst, dann sagte er: Wir müssen diesen dickmäuligen, harthörigen, unempfindlichen alten Gaul, genannt Parlament, so leiten daß er dies thut!

Ah, das wird unmöglich sein! seufzte der König. Du sagst selbst, das Parlament ist ein unempfindlicher, hartmäuliger Gaul! Es gibt kein Mittel, ihn zu lenken!

Doch, doch! Wo die Sporen nicht helfen, da nützt oft die Schmeichelei! Wollen wir diese also anwenden! Ich habe da einen allerliebsten kleinen Plan; was verspricht mir Ew. Majestät, wenn ich ihn glücklich zum Ziele führe!

Alles, was Du willst, George!

Nun wohl, ich mache mich anheischig daß das Parlament in seiner nächsten Sitzung Euch einen Jahresgehalt aussetzen soll, und wenn ich dies erreiche, dann wird mir mein erhabener König die Gnade bewilligen, um die ich ihn anflehen werde!

Das verspreche ich Dir, George, so wahr ich König bin!

Sagt lieber, Sire: so wahr Ihr Karl Stuart seid! Ich traue den Schwüren eines Königs nicht sonderlich, auch weiß man in diesem thronwackelnden, herrlichen England nicht, ob das Königthum eine Wahrheit ist! Aber dem Worte Karl Stuarts vertraue ich, und was Ihr bei Eurer Cavaliersparole beschwört, das haltet Ihr!

Nun wohl, ich werde Deine Forderung bewilligen, so wahr ich Karl Stuart und ein Edelmann von gutem Blute bin!

Und ich werde Euch dieses Parlament geschmeidig machen! Wir müssen es behandeln wie eine alte reiche Muhme, welcher der junge schöne Neffe weiß macht,

sie sei ein wundervolles üppiges junges Mädchen, damit sie ihn dafür zu ihrem Universalerben einsetzt! Ihr seid der junge schöne Neffe, Sire, schmeichelt also dieser Eurer zahnlosen, wackelköpfigen Base Parlament, und sie wird das Volk, welches sie sonst ihren natürlichen Erben nannte, zu Euren Gunsten enterben!

Ja, wenn das hälfe! sagte Karl Stuart. Meine Lippen sollten überfließen von Honigseim, und wie eine persische Königsbraut wollte ich triefen vom duftenden Öl der Schmeichelrede! Ich bin zu dem Äußersten entschlossen, George, denn Barbara, meine schöne und köstliche Barbara zürnt mit mir, weil ich ihr seit drei Tagen kein Geschenk gemacht habe, und Du wirst begreifen, für einen armen, geplagten König gibt es nichts Entsetzlicheres als wenn seine Geliebte zürnt.

Das ist begreiflich, sagte Buckingham. Es läßt sich ertragen, wenn das Volk Euch haßt und verwünscht; es ist immer noch besser, wenn es Euch seinen Tyrannen, als wenn es Euch seinen Sklaven nennt; aber daß die Geliebte zürnt, das ist ein vollkommen unleidlicher Zustand, und wir müssen zu den äußersten und gewagtesten Mitteln greifen, um dieses Ungemach von Euch abzuwenden! Schnell daher an's Werk, und müßten wir das Wohl von ganz England opfern, Barbara soll nicht länger zürnen, denn Barbara ist Eure personificirte gute Laune, und Euer Antlitz strahlt nur dann, wenn Barbara lächelt! Und was sollte denn aus unsern wundervollen, nächtlichen Festen werden, wenn unser König seine Zeusstirne runzelt, weil seine Europa zürnt? Nein, nein, erst muß Europa versöhnt sein, dann wollen wir an das Wohl von England denken! Jetzt also, mein Herr und König, hört meinen Plan! —

In Folge der zwischen König Karl und Buckingham getroffenen Verabredungen sah man bald die königlichen Läufer durch die Straßen Londons eilen, und wo sie vorüberkamen, da schauten die Bürger ihnen nach, und flüsterten einander mit feierlichen Mienen zu: Der König, scheint es, gibt heute ein Diner, und am Ende hat er gar die hohe Gnade und ladet den Lord Mayor dazu ein!

Wirklich, der König hatte diese hohe Gnade! Er lud den Lord Mayor und einige reiche Juweliere welche im Unterhaus Sitz und Stimme hatten, er lud ferner die Lords Primrose und Tweedale welche des Königs heftigste Opponenten im Oberhause waren, er lud ferner eine große Anzahl der Oppositionsmitglieder des Unterhauses zu einem Diner in Whitehall ein, und trotz ihrer Opposition fühlten sich alle diese Herren sehr geschmeichelt von der unerwarteten königlichen Gnade und beeilten sich zur festgesetzten Stunde, genau mit dem Glockenschlag sieben Uhr Abends, zum befohlenen Diner beim König zu erscheinen.

Karl Stuart empfing sie mit seinem gnädigsten und huldreichsten Lächeln, er reichte Jedem dieser wackern und hochherzigen Volksvertreter welche so oft und so energisch geschworen, nur die Rechte des Volkes seien heilig und unantastbar, und „nur dem Volk wollten sie ihr Blut und Leben weihen", — die Hand dar; er duldete es sogar nicht daß sie diese Hand ehrerbietigst an ihre Lippen drückten.

Nein, nein! sagte Karl Stuart mit seiner bezaubernden Leutseligkeit, beschämt mich nicht, edle Herren, indem Ihr mir, Euerem ergebensten und verpflichtetsten Diener, die Hand küßt! Ich kenne sehr wohl unser Verhältniß zu einander! Euch danke ich Alles was ich bin, Euch danke ich es daß ich nicht mehr der arme Flüchtling Karl Stuart bin, sondern der glückliche und hochgeehrte König von England, der König eines Volkes welches ich liebe mit der ganzen Kraft eines Vaters und eines Bruders zugleich, und dem ich nicht ein Herr und Gebieter, sondern ein Diener und Freund sein will!

Ein verklärtes Lächeln breitete sich über die ernsten und strengen Züge der Herren Parlamentsmitglieder, und selbst Lord Primrose, vormals der glühendste Anhänger Cromwell's und der Republik, selbst Der gestand sich heimlich in seinem Herzen daß eine bezaubernde und überwältigende Kraft in den freundlichen Worten eines Königs liege, und daß man ein an den Mast gebundener Odysseus sein müsse, um dem lockenden Sirenengesang der königlichen Huld widerstehen zu können.

Der König bemerkte den günstigen Eindruck seiner Worte sehr wohl; er warf einen triumphirenden Blick hinüber nach Buckingham welcher in einer Fenstervertiefung stand, und dem König mit leisem Kopfnicken zulächelte.

Setzt Euch, meine Herren! sagte der König, und ein Staunen der Verwunderung und des Entzückens bemächtigte sich Aller, als man sah wie der König selber einen Stuhl ergriff, und ihn dem greisen Lord Primrose hinschob. Dies war ein unerhörter, niemals dagewesener Beweis königlicher Herablassung; auch trieb es dem Lord Primrose Thränen in die Augen, und ganz überwältigt ergriff er die Hand des Königs und führte sie an seine Lippen.

Sire, sagte er mit vor Rührung zitternder Stimme, Sire, Eure Gnade tödtet mich fast mit dem Übermaß des Entzückens! Ich werde Euch diese Huld und

diese Herablassung niemals vergessen, und mögen Euch die Thränen in meinen Augen beweisen, wie tief ich durchdrungen bin von Dankbarkeit und Rührung!

Der König machte ein erstauntes Gesicht. Und weshalb denn solltet Ihr mir dankbar sein, Mylord? fragte er. Mein Gott, ist es nicht ganz natürlich, daß ich in Euch das Alter und die Weisheit ehrend, Euch meine Ergebenheit beweise, so viel ich nur kann? Wir sind ja hier nicht in feierlicher Amtssitzung, wo man, um der Form willen, sich den Anschein gibt, als ob man den König noch als ein bevorzugtes, übermenschliches Wesen betrachte, den König welcher doch nichts ist als ein armes, schwaches und irrendes Menschenkind, gnadenbedürftig wie alle andere Menschen und zur Sünde leicht verlockt wie alle Andern. Wir sind hier unter Freunden, und da gibt es keinen König und keine Unterthanen, sondern nur Brüder, und was, Gentlemen, was sind wir denn Alle weiter als die Diener und Beamte des Volks? Ich mindestens, ich setze meinen größten Stolz und meine größte Ehre darein, mich einen Beamten des Volkes zu nennen, und nicht anders kann ich diese mir übertragene Königsgewalt verstehen als daß mir mein Volk damit die Verpflichtung auferlegt, ihm alle Kräfte meines Geistes und alle Liebe meines Herzens zu freudigem Dienste zu weihen, und ihm ein unbestechlicher unermüdlicher Beamter zu sein!

Ein Beamter! rief Buckingham mit lautem Lachen. Sire, Ihr ein Beamter des Volkes! Wo ist denn Euer Gehalt? Sire, ich wiederhole meine Frage, wie hoch läuft sich der Gehalt welchen das Volk Euch als seinem Beamten zahlt?

Der König nahm eine ernste Miene an und runzelte die Stirn.

Still, George, seid still mit Euren sarkastischen und vorlauten Bemerkungen! sagte er. Ihr seid ein unverwüstlicher Spötter, der selbst die heiligsten Gefühle nicht unangetastet läßt.

Aber ich habe dennoch Recht! murrte Buckingham, und ich finde es durchaus unpassend daß Ihr darbt, während Euer Volk schwelgt und praßt!

Still! befahl der König. Ich darbe nicht, und bis jetzt, hoffe ich, seid Ihr noch immer gesättigt worden an meiner Tafel.

O ja, ich bin oft satt von Eurer Tafel, ehe ich aufgehört habe hungrig zu sein! sagte Buckingham lachend.

Der König lachte auch. Verzeiht ihm, meine Herren, sagte er, Herzog Buckingham hat sich durch seine Treue und Liebe zu mir einmal das Recht erworben, immer zu sein und zu sprechen wie es ihm beliebt. Wir wollen nicht weiter auf ihn achten, sondern mit einander plaudern, bis man uns zur Tafel ruft.

Dann, fürchte ich, können wir bis zum jüngsten Tage plaudern! sagte Buckingham, und wir werden heute so wenig ein Diner bekommen als an jenem Tage, wo Ihr uns in jenem kleinen schottischen Dorf nach dreitägigem Fasten ein splendides Mahl von Eiern und Schwarzbrot versprochen hattet, wovon wir aber nur das Letztere bekamen.

Ach, dies ist eine köstliche Geschichte an welche Du mich da erinnerst! rief der König lachend. Die muß ich Ihnen erzählen, meine Herren!

Herzog Buckingham streckte sich gemächlich auf einem Lehnstuhl aus und spielte mit den Diamantringen an seinen kleinen zierlichen Händen. Seine Rolle war beendet, er hatte jetzt vorläufig nichts weiter zu thun als zuzuhören, denn jetzt begann der König das unermüdliche und reiche Thema seiner Vergangenheit, und er erzählte den lauschenden und mit gespanntester Aufmerksamkeit zuhörenden Herren die allerreizendsten und rührendsten Geschichten von seinem frühern abenteuerlichen Leben, von den Gefahren welche er bestanden, von den Entbehrungen welche er erduldet, und wie er das Alles mit freudigem Muth und unerschütterlichem Humor überwunden.

Karl war ein Meister in der Kunst des Erzählens, und wer daher das Glück hatte, seine Geschichten zum ersten Male zu hören, mußte davon bezaubert werden. Die Herren welche heute beim König versammelt waren, kannten in der That keine dieser Geschichten; sie waren daher im höchsten Grade gespannt und hingerissen.

Endlich unterbrach der Oberceremonienmeister diese anziehende Unterhaltung, indem er dem König verkündete daß servirt sei. Man begab sich zur Tafel, und hier sah man den König mit dem heitersten und liebenswürdigsten Humor den Wirth machen. Er selber legte dem neben ihm sitzenden Lord Primrose die Speisen vor, und füllte sein Glas, und er that dieses alles mit so viel lächelnder Anmuth und zugleich mit so viel königlicher Würde daß Se. Lordschaft ganz davon entzückt waren, und darüber ganz vergaßen daß die Speisen schlecht und der Wein abscheulich. Aber dies blieb dennoch eine nicht abzuleugnende Thatsache, es war wirklich ein miserables Diner, und die Herren Parlamentsräthe welche sich ein wenig gefreut auf die üppige königliche Tafel, mußten sich verdrießlich gestehen daß sie daheim an ihrem eigenen Tische bei weitem schmackhaftere Speisen und viel weniger sauern Wein bekämen.

Doch sah man den König selber mit gesundestem Appetit diesen Speisen zusprechen, deren Vortrefflichkeit er sogar zu loben geruhte, und von diesem Weine trinken, dessen Feuer er pries, und der ihn zu den sinnvollsten Toasten begeisterte. Als das Mahl beendet war, und die Herren sich erhoben, mußten sie sich gestehen daß trotz der schlechten Speisen, dennoch dies ein köstliches Diner gewesen, denn der König hatte es gewürzt mit seiner Heiterkeit und seinem Witz.

Buckingham aber nahm den Arm des Lords Primrose, und trat mit ihm in eine Fensternische. Nun, sagte er, hatte ich nicht Recht, diese Mahlzeiten abscheulich zu finden?

Lord Primrose zuckte die Achseln und murmelte einige unverständliche Worte.

Und so ist es alle Tage, fuhr Buckingham eifriger fort, er lebt immer so, er unterwirft sich den größten Entbehrungen, und entsagt all den Genüssen die er sogar während seiner Verbannung hatte, und die man ihm an fremden Höfen dienstbereit gewährte. Der königliche Flüchtling hatte in Breda als Gastfreund eine bessere Tafel wie hier, wo er der erhabene König von England ist. Das macht, Ihr laßt Euern König darben, Ihr versagt ihm die nothwendigsten Mittel der Existenz, in dem Hochmuth Eures Herzens denkt Ihr genug gethan zu haben, daß Ihr ihm die schwere Königskrone auf sein edles Haupt gesetzt, und ihm erlaubt habt die Luft seines Vaterlandes wieder einzuathmen. Jetzt kann er leben von der Luft, nicht wahr? Geht mir doch, Ihr weisen Herrn! Was man thut, das muß man ganz thun, und wenn man sich einen König erwählt, muß man ihn auch königlich ausstatten wie einen Bräutigam. Und mit welchem lächelnden Gleichmuth der König das Alles erträgt! Niemals hört man von ihm eine Klage oder einen Laut des Mißvergnügens, ja, voll königlichen Stolzes gibt er sich sogar das Ansehen, diese Vernachlässigung seines Haushaltes gar nicht zu bemerken und Alles ganz vortrefflich zu finden. Ist es aber nicht eine Schande für Euch und England, Mylord, daß Ihr Euern König darben laßt?

In diesem Augenblick hörte man den König zu den sich beurlaubenden Parlamentsräthen sagen: Ich danke Ihnen, meine Herren, für die Ehre Ihres Besuches, und ich bitte Sie zugleich um Verzeihung daß ich Sie nicht, wie ich es wohl gewünscht hätte, besser und Ihrer würdiger empfangen konnte. Allein, Gentlemen, ein König ist immer ein armer Mann, der von der Gnade seines Volkes lebt, und ich meinestheils bin schon zufrieden, wenn mein gutes Volk mir statt Reichthümer und Schätze seine Liebe schenkt. Das ist der köstlichste Edelstein in meiner Krone, ich verlange keine andern. Wenn mich aber meine Armuth betrüben könnte, so wäre es deshalb, weil ich Euch nicht würdiger bei mir aufnehmen, und Euch nicht meine Achtung durch irgend ein Geschenk und ein Andenken beweisen kann. Es ist so süß zu geben, aber ich bin arm, und kann Euch nichts geben als nur meine Liebe *).

Und ist es nicht herzzerreißend und entzückend zugleich, einen König so sprechen zu hören? fragte Buckingham.

Geduld, nur Geduld, Herzog! flüsterte Lord Primrose. Es ist wahr, wir haben Etwas wieder gut zu machen. Mein Wort darauf daß es geschehen soll! — —

Puh, sagte König, als er endlich wieder mit Buckingham allein war, dies war eine sehr angreifende und entwürdigende Komödie!

Die Ihr aber wie ein Gott gespielt habt!

Aber die mich wüthend gemacht hat, indem ich sie mit Lächeln herunterspielte, George! Ach, mit welchem albernen Hochmuth diese Herren es ruhig anhörten daß ich mich so weit vor ihnen erniedrigte, mich einen Beamten des Volkes zu nennen! Ich hatte bei all' diesen abscheulichen demüthigen Phrasen zuweilen ein Gefühl, als müßte ich die Faust erheben und sie diesen aufgeblasenen Sir John Beefsteaks in das breite Antlitz schlagen als echten Beweis meiner königlichen Demuth und bescheidenen Zerknirschung. Diese dummen Kerle hatten wirklich die Unverschämtheit, meinen Worten Glauben zu schenken, und sich von mir alles Ernstes überzeugen zu lassen, ich sei in der That nichts weiter als ein Beamter und Diener des Volks!

Aber sie werden diesen Glauben theuer bezahlen! sagte George Villiers.

Du glaubst also, daß sie mir ein Jahrgeld aussetzen werden?

Ich bin davon überzeugt, und Ew. Majestät werden sich erinnern daß Sie mir eine Gnade bewilligt haben! — — —

Einige Tage später trat Buckingham mit triumphirendem Angesicht in das Zimmer des Königs.

Sire, sagte er, ich komme so eben aus dem Parlament. Ich habe mein Wort gelöst. Ihr habt Euer Budget, aber wir, Eure treuen Diener und Anhänger, wir haben gekämpft wie Löwen, obwohl ich zugleich gestehen muß daß das Haus sich sehr willig zeigte. Lord Primrose, welcher, Dank Eurer ihm bewiesenen Herablassung! jetzt aus einem verstockten Republikaner

*) (Des Königs eigne Worte) Secret history of the Court of Charles II. Vol. I. pag. 62.

ein dienstergebener Royalist geworden, Lord Primrose brachte die Motion ein, und ich unterstützte sie. Nachdem wir gesprochen, wurde die Bill nur einmal rasch gelesen und dann einstimmig angenommen *).

Aber die Hauptsache! Du vergißt die Hauptsache! Wie hoch beläuft sich die Summe welche, wie dieses hochfahrende Parlament sich auszudrücken beliebt, „man mir bewilligt hat?"

Sire, Ihr habt eine Rente von 40,000 Pfund Sterling!

Das ist wenig! rief der König.

Aber es ist mehr als jemals ein König von England erhalten hat! **)

Aber Barbara hat so viele Ansprüche! Wir werden also Schulden machen müssen!

Und das Parlament wird sie bezahlen müssen! rief Buckingham lachend.

Und jetzt, George, was hast Du von mir zu fordern?

Sire, weiter nichts, als daß Ihr die Gnade habt, mir zu erlauben daß ich Euch eine Dichterin vorstellen darf, und daß Ihr geruhen wollt, Euch von dieser ihr neuestes Werk vorlesen zu lassen!

Ich soll mir von einem Dichter seine Werke vorlesen lassen! rief der König entsetzt, indem er vor Schreck erblaßte. Bist Du toll geworden, George, oder gehst Du darauf aus, mich mit Langerweile zu tödten?

Sire, ich sprach nicht von einem Dichter, sondern von einer Dichterin, und zwar von einer jungen und schönen Dichterin!

Ah, dies ist etwas Anderes! sagte der König aufathmend. Aber ist es nicht genug daß ich sie empfange? Muß denn durchaus gelesen werden?

Sire, Ihr gabt mir Euer Wort, meine Bitte zu erfüllen!

Nun wohl, ich werde es halten, und diese Dichterin ihr Werk vorlesen lassen!

Wann?

Morgen Abend! Aber wie heißt denn die Dichterin?

Aphra Behn, Sire!

Und sie ist schön, sagst Du?

Sehr schön, und ich liebe sie!

Bah! Dies ist Unsinn! Buckingham spielt mit den Weibern, aber er liebt sie nicht! Und das ist ein Glück, sonst würde ich zuweilen eifersüchtig sein auf Deine allzugroße Vertraulichkeit mit Deiner schönen Muhme Barbara. Also auf morgen Abend, George! Morgen Abend bringe mir diese Dichterin Aphra mit ihrem Manuscript, und der Himmel gebe, daß dieses letztere nicht zu lang ist! —

Und der König begab sich zu seiner schönen Geliebten Barbara, Gräfin von Castlemaine. Sie hatte ihn seit vielen Tagen sehr viel leiden gemacht durch ihr Schmollen und ihre niemals zu berechnenden Launen. Heute empfing sie ihn mit einem hinreißenden Lächeln.

Du weißt gewiß schon daß ich Dir gute Botschaft bringe, sagte der König, indem er sie umarmte. Wir haben das Budget!

Was kümmert mich das Budget! sagte Barbara zärtlich, was frage ich nach Geld und Schätzen, wenn mich Karl Stuart liebt?

Du bist ein Engel! rief der König, indem er ihr zu Füßen sank.

Oder ein Teufel, sagte Barbara, je nachdem es mir beliebt! Heute aber will ich ein Engel sein, und Ihr sollt an meiner Seite das Glück und das Paradies finden! Aber hört, Karl, wenn ich liebenswürdig sein soll, müßt Ihr es auch sein, und mir eine Bitte erfüllen.

Nenne sie, mein Engel, nenne sie!

Ihr müßt mir versprechen, Euch von mir einen Dichter vorstellen zu lassen, und ihm zu gestatten daß er Euch eins seiner Werke vorliest!

König Karl sprang von seinen Knieen empor, und sagte schaudernd: Aber seid Ihr denn heute Alle rasend mit Euern Dichtern, und ist denn dies eine Epidemie, welche die Dichter befallen hat, daß sie mir durchaus ihre furchtbaren Manuscripte vorlesen wollen?

Sire, dies ist ein sehr interessantes Manuscript, und ich habe Thränen vergossen, indem ich es las. Zudem, fügte Barbara schmeichelnd hinzu, indem sie ihr Haupt an die Brust des Königs lehnte, zudem bitte ich Euch darum, Karl, denn es gilt eine edle und erhabene Seele zu trösten und aufzumuntern, und einem wirklichen Dichter Muth einzuflößen!

Nun wohl, ich werde auch diesen Dichter noch anhören! sagte der König seufzend. Der Himmel allein mag wissen, wozu mir diese Prüfung auferlegt worden! Wie heißt denn dieser abscheuliche Dichter, welcher sogar macht daß ich in Deiner Nähe noch etwas Anderes denken muß als an Dich selber?

Sire, es ist kein Dichter, sondern eine Dichterin, und ihr Name ist Aphra Behn!

Ah, Aphra Behn, dann werde ich für's Erste nur Ein Manuscript zu hören haben! Übrigens fange ich an, neugierig zu werden auf diese Aphra Behn, und ich bin's zufrieden daß sie so bald als möglich komme! —

———

*) Burnet, History of my own time. Vol. I. pag. 188.

**) Ebendaselbst.

2. Die Vorlesung.

König Karl welcher sonst die königliche Gewohnheit hatte, sehr viele und sehr gnädige Versprechungen zu geben, aber sehr wenige von diesen zu erfüllen, König Karl hielt diesmal in der That Wort. Demgemäß versammelte sich am nächsten Abend in den Gemächern der schönen Barbara von Castlemaine eine glänzende Gesellschaft. Der höchste Adel, ja selbst die stolzesten und tugendhaftesten Damen verschmäheten es nicht bei diesen Soiréen der königlichen Geliebten zu erscheinen und Derjenigen ihre Ehrfurcht zu bezeigen, welche, wenn auch nicht den Titel, doch die Macht einer Königin besaß, und deren gnädiges Lächeln oder unwilliges Stirnrunzeln bedeutender und gefährlicher war als das des Königs selber, denn man wußte sehr wohl daß Barbara immer herrschte und regierte, der König aber nur dann, wenn Barbara es ihm erlaubte. —

Heute Abend also hatte es der königlichen Geliebten gefallen, statt der rauschenden Feste, statt der üppigen Orgien, eine geistreiche und streng tugendhafte Soirée zu geben. Wir wollen diesen hocherlauchten Ladies, und diesen tugendhaften Herzoginnen welche mich im Herzen verwünschen, während sie sich bis zur Erde vor mir neigen, wir wollen ihnen zeigen daß wir nicht blos lachen, sondern auch ernst und geistreich sein können! sagte sie; wir wollen Ihren Lordschaften, die bei jedem zweideutigen Wort sittsamlichst erröthen, und dadurch höchst unzweideutig ihr sehr gutes Verständniß der leisesten Anspielung beweisen, heute die Mühe solchen Erröthens ersparen, und statt einer Laïs heute Abend einmal eine Aspasia sein. Heute gibt es daher keine griechischen Kleider, und keine Saturnalien. Wir haben gestern die bacchischen Mysterien gefeiert; es wird daher sehr klug sein, wenn wir heute einmal vernünftig sind. Gebt mir also ein dunkles Gewand, ich will mir das Ansehen einer Matrone geben, und selbst der kühnste Wüstling, ja George Villiers sogar, soll vor meinem reinen und ernsten Antlitz, und vor dem höchst keuschen und tugendhaften Ausdruck meines Gesichtes zurückbeben!

Die schöne Barbara erschien in der Gesellschaft in durchaus sittsamer und einfacher Kleidung, aber selbst ihre heftigsten Neiderinnen mußten gestehen daß sie niemals schöner und bezaubernder gewesen als in diesen dunklen enganschließenden Gewändern, welche die Frische und Zartheit ihres reizenden Angesichtes und die Schönheit ihrer Gestalt nur noch mehr hervortreten ließen. — Neben Barbara sah man eine junge Fremde eben so sittsam gekleidet, eben so schön, aber in ganz anderer Weise. Ihre Schönheit hatte zugleich etwas Ernstes und Imponirendes, es lag etwas zugleich Stolzes und Kaltes in ihren Blicken; es schien, diese festgeschlossenen, feinen Lippen hätten niemals gelächelt, und auf dieser hohen Stirn könnten immer nur ernste und kühne Gedanken thronen. Der seltsame Contrast dieses Ernstes und dieser imposanten Ruhe mit der großen Jugendlichkeit dieses schönen Antlitzes machte einen bezaubernden Eindruck, und Jeder fragte in gespannter Erwartung nach dem Namen dieser schönen, so räthselhaft imponirenden Erscheinung.

Barbara aber führte sie gerade zu dem Sessel hin auf welchem der König saß.

Sire, sagte sie, ich stelle Ihnen hier meine Freundin vor, die Dichterin Aphra Behn. Ich empfehle sie Ihrer Gnade, und für jedes Zeichen derselben werde ich Ihnen danken als ob es mir geschehen. Zudem ist Mistreß Aphra Behn eine nahe Verwandte meines Hauses —

Und auch des meinen, unterbrach sie Buckingham, indem er näher trat. Wir Beide, Sire, die Gräfin Castlemaine und ich, wir werden also das Recht haben, unsere schöne Cousine so lange zu beschützen, als es ihr gefällt unseres Schutzes zu bedürfen.

Um Aphra's Lippen spielte ein stolzes und verächtliches Lächeln, aber sie erwiederte nichts.

Ah mein lieber George, sagte der König, wer unter dem Schutze der Musen steht, bedarf unser nicht, und es ist daher nicht die Dichterin welche um unsere Gnade zu bitten hat, sondern wir um die ihre. Die Könige bedürfen der Dichter.

Und die Dichter bedürfen der Könige! sagte Aphra mit ihrer sonoren wundervollen Stimme. Sie bedürfen so sehr der Könige daß sie in der Republik sterben und zu Grunde gehen!

Nichts von Republiken jetzt! sagte Barbara. Du hast mir versprochen uns vorzulesen, und der König hat seine Zustimmung gegeben. Lesen wir denn! —

Man setzte sich, und Aphra las. Es lag ein wunderbarer Zauber in ihrem Ton, in ihrer ganzen Erscheinung; ihre Stimme klang Anfangs schüchtern und leise, allmälig erhob sie sich mehr, von der Gewalt ihrer innern Erregung getragen. Mit einem süßen Beben las sie Anfangs Oronooko's Namen, und eine Purpurröthe übergoß dabei ihre Wangen. Das machte sie reizend schön, und der König flüsterte der neben ihm sitzenden Barbara zu: Ich wette, sie hat den Prinzen Oronooko geliebt!

Gewiß, denn sie hat so viel um ihn gelitten, sagte

sie, und man liebt am meisten Den, um welchen man leidet! Aber lassen Sie uns hören, Sire!

Aphra las immer weiter; ihre Augen glühten, ihr Busen wogte, sie empfand jedes Wort, sie durchlebte noch einmal jeden Moment der Vergangenheit, ihre Augen schossen Flammen; wenn sie Bannister's erwähnte, dann klang ihre Stimme wie ein Donner und über ihr Antlitz zuckten die Blitze eines königlichen, erhabenen Zorns. Es war nicht mehr eine Vorlesung, sondern eine Darstellung, eine dramatische Scene; in gespannter Erwartung, athemlos lauschend saß der König, und in den Augen der Damen sah man Thränen blinken bei dieser so einfachen und so rührenden Erzählung von Oronooko's und Imoindens Liebe. Diese Liebe hatte Aphra in bescheidenem Selbstvergessen zum Mittelpunkte ihres Buches gemacht, sich selber kaum erwähnend und dennoch wußte und sah Jeder an der Gewalt ihrer Bewegung, an dem Ton ihrer Stimme, an dem Leuchten ihrer Augen, daß sie ihn grenzenlos geliebt, und grenzenlos um ihn gelitten. Es war ein süß verschleiertes Geheimniß das doch durch jedes Wort ihres Buches verrathen ward und nur dazu geeignet war, noch mehr Interesse für die Dichterin zu erregen.

Stunden vergingen, und immer noch hörte man Aphra mit derselben gespannten Aufmerksamkeit zu. Es war dies eine ganz neue, niemals dagewesene Erscheinung. Der üppige, nur in rauschenden Festen sich begeisternde König und sein Hof waren heute wie bezaubert; es war gewissermaßen der Contrast dieser Dichtung zu der schwelgerischen und wüsten Gegenwart, welcher sie Alle entzückte. Es war ein Ausruhen von den stürmischen Festgelagen, eine süße Idylle inmitten der rauschenden Weltfreuden, es war als ob man einen Moment den glänzenden Ballsaal mit seinen trüben Dünsten, seiner erstickenden Hitze und seinem künstlichen Lichtglanz verlassen hätte, um in der Frische und Kühle der Natur unter dem Sternenhimmel Gottes Athem zu schöpfen und auszuruhen in der Stille und dem Frieden der Schöpfung. Man war es so sehr gewohnt nur die leidenschaftliche und glühende Sprache der üppigen und aller Tugend entarteten Liebe zu vernehmen, daß man jetzt mit einer Art wehmüthigen Erstaunens dieser Erzählung von einer so reinen, naturvollen und heiligen Liebe zuhörte. Die zügellosesten Schilderungen, die wollüstigsten Bilder würden sie nicht überrascht haben, aber diese keusche und züchtige Liebe rührte sie, weil sie ihnen fremd, weil es neu war, inmitten dieses glänzenden und verbuhlten Hofes eine solche Sprache zu vernehmen. Zudem lag in Aphra's Wesen etwas Bezauberndes, Hinreißendes, ihr ganzes Antlitz flammte und leuchtete. Sie hatte ein Gefühl als erfülle sie in dieser Stunde eine Mission Gottes, und sie sagte zu sich selber: „Das Denkmal für Oronooko ist vollendet, und ganz England wird es sehen, und bewundern!“ Aber je mehr sie sich dem Schlusse näherte, desto gewaltiger ward ihre Bewegung; sie vermochte kaum noch zu lesen, ihre erbleichenden Lippen sträubten sich diese Qualen welche Oronooko gelitten, auszusprechen, ihre Augen sprühten Flammen, und plötzlich ganz hingerissen, ganz überwältigt von ihrer innern Zornesgluth, ließ sie das Buch ihren Händen entsinken, und sich bleich und stolz emporrichtend sagte sie mit ernster und feierlicher Stimme: Sire, Oronooko ist gemordet worden, und sein Mörder lebt noch. Er lebt, geehrt und gefürchtet als Euer Statthalter in Surinam. Sire, dieser Mord schreit um Rache, und dieses Blut muß gesühnt werden! Ich fordere die Bestrafung Bannister's!

Und ich gewähre sie! sagte der König, Bannister soll nach England zurückgerufen werden, und wehe ihm, wenn er sich nicht vertheidigen kann? Die Dichterin Aphra Behn aber möge ihrem König erlauben daß er ihr dankt für diesen neuen und seltenen Genuß, welchen sie uns gewährt. Wahrlich, hätte ich nicht dieses beneidenswerthe Glück, König von England zu sein, dann möchte ich wohl Oronooko gewesen sein, — nicht der gemordete, sondern der von Imoinda geliebte Oronooko! Aber ich fürchte, wir Alle, meine Herren, würden die Liebe eines solchen Engels nicht verdienen! Wir sind Barbaren und Vandalen, wir weiße Männer gegen diesen schwarzen Helden! —

Du hast Dein Glück begründet, sagte Barbara, als sie mit Aphra einen Moment in einer Fensternische stand, während um sie her die Gesellschaft in buntem Geschwirr auf- und abwogte. Der König ist entzückt von Deiner Vorlesung, und demzufolge schwimmt der ganze Hof in einem Meer von Bewunderung und Anbetung. Schon nennt man Dich hier eine zweite Sappho, die erste Dichterin der Welt. Man wird uns Beide nennen dereinst, Dich und mich. Meinen Namen wird man mit Fluch bewerfen; die Mädchen werden ihr Antlitz verhüllen, wenn sie in den Büchern der Geschichte von einer üppigen und lasterhaften Maitresse lesen, und dann werden sie sich trösten und sagen: „es gab aber in jener Zeit auch edle und erhabene Frauen welche für die Tugend glühten, und die edle und heilige Liebe verherrlichten! Eine solche Frau war die Dichterin Aphra Behn!“ Du wirst berühmt sein, und ich —? Ach Aphra, diese Leute welche mich

verwünschen und meinen Namen schon jetzt mit Abscheu nennen, sie wissen nicht, wie viel ich leide inmitten dieses prunkvollen und glänzenden Lebens, welch' eine tödtliche und vernichtende Langeweile mich verfolgt bei all diesen Festen und Gelagen. Ich suche sie zu übertäuben, mit immer neuen Festen sie zu ersticken, es ist vergebens! Die Langeweile bleibt; sie verfolgt mich selbst in den Armen des Königs, dessen Liebesbetheurungen mich mit Überdruß und Abscheu erfüllen. Mein Gott, ich weiß alle seine Schwüre, seine Liebesworte auswendig, es ist immer das alte Lied, immer derselbe Strom des Entzückens, und es ist so langweilig, immer dasselbe Entzücken, dieselbe Bewunderung zu erregen, immer gewiß zu sein, geliebt zu werden. Und dann dieser Hof, wie fade, wie geisttödtend und erbärmlich das Alles ist! Wenn ich jetzt zu diesen Herrn da, welche ganz begeistert von Deinem Buche sprechen, hintrete und zu ihnen sage: nicht wahr, das ist herrlich? dann werden sie als mein niemals fehlendes Echo schreien: „es ist herrlich!" Und wenn ich ihnen dann heimlich zuflüstere: „dies ist nur Scherz, und eigentlich finde ich dies Buch entsetzlich!" dann werden sie mir wiederum Recht geben, und schreien: es ist entsetzlich! Und wenn ich lache, dann werden sie lächeln, und wenn ich meine Stirn in Falten lege, dann werden sie ernsthaft sein! Oh mein Gott, es ist ein verächtliches Geschmeiß, dieses Hofgesinde, und ich habe oft ein Gefühl, als möchte ich sie mit Füßen treten, diese erbärmlichen Memmen und Sklaven welche nicht einmal den Muth haben, die bezahlte Buhlerin eines Königs zu verachten, sondern ihr huldigen wie einer Königin! Ach, Aphra, ich war doch glücklicher, als ich noch um meinen Gatten weinte! Ich glaube, es ist sehr schwer, glücklich zu sein!

Aphra legte ihre Hand auf Barbara's Schulter, und sah ihr tief in die Augen. Weißt Du, flüsterte sie, weißt Du, wann man glücklich ist? Wenn man auf alles Glück verzichtet hat, wenn man die Welt verachtet, und deshalb kein Mittel scheut ihrer Herr zu werden; wenn man die Menschen haßt, und Niemanden traut, und endlich, Barbara, wenn man eine solche Mission zu erfüllen hat, wie wir sie uns gelobt haben. Gedenke unseres Bundes! Es gibt so viele Frauen welche leiden; wir wollen sie zu uns heranziehen und sie trösten. Es gibt keinen Mann welcher nicht gegen irgend eine Frau gesündigt hätte; wir wollen daher Rache nehmen an allen Männern, wir wollen für Alle die Judith sein, welche den Holofernes erschlug, nachdem sie ihn geküßt hatte. Und ich, Barbara, ich will nicht besser sein als Du. Was kümmert mich die Welt! Ich verachte sie. Was frage ich nach dem Urtheil der Menschen! Es ist ein lügnerisches Ding, es hat Helden an's Kreuz geschlagen und Engel zu Dämonen gestempelt, es hat Verbrecher auf die Throne der Welt gehoben und Wüstlinge zu Heiligen gemacht. Ich lache über das Urtheil der Welt, und ich will es mit Füßen treten! Du sagst, ich werde berühmt werden als Dichterin. Oh wie Du irrst! Die Männer, und die Weiber, die werden dafür sorgen daß dies nicht geschieht. Die Männer werden meinen Namen mit Schmuz bewerfen, weil ich es gewagt habe in ihre Reihen zu treten, und meinen Antheil zu fordern an dem Leben des Geistes, und wenn ich lebte wie eine Heilige, so würden diese kleinlichen und neidischen Weiber kommen, und sagen: das ist ein entartetes Weib! eine Frau welche keine Kinder gebiert, sondern Bücher schreibt, eine Frau welche die freche Anmaßung hat, mehr sein zu wollen als wir, und sich mit ihrer Feder in der Hand über uns zu erheben, die wir das heilige Scepter des Haushaltes führen, und unsern Männern alljährlich ein Kind gebären! Schande über dieses entartete Weib!" Siehst Du, so werden die Tugendhaften sprechen, und indem sie mich verdammen, werden sie sich um so reiner fühlen!

Kaiser Franz, Erzherzog Karl, Erzherzog Johann.

(Nach Hormayr's hinterlassenem Fragment.)

— Man kennt in der Geschichte der Republik Venedig das alte verhängnißvolle „Löwenmaul." Nach diesem Leu- und Lügenmund wurde vom Dogenpalaste aus die venezianische Welt regiert. Gleich geheimnißvoll und gleich einflußreich für die Welt war in der Kaiserburg zu Wien das **Chiffrekabinett**. Die Stallburg heißt das Viereck des kaiserlichen Palastes, das auf den Josephsplatz hinausgeht. In dieser Stallburg befand sich das kaiserlich königliche schwarze Gemach in welchem alle Pariser und Neapolitanischen Adepten der Diplomatie beschäftigt wurden, um die Geheimnisse der Welt zu entsiegeln und zu entziffern. Die dummgläubige Welt die noch an das Heiligthum privater Briefe glaubte, wurde von dort aus nach ihren eignen Geständnissen und Geheimnissen regiert, gleichviel ob diese Geheimnisse sich von Freund zu Freund in traulichem Briefwechsel enthüllten, oder sich denunciatorisch freiwillig und im gebotenen Dienst darboten.

Dem politischen Jesuitismus war so wenig wie weiland dem religiösen irgend etwas vor Gott und Menschen heilig und unantastbar. Allabends regelmäßig gingen die Posten aus der Kaiserstadt ab, hatten aber über Nacht noch Zeit genug um die heimlich abgelieferten Felleisen auf den nächsten Stationen nachträglich wieder in Empfang zu nehmen. Und das geheime Briefentsiegelungssystem war über ganz Deutschland verbreitet, hatte zu Frankfurt im Deutschen Hause, zu Eisenach, diesem Knotenpunkte des Postverkehrs zwischen deutschem Norden und Süden, Osten und Westen, seine postalischen Tochterlogen im Dienste des Staatskanzlers. Die Turn- und Taxische Reichspost ist aus alter germanischer Treue und Zugehörigkeit zu Kaiser und Reich allerwegen gut östreichisch gesinnt gewesen.

Hormayr schildert uns dieses Postlogenwesen in seinem nachgelassenen Fragment „Kaiser Franz und Metternich.“ Metternich war auch hier weniger der Schöpfer als nur der Vollender des Systems altöstreichischer geheimer Polizeiwirthschaft. Hatte doch schon die glorreiche Maria Theresia, die deutsche Hausmutter auf dem Throne der Habsburger, ihre geheimen Kabinettstündchen gehabt, wo sie aus rein tugendhaftem Gelüst, aber mit der Laune einer Allherrscherin vor Gott, sich aus den Herzenswinkeln der Menschen die stillen Sünden der Familien erlisten ließ. Sie löste und schmiedete Ehebündnisse nach den verschämten Enthüllungen im Boudoir und Ehezimmer; ihrer Keuschheitscommission war Vollmacht ertheilt sich in alle Heimlichkeiten der Familienhändel zu mischen. Nach solchen Mittheilungen dieser deutsch gemüthlichen Hermandad ward hier ein Opfer gewaltsam in's Kloster gesperrt, dort mit List unter Androhung der ewigen Höllenstrafen zur Ehe gezwungen, und diese patriarchalische Despotie über Eltern und Kinder, diese fromme Tyrannei aus pedantischer Tugend und Prüderie war nicht denkbar ohne Entweihung brieflicher Heiligthümer. Wenn Kaiser Joseph Tyrann aus edelstem Liberalismus wurde, so war seine erhabene Mutter, das Muster deutscher Ehrbarkeit, von ihrem hohen Sessel der Allmacht herab Despotin aus Keuschheit, aus Tugend und Frömmigkeit.

Kaiser Franz war schwerlich blos aus Liebhaberei ein guter geschickter Siegelfabrikant. Er schnitzte Kästchen in seinen Erholungsstunden, er liebte Fitzangel, Leimruthe und Vogelheerd. Wie stark er im Stillen beim Angeln und beim Vogelfang zugleich an dem Gedanken sich letzte, in jedem Fisch, in jedem Vogel den er fing, symbolisch einen Menschen zappeln zu sehen, ist ungewiß. Ob er die Kästchen die er schnitzte, am liebsten en miniature in Form von Zellen leimte, wie sie der Spielberg in Glied und Reihe aufzuweisen hatte, das bleibt der Seelenkunde zu ermitteln überlassen. Wohl sagte man sich in Wien, er habe in einem seiner geheimen Kabinette die Modelle aller seiner Staatsgefängnisse, und in seinen alten Tagen habe sein liebstes Spiel darin bestanden, mit Puppen von Holz diese Zellen zu bevölkern. Ein genaues Register über alle Opfer seiner Staatsinquisition zu führen, gehörte zu seinen gewissenhaftesten Bußübungen. An jeder Zelle sprach er wie an einem Rosenkranzkügelchen sein Gebet. Und den Siegellack den er höchst eigenhändig fabricirte, wußten wenigstens seine Emissäre im Chiffrekabinett sehr gut zu behandeln. Wie sollte der absolute Monarch der zur Siegelung privater Geständnisse gern das Wachs lieferte, nicht auch das dämonische Lüstchen befriedigt haben, das fremde Wachs zu entsiegeln, um hinter die Meinung der Welt zu kommen? Wer die öffentliche Meinung mit Henkerschwert unterdrückt, muß um so mehr im Stillen vor der heimlichen Meinung der Welt zittern. Hormayr erzählt uns nichts davon; er schiebt die Sünden des Chiffrekabinetts in der Stellburg zu Wien alle der Staatsweisheit seines Großveziers Metternich in die Schuhe. Hormayr gibt uns aber zum Bilde des Kaisers andere Züge die eben so „malerisch“ sind. Kaiser Franz, sagt er, war weit kälter und härter als Metternich. Im Gnadenfach bin ich eben kein Christ! da ist der Metternich weit milder! sagte er oft, wenn er mit seiner trockenen Miene, mit seinem langen hungerigen Gesicht ein Todesurtheil unterzeichnete. „Franz konnte, sagt Hormayr, gegen Diebe und Mörder, ja (wo Joseph unerbittlich und grausam war) gegen Staatskassenangriffe barmherzig sein; nur gegen politische Verbrechen oder Vergehen, gegen Verachtung seiner Person, Legitimität, Absolutismus und Ungehorsam war er, wie es manche alte Betschwester von Königen in Sacrilegienfällen oder Verunehrungen der Bilder gewesen, unerbittlich und der eigentliche persönliche Rächer seines droit divin, das wohl kein Fürst persönlicher genommen: — ein wahrer Ludwig XI., kaum etwas verwässert und gemildert nach den Sitten und der Empfindung der neuesten Zeit.“ — „Von seinem droit divin hatte Kaiser Franz einen so hohen Begriff daß er zwischen sich und dem ewigen Vater im Himmel trotz aller Scheinheiligkeit höchstens einen Unterschied zugab, etwa wie der selige Bundestag zwischen Erlaucht und Durchlaucht.“ — In der That, die lombardische Amnestie konnte Metternich bei Lebzeiten des Kaisers Franz in Mailand nicht durchsetzen. Nur auf seinen Tod wurden die unglücklichen Gefangenen von ihren Kerkermeistern vertröstet. Zuletzt regierte Franz nur durch die Polizei, und hätte füglich, wie Tiber, über seine Kabinettsthüre setzen können: je kühner der Angeber, desto sicherer wird er sein! (quo quis audacior et distinctior accusator, eo magis tutus et quasi sacrosanctus erit). Bei seinem Regierungsantritt hatte Franz alle anonymen Denunciationen ungelesen verbrennen lassen. Bei seinem Tode waren sie das theuerste Besitzthum des Kabinetts, und ein „Jammerpudel“ der wichtigste Mann; — derselbe dessen Namen die ohnmächtigen Spötter in Wien zertheilten um mit jeder Sylbe einen Hund damit zu benamsen.

Kaiser Franz war tugendhaft, sagt man. Ein Zug der Ehrbarkeit in seiner sittlichen Haltung erinnerte an die glorreiche Theresia. An Metternich war ihm der der schönbeschwingte Flattersinn des Cavaliers, die Schmetterlingsjägerei des Dandy zuwider. Er war was man „ekel“ nennt in Anstand und Moral; eine gewisse sublime Beschränktheit des östreichischen Philisters in ihm ist fast rührend. Auch Bescheidenheit mischte sich

in seinen klugen Blick mit welchem er sich und Andere richtig faßte. Hormayr schreibt: „Über die bis zum Ekel gefeierte Anpreisung seiner Güte und Gerechtigkeit mußte er in der Stille oft selbst lächeln und machte darüber manchen Sarkasmus vom gediegensten Witz. Es hatte dieser Fürst alle und jede Erbsünden seines Hauses an sich, ohne daß noch Jemandem eingefallen wäre, ihm auch die schönen Seiten, die unwiderstehliche Ritterlichkeit, Heiterkeit und Kühnheit des ersten Rudolf, den romantischen Aufschwung des ersten Max, die Seelenreinheit und Duldung des zweiten Max, den Lichtblick und das Wohlwollen beider Josephe, oder die wahre Gottesfurcht seiner in Allem wahren und grandiosen Ahnfrau Theresia beizumessen, inmitten des Meeres von absolutistischer Lobhudelei! Kleinlich und unwahr ist er durchgehends gewesen. Er hielt es für Staatskunst daß man ihn immer für etwas Anderes halte, daß man ihn immer anderswo suche und besonders lieber eine geringe Idee von ihm hege als ihn errathe und durchschaue."

Kaiser Franzens Eifersucht gegen seine begabteren Brüder, namentlich gegen Karl, hat über Östreichs Geschick viel Ungemach gebracht! Dieser Argwohn der Habsburger unter einander war schon zwischen Joseph und seiner Mutter verhängnißvoll gewesen. Joseph fühlte sich, er wollte kämpfen, er wollte sich mit dem von ihm vergötterten Meister der Schlachten, mit Friedrich von Preußen, messen. Das Heer das man ihm endlich anvertraute, hatte geheime Gegenbefehle für alle seine Schritte die von Entscheidung werden konnten. In dem obersten Kriegsrathe ist jeder Zeit das Geheimniß zu suchen, wenn Östreichs Heere bei so viel Volkskraft und Soldatenbravour in ihrem besten Enthusiasmus für Thron und Reich dem Feinde von außen gegenüber ohnmächtig blieben. Nur gegen innere Feinde, gegen Aufruhr nicht blos, sondern auch gegen jede andere politische Meinung war Altöstreichs Gesetz rasch im Vollziehen, wie jetzt in den Händen eines Windischgrätz.

Über den Sieger von Aspern liefert uns Hormayr's Nachlaß ganz parteilos richtige, einfache und um so sichrere Aufschlüsse. Erzherzog Karl der der Held Deutschlands, der Mittelpunkt des deutschen Nationalaufschwungs in der Befreiungszeit hätte werden müssen, wofern es in deutschen Dingen ehrlich deutsch wäre zugegangen, war doch zugleich bei allem Wurf zu heroischer Größe ein zaghaft ängstlicher Östreicher, den die alte Satzung knechtete, die Eifersucht des kaiserlichen Bruders lähmte, und dem bei allem Beruf zur Führung der großen Sache die stetige Zuversicht zu sich selber fehlte. Achtunddreißig Jahre alt legte Erzherzog Karl, der Sieger auf den ganz Deutschland mit Herzklopfen blickte, das Kommando plötzlich nieder, nachdem er in dem halben Jahre seines Kriegsministeriums das Heer Östreichs umzuschaffen begonnen. Hier war angeborner Kriegergeist, persönlicher Heldenmuth der zu manchen wahrhaft Plutarchischen Schlachtenmomenten führte, Liebe für die Soldaten und deren Begeisterung Hand in Hand verbunden mit tiefem Sinn für Bildung des Geistes, eifrigster Sorge für die barbarisch vernachlässigte wissenschaftliche Kultur. Karl war der Mann um eine neue Epoche für Östreich hervorzurufen, wie er für ganz Deutschland das Signal werden mußte zum allgemeinen nationalen Aufstand. Aber der alte Fluch Östreichs, ein Gemisch von Jesuitismus und Pedanterie, legte sich auf den Heldenarm und Deutschlands aufgehende Sonne blieb hinter Nebeln gefangen. — Hormayr gibt ihm als Feldherrn nur den Rang eines trefflichen Divisionsgenerals. Der April 1809, sagt er, habe ihn auf immer aus der freilich kleinen Reihe wirklich großer Heerführer ausgeschlossen. „Bei Aspern siegte der Heldenmuth des gemeinen Mannes über die Ideenarmuth der obersten Leitung; in der gedruckten Disposition zur Schlacht wäre es schwer etwas anderes zu entdecken. Aspern war nur ein parirter Stoß, eine negative Metzelei ohne alle Folgen, nur durch Beihülfe der Donau. Nach dem Siege war an einen Übergang nach Linz, an eine neue Schlacht im Heere Karls nicht zu denken!" — Der complimentöse Bettelbrief den der Erzherzog nach der Schlacht bei Wagram an Napoleon schrieb, kommt auf Rechnung der geschmacklosen Courtoisie in welcher sich oft genug die Östreicher gefallen. „So ist das Volk! schrieb Napoleon an Davoust, was soll ich auf das Geschmiere antworten? Beim ersten Hoffnungsstrahle gleich wieder voll Übermuth und Hoffahrt, und im ersten Unglück wieder kriechend und feig." — Auf St. Helena sagte Napoleon, der Erzherzog Karl bleibe doch der größte Feldherr den die Östreicher gehabt, trotz der großen Fehler die er begangen.

Hormayr's Buch ist reich an Blicken und Blitzen auch auf andere Gestalten jener Zeit Östreichs. Fürst Johannes Liechtenstein, der Magister Equitum im Heere Karls, steht als ein prächtiger Reitergeneral vor uns, Fürst Schwarzenberg als ein edler, wahrhaft christlicher Ritter, zugleich in Führung des Kommandos über die Truppen der Alliirten als ein wahrer Erzmärtyrer, der bei Metternichs zeitgewinnender Unentschlossenheit an die heillosesten Bedingungen geknechtet war. Friedrich von Gentz heißt im Buche der „piasterdürstende Turkophile."

Rein und unsträflich, eine liebenswürdige Gestalt voll Einfalt und fester Treue, geht aus dem Hexentiegel der Hormayrschen Kritik — Erzherzog Johann hervor. Jede Spur von Vorwurf und Argwohn schwindet, sieht man wie hier eine edle, aber scheue, zarte Natur dem östreichischen Verhängniß erliegen oder lautlos resignirend sich zurückziehen mußte.

Bücher für kleine und große Kinder.

— Mit der Weihnachtszeit rücken in bunter Menge Bücher für kleine und große Kinder heran. Im Verlage dieser Blätter erschien eine ganze Reihe solcher Gaben: Ludwig Bechstein's Mährchenbuch in einer sehr wohlfeilen und in einer Prachtausgabe mit 10 Stahlstichen, Hugo Bürkner's deutscher Jugendkalender mit Holzschnitten nach Originalzeichnungen von Dresdner Künstlern, das Abcbuch für kleine und große Kinder mit Erzählungen und Liedern von R. Reinick, Singweisen von Ferdinand Hiller, ebenfalls mit Zeichnungen von Bendemann, Ehrhardt, Hübner, Ludwig Richter und andern Dresdnern, Reinicks Wurzelprinzessin, die Schwarze Tante, ein neues Mährchenbuch, u. a. Das Richter-Album, eine Sammlung von Blättern dieses anmuthigen Zeichners, gehört auch zu dieser Reihe geschmackvoller Weihnachtsgaben, als deren Perle sich aber das bei G. Wigand erschienene Passionsbüchlein empfiehlt. Diese Illustration der Evangelien und Leidensgeschichte, das Ergebniß vierjähriger Arbeit unter Mitwirkung der gefeiertsten Dresdner Maler, ist in jeder Hinsicht ein kleines Meisterstück der typischen und der zeichnenden Künste. In den Bildern aus der Geschichte des Heilandes verräth sich die ganze Innigkeit und Zartheit der Düsseldorfer, Bendemann und Hübner; die Arabesken am Rande sammt Initialen des Textes wetteifern in Glanz und Sauberkeit mit den gerühmten Leistungen alter germanischer und byzantischer Kunstfertigkeit.

Bei Lorck in Leipzig erschien eine neue Sammlung von Andersen's Märchen, ein starker Band mit 112 Illustrationen nach Zeichnungen von Pedersen, in Holz geschnitten von Ed. Kretzschmar, eine sehr anmuthige Gabe zum Feste.

Ein Buch der Kindheit, von Bogumil Goltz (Frankfurt bei Zimmer) führt uns zu Betrachtungen über die Vorstellungsweise der Erwachsenen über die Kinderwelt. Wir lassen hierüber Betrachtungen aus der Feder einer Frau folgen.

= Hr. Bogumil Goltz gibt uns auf 500 Seiten Erinnerungen aus seiner Kindheit. Er kann des Seufzens kein Ende finden, daß er seine Kindheit verloren. Lieber Himmel, das ist nun so der Welt Lauf! Aus Kindern werden Leute, und wer nicht alt werden will, sagt ein altes Sprichwort, der muß sich jung hängen! Es denkt gewiß Jeder gern an seine Kindheit zurück; sie aber als ein goldenes Zeitalter zu preisen, ist, oberflächlich genommen, sehr altmodisch, genauer genommen sehr unwahr. Die Kinderzeit hat ebenso ihre Plagen wie jedes spätere Alter! Das Kind weint, wird ihm ein Spielzeug weggenommen, ebenso heiße Thränen wie der Erwachsene beim Abschied Geliebter; und einen Klapps auf's Händchen empfindet der kleine Mensch ebenso schmerzlich wie der Große die Schicksalsschläge. Je härter uns diese treffen, desto schmerzloser und süßer freilich erscheint unserer Erinnerung jene Zeit in der es nur materielle Hiebe setzte. Die Kindheit ist also wohl nur ein Glück der Erinnerung. Herr Bogumil Goltz denkt nicht so; er wird nicht müde uns zu erzählen wie glücklich er als Kind gewesen. Die Welt erschien ihm wie ein Feengarten, in welchem er alles bewundernd wonnetrunken einherging. Er trank aus Allem Balsam; selbst kräftige Prügelsuppen mundeten ihm trefflich, gewiß ein seltner Fall! Des Verfassers Gedächtniß ist aber lange nicht so treu als er glaubt, es spielt ihm den Strich, Gedanken die er erst gestern hatte, seiner Kindheit in die Schuhe zu schieben. Hören wir wie der Verfasser als Kind empfunden hat! „Ich war ein lebhafter Junge und kein Kopfhänger; aber das Wunder des Daseins machte mich immer wieder nachdenklich, träumerisch und wie berauscht! Es war eine heilige Lebensinbrunst die mit mir als mit einem prophetisch Verzückten ihren himmlischen Spuk trieb; ich liebte das Leben in mir selbst wie in aller Creatur, ich mußte zu Zeiten stille stehn und mich betasten, mich im Quell bespiegeln und dann jauchzen daß auch ich existirte, daß ich lebendig war, und dann warf ich mich auf die Erde und küßte sie als die Allmutter, die all das Leben mit den Elementen zeugte und ernährte." Später heißt es: „Im vollen Frühjahr und im Sommer nahm ich Wiesen, Gräser und Kräuter so mehr wie eine Sache, deren Vergnüglichkeit sich von selbst verstände und mit der man sich ganz unbefangen Du auf Du abgeben dürfe; aber unmittelbar nach Winterabschied und im ersten Frühlingswehen wußte sich meine den Jahreszeiten und den Naturprocessen obligat erschaffene arme Seele vor all dem sprossenden Leben kaum einen Rath. Es war mir dann als läge ich mit all dem Frühlingstrieb und Drang zugleich in Wehen und Wochen, nur die Naturkräfte, die Lebensprocesse in den Pflanzen und diese selbst, wurden mir dann zu eben so vielen Personificationen und geheimnißreichen Wesen, die meine scheue Ehrfurcht und Anbetung forderten, mit denen irgend familiär umzugehn eine Unheiligkeit und Sünde wider die Gottheit und Natur war, und ich erschaute in solcher Stimmung den Schatten Gottes, der durch die Natur geht, wie es Linné nennt."

Sind das nun Empfindungen eines Kindes? Wie wird uns denn? Das Kind hat eine Brille aufgesetzt und es ist ihm ein langer Bart gewachsen; so eben ist es Professor geworden! Dann freilich, lieber Kleiner, haben Sie ein Recht, mit solchen Empfindungen in die Wochen zu kommen! Bei alle dem jammert Hr. Bogumil über die jetzigen entarteten, überkünstelten Kinder! Mein kleiner Bube antwortete kürzlich auf die Frage des Lehrers, wozu der liebe Gott das Gras wachsen lasse, ganz frisch: „damit sich die Kinder recht darauf wälzen können!" Ich frage ob das nicht naturwahrer ist, als wenn der kleine Bogumil Goltz sich scheut mit Gräsern und Pflanzen auf Du und Du zu stehen? Warum zwängt der Verfasser eine

Menge philosophischen Krimskrams in ein Buch der Kindheit? Konnte er nicht seinen altgewordenen Menschen so lange loswerden um uns einige naturwüchsige und getreue Bilder aus der Kindheit zu geben? Wie gern hätten wir uns an solchen erquickt, in Zeiten wo man jeden Tag wenigstens um ein Jahr älter wird!

Ätzbilder aus Frankfurt a. M.

— Während wir unsern Lesern in gegenwärtiger Lieferung der Europa ein drittes Ätzbild vorlegen, hat der Griffel unseres erfindungsreichen Künstlers auch ein zweites Heft seiner größeren Radirungen geliefert. Das neue Heft dieser Ätzbilder (Leipzig, bei Rocca) bringt drei Blätter aus dem politischen Leben der Deutschen in Frankfurt. Nr. 1 zeigt uns das Ministerium der Gegenwart. Der Humor des Zeichners denkt sich die Kämpfer der Zeit sehr jugendlich, als Knaben, aber mit fertig gealterten, fast greisenhaften Gesichtern. Eine bunte Gruppe kleiner kurzer Gestalten macht wie ein Rudel lustiger Bursche hinter Gagern Queue, sich hinter ihm postirend, an seinem Rockschoß Halt suchend, aber zum Angriff fertig, während der Führer sich rückwärts stemmend sie mit aufgehobenen Händen beschwört die Defensive innezuhalten. Fürst Leiningen und Heckscher, aus der Gruppe gedrängt, liegen im Getümmel ausrangirt am Boden. Mit der Geberde des Grimms, mit gekrallten Händen und Blicken der Wuth stürzt Vogt, der Naturbursche, auf die geknäulte Gruppe ein, aus welcher Schmerling mit der Pantomime des herausfordernden Spottes sich über Gagern hinweg hervordrängt. Hinten im Grase sitzen Dahlmann und Herrmann, um den activen Streit unbekümmert, ihrer doctrinären Discussion harmlos hingegeben.

Nr. 2 entwickelt uns ein Ministerium der Zukunft. Der joviale Künstler hat versäumt uns in diesem Ministerium einen Premier aufzustellen. Oder ist es der Demokratie der Zukunft angemessen, auch in Führung der Portefeuilles keinen „Ersten“ zu dulden? Oder soll Hr. Zitz der sich in der Mitte der Gruppe mit Schleppsäbel und Sense als Kriegsminister postirt, den Leiter und Vertreter des ministeriellen Princips abgeben? Schlöffel als Minister der Gerechtigkeit folgt ihm mit geschwungenem Dreschflegel. Itzstein als wirklicher geheimer Rath, mit Krückstock und Blasebalg unter'm Arm, lehnt sich ihm vertraulich über die Schulter. Ruge, Minister des Äußern und des Äußersten, in Schlafrock, Nachtmütze und Zopf, leuchtet ihm vorweg mit der Stalllaterne seiner blendenden Logik. Im blassen Hintergrunde schwingt der lyrische Moritz Hartmann, als Minister des Innersten, vergnüglich den Lorbeerkranz. Voran reitet Schaffrath als Ceremonienmeister das Schaukel- und Steckenpferd der Partei: die Geschäftsordnung. Vogt ist Minister des — Kultus, hält den Voltaire in die Höhe und spielt mit Kirchen Fangeball, während Simon von Trier als Friedensrichter und Vorstand der Fortificationscommission einige wesentliche Ingredienzien zu Barrikaden heranschleppt. An diese acht Gestalten schließen sich sieben andere an, so daß das Mandel voll wird. Nauwerk mit einer immerfort fließenden Brunnenröhre ist Bewässerungsinspector; Wiesner als Oberinterpellationsrath sorgt hanswurstlich für Volksbelustigung; Rösler von Öls ist Kammersänger und Vorstand der höheren Töchterschulen; Roßmäßler Professor der Dialektik; Kuenzer Bierschröter; Zimmermann von Stuttgart Oberster der Mohren und Verschnittenen; Wigard macht im tiefen Schatten mit dem Vorstwisch unter'm Arm als Stimme des Volks den Schluß und den Kehricht im verhängnißvoll lustigen Aufzug. — Unsere Volksvertreter von der linken Seite, fühlen sie sich vom Übermuth des Humors verletzt, werden sich mit Sokrates trösten müssen, der weiland von Aristophanes in der „freien“ Komödie Athens hart mitgenommen wurde. Steht doch in den „Wolken“ der Philosoph tiefsinnend an der Straßenecke, während die Schwalbe die über ihm nistet, ihm auf die in die Höhe gestreckte Nasenspitze ein unsagbares Kleckschen fallen läßt!

Nr. 3 zeigt uns auf einem ländlichen Hügel eine heilige Dreieinigkeit aus dem Volke. Vater, Sohn und — in Ermangelung des Geistes — ein hoffnungsreiches Enkelkind sitzen traut beisammen, Rache dürstend, auch sonst vielleicht dürstend, da die leere Flasche am Boden liegt. Es sind hier drei Generationen aus dem Volke beisammen, Greis, Mann und Knabe, jeder gleich sehr erfüllt vom Gefühl der Majestät des souveränen Volkes. Ihr Blick schweift gemeinsam nach Einem Ziel. Hinten im Felde wandelt, harmlos sich ergehend, ein Abgeordneter der Nationalversammlung, zweifelsohne einer von der Rechten. Die Scene spielt zur Zeit der an Lichnowsky und Auerswald verübten Lynchjustiz. Die drei Volkssouveräne auf dem Hügel ärgern sich über die Unantastbarkeit solcher Männer aus der Paulskirche. „Auch einer von dene Volksverräther!“ murmelt der Alte. — „Dem thät' ich vor mein Lebe gern eins auswische!“ grollt der Zweite. — „Wammer nur nit die verfluchtigte Preuße im Land hätte!“ jammert der Dritte.

Zur Chronik der Gegenwart.

Wien, d. 10. December.

[Ansichten eines Zurückgekehrten.]

℥ Mit mir hatten viele Tausende, die für Freiheit und Recht begeistert waren, den Gräuelscenen der Anarchie und Pöbeltyrannei den Rücken gekehrt. — War es nicht voraus-zusehen daß auf diesem Wege nur eine Gewaltherrschaft herbeigeführt, ja am Ende sogar zur Nothwendigkeit werden mußte? Durch Verbrechen entfremdet man die Besseren auch einer schönen edlen Sache, selbst wenn sie den Endzweck begreifen und ihn zu dem ihrigen gemacht haben; um wie viel mehr erst jene welche ihn nicht kannten, und nur den Vorwand der gar nicht stichhaltig war! — Die deutsche Sache fiel hier durch ihren Bund mit der Lüge und dem Verrath, mit dem Mord und Terrorismus. So befreit, so vereinigt man kein Volk; das hätte man aus der Geschichte lernen können. Wenn auch das materielle Wohl eines Volkes nicht das einzige Ziel sein darf, nach welchem die politischen Leiter desselben zu streben haben, so darf es doch auch nicht so ganz unberücksichtigt gelassen werden, am allerwenigsten sollte man es aber dem Volke als Endzweck vorspiegeln, um es zu Verbrechen aufzureizen und zu Thaten die zur nächsten Folge nur gerade das Entgegengesetzte haben können. — Das hat man aber hier gethan; man hat durch Anstiftung ewiger Unruhen systematisch das materielle Wohl des Volkes untergraben, um seine Verzweiflung zu politischen Zwecken auszubeuten, und dann hat man ihnen vorgeschwatzt, es könne nicht besser werden bis nicht die Schwarzgelben alle hingen. — Als einige unserer damaligen Minister eine etwas festere Haltung zeigten (was natürlich geniren mußte), so wurden diese, vor Allen Latour und Bach, als Diejenigen bezeichnet die am ersten aus dem Wege zu räumen wären. Ich hörte auf meiner Excursion durch die Vorstädte schon vielleicht vier Wochen vor dem 6. October mehrmals im Vorbeigehen die Worte: „Die Schwarzgelben müssen hängen, vor Allem aber Latour!“ — Damit glaubte man deutsch zu sein und die deutschen Farben zu ehren! Was sie eigentlich unter Schwarzgelb verstanden, wußten die Leute oft selbst nicht recht; es war dies ein allgemeiner Wuthausdruck für Alles was schlecht und niederträchtig, volksfeindlich und absolut gesinnt zu sein im Verdacht war. Viele verstanden darunter auch alle jene die einen guten Rock anhatten. — Die communistische Bewegung war auf diese Weise vorbereitet, und die Ungarn, welchen an der Freiheit und dem Wohle Wiens eben so wenig liegt wie an dem Wohle des Feuerlandes, ja die sogar schon einmal die Hoffnung ausgesprochen hatten, auf dem Graben noch das Gras wachsen zu sehen, benutzten diese Vorbereitungen, um durch Geld und gute Worte am 6. October den Aufruhr wirklich zu Stande zu bringen, und dadurch für sich Aufschub und Zeit zu gewinnen. Daß sie dabei im Einklang mit jener Partei der Deutschgesinnten handelten, welche die Neugestaltung Deutschlands nur nach Auflösung aller moralischen Bande für möglich halten, gewann ihnen einen Theil des Volkes und der Nationalgarde, und so wurde denn darauf los revolutionirt, ohne daß das Volk eigentlich wußte warum. An Deutschland hat dabei gewiß außer den oben bemerkten Leitern kein Mensch gedacht und doch wurde diese Emeute von **deutschen Patrioten** als eine glorreiche deutsche Erhebung des Wiener Volkes gepriesen! — Kopfloser ist nie von allen Seiten in irgend einer Revolution gehandelt!

Es scheint daß unser neues Ministerium nun mit der nöthigen Klugheit auftritt, nachdem Windischgrätz — aufgeräumt hat, um ein einiges freies Östreich möglicherweise zu Stande zu bringen. Die Sorge vor allgemeiner Auflösung, vor allgemeinem Chaos unter den verschiedenen Nationalitäten verschwindet, und so gewinnt man hier doch wieder mehr Vertrauen zur Nothwendigkeit eines allgemeinen Östreichs. — Was wird aber aus unserem Verhältniß zu Deutschland? — Neuerer Zeit scheint sich dort Alles so gestalten zu wollen als ob Deutschland am Ende in **Preußen** aufgehen werde! — Warum hat uns Frankfurt durch §. 2 und 3 so weggeworfen?*) Seitdem der König von Preußen mit seiner Nationalversammlung so kurzen Proceß gemacht hat, ist in die unserige eine bedeutende Thätigkeit gefahren, und sie scheinen den Ermahnungen des jungen Kaisers „ihm recht bald das Verfassungswerk zur Prüfung und Sanction vorzulegen“, allen Ernstes Folge geben zu wollen. — Die Genüsse welche ihnen Kremsier darbietet, sind auch wohl nicht der Art, sie stark von ihren wichtigen Aufgaben abzuziehen.

Ich fand Wien bei meiner Rückkehr in sehr verschiedener Stimmung. — Die Fanatiker der Ruhe jubelten über den Be-

---

*) **Weggeworfen?** — Man kann das in Östreich schwerlich im Ernste meinen. Hat Deutschland als es in Frankfurt zu tagen begann, nicht mit entschiedenen Sympathien für Östreich begonnen, indem es einen Habsburger zum Reichsobmann wählte? Nicht Deutschlands Schuld war es, wenn die Vertreter Östreichs in der Paulskirche sich der deutschen Richtung wenig gewachsen zeigten. Östreichs Wohlfahrt wurde dort nicht gefährdet; Norddeutsche waren es die dort sogar für die Ehre der östreichischen Waffenthaten in Italien sprachen. Östreich selbst nahm schon auf dem Wiener Reichstage den entschiedenen Anschluß an Deutschland zurück, und die ministerielle Erklärung aus Olmütz hat nur festgestellt was längst von beiden Seiten gleich stark gefühlt zu werden schien. Weder in seiner Revolution, noch in seiner Reaction hat sich Östreich als deutsch erwiesen. Die Saturnalien losgelassener Sklaven sind kein Schauspiel freier Männer. Man wird nicht über Nacht deutsch, wenn man sich Jahrhunderte lang von seinen Priestern und Satrapen verwälschen ließ, eine Herrschaft Metternichs 42 Jahre ruhig duldete. In einer plötzlichen Desorganisation konnten wir nicht das deutsche Medicament für eine allgemeine moralische Auflösung sehen. Und jetzt? — Sollen wir den Kroaten die in Wien gesiegt, Sitz und Stimme in deutschen Dingen geben? den Fürsten Alfred zum Lohn für Anerkennung deutscher Gesetze zum Oberfeldherrn in Germanien machen? — Schon als Kaiser Franz die deutsche Krone niederlegte, gab Östreich Deutschland preis. Es zog seine Vorposten vom Rhein zurück, und wollte nur sich selbst. Seine halbe Zugehörigkeit zu Deutschland war nur ein Bleigewicht an unsern Füßen. Die deutsche Ehre im Osten hat Östreich an der Donaumündung schlecht gewahrt, und Deutschland im Innern nur behindert in jeder Kraftentwickelung. Die **Revolution** der Wiener wie die **Reaction** Östreichs waren gleich schlechte Versuche sich mit Deutschland in Contact zu setzen. Möchte Östreich nun durch seine **Reformen** beweisen daß es wenigstens Deutschlands Halbbruder bleibt.

D. **Herausg.**

lagerungszustand, die Fanatiker der Bewegung waren verschwunden, versteckt oder eingesperrt, die Gemäßigten trauerten über die Folgen, wie sie über die Ursachen getrauert hatten. — An Verheerungen litten hauptsächlich der untere Theil der Jägerzeile und die Franzensgasse und die Häuser an der Matzleinsdorfer Linie, an allen andern Linien und weiter gegen die Stadt ist der Schaden unbedeutend, wenn man nimmt daß alles mit Sturm genommen wurde. — Von der innern Stadt ist nur Ein Haus abgebrannt und nur das Burgthor wesentlich beschädigt, das eingeschossen werden mußte, um den Truppen das Eindringen möglich zu machen. — Nach den Aussagen von Allen die ich hörte war es übrigens höchste Zeit daß die Truppen in die Stadt kamen, denn die Proletarier waren schon im Begriff durch Feuer und Plünderung namenloses Unglück anzurichten, und die Stadtgarden wären wohl nicht länger mehr im Stande gewesen sie im Zaum zu halten.

Berlin, d. 18. December.

[Vorbereitung zu den Wahlen; eine Million Demokraten in Preußen; Demonstration gegen einen Opponenten im Theater; Royalismus in Putz- und Modesachen; Dessau, das Land der Freiheit, ein Asyl der Demokraten.]

⊙ Die „stillen Tage“ in der Politik sind jetzt bei uns wieder vorüber. Heimlich wenigstens beginnt das politische Leben der belagerten Stadt Berlin sich zu regen, und Herr Wrangel kann's nicht hindern. Es ist wahr, er hat die Macht alle öffentlichen Versammlungen zu schließen, und er thut es, aber die Zusammenkünfte in Privathäusern, die sogenannten „Familienfeste“ und „Gesellschaften“, die kann er nicht hintertreiben. Daher kommt es daß man sich jetzt häufiger als je zu Familienfesten vereinigt, in denen man über die Angelegenheiten der „großen Familie“, des Staats, sich bespricht, und seine Verabredungen trifft über das zunächst uns bevorstehende Ereigniß, über die Wahlen zu den neu zusammenzuberufenden Kammern. Schon beginnen sich einzelne Wahlcommité's zu bilden, einzelne geheime Associationen sich zu bethätigen. Die Reaction hat sich darin schon ausnehmend thätig gezeigt, und sendet ihre Agenten in die Provinzen aus, um dort ihre Candidaten zu empfehlen. Die Demokratie thut auch das Ihrige; aber ihr fehlt ein wichtiges Hebungsmittel zur Aufregung der Massen, ihr fehlt das Geld, diese Lebensader aller politischen Parteibestrebungen. Deshalb ist auch das Erste, was die hiesigen demokratischen Wahlcommité's beschlossen haben, eine Geldforderung an die Demokraten in ganz Preußen. Es soll nämlich eine Geldmasse zusammengebracht werden, um auf den Fall daß man es erreicht, einen Demokraten in die erste Kammer zu bringen, diesem die Diäten auszuzahlen, und ihn hier auf Kosten der Partei zu erhalten, da, wie bekannt, die Mitglieder der ersten Kammer von der Regierung keine Diäten bekommen. Das demokratische Wahlcomité rechnet auf eine Million Demokraten im preußischen Staat, und will dieser Million für die jedesmalige Dauer der Kammersitzungen eine wöchentliche Steuer von zwei Silbergroschen pro Kopf auferlegen, was allerdings eine Wocheneinnahme von mehr als 66,600 Thalern ergeben würde. Indeß fürchte ich, die etwas sanguinischen Demokraten haben die Zahl der preußischen Anhänger ihrer Partei zu hoch angeschlagen.

Die Stimmung der Berliner Bevölkerung zeigt sich jeden Tag mehr royalistischer. Namentlich sucht diese starke Partei der Königlichgesinnten im Theater jede Gelegenheit zu ergreifen, ihren Patriotismus zu bethätigen. Davon gab wieder einer der letzten Theaterabende einen eclatanten Beweis. Es fand im Opernhause eines jener Concerte statt, deren Einnahme zu dem sogenannten Spontinifonds (zur Unterstützung der Wittwen und Waisen der Königlichen Kapelle) bestimmt ist. Man war sehr mildthätig und sehr patriotisch an diesem Abend. Die hohe Aristokratie, die reichen Juden und die Gardelieutenants füllten den ersten Rang, und es war ein Flimmern und Glänzen von Epauletten, von echten und unechten Brillanten, das ganz genau an die vormärzliche Zeit erinnerte. Die Begeisterung des Publikums begann mit einem von Nikolai componirten Lobgedicht auf Friedrich Wilhelm IV., und bei dem Schlußverse: „Hoch lebe Friedrich Wilhelm“ gab der Patriotismus die erste Salve seiner Empfindung. Als aber dann Frau Crelinger Schiller's Lied von der Glocke declamirte, schwellen die Wogen des Patriotismus immer höher auf, sie rauschten mit Donnergebrüll empor bei den Worten „Holder Friede, süße Eintracht, weilet, weilet freundlich über dieser Stadt“ und brausten in wahrhaft majestätischem Sturme auf bei der Stelle: „Wo rohe Kräfte sinnlos walten, da kann sich kein Gebild gestalten, wenn sich die Völker selbst befrein, da kann die Wohlfahrt nicht gedeihn.“ Mitten aber durch den Beifallssturm hindurch machte sich plötzlich ein schrillendes vereinzeltes Pfeifen vernehmbar. Die Patrioten unterbrachen auf einen Moment ihre Begeisterung und verlangten mit lautem Geschrei das Hinauswerfen des freventlichen Zischers. Das Parterre erklärte daß sich in seinen Reihen der Hochverräther nicht befinde, sondern im dritten Range. Sogleich stürmte eine Anzahl exaltirter Königischer die Stiegen hinauf. Aber unterwegs kam ihnen schon auf der Treppe etwas entgegengeflogen, das sich bei näherer Besichtigung als ein menschliches Individuum auswies, und zwar als jenes Individuum, welches zu zischen gewagt hatte; die Patrioten des dritten Ranges hatten selbiges bereits hinausgeworfen. Die Patrioten des Parquetts und des Parterre beförderten diesen Unglücklichen weiter in seinem unfreiwilligen Fluge, der erst auf der untersten Stufe der drei Treppen beendigt war. Der allzukühne Nichtpatriot war ein Jude, und diese Wahrnehmung steigerte den heiligen Zorn der Patrioten um so mehr, als man die Juden als die Einzigen bezeichnet welche durch die Revolution, die ihnen die Emancipation gebracht, gewonnen haben. —

Doch nicht blos im Theater ist man royalistisch; sondern überall, selbst in den Modemagazinen. Alle Bonnets, Spitzen und Schleier sind jetzt nicht allein in den farblosen preußischen Farben, schwarz und weiß, sondern es gibt noch sogar eine bestimmte Sorte „patriotischer Kragen.“ Diese bestehen aus weißem Battist, in welchem als einzige Stickerei mit handbreiten Buchstaben gestickt ist: „Prinz von Preußen,“ „Prinzessin von Preußen.“ Ein solcher patriotischer Kragen kostet 10 Silbergroschen, wenn aber noch „König und Königin von Preußen“ mit hineingestickt ist, kostet er das doppelte. Sämmtliche Grisetten und Putzmacherinnen von Berlin schmücken sich jetzt mit solchen Kragen, selbst die Aristokratie trägt sie, — aber nur zum Negligée. —

Von Rodbertus wird in diesen Tagen eine Broschüre er-

wartet, mit welcher er eine Rechtfertigung der Linken bezweckt. —

Die Überzeugung, daß Louis Napoleon Präsident der französischen Republik wird, hat hier in vielen Kreisen einen panischen Schrecken verbreitet, und bei der Börse ein nicht unbedeutendes Fallen der Papiere veranlaßt, während in Paris die Papiere gestiegen sind. Ein Couplet das jetzt auf allen Straßen und Gassen in Paris vom Volk gesungen wird, findet auch hier großen Anklang und ist für einige Tage das Modelied geworden. Es lautet:

Voulez-vous un coquin,
Prenez Ledru Rollin.
Voulez-vous une canaille,
Prenez Raspail.
Voulez-vous un micmac,
Prenez Cavaignac.
Voulez-vous un bon, —
Prenez Napoléon!
Cavaignac est pour la république,
Napoléon est monarchique.
Mais tout ce que vous choisirez:
Le peuple sera rossé.

Die Ausweisungen dauern hier noch immer fort; und alle hier ausgewiesenen Demokraten retten sich in das gelobte Land der Freiheit, in das Herzogthum Dessau. Bakunin, Oppenheim, Heramer, und mehrere Andere befinden sich bereits dort, und die hiesige ominöse Landwehrkreuzzeitung, das Organ der Absolutisten, berichtet: die preußische Polizei suchte diese Ausgewiesenen bereits in Dessau, konnte aber ihrer nicht habhaft werden, weil sie sich Alle in einer Soirée beim Minister Habicht befanden! — Auch Luise Aston, die bekannte Emancipirte, ist wegen ihrer Angriffe auf Wrangel in ihrem Journal „der Freischärler" ausgewiesen worden.

Leipzig, d. 19. December.

[Lucile Grahn auf der Bühne.]

— Aus Dresden schreibt man uns: „Unter derjenigen Fortschrittspartei welche sich mit einer fast katholischen Ausschließlichkeit für die allein „entschieden freisinnige" hält, herrscht jetzt die entschiedenste Mißlaune. Ihre Wort- und Schriftführer sind außer Stande auf das „offene Wort" der Minister eine gediegene und zugleich populäre Antwort zu finden. Es ist betrübend: dies talentlose, ohnmächtige Ringen, der angeblich ausschließlichen Gesinnung einen literarischen oder überhaupt geistig bedeutenden Ausdruck zu geben. Dazu kommt noch daß Lucile Grahn hier die politischen Wolken plötzlich zertheilte und der demokratisch sein wollenden Menge all ihre üble Laune förmlich hinwegtanzte."

Diese „politische" Wirkung hat Lucile Grahn nicht bei uns ausgeübt; ihre Erscheinung traf mit der Beendigung unseres Wahlfiebers zusammen. Um so sichrer war bei uns die rein ästhetische, die künstlerische und in der That wahrhaft poetische Wirkung dieser Priesterin Terpsichore's. Sie gab uns in der Patomime „des Malers Traum" ihre berühmte scène d'illusion, wo sie wie eine Lichtgestalt aus dem Reich der Feen den kranken Künstlergeist umschwebt. Dem Maler (von Hrn. Ambrogio aus Dresden dargestellt) ist sie eine Erscheinung der Wirklichkeit gewesen; sie ist ihm als Dame der Gesellschaft begegnet und wieder verschwunden. Er wirft ihr Bild aus dem Gedächtniß auf die Leinwand, und wird damit nicht fertig. Vergeblich ringt seine Phantasie das Bild der Erinnerung zu vollenden; das Schmerzenswerk steht verhüllt in seinem Atelier. Da tritt sie in seine Wohnung, in der Absicht sich malen zu lassen. Sie hört von der Mutter wie trübsinnig der Künstler ist; sie zieht den Vorhang vom Bilde zurück und entdeckt daß sie das Idol seiner Gedanken ist. Sie beschließt ihm seinen Traum zur Wirklichkeit zu machen. — Als der Maler in die Werkstatt tritt und den Vorhang zurückschlägt, um an seine Arbeit wieder Hand anzulegen, steht das Gebilde seiner Sehnsucht leibhaft und vollendet im Rahmen vor ihm, ganz so wie er sie zu malen begonnen. Das Bild bewegt sich, der Künstler sinkt betäubt zusammen, die Gestalt seiner Phantasie hat Leben und Lebendigkeit, und wie er vor der Erscheinung halb entseelt am Boden liegt, tritt sie aus dem Bilde heraus und tanzt den ätherischen Reigen um ihn her, bis er erwacht und sie wieder im Rahmen regungslos feststeht. Aber das Spiel, das ihm eine Täuschung der Sinne dünkt, wiederholt sich, bis im zweiten Act der sinnreichen Pantomime ein amoroses Duo Traum und Wirklichkeit in zärtlichen Gruppen beschließt.

Den ganzen Zauber ihrer Grazie entfaltet Frln. Grahn auch im charakteristischen Nationaltanz als spanisches und als neapolitanisches Mädchen. Ihr jaleo de Xeres hat den ganzen Ausdruck den der stolz fanatische und glühend hingegebene Spanier in seinen Tanz legt. Ihre tarantella athmet die ganze Lieblichkeit der zärtlich schmiegsamen Neapolitanerin.

Man hat Fanny Elsler reizend, die Cerrito unübertroffen in der Lieblichkeit genannt. Mit Lucile Grahn gewinnt diese Kunst einen idealen Schwung, sie ist im Ausdruck der Kraft und Hoheit eben so vollkommen als im Ausdruck des Liebreizes. Mit Lucile Grahn tritt der Tanz in das Bereich der poetischen Berechtigung.

Wer hier politischen Gedanken Raum geben will, mag sich einbilden daß dies Kind der dänischen Inseln von ihrer Heimath abgesendet wurde um Deutschland mit Dänemark zu versöhnen und mit dem Zauber ihrer kindlichen Anmuth unter uns Propaganda zu machen.

Frln. Grahn wird von Dresden aus auch noch Prag besuchen, bevor die Saison sie wieder zur italienischen Oper nach London beruft.

Ätzbilder Nr. 3.

Die politische Betstunde.

Leutnant: Wissen Sie nicht daß Versammlungen der Art verboten sind? — Was thun Sie hier?

Mann des Volkes: Wir halten blos Betstunde.

Leutnant: Dann bitt' ich mir den Prediger aus!

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.



Die politische Betstunde

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben von

F. Gustav Kühne.

1848. 2tes Halbjahr. | № 134. 28. Decbr.

Die Post- und die Landkutsche in England.

Eine Erinnerung aus alter Zeit, von Dr. W. Seyffarth.

Die Amerikaner nennen die jetzige Zeit go-a head days. Es sind auch im Fluge vorwärts rollende Tage, und mit ihnen rollen und fliegen wir an mancherlei vorüber, was wir, weil es hinter der Mode und den Anforderungen der Gegenwart zurückbleibt, bald aus den Augen verlieren. Aber wir sollten nie gleichgültig werden bei dem Verschwinden von Dingen welche zu ihrer Zeit gut gewesen! Das Gegentheil beeinträchtigt nicht die Aufmerksamkeit für das was an ihre Stelle tritt, und von dem zu hoffen steht daß es besser ist. Es gibt Dinge von denen wir nicht ohne Bedauern, nicht ohne Wehmuth scheiden können und denen wir mindestens ein freundliches Gedächtniß bewahren mögen. Dahin rechnet in England mein Gefühl eine Sache mit zwei verschiedenen Namen, die Post- und die Landkutsche — Mail und Stage-coach.

Als ich vor Jahren das erste Mal nach London kam, lief von London nicht ein einziger Schienenweg aus. Die Land- und die Postkutsche, jede mit vier geflügelten Rossen, galt mir als das Ideal des Nonplusultra der Locomotion — mir nicht allein, auch Anderen, jedem Fremden, jedem Einheimischen. Und ich möchte die englischen Männer fragen, welche dieses Ideal gekannt und jetzt im Zwischenraume einer Mahlzeit zur andern von London nach Edinburg dampfen mit einer Schnelligkeit worüber der Sturmwind erstaunt, ob, wenn die Locomotivpfeife ihnen die Nerven zerreißt, wenn sie sechs Minuten Wegs vom Abfahrtspunkte die Glocke läuten hören und trotz Rennens und Springens athemlos um eine Minute zu spät, und eben zeitig genug ankommen, den Zug abgehen zu sehen, oder wenn sie während eines nächtlichen Schlummers funfzig Meilen über ihren Bestimmungsort hinausgerollt worden sind, oder in einem langen, finstern Tunnel ein heftiger Stoß sie dem Gegenüber oder das Gegenüber ihnen unsanft auf die Brust wirft: ob da nicht eine Erinnerung an die Land- und die Postkutsche mit den vier geflügelten Rossen durch ihr Hirn galoppirt? Ich zweifle daß es Einen gibt, der nicht ja! antworten würde, der dann nicht im Geiste die rosigen Wangen des Kutschers und Conducteurs gesehen, nicht des Letztern lustiges Trompeterlied gehört, nicht der Fahrgenossen gedacht, mit denen er lange vorm Ende der Reise sich befreundet, nicht der hübschen Wirthshäuser, wo die Pferde gewechselt, und der noch hübscheren, wo gefrühstückt und gemittagt wurde, hastig zwar und meist stehend — stehend wie die Juden, wenn sie das Osterlamm verzehren — aber doch anhaltend und trinkend und essend. Wer hieran zurückdenkt und besäße er noch so viele, reiche Zinsen tragende Eisenbahnactien, oder wäre ein gut salarirter Director oder der größte philosophische und wissenschaftliche Bewunderer des Dampfes und seiner fabelhaften Gewalt, er wird und kann nicht zur Post- und Landkutsche sagen: Fort mit dir, du langweiliges Überbleibsel vergangener Tage, ernte was du verdient hast, ewige Vergessenheit!

Ich war in London und wollte nach Hastings. Da ich gelesen daß der Schienenweg dahin fertig sei, sah ich mich auf einer Karte nach dem Wege um. — Wenn man lange in England gelebt hat, geschieht es unwillkürlich daß man nicht blos mit den englischen Sitten, auch mit dem englischen Sinne sich identificirt. Mir wenigstens ist es so gegangen. Weil nun ein Engländer auf Reisen immer wie ein toller Hund geradeaus laufen will, fand ich es erschrecklich daß ich einen Umweg über Brighton machen sollte. Kenne ich doch Brighton in- und auswendig. Und drei Seigerstunden

von London nach Hastings, eine Entfernung von nur sechzig Meilen: — schon der Gedanke war mir unerträglich. Also schlenderte ich in keineswegs rosenfarbner Laune von Charing-Croß die Parlamentstraße hinab, in der Linken Bradshaw's Eisenbahnindex, in der Rechten ein Specialkärtchen von Kent und Sussex. Welcher Klang! Welche Töne! Ich konnte mich nicht irren, es war der Klang einer Conducteurstrompete, es war die Weise des lustigen Liedes: The light of other days. Näher und deutlicher schwollen die Töne. Dazwischen rascher, heller Hufschlag. Mit Eins wurde eine vollbesetzte Landkutsche sichtbar. In gestrecktem Trabe rollte sie ihrem Endziele zu, munter und keck, obwohl recht gut wissend daß sie langsamer sei als Dampf. Ich fühlte mich umgestimmt. Das ganze Wesen der Landkutsche hatte etwas Lebenswarmes, ich möchte sagen etwas Menschliches. Ich blieb stehen. Die blanken Rosse trabten vorüber, ein köstliches Viergespann, und auf dem dunkelrothen Lack der Kutsche las ich in goldenen Buchstaben: Hastings. Demnach gibt es noch eine Hastingskutsche! redete ich vertraulich mit mir selbst, drehte um und folgte der Kutsche. Sie hatte nicht weit zu fahren, lenkte in's Goldene Kreuz, diese ehemalige Karavanserei der Omnibusse und Landkutschen, und hielt hier an. Die Passagiere stiegen aus und auf der sorgsam angelegten Leiter herab. Die obenauf gesessen, waren ein wenig bestäubt, aber Alle hatten fröhliche Gesichter, schüttelten einander die Hände, hatten sich noch dies und das zu sagen und schieden mit Freundesgruß. Jedem und Jeder behändigte der Conducteur das im Nu abgeladene Gepäck, und wie Wenig oder Viel der Empfänger ihm in die Hand drückte, für Jeden und Jede legte er die Hand an den Hut, wünschte ihnen wohl zu leben. Während darauf die Reisenden sich nach allen Winden zerstreuten, wurden die Pferde abgenommen, mit Decken überhangen und in den Stall geführt. Sie hatten ihr Tagewerk gethan und hoben die Köpfe als meinten sie daß sie es gut gethan.

Ich weiß nicht was in mir vorgegangen war, doch stand plötzlich der Entschluß in mir fest, mit dieser Kutsche und zwar obenauf nach Hastings zu fahren. Ehe ich mich versah, war ich in's Büreau getreten und hatte mich für den folgenden Morgen auf den Platz neben dem Kutscher, den box-seat, einschreiben lassen. Wie ich dann zum Mittagsessen ging, Abends sechs Uhr, gerieth ich mit mir in Zweifel ob ich nicht einen dummen Streich gemacht. Indessen beruhigte ich mich und war sammt Reisetasche am nächsten Morgen halb Zehn im Goldenen Kreuze. Ein Berliner begleitete mich; er wollte mich abfahren sehen, muthmaßlich weniger aus besonderer Theilnahme als weil er sich steif und fest einbildete, ich werde meinem Entschlusse nicht treu bleiben, werde noch im letzten Momente einen Haken nach dem Eisenbahnhofe schlagen. Dieser Berliner ist ein kurioser Mensch. Seine Vermuthung ruhte auf keinem andern Grunde als weil er es für unmöglich erklärte daß ein vernunftbegabtes Geschöpf außer zur Nachtzeit von Berlin nach Potsdam auf der Landstraße statt mit der Eisenbahn fahren könne. Nebenbei gehört er zu Denen die beim Reisen nichts mehr fürchten als Zeit zu verlieren, was mir an ihm um so unlogischer vorkommt, da er bei anderen Veranlassungen mit seiner Zeit höchst verschwenderisch umgeht.

„Also doch! sagte er, wie ich dem aufmerksamen Conducteur meine Tasche übergeben und den Kutschbock ersteigen wollte; auf Ehre, ich hätte nicht geglaubt daß Sie ein solcher Antediluvianer sind. In Sachen des Geschmacks ist bekanntlich nicht zu streiten. Aber das werden Sie mir einräumen, ein eigenthümlicher Geschmack ist es, auf einer Tour von sechzig kleinen englischen Meilen sich neun Stunden langweilen zu wollen."

„Das will ich aber nicht und werde es auch nicht! antwortete ich; ich werde mich neun Stunden lang an der schönsten und reichsten englischen Landschaft ergötzen, werde nicht unter Martern, sondern mit Vergnügen nach Hastings fahre."

„Wie's Ihnen beliebt, versetzte der Berliner; nur werden Sie mir nie und nimmer einreden daß Ihre Reisemanier dort oben auf dem Bocke mit dem bequemsten aller Sitze in einem Waggon erster Klasse und der Blitzesschnelle eines Eilzugs einen Vergleich aushält."

„Das behaupte ich auch nicht, war meine Antwort; ich denke nicht daran die beiden Manieren mit einander zu vergleichen; jede hat ihre Mängel und ihre Vorzüge. Je länger ich aber die Kutsche hier betrachte, desto heller taucht eine liebe Vergangenheit in mir auf", — und wen ich dabei ansah, war ein junges Frauenzimmer und ein alter Mann, die vom Conducteur unterstützt die Bank hinterm Kutschbock einnahmen.

Der Berliner der die Beiden wahrscheinlich nicht beachtete, erwiderte: „Alles recht schön, aber Sie vergessen, vorüber ist vorüber."

„Nein, Verehrtester, sagte ich und klopfe ihm auf die Schulter; ich vergesse das nicht, kann es nicht vergessen, doch will ich die Phrase von innen nach außen kehren, will einmal zuschauen, wie sie sich da ausnimmt. Und nun Gott befohlen, lieber E—; Sie

sehen, der Kutscher kommt. Sobald Sie aber an unsere gemeinschaftliche Freundin schreiben, an die liebenswürdige A—, erwähnen Sie ihr daß Sie das Glück gehabt, in London zwei Antiquitäten zu entdekken, eine Hastingskutsche und einen Menschen den Sie mit eigenen Augen haben aufsteigen sehen."

„Werde es nicht unterlassen", lächelte E— und wir schieden mit einem Handschlag.

Drei oder vier Minuten später rollte ich die Parlamentstraße hinab und der Conducteur blies sein lustiges: Off she goes. Ich kann nicht bergen daß mir seltsam zu Sinne war. Seit lange hatte ich nicht auf dem box-seat einer Landkutsche gesessen und der ist ein wesentlich anderer als auf dem Dache eines Omnibus, — dieser auch mein Lieblingsplatz, wenn ich in London fahren muß, und Jedem zu empfehlen, der die Stadt sehen will. Unter und hinter mir war der Wagen voll besetzt; in der Mitte des Verdecks lagerte unendliches Gepäck und an den Seiten hing eine Reihe Körbe. Wie gewöhnlich war der obere Theil des Wagens einige Fuß breiter als der untere, und doch schwankte er nicht.

Was ich am Morgen der Abfahrt bei nochmaliger Prüfung meines Entschlusses mir vorgenommen, habe ich treu gehalten. Ich nahm mir nämlich vor, während der Fahrt zweierlei zu studiren, die menschliche Natur und alles dasjenige was Landschaftsmaler und Freunde des Pittoresken unter dem Worte: Natur begreifen. Zu beiden Studien kann es für den Reisenden keinen geeignetern Platz geben als die imperiale in Frankreich und den box-seat in England. Mein Studium Nummer Eins begann ich an dem mir nächsten Menschen, meinem Nachbar, dem Kutscher. Er war ein frischer und entschieden schöner Mann. Vielleicht hatte er einen kleinen Anstrich eines mauvais sujet, aber gewiß den großen eines heitern, gutmüthigen Menschen. Den Hut trug er ein wenig schief auf dem rechten Ohre, und zwischen den Zähnen hielt er eine blaßrothe Nelke welche er später ins Knopfloch steckte. Anfangs und bis das Gewirr der Straßen hinter uns lag, gehörte er ganz seinem Viergespann, das er überhaupt sehr zu lieben schien. Die ersten Worte die er sprach — und dabei lugte er nach dem Hinterbeine des einen Vorderpferdes — waren: „Es wird heute derb warm werden, mein Herr." Natürlich nahm ich an daß diese Bemerkung an mich gerichtet sei und gab eine entsprechende Antwort. Ich hatte aber in meiner Voraussetzung mich geirrt, mich mit dem Pferde verwechselt, denn der Rossebändiger ließ meine Antwort unbeachtet, drehte den Kopf und sagte zu dem jungen Frauenzimmer hinter ihm: „Ich hoffe, Mamsell, der alte Herr sitzt bequem und daß der Korb neben Ihnen Sie nicht sehr inkommodirt?"

„Durchaus gar nicht! versicherte die Gefragte; wir sitzen Beide ganz bequem."

„Das ist mir lieb, sagte der Achtsame, streifte seinen dicken Überrock ab und fuhr fort: Nehmen Sie den, Mamsell, und legen Sie ihn unter Ihre Füße; er vertritt die Stelle einer Fußbank und Sie sitzen noch bequemer."

Das junge Frauenzimmer lehnte den Rock ab: — „Ein so guter Rock und die Füße darauf stellen, nein, nein!"

„Ach was guter Rock! erwiederte der Kutscher; es ist kein guter Rock, 's ist ein altes Ding das nichts taugt, und wär's auch ein guter Rock, das schadet ihm nichts, und Sie thun mir einen Gefallen, wenn Sie ihn nehmen."

Das junge Frauenzimmer weigerte sich nicht länger, nahm den Rock mit einiger Verlegenheit an und bewog mich durch Letztere, von der Verwendung des Rocks weg- und mir die übrigen Passagiere anzusehen, so weit das möglich war, denn die Hintersten im Schatten des Gepäcks saßen außerhalb meines Gesichtskreises. Der alte Herr mit stark gebogener Nase zur Seite des jungen Frauenzimmers mußte der Vater, und ein junger Mensch neben ihm mit klaren, scharfen Augen, Schreiber eines Advocaten sein. Dafür zeugte der blaue Aktenbeutel auf seinem Schooße, und als er später in Siebeneichen — Seven-Oaks — abstieg, wußten wir daß er dort die Information eines bettlägerigen Herrn aufzunehmen habe, welcher ein junges Mädchen wegen ihm gebrochenen Heirathsversprechens gerichtlich belangen wolle. Eine vierte Person, Nachbarin des Schreibers und diejenige welche genannten seinen Reisezweck zu Tage förderte, war ein bunt angeputztes Persönchen von mittleren Jahren, umringt von Schachteln und Packeten. Es hatte lange gedauert, ehe sie in Ordnung gekommen. Bald wollte eine Schachtel, bald ein Pakket nicht ruhig liegen. Dann fühlte sie bald hier einen Druck, bald dort eine scharfe Kante. Jetzt schlug sie ärgerlich den Schleier zurück, gleich nachher ließ sie ihn wieder fallen. Dann spannte sie den Sonnenschirm auf, dann schlug sie ihn zusammen, und es fragt sich ob sie bis an's Ende ihrer Fahrt überhaupt in Ordnung gekommen sein würde ohne die Beihülfe des Schreibers, welcher ihr alle erdenkbare Aufmerksamkeit erwies und dafür auch zuletzt Anerkennung fand. Zwischendurch aber, zumal wenn sie den Shawl lüftete und etwas Nacken zeigte, gab sie ihm anzuhören daß,

hätte sie eine Ahndung gehabt, wie unausstehlich heiß und staubig es sein würde, es ihr nun und nimmermehr, um keinen Preis in der Welt hätte einfallen können, oben auf dem Wagen ihren Platz zu nehmen; sie hoffe zwar ihre Übereilung nicht zu schwer büßen zu müssen, wolle aber Gott danken, wenn sie mit einer acht- oder vierzehntägigen Krankheit davon komme; sie sei an dergleichen nicht gewöhnt, auch nicht stark genug dergleichen zu ertragen. Diese schwächliche Person, die, wie der Kutscher meinte, so ungeheuer vornehm thue, war Küchenmagd bei einer adeligen Familie und verließ uns sammt Schachteln und Packeten am Gitterthore der von ihrer Herrschaft bewohnten Villa.

Gegenstand meiner besondern Beachtung war der andere Nachbar des jungen Frauenzimmers, ein schlanker, magerer, bleicher Mann von etwa fünfundzwanzig Jahren. Studiren, Krankheit, Mangel oder Herzenskummer hatte den Zügen und dem Ausdrucke seines Gesichts eine Zartheit gegeben, wie sie häufig vornehmen Geschlechtern eigen ist. Keinem derselben war der in Frage Befangene entsprossen, er war muthmaßlich niedern Herkommens, sein Benehmen eckig und ungelenk, sein schwarzer Rock von grobem Tuche und altmodischem Schnitte, sein weißes Halstuch zwar fleckenrein, aber mit unzierlicher Nachlässigkeit geknüpft. Dagegen hatte seine ganze Erscheinung das Gepräge der Bescheidenheit, der Selbstachtung und der Schwermuth. Stellte ich alles dies zusammen, so bedurfte es nicht der religiösen Broschüre welche er aus der Brusttasche nahm und aufmerksam las, sobald wir vom Pflaster fort waren, um ihn für den Geistlichen einer dissentirenden Gemeinde zu halten.

Es war mir trotz meines Gesprächs mit E— nicht entgangen daß in dem Augenblicke, wo der Beschriebene in den Hof des Goldenen Kreuzes trat, das junge Frauenzimmer dem neben ihm stehenden alten Herrn etwas zugeflüstert, dieser den Herangekommenen ehrerbietig gegrüßt, Letzterer Beiden die Hand gereicht und nebst dem Conducteur sie beim Aufsteigen unterstützt hatte. Als London hinter uns lag, schien er Beide zu vergessen, nur Sinn und Auge für seine Broschüre zu haben. Obwohl das junge Frauenzimmer ihn selten anblickte, sah sie doch offenbar Alles was er that. Ein Gemisch von Ehrfurcht und Bewunderung schloß eine zartere Empfindung nicht aus. Er war ihr Beichtvater, ihr Seelenhirt, ein Diener des Evangeliums, Prediger in ihrem Bethause. Überdies war er für sie ein Heiliger, ein Gelehrter, und so gut und lieb daß er über die Noth Anderer sich selbst vergaß. Woher ich alles dies wußte? — Aus den Augen des jungen Frauenzimmers.

Wie unrecht ich doch gehabt habe, als ich mir einmal aus besonderer Veranlassung die Mühe gegeben in einem Aufsatze zu beweisen, es existire nichts Gefährlicheres für das weibliche Herz als die doppelten Farben, worunter ich die Militäruniform verstand! Das Gefahrbringende der Letztern ist Kleinigkeit gegen das Gefahrdrohende eines schwarzen Rocks. Von zwanzig Frauen verlieren fünf ihre Herzen an Soldaten; die übrigen Fünfzehn verlieben sich in Geistliche. Der Mann des Kriegs macht einen Eindruck der bald verlischt; der Mann des Friedens weckt ein tiefes, bleibendes Gefühl. Ich will das eines Tags weiter ausführen.

Mehr oder weniger kam ich mit sämmtlichen Reisegenossen in Berührung und Gespräch, am meisten mit dem alten Herrn, seiner Tochter und dem Geistlichen. Diese drei fuhren mit bis Hastings, wo sie wohnten; die Anderen gingen auf der Straße links und rechts ab. Und welche Straße! Wer England besucht und sich ein richtiges Bild schaffen will von dessen ländlichem Comfort und Agrikulturreichthume oder von dem Malerischen einer echt englischen Landschaft, dem rathe ich, und ich rathe es namentlich meinen lieben deutschen Landsleuten die für dergleichen Sinn und Urtheil haben, meinem Beispiele zu folgen und nicht in, sondern auf der Kutsche von London nach Hastings zu fahren. Die Straße geht durch Lewisham, Bromley, Seven-Oaks, streift dann einen Theil von Knowle Park und zeigt reizende Proben unübertreffbarer Waldeinsamkeit. In dieser Gegend beginnt der Hopfenbau. Von den Höhen breitet sich eine herrliche Fernsicht über Kent und Surrey, über „Many a village marked by little spire“ und manches stattliche Gebäude „Bosomed high in tufted trees“, auch über weite Getreidefelder, Hopfengärten, Wiesen, Holzungen und Heide. An manchem Thalabhange stehen wohlhäbige Häuslernahrungen und Pachthöfe; melodisches Geläute verkündet die Nähe weidender Heerden und die Feldarbeiter rasten, um die Kutsche vorüberrollen zu sehen. Bei der Fahrt durch die Dörfer sind die wohlgepflegten Gärtchen vor den Häusern und Hütten eine wahre Lust. Oft auf dem Raume von zehn Fuß im Geviert eine Fülle von Rosen und Lilien, von Geißblüthen und Jasmin, von Zuckerschoten, Wicken und Ranunkeln, alle so sorgsam gehegt als ständen sie unter der Aufsicht eines Ziergärtners. Kein Haus, kein Häuschen, keine Hütte ohne solchen Garten, keins ohne Epheu und Rosen um seine Fenster bis hinauf zum Giebel. Durch die spiegelblanken Scheiben sieht man das Reine und Nette der innern Räume.

Nicht ganz so reinlich wie die Stuben sind die herumtollenden Kinder, aber Gesundheit strotzt auf den rosigen Backen und die Augen leuchten von Frohsinn. Die Ankunft der Kutsche ist ihr tägliches Schauspiel, und sie tanzen und springen ihr nach und jubeln und schreien als führe der Schulmeister von dannen. Nicht eine einzige bettelnde Hand habe ich ausstrecken, nicht eine einzige Mütze an den Wagen halten sehen.

Die Städte durch welche wir fuhren, und die Gasthöfe vor denen wir die Pferde wechselten, dürften in jedem andern Lande — ich nehme Deutschland nicht aus — spärlich ihres Gleichen finden. Eine englische Landstadt die keine Fabrikstadt, und ein englischer Gasthof der weder Taverne noch Branntweinpalast ist, gereicht meines Erachtens der englischen Nation nach allen Seiten zur Ehre, jene im Punkte der Municipalverfassung, dieser im Punkte der Nettigkeit, Beide im Punkte der Moralität. Mein Reisegefährte, der Prediger, bat mich für die Stadt hinzuzusetzen: auch in ästhetischer und intellectueller Beziehung. „Ich greife gewiß nicht zu weit, versicherte er mich, wenn ich sage daß in jeder englischen Landstadt von der Größe von Tunbridge zum Beispiel, wo wir eben waren, ein halbes Dutzend Männer leben, die so gut wie eine gleiche Zahl Männer desselben Standes in irgend einem Londoner Kirchspiele bei einer literarischen Versammlung ihre Plätze würdig ausfüllen und für die Presse schreiben können."

Die interessante Unterhaltung des Geistlichen hinderte nicht daß ich, nachdem wir auch die vier Meilen von Tunbridge gelegene Stadt Tunbridge-Wells passirt hatten — letztere noch mehr als erstere mit wunderschöner Umgegend — eine gewisse Leere und das Bedürfniß nach Speise anderer Art empfand. Dem wurde in Pemry abgeholfen, wo wir mittagten. Hier benutzte ich zugleich einen freien Moment, den Geistlichen zu fragen ob er mir wohl, wenn auch nur auf die fünf oder sechs Tage welche ich in Hastings zu verweilen gedenke, eine hübsche ruhige Wohnung zuweisen könne, indem ich eine solche dem Bleiben im Wirthshause vorziehe. Nach kurzem Erwägen antwortete er: „Ja, ich glaube, ich kann es. Sie haben unter unseren Reisegefährten einen alten Herrn mit seiner Tochter bemerkt. Der brave Mann hat durch Unglücksfälle den größten Theil seines Vermögens verloren und vermiethet deshalb, was er von seinem Hause nicht braucht. Ich wohne dort und weiß daher daß zwei Stuben unbesetzt sind. Sehen Sie sich dieselben an und behagen sie Ihnen, so — Alles, was ich zur Empfehlung beifüge, ist daß es sich in dem Hause sehr ruhig wohnt und ich zu einer Klage noch keine Veranlassung gehabt. Die Familie gehört zu meiner Gemeinde."

Wie bescheiden das auch gesprochen war, schlug der junge Mann doch die Augen nieder und nahm meinen Dank schweigend hin. Halb war ich sofort entschlossen seinem Rathe zu folgen; die zweite Hälfte fand sich bei der Fortsetzung der Fahrt, wo ich mit dem jungen Frauenzimmer ein Gespräch anknüpfte, welches mich vollständig überzeugte daß, obschon sie aus pekuniären Rücksichten den wohlfeilen Platz auf dem Dache der Kutsche gewählt, ihre Erziehung von der Art war daß die Eignerin einer Equipage damit zufrieden sein konnte. Als wir nach Battle kamen, machte sie mich auf mehrere Eigenthümlichkeiten dieser alten malerischen Stadt aufmerksam und entwickelte eine Kenntniß geschichtlicher Beziehungen, welche sich mir später aus der Bemerkung ihres Vaters erklärte, daß er dem Studium der Antiquitäten von Sussex einen Abschnitt seines Lebens gewidmet und seine Tochter Geschmack daran gefunden habe.

Vier englische Meilen von der Küste erblickt man das Meer. Dann kommt man von St. Leonard's nach Hastings, das am Strande liegt. Ich hatte keine Idee daß wir dem Ziele unserer Fahrt so nahe seien und erschrak fast, als der Kutscher auf meine Frage, wie der hübsche Ort vor uns hieße, ihn Hastings nannte. So schnell waren die neun Stunden verronnen, so kurz die lange Fahrt gewesen! Allerdings hatte uns das Wetter begünstigt, ein leicht bedrohter Himmel die Sonnenwirkung gemindert, ein in der Nacht gefallener Regen den Staub gelegt. Allein auch ohne diese Vortheile zweifle ich daß mir die Fahrt lang geworden sein würde, zweifle überhaupt daß sie es Jemand werden kann, dem die Schönheiten der Natur kein verschlossenes Buch sind. Indessen drängte mich nun die Nähe von Hastings zur Rücksprache mit dem alten Herrn wegen der Wohnung. Die Sache war in zwei Minuten abgethan und die Tochter, deren feinem Gehör weder der Ausdruck meines Wunsches, noch die Einwilligung ihres Vaters entschlüpft war, erwiederte meinen fragend an sie gerichteten Blick mit einer freundlichen Kopfneigung. Statt also, was häufig die Kehrseite des Reisens ist, bei unserer Ankunft im Castle Hotel mich von meinen drei angenehmen Reisegefährten trennen zu müssen, ging ich mit ihnen in das Haus des alten Herrn unweit der Aller-Heiligen-Kirche, erhielt für billigen Preis zwei nette Stuben, schreibe dies am dritten Morgen meines Hierseins und fühle im Voraus daß der Abschied von dem alten

Herrn, dem jungen Frauenzimmer und dem Geistlichen mir nicht leicht werden wird.

Nun aber, um den Schluß mit dem Anfang zu verbinden, wiederhole ich: Es gibt dem Gesichtskreis Entschwindendes, wovon wir nicht ohne Bedauern, nicht ohne Wehmuth scheiden können und uns mindestens ein freundliches Gedächtniß bewahren mögen. Dahin rechnet mein Gefühl in England die Post- und die Landkutsche, in Deutschland die Fahrpost und den Eilwagen.

Rudolf Töpffer, der Genfer Maler und Dichter*).

Von **Emil Frensdorff.**

Die Literatur ist zu Ende; der Journalismus beginnt. Die Bücher weichen den Broschüren, die Broschüren den Zeitungsartikeln. Wer dichtet heute, wer feilt Phrasen und Kapitel, wer meditirt und wer liest? Die Welt ist aus den Angeln. Heil uns, daß wir berufen sind sie in Ordnung zu bringen!

Wo seid Ihr geblieben, Autoren der feinen Gesellschaft, Schriftsteller des high life? Was ist aus Euren wohlduftenden Gefühlsessenzen geworden, was aus den lieblichen Fadaisen und den überjährigen Galanterieen? Geschlossen sind die Soirren, zerrissen die Beurre frais und verstummt die Conversationen. Packt ein mit dem konventionellen Treiben, mit den Gräfinnen und den geheimen Räthen, mit der nervenschwachen Blasirtheit und der schlecht verhehlten Impotenz. Geht schlafen! Denn Ihr seid dreimal mehr gestorben als die Architekten jener merkwürdigen, in Deutschland jetzt nicht mehr unerhörten Konstruktionen die man Barrikaden nennt. Jene leben auf in dem Gedanken und in der Zukunft: Ihr wart schon längst dem Tode anheimgefallen, selbst als Ihr noch das Leben usurpirtet und zwischen uns herumwandeltet wie maskirte Cadaver. Der Roman ist im dritten und letzten Bande. Die Wirklichkeit hat getagt.

Nur die Poesie, die echte, urkräftige Poesie, nur sie wird bleiben. Der Philister ängstiget sich umsonst. Die Anarchie auf den Straßen und im Kurszettel war unvermeidlich; doch sie wird vorübergehen. Die Freiheit wird zur Ruhe kommen. Dann beginnt eine goldene Zeit. Dann wird die lautere, unverfälschte Dichtkunst wieder am gastfreundlichen Heerde aufgenommen werden. Dann wird die Wissenschaft, welche sich dem Hauch des Lebens nicht entzogen wieder zu Ehren kommen. Dann wird man Goethe wieder lesen und Shakspeare und Hebel und diesen Töpffer, von dem wir erzählen wollen.

Zwei Dinge haben die jetzige Generation verderbt, und sie tragen die größte Schuld an den Thränen unserer Frauen und an den Seufzern unserer Greise. Es ist zuerst der lange Friede. Das Geschlecht ist durch den Frieden verwöhnt. Die von 1793 und die von 1806 hatten ganz andere Dinge gesehen. Sie sind darum von keinem kannibalischen Kronos aufgegessen worden. Wir sind emporgestöbert und müssen vom Sofa auf das Rathhaus und in die Wachtstube. Da verlieren wir den Kopf und meinen, das Universum ginge unter. Es hat keine Gefahr. Das Universum hat die Sündfluth überdauert, es wird vor den Republiken nicht erzittern. Dem Geschlecht hat ferner geschadet eine falsche, raffinirte, naturwidrige Literatur. Unfähige Skribenten, Eindringlinge in das Brüderthum der Schrift, taglöhnende Fabrikarbeiter, asthmatische Doktoren, sie haben die jungen Mädchen in eine Gesellschaft geführt, die vom aufsteigenden Volke nichts wußte und statt grüner Bäume und jubelnder Verse nur Theaterdekorationen und Bonbonsreime kannte. Nun bricht das Licht in Strömen herein. Was Wunder, wenn schöne Augen sich schließen und weiche Körper in Ohnmacht dahinsinken?

Es ist ein Übergang nöthig von der lügnerischen Poesie zu der wahren. Kranke Verdauungswerkzeuge vertragen nicht die gesunde Kost. Darum muß an diejenigen Dichter erinnert werden, die selbst in der vergangenen Zeit das leichte Gewand um kräftige Glieder schlangen. Es wird eine neue Literatur kommen, von deren Schwung und Hoheit die Kurzsichtigkeit

*) Wir haben schon mehrmals, namentlich bei Gelegenheit der Histoires en estampes und der in Leipzig (bei Brockhaus und Avenarius) übersetzt erschienenen „Bibliothek meines Onkels“ auf diesen Genfer aufmerksam gemacht, welcher französisch schrieb, aber deutsch dachte und fühlte. In Frensdorff's Darstellung erhalten wir die erste umfassende Betrachtung des eigenthümlichen Malerdichters. Dr. E. Frensdorff ist der Verfasser des geistvollen Buches De l'Allemagne moderne, in welchem er damals von Brüssel aus den Franzosen namentlich Hebel und Zschokke zuführte und ihnen die Elemente unserer volksthümlichen und religiösen Poesie zugänglich machte. Frensdorff war längere Zeit in französischer Sprache an der Brüsseler Universität thätig. Ein Hannoveraner von Geburt, lebt er seit Jahr und Tag in Berlin und schreibt wieder Deutsch. D. Herausg.

keine Ahnung hat. Aber bis sie da ist, mag den zagenden Gemüthern Trost erwachsen aus Schriften die neu und frisch bleiben in jedem gesellschaftlichen Zustande. Sie bleiben neu und frisch, weil sie dem Herzen entsprungen sind und die Natur in ihren Zeichnungen zum Hintergrunde haben.

Töpffer gehört zu den seltenen Naturmalern, die bilden und gestalten, weil sie ihr Glück und ihre Befriedigung dabei finden. Die Betrachtung seines Lebens und seiner Werke kann eine willkommene Erholung bieten von der politischen Debatte des Tages.

Seine Geburtsstadt, Genf, ist nicht arm an etwas schwerfälligen, fast pedantischen Schriftstellern. Voltaire wagte sogar von Rousseau's halbgermanischem Style zu sprechen. Die Genfer schrieben oft classisch, aber zu classisch. Sie erinnern an jene Deutsche die nach dem getreuen Studium der französischen Tragöden und älteren Prosaiker, ein gewisses Bücher-Französisch sich angewöhnen, das von den Franzosen mit nachsichtigem Lächeln angehört wird. Auch Necker's vollgewichtigen Sachen hat man vorgeworfen, es wäre an ihnen die mühselige Feile nicht zu verkennen. Sainte-Beuve erzählt eine hübsche Anekdote des Alterthums. Ein altes Weib in Athen sagte von dem „göttlichen" Redner Theophrast, er müsse wohl ein Fremder sein. — Warum? — Weil er zu gut attisch spricht!

Diese logisch deducirende und belgischer Manier nicht unähnliche Weise hat jedoch Töpffer zu vermeiden gewußt. Er zeichnet sich durch Leichtigkeit und Gewandtheit aus. Er ist eine heitere Erscheinung, die von unseren Lesern mit Vertrauen begrüßt werden darf. — Quellen zu dieser Biographie boten Sainte-Beuve, Albert Aubert, Xavier de Maistre, endlich, und das sind die besten, Töpffer's eigene Schriften.

Mitten in der Revolution geboren, am 17. Febr. 1799, ist er kein Revolutionsmann geworden. Wir wollen ihn deswegen weder tadeln noch loben. Es gibt Menschen die von ihrer Zeit nicht berührt werden. Sie haben von dem Himmel eine andere Bestimmung erhalten. Man soll vom Apfelbaum keine Weintrauben verlangen! sagt ein spanisches Sprichwort. Es muß angestellte Referendare geben, deren Horizont von ihrer Nase bis zu den Akten geht und nicht weiter. Auch Nachtwächter müssen sein und sogar Küster. Ferner, im höheren, besseren Sinne, amüsirt sich zuweilen die Natur eine unschuldige Seele mit rein künstlerischen Saiten zu formen. Das gibt einen reinen Klang, wenn auch keine kriegerische Musik, bei der uns das Herz aufgeht vor Thatenlust und Thatendrang. In Stunden nöthiger Reaction, im stillen, häuslichen Kreise, der ja auch seine Rechte beansprucht, da müssen die sanften Stimmen gehört werden. Ist es darum nicht gut, wenn der liebe Gott dafür sorgt daß die Saat der contemplativen Gemüther nicht mißräth und daß neben den Weinstöcken die Apfelbäume wachsen?

Nur das Verweichlichte soll man nicht dulden, das Vornehmthuende und Eitele. Aber Töpffer war ein ehrlicher Mann der im versteckten Kreise seine Pflicht erfüllte und dabei nach Kräften sorgte für der Anderen Freude und Herzensbildung. Darum verdient er eine Lebensbeschreibung, eben so gut und mit noch größerem Rechte als alle die Generale und Majore, die in königlichen Schlachten und Scharmützeln Landwehr oder Linie zur Befreiung der vaterländischen Herrscher in den Tod geführt und denen überall seitenlange Artikel gewidmet sind*). Töpffer war so abgezäunt in seinem Schullehrerkreis, so besänftiget von dem stillen Wellenschlag seines Sees, daß er oft an dem Tosen der Pariser Straßen ein Ärgerniß nahm und ganz ernsthaft Artikel schrieb, von denen einer zum Titel hatte: Über die schlechte Presse welche für die gute gilt. Aber die schlechte Presse, das ist die liberale. Anderswo heißt es: „Der Fortschritt und die Cholera, zwei Geißeln die den Alten unbekannt waren." Die Industrie, meint er, habe den Menschen zur häßlichen Maschine gemacht. Die Könige, sagt er wieder einmal, wären starke Verzehrer gewesen, de forts consommateurs, und es sei darum zu bedauern daß man sie nachgerade entbehren müsse u. s. w.

Man denke sich also einen Dichter und Künstler der von der großen Nachricht unserer jüngsten Vergangenheit und gegenwärtigen Zukunft keine Kunde erhalten. Er ist aber nicht zu verwechseln mit unsern komischen Aristokraten die sich die Ohren davor verschließen und darum ganz erstaunt sind, wenn man ihnen zumuthet daß mit denselben Ohren eine Operation vorgenommen werde, gegen welche der Eigenthümer gewöhnlich protestirt. Töpffer hatte kein Verständniß für die politischen Sachen; er war geistreich, aber in einer Republik nicht zu gebrauchen. Die Aristokraten wissen ganz gut, um was es sich handelt; sie stellen sich harthörig und dumm. Töpffer meinte es gut mit seinen Nebenmenschen, und hätte man die Überzeugung auf ihn übertragen können, daß die Menschheit nur in einer gewissen Regierungsform zu ihren Rechten gelangt, so würde er sich bekehrt haben. Die Aristokraten meinen es auch gut mit ihren Nebenmenschen, aber die Amme hat ihnen gesagt, ihre Nebenmenschen wären

*) Töpffer fehlt noch selbst in der neunten Auflage des Brockhaus'schen Conversationslexikons.

die und die, das haben sie geglaubt und festgehalten. Töpffer ist witzig, talentvoll und heiter, die Aristokraten .... doch es ist Zeit, den Vergleich hiermit abzuschließen.

Wir verstehen übrigens unter Aristokraten nur diejenigen welche mindestens vierzehn Ahnen aufweisen können und sich was darauf einbilden. Die Andern sind Plebejer, ohne daß sie darum die liebenswürdigen Eigenschaften unseres Töpffer besitzen.

Jedenfalls beweist die unpolitische Natur Töpffers daß in einer Republik die Dichtkunst, selbst als solche, bestehen kann, quod erat demonstrandum. Widerlegt sind endlich die Kritiker welche als unwandelbare Regel aufstellen, daß der mehr oder minder bedeutende Mensch dem Einflusse des Klima's seiner Geburt nicht entgeht. Das ist nicht genau. Detmold ist in Hannover geboren und Töpffer in der Schweiz. Auch der Lectüre der Jugendjahre hat man stets eine Macht zugeschrieben, die ihr nicht gebührt. Töpffer las Rousseau, und sagte sogar, er wäre im Laufe einiger Jahre mit keinem anderen Menschen umgegangen als mit dem großen Landsmanne. Nun vergleiche man Töpffer und Rousseau!

Von Brantome, Bayle, Montaigne und Rabelais, die er früh gekannt und verschlungen, ist ihm auch nicht viel geblieben, wenigstens von dem Inhalt. Er verdankt ihnen höchstens ein oft originelles Französisch. Das Naive hat er selbst gehabt und bewahrt. Es lernt sich nicht; man bringt es mit auf die Welt oder muß darauf verzichten ein für allemal.

Sein Vater war ein Maler, und er hatte das seltene Glück, für die väterliche Laufbahn die unüberwindlichste Neigung zu fühlen. Der Vater hatte Mühe, ihn bei den classischen Studien festzuhalten. Er wollte zeichnen, nachahmen, ein Maler werden. Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter keineswegs immer die Fülle. Töpffer durfte seinen Lieblingsgedanken nicht verwirklichen.

In einem gewissen Lebensjahre, und es ist keines der spätesten, hat der Mensch in der Regel eine Geliebte verloren, einen Glauben und einen Beruf. Glücklich, wenn es deren nicht mehrere sind. Töpffer litt an den Augen und ging nach Paris, um sich heilen zu lassen, aber er sagte sich bald daß die Heilung unmöglich sei. Er weinte im Stillen über die unmöglich gewordene Malerei. Die Thränen konnten das Übel nur verschlimmern. Überhaupt nützt das Weinen wenig. Man verliert Zeit damit und verdunkelt sich den Blick. Jeder soll früh genug wissen, was er vom Leben zu erwarten hat, was von der Freundschaft, was von der Liebe, was von dem Ideal der Politik. Es ist nicht viel, wenigstens in den meisten Fällen. Aber bei dem spärlich zugemessenen Glück gibt es Pflichten zu erfüllen, Opfer zu bringen. Darum bleibt das Leben immer wichtig. Einige haben den Humor davon. Sie erwarten nichts, sind auf Alles gefaßt, arbeiten um sich nicht zu langweilen, helfen und nützen, weil sie gute Teufel sind, und lachen am Ende über das Ganze, vor Allem über sich. Das sind die Besten, und wer es vermag, thut wohl ihnen nachzuahmen.

Töpffer sollte also kein Maler werden. Sobald diese bittere Überzeugung sich nicht mehr abweisen ließ, studirte er das Lehrerhandwerk. Ein heroischer Entschluß! Unter allen Märtyrern dieser Erde ist der Lehrer der ärmste, wenn es ihn nämlich zu etwas Höheren drängt. Der Gedanke will seiner Natur nach stets erzeugen, und der Lehrer muß immer wieder denselben Gedanken kneten wie einen Teig. Jedes Kind ist eine Bleikugel, die sich an die Füße hängt und das Schwungvolle hemmt, lähmt, vernichtet. Freilich muß für die kommende Generation gesorgt werden. Warum kommen auch die Kinder nicht auf die Welt mit den nöthigen Kenntnissen und Vorstudien? Es ist ein Fehlgriff der Natur. Grausame Natur! Unglücklicher Lehrer!

Doch Töpffer war unter einem günstigen Stern geboren. Er fand sich in Alles. Nach Genf zurückgekehrt, functionirte er — ein treffliches französisches Wort das an die Wirksamkeit einer Maschine erinnert — als Unterlehrer zuerst in einer Pension, gründete dann selber eine und erwarb endlich eine Professorstelle an der Akademie. Hier lehrte er die schönen Wissenschaften.

In der Pension hatte er angefangen Komödien zu schreiben für seine Zöglinge. Man weiß daß er während der Ferien seine Schüler nicht verließ, sondern kleine Reisen mit ihnen unternahm, über die Alpen hinweg und nach der italienischen Grenze hin. Es war ihm Ernst mit dem Lehrerthum. Er war der idealisirte Lehrer, wie Primrose den dichterisch verschönerten Pastor darstellte. Solche Lehrer sind nicht häufig, die poetischen Pastoren sind ganz ausgegangen.

Wenn nun der Winter kam, betrog Töpffer die langen Abende mit flüchtiger Zeichnung, die ihm sein stets leidendes Auge nicht verbot. Daher jene geistreichen Reisebeschreibungen, die er zum Theil selbst illustrirt hat und die wir sogleich wiederfinden werden.

In den Winterabenden wahrscheinlich entstand ferner mehr als ein von Goethe gelobtes, komisches Album: Herr Jabot, steif wie ein Büreaukrat aus

Altpreußen, eitel wie ein Fähnrich und dumm wie die zwei Genannten zusammen; Herr Altes-Holz, welcher aus guten Gründen die platonische Liebe jeder anderen vorzieht; endlich Herr Crepin, vernarrt in die Phrenologie, geplagt mit zehn Kindern und ihrer Mutter . . . liebenswürdige Croquis, über welche der Leser von Herzen gelacht hat und an die wir nur zu erinnern brauchen, um ihn heiter zu stimmen. Daran reihen sich die freilich später erschienenen Voyages en zigzag, denen die wirklichen Ausflüge zum Grunde liegen und die in jeder Buchhandlung mit den hübschesten Bildern und Randfiguren zu haben sind.

Er hat sich also aufs Schriftstellern gelegt. Wie er dazu kam? Wie alle Andere, durch Zufall, weil ihm ein Versuch gelang, aus innerem Bedürfniß der Mittheilung, oder aus sonst einem Grunde, der wahrscheinlich nicht im Plane des Weltgeschickes lag. Unter hundert Schriftstellern haben es nicht drei nöthig gehabt, auf die edle Carrière sich vorzubereiten. Alles muß gelernt werden. Keiner wird als Schuster oder Schneider geboren. Nur den Schriftsteller fliegt es so an. Wenn der Advokat keine Processe findet, der Arzt keine Kranken, der Lehrer keine Schüler und der Brotlose keine Stelle, dann schreiben sie Romane, Broschüren und Journale. Der Philister will das freilich nicht gelten lassen und bestreitet dem Schriftsteller die Ebenbürtigkeit des Professionisten. Für ihn ist der Schriftsteller als solcher eine Abart der Zigeuner und Vagabunden. Doch man sieht leicht daß hier ein spießbürgerlicher Neid sein Spiel treibt. Der Philister erinnert sich, wie viel Mühe und Lehrgeld er daran wenden mußte um im sauern Schweiß ein Handwerk zu lernen. Und ein Schriftsteller soll man über Nacht werden? Das kann er nicht zugeben. Er versagt darum dem Schriftsteller seine Achtung und behauptet, derselbe sei arm an Tugend, Gottesfurcht, Verstand, und reich nur an Schulden,

Wenn aber zwischen den Pfahlbürgern und Literaten ein kleiner, amüsanter Krieg besteht, so kann man nicht verkennen daß in einer höheren Sphäre das besitzende Element mit dem schöpferischen und dichterischen seit Anbeginn der Weltgeschichte hadert und streitet. Die schaffenden Kräfte dulden keinen Stillstand. Können sie nicht mehr vorwärts drängen, so mögen sie lieber ändern, modificiren, ja zerstören, als daß sie in ruhiger Behäbigkeit genießen sollten. Das weiß das besitzende Genie, wenn ihm eine solch edele Bezeichnung anders zukömmt, und darum bekämpft es mit Haß und Zorn die Denker und Dichter. Auch hier gibt sich menschlicher Neid kund. Wer hat, erlangte nur mit unsäglicher Mühe, mit Jahren der sauren Arbeit, oft mit Knickern und Feilschen, oft mit legalem, durch keinen Codex verbotenem, ja als Geschäftskenntniß und feiner Berechnungsgabe gerühmtem Betrug. Und ist nun endlich das ersehnte goldene Vließ erobert, was ist aus der Jugend geworden, was aus der Manneskraft, was aus Glück? Mit verengtem Gehirn und bleicher Wange schleichen sie auf dem Schauplatz ihrer Triumphe umher, auf der Börse, die frohlockt wenn das Vaterland weint, und sich die seltenen Haare ausrauft wenn die Menschheit Athem schöpft. Ist nicht etwa die Pariser Rente gestiegen nach der Schlacht bei Waterloo, und als verkündigt ward, in Warschau herrsche Ruhe? So armselig ist das Loos des modernen Reichen. Wenn er nun die überschwänglichen, inneren Freuden des Dichters betrachtet, seine stets rege, bewegte Theilnahme für die Brüder in Ost und West, seine Herrschaft über die Geister, sein magisches Heranziehen reiner Naturen, seinen heroischen Kampf gegen Tyrannen und Geschick, sein ganzes glorreiches Leben, gekrönt mit Unsterblichkeit: wenn das obscure, über Geldsäcke und Papierkurse sich hinquälende Geschöpf aus weiter Ferne jenes blendende Schauspiel betrachtet, wie soll es nicht grollen und anfeinden und schaden? Um anders zu fühlen und zu handeln, müßte es nicht sein was es ist.

Unser Töpffer war auch hier glücklicher. Niemand war ihm gram, niemand suchte ihm zu schaden. Ein stilles, sanftes Talent, entfaltete er sich unbemerkt, seiner selbst kaum bewußt. Des Vaters Kunst und seine frühe Beschäftigung gewährten ihm ein competentes Urtheil über Malerei. Im Jahre 1826 veröffentlichte er eine Broschüre über die Gemäldeausstellung in Genf. Die Franzosen fanden sie später etwas gallisch geschrieben: die Sprache, meinten sie, erinnere zu sehr an die Schriftsteller des sechzehnten Jahrhunderts, die Töpffer's augenscheinliches Studium gewesen. Jedenfalls machte die Broschüre Glück. Er kritisirte die folgenden Jahre weiter, unternahm dann höhere Fragen der Kunst zu besprechen, ihr Allgemeines zu lichten, und kam auf diese leichte Weise zu einem interessanten Bändchen: Reflexionen und kleine Bemerkungen eines Genfer Malers. Die meisten dieser Sachen hatte die „Allgemeine Genfer Bibliothek" aufgenommen. Darunter zeichnet sich die liebenswürdige und vielfach citirte Abhandlung über das Zeichnen mit chinesischer Tusche aus, welche jetzt einen integrirenden Theil der Reflexionen und kleinen Betrachtungen ausmacht. In Sternescher Manier ist natürlich vom Universum und den Blumen nebst den Käfern und zumal von der Ästhetik die Rede bei Ge-

legenheit der Tusche. Von uns verlangt nun die Gründlichkeit eine genaue und kritische Untersuchung der Grundsätze, welche Töpffer über die Ästhetik zwischen seinen Esel und seinen Reisestock in harmloser Ungebundenheit hingeworfen. Doch das hieße die kleinen, zarten Bemerkungen breit schlagen. Wer hat Zeit für die Ästhetik? Wenn der Leser nicht wählen muß, oder einen Artikel schreiben, oder Wache stehen, oder im Klub sprechen, nun so setze er sich unter den nächsten Baum und lese selber die Reflexionen. Es wird ihn nicht gereuen und er wird sich ganz anders dabei erheitern als bei einer unnützen und langweiligen Kritik.

Es ist eine ziemlich entschiedene Verwandtschaft zwischen dem Erzähler Zschokke und dem Novellendichter Töpffer. Es bedarf daher hier zu Lande nicht vieler Worte, um des Letzteren Talent zu charakterisiren. Die Bibliothek meines Onkels erschien 1832. Sie ward später in einen anderen Roman aufgenommen und wir kommen darauf zurück. Von 1832 bis 1840 gab er mehrere kleine Erzählungen, welche später zusammen die Genfer Novellen ausmachten. Eine darunter heißt die Überfahrt. Sainte-Beuve findet sie hübsch. Uns hat sie minder gefallen. Es ist von einem Buckligen die Rede, der den Helden des Romans darstellt. Der Verfasser mag nun die Leiden des armen Heinrich veredlen wie er will; er mag meine Rührung in Anspruch nehmen für die chevaleresken Neigungen des Buckligen, für seinen schönen Ehrgeiz und seine Verzweiflung, sich verlassen und ungeliebt zu wissen: was hilft das Alles, ich verliere den Buckel nicht aus den Augen. Er hüpft mir zwischen den tragischen Zeilen umher, und, wiewohl es schlecht ist und kein mitfühlendes Herz verräth, so muß ich doch dem buckligen Helden in's Gesicht lachen. Mit Quasimodo ist es anders. Seine physische Abscheulichkeit verklärt sich. Er ist ein Monstrum und leidet durch die Ungerechtigkeit der stiefmütterlichen Natur. Warum all dieses Häßliche auf einen Menschen gehäuft? Aber ein Buckel ist ein gewöhnliches, dabei partikulares, leider mit Lächerlichkeit gestempeltes Übel. Ich kann mich unmöglich dafür interessiren.

Es ist überhaupt eine gefährliche Sache um die Rehabilitation mißliebiger Helden und Heldinnen. Die Fleur-de-Marie bleibt auch was sie war, vom Anfange bis zu Ende des Romans. Früher konnte man sich sogar im patriotischen Sinne darüber erzürnen, daß sie, moralisch verwelkt und vergangen, als deutsche Prinzessin immer noch genügen sollte. Doch ein welthistorisches Ereigniß hat ja bewiesen daß aus Fleurs-de-Marie deutsche Fürstinnen werden können. Damit ist sie in dieser Beziehung wenigstens gerechtfertigt. Aber ihre Helden konnten Sue wie Töpffer besser wählen.

Töpffers Buckliger übrigens kommt zu Ehren und Glück. Da er nach Amerika auswandert, wohin ihm bald alle jene Emigranten werden folgen müssen, die jetzt der Freiheit entfliehen und nicht ahnen daß sie ihr Malheur wie einen Buckel mit sich tragen, gelingt es ihm während der Überfahrt mit einem kranken Passagier und seiner Frau bekannt zu werden. Er pflegt den Kranken und rührt die Frau durch seine Aufopferung und das Unglück seines Buckels. Zur rechten Zeit stirbt der Mann und läßt die Gefährtin allein zurück. Sie heirathet den Buckligen. Es ist das ihre Sache und keiner hat dreinzureden; des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Der Bucklige schreibt einem Freunde in der Schweiz: „Schickt uns alle Eure Buckligen herüber; sie werden hier Frauen finden." Was uns betrifft, wir ziehen diesem Briefe den des Tolpatsch vor in unseres Auerbachs Dorfgeschichten.

Töpffer hat aus einigen seiner früheren kleinen Erzählungen größere Romane gemacht. Er konnte es also über sich gewinnen, das literarisch Fertige nochmals zu ändern, zu formen, auszudehnen. Das ist nicht Jedem gegeben. Goethe'n — Verzeihung wegen der Parallele! — blieb es unmöglich, das Vollendete nur wieder zu lesen. Er mochte seiner großen Tragödie einen zweiten Theil hinzufügen, aber von einer kleinen Anekdote hätte er nimmermehr ein Zweibändiges gefordert. Der erste Wurf muß gewiß verloren gehen in diesem bedächtigen Ausbreiten. Die Operation setzt große Gemüthlichkeit voraus, große Ruhe und verlangt jedenfalls gleichgestimmte Leser. Verzeihlicher ist die Neigung gewisser Schriftsteller, mit ihren Helden zu leben, sie durch mehrere Romane zu geleiten. Sind die Helden gute Typen — und wenn sie's nicht sind, verdienen sie Helden zu sein? — läßt sich's der Leser schon gefallen und freut sich gar die alten Bekannten wiederzufinden. Aber, wie richtig bemerkt worden ist, Julius' Geschichte fängt dreimal von vorn an mit jedem der drei Theile. Wer mag das ertragen? Wie manchen Roman würden wir mit Genuß lesen, wären wir nur über den Anfang hinaus. Es bedarf einer unendlichen Kunst, uns in's Interesse hineinzuziehen, und Töpffer unternimmt dreimal dasselbe Wagestück.

Indeß wer die Ausdauer hat und die Muße, wird die dreifache Erzählung, welche eben genannt, mit Vergnügen lesen. Die „Bibliothek meines Onkels", in ihrer ursprünglichen Form eine der Genfer Novellen und als solche mehr bekannt, ist eine von ihnen. Die Jugendliebe zu einer Lucie führt den Reigen an. Dann

verführt den Julius eine schöne, gelehrte Jüdin. Sie verführt ihn bis zu einem gewissen Grade; denn Alles bleibt moralisch. Die Jüdin stirbt, und in der dritten Abtheilung findet Julius die Lucie wieder und heirathet sie, wie sich's gebührt. Eigene Erinnerungen bilden wahrscheinlich den Hintergrund des niedlichen Gemäldes. Töpffer ist es damit gelungen. Doch soll sich jeder vor der Nachahmung hüten. Nichts ist verlockender als der Gedanke, seine Vergangenheit novellistisch zu gestalten. Wem ein bewegtes Leben geworden und Verkehr mit Frauen, der hält gar leicht sein Geschick für außerordentlich und meditirt seine Wahrheit und Dichtung. Daher jene Fluth intimer Romane, die sich in fader Monotonie gleichen wie ein Liebesabenteuer dem anderen, das heißt wie ein Betrogener seinem Nachbar. Das Individuelle ist überhaupt nicht mehr an der Tagesordnung, seitdem die Massen aufgetreten. Selbst Napoleon ist plötzlich alt geworden und macht den Eindruck Ludwigs XIV. Die früher verschlungenen Kaiseranekdoten fallen der Chronik und Hauspostille anheim. Man kann darnach ermessen, wie das Publikum Erzählungen aufnehmen muß, in denen Literaten und Officiere immer wieder dieselben Marionetten mit derselben soufflirten Redeweise vorzustellen bemüht sind.

Nach der „Geschichte Julius" muß gleich das Presbyterium citirt werden. Es ist sicher sein Bestes. Eine freundliche Idylle, halb an Vossens Louise, halb an Manzoni's Brautpaar erinnernd. Karl ist ein natürliches Kind. Man gewöhnt sich leichter daran als an den Buckel der „Überfahrt", wiewohl auch hier der erste Eindruck bei manchem Puritaner gefährlich sein kann. Sehr einfach und hübsch ist besonders das erste Buch, welches in den Genfer Novellen die ganze Geschichte ausmacht. Ein harmloses, künstlerisch abgegrenztes und durch die Moral der Fabel nachhaltiges Gemälde. Die Briefe der folgenden Bücher haben einen anderen, mehr lokalen Werth. Die Sprache wechselt mit den Personen. Sie ist so reichhaltig daß man vorgeschlagen hat den ganzen Band als Repertorium für das frühere, im Kanton Genf zum Theil aufbewahrte Französisch zu benutzen. Unserem Freund Génin in Paris ist auch ohne Zweifel bei seinen etymologischen Arbeiten das Presbyterium zu Gute gekommen.

Leider hat das Lokale in Paris kein Glück gemacht und dem Erfolge des in der That guten Buches geschadet. Die Franzosen lassen sich nichts Provinzielles gefallen, und es ist für Hebel in jeder Beziehung ein Glück daß er nicht Franzose. Das „Sichselbstgenügen" hilft hier wenig aus und „der Kreis vertrauter Freunde" bringt leidigen Trost. Die französische Sprache hat an und für sich etwas Rhetorisches, das ein Publikum voraussetzt. Daher auch die Sterilität belgischer Autoren, wenigstens der meisten. Wenn man drei bis vier unter ihnen nicht mitrechnet, ahnet kein Pariser, das heißt Franzose, die Existenz eines belgischen Schriftstellers. Die gebildeten und mit Geschmack begabten Belgier lesen ihrerseits mit großer Unparteilichkeit fast keinen ihrer Landsleute. Die Rückwirkung kann natürlich nicht ausbleiben. Ohne Zusammenhang mit dem Publikum, ohne ernsthafte Kritik, halten sich die belgischen Autoren für große Männer. Sie sind es in einem gewissen Sinne, da ihre Größe unbestritten bleibt. Der deutsche Leser wird sich gewiß wundern, wenn versichert wird daß Belgien über funfzig lebende Dichter zählt, über hundert Schriftsteller die Niemand lies't, nicht einmal und vor Allen nicht ein Belgier. Dies galt natürlich von der großen Mehrheit; die Echten und Guten kennt Frankreich wie Deutschland.

Genf hat in literarischer Beziehung mit Belgien eine unverkennbare Ähnlichkeit, wiewohl Frankreich die Genfer stets weit lieber und bereitwilliger adoptirt hat als die Belgier. Sollte der Nachdruck der Letzteren diese Proscription verschuldet haben? Genug, Paris hat sich selten geweigert, die Genfer Ausnahmen als gute Schriftsteller anzuerkennen. Töpffer gehört zu den Ausnahmen in Genf, und sein Presbyterium wird bleiben; es wird stets zu den guten Landschaftsgemälden von Kennern und Romanenlesern gerechnet werden.

Alles in Allem, war Töpffer ein glücklicher Mensch. Die schönste Gegend der Welt, ein ihm lieb gewordener Beruf, die Zufriedenheit seines alten Vaters der ihn überleben sollte, eine geliebte und liebende Gattin, der mit Goethe's Lob und de Maistre's nebst Sainte-Beuve's Pathenthum entstandene und mit Bescheidenheit ertragene Ruhm, ein frohes, unschuldiges, harmloses Leben: das Alles war ihm beschieden. Und die seltenen Geschenke wurden ihm nur mit dem Tode geraubt. Er starb früh wie alle Glücklichen. Nur das Leiden dauert lange, weil eine erhaltende Gewalt im Schmerze wohnt, vitality of poison.

Wenn von Töpffers Patron und literarischem Pathen, Xavier de Maistre, gesprochen wird, so findet keine Verwechselung statt mit dem älteren Bruder dieses Letzteren, dem berühmten und sonderbaren Joseph. Wer wird jemals den Muth haben, zwischen den blutigen und katholischen Paradoxen Joseph de Maistre's herumzuwühlen und die mittelalterliche Figur in ihrer eigenthümlichen Gestalt zu vergegenwärtigen. Ein Mönch, irgend einem Kloster entflohen, gestorben und verurtheilt, zur Strafe seiner Sünden unter den Werk-

meistern der französischen Revolution umherzuwandeln, hätte nicht anders empfunden, gesprochen und geschrieben. Die sonderbarsten Widersprüche vereinigen sich zu einer hassenswerthen Größe, ganz wie in den Helden und Gelehrten des Mittelalters, die den homo duplex nicht los werden konnten, weil sie zu sehr Individuen waren und nicht wie die Modernen von der massenhaften Gewalt des Ganzen fortgerissen wurden. Ja, die düstere, kraftvolle Vergangenheit spiegelte sich in Joseph de Maistre wieder. Er war einer jener hartnäckigen Arbeiter, die in das Leben wie in eine Steingrube traten, und mit heiliger Wonne und ascetischem Genuß an jedem Tage funfzehn Stunden hindurch lasen, dachten, beteten. Immer blieb er in der Einsamkeit und zumal in St. Petersburg. Er hörte und duldete keinen Widerspruch. Daher jene steinerne Sprache, jene felsige Argumentation, die er um seine Einsiedelei aufführt, damit Voltaire's Pfeile, von des Philosophen Schülern abgedrückt, nicht hereinfliegen und sein päpstliches Herz verwunden möchten. Daher die Namen der heilsamen Inquisition und die Manifeste an die Blut fordernde Erde, die er unter die Kämpfer wirft. Was konnte es helfen! Die Gegner hatten eine Waffe der nichts widersteht: das Licht, ein gefährliches Fluidum, dem keine Schlösser der Könige widerstehen und keine Zellen der Mönche.

Also von Joseph de Maistre ist nicht die Rede bei Gelegenheit unseres unschuldigen Töpffer. Und doch, wer sollte es glauben, verdankt er es ihm vielleicht, in Paris bekannt zu sein. Xavier, selbst ein Fremder, ein liebenswürdiger Savoyard, ist oft genannt worden neben seinem Bruder, dessen Bannstrahlen so viel Lärm machten. Xavier führte Töpffer in Paris ein. Dieser, in seiner kleinen Nische, ward mithin entdeckt durch das blendende Fegefeuerlicht, das von Joseph de Maistre auf den Bruder und so viele Andere ausgeströmt war*).

*) Es mußte eine Freude sein, gegen einen Widersacher zu kämpfen wie ihn der Verfasser der „St. Petersburger Abende" darstellte. Wer gibt uns einen solch tüchtigen, gestählten Gegner? Jesuiten haben wir in Hülle und Fülle, aber sie sind so halb, so vertuscht, so entmuthigt daß kein ehrenwerther Kampf mit ihnen zu bestehen ist. Man mag nicht schlagen auf das am Boden sich Krümmende. Aber, nehmt Euch in Acht, es ist nicht gestorben und wartet nur auf das Erbleichen der jetzigen Begeisterung, um wieder das Haupt zu erheben und mit theologischer Insolenz die Regierung zu verlangen. Wollte Gott darum, man hätte es immer nur mit Joseph de Maistres zu thun, die in der einen Hand das Kreuz tragen um im Namen des Friedenszeichens den Krieg zu bringen, in der andern eine Fackel für die Scheiterhaufen. Joseph de Maistre hatte den Glauben und war ein überzeugungsvoller, aber in seiner Exaltation sich selbst zerstörender Fanatiker.

Die Verwandtschaft mit Xavier ist die der geraden Linie. Der Pathe hatte freilich in seiner Jugend eine weniger sitzende Lebensweise gehabt. Soldat und leichten Sinnes, dachte er weder zu lesen noch zu schreiben. Ein unfreiwilliger Aufenthalt im Zimmer, Arrest geheißen, gab ihm zuerst die Feder in die Hand. Es fand sich daß sie leicht war und gefällig. Er übergab dem ernsten Bruder seine „Reise um's Zimmer" die er dann zu seinem großen Erstaunen korrigirt und gedruckt erhielt. Xavier, wie Töpffer, war Maler oder mindestens Zeichner, der die vergessenen Plätze so gern croquirte wie unser Reisende im Zig-zag. Auch Xavier war ein Fremder aus der Provinz, bei dem die Franzosen, trotz kleiner Unvollkommenheiten, die maliciöse Einfachheit, den guten Geschmack, und den an Sterne erinnernden Humor anerkennen mußten. Den gesellschaftlichen Ton traf freilich der Schullehrer Töpffer nicht immer in so richtiger Weise. Doch innerhalb dieser Demarcationslinie überraschen die merkwürdigsten Analogieen. Xavier gefiel sich in dem Aufsuchen menschlicher Infirmitäten, die er zu bedauern und zu beweinen unternahm. Wir lachten über Töpffers Buckligen; Xavier hat von einem Kranken erzählt, dessen Leiden dem Alterthum angehört und das man in einem Buche des neunzehnten Jahrhunderts kaum zu nennen wagt. Endlich hatte auch Xavier eine harmlose Freude an seinen eigenen Schöpfungen und wollte seine Zimmerreise ausdehnen zu einer „Nächtlichen Expedition." Doch davor warnte ihn sein großer Bruder. Er citirte ihm ein ausländisches Sprichwort, welches alle zweiten Theile schlecht nennt. Warum haben nicht andere Schriftsteller strenge Brüder, die sie warnen vor der Fortsetzung und, was bei Vielen noch besser wäre, vor dem Anfange?

Es wäre zu verwundern daß die französischen Kritiker, welche sich Mühe gegeben Töpffers literarische Familie aufzusuchen, unsern Zschokke ganz vergaßen, wenn man nicht wüßte, wie schlimm es noch immer steht mit deutscher Literatur im Auslande. Die Kirche der Verehrer unserer Dichter und Prosaiker ist noch immer äußerst klein in Paris und Brüssel. Man muß sich von einigen guten Artikeln der Revues nicht täuschen lassen. Zehn bis zwölf Literaten haben das Deutsche als Specialität erwählt. Mit Hülfe unserer Landsleute in Paris, mit Benutzung der Dictionnäre und kritischer Organe diesseits des Rheins gelingt es ihnen, ein Leidliches über die politischen Dichter zu sagen und über die letzte Philosophie. Sie sind immer um ein Jahrzehend zurück, weil die Gegenwart sich nicht aus Büchern lernt und die Flüchtlinge in Paris sie selber

nicht recht erfassen. Aber was schadet's für die Conversation, wenn das halb barbarische Deutschland in der That hin und wieder in Frage kömmt? In diesem Augenblicke sind die meisten Deutschen nun gar aus der Fremde zurückgekehrt, um die neue Freiheit zu begrüßen und sie in Frankfurt zu befestigen. Das muß den französischen Kritikern unserer Zustände nicht geringe Verlegenheit bereiten.

Zschokke übrigens ist auch bei uns nicht immer nach Verdienst gewürdigt worden, selbst in einer Zeit, die reichen Nutzen von ihm gezogen. Die Transcendentalen sprachen lächelnd von ihm, wiewohl er in die engen Hauskreise und hinter die allzu warmen Philisteröfen manch frischen Luftzug geleitet hat. Jedem das Seine! Nicht Alle können Soldaten werden, und wenn mehr Bücher da gewesen wären, wie die welche Zschokke geschrieben, so hätte die neue Zeit vielleicht nicht so lange auf sich warten lassen.

Indeß Zschokke wie Töpffer suchten nicht den Ruhm. Ihr Talent war von Natur ein stilles, harmlos lächelndes. Sie dachten nicht bei Zeiten an die künftige Biographie und zogen die Nützlichkeit dem Glanze vor. Am 8. Juli 1846 starb Töpffer nach einer langen und grausamen Krankheit. Wir wollen sein letztes Leiden, sein vergebliches Aufsuchen der Bäder, sein Kämpfen und Unterliegen nicht in's Einzelne verfolgen. Es kann den Verstorbenen nicht trösten, wenn sich der Leser grämt über seine halbe Blindheit, seine verzweiflungsvollen Malereiversuche und sein gezwungenes Sterben.

Zur Chronik der Gegenwart.

Aus Preußen.

[Die öffentliche Meinung.]

Was ist die öffentliche Meinung? — „Das Urtheil der Edleren und Unterrichteten im Lande!" — In diesem Falle wäre es immer die Minorität und die Auslegung läge im Widerstreit mit der neuen Theorie der Volkssouveränität! Wir wären also im Falle, die Meinung des Landes in Masse annehmen zu müssen und gleich einem unreinen Erz die Schlacken davon zu sondern. Zu diesen unlautern Bestandtheilen gehören vorzugsweise der Unterschied der Sitten und religiöse Vorurtheile. Die öffentliche Meinung in Jerusalem kreuzigte den Heiland und seit 1800 Jahren dauert der Judenhaß gegen das Christenthum. Mahomet bekehrte mit dem Schwert, und Rom zündete für die Ketzer den Scheiterhaufen an. —

Demnächst folgen der Nationalstolz und die Eitelkeit. Wer zählt die Masse der Erschlagenen, welche diesem Götzen zum Opfer gefallen sind? — Eine große Rolle spielt ferner die Verschiedenheit der Regierungsform und der politischen Ansichten, unduldsam wie die Confession sucht Einer dem Andern seine Meinung aufzuzwängen; der starre Aristokrat und die rothe Republik stehen sich als Todtfeinde gegenüber. Rechnen wir noch hinzu die Leidenschaften und den Egoismus der Einzelnen, dann haben wir ein Conglomerat von Elementen, aus welchen selbst ein Berzelius mit seinem Lothrohr kaum das gediegene Korn der Wahrheit zu scheiden vermöchte! Die öffentliche Meinung begeht die gröbsten Ungerechtigkeiten und wie viele große Männer waren genöthigt sich auf die Nachwelt zu berufen! Demohnerachtet ziehen wir Alles vor ihren Richterstuhl.

Von der andern Seite darf nicht geleugnet werden daß dieselbe die Mittel zur Verstellung der Wahrheit — das Gegengift für die Lüge — in sich selbst trägt, wenn die freie Mittheilung durch die gebildete Presse gestattet ist. —

Am 10. Nov. stand v. Unruh mit seinen Meinungsgenossen auf der Höhe der Volksgunst und schon heute verwirft ihn die Majorität der Nation durch zahllose Adressen zu Gunsten des Königthums. Uhlich, der Lichtfreund, kam als gefeierter Glaubensheld nach Berlin. Er stürzte sich charakterlos in den politischen Strudel und wenige Monden genügten, um ihn für Staat und Kirche abzunützen, denn es fehlte ihm die Consequenz der Gesinnung, so auf fester Überzeugung beruht. Das Volk schafft und zerschlägt seine Götzen. Wenn die Ehrgeizigen diese ewige Lehre der Geschichte nur begreifen könnten und wollten!

Der Demagoge treibt ohne Steuerruder auf den Wogen des Aufruhrs und der Leidenschaften, die ihn über kurz oder lang schiffbrüchig und nackt an's Ufer werfen. Der ächte Staatsmann soll die öffentliche Meinung leiten, oder wenn sie ein Sturm aufschäumt, ihr Widerstand leisten, sie beruhigen. Dazu gehört eine gewisse Elasticität des Geistes welche nur wenigen Sterblichen verliehen ist.

Wir sehen daß die tobende See die festgemauerten Hafendämme durch tausendfältigen Andrang zertrümmert, während der schwimmende, vor Anker liegende Wogenbrecher sich hebt und senkt, die schäumende Brandung auffängt, durchläßt und hinter sich den sichern Hafen bildet, ohne daß eine Versandung stattfindet, denn das Leben bleibt und die geregelte Bewegung. Wie in der physischen, also auch in der moralischen Welt begibt und ordnet sich Alles nach ewigen Gesetzen.

Seit der großen französischen Revolution ist die öffentliche Meinung zur ersten europäischen Großmacht erwachsen, vor welcher Kaiser, Könige und Staatsmänner sich beugen müssen, wenn sie nicht fähig sind ihre Zeit zu begreifen und zu beherrschen.

Um dahin zu gelangen genügt es nicht, auf stolzer Höhe zu stehen, nein, man muß hinabsteigen und sich mitten in das Leben stellen um es zu begreifen; nicht die Kunst der Täuschung üben, sondern der Wahrheit die Ehre geben!

Die Zeiten der Vogelperspective sind vorüber; es gilt alle Verhältnisse zu ermessen; der Himmel wolle sich unserer Armuth erbarmen und die wahren Führer der öffentlichen Meinung dem harrenden Volke senden.

Saul zog aus um seines Vaters Eselin zu suchen und

fand eine Krone. Wir suchen Minister und finden möglicherweise vielleicht einen großen Staatsmann! F. H.

Leipzig, im December.

[Ein Blick auf Berlin, auf Wien und Sachsen; die Wahlen zum Landtag.]

— In Berlin ist der Localgeist erwacht, und es nimmt uns nicht Wunder daß sich derselbe als royalistisch erweist. Man ist von einem Rausche ernüchtert und stürzt sich verzweifelt in einen neuen. Die Wiener Demokratie feierte Saturnalien, wo losgelaßne Sklaven kopflos den Beweis lieferten daß sie von der Selbstregierung des Bürgerthums weit entfernt sind. Die Berliner Demokratie trieb es nicht so weit; aber sie hatte bei alle dem etwas Gemachtes und Forcirtes. Die Berliner Demokratie fühlte sich in ihrer Bravour nach den Märztagen, aber sie gefiel sich bald in bloßer Renomistik. Sie war witzig in ihrem Linden- und Stänkerklubb, aber sie war plump gegen die Person des Königs. Sie ward in ihrer Straßenliteratur gemein, und die Presse statt frei, frivol: sie rächte sich für die alte Schmach, indem sie Grimassen schnitt. Der Pöbel wuchs heran, statt ein Volk freier Bürger, und die Nationalversammlung fühlte den Kitzel zu einem Convent, ohne die Macht desselben zu haben. Der Zwiespalt zwischen ihr und der Krone schüttelte an den Fundamenten des Staates, die Krone scheute es nicht den letzten verzweifelten Prüfstein anzulegen und die Monarchie erwies sich gegen Erwarten Vieler fester und in ihren Grundsäulen dauerhafter als die leichtgläubige Demokratie gewähnt. Es bedurfte nicht eines Aufgebotes der preußischen Vendéen, Pommerns und Westfalens; mit kurz vorübergehender Aufwallung in Breslau, Erfurt, Düsseldorf ergab sich Preußen als monarchisch gesinnt, vorausgesetzt daß die Dynastie die Errungenschaften des März freiwillig einräumte. Die Krone hat im Gefühl ihrer Überlegenheit diese verschwiegene Bedingung des dynastischen Gefühls in der Monarchie nicht übersehen; sie hat, nachdem die Nationalversammlung ihre Unfähigkeit an den Tag gelegt, eine Verfassung gegeben deren Demokratie die Demokraten verlegen macht, weil deren Grundstein den Ausbau Preußens als constitutionelle Monarchie möglich macht ohne die Errungenschaften des März im Wesentlichen zu beseitigen. Nicht ob in diesem Entwurfe mehr oder weniger geboten, ist die wichtige Frage, sondern wie weit Männer die das freie Bürgerthum begreifen und in sich tragen, auf diesem Entwurfe Fuß zu fassen wissen werden, um Volk und Krone in ihren Rechten zu vereinbaren. Vereinbaren! Dies bereits bespöttelte Wort ist noch immer das richtige, falls es sich darum handelt, aus einer halben Revolution eine ganze Reform zu gewinnen. Stürzt sich nun Berlin kopfüber aus seiner anarchischen Demokretie in einen absoluten und blinden Royalismus, so ist damit nur der alte Satz bethätigt daß ein Extrem das andere erzeugt. In Wien erweist der plötzliche Rückschlag der Bevölkerung zu einem schwarzgelben Philisterthum das selbst die Despotie sanctioniren würde, die ganze Jämmerlichkeit der alten Knechtsnatur. Berlin hat mehr Witz als Wien und weniger üppiges Blut. Berlin hat sich, als es zum Äußersten kam, durch seine oft gescholtene „Abstraction“ vor jener Blamage gerettet, der die gute Kaiserstadt mit ihrem Freiheitsschwindel wie mit ihrer gleich brutalen Reaction anheimfällt. Deutschland hat seine Noth mit diesen zwei großen Capitalen. Und Deutschland hat jetzt in dieser Noth die verhängnißvolle Aufgabe, sich eine Gestalt zu geben, trotzdem Preußen wie Östreich, mit sich selbst beschäftigt, sich erst aus den rohen Anfängen eines Bürgerstaates herausarbeiten, um die Form einer lebensfähigen Monarchie zu gewinnen.

Lebensfähige Monarchie: dies ist unter den Schlagwörtern der Zeit das neueste. Der Witz wird dies Wort ausbeuten; gleichviel: die Schlagkraft dieses Wortes wird von Dauer sein. Die Minister Sachsens stellten in ihrer offenen Ansprache dies Wort hin, indem sie eine volksthümliche Verfassung zu erzielen eingestehen, die in der Vereinbarung zwischen Krone und Volk die Rechte Beider feststellt. Sie halten für die Lebensfähigkeit der Monarchie das unbedingte Veto der Krone für eine Grundbedingung. (England sichert jeder der drei Gewalten im Staate dies unbedingte Einspruchsrecht; England sicherte sich damit vor jedem von irgendwelcher Seite übereiltem Gesetze. Die Frankfurter Nationalversammlung ist für Deutschland einen Schritt weiter gegangen; sie gesteht der obersten Gewalt nur zwei Parlamenten gegenüber dies Veto zu; der dreimal gefaßte Beschluß erhält in Frankfnrt auch ohne Zustimmung des Reichsoberhauptes seine Sanction.) Die sächsischen Minister legen in ihrem „offnen Wort“ das Geständniß ab daß sie bei dem zugestandnen unbedingt freien Wahlrecht das Zweikammersystem für nothwendig halten. Sie beseitigen damit nicht Überzeugungen die sich anders gestaltet haben, aber sie beenden damit die Schwankungen ihrer persönlichen Stellung zu den Parteien in Sachsen, sie erledigen damit das Provisorium ihres frühern Wahlprogrammes und die halb offen gelassene Entscheidung über diesen wichtigen Punkt.

Sachsen hat jetzt nach dem neuen Entwurf für den Landtag gewählt. In gleicher Ausdehnung war das Stimmrecht noch nicht gewährt, die Wahl bisher nicht direct gewesen. Es galt jetzt vor ganz Deutschland den Grad der politischen Reife, dessen sich Sachsen rühmt, zu bethätigen. Das ganze Land war in zwei Parteien getheilt, in die Partei Derer die ausschließlich im Besitz und im Bewußtsein der „entschiedenen Freisinnigkeit“ zu sein glauben, und in die Partei Derer welche die Monarchie auf demokratischer Grundlage festhalten wollen, die Republik weder direct noch indirect erstreben. Nach diesen beiden Seiten spaltet sich ganz Sachsen in die Partei der Vaterlandsvereine und in die des Deutschen Vereins. Nach deu Ergebnissen der Wahlen für Frankfnrt schienen Besitz, Bildung und Intelligenz diesmal der Überzeugung inne zu werden daß sie nicht säumig sein dürfen, wollen sie die politische Gestalt des Landes, die heiligsten Interessen des Lebens nicht den Händen des Proletariats und der Leidenschaft überantworten. In den Hauptstädten des Landes, in Dresden und Leipzig, auch in andern Orten wie Meißen und Pirna, ist diese Überzeugung zum Durchbruch gekommen; in Chemnitz und Zittau sind die Wahlen für beide Parteien schwankend, in Bautzen und Zwickau wie in der Mehrzahl der kleineren Orte und auf dem Lande entschieden radical ausgefallen. Die Thätigkeit der Vereine in der Vorbereitung zum Wahlact war nach beiden Seiten gleich stark; in Leipzig ging der Eifer des Deutschen Vereines Hand in Hand mit der Überzeugung der Bevölkerung, nur in den äußern Vorstädten nebst den dazu geschlagenen Dorfschaften, den Sitzen des Proletariats der Stadt, siegte der Vaterlandsverein, der Schriftsteller Jäkel

über Professor Haupt. Die Umtriebe in der einen Herrschaft hatten eine Cassirung der Wahl zur Folge, was jedoch bei der sonst noch überwiegenden Mehrheit für den Freund Blums für die Wahl selbst kein anderes Ergebniß brachte. Auf mehreren Punkten des Landes waren die Reichstagsabgeordneten Joseph und Schaffrath mit ihrer Virtuosität in Benutzung der Stimmung der Zeit im Sinne ihrer Partei thätig. Wir sehen einem Landtage entgegen, der vielleicht zu Dreiviertheilen aus Anhängern Derer besteht, welche das gegenwärtige Ministerium zu stürzen, den provisorischen Entwurf eines Zweikammersystems zu beseitigen und die oberste Person im Staate auf einen Pensionär des Volkes zurückzuführen bestrebt sind. Diese drei Zielpunkte werden stufenweise in's Auge gefaßt. Sie ergeben sich nicht direct aus dem Programm der Vaterlandsvereine, wenigstens nicht aus den Glaubenssätzen der Bertling-Cramer-Rüderschen Fraction derselben, wohl aber aus der Auslegung welche das Wahlmanifest von Seiten der Partei des Jäkelschen Vaterlandsvereines in den Volksversammlungen erlebte. Eine Volksversammlung in Connewitz, der wir im Interesse des Deutschen Vereines beigewohnt, gab uns über die Zwecke jener Partei hinreichend Aufschluß, einen Aufschluß von dem die Jäkelsche Richtung in ihrem Oppositionsblatte ohnedies kein Hehl macht. Ein Hr. Schwedler aus Lindenau trat dort in folgender Weise als Vertreter der Vaterlandsvereine auf. Es sei, äußerte der Redner, keinem seiner Parteigenossen eingefallen offen die Republik zu fordern; sie werde wie die Frucht, wenn sie reif, von selbst vom Baume fallen, nur müsse man für den Landtag danach wählen, und dessen Mehrheit werde dann das Schicksal Sachsens gesetzlich entscheiden. Die jetzigen Minister — vor wenigen Monaten galten sie noch sämmtlichen Vaterlandsvereinen Sachsens für Männer des Volkes — seien unfähig zum Regiment, wenigstens Georgi; Oberländer sei abgefallen von der Sache des Volkes, und v. d. Pfordten könne unmöglich noch lange Minister sein, nachdem er sich, weil er einen Könneritz in Wien Gesandten sein lasse, an dem Blute Blums zum Mitschuldigen gemacht. Der Person des Monarchen wolle man kein Haar krümmen, nur müsse man ihm die 500,000 Thlr. der Civilliste streitig machen, die ohnedies nur den Schranzen des Hofes zu gute kämen. Dies unter dem stürmischen Jubel der Anwesenden die Auslegung der Grundsätze des Vaterlandsvereines in der Volksversammlung zu Connewitz. Wir zweifeln ob Männer wie Klinger u. A. die dieser Verein als Candidaten aufstellte, sich darauf hin verpflichten ließen. Wir zweifeln ferner ob diese Auslegung im Sinne der ganzen Partei; hielten aber diese Darlegung für nöthig, wo es sich um die entschiedene Herausstellung der Gegensätze und Consequenzen handelt.

Leipzig, d. 24. December.

[Musik un Tanz.]

— Neu war im Gewandhause eine Symphonie vom Altmeister Spohr, Nr. 8 seiner Reihenfolge, noch Manuscript. Das Alter ist redselig, auch in der Musik mitunter. Doch hat sich Spohr diesmal im Zeitmaß der Haydnschen Symphonieen gehalten, während er sonst kein Ende zu finden weiß. Reizend und in der ganzen Innigkeit und Süßigkeit der Spohrschen Weise ist das Scherzo. Die Violine, des Meisters Liebling, hat hier das Solo mit Hornbegleitung.

Die Leipziger Musikschule (Conservatorium) hielt im Laufe des Monats ihre öffentliche Winterprüfung über die Zöglinge ab.

Lucile Grahn verließ uns nach dreimaligem Auftreten, zweimal mit Blumen und Kränzen geschmückt. Neben dem Bild des Malers gab sie noch mit Hrn. Ambrogio den „Traum der Peri." Das hiesige Tageblatt nannte sie nach dieser Leistung treffend: eine Tochter der Luft.

[Louis Napoleon als Präsident und als Schriftsteller.]

— So ist denn der Neffe des großen Mannes mit sechstehalb Millionen Stimmen zum Oberhaupt der Republik gewählt; nur anderthalb Millionen fielen auf andere Candidaten der Präsidentschaft. Die Napoleonischen Sympathien sind also im Lande die stärksten. Zweierlei tritt aber dabei für uns in Frage. Trieb zu dieser Wahl bei der großen Masse des Volkes ein dynastisches Gelüst? Beim vorläufigen Bankerott beider Bourbonenzweige mußte dann ein Gelüst dieser Art auf die Familie Napoleons fallen. Oder wollte Frankreich nur dem großen Kaiser mit der Wahl des Neffen die Ehre geben? Jedenfalls darf Louis Bonaparte das nicht persönlich nehmen. Seltsamer Weise aber glaubte der Mann allen Ernstes, seit dem Tode des Herzogs von Reichstadt sei die Anwartschaft zur ersten Stelle in Frankreich auf ihn übergegangen. Man kann nicht sagen daß der kleine Bürger diese Ansicht klar und entschieden theilte; aber ein dunkles Gefühl mochte ihm sagen daß wenn die Bourbonen beseitigt waren, die Napoleoniden die Nächsten blieben, zuvörderst als Präsidenten. Cavaignac und die Republikaner aus Princip und Doctrin werden, soviel sie können, darauf wachen daß aus dem Präsidenten kein Kaiser wird. Ruft aber Louis Napoleon, wie er Willens ist, die beiden Familien Bourbon nach Frankreich zurück, so beginnt vielleicht ein Gewebe dynastischer Umtriebe, aus dem sich eine neue Kaiserherrschaft ergeben kann. In Louis Napoleon steckt ein gewisser abenteuernder Zug; seine Versuche in Straßburg und Boulogne mißglückten schmählich, sie würden ihn nach unsern Begriffen auf immer für unfähig und unwürdig gemacht haben zur obersten Stelle; dem gemeinen Mann in Frankreich aber imponirt alles Abenteuerliche, alles Wagniß, selbst wenn es der moralischen Berechtigung entbehrt.

Man vermißt am neuen Präsidenten die Gabe der Rede. Dagegen führt er die Feder, und er war in der That der fixen Idee, seine Feder werde ersetzen können, was das Schwert des großen Onkels nicht mehr leisten könne. Seine Oeuvres sind in drei Bänden gesammelt erschienen. Bd. 1. enthält seine Werke des Exils; Bd. 2. der Gefangenschaft; Bd. 3. Mélanges. Die 1831 erschienenen Rêveries politiques, ein Verfassungsvorschlag zu Gunsten des damals noch lebenden Sohnes des Kaisers, erklärte der Autor selbst später für eine Jugendarbeit. Seine Considérations politiques et militaires sur la Suisse erwarben ihm das Ehrenbürgerrecht in der Schweiz. Von der Regierung dort zum Artilleriehauptmann ernannt, schrieb er sein Manuel d'artillerie, das auch von Kennern gerühmt ward. Von 1835 bis 39 feierte seine Feder; das Straßburger Attentat, die Übersiedelung nach Amerika und Rückkehr nach Europa nahmen den Prinzen in Anspruch; erst in London gewann er wieder Muße und schrieb

sein bekanntestes Buch: Idées Napoléoniennes, Studien über das Kaiserreich. Im Gefängniß zu Hamm machte er neue geschichtliche, fragmentarische Studien. In seiner „Analyse der Zuckerfrage" suchte er als „praktischer" Ökonom die Nation zu gewinnen. In seiner Extinction du paupérisme schlägt er Ackerbaukolonien als die einzige Rettung gegen den Pauperismus vor. In seinen Mélanges dilettirte er in allerlei Fächern, übersetzte aus dem Italienischen, Deutschen u. s. w. Schiller, hieß es, sei sein Lieblingsschriftsteller. — Ein gutes Wort sprach, oder las er jetzt in seiner Antrittsrede: Wir wollen das Gute durchführen, wo wir das Große nicht erreichen können!

[Die deutsche Flotte.]

— Es ging das Gerücht, Dänemark habe in den Ostseehäfen alles Bauholz zu Schiffen durch Emissäre aufgekauft. Hat Michel schon wieder das Zusehen? Dagegen hieß es daß ein nordamerikanischer Commodore berufen werden sollte, um die Herstellung der deutschen Flotte zu betreiben. Dies gäbe Garantie für das Gelingen der Sache. Der Amerikaner würde die Sache im großen Styl für uns betreiben oder sich nicht damit befassen. — Die lithographirte Correspondenz der Brandenburger Nationalversammlung brachte über die Marine von F. H. folgenden Artikel den wir nachträglich wiedergeben:

Themistokles schützte einst Athen hinter hölzernen Wällen und auch Deutschland wirft endlich seine Blicke auf die schwimmenden Festen der Neuzeit, damit nicht der Däne oder Moskowite uns ungestraft verhöhne. Preußen zählt die meisten meergewohnten Söhne, und auch auf diesem unsichern Elemente wird ihm der Vorkampf beschieden sein. In 26 Häfen sind über 800 Schiffe mit 2500 Tonnen Tragfähigkeit heimisch. Die übrigen Küstenstaaten beschäftigen 400,000 Tonnen und die sämmtliche deutsche Rhederei zählt über 15,000 Matrosen. Außerdem besitzt Östreich 1500 Schiffe zu 200,000 Tonnen. Keine Nation Europa's ist im Besitz besserer Hülfsmittel für den Schiffbau; während man in Antwerpen eine Tonne zu 300 Francs Baukosten rechnet, kauft man sie in Elbing zu 160 Francs. Eine tüchtige Marine muß auf der sichern Grundlage des eigenen Schiffbau's ruhen, und wir sehen mit Bedauern daß die Eile, den Plan einer deutschen Flotte in's Leben zu rufen, zu bedeutenden Ankäufen im Auslande verführt. Wir warnen vor diesem unverzeihlichen Mißgriffe! Die Fremden betrügen uns mit übertünchter Schauwaare und anstatt einer Escadre ersten Ranges wird das Land schlechte Schiffe unter unmäßiger Reparaturenlast bekommen. Selbst zu eisernen Dampfschiffen jeglicher Art besitzen wir in Ruhrort ein Werft erster Klasse. Daher Scham über uns, überall wo wir den Fremden zinslos werden! Namentlich mahnen wir Frankfurt, wo die Leitung des deutschen Seewesens centralisirt wird, die ausgeschriebenen 3 Millionen nur für Neubauten zu verwenden. Es war schon ein Mißgriff, die schlechten Räderdampfschiffe der Huller Gesellschaft anzukaufen; diese Compagnie wird nichts eiliger thun als zeitgemäße Schraubenboote anschaffen.

Der Grundsatz der Amerikaner ist, eine Dampfcorvette zum furchtbarsten Gegner eines Linienschiffes zu machen. Stockton schießt von der Dampffregatte Trinceton bereits mit Vollkugeln von 212 Pfund drei englische Meilen weit. Schraubenschiffe würden künftig die Hauptrolle in den Seekriegen übernehmen. Diese Bahn sollte Deutschland betreten, und hier gilt es unsere talentvollen Köpfe zu beschäftigen. Der Bau von Kriegsschiffen und deren Maschinen ist ein für uns neues Feld, und es mag an competenten Richtern fehlen. Wenn man solche indeß ausschließlich in Moabit sucht, so möchten wir uns feierlichst dagegen verwahren!

Ätzbilder Nr. 4.

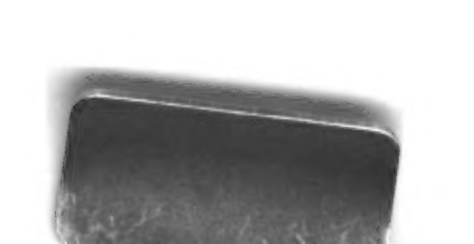
Die Emancipatientinnen.

— Diese Emancipatientinnen sind nichts weniger als Patientinnen. So rund und wohlgenährt, wie unser Künstler sie uns vorführt, bekommt ihnen der „Liberalismus auf breitester Grundlage" sehr wohl. Blaustrümpfe von ehedem pflegten hektisch zu sein; hier blüht das emancipirte Frauenthum in einer physischen Üppigkeit. Es ist freilich die schönste Zeit der kurzen Berliner Freiheit, in welche uns der Künstler versetzt, die schöne Verwrangelsche Zeit, Presse und Frauen waren noch frei, die Männer waren noch Männer und der demokratische Frauenklubb, wie Figura zeigt, in Blüthe. Auch die Rednerin auf der Bühne ist eine Centifolie in voller Blüthe. Hat der Künstler uns in dieser Gestalt Frau Luise Aston, Luzie Lenz oder Frln. v. Haase porträtirt — wir wollen ihn nicht verrathen. Auch Noblesse ist unter der Versammlung; sollte selbst Frau Bettina — doch nein! Aber die Eleganz ist vertreten; die Toilette beweis't es, selbst wenn die beiden verzückten Schwestern im Schatten Kinder Israels von nicht allzu hoher Extraction, die beiden Dämchen links die sich die Cigarren an einander anzünden, nur Grisetten, auf Berlinisch: Putzmachermamsells, sein sollten. Es scheint aber als ob das Talent nicht immer bei der Noblesse zu suchen sei. Der geniale weibliche Secretär des Vereins mit der garstigen Fratze und der Brille drauf, scheint, was seine Herkunft angeht, ein recht ordinärer weiblicher Bursche aus dem Volk zu sein. Hinten dicht neben der Rednerbühne guckt ein altes feines Roccocogesicht aus der Blaustrumpfzeit von ehedem, mit satyrischer Kritik in's Getümmel des Klubbs. Auf den Gallerien drängt sich die Männerwelt; sonst sind Männer von diesen geweihten Räumen ausgeschlossen; — doch nein, wehe! hinter der Rednerin auf dem Katheder hockt ein Demokrat, ein männlicher, und soufflirt! Also dazu, zum Einblasen, sind die Männer gut genug? — Die Rednerin spricht von der Selbständigkeit des Weibes, und hat ihre männliche Stütze hinter sich! — Dieser Tröster der selbständigen Weiblichkeit, diese männliche Stütze des weiblichen Liberalismus auf breitester Grundlage — ist es vielleicht Hr. Held der Volksbeglücker?

Leipzig. Verlag von Georg Wigand. Druck von Breitkopf und Härtel.



Die Emancipatientinnen




RAL - RG 495
W. Parsch
Buchbinderei
Digitized by Google

